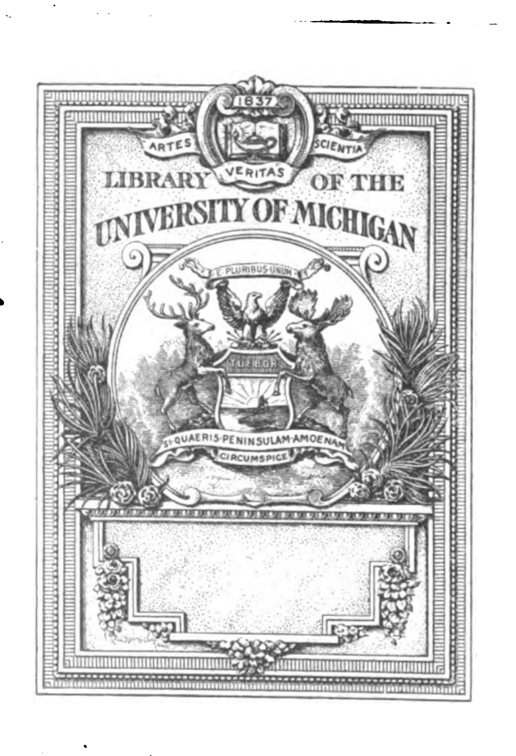
Preussische jahrbücher


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertunddritter Band.

Januar bis März 1901.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

In dem Inhalts-Verzeichniß zum 103. Band der „Preußischen Jahrbücher“ (Märzheft 1901) sind durch ein bedauerliches Versehen die Titel mehrerer Beiträge ausgefallen. Wir haben deshalb den beiliegenden Karton drucken lassen und bitten, das erste Blatt des Inhalts-Verzeichnisses zu entfernen und hierdurch zu ersetzen.

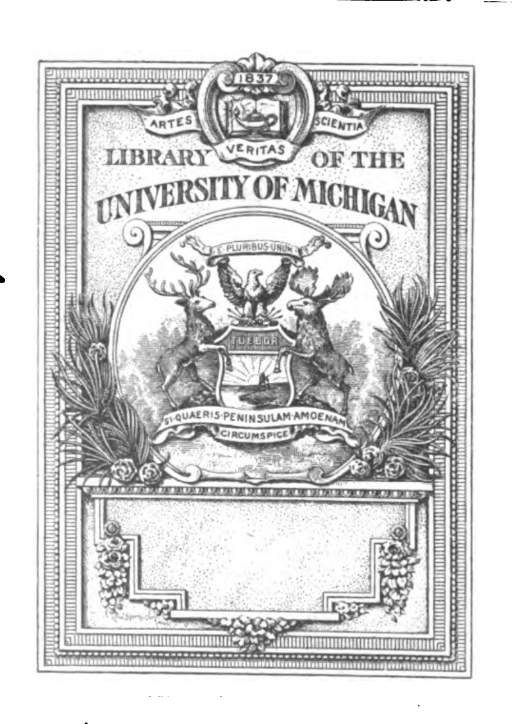
Der Verlag der Preußischen Jahrbücher.

Inhaltsverzeichniß

des

103. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertunddritter Band.

Januar bis März 1901.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

In dem Inhalts-Verzeichniß zum 103. Band der „Preußischen Jahrbücher“ (Märzheft 1901) sind durch ein bedauerliches Versehen die Titel mehrerer Beiträge ausgefallen. Wir haben deshalb den beiliegenden Karton drucken lassen und bitten, das erste Blatt des Inhalts-Verzeichnisses zu entfernen und hierdurch zu ersetzen.

Der Verlag der Preußischen Jahrbücher.

Inhaltsverzeichniß

des

103. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Der Ursprung der preußischen Einkommensteuer.

Von

Max Lehmann.*)

Der alte preußische Staat, wie er aus der Hand seiner beiden großen Könige hervorgegangen war, zeigte auch in seinem Steuerwesen die ihm eigenthümliche Mischung von absoluter Monarchie, provinzialem Partikularismus und ständischen Privilegien. Ein Steuerbewilligungsrecht der Stände, und auch dieses stark verblichen, gab es nur noch in Kleve-Mark, Geldern und Ostfriesland. Nach dem Allgemeinen Landrecht**) galt die unbeschränkte Verpflichtung aller Stände zur Steuerzahlung. In Wahrheit war der Adel in den zentralen und westlichen Provinzen des Staates von der wichtigsten direkten Steuer, der Grundsteuer, befreit, in Schlesien und Westpreußen hatte er weniger zu zahlen als die übrigen Stände. Zwischen den Bewohnern des platten Landes und denen der Städte bestand, abgesehen von den westfälischen und den fränkischen Territorien, strenge Absonderung; der Bauer zahlte die Grundsteuer, die Städte, jede mit einer Zolllinie umgürtet, brachten die Accise auf, deren Sätze nach den Provinzen verschieden waren. Der leitende Gedanke des Systems war, daß es Gewerbe nur in den Städten geben sollte, und ursprünglich waren denn auch auf dem platten Lande nur die für die Land-

*) Den Behörden, die mich durch Mittheilungen aus ihren Aktenbeständen unterstützt haben, dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin, dem Staatsarchiv in Königsberg, dem Magistrat in Königsberg, dem Finanzarchiv in Wien, danke ich auch an dieser Stelle.

**) Theil II Titel 14 § 3.

wirthschaft unentbehrlichen Handwerker zugelassen.*) Die später auf Grund einer besonderen Konzession angesiedelten**) hatten sich der Zunft einer benachbarten Stadt anzuschließen und ein Aequivalent für die Accise (die Nahrungssteuer) zu zahlen. Einige Gewerbe, die des Schlachtens, Backens, Brauens und Brennens, hingen aber so enge mit dem landwirthschaftlichen Betriebe zusammen, daß sie trotz aller Bemühungen des Staates einer gänzlichen Verpflanzung in die Städte widerstrebten. Für die Frage, ob sie, so weit sie auf dem platten Lande geblieben, zu besteuern waren, wurde wieder die Stellung des Adels maßgebend: dieser war nun einmal im Punkte der Steuer privilegirt. In Magdeburg, Halberstadt und Brandenburg war die Getränke-Fabrikation des platten Landes zwar besteuert, aber so niedrig, daß bei dem erweiterten Absatz und den gestiegenen Getränke- und Getreidepreisen die Abgabe sich fast auf nichts reduzirte. In Schlesien, Pommern, Ost-, West-, Süd- und Neuostpreußen war die Fabrikation hier adliges Vorrecht, dort einer Abgabe unterworfen, die mit zur Grundsteuer gezogen, mit ihr fixirt, also bei der Steigerung des Betriebes den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr angemessen war. Ebenso wurden Schlachten und Weißbacken auf dem platten Lande entweder gar nicht oder (wie in Südpreußen) nur mit der Hälfte des städtischen Satzes besteuert. Außer der Accise wurden Zölle erhoben, theils an der See, theils an Flüssen, theils auf Landstraßen. Dagegen lag eine kontinuirliche Bewachung der Grenze und eine Kette von Grenzzollstätten, wie wir sie heute haben, nicht im System begründet, und wurde, so weit es sich um die Reichslande handelte, aufs Aeußerste erschwert durch die kaiserliche Wahl-Kapitulation, welche Verleihung und Anlegung neuer Zölle an die einmüthige Zustimmung des Kurfürsten-Kollegs

---

*) Die **Principia regulativa**, Berlin 4. Juni 1718 (Mylius, Corp. Const. Marchic. 5, 2, 669), duldeten in den Dörfern der Kurmark nur Schneider, Schmiede, Leinweber, Zimmerleute und Rademacher und bestimmten ausdrücklich: „Andere Handwerker aber (als: Bäcker, Fleischer, Tuch und Zeugmacher, Tischler, Schuster, Stellmacher und wie sie sonst Namen haben mögen) sollen in Dörfern gar nicht geduldet werden.“ Vgl. Thile, Nachricht v. d. kurmärkischen Kontributions-Einrichtung (1739) S. 130 f. In demselben Sinne äußerten sich die Geheimen Finanzräthe noch 1805. Albrecht (4. Oktober) bemerkte über das Schlachten und Weißbacken: „Da der Regul nach das platte Land solches aus den accisebaren Städten nehmen soll.“ Hey (7. Oktober): „**In genere** ist die Getränke-Fabrikation ein städtisches Gewerbe.“

**) Besonders häufig in Schlesien. Ueber die Kurmark Brandenburg bemerkt Bassewitz (Kurmark Brandenburg i. Oktober 1806 [1847] S. 444): „Im Ganzen war der Umfang des Handwerksbetriebs nur unbedeutend.“

knüpfte.*) Erst seit 1792 wurden Grenzjägerkorps gebildet**), doch entsprach deren Wirksamkeit so wenig unseren Vorstellungen von einer geschlossenen Landesgrenze, daß sich noch in einer ministeriellen Denkschrift von 1805 der Satz findet: „Wir haben eine offene Grenze."***) Wohl aber wurden die neuen polnischen Erwerbungen von 1793 und 1795, auf welche die Reichsgesetze keine Anwendung fanden, mit Zolllinien umgeben, die sie den übrigen Provinzen des Staates als Ausland erscheinen ließen. Fassen wir zusammen: der Staat hatte keine Steuer, die von allen seinen Bürgern gemeinsam aufgebracht wäre: es gab weder eine Vermögens- noch eine Einkommensteuer. Seit nahezu einem Jahrhundert war keine Kriegssteuer erhoben worden, als letzte 1710 eine Kopfsteuer.†) Kam es zum Kriege, so wurde er mit den Früchten der Vergangenheit oder unter Verpfändung der Zukunft mit Anleihen††) oder durch den Beistand fremder Mächte mit freiwilligen Subsidien, erzwungenen Kontributionen geführt.

Die Stärke dieses Systems war die Konsequenz, mit der es durchgeführt und auf einen Zweck gerichtet wurde: die Pünktlichkeit und Ordnung, Sparsamkeit und Strenge, die dem Heerwesen zu Liebe andere staatliche Bedürfnisse zurückstellte. Großes war auf diese Weise geglückt. Die in der Verehrung des Geldes schwelgenden Zeitgenossen erfüllte es mit einer Art andächtigen Staunens, daß Friedrich II. trotz seiner vier Kriege, unter denen ein Verzweiflungskampf, einen ansehnlichen Schatz hinterließ. Die Reden, die über dessen Umfang von Mund zu Mund gingen, kamen der Wahrheit näher, als kritische Beurtheiler glauben mochten; der König, der am Schlusse des Siebenjährigen Krieges in seinen Kassen über 16 Millionen Thaler hatte, hinterließ seinem Nachfolger baar 54 Millionen, in Körnern und Mehl 20 Millionen.†††) Betrachtet man aber die Grundsätze der altpreußischen Steuerverfassung im Zusammenhange der allgemeinen Entwickelung, so war die Bewunderung, die ihr immer noch entgegengebracht wurde, nicht

*) Wahl-Kapitulation Franz II. Art. VIII § 1 ff.

**) Sigismund, Archiv für Accisebediente und Accisanten (3. Aufl. 1801) 1,43 f.

***) Stein, 9. Oktober 1805.

†) Edikt, eine General-Kopfsteuer aufzubringen zu der Wiederherstellung des Friedens, Charlottenburg 19. September 1710. Mylius, Corpus Constitutionum Marchicarum 4, 5, 111 ff.

††) Die Ausprägung minderwerthiger Münze, die dann verrufen wurde, war eine regellose unverzinsliche Zwangsanleihe.

†††) Historische Zeitschrift N. F. 24, 258. 29, 276. A. Naudé i. d. Forschungen z. Brandenburgischen u. Preußischen Geschichte 5, 242.

mehr am Platze. Nicht nur daß die Steuerprivilegien der Adligen*), hinfällig schon unter Friedrich Wilhelm I. — denn sie stiegen nicht mehr zu Rosse, um die Lehensgeschwader zu bilden und die Schlachten zu schlagen —, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt anstößiger geworden waren: auch die Vertheilung der Last unter die wirklich Zahlenden war jetzt ungerecht. Wenn einst Kurfürst Friedrich Wilhelm die Städte durch Einführung der Accise vor dem wirthschaftlichen Ruin bewahrt, wenn die Accise als der beweglichste und steigerungsfähigste Einnahme-Titel das finanzielle Ansehen Preußens recht eigentlich begründet hatte, so war nunmehr der Bürger, namentlich der kleinen Städte, durch die Steigerung dieser Steuer und durch die Konkurrenz des platten Landes auf das Schwerste belastet**): während umgekehrt die Steuer des platten Landes, die Grundsteuer, nie erhöht wurde. Eine Prämie auf den Ackerbau, die aus dem starken Uebergewicht der ländlichen Bevölkerung über die städtische***) wohl erklärt, aber nicht gerechtfertigt werden konnte. Sie war um so weniger am Platze, da um die Wende des Jahrhunderts der Getreidehandel nach dem Auslande einen mächtigen Aufschwung nahm und die Getreidepreise erheblich stiegen.

Man versteht, daß sich Reformbestrebungen regten. Nach dem Tode Friedrich's II. forderten sowohl der deutsche Günstling des neuen Königs wie der Franzose, der unaufgefordert der Krone politische Rathschläge ertheilte, stärkere Heranziehung des Adels zu den allgemeinen Lasten, und auch in der höchsten Behörde des Staates fand sich jemand, der diese Idee auf dem Wege einer Klassensteuer mit fast revolutionärer Motivirung verwirklichen

---

*) Die Lehnpferd-Gelder, die der Adel zahlte, waren so gering, daß sie nicht als Aequivalent für die ihm erlassene Grundsteuer angesehen werden konnten. In der Kurmark z. B. betrug die Zahl der zu zahlenden Lehnpferde (jedes zu 40 Thalern) 570 $\frac{50\,237}{57\,600}$. Das ergab 22 840 Thaler, während die Grundsteuer sich auf 416 000 Thaler belief. Thile a. a. O. S. 419; Bassewitz, Kurmark Brandenburg v. 1806 bis 1808 (1851) 1, Beilage VI.

**) Geh. Finanzrath Albrecht an Stein, Berlin 4. Oktober 1805: „Daß die indirekten Abgaben in den Städten der alten preußischen Staaten dermalen schon auf einer solchen Höhe stehen, daß, ohne den städtischen Wohlstand, der ohnehin schon seit mehreren Jahren durch Theuerung und mancherlei Mißverhältnisse gegen das platte Land sehr gesunken ist, noch mehr Abbruch zu thun . . ., es mir nicht thunlich zu sein dünkt, aus dieser Quelle eine erkleckliche Vermehrung der Staatseinkünfte herzuleiten.“ Geh. Finanzrath Hey an Stein, Berlin 7. Oktober 1805: Die städtische Getränke-Fabrikation werde ganz zu Grunde gehen, wenn sie nicht vor dem Uebergewicht des platten Landes geschützt werden könne. Vgl. Bassewitz a. a. O. S. 462.

***) 7 : 2 nach der eben zitirten Denkschrift von Albrecht.

n Platze. Nicht nur daß die Steuerprivilegien der
), hinfällig schon unter Friedrich Wilhelm I. — denn
n nicht mehr zu Rosse, um die Lehensgeschwader zu
id die Schlachten zu schlagen —, von Jahrzehnt zu Jahr
stößiger geworden waren: auch die Vertheilung der Last
e wirklich Zahlenden war jetzt ungerecht. Wenn einst
Friedrich Wilhelm die Städte durch Einführung der Accise
wirthschaftlichen Ruin bewahrt, wenn die Accise als der
te und steigerungsfähigste Einnahme-Titel das finanzielle
Preußens recht eigentlich begründet hatte, so war nunmehr
r, namentlich der kleinen Städte, durch die Steigerung
euer und durch die Konkurrenz des platten Landes auf
rite belastet**): während umgekehrt die Steuer des platten
ie Grundsteuer, nie erhöht wurde. Eine Prämie auf
au, die aus dem starken Uebergewicht der ländlichen Be-
über die städtische***) wohl erklärt, aber nicht gerecht-
rden konnte. Sie war um so weniger am Platze, da
Ende des Jahrhunderts der Getreidehandel nach dem
einen mächtigen Aufschwung nahm und die Getreidepreise
iegen.

versteht, daß sich Reformbestrebungen regten. Nach dem
rich's II. forderten sowohl der deutsche Günstling des
gs wie der Franzose, der unaufgefordert der Krone
athschläge ertheilte, stärkere Heranziehung des Adels
meinen Lasten, und auch in der höchsten Behörde des
d sich jemand, der diese Idee auf dem Wege einer
mit fast revolutionärer Motivirung verwirklichen

-pferd Gelder, die der Adel zahlte, waren so gering, daß sie nicht
ivalent für die ihm erlassene Grundsteuer angesehen werden konnten.
Kurmark z. B. betrug die Zahl der zu zahlenden Lehnpferde (jedes
Thalern) 570 [illegible] Das ergab 22 840 Thaler, während die
er sich auf 416 000 Thaler belief. Thile a. a. O. S. 419:
Kurmark Brandenburg v. 1806 bis 1808 (1851) 1, Beilage VI.
anzrath Albrecht an Stein, Berlin 4. Oktober 1805: „Daß die
Abgaben in den Städten der alten preußischen Staaten dermalen
einer solchen Höhe stehen, daß, ohne den städtischen Wohlstand, der
von seit mehreren Jahren durch Theuerung und mancherlei Miß-
gegen das platte Land sehr gesunken ist, noch mehr Abbruch
es mir nicht thunlich zu sein dünkt, aus dieser Quelle eine
Vermehrung der Staatseinkünfte herzuleiten." Geh. Finanzrath
Stein, Berlin 7. Oktober 1805: Die städtische Getränke-Fabrikation
zu Grunde gehen, wenn sie nicht vor dem Uebergewicht des
Landes geschützt werden könne. Vgl. Bassewitz a. a. O. S. 462.
n zitirten Denkschrift von Albrecht.

wollte. Aber es war vergebens: gegen ihn — es war Minister Werder — erhoben sich seine Kollegen, und der schwache Monarch, der Anfangs seine Zustimmung gegeben, trat auf die Seite der Majorität. Es blieb Alles beim Alten.*)

Kein Zweifel, der preußische Staat war schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution mit seiner Steuerverfassung hinter anderen Mächten zurückgeblieben. England hat bereits im Mittelalter eine Einkommensteuer erhoben, und wenn es auch seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts diese Bahn verließ, so kannte es doch kein adliges Steuer-Privileg.**) In Oesterreich begegnen wir seit Leopold I. neben Kopfsteuern auch Vermögens- und Einkommensteuern mit Selbsteinschätzung, Abzügen und Freilassung der Wenigstbemittelten, welchen alle Stände, auch Klerus und Adel, unterworfen wurden.***) Denselben popularen Charakter

*) Woellner's Aeußerung (übrigens schon aus dem Jahre 1784) bei Preuß, z. Beurtheilung Woellner's, Zeitschrift für preußische Geschichte (1865) 2, 599. Mirabeau, Lettre remise à Frédéric Guillaume (Berlin 1787) p. 53: On peut remplacer en grande partie ces impôts désastreux (les impôts indirects) par l'augmentation naturelle et très-juste de l'impôt direct, de l'impôt sur la terre, dont aucune terre ne doit être franche. Bassewitz, Kurmark Brandenburg im Oktober 1806 S. 120 f. Philippson, Gesch. d. preußischen Staatswesens (1880) 1, 111 ff. Gutachten des Ministers Werder v. 25. Dezember 1786 (ebendort 1, 117): „Wer hat solche (die vermehrten Bedürfnisse) aufgebracht? Nicht der Adel. Bloß den Bürger und Bauer haben die erhöhten Abgaben so mancher Art getroffen, und zwar ohne daß ihm, im Ganzen genommen, einige Vergeltung zu Theil geworden ist." Die ostpreußische Klassensteuer, von der ebendort 1, 120 geredet wird, ist offenbar nicht zu Stande gekommen; sonst wäre sie 1807 erwähnt worden.

**) Vocke, Geschichte der Steuern des britischen Reichs (1866) S. 509 ff. Dowell, History of taxation and taxes in England (1888) 1, 112. 2, 47 ff.

***) Patent, Wien 24. November 1702 (Codex Austriacus 2, 368): „Erstens sollen diese Bei- und Vermögenssteuer alle und jede Unsere . . . Vasallen, Unterthanen und Landes-Inwohner, welcherlei Stands, Würden, Ambts, Condition, Profession und Wesens die immer sein mögen, . . . zu bezahlen schuldig . . . und niemand, wer der auch seie, davon auf einigerlei Weis ausgenommen sein, außer der arme Bauersmann und andere Personen, welche nicht 500 fl. im Vermögen noch sonst Einkunft mittels eines Gewerbs oder Besoldung haben . . . Drittens . . . daß von dem Geldvorrath für die ordinari Haus-Ausgaben ein Quartals-Nothdurft und von dem andern Wirthschafts-Vorrath, als: Körner, Wein und dergleichen, wie sie sein und Namen haben möchten, was zu Bestreitung der unumgänglichen Wirthschafts-Nothdurften auf ein ganzes Jahr nöthig ist, abgezogen . . . werden solle." Die Steuer betrug ein Prozent, ausgenommen Gold- und Silbergeschmeide, das als ein todtes Kapital nur 1/2 Prozent gab. In § 4 wird auf frühere Vermögenssteuern Bezug genommen. — Patent, Wien 23. April 1743 (Codex Austriacus 5, 106): „daß jedermann nur mit dem 10. Theile seines Einkommens zu den instehenden Kriegsbedürfnissen beizutragen habe; dieses macht allein die Halbscheide derjenigen Beisteuer aus, so in vorigen Kriegsläuften beobachtet worden." Von der auf den Grundbesitz gelegten Steuer ist

trug die Grundsteuer-Reform der Maria Theresia und erst recht die großartige Regulirung Josef's II. Noch weiter aber wurde das Verhältniß zu Ungunsten Preußens verschoben durch die Umwälzung, die sich 1789 in Frankreich ankündigte.

Wie man weiß, hat der französische Minister, dessen Werk in Preußen nachgeahmt wurde, Colbert, an dem Grundsteuer-Privileg des Adels festgehalten. Indeß schon während der Regierung des Monarchen, dem er diente, erhob sich die seitdem in verschiedenen Formen wiederholte Forderung nach einem Königszehnten, der von Jedermann gezahlt werden sollte*), und in der That sind unter dem Ancien Régime zunächst außerordentliche, dann stehende Klassen- und Einkommensteuern in Frankreich erhoben worden. Aber viel zu tief war die Idee der Privilegirung von Adel und Klerus in Frankreich gewurzelt, als daß sie durch noch so klare Gesetzesbestimmungen hätte ausgerottet werden können: beide Stände behaupteten thatsächlich ihre Exemtion auch auf dem Gebiete der Personalsteuern. Um so stärker war der Umschwung, der unter der Herrschaft des dritten und vollends des vierten Standes eintrat. Doch haben bei dem Dekret, das die jakobinische Mehrheit des National-Konvents am 3. September 1793 ergehen ließ, fast noch mehr die Gebote der auswärtigen Politik als die Reflexionen der Theorie und die Reminiscenzen der Vergangenheit mitgewirkt. Die außerordentliche Lage schien außerordentliche Maßregeln zu verlangen. Es war die Zeit, da die Einheit und der Bestand Frankreichs gleichermaßen von der royalistischen und

„nieman als der gemeine Bauersmann und die armen Inleute“ befreit. Das Erträgniß wird nach dem Durchschnitt eines sechsjährigen Genusses berechnet. Der Schuldner zieht dem Gläubiger den Betrag der Steuer von den Zinsen ab. „Wer immer einiges Einkommen . . . besitzet oder verwaltet, hat eine verläßliche und gewissenhafte Bekenntniß an Eidesstatt oder sub nobili fide unter eigenhändiger Unterschrift . . . einzureichen.“ (So im Wesentlichen bereits 1702.) Vergebens habe ich mich bemüht, im k. u. k. Finanz-Archiv Näheres über den Ursprung dieser wichtigen Gesetze zu ermitteln. Das Buch von J. v. Hauer (Beiträge z. Gesch. d. österr. Finanzen, Wien 1848) bringt nur Auszüge aus den Gesetzen, und E. v. Fürth (Einkommensteuer in Oesterreich, Leipzig 1892) reproduzirt die Hauer'schen Angaben.

*) Vauban, *Projet d'une dixme royale* (1707): Maximes fondamentales; 1° *Une obligation naturelle aux sujets de toutes conditions, de contribuer à proportion de leur revenu ou de leur industrie, sans qu'aucun d'eux s'en puisse raisonnablement dispenser. . . 3° Que tout privilége qui tend à l'exemption de cette contribution, est injuste et abusif, et ne peut ni ne doit prévaloir au préjudice du public.* — Montesquieu, *Esprit des lois* (1748) L. XIII. Ch. 7 bemerkt von der progressiven Vermögensteuer der Athener: *La taxe était juste, quoiqu'elle ne fût point proportionelle.* — Wie wichtig das *produit net* der Physiokraten für die Ausbildung des Gedankens der Einkommensteuer werden mußte, leuchtet ein.

girondistischen Erhebung wie von den siegreichen Mächten der Koalition bedroht wurde. Bereits war das Aufgebot aller französischen Männer ergangen, jetzt wurde auch die Rente der Einzelnen, so weit sie nicht zum Lebensunterhalt erforderlich war, dem Gemeinwesen zur Verfügung gestellt. Das ist der Sinn des Gesetzes, das den irreführenden Titel trägt: Décret concernant l'emprunt forcé.*) In Wahrheit ist diese Zwangsanleihe, die keine Zinsen gab, nichts Anderes als eine Einkommensteuer**), zwar nicht die erste der modernen Welt, wohl aber diejenige, welche alle seitdem nachgeahmten Merkmale aufweist. Wir begegnen hier der Selbsteinschätzung, der Differenzirung der verschiedenen Einnahmearten, der Rücksichtnahme auf die Zahl der Familienglieder, den Abzügen vom Einkommen, der Freilassung eines Einnahme-Minimums, der Eximirung der Aermsten, der Progression. Diese freilich war so enorm, daß alle uns geläufigen Vorstellungen von Fiskalität daneben verblassen. Die Steuer begann mit 10 Prozent und endete schon bei 10 000 Franks steuerbaren Einkommens mit 100 Prozent. Nur in einem sozialistischen Staate kann eine solche Abgabe regelmäßig wiederholt werden; immerhin ist sie auch unter der Herrschaft der sekundären Jakobiner noch zweimal, 1795 und 1799, aufgelegt worden; nicht so maßlos in der Progression, immer aber mit Zuthaten, die sie als eine äußerst gehässige gegen die Wohlhabenden gerichtete Maßregel erscheinen ließen.

Die französische Revolution errang ihre Siege über das alte Europa dadurch, daß sie zuerst die ständischen und provinzialen Privilegien aufhob und alle Menschen- und Geldkräfte der Nation dem Staate dienstbar machte, dadurch daß sie, um mit dem Besieger Napoleon's zu reden, die lebendige Kraft im Menschen und die todte der Güter zu einem wuchernden Kapital umschuf. Wollten ihre Gegner siegen, so konnten sie dies nicht anders als durch Nachahmung des gegebenen Vorbildes; unterließen sie es, die gleichen Kampfmittel anzuwenden, so blieben sie besiegt oder waren zur Neutralität verurtheilt. Zuerst bekam die Wucht dieser Alternative die schwächste unter den europäischen Großmächten zu

*) Procès-verbal de la Convention nationale, imprimé par son ordre (Paris l'an I) 20, 47 ff. Der Titel des Dekrets erklärt sich wohl aus der Kombination mit der freiwilligen Anleihe vom 24. August (Art. 26). Besonders lehrreich ist die Instruction sur l'emprunt forcé, adoptée par la Convention nationale, le 7 septembre 1793, a. a. O. 20, 135 ff.

**) Stourm, Finances de l'ancien régime et de la révolution (1885) 2, 376: Il s'agissait donc, en réalité, d'une taxe et non d'un emprunt.

empfinden. Preußen hätte den Krieg gegen Frankreich nur unter Annahme der allgemeinen Wehr- und Steuerpflicht weiterführen können, aber kein einziger unter seinen Staatsmännern wagte, solche Maßregeln vorzuschlagen, geschweige denn durchzusetzen*): so schloß es den schimpflichen Frieden von Basel. Die großen Mächte aber, die unter den Waffen blieben, Oesterreich und England, konnten sich erst nach neuen Mißerfolgen mit den französischen Kampfmitteln befreunden. Sehr bezeichnend, wie dies geschah. Das einschneidendste Reformgesetz der Franzosen, die allgemeine Wehrpflicht, führte weder Oesterreich noch England ein; England besitzt sie noch heutigen Tages nicht, Oesterreich nahm an seiner Wehrverfassung einige Aenderungen vor, die zwar in der von den Franzosen ergriffenen Richtung lagen, aber die Hauptsache ungeändert ließen.**) Die Leiber der höheren Stände sollten geschont bleiben, dagegen wurden die Geldbeutel wirklich in Anspruch genommen.

Wenn auch über den Ursprung des Gesetzes, betreffend certain duties upon income***), das William Pitt am 9. Januar 1799 seinem Staate gab, bis jetzt nichts Authentisches bekannt geworden ist, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß neben den älteren englischen Statuten auch das französische Dekret mit als Muster gedient hat.†) Der wesentlichste Unterschied war, daß die Engländer die sozialistische Tendenz der Franzosen vermieden: in der Debatte des Parlaments ist sie ausdrücklich abgelehnt worden. Die Progression der Steuer vor Allem ging nur bis 10 Prozent; auch gab sich die Steuer nur als eine vorübergehende: sie sollte zur Bestreitung der Kriegskosten dienen.††) Dennoch war der Widerstand, der sich alsbald gegen sie erhob, sehr heftig, und sofort nach dem Frieden von Amiens wurde sie abgeschafft. Begreiflich genug: hatte sich doch der große, in aller Munde befindliche national-

*) Am weitesten ging der Vorschlag von Struensee, der „jeden Besitzer eines adligen Dominii" zur Grundsteuer heranziehen, daneben aber die Accise erhöhen wollte. Alvensleben erwiderte: wolle man jetzt die Rechte des Adels mit Füßen treten, so lasse sich der Umsturz aller andern hergebrachten Rechte voraussehen. Ihm folgend lehnte die von Friedrich Wilhelm II. eingesetzte Kommission jede Steuererhöhung ab und erklärte, daß eine direkte Kriegssteuer wohl in andern Ländern gewöhnlich sei, in Preußen aber der Volksstimmung widerspreche. Vgl. Bailleu in der Historischen Zeitschrift N. F. 39, 257 ff.

**) Ommen, Kriegführung des Erzherzogs Karl (1900) S. 18 ff.

***) 39 George III c. 13. Statutes at large 18, 29 ff.

†) In diesem Sinne hatte Lord Auckland ganz Recht, wenn er das Prinzip der Progression bei der Einkommensteuer revolutionär nannte.

††) an aid and contribution for the prosecution of the war.

. Preußen hätte den Krieg gegen Frankreich nur unter
der allgemeinen Wehr- und Steuerpflicht weiterführen
er kein einziger unter seinen Staatsmännern wagte, solch
n vorzuschlagen, geschweige denn durchzusetzen*): so schloß
impflichen Frieden von Basel. Die großen Mächte aber,
den Waffen blieben, Oesterreich und England, konnten
nach neuen Mißerfolgen mit den französischen Kampf-
freunden. Sehr bezeichnend, wie dies geschah. Das ein
ste Reformgesetz der Franzosen, die allgemeine Wehrpflicht,
der Oesterreich noch England ein; England besitzt sie noch
Tages nicht, Oesterreich nahm an seiner Wehrverfassung
nderungen vor, die zwar in der von den Franzosen er-
ichtung lagen, aber die Hauptsache ungeändert ließen.**)
r der höheren Stände sollten geschont bleiben, dagegen
e Geldbeutel wirklich in Anspruch genommen.
auch über den Ursprung des Gesetzes, betreffend certain
n income***), das William Pitt am 9. Januar 1799
aate gab, bis jetzt nichts Authentisches bekannt geworden
es doch sehr wahrscheinlich, daß neben den älteren
Statuten auch das französische Dekret mit als Muster
t.†) Der wesentlichste Unterschied war, daß die Eng-
sozialistische Tendenz der Franzosen vermieden: in der
Parlaments ist sie ausdrücklich abgelehnt worden. Die
der Steuer vor Allem ging nur bis 10 Prozent: auch
Steuer nur als eine vorübergehende: sie sollte zur
der Kriegskosten dienen.††) Dennoch war der Wider-
ich alsbald gegen sie erhob, sehr heftig, und sofort nach
von Amiens wurde sie abgeschafft. Begreiflich genug:
och der große, in aller Munde befindliche national-

teiten ging der Vorschlag von Struensee, der „jeden Besitzer eines
Dominii" zur Grundsteuer heranziehen, daneben aber die Accise er
ollte. Alvensleben erwiderte: wolle man jetzt die Rechte des Adels
zen treten, so lasse sich der Umsturz aller andern hergebrachten Rechte
hen. Ihm folgend lehnte die von Friedrich Wilhelm II. eingesetz
on jede Steuererhöhung ab und erklärte, daß eine direkte Kriegs
ohl in andern Ländern gewöhnlich sei, in Preußen aber der Besch
widerspreche. Vgl. Bailleu in der Historischen Zeitschrift
), 257 ff.
Kriegführung des Erzherzogs Karl (1900) S. 18 ff.
ge III c. 13. Statutes at large 18, 29 ff.
n Sinne hatte Lord Auckland ganz Recht, wenn er das Prinzip der
n bei der Einkommensteuer revolutionär nannte.
contribution for the prosecution of the war.

ökonomische Denker des Landes, so sehr die erste seiner berühmten Steuerregeln auf die Einkommensteuer hinzuweisen schien, schließlich gegen sie ausgesprochen.*) Will man die unermeßlichen Schwierigkeiten des Unternehmens und die Größe der im Entstehen begriffenen Reform recht würdigen, so muß man einen der eifrigsten Wortführer der englischen Sache, Friedrich Gentz, hören, der bereits im September 1800 schrieb**): „Als außerordentliche Maßregel, als temporelle Hilfsquelle, als Kriegssteuer betrachtet, verdient die Einkommen-Taxe unstreitig das Lob einer ebenso weisen als glücklichen Finanz-Operation. In einem andern Lichte aber erscheint sie, wenn man sie an und für sich betrachtet. Daß diese Taxe eine absolut gute, eine absolut wünschenswürdige Abgabe sein sollte, daß man sie bei freier Wahl allen andern vorziehen, daß man sie für die gerechteste und beste unter den sämmtlichen jetzt in England gangbaren erklären dürfte, wird wenigstens mir niemals einleuchten." Gentz nennt sie, weil sie eine direkte Vermögenssteuer von ausgebreitetsten Umfange sei, an und für sich tadelhaft: sie müsse auf die Industrie nachtheiliger als alle indirekten Abgaben wirken; sie müsse die Konsumtion stärker beschränken, als es irgend eine andere Taxe thun könnte; sie sei einer gleichen und gerechten Vertheilung schlechterdings unfähig; was sie aber am härtesten anklage, sei die unübersichtliche Menge widriger, drückender, vexatorischer Maßregeln, ohne welche sie unmöglich zur Ausführung gebracht werden könne; die hundertfältig komplizirten Vorschriften, welche die Abschätzung jedes individuellen Einkommens leiten müßten; die unvermeidliche Willkür, welche mehr oder weniger bei der Bestimmung jeder individuellen Quote den Vorsitz führe. „Von dieser Seite," darin gipfelt die Kritik von Gentz, „halte ich sogar die Einkommen-Taxe für ein lehrreiches und auf immer schreckendes Beispiel von der radikalen Untauglichkeit aller auf eine große Sphäre berechneten direkten Abgaben, für einen redenden

*) A. Smith, Wealth of nations, Book V Chap. II Part 2 Art. 4: Capitation taxes, if it is attempted to proportion them to the fortune or revenue of each contributor, become altogether arbitrary. The state of a man's fortune varies from day to day, and without an inquisition more intolerable than any tax, and renewed at least once every year, can only be guessed at. His assessment, therefore, must in most cases depend upon the good or bad humor of his assessors, and must, therefore, be altogether arbitrary and incertain. Die Worte sind gegen die Einkommensteuer zitirt worden im Unterhause am 14. Dezember 1798. Cobbett, Parliamentary Register during the 3rd Session of the 18th Parliament 7, 263.

**) Historisches Journal 1800 Band 3, 429 ff.

Beweis von der Falschheit aller der verführerischen Theorien, die uns die Freiheit und den Wohlstand der Völker an diese Abgaben ausschließend gebunden zeigen wollten."

Vor der Hand waren dies akademische Erörterungen, denn der Krieg gegen Napoleon nahm seinen Fortgang. Um die für ihn erforderlichen Mittel zu beschaffen, willigte das englische Parlament schon 1803 in die Wiedererhebung der Steuer. So hatten auch die österreichischen Gesetzgeber mit dem militärischen Bedürfniß die klassifizirte progressive Einkommensteuer*) motivirt, die sie am 1. November 1799 einführten.**) Es war, wie wir sahen, eine selbstständige finanz-politische Entwickelung, die damit in Oesterreich zum Abschluß kam. Von der französischen und englischen Steuer, deren Einwirkung nicht bestritten werden soll, unterschied sich die österreichische durch eine erheblich stärkere Belastung der niederen Stände.

So war denn Preußen von allen Großmächten am schlechtesten vorbereitet, als seine Schicksalsstunde schlug. Zu spät war an die Spitze seiner Finanz-Verwaltung der Mann gestellt worden, dem es später seine Wiedergeburt wesentlich verdanken sollte: der Freiherr vom Stein. Wäre es nach ihm und seinen Gesinnungsgenossen gegangen, so würde Preußen schon 1805 auf die Seite der Gegner Frankreichs getreten sein. Es kam nur zu einer Mobilmachung, aber auch so stellte sich heraus, daß die sonst in gleicher Lage angewandten Mittel nicht ausreichen würden: weder die vorhandenen Ueberschüsse des Friedens noch die aufzunehmenden Anleihen. Gleich in seinem ersten Gutachten***) drang Stein auf Erhöhung und Ausgleichung der Steuern. Zusammen mit einigen andern erleuchteten Beamten†) lebte er der Ueberzeugung, daß eine weitere

*) Im Gesetz heißt sie Klassensteuer.

**) Sammlung der Gesetze Franz II. (hrsg. v. Kropatschek) 13, 555.

***) „Ueber die bei den gegenwärtigen außerordentlichen Bedürfnissen zu eröffnende Geldquellen": beigefügt einem Schreiben an Kabinetsrath Beyme v. 27. September 1805. Antwort des Kabinets v. 28 September. Frage Stein's an die Geh. Finanzräthe Beyer, Albrecht u. Hey v. 29. September: „welche Zweige der indirekten Abgaben eine Erhöhung der Tarifsätze zulassen; welche Formen bei Einführung einer allgemeinen Land-Tranksteuer zu beobachten sein würden." Antworten von Albrecht (4. Oktober, begutachtet v. Geh. Finanzrath Beguelin am 5. Oktober), Beyer (6. Oktober), Hey (7. Oktober). Immediat Bericht Stein's v. 9. Oktober 1805.

†) Stein selber nennt in dem Immediatbericht vom 9. Oktober 1805 die Kammer-Präsidenten Broscovius (in Plozk) und Auerswald (in Königsberg) sowie Minister Schroetter (der im General-Direktorium die Angelegenheiten von Ostpreußen, Neuostpreußen und Westpreußen verwaltete). Außerdem erwähnt er (worauf bereits Geh. Rath Albrecht hingewiesen hatte), daß

der Falschheit aller der verführerischen Theorien, die
eiheit und den Wohlstand der Völker an diese Abgaben
d gebunden zeigen wollten."
r Hand waren dies akademische Erörterungen, denn der
Napoleon nahm seinen Fortgang. Um die für ihn
n Mittel zu beschaffen, willigte das englische Parlament
in die Wiedererhebung der Steuer. So hatten auch
hischen Gesetzgeber mit dem militärischen Bedürfniß die
progressive Einkommensteuer*) motivirt, die sie am
r 1799 einführten.**) Es war, wie wir sahen, eine
e finanz-politische Entwickelung, die damit in Oesterreich
iß kam. Von der französischen und englischen Steuer,
irkung nicht bestritten werden soll, unterschied sich die
e durch eine erheblich stärkere Belastung der niederen

r denn Preußen von allen Großmächten am schlechtesten
als seine Schicksalsstunde schlug. Zu spät war an die
Finanz-Verwaltung der Mann gestellt worden, dem
ne Wiedergeburt wesentlich verdanken sollte: der Frei-
ein. Wäre es nach ihm und seinen Gesinnungsgenossen
würde Preußen schon 1805 auf die Seite der Gegner
etreten sein. Es kam nur zu einer Mobilmachung,
stellte sich heraus, daß die sonst in gleicher Lage an-
ittel nicht ausreichen würden: weder die vorhandenen
des Friedens noch die aufzunehmenden Anleihen.
em ersten Gutachten***) drang Stein auf Erhöhung
ung der Steuern. Zusammen mit einigen andern
eamten†) lebte er der Ueberzeugung, daß eine weitere

heißt sie Klassensteuer.
der Gesetze Franz II. (hrsg. v. Kropatschek) 13, 555.
bei den gegenwärtigen außerordentlichen Bedürfnissen zu er-
eldquellen": beigefügt einem Schreiben an Kabinetsrath Beyme
ember 1805. Antwort des Kabinets v. 28 September. Frage
die Geh. Finanzräthe Beyer, Albrecht u. Hey v. 29. September:
ege der indirekten Abgaben eine Erhöhung der Tarifsätze zu-
he Formen bei Einführung einer allgemeinen Land-Trankfsteuer
en sein würden." Antworten von Albrecht (4. Oktober, begut-
eh. Finanzrath Beguelin am 5. Oktober), Beyer (6. Oktober).
tober). Immediat-Bericht Stein's v. 9. Oktober 1805.
r nennt in dem Immediatbericht vom 9. Oktober 1805 die
äsidenten Broscovius (in Plozk) und Auerswald (in Königsberg)
er Schroetter (der im General-Direktorium die Angelegenheiten
hen, Neuostpreußen und Westpreußen verwaltete). Außerdem
worauf bereits Geh. Rath Albrecht hingewiesen hatte), daß

Steigerung der städtischen Abgaben ungerecht sein würde und daß eine Vermehrung der indirekten Steuern auf andere Weise zu bewirken sei: durch Egalisirung der Provinzialtarife und durch Beseitigung oder Beschränkung der inneren Zollinien. Er empfahl also, den Binnenzoll zwischen den polnisch redenden und den übrigen Provinzen aufzuheben, die Verbrauchsabgabe in den ersteren eben dort einzusammeln, wo sie in den letztern erhoben wurde, d. h. an den Thoren und auf den Packhöfen der Städte, gleichzeitig aber das Accisesystem umzugestalten. Vor Allem sollten Adel und plattes Land Bier und Branntwein nicht mehr so gut wie steuerfrei fabriziren. Vergebens hatten Stein's Räthe*) Bedenken erhoben. Der Eine fürchtete, daß die Privilegien des Adels ungeheure Schwierigkeiten in den Weg legen würden; der andere warf die ängstliche Frage auf, ob denn alle Bewohner des platten Landes unterschiedslos oder nur die Nichteximirten dieser Tranksteuer unterworfen werden sollten. Stein's Antwort lautete: „Alle". Außerdem aber sollten die beiden Gewerbe des Schlachtens und des Weißbackens vorbehaltlos auf dem platten Lande zugelassen und ebenso besteuert werden wie in den Städten. Das wollte er, obwohl auch er — wir folgen seinen eigenen Worten — das Mißvergnügen voraussah, womit die meisten sich von einem noch so geringen Theil ihres Pfennigs trennen würden.**) Die drohende Opposition schreckte ihn nicht, man darf vielleicht so weit gehen zu sagen: sie reizte ihn. Welch ein Abstand gegen jene Berathungen vor dem Baseler Frieden, die mit einer kläglichen Armuths- und Ohnmachtserklärung geendet hatten. Aber auch die von Friedrich Wilhelm III. nach seiner Thronbesteigung eingesetzte Finanzkommission war nach langem Hin- und Herreden nur zu dem bescheidenen Ergebniß gelangt, daß die bisher Eximirten der von ausländischen Waaren erhobenen Abgabe sowie den Zöllen und Ge-

Minister Schulenburg-Kehnert in den niedersächsischen Entschädigungs-Provinzen (Erfurt, Eichsfeld, Hildesheim) das Schlachten und Weißbacken auf dem Lande besteuert habe. Von Stein's eigenen Räthen (s. die vorhergehende Anmerkung) widersprach keiner direkt der Erhöhung der städtischen Abgaben, ausgenommen Beguelin, der dies aber durch den reaktionären Vorschlag einer auf die Juden zu legenden Kriegssteuer wett machte. — In der „Finanz-Kommission" hatte der Geheime Finanzrath Gerhard (Berlin 3. August 1799) „die von dem Geh. Finanzrath Borgstede derzeit in Vorschlag gebrachte und mit so vielen und recht kräftigen Gründen unterstützte Einführung einer Tranksteuer auf dem platten Lande" empfohlen; aber auf diese Berathungen ist 1805 nicht Bezug genommen worden.

*) Hey und Albrecht.

**) Immediat-Bericht Stein's, Berlin 26. Oktober 1805, bei Pertz, Stein 1, 311.

bühren bei der Getreideausfuhr unterworfen wurden.*) Jetzt wurde eine hochwichtige Reform angebahnt, eine Umgestaltung von Grund aus. Der Gegensatz von plattem Lande und Stadt, auf dem die ganze Steuer- und Gewerbe-Verfassung Preußens bisher geruht hatte, sollte ermäßigt, die Gewerbe sollten aus den Thoren der Städte hinausgeführt, die indirekten Abgaben der Städte und des platten Landes egalisirt, der ungerechten Bevorzugung des platten Landes ein Ende gemacht werden. Stein hatte eine sehr deutliche Vorstellung von der Bedeutung seiner Reform: er erklärte sie für so nothwendig, daß er ihre Durchführung beantragte ganz unabhängig von der durch die Kriegsläufte bewirkten Steuererhöhung.**) Wüßte man nicht, wie sehr gerade ihm auch die Ehre des Vaterlandes am Herzen lag, man könnte fast auf den Gedanken kommen, daß er die Kriegssteuer nur habe benutzen wollen, um die innere Reform durchzusetzen.

Gleichstellung der Provinzen, Gleichstellung von Stadt und Land: wer gewahrte hier nicht das französische Vorbild? Man hat von dem Kabinet Friedrich Wilhelm's III. gesagt, daß es die Ideen von 1789 habe verwirklichen wollen, und so viel ist sicher, daß es einigen unter ihnen nicht grundsätzlich widerstrebte.***) So erging

---

*) Edikt v. 25. Januar 1799. Novum Corp. Const. Pruss.-Brandenburg 10, 2185. Die Akten über die Finanz-Kommission zuerst benutzt von O. Hintze, Histor. Ztschr. N. F. (1896) 40, 415 ff. Ueber den Unterschied von Accise und Impost s. Sigismund a. a. O. 1, 156.

**) Stein (9. Oktober): „Behalten wir auch Frieden, so halte ich die Einführung der ländlichen Getränke-, Back- und Schlachtsteuer dennoch für wesentlich nöthig, um Gleichförmigkeit in den indirekten Abgaben einzuführen, die Gründe wegzunehmen, welche anjetzt die Gewerbe nach den Städten drängen, und um die kleinen Städte, welche hauptsächlich verfallen, weil sie mit Abgaben gegen das platte Land prägravirt sind, in Ansehung der Bier-Accise zu erleichtern." Die Absicht war, letztere überhaupt herabzusetzen: wobei auch der Wunsch mitwirkte, dem Branntweintrinken zu steuern. An einer andern Stelle bemerkt Stein noch: „Auf einer mehrern Gleichheit der Abgaben zwischen Stadt und Land beruhet die Möglichkeit, einen Theil der jetzt den Städten ausschließlich beigelegten Gewerbe auf das Land zu verpflanzen und dadurch der Oekonomie einerseits und der Fabrikation andererseits wohlfeile Arbeiter zu geben."

***) Für uns kommt zunächst in Betracht die 1798 aus dem Kabinet ergangene „General-Instruktion für die Kommission der Finanzen". Sie berührt sich mit den Stein'schen Reformvorschlägen nur an einer Stelle: Abschaffung der Provinzial-Zölle (Nr. 12). Die Kabinets-Ordre an Minister Hoym (als den Präsidenten der Finanz-Kommission), Potsdam 13. Oktober 1798 (veröffentlicht in der Hamburgischen Neuen Zeitung 1798 Stück 169), stellt das Postulat auf: „daß die Last des Bürgers und des Bauern nicht durch direkte Auflagen vermehrt werden muß, indem meine Intention nur dahin gerichtet ist, die eximirten Klassen zur Theilnahme an den Lasten des Staats heranzuziehen." Für die Frage, was von diesen (und anderen uns hier nicht berührenden) Dokumenten des Kabinets geistiges Eigenthum des Königs, was der Kabinetsräthe ist, sind wohl die von mir in der Histor. Ztschr. N. F. (1889) 25, 441 ff. veröffentlichten „Gedanken" des Königs entscheidend.

der Getreideausfuhr unterworfen wurden.*) Jetzt
ochwichtige Reform angebahnt, eine Umgestaltung von
Der Gegensatz von plattem Lande und Stadt, auf
e Steuer- und Gewerbe-Verfassung Preußens bisher
sollte ermäßigt, die Gewerbe sollten aus den Thoren
inausgeführt, die indirekten Abgaben der Städte und
Landes egalisirt, der ungerechten Bevorzugung des
s ein Ende gemacht werden. Stein hatte eine sehr
tellung von der Bedeutung seiner Reform: er erklärte
othwendig, daß er ihre Durchführung beantragte
gig von der durch die Kriegsläufte bewirkten Steuer-
Wüßte man nicht, wie sehr gerade ihm auch die Ehre
des am Herzen lag, man könnte fast auf den Ge-
n, daß er die Kriegssteuer nur habe benutzen wollen,
Reform durchzusetzen.
lung der Provinzen, Gleichstellung von Stadt und
wahrte hier nicht das französische Vorbild? Man hat
net Friedrich Wilhelm's III. gesagt, daß es die Ideen
e verwirklichen wollen, und so viel ist sicher, daß es
ihnen nicht grundsätzlich widerstrebte.***) So erging

5. Januar 1799. Novum Corp. Const. Pruss.-Brandenburg
Die Akten über die Finanz-Kommission zuerst benutzt von
Histor. Ztschr. N. F. (1896) 40, 415 ff. Ueber den Unterschied
und Impost s. Sigismund a. a. O. 1, 156.
Oktober): „Behalten wir auch Frieden, so halte ich die Einführung
en Getränke-, Back- und Schlachtsteuer dennoch für wesentlich
Gleichförmigkeit in den indirekten Abgaben einzuführen, die
zunehmen, welche anjetzt die Gewerbe nach den Städten drängen,
kleinen Städte, welche hauptsächlich verfallen, weil sie mit Ab-
das platte Land prägravirt sind, in Ansehung der Bier-Accise
n.“ Die Absicht war, letztere überhaupt herabzusetzen: wobei
nach mitwirkte, dem Branntweintrinken zu steuern. An einer
le bemerkt Stein noch: „Auf einer mehrern Gleichheit der Ab-
en Stadt und Land beruhet die Möglichkeit, einen Theil der
adten ausschließlich beigelegten Gewerbe auf das Land zu ver-
dadurch der Oekonomie einerseits und der Fabrikation anderer-
Arbeiter zu geben.“
nnt zunächst in Betracht die 1798 aus dem Kabinet ergangene
der Kommission der Finanzen“. Sie berührt sich
ititution für die Reformvorschlägen nur an einer Stelle: Abschaffung der
Kabinets-Ordre an Minister Voß (als
Kommission), Potsdam 13. Oktober 1798 (ver-
(Nr. 12). Die Hamburgischen Neuen Zeitung 1798 Stück 169), stellt das
[illegible]

denn auch jetzt eine Kabinets-Ordre, welche in die Vorschläge Stein's willigte.*) Und die immanente Triebkraft der Idee sorgte dafür, daß es nicht dabei sein Bewenden behielt. Die finanzielle Lage Preußens wurde dadurch erschwert, daß es sich nicht 1805 an die Koalition anschloß. Denn als das Jahr darauf der Krieg, den der unentschlossene und friedliebende König hatte vermeiden wollen, doch hereinbrach, war ein großer Theil der vorhanden gewesenen Mittel verbraucht, der Markt für die Anleihen verdorben, Subsidien wegen der Verfeindung mit England ausgeschlossen. Eine Vermehrung des Papiergeldes war ebenso gefährlich wie eine Erhöhung der indirekten Steuern; ohnehin hatten sich der sofortigen Einführung der Land-Tranksteuer verschiedene Hindernisse in den Weg gestellt: vor Allem die Opposition des Adels, der, wie die Geheimen Finanzräthe vorausgesagt, nicht auf sein Privileg verzichten wollte. Der Moment war gekommen, das inaugurirte finanzielle System zu vervollständigen und die durch die Vorschläge des letzten Jahres bereits erschütterte Sonderstellung auch der Stände ganz zu beseitigen. Am 26. September 1806 schlug Stein die Einführung einer Einkommensteuer vor.

Er hatte die Wahl zwischen drei Vorbildern: England, Oesterreich und Frankreich. In seinem Plan nennt er die beiden ersten, aber es ist klar, daß er sich an England hielt, wie schon durch die ausführlichen Exzerpte aus den Parlaments-Akten bewiesen wird, die sich in seinen Akten finden. Wie der englische Gesetzgeber, so ließ auch er die Aermsten (nämlich alles Einkommen unter 100 Thalern) frei, während die Oesterreicher an ihrer Belastung fest hielten: soeben erst**) hatten sie eine Kopfsteuer eingeführt. Beide Nationen aber überbot er durch die Höhe der Progression. Mit 1 Prozent beginnend, erreichte er schon bei 800 Thalern 10 Prozent und schloß bei 30 000 mit 30 Prozent, während das englische Gesetz nur bis 10 und auch das österreichische nur bis 20 stieg.***) Darin lag unleugbar eine Annäherung an den Grund-

*) Paretz 15. Oktober 1805. Ob wohl der Konzipient dieser Ordre die ganze Tragweite der Stein'schen Vorschläge, über die er den König sagen läßt: „sie haben meinen ganz entschiedenen Beifall“, ermessen hat? Leise Zweifel sind gestattet, wenn man ihn fortfahren hört: „um so mehr als die vorzüglichsten darunter nur eine bessere Vertheilung der bisherigen Abgaben . . . betreffen.“

**) Patent v. 20. August 1806, bei Kropatschek 21, 583. Die „Wiener Zeitung“, die es enthält, liegt in den Stein'schen Akten.

***) Kries (Zeitschrift f. d. gesammte Staatswissenschaft (1855) 11, 362) nennt schon die englische Einkommensteuer mit ihren 10 Prozent „eine sehr straffe Anspannung der Steuerkräfte“.

gedanken des französischen Dekrets von 1793. Uebrigens wollte auch Stein die Abgabe nur als Kriegssteuer wirksam sehen: nicht vor der Entschließung zum Kriege sollte sie eingeführt, höchstens ein Jahr lang nach dem Kriege sollte sie gezahlt werden. Doch verdient hervorgehoben zu werden, daß er nicht in die leidenschaftlichen Deklamationen eines Gentz einstimmte; er bemerkt nur, daß die Steuer wegen ihrer Höhe einen nachtheiligen Einfluß auf Produktion, Bildung der Kapitalien u. s. w. haben werde. Nur das reine Einkommen soll besteuert werden, nicht die Brutto-Einnahme; also werden Schulden, Real-Kosten u. dgl. abgesetzt. Am Bezeichnendsten für Stein sind wohl die Erwägungen, die er über das Verfahren bei der Ausmittelung des Einkommens anstellt. Man konnte es entweder durch die Beamten des Staates feststellen oder durch die Steuerzahler deklariren lassen. Im Sinne der herkömmlichen Bureaukratie wäre offenbar der erste Weg gewesen; Stein, dessen politische Maximen überall in die Ethik hineinragten, entschied sich für den zweiten Weg.*) „Er beweist", so lesen wir in seiner Denkschrift, „von Seiten der Regierung das Zutrauen zu der Moralität und Vaterlandsliebe der Nation, das sie verdient; er erleichtert das Geschäft, indem es jedem einzelnen Familienvater zur Pflicht gemacht wird, den Betrag seines Einkommens darzustellen, und den Distrikts-Behörden nur die Prüfung dieser Angaben übrig bleibt." Aber auch diese Prüfung sollte unter Mitwirkung der Steuerzahler erfolgen. In erster Instanz sollten über die Steuer-Deklarationen urtheilen Kommissionen, die auf dem Lande bestanden aus dem Landrath, den Kreis-Deputirten und einigen Abgeordneten aus den übrigen freien Gutsbesitzern, in den Städten aus einem Magistrats-Mitgliede und einigen Deputirten der Bürgerschaft. Die letzte Entscheidung war bei einer Provinzial-Behörde, die sich zusammensetzte aus dem Kammer-Präsidenten, dem Stände-Direktor, je einem Deputirten der freien Gutsbesitzer und der städtischen Eingesessenen.**)

Eine Epoche der preußischen und insofern auch der deutschen Geschichte. Man hat wohl das Verdienst der Staatsmänner der preußischen Reformzeit durch die Behauptung zu schmälern gesucht,

*) Eine Ausnahme sollten nur die Mindestbesteuerten machen: „Solche Familien, die notorisch zu der niedrigsten Klasse gehören und nur einen Thaler geben, würden von den Distrikts-Behörden, ohne weitere nähere Deklaration des Steuerpflichtigen, fixirt."

**) Den Ertrag der Steuer berechnete Stein auf zwei Arten, wobei er das eine Mal auf 6 685 000, das andere Mal auf 5 000 000 Thaler kam.

es französischen Dekrets von 1793. Uebrigens wollte
die Abgabe nur als Kriegssteuer wirksam sehen: nicht
tschließung zum Kriege sollte sie eingeführt, höchstens
ang nach dem Kriege sollte sie gezahlt werden. Doch
rvorgehoben zu werden, daß er nicht in die leidenschaft-
amationen eines Gentz einstimmte; er bemerkt nur, daß
wegen ihrer Höhe einen nachtheiligen Einfluß auf Pro-
ldung der Kapitalien u. s. w. haben werde. Nur das
mmen soll besteuert werden, nicht die Brutto-Einnahme;
n Schulden, Real-Kosten u. dgl. abgesetzt. Am Be-
n für Stein sind wohl die Erwägungen, die er über
ren bei der Ausmittelung des Einkommens anstellt.
e es entweder durch die Beamten des Staates fest-
durch die Steuerzahler deklariren lassen. Im Sinne
lichen Bureaukratie wäre offenbar der erste Weg ge-
in, dessen politische Maximen überall in die Ethik
entschied sich für den zweiten Weg.*) „Er beweist",
in seiner Denkschrift, „von Seiten der Regierung das
der Moralität und Vaterlandsliebe der Nation, das
er erleichtert das Geschäft, indem es jedem einzelnen
r zur Pflicht gemacht wird, den Betrag seines Ein-
zustellen, und den Distrikts-Behörden nur die Prüfung
ben übrig bleibt." Aber auch diese Prüfung sollte
fung der Steuerzahler erfolgen. In erster Instanz
die Steuer-Deklarationen urtheilen Kommissionen, die
de bestanden aus dem Landrath, den Kreis-Deputirten
Abgeordneten aus den übrigen freien Gutsbesitzern,
ten aus einem Magistrats-Mitgliede und einigen
er Bürgerschaft. Die letzte Entscheidung war bei
ial-Behörde, die sich zusammensetzte aus dem Kammer-
em Stände-Direktor, je einem Deputirten der freien
d der städtischen Eingesessenen.**)
che der preußischen und insofern auch der deutschen
an hat wohl das Verdienst der Staatsmänner der
formzeit durch die Behauptung zu schmälern gesucht,

ahme sollten nur die Mindestbesteuerten machen: „Solche Familien,
) zu der niedrigsten Klasse gehören und nur einen Thaler geben,
den Distrikts-Behörden, ohne weitere nähere Deklaration des
igen, fixirt."
der Steuer berechnete Stein auf zwei Arten, wobei er das eine
00, das andere Mal auf 5 000 000 Thaler kam.

daß sie mit ihren Ideen erst nach der Niederlage hervorgetreten seien. Heute wissen wir, wie ungerecht dies ist. Schon war gefordert die Beseitigung der Nebenregierung des Kabinets, die Betheiligung der Nation an der Verwaltung, die allgemeine Wehrpflicht, die allgemeine Steuerpflicht, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Milderung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land, die Zulassung einer beschränkten Gewerbefreiheit. Es besteht ein Unterschied zwischen diesen Postulaten: die einen waren wirthschaftlicher, die andern politischer Art; diese wurden damals vom Haupte des Staates verworfen, jene angenommen. Die Einkommensteuer, bei der man zweifeln konnte, zu welchen sie mehr gehöre, fand seine Billigung. Wir gehen wohl nicht fehl mit der Annahme, daß die an den Namen Schönbrunn geknüpfte Demüthigung des Staates bei dem Könige und seinen Kabinetsräthen doch nicht spurlos vorübergegangen war. Beyme*), der begabteste von ihnen, sprach eben in jenen Tagen mit einer an Religion streifenden Innigkeit den Wunsch aus: die Vorsehung möge Stein dem Könige und dem Vaterlande erhalten, zumal in dem jetzigen höchst kritischen Momente, wo ein Mann von seinen Talenten und seiner Charakterstärke ein besonderes Geschenk des Himmels sei. Von Naumburg aus (denn schon befand sich der König im Felde) erging am 2. Oktober, auch dies in Uebereinstimmung mit Stein's Vorschlägen, an zwei andere Minister der Befehl, seinen Plan zu prüfen.

Indeß, ehe es dazu kam, ehe auch nur die 1805 beschlossenen Aenderungen vollständig durchgeführt waren**), trat der gräßliche Zusammenbruch ein, der dem deutschen Patrioten den Klang der Zahl 1806 für immer schmerzlich machen wird. Der Ausgang des Kampfes, den Preußen mit Frankreich führte, war ein Friede, dessen Bedingungen so hart waren, wie sie Napoleon noch nie einer Macht diktirt hatte. Indem nun aber die Unfähigen, welche die Niederlage verschuldet, bei Seite geschoben wurden und an ihre Stelle die Besten traten, die das Gemeinwesen besaß, geschah, daß der Vorsprung, den der Sieger gehabt, von dem Besiegten eingeholt wurde. Napoleon, den popularen Ideen, so weit sie nicht

*) An Stein, Charlottenburg 20. September 1806.

**) Es ergingen nur das Edikt wegen Aufhebung der Provinzial-Binnenzölle" (26. Dezember 1805) und das „Publikandum wegen Einführung des neuen Accise-Tarifs in Alt-Ostpreußen und Litthauen, auch in Westpreußen und den Netzdistrikt" (22. Mai 1806): Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium 11, 3073. 12, 351.

seinen Machtansprüchen entgegenkamen, abhold, hatte in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht beseitigt, die in der allgemeinen Steuerpflicht wurzelnde Einkommensteuer nicht wieder aufgenommen. In Preußen schloß das Programm der Reformatoren sowohl die allgemeine Wehrpflicht wie die allgemeine Steuerpflicht ein. Die erste wurde durch die Bedenken des Königs eine Zeit lang verzögert, die zweite alsbald durchgesetzt.

Freilich nicht in dem ganzen Umfang der Monarchie. Denn da der französische Imperator gegen den Wortlaut des Tilsiter Friedens seine Heere erst an der Passarge, dann an der Weichsel stehen ließ, so war das Machtgebiet des preußischen Königs, wenn man von zwei kleinen Bezirken in Pommern und Schlesien absieht, zunächst auf die Provinzen Ostpreußen und Litthauen, wozu später noch ein Theil von Westpreußen kam, beschränkt. Alle Verordnungen und Gesetze, die 1807 und 1808 für diese Landschaften ergingen, kamen thatsächlich allgemeinen Staatsgesetzen gleich. Darum ist es nicht billig, der Einkommensteuer, die durch das Reglement, „das Kriegsschuldenwesen der Provinz Ostpreußen und Litthauen und der Stadt Königsberg insbesondere betreffend"*), eingeführt wurde, eine nur provinziale Bedeutung zuzueignen. Sämmtliche Zentralbehörden des Staates sind bei ihrer Berathung betheiligt gewesen.

Um den Ursprung des Gesetzes zu verstehen, muß man wissen, daß die Franzosen der Provinz Ostpreußen (unter welche immer Litthauen mit begriffen war) eine Kriegs-Kontribution auferlegt hatten, zu welcher 4 Millionen Franks allein von Königsberg, 8 Millionen Franks von der gesammten Provinz gesteuert werden sollten. Nach unseren Vorstellungen war die Summe nicht hoch: was für eine Rolle spielen in unserm Budget 10 Millionen Mark. Aber die Provinz, auch heute nicht reich, war damals fürchterlich zugerichtet durch die Winterquartiere und Kriegszüge der letzten 8 Monate; das Meer, die Hauptquelle des vorhanden gewesenen Wohlstandes, war durch das Kontinental-System Napoleon's gesperrt; ebenso das Hinterland, seitdem die polnischen Erwerbungen als Herzogthum Warschau konstituirt waren. Genug, nur ein Theil der Kontribution hatte gleich berichtigt werden können, für den Rest stellten die Königsberger Kaufleute Wechsel aus, die nun einzulösen waren. Wie sollte das erforderliche Geld aufgebracht

*) Sammlung der für die Kgl. Preußischen Staaten erschienenen Gesetze und Verordnungen v. 1806 bis z. 27. Oktober 1810 S. 193.

werden? Der National-Oekonom der Königsberger Hochschule, Kraus*), ein Schüler von Adam Smith und einer der angesehensten Männer der Provinz, meinte, die Deckung werde sicher durch auswärtige Anleihen zu bewirken sein: eine Einkommensteuer dagegen sei unbedingt zu verwerfen; man werde nicht leicht ein auf Preußen passendes Beispiel finden, daß irgend eine Nation unter ähnlichen Umständen je eine solche Maßregel ergriffen hätte; das sei stets nur in Zeiten des Krieges und beim Verschwinden des Kredits gewesen. Mit noch größerer Bestimmtheit, geradezu mit Leidenschaft wehrte sich ein Freund und Verehrer von Kraus: Minister Schroetter, der höchste Beamte der Provinz.**) Er nannte die Einkommensteuer unter den obwaltenden Verhältnissen geradezu ein Unglück für das Land: Alles werde in Verzweiflung gerathen und der letzte Funke von Patriotismus erlöschen. Beide täuschten sich. Sehr wenig kam auf dem Wege auswärtiger Anleihen ein, und es mußte doch eine Einkommensteuer erhoben werden.

Zuerst tauchte der Gedanke auf, eine solche Steuer wenigstens in Königsberg einzuführen. Merkwürdiger Weise ist der Plan dazu gleichzeitig, an demselben Tage (28. September 1807), sowohl von der städtischen wie von der staatlichen Behörde formulirt worden: jene vertreten durch den Polizei-Direktor Frey, diese durch den Assessor J. G. Hoffmann.***) Frey, ein echtes Königsberger Kind, auf das Stärkste beeinflußt von dem größten aller seiner Landsleute, von Immanuel Kant. Die Durchforschung der Akten hat schon ergeben, wie hervorragend sein Antheil an der Städteordnung von 1808 ist†); heute weisen wir ihm seine Stelle unter den Urhebern der Einkommensteuer an. Hoffmann war damals einer der Räthe des Kammer-Präsidenten Auerswald, nicht lange darauf wurde er Nachfolger von Kraus an

---

*) „Ueber die Mittel, das zur Bezahlung der französischen Kriegsschuld erforderliche Geld aufzubringen“ v. D.: Beilage zu dem Immediat-Berichte des Ministers Schroetter, Königsberg 17. August 1807, hierauf (1808) in den von Auerswald herausgegebenen Vermischten Schriften von Kraus (2, 49 ff.) gedruckt.

**) In dem soeben zitirten Immediat-Bericht. — Schroetter machte es allen Studirenden, die in dem ostpreußischen Finanz-Departement angestellt zu werden wünschten, zur Pflicht, „sich durch Krausens Zeugnisse zu legitimiren, daß sie seine Vorlesungen mit Nutzen angehört hätten.“ Kraus, Staatswirthschaft, herausg. v. Auerswald, Vorrede z. 1. Theil S. III f.

***) Frey: „Plan zur Abtragung der Kriegsschulden für die Stadt Königsberg.“ Hoffmann: „Promemoria, das Kriegsschuldenwesen der Stadt Königsberg betreffend.“

†) E. Meier, Reform d. Verwaltungs-Organisation unter Stein u. Hardenberg S. 292 ff. Dazu mein Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern (1898) 93, 471 ff.

der Königsberger Universität. Auch er gehört zu den feinen Köpfen dieser an Talenten überreichen Zeit, so daß man anfangs zweifeln kann, wer von beiden höher zu stellen ist. Frey war, wie nur irgend einer im Kreise der Reformatoren, durchdrungen von der Nothwendigkeit, die Privilegien zu beseitigen; einige Stellen seiner Denkschriften lesen sich wie eine der französischen Broschüren von 1789. Er geißelt den Privilegienschwindel, das Bestreben, bei jeder Gelegenheit Vorrechte geltend zu machen oder sich der allgemeinen Mitleidenschaft zu entziehen. Stets soll der Grundsatz vorleuchten, daß die Last proportional zu machen sei der Kraft, sie zu tragen; der Ungleichheit des Reichthums soll dadurch abgeholfen werden, daß bei der Vertheilung der Auflagen der Aermere erleichtert und der Reichere mehr beschwert werde. Er will auch das Privat-Eigenthum des Königs und der Offiziere mit heranziehen, die bis dahin einen Staat im Staate gebildet. Dagegen sollen Kirchen, Schulen, Stipendien, milde Stiftungen und alle Bildungsanstalten frei sein, weil durch sie die Fürsorge des Staats für Religion, Sittlichkeit, Erziehung und Bildung sowohl erleichtert als wirksam gemacht wird und was diesen Instituten an Kräften entzogen wird, diesen heilsamen Endzwecken als entrissen angesehen werden kann; ebensowenig sollen die Quellen der öffentlichen Wohlthätigkeit geschwächt, also Hospitäler, Kranken- und Armenhäuser nicht beschatzt werden. Hoffmann's Denkschriften tragen ein anderes Gepräge: nüchtern und ruhig, klar und durchsichtig, sind sie echte Proben des gesunden Menschenverstandes. In der Sache zeigen Frey und Hoffmann eine Uebereinstimmung, die wohl auf die Einwirkung von Kraus zurückgeht; war er auch im Sommer 1807 gegen die Einführung der Einkommensteuer in Preußen gewesen, so hatte er sich doch theoretisch und historisch über sie geäußert.*) Aber es läßt sich nicht ver-

*) Hoffmann hat bei der durch Auerswald veranlaßten Edition der „Staatswirthschaft" von Kraus mitgewirkt (Vorrede zum 1. Theil S. IX). Zwischen Kraus und Frey finden sich sogar wörtliche Uebereinstimmungen:

Kraus, Denkschrift über die Aufbringung der französischen Kriegsschuld. (Vermischte Schriften 2, 65, vgl. oben S. 17 Anm.) „Die Ausmittelung des Einkommens, dessen jeder genießt, kann nicht wohl anders als auf den Grund seines eigenen Geständnisses geschehen."

Frey's Plan. „29. Die Ausmittelung der beiden Einkommensarten mit und ohne Grundstück kann füglich nicht anders als durch eigenes Geständniß geschehen."

Dergleichen würde sich sicher noch mehr nachweisen lassen, wenn die ursprünglich in Aussicht genommene Herausgabe der Kraus'schen Vorlesungshefte über Finanzwissenschaft (s. „Staatswirthschaft" Vorrede z. 1. Theil S. XI) erfolgt wäre.

kennen: schon damals blieb Hoffmann hinter Frey zurück; dieser war der Radikalere. Beide betonten, daß keine Vermögens-, sondern eine Einkommensteuer zu erheben sei. Beide differenzirten die Rente. „Das unkräftigste Einkommen," sagt Frey, „ist das von Besoldungen, indem der Beschatzte den Grundstock des Einkommens nicht im eigenthümlichen Besitz hat, und, was ihm abgefordert wird, als ein Kapitalsverlust angesehen werden kann. Kräftiger ist das Einkommen des Kapitalisten, denn er hat den Fonds selbst in Händen, den er günstiger anlegen kann. Am kräftigsten endlich ist das Einkommen des Gewerbmanns, weil es sich in hohen Profiten gründet und ihm die Möglichkeit bleibt, seinen Verlust durch Aufschlag sich wenigstens zum Theil ersetzen zu lassen." Demgemäß soll das Einkommen verschieden besteuert werden. Beide, Frey wie Hoffmann, forderten die Progression; nur daß sie bei Frey viel stärker war. Während Hoffmann bei dem Einkommen ohne Kapital nicht über 15, bei demjenigen aus Kapital nicht über 20 Prozent nehmen wollte, erklärte Frey, in diesem Punkte den Jakobinern folgend, daß kein Maximum des Einkommens steuerfrei gelassen werden dürfe.*) Beide forderten die Selbsteinschätzung, Hoffmann jedoch nur für die Zinsen aus Kapital ohne Hypothek. Anders als Stein verzweifelten beide daran, das Einkommen aus Gewerbe genau abzuschätzen, und unterwarfen es einer Klassifikation, in deren Einzelheiten sie auseinandergingen. Beide zogen auch die niedern Stände mit heran und zwar ebenfalls durch eine Klassifikation. Wer die fremden Gesetze im Kopfe hat, gewahrt sofort, daß hier das österreichische Vorbild, welchem bereits der gefeierte Kameralist Justi gefolgt war**), nachgeahmt ist, und Frey ist so offen, dies unumwunden einzugestehen.***) Gerade wie in Oesterreich sollte jeder, auch der

*) Hoffmann: „Höheres Einkommen wird nur mit 20 Prozent belegt, da die Taxe, wenn sie ohne Beschränkung in dem gegebenen Verhältnisse fortstiege, endlich das Einkommen absorbiren würde." Frey Nr. 27: „Uebrigens kann weder ein Minimum noch ein Maximum des Einkommens angenommen werden, welches steuerfrei bleibt, wiewohl Beides in England stattfindet. Allein hierauf ist nicht zu parallelisiren, weil die Einkommensteuer in England eine bleibende ist und weil daselbst auf die Reichen schon andere starke Auflagen gelegt sind, welche die andern Erwerbsklassen nicht treffen."

**) Staatswirthschaft (1755) 2, 421 f. Das österreichische Gesetz, auf das er anspielt, steht im Codex Austriacus 5, 198 und trägt das Datum des 15. Januar 1746.

***) Klassifikation der Gewerbe im österreichischen Gesetz v. 1799 § 14: „Da mehrere Klassen der Menschen im Staate vorgefunden werden, deren Nahrungserwerb unsicher und zweifelhaft und sich überhaupt nicht mit Sicherheit auf einen gewissen reinen jährlichen Ertrag ausmitteln läßt u. s. w."

wenig Bemittelte, steuern, sogar die Knechte und Mägde, die Tagelöhner und Bedienten: es war die stärkste Abweichung von dem französischen Dekret des Jahres 1793. War in Frankreich auch auf dem Gebiete des Steuerwesens den Palästen Krieg, den Hütten Friede angekündigt, so wurden in Preußen Hütten wie Paläste in Anspruch genommen.

Die beiden Entwürfe sind dann in verschiedenen Berathungen und Korrespondenzen*) erörtert worden. Das Ergebniß war, daß die Hoffmann'schen Maxima angenommen wurden**), wogegen Frey die Befreiung der Kirchen und Schulen, das Prinzip der Selbsteinschätzung und seinen Tarif für die Besteuerung der Gewerbe durchbrachte. Selbstverständlich unterlag der Besteuerung bloß das reine Einkommen.

Aber dies alles betraf nur Königsberg; von der Provinz war dabei nicht die Rede. Erst eine Mahnung von Stein, der inzwischen in Memel, der damaligen Residenz des Königs, eingetroffen war und nunmehr die Stellung eines allmächtigen Premier-Ministers einnahm, führte die Debatte einen Schritt weiter; er erklärte: die Kriegssteuer müsse von der ganzen Provinz in schicklichen Terminen und durch passende Abgaben, welche einen dem Bedarf angemessenen Ertrag lieferten, erhoben werden.***) Sicher,

---

Frey Nr. 25: „Da indessen die englische Finanz-Verfassung am wenigsten der unsrigen annähernd ist, so wird die österreichische Einkommensteuer auch für uns deshalb die passendere bleiben, weil sie eine außerordentliche ist." In Nr. 29 von Frey finden sich sogar die den österreichischen Gesetzen eigenthümlichen technischen Ausdrücke (sub fide nobili, sub fide sacerdotali, sub clausula iuratoria). Uebrigens enthält bereits das österreichische Patent v. 23. April 1743 (s. oben S. 5) eine Sonderstellung der Gewerbe.

*) Protokoll des Komitees der städtischen Stände von Königsberg, 29. September. Korrespondenz zwischen Minister Schroetter und Präsident Auerswald, 4. u. 7. Oktober. Protokoll einer Konferenz der staatlichen und städtischen Behörden, 10. Oktober. Korrespondenz zwischen Schroetter und Auerswald, 17. u. 19. Oktober 1807. — Drei Druckschriften der Königsberger „Zum Stadt-Schuldenwesen verordneten Liquidations- und Tilgungskommission" (gezeichnet von Frey, Lilienthal und Horn): 1. „Publicandum" 20. Oktober 1807. 2. „Nähere Anweisung, in welcher Art die im Publicando vom 20. Oktober d. J. erforderten Angaben des Einkommens zum Gebrauch für die aus der Stadt Königsberg zu erhebende Kriegssteuer einzurichten" 20. Oktober 1807. 3. „Mittheilungen über die Lage des Kriegsschuldenwesens der Stadt Königsberg" 5. November 1807.

**) Auerswald (Konzept v. Hoffmann) 7. Oktober: „Sobald man die Abgabe . . . steigen läßt, muß man auch ein Maximum annehmen, wo weiter keine Steigerung statt findet, weil sonst endlich die Abgabe dem Einkommen gleich werden, ja dasselbe übersteigen könnte."

***) Kabinets-Ordre an Minister Schroetter, Memel 7. Oktober 1807. Die oben mitgetheilten Worte sind im Konzept von Stein eigenhändig hinzugefügt.

ttelte, steuern, sogar die Knechte und Mägde, die Tage-
Bedienten: es war die stärkste Abweichung von dem
Dekret des Jahres 1793. War in Frankreich auch
biete des Steuerwesens den Palästen Krieg, den Hütten
ündigt, so wurden in Preußen Hütten wie Paläste in
ommen.

den Entwürfe sind dann in verschiedenen Berathungen
ondenzen*) erörtert worden. Das Ergebniß war,
mann'schen Maxima angenommen wurden**), wogegen
Befreiung der Kirchen und Schulen, das Prinzip der
bung und seinen Tarif für die Besteuerung der Ge-
brachte. Selbstverständlich unterlag der Besteuerung
ne Einkommen.

ies alles betraf nur Königsberg; von der Provinz
icht die Rede. Erst eine Mahnung von Stein, der
Memel, der damaligen Residenz des Königs, ein-
und nunmehr die Stellung eines allmächtigen Premier-
nahm, führte die Debatte einen Schritt weiter; er
Kriegssteuer müsse von der ganzen Provinz in schick-
len und durch passende Abgaben, welche einen dem
essenen Ertrag lieferten, erhoben werden.***) Sicher,

25: „Da indessen die englische Finanz-Verfassung am wenigsten der
nähernd ist, so wird die österreichische Einkommensteuer auch für uns des-
passendere bleiben, weil sie eine außerordentliche ist." In Nr. 29
finden sich sogar die den österreichischen Gesetzen eigenthümlichen
Ausdrücke (sub fide nobili, sub fide sacerdotali, sub clausula
. Uebrigens enthält bereits das österreichische Patent v. 23. April
oben S. 5) eine Sonderstellung der Gewerbe.

des Komitees der städtischen Stände von Königsberg, 29. September.
denz zwischen Minister Schroetter und Präsident Auerswald,
Oktober. Protokoll einer Konferenz der staatlichen und städtischen
10. Oktober. Korrespondenz zwischen Schroetter und Auerswald,
Oktober 1807. — Drei Druckschriften der Königsberger „Zum
ldenwesen verordneten Liquidations- und Tilgungskommission"
von Frey, Lilienthal und Horn): 1. „Publicandum" 20. Oktober
„Nähere Anweisung, in welcher Art die im Publicando vom
er d. J. erforderten Angaben des Einkommens zum Gebrauch
s der Stadt Königsberg zu erhebende Kriegssteuer einzurichten"
er 1807. 3. „Mittheilungen über die Lage des Kriegsschulden-
Stadt Königsberg" 5. November 1807.

) (Konzept v. Hoffmann) 7. Oktober: „Sobald man die Abgabe …
muß man auch ein Maximum annehmen, wo weiter keine
statt findet, weil sonst endlich die Abgabe dem Einkommen gleich
dasselbe übersteigen könnte."

Ordre an Minister Schroetter, Memel 7. Oktober 1807. Die
Worte sind im Konzept von Stein eigenhändig hinzugefügt.

daß er damit die Einkommensteuer meinte. Aber Hoffmann, dem wieder das Referat zufiel, trug Bedenken, dasjenige, was er für die Hauptstadt selber empfohlen hatte, für die Provinz zuzulassen. Er redete nur von einer Grund- und Gewerbesteuer, der übrigens, wie in Königsberg, auch die Unbemittelten unterworfen werden sollten.*) Als Auerswald dies ablehnte und einen neuen Plan einforderte, bekannte er sich zwar zur Einkommensteuer, aber verwarf ausdrücklich die Besteuerung der Kapital-Rente.**) Durch den Mund des Königsberger Assessors kam der große Schotte zu Worte, mit dem hier der Deutsche Justi übereinstimmte.***) Hoffmann erörterte, daß in einem Augenblicke, wo der Staat einen sehr großen Theil des in ihm aufgesammelten Kapital-Vermögens verloren habe, wo daher bei einem thätigen Retablissement die Nachfrage nach Anlehnen sehr groß, das Angebot von Darlehnen aber sehr gering sei, der Besitzer von Kapitalien die Bedingungen, unter denen er sie ausleihen wolle, ganz überwiegend in seiner Gewalt habe. Er werde daher auch keine Schwierigkeiten finden, sich die Auflage, die der Staat etwa auf seine Kapitalien legen möchte, von den Gewerbtreibenden und den Grundeignern wieder erstatten zu lassen. Eine Auflage auf reinen Kapital-Gewinn werde also den Rentier nicht treffen, wohl aber die Bedingungen erschweren, unter denen Kapital ausgeliehen werde, d. h. das Retablissement hindern.†) Nur weil es eine sehr nachtheilige Sensation machen würde, wenn der bloße Rentier ganz unbesteuert bliebe, sollte er in diejenige Klasse der Gewerbesteuer gesetzt werden, deren Lebensart und Aufwand dem seinigen gleich käme. Schon hieraus ergiebt sich, daß Hoffmann auch von der Selbst-

*) „Promemoria, die Auflage zu Tilgung der Kriegs-Kontribution von 8 Millionen Franken betreffend", Königsberg 21. Oktober 1807.

**) „Promemoria, die Kriegssteuer der Provinzen Ostpreußen und Litthauen betreffend," Königsberg 24. Oktober 1807.

***) Ad. Smith, Wealth of nations Book V Chap. II Part II Art. 2. Justi, Ausführliche Abhandlung von denen Steuern (1762) 1, 199: „Ein vernünftiger Kameralist kann die Kapitaliensteuern schwerlich billigen." Ebenso bereits in der „Staatswirthschaft" (1755) 2, 324 ff. 419 f.

†) Ad. Smith: If he (the employer) was taxed directly in proportion to the whole profit, he would be obliged either to raise the rate of his profit, or to charge the tax upon the interest of money. Und von dem proprietor of stock, dem citizen of the world, sagt er: By removing his stock he would put an end to all the industry which it had maintained in the country, which he left. Stock cultivates land; stock employs labor! Not only the profits of stock, but the rent of land and the wages of labor, would necessarily be more or less diminished by its removal.

einschätzung nichts wissen wollte.*) Er verwarf weiter die Besteuerung der Domänen. Endlich meinte er, hierin nicht Adam Smith, sondern Justi folgend**), daß eine völlige Eximirung der öffentlichen Dienstgehalte wohl zu motiviren sei: wären die Beamten doch ganz unfähig, andern einen Theil ihrer Steuern zuzuschieben, während sie selber unausbleiblich von der durch Steuern bewirkten Erhöhung der Arbeitslöhne und Produkte betroffen würden; wieder nur wegen der öffentlichen Meinung sollte eine Besteuerung erfolgen, jedoch nach sehr mäßigen Sätzen. Man kommt fast auf den Gedanken, daß Hoffmann seinen für Königsberg bestimmten Steuerentwurf unter einem starken Drucke, sei es von Personen sei es von Verhältnissen, ausgearbeitet hatte. Jetzt korrigirte ihm Auerswald, im Sinne dieses alten Entwurfes, die Selbsteinschätzung und die Besteuerung des Fiskus sowie der Kapitalrente in den neuen Entwurf hinein.***) Doch blieb ein starker Unterschied zwischen der hauptstädtischen und der provinzialen Einkommensteuer übrig; in der letztern war Progression nur bei den Gehältern, und der höchste Steuersatz betrug 4½ Prozent, nämlich bei den Grundstücken, die landwirthschaftlichen Betrieb hatten; sonst wurden durchweg 3 Prozent erhoben. Mehr hatte man nicht nöthig, denn die Provinz im Ganzen brauchte nur doppelt so viel zu zahlen als ihre Hauptstadt.

Darauf feierten die Reformer zunächst den Triumph, daß Minister Schroetter auf ihre Seite trat. Er, der vor wenigen Wochen die Einkommensteuer ein Unglück für das Land genannt, erklärte jetzt, sie verdiene unter den direkten Abgaben (denn diese kämen allein in Betracht) durchaus den Vorzug. Unbehaglich blieb

---

*) „Bloßer Kapital Gewinn ist nur durch Offenlegung des Vermögens oder durch Fassionen zu ermitteln. Erstere ist äußerst gehässig, letztere sind äußerst unsicher.“ Adam Smith: The whole amount of the capital stock which any man possesses is almost always a secret, and can scarce ever be ascertained with tolerable exactness. An inquisition into every man's private circumstances . . . would be a source of such continual and endless vexation as no people could support.

**) Ad. Smith a. a. O. Art. 3: The emoluments of offices can in most cases very well bear to be taxed. Justi, Abhandlung v. d. Steuern, 1, 199: „Die Besoldungssteuern können schwerlich als ein ordentlicher Weg der Abgaben gebrauchet werden.“

***) Auerswald war, wie namentlich die Ereignisse des Januars 1813 gezeigt haben, eine so impressionable Natur, daß die Frage berechtigt erscheint, ob er ganz spontan gehandelt hat. Da es feststeht, daß er den Rath von Frey eingeholt hat (s. Preuß. Jahrb. 93, 498 Anm.), so liegt es nahe, an diesen zu denken. Sollte es nicht möglich sein, mehr über die persönlichen Beziehungen des merkwürdigen Mannes zu ermitteln, den jedes Aktenstudium jener Periode bedeutender erscheinen läßt?

nichts wissen wollte.*) Er verwarf weiter die Be-
r Domänen. Endlich meinte er, hierin nicht Adam
ern Justi folgend**), daß eine völlige Eximirung der
Diensthgehalte wohl zu motiviren sei: wären die Be-
ganz unfähig, andern einen Theil ihrer Steuern zu-
ährend sie selber unausbleiblich von der durch Steuern
rhöhung der Arbeitslöhne und Produkte betroffen
der nur wegen der öffentlichen Meinung sollte eine
erfolgen, jedoch nach sehr mäßigen Sätzen. Man
uf den Gedanken, daß Hoffmann seinen für Königsberg
Steuerentwurf unter einem starken Drucke, sei es von
i es von Verhältnissen, ausgearbeitet hatte. Jetzt
n Auerswald, im Sinne dieses alten Entwurfes, die
ßung und die Besteuerung des Fiskus sowie der
in den neuen Entwurf hinein.***) Doch blieb ein
schied zwischen der hauptstädtischen und der provinzialen
euer übrig; in der letztern war Progression nur bei
n, und der höchste Steuersatz betrug $4\frac{1}{2}$ Prozent,
den Grundstücken, die landwirthschaftlichen Betrieb
wurden durchweg 3 Prozent erhoben. Mehr hatte
öthig, denn die Provinz im Ganzen brauchte nur
el zu zahlen als ihre Hauptstadt.

feierten die Reformer zunächst den Triumph, daß
roetter auf ihre Seite trat. Er, der vor wenigen
Einkommensteuer ein Unglück für das Land genannt,
sie verdiene unter den direkten Abgaben (denn diese
in Betracht) durchaus den Vorzug. Unbehaglich blieb

Kapital Gewinn ist nur durch Offenlegung des Vermögens oder
sionen zu ermitteln. Erstere ist äußerst gehässig, letztere sind äußerst
Adam Smith: The whole amount of the capital stock which
possesses is almost always a secret, and can scarce ever
ained with tolerable exactness. An inquisition into every
vate circumstances . . . would be a source of such continual
ss vexation as no people could support.
a. a. O. Art. 3: The emoluments of offices can in most
well bear to be taxed. Justi, Abhandlung v. d. Steuern,
Die Besoldungssteuern können schwerlich als ein ordentlicher Weg
en gebrauchet werden."

war, wie namentlich die Ereignisse des Januars 1813 gezeigt
so impressionable Natur, daß die Frage berechtigt erscheint, ob
ontan gehandelt hat. Da es feststeht, daß er den Rath von Frey
at (. Preuß. Jahrb. 93, 498 Anm.), so liegt es nahe, an diesen
Sollte es nicht möglich sein, mehr über die persönlichen Be-
des merkwürdigen Mannes zu ermitteln, den jedes Aktenstudium
de bedeutender erscheinen läßt?

ihm freilich die Offenlegung des Einkommens; deshalb warf er die Frage auf, ob man nicht den Steuerzahlern gestatten solle, die Last auf ein Mal abzukaufen: dadurch höre die Nothwendigkeit einer jährlichen Vermögens-Manifestation auf. Die Idee war ebenfalls aus England übernommen, wo Pitt die Landtaxe für ablösbar hatte erklären lassen; mit besonderem Eifer trat Schroetter nicht für sie ein, und sie ist denn auch, obwohl Schön, das Haupt der ostpreußischen Reformpartei, zustimmte, nicht realisirt, vielmehr ausdrücklich abgelehnt worden.*) Sonst hatte Schroetter den beiden Entwürfen, dem Frey-Hoffmann'schen für Königsberg, dem Hoffmann-Auerswald'schen für die Provinz, nichts hinzuzufügen. Mit seiner Empfehlung begleitet, kamen sie ins Kabinet.**)

Stein, der schon ungeduldig geworden war und eine dringende Mahnung zur Eile hatte nach Königsberg ergehen lassen***), übertrug das Referat denjenigen seiner Räthe, zu denen er in Finanzsachen besonderes Vertrauen hatte: Schön und Staegemann; ein dritter, der ihm wohl am nächsten stand, Niebuhr, war im Begriff, Memel zu verlassen, um in der Fremde Hilfe zu schaffen. Auch Schön und Staegemann haben so gut wie nichts geändert. Schön namentlich war entzückt. Es hat etwas Rührendes, den Aeußerungen seines Provinzialstolzes zuzuhören: „Außer einigen englischen Finanzplänen ist wohl selten eine Steuer-Anlage so wissenschaftlich richtig aufgestellt, als dies bei dem Plan zur Tilgung der Kriegssteuer des Königreichs Preußen der Fall ist. Er ist ein vollkommen konstruirtes Ganze; man kann beinahe von der kleinsten Position annehmen, daß sie wissenschaftlich begründet (nothwendig) sei. Außer England konnte nur in einer Stadt, wo Staatswirthschaft und das Finanzwesen zur Wissenschaft erhoben und dies ins Leben übergegangen ist, ein solcher Plan aufgestellt und angenommen werden." In seinem heiligen Eifer wollte er den andern Provinzen des Staates zu Hilfe kommen. Freilich werde der Plan „den bloßen Geschäftsmännern ohne Wissenschaft" erläutert werden müssen. Die einfache Mittheilung werde schwerlich

*) § 11 des Gesetzes vom 23. Februar 1808.

**) Kammer-Präsident Auerswald an Minister Schroetter, Königsberg 29. Oktober. Immediat-Bericht des Ministers Schroetter, Königsberg 13. November. — Kammer-Präsident Broscovius, der auch um sein Gutachten angegangen war, pflichtete bei: Gumbinnen 5. November 1807.

***) Kabinets-Ordre an die beiden Schroetter (Minister und Kanzler), Memel 15. November 1807. Diese Ordre kreuzte sich mit dem eben zitirten Immediat-Berichte des Ministers Schroetter vom 13. November, der wahrscheinlich erst am 19. November in Memel eintraf.

ausreichen; denn um den Plan zu verstehen, müsse man staatswirthschaftliche und finanzielle Kenntnisse haben, die außerhalb Königsbergs — so muß man das Gutachten ergänzen — nicht unbedingt vorausgesetzt werden könnten.*)

Ob nicht beim Lesen dieser Worte trotz des Ernstes der Situation den stolzen Reichsfreiherrn, der ja auch außerhalb der Stadt der reinen Vernunft zur Welt gekommen war, ein Lächeln angewandelt hat? Es charakterisirt ihn, daß er damals mit keiner Silbe des Planes gedachte, den er selber vor Jahresfrist entworfen hatte; er erklärte sich mit dem, was ihm überbracht wurde, einverstanden: ihm war es genug, wenn der erstrebte Zweck erreicht wurde. Wohin seine besonderen Wünsche gingen, das entnimmt man zunächst der Randbemerkung, die er zu dem vorgeschlagenen Steuer-Maximum von 20 Prozent machte: „Warum nicht fortschreitend?" Ausdrücklich setzte er die Möglichkeit, daß der Staat über die hauptstädtische und provinziale Einkommensteuer hinaus eine Einkommensteuer zu seinen Kassen einfordern könne. Doch hat er den Steuersatz nicht geändert. Wenn er freilich die in dem Entwurfe auf 12 Jahre angenommene Tilgungsfrist der Kriegsschuld strich (er meinte, die Abzahlung werde in drei Jahren möglich sein), so kam dies doch einer Erhöhung der Steuer gleich, und in der That erhielt das Gesetz einen Paragraphen, der diese Perspektive eröffnete.**) Ferner beschränkte er die Heranziehung des Fiskus. In der Stadt Königsberg verwarf er sie ganz***); die Domänen ließ er nur deshalb besteuern, weil ein Theil ihres Ertrages für die persönlichen Bedürfnisse des Königs und seiner Familie bestimmt war: es sollte nicht der Schein erweckt werden, als entzöge sich der Monarch den Opfern, welche die Noth des Vaterlandes erheischte. Vor Allem aber ersetzte er den bureaukratischen Apparat, den Hoffmann — auch hierin sich von Frey unterscheidend†) — in das Gesetz gebracht hatte, durch

*) Votum von Schön, (Memel) 20. November. Promemoria von Staegemann, (Memel) 21. November 1807.

**) § 2: „Es soll aber die Steuer nach und nach, so wie der Zustand des Landes es erlauben wird, erhöhet werden, um desto eher das Kriegsschuldenwesen gänzlich zu tilgen und solchergestalt desto mehr an Zinsen und Administrationskosten zu sparen."

***) Stein an Minister Schroetter, Memel 29. Dezember 1807: „Die Einkünfte des nutzbaren Staatseigenthums haben ihre Bestimmung zum Nutzen des Staats; was ihnen entzogen wird, muß auf anderem Wege durch Auflagen herbeigeschafft werden."

†) Frey (Nr. 36) wollte die Klassifikation der Gewerbe durch Kommissionen bewirken, die von den Zünften und Gewerken niederzusetzen seien.

...nn um den Plan zu verstehen, [illegible]
...te und finanzielle Kenntnisse [illegible]
— so muß man das Gutachten [illegible] — [illegible]
...rausgesetzt werden könnten.*)
...ht beim Lesen dieser Worte [illegible] der
...en stolzen Reichsfreiherrn, der ja [illegible]
...er reinen Vernunft zur Welt [illegible] ein
...wandelt hat? Es charakterisirt ihn, daß er damals
...ilfe des Planes gedachte, den er selber der [illegible]
...atte; er erklärte sich mit dem, was ihm [illegible]
...standen: ihm war es genug, wenn der erstrebte Zweck
...e. Wohin seine besonderen Wünsche gingen, das ent-
... zunächst der Randbemerkung, die er zu dem vor-
...Steuer-Maximum von 20 Prozent machte: „Warum
...itend?“ Ausdrücklich setzte er die Möglichkeit, daß
...ber die hauptstädtische und provinziale Einkommen-
... eine Einkommensteuer zu seinen Kassen einfordern
...hat er den Steuersatz nicht geändert. Wenn er
...dem Entwurfe auf 12 Jahre angenommene Tilgungs-
...gsschuld strich (er meinte, die Abzahlung werde in
...nöglich sein), so kam dies doch einer Erhöhung der
..., und in der That erhielt das Gesetz einen Para-
... diese Perspektive eröffnete.**) Ferner beschränkte er
...ung des Fiskus. In der Stadt Königsberg verwarf
...; die Domänen ließ er nur deshalb besteuern, weil
...Ertrages für die persönlichen Bedürfnisse des Königs
...milie bestimmt war: es sollte nicht der Schein er-
...als entzöge sich der Monarch den Opfern, welche die
...rlandes erheischte. Vor Allem aber ersetzte er den
...Apparat, den Hoffmann — auch hierin sich von
...idend†) — in das Gesetz gebracht hatte, durch

*) Schön, (Memel) 20. November. Promemoria von Staegemann,
...1. November 1807.

**) ... soll aber die Steuer nach und nach, so wie der Zustand des
...erlauben wird, erhöhet werden, um desto eher das Kriegsschulden
...ich zu tilgen und solchergestalt desto mehr an Zinsen und Ab-
...steisten zu sparen.“ ...Minister Schroetter, Memel 29. Dezember 1807: „Die Einkünfte
...n Staatseigenthums haben ihre Bestimmung zum Nutzen des
...s ihnen entzogen wird, muß auf anderem Wege durch Auflagen
...t werden.“

†) ... wollte die Klassifikation der Gewerbe durch Kommissionen
...von den Zünften und Gewerken niederzusetzen seien.

populäre Institutionen, ganz im Sinne seines Berichtes von 1806; er verfügte, daß an den Kommissionen, welche die Steuerdeklarationen zu prüfen hätten, in den Städten gewählte Bürger-Deputirte, auf dem platten Lande gewählte Deputirte aus dem ganzen Stande der freien Gutsbesitzer (also nicht nur adlige Rittergutsbesitzer) Theil nehmen sollten.*)

Dazu stimmte sehr wohl, daß der Gesetzentwurf schließlich noch einer ständischen Berathung unterbreitet wurde. Doch kam der Anstoß dazu von der entgegengesetzten Seite: wider die Einkommensteuer, die ihrem Wesen nach den Privilegien feind ist, erhoben sich die Privilegirten.

Zunächst das Militär. Der höchste Offizier, der in den Vorstellungen und Vorurtheilen des Fridericianischen Preußens ergraute Feldmarschall Kalckreuth, war nicht zufrieden damit, daß der Sold des Militärs von der Besteuerung frei gelassen war; er forderte Eximirung auch des Privatvermögens und wies, naiv genug, auf die Einbußen des Offizierkorps während des Krieges hin. Stein beschied ihn abschläglich. „Daß mehrere Offiziere,“ so heißt es knapp und scharf in der Kabinets-Ordre**), „außerdem durch den Krieg verloren haben, bezweifle ich nicht; jedoch ist dieser Fall so allgemein, daß, wenn nur diejenigen, die nichts verloren, zur Kontribution etwas bezahlen sollten, äußerst wenige beitragen würden.“

Dann der Großgrundbesitz. Wie oft haben dessen Vertreter, in alten und neuen Zeiten, sich eines besondern Patriotismus gerühmt gegenüber den internationalen Bestrebungen sonderlich des Handels. Zum Beweise solcher Behauptungen können wenigstens die Ereignisse, von denen wir reden, nicht angerufen werden. In Königsberg haben die verschiedenen städtischen Korporationen (noch gab es keine Städteordnung), nachdem einmal der Gedanke der Einkommensteuer gefaßt war, keinen Widerspruch gegen deren ansehnliche Progression erhoben; erst ganz zuletzt kam ein Protest, der sich gegen die Besteuerung des Gewerbes richtete und die Einkommensteuer überhaupt ersetzt sehen wollte durch eine Vermögenssteuer.***) Gewiß, die Bewohner der Städte waren einigermaßen

*) Stein, Memel 8. Dezember 1807.

**) Memel 18. November 1807.

***) Immediat-Eingabe der Aeltesten der Bürgerschaft in Königsberg, 12. Februar 1808. Die darnach ergangene Kabinets-Ordre (Königsberg 24. Februar) bezeichnet als muthmaßlichen Verfasser dieser Eingabe den Kriminalrath Brand. Vgl. Meier, Reform d. Verwaltungs-Organisation S. 282 ff. und Preußische Jahrbücher 93, 473 Anm.

auf das Neue, das hier hereinbrach, vorbereitet; mit Recht haben schon die Zeitgenossen hervorgehoben, daß die Servis-Einrichtung*) einer Steuer von städtischen Einkommen ähnlich sei.**) Dennoch ist das Beispiel von Opferwilligkeit, das damals Königsberger Kaufleute gaben, nicht ganz gewöhnlich; es erinnert geradezu an die Tage, da Machiavelli deutschen Bürgersinn pries.***) Die Gesetzentwürfe hatten, wie wir sahen, den Gedanken einer prozentualen Besteuerung des Einkommens nicht konsequent durchgeführt, sondern das Einkommen aus Gewerbe einer Klassifikation unterworfen; daher konnte zweifelhaft sein, ob die Rente aus dem Aktienbesitz der Gewerbtreibenden noch besonders zu besteuern sei. Die im städtischen Komitee sitzenden adligen Hausbesitzer und Eximirten besorgten nun, daß im Falle der Besteuerung die Betroffenen sich ihrer Aktien entäußern und dadurch den Kurs, namentlich der Pfandbriefe, drücken würden; sie setzten also den Beschluß durch, daß die Besteuerung unterbleiben solle. Da gaben die Aeltesten der Kaufleute die Erklärung ab†): „Wir sind von dem Unrecht, welches durch die uns zugedachte Steuerfreiheit dem Ganzen zugefügt wird, überzeugt und wollen daher diese Exemtion nicht annehmen.“ Stein entschied dann, daß dies patriotische Opfer, wie einer seiner Räthe es nannte, anzunehmen sei.††)

Um dieselbe Zeit meldeten sich die Vertreter des Adels. Der General-Landschaftsdirektor, frühere Hauptmann Freiherr v. Korff und der Geheime Justizrath v. Brandt führten „als Deputirte des Landes“ bei Stein Beschwerde, daß über das Steuer-Reglement zwar alle Innungen und Gewerke von Königsberg, aber nicht die Vertreter des platten Landes gehört seien. Sie baten, daß es

*) Gut geschildert in der (dem Minister Schroetter gewidmeten) Schrift von K. G. Prätorius: Versuch über das Besteuerungswesen (1802) S. 178 ff.

**) So Kraus in der wiederholt zitirten Denkschrift (Vermischte Schriften 2, 70). Vgl. Kammer-Präsident Broscovius an Minister Schroetter, Gumbinnen 5. November 1807: „Uebrigens wird diese Art von Steuer (die Einkommensteuer) auf dem platten Lande allerdings Sensation machen, weil sie ungewöhnlich und doch immer mit einer Art von Offenlegung des Vermögens verknüpft ist. In den Städten wird es weniger der Fall sein, weil diese schon durch die Servis-Anlagen dazu gewohnt sind.“

***) Discorsi sopra la prima deca di T. Livio I 55: Vedesi bene nella provincia della Magna questa bontà e questa religione ancora in quelli popoli esser grande, la qual fa che molte republiche vi vivono libere, ed in modo osservano le loro leggi, che nessuno di fuori nè di dentro ardisce occuparle.

†) Königsberg 28. Oktober 1807.

††) Schön, Memel 6. Dezember. Stein, Memel 8. Dezember 1807 (3. Theil bei Pertz 2, 53 ff.).

nunmehr „der Ordnung gemäß", wie sie sagten, vor der Konfirmation den Ständen vorgelegt werde, um deren Bemerkungen und Vorschläge zu vernehmen. Kurz vorher hatte Korff bei Minister Schroetter beantragt, die Kriegssteuer nicht durch eine allgemeine Auflage von der ganzen Provinz zu erheben, sondern den Antheil des platten Landes besonders zu bestimmen und aufzubringen. Die Absicht bei dieser Wiederaufnahme eines alten ständisch-feudalen Lieblingsgedankens war klärlich die, sich der Einkommensteuer zu entziehen, und Schroetter stimmte denn auch für einfache Abweisung, um so mehr, da das Reglement bereits dem Könige zur Vollziehung vorlag.*) Anders Stein. Erfüllt, wie er war, von dem Wunsche, dem Hader und Zwiespalt der Stände, der das Vaterland so tief heruntergebracht, keine neue Nahrung zu geben, erklärte er, die Repräsentanten des platten Landes hätten in der That gehört werden müssen; er forderte Schroetter auf, wie Korff und Brandt selber vorgeschlagen hatten, die seit dem Herbst in Königsberg anwesende ständische Deputation mit dem Plane bekannt und ihr seine Vorzüge begreiflich zu machen. Er ging in seiner Nachgiebigkeit so weit, daß er die Deputirten durch die Aussicht auf eine nachträgliche Ausgleichung zwischen Stadt und plattem Lande beruhigen wollte.**) Darauf trat am 14. Dezember 1807 die Deputation zusammen. Sie erhob einige Ausstellungen, betonte aber von Neuem, daß das platte Land nicht gehört sei, und wies in dieser Beziehung auf den General-Landtag der Provinz hin.

So vereinigte sich, wie einst in Frankreich vor der Berufung der États généraux, mit der finanziellen Frage die konstitutionelle.

---

*) Es war, nachdem Stein am 25. November den Plan von Memel aus nach Königsberg zurückgeschickt hatte, mit Immediat-Bericht der beiden Schroetter (Königsberg 30. November 1807) dem Kabinet überreicht worden. Die letzte Redaktion im ostpreußischen Provinzial-Ministerium hatte der dort als Hilfsarbeiter beschäftigte Geheime Justizrath Morgenbesser vorgenommen. Einer der Radikalsten in diesem Kreise, der wohl fand, daß die Franzosen nicht weit genug in der Revolution gegangen seien, weil sie nicht gewagt hätten, das Erbrecht abzuschaffen (Dorow, Denkschriften u. Briefe 4, 25). Dies Mal hat er nur redigirt. Da die Zeit drängte, benutzte er die eingereichten Entwürfe einfach als Konzept, in das er seine Aenderungen eintrug: für den zweiten Abschnitt (wahrscheinlich auch für den ersten: Gesetz-Sammlung 1806—10 S. 200 u. S. 194) den Entwurf von Frey, für den dritten (Gesetz-Sammlung S. 205) den von Hoffmann.

**) Schroetter an Stein, Königsberg 7. Dezember. Korff u. Brandt an Stein, Königsberg 8. Dezember. Stein an Schroetter, Memel 9. Dezember. Stein an „die Herrn Deputirten der ostpreußischen Ritterschaft", Memel 12. Dezember 1807. Vgl. J. Voigt, Darstellung d. ständischen Verhältnisse Ostpreußens (1822) S. 75.

Es ist eine weitere Aehnlichkeit zwischen den Verhältnissen der kleinen preußischen Provinz und der Großmacht Frankreich, daß hier wie dort die ständische Vertretung lange geruht hatte; während der Regierungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. sind Landtage in Ostpreußen nur zum Zwecke der Huldigung gehalten worden. Dann hatten bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. die ostpreußischen Stände den Wunsch nach einer regelmäßigen Wiederkehr ihrer Landtage ausgesprochen, waren aber vom Könige abschläglich beschieden worden. Dagegen glückte es eben damals dem Adel der Provinz, eigene Pfandbriefe, nach dem Muster der übrigen östlichen Landschaften des Staates, zu erhalten, und seine zur Verwaltung dieses Kreditsystems gewählten Repräsentanten bekamen den einigermaßen mißverständlichen Namen eines General-Landtages*). Schon im August 1807 war, ebenfalls zu finanziellen Zwecken, die Berufung des General-Landtags beantragt, einige Zeit darauf auch genehmigt worden**): er sollte die Aufnahme der Domänen in das landschaftliche Kreditsystem bewirken. Das war die Versammlung, an welche die Deputation des Adels in Sachen der Einkommensteuer appellirte. Noch ein Mal kam Stein den ständischen Wünschen entgegen. Er half selber das konstitutionelle Bedenken, ob denn der General-Landtag andere als Pfandbrief-Angelegenheiten behandeln dürfe, beseitigen, indem er bestimmte, daß die Kreise ihre Deputirten beauftragen sollten, auch über das Einkommensteuer-Reglement in Berathung zu gehen. Wie aber? Wenn nun der Adel, der doch allein auf dieser Versammlung vertreten war, seine schwach verhüllte Opposition gegen die neue Steuer demaskirte und das ganze Werk zum Scheitern brachte? Da hat Stein einen Gedanken aufgenommen und verwirklicht, der bereits von seinen nächsten Amtsvorgängern in der Zentral-Verwaltung vorgeschlagen war und uns wieder an das Beispiel Frankreichs erinnert. Es gab in Ostpreußen eine ansehnliche Zahl Güter mittleren Umfangs, die in den Händen von Bürgerlichen, sogenannten Kölmern, waren, und diese hatten weder auf dem Landtage noch auf den Kreistagen Sitz und Stimme. Stein ver-

*) Promemoria von Staegemann, Königsberg 19. August 1808 (in meiner Schrift: Kneisebeck u. Schön S. 306): „Uebrigens scheint die ältere Benennung Landtag der Benennung General-Landtag vorzuziehen. Letztere wurde in Angelegenheiten des Kredit-Systems gewählt, theils den Unterschied vom ständischen Landtage, theils anzudeuten, daß ein größerer Ausschuß gemeint sei.“ Im Uebrigen vgl. Voigt a. a. O. S. 35 ff.

**) Kabinets-Ordre an die Kombinirte Immediat-Kommission, Memel 21. Dezember 1807.

fügte, daß die kölmischen Besitzer jedes Kreises einen Deputirten zum General-Landtage wählen sollten. Eine feindliche Gesinnung gegen den Adel trat hierin so wenig wie sonst bei Stein zu Tage; denn immer noch stand den 12 Bürgerlichen die doppelte Zahl von adligen Deputirten gegenüber, deren Majorität weiter durch die adligen Mitglieder der Landschafts-Direktionen verstärkt wurde. Dennoch war es, wenn wir Kleines mit Großem vergleichen dürfen, eine Maßregel, die sich in derselben Richtung bewegte wie das von der französischen Krone verfügte Doublement du Tiers des Jahres 1788.*)

Ich weiß nicht, ob man es bereits als eine Wirkung dieser Verordnung anzusehen hat, daß alsbald der Adel den König persönlich um seine Intervention anging. Am 6. Januar 1808 übermittelten von Königsberg aus sieben preußische Adlige**), indem sie sich den Vorschlag von Korff (der übrigens unter ihnen war) aneigneten, die Bitte, in Angelegenheiten der Kriegssteuer das platte Land von Königsberg und den Städten überhaupt zu trennen. Unmöglich könne für das Land dasselbe Prinzip wie für die Städte angenommen werden, am wenigsten die Selbsteinschätzung. In den Städten ließe sich das Einkommen mit ziemlicher Sicherheit angeben, da Kapitalien, Häuser, Gärten und Gewerbe fortwährend einen zu berechnenden Nutzen abwürfen; auf dem Lande aber würden diese Fassionen nur anzeigen, was das Gut tragen könne und solle, nicht aber, was es wirklich trage. Ueberhaupt walte zwischen dem Zustande der Stadt und des Landes ein sehr bedeutender Unterschied ob: die Stadt habe beinahe Alles behalten, das Land beinahe Alles verloren. Dann folgten bewegliche Klagen über die Verwüstungen des letzten Krieges, die sicherlich der Wirklichkeit vollkommen entsprachen und nur insofern über das Ziel hinaus schossen, als sie die eben so große Noth der Städte ignorirten. Den Schluß der Eingabe machten national-ökonomische und politische Erwägungen, in denen die Ueberhebung des Agrarierthums massiv zum Durchbruch kam. Das Land, heißt es, verdiene schon deshalb alle Begünstigung, weil es erstens die primitive Stütze des Staates sei. „Fällt das Land, so fallen auch die Städte, und obgleich sie sich wechselseitig brauchen, so muß doch

*) Stein an Schroetter, Memel 19. Dezember 1807. Immediat-Bericht der Kombinirten Immediat-Kommission, Memel 6. September 1807: „Dagegen würde es nothwendig sein, einige Deputirte aus dem Kölner-Stande zuzuziehen."

**) Schlieben, Korff, Finkenstein, Domhardt, Weiß, Krafft, Hahn.

erst produzirt werden, ehe ein Verkehr stattfinden kann; Nahrung ist das erste Bedürfniß, dann kommt erst die Bequemlichkeit und der Luxus." Zweitens — und dies Argument war wohl besonders berechnet auf das königliche Haupt des Militärstaates Preußen — habe das Land die größte Population, liefere also die meisten Vertheidiger des Staates und verdiene daher mehr Rücksicht. Drittens könnten zwar die Städte in einem kleineren Bezirke und für den Moment mehr zur Füllung der Staatskassen beitragen, aber auch diese Quelle versiege, wenn das Land sinke. Auf alles dieses gründen die Bittsteller die Hoffnung, daß der Monarch den Beitrag des platten Landes so mäßig wie möglich bestimmen und die Zahlung so lange wie möglich hinausschieben werde. „Wenn dann", das sind die letzten Worte der Eingabe, „diese Quote bestimmt ist, so wird es die Sache des General-Landtages sein, die Repartition auf die Stände und sämmtliche Klassen der Landbewohner nach den Grundsätzen der möglichsten Billigkeit anzulegen."— Wie viel würde dann wohl auf die Rittergutsbesitzer gekommen sein?

So sehr behielt jener Freund von Stein, der feurige Vincke, Recht, der vor Jahren prophezeit hatte, daß, wenn einmal in Preußen eine Einkommensteuer eingeführt werden sollte, es anders hergehen werde als in England. Adel und Kaufmannschaft in England bezahle sie neben der ungeheuren Last anderer Auflagen, die doch gerade den Wohlhabenden träfen, ohne alles Murren; jeder wetteifere mit dem andern, die Regierung auf alle Weise zu unterstützen und durch eigene Aufopferung zu befestigen. „Dagegen der größere Haufe unseres Adels noch immer wähnt, der Staat könne nicht bestehen ohne seine eigene unbedingte Exemtion von allen wesentlichen Beiträgen, ohne Druck und Dienstbarkeit der andern Stände, und die geringste Abänderung und Nachgiebigkeit müsse unfehlbar den Zusammensturz des Gouvernements zur Folge haben.*)" Es stand 1807 nicht anders als 1787, 1794, 1799 und 1805: der Adel der preußischen Provinzen sträubte sich, die Lasten des Gemeinwesens nach seinem Vermögen zu tragen.**)

Nunmehr war Stein's Geduld erschöpft; er wies den Antrag zurück. Die ruhige Kürze, mit der es geschah, sticht grell ab gegen

*) Vincke an Stein, Manchester 8. August 1800, bei Bodelschwingh, Leben v. Vincke (1853) 1, 137 f.

**) Die adligen Remonstrationen aus dem Jahre 1799 zitirt von Hintze, Hist. Ztschr. N. F. 40, 427 ff.

t werden, ehe ein Verkehr stattfinden kann; Nahrung
Bedürfniß, dann kommt erst die Bequemlichkeit und
Zweitens — und dies Argument war wohl be-
chnet auf das königliche Haupt des Militärstaates
habe das Land die größte Population, liefere also die
eidiger des Staates und verdiene daher mehr Rück-
s könnten zwar die Städte in einem kleineren Be-
r den Moment mehr zur Füllung der Staatskassen
r auch diese Quelle versiege, wenn das Land sinke.
ses gründen die Bittsteller die Hoffnung, daß der
Beitrag des platten Landes so mäßig wie möglich
die Zahlung so lange wie möglich hinausschieben
n dann", das sind die letzten Worte der Eingabe,
bestimmt ist, so wird es die Sache des General-
, die Repartition auf die Stände und sämmtliche
ndbewohner nach den Grundsätzen der möglichsten
gen." — Wie viel würde dann wohl auf die Ritterguts-
en sein?

chielt jener Freund von Stein, der feurige Vincke,
Jahren prophezeit hatte, daß, wenn einmal in
Einkommensteuer eingeführt werden sollte, es anders
als in England. Adel und Kaufmannschaft in
sie neben der ungeheuren Last anderer Auflagen,
den Wohlhabenden träfen, ohne alles Murren;
mit dem andern, die Regierung auf alle Weise zu
durch eigene Aufopferung zu befestigen. „Dagegen
se unseres Adels noch immer wähnt, der Staat
en ohne seine eigene unbedingte Exemtion von
Beiträgen, ohne Druck und Dienstbarkeit der
und die geringste Abänderung und Nachgiebigkeit
en Zusammensturz des Gouvernements zur Folge
und 1807 nicht anders als 1787, 1794, 1799 und
er preußischen Provinzen sträubte sich, die Lasten
nach seinem Vermögen zu tragen.**)
r Stein's Geduld erschöpft; er wies den Antrag
e Kürze, mit der es geschah, sticht grell ab gegen

Manchester 8. August 1800, bei Bodelschwingh, Leben
n, 1, 137 f.
onstrationen aus dem Jahre 1799 zitirt von Hintze, Hist.
, 427 ff.

den Wortschwall der Agrarier: „Das eigene Interesse des platten Landes erfordert, daß es bei der Einkommensteuer sein Verbleiben habe. Ein Quotisiren läßt sich hierbei nicht ausführen, und durch die Fassionen, mittelst welcher das zu besteuernde Einkommen eines jeden Steuerpflichtigen ausgemittelt werden soll, wird jede Prägravation theils des Landes gegen die Stadt, theils der Individuen gegen einander so weit ausgeglichen, als sich solches überhaupt bei der Unvollkommenheit jeder menschlichen Einrichtung erreichen läßt." Nur zum Schluß klang es wie eine Art Drohung, da wo auf die kölmischen Deputirten hingewiesen wurde, die doch auch gehört werden müßten.*) Es war, wie Minister Schroetter sofort erkannte**), das entscheidende Wort. Denn die Adligen hatten die Bestimmung über die wichtigste der schwebenden Fragen dem Könige überlassen; darin lag doch der Verzicht auf die Chancen der parlamentarischen Debatte: unmöglich konnten sie jetzt die Opposition auf dem Landtage fortsetzen. Doch sah sich Stein vor. Noch ein Mal, zum letzten Male gedenken wir der französischen Entwickelung, die, wie verschieden auch ihr Endergebniß war, doch unaufhörlich Analogien darbietet. Die ersten Berathungen der Konstituante waren durch die Frage der Stimmordnung, par ordre ou par tête, beherrscht worden. Jetzt fragte Präsident Auerswald, der zum königlichen Kommissar auf dem General-Landtage bestimmt war, bei Stein an, wie abgestimmt werden sollte. Nach dem geltenden Landschafts-Reglement mußten die Stimmen nach der Zahl der zur Landschaft gehörigen Departements (Angerburg, Mohrungen, Königsberg) berechnet werden. Auerswald schlug vor, daß es dabei sein Bewenden behalten möge, auch nachdem nunmehr die Kompetenz der Versammlung auf allgemeine Landesangelegenheiten erstreckt sei; die kölmischen Deputirten sollten gegenüber den drei Adelsstimmen eine Stimme für sich führen. Stein war dagegen. „Man halte es", verfügte er an seinen vortragenden Rath, „für besser, daß in Landesangelegenheiten viritim gestimmt werde, indem auf diese Weise das Gutachten jedes Einzelnen deutlich ausgedrückt und bekannt werde und es nicht durch eine Majorität in den kleinen Unterabtheilungen der Departements verschwinde." Auf der Stelle aber führte dies weiter. Wie in allen Versammlungen des ständischen Zeitalters, waren auch im ostpreußischen Landtag

*) Kabinets-Resolution an „die ostpreußische Ritterschaft", Königsberg 21. Januar 1808.

**) Schroetter an Stein, Königsberg 24. Januar 1808.

die Deputirten an die Instruktionen ihrer Auftraggeber gebunden gewesen: Stein machte diesem Zustande ein Ende. „Die Deputirten", bestimmte er weiter, „könnten überhaupt sich nicht an Instruktionen der Kreise, von denen sie gewählt worden, binden, indem sonst alle Stimmfreiheit und der Nutzen einer Generalversammlung hinwegfalle; sondern jeder sei verpflichtet und berechtigt, seine Meinung nach seiner Einsicht und Ueberzeugung freimüthig vorzutragen und abzugeben."*)

Die auswärtigen Verhältnisse Preußens brachten es mit sich, daß die Ideen des modernen Staates damals nicht rein und klar in die Erscheinung traten. Es handelte sich zunächst nur um eine Provinz, die einzige dem König gelassene. Ferner hatte das Gebot des fremden Machthabers, der Königsberg eine besondere Kriegssteuer auferlegte, bewirkt, daß Königsberg nicht in der Provinzialversammlung vertreten war. Es fehlten hier aber auch die übrigen Städte der Provinz, was wohl mit einer anderen Frage der Kriegskontribution zusammenhing. Denn die Franzosen hatten auch solche Kriegssteuern ausgeschrieben, für welche der Staat in seiner Gesammtheit einzustehen hatte. Eines der Zahlungsmittel sollten Domänen-Pfandbriefe sein; um deren Werth zu erhöhen, bestand, wie schon bemerkt, die Absicht, die Domänen und ebenso die kölmischen Güter in das Kreditsystem der Rittergüter aufzunehmen. Diese Verhandlungen wären erschwert und verzögert worden, wenn auch städtische Deputirte hinzugezogen wären, und es war damals der heißeste Wunsch Steins, rasch mit den Franzosen abzuschließen, damit die okkupirten Provinzen von ihnen befreit wurden. Immerhin, wie unvollkommen auch ausgestaltet, die Gedanken der Volksrepräsentation und der Staatseinheit drangen in die ständische Welt der Privilegien ein und verhalfen der wahlverwandten Idee der Einkommensteuer zum Siege. Der General-Landtag, der vom 2. bis zum 17. Februar 1808 in Königsberg tagte, nahm an dem ihm vorgelegten Entwurfe nur einige wenig erhebliche Aenderungen vor. Weitherzig, wie Stein in Nebenfragen war, gab er fast überall nach. Doch hielt er darauf, daß der Landtag nur zu rathen und zu begutachten habe. Als vor einigen Wochen Schön die Erhöhung der Einkommensteuer an die Zu-

*) Immediat-Bericht des Kammerpräsidenten Auerswald, Königsberg 25. Januar 1808. Randverfügungen von Stein, nach denen dann die Kabinetsordre an Auerswald, Königsberg 31. Januar, ausgefertigt wurde. die J. Voigt a. a. O. S. 76 ff. excerpirt.

stimmung der Repräsentanten binden wollte, hatte er ihm die Stelle aus dem Entwurfe gestrichen.*) Von dem Rechte, das er auf diese Weise der Krone vorbehielt, machte er jetzt Gebrauch, indem er eines der ständischen Monita, das die Progression in der Einkommensteuer gefährdete, verwarf.**) So wurde am 23. Februar 1808 die erste preußische Einkommensteuer Gesetz.***)

Nicht lange darauf englitt das Steuerruder dem Staatsmann, der sich mit dem Gedanken getragen, die Einkommensteuer auf die ganze Monarchie auszudehnen. Es gerieth in schwächere Hände. Der nächste Finanzminister, Altenstein, kam in den 18 Monaten seiner Verwaltung nicht hinaus, wie er selbst berichtete, über „die Einleitungen zu einer allgemeinen Heranziehung der ganzen Monarchie zu den Staatsbedürfnissen auf direktem Wege"; blos für die Kurmark Brandenburg ließ er das Reglement zu einer Einkommensteuer ausarbeiten.†) Der auf ihn folgte, Hardenberg, knüpfte zwar an die Steinsche Idee einer Ausgleichung zwischen Stadt und Land an, führte sich aber als ausgesprochenen Gegner der Einkommensteuer ein. Er machte zu seinem Rathgeber einen Autor, der sich das uns bekannte herbe Urtheil von Friedrich Gentz angeeignet hatte.††) Selbst nannte er in seinem Finanzplan vom

---

*) Votum von Schön, (Memel) 20. November 1807: „Erfahrung wird ohnedies hierin noch einige Modifikationen rathsam machen, die aber dem Beschluß der Repräsentanten in der Folge vorbehalten bleiben müssen." Demgemäß redete er in dem Konzept zu einem Schreiben an Schroetter (22. November) von der „Zulässigkeit der Erhöhung der Steuer, wenn die Verhältnisse es gestatten und die *Landesdeputirten es für gut halten*."

**) Kabinetsordre an Minister Schroetter, Königsberg 11. Februar 1808.

***) Ueber die westpreußische Einkommensteuer, von der Pertz (Stein 2, 56) redet, ist bis jetzt nichts bekannt geworden. Die Gesetzsammlung schweigt über sie.

†) Denkschrift von Altenstein, bei Nasse, die preußische Finanz- und Ministerkrisis i. J. 1810, Histor. Zeitschr. (1871) 26, 292. Bassewitz, Kurmark Brandenburg 1806—1808 (1852) 2, 158 ff. Mamroth, die preußische Finanzreformen v. 1810, Forschungen z. brandenb. u. preuß. Geschichte (1890) 3, 575. — Altenstein's Zaudern ist um so weniger zu begreifen, da die Kabinets-Ordre v. 22. Februar 1809 die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer genehmigt hatte.

††) Ohne ihn zu nennen (so daß Knies in seinem Aufsatz in der Zeitschrift f. d. gesammte Staatswissenschaft 11, 362 nicht merkte, wer gemeint war). Fr. v. Raumer, d. britische Besteuerungssystem, insbesondere d. Einkommensteuer (1810) S. 233: „Nur in einem einzigen Falle möchte sich die Einführung der Einkommensteuer wohl immer noch nicht rechtfertigen, aber doch entschuldigen lassen: wenn die indirekten Abgaben schon zu solcher Höhe gestiegen sind, daß die Konsumtion bei neuer Steigerung wirklich ganz aufhören müßte . . . und wenn ferner die außerordentlichen Bedürfnisse so dringend sind, daß man seine Zuflucht auch zu Hülfsmitteln nehmen muß, welche nur eine Zeit lang dauern und für den Moment helfen sollen."

28. Mai 1810 diese Steuer „einer fortgesetzten Inquisition gleichkommend und der öffentlichen Opinion so sehr zuwiderlaufend.“ *) Vergebens erwiderte ihm Niebuhr, damals vortragender Rath im preußischen Finanzministerium: diese Opinion sei die eines Standes, des Adels, der jetzt ganz frei von neuen Lasten sein wolle, während auf die Familie des Landmanns und Tagelöhners im Durchschnitt 5 bis 6 Thaler jährliche neue Lasten fielen; eines Adels, der ihn, den Geschichtskundigen, an das Wort von Turgot erinnerte: L'avarice de la noblesse se couvre du manteau de la vanité. **) Vergebens mahnte Stein: die Einkommensteuer erfülle am meisten die Anforderungen der Billigkeit, da sie alle Staatsbürger und alle Quellen des Nationaleinkommens treffe; auf die Opinion sei im Preußischen wenig Rücksicht zu nehmen; es sei schwer, mehr übeln Willen in dem Grade vereinigt zu finden als in den Verhandlungen der kurmärkischen Stände über die Einkommensteuer.***) Hardenberg war von der Befolgung dieser Rathschläge so weit entfernt, daß er das für Brandenburg vorbereitete Einkommensteuer-Gesetz unausgeführt ließ und sogar die Einkommensteuer, die mit Aufwendung von so viel Talent und Thatkraft in Ostpreußen eingeführt war, wieder rückgängig machte. †) Es bedurfte der furchtbaren Agonieen von 1811, um seinen Widerstand zu brechen. Noch im September dieses Jahres verfügte er eine Kopfsteuer in der brutalsten Form, die das preußische Steuerwesen hinter jenes Edikt von 1710 zurückwarf. Man traut seinen Augen nicht, wenn man den Paragraphen liest, der für das platte Land und die ihm im Abgabensystem gleichgestellten kleinen Städte eine fixirte Personensteuer von 12 guten Groschen ($1^1/_2$ Mark) verordnete, zu entrichten „von jeder Person vom zwölften Jahre an, ohne Ausnahme.“ ††) Also mußte der Büdner oder Handwerker, der eine Frau und vier Kinder hatte, sechs Mal so viel zahlen als der unverheirathete Großgrundbesitzer. Fast wie ein Hohn klingt es, wenn die Haftpflicht der Gutsherrn für die Steuerausfälle mit den Worten begründet wird: „um einer Erhöhung dieser Steuer nach Klassen überhoben zu sein.“ Erst im Dezember 1811 entschloß

*) Bei Nasse a. a. O. S. 319.

**) Niebuhr, Denkschrift v. 23. Juni 1810, bei Nasse a. a. O. S. 329.

***) Bei Pertz 2, 491, 497.

†) Edikt v. 7. September 1811 § 13, Gesetz-Sammlung S. 261.

††) Eben dort § 6 S. 258.

sich Hardenberg zu einer Einkommensteuer, die dann nach dem Abschluß des unseligen französischen Bündnisses von 1812 weiter ausgebaut und mit einer Vermögenssteuer kombinirt wurde.*) Wie sehr er aber auch jetzt hinter den Ideen von Pitt und Stein zurückblieb, geht daraus hervor, daß die hohen Renten in unverantwortlicher Weise geschont wurden; selbst nach der höchsten Steigerung betrug der Steuersatz von 300 Thaler Einkommen aufwärts unterschiedslos 5 Prozent.**) Dennoch bewährte sich, wie Steins Freunde vorausgesagt hatten, die Steuer insofern, als sie den veranschlagten Ertrag wirklich einbrachte.***) Zur Erhebung der neuen Einkommensteuer, die am 19. Januar 1813 verordnet wurde, ist es nicht gekommen †): Preußen führte auch seinen Freiheitskrieg mit den Subsidien Englands, die dieses hinwiederum durch das Mittel der Einkommensteuer aufbrachte.

Nach der Besiegung Napoleons wurde die allgemeine Steuerpflicht in Preußen ebenso wie die allgemeine Wehrpflicht zunächst aufgehoben. Letztere indeß nur auf kurze Zeit: durch die unerschütterliche Festigkeit und Zähigkeit großer Soldaten wurde sie dauernd zurückerobert. Schlechter erging es der Steuerpflicht. Deren Ausgestaltung durch die Klassensteuer der Jahre 1820 und 1821 war so kümmerlich, daß der Millionär nicht mehr als monatlich 36 Mark zu zahlen hatte, während vom Haushalt des Aermsten immer noch 12 bis 37 Pfennige genommen wurden. Selbst in der Rheinprovinz, wo diese Ungerechtigkeit wegen des besonders stark entwickelten Gegensatzes von arm und reich am bittersten empfunden wurde, trat nur eine Vermehrung der Abstufungen, keine Erhöhung des Maximalsatzes ein††). Wenn man die Wortführer dieses Systems hörte, so schien es für die Ewigkeit bestimmt zu sein. Hoffmann, der eigentliche Urheber der preußischen Klassensteuer, verleugnete sein eigenes Kind, den Einkommensteuer-Entwurf von 1807, und redete so, wie reuige Sünder zu reden pflegen: er nannte die Einkommensteuer ganz unpraktisch und sehr

---

*) Edikte v. 6. Dezember 1811 (Gesetz-Sammlung S. 361) und 24. Mai 1812 (Gesetz-Sammlung S. 49).

**) Dazu vgl. die pikante von Mamroth, Gesch. d. preußischen Staatsbesteuerung 1806–1816 (1890) S. 704 mitgetheilte Einzelheit.

***) Geh. Staatsrath Sack an den Finanzminister Bülow, 17. Februar 1814, bei Mamroth a. a. O. S. 722.

†) Edikte v. 19. Januar 1813 § 11 (Gesetz-Sammlung S. 8) und 7. September 1814 § 1 (Gesetz-Sammlung S. 83).

††) J. G. Hoffmann, Lehre von den Steuern (1840) S. 172.

gehässig*). Fortan blieb er sich treu. Er gehörte nicht zu den Alten, die von sich sagen dürfen, daß sie täglich hinzulernen. Der Gehalt der Schriften, die er nun ausgehen ließ, ist wesentlich historisch und statistisch und insofern vom höchsten Werth: nirgend lernt man das alte Preußen besser kennen als bei ihm. Aber ein Reformator war er nicht. Noch im Jahre 1840 — er war inzwischen Direktor des Statistischen Bureaus und Mitglied der Berliner Akademie geworden — erklärte er: nicht der Mangel getreuer Angaben des Einkommens, sondern die reine Unmöglichkeit, das gerechte Verhältniß desselben zur Steuerhebung aufzufinden, verwandle alle Versuche, die Steuern nach dem Einkommen zu vertheilen, in eitle Träume**).

Nach einem Jahrzehnt waren diese Träume für Preußen Wirklichkeit geworden. Von Neuem bewährte sich der Zusammenhang zwischen den Institutionen der abendländischen Völker. England, das 1815 die Einkommensteuer ebenfalls abgeschafft hatte, führte sie 1842 wieder ein, und nun wurde sie — es geschah auf dem Vereinigten Landtage von 1847 — auch in Preußen vorgeschlagen. Der Entwurf fiel, nicht zum Wenigsten in Folge der lauen Vertheidigung von Seiten derer, die ihn eingebracht. Erst die Bewegung von 1848 nöthigte die Regierung und die besitzenden Klassen, Ernst zu machen. Aber auch das Gesetz, das 1851 zu Stande kam, war nur eine Abschlagszahlung; vier Jahrzehnte vergingen, ehe weitere Forderungen der Reformatoren Anerkennung fanden: die Selbsteinschätzung, die Progression, eine Unterscheidung zwischen fundirtem und nicht fundirtem Einkommen.

Große Aenderungen hatten vor sich gehen müssen, ehe das Stein'sche Projekt von 1806 bleibende Institution werden konnte. Der Reichthum des Einzelnen mußte wachsen, damit jedem sich die Ungerechtigkeit einer Klassensteuer aufdrängte und gleichzeitig der Staat ein dringendes Interesse an der Besteuerung der Reichen erhielt. Die Bedürfnisse des Staates mußten wachsen: wie denn 1847 gleichzeitig die Einkommensteuer und der Bau von Staatsbahnen gefordert wurde. Die Idee des Staates mußte sich zugleich ausdehnen und verdichten, das Staatsbewußtsein mußte über

*) „Promemoria zu den Gesetzentwürfen über die Steuerausgleichung und Regulirung des Abgabewesens", bei K. Dieterici, zur Gesch. d. Steuer-Reform i. Preußen (1875) S. 271. Die ebendort S. 51 ff. mitgetheilte Denkschrift Hoffmann's v. 2. Mai 1812 enthält keineswegs eine Empfehlung der Einkommensteuer, sondern giebt ihr nur den Vorzug vor der Vermögenssteuer.

**) Lehre v. d. Steuern S. 37 ff.

die ständischen Aspirationen hinauswachsen, als deren Schößling wir die Klassensteuer anzusehen haben. Die Einkommensteuer mußte des kriegerischen Charakters, der ihr historisch anhaftete, entkleidet, das will sagen: sie mußte bedeutend ermäßigt werden; eine regelmäßig wiederkehrende Abgabe von 30, ja nur von 10 Prozent neben anderen Abgaben würde, darin hatte Friedrich Gentz ganz Recht, Gewerbe, Handel und Kapitals-Bildung auf das Schwerste gefährdet haben. Endlich mußte der Egoismus der Wohlhabenden gebrochen werden: worauf doch nicht ohne Einwirkung geblieben ist die drohende Haltung der niederen Stände, die inzwischen zum Selbstbewußtsein erwacht waren. Vielleicht aber hat nichts das Zustandekommen der Reform so erschwert wie die Besorgniß vor Uebergriffen der Finanz-Beamten. Nicht umsonst haben ihnen unsere Altvordern seit ihrem Eintritt in die Weltgeschichte ein tiefes Mißtrauen entgegengebracht, und Stein wußte, wem er die Worte seiner unvergeßlichen Denkschrift vom 26. September 1806 zurief, welche lauten: „Man muß nur möglichst die Sache zur Angelegenheit aller Staatsbürger machen, ihnen Zutrauen zeigen, ihnen Theilnahme und Mitwissenschaft einräumen und das Unangenehme der Dienstformen und des Zwangs auf jede Art vermeiden."

Landwirthschaft und Fachbildung.

Aus Briefen eines Landbewohners.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Bei einem Gespräche, das ich kürzlich mit einem Bekannten, einem Großindustriellen, über die Lage der Landwirthschaft und die Frage der Handelsverträge und des Zollschutzes führte, sagte mir dieser, daß er über diese Fragen mit einem ihm befreundeten Landwirthe korrespondirt habe und mir dessen Briefe zur Verfügung stelle, da sie ihn theilweise von seiner früheren Ansicht bekehrt hätten und er dadurch zu der Meinung gebracht sei, daß die Landwirthschaft allerdings einen Zollschutz brauche, daß aber weiter noch Maßregeln nöthig seien, um unter den Landwirthen eine bessere berufliche Bildung zu verbreiten, auf die die Industriellen einen weit größeren Werth legten. Ich habe die Briefe gelesen und theile nachstehend diejenigen Abschnitte mit, die allgemeineres Interesse haben und vielleicht Anlaß geben, auf diese für unser Volkswohl wichtige Frage die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu lenken.

1.

Mein lieber Freund! Du hast recht, wenn Du uns Landleute theils bedauerst, theils beneidest. Aus alten Zeiten wird uns besonders das Lob der Landwirthschaft überliefert, aber ich glaube, daß die Landwirthe auch schon damals geklagt haben; jedenfalls hat die agrarische Frage auch schon den Römern Kopfschmerzen verursacht. Die Lobredner der Landwirthschaft, wie Horaz und Vergil, haben sicher nur die angenehmen Seiten des Landlebens kennen gelernt. Aber auch wir, die wir meist die Schattenseiten betonen und den Acker durch unsere Schweißtropfen

ndwirthschaft und Fachbildung.

Aus Briefen eines Landbewohners.

Vorbemerkung des Herausgebers.

em Gespräche, das ich kürzlich mit einem Bekannten,
industriellen, über die Lage der Landwirthschaft und
er Handelsverträge und des Zollschutzes führte, sagte
aß er über diese Fragen mit einem ihm befreundeten
korrespondirt habe und mir dessen Briefe zur Ver-
da sie ihn theilweise von seiner früheren Ansicht
und er dadurch zu der Meinung gebracht sei, daß
hschaft allerdings einen Zollschutz brauche, daß aber
Maßregeln nöthig seien, um unter den Landwirthen eine
iche Bildung zu verbreiten, auf die die Industriellen
größeren Werth legten. Ich habe die Briefe gelesen
chstehend diejenigen Abschnitte mit, die allgemeineres
en und vielleicht Anlaß geben, auf diese für unser
chtige Frage die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu

1.

ber Freund! Du hast recht, wenn Du uns Land-
bedauerst, theils beneidest. Aus alten Zeiten wird
das Lob der Landwirthschaft überliefert, aber ich
die Landwirthe auch schon damals geklagt haben;
die agrarische Frage auch schon den Römern Kopf-
ursacht. Die Lobredner der Landwirthschaft, wie
ergil, haben sicher nur die angenehmen Seiten des
nen gelernt. Aber auch wir, die wir meist die
betonen und den Acker durch unsere Schweißtropfen

fruchtbar zu machen suchen, lesen und hören gern ein Lob der Landwirthschaft, wie es Xenophon dem Sokrates in den Mund legt. Ich will Dir nicht Alles anführen, was er Sokrates über den Landbau sagen läßt, der Freude, Wohlstand und Gesundheit gewähre, den Körper abhärte und dem freien Manne gestatte, dem Staate zu Pferde und zu Fuß zu dienen, zum Waidwerk ermuntere, die besten Soldaten für das Vaterland stelle, die Gastfreundschaft fördere und Gerechtigkeit lehre, so daß es ihm wunderbar zu sein scheine, wenn ein freier Mann einen angenehmeren Erwerb und eine süßere und nützlichere Thätigkeit für das Leben zu erlangen suche; ich will nur die Worte von ihm anführen, in denen er sagt, „der Landbau sei die Mutter und die Ernährerin aller übrigen Gewerbe, denn wenn er sich wohl befinde, so kräftigen sich alle anderen Gewerbe; wenn aber die Erde gezwungen sei, brach zu liegen, dann würden auch nahezu alle übrigen Gewerbe ausgelöscht, sowohl zu Lande als zu Wasser.“ Sind dies nicht Worte aus dem Gedankenkreise, in dem wir Landwirthe uns so gerne bewegen? Du ersiehst daraus, welche Autoritäten wir für unsere Behauptungen haben, in welcher guten Gesellschaft wir uns befinden. Und doch machst Du uns so harte Vorwürfe: wir suchten nur unseren besonderen Vortheil ohne Rücksicht auf das Gesammtwohl des Staates; wenn sich die Verhältnisse verändert hätten, die überseeische Konkurrenz mächtig geworden sei, die Arbeitslöhne gestiegen seien, so müßten wir uns damit abzufinden wissen. Wer habe der Segelschiffahrt geholfen, als sie durch die Dampfschiffahrt verdrängt sei? Wenn Grund und Boden zu theuer sei, die Verschuldung zu groß, so sei der einfache Ausweg der, daß der Landbesitz in andere Hände übergehe; dann wären diese Schwierigkeiten beseitigt. Der Hauptgrund sei doch die mangelhafte Fachbildung der Mehrzahl der Landwirthe; das sehe man an so vielen mangelhaft bestellten Feldern. Tüchtige Landwirthe kämen auch jetzt noch vorwärts und machten ein gutes Geschäft; deren Felder seien aber auch frei von Unkraut und von gleichmäßigem, schönen Stande. Dieser letzte Beweisgrund erinnert mich an einen Ausspruch Goethe's, der sagt: „Gar schön ist der Feldbau, weil Alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache.“ Diese reinen Antworten werden nun als Beweismittel in Eurem Sinn benutzt; der verschiedene Stand der Feldfrüchte wird lediglich der verschieden großen Fähigkeit des Landwirthes zugeschrieben, aber nicht untersucht, welche anderen Ursachen und Umstände dabei mitwirken,

nicht in Erwägung gezogen, ob etwa bei dem guten Stande der Feldfrüchte auch die Unkosten gedeckt werden. Und das behaupten wir Landwirthe eben, daß dies nicht oder kaum noch der Fall sei; auch bei bester Wirthschaft geschieht dies nicht mehr, und deshalb ist ein erhöhter Zollschutz nothwendig, damit nicht etwa der Acker brach liege und für den Staat die Gefahr eintrete, die Xenophon den Sokrates aussprechen läßt. Aber ich will auf Deinen Vorwurf näher eingehen, daß die mangelhafte und unzureichende Fachbildung, vielleicht überhaupt zu große Unbildung der Landwirthe Ursache für ihre ungünstige Lage sei, daß sie deshalb zwar zu beklagen, noch mehr aber anzuklagen seien. Ich will Dir darzulegen versuchen, welche Resultate die Fachbildung bis jetzt gezeitigt hat, welche Anstalten für die Fachbildung der Landwirthe vorhanden sind, wie diese benutzt werden. Ich glaube, daß Du dann einräumen wirst, daß die Forderungen der Landwirthe an den Staat, an die Zollgesetzgebung nicht ganz unberechtigt sind. Wenn Du aber auch mit manchen Vorwürfen recht behältst, so werden sie doch schärfer begrenzt werden, und es wird sich zeigen, was zu thun ist, um die Berufsbildung der Landwirthe allgemeiner zu heben. Wie gern würde ich, wie früher, solche Fragen mit Dir in der kühlen Laube mit der Aussicht auf das Meer erörtern! Da uns das Schicksal getrennt hat, so mag die schriftliche Aussprache mir einen Ersatz bieten und mir geistig Dich nahe bringen und mich selbst damit erfreuen und klarer machen. Fürchte nicht, daß ich zu lang werde; Zeit und eigene Neigung werden dies verhindern. Cura, ut valeas, ego valeo.

2.

Du schreibst, Du habest mit Vergnügen gelesen, wie ich durch Anführung der Worte des Xenophon die Vorzüge der Landwirthschaft anerkenne; von ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für den Staat seiest auch Du vollständig überzeugt. Du wissest aber auch, wie der Staat dementsprechend für sie gesorgt habe und sorge durch Zollschutz, durch Gründung von Unterrichtsanstalten und viele andere Maßnahmen, Du seiest im Voraus erfreut, daß aus meinen Untersuchungen und Erörterungen ein Ergebniß hervorgehen werde, das Deine Ansichten bestätige, daß nämlich die Landwirthe selbst die augenblicklichen Schwierigkeiten überwinden könnten, wenn nur ihre berufliche Bildung eine bessere werden und sie dann die geeigneten Maßregeln ergreifen möchten, anstatt nach Schutz und Hilfe von außen zu rufen und theilweise eine Agitation

wägung gezogen, ob etwa bei dem guten Stande der
auch die Unkosten gedeckt werden. Und das behaupten
rthe eben, daß dies nicht oder kaum noch der Fall sei;
ter Wirthschaft geschieht dies nicht mehr, und deshalb
hter Zollschutz nothwendig, damit nicht etwa der Acker
und für den Staat die Gefahr eintrete, die Xenophon
s aussprechen läßt. Aber ich will auf Deinen Vorwurf
hen, daß die mangelhafte und unzureichende Fachbildung,
erhaupt zu große Unbildung der Landwirthe Ursache
günstige Lage sei, daß sie deshalb zwar zu beklagen,
ber anzuklagen seien. Ich will Dir darzulegen ver-
he Resultate die Fachbildung bis jetzt gezeitigt hat,
lten für die Fachbildung der Landwirthe vorhanden
se benutzt werden. Ich glaube, daß Du dann einräumen
ie Forderungen der Landwirthe an den Staat, an die
ung nicht ganz unberechtigt sind. Wenn Du aber auch
Vorwürfen recht behältst, so werden sie doch schärfer
den, und es wird sich zeigen, was zu thun ist, um
dung der Landwirthe allgemeiner zu heben. Wie gern
ie früher, solche Fragen mit Dir in der kühlen Laube
ücht auf das Meer erörtern! Da uns das Schicksal
so mag die schriftliche Aussprache mir einen Ersatz
nir geistig Dich nahe bringen und mich selbst damit
klarer machen. Fürchte nicht, daß ich zu lang werde;
gene Neigung werden dies verhindern. Cura. ut
aleo.

2.

hst, Du habest mit Vergnügen gelesen, wie ich durch
r Worte des Xenophon die Vorzüge der Landwirth-
ne; von ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für den
uch Du vollständig überzeugt. Du wissest aber auch,
t dementsprechend für sie gesorgt habe und sorge
ß, durch Gründung von Unterrichtsanstalten und
aßnahmen, Du seiest im Voraus erfreut, daß aus
ndungen und Erörterungen ein Ergebniß hervor-
as Deine Ansichten bestätige, daß nämlich die Land-
augenblicklichen Schwierigkeiten überwinden könnten,
e berufliche Bildung eine bessere werden und sie
neten Maßregeln ergreifen möchten, anstatt nach
se von außen zu rufen und theilweise eine Agitation

zu betreiben, die durch ihre Art und Weise auf den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse hinzuzielen scheine. Der Spiritusring und der Zuckerring seien Dir auch ein Beweis, daß die Landwirthe ganz gut verständen, sich zu helfen, sogar auf Kosten ihrer Mitbürger, und wenn ein Landwirth neuerdings die Meinung geäußert habe, daß die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Landwirthschaft das beste Förderungsmittel für sie sei, so zeige sich ja in der Bildung der Ringe, daß die Landwirthe in mancher Hinsicht sehr gesunden Menschenverstand besäßen, ob damit allein aber die Schwierigkeiten behoben würden, glaubest Du nicht, sondern Du müssest bei Deinen geäußerten Ansichten bleiben.

Daß wir Landleute die Vorzüge unseres Berufes anerkennen und für ihn viel Liebe und eine gewisse Begeisterung besitzen, ist ja ein Glück. Wie sollten wir sonst bei den großen, scheinbar noch größer werdenden Schwierigkeiten zur Weiterarbeit überhaupt Lust und Muth behalten! Wenn Du etwas spöttisch auf die Meinung hinweist, daß der gesunde Menschenverstand das beste Förderungsmittel sei, und damit durchblicken läßt, daß damit eine Geringschätzung erlernten Wissens oder theoretischer Bildung verbunden sei, so erinnere ich Dich an unsere früheren Erörterungen über Bildung des Verstandes. Wir waren darin einig, daß Schärfe des Verstandes hauptsächlich in der Schärfe des Unterscheidungsvermögens bestehe, darin, das Wesentliche in den Objekten schnell zu erkennen, daß hierzu eine durch Erfahrung erworbene Kenntniß des gesetzmäßigen Allgemeinen in den Gegenständen nothwendig sei, daß es ein abstraktes Erkenntnißvermögen nicht gebe, sondern nur ein solches, das an die Objekte geknüpft sei. Du wirst mir in Hinsicht hierauf gerne zugestehen, daß die Landwirthe der praktischen Erfahrung und dem natürlichen Verstande mit Recht eine so große Bedeutung beilegen, da es sonst nicht möglich ist, schnell das Wesentliche zu erkennen und schnell die nöthigen Entschlüsse für das sich aus der richtigen Erkenntniß ergebende Handeln zu fassen. Der natürliche Verstand ist der, der sich durch den Umgang in und mit der Natur, der natürlichen Ordnung der Dinge gebildet hat; wer unter Benutzung der Resultate der Forschung und des bisher gesammelten Wissens auf diese Weise den Blick geschärft hat, wird das Wesentliche sogleich erkennen. Der Schulverstand ist der, dem die Erfahrung aus dem Umgange mit den Dingen selbst fehlt, der nur aus Büchern die Erfahrung

anderer kennen gelernt hat, der aber rathlos dasteht, wenn er den Dingen selbst gegenübertritt. Damit sind wir zu dem Satze gelangt, daß die Fachbildung der Landwirthe vornehmlich in der praktischen Lehre gewonnen und erworben wird, daß diese praktische Fachbildung die wichtigste für den Landwirth ist. Sie ist deshalb seit Alters her auch stets gegeben und auf sie ein besonderes Gewicht gelegt. Ein Landwirth, der auf dem Lande geboren und aufgewachsen ist und offenen Blickes Natur und Menschen seiner Umgebung kennen gelernt hat, besitzt daher den nöthigen praktischen Blick, der Buchgelehrten fehlt, die Resultate kennen, aber nicht an den Gegenständen selbst erarbeitet haben. Ich beklage immer, daß wir durch unsere Einrichtungen gezwungen sind, in den Schulen eine Menge fertiger Kenntnisse mitgetheilt zu erhalten und uns anzueignen, während der Werth in der eigenen selbstständigen Erarbeitung eines wenn auch nicht so großen Wissens besteht. Die Landwirthschaft ist eine immer neu sprudelnde Quelle ursprünglicher geistiger und körperlicher Kraft für ein Volk, die zu verschütten oder zu untergraben man sich hüten sollte, und wenn die Landwirthe den gesunden Menschenverstand hochschätzen und in erster Stelle fordern, so haben sie recht.

Ich sehe schon Dein spöttisches Lächeln und höre Dein beschwichtigendes Lieblingswort: „Gemach, gemach, mein Freund! Wir sind ja ganz einig.“ Nun, Du wirst dem Briefschreiber zu Gute halten, wenn er keine regelmäßige Abhandlung schreibt und die ihm freilich bekannten Meinungen des Freundes und Gegners nicht immer gleich gegenwärtig hat. Es gehört allerdings mehr dazu. Die praktische Lehrzeit und den natürlichen Verstand haben die Landwirthe ja wohl seit Jahrhunderten gehabt und besessen, aber die Fortschritte der Landwirthschaft im neunzehnten Jahrhundert knüpfen sich an Männer wie Thaer und Liebig, den Arzt und den Chemiker, und an den Aufschwung der Naturwissenschaften, die den Verkehr, die Gewerbe und auch die Landwirthschaft umgestalteten. Aber auch die Landwirthe haben die vermehrte Erkenntniß genutzt und zur Anwendung gebracht, und nur hierauf beruht doch schließlich der großartige Aufschwung, den die Landwirthschaft, wie alle anderen Gewerbe, im neunzehnten Jahrhundert genommen hat. Es haben ja hierzu die Agrargesetzgebung in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die Entwickelung des Verkehrswesens und der landwirthschaftlichen Gewerbe, die Begründung der landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalten und der landwirthschaftlichen Versuchsstationen

beigetragen; aber der Antheil, den die Landwirthe selbst hieran nahmen, die Einführung aller Fortschritte in das Gewerbe, das dadurch ganz umgestaltet wurde, die Hebung des Vereins- und Genossenschaftswesens, der ganze intensive Betrieb der Landwirthschaft mit seinen neuen Geräthen und Maschinen, mit Tiefkultur, neuen Züchtungen der Kulturpflanzen und der Hausthiere, der Anwendung der künstlichen Düngemittel und Futtermittel, ist es doch, was den Aufschwung bewirkt hat. Die Landwirthe selbst haben die neuen Sorten der Kulturpflanzen und -Thiere gezüchtet, und soviel immer auch die staatliche Verwaltung diese Bestrebungen gefördert und unterstützt hat, die Landwirthe sind der ausführende Theil gewesen; sie sind es gewesen, die die Getreideproduktion im neunzehnten Jahrhundert verdoppelt haben, die Hackfruchtkultur ausgeführt, Zucker, Stärke, Spiritus geliefert haben. Die intensive Kultur, wie wir sie in der Provinz Sachsen und anderen rübenbauenden Gegenden Deutschlands finden, ist ein Werk der Landwirthe und ein Resultat der fortgeschrittenen Fachbildung der Landwirthe.

3.

„Wat seggt he nu tau sine Süpers?" Spotte nur, die Sache bleibt doch wahr. Und was Deinen versteckten Vorwurf betrifft, so wird nirgends mehr und angestrengter gearbeitet, nirgends einfacher und bescheidener gelebt als in dem landwirthschaftlichen Berufe. Daß der Beruf und die Beschäftigung in ihm frei auftretende, vornehm gesinnte Männer erzeugt, ist doch wohl nur ein Vortheil, wenn auch für umstürzlerische Parteien und für gewisse Geldmänner, die selbst überall vermöge des Geldes die ersten sein möchten, nach der Herrschaft trachten und nur ihre Interessen für die der Gesammtheit ansehen, vielleicht nicht angenehm. Aber die „Nothleidende" leidet trotz der großen Fortschritte, trotz des großen Aufschwunges in der That Noth. Der Niedergang der Preise, die Steigerung der Produktionskosten, namentlich der Arbeitslöhne, die Werthsteigerung des Grund und Bodens, die bereits eingetretene Verschuldung sind die Ursachen, allerdings dann aber auch, daß die Fortschritte des Gewerbes in der ländlichen Bevölkerung noch durchaus nicht allgemein Verbreitung gefunden haben. Der Niedergang der Getreidepreise ist von wesentlicher Bedeutung bei der Ausdehnung des Getreidebaues, der über 50 Prozent der Fläche des bebauten Landes in Anspruch nimmt und im Interesse des landwirthschaftlichen Betriebes und auch im

allgemeinen Staatsinteresse nicht eingeschränkt werden kann; der Weizenpreis z. B. betrug in den Jahren 1816 bis 1820 etwa 203,6, in den Jahren 1861 bis 1870 201,5, in den Jahren 1891 bis 1898 aber nur 168,5 Mark. Noch mehr ist der Preis der Wolle heruntergegangen, so daß die Schafzucht sehr eingeschränkt ist, während die Zahl der Pferde, Rinder, Schweine eine wesentliche Vermehrung erfahren hat, eine ähnliche Zunahme wie die Produktion an Getreide. Der Fortbestand und die Entwickelung der Landwirthschaft hängt davon ab, daß solche Getreidepreise erhalten bleiben, daß wenigstens die hochentwickelte Landwirthschaft existenzfähig bleibt, d. h. es ist ein erhöhter Zollschutz nothwendig. Er ist um so mehr nöthig, als durch die gewaltige Steigerung der Arbeitslöhne, die beinahe 50 Prozent der Unkosten ausmachen, und durch andere Umstände die Erzeugungskosten sehr viel größer geworden sind. Es wird ja nicht möglich sein, den Bedarf Deutschlands an Nahrungsmitteln vollständig durch die Erzeugnisse im Inlande zu decken, aber es wird möglich sein, den bei Weitem größten Theil selbst zu erzeugen; es wird nicht möglich sein, alle jetzt bestehenden landwirthschaftlichen Betriebe zu erhalten, aber doch diejenigen, die alle Mittel anwenden, die die Wissenschaft der Landwirthschaft bietet, und das sind für verschiedene Bodenarten und verschiedene Verhältnisse sehr verschiedene. Die Landwirthschaft ist in der That im neunzehnten Jahrhundert eine Wissenschaft geworden, die „die Physiologie und Biologie der Kulturorganismen" genannt worden ist, und ich stimme Dir darin vollständig bei, wenn Du sagst, nur der werde bestehen, der diese gründlich kenne und anzuwenden verstehe. Ich führe in dieser Hinsicht folgenden Ausspruch eines französischen Schriftstellers an: „Wie der Ackerbau eine wirkliche Wissenschaft geworden ist, die ihre Regeln und unentrinnbaren Gesetze hat, die nicht bloß aus dem Handwerk, sondern auch aus dem Buch gelernt sein wollen, so sind auch Handel und Industrie heutzutage Wissenschaften geworden, die nicht minder ihre Gesetze und ihre allgemeinen Methoden haben; der Sieg bleibt dem, der sie zu lernen und anzuwenden versteht." Der letzte Satz gilt völlig für die Landwirthschaft. Das bloß handwerksmäßige Lernen und Betreiben ohne Kenntniß des gesetzmäßigen Zusammenhanges der Dinge reicht nicht, sondern es ist erforderlich die Kenntniß der erforschten Gesetze und der Methoden der Forschung, was besser ausgedrückt ist, als wenn es heißt: „aus dem Buche lernen"; dies kann leicht zu Mißverständnissen führen, wenn auch

n Staatsinteresse nicht eingeschränkt werden kann: der
s z. B. betrug in den Jahren 1816 bis 1820 etwa 203,6,
hren 1861 bis 1870 201,5, in den Jahren 1891 bis 1898
168,5 Mark. Noch mehr ist der Preis der Wolle
gangen, so daß die Schafzucht sehr eingeschränkt ist,
e Zahl der Pferde, Rinder, Schweine eine wesentliche
g erfahren hat, eine ähnliche Zunahme wie die Pro-
Getreide. Der Fortbestand und die Entwickelung der
haft hängt davon ab, daß solche Getreidepreise erhalten
z wenigstens die hochentwickelte Landwirthschaft existenz-
, d. h. es ist ein erhöhter Zollschutz nothwendig. Er
nehr nöthig, als durch die gewaltige Steigerung der
e, die beinahe 50 Prozent der Unkosten ausmachen,
ndere Umstände die Erzeugungskosten sehr viel größer
ind. Es wird ja nicht möglich sein, den Bedarf
s an Nahrungsmitteln vollständig durch die Erzeugnisse
zu decken, aber es wird möglich sein, den bei Weitem
il selbst zu erzeugen; es wird nicht möglich sein, alle
iden landwirthschaftlichen Betriebe zu erhalten, aber
en, die alle Mittel anwenden, die die Wissenschaft der
ft bietet, und das sind für verschiedene Bodenarten
ene Verhältnisse sehr verschiedene. Die Landwirthschaft
at im neunzehnten Jahrhundert eine Wissenschaft ge-
„die Physiologie und Biologie der Kulturorganismen“
en ist, und ich stimme Dir darin vollständig bei,
ist, nur der werde bestehen, der diese gründlich kenne
hen verstehe. Ich führe in dieser Hinsicht folgenden
es französischen Schriftstellers an: „Wie der Ackerbau
Wissenschaft geworden ist, die ihre Regeln und un-
Gesetze hat, die nicht bloß aus dem Handwerk, sondern
Buch gelernt sein wollen, so sind auch Handel und
tzutage Wissenschaften geworden, die nicht minder
nd ihre allgemeinen Methoden haben; der Sieg bleibt
t lernen und anzuwenden versteht.“ Der letzte Satz
die Landwirthschaft. Das bloß handwerksmäßige
treiben ohne Kenntniß des gesetzmäßigen Zusammen-
inge reicht nicht, sondern es ist erforderlich die
erforschten Gesetze und der Methoden der Forschung,
edrückt ist, als wenn es heißt: „aus dem Buche
nn leicht zu Mißverständnissen führen, wenn auch

dasselbe gemeint ist. Daß diese Kenntniß vielfach noch fehlt und erst recht ihre Anwendung, gebe ich Dir bereitwillig zu mit der Bemerkung, daß sie aber auch vielfach vorhanden ist. Die vorhandenen Einrichtungen reichen nicht oder werden nicht hinlänglich benutzt.

4.

Die Entwickelung der landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalten und Forschungsstätten im neunzehnten Jahrhundert bietet ein erfreuliches Bild. Im Anschluß und nach dem Vorbilde der Thaerschen Akademie entstanden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine größere Anzahl ähnlicher Lehranstalten, die mit Landgütern verbunden waren, von der Ansicht ausgehend, daß dem Forscher und Lehrer der Landwirthschaftswissenschaft der Umgang mit der Natur, die unmittelbare Beobachtung, wie sie nur die eigene selbstständige Leitung einer Wirthschaft ermöglicht, durchaus nöthig ist, eine Ansicht, die wir beide theilen und die in Uebereinstimmung steht mit den Ausführungen in meinem zweiten Briefe. Die vielfach vereinzelte Lage dieser Anstalten, die einseitige Beschäftigung und die Beschränkung auf die eigene Beobachtung brachten es mit sich, daß auf diesen Anstalten die gleichzeitigen Fortschritte der naturwissenschaftlichen Forschung nicht genügend beachtet wurden, daß sie vielfach zurückblieben. Es wurden landwirthschaftliche Institute an den Universitäten gegründet ohne Verbindung mit praktischen Wirthschaften in der Meinung, daß der häufige Besuch verschiedener Landgüter und ein kleineres Versuchsfeld genügend Gelegenheit zu Beobachtungen und eigenen Erfahrungen gebe; man fängt jetzt an, wieder größere Versuchswirthschaften mit diesen Instituten zu verbinden. Diese Institute: die Landwirthschaftliche Hochschule in Berlin, die musterhaft eingerichtet und mit den großartigen Lehr- und Versuchsanstalten für die landwirthschaftlichen Gewerbe verbunden ist, die Akademien in Hohenheim und Poppelsdorf und die landwirthschaftlichen Institute an den verschiedenen Universitäten, sind über Deutschland ziemlich gleichmäßig vertheilt. Dreizehn an Zahl, sind sie Stätten der Forschung und des Unterrichts und wurden im Jahre 1898 von etwa 1200 studirenden Landwirthen besucht. Stätten der Forschung und sehr erfolgreicher Forschung sind auch die landwirthschaftlichen Versuchsstationen, die seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden sind; sie stehen in enger Beziehung zu der praktischen Landwirthschaft, wie denn viele, auch die erste, auf Veranlassung praktischer Landwirthe ge-

gründet sind, und sie sind durch Wort und Schrift Stätten der Belehrung und des Rathes für die ausübenden Landwirthe. Der Besuch der Hochschulen erfordert Zeit, Geld und die Vorbildung, die für einen erfolgreichen Besuch akademischer Lehranstalten erforderlich ist; die landwirthschaftlichen Hochschulen verlangen von ihren Hörern mindestens denjenigen Grad allgemeiner Bildung, der die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst giebt. Der größte Theil der landwirthschaftlich benutzten Fläche, etwa 70 Prozent, ist aber in Händen bäuerlicher Wirthe. Es überwiegt in Deutschland bei weitem die Zahl der Kleinbetriebe; wenn man von den 3,25 Millionen Parzellenbesitzern absieht, die weniger als 2 Hektar Land besitzen, so giebt es in Deutschland gegen 2,5 Millionen selbstständiger Landwirthe, etwa 2 Millionen Kleinbauern mit 2 bis 20, durchschnittlich 6 Hektar Land, gegen 300 000 Großbauern mit 20 bis 100, durchschnittlich 35 Hektar Land, und 25 000 Großgrundbesitzer, die mehr als 100, im Durchschnitt 313 Hektar Land besitzen. Die letzteren nehmen 25 Prozent der landwirthschaftlich benutzten Fläche ein, und drei Viertel der Großbetriebe sind in den östlichen Provinzen und Mecklenburg. Wenn also die Resultate der Forschung praktisch verwerthet und angewendet werden sollen, so handelt es sich um entsprechende Belehrung der bäuerlichen Wirthe. Es sind deshalb auch seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts landwirthschaftliche Lehranstalten für bäuerliche Landwirthe eingerichtet. Das erste nicht akademische landwirthschaftliche Institut gründete meines Wissens Fellenberg in Hofwyl in der Schweiz im Jahre 1804; ihm folgten Albrecht in Idstein in Nassau und Schwarz in Hohenheim, die beide in Hofwyl gewesen waren. Später wurden an verschiedenen Orten solche Ackerbauschulen eingerichtet. Auf diesen Anstalten wurde die Landwirthschaft auch praktisch erlernt; Fellenberg zwar sah in der Arbeit, der ihres Zweckes bewußten Arbeit, ein Erziehungsmittel, in den späteren praktischen oder theoretisch-praktischen Ackerbauschulen sollten die Zöglinge nur die landwirthschaftlichen Arbeiten gründlich verstehen und selbst besorgen lernen, so in den Ackerbauschulen, die auf Veranlassung des preußischen Landes-Oekonomie-Kollegiums in den vierziger Jahren eingerichtet wurden; sie beabsichtigten, brauchbare Hofverwalter heranzuziehen. Noch jetzt giebt es eine Anzahl solcher Anstalten. Die Schwierigkeit und die Unzweckmäßigkeit, die praktische Ausbildung zu gleicher Zeit mit einer theoretischen Ausbildung zu geben, wurde bald

ld, und sie sind durch Wort und Schrift Stätten
ung und des Rathes für die ausübenden Land-
er Besuch der Hochschulen erfordert Zeit, Geld und
ung, die für einen erfolgreichen Besuch akademischer
n erforderlich ist; die landwirthschaftlichen Hochschulen
on ihren Hörern mindestens denjenigen Grad allgemeiner
r die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militär-
Der größte Theil der landwirthschaftlich benutzten
70 Prozent, ist aber in Händen bäuerlicher Wirthe.
t in Deutschland bei weitem die Zahl der Kleinbetriebe;
on den 3,25 Millionen Parzellenbesitzern absieht, die
2 Hektar Land besitzen, so giebt es in Deutschland
illionen selbstständiger Landwirthe, etwa 2 Millionen
mit 2 bis 20, durchschnittlich 6 Hektar Land, gegen
sbauern mit 20 bis 100, durchschnittlich 35 Hektar
000 Großgrundbesitzer, die mehr als 100, im Durch-
ektar Land besitzen. Die letzteren nehmen 25 Prozent
schaftlich benutzten Fläche ein, und drei Viertel der
sind in den östlichen Provinzen und Mecklenburg.
ie Resultate der Forschung praktisch verwerthet und
erden sollen, so handelt es sich um entsprechende
r bäuerlichen Wirthe. Es sind deshalb auch seit
neunzehnten Jahrhunderts landwirthschaftliche Lehr-
bäuerliche Landwirthe eingerichtet. Das erste nicht
dwirthschaftliche Institut gründete meines Wissens
Hofwyl in der Schweiz im Jahre 1804; ihm folgten
stein in Nassau und Schwarz in Hohenheim, die
l gewesen waren. Später wurden an verschiedenen
Ackerbauschulen eingerichtet. Auf diesen Anstalten
wirthschaft auch praktisch erlernt; Fellenberg zwar
beit, der ihres Zweckes bewußten Arbeit, ein Er-
in den späteren praktischen oder theoretisch-praktischen
sollten die Zöglinge nur die landwirthschaftlichen
ich verstehen und selbst besorgen lernen, so in den
die auf Veranlassung des preußischen Landes-
giums in den vierziger Jahren eingerichtet wurden;
, brauchbare Hofverwalter heranzuziehen. Noch
ine Anzahl solcher Anstalten. Die Schwierigkeit
tmäßigkeit, die praktische Ausbildung zu gleicher
theoretischen Ausbildung zu geben, wurde bald

erkannt, und es entstanden schon vor der Mitte des Jahrhunderts die theoretischen Ackerbauschulen und die Winterschulen, in denen in Rücksicht auf die Verhältnisse der kleinen Landwirthe nur im Winter Unterricht ertheilt wird. In allen diesen Anstalten, die als Vorbildung die Volksschulbildung voraussetzen, wird neben der Fachbildung die Verbesserung der allgemeinen Bildung erstrebt, und deshalb auch Unterricht im Deutschen, der Geschichte, Geographie, Rechnen erteilt neben Naturwissenschaften und Landwirthschaftslehre. Aus einer Anzahl theoretischer Ackerbauschulen, also solcher, die nur schulmäßigen Unterricht erteilten, entwickelten sich Anstalten, die den Bedürfnissen eines Theiles der ländlichen Bevölkerung folgend, die ganze allgemeine Bildung und theoretische Fachbildung geben, also die gesammte schulmäßig zu erwerbende Bildung, die Landwirthe gebrauchen, die mittlere Güter bewirthschaften und die Bildung besitzen und sich in der Vermögenslage befinden, daß sie als Einjährig-Freiwillige dienen, ein Bildungs- und Vermögensmaßstab, der nun einmal bei uns gebräuchlich geworden ist, daher allgemein verstanden wird und deshalb auch hier anzuwenden ist. Landwirthe in dieser Lage giebt es in großer Zahl. Aus diesen Anstalten sind die Landwirthschaftsschulen hervorgegangen, die sechsklassige Realschulen sind mit nur einer Fremdsprache und einem ausgedehnteren naturwissenschaftlichen und besonderem landwirthschaftlichen Unterricht. Ich weiß, daß Du ein Anhänger der Ansicht bist, daß eine solche Vereinigung von allgemeiner und besonderer beruflicher Bildung nicht angebracht ist, weil dadurch die erstere und die ideale Gesinnung und Auffassung des Lebens leide. Unsere Freundschaft beruht auf gemeinsamer Weltanschauung und Lebensauffassung: Entwickelung des in uns vorhandenen Keimes göttlichen Geistes und Ausbildung des Idealmenschen, der uns in Christus vorgelebt ist, Einigung der Menschen auf dem Grunde der Nächstenliebe, die mehr und mehr zielbewußte Anwendung unserer Kräfte für diese Zwecke gilt uns als unsere und aller Menschen höchste und eigentliche Lebensaufgabe. In unserem Leben, in unserem Handeln und Wirken, in unserem Verhalten zu unseren Mitmenschen zeigt sich dieser in uns lebendige Gottesgeist, der uns die innere persönliche Beziehung zu Gott und Einigung mit Gott ermöglicht. Für diese Aufgabe den Sinn der Jugend empfänglich zu machen, sie auf diesen Weg zu bringen, halten wir für die vornehmste und erste Aufgabe jeder Jugenderziehung, indem wir ihre Kräfte wecken und üben und ihnen rechte Erkenntniß zu geben versuchen. Denn

die Uebung und Mehrung der geistigen Kraft, das Erwecken des inneren Bedürfnisses nach Wahrheit und Ueberzeugungstreue halten wir für die Mittel, die Jugend auf den zu diesem Ziele führenden Weg zu bringen, so daß es darauf ankommt, die Jugend selbst vor Aufgaben zu stellen und sie das Resultat suchen zu lassen, sie in die Methode einzuführen, aber nicht das Resultat und fertige Meinungen ihnen mitzutheilen und eine Summe Wissens in ihnen anzuhäufen. Hierüber haben wir uns mehrfach ausgesprochen. Ich kann nun nicht zu der Meinung kommen, daß es zur Schaffung eines solchen Sinnes, einer solchen Bildung nöthig sei, die Jugend an Gegenständen heranzubilden, die dem Leben fern stehen, oder daß man sie erst zu allgemeinen Menschen macht und dann zu besonderen. Diese Trennung eines allgemeinen oder absoluten Menschen und eines Berufsmenschen hat mir immer unnatürlich erscheinen wollen und, da häufig eine verschiedene Werthung damit verbunden ist, sogar nachtheilig. Man werthet die Arbeit, die materielle Güter schafft, gering und ist vielleicht gar nicht so weit von der Meinung entfernt, daß alles Leibliche, Irdische, wie man sagt, sündhaft und unrecht sei und ertödtet und überwunden werden müsse, daß der Freie und Edle nach altüberlieferten Anschauungen solche Sklavenarbeit nicht verrichten könne, während doch eben in solcher Arbeit, in der Ausführung der beruflichen Thätigkeit der rechte ideale Mann sich zu zeigen hat und ohne solche todt und unwirksam ist; erst in dem wirklichen, dem praktischen Leben kann sich die innere Kraft zeigen und bethätigen. So oft und so viel ich Menschen beobachtet habe, ist es mir nicht gelungen, den allgemeinen Menschen in ihnen von dem besonderen Individuum zu trennen, auch bei Kindern nicht, und ich halte es nicht für verkehrt, den ganzen Menschen in allen seinen Beziehungen auch schon bei der Erziehung zu berücksichtigen. Wenn in dem naiven Kindesalter der Geist unbefangen der Welt der Objekte zugewandt ist und erst beim Heranwachsen sich auf sich selbst besinnt, und jetzt das Subjekt mit seinen Gefühlen und Erkenntnissen in den Vordergrund tritt und sich in bewußte Beziehungen setzt, und wir bei der Erziehung und Ausbildung diese beiden Seiten allgemein berücksichtigen; so brauchen wir doch auch die Besonderheiten der Umgebung und des Subjekts nicht außer Acht zu lassen. Wir dürfen sie nicht unbeachtet lassen, wenn wir Erfolg haben und nicht Gefahr laufen wollen, tauben Ohren zu predigen und Mißerfolge zu haben, wie wir sie so oft auf Schulen eintreten sehen; ich meine, häufig aus diesem Grunde.

Wir sind längst davon abgekommen, alle Knaben durch das altsprachliche Gymnasium zu schicken, und haben verschiedene Unterrichtsanstalten, und dieser Umstand und die Reformbestrebungen haben ihren Grund in der Berücksichtigung der besonderen, anders gewordenen Verhältnisse und Beziehungen des einzelnen Menschen. So dürfen und müssen wir den späteren Beruf in gewissem Maße berücksichtigen, damit wir den ganzen Menschen bilden und nicht nur einen Theil, damit wir eine Einheit schaffen, einen von rechtem Gottesgeiste durchdrungenen schaffenden Menschen, der Gott in seinem Berufe und in seiner Thätigkeit mit Freuden dient. Nur dürfen wir uns nicht darin verlieren, allerlei einzelne für den Beruf nützliche Kenntnisse geben zu wollen, sondern müssen bei aller Einzelarbeit das große Ziel nicht aus dem Auge verlieren, sondern zur Richtschnur nehmen. Ich sehe, daß ich anfange, mich in mir liebe Gedankengänge zu verlieren, und Deine Geduld damit zu sehr in Anspruch nehme. Halte es einem im praktischen Leben stehenden Freund zu gut, der in und mit seiner Thätigkeit seinem Gott dienen und ihm leben will und zuweilen den Gang der Dinge nachdenklich beobachtet, sich aber vielleicht nicht klar genug ausgedrückt hat. Nun, ich schreibe Dir ja keine wissenschaftliche Abhandlung; darin sind wir aber ganz einig, um auf Deine mir ja meist bekannten Gedanken einzugehen, daß sprachliche Bildung immer nöthig ist, daß Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften vereint sein müssen, auch auf der Schule. Und so finden wir diese Vereinigung in den mittleren und niederen landwirthschaftlichen Lehranstalten. Um zum Schluß zu kommen für heute — es ist spät und das Schreiben für Dich und für mich lang —, so haben wir also eine Zergliederung unserer landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalten in höhere, die Akademien, Hochschulen und Universitätsinstitute, mittlere, die Landwirthschaftsschulen, und niedere, die Ackerbauschulen und Winterschulen, auf allen eine Vereinigung allgemeiner und Fachbildung.

5.

Daß ich vor manchem Richter nicht bestehen werde, gebe ich Dir bereitwillig zu. Ich zürne auch keineswegs über den heiterspöttischen Ausdruck Deiner Gesichtszüge, der mir so wohlbekannt ist, der aber mit dem Wohlwollen des Freundes vereint ist, und danke Dir für Dein Verständniß und erwidere geistigen Blick und Händedruck. Allerdings kommt es darauf an, wie die Anstalten besucht sind, wie groß ihre Zahl ist, wie ihre Vertheilung auf die ver-

schiedenen Theile Deutschlands. Die dreizehn Hochschulen oder Universitätsinstitute waren im Jahre 1898, wie ich Dir schon schrieb, von etwa 1200 studirenden Landwirthen besucht, zu denen noch Geodäten, Kulturtechniker und andere Hörer kommen; wir haben es nur mit den Landwirthen zu thun. Mittlere Lehranstalten, Landwirthschaftsschulen, giebt es in Preußen 16, in anderen deutschen Staaten 6, zusammen also 22; sie hatten, wieder im Jahre 1898, etwa 2700 Schüler. Auch sie sind, wie die Hochschulen, ziemlich gleichmäßig vertheilt. Die 42 Ackerbauschulen hatten in demselben Jahre etwa 1600, die 195 Winterschulen etwa 6000 Schüler. Von den Ackerbauschulen befinden sich in Preußen 26, östlich der Elbe nur 8, von den Winterschulen in Preußen 118, östlich der Elbe 25. Außer diesen Anstalten giebt es noch eine ganze Anzahl von Spezialfachschulen, für Wiesenbau, Gartenbau, Molkerei u. a., von denen ich aber absehe, da sie nur einzelnen Zweigen der Landwirthschaft dienen. Nur die ländlichen Fortbildungsschulen will ich noch erwähnen; es giebt deren in Preußen 1079, davon in den östlichen Provinzen 124. Auch sie sind also besonders in den westlichen Provinzen entwickelt, namentlich in der Rheinprovinz und Hessen-Nassau, und dienen im Anschluß an die Volksschulbildung besonders der Fortbildung in den allgemeinen Bildungsfächern unter Berücksichtigung des landwirthschaftlichen Berufes; nur an einigen wird fachlicher Unterricht ertheilt. Sie wurden im Jahre 1898 von etwa 15 000 Schülern besucht und sind für Kleinbesitzer und für Kleinbauern von Bedeutung.

Dies ist der augenblickliche Stand der Lehranstalten, die der Berufsbildung der Landwirthe dienen. Wenn ich die Zahl der landwirthschaftlichen Betriebe und die Zahl der Schüler der landwirthschaftlichen Lehranstalten vergleiche, so muß ich zugeben, daß der Besuch kein ausreichender ist. Für die Ackerbauschulen und die Winterschulen kommen wesentlich nur die Söhne der bäuerlichen Wirthe, besonders der Großbauern in Betracht. Wenn ich auch nicht weiter darauf Rücksicht nehme, daß zu den Schülern dieser Anstalten auch Söhne von Nichtlandwirthen gehören, die allerdings Landwirthe werden, sondern annehme, daß es nur Söhne von Großbauern seien, so kämen auf die 300 000 Großbauern 7600 Schüler der Ackerbau- und Winterschulen, das sind 2,5 Prozent. Nun besucht aber auch ein Theil der Söhne der Kleinbauern, namentlich in den westlichen Provinzen, diese Anstalten, ferner ist derselbe Schüler nicht nur in dem einen Jahre oder Winter auf

Theile Deutschlands. Die dreizehn Hochschulen oder Uni-
itute waren im Jahre 1898, wie ich Dir schon schrieb, von
studirenden Landwirthen besucht, zu denen noch Geodäten,
iker und andere Hörer kommen; wir haben es nur
Landwirthen zu thun. Mittlere Lehranstalten, Land-
chulen, giebt es in Preußen 16, in anderen deutschen
zusammen also 22; sie hatten, wieder im Jahre 1898,
Schüler. Auch sie sind, wie die Hochschulen, ziemlich
vertheilt. Die 42 Ackerbauschulen hatten in demselben
1600, die 195 Winterschulen etwa 6000 Schüler.
ckerbauschulen befinden sich in Preußen 26, östlich der
von den Winterschulen in Preußen 118, östlich der
ußer diesen Anstalten giebt es noch eine ganze Anzahl
achschulen, für Wiesenbau, Gartenbau, Molkerei u. a.,
ich aber absehe, da sie nur einzelnen Zweigen der
ft dienen. Nur die ländlichen Fortbildungsschulen
erwähnen; es giebt deren in Preußen 1079, davon
hen Provinzen 124. Auch sie sind also besonders in
Provinzen entwickelt, namentlich in der Rheinprovinz
assau, und dienen im Anschluß an die Volksschulbildung
r Fortbildung in den allgemeinen Bildungsfächern
chtigung des landwirthschaftlichen Berufes; nur an
achlicher Unterricht ertheilt. Sie wurden im Jahre
a 15 000 Schülern besucht und sind für Kleinbesitzer
bauern von Bedeutung.
der augenblickliche Stand der Lehranstalten, die der
der Landwirthe dienen. Wenn ich die Zahl der
ichen Betriebe und die Zahl der Schüler der
ichen Lehranstalten vergleiche, so muß ich zugeben,
kein ausreichender ist. Für die Ackerbauschulen
erschulen kommen wesentlich nur die Söhne der
the, besonders der Großbauern in Betracht. Wenn
eiter darauf Rücksicht nehme, daß zu den Schülern
auch Söhne von Nichtlandwirthen gehören, die
wirthe werden, sondern annehme, daß es nur
oßbauern seien, so kämen auf die 300 000 Groß-
hüler der Ackerbau- und Winterschulen, das sind
n besucht aber auch ein Theil der Söhne der Klein-
ch in den westlichen Provinzen, diese Anstalten, ferner
er nicht nur in dem einen Jahre oder Winter auf

der Anstalt, sondern auch noch im folgenden, so daß der Prozentsatz noch ein wesentlich geringerer ist. Ein Theil der Söhne der zu den Großbauern gezählten Landwirthe besucht die Landwirthschaftsschulen, die einen sechsjährigen Kursus haben. Die Schüler dieser Anstalten werden aber nicht sämmtlich Landwirthe, sondern, soviel ich weiß, nur etwa drei Viertel. Die Anderen ergreifen andere praktische Berufsarten, für die diese Schulen eine zweckmäßig erscheinende Vorbildung oder auch die Berechtigung geben, denn hier spielt schon die Berechtigungsfrage ihre wichtige Rolle und zieht manche Elemente heran, die vielleicht besser fern blieben. Es sind Söhne der größeren bäuerlichen und der kleineren Großgrundbesitzer und Pächter, die das Schülermaterial dieser Anstalten bilden. Wenn ich endlich in Betracht ziehe, daß zu den studierenden Landwirthen der Hochschule auch diejenigen jungen Leute gehören, die Beamte der Landwirthschaftskammern, Lehrer an den landwirthschaftlichen Lehranstalten, Wanderlehrer werden, daß ferner die Zahl der auf den großen Gütern beschäftigten Landwirthe erheblich größer als die Zahl der Betriebe ist, daß ein Schüler auf der Landwirthschaftsschule sechs Jahre, auf der Hochschule vielleicht zwei Jahre ist, also nur der sechste Theil oder die Hälfte der Schüler jährlich die Anstalten aufsucht oder verläßt, so komme ich zu dem Schlusse, daß bei Weitem nicht alle die Landwirthschaft praktisch ausübenden Männer die erforderliche Fachbildung besitzen. Hiermit stimmt auch meine Erfahrung und Beobachtung völlig überein. Wenn auch ein Fortschritt zu verzeichnen ist, so besitzt doch eine sehr große Zahl der praktischen Landwirthe nicht diejenige Berufsbildung, die nothwendig ist. Ihr Industriellen werdet keinen Beamten anstellen, der nicht eine Fachschule besucht hat und eine Prüfung an einer solchen abgelegt hat; bei den Landwirthen wird eine solche Forderung keineswegs allgemein gestellt. Der junge Landwirth besucht das nächste Gymnasium, macht seine praktische Lehrzeit durch, legt Werth auf den Reserveoffizier, wenn er zu den besser gestellten Kreisen gehört, und ist mit seiner Ausbildung fertig. Wenn er vom Lande stammt, was ja in der Regel der Fall ist, und einen tüchtigen Lehrherrn gehabt hat, so ist er wenigstens praktisch tüchtig und hat die praktische Erfahrung für sich und kann sich helfen. Er überträgt denn auch wohl eine anderweitig erprobte Wirthschaftsweise, wie die Rübenkultur, auf seine Wirthschaft, aber nicht immer mit Erfolg, und auch die Anregungen in den landwirthschaftlichen Vereinen oder in den Kursen für praktische

Landwirthe, die an der Hochschule abgehalten werden, können ihm nicht Ersatz für das fehlende Wissen geben, und er ist nicht im Stande, selbst zu urtheilen, und kann nicht die für seine Wirthschaft erforderlichen Maßnahmen treffen, die bei den wechselnden Verhältnissen auf den verschiedenen Gütern verschiedene sind, wie ja schon die verschiedenen Bodenarten, die auf demselben Gute vorkommen, die Lage zu den Absatzorten, die Beschaffenheit der Verkehrswege immer besondere Maßnahmen verlangen, so daß es nöthig ist, daß der Bewirthschafter des Gutes selbst zu urtheilen im Stande ist, wozu eine Kenntniß der einschlagenden Naturgesetze gehört. Fehlt doch auch die für die Beurtheilung des finanziellen Erfolges nothwendige Buchführung auf der Mehrzahl der Güter. Die Leitung eines industriellen Betriebes erscheint mir leichter und einfacher als die eines Landgutes, da in allen Fabriken derselben Art dieselben Einrichtungen getroffen werden können und auch ein außenstehender Sachverständiger unschwer Rath geben kann, auf denselben Landgütern derselben Größe aber doch verschiedene Maßnahmen erforderlich sind und eine Rathertheilung nur nach gründlicher Erforschung der besonderen Umstände möglich ist. Unter diesen Bedingungen ist eine tüchtige Fachbildung besonders nöthig, und ich gebe Dir bereitwillig zu, daß sie nicht in dem erforderlichen Umfange vorhanden ist und daß manche Schwierigkeiten beseitigt werden könnten durch gute Fachbildung. Vielfach ist diese aber auch vorhanden und die Ursache der hochentwickelten Landwirthschaft, die wir in vielen Theilen Deutschlands finden und die die Bewunderung der Fachleute erregt und ihren Besitzern vortheilhaft ist. —

6.

Du frägst nach dem Grunde für den unzulänglichen Besuch der vorhandenen landwirthschaftlichen Lehranstalten. Du hast nachgerechnet, daß auf jede Hochschule 90, auf jede Landwirthschaftsschule 120, jede Ackerbauschule 40 und jede Winterschule 30 Schüler kommen. Für viele Anstalten wird das Verhältniß noch ungünstiger, da einige sehr stark, die anderen dafür geringer besucht sind; in Halle studirten im Winter 1898/99 514 Landwirthe, also fast die Hälfte der Hörer der landwirthschaftlichen Hochschulen. Da die Landwirthschaftsschulen meist sechsklassig, die Ackerbauschulen drei- und die Winterschulen zweiklassig sind, so ist die Zahl der Schüler in einer Klasse nicht groß, und wenn die Unterhaltungszuschüsse auf die Zahl der Schüler verrechnet werden, so wird für jeden einzelnen Schüler eine beträchtliche Summe aus allgemeinen

Mitteln aufgewendet. Ein Mangel an Unterrichtsanstalten ist also nicht die Ursache dafür, daß die Landwirthe fachliche Lehranstalten nicht in ausreichendem Maße besuchen. Bei den bäuerlichen Wirthen liegt die Ursache wohl größtentheils an der Sparsamkeit, die ja an und für sich eine große Tugend ist, aber doch nur, wenn sie an rechter Stelle angewandt wird. Augenblicklich zwingt die ungünstige Lage der Landwirthschaft alle Landwirthe zu äußerster Sparsamkeit, um nur existenzfähig zu bleiben, und trotzdem ist die Verschuldung nicht unerheblich größer geworden. Die kleineren Landwirthe ertragen die ungünstige Lage eigentlich am leichtesten: sie schränken die Ausgaben in jeder Beziehung ein, auch die für die Erziehung und Ausbildung der Kinder, die mit den Eltern zusammen arbeiten, soweit sie nicht zu anderen Berufsarten übergehen, sie ernten die nöthigen Lebensmittel selbst und haben dann nur wenig Ausgaben. Daß auch der Besuch landwirthschaftlicher Fachschulen dann unterbleibt, ist selbstverständlich. Ganz große Grundbesitzer haben etwas weniger Einnahmen, aber immer noch ausreichende; am übelsten sind die Besitzer und Pächter mittlerer Landgüter gestellt, die die Ausgaben nicht so einschränken und die Einnahmen nicht entbehren können. Die Erziehung der Kinder macht auf dem Lande viel größere Schwierigkeiten und Kosten als in der Stadt, und Jeder will seinen Kindern wenigstens die eigene Bildungs- und Existenzstufe erhalten. Alle nicht unbedingt nöthigen Ausgaben müssen unterbleiben. Es ist die ungünstige Lage der Landwirthschaft, die durch die zu niedrigen Getreidepreise hervorgerufen ist, eine Ursache für die unzureichende fachliche Ausbildung der Landwirthe und diese dann wieder eine Ursache für unzureichende Erfolge der Landwirthschaft. Wenn wir Landwirthe also mit allem Nachdruck verlangen, daß der Staat durch geeignete Maßregeln, Zollschutz, dafür sorgt, daß die Getreidepreise nicht zu niedrige werden, so ist diese Forderung in der That eine Lebensfrage für das Bestehen und die Weiterentwickelung unserer heimischen Landwirthschaft und damit auch für unseren Staat. Diese erzwungene große Sparsamkeit ist aber nur eine Ursache; sie ist auch nicht immer in der Weise nöthig, und es wäre trotz aller Sparsamkeit möglich, die Forderung einer tüchtigen Berufsbildung weit mehr zu erfüllen, als es geschieht. Eine weitere Ursache liegt doch wohl jedenfalls in einer nicht genügenden Werthschätzung der theoretischen Fachbildung und in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen diese. Es ist die Ueberzeugung noch nicht durchgedrungen

und allgemein verbreitet, daß ein Landwirth die Gesetze der Ernährung und des Lebens der von ihm angebauten Pflanzen und gezüchteten Thiere kennen muß, wenn er richtig und mit Vortheil düngen und füttern will, daß ihm die im Boden vorgehenden physikalischen und chemischen Prozesse, die Bestandtheile des Bodens bekannt sein müssen, kurz, daß er die Naturgesetze kennen muß, wenn er sie anwenden und beherrschen will! Daß diese Kenntnis verbunden sein muß mit der eigenen Beobachtung und Erfahrung in Feld und Stall, führte ich bereits aus; daß sie ohne diese eigene Beobachtung und Erfahrung nicht ausreicht und Veranlassung sein kann und gewesen ist, unrichtige kostspielige Maßnahmen zu treffen, ist für die Werthschätzung dieser Kenntnisse nachtheilig gewesen und hat die Redensart von den „lateinischen Landwirthen" entstehen lassen, die an und durch sich ein Zeichen mangelnden Verständnisses ist. Bei den kleineren Landwirthen ist dieser Mangel an Verständniß und Einsicht wohl in dem allgemeinen Bildungsstande zu suchen. Hier haben die Wanderlehrer und Winterschulen ein weites und reiches Arbeitsfeld und können eine ungemein segensreiche Thätigkeit entfalten. Bei den mittleren und größeren Besitzern liegt die Sache aber anders. Für diese kommen die Landwirthschaftsschulen und die landwirthschaftlichen Hochschulen in Betracht. Von den Landwirthen selbst werden ernstlich nur die Hochschulen als ihrer würdige Anstalten angesehen. Herkommen und Gewohnheit sind Veranlassung, daß die Söhne in die höheren Schulen der nächsten Stadt, meist in Gymnasien, geschickt werden, gleichgiltig, welcher Beruf in Aussicht genommen ist. Die Väter haben die Gymnasien besucht, nur auf Gymnasien kann nach immer noch herrschender Ansicht wirkliche Bildung erworben werden, auch wenn der Schulbesuch nur bis Obersekunda geführt hat; hier wird die Bildung des Geistes und die Schärfe des Verstandes erworben, die befähigt, später alle Verhältnisse des Lebens schnell und richtig zu beurtheilen; durch den Besuch des Gymnasiums wird der Zugang zu allen Laufbahnen eröffnet, und man kann bei einem Knaben noch nicht entscheiden, für welchen Beruf er sich eignen wird; alle Stände der gebildeten Kreise lassen daher ihre Söhne die Gymnasien besuchen, und man will nicht aus diesen Kreisen ausscheiden. Du siehst, eine Menge vorgefaßter Meinungen im Verein mit dem Berechtigungswesen der Schulen führen immer wieder alle Söhne, auch die des Landes, den Gymnasien zu, namentlich in unseren industriearmen östlichen Gegenden. Dazu

nein verbreitet, daß ein Landwirth die Gesetze der Er-
und des Lebens der von ihm angebauten Pflanzen und
Thiere kennen muß, wenn er richtig und mit Vortheil
d füttern will, daß ihm die im Boden vorgehenden
n und chemischen Prozesse, die Bestandtheile des
annt sein müssen, kurz, daß er die Naturgesetze kennen
n er sie anwenden und beherrschen will! Daß diese
erbunden sein muß mit der eigenen Beobachtung und
in Feld und Stall, führte ich bereits aus; daß sie ohne
Beobachtung und Erfahrung nicht ausreicht und Ver-
ein kann und gewesen ist, unrichtige kostspielige Maß-
treffen, ist für die Werthschätzung dieser Kenntnisse
gewesen und hat die Redensart von den „lateinischen
" entstehen lassen, die an und durch sich ein Zeichen
Verständnisses ist. Bei den kleineren Landwirthen ist
el an Verständniß und Einsicht wohl in dem allgemeinen
de zu suchen. Hier haben die Wanderlehrer und
n ein weites und reiches Arbeitsfeld und können
in segensreiche Thätigkeit entfalten. Bei den mittleren
n Besitzern liegt die Sache aber anders. Für diese
Landwirthschaftsschulen und die landwirthschaftlichen
in Betracht. Von den Landwirthen selbst werden
die Hochschulen als ihrer würdige Anstalten angesehen.
und Gewohnheit sind Veranlassung, daß die Söhne in
Schulen der nächsten Stadt, meist in Gymnasien, ge-
, gleichgiltig, welcher Beruf in Aussicht genommen ist.
ben die Gymnasien besucht, nur auf Gymnasien kann
noch herrschender Ansicht wirkliche Bildung erworben
wenn der Schulbesuch nur bis Obersekunda geführt
o die Bildung des Geistes und die Schärfe des Ver-
ben, die befähigt, später alle Verhältnisse des Lebens
htig zu beurtheilen; durch den Besuch des Gymnasiums
ang zu allen Laufbahnen eröffnet, und man kann bei
noch nicht entscheiden, für welchen Beruf er sich
alle Stände der gebildeten Kreise lassen daher ihre
mnasien besuchen, und man will nicht aus diesen
eiden. Du siehst, eine Menge vorgefaßter Meinungen
t dem Berechtigungswesen der Schulen führen immer
Söhne, auch die des Landes, den Gymnasien zu,
neren industriearmen östlichen Gegenden. Dazu

kommen nun noch viele äußere Beweggründe: in der nächsten Stadt hat man Verwandte und Bekannte, bringt man die Söhne billiger unter, sieht man sie häufiger. Erst wenn es sich zeigt, daß der Knabe für das Gymnasium nicht geeignet ist, kommt er nothgedrungen in eine andere Schule; dann wird er wohl auch Landwirth. Du siehst, hier kommt die Frage der passenden Schulbildung für den künftigen Landwirth wieder in Betracht. Auf den Einfluß des Berechtigungswesens kann ich mich nicht einlassen; hoffentlich wird es bald zweckmäßig und so geregelt, daß es nicht mehr Anlaß giebt, die Söhne zunächst sämmtlich auf die Gymnasien zu schicken. Die Frage der zweckmäßigsten Schulbildung ist ja für den Industriellen und Kaufmann von ähnlicher Bedeutung wie für den Landwirth. Wie denkst Du darüber? Deine Ansicht kennen zu lernen, ist mir interessant, und ich werde mit der Aeußerung meiner Meinung warten, bis ich Deine kennen gelernt habe, und zunächst über den thatsächlichen Bestand der Ausbildung des jungen Landwirths weiter berichten. Nach genossener Schulbildung und praktischer Lehrzeit besucht er also günstigen Falls auch eine landwirthschaftliche Hochschule. In der Mehrzahl der Fälle ist aber der Besuch ein zu kurzer; ein Jahr, anderthalb Jahre, auch wohl nur ein halbes Jahr. Es giebt etwas Anregung, Kenntniß geistig belebter Kreise, weiteren Blick; in Summa nicht übel, aber keine gründliche und ausreichende Berufsbildung. In vielen Fällen fehlt aber auch das, und nur das Dienstjahr als Einjährig-Freiwilliger führt hinaus. Denn Reisen, früher ein so beliebtes Bildungsmittel, kosten Geld. Nur kurze Ausflüge in die Hauptstadt, in schöne Gegenden, aber keine Instruktionsreisen werden gemacht. Später bilden die landwirthschaftlichen Zeitschriften, Vereine und kürzere Unterrichtskurse manche Gelegenheit, um neue Anregungen zu erhalten. Kurz, es geschieht etwas, aber es ist nicht planmäßig, nicht gründlich, nicht ausreichend.

7.

Besten Dank für die Zusendung der Drucksachen! Ich habe sie mit großem Interesse gelesen. Zu meiner Freude ersehe ich daraus, daß die kaufmännischen Kreise einen hohen Werth auf die Erwerbung einer guten allgemeinen Bildung legen und dieser die vielfach vorhandene Ueberlegenheit des deutschen Kaufmanns und Ingenieurs im Auslande zuschreiben. Du schreibst mir Deine eigentliche Ansicht nicht deutlich oder doch in so kurzen inhalts-

schweren Sätzen, daß ich mich aufs Rathen legen muß, und begnügst Dich, mich darauf aufmerksam zu machen, daß der Wettbewerb mit anderen Nationen nicht nur die Anspannung aller Kräfte verlange, sondern auch die Forderung stelle, daß die Schulbildung nicht zu lange Zeit in Anspruch nehme; im Uebrigen theilest Du im Allgemeinen die Ansichten, die in den mir gesandten Schriften zum Ausdruck gebracht seien. Aus diesen habe ich entnommen, daß von den kaufmännischen und gewerblichen Kreisen die Forderung an die Schulen gestellt wird, daß sie eine ausreichende Kenntniß der modernen Sprachen und auch eine gewisse Kenntniß der Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens gewähre, und die technischen Berufskreise verlangen weiter eine Ausbildung in den Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung, da die Beherrschung der modernen induktiv-deduktiven Methode mit Berücksichtigung der sich in Wirklichkeit darbietenden Probleme nöthig sei, und Ausbildung im Zeichnen, das die Sprache des Technikers sei; ferner wird Begeisterung für die schaffende Arbeit des Technikers verlangt und neben dem Wissen auf das Können ein besonderer Werth gelegt. Wenn ich die Forderungen des landwirthschaftlichen Gewerbes in ähnlicher Weise formuliren soll, so stimmt sie überein in dem Verlangen nach einer nicht zu langen Schulzeit und einer guten allgemeinen Bildung; auch sie muß eine Ausbildung in den Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung und Kenntniß der Gesetze des organischen Lebens unter Berücksichtigung der für die Landwirthschaft wichtigen Thatsachen fordern, dann auch eine Begeisterung für schaffende Arbeit. Die Kenntniß der modernen Sprachen ist weniger wichtig und auch das Zeichnen nicht von solcher Bedeutung. Dies sind wenigstens Forderungen, die ich stellen würde, wenn von mir verlangt würde, anzugeben, welche Ansprüche der landwirthschaftliche Beruf an die Schule macht. Ob meine Berufsgenossen völlig damit übereinstimmen werden, weiß ich nicht, glaube es kaum; die Ansichten werden wohl auseinander gehen. Die Forderungen scheinen sich auch vielfach zu widersprechen: kurze Schulzeit und gute allgemeine Bildung, Berücksichtigung des späteren Berufs und Heranbildung zu einer sittlichen Persönlichkeit, die an sich die Auswahl der Lehrgegenstände bestimmt. Wir wollen die Jugend auf den Weg bringen, dem Ideale der Vollkommenheit nachzustreben, eine sittlich-religiöse Persönlichkeit zu werden; wir wollen in ihr ein Verständniß für die geistigen und sittlichen Güter unseres Volkes wecken und damit die Bereit-

willigkeit, sich selbst richtig zu gestalten und an den allgemeinen hohen Aufgaben mitzuarbeiten, wenn auch meist nur in bescheidener und untergeordneter Weise; aber der Werth der sittlichen Persönlichkeit ist bei allen derselbe. Hierzu müssen wir in der Jugend, also in der Schule, wie ich schon einmal schrieb, die geistige Kraft üben und mehren, richtige Erkenntniß schaffen, das innere Bedürfniß nach Wahrheit und Ueberzeugungstreue damit wecken und selbstlose Begeisterung für diese großen geistigen und sittlichen Güter. Die Lehrgegenstände sind nach diesen großen idealen Gesichtspunkten zu wählen, und nun kommen die verschiedenen Berufsarten und verlangen von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus, der praktischen Brauchbarkeit und Tüchtigkeit im schaffenden Leben, eine Auswahl und Berücksichtigung bestimmter Wissensgebiete. Ich verstehe sehr wohl, wenn die für die idealen Bestrebungen begeisterten Männer sich hiergegen sträuben. Bei Weitem die Mehrzahl der Schüler besucht nur die Volksschulen und Bürgerschulen, viele die Realschulen, etliche die Oberrealschulen und Gymnasien. Die Möglichkeit, ein volles Verständniß für das geistige Leben und die geistige Entwickelung der Nation zu gewinnen, gewährt nur die Absolvirung der neunklassigen Schulen — der Wettstreit zwischen Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule soll mich jetzt nicht bekümmern. Wenn die gelehrten Berufsarten die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache erfordern, um zu den Quellen unserer Bildung zurückkehren und immer neu aus ihnen schöpfen und den geschichtlichen Zusammenhang festhalten zu können; für die anderen Berufe und Männer, die in leitender Stelle in unserem Volke stehen, ist die klassische Literatur in die deutsche aufgenommen und ein Theil der deutschen Literatur geworden, die dadurch noch mehr in den Mittelpunkt tritt. Wir haben gern den Shakespeare in deutscher Uebersetzung gelesen, ebenso den Dante und Don Quixote; wir lesen alle die Bibel in deutscher Sprache. Warum sollen wir die Schätze der altklassischen Literatur nicht auch in der Uebersetzung als Theile der deutschen Literatur kennen lernen? Die Kenntniß des Menschen und seiner Geschichte, die sprachliche Bildung stehen an erster Stelle. Zur Bildung einer richtigen Weltanschauung, zum Verständniß der Entwickelung der Weltanschauungen und der Vorstellungen von dem Allerhöchsten ist aber auch eine Kenntniß der Naturgesetze erforderlich. Mit Naturphilosophie fing die griechische Philosophie an, die Anschauungen des Mittelalters, die der Neuzeit sind wesentlich durch die Naturforschung und ihre Methoden

beeinflußt, deren Bedeutung für unsere Zeit ich nicht klarzulegen brauche. Nicht eine Summe von Einzelkenntnissen und einzelnen Thatsachen: ich brauche nicht alle Sternbilder des gestirnten Himmels zu kennen, aber wohl die Gesetze der Bewegung, des Entstehens und Vergehens unserer Weltkörper, um eine Ahnung von der unendlichen Größe und Erhabenheit der Schöpfung zu gewinnen. Wie oft haben wir die Pracht des gestirnten Himmels bewundert, die Gewalt und Herrlichkeit des Sonnenaufgangs, wie er von Goethe im Anfange des zweiten Theils des Faust geschildert wird, wie oft uns in die Geheimnisse des Kleinsten vertieft! Vorbei, und doch unvergessen und bleibend! Wenn wir den größten Geist unseres Volkes, Goethe, verstehen wollen, brauchen wir Geist und Natur, aus beiden fließt der Strom der Bildung, beide sind nöthig zum Verständniß des Geisteslebens unseres Volkes, aus beiden wird Verstandesbildung erworben, an beiden die Kräfte des Geistes und Gemüthes gebildet, beide gewähren die Begeisterung, die den Willen treibt und zwingt. Auch für den Schüler der sechsklassigen und niederen Schulen fließen diese Quellen der Bildung, wenn auch nicht in dem Maße. Ich finde, daß mit diesen Forderungen der allgemeinen Bildung die besonderen Forderungen der praktischen Berufskreise, die ich vorher anführte, sich wohl vereinen lassen, da sie sich auf denselben Gebieten bewegen. Die Ansprüche der gewerblichen und kaufmännischen Kreise sind eigentlich in den Oberrealschulen und Realschulen erfüllt. Ich finde in der Verschiedenartigkeit unserer Schulen einen thatsächlichen Beweis für meine Ansicht, daß bereits in der Schule der ganze Mensch berücksichtigt werden müsse. In der ersten Jugend, Schuljugend, sind die Unterschiede gering, der Unterricht wenig verschieden. Mit fortschreitendem Alter machen sich die Einflüsse der Umgebung des Elternhauses, des dort gewonnenen Vorstellungskreises lebhafter geltend. Stadtjugend, Landjugend! Es gelingt nicht, alle Knaben gleichmäßig in den alten Sprachen zu fördern, nicht nur wegen der verschiedenen Begabung, sondern wegen der Verschiedenheit der gewonnenen Vorstellungen und Interessen. So ergiebt sich die Zweckmäßigkeit der verschiedenen Unterrichtsanstalten und der Berücksichtigung dieser Unterschiede, des späteren Berufes. Wenn er berücksichtigt wird, so kann dies eben nur geschehen in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Bildungszielen. Es wird eine stärkere Betonung der neueren Sprachen, des naturwissenschaftlichen Unterrichts verlangt, was sich

sehr wohl ausführen läßt, wenn nur nicht auf der Schule der Standpunkt der Nützlichkeit, des Nutzens hervorgehoben wird, sondern dies so ausgeführt wird, daß die allgemeinen Gesetze an den in der Wirklichkeit sich bietenden Gegenständen und Aufgaben gewonnen werden, daß nicht eine Summe von Einzelkenntnissen gegeben wird, sondern nach der Methode der Naturwissenschaften einige Kenntnisse durch eigene Erarbeitung erworben werden. In solcher Weise wird das allgemeine Erziehungsziel in dem besonderen Anschauungskreise verwirklicht werden, und der Schüler zwar nicht eine Orientirung über das gesammte geistige Leben der Nation gewinnen, aber über das in einem bestimmten Lebenskreise seines Volkes, in dem er groß geworden ist, das sein Interesse besitzt. Wenn ich diese Grundsätze auf die Bildung späterer Landwirthe anwende, so komme ich zu folgenden Schlüssen und Ansichten. Die Großgrundbesitzer, die vorwiegend Besitzer und nicht Selbstbewirthschafter ihrer Güter sind, werden natürlich sich die höchste Allgemeinbildung aneignen; wie weit sie später vielleicht auch Landwirthschaft erlernen und studiren, hängt von ihren Neigungen und besonderen Verhältnissen ab. Die Großgrundbesitzer, die ihren Besitz selbst bewirthschaften wollen oder müssen, werden zweckmäßig eine Oberrealschule oder Realschule besuchen, ebenso die Pächter größerer Güter; für den Besuch der Realschule wird das Bedürfniß, die Berechtigung zum einjährigen Dienst zu erwerben, maßgebend sein. Gymnasien scheinen mir keine zweckmäßige Bildungsanstalt für zukünftige Landwirthe zu sein, weil sie durch ihren Bildungsgang zu sehr vom praktischen Schaffen abführen, dem schaffenden Leben entfernen und entfremden und die Naturwissenschaften zu wenig berücksichtigen. Auf den Oberrealschulen und Realschulen sind diese Bedenken weniger groß, aber sie berücksichtigen mehr die Bedürfnisse der kaufmännischen und gewerblichen Kreise als der Landwirthschaft. Ganz ungeeignet erscheint der Besuch eines Gymnasiums bis Obersekunda. In den Landwirthschaftsschulen bestehen bereits Realschulen, die für die Bedürfnisse der Landwirthschaft besonders eingerichtet sind, und es ist nur zu wünschen, daß alle Landwirthe, die eine sechsklassige höhere Lehranstalt besuchen wollen, auf die Landwirthschaftsschule gehen. Ich habe ja oft von Landwirthen äußern hören, daß sie befürchteten, die Allgemeinbildung die ihre Söhne auf Landwirthschaftsschulen erwürben, sei nicht gleichartig derjenigen der anderen höheren Schulen. Ich habe mir den Lehrplan daraufhin

angesehen und mich weiter bemüht, mir Kenntniß dieser Anstalten zu verschaffen. Ich finde diese Befürchtung nicht begründet, wenn man nicht, wie es zuweilen auch vorkommt, als Zeichen der vorhandenen Allgemeinbildung einige Kenntniß des Lateinischen ansieht, eine Ansicht, die aber glücklicher Weise immer seltener wird. Es scheint mir aber freilich, daß der Lehrplan dieser Anstalten Anlaß geben könnte, zu sehr den Standpunkt des Nützlichen zu betonen und sich in Einzelheiten zu verlieren; dies hängt aber von der Handhabung und Ausführung ab.

Mein Brief ist so lang geworden, daß Du vielleicht wenig erbaut von ihm bist, zumal er so allgemein gehalten ist. Das Ergebniß meiner Erwägungen verspare ich für das nächste Schreiben.

8.

Ich scheine Dir auch nicht zu den praktischen, sondern zu den räsonnirenden Landleuten zu gehören? Wer kann wider seine Natur: Du erinnerst Dich noch unseres alten Lehrers, der zuweilen seufzend sagte: „naturam non furca expellas“ und von einem seiner Schüler die Uebersetzung erhielt, „die Natur treibst Du auch nicht mit einer Mistgabel aus“. So geht es mir. Wenn nur Räson darin ist, dann laß uns doch räsonniren. Ich werde aber versuchen, mich als einen praktischen Menschen zu erweisen. Meine Wünsche, Forderungen, Vorschläge, nenne es, wie Du willst, würden etwa folgende sein: Junge Leute aus dem Kreise der Großgrundbesitzer, die eine neunklassige, höhere Lehranstalt durchgemacht haben, müssen nach zweijähriger praktischer Lehrzeit mindestens zwei Jahre auf einer landwirthschaftlichen Hochschule studiren und dann ein Abschlußexamen bestehen; ein zweijähriger Lehrgang ist auf den akademischen landwirthschaftlichen Lehranstalten bereits vorgesehen und eingerichtet, ebenso eine Prüfung für den Abschluß dieser Studienzeit. Für die Mehrzahl der praktischen Landwirthe, auch aus dem Kreise der Großgrundbesitzer, d. h. der Landwirthe, die mehr als 100 Hektar bewirthschaften, ist dieser Gang der Ausbildung zu lang und zu kostspielig; mit 19½ Jahren wird durchschnittlich das Abiturientenexamen bestanden, 2 Jahre praktische Lehrzeit, militärisches Dienstjahr, 2 Jahre Studium, zusammen fünf Jahre, lassen den jungen Mann 25 Jahre alt werden, ehe er anfangen kann, als Beamter, Inspektor, selbstständige Erfahrungen zu sammeln; die Kosten der Ausbildung werden meist zu hoch sein. Für die Mehrzahl der jungen Land-

und mich weiter bemüht, mir Kenntniß dieser Anstalten
en. Ich finde diese Befürchtung nicht begründet, wenn
wie es zuweilen auch vorkommt, als Zeichen der vor
llgemeinbildung einige Kenntniß des Lateinischen an
Ansicht, die aber glücklicher Weise immer seltener wird.
mir aber freilich, daß der Lehrplan dieser Anstalten
n könnte, zu sehr den Standpunkt des Nützlichen zu
sich in Einzelheiten zu verlieren; dies hängt aber
ndhabung und Ausführung ab.
Brief ist so lang geworden, daß Du vielleicht wenig er-
n bist, zumal er so allgemein gehalten ist. Das Er-
er Erwägungen verspare ich für das nächste Schreiben.

8.

ine Dir auch nicht zu den praktischen, sondern zu den
Landleuten zu gehören? Wer kann wider seine
erinnerst Dich noch unseres alten Lehrers, der zu-
nd sagte: „naturam non furca expellas" und von
Schüler die Uebersetzung erhielt, „die Natur treibt
t mit einer Mistgabel aus". So geht es mir. Wenn
rin ist, dann laß uns doch räsonniren. Ich werde
, mich als einen praktischen Menschen zu erweisen.
e, Forderungen, Vorschläge, nenne es, wie Du willst,
folgende sein: Junge Leute aus dem Kreise der
ßer, die eine neunklassige, höhere Lehranstalt durch-
, müssen nach zweijähriger praktischer Lehrzeit
ei Jahre auf einer landwirthschaftlichen Hochschule
ann ein Abschlußexamen bestehen; ein zweijähriger
f den akademischen landwirthschaftlichen Lehranstalten
en und eingerichtet, ebenso eine Prüfung für den
Studienzeit. Für die Mehrzahl der praktischen
ch aus dem Kreise der Großgrundbesitzer, d. h. der
mehr als 100 Hektar bewirthschaften, ist dieser
ildung zu lang und zu kostspielig; mit 19½ Jahren
lich das Abiturientenexamen bestanden, 2 Jahre
eit, militärisches Dienstjahr, 2 Jahre Studium,
Jahre, lassen den jungen Mann 25 Jahre alt
anfangen kann, als Beamter, Inspektor, selbst-
ungen zu sammeln; die Kosten der Ausbildung
och sein. Für die Mehrzahl der jungen Land-

wirthe aus dem Kreise der Landwirthe mit mittelgroßem Besitz tritt der Fall ein, daß die Schule bis zur Erlangung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst besucht wird. Für diese jungen Leute ist der Besuch eines Gymnasiums im höchsten Grade unzweckmäßig; die einzigen für sie geeigneten Lehranstalten sind die Realschulen, und zwar solche, auf denen der naturwissenschaftliche Unterricht hinlängliche Berücksichtigung findet. Solche Anstalten sind die Landwirthschaftsschulen, auf denen aber bereits eigentlicher Fachunterricht ertheilt wird. Es dürfte vielleicht zweckmäßiger sein, wenn diese erst später kommt, da auf den Realschulen die berufliche Bildung nur im Allgemeinen und soweit Berücksichtigung finden kann, als es sich mit dem allgemeinen Bildungszwecke der Schule vereinigen läßt. Die Realschulen können so eingerichtet sein, daß entweder die sprachliche Bildung an erster Stelle berücksichtigt wird oder so, daß diese etwas zurücktritt und den Naturwissenschaften mehr Stunden zuertheilt werden; ohne daß schon eigentlicher Fachunterricht ertheilt wird, würden die Forderungen der wichtigen Berufsarten, allerdings gruppenweise, nach zwei Gesichtspunkten hin beachtet, ohne aus dem Rahmen der allgemein bildenden Lehranstalt herauszutreten. Zu der zweiten Abtheilung der Realschulen würden die Landwirthschaftsschulen gehören; sie wären dann so zu ändern, daß der eigentliche landwirthschaftliche Fachunterricht in einem Jahreskursus nach dem Bestehen der Abgangsprüfung und Erlangung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst in einer besonderen Fachklasse ertheilt würde, die zweckmäßig erst besucht würde, wenn der junge Landwirth einen Theil oder die ganze praktische Lehrzeit durchgemacht hätte. Die ganze Schule und Vorbereitungszeit würde also in Absolvirung der sechsklassigen Realschule, zweijähriger praktischer Lehrzeit und einjährigem Besuch der mittleren Fachschule bestehen; einschließlich des Militärdienstjahres würde er also nach der Schulzeit noch vier Jahre gebrauchen und nur etwa 21 Jahre alt werden, wenn er mit 17 Jahren die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst erlangt. Die Theilung der jetzigen Landwirthschaftsschule in eine sechsklassige Realschule mit nur einer gründlich zu betreibenden Fremdsprache und stärkerem naturwissenschaftlichem Unterricht als in den anderen Realschulen und in eine mittlere landwirthschaftliche Fachschule mit einjährigem, vielleicht auch eineinhalbjährigem Kursus erscheint mir in mancher Beziehung für die allgemeine Schulbildung und

für die Fachbildung erwünscht, ist aber vielleicht doch nicht praktisch, da diese mittlere Fachschule nach den bisher beobachteten Neigungen der Landwirthe voraussichtlich wenig besucht werden würde. Dann wäre das Bessere der Feind des Guten, das wir jetzt in den Landwirthschaftsschulen haben. Ein anderer Weg für Erwerbung der Fachbildung durch die jungen Landwirthe, die eine sechsklassige Realschule durchgemacht haben, böte sich durch die Einrichtung besonderer zweckmäßig eingerichteter Lehrkurse von ein- und einhalbjähriger Dauer an den Hochschulen und Universitätsinstituten. Es müßten besondere Vorlesungen in bestimmter, auf die 1½ Jahre vertheilter Ordnung und eine zweckentsprechende Abgangsprüfung eingerichtet werden. Da mir die akademische Lernfreiheit für so junge Leute mit derartiger Vorbildung nicht sehr geeignet zu sein scheint, der Besuch der Vorlesungen und Uebungen also pflichtmäßig sein müßte, die Einrichtung besonderer Vorlesungen und Unterrichtskurse für einen Theil der Studierenden auch vielleicht Schwierigkeiten machen würde, so halte ich es für besser, wenn mittlere Fachschulen eingerichtet werden, wie sie, entsprechend meinem Vorschlage, durch eine Theilung der jetzigen Landwirthschaftsschulen sich ergeben. Hierfür spricht auch, daß es angebracht erscheint, die praktische Lehrzeit und den Besuch dieser Fachschulen in bestimmte nahe Beziehung zu bringen, so daß der Besuch der mittleren, ebenso der niederen Fachschule in die eigentliche Lehrzeit fällt. Vielleicht könnten aber beide Wege eingeschlagen werden und dadurch wenigstens Gelegenheit gegeben werden, daß diese jungen Landwirthe mit mittlerer Schulbildung die Hochschulen mit mehr Nutzen besuchen, als es jetzt vielfach der Fall ist.

Die für junge Landwirthe mit Volksschulbildung bestimmten Ackerbauschulen und Winterschulen würden ihrer Aufgabe besser entsprechen, wenn ihr Lehrplan in mancher Hinsicht vereinfacht würde. Jetzt bietet er eine solche Fülle von Stoff, daß eine gründliche, sachgemäße Durcharbeitung in so kurzer Zeit mit Schülern von so geringer allgemeiner Vorbildung kaum möglich ist. Die öffentlich abgehaltenen Schlußprüfungen dieser Anstalten verlaufen ja immer sehr schön; aber sonderlichen Zweck hat das Halten der gelernten Vorträge weder für Schüler noch für Hörer. Immerhin wirken diese Anstalten auch jetzt segensreich, und es ist nur zu wünschen, daß sie in noch größerer Zahl als jetzt vorhanden und namentlich noch mehr besucht würden.

9.

Allerdings stelle ich Anforderungen an den Staat. Vor allem die, daß er die Zollgesetzgebung so gestaltet, daß die Landwirthschaft existenzfähig ist; hiervon hängt alles andere ab, auch die bessere Fachbildung der Landwirthe. Was dann geleistet werden kann zeigen die glänzenden Resultate eines Theiles der Landwirthschaft im neunzehnten Jahrhundert. Wenn alle Landwirthe auf der Höhe der landwirthschaftlichen Forschung ständen, würde der augenblickliche Bedarf Deutschlands an Nährstoffen in Deutschland selbst erzeugt werden können. Neben anderen Förderungsmitteln, wie innere Kolonisation, Erleichterung der Seßhaftmachung der ländlichen Arbeiter und anderen, die ich nicht erwähne, verlange ich vermehrte Mittel für das landwirthschaftliche Unterrichtswesen. Die Zahl der Hochschulen braucht nicht vergrößert zu werden; den vorhandenen Instituten und Anstalten, auf deren Leistungen wir alle stolz sind, können größere Mittel zur Verfügung gestellt werden. Neben den jetzigen Landwirthschaftsschulen sind mittlere Fachschulen zu gründen, die sich in ihrem Lehrplan an zweckmäßig zu gestaltende Realschulen anschließen. Der Lehrplan der Winterschulen ist zu vereinfachen, ihre Zahl zu vergrößern, die für alle mittleren und niederen Fachschulen erforderlichen Geldmittel reichlicher als bisher zu bewilligen, wenn dies auch schon jetzt in größerem Maße als früher geschieht. Für die Erwerbung einer tüchtigen Fachbildung ist es nöthig, daß die praktische Lehrzeit in bestimmte Beziehung zu der Lehrzeit auf der Fachschule gebracht wird. Hier könnte noch sehr viel geschehen, und es wäre eine Aufgabe für die Landwirthschaftskammern, tüchtige Landwirthe zu ermitteln, die geneigt und befähigt sind, junge Landwirthe praktisch auszubilden, wobei auf die Verschiedenheit der landwirthschaftlichen Betriebe Rücksicht zu nehmen ist; ferner in ihren Ausschüssen den zweckmäßigsten Gang der praktischen Ausbildung zu berathen, wobei wieder auf die Unterschiede des Bildungsstandes der jungen Leute Rücksicht zu nehmen wäre. Die Landwirthschaftskammern müßten es eine ihrer ersten Sorgen sein lassen, dahin zu streben, daß in ihren Bezirken die nöthige Zahl von Fachschulen besteht oder eingerichtet wird und daß für diese Anstalten die nöthigen Mittel gewährt werden. Sie könnten auch durch ihre Organe und die landwirthschaftlichen Vereine viel für den Besuch dieser Anstalten thun. Denn vor allen Dingen ist es nöthig, daß für alle Landwirthe der Besuch einer Fachschule zur Regel wird, daß kein Land-

wirth einen Beamten anstellt, der nicht den Nachweis solcher Fachbildung bringt, daß der jetzt noch oft vorhandene Lehrgang: Gymnasium, praktische nicht immer ausreichende Lehrjahre, Reserveoffizier, verlassen wird.

Du siehst, ich gebe Dir alle vorhandenen Mängel bereitwillig zu. Aber Deine Behauptung, daß der Grund für die üble Lage der Landwirthschaft allein in dem Mangel einer tüchtigen Fachbildung liege, kann ich Dir nicht zugeben. Ich wünsche sehr, daß ich durch meine Ausführungen Dich zu der Ansicht gebracht habe, daß bei der bevorstehenden Zollgesetzgebung die Eingangszölle für Getreide wieder erhöht werden müssen, wenn die Landwirthschaft bestehen soll, wenn es möglich sein soll, die Nahrungsmittel für das deutsche Volk im Inlande zu erzeugen. Der Landbau ist zu erhalten und zu fördern, er ist die Mutter und Ernährerin aller anderen Gewerbe. Ich weiß, daß Du hiermit übereinstimmst, also benutze Deinen ja nicht unbedeutenden Einfluß in Deinem Kreise, damit die neuen Handelsverträge in richtiger Weise abgeschlossen werden. Wir Landwirthe allein können die für uns nöthigen Sätze nicht durchdrücken, und wir wollen durchaus nicht unbescheiden sein; nur im Verein und Hand in Hand mit den Industriellen können wir Resultate erlangen, die unserem Vaterlande zum Vortheil gereichen.

Lebe wohl! Meine Lust zum Briefschreiben ist für den Augenblick befriedigt. Mündliche Aussprache ist doch angenehmer und förderlicher. Wenn wir uns sprechen, wirst Du mir hoffentlich berichten, daß Deine Kreise der Landwirthschaft nicht mehr feindlich gegenüberstehen, wie es manche Zeitungen uns glauben machen wollen. Die bösen Agrarier! Sie sind nicht böse; im Gegentheil eifrig bemüht, sich das Wohlwollen ihrer Mitmenschen zu erwerben. Oder ist es nicht zu schätzen; daß wir Euch so schönes Fleisch, Butter, Milch, Honig, Früchte aller Art liefern, und Euch dann für das erhaltene Geld wieder Eure Waare abkaufen? Aber Scherz bei Seite. Wir sind freundschaftlich verbunden, wir halten unserer gemeinsamen Ueberzeugung Treue. „Wer recht will thun immer und mit Lust, der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.“ Immer der Deine.

Ultramontane Kritik.

Von

Graf Paul von Hoensbroech.

Es ist nicht meine Absicht, diesen sehr lehrreichen Gegenstand heute ex professo, wie man es nennt, zu behandeln; das behalte ich mir vor für eine Artikel-Folge über „ultramontane Wissenschaft“. Ich antworte hier auf eine persönliche Herausforderung, wobei aber — und darin liegt die Rechtfertigung für das Vorbringen eines persönlichen Erlebnisses — interessante Schlaglichter fallen werden auf die ultramontane Kritik und auf den Ultramontanismus im Allgemeinen.

Vor Kurzem erschien der erste Band meines Werkes: „Das Papstthum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel; vgl. das Dezember-Heft dieser Zeitschrift). Schon bei Ankündigung des Werkes wurde von der „Germania“, dem „Zentralorgan der Zentrumspartei“, wie sie sich gern nennt, eine „Vorkritik“ an ihm geübt: „Wir warten das Erscheinen des neuen Opus von Paulchen (mein Vorname ist nämlich Paul) ruhig ab, um zu sehen, was seine Weisheit zu Tage gefördert hat. Das aber darf heute schon gesagt werden, daß schon größere Geister, als der Knirps Hoensbroech, sich vergebens bemüht haben, den nicht-göttlichen Ursprung des Papstthums zu erweisen. So lange Graf Hoensbroech die Stellen: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“ und: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer“, nicht umstoßen kann, glauben wir Katholiken an die göttliche Einsetzung des Papstthums, mag er aus der Kulturgeschichte so viel vorbringen als er will“ (Germania, 26. August 1900, 3. Blatt).

Die Redewendungen über meine Person darf ich auf sich beruhen lassen; lehrreich aber ist schon hier der Standpunkt, welchen die ultramontane Kritik verkündet. Die Geschichte existirt für die Vertheidiger des Ultramontanismus nicht. In der Schrift stehen zwei Stellen, die das Papstthum auf sich anwendet; das genügt. Nun mag die Geschichte mit ihren unwiderleglichen Thatsachen kommen. Diese Thatsachen mögen schlagend beweisen, daß die Stellen auf ein „göttliches" Papstthum gar nicht bezogen werden können, es thut nichts: die Geschichte „mag so viel vorbringen, wie sie will!"

Mein Buch erschien. Nach der Ankündigung der „Germania" hatte ich erwartet, als „Knirps" vom ultramontanen Riesen sofort kritisch todtgeschlagen zu werden. Statt dessen verlegte sich der Riese auf's Todtschweigen! Er muß wohl seine Gründe gehabt haben. Wochen vergingen; das Buch wurde sehr viel gekauft und gelesen, eine zweite Auflage mußte ausgegeben werden. Da brach man das altum silentium, ob propter hoc oder post hoc, lasse ich ununtersucht, und die ultramontane „Kritik" setzte ein in Gestalt des — Polizeistockes! Der Ultramontanismus im gesegneten Oesterreich erwirkte vom Landesgericht in Wien das Verbot meines Buches für die österreichisch-ungarische Monarchie. Gewiß eine eindrucksvolle und vor Allem wirksame „Kritik!" Ein gut geschwungener Knüppel schlägt die Historie noch besser todt als ein Bibelspruch. So weit sind wir nun allerdings im Deutschen Reich noch nicht (ist erst der „Toleranz"-Antrag des Zentrums angenommen, werden wir ja wohl auch dahin kommen), und so mußte der Ultramontanismus in Deutschland sehr contre coeur sich zur „wissenschaftlichen" Kritik aufschwingen.

Am 30. November erschien in der „Germania" folgende „Erklärung" des Herrn Dr. Hollweck, Professor am bischöflichen Seminar in Eichstätt:

„In seinem Buch ‚Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit' bringt (S. 195) Hoensbroech auch ein Citat aus meinem Werke „Die kirchlichen Strafgesetze" (Mainz 1899). Ich erkläre hiermit öffentlich: 1. Das Citat ist absichtlich verstümmelt. 2. An den Sätzen meines Buches halte ich als den Resultaten einer mehrjährigen ausschließlichen Beschäftigung mit den Quellen und der Literatur des kirchlichen Strafrechts fest. Das dagegen von Hoensbroech beigebrachte und in einer Art behandelte Material, das mir übrigens längst wohl bekannt ist, beweist dagegen nichts. 3. Die Insinuation, als halte ich Zungendurchstechung für eine entsprechende Strafe für Ketzer, weise ich entschieden zurück. Ich will annehmen, daß es sich hier nur um unverzeihliche wissenschaftliche Leichtfertigkeit handle, denn

andernfalls müßte ich es als freche Verleumdung bezeichnen. Zungendurchstechung ist bekanntlich für den Kirchenstaat von Pius V. als weltliche Strafe bei besonders krasser Blasphemie im Wiederholungsfalle verhängt worden, fand also lediglich für Katholiken Anwendung. Hoensbroech konnte das S. 193 f. meines Buches finden. Wer je Italiener hat blasphemiren hören, wird die Strafe nicht exorbitant finden in einer Zeit, wo anderwärts für Diebstahl Todesstrafe verhängt worden ist. Jedenfalls kann aus jener Strafe, die mit einer Nadel vollzogen wurde, nicht ein Gegenbeweis genommen werden gegen das Axiom: Ecclesia non sitit sanguinem, denn dieses wurde von der Todesstrafe und von Verstümmlung verstanden. Das hebe ich in der zusammenfassenden Ausführung in der Einleitung meines Buches hervor. Ein Mißverständniß ist gar nicht möglich. Gegen den Vorwurf der „Unwissenheit und Unwahrhaftigkeit„ brauche ich mich wohl nicht zu vertheidigen gegenüber einem Pamphletisten, der gerade in diesem seinen Buche wieder beweist, daß er jeglichen wissenschaftlichen Anstandes baar ist."

Persönliche Anwürfe wiederum bei Seite lassend, beantworte ich die drei Punkte der Erklärung der Reihe nach:

Ad 1. Die Behauptung, mein Citat aus dem Hollweck'schen Buch sei „absichtlich verstümmelt", ist unwahr. Aus drei Seiten (XXVII, XXVIII, XXIX) des Hollweck'schen Buches zitire ich Stellen, um die Ansicht des Verfassers vorzulegen; daß ich nicht die ganzen drei Seiten — nebenbei bemerkt Quartseiten! — zu zitiren, d. h. abzuschreiben brauche, ist doch wohl selbstverständlich. Ich habe in extenso und ohne jede Verstümmelung das zitirt, was die Ansicht Hollweck's über die genannten Punkte enthält. Seine übrigen Expektorationen abzudrucken, lag für mich gar kein Grund vor.

Ich lasse mein Citat aus dem Hollweck'schen Buche folgen, damit der Leser selbst urtheilen kann:

„Ist auch sporadisch die Ansicht vertreten worden, daß die Kirche sogar die Todesstrafe verhängen oder deren Vollstreckung vom Staate verlangen könne, so ist doch in Doktrin und Praxis stets daran festgehalten worden, daß die Kirche Verstümmelungs- oder Todesstrafe jedenfalls nicht selbst verhängen und auch nicht vom Staate verlangen könne: Ecclesia non sitit sanguinem. Dieses Axiom liegt im Geiste Jesu Christi, der ein Geist der Milde ist und vor dem Aeußersten zurückschreckt. Es ist gefordert durch die Sendung des Herrn, welche auch jene der Kirche ist. Nicht zur Austilgung der Bösen, sondern zu ihrer Bekehrung ist er gesendet. Mit dem Tode verliert die Kirche die Hoffnung, weiter an seinem Seelenheile zu arbeiten. Sie kann ja dem Staate nicht das Recht bestreiten, die Todesstrafe zu verhängen: sie fühlt sich wegen der großen Bedeutung eines geordneten und festen Staatswesens verpflichtet, dem weltlichen Arm Verbrecher auszuliefern, von welchen sie weiß, daß sie die Todesstrafe werden zu dulden haben; aber sie bedauert diese harte Nothwendigkeit und drückt ihre Gesinnung aus in der Bitte, man möge, sofern es thunlich, Schonung walten lassen. Oberflächlichkeit und Gehässigkeit hat in dieser Bitte nur Heuchelei gefunden, im besten Falle

eine leere Formalität. Es spricht sich aber in der Uebergabe an den weltlichen Arm das Bekenntniß der Kirche aus, daß sie sich für verpflichtet erachte, den Staat zu unterstützen, selbst da, wo es ihr schwer fallen muß. In der Bitte dagegen, welche an die Uebergabe geknüpft wird, spricht sich der Geist der Milde aus, der ihr diese Uebergabe als harte Pflicht erscheinen läßt . . . . Es ist Thatsache, daß die Kirche die Gesetze, welche Todesstrafe über Ketzer verhängten, nicht gefordert oder veranlaßt hat. Die Staatsgewalt ist aus eigener Initiative vorgegangen. Wo die Kirche durch direkten Befehl die Staatsregierungen aufforderte, weltliche Strafen zu verhängen, handelte es sich nie um Todesstrafe oder Verstümmelung. Zungendurchstechung hinterließ keinen bleibenden Nachtheil. Man wollte dadurch nur das Glied empfindlich strafen, mit dem gesündigt wurde, ohne es zu verstümmeln. Der Blutverlust war ein minimaler." (Die kirchlichen Strafgesetze, Mainz 1899. Mit bischöflicher Approbation, S. XXVII—XXIX).

Der bischöfliche Seminarprofessor vertritt also die Ansicht: 1. in katholisch-theologischen Kreisen finde sich die Auffassung, die Kirche könne die Todesstrafe verhängen oder deren Vollstreckung vom Staate fordern, nur sporadisch; 2. der schöne Grundsatz Ecclesia non sitit sanguinem, die Kirche dürstet nicht nach Blut, werde durch die Geschichte der Kirche wirklich bewahrheitet; 3. die von den kirchlichen Inquisitoren bei Uebergabe der Ketzer an das weltliche Gericht ausgesprochene Bitte um Schonung des Lebens sei wirklich ehrlich gemeint gewesen; 4. die Kirche habe die Gesetze, welche Todesstrafe über Ketzer verhängten, weder gefordert noch veranlaßt.

Ad 2. Professor Hollweck erklärt, daß er an diesen vier Ansichten festhalte. Ich werde nun den Beweis führen, daß diese vier Behauptungen des bischöflichen Seminarprofessors ebenso viele geschichtliche Unwahrheiten sind, und zwar so grobkörnige Unwahrheiten, daß sie bei einem Manne, der erklärt, mit dem betreffenden geschichtlichen Material vertraut zu sein, unentschuldbar sind, und in jene Klasse von Unwahrheiten gehören, die man bewußte nennt. Da ich diesen wichtigen Beweis sehr ausführlich in meinem Buche vorgelegt und durch eine Wolke von klassischen Zeugen erhärtet habe (a. a. O. S. 158—196), so kann ich hier verhältnißmäßig kurz sein. Ganz darf ich aber auch hier dem Leser das Quellenmaterial nicht ersparen. Es handelt sich bei diesem Punkte um Dinge und Fragen von höchster kirchen-, kultur- und religionsgeschichtlicher Bedeutung. Die Unwissenheit des Eichstätter Professors ist vollständig Nebensache. Hauptsache ist die geschichtliche Wahrheit, daß das Papstthum, die „Stellvertreterschaft Christi", jahrhundertelang systematisches Hinmorden

lität. Es spricht sich aber in der Uebergabe an den weltlichen Arm
der Kirche aus, daß sie sich für verpflichtet erachte, den Staat zu
t da, wo es ihr schwer fallen muß. In der Bitte dagegen, welche
geknüpft wird, spricht sich der Geist der Milde aus, der ihr die
rte Pflicht erscheinen läßt .... Es ist Thatsache, daß die
eße, welche Todesstrafe über Ketzer verhängten, nicht
veranlaßt hat. Die Staatsgewalt ist aus eigener Initiative
o die Kirche durch direkten Befehl die Staatsregierungen auf-
Strafen zu verhängen, handelte es sich nie um Todesstrafe oder
Zungendurchstechung hinterließ keinen bleibenden Nachtheil. Man
r das Glied empfindlich strafen, mit dem gesündigt wurde, ohne
n. Der Blutverlust war ein minimaler." (Die kirchlichen Stra-
99. Mit bischöflicher Approbation, S. XXVII—XXIX).

öfliche Seminarprofessor vertritt also die Ansicht: 1. in
ogischen Kreisen finde sich die Auffassung, die Kirche
odesstrafe verhängen oder deren Vollstreckung vom
n, nur sporadisch; 2. der schöne Grundsatz Ecclesia
guinem, die Kirche dürstet nicht nach Blut, werde
schichte der Kirche wirklich bewahrheitet; 3. die von
Inquisitoren bei Uebergabe der Ketzer an das welt-
ausgesprochene Bitte um Schonung des Lebens sei
gemeint gewesen; 4. die Kirche habe die Gesetze,
rafe über Ketzer verhängten, weder gefordert noch

Professor Hollweck erklärt, daß er an diesen vier An-

Ich werde nun den Beweis führen, daß diese vier
des bischöflichen Seminarprofessors ebenso viele ge-
ahrheiten sind, und zwar so grobkörnige Unwahr-
bei einem Manne, der erklärt, mit dem betreffenden
Material vertraut zu sein, unentschuldbar sind, und
von Unwahrheiten gehören, die man bewußte nennt.
ichtigen Beweis sehr ausführlich in meinem Buche
durch eine Wolke von klassischen Zeugen erhärtet
S. 158—196), so kann ich hier verhältnißmäßig
s darf ich aber auch hier dem Leser das Quellen-
rsparen. Es handelt sich bei diesem Punkte um
gen von höchster kirchen-, kultur- und religions-
eutung. Die Unwissenheit des Eichstätter Professors
Nebensache. Hauptsache ist die geschichtliche
das Papstthum, die „Stellvertreterschaft
hunderte lang systematisches Hinmorden

von Ketzern mit einer Heuchelei sondergleichen und mit einem ekelerregenden Pharisäismus umhüllt hat. Das Papstthum war ein Mörder wie Pilatus, und gleich wie dieser römische Statthalter sprach auch der „Statthalter Christi" bei jedem Ketzermorde: „Ich bin unschuldig an dem Blute, nehmet ihr ihn und richtet ihn nach eurem Gesetze."

Um meinen Beweis zu führen, gebe ich nur anerkannten ultramontanen Größen und verschiedenen Päpsten das Wort. Man wird sehen, daß von den Behauptungen des bischöflichen Professors nichts, und von meiner These über das Papstthum Alles übrig bleibt.

Thomas von Aquin — über sein maßgebendes Ansehen innerhalb der katholischen Welt brauche ich kein Wort zu verlieren — schreibt: „Wenn die Kirche keine Hoffnung mehr hat, den Ketzer zu bekehren, so trennt sie ihn, in Fürsorge für das Wohl der Anderen durch die Exkommunikation von ihrer Gemeinschaft, und überdies überläßt sie ihn dem weltlichen Gericht, damit es ihn durch den Tod aus der Welt schaffe (ulterius relinquit eum judicio saeculari a mundo exterminandum per mortem). Ketzer, die bereuen, werden zwar von der Kirche zur Buße zugelassen, es wird ihnen aber darum nicht das Leben geschenkt" (Summ. theol. 2. 2al. qu. 11. A. 3. 4).

Bernhard Guidonis, einer der berühmtesten päpstlichen Inquisitoren aller Zeiten, schreibt in seinem „Handbuch der Inquisition": „Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Ketzer. Auf zweierlei Art werden aber die Ketzer vernichtet, erstens indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen Religion zurückwenden, zweitens indem sie, dem weltlichen Gericht überliefert, körperlich verbrannt werden. (Practica Inquisitionis, Ed. Douais, Paris 1886, S. 218.)

Die Verfasser des berüchtigten „Hexenhammers", die päpstlichen Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, schreiben: „Der rückfällige Ketzer mag noch so sehr bereuen, dennoch ist er dem weltlichen Arm zu übergeben, um hingerichtet zu werden" (Malleus maleficarum, Ed. Lugd. 1669, S. 278—282).

Fast wörtlich dasselbe schreibt der päpstliche Inquisitor Nikolaus Eymeric (Directorium Inquisitorum, Romae 1585, III, 548. 550. 558). Er führt auch eine Bestimmung des Konzils

von Narbonne an: „Jene, die nach geschehener Abschwörung wieder in die Ketzerei zurückgefallen sind, sollt ihr, ohne jedes Gehör, dem weltlichen Gericht ausliefern, **damit sie mit der gebührenden Strafe bestraft werden (d. h. getödtet werden)**, denn es genügt, daß sie durch falsche Bekehrung die Kirche einmal getäuscht haben" (A. a. O., III, 412).

Carena, Fiskal der römischen Inquisition unter Urban VIII., schreibt: „Ketzer müssen mit **Feuer und Schwert** bezwungen werden, denn leichter werden sie überwunden, als überredet. Die unbußfertigen Ketzer sind dem weltlichen Gericht zu übergeben, **damit sie lebendig verbrannt werden**. Gäbe es noch eine grausamere Strafe als den Feuertod, so wäre sie gegen den Ketzer anzuwenden. Der weltliche Richter hat nichts Anderes zu thun, als das Urtheil der Inquisition sofort zu vollstrecken" (Tractatus de officio s. Inquisitionis, Lugd. 1659, Anteludia § 4 und S. 67. 357).

Der päpstliche Inquisitor **Bernhard von Como** schreibt: „Die Vollstreckung des Urtheils der Inquisitoren geschieht durch die weltlichen Gerichte. Die Vollstreckung hat ohne Zögern zu geschehen. Zögern die weltlichen Gewalten mit der Vollstreckung, so verfallen sie der Exkommunikation. Die gebührende Strafe (für die Ketzer) ist die Strafe, die Leib und Seele trennt" (Lucerna Inquisitorum, Venet. 1596, S. 38).

Der Jesuit **Tanner** schreibt: „Die Todesstrafe gegen die Ketzer wird von den weltlichen Gewalten vollstreckt, aber im Auftrage und auf Befehl der kirchlichen Gewalt" (Theol. schol. t. 3, S. 474).

Der Jesuit **Raynaud** schreibt: „Die Todesstrafe ist keine zu schwere Strafe für die Ketzer. Die Kirche bestraft zwar nach ihrer Milde die nicht rückfälligen Ketzer, die vor der Fällung des Urtheils sich bekehren, nicht mit dem Tode. Die Schuld der Ketzerei könnte aber ohne Ungerechtigkeit auch dann mit dem Tode geahnt werden. Daß das Lebendigverbrennen, das weichlichen Christen als Grausamkeit erscheint, eine gerechte Bestrafung für Ketzerei ist, zeigt die alte Praxis, deren Castro gedenkt" (Opp. 12, 535b).

Der Jesuit **Petra Somta** schreibt: „Zu Rom wird (durch die päpstliche Inquisition) wegen der ersten Ketzerei Niemand mit dem Tode bestraft, wenn er nicht ein Häresiarch ist. Nur diejenigen, die in dieselbe Ketzerei zurückfallen, werden zum Tode verurtheilt; aber sie werden nicht lebendig verbrannt, sondern **zuerst erdrosselt**

und dann verbrannt, falls sie sich vor dem Tode bekehren. Wenn sie hartnäckig bleiben, werden sie allerdings lebendig verbrannt, aber das geschieht nicht aus Härte, sondern in der Hoffnung, ihnen die Hartnäckigkeit auszukochen" (Notae in ep. Petri Molinaei ad Balzacum, Antw. 1634, S. 230).

Der berühmte Jesuiten-Kardinal Bellarmin, selbst Mitglied der römischen Inquisition, schreibt: „Dem Ketzer geschieht kein Unrecht, wenn er von der Kirche zum Tode verurtheilt oder auch durch eine geistliche Hand getödtet wird. . . Die Ketzer können von der Kirche dem weltlichen Arm übergeben und können und müssen von dem christlichen weltlichen Arm zum Tode verurtheilt und von dem christlichen Henker getödtet werden". (Apologia, bei Rocaberti, Bibl. max. pontif. II, 100; daß Bellarmin Verfasser dieser „Apologie" ist, beweisen Döllinger-Reusch, Selbstbiographie Bellarmins, S. 219).

In einem amtlichen Erlaß der „Kongregation der heiligen römischen Inquisition" aus dem Jahre 1657 wird die Auslieferung des Ketzers an den weltlichen Arm durch die Inquisitoren ausdrücklich als gleichbedeutend mit der Todesstrafe bezeichnet: „Das Todesurtheil oder die Auslieferung an den weltlichen Arm" (abgedruckt in Orationes et solemnitates in Universitate Regiomontana, Königsberg 1814—1823, Fasc. 33, S. 6 ff.).

Diesen Zeugnissen gegenüber — sie lassen sich beliebig vermehren — wird es Herrn Hollweck schwer fallen, an den oben hervorgehobenen Sätzen seines Buches „festzuhalten". Allerdings, einem starkgläubigen Gemüthe ist Vieles möglich, und wie es seinem Kollegen Professor Bautz in Münster möglich ist, an der Ansicht festzuhalten, die Vulkane seien die Schlote der Hölle und die Erdbeben entstünden durch die Brandung des höllischen Feuermeeres, so mag es auch dem bischöflichen Seminarprofessor in Eichstätt möglich bleiben, auf seinem Standpunkte zu verharren. Wer geschichtliche Thatsachen gänzlich außer Acht läßt, der hat es ja leicht, Theorien „festzuhalten".

Ich bitte inzwischen den Leser, mir auf dem Wege der Geschichte — historia magistra veritatis — weiter zu folgen.

In Brescia hatte sich die die Stadtobrigkeit gesträubt, das ihr von den päpstlichen Inquisitoren zugeschobene Henkeramt bei einigen Ketzern auszuüben. Die Inquisitoren beschwerten sich darüber bei Papst Innozens VIII, dem Vater der berüchtigten „Hexenbulle", der dann folgendes Dekret erließ: „. . . Wir tragen

euch (Inquisitoren) auf, der Stadtobrigkeit zu befehlen, daß sie innerhalb sechs Tagen, nachdem ihr sie aufgefordert habt, euer Urtheil gegen diese Ketzer vollstrecke, und zwar ohne irgendwie vorher in die Prozeßakten Einsicht zu nehmen. Sollte sie diesem Befehle nicht nachkommen, so verfällt sie der Exkommunikation. Gegeben zu Rom unter dem Fischerring am 30. September 1486 im dritten Jahre unseres Pontifikates (bei Eymericus-Pegna, Directorium, S. 609).

Ein lebhafter Streit war im Jahre 1521 in Venedig entstanden zwischen den dortigen Inquisitoren und der Signoria, die sich weigerte, einige ihr von der Inquisition überlieferte Ketzer zu verbrennen. Da erhob sich „gegen diesen frevelhaften Ungehorsam" der „Stadthalter Christi" Leo X in der Bulle Honestis (Mag. Bull. I. 617). Auch Papst Nikolaus IV. wandte gegen Obrigkeiten die sich weigerten, die Urtheile der Inquisition zu vollstrecken, die kirchlichen Zwangsmittel an (Wadding, Annal. ann. 1288, n. 19).

Eine lange Kette von Zeugnissen und Thatsachen! Sie ist so stark, so unzerreißbar, daß selbst ein Hefele, den Dr. Hollweck doch gewiß als Zeugen gelten lassen wird, gesteht, daß „die natürliche Folge" der Auslieferung der Ketzer an den „weltlichen Arm" der Feuertod gewesen sei (Hefele-Knöpfler, Kirchengeschichte 1886, Bd. 5, S. 936).

Gewiß, die Kirche, „die milde Mutter" (pia mater), wie sie so gerne sich nennt, hat niemals ein Todesurtheil ausgesprochen; bei Leibe nicht! Sie hat den Ketzer nur dem weltlichen Arm „übergeben". Aber — und das ist le revers de la medaille — mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln sorgte die „milde Mutter" dafür, daß der überlieferte Ketzer durch die weltliche Obrigkeit verbrannt wurde; denn Ecclesia non sitit sanguinem, die Kirche dürstet nicht nach Blut.

Ist schon hier die widerchristliche Heuchelei mit Händen zu greifen, so steigert sie sich in der bei der Auslieferung üblichen Bitte, das Leben des Ketzers zu schonen, ins Maßlose. Man kann in Bezug auf diese „Bitte" sagen: niemals innerhalb des Christenthums ist die menschliche Sprache systematisch durch Jahrhunderte hindurch in schnöderer Weise mißbraucht worden, als in dieser durch die „Statthalter Christi" eingeführten „Bitte"; sie enthält die brutalste, die empörendste Lüge.

Die „Bitte" lautete: „Deshalb übergeben wir diesen Ketzer dem weltlichen Gericht mit der innigen Bitte (affectuose rogantes), daß

das Urtheil über ihn nicht zum Tode und nicht zur Verstümmelung führe." Was kann es Rührenderes geben, als diese „innige Bitte". Weil der Ketzer nicht mehr im mütterlichen Schoße der Kirche bleiben will, muß sie ihn aus ihrer Gemeinschaft entlassen; aber über die Trennung hinüber folgt ihm ihre Mutterliebe, und zärtlich fleht sie den Staat an: schone das Leben und die Gliedmaßen des verirrten Schäfleins!

So die ultramontanen Darstellungen über das Verhalten der „milden Mutter", der Kirche. Und die Geschichte?? Wiederum rufe ich die klassischen Zeugen auf.

Antonius Diana, Konsultor der Inquisition für das Königreich Sizilien, schreibt: „Können die Inquisitoren gegen die weltlichen Richter vorgehen, wenn diese mit den Ketzern milde verfahren und ihnen die Todesstrafe durch Feuer nicht auflegen? Ja, denn die weltlichen Richter sind in Bezug auf die Ketzer nur die Vollstrecker, und sie sind verpflichtet, den Ketzer sofort zum Tode zu verurtheilen. In Bezug auf die Vollstreckung des Inquisitionsurtheils ist den weltlichen Richtern jeder Eigenwille entzogen. Dem steht nicht entgegen die bekannte Bitte, die von den Inquisitoren vorausgeschickt zu werden pflegt, wenn sie den Ketzer dem weltlichen Arm überliefern, indem sie nämlich bitten, man möge barmherzig mit ihm verfahren. Denn diese Bitte ist nur eingeführt, damit die kirchlichen Richter der Gefahr entgehen, irregulär zu werden" (Resolutiones morales, Lugd. 1667, V, 423).

Hier haben wir klipp und klar den eigentlichen Sinn der „innigen Bitte". Sie bezweckte nicht, ihrem Wortlaut entsprechend, die Schonung des Ketzerlebens — wehe dem Staate und der Obrigkeit, die sie so aufgefaßt hätten, Bannstrahl und Interdikt wären auf sie niedergefahren —, sondern sie bezweckte, die Herren Inquisitoren vor der „Irregularität" zu bewahren, die nach kanonischem Recht mit dem Blutvergießen verbunden war. Das Blut des Ketzers mußte fließen, und das Urtheil des Inquisitors führte unausbleiblich zu diesem Blutvergießen; aber da Blutvergießen den Priester „irregulär" macht, d. h. unfähig zum Genusse von Pfründen, so spricht der fromme Mann die Bitte aus, es möchte kein Blut vergossen werden. So hatte er für sich die Irregularität abgewandt, und für den Ketzer blieb der Tod nach wie vor unentrinnbar.

Womöglich noch deutlicher als Diana gesteht dies der hervorragende römische Theologe Franz Pegna in seiner dem Papste Gregor XIII. gewidmeten und von diesem mit vielen Privilegien ausgestatteten Ausgabe des schon genannten Eymeric'schen „Handbuches für die Inquisitoren": „Wenn die Inquisitoren die Schuldigen dem weltlichen Richter ausliefern, sprechen sie diese Bitte aus, damit sie nicht den Schein erwecken, dem Blutvergießen zuzustimmen, und dadurch irregulär werden. Covarruvias hält es zur Vermeidung der Irregularität für sicherer, daß die Inquisitoren den Verurtheilten dem weltlichen Arm nicht ausliefern, sondern er räth, daß sie ihn in Gegenwart des weltlichen Richters verurtheilen und daß der so Verurtheilte aus ihrer Gerichtsbarkeit entlassen, sogleich vom weltlichen Richter übernommen werde, um ihn hinzurichten. Ich muß hier mittheilen, was die wachsame Fürsorge der römischen Päpste veranstaltet hat, um von den Inquisitoren und Konsultoren die Irregularität abzuwenden. Da in den Sitzungen der römischen Inquisitionskongregation, deren Mitglieder Geistliche, Prälaten, Bischöfe, Kardinäle sind, es häufig vorkommt, daß Urtheile gefällt werden, aus denen eine Gliederverstümmlung oder die Hinrichtung des Verurtheilten erfolgt, so hat unser heiligster Herr Paul IV. am 29. April 1557 bestimmt, um die Gewissensbedenken der Mitglieder der Inquisition zu beruhigen, daß Alle, die ihn (den Papst) im Richteramte unterstützten, ohne einer Zensur oder der Irregularität zu verfallen, ein Urtheil fällen können, das die Folter oder den Tod des Verurtheilten zur Folge hat. Dieses Dekret Paul IV. hat Pius V. erneuert. Nach diesen Dekreten erscheint also diese hergebrachte Bitte überflüssig geworden, da die Ketzer dem weltlichen Arm nur überlassen werden, damit die Inquisitoren der Irregularität entgehen: ad hoc, ut Inquisitores evitent irregularitatem. Dennoch soll diese Bitte nicht unterlassen werden, denn mehrere Mittel zur Erreichung des gleichen Zieles (Vermeidung der Irregularität) sind vorzuziehen. Ist es aber nicht verboten, für die Ketzer Bitten einzulegen? Eine Bitte ist verboten, wenn sie eine Gunstbezeugung für den Ketzer oder die Hinderung der gegen ihn zu handhabenden Gesetzesstrenge zum Zwecke hat, nicht aber wenn sie die Vermeidung der Irregularität (des Inquisitors) bezweckt" (Direct. II, 131—132).

An einer andern Stelle erläutert Pegna das oben mitgetheilte Dekret Innozens' VIII., das die weltlichen Richter unter Androhung der schwersten Kirchenstrafen zwingt, die Todesstrafe an den ihnen

von den Inquisitoren ausgelieferten Ketzern zu vollziehen. Zunächst erklärt er die Weigerung der weltlichen Obrigkeit, das Inquisitionsurtheil zu vollstrecken, für „ein schweres und unmenschliches Verbrechen." Dann fährt er fort: „Was soll nun aber der Inquisitor thun, wenn er sieht, daß die weltliche Obrigkeit die ihr übergebenen Ketzer nicht innerhalb von sechs Tagen hinrichtet? Ein sehr erfahrener Mann sagte mir, dann könne der Inquisitor der weltlichen Obrigkeit befehlen, daß sie die Ketzer verbrenne, weil diese Strafe für dies Verbrechen die gewöhnliche sei, weshalb der Inquisitor auch nicht irregulär werde. Allein ganz ungefährlich scheint es (mit Rücksicht auf die daraus vielleicht entstehende Irregularität) doch nicht zu sein, die Strafe des Verbrennens mit Namen zu nennen, denn vielleicht verfällt er dadurch doch der Irregularität, zu deren Vermeidung er ja die hergebrachte „Bitte" (um Schonung des Ketzerlebens) abgiebt. Sicherer ist es deshalb, daß der Inquisitor nur im Allgemeinen dem weltlichen Richter unter Androhung der Exkommunikation befiehlt, seinen (des Inquisitors) Urtheilsspruch auszuführen. Das wird auch in den Erlassen Alexander's IV. und Leo's X. angerathen, und es genügt, um die Irregularität zu vermeiden" (Direct. III, 609).

Eine sehr interessante Bestätigung dieser Eingeständnisse über den Sinn der berühmten „Bitte" liefert uns das Verhalten einiger päpstlicher Inquisitoren in den Niederlanden. Sie fürchteten, wegen der mit ihren „Auslieferungen an den weltlichen Arm" nothwendig verbundenen Todesurtheilen irregulär zu werden und dadurch — eine sehr triftige Begründung dieser Furcht — ihre Pfründen zu verlieren: craindant encourrir irrégularité; ilz éstaient vexés en procès sur leur bénéfices, pour la dicte irrégularité. Mit diesem „Skrupel" (scrupule) wandten sie sich an Kaiser Karl V. Karl beruhigte die verängstigten Gemüther durch die Versicherung, er habe ein „päpstliches Breve" erwirkt, das die Gefahr der Irregularität von ihnen abwende. Nicht wegen der Todesurtheile hätten sie kanonische Strafen zu fürchten, sondern weit eher für die Saumseligkeit, mit der sie die Ausrottung der Ketzerei betrieben (Poullet, Histoire du droit pénal dans le Duché de Brabant: Memoires couronnés etc., Bruxelles 1870, t. 35, n. 2. S. 96. 97).

Was bleibt, frage ich nochmals, übrig von den Behauptungen des bischöflichen Seminarprofessors, der diese Behauptungen hin-

stellt als „Resultate einer mehrjährigen ausschließlichen Beschäftigung mit den Quellen und der Literatur des kirchlichen Strafrechtes"?

Ad 3. Hier wirft Herr Hollweck mir vor, ich hätte „insinuirt", daß er in seinem Buche von Zungendurchstechung für „Ketzer" gesprochen habe, während diese Strafe mit „minimalem Blutverlust" doch nur für „Katholiken" von den Päpsten verhängt worden sei. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß ein Lehrer an einer bischöflichen Bildungsanstalt für junge katholische Geistliche diese mit „minimalem Blutverlust" verbundene, von den „Statthaltern Christi" eingeführte Strafe der Zungendurchstechung „nicht für exorbitant" hält. Was den von Herrn Hollweck betonten „Unterschied" zwischen „Ketzer" und „Katholik" angeht, dessen Nichtbeachtung mir als „wissenschaftliche Leichtfertigkeit" oder gar als „freche Verleumdung" vorgeworfen wird, so zeigt dieser „Unterschied", daß der bischöfliche Professor, trotz seiner „mehrjährigen, ausschließlichen Beschäftigung mit den Quellen des kirchlichen Strafrechtes", vollständig unwissend über diese Quellen geblieben ist. Der Gotteslästerer, auch wenn er Katholik war, verfiel dadurch, daß er Gotteslästerungen ausstieß, eo ipso der Gerichtsbarkeit „der heiligen Inquisition gegen ketzerische Bosheit" (inquisitio haereticae pravitatis), er wurde durch die Blasphemie zum Ketzer, wie auch die Hexe durch die Zauberei zur Ketzerin wurde. Wurde also dem Gotteslästerer wegen seiner Gotteslästerung die Zunge durchstochen, so erlitt er diese Strafe als Ketzer. Herr Hollweck möge sich noch einige Jahre mehr und noch ausschließlicher mit „den Quellen des kirchlichen Strafrechtes" beschäftigen, dann geht ihm vielleicht die Erkenntniß auf, daß der „Unterschied" zwischen dem blasphemirenden „Ketzer" und dem blasphemirenden „Katholiken" nur in seiner Phantasie besteht.

Hiermit verlasse ich die „Kritik" des Herrn Prof. Dr. Hollweck und wende mich der „Kritik" des Herrn Dr. Cardauns, Chefredakteurs der „Kölnischen Volkszeitung", zu.

Lebhaft bedauere ich, daß humoristisch-satyrische Schreibweise mir versagt ist; für einen Mark Twain wäre die Beleuchtung dieser „Kritik" ein Hochgenuß.

Herr Cardauns „kritisirt" mein Buch — wohl nach dem Grundsatz: Doppelt genäht hält besser — an zwei Stellen: in einem spaltenlangen Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" und in einem 19 Seiten langen Aufsatz der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland".

Als ich die beiden Riesenkritiken zu lesen begann, war mir fast ein wenig bänglich zu Muthe. Ein gewesener Privatdozent der Geschichte, also ein „Fachmann“, wird auf drei großen Spalten und auf 19 großen Seiten gewiß viele erhebliche Fehler und Irrthümer zusammengetragen haben, so dachte ich. Je weiter ich aber las, um so mehr athmete ich auf, und als ich am Schlusse war, da sagte ich mir: all die anerkennenden Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften sind nicht so viel werth, wie diese ultramontane „Kritik“; denn hier bescheinigt mir ein „freundlich“ gesinnter ultramontaner „Fachmann“, daß mein Buch ins Schwarze getroffen hat, und daß von wirklichen Irrthümern und Fehlern so gut wie nichts in dem dicken Bande sich findet.

Das spalten- und seitenlange Gezeter des Herrn Cardauns läuft nämlich darauf hinaus, daß die einschlägige Literatur und die Quellen fleißig von mir benutzt worden sind. Herr Cardauns ist empört, daß ich das in vielen hundert Büchern und Schriften zerstreute Material gesammelt (wohlgemerkt, stets mit Angabe der Quelle, aus der ich schöpfte): ich sei ein „Abschreiber“, ein „Plagiator“, ein „Kompilator“. Das sind die „kritischen“ Urtheile des Herrn Cardauns. Wenige Tage nach Erscheinen dieser „Kritik“ wollte der Zufall, daß ich mit einem gefeierten Historiker zusammentraf, der mein Buch und die Cardauns'sche „Kritik“ gelesen hatte. Er sagte mit gutem Humor: „Ja, wenn wir es so machten, wie die Ultramontanen, dann wären wir freilich keine „Abschreiber“ und keine „Kompilatoren“, denn die saugen sich die Geschichte aus den Fingern; wir schreiben die Quellen „ab“ und „kompiliren“ die Thatsachen.“ Herr Cardauns nennt mein Buch verächtlich „Scheerenarbeit“. Gewiß, ich habe die Scheere benutzt, aber was ich mit ihr ausschnitt, ist herausgeschnitten aus dem lebendigen Fleisch des Ultramontanismus, und das war just die Absicht bei meiner „Scheerenarbeit“.

Ich habe aber nicht bloß Quellen, ich habe zur höchsten Entrüstung des Herrn Cardauns sogar — mich selbst abgeschrieben. Mehr als eine ganze Seite ist mit der Empörung über dies horrendum angefüllt. Ich könnte Herrn Cardauns erwidern, was er mir so übel nimmt, thäte er selbst, denn seine „Kritik“ in den „historisch-politischen Blättern“ ist die vielfach wörtliche Abschrift seiner „Kritik“ in der „Kölnischen Volkszeitung“. Und obendrein bin ich noch der ehrlichere „Abschreiber“, indem ich meine Quelle, nämlich eine vor mehreren Jahren erschienene Schrift zitire,

während Herr Cardauns seine Quelle, nämlich seine „Kritik“ in der „Kölnischen Volkszeitung“ in der Neuauflage in den „Historisch-politischen Blättern“ nicht zitirt. Also ein „Plagiat“ allergewöhnlichster Sorte! Doch ich habe auf den unsäglich albernen Vorwurf des mich-selbst-Abschreibens noch eine andere Antwort, nämlich: dieser Vorwurf ist eine Unwahrheit.

Vor einigen Jahren ließ ich eine Schrift erscheinen: „Religion oder Aberglaube“? In dieser Schrift sammelte ich unter Anderm eine Reihe von Stellen aus verschiedenen Erzeugnissen der ultramontanen Literatur: Theologie, Erbauungsliteratur, Belletristik u. s. w. Als ich in meinem Werke: „Das Papstthum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit“ an das Kapitel vom Aberglauben innerhalb des Ultramontanismus kam, machte ich selbstverständlich von den schon damals von mir gesammelten Zitaten aus katholischen Büchern Gebrauch, indem ich diese Zitate in mein größeres Werk übernahm. Die Zitate mögen Herrn Cardauns wohl sehr weh gethan haben, und es mag ihm zur Entschuldigung dienen, daß er vom Schmerz gepeinigt die Zitate und mich selbst verwechselt.

Mit Emphase erzählt Herr Cardauns, mein „Fanatismus“ habe mich das „Lesen“ verlernen lassen. Bewiesen wird dieser analphabetische „Fanatismus“ zwar nicht; es ist ja auch nicht nöthig, denn die Leser des Herrn Cardauns glauben es ihm blind. Wer aber in Wirklichkeit aus „Fanatismus“ gegen seinen Gegner das „Lesen“ verlernt hat, bin nicht ich, sondern ist mein gestrenger „Kritiker“, Herr Cardauns. Daß er nicht einmal den Titel meiner Schrift, über die er sich so sehr ereifert: „Religion oder Aberglaube“? lesen kann, obwohl es Fettdruck ist, sondern sie als „Religion oder Unglaube“ zitirt, mag durchschlüpfen. Aber recht fatal für seinen historisch-kritischen Sinn ist die Thatsache, daß Herr Cardauns sich darüber höchlich entrüstet, daß ich „mit Bezug auf Hefele über die Niederungen ultramontaner Wissenschaft spotte“. Und doch steht in meinem Buche, an der von Herrn Cardauns mit echter „Gelehrten“-Akribie zitirten Seite (131), daß ich Hefele nicht zu den „Niederungen“, sondern zu den „Höhen“ der ultramontanen Wissenschaft rechne. Freilich Herr Cardauns hat eine Entschuldigung: meine Bemerkung von den „Niederungen“ und „Höhen“ ist klein gedruckt; und wer, wie wir gesehen haben, nicht einmal Fettdruck lesen kann, von dem kann man das richtige Lesen des Kleindrucks billiger Weise nicht verlangen.

Bei Fett- und Kleindruck haben die Augen des Herrn Cardauns versagt, jetzt kommt der Mitteldruck, das Corpus, um fachmännisch zu sprechen.

Er tadelt, daß ich die sozialkulturelle Wirksamkeit des Papstthums „unter Beschränkung auf solche Dinge schildere, bei welchen die Schattenseiten der Geschichte der katholischen Kirche besonders dunkel hervortreten". Und doch steht in der Einleitung zu meinem Werke ganz deutlich zu lesen — in Mitteldruck —, daß mein Zweck sei, aus den „Schattenseiten" des Papstthums seine Nicht-Göttlichkeit darzuthun. Eine Brille, Herr Cardauns, schleunigst eine Brille!

Sehr tadelnswerth findet Herr Cardauns, daß ich in dem Abschnitt über Cäsarius von Heisterbach „die liebenswürdigen Seiten" dieses Schriftstellers nicht erwähne und ihn „lediglich als Liebhaber von Teufelsgeschichten" hinstelle. Auch hier wird der ausgesprochene Zweck meiner Darstellung verschwiegen: ich wollte die weite Verbreitung des Teufelsspukes in der katholischen Erbauungsliteratur schildern. Hierfür kamen aber „die liebenswürdigen Seiten" des Cäsarius nicht in Betracht, sondern „lediglich" seine maßlosen „Teufelsgeschichten". Stelle sich Herr Cardauns doch nicht einfältiger, als er ist. Zweck seiner „Kritik" ist, mich als Schriftsteller zu vernichten; wird er zur Erreichung dieses Zweckes meine „liebenswürdigen Seiten" als Mensch — angenommen, ich sei nicht ganz ohne solche — hervorheben?

Verächtlich schreibt Herr Cardauns, daß ich ein Folterprotokoll, das Soldan in seiner „Geschichte der Hexenprozesse" aus den Akten mittheilt, „wörtlich abgeschrieben" habe. Sollte ich etwa ein Protokoll ungenau abschreiben?!

Ein gar großes Verbrechen macht Herr Cardauns mir daraus, daß ich Riezler's ausgezeichnete „Geschichte der Hexenprozesse in Bayern" „in besondere Affektion" genommen habe: ich hätte Riezler „ausgeschlachtet". Würde Herr Cardauns unter „Ausschlachtung" die Benutzung und — nicht zu vergessen — die sorgfältige Zitirung Riezler's verstehen, ich hätte nichts dagegen einzuwenden. Aber das meint mein „Kritiker" natürlich nicht, sondern er will mich für seine Leser hinstellen als gewissenlosen „Plagiator". Und das ist wiederum eine derbe Unwahrheit. Uebrigens wirkt Herr Cardauns auch hier wieder unfreiwillig komisch. Er erbost sich, wenn ich mit Riezler gehe, und er erbost sich auch, wenn ich, wie in der Beurtheilung des Jesuiten Tanner, von Riezler abweiche! Gerne will ich aber Herrn

Cardauns verrathen, warum ich gerade die Forschungen Riezler's so ausgiebig benutzt habe. Rietzler's Buch ist nämlich nicht nur das ausgezeichnetste, was bis jetzt über die Hexenprozesse in Bayern erschienen ist, sondern Riezler ist auch selbst ein Gelehrter von Ruf. So mußte es mir, der ich kein Gelehrter von Ruf bin, doppelt willkommen sein, mich für den Beweis meiner These, daß die Hexengreuel zum größten Theil der katholischen Theologie zur Last fallen, auf ein solches Buch und auf einen solchen Mann stützen zu können. Gänzlich unwahr ist, daß, wie Cardauns schreibt, „für die polemische Riesenanmerkung auf S. 611 und 612, Riezler mehrfach Wegweiser gewesen ist". Mit dieser Anmerkung hat Riezler garnichts zu thun; aber es zu behaupten, ist zweckdienlich, weil es den Eindruck des „Abschreibens" hervorruft. Vielleicht glätten sich die Cardauns'schen Zorneswogen über meine „Ausschlachtung" Riezler's durch die Mittheilung, daß Herr Professor Riezler mir warme Anerkennung für meine „bedeutungsvolle Leistung" brieflich ausgesprochen hat. Und doch wäre Riezler „der Nächste daran" gewesen, entrüstet zu sein über den „Plagiator".

Sehr „abstoßend" hat auf Herrn Cardauns gewirkt, daß ich den ultramontanen Geschichtsklitterern Pastor, Jansen, Diefenbach, Hergenröther, Kaulen e tutti quanti „Unwissenheit" und „Unwahrhaftigkeit" vorwerfe. Ich habe eben die Ansicht, daß systematische Geschichtsfälschung mit dem richtigen Namen bezeichnet werden muß, und daß diese Bezeichnung die richtige ist, das habe ich — für Herrn Cardauns wird es besonders „abstoßend" gewesen sein — ausgiebig bewiesen. Wer z. B. nicht eingesteht, und Herr Cardauns scheint es nicht einzugestehen, daß das Wort Ecclesia non sitit sanguinem eine nichtswürdige Heuchelei und Lüge ist; oder wer, wie der gegenwärtige Erzbischof von Köln, Dr. Simar, jede Schuld der Kirche an den Hexengreueln und an den Hexenprozessen bestreitet, der ist entweder abgründlich unwissend oder abgründlich unwahr.

Wäre es übrigens wirklich wahr, daß ich meine literarischen Gegner „in äußerster Rohheit der Sprache" verunglimpfe, so hätte ich gute Entschuldigungsgründe, die gerade der ultramontane und jesuitenfreundliche Herr Cardauns gelten lassen müßte. Was giebt es Roheres und Pöbelhafteres, als die Sprache so mancher „deutschen" Jesuiten der Gegenwart in ihren Angriffen auf Gegner? Ich erinnere nur an die beiden Hauptrufer im Streite, an die Gebrüder T. und H. Pesch. In den berüchtigten „Hamburger Briefen",

im „Krach von Wittenberg“, in den „Flugschriften zur Lehr und Wehr“ findet sich wirklich „äußerste Roheit der Sprache gepaart mit förmlicher Schmähsucht“. Wäre es also zu verwundern, wenn ich, der ich im Jesuitenorden zum Schriftsteller ausgebildet worden bin, von solchen Vorbildern gelernt hätte? Ich will Herrn Cardauns etwas verrathen: der mit dem Dreschflegel, oft sogar mit der Mistgabel schreibende Jesuit T. Pesch wollte, als er auf dem „Höhepunkt“ seiner polemischen Thätigkeit stand, mich zum Mitarbeiter haben. Obwohl mir die Ablehnung dieses Angebotes keine gute Note bei meinen Ordensoberen eintrug, lehnte ich ab, weil mich die „Rohheit der Schreibweise“ anekelte.

Mir „äußerste Rohheit der Sprache“ und „Schmähsucht“ vorzuwerfen, ist nichts weiter als ein unehrliches Kampfmittel. Herr Cardauns weiß, daß seine Leser mein Buch nicht in die Hand nehmen werden. Gefahrlos und wirkungsvoll zugleich läßt sich also der verhaßte „Renegat“ auf ein möglichst niedriges Niveau herabdrücken. Andere Kritiker, denen die Parteiwuth Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe nicht weggefressen hat, urtheilen über meine „Sprache“ sehr anders. So nennt die „Nation“ (8. Dezember 1900) die Sprache meines Buches „vornehm, maßvoll und schön“.

Verschiedentlich schon habe ich Herrn Cardauns in seiner „Kritik“ Unwahrheiten nachgewiesen. Allerdings waren sie „entschuldbar“, denn, wie ich auch nachgewiesen habe, die „kritischen“ Augen des Herrn Cardauns sind so geschwächt, daß er weder Fett-, noch Mittel-, noch Kleindruck richtig lesen kann. Dient diese bedauerliche „Augenschwäche“ auch für den folgenden Passus seiner „Kritik“ als Entschuldigung?

Ueber meine Beurtheilung der scheußlichen Hexenbulle des „Statthalters Christi“ Innozens VIII. schreibt Herr Cardauns: „Hoensbroech ist anfangs (S. 617; ich bitte den Leser, die Seitenzahlen gut zu merken) ebenfalls der Meinung, daß der Bulle der formale Charakter einer ex cathedra-Entscheidung nicht zukommt, argumentirt sich aber auf der folgenden Seite (S. 618) zu dem Satze hindurch: „So sind die Päpste ex cathedra, d. h. von ihrem Amtssitze aus Ausgangs- und Mittelpunkt geworden für ein blutiges pornographisches Widerchristenthum.“

Hier soll der Anschein erweckt werden, ich hätte, was ich auf der einen Seite (617) schreibe, auf der „folgenden Seite“ (618), d. h. nach einem Zwischenraum, schon wieder vergessen, und hätte mich glücklich zum Gegentheil „hindurch argumentirt“.

Ich lasse nun was wirklich bei mir steht, und wie es bei mir steht, d. h. auch mit Vertheilung auf die betreffenden Seiten (617 und 618), folgen, damit erhellt, daß die bedauernswerthen Augen meines „Kritikers" nicht nur schwach sind, sondern daß sie so sonderbar konstruirt sind, daß sie, was auf ein und derselben Seite steht durch eine merkwürdige „optische Täuschung" auf zwei verschiedenen Seiten sehen. Bei mir lauten die zwei letzten Textzeilen auf Seite 617: „Ich persönlich glaube, daß der Bulle Innozens' VIII. ebenso wie der Teufelsbulle Gregor's IX. der formale Charakter (hier muß umgeblättert werden und der auf S. 617 angefangene Satz wird auf S. 618 fortgesetzt:) ex cathedra-Entscheidung nicht zukommt. Was beiden Kundgebungen aber zukommt, ist höchstes religiöses Ansehen. Sie sind erlassen worden vom Papste als Papst, als dem „Stellvertreter Christi", dem unbedingter religiöser Gehorsam gebührt. Jeder Katholik ist den Sätzen dieser päpstlichen Kundgebungen gegenüber zu einem, wie der theologische Ausdruck lautet, silentium obsequiosum verpflichtet. Der Katholik verstieße gegen den dem Papste schuldigen Gehorsam, wenn er einen der in den Bullen enthaltenen Sätze öffentlich oder privatim bestritte, oder auch nur einen Zweifel darüber laut werden ließe. Kein Katholik darf den von Gregor IX. verkündeten Kater-Teufel oder die von Innozens VIII. verkündeten daemones incubi und succubi leugnen oder bezweifeln und die Päpste hierin des Irrthums bezichtigen. Hier, wie beim gesammten Verhalten der Päpste in Bezug auf Inquisition, Hexenwesen und Aberglauben ist unverrückt im Auge zu behalten, daß sie in ihrer Eigenschaft als Haupt der Kirche, als höchster Lehrer der Wahrheit, kurz als „Stellvertreter Christi" Jahrhunderte hindurch Massenmorde und greulichen Aberglauben, theils durch Wort und That befördert, theils wissentlich geduldet haben. So sind sie ex cathedra, d. h. von ihrem Amtssitze aus Ausgangs- und Mittelpunkt geworden, für ein blutiges, pornographisches Widerchristenthum, für eine „Kultur", welche die blühendsten Länder Europas sozial, ethisch und religiös verwüstet hat."

Aus dem Vergleich dessen, was ich sage und was Herr Cardauns mich sagen läßt, ergiebt sich also: 1. daß ich mich in keiner Weise zum Gegentheil dessen, was ich „Anfangs" gesagt habe, „hindurchargumentire", sondern, daß ich an der einen Stelle von dem dogmatischen Begriff einer formalen ex cathedra-Entscheidung und an der anderen Stelle von dem Amtssitze

(cathedra in seiner wörtlichen Bedeutung) der Päpste spreche; 2. daß meine beiden, unter sich durchaus harmonischen Behauptungen über die päpstliche „cathedra“ weder durch einen Zwischenraum getrennt sind, noch auf zwei verschiedenen Seiten sich vorfinden, sondern daß beide in ihren entscheidenden Worten auf ein und derselben Seite, nämlich auf Seite 618 stehen.

Noch einmal, Herr Cardauns, schaffen Sie sich eine Brille für Ihre Augen und für Ihren Sinn etwas mehr — Ehrlichkeit an!

Sehr schlimm sieht es, nach Herrn Cardauns, mit meiner Kenntniß des Lateinischen und Griechischen aus. Zunächst schiebt mein „Kritiker“, liebenswürdig, wie er nun einmal ist, den offenbaren Druckfehler χετικός statt σχετικός auf meine Unwissenheit im Griechischen. Ich lasse ihm und seinen Lesern diesen Triumph. Bei dem folgenden Ausfall muß ich aber den Cardaunsschen Lorbeerkranz etwas zerpflücken.

In der „Einleitung“ zu meinem Buche, wo ich die Stellung des Papstthums nach katholischer Auffassung schildere, steht der Satz: „In lapidarer Kürze drückt das kanonische Recht die Stellung des Papstes aus: Romanus Pontifex, qui non puri hominis, sed veri dei vicem gerit in terris: der Römische Papst nimmt nicht die Stellung eines bloßen Menschen, sondern die des wahrhaftigen Gottes auf dieser Welt ein“. Ein Quartaner, schreibt Herr Cardauns, könnte mich belehren, daß vicem gerere nicht heißt: „die Stellung einnehmen“, sondern die Stelle vertreten“. Daß vicem gerere „die Stelle vertreten“ heißt, ist mir wirklich nicht unbekannt. Denn nicht nur weiß ich, was ein Vice-Feldwebel ist, sondern ich habe sogar schon mit einem leibhaftigen Vice-König verkehrt, und zwar im Bewußtsein, daß er die „Stelle eines Königs vertritt“. Aber nehmen nicht gerade eben deshalb der Vice-Feldwebel und der Vice-König die Stellung des Feldwebels und des Königs ein? Ich weiß sehr gut, daß die technische Bezeichnung des Papstes „Stellvertreter“ Gottes oder Christi lautet, mindestens hundert mal in meinem Buche benenne ich ihn so; dennoch mußte ich, um gut zu übersetzen, den angeführten Satz des kanonischen Rechts so zu übersetzen, wie ich übersetzt habe. Das vicem gerere bezieht sich nämlich auf die beiden Glieder des Satzes: Romanus Pontifex non vicem gerit puri hominis sed veri dei. Uebersetzt man nun, wie Herr Cardauns will, so lautet der Satz: „Der römische Papst vertritt nicht die Stelle eines bloßen Menschen u. s. w. Das wäre aber eine sehr schlecht Uebersetzung. Denn da der Papst Mensch

ist, so kann nicht von ihm gesagt werden, daß er die „Stelle" eines Menschen „vertrete"; wohl aber, daß er, obwohl er Mensch ist, dennoch nicht die Stellung eines bloßen Menschen, sondern die des wahren Gottes einnehme. In dem Satze des kanonischen Rechts stehen sich zwei Dinge gegenüber: der purus homo: der bloße Mensch, und der verus Deus: der wahre Gott; beide Dinge werden durch den gleichen Ausdruck (vicem gerere) in Beziehung zum Papste gesetzt. Also muß die Uebersetzung dieses gleichen Ausdruckes so sein, daß sie für beide Beziehungen zutrifft, und daß sie nicht an der sklavischen Wiedergabe der Worte haftet, sondern die gute Verdeutschung des adäquaten Sinnes enthält.

Ich gehe nicht fehl in der Annahme, daß meinem „Kritiker" die Uebersetzung deshalb so geärgert hat, weil ich an sie den Ausruf knüpfe: „Also der Gott-Papst, der Papst-Gott!" Das Aussprechen dieser ultramontanen Wahrheit verträgt ein politisirendes Gemüth, wie das des Redakteurs der „Köln. Volkszeitung" nicht. Und doch ist der „Papst-Gott" echt ultramontan-katholisch! Ich habe diese Echtheit auch bewiesen, aber die Beweise unterschlägt natürlich Herr Cardauns. Sie sind so lehrreich für die Kenntniß des Ultramontanismus, daß ich sie hierher setze, selbst auf die Gefahr hin, abermals von Herrn Cardauns des mich selbst-Abschreibens bezichtigt zu werden.

Die göttliche Stellung, die im kanonischen Recht und im Dogma in Gestalt kurzer Sätze wie des eben angegebenen dem Papste zuertheilt wird, erhält erst im Alltagsleben der katholischen Christenheit Fleisch und Blut. Nur wenige Beispiele: Der Kardinal-Erzbischof von Bordeaux nennt in einem Hirtenbriefe den Papst: „die lebendige Fleischwerdung der Auktorität Christi" (Friedrich, Gscht. des vatik. Konzils I, 499). L. Veuillot redet den Papst an wie Gott: „Ich glaube an dich, ich bete dich an" (Illusion liberale, S. 38). Die „Civilta cattolica" erklärt: „Wenn der Papst denkt, ist es Gott, der in ihm denkt" (1868, III, 259). W. Faber, einer der einflußreichsten Katholiken Englands, befürwortet die Einführung einer „Andacht zum Papst" (bei Friedrich, a. a. O. I, 503). Der „päpstliche Verleger" Letaille zu Paris verbreitet Bilder, die den Papst auf einem Altar zwischen brennenden Kerzen darstellen (Friedrich, a. a. O.). Daß Pius IX. von sich das Wort Christi anwandte: „Ich bin der

Weg, die Wahrheit und das Leben", ist bekannt (Observateur catholique 1866, S. 357).

Solcher Aberwitz ist die natürliche Folge aus Lehrsätzen, wie der oben angeführte des kanonischen Rechts.

Einen Uebersetzungsfehler wirft Herr Cardauns mir aber mit Recht vor, und ich bedaure, daß in der rasch nöthig gewordenen zweiten Auflage meines Werkes dieser Fehler nicht schon ausgemerzt werden konnte. Der Fehler findet sich in der berüchtigten Hexenbulle Innozens VIII.: Summis desiderantes. In dieser amtlichen Kundgebung des „Statthalters Christi" kommt folgende scheußliche Stelle vor: „Nicht ohne ungeheuren Schmerz ist jüngst zu unserer Kenntniß gekommen, daß in einigen Theilen Deutschlands, besonders in der Mainzer, Kölner, Trierer, Salzburger und Bremer Gegend sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres eigenen Heils und abirrend vom katholischen Glauben, sich mit Teufeln in Manns- oder Weibsgestalt (cum daemonibus incubis et succubis) geschlechtlich versündigen und mit ihren Bezauberungen, Liedern, Beschwörungen und andrem abscheulichen Aberglauben und zauberischen Ausschreitungen, Lastern und Verbrechen die Niederkünfte der Weiber, die Leibesfrucht der Thiere, die Früchte der Erde, die Weintrauben und die Baumfrüchte, wie auch die Menschen, die Frauen, die Hausthiere und andere Arten von Thieren, auch die Weinberge, die Obstgärten, die Wiesen, die Weiden, das Getreide und andere Erdfrüchte verderben und umkommen machen, auch peinigen sie die Menschen, die Weiber, die Zug-, Last- und Hausthiere mit fürchterlichen inneren und äußeren Schmerzen und verhindern die Menschen, daß sie zeugen und die Weiber, daß sie gebären, und die Männer, daß sie den Weibern, und die Weiber, daß sie den Männern die eheliche Pflicht leisten können."

Nun muß es an den beiden Stellen, die ich mit „Menschen und Frauen" (homines et mulieres) übersetzt habe, heißen: „Männer und Frauen". Das Irrige meiner Uebersetzung tritt deshalb besonders hervor, weil ich an sie die Bemerkung knüpfe, der Papst scheine die Frauen nicht mehr zu den eigentlichen Menschen zu rechnen, indem er von „Menschen und Frauen" spreche. Wenn ich so meinen Irrthum eingestehe, so darf ich mittheilen, wie ich zu diesem Fehler gekommen bin. An der nöthigen Kenntniß des Latein dürfte es mir nicht mangeln. Wer dreizehn Jahre lang — im Jesuitenorden — das Lateinische als Umgangssprache ge-

sprechen, wer die auf Lateinisch betriebenen vieljährigen jesuitischen Studien mit sehr gutem Erfolge absolvirt, wer vor diesen dreizehn Jahren die vollständigen Gymnasial- und Universitätsstudien durchgemacht und seine juristische Prüfung bestanden hat, der wird die Vermuthung für sich haben, er sei im Stande, die Worte homines et mulieres richtig zu übersetzen. Ich bin irregeleitet worden durch meine Kenntniß der ultramontanen Theologie. Sie ist so voll von Verachtung des Weibes, daß im Hinblick auf sie die wörtliche Uebersetzung von homines (Menschen) et mulieres erklärlich oder doch entschuldbar erscheint. Man nehme hinzu, daß ich monatelang diese Theologie ad hoc von Neuem durchstudieren mußte, um das Material für den Abschnitt „Hexenliteratur" in meinem Werke zu sammeln, daß also die pöbelhaften Ausfälle der römischen Theologen gegen das Weib damals meine tägliche Lektüre bildeten, und man wird verstehen, wie der Uebersetzungsfehler entstand. Wenn zwei der berühmtesten päpstlichen Inquisitoren, die Dominikanermönche Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, in einem durch Jahrhunderte hindurch maßgebenden Werke, dem „Hexenhammer", über das Weib schreiben: „Was ist denn das Weib anders, als eine Vernichtung der Freundschaft, eine unentfliehbare Strafe, ein nothwendiges Uebel, eine natürliche Versuchung, ein begehrenswerthes Unheil, ein reizvoller Schädling, ein Naturübel (!) mit schöner Farbe bestrichen" (Malleus maleficarum, Ed. Lugd. 1669, S. 41)? ist es da zu verwundern, wenn man Ausdrücke des Hauptbegünstigers dieser beiden Weiberschmäher, nämlich des Papstes Innozens VIII., in einer für das Weib ungünstigen Weise übersetzt, zumal da diese Uebersetzung wörtlich richtig ist? Denn das wird Herr Cardauns, der eben erst die wörtliche Uebersetzung so sehr betont hat, nicht leugnen können, daß homines wörtlich richtig mit „Menschen" übersetzt wird. Erst der Zusammenhang muß entscheiden, ob nicht an der betreffenden Stelle statt „Menschen" „Männer" zu setzen ist. Aber gebockt habe ich, trotz aller Entschuldigungsgründe, und ich spreche mein: Pater peccavi.

Fast hätte ich über der Polemik gegen Herrn Cardauns vergessen, ihm hohes Lob zu spenden. Ich bin unbefangen genug, dies Versäumniß nachzuholen.

Herr Cardauns wird nämlich „forsch", ich möchte sagen „schneidig", und zwar gegen — Rom. Eine erfreuliche Thatsache, Hut ab vor diesem Ueberzeugungsmuth, so dachte ich, als diese

„Schneidigkeit“ mir zuerst flüchtig zu Gesicht kam. Bei näherm Zusehen erlebte ich aber eine bittere Enttäuschung. Denn abermals — das wie vielte Mal ist es jetzt? — ist Herr Cardauns von der Wahrheit, Pardon, ich wollte sagen von seinen „Augen“ im Stiche gelassen worden.

Herr Cardauns schreibt: „Vielleicht interessirt es Hoensbroech zu erfahren, daß ich als Katholik mich nicht scheue, die beiden Bullen (die Teufelsbulle Gregor's IX. und die Hexenbulle Innozens' VIII.) als zwei der traurigsten Blätter der Kirchengeschichte zu bezeichnen. Dies zur Antwort auf H.'s pathetische Aufforderung an die ultramontanen Schreiber.“ Und wie lautet die „Aufforderung“, der Herr Cardauns „schneidig“ zu entsprechen vorgiebt, in Wirklichkeit? Bei Gelegenheit der Entlarvung des Jesuiten Duhr schreibe ich: „Mache Duhr oder ein anderer ultramontaner Schreiber nur einmal die Probe auf's Exempel, indem sie öffentlich erklären: Innozens VIII. hat, indem er von der Teufelsbuhlschaft u. s. w. als von Thatsachen spricht und den Inquisitoren gegen die Verüber solcher Dinge Vollmachten verleiht, geirrt und unrecht gehandelt. Die Antwort, die Rom ihnen zu theil werden ließe, würde sie über die Bedeutung der „Hexenbulle“ eines Bessern belehren.“ Das ist meine Aufforderung: öffentlich zu erklären, Papst Innozens VIII. habe in seiner Bulle einen groben und scheußlichen Irrthum verkündet und schwer ungerechte Maßregeln angeordnet. Herrn Cardauns' „Schneidigkeit“ gegen Rom beruht also auf einer Fälschung meiner Worte. Wenn er noch nachträglich meiner wirklichen Aufforderung nachkommt, soll ihm aber Ablaß und Lossprechung werden.

Der ganze Zorn des Herrn Cardauns gegen mich hat übrigens sehr durchsichtige Ursachen. Zunächst ist er erbost, daß ich eine Schrift, die er, wenn ich nicht irre, noch als „Gelehrter“, d. h. als Privatdozent verfaßt hat, als das bezeichne, was sie ist, nämlich als „oberflächlich“. Dann kränkt es ihn, daß ich das Ruhmesblatt aus den Annalen der von ihm geleiteten „Köln. Volkszeitung“, Entlarverin des Taxil-Schwindels gewesen zu sein, schonungslos zerrissen habe. Ja, warum schreibt er oberflächliche Schriften und warum schmückt er sich mit fremden Federn?

Tres faciunt Collegium. Als dritter „Kritiker“ gegen mich ist der Jesuit B. Duhr auf den Plan getreten. Ich müßte mich nämlich sehr täuschen, wenn die in der „Köln. Volkszeitung“ vom

1. Dezember 1900 erschienene „Kritik“ meines Buches nicht von Duhr S. J. wäre. Von einem Jesuiten ist sie auf alle Fälle.

Die Geschichtsverdrehung des Jesuiten Duhr habe ich in meinem Werke so ausführlich ans Licht gestellt, daß ich hier sehr kurz sein kann, indem ich nur eine seiner vielen Unwahrhaftigkeiten bloßlege, die zugleich einen tiefen Einblick in die Verlogenheit des Jesuitismus überhaupt gewährt.

Duhr S. J., oder wer immer der anonyme „Kritiker“ in der „Köln. Volkszeitung“ ist, beschuldigt mich, der Schrift des Jesuiten Duhr: „Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen“ Unrecht gethan zu haben, indem ich nicht nur die Ansicht Duhr's über seinen Ordensgenossen Delrio, sondern auch die Ansichten dieses berüchtigten Hexenschriftstellers falsch wiedergegeben hätte. Duhr hatte über Delrio unter Anderm geschrieben (a. a. O., S. 44): „Das Gerechtigkeitsgefühl Delrio's bricht sich wiederholt Bahn durch das Gestrüpp der Hexengeschichten, von dem er sich nicht losmachen kann. Das zeigt sich auch bei anderen Gelegenheiten, wie wenn er sich scharf gegen die Richter wendet, die durch falsche Vorspiegelungen und Lügen die Hexen zum Geständniß bringen wollen.“ Da diese Worte eine der denkbar gröbsten Unwahrheiten enthalten, so hatte ich zu ihnen die Bemerkung gemacht: „Duhr fälscht hier bewußt. Er kann es unbesorgt, denn keiner von seinen Lesern wird Zweifel in seine Worte setzen und Delrio nachschlagen“. Die Beschuldigung der bewußten Fälschung halte ich vollinhaltlich aufrecht, und zu ihrem Beweise führe ich die Worte Delrio's an, in denen sich, nach der Versicherung seines Ordens- und Gesinnungsgenossen Duhr, das „Gerechtigkeitsgefühl“ Delrio's „Bahn bricht“, und durch die „er sich scharf gegen die Richter wendet, die durch falsche Vorspiegelungen und Lügen die Hexen zum Geständniß bringen wollen.“

Delrio schreibt an der betreffenden Stelle: „Durch lügnerische Listen die Hexen zum Gestehen zu bringen, ist unerlaubt. Man beachte aber wohl, daß zwischen einer Lüge und einer Doppelsinnigkeit ein großer Unterschied besteht; erstere ist verboten, letztere erlaubt. Der Richter kann also, um ein Geständniß zu erlangen, der Doppelsinnigkeit und listiger Worte sich bedienen, und er kann zu diesem Zweck zweideutig dem Gefangenen die Freiheit versprechen. So war es erlaubt, daß ein Richter in Lüttich

einer Hexe versprach: wenn sie die Wahrheit gestände, würde er, so lange sie lebe, für ihren Unterhalt sorgen und ihr ein neues Haus bauen, indem er unter dem Worte „Haus“ das Gerüst verstand, auf dem sie verbrannt werden sollte“ (Disquisitiones magicae, S. 769).

Hier haben wir die wahrhaft verfluchte Jesuitenmoral, wie sie leibt und lebt, die aus Ja Nein und aus Nein Ja macht. Und ein „deutscher“ Jesuit des 20. Jahrhunderts nennt diese schändliche Lügnerei „Worte, in denen das Gerechtigkeitsgefühl sich Bahn bricht“!

Hiermit schiebe ich meine ultramontanen „Kritiker“ in die Versenkung. Sie haben sich einander werth erwiesen. Alle drei sind Leuchten der ultramontanen „Wissenschaft“. Arme betrogene katholische Volksgenossen!

Uebrigens noch ein Schlußwort. Die ultramontane Kritik mag in dem jetzt erschienenen und in dem noch folgenden Bande meines Werkes gegen das Papstthum noch so viele kleinere Verstöße, Ungenauigkeiten und selbst einzelne Fehler finden — das Material, das ich durcharbeite, und bei dem ich mich vielfach auf die Angaben Anderer verlassen muß, ist so gewaltig, daß Irrungen in Nebensächlichem möglich und sogar wahrscheinlich sind —, die Wucht und Beweiskraft des Ganzen wird dadurch nicht erschüttert. Ich habe bewiesen, daß die „Stellvertreter Christi“ Jahrhunderte lang an der Spitze eines Raub- und Mordsystems gestanden haben, das wie kein zweites Fluch und Verderben über die blühendsten Länder Europas gebracht hat; ich habe bewiesen, daß die „Statthalter Christi“ Jahrhunderte lang einen Aberwitz gezüchtet haben, der so schändlich, so pornographisch-gemein ist, daß er buchstäblich zum Himmel stinkt; ich habe bewiesen, daß die „Statthalter Christi“ diesem fluchwürdigen Aberwitze Tausende von Menschenleben unter den furchtbarsten Qualen geschlachtet haben. Diese unwiderleglichen geschichtlichen Thatsachen zerschmettern mit dem ganzen Gewicht ihrer blutdurchtränkten Wahrheit, den Anspruch des Papstthums eine göttliche Einrichtung zu sein.

Der österreichische Staatsanwalt hat gefunden, daß in diesem historischen Nachweise ein Vergehen gegen § 303 des österreichischen Strafgesetzbuches liege. Möchte sich doch ein deutscher

Staatsanwalt finden, der in ihm ein Vergehen gegen § 166 unseres Strafgesetzbuches erblickt! Der Wahrheit über das Papstthum könnte kein besserer Dienst geleistet werden. Das Papstthum muß zurückgedrängt werden in die Stellung, die ihm gebührt: der menschlich, historisch gewordene religiöse Mittelpunkt des Katholizismus; ein mächtiger Mittelpunkt, eine umfassende Zentralgewalt, aber eine Gewalt unterworfen, wie alle anderen menschlichen Gewalten, dem intellektuellen Irrthume und der moralischen Verfehlung. Der göttliche Geburtsschein des Papstthums ist eine Fälschung.

...finden, der in ihm ein Vergehen gegen § 16...
...gesbuches erblickt! Der Wahrheit über das Papst...
...in besserer Dienst geleistet werden. Das Papstthum
...ngt werden in die Stellung, die ihm gebührt: der
...risch gewordene religiöse Mittelpunkt des Kathol...
...chtiger Mittelpunkt, eine umfassende Zentralgewalt
...lt unterworfen, wie alle anderen menschlichen Ge...
...tellektuellen Irrthume und der moralischen
Der göttliche Geburtsschein des Papstthums ist

Wissenschaftlicher Chauvinismus in Italien.

Von

Justus Multanovi.

Wer Gelegenheit hat, die Dinge von nah zu sehen, die sich jetzt in Italien abspielen, der wundert sich über die Hartnäckigkeit, mit der in Deutschland die Symptome einer Krankheit ignorirt werden, die aus dem gastfreiesten und liebenswürdigsten Lande ein China zu machen droht. Der Ruf fuori i barbari, den einst in besseren Zeiten die Kämpfer für die nationale Befreiung erhoben hatten, ertönt nun als der Schlachtruf des verbohrten Fremdenhasses, und wenn er zur Zeit besonders den Forschern auf dem Gebiete der klassischen Archäologie gegenüber erhoben wird, so werden die Historiker späterer Zeiten schon bald an die Reihe kommen.

Da ist unter dem römischen Forum ein Stück merkwürdiges schwarzes Pflaster gefunden worden und daneben der Rest einer sehr alten Inschrift, auf der vielleicht der König genannt ist; sicher wissen kann das Niemand, da die Reste kein zusammenhängendes Verständniß zulassen.*) Sofort hat sich ein Triumphgeheul erhoben:

*) Um möglichem Mißverständniß vorzubeugen, sei ausdrücklich bemerkt, daß der hohe wissenschaftliche Werth dieses Denkmals in keiner Weise beanstandet oder verkleinert werden soll. Dasselbe ist ohne Frage das weitaus älteste der lateinischen Sprache und des römischen Staatswesens, das auf uns gekommen ist, allem Anschein nach beträchtlich älter als das römische Zwölftafelbuch, und vermuthlich in die Königszeit hinaufreichend; wenn, wie es scheint, der rex darin genannt ist, so ist dies sicher nicht der blasse Schemen des republikanischen „Opferkönigs“, sondern einer jener mächtigen alten Herrscher, deren Namen ebenso verschollen sind wie ihre Thaten fortleben und heute noch wirken. Die deutsche Geschichtsforschung, welche immer mit größter Energie das Königthum in seiner Machtfülle als den Ausgangspunkt der römischen Staatsentwicklung betrachtet hat und betrachtet, findet in diesem neu gefundenen Denkmal nur Bestätigung für längst Gesuchtes und Geahntes;

dies ist das Grab des Romulus; wenn er ein Grab gehabt hat, hat er auch gelebt, also ist Livius ein großer Historiker, auf, Italiener, rettet eure nationale Ehre, vernichtet die Ketzer Niebuhr und Mommsen. Sachlich braucht man weder von solchen Lächerlichkeiten noch von dem Rufer im Streite Professor L. Ceci Aufhebens zu machen. Aber es ist die Politik des Vogels Strauß, wenn man in Deutschland auch das unbeachtet läßt, daß dieser Ruf in einem Organe der italienischen Akademie ertönen darf, und Herr Ceci hat noch dieses Wintersemester der Universität Rom mit einem fanatischen Appell an den wissenschaftlichen Chauvinismus eröffnen dürfen, und die Studenten haben ihm Beifall gebrüllt. In Italien weiß jedes Kind, daß hinter solchen Figuranten wie Ceci und andere. der kommende Mann, der schon oft gekommene und gegangene Professor und Minister Baccelli steht, ein Mann, dessen Energie auch für die Archäologie wirklich Verdienstliches geschaffen hat, der seine Klugheit aber auch darin bewährt, daß er den nationalistischen Wind in die Segel seines ministeriellen Ehrgeizes fangen will: er macht die Stimmung nicht, aber er nutzt sie aus und facht sie an. Die Gefahr ist da. Aus Frankreich, dessen Mitarbeit an der Erschließung des italischen Alterthums ebenso bedroht ist wie die deutsche, sind denn auch schon recht scharfe Warnungsrufe abgegeben; Deutschland hat dazu doppelt Anlaß. Denn neben unserm eigenen Interesse kommt die alte und nahe Freundschaft zu dem Lande und Volke Italiens dazu, und nicht zum mindesten die Rücksicht auf die vortrefflichen Gelehrten, die selbstverständlich in Italien nicht fehlen, aber in dem Kampfe für den gesunden Menschenverstand, die gute Sitte und die Ehrlichkeit, einen sehr schweren Stand haben. Es soll für diesmal nur eine Thatsache beleuchtet werden, die deutlich zeigt, welche Früchte im Schatten des l'Italia farà da se reifen.

Auch in deutschen Zeitungen hat man — ausnahmsweise — lesen können, daß Felice Barnabei bei einem Besuche des römischen Forums mit dem jungen Könige von Italien zusammengetroffen ist. Felice Barnabei erfreut sich zwar des Beiworts onorevole,

es gehört zu dem Humor der Geschichte, daß die heute das ehrwürdig römische Pflaster tretenden Pygmäen ihre Siebenkönigsschrullen dadurch gerettet glauben. Das aber haben sie erreicht, daß deutsche Gelehrte Anstand nehmen, sich über den, auch in ihrer fragmentarischen das sichere Verständniß der Einzelheiten ausschließenden Gestalt immer noch hohen wissenschaftlichen Werth der „Romulusgrabschrift“ zu äußern, weil jedes darüber gesprochene Wort von dem verrückt gewordenen Nationalismus verdreht werden und unter dem chauvinistischen Gebrüll verhallen würde.

denn er ist Deputirter; er erfreut sich als solcher der Immunität; das ist für manchen manchmal noch werthvoller. Im Uebrigen ist er ein bescholtener Mann, den das Unterrichtsministerium, nachdem es ihn Jahre lang mit allen Mitteln gehalten hatte, schließlich von seinem allmächtigen Posten als direttore delle antichità e belle arti hat absetzen müssen. Die Schriften, welche diesen Erfolg gehabt haben, sind die Akten des Prozesses, den der Fürst del Drago gegen das Unterrichtsministerium geführt hat, und die in London erschienene Schrift eines der Hauptbelastungszeugen in jenem Prozesse, der in der Lage war, die wirklichen Vorgänge zu verfolgen. Wer namentlich die letzte Schrift, Fausto Benedetti, gli scavi di Narce ed il museo di Villa Giulia, lesen mag, der kann sich darüber keine Illusion mehr machen, daß der verantwortliche Leiter der staatlichen Archäologie in Italien Jahre lang ein Spiel des Betruges nach vielen Seiten hin getrieben hat, und daß das in der That recht imponirende Museum in der Villa Giulia vor Porta del popolo mit diesen betrügerischen Mitteln so stattlich gemacht ist. Und dabei hat Barnabei vor Gericht sich rühmen dürfen, daß die Ausgrabungen im Faliskerlande ein Ruhmestitel des Ministeriums wären, und das Museum vorbildlich für die ganze Welt, weil es zum ersten Male die Ergebnisse der systematischen Erforschung der Nekropolen einer ganzen Gegend so vor Augen stelle, daß die ganze Kulturentwickelung der Falisker von der Urzeit an zu übersehen wäre. Dieser Appell an den Nationalstolz hat in Rom vielfach imponirt, und auch wer die lächerliche Uebertreibung abzog, aber in dem guten Glauben, mit dem man eine Publikation annimmt, die Ausgabe der Funde von Narce betrachtete, die Barnabei in den Monumenti antichi der Accademia dei Lincei veröffentlicht hat, mußte glauben, eine Leistung ersten Ranges vor sich zu haben. Nun weiß man, was das Ministerium in Wahrheit gethan hat. Gegraben hat es so gut wie gar nicht; es verdankt seine Fundstücke fast ausschließlich den Beziehungen zu privaten Ausgräbern, und diese sind da am befriedigendsten gewesen, wo sie dem Ministerium den Prozeß mit dem Fürsten del Drago eingetragen haben.

Der Fürst hatte als Besitzer des Terrains im Jahre 1891 einem gewissen Cianni Ausgrabungserlaubniß auf Grund künftiger gleicher Theilung der Funde ertheilt. Das Ministerium genehmigte dies und sandte den Grafen Cozza als offiziellen Aufsichtsbeamten. Es begann nun eine gemeinsame Betrügerei. Der Ausgräber

klagte dem Fürsten, daß er fast nur werthlose Scherben fände, und der Aufsichtsbeamte gab dafür die sachverständige Bescheinigung. So ward der Fürst dazu gebracht, seinen Antheil dem Museum für ein Spottgeld, etwa den fünfzigsten Theil des Werthes, zu verkaufen. Das geht die Wissenschaft weiter nichts an. Aber während der Grabungen waren die besten Fundstücke bei Nacht heimlich fortgeschafft und an drittem Orte von Cozza unter der Hand angekauft worden. Um dies zu verheimlichen, mußten einmal die Rechnungen gefälscht werden, indem Arbeitslöhne aufgeführt wurden, die nie gezahlt waren; dann aber mußten die Fundstücke in der Publikation und im Museum falsche Fundbezeichnungen tragen. Von einer genauen Aufnahme der Gräber und der Nekropolen war vollends nicht die Rede. Ausgenommene Gräber werden zugeschüttet und verfallen; ohne unmittelbare Aufnahme ist das wissenschaftliche Material, das sie in ihrer Totalität bieten, unrettbar verloren. Es läßt sich aber freilich sehr leicht ein Phantasiegrab zeichnen und sein Inhalt aus der Masse der Fundstücke nach Belieben zusammenstellen.

Ein anderer Ausgräber, Annibale Benedetti, hatte in Narce schon 1889 auf eigene Rechnung zu graben begonnen; sein damals kaum erwachsener Sohn, der vorher erwähnte Fausto, ist der Hauptankläger Barnabei's. Die Erfahrung und Gründlichkeit A. Benedettis's war dem Museum zwar angenehm, weil er den Blick für ertragreiche Nekropolen besaß; wenn er aber einen solchen Fleck in Angriff genommen hatte, suchte man ihn durch allerhand Chikanen zu entfernen, damit skrupellosere Leute die Grabungen besorgten. Cozza kam während der ganzen Zeit auf das Ausgrabungsfeld nie, in das Magazin ein paar Mal. Dabei wünschte er ostentativ, daß in dem Ausgrabungsjournal die Fundstücke der einzelnen Gräber gesondert würden, zeigte auch dem jungen Fausto, wie man bei der Aufnahme eines Grabes zu verfahren hätte, aber stellte ihm anheim, die Maße auf ungefähre Schätzung hin anzugeben. Diese Genauigkeit war im Wesentlichen nur Schein, berechnet auf die ehrlichen Leute. Denn im Museum sind die Funde, wie die Ausgrabungsjournale Benedetti's, soweit dieser sie noch besitzt, erhärten, ganz willkürlich zur Zusammenstellung interessanter Gräber verwandt worden, als Reklamestücke für die der Welt vorbildliche Archäologie Barnabei's. Dagegen sind auch zu Schaden Benedetti's Diebstähle vorgekommen, deren Objekte er nun im Museum wiederzuerkennen meint. So arg das Alles ist, das Schlimmste steht noch aus. Als Wolfgang

Helbig in der Vorrede seines Führers durch die römischen Museen die Glaubwürdigkeit der Anordnung und der Ausgabe Barnabei's in Zweifel zog und der Prozeß del Drago begann, hat Barnabei (er hat das vor Gericht zugestanden) die sämmtlichen Fundbeschreibungen und Originalaufgaben vernichtet. Die Thatsache genügt, Alles was auf seinem Zeugniß beruht, zu diskreditiren, und das was Benedetti noch von Aufzeichnungen besitzt, genügt wenigstens dazu, eine Anzahl von Fälschungen aufzudecken. Der harmlose Besucher sieht in dem Museo di Villa Giulia einen Tempel aufgerichtet und eine ganze Anzahl Gräber, und Alles trägt die genauesten offiziellen Provenienzangaben: er lasse sich gesagt sein, daß auf keine dieser Angaben Verlaß ist. Gewiß sind die Fundstücke echt, und viele haben an sich ihren Werth, aber ihr Hauptwerth liegt der Natur der Sache nach darin, wo und wie sie gefunden sind, denn erst dadurch werden sie Zeugnisse einer bestimmten Zeit und Kultur. Offenbar fordert die Wissenschaft, daß reiner Tisch gemacht wird, die Fiktionen unerbittlich beseitigt und wo irgend möglich, Ersatz, z. B. aus den Papieren Benedetti's, geschafft wird. Kein billig Denkender wird der Accademia dei Lincei einen Vorwurf daraus machen, daß sie den ersten Theil des Werkes von Barnabei gedruckt hat, und jeder wird die überaus peinliche Situation würdigen, in der sich sowohl die Nachfolger Barnabei's in der Verwaltung wie die Akademie befinden. Wenn man die fictive Anordnung nicht selbst beseitigen will, so sollte man doch wenigstens jedem Unbefangenen das Studium der einzelnen Stücke gestatten und nach Möglichkeit erleichtern. Dazu stimmt ganz und gar nicht, daß noch bis auf den heutigen Tag in dem Museum streng untersagt ist, von allem irgend Bedeutenden auch nur sich Notizen zu machen. Den Fremden, der eine Nachprüfung vornehmen wollte, würde nur die Furcht vor seinem Botschafter davor bewahren, die Treppe hinuntergeworfen zu werden. Dem unabhängigen Italiener würde das vermuthlich sofort begegnen. Barnabei aber ist onorevole und darf chauvinistische Reden führen.

Dies ist noch viel bedenklicher als die Gründung und Publikation des Museums. Barnabei ist einer der Hauptträger des archäologischen Chauvinismus, und seine frühere Stellung, seine trotz allem dem und allem dem von Manchen erstrebte und erhoffte Rehabilitirung beruhen ganz wesentlich auf seinen derartigen allerdings namhaften Leistungen. Er hat die Ausgrabungen der Franzosen in Satricum gehindert, die Funde der

Benutzung entzogen. Er hat sich von den Amerikanern, die in Norba eine sehr viel versprechende Ausgrabung begonnen hatten, dort ein solennes Frühstück geben lassen, dabei Alles versprochen, und hinterher die Ausgrabung verboten. Der Direktor der amerikanischen Schule hat das unverblümt in seinem offiziellen Berichte erzählt. Man hat nicht gehört, daß dieses Vorgehen in Italien Anstoß erregt hat, noch daß nunmehr energisch mit dieser Politik gebrochen wäre. Und doch sollte man sich in den leitenden Kreisen Italiens sagen, daß die fremden Nationen dazu geführt werden können, die Schulen zu schließen, die sie zur Zeit in Rom unterhalten. Sie senden ihre Meister und Gesellen nach Italien nicht um die Vorgeschichte des Königreiches Italien zu studiren, sondern um die Ursprünge ihrer eigenen Kultur zu verfolgen. Der Staat Italien hat kein moralisches Recht, sie daran zu verhindern. Die Vorgeschichte ihres Landes hat den Italienern Aufgaben gestellt, die sie für sich allein weder materiell noch kulturell zu lösen vermögen. Sie begehen ein schweres Unrecht gegen die Wissenschaft überhaupt und schädigen sich selbst im schlimmsten Maße, wenn sie die Mitarbeit der anderen gleichfalls von der antiken Kultur abhängigen Nationen ablehnen. Noch fehlen dem Staate Italien nicht die wissenschaftlichen Arbeiter, die das Ausland rückhaltlos und freudig als ebenbürtig anerkannt. Wenn die Richtung Ceci aufkommen sollte, würden auch sie bald verschwinden. Will man es wirklich dazu kommen lassen, daß das Ausland urtheile, auf italienischem Boden giebt es nur einen Ort, wo Wissenschaftlichkeit und Liberalität regirt, den Vatican?

König Jerome.

Von

August Wolfstieg.

Es wird mir außerordentlich schwer, wiederum an die quellenkritische Untersuchung eines Buches von Moritz v. Kaisenberg*) heranzugehen, das eine ganz gleiche Detailpolemik fordert, wie einst die Memoiren der Baronesse de Courtot**); freilich nicht deswegen so schwer, weil die mühsame Methode zu kritisiren die gleiche sein muß wie bei dem ersten Werke, sondern nur deshalb, weil ich nach mannigfacher Aussprache mit dem Verfasser die Auffassung desselben von dem Zwecke der Geschichte und seine Arbeitsmethode zu genau kenne, als daß ich zur Kritik eines seiner Bücher noch unbefangen genug wäre. Nur das Gefühl, daß diese Briefe nothwendig auf ihre Echtheit hin einmal untersucht werden müssen, und daß man diese Untersuchung wahrscheinlich von mir erwartet, veranlaßt mich, noch einmal die kritische Lupe in die Hand zu nehmen.

Herr v. K. läßt es sich leider nicht ausreden, daß es einen Unterschied ausmache, ob man Geschichte für die Gelehrten, also für die Historiker von Fach schreibe oder für das weitere Publikum. Der von der Gelehrsamkeit Blässe noch nicht angekränkelte gebildete Leser kann nach Ansicht des Herrn v. K. doch verlangen, daß ihm das Essen für den Kaufpreis, den er erlegt, auch schmackhaft gemacht werde; ein anständiger Koch servirt eben keinen Braten ohne Sauce. Dabei kann man ja doch vollständig wahr sein, ja sogar vielleicht ein viel getreueres „Zeit- und Lebensbild“ entwerfen, als es der an den Akten klebende Historiker darzustellen vermag. Sei das aber, wie es will, das Publikum kann unter allen Umständen etwas Abgerundetes und Vollständiges, in seinen Details Interessantes verlangen, und das bieten die trockenen Akten, wie jeder Kenner

*) König Jerome Napoleon. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen . . . bearb. von Moritz v. Kaisenberg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1899. 8° Mk. 7,50.

**) Preuß. Jahrb. Bd. 95, 1899, S. 247.

zugeben wird, ohne Nachhilfe eben niemals. Es ist daher ein ganz unbilliges Verlangen von Seiten der Kritik, daß jedes Wort genau so gesprochen und geschrieben sein soll, wie es in den Briefen nun eben dasteht. Mein Gott, Wallenstein hat doch den großen Monolog auch nicht so gesprochen, wie ihn Schiller niederschrieb! Und doch kennzeichnet den Mann nichts besser, als dieser. Den Kritiker aber möchte ich sehn, der sich an Schiller um dieses Monologs willen zu vergreifen wagte. Warum also Herrn v. K. tadeln, daß er das Seinige that, um seinen Pflichten als Herausgeber zu genügen?

Ich weiß, daß Herr v. K. echte Familienbriefe besitzt, darunter manche von großem Werth; aber sie würden niemals die Herausgabe eines eigenen Buches rechtfertigen, wie es hier vorliegt. Und still die Akten in irgend einer Zeitschrift zu vergraben oder einer größeren Publikation, wie es etwa Fr. Thimme's Werk war, zur Verfügung zu stellen, ist nicht Herrn v. K.'s Wunsch und Wille. Und doch eignet sich der Herausgeber zur Veranstaltung einer eigenen historischen Publikation leider nur allzu wenig: den geistreichen Mann beherrscht eben mehr poetisches Anempfinden und ästhetisches Gefühl, als Sinn für historische Kritik und Geduld zu minutiöser philologischer Arbeit. Es läßt sich nachweisen, daß Herr v. K. aus rein stilistischen Gründen überhaupt keinen Brief seiner Vorfahren unverändert lassen kann. Hier eine kleine Probe! Von dem S. 273 publizirten Schreiben seines Vaters, das völlig echt ist, veröffentlicht Herr v. K. auch einen Theil im Facsimile. Man vergleiche nun einmal beides mit einander:

Facsimile:

In Helsa blieb die Hälfte und die andere Hälfte, wo ich dabei war, machten unter den Comando des Leutnant v. Horst weiter. 2 Stunden vor Witzenhausen wurden wir gewahr, dass 13 Mann Cosacken eine k. 1/2 Stunde vor uns wären.

Abdruck:

In Helsa blieb die Hälfte, und die andere Hälfte, wobei auch ich war, ritten unter dem Kommando des Lieutenants von Horst weiter. Zwei Stunden von Witzenhausen wurden wir gewahr, dass 13 Mann Kosacken eine halbe Stunde von uns waren.

Und so geht das weiter: nicht ein Satz ist intakt. Und dazu kommen noch die unglaublichsten Lesefehler. Herr v. K. ist an Aktenlesen offenbar gar nicht gewöhnt. Schon ein anderer Kritiker*) hob hervor, daß der im Anh. facsimilirte, S. 213 abgedruckte Brief des Präfekten v. Bülow Herrn v. K. enorme Schwierigkeiten bereite,

*) Wiener Neue freie Presse. 14. Februar 1900.

obgleich ein einigermaßen geübter Leser ihn ohne Weiteres tadellos herunterlesen könne. In der That ist es interessant, Herrn v. K. bei seinen philologischen Arbeiten zu beobachten:

Facsimile:

Au reçu de la circulaire de 8me de ce mois No. 3581, j'ai donné ordres aux maires de m'adresser de suite l'état le plus exact de tous les jeunes gens sans exemption de leur communes, qui reunissent tant plus que moins les qualités requises pour etre admis dans les Gardes du Corps de Sa Majesté . . .

Abdruck:

Au revu de la circulaire de 8 de ce mois Nr. 3581 j'ai donné ordre aux maires de m'adresser de suite l'Etat le plus exact de tous les jeunes gens sans exemption de leur commune, qui reunissent tant plus que moins, la qualité (unleserlich, wohl exquise) pour être admis dans les gardes du corps de Sa Majesté . . .

Der ganze Abdruck des Briefes wimmelt von „(?)“ und „(unleserliches Wort)“. Auch scheint es mit dem Französisch des Herausgebers nicht allzu weit her zu sein. Herr v. K. bringt es fertig, Wechselbälge, wie privatablement für préalablement, adiment für ardemment zu schaffen, entendre mit écouter zu verwechseln, u. dergl. m.

In dieses Kapitel philologischer Ungeübtheit gehört auch die Eigenthümlichkeit des Verfassers, französische Texte, die er in deutscher Uebersetzung entweder in seiner Truhe oder in irgend einem der von ihm benutzten Bücher vorfindet, ganz ungenirt in die Ursprache zurückzuübersetzen. Dabei laufen dann auch Schnitzer aller Art und massenweise Germanismen unter. Als Beispiel hierfür diene der Brief Napoleons vom 7. Juli 1807*), in welchem er seinem Bruder Jerome die Anerkennung des neu zu gründenden Königreichs Westphalen durch Rußland und Preußen ankündigt; er ist in die Korrespondenz des Kaisers Bd. 15, S. 395 aufgenommen worden:

Wirklicher Text:

Je viens de conclure la paix avec la Russie et la Prusse. Vous avez été reconnu roi de Westphalie. Le royaume comprend tous les Etats, dont vous trouverez ci-joint l'énumération. J'irai passer quelques jours à Königsberg et, de là, je me rendrai à Dresde . . .

Abdruck bei v. K.

Je viens de faire la paix avec la Russie et la Prusse. Vous êtes reconnu roi de Westphalie. Le royaume contient tous les états, dont vous trouverez le rôle si joint. Je partis pour Königsberg pour quelques journées et de là pour Dresde . . .

*) Abgedruckt S. 32 f. unter dem 9 Juli. Die Abschrift soll sich nach einer Anmerkung des Herausgebers unter den nachgelassenen Schriftstücken seines Großvaters befunden haben.

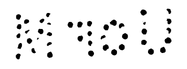
Reine Phantasie des Herausgebers ist es dagegen, wenn er diesen Brief mit: Du reste je prie Dieu, de Vous protéger avec sa protection bien sacrée schließt, Worte, die überhaupt Napoleon's Gesinnung sehr wenig entsprechen und in der That auch nie geschrieben sind. In dem ebenfalls vom Herausgeber aufgenommenen Briefe Napoleon's vom 9. Juni 1809*) läßt Herr v. K. seinen eigenen Ideen in noch ausgiebigerer Weise freien Lauf; soweit aber in diesem Schreiben die Gedanken echt sind, leiden sie wieder an dem Fehler der Rückübersetzung vom Deutschen in's Französische: so sind auch die echten Briefe leider zum größten Theile völlig verdorben.

Mißt man nun aber erst die Tiefe der historischen Kritik des Herausgebers, so ist man erstaunt über seine mangelhafte Schulung. In der Anlage veröffentlicht Herr v. K. das Facsimile eines Briefes ohne Datum und ohne Anrede — man weiß nicht, sind diese absichtlich weggelassen oder fehlen sie im Original (Konzept) wirklich. Der Herausgeber versieht dieses Schreiben mit der Ueberschrift: „Eingabe des Prefet du Harz, v. Bülow, zur Anstellung meines Großvaters Leopold v. Kaisenberg als Westphälischer Tribunalspräsident.“ Herr v. K. hätte von vornherein wissen können, daß dieses Regest falsch sein muß; denn als sein Großvater jene Stelle erhielt, war nicht Herr v. Bülow, sondern Herr v. Borcke Präfekt des Harzdepartements. Liest man nun aber das Aktenstück durch, so sieht man auf den ersten Blick, daß es sich nicht um die Anstellung Leopold's v. K., sondern um Gehaltserhöhung für den längst angestellten Tribunalspräsidenten handelt. So ist man nie sicher, ob Herr v. K. auch das aus seinen Quellen herauslieſt, was darin steht. Das macht die Nachprüfung so schwer. Oftmals hat der Herausgeber offenbar dasselbe Buch benutzt, welches mir hier vorliegt, aber man merkt das nicht so leicht: er hat etwas Anderes darin gefunden, als ich. Von einer kritischen Benutzung der wirklichen Quellen, z. B. des Moniteur oder der Staatshandbücher, ist nun schon gar nicht die Rede; wir kommen darauf noch in anderem Zusammenhange zurück.

Aber auch die Darstellung und der Aufbau der Erzählung ist in diesem Buche über Jerome lange nicht so gut gelungen, wie in den Memoiren der Courtot.

Allerdings durchzieht diese Schilderungen des Lebens am Hofe zu Paris und Kassel wieder ein lieblicher Roman. Der Sohn

*) S. 124. Abgedr. in der Korrespondenz Napoleon's B. 19 S. 89.





eines Pächters des Tribunal-Präsidenten v. Kaisenberg auf Nesselröden, Fritz Wolf, ist bis über die Ohren in die kleine Leopoldine v. K. verliebt, und Poldchen kann den blauen Augen und den Schmeichelworten des bildhübschen Jungen nicht widerstehn. Wie entzückend ist die keimende junge Liebe unter dem Weihnachtsbaum von 1807 beschrieben. Der gestrenge Herr Vater rollt zwar gewaltig die buschigen Brauen, weist den Schlingel von Jungen, dem er im Grunde gar nicht gram sein kann, gewaltig zurecht, aber was will er schließlich machen? Als Fritz im Mai 1810 in der schmucken Uniform eines westphälischen Lieutenants nach Nesselröden kommt, und Poldchen dem bei Halberstadt verwundeten Offizier einfach um den Hals fliegt, kann der als diabolus ex machina erscheinende Herr Präsident den gemeinsamen Bitten des glücklichen Paares und der Mutter doch nicht länger widerstehen; nur stellt der Vater die allerdings ganz unverständliche Bedingung, das Paar solle mit der Heirath noch 3 Jahre warten. Nun, man schickt sich drein. Aber welcher Jammer! Der arme Fritz muß mit nach Rußland und stirbt am 28. November 1812 an der Beresina auf dem Felde der Ehre, eine Thatsache, die Herr Louis v. K., Poldchens Bruder, allerdings schon am 2. Oktober wußte und demgemäß in sein Tagebuch eintrug. (S. 149. 153.)

Dieser Fritz Wolf ist eine mythische oder doch mindestens eine halbmythische Persönlichkeit, die hier nur dazu geschaffen zu sein scheint, um als erster Liebhaber und zugleich als Gewährsmann für die militärischen Angelegenheiten Westphalens zu fungiren. Ueberall, wo etwas los ist im Lande, ist auch Fritz dabei, der eben immer das Glück hat, rechtzeitig von einem Regiment zum andern versetzt zu werden, damit er zu den Ereignissen noch zurecht kommt. Die Ranglisten der Armee schweigen allerdings über den Lieutenant Wolf gänzlich, und die Kenntnisse, die Fritz über die Organisation und die Personalien der Armee in seinen Briefen entwickelt, sprechen auch nicht dafür, daß er ein Mitglied des westphälischen Offizierkorps war. So nennt er seinen Kriegsminister konsequent Elblé statt Eblé, bezeichnet seinen eigenen Divisionskommandeur v. Ochs statt General v. Marchand als Generalstabschef der 1812 unter Jerome's Kommando vereinigten Armeekorps, und nennt eine Menge Offiziere, z. B. die Lieutenants Morio und Salhorst, die 1812 gar nicht in seinem Regimente nachzuweisen sind.

Nicht minder schlecht unterrichtet erweist sich Wolf von den Ereignissen, deren Augenzeuge gewesen zu sein er in seinen Briefen

an Louis v. K. behauptet. Evident zeigt sich das in seiner Darstellung des Dörnbergischen Aufstandes, über welchen wir jetzt eine authentische Nachricht in dem Berichte des Obersten Dörnberg an den Kurfürsten von Hessen besitzen.*) Daraus ergiebt sich, daß das 2. Linien-Infanterie-Regiment, bei welchem Wolf gestanden haben will, überhaupt nicht aus Kassel ausrückte, jedenfalls in keiner Weise in Aktion getreten ist. Selbst die Gardejäger, welche die Spitze der westfälischen Marschkolonne bildeten, kamen nicht zum Schuß. Die Worte: „O, mein geliebter Louis, was empfand mein deutschgesinntes Herz, als ich mein erstes Kommando zum Feuern auf unsere Landsleute abgeben mußte,“ kann Wolf, ohne zum Lügner zu werden, gar nicht geschrieben haben. Das Tollste ist aber, daß der angebliche Lieutenant die an der Knallhütte geschlagenen Bauern „sich auf der Wolfshagener Straße nach Dörnberg zurückziehn“ läßt, d. h. quer durch den siegreichen Feind und das in Vertheidigungszustand gesetzte Kassel hindurch. Das ist eine prachtvolle Darstellung für einen Augenzeugen.

Kurz darauf wird Fritz Wolf von dem 2. in das 5. Linien-Infanterie-Regiment, also von Kassel nach Magdeburg versetzt; er kommt gerade noch zurecht, um den berühmten Zug dieser Truppe nach Halberstadt unter Graf Wellingerode mitzumachen und auf diese Weise der Erstürmung der Stadt durch das schwarze Korps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig am 29. Juli 1809 beizuwohnen. Obgleich nun Wolf bei dieser Affaire am Arm verwundet wird, versäumt er es nicht, am 4. August dem Freunde Louis v. K. seine Erlebnisse in einem fünf Druckseiten langen Schreiben, dem er noch ein Briefchen an Poldchen beifügt, mitzutheilen. Wunderbar ist nur, daß in diesem doch kurz nach den Ereignissen selbst abgefaßten Briefe die Marschdaten des Regimentes falsch angegeben sind —, es brach nicht am 26. Juli von Magdeburg auf, sondern am 28. —, daß die Situation beim Anmarsch der Braunschweiger falsch dargestellt ist — man promenirte nicht, sondern es war Appell in Halberstadt —, daß endlich die Vorsichtsmaßregeln, die Wellingerode gegen einen etwaigen Ueberfall traf, dem Lieutenant Wolf offenbar ganz oder theilweise entgangen sind.**)

*) Scherer in Historische Zeitschrift. Bd. 89. 1900. S. 262. Siehe Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Bd. 5. 2. Aufl. Leipzig 1863. S. 409.

**) Wir kennen diese Dinge sehr genau aus der auf eingehendsten Quellenstudien beruhenden Darstellung des Majors v. Kortzfleisch, Geschichte des Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92. Band 1. S. 87 ff.

Nur das weiß er, daß nach der Meldung von dem Anmarsch der Braunschweiger zwei Kompagnien als stärkere Aufklärungspatrouille gegen den Feind vorgesandt wurden, und daß diese durch das verrammelte (!!!) Kühlinger Thor, wo Wolf mit seiner Kompagnie postirt war, schießend in die Stadt zurückkehren. (??) Dann erhalten die Westfälinger Geschützfeuer, was sicher verkehrt ist, da der Herzog zunächst die Scharfschützen-Kompagnie des Majors v. Scrirer gegen das Thor vorschickte, die sich denn auch glücklich, wenngleich mit vielen Verlusten, in den Gärten und Gebäuden vor dem Thore einnistete und ein wirksames Feuer gegen die Besatzung auf der Mauer eröffnete. Von diesen Leuten hat Wolf offenbar gar nichts gesehen, er bemerkte nur, daß er schwarze Husaren — man weiß nicht recht, was die da sollten?? — und Kanonen gegen sich hatte, und daß nachher in dichten Haufen (!) „schwarz gekleidete Infanterie" gegen das Thor anrückte. Das „Schwarze" spielt bei ihm überhaupt eine so große Rolle, daß er wahrscheinlich die hellgrün uniformirten Scharfschützen des Majors v. Scrirer trotz der hellen Nachmittagssonne des 29. Juli für schwarz gekleidete (!) Infanterie angesehen hat.

Wolf wird dann nach seiner Wiederherstellung von der Halberstädter Verwundung in seinem 5. Regiment wieder angestellt; aus einer Versetzung nach Braunschweig, die er anstrebt, scheint nichts geworden zu sein;*) jedenfalls überrascht ihn der Krieg von 1812 in seinem Kasseler Regimente, mit dem er, ohne noch einmal auf dem Rusteberg vorsprechen und Poldchen in seine Arme schließen zu können, den Feldzug antritt. Die Berichte nun, die Wolf von der großen Armee aus in Form von Briefen an Louis v. K. einsendet, sind wieder äußerst verdächtig, sowohl in ihrem ganzen Ton, als auch in ihren Einzelheiten. Daß General Ochs nicht, wie Wolf angiebt, Generalstabschef der von Jerome kommandirten Korps gewesen ist, sondern Wolf's eigener Divisionskommandeur, erwähnte ich schon. Es ist aber auch falsch und reine Aufschneiderei, wenn Fritz am 16. Juli 1812 schreibt: „Wir haben hier täglich kleine Gefechte mit den uns gegenüber stehenden Russen," da das Korps, als es am 27. Juli in Orsza eintraf, noch keinen Feind

*) Ich habe zu meinem großen Leidwesen den Standort der Regimenter, der allerdings ziemlich häufig wechselte, nicht sicher feststellen können. Doch fällt mir auf, daß die Briefe Wolf's nach 1809 immer aus Kassel datirt sind: das 5. Regiment stand zuerst sicher in Magdeburg; ich weiß nicht, wann und aus welchem Grunde es nach der Hauptstadt verlegt ist.

gesehen und keinen Schuß gethan hatte.*) Uebrigens befanden sich die westfälischen Regimenter am 16. Juli — es ist der Tag, wo der König seine Truppen verließ — nicht mehr bei Nowogrodek, sondern bei Nieszwiesz, etwa 20 Meilen südöstlich von jener polnischen Stadt, bei der die Westfalen am 6. bezw. am 7. in der That biwakirt hatten. Wäre Jerome aber wirklich, wie Wolf schreibt, „auf Grodnow zu marschirt", so hätte seine Armee den Rückzug bereits im Sommer angetreten, da diese Stadt genau westlich von Nowogrodek liegt. Mit den Oertlichkeiten und Entfernungen in Polen und Rußland ist Wolf, trotzdem er sie alle durchmißt, überhaupt nicht allzu vertraut geworden. Wenn er am 4. Oktober in Ruza (nicht Rasa) „dicht vor der brennenden (!!) Kaiserstadt stand und die blinkenden Zinnen des Kremls zu sich herüberblicken" sah, dann hatte er in der That sehr gute Augen, da er mindestens 20—30 deutsche Meilen von Moskau entfernt war. Vollends unverständlich aber sind die Worte Wolf's: „wir sind hier bei Aisny (?) an zwölf Meilen (hinter der Beresina) zurück," während er selber im Datum angiebt, bei Nowogrodek zu stehn.

Nicht minder bedeutende Schwierigkeiten bereiten dem guten Fritz die Ereignisse selbst, die er eigentlich fast regelmäßig verschiebt oder verdreht. Das aber setzt doch Allem die Krone auf, daß er am 16. Juli gehört haben will, der „links neben uns befehligende" Herzog von Eckmühl habe eine mörderische Schlacht an der (mindestens 40 Meilen vor der damaligen westfälischen Front liegenden) Beresina geschlagen. Der Kampf fand erst am 26.—28. November wirklich statt, und in dieser Schlacht gerade soll ja der Lieutenant Wolf gefallen sein. So schreibt wenigstens Louis v. K. am 16. Februar 1813 an die Eltern nach Heiligenstadt und giebt als seinen Gewährsmann Fritzens langjährigen Diener Köhler an.

Indessen wir sind bei der Durchsicht dieser sicher unechten Korrespondenz Fritz Wolf's in dem vorliegenden Zeit- und Lebensbilde aus den Jahren der fränkischen Okkupation in Deutschland den Ereignissen selbst allzu sehr vorausgeeilt; die Geschichte des Buches beginnt schon viel früher, als der Präsident v. Kaisenberg noch Kurmainzischer Beamter war und treue Freundschaft mit Männern wie Albini und Dalberg hielt. Der Verfasser führt uns zurück in des Reiches Noth, als man in Rastatt 1797 um einzelne

*) Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1887. H. 6. S. 188.

Provinzen Deutschlands mit dem übermüthigen Sieger von Arcole marktete. Der lange Brief vom 16. Dezember 1797, in dem der Kurmainzische Gesandte, Frhr. v. Albini, Personen und Zustände in der kleinen badischen Stadt dem Freunde Leopold v. Kaisenberg schildert, ist allerdings zweifellos unecht, da so gut wie alle Angaben darin nicht mit der geschichtlichen Wirklichkeit übereinstimmen,*) aber die Schilderung der Zeit ist an sich nicht übel. Ihm folgt ein kleines echtes Billet von Dalberg ohne Datum, dem ein langes Schreiben des Kurfürsten vom 10. Dezember 1804 aus Paris beilag: eine sehr pikante Schilderung der Krönung Napoleons und Josephines. Schade, daß das Ganze leider Phantasie des Herrn Herausgebers ist. Es ist schon an sich wenig glaubhaft, daß Napoleon in der hier behaupteten Weise Dalberg zum Vertrauten gemacht haben sollte; daß aber der Papst, wie der Kaiser den Kurfürsten erzählt, in der Vorverhandlung dem neuen Herrn zugemuthet haben soll, das mißbilligende Dokument Ludwigs XIV., betreffend die „Freiheiten der anglikanischen Kirche", von Neuem zu vollziehn, ist denn doch ein bischen stark.

Kurz nach dieser angeblichen Unterredung mit Napoleon hat dann Dalberg eine Audienz bei Josephine in den Tuilerien „in einem Salon, dessen Fenster auf das Carousset hinausgingen". Das ist unmöglich, da nach dieser Seite Treppenflur und Korridor lagen, die Fenster des Salons öffneten sich vielmehr nach der Gartenseite**) hin. Wenn Dalberg bei Josephine „eine lange Locke ihres blonden Haares auf die linke Schulter herabfallen" sah, so irrte er sich stark in der Farbe, da die Kaiserin bis an ihr Lebens-

*) Vergl. Hüffer, Der Rastatter Kongreß und die 2. Koalition. Thl. 1. 1878. Napoleon traf am 25. November Abends in Rastatt ein, am 28. Mittags sah ihn Albini zum ersten Male. Daß der alte (! geb. am 9. März 1746) Graf Metternich von Lehrbach abgelöst wurde, ist richtig, doch war davon am 16. Dezember noch keine Rede. Graf Görtz war nicht Vertreter Zweibrückens, sondern Preußens: der Gesandte des Pfalzgrafen war vielmehr dessen Schwiegersohn, Graf Rechberg. Wenn Albini am 16. Dezember soviel von Preußens Vertretern und Absichten geredet hätte, wie es im Briefe der Fall ist, so würde er wenig bei der Wahrheit geblieben sein: Das 3. Mitglied der preußischen Gesandtschaft, Dohm, war überhaupt noch nicht in Rastatt eingetroffen, und Görtz und Jacobi noch nicht 24 Stunden dort anwesend; sie waren also über die ersten Anstands-Visiten sicher noch nicht hinaus. Der ganze Brief müßte übrigens einen ganz andern Ton haben: seit dem 14. wußte Albini, daß die Oesterreicher aus Mainz abziehn, am 16. erfuhr er vom französischen Gesandten, daß man am 1. Dezember mit Oesterreich einig geworden war, daß die Franzosen Mainz besetzen sollten.

**) Masson: Joséphine S. 13. Der Raum war entgegen der hier gegebenen Schilderung arrangé très à la hâte avec un crédit fort médiocre et un goût discutable.

ende schönes kastanienbraunes Haar besaß. Das kleine Medaillon aber aus Goldfiligran, das einzige Geschenk, das ihr Napoleon als Vicomtesse de Beauharnais darbringen durfte, und das sie jetzt als einzigen Schmuck um den weißen Hals trug, hatte Josephine längst gegen einen Phantasie-Stein eingetauscht.*) In der That, Dalberg müßte, wenn der Brief echt wäre, sehr schlechte Augen gehabt haben. Bei der Krönung sah er des Kaisers habit français de velours rougé brodé en or**) für ein weißseidenes, goldgesticktes Gewand an und die Kaiserin, die bei dieser Zeremonie mit einem weißseidenen Mantel bekleidet war,***) sah er in einem Krönungsmantel von lichtblauem Sammet erscheinen. Auch erzählt Dalberg die bekannte Geschichte von der Tücke der neidischen Schwägerinnen, die den Mantel fallen lassen, um Josephine zu Fall zu bringen, als an den Stufen des Altars geschehen, was aber nachweislich falsch ist.†)

Es ist dann noch ein zweiter Brief von Dalberg an den Präsidenten v. K. aus Paris in dem Buche abgedruckt aus der Zeit, als der Großherzog dort bei der Taufe des Königs von Rom anwesend war. Auf dieses Schreiben näher einzugehn, ist völlig überflüssig, da es den Stempel der Unechtheit an der Stirn trägt. Es *enthält* ein in unglaublichem Französisch abgefaßtes Gespräch zwischen Napoleon und Dalberg, in welchem der Kaiser seine intimsten Verhältnisse berührt,††) und eine riesige Menge Klatsch, der ganz und gar aus den Memoiren der Generalin Durand stammt, ja oft wörtlich daraus entnommen ist.

Diese Memoiren liegen auch allen denjenigen Theilen der acht Briefe der Frau Marianne v. Sothen geb. v. Kaisenberg an ihre Nichte, die Großmutter des Herausgebers, zu Grunde, in welchen diese alte sehr schwatzhafte und sehr schreibselige Dame von Pariser

---

*) Daselbst S. 57.

**) Rémusat, Mémoires II p. 70.

***) Daselbst II p. 69: Elle était vêtue d'une robe et d'un manteau de cour de satin blanc, brodés en or et en argent mélangés.

†) Die Rémusat, welche dabei war, sagt: Quand il fallut marcher de l'autel au trône, elle eut un moment d'altercation avec ses belles-soeurs, qui portaient son manteau avec tant de répugnance, que je vis l'instant, où la nouvelle impératrice ne pourrait point avancer.

††) Um ein Beispiel zu geben: „Je n'aimai jamais Hortense," sagt Napoleon zu Dalberg. Je m'en amusai. C'est à la complaisance de sa fille, que la veuve Beauharnais doit honneur, d'avoir été Madame Bonaparte. Man sieht, das ist ein sehr passender Gesprächsstoff zwischen zwei großen Staatsmännern.

Verhältnissen redet.*) Tante Marianne wohnt zwar in Kassel, hört aber in ihrem trauten Kaffeekreise so manches Interessante auch aus der Seinestadt, das sie dann brühwarm der lieben nièce berichtet. Der junge Herr v. Hanstein, ein Neffe der Tante Marianne, sowie der gewandte westphälische Kammerherr v. Marinville, welcher bei der alten Dame verkehrt, haben immer die große Liebenswürdigkeit, sie mit allem Hofklatsch aus Paris und Kassel und den neuesten Witzen freundlichst und reichlich zu versorgen. Auch sonst hat die gute Tante ihre Quellen, aus denen sie Honig für ihre langen Briefe zu ziehen weiß, z. B. ihre eigene Phantasie. Wenn sie am 22. Juli 1807 schreibt, sie habe im November vorigen Jahres (sic!) „in unsere Fensternische (in Kassel) gekauert thränenden Auges auf alle die armen Menschen von der geschlagenen Armee des großen Friedrich" hinabgeschaut, ja behauptet, „Stunde auf Stunde verrann, bis alle Proviant- und Baggagewagen vorübergezogen waren," dann schöpft sie aus diesem unerschöpflichen Brunnen. Ganz bedeutende Beziehungen zu Napoleon's intimsten Rathgebern aber müßte Tante Marianne gehabt haben, wenn sie am 22. Juli schon von Kassel aus nach Nesselröden melden konnte, „daß aus unserem Hessenlande und anderen daran grenzenden Landestheilen ein neues Königreich entstände, das den Namen „Königreich Westphalen" erhalten solle" und „daß das Gerücht gehe, des Kaisers Napoleon jüngster Bruder solle unser König werden". Damals hatte das soeben erst Jerome selber durch einen Brief seines Bruders vom 7. Juli erfahren, aber Napoleon hatte Sorge getragen, daß der junge Herr die Sache nicht laut werden ließ, weil die Verhandlungen noch nicht völlig zu Ende waren; bis Tante Marianne scheint die Sache aber, wie man nun erfährt, doch durchgesickert zu sein.

Was an diesen Briefen dem Leser sofort und unmittelbar auffällt, ist einmal ihre außerordentliche Länge — es sind Briefe von 10 Druckseiten darunter — dann aber vor Allem, daß sie so gut wie gar nicht auf Familienverhältnisse eingehn, sondern sich nur mit öffentlichen Dingen, hoher Politik, Hof- und Stadtklatsch beschäftigen. Und dabei geht Tante Marianne mit einer Unvorsichtigkeit zu Werke, die für eine erfahrene alte Dame mindestens auffällig ist. Wenn man bedenkt, wie stark die Schnüffelei der westphälischen Polizei war, dann wundert man sich nicht nur über die Wag-

*) z. B. S. 161 ff., wo die Rede von Napoleon's Hochzeit mit Marie Louise ist, ist ganz nach den Memoiren der Durand gearbeitet.



halsigkeit der Frau v. Sothen, die geradezu Majestäts-Beleidigungen niederschreibt, für die es nachher auch gar keine Erklärung, Beschönigung oder Entschuldigung*) gab, sondern man staunt vor Allem auch darüber, daß die alte Dame dabei niemals hineingefallen ist. Einige Male freilich giebt sie die Briefe bekannten Personen mit, weil sie selber vor der geheimen Polizei des Herrn v. Bongars Angst hat, aber oft gehn diese Aktenkonvolute an die Gattin eines der beargwöhnten deutschen hohen Beamten in König Jerome's Diensten doch mit der westphälischen Post, deren enge Verbindung mit der politischen Polizei männiglich bekannt war. Frau v. Sothen kann wirklich von Glück sagen, daß der Spürsinn der überall herumschnüffelnden Spione über diese schon äußerlich auffälligen Briefe hinwegglitt; es wäre das solch' ein Hauptfang gewesen, der zugleich den Staatsrath und Tribunalspräsidenten v. Kaisenberg bloßstellte. Uebrigens muß auch dieser für die Gefahr, in die ihn solche Briefe bringen könnten, gar kein Verständniß gehabt haben, da wir nicht nur nichts von einer Warnung an die Tante all' die langen Jahre über hören, sondern von ihm selber später Briefe an die Gattin gesandt sind oder gesandt sein sollen, die ihn auf das Allerschwerste kompromittirt haben würden, wenn sie der Polizei in die Hände gefallen wären.

Und jene Hof- und Stadtklatsch-Protokolle der Tante wimmeln noch dazu von Fehlern und Irrthümern, die von Seiten eines Augenzeugen einfach unverständlich sind. Ich hebe nur einige wenige heraus. Der Einzug des Königs in Kassel, den Frau v. Sothen in einem Briefe vom 10. Dezember 1807 beschreibt, ist in vielen Einzelheiten, namentlich aber chronologisch unrichtig. Jerome traf zwar am 7. mit seiner Gemahlin in Wilhelmshöhe ein, hielt aber erst am 10. und zwar allein, ohne die Königin, seinen Einzug in die Hauptstadt, und die von der Tante am 10. Dezember bereits beschriebene Illumination fand erst am Abende dieses Tages statt. Daß aber in einem P. S. Tante Marianne hätte mittheilen können, in einem Dekrete vom 10. Dezember sei Leopold v. Kaisenberg zum Tribunalspräsidenten in Heiligenstadt ernannt, ist ganz unmöglich und ein Zeichen für die Unechtheit des Briefes, da die Organisation der Provinzialbehörden erst zu Weihnachten, die der Gerichtshöfe am 15. Februar 1808 erfolgte. Es mußte einer so eifrigen Horcherin, wie Tante

*) z. B. wenn sie schreibt, „daß der König nicht mehr ganz Herr seines Verstandes sei" (S. 160), oder wenn sie (S. 94) Lätitia Bonaparte direkt beschuldigt, einen Diamantring gestohlen zu haben.



Marianne, auch sicher bekannt sein, daß der Minister v. Bülow nicht, wie sie am 22. Mai 1811 schreibt, „seit Jahresfrist“ in Paris war, sondern erst seit Januar 1811; auch daß der Minister nicht „vor vier Wochen“ zurückgekehrt war, sondern schon am 7. April, hätte sie wissen müssen. Tags darauf hatte Bülow seine Entlassung, ein Ereigniß, das beinahe die ganze Bürgerschaft in Aufruhr versetzte, weil sich die empörenden Vorgänge bei der Abreise des hochbeliebten Ministers geradezu auf offener Straße abspielten. Ich meine, das Alles müßte die alte Klatschbase doch bis in alle Details hinein gekannt haben; aber in dem Briefe giebt die redegewandte Dame von keiner näheren Kenntniß dieser Ereignisse Kunde, im Gegentheil, sie zeigt, daß sie darin sehr schlecht unterrichtet ist. Wenn endlich Frau v. Sothen in einem Schreiben vom 18. Oktober 1813 meldet, daß „eine Exekution an dem Dir gewiß wohlbekannten Kümmel vollzogen worden“ ist, so besaß sie eine außerordentliche Sehergabe, da der unglückliche Mann, von dem man nur nicht weiß, wie er jemals in seinem Leben mit Frau v. Kaisenberg zusammengetroffen ist, erst am 20. Oktober als letztes Opfer des westphälischen Militärstrafrechts in der Aue zu Kassel erschossen wurde.

Zwei der acht Briefe der Tante Marianne, der vierte und der siebente, sind ohne Datum; sie bedürfen, da sie ganz besonders die Mache zeigen, einer eingehenden Besprechung. Der Herr Herausgeber hatte allerdings guten Grund, sie nicht zu datiren, da hier Alles unterbracht ist, was chronologisch sonst nicht unterzubringen war. Es ist überhaupt verwunderlich, wie wenig Quellen Herr v. K. bei seiner Arbeit zur Verfügung gehabt haben muß. Die Geschichten des Königreichs Westphalen von Kleinschmidt und Göcke sind ihm offenbar ganz fremd, da sonst dieses fürchterliche chronologische Durcheinander ganz unmöglich wäre. Ein paar Jahrgänge — auch nicht alle — des Moniteur, desgleichen des westphälischen Staatshandbuchs, einige allgemeine Werke, ein paar mehr oder minder bekannte Memoiren und dürre Aufzeichnungen aus dem Schooße seiner Familie, das ist Alles, was Herr v. K. für seine Herausgabe zur Hand gehabt hat. Da gab es nun in seinen Quellen noch eine Menge pikanter Details, die bei Seite zu legen zu Schade war, deren chronologische Unterbringung aber bei dem magern zur Verfügung stehenden Material wohl erhebliche Schwierigkeiten machte. Dafür waren nun diese undatirten Briefe eine ganz vorzügliche Ablagerungsstelle. Die 4. Epistel setzt der Herr Verfasser in einer Anmerkung in das Jahr 1809, sie enthält aber die Darstellung des in den

Herbst 1811 fallenden Besuches der Madame mère. Natürlich läßt sich Tante Marianne dabei die Museums-Affaire, die wir aus Völkel's*) Aufzeichnungen und aus Wachler's Aufsatz in der Nemesis**) kennen, in keiner Weise entgehn; sie ist z. Th. selber dabei gewesen, da Hanstein die Güte hat, sie hinzuführen. Schade, daß trotzdem die Darstellung so gründlich verkehrt ist. Den „alten Geschwind" gab es als Aufseher überhaupt im Museum nicht: Chef war Völkel, Bibliothekar Murhard, Registrator Enzeroth, Mechanikus Stolz, Inspektor Döring, Employé Rothe, und die beiden Pedelle hießen Vogt und Rischmüller. Das ist das ganze Personal des Museums. Kein Wunder, daß der „alte Geschwind" die Worte: Ici il faut voler aus dem Munde Lätitias vernahm, während Völkel, der die Herrschaften umherführte, ausdrücklich berichtet, die Königin habe sie gesprochen, daß ferner „der alte Geschwind" „einen der schönsten Diamantringe, dessen Werth in dem Verzeichniß***) auf 600 Laubthaler abgeschätzt war", vermißte, was wir sonst nirgends hören. Vor Völkel's Augen und zu dessen großem Aerger nahm Jerome selbst „eine in Silber gefaßte Dose von Achat und einen goldenen Ring mit einer Kamee, auf welcher ein stehender Satyr und ein sitzender, eine Vase haltender Faun dargestellt waren", aus dem Pretiosenschrank. Die Dose schenkte der König ebenfalls vor Völkel's Augen seiner Mutter zum Andenken, der Ring aber paßte zufällig auf den Finger — einer Hofdame, wo er dann auch stecken blieb. Tante Marianne hat also sehr Unrecht, den Ring in dem „Buonapartistischen Familienschatze" zu suchen und Lätitia des Diebstahls zu beschuldigen. Ihre Quellen sind eben sehr schlecht. Wenn sie in demselben Briefe über die Kasseler Theaterverhältnisse nach den Berichten des Herrn Bataillonschefs und Vorstehers der Kgl. Militärschule v. Sommer berichtet, so vergißt sie, daß dieses Institut seit dem 27. Oktober 1808 von den Ufern der Fulda an die der Oker verlegt war†), und daß in Folge dessen Herr v. Sommer seit dieser Zeit in Braunschweig amtirte, also vom Kasseler Theater nur sehr wenig wußte. Die Aufzählung der Koryphäen des Balletpersonals in Kassel paßt aber

*) Eines hessischen Gelehrten Lebenserinnerungen aus der Zeit des Königs Jerome herausg. und erl. von Albert Dunker. Zeitschr. f. hessische Geschichte N. F. 9. 1882, S. 249 ff. Hier kommt S. 290 in Betracht.

**) V, S. 429.

***) Ob dieses Verzeichniß Tante Marianne wirklich gesehn hat? Man pflegte so etwas zur damaligen Zeit doch nicht zu drucken. Frau v. Sothen müßte also die Akten gesehn haben.

†) Staatshandbuch 1811, S. 112.

wieder nur auf das Jahr 1811 und da auch noch nicht ganz, während chronologisch die Bemerkung: „Die erste maitresse en titre ist jetzt die Gräfin Truchseß-Waldburg“ in diesem Briefe, falls man ihn in das Jahr 1811 verlegte, ganz unsinnig sein würde. Die Oberhofmeisterin wurde am 4. Februar 1809 auf ihr Gesuch hin entlassen und reiste wenige Tage später auf Nimmerwiedersehn aus Kassel ab.*)

Ende Dezember 1811, so sagt der Herausgeber, kam der zweite der undatirten Briefe der Tante Sothen an meine Großmutter auf dem Rusteberg an. Ein wunderliches Machwerk. Er erzählt zunächst die Geschichte der Ermordung des Generals Morio durch den aus dem Kgl. Marstall entlassenen Hufschmied Lesage am heiligen Abend des Jahres 1811. Darüber weiß freilich die alte Dame nur sehr Ungenaues zu berichten. Man faßte den fliehenden Mörder 10 Minuten nach der That auf dem Markte von Kassel ab, brauchte also die „Angelegenheit mit dem Morde“ nicht erst lange nachher „aufzudecken“, wie Frau v. Sothen schreibt. Daß Lesage sich nach der That zu erschießen versuchte, davon wußte man bisher nichts. Das ist übrigens auch ganz unmöglich, da der Schmied**) die andern drei Schüsse seiner beiden doppelläufigen Pistolen auf die Herren v. Gilsa und Saint-Sauveur sowie auf einen Stallknecht, der ihm in den Weg trat, abfeuerte. General v. Morio starb auch nicht am 2., sondern am 1. Weihnachtstage Abends 6 Uhr, was Tante Marianne gewußt haben müßte, da ganz Kassel über diese Affaire in Aufregung war.***) — Nicht minder war das der Fall über die in demselben Briefe erwähnte, durch Mme Collins vermittelte Verkuppelei der Demoiselle Alexandre an Jerome, die bei Tante Sothen zur Tochter der Frau Collins wird.†) Es steht fest, daß man dem armen Mädchen einen Mann „in partibus“ Namens Escalonne gab, aber Frau Marianne nennt einen falschen Namen Descadre, für welchen ich eine Quelle in keiner Weise angeben kann. In solchen Fällen bin ich immer sehr zweifelhaft, ob man hier ein reines Phantasiegebilde des Herrn v. K. oder aber wirkliche alte, in den Brief hineingearbeitete Notizen vor sich hat, die

*) Kleinschmidt a. a. O. S. 61. Im Staatshandbuch von 1810 fehlt Frau v. Truchseß bereits.

**) Wer ein Gefühl für die feineren Spuren der Verfasserschaft von historischen Werken hat, wird leicht an dem hier gebrauchten Ausdruck „Fahnenschmied“ die Schrift eines Offiziers, aber nicht die einer alten Dame erkennen. Der sind solche militärischen Titel von Leuten niederer Stellung sicher nicht geläufig.

***) Kleinschmidt, S. 462 ff.

†) Kleinschmidt, S. 491. Du Casse, Les rois frères 403.

jenen falschen Namen von Hörensagen her verzeichneten. Uebrigens passirte die Geschichte frühestens im April 1812, konnte also nicht in einem Briefe vom Dezember 1811 erzählt werden. Aber dieses Schreiben enthält noch ganz andere chronologische Antizipationen. Am 9. Januar 1812 erwarb der Finanzminister Malchus das schöne Gut Marienrode im Hannoverschen, das ihm der König am 9. Juni 1813 unter gleichzeitiger Erhebung in den Grafenstand und Beilegung des Namens Marienrode zu vollem Eigenthum übergab.*) Diesen Gnadenakt Sr. Majestät meldet aber schon der Brief vom Dezember 1811 nach dem Rusteberg. Ganz großartig wird aber die chronologische Verwirrung des Schreibens in dem Abschnitte, der über den Generalintendanten des öffentlichen Schatzes Pichon handelt. Wenn es von diesem heißt, man spreche davon, er solle seinen Posten als Schatzmeister aufgeben und Direktor der Kgl. Schuldenamortisationskasse werden, so wußte Tante Marianne offenbar nicht, daß er den letzteren Posten bereits seit April des Jahres 1811 innehatte und damit erst am 1. Januar 1812 das Amt eines Schatzmeisters vereinigte. Der Staatsrath Baron v. d. Malsburg war nicht der Nachfolger Pichon's, sondern dessen Vorgänger in beiden Aemtern, die Malsburg nach einander bekleidete und dann an Pichon abgab. Daß der Letztere früher „Gesandtschaftsrath bei der Regierung der Vereinigten Staaten" war, wie Tante Marianne schreibt, ist auch unrichtig, er war vielmehr französischer Generalkonsul in Baltimore, kein „Jugendgenosse des Königs", sondern jener zur standesamtlichen Registerführung befugte republikanische Beamte, dem Lecamus am 25. Dezember 1803 meldete, der Schiffslieutenant Jerome Buonaparte habe sich am vorhergehenden Tage mit Miß Elisa Patterson kirchlich trauen lassen.

Aber genug der Einzelheiten. Der unbefangene Leser sieht ohne Weiteres, daß die ellenlangen Briefe der Frau Marianne v. Sothen durchweg unecht sind, und die historische Kritik muß das im Einzelnen bestätigen. Im besten Falle können diese Ergüsse einige wenige, aber nur ganz wenige Brocken echter Aufzeichnungen enthalten; der Rest ist eine von Herrn v. K. aus allen möglichen Quellen her zusammengeschriebene Kompilation.

Dasselbe ist wunderbarerweise der Fall mit den vier Briefen, welche der Präsident v. K. von Kassel aus, wo er als Mitglied der Reichsstände weilte, an seine Gemahlin richtete.

*) Kleinschmidt a. a. O. S. 597.

Wenn von diesen Akten überhaupt etwas echt ist, so sind es ganz verschwindend kleine Stücke, die überdies für die Geschichte Westfalens von so gut wie gar keinem Belang sein dürften. Alles, was die Zeitgeschichte betrifft, ist Phantasie und meist falsch. Am 20. August 1808 schreibt der Herr Präsident, der König habe vor 14 Tagen die Stände in der Hauptstadt versammelt; in Wahrheit saßen aber die Herren schon seit dem 2. Juli in Kassel. Wenn Herr v. K. die Mitglieder der Ständeversammlung auf 80 beziffert, so irrt er auch darin, es waren genau 100. Die Feierlichkeit bei der Eröffnung der Reichsstände scheint in ihren Einzelheiten dem verehrten Herrn am 20. August auch schon wieder aus dem Gedächtniß verschwunden zu sein. Wir kennen diese Zeremonie genau aus Friedrich Karl v. Strombeck's Darstellung*), und diese ist von der des Herrn v. K. sehr wesentlich verschieden. Johann v. Müller, den Herr v. K. so schmerzlich vermißt, stand ihm gegenüber. Der König aber hatte nicht „ein Gewand von mit Gold reich gesticktem grünen Sammet von militärischem Schnitt, dazu weißseidene Escarpins und kleine Schuhe" an, sondern er war „angethan mit einem Gewande von weißer Seide, welches ein Mantel von Purpur halb überdeckte. Auf dem Haupte einen von Diamanten glänzenden Federhut und an den zierlichen Füßen weißseidene Schuhe mit rosenrothen Absätzen und weißen Schleifen". Und so der Einzelheiten viele.

Der Verfasser motivirt dann die zweite Reise seines Großvaters nach Kassel im November 1808 damit, daß die Stände der Schulden des Königreiches halber hätten wieder berufen werden müssen. Das ist falsch. Man hat die Versammlung nur noch einmal berufen im Januar 1810. Die beiden Briefe, die der aus diesem Anlaß Herbst 1808 in Kassel anwesende Herr Präsident geschrieben haben soll, sind also schon deswegen unecht, weil Herr v. K. sich gar nicht in Kassel befand. Aber diese Schreiben zeigen auch sonst die Merkmale der Unechtheit deutlich in ihren Details. Herr v. K. müßte garnicht in seiner Zeit gelebt haben, wenn er, wie es in dem Briefe geschieht, den Erfurter Kongreß nach Paris verlegt und das Königspaar soeben von dort zurückgekehrt sein läßt. Auch weiß der Tribunalspräsident offenbar die allbekannte Thatsache nicht, daß die Gräfin Truchseß, von der er sich nicht scheut, die scheußlichsten Klatschgeschichten seiner Gattin brieflich mitzutheilen,

*) Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Bd. 2. S. 15 ff. Braunschweig 1833.

ihr Amt als Oberhofmeisterin bereits seit dem 1. Dezember 1807 inne hatte, also nicht „vor einiger Zeit", sondern zugleich mit dem Königspaare in Kassel angekommen war. Zur Zeit des Abganges des vorliegenden Briefes befand sich aber die Dame wahrscheinlich gar nicht in der Hauptstadt, da sie seit September ihrer bevorstehenden Entbindung wegen nach Hechingen beurlaubt und am 20. November allem Anscheine nach noch nicht zurück war.

In den Personalien des Hofes weiß Herr Leopold v. K. überhaupt jämmerlich schlecht Bescheid. Er nennt am 25. November 1808 den Grafen Meerveldt den „Aeltesten (!!) des Staatsraths", dessen Präsident aber Graf v. d. Schulenburg war; ja Graf Meerveldt gehörte nicht einmal zu den ältesten Mitgliedern der hohen Versammlung. Als Großkammerherrn führt der Präsident den Fürsten (soll wohl heißen: Prinzen) von Hessen-Philippsthal und den Grafen Pappenheim an. Der Prinz erhielt aber diese Würde erst am 15. August 1810 und Herr v. Pappenheim, welcher als Nachfolger des Grafen Bohlen, nicht aber 1808 erster Kammerherr wurde, hatte erst am 9. Januar 1810 die Ehre in den Grafenstand erhoben zu werden. Jerome tanzt, nach der Erzählung des Herrn v. K., am 15. November 1808, seinem 24. Geburtstage, mit „Mme La Flêche, der Frau des **Maréchal du palais**, dem s c h ö n s t e n W e i b, d a s j e m e i n e A u g e n s a h e n". Nun giebt es in jenem Jahre gar keinen **Maréchal du palais** dieses Namens, sondern nur einen Zeremonienmeister J. G. C. La Flêche, dessen Gattin Jenny hier aber nicht gemeint sein kann. Herr v. K. denkt offenbar an die Gattin des Generalintendanten Marseille La Flêche, die durch ihre Schönheit berühmte Bianca (Blanche) geb. Carrega, von der im vierten Briefe vom 2. Februar 1810 erzählt wird: „Jetzt ist es wieder eine Mme La Flêche, die sich der besonderen Gunst des Königs erfreut; sie stammt aus einer guten italienischen Familie und s o l l n i c h t o h n e S c h ö n h e i t s e i n. Ihr Mann Lazare La Flêche ist Major und Adjutant." Das würde der dritte der Brüder, also der Schwager Bianca's sein, der 1810 als Eskadronschef bei den 1. Chevaulegers stand und ein Jahr später **Maréchal-des-logis du palais**, d. i. Flügeladjutant, wurde.*) Die Verwirrung ist hier ebenso grauenhaft, wie bei der Stelle desselben Briefes: „Dieser neue Kriegsminister Salba (soll Salha heißen), jetzt Graf v. Höne genannt, soll ja von der Kriegskunst garnichts verstehen."

*) Vergl. die Staatshandbücher in den betr. Jahrgängen.



In der That war am 1. Februar 1810 ein Wechsel im Kriegsministerium eingetreten; General Eblé war entlassen und General d'Albignac hatte provisorisch das Ressort übernommen, in dem er dann am 29. September durch General Salha*) abgelöst wurde. Das Alles wußte Herr v. K. also schon am 2. Februar 1810, aber ihm war an diesem Tage noch nicht bekannt, daß Bercagny seit Oktober 1809 seine Stelle als Generaldirektor der hohen Polizei — Polizeiminister, sagt der Tribunalspräsident — verloren hatte und thatsächlich durch Bongars ersetzt war.**)

Eigenthümlich und ein Beweis für die Unechtheit des Briefes vom 2. Februar 1810 ist es ferner, daß Herr v. K. den Grundsteuergesetzentwurf, der in der ersten Session der Reichsstände von 1808 verhandelt worden war, in die Tagung von 1810 verlegt.***) Es ist auch ganz unmöglich, daß der Tribunalspräsident in diesem Briefe die „Vergrößerung unseres Königreiches durch Hannover" erwähnen, ja schon von der Uebernahme desselben durch den König sprechen konnte, da am 2. Februar in Kassel außer den Unterhändlern und dem Könige kein Mensch etwas von der bevorstehenden Einverleibung wußte, und man noch am 18. Februar Patje, der voreilig nach Kassel zur Huldigung gegangen war, sehr energisch abwinkte; erst am 1. März erfolgte die feierliche Uebergabe, zu der am 27. Februar die Genehmigung Napoleon's in Kassel eingetroffen war.

Sehr scherzhaft wirkt in dem Briefe vom 2. Februar eine Täuschung, deren Opfer der Herausgeber bei seiner Kompilation geworden ist. Jerome stiftete am Weihnachtstage 1809 den Orden der Westfälischen Krone, mit dem auch Herr Leopold v. K. am 20. Februar 1810 dekorirt wurde. Er sah das kommen und meldete es am 2. Februar der Gattin, indem er eine Beschreibung des neuen Ordens beifügte. Nun änderte aber Jerome am 10. April 1810 die Dekoration, weil Napoleon sich darüber lustig gemacht hatte, daß so viel „Vieh" (Wappenthiere) auf dem Orden wäre, und die Ritter mußten ihr Kreuz umtauschen.†) Herr Oberstlieutenant v. K. ist nun offenbar noch im Besitze des von seinem Großvater getragenen, aber eben im April 1810 umgetauschten Ritterkreuzes und siehe da! Der Herr Präsident v. K. beschreibt in dem Briefe vom 2. Februar 1810 richtig die im April angefertigte Form des Ordens. Ja, es ist schlimm, wenn

*) Kleinschmidt S. 353. 392. Du Casse S. 379. Thimme, Innere Zustände II, 74.

**) Kleinschmidt S. 324. Göcke 212. Thimme II, 172.

***) Strombeck a. a. O. S. 34. Thimme II, 94.

†) Vergl. Bulletin des lois 1810.

man sich bei der Fabrikation von geschichtlichem Material nicht einmal auf echte und einwandsfreie Reliquien verlassen kann, die man in der Hand hat! Uebrigens ist es mir ganz unklar, woher Herr Oberstlieutenant v. K. die Nachricht hat, daß es in Westphalen einen Damen-Orden, zwei über Kreuz liegende und mit Diamanten besetzte Schwerter, gab. Die Sache ist durchaus unsinnig, ein derartiger Orden hat nie bestanden.

Im April 1812 brachte dann der Präsident seinen noch nicht 18jährigen Sohn Louis in Kassel bei der Gardes du Corps Jerome's unter. Die Briefe, welche der blutjunge Mensch nach Hause schreibt, tragen zum größten Theil das Gepräge der Echtheit in sich, sind viel kürzer, als alle übrigen Elaborate und entbehren des politischen Inhalts: liebenswürdige Ergüsse einer kindlichen Seele, Rechnungsablegungen und Forderungen für die neuen, oft unvorhergesehenen Bedürfnisse, Schilderungen kleiner Erlebnisse und was dergleichen Dinge mehr sind, die ein junger Mann, der zum ersten Male das väterliche Haus verläßt, den Lieben daheim zu berichten hat. Schade, daß der Herausgeber auch hier der Versuchung nicht ganz hat widerstehen können, seine eigenen Kenntnisse in diese reizende Korrespondenz hineinzupfuschen. Gott sei Dank, sind aber diese Zusätze wenigstens sehr leicht zu erkennen und auszumerzen. Manchmal sind die Einschiebungen schon ihrem Tone nach ganz sicher von den echten Zeilen zu unterscheiden. Während Louis v. K. sonst wie ein wohlerzogener junger Mensch in ehrerbietigster Sprache an seine Eltern schreibt, schlägt mitten in den Briefen auf einmal der Ton um, und man glaubt, einen Roué zu hören, der sich beeilt, einen auswärts weilenden Genossen seiner Freuden die neuesten Widerlichkeiten vom Hofe des Königs „Morgen wieder lustik" in möglichst drastischen Farben zu schildern. Was soll man denn z. B. dazu sagen, wenn in einem Briefe an die Eltern ein noch nicht 18jähriger Junge schreibt: „daß in Kassel beim Postenstehen stets der ablösende Gardes du Corps den andern zu fragen pflege: Wer von den Damen war die Nacht bei dem König?" Oder wenn Louis nach Hause berichtet, die Prinzessin Löwenstein schleicht in Männerkleidern in die Zimmer des Königs und manches noch Schlimmere. Ich glaube doch, und darin wird mir bei näherem Nachdenken Herr Oberstlieutenant v. K. auch beistimmen, der Herr Präsident hätte dem frühreifen Schlingel gehörig den Kopf gewaschen, und Mama würde lieber auf Briefe von dem ungezogenen Lieblinge ganz

verzichtet haben, als daß sie ihre jugendlichen Töchter der Gefahr aussetzte, derartige Dinge zu lesen oder unversehends vorgelesen zu hören. Es wird auch in diesen Zusätzen merklich das Thema ein ganz anderes. In wirklicher unverfälschter Kindlichkeit plaudert Louis stets von sich, von den Verwandten, den Lehrmeistern, den jungen Kameraden, von Mamachen und Poldchen und von lauter kleinen und kleinsten Erlebnissen, von Hoffnungen und herrlicher Freude am Dasein, von dem festen Entschlusse, ein guter und braver Mensch zu werden, bis dann plötzlich einmal der König und die Königin der Mittelpunkt, und die hohe Politik oder der tiefe Morast des intimsten Hofklatsches der Gegenstand der weiteren Darstellungen im Briefe werden. Da wird es denn der Kritik nicht schwer, das lautere Gold von den Schlacken zu scheiden, und man könnte das füglich ohne Weiteres dem aufmerksamen Leser überlassen, wenn es nicht nöthig würde, in den Zusätzen selbst wieder auf eine Menge solcher Fehler hinzuweisen, die den mit den Verhältnissen in Kassel weniger Vertrauten leicht entgehen und ihm ein sehr falsches und schiefes Bild geben können.

Ich übergehe die Schilderung des ersten Eskortereitens neben dem Wagen der Königin*), da sie wenig Auffälliges und Entstellendes enthält, dagegen muß gegen den angeflickten Schluß des Briefes vom 1. Mai 1812 protestirt werden. Freilich, daß die Personalien mit dem Jahre 1811, nicht aber mit 1812 stimmen**), was wohl davon herrührt, daß Herrn Oberstleutnant v. K. kein Staatshandbuch von diesem Jahre zur Verfügung stand, wäre an sich kein großes Unglück; aber dagegen muß energisch Einspruch erhoben werden, daß von dem braven General v. Ochs, den Herr v. K. überdies zum chef de l'état major degradirt werden läßt***), hier zuerst und nachher noch oft so sehr despektirlich gesprochen wird.

Der ganze 5. Brief Louis' v. K. vom 2. Juni 1812, welcher die Kaisertage in Dresden nach den Aussagen einiger angeblich von der Königin mitgenommenen Leibpagen schildert, ist unecht. Der

*) 3. Brief, S. 216. Die Worte: „Heute ist mir zum ersten Male die Ehre zu Theil geworden, Eskorte zu reiten" bis „Das, mein theurer Vater, ist meine erste Eskorte gewesen" sind Zusatz. Selbstverständlich läßt man einen am 11. April eingetretenen Rekruten nicht am 1. Mai Eskorte reiten und Ehrenposten stehen.

**) In dem Posten als Adjutantmajor bei der Grenadiergarde war Metzner durch Lelong ersetzt und v. d. Busche-Münch bei den Gardes du Corps à la suite gestellt.

***) Den Posten hatte Oberst Humbert-Verneuil bis zum Kriege inne. Der chef de l'état major war Adjutant und Untergebener des Kriegsministers Graf v. Höne, welcher im Dienstalter jünger war als General v. Ochs.

junge Herr konnte das an diesem Tage noch gar nicht erfahren haben, da die Königin und mit ihr die Pagen erst am 6. Juni nach Kassel zurückkehrten.*) Die Schilderung der Situation ist wahrscheinlich wieder nach den Memoiren der Durand gearbeitet, die mit der Kaiserin Marie Louise nach Dresden gereist war.

Die Darstellung der historischen Ereignisse in der drangvoll fürchterlichen Zeit bis zur Vollendung der Niederlage des französischen Heeres war, wie unser Buch nun einmal angelegt ist, in Briefen von Kassel aus allerdings schwerlich anders unterzubringen, als daß das Nöthige in die Schreiben des jungen Gardes du Corps eingeflochten wurde. Das ist denn aber auch redlich geschehen; von den Briefen vom 13. August und 1. September 1812, 13. Februar, 18. Februar, 6. und 7. Juli 1813 ist so gut wie gar nichts echt. Die Ergüsse über die Königin in dem ersten dieser Schreiben erweisen sich jedem Unbefangenen ganz leicht als Einschiebung. Wenn aber Louis v. K. erst am 13. in Kassel von dem in seine Stube hineinstürzenden Lieutenant Häusinger erfahren haben will, der König sei unerwartet in Kassel wieder angekommen, so muß er am 12. sehr fest geschlafen haben, da an diesem Tage beim Einzuge Jerome's die Kanonen donnerten und am Abend bei der Illumination der Stadt die aufgeregten guten Bürger doch sicher nicht ganz ruhig in den Straßen hin und her zogen. Das diese Dinge behandelnde P. S. ist also ebenfalls Mache des Herausgebers. Das Gleiche ist der Fall mit dem Briefe vom 1. September aus Bad Nenndorf, welcher die Reise des Königspaares in ihrem Reiche und den angeblichen Aufenthalt des Bacchanalien feiernden Königs im Bade beschreibt; fast alle die hier erwähnten Ereignisse liegen chronologisch hinter der Zeit der Absendung des Briefes: Die Herrschaften waren erst am 2. oder 3. September in Karlshafen und trafen am 7. in Braunschweig ein; in Bad Nenndorf verweilte Jerome aber gar nicht, jedenfalls nicht allein und als Badegast, da das Königspaar sich auf dieser Reise nicht von einander trennte. Am 11. September trafen Jerome und Katharina in Napoleonshöhe wieder ein.**)

Zu Weihnachten 1812 erhält Louis v. K., was er in seinem Schreiben vom 18. Februar 1813 sehr beklagt, keinen Urlaub nach Hause, „da die vielen Festlichkeiten bei Hofe unsere Dienste sehr in Anspruch nehmen". Thatsächlich schränkte Jerome, seit dem er die völlige Vernichtung der Armee erfahren hatte, alle Festlichkeiten

*) Kleinschmidt, S. 502, nach dem Tagebuche der Königin.
**) Kleinschmidt S. 517. Goecke S. 231.



ein; am 15. November hatte man zur Feier seines Geburtstages das letzte große Hoffest gegeben.*) Also die ganze Geschichte von den Maskenfesten, die den Gardes du Corps Louis v. K. so anstrengen, weil sie bis gegen Morgen dauern, ist reine Phantasie des Herausgebers. Auch würde der junge Herr darin irren, daß er am 18. Februar annimmt, die Königin befinde sich in Stuttgart; die hohe Frau war wohlgemuth in seiner Nähe in Kassel, er hat gewiß in diesen Tagen manchen Dienst bei ihr gethan. Erst am 8. März rüstete sich Katharina zur Reise nach Paris, die sie, wie sie ihrem Vater mittheilt**), am 10. antreten will.

Durchaus phantastisch ist auch die Schilderung der in Kassel ankommenden fünfzig Westfälen, „die ersten Haufen der großen Armee“. Es langten einzelne Leute schon seit dem Januar nach und nach dort an, meist Offiziere, am 4. Februar siebzehn Reiter von den Chevauxlégers, am 20. Februar General Ochs mit einer kleinen Truppe von ca. 600—700 Mann. Geradezu komisch ist es aber, wenn Louis v. K., der am 20. Februar „die ersten Haufen der großen Armee“ sieht, am 16. Februar nach Hause meldet, ein Soldat von den Unglücklichen, die aus Rußland zurückgekehrt seien, habe ihm die Sachen des gefallenen Fritz Wolf gebracht, von dessen Schicksal er dann wieder am 20. trotz allen Fragens nichts erfahren kann.

Der darauf folgende Doppelbrief Louis' v. K. vom 6. und 7. Juli kann zwar in seinem ersten Theile einige echte Zeilen enthalten, aber er ist doch in seinen Hauptstücken, gerade denen, die sich auf die hohe Politik beziehen, ein unzweifelhaftes Elaborat modernster Reflexion. Die Mache ist dieses Mal sogar recht ungeschickt. Zuerst erzählt der junge Herr, der König habe wieder Napoleonshöhe bezogen und lebe dort sehr zurückgezogen***), erwähnt dann 20 Zeilen weiter unten, Jerome sei vor acht Tagen (!!) nach Dresden gereist†), um schließlich seinen Brief deswegen zu unterbrechen, weil der

*) Du Casse, Les rois frères. S. 440. Schreiben Reinhard's vom 2. Januar 1813.

**) Schloßberger, Briefwechsel Bd. 2, S. 65.

***) Nach Borcke's Bericht bei Kleinschmidt S. 585 verdoppelte man am Ende des Frühjahrs 1813 „Glanz und Pomp, während ein Fest das andere jagte. Der König zeigte sich viel öffentlich und bei den Truppen.“ Der bei Du Casse abgedruckte Brief Reinhard's vom Juni 1813 ist falsch datirt, was schon Göcke S. 264 richtig bemerkte: hier behauptet allerdings Reinhard, den König drei Monat lang nicht gesehen zu haben. Aber der Bericht gehört in den Herbst 1813.

†) Am 10. Juni. Es waren also reichlich vier Wochen am 6. Juli, daß der König Kassel verlassen hatte. Kleinschmidt S. 588.

König aus Dresden zurückgekehrt ist. Daß der junge Herr die Prinzessin Löwenstein in Männertracht zum Könige hat gehn sehn, während er in Napoleonshöhe zum letzten Mal auf Wache war, ist also schon deswegen nicht wahr, weil eben Jerome seit dem 10. Juni bereits Kassel verlassen hatte; zudem meldet Reinhard am 20. Mai dem Herzoge v. Bassano: La princesse de Löwenstein étant dans son huitième mois de grossesse a cessé de paraitre à la cour. Die Dame war allerdings noch einmal, weil sie den König sprechen wollte, im Laufe des Mai auf Napoleonshöhe, aber Reinhard berichtet mit Entsetzen: en robe du matin.*)

Was überhaupt Louis v. K. gewagt haben soll, in diesen Tagen der unsicheren Post anzuvertrauen, ist fast unglaublich. Verboten war ihm als Soldaten jedenfalls sehr streng, von den Truppenbewegungen zu reden, aber das genirt ihn bei der Abfassung seiner Briefe in keiner Weise. Vermuthlich verläßt er sich darauf, daß das Meiste, was er darüber nach Hause berichtete, völlig verkehrt war, und deshalb vielleicht nicht als Verrath angesehen werde. Ja, der junge Herr findet sogar den Muth, dem Papier einen langen Brief über eine Unterredung zwischen dem Kaiser und Jerome, die der Page v. Humbert in Dresden aufgeschnappt haben will, nach Hause zu schicken; nur daß man im Zweifel darüber ist, ob das schauderhafte Französisch auf Rechnung des großen Kaisers, des Leibpagen oder des jungen Herrn v. Kaisenberg zu setzen ist.

Den großen Ueberfall Kassels durch die Kosaken Czernischews und die darauf folgende Flucht des Königs beschreibt Louis sogar zweimal. Der erste der beiden Briefe scheint völlig echt, wenn auch in seinem Texte vielfach verderbt zu sein: er trägt das Datum Kassel, 10. Oktober 1813. Der Herausgeber bemerkt zwar in einer Anmerkung, im Original stehe 10. September, aber seine Konjektur, das Schreiben auf den 10. Oktober zu verschieben, ist mißlungen, da zu dieser Zeit sich der Junker nicht in Kassel befunden haben kann. Möglich ist es allerdings, daß der junge Mann aus Gewohnheit, wie es oft zu geschehen pflegt, Kassel schrieb, ohne dort anwesend zu sein. Jedenfalls ist das Datum verderbt, die Echtheit des Briefes jedoch nicht anzuzweifeln. Aber es stand in ihm nicht viel mehr über die eigentlichen Ereignisse darin, als der junge Mann selber miterlebt hatte, und das war verhältnißmäßig sehr wenig und Alles für den nicht geschichtskundigen Leser außer Zusammenhang. Also

*) Du Casse S. 453.



benutzte Herr Oberstlieutenant v. K. einen gleichfalls echten Brief seines Vaters vom 16. Oktober 1813, in welchem dieser sich für das erhaltene Geld bedankt und einen kleinen Irrthum aufklärt, um eine von ihm selber verfaßte vollständige Beschreibung des Ueberfalles daran zu hängen. Der Gegensatz ist merklich; hier wird nicht von eigenen Erlebnissen des jungen Mannes, sondern von denen des Königs und der Generale erzählt; wo einmal der Ton auf „wir" gestimmt wird, sind die Angaben mit dem ersten Briefe häufig im Widerspruch und meist nachweislich falsch. „Wir biwakirten zuerst bei Herborn und später bei Nieder-Zwehren," sagt der zweite Brief, „dann ging der König noch weiter zurück bis hinter die Knallhütte . . . aber spät Abends ging der Rückzug noch weiter, und wir kamen bis über die Baune nach Hertinghausen. Hier verbrachten wir die Nacht und zogen am nächsten Morgen mit dem König über Wabern nach Wetzlar." Wahrlich ein schönes Zickzack, das ich auf der Karte zu verfolgen bitte: erst 10 Meilen südwestlich auf der Frankfurter Straße bis Herborn, dann zurück bis dicht vor Kassel, schließlich über Wabern nach Wetzlar. Oben im ersten Briefe vom 10. Oktober hieß es ganz richtig: „Es wurde ein Marsch von zwölf Stunden bis Gesberg (Jesberg) mit vielen Umwegen gemacht . . . Bei Gesberg kamen wir in Biwack." Hier trennte sich nämlich der König von dem stark desertirenden Gardes du Corps, ritt in wahnsinniger Angst, abgeschnitten zu werden, bis Hertinghausen, wo er die Nacht vom 28/29. September verbrachte, wandte sich von dort nach Marburg und jagte noch darüber hinaus im ununterbrochenen Ritte bis Wetzlar weiter, wo er am Spätnachmittage des 29. Septembers eintraf. Die Gardes du Corps aber marschirten langsamer über Marburg nach Herborn, und Louis bemerkt am 10. ganz richtig, daß es geschienen habe, der Weg führe nach dem Rhein zu. Dort bekamen sie aber Ordre nach Wetzlar, wo Jerome seine zersprengten Truppen sammeln wollte, zurückzukehren; hier trafen sie dann endlich, fast völlig aufgelöst, am 2. Oktober ein, als der König längst in Koblenz angelangt ware. Von Wetzlar aus wurden die treugebliebenen Mannschaften der Gardes du Corps dann hinter den aus Kassel wieder abziehenden Russen her über Kassel, das sie am 6. Oktober erreichten*), gegen Heiligenstadt hin vorpoussirt, wie das Louis v. K. in dem ersten Briefe ganz der Wahrheit gemäß beschreibt. Da

*) Völkel's Aufzeichnungen in Zeitschrift f. hess. Gesch. N. F. 9. 1882. S. 306.

aber Herr Oberstlieutenant v. K. die Verschiedenheit der Touren der Truppen und des Königs offenbar nicht kannte und nicht aufmerksam genug war, die Widersprüche in Zeit und Ort zwischen dem echten Briefe seines Vaters und den Darstellungen, aus denen er seine Kompilation des zweiten Briefes zusammenzimmerte, zu bemerken, legte er seinem Vater ohne Weiteres die widersprechendsten Dinge in die Feder.

Ich übergehe die theilweise richtige, aber oft mit ziemlich schiefen Urtheilen ausgestattete Darstellung von dem Einbruche der Russen in Kassel. Am Nachmittage des 16. Oktober kehrte Jerome zurück, nicht, wie der Brief sagt, mit großem Jubel empfangen, aber doch von einigen auf polizeiliche Veranlassung ausgestoßenen „Vivat" begrüßt. Hinter ihm her zogen einige hundert Mann der Kaiserlichen Garde und auch seine ihm treugebliebenene Gardes du Corps, die ihn von Wabern aus eingeholt und dann begleitet hatten. Das muß Alles ziemlich anstrengend und zeitraubend gewesen sein; trotzdem aber fand Herr Louis v. K. Zeit, den vorliegenden neun große Druckseiten umfassenden Brief zu schreiben. Das ist, meine ich, schon an sich ein sicheres Zeichen für seine Unechtheit.

Herr v. K. hat nicht wohl daran gethan, das vorliegende Buch zu schreiben, welches das Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit seiner Truhe zweifellos stark erschüttern muß, und das doch weder interessant ist, noch einen schätzenswerthen Beitrag zur populären Literatur über die bösen Jahre der fränkischen Herrschaft in Deutschland bildet. Dazu sind die Urtheile des Buches zu schief und die Schilderungen der Ereignisse und des Lebens in Kassel und Paris allzu unrichtig. Das ganze Buch giebt ein verzerrtes Bild der Zeit. Auch als Kunstwerk kommt es wenig in Betracht. Die Memoiren der Baronesse Courtot waren doch wenigstens ein fein empfundener, in seinem Aufbau sehr schön durchgeführter Roman, in dem das Schicksal der Heldin das Interesse des Lesers in hohem Maße gefangen nahm und festhielt. Der „Jerome" ist nichts als eine Anhäufung des Kehrichts des Kasseler Hofes ohne Zusammenhang und Mittelpunkt, und nur solch' feinfühlige Schilderungen, wie die des Weihnachtsfestes in Nesselröden, erinnern wieder an den talentvollen Verfasser der Memoiren der Baronesse Courtot.

Eine Vereinfachung der griechischen Accentlehre.*)

Von

Felix Schwarzbach.

Wieder schwebt eine Schulreform in der Luft, und wieder erheben sich Stimmen, die den klassischen Unterricht beschränken wollen. Auch der Fanatiker der Antike empfindet, daß er seine Klassiker nur retten kann, wenn er sich zu einem strategischen Manöver entschließt: Nebendinge aufgeben, um die Hauptposition zu halten.

Ein solches Nebending ist das griechische Accentsystem — es kann aufgegeben werden. Es ist für uns aber noch etwas Schlimmeres: ein Unding — es müßte darum aufgegeben werden. Es gehört zu den „überflüssigen Formalien", von denen die Schule entlastet werden muß.

Kein alter Gymnasiast, der nicht in der hoffnungsvollen Entwickelungszeit seines Kritizismus den griechischen Accenten ihre Existenzberechtigung abgesprochen hätte. Wer heute als Geheimrath der Forderung seiner grünen Jugendzeit zum Siege verhülfe, den würden die Tertien des Gesammtvaterlandes mit goldenen Kränzen ehren und die Sekunden zu seinem Preise einen von den Primanern gedichteten, echt griechischen, accentreinen Paean anstimmen.

---

*) Literatur:

Weil-Benloew: Théorie générale de l'accentuation latine.

Weil: Verhandlungen der XIII. Philol.-Vers. Göttingen. 1853. „Ein Wort über den antiken Wortaccent in Bezug auf die Metrik."

Hadley: Wesen und Theorie der griechischen Betonung. Transactions d. American Philological Association. 1869—70. Uebersetzt in Curtius Studien. V.

Hilberg: Das Prinzip der Silbenwägung. Wien 1879.

Hanssen: Ueber den griechischen Wortictus. (Rhein. Mus. XXXVII. pg. 252. 1882.)

— Ein musikalisches Accentgesetz in der quantitirenden Poesie der Griechen. (Rhein. Mus. XXXVIII. pg. 222. 1883.) III.

F. Blaß: D. Aussprache des Griechischen.

Teutschmann: De poes. Graecorum rhythmicae primordiis. 1883.

Ein Schauspiel von ähnlichem Reize würde man allerdings auch erwarten dürfen, wenn etwa die mathematischen Formeln kassirt würden. Aber diese besitzen, wie so manches Fatale, die sogenannte ewige Gültigkeit und müssen schon zum Verdrusse manches guten Jungen weitergelehrt werden. Das griechische Accentsystem aber hat seinen alten Sinn und Zweck längst eingebüßt. Die Accente schleppen sich wie eine ewige Krankheit fort, Vernunft ward Unsinn, Wohlthat Plage.

Die Griechen der klassischen Zeit schrieben keine Accente. Diese wurden erst in alexandrinischer Zeit von Gelehrten für Gelehrte erfunden, und zwar zu einem völlig anderen Zweck, als man gewöhnlich mit einer ganz ungerechtfertigten Selbstverständlichkeit annimmt. Man weist ihnen Funktionen zu, an deren Erfüllung ihre Erfinder auch nicht im Entferntesten haben denken können.

Es ist für unsere Aussprache ganz gleichgültig, welcher von den drei griechischen Accenten auf einer accentuirten Silbe steht: φώς, φὼς, φῶς lauten in unserem Munde durchaus gleich. Ja, es ist für die Aussprache einer betonten Silbe gleich, ob sie überhaupt einen Accent hat oder nicht: οὗ und οὐ unterscheiden sich bei uns lautlich nicht im Geringsten; die accentlose Artikelform ὁ wird nicht mehr und nicht weniger betont als das accentuirte τό.

Es scheint daher vom praktischen Gesichtspunkte eine Vereinfachung empfehlenswerth.

Da giebt es zwei Wege:

1. Alle griechischen Accente werden überhaupt abgeschafft, und man spricht nach dem Betonungsgesetze des Lateinischen aus. Dieser etwas radikale Vorschlag ist auf einer wissenschaftlich nicht einwandsfreien Basis aufgebaut; aber — er ist praktisch.
2. Ein zweiter Vorschlag, mit dessen Berechtigung wir uns unten zunächst weiter beschäftigen wollen, ist konzilianter; er ist auch wissenschaftlicher: Wir behalten zwar die alte Betonung bei, aber statt der gebräuchlichen drei Accentzeichen wird nur eins verwendet.

Hierzu eignet sich am Besten das Akutzeichen.

Um überflüssiges Schreiben zu vermeiden, werden nur Barytona mit dem Accentzeichen versehen. Oxytona und Perispomena, mithin alle Einsilbler, bleiben accentlos.

Da Enklitika Einsilbler oder auf letzter Silbe betonte Mehrsilbler sind, so tragen sie nie einen Accent. Ihnen vorangehende Wörter werden in ihren Accenten garnicht verändert.

Vielleicht erscheint es bedenklich, die ganze Lehre von den Atona und Enklitika so über den Haufen zu werfen. Aber man wird zugeben müssen, daß diese Subtilitäten — und gerade sie veranlassen überaus viel Fehler — ohne jede Bedeutung für Sprechen und Verstehen des Griechischen sind. Atona und Enklitika treten im Allgemeinen bei sinngemäßem Lesen in den Hintergrund und werden nicht erst durch die Accententziehung seitens der Grammatiker zu solcher untergeordneten Rolle herabgedrückt.

Bei Befolgung der vorgeschlagenen Praxis werden sie also ganz in demselben Maße betont werden, wie jetzt. Und es ist kein Grund zu der Besorgniß vorhanden, daß ihnen durch Gleichstellung mit den ihres Accentes von mir beraubten Einsilblern und Endbetonten eine höhere Würde zugewiesen wird.

Zur Veranschaulichung setze ich den Anfang der demosthenischen Rede über den Kranz mit der vereinfachten Accentuation her:

Πρώτον μεν ὦ ἄνδρες Ἀθηναίοι, τοις θεοις εὔχομαι πάσι και πάσαις ὅσην εὔνοιαν ἔχων ἐγω διατελω τῃ τε πόλει και πάσιν ὑμιν τοσαύτην ὑπάρξαι μοι παῥ ὑμων εἰς τουτονι τον ἀγώνα κτλ.

Wenn diese Vereinfachung für die Praxis des Unterrichts willkommen ist, so muß sie doch, um gebilligt zu werden, ihre wissenschaftliche Berechtigung erweisen. Prüfen wir die Accentlehre nach der wissenschaftlichen Seite, so ergiebt sich, daß die Verwendung der verschiedenen Accentzeichen bei der antiken Aussprache einst ihren guten Grund hatte, bei der modernen Aussprache aber sinnlos geworden ist, und daß mithin die vorgeschlagene Vereinfachung des Accentsystems wissenschaftlich zulässig ist.

Der antike Wortaccent der griechischen Sprache war durchaus anderer Natur als der moderne.*) Wir sprechen die Accentsilbe mit größerer Energie, mit kräftigerem Nachdruck aus; die Alten gaben ihr eine höhere musikalische Note. Während daher in unserem Munde ein Satz eine Folge von mehr und weniger stark betonten Silben ist, war er im Munde der Griechen eine Melodie von höheren und tieferen Noten.

Allerdings findet eine gewisse Beziehung zwischen Tonhöhe und Tonstärke statt. Der höhere Ton klingt stärker, weil er besser ins Ohr fällt, und eine stärkere Betonung scheint auch natürlicher Weise einen höheren Ton mit sich zu bringen. Wir sagen: „die Stimme erheben“ für beides. Andererseits entbehrt unsere moderne Sprache keineswegs der Modulation.

*) cf. hierzu die angeführten Bücher von Weil und Hadley.

Wenn demnach beide Betonungsweisen zusammenhängen, so sind sie doch nicht identisch. Und die Musik zeigt, daß sie sich keineswegs nothwendig bedingen. Denn unsere Komponisten müssen die Tonsilben auf den guten Takttheil legen, brauchen ihnen aber keine höheren Noten zu geben. Für die wesentlich musikalische Natur des antiken Accents führen Weil-Benloew und Hadley folgende Beweise an:

Das griechische Wort für accentus: προσῳδία bedeutet wie seine lateinische Uebersetzung „Zugesang“, d. i. einen Gesang, der die Aussprache der Silben begleitet. Tenor, tonus, τόνος, τάσις bewahrten ihren alten Sinn treuer als accentus und προσῳδία, wodurch schließlich auch Apostroph, Spiritus, Diastole, Quantitätszeichen bezeichnet wurden. Jene bedeuten ursprünglich: die verschiedenen Spannungen der Lyrasaite und die höheren und tieferen Töne, die dadurch entstehen. Die Namen der alten beiden Hauptaccente gravis, βαρεῖα und acuta, ὀξεῖα stammen ebenfalls aus der Musik; sie bedeuten „tief“ und „hoch“. Glaukos von Samos, der das überlieferte Accentsystem später ausbaute, nannte sie ἀνειμένη und ἐπιτεταμένη, nachgelassen und angespannt, was noch deutlicher auf die Lyrasaiten hinweist.

Man findet auch die Namen: accentus superior und inferior, summus und imus. Die Alten drückten damit aus, daß die Stimme vom Niederen zum Höheren herauf und vom Höheren zum Niederen herabsteige. Die angewendeten Zeichen versinnbildlichen diese Bewegung. Der Akut, der ein Steigen des Tones angab, wurde von links unten nach rechts oben geschrieben: /, der Gravis, der einen sinkenden Ton markirte, von links oben nach rechts unten: \. Eine sehr wichtige Stelle ist Dionys. Halicarn. de compos verbor. cp. 11. Seine Einsicht und Gelehrsamkeit, wie das Alter seiner Schrift würden schon Beweis genug sein, wenn wir hier die einzige Beweisstelle vor uns hätten. In seiner Ausführung ist interessant, was er vorbringt; ebenso interessant, was er mit Stillschweigen übergeht. Er sagt etwa: Die Musik beansprucht das Recht, die Wörter der Melodie, nicht die Melodie den Wörtern unterzuordnen, d. h. der Komponist nimmt sich das Recht, die Wörter nach jeder beliebigen Melodie zu setzen, ohne Rücksicht auf jene natürliche Melodie, welche sie durch den Accent in der gewöhnlichen Sprache erhalten, und ohne Rücksicht auf die Quantität der Prosa. Er führt einige Verse aus einem euripideischen Chor an und erläutert, wie der natürliche Accent

der Wörter in der Musik, zu welcher sie gesungen wurden, ganz unbeachtet blieb.

So werden in dem Worte σῖγα beide Silben auf gleicher Höhe gesungen, während das Wort in der Aussprache zwei Töne hatte. In dem Worte ἀρβύλης gab die Musik der zweiten und dritten Silbe gleiche Höhe. Bei näherer Ueberlegung erscheint es selbstverständlich, daß der Komponist sich von der Sprechmusik der Prosa losmachen darf; dürfte er dies nicht, so wäre Musik fast unmöglich.

Interessant ist es ferner, was Dionysius nicht erwähnt. Es ist unmöglich, daß ein Komponist unseren modernen Wortaccent ignorirt; wir verlangen, wie schon berührt, daß die Tonsilbe auf den starken Takttheil fällt. Dem Dionys kommt aber garnicht in den Sinn, daß man verlangen könne, die accentuirten Silben auf diesen Takttheil zu verlegen. Und dieser Umstand redet deutlich und klar; er beweist, daß die Accentsilben im Munde der Alten nicht durch einen besonderen Nachdruck vor den übrigen hervorgehoben wurden, daß also der antike Accent nicht in Tonverstärkung bestand.

Die griechische Metrik beweist ebenfalls deutlich genug, daß der Iktus in rezitirten Versen nicht auf den Wortaccent zu fallen braucht. Ein Iktusaccent, der so ausgeprägt war, wie der unsrige, sagt der Amerikaner Hadley, hätte beim Versbau nicht ganz vernachlässigt werden dürfen.

Eine historisch-grammatische Ueberlegung führt zu dem gleichen Schlusse: Es ist die natürliche Wirkung eines ausgeprägten Iktusaccents, daß er die folgende und speziell die folgende Silbe abschwächt, sodaß diese Silbe zur Kürzung oder gänzlichen Ausstoßung ihres Vokals neigt. Das Lateinische*) hat sich eine Zeit lang in dieser Richtung entwickelt und auf diese Weise viel von seiner Fülle eingebüßt:**) hochtonige Silben wurden zu starktonigen und verkürzten die folgenden. Rücken wir bei der Schreibung hochtonige Silben hoch und schreiben starktonige mit Majuskeln, so ergiebt sich z. B. folgendes Bild einer Entwicklungsreihe aus ^{do}MAvi wurde ^{DO}mavi; daraus ^{DO}mui.

Hierfür sind äußerst wenig Beispiele im Griechischen zu finden: τέπ(ο)τε, ἤλ(υ)θον. Ebenso zahlreich sind die Fälle, wo ein accentuirter Vokal verschwindet: θύγατρες hom. aus θυγατέρες, βῆν hom.

---

*) cf. Hilberg. pg. 270.

**) später machte man umgekehrt im Lateinischen die starktonigen zu hochtonigen, wodurch der Lautbestand nicht gefährdet wurde.

aus ἔβην. Im Gegentheil: das Griechische hat eine gewisse Vorliebe für Formen wie: ἄνθρωπος, τίθημι. Die Griechen accentuirten auch: Δέντατος, Μόδεστος, Σάλερνον.

Die musikalische Geltung des Akutes und Gravis war nicht absolut feststehend, sondern nach dem Organ jedes Sprechenden verschieden. Dionysius giebt das Intervall auf eine Quinte an.

Der Akut lag nur auf einer einzigen Silbe, noch genauer: nur auf einer Mora. War der Vokal lang, so trug den Akut nur eine Mora, und zwar entweder die erste oder zweite Mora. Im ersten Falle senkte sich dann die Stimme, im andern hob sie sich: Μῆδος, aber Μήδου. Für die erste Accentfolge schuf man das Zeichen ^ oder abgerundet ~, den Circumflex. Für die zweite Folge bürgerte sich kein besonderes ein, sondern man schrieb nur den Akut. Für den Circumflex war eine Reihe anderer Namen im Gebrauch, welche seine zusammengesetzte Natur deutlich genug beweisen: δίτονος, σύμπλεκτος, κεκλασμένη, ὀξύβαρεῖα (bei Aristophanes von Byzanz). Für die zweite Accentverbindung erfand Glaukos von Samos den Namen Anticircumflex, ἀντικλαζομένη (während er den Circumflex κεκλασμένη nannte).

Alle Silben, die man graves nannte, waren es nicht in demselben Maße, wie Blaß sagt. Die Stimme ging allmählich zum Tiefton über. Von diesem Uebergangsaccente, dem accentus medius, den schon Aristoteles erwähnt, führte Tyrannio d. Ä. eine neue Theorie aus. Und in unserer Zeit hat sich Hadley über dasselbe Thema vernehmen lassen und aus ihm als aus einem einzigen Punkte die ganze mannigfaltige Accentlehre abzuleiten versucht.

Ich sagte schon oben, die alten Griechen gebrauchten beim Schreiben keine Accente, ebensowenig wie die Römer sie anwendeten. Sie wurden von Aristophanes von Byzanz erfunden und zunächst für die Diorthose von dialektischen Dichtertexten angewendet. Es sind das dieselben Accente, wie wir sie heute anwenden, doch war der Gebrauch abweichend. Jede Silbe bekam ihren Accent, die hochbetonte den Akut oder Circumflex, alle tiefer betonten den Gravis, z. B. λὲγόμὲνοὶ. Dann trat eine Vereinfachung auf: man setzte den Gravis auf die vorletzte von Oxytonen und Perispomenen und ließ die letzte ohne Accent; und ferner auf die letzte Silbe, wenn Hochton im Zusammenhang der Rede gedämpft wurde, zur Bezeichnung dieser Dämpfung. Die interessante Frage hat alle Grammatiker beschäftigt und, wie erwähnt, den Glaukos von Samos dazu bewogen, das Accentsystem auszubilden. Er brachte es bis

auf sechs Accente. Wir wissen von diesen Bestrebungen so gut wie nichts, und das ist zwar für die Wissenschaft bedauerlich, für unsre thatsächliche Aussprache des Griechischen aber ganz gleichgiltig. Natürlich wird selbst das ausgebildetste der Accentsysteme die Mannigfaltigkeit der Sprachmelodie nicht haben erschöpfen können. Dieses musikalische Element des griechischen Sprechens macht es uns erklärlich, daß es Ausländern so schwer fiel, gut griechisch zu sprechen, sowie daß sie die Sprachfertigkeit nur im Lande selbst erlangen konnten. Diese phonetische Eigenthümlichkeit ist für unsre Aussprache unwiederbringlich dahin, nicht nur in ihren Feinheiten, sondern auch in ihrem Grundzug. Wir geben uns auch nicht die leiseste Mühe, die Sprachmusik der Alten zu beleben, sondern wenden ein durchaus verschiedenes Betonungsprinzip auf sie an: das Prinzip des modernen Iktusaccentes.

Das ist nicht etwa eine willkürliche Verunstaltung, die wir der schönen Sprache der Hellenen zufügen. Sondern wir haben dieses Betonungsprinzip bereits von den Epigonen der klassischen Griechen überkommen, in deren Munde die alte Sprache entartete, oder objektiver gesprochen, sich wandelte. Diese neue Betonung stellte sich in Folge eines allgemeinen Sprachgesetzes ein und gelangte allmählich in allen Kultursprachen zum Durchbruch. Es hat sich im Griechischen ebenso Anerkennung verschafft wie im Lateinischen mit seinen Töchtersprachen und im Germanischen. Allerdings ist der moderne Iktusaccent nicht überall von gleicher Stärke: in den romanischen Sprachen ist er bedeutend schwächer als in den germanischen.

Es ist für unsere Aufgabe von Interesse, die allmähliche Umwandlung des hochtonigen in den starktonigen Accent zu verfolgen. Zwar in der Folge der Erscheinungen ist noch manches unerklärt oder umstritten. Im Allgemeinen aber wird sich der Wechsel wohl in folgender Weise vollzogen haben: Zuerst machte sich das neue Betonungsgesetz in der lebendigen Sprache des einfachen Volkes geltend. Zeugniß legen davon die erhaltenen Spuren volksmäßiger Poesie ab: schon im I. sec. n. Chr. begegnen uns Gedichte, welche im letzten Fuße Wortaccent und Versiktus vereinigen: man empfand das Bedürfniß, an hervorstechender Stelle des Verses die auseinanderstrebenden Betonungsreihen zu versöhnen. Die kunstmäßige Schriftsprache verhielt sich so lange als möglich ablehnend hiergegen, einerseits nach dem Gesetze des Beharrungsvermögens, andrerseits aber, weil die gelehrten Epigonen sich auch an die Form des über-

kommenen, unermeßlichen Schatzes von Dichterwerken bewußter Weise so eng wie möglich anklammerten.

Im II. oder III. Jahrhundert dichtete Babrios seine Choliamben. Die Silbenquantität ist hier noch streng gewahrt; aber daneben finden wir die Regel, daß die vorletzte Silbe den Accent tragen muß. Nach der fast allgemeinen Annahme sind nun diese Choliamben Verse mit umgebrochenem Rhythmus, so daß der Versiktus auf der ersten Silbe des sechsten Fußes, d. h. auf einer accentuirten liegt.

So ist dies denn das erste Denkmal kunstmäßiger Poesie, das den Uebergang der quantitirenden zur accentuirenden Verskunst darstellt.

Ebenso wird der Hexameter des Nonnos (Anfang des V. scl.?) zu erklären sein.*)

Der Wortaccent verdunkelt allmählich die alte Quantität. Nur die gelehrten Dichter, die in antiken Maßen dichteten, beachteten noch — eine Frucht des Studiums! — die Prosodie der klassischen Zeiten.

Aber schon im IV. Jahrhundert tritt der erste kunstmäßige Dichter auf, der in einigen seiner Gedichte die Quantität gänzlich unbeachtet läßt: Gregor von Nazianz († 389). Bei ihm muß nur die vorletzte Silbe des Verses den Accent tragen.

Mit dem VII. Jahrhundert ist die Umwandlung der silbenmessenden Metrik zur silbenzählenden beendet; Wortaccent und Versiktus fallen in der Arsis des letzten Fußes zusammen.

Seitdem gewahren wir in der byzantinischen Literatur den „politischen Vers" d. i. den „volksthümlichen", der aber wahrscheinlich schon viel früher entstanden war. Die Silbenzahl ist bestimmt; in der Arsis kann jede beliebige Silbe, in der letzten muß eine accentuirte stehen.

Im modernen Hellenischen dominirt schließlich der Iktusaccent in größter Machtvollkommenheit. Er macht die betonte Silbe lang und verkürzt alle nichtbetonten.

Ein ganz ähnlicher Gang ist im Lateinischen zu verfolgen.

Wenn wir also das Griechische mit moderner Betonung sprechen, so betonen wir etwa, wie man schon in den ersten Jahrhunderten nach Christo that.

---

*) N. bringt am Versende und vor dem Caesureinschnitt in die metrische Basis eine accentuirte Silbe. Uebrigens bewahrt auch Nonnos noch streng die alte Quantität der Silben.

Und weil wir den Iktusaccent anwenden — damit kommen wir auf unser Thema zurück —, sollten wir uns nicht mehr mit den Zeichen und Regeln schleppen, die für die antike musikalische Betonung erfunden waren. „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“ Die Wissenschaft wird die unterschiedlichen Accentzeichen als höchst interessante Noten einer verklungenen Sprachmusik auch fürderhin aufbewahren und zu weiteren Betrachtungen „nützen“. Für die Schule sind sie nichts als Ballast, sie sind „unnütz“. Die Schule darf sie daher ablegen.

* * *

Wir scheinen mit unsrer Erörterung zu Ende zu sein. Da bietet sich aber noch von wissenschaftlicher Seite ein Einwand:

Auch in klassischer Zeit scheint nämlich außer dem hochtonigen Accent jedes Wort noch einen starken Ton getragen zu haben, welcher nicht auf die hochtonige Silbe zu fallen brauchte.

Die Regel dieser Tonverstärkung ist nach Hilberg gleich der Accentuationsregel des Lateinischen. Wäre es nicht das Einfachste, das Accentschreiben überhaupt zu lassen und sich an diese Regel zu halten?

Verschiedene Gründe sprechen gegen die wissenschaftliche Zulässigkeit.

Zunächst kann die Tonverstärkung nur schwach gewesen sein: sie ist schnell verschwunden und von jenen ursprünglich vielleicht stark betonten Silben auf die hochtonigen übergesiedelt. In der Metrik wird sie von dem Versiktus vollkommen zurückgedrängt. Neben der Sprachmelodie verschwand sie durchaus, denn die Grammatiker ignoriren sie gänzlich.

Wollten wir sie also einführen, so würden wir ein falsches, weil nie dagewesenes Lautbild des Griechischen hervorrufen, in dem die Nebensache zur Hauptsache gemacht wird und die Hauptsache fehlt.

Und schließlich ist die Thatsache, die Hilberg in seinem Sinne deutet, noch nicht entscheidend. Die Frage nach der Betonung der griechischen Wörter — Weil nennt sie einen fast ungreifbaren Theil der Aussprache — ist überaus subtil. Hilberg mußte es sich gefallen lassen, daß ein Theil der von ihm vorausgesetzten Thatsachen und der daraus gezogenen Schlüsse umgestoßen wurde. So ist denn die Regel über den Sitz des starken Tons keineswegs zweifellos.

Hanssen, der jenem Gelehrten im Prinzip beistimmt, formulirt sie anders.

Wollte freilich die Unterrichtsverwaltung nicht davor zurückschrecken, die Accente ganz abzuschaffen und die lateinische Betonungsregel auf das Griechische zu übertragen, so würde damit ein noch viel bedeutenderer didaktischer Gewinn erzielt werden, als durch obigen Vorschlag.

Ja, wenn man sich in diesem Punkte zu einer Neuordnung entschließt, so ist es wahrscheinlicher, daß man den ganzen Kleinkram wegfegt, als sich auf eine Ummodelung des Systems in dem oben vorgeschlagenen Sinne einläßt.

Die Verstaatlichung des Getränkehandels.

Von

Dr. W. Bode (Weimar).

Seitdem Fürst Bismarck sein Branntwein-Monopol fallen lassen mußte, also seit 1886, ist dieser Gedanke bei uns scheintodt. Und doch hat der Vorschlag, den Handel mit Branntwein nur dem Staate zu gestatten, für mancherlei Leute Reiz. Erstens für die Steuerpolitiker und Finanzminister, wenn neue Steuern gebraucht werden; sie können sich erinnern, daß in Deutschland der Schnaps noch immer am billigsten und am wenigsten besteuert ist und daß es keine schärfer durchgreifende Steuerform giebt als das Monopol. Zweitens für die Agrarier, da der Staat unter Umständen der angenehmste Abnehmer ihres Rohspiritus wäre. Drittens für Alle, die die Gesundheit und Sittlichkeit des Volkes bessern möchten, gleichviel, ob sie Mäßigkeitsvereinler sind oder nicht, denn an den Staat als Branntweinverkäufer lassen sich manche Anforderungen stellen, denen sich der private Händler stets zu entziehen weiß. Viertens für die Sozialisten der verschiedenen Schulen; wenn sie auch jetzt die Schnapswirthe in Ruhe lassen, so kann doch auch einmal bei ihnen die Idee aufkommen, daß die Alkoholvertreiber an der „Auspowerung der Massen" etwas mehr betheiligt sind als die Arbeitgeber, und sie können erkennen, daß nirgends die von ihnen gewünschte Sozialisirung nöthiger ist als bei der Lieferung der nationalen Berauschungs-, Betäubungs- und Vergiftungsmittel.

Aber wir wollen hier nicht für ein deutsches Branntwein-Verkaufsmonopol eintreten, denn nur ein einflußreicher Staatsmann könnte solche Diskussion mit Erfolg herbeiführen; auch sind wir selber der Ansicht, daß die Verwaltung des Branntweinhandels

durch gemeinnützige Gesellschaften, wie sie in Norwegen durchgeführt ist, vor der Verstaatlichung den Vorzug verdient. Aber wir halten es für nöthig, daß wir in Deutschland unterrichtet bleiben von dem, was in andern Staaten gegen den Alkoholismus versucht wird. Gerade in den letzten Jahren ist an den westlichen und östlichen Grenzen der Zivilisation das Branntwein-Monopol in kraftvoller Weise eingeführt und die ersten Berichte über die Erfolge liegen jetzt vor.

Wir blicken zuerst auf die Vereinigten Staaten. Während bei uns die einzelnen Staaten durch viele Reichsgesetze, und die Kreise und Städte durch eine weitere Menge von Staatsgesetzen und Provinzialverordnungen gebunden sind, leidet man drüben unter Zentralisation und Schablonisirung sehr wenig. So hat sich denn jeder amerikanische Staat auf seine eigene Art mit der Alkoholfrage abgefunden; der eine entschied sich für ein staatliches Verbot aller Alkohol-Verkaufsstätten, der andere zog dieser „Prohibition" das „Local Veto" vor, d. h. er räumt das Recht der Zulassung oder Entfernung allen Alkoholhandels den einzelnen Kreisen und Gemeinden ein; der dritte Staat glaubt mit „High Licence" das Richtige zu treffen, d. h. mit einer über alle europäischen Begriffe hinausgehenden Besteuerung; der vierte kennt den „Consent", d. h. die Mehrheit der Wähler eines Bezirks muß sich durch Unterschrift für eine Wirthschaft entscheiden, ehe sie gestattet wird. Einige Staaten haben nun auch die State Control oder das Dispensary System, d. h. das staatliche Verkaufsmonopol.

Nachdem die Universitätsstadt Athens in Georgia 1891 mit einem städtischen Verkaufsmonopol vorangegangen war, folgte Süd-Carolina 1892 mit dem staatlichen. Man muß sich jeden amerikanischen Staat erst ansehen, ehe man von seinen Gesetzen redet. Süd-Carolina hat 1 200 000 Einwohner, darunter 700 000 Farbige; die größte Stadt Charleston hat 65 000, darunter über 36 000 Farbige; Columbia zählt 15 000, sonst giebt es keine Stadt mit mehr als 10 000 Einwohnern. 93 vom Hundert der Bevölkerung des Staates wohnen auf dem Lande oder in kleinen Städten. Bis zum 1. Juli 1893 galt in diesem Staate die Local Option für die größeren Gemeinden und die Prohibition für das übrige Land. Seitdem hat das Land staatliche Verkaufsstätten, und zwar waren es 1899 92, nämlich 10 in Charleston, 4 in Columbia, je 2 in zwei anderen Städten; die übrigen sind in ihren Orten die einzigen. Die Erzeuger von Bier und Branntwein

dürfen im Staate nur an das State Board of Control, das staatliche Alkoholamt, verkaufen; sie sind also völlig in dessen Hände gegeben, denn der Verkauf nach auswärts ist nicht der Rede werth. Es giebt nur eine Brauerei im Staate; neue Brenner und Destillateure werden nicht mehr zugelassen, da nach Ansicht des Alkoholamtes ihre Zahl ausreicht. Das Alkoholamt verkauft die Getränke an die genannten 92 Verkaufsstätten, die sich nicht anderweitig versorgen können. Der Handelsgewinn des staatlichen Alkoholamtes wird für die öffentlichen Freischulen verwandt, der Handelsgewinn der lokalen Verkaufsstätten geht zur Hälfte an die Gemeinde, zur andern Hälfte an den Kreis (county) In diesen 92 Verkaufsstätten, die wir uns nicht wie Wirthschaften, sondern wie Apotheken denken müssen, wird nichts zu sofortigem Genuß verschänkt, sondern es wird nur in verschlossenen Flaschen verkauft, die im Laden nicht geöffnet werden dürfen. Für Spirituosen sind die kleinsten Flaschen ein halbes Pint, die größten Gemäße 5 Gallonen (1 Gallone = 3,8 l, 1 Pint = $^1/_8$ Gallone), für Bier ist 1 Pint das kleinste Maß. Die Läden sind nur zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang geöffnet, am Sonntag ist den ganzen Tag geschlossen. Baarzahlung ist selbstverständliche Vorschrift, an Minderjährige wird nichts verkauft. Das Gesetz schreibt ferner vor, daß jeder Käufer einen geschriebenen oder gedruckten Kaufzettel unterschreiben soll, der aufbewahrt wird; darin versichert der Käufer, daß er volljährig ist, und füllt aus, für wen das Getränk ist und wie groß die Menge. Der Beamte, der den Laden verwaltet, muß den Zettel beglaubigen. Daß diese lästige Vorschrift sehr oft ignorirt wird, setzt jeder Kenner Amerikas sogleich voraus; für Charleston wird das von den Herren Rowntree und Sherwell versichert, deren Angaben ich namentlich folge. („The Temperance Problem and Social Reform“, London 1900). Es entsteht ja überhaupt die Frage, wie weit das Gesetz umgangen wird; denn wenn wir schon in Deutschland manche Winkelschenke haben, so sind Mäßigkeitsgesetze in Amerika, wo alle Aemter von den Wählern vergeben werden und die Wahlen sehr häufig sind, nur dort durchführbar, wo eine sehr große Mehrheit der Wähler auf die Durchführung großen Werth legt. Nun weiß man, daß 185 Personen im Jahre 1899 die von den Vereinigten Staaten vorgeschriebene Gebühr für den Verkauf von Alkoholgetränken bezahlten, allein in Charleston 139; diese und vermuthlich noch manche andere verkaufen also gegen das Gesetz. Daraus folgt nicht, daß das frühere System besser gewesen

sei, denn das staatliche oder örtliche Verbot ruft noch viel mehr ungesetzlichen Alkoholschank hervor. Wohl aber darf man schließen, daß namentlich in Charleston das Bedürfniß des Publikums nach Ausschank-Stätten so groß ist, daß man ihm lieber durch einige staatliche Häuser dieser Art hätte nachgeben sollen. Die Durchführung des Gesetzes — soweit es durchgeführt wird — hat mancherlei Stürme mit sich gebracht, bei drei Gelegenheiten gingen Menschenleben darauf, und nur der eisernen Energie des Gouverneurs Tillman ist es zu danken, daß man das Gesetz nicht aufgab. Die Gegner bestritten überhaupt dessen Rechtsgültigkeit und mehrere Male stellten sich die Gerichte auf ihre Seite, wodurch dann zeitweilig ein ungebundener Getränkehandel emporblühte. Erst im Mai 1898 wurde durch den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten diesem Zustande ein Ende gemacht, indem von ihm die Verstaatlichung als ein konstitutionell zulässiges Mittel der Regelung des Getränkehandels anerkannt wurde.

Wenn die Amerikaner gegen die Kneipe kämpfen, so haben sie dabei fast in erster Linie einen politischen Zweck im Auge, der uns viel ferner liegt: sie wollen die politische Macht der Kneipe brechen Die „Saloons“ sind drüben entweder die Hauptquartiere der Demagogen, die den Staat oder die Gemeinde plündern wollen, oder es sind doch ihre wichtigsten Werbeplätze und Wirkungsstätten, und sehr oft sagen sich die anständigen Elemente in Amerika von vornherein, daß sie für den Mann und die Maßregel nicht stimmen dürfen, die den Beifall der Kneipen haben. Wäre nicht dieser politische Charakter der Kneipen, so würde auch der Kampf gegen die Kneipe nicht so energisch geführt, wie wir es sehen. Die Verstaatlichung des Alkoholhandels schafft den schlechten Einfluß der Wirthe, Brenner und Brauer fast völlig fort; sie bleiben keine Wahlmacht mehr, aber freilich hat auch diese Verstaatlichung ihre schlechte politische Seite: die Verwaltung der Verkaufsstätten wird eine Belohnung für die Vorkämpfer der bei den allgemeinen Wahlen siegenden Partei. Der finanzielle Nutzen aus dem Monopol war in Süd-Carolina nicht so groß, wie man erwartet hatte. 2 Millionen Mark sollten jährlich für Staat, Kreise und Gemeinden herausspringen, aber man kommt noch jetzt nur auf etwa zwei Drittel dieser Summe. Die Stadt Charleston hat geradezu Schaden, da sie unter dem früheren System aus Wirthshaus-Lizenzen doppelt so viel bezog als jetzt aus dem Staatsmonopol. Wie weit bei längerer Gültigkeit des Gesetzes die heutigen Mängel beseitigt

werden, läßt sich von hier aus nicht beurtheilen. Von einem Mißerfolg läßt sich heute eben so wenig reden wie von einem großen Erfolge.

Dem Beispiele von Süd-Carolina ist ein großer Theil von Nord-Carolina gefolgt: nicht der Staat hat hier für sein ganzes Gebiet ein Monopol geschaffen, sondern manche Kreise haben sich von der Staatslegislatur solche Monopole geben lassen. Damit ist denn gleich ein großer Fortschritt erzielt: die Gemeinden, in denen keine Mehrheit für das Monopol ist, bleiben außen. Auch in Nord-Carolina wohnen 96 Prozent der Bevölkerung in Orten von weniger als 8000 Einwohner; die Farbigen machen hier ein Drittheil aus. Die größeren Orte halten sich hier noch fern. Ebenso stehen in Georgia und und Alabama einige Bezirke unter dem Monopol.

Der Staat Süd-Dakota, der nur 1/3 Million Einwohner zählt, worunter sehr wenige Farbige, hat im November 1898 in sein Grundgesetz folgenden Satz aufgenommen: „Die Herstellung und der Verkauf berauschender Getränke soll nur unter staatlicher Leitung erfolgen und zwar durch gehörig autorisirte Beamte, die festes Gehalt und keine Kommission beziehen sollen. Alle Getränke sollen vor dem Verkauf durch einen Staatschemiker untersucht und ihre Reinheit festgestellt werden.“ Dieser Theil der Verfassung kann jedoch nicht ausgeführt werden, da das Abgeordnetenhaus sich jetzt weigert, das entsprechende Gesetz zu erlassen. Man schreibt das ganz allgemein dem Einflusse der Brauerei in Sioux Falls, der einzigen Stadt des Landes, zu.

Im Frühjahr 1899 hat der Vorstand der Total Abstinence Society von Massachusetts eine Reihe hervorragender Personen in den genannten Staaten befragen lassen, wie sich die Verstaatlichung bewähre, ob die Resultate mit den Jahren bessere würden, ob der widerrechtliche Getränkehandel zunehme u. s. w. Man bemerkte, daß die Fragenden dem System unfreundlich gesinnt waren. Aber von 85 Antworten waren 60 günstig für das System und die übrigen 25 wußten ihm auch einiges Gute nachzusagen.

* * *

Und nun machen wir den großen Schritt nach Rußland, wo unter ganz anderen politischen Verhältnissen um die gleiche Zeit eine ganz ähnliche Verstaatlichung vor sich ging. Der von einem klugen Finanzminister berathene Zar hat dort befohlen, wofür in

den amerikanischen Staaten heißbewegte Wählermassen sich entschieden. In Rußland handelt es sich nur um das eigentliche alkoholische Volksgetränk, den Schnaps, und der politische Kampf gegen die Kneipe und ihre Wahlmacht kommt hier nicht in Frage. Dagegen möchte man auch hier zwei Erfolge erreichen, die sich schwer mit einander vertragen: die Verminderung der Trunksucht und einen reichlichen Gewinn des Staates. Unmöglich ist die Verbindung beider Ziele nicht, selbst wenn die Staatseinnahme von einer bestimmten Menge Alkohol die gleiche bleibt: es muß nämlich ein mäßiger, aber gleichmäßiger, regelmäßiger Alkoholkonsum an die Stelle eines unmäßigen, aber seltenen Trinkens treten; dadurch wird in Summa mehr getrunken, aber es giebt weniger Trunkenheit mit ihren bösen Folgen. Was einem Volke mehr schadet: das gelegentliche unmäßige oder das fleißige mäßige Trinken, das steht auf einem anderen Blatte; in Rußland scheint man das Volk zu einem sittsamen täglichen Branntweingenuß erziehen zu wollen. Die russischen Finanzen stehen und fallen mit der Einnahme aus dem Branntwein. Während 1897 die Zölle nur 160 Millionen Rubel, die direkten Steuern nur 98 Millionen einbrachten, warf der Branntwein 285 Millionen Rubel ab. Auch im Budget für 1900 bilden die Getränkesteuern und die Reineinnahme des Spiritusmonopols mit 317 Millionen Rubel den wichtigsten Posten. Rußland braucht aber immer größere Einnahmen, eine Steigerung des Branntweinkonsums durfte man nicht wünschen, dazu war auch die Stimmung des Volkes, in dem sich die Enthaltsamkeitsvereine stark ausbreiten, nicht günstig; eine Erhöhung der Branntweinabgaben hätte auch keine rechte Wirkung mehr gehabt, so versuchte man es denn mit dem Monopol. Und zwar begnügte man sich nicht mit einer Nachahmung des schweizerischen Monopols, das den Staat als Reiniger des Branntweins in die Mitte zwischen Hersteller und Verkäufer stellt, um dabei auf die bequemste und vor Hinterziehungen sicherste Weise das Getränk mit einer Steuer zu belegen, sondern man bezog auch den Verkauf an das Publikum in das Staatsmonopol ein.

Zuerst versuchte man das Monopol nur, wie man bei uns solche Neuerungen zuweilen auch erst in einer Provinz versuchen sollte, ehe man sie auf das ganze Reich überträgt. Am 1. Januar 1895 trat das Monopol in den Gouvernements Perm, Ufa, Orenburg und Samara in Kraft, einem Gebiete zwischen Ural und Wolga mit 10 Millionen Einwohnern; am 1. Juli 1896 wurde es auf

die neun südrussischen Gouvernements und ein Jahr später auf das Nordwestgebiet ausgedehnt. Am 1. Januar 1898 kamen die Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Pleskau, Olonez, Charkow und das ganze Zarthum Polen hinzu; die übrigen Gouvernements sollen schneller folgen, als ursprünglich beabsichtigt war.

Die Herstellung des Rohspiritus ist in Rußland Sache der privaten Unternehmer wie bei uns, aber verkaufen müssen sie den gesammten Trinkspiritus an die Monopolverwaltung, die ihren Bedarf zum Theil im Auktionswege anschafft, zum Theil zu Preisen, die für das ganze Jahr im Voraus bestimmt werden, bei den Brennereien bestellt. Nach erfolgter Reinigung gelangt der angekaufte Spiritus in eigene Regierungsniederlagen, wo er kalt rektifizirt und in Kronsgefäße abgezogen wird. Von hier aus gelangt er dann theils an Liqueurfabrikanten, zum größten Theil aber in die staatlichen Verkaufsstellen und durch sie an das Publikum. Bedient werden diese Verkaufsstellen in der Regel von Wittwen oder von Frauen mit vielen Kindern, denen man eine Hilfe gewähren will; es sind nicht Kneipen, sondern Läden ohne jede Sitzgelegenheit; die Käufer haben sich sofort nach Empfang der Waare zu entfernen. Das Getränk wird in Flaschen geliefert, die versiegelt und mit einer Etiquette versehen sind; von der Etiquette liest man Menge, Stärke und Preis des Inhalts ab. Die Stärke war bisher 40—45 Prozent Alkohol, eine Herabsetzung auf 34 Prozent soll im Plane sein. Geöffnet sind die Läden von 7 Uhr früh bis 8 Uhr Abends, an Sonn- und Feiertagen von Mittags 12 Uhr an. Die Verkäufer haben festen Gehalt und keinerlei Interesse am Absatz. Natürlich sind sie angewiesen, Trunkene nicht zu bedienen, und nehmen diese Vorschrift genauer als die früheren Wirthe. Eine russische Zeitung giebt uns ein hübsches Bild von der Wirksamkeit des Monopols im Kleinen. Am 23. Oktober 1898 erschienen in einer fiskalischen Branntweinbude in Petersburg fünfzehn Arbeiter, die eine Arbeitsgenossenschaft (Artel) bilden, und ihr Sprecher erklärte: „Das Artel, das im Laufe des ganzen Sommers Branntwein bei Ihnen kaufte und sich jetzt in die Heimath begiebt, ist erschienen, um Ihnen dafür zu danken, daß Sie, wenn wir in berauschtem Zustande Branntwein holen wollten, uns keinen Branntwein verkauften und wir kein böses Wort von Ihnen gehört haben. Empfangen Sie von uns Salz und Brod!“ Die Verkäuferin, Marie Kortaschowski, Wittwe eines Staatsraths, lehnte die Annahme von Salz und Brod ab, indem sie erklärte, daß sie im

Staatsdienste stehe und nur ihre Pflicht erfülle. Sie dankte für die freundliche Absicht und sagte, sie dürfe als Angestellte nichts entgegennehmen. Hierauf erwiderten die Arbeiter: „Wenn es nicht möglich ist, so ist es nicht möglich, aber empfangen Sie, Mütterchen, unseren herzlichen Dank!"

Außer in den fiskalischen Branntweinbuden kann man den Kronsbranntwein noch in einer Anzahl dazu konzessionirter Speisewirthschaften, Bahnhofswirthschaften, feinen Restaurants und Hotels erhalten. Nur in den feinsten Restaurants ist der Ausschank in Gläsern gestattet und der Preis ist nicht vorgeschrieben; in den gewöhnlichen städtischen „Traktirs" erfolgt der Verkauf in verschlossenen Flaschen, doch darf dort der Branntwein auf der Stelle genossen werden; in den ländlichen Traktirs ist der sofortige Konsum nicht gestattet. Der Gewinn der Traktirwirthe am Kronsbranntwein ist etwa 3½ Prozent.

Durch die Einführung des Monopols ist die Zahl der Branntweinverkaufsstätten sehr stark vermindert. In St. Petersburg blieben von 937 privaten Wein- und Spirituosenläden nur 178, mit den fiskalischen Branntweinläden stiegen sie auf 325. Von 650 Traktirs blieben 250. Weiter giebt es jedoch 15 Restaurants erster Klasse, wo Branntwein und Liköre verschänkt und Quantität und Preis nicht vorgeschrieben werden, außerdem 66 andere Restaurants, die den Kronsbranntwein in versiegelten Flaschen zu vorgeschriebenen Preisen verkaufen. In den 20 Gouvernements, die das Monopol vor dem 1. Januar 1898 bekamen, sind die Schänken auf die Hälfte vermindert.

Den früheren Wirthen, denen die Konzession nicht erneuert wurde, ist keine Entschädigung bezahlt worden; man hat ihr Privileg nie als ein solches betrachtet, auf dessen weiteren Genuß sie irgend ein Recht hätten. Dagegen hatten in Polen und den baltischen Provinzen viele Gutsbesitzer und Städte von altersher das Recht, Branntwein herzustellen und auch in ihren Krügen zu verkaufen, und dieses sog. Propinationsrecht, das für sie eine wichtige Einnahmequelle war, konnte ihnen nicht ohne weiteres genommen werden. Sie bekommen als Ablösung das Zwanzigfache von ihrem durchschnittlichen Jahresreingewinne der Jahre 1890/94. Den Semstwos und den Städten, die früher aus den Schanklizenzen erhebliche Einnahmen hatten, wird eine Entschädigung gezahlt, den Bauerngemeinden jedoch nicht.

Sehr bemerkenswerth ist, daß die russische Regierung ihr

Alkoholmonopol, das naturgemäß einen restriktiven Charakter trägt, gleichzeitig durch konstruktive Maßregeln ergänzt hat, um die Mäßigkeit zu fördern. Es wurden in allen Provinzen offizielle Nüchternheitskomitees gebildet, die nicht nur über die nöthige Autorität, sondern auch über genügende Geldmittel verfügen, um Mäßigkeitsvereine, Trinkerheilanstalten, Theehäuser, Volksbibliotheken, Volksunterhaltungsabende, Freikonzerte, billige Theatervorstellungen u. s. w. hervorzurufen und zu unterstützen. Die Mittel werden vom Monopolgewinn genommen und vom Finanzminister in liberalster Weise gewährt. Wir lesen z. B., daß er dem Kasaner Mäßigkeitsvereine 60 000 Rubel für eine Trinkerheilanstalt bewilligt hat und daß in Warschau das betreffende Komitee jährlich 30 000 Rubel für Kaffeehäuser und dergleichen bekommt, daß ferner 1899 für ein Volkstheater in Warschau 100 000 Rubel bewilligt wurden. Hier in Warschau werden auch Mäßigkeits-Volksfeste im größten Maßstabe abgehalten. Jedes Fest bietet fünf Theaterstücke, zwei Zirkusvorstellungen, Pantomimen, Kindervergnügungen, Lichtbilder-Vorführungen, Karoussels, Schaukeln, Musik von sechs Orchestern: also ein Programm ganz nach Art des Tivoli in Kopenhagen. Sie finden im Alexanderpark an den Sonn- und Feiertagen statt, die Eintrittspreise sind fünf und zehn Kopeken! Auch für den Winter ist gesorgt. Leider krankt dieses großartige Unternehmen daran, daß es offiziell ist: der Polizeimeister und andere Polizeibeamte spielen dabei eine große Rolle, und deshalb halten sich freie Persönlichkeiten von der Mitarbeit ferner; die Beamten wünschen auch garnicht, daß sich Privatleute hineinmischen. So ist es auch anderwärts: es arbeiten für diese volksfreundlichen Unternehmungen Beamte, die kein rechtes Herz dafür haben; sie thun es, weil es von oben her befohlen oder gern gesehen wird.

Ein anderes Beispiel, wie mit dem Monopolgewinn trotz alledem Gutes geleistet wird, bietet uns das Volkshaus in Kowno. Es enthält einen großen Saal für populäre Vorträge und Konzerte, eine Bibliothek mit Lesehalle, eine Volksküche und zwei Nachtasyle für Männer und Frauen. Für die einkehrenden Bauern ist ein Stall für ihre Pferde da, außerdem finden sie im Hause eine Waaren-Niederlage der Landwirthschaftlichen Gesellschaft. In den vier Gouvernements, die das Monopol am längsten haben, gab es 1895 114 Theehäuser, 1897 waren es schon 284.

Die Frage nach den Erfolgen des russischen Alkoholmonopols

und der begleitenden Nüchternheitsbegünstigung ist noch etwas verfrüht. Der Schnapskonsum hängt in Rußland wohl in erster Linie von der guten oder schlechten Ernte ab, von der Vermehrung oder Verminderung des Volksvermögens, also wollen ein paar Jahre nicht viel besagen. Dennoch sind auch die jetzt schon vorliegenden Urtheile lesenswerth. Zuerst das des Urhebers der ganzen Reform, des Minister Witte. Am 31. Januar 1899 schrieb er in einem Berichte an den Zaren Folgendes: „Eure Kaiserliche Majestät wissen, daß die Aenderung in der Alkoholbesteuerung nicht in erster Linie die Staatseinnahmen verbessern sollte. Wenn der Finanzminister es für nöthig hielt, darum zu bitten, daß der Kleinverkauf von Spirituosen den Privatleuten weggenommen und vom Staate monopolisirt werde, so wünschte er vor allem die der alten Ordnung anhaftenden Mißbräuche zu beseitigen. An sich ist zwar bei uns der durchschnittliche Branntwein-Konsum verhältnißmäßig gering, aber die Spirituosen, wie sie verschänkt wurden, enthielten Beimischungen, die der Gesundheit schädlich und zuweilen sehr gefährlich sind. Der Handel mit starken Getränken ist sehr gewinnreich für Leute mit einem weiten Gewissen; die ganzen Verhältnisse dieses Handels begünstigten die Beibehaltung zahlreicher Mißbräuche, durch welche die niederen Klassen des Volkes ruinirt wurden. Diesen schlimmen Uebeln konnte nur dadurch ein Ende gemacht werden, daß der Handel in die Hände des Staates überging.

Die Berichte, die Ew. Majestät von den Gouverneuren der Provinzen, wo das neue System eingeführt ist, erhalten haben, und die Urtheile, die der Finanzminister von den höchsten geistlichen Behörden, von den Adelsmarschällen, den Semstwos und den Stadtmagistraten eingezogen hat, bezeugen nahezu einstimmig die heilsamen Wirkungen der Reform. Die bessere Beschaffenheit des Branntweins, die erhebliche Verminderung der Verkaufsstätten, die Festsetzung bestimmter Preise genau nach der Quantität, die Unmöglichkeit, alkoholische Getränke anders als für baar Geld zu erhalten, alle diese und andere Vorzüge haben in der Praxis sich bereits glücklich bewährt. Die Abnahme der Trunksucht ist deutlich wahrzunehmen, an die Stelle wüster Gelage ist ein mehr regelmäßiger Gebrauch des Alkohols getreten, Uebertretungen und Verbrechen in der Trunkenheit sind seltener geworden. Auch auf die wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes hat sich eine nützliche Wirkung klar herausgestellt. Sowohl durch die Zunahme der

fiskalischen Eingänge, als auch durch die wachsenden Sparkassen-Einlagen zeigt sich diese Verbesserung des Wohlstandes."

Der Minister fährt nun fort, den fiskalischen Nutzen seiner Reform darzulegen, und kommt zu dem Ergebniß, daß das Monopol in den vier östlichen Provinzen in den drei ersten Jahren 18½ Millionen Rubel mehr eingebracht habe, als die alte Form der Besteuerung ergeben hätte; die Einführung des Monopols habe dabei für diese Provinzen nur 3⅓ Millionen Rubel gekostet. Im Etat für 1900 wird unter „Spiritusmonopol" eine Einnahme von 118 102 000, eine Ausgabe von 94 442 839, also ein Reingewinn von 23 679 161 Rubel erwartet.

Lehrreicher für uns Fremde ist der Bericht eines Fremden, des französischen Ingenieurs L. d'Abartiague, der im Auftrage seiner Regierung Rußland bereist hat:

„Früher pflegten die Schankwirthe die Landbevölkerung in geradezu skandalöser Weise auszusaugen. Sie verkauften den Bauern Branntwein auf Borg und ermunterten sie zum Anschreibenlassen. Sie gaben ihnen Schnaps gegen landwirthschaftliche Produkte, die sie oft kaum zum halben Werthe veranschlagten; sie nahmen an Zahlungsstatt ebenso gern gestohlene Gegenstände, so daß sich die Begriffe Wirth und Hehler oft deckten; sie nahmen die Kleider, Stiefel, Hemden ihrer Kunden. Das Alles ist anders geworden . . .

Die Trunksucht ist sicherlich geringer als früher. So hat die Zahl der im Rausch schwerverletzten Individuen, die in die Spitäler aufgenommen werden müssen, merklich abgenommen, und ebenso ist das Blaumachen nach Sonn- und Festtagen nicht mehr so gebräuchlich wie früher. — — Der Branntwein ist gut gereinigt. Die Landwirthschaft ist aber begünstigt worden durch mannigfache Vorrechte, die den landwirthschaftlichen Brennereien zugewandt wurden. Die Defraudation ist beträchtlich eingeschränkt. Da endlich der Detailpreis ebenso niedrig ist wie der Engrospreis, so fällt dadurch die Versuchung, größere Quantitäten einzukaufen, fort."

Wesentlich anders klingen dagegen die Berichte der sozialdemokratischen Schriftsteller Dr. C. Lehmann und Parvus in ihrem im Herbst 1900 erschienenen Werke „Das hungernde Rußland". Man kennt den Haß der Sozialdemokratie gegen die russische Regierung, und so erwartet man von ihren Autoritäten von vornherein den Nachweis, daß das mächtige Reich längst bankerott ist; die Genialität des Finanzministers Witte besteht nur

darin, diesen Bankerott zu verschleiern, der Welt ein Aufblühen Rußlands vorzutäuschen und den großen Zusammenbruch noch etwas hintanzuhalten. So war denn auch nach Lehmann und Parvus das Alkoholmonopol nichts Anderes als „eine fiskalische Verzweiflungsthat". Daß man den Kampf gegen die Trunksucht damit in Verbindung brachte, war „eine jener grotesken Ideen, die nur dem russischen Boden entspringen." Daß der Branntweinkonsum in Rußland nachläßt, bestätigen auch diese Schriftsteller, aber das sei auch schon vorher der Fall gewesen; sie geben die Zahlen des Konsums an reinem Alkohol pro Kopf der Bevölkerung in Litern wie folgt:

1863:	5,85	1876—81:	3,74
1864—66:	4,27	1882—85:	3,25
1867—69:	4,37	1886—87:	2,78
1870—73:	4,36	1888—91:	2,59
1874—75:	3,89	1892—95:	2,35

Als Ursache dieser Verminderung bezeichnen sie die wachsende Verelendung der Bauern und das stärkere Anziehen der Steuerschraube; 1863 war der Steuersatz pro Wedro reinen Alkohols 4 Rubel, 1866 stieg er auf 5, 1870 auf 6, 1874 auf 7, 1882 auf 8, 1886 auf 9, 1888 auf 9,25, 1892 auf 10 Rubel; das bedeutet 175 Mark pro Hektoliter reinen Alkohols, der in Deutschland bekanntlich nur mit 50 und 70 Mark versteuert wird. Diese Steuerschraube versagte, weil der Konsum nachließ; nur das Monopol erlaubte noch einige Erhöhungen des Gewinns am Branntwein: durch Aneignung des Verkäufernutzens, Erhöhung des Ladenpreises, Verdünnung des Branntweins, Prellung der Dorfgemeinden um die Konzessions-Abgaben u. s. w. Die Herren Lehmann und Parvus urtheilen:

„Die finanzielle Grundlage des ganzen Unternehmens ist die Eskamotirung der Gast- und Schankwirthe. Diese werden für den Verlust ihres Einkommens, ihres Kapitals — ihre ganze Einrichtung wird werthlos — auch nicht mit einer Kopeke entschädigt. Es ist ein förmlicher Raubzug, den der Staat hier durchführt . . . ." „Es giebt also keine eigentlichen Branntweinschänken mehr, sondern nur noch den Verkauf über die Gasse. Das Ergebniß dieser Maßnahmen war die Entstehung zahlreicher „geheimer" Branntweinschänken, die männiglich bekannt sind. Die Polizei hütet sich, hier ernstlich einzugreifen: erstens, weil ja

schließlich die geheimen Schänken durch Mehrung des Konsums dem Fiskus dienen, zweitens, weil sie selbst von jenen Schänken eine geheime Lizenzgebühr zu ihrem persönlichen Nutzen erhebt. Ferner wird jetzt Schnaps auf offener Straße gesoffen, und an den Feiertagen liegen Betrunkene auf der Schwelle selbst der staatlichen Branntweinverkaufsstellen. Das konstatiren selbst die amtlichen Berichte. Schließlich bekämpft die russische Regierung die Trunksucht noch durch Errichtung von Theehäusern, Projektionsbilder und Vorlesungen aus der Heiligengeschichte . . . Wir haben gesehen, daß gerade das Spiritusmonopol die Bauerngemeinden der letzten Mittel beraubt hat, um Volksschulen zu errichten: eine schärfere Satire auf die Farce des kaiserlich russischen Kampfes gegen die Trunksucht kann nicht gegeben werden." So die Herren Lehmann und Parvus; wenn wir ihre Zeilen wiedergeben, so wollen wir sie damit nicht für ruhige und sachliche Zeugen erklären. Uns sind nur zwei weitere Zeugnisse deutscher Reisenden bekannt. Fr. K. Witte findet in seinen „Russischen Reiseeindrücken" (Rostock 1899, wir zitiren jedoch nach den Preuß. Jahrb.) nur die erste Qualität des Monopol-Branntweins sehr gut, die zweite, gewöhnliche jedoch abscheulich und allzu billig. Professor Hans Delbrück hat dagegen in Russisch-Polen „eine wahrhaft freudige Anerkennung" für das Monopol gefunden. „Es wirke überaus segensreich, da die staatlichen Agenturen ein von schädlichen Substanzen freies, gereinigtes Getränk in verschlossenen Flaschen verabreichen, die verderblichen jüdischen Schänken aber und der Vertrieb auf Borg, mit dem daran hängenden Wucher beseitigt sind." (Preuß. Jahrb. Oktober 1899.)

Rußland hat, worauf wir gelehrten Deutschen immer noch warten, eine Organisation zum Studium der Alkoholfragen; es ist eine sehr starke Abtheilung in der russischen Gesellschaft zum Schutz der öffentlichen Gesundheit. Sie hat Vorträge und Berichte über das Monopol von den Herren Mintzloff, Schumacher, Lozinsky, Ossipoff, Borodine, Dymscha und Anderen entgegen genommen und eine besondere Kommission für dies Studium des Monopols eingesetzt. Die genannten Gelehrten sind theils Freunde, theils Gegner des Monopols; der unbefangene Leser entnimmt jedoch aus ihren Berichten einen für das Monopol günstigen Gesammteindruck. Man bemerkt: allen neuen Einrichtungen wird nichts geschenkt; neue Leiden empfindet man viel schwerer als alte, Uebergangsmängel werden allzu unbarmherzig getadelt. Bei Ein-

führung des Monopols waren eine Unmenge Trunkenbolde vorhanden; da sie nicht mehr in der Kneipe trinken können, besorgen sie es auf der Straße oder in ihren Häusern, und das sieht sehr schlecht aus. Man war gewöhnt, den Schnaps gegen Waaren, Pfänder und sonst auf Borg zu bekommen; da sich die Staatsbeamtin darauf nicht einläßt, springen oft Pfandleiher freundlichst in die Lücke und etabliren sich in nächster Nähe der Regierungsschenken. Da es zuweilen schwer ist, Branntwein zu bekommen, namentlich auch die vergifteten Sorten, die Mancher schon brauchte, so bieten geriebene Kaufleute (ebenso wie in Norwegen) „Wein“ an, der nach Preis und Giftigkeit den Schnaps vollauf ersetzen kann. Solchen Uebelständen paßt sich die Gesetzgebung erst in einiger Zeit an. Einige andere Vorwürfe werden sehr heftig erhoben, aber die Regierung antwortet gut darauf. So findet man es sehr bösartig, daß den Bauerngemeinden die Einnahmen aus den von ihnen verliehenen Schankkonzessionen geraubt sind, und betont, von diesen Geldern seien bisher die Schulen unterhalten, so daß man sagen konnte: je mehr Dorfschenken, je mehr Dorfschulen. Aber solche Einnahmen waren ja nur eine Fiktion. Was die Bauern den Wirthen abnahmen, mußten doch die Wirthe wieder den Bauern abnehmen; um die Mittel für Schulen zu erhalten, ist doch der Umweg über die Branntweinkneipe nicht der beste Weg. — Die Kommission, die eben erwähnt wurde, betont in ihrem Schlußberichte die Mißstände des Monopols, ohne die ganze Einrichtung zu tadeln; sie wünscht die Beseitigung dieser Mißstände durch ergänzende Gesetze u. dergl. und schließt: „Obwohl der fiskalische Verkauf des Alkohols in erster Linie einen finanziellen Zweck hat, so bietet er doch mehr Mittel dar, den Alkoholismus zu schwächen, als das frühere Besteuerungssystem.“ Es dürfte unmöglich sein, diesen Satz zu bestreiten.

Ob freilich der russische Staat auf die Dauer ehrlich auf eine Verminderung des Branntweintrinkens ausgehen wird, erscheint zweifelhaft. Es hat zwar niemals ein Staat Vortheil vom Alkoholgenuß seiner Bewohner; die dazu gehörigen Ausgaben und Nothstände sind viel erheblicher als die Einnahmen; die nüchternen und sparsamen Bürger sind viel bessere Stützen der Staatsfinanzen als die Trinker, und ein kluger Finanzminister weiß auch anderwärts diejenigen zu fassen, die sich ihm bei der Getränkesteuer entziehen. Auch Minister Witte hat in einem Rundschreiben vom 22. Dezember 1894 ganz ähnliche Gedanken ausgesprochen

und erklärt, daß eine Verminderung der Alkoholeinnahmen durch eine größere Mäßigkeit des Volkes nur erfreulich sein würde. Aber die hohen und bequemen Einnahmen aus dem Branntwein haben doch schon manchen Politiker verführt, den Kampf gegen das Volksgift lau zu betreiben. So kann es auch leicht in Rußland dahin kommen, daß man sich mit den bisherigen Erfolgen begnügt und daß man zu gleicher Zeit die Unmäßigkeit zu bekämpfen und das Trinken zu befördern sucht.

Der große Werth, den das russische Monopol für andere Länder hat, liegt darin, daß es den Verkauf und Ausschank des gefährlichsten Getränks durch Leute, die sich dadurch bereichern wollen, als fraglich und bedenklich auch Anderen erscheinen läßt. Mancher wird bei der Erwägung dieser Fragen zu dem Ergebniß kommen, daß es nicht rathsam erscheint, die Lieferung eines so unheilvollen Betäubungsmittels, das durch eigenen Zauber schon viele schwache Menschen in unheimlicher Weise an sich zieht, noch mit Gewinn für viele Tausende eigennütziger Kaufleute und Schankwirthe zu verknüpfen; wir sollten auf das Menschenrecht, an die Nachbarn Branntwein zu verkaufen, lieber verzichten. Ob wir aber die Auslieferung dieser Getränke dem Staate oder der Gemeinde oder einer eigenen gemeinnützigen Gesellschaft, die unter staatlicher und städtischer Ueberwachung steht, übertragen wollen, das bleibt allerdings noch zu erörtern.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

„An der Wende des Jahrhunderts." Versuch einer Kulturphilosophie. Von Dr. Ludwig Stein, o. ö. Prof. d. Philosophie an der Universität Bern. — Freiburg, J. C. Mohr 1899.

Unter dem angegebenen Titel hat Ludwig Stein eine Sammlung von Aufsätzen herausgegeben, von denen eine Anzahl völlig neu ist, während andere bereits vorher veröffentlicht waren. Es sind im Ganzen zwanzig Abhandlungen über sehr verschiedene Gegenstände. Da finden wir eine Schrift über das zweitausendfünfhundertjährige Jubiläum der Philosophie (Thales ca. 600 a. bis 1900 p.), ferner zwei Abhandlungen über die Aufnahme der griechischen Philosophie durch die Araber, ebenso zwei über Nietzsche, sodann eine Reihe interessanter Betrachtungen über „Lebenszweck und Lebensauffassung", „Darwinistische und sozialistische Ethik", „Naturgesetz und Sittengesetz", „Experimentelle Pädagogik", „Gedankenanarchie", „Gefühlsanarchie", „Der religiöse Optimismus", „Die Philosophie des Friedens", „die politischen und sozialen Aufgaben des 20. Jahrhunderts" u. s. w. Trotz dieser Vielgestaltigkeit wird aber das Ganze doch von einem einheitlichen Geiste durchweht, da der Inhalt jeder einzelnen Abhandlung nach seiner Beziehung zu dem „europäisch-amerikanischen Kultursystem" der Gegenwart ins Auge gefaßt ist. Die Fülle des in diesen Essays gewandt verarbeiteten Materials mag auch Dem Anregungen bieten, der sich, wie ich, gerade in einigen Hauptpunkten dem Verfasser zu widersprechen veranlaßt sieht. Einiges davon möchte ich hier wenigstens andeutungsweise zur Sprache bringen und zwar zunächst die Grundfrage nach dem Wesen und der Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft.

Für die wissenschaftliche Erkenntniß ist es eins der wichtigsten Erfordernisse, die Grenzen der Forschungsgebiete streng gegen einander abzustecken. Mit Recht sagt daher Kant: „es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen in einander laufen läßt." Aber der im neunzehnten Jahrhundert zur Herrschaft ge-

langte Positivismus hat gerade nach dieser Seite hin die ärgste Verwirrung angerichtet. Diese Richtung, an sich unphilosophisch, hat die Philosopie einerseits zu einer exakten, andererseits zu einer historischen Wissenschaft umzugestalten unternommen. Aber dieser Versuch ist bisher mißlungen, und er kann nicht gelingen, weil die Philosophie im strengen Verstande weder exakt noch historisch ist, sondern sie ist die Wissenschaft der Prinzipien der Erfahrung überhaupt, der reinen theoretischen sowohl als der reinen praktischen. Exakt aber sind diese Prinzipien nicht, weil sie als solche nicht mathematisch demonstrabel sind, sondern vielmehr die Bedingung der Möglichkeit dieser Demonstration ausmachen; historisch ferner sind sie nicht, weil sie unabhängig von dem geschichtlichen Wandel sind, wie z. B. das Kausalitätsprinzip. Hört die Philosophie dagegen auf, Wissenschaft der reinen Prinzipien zu sein, so hat sie überhaupt keine selbstständige Existenzberechtigung mehr. Wenn also Comte meint, daß die Philosophie ihren Inhalt lediglich aus dem jeweiligen Stande der konkreten Wissenschaften zu entnehmen und ohne Rücksicht auf Theologie und Metaphysik einen systematischen Zusammenhang unter diesen Ergebnissen herzustellen habe, so ist das Wesen der Philosophie nie gründlicher verkannt worden. Diese Wissenschaft hat eine ernstere Aufgabe, als nur allgemeine Uebersichten über den gegenwärtigen Stand des Wissens und der Bestrebungen zu geben. Es ist ein trügerisches Kompromiß, das der Positivismus mit den empirischen Wissenschaften geschlossen hat; er läßt den Acker der Philosophie brach liegen und leistet auf anderen Gebieten Handlangerdienste. Die Philosophie ist weder Natur-, noch Geschichtswissenschaft, sondern sie ist reine Prinzipienwissenschaft.

Ist es aber so, dann vermag ich nicht einzusehen, wie gerade die Philosophie dazu kommen sollte, „die geistige Bilanz des abschließenden Jahrhunderts zu ziehen, um mit etwelcher Aussicht auf Erfolg ein leidlich zutreffendes Kulturbudget für das herabrechende aufstellen zu können." Gerade die vom Verfasser gegebene Begründung dieses Satzes muß ihn am allerersten verdächtig machen. „Diese Doppelaufgabe", sagt er, „fällt dem Philosophen deshalb in erster Linie zu, weil er, ohne gerade in einem besonderen Fache Meister zu sein, über alle Fächer einen universellen Ueberblick haben muß. Die Vielseitigkeit, wenn irgend möglich sogar Allseitigkeit des Wissens oder doch Interesses, welche man keinem andern Fachgebiete in so hohem Maße mit vollem Fug zumuthet, wie dem Philosophen von Beruf, schließt zwar die peinliche Schranke in sich, daß es ihm gerade wegen der zerstreuenden Mannigfaltigkeit seiner wissenschaftlichen Interessen nur selten gegönnt ist, in Zweigdisziplinen Durchschlagendes zu leisten, also das menschliche Wissen im Kleinen und Einzelnen zu bereichern." Eben, weil das als die Aufgabe der Philosophie hingestellt wird, ertönt immer wieder der Vorwurf, die Philosophie sei gar keine Wissenschaft, sondern pfusche nur in anderen Gebieten herum. Spott

und Hohn wird reichlich über sie ausgeschüttet, weil ihre Jünger, „ohne gerade in einem besonderen Fache Meister zu sein", nur einen universellen Ueberblick über alle Fächer zu gewinnen suchen. Wer sagt es denn auch, daß man nur dem Philosophen „Allseitigkeit des Wissens oder doch Interesses" zumuthen dürfe? In dem Gegenstand selbst liegt das keineswegs. Viel eher könnte man das von dem Historiker sagen, dem unbedingt ein größerer Umfang von konkreten Kenntnissen nothwendig ist, als dem sich in abstrakteren Regionen bewegenden Philosophen. Was denn die Aufsätze des Verfassers interessant macht, ist auch vielmehr das historische, als das philosophische Element. Er beweist, daß er hier eben in einem besonderen Fache Kenntnisse hat und nicht bloß ein allgemein raisonnirender Positivist ist.

Der Verfasser nennt sein Buch „Versuch einer Kulturphilosophie". „Die an „der Wende des Jahrhunderts" hier niedergelegten Betrachtungen enthalten nämlich Aufsätze zu einer Philosophie der Kultur Κατ' ἐξοχήν, d. h. zu einer Philosophie des westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems. Die geschichtlichen Abhandlungen dienen dem Nachweis der ununterbrochenen historischen Kontinuität, die systematischen der Deutung des Sinnes und Absteckung der Ziele unseres Kultursystems". Gegen den Begriff „Kulturphilosophie" erheben sich doch schwere Bedenken. Der Verfasser ist offenbar von der Absicht geleitet, neben der Religions-, Rechts-, Geschichts-Philosophie hier einer verwandten Disziplin das Thor zu öffnen. Ohne Frage läßt sich ja eine Untersuchung über das allgemeine Wesen der Religion und des Rechts anstellen, ferner auch darüber, in welchen geschichtlichen Formen sich dieses allgemeine Wesen konkret offenbart hat, wie sie geworden und gewachsen sind. Aber schon, ob die Disziplin der Philosophie der Geschichte zu Recht besteht, ist zum mindesten fraglich; Ranke wollte jedenfalls nicht viel davon wissen. Läßt sich das Wesen der Religion und des Rechtes noch abstrakt fassen, so wird dies für die Geschichte streng genommen unmöglich. Eine Geschichte an sich oder überhaupt giebt es nicht. Die Philosophie der Geschichte hat daher auch trotz Hegel's geistvollem Versuche keine allgemeinen Prinzipien der historischen Entwicklung aufzustellen vermocht, sondern hat das ganze Gebiet nur nach relativ allgemeineren Gesichtspunkten behandelt. Thesis, Antithesis und Synthesis ist ein Schema, aber kein Prinzip. Was Vico, Herder und W. von Humboldt wollten, nähert sich dem, was der Verfasser unter der Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung versteht. Noch weniger aber als der Begriff der Geschichte, läßt sich derjenige der Kultur seinem Wesen nach abstrakt fassen. Das Wesen des reinen Denkens, des reinen Erkennens, des reinen, sittlichen Handelns läßt sich begreifen; was aber das Wesen der reinen Kultur sein soll, vermag niemand anders zu bestimmen als durch den Hinweis auf den bestimmten Gang der Kultur, d. h. historisch und nicht philosophisch.

Gehört die Frage nach der Möglichkeit der Kulturphilosophie mehr in das allgemeinere Gebiet der Wissenschaftstheorie, so hat der Verfasser doch auch nicht unterlassen, seine eigene Ansicht über die Aufgabe der Philosophie als solche zu fixiren. „Metaphysik und Erkenntnißtheorie“, heißt es S. 229, „welche letztere nichts weiter ist als eine nach innen gekehrte Metaphysik — die erstere eine Metaphysik des Seins, die letztere eine Metaphysik des Erkennens beherrscht heut nicht mehr, wie noch vor einem Jahrzehnt etwa, die philosophischen Katheder mit monopolisirender Ausschließlichkeit. Das Sollen, die Ethik, steht vielmehr auf der philosophischen Tagesordnung, und nicht mehr, wie vor einem Menschalter das Erkennen, und vor zwei Menschenaltern das Sein. Das theoretische Interesse weicht auf der ganzen Linie dem Praktischen. Die Philosophie vermochte diesem Zuge der Zeit nicht zu widerstehen. Der moderne Mensch will von der Philosophie heute nicht bloß erfahren, welche Beziehungsformen den Kosmos beherrschen (Metaphysik), aber ebensowenig nur, welche Beziehungsformen den inneren Kosmos, die Welt des Gedankens, regeln (Erkenntnißtheorie), sondern und vor allem, welche Beziehungsformen das Zusammenwirken von Menschen bestimmen, also gleichsam den socialen Kosmos konstituiren (Sociologie)“. Diese Darlegung macht den Eindruck, als ob die Philosophie ebenso den Launen und Bedürfnissen der Zeit unterworfen wäre, wie die Mode. Gewiß, es giebt ja stets eine ganze Anzahl philosophischer Schriftsteller, deren Bestrebungen nicht dem heiligen Dienst der Wissenschaft selbst gewidmet sind, sondern die nur dem aktuellen Interesse huldigen: heute Erkenntnißtheorie, morgen experimentelle Psychologie, übermorgen Soziologie! Indessen solche Arbeiten gehen, wie sie dem Interesse des Tages gewidmet sind, auch mit diesem dahin. Die rein abstrakten Fragen werden freilich ein größeres Publikum nie ergötzen; soweit dieses sich um Philosophie kümmert, sind es von jeher mehr die praktischen, als die theoretischen Fragen gewesen, die seine Theilnahme erwecken. Das war zu den Zeiten des Sokrates und Cicero ebenso wie heut. Auch von den Philosophen selber hat wohl noch Niemand daran gezweifelt, daß die theoretischen Probleme nicht um ihrer selbst willen behandelt werden, sondern, um dadurch einen gesicherten Unterbau für die Lösung der eigentlichen Lebensprobleme zu erhalten. Wer aber diese Probleme zu beantworten unternähme, ohne eine gesicherte erkenntnißtheoretische Grundlage gelegt zu haben, der baut ein Haus ohne Fundament. Der Positivismus hat geglaubt, sich dieser erkenntnißtheoretischen Vorprüfung überheben zu können; nach seiner Meinung braucht ja nur verknüpft und verallgemeinert zu werden, was die konkreten Einzelwissenschaften an Erkenntnißstoff bieten, aber eben deswegen ist er auch völlig gescheitert, und selbst in England ist er schon im Aussterben begriffen. Eine Philosophie ohne erkenntnißtheoretisches Fundament ist ein Unding. Soziologie kann man freilich vielleicht auch ohne Philosophie treiben, denn auch sie ist ihrer wahren

Natur nach eine historische, keine philosophische Wissenschaft. Ich muß es danach als nicht zutreffend bezeichnen, wenn die Soziologie in den Mittelpunkt der philosophischen Studien gestellt werden soll. Daß dieser Gegenstand seit Comte und Spencer meist von Männern gepflegt wird, die sonst auf dem Gebiete der Philosophie thätig sind, macht ihn selbst deshalb noch nicht zu einer philosophischen Disziplin.

Im Zusammenhang damit möchte ich noch die Abhandlung: „Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem" erwähnen, die die Frage nach dem Verhältniß des Individuums zur Gattung behandelt. Auch dieses Problem kann soziologisch, d. h. historisch behandelt werden, aber man darf dabei nicht vergessen, daß es seinem innersten Kern nach ein religiös-sittliches Problem ist. Die Soziologie vermag darzulegen, wie sich jenes Verhältniß innerhalb der konkreten Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wirklich gestaltet hat; das zu Grunde liegende Problem aber ist kein soziologisches, sondern ein rein ethisches. Der Verfasser verfährt nun auch im wesentlichen historisch, da er die soziologische Natur dieses Problems klarstellen will. Er nimmt mit Leibniz an, daß sich die menschliche Entwicklung in einer Spirale fortbewege, und daher könnte auch für ihn das Spiralensymbol Leibnizens „inclinata resurget" gelten. Es ist das ein glücklicher Gedanke, der nach mancher Seite hin fruchtbare Gesichtspunkte eröffnet. Um so auffälliger ist es daher, daß gerade unter diesem Sehwinkel die Würdigung des Alterthums zu kurz kommt, während hier doch ein Maximum der Spiralenkurve zu bemerken ist. Seite 216 heißt es: „Natur, Geschichte und Gesellschaft haben für uns Heutlebende einen ganz anderen Aspekt als für die Denker der Antike. — Nur für das Kollektivum Staat besaß das Alterthum ein fein ausgebildetes Organ. Die letzte Voraussetzung des Staates aber, die sublimirte, vielseitig herausgebildete Einzelpersönlichkeit, entzog sich seinem soziologischen Horizont. Im cynischen und sophistischen Nationalismus dämmert freilich das Problem der Persönlichkeit auf, aber es wird in einem Fangnetz von dialektischen Schlingen erdrosselt. — Die Alten ahnten den tieferen Sinn der Geschichte so wenig, wie den der Individualitäten". Dieser Ansicht vermag ich in keiner Weise zuzustimmen. Daß wir heut auf eine historisch reichere Erfahrung zurückblicken als das Alterthum, ist selbstverständlich, die Probleme aber sind bereits alle innerhalb der atheniensischen Entwicklung des fünften Jahrhunderts entdeckt worden. Ranke hat es oft genug ausgesprochen, daß die Geschichtsschreibung des Thukydides bis heut noch nicht übertroffen ist, und außerdem ist gerade jenes Zeitalter durch die Entdeckung der Einzelpersönlichkeit am intensivsten gekennzeichnet. Daß Athen 404 unterlag, ist im letzten Grunde ausdrücklich auf den Ueberschwang des Individualismus zurückzuführen. Man lese nur einmal daraufhin den Euripides und Aristophanes, dann wird man ein Bild davon bekommen, bis zu welcher bedenklichen Höhe die Bethätigung der Individualität zur

Geltung gekommen war. Das ist eben das Große, daß das Athen des fünften Jahrhunderts bereits alle die Werthe entdeckt, mit denen wir heut noch wuchern. Mag es selbst damit auch noch nicht glücklich zu wirthschaften verstanden haben, so sollte ihm doch der Ruhm seiner Geistesthat nicht verkümmert werden. Der Samen war ausgestreut, und er hat schon über zweitausend Jahre Frucht getragen, wenn auch der Acker manchmal der Brache bedurfte. Ja, wenn der Verfasser die Ansicht vertritt: das Dilemma: Individuum — Gattung sei kein unlösbares, so stimme ich dem vollkommen zu, nur füge ich bei, daß auch dies Problem bereits im Alterthum gelöst ist. Das ist das Verdienst Platos. Daß die Lösung aber auch dem Zöllner und Sünder verständlich wurde durch die Wirkung von Person zu Person, dafür hat der gesorgt, der sich im Jahre 33 dafür in Jerusalem ans Kreuz schlagen ließ. So bestärkt mich auch dieses Beispiel in der Ueberzeugung, daß die Soziologie zum Gebiet der Historie und nicht zu dem der Philosophie gehört. Der Positivist ist und bleibt auch in diesem Fall ein sartor resartus, dessen Bild uns Carlyle so trefflich gezeichnet hat.

Eben, daß über diese prinzipiellen Punkte die Meinungen noch so weit auseinandergehen, ist ein Zeichen dafür, daß hier für die Zukunft ein wichtiges Arbeitsfeld aufgethan ist. In dem vorliegenden Buch hat Ludwig Stein die Ergebnisse seines Forschens und Nachdenkens eindrucksvoll vorgetragen. Die Entscheidung über die von ihm eingeschlagene Richtung wird freilich nicht von der Kritik des Einzelnen abhängen, sondern von der Beantwortung der Hauptfrage, ob die positivistische und insbesondere soziologische Philosophie überhaupt im strengen Sinne als Philosophie gelten kann. Danach wird sich dann auch bemessen lassen, ob der „Versuch einer Kulturphilosophie" Aussicht auf Erfolg hat.

Berlin. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

Thomas Carlyle von Paul Hensel. Mit Bildniß. Frommann's Klassiker der Philosophie Bd. XI.

Die verdienstvolle Frommann'sche Sammlung der „Klassiker der Philosophie" hat uns schon öfter mit Denkern bekannt gemacht, denen gegenüber man sich fragen mußte, wie sie nur zu der Ehre kommen, zu den philosophischen Klassikern gezählt zu werden. Dies war der Fall mit Kierkegaard, mit Rousseau, Nietzsche und vielleicht auch Spencer (den doch wohl nur eine dem Empirismus und Positivismus huldigende Zeit für einen „großen" Philosophen halten kann), dies ist auch jetzt wiederum der Fall mit Carlyle. Man kann vor allen diesen Denkern die größte Hochachtung haben, man braucht ihren Einfluß auf gewisse Geistesepochen nicht zu unterschätzen und muß doch zweifeln, ob dieselben wirklich in eine

Kategorie mit einem Plato, Aristoteles, Kant und Schopenhauer eingereiht zu werden verdienen, und ob es nicht verwirrend zumal auf diejenigen Kreise gebildeter Laien wirken muß, für die doch die Frommann'sche Sammlung in erster Reihe bestimmt ist, wenn in dieser Weise die wahrhaft großen Koryphäen der Philosophie mit bloßen Anregern, philosophischen Charakterköpfen und geistvollen Dilettanten als „Klassiker" bezeichnet werden. Ich selbst bin gewiß der letzte, die Bedeutung, die ein Carlyle für das englische Geistesleben des vergangenen Jahrhunderts gehabt hat, zu unterschätzen und den Ruhm des Mannes verkleinern zu wollen und halte eine Darstellung seines Lebens und seiner Geistesarbeit in jedem Falle für ein verdienstliches Werk; nur steht mir der Begriff des Klassikers zu hoch, um Carlyle diesen Namen beilegen zu können. Wir leben ja freilich in einer Zeit der Superlative und der Denkmalssucht, wo man mit Ausdrücken, wie „herrlich", „groß", „tragisch" u. s. w. nur zu schnell bei der Hand ist und hervorragende Individuen nicht eilig genug auf ein hohes Piedestal setzen kann, allein die Philosophie sollte sich doch ihre Objektivität bewahren und sich ihre Maßstäbe nicht durch unsachliche Gesichtspunkte, wie es z. B. die Hinneigung der Zeit zum Individualismus ist, verschieben lassen. Daß aber Carlyle in philosophischer Hinsicht nicht mehr und nicht weniger als ein Dilettant ist, und daß die eigentliche Größe des Mannes auf einem ganz andern Gebiete liegt als auf demjenigen der Philosophie, das wird ja von seinem neuesten Biographen, wenigstens indirekt, selbst zugegeben. Sieht sich doch Hensel genöthigt, um die Dürftigkeit von Carlyle's philosophischer Weltanschauung nicht gar zu grell hervortreten zu lassen, die Darstellung derselben in die Schilderung seines Lebenslaufes selbst mit einzuflechten, wo sie dann nur einen verhältnißmäßig geringen Raum einnimt. Denn darin hat ja Hensel ganz recht, wenn er im Gegensatze zu Froude, dem englischen Biographen Carlyle's, betont, wie sehr die ganze Weltanschauung des letzteren durch die persönlichen Erfahrungen Carlyle's bestimmt ist. Man könnte einwenden, daß das Gleiche auch bei Schopenhauer und in gewissem Sinne vielleicht bei jedem Denker der Fall ist, bei denen doch nichts dagegen spricht, sie zu den philosophischen Klassikern zu zählen. Allein bei Schopenhauer ist seine Persönlichkeit gerade die notwendige Bedingung, ohne welche er eben diese bestimmte Weltanschauung von allgemeiner Bedeutung nicht hätte finden können, und sie hat ihn dazu befähigt, neue wichtige Gesichtspunkte der philosophischen Erkenntniß aufzustellen, auf die eben nur ein solcher Charakter verfallen konnte. Wo aber wären die neuen Gesichtspunkte und Prinzipien, die Carlyle in die Philosophie eingeführt hätte? Wodurch hätte er die Philosophie wirklich bereichert? Oder hat nicht bei ihm seine Weltanschauung eine lediglich persönliche und biographische Bedeutung? Dient sie nicht ausschließlich der Vervollständigung seines Charakterbildes und

dem tieferen Verständniß seines übrigen Lebenswerkes? Es läßt sich, belehrt uns Hensel selbst, über diese Lehre nicht streiten. „Sie ruht nicht auf einem breiten erkenntnißtheoretischen Unterbau, dessen einzelne Voraussetzungen kritisch nachzuprüfen sind, sondern sie ist der Ausdruck einer persönlichen Ueberzeugung, ein letztes Werthurtheil über den Sinn und den Zweck des menschlichen Daseins, das nur entweder bejaht oder verneint werden kann." Carlyle hat seine Philosophie niemals im Zusammenhange entwickelt, sondern immer nur auf das ihn augenblicklich interessirende Problem angewendet, sodaß man sich dieselbe an den verschiedenartigsten Stellen mühsam zusammensuchen muß. Diese Philosophie hat für uns ein Interesse nur, weil sie die Weltanschauung Carlyle's ist, dieses Menschen, den wir lieben und verehren, weil er in anderer Weise sich für die Menschheit und ihre geistige Entwickelung verdient gemacht hat: aber ein rein wissenschaftliches, ein wirklich philosophisches Interesse hat sie nicht. Denn in der That ist Carlyle als Philosoph über einen bloß gefühlsmäßig erkannten und bestimmten Monismus mit theistischer Spitze nicht hinausgekommen. Hensel bemüht sich, diesen Carlyle'schen Monismus als bestimmt durch Fichte erscheinen zu lassen. Mir scheint er indessen vielmehr der monistischen Weltanschauung des 18. Jahrhunderts verwandt zu sein, wie sie von Lessing, Herder, Kant in seiner vorkritischen Periode und in gewissem Sinne auch von Goethe vertreten wurde, an den sich Carlyle hierbei wohl am engsten angelehnt hat, und die alsdann im 19. Jahrhundert bei Krause, Lotze und anderen Theisten wieder aufgelebt ist. Stützten sich doch auch fast alle die genannten Denker auf das Cogito ergo sum oder die vermeintliche unmittelbare Realität des Ich, und fanden in ihr den Ausgangspunkt der Weltanschauung und den sichersten Beweis gegen allen Materialismus und Atheismus, sodaß kein Grund besteht, wegen dieser Betonung der philosophischen Bedeutung des Ich den englischen Denker für einen Anhänger Fichte's anzusehen. Einen Fichteaner kann man doch jedenfalls nur nennen, wer dem subjektiven Idealismus huldigt und die gesammte Welt für eine bloße subjektive Vorstellung des absoluten Ich oder für einen bloßen Inhalt des absoluten Bewußtseins ansieht. Ich gestehe jedoch, weder aus der Lektüre Carlyle's selbst, noch aus der Darstellung von dessen Weltanschauung bei Hensel den Eindruck eines derartigen Idealismus erhalten zu haben, und bin auch überzeugt, daß eine solche Verstiegenheit ganz außerhalb des Gesichtskreises des Engländers lag, der bei allem Idealismus doch niemals den Boden der nüchternen Wirklichkeit aus den Augen verloren hat. Zwar ist auch für Carlyle die Körperwelt, wie Hensel es darstellt, nur Schein, aber sie ist Vorstellung der wirklich existirenden Wesen, der Seelen, ohne jedoch restlos in dieser ihrer Erscheinung aufzugehen. Die Materie ist „Erscheinungsform der göttlichen Kraft", ein System von Kräften und als solches ein Jenseits der individuellen Seelen: das ist aber eine Ansicht,

die Fichte entschieden verworfen haben würde, denn dieser betrachtete die Materie als bloße Vorstellung der Individualbewußtseine und die letzteren als Produkte, bloße Vorstellungen des absoluten Bewußtseins, sodaß von irgend welcher Selbständigkeit weder bei der Materie noch bei den Individuen die Rede sein kann. Es ist mir unverständlich, wie Hensel hiernach den englischen Denker zu einem Anhänger Fichtes machen kann, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß Carlyle manche Anregung zumal für seine geschichtsphilosophische Auffassungsweise durch den späteren Fichte erhalten hat.

Hensel möchte sogar den bekannten Ruf „Zurück zu Kant", mit dem man nun schon über ein Menschenalter jeden Fortschritt in der Spekulation gehemmt und den metaphysischen Trieb in Deutschland lahm gelegt hat, in den anderen „Vorwärts zu Fichte" umgewandelt sehen und muthet uns zu, uns hierbei Carlyle's als Führers zu bedienen. Man scheint also wirklich in gewissen Kreisen die ganze Epoche von Kant bis Hegel wieder aufleben lassen zu wollen, nachdem man ebenfalls ein Menschenalter hindurch auf Kant als der Weisheit letzten Schluß geschworen und die nachkantische Spekulation als unwissenschaftliche Phantasterei verlästert und verspottet hat. Dieser Umschwung der Meinung, den Hartmann bereits in den siebziger Jahren vorausgesagt hat, ist gewiß erfreulich, und in diesem Sinne auch der Fortgang zu Fichte im Interesse der historischen Gerechtigkeit zu begrüßen, zumal wenn er dazu führen sollte, die wesentlich werthvolle metaphysische Leistung Fichtes, nämlich seine Erklärung des Bewußtseins aus einer absolut unbewußten Thätigkeit den Zeitgenossen wieder nahe zu bringen. Wenn dagegen der Neufichteanismus lediglich dem Zwecke dienen soll, den anderweitig in seiner Haltlosigkeit durchschauten subjektiven Idealismus durch den Unbegriff eines absoluten Bewußtseins noch eine zeitlang zu stützen, so ist nicht einzusehen, inwiefern gerade Carlyle hierzu etwas sollte beitragen können. Kommt es aber hierbei wesentlich auf das allgemeine Verständniß jener großen Epoche des deutschen Geistesleben zu Anfang des 19. Jahrhunderts an, dann darf man doch wohl billig fragen, ob wir Deutschen es denn wirklich nöthig haben, zu diesem Zwecke uns Hilfe von England herzuholen. Mich bedünkt, wir könnten dieses näher haben, wenn wir uns nur einmal danach umsehen wollten, was denn in unserem eigenen Vaterlande auf dem Gebiete der Spekulation inzwischen geleistet ist. In jedem Falle weiß ich nicht, was wir von dem Engländer als Philosophen sollten lernen können.

Nimmt man Carlyle als das, was er wirklich war, als bedeutenden Historiker, Essayisten und Kritiker, als den Vermittler zwischen deutschem und englischem Geistesleben, dem seine Landsleute die genauere Bekanntschaft mit dem deutschen Idealismus, insbesondere mit Goethe zu verdanken haben, nimmt man ihn als Sozialethiker und verehrungswürdigen Charakter, der in einer Zeit des theoretischen und

praktischen Materialismus mit Nachdruck auf die Bedeutung und das Imponderabile der großen Persönlichkeiten hingewiesen und als ein gewaltiger Bußprediger und Prophet einem geistig versklavten Geschlechte die Heldenverehrung ans Herz gelegt und an die tiefsten Instinkte der menschlichen Seele appellirt hat, vergißt man, daß er hier als „Klassiker der Philosophie" erscheint und ihm damit eine Bedeutung beigemessen ist, die er nicht hat und der ganzen Beschaffenheit seiner Philosophie nach nicht haben kann, dann wird man die Hensel'sche Darstellung Carlyle's mit hohem Genuß und zu wahrer Belehrung lesen, in welcher die Geistesarbeit des Mannes aufs Glücklichste in die Schilderung seiner äußeren Lebensschicksale hineingearbeitet ist. Hensel, gegenwärtig wohl der beste Kenner Carlyles in Deutschland, der sich bereits durch die Herausgabe von dessen sozialpolitischen Schriften um Carlyle verdient gemacht hat, entwirft auf Grund eingehendster Kenntniß der Thatsachen ein äußerst anziehendes Bild von dem äußeren und inneren Leben des Mannes; und wenn er in seiner warmen Verehrung für Carlyle die abstoßenden und unsympathischen Charakterzüge desselben auch wohl ein bißchen zu sehr gemildert und hinweggearbeitet hat, so wird sich doch im Ganzen gegen seine Darstellung nichts einwenden lassen. Es ist ein von hoher Begeisterung und wohlthuender Wärme erfülltes Buch, dem man es anmerkt, wie sehr es seinem Verfasser gleichsam aus der Seele geschrieben ist. Tief eindringend und doch niemals trocken ist die Analyse von Carlyle's Schriften, rührend und erhebend die Schilderung von dessen häuslichem Leben und dem vielverhandelten Verhältniß Carlyle's zu seiner Gattin. Ich schließe mit den schönen Worten, mit denen Hensel die Summe ihres beiderseitigen Lebens zieht, indem er darauf hinweist, daß es nicht thunlich sei, ein irgendwie bedeutsames Leben unter dem trivialen Gesichtspunkt zu betrachten, ob mehr oder weniger Glück darin vorhanden war. „Diese Frage war für Jane Welsh Carlyle wie für ihren Gatten im wesenlosen Scheine geblieben. Sie hatte etwas Anderes denn Glück vom Leben erwartet, als sie ihren Bund mit Carlyle schloß, und dieses Andere — zu fühlen, daß sie Charlyle zur Ausbildung alles dessen verhelfen durfte, was die Natur in ihm angelegt hatte — das hat ihr das Schicksal im Uebermaße zu Theil werden lassen. Sie hatte ein tapferes, heldenmüthiges Leben geführt, die Menschen, die mit ihr zusammenkamen, besser und nicht schlechter gemacht, und ihr Lohn war ein Hinscheiden nach lange zweifelhaftem und endlich errungenem Siege. Die Menschen, denen es gelingt mit thätigster Wirksamkeit menschliches Glück zu vereinen, sind so seltene Ausnahmen, daß ihr Leben nicht vorbildlich für uns sein kann. Was Jane Welsh Carlyle gewollt und erreicht, ist ein edles Menschenlos und kann uns zum Vorbild dienen".

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Staatswissenschaft.

Dr. Franz Oppenheimer. Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Darstellung und Kritik. Berlin-Bern. John Edelheim. 168 S.

Karl Theod. Reinhold. Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft. Leipzig. C. L. Hirschfeld. 632 S.

Oppenheimers Buch trifft zusammen mit nationalökonomischen Ideen, die auch in diesen „Jahrbüchern", im Widerspruch mit der zünftigen Nationalökonomie, von je verfochten worden sind. Man kennt das alte Malthus'sche Gesetz, daß die Menschheit die Tendenz habe, sich schneller zu vermehren als ihre Produktion von Nahrungsmitteln und daß deshalb mit grausamer und unerbittlicher Naturnothwendigkeit immer von Neuem die Ueberflüssigen, für die kein Tisch gedeckt sei, fortgewiesen werden müßten, um, in Hunger und Elend umkommend, die Ausgleichung herzustellen. Nicht Sünde, Hartherzigkeit oder schlechte öffentliche Institutionen, sondern ein ewiges Gesetz, haben Staatsphilosophen weiter geschlossen, schafft die wirthschaftliche Noth, um durch sie das wirthschaftliche Leben zu reguliren und in Gang zu halten. Ist dem wirklich so, was ist dann Zweck und Sinn aller sozialen Reformen? Jede Verbesserung der Zustände muß ja sofort Zunahme der Bevölkerung, Uebervölkerung und endlich wieder die grause Noth an Nahrungsmitteln im Gefolge haben? Diese Frage stellt in aller Schärfe das zweite der oben genannten Bücher vom Amtsgerichtsrath Reinhold, der vor einigen Jahren zu allgemeiner Ueberraschung im Nebenamt zum Professor der Nationalökonomie in Berlin ernannt wurde, wie man glaubte, in Folge des großen Scharfmacher-Sturmes gegen die jugendverführenden Professoren. Daß Herr Reinhold mit der Scharfmacherei nichts zu thun habe, zeigte sich sofort, aber insofern war seine Berufung doch verständlich, als er in der That die soziale Reform, die die Professoren sonst predigten und von der sie so viel versprachen, sehr gering einschätzt. Sein Motiv dabei ist kein eigentlich politisches, sondern eben jener aus dem Malthusianismus entspringende Pessimismus, der hinter jeder Reform das nie weichende Gespenst der Uebervölkerung sieht. Es ist dem Reinhold'schen Buch merkwürdig gegangen: es ist glänzend geschrieben und der Autor ist von der Sieghaftigkeit seiner Rede gewiß völlig durchdrungen, denn er packt die herrschenden Lehren an ihrer eigenen Konsequenz. Eine Autorität nach der anderen führt er auf, die den Malthusianismus als richtig anerkennt, mit mehr oder weniger Modifikationen, aber zuletzt ist es doch immer dieselbe grundlegende Theorie. Trotzdem ist das Buch in der Wissenschaft nahezu todtgeschwiegen worden — oder deshalb? Ein Autor pflegt mit solchem Argwohn schnell bei der Hand zu sein, und ich glaube, es ist für die zünftigen Nationalökonomen in der That nicht ganz leicht sich mit diesem Buch auseinanderzusetzen. Wenn

auch in den „Preuß. Jahrb.“ das Buch bisher einer Rezension nicht gewürdigt worden ist, so liegt das daran, daß es gerade für uns keine wesentliche Bedeutung hatte, da die Berechtigung seines Ausgangspunktes hier schon immer bestritten worden ist; ich erinnere an meine hier abgedruckte Rede auf dem evangelisch-sozialen Kongreß (1896 Bd. 85 1. Heft) „Die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit“, an meinen Aufsatz „Zukunftskrieg und Zukunftsfriede“ (Bd. 96 S. 218) und an den Aufsatz von Max Delbrück „Die deutsche Landwirthschaft an der Jahrhundertswende“ (Bd. 99 H. 2), in dem nachgewiesen war, daß sich die Lebensmittelproduktion viel schneller vermehrt habe als die Bevölkerung und daß die deutsche Landwirtschaft gute Aussicht habe, es noch sehr lange weiter so schaffen zu können. In einer ich möchte fast sagen großartigen Weise hat nun Oppenheimer (dessen frühere Werke hier Bd. 92 vom Landesökonomierath Robbe eingehend besprochen sind) diesen Gedanken kritisch und systematisch erfaßt und nach allen Seiten durchgeführt. Wenn zu wenig Lebensmittel da sind, so liegt das schlechterdings nur an den Menschen und nicht an der Natur. Je zahlreicher die Menschheit geworden ist, desto besser hat sie sich genährt, denn desto besser beherrscht sie die Natur. Die ungleichmäßige Vertheilung, die dem einzelnen Familienvater mehr Kinder giebt, als er ernähren kann, dem anderen gar keine, mag diese Wahrheit oft genug verdecken, hebt sie aber nicht auf. Nicht etwa, daß neue unerhörte technische Erfindungen von der Schöpferkraft des menschlichen Geistes gefordert werden — an diesen hat es der Kultur-Menschheit noch niemals gefehlt — sondern die großen sozialen, politischen, wirthschaftlichen Institutionen sind es, auf die es ankommt, die nicht genügen und an denen gearbeitet werden muß. Nicht Malthus und unsere Theoretiker haben Recht, sondern das chinesische Sprüchwort, das da sagt, „die Ausdehnung des Ackers ist begrenzt, seine Ertragsfähigkeit aber nicht“. Unsere Nationalökonomen haben bisher gesagt, daß das für eine gewisse Zeit noch gelten möge, daß aber endlich doch der Zeitpunkt kommen müsse, wo die Steigerung aufhöre. Meine Antwort pflegte zu sein: mag sein, dann werden die Völker um den Besitz der Erde kämpfen; um so weniger dürfen wir also die Volkszahl der Deutschen beschränken, sondern müssen sie zu steigern suchen, damit wir in diesem Kampf obsiegen und die Welt endlich wenigstens deutsch und nicht russisch oder chinesisch werde. Oppenheimer belehrt uns nun, daß selbst diese Eventualität garnicht einmal herangezogen zu werden braucht. Die Ertragsfähigkeit der Erde ist unendlich viel größer, als sie bisher geschätzt ist. Während Ravenstein 6 Milliarden als das Maximum berechnen wollte, die in 200—300 Jahren erreicht sein könnten, andere auf 9 Milliarden kamen, weist Oppenheimer schlagend nach, daß schon mit den jetzigen Mitteln der Technik vielleicht 200 Milliarden ernährt werden könnten; wir sind aber durchaus berechtigt anzunehmen, daß zukünftige Erfindungen auch diese Zahl noch bis ins Grenzenlose zu steigern im

Stande sein werden. Selbstverständlich sind das keine realen Rechen-Exempel, aber es sind die nothwendigen und berechtigten Parallel-Exempel zu den phantastischen Zahlen über die Volksvermehrung, mit denen die Malthusianer aufzutreten pflegen; ja sie haben sogar mehr Berechtigung als diese, die von der ganz willkürlichen Voraussetzung ausgehen, daß die ungeheure Vermehrung gerade des letzten Jahrhunderts die dauernde und normale sein werde, während sehr wohl (wie schon in Frankreich) der Strom sich ganz verändern, ja wohl gar stagniren kann. Real gesprochen liegt nichts vor, das uns zwänge, damit zu rechnen, daß die Erde je von mehr als 4 oder 5 Milliarden Menschen bewohnt sein wird. Auch hier zeigt sich wieder, daß die rein wirthschaftliche Betrachtung ihrer Natur nach optimistisch ist; die wirklich schweren und großen Aufgaben der Menschheit wurzeln viel tiefer, in der Politik, in Staat und Kirche.

Das Oppenheimer'sche Buch ist nach allen Seiten, auch für praktische Fragen, wie z. B. die Export-Industrie, die angebliche wirthschaftliche Stagnation Englands, die Einwanderung ländlicher Arbeiter in Deutschland, von höchstem Werth und sei der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlichst empfohlen. Delbrück.

M. von Brandt. 33 Jahre in Ostasien. Erster Band. Leipzig 1901. Verlag von Georg Wiegand. 349. S.

Der seit dem japanisch-chinesischen Kriege mit so großem Erfolge als Publizist und Sittenschilderer hervorgetretene ehemalige Gesandte in Peking erzählt in diesem Bande von seiner Betheiligung an der preußischen Expedition nach Ostasien in den Jahren 1860—1862 und seiner Rückkehr nach Japan als preußischer Konsul Weihnachten 1862. Vieles von dem, was er bietet, war bereits unmittelbar auf der Reise von dem jungen thatenlustigen Offizier und Attaché in Tagebuchform und mit Rücksicht auf fremde Leser zu Papier gebracht, sodaß die Frische erster Eindrücke vielfach bewahrt worden ist. Aber der Hauptvorzug des Buches liegt in den überlegten Urtheilen und den abgeklärten, die ganze zeitherige Entwickelung berücksichtigenden Betrachtungen, mit denen der Bericht der einzelnen Thatsachen rückblickend durchflochten ist.

Wir besitzen über die Expedition nach Ostasien seit mehr als einem Menschenalter den trefflichen, in den inneren Zusammenhang der Vorfälle liebevoll eindringenden offiziellen Bericht aus der Feder eines Theilnehmers, des früh verstorbenen Malers Berg. In populärer Form haben zwei andere Theilnehmer, der Zeichner Heine und der Kaufmann Spieß dem deutschen Publikum über die wunderlichen Verhältnisse des fernen Ostasiens Belehrung geboten. Aber ein gefälliger, von höherer Warte aus weitschauender Ueberblick, wie ihn seit langer Zeit die Engländer in Oliphant's und Alcock's prächtigen Büchern besitzen, fehlt noch in unserer

Literatur. Was in neuester Zeit infolge des neuerwachten Interesses aus der ersten Werdezeit unseres politischen und commerziellen Einflusses in Ostasien verspätet ans Licht gezogen worden ist, die Briefe des Grafen Eulenburg als Leiters der Expedition und die Schilderungen des feinsinnigen und vielerfahrenen Rudolf Lindau, befriedigen das Bedürfniß objektiver Anschauung eines wichtigen Uebergangsstadiums nicht. In diese Lücke ist der durch historische und ethnographische Studien, als Kunstkenner und Förderer des chinesischen Kunstgewerbes auch in unpolitischen Kreisen längst wohlbekannte Verfasser mit einem vielversprechenden ersten Theil hineingesprungen. Er giebt eine etwas skizzenhafte, aber Licht und Schatten kräftig hervorhebende Zeichnung, lehrreiche Hinweise, wie z. B. über den Zusammenhang des Rokokostils mit chinesischer Kunst, ernste Mahnungen über das ewige Fragen und Sich-beschweren geschäftsführender Diplomaten, Einwendungen gegen die in Deutschland übliche Dienstpragmatik und manchen köstlichen, ohne jeden Kommentar wirksamen Einzelfall, wie die von der Oberrechenkammer elf Jahre lang nicht aus den Augen verlorenen Strohhüte, mit denen die Eskorte des Grafen Eulenburg in China gegen die Sonne geschützt wurde. Daß kulinarische Besonderheiten und gesellschaftliche Tändeleien nach so langer Zeit mit Behagen veranschaulicht werden, entspricht ganz dem ungezwungenen Plauderton, in dem das Ganze vorgetragen wird, und — dem Lebensberufe des Verfassers als Diplomaten.

Ludwig Rieß.

Literatur.

Ein moderner Anklang an die alte Romantik.

Der sechzehnjährige Ludwig Tieck hat (1789) eine dramatische Szene geschrieben „Die Sommernacht“ (aus dem Nachlaß herausgegeben von R. Köpke 1855), in der er darstellt, wie Shakespeare als Knabe im Walde verirrt einschläft und von Feen, die an eben dem Orte einen Tanz zu Ehren der Titania und des Oberon aufführen wollen, aufgefunden wird. Die Feenkönigin Titania, der der holde Knabe gefällt, gießt auf ihn den Saft der Blumen, entzündet dadurch in ihm die Flamme der Phantasie und weiht ihn so zum Dichter.

In dieser echt romantischen Szene singen die Feen im Heranschweben, zuerst in der Ferne, folgendes Lied:

> Wir schwimmen durch goldene Nebel,
> Wir grüßen den scheidenden Tag;
>
> Wir kommen auf Strahlen des Mondes
> Und folgen voll Freuden dem Ruf — — —

Wir schweben auf Spitzen des Grases,
Es heben uns Blumen des Frühlings,
Kein Blümchen zertritt unser Fuß.

Wir tanzen im Schilfrohr des Sees
Und hüpfen auf spiegelnden Bächen,
Kein Bläschen zertritt unser Fuß.

Es ist schwer an eine direkte Beeinflussung durch diese Verse nicht zu glauben, wenn man damit die Schlußverse des berühmten Gesanges der heranschwebenden Engel in Hauptmann's Hannele vergleicht:

Wir bringen ein erstes Grüßen
Durch Finsternisse getragen,
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unserer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings:
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röthe des Tags.

Es leuchtet von unsern Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimath:
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Der Aehnlichkeiten sind mancherlei: bei beiden Dichtern sind es heranschwebende Geister, die das Lied singen. In beiden Liedern singen die Geister vom eignen Ich, in beiden ist das anaphorische „Wir" charakteristisch. In beiden Liedern haben die Zeilen den gleichen daktylischen Rhythmus: Auftakt und drei Hebungen mit klingendem Schluß, in der letzten Zeile der Strophe mit stumpfem Schluß, in beiden fehlt der Reim.

Doch hat Hauptmann dadurch, daß er die Strophen vierzeilig machte, dem Rhythmus etwas Ruhigeres, seinen Engeln Angemessdeneres verliehen, während bei Tieck durch zwei- und dreizeilige Strophen das Hastige, Unstete seiner Feen (richtiger Elfen) gut zum Ausdruck kommt. Inhaltlich hat ferner Hauptmann etwas durchaus Selbständiges geschaffen. Während die gedankenlosen Naturwesen Tieck's sich selbst nur durch die äußeren Merkmale des Schwebens, der Leichtigkeit, der Vertrautheit mit dem Nebel, der Nacht, dem Mond, mit Blumen und Gras, Schilf und Wasser naiv charakterisiren, heben dagegen die gedankenvollen Boten des Himmels bei Hauptmann das Symbolische, den Segen, das Glückbringende ihres Kommens hervor.

Magdeburg. Dr. Adolf Thimme.



Frau von Branconi. Mit vierundzwanzig Abbildungen und einer Stammtafel von Dr. W. Rimpau in Langenstein. Wernigerode 1900. Druck von B. Angerstein. 176 S. 8⁰.

Das mit höchst löblicher Sorgfalt — die sich nur leider bei der Korrektur des Druckes nicht ausreichend erwies — gearbeitete und mit wohlthuender Pietät geschriebene Werk ist als Sonderdruck aus der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde (Jahrgang 33, Erstes Heft) auch den Nichtmitgliedern jenes Vereins, die sich für die Geschichte des geistigen Lebens des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts interessiren, bestens zu empfehlen. Und zwar besonders deshalb, weil wir hier nach vielfach ungenügenden, oft ganz vagen und phantastischen Darstellungen, endlich ein quellenmäßiges Lebensbild der viel liebenden, viel geliebten „schönen Frau" erhalten. Der Verfasser, Dr. Rimpau, ist der gegenwärtige Besitzer des einst von der Frau von Branconi besessenen Schlosses und Gutes Langenstein, der sich mit unendlichem Fleiße in den Besitz weit in der Welt zerstreuter Urkunden und Briefe zu setzen verstand, die bisher zum größten Theil unbekannt waren, und in den Papieren seines Gutsarchivs sehr werthvolles Material für die Chronologie des Wanderlebens seiner Heldin besaß. Da doch auch mancherlei delikate Beziehungen und Erlebnisse klar zu legen waren, so ist die Bereitwilligkeit der zahlreichen Verwandten nur aufs dankbarste zu preisen, mit der sie Alles, was ihre Ahnfrau angeht, dem treuen Biographen überließen und, wie sich zeigt, getrost überlassen konnten. Was Goethes Helena von sich sagen durfte:

„Bewundert viel und viel gescholten, Helena"

ist man versucht, unter ihr Bild zu schreiben, hat doch Goethe, so oft er sie sah, „vor der allbezwingenden Schöne den Sinn" gebeugt. „Siegt mit Pfeilen," heißt es in den Notizen, die er für Lavater's Physiognomische Fragmente den Silhouetten der Frau von Stein und der Branconi beifügte, während es von jener, in deren Netzen er selbst eben steckte, heißt: „Siegt mit Nezzen" (s. S. 26).

Für die Beurtheilung der in Genua, 27. Oktober 1746, geborenen Maria Antonia verwittwete Pessina Branconi, geb. Elsener, die am 30. November 1774 „in des heiligen römischen Reiches Adelstand erhoben und eingesetzt" ward, ist im Auge zu behalten, daß nach den freieren Sitten der Zeit in ihrem Verhältniß als erklärte Geliebte des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (seit 1780 Herzog) nichts Entwürdigendes gefunden ward. Und was ihrer Frauenwürde etwa zu mangeln schien, gab ihr die Mutterschaft des am 29. Dezember 1767 in Braunschweig geborenen Knaben, für den der Hof den Titel eines Grafen Forstenburg in Wien zu erlangen wußte, gab ihr die aufopferungsvolle Sorge für die Erziehung dieses Sohnes, wie ihrer älteren Kinder Franz Anton Salvator von Branconi und Anna, der späteren

Frau von [illegible], gab ihr das [illegible] an ihr [illegible] erfüllende Frauengeschick [illegible] Veranlassung gab, in ihr das angebliche Vorbild zu Lessings „Gräfin Orsina“ zu sehen, eine, wie [illegible] überzeugend darlegt, ganz unhaltbare Annahme.

Wie ehrlich Goethe sie verehrte und achtete, dafür giebt unser Buch mehrfache kleine Zeugnisse, kein sprechenderes, als daß er sie im Hause seiner Eltern — und doch gewiß auch mit dem Bewußtsein, dem gern [illegible] Vater eine Freude zu machen — einführte, wo sie den am 2[illegible]. August 17[illegible] geschriebenen Brief im Empfang nehmen sollte:*)

„In meiner Eltern Haus komme ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf denen Schwellen, wo ich in meinem Leben mit so tausendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. Seyn Sie recht willkommen und nehmen Sie den schönsten Dank für die Paar Tage, die Sie uns gegönnt haben. Erst jetzt fühl ich, daß Sie da waren, wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel nach so viel verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen. Ich müßte in diesen aufschneidenden Hyperbeln, die doch nur pur platte Prosa sind, fort und fort fahren, um Ihnen zu sagen, was Sie zurückgelassen haben, und weil sich doch auch das, wie man zu sagen pflegt, nicht schickt, so muß ich darüber abbrechen, und das beste für mich behalten. Reisen Sie glücklich . . . .

Meine Mutter schreibt mir gewiß**) gleich, sagen Sie ihr etwas für mich. Sie wissen ja so schönes, und das schöne so schön zu sagen, daß es einem immer wie in der Sonne wohl wird, wenn man sichs gleich nicht träumen läßt, daß sie um unsertwillen scheint.“

Noch im September schrieb Goethe an Freund Lavater, seinen wohl etwas zudringlichen Fragen ausweichend, denn er wußte, daß der Allerweltskorrespondent seine Netze nach Neuigkeiten in allen Teichen zu schwimmen hatte: „Deine Frage über die Schöne kann ich nicht beantworten. Ich habe mich gegen sie so betragen, als ich's gegen eine Fürstin oder eine Heilige thun würde.***) Und wenn es auch nur Wahn wäre, ich mögte mir solch ein Bild nicht durch die Gemeinschafft einer

*) Am 26. August hatte sie ihn in Weimar aufgesucht; er hatte sie mit Carl August am 22. November 1779 und noch einmal später in Lausanne besucht. Am 27. August führte er sie nach Tiefurt, bewirthete sie dann im Kloster und war Abends mit ihr in Belvedere.

**) Sie hat es sicherlich gethan, aber leider ist der Brief, wie es scheint, verloren, wenn er nicht noch irgendwo in den Schätzen des Goethehauses verborgen liegt.

***) Was Lavater später nicht so streng scheint gethan zu haben; S. S. 64 Comment es tu avec la Escher? As tu été avec elle comme avec moi? schreibt sie am 22. Februar 1781 an den Propheten. Es ist der fast einzige ihrer der Vernichtung durch Zufall entgangenen Briefe an Lavater, der doch an Reinheit seines Wandels keinen Zweifel hätte erregen sollen.

süchtigen Begierde besudeln. Und Gott bewahre uns für einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde .... (Auch beschütze ihn der Talisman der schönen Liebe der Stein.)" Das ehrt, mein ich, Beide.

Doch wir müssen uns hier versagen, den reichen und wie gesagt, so viel als möglich, urkundlichen Mittheilungen zu folgen, mit denen der Verfasser den wirren Lebenslauf der interessanten Dame vor dem Leser ausbreitet.

Ergiebig vor Allem sind die schönen Briefquellen, die von Zürich (Lavater), Basel (Sarasin und Frau), Straßburg (Frau Schweighäuser), Neuchâtel und dem dortigen Landhäuschen Chanet, das die Branconi erwarb, fließen. Das Beste geben aber die Briefe des getreuen Erziehers des jungen Forstenburg, Matthäi, der Eschenburg's Nachfolger geworden war, an die Freunde Sarasin und Lavater. Hier haben wir eine Art wirklichen, freilich resignirten Werthers. Goethe, der den bescheidenen, unermüdeten Sachwalter des Hauses Branconi recht gut kannte, deutet das selber an. „Mir ist herzlich lieb, schreibt er 22. Oktober 1779 von der „Sirene", daß ich nicht an Matthäis Platz bin, denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehen." Ehre dem Andenken des getreuen kleinen Männleins — er starb 86jährig am 19. Juli 1830 zu Neustrelitz — der auch in den bedenklichsten Verirrungen seiner angebeteten Herrin ihre Ehre zu wahren gewußt hat gegen „all die Dreckgesichter" und „das Lumpengesindel", das die engelsgute lästere! In der That, es war schöner, in der christlichen Philosophie der frommen und ehrsamen Frau Schweighäuser die Schwachheit des Weibes im Stillen zu betrauern und sie nach wie vor mit herzlicher Freundschaft zu umfassen, „als nach der Sittenlehre der Weltleute, die jeden geoffenbarten Fehler als unverzeihlich erklärt, indessen verdeckte Laster geehrt werden" „Ich glaube, fährt sie fort, an die Wiederherstellung eines Geschöpfes, wie Branconi ist, für sie und mich... aber auch so, wie diese Branconi jetzt ist, ziehe ich sie den hiesigen honetten Damen vor, die alle ihre Vorzüge nicht haben, und auf ihren negativen Werth desto stolzer sind." Das ist eine zu allen Zeiten seltene Gesinnung, um die wir das 18. Jahrhundert wie um so manches Schöne zu beneiden haben.

Zu all diesen Zeugnissen treten jedoch eine große Reihe ihrer eigenen, in einem reizend unorthographischen Französisch geschriebenen sowie ein Paar allerliebste deutsche Briefe, die uns ein in jedem Betracht liebenswürdiges, edles, großgutes Herz offenbaren.

Die oben beklagte Sorglosigkeit in der Druckrevision bezieht sich voraus auf die Wiedergabe dieser Briefe. Es wäre eitel Pedanterie gewesen, ihre Orthographie schulmeisterlich zu bessern, z. B. as-tu für a tu zu setzen, aber ein Infinitiv surprende statt surprendre und souce für source hätte

nicht gedruckt werden sollen. S. 70 unterzeichnet sich Lavater, der wie Goethe's Vater, Johann Caspar hieß, J. H. L. Das H war also ein G (Gaspard). S. 123 ist der Brief der Frau Schweighäuser datirt „28. Oktober 1781 statt 1787." Denkbar wäre es, daß die Italienerin la bonheur gesprochen und geschrieben habe, wie ja eigentlich auch richtig wäre (vgl. à la bonne heure), ich hätte doch in [ ] hinzugefügt: sie meint le bonheur. S. 140 Z. 19 steht dont für doit [daß an anderer Stelle done und dont vertauscht wird, ist bloße orthographische Nachlässigkeit]. Auch in dem Schreiben des räthselhaften Vincent an Herrn von Branconi S. 149 steht pourrant für pouvant und ne für me. Sollte auch er, der angeblich wahrscheinlich ein französischer Offizier gewesen war, la bonheur geschrieben haben? S. 20 steht votre trés humble sete d'Branconi. Sie schreibt srt (S. 27) oder svte, d. i. servante, also war srte zu lesen. Goethe kann sie doch auch nicht wohl die Marchese genannt haben (S. 26 Z. 4). Lavater ist Helfer „an der Petri-Kirche in Zyrich" nicht „in". S. 60 Z. 11 heißt sie nach Lavater's Bezeichnung der „mißbannte Engel". Natürlich ist's ein Druckfehler für „mißkannte". Endlich, um die Liste der in einer so sorgfältigen Arbeit ärgerlichen Versehen zu schließen, hat die gefährliche Novellestin Eufemia Gräfin Ballestrem die S. 3 genannte Fabelei nicht 1783, sondern 1873 veröffentlicht.

Weimar, Anf. Sept. 1900. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Zur Theatergeschichte.

Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779—1839. Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben von Dr. Friedrich Walter. Band I, das Theater-Archiv; Band II, die Theater-Bibliothek. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1899. 486 und 489 S. gr. 8⁰.

Mit einem Gefühle, das zwischen Ehrfurcht vor unendlichem Fleiße im Dienste der historischen Wissenschaft, aber auch einem gewissen Grauen vor dem Mißverhältniß aufgewendeter jahrelanger Sorgfalt und ihres Objektes schwankt, gehe ich an die Betrachtung dieses von dem Verlage und der Dr. Haas'schen Druckerei in Mannheim prächtig ausgestatteten Werkes. Die Ideale historischer Arbeiten haben sich eben verschoben. Wir sind, möcht ich sagen, zu gewissenhaft geworden, auf Grund erlangter Einsichten einfach die Ergebnisse unserer Studien vorzutragen, und geben die erreichbaren Urkunden selber. Wir werden Gelegenheit haben, die große Bedeutung auch dieses Verfahrens gebührend anzuerkennen, wenn es uns nicht mit ganzen Archiven überschüttet, sondern nach praktischen Gesichtspunkten geordnete Regesten vorlegt. Der geschichtlichen Darstellung erschließt sich ja durch solches Zuströmen des Rohmaterials eine ganz neue Welt, und sie darf und will sie nicht ungenutzt lassen, aber man sollte ihr

doch nicht zumuthen, in dem ungeheuren Wust das Brauchbare selber erst ausfindig zu machen. Die Bescheidenheit der Hilfswissenschaften kann in eine Anmaßung umschlagen, die der Hauptwissenschaft zur Fessel und Lähmung werden muß. Erleben wir es doch, daß der sogenannte Nestor der Goethe-Philologie es bereits für gewissenlos erklärt, wenn ein ernster Forscher, wie Alfred Schöne, nicht von all seinen Kärrnerarbeiten Notiz nahm, obwohl er einräumen muß, daß dieser gewisse Ausführungen nicht zu kennen brauchte.*) Wer gewohnt ist, die Einzelbeobachtung (Empirie) stets mit der Allgemeinbetrachtung (Theorie) Hand in Hand gehen zu lassen, wie unser D. Harnack zu mahnen nicht müde wird, dem mag wohl mitunter schwindlig werden und der Athem ausgehen, wenn die papierenen Fluten der empirischen Masse ihn umtosen.

Wir pflegten als grüne Studentlein wohl die „Packesel der Philologie" zu bespötteln. Man wird freilich mit der Zeit duldsamer und dankbarer, besonders dann, wenn uns gelegentlich ein solcher mit der Bemerkung auf die Finger geklopft hatte: „Glaubst du denn, lieber Jüngling, daß ich die Paar Allgemeinheiten, die du dir nun zusammengesucht hast, nicht viel eher bemerkt habe, als du, und räumst du nicht ein, daß du sie ohne meine „Materialien" wohl schwerlich würdest gewonnen haben?"

Man erlebt denn auch wohl gelegentlich, daß ein bescheidener Archivar, der dem „Forscher" bereitwilligst und sauber geordnet seine Akten ausgebreitet hatte, zu den neuen Resultaten bedenklich das erfahrene Haupt schüttelt. Epochemachende Entdeckungen und ganz neue Gesichtspunkte sind für ihn oft genug längst erkannte Irrthümer oder doch unerweisliche Annahmen, geistreiche Hypothesen ohne Stütze. Aber er ist nicht dazu da, Meinungen und Ansichten zu haben.

Sinn aber hat alles Archivalische doch erst durch die ihm verdankten allgemeinen Folgerungen.

Der Geschichte des deutschen Theaters sind in letzter Zeit, besonders durch den strebsamen Verlag von Leopold Voß (Hamburg und Leipzig) recht erhebliche Monographien zu Nutzen geworden.**)

In vorderster Linie steht, schon wegen der engen Beziehungen zu Schiller, immer das sogenannte „National-Theater" in Mannheim, das ehemals Kurpfälzische Hof-, gegenwärtig Mannheimer Stadttheater***), die Schöpfung Dalbergs und Ifflands. Dies allein sichert dem mühseligen Werke den Antheil aller derjenigen, die in diesem Wesen ein besonders erhebliches Kulturelement glauben erblicken zu sollen, zu denen ich, offen gesagt, längst nicht mehr gehöre.

---

*) S. Ztschr. f. D. Philologie XXXII. S. 273—284, bes. S. 280.

**) Siehe die im genannten Verlage erschienenen „Theatergeschichtlichen Forschungen", herausgegeben von Berthold Leitzmann.

***) Daher ist alles Lobes werth, daß die Stadtverwaltung Walters Arbeit veranlaßte und so reich ausstatten ließ.

„Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit bewiesen“ muß es ja wohl haben, da es sich, auch ohne den früheren Zuschuß des Hofes, bis heute auf einer anständigen Durchschnittshöhe erhält.

Neben Iffland waren es vorzugsweise die Schauspieler Beil und Beck, die den ersten Ruhm rechtfertigen konnten und, was mehr bedeutet, die dramatische Produktion anregten, während man sich heute mit den approbirten „Hausdichtern“ zu behelfen weiß.

Nach fünfzehnjähriger, an Arbeit und Aerger überreicher Leitung, legte jedoch der gewandte Höfling Dalberg die Intendanz in die Hände seines Schwiegersohnes, des Freiherrn von Venningen. Das war im Juni 1803. Auch dieser vermochte den Verfall des Werkes nicht mehr aufzuhalten; die großen leitenden Gedanken waren verloren gegangen.*) Nach ihm versuchte es 1819—1821 ein Herr von Ungern-Sternberg, dann 15 Jahre lang der Graf von Luxburg (1821—1836) und im April 1839 war es mit dem Hoftheater überhaupt vorbei, die bürgerliche Periode trat ein. Mannheim ist eine wohlhabende, ja reiche Stadt, und dem ist es wohl zuzuschreiben, daß das Stadttheater noch nicht zu einer bloßen geschäftlichen Unterhaltungsbude gesunken ist. Es heißt zwar noch Hoftheater, das ist jedoch bloßer Titel, wie Hofschlächtermeister und dergleichen.

Es kann den Lesern nicht zugemuthet werden, das krause hier ausgeschüttete Archiv-Material im Einzelnen zu durchmustern. Ich hebe Einiges heraus, das allgemeineres Interesse haben mag.

Das Akten-Repertoir weist von 1788 auf (s. 1, 69) ein Promemoria des Regisseurs Rennschüb: Die Rollenfächer seien zwar besetzt, leider nicht doppelt. Dann heißt es: „Freilich müssen bei diesem Personale die Reise-Urlaubs (so) vermieden werden; — denn bey anhaltenden Urlaubs alle Jahre nebst einigen Wochenbetten dazwischen — kann keine Bühne mehr ohne [gedruckt steht als] doppeltes Personale bestehen.“ Im Jahre 1792 (s. S. 12) ward die Madame Müller bestraft „wegen ihres unsittlichen Anzugs“ in dem Stücke „Im Trüben ist gut fischen“. Was für kindliche Zeiten läßt das ahnen! — „Die Actricen haben nie ohne Handschuh zu erscheinen“ hieß eine Verordnung von 1781.

Die Schillerbiographie — und das wäre doch wohl eigentlich das lohnendste einer solchen Arbeit gewesen — geht fast leer aus, das Archiv ist nämlich früher schon durch gewissenlose Benutzer — daher Vorsicht vor Autographensammlern! — grausam geplündert worden. (Vgl. S. 20.) Der Autographensammler niederster Sorte schneidet Namen aus.

Wohl nicht bloß der Mannheimer, auch mancher andere „Genius“ ist „bekanntlich in seiner Belustigung sehr ohnbeständig.“

---

*) Unendlich viel tragischer aber war später das vergebliche Ringen des armen Immermann in Düsseldorf, woraus wir, glaube ich zu lernen hätten, daß die stehende Bühne überhaupt heillos ist, daß wir auf das griechische von Wagner erstrebte Ziel, System der Festspiele (Leiturgien) zurückgreifen sollten.



Ein bei Redlich nicht erwähnter Lessingbrief vom 3. Dezember 1776 (S. 42).

Ueber Iffland schreibt 29. April 1779 eine Baronin von Lichtenstein aus Gotha: „Ce misérable est bon acteur, mais très mauvais citoyen.“ Ende 1779 fand der große Exodus von Gotha nach Mannheim statt, damit war der Untergang des Gothaer Hoftheaters entschieden. Interessant ist auch ein Brief des Schauspielers Koch vom 6. Februar 1780 aus Dresden, der über die dortigen Greuel unter Bondini jammert, der kein Wort Deutsch versteht. Dalberg hatte bei der ewigen Unzulänglichkeit der Mittel, über die er klagt, 1779 schon 7054 Gulden aus seiner Tasche vorgeschossen, besonders um die Gothaer zu gewinnen.

Eine reiche Einnahme ergab 1794 die Zauberflöte. (1794 und 1795 28 Mal aufgeführt.)

Recht beherzigenswerth dürfte auch heute noch die Erfahrung Babo's sein, der an Dalberg schrieb: Die Maxime aber, daß jede Verwendung auf das Theater sich durch Vermehrung der Einnahme bezahle, wird sich durch hiesige [Münchener] Erfahrung nicht bestätigen.“ Unter der Intendanz des Herrn v. Luxburg waren vom 1. November 1820 bis Ende September 1821 die Schulden des Theaters auf 45005 Gulden gestiegen (um 26815 Gulden in der kurzen Zeit). Da sollte eine Theateranleihe Rath schaffen. Dabei passirte nun ein netter Schwabenstreich. Die Theaterkasse hatte nämlich, unter dem Titel „Garderobe-Anleihe“, 11000 Gulden aufgenommen, und nun fertigte die Hoftheater-Kommission die Intendanz mit dem Resolut ab: man möge sich äußern, wozu die Anleihe nöthig sei, da doch 11000 Gulden und noch 126 dazu in der Kasse seien. Es waren aber die 11000 Gulden der Garderobe-Anleihe selber.

Auch das ist charakteristisch für das damalige Mannheim, wenn auch nicht ganz der Sachlage entsprechend, was Beck im September 1802 geltend machte: „Theater und Musik sind dermahlen der einzige Aktivhandelszweig für Mannheim.“ (s. S. 151). —

Ist der erste Band für die Theaterzustände von Werth, so der zweite für Spezialstudien der abgelegeneren oder intimen Literaturgeschichte. Zwar ist das Beste wohl bereits in die Speicher eingebracht worden, aber es mag noch allerlei Nachlese zu halten sein. Sogar ungeachtet der oben erwähnten untröstlichen Eröffnung über Schiller-Urkunden.

So seien denn die Schiller-Philologen auf die Theatermanuskripte und Souffiirbücher nachdrücklichst hingewiesen, von denen hier Stück für Stück sorgfältige Nachricht gegeben wird.*)

II. S. 120 z. B. erfahren wir von der zwiefachen Bühnenbearbeitung des zuerst am 6. April 1788 aufgeführten Don Carlos, der einen in Versen, der anderen in Prosa. Die schöne Stelle von der „Gedanken-

*) S. S. 118 ff. „Die Bemerkungen über die wichtigsten Manuskripte der Theater-Bibliothek“.

freiheit", 36 Verse, 3852—3888, ward ein Opfer damaliger Theater-Censur. Hat sich was mit Gedankenfreiheit, dachte man in Mannheim, obwohl die ganze Geschichte fern im Süd, im schönen Spanien spielte.

Mit Shakespeare hatte man auf der National-Bühne zunächst kein Glück. Der Coriolan ward nur einmal (20. März 1791) gegeben, und Dalberg verzweifelte sogleich an dem großen William.

S. 128 scheint mir Böttigers Bemerkung über Schillers Theaterbearbeitung des Goethischen Egmont bemerkenswerth: „.... Noch unbefriedigender ist die zweite Zusammenkunft des Sekretärs bei Clärchen. Die dadurch veranlaßte Scene dreht sich doch nur um Wiederholungen herum und Egmont wird ein Großsprecher wie Fiesco."

Dieses Stück Schillers gab man (zuerst 11. Januar 1784) nach der Cottaschen Buchausgabe. Die Neubearbeitung Schillers für die Mannheimer Bühne hat bekanntlich Hans Zimmer (in Bellermanns Schiller, Bd. 12, 345 ff.) abgedruckt. 1891 klagte Kilian über den „geringen Eifer, welcher der Durchforschung der Theaterarchive und deren Nutzbarmachung für die Literatur- und Theatergeschichte zugewendet wird." Nun, da wird ja die Spezialforschung wohl anbeißen und eine Weile zu knabbern haben.

Goethes Götz ist erst am 11. August 1811 in Mannheim auf die Bretter gebracht worden. Das dortige Theater-Manuskript ist — nach Kilian — ein der Heidelberger Handschrift sehr wohl ebenbürtiger Text. In Karlsruhe führte man das Stück, ohne des Dichters Rechte zu wahren, nach dieser werthvollen Handschrift auf.

Erst der Hamlet nach Schröders Bearbeitung verschaffte Shakespeare dauernde Stelle auf Dalbergs Bühne; er wurde seit der ersten Aufführung (10. Oktober 1779) bis 1835 46 Mal gegeben, seit 1838 gilt die Schlegelsche Uebersetzung. *)

Das Soufflierbuch zu Schillers Jungfrau von Orleans ist dem Archiv längst entfremdet worden. Auch von Kabale und Liebe ist kein Buch mehr vorhanden.

Maria Stuart weist noch mehr Striche auf, als das Leipzig-Dresdener Theater-Manuskript. Da das Buch aber bereits zur Zeit der ersten Aufführung (22. April 1801) gedruckt vorlag, so ging der arme Schiller des elenden Honorars sogar verlustig, das er sonst hätte fordern können. Daher der Name Nationaltheater.

---

*) Heinrich IV. 1. Theil ward nach Benda, Julius Caesar nach Schlegel, früher nach Dalbergs eigener Bearbeitung der Wielandischen Uebertragung gegeben. Der Kaufmann von Venedig ward vom 7. Dezember 1783 bis 5. April 1884 nach der Dresdener Bearbeitung, König Lear nach Schröder vom 28. Juni 1780 bis 1839 20 Mal gespielt, Macbeth in Prosa, außer der Hexenscene, nach Bürger vom Juni 1788—1889 dreimal, seit 1806 nach Schlegel. Es folgen noch Othello, Richard II. und III., Romeo, Timon von Athen. Darüber sehe man im Buche selbst nach.



Schiller lieferte auch für Mannheim die Theaterbearbeitung des Lessingschen Nathan. Es ist dieselbe, die er 1801 für das Weimarische Theater gemacht hatte, doch fehlt sie jetzt in Mannheim.

Von den Piccolomini, die auch noch die zwei ersten Akte von Wallensteins Tod mit umfaßten, liegt das Berliner Dirigirbuch vor, es sei aber nicht für die Aufführung benutzt worden.

Wie es schon mit Schillers Räubern zugegangen war, ist aus der Biographie bekannt. Als „Zeit“ mußte angesetzt werden „Kaiser Maximilians“, aber die bedenklichen Worte „Reichstag zu Worms, wo das Fürstengesindel versammelt ist“, durften auch aus dem Munde eines Räubers nicht ertönen, sie verfielen dem Rothstifte Dalbergs.

Der ganze Wallenstein, die Piccolomini und Wallensteins Tod, in 6 Akte zusammengefaßt, liegt zwar in Vogels Bearbeitung vor, wurde jedoch nach derselben nicht aufgeführt. Man wartete wohl wieder die Buchausgabe ab, um sich um das Honorar zu drücken.

Dagegen erfreut es das edle deutsche Gemüth, zu erfahren, daß der arme „Lieblingsdichter der Nation“ für seinen Tell — laut Quittung — mit der Summe von 130 Gulden belohnt worden ist. Man vergleiche damit, um des ungeheuren Kulturfortschritts unseres Volkes gewahr zu werden, die Tantièmen-Abwürfe des „weißen Rößl's“!

Wer etwa sich auch aus diesem Repertorium über die beschämende Allherrschaft Kotzebues Belehrung holen möchte, der findet des Stoffes übergenug.

Wie gesagt, es konnte hier nur auf einiges Hervorragende gedeutet werden. Für die Theater- und Literaturgeschichte wird die fleißige Arbeit Walters unverloren bleiben.

Weimar, Anfang Dezember 1900. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs. Von Jacob Wassermann. Berlin, S. Fischer, Verlag 1901.

Dieses schöne Buch ist ein Emanzipationsroman. Aber die junge Renate ist himmelweit davon entfernt, zusammen mit tausend Genossinnen in Reden und Petitionen vor allem Volke für soziale Gleichstellung mit dem Manne in Staat, Gemeinde und Familie zu kämpfen. Um etwas unendlich Höheres und Feineres handelt es sich. Es ist ein ganz stiller und einsamer Leidensweg, der endlich an Abgründen vorbei zu einem Ziele und zu einer Freiheit führt. Einzig und allein von ihrer Bestimmung zur Liebe wird Renate durchs Leben getrieben und am Manne leidet sie. Darum leidet sie, weil der Mann das Weib, wo er es auch trifft, als seine Beute betrachtet. „Er soll dein Herr sein“ — als ob das Weib nicht auch zur Herrlichkeit bestimmt sein könnte! Gegen jene ausschließliche, in ihrer Einseitigkeit brutale Herrschaft des Mannes richtet sich der Kampf. Die Bestimmung des Weibes ist die

Liebe. Wenn nun das Weib in der Liebe sich hingiebt, giebt sie sich damit auch auf? Wenn sie auf ihrem Wege nach Liebe in die Irre gegangen ist, bleibt sie dann ihr Leben lang eine Verlorene und ist keine Wiedergeburt möglich? Diese Fragen stehen in dem Roman Wassermann's. Aber es ist doch wohl nicht angebracht, dieses lebensvolle Kunstwerk von so abstrakten und theoretischen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Renate ist zunächst eine ganz individuelle Persönlichkeit und erlebt ein ganz persönliches, ihr besonders eigenthümliches Schicksal. Das nun allerdings ist die große und bedeutsame Kunst des Dichters, das Persönliche und Besondere zum Allgemeinen und Menschlichen zu erweitern. Renate ist eine sehr reiche und schöne Münchener Fabrikantentochter und wird um ihres Reichthums und ihrer Schönheit willen von einem Herzog zur Gattin begehrt und ist ihm verlobt. Sie entzieht sich dem hohen Herrn Bräutigam durch die Flucht mit einem anderen, Anselm Wanderer, den sie zu lieben glaubt. Neben ihm lebt sie, nur durch die Liebe mit ihm verbunden. „Wir waren bei keinem Amt, in keiner Kirche", erklärt sie einmal einem anderen Manne gegenüber, und „sie hatte geglaubt, mit ihrer Antwort könne sie alles, was von Bewunderung und Rücksicht in irgend einem Mann der Welt verborgen sei, wachrufen." Ist das nicht wirklich ein kindlicher und reiner, ein wahrhaft frommer Glaube, wenn auch der Glaube der Welt, nicht ohne gute Gründe, anders beschaffen ist? Renate muß ihren Glauben schwer büßen. Die Liebe zwischen ihr und Anselm Wanderer ist nicht von Bestand. Ihre Bestimmung zur Liebe führt sie zu einem anderen Mann und wieder zu einem anderen; sie wird eine Beute der Männer. Ja, in einem künstlerischen Variété, in einer Art von „Ueberbrettl" giebt sie sich schließlich nackt den Blicken vieler Männer zugleich preis. Trotz seines delikaten Stoffes ist das Buch eines der schamhaftesten, decentesten, wie mit einer immer blanken, nie rostenden und fleckenden goldenen Feder geschrieben. Das nämlich ist das Wunderbare, daß Renate trotz alledem rein und keusch wirkt und es innerlich auch ist. Dieser Gegensatz zwischen dem Innenleben Renates und ihren äußerlichen Schicksalen wirkt so ungewöhnlich ergreifend. Es ist nicht eine Erniedrigung, sondern eine Lobpreisung der Frau. Denn kann es eine höhere Reinheit geben, als eine solche, die auch im tiefsten Schmutz im Grunde unbefleckt bleibt? „Die Frau hat eine Asbestseele. Sie bleibt unversehrt im Feuer des Lebens" — das ist das Thema dieses Buches. Dieses Thema ist hier in einer ganz individuellen Weise durchgeführt. Diese Individualität ist bedingt durch Persönlichkeit und Milieu, die dem Verfasser eigen sind. Wassermann lebt in Wien. Und in der That trägt die ganze Art des Buches Wiener Gepräge. In der Fülle der Gestalten, in der Tiefe des Problems und in der schlichten, von aller Manier freien Weise der Darstellung aber ragt das Werk doch über die Wiener Kunst der Peter Altenberg und Genossen unvergleichlich empor. Der Verfasser ist nur eingewanderter Wiener und von Geburt Franke, soviel ich weiß.

Sehr merkwürdig ist es aber, daß das Thema an sich, das Problem, in der modernsten Literatur mehrfach sich wiederholt, was bisher meines Wissens Niemand beachtet hat. Die Dirne, die eigentlich eine Heilige ist — darum handelt es sich doch, nackt und kahl ausgedrückt. So etwas Aehnliches nun haben wir schon im Falle der Sonja in Dostojewski's „Schuld und Sühne", und neuerdings im Falle der Maslowa in Tolstoi's „Auferstehung". Auch die Foscarina in D'Annuncio's „Feuer" gehört im gewissen Sinne hierher. Ganz ähnlich dem Schicksal der Renate aber ist das der Irene in Ibsens dramatischem Epilog. Auch sie steht nackt im Variété, den Blicken der Männer preisgegeben. Und endlich: genau wie mit Irene verhält es sich mit Maeterlincks „Schwester Beatrix". Ich glaube, daß diese Fälle eins der interessantesten psychologischen Probleme enthalten, die in der Literatur unserer Zeit aufgeworfen sind und worüber sich gar Vieles sagen ließe.

Max Lorenz.

Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte. Dargestellt von Adalbert von Hanstein, Dr. phil., Privatdozent an der Königl. Technischen Hochschule zu Hannover. Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Buchschmuck von Emil Büchner. Leipzig 1900, R. Voigtländers Verlag.

Der nahezu vierhundert Seiten starke Band ist des Lobes würdig. Mit großer Objektivität wird die Literaturgeschichte der letzten zwanzig Jahre dargestellt. Wir haben es nicht mit einem Werk zu thun, das von hoher Warte und von großen Gesichtspunkten aus in wenigen starken Zügen die Literaturentwickelung zeichnet. Der Werth des Buches liegt vielmehr in der Fülle des Thatsachenmaterials. Die zahlreichen literarischen Klubs und die verschiedenen Zeitschriften, die für „die Moderne" eintraten, werden getreulich verzeichnet. Man kann wohl auch den Vorwurf nicht ersparen, daß stellenweise gar zu viele Namen mechanisch aufgezählt werden: so z. B. werden auf Seite 336 in dreißig Zeilen etwa dreißig Lyriker angeführt. Und dergleichen Namenshäufungen kommen auch sonst noch vor. Daraus möge man aber nicht verallgemeinernd den Schluß ziehen, daß wir es nur mit einer todten Materialiensammlung zu thun haben. Der Verfasser legt sehr wohl einen inneren Zusammenhang, eine allmähliche Aufwärtsbewegung der Literaturentwickelung dar, vom Naturalismus zu einem neuen Idealismus, von der unpersönlichen Milieukunst zur Dichtung der starken Persönlichkeit, und er schließt sein Werk mit diesem seinen eigenen Standpunkt stark betonenden Wunsch: „Möchte die nächste Zukunft der deutschen Dichtung nicht von Schulen und Richtungen, sondern von einzelnen für sich dastehenden, groß und frei schaffenden Persönlichkeiten beeinflußt werden, und möchten sich diese dessen bewußt sein, daß alle echte Kunst ihre älteste Lehrmeisterin

in der Natur sieht, daß sie aber nicht bei der schülerhaft knechtischen Nachahmung stehen bleibt, sondern daß sie die aufgefundene Wahrheit mit der Schönheit der Form versöhnt, durch die Größe des selbständigen Gedankens vertieft und ihr die Weihe giebt durch die Erfüllung mit sittlicher Kraft." Ich kann nicht umhin, diese schwungvollen Sätze als die schlechtesten des ganzen Buches zu erklären. Sie enthalten doch eigentlich nur Phrasen, die sich bei näherer Prüfung Zug für Zug als falsch ergeben. Mit diesen Worten, die gewiß schon vor Jahrzehnten in einer liberalen Bourgeois-Aesthetik hätten stehen können, macht Hanstein doch eigentlich einen Strich durch die ganzen Literaturereignisse der letzten Jahrzehnte. Glaubt er denn wirklich, daß wir in den neuen Idealismus vom Naturalismus so garnichts werden übernehmen können? Ich hätte dringend ein Schlußkapitel gewünscht, in dem, wenn auch nur in aller Kürze, der Zusammenhang des bevorstehenden Idealismus mit dem Naturalismus und der Gegensatz dieses Idealismus zu dem Aufklärungs-Idealismus des Schiller'schen Zeitalters dargelegt wäre. In der Beurtheilung der einzelnen Werke und Persönlichkeiten kann ich meistentheils mit Hanstein übereinstimmen. Das trifft besonders zu, wenn er Ibsen als den „großen Idealisten" reklamirt, der mit Unrecht vom Naturalismus in Beschlag genommen worden ist. Dieselbe Unbefangenheit sollte nur auch Zola gegenüber gewahrt werden, der im Grunde gar kein Naturalist, sondern ein sozialistischer Romantiker ist. Wie kann Hanstein hier nur von „dem klaren Kopf und kühlen Herzen eines modernen Naturforschers" (S. 32) reden! Auch Dehmel wird nicht mit dem nöthigen Verständniß gewürdigt und durch ein kleines Zufallsgedicht charakterisirt (S. 332), das so gut wie garnichts von seiner Eigenart enthält. Zu Sudermann's „Johannes" schreibt Hanstein S. 304: „Wenn die Alles überstrahlende Erscheinung Jesu selbst im dritten Akte erschiene und die düstere Seele des Johannes auf die Knie niederzwänge in heiliger Verehrung vor der Gottheit der Liebe — dann wäre das Werk für die gegenwärtige Bühne zwar verloren gewesen — aber was für ein ewiges Kunstwerk hätte daraus entstehen können!" Das glaube ich denn doch nicht. Ich bezweifle überhaupt die Möglichkeit, Jesus im Kunstdrama auf die Bühne bringen zu können. Ich will auch den Grund dafür angeben. Jesus ist für die Geschlechter zweier Jahrtausende das Ideal gewesen, die Gestalt, aus deren unerschöpflicher Fülle Millionen von Menschenseelen Trost getrunken haben. Wenn nun ein Dichter — ein an ein bestimmtes Menschenleben gebannter Einzelner — diesen Jesus, der Jahrtausende überdauert hat, auf die Bühne stellte, als sein künstlerisches Geschöpf, wenn also ein Dichter sich anmaßte, Jesu Schöpfer zu sein, müßte er größer, seelisch reicher sein, als sein Geschöpf. Wo und wann wird dieser Dichter zu finden sein? — Bei den „Drei Reiherfedern" begnügt sich Hanstein mit einer sehr knappen und trockenen Inhaltsangabe, der er die Bemerkung zufügte: „Diese Geschichte . . . ist so überwiegend

epischer Natur, daß sie — trotz hübscher Charakteristik und manch hübschen Einfalls die dramatische Form nicht verträgt." (305.) Diese Charakteristik ist natürlich mehr als ungenügend. — Ausstellungen ähnlicher Art könnten noch vermehrt werden. Sie werden in jedem Falle bei einem solchen Werke sich ergeben und sollen den wirklich bedeutenden und nützlichen Gesammtwerth des Buches keineswegs herabsetzen.

Max Lorenz.

Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Im Insel-Verlag bei Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig. Weihnachten 1900.

Dehmel als Dichter von Kinderliedern — man kennt ihn als solchen und Viele rühmen ihn auf diesem Gebiete ganz besonders. Es steckt jedenfalls ein merkwürdiges Problem darin, den Dichter der „Verwandlungen der Venus" bei den Kleinen und Kleinsten zu sehen. Mit Dichtungen haben wir es ohne Zweifel in diesen Kinderliedern zu thun. Künstlerisch außerordentlich werthvoll sind auch die bunten Bilder von Kreidolf. Es ist doch wirklich eine Kalamität, was für unkünstlerische Malereien fast ausnahmslos als Kinder-Bilderbücher verkauft werden. In diesem „Fitzebutze" haben wir also in Poesie und Bildern ein Kunstwerk. Daß es auch ein Kunstwerk für Kinder ist — etwa für Kinder von 5 bis 7 Jahren berechnet — möchte ich wohl annehmen, aber aus Mangel an Erfahrung nicht schlankweg behaupten. Als Versuch, auch in Kinderbücher Kunst zu setzen, ist es geradezu eine Erlösung. Berufene, Pädagogen mögen das Buch prüfen und entscheiden. Ich erachte es in diesem Falle nur für meine Pflicht, darauf hinzuweisen. Der Preis beträgt nur 3 Mark.

Max Lorenz.

Detlev von Liliencron: Ausgewählte Gedichte. Dritte Auflage. Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig 1900.

Nach Allem, was ich über Liliencron's Lyrik in den Jahrbüchern schon früher ausgeführt habe, habe ich zu diesen „ausgewählten Gedichten" nichts mehr zu bemerken. Der Band enthält eine Zusammenstellung der besten Gedichte des Dichters, also das Kostbarste zeitgenössischer Lyrik überhaupt.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Michael Kramer. Drama in vier Akten von Gerhart Hauptmann.

Königliches Schauspielhaus: Agnes Bernauer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel.

Akademischer Verein für Kunst und Literatur: Orestie des Aeschylos.

Berliner Theater: Frauenherrschaft. Lustspiel in vier Aufzügen nach Aristophanes „Ekklesiazusen" und „Lysistrate." Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Adolf Wilbrandt.

Schiller-Theater: Ephraims Breite. Schauspiel in fünf Akten von Carl Hauptmann.

Lessing-Theater: Wie die Blätter ... Schauspiel in vier Aufzügen von Giuseppe Giacosa. — Die Mission. Schauspiel in vier Akten von Felix Philippi.

Secessions-Bühne: Königssöhne. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Helge Rode. — Der Leibalte. Komödie in drei Akten von Lothar Schmidt.

Das äußere Geschehniß in Gerhart Hauptmann's neuem Drama ist so unbedeutend und gewöhnlich, wie möglich. Der Maler Michael Kramer, Lehrer an einer königlichen Kunstschule, hat einen Sohn Arnold. Dieser Arnold ist zwar für die Malerei in höchstem Maße begabt, aber er nutzt sein Genie nicht im Mindesten aus. Er ist ein Lotterbube, arbeitsscheu, verlogen, feige, ehrlos. Es ist kein gutes Haar an ihm. Er läßt sich, von thierischer Gier gestachelt, mit einem Kneipenmädchen ein, geräth in Zank mit andern Verehrern des Fräuleins und zieht dabei die Pistole, die er nach der Art einer gewissen Sorte von halbwüchsigen dummen Jungen mit Vorliebe bei sich trägt. Diese Pistole wird ihm natürlich von den Anderen entwunden und da stürzt er in feiger und sinnloser Angst vor den polizeilichen Folgen, von den anderen Gästen gehetzt, aus dem Lokal und ertränkt sich. Das ist Alles von Geschehniß und wird uns in drei Akten auseinandergesetzt. Es folgt darauf ein vierter Akt, in dem

der Vater Michael vor der Leiche seines Sohnes Arnold eine Todtenklage anstimmt und wider alles Erwarten erscheint hier der todte Sohn dem lebenden Vater als ein Genie und Märtyrer, dem Beethoven und Christus als ebenbürtig zur Seite gesetzt werden dürfen.

Wie ist das möglich? Was für ein Sinn kann darin verborgen sein?

Um den Kern und das Problem dieses Dramas zu verstehen, müssen wir den Schluß als Anfangspunkt nehmen und von der Voraussetzung ausgehen, daß Arnold wirklich ein Genie ist. Sein Vater betont es wiederholt, daß er einen bewundernswerthen Malerblick habe. Das Wesen des Genies beruht im tiefsten Grunde auf der Objektivität des Geistes, auf der Fähigkeit, ohne persönliches Interesse den einzelnen Erscheinungen auf den Grund sehen zu können. Das Genie ist Weltseele. Es ist aber keinem Menschen vergönnt, als Weltseele unbehindert über diese Erde zu wandeln. Auch das Genie ist andererseits Individuum, sinnliches Einzelwesen, das als solches an den Lüsten und Leiden der Menschen Theil hat. In diesem ständigen Ringen zwischen Gottmensch und Thiermensch besteht die Tragik des Genies. Es kommt nun darauf an, einen Ausgleich für jene kämpfenden Mächte zu finden, und dieser Ausgleich kann — wie etwa die Fälle Goethe und Schopenhauer beweisen — auf sehr verschiedene und entgegengesetzte Art gefunden werden. Er kann aber in gewissen Fällen und unter besonderen schwierigen Umständen auch unmöglich sein. Das trifft auf Arnold Kramer zu. Der besondere Umstand ist hier der, daß Arnold stark verwachsen und abschreckend häßlich ist. Das hat er vom Vater geerbt, der durch „zu hohe Schultern" entstellt ist. Der geniale Maler Arnold Kramer muß sich so in aller Objektivität und jenseits jeder Selbsttäuschung gestehen, daß das Individuum Arnold Kramer, wie es sich den Mitmenschen präsentirt, ein Scheusal ist. Die Mitmenschen, die in überwiegendster Mehrzahl bekanntlich an Zartgefühl so gut wie Alles zu wünschen übrig lassen, haben für den Entstellten nur Spott und bestenfalls übel angebrachtes Mitleid jener Sorte, das nur ein besonders scharf zugespitzter Ausdruck von Schadenfreude ist. So kommt denn Arnold nach allen Regeln der Logik und Psychologik dazu, in sich und seinen Mitmenschen nur Karrikaturen und Fratzen zu sehen. Auch der engste Kreis seiner Mitmenschen, seine Familie, ist nicht im Stande, den Gott — sozusagen — in Arnold's Seele zu entfesseln. Die Mutter ist eine vollkommen unbedeutende Alltagserscheinung. Der Vater ist als Maler nur ein Talent, als Charakter allerdings ein Genie mit einem gewaltigen Zug zum Ethischen, aber doch auch mit einer Schulmeisterneigung zum Moralischen und Pädagogischen. Nun wird aber ein Genie gerade eine „Moralpauke" am allerwenigsten vertragen können. In Michael und Arnold Kramer gerathen das moralische und das ästhetische Genie an einander, und dieser Konflikt muß endigen mit der Flucht des ästhetischen Genies. Denn an Aktionskraft ist das

moralische Genie natürlich dem ästhetischen unendlich überlegen. Das Wesen des moralischen Genies beruht ja auf dem ununterbrochenen guten Handeln: das Wesen des ästhetischen Genies aber ist — im Gegentheil — *thatenloses Schauen.* Ein Fall, wie der Arnold's, braucht keineswegs mit unabänderlicher, zwingendster Naturnothwendigkeit den Verlauf zu nehmen, den Hauptmann in seiner Dichtung vorführt. Trotz widerlichster Umstände und bei aller abschreckenden Buckligkeit — gerade deswegen — könnte eine Erhebung der Seele über alles Irdische und Zufällige stattfinden. Michael weist auf solch einen Fall hin, indem er Beethoven nennt und fragt: „War der etwa schön?“ Aber der Fall Arnold's liegt eben anders. Die Häßlichkeit geht mit der Sinnlichkeit einen Bund ein, und die Beiden vereinigt geben schließlich dem ganzen Menschen das Gepräge.

Zu beachten aber und keinen Augenblick aus den Augen zu lassen ist, daß wir es doch immer mit dem tragischen Fall eines Genies zu thun haben. Das Unglück Arnold's stammt im letzten Grunde aus dem Genialen. Nur so kann das Gefühl des Ekels sich und den Andern gegenüber bis zu der Ungeheuerlichkeit steigern, daß ihm an seiner vollkommensten Verkommenheit gar nichts mehr gelegen ist, ja, daß er sie geradezu mit der Wollust des ästhetischen Interesses wahrnimmt. Er bespiegelt sich in seiner Häßlichkeit und hat gar Freude — ästhetische Freude — an der Uebereinstimmung seines äußeren und inneren Menschen. Wäre Arnold nur ein mittelmäßig begabtes Talent, so hätte er Vergnügen an dem äußeren Erfolg seiner Malereien und das bischen Buckligkeit würde ihn wenig berühren. Aber einerseits, dem tiefsten und wahrsten Wesen nach zum Höchsten bestimmt zu sein und andererseits in dieser wirklichen Welt sich als ein bis zur Komik häßliches Thier zu präsentiren — über diesen Gegensatz kann er nicht hinweg, und er entflieht ihm, indem er sich ganz in die Welt des Thierischen flüchtet.

Warum in Kramer's Sohn der Hang zum Sinnlichen und Thierischen überwiegt, dafür hat Hauptmann einen außerhalb Arnold's liegenden objektiven Grund beigebracht. Dieser Grund ist die Mutter. Im Stück lernen wir sie als eine beschränkte, vollkommen in ihren kleinlichen Wirthschaftssorgen aufgehende Frau kennen. Für die Kunst und Persönlichkeit ihres Mannes hat sie gar kein Verständniß, so daß er sich mehr und mehr von ihr zurückgezogen hat und nur noch eine rein äußere Gemeinschaft zwischen den Ehegatten besteht. In ihrer Jugend ist sie aber ein hübsches, sinnlich schönes, frisches Mädchen gewesen, das der Maler Michael aus sinnlicher Liebe geheirathet hat. Ein Schüler des alten Kramer, Ernst Lachmann, hat ebenfalls eine nur der Sinnenlust zugängliche Frau genommen. Und Arnold entbrennt auch in wüster Leidenschaft zu einer Gastwirthstochter, die — bei äußerer und bürgerlicher Ehrbarkeit — in Wahrheit doch nichts als ein munteres Dirnchen ist. In voller Absicht ist

sicherlich diese Verbindung zwischen Genie und Sinnlichkeit vom Dichter dreifach durchgeführt. Arnold ergeht es am schlechtesten bei diesem Bunde. Sein Geschick erfüllt sich in dem Wirthshaus, in dem Lieschen Baensch mit den Gästen ihres Vaters Freundlichkeiten austauscht.

Die hier spielenden Scenen machen den dritten Akt aus. Dieser Akt ist allgemein verurtheilt und des Dichters unwürdig gefunden worden. Bei der Darstellung hinterließ er in der That einen geradezu peinlichen Eindruck. Und doch ist er dem vom Dichter gemeinten Sinne nach der bedeutendste des Stückes, was allerdings erst bei der Lektüre durch sorgsames Nachdenken begründet werden kann. Im Mittelpunkt als anziehende Kraft steht Lieschen, lustig und unbesorgt wie ein Fisch im Wasser. Um sie gruppiren sich die Stammgäste. Die sind im bürgerlichen Leben und in ihrer eigenen Selbsteinschätzung sehr achtbare und ehrenwerthe jüngere Herren: ein Assessor, ein Baumeister, ein Dritter, bei dem der Adel den Titel ersetzt, und ein Vierter noch, der den Vorzug hat, als Lieschens „Bräutigam" zu figuriren. Mit diesen Gästen konkurrirt Arnold um des Mädchens Gunst Er, häßlich und arm, ist für die Andern natürlich nur ein Gegenstand rohesten Spottes. Das ficht ihn aber wenig an und er weiß sich auf seine Art zu rächen. Er zeichnet in sein Skizzenbuch Karrikaturen der Gäste, die — nach einer späteren Bemerkung seines Vaters zu urtheilen — einen ganz außerordentlich tief eindringenden Blick verrathen. Um Lieschen und um diese Karrikaturen erhebt sich gewöhnlich ein widerlicher Streit zwischen Arnold und den Anderen.

Nun trifft es sich, daß einmal Ernst Lachmann und Michaline ebenfalls in diesem Wirthshaus zusammentreffen. Michaline ist die nicht mehr jugendliche Schwester Arnold's und ebenfalls Malerin. Sie ist das Gegenbild des Bruders und das Abbild des Vaters, mit großem Charakter und geringerem Talent begabt. Zwischen dem unglücklich verheiratheten Lachmann und der garnicht verheiratheten Michaline besteht eine überaus reine Seelengemeinschaft. In dem Wirthshause nun entspinnt sich zwischen ihnen ein weihe- und wehmuthvolles Gespräch über das Thema Kunst und Leben, Hoffnung und Erfüllung. Zugleich aber vernimmt man aus dem Nebenzimmer die gemeinen Redensarten und rohen Späße der trunkenen Stammgäste. So berührt sich Hohes und Niederes, Schönheit und Fratzenhaftigkeit, Gottmenschliches und Thiermenschliches. Dieser Gegensatz soll an sich schon eine tragische Stimmung erzeugen. Schließlich gehen die Redensarten der Stammgäste in Zank über, der wieder wie gewöhnlich zwischen ihnen und Arnold ausgebrochen ist. Von Arnold's Anwesenheit im Nebenzimmer wissen Lachmann und Michaline nichts und erfahren sie erst, als er — nachdem er die Pistole gezogen hat — von seinen Feinden gehetzt durchs Zimmer auf die Straße stürzt. Man fasse dieses Bild nur richtig auf und verstehe die Absicht des Dichters: als Zuschauer stehen da

die hoch und rein gestimmten Künstlermenschen Michaline und Lachmann: an ihnen vorüber stürzen, wie wilde Thiere in gräßlicher Fratzenhaftigkeit, Arnold und seine Verfolger. In dieser Scene liegt ein Symbol für den Irrsinn und die Tollheit des Lebens. Wir — ebenso wie Lachmann und Michaline — müssen uns verwundert fragen: Sind diese Tollen wirklich Menschen? Und wir müssen uns sagen: Ja gewiß, das sind Menschen, so sind die Menschen in der Masse, wir kennen tausend Exemplare dieser Art.

Arnold ertränkt sich. Damit stirbt er als individuelle Einzelerscheinung und als Sinnenmensch. Auf den Zügen der Leiche liegt nur noch Reinheit, Hoheit, Göttlichkeit. Das erkennt jetzt der alte Kramer und demgemäß preist er in der Leichenrede des vierten Aktes das Genie des Sohnes. —

Daß wir es in Hauptmann's neuestem Drama mit einem tief empfundenen und geistvoll gedachten Werk zu thun haben, läßt sich nicht bestreiten. Was der Dichter wollte, ist groß und schön. Und die Kritik hat die Pflicht, dieses Wollen zunächst einmal zu begreifen und begreiflich zu machen. Aber die Kritik hat nun auch weiter die Pflicht festzustellen, daß das Können diesmal sehr weit hinter dem Wollen zurückgeblieben ist. Ich sagte schon am Anfang, daß man mit dem Schluß des Dramas die Betrachtung beginnen und Michael Kramer's Ausführung einfach als wahr hinnehmen muß: Arnold ist eigentlich ein Genie. Das müßten wir aber doch von vornherein dem jungen Kramer anmerken. Für den Dichter bestand die Aufgabe, uns das verkommene Genie Zug für Zug eindringlich und deutlich vor Augen zu stellen. Wir sehen aber in Wirklichkeit nur den Lotterbuben, an dem kein gutes Haar ist. Erst zum Schluß sagen wir: ach, so war das gemeint; dann wollen wir doch nur Alles unter ganz anderem Gesichtspunkt betrachten. In Arnold hat den Dichter seine Gestaltungskraft verlassen und damit hat er bewiesen, daß es ihm wirklich nicht vergönnt ist, komplizirten seelischen Problemen künstlerischen Ausdruck zu geben. Auch Lachmann und Michaline sind nur schattenhaft gerathen, und selbst auch der alte Michael Kramer, trotz seiner großen Todtenklage. Es haben sich wirklich Leute gefunden, die aus dieser Todtenklage unendlich viel Geist haben verspüren können. Aber den Beweis sind sie schuldig geblieben. Man prüfe genau diese Rede, Satz für Satz, und man versuche, den geistigen Gehalt zu klarem Ausdruck zu bringen: es wird nicht möglich sein. Einer oder der andere Satz trifft wohl ein wenig unser Gefühl. Im großen Ganzen aber reiht sich Trivialität an Trivialität, oder es fehlt überhaupt der Sinn. Es ist schon erwähnt, daß der dritte Akt bei der Aufführung einen nur peinlichen Eindruck hinterließ. Das kommt daher, daß der beabsichtigte Gegensatz zwischen den beiden Gruppen Lachmann und Michaline auf der einen Seite und den Stammgästen mit Arnold und Lieschen auf der anderen garnicht zu scharfem und deutlichem Ausdruck gelangte. Michaline und Lachmann sollen den Eindruck hoher Idealität und reinster Geistigkeit machen; was sie aber

thatsächlich sagen, ist recht unbedeutend. So erzielen sie gar keine Wirkung. Die beabsichtigte Wirkung der anderen Gruppe dagegen gelingt meisterhaft, und so wirkt diese häßliche Seite allein ohne jedes Gegengewicht. — Wollte man in Anbetracht solcher Mängel sagen, Hauptmann ist ohne Geist, so thäte man ihm dennoch Unrecht. Er ist sicherlich geistvoll in des Wortes eigentlichster Bedeutung, aber dieser Geist ist gefesselt und er vermag ihm nicht in Worten klaren Ausdruck zu geben. In Hauptmann steckt noch immer der Bildhauer, der er ursprünglich auch werden wollte. Seine Stärke liegt in der Fähigkeit, etwas zu sinnlicher Anschaulichkeit zu bringen. Einen rein psychologischen Vorgang oder ein ideelles Problem in Menschengestalt hineinzutragen, mit Blut zu erfüllen, mit Fleisch zu umkleiden und ihm künstlerische Realität zu verleihen, — das ist ihm nicht gegeben, bis jetzt wenigstens. — Die Aufführung im Deutschen Theater litt ersichtlich unter der Unzulänglichkeit des Werkes. Ich glaube, daß Herr Reinhardt aus dem Michael Kramer machte, was zu machen war. Dasselbe gilt von dem Arnold des Herrn Kayßler. Herr Sauer als Lachmann und ganz besonders Fräulein Dumont als Michaline kämpften schwer und vergeblich gegen die graue Schattenhaftigkeit ihrer Rollen. Die anderen Personen des Stücks — Lieschen und ihre Stammgäste — gelangten vorzüglich zur Darstellung.

* * *

Hebbels „Agnes Bernauer“ ist die Tragödie der Schönheit. „Längst hatte ich die Idee“ — sagt er selber — „auch die Schönheit einmal von der tragischen, den Untergang durch sich selbst bedingenden Seite darzustellen, und die Agnes Bernauer ist dazu wie gefunden.“ Diese Agnes, der „Engel von Augsburg“ ist vollendet schön an Leib und Seele. Sie ist ohne Fehl. Es darf ihr auch — im Sinne Hebbels — nicht etwa als Schuld angerechnet werden, daß sie die Gemahlin Albrechts wird und sich so, als Bürgermädchen, „überhebt“. Sie begeht keine Schuld durch irgend etwas, das sie thut, sondern sie steht in „Urschuld“, weil sie ist, weil sie so unendlich schön und gut ist. Dieser Schönheit kann Niemand widerstehen. Mit dieser Schönheit fällt ihr zu, muß ihr zufallen, ein Herzogssohn, und damit greift ihre Schönheit in ein anderes Gebiet ein, in das Leben des Staates. Hebbels konservativem Standpunkt, der auch der richtige ist, entspricht es, in diesem Konflikt zwischen Staat und Individuum letzteres untergehen zu lassen. Denn das Wohl einer Gesammtheit geht über das des Einzelnen. „Sie hat die Ordnung der Welt gestört“ — das ist das todeswürdige Verbrechen dieser „modernen Antigone“, wie Hebbel seine Heldin selber bezeichnet. Und so muß sie — schuldlos und doch schuldig — den Tod erleiden. Ueber das Berechtigte in Hebbel's Anschauung vom Tragischen habe ich mich schon früher, gelegentlich der Aufführung von „Herodes und Mariamne“ ausgesprochen. —

Die Aufführung im Schauspielhause war, was den äußeren Rahmen betrifft, sehr prächtig und wirkungsvoll. Frl. Wachner als Agnes spielte mit großer Routine. Den hinreißenden Zauber der Schönheit jedoch vermochte sie nicht zu entfalten.

* * *

In dieser Saison haben in Spreeathen den größten Erfolg auf dem Theater zwei Gäste aus dem Alterthum davongetragen: Aeschylos und Aristophanes. Diese Aufführungen waren von keinem wissenschaftlichen Interesse historischer oder philologischer Art veranlaßt. Darauf kam es vielmehr an zu erproben: wie wirken diese alten Werke ganz unmittelbar auf unser Herz? Geht überhaupt noch eine elementare Wirkung von ihnen aus?

Was zunächst die „Orestie“ betrifft, so ist die Frage recht schwer zu beantworten. Es spielt natürlich die uns anerzogene und innewohnende Ehrfurcht vor dem Klassiker eine große Rolle mit. Wir sind von vornherein bereit, alles im günstigsten Licht zu sehen. Dürfen wir nun einmal die Ehrfurcht — so gut es geht — bei Seite lassen, so möchte ich dies feststellen: eine unmittelbare Wirkung erzielt das Werk des Aeschylos nicht; im Innersten erschüttert sind wir nicht; ja, noch mehr: wir kommen überhaupt nicht zu einer einheitlichen tragischen Stimmung. Wir stehen vor etwas Fremdem in inhaltlicher wie in formaler Beziehung. Nach anderer Seite hin aber ist doch eine sehr große mittelbare Wirkung zu verspüren. Wir haben nämlich das bestimmte Gefühl: das ist Größe, Größe der menschlichen Persönlichkeit, der dichterischen Kraft und der Weltanschauung. Wir stellen ganz unwillkürlich unsere modernen Werke des Naturalismus und Mysticismus zum Vergleich und fühlen dabei mit vollkommenster Deutlichkeit: wie klein und schwach ist das. Aus diesem Gefühl heraus steigt der Wunsch: könnten wir doch auch in der Kunst unserer Zeit uns zu solcher Höhe erheben, wie es den Griechen vergönnt war! Und es durchzittert uns eine Ahnung: das müßte möglich sein. Eine Aufführung der „Orestie“ zeigt uns deutlich, was Größe ist, weckt in uns den Zug zur Größe und stärkt die Neigung, nach dem Großen und Hohen mit aller Kraft der Seele zu ringen. So vermag denn in der That ein Werk wie die „Orestie“ mittelbar unsere moderne Literaturentwicklung zu fördern. Das ist der garnicht hoch genug anzuschlagende Nutzen solcher Aufführungen.

Unmittelbarer wirkt das Werk des Aristophanes. Das liegt daran, daß schließlich doch das Ganze auf das sexuelle Gebiet hinübergespielt wird. Bekanntlich verändern sich die Menschen im Kopf am meisten und anderswo viel weniger. Die Anschauungen wechseln, die Triebe dauern. So steht denn Aristophanes dem Verständniß der Masse näher, als Aeschylus. Davon abgesehen, wirkt der Komödiendichter ganz ähnlich anregend, wie der Tragiker. Wir sehen das Spiel eines souveränen Geistes voll Kraft und Beweglichkeit und das erweckt in uns die Sehnsucht nach einem, der mit königlicher

Kraft und göttlicher Laune unserer Zeit den Spiegel vorhielte. Wilbrand verdient für seine Bearbeitung und Uebersetzung viel Lob und mit ihm Paul Lindau für die gelungene Inscenirung. Frau Prasch ist als Lysistrate lobend hervorzuheben. — In der Tragödie des Aeschylus steht an erster Stelle die Klytaimnestra des Frl. Dumont und der Agamemnon des Herrn Krausneck. Herrn Kayßler, dem trefflichen Arnold in Hauptmanns Stück, liegt der Orestes garnicht und die Kassandra kann ich mir noch königlicher, erhabener und reiner denken, als sie Frau Bertens darzustellen vermochte.

* * *

Ueber die folgenden Stücke läßt sich mit wenigen Worten hinweggehen. Carl Hauptmann wirkt am besten, solange er in den Spuren seines Bruders Gerhart wandelt und genau Beobachtetes treu wiedergiebt. Verdorben hat er sich sein Werk dadurch, daß er den Naturalismus mit schlechtester Theaterromantik mischte. Alles in Allem dürfte Carl Hauptmann mehr infolge literarischer Anregung von außen her als aus unmittelbarer, angeborener Befähigung zum Dichter geworden sein. — Giacosa's Schauspiel „Wie die Blätter . . .“ bewegt sich genau auf der Linie, wo Kunst und Mache aneinandergrenzen und hat — gerade deswegen vielleicht — dem Publikum sehr gefallen. Philippi's Mission ist so sehr Sensationsmache — ein dramatisirter Fall Dreyfuß —, daß jedes Wort darüber zuviel ist. — Der junge Däne Helge Rode verräth in seinen „Königsjöhnen“ den Hang zu Problemen, hat aber keine Spur von Gestaltungskraft, und Lothar Schmidt's Komödie „Der Leibalte“ ist eine gelungene Talentprobe, die von dem Autor noch Gutes erwarten läßt.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Präsident Krüger, die auswärtige Politik und die öffentliche Meinung in Deutschland.

Lange ist das deutsche Volk nicht in einem so starken moralischen Zwiespalt mit dem Kaiser und seiner Regierung gewesen, wie bei der Ablehnung des Besuchs des Präsidenten Krüger. Sehen wir freilich näher zu, so ist dieser Zwiespalt nur der akute Ausbruch eines chronischen Zustandes: Regierungshandlungen, wie kaiserliche Reden erfreuen sich seit Langem nur selten des öffentlichen Beifalls, rufen vielmehr in den bei weitem meisten Fällen den entschiedenen, oft sehr heftigen Widerspruch der öffentlichen Meinung hervor. Ganz recht — seufzt mancher Patriot, seit der Entlassung Bismarcks — — — aber es ist die Illusion von der „guten, alten Zeit", die hier mitspricht: lesen wir die historischen Aktenstücke, so finden wir, daß dieser Zwiespalt auch noch in die Zeit Bismarcks hineinreicht. In der Verklärung, in der heute die Gestalt und die Epoche Bismarcks vor unseren Augen steht — und wie wundervoll ist soeben die Erinnerung an ihn belebt und vertieft worden durch die Herausgabe der Briefe an seine Frau, die in diesem Jahr auf jedem deutschen Weihnachtstisch gelegen haben und in diesen Weihnachtsferien in jedem deutschen Hause gelesen werden — diese verklärende Erinnerung läßt es uns fast unmöglich erscheinen und doch ist es so gewesen, daß selbst die nur zu getreue „Kölnische Zeitung" ihm auf der Höhe seines Ansehens (1888) einmal wüthend zurief: Das deutsche Volk wolle nicht mit Frankreich vor Rußland ein „Wettkriechen" veranstalten.

Schon einige Jahre vorher, im Herbst 1886, war die öffentliche Meinung empört, daß die deutsche Regierung mit verschränkten Armen der Vertreibung des Fürsten Alexander von Bulgarien aus seinem Lande zusah. Ganz wie heute war die Opposition so stark, daß die Sozialdemokratie glaubte, von der Stimmung profitiren zu können und im Reichstag wegen „der großen Beunruhigung, welche im deutschen Volk hervorgerufen sei", eine Interpellation ankündigte. Fürst Alexander erschien als der tapfere deutsche Mann, den man der fremden Vergewaltigung schnöde und muthlos überlasse. Die „Kreuz-Zeitung" hat den guten Einfall gehabt, in einer ihrer vorzüglichen Wochenübersichten über die aus-

wärtige Politik einige Zeitungsstimmen aus jener Zeit zusammenzustellen. Man braucht nur statt „Alexander“ „Krüger“, statt „Bulgarien“ „Transvaal“ und statt „England“ „Rußland“ einzusetzen, so hat man den Zeitungsartikel von gestern. „Weicht man vor Rußland zurück“, so hieß es damals, „weil man im jetzigen Moment keinen Krieg will oder keinen führen kann, so mögen die Offiziösen es sagen. Zum Mindesten aber mögen sie schweigen und nicht unser Volk verwirren und an Allem irre machen, was ihm lieb ist.“ Oder „wenn die Unterwerfung unter den Willen des Zaren den Weltfrieden bedeutet, so mag das richtig sein, aber es giebt eine Grenze, wo die Unterwerfung aufhören muß.“ Oder „wir ... glauben ... daß die männliche Energie, die sich in dem Battenberger verkörpert und die flammende Entrüstung, welche sich dank einem ränkevollen Spiel des ganzen deutschen Volkes bemächtigt hat, den moralischen und thatsächlichen Sieg über alle Wenns und Abers der hohen Politik davon tragen wird ... Wenn Deutschland in der Weltpolitik auf diese bescheidene Stellung sich beschränken wollte, dann hätte das deutsche Volk sich die Ströme von Schweiß und Blut sparen können, welche dazu gehörten, um das Deutsche Reich zu gründen.“

Wenn nun heute Niemand mehr daran zweifelt, daß Fürst Bismarck einst Recht daran that, sich nicht in die bulgarischen Händel zu mischen und selbst eine fast demüthig erscheinende Haltung vor Rußland nicht zu scheuen, so ist damit ganz gewiß noch nicht gesagt, daß nun auch der heutige Reichskanzler in dem analogen Fall von England und Transvaal nothwendig Recht hat, aber soviel dürfen wir doch dieser Erinnerung entnehmen, daß auch das stärkste moralische Aufschäumen keinerlei Bürgschaft giebt für die Richtigkeit der gestellten politischen Forderung, daß vielmehr die kühle Ueberlegung des politischen Verstandes das letzte Wort behalten muß. Gewiß ist der Begriff der nationalen Ehre kein leerer Schall, aber man soll mit diesem Wort sparsam umgehen. Die Kriege unter den Völkern würden kein Ende nehmen, wenn jedes Zurückweichen immer gleich als Ehrverletzung aufgefaßt werden müßte.

Im vorliegenden Falle ist es nun freilich für uns leichter als für Andere, die scheinbare nationale Demüthigung, die in dem Nichtempfang des alten Herrn England zu Liebe liegt, zu ertragen, da wir von Anfang an dem Transvaal-Konflikt gegenüber eine kühle, unbefangene Haltung bewahrt haben. Wir haben keinen Augenblick der wunderlichen Täuschung gehuldigt, die in den Buren unsere Blutsverwandten sieht und deshalb eine deutsche Pflicht darin erkennt, für sie in die Bresche zu treten. Mag, wenn man die verschiedenen Mischungs-Elemente sondert und gegen einander aufrechnet, das burische Volk uns zuletzt auch um einen Grad näher stehen als das englische, so hätte das doch nur dann einen Werth, wenn auf Grund dieser Verwandtschaft eine dauernde wechselseitige Sympathie obwaltete. Das ist aber, und es ist wirklich an der Zeit, es einmal stark zu

Glückwunsch-Telegramm des Kaisers vor fünf Jahren bezüglich Jameson's, so könnte daraus vielleicht eine gewisse moralische Verbindlichkeit Deutschlands abgeleitet werden, insofern es in den Buren gewisse Hoffnungen auf Beistand erweckte. Da ihnen aber hinterher und ehe es zum Kriege kam, als es noch Zeit war, auf das Allerbestimmteste gesagt worden ist, daß sie in keiner Weise auf Deutschland rechnen dürften, so hatten wir auch keinerlei Verbindlichkeit gegen sie und es steht unsern Alldeutschen, die sich auf ihren Patriotismus soviel zu Gute thun, wahrlich schlecht an, das eigene Vaterland mit einer so ungerechten Beschuldigung zu beladen. Das einzig Wahre daran ist, daß Deutschland sein eigenes Interesse an der Unabhängigkeit von Transvaal, wie es der Staatssekretär von Marschall einst im Reichstage dargelegt, nunmehr aufgegeben und wenn man will, im Stiche gelassen hat. Weshalb haben wir das gethan?

Es giebt Leute, die es sich garnicht anders vorstellen können, als daß der Kaiser es seiner hohen Großmutter, der Königin Viktoria zu Liebe, gethan habe. Wir unsererseits fragen: was sollte Deutschland denn thun? Angenommen die große kontinentale Allianz gegen England wäre überhaupt ein wünschenswerthes Ziel, so ist doch sicher, daß sie nicht zu haben war, ja es ist sogar sicher, daß Deutschland mit dem ersten Schritt in dieser Richtung eine englisch-französische Allianz gegen sich selber in Bewegung setzte. Der Reichskanzler Graf Bülow hat das mit aller Deutlichkeit im Reichstag zum Ausdruck gebracht. Wenn Jemand Schuld daran hat, daß dem so ist, und daß wir vor solcher Möglichkeit zurückweichen müssen, so ist das Niemand anders als das deutsche Volk selber. Es ist wohl an der Zeit, auch das einmal mit aller Energie auszusprechen. Jetzt dauert es noch vier Jahre bis wir mit einer einigermaßen anständigen Flotte auf dem Weltmeere erscheinen können; weshalb haben wir nicht fünf Jahre früher angefangen sie zu bauen? In dem letzten Jahrzehnt Kaiser Wilhelm's I. ist so gut wie nichts für den Schiffsbau geschehen; als Kaiser Wilhelm II. 1888 den Thron bestieg, hatte er zweifellos den bestimmten Plan im Kopf, das Deutsche Reich zu einer Seemacht zu machen. Weshalb sind so viele Jahre vergangen bis der Plan endlich ernsthaft und im großen Stil zur Ausführung gelangte? An dem Kaiser hat es nicht gelegen, sondern allein an der Verständnißlosigkeit, mit der die Idee der Seegewalt im Volke zu kämpfen hatte. Heute müssen wir die Folgen der Verspätung tragen.

Deutschland hat, das dürfen wir uns keinen Augenblick verhehlen und darin hat der Volksinstinkt ganz recht, eine schwere Einbuße erlitten, indem die Buren-Republiken aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen wurden. So wie die Dinge aber jetzt liegen, können wir nur wünschen, daß die Buren sich möglichst bald in ihre Lage finden und neuen Lebensmuth für eine neue Burenpolitik gewinnen. Vielleicht wird ihr Schicksal einmal vergleichbar dem der Sachsen, die Karl der Große mit der äußersten



Gewalt in den romanisch-fränkischen Reichsverband hineinzwang und die wenige Generationen darauf aus den Trümmern des Karolingischen Reiches das neue Deutsche Reich hervorgehen ließen. Der Herzog Wittekind hat zuletzt doch keinen schlechten Namen in der deutschen Geschichte, wenn er so lange als möglich für die nationale Freiheit fechtend, sich doch endlich dem unvermeidlichen Schicksal unterwarf. Mögen das Zukunftsträume sein, für den Augenblick ist es thatsächlich — so wenig das einem braven alldeutschen Gemüth auch eingehen mag — ein deutsches Interesse, daß England seine Kräfte in Süd-Afrika frei bekomme um sie für China verfügbar zu haben. Denn in China steht einmal das deutsche und englische Interesse zusammen gegen das russische. Das ist der öffentlichen Meinung ganz unverständlich, da doch erst vor wenigen Jahren Deutschland, Rußland und Frankreich dort zusammen gegen England operirt haben. Weshalb dieser Stellungswechsel? Etwa weil der deutsche Kaiser damals seine Großmutter noch nicht so sehr liebte wie heute? Mir scheint klar, daß weniger die Gesinnung als die Lage sich verändert hat. Ist die Politik ein ewig unveränderliches Dogmensystem? Im Jahre 1895 mußte Deutschland in China überhaupt erst entsprechend den anderen Mächten Fuß fassen: heute wo seine Gleichberechtigung anerkannt ist, ist die deutsche Politik unbedingt darauf angewiesen, China nicht völlig unter die Hegemonie Rußlands gelangen zu lassen, sondern im Verein mit England die Politik der offenen Thür aufrecht zu erhalten und steht in Folge dessen hier in einem sehr gefährlichen, sachlichen Gegensatz zu seinem östlichen Nachbar. Dies ist der Punkt, wo der aufmerksame Leser sich die Reden des Reichskanzlers, die mit so ausgezeichneter Klarheit die politische Lage Deutschlands charakterisirten, aus eigener Kenntniß ergänzen muß. Steht Deutschland in einer gewissen Spannung mit Rußland, so würde diese Spannung noch sehr vermehrt werden, wenn sie öffentlich von der Tribüne des Reichstags verkündet und zugestanden würde. Die Publizistik ist darin weniger gebunden, als der verantwortliche Minister, und gerade weil im Uebrigen die deutsche Presse in ihrer leidenschaftlichen Erregung gegen England möglichst darüber schweigt, wollen wir es immer von Neuem und um so stärker betonen, so schmerzlich wir auch die Niederlage der Buren empfinden, so dürfen wir doch keinen Augenblick darüber vergessen, wie sehr unsere zukünftige Position in China von Rußland bedroht ist, und daß wir hier, wenigstens für jetzt, die natürlichen Verbündeten der Engländer sind. Unsere nationale Presse, die sich so viel auf ihre patriotische Gesinnung zu Gute thut, begeht eine wahre Sünde am deutschen Volk, indem sie ihm fast völlig unterschlägt, wie ungeheuer gefährlich die russischen Pläne in Ostasien für unsere Zukunft sind und von welchem Haß gegen Deutschland die russische Presse Jahr aus Jahr ein trieft.

Alles, was hier vorgetragen ist, wird nun eigentlich so direkt kaum bestritten und die unzufriedene öffentliche Meinung zieht sich, sobald ernst-

haft gesprochen wird, gern darauf zurück, daß wir allerdings um der Buren willen keinen Krieg hätten führen können, daß wir aber doch den alten Krüger, wenigstens um ihn in seinem Unglück etwas zu trösten, hätten freundlich willkommen heißen sollen. Nichts ist für die Struktur der öffentlichen Meinung, man möchte sagen für die Geschichte des öffentlichen Geistes in Deutschland charakteristischer als diese Wendung. Es war einmal eine Zeit, wo das deutsche Volk sich für die Befreiung und Wiederherstellung Polens begeisterte. Man pflegt heute mit Lächeln oder gar mit Geringschätzung von diesem Polen-Enthusiasmus zu sprechen, denn die edlen deutschen Polenschwärmer nahmen es sich nicht übel, auch die deutsch-polnischen Provinzen dem zukünftigen Polenreich als Morgengabe zu Füßen legen zu wollen. Die wahre letzte Ursache dieser Polen-Liebe war aber garnicht das Polenthum, sondern der Haß gegen Rußland, gegen das Zarenthum als Vertreter des auf der Freiheit von ganz Europa lastenden Despotismus. Sieht man die Polen-Freundschaft in diesem historischen Licht, so erscheint sie keineswegs mehr so ganz unverständlich und unvernünftig. Ist nun die heutige Burenfreundschaft etwas so ganz anderes? Das deutsche Volk wußte von dem eigentlichen Wesen der Buren bei dem Ausbruch des Krieges so gut wie nichts und auch heute noch sehr wenig. Die wahre Farbe der Buren-Liebe ist der Haß gegen das ländergierige, völkerfressende Albion. Nun aber kommt der Unterschied. Die Polen-Freundschaft blühte in einer Zeit, wo das deutsche Volk an der aktiven Politik nur noch einen sehr geringen oder gar keinen Antheil hatte; man hatte also auch gar kein Gefühl der Verantwortung und kein Arg dabei, das deutsche Nationalinteresse vor den edlen, allgemeinen Ideen, in denen man schwelgte, zu vergessen. Soweit geht man heute nicht mehr. Man haßt die Engländer, ist begeistert für die Buren, aber daß wirklich etwas Ernstliches im Sinne dieser Begeisterung geschehe — nein, dazu ist man doch zu vorsichtig und zu politisch geworden: man will sich mit einer Demonstration begnügen, die dem Herzen eine Genugthuung giebt, ohne die praktische Politik zu kompromittiren. Ist das wirklich ein Fortschritt? Ist dies Wollen und zugleich Nicht-Wollen nicht eigentlich noch schlimmer als jener antinationale Enthusiasmus, der doch wenigstens reiner Enthusiasmus war und nichts weiter? Höchst amüsant hat in all ihrer tiefen Entrüstung eine alldeutsche Zeitung geschildert, wie der innere Zwiespalt sich in der Reichstags-Verhandlung selber offenbarte: Das Zentrum, die führende Partei, in der Klemme zwischen der Stimmung seiner Wähler und den Argumenten des Reichskanzlers, zog es vor, garnichts zu sagen; nicht ein Wörtchen brachte Herr Dr. Lieber über die Lippen, so redselig er sonst ist. Die Konservativen, im Gefühl ihrer Verantwortung, gaben durch ihre Fraktions-Redner dem Herrn Reichskanzler vollkommen Recht; wenn aber andere Redner kamen, die die Politik des Grafen Bülow wegen ihrer Schlappheit in der schärfsten Weise angriffen, so fanden sie nirgends leb-

haſteren und anhaltenderen Beifall als bei den Konſervativen. Die Nationalliberalen ſtimmten durch den Fraktions-Redner der hohen Regierung verſtändnißvoll zu, erlaubten aber einem andern Mitgliede, in ſeiner Eigenſchaft als oberſter Alldeutſcher der Regierung wegen ihres ſchwachen nationalen Rückgrats gründlich den Text zu leſen. Die eigentliche Führung der nationalen Oppoſition aber hatte neben Herrn Haſſe und Herrn Stöcker der internationale Herr Bebel. So wunderlich ſieht die echt-nationale deutſche Politik heute aus.

Hätte nun aber der Kaiſer nicht wirklich beſſer gethan, Herrn Krüger zu empfangen, um wenigſtens den Empfindungen ſeines eigenen Volkes einigermaßen entgegen zu kommen? Mußte das eigene Volk beleidigt werden, um den Engländern ein Kompliment zu machen? Stellt man die Frage in dieſer Form, ſo läßt ſie ſich hören, aber man mache ſich zunächſt einmal klar, was damit über die Sache ſelbſt geſagt iſt. Nicht mehr um der tapferen Buren und des bedauernswerthen alten Präſidenten, ſondern um unſerer ſelbſt willen ſollte der Empfang ſtattfinden, und es iſt ganz klar, daß es ſo geweſen wäre. Oder glaubt man, daß Herr Krüger den Beſuch machen wollte, um ſich tröſten zu laſſen? Glaubt man, daß ihm damit gedient geweſen wäre, wenn er höflich und freundlich empfangen, gleichzeitig aber, denn ein politiſcher Akt ſollte es ja nicht ſein, der engliſchen Regierung und aller Welt öffentlich erklärt worden wäre, daß es eben nur eine Höflichkeit ſei und ſchlechterdings weiter nichts zu bedeuten habe? Selbſt die öffentliche Meinung in Deutſchland wäre von dieſer Art des Empfanges doch wohl zuletzt wenig befriedigt geweſen. Aber ſei dem, wie ihm wolle, ſo wurde ein derartiges Verhalten jedenfalls ausgeſchloſſen durch das Verhalten des Präſidenten Krüger ſelbſt. Alle Sympathie für den Vielgeprüften darf uns nicht abhalten es auszuſprechen, daß er ſich gegen Deutſchland nicht ganz loyal benommen hat. Es mag entſchuldigt ſein durch den politiſchen Zweck, den er verfolgt, aber eben dadurch wird klar, daß es ſich nicht bloß um einen Akt der Höflichkeit und Freundſchaft, ſondern um Politik handelte. Der Präſident hat die Reiſe nach Deutſchland angetreten, ohne eingeladen zu ſein, in der Hoffnung durch den Druck der öffentlichen Meinung ſelbſt ſeinen Empfang zu erzwingen. Er hat den deutſchen Kaiſer geradezu vergewaltigen wollen: das iſt durch die eigenen unbeſtrittenen Aeußerungen ſeiner Umgebung und durch die amtlichen Erklärungen des Grafen Bülow vollkommen feſtgeſtellt. Iſt es deutſch, ſich dergleichen gefallen zu laſſen? Es iſt doch wohl wieder kein beſonderes Zeugniß für den Patriotismus unſerer Alldeutſchen, daß ſie bei einer ſolchen Attacke eines fremden Staats-Oberhaupts auf den deutſchen Kaiſer ohne zu zucken für den Fremden Partei nehmen. Ein Volk bleibt, ſcheint es, immer daſſelbe, und der heutige Buren-Enthuſiasmus erſcheint immer mehr als der alte Polen-Enthuſiasmus, wie er leibt und lebt. Alle Politik iſt in Gefühl aufgelöſt.

Der alte Polen-Enthusiasmus ist umgeschlagen in einen ebenso großen, aber noch viel schädlicheren Polen-Haß, da er uns zu einer Reihe von Maßregeln verleitet hat, die der Förderung des Deutschthums in den Ostmarken dienen sollten, thatsächlich aber nicht das Deutschthum, sondern das Polenthum in einer ganz unerhörten Weise gefördert haben. In den jüngsten Erörterungen über die Polenfrage, die durch die Zeitungen gingen, ist das nunmehr endlich von fast allen Seiten anerkannt worden. Wann wird das deutsche Volk einmal dahin gelangen, daß die politische Leidenschaft und der politische Verstand, der hohe nationale Enthusiasmus und die kühle Berechnung in's Gleichgewicht zu einander kommen?

28. 12. 00. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Basta, E. — La Causa del Diluvio. (44 S.) Pistoja, G. Flori.
Beecher-Stowe, H. — Des Predigers Brautwerbung. 30 Bogen Oktav. Hochelegant geb. M. 5,—. Leipzig, Friedrich Jansa.
Benndorf, F. K. Hymnen an Zarathustra und andre Gedicht-Kreise. Leipzig, C. G. Naumann.
Fürst Bismarck's Briefe an seine Braut und Gattin. — M. 6.—, geb. M. 7,50. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Bloch, Leo. — Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Geh. M. —,90, geb. M. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.
v. Bremen, W. — Denkwürdigkeiten des pr. Generals der Inf. Eduard v. Fransecky. 588 S. Leipzig, Velhagen & Clasing.
Brentano, Dr. Lujo. — Das Freihandelsargument. (23 S.) Berlin, Verlag der „Hilfe".
Briefe eines Unbekannten über die Rechtswissenschaft. — Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Brück, Heinr. Die Kulturkampfbewegung in Deutschland. I. Liefrg. 80 S. Mainz, Franz Kirchheim.
Cassel, Dr. G. — Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Eine Einführung in die theoretische Oekonomie. M. 4,—. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
St. Cere, Anna. — Der Sonnenelf. M. 1,—. Köln, Albert Ahn.
Collins, F. Howard. Epitome der synthetischen Philosophie Herbert Spencers, übersetzt von Prof. J. V. Carus. M. 11,—. Leipzig, C. G. Naumann.
Cube, W. von. — Der Provodnik. Eine Erzählung aus der russischen Gesellschaft. M. 2,—. Köln, Albert Ahn.
Duboc, Dr. Jul. — Die Lust als sozialethisches Entwickelungsprinzip. M. 4,50. Leipzig, Otto Wiegand.
Duckmeyer, Friedr. — Einer für Alle. M. 2,—. München, Staegmeyer'sche Verlagshandlg.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Der Liebeszauber bei den augusteischen Dichtern.

Von

Ivo Bruns.

Die kulturgeschichtliche Frage, mit der sich die folgenden Blätter beschäftigen, hat sich gewiß schon mancher Leser des Horaz angesichts einer kleinen Gruppe seiner Gedichte gestellt, ohne für seine Bedenken in den philologischen Kommentaren eine befriedigende Erklärung zu finden.

Ich meine die Dichtungen, welche von der Hexe Canidia handeln. Von seinem alten aufgeklärten Freunde wird er erwarten, daß dieser von einer solchen Person nur mit der unzweideutigsten Ironie reden könne. Horaz läßt es daran ja auch nicht fehlen, aber es mischt sich in seinen Spott unzweideutig auch eine andere Stimmung, die mehr den Charakter einer unbehaglichen halbgläubigen Aengstlichkeit hat.

Zieht man die benachbarte Literatur zu Rathe, so wiederholt sich die gleiche Erscheinung. Die Elegiker z. B., Tibull, Properz und Ovid, waren doch auch Männer von hoher Intelligenz und feinster Geistesbildung. Kein philosophisches System war ihnen verschlossen, kein Gebiet der Literatur unbekannt. Nur als Produkt einer überfeinerten Kultur und einer durch und durch blasirten Gesellschaft sind sie verständlich. Auch von ihnen sollte man meinen, daß sie dem Aberglauben, dem sie häufig und gern ihre Motive entlehnen, innerlich frei gegenüberständen. Aber ihre Dichtungen hinterlassen denselben unsicheren Eindruck, wie die Canidialieder des Horaz, auch diese Dichter scheinen mit jenen Vorstellungen bald zu spielen, bald innerlich tief in ihnen befangen zu sein.

Hierüber ins Reine zu kommen, zu entscheiden, wie diese Erscheinungen in Wirklichkeit auf sie wirkten, wie sie persönlich darüber urtheilten, ist nicht nur für den Alterthumsforscher und den Kulturhistoriker von Werth, die Frage ist auch von allgemeinerem anthropologischen Interesse, denn ihre Beantwortung führt uns in großer Anschaulichkeit eine ältere Phase aus jenem Kampfe vor Augen, in dem das rationelle Denken seit Alters zu den ererbten Mächten der Superstition gestanden hat, und, da diese Mächte unüberwindliche sind, in Ewigkeit stehen wird. Deshalb wird auch der Psychologe mit Interesse verfolgen, wie weit die Aufklärung in jenen alten Tagen vorzudringen vermochte, wo sie begann der traditionellen Gebundenheit gegenüber die Segel zu streichen und sich auf Kompromisse einzulassen.

1.

Nur ein Theilgebiet des Aberglaubens soll hier ins Auge gefaßt werden, dasjenige, welches die augusteischen Dichter besonders lebhaft beschäftigte, in denen aber auch die Magie zu allen Zeiten ihre Kräfte vorzugsweise entfaltet und die meisten Gläubigen gefunden hat, der Liebeszauber.

Es wird richtig sein, zuerst in Kürze sich die Ziele zu vergegenwärtigen, die hier erstrebt, und die Mittel, mit denen sie verfolgt wurden.

Der Liebende, der zur Magie seine Zuflucht nimmt, will natürlich in erster Linie die Neigung einer begehrten Person gewinnen, sich erhalten, oder auch wider ihren Willen von einem glücklichen Nebenbuhler ab und auf sich hinlenken. In diesem letzteren Fall treten andere Wünsche hinzu. Der Rival soll entfernt oder unschädlich gemacht, seine Liebesfähigkeit vernichtet werden; gelegentlich will man ihn wohl auch ganz beseitigen. Nun ist es nur folgerichtig, wenn man den Zauber auch zum eigenen Schutz anruft. Denn von dem Gegner hat man sich begreiflicher Weise der gleichen Angriffe zu versehen. So muß denn die Magie auch solche gefürchteten Machinationen abwehren.

Weiterhin erwartet man von ihrem Eingreifen die Stärkung der eigenen Liebeskraft, ruft sie an, um Unheil und Krankheit von der Geliebten abzuwenden und dem glücklichen Liebesbunde dauernden Genuß zu sichern. Den Blick in die Zukunft soll sie öffnen, damit man in zweifelhaften Fällen wisse, wie man zu

handeln habe. Sie ist es endlich auch, die von einer gar zu quälenden Leidenschaft befreien muß, und, wenn die Liebe in Haß umgeschlagen ist, der Rache zu dienen hat. Es ist selbstverständlich, daß auch das weibliche Geschlecht mit den entsprechenden Anliegen sich an die gleiche Thüre wendet.

Für diese und ähnliche Wünsche stellt nun die Magie eine unerschöpfliche Menge von Mitteln zur Verfügung, die sich etwa auf folgende Grundformen zurückführen lassen.

Zunächst versteht sie sich auf eine mehr oder weniger direkte Behandlung. Es giebt wunderkräftige Dinge, die dem zu Bezaubernden an das Gewand geheftet oder unter die Kissen gelegt, Säfte, mit denen die Pfosten seiner Thüre genetzt werden müssen. Stärker aber wirken Tränke, die ihm selbst beigebracht werden, Salben, mit denen er selbst bestrichen wird.

Andere Maßnahmen sind auf Fernwirkung berechnet, magische Opfer und symbolische Zeremonien, bei denen das Verbluten, Verbrennen, Schmelzen, das Vergraben, Lösen, Binden, vor Allem aber das Sprechen oder Singen von Zauberformeln ihre Rolle spielen. Diese Verrichtungen sollen theils unmittelbar wirken, theils werden dabei die Tränke und sonstigen Mittel zubereitet, von denen soeben die Rede war. Zu alledem sind unzählige Zauberingredienzien von Nöthen, von dem magischen Kraut bis zur Eulenfeder, von dem Schädel des Hingerichteten bis zu der Leber des Kindes, deren richtige Beschaffung wieder unter besonderen Riten zu erfolgen hat.

Mit der eigentlichen Zaubertechnik steht ferner der Kult gewisser unheimlicher Gottheiten in enger Verbindung, deren Beistand angerufen wird, während andere Götter künstlich ferngehalten werden. Auch die Todten müssen helfen: wo die gewöhnlichen Arten der Wahrsagung nicht genügen, haben die aus der Unterwelt beschworenen Schatten ihre Aussagen zu machen.

Damit sind nur die Grundzüge einer „Kunst“ angedeutet, an deren subtiler Ausgestaltung der Aberwitz langer Perioden gearbeitet hatte. Aber nicht nur der Aberwitz. In der Benutzung der aphrodisischen Mittel verräth sich der Anschluß, den die Magie an die Medizin erstrebte, ebenso wie in ihrer unheimlichen Kenntniß der Gifte. Dieser letztere Punkt ist besonders zu betonen. Denn es würde an dem Bilde ein Hauptzug fehlen, wenn nicht auf die Verbrechen hingewiesen würde, mit denen sie arbeitete, das Schlachten besonders von Kindern, von denen die Magie bestimmte

Körpertheile zur Bereitung ihrer Mittel brauchte, und die Krankheiten und Todesfälle, welche ihre Liebestränke theils absichtlich, theils statt der erhofften erotischen Wirkungen im Gefolge hatten.

2.

In die schwüle Atmosphäre dieser Vorstellungen versetzt uns gleich mitten hinein ein Gedicht, das zu den frühesten Monumenten der augusteischen Periode gehört. Vergil zeichnet in der achten Ekloge das Bild einer jungen Hirtin, die unter dem Beistand einer Magd durch magische Opfer und Zeremonien ihren ungetreuen Geliebten aus der Stadt zu sich auf's Land zu ziehen hofft. Unter Beschwörungsformeln wird eine leinene Puppe um den Altar getragen, eine wächserne in der Gluth geschmolzen, Opferschrot wird gestreut und Lorbeer verbrannt, Kleidungsstücke des Ungetreuen in der Erde vergraben. Zuletzt hantirt die Beschwörerin mit Zauberkräutern aus dem Pontus, die ihr ein berüchtigter Zauberkünstler gegeben hat. Aber noch ehe Alles zu Ende geführt ist, werden die Zeremonien durch ein glückbringendes Aufflackern der Asche auf dem Altar und vor Allem durch das Erscheinen des Begehrten unterbrochen.

Es thut dem kulturhistorischen Werth dieses Gedichtes nicht Eintrag, daß es keine originelle Schöpfung ist, sondern daß Vergil hier nur eine ähnliche Beschwörungsszene des Theokrit in italische ländliche Umgebung übertragen hat. Wohl aber fühlt man sofort, daß es zu einer Klasse von Dichtungen gehört, die durch die Objektivität ihrer Darstellungsart für die Förderung unseres Problems nicht ergiebig ist. Denn Vergil verräth hier auch nicht andeutungsweise, wie er selbst über den erotischen Aberglauben denkt, den er seine Hirtin vertreten läßt, ob er ihn theilt oder belächelt.

Wesentlich anders liegt die Sache bei zwei Gedichten, welche dem Vergilischen stofflich verwandt sind, den Elegien des Properz (4,5) auf die Akanthis und des Ovid auf die Dipsas (Am. 1,8). Auch diese Gedichte sind der Darstellung volksthümlicher Typen gewidmet, von anderer Art freilich als die vergilische Hirtin, die, ein naives Kind des Volkes, einmal unter dem Druck der Leidenschaft zu magischen Mitteln greift. Hier sind es berufsmäßige Vertreterinnen der Zunft, die gezeichnet werden. Mit schnöder Dialektik wissen sie junge Mädchen zu geldgierigen Dirnen zu machen, daneben gebieten sie über den unheimlichsten Zauber: durch Magie können

sie das keuscheste Herz bethören, Stahl erweichen, die Geister der Verstorbenen heraufrufen, Wetter machen, den Mond aus seiner Bahn lenken, den Gestirnen blutigen Schein verleihen, sich in einen Wolf verwandeln und dergleichen mehr. Aber bei allen ihren Künsten verkommen sie elend in Trunksucht, Schmutz und Armuth.

Die Schilderung dieser Hexen ist nun aber nicht objektiv gehalten, wie die Zauberszene des Vergil. Properz und Ovid erzählen nicht etwa, daß jene Personen vorgäben, zaubern zu können, sondern sie verdammen ihre Hexereien mit einem Pathos, mit dem man sich nur gegen Thatsachen wendet, an die man glaubt. Sie verstärken diesen Eindruck endlich dadurch noch erheblich, daß sie die Charakterisirung der Hexen in unmittelbare Verbindung mit eigensten Lebenserfahrungen setzen. Properz verflucht die Akanthis, weil sie seine Cynthia verführt hat (er läßt die Person seine eigenen Verse spottend zitiren) und Ovid hat die Dipsas belauscht, als sie seiner Geliebten ihre kupplerischen Lehren vortrug.

Kurzum, hier liegen unumwundene Bekenntnisse zum Hexenglauben vor. Dagegen helfen keine Interpretationskünste. Von Ironie ist in diesen Darstellungen keine Spur zu entdecken. Ebenso fehlt es an jeder Andeutung, daß der Dichter sich etwa wider besseres Wissen auf den Standpunkt seines abergläubischen Mädchens stelle und mit der, zwar möglichen, aber nicht beweisbaren Vermuthung, daß Properz und Ovid hier ältere, etwa alexandrinische Vorbilder nachahmen, wäre erst recht nichts gewonnen. Denn wenn ein Dichter ein anderswoher entlehntes Motiv in eine subjektivistische Dichtung aufnimmt, so macht er es sich eben inhaltlich zu eigen.

Wenn wir uns trotzdem sträuben, diese Aeußerungen eines krassen Aberglaubens als ernstgemeinte Bekenntnisse aufzufassen, so müssen wir doch gestehen, daß wir vorläufig kein anderes Argument dafür ins Feld führen können, als ein subjektives und vielleicht unberechtigtes Gefühl.

3.

Nur auf mancherlei Umwegen wird es möglich sein, hier zu einer befriedigenden Erklärung zu gelangen. Ich will dabei vorläufig von der Elegie absehen. Daß diese Dichtungsart mit einem starken Bruchtheil persönlichster Lebenserfahrungen und eigenster Anschauungen arbeitet, unterliegt ja keinem Zweifel, ebenso aber,

daß sie sich nicht scheut, bis zu einem Grade, der hier noch nicht näher erörtert werden soll, die poetische Erfindung zu Hilfe zu nehmen.

Dagegen giebt es einige erotische Dichtungen des Ovid, in denen er jedenfalls noch unmittelbarer als in den Elegien zum Publikum spricht und eigenste Ansichten zu Gehör bringt. Ich meine seine „Liebeskunst“, „Die Heilmittel gegen die Liebe“ und „Die Schönheitsrezepte“.

In der ersten und bedeutendsten dieser drei Schriften giebt der Verfasser den Männern Lehren über ihren Umgang mit der Halbwelt. Er zeigt, wie man sich die Neigung einer Hetäre gewinnen und erhalten und wie man sich benehmen müsse, wenn die Betreffende bereits in festen Händen sei. Auch den Courtisanen werden entsprechende Rathschläge ertheilt. Diese Lehren gründen sich auf die Beobachtung der gemeinsten Wirklichkeit, sind durchaus ernsthaft gemeint und von allen Phantastereien weit entfernt. Die Frivolität des Tones, die mythologischen Spielereien und die anmuthige Versifikation können darüber nicht täuschen, daß wir es mit einem, im letzten Grunde philiströsen Lehrgedicht zu thun haben, das zwar amüsanter, aber seiner Tendenz nach nicht weniger lehrhaft ist als die „Heilmittel“ und die Toilettenrezepte, welche diesen Charakter nur noch offener verrathen.

Nun finden sich in diesen Schriften, die sämmtlich auf die Magie Rücksicht nehmen, einige Behauptungen, die den Hexenglauben zu bestreiten und somit dem in den Gedichten auf Akanthis und Dipsas vertretenen Standpunkt direkt zu widersprechen scheinen. Es heißt einmal: „Durch marsische Zauberlieder werden Schlangen nicht gespalten und Flüsse nicht in ihrem Laufe gehemmt“ *) und ein anderes Mal sogar: „Man täuscht sich, wenn man glaubt, die Geliebte durch Magie fesseln zu können.**)

Bei dem vorhin gekennzeichneten Charakter dieser Schriften liegt es nahe, hierin die wirkliche Ueberzeugung Ovids zu erkennen und mithin in den Aeußerungen über Akanthis' und Dipsas' Zauberkräfte nur ein poetisches Spiel zu erblicken. Und doch wäre der Schluß voreilig, denn auch die Lehrschriften sind weit davon entfernt, den freisinnigen Standpunkt dieser vereinzelten Aussprüche durchzuführen.

---

*) Med. 39.
**) Ars 2,99.

Dem Dichter war für die Behandlung des Liebeszaubers in diesen Schriften bis zu einem gewissen Grade der Weg vorgezeichnet. Da er bei seinem Publikum die stärkste Neigung, sich der Magie zu bedienen und einen weitgehenden Glauben an ihre Macht voraussetzen mußte, konnte er als erotischer Didaktiker es nicht vermeiden, irgendwie von ihr zu sprechen. Dies durfte jedoch nur in warnendem Sinne geschehen. Ovid konnte nicht öffentlich Mittel anempfehlen, die erfahrungsgemäß leicht mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt führten. Und so ist denn auch seine Tendenz offenbar die, in möglichst demonstrativer Weise von der Magie abzurathen.

Setzen wir nun den Fall, Ovid hätte dem Zauberwesen als Freidenker gegenüber gestanden, die Magie im Gegensatz zu seinem Publikum als schwindelhaften Unfug verurtheilt, so würde er, der über den Spott so meisterlich verfügte, die Gelegenheit nicht versäumt haben, sie mit Hohn und Ironie zu überschütten. Aber nichts lag ihm ferner. Nirgends findet sich eine spottende Wendung. Nur in ernsthaftem Ton und mit unverhohlenem Grausen spricht er von ihr und ihren Tränken, die den Geist schädigen und zum Wahnsinn führen.*) Und diese Furcht gilt nicht nur den Verbrechen, deren sich die Magier bedienen. Vergeblich sucht man nach einem Worte, das etwa die Ueberzeugung ausspräche, eine magische Kunst gebe es nicht, was man so nenne, sei nur eine Verbindung von Schwindel und Verbrechen. Im Gegentheil, er erkennt die schwarze Kunst als solche ausdrücklich an, er bezeichnet sie als eine „uralte“**) und als eine „schreckliche Kunst“.***) Und mit dieser Anschauung stimmt die Form seiner Warnungen überein, welche die schwarze Kunst anstatt sie zu leugnen, vielmehr voraussetzen: „Auf meinen Rath wird Niemand Zaubersprüchen und Liebestränken sein Vertrauen schenken, Todte beschwören, Sonnenfinsternisse herbeiführen“ und so fort†) oder: „Wer es mit Zaubertränken versuchen will, möge es mit sich abmachen“.††) Es stimmt aber auch damit, daß er unter dem Schutz dieser feierlichen Versicherungen gelegentlich einmal inkonsequent wird und mit der Empfehlung gewisser un-

*) Ars 2,106.
**) Rem. 251.
***) Med. fac. 36.
†) Rem. 253. 289.
††) Rem. 249.

schädlicher Aphrodisiaka (siehe darüber S. 203) eine kleine Abschweifung in das „Gebiet der magischen Künste" wagt.*)

Das Resultat ist also dies: Allerdings finden sich in den Lehrschriften Anläufe zu einer Kritik des Zauberwesens, aber sie sind vereinzelt und beruhen nicht auf einer prinzipiellen Leugnung der Magie. Sie stehen im Widerspruch zu dem offenbaren Grauen, welches der Dichter vor einer Kunst empfindet, bei der auch er geheimes Wissen und übernatürliche Kräfte im Spiele glaubt.

4.

Der moderne Leser wird sich vielleicht gegen diese Folgerungen sträuben und bei einem intellektuell so sehr entwickelten Manne wie Ovid eine solche Verworrenheit des Urtheils für psychologisch unmöglich halten. Er wird sich überzeugen müssen, daß sie für den gebildeten Römer auch dieser Zeit geradezu typisch ist.

Ungefähr fünfzig Jahre nach Ovid's Tode hat sich einer der kenntnißreichsten Männer dieses Jahrhunderts, der ältere Plinius, in seiner Naturgeschichte des öfteren eingehend mit der Magie beschäftigt. Bei den bisher besprochenen Elegikern hatten wir es nur mit sozial sehr tief stehenden Vertretern der schwarzen Kunst, mit Frauen aus der Hefe des Volks, zu thun. Aus Plinius ersehen wir, daß uns in diesem lichtscheuen Gesindel zufällig nur ein sehr bescheidener Ableger von einer Berufsklasse geschildert ist, die auch sehr viel anspruchsvoller aufzutreten wußte. Die Magie erscheint bei diesem Gelehrten als eine mächtige Geheimkunst, welche der Medizin, Astronomie und Philosophie erfolgreich Konkurrenz macht, auf eine vieltausendjährige Geschichte zurückblickt und vom Orient ausgehend einen Siegeslauf durch alle Länder gemacht hat. Plinius weiß von ihren verschiedenen Schulen und Richtungen, von berühmten Schriftstellern zu berichten, und von einer ausgebreiteten Literatur, die er selbst emsig studirt hat.

Dieser Magie nun — darüber kann kein Zweifel bestehen — tritt Plinius prinzipiell und in ihrem ganzen Umfang mit einer weit größeren Entschiedenheit, als Ovid, entgegen. Er bekämpft ihre unverschämten Lügen und unsinnigen Thorheiten beständig nicht nur mit leidenschaftlichem Zorn, sondern auch mit jenem Hohn, den wir bei Ovid vermißten. In den verschiedensten Variationen spottet er über ihre Aufschneidereien und erklärt sie

*) Ars 2,425.

rundweg als eine betrügerische, schamlose, nichtige und erfolglose Kunst.*) Er spricht es endlich unumwunden aus, was wir bei Ovid ebenfalls vergeblich suchten, daß bei den scheinbaren Wirkungen der Magie (umbrae veritatis) nicht übernatürliche Kräfte, sondern nur Giftmischerei wirksam sei**) und will füglich von dem ganzen Humbug nur reden, um ihn zu widerlegen und lächerlich zu machen. Man kann nicht aufgeklärter reden.

Aber man würde gewaltig irren, wenn man in diesen Aussprüchen die wahre Herzensmeinung des Plinius erkennen wollte. Auch hier fehlt die Kehrseite nicht, und sie steht zu ihnen in einem erstaunlichen Widerspruch.

Bei Gelegenheit des Liebeszaubers sagt Plinius, er wolle von den Gräueln der Magie nur reden, so weit man sie als unglaubwürdig widerlegen oder sich vor ihnen hüten müsse.***) So könnte an und für sich auch der Aufgeklärteste sprechen. Denn vor den Verbrechen der Magier kann man warnen, auch wenn man sie für Schwindler hält. Aber seine Warnungen gelten nicht nur ihren Verbrechen, sondern ebenso ihren Hexereien, vor denen sich unser Freidenker nicht weniger als Ovid fürchtet.

Die Magier behaupten, erzählt Plinius, daß sie gewisse Fieber dadurch heilen könnten, daß sie sie auf andere Personen übertrügen. Dabei macht er die Bemerkung: welche Unverschämtheit, wenn dies falsch, welcher Frevel, wenn es wahr ist! †) In diesem Augenblick sind alle jene volltönenden Versicherungen vergessen. Die bange Furcht sitzt eben auch ihm im Herzen fest, daß die schwarze Kunst doch vielleicht über geheime Mittel und Kräfte wunderbarer, zauberischer Art verfüge.

Und es ist nicht nur ein unbewachter Augenblick, eine momentane Selbstvergessenheit, in der ihm diese Aeußerung entschlüpft, nein, die Schlußfolgerung des echten Wunderglaubens ist auch ihm durchaus geläufig: Gegen Gift möge man mit Gegengiften kämpfen, gegen den Zauber hilft nur Gegenzauber. Und so will er auch „gerne glauben", daß gewisse Säfte „auf die Thüren gestrichen, die Kunst der Magier vereiteln."††) Er empfiehlt, daß Jemand, der Wolfsfleisch gegessen hat, bei einer Kreisenden sitze, um sie gegen

*) 30,1. 6.
**) 30,6.
***) 25,7.
†) 28,23.
††) 28,23.

schädliche Einflüsse zu bewachen.*) Er berichtet ernsthaft, daß man aus Landschildkröten Mittel nicht nur gegen Gifte, sondern auch gegen die Künste der Magie" bereite**) und die Notiz***), daß gewisse Theile der Hyäne, richtig verwendet, die Magier hindern, Götter zu beschwören, wird zwar mit einer gewissen Reserve, aber ohne Ironie, im Sinne einer immerhin beachtenswerthen Mittheilung vorgetragen.

Von solchen naiven Bekenntnissen wimmelt es in der „Naturgeschichte", also in derselben Schrift, welche die Aufklärung als ihr Losungswort bezeichnet und diesen Grundsatz mit einer Entschiedenheit zu formuliren versteht, die selbst modernen Ansprüchen genügen müßte. Der innere Widerspruch, den ich bei Ovid nachwies, wiederholt sich hier also in ungleich größeren Dimensionen. Denn einmal ist die ovidische Kritik wesentlich bescheidener, dann aber ist er Dichter, Plinius aber beansprucht als Vertreter der Naturwissenschaft genommen zu werden.

Aber die Grundlage seiner Naturerklärung ist eben so beschaffen, daß sie der abenteuerlichsten Superstition nirgends ein festes Bollwerk entgegensetzt. Die Natur, wie sie ihm erscheint, ist geheimnißvoll und wunderbar. Sie hat, wie eine persönliche Gottheit, die Anziehung und Abstoßung, den Kampf und die Liebe der Körper in eine geheime Beziehung zum Menschen gesetzt. Auf Grund dieser dehnbaren Theorie giebt es so ziemlich Nichts, durch das wir nicht sympathisch oder antipathisch zu unserem Heil oder Nachtheil, beeinflußt werden können. Von Kräutern und Pflanzen, von Stein oder Wasser, wie von den Thieren und den Menschen selbst, mögen sie lebendig oder todt, ganz oder zerstückelt, rein oder verarbeitet sein, gehen die seltsamsten, jeder vernünftigen Erklärung spottenden Wirkungen aus. Der chemische Prozeß, der durch das Einnehmen von Mitteln erzielt wird, ist nur ein Weg unter vielen. Da wird auf- und untergelegt, bestrichen, angebunden. Man steigt über gewisse Dinge oder läßt sie über sich hinwegwerfen. Bald offen, bald in Kapseln oder Thierfellen verschlossen, muß man Anderes bei sich tragen. Das Alles hat seine Wirkungen, die sich wieder erheblich dadurch unterscheiden, ob diese Dinge vorher in einem Vogelnest oder unter dem Galgen gelegen haben, ob bei der Gewinnung oder Anwendung des Mittels die linke oder rechte Hand benutzt

*) 28,77.
**) 32,14.
***) 28,27.

wurde, ob der Heilende sein Amt vor Sonnenaufgang und nüchtern verrichtet hat. Knoten müssen auf bestimmte Weise gebunden werden; Gürtel werden abgelegt und wieder umgebunden. Auch Fernwirkungen sind zahlreich: Wunden schließen sich, wenn der, von dem die Verwundung herrührt, sich in die Hand spuckt.

Der Blick der Menschen übt die größten Wirkungen aus. Gewisse Personen haben Heilkräfte an sich, die durch ihr bloßes Erscheinen in Wirksamkeit treten. Wie man die Finger verschlingt, wenn man bei einer Kranken sitzt, ist zu beachten. Daß man Leidende Quellwasser zur Nachtzeit aus den Schädeln Hingerichteter trinken läßt, diese und andere Absurditäten der gleichen Art erscheinen dem Plinius zwar sehr verbrecherisch, aber keineswegs unsinnig.

Was aber das Spiel des Wunderbaren ins Unendliche ausdehnt, ist der Umstand, daß Plinius, ungeachtet einiger skeptischer Wendungen, von der Wirksamkeit der Zauberformeln überzeugt ist.

Bei diesen Anschauungen müssen natürlich die begrifflichen Grenzen, die wir zwischen wissenschaftlicher Benutzung der Naturkräfte und der Magie ziehen, verschwinden. In dem, was Plinius Medizin nennt, treibt der Spuk und das Wunder so ungescheut sein Wesen, daß in einem begreiflichen Rückschlag auch der natürliche Vorgang im Lichte des Uebernatürlichen erscheint. Und so erkennt denn auch Plinius magische Kräuter an*) und gleicht auch darin dem Ovid, der, wo er von rein medizinalen aphrodisischen Mitteln spricht, dies einen „Ausflug in das Gebiet der Magie" nennt.

5.

Je weiter man also die Analyse verfolgt, desto gleichartiger ist das psychologische Bild, das sie ergiebt. Diese Gleichartigkeit aber beruht nicht nicht auf der Identität der beiden zufällig herausgegriffenen Individuen, die garnichts mit einander gemein haben, sondern auf der Eigenart derselben römischen Bildung, welche diese Männer uns repräsentiren. Denn eben das charakterisirt den gebildeten Römer, daß er die Ansätze zu einem freisinnigen und vorurtheilslosen Denken, zu denen ihn seine Kenntnisse und sein Streben hindrängen, nicht durchzuführen vermag, weil sie in der anererbten römischen Superstition ihr unüberwindliches Gegengewicht finden.

---

*) 24,99.

Wir wissen ja, in wie hohem Grade das Römerthum aller Zeiten und Gesellschaftsklassen von abergläubischen Vorstellungen gebunden war. Auf Schritt und Tritt glaubte sich der Römer auch in seinem privaten Leben von geheimen Mächten umgeben, die er beständig zu berücksichtigen, deren Einfluß er durch Worte und Manipulationen aller Art zu vermeiden oder zum Guten zu kehren suchte. Man lese nur die ersten neun Kapitel von Plinius 28. Buch, um hiervon einen mehr als genügenden Eindruck zu gewinnen.

Und nicht minder bekannt ist, welch ungeheure Macht die sacrale Superstition mit ihrem komplizirten Wahrsagesystem und der Beobachtung der Prodigien für das öffentliche Leben stets geblieben ist. Man kann jeden beliebigen Historiker durchblättern, um sich zu vergewissern, wie wenig sich auch die gebildete Welt von diesen Vorstellungen emancipirt hat. Ciceros freigeistige Schrift über die Weissagung spricht nicht für, sondern gegen die Aufklärung seiner Zeit und Standesgenossen.

Diese altererbte Geistesrichtung bot natürlich auch für fremde Superstition, früher die etruskische, später die griechisch-orientalische den günstigsten Nährboden. Seit dem letzten Jahrhundert der Republik, die ganze Kaiserzeit hindurch, spiegelt die römische Kriminalgeschichte wie die Literatur die verhängnißvolle Wirksamkeit einheimischer und fremder Magier wieder. Giftmorde im Dienste des Liebeszaubers, Menschenopfer zu Geisterbeschwörungen und anderen magischen Veranstaltungen sind in der ciceronischen so gut wie in der neronischen Zeit in Menge verübt worden. Cicero wirft solchen Frevel nicht nur einem Gegner vor, er erzählt auch von einem Amtsgenossen und nicht einmal in beleidigender Absicht, daß er sich mit Todtenbeschwörungen abgäbe. Ein großer Gelehrter derselben Zeit beschäftigte sich theoretisch und praktisch mit ähnlichem Schwindel und ließ durch Zaubersprüche den Fundort gestohlener Güter bestimmen. So werden wie auch in dem, was uns in dieser Richtung von Tiberius oder Nero berichtet wird, keine unverständliche und schlechthin anormale Geistesverwirrung, sondern vielmehr besonders signifikante Beispiele einer herrschenden Richtung erblicken dürfen.

Von derartigen Vorurtheilen, wenn sie die Gesammtheit der Nation in solcher Stärke binden, kann sich auch der Einzelne nicht völlig lösen. Sie beeinflussen auch den, der gegen sie anzukämpfen glaubt, und geben seinem Urtheil das Schwanken und die Unsicherheit, die

uns bei Plinius und Ovid nun nicht mehr räthselhaft bleiben wird. Ihre freisinnigen Aeußerungen für unehrlich zu halten, wäre grundfalsch. Es zeigt sich darin das ernstgemeinte Ringen, mit dem auch innerhalb der Römerwelt Verstand und Nachdenken gegen den Köhlerglauben sich auflehnte, der Protest gegen all' den offenkundigen Unsinn der Magie, welchen der gebildete Mann als solchen mit Spott und Widerwillen empfand, der Abscheu vor den Lastern und Verbrechen, die sie mit ihrem Namen deckte. Aber die alten Vorstellungen sitzen zu tief im Blute, finden durch den allgemeinen Glauben des Publikums zu viel Nahrung, und in der Wissenschaft, welche eine strenge Grenze zwischen Naturprozeß und Wunder noch nicht zu ziehen vermochte, eine zu geringe Stütze, als daß sich die Kritik rein hätte entwickeln können. Und so mischt sich in die Verurtheilung der Magie immer wieder die Furcht vor dem Unbekannten, lähmt die Energie des Widerstandes und zieht auch den Gebildeten in die Vorstellungskreise zurück, die er schon überwunden glaubte.

6.

Kehren wir zur Dichtung zurück. Es gilt jetzt, die gesammte Elegie des Tibull, Properz und Ovid auf ihre Stellung zur Magie zu prüfen.

Sie zeigt nichts von der beschränkten Zurückhaltung der ovidischen Lehrschriften, vielmehr erkennt sie die Hexerei in ihrem ganzen Umfang ebenso als feststehende Thatsache an, wie die Gedichte an die Akanthis und Dipsas. Tibull will selbst gesehen haben, wie die von ihm befragte Hexe den Lauf der Gestirne, Flüsse und Wolken ändert und Todte beschwört*). Ovid versichert**), daß Zaubergesänge das Gras vertrocknen, den Quell versiegen lassen und die Kraft des Menschen lähmen. Bei Properz finden sich, abgesehen von 4, 5, derartige generelle Bekenntnisse nicht, aber wie die beiden Anderen, setzt er seine Persönlichkeit zu der Magie oft in eine Beziehung, aus welcher der Glaube an ihre Zauberkraft spricht. Bei einem Zerwürfniß mit seiner Cynthia hält er es für möglich, daß ein Zauberkraut sie entzweit habe***), wünscht, daß die Magierinnen ihn von seiner Leidenschaft befreien†), in seinem

*) 1, 2, 43. Aehnlich 1, 8, 19.
**) Am. 3, 7, 31.
***) 1, 12, 10.
†) 1, 1, 19.

Liebeskummer verschwendet er sein Geld an Wahrsager und hat zehn Mal schon eine „Alte" über einen Traum befragt*). Auch Ovid glaubt behert zu sein**). Tibull aber steht im eigenen Interesse mit den Heren im allerengsten Verkehr. Er läßt sich, auf daß seine und Delias Liebe stärker entflamme, in stiller Nacht von einer Maga bezaubern. Sie soll helfen, als er von Delia verlassen, vergeblich bei anderen Mädchen Genuß sucht***). Eine Here muß ihm Zaubersprüche verschreiben, die den Zweck haben, Delias derzeitigen rechtmäßigen Besitzer über ihre heimlichen Zusammenkünfte zu täuschen†). Man sieht, daß für alle diese Gedichte die Magie als eine unangefochtene Kunst gilt, die man nicht bezweifelt, vor der man nicht warnt und deren man sich unter Umständen selbst bedient.

Wir stehen somit von Neuem vor der Frage, wie diese Stellungnahme der elegischen Dichter zum Zauberwesen aufzufassen sei. Haben wir darin den unmittelbaren Ausdruck ihrer persönlichen Meinung anzuerkennen?

Diejenigen Gelehrten, welche aus der Elegie, wie aus autobiographischen Dokumenten die Lebensgeschichte der Dichter zu rekonstruiren pflegen, werden die Frage unbedingt bejahen und gestehen müssen, daß Tibull dem Köhlerglauben, den seine Elegien vertreten, nicht nur wirklich huldigte, sondern sich auch ohne Scheu öffentlich dazu bekannte. Nun ist es ja nach meinen bisherigen Ausführungen allerdings unleugbar, daß wir nicht in der Lage sind, aus kulturhistorischen Momenten oder aus der Kenntniß der Persönlichkeit dieser Dichter das Gegentheil zu erweisen. Denn ohne Zweifel war die Gesellschaft, der sie angehörten, von abergläubischen Vorstellungen durch und durch getränkt, und wie weit sie ihrerseits sich davon emanzipirt hatten, läßt sich nicht mehr durchschauen.

Nur auf Grund der Eigenart dieser poetischen Form läßt sich hier zu einer Entscheidung gelangen. Diese aber erlaubt uns, mit aller Sicherheit zu sagen, daß uns unser subjektives Gefühl nicht täuschte, wenn wir uns dagegen sträubten, die den Liebeszauber betreffenden Aeußerungen der Elegie als Selbstbekenntnisse aufzufassen.

---

*) 2, 4, 15.
**) 3, 7.
***) 1, 2, 61. 1, 5, 41.
†) 1, 2, 53.

Ich stütze mich dabei auf die oben vorgetragene Beobachtung, daß Ovid in den Lehrschriften von der Liebesmagie in einem wesentlich anderen Ton spricht, als in den Elegien. Wenn er dort, wo er für seine Aussagen mit seiner Person einsteht, einen warnenden und gelegentlich sogar zweifelnden Standpunkt einnimmt, in der Elegie dagegen diese Zurückhaltung nicht übt, so liegt der Grund für diese augenscheinliche Verschiedenheit des Tones offenbar darin, daß er sich in der Elegie für seine Aeußerungen eben nicht verantwortlich fühlte, daß er damit rechnete, daß der Leser seiner Elegien in dem Bilde, welches er hier von sich zu zeichnen schien, nicht das getreue Portrait seiner wirklichen Persönlichkeit erkannte.

Und was von ihm gilt, gilt auch von seinen Vorgängern. Auch Properz und Tibull wußten, daß die Persönlichkeit, welche sie in ihren Elegien sprechen ließen und mit ihrem Namen benannten, nicht als das absolute Ebenbild ihres Wesens aufgefaßt werden würde.

7.

In der Elegie der augusteischen Zeit vereinigen sich in Hinsicht der Form wie des Inhalts sehr verschiedene Bestandtheile. Jene umfaßt lyrische wie dramatische und epische Elemente. In buntem Wechsel lösen sich Gefühlsausdruck, Erzählung und Reflexion ab oder gehen unmerklich in einander über. Bald gefällt sich der Dichter in den wechselndsten Gefühlskontrasten, bald führt er eine Stimmung einheitlich durch. Selbstgespräche werden zu Anreden an die verschiedensten Personen umgebogen oder auch von fremden Stimmen unterbrochen. Die Elegie kann ebenso dialogische Form annehmen, wie der brieflichen Mittheilung sich annähern. Hier glauben wir intimste Bekenntnisse, dort eine objektive Sprache zu hören, in welcher der Dichter seine Freunde beräth, oder als eine allgemein anerkannte Autorität größere Kreise unterrichtet.

Auch was die behandelten Stoffe betrifft, sind der Elegie weite Grenzen gesteckt. Sie kann von fernen Ländern erzählen, von fremden Personen und ihren Schicksalen berichten und entlegene Sagenstoffe bearbeiten. Sie kann auf historische Ereignisse der früheren oder nächsten Vergangenheit eingehen, das gesellschaftliche Leben der Gegenwart schildern und Bilder der Vorzeit wachrufen. Aber diese mannigfachen, fremdartigen Stoffe sind stets irgendwie zu der Person des Dichters in Beziehung gesetzt, sie sollen sich in seinem eigenen Ich spiegeln. Denn dieses bildet den

Mittelpunkt seiner Dichtung, wie es ihm die Hauptmasse seiner Motive liefert: die meisten, wie die bedeutendsten strömen ihm aus seinem Leben, seinen Freundschaften, seinen Plänen, Erfahrungen und Schicksalen zu, vor allem aber aus den Schmerzen, Freuden und Hoffnungen seiner Liebe. Sie bildet den Nerv dieser Dichtungen, oder, anders ausgedrückt: nicht die Persönlichkeit als solche, sondern die Persönlichkeit des Dichters, insofern sie erotisch affizirt ist, bildet das Zentrum, um welches sich die Elegie krystallisirt.

Da nun außerdem bald größere, bald kleinere Gruppen der Elegien an bestimmte, von dem Dichter verehrte Gestalten (Marathus, Delia, Cynthia, Corinna u. s. f.) gerichtet sind, so hat es den Anschein, als ob hier wirklich sein eigenstes Liebesleben nach seinen einzelnen Phasen und in seinen geheimsten Beziehungen zum Ausdruck komme.

Bald aber erkennt man, daß dem nicht so ist, und daß wir die Wirklichkeit im besten Fall nur durch einen dichten Schleier hindurch schimmern sehen. Die innere Einheit jener Gruppen ist eine lose, ja trügerische. Fast jedes Gedicht hat seine Sonderexistenz, seine eigenen Voraussetzungen, die denen der anderen zwar verwandt sind, sich aber nur mit Biegen und Brechen zu einer Einheit zusammenfassen lassen, ebenso wie die Szenen, welche die einzelnen Gedichte bald andeuten, bald ausführen, nur mit gewaltsamen Mitteln zu einer fortlaufenden Erzählung verbunden werden können. Man darf an den Unterschied erinnern, der in der Musik zwischen den Variationen eines Themas und der Einheit, etwa eines Sonatensatzes besteht. Auch die Gruppen von Elegien bilden keinen Einheitssatz. Properzens Gedichte behandeln ihr Thema „Cynthia“ nach Art von Variationen, jede für sich, ohne auf die andern Rücksicht zu nehmen.

Und wie die für sich stehenden Lieder nicht die Theile einer zusammenhängenden Liebesgeschichte bilden, so ist auch der Liebende, dem sie in den Mund gelegt sind, keine einheitliche Persönlichkeit in historischem Sinn, kein bestimmtes Individuum, sondern ein mit vielen dem Dichter eigenthümlichen Zügen belebter Typus. Diese scheinbare Persönlichkeit ist ihm verwandt, aber nicht identisch mit ihm, denn zu dem, was der Elegiker aus seinem Seelenleben entnommen hat, haben sich viele fremde Elemente gesellt, welche theils der Beobachtung des erotischen Treibens seines Gesellschaftskreises, theils dem Studium älterer Liebesdichtungen entlehnt sind. Aber auch das Selbsterlebte ist nicht aktenmäßig getreu benutzt. Es

ist überall nach poetischen Rücksichten verändert, gesteigert oder verklärt, erweitert oder mit Fremdem kombinirt.

Wohl steckt ein Theil subjektiver Wahrheit in diesen scheinbaren Konfessionen. Aber ihn zu bestimmen, oder gar biographisch zu verwerthen, ist unmöglich, da er niemals als Rohstoff, sondern stets in dichterischer Reproduktion erscheint.

Auch das rein lyrische Gedicht ist ja nie die völlig unvermittelte Wiedergabe der Empfindung des Dichters. Indem diese den Gesetzen der künstlerischen Behandlung unterworfen wird, erfährt sie eine Neuprägung, bei der sie naturgemäß irgendwie nüancirt wird. In noch viel höherem Grade gilt dies von den römischen Elegien. Ihre Dichter scheinen selbst zu sprechen, in Wirklichkeit aber schaffen sie ein neues ideales Subjekt, einen Sprecher, der zwar ihren Namen und manche ihrer Züge trägt, den sie aber daneben willkürlich charakterisiren können.

In dieser Verbindung, welche typisch Allgemeingiltiges wie persönlich Individualistisches mit gleicher Unbefangenheit zum Ausdruck kommen läßt, ist die große Fruchtbarkeit der elegischen Form ebensosehr begründet wie ihr intimer Reiz. Es ist damit aber auch eine Freiheit des dichterischen Schaffens gegeben, die für manche Eigenthümlichkeiten dieser Dichtungen die Erklärung bietet. Weil der Dichter der Elegie sich mit seinem Sprecher nicht ganz identifizirt, kann er Stimmungen und Anschauungen in einer Stärke zum Ausdruck bringen, die er in einem unmittelbaren Selbstbekenntniß niemals vertreten würde.

So zeichnet Properz die Zerrüttung, welche die Leidenschaft in der männlichen Seele anrichtet, in einer geradezu pathologischen Steigerung. Er erscheint haltlos und gebrochen bis zur Charakterlosigkeit. Es ist ausgeschlossen, daß ein Römer in Schriften, die er streng biographisch aufgefaßt wissen wollte, ein solches Bild von sich entworfen haben würde. Die Schilderung wird verständlich, wenn wir sie richtig auffassen: es sind selbsterlebte Stimmungen in gesteigerter Form, auf ein dichterisches Medium übertragen, das mit dem Dichter zwar verwandt, aber nicht identisch ist, für dessen Aeußerungen er mithin nicht im ganzen Umfange zur Rechenschaft gezogen werden kann.

Auch Ovid war weder der verkommene Roué, als der er in den Elegien erscheint, noch würde er sich gar am Anfang seiner Karriere so gezeichnet haben, wenn er damit hätte rechnen müssen, daß man diese Gedichte als Aktenstücke aus seinem Leben auffassen würde.

Und so hat auch Tibull gewußt, daß man ihm das Uebermaß von Aberglauben, welches sein elegisches Spiegelbild vertritt, nicht anrechnen würde.

8.

Damit aber haben wir nun auch den Standpunkt gewonnen, um die Rolle, welche der Liebeszauber in der Elegie spielt, richtig beurtheilen zu können.

Diese Dichter charakterisiren ihre Sprecher deshalb in so reichlichem Maße als abergläubisch, weil sie darin ein typisches Zeichen des Liebenden sehen. Nicht nur daß die ganze liederliche Jugend des vornehmen Roms — und zu ihr gehören die Sprecher der Elegien — die Hexenzunft konsultirte, es ist auch ein eigenthümliches Symptom der Liebe, daß der Ergriffene in seiner krankhaften Seelenstimmung der Furcht vor dem Uebernatürlichen leichter zugänglich und eher geneigt ist, seine Hoffnungen auf magische Hülfe zu gründen. Die Geliebte beherrscht ihm Körper wie Seele. Sie aber, die Hetäre, ist stets vom dunkelsten Aberglauben befangen und zieht ihn deshalb noch mehr in diese Ideenkreise hinein.

Auch hat zu jeder Zeit das Unheimliche die Poeten besonders angezogen und unsere Dichter wußten, daß sie mit der Behandlung solcher Motive auf ein dankbares Publikum rechnen durften. So entnahmen sie denn, sicher vor den Mißdeutungen, denen sie heute ausgesetzt sind, diesem Vorstellungskreise gern ihre Farben. Wir werden freilich nicht verkennen, daß in der Hinneigung zu der poetischen Verarbeitung dieser Zaubermotive — zwar verborgen und im Einzelnen für uns völlig unbestimmbar — auch ein Theil ihres persönlichen Seelenlebens steckt. Denn frei von dem Glauben an die Magie war keiner von ihnen, und in der Stille mochte Jeder einmal vor ihr gezittert oder sie benutzt haben. Aber dergleichen Erfahrungen theilten sie ihrem Publikum nicht mit.

Nun ist es interessant, zu verfolgen, wie sich in der Verarbeitung dieser Motive die individuelle Geschmacksrichtung der Einzelnen offenbart. Ovid will ich bei Seite lassen; er ist auch hier nur frivol, ja gemein. Befriedigender ist es und ergebnißreicher, Tibull und Properz zu vergleichen. Tibull ist, wie auch sonst, der Einfachere. Der Liebende, der in seinen Elegien spricht, ist naiv abergläubisch, ohne Rückhalt. Es bedarf keiner besonderen Stimmung, ihn die Hexen befragen zu lassen. Jeder beliebige Anlaß führt ihn in ihre Sprechzimmer, und wenn ihn die dort

erhaltene Auskunft auch gelegentlich nicht befriedigt*), so ändert das an dem Bilde nichts. Es macht ihm besonderes Behagen, die Macht der Hexen und einzelne Zauberszenen auszumalen.

Properzens Art, von diesen Dingen zu sprechen, hinterläßt (abgesehen von dem früher erwähnten Gedicht 4, 5) einen anderen Eindruck. In den Cynthiabüchern finden sich zuerst Berufungen wie die folgenden: Zaubertränke können mich tödten, aber mir meine Liebe nicht nehmen.**) Sie heilen nicht von einer Leidenschaft, wie ich sie empfinde.***) Möchten Zauberinnen den spröden Sinn der Geliebten wenden, dann will ich ihnen glauben, daß sie den Lauf der Flüsse und des Mondes wenden können. Er läßt durchblicken, daß er es in Wirklichkeit nicht hofft.†) Dasselbe Motiv wird später anders variirt: „Nun habe ich mich selbst von dieser wahnsinnigen Leidenschaft befreit und so erreicht, was mir die Magie zu leisten nicht vermochte.“††) Etwas anders eine zweite Gruppe: Vielleicht hat ein Zauberkraut mich und Cynthia entzweit.†††) Vielleicht unterliegt die unruhig schlafende Cynthia einem Zauber.*†)

In allen diesen Fällen wird zwar kein prinzipieller Zweifel an der Magie geäußert, aber in der ersten Gruppe leugnet oder bezweifelt der Dichter, daß im vorliegenden Falle der Zauber seine Wirkung auf ihn ausüben könne oder ausgeübt habe, in der zweiten ist er seiner Sache nicht sicher. In beiden sind diese Berufungen sehr kurz und etwas konventionell gehalten.

Nur zweimal hat Properz das Bild magischer Veranstaltungen mit einigem Detail ausgemalt. Das eine Mal**†) berichtet Cynthia's Sklave, Lygdamus, wie seine Herrin auf eine vermeintliche Nebenbuhlerin, in deren Bann sie den Geliebten glaubt, schalt. Er führt ihre eigenen Worte an und hier zählt sie den üblichen Zauberapparat auf, den die Rivalin benutzt habe: die Kräuter, das Zauberrad, Kröten, Schlangenknochen, Federn von Käuzchen und Fetzen von Leichentüchern. In seiner Antwort sucht Properz der Geliebten zwar nicht den Hexenglauben als solchen auszureden, aber

*) 1, 5, 41 ähnlich 1, 8, 23.
**) 2, 1, 53.
***) 2, 4, 17.
†) 1, 1, 19.
††) 3, 24, 9.
†††) 1, 12, 10.
*†) 1, 3, 30.
**†) 3, 6, 19.

er leugnet, daß der Zauber stattgefunden habe. Er stellt also wiederum, wie in der ersten Gruppe, eine Beeinflussung durch die Magie in Abrede. Die Details aber schildert nicht er, sondern Cynthia.

Aehnliche Beobachtungen lassen sich auch an der zweiten Stelle machen. Hier führt uns Properz *) an das Krankenbett der Cynthia. Allerlei Magie ist vorgenommen worden, aber vergeblich. Umsonst ist das Zauberrad in Bewegung gesetzt, Lorbeer verbrannt, Luna beschworen worden. Unheilvolle Vogelstimmen lassen sich hören. Nur noch auf ein Gebet an Jupiter und das Gelübde eines Dankgedichtes setzt der Dichter seine Hoffnungen.

In lehrreicher Weise läßt sich hier vergleichen, wie die drei Dichter ein und dasselbe Motiv verarbeitet haben. Ovid empfiehlt in den Lehrschriften, man solle bei Krankheiten der Geliebten eine Magierin zitiren und sie am Krankenbett ihre Riten vornehmen lassen. Er macht dann allerlei maliziöse Zusätze. So solle man z. B. auch Gelübde thun, aber niemals ins Geheim, sondern stets so laut, daß es die Geliebte höre.**) Von der Ironie, die hierdurch auf die ganze Stelle fällt, zeigen Tibull und Properz nichts, aber es ist doch ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen.

Tibull erzählt,***) wie er nach Anweisung der Maga den ganzen umständlichen Hokuspokus selbst in Szene gesetzt habe. Properz dagegen hat, das ist der deutliche Eindruck, den sein Bericht hinterläßt, den Veranstaltungen, die Cynthias Umgebung vornahm, nur andächtig beigewohnt, und Tibull's Zauber *half*, bei Properz dagegen blieb er wirkungslos.

Auch hier also erscheint der Properzische Sprecher den magischen Kreisen zwar nicht entzogen, aber ferner gerückt.

Am deutlichsten aber zeigt sich die Scheu, mit der Properz im Gegensatz zu Tibull's unbefangener Art diese Beziehungen behandelt, an der einzigen Stelle, wo auch er bekennt, eine Maga befragt zu haben, denn sie steht in einem Gedicht, das in den denkbar stärksten Farben seinen Seelenzustand als krankhaft zerrüttet hinstellt, ein Zusammenhang, der jenen Schritt augenscheinlich als den eines Unzurechnungsfähigen entschuldigen soll.†)

Seien wir uns aber bewußt, daß in diesen Verschiedenheiten mit Sicherheit nur Unterschiede des Geschmacks und der darauf

*) 2, 28, 35.

**) Ars 2, 327 ff.

***) 1, 5, 9.

†) 2, 4, 25.

begründeten poetischen Konzeption nachgewiesen sind. Ob wir weiter gehen und daraus schließen dürfen, daß Properz, weil er diese Motive vorsichtiger benutzt, über die Sache selbst um einige Grade vorurtheilsloser und freier dachte als Tibull, ist eine Frage, die ich nicht bejahen möchte.

9.

Auch die merkwürdigen Gedichte des Horaz an die Canidia werden uns jetzt erst ganz verständlich erscheinen. Sie gehören einem anderen Genre an als die bisher besprochenen. Sie stammen aus der Zeit, in welcher der junge Horaz, um sich bei dem großen Publikum rasch einen Namen zu machen, für seine jambischen und hexametrischen Pasquille dem Tagesleben möglichst pikante und allgemein besprochene Themen entnahm.

Schon daraus ergiebt sich, daß die drei Gedichte, in denen er die Canidia und ihre Zunft angriff, uns nicht dichterische Typen, sondern wirkliche Personen von historisch beglaubigter Existenz vorführen. In der That unterliegt es keinem Zweifel, daß Canidia ebenso wie ihre Genossinnen, Sagana, Veia, Folia, gelebt haben. Der antike Horazerklärer Porphyrio kennt noch den wahren Namen der Hauptperson (Gratidia) und bezeugt die Existenz der Sagana. Die Folia aber bezeichnet Horaz selbst mit solcher Genauigkeit als aus Ariminum gebürtig und vordem in Neapel wohnhaft, daß man auch bei ihr an ein fiktives Wesen nicht denken kann, und daß dadurch die weitere Angabe des Porphyrio, Canidia habe, ehe sie sich in Rom niederließ, als Salbenhändlerin in Neapel gelebt, an Glaubwürdigkeit gewinnt.

Hier treffen wir also wirkliche Exemplare jener Menschenklasse an, welche uns die Elegien bisher nur in dichterischer Verarbeitung und Umgebung vorführten. Der Vergleich ergiebt, daß die Elegie durchaus nach dem Leben schilderte — denn die Horazischen Weiber entsprechen dem Hexentypus der Elegie in allem Wesentlichen —, sodann, daß die Elegie eher mildert, als übertreibt, denn die Hexen bei Horaz sind noch grausiger und ekelhafter, als ihre Pendants in der Elegie. Auf qualvolle Weise schlachten sie Kinder, behaften ihre Feinde mit schrecklichen Krankheiten, und sind bei ihrem Kupplergewerbe auch selbst wollüstigen Lastern ergeben.

Während die Hexen der Elegie isolirt auftreten, sind sie bei Horaz zu einem Konsortium verbunden, das seine Machenschaften unter dem Deckmantel der religiösen Kultgemeinschaft betreibt.

Weit stärker ferner, als in der Elegie, tritt bei Horaz die Gefährlichkeit und Gemeinschädlichkeit dieser Personen hervor. Ob die Ermordung des Knaben und andere ihrer Unthaten, die Horaz andeutet, zu vielleicht vergeblichen gerichtlichen Schritten geführt hatten, oder ob er sich nur auf Gerüchte stützte, läßt sich nicht mehr feststellen; sicher aber ist, daß der öffentliche Unwille über diesen von Canidia geleiteten Hexenbund und sein Treiben lebhaft erregt war. Nur so erklärt es sich, daß ein Dichter wie Horaz, der in der Wahl seiner Stoffe mit vorsichtigster Selbstbeschränkung verfuhr, sich nicht ein-, sondern dreimal mit diesem Gegenstand beschäftigte.

Die Art, wie Horaz diese Angriffe gestaltete, ist gerade durch ihre außerordentliche Verschiedenheit von hohem Interesse. Da ist zuerst die Satire.*) Hier sehen wir, wie Canidia und Sagana in einem Garten, der bis vor Kurzem Begräbnißplatz gewesen war, ihr nächtliches Unwesen treiben. Sie zerreißen mit den Zähnen ein schwarzes Lamm und lassen sein Blut zur Geisterbeschwörung in die Höhle fließen, die sie mit ihren Nägeln gegraben haben. Anderer Spuk mit der wächsernen und leinenen Puppe, das Vergraben von magischen Kräutern und sonstigen Zaubermitteln kommt hinzu.

Dies Alles muß der hölzerne Gartengott Priap wieder einmal voll Ingrimm mit ansehen, und er ist es, der die ganze Szene erzählt. So berichtet er denn, wie er mit wachsendem Grauen das Zischen der Geisterstimmen hört, bis die Angst sein Feigenholz platzen und ihm einen ebenso unanständigen wie kräftigen Naturlaut entfahren läßt. Da ergreifen die beiden Hexen die Flucht, bei der die eine ihre künstlichen Zähne, die andere ihre falschen Haare verliert.

Die Frage, von der diese Abhandlung ausging, ob der Dichter an die Zauberkünste der Canidia geglaubt habe, oder nicht, scheint angesichts dieser heiteren Dichtung sehr leicht zu beantworten. Diese Hexen, die aus solchem Anlaß die Flucht ergreifen, kann Horaz doch wohl nicht ernst genommen haben. Das Zischen der beschworenen Geister, die der biedere Priap in seiner Angst zu hören, die Höllenhunde, die er zu sehen glaubt, sind bei diesem Berichterstatter und bei einem solchen Schlußeffekt offenbar nichts Anderes, als ein Spiel überlegenen Spottes.

So würde man allerdings urtheilen müssen, — wenn nicht die beiden Epoden einen erheblich anderen Ton anschlügen. Hier

---

*) 1, 8.

ist zuerst die fünfte zu betrachten, die entweder kurz vor, oder kurz nach der Satire erschienen sein muß. Erst nach längerer Zeit ist Horaz in der 17. noch einmal auf diesen Gegenstand zurückgekommen.

In dieser früheren Epode nun ist es wiederum eine Szene, welche uns die Canidia in der Ausübung ihres Zaubers vorführt. Diesmal sind außer ihr und Sagana auch Veia und Folia nebst ungenannten Dienerinnen am Werke, denn es gilt, den stärksten aller Zaubertränke zu brauen. Die Unholde haben einen freigeborenen Knaben geraubt. Schon steht der Unglückliche entkleidet im Hofe des Hauses der Canidia, und während die einen ein magisches Opfer verrichten, graben andere die Grube, in welcher er, bis zum Kinn eingesenkt, unter ausgesuchten Qualen verhungern soll. Ist er dann verschieden, so werden ihm die Hexen Herz und Leber aus dem Körper reißen nnd ihrem Gebräu damit die stärkste Kraft verleihen.

Inzwischen erwartet Canidia unter Anrufung der Nacht und der Hekate, daß ihr ungetreuer Buhle Varus, von früheren Zaubermitteln gezwungen, erscheinen soll. Da er aber, offenbar von magischen Gegenmitteln gefeit, ausbleibt, soll er der erste sein, der den furchtbaren Trank, der hier bereitet wird, kostet. Er wird ihm den Geist unheilbar zerrütten und ihn der Canidia endgültig anheimgeben.

Die Szene ist dramatisch gearbeitet. Die Erzählung des Dichters stellt nur den verbindenden Text her zwischen den flehenden Bitten des Opfers, den Beschwörungen der Canidia und den etzten Flüchen, die der unrettbar Verlorene im Angesicht des Todes auf seine Peinigerinnen schleudert.

Von der heiteren Ironie der Satire ist hier nichts zu verspüren. Das Gedicht ist in allen seinen Theilen, den dramatischen, wie den erzählenden, absolut ernst und von einer Erbitterung eingegeben, die es ausschließt, in der geschilderten Handlung eine poetische Erfindung des Dichters zu sehen.

Daß diese That begangen wurde, glaubte Horaz. Wie aber beurtheilte er die Thäterinnen, wie wollte er, daß der Leser sie auffasse, nur als Verbrecherinnen, oder auch als Zauberinnen?

Da ist zunächst klar, daß er sie nicht als Personen zeichnen wollte, die in betrügerischer Absicht eine lediglich verbrecherische Handlung mit dem Schein der Magie umkleiden. Die ganze Szene, bei der sie ja unbelauscht sind, würde dadurch sinnlos werden. Vielmehr sind sie selbst von den übernatürlichen Wirkungen

jedenfalls überzeugt, die ihre Handlungen hervorrufen sollen; Canidia spricht wie eine Zauberin, die an ihre Macht glaubt. Und in diesem Sinne macht sich Horaz zu ihrem Interpreten, denn er bemerkt ausdrücklich, daß er auch ihre nicht ausgesprochenen geheimen Gedanken mittheile.

Aber wir müssen weiter fragen: geht aus Horazens Darstellung etwa hervor, daß er seinerseits diesen Glauben nicht theilte, daß er sie nur für Giftmischerinnen und Mörderinnen hielt, die in dem irrigen Wahn befangen waren, sich durch ihre Unthat geheimnißvolle Mächte dienstbar zu machen?

Das Gedicht enthält nicht die leiseste Andeutung, die zu dieser Annahme berechtigte. Die detaillirte Schilderung ihrer Erscheinung ist durchaus darauf berechnet, ein geheimnißvolles Grausen hervorzurufen, und bei der völligen Abwesenheit ironischer Züge darf auch die Aeußerung, Folia vermöge den Mond vom Himmel herabzuziehen, nicht ironisch aufgefaßt werden. Die Flüche des Knaben, welche nicht die Sprache eines Kindes nachahmen, sondern die eigene Entrüstung des Dichters wiederspiegeln, bedienen sich entsprechender abergläubischer Vorstellungen: er wird ihnen nach dem Tode als nächtliches Schreckgespenst erscheinen und ihnen mit krummen Klauen das Gesicht zerfleischen.

Vor Allem aber, es ist dasselbe durchaus gleichartige Pathos, mit welchem Horaz das Verbrechen verurtheilt und ihre Zaubereien darstellt. Hätte er in diesen nur Humbug gesehen, so müßte er ihnen gegenüber einen anderen Ton angeschlagen haben, denn sonst würde die Gleichartigkeit der Sprache den Nachdruck seiner moralischen Verurtheilung geschwächt haben. Aus dem gleichmäßigen Ernst also, mit dem er das Eine wie das Andere behandelt, ergiebt sich, daß er beide Momente gleich ernsthaft auffaßte.

Also in der Satire ist Horaz aufgeklärter Spötter, während die fünfte Epode eine durch keinerlei Ironie modifizirte scheue Angst vor der Magie verräth. Nach meinen früheren Darlegungen wird uns dies Resultat nicht überraschen; es müßte im Gegentheil auffallen, wenn sich Horazens freigeistige Impulse im Gegensatz zu all seinen Zeitgenossen zu einer konsequenten Leugnung der Magie entwickelt hätten.

Wir würden gerne wissen, in welchem zeitlichen Verhältniß diese beiden Gedichte zu einander stehen. Hat Horaz die Epode geschrieben, weil ihm schien, er habe die Sache in der Satire zu leicht behandelt, oder ließ er die Satire der Epode folgen, um den

Ernst zu mildern, mit dem er dort aufgetreten war? Wie dem auch sei, das Nebeneinander beider Gedichte ist nur zu erklären aus der für diese Kulturwelt charakteristischen, zwischen Glauben und Unglauben schwankenden Inkonsequenz des Urtheils.

Und auch für die merkwürdige Stimmung, in der das letzte, noch nicht besprochene Gedicht, die 17. Epode, geschrieben ist, liegt hier die Erklärung.

Sein Inhalt besteht aus einem Zwiegespräch, das Horaz mit der Canidia führt, und zwar unter folgenden Voraussetzungen.

Wir erfahren, daß der Dichter einen längeren Kampf gegen die Canidia geführt hat, theils um ihr verbrecherisches und unzüchtiges Treiben der römischen Gesellschaft zu enthüllen, theils um ihre Kunst als Schwindel zu verspotten.

Es ist wichtig festzustellen, daß die Einzelheiten, die er aus diesem Kampfe erwähnt, in den literarischen Angriffen der beiden früheren Gedichte nicht zur Sprache gekommen waren. Er will sie eine gemeine Gassenhure genannt und von ihrem untergeschobenen Sohn Pactumeius gesprochen haben. Er will ihr schmutzige Herkunft vorgeworfen und sie als Vorsteherin eines unzüchtigen Geheimkultes verspottet haben. Von all dem steht weder in der fünften Epode, noch in der Satire etwas. Andererseits muß auffallen, daß in dem späteren Gedicht jeder Hinweis auf die Ermordung des Knaben fehlt. Es ist also nicht zu verkennen, daß Horaz in der 17. Epode es absichtlich unterließ, die früheren Gedichte direkt zu zitiren*), obwohl natürlich jeder seiner Leser sich ihrer erinnerte und auch erinnern sollte.

Der Zweck, den er damit verfolgt, ist unverkennbar. Es soll die Vorstellung eines längeren und systematischen Kampfes erweckt werden, in dem die beiden literarischen Angriffe nur vereinzelte Momente bildeten. In diesem Kampfe hatte Horaz gewissermaßen als Pontifex gegen den verbrecherischen Unfug einzuschreiten gesucht, welchen Canidia und ihr Kreis im esquilinischen Stadttheil ausübte.

Aber — so lautet die Fortsetzung der Vorgeschichte, welche die 17. Epode sich konstruirt — Horaz ist unterlegen. Canidia hat ihre Zauberkünste gegen ihn gerichtet. Sie hat ihm durch ihre

*) Fälschlich behaupten dies die Erklärer mit Bezug auf V. 56—59. Von einer Verspottung der Kotyttien (56. 57) — so tauft Horaz den angeblichen Geheimkult der freien Liebe nach attischem Vorbild — ist weder in der Satire, noch in der fünften Epode die Rede. Der hochtrabende Ausdruck Pontifex Esquilini veneficii aber (v. 58. 59) paßt auf die humoristische Satire schlechterdings nicht und wäre für die fünfte Epode eine mehr als vage Bezeichnung.



Zaubersalben Jugendkraft und Gesundheit geraubt. Sein Leib ist zerfallen, sein Haar gebleicht. Ein brennendes Fieber treibt ihn verzweifelt hin und her, und nur Canidia's Gnade könnte diesen Leiden ein Ziel setzen. Denn alle Gegenmittel und selbst der Versuch, sich den Tod zu geben, haben sich als vergeblich erwiesen.

Unter diesen Voraussetzungen beginnt das Gedicht, und zuerst ist es der Dichter, welcher spricht. Er schildert seine Qualen in den stärksten Farben, er widerruft Alles, was er gegen Canidia's Kunst und Person gesagt, ist zu jeder Sühne bereit und fleht um Gnade. Canidia aber läßt sich nicht erweichen: Deine Bitten sind vergeblich, du sollst mir büßen, kein Gegenzauber wird dich befreien, kein rascher Tod soll deine Leiden enden. Leben sollst du, denn deine beständige Qual soll meine Rache und mein Triumph sein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Horaz in diesem Gedicht als Freigeist auftreten wollte. Seine Palinodie soll ironisch verstanden werden. Wenn er sagt: „Falls du es verlangst, soll meine Leier lügen, daß du keusch und rechtschaffen bist", so ist das nur eine höhnische Form, um die früheren Angriffe zu wiederholen. In diesem Zusammenhange aber muß sowohl die Anerkennung ihrer Kunst als Spott, wie die angebliche Krankengeschichte als höhnische Erfindung aufgefaßt werden. Demnach schiene das ganze Gedicht keine andere Absicht zu verfolgen, als zu zeigen, bis zu welchem Grade alberner Selbstverblendung diese Personen gelangen können.

Und doch wird die Lektüre dieses Gedichts bei keinem aufmerksamen Leser den Eindruck hinterlassen, daß hiermit sein Gehalt erschöpfend ausgedrückt sei. Denn selbst, wenn wir von Horazens Stellung zur Magie sonst nichts wüßten, und dieses Gedicht das einzige wäre, welches die Canidia behandelt, müßte bei dieser Erklärung ein Skrupel zurückbleiben.

Wenn es sich für Horaz nur darum handelte, eine alberne Schwindlerin zu verspotten, wozu der ausgedehnte Apparat dieser Vorgeschichte, wozu das mächtige Pathos der Sprache? Durch die Schilderung der Krankheit klingt eine unleugbare Leidenschaftlichkeit hindurch, und Canidia, die das letzte Wort behält, redet wie eine zürnende Medea. Wir suchen in ihren Worten vergeblich nach Zügen der Lächerlichkeit. Und dann, war Horazens Verachtung vor ihr wirklich so groß, wie er sie zur Schau trägt, genügte es denn nicht, sie bereis zweimal an den Pranger gestellt zu haben? Wozu noch dieser dritte Angriff?

Dies Alles erweckt den Eindruck, daß hier entweder für einen

geringfügigen Zweck Mittel verwandt sind, die in ihrer Wucht über das Ziel weit hinausschießen, oder, daß die angebliche Ironie eben nicht echt ist, daß sich dahinter noch andere Gefühle verstecken.

Und in der That glaube ich, daß wir jetzt wohl ohne weitere Umschweife sagen dürfen, daß das Letztere der Fall ist: Hinter dem Spott verbirgt sich dieselbe Furcht vor der Magie, die Horazens Zeitgenossen eigenthümlich ist und ihm selbst die 5. Epode eingegeben hat.

Sie beeinflußt ihn hier aber um so stärker, als sie in diesem Falle eine ganz besondere persönliche Färbung hat. Es ist nicht das allgemeine bange Unbehagen, das Ovid und Plinius empfinden, es ist die mit Haß verbundene Furcht vor einer persönlichen Feindin, die ihm das Konzept verrückt und den beabsichtigten souveränen Spott nicht rein aufkommen läßt. Während die früheren Gedichte in der objektiven Weise des satirischen Beobachters die Canidia als gemeinschädliche Person behandeln, ist die 17. Epode eine grimmige Invektive auf eine gefährliche Gegnerin.

Die poetische Invektive greift anders an, als die prosaische. Auch sie verschmäht nicht, direkte Beschuldigungen auszusprechen, andere aber gestaltet sie poetisch um und verbindet die Mannigfaltigkeit dieser Momente zu einem dichterischen Gesammtbilde. In diesem aber soll sich die Wirklichkeit mit solcher Treue wiederspiegeln, daß die ernsthafte Tendenz gewahrt bleibt, in welcher der Lebensnerv der Invektive beruht.

Nicht anders ist die 17. Epode zu verstehen. Die einzelnen gegen Canidia ausgesprochenen Schmähungen, die ich S. 217 aufzählte, sind ohne Abzug als direkte Anschuldigungen aufzufassen, die Krankheitsgeschichte dagegen ist fingirt. Trotzdem aber soll sie die Gegnerin mit der vollen Wucht einer positiven Anklage treffen. Denn auch diese Erfindung will ein getreues Bild der Wirklichkeit geben, sie verfolgt die durchaus ernstgemeinte Tendenz, Canidia als eine Person zu diskreditiren, die bei ihren Hexereien vor keinem Verbrechen zurückschreckt und ihre Opfer an Verstand und Leben schädigt. Sie verfolgt diesen Zweck mit um so größerer Energie, als Horaz sich seit längerer Zeit zu der Zahl derjenigen rechnen mußte, gegen welche der Haß der Hexe gerichtet war.

Canidia hat in Horazens Leben eine Rolle gespielt. Das Verhältniß, in dem er zu ihr stand, wurde in dem literarischen Kreise des Maecen besprochen.*) Noch in der ersten Satire des

*) Epoden 3, 8.

zweiten Buchs drängt sich ihm ihr Name auf, wo er von seinen Feinden spricht.*) Bei seiner und den Anschauungen seiner Zeit ist es sicher, daß er mit der Möglichkeit gerechnet hat, die Magierin könne sich für seine literarischen Angriffe auf ihre Weise an ihm rächen. Wer wollte leugnen, daß ihn nicht einmal bei einer Krankheit die bange Sorge befiel, hier könne die Hand seiner Feindin im Spiele sein?

Aus diesen durchaus realen Elementen setzt sich die Grundlage der 17. Epode zusammen. Hier soll gegen eine verhaßte Persönlichkeit, von welcher der Dichter sich in Wahrheit Arges versah, ein Schlag geführt werden, und er soll um so vernichtender treffen, als er mit der Ueberlegenheit der ruhigen Verachtung geführt zu werden schien.

Aber Horaz täuschte sich, wenn er glaubte, diesem Standpunkt überzeugenden Ausdruck gegeben zu haben. Wir erkennen in seinen Versen noch die Nachklänge anderer, ängstlicher Stimmungen. So wenig wie irgend ein antiker Römer hat er die Furcht vor den dunkeln Mächten ganz überwunden, über welche Canidia zu gebieten meinte.

*) 2, 1, 48.



Alkohol oder Sport?

Von

Robert Hessen.

Friedrich Pecht, wohl der schärfste und zugleich förderlichste Kunstrichter, den wir im neuen Deutschen Reich besaßen, erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie ärmlich er sich einmal in seiner Münchener Lehrzeit (1833) mehrere Wintermonate hindurch mit drei anderen jungen Malern eingerichtet habe. Sie bewohnten zusammen ein großes Zimmer, ohne Bedienung; das Frühstück bestand in einem „Laibl Brod aus Nachmehl" mit 'nem Trunk selbstgeholten Wassers frisch von der Pumpe; Mittags gab es abwechselnd eine Wurst oder ein Stück gesottenes Kuhfleisch mit selbstgekochten Kartoffeln; nur Sonntags ein Maß Bier. Natürlich magerte er dabei ab; doch weit entfernt, sich mit der bewiesenen Energie zu brüsten, schließt Pecht jenen Bericht mit folgenden verständigen Worten: „Da der Mensch nur einen gewissen, sehr bescheidenen Grad von Wohlergehen verträgt und ihm persönlich alles übel bekommt, was darüber hinausgeht, so war es bei uns, die wir voll Jugendübermuth staken, offenbar das Bedürfniß der Kasteiung, das uns dazu trieb, uns freiwillig solch harter Lebensweise zu unterziehen. Die Studenten besorgen das durch den ihren Orgien folgenden Katzenjammer, die Mönche durch Fasten, die Frauen durch die peinigende Kleidung, die reichen Schlemmer durch die Gicht, wir andern aber wissen es oft mit viel Anstrengung einzurichten, daß es uns nie zu gut geht."

Hier ist nur der eine Einwand am Platze, daß der fortgesetzte Katzenjammer zwar zweifellos die Leistungsfähigkeit herabsetzt, aber keineswegs zur Abmagerung führt, viel eher zu einem frühzeitigen Fettansatz, der dem Bilde der Kasteiung widerspricht. Dennoch widerlegt der Pecht'sche Grundgedanke jeden Schwärmer, der sich

einbildet, durch Befehl und Verbot eine völlig rationell lebende Jugend jemals erziehen zu können. Je größer das Gefühl des Kraftüberschusses, desto dringender der Trieb, sich „etwas anzuthun“; ohne Anleitung hygienisch lebend und bereit, sich zu schonen, wird man fast stets nur Schwächlinge finden. Wer in der Lage ist, einen robusten und begabten Jungen wegen der Vergeudung seiner Kräfte zu schelten, wer außer diesen Vorwürfen, Mahnungen, Einschärfungen nichts Besseres weiß, liefert damit nur den Beleg, daß er, der Scheltende, auch der Schuldige sei, weil er es unterließ, Vorkehrungen zu treffen, Beschäftigungen anzupassen und zweckmäßige Beispiele zu setzen.

Unter dem Bann dieser Einschränkung werden wir jeder aprioristischen Betrachtung darüber, ob der Alkohol als solcher ein Feind oder Freund des Menschengeschlechts sei, am besten ganz aus dem Wege gehn. Sicher ließe sich manches vorbringen über die Geschmackverderbniß durch Uebertreibung der Scheffel'schen Sangart; noch mehr gegen die verlogene Behauptung, daß im Gegensatz zu allen andern Menschen der Student gerade in den Augenblicken der Hingabe an den Genuß seinen Willen zu stärken, seinen „Charakter zu bilden“ vermöchte. Aber man fühlt sich entwaffnet Angesichts einer Bewegung, die ihrer ganzen Natur nach trotz leiser Anfänge in völligem Radikalismus endigen muß, wie sie überall geendigt hat, und im Bund mit allerlei mächtigen Zeloten leicht zu einer Landplage sich auswachsen dürfte. Diese Bewegung kann garnicht anders, sie muß von der Mäßigkeit zur völligen Abstinenz übergehen, weil nur krasse Einseitigkeit brutal und fanatisch genug zu werden vermag, um werbende Kraft für die Menge zu gewinnen. Indem wir es andern überlassen, öffentlich Wasser zu predigen und heimlich Wein zu trinken, wollen wir beide Extreme vermeiden: sowohl die Vorzüge des Deutschen für harmlosen Lebensgenuß bei der Flasche zu unterschätzen, als auch durch ein in Deutschland wirklich ganz überflüssiges Herausarbeiten der Poesie des Trunkes falsche Ideale in immer tiefere Schulklassen zu tragen. Gewiß, der Deutsche dünkt sich zuviel mit seiner ewigen „Fidelität“. Nur so reiche, so genialisch überschäumende Naturen wie Antonius und Kleopatra durften es sich gestatten, in ihrem Alexandria den Bund der Συναποθανούμενοι, der Genußseligen auf Tod und Leben zu gründen, um das durchschwelgte Dasein eines Tages wie ein Bankett zu verlassen („cedat ut conviva satur“). Antonius that das nicht, ohne dem erstauntem Erdkreis das jammervolle Schau-

spiel seines zusammengebrochenen Charakters zu gewähren; aber er hatte wenigstens nicht sein ganzes Leben hindurch mit „Charakterbildung“ geprahlt wie gewisse Leute. Vielleicht verhindern wir das Treten Unberufener in seine Fußstapfen am ehesten, wenn wir, statt die Völlerei in ihrem Zentrum anzugreifen, die Ablenkung der Meistgefährdeten vom Alkohol hinweg mit indirekten Mitteln, durch Leibesübung, befürworten und anbahnen.

„Ja, haben unsre Studenten nicht schon die Mensur?“ höre ich hier sogleich einwenden. Und freilich hat sie bisher, wenn auch mit Unrecht, als eine Art von Gegengewicht gegen zu vieles Trinken gegolten. Hier begegnen sich Alkohol und Sport zum ersten Mal, und viele Leser dürfte es überraschen, wie weit ihre Wege thatsächlich nebeneinander laufen. Den Namen „ritterliches Waffenspiel“ verdient die Mensur bei näherer Prüfung ja nicht. Noch keines dieser Spiele, weder der alte germanische Schwertertanz, in welchem bei Festlichkeiten die Jünglinge vor den Versammelten auftraten, noch auch die späteren Turniere hatten jemals wie die Mensur den ausgesprochenen Zweck, den Gegner am Leibe zu verletzen. Solche Verletzungen wurden im Gegentheil stets als böser Zufall oder als niedrige Heimtücke angesehen, und weil ihr Zweck in sich selbst sportwidrig ist, tilgen sie die Mensur ein für allemal aus der Reihe der Waffen*spiele* aus. Man kann das Ueben auf dem Fechtboden so nennen; dagegen ist die Mensur noch nie etwas andres gewesen als ein Zweikampf und verdankt den größten Theil ihrer Beliebtheit ganz wie das schnelle und übermäßige Biertrinken lediglich der Sucht nach Aufregung, dem bei der Jugend vorhandenen Bedürfniß nach Steigerung des Daseinsgefühls. Viele von uns haben in jungen Jahren diesen Reiz verkostet, Manche sind richtige „Mensurhengste“ gewesen, die noch im Staatsexamen und nach ihm brennend gern 'mal auf Schläger würden angetreten sein, wenn der Usus das gestattet hätte. Das Gefühl, ein Mysterium zu feiern, etwas Verbotenes zugleich und Einziges, keiner anderen Nation Gemeinsames im tiefsten Geheimniß zu betreiben, ließ Jeden von uns auf die unblutigen Uebungen Anderer mit Geringschätzung herabsehen. Das nachträgliche Durchnehmen all der Quarten und Terzen aber bildete auf der Bierbank einen Gesprächsstoff von nie versagender Anziehungskraft; es konnte garnichts Interessanteres zugleich und Ausgiebigeres erdacht werden als dieses Lieblingsthema der „scharfen Ecke“. Da muß jeder Reformer begreifen, wie nahezu unmöglich es ist, im Treiben der Waffen-

verbindungen auf dem Wege der Kritik oder gar der Verordnung etwas Wesentliches zu ändern; denn Alles mag man bei jungen Leuten durchsetzen, nur nicht den Zwang, sich zu langweilen. Will man ihnen eine Gewohnheit nehmen, so wird man sie für eine andere, mindestens ebenso angenehme, erst erziehen müssen. Und dies ist zugleich der Punkt, an dem Alkohol und Sport sich schneiden und für immer trennen.

Drei Dinge sind es, die jeden Sport als solchen charakterisiren: erstens, daß er um seiner selbst willen ohne Rücksicht auf materiellen Gewinn betrieben wird; zweitens, daß er ein freies, auf sich selbst gestelltes Antreten zum Wettspiel in sich schließt; drittens, daß er das Bestreben zeigt, eine kunstmäßige Fertigkeit bis zu vollendeter Ausübung zu erreichen und zu diesem Behuf bei dem Ausübenden ein sportmäßiges Verhalten durchsetzt. Das studentische Uebungsfechten genügt der ersten und zweiten Forderung durchaus, während z. B. das Pferderennen mit seinem Totalisator und sonstigen Schacher den Namen Sport nicht verdient, übrigens von den Engländern längst „Turf" genannt wird, während nur deutsche Blätter, die Tennis und Fußball todtschweigen, andauernd die Rubrik „Rennsport" führen. Dagegen spricht das Uebungsfechten der Waffenstudenten in verschiedener Hinsicht der dritten Forderung Hohn. Zunächst, weil mit einziger Ausnahme von hochgradig Herzkranken Alle, auch die sich garnicht dafür eignen, zum Fechten gezwungen sind. Während unsere englischen Vettern sich gerade bemühen, jeder Individualität das Passende, das meist Geeignete vorzusorgen, hält bei den Waffenverbindungen eine stetig zunehmende Anzahl von „Stopslern", denen zuzuschauen ein trauriges Vergnügen bildet, den ganzen Fechtbetrieb auf. Noch mehr bergab ist es mit ihm gegangen, seit in Folge der inneren Logik der Dinge der an sich vielleicht bewundernswerthe Grundsatz aufkam, daß gutes Stehen (Stillhalten) wichtiger sei als gutes Schlagen. Der Haltung der „Paukanten", die in vergangenen Jahrzehnten an manchen Hochschulen viel zu wünschen übrig ließ, ist dieser Grundsatz zu Gute gekommen; es begreift sich aber, daß eine Kunst sinken mußte, bei der die technische Fertigkeit nebensächlich wurde. Jeder junge Faulpelz, der gerade das Rappier zu bewegen gelernt hat, rechnet sich doch aus, daß ihm, wenn er nur aufrecht steht und nicht muckt, nichts passieren könne und er, mit oder ohne Prügel, ein großer Mann sei.

Daß bei solcher Auffassung der Dinge auch viele Begabtere

verlottern und über bloße Stümperei nicht hinauskommen, liegt auf der Hand. Ebenso begreiflich ist es, daß die ganzen Aufgaben der Waffenstudenten sich immer mehr nach der Bierseite hin verschieben mußten, sodaß nur zu Viele von ihnen höchstens noch den Namen „Bierstudenten" verdienen.

Man soll sich vor Schwarzseherei hüten einem Volk gegenüber, das bisher noch von allen Niederlagen in wunderbarer Verjüngung sich erhob. Es hat Jena verwunden, vielleicht verwindet es auch München. Keineswegs fehlt es an Optimisten, die unsre heutige Rasse trotz aller Mängel schöner und kraftvoller empfinden als irgend eine vorhergegangene. Nur daß die Sprößlinge unsrer Bildungsaristokratie zu dieser Kraft im selben Verhältniß wie früher ihr Kontingent stellen, wird Niemand behaupten wollen. Ja, es giebt geschulte Hygieniker, die sich anheischig machen, in der belebtesten Straße einer Universitätsstadt diejenigen Studenten auszuzeigen, die bereits in der zweiten oder dritten Generation „saufen". Eine ganz bestimmte Art von Aufgeschwemmtheit und körperlicher Hilflosigkeit wird an diesen Opfern akademischer Tradition, und zwar nichts weniger als selten, bemerkbar. Das Hindurchtreiben übermäßiger Flüssigkeitsmengen ist eine Aufgabe, unter der selbst Metallröhren bauchig werden und platzen. Bei Menschen verfettet die Gewebsfaser, und daß das vielbesungene deutsche Herz nicht mehr das ist, was es war, dafür giebt es leider einen zwingenden Beweis: gerade in dem Sport, der an die Herzkraft die allerhöchsten Anforderungen stellt und zugleich in Deutschland die allerweiteste Ausdehnung erreicht hat, im Radfahrsport, bleiben die Deutschen dauernd hinter den Höchstleistungen andrer Nationen zurück, werden sie Jahr um Jahr von Franzosen, Engländern, Amerikanern geschlagen. Kurz nach dem Kriege von 1870/71 stehen dem Schreiber dieses an den Hochschulen, die er besuchte, viele hagre, sehnige Fechter in Erinnerung, die an der Biertafel aufschütten konnten, was sie wollten, ohne auch nur davon feist zu werden. Diese Gestalten beginnen zu fehlen. Man sieht die früheren langen Schnurröcke nirgends mehr auftauchen, weil die verschwunden sind, denen allein sie kleidsam waren, und der heutige, meist mittelgroße Student mit der eigenthümlichen Gequollenheit in der Westengegend seine Fülle in den bequemen Formen eines sackartigen Kittels zu bergen liebt.

Die Gesinnung, die das verursacht, wird man am besten völlige Gleichgiltigkeit gegen die Würde des Leibes nennen. In einem Niemann'schen Roman findet sich gelegentlich die Beschreibung

eines Berliner Großbankherrn, wie er sich in einer Weise aufs Sopha fallen ließ, als ob er habe ausdrücken wollen: bei hundert Millionen Vermögen sei es vollkommen unerheblich geworden, ob sein fetter Wanst auf der rechten oder linken Seite herunterhinge. Aehnlich leben viele deutsche Studenten in dem Wahn, daß andauerndes Schlucken von vielem „Gerstensaft" ihnen ohne Weiteres den körperlichen Adel verliehe. „Du dickes Bierschwein" ist, wie wir alle wissen und miterlebten, ein studentischer Ehrentitel, der mit unverhohlener Bewunderung gezollt, mit ernster Befriedigung empfangen wird, und den oft dieselben Primaner heimlich anstreben, die auf ihren Schulfesten das Hellenenthum preisen müssen, die deutsche Verwandtschaft mit ihm, die deutsche Vorliebe dafür. Goethe hat dieses Hellenenthum verstanden als er im zweiten Theil des „Faust" den Schatten der Helena beschwor, um ein Ideal der Gesundheit aufzustellen. Er wußte, daß von den alten Griechen die Schönheit nicht aus Eitelkeit gepflegt worden war, sondern — unbeschadet aller künstlerischen Begeisterung — aus Zweckmäßigkeitsgründen, weil sie in ihr die zur Harmonie geläuterte Kraft wiedererkannten, den Beweis höchster Gebrauchsfähigkeit für jede dem Körper abzuverlangende Leistung in ihr erbracht sahen. Dieses Ideal wird, wenn irgendwo, in unsern studentischen Kreisen verleugnet. Die jungen Herren putzen sich zwar nicht selten, doch nur wie gewisse Pariserinnen, bei denen ebenfalls die Verpackung werthvoller ist als die Waare. Im Uebrigen pflegt, sobald das Militärjahr abgedient und der Schläger „des Rostes Raub" ward, das Muskelsystem wie ein abgelegtes Kleidungsstück in einen dunkeln Schrank gehängt und keines Blickes mehr gewürdigt zu werden. Darum ist das Gefühl hygienischer Verpflichtung und systematischer Uebung dieses blutreichsten, für Wohlgefühl und gesunde Hagerkeit wichtigsten Organes auch unserm besitzenden Bürgerthum im Allgemeinen abgängig. Vereinzelte Ausnahmen, wie rühmlich auch immer, bestätigen nur die Regel. Die überall vorhandenen Alten-Herren-Riegen erweisen sich jedenfalls, wenn man näher hinsieht, in der Hauptsache als Ansammlungen von Neurasthenikern, denen ihr Hausarzt, nach völligem Verlust der Gesundheit, anrieth, endlich einmal etwas für sich zu thun.

Inzwischen steigt die Fluth; die Gefahr wächst. Die Durchschnittsmenge des im deutschen Zollgebiet konsumirten Bieres hat sich von etwa 85 Litern pro Kopf im Jahr 1880 auf 123 Liter

pro Kopf erhöht. Da unsere Frauen, Mädchen, kleinen Knaben (d. h. etwa zwei Drittel der Bevölkerung) doch höchstens nur nippen; da in ausgebreiteten Weingegenden „Schorle-Morle“ dem Bier die Waage hält, da es immer noch Nüchterne und sogar Enthaltsame giebt, muß man für die eigentlichen Trinker jene Zahl von 123 Litern im Jahr sofort versechsfachen und in manchen Städten verzwölffachen. Schon werden von findigen Brau-Agenten die seßhaftesten Stammgäste zum Sylvesterabend mit goldenen Uhren prämiirt, und diesen Spekulanten kann es unmöglich lange verborgen bleiben, daß unsre Tertianer das eigentliche Angriffsobjekt für heimliche Prämiirung sind. Man wird an die grausigen Verse der schönsten Goethischen Ballade erinnert:

„Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.“

„Hektoliterwuth“ nennt sie der Volkswirth.

Wie der Jugend helfen? Wie die Kräfte des Widerstandes ausreichend in ihr entwickeln? Denn nicht eher ist auf eine Aenderung und Gesundung des studentischen Treibens, auf eine Besserung des hier für unser ganzes Volk gesetzten Vorbildes zu hoffen, als bis den Universitäten schon von den Schulen her Menschen mit ganz andren, und zwar unabweislichen Bedürfnissen zuströmen, sodaß der Einzelne, um sie befriedigen zu können, auf die heutigen Sitten ohne Kummer verzichtet.

Das Turnen, das hier von einer bestimmten Gegenpartei sofort eingewendet werden wird, kann unmöglich noch dieses Wunder bewirken. Wir haben es ja schon seit den Freiheitskriegen!!

Gewiß, es war Alles in Allem eine der fruchtbarsten Erfindungen, die der deutsche Genius hervorgebracht hat, und besonders unserer deutschen Armuth so wunderbar angepaßt. Eine Reckstange, ein Barren, ein Sprungbrett kosten wenig und sind bald beschafft. Sie haben in der trostlos kapitalarmen Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre uns den Sport ersetzt, für den die Mittel noch nicht ausreichten, haben geholfen, den deutschen Volkskörper in Stand zu halten und unsere Jugend an die freie Luft zu führen. Das Turnen hat trotzdem das Eindringen der Bierseuche in die Gymnasien und Realschulen nicht verhindert, weil es der Phantasie zu wenig bietet und ihm der Reiz des freien Antretens zum Wettspiel fehlt. Es hat genau das Disziplinirte, das so viele

„Maulesel", müde vom eingezwängten Sitzen auf der Schulbank und eben von ihm entledigt, zunächst einmal gründlich verabscheuen. Der Turner hat einen Vorturner über sich; er muß in Reih und Glied stehen, Augen rechts und links machen, vorspringen, wenn an ihn die Reihe kommt, an irgend einem Reck oder Bock sein Kunststück zeigen und dann wieder in seine Lücke verschwinden. Es wird auf den Gymnasien auch gesprungen, aber das Springen ist in den Augen der Turnlehrer gerade nur soviel werth wie Leiter oder Streckschaukel, es wird fast grundsätzlich vermieden, einen „Rekord" aufzustellen, wie hoch oder wie weit, einen Rekord, den in England fortan ganze Schulklassen vor Ehrgeiz brennen würden, im nächsten Jahre zu überbieten. Kurz, man mag der Vorsehung danken, wenn das Turnen in den Reihen unseres kleinen Mittelstandes eine so enorme Ausdehnung und Beliebtheit gewann, daß bei großen Turnfesten die vorzüglichsten Leistungen fast immer von tätowirten Armen geliefert werden. Aber man sollte sich der Beobachtung nicht länger verschließen, daß der Zauber, der die Herzen unserer Waffenstudenten dem Bierteufel abwendig machen könnte, im Turnen nicht liegt, niemals gelegen hat und auch niemals liegen wird.

Man hat nun langsam die Wahrheit zu ahnen begonnen, daß es schon auf den Schulen der Eigenart nur Weniger ganz gerecht wird, die Bedürfnisse vieler Anderer unbefriedigt läßt, und in den sogenannten Jugendspielen nicht sowohl einen Fortschritt zum Ziel, als vielmehr dessen Umgehung versucht. Das heißt die Jugendspiele mit ihrem Ballschwingen, Steinwerfen sowie all den anderen Bewegungen an freier Luft sind nur aus dem Grunde den Turnlehrern sympathisch geworden, weil sie annähernd auf dieselbe disziplinirte Art zu betreiben waren wie das Turnen selbst. Verfasser hat gelegentlich im Berliner Grunewald eine Schulklasse belauschen dürfen, während sie unter Aufsicht ihres Lehrers der körperlichen Erfrischung oblag, — das Spiel hieß „den Dritten abschlagen" — und ihm klingen die trockenen, mürrischen Zurufe des Aufsehers: „Nicht laufen!" noch heut im Ohr. Gerade das, was natürlich den Hauptspaß der armen Jungen ausgemacht haben würde, suchte der zu verhindern zu Gunsten von „Zucht und Ordnung". Die Knaben waren stumm und nicht bei der Sache; es war ihnen ein lästiger Dienst. Nur einmal, als der mitspielende Tyrann sich den Luxus erlaubte, den er Anderen verbot, und laufend im Grase lang hinschlug, erschallte eine Salve befreienden Gelächters, der sich

sämmtliche Zuschauer von Herzen anschlossen. Es steht zu hoffen, daß ein solches Bestreben, eine nicht jugendliche Jugend erziehen zu wollen, selbst unter unseren Subalternlehrern nur ganz vereinzelt sei. Trotzdem giebt es zu denken, daß sowohl in Turnerkreisen als bei den Veranstaltern und Pflegern der Jugendspiele der Sport oft mit einem fast komisch berührenden Haß verfolgt und verworfen wird. Der Sport ist das Einzige, was den Ehrgeiz der Jugend derartig zu erhitzen vermag, daß sie bereit wird, sich freiwillig Opfer aufzuerlegen und die Freuden platten Genusses zu verschmähen. Aber während die größere Selbstständigkeit, zu der das Auftreten im sportlichen Wettkampf den Einzelnen erzieht, ein Dorn im Auge der Schulmänner ist, die nun einmal auf eine disziplinirte, bis zu bereitwilliger Angeberei zusammengebrochene Jugend hinarbeiten, fürchten sie zugleich den Verlust der Zeit, die der Sport erfordert, weil diese Zeit den Studien entzogen würde.

Die Kardinalfrage ist damit für uns gestellt; versuchen wir, sie mit möglichster Unbefangenheit zu beantworten. Vor Allem darf man ihre historischen Voraussetzungen im großen Zusammenhang der Dinge nicht außer Acht lassen. Wenn jenes Land, das den Sport am höchsten entwickelt und am feinsten differenzirt hat, von einem ganz anderen Erziehungsideal ausging als wir, wenn es auf die Ausbildung des Willens und der Selbstbehauptung den größten Werth legte, während wir vor Allem auf Kenntnisse ausgingen, wird doch nur ein ganz Oberflächlicher fordern können, wir sollten unser Ideal im Handumdrehen aufgeben, um mit fliegenden Fahnen zu einem andern überzugehen. Gerad unsere Kenntnisse haben uns den Engländern gegenüber auf vielen Gebieten konkurrenzfähig gemacht, auf denen sie früher die unbedingte Herrschaft innehatten, nicht bloß weil der bestunterrichtete Mann gemeinhin auch der erfolgreichste sein wird, sondern weil nicht mit Unrecht das vorige Jahrhundert das der angewandten Wissenschaft genannt worden ist. Wir sind in der Weltwirthschaft an einen Punkt gelangt, wo die Resultate der Gelehrten ohne Weiteres mit einem mächtigen Ausschlag auf Industrie und Technik übertragen werden. Unsre Schulmänner handeln daher durchaus in der Linie unsers historisch-ökonomischen Werdeganges, wenn sie nicht bloß auf die Summe der angeeigneten Kenntnisse, sondern vor Allem auf die Gewöhnung dieses Aneignens Nachdruck legen. Der Engländer ist uns nur darin weit voraus, daß er zwischen Unterricht und Erziehung, „instruction“ und „education“ scharf unterscheidet. Er hat sich niemals vorgeredet,

daß der Gedächtnißkram den allermindesten Einfluß auf die Charakterbildung haben könnte, und versteigt sich von seiner Basis aus zu der für ein deutsches Ohr allerdings grotesken Behauptung: „jeder Dummkopf kann Unterricht ertheilen und Kenntnisse einpauken; aber es erfordert eine eminente Befähigung, um die Jugend zum Sport anzuleiten" („every fool can manage the instructional part; but it takes a very clever man, to manage the sports"). Der deutsche Schulmann wiederum, wenn er sich auch um die Bedürfnisse der ihm anvertrauten Jugend wenig bekümmert, weil der Takt dazu in ihm selbst niemals entwickelt wurde; wenn er demgemäß über Charakterbildung meist nur die herkömmlichen Phrasen („deutsche Eiche", „deutscher Jüngling", „deutscher Charakter") vorbringt und von seinen heimlich kneipenden Zöglingen an den Schulfesten weiter deklamieren läßt, so hat er doch darin keinen unrichtigen Instinkt bewiesen, daß zur ausreichenden Aufnahme von Kenntnissen ein unbedingter Gehorsam, eine nie murrende Willfährigkeit erforderlich sei, und sucht zu diesem Behuf nicht mit Unrecht vor Allem seine philologische Autorität durchzudrücken.

Seine gröbliche Täuschung liegt anderswo. Sie liegt in der bequemen Meinung, daß alle Zeit, die durch strenge Verbote der Betheiligung am Sport gewonnen würde, ohne Weiteres den Schulbüchern zugute käme. Jeder, der Schulen besucht hat, sollte jedoch aus eigenster Erfahrung wissen, wieviel freie Zeit sich Schüler außerhalb der Klasse zu machen verstehen und wie gerade, je unvernünftiger wirkliche Ueberbürdung ihnen zusetzen möchte, eine ganz natürliche Reaktion zum Müßiggang führt. Die Stunden, die das drakonische Verbot von Rudern und Fußball mit dem ewigen Kehrreim: „Ihr könnt ja turnen!" den Tertianern schafft, der Grammatik zuzuwenden, sind diese weit entfernt. Sie, denen man das nimmt, was ihre Phantasie beschäftigt und ihren Ehrgeiz am ehesten zu erregen vermöchte, werden mit Sicherheit den Weg in irgend welche Kutscherspelunke suchen, um unbelauscht einer Männlichkeit zuzustreben, die sie in Ermangelung positiver körperlicher Leistungen nunmehr im bloßen Schlucken und Geldausgeben erblicken. Ist es nicht wundervoll, daß zehnjährige englische Knaben, in der Bootssprache mit einem liebenswürdigen Ausdruck „nippers" genannt, sich mit dem Hahnenschrei ihren warmen Betten entwinden, um den weiten Weg zum Bootshaus zu pilgern, weil ihr „captain" noch vor Beginn der Schule mit ihnen tränieren will?

Der Direktor von Neuenheim-College in Heidelberg erzählte lachend, daß von diesen Bürschchen, was er selbst an Pünktlichkeit trotz strenger Strafen niemals erreichen würde, unweigerlich und selbstverständlich geleistet wird, weil die Jungen unter einander für jeden Trägen oder Schlappen, der sie in ihrem eignen Ehrgeiz stört, ganz andre Handhaben der Aufmunterung besitzen wie der Lehrer. Und so wird jeder gewissenhaft und ehrgeizig ausgeübte Sport mit den Stunden der Regatta, des Turniers, der Preisvertheilung durch sich allein den Gedanken der Pflichterfüllung, des Uebens und Steigerns der eigenen Kräfte, der Vervollkommnung und Auszeichnung nährend auch den Studien indirekt zu gute kommen. Niemals sind es die schlechten Schüler, die sich in England die ersten Preise holen, während die deutschen Gymnasiasten, denen man jeden Sport vorenthält, in die Kneipe geradezu hineingestoßen werden, wo alle Gefahren der Trägheit, der Leckermäuligkeit, der Gleichgiltigkeit gegen Pflichten, Leistung und Vorwärtskommen auf sie lauern.

Gewiß, auch die Engländer trinken, und zwar viel und scharf. Sie trinken viel Whisky mit und ohne Soda, sie trinken viel Brandy; aber sie beginnen nicht so früh wie wir, und ihr Trinken hat — wenn wir die gebildeten Schichten miteinander vergleichen — weder jenes Sitzende, Klebende, noch auch jenes Massige, was auf die Dauer die Herzkraft lähmt. Verf. hat in Heidelberg an den dortigen „Colleges“ englische Schüler in großen Schaaren zu beobachten Gelegenheit gehabt; alle waren sie gebräunt und hager, nicht eine einzige Figur ist ihm in Erinnerung, an der man ein Loth überflüssigen Fettes hätte vermuthen können, nicht eines dieser übernächtigen gedunsenen Gesichter, an die wir uns bei deutschen Primanern haben gewöhnen müssen. Vor dreißig Jahren — es ist lange her, aber die Sitten haben sich nicht geändert — war es an fast allen östlichen Gymnasien Brauch, daß jeder frisch versetzte Unterprimaner „ein Achtel schmiß“; das gab, da in G. etwa fünfzehn Unterprimaner waren, sofort fünfzehn Kneipabende. Als Lokal diente meist eine kleine, von einer ebenso gutmüthigen wie leichtsinnigen Mutter hergegebene Hinterstube, in der wir nun in dicke Wolken von Tabaksqualm eingehüllt mit Wonneschauern das Lied vom schwarzbraunen Bier und von den drei Gesellen anstimmen hörten. Wir waren stolz auf die 3, 3½, 4 Glas, die wir am Abend „leisteten“, der Dickschädel am andern Morgen in der Geschichtsstunde war höchst romantisch; wir lechzten der Zeit

entgegen, da wir mit bunten Mützen und Bändern am hellen lichten Tag auf der Veranda all der Kneipen würden sitzen dürfen, in die wir uns vorläufig durch Hinterthüren, unter Beobachtung raffinierter Vorsicht einschlichen, weshalb? weil man uns nichts Gesünderes, das von solchen Thorheiten hätte ablenken können, als lockend und ehrenvoll beigebracht hatte. Wir wurden in G. mit Metren und philologischer Textkritik derartig gefüttert, daß in zwei Primanerjahren vom gesammten Horaz nicht einmal die vier Bücher Oden, sondern nur zwei und ein halbes bewältigt wurden, über die dicke Hefte Kommentar zusammenzuschreiben und auswendig zu lernen waren. Im Uebrigen turnten wir, im Sommer zweimal in der Woche, wenn es nicht regnete. Es ging ein Fluß durch die Stadt, und es waren Böte auf ihm, flach, ohne Kiel, sogenannte „Seelenverkäufer“ mit quietschenden Rudern. Wir fuhren auf ihnen, wenn wir Geld genug hatten, sie zu miethen, aber sehr viel mehr, um auf dem Wasser dem Müßiggang obzuliegen, als zur Steigerung unsrer Kraft und Geschicklichkeit. Niemand von uns wußte, wieweit und wie schnell er lief und in welcher Zeit; Niemand wußte genau, wie hoch oder wie weit er sprang, Niemand wußte, was er heben könnte, Niemand, ob er für irgend eine Körperfertigkeit an diesem Tag „in guter Form“ sei und für welche er am zweckmäßigsten, mit bester Aussicht auf Erfolg, arbeiten könnte; Niemand mit einem Wort „tränirte“.

Und in dieser Richtung vielleicht wäre selbst innerhalb des Systems, das wir haben, jetzt schon eine Hebung der Jugend und ihres gesunden Ehrgeizes zu erzielen, wenn bei der einfachen Athletik einschließlich des Laufens und Springens, die vom bloßen Turnen gesondert und als selbständige Zweige der Gymnastik angebaut zu werden verdienten, vielmehr Nachdruck auf das Wettspiel gelegt würde. Es sollten viel öfter als bisher (bei dem meist nur einmaligen Turnfest im Jahr) Wettkämpfe mit Preisen veranstaltet werden, damit die Jugend Aufgaben und Ziele und die lockende Möglichkeit der Auszeichnung vor sich sähe, bis sie eines Tages nicht mehr vom „Sauf-Komment“ träumt und dem nächsten „Achtel“, sondern von dem „Rekord“, der zu schlagen, dem Kranz, der im Lauf über hundert oder achthundert Meter, im Hoch- oder Weitsprung zu gewinnen ist.

Eine Bevorzugung differenzirten Sportes zum Nachtheil der Ansammlung von Kenntnissen in Deutschland befürworten zu wollen, dieser Versuch würde mit Sicherheit an dem Widerstand der zur

Zeit im Besitz der Schule befindlichen Männer scheitern. Zwar wird an manchen Gymnasien insonderheit des Westens Fußball gespielt und sogar sportmäßig gerudert; aber man weiß auch, von welchen Zufälligkeiten diese Neuerung abhing und gegen welche oft fanatische Feindschaft sie durchzusetzen war. So wurde in der Neckargegend aus jüngster Zeit der Fall bekannt, daß ein Primaner, der den Einfall hatte, sich lieber zu träniren als zu kneipen, seinen Direktor um Erlaubniß bat, dem Ruderklub seiner Stadt beitreten zu dürfen. Die Erlaubniß wurde rundweg abgeschlagen. Hierauf erwiderte der junge Mann vollkommen sachlich, daß wenn man ihn hindre, dem Ruderklub beizutreten, er sich gezwungen sehen würde, das Rudern auf privaten Böten, nur mit viel größerem Aufwand von Zeit und Kosten zu betreiben. Hierauf wurde ihm mit Relegation gedroht. Nun that er, was die gewöhnliche Folge solcher Verbote ist: er umging es, wurde in dem verbotenen Ruderklub heimliches Mitglied und errang als solches auf einer Regatta in Mainz den ersten Preis. Der Direktor erfuhr es erst aus der Zeitung. Darauf, vielleicht auch weil in dem betreffenden Ministerium gerade ein anderer Wind aufkam, völliger Umschlag der Stimmung: der Sieger wird bei einer Inspektion als Musterknabe vorgeführt zum Beleg, wie „Spiel und Sport“ gepflegt werde! Seitdem ist an jenem Gymnasium das Rudern erlaubt worden, aber erlaubt sicherlich nur mit lange nachzitternder geheimer Beklemmung. Denn bei den merkwürdigen Anschauungen, die über „Charakterbildung“ an deutschen Gymnasien zu herrschen pflegen, ist ja gerade die Stärkung jugendlicher Energie der Todfeind. Charakter ist Wille, Charakterbildung sollte also die Kunst des Wollens betreffen, die Uebung nicht bloß im zweckmäßigen Wollen, sondern darin, seinen Willen gegen Widerstand durchzusetzen bis zu dem denkbar höchsten Grad: den eignen Willen auf andere zu übertragen, sie zu Werkzeugen unseres Willens zu machen, zu Wachs in unserer Hand. Genau umgekehrt pflegt der deutsche Schulmann das Ziel zu verfolgen: den Willen des Schülers unselbständig zu erhalten, sodaß schon der bloße Versuch des Widerspruchs, der Auflehnung gegen eines der vielen vorhandenen Verbote mit dem schultechnischen Ausdruck „Unreife des Charakters“ geahndet wird. So glänzend und so tröstlich die Ausnahmen sind, die den Beweis liefern, daß auch in deutschen Lehrerkreisen warme Herzen für die Jugend und ihre Bedürfnisse fühlen: das Gros der deutschen Gymnasiallehrerschaft lebt heut noch in dem Bedauern, daß gewisse Eigenheiten

und Schwächen des menschlichen Körpers es verhindern, ihn auf Jahre hinaus wie einen bloßen Schwamm für Kenntnisse zu verbrauchen. Die nothwendige Rücksicht auf Bewegung in freier Luft wird als Lästigkeit empfunden, der man allenfalls noch in den Jugendspielen Rechnung trug, nur um mit desto tieferem Mißtrauen dem Sport zu begegnen, weil er allein in der That Handhaben bietet für das, was man zwar unabläßig im Munde führt, aber durch bloße Kenntnisse niemals erreichen kann: den Willen zu stählen und den Einzelnen früh im selbständigen Handeln, in der Selbstbehauptung zu üben.

Daher, wenn im Folgenden über die Spielarten der schon erwähnten leichteren Athletik hinaus noch mit einigen Worten der differenzirte Sport und ganz besonders das Rudern empfohlen wird, geschieht es lediglich in der Hoffnung auf eine ferne Zukunft. Man darf durchaus keine bloße Willkür darin erblicken, ja es hat weder mit den hohen Kosten der Böte, noch mit der insularen Lage Englands und dem „Rule, Britannia!" das Mindeste zu thun, wenn innerhalb der ganzen englischen Jugend, in Oxford, in Cambridge, auf den Schulen von Eton und Harrow die Rudermannschaft sportlich als die vornehmste gilt. Bei allen Etonischen Schulfesten bildet die Bootparade den Glanzpunkt, und wenn zum Schluß der Alte-Herren-Achter, mit bärtigen schlanken Gestalten besetzt, in langen Schlägen vorüberzieht, so ist des Jauchzens kein Ende. Der Grund dafür ist einmal darin zu erblicken, daß es keinen andern Sport giebt, der so harmonisch den gesammten Körper kräftigte, nicht bloß Arme und Schenkel, sondern in intensiver Weise auch Nacken-, Rücken-, Bauchmuskulatur; sodann darin, daß die Anforderungen, die er an den Einzelnen stellt und die ganz abgesehen von der Anstrengung der Uebungsfahrten in der Zeit des Tränirens vor der Regatta bis zu völliger Enthaltsamkeit von allen alkoholischen Getränken gehen, ihn der Selbstentäußerung, ja der Seelengröße verwandt machen. Zwar enthebt der wichtige Steuermann den Einzelnen der Aufgabe des Kombinirens, dafür verleiht aber die Aufregung das End-„spurt", wenn es gilt, in einer inhaltreichen Minute das Aeußerste an Kraft, Geschick und Schneid aus sich herauszuholen, den Glücklichen, die durchs Ziel gehen, ein Hochgefühl, das allenfalls die Sieger in den Olympischen Spielen verkostet haben mögen, und das im Leben lange nachwirken muß. Bei englischen Regatten sieht man stets nicht bloß Junioren und „Nippers", sondern auch alte Graubärte vom

„Start" an das Ufer entlang mitlaufen, um die bevorzugte Mannschaft dort unten durch leidenschaftlichen Zuruf anzufeuern, bis das Ziel erreicht ist. Aber auch deutsche Zuschauerschaften durchzuckt es in solchen Augenblicken wie ein elektrischer Funke. Wenn die kraftvollen Gestalten auf den Ruderbänken immer schneller sich vor- und zurückbeugen, wenn die Riemen das Wasser zu peitschen scheinen, da krampfen sich plötzlich die Fäuste der Männer, die Damen springen von ihren Sitzen, und während die Böte in rasendem Tempo vorübersausen, fühlt Jedermann instinktiv: solche Leistungen lassen sich nicht wie Beeren vom Strauch pflücken, sie wollen wohlvorbereitet und erworben sein. Dies ist die wonnige Steigerung des Daseinsgefühls, nach der so viele Menschen ihr Leben lang vergebens trachten, weil sie die Anstrengungen scheuen, durch die allein sie erreichbar wird. Der Alkohol erzeugt nur scheinbar Aehnliches durch Ueberreizung der Herzen und künstliche Erhitzung der Phantasie; aber er mindert die Kraft, vernichtet die Exaktheit, und seine Nachwirkungen sind Dumpfheit und Schwäche. Der Heidelberger Ruderklub hat nur einmal unter seiner besten Mannschaft einen Alkoholiker geduldet, seiner vorzüglichen Technik wegen; aber es war Niemand im Zweifel, daß er bei weitem Besseres würde geleistet haben, wenn er es hätte lassen können, jeden Abend so und so viel Glas zu trinken. Aeltere Akademiker, die an der Biertafel sich ausgelebt haben, sind wegen Neigung zum „Herzklaps" für sportmäßiges Rudern untauglich.

Ihm zunächst an Ansehen stehen in England Cricket und Fußball, ja es dürfte keinen erwachsenen Engländer hohen oder niederen Standes geben, der nicht während verschiedener Jahre seines Lebens beharrliche Mühe daran gewendet hätte, in beiden Spielen die denkbar größte Fertigkeit zu erlangen. An jeder Kohlenstation in Ostasien oder der Südsee, ja selbst an der sonnenglühenden Westküste von Afrika haben die Engländer Cricketplätze angelegt, um den ans Land gehenden Matrosen die Möglichkeit zu geben, diesen leidenschaftlich geliebten Nationalsport auszuüben, und mitten im Herzen von London, wo Grund und Boden am theuersten sind, hat sich seit einem Jahrhundert schon „Lord's Place" erhalten, wo nicht bloß in der guten Jahreszeit Tag für Tag, sondern auch im Winter, sobald nur kein Schnee liegt, großartige Cricket-„Matches" zwischen den einzelnen englischen Grafschaften oder den Kolonien und dem Mutterland, mit zehntausenden von Zuschauern ausgefochten werden. Da der Platz für Fußball

und Wettläufe in demselben Maß geeignet ist, übersteigen die Eintrittsgelder jeden Betrag, der aus Miethen innerhalb dieses Areals erzielt werden könnte, und die Vorliebe der Nation für Athletik an freier Luft hat der Hauptstadt mitten im staubigen Häusermeer diese grüne Oase geschaffen, während in Berlin noch heutigen Tages selbst die Tennis-Spieler nur auf Kündigung geduldet werden und der dortige Turnier-Klub mit seinen Plätzen an der Peripherie herumwandert, während eine gierige Häuserspekulation ihm auf den Fersen folgt, die Ausübenden immer weitere Strecken zurücklegen und immer mehr Zeit verwenden müssen, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Andrerseits kann man gerade am Cricket deutlich sehen, wie sich innerhalb der Nationen kein Sport mechanisch übertragen oder mit noch so viel Begeisterung irgend Jemandem aufreden läßt. Denn nicht bloß ist Cricket trotz verschiedenster Versuche des Anbaues nirgend bei uns eingebürgert, sondern man kann mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit vorhersagen, daß dies auch in Zukunft niemals der Fall sein wird.

Warum? Vielleicht, weil Cricket die Kombination verschiedener Spiele darstellt, die der Deutsche auf ihre besondre Weise, theils in der Jugend, theils im spätern Leben beibehalten will. Es vereinigt in sich gewisse Eigenheiten des „Ballschlagens“ (besonders im Hin- und Herrennen dessen, der eben geschlagen und getroffen hatte, von einem Mal zum andern) und des Kegelschiebens (da eine feste Kugel aus Holz und Leder nach dem etwa zwei Fuß hohen dreibeinigen Cricket-Galgen und dem verbindenden Querholz darüber geworfen wird) mit noch einem dritten Spiel, das wir in Ostpreußen „Kuller-Rad“ nannten, und wobei eine handbreite Scheibe aus festem Holz, mit der Kante aufgesetzt, am Erdboden vorwärts geschleudert wurde, während der Gegner mit einem beliebigen Scheit oder Stock den Lauf des Rades am andern Ende der Bahn aufzuhalten und durch einen kräftigen Schlag rückwärts zu treiben suchte. So jagten sich die Parteien oft stundenlang und kilometerweit auf ebenen Wegen hin und her, während auch beim Cricket ein Kämpe vor dem Dreigestell mit 'ner Keule dasteht, um den heransausenden Ball durch einen kräftigen Treffer abzulenken. Dennoch scheint sich die englische Leidenschaft für Cricket und die deutsche Gleichgiltigkeit aus einer tieferen Ursache herzuleiten, weil nämlich der Engländer in allen seinen Leistungen, wie schon erwähnt wurde, immer auf den „Rekord“ sieht, der Deutsche aber

gerade ihn meist für nebensächlich hält. Wir haben aus diesem Grunde einen einzigen, allerdings sehr schönen, gesunden und reizvollen Sport zu wirklicher nationaler Eigenart entwickelt: das ist die Jagd. Der Engländer und der Amerikaner zählen, und morden, um zählen zu können. Es ist vorgekommen, daß auf den früheren Büffeljagden im Westen von Nordamerika ganze Gesellschaften in die Heerden dieser harmlosen Thiere hineinritten, um mit Repetirgewehren unter sie zu schießen, bis in wenigen Tagen oft an die zehntausend Stück umgebracht waren; und da die Folgen dieser Barbarei sich schließlich dadurch fühlbar machten, daß die paar hunderttausend Büffel, die noch übrig blieben, die Grenzen Kanadas nicht mehr überschritten, brachte ein bekanntes New-Yorker Blatt eines Tages jenen melancholischen Leitartikel mit der Ueberschrift: „the buffalo is gone." Solcher Art ist unsere Gewohnheit nie gewesen. Der Deutsche hat, wie seine prächtigen Jägerlieder beweisen, nicht bloß ein viel innigeres Verständniß für die Natur, die ihn bei der Jagd umgiebt, ein viel gemüthlicheres, fast humoristisches Verhältniß zu seinem Hunde, sondern vor Allem sucht er das Wild in kunstgerechter Weise, möglichst ohne Grausamkeit zur Strecke zu bringen. Darum ist die Jagd in unserem Mittelstande noch immer in weitesten Kreisen das, was sie war und was sie sein sollte, keine bloße Gelegenheitsmacherei für feine Frühstücke und hohes Spiel, sondern eine mühsame Kunst, die ihre Hauptfreuden in der Beherrschung von Schwierigkeiten sucht. Auf dem Gebiete der Athletik aber hat solche Gleichgiltigkeit gegen den „Rekord" uns geschadet. Wir sind nicht dazu erzogen worden, durch die Monotonie des Cricket mit seinen ganze Vor- und Nachmittage fortgesetzten Läufen („run's") zwischen zwei Pfählen, die Zähigkeit und Ausdauer als schön hindurch zu empfinden. Der Engländer zählt diese run's mit bewunderndem Eifer, bucht sie und spricht von ihnen, weil es in England was bedeutet, einen Ruf im Cricket-Sport zu haben. Vom Deutschen, so wie er heut ist, sagen landsmännische Kenner: ihm fehlt zum Cricket die englische Geduld. Er hat viel Sitzfleisch, zum Lernen, wie zum Zechen; aber diese körperliche Spannkraft, die im Gefühl ihrer eigenen Ausdauer schwelgt, besitzt er nicht, wenigstens nicht aus freiem Antrieb.

Um so verständlicher wird es, daß Fußball bei der deutschen Jugend, und zwar auch innerhalb der jungen Kaufleute, so beliebt geworden ist, daß dieser Sport in gewissen westlichen Städten, in

Frankfurt, Mannheim, Karlsruhe, Pforzheim u. s. w. fast so leidenschaftlich und ausgiebig betrieben wird wie in England selbst. Fußball nöthigt zu plötzlichen, kurzen, doch übergroßen Anstrengungen, für die schon in des Tacitus Tagen dem germanischen Nationalcharakter eine Vorliebe nachgesagt wurde. Die Mütter im Allgemeinen sind dagegen, weil das Spiel zu roh sei und ihre Lieblinge beschädigt werden könnten. Als ob außerhalb der Rasenplätze abgeschundene Schienbeine und verrenkte Knöchel nicht vorkämen! Man kann sagen: keine andere Verletzung ist so häufig wie diese beiden, und eine einzige Trottoir-Verbesserung liefert mehr davon als alles Fußballspielen in derselben Stadt. Aber während in Folge bloßer Gewöhnung keine Mutter etwas Ernstliches dagegen einwenden würde, daß ihre Kinder in einen Kahn oder ein Segelboot steigen, obschon die Zeitungen von Unglücksfällen wimmeln und jährlich so und soviel hundert Menschen beim Baden, Rudern und Segeln ertrinken, wird Fußball an nur zuvielen Gymnasien noch immer mit scheelen Augen angesehen und vermag sich *nicht* durchzusetzen.

Das ist sehr bedauerlich, denn die Ueberlegenheit der Engländer in fast allen Sportarten beruht ja darauf, daß die kleinen Buben schon mit dem „training“ anfangen. Da sind die Gelenke noch geschmeidig und die Fertigkeit, die hier erworben wird, pflegt zu haften. Deshalb sind uns die Engländer auch in der „Fußtechnik“ soweit voraus, daß an eine Konkurrenz mit ihnen — gerade wie im Tennis — noch auf lange hinaus nicht zu denken ist. Als letzten Winter in Berlin eine ausgesuchte deutsche Mannschaft mit einer englischen sich im Fußball maß, war die Zahl der von uns gewonnenen Punkte verschwindend (2 : 13), und trotz der höflichen Anerkennung im Allgemeinen, die unsere Gäste äußerten, doch wohl nur Einer, der ihnen wirklich imponirt hatte: Ivo Schricker, ein hochgewachsener Student, der in der gewinnenden Schlichtheit seines Wesens wie seiner ganzen Erscheinung gut ein jüngerer Bruder unseres Friedrich Friesen hätte sein können, und von unvergleichlicher Schnelligkeit. Augenzeugen erzählen, wie Schr. einmal im kritischen Moment „zu laufen anfing“, die ganzen Engländer überholte und sich vor dem, der den Ball trug, postirte. Er war es auch, den Alles, was unter Spielern und Zuschauern deutsch war, nach Schluß des „match“ umringte und umjubelte.

Viel bekannter *als* Fußball und von viel größerer Wichtigkeit gerade für unser Thema ist Lawn-Tennis. Der Kleinbürgerstand

wird sich diesem Sport wohl niemals zuwenden, weil er zu große Anforderungen an die Kasse stellt. Die Plätze selbst, die Netze, die Schläger, vor Allem das Ballmaterial müssen tadellos sein und bedürfen, ganz wie das Schuhzeug, fortwährender Erneuerung; wo man sich mit unebenem Boden, der keine Genauigkeit zuläßt und die besten Schläge vereitelt, oder gar mit unelastischen, „ausgepumpten" Bällen begnügt, hört ein sportmäßiger Betrieb von selber auf. Freilich würde der fehlgehen, der die rapide Zunahme der Tennis-Klubs an sich wie der Mitglieder in ihnen als eine wirkliche Zunahme sportlichen Interesses bei uns deuten wollte. Selbst die Gründung von Privatplätzen verfolgt sehr viel seltener sportliche als bloß gesellschaftliche Zwecke, seit unter den Müttern heirathsfähiger Töchter die allerdings unbestreitbare Kunde umlief, daß in gewisser Beziehung Tennisplätze ausgiebiger selbst als Ballsäle seien. Die hieraus resultirende Ausbreitung des Tennisspieles ist somit großentheils als eine rationelle Ausdehnung des Heirathsmarktes aufzufassen, und hieraus wieder ergiebt sich nicht ein Vortheil, sondern eine schwere Belastung, weil sich, nur um die günstigen Möglichkeiten zwangloser Zusammenkünfte und ausgiebiger Berührung der beiden Geschlechter wahrzunehmen, den Tennis-Klubs viele Familien anschließen, deren Töchter für den Sport selbst nicht das Mindeste übrig, keine Begabung dafür und keine Lust dazu haben. Das giebt dann diese vielen Tausende von „Tennisbummlerinnen", die dem zuschauenden Publikum einen so zweifelhaften Begriff von den Freuden wie der Schönheit des Spieles beibringen, die zwar alle Sonntagsausflüge und sonstigen Veranstaltungen ihrer Klubs gewissenhaft mitmachen, aber niemals glücklicher sind, als wenn sie von einem Platz herunter müssen, weil er von einer anderen Partei belegt worden war. Schon in England hört man viele Knaben äußern, daß sie Tennis nicht liebten, weil sie dann mit den „girls" spielen müßten. Es wäre sehr unfreundlich und ungerecht, ein Spiel deshalb gering zu schätzen, weil es auch Mädchen Gelegenheit giebt, ihre Glieder in freiem Gebrauche an frischer Luft zu üben. Soviel muß man aber leider sagen, daß auf kaum einem anderen Gebiet die körperliche Behinderung unseres weiblichen Nachwuchses so peinlich hervortritt wie bei den Anfängerinnen der Tennisplätze. Die jungen Damen sollen zuschlagen, aber sie haben in den niemals geübten Armen keine Kraft und überdies den Oberkörper eingeschnürt in ein festes Korsett, das die Bewegungen hemmt; sie sollen laufen und haben

an ihren Hüften schleppende Röcke aufgehangen, die, selbst wenn sie mit der Linken geschürzt werden, Geschwindigkeit ausschließen. Zwar giebt es ein paar wirklich gute Spielerinnen in Deutschland, die sich der zweiten Klasse nähern, die von Männern erreicht wird, in Hamburg, in Bremen, in Frankfurt a. M., im großen Berlin vielleicht im ganzen zehn, und unsere Meisterspielerin Gräfin Schulenburg-Angern dürfte sich, wenn „in Form", sogar der ersten Klasse mit Erfolg entgegenstellen. Aber wie verschwindend ist doch die Zahl der nur leidlichen Spielerinnen im Vergleich zu der enormen Menge derer, die ein Racket besitzen!

Und worin liegt die Wichtigkeit des Tennis gerade für unsern Zweck? Weil es sichtbarlich dazu bestimmt ist, der Lieblingssport derjenigen deutschen Akademiker zu werden, die sich bisher in den Waffenverbindungen sammelten, und zwar aus zwei Gründen: einmal weil es technisch eine fast direkte, bis in alle Einzelheiten nachzuweisende Fortsetzung des verhängten Fechtens bildet, das jene jungen Leute betreiben, — aber durchschnittlich mit dem vierten Semester für immer aufgeben, da es sich zu einer Uebertragung ins bürgerliche Leben absolut nicht eignet; — und zweitens weil es auf eine bekömmliche Art jenes Element der Aufregung in sich birgt, das die Jugend nun einmal leidenschaftlich liebt und das diejenigen, die nicht mehr fechten und Tennis noch nicht kennen, zum „Pinken-Skat" und andern Formen des von starken Getränken unzertrennlichen Hazardspieles führt. Der Spieler-Prozeß der „Harmlosen" mit seinen Zerrbildern war nur ein Beweis von vielen, daß der Deutsche es noch nicht versteht, die jugendliche Sucht nach Aufregung und Steigerung des Daseinsgefühles auf eine hygienische und zuträgliche Art ausreichend zu befriedigen. Das Einzelspiel beim Tennis aber ist fast dasselbe wie die Mensur; man muß bei Turniren an heißen Juli-Nachmittagen Spieler dicht vor dem Umsinken, keuchend, mit am Leibe klatschenden Hemden beobachtet haben, wie sie dennoch ihr Aeußerstes thun, um durchzuhalten, man muß die wurmende „Abfuhr" und die Freude an Sieg der Klub-Farben verkostet haben, um den Vergleich zu verstehen. Und wie sehr entspricht das Zuschlagen von oben dem deutschen Nationalinstinkt. Wenn die Franzosen neuerdings überall öffentliche Florett-Fechtböden einrichten, sind sie hierin die Erben der Römer, die auch von unten herauf mit ihren kurzen Schwertern zu stoßen pflegten, während unsere Vorfahren sie von oben herab durch Hieb und Schlag zu zerschmettern suchten.

Tennis ist uralt und war in früheren Jahrhunderten über alle zivilisirten Länder verbreitet. Es wurde fast überall in geschlossenen Räumen gespielt, und in vielen deutschen Städten, in Tübingen, in Mannheim stehen noch die alten „Ballhäuser", in denen nicht etwa getanzt, sondern Ball geschlagen wurde, Sommers und Winters. Wer diesen Sachverhalt anzweifelt, läßt sich vielleicht durch den Grundriß der Heidelberger Schloßruine überzeugen, der ausdrücklich ein „Ballenhaus" aufführt; denn in Pfälzer Mundart sagt man noch heute nicht „Bälle", sondern „Ballen". Ein Kupferstich aus der Sammlung eines Straßburger Patriziers (die Wiedergabe eines Blattes aus Johann von Heyden's „Speculum Cornelianum") zeigt uns dortige Studenten aus dem Jahre 1608 beim Vierer-Spiel, und der eine von ihnen hebt zu einem „backhander" aus mit einem Racket, das von unsern heutigen kaum verschieden ist. Auf dem Festland ist dieses alte Tennis nach dem Dreißigjährigen Kriege in Vergessenheit gerathen; in England wird es noch heutigen Tages von Eingeweihten in sehr kostspieligen Häusern mit eigenartigen Fliesen und Wänden, sogar mit Abhaltung jährlicher Turniere betrieben, ist aber der ganzen Beschreibung nach ebenso wie das Spiel, das sich schlechtweg „Racket's" nennt, von unserm heutigen Lawn-Tennis völlig verschieden. Dieses haben wir, wie urkundlich feststeht, einem Kapitän der englischen Armee mit Namen Winston zu verdanken, der es vor einem Vierteljahrhundert in Ostindien für den Betrieb auf Grasplätzen mit niedrigem Netz so erfand, wie es heute noch ausgeübt wird. Verfasser hat englische Sportsleute gesprochen, die sich ihrer ersten Versuche, im Garten mit dem neuen Spiel um das Jahr 1875 angestellt, noch genau erinnern, und der reißenden Ausbreitung, die es sofort nahm. Schon im Jahre 1878 wurde die große „Tennis-Association" gegründet und von Marshall die Kodifikation der Tennis-Regeln durchgesetzt, so wie sie heut in fünf Erdtheilen gelten. Dann begannen Anfangs der 80er Jahre die Brüder Renshaw ans Netz vorzugehen, um die Bälle aus der Luft herauszufangen, und mit dieser Ausbildung des Netzspieles hat Lawn-Tennis seinen eigentlichen dramatisch-prickelnden Reiz erhalten. Selbst Leute, die als gute Hühnerschützen bekannt waren, hat man, sobald sie in das Noviziat dieser noch feineren Kunst eintraten, äußern hören, daß es die glücklichsten Momente ihres Lebens seien, wenn sie ans Netz vorgehen dürften. Das Gefühl der eignen Geschicklichkeit doppelt sich mit der ausnahmsweise ge-

funden Schadenfreude, die Absichten eines Gegners zu durchkreuzen. Wiederum erfordert es beim Gegner eine ganz besondre Geschicklichkeit, seinen Ball am Netzspieler, der im Hinterhalt liegt, auf irgend eine Art vorbeizutreiben, und das scharfe Setzen (Plaziren) der Bälle ist eine Kunst für sich geworden.

Die englische Manier, Tennis auf kurzgeschorenen Rasenplätzen zu spielen, haben wir, weil sie zuviel Pflege, zuviel Hilfspersonal, zuviel Zeit und Geld erfordern, in Deutschland nicht nachgeahmt. Man läuft auf Grasplätzen elastischer und ermüdet nicht so leicht; aber man gleitet viel aus. In dieser Beziehung sind die in Deutschland überall gebräuchlichen Kiesplätze rationeller. Doch wenn es schon unbestreitbar ist, daß einem Engländer der Ruhm zukommt, diesen herrlichen Sport erfunden zu haben, so beweist die noch immer heftige Opposition, die sich in den ungerechtesten Urtheilen und schlechtesten Witzen dagegen äußert, gerade jene übelste „Nachäffung des Fremden" von allen: jenes „Know-nothingthum" nämlich, das, blind gegen die Vorzüge andrer, auch das Gesündeste und Beste verwirft, nur weil es von „Fremden" herstamme. Diese Opposition hat es verschuldet, daß noch heutigen Tages harmlose deutsche Familienväter genau so gegen Lawn-Tennis eingenommen zu sein pflegen, wie die Mütter dafür. Die fundamentale Umgestaltung der einstigen Haushaltung und des Familienlebens führt die alten Herren in die Kneipe; die Mädchen aber sollen sich „in der Häuslichkeit beschäftigen", wenn auch keiner zu sagen weiß, wie. Da darf man sich über gewisse Stadt-Verwaltungen nicht erst wundern, die irgend einem Sportverein das gewünschte Areal rundweg abschlagen, auch wenn es reichlich vorhanden, von Niemandem sonst benutzt und begehrt wird; man darf sich nicht wundern, wenn der kleine Mann im Allgemeinen für sportliche Leibespflege der Gebildeten noch nicht die Spur von Verständniß und Duldung besitzt, besonders aber in jedem mit seinem Racket daherkommenden Radfahrer einen infamen Müßiggänger sieht, sodaß Tennisspieler überall sich einzäunen müssen, um nur einigermaßen unbelästigt zu bleiben. Trotz alledem nehmen Leistungen und Sachverständniß in Deutschland unaufhaltsam zu, und was am erfreulichsten ist: auf den Schulen beginnt, auch wenn jede Pflege des Sports, jede Ermunterung dazu vermieden wird, das Interesse sich zu regen. Denn auf der Tertia sitzen die geborenen Kandidaten für unsre erste (Tennis)-Klasse. Nirgendwo sonst hat das Sprichwort soviel Recht: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten."

und jeder halbwüchsige Schüler, der für Tennis endgültig gewonnen wurde, ist auch für vorzeitiges Kneipenlaufen endgültig verloren. Erst seine Studentenverbindung muß ihn wieder dazu „erziehen". — —

Gesetzten Falls nun aber, so hör ich fragen, — gesetzten Falls, daß es wirklich gelänge, eine Schuljugend mit andern Instinkten und Bedürfnissen als bisher ins Leben hinauszusenden, daß es gelänge, Athletik und Sport so lieb und theuer zu machen, daß die jungen Leute auf den Hochschulen in eigenen Verbänden ihren Gewohnheiten treu bleiben wollen, — was soll aus dem Bier-Komment werden, wenn Niemand mehr „saufen" will und Niemand mehr ein Ideal darin sieht? Was soll aus den Bierbrauereien werden, wenn die glänzenden Vorbilder des „Durstes" zu mangeln beginnen, was aus den vielen Milliarden Kapital, die hier angelegt sind, was aus den Bierwirthen, aus dem ganzen „blühenden Industriezweig"??

Es unterliegt keinem Zweifel: alle diese Fragen, all diese Vorwürfe haben beim größern Theil des deutschen Publikums ein nur zu schweres Gewicht. In einer großen süddeutschen Fabrik- und Handelsstadt, wo die Fußballspieler auf ganz ungeeigneten Exerzierplätzen und sonstigem, durch Unebenheit geradezu lebensgefährlichem Gelände sich fristeten, bis Freunde der Sache beim Magistrat vorstellig wurden, ist einmal die klassische Antwort gefallen: „Mir sin überhaupt kei Freund' von dene Spiel!" Das hypertrophische Schankgewerbe mit seiner mächtigen Sippe von Brauern, Fleischern, Bäckern, Zigarren-, Glühstrumpf-, Billard-, Möbel-, Schaumweinfabrikanten u. s. w. hat eben eine so starke Vertretung in jedem Stadtrath, daß prinzipiell ein kneipender Tertianer lieber gesehen wird als ein Fußball spielender Handlungsgehilfe. „Uns die Jugend!" so lautet das zielbewußte Feldgeschrei, und das gegenseitige Vorwärtspuffen in die Wirthshäuser hinein, die Selbstverhimmelung werden immer ärger. Längst ist das Stichwort „der edle Skat" an allen Stammtischen üblich, und wenn man weiß, welch eine Spielart es ist, die hier ohne Erröthen mit solchem schmückenden Beiwort genannt werden darf, wie sollte sich der Student seines Katzenjammers schämen, den ihm Scheffel im „Gaudeamus" doch poetisch verklärt hat? Spießbürger und Farben-Studenten, früher in bewußtem und scharfem Gegensatz zu einander, sind sich heut in der Witterung der schweren Gefahr, die die Pflege des Sports für ihre „edeln" Gewohnheiten mit sich

bringt, vollkommen einig; sie beide vor allen brüsten als sich Vertreter guter deutscher Sitte gegenüber der „Nachäffung des Fremden".

Wo sind nun aber die hohen und lichten Räume, die Bibliotheken und Lesezimmer, die unsern Musensöhnen ihre muffigen Kneipen mit den Skattischen, die Kegelbahnen mit ihren Schnäpsen und ihrem Qualm einigermaßen ersetzen, wo sind die Ruderböte, in denen sie fahren, wo sind die kurzgeschorenen Rasenplätze, auf denen sie sich tummeln könnten? So gut wie garnichts dergleichen ist vorgebildet und vorhanden, weder an Gewöhnung, noch an Material, noch an Mitteln, dies zu beschaffen, noch an der dazu nöthigen Gesinnung. Nur das demokratische Zweirad, eine Erscheinung, die fast dem Wunder gleichkommt, hat Epoche gemacht und führt Millionen von früher stubenhockenden Deutschen hinaus an die freie Luft. Aber es ist in seiner ganzen höchst einseitigen Eigenart viel nützlicher zum Verkehrsmittel als für eine harmonische Durcharbeitung unsres Körpers, und trotz ihm sind der Gedanke hygienischer Verpflichtung zur Leibespflege und die Einsicht in ihre Wohlthaten bei uns immer noch etwas so Seltenes, so Befremdendes, daß *keine* einzige Hochschule bekannt ist, an der es irgend einem reichen Erblasser jemals eingefallen wäre, ein Stipendium für unentgeltlichen Reitunterricht zu gründen. Man schenke irgend einem Korps oder einer Burschenschaft einen mit Backsteinen unterpolsterten, durchlässigen, solid eingewachsenen Spielplatz vor den Thoren der Stadt *sammt* Walze, Mähmaschine und Hydrant zum Sprengen: ein schallendes Hohngelächter würde die Antwort sein. Aber zehn Tonnen Bier, abzutrinken im Lauf einer Woche? O, welch ein „edler" Einfall! Wieviel Salamander würden da auf das Wohl dieses echten Freundes deutscher Jugend und deutscher Sitte gerieben werden!

Darum wollen wir den aus guten Gründen nur zu schlüpfrigen Boden deutscher studentischer Reform garnicht erst betreten. Seit Jahrzehnten sind Fortschritte hier nur im Sinne straffer Organisation, stärkerer Abschließung von einander, Sammlung und Festlegung der Ueberlieferungen, kurz historischer Verknöcherung erfolgt; in diesem Sinne zumeist wirken auch die eignen Häuser, die an fast allen Hochschulen von den Waffenverbindungen erworben werden. Wie ein weißer Rabe hebt sich unter ihnen die „Palästra Albertina" heraus, von ihrem großherzigen Stifter, dem New-Yorker Chirurgen Dr. Fritz Lange, einem alten Herrn der Königsberger Burschenschaft Gothia, der dortigen Gesammt-Studentenschaft zum Geschenk ge-

macht. Sie wurde zu einer Zeit geplant, als bei deutschen Studenten noch kein andrer Sport denkbar schien als Fechten und Kegelschieben; darum enthält sie außer der unvermeidlichen Bierwirthschaft vor Allem einen Fechtboden und zwei Kegelbahnen; aber auch ein Lesezimmer, eine viel benützte Badeanstalt und zwei Tennisplätze, — Keime einer besseren Zukunft.

Diese Zukunft kündigt sich, unsere gewissenhafteste Achtsamkeit gebieterisch einfordernd, längst auch auf andern Gebieten an. Unsre Volkszahl nimmt in einer Weise zu, daß wir in zwei Jahrzehnten vielleicht schon 70 Millionen Einwohner haben können; es geht nicht an, daß auch künftig die ganze Auslese unsrer Jugend in den alten Schlendrian hineingleite, daß immer nur das Bierschema für ihre Beschäftigung und Bethätigung in den Mußestunden parat gehalten werde. Mögen die Waffenverbindungen bleiben wie sie sind, wenn es doch einmal ausgeschlossen ist, sie zu ändern. Wir wollen uns damit trösten, daß es immer auch einzelne Hochschulen geben wird, und selbst an den schlimmsten Hochschulen einzelne Verbindungen, in denen durch zufällige Konstellation der Persönlichkeiten der Einzelne mehr empfängt als er drangiebt. Zwar dieses an den Fingern Herzählen all der ausgezeichneten Männer, die da und dort „hervorgingen“, diese Illusion, als ob Charaktere, die ihnen durch den Zufall geschenkt wurden, als ihr eigenstes Erzeugniß zu betrachten wären, kann vor der Kritik der reiferen Jahre nicht bestehen. Aber wenn ihnen schon Niemand etwas nehmen will, sondern sie mitsammt dem Bier-Komment und der Mensur, der Protektion von oben, den Alten-Herren-Verbänden und eignen Häusern für ewige Zeiten den jetzigen Besitzstand behaupten könnten; wenn der Gedanke der Ableitung von ihnen fort erst bei einer erklecklichen Zunahme der Studentenzahl ins Auge gefaßt wird; wenn ein leises Hineinleuchten neuer Ideen in ihren Dunstkreis das Einzige bleibt, was wir von der Zukunft erwarten dürfen, so sollten wir doch Eines um so dringender fordern und, wenn nicht anders, durch den Druck der gesammten öffentlichen Meinung zu erreichen suchen: Duldung für neue Formen, in denen sich künftige Musensöhne in dem hier befürworteten Sinne ausleben können.

Daß diese Duldung bisher durchaus gefehlt hat, lag in der Natur der Dinge, will sagen, in der Gesinnung begründet, daß das Bier- und Paukwesen nicht bloß die vorzüglichste, sondern die einzig würdige Vertretung deutschen Studententhums darstelle.

Man glaubte an den Vereinen, die sich zur Pflege irgend welcher andern Liebhaberei zusammenthaten, eine Art Seelenrettung zu vollziehen, wenn man sie durch fleißiges Anrempeln, Schikaniren und Herausfordern zur „unbedingten Satisfaktion" hindrängte, bis die Betreffenden sich dann eines Tages vor die unausbleibliche Frage gestellt sahen: Burschenschaft oder Korps? Gar mancher wird sich dabei an das Behaben der früheren Sklavenstaaten von Nordamerika erinnert fühlen, die bis zum Sezessionskriege, wenn sich wieder einmal ein „Territorium" im Westen gebildet hatte, auch nur eine Sorge kannten: diesem neuen Gemeinwesen die Sklaverei aufzuhalsen. Dann war die Marschroute gebunden; dann mußten die Neulinge durch Dick und Dünn mit den andern Interessen, ob sie nun wollten oder nicht. So haben sich an deutschen Hochschulen in ununterbrochener Wandlung besonders Turnvereine umgebildet, und es ist fast ein Ereigniß zu nennen, daß in Berlin — wo freilich für feiges Drangsaliren Schwächerer durch Stärkere und Zahlreichere die Verhältnisse nicht so günstig liegen wie an kleinen Hochschulen mit ihren engen Gassen und der Unmöglichkeit des Ausweichens — zwei vielversprechende Bildungen sich leistungsfähig erhalten haben: „Der Akademische Sportklub" und die „Sportliche Vereinigung". Ihre Mitglieder, die Schricker, Schindler, Hardy u. s. w. sind es, die die Berliner Tennisplätze mit guten Spielern bevölkern, die den deutschen Namen im Wettlauf, im Hoch- und Weitsprung auch im Auslande zu Ehren bringen, die uns im Fußball gegen die Engländer wenigstens Achtungserfolge erringen und den englischen „cracks" beim großen Homburger Tennis-Turnier Gegner stellen, die sich sehen lassen können. Hier, mit einem Wort, liegen die Vorbilder, die wir brauchen.

Aber es wird Zeit, daß sie Nachahmung finden! Nur am Wettkampf entzündet sich der Eifer. Erst, wenn ganz Deutschland mit einem Netz solcher Bildungen umsponnen würde, wenn Hochschule gegen Hochschule, Pommern gegen Schlesien, Hannover gegen Thüringen steht, wie etwa Cambridge im Rudern gegen Oxford, oder ganz England im Fußball gegen Schottland, wenn überall von den Ereignissen die Rede ist, die eben zum Austrag kamen oder noch zu erwarten stehen, können Füchse in ausreichender Menge herangezogen werden, um diesen hoffnungsvollen Versuchen Dauer zu verleihen, kann ein langsamer Rückschlag auf die Gewohnheiten Ganz-Deutschlands erwartet werden. Dann dürften auch sie, die vermöge ihrer körperlichen Begabung, ihrer Wohl-

habenheit und ihres Muthes die geborenen Hüter und Vertreter deutschen Sportes sind, aber in ihren Waffenverbindungen mit wenigen Ausnahmen grundsätzlich, und weil sie auch gar keine Zeit für etwas Anderes haben, nur das Wetttrinken, Fechten und Kegelschieben pflegen, allmählich dem Uebergang zu gesünderen Sitten gewonnen werden.

In wieviel Beziehungen sonst noch ein Umschlag unsrer öffentlichen Meinung nicht bloß, sondern auch gewisser Fachkreise dazu erforderlich wäre, wurde weiter oben bereits angedeutet. Eines Tages muß doch die Thatsache offenbar werden: wie ganz anders erzogene und ganz anders gewöhnte Leute für die verschiedensten Kulturaufgaben einschließlich des Tropendienstes viel geeigneter seien als gerade die Zöglinge des Bier-Komments. Wie die Söhne ostelbischer Grundbesitzer bisher unsre Politik machten und das Rückgrat unsrer Regimenter bildeten, so haben sie auch das Hauptkontingent für die Waffenverbindungen gestellt in einem Maße, daß das einzige Ostpreußen nicht bloß seine eigne Hochschule versorgte, sondern nach Halle, Jena, Tübingen, Heidelberg, Bonn hin Semester für Semester ganze Schaaren von Füchsen aussendete. Man mag über die Vorzüge oder Schattenseiten dieses Thatbestandes denken wie man will: verstehen ließ es sich nur, daß bei der Auslese junger Landräthe die Tradition eine Rolle spielte. Aber was für ein Interesse die Besitzer großer Fabriken, vollends überseeischer Pflanzungen daran nehmen können, daß Bewerber um verantwortliche Stellungen als Betriebsleiter, Feldmesser, Aerzte, Sachverständige, Syndici u. s. w. gepaukt und gezecht haben sollen, das ist nicht einzusehen. Innerhalb der gesammten Industrie und Technik, einschließlich des Kolonialdienstes: je weniger die Sicherheit der Hand und des Auges in jungen Jahren durch Alkohol gelitten haben, je weniger die Leber frühzeitig angehitzt wurde, desto brauchbarer sind sie. Gerade sie, die das Trinken nicht lassen können, fallen in den Tropen wie die Fliegen. Ja der ganze „Tropenkoller“ ist nichts weiter als deutscher Alkoholismus und Wirthschaftszank projizirt auf ein fremdes Klima. Hier könnten Wohlmeinende und Verständige mit Macht in Händen sehr gut den ersten Druck ausüben und den Beginn des Umdenkens einleiten, wenn sie gewisse Kandidaten nicht nach Art preußischer Regierungspräsidenten, sondern aus den Bedürfnissen der Industrie und Technik heraus befragen wollten: „Haben Sie einem Ruderverein angehört?“ . . „Waren Sie Mitglied eines Sportklubs?“

Solche Fragen würden um so zeitgemäßer sein, als leider, abgesehn von Berlin, Gefahr im Verzug ist. Auf einer westlichen Hochschule wenigstens, wo von Freunden der guten Sache eine derartige Gründung mit Freuden begrüßt worden war, erhielt man gelegentlich eines athletischen Festes, das die betreffenden jungen Leute zu allgemeinem Befremden nur als Zuschauer mitmachten, den charakteristischen Bescheid: Sie hätten das früher getrieben, pflegten jetzt aber mehr „die Geselligkeit"!! Jeder Eingeweihte ahnt, was das zu bedeuten hat: wahrscheinlich hat Paukzeug angeschafft werden müssen, und wo das erst einmal da ist, da wird auch — sit venia verbo — gesoffen!

Man sieht, es fehlte die Anregung, es fehlte die Stütze. Wie jede Burschenschaft, die früher an einer Hochschule allein stand, keinen sehnlicheren Wunsch zu haben pflegte als den: eine zweite Burschenschaft möchte sich aufthun; so wird noch auf lange hinaus, zumal an kleineren Universitäten, derartigen Bildungen der nothwendige Halt fehlen; und wenn sie sich nicht halten können, werden sie gleiten. Die Versuchungen, die das Herkommen bei uns geschaffen hat, sind zu groß, die Vorkehrungen dagegen zu gering entwickelt. Der Sport ist noch keine Sache, für die der begüterte Deutsche in den Säckel greift, die Geselligkeit junger Akademiker also kaum anders als alkoholisch bei uns denkbar. Sie bringen schon von den Schulen her dies Bedürfniß mit, und wenn der Arzt einen jungen Kaufmann fragt, ob er in letzter Zeit viel gekneipt habe, erhält er wohl gelegentlich zur Antwort: „Nein, das thu' ich garnicht mehr, seit ich vom Gymnasium weg bin."

Also verbieten, spioniren, denunziren, strafen, immer härter, bis den Sekundanern, den Tertianern diese Sehnsucht nach der Kneipe vergeht? Diese neidische, polizeiliche Sucht, andern Menschen etwas zu nehmen, ist, was die Kneipereien der Gymnasiasten betrifft, nutzlos gewesen und wird nutzlos bleiben. Nehmt ihnen nicht, unsern Jungen, — gebt ihnen! Gebt ihnen das Ablenkende, das allein Rettende, — gebt ihnen den Sport!

Mannheim, Oktober 1900.

Die juristische Natur des deutschen Kaiserthums.

Von

Werner Rosenberg,
Staatsanwalt in Straßburg i. Elsaß.

I.

Im Jahre 1872 stellte Joseph von Held die Ansicht auf, das Deutsche Reich sei eine werdende Monarchie: Nach der Reichsverfassung sei das deutsche Kaiserthum etwas Unfertiges und Widerspruchsvolles; das Unfertige müsse entweder fertig werden oder aufhören; die Widersprüche erforderten eine Lösung; Veränderungen seien daher unvermeidlich; dieselben könnten nur nach zwei Richtungen hin stattfinden: Herstellung eines wahrhaft monarchischen Kaiserthums oder einer wahrhaft republikanisch-föderalistischen Präsidentschaft; die Weiterbildung des Kaiserthums im monarchischen Sinne, die Begründung und Erhaltung einer wirklichen, starken deutschen Monarchie biete nicht allein die beste, sondern die absolut nothwendige Garantie für die Zukunft der deutschen Nation.[1])

Bald darauf ging Robert von Mohl noch einen Schritt weiter. Derselbe erklärte, die deutsche Monarchie sei schon vorhanden: Das Deutsche Reich sei ein Bundesstaat mit einer monarchischen Spitze, und zwar eine „Einherrschaft mit Volksvertretung"; Oberhaupt des Reiches und Monarch desselben sei der Kaiser.[2])

Hermann Schulze, Preuß und Bornhak vertheidigen ebenfalls die Meinung, daß der Kaiser im Deutschen Reiche eine monarchische Stellung einnehme. Schulze führt aus: Der Kaiser sei allerdings

---

[1]) Joseph von Held: „Die Verfassung des Deutschen Reiches". (1872.) S. 98 bis 99.

[2]) Robert von Mohl: Das deutsche Reichsstaatsrecht. (1873.) S. 39—44.

nicht Monarch im strengen Schulbegriffe des deutschen Staatsrechts, wohl aber Monarch in demselben Sinne, wie der Kaiser des alten Reichs.[3]) Von Letzterem sagt Schulze: „Der Kaiser war nicht bloß höchster Beamter des Reiches, nicht bloß Präsident eines Staatenbundes, sondern Monarch mit persönlicher Unabhängigkeit und Majestät; aber seine Machtbefugniß war durch die Theilnahme eines zweiten staatlichen Faktors, des Reichstages, so beschränkt, daß er in allen wichtigen Reichsangelegenheiten an dessen Zustimmung und Mitwirkung gebunden war."[4])

Auf einem ganz ähnlichen Standpunkt steht Bornhak, welcher die Ansicht vertritt, der Kaiser sei allerdings nicht Monarch im Sinne des deutschen Landesstaatsrechts, wohl aber Monarch im Sinne des parlamentarischen Königthums.[5])

Preuß behauptet: wie thatsächlich und rechtlich das Reich als Staat über Staaten, die Reichsregierung als Regierung über Regierungen stehe, so stehe der Kaiser als Monarch über Monarchen.[6])

Auch einige historisch-politische Schriftsteller sind zu dem gleichen Resultat gelangt, wie die erwähnten Juristen.

1874 veröffentlichte Heinrich von Treitschke, der schon früher den Norddeutschen Bund als einen „werdenden Einheitsstaat" charakterisirt hatte[7]), in den Preußischen Jahrbüchern einen Aufsatz „Bund und Reich", in welchem er das Deutsche Reich als die „nationale Monarchie mit bündischen Institutionen" und den Kaiser als „Monarchen" bezeichnete.[8])

In dem sonderbaren Buche von Ruville „Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat" wird die Behauptung aufgestellt, das Deutsche Reich sei nicht bloß historisch, sondern auch staatsrechtlich die legale Fortsetzung des Römischen Reiches Deutscher Nation; die Hohenzollern seien die legitimen Nachfolger der Salier, Hohenstaufen und Habsburg-Lothringer in der deutschen Kaiser-

---

[3]) Hermann Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts. Bd. II (1886), S. 32.

[4]) Hermann Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts. Bd. I (1881), S. 52.

[5]) Bornhak: „Die verfassungsrechtliche Stellung des deutschen Kaiserthums" im Archiv für öffentliches Recht. Bd. 8 (1893), S. 448.

[6]) Preuß: „Die organische Bedeutung der Art. 15 und 17 der deutschen Reichsverfassung" in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. Bd. 45 (1889), S. 449.

[7]) Heinrich von Treitschke: „Historische und politische Aufsätze." 4. Aufl. (1871), Bd. 3 S. 600.

[8]) Preußische Jahrbücher Bd. 34 (1874), S. 536.

würde; das Deutsche Reich sei jetzt wie ehedem „ein einiges, untheilbares Ganzes, ein souveräner Staat mit einem souveränen Kaiser an der Spitze.“[9])

Nach der Ansicht von Klöppel ist der Kaiser ebenfalls das Reichsoberhaupt, ein „Monarch der Sache und der That, wenn auch nicht der internationalen Konvenienz nach.“[10])

Von allen diesen Theorien hat keine einzige in juristischen Kreisen Anklang gefunden. Die meisten Bearbeiter des deutschen Staatsrechts huldigen heute einer ganz entgegengesetzten Theorie. Dieselben erklären: Das Deutsche Reich sei keine Monarchie, sondern eine Pleonarchie; Träger der Souveränetät im Reiche sei nicht der Kaiser, sondern die Gesammtheit der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte; das Organ der souveränen Reichsgewalt sei gleichfalls nicht der Kaiser, sondern der Bundesrath.[11])

Diese Lehre, welche als die herrschende bezeichnet werden kann, steht mit einer Reihe von unbestrittenen und unbestreitbaren Thatsachen in einem merkwürdigen Widerspruch.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des Reichs — der diplomatische Oberbefehl, wie Laband sagt[12]) — liegt nicht in den Händen des Bundesraths. Der Bundesrath hat keinen Antheil an der Ernennung und Abberufung der diplomatischen Vertreter des Reichs, an der Instruirung der Botschafter und Gesandten, an den Verhandlungen mit fremden Mächten, an dem Abschluß von Neutralitäts-Verträgen, von Schutz- und Trutz-Bündnissen. Der Kaiser allein leitet die gesammte auswärtige Politik des Reiches genau in demselben Umfange, in welchem der König von Preußen bis zum Jahre 1867 die preußische Politik geleitet hatte. Die preußische Verordnung vom 27. Oktober 1810, welche den Minister des Auswärtigen verpflichtete, bei allen wichtigen

---

[9]) von Ruville: „Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat. (1894.) S. 10.

[10]) P. Klöppel: „Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte“. Bd. I (1900), S. 214.

[11]) Laband: Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. 2. Aufl. (1888), Bd. I, S. 89, 197, 541.

Zorn: Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. 2. Aufl. (1895) Bd. I, S. 90, 92, 150.

Georg Meyer: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts. 3. Aufl. (1891), S. 347, 348.

Georg Meyer: Der Antheil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung. (1889), S. 41—44, 46, woselbst auch S. 44 die Literatur näher angegeben ist.

[12]) Laband: Staatsrecht. Bd. II, S. 9.

Geschäften den Befehl des Königs einzuholen, ist noch heute für den Reichskanzler maßgebend.

Die Leitung der übrigen unmittelbaren Reichsverwaltungen liegt ebenfalls nicht in den Händen des Bundesraths. Der Bundesrath hat keinen Antheil an der Ernennung und Abberufung des verantwortlichen Reichsministers, des Reichskanzlers, und seiner Stellvertreter. Der Bundesrath ist nicht der Vorgesetzte dieser Beamten; er kann denselben nichts befehlen und nichts verbieten, dieselben auch nicht zur Verantwortung ziehen. Der Bundesrath erläßt überhaupt nicht Befehle, sondern Beschlüsse. Die thatsächliche Durchführung und Erzwingung dieser Beschlüsse ist nicht Aufgabe des Bundesraths, sondern eines demselben koordinirten Organs, des Kaisers. Der Reichskanzler und seine Stellvertreter sind ausschließlich dem Kaiser untergeordnet, dessen Gehülfen und Bevollmächtigte sie sind, dessen Kompetenz für ihre eigene Kompetenz maßgebend ist.

Die Verfügung über die militärischen Machtmittel des Reichs liegt nicht in den Händen des Bundesraths. Der Bundesrath hat keine Kommandogewalt über Heer und Flotte; er kann keine Kompagnie, Schwadron oder Batterie marschiren lassen, kein Panzerschiff und kein Torpedoboot von seiner Stelle bewegen. Der Bundesrath besitzt nicht das Recht, den Bundesfeldherrn zu ernennen; er hat keine Mitwirkung bei Besetzung von Offiziersstellen; er entscheidet nicht über Präsenzstärke, Eintheilung, Bewaffnung, Ausbildung, Dislokation, Kriegsformation und Mobilmachung von Armee und Marine. Eine Pflicht der Militärpersonen zum Gehorsam und zur Treue gegen den Bundesrath besteht nicht; der Fahneneid wird *nicht* dem Bundesrath geleistet. Den Oberbefehl über die gesammte Land- und Seemacht — abgesehen von dem bayerischen Kontingent — führt ein dem Bundesrath koordinirtes und von demselben unabhängiges Organ, der Kaiser.

Der Bundesrath — das Organ der verbündeten Fürsten und freien Städte d. h. das Organ der souveränen Gewalt im Deutschen Reiche — hat also an der Ausübung der wichtigsten Regierungsrechte — Verkehr mit fremden Staaten, Reichs-, Militär-[13]), Marine-, Eisenbahn-, Post-, Telegraphen-, Bank- und Kolonial-Verwaltung, Oberbefehl über Heer und Flotte — keinen Antheil. Der Bundesrath ist aber das *einzige* Organ, durch

[13]) Laband, Bd. II. S. 847.

welches die verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte ihre souveräne Gewalt ausüben können. Mit Recht sagt Laband: „Ein Beschluß des Bundesraths kann nicht vertreten oder ersetzt werden durch einen Austausch von übereinstimmenden Erklärungen sämmtlicher Einzelstaats-Regierungen“ [14]) und „In allen Fällen, in denen die deutschen Bundesglieder ihren Antheil an der Reichsgewalt auszuüben haben, ist der Bundesrath das dafür verfassungsmäßig bestimmte Organ, nicht der Kaiser.“ [15]) Soweit also der Bundesrath keinen Antheil an der Ausübung der Reichsgewalt hat, können auch die verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte keinen Antheil an der Ausübung der Reichsgewalt haben.

Hieraus folgt: Die Träger der Souveränetät im Deutschen Reiche, d. h. die Träger der obersten, höchsten, unbeschränkten und untheilbaren Staatsgewalt [16]), sind von der Ausübung dieser Staatsgewalt auf den wichtigsten Gebieten ausgeschlossen! Dagegen steht einem anderen Organ, welches nicht Träger der souveränen Gewalt ist, die Ausübung der höchsten Staatsgewalt auf den wichtigsten Gebieten zu!

Hierzu kommt noch ein zweiter Punkt. Nach Art. 12 der Reichsverfassung hat der Kaiser das Recht, den Bundesrath zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen. Eine neben dem Bundesrath stehende und von demselben unabhängige Behörde ist also befugt, das einzige Organ, durch welches die Träger der souveränen Gewalt ihren Willen erklären können, *zeitweise* außer Funktion zu setzen! Allerdings muß die Berufung des Bundesraths erfolgen, wenn die in Art. 14 der Verfassung vorgesehene Stimmenzahl dies verlangt. Durch diese Vorschrift wird aber die Thatsache nicht beseitigt, daß der Bundesrath nicht aus eigener Initiative zusammentreten und Beschlüsse fassen kann, sondern auf eine Einladung des Kaisers warten muß, der den Zeitpunkt der Berathungen und Abstimmungen beschleunigen oder verzögern kann. Der Kaiser hat hiernach die thatsächliche Möglichkeit, die Träger der souveränen Gewalt an jeder Aeußerung ihrer höchsten, obersten, unbeschränkten und untheilbaren Gewalt *zeitweise* zu hindern! Mit einer „zeitweisen“ Hinderung ist hier natürlich nicht ein nach Jahren bemessener Zeitraum gemeint, was schon durch

---

14) Laband, Bd. I, S. 83.

15) Laband, Bd. I, S. 541.

16) Laband, Bd. I, S. 58—59, 67.

Art. 13 der Verfassung ausgeschlossen wäre, wohl aber ein Zeitraum von Wochen und Monaten.

Gegen diese aus der herrschenden Lehre abgeleiteten Folgesätze kann nicht der Einwand erhoben werden, daß der Kaiser ja selbst zu den Trägern der Souveränetät gehöre. Der Kaiser kann nicht „Mitsouverän"[17]), „Mitträger der Reichsgewalt"[18]) im juristischen Sinne sein, weil die „Gesammtheit der deutschen Bundesfürsten und freien Städte" nicht eine societas, sondern eine juristische Person, d. h. ein vom Kaiser begrifflich verschiedenes Rechtssubjekt ist.[19])

Die Anwendung der herrschenden Doktrin auf das geltende Verfassungsrecht ergiebt also folgendes Resultat: Die Träger der unbeschränkten und untheilbaren Reichsgewalt sind an der Ausübung des größten Theiles dieser unbeschränkten und untheilbaren Gewalt gänzlich gehindert; an der Ausübung des anderen Theiles ihrer unbeschränkten und untheilbaren Gewalt können sie *zeitweise* gehindert werden.

Meines Erachtens wird nicht bestritten werden können, daß dieses Resultat mit logischer Nothwendigkeit aus der herrschenden Lehre folgt. Ebenso wenig läßt sich bestreiten, daß dieses Resultat absurd ist. Die Absurdität der Folgesätze begründet die Vermuthung, daß schon die Prämisse einen Fehler enthält. Es erscheint daher gerechtfertigt, nochmals die Frage zu prüfen, ob das herrschende Dogma, welches den monarchischen Charakter des deutschen Kaiserthums leugnet, wirklich den realen Verhältnissen entspricht, ob die rechtliche Stellung des deutschen Kaisers wirklich mit derjenigen

[17]) Laband, Bd. I, S. 198.

[18]) Laband, Bd. I, S. 89. Zorn: Staatsrecht, Bd. I, S. 180.

[19]) Laband, Bd. I, S. 197: „Die Reichsgewalt steht nicht dem Kaiser, sondern der Gesammtheit der deutschen Bundesfürsten und freien Städte, also einem von ihm *begrifflich verschiedenen Subjekt* zu" . . . S. 78: „Wenn eine Mehrheit von Personen zu einer selbstständigen Person zusammengefaßt wird, so ist das nicht ein Auseinanderreißen, eine Trennung der Gesammtperson von ihren Gliedern, sondern eine *logische Gegenüberstellung*. Wer sich z. B. die Stadt Berlin als juristische Person vorstellt, abstrahirt dadurch von der Vorstellung der einzelnen Einwohner Berlins; er kann diese Vorstellung überhaupt nicht anders gewinnen, als daß er sich die einzelnen Einwohner wegdenkt, nicht als wären sie überhaupt nicht vorhanden, aber so, daß sie etwas von der Vorstellung der Stadt Berlin *Verschiedenes* sind. Das Recht, welches die Gesammtheit zur selbstständigen Trägerin von Rechten und Pflichten, also zur Person, konstituirt, setzt sie dadurch der Vielheit als von ihr *begrifflich verschiedene Einheit* gegenüber . . . . es macht aus der Summe von Sonderexistenzen eine neue *Grundeinheit*, *innerhalb deren es keine Vielheit giebt*."

des Direktors eines Aktienvereins verglichen werden kann[20]) oder ob wir uns wieder im Bannkreise einer „wissenschaftlichen Traumwelt“ bewegen, wie sie Treitschke den Juristen des alten Reichs zum Vorwurf macht.[21])

II.

Zunächst muß eingeräumt werden, daß gegen die Theorie, welche das Deutsche Reich für eine Monarchie erklärt, unzählige Zeugnisse aus dem Text der Reichverfassung selbst, aus Staatsverträgen, Thronreden, Reichstagsdebatten[22]), Gesetzesmaterialien, Reichsgerichts-Entscheidungen[23]) und sonstigen amtlichen Schriftstücken angeführt werden können. Diesen zahllosen Beweisen gegenüber kommt es nicht in Betracht, daß einzelne Abgeordnete bei Berathung der Verfassung des Norddeutschen Bundes die Ansicht ausgesprochen haben, der neue Bund habe eine preußische Spitze; die Zentralgewalt des neuen Bundes ruhe in den Händen der Krone Preußen.[24]) Offiziell sind Inhaber der Souveränetät im Deutschen Reiche die verbündeten Fürsten und freien Städte. Im Namen des ewigen Bundes, dem die Bezeichnung „Deutsches Reich“ beigelegt ist, werden die Regierungsgeschäfte geführt, Gesetze und Verordnungen erlassen, Staatsverträge geschlossen, Urtheile verkündet u. s. w. Es kommt jedoch nicht auf den Namen an, der einem Rechtsinstitut gegeben ist, sondern auf das Wesen und den Kern der Dinge. „Namen beweisen in der Politik sehr wenig“ — sagt Treitschke — „Rücksichten der Pietät und Klugheit führen hier sehr

---

[20]) Laband, Bd. I, S. 210.

[21]) Heinrich von Treitschke: „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“. 6. Aufl. (1897), S. 19.

[22]) Vergl. z. B. Rede des Fürsten Bismarck in der Reichstagssitzung vom 19. April 1871, Sten. Ber. S. 299: „Die Souveränetät ruht nicht beim Kaiser, sie ruht bei der Gesammtheit der verbündeten Regierungen.“

[23]) Vergl. z. B. Entsch. des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 32, S. 237: „Im Deutschen Reiche ist nicht der Kaiser, sondern die Gesammtheit der verbündeten Regierungen der Träger der Souveränetät.“

[24]) Vergl. Rede des Abg. Lasker in der Reichstagssitzung vom 26. März 1867, Sten. Ber. S. 366: „Ich glaube, daß Macht und Wesenheit eines wahrhaft monarchisch-kaiserlichen Hauptes dem Bundespräsidium gegeben ist“ — ferner Rede des Abg. von Wächter in derselben Sitzung, Sten. Ber. S. 361: „Haben wir denn nicht auch in unserem Bundesstaat eine einheitliche Spitze? Das ist eben die Zentralgewalt in den Händen der Krone Preußen“ — Rede des Abg. Waldeck in der Reichstagssitzung vom 27. März 1867, Sten. Ber. S. 390: „Die Spitze ist da, und mit Recht ist sie . . . . in die Hände Preußens gelegt“.

oft zur Bewahrung von Titeln, die ihren eigentlichen Sinn verloren haben.[25])

Dem Namen nach war Friedrich der Große im alten Römischen Reiche Deutscher Nation nur Kurfürst von Brandenburg und Erzkämmerer des Reichs, Herzog von Kleve, Magdeburg und Pommern, Fürst von Halberstadt und Ostfriesland, Graf von Marck und Ravensberg u. s. w. Als Unterthan des Reiches und Vasall des Römischen Kaisers war er zum Gehorsam gegen die Reichsgesetze und zur Lehenstreue gegen das Reichsoberhaupt verpflichtet. Vom formal-juristischen Standpunkt aus beging er daher durch seine Kämpfe gegen Maria Theresia, die ja ebenfalls Mitglied des Reiches war, einen Bruch des Landfriedens; durch seine Auflehnung gegen Kaiser Franz I. verübte er ferner das Verbrechen der Felonie. Im Einklang mit dieser Auffassung wurde er nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges für einen Rebellen und Reichsfeind erklärt, durch ein kaiserliches „Dehortatorium" aufgefordert, „von allen Empörungen und friedbrüchigen Vergewaltigungen abzustehen", sowie mit des Reiches Acht und Bann bedroht; desgleichen wurde seine Armee vom Kaiser ihres Fahneneides entbunden.

In Wirklichkeit war Friedrich der Große seit den beiden ersten Schlesischen Kriegen der unabhängige Herrscher einer europäischen Großmacht, zu welcher Brandenburg, Kleve, Magdeburg, Pommern, Halberstadt, Ostfriesland, Marck und Ravensberg als einfache Provinzen — membra unius capitis — gehörten. Als Herr des souveränen Königreichs Preußen stand er vollkommen gleichberechtigt neben dem Kaiser. Die Erklärung zum Rebellen, die Bedrohung mit Acht und Bann, die Entbindung der Truppen vom Fahneneide war eine lächerliche Komödie, die weder rechtliche noch politische Folgen hatte.

Dem Namen nach war Napoleon Bonaparte als erster Konsul ein republikanischer Beamter. In Wirklichkeit war derselbe ein despotischer Gewaltherrscher, der unter dem äußeren Schein einer republikanischen Verfassung eine schrankenlose Militärdiktatur ausübte. Zur Begründung dieser Behauptung genügt es, an die willkürlichen und gesetzwidrigen Deportationen nach dem Staatsstreich vom 18 Brumaire VIII und nach dem Attentat vom 3 Nivose IX sowie an den Justizmord des Herzogs von Enghien zu erinnern!

---

[25]) Heinrich von Treitschke: „Politik", Bd. II (1898), S. 323.

Dem Namen nach war das französische Kaiserreich unter Napoleon I. eine beschränkte Monarchie, in welcher die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt so streng von einander geschieden waren, daß dem Kaiser nicht einmal die Sanktion der Gesetze zustand.[26]) In Wirklichkeit war Napoleon I. ein absoluter Monarch, der in seinem Reiche ebenso willkürlich und unumschränkt regierte, wie der Zar in Rußland. Das Mittel, durch welches Napoleon die ihm formell nicht zustehenden Rechte der Gesetzgebung und Verfassungsänderung ausübte, war der Senat, dessen Präsident und sämmtliche Mitglieder theils direkt, theils indirekt vom Kaiser ernannt wurden[27]) und der in Folge seiner Zusammensetzung nur ein willenloses Werkzeug in der Hand des Kaisers bildete. Diesem Senat nun waren theils durch die Konsularverfassung vom 22 frimaire VIII, theils durch spätere Senatuskonsulte sehr wichtige Befugnisse zugewiesen, welche über den herkömmlichen Umfang der Rechte eines Oberhauses weit hinausgingen:

1. Der Senat wählte aus einer künstlich aufgestellten Vorschlagsliste die Mitglieder der beiden anderen parlamentarischen Körperschaften, des Tribunats — welches übrigens durch Senatuskonsult vom 19. August 1807 gänzlich beseitigt wurde — und des gesetzgebenden Körpers (corps législatif).[28])

2. Der Senat kontrolirte die Verfassungsmäßigkeit der vom Kaiser vorgeschlagenen, vom Tribunat begutachteten und vom gesetzgebenden Körper beschlossenen Gesetze. Im Falle einer Verfassungsverletzung konnte er jedoch das betreffende Gesetz nicht selbst für nichtig erklären, sondern nur beim Kaiser die Verweigerung der Promulgation befürworten.[29])

3. Der Senat hatte die Verfassung authentisch zu interpretiren und etwaige Lücken derselben auszufüllen[30]), ferner die Verfassung

---

[26]) Vgl. meine Abhandlung: „Die Sanktion der Reichsgesetze" in Hirths Annalen des Deutschen Reichs. Bd. 33 (1900), S. 582.

[27]) Art. 57 und 58 des organischen Senatuskonsults vom 28 floreal XII (18. Mai 1804).

[28]) Art. 20 der Konstitution vom 22 frimaire VIII (13. Dezember 1799).

[29]) Art. 69—71 des organischen Senatuskonsults vom 28 floreal XII.

[30]) Art. 54 des organischen Senatuskonsults vom 16 thermidor X: „Le sénat règle par un sénatusconsulte organique 1. . . . . . . 2. tout ce qui n'a pas été prévu par la constitution et qui est nécessaire à sa marche. 3. il explique les articles de la constitution qui donnent lieu à différentes interprétations.

in einzelnen Departements zu suspendiren[31]), das Tribunat und den gesetzgebenden Körper aufzulösen.[32])

4. Der Senat hatte auf Antrag des Tribunats die Verfassungsmäßigkeit der vom Kaiser erlassenen Rechtsverordnungen, welche Gesetzeskraft besaßen, zu prüfen und dieselben eventuell für ungiltig zu erklären.[33])

Es ist klar, daß bei dem geschilderten System der Machtvertheilung alle Beschränkungen der kaiserlichen Gewalt, welche durch die entgegenstehenden Rechte des Senats, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers gebildet wurden, nur scheinbare waren und daß in Wirklichkeit der Kaiser die ganze Fülle der Staatsgewalt in seiner Person vereinigte. Mit Recht sagt daher Dalloz: „Jamais monarque n'eut plus de pouvoir; jamais peuple n'en eut moins.“[34]) Desgleichen erklärt Lebon: „In Wahrheit bestand damals gar keine Verfassung; ein einziger Wille bestimmte Alles.“[35])

Dem Umstand, daß die deutschen Fürsten und freien Städte dem Namen nach Inhaber der Staatsgewalt im Deutschen Reiche sind, kann also eine entscheidende Bedeutung nicht beigelegt werden. Es kommt nicht auf den Buchstaben der Reichsverfassung an, sondern auf Geist und Wesen derselben.

III.

Zugegeben muß ferner werden, daß von allen juristischen Gründen, welche bisher für die monarchische Stellung des Kaisers angeführt worden sind, kein einziger stichhaltig ist.

Eine Erörterung der von Treitschke und Klöppel aufgestellten Ansichten kann an dieser Stelle unterbleiben, da dieselben nicht auf juristischen, sondern auf politischen Erwägungen beruhen.

Robert von Mohl führt aus, der Kaiser besitze die beiden wesentlichen Eigenschaften eines Monarchen: die Erblichkeit seiner Würde und Rechte, sowie die persönliche Unverantwortlichkeit.[36]) Keins dieser beiden Argumente ist jedoch entscheidend. Die Erblichkeit der monarchischen Würde kann nur als ein naturale

---

[31]) Art. 55 Ziffer 2 des organ. Senatuskonsults vom 16 thermidor X.
[32]) Art. 55 Ziffer 5 a. a. O.
[33]) Art. 21 und 28 der Konsularverfassung vom 22 frimaire VIII.
[34]) Dalloz: Répertoire méthodique et alphabétique de Législation. Bd. 18 (1850). v. Droit constitutionnel. N. 56 S. 268.
[35]) Lebon: „Das Staatsrecht der französischen Republik“ in Marquardsen: Handbuch des öffentlichen Rechts. Bd. 4, erster Halbband, 6. Abtheilung, S. 15.
[36]) Robert von Mohl: „Das deutsche Reichsstaatsrecht“ S. 42.

— nicht als ein essentiale — der Monarchie bezeichnet werden, da es bekanntlich Wahlreiche gegeben hat, die unzweifelhaft unter den juristischen Begriff der Monarchie fallen, z. B. das Königreich Polen und das Römische Reich Deutscher Nation. Ebenso kennt die Geschichte verantwortliche Monarchen, z. B. Napoleon III., der nicht bloß als Präsident der französischen Republik, sondern auch als Kaiser verantwortlich war. Diese Verantwortlichkeit war in der Verfassung vom 4. November 1848 durch Rechtssätze geregelt[37]), dagegen nicht in der Verfassung vom 14. Januar 1852, wo dieselbe nur eine politische Bedeutung hatte.[38]) Auf der anderen Seite giebt es republikanische Präsidenten, welche das Privilegium der Unverantwortlichkeit ebenfalls besitzen. Der Präsident der jetzigen französischen Republik ist, abgesehen von einer einzigen Ausnahme, unverantwortlich.[39])

Der Theorie von Mohl steht auch der Umstand entgegen, daß Mohl selbst seine Ansicht nicht konsequent durchgeführt und sich in erhebliche Widersprüche verwickelt hat. Auf einer Seite stellt er folgende Behauptungen auf: Nach dem Willen der verfassunggebenden Faktoren solle das neu zu gründende Reich eine Monarchie sein und das Haupt seiner Regierung ein Monarch[40]); die Beschränkungen der kaiserlichen Gewalt gingen allerdings weiter als dies in einfachen Einherrschaften mit Volksvertretung gewöhnlich sei, jedoch nicht so weit, daß sie die monarchische Stellung des Reichsoberhaupts aufhöben[41]); es möge sein, daß sich eine Stellung, welche der des Kaiser völlig analog sei, in keinem der geschichtlich bekannten Bundesstaaten nachweisen lasse; allein dieser Umstand bewirke keineswegs die logische und politische Undenkbarkeit eines monarchischen Bundesstaates und einer fürstlichen theilweisen Obergewalt über andere Fürsten.[42]) Auf der anderen Seite sagt derselbe Schriftsteller: „Der Kaiser ist nicht monarchisches Staatsoberhaupt von Deutschland, sondern erblicher Präsident des Bundes.[43])

Eine Vereinigung dieser Widersprüche ist unmöglich.

---

[37]) Art. 68.
[38]) Art. 5.
[39]) Art. 5 des Gesetzes vom 25.—28. Februar 1875: „Le président de la République n'est responsable que dans le cas de haute trahison."
[40]) v. Mohl S. 41.
[41]) v. Mohl S. 42.
[42]) v. Mohl S. 43—44.
[43]) v. Mohl S. 287.

Auf einem ganz anderen Gedankengange beruhen die Gründe, welche Preuß für seine Ansicht geltend macht. Derselbe knüpft an die bekannte Thatsache an, daß Artikel 18 des Entwurfs einer Norddeutschen Bundesverfassung (der heutige Art. 17 der Reichsverfassung) im Laufe der Reichstagsverhandlungen durch ein Amendement von Bennigsen geändert wurde.[44]) Preuß behauptet nun, diese Aenderung habe eine fundamentale Umwandlung des ganzen Verfassungsbaues zur Folge gehabt: Wie der Bundeskanzler ein verantwortlicher Bundesminister geworden sei, so sei auch das Präsidium des Bundes zum Monarchen des Reichs erhoben worden.[45]) Um sich von der Unrichtigkeit dieser Theorie zu überzeugen, braucht man sich nur Art. 78 Satz 2 und 3 der Reichsverfassung hinweg zu denken. Art. 17 verleiht dem Kaiser noch keine monarchische Stellung. Der genannte Artikel würde nicht verhindern, daß Bundesrath und Reichstag durch Majoritätsbeschlüsse die Rechte des Kaisers beschränken oder ganz aufheben können.

Schulze erklärt: Das Deutsche Reich besitze zwei unmittelbare Organe, den Kaiser und den Bundesrath; beide seien Mitträger der Souveränetät, da sie ihre Gewalt unmittelbar aus der Reichsverfassung ableiteten.[46]) Hiergegen ist einzuwenden, daß auch der Reichstag seine Gewalt unmittelbar aus der Reichsverfassung ableitet. Es ist daher unverständlich, weshalb Schulze den Reichstag nicht ebenfalls für einen Mitträger der Souveränetät erklärt, sondern vollständig mit Stillschweigen übergeht.

Bornhak gründet die monarchische Stellung des Kaisers auf folgende Thatsachen: den Umstand, daß der Kaiser kraft eigenen Rechts ein verfassungsmäßiges Organ des Reiches sei[47]), die Ehrenrechte des Kaisers[48]), den erhöhten strafrechtlichen Schutz seiner Person[49]) und die dem Kaiser angeblich kraft Gewohnheitsrechts zustehende Sanktion der Reichsgesetze.[50])

Der Umstand, daß die Gewalt des Kaisers auf eigenem Rechte ruht, kann nicht als entscheidend angesehen werden. Die verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte haben ihren

---

[44]) Laband, Bd. I. S. 350.

[45]) Preuß, S. 439—440.

[46]) Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes. Bd. II, S. 30—31.

[47]) Bornhak: Archiv für öffentl. Recht. Bd. 8, S. 446, 448.

[48]) Bornhak, S. 448—449.

[49]) Bornhak, S. 450.

[50]) Bornhak, S. 463—468.

verfassungsmäßigen Antheil an der Reichsgewalt ebenfalls auf Grund eigenen Rechts. Der Unterschied zwischen dem Recht des Kaisers und demjenigen der Verbündeten muß also in anderen Merkmalen gesucht werden.

Der Kaisertitel macht den Inhaber desselben ebenso wenig zum Monarchen wie der Königstitel, mit dem die afrikanischen Negerhäuptlinge sich schmücken, diesen Dorfschulzen die rechtliche Stellung von Monarchen verschafft. Der Kaiser hat im Deutschen Reiche genau dieselbe staatsrechtliche Stellung, die das Bundespräsidium und der Bundesfeldherr im Norddeutschen Bunde hatten. Eine Aenderung des bestehenden Rechtszustandes war bei Annahme des „Charakter-Majors“ [51]) von keiner Seite beabsichtigt.

Das Recht, Wappen und Standarten zu führen[52]), ist gleichfalls juristisch irrelevant. Wappen führen auch zahlreiche Unterthanen, sowohl Sprößlinge adeliger Geschlechter, als Personen bürgerlicher Abkunft. Die Führung einer Standarte ist Niemandem verboten, sofern die Form der Standarte nicht einem strafrechtlich geschützten Ehrenzeichen gleicht.[53])

Der erhöhte strafrechtliche Schutz, den der Kaiser genießt, ist ebenfalls nicht wesentlich. Das deutsche Strafgesetzbuch gewährt nicht bloß dem Kaiser, sondern allen deutschen Bundesfürsten eine bevorzugte Stellung, indem es Thätlichkeiten und Beleidigungen gegen dieselben im ganzen Reiche — ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen — mit besonders schwerer Strafe bedroht.[54]) Der erhöhte strafrechtliche Schutz ist außerdem gar kein Privilegium der Monarchen. Auch republikanische Beamte werden durch höhere Strafandrohungen geschützt als gewöhnliche Privatpersonen, z. B. der Präsident der französischen Republik bei den durch die Presse verübten Beleidigungen.[55])

Das Recht der Begnadigung, welches Bornhak ein „eminent monarchisches“ Recht nennt[56]), ist so wenig monarchisch, daß z. B. die Präsidenten der französischen Republik[57]) und der Vereinigten

---

[51]) Fürst Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen“ Bd. II (1898), S. 115, 119.

[52]) Bornhak, S. 449.

[53]) § 360 Z. 8 Str. G. B.; Allerhöchster Erlaß vom 3. August 1871, Ziffer 3 (R. G. Bl. 1871, S. 318).

[54]) §§ 98 und 99 des Reichsstrafgesetzbuchs.

[55]) Lebon: Das Staatsrecht der französischen Republik. S. 45.

[56]) Bornhak, S. 479.

[57]) Art. 3 des französischen Gesetzes vom 25. bis 28. Februar 1875.

Staaten von Nordamerika[58]) sowie der Senat der freien Stadt Lübeck dieses Recht ebenfalls besitzen.[59])

Die Behauptung von Bornhak, der Kaiser habe kraft Gewohnheitsrechts die Befugniß, die Reichsgesetze zu sanktioniren[60]), und das kaiserliche Veto entspreche der Rechtslogik[61]), stehen vollständig in der Luft. Daß an maßgebender Stelle von einem solchen Gewohnheitsrecht nichts bekannt ist, beweist das Zeugniß des Fürsten Bismarck, der noch im Jahre 1888 während der Regierungszeit des Kaisers Friedrich die Ansicht zur praktischen Geltung brachte, daß der Kaiser als solcher kein Faktor der Reichsgesetzgebung ist und daß ihm ein Veto gegen übereinstimmende Beschlüsse des Bundesraths und des Reichstags nicht zusteht.[62])

Ganz unhaltbar erscheinen die staatsrechtlichen Ausführungen, welche in der Schrift von Ruville, „Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat", enthalten sind. Richtig ist ja allerdings, daß Kaiser Franz II. keine Legitimation besaß, bei Niederlegung der Kaiserwürde diese Würde für erloschen zu erklären und das Römische Reich Deutscher Nation aufzulösen.[63]) Auf die Abdankungsurkunde vom 6. August 1806 kann also der Untergang des alten Reiches nicht gegründet werden, wohl aber auf die historischen Thatsachen, welche dieser Abdankung theils vorausgegangen, theils nachgefolgt sind und welche nach Völkerrecht das Ende des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bewirkt haben. Diese historischen Thatsachen aber sind: der Abfall der Rheinbundfürsten vom Reiche, der Abfall Oesterreichs vom Reiche und die Entstehung neuer unabhängiger Staaten auf dem Boden des alten Reichs, deren völkerrechtliche Souveränetät von der ganzen europäischen Staatengesellschaft auf dem Wiener Kongreß anerkannt wurde. Ruville faßt den ganzen Zeitraum von 1806 bis 1870 als ein interregnum auf. Nach ihm soll das Reich ohne Reichsorgane — ohne Kaiser, Reichstag und Reichsvikare — fortbestanden haben.[64]) Die Existenz

[58]) v. Holst: „Das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika", in Marquardsen Handbuch des öffentl. Rechts, 4. Band, erster Halbband, 3 Abth., S. 113.

[59]) Klügmann: „Das Staatsrecht der freien und Hansestadt Lübeck", in Marquardsen Handbuch des öffentl. Rechts, Band 3, zweiter Halbband, 3 Abth., S. 44.

[60]) Bornhak, S. 464.

[61]) Bornhak, S. 467.

[62]) Fürst Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen". Bd. II, S. 306.

[63]) v. Ruville, S. 34—40; Hermann Schulze: „Einleitung in das deutsche Staatsrecht". (1867.) S. 281, Anm. 10.

[64]) v. Ruville, S. 44, 46.

und Fortdauer eines Staates ohne Existenz und Fortdauer seiner Organe ist jedoch undenkbar; ein Staat ohne Organe ist — wie Jellinek sagt — eine „unvollziehbare Vorstellung".[65]) Ruville kann ferner nicht bestreiten, daß die deutschen Fürsten und freien Städte in der Zeit von 1815—1866 souverän gewesen sind. Die gleichzeitige Existenz einer Mehrheit von souveränen Staaten auf demselben Gebiet ist jedoch unmöglich. Entweder war ein souveränes Reich vorhanden, dann bestand kein Raum für die souveränen Staaten Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen u. s. w. oder die Staaten Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen u. s. w. waren souverän, dann fehlte der Platz für ein souveränes deutsches Reich. Eine „provisorische" oder „zeitweilige" Souveränetät, eine Souveränetät, die von einer anderen Staatsgewalt „in rechtlicher Weise beseitigt" werden kann — wie sie Ruville konstruiren will[66]) —, ist ein dem Staats- und Völkerrecht unbekannter Begriff und ein Widerspruch in sich selbst.

Ruville hat den Kardinalpunkt seiner Lehre inzwischen selbst preisgegeben. In der Einleitung seines Buches bezeichnet er sehr richtig als den Grundgedanken seiner Theorie die „rechtliche Anknüpfung des neuen Reichs an das alte Reich deutscher Nation" und den Nachweis der „Kontinuität" zwischen beiden Reichen.[67]) In einer späteren Abhandlung, „Die Kaiserproklamation des Jahres 1871 vom Standpunkt des Staatsrechts" erklärt er dagegen die Auffassung, das Reich habe nach seinem thatsächlichen Zerfall im Jahre 1806 dem Rechte nach fortbestanden, für eine „Fiktion".[68]) Wenn der rechtliche Fortbestand des alten Reiches in der Zeit von 1806 bis 1870 nur eine Fiktion ist, so muß das alte Reich in Wirklichkeit schon 1806 untergegangen sein. Mit dem Untergang des alten Reiches ist der rechtliche Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Reiche unterbrochen; daß ein historischer und politischer Zusammenhang zwischen beiden Reichen besteht, ist niemals bestritten worden. Die Wahlordnung des alten Reiches konnte also im Jahre 1870 nicht mehr rechtliche Geltung haben; der König von Bayern konnte nicht als „Rechtsnachfolger des Kurfürsten von Pfalz-Bayern[69]) die Initiative zur Kaiser-

---

[65]) Jellinek: „Gesetz und Verordnung". (1887.) S. 205.
[66]) v. Ruville, S. 47, 51, 66.
[67]) v. Ruville, S. 7.
[68]) Preußische Jahrbücher Bd. 83 (1896), S. 16, 45.
[69]) v. Ruville, S. 92.

wahl ergreifen; die deutschen Fürsten und freien Städte konnten nicht als „Wahlfürsten“[70]) und „Reichsstände[71]) die Kaiserwahl vornehmen. Mit dem Zugeständniß, daß die rechtliche Fortdauer des alten Reiches nach dem Jahre 1806 nur eine Fiktion ist, bricht der ganze künstliche Bau der von Ruville aufgestellten Theorie in sich zusammen.

IV.

Um den juristischen Begriff der Monarchie richtig definiren zu können, muß man zurückgehen auf die allgemeinen Gattungsbegriffe, welche die Spezies „Monarch“ in sich schließen. Diese Gattungsbegriffe sind das Staatsorgan und die verschiedenen Unterarten des Staatsorgans. Zu diesen Gattungsbegriffen gehört dagegen nicht der „Träger der Staatsgewalt“, obwohl gerade dieser Begriff in der Staatsrechtswissenschaft für unentbehrlich gehalten wird.[72]) Der Unterschied zwischen dem Träger der Staatsgewalt und dem Staatsorgan wird von Fricker in folgender Weise formulirt: „Träger der Gewalt ist das Subjekt, dem die Herrschaft als eigenes Recht zusteht; Organ der Gewalt ist das verfassungsmäßig zur Ausübung derselben berufene Subjekt.“[73]) In den deutschen Monarchien soll der Landesherr Träger der Staatsgewalt sein; in den parlamentarischen Monarchien, als deren Typus Belgien gilt[74]), soll Träger der Staatsgewalt das souveräne Volk sein.[75])

Die Unrichtigkeit dieser Theorie soll an einem besonders lehrreichen Beispiel, an der wechselvollen Verfassungsgeschichte Frankreichs, gezeigt werden. Alle Verfassungen, welche Frankreich seit dem Jahre 1791 gehabt hat, beruhen — mit einer einzigen Ausnahme — auf dem Grundsatz der Volkssouveränetät. Das Volk allein besitzt die souveräne Staatsgewalt, welche als „pouvoir

[70]) v. Ruville, S. 100, Preußische Jahrbücher Bd. 83, S. 43.

[71]) v. Ruville, S. 98, 110.

[72]) Georg Meyer: „Der Antheil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung“. (1889.) S. 15; Laband: Staatsrecht. Bd. I, S. 89, 515, 541; Max von Seydel: „Kommentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich“. Zweite Auflage (1897), S. 124; Zorn: Staatsrecht. Bd. I, S. 88 und 89 Anm. 66, S. 148; Heinrich von Treitschke: Politik. Bd. 2 (1898), S. 4; Bornhak: Archiv für öffentl. Recht. Bd. 8, S. 444, 447; v. Ruville: Preußische Jahrbücher. Bd. 83, S. 21; Entscheidungen des Reichsgerichts in Straff. Bd. 32, S. 237.

[73]) Fricker: „Die Verpflichtung des Kaisers zur Verkündigung der Reichsgesetze“. (1885.) S. 18.

[74]) Bornhak: Archiv für öffentl. Recht. Bd. 8, S. 144.

[75]) Georg Meyer: Der Antheil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung. S. 36 Bornhak, S. 444—447.

constituant" bezeichnet wird. Alle übrigen Gewalten im Staate — mögen sie einem Kaiser oder König, einem Konsul oder Präsidenten, einem Direktorium oder Wohlfahrtsausschuß, einem Konvent oder Parlament zustehen — gelten nur als „pouvoir constitués", d. h. als Gewalten, welche lediglich zur Ausübung übertragen sind, als widerrufliche Vollmachten.[76] Die Definition des Trägers der Staatsgewalt, welche Fricker gegeben hat, trifft daher nur auf das französische Volk zu und paßt nicht auf die erwähnten Inhaber der pouvoirs constitués. Die einzige Ausnahme von diesem Prinzip aller französischen Verfassungen bildet die Charte vom 4. bis 14. Juni 1814, welche von Ludwig XVIII. aus eigener Machtvollkommenheit, kraft seines göttlichen Königsrechtes, gegeben war.[77]

Die Rechte des Volkes, des angeblichen Trägers der Souveränetät, in den einzelnen französischen Verfassungen nun sind so verschiedener Natur, daß dieselben überhaupt nicht unter einen einheitlichen Begriff gebracht werden können.

In den Verfassungen vom 3. bis 14. September 1791 und vom 25. bis 28. Februar 1875 besitzt das souveräne Volk lediglich das Recht, die Mitglieder des Parlaments zu wählen.

In der jakobinischen Verfassung vom 24. Juni 1793 ist dem souveränen Volke auch ein unmittelbarer Antheil an der Gesetzgebung eingeräumt. Dasselbe kann in den Urwähler-Versammlungen (assemblées primaires) gegen jedes vom gesetzgebenden Körper beschlossene Gesetz innerhalb 40 Tagen nach der Bekanntmachung des Gesetzes Widerspruch erheben. Widerspricht in der Mehrzahl der Departements mindestens der zehnte Theil der Urwähler-Versammlungen, so wird die verbindliche Kraft des Gesetzes gehemmt und dasselbe einer nochmaligen direkten Beschlußfassung durch das souveräne Volk unterworfen.[78] Dieses Referendum der Primär-Versammlungen hat jedoch nur auf dem Papier existirt, da die Verfassung vom 24. Juni 1793 schon durch Dekret vom 16. Oktober 1793 wieder suspendirt wurde und in Folge der Diktatur des Wohlfahrts-Ausschusses niemals praktische Geltung erlangt hat.

Die Direktorial-Verfassung vom 5 fructidor III giebt dem

---

[76]) Ducrocq: Cours de droit administratif. 4. Aufl. (1874), Bd. 1, S. 8, Nr. 9 u. 10.
Lebon, S. 21.

[77]) Lebon, S. 15.

[78]) Art. 59 und 60 der Konstitution vom 24. Juni 1793.

souveränen Volke nur ein indirektes Wahlrecht: Die Primär-Versammlungen wählen zunächst Wahlmänner (électeurs). Die Wahlmänner eines jeden Departements vereinigen sich zu besonderen „assemblées électorales“ und wählen in denselben die Mitglieder der beiden Abtheilungen des gesetzgebenden Körpers: des Raths der Alten und des Raths der Fünfhundert.[79] Dagegen steht den Primär-Versammlungen die Befugniß zu, über Verfassungs-Aenderungen zu entscheiden, welche von dem gesetzgebenden Körper und einer speziellen: „assemblée de révision“ in einem sehr komplizirten Verfahren vorgeschlagen werden.[80]

Aehnliche Bestimmungen enthält auch die Verfassung des zweiten Kaiserreichs; jedoch bestehen zwei sehr wichtige Unterschiede: Nach der Konstitution vom 14. Januar 1852 werden die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers von dem souveränen Volke direkt gewählt.[81] Andererseits erfolgt die Entscheidung über Verfassungs-Aenderungen nicht auf Vorschlag einer gewählten Versammlung, sondern auf Vorschlag des Inhabers der Exekutiv-Gewalt, der allein bestimmt, ob, wann und über welche Frage ein Plebiszit stattfinden soll.[82]

Nach der Verfassung vom 4. November 1848 steht dem souveränen Volke außer dem Wahlrecht zur National-Versammlung auch die Befugniß zu, den Präsidenten der Republik durch unmittelbare Abstimmung zu ernennen.[83]

In der Verfassung der Julimonarchie hat das souveräne Volk, d. h. die Gesammtheit der erwachsenen, männlichen Franzosen gar keine Rechte. Der vierte Stand ist von allen politischen Rechten ausgeschlossen. Das Wahlrecht zur Deputirtenkammer steht nur den besitzenden Klassen oder vielmehr nur einem Bruchtheil derselben zu[84], nämlich denjenigen Staatsbürgern, welche den gesetzlich vorgeschriebenen Census von 200 Franken an direkten Steuern bezahlen.[85]

In der Konsularverfassung vom 22 frimaire VIII ist das

---

79) Art. 33 und 41, Ziffer 1 der Konstitution vom 5 fructidor III.

80) Art. 26, Ziffer 1 und Art. 336—350 a. a. O.

81) Art. 34—36 der Konstitution vom 14. Januar 1852.

82) Félix Berriat-Saint Prix: „Théorie du droit constitutionnel français“ (1851—1853). S. 742.

83) Art. 46 der Konstitution vom 4. November 1848.

84) Nach der Angabe von Lebon S. 16, Anm. 1 betrug vor der Revolution von 1848 die Zahl der Wahlberechtigten in Frankreich 300 000, nach der Revolution 9—10 Millionen.

85) Art. 1 des französ. Gesetzes vom 19. April 1831.

Wahlrecht, welches in allen übrigen Verfassungen wenigstens für einen Theil des souveränen Volkes anerkannt ist, zu einem unverbindlichen Vorschlagsrecht abgeschwächt. Die wahlberechtigten Bürger jeder Gemeinde wählen aus ihrer Mitte 1/10 (die Gemeindeliste). Die Gewählten sämmtlicher Gemeinden eines Departements wählen aus ihrer Mitte wieder 1/10 (die Departementsliste). Die zuletzt Gewählten wählen zum dritten Mal aus ihrer Mitte 1/10 (die Nationalliste). Diese dritte Liste gilt dann als Vorschlagsliste, aus welcher der Senat nach freiem Ermessen die Mitglieder des Tribunats, des gesetzgebenden Körpers, des Kassationshofes und der „commissaires à la comptabilité“ aussucht.[86] Der Senat aber ist eine vom souveränen Volke völlig unabhängige Körperschaft. Die erste Besetzung der Senatorenstellen erfolgte nicht durch Wahl des Volkes, sondern durch Ernennung von Seiten einer aus vier Mitgliedern bestehenden Kommission. Mitglieder dieser Kommission aber waren die beiden Männer, welche nach dem Staatsstreich vom 18 Brumaire mit Bonaparte zusammen das Konsulat bekleidet hatten — Sieyès und Roger-Ducos — sowie ihre beiden Nachfolger — Cambacérès und Lebrun[87]), also sämmtlich ergebene Werkzeuge Napoleons! Die spätere Ergänzung des Senats erfolgte durch den Senat selbst.

Dieselben Vorschriften gelten auch für die Verfassung des ersten Kaiserreichs, jedoch mit der Modifikation, daß der Senat sich nicht mehr selbst ergänzt, sondern vom Kaiser ergänzt wird, und daß die Wahlen zum Tribunat in Folge der Auflösung dieser Körperschaft vom Jahre 1807 ab wegfallen.

Das Recht des souveränen Volkes in den französischen Verfassungen ist also im Wesentlichen identisch mit dem Recht, die Volksvertreter zu wählen. Bekanntlich erklärt Montesquieu dieses Recht für das einzige, zu dessen Ausübung das Volk überhaupt fähig ist.[88]) Allein dieses Wahlrecht kann unmöglich als ein entscheidendes Merkmal für den Träger der Souveränetät angesehen werden, da ja auch Nationen, welche nicht Träger der souveränen

---

[86]) Art. 7—14, 19—20 der Konstitution vom 22 frimaire VIII; Lebon S. 14.

[87]) Art. 24 a. a. O.

[88]) Montesquieu: „Esprit des lois“ Buch XI, Kap. VI: „Il y avait un grand vice dans la plupart des anciennes républiques: c'est que le peuple avait droit d'y prendre des résolutions actives et qui demandent quelque exécution; chose dont il est entièrement incapable. Il ne doit entrer dans le gouvernement que pour choisir ses représentants, ce qui est très à sa portée.“

Gewalt sind – wie z. B. die deutsche Nation — genau dasselbe Wahlrecht im weitesten Umfange besitzen. Dazu kommt, daß in der Julimonarchie dieses Wahlrecht nicht dem ganzen Volke, sondern nur einem geringen Bruchtheil des Volkes zustand und daß nach der Konsularverfassung, sowie nach der Verfassung des ersten Kaiserreichs kein eigentliches Wahlrecht, sondern nur ein Vorschlagsrecht bestand.

Alle übrigen Rechte des souveränen Volkes außer dem Wahlrecht bezw. Vorschlagsrecht können schon deshalb nicht als wesentlich angesehen werden, weil sie nicht in allen Verfassungen, sondern nur in einzelnen derselben enthalten sind.

Noch weitere Verschiedenheiten in den Rechten des souveränen Volkes ergeben sich, wenn man einen Vergleich anstellt zwischen den Rechten des französischen Volkes und den Rechten des Volkes in anderen Ländern, in denen der Grundsatz der Volkssouveränetät ebenfalls gilt. Die Delegation der staatlichen Gewalten durch das souveräne Volk ist z. B. nach französischem Staatsrecht widerruflich,[89] nach belgischem Staatsrecht dagegen unwiderruflich.[90]

Aus vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, daß mit dem Ausdruck „Träger der Staatsgewalt" entweder ein politisches Prinzip bezeichnet wird — das Prinzip der Volkssouveränetät bezw. des göttlichen Königsrechts — oder eine historische Reminiszenz, der geschichtliche Rechtstitel, auf dem die Gewalt eines Herrschers beruht. Juristisch kann ein so vielseitiger und vieldeutiger Begriff dagegen nicht verwerthet werden. Einheitliche Rechtsnormen lassen sich weder für den Inhalt der Rechte des Trägers der Staatsgewalt, noch für Umfang und Ausübung derselben, noch für Erwerb und Verlust dieser Rechte aufstellen. Ein begrifflicher Unterschied zwischen dem Träger der Staatsgewalt und den Organen der Staatsgewalt ist also nicht nachzuweisen.

[89]) Berriat-Saint-Prix, S. 742: „Le peuple dispose de ses droits sans pouvoir aliéner ceux des générations futures; il peut prendre, quitter, reprendre telle ou telle forme de gouvernement" — vgl. auch die Erklärungen der Menschenrechte vom 29. Mai / 8. Juni 1793 (Art. 30) und 24. Juni 1793 (Art. 28).

[90]) Vauthier: „Das Staatsrecht des Königreichs Belgien" in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Band 4, erster Halbband, 5. Abth., S. 20: „Der ein Mal ertheilte Auftrag ist endgiltig; es steht der Nation nicht zu, ihn zu widerrufen".



V.

Ein anderer Begriff, der sich bei unserer Untersuchung gleichfalls nicht verwenden läßt, ist das „Staatsoberhaupt“ oder — wie Gareis sagt — das „Staatshaupt“. Gareis hat in seinem Werke über „Allgemeines Staatsrecht“ den Versuch gemacht, den Begriff des Staatshaupts juristisch zu konstruiren. Derselbe hat die Grundsätze zusammengestellt, welche in den Verfassungen verschiedener Länder über die Rechte des Staatshaupts, Erwerb und Verlust derselben, Ausübung dieser Rechte, Betheiligung Anderer an der Ausübung und Ersetzung des Staatshaupts in der Ausübung angeblich enthalten sind. Gareis definirt das Staatshaupt als „diejenige physische Person oder diejenige Mehrheit physischer Personen, in welcher alle Fäden der Herrschaft zusammenlaufen“.[91] Zu den Staatshäuptern rechnet er nicht bloß den Zaren, den Sultan, den Mikado, den Schah von Persien und alle konstitutionellen Monarchen, sondern auch die Präsidenten der französischen Republik und der Vereinigten Staaten von Nordamerika,[92] sowie den Bundesrath der Schweizer Eidgenossenschaft[93] und den Bundesrath des Deutschen Reichs.[94] Daß in dem deutschen Bundesrath nicht alle Fäden der Herrschaft zusammenlaufen, ist bereits früher in der Einleitung ausführlich dargelegt worden. Die Behauptung, daß in dem Schweizer Bundesrath, in dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und in dem Präsidenten der französischen Republik alle Fäden der Herrschaft sich vereinigen, steht ebenfalls in Widerspruch mit offenkundigen Thatsachen[95] und erscheint daher jede Widerlegung überflüssig. Es genügt, der Ansicht von Gareis über die staatsrechtliche Stellung des Präsidenten der französischen Republik die Ansicht von Laband entgegenzustellen, welcher den genannten Würdenträger mit einem Kegeljungen vergleicht, weil derselbe in dem

---

[91] Gareis: „Allgemeines Staatsrecht“ in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Bd. 1, erster Halbband (1883), S. 36.

[92] Gareis, S. 39.

[93] Gareis, S. 40, 44.

[94] Gareis, S. 44.

[95] von Orelli: „Das Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft“ in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Band 4, erster Halbband, 2. Abth. (1885), S. 34.

von Holst: „Das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Bd. 4, erster Halbband, 3. Abth., S. 38, 46, 103.

Lebon, in Marquardsen's Handbuch, Band 4, erster Halbband, 6 Abth., S. 45—49.

politischen Kegelspiel bloß die Kegel, d. h. die Minister aufzustellen, aber nicht selbst mitzuspielen habe.[96]

Hermann Schulze erklärt, der Kaiser sei nicht Monarch im Sinne des deutschen Landesstaatsrechts, aber Oberhaupt des Reiches.[97] Diese Unterscheidung kann schon deshalb nicht als zutreffend angesehen werden, weil die Bezeichnung „Staatsoberhaupt" gar kein feststehender juristischer Begriff, sondern ein ganz unbestimmter Ausdruck ist, der auf sehr verschiedene Personen angewendet wird.

Die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 bezeichnete im Artikel 57 alle zu dem Deutschen Bunde gehörigen souveränen Fürsten — dagegen nicht die Senate der vier freien Städte — als Staatsoberhäupter.

Ebenso enthalten fast alle Verfassungsurkunden in den deutschen Monarchien die Bestimmung, daß der Landesfürst Oberhaupt des Staates ist.[98] Die erwähnte Vorschrift fehlt nur in den Verfassungen von Preußen, Baden, Sachsen-Weimar und einigen Kleinstaaten.

In der Frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 befand sich ein besonderer Abschnitt (Nr. III) über das Reichsoberhaupt, welches den Titel „Kaiser der Deutschen" führen sollte.

Der Entwurf der Erfurter Unionsverfassung erwähnte gleichfalls an verschiedenen Stellen das „Reichsoberhaupt",[99] unter welchem jedoch nicht der Reichsvorstand, die Krone Preußen, sondern das ganze Fürsten-Kollegium verstanden wurde.[100]

---

[96]) Vgl. Nr. 22 der „Deutschen Juristenzeitung" vom 1. November 1898, S. 438.

[97]) Hermann Schulze: „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts", Bd. II, S. 32. H. v. Schulze-Gävernitz: „Das Preußische Staatsrecht", 2. Aufl. (1890), Bd. II, S. 583—586.

[98]) Vgl. z. B. die bayerische Verfassung vom 26. Mai 1818, Tit. II, § 1,
die Verfassung des Königreichs Sachsen vom 4. September 1831, § 4,
die württembergische Verfassung vom 25. September 1819, § 4,
die Verfassung des Großherzogthums Hessen vom 17. Dezbr. 1820, Art. 4,
das Staatsgrundgesetz für das Großherzogthum Oldenburg vom 22. Novbr. 1852, Art. IV, § 2,
die Landschaftsordnung für das Herzogthum Braunschweig vom 12. Oktober 1832, § 3,
die Verfassung des Herzogthums Sachsen-Meiningen vom 23. August 1829, § 3,
das Grundgesetz für das Herzogthum Sachsen-Altenburg vom 29. April 1831, § 4,
das Staatsgrundgesetz für die Herzogthümer Koburg und Gotha vom 3. Mai 1852, § 3.

[99]) Vgl. die Ueberschrift zu Abschnitt III, ferner § 102, 104, 106 und 107 des Regierungs-Entwurfs

[100]) §§ 65—67.

Das Norddeutsche Strafgesetzbuch bezeichnete in §§ 80, 94 und 95 den König von Preußen als „Bundesoberhaupt".

In den französischen Chartes constitutionnelles vom 4. bis 14. Juni 1814 (Artikel 14) und vom 14.—22. August 1830 (Artikel 13) wird der König gleichfalls „Le chef suprême de l'État" genannt.

Der Ausdruck „Staatsoberhaupt" ist jedoch keineswegs auf monarchische Verfassungen beschränkt. Artikel 6 der französischen Verfassung vom 14. Januar 1852 bestimmte: „Le président de la République est le chef de l'État". In der jetzigen französischen Verfassung fehlt eine analoge Vorschrift, doch ist es in der Theorie allgemein üblich, dem Präsidenten der dritten französischen Republik die Bezeichnung „Staatsoberhaupt" beizulegen.[101]) Dagegen ist es nicht üblich, diesen Ausdruck auch auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten anzuwenden, obwohl die Rechte des letzteren viel umfangreicher sind und diejenigen manches Monarchen übertreffen.[102])

Es ist nun kein juristischer Unterschied zu finden zwischen denjenigen Monarchen, welche in der Verfassung zu Staatsoberhäuptern erklärt worden sind, und denjenigen Monarchen, welche nicht ausdrücklich als Staatsoberhäupter bezeichnet sind. Ebenso besteht kein juristischer Unterschied zwischen denjenigen republikanischen Präsidenten, welche Staatsoberhäupter genannt werden, und denjenigen republikanischen Präsidenten, welche nicht Staatsoberhäupter genannt werden.

Einheitliche Grundsätze über die Rechte eines Staatsoberhaupts, Umfang und Ausübung derselben, Erwerb und Verlust dieser Rechte lassen sich nicht aufstellen. Der Name „Staatsoberhaupt" ist lediglich ein Ehrentitel, der in Monarchien und in Republiken mit monarchischen Traditionen dem obersten Repräsentanten des Staates beigelegt wird.

VI.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den Staatsorganen zurück! Der Staat als juristische Person ist an sich willens- und handlungsunfähig. Um wollen und handeln zu können,

---

[101]) Lebon, S. 45; Ducrocq, S. 37 Nr. 42; Laband: „Deutsche Juristenzeitung" 1898, S. 437.

[102]) v. Holst S. 103.

bedarf es besonderer Organe.[103] Diese Organe zerfallen in zwei Klassen:

1. Organe, welche unmittelbar auf der Verfassung beruhen, welche wesentliche Bestandtheile dieser Verfassung sind, ohne welche die Verfassung weder funktioniren noch überhaupt existiren kann.

2. Organe, welche nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar auf der Verfassung beruhen, welche also nicht wesentliche Bestandtheile der Verfassung sind, ohne welche die Verfassung funktioniren und existiren kann.

Jellinek nennt die erste Klasse „unmittelbare“, die zweite Klasse „mittelbare“ Staatsorgane.[104]

Das Recht der unmittelbaren Staatsorgane ist das Verfassungsrecht (droit constitutionnel); das Recht der mittelbaren Staatsorgane ist das Verwaltungsrecht (droit administratif).

Zwischen beiden Klassen von Organen bestehen folgende Unterschiede:

1. Die Schaffung oder Aufhebung eines unmittelbaren Staatsorgans enthält eine Verfassungs-Aenderung. Dieselbe kann daher regelmäßig nur unter Beobachtung der speziellen Formvorschriften, welche für eine Verfassungs-Aenderung vorgeschrieben sind, erfolgen. Die Schaffung oder Aufhebung eines mittelbaren Staatsorgans enthält keine Verfassungs-Aenderung. Dieselbe kann daher regelmäßig im Wege eines gewöhnlichen Gesetzes bezw. einer gewöhnlichen Verordnung erfolgen.

2. Die Existenz und Fortdauer sowie das Recht der unmittelbaren Staatsorgane ist abhängig von der bestehenden Verfassung; die Existenz und Fortdauer, sowie das Recht der mittelbaren Staatsorgare ist unabhängig von der bestehenden Verfassung.

Dieser Unterschied zwischen der Wandelbarkeit des Verfassungsrechts und der Stabilität des Verwaltungsrechts läßt sich mit besonderer Deutlichkeit in der wirrenreichen Geschichte Frankreichs verfolgen. Ducrocq sagt mit Recht: „Il ne serait pas facile de dire où finit le droit constitutionnel et où le droit administratif commence, si, dans un pays témoin de tant de ruines, on ne

[103]) Jellinek: Gesetz und Verordnung (1887) S. 205; Georg Meyer: Der Antheil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung S. 9. Gareis: Allgemeines Staatsrecht S. 32. H. Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts Bd. I, S. 22.

[104]) Jellinek: Gesetz und Verordnung S. 206.



voyait heureusement ... la généralité de ses lois administratives survivre à l'effondrement successif de ses lois constitutionnelles tour-à-tour déchirées pas les révolutions."[105])

VII.

Es ist denkbar, daß in einem Staate nur ein einziges unmittelbares Staatsorgan existirt, z. B. der Monarch in der absoluten Monarchie und die Volksgemeinde in der reinen Demokratie, wie sie noch in einzelnen Kantonen der Schweiz sich erhalten hat[106]). In der Regel jedoch sind im modernen Staat mehrere unmittelbare Staatsorgane vorhanden. Nach einer vielgerühmten und vielbekämpften Theorie werden dieselben eingetheilt in „Organe der vollziehenden Gewalt" und in „Organe der gesetzgebenden Gewalt". Für den Ausdruck „vollziehende Gewalt" ist jetzt die bessere Bezeichnung „Regierungsgewalt" üblich geworden.[107])

Diese Lehre von der Theilung der Gewalten, welche seit der ersten Erklärung der Menschenrechte als ein „Fundamentalsatz"[108]) des französischen Staatsrechts gilt[109]), ist in Deutschland sehr in Mißkredit gerathen. Die neueren deutschen Schriftsteller blicken aus der lichten Höhe ihrer modernen Aufklärung mitleidig und verächtlich auf die angeblich längst überwundene und widerlegte Irrlehre der Franzosen herunter[110]). Erstaunen und Verwunderung

[105]) Ducrocq: „Cours de droit administratif", 4. Aufl., Bd. I (1874), Nr. 4, S. 5.

[106]) v. Orelli: „Das Staatsrecht der Schweizer Eidgenossenschaft", S. 97 u. 107.

[107]) Vgl. z. B. de Hartog: „Das Staatsrecht des Königreichs der Niederlande" in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Band 4, erster Halbband, 4. Abth. (1886), S. 23; Vauthier: „Das Staatsrecht des Königreichs Belgien" in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Bd. 4, erster Halbband, 5. Abth., S. 48; Aschehoug: „Das Staatsrecht der vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen" in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Bd. 4, zweiter Halbband, 2. Abth., S. 154—156.

[108]) Ducrocq, Nr. 6, S. 6, gebraucht geradezu den Ausdruck „ce principe fondamental".

[109]) Vgl. die Erklärung der Menschenrechte in der Präambel der Konstitution vom 3.—14. Sept. 1791: „Toute société dans laquelle la garantie des droits n'est pas assurée ni la séparation des pouvoirs déterminée n'a point de constitution". — Art. 22 der Präambel der Konstitution vom 5. fructidor III.: „La garantie sociale ne peut exister si la division des pouvoirs n'est pas établie etc." — Art. 19 der Konstitution vom 4. November 1848: „La séparation des pouvoirs est la première condition d'un gouvernement libre." — Vgl. auch Lebon S. 21.

[110]) Robert von Mohl: „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" (1855), Bd. I, S. 273.
Derselbe: „Encyklopädie der Staatswissenschaften", 2. Aufl. (1872), S. 116.
Laband: „Staatsrecht", Bd. I, S. 517.
Gareis: „Allgemeines Staatsrecht", S. 34.
Jellinek: „Gesetz und Verordnung", S. 223.

erregt es, wenn einzelne Schriftsteller — wie Westerkamp[111], Arndt[112] und Otto Mayer[113] — sich noch für die fragliche Theorie „erwärmen"[114]. v. Martitz beklagt das „unsagbare Unglück", welches die erwähnte Lehre über die monarchischen Einheitsstaaten Europas gebracht haben soll[115], läßt sich aber hierdurch nicht abhalten, diese staatsgefährliche Theorie in seinem eigenen Buche zu verwerthen![116]

Gegen die Lehre von der Gewalten-Theilung wird der Vorwurf erhoben, daß sie die Einheit des Staates zerstöre und weder logisch haltbar noch praktisch durchführbar sei.[117]

Allerdings muß eingeräumt werden, daß die fragliche Lehre in ihrer ursprünglichen, durch Montesquieu begründeten Form nicht aufrecht erhalten werden kann. Allein diese ursprüngliche Theorie ist von den französischen Schriftstellern längst verändert und verbessert worden. Schon Jean Jaques Rousseau stellt der Lehre Montesquieu's von der Zerreißung der Staatsgewalt in drei verschiedene Stücke die Lehre von der Einheit, Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der souveränen Staatsgewalt entgegen.[118] Dieser Gedanke von Rousseau hat seitdem in zahlreichen Verfassungen eine formelle Sanktion erhalten. Schon die Konstitution von 1791 erklärte in Titel III Artikel 1: „La souveraineté est une, indivisible, inaliénable et imprescriptible; elle appartient à la nation: aucune section du peuple ni aucun individu ne peut s'en attribuer l'exercice." Aehnliche Bestimmungen enthalten die Erklärungen der Menschenrechte, welche den Eingang zu der Jakobinerverfassung von 1793 (Art. 26 und 27) und zu der Direktorialverfassung von 1795 (Art. 17 und 18) bilden. Auch die republikanische Verfassung von 1848 bezeichnet in Art. I die dem Volke zustehende Souveränetät als „inaliénable" und „imprescriptible". Heut sind alle französischen Schriftsteller darüber einig, daß die souveräne Staatsgewalt eine einheitliche und

---

[111] Westerkamp: „Ueber die Reichsverfassung" (1873), S. 89.

[112] Archiv für öffentliches Recht, Bd. XV (1900) Heft 3 S. 344.

[113] Otto Mayer: „Theorie des französischen Verwaltungsrechts" (1886), S. 1 ff.; Derselbe: „Deutsches Verwaltungsrecht", Bd. I (1895), S. 67—69.

[114] Laband: „Staatsrecht", Bd. I S. 517 Anm. 2.

[115] v. Martitz: „Betrachtungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes" (1868), S. 49.

[116] v. Martitz, S. 2, 52, 53, 83, 101.

[117] Laband: „Staatsrecht", Bd. I, S. 517 Anm. 2.

[118] Jean Jaques Rousseau: Du contrat social, Livre II Nr. 1 und 2.

untheilbare Gewalt ist, und daß lediglich die Ausübung dieser Gewalt unter verschiedene Organe vertheilt werden kann [119]. Die Ausübung der Staatsgewalt durch verschiedene Organe aber enthält durchaus keinen logischen Widerspruch, wie insbesondere Jellinek anerkannt hat. Derselbe sagt wörtlich: „Keineswegs folgt aus dem Wesen der Souveränetät, daß einem Staatsorgane die gesammte Staatsmacht zur Disposition stehe. Es ist kein logischer Grund vorhanden, weßhalb nicht im konkreten Staate einer Vielheit von Organen in ihrem verfassungsmäßigen Zusammenwirken die Trägerschaft der gesammten Staatsgewalt zukommen sollte. Man muß sich hüten, mit den althergebrachten Schablonen die ganze Fülle des modernen Verfassungslebens begreifen zu wollen" [120].

Daß die Lehre von der Gewaltentheilung die Einheit des französischen Staates nicht „zerstört" hat, bedarf keines Beweises. Nirgends ist die Einheit des Staates so fest und sicher begründet, wie in Frankreich. Lebon sagt in seinem „Staatsrecht der französischen Republik" geradezu, das Hauptmerkmal des französischen Staates bestehe darin, daß er seinem Wesen nach einheitlich sei.

Die modernen französischen Juristen setzen ferner an die Stelle der unwissenschaftlichen und unlogischen Dreitheilung, deren Mangel Montesquieu selbst schon erkannt hat [121], eine Zweitheilung. Sie betrachten die richterliche Gewalt als einen Zweig der vollziehenden Gewalt und unterscheiden nur noch zwei Gewalten: pouvoir législatif und pouvoir exécutif. [122]

Dieselben erkennen auch an, daß gesetzgebende und vollziehende Gewalt keine absoluten Gegensätze sind, sondern nur allgemeine Bezeichnungen der wesentlichen Eigenschaften zweier verschiedener Arten von Staatsorganen. Ducrocq sagt: „Le principe (sc. de la séparation des pouvoirs) n'impose pas une division tellement absolue qu'il fasse obstacle à une certaine participation du

---

[119] Ducrocq: Cours de droit administratif. Bd. I, Nr. 9 u. 10, S. 8—9.
Berriat-Saint-Prix: Théorie du droit constitutionnel français, S. 341.
Lebon, S. 21, 42.
Dalloz: Droit constitutionnel (in dem Répertoire de législation, Bd. 18), Nr. 84, S. 345.

[120] Jellinek: Gesetz und Verordnung, S. 208. — Vrgl. auch Georg Meyer: Der Antheil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung, S. 11.

[121] Montesquieu: Esprit des lois Livre XI. chap. 6: „Des trois puissances dont nous avons parlé celle de juger est en quelque façon nulle. Il n'en reste que deux."

[122] Ducrocq, Nr. 10, S. 9 und Nr. 32 S. 27.

pouvoir exécutif dans l'oeuvre législative et du pouvoir législatif dans l'oeuvre de l'exécutif."[123])

Die modernen französischen Schriftsteller räumen endlich ein, daß ein vollständiges Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Gewalten weder nothwendig, noch überhaupt möglich ist. Batbie führt aus: „La théorie de Montesquieu n'exclut pas la prépondérance de l'un des pouvoirs et cette supérioreté est même nécessaire d'après la force des choses; sans cela tout s'àrrêterait et cependant il est impossible de condamner à l'immobilité des forces humaines comme s'il sagissait de forces mécaniques."[124])

Die bevorzugte Stellung, welche Montesquieu in seinem „corps de nobles" der Aristokratie einräumt[125]), ist von den französischen Juristen längst aufgegeben worden. Diese Bevorzugung steht im Widerspruch mit dem Grundsatz: „Les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits", der schon in der ersten Erklärung der Menschenrechte ausgesprochen war[126]), und noch im Jahre 1852 für eine der Grundlagen des öffentlichen Rechts in Frankreich proklamirt wurde.[127]).

Die jetzt übliche Eintheilung der staatlichen Organe in Organe der Regierungsgewalt und in Organe der gesetzgebenden Gewalt muß als eine durchaus berechtigte Unterscheidung angesehen werden.

Die Kritik, welche von den deutschen Juristen an der modernen Lehre von der Gewalten-Theilung geübt wird, trifft nicht den Kern dieser Lehre und ist auf ein Mißverständniß zurückzuführen. Bekanntlich hat das Wort „Gesetz" in der deutschen Rechtswissenschaft eine doppelte Bedeutung: eine materielle und eine formelle. Dasselbe bezeichnet entweder eine Rechtsnorm, welche auf staatlicher Anordnung beruht oder eine Willenserklärung der Staatsgewalt, welche unter Beobachtung bestimmter Formvorschriften zu Stande gekommen ist. Die deutschen Juristen denken bei dem Ausdruck „gesetzgebende Gewalt" in der Regel an Gesetze im materiellen Sinne. Nach ihrer Ansicht soll die gesetzgebende Gewalt Rechtsnormen aufstellen und die vollziehende Gewalt diese Rechtsnormen anwenden. Ein typisches Beispiel für diese Auffassung ist F. v. Martitz, der behauptet, es sei eine

123) Ducrocq, Nr. 10, S. 9.

124) Batbie, Traité théorique et pratique de droit public et administratif (1862), Bd. 3 Seite 367.

125) Montesquieu: Esprit de lois Livre XI, chap. 6.

126) Vgl. Artikel I der declaration des droits de l'homme et du citoyen.

127) Artikel 1 der Konstitution vom 14. Januar 1852.

juristische Monstrosität, den Staatshaushaltsplan Gesetz zu nennen, da ihm nicht die Macht innewohne, bestehende Gesetze und Verträge aufzuheben; die Aufstellung des Staatshaushaltsplans falle überhaupt nicht in das Gebiet der gesetzgebenden Gewalt, sondern sei eine Maßregel der Vollziehung [128]). — Die französischen Juristen dagegen gebrauchen das Wort „Gesetz“ ausschließlich im formellen Sinne: Die gesetzgebende Gewalt hat den Willen des Staates zu erklären und die vollziehende Gewalt hat den von der gesetzgebenden Gewalt erklärten Staatswillen zu verwirklichen. Hiermit ist jedoch die Aufgabe der vollziehenden Gewalt nicht erschöpft; dieselbe hat außerdem noch andere Funktionen. Die Realisirung oder Bethätigung des staatlichen Willens ist nicht die einzige, wohl aber eine wesentliche Aufgabe der vollziehenden Gewalt.

Schon Montesquieu definirt den Unterschied zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt dahin: erstere sei „la volonté générale de l'État“ und letztere „l'exécution de cette volonté générale“ [129]). An einer anderen Stelle erklärt er es für die Aufgabe der vollziehenden Gewalt: d'exécuter les résolutions publiques“.

In der Erklärung der Menschenrechte, welche den Eingang der Konstitution von 1791 bildet, wird folgende Definition des Gesetzes gegeben: „La loi est l'expression de la volonté générale“ (Artikel 6). Dieselbe Formulirung kehrt wieder in Artikel 3 der Erklärung der Menschenrechte vom 28. Mai bis 8. Juni 1793. Artikel 4 der Präambel zu der Jakobiner-Verfassung vom 24. Juni 1793 lautet: „La loi est l'expression libre et solennelle de la volonté générale“. Artikel 6 des Eingangs zu der Direktorialverfassung vom 5 fructidor III bestimmt: „La loi est la volonté générale, exprimée par la majorité des citoyens ou de leurs représentants“. In Titel 3 Kapitel 3, Sektion 3 Artikel 6 der Konstitution von 1791 ist gesagt: „Les décrets sanctionnés par le roi et ceux qui lui auront été présentés par trois législatives consécutives, ont force de lois et portent le nom et l'intitulé de lois“. Artikel 92 der Direktorial-Verfassung von 1795 schreibt vor: „Les résolutions du conseil des cinq-cents, adoptées par le conseil des anciens, s'appellent lois“.

---

[128]) v. Martitz: „Betrachtungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes“ (1868), S. 100—101.

[129]) Montesquieu: Esprit des lois Livre XI, chap. 6.

Genau dieselbe Definition des Wortes „Gesetz“ findet sich unter den französisch gebildeten Juristen Belgiens. Vauthier sagt in seinem belgischen Staatsrecht: „Die deutsche Unterscheidung zwischen Gesetzen im formellen und materiellen Sinne hat belgische Juristen niemals beschäftigt und würde in Belgien wahrscheinlich schwerlich verstanden werden. Als Gesetz wird jeder Akt der souveränen Gewalt betrachtet, welcher zu seiner Giltigkeit die Beobachtung der zur Schaffung eines Gesetzes nothwendigen Förmlichkeiten erfordert.“ [130])

Deutet man im Einklang mit den französischen und belgischen Juristen das Wort „Gesetz“ im formellen Sinne, so ergiebt sich, daß der Gegensatz zwischen Gesetzgebung und Vollziehung identisch ist mit dem Gegensatz zwischen Beschlußfassung und Handlung. Die Lehre von der Theilung der Gewalten ist also weiter nichts, als die spezielle Anwendung des bekannten Grundsatzes: „délibérer est le fait de plusieurs, agir est le fait d'un seul“, welcher das ganze französische Verwaltungsrecht beherrscht [131]), auf die Thätigkeit der obersten Staatsorgane. Wie neben dem maire der Gemeinderath, neben dem sous-préfet der conseil d'arrondissement, neben dem préfet der conseil de préfecture, so stehe neben dem Organ der vollziehenden Gewalt, welches handelt, ein Organ oder eine Mehrheit von Organen der gesetzgebenden Gewalt, welche Beschlüsse fassen.

Die Unterscheidung zwischen den Organen der Gesetzgebung, welche beschließen, und Organen der Vollziehung, welche handeln, hat nicht bloß theoretisches Interesse, sondern auch praktische Bedeutung, da für beide Arten von Organen ganz verschiedene Rechtssätze gelten. Die handelnden Organe sind durch die bestehenden Gesetze beschränkt und gebunden; die Organe der Gesetzgebung sind durch die bestehenden Gesetze nicht beschränkt und nicht gebunden. Erstere können die Gesetze weder aufheben noch ändern; letztere können die Gesetze aufheben und ändern. Erstere stehen unter, letztere über dem Gesetz.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Theilung der Gewalten nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Preußen anerkanntes Verfassungsrecht ist, da die Artikel 45, 62 und 86 der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 ausdrücklich eine

[130]) Vauthier, S. 99.
[131]) Ducrocq, Nr. 23, S. 18.

vollziehende, eine gesetzgebende und eine richterliche Gewalt unterscheiden. Alle Versuche, diese unbequeme Thatsache zu leugnen, beruhen auf einer sophistischen Auslegung des klaren Wortlauts der Verfassung. Auch das preußische Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 setzt die Theilung der Gewalten als bestehend voraus, da dasselbe in § 4 die vollziehende Gewalt den Militärbefehlshabern überträgt. § 4 des fraglichen Gesetzes ist durch Art. 68 der deutschen Reichsverfassung geltendes Reichsrecht geworden.

VIII.

Prüfen wir nunmehr, unter welche Kategorie der Staatsorgane die Monarchen gehören, so kann es zunächst keinem Zweifel unterliegen, daß dieselben unmittelbare Staatsorgane sind. Ebenso unzweifelhaft steht fest, daß dieselben Organe der Regierungsgewalt sind. Es hat noch niemals einen Monarchen gegeben, der ausschließlich die gesetzgebende Gewalt — ohne die Regierungsgewalt — besessen hätte. Dagegen ist sehr bestritten, ob ein Staatsorgan, welchem lediglich die Regierungsgewalt zusteht, als Monarch im juristischen Sinne angesehen werden kann.

Nach der herkömmlichen Ansicht der deutschen Juristen soll der Monarch nicht bloß Inhaber der Regierungsgewalt sein, sondern alle Rechte der Staatsgewalt in seiner Person vereinigen. Dieser Fundamentalsatz des deutschen konstitutionellen Staatsrechts — wie Hermann Schulze sich ausdrückt [132] — ist allerdings schon in Art. 57 der Wiener Schlußakte ausgesprochen, sowie in den Landesverfassungen zahlreicher deutscher Bundesstaaten ausdrücklich anerkannt worden. [133] Gleichwohl kann derselbe nicht für richtig er-

[132]) Hermann Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts, Bd. I (1881), S. 38—39.

[133]) Tit. II § 1 der bayerischen Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818.
§ 4 der sächsischen Verfassungsurkunde vom 4. September 1831.
§ 4 der württembergischen Verfassungsurkunde vom 25. September 1819.
§ 5 der badischen Verfassungsurkunde vom 22. August 1818.
Artikel 4 der hessischen Verfassungsurkunde vom 17. Dezember 1820.
Artikel 14 § 2 des oldenburgischen Staatsgrundgesetzes vom 22. November 1852.
§ 3 der Landschaftsordnung für das Herzogthum Braunschweig vom 12. Oktober 1832.
§ 3 des Grundgesetzes für Sachsen-Meiningen vom 23. August 1829.
§ 3 des Grundgesetzes für Sachsen-Altenburg vom 29. April 1831.
§ 1 des Grundgesetzes für Schwarzburg Rudolstadt vom 21. März 1854.
§ 8 des Landesgrundgesetzes für Schwarzburg-Sondershausen vom 8. Juli 1857 u. s. w.

achtet werden. Der fragliche Grundsatz stammt noch aus der Zeit der absoluten Monarchie und hat auch nur Geltung für die Staatsform der absoluten Monarchie. Was zunächst die außerdeutschen Verfassungen betrifft, so ist — abgesehen von der schwedischen Verfassung [134]) — der angebliche Fundamentalsatz denselben völlig unbekannt. In dem französischen Staatsrecht ist niemals die Rede davon gewesen, daß Napoleon I., Ludwig XVIII., Karl X., Louis Philipp oder Napoleon III. alle Rechte der Staatsgewalt in seiner Person vereinigte. Nach französischer Auffassung gilt die Vereinigung aller Gewalten in einer und derselben Person als ein wesentliches Merkmal des 1789 gestürzten „ancien régime“, die Vertheilung der Gewalten auf verschiedene Personen dagegen als ein wesentliches Merkmal des 1789 begründeten modernen Staats. Ducrocq sagt über diesen Unterschied Folgendes: „Les pouvoirs constitués, créés par le pouvoir constituant, au lieu d'être par leur nature soumis à la règle d'unité, sont au contraire soumis à celle de la dualité ou de pluralité . . . . . . Le principe de la séparation des pouvoirs exige que le pouvoir chargé de l'exécution des lois n'ait pas mission de les faire, et que le pouvoir chargé de faire les lois ne soit cumulativement investi de la mission d'exécution . . . . La règle contraire de la concentration de tous les pouvoirs dans la main du Roi formait l'un des traits essentiels de ce que l'on appelle l'ancien régime.“ [135])

Die belgische Verfassung enthält in Artikel 78 die Vorschrift, daß der König keine andere Gewalt besitzt, als diejenige, welche ihm die Verfassung und die besonderen, kraft der Verfassung erlassenen Gesetze formell zuerkennen. Desgleichen sagt Vauthier in seinem „Staatsrecht des Königreichs Belgien“ ausdrücklich: „Die Gewalt, mit welcher der König bekleidet ist, qualifizirt die Verfassung in keiner Weise als souveräne Gewalt oder Souveränetät . . . . . Sie ist nicht unbegrenzt weder in ihrer Ausübung, noch auch nur ihrem Wesen nach.“ [136])

Nach der norwegischen Verfassung hat der König nicht das Recht der Gesetzgebung; letzteres steht vielmehr dem Storthing zu. [137])

---

[134]) Aschehoug: „Staatsrecht der vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen“ in Marquardsen Handbuch des öffentlichen Rechts, Bd. 4, zweiter Halbband, 2. Abth., S. 12.

[135]) Ducrocq, S. 8—9.

[136]) Vauthier, S. 19.

[137]) Aschehoug, S. 145/149.

Der Grundsatz, daß der Monarch alle Rechte der Staatsgewalt in seiner Person vereinigt, gilt also nicht für sämmtliche Monarchien, sondern nur für einen Theil derselben. Als wesentliches Erforderniß für den juristischen Begriff der Monarchie kann der Besitz der gesammten Staatsgewalt daher nicht angesehen werden.

Allein nicht einmal für die Landesverfassungen der deutschen Bundesstaaten ist es richtig, daß der Monarch alle Rechte der Staatsgewalt in seiner Person vereinigt. Die herrschende Lehre steht in Widerspruch mit dem von ihr selbst anerkannten Begriff der Souveränetät. Das Königreich Preußen war von 1850—1867 unzweifelhaft ein souveräner Staat. Wenn der König von Preußen alle Rechte der Staatsgewalt in seiner Person vereinigte, so besaß er in der Zeit von 1850—1867 die souveräne Gewalt, d. h. eine unbeschränkte Gewalt.[138] Eine unbeschränkte Gewalt kann auch nicht in der Ausübung beschränkt sein, denn jede Schranke hebt den logischen Begriff der Unbeschränktheit auf.

Der Fundamentalsatz, daß die Gewalt der deutschen Bundesfürsten dem Rechte nach unbeschränkt, jedoch der Ausübung nach beschränkt sei, leidet also an einem inneren Widerspruch und beruht auf einem logischen Denkfehler.

IX.

Eine andere, weitverbreitete Ansicht geht dahin, der Monarch müsse allerdings nicht alle Rechte der Staatsgewalt besitzen, aber wenigstens ein Recht sei für ihn unentbehrlich. Dieses Recht, welches für eine condicio sine qua non jeder Monarchie gilt, wird in verschiedener Weise bezeichnet: als Recht der Sanktion, als absolutes veto, als Widerspruchsrecht, kraft dessen nichts gegen den Willen des Monarchen im Staate geschehen dürfe. Alle diese Redewendungen sind nur Variationen eines und desselben Gedankens, daß nämlich dem Monarchen nicht bloß die vollziehende Gewalt, sondern auch ein *wesentlicher* Antheil an der Gesetzgebung zustehen müsse.

In der Frankfurter Nationalversammlung definirte der Abgeordnete von Vincke den Unterschied zwischen der monarchischen und der republikanischen Staatsform in folgender Weise: „Was ist der prinzipielle Unterschied zwischen Republik und Monarchie? In

[138]) Laband: Staatsrecht, Bd. I, S. 59. v. Seydel: Kommentar, S. 3 u. 4.

der Republik bestimmt entweder das Volk Alles selbst, oder die aus dem Volk hervorgegangenen Organe regieren; sie haben Alles anzuordnen, was geschehen soll; sie haben die legislative und die exekutive Gewalt. In der Monarchie dagegen kann und darf nichts ohne und nichts gegen den Willen des Königs geschehen; hat sie eine andere Organisation, so haben sie mit einem Worte keine Monarchie . . .

. . . . Das absolute Veto halte ich von dem Begriffe der Monarchie, wie ich ihn aufzustellen mir erlaubt habe, ganz unzertrennlich." [139])

Zu den Vertretern dieser Ansicht gehört ferner der berühmte Historiker Heinrich von Sybel, der im konstituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes ausführte: „Der Inhaber der Krone Preußen in diesem Kollegium (Bundesrath) ist nichts Anderes, als der erste unter seinen Pairs, und hierin scheint mir der dominirende, charakteristische Zug des ganzen Entwurfs gegeben. Hier ist das Moment, nach welchem dieser Entwurf schlechterdings nicht als eine konstitutionelle Monarchie betrachtet werden kann. In einer konstitutionellen Monarchie wird das höchste politische Recht, das Recht der Gesetzgebung, ein für alle Mal geübt vom Monarchen. Er ist im Einzelnen überall an die Beschlüsse der legislativen Versammlungen gebunden, aber er ist formell und offiziell der Inhaber der gesammten legislativen Gewalt, und nur unter seinem Namen werden die Gesetze verkündet und gehandhabt. Hier in unserem Entwurfe aber ist der Inhaber der Exekutivgewalt, der Träger der Krone Preußen, ohne jedes Prädikat dieser Art..... Unser Entwurf giebt uns keine konstitutionelle Monarchie; er hat keinen monarchischen Träger der höchsten Staatsfunktion, der Legislative." [140])

Zu derselben Ansicht bekennt sich Heinrich von Treitschke, der in seinen Vorlesungen über Politik folgende Sätze aufstellt: „Es ist das positive Zustimmungsrecht zu allen Gesetzen ein wesentliches Kronrecht, so unentbehrlich, daß damit die eigentliche Kraft der Monarchie steht und fällt" [141]), und „das Wesen der Monarchie

[139]) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. Main (Sitzung vom 12. Dezember 1848), S. 4085/4086.

[140]) Reichstagssitzung vom 23. März 1867, sten. Ber. S. 327.

[141]) H. v. Treitschke: „Politik", Bd. 2 (1898), S. 166.



liegt darin, daß nichts gegen den Willen des Monarchen geschehen kann. Das ist das Minimum der monarchischen Gewalt."[142])

Diesen theoretischen Spekulationen steht die unbestreitbare Thatsache entgegen, daß es noch jetzt Monarchien giebt, in denen Gesetze gegen den Willen des Monarchen erlassen werden können.

Schon früher ist erwähnt worden, daß in Norwegen das Recht der Gesetzgebung nicht dem König, sondern dem Storthing zusteht, der durch einen dreimaligen, in drei verschiedenen Legislatur-Perioden wiederholten Beschluß auch dann Gesetze schaffen kann, wenn die Sanktion dieser Gesetze vom König verweigert wird.[143])

In England gilt die Zustimmung der Krone zu den vom Parlament beschlossenen Gesetzen zwar formell als nothwendig; in Wirklichkeit ist diese Zustimmung jedoch leerer Schein, da die Krone überhaupt keinen Minister finden würde, der bereit wäre, die vom Parlament gefaßten Beschlüsse dauernd zu ignoriren. Das absolute veto der englischen Krone ist daher — um einen Ausdruck von Bornhak zu gebrauchen — durch desuetudo beseitigt.[144])

Die Theilnahme des Monarchen an der Gesetzgebung ist also kein wesentliches Erforderniß für den juristischen Begriff der Monarchie.

X.

Durch die bisherigen Erörterungen ist nachgewiesen, daß der Besitz der Regierungsgewalt für jeden Monarchen nothwendig ist, der Besitz anderer Gewalten dagegen nicht. Allein nicht jeder Inhaber der Regierungsgewalt ist ein Monarch. Beide Begriffe stehen im Verhältniß von genus und species zu einander. Es kommt also darauf an, den Unterschied zu ermitteln, der zwischen einem Monarchen und andern Inhabern der Regierungsgewalt besteht.

Schon aus dem Namen „Monarchie" ist ersichtlich, daß in derselben eine einzige Person die Regierungsgewalt besitzt, während in Republiken eine Mehrheit von Personen (z. B. ein Direktorium oder ein Senat) die Regierungsgewalt besitzen kann. Die Zahl allein ist jedoch nicht entscheidend, da auch in vielen Republiken eine einzige Person Inhaber der Regierungsgewalt ist.

Der begriffliche Unterschied zwischen einem Monarchen und einem republikanischen Beamten (Präsident, Konsul, Protektor) wird

[142]) v. Treitschke a. a. O. S. 53.
[143]) § 79 des norwegischen Grundgesetzes von 1814; Aschehoug, S. 148.
[144]) Bornhak im Archiv für öffentliches Recht, Bd. 8, S. 452.

in der Regel darin gefunden, daß ersterer ein **eigenes** Recht auf seine Stellung besitzt, letzterer nicht.[145]

Um die Richtigkeit dieser Theorie prüfen zu können, muß man zunächst wissen, was der Ausdruck „eigenes Recht" überhaupt bedeuten soll. Der Begriff des eigenen Rechts wird in der Wissenschaft des deutschen Staatsrechts mehrfach verwendet, z. B. bei der Unterscheidung von Staat und Kommunalverband[146], bei Unterscheidung der jura singulorum, welche die deutschen Bundesstaaten besitzen, von anderen Hoheitsrechten dieser Staaten[147], bei Unterscheidung der drei Bestandtheile des preußischen Militär-Kontingents.[148] Eine feste, allgemein anerkannte und gebilligte Definition dieses Begriffs giebt es jedoch nicht; die einzelnen Schriftsteller gebrauchen den Ausdruck „eigenes Recht" in sehr verschiedenem Sinne.

Im vorliegenden Falle kann das eigene Recht des Monarchen jedenfalls nicht „**originäres**" Recht bedeuten. Die Rechte, welche Louis Philipp als König und Napoleon III. als Kaiser hatten, waren zweifellos keine originären Rechte, sondern übertragene; desgleichen sind die Rechte, welche der König der Belgier besitzt, unzweifelhaft abgeleitete Rechte.

Das eigene Recht des Monarchen kann auch nicht gleichbedeutend sein mit **historischem** Recht. Der Rechtstitel der Monarchie kann nicht die unvordenkliche Verjährung oder Ersitzung sein im Gegensatz zu denjenigen Rechten, welche durch eine Verfassungsurkunde — ein „geschriebenes Blatt", wie Friedrich Wilhelm IV. sagte[149] — geschaffen worden sind. Die Rechte der deutschen Landesherren beruhen allerdings nicht auf den Verfassungsurkunden ihrer Länder; sie sind älter als diese Verfassungsurkunden und durch letztere nur beschränkt worden. Die Rechte der Familie Bernadotte in Schweden, der Koburger in Belgien, der in Griechenland und Rumänien regierenden Fürstenhäuser beruhen dagegen

[145] H. v. Treitschke: Politik, Bd. 2, S. 8, 53.
Laband: Staatsrecht, Bd. I, S. 197.
Hermann Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts, Bd. I, S. 34, 185.
Bornhak: Archiv für öffentl. Recht, Bd. VIII, S. 448.
Bernatzik: „Republik und Monarchie" (1892), S. 29.
Gierke in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc., Bd. VII, S. 1136.

[146] Laband, Staatsrecht, Bd. I, S. 61.

[147] Laband, Band I, Seite 102, 117.

[148] Laband, Bd. II, S. 505.

[149] Thronrede vom 11. April 1847.

auf den Verfassungsurkunden ihrer Länder; sie sind jünger als diese Verfassungsurkunden und durch letztere erst begründet worden.

Das eigene Recht des Monarchen kann endlich nicht bedeuten Recht, welches „im eigenen Namen“ ausgeübt wird. Wie schon früher nachgewiesen wurde, gehört der Monarch ebenfalls zu den Staatsorganen. Das juristische Wesen eines jeden Staatsorgans aber besteht darin, daß dasselbe Rechte des Staates ausübt, im Namen und Auftrage des Staates, in Stellvertretung und kraft Delegation desselben handelt.[150]

Nicht das eigene Recht ist für den juristischen Begriff der Monarchie entscheidend, sondern das „unwiderrufliche“ Recht.

Die verfassungsmäßigen Rechte, welche der Präsident einer Republik besitzt, können jeder Zeit gegen seinen Willen beschränkt oder gänzlich aufgehoben werden. Die verfassungsmäßigen Rechte, welche ein Monarch besitzt, können niemals gegen seinen Willen beschränkt oder gänzlich aufgehoben werden. Zum Wesen der Monarchie gehört also nicht, daß der Monarch ein Faktor der Gesetzgebung ist, wohl aber, daß der Monarch ein Faktor bei Verfassungsänderungen ist. Nicht das Recht, Gesetze zu sanktioniren, sondern das Recht, Verfassungs-Aenderungen zu genehmigen, unterscheidet den Monarchen von dem Präsidenten einer Republik.

Dieser Satz gilt für alle Monarchien, auch für das Königreich Norwegen. Nach der norwegischen Verfassung hat der König, dem sonst nur ein suspensives Veto zusteht, ein absolutes Veto bei allen Verfassungsänderungen. Allerdings ist die Frage nicht unbestritten. Die hier entwickelte Ansicht wird in der Theorie von Aschehoug vertreten.[151] In der Praxis ist dieselbe von der norwegischen Regierung wiederholt geltend gemacht und von dem Storthing selbst in einer Adresse von 1824 ausdrücklich gebilligt worden.[152] Auch bei dem Verfassungskonflikt von 1883 haben die Anhänger der Königspartei im Storthing den Standpunkt vertheidigt, daß schon aus dem Begriffe der konstitutionellen Monarchie ein absolutes Veto des Königs gegen alle Aenderungen des Grundgesetzes sich ergebe.[153]

---

[150]) Fricker, S. 19; Bornhak, S. 445.

[151]) Aschehoug: Das Staatsrecht der vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen, S. 204.

[152]) Aschehoug, S. 204.

[153]) Heinrich Martens: „Der norwegische Verfassungskonflikt“ in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich, Bd. 7 (1883), S. 1245.

In England steht unbestritten fest, daß die königliche Gewalt nicht einseitig durch Parlamentsbeschlüsse beschränkt oder gänzlich aufgehoben werden kann. Nach Ansicht der englischen Juristen beruht die ganze Verfassung auf gegenseitigen Beinbarungen zwischen Königthum und Volk. Alle ständischen Rechte sind abhängig von der königlichen Gewalt, und die königliche Gewalt ist abhängig von den Grundgesetzen des Reichs.[154] Die Frage ist bekanntlich praktisch geworden, als nach dem Sturze Jakobs II. die Einsetzung einer neuen Dynastie nothwendig wurde. Das Parlament trug Bedenken, den legitimen König formell abzusetzen und nahm in Folge dessen zu der Fiktion, Jakob II. habe durch konklurente Handlungen freiwillig auf den Thron verzichtet, seine Zuflucht Auf Grund dieses fingirten Verzichts wurde sodann der Thron für erledigt erklärt.[155]

In den übrigen Monarchien kann der Monarch durch Ausübung des absoluten Veto jede Verfassungs-Aenderung hindern.

Eine Ausnahme von dem Grundsatz, daß in Monarchien zu jeder Verfassungs-Aenderung die Zustimmung des Monarchen nöthig ist, machen nur zwei Verfassungen:

1. Das Schattenkönigthum Ludwigs XVI., dem nach der Konstitution vom 3.—14. September 1791 nur ein suspensives Veto zustand.[156] Bekanntlich hat dieses Zerrbild einer Monarchie nur wenige Monate bestanden; dasselbe ist durch den Aufstand vom 10. August 1792 ohne jeden Widerstand beseitigt worden.

2. Das Schattenkaiserthum der Frankfurter Paulskirche, welches überhaupt niemals in das Leben getreten ist. Nach der Frankfurter Reichsverfassung (§ 101, Absatz 2) konnte durch dreimaligen Beschluß beider Häuser des Reichstags das Kaiserthum abgeschafft werden, wie der Abgeordnete von Vincke in der Sitzung der Nationalversammlung vom 13. Dezember 1848 mit Recht hervorgehoben hat.[157] Daß dieses Kaiserthum keine lebensfähige Institution war, ist in der Paulskirche selbst klar und deutlich ausgesprochen worden. Der Abgeordnete Plathner sagte in der Sitzung der Nationalversammlung vom 3. Februar 1849 wörtlich Folgendes:

---

[154]) Rudolf Gneist: Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht. Theil I (1857), S. 273.

[155]) Gneist, S. 254.

[156]) Konstitution vom 3.—14. September 1791, Titel 3, Kapitel 3, Sektion 3, Artikel 2.

[157]) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung, Bd. VI, S. 4086.

„Wenn Sie die Vorschrift (das Suspensiv-Veto) annehmen, so schaffen Sie nach meiner Ueberzeugung eine Republik mit einem konstitutionell-monarchischen Mantel, denn dann ist nicht bloß die Wirksamkeit des Reichsoberhaupts im einzelnen Falle abhängig gemacht von anderen Gewalten, sondern die ganze Existenz des Reichsoberhaupts hängt ab von der Willkür zweier anderen Gewalten.“ [158])

Das Schattenkönigthum Ludwig XVI. und das Schattenkaiserthum der Paulskirche sind Entartungen der Monarchie und können daher nicht als Typen derselben angesehen werden.

Auf Grund vorstehender Betrachtungen ergiebt sich also folgendes Resultat:

„Monarch ist derjenige Inhaber der Regierungsgewalt, dem die Regierungsgewalt nicht einseitig von anderen Faktoren des Staats entzogen werden kann.“

XI.

Untersuchen wir nunmehr, ob diejenigen Merkmale, welche in vorstehender Abhandlung als nothwendige Erfordernisse jeder Monarchie ermittelt wurden, bei dem deutschen Kaiserthum vorhanden sind, so gelangen wir zu folgendem Ergebniß:

1. Der Kaiser ist ein Organ des Reichs. [159]) Er ist der Vertreter des Reiches Dritten gegenüber. Die Erklärungen, welche er abgiebt, und die Handlungen, welche er vornimmt, erfolgen im Namen des Reichs.

2. Der Kaiser ist ein unmittelbares Reichsorgan. [160]) Seine Rechte beruhen unmittelbar auf der Reichsverfassung.

3. Der Kaiser ist der Inhaber der Regierungsgewalt [161]) im Reiche. Schon bei Berathung der Norddeutschen Bundesverfassung hat der Abgeordnete Lasker nachgewiesen, daß alle wesentlichen Regierungsrechte des neuen Bundes zur Kompetenz des Bundespräsidiums gehörten. Der genannte Abgeordnete führte in der Reichstagssitzung vom 26. März 1867 Folgendes aus: „Ich habe an den Thatsachen geprüft, was von den weitgehenden Befugnissen und Aufgaben der Exekutive anderen Faktoren zugewiesen und was dem Bundespräsidium vorbehalten ist. Der Ausschuß für

---

[158]) Sten. Ber., Bd. VII, S. 4988.
[159]) Laband: Staatsrecht, Bd. I, S. 200.
[160]) H. Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts, Bd. II, S. 32.
[161]) Laband: Staatsrecht, Bd. I, S. 213.

Eisenbahnwesen hat in Zeiten der Theuerung dem Präsidium die Ermäßigung der Eisenbahntarife vorzuschlagen. Dann hat der Ausschuß für Landheer und Festungen die Anordnung, welche der König von Preußen für das Militär erläßt, an die übrigen Kontingente zu vermitteln, und der Ausschuß für das Rechnungswesen die Abrechnung für die übrigen Bundesstaaten vorzubereiten. Das ist Alles, was irgendwie von exekutiver Thätigkeit man sich bei den Ausschüssen zu denken hat. Der Bundesrath hat der Auflösung des Reichstages zuzustimmen, bestimmt über die Ausführungen und Ausführungsanordnungen und diejenigen Einführungen, welche nöthig sind für Steuer- und Zollwesen, und soll den in diesem Gebiet hervortretenden Mängeln abhelfen, und in beiden Fällen steht dem Präsidium das Veto zu; er soll dem Präsidium die Rechnung abnehmen über die veranlaßten Ausgaben, die Abrechnung gegenüber den anderen Bundesstaaten feststellen, die Exekution anordnen gegen solche Staaten, welche Widerstand gegen die Anordnungen des Präsidiums leisten; er muß seine Zustimmung geben zum Abschluß von Verträgen; den Zeitpunkt bestimmen, wann das Bundes-Konsularwesen allgemein an die Stelle der Landeskonsulate treten soll, und endlich über Streitpunkte zwischen den verschiedenen Staaten eine Entscheidung treffen. Das ist Alles, worin sich die Exekutive des Bundesrathes zusammenfaßt. Dagegen hat das Präsidium den Reichstag zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen, Krieg zu erklären, Frieden und Bündnisse zu schließen, hat die ganze Militärgewalt in dem weitesten Sinne des Wortes, die Vertheilung der Lasten auf die Angehörigen des Bundes; es verwaltet und leitet die Post, das Telegraphen- und Kriegsmarinewesen, beaufsichtigt und kontrolirt die Eisenbahnen, vertritt die Flagge, schreibt Matrikularbeiträge aus, verwendet die Einnahmen, vollstreckt die Exekution, dislocirt die Truppen; von anderen Thätigkeiten sehe ich ab, welche dem Bundespräsidium beigelegt oder stillschweigend vorbehalten sind. Angesichts dieser Zusammenstellung müssen Sie gestehen, daß das Präsidium zu einer recht kräftigen Exekutive konstituirt ist.“ [162])

Diese Ausführungen von Lasker sind in der Hauptsache noch heute zutreffend, obwohl die ursprüngliche Bundesverfassung inzwischen durch die Versailler Verträge manche Aenderung erfahren

[162]) Verhandlungen des Reichstags des Norddeutschen Bundes vom 26. März 1867. Sten. Ber., S. 366.

hat. Die Regierungsrechte, welche der Kaiser auf Grund der Reichsverfassung hat, und die Regierungsrechte, welche der König von Preußen auf Grund der preußischen Verfassung besitzt, sind im Wesentlichen dieselben. Der König ernennt und entläßt die Minister[163]; dasselbe Recht hat der Kaiser bezüglich des Reichskanzlers.[164] Der Kaiser und der König verkündigen die Gesetze[165], ernennen die Beamten[166] und schließen internationale Verträge[167]. Beide führen den Oberbefehl über das Heer[168]; beide sind caput, initium et finis parliamenti[169].

Unterschiede bestehen — abgesehen von der Gesetzgebung — nur in folgenden Punkten:

a) Der König von Preußen und das Präsidium des Norddeutschen Bundes konnten ohne Zustimmung anderer Organe den Krieg erklären. Der Kaiser kann nur mit Zustimmung des Bundesraths den Krieg erklären, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt. Diese Beschränkung der kaiserlichen Gewalt ist jedoch für den juristischen Begriff der Monarchie unerheblich, da alle deutschen Landesherren seit 1. Juli 1867 bezw. 1. Januar 1871 das Recht der Kriegserklärung verloren haben und doch Monarchen geblieben sind.

b) Nach Artikel 45 der preußischen Verfassung erläßt der König die zur Ausführung der Gesetze nöthigen Verordnungen. Weder die norddeutsche Bundesverfassung noch die deutsche Reichsverfassung enthalten eine analoge Vorschrift zu Gunsten des Bundespräsidiums bezw. des Kaisers. Art. 37 Ziffer 2 der Norddeutschen Bundesverfassung legte dem Bundesrath das Recht bei, über die zur Ausführung von Zoll- und Steuer-Gesetzen dienenden Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen zu beschließen. Bei Redaktion der Reichsverfassung vom 16. April 1871 wurde dem Bundesrath die allgemeine Ermächtigung ertheilt, Verordnungen zur Ausführung von Reichsgesetzen zu erlassen, sofern nicht im speziellen Falle etwas Anderes bestimmt ist (Art. 7 Ziffer 2). Diese Erweiterung

---

163) Art. 45 der preußischen Verfassung.
164) Art. 15 Absatz 1 der Reichsverfassung.
165) Art. 45 der preußischen Verfassung. — Art. 17 der Reichsverfassung.
166) Art. 47 der preußischen Verfassung. — Art. 18 der Reichsverfassung.
167) Art. 48 der preußischen Verfassung. — Art. 11 der Reichsverfassung.
168) Art. 46 der preußischen Verfassung. — Art. 63 der Reichsverfassung.
169) Art. 51—52 der preußischen Verfassung. — Art. 12 der Reichsverfassung. — H. Schulze: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts Bd. II, S. 44.

der Zuständigkeit des Bundesraths hat jedoch keine erhebliche Bedeutung, wie Staatsminister Delbrück im Reichstage anerkannt hat.[172]

Der Gesetzgeber kann in den Gesetzen selbst so eingehende Bestimmungen treffen, daß für Ausführungs-Verordnungen überhaupt kein Raum übrig bleibt. Der Gesetzgeber kann ferner in jedem einzelnen Falle den Erlaß von Ausführungs-Verordnungen dem Kaiser übertragen. Von dieser Befugniß ist auch schon häufig Gebrauch gemacht worden, besonders bei den auf das Militärwesen bezüglichen Reichsgesetzen.[173] Endlich ist die Zustimmung des Kaisers nothwendig bei allen Verordnungen, welche der Bundesrath zur Ausführung der im Art. 35 erwähnten Zoll- und Steuer-Gesetze erläßt.[174]

c) Nach Art. 63 der preußischen Verfassung hat der König das Recht, unter bestimmten Voraussetzungen Verordnungen mit interimistischer Gesetzeskraft zu erlassen, durch welche die bestehenden Gesetze geändert und aufgehoben werden können. Die Reichsverfassung kennt eine solche Befugniß des Kaisers, Nothverordnungen contra legem zu erlassen, nicht. Als ein wesentliches Monarchenrecht kann die fragliche Befugniß nicht angesehen werden, da es viele Monarchien giebt, in welchen dieselbe völlig unbekannt ist, z. B. das Königreich der Niederlande[175] und das Königreich Belgien.[176] Die französische Charte von 1830 enthielt sogar ein formelles Verbot, durch königliche Verordnungen Gesetze zu suspendiren.[177]

d) Nach Art. 47 der preußischen Verfassung besetzt der König alle Stellen im Heere. Nach der Reichsverfassung (Art. 53 und 63) ernennt der Kaiser zwar sämmtliche Offiziere der Kriegsmarine, vom Landherr dagegen nur den Höchstkommandirenden eines Kontingents, die Offiziere, welche Truppen mehr als eines Kontingents befehligen, und die Festungskommandanten. Dieser Stellenbesetzung kann jedoch keine entscheidende Bedeutung beigelegt werden. Auch der Präsident der französischen Republik besetzt

---

172) Reichstagsverhandlungen vom 5. Dezember 1870, Sten. Ber. S. 69.

173) Laband: Staatsrecht Bd. II, S. 514.

174) Art. 37 der Reichsverfassung.

175) De Hartog: Staatsrecht des Königreichs der Niederlande S. 48.

176) Vauthier: Staatsrecht des Königreichs Belgien S. 81.

177) Art. 13 der Konstitution vom 14.—24. August 1830: „Le roi . . . fait les règlements et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois sans pouvoir jamais ni suspendre les lois elles-mêmes ni dispenser de leur exécution.“

alle Stellen im französischen Heere (il nomme à tous les emplois militaires[178]), ohne deßhalb ein Monarch zu sein. Ein verfassungsmäßiges Recht des Kaisers, alle Offiziersstellen im deutschen Heere zu besetzen, erscheint schon deßhalb entbehrlich, weil der Kaiser bereits in seiner Eigenschaft als König von Preußen die meisten Offiziere ernennt und weil auch diejenigen Offiziere, welche nicht vom Kaiser ernannt werden, den Befehlen desselben Folge leisten müssen.[179])

e) Nach Artikel 49 der preußischen Verfassung hat der König das Recht der Begnadigung und Strafmilderung. Die Reichsverfassung enthält keine Bestimmungen über das Begnadigungsrecht. Schon früher ist erwähnt worden, daß das Begnadigungsrecht gar kein Privilegium der Monarchen ist, sondern auch manchem Präsidenten einer Republik zusteht. Dazu kommt, daß verschiedene Reichsgesetze ausdrücklich dem Kaiser die Befugniß beigelegt haben, die von den richterlichen Behörden des Reichs verhängten Strafen zu erlassen und zu mildern.[180])

f) Nach Artikel 50 der preußischen Verfassung steht dem König die Verleihung von Orden und ähnlichen Auszeichnungen zu. In der Reichsverfassung fehlt eine analoge Bestimmung. Gleichwohl ist anzunehmen, daß der Kaiser das Recht, Orden ꝛc. zu verleihen, besitzt. Derselbe hat bereits ein Mal unter ausdrücklicher Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren des Reichs von diesem Recht Gebrauch gemacht, nämlich bei Stiftung einer Kriegsdenkmünze für diejenigen Offiziere, Militärärzte, Beamten und Mannschaften der deutschen Armeen, welche den Feldzug von 1870/71 mitgemacht hatten. Die Mittel zur Ausführung dieser Stiftung sind von dem Bundesrath und Reichstag durch Reichsgesetz vom 24. Mai 1871 zur Verfügung gestellt worden.

g) Nach Artikel 50 Absatz 2 der preußischen Verfassung übt der König das Münzrecht aus. Die Reichsverfassung bestimmt in Artikel 4 Ziffer 3 lediglich, daß die Ordnung des Münzsystems der Gesetzgebung und Beaufsichtigung des Reiches unterliege, schweigt dagegen über die Ausübung des Münzrechts. Dieser Umstand ist völlig unerheblich, da das Münzrecht als ein wesentliches Kronrecht nicht angesehen werden kann. Das Münzrecht umfaßt

[178]) Art. 3 des französ. Gesetzes vom 25.—28. Februar 1875.

[179]) Art. 64 der Reichsverfassung.

[180]) Vgl. Laband: Staatsrecht, Bd. II, S. 487; § 484 der Strafprozeßordnung; § 118 des Reichsbeamtengesetzes.

zwei ganz verschiedene Begriffe: die Münzhoheit und das Münzmonopol.[181] Die Münzhoheit besitzt kein einziger von den deutschen Bundesfürsten mehr; dieselbe ist durch das Münzgesetz vom 9. Juli 1873, auf das Reich übertragen worden, das Münzmonopol üben von allen 22 Bundesfürsten nur noch 5 aus.[182] — Der Unterschied zwischen den verfassungsmäßigen Regierungsrechten des deutschen Kaisers und den verfassungsmäßigen Regierungsrechten des preußischen Königs ist also sehr gering. Beide besitzen alle wesentlichen Regierungsrechte. Die Abweichungen beziehen sich nur auf unwesentliche Dinge.

4. Das Recht des Kaisers auf die Regierungsgewalt im Deutschen Reiche ist unwiderruflich. Bundesrath und Reichstag können die Regierungsgewalt des Kaisers nicht gegen den Willen des Letzteren beschränken oder aufheben. Der Kaiser kann durch seinen Widerspruch gemäß Artikel 78 Absatz 1 jede Aenderung der Reichsverfassung hindern. Seine Zustimmung ist ferner nothwendig zu allen Gesetzen über das Militärwesen, die Kriegsmarine, das Zollwesen und die im Artikel 35 der Verfassung bezeichneten Reichssteuern. Der Umstand, daß der Kaiser seine Zustimmung zu Verfassungsänderungen und zu den erwähnten Gesetzen nicht in seiner Eigenschaft als Reichsorgan, sondern in seiner Eigenschaft als König von Preußen zu ertheilen hat, ist unerheblich, wie Bismarck an dem bekannten Beispiel des Professors Zachariä von Göttingen nachgewiesen hat.[183]

Wir kommen also zu dem Resultat: „Der Kaiser ist nicht bloß Inhaber der Regierungsgewalt im Reiche, sondern auch Monarch des Reiches!“

[181] Laband: Staatsrecht, Bd. II, S. 162—166.

[182] Zorn: Staatsrecht, Bd. II, S. 341.

[183] Rede des Präsidenten der Bundeskommissarien Graf Bismarck in der Reichstagssitzung vom 26. März 1867, Sten. Ber. S. 358: „Ueber diese Frage, ob Bundesfeldherr, ob Bundespräsidium, die doch ebenso gleichgültig ist, wie wenn ich sage, „der Herr Abgeordnete für Göttingen“ oder „der Herr Abgeordnete Zachariä“ oder „der Herr Professor Zachariä“, darüber haben wir wenigstens eine halbe Stunde hier gesprochen.“ — Vgl. auch die Rede des Abg. von Bennigsen in derselben Sitzung S. 375. „Nach den Erläuterungen, die heute der Herr Vorsitzende der Bundeskommissarien gegeben hat, ist ja der Ausdruck Präsidium, Krone Preußen oder Bundesfeldherr als identisch zu betrachten, indem es als Sache der Redaktion hingestellt ist.“

Eine Tragödie des Glaubens.

Von

Max Lorenz.

Als Björnstjerne Björnson's Drama „Ueber unsere Kraft" (erster Theil) zum ersten Mal im „Berliner Theater" aufgeführt wurde, stellte die Kritik fast allgemein fest, daß man selten — vielleicht nie — eine so unmittelbar packende Wirkung von der Bühne herab erfahren hätte. Auch außerhalb Berlins war der Erfolg gleichbedeutend. So sehr man nun auch die tief greifende Wirkung zugab und das Werk lobte, — man lobte immer mit Kopfschütteln und einem leisen Ausdruck der Verwunderung. Man war erstaunt über die Wirkung, vermochte sie aber nicht recht zu erklären. Nirgends wenigstens habe ich den Versuch einer solchen Erklärung gefunden. Man begnügte sich, eine Thatsache unparteiisch festzustellen und verzichtete auf Gründe. Das Dichtwerk ist unzweifelhaft bedeutend genug, um auch jetzt noch diesen Gründen nachspüren zu dürfen. Dazu kommt noch, daß durch die eben vor sich gegangene Aufführung des zweiten Theils die Dichtung wieder auf der Tagesordnung stehen dürfte.

Das Drama ist — um es mit einem Wort zu sagen — eine Tragödie des Glaubens. Den Unter- beziehungsweise Hintergrund des Geschehnisses und der Charaktere bildet das Milieu. Dieses „Milieu" ist hier aber nicht wie im naturalistischen Bühnenwerk eine Unsumme kleiner und kleinster, mit peinlicher Beobachtungsschärfe zusammengetragener Merkmale und Gegenstände, sondern es ist das Land des norwegischen Nordens, jenes Land, das von der Mitternachtssonne seine Seele erhält. Mit unverkennbarer künstlerischer Absicht ist bald am Anfang der Dichtung der Frau

Klara Sang eine Schilderung dieses Landes in den Mund gelegt, eine wunderbar kraftvolle, eindringliche und poetische Schilderung: „Die Natur hier geht ja selber über alle gewohnten Grenzen hinaus. Fast den ganzen Winter haben wir Nacht, fast den ganzen Sommer haben wir Tag, — und dann steht die Sonne Tag und Nacht über dem Horizont. Hast Du sie schon in der Nacht gesehen? Weißt Du, von den Seenebeln verschleiert erscheint sie drei-, ja viermal so groß als sonst. Und die Farbenwirkung auf Himmel, Meer und Felsen! Vom stärksten, glühendsten Roth bis zum feinsten, zartesten Gelb-Weiß. — Und die Farben des Nordlichts am Winterhimmel! Wenn sie auch gedämpft sind, so ist doch wieder eine so wilde Zeichnung darin, eine Unruhe, ein ewiger Wechsel! Und dann die andern Naturwunder! Diese Millionen von Vögelzügen, „Fischschwärme, die von Paris bis Straßburg reichen würden", wie jemand schrieb. Sahst Du diese Felsen, die senkrecht aus dem Meere aufsteigen? Sie sind nicht wie andere Berge. Und der ganze Atlantische Ozean bricht sich an ihnen". So ist das Land. Und „die Vorstellungen der Menschen sind natürlich dem entsprechend. Sie sind maßlos. Ihre Märchen, ihre Sagen klingen, als hätte man das eine Land auf das andere getürmt und dann die Eisberge des Nordpols obendrauf gewälzt".

Aus diesem „Milieu" emporgewachsen ist der Pfarrer Sang, die Mittelperson und der tragische Held des Dramas. Was Sang's Wesen vollkommen in jeder Beziehung ausmacht, ist eine einzige Eigenschaft oder Fähigkeit: sein Glauben an Gott, sein unerschütterlicher Glauben an einen persönlichen, lebendig wirkenden Gott. Zu diesem Glauben ist er keineswegs auf Umwegen, durch besondere Lebensschicksale oder durch philosophische Grübeleien gekommen, sondern er ist ihm einfach im Moment seiner Menschwerdung in die Seele gelegt als eine von seinem Wesen und Wirken untrennbare Eigenschaft oder Fähigkeit. Diesen Glauben manifestirt er jeden Augenblick durch sein Thun, das nur eine Aufgabe kennt: mit Gottes Hilfe helfen den Menschenbrüdern. Sein Mittel, zu helfen, ist das denkbar einfachste. Er geht zu denen, die leiden, und betet mit ihnen. Und dieses Gebet wirkt Wunder; es schafft Trost in die Seelen und Kraft in die Leiber. Lahme können gehen und Blinde werden sehend — und das allein durch die Macht des Gebets. Durch sein Gebet den Bedürftigen Hilfe zu bringen, läßt sich der gebetskräftige Pastor unter keinen Umständen abhalten. „Und wenn ein solches Unwetter ist, daß sich die

erfahrensten Seeleute nicht in einem Schiff hinauswagen, geschweige denn in dem Großboot des Pfarrers, — da will er in einem kleinen Nachen hinaus, — vielleicht mit dem kleinen Kind am Steuer. Er ist im Nebel übers Gebirge gegangen und drei Tage umhergeirrt ohne Speise und Trank. Man suchte nach ihm und brachte ihn wieder zu Menschen. Und dann wollte er schon in der nächsten Woche dieselbe Wanderung wieder im Nebel unternehmen! Es wartete ja ein Kranker auf ihn!" Auf alle Einwände seiner Familie hat er nur die eine Antwort: „Gott wird schon für uns sorgen; denn er hat uns befohlen, so zu handeln". Sang's Glauben ist naiv und elementar, doch darf man keineswegs sagen: wie der eines Kindes. Es dürfte wohl überhaupt eine Frage sein, welcher Werth dem Glauben eines kleinen Kindes beizulegen ist. Solch ein Kindchen glaubt doch wohl nur, weil ihm von Gott und seinen Engelein etwas aus autoritativem Munde gesagt worden ist, und dieses kindliche Fürwahrhalten göttlicher Dinge dürfte sich kaum von dem Glauben an irgendwelche Märchengestalten unterscheiden. Dem Kinde fehlt in seiner naiven Frömmigkeit selbstverständlich das, was dem Glauben erst so recht Wurzeln und Werth giebt, nämlich ein innerstes Erlebniß der Seele zu sein. Pastor Sang's Glaube ist der Glaube eines Mannes von höchster Potenz, der unerschütterlich sichere Glauben eines Helden. Der blonde Pastor ist wie ein Siegfried des Christenthums, unwiderstehlich und lichtbringend. Dieser gewaltige Glaubensheld ist so sehr von Gott durchdrungen, so vollständig bis in den kleinsten und geheimsten Winkel seiner Seele von Gott erfüllt, daß nichts Anderes als dieses Göttliche in ihm Raum hat. Nur Göttliches ist in ihm, das bedeutet aber: er ist fast wie Gott, so stark, so rein, so gütig. Sang ist in der That ein religiöser Uebermensch und wird allenthalben im Lande als solcher angesehen, empfunden und geehrt. Wir dürfen uns diesen „Uebermenschen" aber keineswegs als „Herrennatur" denken, der, vom „Pathos der Distanz" erfüllt, den anderen, den Sklavenseelen gegenübersteht. Auch Gott selber stellen wir uns doch nie so vor, sondern stets voll starker Güte und milder Weisheit. So ist auch dieser Gewaltige im Glauben ohne Ueberhebung, bei aller Kraft und Hoheit voll Demuth und Bescheidenheit, kein Herr und Richter, sondern ein Freund und Bruder aller Menschen. „Deswegen sieht er zum Beispiel in keinem Menschen etwas Schlechtes. Das heißt, er sieht es wohl, aber er kehrt sich nicht daran. „Ich halte mich an das

Gute im Menschen", sagt er. Und wenn er mit ihnen redet, dann sind sie alle gut, alle ohne Ausnahme!" —

Dieser Mann also, von dem ein Glanz ausgeht und „scheint bis weit hinaus, auf Tausende von Gläubigen, über das ganze Land", — dieser Mann hat so vielen geholfen einfach durch seine Fähigkeit zum Gebet. Er ging in die Hütten und betete und die Leidenden beteten mit ihm und genasen. Ja, noch mehr! An Kranke, zu denen er wegen der großen Entfernungen nicht kommen konnte, „hat er geschrieben, daß er an dem und dem Tage und zu der und der Stunde für sie beten würde, und da müßten sie mitbeten; — und von derselben Stunde an nahm ihre Krankheit eine Wendung zum Guten!" Dieser selbe gebetsgewaltige Sang nun, der so vielen Femden geholfen hat, hat in seiner nächsten Nähe einen Fall, dem er bisher völlig ohnmächtig gegenübersteht. Sein von ihm innig geliebtes Weib Klara leidet seit Jahren an einer Lähmung, so daß sie das Bett keine Stunde verlassen kann. Hier kann Sang nicht helfen, weil er mit seinem Weibe nicht so recht zusammen beten kann. Denn „wir Schwestern" — erklärt Klara ihrer Schwester Hanna — „stammen aus einem alten, nervösen Zweiflergeschlecht". Auch dergleichen gedeiht in dem wundervollen Lande der Mitternachtssonne, deren Farbenwirkung auf Himmel, Meer und Felsen — und auch auf Menschen, darf man hinzusetzen — eben vom stärksten, glühendsten Roth bis zum feinsten, zartesten Gelb-Weiß geht. Also weil Klara nicht gläubig ist, kann Sang mit ihr nicht beten. Er ist fein, bedeutsam und psychologisch wahr, dieser Gegensatz zwischen dem Mann und dem Weibe: der Mann lebt in der Welt, strebt ins Weltall hinaus und glaubt an Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt; des Weibes Welt und Gott und Glauben ist der Mann. Klara liebt Sang um seiner Persönlichkeit, um seiner heldenhaften Männlichkeit willen; zu seinem Glauben hat sie kein objektives Verhältniß. So kann sie denn durch ihres Gatten Glaubenskraft nicht geheilt werden.

Man dürfte meinen, Sang's glaubensfrohe Seele müßte durch seines Weibes Unglauben in Kümmerniß versenkt werden. Doch solche Meinung schätzt des Pastors Glaubenskraft zu minderwerthig ein. Sang hat nicht einmal irgendwann Bekehrungsversuche gemacht, um sein Weib dahin zu bringen, „zu glauben, was er selber glaubt". Für ihn ist der Glauben etwas Selbstverständliches, das Gottes Güte und Allmacht nach unerforschlichem Rathschluß verleiht oder verweigert. Wie Gott will, so geschieht Alles, und Alles

ist so gut. „Daß man glauben muß, um nicht verurtheilt zu werden, das, sagt er, ist Gottes Sache. Unsere Sache ist es, wahr zu sein. Dann werden wir schon glauben, — hier oder im Jenseits". Ja, Klara's Unglaube ist für Sang nur noch ein Grund zu größerer Liebe, und so erklärt er: „Weißt Du, ich glaube, ich liebe Dich nur noch mehr, weil Du meinen Glauben nicht ganz theilst; — deswegen bist Du noch unaufhörlicher in meinen Gedanken".

Und unaufhörlich sind auch seine Gedanken darauf gerichtet, wie er trotz Allem seinem Weibe zur Heilung verhelfen könnte. Endlich glaubt er doch einen rettenden Ausweg gefunden zu haben. Wenn auch sie nicht so recht aus voller Seele beten kann — er kann es mit ganzem Herzen und die Kinder können es, die beiden etwa sechszehn- und siebzehnjährigen Kinder Elias und Rahel. Von diesem Rettungsweg nun spricht er zu der Gelähmten: „Wir wollen Dich mit einer Gebetskette umgeben! Einer zu Füßen, der Andere zu Häupten, und ich gerade vor Dir. Und dann wollen wir nicht nachlassen, bis Du in Schlummer sinkst! Nicht eher, nein, nicht eher! Und dann wollen wir es wiederholen, bis Du aufstehst und unter uns wandelst. Ja, das wollen wir". Das ist sein Vorsatz. Und daß diese „Gebetskette" ihre gesteigerte Wirkung nicht verfehlen wird, garnicht verfehlen kann — das scheint ihm so einleuchtend, daß eine selbst für ihn ganz ungewohnte Glaubens- und Siegeszuversicht seine große Seele verklärt und beglückt.

In diesem seligen Zustande hochgesteigerter Glaubenszuversicht trifft ihn ein besonders harter Schlag: Er muß erfahren, daß seine Kinder nicht mehr den Glauben ihres Vaters haben. Rahel und Elias sind um der Schulbildung willen vom Vaterhause weg in eine andere Stadt geschickt worden. Dort nun, unter den Fremden, mußten sie gar bald finden, daß die Christen nicht so waren, wie ihr Vater es sie gelehrt hatte. „Ihr Christenthum ist ein Kompromiß. Im Leben wie in der Lehre beugen sie sich vor dem Bestehenden, — vor dem, was in ihrer Umgebung und in ihrer Zeit besteht, — vor Einrichtungen, vor Sitten, Vorurtheilen, ökonomischen und allen möglichen Verhältnissen. Sie haben in der Lehre Auswege gefunden, so daß sie sich dem Bestehenden anpaßt." Das brachte die beiden jungen Leute zum Nachdenken, und bei diesem Nachdenken verloren sie ihr Christenthum. An dem Konflikt zwischen dem, was in der Welt ist, und dem, was — nach

Christus Lehre — darin sein sollte, scheiterte ihr Glaube. Dem giebt Rahel so Ausdruck: „Wenn nun aber diese Ideale heute noch so wenig zu den menschlichen Verhältnissen und Fähigkeiten passen, — so können sie doch wohl nicht gut von dem Allwissenden stammen". Es ist also — anders ausgedrückt — der garnicht wegzuleugnende Gegensatz zwischen einem absoluten Gott, der von Ewigkeit an vollkommen und fertig ist, und der Relativität in den Entwickelungserscheinungen des Weltprozesses, worüber Rahel und Elias nicht hinweg kommen konnten. Pastor Sang ist weit davon entfernt, mit Worten der Ueberredung oder des Zornes gegen seine Kinder zu streiten. Er stellt nur einfach in schlichter Größe seine Auffassung gegenüber: Er giebt von vornherein zu, daß das Christenthum der Andern ein Kompromiß und damit etwas Halbes und Unzulängliches ist, etwas, das „auf dem Bauche kriecht". „Aber — fragt er nun — geschieht es deshalb, weil es, wenn es sich ganz aufrichtete, alle Dinge aus ihren Angeln heben würde? Ist das Christenthum das Unmögliche, oder sind es die Menschen, weil sie nicht wagen? Wenn nur einer es wagte, — würden es dann nicht gleich Tausende wagen? Und da ward es mir klar, daß ich versuchen müßte, dieser eine zu sein". Es ist ihm gelungen, ein ganzer Christ zu sein, und damit hat er unstreitig einen unwiderleglichen Beweis für die Möglichkeit und Wahrheit des Christenthums gegeben. Ob andere seinem Beispiel nacheifern und es zu wiederholen vermögen, das hängt dann eben von diesen „Anderen" ab. Das Christenthum bedeutet doch keine Naturlehre, die Antwort giebt auf die Frage nach dem „Wie", „Woher", „Wozu" dieser irdischen Welt. Das Christenthum hat es nur mit den Seelen zu thun und es ist die Frage: Kann es eine Menschenseele aus der Relativität irdischer Verhältnisse zur innigsten Einheit mit dem absoluten Gott erheben; kann es eine Menschenseele mit der durch nichts zu erschütternden Zuversicht auf das Dasein, die Macht und die Güte Gottes erfüllen? Im „Falle Sang" ist diese Frage mit „ja" beantwortet.

Nun ist aber die Brücke, auf der Pastor Sang zu seinem Gott kommt, das Gebet. Die Kraft dieses seines Gebetes war — nach seinem Gefühl — doch nicht stark genug, auch seinem zweiflerischen Weibe durch Gottes Macht und Güte zur Gesundheit zu verhelfen. Darum hatte er gewähnt, die Kraft dieses Gebets durch die Mitbitte seiner Kinder, durch eine „Gebetskette" zu verstärken. Und schließlich wird diese Gebetskette unmöglich, weil

auch die Kinder nicht mehr den Glauben ihres Vaters haben. Was nun? Da die Festigkeit seines Glaubens auf dem Gefühl seiner innigen Zusammengehörigkeit und unzerreißbaren Einheit mit dem Allmächtigen beruht und da im Falle seiner Frau diese Einheit zerrissen ist, — muß da nicht auch der Glauben einen Stoß erleiden? Im Gegentheil: Der Schlag, den Sang durch den Unglauben seiner Kinder erlitten hat, treibt ihn erst zur erhabensten Höhe seiner Glaubenszuversicht. Warum — sagt er sich — hat er denn eigentlich daran verzweifelt, sein Weib allein durch die Kraft seines Gebetes zu retten? Warum eigentlich hat er auf die Hilfe Anderer gewartet? War das nicht Schwäche und Kleingläubigkeit? „Deswegen nahm Gott die Hilfe von mir, deswegen hat er es zugegeben, daß auch ihr vor „dem Unmöglichen" zu Falle kamt und es mir erzähltet. Denn so sollte seine Stunde vorbereitet werden. Jetzt will er uns Allen zeigen, was möglich ist! Ach, — ich sorgte mich und verstand es nicht! Jetzt verstehe ich es. Ich soll es allein vollbringen! Jetzt habe ich den Befehl erhalten; jetzt kann ich es auch." So, voll unerhört fester Zuversicht, begiebt sich nun Pastor Sang in die Kirche, mit dem Versprechen: „Und ich verlasse die Kirche nicht wieder, ehe ich nicht aus Gottes Händen Schlaf für die Mutter empfangen habe und mit dem Schlafe Gesundheit, so daß sie sich erhebt und wieder unter uns wandelt". Zu solchem Wunder will der Pastor die Macht und die Güte des Ewigen herabflehen und herabzwingen allein durch die Kraft seines Gebetes.

Nach dem Sinne des „gebildeten" und liberalen Europäers dürfte das Gebet wohl zu den kindlichsten Verrichtungen gehören, über die ein reifer, seiner Vernunft mächtiger Mensch selbstverständlich hinausgewachsein sein muß. In Wahrheit aber ist es mit dem Sinn und Wesen des Gebets zum mindesten schon in psychologischer Beziehung eine eigene und merkwürdige Sache. Nach der schlichten Erklärung des Katechismus ist das Gebet das Gespräch des Gläubigen mit Gott. Man redet nur mit Jemand, den man sich nahe und auf Hörweite sozusagen erreichbar fühlt. Also ist die Voraussetzung des Gebetes das Gefühl einer gewissen innigen Gemeinschaft mit Gott. Der Betende will auch stets etwas, und zwar etwas, das im gewöhnlichen Verlauf des alltäglichen Geschehens sich wahrscheinlich nicht einstellen dürfte. Der Betende erhebt sich somit in einer gewissen Spannung und Schwungkraft der Seele aus dem Gewöhnlichen zu einem Besonderen. Er wächst

seelisch über das Durchschnittsmaß. Nur wer dazu im Stande ist, kann beten. Und nun giebt es schließlich neben dem kindlichen, idyllischen Gebet des Anheimstellens — „nicht wie ich will, sondern wie Du willst —" das gewissermaßen dramatische: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn". Dieses Gebet ist ein Ringen mit Gott, ein Sichemporringen der Seele zu Gott, und der Schluß dieses Gebets läuft schließlich in der gewaltigen Gewißheit aus: das Gebet muß erhört werden. Der Betende ist mit Gott eins geworden und fühlt in sich überirdische und übermächtige Kraft, der nichts widerstehen kann. Es ist das Gebet des Helden. So hat Luther gebetet und so konnte wohl auch Bismarck beten. Es ist durchaus nicht wahr — wie liberale Philisterweisheit glauben machen möchte — daß das Gebet ein Zeichen der Schwäche ist und ein imaginärer Rettungsweg für Kinder und Thoren. Im Gegentheil: die Fähigkeit zum Gebet setzt eine von vornherein zum Erhabenen veranlagte und das Mittelmaß von Kraft und Größe weit überschreitende Seele voraus. Uebrigens kommt es selbstverständlich bei solchem heroischen Gebet garnicht auf irgendeine in Worte gesetzte Gebetsformel an, sondern nur auf die Stimmung der Seele. Das stumme Beten kann am gewaltigsten sein.

Der Pastor Sang allerdings betet — schon aus der Gewöhnung seines Berufs — mit lauter Stimme. In gewaltigen Tönen schickt er aus der Kirche sein Bittlied zum Himmel und läutet mit eigener Hand die Gebetsglocke dazu, daß es weit ins Land hinaus klingt. Lied und Geläute schwellen immer gewaltiger an, tönen immer siegesfroher. Es ist kein Zweifel: Sang ist mit seinem Gott ganz einig geworden und hat sich in die Gewißheit emporgebetet, erhört zu werden.

Und Sang's Gebet wird erhört. Etwas wie ein Wunder geht vor sich. Was seit Wochen nicht geschehen und was die Vorbedingung der Genesung ist, geschieht jetzt: Clara Sang verfällt, während ihr Gatte betet, in Schlaf, in einen Schlaf voll wunderbarer und geheimnißvoller Tiefe, so daß selbst ein mit furchtbarstem Getöse niedergehender Bergsturz sie nicht zu erwecken vermag. Man könnte an diesem Bergsturz als an einem rein theatralischen Effekt Anstoß nehmen. Doch thäte man Unrecht damit. Dieser Bergsturz bricht nicht zufällig nieder, sondern von Anfang an wird er in Aussicht gestellt. In dieser Gegend stürzen oft Berge nieder. Das ist sozusagen das dramatische Mitspiel der Natur, die sich, gleich den Menschen, über das Gewohnte und Mittelmäßige erhebt.

Dieser Bergsturz im Moment seines Niedergangs hat den Zweck, unserer Seele gerade durch sein Getöse die wunder- und geheimniß-volle Tiefe des Schlafs zum Empfinden zu bringen, in den Clara Sang versunken ist. Gerade im ärgsten Getöse haben wir ja das Gefühl für Stille und Frieden am deutlichsten, wie auch umgekehrt in vollkommener Stille wir für jedes Geräusch am empfindlichsten sind. Außerdem weckt der Bergsturz als elementares Naturereigniß in uns ein Gefühl des Grausens, während andererseits durch Claras wunderbaren Schlaf eine Stimmung der Seligkeit in uns erzeugt ist. In Grausen und Seligkeit zugleich wird unsere Seele versetzt in immer stärkerem Maße, und in dieser geheimnißvollen Gefühls-mischung liegt die Stimmung des wahrhaft Tragischen.

Mit Clara Sang's Schlaf also hat das Wunder begonnen. Und es soll seinen Fortgang nehmen. Mit jubelndem Halleluja beendet Pastor Sang sein Lied, in der siegesgewissen Zuversicht: jetzt ist sein Gebet erhört, und dies ist der Augenblick, in dem Clara genesen muß. Er begiebt sich, das Wunder zu schauen, von der Kirche zu seinem Hause. Wird er das Wunder schauen? — fragt der Zuschauer in einer unerhörten Seelenspannung, in einer Stimmung grauenvoller Seligkeit. Die Stimmung ist etwa so, wie wenn Jemand in einer Gesellschaft mit vollkommenster Wahr-scheinlichkeit verkündigte: in fünf Minuten wird Gott ins Zimmer treten. Welches Herz erbebte da nicht zugleich vor Grauen und Seligkeit? Sang hat die wenigen Schritte von der Kirche zu seinem Hause zurückgelegt. Er erscheint in der Thür. Die Abendsonne bestrahlt sein verklärtes Heldenantlitz. Aus der anderen Thür des Zimmers ist ihm Clara entgegengetreten, langsam in weißem leinenem Gewand. Sang tritt vor und empfängt die Genesene. Da gleitet sie langsam an seiner Schulter herab — sie macht eine Anstrengung, um sich aufzuraffen und sich zu erheben. Es gelingt ihr halb, in-dem sie das Haupt erhebt und ihn anblickt. „Du leuchtetest, — — als Du kamst, — — mein Geliebter!“ Mit diesen letzten Worten gleitet sie todt zur Erde nieder. Sang beugt sich über sie, legt die Hand auf ihr Herz, schaut verwundert nach oben und sagt in kindlichem Ton: „Aber das war ja nicht die Absicht —? Oder —? — — Oder — —?“ Er greift nach seinem Herzen und fällt todt neben seine Gattin hin.

Was meinte er mit diesem „Oder?“ fragen wir mit einer der Personen des Dramas. Und was ist die Absicht des Ganzen?

Es ist gar nicht zu verkennen, daß pathologische Momente in

das Stück hineinspielen. Clara Sang ist — wie auch klar angedeutet wird — in Folge von Hysterie gelähmt. Wenn sie einschläft und für ein paar Minuten zur Gesundheit erwacht, so ist das auf Suggestion zurückzuführen. Die durch Sang's suggestive Kraft gewaltsam hervorgerufene Nervenspannung ist aber zu groß, so daß die Frau nach kürzester Frist todt zusammenbricht. So hat ihr der gläubige Gatte — wider seine Absicht — den Tod statt der Heilung gebracht, und das aus lauter „Gläubigkeit." Das Stück wäre also ein Trauerspiel des Glaubenswahn's um nicht zu sagen Glaubenswahnsinns. Und die „Moral von der Geschicht'" wäre: wandle als praktischer Mann immer hübsch den Mittelweg und laß' dich weniger vom Glauben als von der Wissenschaft leiten. Wir hätten es also mit einem recht abgeschmackten Aufklärungswerk zu thun. Ich gebe nun wirklich der Möglichkeit Raum, daß Björnson als liberaler Europäer sich dergleichen gedacht hat. Geschaffen aber hat der norwegische Bauerndichter mit instinktiver Kraft etwas ganz Anderes. Ob hier Suggestion vorliegt oder nicht, ist für die Wirkung dieses Dramas gleichgiltig. Was ist schließlich Suggestion? Doch nichts Anderes als ein Wort zur Kennzeichnung eines in seinen innersten Gründen unverstandenen psycho-physiologischen Vorgangs.

Worauf es in diesem Drama ankommt, ist Folgendes: Sang's zum Höchsten gesteigerte Glaubenskraft weckt in uns die denkbar stärkste Glaubenssehnsucht. Wir sehen Sang auf erhabener Höhe im wundervollen Frieden seiner Seele. Könnten wir doch auch dahin gelangen! Könnten wir doch Sang nachfolgen! Möchte er uns doch durch eine uns sichtbare That die Kraft seines Glaubens, die Macht seines Gebets beweisen! Wie wären wir erlöst vom Druck alles Irdischen, wie wären wir entrückt den Kläglichkeiten des Alltags! Wir hätten, im Angesicht Gottes, im beseligenden Gefühl seiner unmittelbaren Wirksamkeit, den Himmel auf Erden. Wir werden durch Sang soweit geführt, daß wir wirklich das Eintreten Gottes in unseren irdischen Lebenskreis mit leibhaftigen Augen zu sehen wähnen. Voll Grauen und Seligkeit fühlen wir uns der Erlösung nahe. Wir glauben, Gott schon mit Händen greifen zu können, — da, im Augenblick seines höchsten Triumphes, den wir mit ihm erleben wollten, sieht Sang sein Weib todt zusammenbrechen. Seine Absicht ist ins Gegentheil verkehrt. Sein Gebet hat nicht geholfen. Seine Zuversicht ist getäuscht. Seine Art des Glaubens kann nicht richtig gewesen sein. Er steht und

fällt, er lebt und stirbt aber mit dieser Art. Denn seine Seele war voll, übervoll davon. Jetzt, in einem einzigen Augenblick, wird seine Seele leer, ganz leer. Und diese leere, inhaltlose Seele kann nicht länger leben. Als ob Sang's Glauben eine Sünde wäre, wird der Tod dieses Glaubens Sold.

Ist Sang's Glauben vielleicht wirklich eine Sünde und ist der Tod die gerechte Sühne für solche Sündenschuld? Kann jemand zu stark und zu fest im Glauben sein und dadurch schuldig werden? Giebt es ein Uebermaß des Glaubens, sozusagen einen „Ueberglauben"? Wenn wir Sang's Thun und Wesen am Maßstab der uns bekannten göttlichen und christlichen Gebote messen, werden wir schwerlich einen Fehler entdecken. Denn er liebt Gott über alle Dinge und seinen Nächsten wie sich selbst. Und dennoch liegt in Sang's Ueberglauben ein Verschulden gegen die von Gott gesetzte Weltordnung. Sang erhebt sich durch die Kraft seines Gebetes zu Gott, kommt ihm vermeintlich so nahe, daß er fast in ihm aufgeht, mit ihm identisch wird. Wenn nun diese subjektive Erhebung Sang's zum Göttlichen Objektivität erhielte, d. h. wenn das Wunder wirklich mit dauernder Kraft in irdisches Geschehen eingriffe, dann wären Himmel und Erde zu einem geworden und auch Gottheit und Menschheit in eins gemischt. Gott aber in seiner ewigen Vollendung steht uns Einzelwesen unendlich fern, seitdem er sich in Erschaffung der Welt entäußerte. Wir Menschen sind als wie von Gott Verbannte in diesen Weltprozeß gestellt und den Gesetzen dieses Prozesses unterworfen. Das ist Gottes Wille. Sang will in hyperidealistischem und hyperindividualistischem Absolutismus über dieses Gesetz hinweg wie im Sprunge Gott nahe kommen. In dem Augenblick aber, in dem er seinem subjektiven Empfinden nach Gott vollkommen nahe gekommen ist, entfernt er sich in Wirklichkeit so unendlich von ihm, daß er „des Todes stirbt". Das ist Sang's tragischer Fall. Was ihm fehlt, ist das, was man wohl die historische Seele nennen könnte. Es mangelt ihm das Bewußtsein, daß erst nach ungezählten Jahrtausenden bei Vollendung dieses Weltprozesses „die Zeit erfüllet" sein kann. Im Drama selbst wird dieser Mangel so ausgedrückt: „Ihm geht ein ganzer Sinn ab, der Sinn für das Wirkliche." Vielleicht finden wir jetzt auch in der Sprache der Bibel einen Ausdruck zur Bezeichnung seiner „Schuld." Es heißt bekanntlich: Wir sollen Gott fürchten, lieben und ihm vertrauen. Liebe und Vertrauen hat Sang in denkbar höchstem

Maße. Aber die Furcht fehlt ihm, die Furcht vor Gott, die wir doch allein aus dem Bewußtsein unseres unendlichen Entfernt-seins von Gott haben dürften. Bezeichnend in diesem Sinne ist im Drama jene erschütternde Szene, in der Sang nach dem Gebet aus der Kirche her sein Haus betritt, in freudiger weihevollster Stimmung bereit, das Wunder zu schauen, jenes Wunder, vor dem die Anderen mit Recht, mit echt menschlichem Recht sich jäh entsetzen.

Den Weg von der Erde zum Himmel kann nimmermehr ein Einzelner, und sei er der Edelste und Gläubigste, in einem Augen-blick überspringen. Dieser Weg wird vielmehr durch menschliche Kämpfe in ungezählten Jahrtausenden zurückgelegt. So reiht sich denn an diese Glaubenstragödie des Pastors Sang in aller Folge-richtigkeit ein soziales Drama als zweiter Theil, das sich allerdings — so bedeutend es auch ist — in der Tiefe des Problems und im künstlerischen Aufbau mit dieser einzigartigen Schöpfung voll schlichter Größe nicht messen kann.

Die Neustädter Sprachschule.

Ein Beitrag zur Schulreform.

Von

Dr. Sebald Schwarz.

Antik oder modern? Unter diesem Kriegsrufe sind die Schulkämpfe der letzten Jahrzehnte in Deutschland ausgefochten worden; vor diesem Kampf um die Ideen ist die Frage nach den äußeren Daseinsbedingungen unserer höheren Schulen zu weit zurückgetreten.

Daher kommt es, daß bis vor kurzem der Unterschied zwischen den Bedürfnissen der Großstadt und der kleinen und mittleren Landstadt so wenig beachtet wurde; wie die Gesetzgebung im Jahrhundert des Verkehrs und unter dem Einfluß der zentralisirenden und uniformirenden Ideen der großen Revolution überhaupt den großen Städten günstig war, hat sie auch auf dem Gebiet des höheren Schulwesens in deren Sinn gearbeitet.

Eine erfreuliche Abwendung von diesem Weg verspricht der Königliche Erlaß vom 26. November 1900, und dessen, doch wohl offiziöse, Erläuterung in den Berliner Politischen Nachrichten, daß der gemeinsame Unterbau vor Allem für kleinere Orte mit nur einer höheren Schule geeignet sei.

Zwischen diesen kleinen Städten mit einer höhern Schule und den Dörfern, wo man sich immer mit dem Unterricht des Pfarrers und häufig wechselnder Hauslehrer wird behelfen müssen, giebt es nun eine ganze Anzahl kleiner Städte — ich schätze ihre Zahl in Preußen allein auf 1200 — wo ein Bedürfniß nach einem höheren Unterricht vorhanden ist und doch nicht das Geld und die Schüler, um auch nur eine Realschule oder ein Progymnasium zu erhalten.

Wie steht es in ihnen heute mit dem höheren Unterricht?

In vielen — giebt es keinen. Wer ihn für seine Kinder verlangt, muß sie jeden Tag auf die Bahn setzen oder in Pension geben. In anderen behilft man sich mit einer Mittelschule, die für Diejenigen, die als Handwerker oder Kaufleute im Ort bleiben wollen, meist ausreicht, dagegen den Schülern, die eine Realschule oder ein Gymnasium später besuchen sollen, zu wenig bietet und von ihnen zu wenig verlangt. Im Rheinland und Westfalen sind die Rektor- und höheren Stadtschulen viel verbreitet; noch kürzlich hat sie Idel in einem Wermelskirchener Programm von 1900 empfohlen, der sie zu einem „gemeinsamen Unterbau" bis Quarta oder Untertertia ausgestalten will. In jenen dichtbevölkerten, industriellen Gebieten mögen sie unter Umständen gedeihen können; für dünner besiedelte Gegenden sind sie in ihrer geschlossenen Verfassung mit mehreren Lehrern und einem vollständigen Unterricht in allen Fächern zu theuer; will man sie nur einigermaßen füllen, muß man ferner so tief an Begabung und Eifer der Schüler greifen, daß der Ballast an Unfähigkeit noch schwerer wird, als er ohnehin in den Unterklassen, namentlich der unvollständigen Anstalten, ist. Bei der strammen Disziplin, die auf unseren deutschen Schulen im Ganzen herrscht, bei dem Bestreben, gleichmäßige Resultate in der ganzen Klasse zu erreichen, ist es aber sehr gefährlich, wenn die unteren Klassen zu ungleichartige Schüler enthalten; die Schwachen werden überbürdet, die Begabten verfaulen oft in der Stickluft der Mittelmäßigkeit, und der ganze Unterricht bekommt den Charakter eines mechanischen Drillens. Ein letztes Bedenken gegen die Rektorschulen ist, daß es schwer hält, tüchtige studirte Lehrer für sie zu finden, oder, wenn dies einmal gelungen ist, sie zu halten; Idel muß daher selbst zu dem Vorschlag greifen, die Stellen durchweg mit Mittelschullehrern zu besetzen, was wenigstens dem Geist, in dem wir bisher unsere Unterklassen unterrichtet haben, widerstrebt.

Billiger und vortheilhafter erscheint mir für diese kleinsten Städte die Einrichtung, wie sie im Folgenden geschildert werden soll; ein Unikum in Preußen, wie sie einmal ein Schulrath — loben wollte er sie damit nicht — genannt hat.

Neustadt in Holstein ist ein kleines Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, von mäßigem Wohlstand und geringer Bedeutung. Hier hat seit etwa 40 Jahren die Stadtregierung einen studirten Lehrer angestellt, der im Anschluß an die Volksschule

Diejenigen unterrichtet, welche eine höhere Bildung suchen, sowohl die, welche auf Vollanstalten übergehen und studiren wollen, wie die zukünftigen Kaufleute und Handwerker, die eine erweiterte Schulbildung wünschen.

Die Schüler dieser „Sprachschule" können wöchentlich 6 Stunden Latein, 4 Stunden Französisch, 4 Stunden Englisch, dazu als Privatstunden Griechisch und beim Rektor der Volksschule Mathematik haben. Sie werden in jeder Sprache in mehrere Abtheilungen getheilt, von denen jede etwa zwei Drittel der Zeit für sich, ein Drittel mit einer anderen zusammen unterrichtet wird. Dabei sind die einzelnen Abtheilungen nicht so streng geschlossen, wie unsere Klassen; kommt einer aus einer Abtheilung besser fort als seine Mitschüler, so wird mit ihm weitergegangen, während die übrigen von jüngeren eingeholt und nun mit diesen zusammengefaßt werden. Zur Zeit sind 17 Theilnehmer im Ganzen da, in 6 Abtheilungen von 1 bis 5 Schülern, die höchste Zahl waren 34 Theilnehmer.

Die Aufnahme in die Sprachschule hängt zunächst nur von der Zahlung des Schulgeldes ab. Doch halten der Rektor und der Sprachlehrer die Unfähigen von vornherein davon ab, an allen Sprachen theilzunehmen; im Verlauf des Unterrichts scheidet eine weitere Zahl aus. Die Zeit des Eintritts ist verschieden; namentlich die, welche Latein lernen sollen, treten schon bei der Versetzung in die dritte Klasse der siebenklassigen Volksschule, mit 9 bis 10 Jahren in die Sprachschule ein, andere erst aus der zweiten, ja der ersten Volksschulklasse.

Um den Schülern die Zeit zur Theilnahme zu verschaffen, wird der Stundenplan der Sprachschule mit dem Rektor der Volksschule zusammen festgestellt; dabei werden die Sprachschüler von einer Anzahl Stunden in der Volksschule befreit, während die wenigstens, die zum Gymnasium wollen, auch einige Stunden mehr haben; gesunde Kleinstädter werden das wohl vertragen, und mit 4 Stunden mehr erreicht man erst die Normalstundenzahl unserer ersten Klassen in der Realschule.

Der Lehrer an der Sprachschule erhält von der Stadt ein Gehalt von 1200 Mark, dazu von jedem Schüler für jede Wochenstunde je 6 Mark jährlich; zweiundzwanzig Jahre hindurch war dieser Lehrer ein ehemaliger Theologe, Herr Dörnte, dem die Einrichtung ihre Blüthe verdankt.

Ueber den Erfolg dieser Sprachschule haben mir mehrere frühere Schüler Aufschluß gegeben, denen auch an dieser Stelle

herzlich gedankt sei, ebenso wie Herrn Rektor Rheder in Neustadt für seine Mittheilungen. Danach waren die, welche weitergehen sollten, bei der Konfirmation mit vollendetem 15. Lebensjahre so weit, daß sie zur Aufnahme in die Untersekunda, mindestens in die Obertertia eines Gymnasiums oder Realgymnasiums vorgeschlagen werden konnten. Dort kamen sie dann sehr gut mit; sie waren den alten Gymnasiasten wenigstens gewachsen in den Sprachen, sogar überlegen im Rechnen, der Mathematik, Geographie und Geschichte; wobei sie allerdings hervorheben, daß die Neustädter Volksschule besonders gut sei. Klagen finde ich am ehesten über die Fähigkeit im Deutschen Aufsatz, wo die Gewöhnung an selbstständige Arbeit fehlte; doch wurde dieser Mangel leicht überwunden, da aus der Sprachschule nur wirklich begabte Jungen aufs Gymnasium kommen konnten.

Auf drei gesunden Gedanken ruht diese Einrichtung: Auf der Auslese der Schüler, der engen Verbindung mit der Volksschule und der finanziellen Sicherung durch die Gemeinde.

Zuerst auf der Auslese der Schüler. Weil nämlich die Schüler zu nicht mehr Fächern zugelassen werden, als sie bewältigen können, in diesen Fächern aber möglichst rasch weitergeführt werden, sind, wie meine Gewährsleute ausdrücklich versichern, die einzelnen Abtheilungen freier von Ballast als unsere Schulklassen.

Natürlich ist ein Unterricht dieser Art in mancher Hinsicht der geschlossenen Bahn einer höheren Schule unterlegen. Aber ich fürchte, diese Einheit und Geschlossenheit unserer höheren Schulen steht zum guten Theil nur auf dem geduldigen Papier der Lehrpläne und dem noch geduldigeren der pädagogischen Literatur; bei der Verschiedenheit in Vorbildung und Persönlichkeit der Lehrer, vor dem Zwang, bei Prüfungen und Revisionen Resultate im einzelnen Fach zu zeigen, unter der Ueberbürdung, Bequemlichkeit, ja auch wohl einmal Feindseligkeit der Mitglieder der Kollegien bleibt von diesem geistigen Band, das die Fächer umschlingen soll und im alten Gymnasium vielleicht umschlang, nicht allzuviel übrig. Und was ist die geschlossene Bahn noch werth, wenn nur, wie es z. B. auf unseren Realschulen der Fall ist, die Wenigsten sie ganz durchlaufen, und viele von diesen auch nur mit vieler Nachhilfe, Mühsal und Nachsicht?

Daß diese Geschlossenheit auch ihre Schattenseiten hat, zeigt, was mir ein früherer Neustädter Sprachschüler schreibt: (Als ich nun aufs Gymnasium kam) „war ich über die geringe Lern-

freudigkeit und Frische der Auffassung unter meinen Klassenkollegen sehr enttäuscht, da ich mir in meiner Lernbegierde vorgestellt hatte, auf einer höheren Schule, wo so viel und so Schönes zu lernen sei, müßte ein wahrer Wetteifer sein." Aber ist dieser Stumpfsinn ein Wunder, wenn auch der Satte den Brei noch einmal und zweimal mitessen muß, und er dem, der überhaupt keinen Appetit darauf hat, durch das Zwangsmittel der Berechtigungen eingezwungen wird?

Worauf beruht denn zum guten Theil die vielgerühmte Tüchtigkeit der evangelischen Landpastorensöhne? Auf der individuellen Erziehung, die den Geist und die Kraft nicht frühzeitig durch den Drill des Massenunterrichtes bricht. Individuelle Behandlung des Schülers in der Klasse ist aber, über ein ganz bescheidenes Maß von Möglichkeit hinaus, eine Phrase; in der richtigen Vertheilung der Schüler auf die Schulen, Klassen und Fächer muß sie gesucht werden.

Der zweite Grundpfeiler der Neustädter Sprachschule ist, daß der höhere Unterricht mit der Volksschule verbunden ist.

Im Einzelnen läßt die Ausführung dieses Gedankens manches zu wünschen übrig. Zunächst in der Auswahl der Stunden, von denen in der Volksschule befreit wird. So sehr einige meiner Berichterstatter das Geschick des Rektors darin loben, so klagt doch der eine, daß er nie Botanik, der andere, daß er kein Zeichnen, der dritte, daß er nie Physik gehabt habe. Nehmen wir an, daß wenigstens Latein nur die Kinder aus gebildeten Familien lernen werden, die von Haus aus einen weiteren Begriffskreis und reicheren Wortschatz und eine richtige Sprache mitbringen, so werden dafür einige deutsche Stunden ausfallen können; auch an Religionsstunden ist die Volksschule sehr reich und endlich — in einer kleinen Stadt hat das Turnen nicht die Wichtigkeit wie in der großen. Im Prinzip sollte jedenfalls möglichst nicht von einzelnen Fächern ganz dispensirt, sondern für die Befähigten die Dauer des Unterrichtes zu Gunsten der Sprachen beschränkt werden. Zu erwägen wäre auch, ob besser für den Ort einheitlich festgestellt würde, auf welcher Klassenstufe die Theilnahme an den einzelnen Fächern anfangen soll.

Was die Fächer angeht, in denen der Ergänzungsunterricht ertheilt wird, so müßte Mathematik, insonderheit Algebra und Griechisch in den offiziellen Betrieb eingefügt werden, vielleicht

auch etwas Deutsch, d. h. Aufsatzübungen und Kontrole einer Privatlektüre aus den Schriftstellern, wie sie in Tertia gelesen werden. Nicht mehr als Anleitung und Kontrole, wie überhaupt ein solcher Unterricht von weniger begabteren und willigeren Schülern, als sie unsere Klassen zum guten Theil füllen, viel wird an Selbstthätigkeit des Schülers verlangen können und müssen; es liegt darin geradezu ein Vortheil gegen die Methode unserer regelmäßigen höheren Schulen, die sich vielfach in der umgekehrten Richtung entwickelt.

Die Schattenseite des Zusammenhangs zwischen der Volksschule und Sprachschule in Neustadt ist, daß die Verbindung mit der höheren Schule fehlt. Dem Kreisschulinspektor und der Regierung unterstellt, hat die Sprachschule nur eine Zeit lang private Beziehungen zu dem (oldenburgischen) Gymnasium in Eutin unterhalten. Lieber sollte man den Sprachlehrer, der dann ein geprüfter Oberlehrer sein müßte, dem Provinzial-Schulkollegium unterstellen; vielleicht sogar wäre es von Vortheil, ihn dem Verband einer bestimmten höheren Schule in der Nachbarschaft zuzuweisen, deren Direktor er wie die Oberlehrer der Schule zunächst unterstände und in die er ohne besondere Prüfung seine Schüler versetzen könnte.

Der dritte Grundgedanke der Neustädter Sprachschule ist, daß die Einrichtung von der Gemeinde finanziell gesichert ist. Ja, darin waren alle Betheiligten einig, daß die Stellung des Sprachlehrers noch fester sein müßte. Sein Einkommen müßte ganz aus einem Gehalt von der Gemeinde bestehen und dürfte nicht von der Schülerzahl abhängen; ferner müßte dies Gehalt auskömmlich sein, d. h. dem eines Oberlehrers an Staatsschulen mit Funktionszulage gleichstehen. Denn die Aufgabe, die diesem Lehrer gestellt ist, erfordert einen Mann, der Erfahrung genug im Schuldienst hat, um einen so komplizirten Unterricht selbständig einzurichten und zu leiten, und Lebenskenntniß und Takt, um das heikle Verhältniß zur Volksschule zu gestalten; ein untüchtiger Lehrer kann wohl in einer großen Schule ohne viel Schaden mitlaufen, ja als Ventil gegen Ueberbürdung der Schüler vielleicht nützen: für eine Aufgabe, wie sie hier zu erfüllen ist, ist nur der Beste gut genug. Durch den häufigen Wechsel junger Anfänger ist denn auch die Neustädter Sprachschule in den letzten Jahren an Schülerzahl und Leistungen zurückgegangen.

Bei einer anständigen Besoldung würde es dagegen an tüchtigen

Lehrern nicht fehlen; denn genug unter uns würden die schwerere Arbeit gern auf sich nehmen, um, statt Rad in einer Maschine zu sein, selbständig auf ihrem Gebiet zu wirken. Freilich haben wir uns heute so sehr ins Fachlehrerthum verrannt, daß ich auf die Behauptung gefaßt bin, in vier Sprachen und Mathematik erfolgreich unterrichten könne ein Mann gar nicht. Aber da unsere jüngsten Kandidaten und Hilfslehrer in Privat- und Vertretungsstunden Kenntnisse entwickeln, von denen ihr Prüfungszeugniß nichts ahnen läßt, so kann ein erfahrener, gewandter Alt- oder Neuphilologe, der auf einem Gymnasium vorgebildet ist und Lust hat zum docendo discere, in diesen fünf Fächern gewiß so gut das Nöthige lehren, wie ein Schulrath darin und in noch viel mehr eine Prüfung leiten kann.

Eine gründliche wissenschaftliche Bildung fordert jene Thätigkeit allerdings, und ganz absurd ist daher der Gedanke, den einige sparsame Leute in Neustadt äußerten, für ihre Sprachschule einen Mittelschullehrer anzustellen.

Zunächst würde sich ein Versuch nach dem Muster der Neustädter Sprachschule für die Orte empfehlen, welche heute keine Gelegenheit für höheren Unterricht bieten und doch groß genug sind, Gehalt und Schüler für einen Oberlehrer zu liefern; sie würde sich aber für eine weitere Anzahl von Orten eignen, in denen heute eine kleine unvollständige Anstalt ein kümmerliches Dasein fristet.

Denn diese wirken nicht überall so segensreich, wie es in ihren Programmen steht.

Erstens kosten sie zu viel an Geld und — an tüchtigen Lehrkräften, die man besser anderswo verwendete.

Dazu sind es diese kleinen Anstalten, in denen der Schulballast am größten ist. Ph. Wegener hat neulich in der Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen (XII, 40) gezeigt, daß die Schüler der Realschulen in Städten ohne Lateinschulen bei 50000 bis 10000 Einwohnern 1,12 Prozent, in solchen von weniger als 10000 Einwohnern 1,84 Prozent, in den kleinsten 3, ja $5^1/_2$ Prozent der Einwohnerzahl ausmachen. Das bedeutet ohne Zweifel, daß hier das Niveau der höheren Schulen niedriger steht, als in den großen Städten, wo außerdem noch vom Gymnasium zum Realgymnasium, weiter zur Realschule und zur Realschule in der Vorstadt Begabung und Leistungen der Schüler sinken, und also wenigstens die ersteren Anstalten eine Auswahl von Schülern haben. Zehn Sprachschulen

werden vielleicht ebenso viel, aber viel bessere Schüler an die Oberklassen höherer Schulen abliefern, wie zwei unvollständige Anstalten, die mindestens dasselbe kosten.

Sie werden aber nicht, und das ist eine dritte Gefahr, die den kleinen Städten von dem Besitz einer höheren Schule droht, gleich einer Saugpumpe aus der Volksschule ziehen, was besser dort geblieben wäre und jetzt mit einer kläglichen Halbbildung aus Quarta oder Untertertia abgeht; ja, indem sie der Volksschule ihre tüchtigsten Schüler nicht ganz entziehen, werden sie auch deren Niveau höher halten, als es heute neben einer Realschule stehen kann.

Zu den schultechnischen Vortheilen der Neustädter Sprachschule kommen zwei, die auf sozialem Gebiet liegen.

Ich brauche an dieser Stelle nicht auszuführen, daß schließlich die Dauer unseres Volkes davon abhängt, daß der Landflucht und der geistigen Verarmung unseres platten Landes gesteuert wird. Nun ist keiner der geringsten Gründe, weswegen so Viele wünschen, in einer größeren Stadt zu wohnen, die Sorge um den Unterricht ihrer Kinder; wenn wir also statt geschlossener höherer Schulen in wenigen begünstigten kleinen Orten in einer größeren Anzahl von ihnen Sprachschulen nach Neustädter Muster hätten, würde mancher tüchtige Beamte, mancher strebsame Geschäftsmann sich in der Kleinstadt halten lassen; was aber die Kleinstadt stärkt, das dient dem ganzen Landgebiet, das sie umschließt.

Ein zweiter sozialer Mißstand unserer Zeit ist es ferner, daß unsere Stände, so demokratisch unsere Staatsverfassung geworden ist, sich immer früher und immer schärfer scheiden; sehr bedeutsam ist in dieser Hinsicht, was mir einer der früheren Neustädter Schüler schreibt, und zwei weitere mit ähnlichen Worten bestätigen: „Endlich ist es meiner Ansicht nach ein überaus großer Vortheil für den aufwachsenden Schüler, wenn er im Verkehr und Umgang, im Theilen von Interessen und Abneigungen, von Freud und Leid möglichst lang mit den Kindern aus dem Volk in Berührung bleibt. Wie viel leichter findet sich nicht ein Geistlicher, ein Arzt in den Verkehr mit dem Volk, auf den ihn später sein Beruf anweist, wenn er bis zu seiner Konfirmation, d. h. die ganze Knabenzeit mit Kindern aus dem Volke die gleiche Schulbank gedrückt hat, als ein Großstädter, der Kinder mit beflickten oder etwas defekten Kleidern von Klein auf als etwas Untergeordnetes anzusehen gewöhnt ist, vor deren Berührung er sich scheuen muß."

Fragt man nach der Größe der Orte, für die sich die Neu-

städter Einrichtung eignet, so muß man zunächst bedenken, daß eine Anzahl ziemlich kleiner Städte durch eine dichtbevölkerte, reiche Umgebung oder einen großen Prozentsatz von gebildeten Einwohnern, wie es z. B. in den Vororten großer Städte der Fall ist, eine geschlossene höhere Schule ausreichend füllen und doch auf der nothwendigen Höhe halten kann; mit dieser Reservation kann man sagen: zwischen 2000 und 8000 Einwohnern. Sachverständige in Neustadt meinten, daß ein Lehrer bis zu 50 Schülern unterrichten könne, von denen dann die Hälfte nur eine Sprache lernen würde; muß man zwei Oberlehrer anstellen, so hat man den Vortheil, die Arbeit zwischen einem Neu- und einem Alt-Philologen vertheilen zu können. Als die niedrigste Form der Volksschule, an die sich eine Sprachschule angliedern ließe, bezeichnete man mir die dreiklassige Volksschule.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Johannes Volkelt: „Arthur Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube". Frommann's Klassiker der Philosophie Bd. X. Stuttgart. Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff) 1900. 392 S.

Schopenhauer's Prophezeiung, daß die Zeit der Anerkennung auch für ihn und seine Philosophie nicht ausbleiben werde, ist in vollstem Maße eingetroffen. Seit dem Freiwerden seiner Werke im Buchhandel steht dieser Philosoph neben Kant im Mittelpunkte des philosophischen Interesses, und die zahlreichen Darstellungen seiner Lehre und seiner Persönlichkeit, die im letzten Jahrzehnt erschienen sind, beweisen die wachsende Anerkennung des „Frankfurter Weisen" auch von Seiten der philosophischen Fachgenossen. Vollends seit Kuno Fischer ihn in die Darstellung seiner „Geschichte der neueren Philosophie" mit aufgenommen, durfte Schopenhauer als „Klassiker der Philosophie" betrachtet werden, ja man konnte glauben, daß mit jenem Werke die Schopenhauerliteratur zu einem einstweiligen Abschluß gelangt sein würde. Wenn dies trotz der glänzenden und in gewissem Sinne erschöpfenden Behandlung Fischer's nicht der Fall war, so lag das an der Art des Standpunktes, den jener gegenüber Schopenhauer einnahm. Freunde des Letzteren konnten sich nicht verhehlen, daß die einseitige Beurtheilung Schopenhauer's aus ästhetischem Gesichtspunkt, so geistreich sie von Fischer durchgeführt war, dem Wesen und der Persönlichkeit jenes Denkers nicht gerecht wurde. Sie fanden auch in Schopenhauer's Philosophie mehr Wahrheitsmomente, als dies in der Fischerschen Darstellung hervortrat, und mußten eine mehr positive Würdigung des Menschen und seiner Philosophie herbeiwünschen. Eine solche brachte zum Theil das treffliche Werk von Rudolf Lehmann über „Schopenhauer. Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik" (1894). Indessen stand doch eine vollständige Darstellung des Philosophen, die im Stande gewesen wäre, dem Fischerschen „Schopenhauer" ein Gegengewicht

zu bieten, noch aus, während Fischer's Auffassung sich in manchen Kreisen immer mehr Anhang verschaffte. Nunmehr ist in der oben bezeichneten Schrift ein Werk erschienen, das alle Ansprüche der Anhänger wie der Gegner Schopenhauer's befriedigen dürfte, ein Werk, das mit einer fast erschöpfenden Wiedergabe von Schopenhauer's Lehre die eindringendste Kritik verbindet und dabei doch von so warmem persönlichem Interesse für seinen Gegenstand erfüllt ist, daß über der Hervorhebung des Vergänglichen und Verfehlten auch die menschliche und philosophische Größe Schopenhauer's nicht zu kurz kommt.

Wer Volkelt's allgemeine Denkart, seine umsichtige und vorsichtige Art, die Gegenstände zu behandeln, und seine vorurtheilslose Sachlichkeit kennt, durfte bei der Ankündigung seines Werkes von vornherein etwas Außerordentliches erwarten. Diese Erwartung ist denn auch nicht getäuscht worden. Volkelt's Darstellung Schopenhauer's ist wesentlich positiv. „Mir stand," sagt er im Vorwort, „bei meiner Arbeit das Ziel vor Augen, Beides, das Große und das Schrankenvolle an ihm hervortreten zu lassen. Durch alle Einseitigkeiten und Widersprüche soll, dies schwebte mir vor, das Bedeutungsvolle seiner Philosophie als vorherrschender und standhaltender Eindruck hindurchschlagen." Das war aber nur möglich, wenn die Persönlichkeit Schopenhauer's in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt wurde, von welcher auch Volkelt mit Recht bemerkt, daß sie das Ausschlag und Richtung Gebende bei allen seinen Gedanken bilde, und welche er daher auch bestrebt war, den Gedankenreihen Schopenhauer's als Untergrund zu geben und dadurch sein System zugleich als „inneres Erlebniß" erscheinen zu lassen. Im Gegensatze zu Fischer, der vor allem bemüht ist, den Widerstreit zwischen Schopenhauer's Philosophie und seiner Persönlichkeit aufzudecken, zeigt demnach Volkelt, in wie enger Beziehung diese Beiden zueinander stehen, wie die ganze Lehre Schopenhauer's überhaupt nichts Anderes ist, als der theoretische Widerschein seines Charakters und hebt damit meiner Ansicht nach den einzigen Gesichtspunkt hervor, der bei der Betrachtung eines Denkers wahrhaft fruchtbar und philosophisch werthvoll ist; denn der Gegensatz zwischen den praktischen Forderungen seiner Lehre und dem Leben eines Philosophen, wie Fischer ihn auffaßt, ist doch mehr von pikantem als von wissenschaftlichem Interesse.

Dabei legt Volkelt mit Recht den Nachdruck auf die Widersprüche, die in Schopenhauer's Persönlichkeit selbst enthalten sind, und zeigt, wie aus diesen auch die Widersprüche seiner Philosophie entspringen. Schopenhauer gehört zu den Menschen, in deren Brust zwei Seelen wohnen, er gehört, wie Volkelt sagt, „zu den großen Zwiespältigen, unheimlich Abgründigen in der Weise Augustin's, Abälard's, Petrarca's, Rousseau's, R. Wagner's, Ibsen's". Als die Substanz seines Innenlebens aber betrachtet er sein Wahrheitsforschen. „In dem überindividuellen, selbstvergessen sachlichen Leben und Schaffen seiner Intelligenz liegt die dauernde, durch alle

Wechselfälle seines Schicksals herrschend gebliebene Grundrichtung seines Wesens." „Philosophie war ihm nicht etwa bloß ein schöner Schmuck des Daseins, aber auch nicht eine Werktagsarbeit, die er den sonstigen Beschäftigungen und Pflichten des Tages betriebsam anreihte: vielmehr bedeutete ihm Philosophiren Emporhebung, Entrückung, Rettung aus den Niederungen des Alltagslebens." Darum wendet sich Volkelt entschieden gegen die Auffassung Fischer's, als ob die Philosophie Schopenhauer's etwas von ihm bloß Angesonnenes, eine rein theoretische Leistung darstelle, an der sein Gemüth, seine Persönlichkeit wenig oder garnicht betheiligt, als ob vor allem sein Pessimismus für ihn nur Bild, nicht Schicksal gewesen sei. Nach Fischer's Darstellung soll Schopenhauer nie unter dem Mitleid mit der leidensvollen Welt wirklich gelitten haben, sondern die Tragödie des Weltelends wie ein Theaterstück von einem höchst bequemen Fauteuil aus mit seinem Opernglase betrachtet haben, um dann zwar tieferschüttert, aber zugleich seelenvergnügt nach Hause zu gehen, wie denn auch Fischer den Philosophen einen großen Schauspieler nennt, der die tragischen und komischen Wirkungen in seiner Gewalt hatte. Mit Befriedigung wird dem gegenüber jeder Freund Schopenhauer's die Worte lesen, womit Volkelt den Philosophen gegen diese Auffassung in Schutz nimmt. „Ich glaube," sagt er, „daß hiermit Schopenhauer großes Unrecht widerfährt. Ich habe von dem Pathos seiner pessimistischen Darlegungen weitaus den Eindruck des Echten, ich höre aus ihm nicht nur die Sprache eines hell und kräftig erregten Instinktes heraus, sondern zugleich die schmerzvolle Ergriffenheit des ganzen Menschen, den Ausdruck und Nachklang eigener Leiden und Kämpfe." Volkelt findet, daß sein Pessimismus ihm innerlich zu schaffen machte. Er weist auf den Gegensatz hin zwischen der Welt der Ideale, wie sie Schopenhauer vorschwebte, und dem Leid und der Nichtigkeit der Welt, worin er sich gestellt fand. Er erinnert daran, wie überall, wo die Natur ihres Inhalts es zuläßt, ein mächtig erregtes Gemüthsleben die Schopenhauer'sche Gedankenwelt bestimmt und bemerkt mit Recht, daß, wenn die Fischersche Auffassung für den späteren Schopenhauer „mit seinem gelassenen und gleichmäßiger gewordenen Gemüth" immerhin einige Wahrscheinlichkeit haben möge, sie doch jedenfalls nicht auf seine Jugend, die Entstehungszeit des Hauptwerks, passe. Uebrigens ließe sich auch die Frage aufwerfen, ob ein Mensch der das Leid des Lebens nie wirklich erfahren hat, überhaupt im Stande ist, die Tragödie des Lebens nicht bloß ästhetisch zu genießen, sondern auch zu schildern, und so zu schildern, wie Schopenhauer es gethan hat.

Aber Volkelt ist auf der anderen Seite doch auch weit entfernt, in Schopenhauer einen Heiligen zu sehen, wozu ihn manche seiner Jünger haben machen wollen. Bei aller Bewunderung der Furchtlosigkeit seines Denkens, seiner Wahrhaftigkeit und scheinlosen Ehrlichkeit übersieht Volkelt nicht die andere dunkle Seite seines Wesens, sein stark entwickeltes selbstisches Wollen, aus dem

alle Unausgeglichenheit und aller Widerstreit in seinem Wesen herstammt. Schopenhauer's ausgeprägter Sinn für Festhaltung und Vermehrung seines Besitzes, seine leicht erregbare geschlechtliche Sinnlichkeit, sein Haß, seine Rachgier, seine Eitelkeit und Herzenskälte, alle diese niedrigen und unliebenswürdigen Züge seines Charakters werden von Volkelt mit unerbittlicher Wahrheitsliebe ans Licht gezogen und dem Bilde seiner Persönlichkeit eingeordnet. Uebrigens hat Schopenhauer, wie Volkelt sehr richtig hervorhebt, die Widersprüche seines Wesens selbst empfunden und schwer an ihnen gelitten. „Ich halte," sagt er, „das beunruhigende, zu Zeiten quälende Gefühl des Widerstreites zwischen dem Hohen und Reinstrebenden in seiner Natur und dem groben Hangen am Leben, zwischen den Idealen seiner Philosophie und seinem ihm so fernbleibenden thatsächlichen Leben für einen Grundbestandtheil seiner Lebensstimmung. Er fühlte das „Szepter des Erdgeistes" schwer auf sich lasten." So ist Schopenhauer zwar kein Heiliger, auch gerade kein tragisch leidender und kämpfender Held, wohl aber enthält sein Lebensgefühl starke tragische Elemente in sich, und wenn man es auch beklagen muß, daß es ihm nicht in höherem Grade gelungen ist, sein Leben rein und dauernd auf den durch seine Philosophie geforderten Höhen zu erhalten, so erhält doch sein Wesen gerade durch das Zwiespältige darin einen „umfassenderen und kühneren Zug". „Schopenhauer besaß die ungeheure Kraft, sich in zwei auseinander klaffenden Welten stark auszuleben, dem Transcendenten zuzustreben und zugleich dem Irdischen und Selbstischen mit leidenschaftlicher, zäher Bejahung anzugehören. Er stellte das, was es heißt Mensch sein, auch nach den dunklen und harten Seiten in sich dar. Er wäre kein so voller Mensch gewesen, wenn an Stelle der Leidenschaft und des Zwiespalts Ruhe und Versöhnung in ihm gewaltet hätten. Auch ist zu bedenken, daß, wenn er ein harmonischer Mensch gewesen wäre, er uns nicht die Philosophie der „Vorstellung" und des „Willens" hätte geben können. Wünschen, daß Schopenhauer ein Mensch von Einklang und Rundung gewesen wäre, ist soviel wie etwa wünschen, daß dem Dichter von Childe Harold und Don Juan ein maßvolles und ausgeglichenes Wesen hätte zu eigen sein sollen."

Man sieht, auch Volkelt betrachtet den Philosophen in gewissem Sinne aus ästhetischem Gesichtspunkte. Er hat eine Art ästhetischer Freude an der widerspruchsvollen und daher um so interessanteren Persönlichkeit Schopenhauer's; „das Schroffe und Steile, das Großgefügte und Ueberragende" in dieser Persönlichkeit sagt ihm zu, weil es ihm das Bild einer konkreten, durch und durch bestimmten, vollsaftigen und lebensvollen Individualität gewährt. Es ist der Individualismus, wie er sich gegenwärtig vor allem auf ästhetischem Gebiete kund giebt, der in dieser Auffassung zu Tage tritt und unter Beiseitelassung aller moralischen Erwägungen die Persönlichkeit im bloßen Spiegel der Idee betrachtet. Insofern ist diese Darstellung Volkelt's eine durchaus moderne, und Schopen-

hauer selbst hätte sie sich nicht anders wünschen können. Sie ist aber auch insofern durchaus zeitgemäß, als Volkelt die mannigfache Verwandtschaft zwischen Schopenhauer und modernem Wesen überall hervorhebt und zeigt, wie vielfach sich die Weltanschauung dieses Philosophen mit gewissen gegenwärtigen Richtungen des Lebens und der Kunst berührt. Die neue Romantik in den bildenden Künsten und der Dichtung vor allem läßt mancherlei Beziehungen, Stimmungen und Werthungen erkennen, für die sich bei Schopenhauer Anknüpfungspunkte finden. Der Subjektivismus und Traumidealismus der modernen Kunst findet sich in seiner Weltanschauung ebenso vorgebildet, wie das Erfassen der Welt mit der Gewalt eines starken, strotzenden Lebens, ihr Alogismus und Mystizismus ebenso sehr, wie ihre ästhetische Lebens- und Weltbetrachtung. Vor allem in der letzteren bekundet sich der romantische Zug bei Schopenhauer, wie denn auch er den Philosophen mit dem Künstler identifizirt und Nietzsche's Lehre vorweggenommen hat, wenn er den Künstlerphilosophen als Uebermenschen auffaßt, wodurch die Welt Bedeutsamkeit und Werth erhält.

So sehr nun aber auch in Volkelt's Darstellung der „eigenartigen und großgeprägten Persönlichkeit" des Philosophen das ästhetische Moment hervortritt, und so stark er den ästhetischen Zug in dessen Weltanschauung betont, so weit ist er doch davon entfernt, wie Fischer, das Aesthetische in den Mittelpunkt dieser Weltanschauung zu rücken. Nicht die Aesthetik, sondern die Ethik bildet den Kern derselben. Nicht im Aesthetischen, viel weniger im Physischen, sondern allein im Moralischen liegt der Schlüssel zum Weltdasein nach Schopenhauer. Es ist eine einseitige Uebertreibung, die aus einem Verkennen des Wesens von Schopenhauer's Persönlichkeit entspringt, die ästhetische Triebfeder zum Ausschlaggebenden in dessen Philosophie zu machen. Hat doch die Welt nach Schopenhauer letzten Endes einen moralischen Sinn, und ist es doch eine moralische That, wodurch die endgültige Erlösung vom Dasein herbeigeführt wird. „Das Dasein hat seinen Grund in einem Nichtseinsollenden, in einer metaphysischen Urschuld. Die moralische Verkehrung im Urgrunde der Welt drückt dem ganzen Dasein den Stempel auf. Schopenhauer's Weltanschauung ist metaphysisch-moralischer (nicht ästhetischer) Pessimismus, der sich zuweilen einem Satanismus nähert." Mit dieser Ansicht entfernt sich Schopenhauer so weit wie möglich von der rein ästhetischen Weltanschauung der alten und modernen Romantik, welch' letztere unter dem Zeichen Nietzsche's der Moral geradezu den Krieg erklärt hat, bei ihrer einseitigen Betonung der lebenstrotzenden, realen Natur des Alogischen die dunkle, schmerzvolle Seite des Daseins übersieht und sich damit wieder in bedenklicher Weise einem flachen Optimismus nähert. Mit der Hervorkehrung jener Wahrheit ist aber von Volkelt auch zugleich der richtige Gesichtspunkt gewonnen, um Schopenhauer's Weltanschauung darzustellen und zu beurtheilen. Denn die moralische Triebfeder in seiner Philosophie bestimmt mehr oder weniger

auch alle übrigen, nur freilich nicht in solcher Weise, daß diese sich immer widerspruchslos ihrer Richtung einordneten. Wirken doch außer ihr, wie Volkelt zeigt, noch viele andere der mannigfaltigsten Triebfedern zusammen, die letzten Endes nicht durch ihre eigenen logischen Beziehungen, sondern nur durch die starke persönliche Lebensstimmung des Philosophen zusammengehalten werden. So erklärt es sich, daß Schopenhauer selbst die starken Widersprüche nicht bemerkt hat und bemerken konnte, die in der nothwendigen Richtung seiner Grundgedanken lagen. Sie waren eben mit den Grundfunktionen seiner Seele, den Triebfedern seiner gesammten Philosophie, verwachsen, und daher sah Schopenhauer über sie hinweg, dessen Denkenergie eben in der Gesammtbethätigung jener Triebfedern bestand. Dem Kritiker hingegen können sie nicht verborgen bleiben, weil er nicht mit ihm verwachsen ist. Es gehört aber eben deshalb, wie Volkelt bemerkt, zum Leichtesten und Wohlfeilsten, jene Widersprüche hervorzuziehen; viel wichtiger dagegen ist es, sie aus den Triebfedern von Schopenhauers's Denken und seiner Persönlichkeit zu verstehen und die Wahrheit und Größe seiner Philosophie trotz der in ihr vorhandenen Widersprüche zu würdigen.

Daß ihm dieses aufs Beste gelungen ist, habe ich oben bereits hervorgehoben und verzichte darauf, es im Einzelnen darzulegen. Nur auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen, bei dem mir Volkelt dem Gedanken Schopenhauer's nicht völlig gerecht geworden zu sein scheint, und wo ich von seiner Ansicht abweiche. Dies ist in seiner Darstellung von Schopenhauer's Erkenntnißtheorie. Ganz vortrefflich zwar ist hier von Volkelt der Schopenhauer'sche Phänomenalismus entwickelt. Wie der Satz: „Die Welt ist meine Vorstellung", diese Grundwahrheit aller kritischen Philosophie, in den erkenntnißtheoretischen Subjektivismus und Skeptizismus umschlägt, wie alsdann die skeptische Beurtheilung des Dinges an sich in eine metaphysisch-dualistische hinübergleitet und das Nicht*wissen* desselben sich in ein *gewußtes* Nicht*sein* verwandelt, das hat Volkelt ebenso klar und lichtvoll gezeigt, wie er den stimmungsmäßigen Charakter von Schopenhauer's Erkenntnißtheorie, „das menschlich Bedeutsame" derselben auf das Glücklichste charakterisirt hat. Nicht weniger einleuchtend ist im Ganzen die Darstellung von Schopenhauer's Korrelativismus und Materialismus. Auch Schopenhauer gehört, wie Volkelt mit Recht hervorhebt, zu den Philosophen, die auf dem Boden des kartesianischen Cogito ergo sum stehen und mit der „Selbstgewißheit des Bewußtseins" beginnen. Alles, was uns als Objekt gegeben ist, hängt an dem Bewußtsein, ist nur für das Subjekt vorhanden. Dieser Satz bedeutet aber nicht bloß, daß Subjekt und Objekt Korrelate sind, sondern die Korrelativität der Beiden ist bei Schopenhauer von vornherein mit dem Sinn verknüpft, „daß das Bewußtsein der subjektive Boden, das der Korrelativität *Vorausgesetzte* und *Uebergordnete* ist und demnach eine unvergleichliche Stellung hat. Das Subjekt hat daher bei Schopenhauer zwei Bedeutungen: es bedeutet erstens den *Ausgangs*-

punkt und das Anfangsgebiet der Philosophie, das Bewußtsein, sofern es Vorstellen und Vorgestelltes, Subjekt und Objekt in sich faßt, und zweitens die eine der beiden vom Bewußtsein umfaßten Seiten." Das Bewußtsein ist für Schopenhauer, wie für Descartes, gleichsam die Substanz, deren beide Seiten (Attribute) das Objekt und das Subjekt im Gegensatze zum Objekt bilden. Nur auf dieser Auffassung des Bewußtseins als des Tragenden und Uebergreifenden über die Welt als Vorstellung beruht, wie auch Volkelt bemerkt, der ganze Subjektivismus und erkenntnißtheoretische Idealismus Schopenhauer's. Wenn es wahr ist, daß ich mich im Bewußtsein selbst erfasse, daß also Bewußtsein und Sein identisch sind, so ist aus dem Subjektivismus garnicht herauszukommen, so giebt es gar kein Ding an sich außerhalb des Bewußtseins, was Schopenhauer selbst bekanntlich dadurch anerkannt hat, daß er sich außer Stande erklärt hat, den Solipsismus zu widerlegen.

Nun aber bekämpft Volkelt mit Recht den erkenntnißtheoretischen Idealismus und setzt an seine Stelle den transcendentalen Realismus, d. h. die Annahme einer bewußtseinstranscendenten Welt von Dingen an sich. Wie kommt er aber dann dazu, es einen „unglücklichen Schritt" zu nennen und es Schopenhauer zum Vorwurf zu machen, daß er die Unerkennbarkeit des Subjekts, als des substantiellen Trägers und Produzenten der Welt als Vorstellung, behauptet hat? Gewiß widerspricht diese Behauptung der anderen, daß es das Bewußtsein ist, welches mit seinem Vorstellen und Erkennen der ganzen Raum- und Zeitwelt allererst ihr Dasein giebt, dem kartesianischen Ausgangspunkte der Schopenhauer'schen Philosophie; gewiß widerspricht sie auch der Grundannahme Schopenhauer's, daß das Subjekt sich unmittelbar als ein wollendes erkennt, aber es fragt sich, ob diese beiden Annahmen vor der Kritik bestehen können. Nach Volkelt soll sich Schopenhauer mit unbestreitbaren Thatsachen in Widerspruch setzen, wenn er die Unerkennbarkeit des Subjekts behauptet. Denn alsdann könnte ich auch nicht das Bewußtsein dem gegenständlichen Dasein gegenüberstellen. Allein, wenn Subjekt und Objekt die unzertrennlichen Korrelate alles Bewußtseinsinhalts sind, so ist nicht einzusehen, warum ich nicht den Begriff des Bewußtseins sollte erfassen können: wohlgemerkt! nur den Begriff und die Vorstellung des Bewußtseins: denn aller Bewußtseinsinhalt ist eben nur Vorstellung. Daß ich aber das Bewußtsein als solches unmittelbar sollte erfassen können, setzt voraus, daß die bloße Form des Bewußtseins etwas Reales und Selbständiges neben ihrem Inhalt ist, und das ist durchaus keine ausgemachte Sache.

Wenn Schopenhauer mit Descartes das Bewußtsein als reales Subjekt der Vorstellungsthätigkeit und Produzent des Bewußtseinsinhalts betrachtet, und Volkelt ihm darin beistimmt, so nehmen sie diesen Begriff in einem Sinne, wie er erkenntnißtheoretisch nicht zu rechtfertigen ist. Es ist das ein Hinübergleiten vom erkenntnißtheoretischen Satze der

Phänomenalität, wonach die Welt und also auch das Ich nur als Vorstellung gegeben ist, in die metaphysische Behauptung der Realität des Selbstbewußtseins, wie Volkelt selbst sie gerade mit Recht zurückweist. Ich erkenne auch mich selbst unmittelbar nur als Vorstellung, aber nicht als Realität, als Ding an sich: das ist der Sinn der von Volkelt bekämpften Behauptung Schopenhauer's. Das schließt indeß durchaus nicht, wie Volkelt meint, die Thatsache aus, daß ich mich zugleich als vorstellend, fühlend, empfindend, begehrend u. s. w. erkenne, denn alles dies sind ja nur die inhaltlichen Momente meiner Ichvorstellung. Ich erkenne auch mich selbst nur als Objekt, aber nicht als Subjekt, nur freilich als ein Objekt, welches den Außendingen gegenüber sich als Subjekt, d. h. als bewußtseinsimmanenter Repräsentant des transcendenten realen Subjekts, darstellt. Es ist der Grundirrthum Schopenhauers, wie ihn seit Descartes die gesammte neuere Philosophie begeht, daß er den Doppelsinn des Wortes Subjekt nicht bemerkt und das immanente, repräsentative, vorstellungsmäßige Korrelat des Objekts mit dem transcendenten, realen metaphysischen Subjekt, dem Produzenten des Bewußtseinsinhalts, identifizirt.

Darin hat ja freilich Volkelt ganz recht, daß die ganze Aprioritätslehre Schopenhauer's, wonach Raum, Zeit und Kausalität bloß innerhalb des Bewußtseins gelten sollen, eine „Sünde gegen jene Unerkennbarkeit“ ist. Aber sie wird ja auch von Volkelt selbst verworfen. Und doch läge hierzu gar keine Berechtigung vor, wenn wir diese Kategorien wirklich a priori, d. h. als unmittelbaren Inhalt des unmittelbar erkannten realen Bewußtseins erkennten. Wenn Raum, Zeit und Kausalität Inhalte des (realen) Bewußtseins sind und als solche unmittelbar erkannt werden, so gelten sie eben auch nur für dies Bewußtsein, und es ist garnicht einzusehen, wie sie jenseits des Bewußtseins, das ihr alleiniger Produzent und Träger ist, sollten existiren können. Aus der unmittelbaren Erkennbarkeit des Bewußtseins (Subjekts) folgt dessen Realität, aus seiner Realität die apriorische Erkennbarkeit der Kategorien, aus ihr deren bloße Subjektivität, folgt mit anderen Worten der ganze erkenntnißtheoretische Idealismus und Subjektivismus, wie Kant gezeigt hat — diese Gedankenkette ist nun einmal nicht zu zerreißen.

Ich bestreite hiernach, gerade umgekehrt, wie Volkelt, die Wahrheit von Schopenhauer's kartesianischer Grundvoraussetzung, wonach das Bewußtsein als solches unmittelbar erkennbar und demnach ein Reales sein soll, und behaupte, daß Schopenhauer ganz recht hat, die Unerkennbarkeit des Subjekts, als des realen Trägers und Produzenten des Vorstellungsinhalts anzunehmen. Ich betrachte es als einen Rest von naivem Realismus, die vorstellungsmäßige Natur der Welt, soweit sie uns unmittelbar gegeben ist, anzuerkennen, einem besonderen Inhalt dieser Vorstellungswelt jedoch, nämlich dem Ich oder Selbstbewußtsein, zugleich eine reale Bedeutung zuzuschreiben. Ich erblicke darin nur das Proton pseudos der gesammten

neueren Philosophie, das im Cogito ergo sum seinen Ursprung hat, und das bei Schopenhauer ebenso wie bei Kant und den übrigen modernen Erkenntnißtheoretikern und spekulativen Philosophen die logische Hauptursache aller ihrer Widersprüche und Verkehrtheiten darstellt. Hat Schopenhauer mit jener Annahme Recht, ist das Bewußtsein ein Reales, oder vielmehr erkennen wir uns im Bewußtsein unmittelbar, dann sind die Folgerungen, die er hieraus zieht, die Losgelöstheit des Subjekts von der Form der Zeit und des Raumes, seine Ewigkeit, Unzerstörbarkeit, Einzigkeit u. s. w., unwiderlegbar, dann ist es völlig aussichtslos, aus dem Subjektivismus herauszukommen und den erkenntnißtheoretischen Idealismus durch einen transcendentalen Realismus zu überwinden. Ist dagegen vielmehr die andere Annahme der Unerkennbarkeit des realen Subjekts wahr, dann kann man es auch nicht eine „unhaltbare Ueberzeugung" nennen, wenn Schopenhauer die Veränderungen innerhalb des Subjekts, die seelischen Vorgänge, der Verknüpfung nach Ursache und Wirkung zu entziehen sucht: vielmehr ist es alsdann geradezu als eine geniale Einsicht Schopenhauer's anzusehen, daß er die kausale Verknüpfung als eine solche aufgefaßt hat, die sich jenseits des Bewußtseins vollzieht. Damit wird aber nicht die Psychologie als Wissenschaft aufgehoben, wie Volkelt meint, sondern nur die alte apriorische und jene moderne sogenannte empirische Psychologie, welche die unmittelbare Erkenntniß des psychischen Seins behauptet. (Vrgl. mein Werk: „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik" 1897.)

Ich bin auf diesen Punkt so ausführlich eingegangen, weil er mir, wie ich nicht aufhören werde, zu betonen, für die ganze Philosophie von fundamentaler Bedeutung zu sein scheint. Solange dem Bewußtsein als solchem noch irgendwelche Art von realer und grundsätzlicher Bedeutung zugestanden wird, ist auf einen Fortschritt innerhalb der Philosophie nicht zu hoffen. Solange Bewußtsein und Sein noch in irgendwelchem Sinne für identisch gehalten werden und das Cogito ergo sum in Geltung steht, hat der erkenntnißtheoretische Subjektivismus genau den gleichen wissenschaftlichen Werth, wie der verstiegenste Mystizismus und der metaphysikfeindliche Skeptizismus. Solange das Sein in dem Worte „Bewußtsein" für etwas mehr gehalten wird als in den Worten „Alleinsein, Identischsein, Verkehrtsein u. s. w.", d. h. für mehr als einen bloß sprachlichen Nothbehelf, um die Abstraktion von den bewußten Inhalten zu bezeichnen, solange bleibt das Philosophiren nothwendig mit Unfruchtbarkeit geschlagen, weil es eine bloße Abstraktion mit einer Realität verwechselt. Bei Volkelt treten die Folgen seiner Auffassung nicht bloß darin zu Tage, daß er sich außer Stande bekennen muß, das Freiheitsproblem zu lösen, sondern auch die Formel für die Vereinigung des Individualismus mit dem Pantheismus zu finden, deren Forderung er thatsächlich anerkennt. Wenn ich mich selbst im Bewußtsein als Realität erfasse, so folgt ja, daß auch das Gefühl der Freiheit, das ich bei meinen Handlungen habe, nicht illusorisch sein kann, und der Konflikt

dieser unmittelbar erkannten Freiheit des Willens mit der Naturwissenschaft und Psychologie ist unvermeidlich. Und wenn meine Selbstheit und „Eigenheit" (Subjektivität) mir durch das Selbstbewußtsein unmittelbar verbürgt wird, so kann ich natürlich nicht zugleich ein Modus des Absoluten sein. Der Grund dieser Widersprüche scheint mir aber nicht, wie Volkelt meint, in der Natur unseres Erkenntnißvermögens zu liegen, welche die Metaphysik dazu nöthigt, sich an solchen Stellen ins „Unbegreifliche" und „Geheimniß" zu flüchten, sondern lediglich in der Verkehrtheit des Ausgangspunktes, wonach das Selbstbewußtsein als solches unmittelbar ein Reales sein soll.

Die Auflösung dieser Widersprüche und Schwierigkeiten liegt mit anderen Worten in der Anerkennung des Unbewußten. Gerade hiergegen aber sträubt sich Volkelt, weil er vom Cogito ergo sum nicht loskommt. So recht er daher hat, es als einen wesentlichen Irrthum Schopenhauer's anzusehen, wenn er die Vernunft als Aeußerung einer vernunftlosen Macht hinstellt, so unrecht hat er, es für ein „gewagtes, ja unmögliches Unternehmen" zu erklären, wenn man das Bewußtsein aus einem unbewußten Weltgrunde hervorgehen läßt. Denn dabei ist vorausgesetzt, daß das Bewußtsein, ebenso wie die Vernunft, ein Wesenhaftes und Reales und nicht vielmehr die bloße accidentielle Form ist, worin sich die Vernunft unter gewissen Umständen darstellt.

Im Uebrigen hat gerade der Philosoph des Unbewußten keine Veranlassung, sich über die Art und Weise zu beklagen, wie Volkelt ihn in seine Darstellung hineinzieht. Es ist wohl das erste Mal, daß in dem Werke eines Philosophieprofessors so anerkennend über Hartmann gesprochen und überhaupt der Name desselben im Zusammenhange mit Schopenhauer so häufig erwähnt wird. Nicht genug, daß Volkelt sich zum Pessimismus, und zwar in jener „vorsichtigen" Weise bekennt, wie Hartmann es zuerst gethan hat; nicht genug, daß er die pessimistischen Bestandtheile auch bei Kant hervorhebt und Hartmann rühmt, den Letzteren als den „Vater des Pessimismus" erkannt zu haben, was noch Paulsen in seinem Kantbuch ironisch zurückweist, er erkennt auch die Richtigstellungen und Verbesserungen der Schopenhauer'schen Philosophie durch Hartmann offen als solche an und räumt ein, daß die Philosophie des letzteren „in ihrer metaphysischen Grundlage eine originelle und tief durchdachte Einheit von Idee und Wille, Logismus und Alogismus" darstelle. Und diese Vereinigung der beiden entgegengesetzten Prinzipien hält auch Volkelt für richtig. „Das Weltbild," sagt er, „drängt von zahlreichen wesentlichen Zügen aus mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Annahme, daß der Weltgrund nicht durch und durch vernünftig sei, sondern eine irrationale Seite als wesenhaft und mitentscheidend in sich habe. Ich sehe geradezu einen der heiligen Urgedanken der Menschheit in der Ueberzeugung, daß der Kern der Welt eine abgrundartige Tiefe, ein Nichtseinsollendes, Verkehrtes, Furchtbares

in sich schließe." Er meint danach, daß man schließlich auf eine Metaphysik kommen müsse, die den Weltgrund als vernünftig und doch zugleich irrational gebrochen auffaßt. Dies Zugeständniß ist um so werthvoller, als Volkelt selbst früher vom Hegel'schen Standpunkte aus das alogische Willensprinzip bei Hartmann aufs Entschiedenste bekämpft hat. Wenn dieser selbe einsichtige und scharfsinnige Denker sich durch die Gewalt der Thatsachen jetzt dazu gedrängt sieht, in diesem entscheidenden Punkte auf Hartmann's Seite hinüberzutreten, so darf man daraus wohl die Hoffnung schöpfen, daß die Zeit einer allgemeinen Würdigung der Weltanschauung Hartmann's nicht mehr fern ist. Freilich wird man dann wohl oder übel auch das Unbewußte mit in den Kauf nehmen müssen, denn wie ein absolutes Bewußtsein neben der logischen Idee ein blindes, dunkles, abgrundartiges, unbewußtes Prinzip in sich sollte enthalten können, das wird sich schwer verständlich machen lassen.

Es bleibt schließlich noch übrig, einen Blick auf diejenigen Punkte zu werfen, worin die Bedeutung Schopenhauer's beruhen soll. Volkelt findet dieselbe vor allem in seinem Wesen als philosophischer Schriftsteller, in seiner Synthese von Kantischem Subjektivismus und Spinozisch-Schellingischer Alleinheitslehre, in seinem Irrationalismus und Individualismus, seinem romantischen Pessimismus, in seiner Vereinigung von Lebensbejahung und Lebensverneinung, sowie endlich in seiner Stellung zur Religion, die von Schopenhauer in gewissem Sinne von ungehörigen Bestandtheilen gereinigt, auf ihr wahres Wesen zurückgeführt und in seine Philosophie in einer Weise hineingearbeitet ist, daß die letztere fähig erscheint, ähnlich gesinnte Gemüther religiös anzuregen und ihnen eine religiöse Ergänzung des philosophischen Erkennens nahe zu legen. Nach alledem erscheint Schopenhauer in der Darstellung Volkelt's in der That als ein Philosoph, dessen Studium gerade auch unserer Zeit nicht dringend genug empfohlen werden kann. Volkelt hält dessen Weltanschauung nicht, wie Wagner und Nietzsche, für die hauptsächliche oder gar einzige wünschenswerthe Führerin der Kultur. Wohl aber ist er der bescheideneren Meinung, daß Schopenhauer zu den Geistern gehört, von denen zu wünschen und zu hoffen ist, daß sie auch für die künftige Kultur eine hervorragende Bedeutung behalten. „Auch auf die kommenden Geschlechter," sagt Volkelt, „wird Schopenhauer, so wünsche und hoffe ich, als heilsamer Zerstörer bequemen und feigen Wahnglaubens, als Befreier von schimmernden Lebenslügen, als Erwecker zu hochstrebender Sehnsucht, als Mahner an das geheimnißvoll Ewige im Menschen wirken." Wer solche Worte über einen Denker findet, der von der offiziellen Philosophie solange als schrullenhafter Dilettant ignorirt und in Acht und Bann gethan war, wer überhaupt so plastisch die Persönlichkeit des Philosophen herauszuarbeiten und bei aller Schärfe der Kritik seine Weltanschauung doch nicht bloß nach ihrer sachlichen Richtigkeit, sondern auch nach ihrem menschlichen und geschichtlichen Werthe zu würdigen

weiß, wie dieses von Seiten Volkelt's geschehen ist, dessen Schrift kann man mit bestem Gewissen allen Lesern Schopenhauer's empfehlen, von dem kann man sagen, daß er das Werk über Schopenhauer geschrieben und dem Philosophen ein Denkmal gesetzt habe, wie dieser es schöner und würdiger sich selbst nicht hätte wünschen können.

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

* * *

Nachschr. d. Red. Wir haben die vorstehende Besprechung unseres trefflichen Mitarbeiters gern gebracht, müssen jedoch zur Wahrung unseres eigenen Standpunktes hinzufügen, daß wir bei allem Respekt vor der Person und den Arbeiten Volkelt's die Auffassung Kuno Fischer's nach wie vor für die richtigere halten. Unser verstorbener Mitarbeiter, der geniale Constantin Rößler ist der Ueberschätzung Schopenhauer's an dieser Stelle mit der größten Energie entgegengetreten; als einem mächtigen Gegner des bloßen Empirismus und Positivismus mögen wir dem großen Pessimisten auch einmal ein freundlicheres Wort gönnen; im Grunde bleibt uns das Urtheil Rößler's das maßgebende.

Epitome der synthetischen Philosophie Herbert Spencer's von F. Howard Collins, nach der fünften Ausgabe übersetzt von J. Viktor Carus. — C. G. Naumann, Leipzig 1900.

Die Philosophie Herbert Spencer's bildet eine jener charakteristischen Erscheinungen in dem Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts, deren Merkmale durch die Zurückdrängung der spekulativen Methode, durch die Betonung des Thatsächlichen im Sinne des naiven Realismus und im Anschluß daran durch ein auf Psychologie und Naturwissenschaft gestütztes philosophisches Verfahren gekennzeichnet sind. Diese Richtung erhielt den Namen „Positivismus“ und spinnt ihrerseits den Faden weiter, an dem bereits im Alterthum vornehmlich Protagoras und die Epikureer, in der neueren Zeit besonders Hume, Condillac, Comte und Mill gedreht haben. Je mehr dann in Deutschland das Verständniß Kant's erlosch, hat jene Strömung in der Literatur und auf den Kathedern auch hier immer größere Fortschritte gemacht und spielt gegenwärtig noch die führende Rolle. Als ihre konsequentesten Vertreter bei uns sind Göring und Laas zu nennen. Mehr aber als diese haben Mill und Spencer auf die breiteren Schichten des deutschen Positivismus gewirkt, und wer daher die mannigfachen Rinnsale bis zu ihrem Quell zurückverfolgen will, der muß sich mit den Gedankengängen jener englischen Denker vertraut machen. Dies ist um so nöthiger, je deutlicher die Halbheit des Positivismus

zu Tage tritt, und nur eine genaue Kenntniß seines Wesens kann zur Beseitigung dieser Halbheit führen.

Für das Studium Spencer's bietet nun die Epitome seiner Philosophie von F. Howard Collins ein sehr empfehlenswerthes Hilfsmittel, das durch die gewandte Uebersetzung von J. Viktor Carus nun auch in einer geschmackvollen Ausgabe den deutschen Lesern zugänglich gemacht ist. Dieser in England bereits in fünfter Auflage erscheinende Auszug verfolgt den Zweck, in einer gedrängten Form die allgemeinen Grundsätze von Herbert Spencer's Philosophie soweit wie möglich in seinen eigenen Worten zu geben. Zu der ersten englischen Ausgabe dieses Collin'schen Auszuges hat Spencer selbst eine Vorrede geschrieben, und er bemerkt darin: „Krankheit hat mich daran verhindert, sie (die Epitome) ganz durchzulesen; ich habe aber aufs Gerathewohl hier und da herausgenommene Partien gelesen und habe sie als gut gemacht befunden. Die gedrängten Angaben sind sowohl korrekt als deutlich. Ich bin in der That etwas überrascht gewesen, daß es sich als möglich herausgestellt hat, so Viel auf einen kleinen Raum zusammenzubringen, ohne die Verständlichkeit zu opfern.“ Diese Approbation seitens des Philosophen selbst hat der „Epitome“ zur großen Empfehlung gereicht, und sie verdient in Wirklichkeit, wenn man einmal einen Abschnitt mit dem Originalwerk vergleicht, große Anerkennung für die Treue und das Verständniß, mit der sie hergestellt ist. Deshalb bietet der Collins'sche Auszug auch dem eine bequeme Uebersicht, der sich bereits mit den Originalwerken Spencer's bekannt gemacht hat.

Ob freilich die Philosophie Spencer's durch die Einführung der Collins'schen „Epitome“ in Deutschland noch zu einer wirksameren Anerkennung als bisher gelangen wird, möchte ich billig bezweifeln. Vielmehr wird gerade diese Uebersicht über das ganze System immer mehr zu der Einsicht beitragen, daß die Lösung der eigentlich philosophischen Probleme durch den englischen Denker so gut wie gar keine Förderung erfahren hat, sondern durch ihn nur noch weiter von dem richtigen Wege abgelenkt worden ist. Was an seinen Schriften interessirt, ist die Fülle der Detailkenntnisse, ihre geschickte Gruppirung und eine daraus abgeleitete scharfsinnige Zusammenfassung von Ergebnissen. Aber das betrifft alles mehr die empirische Psychologie, die allgemeine Naturwissenschaft und Soziologie, als die Philosophie. Nun hat ja Spencer allerdings auch ein Buch über die Grundlagen der Philosophie geschrieben, aber gerade dieses Werk enthält den deutlichsten Beweis, wie wenig ihm die Bedeutung der fundamentalen Probleme der Philosophie aufgegangen ist. Darüber konnte man sich nur zu einer Zeit täuschen, in welcher der philosophische Sinn den Philosophiebeflissenen selber abhanden gekommen war, so daß sie mit positivistischen Flicken ihre Blößen zu bedecken suchten.

Charakteristisch ist es schon, wie sich Spencer außer Stande zeigt, den Begriff der Wissenschaft zu bestimmen. Wenn er behauptet, „daß Wissen-

schaft einfach eine höhere Entwicklung des alltäglichen Wissens ist", und wenn er ferner erklärt: „es ist nirgends möglich anzugeben, wo die Erfahrungen des täglichen Lebens aufhören und die Verallgemeinerungen der Wissenschaft beginnen", so zeugt das allerdings von einer solchen philosophischen Oberflächlichkeit, daß darüber nur die positivistischen Schwarmgeister im Unklaren bleiben konnten. Spencer nämlich ist keineswegs Skeptiker, er glaubt an den Bestand der Wissenschaft und behauptet von ihr: „die täglichen Bestätigungen ihrer Voraussagungen, die Entwicklung und feste Begründung solcher großen Zweige derselben, wie der Mathematik, Physik und Astronomie und die nie aufhörenden Triumphe derjenigen Berufe, welche von der Wissenschaft geleitet werden, sind beweisende Zeugnisse für ihre Wahrheit." Wenn Jemand auf solche Weise von der Wahrheit wissenschaftlicher Erkenntniß überzeugt ist, so sollte einem philosophischen Schriftsteller auch bekannt sein, wie seit Plato kein Zweifel darüber herrscht, daß eine Erkenntniß nur dann den Namen Wissenschaft verdient, wenn sie schlechthin allgemeingiltig und nothwendig ist. Und er sollte ferner wissen, daß solche Erkenntnisse niemals Verallgemeinerungen der Erfahrungen des täglichen Lebens sind, weil diese immer nur ein bestimmtes Maß von Wahrscheinlichkeit, aber durchaus nicht nothwendige Allgemeingiltigkeit enthalten. Protagoras hat bestritten, daß es Wissenschaft in diesem strengen Sinne geben könne: das konnte er thun; aber das hat er nicht bestritten, daß, wenn es eine Wissenschaft gebe, sie von dem angegebenen Charakter sein müsse. Spencer dagegen erkennt das Faktum der Wissenschaft an, aber er glaubt, ihre Wahrheit aus den Erfahrungen des täglichen Lebens, d. h. aus der subjektiven Erfahrung ableiten zu können. Wie tief steht da seine Einsicht in den Ursprung und Werth wissenschaftlicher Erkenntniß selbst noch hinter der des Protagoras zurück!

Um nun seinem Positivismus wenigstens scheinbar einen Halt zu geben, muß Spencer doch eine transzendent metaphysische Grundlage als Supplement heranziehen. Wenn er diese Metaphysik als die Grundlage aller Religionen bezeichnet, so beweist das nur, daß ihm auch nicht einmal eine dämmernde Ahnung aufgegangen ist von dem, was Religion ist. Denn nur so kann er behaupten: „wenn Religion und Wissenschaft mit einander versöhnt werden sollen, so muß die Grundlage der Versöhnung diese tiefste, allgemeinste und gewisseste aller Thatsachen sein: — daß die Kraft, welche sich uns im Universum offenbart, für uns durchaus unerforschlich ist." Mit dieser Voraussetzung macht er es sich nun erschreckend leicht, diejenigen aller grundlegenden Erkenntnißmittel, ohne die keinerlei Erkenntniß möglich ist, und die doch nicht aus der Erfahrung abgeleitet werden können, schlankweg auf Kosten jener offenbarenden Kraft zu setzen. So braucht er sich denn bequemer Weise um Raum, Zeit, Materie, Bewegung u. s. w. nicht weiter zu kümmern. „Die wissenschaftlichen Grund-

begriffe repräsentiren sämmtlich Realitäten, welche nicht begriffen werden können. Die Erklärung dessen, was erklärlich ist, setzt nur die Unerklärlichkeit des Uebrigbleibenden in ein noch helleres Licht." Neben die Behauptung, daß es eine wissenschaftliche Wahrheit gebe, rückt so ganz friedlich die andere, daß alle unsere Erkenntniß nur relativ ist. Denn, so erklärt er, da die allgemeinste Erkenntniß, zu der wir vordringen können, nicht auf eine noch allgemeinere zurückgeführt werden kann, so kann sie auch nicht begriffen werden: mit Nothwendigkeit also muß uns die Erklärung schließlich auf das Unerklärliche hinausführen. Hiermit zeigt aber Spencer nur, daß bei ihm Alles unkritisch in einander überläuft. Eben deswegen hielt es Kant für die allernothwendigste Vorarbeit philosophischer Erkenntniß, genau die Grenzen zu bestimmen, innerhalb derer apodiktische Gewißheit möglich und jenseits deren keine mehr zu finden ist. Für Spencer aber, der diese Grenzen nicht zu ziehen vermag, wird darum flugs alle Erkenntniß relativ, und gleichwohl giebt es für ihn nicht nur Wissenschaft, sondern auch eine wissenschaftliche Philosophie. Sie ist für ihn das Endresultat jenes Prozesses, welcher mit der bloßen Aneinanderreihung roher Beobachtungen beginnt, sich in der Aufstellung allgemeinerer und immer mehr von besonderen Fällen abgelöster Sätze weiter entwickelt und mit Universalgesetzen abschließt. In einfachster Form: — „Wissen der niedrigsten Art ist nicht vereinheitlichte Erkenntniß; Wissenschaft ist theilweise vereinheitlichte Erkenntniß; Philosophie ist vollkommen vereinheitlichte Erkenntniß". Wenn aber Philosophie das wirklich ist, so folgt daraus, daß unsere Erkenntniß dann eben auch nicht durchweg relativ sein kann: denn vollkommene Einheit heißt nothwendige Einheit, und diese ist nicht relativ. So zeigt sich denn bei Spencer, was für den Positivismus überhaupt gilt, die Unkenntniß mit den Deduktionen Kant's, als eine schwere Unterlassungssünde. Dieser Denker hat auch gewiß nicht das letzte Wort gesprochen, und wir sehen uns heute schon genöthigt, in wesentlichen Punkten über ihn hinauszugehen, andere ganz zurückzuweisen. Aber andererseits steht doch auch das fest, daß kein Philosophierender heut ungestraft an ihm vorübergehen kann, ohne in ein unkritisches Stadium zurückzufallen. Daß Spencer um die konkreten Wissenschaften seine besonderen Verdienste hat, soll damit garnicht in Abrede gestellt werden, aber ein Philosoph im strengen Sinne ist er nicht.

Möge diese Epitome dazu beitragen, das Verdienst Spencer's an die richtige Stelle zu rücken; möge es aber auch anderseits dazu verhelfen, unserem philosophisch interessirten Publikum die Augen über die Unhaltbarkeit des philosophischen Positivismus zu öffnen!

Berlin. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.



„Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft von G. S. A. Mellin.“ Neu herausgegeben von Dr. Ludwig Goldschmidt. — Gotha 1900.

Es war ein glücklicher Gedanke, der L. Goldschmidt bewogen hat, Mellins Marginalien und Register zu Kants Vernunftkritik (1794) neu herauszugeben. Dieses Buch war darauf angelegt, „die Hauptwahrheiten der Kritik mit den Beweisen vollständig, obwohl mit wenigen Worten, ohne alle Erläuterungen und Beispiele“ zu geben und so zugleich das ganze System zusammenhängend in einem kurzen Abrisse darzustellen. Dadurch sollte es vornehmlich denjenigen ein bequemes und übersichtliches Hilfsmittel sein, die sich selbständig in den komplizirten Gedankengang des Kantischen Werkes einzuarbeiten gewillt waren. Dieser letztere Weg ist nun auch heut noch trotz der riesenmäßigen Kant-Literatur der empfehlenswertheste, um zu einem sicheren Verständniß der kritischen Philosophie zu gelangen. Er ist mühsam, aber zuverlässiger als alle anderen, welche von sekundären Darstellungen ausgehen. Denn nur wenige unter diesen halten sich frei von subjektiver Färbung und subjektiver Kritik. Was hilft uns beispielsweise eine Darstellung der Philosophie Kants, die unter Hegelschem oder positivistischem Gesichtswinkel zu Stande gekommen ist? Eine solche führt den Unbefangenen nur weiter vom wirklichen inneren Verständniß des Kritizismus ab. Geschrieben wird ja heut über Kant außerordentlich viel; trotzdem aber ist das Häuflein derer nur sehr gering, welche die Fähigkeit besitzen, denjenigen zentralen Gesichtspunkt ausfindig zu machen, von dem aus Kant selber die philosophischen Probleme ergriffen und entwickelt hat. Sehr viele glauben, erst ihrerseits das richtige Verständniß für diese Philosophie eröffnet zu haben, wenn sie von einem ihnen selbst verständlicheren Nebenergebniß aus hinterher die eigentlichen Hauptsachen unter diese Beleuchtung rücken. Ein solches Verfahren muß immer fehlschlagen. Nur wer den Kern dieser Philosophie klar zu erfassen vermag, wird auch das Einzelne richtig zu erkennen und zu würdigen vermögen: mit zufälligen einzelnen Gedankenblitzen läßt sich der Geist Kants nicht gefangennehmen. Jener Kern aber ist die transszendentale Methode, der man gleich von Anfang an nur mit geringem Verständniß begegnet ist. Wer sich daher diesen Zentralpunkt nicht sicher zu eigen gemacht hat, darf auf eine wirkliche Einsicht in die kritische Philosophie nicht hoffen.

Wenn gelegentlich an mich die Frage gerichtet worden ist, wie man es machen müsse, um zu einem sicheren Verstehen Kants zu gelangen, so habe ich auch keinen besseren Rath als der Verfasser der Marginalien zu ertheilen gewußt, nämlich Kant selbst zu studiren und zwar unter dem Gesichtspunkt: was heißt transszendental? Um aber zu diesem „Alleszermalmer“ überhaupt erst einmal Stellung zu nehmen, dazu kann es trotz aller Ausstellungen im Einzelnen gar kein besseres Werk geben als das von Kuno Fischer. Um jedoch andererseits hinterher zu einer richtigen

Beurtheilung von Kants Kritizismus vorzudringen, dazu leiten am besten die scharfsinnigen Kantschriften von H. Cohen und A. Stadler an. Die Hauptsache jedoch bleibt das Studium Kants selber, und dazu sind Mellins Marginalien und Register zur Vernunftkritik ein sehr empfehlenswerthes, weil Uebersicht verschaffendes Hilfsmittel. Daher ist die Neuherausgabe dieses Buches mit Dank zu begrüßen.

Ob es nothwendig war, in die Vorrede zu dieser Ausgabe die Polemik gegen Paulsens „Kant" hereinzuziehen, will ich dahingestellt sein lassen. Paulsen hat sich mannigfache Verdienste durch sein tapferes Eintreten für die Ehrenstellung Kants erworben, und selbst seine Gegner dürfen ihn deshalb nicht höhnend abweisen. Was Paulsen zu Kant hingezogen hat, ist offenbar mehr die populär aufklärerische Seite in den Schriften Kants. Mit der Transszendentalphilosophie dagegen hat er nur geringere Fühlung, weil er selbst vielmehr dem unkantischen Positivismus zugeneigt ist. Wenn er daher zwar dem Aufklärer Kant, nicht aber dem transszendentalen Kritiker gerecht geworden ist, so würde eine Rezension, die diesen Mangel nicht herausstellte, allerdings eine werthlose und Paulsen gewiß selbst nicht imponirende Lobhudelei sein: aber das durfte er doch andererseits erwarten, daß die Sache sachlich behandelt würde.

Weshalb nun Goldschmidt diese temporäre Polemik gerade mit Mellins Marginalien zusammengebracht hat, vermag ich nicht einzusehen. Dies geschieht in dem Vorwort. Außerdem ist aber der Mellinschen Arbeit noch eine Begleitschrift „Zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft" vorausgeschickt. Diese Würdigung wird gewiß vielen willkommen sein, da sie die Vernunftkritik in klarer Weise paraphrasirt. Aber deshalb wäre es vielleicht besser gewesen, sie selbständig herauszugeben, da sie der Mellinschen Absicht des Selbststudiums nicht völlig entspricht. Zugleich wären die Marginalien dadurch selbst zugänglicher geworden. Jedenfalls aber ist die Herausgabe des Mellinschen Werkes dankbar zu begrüßen.

Berlin. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

Nationalökonomie.

Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig. Herausgegeben von der Badischen historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. Aloys Schulte, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Breslau. 1. Band. Darstellung. XXXII u. 742 S. 2. Band. Urkunden. 358 S. Leipzig 1900, Duncker und Humblot. 2 Bde. 30 Mk.

Eine Anzahl Urkunden handels- und verkehrspolitischen Inhalts aus dem 14. Jahrhundert, welche vor einer Reihe von Jahren im Archiv

der italienischen Handelskammer zu Mailand aufgefunden wurden, haben den ersten Anlaß zu dem vorliegenden Werke gegeben. Ursprünglich nur als Quellenwerk ohne Darstellung gedacht, erforderte es, nachdem der Verfasser aus den verschiedensten Archiven sein Material ergänzt hatte, eine ausführliche begleitende Darstellung. So wird denn hier ein vollständiges urkundlich belegtes Bild des mittelalterlichen Verkehrs zwischen der Rheinebene und der Lombardei entrollt.

Der Verfasser giebt eine umfassende historisch-geographische Uebersicht der den Verkehr von Nord und Süd vermittelnden Alpenübergänge. Solange der St. Gotthard noch nicht entdeckt war, umging man diesen Gebirgsstock im Westen über die verschiedenen Rhonepässe, im Osten über die Rheinpässe. Der Große St. Bernhard auf der einen, der Septimer auf der anderen Seite spielen die Hauptrolle. Sie vermitteln den italienischen Handel mit Burgund und Frankreich einerseits und mit Deutschland andererseits.

In jener ersten Periode des mittelalterlichen Handelsverkehrs ruht der internationale Großhandel noch völlig in den Händen des Fremdkaufmanns, Syrer, Araber, Friesen, vor allem aber die Juden sind die Großkaufleute jener Epoche. Italien spielt noch nicht die Rolle im Welthandel wie später, seine Stellung ist eine sekundäre. Byzanz ist noch der ὀμφαλός der Welt, auch in handelspolitischer Beziehung. Erst die Zeit der Kreuzzüge läßt Italien seine mittelalterliche Handelsbedeutung gewinnen. An die Stelle des alternden Byzanz treten die oberitalienischen Städte.

Es ist einer der Hauptvorzüge der Schulte'schen Darstellung, daß immer der Zusammenhang zwischen den Handelsverhältnissen auf der einen Seite und den geographischen und politischen Verhältnissen auf der anderen Seite nachgewiesen wird. Der deutsch-oberitalienische Handelsverkehr hätte sich niemals so schnell entwickelt, wenn nicht durch die Römerpolitik der deutschen Kaiser und Könige ein ständiges Hin- und Herfluthen über die Alpen erfolgt wäre. Nur so kam es, daß der hohe Gebirgsstock, der den Norden vom Süden trennte, kein Verkehrshemmniß wurde, sondern mehr belebt war, als etwa die nordischen Ströme. Italienische Spezereien, Gewürze und Luxusgebrauchsartikel sowie deutsche Tuche und Leinenwaaren fanden ihren Wege hinüber und herüber.

Um die Wende des 12. Jahrhunderts verschwindet der Fremdkaufmann, es entstehen die großen Handelsgesellschaften, welche nun den Handel fest organisiren. Der Jude insbesondere wird aus dem Waarenhandel ganz verdrängt, ihm bleibt allein der Geldhandel. Er hat den Zusammenhang mit dem Handwerker niemals besessen, der nothwendig ist in einer Zeit, wo der Handel aus dem Gewerbe heraus entsteht. Auch das Marktwesen gewinnt jetzt an Bedeutung. Im ganzen 13. Jahrhundert bilden die Messen der Champagne einen Hauptknotenpunkt des italienischen Handels mit dem Norden. Die Organisation dieser Messen ist bewundernswerth.

Obwohl auf völlig freier Grundlage entwickelt, ohne den gesetzlichen Zwang eines Marktherrn, zeigen sie doch völlige Disziplin und Ordnung. „Nicht die materielle Macht eines gewaltigen Reiches, das den Frieden garantiren und jede Störung desselben bestrafen konnte, hat den Messen eine fast unbestrittene Autorität gegeben, sondern die Klugheit und Weisheit der Verwaltung der Messen, der sich im eigenen Interesse willig weitentlegene Städte unterwarfen." Die Autorität der Meßverwaltung war so groß, daß die Grafen von Champagne als Meßherrn Störer der Messe bis weit nach Italien hinein verfolgten. Die härteste Strafe war die Ausschließung von der Messe, der Meßbann. Wer ihm verfiel, dessen Handel wurde schwer geschädigt.

Das ganze Bild des mittelalterlichen Handelsverkehrs verschiebt sich durch die Entdeckung des St. Gotthard-Passes. Damit tritt das Oberrheinthal in den Mittelpunkt des deutsch-italienischen Handelsverkehrs. Die deutschen Könige greifen die dargebotene Chance klug auf und suchen durch eine Reihe handels- und verkehrspolitischer Maßnahmen den Verkehr auf der neugewonnenen Straße zu beleben. Die Straße erhielt eine Reihe von Privilegien, die Zölle auf ihr wurden eingeschränkt, ja König Albrecht ging sogar soweit, die Rheinzölle sämmtlich aufzuheben, und scheute sich nicht, diese Maßnahmen mit Waffengewalt gegen die einzelnen Landesherrn am Rhein zu vertheidigen. Solange Albrecht die Krone trug, blieb der Rhein abgabenfrei, ein vereinzeltes leider, aber darum um so glänzenderes Beispiel einer einheitlichen Reichshandelspolitik in jener Zeit. Unter Albrecht zeigt sich denn auch der Gotthardverkehr auf seiner Höhe. Albrechts Nachfolger vermochten die eingeschlagene Politik nicht weiterzuführen. Ueberdies trat jenes Ereigniß ein, welches eine deutsche Handelspolitik nach der angegebenen Richtung überhaupt unmöglich machte, die Schweiz löst sich vom Reiche los, ein eigener Paßstaat entsteht, der nun seine eigene Verkehrs- und Handelspolitik treibt. So schieben sich die politischen Ereignisse zwischen die handelspolitischen. Eine einheitliche Reichshandelspolitik fehlt fortan, und die einzelnen Territorialstaaten vermögen wegen ihrer Kleinheit keine große Handelspolitik zu treiben. Einmal noch hat Sigismund den Versuch gemacht, große handelspolitische Maßnahmen durchzuführen. Es geschah indeß lediglich aus politischen Gründen. Als er mit Venedig im Streite lag, verbot er den Handel mit dieser Stadt. Er wollte an die Stelle des Weges über Venedig nach der Levante die Donaustraße setzen. Indeß sein Bemühen blieb vergeblich. Es gelang ihm nur, Genua etwas zu heben auf Kosten Venetias.

Genua verdankt seine weitere Entwickelung indessen mehr der Ausdehnung, welche der westliche Seehandel nimmt, insbesondere der nach Spanien. Genua wird dabei geradezu zum Ausfuhrhafen für die oberrheinischen Städte, vor allem Konstanz und Ravensburg. Die große Ravensburger Gesellschaft hat im genuesischen Handel des 15. Jahrhunderts

lange eine große Rolle gespielt. Umgekehrt blieb das Rheingebiet die Durchfuhrstätte für italienische Waaren nach Flandern, wo in Brügge eine italienische Gesellschaft existirte, sowie nach England.

Im späteren Mittelalter ist der Handelsverkehr zwischen Oberitalien und Oberdeutschland ein außerordentlich lebhafter. Schulte giebt eine weit ins einzelne gehende Schilderung vom Handel und Gewerbe jener Zeit in den größeren italienischen wie deutschen Städten, welche die innige Verflechtung beider Wirthschaftsgebiete zeigt. Zahlreiche Deutsche haben sich in den oberitalienischen Städten angesiedelt, und die Handelsgesellschaften zeigen oft mit den deutschen vereint italienische Namen. Privilegien, Rechte und Schutz werden den Deutschen in reichstem Maße zu Theil. Eine umsichtige Verkehrspolitik trägt dazu bei, dem spätmittelalterlichen Handel zu jener Blüthe zu verhelfen, die unsere Bewunderung heute erregt.

Das reiche, bunte Bild verblaßt erst unter den Folgen der geographischen Entdeckungen, welche die neue Zeit heraufführen. Der Seeweg nach Ostindien und der neue amerikanische Kontinent lenken den Handel in andere weitere Bahnen.

Das Schulte'sche Werk enthält ein reiches Material zur Geschichte des mittelalterlichen Handels. Eine Geschichte des Geldhandels, die im vierten Buch gegeben ist, haben wir noch nicht berührt. Besonders interessant ist die Schilderung der Zollverhältnisse, die einer Reihe von Zolltarifen entnommen ist. Auf diesem Gebiet, das für die Geschichte der Handelspolitik so überaus wichtig ist, existirt bisher sehr wenig in der Literatur. Freilich die Materie ist schwierig, und um so größer das Verdienst dessen, der sie erschöpft.

Dr. Hjalmar Schacht.

Materialien für die deutsche Handelspolitik. Herausgegeben vom Deutschen Landwirthschaftsrath. Heft 1. **Zum Schutz der deutschen Pferdezucht im landwirthschaftlichen und militärischen Interesse.** Von Dr. Heinrich Dade. Berlin 1900. IX u. 136 S. ℳ 4.

Die Schrift ist eine Tendenzschrift. Der Verfasser, der Generalsekretär des Deutschen Landwirthschaftsrathes ist, hat zwar seine Ausführungen durchaus in wissenschaftliches Gewand gekleidet und in sachlichem und ruhigem Ton gehalten, aber er hat doch immer eine bestimmte Tendenz im Auge. Es soll bewiesen werden, daß die deutsche Pferdezucht einen höheren Schutzzoll braucht, als sie bisher genießt. Ist es überhaupt schon mißlich, eine Frage wirthschaftspolitischer Natur nur auf Grund einer Reihe statistischer Tabellen entscheiden zu wollen, so muß man doch mehr noch einer Arbeit mißtrauen, welche die Statistik nur unter dem Gesichtspunkt benutzt, eine bereits vorher vorgefaßte These belegen zu

wollen. Dabei geräth nur gar zu oft die eine oder andere Zahl in eine schiefe Beleuchtung und erhält eine Bedeutung, die ihr nicht zukommt.

Das statistische Material, welches der Verfasser beibringt, ist reichhaltig. Er giebt tabellarische Uebersichten über die Entwicklung des deutschen Pferdebestandes nach Stückzahl, Alter, Verkaufswerth, Nutzung, Zuchtergebnissen ꝛc.; ferner über die Remontirung der Armee, über den Verkehr mit Pferden auf deutschen Eisenbahnen, über den Konsum von Pferdefleisch, sowie schließlich über den internationalen Handel mit Pferden und die gegenwärtig bestehenden Pferdezölle.

Die Tabellen nachzuprüfen, ist unnöthig. Es genügt, auf die Ergebnisse einzugehen, welche der Verfasser aus ihnen gezogen hat. Der Verfasser konstatirt, daß die deutsche Pferdeeinfuhr sich im Laufe der letzten 25 Jahre vervierfacht hat, er konstatirt ferner, daß die Vermehrung des deutschen Pferdebestandes bis zum Beginn der achtziger Jahre zum größten Theile noch durch inländische Aufzucht erfolgte, während seitdem die Einfuhr einen unverhältnißmäßigen Theil des Pferdezuwachses stellt. Es wird ferner dargelegt, wie seit einem Jahrzehnt Kanada und die Vereinigten Staaten den Weltmarkt in Pferden beherrschen, und wie Deutschland von dem gesammten Weltmarktangebot in Pferden mehr als die Hälfte aufnimmt, nähmlich über 100 000 Stück. Aus diesen Daten ergiebt sich dann der Schluß, Deutschland müsse seinen Pferdebedarf selber produziren, und als Mittel hierzu wird in erster Linie ein höherer Schutzzoll als bisher empfohlen.

Der Wunsch nach Selbstdeckung unseres Pferdebedarfes ist so selbstverständlich, daß ihn jeder nationale Volkswirth hegen muß. Stellt man sich aber nun auf diesen Boden, dann ist das Dade'sche Buch eine schwere Anklage gegen unsere Landwirthschaft, daß sie sich nicht längst in intensivster Weise auf die Pferdezucht geworfen hat. Dade behauptet, daß die deutsche Landwirthschaft im Stande sei, unseren Pferdebedarf zu decken, und gleichzeitig giebt er Zahlen dafür, in wie geringem Maße sie das bisher gethan hat. Ja, sagt der Verfasser, der Bedarf kann im Inlande gedeckt werden, aber nicht ohne hohe Zölle. Und diese Behauptung soll man glauben, obwohl der Verfasser jeden Beweis für ihre Richtigkeit schuldig bleibt. Mit keinem Worte berührt der Verfasser die verschiedenen Produktionsbedingungen der für die Pferdezucht maßgebenden Länder. Warum Amerika so billig und gut nach Deutschland liefern kann, wird nirgends gesagt. Eine Zollforderung darf doch nicht einfach durch einen Vergleich der Ein- und Ausfuhrziffern begründet sein. Die Deduktion: unsere Pferdeeinfuhr ist groß, Amerika hat durch Schutzzölle seine Pferdezucht gehoben (was auch nur unbewiesene Behauptung ist), folglich müssen wir auch Schutzzölle haben, ist doch wahrlich ungenügend.

Damit will ich durchaus nicht gegen einen höheren Pferdezoll sprechen. Im Gegentheil, ich befürworte ihn warm, weil ich davon einen Anreiz

erwarte für unsere Landwirthe dazu, sich in intensiverer Weise als bisher auf die Pferdezucht zu werfen. Auch ich glaube, daß eine preiswerthe Bedarfsdeckung bei uns selbst möglich ist. Ich glaube sogar, daß für manchen Landwirth die Pferdezucht viel rentabler sein würde als der Getreidebau. Und ich glaube endlich, daß es dem deutschen Volke weit weniger drückend erscheinen wird, seinen Bedarf an Pferden etwas theurer zu bezahlen, als seinen Bedarf an Brot. Aber ich glaube nicht, daß es richtig ist, durch höhere Zölle sämmtliche landwirthschaftliche Produkte, animalische und vegetabilische, gleichzeitig zu erhöhen, wie es der Deutsche Landwirthschaftsrath will. Und ich glaube nicht, daß ein guter Getreidebauer gleichzeitig ein guter Pferdezüchter sein wird. Lerne die Landwirthschaft doch endlich einmal die Differenzirung der Produktion, welche der Industrie zu ihrer Größe verholfen hat. Alles produziren wollen heißt die Produktion verzetteln. Die deutsche Landwirthschaft hat sich in unverantwortlich einseitiger Weise auf den Getreidebau geworfen, worin wir niemals mehr eine preiswerthe Deckung des eigenen Bedarfs erreichen werden. Die Viehzucht, Geflügelzucht 2c. aber ist gänzlich vernachlässigt worden, obwohl wir hier völlig konkurrenzfähig sind.

Das Tade'sche Buch sollte ein Weckruf für unsere Landwirthe sein. Wir könnten sehr wohl statt eines Getreideimportstaates ein Viehexportstaat sein.

Den sonstigen Forderungen Tade's betr. handelsstatistischer und veterinärpolizeilicher 2c. Maßnahmen kann man sich durchaus anschließen.

Dr. Hjalmar Schacht.

Norway, Official Publication for the Paris Exhibition 1900. Kristiania 1900. 626 u. XXXIV S. 8°.

Seit einem Jahrzehnt etwa ist Norwegen bei uns in Mode gekommen, und mancher deutsche Tourist hat Gelegenheit genommen, seinen Fuß in das Land zu setzen mit seinen schneeigen Bergen, den weiten, weiten Wäldern und den hohen, starkknochigen Menschen. Praktischen Volkswirthen ist Norwegen seit langem ein Land von größtem Interesse. Sein Reichthum an Erz und Holz, sein Ueberfluß an Wasserkräften sichern ihm eine große wirthschaftliche Zukunft.

Anläßlich der Pariser Weltausstellung hat die norwegische Regierung einen stattlichen Band herausgegeben, der in einer Reihe von Monographien ein vollständiges Bild des Landes in geographischer, kultureller und wirthschaftlicher Hinsicht entrollt.

Eine Bevölkerung von 2 100 000 Einwohnern ist sehr ungleichmäßig vertheilt auf 124 495 Quadratmeilen, d. i. noch nicht 17 Einwohner per Quadratmeile. Große Städte zählt Norwegen wenige. Von dem Gesammt-

areal des Landes sind drei Fünftel nackter Fels. Ein weiteres Fünftel ist Waldland. Ein Zehntel etwa besteht aus Weiden und Wiesen und noch nicht ein Hundertstel ist gutes Ackerland. Unter solchen Verhältnissen ist die Viehzucht der bedeutendste Zweig landwirthschaftlicher Produktion. Norwegen zählt etwa 150 000 Pferde (Preußen 2 800 000), 1 Mill. Stück Rindvieh (Preußen 10 Mill.) und 1½ Mill. Schafe (Preußen 7½ Mill.). Die Produktion an Getreide ist dagegen verschwindend, und Norwegen ist bezüglich seiner Ernährung zum großen Theil auf das Ausland angewiesen. Ein Drittel seines Imports besteht aus Nahrungsmitteln, wovon die Hälfte Getreide ist. Ja, trotz aller Bemühungen, den norwegischen Ackerbau zu heben, steigt die Einfuhr an Getreide sowohl absolut als auch relativ im Verhältniß zur Bevölkerungszahl. Insgesammt importirte Norwegen im letzten Jahre für rund 100 Millionen Kronen Nahrungsmittel. Der große natürliche Reichthum Norwegens steckt in seinen Wäldern. Seine größte Industrie ist die Holzverarbeitung, in der es allein nahezu 400 große Fabriken giebt, die in ihren maschinellen Einrichtungen an der Spitze der heutigen Technik marschiren. Nächst der Holzindustrie ist für Norwegen von besonderer Bedeutung die gleichfalls im Holz ihren Rohstoff findende Papierindustrie. Dieselbe hat in kürzester Zeit einen derartigen Aufschwung genommen, daß die deutschen Papierfabrikanten mit großer Besorgniß nach diesem neuen Konkurrenten sehen. Noch 1895 betrug der Export in Packpapier rund 3½ Mill. Kr., heute schon ist er auf fast das Dreifache gestiegen. Daneben exportirt Norwegen aber auch noch eine große Menge Holzstoff zu Papierfabrikationszwecken, nämlich 1875 für rund 700 000 Kr. und gegenwärtig für etwa 18 Mill. Kr. Einen großen Gewinn zieht Norwegen endlich aus der Fischerei. An Erzeugnissen derselben exportirt es für etwa 46 Mill. Kr.

Norwegens Industrie ist einer großen weiteren Entwickelung fähig. Sie wird dem Lande eine reiche Blüthe bringen. Gegenwärtig herrscht in Norwegen ein weitverbreiteter und glücklich vertheilter Wohlstand. Die Verkehrsmittel sind in erfreulichem Zustande, Kunst und Wissenschaft gedeihen, insbesondere haben norwegische Malerei und Literatur in unserer Zeit Geniales geschaffen. Auch davon giebt das offizielle Werk Kunde, und erfüllt damit seine Absicht, von Norwegens Land und Leben Kenntniß zu verbreiten.

Dr. Hjalmar Schacht.

Literatur.

Englische Literatur.

Von
Hermann Conrad.

Kulturgeschichte.

Kellner: Ein Jahr in England.

Literaturgeschichte.

Saintsbury: Geschichte der Kritik und des literarischen Geschmacks in Europa.

Romane.

Walter Besant: Das vierte Glied. — Marie Corelli: Junge. Der Meisterchrist. — Gertrude Atherton: Amerikanische Frauen und englische Gatten.

Kulturgeschichte.

„Ein Jahr in England (1898/1899)", von Prof. Dr. L. Kellner*), bringt uns fast spielend ein gestaltenreiches Bild von dem gegenwärtigen englischen Leben bei. Es enthält einige dreißig Feuilletons, in lebendigem, fesselndem Stile geschrieben, über das gesellige Leben, über die Frauenfrage und die Stellung der Kinder, über soziale Zustände und Bestrebungen, über das Leben der Deutschen in London, über charakteristische öffentliche Einrichtungen, über Literatur und Theater und einiges Andere. Die meisten sind mit Anekdoten veranschaulichte Schilderungen, ein Theil knappe, drastische Erzählungen, die mitunter tiefere Wirkungen erzielen, wie z. B. die Geschichte von der nach England geflüchteten deutschen Familie, die trotz des verzweifelten Widerstandes des Vaters schon im zweiten Geschlecht das Deutschthum von sich geworfen hat („Im zweiten Geschlecht").

Manches wäre vielleicht entbehrlich gewesen, wie z. B. die Schilderung der in jedem anderen Kulturlande unmöglichen patriarchalischen Rechtspflege der Police-courts, die seit der Verurtheilung Oliver Twist's wegen eines nicht verübten Taschendiebstahls sich kaum verändert hat. Anderes, wie die alle Kreise bewegende Frauenfrage, die in England ein viel weiter vorgeschrittenes Stadium erreicht hat als bei uns, hätte man gern etwas vertiefter behandelt gesehen, als es in dem Aufsatz „Jung gefreit" geschieht. Die Romane von Frankfort Moore: „I forbid the Banns" (Ich lasse mich nicht trauen, 1893†) und von Grant Allen: „The Woman who didit" (Die Frau, die es that, d. h. eine freie Ehe einging, 1895†) sind zwar ihrem Inhalt nach verwerthet; auch Sarah Grand's „Heavenly Twins" (Himmlische Zwillinge, 1893†) werden angezogen; aber der letzteren

*) Stuttgart, Cotta. 1900.

†) In der Tauchnitz-Kollektion.

„Our Manifold Nature“ (Unser mannigfaltiges Wesen, 1894*), in der sie ihren Standpunkt dem männlichen Geschlecht gegenüber viel schroffer geltend macht, ferner Ella Hepworth Dixon's „Story of a Modern Woman“ (Geschichte eines modernen Weibes, 1894*), und Mrs. Mannington Caffyn's „A Yellow Aster“ (Eine gelbe Aster, 1894*) kennt er nicht. Den in der „Westminster Review“ von 1888 veröffentlichten Essay von Mona Caird nennt er, aber ihr umfangreiches Buch „The Morality of Marriage“ (1897) und die „Marriage Questions“ der Miß Chapman (1897), sowie die besonders in der „Westminster Review“, aber auch im „Nineteenth Century“ und im „Fortnightly“ der letzten Jahre veröffentlichte Literatur zur Frauen- und Ehefrage sind ihm unbekannt.

Dagegen sind eine Anzahl der Aufsätze von höchstem aktuellen Interesse. So der Aufsatz „Wie man in London die Massen erzieht“. Hier erfahren wir endlich einmal, auf welchem Wege die Missionare aus den vornehmsten und gebildetsten englischen Häusern das Wissen und die Lebensfreude in das unsägliche Elend des Eastend von London hineintragen; wir erfahren, wie jenes moderne Kloster von weltlichen Mönchen, das Oxford House entstanden ist, und wie die feinen jungen Herren aus Oxford die untersten Klassen zu geistigen Interessen hinzureißen wissen in Toynbee Hall, Instituten, die im Gegensatze zu dem aus reichen Schenkungen und öffentlichen Sammlungen entstandenen People's Palace durch den zähen Eifer einzelner Menschenfreunde allmählich zu dem geworden sind, was sie heute sind.

Ein anderer Aufsatz beschreibt einen Besuch bei Rudyard Kipling, den der Verfasser unternommen hat, um Aufklärung über die Entstehung gewisser Schriften, u. a. der „Dschungelbücher“ zu erhalten. Diese letztere Frage ist die interessanteste, welche hinsichtlich der schriftstellerischen Persönlichkeit Kipling's aufgeworfen werden kann. Alles Andere, was er geschaffen hat, erklärt sich durch seine seltne Sehkraft und das damit zusammenhängende Orts-, Situations- und Personengedächtniß, Gaben, die nur dann künstlerisch werthvoll werden können, wenn mit ihnen eine schöpferische Phantasie, tiefe Empfindung und die Kraft der Ideenbildung verbunden sind. Das fehlt Kipling leider Alles; und sein persönlicher Kulturstandpunkt ist nicht höher als der eines Nietzsche'schen Uebermenschen, also so tief wie der eines orientalischen Despoten, eines blöden Kraft- und Machtanbeters. So konnte er wohl Mode werden in einer nervösen, nach Abwechselung haschenden Zeit; das Kunstschaffen aber war ihm versagt. Wenn etwas länger leben wird als seine anderen Schriften, so ist es die literarische Rarität der beiden Dschungelbücher. Diese gehören ihm ganz eigenthümlich an, sie sind etwas literarisch noch nicht Dagewesenes, und, obgleich Thiere darin handelnd auftreten, mit der Thierfabel garnicht zu

*) In der Tauchnitz Kollektion.

vergleichen. In ihnen steckt nach meiner hier nicht auszuführenden Ansicht der Schlüssel zu der Persönlichkeit Kipling's, der Kern dieses Kometen. — Leider scheint Kellner die gewünschte Auskunft nicht erhalten zu haben.

Literaturgeschichte.

Es ist eine Erscheinung, die in der englischen Literatur vielleicht häufiger auftritt als in einer anderen, daß einzelne Gelehrte sich an eine Aufgabe wagen, die einer Gesellschaft von Gelehrten langwierige Arbeit bereiten würde, daß sie die ganze Kraft ihres Lebens an ihre Lösung setzen und mit der ihrem Volkscharakter eigenen Zähigkeit ihr Ziel erreichen. Die umfangreichste Arbeit, die gegenwärtig in der Welt von einem Einzelnen geleistet wird, ist die Herausgabe der Shakspere'schen Dramen von dem Amerikaner Furneß mit Benutzung und theilweiser Zusammenstellung der gesammten philologischen und ästhetischen Kritik der Haupt-Kulturvölker; jedes einzelne Drama dieser Ausgabe füllt mindestens einen stattlichen Lexikonband. Soeben ist der erste Band eines ähnlich umfassenden Werkes von dem bekannten englischen Literarhistoriter George Saintsbury erschienen, welches eine „Geschichte der Kritik und des literarischen Geschmacks in Europa"*) sein soll.

Wenn Saintsbury die Riesenaufgabe, die er sich gestellt hat, wirklich löst, so muß das Resultat eine der größten wissenschaftlichen Leistungen aller Zeiten sein, die Schöpfung einer analytischen Poetik. Es ist aber charakteristisch für die matter-of-fact-Natur des Verfassers, daß er „die mehr transzendentale Aesthetik" — er meint die Kunstphilosophie überhaupt, — also die Hauptschwierigkeit und das eigentlich Fruchtbare aus seiner Untersuchung ausschaltet. Ferner gedenkt er bloß die Darstellungsform und nicht den Gehalt, die Seele der Dichtungen, zu betrachten: damit verzichtet er von vornherein auf die Schilderung des zeitlichen, nationalen oder Rasse-Charakters der Poesie. Gewiß ist auch die Form charakteristisch; sie gestaltet sich je nach den Zeiten und Nationen verschieden, wie ja die Trachten der Menschen je nach den Zeiten und Völkern auch verschieden sind. Aber Niemand wird die Menschen allein nach ihren Kleidern beurtheilen wollen, und die psychologischen Impulse wie die Ziele des Kunstschaffens kann nur der Gehalt der Kunstwerke enthüllen. Im Uebrigen ist in dem wahren Kunstwerk Form und Gehalt so vollkommen eins, daß man sie im Ernste nicht scheiden kann. Saintsbury giebt denn in der That nichts weiter als eine umfängliche Inhaltsangabe dessen, was Plato, Aristoteles, Horaz, Quintilian, Longinus u. s. w. über die Dichtkunst sagen. Auch dieses Mäuschen ist ja ganz annehmbar — aber warum läßt Saintsbury in dem Titel dann die Berge kreisen?

Vor der Hand werden wir uns auf diesem Gebiet mit Spezialstudien

---

*) A. History of Criticism and Literary Taste in Europe. Vol. I: Classical and Mediaeval Criticism. Edinburgh and London, Blackwood 1900.

begnügen müssen, wie P. Hamelius' „Kritik in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts" (Leipzig, Grieben 1897) und J. E. Spingarn's „History of Literary Criticism in the Renaissance" (New-York und London, Macmillan 1899).

Romane.

Sir Walter Besant (spr. Besänt) ist ein hochgebildeter Mann, ein vornehm denkender Altruist, dem die Schriftstellerwelt Englands auf praktischem Gebiete zu großem Danke verpflichtet ist, und vor allem ein erfolgreicher Sozialist: er ist bekanntlich durch seinen Roman „Menschen jeder Art und Lebenslage" *), der moralische Schöpfer des seit 1887 bestehenden People's Palace geworden, welcher Tausenden armer Eastend-Bewohner eine unerschöpfliche Quelle geistigen Fortschritts, seelischen und körperlichen Behagens und der Freude ist. Am wenigsten von Allem ist er ein epischer Dichter, wenn, was wir wohl annehmen dürfen, die Kraft der Menschen- und Handlungsschöpfung den Dichter macht; wer freilich auf dem Standpunkt des „Times"-Rezensenten steht, dem ein Roman gut erscheint, wenn er unterhält, verfehlt, wenn er es nicht thut — einem Standpunkt, den in Deutschland noch heute alle literarisch angekränkelten Portiers und Ladenmädchen einnehmen, für den ist Walter Besant gewiß ein großer Romandichter. Denn unterhaltend sind alle seine Schriften: sein Stil ist leicht, klar, und in Abwesenheit tiefer Gedanken und feiner psychologischen Probleme jedem Verständniß angemessen. Dazu sind seine Handlungen voll von höchst merkwürdigen, unerwarteten Ereignissen; und seine Menschen, wenn auch nicht scharf individualisirt, so doch niemals langweilig, vor Allem muntere und interessante Plauderer.

Für den Gebildeten hat er zwei besonders anziehende Seiten: die eine ist die soziale Tendenz, die er in den meisten seiner Romane verfolgt. Er ist, wenn auch nicht der Entdecker, so doch der erste gründliche Durchforscher desjenigen Fleckes unserer Erde, an dem das entsetzlichste Elend zusammengehäuft ist, des Eastend von London. Die Schilderungen, die er davon in dem genannten und späteren Romanen gab, haben eine neue novellistische Gattung in England begründet: den Spelunken-Roman (slum novel). Die andere Seite ist seine auf gründlichen Studien beruhende kulturhistorische Bildung, welche sich über zwei Jahrhunderte englischer Geschichte erstreckt. Die anschauliche Schilderung der sozialen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts bildet z. B. einen Hauptreiz der 1897 und 1899 erschienenen Romane „Der verschlossene Quell" (The Fountain Sealed*) und „Das Apfelsinenmädchen (The Orange Girl †).

Der neueste Roman „Das vierte Glied" (The Fourth Generation), der im Oktober 1900 erschienen ist †), zeigt keine von diesen beiden Seiten. Eine Tendenz freilich hat er, wie schon der Titel verräth, auch: er will

*) London, Chatto & Windus. 1882.
†) Bei Chatto & Windus und Tauchnitz, Leipzig.



zeigen, wie die Sünden der Väter an den Kindern bis ins vierte Glied heimgesucht werden. Besant macht Front gegen die mosaische Auffassung, daß Gott die Sünden der Väter noch an den unschuldigen Kindern bestrafe; er will eben beweisen, daß die Leiden der Kinder die natürlichen Folgen der elterlichen Sünden sind. — Diese Absicht, sowie der Erfolg, den das Buch gehabt hat, machen es unzweifelhaft, daß es in England noch Christen von höchst alttestamentlichen Anschauungen giebt. Wir in Deutschland würden uns wundern, wenn ein Dichter etwas beweisen wollte, was für jeden denkenden Menschen selbstverständlich ist. — Besant weist seine neue Wahrheit etwas oberflächlich nach; was er entwickelt, sind nur äußerliche Folgen. Der Ahne, gegenwärtig ein Mann von einigen neunzig Jahren, hat in einem Wuthanfall seinen Schwager erschlagen und durch den Schreck seine Frau getödtet. Den Verdacht des Todtschlages hat er von sich abzulenken gewußt, aber als Strafe dafür hat er sich ewiges Schweigen auferlegt, nie wieder sein Haus verlassen und siebzig Jahre lang wie ein Schwachsinniger vegetirt. Sein Haus ist verfallen, seine Kinder sind ohne seine väterliche Sorge aufgewachsen. In Folge dessen ist seine Tochter durch eine unüberlegte Heirath ins Elend gerathen. Sein Sohn aber hat nach Durchsicht der Prozeßakten den Mörder in seinem Vater erkannt, und sich das Leben genommen. So erhalten auch dessen Söhne keine geregelte Erziehung, und zwei von ihnen werden verworfene Subjekte. Auf dem vierten Gliede endlich akkumuliren sich die Folgen dieser Verhältnisse. Wichtiger aber wäre es gewesen, zu zeigen, wie das Verbrechen eine giftige Atmosphäre um sich verbreitet, in der alle, die sie athmen müssen, erkranken.

Marie Corelli ist eine in höherem Sinne interessante Persönlichkeit als Walter Besant und jedenfalls ein Talent. Leider hat sie einige stark ausgeprägte Seiten in ihrer schriftstellerischen Persönlichkeit, welche gerade diejenigen Leser, an deren Urtheil am meisten gelegen ist, von ihr abstoßen. Ein Mischling aus schottischem und italienischem Blut, scheint sie in besonders starkem Maße jene romanische Eitelkeit geerbt zu haben, die sich in Ruhmredigkeit Luft macht. Sie renommirt mit dem Erfolge ihrer Schriften und hält sich für ein Genie, weil sie leicht — aber nicht tief — auffaßt und denkt; weil sie eine ungemein lebhafte — aber von der Besonnenheit nicht geregelte, zuweilen krankhafte — Phantasie hat, und weil sie die Gabe des Wortes, des flüssigen, vollen und vielgestaltig reichen Ausdrucks besitzt. Ihr Stil ist in der That das Beste an ihr, glänzend und fascinirend zugleich und eine der Ursachen ihres Erfolges.

Marie Corelli ist von tiefer Religiosität, aber nicht von jener stillen, demüthigen, echten, sondern von einer überschwenglichen, die im Grunde wohl auf einem unbefriedigten menschlichen Herzensdrange beruht, von einer Religiosität, wie sie vielleicht in französischen Nonnenklöstern zu finden

*) Bei Chatto & Windus und Tauchnitz, Leipzig.

ist, in deren einem sie ihre Erziehung erhalten hat. Sie schwelgt in der Exposition übernatürlicher Dinge, in ausgeführten Visionen, die keineswegs einen tief eingebetteten Ideengehalt in sich tragen, sondern nur eine trunkene Phantasie und einen beleidigenden Mangel an jener Bescheidenheit verrathen, welche der menschlichen Kleinheit dem Göttlichen gegenüber geziemt. „Warum soll ich das Uebernatürliche nicht schildern?" fragt sie. — „Ein Schriftsteller hat ganz das nämliche Recht, Engel und Heilige zu charakterisiren, wie ein Maler, sie auf seine Leinwand zu zeichnen." — Diese religiöse Seite ihrer Dichtungen öffnet ihr einflußreiche Kreise der englischen Gesellschaft.

Wenn wir nun noch hinzusetzen, daß ihre Romane reich an abenteuerlichen, nervenerregenden Vorgängen sind, und daß der Abenteuerroman jetzt wieder einmal „the fashion" in England ist, so sind die Ursachen ihres großen Erfolges wohl alle aufgezählt.

Indessen läßt sie nicht in allen ihren Dichtungen der religiösen Schwärmerei die Zügel schießen: „Vendetta"*), „Thelma"*), „Wormwood"*) bewegen sich in realen Verhältnissen, und „The Sorrows of Satan"*) (Satans Gram), in welchem der Teufel als eleganter Kavalier auftritt und eine unerhört großartige Vision des Helden die Handlung abschließt, enthält neben den unglaublichen Teufeleien, mit denen Satan die Seelen der Menschen zu ködern sucht, eine Anzahl von dichterisch werthvollen Aktualitäten: eine vortreffliche Satire auf die materiell versumpften litterarischen Verhältnisse Englands, ein vielleicht ein wenig idealisirtes Selbstporträt der Dichterin und die erschütternden Selbstbekenntnisse einer jungen adligen Dame, die, bloß gesellschaftlich erzogen und frühzeitig erfüllt von dem Gift moderner unzüchtiger Lektüre, nur nach dem äußeren Glanz und den sinnlichen Freuden des Lebens strebt, im Hinblick auf die Befriedigung dieser beiden Bedürfnisse die Sicherung einer reichen, liebeleeren Heirath sucht und schließlich an dem Daseinsekel ihres sittlichen Nihilismus zu Grunde geht.

Eine der besten Leistungen Marie Corelli's ist der erste ihrer beiden im vorigen Jahre erschienenen Romane „Boy"†) (Junge), die Geschichte des einzigen Sohnes einer Offiziersfamilie, der infolgedessen diese Bezeichnung seines Geschlechts als Rufnamen führt. Die Geschichte hat außer der Erinnerung des Kindes an ein früheres, seligeres Leben nichts Uebernatürliches in sich: sie schildert den tragischen Lebenslauf eines von der Natur freigebig ausgestatteten Knaben, welcher einen Säufer zum Vater und ein Weib zur Mutter hat, die, ohne Sinn für die Aesthetik des Lebens, in Trägheit, Unreinlichkeit und der aus diesen Fehlern gewöhnlich herauswachsenden Unwahrheit verkommt. Die Dichterin betont gegenüber der pedantischen Durchführung der Vererbungstheorie, wie wir sie in einer

*) In der Tauchnitz-Kollektion.

†) Leipzig, Tauchnitz, 1900.



großen Anzahl von modernen Dramen und Romanen finden, mit Recht, daß diese halb thierischen Eltern ein Kind erzeugt haben, das ihnen absolut unähnlich ist; sie will zeigen, daß in viel höherem Grade als die Vererbung das Milieu, in dem der Mensch aufwächst, sein Schicksal ist. Wenn sie nun noch nachdrücklich hervorgehoben, aus welcher Ursache für diesen vorzüglich beanlagten Knaben das Milieu verhängnißvoll wird — nämlich infolge seiner angeborenen Willensschwäche —, so hätten wir nichts an dem ideellen Fundament der Geschichte auszusetzen. Es giebt aber unzweifelhaft Naturen von so selbstherrlicher Kraft und Tüchtigkeit, daß auch das verpestetste Milieu keine Macht über ihre Seele gewinnt.

Auch darin hat die Dichterin recht, daß der Mensch nur im beschränktesten Sinne als der Schmied seines Glückes gelten kann, daß oft auch dem besten Wollen und Können die unlenksame Gewalt der realen Verhältnisse und Fügungen das Gelingen verwehrt. Bei diesem klugen, liebenswürdigen Jungen hing die Art seiner Entwickelung, zum guten und tüchtigen Menschen oder zum Gegentheil, davon ab, ob die Mutter seine Adoption von seiten seiner edlen und reichen Tante Miß Letty gestattete oder nicht. Aber das verkehrte Weib sieht darin einen Eingriff in die elterlichen Rechte, die sie leider hat. So wächst der arme Junge ohne Liebe, in Verachtung seiner nächsten Angehörigen und ohne Kenntniß der idealen Werthe des Lebens auf; und sein Inneres wird bereitet für die Aufnahme jener heutigen flachen Aufklärung, die noch niemals einen Menschen klüger oder glücklicher gemacht hat. In einer französischen Schule saugt er die Stümperweisheit des Atheismus ein und gewinnt von der Abwesenheit des Göttlichen in der Welt eine ebenso feste Ueberzeugung wie die Blindmaus sie hat von der Nichtexistenz der Sonne. Die altruistische Philosophie Comtes und der Engländer, die für den fehlenden Gottesglauben eine Art von Ersatz bieten könnte, gedeiht an seinem jugendlichen Lebenswege nicht. Und unter der rohen Gesellschaft eines englischen Militärkollegs, in der sein Geist mit unfruchtbarem Wissen vollgestopft und dumm gemacht wird, sinkt er hinab zu jenem uranfänglichen Egoismus, dessen erste Ueberwindung zu der ersten Stufe der menschlichen Kultur führte. Wer die möglichst ausgiebige Befriedigung der Sinne als alleiniges Lebensziel verfolgt, sich von dem Thier also nur durch den Aufwand der Verstandeskraft bei Beschaffung der Mittel hierzu unterscheidet, muß das, was der Kulturmensch Verbrechen nennt, als prinzipiell berechtigt anerkennen und wird sich von Trug, Gewaltthat und anderen Schädigungen des Mitmenschen nur durch das eine Bedenken zurückhalten lassen, daß sein persönliches Behagen durch die Strafe gestört werden könnte. Aber es kommt ein Augenblick, wo die Angst vor der Strafe durch die Noth besiegt wird und das Verbrechen geschieht. So ergeht es dem „Jungen“; seinem verfehlten jungen Dasein macht schließlich eine Burenkugel ein Ende.

In dieser Lebensentfaltung eines jugendlichen Materialisten haben wir

also ein Pendant zu der jener jungen Dame aus den höchsten Ständen, der Heldin von „Satans Gram.“

Das neueste Buch Marie Corelli's, „The Master Christian“*) (Der Meister-Christ), bietet wenig dichterisch Werthvolles; es ist, wie ein englischer Kritiker richtig sagt, nicht ein Roman, sondern eine Predigt, die mit Romanzuthaten schmackhaft gemacht werden soll. Das Thema ist die Verderbniß der heutigen Christenheit und die Fäschung der Wahrheit Christi durch die Kirche, besonders durch die römische, über welche die Dichterin die ganze Schale ihres Zornes ausgießt. Sie fordert die Rückkehr zum „Christenthum Christi“, das mit den kirchlichen Dogmen nichts zu thun habe. Das Ziel ist etwas unbestimmt, der Weg dahin wird nicht genannt. Was aber nach ihrer Ansicht das Christenthum Christi ist, zeigt sie uns in den Reden Christi selbst, den sie als himmlisch schönen Knaben das irdische Jammerthal besuchen läßt. Der gute Bischof Bonpré findet ihn eines Nachts weinend vor der Thür des Domes in Rouen, nimmt ihn zu sich auf und geht mit ihm auf Reisen nach Paris und Rom. Und hier ist es vornehmlich, wo Manuel — das ist der Name des Knaben — den kirchlichen Würdenträgern und in einem langen tête-à-tête dem Papste selbst auseinandersetzt, was Marie Corelli für das wahre Christenthum hält. Schließlich hat der Bischof eine Vision der himmlischen Glorie, während welcher der Knabe gen Himmel fährt und nicht mehr auf Erden gesehen wird. Daß Manuel seine göttliche Natur durch zwei Wunder erhärtet, sei nebenbei erwähnt.

Der Roman hat einen ungeheuerlichen Erfolg gehabt, der für England durch seine gegen Rom gerichtete Spitze doch nun zum Theil erklärlich wird. Der Verleger Methuen versäumte nicht, in den literarischen Hauptblättern zu annonciren, daß 100 000 Exemplare schon vor Beendigung des Druckes belegt waren und daß er schnell noch 25 000 fertigstellen wolle.

Miß Gertrude Atherton hat sich durch ihren ersten, vor zwei Jahren erschienenen Roman eine berechtigte Achtung erworben. Sie steht hinsichtlich ihrer Fähigkeiten in der Mitte der drei jungen amerikanischen Dichterinnen, deren Bücher gegenwärtig zu den meistgelesenen in England gehören. Miß Mary Johnston ist trotz des ungeheuren Abganges ihrer Produkte eine unbedeutende Dichterin; sie entwickelt in ihren Abenteuerromanen aus Alt-Amerika die niedere Sorte von Phantasie, welche ausreicht, um das kindische Sensationsbedürfniß des ungebildeten Lesepublikums zu befriedigen. Wer nur ihr in vielen Tausenden von Exemplaren verkauftes Buch „The Old Dominion“†) gelesen hat, kennt sie ganz und wird kein Verlangen nach ihren weiteren Produkten empfinden. Eine hochbedeutende Dichterin ist die Schauspielerin Miß Robins, die unter dem Pseudonym C. E. Raymond vor zwei Jahren ihren ersten

*) Leipzig, Tauchnitz. 1900.

†) Westminster, Archibald Constable & Co. 1899.

Roman „The Open Question" (Die offene Frage*) hat erscheinen lassen: sie ist die Darstellerin modernster Seelenkonflikte und leider dekadent; ihr feinvibrirendes Gefühlsinstrument ist leider etwas verstimmt, ihr durchdringendes Auge etwas umflort von einer pessimistischen Lebensauffassung; aber sie ist eine Menschenschöpferin ersten Ranges. Als solche steht Gertrude Atherton unter ihr: sie ist keine so tiefgründige Seelendurchforscherin wie Miß Robins, überragt sie aber in der Kunst der Komposition. Innerhalb eines Bandes — die Einbändigkeit der Romane scheint in England und Amerika jetzt eine nahezu despotische Mode zu sein — das kalifornische Leben und das Leben der oberen Zehntausend in England anschaulich zu schildern, ist jedenfalls eine Leistung, die ohne straffe Konzentration unmöglich ist.

Sie behandelt in ihrem ersten Roman „Amerikanische Frauen und englische Gatten" (American Wives and English Husbands*), die hochinteressante aktuelle Frage der Mischheirathen zwischen amerikanischen Millionärinnen und armen englischen Edelleuten.

In England wird der Frau bekanntlich eine konventionelle ritterliche Verehrung bewiesen, die indessen ihre gesellschaftliche Geltung keineswegs gehoben hat. Bis etwa vor zwei Jahrzehnten spielte sich das Leben der Frau wesentlich innerhalb der Mauern ihrer Häuslichkeit ab, und erst seitdem hat sie angefangen, sich freier, ohne männlichen Schutz, in der Oeffentlichkeit zu bewegen, ohne indessen zu verlernen, daß der Mann der eigentliche Beherrscher des Lebens und ihr Schicksal ist; die Kräfte, die zur selbständigen Gestaltung des Daseins gehören, sind eben im Allgemeinen — die new women sind immer noch Ausnahmen — zu wenig in ihr entwickelt. In Amerika, auch in dem vorwiegend englischen Osten, hat die Konvenienz, die in England schroffer als irgend wo anders die Gesellschaft beherrscht, nicht aufrecht erhalten werden können; als die Genossin, nicht als die Untergebene des Mannes, hat die Frau sich dort von je her mit und neben ihm frei ausleben und sich zur charaktervollen Individualität entwickeln können. Die Verehrung, welche der Frau in Amerika erwiesen wird, ist keineswegs bloß eine konventionelle, ein schöner Schimmer, der aus dem ritterlichen Zeitalter in das unsrige hineinleuchtet; sie beruht vielmehr auf der Anerkennung ihres gleichen Rechtes. Ja, nach der Darstellung der Dichterin ist man geneigt, die gesammten Vereinigten Staaten für ein wife-ridden country zu halten: die Männer sind die Diener der Frauen, sie ertragen deren Launen und Uebermuth gelassen und sehen ihre Lebensaufgabe in der Erarbeitung des Geldes, welches zur Verschönerung des Daseins der Frauen dient.

Der Gegensatz solcher Anschauungen kommt zum Ausdruck in der für die Heldin überraschenden Forderung ihres Verlobten, daß „sie sich ihm anpassen müsse". Die Empörung gegen solche Zumuthung zwingt sie

*) Leipzig, Tauchnitz. 1899.

nieder mit der Kraft ihrer Liebe und wird in der That die ergebene Genossin ihres Mannes in der Politik und im Sport, zwei Gebieten, die ihr innerlich gleich zuwider sind. Als sie aber nach mehreren Jahren auf dem Landsitz ihres Schwiegervaters den Besuch ihrer kalifornischen Freunde empfängt, da läßt sich ihre Individualität nicht länger zurückdrängen, sie bricht ihrem Manne gegenüber hervor und beruhigt sich nicht eher, als bis er ihre Rechte anerkannt hat. Amerikas Freiheit siegt also über die verknöcherte englische Konvenienz.

Neue Goetheliteratur.

Goethe im 20. Jahrhundert. Von Wilhelm Bölsche (Bern, Akademischer Verlag. 1901. 57 S. kl. 4°).

nennt sich eine interessante kleine Schrift des bekannten Literaturhistorikers und Kritikers, die aus zwei während dieses Jahres in Frankfurt a. M. und in Berlin frei gehaltenen populären Vorträgen erwachsen ist. Ich kann aus Erfahrung bestätigen, daß es kein empfänglicheres und dankbareres Publikum geben kann, als Arbeiter, die nach der Last ihres Tagewerks hungern und dürsten nach geistiger Erhebung, der frohen Botschaft aus der idealen Welt der Kunst und Wissenschaft. Sie haben ein feineres Ohr für den Unterschied ehrlicher, uninteressanter Wahrheitsliebe und demagogisch-eiteler Rhetorik, als man ihnen gewöhnlich zutraut. Aber die unverdorbene Aufnahmefähigkeit, die knabenhafte Lust am Lernen, ist mit männlicher Gelassenheit und kritischer Nüchternheit gepaart. Es bedarf keineswegs, wie Herr Bölsche vielleicht noch glaubt, dithyrambischen Schwunges, ahndungsvoller Aussichten in die Ewigkeit, der Verhimmelung der Kultur bis über die Grenzen der Menschheit, um ihnen z. B. die Bedeutung Goethe's und seiner Naturerkenntniß nahe zu bringen. Immer wird man wirksamer bleiben, wenn nur die sicheren Ergebnisse dargelegt werden, die nächsten Ziele, die Forderung des Tages abgesteckt werden können, ohne die Hörer mit den Problemen der Zukunft zu berauschen. Leider scheint dies vor der Hand noch die Spezialität Bölsche's zu sein.

Freilich steht er da nicht allein; wir kennen noch manchen ähnlichen Strudelkopf, der seine naturwissenschaftliche Weisheit aus Darwin und Häckel bezieht, aber mit seinen philosophischen und ethischen Einsichten in der Negative der Burmeister oder gar Büchner stecken geblieben ist. Gelegentlich betreiben sie dann auch wohl Evangelienkritik, zeigen uns, daß Jesus im Grunde auf dem Boden der allerneuesten Naturwissenschaft stand und stehen selber dabei mit Buddha auf Du und Du.

Hier ein paar aus Bölsche's Topfkuchen herausgesuchter großer Rosinen:

S. 8: „Es scheint eine tiefe Ecke im Bewußtsein der Kulturmenschheit

zu geben, die sich für Goethe über jede Errungenschaft freut, die sich vor Goethe bei jeder großen Dummheit schämt."

S. 10: „Ins Allgemeine der Menschheit hat sich der große Einzelmensch (Goethe) verklärt. Was uns anstrahlt, sind die Augen der Menschheit."

S. 19: Nach einer verzückten Rhapsodie auf Michelangelo's Moses folgt: „Und man weiß, wenn er aufsteht in seiner vollen Größe, so wird er das Kirchendach über sich einstoßen.*) So wird einst der Prometheus Goethe's sitzen, der nichts über sich anerkennt, als sich selbst."

Die Goethe-Philologie wird Herrn Bölsche dankbar für die Anerkennung zu quittiren haben, daß sie doch einen „tieferen Sinn" habe. Dann heißt es weiter S. 27: „Es giebt schon heute keinen zweiten Menschen in der gesammten Weltgeschichte, von dem wir auch nur annähernd so viel wüßten, wie von Goethe. Diese Razzia**) in das Gesammtdasein eines Einzelnen ist aber in Wahrheit nichts anderes, als zugleich eine Tiefsee-Expedition gleichsam in den Menschengeist als solchen, in das allumfassende Menschheitsindividuum selbst." Also eine Hypostase der Gottheit; man sieht, unser neuer Buddha ist fix und fertig. Wie wir's so herrlich weit gebracht haben, ist S. 44 anmuthig zu lesen. Die griechischen Götter als Idealbegriffe seien als Zukunftsbilder der Menschheit zu fassen. Jetzt sind sie erfüllt, ja weit überholt, denn:

„Wir reisen im Luftballon durch die Wolken. Wir erzeugen beliebig elektrische Ströme, schreiben, reden, vertheidigen uns, greifen an damit. Wir arbeiten mit Röntgenstrahlen. Wie wenig fehlt, und uns erwächst die volle Gabe, durch Hypnose uns einem Andern in jede verlangte Gestalt zu verwandeln." Ja, die griechischen Götter waren Waisenknaben gegen uns!

Das mag genügen, um wenigstens zu zeigen, wie weit Herr Bölsche noch vom Begreifen der echten und großen Bescheidenheit und Frömmigkeit Goethe's entfernt geblieben ist.

Als das bäurische Volk dem Dr. Faust jubelnd zuruft:

> Gesundheit dem bewährten Mann,
> Daß er noch lange helfen kann!

läßt der Dichter ihn antworten:

> Vor Jenem droben steht gebückt,
> Der Helfen lehrt und Hilfe schickt!"

Wenden wir uns von dem Anhören der verzückten Pythia, die in orphischen Urworten — Kulturideal — Menschenliebe — Entwicklung — das Monon — Individualisirung der Menschheit u. s. w. — lallt, zu verständlicheren Dingen!

*) „Niente paura, signori!" sagt der Küster von S. Pietro in vincoli: er wird es so wenig thun, wie der Zeus von Olympia.

**) „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" sagt Thoas.



Wer, wie Referent, von W. Bölsche's „Goethe im 20. Jahrhundert“ zu der schönen Kaisergeburtstagsrede des Marburger Professors Edward Schröder: „Goethe und die Professoren“ (Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1900, 30 S., gr. 8⁰) übergeht, dem ist zu Muthe, wie Einem, der aus wüstem Nebelgeriesel auf eine freie sonnenbeschienene Alpenhöhe tritt. Der Titel zwar ist nicht ganz zutreffend gewählt, denn obwohl auch mit überlegenem Humor der verschiedentlichen Beziehungen Goethe's zur Welt des Gelehrtenthums und seiner Erfahrungen und zum Theil bitteren Urtheile gedacht wird, so handelt die Rede doch eigentlich davon, was Goethe den verschiedensten Zweigen des Wissens, wie es an unseren Hochschulen betrieben und gelehrt wird, an positiven Leistungen nicht nur, sondern noch viel mehr an Anregungen und Aufgaben als ein unausschöpfliches Erbe vermacht hat.

Das ist so bündig und schön, so kenntnißreich und anregend zusammengefaßt, wie es von einem Verehrer und Freunde des „alten Hehn“, des Marburger Ehrendoktors, zu erwarten stand.

„Aber was kann und soll Goethe, heut und für alle Zeit, unsern Universitäten sein“, ist also das Hauptthema. Bei uns, sagt Schröder mit Fug, galt schon immer Personalunion des Dichters und des Gelehrten. „Ueber W. Grimm's ganzer Art zu arbeiten, heißt es z. B. S. 27, wo sich die Betrachtung zu Goethes Bedeutung für den Betrieb der deutschen Philologie, der Sprach- und literargeschichtlichen Studien wendet, über W. Grimm's ganzer Art zu arbeiten wie zu genießen liegt etwas von goethischem Geiste, und für Jacob, der in der germanischen Philologie mit mächtigen Schöpfungen den Rahmen ausfüllte, den für die klassische F. A. Wolf nur eben gespannt hatte, war es ein hehrer Augenblick, wenn er in seinen Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte an die Betrachtung Goethe's kam: „Wenn Goethe unserer Literatur fehlte, dann fehlte ihr die Sonne am Himmel!“ mit diesem feierlichen Akkord pflegte er einzusetzen, dem wohl stets ein warmes Herz schlug, der aber sonst im Kolleg hohe Töne nicht verschwendete.“

Fast erst hier, jedesfalls noch wie eine Stimme in der Wüste erklingt das Lob des geschichtlichen Theiles der „Farbenlehre“ als eines bahnbrechenden Musters aller historischen Behandlung der Wissenschaften.

Unter wie mannigfacher fördernder Theilnahme der Freunde in Nähe und Ferne jenes Buch entstand, ist noch recht wenig allgemein bekannt und wird uns erst ganz übersichtlich sein, wenn die großartige Weimarer Briefausgabe, deren dreiundzwanzigster Band eben die Presse verlassen hat (die Jahre 1812 und 1813 enthaltend) dafür vorliegen wird. Jenes Buch, sagt Schröder (S. 20), habe bis heute kaum zu wirken begonnen. „Das muß offen und ehrlich bekannt werden angesichts mancher Bände in der Reihe der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“, deren Verfasser dem dringenden Verdacht unterliegen, jenes Buch nie gelesen zu haben.

Ein Gelehrter wie Karl Ernst von Baer ist unter ihnen überhaupt nicht zu finden."

Hinters Ohr schreiben mögen sich Manche auch noch die folgenden Worte Schröders: (S. 22). „Ihn aber bei der Arbeit zu sehen, den nie ruhenden, ihn bei seinem Beobachten und Experimentiren, in seinen Korrespondenzen, seinen Entwürfen und seinen Tagebüchern — bei emsigem Suchen, ruhigem Sammeln, heißem Bemühen und freudigem Finden zu belauschen, das ist ein Schauspiel, um dessen Vollgenuß wir unsere Kollegen von der naturwissenschaftlichen Seite beneiden müßten — wenn sie es nur immer recht zu würdigen verstünden!"

Daß Goethe's „Winkelmann" der unmittelbare Anreger für das klassische Werk Justi's ward, und somit des ganzen heutigen Betriebes der Kunstwissenschaft, ist gebührend betont.

Solche Schlagwörter — Schlagtodtwörter sollten sie heißen — wie das von dem „kalten Kunstgreise", das die Impotenz des sogenannten jungen Deutschlands ausgab, sind allerdings noch heute eine verhängnißvolle Macht in unserm Volke.

Tröstlich für manche Hänselei, die wir wegen einer ähnlichen Bemerkung uns zugezogen hatten, war es, S. 25 des Antheils gedacht zu sehen, den Goethe's Schilderung des Elsaß im zweiten Theil von Dichtung und Wahrheit an der endlichen Wiedergewinnung des alten Reichslandes gehabt hat. Freilich sind solche Wirkungen eines Dichters Imponderabilien, sie lassen sich auch nicht im chemischen Laboratorium nachweisen.

Die Bedeutung der Goethe-Wissenschaft als Fachstudium ist kaum würdiger darzustellen, als es Schröder am Schlusse der Rede thut. Möchten allen ihren Vertretern und Mitarbeitern diese Gesichtspunkte vor der Seele stehen!

S. 29: „Ich schweige hier von der Goethe-Philologie, denn unter ihren tüchtigsten Vertretern verehre ich meine Lehrer, erblicke ich mit freudigem Stolz die Genossen meiner Studienjahre. Wilhelm Scherer ist es hauptsächlich gewesen, der sie aus einer nicht gefahrlosen Isolirung befreit und aufs engste mit der Disziplin der deutschen Philologie verknüpft hat — gewiß im Geiste Goethe's und unseres Jacob Grimm. Die Goethe-Philologie hat von vornherein sich die Hauptaufgabe gestellt, überall den innigsten Zusammenhang Goethischen Lebens und Dichtens nachzuweisen. Sie hat eine Kinderkrankheit, die Beschränkung auf gewisse Ausschnitte aus der großen Goethischen Welt, namentlich die Jugendzeit, glücklich überwunden, indem sie auch für seinen Divan, für seine Kunststudien, für den zweiten Theil des „Faust" das Verständniß gefunden hat, und sie hat in tüchtigen Leistungen des letzten Jahrzehnts bewiesen, daß sie mehr und mehr das Gesammtbild beherrscht und vertieft. Sie vermag schon heute vielen . . . den Zugang zum Verständniß des Dichters und Menschen zu erschließen, des größten und liebenswerthesten, den eine

Nation je besessen hat. Den persönlichen Besitz freilich muß sich ein jeder selbst erwerben. Es ist kein Vollbesitz, wenn es ein Wählen und Mäkeln bleibt! Wolfgang Goethe ist von früh auf ein heimlicher Wohlthuer gewesen: möge er sich als solchen auch fernerhin an recht Vielen erweisen!"

Die Kurve unserer Uebersicht senkt sich nach dieser höchst gehaltvollen und feinsinnigen Rede tief abwärts, indem wir mit Dr. Siegmar Schultze's „Falk und Goethe: Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen." (Halle a. S. A. Kaemmerer, 1900, 83 S., gr. 8⁰) auf die Seite der Mißvergnügten und des Weimarischen Klatsches treten. Das „Neue" in der Schrift ist herzlich unerheblich, und daß hierdurch eine Lücke ausgefüllt werde, eine bloße Reklamephrase. Ein guter und endlich auch ein frommer Mann, ein patriotisch und sozial höchst respektabler Mann ist Falk ohne Zweifel gewesen, aber ein recht mittelmäßiger Musikant und zur Beurtheilung Goethe's, der ihn als jungen Anfänger freundlich aufnahm und zu leiten versuchte, freilich vergeblich, war er vollends ganz unfähig. Selbst wo er später von dem „Edlen" redet, hat das Wort für ihn einen ironischen Beigeschmack. Die große Gutherzigkeit Goethe's erhellt z. B. daraus, daß er ihn doch wieder, obwohl er ihn längst als einen gefährlichen Narren erkannt hatte, freundlich in seinen Kreis aufnahm. Wir wissen z. B. aus Goethes Tagebüchern, daß dieser ihn am 22. November 1809 Mittags bei sich hatte. „Falk, der über die Wahlverwandtschaften sprach", heißt es dort ohne jede weitere Andeutung, aber wir dürfen hundert gegen eins wetten, daß es zu dem „manchen Albernen" gehört, das über seine vollendeste Romandichtung zu ihm „in die Klause drang", und worüber ihn erst ein verständiger Brief der Frau Charlotte v. Schiller tröstete, für den er am 24. desselben Monats dankte.

Mit welchem Anschein von Recht eben Herr Dr. Schultze, der Anwalt des Falk'schen Machwerks „Goethe, aus persönlichem Umgang dargestellt", der Garlieb Merkel, der Klatschzirkel derer um Karoline Herder und anderer Mißvergnügter, den „Fachmännern und Zunftgelehrten", das sollen wohl in erster Reihe die treuen Arbeiter am Goethe-Archiv sein, den Vorwurf machen dürfte, „Nachklätschereien" zu „kolportiren", überlassen wir getrost dem Urtheil jedes Einsichtigen. Das wußten wir ja auch längst, daß in der Beleuchtung der Falk und Konsorten, „leider!" „der Mensch Goethe nicht so groß erscheinen wird, wie der Dichter Goethe".

Das genügt eigentlich, dacht' ich, um das Büchlein ungelesen unter den Tisch fallen zu lassen, aber spräche man's aus, so hätte die Partei wieder ein Argument gewonnen, und die ultramontanen Goethe-Mastiges, die genau wissen, warum sie Goethe hassen, ein neues Hälmlein, daran sich zu halten. In seinem erwähnten Buche, das Riemer sofort ganz richtig als einen lange vorbereiteten Ueberfall auf den eben entschlafenen Dichter empfand und kennzeichnete, habe nach Herrn Siegmar Schultze's

Urtheil Falk sogar noch das Allzumenschliche zu verdecken gesucht. Dabei ist der Verfasser so kurzsichtig, den Wortlaut des Verlagskontraktes mitzutheilen, den am 5. Juni 1824 Heinrich Brockhaus für die Firma F. A. Brockhaus mit dem Herrn Legationsrath Johannes Falk abschloß. Da heißt es § 5: „Sollte Goethe nach drei Jahren, vom Abschluß dieses Kontraktes eingerechnet, noch leben, so steht es der F. A. Brockhaus'schen Buchhandlung frei, das Werk auch bei seinen Lebzeiten ins Publikum zu bringen". Ueber die Delikatesse eines solchen Vertrages soll kein Wort verloren sein, Geschäft ist Geschäft und der Herr Legationsrath hatte seine Silberlinge, die jetzt die Form von 75 Louisd'ors angenommen hatten, dahin. Der Verleger aber verkaufte unmittelbar nach Goethe's Tode das edle Werk, das drei Auflagen erlebte. Es fällt einem eins der zahmen Xenien dabei unwillkürlich ein (Nr. 317 bei Löper, Bd. 3, S. 207):

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Falk hatte also gerechnet, daß Goethe keine drei Jahre mehr würde zu leben haben, aber er verrechnete sich etwas. Die Reinheit seiner Motive lassen wir auf sich beruhen. Hätte er dem Klatsche Stoff bieten wollen, sagt der Verfasser, so „hätte er genug Material gehabt".

Nach den Falk'schen Zettelchen, die hier neue handschriftliche Quellen heißen, zu schließen, dürfen die Manen Goethe's alles derartige „Material" getrost erwarten. Nur Muth, Herr Dr. Schultze! Heraus damit!

Was für wunderbare Augen schon der junge Falk gehabt haben muß, zeigt sein Bericht über den ersten Besuch bei Goethe. Er hatte vorher im Park einen Spaziergang gemacht und da in der Nähe des sog. Tempelherrnhauses „die traurigen Ruinen eines abgebrannten Schlosses" gesehen. Besagtes altes Schloß ist der ehemalige Kugelfang der Weimarischen Schützengilde, den Goethe zur Ueberraschung seines Herrn mit Werkstücken vom Schloßbrande erweitert und oben mit Motiven der aurelianischen Mauer romantisirt hatte. Und als er nun Goethe's ansichtig ward, trug dieser, und das ist allerdings neu, „einen starken schwarzen Bart".

Später erwies sich, daß Falk auch für die ordentliche Betheiligung an der Goethe sehr am Herzen liegenden Jenaischen Literatur-Zeitung nicht zu brauchen war, und was dem Fasse den Boden vollens ausschlug, war Falk's Marionettenspiel „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel", vielmehr dessen Epilog, in welchem zur Lust des Weimarischen Philisters der Stand der Schauspieler öffentlich verhöhnt wurde. Die Lacher hatte ja in diesem Falle Falk auf seiner Seite und die Hitze Goethe's, der im Eifer für die Ehre seiner Schauspieler gleich Landesverweisung für Falk beantragte, machte seine Lage nicht besser. Was will der Verfasser mit dem Zusatze (er beruht wohl auf seinen neuen Quellen) sagen: „Und doch hätte ihn Falk öffentlich, wie sonst Niemand, kompromittiren können?"

Goethe hatte vielleicht allzu vertrauensselig einige Klagen über mancherlei verlautbart, was ihn in Weimar bedrück e.

Der alte Witz von Goethe, dem Aristokraten, der alle Massenbewegungen haßte, dem Bewunderer Napoleons u. s. w. durfte natürlich hier nicht fehlen. Es ließe sich im Gegentheil aufweisen, daß gerade Goethe, wie keiner seiner Zeitgenossen, der soziale Dichter ist, der warme Anwalt des armen Volkes, des gemeinen Mannes, der hier die besten Menschen fand und bewunderte. Man dürfte auch heute noch den Mächtigen der Welt Berather anwünschen, wie den „Fürstenknecht" Goethe. Ein verärgertes eitles Kerlchen wie Falk war, hat davon in seinen Klatschkonventikeln nichts gehört, der „Edle", heißt es bei ihm wohl, aber „Er liebte das Volk als solches weder in seinen schlechten, noch in seinen guten Instinkten". Man beachte auch die seltsame Logik dieses Satzes.

Gehässig und weiter nichts sind die Anekdoten über Goethe als Führer der Pferde zweier französischer Chasseurs (1806 nach dem 14. Oktober). Wichtiger wäre die „Entdeckung" S. Schultze's über die Unterredung Goethe's mit Napoleon in Erfurt, wenn nur auf die Schiefohren Falks etwas mehr zu geben wäre. Es handelt sich um ein allgemeines Tafelgespräch bei Wolzogen's, wo Goethe blos mit vorgesprochen hatte und wobei Falk einige Brocken aufschnappte. Es kommt für die Goethe-Wissenschaft dabei nichts weiter heraus, als was sie auch sonst schon weiß, daß Goethe so höflich war, Napoleon gegenüber zuzugeben, daß die strengere französische Bühnendichtung auch nicht zu verachtende Vorzüge habe.

Doch genug und übergenug über das anspruchsvolle Buch. — —

Wir haben uns das Beste für zuletzt aufgehoben:

Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke, von Dr. Hans Gerhard Gräf. Erster Theil: Die epischen Dichtungen. Frankfurt a. M. Rütten & Loening. XXIII u. 492 S. 8°. Mk. 7.

Das ist denn endlich ein Standard Work der Goethewissenschaft, das jedem ernsten Arbeiter durch die Fülle seiner wohlgeordneten Regesten Freiheit der Bewegung schafft, indem es ihm zeitraubende, lästige Vorarbeiten erspart. Der Titel ist insofern auch nicht ganz richtig gefaßt, als das Buch, das Ergebniß bewunderswerthen, bescheidenen Fleißes, außerordentlich viel mehr bietet, als der Titel angiebt. Doch wer dürfte das tadeln? Sind wir befugt, Goethe's poetische Werke, wie er selber that und von seinen Freunden erwartete, als Lebensbekenntnisse aufzufassen, so versteht sich sofort, daß jede Aeußerung des Dichters über sie, ja auch über ihre unmittelbare Aufnahme und Wirkungen, für das Verständniß von unschätzbarem Werthe sein muß. Wer kennt ihn besser, als der Dichter sich selbst? Auch wenn er gelegentlich zu bekennen hätte, daß er mit

Diesem oder Jenem habe Verstecken spielen, Räthsel aufgeben, die Leute turlupiniren wollen, so ist das ein nützlicher Fingerzeig. In der That war eine derartige Arbeit längst sehnlichst erwünscht. Von mancher Seite wird ihr vielleicht vorgehalten werden, sie komme zu früh, sie hätte etwa die Vollendung der großen Briefsammlung in der Sophien-Ausgabe, die Fertigstellung der Tagebücher abwarten sollen. Aber damit wären wir Alle zum warten auf wer weiß wie lange verurtheilt. Nehmen wir dankbar die schöne, vorläufige Arbeit hin, und wer es mag, der lasse sich den Band in zwei zerlegen und mit Schreibpapier durchschießen, um das jeweilig neu hinzutretende sogleich gehörigen Orts einzutragen. Was Löper schon seinerseits für die drei Bände Gedichte, den Divan, die Sprüche in Prosa beigebracht hatte, ist ja unverloren, und Löper's hinterlassene Papiere ruhen, glaub ich, im Goethe-Archiv. Er, der Belesene wußte Vieles, was nicht Jedem leicht zugänglich ist.

Von oft sehr umfänglichen Sammelwerken, Briefwechseln, Erläuterungsschriften, Ausgaben, zähle ich gegen 80, die Gräf sorgfältig zu seinem Zwecke durchmustert hat.

Alles, was z. B. in der großen, zehnbändigen Sammlung der „Gespräche“ von Woldemar Frhr. v. Biedermann schon vereinigt war, ist auch hier wenigstens angezogen.

Wer etwa, wie ich in diesen Tagen, die chronologisch geordneten Regesten, die Achilleis betreffend (S. 1—33), oder zu Hermann und Dorothea (S. 79—199) oder zu den Wahlverwandtschaften (S. 362—488) durchgesehen hat, der dürfte schwerlich etwas, was er schon anderswoher gewußt hätte, vermissen, befände sich aber ohne alle Mühe sehr viel reicher. Um nur eine Andeutung zu geben von dem Gehalte so einer gelegentlichen Briefäußerung Goethe's, so mache ich auf die an Riemer 1808 an seinem Geburtstage geschriebenen Worte aufmerksam, die das Problem der Wahlverwandtschaften aussprechen als „soziale Verhältnisse — symbolisch gefaßt“. Diese uns zunächst vielleicht sybillinisch anmuthenden Worte, enthalten sie nicht bei näherem Zusehen eine ganze Theorie des modernen Romans?

„Wer bei seinen Arbeiten nicht schon ganz seinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erscheint, der ist übel dran“, schrieb Goethe (15. 3. 1799) an Freund Knebel. Wir wünschen aber doch zu diesem Selbstlohne dem so selbstlosen Gehilfen auch die verdiente Anerkennung und Dankbezeugung der Mitforscher.

Weimar, Weihnachten 1900.

Franz Sandvoß (Xanthippus).

Zur Berichtigung. (Zu S. 166 Z. 6.)

Von einem Freunde ward ich belehrt, daß die Wendung ‚a la bonne heure‘ mit dem heur in bonheur, malheur (lat. hora) nichts gemein habe, vielmehr aus dem lat. augurium entstanden sei. Mich hatte also das

Femininum irre geführt und es mag selber Franzosen ähnlich ergehen, die unwillkürlich das Opfer der sogenannten Volksetymologie werden.

Aber auch dieser scheinbare Femininum bedarf der Erklärung, und zwar liegt sie darin, daß die romanischen Sprachen bereits den Plural in dem Vulgärlatein vorfanden, im unserm Falle also ad bona auguria nämlich eveniat oder dictum sit!, nicht ad bonum augurium. In derselben Weise ward das romanische Wort für Lust, Wonne la gioja frz. la joie aus gaudia, nicht aus gaudium. Xs.

Berichtigung.

Ein Aufsatz des Grafen Paul von Hoensbroech über „Ultramontane Kritik" im Januarheft 1901 der Preußischen Jahrbücher befaßt sich eingehend mit zwei Aufsätzen, in welchen ich das Buch des Grafen H. „Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" besprochen habe. Antwort an anderer Stelle mir vorbehaltend, beschränke ich mich hier auf Richtigstellung einiger besonders befremdlichen Sätze. Graf H. schreibt S. 77:

„Ich habe zur höchsten Entrüstung des Herrn Cardauns sogar — mich selbst abgeschrieben. Ich könnte Herrn Cardauns erwidern, was er mir so übel nimmt, thäte er selbst, denn seine „Kritik" in den „Historisch-politischen Blättern" ist vielfach wörtliche Abschrift seiner „Kritik" in der „Kölnischen Volkszeitung". Und obendrein bin ich noch der ehrlichere „Abschreiber", indem ich meine Quelle, nämlich eine vor mehreren Jahren erschienene Schrift zitire, während Herr Cardauns seine Quelle, nämlich seine „Kritik" in der „Kölnischen Volkszeitung" in der Neuauflage in den „Historisch-politischen Blättern" nicht zitirt. Also ein „Plagiat" allergewöhnlichster Sorte!"

Die Sache liegt genau umgekehrt. Mein im zweiten Novemberheft der Hist.-pol. Bl. (10. Heft) gedruckter Aufsatz ist früher geschrieben als der Artikel der Köln. Volkszeitung Nr. 1045 vom 18. November 1900. Selbstverständlich war es mir nicht möglich, in dem zuerst geschriebenen Aufsatz den später geschriebenen Artikel zu zitiren, wohl aber habe ich in letzterem nicht weniger als dreimal auf ersteren verwiesen, einmal in der jeden Zweifel ausschließenden Form: „In den Hist.-pol. Bl. ist der genaue Nachweis für 50—60 Seiten geführt; ich füge bei, daß" u. s. w. Ich habe für einen Theil des Artikels einen Theil des Aufsatzes resumirend benutzt — von einer „vielfach wörtlichen Abschrift" ist keine Rede — und dabei ein über das andere Mal meine „Quelle" genau bezeichnet. Wie Graf H. da von einem „„Plagiat" allergewöhnlichster Sorte" sprechen kann, ist ein Räthsel.

Köln, 6. Januar 1901. Dr. Hermann Cardauns.

1. Graf Hoensbroech hat meine Meinung über Delrio falsch wiedergegeben, denn in meiner Schrift „Die Stellung der Jesuiten in den

deutschen Hexenprozessen" (Köln 1900), finden sich S. 39 ff. folgende Delrio durchaus verurtheilende Sätze: „Noch unheilvoller als die Ausführungen Gregor's (von Valentia) wirkte das Buch eines zweiten spanischen Jesuiten des P. Delrio". „Die Disquisitiones magicae (Delrio's) legen Zeugniß ab von großer und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, aber zugleich von der damals freilich so ziemlich allgemeinen Kritiklosigkeit . . . ." „Er fragt bei all' den Teufels- und Zaubergeschichten nicht nach zuverlässiger Bürgschaft, sondern scheint sich mit der Erwägung zu begnügen: Ein frommer Mann hat's erzählt, also ist es wahr." P. Delrio nimmt leichtgläubig die einfältigsten Geschichten an, die Sprenger, Remigius und ähnliche Hexenbrenner auftischen. Seine Voraussetzungen sind deshalb zuweilen von der unglaublichsten Art. „Er (Delrio) ist von der „vielverbreiteten Hexerei" so überzeugt, seine Gewährsmänner Sprenger, Nider, Binsfeld erscheinen ihm so unantastbar, daß er Fürsten und Richter ernst ermahnt, gegen die Unholde vorzugehen."

2. Das Zitat, das Graf Hoensbroech aus meiner Schrift beibringt, ist aus dem Zusammenhang gerissen und verstümmelt. Die Stelle S. 44 lautet: „Diese Mahnung (Delrio's) zur anderweitigen Feststellung des ausgesagten Thatbestandes wurde damals vielfach ganz vernachlässigt und ihre Befolgung hätte vielen Hexen das Leben retten und die Thorheit so mancher auf der Folter gemachten Aussagen an den Tag bringen können. So bricht sich das Gerechtigkeitsgefühl Delrio's wiederholt Bahn durch das Gestrüpp der Hexengeschichten, von dem er sich nicht losmachen kann. Das zeigt sich auch bei anderen Gelegenheiten, wie wenn er sich scharf gegen die Richter wendet, die durch falsche Vorspiegelungen und Lügen die Hexen zum Geständniß bringen wollen, oder wenn er die Thorheit und Verwerflichkeit der Wasserprobe geißelt, oder wenn er eine ganze Reihe damals geltender Indizien verwirft, wie z. B. das Indizium der Furcht oder des Zitterns, des Blutens der Leiche bei der Vorführung des Mörders, das Indizium aus der Physiognomie und dem Namen, aus dem Nichtweinen des Angeklagten."

3. Auch das Zitat aus Delrio selbst hat Graf Hoensbroech insoweit falsch wiedergegeben, als es bei ihm 11 Zeilen ohne jedes Auslassungszeichen, bei Delrio aber eine ganze Folioseite umfaßt.

Bernhard Duhr S. J.

Exaten b. Roermond, 11. Januar 1901.

Erwiderung.

Mit Vergnügen setze ich meinen Namen unter die „Berichtigungen" der Herren Cardauns und Duhr S. J. Sie bestätigen, daß an meinen Ausführungen nichts zu berichtigen ist.

Steglitz bei Berlin, den 18. I. 1901.

Graf Paul von Hoensbroech.

Theater-Korrespondenz.

Berliner Theater: Ueber unsere Kraft (zweiter Theil). Schauspiel in vier Aufzügen von Björnstjerne Björnson.

Sezessionsbühne: Ernst v. Wolzogen's „Buntes Theater" (Ueberbrettl).

Lessing-Theater: Flachsmann als Erzieher. Komödie in vier Akten von Otto Ernst.

Deutsches Theater: Der Tag. Drama in vier Aufzügen von Stefan Vacano.

Im ersten Theil des Björnsonschen Dramas ist, während Sang in der Kirche betet und die Handlung bis zum Eintritt des Wunders still steht, mit bewunderungswürdigster Kunst eine Episode eingeschoben: eine Anzahl von Geistlichen wird auf recht natürliche und zwanglose Weise in Sang's Haus geführt und es entspinnt sich eine Unterhandlung der theologischen Herren über das Wunder; die offizielle Gottesgelahrtheit nimmt zum Falle Sang Stellung. Es ist eine Szene voll tragischer Ironie. Einer hebt sich von den anderen besonders ab: der Pfarrer Bratt. An Glaubensbedürfniß ist er eine Sang ähnliche tiefe und große Natur. Nur was bei diesem Glaubensgewißheit ist, ist bei jenem Glaubenssehnsucht. Er möchte so glauben können, wie Sang. Aber der Zweifel zermartert seine Seele. Die lechzt nach dem Wunder und hat es bisher nicht finden können. Jetzt soll die Entscheidung fallen, und er ist sich bewußt: „dieser Tag entscheidet über mein Leben." Die Entscheidung fällt zu Ungunsten des Wunders aus. Damit hört Bratt auf Theologe zu sein und wird sozialer Agitator. Als solcher tritt er bald nach Beginn des zweiten Theiles auf. Die Szene ist die sogenannte „Hölle", ein ausgetrocknetes Flußbett, tief und düster gelegen, sonnenlos, darin jetzt Bergbau getrieben wird. Die aufs härteste bedrückten Arbeiter streiken und Bratt als Arbeiterführer leitet den Streik. In ihm lodert eine gewaltige Agitatorseele voll Kraft und Schwung, und seine Beredsamkeit erzielt stets unmittelbar packende Wirkung. Vor ihm ist der Pfarrer Falk aufgetreten, ein aufopferungsfähiger, edler Mann voll Milde und Güte. Er hat zum Nachgeben und zur Versöhnung gerathen. „Jetzt seid ihr erbittert, weil es euch schlecht ergeht. Ich will nichts mehr darüber sagen. Wollt ihr aber einen Vergleich, so müßt ihr euch bemühen, die andern nicht ausschließlich als Räuber zu betrachten." Und schließlich hat er auf den verwiesen, „der seine Sonne geduldig aufgehen läßt über die Guten und die Bösen." Daran knüpft Bratt mit unwiderstehlichem Realismus sofort an und beginnt eine machtvolle Rede, ganz im Stil Lassalle's: „Da oben, wo ich stand, hörte ich, daß mein

Vorgänger hier auf diesem Platz seine Rede mit den Worten schloß, daß der Herr seine Sonne geduldig auf die Guten wie die Bösen herabscheinen läßt. Ich will meine Rede damit beginnen,' daß die Sonne hier unten niemals scheint." Und nun entwickelt er mit scheinbar einfachen Mitteln, durch schlichte und klare Darstellung dessen, „was ist", die ganze Lebenstragödie der Leute, die da unten in der „Hölle" verbleichen und verkümmern müssen. Er spricht nicht etwa poetisch als Lyriker, sondern durchaus als Politiker, und zwar als marxistisch-sozialistisch geschulter Politiker: „Kein Gesetz verbietet, den kleinen Leuten das Sonnen- und Lebenslicht zu nehmen; denn die, welche die Sonne haben, die haben auch das Gesetz gemacht. Und jetzt ist die Frage, ob wir so hoch hinaufklettern können, daß wir ein neues Gesetz mit schreiben." Das ist klipp und klar die Marx'sche Theorie des Klassenstaates und Klassenkampfes. In genauer Parallele zu diesem ersten Akt steht der dritte, in dem der Standpunkt der Fabrikanten dargelegt wird. Auch sie sind unbewußt Marxisten und führen den rücksichtslosen Klassenkampf. An ihrer Spitze steht Holger, ein in seiner Art prachtvoller, genialer Herrenmensch, durchaus ein ebenbürtiger Gegner des Arbeiterführers Bratt. Hart und schroff begegnet er der Arbeiterdelegation, die darauf hinweist, daß die Arbeiter doch auch zum Erwerben der Reichthümer und Gedeihen der Kultur helfen und darum ihren Antheil an den Kulturgütern haben sollten. „Helfen?" erwidert Hoimer. „Ja, mein Tintenfaß hilft auch. Und die Treibkraft und die Maschinen und der Telegraph und die Schiffe und die Arbeiter, — sie helfen Alle mit. Ich nenne die Arbeiter zuletzt, weil sie, gerade als alles in bestem Gange ist, den Versuch machen, alles zu zertrümmern. So dumm ist weder das Tintenfaß noch die Treibkraft oder die Maschinen oder der Telegraph." Auch der Standpunkt der Fabrikanten ist der blanke Marxismus. Nun glaube man aber nicht, daß Björnson von dieser Theorie ausgegangen ist und dazu ein paar Exempel hat konstruiren wollen. Nichts wäre weniger richtig. Was der Dichter hinstellt, sind alles lebendige Menschen voll Blut und Leben, und was er ausdrückt, ist unmittelbar empfunden und nicht nach den Formeln einer abstrakten Lehre künstlich und gedanklich aufgebaut. Wie individuell herausgearbeitet sind alle diese Fabrikanten, die sich auf Holger's Burg versammeln, um die Unternehmer des ganzen Landes in einer einzigen Organisation zusammenzuschließen, so daß der Fachverein der Arbeiter ohnmächtig daran zusammenbrechen soll.

Gleich schroff und hart und wegen der prinzipiell gleichen Standpunkte des Klassenkampfes unüberbrückbar von einander getrennt stehen sich also Arbeiter und Unternehmer unter Führung von Bratt und Holger gegenüber. Was will das werden? Wer wird da gewinnen?

Es kommt garnicht zu einem direkten Ringkampf der beiden Parteien. Denn ein Dritter, ein Einzelner wirft sich zwischen die Parteien: Elias, des verstorbenen Pastors Sang Sohn. Er hat sich nach der häuslichen Katastrophe voll innigster Liebe an Bratt geschlossen und theilt dessen soziale

Anschauungen, um schließlich aber weit darüber hinauszugehen. Er ist der Sohn seines Vaters, d. h. er hat „das Verlangen nach dem Grenzenlosen“, den Trieb, über die durchschnittliche Menschenkraft mit einem Sprunge hinauszugehen. Er glaubt, gleich seinem Vater, nicht sowohl an die unabänderliche Macht gegebener Verhältnisse. Die könnten wohl — meint er — mit einem Schlage gewandelt werden, wenn nur die Menschen größer und kraftvoller, opfer- und wagemuthiger sein wollten. Aber Elias ist auch der Sohn seiner Mutter, und die stammte bekanntlich aus einem „nervösen Zweiflergeschlecht“. Die Nervosität und der Zweifel sitzen fest in Elias' Seele und ringen mit seinem „Verlangen nach dem Grenzenlosen“. Das Ergebniß ist, daß er sich, um den Zweifel zu betäuben, mit nervöser Gewaltthätigkeit ekstatisch in den Glauben an seine Sache hineinphantasirt. Man hat in der Kritik gegen diesen Elias den Vorwurf erhoben, daß seine seelische Entwicklung nicht begründet wäre. Der Vorwurf ist ungerechtfertigt. Die Abstammung erklärt Alles. Nur ist zu bedenken, daß wir es in dieser ganzen Dichtung nicht mit der detaillirten Psychologie des Naturalismus, sondern mit der konzentrirten Psychologie eines den Extrakt des Lebens gebenden Realismus zu thun haben.

Elias also hat beschlossen, sein Leben den Unterdrückten zu weihen. Denn sein Herz vermag das Elend nicht zu ertragen. Von der amerikanischen Tante Hanna des ersten Theils hat er ein sehr großes Vermögen geerbt. Das ist zur größeren Hälfte schon der Arbeiterbewegung zu Gute gekommen. Der Rest geht jetzt bei dem Streik darauf. Elias will nicht, daß man ihn als Geldgeber kennt und preist. So schickt er denn anonym aus allerlei verschiedenen Orten große Summen an die Streikkasse. Aber dieses Geld wird zum Unheil. Die Streikenden und mit ihnen Bratt glauben, weitestgehender Sympathien und thatkräftigster Hilfe im Lande sicher zu sein, da doch von allen Seiten Geld zuströmt. Im Vertrauen auf die Sympathien sind sie zum Aeußersten entschlossen und hoffen auf den Sieg. Zu spät erfährt Bratt, daß nur Einer der Geldgeber war und daß die Quelle versiegt, als dieser Eine alles gegeben hat. Damit muß der Streik verloren gehen. Da will Elias mit einem Schlage Alles retten. Er hat sein Vermögen gegeben, er will auch seine Person opfern. Sein durch die Nervosität und den Zweifel zum Wahnsinn gesteigerter Drang ins Grenzenlose läßt ihn den ungeheuerlichen Plan fassen, sich mit den auf Holgers Burg versammelten Fabrikanten in die Luft zu sprengen. Wozu aber soll das führen? Welche Hilfe liegt darin? Elias will den Arbeitern zeigen, wie Einer sich in die Schanze schlägt. Daran werden sie sich begeistern, und Viele werden ihr Leben wagen. Das ungeheure Ereigniß wird die Blicke des ganzen Landes auf das Arbeiterelend lenken, die Arbeiter werden alle Kräfte anspannen, und es wird — durch das grausige Opfer des Elias — schließlich doch die endgiltige Befreiung des Proletariats stattfinden. Auch in die „Hölle“ wird die Sonne des Himmels hineinleuchten. Worauf es also Elias ankommt, das ist, „ihnen ein Beispiel geben. Zuerst springt einer hinunter,

dann ein zweiter. Dann folgen zehn, und dann hundert und endlich tausend! Es gehören tausend dazu, ehe sich die Millionen zum Sprung bereit halten. Dann sind sie unwiderstehlich. Dann haben wir Sonntag. Dann Hallelujah, Triumph! Nun danket Alle Gott!" Was hier Elias entwickelt, ist das Problem des Anarchismus. Und Elias ist in der That der vollkommen gelungene Typus des anarchistischen Schwarmgeistes. Es ist ja gar nicht zu verkennen, daß den Ausführungen des Elias eine große Wahrheit innewohnt, und das ist ja eben die grauenvolle Tragik in diesem Drama und im Charakter seines Helden, daß Tiefsinn und Wahnsinn dialektisch ineinandergreifen. Elias versteht es noch, seine Theorie, die aus seinem Herzen geboren ist, zu vertiefen und ihr die Form eines philosophischen Weltgesetzes zu geben, das die ganze Geschichte durchzieht. Er setzt auseinander, „daß Alles, von dem wir wünschen, daß es leben soll, durch den Tod gehen muß. Willst du, daß etwas weiterlebt, so stirb dafür! Das Christenthum empfing sein Leben vom Kreuze. Das Vaterland von den Gefallenen. Keine Erneuerung außer durch den Tod. Einen anderen Weg (zum Leben als den durch den Tod) giebt es nicht. Warum? Weil man nur dem glaubt, der in den Tod geht. Hinüber! hinüber! — dann glauben sie! . . . Kommt aber eine Stimme aus dem Jenseits! Da reagiren sie! Dort werden alle Worte verstärkt, denn da drinnen ist so ein Widerhall. Die Großen, die gehört werden wollen, müssen erst da hinein. Da ist die Rednertribüne des Lebens aufgerichtet; von dort werden die Lebensgesetze verkündet, so daß man es über die ganze Welt hin vernimmt. So daß selbst die Schwerhörigsten es vernehmen." Wahrhaftig, man kann schwer unterscheiden, ob solche Worte einem Engel des Himmels oder einem Höllengeist entstammen! Himmel und Hölle fließen ineinander.

Im dritten Akt geschieht die grauenvolle That. Elias hat sich als Lohndiener verkleidet, in Holgers Schloß geschlichen, um von da aus im rechten Moment das Signal zur Entzündung der unter das Schloß gelegten Minen zu geben. Diese Explosion, die das Schloß mit den reichsten Männern des Landes in die Luft sprengt, hätte gar leicht ein bloßer, raffinirt erdachter theatralischer Knalleffekt sein können. Aber gerade dieser Gefahr gegenüber strahlt Björnsons reines und reifes Künstlerthum in hellstem Licht. Er versteht es, das Ganze ins Psychologische zu wenden. Unmittelbar im Angesicht des Todes entfalten die Fabrikanten mit vollkommenster Schärfe ihre individuelle Natur. Jeder benimmt sich anders: Der eine stürzt sich in wahnsinniger Angst zum Fenster hinaus, der andere lacht blödsinnig, der dritte betet, Holger selbst verleugnet seine Herrennatur auch dem Tode gegenüber nicht. Es ist eine der großartigsten und kühnsten Szenen der Weltliteratur.

An diesen gewaltigen dritten Akt schließt sich ein vierter, der — leider! leider! — völlig aus dem Stil des Ganzen fällt und auch seinem Inhalt nach einen beklagenswerthen Sturz von der erreichten tragischen Höhe bedeutet. Im Mittelpunkt steht Rahel, des Elias Schwester. Ihr Wesen

ist die Liebe, die sanfte und doch starke, hingebungsvolle Liebe des edlen Weibes. Ihr Leben hat sie der Leitung eines Hospitals geweiht. Diese Rahel nun ist die Einzige, die das Ganze — die Katastrophen des ersten und zweiten Theils — ungebrochen überstanden hat. Und ihre Liebe entsühnt die Schuldigen, den Bruder, der tot ist, und auch Holger, der von allen als einziger, durch einen Glücksfall — ein Glücksfall für ihn, ein Unfall für das Drama — mit einer schweren Verletzung davongekommen ist.

Der Idee nach ist es gar nicht so unrichtig und unmöglich, die Liebe des edlen Weibes als sühnendes und erlösendes Moment an den Schluß zu setzen. Es ist das ja schließlich auch der letzte Schluß unseres „Faust": „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan". Aber Björnson hat den ganzen Akt so rührselig und melodramatisch konstruirt, mit dekorativen Künsteleien und unbegründeten musikalischen Hilfsmitteln, er hat so sehr an die Empfindsamkeit und Rührseligkeit appellirt, daß wir in peinlicher Verwunderung fragen müssen: wo bleibt der gewaltige Tragiker von vorher? Zu alledem hat er noch neben Rahel zwei symbolische Gestalten in den Vordergrund gerückt, Credo und Spera, und die müssen dann als der Weltweisheit letzten Schluß zum Besten geben: Credo: „Ich will Jugendvereine gründen! In den Schulen muß es anfangen, denn in den Schulen sollen sie lernen, für einander zu leben. . . . Jetzt du Spera!" Spera: „Ja, ich möchte so gern, daß die Mädchen mit dabei wären. Auch sie sollten von der Schule an für etwas leben. Zum Beispiel sollte eine oder auch mehrere zusammen für ein kleines Mädchen sorgen, das dann gleichsam ihr Kind würde, verstehst du?" Rahel: „Ach, du lieber kleiner Mund, laß mich dich küssen! Schon allein, daß es solche Aussichten giebt, das muß eine Botschaft von der ewigen Erneuerung sein." — Das ist doch „süß", nicht wahr? Oder wollen wir uns vielleicht darin einigen, es albern zu finden? Man wird mir wohl zustimmen, wenn ich schon in meiner Besprechung des ersten Theiles andeutete, daß die elementare Naturkraft des genialen norwegischen Pastorssohnes durch die „Aufklärung" des Bildungsphilisters bedauerlich verwässert ist. Gott sei's geklagt, was der liberale Europäer sich an einem Meisterwerk der tragischen Kunst versündigt hat!

Ich bewundere und verehre diese Dichtung zu sehr, um nicht darauf sinnen zu müssen, wie ein richtiger Schluß wohl die tragische Stimmung im Zuschauer, statt sie zu verwässern, hätte konzentriren und zum Höchsten steigern können. Es ist natürlich vermessen, an einem genialen Werk eine Korrektur vorzunehmen. Aber man gestatte einmal einem Kritiker einen Ausnahmefall.

Das erste Erforderniß eines richtigen Schlusses ist, im realistischen Stil des Ganzen zu bleiben und die Sachlage anzusehen, wie sie ist. Den gemordeten Fabrikanten folgen natürlich ihre Erben. Der Staat hat allen Grund, gegen die Arbeiter Kanonen auffahren zu lassen. Elend und Stille herrscht demgemäß in der „Hölle", wie nie zuvor. Diese Leute sind ja nun eigentlich

alle fromm, und ihre Nothlage könnte diese Frömmigkeit wohl noch steigern, allerdings eine dumpfe, stumpfe, freudlose Frömmigkeit. Der zweite Theil setzt im ersten Akt mit dem Auftreten des Pastors Falk ein. Daran wäre im Schlußakt anzuknüpfen. Die Szene ist ein Sonntag in der dürftigen Kirche. Es ist die Stunde des Gottesdienstes. Wir finden alle die bekannten Arbeiter wieder, unter ihnen auch Bratt, den Björnson übrigens mit vollem Recht des Psychologen hat wahnsinnig werden lassen. Wer zweimal solchen Sturz erlitten hat, hat ein Anrecht darauf, in der Nacht des Wahnsinns Vergessen zu finden. Vor dem Eintritt des Pfarrers könnte eine ganz kleine burlesk-tragische Szene mit dem versoffenen Genie Otto Herre vor sich gehen, ähnlich wie zu Anfang des Stückes. Dann beginnt der Gottesdienst mit einem Verse des Chorals: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Gerade die herrliche Gewalt dieses Hymens und die Stimmung der singenden Arbeiter kontrastiren. Es ist wie Ironie, dieses Lied zu singen. Aber es ist tragische Ironie und es liegt außerdem innere Wahrheit darin. Denn die Arbeiter haben doch eben „den mächtigen König" und ihm gegenüber ihre vollkommenste Ohnmacht kennen gelernt. Daran reiht sich die Predigt des uns bereits bekannten Pastors Falk, des frommen und gütigen Hirten seiner Heerde. Es sind milde Worte erforderlich voll schlichter und doch ewiger Wahrheit, die sanft die Herzen bezaubern. Diese Predigt ist zu unterbrechen durch Bratt, der in seinem Wahnsinn sehr wohl zu einer Störung des Gottesdienstes kommen kann. Diesem Bratt hat Björnson mit bestem Recht die fixe Idee gegeben, stets in Begleitung Lassalle's sich zu wähnen, und er beginnt immer seine Gespräche mit der Wendung: „Gestatten Sie, Herr Lassalle, daß ich Ihnen den und den vorstelle". So müßte denn nun auch Bratt während der Predigt vor die Kanzel treten und sagen: „Gestatten Sie, Herr Lassalle, daß ich Ihnen meinen Amtsbruder Falk vorstelle", worauf der Wahnsinnige natürlich still hinauszugeleiten ist. Die Predigt wird schnell beendigt und der Gottesdienst und Akt schließt mit dem Gesang der Gemeinde:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'sten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dieser Choral mit seinem pietistisch-fatalistischen Geschehenlassen und seiner kindlichen Frömmigkeit paßt sich der Stimmung der Gemeinde sehr wohl an. Aber auch der das Ganze überschauende und überdenkende Zuhörer muß zugeben: das ist die Quintessenz des Dramas; nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe, o Herr; oder: nicht der Mensch mit ungestümem Drang

zur Vollkommenheit kann die Welt im Fluge umgestalten, sondern der Weltprozeß wird durch ein Naturgesetz oder ein Schicksal oder durch Gott seiner Vollendung und Erfüllung entgegengeführt. Die tragische Ironie vom Beginn des Aktes löst sich in tragische Wehmuth auf. Was sollten Alle, die zwischen Sehnsucht und Erfüllung taumelnd ringen, was sollten also die Menschenkinder alle auch Besseres und Anderes thun, als, wenn die Zeit sie verläßt, sich auf die Ewigkeit verlassen. — Es wird nicht zu bestreiten sein, daß der ganze Akt in Wahrheit so vor sich gehen könnte, daß er sich sogar — wie mich dünkt — von selbst ergiebt und den Realismuß des Ganzen festhält. Und es ringen in diesem Akt noch einmal alle Motive des ersten und zweiten Theils grell gegeneinander, um schließlich in einer einzigen Harmonie voll tragischer Wehmuth auszuklingen.

Björnson's Dichtung ist bereits achtzehn Jahre alt und ist im Vaterlande des Dichters zu keiner Bedeutung gelangt. Paul Lindau hat das außerordentliche Verdienst, den kostbaren Schatz in seinen beiden Theilen gehoben zu haben. Auch der zweite Theil wurde, zumal nach dem dritten Akt, mit großem Jubel aufgenommen. Die Darstellung war sehr gut, soweit die Regie Lindau's in Frage kam, der, ein selten geschickter Theatermann, aus Wenigem viel zu machen weiß. Die Mittelmäßigkeit der einzelnen Kräfte zeigte sich aber in den Dialogszenen. So ging z. B. von der für das ganze Stück bedeutungsvollen Szene zwischen Elias und Rahel im zweiten Akt Vieles verloren.

* * *

Von Björnson's „Ueber unsere Kraft“ zu Wolzogen's „Ueberbrettl“! Was ein Kritiker in einem Athemzuge mit derselben Feder in der Hand nicht Alles leisten muß! So sei es denn! Und seien wir gerecht!

Von Wolzogen's „Ueberbrettl“ spricht man im literarischen Berlin seit Monaten. Nicht ganz passend, am 18. Januar, trat es auf der Sezessionsbühne in Erscheinung und fand großen Beifall. Was soll denn dieses „Ueberbrettl“ bedeuten — darüber streitet man ziemlich heftig und verbraucht viel Tinte und Druckerschwärze dabei. Die einen sagen: es soll das Variété veredeln, in eine Kunstanstalt umwandeln und sich um den künstlerischen Geschmack der Massen verdient machen. Da wird es gar noch ein nationales Institut werden! Ach nein! Nach der Generalversammlung des Bundes der Landwirthe im Zirkus Busch werden die Herren nach wie vor den „Wintergarten“ und das „Apollotheater“ aufsuchen und keiner wird sich in's „Ueberbrettl“ verirren. Die Anderen sagen: das „Ueberbrettl“ ist der Ausdruck dafür, daß wir keine Drama großen Stils mehr zu Stande bringen können. Nur noch Kleinkunst leistet unsere kleine Zeit. Durch das „Ueberbrettl“ wird der nationale Geist völlig vom Großen, Ernsten und Erhabenen abgelenkt werden und sich in Nichtigkeiten verzetteln. Auf diese Gefahr machen unsere Kritiker „großen Stils“, wie die schwarmgeistigen Herren von der „Neuen Gemeinschaft“, mit großem

Tamtam aufmerksam. Aber die Gefahr besteht garnicht. Denn der große und tiefe Geist, wenn er nur wo stecken möchte, wird sich von seinen hohen Zielen durch die Schattenspiele und Pantomimen und die Poesie der seidenen Jupons, wie dergleichen das „Ueberbrettl" bietet, nicht ablenken lassen. Mich dünkt, man hat um die Wolzogensche Gründung sehr viel herumgeredet, anstatt sie als das zu nehmen, was sie einzig und allein sein kann. Ich bilde mir nämlich ein, Wolzogen will etwas bieten, das es thatsächlich in Berlin noch nicht giebt, nämlich die Möglichkeit, sich auf eine geistreiche Weise zu amüsiren. Gelingt ihm das, dann genügt er wirklich einem Bedürfniß. Das Gelingen ist indessen nicht allein von dem Leiter des „Bunten Theaters" abhängig. Der Genius des „Ueberbrettls" darf sich bekanntlich nie produziren, ohne vorher dem großen rothen Palast in der Alexanderstraße — der Sezessionsbühne ziemlich genau gegenüber — einen Besuch abgestattet zu haben. Die polizeiliche Zensur ist für das Ueberbrettl von einschneidendster Wichtigkeit. Ich stehe nun durchaus auf dem konservativen Standpunkte, daß der Staat und seine Organe sich auch um die sittliche Entwickelung des Volksganzen sehr wohl zu kümmern haben. Aber sie sollen nicht plump zugreifen und abwehren, wo garnichts gefährdet ist. Das Ueberbrettl weilt jetzt nur aus Nothbehelf in dem für seine Zwecke zu großen und unfreundlichen Sezessionstheater. Auf die Dauer soll es — soviel ich weiß — einen kleinen Luxusraum beziehen, der zu ziemlich theuren Preisen dann nur verhältnißmäßig wenigen Menschen zugänglich sein wird. Das Ganze dürfte eine ziemlich in sich abgerundete intime Gesellschaft sein mit einem reizvollen Hinüber und Herüber der Stimmungen. Sollte von da aus nun wirklich eine sittliche Gefährdung des nationalen Geistes möglich sein? Das glaubt doch im Ernste kein Mensch. Zehntausende aller Berufsstände dürfen sich in Berlin ohne Geist allnächtlich in Cafés, mit den Büffetdamen der Bars und mit sonstigen Schönen amüsiren. Ein Abend geist- und sinnreicher Unterhaltung im Theater des Herrn von Wolzogen aber sollte Wenigen nicht erlaubt sein? Mehr noch als etwaige sittliche Ausschreitungen, die garnicht zu erwarten sind, ist man gegen die politische Satire eingenommen, die allerdings zu erwarten und zu verlangen ist. Daß aber das bunte Theater zu einem Herd der Revolution wird, läßt sich auch nicht glauben. Man vergesse doch auch nicht, daß unter Umständen durch einen geistreichen politischen Witz eine politische Mißstimmung oft entladen wird und verpufft. Man beklagt sich vielleicht darüber, daß die politische Satire sich immer nur nach rechts und gegen die Regierung richtet, als ob den Herren von der Linken sich niemals etwas Komisches abgewinnen ließe! Ja, aber mögen doch erst einmal aus den Reihen der Konservativen politische Satiriker hervorgehen! Warum die politische Satire bei uns fast ausschließlich demokratische Tendenzen hat, hat unter anderen Gründen auch diesen, der für die Konservativen garnicht so unrühmlich ist: Die politische Impotenz der liberalen Bourgeoisie zeigt sich besonders

auch darin, daß sie gar keinen politischen Nachwuchs hat. Dieser Nachwuchs, soweit er Geist besitzt, ist dem Aesthetizismus verfallen, und die ganze politische Aktion dieser Herren besteht darin, mit mehr oder weniger Berechtigung Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens in Verse zu bringen. Und diese Herren mit ihren Versen sollten den Staat gefährden? Also lasse man auch in Rücksicht auf die politische Satire dem Ueberbrettl möglichst viel Freiheit.

Auf die einzelnen Darbietungen der ersten Ueberbrettl-Vorstellung ausführlich einzugehen, halte ich hier nicht für angebracht. Es wurde viel Abwechslung geboten, wie es sich für ein „buntes Theater" auch schickt. Manches war recht gut, einiges noch wenig zureichend. Das letztere gilt z. B. von der mit Schattenspiel illustrirten Liliencronschen Ballade. Ein Einakter aus dem Anatol-Cyklus Schnitzler's, „Episode", fand leider wenig Beifall. Herr von Wolzogen sollte sich dadurch aber nicht abhalten lassen, kleine Einakter — szenische Dialoge — weiter zu pflegen. Es läßt sich oft viel Geist und Stimmung auf diese Weise zum Ausdruck bringen. Und das Publikum sollte sich auch an feinere, zartere, weniger greifbare Genüsse gewöhnen. Die „Satire" auf den Dichter und Major Lauff ist eine peinlich wirkende Geschmacksverirrung.

* * *

Otto Ernst verräth in seiner Komödie „Flachsmann als Erzieher" eine sehr moralische Gesinnung. Das ist recht. So lob ich mir den braven Bürger. Aber der Künstler, der Künstler — dazu gehört wohl auch Gesinnung und doch noch etwas Anderes. Der Erfolg eines Theaterstücks ist von drei Faktoren abhängig: von den Theatern, vom Publikum und von der Kritik. Ernst's Komödie ist viel aufgeführt und hat überall Beifall gefunden. Also haben sich Theater und Publikum dafür entschieden. Bleibt nur die Kritik. Zwei Faktoren gegen einen, das bedeutet: Die Kritik unterliegt und Otto Ernst hat recht daran gethan, die Stellung eines Volksschullehrers mit der eines zahlreich aufgeführten Theaterschriftstellers zu vertauschen.

* * *

Stefan Vacano hat mit liebenswürdiger Selbstlosigkeit das Beste seines Stückes aus Hauptmann's „Webern" und Tolstoi's „Auferstehung" genommen. Der junge Dichter ist kein Geistesprotz und drängt sich mit seinem Können nicht vor. So vergelte denn auch die Kritik hübsch Gleiches mit Gleichem, halte sich schön im Hintergrund und verstumme.

25. Januar 1901. Max Lorenz.



Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

Ergebniß der Reichsrathswahlen. Wandlungen im katholischen Lager. Die Deutsch-Radikalen und Herr Schönerer. Die Frage der Arbeitsfähigkeit.

21. Januar 1901.

Das Ministerium Körber hat nun sein Parlament. Die Wahlen in den Reichsrath, zu deren Ausschreibung es sich veranlaßt gesehen hat, sind abgeschlossen; ihre Ergebnisse gestatten eine vorläufige Uebersicht über die Stärke der Parteien, die durch die offiziellen Clubbildungen wenig Veränderungen erfahren wird. Unser moderner Parlamentarismus rechnet nicht mehr mit Individualitäten, nicht mehr mit der Befähigung für gewisse Zweige der Gesetzgebung: die Interessenvertretung spielt nur in den Kandidatenreden eine Rolle, das Auftreten und die Thätigkeit der Abgeordneten wird fast ausschließlich von der Parteistellung bestimmt. Vereinigungen von Berufsgenossen und Interessenvertretern aus verschiedenen Parteien haben nur selten Einfluß auf die Abstimmung, denn die Erfolge in wirthschaftlichen Fragen sollen ja vor Allem den Parteien, nicht der Bevölkerung Nutzen bringen.

Berücksichtigt man die neuen Gruppen der Tschechen und die nationalen Abarten der Südslaven, die keinen gemeinsamen Verband bilden, so giebt es in dem neugewählten Reichsrathe der „im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" 23 Parteien und eine Gruppe „Wilder", nämlich:

Deutsche Volkspartei	49	Abgeordnete
Deutsche Fortschrittspartei	35	„
Deutsche Radikale	21	„
Deutsche Vereinigung	3	„
Christlich-Soziale	23	„
Verfassungstreuer Großgrundbesitz	30	„
Mittelpartei des Großgrundbesitzes	3	„
Katholische Volkspartei	23	„
Jung-Tschechen	53	„
Tschechische Arbeiter	4	„
Tschechische Agrarier	6	„
Tschechische Klerikale	2	„
Polenklub	60	„
Polnische Volkspartei	9	„
Ruthenen	11	„

Slovenen	16	Abgeordnete
Kroaten	9	"
Serben	2	"
Italiener	19	"
Rumänen	5	"
Sozialdemokraten	10	"
Wilde	7	"
	425	Abgeordnete

Auffallende Veränderungen haben sich ergeben bei den deutschen Radikalen, die von 8 auf 21 gestiegen sind, bei den Christlich-Sozialen, die um 4, bei den Sozialdemokraten, die um 5, bei der katholischen Volkspartei, den Deutsch-Klerikalen, die um 4 Mandate verkürzt worden sind. Die Bilanz der Nationalitäten zeigt nach wie vor das Ueberwiegen der Deutschen; prüft man nämlich die nichtnationalen Gruppen der konservativen Großgrundbesitzer, der Sozialdemokraten und Wilden auf ihre Abstammung und Umgangssprache, so erhält man bei sehr vorsichtiger Schätzung das Ergebniß, daß noch immer die absolute Mehrheit des Reichsrathes aus Deutschen besteht: nämlich 214 gegen 187 Slaven (Nord- und Südslaven), 19 Italiener und 5 Rumänen. Eine wesentliche Aenderung dieses Verhältnisses ist auch in Zukunft kaum mehr zu erwarten, denn die nationalen Grenzen sind bereits sehr scharf umfriedet, es wurde nur in sehr wenigen Wahlbezirken zwischen Deutschen und Slaven gekämpft, das hart umstrittene Cilli (der Wahlbezirk der untersteierischen Städte) wurde mit der erfreulichen Mehrheit von 83 Stimmen (725 deutsche, 643 slovenische) behauptet, der Städtebezirk Olmütz in Mähren konnte von den Deutschen den Tschechen nicht abgenommen werden, weil die Prosnitzer Juden wieder mit den Tschechen gestimmt haben.

Die Sozialdemokraten haben in Böhmen 6 Mandate an die deutschen und tschechischen Radikalen verloren, dagegen in Niederösterreich den Christlich-sozialen 4 Sitze abgenommen; außerdem haben sie an mehreren Orten durch ihr konsequentes Eintreten auf allen Linien des Wahlkampfes den Liberalen zum Siege verholfen. Man kann nicht behaupten, daß sie durch Gegenleistungen aufgemuntert wurden, auch in künftigen Wahlgängen diese Politik einzuhalten. Im Bezirk Graz der fünften Kurie in Steiermark haben die „Deutschvolkischen", die in den Landgemeinden die Sozialdemokraten zur Bekämpfung der Klerikalen wiederholt aufgeboten hatten, den Arbeiterführer Resel, dem das Mandat bisher überlassen worden war, im Bunde mit den Klerikalen gestürzt und an dessen Stelle eine ihrer Bierhausgrößen gebracht, die für geeignet gehalten werden, die gegenwärtig so wichtigen Beziehungen zu den vorchristlichen Germanen aufrecht zu halten.

Unbestreitbar ist der Rückgang der Christlichsozialen oder richtiger der Luegerpartei in Wien und Niederösterreich; sie hat 20 Prozent ihrer Wählerschaft verloren und nur durch den Opfermuth eines ihrer Kandidaten verhindern können, daß der Beherrscher des niederösterreichischen

Landesausschusses und bücherfeindliche Bibliotheks-Custos Gißmann das Schicksal des gefallenen echten „Wienerkindes“ Vielohlawek theilen mußte. Der Ekel vor der Heuchelei und dem Hochmuth der „Herren von Wien“ hat nicht wenige antisemitisch veranlagte Deutschnationale dazu getrieben, sogar dem jüdischen Sozialdemokraten Dr. Adler die Stimme zu geben.

Ganz aus den Fugen gerathen ist die Katholische Volkspartei und man muß die Frage offen halten, ob sie überhaupt ihrem Wesen nach noch besteht. Ihre Führer nämlich, Prälat Karlon, Dr. Ebenhoch und der „Minister im Ruhestande“, Baron Dipauli, durch die der zielbewußte Ultramontanismus vertreten war, sind insgesammt vom Schauplatze verschwunden und haben nur eine Anzahl Anhänger zurückgelassen, die nicht die Fähigkeit besitzen, den parlamentarischen Jagdpfad ungeleitet zu wandern. Der Einzige, der zur Leitung berufen sein könnte, der steierische Gutsbesitzer Freiherr von Morsey, ist kein Ultramontaner alten Schlages, sondern katholischer Sozialpolitiker, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, wohlbewandert in der neuesten Literatur, der sich mit den Leiden der Landarbeiter voraussichtlich mehr beschäftigt, als mit der traurigen Lage des gefangenen Papstes. Daß es ihm zweckdienlich erscheinen sollte, die Herrschaft der Jungtschechen wieder aufzurichten, was der einzige Erfolg der einstigen „Majorität der Rechten“ war, ist kaum anzunehmen. Es geht ein Zug durch unsere katholische Bevölkerung, der dem vaterlandslosen Jesuitismus abhold ist; viele deutsche Pfarrer lehnen sich dagegen auf, daß sie von amtswegen zu Feinden und Verräthern an ihrem Volke werden sollen, daß ihnen alle Beziehungen zu den gebildeten Kreisen, die ihre nationale Gesinnung um keinen Preis und vor Niemandem verleugnen, abgeschnitten sein sollen. Man fängt an, den Katholizismus doch für richtiger zu halten als den Ultramontanismus und die ethischen Aufgaben der Religion für höher und dringender als das Festhalten an der hierarchischen Politik. Zwei große Wahlbezirke in Tirol, das bislang als das uneinnehmbare befestigte Lager des Ultramontanismus und der bornirten Pfaffenherrschaft galt, haben sich von dieser losgerissen. Nicht die „Los von Rom“-Schreier, sondern katholische Theologen, die nicht im Entferntesten mit dem Abfalle zu spielen gedenken, haben diese politische und nationale That vollbracht, deren Bedeutung die „völkischen Wodansanbeter“ freilich nicht zu begreifen vermögen: sie hat den ganzen Muth und die Energie des Professors Schöpfer in Brixen erfordert, dessen Volkstreue gewiß härtere Proben bestehen mußte, als die der neuen „Evangelischen“, deren Evangelium die Zeitungsartikel der Herren Schönerer und Wolf sind. Schöpfer und sein Gesinnungsgenosse Schraffl wollen sich den Christlichsozialen im Reichsrathe zugesellen, wahrscheinlich ohne von denselben sehr befriedigende Eindrücke zu erlangen, sie werden vielleicht auf einzelne Mitglieder der katholischen Volkspartei mit größerem Erfolge einwirken als auf die Hampelmänner Luegers. Die Bildung einer Deutschen katholischen

Volkspartei, in welche die jetzigen Klerikalen und Christlichsozialen aufgehen, scheint nicht ausgeschlossen, sie dürfte vorläufig nur an den Prätensionen des Wiener Bürgermeisters scheitern, aber sie wird in der Zukunft eine Nothwendigkeit werden.

Die Deutsch-Radikalen freilich denken anders. Napoleon-Schönerer hat die Katholiken aus dem deutschen Volke bereits ausgeschieden, für ihn hat nicht nur der Papst, sondern auch der katholische Kaiser von Oesterreich längst zu regieren aufgehört; wie lange er die katholischen Fürsten im Deutschen Reiche noch bestehen lassen will, wurde noch nicht verkündet. Widerstrebend, aber diesmal leider durch die Noth gezwungen, müssen wir uns mit dieser seltsamen politischen Erscheinung beschäftigen, die manchen Schwärmer schon zur Verehrung hingerissen hat, während sie für den Bekenner strenger Staatsgläubigkeit jedoch die Verkörperung der Revolution bildet. Das Wesentliche an ihr ist, abgesehen von der persönlichen Eigenart, der Mangel jeder Vertrautheit mit Politik. Zum Beweise dessen möge hier nichts Anderes angeführt werden, als die Erklärung, die von Schönerer als „Grundprogramm" den neugewählten deutsch-radikalen Abgeordneten zur Unterschrift vorgelegt werden soll. Sie lautet: „Wir streben ein solches bundesrechtliches Verhältniß der deutsch-österreichischen Länder (ehemaligen deutschen Bundesländer) mit dem Deutschen Reiche an, das die Erhaltung unseres Volksthums dauernd sichert. Wir bekämpfen daher jede Regierung, die diesem unserem Ziele entgegenwirkt, und können an Loyalitäts-Kundgebungen nicht Theil nehmen, so lange eine derartige Regierungspolitik besteht. Unser Volksthum vor jedem Fremden, daher auch vom jüdischen Einflusse reinzuhalten und uns von Rom loszusagen, halten wir für unsere selbstverständliche Pflicht." Die von Schönerer zu gründende Gruppe von Mitgliedern des österreichischen Reichsrathes soll den Namen der „Alldeutschen" erhalten, es darf aber kein Katholik Mitglied derselben werden. „Alldeutschland" ohne die 18 Millionen Deutschen katholischen Bekenntnisses ist eine Konstruktion, die ein politischer Kopf sich ebensowenig wird vorzustellen vermögen, wie die „bundesrechtliche Verbindung" des Deutschen Reiches mit einer Anzahl Provinzen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Herr Schönerer verlangt eine Regierung, d. h. ein österreichisches Ministerium, das dieses „bundesrechtliche Verhältniß" herstellen soll, er läßt aber nicht durchblicken, wie das österreichische Ministerium das Deutsche Reich zwingen soll, sich in dieses Verhältniß, das ja nothwendigerweise ein zweiseitiges sein müßte, einzulassen. Wird der deutsche Heerbann der Süd-Ost- und anderer Märker, der von einigen wehrhaften Schriftleitern gegen das Deutsche Reich ins Feld geführt werden dürfte, gegen die deutschen Heeres-„Abtheile" ausreichen, oder wird das parlamentarische Kunsthandwerk der „mehrwerthigen" Pultdeckelschlager an der Arbeit theilnehmen?

Die Oesterreicher sind immer um eine Idee zurück, sie beschäftigen sich heute noch mit Bundes-Verhältnissen, während die übrige Welt nach

Ausgestaltung der Staaten strebt. Das Deutsche Reich nimmt unbeschadet seines Bundesrathes immer mehr den Charakter eines Staatswesens, und zwar eines sehr kräftigen an, es sucht die alte Form mit neuem, modernen Geiste zu erfüllen, die Zusammenfassung der staatlichen Kräfte zur Erhöhung des Wohlstandes und der Expansionsfähigkeit zu befördern, und nun soll es sich um der Oesterreicher Willen nochmals auf den veralteten, zum Heile der Deutschen überwundenen Bundesstandpunkt stellen! Diese Revolutionäre sind Rückschrittler, diese Hypernationalisten haben keine Ahnung von den Aufgaben der deutschen Nation im zwanzigsten Jahrhundert, sie muthen den deutschen Staatmännern zu, die österreichische Frage aufzurollen; um des Linsengerichtes willen, das ihnen die Oesterreicher anbieten könnten, auf den Wettbewerb mit den großen Weltmächten zu verzichten und die auswärtigen Ziele aufzugeben, um den alten häßlichen Krakehl wieder aufzunehmen.

Das Ergebniß der Wahlen in Böhmen hat gelehrt, daß ein sonst kluges, verständiges Volk in der Erbitterung eines ihm aufgedrungenen Kampfes Besinnung und Einsicht verlieren und die erreichbaren Ziele ganz außer Augen verlieren kann. Der deutschböhmische Globus ist aber um kein Haar vernünftiger als der magyarische. Europa wird nicht magyarisch lernen und um das Staatsrecht der Pfandschaft Eger werden keine Kriege mehr geführt. „Alldeutschland“ ist ein nationales Ideal, es ist ein Kulturbegriff, eine politische Form kann es niemals werden. Die Alldeutschheit des seligen deutschen Bundes — mit der soll man uns nicht kommen!

In den ersten Tagen des Februar soll der neue Reichsrath eröffnet werden; man erörtert auf allen Seiten die Frage, ob er arbeitsfähig sein werde. Der Ministerpräsident Herr v. Körber glaubt daran und soll gehobenen Muthes sein. Gewiß wird er die angenommene Arbeitsfähigkeit keinen schweren Belastungsproben aussetzen. Delegationswahlen, ein Budgetprovisorium, das Investitionsanlehen werden den Inbegriff dessen bilden, was zunächst als Staatsnothwendigkeit erklärt wird. Diese parlamentarische Arbeit wird allerdings voraussichtlich geleistet werden. Die Tschechen werden den Deutschen kaum die Freude machen, sich durch eine vorschnelle Obstruktion von vornherein ins Unrecht zu setzen. Minister Rezek und sein Freund und Gesinnungsgenosse Dr Engel, der auch ohne Mandat Führer bleibt, werden nicht ermangeln, den Jungtschechen eindringlichst vorzustellen, was ihr Schicksal werden würde, wenn sie die Politik des letzten Sommers wieder aufnehmen. Ihre alten Bundesgenossen, die böhmischen Feudalen, haben ihnen für den Fall der Erneuerung der Obstruktion bereits vollständig abgesagt, auch auf die Südslaven können sie dabei nicht rechnen, die Polen aber würden sie sich zu erbittertsten Feinden machen, wenn sie ihnen die Wiederaufnahme des schon zu lange unterbrochenen parlamentarischen Geschäftes verderben.

Das neue Haus wird funktioniren — aber nicht arbeiten.

Wenn man eine mit mehr Leidenschaft als Geist zu führende Adreßdebatte Arbeit nennen wollte, wäre dies Stück vielleicht noch zu erwarten. Möge die Regierung Alles aufbieten, gerade diese zu verhindern. Nichts überflüssiger in diesem Augenblicke als eine Adreßdebatte, nichts gefährlicher, nichts verderblicher. Die Nationen haben den Kaiser und sich gegenseitig und, wenn es die Welt hören wollte, auch die Welt genügend darüber unterrichtet, was sie haben wollen und was ihnen der Staat unmöglich bieten kann. Das Wiederholen aller der überspannten Forderungen, mit denen sich die radikalen Chauvinisten aller nationalen Lager zu übertrumpfen suchen, wird wieder die größte Erbitterung erzeugen und Szenen herbeiführen, die möglicher Weise Obstruktionen nach sich ziehen.

Große Verantwortung wird die deutsche Volkspartei tragen, die stärkste Vereinigung von Deutschen im Abgeordnetenhause. Ihr wird die Führung zukommen, wenn sie zu führen versteht, sie kann die Gemeinbürgschaft und Einigkeit der Deutschen retten, wenn sie retten will. Dies wäre nur möglich bei völliger Abkehr von den Deutschradikalen, die man ihre eigenen Wege wandeln lassen muß. Lieber möge diese äußerste Linke der Deutschen durch Uebergänger aus der Volkspartei noch verstärkt werden, als daß diese in die Machtsphäre von Schönerer und Wolf einbezogen werde. Dann würde das Schicksal der Deutschen für absehbare Zeit ein trauriges, vielleicht ein hartes werden, der Einfluß der Slaven hoch emporschnellen! Auch das angedrohte Versagen von Loyalitätskundgebungen würde kaum etwas ändern. Fortschrittspartei, Deutsche Volkspartei, der verfassungstreue Großgrundbesitz, die Christlichsozialen und die Wilden, zusammen nahe an 150 Abgeordnete, können, ohne ihren besonderen Lebensanschauungen, wirklichen oder eingebildeten Interessen etwas zu vergeben, einen Verband schließen, der jeden Angriff auf den Besitzstand der Deutschen abschlägt und jeder österreichischen Regierung eine willkommene Stütze bietet zur Aufrechterhaltung des deutschen Charakters in der Verwaltung und in der Armee. Der Kampf für die deutsche Verwaltung in Oesterreich und eine einheitliche Armee ist der nationale Beruf der Deutschösterreicher. Ihr Volksthum, d. h. ihr Bestand als eine nationale Gemeinschaft in Recht, Sitte, Sprache, Kunst und geistigem Leben, kann überhaupt nicht gefährdet werden, wenn sie selbst es nicht gefährden. Darüber haben die Regierungen keine Macht, am wenigsten die österreichischen. Die Hoffnung, daß es zur Bildung eines solchen mächtigen **Verbandes deutscher Abgeordneten** kommen werde, ist nicht groß, aber sie ist heute noch nicht aufzugeben. Leider ist das geistige Niveau unserer Volksvertretung sehr tief herabgedrückt, zu größeren Unternehmungen auf dem Gebiete der Gesetzgebung wäre sie ganz unfähig. An die Stelle der Universitätsprofessoren sind die Mittelschullehrer, an die Stelle der Großindustrie und des Handels sind kleine Fabrikanten und Krämer getreten. Rechtsanwälte mit einträglicher Klientel bleiben zu Hause, die minderbefähigten und deshalb mindergesuchten stellen sich den extremen Parteien

zur Verfügung. Von einem Uebergewichte der deutschen Abgeordneten an Kenntnissen und Fähigkeiten über die der anderen Nationen kann garnicht mehr die Rede sein, geistige Kraft spielt in den Anforderungen an die Vertreter des deutschen Volkes keine Rolle mehr, nur „Strammheit“ und Unterordnung unter die Disziplin beschränkter Führer. Abgesehen von dem ohne Zweifel sehr begabten Radikalen K. H. Wolf, der nur aus taktischen Gründen noch zu Schönerer hält, kann man wohl nur die Vertreter des Großgrundbesitzes, Stürgkh, Baerenreiter und Grabmayer politische Talente nennen. Die radikalen Wahlen sind von den kleinen Provinzblättern gemacht worden, deren Herausgeber, wenn sie nicht selbst Abgeordnete geworden sind, mindestens hinter den Coulissen der Parteibühne ihres Amtes walten. Ob es den gemäßigten Elementen der deutschen Volkspartei gelingen wird, gegen das Drängen der Berufsagitatoren zu möglichst aufreizenden Kundgebungen erfolgreich anzukämpfen, davon wird das Schicksal der kommenden Reichsrathssession und vielleicht auch die Frage der deutschen Führung in Oesterreich für die nächste Zukunft abhängen. Wir können viel gewinnen, wenn wir die Augen offen und das Herz ruhig halten; viel verlieren, wenn wir, mit den Parteibinden vor den Augen, in der Kundgebung leidenschaftlichen Verlangens unsere Befriedigung suchen. *

Grundsätze deutscher Handelspolitik.

Die Antikornzollbewegung will nicht recht in Gang kommen. Nach wie vor bemühen sich die freihändlerischen und demokratischen Kreise, eine große Aktion einzuleiten. Die Frankfurter Zeitung rief noch jüngst im zürnenden Prophetentone aus, noch sei es Zeit zu flammenden Protesten, man solle doch endlich einschreiten, ehe es zu spät würde. Indessen die große Bewegung will nicht kommen. Es geht, das kann gar keine Frage mehr sein, eine verstärkte schutzzöllnerische Strömung durch die europäischen Staaten. Die „amerikanische Angst“ geht um und treibt die Kontinentalstaaten dazu, untereinander Anschluß und Annäherung zu suchen. Ohne die „amerikanische Gefahr“ wären Gedanken wie die vom Mitteleuropäischen Zollbund, von der Ausschaltung der Meistbegünstigung und dergleichen mehr niemals entstanden.

Es ist doch bezeichnend, daß sich große deutsche Handelskammern in fast ganz hochschutzzöllnerischem Sinne ausgesprochen haben. Die Resolution, welche unlängst der Handelstag mit allerdings großer Mehrheit, aber doch nicht einmal einstimmig, wie man hätte erwarten sollen, annahm, sprach nur ihre „schweren Bedenken“ gegen die Getreidezollerhöhung aus, und eine zweite nachträgliche Resolution, welche jede Getreidezollerhöhung ablehnte, fand nur eine Zufallsmehrheit von 147 gegen 143 Stimmen. Solche Beschlüsse geben zu denken; sie sind nicht etwa nur, wie man gewollt hat, auf Rechnung einer ungeschickten Leitung der Verhandlungen zurückzuführen.

Einen viel schwereren Schlag noch mußte der Abg. Barth erleben, der unlängst, um endlich einen antiagrarischen Heerbann zu bekommen, die deutschen Arbeiter mit flehentlich gerungenen Händen beschwor, doch etwas gegen die Brodvertheuerer zu unternehmen. Wie ein Hohn klingt zur Antwort darauf ein zeitlich etwas früher fallender Aufsatz von Schippel in der Dezembernummer der Sozialistischen Monatshefte, betitelt Konsument und Produzent, worin nachgewiesen wird, daß der bloße Konsumentenstandpunkt für den Arbeiter niemals maßgebend sein kann. Schippel zeigt ganz offenbar schutzzöllnerische Allüren.

Bisher hatte das sozialdemokratische Freihandelsdogma unverändert bestanden; die sozialdemokratische Presse schrie gewaltig gegen die Getreidezölle. Aber man hatte die Opposition ohne jede spezielle wissenschaftliche Begründung eben als Dogma übernommen. Nach der handelspolitischen Seite hin ist die sozialistische Literatur niemals gerade stark gewesen. Jetzt aber, in neuester Zeit beschäftigen sich einige Parteigenossen eingehender mit handelspolitischen Fragen, und siehe da, das überraschende Resultat ist ein schutzzöllnerisches. Vergl. Calwer, David, Schippel. Der letzte Rettungsanker des Abg. Barth scheint verloren. In der That dürfte das einseitige Betonen des bloßen Konsumentenstandpunktes, wie es die Schreier gegen den „Brotwucher" thun, durchaus nicht die Brotzollfrage erschöpfen.

Die Frage der Zollerhöhung auf Getreide ist keine Prinzipienfrage. Sie kann daher niemals aus rein theoretischen Gesichtspunkten heraus erledigt werden. Auch von wissenschaftlicher Seite ist unter Betonung des Konsumentenstandpunktes mit großem Fleiß und großer Schärfe nachgewiesen worden, daß die geplante Getreidezollerhöhung eine Preissteigerung in dem und dem Umfange und damit eine Belastung der breiten konsumirenden Massen, namentlich der Arbeiterklasse, zur Folge haben müsse. Man kann sich diesen Ausführungen ohne weiteres anschließen, ohne sich deßhalb die Schlußfolgerung, daß nun jede Getreidezollerhöung zu bekämpfen sei, zu eigen zu machen. Der ganze sogenannte Konsumentenstandpunkt hat doch nur dann einen Sinn, wenn einer Vertheurung auf der einen Seite eine Einkommenserhöhung auf der anderen Seite nicht gegenüber steht. Daß dies letzte der Fall sei, ist eine Voraussetzung, die offenbar überall gemacht wird, von der man aber keineswegs weiß, ob sie zutreffen wird. Nehme man doch einmal an, daß wir durch die nächsten Jahre hindurch eine neue wirthschaftliche Hochkonjunktur erleben werden, wie in dem Zeitraum von 1895 bis 1899, so will es mir scheinen, als ob in einer solchen Zeit eine geringe Vertheurung des Brotes keine ruinöse Last sein würde, sondern daß die Industrie durchaus in der Lage sein würde, auf dem Umwege höherer Arbeitslöhne auch der Landwirthschaft einen Theil ihres Gewinnes abzugeben.

Bei den ganzen gegenwärtigen handelspolitischen Erörterungen wird der Gesichtspunkt der wirthschaftlichen Konjunktur viel zu sehr aus den Augen gelassen. In Zeiten des industriellen Aufschwunges werden theure

Brotpreise leicht ertragen, bei einem industriellen Tiefstande vermögen theure Brotpreise vernichtend zu wirken.

Fast kann gegenwärtig auch die Frage außer Acht gelassen werden, ob ein höherer Getreidezoll der deutschen Landwirthschaft etwas nützen wird oder nicht. Unsere Landwirthe sind der Ansicht, daß ihnen durch einen höheren Zoll aufgeholfen werden könne, und ich glaube nicht, daß sie in diesem Augenblick jemand vom Gegentheil überzeugen wird. Daß sich die gegentheilige Anschauung auch bei den Landwirthen in nicht zu ferner Zeit Bahn brechen wird, ist meine feste Ueberzeugung. Aber gegenwärtig ist die Frage eine rein taktische. Man muß sich immer wieder vergegenwärtigen, worin das ganze Unglück unserer Landwirthe liegt. Es ist die Veränderung in den Besitzverhältnissen. Wenn die vielseitige, rascher wechselbare und wandlungsfähigere Industrie in den Zeiten des wirthschaftlichen Aufschwungs Gewinn über Gewinn einheimste, so blieb die naturgemäß schwerfälligere Landwirthschaft in ihren ausgetretenen Bahnen und vermochte nicht, vom Augenblick zu profitiren. Die raschere Ausnutzung der wirthschaftlichen Konjunktur, das ist es, was der Landwirthschaft fehlt, das ist es, was man ihr in höherem Grade möglich zu machen versuchen muß.

Wie aber geschieht das? Es ist nur möglich bei einer besseren Differenzirung der landwirthschaftlichen Produktion. Räth man den Agrariern, nicht mehr den Getreidebau zur Grundlage ihrer Produktion zu machen, so hört man die Erwiderung, daß das unmöglich sei, der Getreidebau müsse immer die Grundlage aller Landwirthschaft bleiben, namentlich in den östlichen Provinzen sei etwas Anderes undenkbar. Einstweilen zugegeben, wenn ich auch in der That nicht ganz und gar dieser Ansicht bin; aber die Agrarier wollen mehr, sie wollen nicht nur den Getreidebau in seinem jetzigen Umfange aufrecht erhalten wissen, sie wollen ihn noch ausdehnen. Etwas Unwirthschaftlicheres giebt es nicht. Jeder wirthschaftliche Betrieb, in der Industrie wie im Handel wie in der Landwirthschaft, muß auf eine gewisse Selbstversicherung bedacht sein. Das Risiko muß auf verschiedene Zweige der Unternehmung vertheilt werden. Je einseitiger sich die Landwirthschaft auf den Getreidebau wirft, um so mehr vernachlässigt sie diesen Grundsatz. Daß aber auch die anderen Zweige des landwirthschaftlichen Betriebes ausbaufähig sind, behaupten die Landwirthe in der Begründung ihrer übrigen Zollforderungen selbst. Außer dem Getreidezoll wünschen die Agrarier noch Zölle bezw. Zollerhöhungen auf Pferde, Rindvieh, Fleisch, Milch, Molkereiprodukte, Schweine, Gemüse, Obst, Torfstreu, Quebracho, Federvieh, Zuckerrüben, Eier, Kartoffeln u. s. w. Sie sagen damit ausdrücklich, daß auch alle diese Produktionen der Ausdehnung fähig sind.

Um den Effekt dieser Forderungen sich klar zu machen, möge man einmal die deutsche Ein- und Ausfuhr der Gruppen „Getreide ꝛc." einer-

seits und „Vieh, Obst, Gemüse ꝛc." andererseits gegenüberstellen, wie es in folgender Tabelle geschieht:

	Einfuhr in Mill. Mk.				
	1895	1896	1897	1898	1899
Vieh und andere lebende Thiere	205,4	157,7	180,4	182,2	1[illegible],4
Nahrungsmittel thierischen Ursprungs	157,9	250,7	278,1	376,8	376,4
Obst und Gemüse (ausgenommen Südfrüchte)	54,7	53,9	71,3	75,3	88,1
Kartoffeln, Hirse, Linsen, Erbsen, Bohnen	22,0	24,8	28,4	28,1	26,9
Zusammen	439,1	486,2	558,2	662,4	677,8
Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen	337,6	440,1	432,5	524,2	404,9

	Ausfuhr in Mill. Mk.				
	1895	1896	1897	1898	1899
Vieh und andere lebende Thiere	27,3	23,9	23,2	20,9	19,7
Nahrungsmittel thierischen Ursprungs	30,1	32,6	27,2	23,1	21,9
Obst und Gemüse (ausgenommen Südfrüchte)	9,9	13,0	18,7	17,1	13,0
Kartoffeln, Hirse, Linsen, Erbsen, Bohnen	6,8	4,0	5,0	14,0	8,1
Zusammen	74,1	73,5	74,1	75,1	62,7
Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen	24,5	19,0	41,8	46,3	50,0

Nicht also nur, daß wir an Getreide sehr viel weniger importiren als an anderen landwirthschaftlichen Erzeugnissen, nein es ist auch noch die Einfuhr dieser letzteren in einem weit größeren Maße in der Steigerung begriffen als beim Getreide. Und umgekehrt, während die Getreideausfuhr in den letzten fünf Jahren nicht unbedeutend gestiegen ist, ist die Ausfuhr der sonstigen landwirthschaftlichen Produkte theils erheblich gefallen, theils ungefähr sich gleich geblieben.

Der Schluß aus diesen Ziffern ist unvermeidlich. Es liegt ein viel größerer Anreiz dazu vor, die Viehzucht, den Obst- und Gemüsebau zu kultiviren als gerade den Getreidebau. Diesen Gedanken in weitestem Maße zu propagiren, muß das nächste Ziel aller Agrarpolitik sein.

Die Forderung der Agrarier, nicht nur die Zölle auf Getreide, sondern auch auf alle anderen landwirthschaftlichen Produkte zu erhöhen, ist es in erster Linie, welche die antiagrarische Stimmung im Volke geschaffen hat. Die große Menge erblickt nicht nur darin ein Zeichen der Unmäßigkeit, sondern auch die Gebildeten müssen daraus eine Art Systemlosigkeit in der heutigen landwirthschaftlichen Produktion Deutschlands entnehmen.

Obwohl die Schlagworte vom Agrarstaate und Industriestaate noch immer in der Luft liegen, kann es sich doch im Ernst niemals darum handeln, Deutschland zum Agrarstaat zu machen in dem Sinne, daß es

seine Nahrungsmittel vollständig selbst hervorbringt, sondern es kann sich nur immer darum handeln, unseren Landwirthen eine rentable Existenz zu schaffen. Wenn es uns also gelänge, durch Schutz des Gemüse- und Obstbaues sowie der Viehzucht dieses Ziel zu erreichen, so könnte man von einer Erhöhung der Getreidezölle getrost absehen. Der Widerspruch gegen die Zölle auf Obst, Vieh und eine Reihe von Gemüsen würde im Volke bei weitem nicht so groß sein, als gegen die Getreidezölle.

Allein die Landwirthe legen heute noch, wie sonst, auf die Aufrechterhaltung des deutschen Getreidebaues das größte Gewicht. Und solange ihnen keine gegentheilige Ueberzeugung beigebracht ist, müssen wir uns wohl oder übel mit der Frage der Getreidezölle beschäftigen und zu prüfen versuchen, ob ohne Schaden für die Gesammtheit, insbesondere für die Industrie, eine Annahme der agrarischen Zollforderungen möglich ist.

Was steht denn der Einführung eines höheren Getreidezolles im Wege? Die Brotvertheuerung an und für sich nicht, wie wir sahen, sondern nur die Brotvertheuerung in Verbindung mit einer wirthschaftlichen Depression. Kann nun für uns die Getreidezollerhöhung zur Ursache einer wirthschaftlichen Baisse werden? Sie kann es, im Falle sie das Zustandekommen unserer neuen Handelsverträge verhindert.

Der ursächliche Zusammenhang zwischen Zollsätzen und Wirthschaftsentwickelung wird in der Regel überschätzt. Der Weltmarkt wird durch so vielerlei Umstände bestimmt, daß davon die Zollpolitik nur einen winzigen Theil ausmacht. Ist in irgend einem Lande ein dringender Bedarf nach einer Auslandswaare vorhanden, so wird kein noch so hoher Zoll sie fernhalten. Der große Werth der Handelsverträge liegt also nicht darin, daß sie auf diesen oder jenen Artikel eine Zollermäßigung bringen, sondern daß sie die Zollpolitik auf eine ganz bestimmte Zeit festlegen und somit zu einem Faktor für die wirthschaftliche Kalkulation machen. Illustrirt wird diese Thatsache durch den Umstand, daß beispielsweise im deutschen Zolltarif von den vorhandenen 383 Positionen nur 12 % ganz und 20 % theilweise ermäßigt und gebunden sind, während außerdem noch weitere 37 % aller Positionen nur gebunden sind. Die Politik der Handelsverträge lenkt die Produktion gleichsam in ganz bestimmte, feste Bahnen, sie giebt der Produktion Sicherheit und Stetigkeit. Dieser Umstand aber ist die Grundbedingung für eine gleichmäßige Entwickelung, für die Verhinderung oder doch Abschwächung von Krisen. Die Kernfrage ist also die, ob wir mit einem höheren Getreidezoll neue Handelsverträge bekommen werden, nicht aber, ob und wie sehr die Getreidezölle das Brot vertheuern werden. Bekommen wir mit einem höheren Getreidezoll neue Handelsverträge, so dürfen wir eher darauf bauen, daß wir einer weiteren glücklichen Wirthschaftsepoche entgegengehen, die uns auch die Möglichkeit gewähren wird, theureres Brot zu essen. Die gegenwärtige Abflauung in der Konjunktur, welche offenbar vorhanden ist, ist ja keine Baisse zu nennen. Es wäre unter anderen Um-

ständen, d. h. in einer handelsvertragslosen Zeit ohne Zweifel eine richtige Baisse geworden. Heute haben uns die Handelsverträge vor einer solchen geschützt. Daß die jetzt vorhandene Abflauung einem weiteren Niedergang Platz machen wird, glaube ich nicht, wenigstens nicht, wenn wir durch neue Handelsverträge unsere Produktion in der bisherigen Stetigkeit erhalten werden.

Für welche Handelsverträge kommt der höhere Kornzoll in Betracht? Unsere Kornlieferanten sind bisher gewesen in erster Linie Rußland, die Vereinigten Staaten von Amerika und Oesterreich-Ungarn. Im Verlaufe des letzten Jahrzehntes hat sich in diesen Ländern manches verändert. In allen dreien hat die Industrie ganz bedeutende Fortschritte gemacht, und ist die industrielle Ausfuhr im Verhältniß zur landwirthschaftlichen beträchtlich gewachsen.

Bei Oesterreich ist dies im größten Maße der Fall. Dort haben sich die Umstände so verändert, daß Oesterreich als Getreidelieferant nicht mehr in Betracht kommt, abgesehen von Gerste. Für Roggen ist es von jeher nicht in Betracht gekommen, und bei Weizen sank seine Ausfuhr nach Deutschland von 19 409 Tonnen im Jahre 1894 auf 2247 Tonnen im Jahre 1899.

Es bleiben demnach Rußland und die Vereinigten Staaten, beides in Bezug auf Getreidelieferung nach Deutschland hartnäckige Konkurrenten. Wie stehen wir zu den beiden Staaten?

Mit Rußland haben wir seit dem Jahre 1894 einen Tarifvertrag, mit den Vereinigten Staaten stehen wir thatsächlich, wenn auch nicht ganz offiziell, im Verhältniß gegenseitiger Meistbegünstigung. Unser Absatz nach beiden Ländern ist annähernd gleich groß und beträgt nicht ganz 400 Millionen Mark. (Nach den Vereinigten Staaten ist die Ausfuhr im Jahr 1900 nicht unbedeutend gestiegen.) Nach beiden Ländern setzen wir Industrieprodukte, und zwar fast ausschließlich Ganzfabrikate ab. Aber während uns Rußland dafür mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen bezahlt, führen die Amerikaner bereits eine große Menge von Industrieartikeln, Halbzeugen und Ganzfabrikaten bei uns ein. Das Interesse am deutschen Getreidezoll ist demnach bei Rußland ein unverändert hohes. Die Vereinigten Staaten sind dagegen durch die veränderten Verhältnisse veranlaßt, auch auf die deutschen industriellen Zölle Gewicht zu legen.

In Rußland bildet die Grundlage der Getreideproduktion der Roggen. 37 Prozent der gesammten bebauten Fläche sind mit dieser Getreideart bestanden, während Weizen nur 16 Prozent derselben ausmacht. In den letzten 15 Jahren wurden im Jahresdurchschnitt geerntet an Roggen 256 Millionen Hektoliter, an Weizen dagegen nur 99 Millionen. Die Absatzverhältnisse von Roggen und Weizen werden dadurch bestimmt, daß Roggen in größerem Maße nur, außer in Rußland selbst, in Deutschland konsumirt wird, während Weizen ein Welthandelsgut ist und seinen Markt in allen europäischen Ländern findet. Da nun Rußland in Roggen eine

beträchtliche Ueberproduktion besitzt, so ist es mit derselben fast ausschließlich auf den deutschen Markt angewiesen. Es muß also suchen, sich diesen Markt auf alle Fälle zu erhalten, um seinen Ueberschuß los zu werden. Andererseits ist aber auch Rußland für Deutschland fast der allein in Betracht kommende Roggenlieferant. Von der gesammten Roggeneinfuhr kamen aus Rußland in den Jahren 1894 bis 1899 nacheinandern 82, 87, 76, 71, 67, 82 Prozent. Da Rußland also für Roggen einen bedeutenden Konkurrenten auf dem deutschen Markte nicht besitzt, so könnte es einer mäßigen Zollerhöhung auf Roggen in Deutschland ohne sonderliche Erregung zusehen. Im Allgemeinen kommt es Rußland wesentlich nur darauf an, nicht ungünstiger gestellt zu sein als andere.

Eine Erhöhung der Getreidezölle braucht nicht nothwendiger Weise zum Zollkrieg zu führen. Der Zoll darf nur nicht so hoch sein, daß Rußland überhaupt keinen Absatz mehr in Deutschland findet.

Würde dies bei einem Roggenzoll von 5 Mark der Fall sein?

Wir erinnern uns, daß bereits einmal ein Fünf-Mark-Zoll für Roggen in Kraft war und vergleichen die Einfuhr jener Jahre mit der Einfuhr unter dem Dreieinhalb-Mark-Zoll.

Es betrug die deutsche Roggeneinfuhr aus Rußland in Millionen Mark unter dem Zoll von

	M 5,00		M 3,50
1887 . . .	35,4	1894 . . .	44,3
1888 . . .	42,3	1895 . . .	69,0
1889 . . .	98,5	1896 . . .	63,0
1890 . . .	82,5	1897 . . .	55,6
1891 . . .	99,0	1898 . . .	67,9
durchschn. . . .	71,5	durchschn. . .	60,0

Fast könnte man aus diesen Zahlen den leichtsinnigen Schluß ziehen, als sei der 5 Mark-Zoll der russischen Roggenausfuhr nach Deutschland förderlicher gewesen als der 3,50 Mark-Zoll. Jedenfalls beweist die angeführte Zahlenreihe, daß der 5 Mark-Zoll für den russischen Roggen durchaus nicht prohibitiv gewirkt hat. Die angeführten Zahlen beweisen vielmehr den alten Satz aufs neue, daß der Getreideverkehr über die Grenzen sich nicht allzusehr durch verhältnißmäßig kleine Zollsatzdifferenzen beeinflussen läßt, sondern wesentlich von den weit beträchtlicheren Schwankungen in den Ernteerträgen abhängig ist.

Eine authentische Aeußerung, wie sich Rußland zu einer mäßigen Erhöhung des Roggenzolles stellen wird, ist bisher nicht verlautbart, aber es erscheint wenigstens nicht ausgeschlossen, daß diese ein Hinderniß für das Zustandekommen eines Handelsvertrages nicht bilden wird.

Welches aber sind nun die Grundlagen für die Normirung des Roggenzolles auf deutscher Seite? Die deutschen Landwirthe haben bisher immer die Produktionsverhältnisse von Roggen und Weizen als gleichgeartet angesehen und demgemäß auch einen gleich hohen Zoll für beide Getreide-

arten verlangt. Auch diese Verhältnisse haben sich neuerdings verschoben. Die Produktionsverhältnisse für Roggen haben sich bei uns weit günstiger gestaltet als die für Weizen. In den Jahren 1880 bis 1898 stieg der Roggenertrag per Hektar von 8,4 auf 12,7 dz, also um nahezu 50 Prozent, während in der gleichen Zeit der Betrag an Weizen sich nur um 30 Prozent erhöhte, nämlich von 12,9 auf 16,7. Gab schon dies einen größeren Anreiz zum Roggenbau, so that dies noch in höherem Grade die Tendenz der Weizenpreise, sich den Preisen von Roggen zu nähern. Vergleichen wir die Preise für beide Getreidearten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, so tritt diese Tendenz augenfällig zu Tage. Es betrugen die Preise für eine Tonne in Mark

	Weizen	Roggen
1851—60	211,4	165,4
1861—70	204,0	154,6
1871—75	235,2	179,2
1876—80	211,2	166,4
1881—85	189,6	160,0
1886—90	175,3	143,0
1891	218,7	204,5
1892	188,3	176,0
1893	146,9	127,8
1898	188,0	145,0

Die Differenz beider Preise betrug demnach nacheinander 46; 49,4; 56; 44,8; 29,6; 32,3; 14,2; 12,3; 19,1; 43. Von einzelnen Schwankungen abgesehen, tritt die nivellirende Tendenz beider Preisreihen genügend klar hervor.

Es hat sich also innerhalb der deutschen Landwirthschaft die Lage des Roggenbaues relativ verbessert, die des Weizenbaues hingegen sich wesentlich verschlechtert. Diese Erkenntniß hat dazu geführt, auch in agrarischen Kreisen nicht mehr einen gleich hohen, sondern einen verschiedenen Zoll für Weizen und Roggen zu verlangen, und zwar für Weizen einen höheren als für Roggen.

In diesem Zugeständniß liegt aber zugleich die weitere Warnung, den Zoll für Rogen überhaupt nicht zu hoch zu bemessen, weil die Gefahr einer Ueberproduktion gar zu leicht akut werden kann. Wenn sich schon unter dem gegenwärtigen Zollsatze die Anbauverhältnisse zu Gunsten des Roggens verschoben haben, so sollte man doch sehr überlegen, ob nicht unter Vermeidung einer Zollerhöhung für Roggen nur eine Erhöhung des Weizenzolles angebracht ist. Indessen kann auf die Frage der Zollnormirung selbst hier nicht eingegangen werden. Der Gewinn, der aus einer Differenzirung des Roggen- und Weizenzolles sich ergiebt, ist der, daß, wenn der Roggenzoll niedriger normirt wird als der Weizenzoll, wir mehr Chance haben, mit Rußland zu einem Handelsvertrage zu

kommen, da diese Differenzirung Rußland einen Vorsprung vor seinem Konkurrenten in der Getreidelieferung, den Vereinigten Staaten, gewährt.

Auch von einer differentiellen Behandlung des russischen Getreides zu Ungunsten Amerikas ist unlängst gesprochen und geschrieben worden. Man hat vorgeschlagen, dem russischen Getreide ganz allgemein einen Vorzugszoll vor dem amerikanischen zu geben. Es erübrigt sich vorerst, auf diesen Vorschlag einzugehen. Er wird bei geregelten Vertragsverhältnissen niemals durchführbar sein. Es ist eine Maßregel, die nur für den Zollkrieg in Betracht kommen kann. Wie aber steht es mit dieser Möglichkeit?

Die Vereinigten Staaten sind ein großes Absatzgebiet für uns; unsere Rhederei vor Allem ist am amerikanischen Güterverkehr stark interessirt. Ein friedlicher Handelszustand mit den Vereinigten Staaten ist aufs Aeußerste wünschenswerth. Aber die Zollbehandlung, welche die Vereinigten Staaten ihren Lieferanten angedeihen lassen, ist eine geradezu brutale. Die Zollerhöhungen haben sich gejagt und die Werthbestimmung der ausländischen Waaren läßt an Einseitigkeit nichts zu wünschen übrig.

Es ist daher ganz unbedingt nothwendig, daß wir mit Amerika zu einem Handelsvertrage kommen. Zahlreiche deutsche Industriezweige sind durch die sprunghaften Erhöhungen des amerikanischen Zolltarifs in die schwierigsten Verhältnisse gekommen. Die Vereinigten Staaten sind ein treffendes Bild dafür, wie der Mangel eines Tarifvertrages auf unsere Industrie wirkt. Nicht immer die Zollerhöhung an sich ist es gewesen, welche uns so schwer getroffen hat, sondern das Sprunghafte, Veränderliche derselben. Die fortlaufende ruhige Entwicklung fehlte.

Und das ist ja das Eigenthümliche der amerikanischen Wirthschaftsentwicklung überhaupt. Der vielgerühmte Aufschwung der Industrie der Vereinigten Staaten ist durchaus kein allgemein gleichmäßiger. Er erstreckt sich vielmehr nur auf einzelne Industrien, und auch da meistens nur auf einzelne Zweige derselben, so in der Eisenindustrie, der Lederindustrie u. s. w. Dagegen fehlen andere Industriezweige ganz und gar. Feine Lederwaaren, Papierwaaren, zahlreiche Droguen und Chemikalien u. s. w. wird man in der Industrie der Vereinigten Staaten vergeblich suchen. Das ganze Vorwärtsschreiten der amerikanischen Industrie ist ein stück- und stoßweises. Irgendwo bieten sich für einen Artikel besonders günstige Produktionsbedingungen, flugs stürzt sich eine Summe von Kapitalien auf diesen einen Fabrikationszweig, und die Welt wird überschwemmt mit amerikanischen Schuhwaaren, amerikanischen Werkzeugmaschinen, amerikanischen Fahrrädern, oder was es sonst ist.

Diese stoßweise, forcirte Entwickelung wird durch die rigorose autonome Zollpolititik der Vereinigten Staaten unterstützt. Wir aber haben Amerika durch all' die Jahre unsere stetigen Tarife gewährt, und so haben die Amerikaner uns außer ihren Rohstoffen auch ihre industriellen

Artikel, die wir auf dem deutschen Markte zum größten Theile ebenso gut fertigen können, in einer Menge herübergeschickt, daß die amerikanische Einfuhr zu uns bereits mehr als das Doppelte unserer Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten beträgt.

Ein derartig schmachvoller Zustand muß aufhören. Wir müssen Amerika unbedingt zum Abschlusse eines Handelsvertrages zu bringen verstehen. Daß das ohne Zollkrieg möglich sein wird, möchte ich vorerst noch glauben, wenn wir nur zeigen, daß wir auch zu einem eventuellen Zollkrieg entschlossen sind.

Jedenfalls müssen wir die Möglichkeit eines Zollkrieges mit den Vereinigten Staaten ins Auge fassen. Und für einen solchen Kampf mag die Zollbegünstigung Rußlands vor den Vereinigten Staaten zu einer wirksamen Waffe werden. In einem Handelsvertrage aber wird der Gedanke der prinzipiellen Schlechterstellung vorerst keinen Platz finden.

Es sind in letzter Zeit die Mängel der Meistbegünstigung häufiger und nachdrücklicher betont worden, als sonst. Man sucht nach einem Ausweg, um die Meistbegünstigung zu vermeiden. Daß diese Bemühungen so bald zu einem praktischen Resultat führen werden, glaube ich nicht. Staaten, die eine autonome Handelspolitik zu treiben in der Lage sind, können sich das leisten. Deutschland kann es nicht. Die Erlangung eines Tarifvertrages mit Amerika verbunden mit der Meistbegünstigung auf dem amerikanischen Markte wird uns aber immer noch höher stehen müssen, als die Differenzirung Amerikas und ein dauerndes Kampfverhältniß, das bei Entziehung der Meistbegünstigung die Folge sein würde.

Wohl aber müssen wir die Entziehung der Meistbegünstigung als Drohmittel anwenden und bereit sein, gegebenen Falles die Drohung wahr zu machen. Wenn wir hierzu, d. h. also zu einem Zollkriege mit Amerika, nicht mehr im Stande sein sollten, so würde das für uns den wirthschaftlichen Bankerott bedeuten.

Wir werden Gelegenheit haben, darauf späterhin des Näheren zurückzukommen.

Dr. Hjalmar Schacht.

Die glücklichste Partei.

Welcher Stand, welche Klasse, welche Partei, welche Gruppe fühlt sich wohl heute am wohlsten in Deutschland? Wenn man es objektiv betrachtet, sind unsere Zustände ja derartige, daß zum wenigsten Niemand sagen kann, es sei anderwärts oder zu einer andern Zeit wesentlich besser gewesen. Es geht im Grunde uns allensammt recht gut. Die Parteien aber denken anders, und geht man die Presse und die parlamentarischen Verhandlungen dieses Winters durch, so scheint es, daß mit einer einzigen Ausnahme alle Parteien, wenn nicht von augenblicklichen Leiden, doch von schweren Sorgen um die Zukunft bedrückt sind. Die Konservativen, die eigentlich herrschende Partei und anscheinend so hochgemuth, sind in einer Bedrängniß, die geradezu mit ihrem Untergang und zwar binnen kürzester

Frist endigen kann. Ihre Macht beruht auf ihrem Verhältniß zur Krone, und ebensowohl der Zwiespalt in der Kanalfrage, wie die ungeheuerlichen Uebertreibungen in den Ansprüchen ihrer agrarischen Wählerschaft scheinen unausweichlich zu einem Konflikt mit jener führen zu müssen. Alle die freundlichen Worte und prinzipiellen Zusagen, die heute verkündet werden, bedeuten noch nicht, daß man sich nachher auch über die konkreten Zahlen wirklich einigt und vor Allem nicht, daß Rußland auf die von Deutschland gewünschten Zollsätze auch eingehen wird. Ist der Konflikt aber erst da und die Regierung greift zu energischen Maßregeln, z. B. zu einer Reform des Drei-Klassenwahlrechts im Abgeordnetenhause oder zu einer Neuvertheilung der Wahlkreise, entsprechend den veränderten Bevölkerungs-Verhältnissen im Reichstage, so ist die parlamentarische Macht der Konservativen für alle Zeit gebrochen. Die nationalliberale Partei ist wohl nicht gerade von solchen Krisen bedroht, hat aber im Volke nur noch einen sehr schmalen Boden; die freisinnige Vereinigung einen noch schmaleren. Die freisinnige Volkspartei führt ihr bescheidenes Dasein überhaupt nur noch in der Person des jüngst durch seine Bescheidenheit berühmt gewordenen Herrn Richter. Das Zentrum ist erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, die ausschlaggebende Partei zu sein — aber es ist merkwürdig: für die Partei selbst kommt dabei recht wenig heraus. Die Herren mögen gouvernemental oder oppositionell sein, es hilft ihnen nichts; ins Regiment kommen sie nicht, und da sie sich darüber nicht einmal so geradeheraus beschweren dürfen, so arbeiten sie mühselig in Paritätsklagen. Die Sozialdemokratie? In Worten ist sie noch recht stolz, das ist nicht zu leugnen, und wenn ihr einmal ein ordentlicher Hunnenbrief oder ein Schreiben des Herrn Bueck in die Hände fällt, so hat sie auch ihre Herzensfreunde, die ihr des Tages Noth und orge Stragen hilft. Im Innern aber nagt auch an ihr der Wurm des Zweifels und der Hoffnungslosigkeit. Ehernes Lohngesetz, Zukunftsstaat, Marxismus, allgemeiner Zusammenbruch, wer glaubt noch daran? Fest und glänzend wie die Fixsterne standen alle diese Begriffe am Firmament des sozialdemokratischen Ideen-Himmels; jetzt hat sich einer nach dem anderen geschneuzt und die Sternschnuppen eilen, in dem ewigen Dunkel des Gewesenen zu verschwinden. Es bleibt die Klassenvertretung; gerade wie im Konservatismus Vertretung des Agrarinteresses. Aber was sind Parteien, die zu bloßen Interessen-Vertretern herabgesunken sind? deren ganzes Dichten und Trachten sich darin erschöpft, in Steuer-, Zoll- oder Lohn-Schiebungen einen kleinen Profit herauszuschlagen? Welche Partei also bleibt, die mit gleicher Befriedigung auf die Gegenwart schauen und in die Zukunft blicken kann? Die letzten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses haben es mit voller Deutlichkeit gezeigt: es sind die Polen. Die Polen sind als Partei die einzigen, denen es im Deutschen Reiche wirklich durchaus gut geht und die weder im Stillstand, noch gar im Rückgang begriffen, von keiner Gefahr bedroht, ihres Wesens völlig sicher, ihre Hoffnung auf die Zukunft setzen.

Die ganze Landwirthschaft des Ostens klagt, nur die Polen nicht. Nicht etwa weil der polnische Rittergutsbesitzer von Natur bescheidener wäre als der deutsche, sondern weil er thatsächlich besser dran ist. Der deutsche Rittergutsbesitzer ist ein Mitglied des traditionell herrschenden Standes und sucht mit Mühe und Noth diese Stellung aufrecht zu erhalten: sein polnischer Nachbar hat sich darin gefunden, nicht mehr Inhaber und Repräsentant der Staatsgewalt zu sein; die untauglichen Elemente sind aus dem Stande ausgeschieden; das alte Polenthum mit seinem Anflug von Barbarei, die „polnische Wirthschaft" liegt hinter ihm. Er ist ein moderner, gebildeter, kapitalkräftiger Landwirth geworden und freut sich seiner Erfolge. Wenn aber noch Leute darunter sind, die in dem heftigen Wogen der Zeit sich nicht auf ihren eigenen Beinen zu erhalten vermögen, so hat der freundliche preußische Staat einen Fonds von 200 Millionen Mark extra dafür gestiftet, immer solchen bankerotten polnischen Besitzern ihre Güter abzunehmen. Er zahlt die höchsten Preise, sichert und befriedigt alle Gläubiger und läßt dem Abgemeierten noch ein hübsches Stück Geld übrig, damit er ein neues Leben beginnen kann.

Noch viel größere Fortschritte hat der polnische Bauer gemacht und macht sie fortwährend. Der gesicherte deutsche Rechtsstaat, das preußische Schulwesen, die unablässige Fürsorge einer aufgeklärten und aufklärenden Regierung haben einen ganz neuen Menschen aus ihm gemacht.

Wie ein wahrer Eroberer ist ein neuer polnischer Mittelstand auf den Plan getreten und dehnt sich unausgesetzt aus. Die preußische Regierung giebt ihm Schulen, lehrt ihn die deutsche Sprache, eröffnet ihm dadurch den Zugang zu jeder Art Kultur und Technik und führt ihm selbst unausgesetzt neue Elemente der Intelligenz zu. Alle die strebsamen jungen Leute aus den gebildeten deutschen Familien, die der Staatsdienst, Beamtenthum und Offiziersstand verbrauchen, im Polenthum werden sie alle dem nationalen Wirthschaftsleben zugeführt und nutzbar gemacht.

Ohne einen sehr lebendigen angeregten Nationalgeist würde das Alles freilich den Polen wenig nützen; eingesprengt in die deutsche Nationalität und fast allenthalben mit starken deutschen Volkstheilen durchsetzt, würden die Polen bald von der ungeheuren Ueberlegenheit aufgesogen werden, wenn sie sich nicht ganz mit dem Bewußtsein ihres Volksthums erfüllten und sich kämpfend widersetzten. Daß sie darin keinen Augenblick schwach werden, dafür sorgt vor allem ein eifrig nationaler Klerus, aber nicht ohne die energische Nachhülfe einer hohen Regierung. Nicht etwa nur soweit sie es wünschen und wollen, sondern mit Gewalt wird den Polen die deutsche Sprache beigebracht. Wir wissen aus den Klagen unserer Landsleute in den baltischen Provinzen und in Ungarn, was es für eine Familie bedeutet, ihre Kinder einer Schule mit einer fremden Sprache zuführen zu müssen, und damit jedes polnische Kind und jede polnische Mutter sich auch ja dessen bewußt werde, welch ein Unrecht ihnen geschehe, wird der Konflikt bis in den Religions-Unterricht hinein ge-

trieben, wo der Kaplan schon auf Posten steht, um die Entrüstung, die nicht von selber kommen will, genügend anzufachen.

Was aber der Kaplan nicht thut, und was die polnischen Zeitungen nicht erreichen, das vervollständigen die deutsche Presse, der Verein zur Erhaltung des Deutschthums und die hohen Behörden.

Sollte ein Pole je in die Lage kommen, seines Volksthums einen Augenblick zu vergessen, so erinnert ihn gewiß sehr bald irgend eine kleine Häkelei mit einem Beamten über den Gebrauch der deutschen Sprache, über die Orthographie eines Namens, über ein Vereinsfest oder über eine Briefaufschrift, daß er in nationalem Kriegszustand lebt.

Das große Kriegsmittel der Polen ist der wirthschaftliche Boykott, der langsam aber sicher die deutschen Geschäftsleute und Handwerker, die früher den Mittelstand in dieser Landschaft bildeten, aus der Provinz herausdrängt. Die Deutschen sind nicht im Stande, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, denn sie sind unter sich gespalten und kein Appell an die nationale Gesinnung und den Patriotismus kann die Spaltungen beseitigen. Einig ist ein Volk immer nur, wenn es in der Opposition ist. Die Deutschen in der Ostmark aber gehören allen verschiedenen Parteien an. Manche halten zur Regierung, manche zu Eugen Richter; manche sind Agrarier, manche nicht; manche halten den Ostmarken-Verein für nützlich, manche für schädlich; die Einen sind Protestanten, die Andern Katholiken und dazu noch die Juden. Die Geschlossenheit des Polenthums können sie niemals erreichen und überdies versteht der polnische Geschäftsmann immer beide Landessprachen und der deutsche nur eine. So rufen die Deutschen von der Uebermacht bedrängt nach der Hülfe der Regierung, und die Regierung klagt, daß sie Alles allein thun solle und in dem Kampf nicht die rechte Unterstützung finde.

Thut die Regierung aber einmal etwas Besonderes für den Osten — wem wird es mehr zu Gute kommen, dem aufsteigenden oder dem zurückweichenden Volksthum? Die paar hundert deutschen Bauern, die die Ansiedelungs-Kommission im Jahre ansetzt, verschwinden in der Masse und gegen die Ueberzahl derjenigen, die die Polen ansetzen.

Noch fehlen die großen Zentral-Institute für das national-polnisch-wissenschaftliche Leben; die polnischen Studenten leben vertheilt auf den zahlreichen deutschen Hochschulen. Dem Mangel wird bald abgeholfen sein. Schon baut der preußische Staat in Posen eine große Bibliothek und in Danzig eine technische Hochschule. Die deutschen Professoren an dieser Hochschule werden die polnischen Techniker so wenig zu Deutschen machen, wie es bisher die Gymnasiallehrer gethan haben: aber vereinigt mit einem reichlichen Zustrom aus Russisch-Polen werden die polnischen Studenten bald das große Wort an dieser Hochschule führen, die Deutschen majorisiren, und den Ort des Zusammenschlusses, der ihnen bisher fehlte, gefunden haben.

Es muß anders werden, sagen sich die Deutschen aller Orten, und

der H.-K.-T.-Verein hat sich auf langes, langes Zureden endlich aufgerafft und gesagt, was geschehen muß. Es ist nicht nöthig, auf seine Vorschläge im Einzelnen einzugehen, man kann mit einem einzigen Wort ihren Inhalt wie ihren Werth bezeichnen: sie sind „russisch". Hat aber diese Methode in Rußland nichts ausgerichtet, wie kann sie bei uns, die wir bis zur Knute und Sibirien schwer gehen können, etwas wirken? Niemand hält es für nöthig, diese Ergebnisse eines achtjährigen staatsmännischen Nachsinnens auch nur zu diskutiren, und die Polen lachen darüber.

Sie lachen? Ist das wirklich wahr? Ist ihnen nicht das Weinen viel näher? Haben sie nicht Tage lang das Abgeordnetenhaus und den Reichstag mit ihren Klagen beschäftigt? Wie stimmen diese Klagen überhaupt damit, daß es ihnen so besonders gut gehen soll?

Als ein katholischer Bischof einmal verhaftet wurde, rief er aus: „Gott sei Lob und Preis, es geschieht Gewalt." Nicht Jeder, der über Gewalt klagt, ist deshalb unglücklich und keinem Menschen geht es besser in der Welt als dem, dem es erstens wirklich gut geht, und der zweitens auch noch klagen darf dazu. In dieser Lage sind heute unsere Polen. Wohl muß der Einzelne Ungemach erleiden und fühlt sich hier und da gehemmt. Der ungenügende Schul-Unterricht in der Muttersprache muß privatim ergänzt werden, und das macht Mühe und Schwierigkeiten, giebt auch Kampf mit der Polizei und bleibt für die unteren Volksklassen oft unvollkommen. Aber für das Volk als Ganzes macht das wenig, und der Schweiß, der hier aufgewendet werden muß, begießt den Baum des polnischen Patriotismus. „Billiges Martyrium" heißt die Methode, nach der die preußische Regierung die polnischen Unterthanen regiert, und nichts in der Welt ist für das Gedeihen eines Volksthums förderlicher; es wird dabei nicht bloß stark, sondern zuletzt auch noch frech. Die Herren Minister haben da mit hübschen Geschichten aufzuwarten gewußt. Aber was nützt das Alles? Schließlich haben sie doch einer nach dem anderen erklärt, daß sie die heutige Regierungsmethode für richtig hielten, und daß sie mit aller Konsequenz auf diese Art fortzufahren gedächten. Keine Auskunft konnte für die Polen erfreulicher sein. Es ist wirklich ein vielleicht etwas spitzer, aber kein falscher Satz, den wir oben ausgesprochen haben, daß von allen unseren Parteien heute die Polen am besten dran sind.

26. 1. 01. D.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Straße 72-74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauer-Straße 86-88.



Robert Essex.

(Hingerichtet am 25. Februar 1601.)

Von

Hermann Conrad.

Die Renaissance ist das Zeitalter des Uebermenschenthums. Es giebt keine Epoche der Geschichte, die so reich ist an wahrhaft großen, d. h. stark und vielseitig beanlagten und hochentwickelten Menschen, wie die Renaissance: an Menschen von umfassendem Geiste, von feinem Gefühl für sittliche und ästhetische Schönheit, von feuriger Willenskraft, in denen ein unvergleichlich üppiger Kulturfrühling alle diese Gaben zur Blüthe gebracht hat — mit einem Worte: an Helden der That und des Geistes zugleich.

Das Wort Uebermensch ist hier in ungewohntem Sinne verwandt. Heute pflegt man damit nicht Menschen zu bezeichnen, die ihr Leben einem höheren, durch Religion, Humanität oder geistiges Streben an die Hand gegebenen Zwecke widmen, sondern im Gegentheil solche, denen persönliche Macht das höchste Gut, und daher Machterwerb das einzige Ziel des Lebens ist, ein Ziel, das sie vermöge des animalischen Urtriebes des Egoismus erkennen und mit den rohen Waffen der Kraft und Verschlagenheit erstreben können. Es ist bekannt, daß die Renaissance auch von dieser Menschensorte eine stattliche Masse erzeugt hat; aber es ist falsch, sie als ein charakteristisches Merkmal dieser Epoche zu betrachten. Ihr eigentlicher Nährboden sind naturgemäß Zeiten der Barbarei, in denen die Macht unbestrittenen Vorrang vor dem Rechte hat, z. B. das Mittelalter. Und das Mittelalter mit seiner Roheit und Gewaltthätigkeit ragt allerdings materiell mächtig in die Renaissance hinein, da eben die Realität einer älteren Unkultur unter den Strahlen der aufgehenden Sonne einer neuen Kultur nicht einfach verdunsten kann. Die Borgias und die Tausende Ihresgleichen sind in ihrem innersten Wesen

mittelalterliche Naturen. Zwar tragen sie in äußerlicher Gesittung und geistigen Fertigkeiten das Gewand ihrer Zeit, ihre Seele haben sie nicht in sich: sie wissen nichts von dem idealen Streben der endlich befreiten Geister in ungemessene Fernen hinaus, von dem weltumspannenden Thatendrange ihrer Zeit, sie fühlen nicht die tiefe Freude an der Schönheit eines von großen Pflichten und edlen Genüssen erfüllten Daseins. Ihr schön gemustertes Kleid verhüllt eben doch nur ein Raubthier.

Es widerspricht nun jedem gesunden Sprachgefühl, derartige Individuen mit dem Namen Uebermenschen zu belegen, der offenbar Wesen zukommt, welche durch die Höhe und den Umfang ihrer Gaben und die Energie in der Bethätigung ihrer Kräfte über das Durchschnittsmaß sich erheben, Idealmenschen. Tiger aber, wie Cesare Borgia und Heinrich VIII., kann nur der Wahnsinn als Menschheitsideale hinstellen. Da in ihnen die rein animalischen Kräfte zu besonderer Intensität entwickelt sind, so würden sie passender als Thiermenschen oder Untermenschen bezeichnet werden.

Charakteristisch für die Renaissance sind jene ungebrochenen Vollmenschen, die im Gegensatz zu uns modernen einseitigen Kriegern, Gelehrten, Künstlern, Dronen, ihre Kräfte allseitig entwickeln und das Leben in seiner Breite und Tiefe durchkosten. So ein Uebermensch der Renaissance ist vor Allem Mann, in allen militärischen Fertigkeiten geübt und freudig bereit, seine und des Vaterlandes Ehre mit den Waffen zu vertreten. Zugleich aber ist er im Besitz der höchsten Bildung seiner Zeit; es genügt ihm meist nicht, die Universitäten seines eigenen Landes zu besuchen, es zieht ihn nach der Quelle des edelsten Wissens und der höchsten Kunst, nach Italien. Die Kenntniß der beiden alten und mehrerer neueren Sprachen ist unerläßlich für ihn. Viel Zeit verbringt er im Verkehr mit Gelehrten und Dichtern, deren geborener Beschützer er ist; heute dringt seine Wißbegier verlangend ein in das goldene Zeitalter der klassischen Kultur, und morgen klärt er sich auf in alten Chroniken über die Vergangenheit des eigenen Volkes. Jetzt läßt er sich von Plato unterrichten über das Ideal des Staates, das Ziel seines Erdenstrebens, und dann wieder ist er von heiligem Eifer erfüllt, sich an der Hand eines Kirchenvaters oder jüngeren Theologen mit dem Himmel auseinanderzusetzen. Oft ist er Dichter und besingt in zierlichen Sonetten die Reize seiner Dame, die mit süßem Lohne für sein mannhaftes Wesen und seinen zarten Sinn nicht kargt. Denn die Freuden des Lebens, der Genuß der Schön-

heit in jeder Gestalt füllen die Stunden aus, welche die ernste That und die ernste Arbeit ihm übrig lassen.

Für uns armselig dumpfe Viertel- und Achtelmenschen giebt es keine edlere geistige Erhebung, keine erfrischendere Thätigkeit der Phantasie, als aus der Enge der Kammer, in der wir unser Rädchen an der sozialen Maschine umtreiben, uns hineinzuversetzen in so ein übermenschlich schönes Renaissancedasein. Und es ist schwer zu entscheiden, was uns mehr erquickt, ob die Anschauung eines so allseitig erfüllten, idealen Lebens oder die intime Bekanntschaft mit seinen Trägern. Zwei Eigenschaften sind es besonders, die uns zu ihnen hinziehen. Diese Menschen werden niemals alt. Jeden Tag glänzt ihnen die Sonne ihres Daseins in neu beseligender Pracht; die Freude am Schaffen und Genießen bleibt ihnen ungetrübt bis in die letzten Lebensjahre; die Kraft ihres Wollens erlahmt nicht: scheitern sie heute in einem Unternehmen, so sehen wir sie morgen gerettet an dem blumigen Gestade eines neuen Strebens wandeln; und nachdem sie sich aller ihrer Kräfte erfreut und alle Freuden der Erde genossen haben, entführt ein freundlicher Tod die Gläubigen in ein noch schöneres Leben. Neben ihrer unerlöschlichen Jugend aber entzückt uns ihre reine, fehlbare Menschlichkeit: denn diese Uebermenschen sind ebenso wenig Engel, als sie Teufel sind. Ueberragende Weisheit, Vorsicht, weitausschauende Ueberlegung sind ihre Haupttugenden nicht. Starke Empfindung und der aus ihm aufschießende lebhafte Willensimpuls beherrschen sie mehr als kühle Besonnenheit und Berechnung. Das Recht des Mitmenschen können sie in ihrem stümischen Thatendrange nicht immer wahren. Ueberschwellendes Gefühl, edles, aber leidenschaftliches Wollen treiben sie oft genug auf die falsche Bahn, die zum Abgrunde führt; überschäumendes Kraftbewußtsein spornt sie, anzureiten gegen den Felsen des historisch Gewordenen, an dem sie zerschellen. Aber sie zahlen auch die Schuld ihrer Fehler mit vornehmer Freigebigkeit; sie knausern nicht mit ihrem Leben, mit edler Gelassenheit „werfen sie das theuerste der Güter weg“, wie der Rebell Cawdor, „als hätten sie den Tod studirt.“ — Und was verzeiht man nicht solchen mannhaften, hochdenkenden Kinderseelen!

Unter den Helden der englischen Renaissance, den Surrey, Sidney, Southampton, Mountjoy, Pembroke und vielen andern, ragt eine Gestalt hervor, die als die höchste menschliche Evolution jenes glänzenden Zeitalters und als ein reiner Typus des Renaissance-Uebermenschen zu betrachten ist: Graf Robert Essex. Seine über-

reiche Natur sowie seine Herkunft von einem der hervorragendsten Männer Englands gestatteten es ihm nicht, sein Leben in der Verborgenheit hinzubringen. Nachdem er seine genialen Geistesgaben mit bewundernswerthem Fleiße in einem erstaunlich schnellen Studiengange voll entwickelt und schon als Jüngling sich einen Ruf als feiner klassischer Gelehrter und Kenner mehrerer moderner Sprachen, als Philosoph und Dichter erworben hatte, trieb es ihn, als Hofmann, Feldherr, Staatsmann die Höhen des Lebens zu ersteigen. Zu seinem Unglück mußte er den Aufstieg vornehmen an dem Hofe einer hartherzigen, unedlen und in ihren Launen unberechenbaren Königin, an dem ihm nur Eigenschaften, die seiner Natur versagt waren, sklavische Unterwürfigkeit, Heuchelei und Bosheit, emporhelfen konnten. Vergeblich kämpften sein vornehmes Selbstbewußtsein, seine Wahrheitsliebe, sein rechtlicher Sinn und die besten Kräfte seines Geistes gegen die schließliche Mißgunst dieser Frau und die Ränke der Kreaturen, mit denen sie sich umgeben hatte: er mußte in dieser Umwelt an seinen großen Eigenschaften zu Grunde gehen.

Das Schicksal hat diesen edlen Menschen noch nach seinem Tode verfolgt: er ist ein wenig in den Schatten jener von englischen Geschichtsschreibern verbreiteten Elisabeth-Legende gerathen, nach welcher wir in dieser Königin, was sie niemals war, eine menschlich große Frau und Regentin sehen sollen. Die dreihundertjährige Wiederkehr seines Todestages gewährt eine passende Veranlassung, diesen Schatten zu durchleuchten und eine neue Prüfung anzustellen zur richtigen Erkenntniß seiner Persönlichkeit.

* * *

Die Jugend des Grafen war keine glückliche; die elterliche Liebe und Sorge scheint ihm fast ganz gefehlt zu haben. Als sein Vater, Graf Walter Essex, 1576 als 36jähriger Mann unerwartet in Dublin starb, wie alle Welt sagte, von Leicester vergiftet, hatte der noch nicht neunjährige Knabe bereits mehrere Jahre in der Einsamkeit auf dem väterlichen Gute Chartley in Staffordshire verbracht. Sein Vater hatte von 1573 bis 1575 und dann wieder 1576 Krieg geführt gegen die irischen Rebellen, und seine leichtfertige Mutter hatte in dieser Zeit Ersatz gesucht in den Armen des Grafen Leicester, des Todfeindes ihres Gemahls, welchen sie nach des letzteren Tode heirathete, wie Hamlet's Mutter,

> Bevor das Salz höchst frevelhafter Thränen
> Der wunden Augen Röthe noch verließ.

Ostern 1577, von neun Jahren, bezog der Knabe das Trinity College in Cambridge und wurde 1581 zum Master of Arts promovirt. Dann zog er sich, da er einen unüberwindlichen Widerwillen gegen seinen Stiefvater hatte, mit seinem jüngeren Bruder wieder in die Einsamkeit, auf sein Gütchen Lanfey in Wales, zurück. Während des dreijährigen Aufenthalts in dieser schönen Gebirgsgegend faßte er wohl die tiefe Liebe zur Natur und zu einem still beschaulichen Dasein, welche, wie sein Sekretär Sir Henry Wotton berichtet*), auch in der aufgeregten Zeit seines Hoflebens sich immer wieder Geltung verschaffte und in einem seiner letzten Gedichte**) zu rührendem Ausdruck gelangt. Endlich gelang es den unablässigen Bemühungen seiner von ihm innigst geliebten Mutter, ein leidliches Verhältniß zwischen ihrem „süßen Robin" und ihrem zweiten Gatten herzustellen, welcher ihn 1584 an den Hof der Elisabeth brachte.

Wenn Essex, wie sein Stiefvater, sehr bald der erklärte Günstling der Königin wurde und es lange blieb, so wäre es doch verkehrt, anzunehmen, daß er mit diesem die gleichen Wege nach dem nämlichen Ziel gegangen wäre. Das Verhältniß der beiden Günstlinge zu der Königin war ein himmelweit verschiedenes. Die Grundlage des ersteren war reine Sinnlichkeit; es waren keinerlei Verdienste, sondern körperliche Eigenschaften und das höfisch gewandte, einschmeichelnde Wesen Robert Dudley's, welche Elisabeth veranlaßten, ihn nach ihrer Thronbesteigung in schneller Folge zum Master of the Horse, zum Mitglied des Geheimen Rathes und zum Grafen von Leicester zu ernennen. Als Tochter eines roh-sinnlichen Vaters und einer lüsternen Mutter nicht mehr ganz unerfahren in derartigen Verhältnissen***), als Tudor geneigt, die Meinung der Menschen zu verachten, und, wenn sie sich störend hervorwagte, bereit, sie furchtbar zu bestrafen, ließ sie es sich gar nicht besonders angelegen sein, ihre Leidenschaft zu verheimlichen. Die Bestallung zu dem erstgenannten Amte enthielt die Bestimmung, daß Dudley zu jeder Tageszeit in ihrer Nähe sein müsse, und unter diesem an sich natürlich nichtigen, ganz durchsichtigen Vorwande wurden ihm seine Zimmer in nächster Nähe der ihrigen angewiesen. Wenn sie in der Wahl ihres Liebhabers einen derb

*) A Parallel between the Earl of Essex and the Duke of Buckingham. 1641.

**) S. mein Buch „Hamlet und sein Urbild". (Sammlung von zuerst in den Preuß. Jahrb. erschienenen Aufsätzen. 1897). S. 173.

***) Sie hatte, kaum erwachsen, ein Liebesverhältniß mit dem Gatten ihrer Stiefmutter Catherine Parr, Thomas Seymour, gehabt.

sinnlichen Geschmack bewies — das Gesicht des jugendlichen Leicester*) mit seinen frechen, nichtssagenden Augen und seiner gemeinen Mundpartie ist zu roh, um schön genannt werden zu können — so ließ sie ihren kühlen Verstand von ihren Sinnen doch nicht unterjochen. An seiner geistigen Unbedeutendheit hat sie nie gezweifelt und ihn oft genug, wenn er in Dingen mitreden wollte, die über seinen Horizont hinauslagen, mit ihrer bekannten Unverblümtheit in seine Schranken zurückgewiesen: eine Meinung durfte er nur dann haben, wenn sie einen Widerspruch gegen die Ansicht anderer Berather brauchte. Die Eigenschaften außer dem von ihm ausgeübten sinnlichen Reiz, vermöge deren er sich dreißig Jahre lang die intime Freundschaft der Königin erhalten konnte, waren Heuchelei, Schmeichelei und Unterwürfigkeit.

Was die Königin an Essex knüpfte, waren wesentlich andere Eigenschaften auf seiner und ganz verschiedene Empfindungen auf ihrer Seite.

Daß bei der Königin eine gewisse Sinnlichkeit mit im Spiele war, ist zweifellos; die Sinnlichkeit war eben eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften, die sie noch im spätesten Alter dazu trieb, gutgewachsene junge Adlige an sich heranzuziehen und ihnen ihre besondere Gunst zu bezeigen. Aber die Königin war 51 Jahre alt, als der siebzehnjährige Robert Essex zum ersten Male bei Hofe erschien, und so war es wohl die Sinnlichkeit des Alters, d. h. die durch die Erinnerung an vergangene Genüsse erhöhte Freude an der Körperschönheit, welche in ihr erregt wurde durch seine stattliche Erscheinung und sein, wenn auch nicht regelmäßiges, doch anziehendes, durchgeistigtes Gesicht und vor Allem durch sein herrliches dunkles Auge, aus dem die Tiefe seines Denkens und die Zartheit und Stärke seines Empfindens herausleuchteten.

Den unverdorbenen, hochdenkenden Jüngling aber sich in einem anderen als kindlichen Verhältniß zu der alten Frau, die seine Großmutter sein konnte, vorzustellen, ist abgeschmackt. Essex' Briefe an die Königin mit ihren verliebten Wendungen, die er der Sonett-Poesie seiner Zeit entnimmt, beweisen nichts, so schwer es uns Heutigen wird, sie ohne nachtheilige Schlüsse auf seinen Charakter zu lesen. Es gehörte eben zum Hofzeremoniell, daß die Königin von Dichtern oder prosaischen Briefstellern als die jugendlich verführerischeste und jungfräulich härteste Schönheit aus der

*) Auf dem Gemälde eines unbekannten Meisters in der National-Porträt-Galerie in London.

Ferne angeschwärmt oder aus der Nähe angebetet werden mußte. Hätte Essex in anderer Form sich ihr genaht, so würde er ihre krankhafte Eitelkeit aufs Empfindlichste verletzt haben.*)

Was der Königin an Essex mehr noch als sein Aeußeres gefiel, war seine hohe Bildung, seine originale Denkkraft, sein Witz und seine bedeutende lyrische Gabe; war sie doch selbst eine geistig bedeutende, hochgebildete und mit der Dichtkunst wenigstens kokettirende Frau. Die Wirkung der gnädigen Behandlung, welche die Königin dem genialen Jüngling zu Theil werden ließ, äußerte sich zunächst, ehe ihn der leidenschaftliche Ehrgeiz der späteren Jahre erfaßte, als Dankbarkeit der Königin und Stolz den Anderen gegenüber, niemals als schmeichlerische Verlogenheit und Kriecherei. Darin war er eben anders als sein Stiefvater, den ihm der verschmitzte Francis Bacon in einem später näher zu beleuchtenden Briefe vom Jahre 1596 als Vorbild empfiehlt. Sein Zeitgenosse Camden sagt in seiner Geschichte der Regierungszeit der Elisabeth von ihm: „Er war in der That nicht für das Hofleben geschaffen, da er unfähig zur Missethat, gegen ihm geschehenes Unrecht sehr empfindlich war und es schwer vergaß; da er seine Gefühle durchaus nicht verbarg, sondern Liebe und Haß immer auf der Stirn geschrieben trug und sich nicht zu verstellen wußte. Niemand strebte nach dem Ruhm, den die Tugend erzeugt, mehr und kümmerte sich um alles Andere weniger."**) Er war also reiner Idealist und unternahm das am Hofe der Elisabeth Unmögliche, seinem Idealismus Geltung zu verschaffen.

Es konnte seiner scharfen Auffassungsgabe nicht lange verborgen bleiben, daß die Sittlichkeit der Königin nicht hoch entwickelt war, daß sie meist aus rein materiellen Beweggründen handelte, ihren Launen und Leidenschaften gewöhnlich den Zügel schießen ließ und häufig that, was Religion, Moral und ihr eigener bestverstandener Vortheil verboten. So machte er den aussichtslosen Versuch, ihr Handeln von seinem höheren sittlichen Standpunkt aus zu beeinflussen und ihren Egoismus unter den kategorischen Imperativ der Pflicht zu beugen. Wie er sich der Hinrichtung der Maria Stuart gegenüber verhielt, ist nicht bekannt; wohl aber, daß er den daran unschuldigen Davison, den

*) Diese widrige Seite des Hoflebens unter Elisabeth ist eingehend dargestellt in meinem oben genannten Buche (S. 145 ff.).

**) Ganz in dem nämlichen Sinne äußert sich Sir Henry Wotton. „Hamlet und sein Urbild". S. 155).

Elisabeth ihre barbarische Heimtücke fühlen ließ, zu retten suchte. Wie erregt er über die Nichtswürdigkeit der Königin war, die allen seinen Beschwörungen zum Trotz nicht daran dachte, den einmal zum Sündenbock auserlesenen Mann zu begnadigen, geht aus der Thatsache hervor, daß er einen Brief an König Jakob von Schottland schrieb, in dem er excentrischerweise diesen beschwor, für den armen Sekretär einzutreten. Selbstverständlich hätte er einen solchen Brief an den Sohn nicht schreiben können, wenn er mit der Hinrichtung der Mutter einverstanden gewesen wäre; aber es ist auch an sich klar, daß sein scharfer Verstand die verruchte Gewaltthat nicht weniger verwerfen mußte als sein sittliches Gefühl. War es doch die unbesonnenste von den vielen unbesonnenen Handlungen, zu denen Elisabeth sich durch Neid, Eifersucht und Rachedurst hinreißen ließ, daß sie als Fürstin ihren Unterthanen das Beispiel gab, wie man unter dem Scheine des Rechts Fürstenmord begehen könne.

Ein anderer Zug, der Robert Esser vollkommen von den umgebenden Höflingen unterschied, war seine mannhafte Unfähigkeit, Unrecht, das die Königin ihm selbst that, demuthsvoll, wie jene, ohne den Ausdruck seiner Entrüstung, ohne einen Versuch der Abwehr hinzunehmen. Ein paar Beispiele aus der früheren Zeit der Intimität sind bezeichnend für die Art ihres Verhältnisses wie für den beiderseitigen Charakter des ungleichen Paares und sagen den schließlichen Ausgang des Günstlings voraus.

Im Juli 1587 befand sich Esser mit seiner jüngeren Schwester Dorothea auf dem Landsitz der Lady Warwick, North Hall, als er hörte, daß die Königin ebenfalls beabsichtigte, dieser Dame ihren Besuch zu machen. Da sie seine Schwester von ihrem Hofe verbannt hatte, weil diese bloß einen ritterlichen Gemahl gewählt hatte, so ließ Esser ihr durch eine bekannte Dame mittheilen, daß sie seine Schwester dort antreffen würde, worauf die Königin erklärte, daß ihr die Begegnung angenehm sein werde. Als sie jedoch ankam, hatte sich ihre unberechenbare Stimmung gänzlich geändert; mit ihrer gewohnheitsmäßigen Unehrlichkeit erklärte sie, daß sie von der Anwesenheit dieser Frau nichts gewußt habe, und befahl der Wirthin, jener mitzutheilen, daß sie während der Dauer des königlichen Besuches sich auf ihrem Zimmer zu halten habe. Esser war empört über diese verächtliche Behandlung seiner Schwester und wußte eine Aussprache mit der Königin herbeizuführen. Diese gab, abgesehen von der oben erwähnten Unwahrheit, einen seltsamen Grund für

ihr Verhalten an, der neben der beabsichtigten Schmeichelei für Essex ihre lächerliche Eitelkeit ans Licht stellte. Sie sagte, alle Leute würden meinen, daß, wenn sie seine Schwester gut behandelte, sie es nur aus Liebe zu ihm thäte, und würden eifersüchtig auf ihn werden. Aber Essex war in dieser Situation für ein affektirtes Liebesspiel nicht gestimmt und fuhr wüthend heraus, daß sie ihm die Schmach nur anthäte, um ihn vor seinem Feinde, dem „Schurken Raleigh“ — der also auch zugegen war — herabzusetzen. Nun wurde auch die Königin erregt und fing an, seine Mutter wegen ihrer Leichtfertigkeit zu schmähen. Essex aber stürmte fort, entfernte sich mit seiner Schwester mitten in der Nacht und eilte nach Margate, um sich von dort nach Holland einzuschiffen und an dem Kampfe gegen Spanien theilzunehmen. Im letzten Augenblick wurde er durch einen Abgesandten der Königin davon zurückgehalten.*)

Im Juli des Jahres 1591 sandte die Königin Essex auf sein Drängen mit einer Hilfstruppe von 4000 Mann nach der Normandie, um Heinrich IV. diese reiche Provinz erobern zu helfen. Aber schon nach zwei Monaten empfindet die Königin die Abwesenheit ihres Günstlings als sehr lästig; denn „wenn sie einen Ausflug macht, ist Niemand in ihrer Nähe als Mylord Essex; und Nachts spielt Mylord mit ihr Karten oder eins und das andere Spiel, sodaß er erst in seine Wohnung kommt, wenn die Vögel ihr Morgenlied singen.“ **) Auch schreibt Essex nicht oft genug, obgleich er versichert, daß er wöchentlich zwei Briefe an sie abgeschickt habe. So sendet sie ihm durch den Geheimen Rath den Befehl, nach England zurückzukehren. Als Scheingrund für dieses veränderte Verhalten gegen den französischen König giebt sie an, daß dieser ihr zu wenig energisch verfahre; er habe versprochen, Rouen mit Essex zu belagern und zu nehmen, und noch immer sei er nicht in der Normandie. Der Grund ist kindisch, denn nicht zur schnellen Einnahme von Rouen hat Elisabeth Heinrich IV. Hilfe gesandt, sondern zur Unterstützung im Kampfe gegen seine katholischen Unterthanen; und selbstverständlich hätte Heinrich die reiche Stadt je eher je lieber genommen, wenn die Beschränktheit seiner militärischen Macht und die Stärke seiner Feinde es nur zugelassen hätten. Essex beschwört die Königin und Burleigh abwechselnd, von diesem Beschlusse abzustehen, da jeder Soldat es als eine Schande empfinden würde,

*) Devereux, Lives of the Earls of Essex. I, 186 ff.

**) Devereux, I, 186.

nach England zurückkehren zu müssen, ohne des Feindes ansichtig geworden zu sein, und er als Feldherr dadurch lächerlich werden würde. Trotzdem besteht sie darauf, und zwar unter den schlimmsten Drohungen, daß er selbst kommen müsse; und nachdem sie ihn ein paar Wochen bei sich gehabt hat, entläßt sie ihn wieder Anfang Oktober nach Frankreich mit der durch den Geheimen Rath selbst formulirten Weisung, daß er bei Allerhöchster Ungnade während der Belagerung von Rouen „seine eigene Person nicht in Gefahr bringen" dürfe. Er achtete dieses Befehles natürlich nicht und that bei der nun folgenden erfolglosen Belagerung seine Soldatenpflicht. Doch noch einmal, im Dezember, berief ihn die Königin zu sich, und Anfang des Jahres 1592 kehrte er endgültig zurück, aber nicht, bevor er zum größten Unwillen der Königin den Kommandanten von Rouen zum Zweikampf herausgefordert hatte, um ihm zu beweisen, daß die Sache des Königs gerechter als die der Ligue, und daß seine Dame die schönere sei. —

Eine derartige Politik, wie die hier von Elisabeth verfolgte, zeigt nichts von dem Zielbewußtsein und der Besonnenheit, die ihr immer noch, zumal von englischen Historikern, nachgerühmt werden; es ist überhaupt keine Politik, sondern ein Handeln nach wechselnden Launen und ganz persönlichen Liebhabereien, wie z. B. dem Verlangen, mit Essex zusammen zu sein. Wie hier, so hatte Essex auch in anderen Fragen, in denen er mit der Königin uneins war und den Kürzeren zog, recht, besaß leider aber nicht die höfische Gewandtheit, das Unrecht Recht zu nennen und sich vor der Unklugheit mit demuthsvollem Lächeln zu beugen.

Essex ging indessen noch weiter der Königin gegenüber: er forderte ihren Zorn geradezu heraus, indem er ihrem ausgesprochenen Willen gegenüber sich die Freiheit seines Handelns zu wahren suchte. 1586 war er als Reitergeneral mit Leicester nach den Niederlanden gegangen und hatte sich in dem Gefecht bei Zutphen durch große persönliche Tapferkeit ausgezeichnet, indem er eigenhändig den Spaniern zwei Standarten abnahm. Diese gefährliche Tapferkeit war jedenfalls mit ein Grund, weshalb die Königin den heißen Wunsch ihres Günstlings, 1589 unter Norreys und Drake an dem Zuge zur Befreiung Portugals von der spanischen Herrschaft theilzunehmen, nicht erfüllte. Essex achtete des Verbotes nicht, verschwand in einer Nacht, durchquerte in einem 36stündigen Ritt fast ganz Süd-England, nahm in Plymouth ein Schiff und fuhr dem Geschwader nach. Nachdem er über einen Monat

auf dem Meere gekreuzt und auf eigene Faust den Spaniern erheblichen Schaden zugefügt hatte, traf er die englische Flotte endlich in der Nähe von Lissabon. Er übernahm die Führung einer kleinen gelandeten Truppe, eroberte Peniche und würde Lissabon genommen und gebrandschatzt haben, wenn er nicht von den Portugiesen im Stich gelassen worden wäre, die ihm ein Heer von 3000 Mann versprochen hatten. Bevor er abzog, stieß er eine Lanze in das Thor von Lissabon und forderte laut, aber vergeblich, den Kommandanten zum Zweikampf heraus. — Sobald Elisabeth von seiner Auffindung hörte, sandte sie ihm unter Todesandrohung den Befehl, augenblicklich zurückzukehren, was er denn auch that.

Warum that Essex, was außer ihm Niemand gewagt haben würde? Warum reizte er die gefährliche Frau auf's Aeußerste? — Man nimmt gewöhnlich an, daß es thörichtes Vertrauen auf ihre haltlose Liebe oder jugendliche Unbesonnenheit war, welche die Folgen der Handlungen nicht erwägt. Vielleicht mag diese Eskapade des Zweiundzwanzigjährigen so erklärt werden können, die späteren Handlungen gleicher Art sicher nicht. Essex hatte so reichliche Beweise von der Wandelbarkeit der königlichen Neigung, daß sie den gedankenlosesten Thoren verhindert haben würden, sich sicher zu fühlen; im Uebrigen war er von Natur zur Nachdenklichkeit, zu philosophisch ruhiger Betrachtung der Dinge geneigt. Nein, es war eine andere Eigenschaft, die ihn veranlaßte, auch der Königin gegenüber auf seine Selbstherrlichkeit zu trotzen: als ganzer Uebermensch achtete er das Leben gering; er hat sich wiederholt darüber in seinen Briefen ausgesprochen, und der Königin schreibt er aus der Normandie auf ihre Drohungen geradezu, ehe er ohne Schwertstreich abzöge und zum Gespött der Welt würde, wolle er lieber das Leben verlieren. Gewußt hat er ohne Zweifel, welche Folgen solche Bethätigung seines freien Willens der Königin gegenüber haben konnte; aber er scheute sie nicht, er dachte mit Ruhe an den Tod und mit Unruhe nur daran, daß Jemand einen Makel an seine Mannesehre heften könnte.

Und was die Königin betraf, so konnte sie trotz der höchsten Gunstbeweise auch ihrem Lieblinge gegenüber nie ihr stets reges Mißtrauen und ihren hartgesottenen Egoismus ganz überwinden. Selbst in der Zeit, wo sie nicht den geringsten sachlichen Grund zur Furcht vor Essex haben konnte — persönlichen hat sie nie gehabt —, ließ sie es sich angelegen sein, ihm immer gegenwärtig zu halten, wie gering sein Einfluß auf sie wäre. Dem Juristen

[illegible], [illegible], mit [illegible] seine [illegible]
[illegible], [illegible], [illegible] sie nacheinander mit
[illegible] Stellen, [illegible] denen ihr Essex vorgeschlagen
hatte, [illegible], den noch jüngeren Sohn Burleigh's,
Robert Cecil, eine [illegible] Blumennatur und darum dem Grafen
[illegible], zum Staatssekretär zu ernennen. Und wenn sie
ihm [illegible] mit der einen Hand gab, so nahm sie ihm mit der
andern [illegible] um das [illegible] einträgliche Monopol der französischen
Weine und versagte im [illegible] Jahre ([illegible]) den [illegible]
Gnadenmonopol des armen Grafen, um ihm eins seiner fruchtbarsten
Güter abzunehmen. Als Essex 3000 Pfund, die er von ihr geborgt
hatte, ihr zum festgesetzten Termine nicht abgeben konnte, bewilligte
sie ihm auf seine Bitte eine sechsmonatliche Frist. Wahrscheinlich
aber wußte einer der „Freunde“ des Grafen ihre Habsucht aufzureizen und ihr die Thorheit solcher Nachsicht klar zu machen:
jedenfalls schrieb sie ihm in gänzlicher Mißachtung ihres verpfändeten
Wortes, daß sie als Bezahlung für seine verfallene Schuld sein
Landgut Keniston in Huntingdonshire verlange. Essex sagt in seiner
Antwort mit seiner gewöhnlichen Offenheit, „er wünschte, daß er
mit dem Verlust all seiner Ländereien den Riß ausfüllen könnte,
den der Königin Unfreundlichkeit in seinem Herzen gemacht habe.“
Das Wuchergeschäft, das sich die Königin hier zu machen gestattete,
ist um so unwürdiger, als das Opfer ihrer Habgier der Sohn des
Mannes war, den sie finanziell ruinirt hatte, indem sie ihm das
Geld für die Kosten seines irischen Feldzuges, die sie hätte tragen
müssen, nur geliehen hatte.

* *
*

Etwa im Jahre 1594 beginnt die auswärtige politische Thätigkeit des Grafen und damit die aufregendste und gefährdetste Zeit seines Lebens. Gewöhnlich liest man über diese Entfaltung einer neuen Seite seines Geisteslebens das Urtheil, daß er sich damit auf ein Gebiet begeben habe, das ihm von Natur nicht zukam. Das ist in gewissem Sinne richtig: die selbstständige Leitung der Politik eines Staates wurde ihm, zumal in jener Zeit des diplomatischen Taschenspiels, unmöglich gemacht durch die Unfähigkeit zur Verheimlichung seiner Empfindungen und zur Heuchelei. Falsch dagegen ist die Ansicht, daß er — etwa in Folge angeborener Unbesonnenheit — nicht im Stande gewesen wäre, einen verständigen

politischen Rath zu geben. Niemand kann behaupten, daß die Rathschläge, die er in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens zu geben sich gedrungen fühlte, unausführbar gewesen wären oder keinen Erfolg versprochen hätten, wenn auch die Probe auf ihren Erfolg in Folge der konstitutionellen Unentschlossenheit und Aengstlichkeit der Königin und der durch Altersschwäche erhöhten Eifersucht Burleigh's thatsächlich nicht hat gemacht werden können.

Was wollte Essex denn? — Er wollte, was die Königin launenhaft und vorübergehend gethan hatte, nachdrücklich und nachhaltig thun: er wollte durch kraftvolle Unterstützung der Generalstaaten und Heinrich's IV. den Erzfeind Spanien bekämpfen. Abgesehen davon, daß diese Art der Bekämpfung Spaniens die für England nächstliegende und bequemste war, wurde sie durch die Gefahr gefordert, daß der in der Zeit des Bürgerkrieges militärisch schwache Frankenkönig zum Friedensschlusse mit Spanien gezwungen und England so isolirt werden könnte.*) Die Königin entschloß sich aber nur zu einigen schwachen Hilfsexpeditionen von beschränkter Dauer, die relativ viel kosteten und ziemlich erfolglos waren. Dann hielt sie Heinrich IV. mit Unterhandlungen fünf Jahre lang hin, bis seine Lage Anfang 1596 äußerst akut geworden war. Da versprach sie ihm wieder Hilfe. Anstatt aber, als die Spanier schließlich im Frühjahr Calais belagerten, schleunigst eine Truppenmacht zum Entsatz der Stadt hinüber zu werfen, zögerte sie so lange, bis die Seefestung genommen und damit der denkbar beste Stützpunkt für die neue Armada gewonnen war, die eben in Spanien ausgerüstet wurde. Was nun? — Jetzt blieb nichts Anderes übrig, als den Plan des Admirals Howard, die Spanier in ihrem eigenen Lande zu bekämpfen, den Essex begeistert vertreten und die Königin sowie Burleigh energisch von der Hand gewiesen hatten, auszuführen. Die in Plymouth sich versammelnde Expedition wurde unter das gemeinschaftliche Kommando von Howard und Essex gestellt und segelte, nachdem der Letztere einen plötzlichen Gegenbefehl der wieder schwankend gewordenen Königin mit nicht zu widerlegenden Gründen zurückgewiesen hatte, am 31. Mai richtig aus.

Kurz vor seiner Abfahrt aus Plymouth sandte Essex an den Geheimen Rath ein umfangreiches Schriftstück, in welchem er die bei dem Einfall zu befolgende Taktik und die durch ihn zu erreichenden politischen Ziele auseinandersetzt. Nachdem die spanische

*) S. Moritz Brosch: Geschichte von England. (Gotha, Perthes. 1890.) VI, 649.

Flotte in Cadiz zerstört sei, will er, daß England sich dauernd in diesem bedeutendsten spanischen Hafen festsetze, ihn befestige, um von hier aus die spanisch-portugiesische Küste zu beherrschen und Spaniens Verbindung mit seinen amerikanischen Besitzungen aufzuheben. Ist diese Politik, die Spanien „einen Dorn in die Seite stecken" will, phantastisch, unausführbar oder aussichtslos? — Mit nichten: daß nach der Vernichtung der spanischen Flotte die englische in der Lage ist, den für die Feinde ruinösen Plan durchzuführen, ist zweifellos. Die spanischen Landtruppen befinden sich numerisch und technisch in der traurigsten Verfassung, sodaß von einer schleunigen Rückeroberung der Seestadt nicht die Rede sein kann, und Heinrich IV. will zur Diversion 5000 Gascogner nach Spanien hineinwerfen, die sich schließlich den Engländern anschließen sollen. Er ist außer sich, als Cadiz nach seiner Einnahme und Plünderung verlassen wird*); denn in einem Vernichtungskriege, wie er zwischen England und Spanien herrscht, darf man solche Vortheile doch nicht einfach aus der Hand geben. Dennoch wird die verständige Politik ihres Feldherrn von der Königin nicht angenommen, die über den nächstliegenden Vortheil nicht hinausblicken kann und darum weitschauende Pläne haßt. Der Geheime Rath beweist die nämliche politische Kurzsichtigkeit, und so wird Essex, der auch ohne den Befehl der Königin seinen Plan ausführen will, im Kriegsrathe überstimmt und die Flotte kehrt nach England zurück, ohne auch nur die um diese Zeit aus Westindien fällige Goldflotte abgefangen zu haben, — selbst dieser Vorschlag des Grafen schien dem Kriegsrathe zu kühn; seine Ausführung erforderte Geld, und der erstrebte Profit war nicht sicher.

Die Waffenthat der Einnahme des Hafens und der Stadt Cadiz gestaltete sich zu einer besonders glänzenden durch den feurigen Eifer, mit dem die Führer, besonders Essex selbst, im See- und Landkampfe den Truppen vorangingen. „Es giebt keinen tapfereren Mann auf Gottes Erdboden, als der Graf es ist", schreibt der alte Admiral Howard, „und ich versichere, keinen größeren Soldaten; denn was er thut, wird mit großer Umsicht und straffer Disziplin ausgeführt." Obgleich Essex selbst einen bescheidenen sachlichen Bericht an den Rath absandte, der von seiner eigenen Thätigkeit kein Aufhebens machte, ging ihm doch

*) Brosch a. a. O. VI, 655. Vergl. auch über Essex' spanische Politik Erich Marcks: Königin Elisabeth von England, S. 74. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1897.)

der Ruhm seiner Tapferkeit und Feldherrnkunst voran. Er wurde bei seiner Rückkehr von dem englischen Volke mit unbeschreiblicher Begeisterung empfangen; er war Nationalheld geworden. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Natur der Königin in ihrer ganzen Kleinheit. Wenn jemand in der Welt Mannesthaten zum Wohle des Vaterlandes neidlos anerkennen darf und muß, so ist es ein weiblicher Souverän. Elisabeth aber spielte mit einer Anzahl Essex feindseliger Mitglieder des Geheimen Rathes unter einer Decke und ließ einen offiziellen Bericht von dem Zuge verfassen, in dem die Verdienste untergeordneter Führer hervorgehoben wurden. Als nun allerdings Essex sich genöthigt sah, eine wahrheitsgetreue Darstellung des Kampfes zu verfassen, wurde der Druck anderer Berichte als des offiziellen von dem Rathe verboten. Dieser thörichte Streich, der den Ruhm des Essex in den Augen des Volkes hob, anstatt ihn zu vermindern, gab der durch schlaue Berechnung erworbenen und aufrecht erhaltenen Popularität der Königin den ersten Stoß.

Die Königin konnte das Hochgefühl des Volkes bei dieser Gelegenheit nicht theilen; denn abgesehen davon, daß ihre Eitelkeit durch die Bewunderung eines ihrer Unterthanen verletzt war, war auch ihre Habsucht nicht befriedigt worden. Nach der Sitte der Zeit konnte sie natürlich nichts dagegen haben, wenn ihre Soldaten in einer eroberten Stadt Beute machten; aber niemand hatte daran gedacht, daß sie, die Königin, den Löwenantheil an der Beute haben müsse; sie allein ging also leer aus. Das versetzte sie in schäumende Wuth; sie weigerte sich, den Soldaten den Sold zu bezahlen, da sie sich selbst schon bezahlt gemacht hätten, und überhäufte Essex und die anderen Feldherren, ja auch den alten Burleigh, als er jene zu vertheidigen suchte, mit Schmähungen. Zum Ueberfluß lief nun noch die Nachricht ein, daß die westindische Flotte zwei Tage, nachdem Essex im Kriegsrathe in Cadiz den Antrag gestellt hatte, sie abzufangen, wirklich in den Tajo eingelaufen war, beladen mit 20 Millionen Dukaten. Und jetzt wurde Essex von seinen Feinden heimlich, von der Königin offen alles das als unverantwortliche Versäumniß vorgeworfen, was er mit Freuden gethan haben würde, wenn die Königin und der Geheime Rath seiner Politik zugestimmt und der Kriegsrath nicht alle seine Vorschläge abgelehnt hätte.*)

*) S. die Vertheidigungsschrift des Essex, Devereux I, 385 ff.

Auf solche sinnlosen Inkonsequenzen stößt man immerfort im Handeln der Königin, weshalb es unmöglich ist, den Nimbus der Herrschergröße, der sie in den Augen ihres Volkes noch heute umschwebt, als berechtigt anzuerkennen. Allzuoft ist ihr Handeln der Ausfluß ihrer schlimmen Leidenschaften und läßt die feineren und segensreichen Empfindungen ihres Geschlechts ebenso sehr vermissen, wie Verständniß der Sachlage und ruhige Ueberlegung der Folgen. Augenblicklich beherrschte sie die getäuschte Erwartung eines heiß ersehnten Gewinns, alles übrige existirte für sie nicht; und dieses heftige Gefühl mußte sich in Schmähungen Luft machen. Damit ein solches Verhalten aber möglich war, mußte ihre Empfindung für die Mannhaftigkeit der That und das Prestige, welches das kleine England dem mächtigen Spanien gegenüber aus ihr gewann, nur schwach sein, und die Erkenntniß der positiven Vortheile, welche sie ihrem Reiche brachte, nicht vorhanden. Diese letzteren mußte ihr Essex erst in einer besonderen Schrift klar machen.*) Die mit einem neuen Einfall drohende Armada war zu einem guten Theile noch vor ihrem Auslaufen vernichtet worden, nämlich 13 große Linienschiffe und 40 Kauffahrer; der in ihnen befindliche und in Cadiz aufgehäufte Kriegsproviant und die Marine-Vorräthe waren ebenfalls vernichtet; die beste Seefeste der Spanier war zerstört, ihr Handel auf lange Zeit ruinirt und die militärische Schwäche Spaniens vor aller Welt bloßgelegt worden.

Bei dieser Gelegenheit wurde es Essex wieder einmal recht klar, wie unsicher und gefährlich seine Stellung war als Günstling einer so unberechenbaren, im gewissen Sinne geistig beschränkten und nur zu oft von unedlen Empfindungen beherrschten Frau. Aber noch eine andere Persönlichkeit wurde ängstlich, die gehofft hatte, ihr kleineres Selbst schmarotzend an dem Körper des Großen üppig emporzuzüchten. Es war die Persönlichkeit des großen Philosophen und kleinen Menschen Francis Bacon. Schon zweimal hatte sich Essex für ihn um eine einträgliche Stelle vergeblich beworben; zwar hatte er ihn über den Mißerfolg zu trösten gesucht durch die Schenkung eines Landgutes in Twickenham, das nach heutigem Gelde etwa 250 000 Mark werth war, aber das konnte den Ehrgeiz des Mannes nicht befriedigen. Was sollte ihm die Gebelaune dieses Günstlings helfen, wenn ihm die Gebekraft einmal versagte? Um seiner schönen Augen willen hatte er dem Grafen

*) Devereux I, 387.

nicht den Hof gemacht, und um seiner noblen Eigenschaften willen auch nicht. Das Resultat dieser Erwägungen war ein umfangreiches Memorandum,*) in welchem er dem Grafen den Weg, den er als Höfling an Elisabeth's Hofe zu gehen hätte, wenn er nicht fallen wollte, genau beschrieb. Die Pointe des Schriftstückes ist, daß Essex dem Grafen Leicester, dessen Nachahmung er bisher so ängstlich vermieden habe, möglichst ähnlich werden solle; das mag genügen zur Kennzeichnung eines Machwerkes, das die Nützlichkeit der gemeinsten Streberkniffe im Einzelnen auseinandersetzt und ebenso charakteristisch ist für die Gesinnung seines Verfassers wie für das Wesen der Königin und die verpestete Atmosphäre, die man an ihrem Hofe athmete. Wenn Essex diesen Rathschlägen nicht folgte, so würden Folgendes die — offenbar z. Th. schon eingetretenen — Folgen sein: man würde Alles aufbieten, um ihn niederzudrücken, seine Absichten vereiteln, seine Handlungen schmähen, seine Verdienste abschwächen und besudeln, sein Wesen verspotten; man würde als Werkzeuge heranziehen und kräftigen, die ihm am feindseligsten gegenüber ständen, seine wahren Freunde zurückstoßen und verächtlich behandeln und zweifelhafte Anhänger ihm abwendig machen; man würde ihm bedenkliche Stellungen anbieten, um ihn in den Augen der Welt herabsetzen zu können, während man ihn mit werthlosen Schmeicheleien und Ehrungen über seine wahre Lage zu täuschen suchte, und — man würde sich Mühe geben, ihn in waghalsige und verzweifelte Unternehmungen zu verwickeln.

Was bezweckte Bacon mit seinen Ermahnungen? Auf den ersten Blick kann man sich kaum vorstellen, daß der kluge Mann es für möglich gehalten haben könne, durch Ermahnungen aus einem ehrenwerthen, hochdenkenden Manne einen geriebenen Höfling zu machen. Man ist eher geneigt, anzunehmen, daß Bacon sich mit diesen Rathschlägen, deren Nichtbefolgung vorauszusehen war, einen Vorwand habe schaffen wollen, um gegebenen Falles sich von Essex abwenden zu können. Dieses Motiv mag mit vorgelegen haben; daß es allein bestimmend war, ist bei der Wärme des Tones, mit welcher der Verfasser zu überreden sucht, wohl ausgeschlossen. Aehnliche Expektorationen anderer kluger Männer, die aus jener Zeit erhalten sind**), legen als Erklärung nahe, daß man damals solchen Ermahnungen mehr suggestive Kraft zugetraut habe, als

*) Bei Devereux (I, 394 ff.) findet es sich nur auszugsweise, in extenso in Montagues Ausgabe von Bacon's Werken (XI, 179).

**) S. „Hamlet und sein Urbild." S. 239.

sie in Wirklichkeit besitzen. In jedem Falle kann das Schriftstück eine naive Seelenäußerung sein.

Die meisten englischen Historiker — außer dem alten Camden, der die Verhältnisse am Hofe der Elisabeth miterlebt und den Grafen persönlich gekannt hat — führen seinen Ruin einseitig auf seine unbesonnene und herausfordernde Haltung der Königin gegenüber zurück, und sein Nachkomme Devereux, der zeitweise auch nicht ganz frei von platt utilitarischen Anschauungen ist, giebt sich Mühe, Handlungen von ihm herauszufinden, die beweisen sollen, daß er thatsächlich doch bestrebt gewesen sei, verständiger, d. h. Leicester ähnlicher, zu werden. Die ersteren haben Bacon's Memorandum wohl nicht gelesen, der Letztere hat die sittliche Tragweite der Rathschläge des materialistisch gesinnten Mannes anscheinend nicht erfaßt. Denn wenn wir nur den Maßstab der heute giltigen Durchschnittsmoral an die in diesem Schriftstück gegebenen Verhaltungsmaßregeln legen, so ergiebt sich uns eine Erkenntniß von selbst: daß eine Persönlichkeit wie die des Grafen Essex am Hofe der Elisabeth ebenso wenig leben konnte, ebenso sicher zu Grunde gehen mußte, wie Hamlet am Hofe des Claudius. Und anstatt dem Grafen einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die sittlichen Defekte, welche ein Gedeihen an diesem Hofe ermöglichten, nicht besaß, würde man gerechter, mehr im Sinne des Weltgerichts, das die Geschichte sein soll und sein muß, urtheilen, wenn man die Schuld an seinem Untergange der sittlichen und geistigen Minderwerthigkeit einer Königin zuschriebe, welche die großen und edlen Eigenschaften dieses Uebermenschen zu schätzen und neben seiner Kraft seine Harmlosigkeit und Güte zu erkennen außer Stande war.

Der einzige Vortheil, den das Memorandum Bacon's für Essex gehabt haben mag, war die vollkommene Klarheit, die es ihm brachte, über die Gefährlichkeit seiner Stellung, die ihm freilich niemals ganz verborgen geblieben war, und damit das Bewußtsein, daß Vorsicht vor allen Dingen geboten war; und die einzige Wirkung, des Grafen Versuch, mit seinen erklärten Feinden, dem Staatssekretär Robert Cecil und Walter Raleigh, sich auf besseren Fuß zu stellen. Dieser Versuch konnte ihm indessen wenig nützen, wenn er nicht von einer gänzlichen Aenderung seiner vornehmen Denkweise begleitet war. Denn wenn er es nicht ebenso gut verstand, wie Robert Cecil, unter den äußeren Zeichen der Verehrung und des liebevollen Mitgefühls für den Gegner das

Gift der Verdächtigungen in das stets empfängliche Ohr der argwöhnischen Königin zu träufeln, so konnte ihm ein äußerlich freundschaftliches Verhältniß mit solchen Männern bei der Geradheit seines Wesens nur größeren Schaden bringen.

* *
*

Im Jahre 1596, im Alter von 28 Jahren, hat Essex seine Lebenshöhe erreicht. Im folgenden beginnt der Abstieg mit seinem Zuge nach Spanien gegen die neu gerüstete Flotte der Spanier. Während der vorjährige Zug in jedem Punkte von Glück begünstigt war, war dieser eine Kette von lauter unglücklichen Fügungen und in Folge dessen erfolglos. Bald nach ihrer Abfahrt aus Plymouth (10. Juli 1597) wurde die Flotte durch mehrtägige schwere Stürme furchtbar mitgenommen und seeuntüchtig gemacht. Die Reparatur der Schäden in Plymouth und heftige ungünstige Winde schoben die zweite Abfahrt um 40 Tage hinaus. Da es aussichtslos war, die verlorene Artillerie, den verdorbenen und aufgezehrten Proviant, sowie den verbrauchten Sold durch eine neue Geldbewilligung der Königin ersetzt zu erhalten, so mußte eine Reihe von Schiffen zurückbleiben, eine große Anzahl von Mannschaften entlassen werden. In diesem geschwächten Zustande wurde die Flotte an der nördlichen Küste Spaniens von einem neuen verheerenden Sturme erfaßt, so daß es unmöglich wurde, die spanische Flotte im Hafen Ferrol anzugreifen; der Versuch aber, die Goldflotte auf den Azoren abzufangen, mißlang; es fielen Essex nur einige Schiffe davon in die Hände, welche mit ihrem Inhalt freilich die Kosten der Expedition deckten. Selbstverständlich hatten die Feinde des Grafen es inzwischen verstanden, der Königin klar zu machen, daß diese sämmtlichen Mißerfolge Versäumnissen und falschen Maßregeln des Führers zuzuschreiben waren. Sein Empfang von Seiten der Königin war ein derartiger, daß er es vorzog, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine Zeit lang vom Hofe fern zu bleiben, bis es dann einem seiner unteren Führer, Sir Francis Vere, einer ehrlichen, schroffen Soldatennatur, gelang, die Königin zu überzeugen, daß Essex wieder einmal das Opfer verleumderischen Klatsches geworden war. Das englische Volk hatte eine richtigere Empfindung; es bereitete seinem Liebling zum Aerger der Königin einen Empfang, als ob er die ganze spanische Flotte, die er gar nicht gesehen, mitgebracht hätte.

Die Abwesenheit des Grafen vom Hofe gab seinen Feinden Gelegenheit, die Königin zu einem Schritte zu bewegen, der ihn aufs Aeußerste verletzen und erbittern mußte. Sie ernannte Lord Charles Howard zum Grafen von Nottingham und Lord Steward und stellte ihn damit über Essex wegen seiner Verdienste im Kampfe um Cadiz. Der englische Historiker Lingard, der den Grafen als eine oberflächliche, ehrgeizige Höflingsnatur auffaßt, macht sich lustig über sein Aufschäumen bei dieser Gelegenheit, in dem er weiter nichts als die verletzte Eitelkeit eines „eigensinnigen Kindes" sieht. Er vergißt freilich, daß Essex nach dem Urtheil Howards selbst der Held des Kampfes um Cadiz war und daß er für seine heldenmüthige Führung von der Königin nur Schmähungen geerntet hatte. Die Königin sah denn auch auf des Grafen und seiner Freunde Vorstellungen die unerhörte Unbill, die sie ihm angethan hatte, ein und ernannte ihn zum Earl Marshal.

Während die in fünf Feldzügen bethätigte Kraft des praktischen Verstandes und des Willens den Grafen zum gefeierten Nationalhelden gemacht hatte, waren die feineren Kräfte seines Geistes und seiner Phantasie nicht unbeschäftigt und unentwickelt geblieben. Schon in den letzten Achtzigern galt er für den besten Sonettdichter am Hofe der Elisabeth, und die neun lyrischen Gedichte, die uns von ihm erhalten sind, lassen über sein dichterisches Talent keinen Zweifel.*) Seine Lieblingsbeschäftigung indessen blieb, seiner herrschenden Neigung zum Nachdenken, das ihn oft plötzlich überkam und in der belebtesten Gesellschaft theilnahmslos machte, entsprechend, die Philosophie. Als tiefer Verehrer der Klassiker, hatte er auch Plato studirt; denn platonische Gedanken finden sich in der einzigen philosophischen Schrift, die er hinterlassen hat — es ist ein Brief, den er 1595 an seinen jüngeren Freund, den Grafen Rutland, über die beste Gestaltung seines Lebens richtete.**) Die Philosophie war offenbar auch das Band, das ihn an Francis Bacon knüpfte, wie es ja sein ausgesprochener Grundsatz war, daß das wahre Lebensziel, die innere Vervollkommnung nicht besser zu erreichen sei, als durch „Unterredung mit kundigen Männern". Es ist nun hoch interessant, des Grafen Essex Brief an Rutland und des Philosophen Bacon Brief an Essex, welche beide angewandte Philosophie enthalten, ihrem Gehalte nach zu vergleichen. Beide haben sie als

*) S. das Kapitel „Der Dichter" in „Hamlet und sein Urbild." S. 170 ff.

**) Bei Devereux I, 322 ff.; inhaltlich skizzirt in „Hamlet und sein Urbild." S. 160 ff.

Ziel die Beherrschung des Lebens im Auge. Esser will es erreichen wie Plato, wie Schiller: durch die Erwerbung der „Schönheit der Seele". Zur Schönheit der Seele gehört u. A. ihre Gesundheit, das ist ihm die richtige Schätzung der Lebenswerthe: die Mißachtung der irdischen Güter, die Gleichgiltigkeit gegen den Tod, wo es gilt, das höchste Gut zu bewahren, die Reinheit des Bewußtseins, nichts Böses gethan zu haben und das Beste zu wollen. Das ist praktischer Idealismus. Bacon kann sich die Beherrschung des Lebens ohne den Besitz irdischer Güter nicht vorstellen: Diesen vor allem Andern soll der Graf nach seinem Rath erstreben; neben der Gunst der Königin, neben der hohen Stellung und den reichen Mitteln, die man durch sie erlangen kann, gilt ihm das reine Bewußtsein und selbst die Tugend der Wahrhaftigkeit nichts. Das ist der nämliche Materialismus, der sich immerfort naiv hervordrängt in Bacon's zertheilten und unvollständigen Betrachtungen über die Sittenlehre, die er nichtsdestoweniger auf die Offenbarung gründen will.

Die hier gekennzeichnete innere Entwicklung des Grafen mußte ihn nothwendig von der Königin entfernen. Ihr ursprüngliches Verhältniß zu ihm war das einer kaltherzigen Mutter zu einem glänzenden Sohne, der ihr Stolz ist. Und Esser, wenn er ihr jemals ganz unkritisch gegenüber gestanden haben sollte, mußte durch den Fall Davison über die Schattenseiten ihrer Natur aufgeklärt werden; was den Jüngling jedoch an sie fesselte, war das offenkundige Wohlgefallen, das sie an ihm fand und das sich in seiner schnellen Erhebung zu einem hohen Vertrauensposten aussprach, die herablassende Liebenswürdigkeit, über die sie in ihren guten Stunden gebot, und neben seiner Dankbarkeit die idealistische Hoffnung, vom Standpunkt seiner Ehrenhaftigkeit und seines hochstrebenden Patriotismus auf sie einwirken zu können. Je reifer er wurde, desto deutlicher mußte er erkennen, wie sehr er sich getäuscht hatte; sein Einfluß war null, und Laune, Mißtrauen, kurzsichtige, hartherzige Selbstsucht, moderirt von der immer schwächer werdenden Hand des alten Burleigh, führten nach wie vor die Herrschaft in England. Je kräftiger die Individualität des Grafen sich entwickelte, je selbständiger sie der Königin gegenübertrat, desto fremder mußte der Träger dieser Individualität ihr werden. Es kam dazu, daß Esser eine kühne auswärtige Politik durchgesetzt und darin Erfolg gehabt hatte, daß er ein ruhmgekrönter Feldherr und Liebling des Volkes geworden war. Durfte sie diese großartige

und ihr so unähnliche Persönlichkeit, die jetzt mit den schweigenden Ansprüchen ihrer Verdienste vor ihr stand, sich noch weiter entfalten lassen? — Ihre Liebe zu Essex war befriedigte Eitelkeit gewesen; seitdem er ihre Eitelkeit nicht mehr befriedigte, sondern das Recht seiner Individualität ihr gegenüber geltend machte, war es mit ihrer Liebe vorbei. Und wenn sie sich auch zeitweise wieder von seinen glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften bezaubert und besänftigt fühlte, die Grundstimmung ihm gegenüber war doch eine argwöhnische, feindselige.

Das ist die tiefer liegende Ursache ihrer unwürdigen Behandlung des Grafen nach den beiden spanischen Feldzügen und in der Lord Steward-Frage; das die Ursache zu der furchtbaren Beschimpfung, welche die Königin ihm im folgenden Jahre anthat.

Das Datum der verhängnißvollen Rathssitzung ist nicht bekannt; sie wird wahrscheinlich im Anfange des August 1598 stattgefunden haben — vielleicht schon nach dem Tode Burleigh's (4. August); denn er war nicht zugegen, sondern außer Essex nur Robert Cecil, der Earl von Nottingham und ein Sekretär. Es handelte sich um die Besetzung des undankbaren, widerwärtigen Amtes eines Lord Deputy von Irland. Die Königin nannte einen der wenigen Freunde des Grafen, der etwas bei ihr galt, seinen Onkel Sir William Knollys; der Graf, der diesem die Bürde fernhalten und sich einen Freund bewahren wollte, schlug einen seiner Feinde, Sir George Carew, vor. Die Königin lehnte den Vorschlag rund ab und wurde im Verlaufe der Debatte sehr heftig gegen Essex. Der soll ihr dann mit einer verächtlichen Handbewegung den Rücken zugekehrt haben, worauf sie ihm eine heftige Ohrfeige versetzte.

Die hier angegebene Veranlassung zu der Mißhandlung ist nicht beglaubigt, trotzdem sie von dem für gewöhnlich zuverlässigen Camden in alle Geschichtswerke übergegangen ist. In diesem Falle konnte Camden, wenn er nicht bloß eine feststehende Legende veröffentlichte, den Vorgang höchstens von einem der beiden Mitberather erfahren haben; Beide aber waren Feinde des Grafen, Robert Cecil sogar sein Todfeind und ein notorisch unehrlicher Mensch. Wenn eine solche Respektsverletzung stattgefunden hätte, so würde etwas davon in den vier auf den Vorfall bezüglichen Briefen des Grafen stehen, dessen Wahrheitsliebe und ehrliche Selbstkritik es ihm nicht schwer machten, eine begangene Schuld einzugestehen. Aber abgesehen davon, daß alle vier Briefe, von denen

drei an die Königin gerichtet sind, die Entrüstung eines ohne Veranlassung Beschimpften zur Schau tragen, betonen zwei von ihnen seine vollkommene Unschuld. In dem zweiten Briefe an die Königin*) finden sich die Worte: „Ich habe nichts gethan als das, was der größte, würdigste und angesehenste Berather gethan hat, den je Eure Majestät gehabt hat" (Burleigh), d. h. offenbar: er sei nur anderer Ansicht gewesen als die Königin. Auf die Worte in dem Briefe des Lord Siegelbewahrers Egerton, der ihn ermahnt, wieder an den Hof zu kommen:**) „Habt ihr Ursache [zu solcher Behandlung] gegeben, und fühlt Euch nun [dadurch] verletzt?" antwortet Essex: „Nein, ich gebe keine Ursache zur Klage gegen mich" — und fährt später fort: „Wenn die niedrigste aller Beschimpfungen mir zu Theil geworden ist, zwingt die Religion mich etwa, um Gnade zu bitten? Verlangt das Gott? Ist es unfromm, es nicht zu thun? Wie, können Fürsten nicht Unrecht thun? Kann Unterthanen kein Unrecht geschehen? . . . Mögen Diejenigen, welche Vortheil von den Fürsten ziehen wollen, unempfindlich gegen die Beleidigungen der Fürsten sein".

Diese Worte sind kennzeichnend für die Art, wie die Königin ihre Handlungsweise auffaßt; sie scheint von dem vornehmsten Manne ihres Reiches zu verlangen, daß er eine körperliche Züchtigung von ihr so ruhig hinnehme wie ihre Hofdamen, die allerdings viel von ihrer patriarchalischen Erziehungsmethode zu ertragen hatten. Man sollte meinen, daß, wenn eine Fürstin sich zu einer so unfürstlichen Handlung ihrem Feldherrn und Rathgeber gegenüber hinreißen läßt, damit ausgesprochen wäre, daß sie seiner ferneren Dienste nicht mehr bedürfe, daß sie ihn nicht mehr sehen wolle. Mit nichten: sie verlangt vielmehr, daß er nach wie vor zu den Berathungen komme, und offenbar, daß er Abbitte leiste.

Da Essex öfter fälschlicherweise als ein unbesonnener Heißsporn dargestellt wird, so darf nicht unterlassen werden, festzustellen, daß er auch dieses Mal das Gefährliche seines Verfahrens klar erkennt. In dem nichts weniger als schonenden ersten Briefe an die Königin***) erklärt er ihr: „Ich will als Unterthan und gehorsamer Diener mein Leben, mein Vermögen und Alles, was in mir ist, hingeben; aber dieser Platz (der Hof) paßt nicht für mich." Und ebenso lautet ein mannhafter Ausspruch in dem Briefe an den Lord-Siegelbewahrer

*) Devereux I, 496.
**) Devereux I, 501.
***) Devereux I, 493.

„Was auch kommen mag, alle Mächte der Erde können nicht mehr Kraft und Festigkeit im Unterdrücken zeigen, als ich zeigen kann im Leiden".

Da die Königin sich mit Essex versöhnen wollte — die Motive dazu sind bei einem derartigen Charakter nicht leicht festzustellen — so kam eine Versöhnung nach nahezu drei Monaten zu stande. Aber das natürliche vertrauensvolle Verhältniß zwischen der Fürstin und dem besten Manne ihres Reiches, das schon früher von ihrer Seite nicht aufrecht erhalten worden war, war jetzt beiderseits zur Unmöglichkeit geworden. Die Pranke war zum Schlage erhoben, es fragte sich nur, wann sie niedersausen und den Mann zerfleischen würde.

* * *

Um die Feldherrnstelle in Irland hat Essex sich *nicht* beworben, wie man nach Camden in den meisten Darstellungen liest; er ist vielmehr mit dem höchsten Widerwillen hingegangen, nach den Briefen vor- und während des Feldzuges, die Devereux, wie es scheint, zum ersten Male veröffentlicht hat. Auch ein Brief Francis Bacon's, der jetzt, da des Grafen Stern im Sinken war, heimlich zu seinen Gegnern gehörte, ist geschrieben, um seine Abneigung zu besiegen.*) Essex sah in seiner Ernennung zum Lord Lieutenant eine Verurtheilung von Seiten der Königin, worin er zu weit ging, und sehr richtig einen Sieg seiner Feinde. Er ging daher, erfüllt von bösen Ahnungen, in gedrückter Stimmung und ohne jenes kriegerische Feuer, daß ihn sonst unwiderstehlich auf den Schauplatz der Mannesthaten trieb.

Man macht ihm den Vorwurf, daß er einerseits den ihm gewordenen Befehlen ungehorsam gewesen und in seinen Maßnahmen geringes Feldherrntalent bewiesen habe. Der Befehl war ihm allerdings gegeben, zu allererst gegen den „Erzverräther" Tyrone in Ulster zu ziehen. Aber als er im April 1599 in Dublin eintraf, widerrieth ihm der dortige Staatsrath, der die Landesverhältnisse besser kannte als er, dringend und einstimmig, den schwierigsten Theil des Feldzuges in so früher Jahreszeit zu unternehmen; und der Geheime Rath der Königin billigte die angeführten Gründe. Beide Schriftstücke liegen vor. Offenbar waren die Gründe, welche sich auf das Klima, die Natur des

*) Devereux II, 3.

Landes und die Schwierigkeit der Truppenverpflegung bezogen, durchschlagend. Denn Lord Mountjoy verfuhr im nächsten Jahre genau so wie Essex: im Frühjahr zog er nach Munster und erst im Sommer gegen Tyrone nach Ulster. Zunächst sollten also mit allgemeiner Uebereinstimmung Munster und Leinster zur Raison gebracht werden; aber die Strapazen, welche die zum größeren Theil kriegsungeübten Mannschaften in den Märschen durch Wälder und Sümpfe durchzumachen hatten, waren so groß, die Verluste, welche die leichtbewaffneten Kerne den fast beständig in Défiléen hinziehenden Engländern beibrachten, so empfindlich, und die Verpflegung infolge der Unehrlichkeit der Lieferanten so schlecht, daß der Graf etwa mit einem Viertel seines Heeres nach Dublin zurückkehrte; drei Viertel waren gefallen, krank, desertirt oder zur Besetzung zurückgelassen. Da nun an genügenden Ersatz*), Erneuerung des Proviants u. s. w. in den Feldzügen, welche Elisabeth veranlaßte, nicht zu denken war, so mußte Essex dem wohlgerüsteten Tyrone mit einer Schaar von wenigen Tausend Mann gegenübertreten; und nachdem Clifford, der Gouverneur von Connaught, der von hier aus eine Diversion nach Ulster machte, gänzlich geschlagen worden und somit an Sieg nicht mehr zu denken war, mußte jener Waffenstillstand mit Tyrone geschlossen werden, der die Königin so außer sich brachte.

Uebrigens gab der Politiker Essex, nachdem er zwei Monate in Irland gewesen war, wieder einmal einen Beweis seiner Fähigkeit in einem Memorandum an den Geheimen Rath über die beste Möglichkeit der Eroberung Irlands. Nach den gemachten Erfahrungen rieth er von einem regulären Kriege ab, da die Truppen in den Sümpfen und Wäldern durch unerhörte Strapazen und unablässige Angriffe der Kerne aufgerieben würden. Die wichtigsten Plätze sollten erobert und besetzt gehalten werden, um von hier aus kleinere Schläge auf die Rebellen zu führen. Den einzigen sichern Weg, sie zur Unterwerfung zu bringen, sah er in der Verwüstung des Landes und in der Aushungerung der Bevölkerung; zur Ausführung dieses Planes gehörte aber eine genügend starke Flotte zur Bewachung der Küsten und die Anlage von Magazinen. Ein derartig hartes Verfahren, das, heute angewandt, als zu barbarisch gebrandmarkt werden müßte, entsprach den Anschauungen der damaligen Zeit. Der Nachfolger des Essex, Lord Mountjoy, verfuhr

*) Er erhielt nur 1000 Mann.

nach diesem Plane und erreichte auf diese Weise, allerdings erst nach Verlauf von drei Jahren, die Unterwerfung Tyrones, freilich auch nur unter milden Bedingungen, wie sie für Essex verhängnißvoll wurden.

Was Essex — in Irland, nicht für die Dauer — vor Schaden hätte bewahren können, wären schnelle, nachdrückliche Erfolge gewesen. Aber seine Feinde, die das Ohr der argwöhnischen und jetzt im Innersten gegen ihn gestimmten Königin besaßen, thaten das Ihrige, um solche unmöglich zu machen. Klagte er von vornherein über das Fehlen tüchtiger Offiziere, welche die mangelnde Schlagfertigkeit seines zusammengewürfelten und größtentheils undisziplinirten Heerhaufens durch energische Führung hätten ersetzen können, so wurden ihm die wenigen Edelleute, auf deren Treue und Leistungsfähigkeit er sich verlassen konnte, noch genommen. Noch vor seiner Einschiffung nach Irland mußte er Sir Christopher Blount, einen älteren, erfahrenen Soldaten (den dritten Mann seiner Mutter) zurückschicken. Bevor er gegen Tyrone zog, mußte er auf Befehl der Königin seinen Freund, den Grafen Southampton, von seinem Posten als Reitergeneral, zu dem der schneidige junge Krieger hervorragend geeignet war, entheben und nach England schicken. Von einem sachlichen Grunde war nicht die Rede; er hatte nur das unerhörte Verbrechen begangen, an dem Hofe, an dem Elisabeth thronte, eine junge Hofdame so schön zu finden, daß er sie heimlich heirathete, was nebenbei, wie die Beispiele der Leicester, Essex, Raleigh u. A. zeigen, anders gar nicht möglich war, da die Königin niemals einem der jungen Männer, die von ihr ausgezeichnet wurden und sie pflichtschuldigst anschwärmten, ihren Konsens gegeben hätte. Die Königin that wieder einmal mit vollkommenster Seelenruhe das himmelschreiendste Unrecht: denn in der Bestallung des Grafen Essex stand es schwarz auf weiß, daß er alle unteren Kommandostellen nach freiem Ermessen besetzen dürfe. Der Graf erklärt in dem betreffenden Schreiben an die Lords des Geheimen Rathes, daß solche Maßregeln die Rebellen ermuthigen, das Heer in seiner traurigen Verfassung hoffnungslos und seine Freunde muthlos machen müssen, da sie „jetzt sähen, daß die Tage seines Leidens herankämen."

In seiner Bestallung war es auch ausgesprochen, daß er, falls er eine persönliche Verhandlung mit der Königin oder dem Geheimen Rathe für nöthig hielte, einen Stellvertreter in Irland ernennen und nach London kommen dürfe; während er abwesend war, sorgten

seine Feinde dafür, daß diese Freiheit von der Königin willkürlich aufgehoben wurde und der Befehl an ihre Stelle trat, Irland ohne königliche Weisung nicht zu verlassen. So war denn in der That sein plötzliches Erscheinen auf der Königin Landsitz Nonsuch*) am 28. September 1599 ein Akt des Ungehorsams, aber ein verzeihlicher. Von keinem der Historiker, welche die Handlungsweise des Grafen als verwerflich hinstellen, werden die Milderungsgründe hervorgehoben. An Stelle der nothwendigen Verstärkungen erhielt Essex nichts als die schwersten Vorwürfe über falsche Kriegführung und die Vergeudung der Staatsmittel. Da nun unter den obwaltenden Umständen von einem wirklichen Kriege gegen Tyrone nicht die Rede sein konnte, so gab es keine andere Auskunft, als mit dem Empörer einen Waffenstillstand bis zum Frühjahr zu schließen, um die zusammengeschmolzene Schaar der Engländer zu einem neuen, mit frischen Kräften zu beginnenden Feldzuge ungeschwächt zu erhalten. Als die Königin aber die Nachricht von dem Waffenstillstande und der halbstündigen Unterredung, die Essex mit Tyrone ohne Zeugen gehabt hatte, erfuhr, schrieb sie eigenhändig einen erbitterten Brief an ihn, in welchem sie den ihr wohl von Robert Cecil eingeflößten Verdacht verrätherischer Umtriebe nur schwach verhüllte. Dieser Brief war entscheidend für Essex; er sah seinen Untergang besiegelt und die einzige Rettung in der Möglichkeit, der Königin selbst die Lage der Dinge auseinanderzusetzen. So warf er noch einmal, wie so oft schon, seine Persönlichkeit in die Waagschaale; sie wurde dieses Mal seinen Feinden gegenüber für zu leicht befunden.

Nachdem die Königin ihn Morgens so freundlich empfangen hatte, daß er alle Befürchtungen und Sorgen fahren ließ, erklärte sie ihn am Abend für verhaftet. Er wurde zunächst in des Lord Siegelbewahrers Obhut gegeben, der York House ganz in der Nähe des Königlichen Palastes Whitehall bewohnte, aber in so strenger Haft gehalten, daß Niemand von seinen Angehörigen ihn sehen durfte. Die irische Angelegenheit wurde zuerst von dem Geheimen Rathe untersucht; der fand keinen Grund zu einem Staatsprozesse in dem Verhalten des Grafen, empfahl der Königin vielmehr seine Freilassung. Elisabeth dachte nicht daran. Inzwischen verfuhr sie gegen den rechtlos gefangen Gehaltenen, wie seiner Zeit gegen Maria Stuart, mit kleinlicher Grausamkeit. Die Gräfin Essex stand Ende September

*) Ein nicht mehr vorhandenes von Heinrich VIII. erbautes Schloß mit Park im Süden von London.

vor ihrer Niederkunft, sie durfte ihren Gatten nicht besuchen, er mußte sie in ihrer schweren Stunde sich selbst überlassen, er durfte seine kleine Tochter nicht sehen, ja nicht einmal bei ihrer Taufe zugegen sein. Lady Essex, die Tochter Walsinghams, Lady Leicester, Lady Rich, des Grafen Schwester, lehnte sie ab, fernerhin zu empfangen, um nicht von ihren Bitten belästigt zu werden. Allmählich begann die Stimmung des Volkes sich zu erregen: die Geistlichen rechtfertigten das Verhalten des Grafen von der Kanzel und beteten für seine Befreiung — war er doch ein fest überzeugter, thatkräftiger Anhänger des Protestantismus — Broschüren wurden veröffentlicht, Flugblätter in die Räume des königlichen Schlosses selbst geworfen, die den Grafen priesen und seine Feinde verfluchten.

Alles half nichts. — „Beim Sohne Gottes, ich bin keine Königin. Der Mann steht über mir.“ Diese Worte, die sie in einer ihrer ungezügelten Aufwallungen einem gleichfalls zurückgekehrten, ihr nahestehenden Offizier des Grafen zurief, enthüllten den für gewöhnlich verborgenen Kern ihres Empfindens. Sie fürchtete in ihrem vom Mißtrauen so leicht geblendeten Urtheil den Mann, der, wenn sie es gewollt, ihr treuster, aufopferndster Diener geworden wäre; sie fürchtete die Kraft seines Verstandes, seiner Empfindung, seines Willens und die Liebe, die das Volk diesem gottbegnadeten Menschen entgegenbrachte. Er schien ihrer alternden Regierung gefährlich werden zu können; „wie ein Fieber raste es ihr im Blute,“ und die Tochter Heinrichs VIII. hatte Energie und Härte genug in sich, um die Krankheit zwar vorsichtiger und allmählicher, aber ebenso radikal, wie ihr Vater, zu beseitigen.

Erst Mitte Dezember, als die Aerzte den an einem Nierenleiden erkrankten Grafen aufgegeben hatten, durfte seine Frau ihn zum ersten Male besuchen; und wieder drei Monate später wurde dem Genesenden erlaubt, in seinen eigenen Palast, Essex House, zu ziehen, aber immer als Gefangener; von seiner Familie mußte das Haus geräumt werden, und seine Frau allein erhielt die Erlaubniß, ihn gewisse Stunden am Tage zu besuchen. Im Anfange des Jahres 1600 müssen wohl die Stimmen, die sich gegen die gesetzlose Gefangenhaltung des Grafen erhoben, sehr vernehmlich gewesen sein; denn Elisabeth verlangte im Februar, daß er vor die Sternkammer gestellt würde. Das geschah nicht, offenbar weil sein einziges Vergehen, die unerlaubte Entfernung aus Irland, nicht

groß genug war, um diesem Staatsgerichtshof unterbreitet werden zu können. Ihm seine militärischen Würden zu nehmen, genügte Elisabeth nicht; er sollte unter ihren Augen ein Gefangener bleiben. So verfiel sie denn noch einmal, wie bei Maria Stuart, auf den Ausweg, einen besonderen Gerichtshof einzusetzen, von dem der Graf gefügigerweise zur Nichtausübung seiner sämmtlichen Aemter und zur Gefangenschaft verurtheilt wurde, die so lange dauern sollte, wie es der Königin beliebte (5. Juni). In dieser letzten ungesetzlichen Strafbestimmung dieses ungesetzlichen Gerichtshofes besaß die Königin den Schein des Rechtes, nach dem sie allein verlangte. Selbst wenn sie ihm zeitweilig die Freiheit schenkte, konnte sie ihm diese nach ihrem Belieben immer wieder nehmen. Der Graf hatte demnach die Stellung eines modernen ticket-of-leave-man*), wenn es ihm nicht gelang, in seine Aemter wieder eingesetzt und von der Königin in Gnaden wieder angenommen zu werden.

In dem Jahre dieser grausamen Gefangenschaft, dem ein Jahr nutzlosen Kampfes um eine verlorene Stellung und unerträglicher Demüthigungen und Niederlagen vorausgegangen war, zeigt sich der Graf moralisch gebrochen. Von dem Tone überlegenen sittlichen Bewußtseins, wie wir ihn in dem ersten Briefe nach der erhaltenen Ohrfeige finden, ist in seinen immer wiederholten und immer ohne Antwort gelassenen demüthig-flehenden Bittschreiben nichts mehr zu merken. Er erkennt die Züchtigung, die ihm die Königin zu Theil werden läßt, als berechtigt an und scheint den Hauptwerth des Lebens jetzt in der Gnade der Königin zu sehen, ohne welche er lieber den Tod begehrt. Es ist jammervoll, von einem solchen Manne solche Briefe zu lesen, in deren einem der Satz vorkommt: „Domina dedit, Domina abstulit, fiat voluntas Dominae“, und jammervoll zu sehen, welche Wirkung sie auf diese unedle Frau ausüben. Als er im September 1600 um die Erneuerung des Monopols der süßen Weine bittet, das dem unvermögenden Manne seinen Hauptlebensunterhalt gewährt, äußert sie zu Francis Bacon, der persona grata ist, seitdem er in dem Spezialgericht gegen seinen Wohlthäter als Ankläger aufgetreten, daß die unterwürfigen Briefe des Grafen sie gerührt hätten, da sie in ihnen den Ausfluß eines übervollen Herzens gesehen; jetzt sehe sie, daß sie nur eine Bodenbereitung

* Ein Missethäter, dem in Folge guter Führung ein Theil seiner Kerkerstrafe erlassen wird unter der Bedingung ferneren tadellosen Verhaltens.

hätten sein sollen für das Gesuch um die Erneuerung des Weinmonopols. Esser erreicht mit diesen Briefen nicht mehr, als er ohne sie auch erreicht haben würde, die allmähliche Aufhebung der Gefangenschaft. Am 1. Juli wurde er von seinem ihn beständig bewachenden Wärter erlöst, ohne daß ihm freier Verkehr mit den Seinigen gestattet worden wäre, und erst am 26. August wurde er seiner Haft für ledig erklärt.

Von einer Audienz bei der Königin, von einer Begnadigung von ihrer Seite, von dem Wiedereintritt in seine einstige amtliche Thätigkeit war keine Rede. Seit dem Tage seiner plötzlichen Rückkehr aus Irland scheint er die Königin nicht mehr gesehen, kein Wort von ihrer Hand erhalten zu haben; das einzige, was er von ihr vernahm, waren die ihm getreulich hinterbrachten höhnischen Reden, zu denen seine Briefe sie veranlaßten. Sie wollte ihn verderben, und daran konnten seine Briefe nichts ändern. Er sollte zunächst verkrüppelt an Macht und Ansehn, ein Spott seiner Feinde werden, und in würdeloser Abhängigkeit von ihrer Laune, in steter Sorge vor ihrem Zorne leben. Als die Königin ihn durch die Verweigerung des Weinmonopols zum armen Manne machte, konnte er über ihre wahre Absichten kaum mehr im Zweifel sein. Nichtsdestoweniger setzte er seine brieflichen Beschwörungen noch zwei Monate weiter fort; dann kam ein plötzlicher Umschlag.

Das edle Wild war gestellt; jetzt wendete es sich verzweiflungsmuthig gegen den Verfolger. Verzweiflung aber schließt Gleichmaß der Empfindungen und ruhige Ueberlegung aus: so enthält denn ein Brief ohne Datum — wahrscheinlich der letzte, kurz vor der beabsichtigten Revolte geschriebene — eine verwegene Herausforderung an die Königin. Spricht er doch darin von dem Hochgefühl, das es ihm bereiten wird, „wenn er einmal in Rüstung triumphirend in jene Gegenwart kommen wird, aus der er von ihrer Hand hinausgestoßen ist". Auf das Uebermaß der Zerknirschung folgt das Uebermaß des Zornes; er hat sein inneres Gleichgewicht verloren. In dem von Spähern durchsetzten Kreise seiner Freunde legt er seinen Reden keinen Zügel mehr an und Raleigh hat sicher Recht, wenn er meint, daß die Redensart, „die Seele der Königin sei so krumm geworden, wie ihr Rückgrat", ihn mehr gekostet habe, als sein kindischer Krawall, nämlich den Kopf. Die Vorbereitungen zu dem Putsch, welcher die Königin von ihren schlechten Rathgebern befreien soll, weiß er nicht geheim zu halten, und er führt sein Vorhaben aus, nachdem es bereits entdeckt ist, auf die unbesehen

als authentisch hingenommene Nachricht, daß der Sheriff von London ihn mit 1000 Mann unterstützen werde.

Auch das Verhalten während des Prozesses und nach ihm hat etwas Ueberreiztes, Nervöses an sich. Wir verlangen allerdings von einem Menschen mit seinem Vorleben, daß er angesichts des zu erwartenden Todesurtheils keine Furcht zeigt, und wir freuen uns, wenn er es ablehnt, eine Königin um Gnade zu bitten, welche die edelste Blüthe ihres Volksthums mit roher Hand zerpflückt und am Fruchttragen hindert. Aber wir sehen nicht gern an Stelle der erwarteten männlichen Ruhe forzirte Heiterkeit und chevalereske Gleichgültigkeit, wie sie der Graf bei der Verlesung der Anklage und der Fällung des Urtheils zur Schau trägt. Und wir bedauern, daß er die Schurkerei seines Kaplans Ashton — seiner letzten menschlichen Stütze auf Erden! — nicht durchschaut, als dieser die körperliche und seelische Reduzirtheit seines Herrn dazu ausnutzt, um ihn durch brutale Verdächtigungen und Bedrohungen zur Mitwirkung in jener Geständniß- und Reue-Komödie zu bewegen, die dem Impresario die bekannten dreißig Silberlinge abwerfen sollte. Das Schlimmste, was er begangen hatte, war doch nur die Korrespondenz mit dem schottischen Könige über die noch immer zweifelhafte englische Thronfolge gewesen, die noch bei Lebzeiten der Königin durch Parlamentsbeschluß Jakob VI. zugesprochen werden sollte — dasselbe, was nach ihm der erste Minister der Königin, Robert Cecil, unter persönlich erschwerenden Umständen gethan hat. Und das, was seine Feinde der Königin mit unheiligem Eifer weis zu machen bestrebt waren, daß er nämlich sie ermorden und sich selbst habe auf den Thron setzen wollen, konnte er nicht gestehen; denn das Verbrechen, um dessentwillen er mit Recht hingerichtet worden wäre, hatte er nicht begangen.

Der Abgang des Helden von der Bühne der Welt ist dann wieder bewundernswerth, gerade wegen der Abwesenheit jeder schauspielerischen Berechnung. In dieser Scheideszene, deren bloßen Bericht man heute noch nur mit der tiefsten Erschütterung lesen kann, sammeln sich alle glänzenden Eigenschaften dieses Uebermenschen zu einer Strahlenkrone um sein Märtyrerhaupt. Kein Schauder vor dem kommenden Gewaltakt, keine Todesfurcht hindert seine Natur, noch einmal ihre ganze Anmuth zu entfalten. Was soll er fürchten? Als Krieger hat er dem Tode oft genug ins Auge geschaut, und als gläubiger Christ ist er fest davon überzeugt, daß er dieses rauhe Erdenleben nur aufgiebt, um

ein schöneres dafür einzutauschen. So beherrscht ihn während der ganzen Szene eine noble Ruhe. Er spricht bescheiden von seinen vielen Fehlern und reuig von der schuldvollen Handlung, um derentwillen er den Tod erleidet. Er bittet Gott um Gnade dafür und die Königin um Verzeihung, der er eine lange, gesegnete Regierung und „ein weises und ein verständnißvolles Herz" wünscht. Dann versichert er, daß er niemals etwas Schlimmes gegen die Königin im Sinne gehabt habe; daß er nicht, wie seine Feinde behauptet haben, ein Atheist oder Papist, sondern immer ein überzeugter Protestant gewesen sei. Nach einigen freundlichen Worten an den Scharfrichter, der ihn knieend um Verzeihung bittet, folgt ein inbrünstiges Gebet, und dann tritt er gelassen aus der Sonne des Lebens in das Dunkel, das es umgiebt.

Die Hinrichtung fand wohlweislich im Tower statt, so daß die Zahl der Zuschauer nur eine beschränkte war. Aber unter den Hundert, welche dem traurigen Akt beiwohnten, wird schwerlich einer gewesen sein, der nicht fortgegangen ist, niedergedrückt von dem Bewußtsein, daß hier die reinste, vornehmste Seele der Bosheit verderbter Menschen und der Grausamkeit einer ungerechten Herrin zum Opfer gefallen war. In vielen Berichten wurde diese schöne Sterbeszene unter dem Volk verbreitet, das niemals an die Schuld seines Lieblings glauben wollte, auch nicht nach der erlogenen Darstellung des Sachverhalts, welche Elisabeth durch den Verräther Francis Bacon veröffentlichen ließ. Die Königin hatte mit dieser That alle Volksgunst eingebüßt; kein jubelnder Zuruf erfreute mehr ihre Eitelkeit; die Hauptakteure in dem blutigen Drama konnten sich auf der Straße nicht sehen lassen, ohne den Insulten des Pöbels ausgesetzt zu sein. Und die Königin kann nicht lange die Genugthuung befriedigter Rachsucht empfunden haben, als sie den einen großen Menschen aus ihrem Leben getilgt und sich nun ausschließlich von den heimtückischen Verleumdern und heuchlerischen Strebern, die ihre Werkzeuge gewesen waren, umgeben sah, den Cecil, Raleigh, Francis Bacon, Cobham und Anderen. Es muß ein trauriger Hofstaat gewesen sein. Und zu ihrer Ehre darf es gesagt werden, daß sie die Missethat, die sie an dem edelsten Menschen ihrer Zeit begangen hatte, nie aufgehört hat zu bereuen; daß der unablässige Gedanke an ihres einstigen Lieblings unschuldigen Tod ihr ferneres Leben verstört und ihr Ende beschleunigt hat.

Fünf Briefe vom Großvater Bismarck's.

Herausgegeben

von

Fr. Gewalt.

Große Männer haben es ausgesprochen, daß sie das Beste, was sie selbst waren und was sie für ihre Zeit haben schaffen dürfen, den geistigen Einflüssen und Kräften des heimathlichen Bodens, der Erziehung eines theuern Vaters oder der Geistespflege einer ernst gerichteten Mutter verdankten. Jedes Kind ist der Erbe seiner Eltern — auch im geistigen Sinne, es trägt die Züge der Eltern an sich und in sich. Bekannt ist, was Goethe gesagt hat:

„Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zum Fabuliren."

Es wird immer interessant sein, in die Werkstätte des geistigen und sittlichen Werdens eines großen Mannes zu blicken. Ja, es ist für die Beurtheilung der Söhne und Enkel wichtig, daß wir ihre Väter und Großväter kennen und erforschen, inwieweit sie durch ihre Charakteranlage, Lebensführung und Schaffung der Verhältnisse ihres Lebens bestimmend auf das innere Werden ihrer Nachkommen eingewirkt haben.

Die nachfolgenden Briefe hat der Großvater Bismarck's mütterlicherseits, der Königl. Preußische Kabinetsrath Mencken, geschrieben. Man ersieht aus ihnen manche bedeutungsvolle Einzelheit für die Art der Erziehungsgrundsätze, denen der Großvater Bismarck's gehuldigt hat. Ein Vater, der solche gesunde Erziehungsmethode bei seinem Sohne angewandt wissen will, wird daheim auch für seine Tochter, die spätere Mutter Bismarck's, von bestimmendem

Einflusse gewesen sein. Wir wollen dabei auch nie vergessen, daß des großen Bismarck's Mutter aus einem bürgerlichen Hause stammt.

Zum Verständniß der Briefe ist Folgendes nöthig:

Sie sind an den damaligen Probst und Prälaten Gotthilf Sebastian Rötger vom Kloster Unser Lieben Frauen zu Magdeburg gerichtet. Unter dieses Mannes Leitung hat das Kloster U. L. F. eine Art von goldenem Zeitalter erlebt. Mit wunderbarem Scharfblicke hatte er die tüchtigsten und brauchbarsten Lehrer an die von ihm geleitete Anstalt gezogen. Er selbst galt in pädagogischen Fragen als Autorität. An ihn wandte sich nun der Kabinetsrath Mencken in einer Anzahl von Briefen, die mir handschriftlich vorliegen, und die bis heute noch nicht veröffentlicht sind. Er berief sich auf Friedrich Delbrück, den späteren Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Dieser hatte die Aufnahme des etwa 14 Jahre alten Sohnes Mencken's in das Alumnat des mit dem Kloster in Magdeburg verbundenen Pädagogiums vorbereitet. Die Verhandlungen, welche die Aufnahme des Knaben betrafen, veranlaßten den Briefwechsel.

Wir thun da einen Blick in das Leben vor 100 Jahren. Ein so hochstehender Mann, wie es der Kabinetsrath Mencken war, will für seinen Sohn gern jedes Opfer bringen, das zu seinem Besten dienen kann; aber von allem Ueberfluß will er ihn ferngehalten wissen.

Für den Kenner der Zeitverhältnisse ist die in den Briefen vorkommende Aeußerung über die „Erziehung zum glücklichen Menschen gegründet auf Tugend" nicht verwunderlich. Mencken spricht von „religiösen Vernunftgefühlen" nach der Weise des Rationalismus, der damals die Köpfe beherrschte.

Erfreulich ist es, wenn wir lesen, welch einen Sinn für Schlichtheit in der Kleidung Mencken seinem Sohn anerzogen wissen will. Es hat ja zu allen Zeiten unter der Jugend Stutzer gegeben, gegen die sich der gesunde Sinn der Einsichtsvollen mit Energie gewandt hat. Mencken spricht von dem „künstlichen Kropf von Halstüchern", den „Kutschermänteln" mit mehrfachen Pellerinen, den „Schiffsschnäbeln an den Füßen", womit die damalige Jugend sich bis zur Scheußlichkeit entstellte. Die französische Mode war eben in unserem Vaterlande verbreitet.

Die Bestimmung des Zeitpunktes für den Unterricht im Tanzen, Musik und Zeichnen will Mencken gänzlich dem Gut-

achten der Lehrer überlassen. Der Zeichenunterricht war übrigens damals noch nicht auf den Gymnasien obligatorisch.

Wie fein ist in den Briefen die Beurtheilung der schweren Arbeit, die ein Erzieher zu leisten hat! Mencken weiß, daß es keinen eigentlichen Maßstab der Bezahlung für solche Mühewaltung giebt. Trefflich ist der Grundsatz des Vaters, daß er „mit seinen Kindern nicht glänzen" wolle.

Geistvoll ist das Wort von der Politur des Menschen. Kernholz nimmt die Politur von selbst, während der lockere Splint eine Zeit lang durch äußerlichen Firniß bedeckt wird, bald aber abspringt und seine Nichtigkeit offenbart.

Rührend ist die Art, wie Mencken im letzten Briefe von seinem leidenden Körperzustande spricht und denen Dank sagt, die sich um so wesentliche Punkte seines Glücks, wie es in diesem Falle die Erziehung und Pflege seines Sohnes war, verdient machen.

Alle diese Einzelheiten sind in den nachfolgenden Briefen mit einem der damaligen Zeit entsprechenden zierlichen Stil geschrieben. Aber dabei fühlt man doch, daß es nicht bloße Phrase ist, die den Verkehr der Briefschreibenden vermittelt.

Der erste Brief lautet — mit Weglassung nur der nebensächlichen Dinge:

1.

Hochwürdiger
besonders hochzuverehrender Herr!

Unser würdiger Freund Delbrück versichert mich, meinen Brief bereits vorbereitet zu haben, und so darf ich erwarten dem Antrage, meinen Sohn als Schüler und Pensionär in der von Ew. Hochwürden dirigirten Schulanstalt aufzunehmen, eine gute Bahn gebrochen zu sehen. Ich würde befürchten müssen, durch das Ansehen einer Schmeicheley misfällig zu werden, wenn ich die mancherley Gründe zu diesem Entschlusse näher anzeigen wollte, indeßen erlaube ich mir zu bemerken, daß mein Verlangen, ihn ausgeführt zu sehen, seit der Ansicht der mir durch Herrn Delbrück mitgetheilten gedruckten Nachrichten über den Zustand und die Disziplin der Schule, und hauptsächlich durch die mir gemachte Hoffnung, daß mein Sohn auf der Stube und unter der besonderen Aufsicht eines würdigen Lehrers der Anstalt, würde untergebracht werden können, um vieles lebhafter geworden ist. Von meiner Seite ist also Alles entschieden, und es frägt sich also nur noch, ob von Seiten der Anstalt und Ew. Hochwürden keine Schwierigkeiten entgegenstehen.

Zu dem Ende würden dieselben mich verbinden, mir durch einige Zeilen Nachricht mitzutheilen:

1. Ob dieselben . . . . . meinen Sohn in dem Kloster aufnehmen wollen . . . .
2. Ob in diesem Falle der oben erwähnte Lehrer Herr Matthei . . . . befugt und geneigt sein würde, meinen Sohn auf seiner Stube . . . . aufzunehmen . . . .
3. Ob Ew. Hochwürden die Güte haben wollen den Herrn Matthei über diesen Punkt zu sondiren . . . .

Mein Sohn ist 13 Jahr alt, von gesunder Konstitution, unverzärtelt, von guten moralischen Anlagen, und durch sanfte Festigkeit sehr gut in Zucht und Gehorsam zu erhalten. Dagegen fehlt es ihm bei nicht vorzüglichen aber auch nicht ganz schlechten Geistesgaben an hinlänglicher Aufmerksamkeit, eigenem Fleiß, Anstrengung der Seelenkräfte, und eigenem Triebe sich in irgend einem Punkte der Vollkommenheit zu nähern. Seit fünf Jahren ist er auf dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster . . . .

. . . . Eben hierin verspreche ich mir eine Aenderung zum Besseren, durch eine Veränderung seines Aufenthalts, durch die Losreißung von allen Gegenständen und Verhältnissen, deren gewohntes Einerley vielleicht keinen neuen Anreitz zur Erneuerung der Geistes-Thätigkeit ihm mehr gewährt. Durch eine genauere und anhaltendere Ermunterung dazu, als ihm vielleicht bisher auf dem Gymnasium als einem Schüler der unteren Klaßen (er sitzt in Kl. Quarta) gewidmet werden konnte, oder auch wohl gar gewidmet werden durfte, um ihn nicht durch eine strengere Disziplin gegen seine in höheren Klaßen sitzenden Stubenburschen auszuzeichnen, und dadurch um so mismuthiger zu machen, als der Schüler Geist in der Hauptstadt in den itzigen Zeiten ohnehin die Schranken der älteren und hergebrachten Zucht mehr wiederstrebt als anderwärts. Kurtz, ich halte mich aus mehreren Gründen überzeugt, daß die Versetzung meines Sohnes in die von Ew. Hochwürden dirigirten Anstalt ihm in jeder Rücksicht wohlthätig seyn wird und wiederhole daher mein Gesuch um seine Aufname. Bey meiner kränklichen Leibesbeschaffenheit, die mir keine lange Lebensaussicht mehr gewährt, muß es mir doppelt angelegen seyn, ihn in einer Lage zu wißen, in welcher er zu einem glücklichen Menschen gebildet werden kann. Nur diesen Wunsch, daß er glücklich werde, sey es als Gelehrter, Geschäftsmann, Kaufmann, Oekonom oder als Buchbinder: nur diesen Wunsch habe ich, aber er hängt auch zugleich bey mir an

der Ueberzeugung, daß derjenige der, es in seinem Betrieb Fache nicht bis zu einiger seinen Naturgaben angemeßenen Vollkommenheit bringt, eines wesentlichen Erforderni߸es zum Glück entbehrt, und daß die frühe Gewöhnung zur Anstrengung der Kräfte zum desir de bien faire, wenige Ausnamen abgerechnet, allein dahin führen kann.

Es ist mir übrigens sehr schätzbar . . . .

. . . . . . und Ihnen zugleich die Gesinnungen der wahren und vorzüglichsten Hochschätzung zuzusichern, womit ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwürden
gehorsamer Diener
Mencken, Kab.-Rath.

Potsdam, den 10. Januar 1801.

II.

Wenn Ew. Hochwürden meine Wünsche und Bitte um die Aufname meines Sohnes auf Ihrem Pädagogio, mit gefälliger Bereitwilligkeit aufnehmen und erfüllen wollten, so müßte das schon meine lebhafte Dankbarkeit erregen — urtheilen Sie nun wie sehr es mich gerührt haben muß, aus Ihrer schätzbaren Zuschrift zu bemerken, daß Sie ihnen mit einer warmen und theilnehmenden Hertzlichkeit gewißermaßen entgegen kommen. — Gewis, das verpflichtet mich weit mehr als ich es auszudrücken vermag, und ich muß mich begnügen mich auf die dankbarsten Gefühle, mit welchen Sie mein Hertz durchdrungen haben, zu berufen, ohne sie beschreiben zu können.

So steht es also von beyden Seiten fest, daß mein Sohn im künftigen Oster-Quartal unter der Anzahl Ihrer Schüler aufgenommen wird. Ich glaube gewis, daß er dieses Eräugnis einmahl unter die glücklichsten seines Lebens zu rechnen haben wird, da sich so manche günstige Umstände für seine Ausbildung vereinigen, wohin ich außer Ew. Hochwürden so väterlich theilnehmenden Vorsorge, noch besonders die Bereitwilligkeit des Herrn Matthei, ihn auf sein Zimmer und in seine nähere Aufsicht zu nehmen, rechnen muß. Sein zuvorkommender gütiger Brief läßt mir keinen Zweifel an seinem ernstlichen Entschluße, gewissermaßen Vaterstelle bei ihm zu vertreten, übrig. Mein beyliegender Brief, um dessen gütiger Besorgung ich bitte, wird ihn von meiner Dankbarkeit und von meinen Wünschen näher überzeugen. Wahrscheinlich werden Ew.

Hochwürden es billigen, daß ich mich in Zukunft, in Absicht der Details, die noch bis zur Ueberkunft meines Sohnes abzureden und zu berichtigen seyn dürften, direkte an ihn wende, ohne Ew. Hochwürden damit noch lästig zu fallen. Die allgemeinen Bedingungen und Erfordernisse zu seiner Etablirung sind mir bereits aus den mitgetheilten Aufsätzen bekannt, so wie ich die nothwendig gewordene Erhöhung derselben, aus der mit Ew. Hochwürden Schreiben erhaltenen gedruckten Anzeige ersehe. Es sey mir erlaubt, in Absicht des letzteren zu bemerken, daß mir darinn die Aengstlichkeit aufgefallen ist, womit man bemüht ist, das Publikum von der Billigkeit der erhöhten Sätze zu überzeugen. Sehr natürlich giebt es Ältern, denen es schwer fällt, die ausgeworfenen Kosten für ihre Söhne aufzubringen — aber sollte es wohl welche geben, welche die, selbst nach der Erhöhung, verhältnißmäßig so äußerst wohlfeilen und billigen Sätze, nicht von selbst dafür anerkennen? und verdienen diese eine Belehrung, die ohnehin fruchtlos bleiben wird, da sie keinen eigenen Sinn für Billigkeit haben? Ich meinestheils gestehe, daß mir die Uneigennützigkeit der Direktion der Anstalt, und ihre dadurch so sehr vermehrte Wohlthätigkeit für das Publikum, in den Pensionssätzen, bis zur Verwunderung aufgefallen ist.

Die Weigerung des Herrn Matthei, wegen meiner ihm schuldigen Erkentlichkeit etwas zu bestimmen, zeugt von seiner Delikatesse: aber sie setzt mich in Verlegenheit, weil der Gegenstand keines Maasstabes fähig ist, und die dortigen Verhältnisse mir unbekandt sind. Den großen und reichen Herrn kann und will ich nicht machen, aber noch weniger wollte ich hinter der Gränze zurückbleiben, welche bürgerliche Wohlhabenheit mit dankbarer Würdigung eines im Grunde nicht bezahlbaren Geschäfts verbunden, nach den Ortsverhältnissen bezeichnen können. Herr Delbrück, den ich dieserhalb um Rath gefragt habe, hält ein honorarium von ohngefähr 12 fr. d'or den Umständen angemeßen. Ew. Hochwürden würden mich angenem verbinden, wenn Sie mir hierüber ihre ganz unabhängige Meinung vertrauen wollten, und ich bitte darum unter der bündigsten Versicherung, daß ich von dieser Mittheilung den allerdiskretesten Gebrauch nur für mich allein machen werde.

Ich trete übrigens ganz Ihrer Meinung bey, daß der Zustand der genaueren Aufsicht meines Sohnes nicht permanent, sondern nur so lange dauern mus, als es nöthig seyn wird, um seinen Gang in dem gewünschten Geleise zu sichern. Seine frühere oder

spätere, weitere oder engere Emanzipation hängt blos von Ew. Hochwürden Gutbefinden ab, und von dem Grade des Vertrauens zu seiner Aufführung, den er sich verdienen wird. Ich hoffe auch hierunter alles Gute von ihm, da nicht nur überhaupt der Grund bey ihm gut ist, sondern ich auch bey seinem letzteren Zensur-Zettel mit Freude bemerkt habe, daß meine letzten ernsthaften Ermahnungen zum Fleis und Anstrengung erwünschten Eindruck bey ihm gemacht haben. Ich gebe mir die Ehre, die Urtheile seiner Lehrer zu seiner Zensur in den beyden letzten Quartalen anliegend zu übersenden, und bitte sie auch Herrn Matthei mitzutheilen. Sie mögen zu seiner vorläufigen unpartheyischen Bezeichnung dienen.

Itzt wünschte ich nichts sehnlicher, als daß mein Gesundheitszustand mir erlauben möge, den Vorsatz, meinen Sohn selbst Ihren Händen zu übergeben, auszuführen und Sie persönlich der dankbarsten Gefühle, wahren Verehrung und Freundschaft zu versichern, womit ich mich nenne

Ew. Hochwürden
gehorsamster Diener und Freund
Mencken.

Berlin, den 26. Januar 1801.

III.

Ew. Hochwürden

beschämen mich, wenn Sie Sich in Ihrem letzteren geehrten Schreiben wegen verspäteter Beantwortung meines Briefes entschuldigen. Ich muß es mit Dank anerkennen, wenn Sie meinen Briefen überhaupt eine Antwort und eine Zeit widmen wollen, die Ihnen in Ihrem Würkungscreyse so kostbar seyn muß. Auch ersuche ich Sie hierunter, zukünftig blos nach Ihrer Konvenienz zu verfahren, und mir dadurch die beruhigende Ueberzeugung zu gewähren, daß meine Korrespondenz Ihnen nicht lästig fallen werde, zumahl wenn Sie dabei noch mein Beyspiel der Entfernung von allem lästigen Briefceremoniel, wie ich darum bitte, nachahmen wollen.

Ihr gutes Augurium über die künftige Bildung meines Sohnes unter Ihren Augen: Ihre Zusicherung einer väterlichen Vorsorge und Aufmerksamkeit auf sein Wohl: Ihre Schilderung von den Eigenschaften des Herrn Matthei geben mir die angenehmsten Hoffnungen und Beruhigungen für die Zukunft. Den Mangel einer feinen Politur bey Herrn Matthei halte ich gerade für ein Glück. Gerade das Poliren hat meiner Meynung und meinen Beobachtungen

nach seit 20 Jahren der Jugend unersetzlichen Schaden zugefügt. Man polirt, ohne zu fragen worauf. Einen Baum von tüchtigem Kernholz aufzuziehen, welches nachher die Politur von selbst annimmt, erfordert allerdings mehr Gedult, Mühe und Geschicklichkeit, als einen lockeren Splint mit einem Glanzfirnis zu beziehen, der seine Untauglichkeit eine Zeit lang bedecken kann, aber in kurtzer Zeit abspringt und den bedeckt gewesenen Stof in seiner gantzen wurmfräßigen Unbrauchbarkeit darstelt. Die Politur eines Menschen muß, meiner Meynung nach, jederzeit dem Stande und den Verhältnissen, worin er sich als gemachter Mensch befindet, besonders angemeßen seyn, folglich später als in den Erziehungsjahren aus ihm selbst sich herausbilden, und sie wird ihm zu der Zeit niemahls fehlen, wenn bey ihm gute Sitten, Bescheidenheit, Aufmerksamkeit auf Menschen und Sachen, Mäßigung und feste Sanftmut des Charakters durch frühere Erziehung fest gegründet sind. Ich sehe an einem jungen Menschen viel lieber eine kleine Tücke der Bengeljare, als jene frühe Anmaßungen der Frivolität und eines Welttons, der äußerst selten zur wirklichen guten Lebensart, die von Tage zu Tage seltener wird, gedeyhet. Wenn also Herr Matthei bey guten Sitten ein Mann schlecht und recht ist, so ist das gerade ein Vorbild, was ich meinem Sohn wünsche. Ich verlange durchaus nicht mit meinen Kindern zu gläntzen.

Sehr beruhigend ist es mir, daß Ew. Hochwürden die von mir vorgeschlagene Bestimmung des honorarii für Herrn Matthei angemeßen halten. Mit Vergnügen werde ich zu seiner Zeit ihm Beweise geben, daß ich seine Bemühungen zu schätzen weis, und nicht zu den Leuten gehöre, welche glauben, daß sowas im eigentlichen Wortverstande bezahlt werden kann. Dagegen habe ich wenig Aussicht, seinem Bruder in Halle wesentlich nützlich zu werden. Ich habe dort einige Bekandte. Die Churmärkischen Stipendia sind in diesem Jare für den ganzen Turnus bereits vergeben, und überdem scheint man beschlossen zu haben, sie künftig genau nach der Vorschrift der Stiftungsurkunde auf Frankfurth einschränken zu wollen. Sollte mir indeßen eine Veranlaßung oder ein Weg angezeigt werden, auf welchem ich meynen Einfluß zum besten des jungen Mannes verwenden könnte, so stehe ich sehr bereitwillig zu Diensten.

. . . . betrifft Delbrück, Notiz über Scharlachfieber in Wittenberg . . . .

Nach meinen letzten vor ein paar Tagen erhaltenen Nachrichten

von Delbrück befindet er sich mit seinem Zögling gesund und zufrieden.

Empfangen Sie, würdiger Mann, die erneuerte Versicherung meiner vorzüglichen Verehrung

Mencken.

Potsdam, den 17. Februar 1801.

IV.

Da ist er denn nun, mein Sohn, den ich Ihrer väterlichen Vorsorge unbedingt übergebe, und von dem ich wünsche und hoffe, daß auch Sie ihn würdig finden mögen, ihn als ihren Sohn zu betrachten. Ew. Hochwürden wißen, daß ich bei seiner Erziehung keinen andern Plan habe als den, ihm eine solche Bildung zu verschaffen bey welcher er, es sey in welchem Verhältniße des Lebens es wolle, durch sich selbst glücklich zu werden am wahrscheinlichsten hoffen darf. Rechtschaffenheit des Hertzens, Thätigkeit des Geistes, sanfte Festigkeit des Charakters, sind meines Erachtens die ersten und unentberlichsten Grundlagen zu diesem Zwecke.- Empfänglichkeit für religiöse Vernunftgefühle des reiferen Alters, Theilnehmung an der Glückseligkeit des Nächsten, Ordnungsliebe, Frugalität im Genusse, Entfernung von Weichlichkeit, Selbstverleugnung und milde Sitten, sind gewis ebenfalls von sehr wesentlichem Einfluße auf Lebens-Glück. Wenige Menschen werden in dem Falle sein, die Gewöhnungsmittel zu diesen Eigenschaften in dem vorzüglichen Grade zu übersehen und mit der theilnehmenden und treuen Aufmerksamkeit zur rechten Zeit anzuwenden als Ew. Hochwürden dazu durch Ihre langjärigen edlen und rastlosen Bemühungen sich in den Stand gesezt haben. Es würde also eine thörichte Anmaßung von mir seyn, hierüber für meinen Sohn das geringste bestimmen zu wollen. Ich überlaße das vielmehr ganz Ihren beßeren Einsichten, und den freundschaftlichen mir so schätzbaren Versicherungen die Sie mir gegeben haben, und bitte nochmahls ihn in dieser Rücksicht ganz so zu behandeln, wie Sie Ihren eigenen Sohn behandeln würden. Ich werde mir nie den geringsten Einspruch dagegen erlauben und weis, daß ich wohl daran thun werde. Auch darf ich im Gantzen hoffen, daß mein Sohn die Bemühungen um seine Bildung nicht erschweren wird. Es fehlt zwar bey ihm an vielem, aber doch nicht in den Hauptpunkten. Folgsamkeit und Gehorsam sind leicht bey ihm zu erhalten. Der Grund seines Hertzens ist ferngut. Vorzüglich hat er zwey gute Eigenschaften, von welchen

ich wünsche daß sie selbst bis zur Naïvetät und Blödigkeit bey ihm erhalten werden mögen — Wahrheitsliebe und Schamhaftigkeit. Ohne die erste halte ich keine Tugend für möglich, und die zweyte, unberechnet der Würde und der Annehmlichkeit die sie den Sitten mittheilt, halte ich für das eintzige zuverläßige Bollwerk gegen die so allgemein überhand genommene Versuchung zu geheimen Sünden, der Quelle des menschlichen Elends, der Vernichtung der Seelen und Körperkräfte ganzer Generationen, und vielleicht mit der Zeit und mit Hülfe des Brandteweins, des menschlichen Geschlechtes selbst. Ich bitte daher inständigst Ew. Hochwürden und besonders Herrn Matthei der bei dem Falle ist näher darüber zu wachen, diesen Sinn für Schamhaftigkeit beständig bey ihm zu nären, und ihn selbst bis zur Lächerlichkeit (mögte ich fast sagen) zu stärken und zu vermehren. Seine Hauptfehler dagegen sind ein zu flüchtiger Sinn, Mangel an Aufmerksamkeit auf Unterricht sowohl als auf die ihn umgebenden Gegenstände des gemeinen Lebens, an Arbeitslust und Anstrengung des Geistes, und eben dadurch mit am Gedächtnis. Dies äußert sich sogar bey ihm in seiner Aussprache, der es an der gehörigen Bestimmtheit und Festigkeit fehlt und einer fleißigen Uebung durch Lesen und Deklamiren bedarf. Auch ist er zu sorglos für seine Sachen und Kleidungsstücke, die er gar nicht zu schonen gewöhnt worden ist. Bey dieser Gelegenheit bitte ich auch bey ihm jeden aufkeimenden Sinn für Mode Frivolität durchaus zu unterdrücken. Eigentlich hat er keinen Hang dazu, aber es hat mir geschienen, daß Zureden und Beyspiele einiger Kameraden ihn doch zu einigen Thorheiten dieser Art verleiten können. Das bitte ich ihm nicht zu gestatten, denn ich finde es bey unsern jungen Leuten in mehr als einer Rücksicht schädlich. Er mag sich gewöhnen bey seiner Bekleidung blos auf Reinlichkeit Anständigkeit Zweckmäßigkeit zu sehen und allenfalls, wenn sich sein Geschmack ausbildet, auf dasjenige was ihn kleidet, aber dazu gehören warlich nicht der künstliche Kropf von Halstüchern, Guillotinen Köpfe, die Kutscher Mäntel, die Schifsschnäbel an den Füßen, und mehrere dieser Misgeburten, wodurch sich ein Theil unserer Jugend bis zur Scheuslichkeit entstellt. — In der wissenschaftlichen Bildung werden Ew. Hochwürden ihn verhältnismäßig für sein Alter (er wird im August 14 Jahr) ziemlich versäumt finden. Ich hoffe aber der Geist Ihrer Anstalt wird sich auch an seinen Fortschritten darinn verherrlichen. Ob es gut sein dürfte ihn in eine solche Klaße zu setzen, zu welcher er etwa nur

halb reif erfunden werden mögte, um sogleich stärkere Anstrengung und Nacheiferung bey ihm zu erwecken, daß werden Ew. Hochwürden am Besten beurtheilen, auch ob und welche Privatstunden ihm nöthig seyn dürften. Vielleicht eine frantzösische, besonders wenn sie mit einiger Uebung zum Sprechen verbunden werden könnte. Sollten Sie zu seiner Zeit Unterricht im Tantzen, Zeichnen, in der Musik, seiner Lust und den Umständen nach für ihn angemeßen finden, so bestimmen Sie darüber ohne mich zu befragen. Kurtz betrachten Sie ihn in jedem Verhältniße als gänzlich abhängig von Sich und seinem Herrn Aufseher und als ganz unabhängig von mir: in Zucht und Lehre, in Vergnügungen, in seinen Bekandschaften. Er hat der letzteren dort keine, und ich halte es im Gantzen am glücklichsten für ihn, wenn er außer dem Zutritt zu seinem würdigen Oncle in Bodendorf, deßen Schwager Herrn Siegfried, und vielleicht zuweilen bey Herrn Lekeny, der die Gelder für ihn zalen wird, und dem er durch ein Schreiben des Herrn Bencke in Berlin ohne meine Bitte empfohlen worden ist, vorläufig auf diejenigen eingeschränkt wird, zu welchen er nach Maasgabe seiner Sittlichkeit, durch die Verhältniße seiner Vorgesetzten gelangen kann. Ich habe dem Herrn Matthei zwar einen Quasi Etat für seine Ausgaben zugeschickt: allein nicht in der Absicht, ihn als eine unbedingte Vorschrift festzusetzen. Es hängt vielmehr ganz von Ew. Hochwürden und Herrn Matthei ab, die Sätze deßelben zu jeder Zeit zu erhöhen oder zu vermindern, je nachdem es Ihnen den Verhältnißen nach, und für das Beste meines Sohnes gerathen scheinen wird. Ich wünsche, daß er auf dem Fus eines Schülers gehalten werde, dem es an keiner Nothdurft fehlt, und dem kein Ueberfluß gestattet wird, und für den ich übrigens jede Ausgabe, die zu seinem Besten und Nutzen gereichen kann, im voraus genehmige.

Ich muß nun vor allen Dingen um Verzeihung bitten, daß ich meinen Sohn so spät schicke. Mein großes Verlangen, ihn zu begleiten, welches ich erst spät und ungern aufgegeben habe ist Schuld daran. Ich habe mich erst von der gänzlichen Unmöglichkeit diese Reise izt ohne Gefahr meiner Gesundheit unternehmen zu können überzeugen müßen, bevor ich die Hoffnung dazu aufgegeben habe. Es begleitet ihn nur mein Neveu, der junge Kerl aus Schöningen, welcher mich von Helmstädt aus, wo er studirt, mittelst einer Fusreise besucht hat, und er ist an der Seite dieses viel versprechenden und soliden jungen Menschen sehr gut aufgehoben. Ich hoffe jedoch, meine Kräfte werden sich wie gewöhnlich während des

Frühjahres und des Sommers wieder heben, und dann ist mein erster Vorsatz, davon zu einer Reise zu Ihnen Gebrauch zu machen. Unterdeßen hoffe ich nach ein paar Wochen schriftliche Nachricht über die Verhältniße meines Sohnes und sein Gebahren zu erhalten.

Ich hätte noch über eine Menge Gegenstände mich auszulaßen: aber eines Theils wird mir das Schreiben sauer, anderntheils ist die Materie für einen Vater zu reichhaltig, um sie überhaupt zu erschöpfen. Ich weiß, daß ich für meinen Sohn nicht besser hätte sorgen können, als ich gethan habe, und darf mich also aller Unruhe und Besorgniße seinetwegen überheben. Betrachten Sie, Würdiger Mann, diese meine Sorglosigkeit und Hertzens Sorglosigkeit als das unbezweifelteste Zeichen der innigsten Verehrung, womit ich Ihnen ergeben bin

Mencken.

Potsdam, den 11. April 1801.

V.

Sie werden es mir, Würdiger Freund, gewis sehr leicht vergeben, daß ich einen Brief wie Ihren letzten so lange unbeantwortet gelaßen habe, und auch izt nur obenhin beantworte, wenn Sie hören, daß ich über 6 Wochen lang im eigentlichen Verstande wegen Kraftlosigkeit die Feder nicht habe halten können, und daß es mir auch izt noch sauer wird einige Zeilen zusammen zu stoppeln — allein ich bitte Sie, auch sich zugleich überzeugt zu halten, daß unter den tausendfältigen Entberungen von Lebensgenüßen, welche mir der traurige Zustand meines Körpers seit mehreren Jaren auferlegt, diese Versäumnis mir eine von den empfindlichsten gewesen ist. Jede Zeile Ihres Briefes war mir interessant. Ich freute mich des pädagogischen Scharfblicks, womit Sie meinen Sohn in so wenig Tagen so richtig zu beurtheilen wußten, als wäre er Jare lang unter Ihrer Aufsicht gewesen, der Grundsätze, nach welchen Sie ihn behandeln — der Vorsorge, womit Sie ihn bilden und seiner versäumten wißenschaftlichen Cultur nachhelfen wollen — der guten Hoffnungen, die Sie mir von ihm machten. — Über dies und mehreres hatte ich Ihnen so viel zu sagen und zu danken, allein es ward mir unmöglich. — Daß mein Sohn nicht viel höher als nach quarta kommen würde, vermuthete ich im voraus, nachdem was mir von den Einrichtungen Ihrer Anstalt und den Kenntnißen meines Sohnes bekandt war. In der That ist es zu ver-

wundern, daß er verhältnismäßig seiner Jare und der Dauer seines Unterrichts auf dem Berl. Gymnasio so weit zurückgeblieben ist: allein ich habe es längst bemerkt, daß man da so wie auf den meisten andern großen Schulen die Hauptsorge für die obern Klaßen verwendet und selbst in dem Falle, daß für die untern Klaßen recht gute und brave Lehrer vorhanden sind, wie hier wirklich der Fall war, bey dem Unterricht doch nicht plan und zweckmäßig genung verfährt, das Wißenschaftliche nicht folgerecht genung betreibt, und sich für die jungen Leute zu wenig individualisirt. Sie werden es gewis auch bereits an meinem Sohn bemerkt haben, daß er manche Kenntnis außer Zusammenhang hat, wozu er selbst den Jaren nach noch nicht reif ist, indeßen es ihm an so vielen andern fehlt, die ihm schon lange geläufig geworden seyn müßten. — Nun, das wird sich ja beßern. Sein Anfang giebt, wie mir auch Herr Matthei schreibt, recht gute Hoffnungen. — Hertz und Willen sind bei ihm gut, und in beßern Händen hätte er nicht sein können. Sie glauben nicht, wie sehr mich diese Ueberzeugung beruhigt. — Ich hätte hierüber noch so vieles zu sagen, allein die Kräfte versagen mir dazu. Zu einer Reise nach Magdeburg habe ich itzt weniger Aussicht als jemahls. Mein itziger Zustand, der mir die Reise von einem Stuhle zum andern sauer macht, müßte eine große Verbeßerung erfahren, wozu ich wenig Hoffnung habe, so wenig ich es auch an allen den Hülfsmitteln, der Eselsmilch, des Selterwaßers, des isländischen Mooses, der Lebensordnung fehlen laße, womit Hygiea ihre auszehrenden Kinder häufiger tröstet als heilet. Gebe der Himmel meinen Freunden und vorzüglich denen, die sich um so wesentliche Punkte meiner irdischen Glückseligkeit so verdient machen als Sie, Würdigster Mann, ein beßeres Loos. Ich wünsche das aus der Fülle meines Sie verehrenden Hertzens

Mencken.

Potsdam, den 16. Juni 1801.

Georg Wilhelm von Raumer und die materialistische Geschichtsauffassung.

Auf Grund einer hinterlassenen Skizze und mündlichen Gedanken-Austausches mit dem verstorbenen Dr. Paul Voigt ausgearbeitet

von

Dr. Andreas Voigt.

Unter den Vielen, denen die Begründung der materialistischen Geschichtsauffassung sei es zum Verdienst angerechnet, sei es zum Vorwurf gemacht wird, ist Georg Wilhelm von Raumer, soviel ich weiß, bis jetzt nicht genannt worden. Auf den ersten Blick wird es auch überraschen, den Brandenburgischen Geschichtschreiber und Preußischen Archivdirektor mit dieser Anschauung über historische und gesellschaftliche Kausalbeziehungen in Zusammenhang gebracht zu sehen. Raumer war nichts weniger als ein Materialist, weder im natur-philosophischen Sinne noch in der weiteren Bedeutung dieses Wortes. In seinen „Regesta historiae Brandenburgensis“ spricht er ausdrücklich von der Geschichtswissenschaft, „welche Kunde giebt von der Entwicklung des menschlichen Geschlechts unter der Leitung einer allweisen Vorsehung, und deren Axe in der ewigen und unergründlichen Tiefe der christlichen Religion liegt.“ Wie ist mit einer solchen Weltanschauung eine Geschichtsauffassung verträglich, welche das Wirthschaftsleben zur eigentlichen Grundlage alles historischen Geschehens, und Religion, Kunst, Recht und Staatsverfassung zu bloßen Efflorescenzen jenes materiellen Nährbodens macht? War Raumer ein unklarer Kopf, der zwei einander dermaßen widersprechende Weltanschauungen in seinem Geiste beherbergen konnte, ohne daß sie in gegenseitigen Vernichtungskampf mit einander geriethen, oder war er ein Heuchler, der als Hofhistoriograph dieser und für den Privatgebrauch jener Weltanschauung

huldigte? Doch bevor wir der Beantwortung dieser Frage näher treten, wird der Leser zunächst fragen: Ist es denn überhaupt wahr, daß Raumer die materialistische Geschichtsauffassung vertreten hat? Wo stehet das geschrieben?

Die Quelle, aus der wir schöpfen, ist allerdings eine abgelegene. Nicht aus seinen gesammten historischen Werken wollen und können wir den Nachweis liefern, daß sie die ökonomische Weltanschauung als rother Faden durchzieht, obwohl es einem Kenner derselben vielleicht nicht schwer werden dürfte, die Spuren von ihr darin aufzufinden, falls er auf der richtigen Fährte wäre. Er dürfte allerdings dann nicht jene starre, verknöcherte Doktrin suchen, zu der die wirthschaftliche Geschichtsauffassung in der Hand gewisser nichts weniger als historisch begabter und denkender Leute geworden ist. Wir haben aber eine viel unmittelbarere Quelle für Raumer's geschichtsphilosophisches Denken, ein Werk von ihm, in welchem er direkt seine historische Weltanschauung niedergelegt hat, das aber selbst manchem seiner Fachgenossen unbekannt geblieben sein dürfte oder, falls es dem Titel nach bekannt war, unbeachtet gelassen wurde. In der That, es führt einen Titel und behandelt einen Gegenstand, der zu philosophischen Betrachtungen gar keinen Anlaß zu bieten scheint: Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy. Es erschien in Berlin im Jahre 1851.

In der Vorrede giebt Raumer den Anlaß zu dieser Studie an. Er sei selber Besitzer eines Etablissements in dem neuen Badeorte Misdroy. Als solcher habe er sich umgesehen auf der Insel Wollin, wie es früher dort ausgesehen habe. Er scheint das Berliner Publikum durch sein Buch auf den Badeort, an dem er selber interessirt ist, aufmerksam machen zu wollen, also nebenher mit seiner Geschichtschreibung auch wirthschaftliche Zwecke zu verfolgen; allerdings ein passender Anlaß, einmal über den Zusammenhang von Wirthschaft und Geschichte nachzudenken.

Dennoch will ich nicht behaupten, daß dies die Gedankenverbindung war, die Raumer zu den geschichtsphilosophischen Betrachtungen veranlaßte, die er in der Vorrede dieses Buches anstellt und durch das Buch selber zu veranschaulichen unternimmt. Vielmehr dient ihm hier die Geschichtstheorie zur Rechtfertigung seiner Beschäftigung mit einem anscheinend so kleinen und unbedeutenden Gegenstande.

„Eine Geschichte der landwirthschaftlichen und gewerblichen Produktion fehlt uns noch gänzlich", beginnt er seine Darlegung,

um sofort im echt materialistischen Sinne fortzufahren: „Wenn aber erst mehr und mehr erkannt werden wird, daß alle politischen Veränderungen nur Folgen der veränderten Erwerbs- und Lebensweise der Menschen und der durch umgestaltete Verkehrsverhältnisse anders gewordenen Stellung der verschiedenen Klassen sind, dann wird auch der Werth landwirthschaftlicher Lokal- und Dorfgeschichten mehr gewürdigt werden, wozu das gegenwärtige Buch einen Beitrag zu liefern sucht.“

Diesen allgemeinen Satz belegt er nun durch ein treffend gewähltes Beispiel aus der Agrargeschichte, und ich weiß die ganze klare und interessante Theorie Raumer's nicht besser darzustellen, als indem ich seine Ausführungen hier im vollen Umfange zum Abdruck bringe. Er fährt nämlich fort:

„Es ergiebt sich dabei, daß der Landbau und die bäuerlichen Verhältnisse von den ältesten Zeiten bis in das vorige Jahrhundert im Wesentlichen gleich und dieselben geblieben sind, seitdem aber ist, zuerst durch den Anbau von Futterkräutern und des Klees, dann hauptsächlich durch den Kartoffelbau eine totale Revolution in den wirthschaftlichen Verhältnissen der ländlichen Bevölkerung eingetreten, welche durch das Aufgeben der uralten Dreifelderwirthschaft und durch das Entstehen einer zahlreichen Büdner- und Einliegerklasse, eines Standes von Nichteigenthümern neben den hergestammten Ackerwirthen, den Bauern und Kossäthen deutlich bezeichnet wird. Dadurch erst, durch diese auf dem Kartoffelbau fußende Bevölkerung ward es möglich aber auch nothwendig, die Hofedienste der bäuerlichen Unterthanen, auf denen die frühere Ackerwirthschaft der größeren Güter beruhte, aufhören zu lassen, womit denn der Bauernstand freier Eigenthümer wurde, die Besitzer der großen Güter aber in die Geldwirthschaft, bald auch in die sogenannte rationelle Landwirthschaft und ländliche Fabrikation hineingetrieben worden sind, worin eine Hauptursache des politischen Umschwunges der Gegenwart zu suchen ist, und auch für die Zukunft beruht ein Theil, nicht nur der sozialen, sondern auch der politischen Entwicklung der östlichen Provinzen des preußischen Staates in dem Umstande, ob ein Stand solcher rationellen, den Ackerbau selbst betreibenden größeren Gutsbesitzer sich erhalten werde und wie das zukünftige Verhältniß der eigenthumslosen und tagelohnenden Klasse der Bevölkerung zu jenem Gutsbesitzerstande sich gestalten wird.“

„Viele preisen die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung in Bezug auf den Bauernstand als eine Schöpfung besserer Zustände. Andere beseufzen manche dabei hervortretende Folgen, allein die längst vor diesen Staatsmännern in der Stille eingetretenen veränderten Zustände des Landbaues haben die neue Gesetzgebung hervorgerufen und mußten sie hervorrufen. Mit der Ackerbau-Industrie hört der Spanndienst der Bauern über kurz oder lang von selbst auf und mit diesem zerreißt das hergebrachte Band, welches die größeren Gutsbesitzer mit dem Bauernstande zusammenhielt. Keine Macht auf Erden hält die Dienstaufhebung, die Eigenthumsverleihung und Parzellirungsfreiheit auf die Länge zurück, wenn solche erst Bedingungen der Produktion geworden sind; überhaupt, wenn in einem Lande rationaler Ackerbau mit fremden Kapitalien, Land- und Forstwirthschaft zu Geldgewinn bei den großen Gütern überhand nimmt, so geht es mit den patriarchalischen Zuständen zu Ende, und es bedarf keines Beweises, daß, wenn solche Aenderungen in den speziellen Kreisen, in dem eigentlichen Lebensprozeß eines Volkes eine Weile bestanden und gewirkt haben, sie Umwandlungen in der Verfassung des ganzen Landes mit Nothwendigkeit nach sich ziehen. Man mag dies beklagen oder rühmen, ändern wird man es nicht; aus den geänderten gesellschaftlichen und Erwerbsverhältnissen, aus einem anders gewordenen Haushalt der Familien und einem eben damit geänderten Sinn des Volkes gehen mit der Zeit allemal die größten politischen Umwälzungen der Staaten hervor und die politische Ohnmacht des Grundbesitzes in der Gegenwart, das Uebergewicht des Kapitalvermögens, das Brechen des alten ständischen korporativen Zusammenhaltens, sind eben nothwendige Folgen der geänderten Volkswirthschaft. Dazu gehören freilich nicht bloß Aenderungen im Betrieb des Ackerbaues und in den Kulturzuständen des platten Landes, sondern in den Erwerbsverhältnissen des Volkes überhaupt, also auch im städtischen Gewerks- und Handwerkerstande, in Manufaktur und Fabrikation, allein die Aenderungen im städtischen Verkehr pflegen mit der Umwälzung des Landbaues Hand in Hand zu gehen."

„Wenn also jede tiefer und bis in das Detail der Familien und der Volkswirthschaft eingehende Untersuchung lehrt, daß die politischen Umgestaltungen in ihrem letzten Grunde nur Folgen, und zwar nothwendige Folgen der veränderten sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung sind, welche



nach und nach nicht nur die Sitten, die Lebens- und Anschauungsweise, sondern auch die Stellung der einzelnen Klassen der Gesellschaft gegeneinander ändern, so verdient der Versuch einer ausführlichen historischen Darstellung der landwirthschaftlichen und sozialen Zustände eines kleinen Flecken Landes vielleicht einige Beachtung, denn nur aus solcher detaillirten Kenntniß ergeben sich richtige Rückschlüsse zum Verständniß gleichartiger Verhältnisse im ganzen Staate und ihrer Ursachen und Wirkungen. Unsere Historiker von Fach beschäftigten sich damit freilich nicht, sie geben höchstens eine Rechtsgeschichte, eine Darstellung der legislativen Aenderungen, da doch gewiß ist, daß jede Veränderung in den Rechtszuständen einer Nation aus gewissen thatsächlichen Voraussetzungen, aus dem Steigen der Bevölkerung und dem Drängen nach erhöhter Produktion hervorgeht und daß alle Staatseinrichtungen ohne Ausnahme, von unten nach oben, nur Resultate der jeweiligen Zustände der Gesellschaft sind, und für gewisse Zustände derselben paßt als Staatseinrichtung eben nur der Despotismus, von wem und in welcher Form er auch ausgeübt werden möge."

„Freilich soll damit die Wichtigkeit und die Macht der geistigen Bewegung in den Völkern nicht hinweggeleugnet werden, aber wahr ist es doch, daß solche Bewegungen mehrentheils entweder durch materielle Veränderungen in der Gesellschaft eingeleitet, oder daß sie von solchen begleitet und durch sie getragen werden müssen, wenn bleibende und tiefgreifende Umwälzungen in der Richtung der Geister dadurch erzeugt werden sollen. Zum Glück hat übrigens Gott eine Leuchte auf Erden aufgerichtet, welche weiter greift, als Menschensinnen und als alle vergänglichen politischen Institutionen."

Da haben wir in nuce die ganze materialistische Geschichtstheorie. Mehr, als was hier steht, haben Marx und Engels auch nicht über die Zusammenhänge der Produktionsverhältnisse mit Familie, Recht, politischer Verfassung, Klassenbildung und geistiger Kultur sagen können, ja es will uns scheinen, als ob sie auf größerem Raume nicht soviel gesagt hätten und hier viele dieser Zusammenhänge tiefer erfaßt, besser auf ihre Ursachen zurückgeführt und richtiger dargestellt wären.

Zunächst gilt dies schon vom Begriff der Produktions-Verhältnisse, der bei Marx so unklar geblieben ist, daß einer seiner Kommentatoren, Kautsky, darunter die technischen Erfindungen

verstehen konnte und diese zum eigentlichen Agens der gesellschaftlichen Entwicklung machte. Daß die bloße Möglichkeit veränderter Wirthschaft, wie sie mit den technischen Erfindungen gegeben ist, noch lange nicht zur Umwälzung der Gesellschaft führt, lehrt wohl nichts besser, als die Geschichte der Erfindungen selber. Was war die Ursache, daß manche bedeutende Erfindung wieder spurlos ins Nichts versank, und was war es, was ihr unter anderen Verhältnissen zum Durchbruch verhalf? Welches ist die Kraft, die zur Veränderung der Produktionsmethoden treibt? Ist es bloße Neuerungssucht oder kann das Bestreben Einzelner, größeren Profit zu machen, dieses bewirken? Nein, denn wir sehen in verschiedenen Ländern und in Theilen desselben Landes die verschiedensten Produktionsmethoden gleichzeitig bestehen und ausgeübt werden, und die einzelnen Unternehmer sind unfähig, daran etwas zu ändern. Mit dem bloßen wirthschaftlichen Sinne oder dem Selbstinteresse als treibende Kraft der wirthschaftlichen Entwickelung kommen wir also nicht aus.

Raumer nennt wenigstens eine und wohl die wichtigste der thatsächlich treibenden Kräfte, nämlich das „Steigen der Bevölkerung und das Drängen nach erhöhter Produktion.“ Freilich in dünn bevölkerten Ländern steht die Produktionstechnik tief, die primitivsten Methoden bleiben im Schwange. Ein hoher Stand der Technik findet sich nur in dichtbevölkerten Ländern. Wir können nur hinzufügen, daß eine gewohnheitsmäßige, durch Sitte gefestigte hohe Lebenshaltung die Masse der Bevölkerung hier die Bevölkerungsdichtigkeit unter Umständen zu ersetzen vermag, wie Amerika zeigt, und daß umgekehrt bei einem tiefen Niveau der Lebensbedürfnisse auch eine hohe Bevölkerungszahl keinen hinreichenden Druck ausübt, wie uns Ostasien lehrt.

Auch der Zusammenhang der Produktionsverhältnisse mit der Klassenbildung und der Stellung der Klassen zu einander tritt bei Raumer klarer als bei Marx hervor. Schon das Beispiel der Einführung der Futterkräuter und des Kartoffelbaues illustrirt diese Beziehungen aufs Beste. Es entsteht eine neue Klasse, die der wirthschaftlich selbstständigen obwohl nicht besitzenden Büdner und Einlieger, die nun ihrerseits es der Klasse der Besitzer großer Güter theils ermöglicht, theils sie zwingt, zur sogenannten rationellen Landwirthschaft und zur ländlichen Fabrikation überzugehen. Die neue Klassenbildung geschieht also dadurch, daß die veränderten Produktions- und Erwerbsverhältnisse den Haushalt der Familien

und damit die Sitten, den Sinn und die Lebens- und Anschauungsweise des Volkes ändern, und so ist es nicht bloß hier, so ist es auch beim Uebergang vom Handwerk zum Fabrikbetriebe und in anderen Fällen. Hier haben wir ein deutliches, anschauliches Bild vom Gange der Veränderung im Gegensatze zur Marx'schen Darstellung, wo der Zusammenhang zwar konstatirt wird, die nähere Verkettung aber im Dunkel bleibt.

Zu beachten ist auch, daß Raumer nicht bloß von zwei Klassen spricht, den Arbeitgebern und den Arbeitern, die Marx in Folge seiner Beschränkung auf die industriellen Verhältnisse allein immer vorschwebten. Es ist ein weiterer Gesichtskreis, der sich uns hier eröffnet und uns die Klassenbildung in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit erkennen läßt.

Dadurch nun, daß neue Produktionsarten und Betriebsformen aufkamen, im Raumer'schen Beispiel mit der Einführung der „Ackerbau-Industrie", muß sich nothwendig auch die Rechtsordnung ändern, denn die neuen Rechtsformen, bezw. die Beseitigung der alten, der Spann- und Handdienste, die Eigenthumsverleihung an die neuen Bevölkerungsklassen und die Parzellirungsfreiheit für alle Grundbesitzer ist jetzt zu einer „Bedingung der Produktion" geworden, die sich über kurz oder lang mit Nothwendigkeit durchsetzt. Der Gesetzgeber leistet bei der Geburt des neuen, spontan entstehenden Rechtes nur Hebammendienste. Der Klassenkämpfe bedarf es also beim regelmäßigen Verlauf dieses Prozesses auch nicht. Nur wo Störungen in der natürlichen Entwicklung entstehen, da muß der Kampf helfend und fördernd eintreten. Dem Kampf wird damit von Raumer im Gegensatz zu Marx die richtige Position in der Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft angewiesen. Es ist nicht das einzige Agens der Entwicklung, diese ist nicht eine ununterbrochene Reihe von Klassenkämpfen, sondern der Kampf ist hier wie überall im menschlichen Leben lediglich die ultima ratio, die dort eintritt, wo die natürlichen Triebkräfte in Folge von Reibungswiderständen vorübergehend den Dienst versagen.

Endlich ist auch die Rolle der geistigen, ideologischen Faktoren bei Raumer so scharf umschrieben, wie es bei diesen minder greifbaren Potenzen überhaupt möglich ist. Er begnügt sich nicht mit dem unklaren Bilde, daß die geistige Bewegung in den Völkern ein bloßer „Reflex" des ökonomischen „Unterbaues" sei. Er läßt sich auch nicht zu Generalisirungen verleiten, die nachher doch

wieder zurückgenommen werden müssen. Er läßt den geistigen Faktoren ihre unverkennbare selbstständige Macht, aber er giebt zu, daß bleibende und tiefgreifende Umwälzungen auf geistigem Gebiete meistens durch wirthschaftliche Umwälzungen eingeleitet oder von solchen begleitet und durch sie getragen werden. Und das dürfte in der That der haltbare Kern des geschichtlichen Materialismus sein, soweit er auf das geistige Gebiet übergreift und sich nicht damit begnügt, die fast selbstverständlichen, aber darum doch nicht immer leicht erkennbaren Zusammenhänge zwischen Volkswirthschaft und Rechtsordnung im Einzelnen nachzuweisen.

Ueberhaupt, und das ist ein letztes Verdienst des Raumer'schen Materialismus, er ist weit entfernt, eine neue Geschichtstheorie darstellen und die Thatsachen in ein, trotz allem Materialismus, im Grunde doch mystisch-scholastisches Schema zwingen zu wollen. Genau wie die Marx'sche Werththeorie, die auf rein logisch deduktivem Wege nothwendige Zusammenhänge zwischen Arbeitsquantität und Werth festzustellen behauptet, ohne zeigen zu können, worin der innere, kausale Zusammenhang dieser beiden disparaten Begriffe bestehe, ist auch die materialistische Geschichtsauffassung in der Marx'schen Fassung ein Schema, das Allgemeingültigkeit beansprucht, ohne das Recht darauf durch Darlegung der speziellen Kausalzusammenhänge nachweisen zu können. Es stabilirt, wie es Stammler richtig ausführt, nicht einen Erfahrungszusammenhang, sondern ein historisches Erkenntnißprinzip, das vor aller Erfahrung und unabhängig von dieser gelten soll. Der Geschichtsmaterialismus, wie wir ihn verstehen, ist aber und bleibt eine Hypothese, die, soweit sie überhaupt richtig ist, nur durch Erfahrung zu erweisen sein wird. Raumer's Geschichtsmaterialismus tritt von Anfang an lediglich als eine Erfahrungstheorie auf, die sich vor Allem in der wirthschaftlichen Detailgeschichte bewahrheiten soll. Man erkennt daher sofort die Bedingungen und Grenzen ihrer Gültigkeit und versteht sehr gut, wie Raumer einen religiösen Supranaturalismus für damit vereinbar halten konnte.

Neue Briefe Napoleon's I.

Von

Th. Ludwig.

Unübersehbar wird allmälig die Reihe der Werke, welche neben der offiziellen Sammlung seiner Korrespondenz bald ausschließlich, bald beiläufig Briefe des ersten Kaisers der Franzosen zum Abdruck bringen.[1] Auch wenn man weiß, daß in den französischen Zentralarchiven ungefähr 33000—35000 verschiedene Stücke liegen, wobei noch die Korrespondenz eines so wichtigen Jahres wie 1812 bekanntlich theilweise vernichtet worden ist, und in Betracht zieht, daß die amtliche Publikation etwa ein Drittel des ganzen Bestandes aus verschiedenen Gründen beiseite ließ, möchte man doch nach so vielen Nachträgen zunächst am Werthe neuer Editionen zweifeln. Nicht zum ersten Mal würde ja hier die intensive Beschäftigung mit einer, wenn auch dominirenden Persönlichkeit zuletzt damit enden, daß das Kleine groß erscheint, weil es noch neu ist: denn was ein hervorragender Geist ihr ist, kann und muß sich jede Zeit nach dem, was sie selbst bewegt, neu formuliren, die äußeren Manifestationen aber auch des reichsten Lebens sind endlich einmal für immer festgestellt. Die jüngsten, nicht ohne eine gewisse Rivalität rasch hinter einander erschienenen Veröffentlichungen des Archivars Léon Lecestre[2] und von L. de Brotonne[3] beweisen indeß, daß dieser Punkt für Napoleon I. noch nicht erreicht ist. Zusammen

---

[1] Eine Uebersicht in der Einleitung des gleich zu nennenden Buches von Brotonne.

[2] Léon Lecestre, lettres inédites de Napoléon I. (An VIII — 1815). Paris, Plon 1897. 2 Bde.

[3] Léonce de Brotonne, lettres inédites de Napoléon I. Paris, Champion, 1898. Ein Theil dieser Sammlung erschien bereits, wie in Frankreich üblich, in der Nouvelle Revue, 1894, Febr. 1 und 1897, Aug. 15.

werden uns hier nicht weniger als etwa 2700 Briefe vorgelegt. Allerdings hat Lecestre 340 bereits an verschiedenen anderen Stellen, bei du Casse und d'Haussonville oder anderweitig, theilweise selbst mehrfach, edirte Briefe absichtlich nochmals abgedruckt, wozu Brotonne mit großer Befriedigung noch eine Liste unfreiwilliger Reproduktionen vermeintlicher Inedita hinzufügt. Ueber 2000 Briefe waren aber wirklich bisher unbekannt, und was sie bringen, ist zum größten Theil durchaus keine mühsam zusammengescharrte Nachlese, keine Vereinigung untergeordneter Einzelheiten, sondern eine reiche Auswahl der für den Kaiser allerbezeichnendsten Befehle und Anordnungen.

Der Charakter unserer beiden Sammlungen ist ein ziemlich verschiedener. Diejenige Lecestre's ist unzweifelhaft die wichtigere; sie enthält mehrere in sich abgeschlossene, bedeutsame politische Korrespondenzen, die Briefe an Murat während seines spanischen Kommandos, an Lebrun als Generalgouverneur von Holland und den Prinzen Camillo Borghese zur Zeit des Kirchenstreits, endlich die freilich auch von Vandal veröffentlichten Erlasse an Caulaincourt während seiner Gesandtschaft nach Rußland. Auch die Weisungen an Fouché und Savary und besonders die drakonischen Befehle an die Generale in Spanien und Deutschland sind bei Lecestre zahlreicher vertreten. Brotonne legt ebenfalls werthvolle Stücke der beiden letzteren Kategorien vor, ist dagegen an politisch wichtigen Briefen ganz arm und enthält überhaupt auch einiges Unbedeutendere.

Beide haben nicht verfehlt, gewisse Auslassungen in der amtlichen Ausgabe noch ganz besonders hervorzuheben, und Brotonne, der gewiß kein Bonapartist ist, hat mit boshaftem Vergnügen die Marginalien hinzugefügt, mit denen die Redaktionskommission den Ausschluß begründete. Da schreibt ein Mitglied zur Verleihung des Großkordons der Ehrenlegion an den Friedensfürsten: „zur Ehre der Kordons möchte ich diese Gunst in Vergessenheit lassen.“ [4]) Ueber die Bewilligung von 100000 Frs. an den Senator Journu-Auber entspinnt sich ein kleiner scherzhafter Dialog zwischen den Editoren; der eine meint ironisch, der Fall sei doch recht interessant und die Interessenten hielten ihn gewiß für ein gutes Beispiel, während eine andere Hand ernsthaft hinzusetzt: „gerade wegen des Beispiels möchte ich unterdrücken; die Sache ist nur allzusehr gebräuchlich.“ [5]) Daß der Tribun Carrion-Nisas nach der Beseitigung

---

[4]) Br[otonne] Nr. 98.
[5]) Br. Nr. 71.

[illegible] das Porträt des Zaren, [illegible] Auslassen kann man [illegible] der Kaiser sich nicht immer rücksichtsvoll [illegible]. [illegible] weil er aus dem Schweigen [illegible] kommt — [illegible], weil er zu harte Worte gegen [illegible], ein anderer vermuthlich, weil er eine Berichtung [illegible] in den Theaters de St. [illegible]. Gelegentlich wird [illegible] ein [illegible] unbequemer Satz eliminirt, wenn der Kaiser etwa dem jüngeren Jérôme bedeutet, daß ihn wohl die Schönen von Kassel aufgehalten hätten[7], oder bei dem russischen Feldzug die unerquickliche Bemerkung macht, daß viele Offiziere sich von der Armee fernzuhalten suchen, weil man sie in Paris als ein pis aller betrachte[8]. Bisweilen scheint eine schonende Verallgemeinerung sehr präziser Wendungen angemessen; wenn der Leser in der großen Korrespondenz den harmlosen Worten begegnet: „ich denke, daß es gut ist, dies Backer zu schreiben", ahnt er nicht, daß der Befehl in Wahrheit lautete: „ich denke, daß diese Nachrichten an Backer weiterzugeben sind, damit er alle darin vorkommenden Zahlen verdreifacht."[12] Gelegentlich greift man zu dem Mittel, die Echtheit oder wenigstens die wirkliche Absendung eines unangenehmen Stückes abzustreiten; Brotonne vermag aber zu zeigen, daß das bekannte, um ein mildes Wort zu wählen, hyperoptimistische Schreiben Napoleon's an seinen Schwiegervater[13] über den Rückzug aus Rußland mit der nackten Ableugnung[14] der offenkundigsten Thatsachen allerdings doch an seine Adresse abgegangen ist. Gewiß gute Illustrationen dafür, wie gewissenhaft die zweite Redaktionskommission den wohlklingenden Grundsatz ihres Präsidenten, des Prinzen Napoleon, befolgte, nur das zu publiziren, was der Kaiser selbst der Oeffentlichkeit mitgetheilt hätte, ohne zu empfinden, welch' böse Satire sie damit auf ihren Helden schrieb, indem sie ihm so wenig den Muth seiner Thaten zutraute! Wie sehr über dieser Publikation eben immer das Interesse des Stifters der Dynastie als Leitstern stand, sieht man an folgender Kleinigkeit.

6) Br. Nr. 213.
7) Br. Nr. 139.
8) Br. Nr. 113.
9) Br. Nr. 1128.
10) L[ecestre] Einleitung, IV, n. 2.
11) Br. Nr. 1012.
12) L. Einleitung IV, n. 2.
13) Br. Nr. 1026. Vgl. Correspondance 24, Nr. 19434 (S. 439, n. 1.)
14) Vgl. die Zugeständnisse in dem Brief an Maret, L. II, Nr. 935.

Der Kaiser verlangt einmal über die Anwesenheit einiger Engländer in Orleans mit der Bemerkung, „es geschah gegen meine Absichten", Aufklärung. Ein Kommissionsmitglied legt das Billet ganz richtig als interesselos beiseite, aber eine andere Stimme verlangt gerade jener Worte wegen die Aufnahme, weil immer angenommen werde, daß nichts gegen Napoleon's Willen geschehen sei; schließlich unterbleibt der Abdruck doch, denn „la faute n'était pas capitale".[15]) Gelegentlich nimmt die Kommission übrigens auch Fremde unter ihre wohlwollende Protektion. Eine Wittwe Lustig, die sich als servante de lit du grand Frédéric bezeichnet, hat Napoleon 1806 um Fortgewährung ihrer kleinen Pension gebeten, aber nur den Bezug eines Viertels bewilligt erhalten. Das Mitglied Rapetti findet schon dies unvortheilhaft, fügt aber in tiefer Seelenangst um den guten Ruf des Großen Königs noch hinzu: „Servante de lit! Nous devrions enlever . . ." Und das probeweise schon gedruckte Stück wurde wirklich nachträglich verworfen.[16])

Indeß, genug der ebenso lehrreichen, wie amüsanten Züge aus dem kleinen Krieg der Herausgeber gegen das offizielle Monumentalwerk, dessen Charakter ja längst hinreichend bekannt ist; fragen wir nun, wie eigentlich ihr Napoleon aussieht.

Mächtig bricht vor Allem sein Selbstgefühl hervor. „Ich werde in Spanien wohl die Säulen des Herkules finden, aber nicht die Grenzen meines Könnens", tröstet er Joseph nach Baylen.[17]) Mit vollem Bewußtsein nimmt er darum die ganze Wucht des Regiments allein auf sich. „Ich urtheile nach meiner Urtheilskraft und meiner Einsicht, nicht auf die Meinung Anderer hin", schreibt er in den nämlichen Tagen an Cambacérès.[18]) In einem Briefe an Lebrun heißt es zwei Jahre später ebenso stolz: „ich werde thun, was dem Wohl meines Reiches zuträglich ist, und das Geschrei der unsinnigen Menschen, welche besser als ich wissen wollen, was zuträglich ist, flößt mir nur Verachtung ein"[19]), und noch in dem Feldzuge von 1814 besteht er darauf, „daß es im Staat keine andere Autorität als die meine giebt", weil er noch immer der Mann von Austerlitz und Wagram ist, der den gordischen Knoten nach Alexanders Art löst und der keine Volkstribunen will, weil er selbst der Groß-Tribun ist.[20])

---

[15]) Br. Nr. 68.
[16]) Br. Nr. 166.
[17]) L. I, Nr. 333.
[18]) L. I, Nr. 310.
[19]) L. II, Nr. 684.
[20]) L. II, Nr. 1144.

Und jeder Brief giebt ihm Recht, indem er wirklich den Kaiser als die Seele seines Reiches, als den unerreichbaren Selbstherrscher zeigt. Alle die wohlbekannten, guten Seiten seiner Art treten da dem Leser in neuen Beispielen entgegen. Er kümmert sich um alles. Regnaud läßt er darauf aufmerksam machen, daß „Empfehlungen zu Gunsten von Juden ihm unbedingt sehr schaden"[21]; eine andere Persönlichkeit muß hören, daß seine Frau „ein Boudoir hat, welches der Skandal von Paris ist, das sie auf der Stelle zu ändern hat"[22]. Die Verwechslung eines Kreuzes der Ehrenlegion[23]) interessirt ihn ebenso, wie die nicht ganz regelrechten Orden, welche Elise ihren Damen verleiht[24]), und in den Dresdner Junitagen von 1813 hat er Zeit für Pariser Zeremoniellfragen.[25]) Er beschäftigt sich damit[26]), den richtigen Stil zu finden, in welchem Joseph als König von Spanien an ihn schreiben soll, nicht zu förmlich, mehr freundschaftlich und familiär, und belehrt Junot[27]) etwas verdrießlich über die Bedingungen für die Führung seines neuen Herzogstitels.

So durchaus Napoleon Soldat ist, duldet er doch keine Militärexzesse im Reich selbst. Die bevorzugten Polytechniker in Paris, Kriegsschüler von Metz oder junge Fähnriche in Livorno, alle müssen sie für ihren Uebermuth gegen die Bürgerschaft büßen[28]); Chikanirung der Genuesen durch Einquartierung wird schleunigst abgestellt.[29]) Neben der bekannten Anerkennung der Verdienste des gemeinen Mannes durch unmittelbare Beförderung[30]) steht die strengste Erziehung des Offiziers zur Erfüllung seiner Pflicht; umsonst schlägt man dem Kaiser vor, einen blutjungen Unterleutnant, Sohn eines geachteten Generals, der seinen Posten ohne Erlaubniß verlassen hat, bloß disziplinarisch zu bestrafen, Napoleon verweist ihn vor das Kriegsgericht, denn „er ist ein Feigling."[31]) Die spezifische Soldatenehre will er unbefleckt wissen, so daß er die Bigamie eines Generals als Demüthigung für die ganze Armee empfindet.[32]) Er ehrt in dem Soldatenrock „das Kleid, das mir den Thron, auf dem ich sitze, erobert hat"[33]); und nennt den Militärstand „das edelste Handwerk".[34]) Darum ist ihm, der mit Recht

[21]) Br. Nr. 416.
[22]) Br. Nr. 412.
[23]) Br. Nr. 255.
[24]) Br. Nr. 613.
[25]) Br. Nr. 1149.
[26]) Br. Nr. 785.
[27]) Br. Nr. 276.
[28]) L. I, Nr. 277; Br. Nr. 624.
[29]) Br. Nr. 102.
[30]) Br. Nr. 60.
[31]) Br. Nr. 237.
[32]) L. I, Nr. 121.
[33]) L. I, Nr. 209.
[34]) L. I, Nr. 97.

von sich sagen darf, daß er stets unter den Plänklern seiner 200 000 Mann zu finden sei, das Soldatenspiel ein Greuel. Jérôme muß in den Flitterwochen seiner Majestät hören, daß König und Bruder des Kaisers sein im Kriege nichts heißt, daß man Soldat, wieder Soldat und noch einmal Soldat sein, Tag und Nacht zu Pferde sitzen, oder in seinem Serail bleiben muß.[35] Kein Geschöpf ist ihm verhaßter, als der Miles gloriosus, den der tapfere Reiterkapitän Chipault mit seinen in einer einzigen Schlacht empfangenen, sage zweiundfünfzig Wunden in einer Audienz vor der arglos staunenden Josephine spielt; wenigstens, fügt er freilich seinem Tadel mit charakteristischer Beschränkung hinzu, sollte man sich in der Veröffentlichung solcher Dinge berathen lassen![36]

Wie die Armee, so beobachtet der Blick des Kaisers unausgesetzt das Heer seiner Civilbeamten, zu denen ja auch der Klerus zählt. Bald verlangt er Auskunft über einen kürzlich ernannten Einnehmer in den Vogesen[37], bald die Personalien des Pfarrers von St. Sulpice[38]; jetzt soll ein Präfekt kontrolirt werden[39], über den Klagen einlaufen, dann der Intendant in Erfurt[40] oder der Staatsanwalt in Trier[41], der durch seinen schlechten Wandel das Publikum skandalisirt, und wieder ein anderes Mal die Ersatzkommission der Loire[42], „wo Alles um Geld zu haben scheint", oder der Konsul in Tunis, über den sich die Marseiller Kaufmannschaft beschwert hat.[43] Immer geht die Initiative in diesen Dingen von Napoleon aus, wo er sein mag, ob in St. Cloud und Trianon oder auf der Reise in Mailand und Antwerpen oder im polnischen Feldlager, nie verläßt seine Aufmerksamkeit dieses Gebiet.

Unerbittlich führt er den Kampf gegen die Korruption. Er weiß wohl, wie tief das Uebel gerade in Frankreich sitzt: „will man mich bestehlen und bezahlen lassen, als ob man geliefert hätte?" schreibt er zornig von Madrid dem General Dejean; „das ist Herkommen bei der Verwaltung in Frankreich."[44] Auch später klagt er gerade in Spanien über die große Bestechlichkeit, „Mißbräuche, die dem Wohl und Interesse des Heeres so sehr entgegenstehen."[45] Die Beamten im Inland und womöglich auch die Offiziere im

[35] L. I, Nr. 479.
[36] L. I, Nr. 205.
[37] Br. Nr. 209.
[38] Br. Nr. 183.
[39] Br. Nr. 130.
[40] Br. Nr. 840.
[41] Br. Nr. 594.
[42] Br. Nr. 836.
[43] Br. Nr. 517.
[44] Br. Nr. 379.
[45] L. II, Nr. 679.

Ausland sollen reine Hände haben. Misfällig theilt er Montalivet die Betheiligung der Marseiller Präfekturbeamten an Kohlenspekulationen mit[46], und befiehlt die Ersetzung des Steuerdirektors von Parma, weil er im Verdacht von Unterschleifen steht und allgemein verhaßt ist.[47] Fouché soll einen guten Polizeipräfekten für Madrid und Lissabon schicken: „ich brauche keine Schwätzer, sondern unparteiische und rechtschaffene Männer, die die Umstände nicht benützen, um zu stehlen und sich zu entehren."[48] Einen General, den man ihm für ein Kommando in der Nationalgarde vorschlägt, weist er mit den Worten zurück: „er ist ein Brigant".[49] Ausdrücklich begründet er gegen Joseph die Dotationen mit der Absicht, die Offiziere über jede Versuchung zu stellen[50], ein Mittel, das sich, wie man weiß, doch nur schlecht bewährt hat.

Auch seiner Familie gegenüber nimmt er in unseren Briefen häufig eine ganz ähnliche und durchaus würdige Stellung ein. Allerdings lernt man gerade dafür aus Brotonne fast gar nichts und durch Lecestre nicht besonders viel Neues kennen, denn die von Letzterem aufgenommenen Briefe an Eugen stehen bereits in dessen Memoiren, diejenigen an Ludwig bei Rocquain, der größere Theil derjenigen an Joseph ebenfalls in dessen Memoiren oder bei du Casse; meist unbekannt sind nur die an Jérôme und die Schwestern gerichteten Schreiben. Die bekannten schroffen Wendungen und rohen Vorwürfe kehren freilich auch da wieder; was muß sich Bruder Jérôme nicht Alles sagen lassen! Rücksichtslos werden diese Könige vor den Marschällen bloßgestellt; von Ludwig schreibt der Kaiser an Bessières kurzer Hand „wenn der König Sie stört, hören Sie ihn nicht".[51] Aber daneben finden sich auch Ermahnungen an den nämlichen Jérôme, die vollständig zu den schönen, von du Casse publizirten, nichts als Ehrgefühl, oder, wenn man will, auch Ehrgeiz athmenden, ermunternden Briefen des Ersten Konsuls an den jugendlichen Schiffsfähnrich von 1801 passen. Immer von Neuem warnt ihn der Kaiser vor schlechten Subjekten seiner Umgebung[52] und predigt ihm in den eindringlichsten Worten, die jeder Verfasser eines unserer alten Fürstenspiegel mit Stolz in sein Buch aufgenommen hätte, Sparsamkeit und nochmals Sparsamkeit, Verzicht auf alle Prätensionen: „strengste Sparsamkeit, um

46) Br. Nr. 664.
47) Br. Nr. 123.
48) L. I, Nr. 381.
49) Br. Nr. 462.
50) L. I, 97.
51) L. I, Nr. 547.
52) L. I, Nr. 329.

das Elend der Umstände, welche auf Ihrem Volk lasten, nicht mit regellosem Luxus und Ausgaben kontrastiren zu lassen; Sparsamkeit, die allen Souveränen nothwendig ist, besonders dem König eines einfachen Volkes; Sparsamkeit, die jederzeit nöthig ist, besonders bei Beginn einer Regierung, wo sich die Meinung bildet".[53]) „Verkaufen Sie Ihre Möbel, Ihre Pferde, Ihre Juwelen und bezahlen Sie Ihre Schulden. Die Ehre geht Allem vor."[54]) „Nehmen Sie Manieren und Gewohnheiten an, die zu denjenigen des Landes passen, welches Sie regieren, so werden Sie die Einwohner durch die Achtung gewinnen, welche stets mit der Meinung von den Sitten und der Einfachheit Schritt hält."[55]) Und ganz ähnliche Lehren erhält die schöne Pauline — „belle princesse" redet sie der Bruder selbst einmal in galanter Stimmung an[56]) — für die piemontesischen Damen ihrer Umgebung: „Machen Sie sich beliebt; seien Sie mit jedermann leutselig; versuchen Sie, eine gleichmäßige Stimmung zu bewahren, und machen Sie den Prinzen (Borghese) glücklich."[57]) Auch ein Opfer wird ihr gelegentlich zugemuthet, freilich schon unter dem heraufziehenden Gewitter von 1813; der Bezug einiger Shawls aus Konstantinopel soll unterbleiben, denn „die Prinzessinnen müssen das Beispiel zum Gehorsam gegen das Gesetz und zur Ermuthigung der nationalen Fabriken geben."[58])

Freilich, bei anderen Gelegenheiten, ja oft sogar in einer einzelnen Wendung des nämlichen Briefes zeigt der Kaiser ein ganz anderes Gesicht. Man dürfte ihn wegen dieses Widerspruchs nicht der absichtlichen Verstellung zeihen, wenn er auch hin und wieder gewiß so gehandelt hat; im Ganzen schließt die Natur unserer Briefe das aus. Vielmehr trug er wirklich diesen moralischen Januskopf auf seinen Schultern; andere Leidenschaften kreuzten und beeinträchtigten die vornehmeren Tendenzen, welche wir eben an seiner Natur bemerkten, und zwar waren die Ersteren vielleicht im Konflikt die stärkeren.

Darum wird die Befriedigung, welche das Verfahren des Kaisers häufig einflößt, schnell durch die Wahrnehmung beeinträchtigt, daß er eigentlich doch noch mehr um seines unmittelbaren Vortheils willen als der Sache wegen so handelt. Bei der Bestrafung jener

[53]) L. I, Nr. 319.
[54]) L. I, Nr. 318.
[55]) L. I, Nr. 441.
[56]) Br. Nr. 338.
[57]) L. I, Nr. 284.
[58]) Br. Nr. 1097.

übermüthigen Kriegsschüler[59]) leitet ihn nicht nur die Rücksicht auf die verhöhnten Metzer, sondern ebenso sehr die Erwägung, daß solches Treiben die jungen Leute an Insubordination gewöhnt. Einmal befiehlt er, unsichere Konskribirte auf der Insel Rhé nicht so gedrängt zusammenzupferchen; aber er thut es nicht aus Menschlichkeit, sondern bloß, weil er sich „die schönen Rekruten" erhalten möchte.[60]) Es kommt eben immer auf den besonderen Fall an. Als Clarke über die voreilige Erschießung eines Wirthes ohne vorhergehendes Urtheil anfrägt, erhält er die vielsagende Antwort: „Sobald kein persönliches Interesse dabei in Frage kommt, gehört dies zu den Dingen, die man übersehen muß."[61]) Also mit anderen Worten: der Kaiser achtet das Leben des kleinen Mannes nur, wenn es ihm nützt, beschützt ihn nur, wenn sein Tod ihm schadet; er hat daran nicht ein absolutes, sittliches sondern bloß ein relatives, opportunistisches Interesse. Die Dotationen seiner Generale motivirt er neben der mehr sittlichen Idee, die wir kennen, auch ganz trocken damit, daß der Soldat einen stehlenden Offizier nicht achtet.[62]) Und wie sonderbare Dinge konnten die hohen Würdenträger bisweilen in der Schule ihres Kaisers lernen! Man liest jetzt bei Lecestre[63]) seine Originalordre zur Betheiligung an der von ihm selbst erzwungenen verzweifelten preußischen Anleihe von 1810, wobei er auf eine Verzinsung von 10 Prozent rechnet, eine Spekulation, die freilich schon aus Molliens Memoiren bekannt war. Aber ein sehr pikantes Erlebniß Daru's ist wohl neu.[64]) Der empfängt eines Tages den Auftrag, der Stadt Danzig ihre eigenen Domänen, die Napoleon zuvor konfiszirt hat, wieder zurückzuverkaufen; und der harte Generalintendant, dem Blücher ingrimmig das Zeugniß ausstellte, er verstehe sich darauf, Geld zu schaffen, er frägt ganz verblüfft über diesen Streich an, ob die Depesche nicht einen Schreibfehler enthält und statt „vendues" — „rendues" zu lesen ist, muß aber die trockene Antwort einstecken: „ich weiß nicht, was Herr Daru sagen will", worauf die ruhige Explikation des beabsichtigten Manövers, wie der selbstverständlichsten und anständigsten Unternehmung der Welt folgt. Ebenso ungenirt ist von der Nachahmung des österreichischen Papiergeldes im Jahre 1809[65]) oder von Terrainspekulationen die Rede.[66])

[59]) L. I, Nr. 277.
[60]) L. II, Nr. 853.
[61]) Br. Nr. 1161.
[62]) L. I, Nr. 97.
[63]) L. II, Nr. 608, 611.
[64]) Br. Nr. 197.
[65]) Br. Nr. 617.
[66]) Br. Nr. 172.

Die Kürze des Vielbeschäftigten färbte solche Entscheidungen noch cynischer, als sie sachlich schon sind. Man fühlt nicht nur deutlich aus seinem Stil heraus, wie ungeduldig der Mann sich und andere vorwärts hetzt, wie er niemals Zeit hat; es fehlt ihm auch jede Spur von Laune und Humor. Ein überspannter Richter von Bordeaux beklagt sich, daß man ihm verbietet, seinem Patriotismus durch die Inschrift „Krieg bis zum Tod gegen England" Luft zu machen; man ahnt unwillkürlich den boshaften Witz, der jetzt Friedrichs Feder entschlüpfen würde: aber der Kaiser hat nur eine eilig-ärgerliche Verweisung des Mannes an den Minister.[67]) Man weiß, mit wie unfehlbarer Sicherheit er im persönlichen Verkehr mit seinen alten „Grognards" den richtigen Ton zu treffen verstand; aber wenn er einem von ihnen schriftlich ein Gnadengesuch gewährt, ist der Bescheid kühl und geschäftlich.[68]) Er sorgt wohlwollend, selbst freigebig für die Amme Josephinens;[69]) aber ein herzliches Wort findet er nicht einmal, wo es sich um ein Wesen handelt, an dem er sicherlich mit seinem Herzen hing: wenn er einmal dem kleinen König von Rom aus dem Dresdner Lager für seine „glatten und gefühlvollen Verse" — welch' ein Wunderkind mit seinen zweieinhalb Jahren! — Spielzeug anweist, liest sich das genau, wie die Bewilligung einer Gratifikation an einen Offizier für einen glücklichen Fang.[70])

Sein Geist, möchte man fast sagen, ist zu wuchtig für dergleichen zartere Aeußerungen. Das Wuchtige, Gewaltsame ist der beherrschende Eindruck, den man von der Lektüre dieser Briefe, wie von jeder anderen Betrachtung dieses Riesen der That mit fortnimmt. Wie es sich schöpferisch in der Macht der Organisation enthüllt, so tritt es auch in der Energie hervor, mit welcher jeder Widerstand niedergeschlagen wird. Was man darüber bisher vorwiegend nur indirekt aus den Erzählungen der Mitlebenden wußte, liegt in unserer Korrespondenz in den eigenen Worten des Kaisers vor Augen.

Wenige Gewalthaber mögen die Polizei so hoch bewerthet haben, wie Napoleon. Ihm ist sie die eigentliche Seele der Regierung. Einem Polizeiminister, belehrt er Savary, „darf nichts schwer sein"[71]), er muß Alles wissen und darf doch nur sehen, was

---

[67]) Br. Nr. 94.
[68]) Br. Nr. 144.
[69]) L. I, Nr. 185.
[70]) L. II, Nr. 1082.
[71]) L. II, Nr. 1139.

zu sehen nützlich ist[72]; er soll nie reden, nur handeln.[73] Er kennt die kleinen Hilfsmittel viel besser als Savary und giebt ihm gute Rathschläge, wie man etwa einen neugierigen englischen Agenten, der an einem Orte unbequem ist, zuerst aus Versehen verhaftet und dann tausendmal um Entschuldigung bittet, wenn sein französischer Begleiter nachkommt und man erfährt, wer er ist.[74] Natürlich nimmt er an der Organisation einer so wichtigen Behörde den unmittelbarsten Antheil. Er tadelt, daß der Polizeikommissar von Toulon nicht in der Stadt schläft, denn „eine so wichtige Stadt muß überwacht werden"[75]; er ordnet von sich aus die Versetzung eines Gensdarmeriekapitäns an, der schon drei Jahre in seinem Departement steht[76]: seine Beamten sollen sich nirgends einbürgern und nur ihm und seinem Dienst gehören. Savary theilt er eines Tages mit[77], daß viele Polizeiagenten ohne Stellung sind, und verlangt über jeden einzelnen genauen Bericht, um sie alle selbst unterzubringen. Der hohe Dienst wenigstens in diesem Verwaltungszweig ist für ihn nichts weniger als etwas Untergeordnetes, sondern verlangt nur gut qualifizierte Männer. „Mit dergleichen Leuten will ich meine Polizei nicht zusammensetzen", heißt es von einem in den Hansestädten „nachtheilig bekannten" Spezialkommissar.[78]

Es giebt nichts, was Napoleon von seiner Polizei nicht verlangte; sie muß geradezu allwissend sein. „Sie müssen das wissen", ist eine gewöhnliche Formel in den Informationen, die er seinen Polizeiministern zugehen läßt.[79] Zuweilen macht er sich das Vergnügen, Fouché, dem er sowieso nicht traut, seine eigene bessere Kenntniß zu Gemüthe zu führen; der Minister hat einen Punkt der Aussagen eines Verhafteten als erfunden bezeichnet, was ihm die ruhige Korrektur zuzieht: „diese Nachricht ist nicht erfunden, weil sie wahr ist", sowie die Aufforderung, jetzt das Räthsel zu lösen.[80] Eine der allerwichtigsten Aufgaben der kaiserlichen Polizei besteht in der regelmäßigen, täglichen Vorlage eines großen Rapports, in welchem der Herrscher gleichsam aus der Vogelschau das Panorama aller einigermaßen wichtigeren Vorgänge seines Weltreichs vor sich ausgebreitet sieht; wo er sein mag, in der Ruhe von

72) Br. Nr. 1251.
73) Br. Nr. 1116.
74) Br. Nr. 693.
75) Br. Nr. 670.
76) Br. Nr. 974.
77) Br. Nr. 917.
78) Br. Nr. 843.
79) Z. B. L. I. Nr. 112.
80) L. I, Nr. 326.

St. Cloud wie in den stürmischen Tagen von Bayonne oder inmitten der glänzenden Zerstreuungen der Dresdener Feste — überallhin folgt ihm dieser Bericht, dessen geringste Verzögerung er mit heftigem Tadel vermerkt.[81] Niemand vielleicht hat eben je die Bewegung der öffentlichen Meinung so peinlich sorgfältig verfolgt, wie dieser ihr größter Verächter. Eines seiner wichtigsten Anliegen ist, genau über die Stimmung seiner Hauptstadt orientirt zu sein: was Paris spricht und was vorgeht, will er wissen.[82] Aber auch alles Andere hat für ihn Interesse: in welchen Gesellschaften und Häusern der Ludwigstag in Rennes gefeiert worden ist[83], warum das Palais in Amsterdam nicht anläßlich der Geburt des Königs von Rom wie die übrige Stadt illuminirt war[84], warum der Bau der Brücke von Sèvres eingestellt wurde und ob die Arbeiter wirklich nicht bezahlt worden sind[85], wer der Offizier vom Regiment Dillon, Emigrant von 1792, war, der kürzlich auf einem dänischen Schiff in Fécampes eintraf[86], oder was es für eine Bewandtniß mit den zwei Personen hat, die an dem und dem Tage Dünkirchen mit dem Polizeiboot „l'Espérance" verlassen haben?[87] Polizei, Minister des Innern, Palastmarschall, Alle müssen zu seiner Aufklärung zusammenwirken. Auch Sensationsfälle werden nicht verschmäht; „es scheint eine Skandalgeschichte zu sein", schreibt der Kaiser gelegentlich der Hochzeit eines Herrn von Merveldt, „die zu kennen gut wäre."[88] Trotzdem kommen natürlich Ueberraschungen vor, wie in den ersten Jahren die Wahl von lauter royalistischen Adeligen im Aveyron, welche dem Ersten Konsul schon damals die vorwurfsvolle Frage an Chaptal entlockt: „wie konnten Ihnen denn nur so schlechte Wahlen entgehen?"[89] Kein Wunder, daß darum diesen Beamten, die Alles wissen sollen, schließlich auch alle Mittel recht sind! Das Schwarze Kabinet kennt man; überall läßt der Kaiser Korrespondenzen anhalten, erbrechen und sich vorlegen[90], und ist doch nie zufriedenzustellen; als Lavalette ihm eines Tages von 12000 aufgefangenen Briefen spricht, hört er statt verdienten Lobes nur ein kurzes „das ist recht wenig."[91] Natürlich

[81] Z. B. Br. Nr. 305.
[82] Br. Nr. 666.
[83] Br. Nr. 106.
[84] Br. Nr. 792.
[85] Br. Nr. 615.
[86] Br. Nr. 722.
[87] Br. Nr. 647.
[88] Br. Nr. 241.
[89] Br. Nr. 69.
[90] Br. Nr. 252; L. I, Nr. 190, 193; II, Nr. 754.
[91] L. I, Nr. 198.

sind auch diplomatische Schriftstücke nicht unerreichbar[92]; wenigstens die preußische Chiffre ist in den Händen Napoleons.[93]

Aus dieser Quelle entspringt zum guten Theil die staunenswerthe Kenntniß des Kaisers von den untergeordnetsten Bedürfnissen und Interessen seiner Franzosen, die seine Verwaltung so lebendig, wohlthätig und erfolgreich gemacht hat; aber sie nährt auch jene ganz persönliche Initiative zu gewaltthätiger Willkür und rücksichtsloser Rechtsverletzung, welche Napoleons Regiment so drückend und hassenswürdig erscheinen lassen.

Opposition gegen den Kaiser ist sowohl Verbrechen, als Thorheit, der Gegner ebenso verächtlich, wie hassenswürdig. Die Terminologie seiner Freunde von 1793, der alten Jakobiner, ist dem neuen Cäsar lebendig geblieben, wenn er auch sonst, wie ein Pamphlet in den Hundert Tagen klagte, „die Revolution vergessen hatte". Ganz, wie sie, schreibt er von seinen Gegnern unaufhörlich als den „Schlechtgesinnten" oder „Narren", gegen welche die strengsten Maßregeln eben recht sind, denen er das Feld in der Hauptstadt nicht freilassen darf, während er „2000 Meilen entfernt, am Ende Europas stehen wird."[94]

Festigkeit ist ihm das erste Merkmal seiner Verwaltung. „Wären wir denn wieder in den Zeiten der Schwäche und Unthätigkeit, als der Wille der Verwaltung nicht ausgeführt werden konnte", frägt er mit selbstbewußtem, stolzem Rückblick einmal Fouché,[95] den er für die effektive Auflösung der perès de la Foi verantwortlich macht. Wiederholt wirft er diesem alten Schreckensmann seine Schwäche vor.[96] „Der französische Charakter", schreibt er ihm aus dem fernen Finkenstein, „verachtet Alles, was Schwäche zeigt."[97] So vollständig verstand der Sohn Korsikas das stolze und geistreiche Volk, auf dessen Thron ihn die Welle der Revolution und sein eigener starker Arm gehoben hatte! Das war seine Maxime und wahrlich, darnach mochte sein Regiment, um ein bekanntes Wort Bismarcks zu variieren, viele Vorwürfe verdienen, verächtlich aber war es sicherlich niemals!

Unsere Korrespondenzen gestatten, den persönlichen Kampf des Kaisers gegen seine politischen Gegner in allen seinen Abstufungen zu verfolgen.

92) Br. Nr. 326.
93) Br. Nr. 743, 857.
94) L. I, Nr. 93; Br. Nr. 308.
95) L. I, Nr. 204.
96) L. I, Nr. 92, 93.
97) L. I, Nr. 148.

Da ist zunächst die einfache Nachfrage bei der Polizei nach einer Persönlichkeit, die auf irgend eine Weise Aufmerksamkeit erregt hat, wie z. B. der Advokat La Chalumelle, der übel gesinnt sein und sehr schlimme Reden im Justizpalast führen soll.[98])

Etwas weiter geht schon der Auftrag zu polizeilicher Ueberwachung.[99]) An Fouché[100]): „Der Namens Cantillon, Kleidermacher, 54 Jahre alt, fünf Fuß zwei Zoll hoch, wohnend rue de la Tonellerie, No. 1, Haus des Herrn Davesne, Trödler, ist ein schlimmes Subjekt, das Sie zweckmäßiger Weise überwachen lassen sollen."

Endlich folgt der direkte, unmittelbare Verhaftsbefehl. Aus der Unmenge von derartigen Stücken sieht man, wie ganz der Kaiser bei der Sache ist; bisweilen verrichtet er durch die genaueste Anordnung aller Einzelheiten der Ausführung fast die Geschäfte eines Polizeikommissars, und man ist wirklich beinahe erstaunt, ihn nicht einmal in Person bei der Festnahme eines besonders geschätzten Gegners anzutreffen. Da soll bald Davout in Hamburg Pozzo di Borgo, „ein ganz den Engländern ergebener Intrigant", ja nicht verfehlen,[101]) oder Bourmont, der eben in Lorient gelandet ist, soll sofort verhaftet werden,[102]) oder man muß den Grafen von Vargas-Bedmar, in Diensten des Königs von Sardinien, festnehmen und nach Fenestrelle schaffen.[103]) Aus Finkenstein meldet der Kaiser Fouché[104]), daß Jean Puis, ein Angestellter von Augereau, die allergreulichsten Reden geführt hat, daß es zu Anfang April Gefechte gegeben habe, bei denen die Franzosen massakrirt worden seien, und ordnet die Verhaftung dieses Sünders an: „Das wird Ihnen den Faden irgend einer Intrigue geben". Ein Friedensrichter in Rueil ist beim ersten Morgengrauen zu arretiren; der Kaiser wird alsbald die Fragen übersenden, die ihm beim Verhör vorzulegen sind.[105])

Diese Theilnahme am Gang der Untersuchung kehrt auch anderswo wieder. Neben der Aufstellung von Formularen für die Vernehmung[106]) dehnt sie sich auch auf die Beschaffung von Beweismitteln aus. Napoleon giebt sachgemäße Winke über die Ver-

[98]) Br. Nr. 434; cfr. Nr. 459.
[99]) Br. Nr. 719.
[100]) Br. Nr. 226.
[101]) Br. Nr. 337.
[102]) Br. Nr. 355.
[103]) Br. Nr. 260.
[104]) Br. Nr. 182.
[105]) Br. Nr. 125; vgl. L. II, Nr. 792, 623.
[106]) L. II, Nr. 1121.

wendung von Lockspitzeln[107]), und einmal autorisirt er sogar die Anwendung einer gewissen, schon bei Tilly's Kroaten beliebten gelinden Folter, die angeblich noch bei Spionen Brauch sein soll[108]) — Zeilen, welche die Editoren der offiziellen Korrespondenz leider als unleserlich beiseite lassen mußten.

Gelegentlich bricht wohl auch einmal die Empfindung bei ihm durch, welch ernster Schritt eine Verhaftung ist, und er befiehlt ausdrücklich, „erst mit völliger Sachkenntniß zu dieser äußersten Maßregel zu schreiten.“[109]) Aber wo er sie selbst einmal für nöthig hält, giebt es kein Hinderniß. „Wie der Bericht der Behörden ausfallen mag“, heißt es in einem Metzer Fall,[110]) soll die Verhaftung doch vollzogen werden. Auf die Motivirung kommt so viel garnicht an. „Mag der gegen sie zur Anzeige gebrachte Fall wahr sein oder nicht“, äußert sich der Kaiser ein anderes Mal[111]), „ich bin schon lange mit diesen Individuen unzufrieden.“ Er faßt seine Grundsätze gleichsam zusammen in den Worten: „ich bin Herr im Hause; wenn mir jemand verdächtig ist, lasse ich ihn verhaften. Ich ließe selbst den österreichischen Gesandten verhaften, wenn er etwas gegen den Staat anspinnen würde.“[112]) In der That hat der Kaiser auch vor der Exterritorialität nicht den geringsten Respekt. „Ich schicke Ihnen hier“, schreibt er Fouché in der Krisis von 1809, „einen Brief des preußischen Gesandten. Sie werden sehen, was für Kanaille diese Menschen sind. Jagen Sie doch dieses Vieh aus Paris fort; es darf Ihnen nicht schwer fallen, Mittel zu finden, sich seiner zu entledigen.“[113])

Sehr verdrießlich ist es ihm darum, eine Beute wieder fahren zu lassen. Auffallend kontrastirt der zögernd ungewisse Ton eines solchen Entscheids mit der raschen Sicherheit des Zugreifens: „Da nichts Belastendes gegen General Avril vorliegt, scheint es mir, wird man ihn freilassen müssen.“[114])

Manche bleiben nach dem Verhör „bis zu neuem Befehl“[115]) gleichsam zur Disposition des Kaisers im Gefängniß und dürfen unter keinen Umständen ohne seine Ordre freigelassen werden.[116]) In einigen Fällen diktirt er selbst nach Belieben die Strafe. „Behalten Sie den Namens Scoti noch sechs Monate im Gefängniß,

107) L. I, Nr. 112.
108) L. I, Nr. 66.
109) Br. Nr. 729.
110) Br. Nr. 118.
111) L. I, Nr. 166.
112) Br. Nr. 203.
113) L. I, Nr. 530.
114) Br. Nr. 756.
115) Br. Nr. 265.
116) Br. Nr. 185; 895.

wird Eugen instruirt, wonach ich Sie ermächtige, ihn freizulassen." [117]) Ein anderes Mal lautet das Urtheil folgendermaßen [118]): „Der Doktor Mayer soll während zweier Monate im Gefängniß, und zwar in Geheimhaft gehalten werden, um ihn zu lehren, Ideen gegen die Ehre zu predigen." Wie vollständig paßt doch dieses Billet an den Hof irgend eines unserer deutschen Kleinfürsten vor der Revolution, wie gut könnte es statt „Napoleon" etwa mit „Karl Eugen" gezeichnet und der unfreiwillige Aufenthaltsort des armen Mayer der Hohenasperg gewesen sein! Die kleinliche Willkür und der schulmeisternde Ton sind hier wie dort die nämlichen. Man verläßt das Gefängniß, wie man es betreten hat, rein nach dem arbiträren Belieben des Kaisers: „General Lechi ist seit langem im Gefängniß. Lassen Sie ihn ohne Entscheidung frei, befiehlt er Clarke;... drei Jahre Geheimhaft werden ihm zur Strafe dienen." [119])

Räthselhaft und dunkel ist bisweilen das Schicksal dieser Staatsgefangenen; häufig findet sich die ausdrückliche Vorschrift, daß niemand ihren Aufenthaltsort kennen darf, man verschickt sie in entlegene Zuchthäuser. [120]) Ja bisweilen tritt selbst Bicêtre, das Irrenhaus, an die Stelle von Vincennes. Wann sich ein Fall dazu qualifizirt? Napoleon giebt selbst die Antwort. „Der Priester Drago wird in Bicêtre gut sein. Man müßte ihn sonst als Aufrührer gerichtlich verurtheilen lassen, was mehr Nachtheile als Nutzen hätte". [121])

Glücklich, wer statt Haft nur Zwangsdomizil zudiktirt oder ohne weitere Beschränkung bloß den Zutritt zu irgend einem Ort, besonders natürlich Paris, verboten erhält. Ganz wie in den Zeiten der alten Monarchie, werden Herren und Damen aus der Hauptstadt auf ihre Güter, von diesen in irgend ein entlegenes Landstädtchen relegirt. [122]) In überstürzter Eile, bei Nacht, mit der Post, unter Gensdarmeriewache werden sie fortgebracht, der Morgen darf sie nicht mehr am nämlichen Ort finden. [123]) Nicht

---

[117]) L. I, 107.

[118]) L. I, 95.

[119]) Br. Nr. 1241.

[120]) L. II, Nr. 1068; Br. Nr. 346.

[121]) Br. Nr. 497. In einem anderen Fall ist diese Methode allerdings wohl am Platz gewesen, aber die Willkür bleibt doch dieselbe, Br. Nr. 272.

[122]) Br. Nr. 74, 91.

[123]) L. II, Nr. 913.

ohne Genugthuung sieht man zuletzt den gehorsamen Vollstrecker sovieler solcher Befehle, Fouché selbst, von dem nämlichen Schicksal erreicht und nach dem Bruch mit Napoleon in einer Weise in die Provinz verwiesen, wie sie korrekter keiner der alten Bourbonen hätte finden können.[124]) Allgemein bekannt ist das Verfahren des Kaisers gegen Frau von Staël; zahlreiche Briefe bei Lecestre zeugen von seinem konsequenten Haß gegen „dieses verächtliche Weib", diese „Närrin."[125]) In anderen Fällen ist diese Maßregel von der hohen Politik eingegeben; zahlreiche Persönlichkeiten aus den deutschen, belgischen und italienischen Departements werden nach Paris berufen, um entweder bis auf weiteren Befehl ihren Wohnsitz dort zu nehmen oder in die Provinz verwiesen zu werden, was Napoleon ganz einfach als ein „Versetzen" bezeichnet.[126]) „Durch dieses Mittel," bemerkt er sehr richtig, „wird aller Oppositionsgeist bald erstickt sein."[127]) So versteht der Kaiser über passiven Widerstand Meister zu werden, und es kommt ihm wenig darauf an, ob gerade bei denjenigen, welche unmittelbar von seinen Maßregeln getroffen werden, überhaupt auch nur von einem individuellen Verschulden die Rede sein kann.

Mit Gewalt sollen die Söhne der legitimistischen Familien nach St. Cyr gebracht und dann als Unterlieutenants in die Armee eingestellt wurden: „Die reichen, alten Familien, welche nicht in dem System sind, sind handgreiflich dagegen: macht man Einwendungen, so soll die einzige Antwort lauten, daß dies mein Belieben sei."[128]) Savary hat „denjenigen (in Belgien), welche Töchter zu verheirathen haben, zu eröffnen[129]), daß sie darüber nicht ohne meine Einwilligung verfügen können, da es meine Absicht ist, sie an Franzosen zu verheirathen, welche sich in meinen Armeen ausgezeichnet haben." Man sieht, wie vortrefflich Napoleon den Vortheil seines Dienstes, neben dessen vielen anderen Prämien hier auch die reiche Heirath winkt, mit dem besonderen Zweck einer raschen Assimilirung der annektirten Gebiete zu vereinigen weiß! In Limburg herrscht „ein schlechter Geist": das Mittel, ihn zu ändern, besteht darin, die Kinder der wohlhabenden Familien

[124]) L. II, Nr. 641.

[125]) L. I, Nr. 20, 93, 140, 149, 306, 307; II, Nr. 705, 770; Br. Nr. 227.

[126]) L. II, Nr. 575, 581, 571.

[127]) Br. Nr. 466.

[128]) L. I, 386; cfr. Nr. 560, 571, 572.

[129]) Br. Nr. 761.

wegzunehmen und sie auf deren Kosten in den Anstalten bei Paris erziehen zu lassen.[130])

Kein Haar anders verfuhr Ludwig XIV. gegen seine Hugenotten, und der ganze Unterschied zwischen dem König von Gottes Gnaden und dem Kaiser der Revolution besteht bloß darin, daß die Konversionsmethode das eine Mal gegen religiöse, das andere gegen politische Ketzerei gekehrt war.

Erscheint der Einzelne hier als Pfand für die ganze Familie, so haftet auch umgekehrt diese schuldlos für jenen. Weib und Kinder eines Piloten in englischen Diensten sollen ins Gefängniß wandern, bei Wasser und Brod, wenn er nicht zurückkehrt[131]); bei den Eltern desertirter Rekruten quartirt man, wenigstens in der Noth des Frühjahrs 1813, Soldaten ein.[132])

So wenig genau es indeß der Kaiser mit der Freiheit seiner Unterthanen nimmt, an ihr Leben hat er doch nicht mit demselben souveränen Belieben gerührt. Auch unter diesen Korrespondenzen findet sich kein unmittelbares, willkürliches Todesurtheil; die Form des Rechtsverfahrens ist immer beobachtet worden, aber das Resultat hat sich der Kaiser allerdings in manchen Fällen direkt gesichert. Man erschrickt über die kalte Ruhe, womit er diesen Gegenstand — es handelt sich nicht etwa um kriegsrechtliches Verfahren in Feindesland, wovon noch zu sprechen sein wird — in einem Schreiben an Lebrun zu behandeln vermag: „ich sehe mit Interesse die Ergebnisse der Militärkommissionen und daß drei Mann verurtheilt und hingerichtet worden sind. Nur auf diese Weise kann man der Kanaille imponiren.“[133]) Ganz ähnlich äußert er, als bei einem Tumult in Emden der Präfekt gestoßen worden war: „es braucht Blut und strenge Strafe, um die der Regierung zugefügte Schmach abzuwaschen“; demgemäß sollen die Häuser der Geflohenen niedergebrannt, „ihre Väter, Mütter, Frauen, Brüder und Schwestern verhaftet, ihre Güter eingezogen, sie selbst in contumaciam kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt und mehrere der Schuldigen erschossen werden, denn die anständigen Leute und die Gutgesinnten müssen beschützt und durch gute Behandlung geleitet werden, aber die Kanaille muß es durch den Schrecken.“[134]) Wir lesen den Brief[135]), in welchem er die Besetzung eines Kriegsgerichts mit

---

130) Br. Nr. 452.
131) L. II, 873.
132) Br. Nr. 1038.
133) L. II, Nr. 827.
134) L. II, Nr. 804, 805, 809.
135) Br. Nr. 955.

„energischen Offizieren" anordnet, und hören ihn voll Erstaunen einen besonderen Rapport über den Trierer Staatsanwalt einverlangen, der ein Gnadengesuch für Aufrührer eingereicht hatte[136]), oder die sofortige Exekution einiger Todesurtheile, deren Ausführung sein Kommissar suspendirt hatte, gebieten.[137]) Am weitesten geht er in den rein militärischen Fällen. Von König Ludwig verlangt er die Hinrichtung der Offiziere, welche Curaçao übergaben[138]), und eine Anzahl Matrosen will er dezimiren lassen.[139]) Den Gipfel aber bezeichnet sein Befehl an Clarke[140]) zur Aburtheilung jenes freilich durchaus nicht schuldlosen Moreau, der angeblich Blücher durch die unzeitige Uebergabe von Soissons aus bedenklicher Lage befreit hatte. „Lassen Sie diesen Tropf und die Mitglieder des Vertheidigungsraths verhaften; stellen Sie sie vor ein Kriegsgericht aus Generalen, und, bei Gott, machen Sie, daß sie binnen vierundzwanzig Stunden auf dem Grèveplatz erschossen werden. Es ist Zeit, Beispiele zu statuiren. Die Sentenz soll gut motivirt, gedruckt, angeschlagen und überall hingeschickt werden." Hier steht das Resultat also wirklich von vornherein fest und das Verhör ist bloß noch Form; aber schon tödten die Blitze des Kaisers nicht mehr. Moreau saß noch im Gefängniß, als die provisorische Regierung an die Gewalt kam und nun Verdienst hieß, was eben noch Verbrechen gewesen war. Gelegentlich ist das Todesurtheil wieder auch bloß die ernsteste Form der Warnung: die Effektszene eines Strafaufschubs auf dem Schaffott, nachdem der Delinquent den Kopf eines Schicksalsgenossen hatte fallen sehen, ist in Vincennes vorgekommen und von Napoleon selbst in allen Details sehr wirksam angeordnet worden.[141])

Vandal meint in seinem bekannten großen Werke, Napoleon habe die moralischen Mächte richtig eingeschätzt: schon hiernach möchte man an der Richtigkeit seines Urtheiles zweifeln, doch können wir den Kaiser im direkten Kampf mit der Ideologie beobachten. In eintöniger Wiederholung lesen wir die lakonischen Befehle zur Unterdrückung von Zeitungen[142]), Verhaftung ihrer Leiter, den wüthenden Tadel gegen die Redakteure der überlebenden amtlichen Blätter, für die kein Schimpfwort zu schlecht ist. Napoleon selbst ist der oberste Zensor, der nicht bloß begangene Fehler

[136]) Br. Nr. 501.
[137]) Br. Nr. 1306.
[138]) L. I, Nr. 158.
[139]) Br. Nr. 964.
[140]) L. II, Nr. 1142.
[141]) L. II, Nr. 841.
[142]) Br. Nr. 105, 507; L. II, Nr. 834 I, Nr. 94.

straft, sondern auch zukünftige abschneidet[143]): wie die römische Kirche etwa ihren Priestern, verbietet er zuweilen einem Autor die literarische Produktion überhaupt für alle Zukunft. Und nicht etwa bloß auf Politik bezieht sich dies: „von heute an", schreibt er Remusat[144]), „wird keine Oper mehr ohne meinen Befehl gegeben werden."

So huldigt er auf seine Weise der Macht der Presse. Doch weiß er dieses gefährliche Instrument nicht nur brutal zu zerbrechen, sondern auch selbst mit Virtuosität zu spielen. Was die Zeitungen bringen und was sie verschweigen sollen, wird im Einzelnen geregelt. In der Blüthe der russischen Allianz ist es ihnen untersagt, „das Wort: Polen auszusprechen[145]), oder bei den Skulpturen am Gesetzgebenden Körper Austerlitz zu erwähnen, d. h. was Rußland demüthigen könnte"[146]); es sind die Tage, in denen Champagny nicht „honigsüß und zärtlich"[147]) genug mit dem Botschafter Kurakine verkehren konnte. Dafür sollen die Journale den Parisern erzählen, daß Caulaincourt mit Alexander gespeist und ihn begleitet hat, damit sie sehen, wie geehrt der Vertreter ihres Kaisers ist, und von den schönen Pferden reden, die Napoleon aus Rußland bekommen hat.[148]) Auch seine Feinde sollen die Franzosen in passender Beleuchtung kennen lernen. Eine Zeitung hat die spanischen Mönche vertheidigt; sogleich befiehlt Napoleon Artikel, „welche ihre Wildheit, ihre Unwissenheit und ihre tiefe Dummheit zeichnen; denn die spanischen Mönche sind wahre Metzgerknechte".[149]) Dieses Porträt ist zuletzt so übertrieben nicht; sehr hübsch ist dagegen, wie der Kaiser die Verhaftung eines schwedischen Offiziers ausnützt, der im Verdacht stand, ein Attentat gegen den König von Dänemark zu planen.[150]) Dieser Vorfall muß Stoff zu einem Artikel liefern, „daß die von Lord Wellington und Herrn Perceval zur Beseitigung der Feinde Englands organisirte Mörderbande bereits einen Versuch gegen den König von Dänemark gemacht hat, welcher aber zum Glück mißlang. Den Bericht über den Hergang einfügen", schließt der Befehl mit großer Naivität, „aber verschweigen, daß der Offizier Schwede war" — denn die Schweden sind ja Frankreichs Alliirte! So wird das Grauen vor dem unheimlichen, seegewaltigen Feind bei der Nation wach erhalten;

143) Br. Nr. 480.
144) L. II, Nr. 579.
145) Br. Nr. 607.
146) Br. Nr. 672.
147) Br. Nr. 486.
148) Br. Nr. 691.
149) L. II, Nr. 574.
150) Br. Nr. 871.

Napoleon selbst hat natürlich eine ganz andere Meinung von der Treulosigkeit dieser modernen Punier und zieht General Marescot u. a. besonders deswegen zur Verantwortung, weil er für die Kapitulation von Baylen nicht die englische Garantie erwirkte, ohne welche, wie er wissen mußte, die französischen Truppen verloren waren. [151])

So wenig, wie die sittliche Macht der Wahrheit im öffentlichen Leben, achtet der Kaiser die in der katholischen Kirche lebendigen idealen Kräfte. Von ihren Institutionen spricht er mit wegwerfender Verachtung: „was liegt daran, ob die Priester verheirathet sind oder nicht", äußert er sich anläßlich eines mißliebigen Zeitungsartikels; „man muß es vermeiden, wegen solcher Dummheiten Unruhe in den Staat zu bringen." [152]) In der Instruktion, welche Borghese für den Aufenthalt Pius VII. in Savona empfing, [153]) heißt es zum Schluß geringschätzig: „man lasse den Papst thun, was er will, den Segen so oft ertheilen, als er will." Nur wenige Wochen später belehrte den Kaiser die Aufregung des Landvolks weit und breit über die moralische Macht eines Papstes und der Kirche. Und nun begann er den wüthenden Kampf gegen die „schlechtgesinnten Priester"; sind schon vorher die Zeugnisse seines scharfen Kirchenregiments nicht selten, so wimmelt jetzt, seitdem der Papst „sein Gift auszuspritzen" [154]) beginnt, die Korrespondenz von Befehlen zur Absetzung und Internirung dieser „Narren". [155]) Denn sie verletzen, so schreibt Napoleon an Fouché [156]), „die Vorschriften des Evangeliums, welche den Gehorsam gegen die Fürsten zur Pflicht machen." Erbarmungslos, ohne Umstände werden diese unglücklichen Existenzen zerstört: „der Namens Deslandes, Vikar von Couche, Dep. der Orne", so lautet ein solches materielles Todesurtheil, „soll von seiner Stelle fortgejagt werden." [157]) Das ganze Succursalistenelend schreit aus solchen Zeilen gen Himmel!

Ebenso wie der Druck im Innern, ist auch der bekannte Terrorismus seiner Generale in Feindesland durchaus das Werk des Kaisers selbst, der das nationale so wenig, wie das religiöse Gewissen achtet. „Das Volk hat allemal Unrecht, wenn es sich der bewaffneten Macht widersetzt", so drückte er gegen Lebrun und Clarke sein Prinzip aus. [158]) Erschießen, erschießen ist daher die Lehre, die er überallhin, nach Spanien, nach Tirol, nach Holland

[151]) L. I, Nr. 351, Punkt 11.
[152]) Br. Nr. 347.
[153]) L. I, Nr. 503, 514.
[154]) L. II. Nr. 752.
[155]) L. II, Nr. 924.
[156]) Br. Nr. 595.
[157]) Br. Nr. 479.
[158]) L. II, Nr. 685, 695.

schickt. Als Junot gelegentlich davor zurückschreckt, erfolgt der kalte Tadel [159]: „ich erkenne darin einen Mann nicht mehr, der in meiner Schule erzogen worden *ist*", verbunden mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß er inzwischen einige sechzig Personen habe erschießen lassen. „Soyez terrible" erhält Lefebvre als Instruktion mit auf den Weg nach Tirol [160]; Murat wird ermahnt [161]: „ich nehme an, daß Sie die Kanaille von Madrid nicht schonen werden, wenn sie sich rührt." Besonders in Spanien treibt der Kaiser unaufhörlich unter Berufung auf sein eigenes Beispiel zu Exekutionen [162]: „Man muß dreißig der schlechtesten Subjekte in der Stadt ergreifen und erschießen lassen; ich habe hier fünfzehn der schlimmsten verhaften lassen und lasse sie erschießen", so schreibt er aufmunternd an Berthier. [163]

Freilich mochte ihm Spanien für diese Behandlung besonders geeignet erscheinen; er hatte eine Abneigung gegen dieses Volk, das er „gemein und feige" nannte [164] und war auf der anderen Seite viel zu tief von der Geltung des vae victis überzeugt, wie er einmal mit Bezug auf preußische Remonstrationen zu einem Mann, der ihn darin ganz verstand, zu Daru äußerte: „es wäre noch schöner, wenn der Sieger sein Verhalten vor den Besiegten zu rechtfertigen hätte." [165] Darum verfährt er mit äußerster Härte gegen diese Spanier. Die Gefangenen von Saragossa werden zu Zwangsarbeit bei der Trockenlegung von Sümpfen verwendet, und es erschüttert den Kaiser nicht im Geringsten, daß täglich 300—400 dieser armen Menschen unterwegs sterben. [166] Ebenso unbarmherzig behandelt er den Vertheidiger der Stadt, den General Palafox und seine Familie. [167] „Palafox, schreibt er Fouché, seine Mutter und seine Frau müssen in Bayonne angekommen sein oder ankommen. Palafox wird wie ein Verbrecher nach Vincennes geführt und in Geheimhaft gesetzt werden, so daß man nicht weiß, wer er ist. Seine Mutter und Frau werden nach Schloß Ham gebracht werden, um als Geißeln für eine Anzahl Franzosen zu dienen, die sich in den Händen der Insurgenten befinden." Zweimal wiederholt er später in einem Briefe den Befehl, „daß er in Vincennes bleiben soll, vergessen, ohne Feder noch Papier, und ohne Mittel, die er-

159) L. I, Nr. 211.
160) L. I, Nr. 492; cfr. 497, 532.
161) L. I, Nr. 270.
162) Br. Nr. 306, 395; L. I, Nr. 270.
163) L. I, Nr. 392, 393.
164) L. I, Nr. 350.
165) L. I, Nr. 181.
166) L. I, Nr. 418.
167) L. I, Nr. 422, 455; Br. Nr. 423.

bitterten Feinde Frankreichs für sein Geschick zu interessiren"; „dort soll er von der Welt abgeschieden[168] leben, ohne Mittel zu schreiben oder sich bekannt zu geben." Fouché wird hart getadelt, den „Galimathias dieses Bösewichts" amtlich angenommen und dadurch dessen Existenz verrathen zu haben. Es war nicht Napoleon's Schuld, daß die neue Bastille nicht auch das Geheimniß ihres Mannes mit der eisernen Maske besaß! Mit dem Widerstand wächst seine Wuth[169]: „man muß endlich mit diesen Briganten zu Ende kommen, den Schrecken unter ihnen verbreiten und sie zu Hunderten erschießen lassen", befiehlt er 1811. Ein gewisser Blutdurst bricht durch: „sorgen Sie dafür, daß dieser Minna so bald als möglich über die Klinge springen muß", heißt es 1810.[170]

Gewiß entschuldigt die Natur des Krieges, den er in Spanien zu führen hatte, den Kaiser in vielen Fällen; aber er geht auch da nicht viel anders vor, wo ihm nie so entmenschte Formen des Kampfes entgegentraten. Schon im deutschen Feldzug von 1806 werden die ersten Regungen populären, spontanen Widerstands mit einer ganz unverhältnißmäßigen Härte niedergetreten; mehreren Städten wird sofort die Alternative gestellt, entweder die Betheiligten auszuliefern oder niedergebrannt zu werden, der Kommandant von Küstrin muß in einer Proklamation, „welche nicht in die Berliner Zeitungen gesetzt werden wird", mit den strengsten Repressalien[171] drohen. Drei Jahre später findet sich die Anordnung einer sechsfachen Exekution in Nürnberg.[172] Wir begegnen in unserer Sammlung den Originalbefehlen zu den bekannten, Aufsehen erregenden Maßregeln aus dieser Zeit, die Erschießung der Schill'schen Offiziere „avec éclat"[173], die Konfiskation der Güter Stein's, „de cet individu"[174], und die an den preußischen Hof gerichtete Drohung, den Minister, wenn er in die Hände französischer Truppen fallen sollte, „über die Klinge springen zu lassen."[175] Noch vor dem russischen Feldzug, als der Vormarsch der großen Armee sich vorbereitet, droht Napoleon, an Braunschweig ein so strenges Exempel zu statuiren, „daß die Kinder der Einwohner noch nach hundert Jahren daran denken sollen."[176]

---

168) „séquestré du monde."
169) Br. Nr. 868.
170) L. II, Nr. 602.
171) L. I, Nr. 136, 139.
172) L. I, Nr. 467.
173) Br. Nr. 448.
174) L. I, Nr. 346 (aus Jérômes Memoiren bereits bekannt).
175) L. I, Nr. 385.
176) L. II, Nr. 922.

Ihren Höhepunkt aber erreicht diese Härte im Frühling und Sommer 1813, als der Kaiser freilich um seine Existenz kämpfte und sich überall vom Abfall umgeben sah. Die Behandlung Hamburgs darf uns nicht näher beschäftigen, da die Depeschen Napoleons an Davout, was Lecestre ignorirte, zum größeren Theil bereits von dessen Tochter, der Marquise de Blocqueville, bekannt gemacht worden sind. Man sieht daraus mit Entsetzen, daß es Napoleon hier auf systematischen Umsturz abgesehen hatte: die Offiziere der hanseatischen Legion sollen erschossen werden, wie alle Rädelsführer, eine Proscriptionsliste der Reichsten und Schuldigsten soll aufgestellt werden, alle kompromittirten Grundbesitzer sollen vertrieben werden, „damit das Eigenthum in diesem Bezirk in andere Hände kommt.“ [177])

Hamburg steht aber keineswegs allein. Auch in Leipzig spricht der Kaiser davon, die Stadt verbrennen zu wollen [178]), ähnliche Aufträge giebt er nach Holland für den Fall einer oranischen Erhebung [179]) und in die Departements der Nordseeküste. [180]) Mit wahrer Furie wiederholt er besonders im letzten Brief zwei-, dreimal, daß Beispiele nothwendig sind, und daß sie sofort gegeben werden müssen: „die Individuen haben behauptet, betrunken gewesen zu sein; betrunken oder nicht, zwei Mann müssen erschossen werden.“

Auch der andere große Usurpator, den die neuere Geschichte kennt, hat in dem Verzeichniß seiner Thaten die blutigen Namen von Drogheda und Wexford; aber der Unterschied zwischen Cromwell und Napoleon zeigt sich darin, daß der erstere sein Verfahren in deutlich fühlbarer innerlicher Erschütterung ausdrücklich zu rechtfertigen sucht, während dem Anderen nie eine ähnliche Idee gekommen zu sein scheint.

Ein völliges Glaubensbekenntniß über diesen Punkt seiner Regierungsmethode legt Napoleon gelegentlich Joseph ab. [181]) „Die Operation, welche Belliard gemacht hat [182]), ist ausgezeichnet. Man muß einige zwanzig schlechte Subjekte hängen lassen. Morgen lasse ich hier — der Kaiser befand sich in Valladolid — sieben

[177]) L. I, Nr. 1001, 1005, 1016, 1017, 1019, 1026, 1043, 1052 ꝛc.
[178]) L. II, Nr. 1022, 1023, 1024, z. Th. nicht neu.
[179]) L. II, Nr. 1118.
[180]) L. II, Nr. 948, 949.
[181]) L. I, Nr. 396. Ich zitire die Stelle ausnahmsweise, obwohl der Brief den Memoiren Josephs inserirt ist und nochmals bei du Casse steht.
[182]) Nämlich die Verhaftung und Prozessirung zahlreicher Personen.

hängen, die dafür bekannt sind, an allen Exzessen theilgenommen zu haben, und deren Gegenwart alle anständigen Leute bedrückte, welche sie insgeheim angezeigt haben und die jetzt wieder Muth fassen, seit sie sich derselben entledigt sehen. Ebenso muß man in Madrid verfahren. Wenn man sich nicht ein Hundert Feuerbrände und Briganten vom Hals schafft, hat man nichts ausgerichtet. Lassen Sie von diesen hundert zwölf oder fünfzehn erschießen oder hängen, und schicken Sie die Uebrigen nach Frankreich auf die Galeeren. Ich habe in Frankreich erst Ruhe bekommen, als ich zweihundert Feuerbrände, Septembermörder und Banditen arretiren ließ, die ich nach den Kolonien geschickt habe. Seitdem hat sich der Geist der Hauptstadt wie auf einen Pfiff verändert." Es würde sehr gewagt sein, die Rohheit und Grausamkeit vertheidigen zu wollen, von welchen die spanische Erhebung von Haus aus begleitet war; die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung vermag gegenüber dieser Art von Angriff im einzelnen Fall, wie schon gesagt, Vieles zu entschuldigen. Erschreckend wirkt dabei aber doch die Ruhe des Kaisers und das Systematische seines Vorgehens; man hat den Eindruck, daß er einfach ein anderswo erprobtes Rezept nun auch hier anwendet, ohne besonders im Affekt zu handeln, weil das nun einmal seine Art zu regieren und Ruhe zu stiften ist. Dazu stimmt ganz, was er gleich darauf ebenfalls Joseph schreibt[183]: „Die Kanaille liebt und achtet nur, wen sie fürchtet, nur die Angst vor der Kanaille kann Ihnen allein die Liebe und Achtung der ganzen Nation verschaffen." Hier sieht man, wie tief die Lehren der revolutionären Zeit und des 18. Brumaire in Napoleon's Seele hafteten; er begründete seine ganze Herrschaft darauf, daß er das Prinzip der Ordnung repräsentirte, oder, wie es später unter dem Neffen epigrammatisch formulirt wurde, als „der Retter der Gesellschaft" dastand. Aus diesem Gefühl schöpfte er unzweifelhaft die Ueberzeugung von der Berechtigung jener Diktatur, deren Bedürfniß wieder so tief in seiner Natur lag. Denn, wie bei allen gewaltigen Gestalten des öffentlichen Lebens, verschmolz auch bei ihm der persönliche Antrieb mit der sachlichen Nothwendigkeit zu jener für ihn selbst untrennbaren Einheit, für welche jederzeit die dem sterbenden Richelieu in den Mund gelegten Worte bezeichnend sein werden: „Ich habe nie einen Feind gehabt, der nicht auch der Feind des Staates gewesen wäre." Charakter und Kultur prägen den

183) L. I, Nr. 401. Auch dieser Brief steht bereits in Josephs Memoiren und theilweise auch bei Thiers.

Aeußerungen dieses Verhältnisses in jedem einzelnen Fall ihren besonderen Stempel auf, aber der Kern desselben ist stets der nämliche.

Absichtlich blieben bei unserer Betrachtung die politischen Pläne des Kaisers bei Seite. Nicht seine Politik, nur der Mann sollte uns hier beschäftigen. Der Eindruck, welchen man von ihm aus diesen Briefen empfängt, ist kein anziehender, das Abschreckende, ja Furcht einflößende überwiegt. Dies hat der eine Herausgeber sehr richtig empfunden und deswegen darauf hingewiesen[184]), daß es ein großer Unterschied ist, ob man diese Summe von brutalen Gewaltakten hier gleichsam aus der Gesammtthätigkeit des Kaisers ausgeschieden, isolirt und addirt, oder vielmehr jede einzelne an ihrem Platz innerhalb seines ganzen Wirkens kennen lernt. Das ist völlig wahr. Man darf nie vergessen, daß der Kaiser noch tausende von anderen Briefen diktirt hat, in denen jenes unvergleichliche militärische und administrative Genie glänzt, das die Welt in Staunen setzte, Depeschen, wie wir sie zwar gleichfalls zu Eingang dieser Studie zu analysiren versuchten, die aber allerdings in dieser Sammlung begreiflicherweise die Minderheit bilden. Es gilt in der That auch von Napoleon, was H. Grimm so treffend in seinem Michelangelo von einem anderen italienischen Haus, den Mediceärn, sagt: „das Nachtheilige tritt überall stark hervor, weil es deutlicher zu erkennen ist und sich in einzelnen Fällen mit Schärfe äußert; das Gute, das mehr in einer allgemeinen Stimmung beruht, und das selbst da, wo man es anerkannt hat, dennoch als etwas sich von selbst Verstehendes leicht übersehen wird, erblaßt dagegen und scheint kaum ein Verdienst zu sein."[185]) Außerdem aber bleibt noch zu berücksichtigen, daß die hier von uns vereinigten Einzelheiten keineswegs gleichzeitig sind, sondern sich vielmehr auf den ganzen Zeitraum vom Konsulat bis zur ersten Abdankung vertheilen[186]); die Entwickelung des Kaisers kommt also dabei nicht zur Geltung.

Ein solches Verfahren schien erlaubt, weil es hier überhaupt nicht auf eine Charakteristik, sondern auf eine Betrachtung der in diesen Briefen für die Kenntniß seines Wesens gebotenen Aufschlüsse abgesehen war. Nicht wie Napoleon war, sondern wie er gerade hier erscheint, sollte untersucht werden. Es ist ja offen-

---

[184]) L. I, Vorwort.

[185]) l. c. I, 26, 3. Aufl.

[186]) Absichtlich blieben die Briefe aus den hundert Tagen unberücksichtigt, weil der Kaiser da unter dem Druck ganz besonderer Verhältnisse stand.

sichtlich, daß das Ergebniß wenigstens in einem seiner Hauptpunkte dem berühmten Charakterbild Taine's frische Stützen unterschiebt: die sittliche Indifferenz des Kaisers, die absolute Nichtachtung irgend eines fremden Rechtes ist das, was uns vor allem Anderen auffällt. Gegenüber dem in Frankreich sich neu erhebenden Kultus Napoleons, wie ihn außer Vandal und auch Houssaye am ernsteten Masson in seinen inhaltsreichen Arbeiten pflegt, und der aus den Memoiren der Generale immer neue Nahrung zieht bei dieser Nation, die trotz allem die Gloire nicht missen kann, „dieses Parfum von Blut und Thränen“, um ein Wort Vogües zu gebrauchen — dieser Tendenz gegenüber ist jede Verstärkung der älteren Auffassung von nicht geringem Werthe, und dies doppelt, wenn sie aus so unanfechtbaren Zeugnissen hervorgeht. Daß Taine das letzte Wort über Napoleon gesprochen habe, soll damit keineswegs behauptet werden. Seine Charakteristik ist wahrscheinlich das glänzendste Beispiel dessen, was mit seiner Methode überhaupt geleistet werden kann, unterliegt aber doch mehreren Bedenken. Ob auf dem Weg dieser Analyse, man möchte fast sagen, der Sektion des psychischen Menschen eine wirklich lebendige Anschauung der einheitlichen Persönlichkeit überhaupt erreichbar ist, wie sie uns etwa Ranke oder Treitschke durch ihre Portraits, beide in ihrer Art, verschaffen, ist doch recht zweifelhaft. Jedenfalls aber wird dabei die allmähliche Ausbildung der Persönlichkeit viel weniger berücksichtigt, als sie verlangt, und vor Allem ist damit, wie schon Bailleu gelegentlich hervorgehoben hat und gerade jetzt wieder Taine's Philosophie der Kunst in den Niederlanden entgegengehalten wird [187]), eine sehr große Versuchung zu dogmatischer, konstruirender Behandlung verbunden. Wie nun aber diese Nachtheile, wenn sie wirklich vorhanden sein sollten, auszugleichen wären, und welches neue Resultat sich dabei etwa ergeben könnte, darf uns hier nicht mehr beschäftigen. Der sehr bescheidene Zweck dieser Bemerkungen war, ich wiederhole es, nicht eine Charakteristik des Kaisers, sondern bloß der Hinweis auf einige hier besonders deutliche Charakterzüge von ihm. Es sollte bloß einfach gezeigt werden, daß hier neue oder wenigstens frischere Farben für das Porträt des außerordentlichen Mannes geboten sind: wo sie aufzutragen sind und wie sein Bild dann aussehen wird, ist eine andere Frage.

187) Fierens-Gevaert, Rev. des deux Mondes 159, 891.

Das Beamten- und das Werkführerthum in den Geschäftsbetrieben.

Eine Studie nach dem Leben

von

Carl Bilcg.

Es ist eine recht hohe Aufgabe, die ein deutscher Professor den Beamten in den Betrieben zuweist: zu vermitteln zwischen dem Prinzipal und den Arbeitern. Fürwahr, eine recht hohe und schöne Aufgabe. Nur leider, daß mir dieses Wunderbare, eine solche Vermittlung, wie sie unser Professor meint und wie sie dann auch für die Gesammtheit verdienstlich wäre, so äußerst selten begegnet ist, ja, zuweilen hätte ich sogar gewünscht, daß zwischen dem Prinzipal und uns, den Arbeitern, gar kein Vermittler thätig gewesen wäre, beide Theile hätten sich thatsächlich ohne diese „Hilfe" schneller und besser verständigt. Und wenn man mich aufs Gewissen befragte, ob es sich nicht empföhle, diesen „Dritten" bei den Verhandlungen überhaupt auszuschließen, ich stimmte wohl zweifellos zu und mit mir gleichzeitig die übrige Arbeiterschaft; einige Schmarotzer unter den Arbeitern zögen vielleicht den gegenwärtigen Zustand vor, die Lieblinge der Werkführer oder der übrigen Beamten. Doch bei der Frage stellt sich wieder das Hinderniß auf, daß viele große, auf Aktien beruhende Unternehmungen keinen einzelnen Inhaber aufweisen, und demnach doch mit der Beamtenschaft oder den Bevollmächtigten der Betriebe verhandelt werden muß. Indeß möchte ich hier, am Eingange meiner Erörterungen, noch früher bemerken, daß ich für heute mehr die Mittelschicht der Betriebsbeamten im Auge habe, die, so wenig sie auch manchmal im hohen Rathe zu sagen haben, doch durch die Art ihrer Berichterstattung, durch ihre Lebensführung u. s. w. für eine wirkungsvolle, nicht

mechanisch wirkende Sozialreform oft weit mehr ins Gewicht fallen als die obern Leiter der Betriebe; freilich werde ich dann und wann nicht umhin können, Bemerkungen weitergehender Art einzuflechten und besonders am Schlusse einige Erörterungen prinzipieller Natur zu machen.

Fast allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß dieses unser Beamtenthum recht tüchtig und intelligent sei. Diesen Glauben muß ich nun leider vorerst zerstören. Einzelnen Personen spreche ich natürlich, wie das überall, für jeden Beruf der Fall sein wird, ein recht tüchtiges Streben zu, doch der Masse der Betriebsbeamten nicht, und besonders eine große Anzahl der Werkführer müßte ein elendes Dasein führen, wenn sie sich von oder mit Hilfe ihrer Intelligenz ernähren müßte. So hart das Wort scheinen mag, es ist nichtsdestoweniger wahr. Denn ich kann einzelne Bethätigungen im Betriebe durchaus nicht als Intelligenz ansehen; es sind mechanische Verrichtungen, man wird jahrelang dazu gedrillt, der Eine in diesem, der Andere in jenem, schließlich erlangt man darin eine große Fertigkeit, man wird meinetwegen sogar ein außerordentlich brauchbares Glied im Betriebe, aber Intelligenz besitzt man noch lange nicht, die muß durchs ganze Leben hin und aus volleren Quellen gespeist werden. Und hier ist das Traurige zu konstatiren: weit weniger noch als bei dem körperlich schwerer angestrengten Arbeiter habe ich bei den in Geschäftsbetrieben thätigen Beamten das Bestreben gefunden, sich geistig zu vervollkommnen, vom Leben eine bessere Ueberschau zu gewinnen. Was das bischen Schule geboten, und was die Lehre noch allenfalls hinzugefügt hat, das ist der geistige Fond, der fürs ganze Leben vorhalten soll. Einige Brocken französisch oder englisch, ein gesuchter äußerer Schliff, den Sport aus der Sphäre des Vernünftigen in die der Tollheit erhoben, ein Glänzen und Erheben — mit einem Worte, ein unglaublich enges geistiges Dasein. Die Beamten mögen sich selbst sagen, wie viele solche Elemente sie in ihrer Mitte bergen. Ein vollständig ödes Leben, durchtränkt und beherrscht von übergroßer Einbildung, an dieser scheitert alles. Oft nahm ich Veranlassung, in den Kreisen dieser Betriebsbeamten das Bessere, das Inhaltsvollere zu versuchen, aber umsonst, der Kneipkomment des Studenten oder das schneidige Gebahren des Militärs erschien wichtiger. Ja, es ist, fast möchte ich sagen, das Unglück dieser Menschen- und Berufsklasse, daß sie meist nur alle Lächerlichkeiten und Konvenienzen der oberen Zehntausend erstens in sich aufnimmt, nachahmt oder

besser gesagt nachäfft und dann noch als unerbittlich starre Nothwendigkeiten ausgiebt und vertheidigen will. Allerdings könnten diese Sätze auch auf weitere Kreise Anwendung finden.

Ja, selbst in Betrieben, wo ein recht freundlicher Geist von oben weht — und es giebt auch solche —, wo es mit der Gebundenheit der dort Beschäftigten noch nicht so schlimm bestellt ist, habe ich zu meinem Bedauern die Beamtenschaft nicht wesentlich anders gefunden, als ich's zu schildern versucht habe. Die Werkstätte ist allerdings kein Salon, wo man lange Höflichkeitsphrasen drechseln kann, jedoch selbst im strengsten Befehl kann immer noch ein Menschliches zu finden sein. Ich möchte das vor Allem dahin verstanden wissen: eine volle Gerechtigkeit verbreite der Werkführer oder Beamte um sich, er dulde keinen Schmarotzer, er empfange keine Klatschgeschichten, er sei für jeden Arbeiter dasselbe und er wird sehen, daß man mit dieser unparteiischen Unzugänglichkeit und doch schöneren Menschlichkeit viel weiter kommt, als mit dem bisherigen System. Die Achtung Aller wird uns auf jenem Wege, auf dem gegenwärtigen aber nur die oft widerwilligen Schmeicheleien eines Einzelnen, der aus Vortheil unter Umständen wieder unser Gegner werden kann. Ja, selbst schroffe Maßregeln der obersten Geschäftsleitung kann ein Werkführer, wenn er ein ganzer Mann ist, bedeutend mildern. Doch diesen Takt und diesen Muth verlange ich nicht von Jedem und meinetwegen von Niemand. Es wäre dann Sache der Arbeiter, für ihr Recht einzustehen. Es ist eigentlich nur ein Geringes, ja etwas Selbstverständliches, was ich von dem Werkführer und den andern Betriebsbeamten verlange; ein jeder anständige und gerecht empfindende Mensch kommt dem heute schon im weitern Leben nach; und wenn ich hier von mir selbst und meiner eigenen Erfahrung sprechen darf, so bemerke ich, daß ich mehrmals in ganz schwierigen Werkführerstellungen war, und es ging doch immer, ich hatte es nicht nöthig, mich jeden Augenblick als Unteroffizier im Zivil zu geben.

Zu erwähnen ist auch, daß der heutige Werkführer oder Werkmeister, wie sich die Herren jetzt lieber nennen hören, längst nicht mehr das ist, was sein Vorfahr in dem Berufe einst bedeutete. Die Qualität des Materials hat gegen früher, trotz der heutigen bessern Bildungsgelegenheit, entschieden eine Einbuße erlitten. Der Werkführer der alten Zeit — und sie liegt noch nicht so sehr zurück — war in den meisten Fällen ein weitgereister Mann, er hatte vieler Herren Länder gesehen und wußte tüchtig umzugehen



mit Reißbrett und Zeichenstift. Er war im Betriebe alles, auf ihn berief sich Jedermann, es ruhte jegliches auf seinen Schultern. So stand er durch seine umfassenderen Kenntnisse und die größere Erfahrung dem Prinzipal, der, wenn auch selbst oft ein tüchtiger Fachmann, doch diesem mit mehr Autorität gegenüber als der heutige Werkführer seinem Herrn. Jenem hat der Techniker, der Zeichner u. s. w. heute die wichtigste Funktion abgenommen, eine eigentliche geistige Thätigkeit braucht er somit nicht zu verrichten oder doch nur in geringem Maße und das wieder nur in kleineren Betrieben. Lohnzettel ausschreiben, dem Arbeiter das Rohmaterial zuweisen und was dergleichen mechanische Verrichtungen sind, das bildet des heutigen Werkführers vornehmste Beschäftigung. All' das Wesentliche von früher geht heute vom Kontor, von der obersten Leitung aus. Das ist nun einmal nicht zu ändern, das charakteristische Merkmal der Großproduktion ist die Arbeitstheilung. War früher die Person da, so sind es jetzt viele Personen, auf einer Schulter könnte heute nicht alles ruhen. Freilich, inwiefern der jetzt gegebene Zustand unserm Kunstgewerbe förderlich oder schädlich ist, dies zu erörtern muß ich für diese Arbeit allerdings ausschließen.

Ein größeres Maß von geistigen Kenntnissen, als es die Volksschule bietet, wird von dem heutigen Werkführer kaum verlangt, wenigstens in der übergroßen Mehrzahl der Betriebe nicht. Und das ist wirklich zu bedauern. Indeß ist trotz der geringeren geistigen Durchbildung das äußere Selbstbewußtsein doch mächtig gestiegen, natürlich nur gegen den Untergebenen, den Arbeiter. Und so ist's erklärlich, daß man auch bei diesem keinen höhern geistigen Stand voraussetzt oder wenn vorhanden, ihn nicht gerade mit liebevollen Augen bemerkt. Mir passirte vor einigen Jahren sogar das Mißgeschick, wegen eines mathematischen Lehrbuches, das ich tagsüber in der Werkstätte im Schubkasten verwahrt und dann eines Abends mitzunehmen vergessen hatte, entlassen zu werden. Nichts anderes lag gegen mich vor, meine Mitarbeiter waren selbst von der Maßregel überrascht, schließlich erklärte sich ja der Werkführer in höchst eigener Person ganz kurz und bündig: „So gelehrte Leute könne man nicht brauchen.“ Der Mann hatte das Recht zum Entlassen und so gebrauchte er's wacker, auch dort jedenfalls, wo die Interessen des Betriebes durchaus nicht berührt wurden, sondern wo er nur seine Person, resp. seine Eitelkeit verletzt glaubte. Der Mann war wirklich sehr unwissend, jedoch das aus dieser Unwissenheit hervorgegangene sogenannte Ehrgefühl — heutzutage

keine ganz seltene Erscheinung — wieder um so besser entwickelt. Indeß vernehmen wir weiter. Wir hören in einer Werkstätte auf und beginnen in einer anderen. Der Werkführer hier scheint uns bekannt zu sein, wir sinnen nach, es fällt uns ein, daß wir vor längerer Zeit mit ihm in dem und dem Betriebe thätig waren. Wir sind so naiv, diese Entdeckung nicht bei uns zu behalten, wir machen unserm früheren Mitarbeiter und jetzigen Werkführer Mittheilung davon, doch dies Erkennen wird uns verhängnißvoll, der Protz regt sich in dem Herrn und Werkmeister, er will nicht mehr an seine einstige Arbeiterlaufbahn erinnert sein. Natürlich fliegen wir dann auch gar bald hinaus, denn: wozu besäße der Mann wohl das Recht der Entlassung, wenn nicht ebenfalls für solche Fälle? In einem der größten Berliner Betriebe hat sich das vor nicht langer Zeit ereignet. Und dann wundert man sich noch über Majestätsbeleidigungen, daß dieserhalb Anklagen erhoben werden? Hier, in unserm Falle fühlte sich sogar ein kleiner Knirps tödtlich beleidigt und das aus einer Ursache, die eigentlich nur ehrenvoll sein sollte und auch nur so aufgefaßt werden oder besser gesagt zur Freude stimmen müßte.

Die oberste Leitung der Betriebe bekümmert sich natürlich nicht um solche Vorkommnisse, die sich weit häufiger ereignen als man glaubt und es allgemeiner bekannt wird; „oben" weiß man ja meist nichts davon oder will nichts wissen. Der Chef erscheint fast gar nicht in den Werkstätten, vielleicht zu den hohen Feiertagen einmal. Die Entlassung und Aufnahme der Arbeiter steht dem Werkführer oder einem mit diesem liirten Unterbeamten zu. Die Herren verstehen sich gegenseitig, sie berichten einander, sind sich auch durchaus ihrer Macht bewußt, und so wickelt sich alles glatt ab, wie sie's eben wollen und für ihren Vortheil nöthig erachten.

„. . . Der Bewerber um die Werkführerstelle muß Militär gewesen sein." So heißt es heute auch allgemein in den betreffenden Bekanntmachungen, wenn ein Werkführer benöthigt wird. War man also Unteroffizier, dann um so besser für uns, nun ist uns die ausgeschriebene Stelle ganz sicher. Allein es sind das wohl recht unglückliche Forderungen und Bestimmungen für den, der die Verhältnisse kennt. Schon indem man die Zugehörigkeit zum Militär so betont, muß in dem Reflektanten der Glaube erweckt werden, daß man ein besonders strammes, nicht den geringsten Widerspruch duldendes Regiment wünsche, und so richtet sich denn der neue Werkführer so ein, wie er's eben in der Kaserne

[illegible] hat. Eine Weile ging es auch mit diesen [illegible], aber eines Tages ging's nicht mehr mit ihnen, sie [illegible]. Und sie werden in Zukunft umsomehr [illegible], als diese Beamtenschaft, die mit der Arbeiterschaft so viel zu verkehren hat, stetig immer mehr zunimmt, und die Arbeiter stetig umfassender werden. Ich habe diese Sätze in der Neuzeit durchaus bestätigt, ohne daß ich's nöthig hätte, die Fälle besonders anzuführen. Lohnfragen, vielleicht nicht so schwer zu schlichten, sind durch diese militärische Art, die keine Aussprache kennt und erlaubt, erst recht verschärft werden. Wo ein klärendes und aufklärendes und milderes Wort die Geister beruhigt hätte, muß es sofort zum Aeußersten kommen, das dann immer auf beiden Seiten einen Bodensatz hinterläßt. Und die oberste Leitung der Betriebe huldigt auch noch dem Wahne, für ihren Angestellten in jedem Fall und unter allen Umständen eintreten zu müssen. Nun ja, man hat ja die Zugehörigkeit zum Militär so sehr betont, und so muß die eine unglückliche Forderung durch eine noch unglücklichere gedeckt werden.

Man erlaube mir an einigen weiteren Beispielen das schon Gesagte noch besser zu erhärten:

Ich habe früher das in den Werkstätten grassirende Schmarotzerthum erwähnt. Diese Erscheinung ist ein recht wunder Punkt und trägt vielfache Erbitterung in die Gemüther. Diese Freunde und Lieblinge des Werkführers oder des einen oder des anderen Beamten erstatten getreulich Rapport über Alles, was sich in der Werkstätte ereignet. Bei der Arbeit nimmt man's nicht so genau, man überwacht sich weniger, ein Wort fällt — der Werkführer ist unterrichtet. Die Lieblinge haben auch die Aufgabe, den Neueintretenden Muth zuzusprechen, falls diesen der Akkordpreis zu niedrig erscheint; man solle die Arbeit nur beendigen, später würde es ja besser werden, im Anfang müsse eben Jeder das Schlechtere hinnehmen. Man verweist auf sich als Exempel, wie man jetzt mit den Verhältnissen zufrieden sei. Und da der Neuling gewöhnlich nicht orientirt ist, so läßt er sich bestimmen, arbeitet und arbeitet, hört dem Biedermannstone zu und hofft auf Besserung. Sonnabends finden sich der Werkführer und seine Freunde in der Stammkneipe ein, und bei einer großen Weißen mit Himbeer und einem saftigen Eisbein lacht man über die Gimpel, die nicht alle werden. Von manchen widerlichen Szenen dieser Art könnte ich, mit Namhaftmachung der Personen, berichten. Natürlich läßt man den Werkführer nicht bezahlen, man macht ihm zuweilen noch andere Ge-

schenke, erweist ihm Gefälligkeiten u. s. w.; dafür verdient man auch ganz schön, man bekommt die beste und angenehmste Arbeit zugewiesen. Ich kenne einen der größten Betriebe hier, wo gute Arbeiter bei intensivster Bethätigung zu keinem höheren Verdienst als 18 Mark wöchentlich kamen; dagegen die Vertrauensmänner der Werkführer oder der andern Beamten zu 40—50 Mark, ja noch darüber. Es ist ein gegenseitiges Stützsystem; man erhält sich gegenseitig, und so springt die eigene geistige Unzulänglichkeit nicht so kraß hervor. Aber die Mehrzahl der Arbeiter leidet unter dieser Wirthschaft, sowohl materiell als moralisch und die Quelle häßlicher Szenen und mannigfacher, weiter sich dann erstreckender Verbitterung bildet sie auch oft. Andererseits sprechen solche Differenzen in der Lohnhöhe gerade auch nicht für die oberste Leitung derartiger Betriebe, daß sie wachsam und für das Wohl aller der bei ihr Beschäftigten bedacht ist. Sie hört nur die eine Stimme, die der ihr untergebenen Beamten. Hier, bei solchen Verhältnissen, könnten Arbeiterausschüsse ganz wohlthätig wirken, aber leider sind sie in vielen Betrieben nicht erlaubt oder ihre Gebundenheit ist eine derartige, daß die Sache nicht vielmehr als einen Namen bedeutet.

Ein weiteres Beispiel. Es ist ein großes Möbel- und Dekorationsgeschäft. Sämmtliche Arbeiter sind hier auf eine vierzehntägige Kündigung verpflichtet. Der Werkführer der Tapezierer hat ein, wie ich glaube, auskömmliches Gehalt, 36 Mark wöchentlich und dann noch einige Nebeneinkünfte. Das Alles genügt ihm aber nicht, er möchte sich materiell noch mehr steigern, er möchte Ueberstunden machen und sie würden nothwendig werden, wenn ein Theil der Gehilfen ihre Entlassung bekäme; jedoch das könnte erst nach vierzehn Tagen geschehen, der Kündigung wegen. Im Kontor werden daraufhin allerlei unwahre Angaben gemacht und dann beschlossen, die Arbeiter durch List um ihr gesetzliches Recht zu bringen. Man redet ihnen, den Tapezierern, vor, daß soviel der Arbeit vorhanden sei, man wisse sich nicht zu helfen; doch um eine einheitliche Regelung zu erzielen, und da die Tischler keine Kündigung hätten, was nebenbei eine Lüge war, so solle die Kündigung in jeder Branche überhaupt entfallen. Der Coup gelingt, die Tapezierer unterschreiben wirklich, ein Theil von ihnen wird am nächsten Tage, Sonnabends, entlassen und der Werkführer ist darauf zu seinen zahlreichen Ueberstunden gekommen. Ich bemerke ausdrücklich, daß sich der Fall thatsächlich ereignet hat. Freilich glaube ich, die Sache

hätte eine etwas andere Wendung genommen, wenn das Gewerbegericht wäre angerufen worden. Das thaten aber die Arbeiter nicht, versäumten es, waren unerfahren, jung und gehörten keiner Organisation an. Indeß wie das Gericht auch entschieden hätte, das Gebahren des Werkführers, der Gebrauch seiner Macht bleibt so bezeichnend, daß unsere Besprechung der Schäden nur zu gerechtfertigt erscheint.

Ein dritter Fall, ebenfalls ein großes Geschäft. Es herrschte hier eine leidliche Ordnung. Wir hatten zur gegebenen Zeit unsere Ruhepausen, Frühstück, Mittag, Vesper. Der Inhaber des Geschäfts, ein reicher Mann und soweit auch wohlwollend, störte unsere Ordnung durchaus nicht; nur war er ohne eigenes Urtheil, verstand vom Geschäft wenig, lehnte sich demnach an Andere an und so erwies er sich jeder Einflüsterung zugänglich. Es kam ein neuer Expedient, ein an positiven Kenntnissen sehr armes Bürschchen — er zählte kaum 20 Jahre —, doch verfügte er über eine gewisse Dosis von Bauernschlauheit. Er sprach im Komptoir redlich für sich. Bald wurde an unsern Ruhepausen gerüttelt, sie sollten, angeblich dringender Arbeit wegen, was nebenbei und in den meisten Fällen auch wieder eine Lüge war, verschoben und bald nicht mehr gehalten werden. Die Ueberstundenwirthschaft riß in einem solchen Maße ein wie nie zuvor; man war keinen Tag sicher, ob man zur bestimmten Feierabendstunde, um $^1/_2$8 Uhr, nach Hause gehen würde; und dazu arbeitete man im tiefen Keller, theilweise sogar mit giftigen Farben. Die Ueberstunden bürgerten sich dann auch morgens ein; selbst am Sonntag sollte trotz des gesetzlichen Verbots gearbeitet werden, und es wurde auch von den Schmarotzern gearbeitet. Die Ordnung war nun vollständig durch den einen Menschen, den Expedienten, auf den Kopf gestellt worden. Und nichts sprach für den Mann; sein Gehalt war ein gutes, wie denn überhaupt in dem Geschäft an die Beamten und Verkäufer ansehnliche Gehälter gezahlt wurden. Doch um alle seine Vorgänger auszustechen und um sich noch eine besondere Gratifikation zu erjagen, die dann wieder in allerlei Sportfexereien aufging, mußten alle Rechte der Arbeiter einfach gestrichen werden. Und wer sich nicht fügte, wer nicht Alles mitmachte, der mußte hinaus. Die Gegenstände kamen unfertig, mit vielen Mängeln behaftet, zur Kundschaft hin, ein ewiges Repariren ging nun in den Wohnungen an, man wurde ungeduldig, alle Schuld wurde uns aufgehalst, es gab vielfachen Verdruß, und dem Geschäft selbst

erwuchsen die riesigsten Kosten durch das massenhafte Fahrgeld und die anderen Auslagen. Jedoch dies einzusehen, dazu war eben der Geist des Geschäftsinhabers unzulänglich; und leider auch die geringe Urtheilskraft des Publikums ermöglicht solche Wirthschaft. Ein junger Mensch kann sich das Alles zu Nutze machen. Ich bin der Letzte, der nicht der ökonomischen Abhängigkeit der Beamten und der Arbeiter Rechnung trägt und darnach sein Urtheil einrichtet; aber mir ist's unmöglich, die geschilderten Fälle und noch viele andere unter die entschuldigende Rubrik: wessen Brot ich eben esse, dessen Lied ich singe, zu verzeichnen. Was da geschehen ist, ist ein Verbrechen und in seinen Folgen und Wirkungen ein verderblicheres als irgend ein anderes.

Ein vierter Fall. Wir sind in einer großen Lokomotivfabrik. Es herrscht da und wie in vielen andern Betrieben das System der Kolonnenführer. Die Herren sind selbst Arbeiter, nur ist ihr Lohn höher und sie bestimmen meist in der ihnen unterstehenden Kolonne auch die Länge der Arbeitszeit. Einige von den Herren kenne ich, sie sind gutsituirte Hausbesitzer. Ueberstunden wären gerade nicht nothwendig, auch die Arbeiter sind dagegen, indeß die Schicht wird, trotz alledem, trotzdem oft keine Dringlichkeit vorliegt — es wird zuweilen sogar auf Vorrath gearbeitet — verlängert; bis in die späte Nacht hinein geht's, man arbeitet mechanisch weiter, ohne Interesse ermüdet und stumpf. Die kleinen Potentaten, die Kolonnenführer wollen es eben so, gegenseitig sind sie heißhungrig, jeder will das Meiste von der Beute erraffen, und der Arbeiter soll sich dem Allen fügen, der Laune, der Bosheit u. s. w. Daß es diesem unter solchen Zuständen oft unmöglich ist, seine mangelhafte Bildung zu verbessern, liegt wohl auf der Hand. Bei Besprechung dieses Falles möchte ich auch zugleich den Umstand erwähnen, wie der Kolonnenführer die der Kolonne zugewiesene Arbeit oft gar nicht recht versteht, er ist darin unsicher, es wird wochenlang gearbeitet, viel verpfuscht, schließlich, wenn die Zeit herankommt, wo der Akkord beendigt, resp. die Arbeit fertig sein muß, verduftet der Kolonnenführer, er läßt Alles im Stich, nachdem er vorher schon den Löwenantheil für sich abbekommen. Die Mitglieder der Kolonne haben nun das Nachsehen, es bliebe ihnen auch nichts Anderes übrig als zu springen; wollen sie's nicht, so müssen sie die verpfuschte Arbeit ändern, besser machen; für diese neue Zeitversäumniß giebt's nun in den meisten Fällen nichts, es wird auf den Akkord drauf-

gerechnet, und statt daß man beispielsweise 30 Mark verdient hatte, wenn ein sachkundiger Vorarbeiter dagewesen wäre, kommt man nun auf den niedersten Lohnsatz, auf 18 Mark und noch weniger die Woche. Daß da die oberste Leitung der Betriebe nicht eine andere Organisation schaffen könnte, daß die Länge der Arbeitszeit, wie wir gesehen haben, von einem beliebigen untergeordneten Organ bestimmt werden müsse, ist schwer zu glauben.

Und nun als Schluß des heutigen Rundganges ebenfalls ein sehr großes Etablissement. Der Besitzer ist ein vielfacher Millionär. Diese Eigenschaft verpflichtet ihn dazu, sich um das untere Getriebe seines Geschäfts überhaupt nicht zu bekümmern. Daß da der Weizen der unteren Beamtenschaft besonders üppig blüht, dürfte nach dem Gesagten als selbstverständlich anzunehmen sein. Selbst Verkäuferlehrlinge haben es hier in der Hand, die Ruhepausen der Arbeiter willkürlich zu verschieben oder unmöglich zu machen. Und alles unter dem Schutze der so dringenden Nothwendigkeit. Der kleinste Widerspruch wird von dem Beamtenpersonal sofort als Beleidigung aufgefaßt, als Sozialdemokratie bezeichnet. In der Anständigkeit dieses Geschäfts hat der Arbeiter überhaupt keinen Schutz mehr; will er sich schützen, so muß er's selbst thun, und dann sind seine Tage gezählt. Das protektionistische System herrscht hier ausschließlich. Wer schmeichelt und heuchelt, kann sich in Müßiggang ergehen, so viel er will; den Andern, der auf sich hält, erdrückt man förmlich mit Arbeit; Jenem wird Lohnerhöhung, Diesen verweist man cynisch auf den Himmel, der würde uns dann Allen zulegen. Der Schmarotzer darf sich erkühnen, seinen Mitarbeiter zu schuhriegeln wie er will. Was Wunder, wenn nun diesem einmal die Galle überläuft, und es dann in den Frühstückspausen aus geringfügigen Anlässen zu Prügeleien kommt. Es gab bestialische Szenen, das Blut spritzte nur so hin, wuchtige Bierseidel wurden auf den Köpfen total zertrümmert. Wer nicht dieses Kreises war — ein Ekel mußte ihn ob solcher Zustände erfassen. Und dann sollte es noch dem Schmarotzer von der obersten Leitung als Betriebsunfall ausgelegt werden! Ist ein derartiges Verfahren nicht geeignet, zu solchen Szenen, wie den geschilderten, förmlich anzureizen, besonders geistig tiefstehende Menschen? Uhren stiehlt man sich gegenseitig; sie wieder auszulösen, kostet einen halben Thaler, der dann natürlich in minderwerthigen geistigen Getränken aufgeht. Solcher Verhältnisse müde, trat ich nach einigen Monaten der Thätigkeit aus und bringe nun diese Zustände zur Kenntniß. Den

Wahrheitsbeweis für das Gesagte anzutreten, bin ich jeden Augenblick bereit.

Ueblich ist's auch in solchen Geschäften, dem Arbeiter jede Lüge und Täuschung dem kaufenden Publikum gegenüber zuzumuthen, und wer darin nicht Virtuos ist oder es nicht sein will, der erscheint eben als unbrauchbar. Wie zerstörend dies für das weitere Leben wird, erörtere ich nicht, eine berufenere Feder mag es thun; nur dächte ich, daß auch das Publikum, wenigstens was die materielle Seite anbetrifft, alle Veranlassung hätte, an solchen Erscheinungen nicht achtlos vorüberzugehen, es wird ganz grauenhaft übervortheilt, geschädigt.

So viel für heute denn des Thatsächlichen. Meine Mappe ist zwar noch lange nicht erschöpft, ich könnte noch weit krassere Fälle vorbringen, Fälle, die sogar ins Gebiet der Strafgesetzgebung fallen. Ich thue es nicht, weil ich glaube, daß das Gesagte in seiner diskreten Form hinreichen wird, um erstens meine Behauptungen zu stützen und dann vielleicht den einen oder den andern der Geschäftsinhaber zu einer schärferen Kontrolle in seinem Betriebe zu veranlassen. Und auch auf den etwaigen Vorwurf, daß meine Mittheilungen nur die Höhe und den Glanz unserer Industrie schädigen, brauche ich wohl ebenfalls nicht besonders zu erwidern. Denn die geschilderten Mißstände haben unsere Industrie gewiß nicht groß gebracht, sondern ganz andere Faktoren; und verschwinden jene, so wird unsere Industrie dadurch gewiß nicht zum Schaden kommen. Und nun noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur.

Oft wenn ich mit Arbeitern über die Sozialreform sprach, sagten sie mir ganz unverblümt, daß sie den Arbeitsgeber gern von der Verpflichtung der verschiedenen Kassenbeiträge entbänden, sie würden diese Beiträge auch noch selbst entrichten, wenn er andererseits wieder in seinem Betriebe die Schäden tilgte, wie ich sie in meiner gedrängten Uebersicht zu vermitteln versucht habe. In der That, ich muß diesen Aeußerungen bedingungslos zustimmen, obschon ich auch nicht immer und überall die Arbeiterschaft vertheidige; viel giebt's in ihr noch zu rügen und man erweist ihr wahrlich keinen Dienst, wenn man sie in allen Stücken lobt. Ja, ändern müßten wir uns eigentlich Alle, unser Sinn nach dem Bedeutenden müßte sich weit lebhafter äußern als es leider der Fall ist. Und ändern wir uns nicht Alle, werden wir nicht vollwerthiger in jeglichem, so ist ja alle Sozialreform, wenn nicht ein Unsinn, so doch etwas, das nur mechanisch wirkt, das zu einer bloßen Kassenfrage herab-

sirkt, wo es dann nur heißt: einzahlen — auszahlen, und die weit umfassendere und weniger kostspielige Sozialreform läge somit vollständig brach darnieder. Und diese Sätze besonders wieder auf unser Thema angewendet, ergäbe sich daraus, daß auch der Arbeitgeber die untersten Angelegenheiten seines Betriebes nicht ganz von sich schiebe, etwa in vornehmer Unnahbarkeit; er widme sich diesen Angelegenheiten zuweilen und sei's auch nur auf kurze Zeit. Schon die Thatsache, daß seine untergeordneten Organe Jemand hinter sich verspüren, der ihrer Willkür an einem Tage ein Ende machen könnte, wird viele der Uebel, wie ich sie zu schildern versucht habe, einfach verschwinden machen. Besonders bei dem Kapitel der Entlassung behalte er sich das letzte Wort vor. Manchen Betrieb kenne ich, wo es so ist, und man fürchtet da nicht für die Disziplin, sie leidet auch wirklich nicht, im Gegentheil, man arbeitet hier nur noch freudiger.

Vor nicht langer Zeit — im Vorjahre war's — haben unsere Staatsmänner den Versuch gemacht, das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch eine verschärftere Gesetzgebung zu regeln. Ein unglückliches Beginnen, seine Entschuldigung ist nur, daß es mehr vom grünen Tische und den daran sitzenden Geheimräthen abbekommen hat als dem Ganzen unbedingt nöthig war. Was wir an Uebeln besprochen — im Zeichen einer solch' revidirten Gesetzgebung würde sich das Schädliche gewiß recht sicher fühlen, man würde es gleichsam konserviren. Wenn die Selbstsucht erst dahinter kommt, wie vortrefflich die verschärfteren Gesetzesbestimmungen für ihre Zwecke zu gebrauchen sind, so wird sie davon auch im umfassenden Sinne Gebrauch machen, ja, vielleicht derartig, daß es dem Gesetzgeber selbst davor graut. Diese Selbstsucht würde den Arbeiter in den Betrieben förmlich todt machen, seine Kontrole fiele demnach hinweg und eine solche ist nothwendig, denn die Polizei und die anderen Organe, die für die genaue Ausführung der Vorschriften, wie sie die sozialpolitische Gesetzgebung geschaffen, zu sorgen haben, — alle diese Organe wären machtlos gegen das, was die Selbstsucht im Punkte der Gesetzesübertretungen leisten würde. Schon mit der Innehaltung der Sonntagsheiligung hapert es heute vielfach, von den anderen Vergehen gar nicht zu sprechen. Ich erwähnte es bereits, wie uns trotz der Bestimmungen über die Sonntagsruhe doch anbefohlen wurde zu arbeiten; erst als sich Einige von uns weigerten, unterblieb ja die Arbeit für unseren Theil, aber die Schmarotzer kamen

doch, waren recht thätig, und die Polizei kam nie dahinter. Und wenn der Inhaber eines Betriebes wirklich einmal bestraft wird wegen solcher Verletzungen der gesetzlichen Bestimmungen — was beweist dies? Es handelt sich ja gar nicht um die paar Mark Strafe, die er zu zahlen hat, sondern darum, daß das Gesetz überhaupt und so kurzer Hand, und wie wir gesehen haben, sogar vom untergeordneten Beamtenpersonal übertreten wird und das noch, um die Steigerung der „Extragratifikation" herbeizuführen. Eine weitsichtige Sozialreform muß daher gegen alle derartigen Gesetzesproduktionen, wie sie im Vorjahre geplant waren und vielleicht wieder in die Erscheinung treten werden, eine abweisende Stellung einnehmen. Denn jede wirksame Sozialreform setzt auch eine angemessene Freiheit der allgemeinen Zustände voraus.

Von einer Seite denkt man ja skeptisch über unsere Vorschläge und Hoffnungen, daß auf dem von uns besprochenen Gebiete überhaupt eine wesentliche Besserung erfolgen könnte und würde; erst die Aenderung der Produktionsweise brächte auch diese unsere Uebel zum Verschwinden. — Nun, in den Werkstätten da spricht und denkt man ganz anders, da glaubt man an die Möglichkeit durchgreifender Besserung schon unter den heutigen Verhältnissen; erst in den Versammlungen entrichtet man allerdings wieder den Tribut an den Zukunftsstaat, der uns früher in so unmittelbare Nähe geschoben wurde. Das große Reinemachen, die radikale Aenderung der Zustände in so schöner sichtbaren Weite, der Todtengräber schon harrend des letzten Kapitalisten, — man konnte da wirklich gegen jede Reform eine gewisse Abneigung empfinden; heute aber, wo uns der Zukunftsstaat selbst von seinen einstigen wärmsten Vertheidigern in eine so graue, fast ganz unkontrolirbare Ferne gerückt wird, müssen wir uns schon bescheiden und die weite Ferne, bis wannen alles umgebettet wird, benützen zu einer muthigen, unverdrossenen Arbeit auf allen Gebieten. Freilich, die erste Vorbedingung ist dabei wohl, daß unser Gesellschaftsleben wieder dem Bedeutenden zuneigen, daß es in allem vollwerthiger, kompakter werden muß, also die tausend Nichtigkeiten, die uns heute Zeit und Geld und die beste Kraft für höhere Aufgaben wegnehmen, entschieden von sich abstreifen. Und man wird dann sehen: alle die Elemente, diese Mittelschicht des Volkes, die ich in der vorliegenden Arbeit, in einem kleinen Ausschnitt gezeigt und die jede Fexerei und Nichtigkeit der oberen Stände affenartig nachahmen, werden sich sofort ändern, wenn sie sehen, daß nun dort oben

andere Sitten und Gewohnheiten maßgebend geworden sind. Und einen weitern Helfer zu dem Allen erblicke ich in den eisernen Nothwendigkeiten. Sie zwingen zu Auswegen, zur Sammlung und Verständigung der Geister; das unerbittlich Nothwendige setzt die Köpfe stets zurecht und erweitert deren Inneres. Und die sich nicht erweitern lassen, — je nun, sie werden erfahren, daß die Nothwendigkeiten früherer Jahrhunderte relativ leichter zu beseitigen waren als die unserer Zeit. Die Masse war in sich gespalten durch ihre Unbildung, der schlechte Verkehr und all' die andern geringen Kulturmittel erschwerten die Verständigung bedeutend. Daß es nun heute in dieser Hinsicht ganz anders geworden, wird wohl Niemand leugnen. Jener politische Kreis ist also geschlossen, jetzt heißt es einen neuen zu beginnen. Das Neue, das Nothwendige unserer Zeit ist nicht mehr auszutilgen und vollends nicht mehr mit den Waffen und Mitteln früherer Perioden. So schüttle man denn vor allem die verdammte Angst vor der Menschlichkeit ab. —

Das Christenthum der Gefangenen.

Von

Heinrich Reuß.

Ueber wenig Dinge gehen wohl die Ansichten schroffer auseinander, als darüber, ob wir in dem geistigen Leben und Denken weiter Kreise unseres Volkes eine Annäherung an das Christenthum oder ein immer weiteres Abrücken zu erblicken haben. Seit Rades bekanntem Vortrage auf dem neunten evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin ist die Neigung groß geworden, das sittliche Streben und Ringen unserer Arbeiterwelt höher einzuschätzen und zu bewerthen, als dies in der Bismarckischen Aera des neuen Deutschen Reiches der Fall gewesen ist. So wenig Anzeichen nun heute auch dafür sprechen, daß wir in einem Zeitalter der Dekadenz leben, im Gegentheil sittliche Energie und Thatkraft unser Volk seit drei Jahrzehnten auf eine Höhe kultureller Blüthe gehoben haben, die es seit Jahrhunderten nicht geahnt hat, ebenso wenig dürfen wir aber auch blind an den dunklen Punkten unseres Kulturlebens vorübergehen. Zu diesen düsteren Erscheinungen gehört das sittliche und religiöse Denken unserer heutigen Sträflinge. Wenn ich heute den Versuch mache, die Denkungsart dieser Leute zu schildern, so schöpfe ich dabei aus Eindrücken, welche ich im Unterricht, bei seelsorgerlichen Besuchen auf der Zelle, sowie aus Unterredungen empfangen habe, die als eine Art Vorbereitung der Feier des Abendmahls voranzugehen pflegen. Eine Gefahr, die ich gern vermieden sehen, und auf die ich deshalb von Anfang an hinweisen möchte, besteht darin, daß solche Eindrücke leicht zu sehr verallgemeinert und schematisch auf alle solche deklassirten Elemente als ausnahmslose Regel übertragen werden. Die Schwierigkeit

einer solchen Schilderung liegt in der Thatsache begründet, daß sie mehr oder weniger eine subjektive Färbung trägt, da die Persönlichkeiten eines solchen Bildes Individuen sind, die in den mannigfachsten Farben schillern, bei denen Dichtung und Wahrheit, Heuchelei und Ehrlichkeit so schwer von einander zu trennen sind, ja oft so unvermittelt in derselben Brust nebeneinander schlummern, daß es je nach dem Standpunkt des Beobachters auch wieder etwas Leichtes ist, an einem solchen Bilde Fehler und Irrthümer nachzuweisen. Die Quellen einer solchen Schilderung sind naturgemäß sehr trüb. Wenn nun trotzdem die Forderung gestellt wird, ein der Wirklichkeit nahekommendes und in den wesentlichen Zügen allgemeingiltiges Urtheil zu begründen, so kann dies nur mit der Einschränkung geschehen, welche in dem obigen Vorbehalt gegeben ist.

Eine der dem Gefangenen am nächsten liegenden Fragen ist die nach dem Verhältniß Gottes zu ihm, ist Gott ihm ein gütiger Gott gewesen, hat Gott seine Strafe über ihn kommen lassen, oder hat Gott ihm diese Strafe vorherbestimmt, kurz, ist Gottes Zorn die letzte und tiefste Ursache seines Falles und seiner Strafe. Diese Frage führt ihn direkt zu der anderen, ist überhaupt ein Gott da. Religiöse Gedanken weckt in dem Gefangenen schon der Augenblick, wo überhaupt zum ersten Male in seinem Leben eine Gefängnißthür sich hinter ihm schließt und ihn entweder sich allein überläßt oder ihn in die Gesellschaft älterer Schicksalsgenossen führt. Uebereinstimmend erzählen alle erstmalig Bestraften, daß dieser Augenblick einer der vernichtendsten Zeitpunkte im Leben des Menschen sei, da man entweder dem vernichtenden Selbstgericht des strafenden und verklagenden Gewissens überliefert werde oder mit seinen Gewissensqualen dem cynischen Hohn und Spott alter Zuchthausbrüder ausgesetzt wäre. Dieser Augenblick rufe mit aller Macht die tiefsten, religiösen Eindrücke der Jugendzeit und des Elternhauses wach. Aber damit wollen wir uns heute nicht beschäftigen, sondern mit dem, was die oft bestraften Gefangenen, die gewohnheitsmäßigen Insassen der Strafanstalten, aus diesem religiösen und sittlichen Denken gemacht haben. Diese erstmaligen Erinnerungen bleiben vielfach nur Erschütterungen und Anwandlungen vorübergehender Natur. Da, wo sie dauerndes, sittliches Leben, Standhaftigkeit und innere Umkehr hervorrufen, sind sie der Ertrag einer vorausgegangenen, tüchtigen Erziehung. Solche Erfolge darf das moderne Gefängnißleben nur zum allergeringsten Theil seinem Konto gutschreiben. Diese nur einmalig bestraften Leute, die nie

wieder rückfällig werden, verfügen noch über einen moralischen Fonds, der auch durch den einmaligen Aufenthalt im Gefängniß nicht zerstört werden konnte. Die Thatsache, daß nach den Ergebnissen der Kriminalstatistik ein verschwindend kleiner Theil als gebessert betrachtet werden darf, unheimlich große Prozentsätze derer aber, die, einmal dem Strafrichter verfallen, immer und immer wieder mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommen und als unverbesserliche, deklassirte Bestandtheile eines Volkes anzusehen sind, führt uns zu der Frage, wie malt sich in diesen Köpfen die Welt, die uns Christen als eine Stätte der Thaten Gottes erscheint. Auch diese Elemente sind religiös ungemein interessirt, allerdings in einem meist verneinenden Sinne. Kann man bei ihnen von einem Glauben an Gott reden? Ja und nein. Ja insofern, als sie ihr Verhältniß zur Welt unter einem blinden Fatalismus begreifen, nein, als der größte Theil dieser Leute thatsächlich ein Leben führt, das sich von aller Unterordnung unter göttliche und weltliche Gesetze losgesagt hat. Aber eben die Thatsache eines blinden Fatalismus, dem man bei allen derartig beschriebenen Gefangenen begegnet, ist eine Bestätigung des Urtheils, daß das religiöse Fühlen in keinem Menschen ganz aussterben kann, auch wenn er zu den frivolsten Verächtern des religiösen Denkens gezählt sein will. Es ist eine oft beobachtete und deshalb in kriminalistischen Kreisen verlachte oder kaum noch beachtete Erfahrung, daß der größte Theil der Gefangenen unschuldig sein will. Das Lachen ist gerechtfertigt, nur schade, daß die Sache so furchtbar ernst ist. Je näher man die Denkungsart der Gefangenen erforscht, um so mehr wird einem das Lachen vergehen. Es ist durchaus nicht immer Heuchelei, Lüge oder elende Verstocktheit und blinde Selbsttäuschung, wenn sich Viele für unschuldig halten, sondern das ist vielfach nur der unbeholfene Ausdruck dafür, daß willenlose, schwachgewordene und tiefgesunkene Menschen sich einer Welt gegenübersehen, über die sie nicht mehr Herr werden können, der sie gar nichts Böses thun wollen, die aber durch ihre straffe Organisation der Polizei und Justiz sie immer wieder erfaßt, wie die Zahnräder und Treibriemen der Maschine Jeden mitleidslos zermalmen, der ihnen zu nahe kommt. Im Gefühl dieser Ohnmacht halten sich Viele für unschuldig und ergeben sich einem blinden Fatalismus. Der Zufall läßt in seinen völlig unerklärbaren Launen einen Theil der Menschen in Zuchthäusern verderben und sterben, einen anderen Theil auf der Höhe des Lebens die Welt in vollen Zügen als Schoßkinder des Glückes genießen. Führt man den Gefangenen

in diesen Gedankenreihen weiter und läßt ihn aus der schlechtsinnigen Abhängigkeit, in der er sich von Mächten, die außerhalb seines persönlichen Bereiches liegen, in seinem Geborenwerden, in seinen Lebensschicksalen, in seinem Sterben gefesselt fühlt, auf eine Existenz Gottes schließen, so macht er vor dieser Konsequenz sofort Halt. Noch Niemand hat Gott je gesehen, in Folge dessen giebt es keinen Gott. Der David Strauß'sche Gedanke, daß das, was man nicht materiell beweisen kann, auch nicht da ist, kehrt in den mannigfachsten, rohen oder auch verfeinerten Formen wieder. Am einleuchtendsten erscheint noch der Gedanke der Prädestination, da diese Vorstellungsweise von dem Verhältniß Gottes zur Welt am ersten einer schlaffen Ergebenheit in ein unentrinnbares Schicksal zuzusagen pflegt. Wunder giebt es nicht. Ein ganz gut begabter, wegen Gotteslästerung bestrafter Anarchist wollte in einer Gerichtsverhandlung den Wahrheitsbeweis antreten, daß selbst in wissenschaftlichen, theologischen Kreisen die Beweise für das Dasein Gottes als nicht beweiskräftig angesehen würden; wenn also Gott nicht bewiesen werden könne, sei er auch nicht da, könne also auch nicht beleidigt werden. Oefter wiederholte er auch mir gegenüber diese logisch völlig konsequente Deduktion, gestand höchstens zu, daß schwachbesaitete Gemüter durch etwaige Gotteslästerungen in ihren Gefühlen beleidigt werden könnten. Seine geistige Entwicklung schilderte er mir mit der Erzählung, daß er einst als etwas gleichgiltiger, aber religiös noch ganz naiv denkender katholischer Christ nach Mainz gekommen, dort arbeitslos geworden sei und in Folge dessen in der Nacht von Mainz nach Frankfurt habe wandern wollen. Unterwegs sei er dem Verhungern nahe gewesen. Da habe er auf den Knieen zu Gott gebetet, daß er ihn erretten möge, wie Christus die 5000 gespeist habe. Was stumm geblieben wäre, wie das Grab, sei sein Gott gewesen. Seit der Zeit habe der Begriff Gott für ihn aufgehört zu existiren, und er glaube, daß alle Geistliche, die von Gott Zeugniß ablegten, im besten Falle sich selbst betrügen oder Betrüger seien. In meiner Gegenwart schränkte er zwar diesen Satz auf katholische Kleriker ein, die er entweder für Dummköpfe oder bewußte Betrüger erklärte, aber ich hatte den Eindruck, daß er radikaler dachte, als er sich den Anschein gab. So denken aber Tausende. An ihrem überlieferten Glauben sind sie durch persönliche Erlebnisse widriger Natur irre geworden. Gebet und Wunder in der sinnlich rohsten Form aufgefaßt, bieten nicht die Stützen, welche sie ersehnen, so lehnen sie den Gottes-

gedanken völlig ab. Auch die Erinnerung daran, daß ihr Christenname, auf den sie bei allem Atheismus im Gegensatz zu Judenthum und Heidenthum trotzdem Werth legen, sie zu Christus und zu dem Gotte Christi führen müsse, wird abgelehnt. Es ist eine durchaus nicht auf die deklassirten Arbeiterelemente zutreffende Bemerkung Goehre's in seinem bekannten Buche: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche", daß die zeitgenössische proletarische Kritik nicht vor den christlichen Kirchen, nicht vor den sogenannten christlichen Staaten, wohl aber vor der Persönlichkeit Jesu selbst Halt mache. Dies ist eine schülerhafte Reminiscenz an die Ritschl'sche Theologie, weiter nichts. Der deklassirte Proletarier, der Sträfling, macht bei aller Betonung seines Christennamens, der ihm Bezeichnung für Stamm und Rasse geworden ist, vor der Persönlichkeit Jesu so wenig Halt, wie ihm überhaupt Alles, was für seine Jugendzeit ihm als heilig galt, nichtig und schal geworden ist. Ein großer Theil der Sträflinge ist viel zu faul, um überhaupt sich über die Persönlichkeit Jesu Gedanken zu machen. Thut es aber der frivole, großstädtische Zuhälter, so schreckt er vor Nichts zurück. Mir sind nicht nur die frivolsten Aeußerungen über christliche Dogmen, wie sie das sog. apostolische Symbol voraussetzt, bekannt, nicht nur cynische Spöttereien über die spezifisch-katholischen Dogmen, welche die Menschwerdung Jesu und das Verhältniß Marias der Jungfrau zu Jesus ihrem Sohne physiologisch erklären wollen, — das Alles begreife ich noch als Kritik diskutirbarer menschlicher Lehrmeinungen, die auch wir mit vollem Recht und voller Gewissensfreiheit untersuchen und kritisiren, annehmen und verwerfen, — das Unverständliche an der Person Jesu ist und bleibt den Gefangenen das Petrusbekenntniß, Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Gewöhnt, dieses Bekenntniß sich in krasser, materialistischer Art auszudenken, haben die Wenigsten eine einheitliche Vorstellung von Jesus, die sie verstehen und die ihnen Jesus nahegebracht hat. Im Gegentheil, Jesus ist ihnen „ein Zeichen, dem widersprochen wird" (Luc. 2, 34), dem auch heute noch widersprochen werden muß. Das Judenthum kommt vielen als eine korrektere, verständlichere Ausprägung des Monotheismus vor, als das Christenthum, das mit seiner Lehre von der Trinität zum Polytheismus herabgesunken sei. An Gott zu glauben, das wäre manchem noch einleuchtend, aber was er mit Christus als Gottes Sohn oder als der zweiten Person der Gottheit anfangen soll, ist ihm unklar und auch nicht klar zu machen. So ist

ihnen Jesus fremd geworden und seine Persönlichkeit ist ihnen in dem religiösen Jugendunterricht, den sie empfangen haben, unverständlich geblieben. Alles aber, was dem Gefangenen nicht lebendig ist, was er zu seinem Nutzen oder zu seiner Entschuldigung nicht gebrauchen kann, wirft er leicht über Bord. Mancher hat mir Jesus als einen weltunkundigen Träumer oder Schwärmer bezeichnet, manche aber auch, und die waren durchaus nicht selten, erblickten in ihm nur einen Verführer und Betrüger der armen Leute. Auf meinen Hinweis, daß Jesus grade die Armen aufgesucht habe (Luc. 6, 20), erwiderte mir ein Gefangener, er habe nicht revolutionär die Armen zum Durchbrechen aller Bande geführt. Seine Sündlosigkeit, von der die Christen immer redeten, sei seine Sünde gewesen, aus Furcht, bei den Gewaltigen dieser Welt anzustoßen, habe er nie die offene Gewalt gepredigt, sondern habe als Mann des Kompromisses den Armen immer zu Geduld und Buße gerathen. Wenn er Gottes Sohn gewesen wäre, hätte er Macht haben müssen, mit einem Schlage das Unrecht aus der Welt zu schaffen. Aber es sei Alles geblieben, wie zuvor, ja in vielfacher Hinsicht habe das Christenthum mit seinen Wechseln auf die Zukunft die Sache noch schlimmer gemacht. Das sind alte rationalistische, aber durchaus noch nicht überwundene Ideen, welche in den Köpfen gerade der sittlich und sozial tief stehenden Klassen unseres Volkes noch heute gang und gäbe sind. Mit dem Wunder, das ihnen in einer mit unerbittlicher Gesetzmäßigkeit arbeitenden Welt nicht begegnet ist, verwerfen sie auch die Persönlichkeit des Wundermannes, der ihnen nach ihrer ganzen Lebensentwicklung als Wundermann fremd und unverständlich bleiben muß.

Damit hängt eine andere Erscheinung zusammen. In den vielen und oft lange währenden Unterhaltungen mit Gefangenen, die zum Genuß des Abendmahls sich vorbereiten, ist mir immer sehr schmerzlich aufgefallen, wie wenig der christliche Erlösungsgedanke Leben und Gestalt in diesen Leuten gewonnen hat. Wenn ich sie nach dem fragte, wovon sie erlöst sein möchten, waren es zunächst immer Wünsche, die sich auf das Leben im Gefängniß bezogen. Der Gedanke einer Selbsterlösung im aktiven Sinne, einer göttlichen Welterlösung lag ihnen völlig fern, war ihnen sogar unsympathisch, wenn sie einen Himmel sich vorstellen sollten, so war ihnen das vielfach ein geographischer Begriff, für den sie kein Unterkommen wußten, oder sie malten in der Weise des Muselmannes sich in den glühendsten Farben ein Bild irdischen,

ungetrübten Genusses. Darauf liefen die Erlösungsvorstellungen meistentheils hinaus, religiöse Färbung hatten sie selten.

Allerdings Versuche, das Christenthum zu begreifen, sind nicht selten. Ein sozialdemokratisch gesinnter; sehr strebsam denkender Steinarbeiter gab mir einmal eine sehr ausführliche Entwicklung seiner Gedanken über das Christenthum zu lesen, die er auf seiner Zelle entworfen hatte und aus der ich trotz ihrer Verworrenheit hier einige Proben mittheilen will. Nachdem er in der Einleitung gesagt hat, daß das Christenthum den Nachweis seiner Wahrheit zu führen habe dadurch, daß es unter den Arbeitern der ganzen Welt den „Bund einer gesammten Einigkeit" herbeiführe, fährt er fort: „Noch nie ist ein Menschengeschlecht gewesen, welches sein Ziel ohne die Wahrheit erreicht hat. So laßt uns einen Blick thun auf den ersten Bezeuger der vollkommenen Wahrheit, nämlich auf Jesus. Er war es, der den Pharisäern ihre Heuchelei und falschen Beispiele vorhielt, und sie wußten ganz gut, daß er die Wahrheit sage. Aber da bekanntlich zweierlei Gedanken in einem jeden Menschen herrschen, und der Gedanke der Unwahrheit noch durch Alles, was das Auge sieht, verstärkt wird, so giebt dies einen harten Kampf im eigenen Herzen zu kämpfen. Diesen Kampf hatten die Pharisäer schnell entschieden . . . sie suchten so schnell als möglich den Verkünder der Wahrheit aus dem Wege zu räumen, ehe er das ganze Volk von der Heuchelei der Pharisäer und der eigentlichen Wahrheit überzeugte . . . Das wird wohl jeder fassen können oder ihm schon bekannt sein, daß es Kirchen giebt, welche meinen, nur die Wahrheit von Jesus zu verkündigen, und gerade diese kirchlichen Diener sind listiger, als die Pharisäer waren, indem sie die Wahrheit von Jesus verkünden, aber diese mit Gewinnsucht aller Art so verdunkeln, daß dieselbe wenig oder gar nicht zum Vorschein kommt. Die Hauptsache ist, daß sie ihren Nutzen haben. Dieser Nutzen ist es ja gerade, gegen welchen Jesus gepredigt hat. Hätten sämmtliche Nachfolger von Jesus nur die Wahrheit verkündigt und wären mit ihren Beispielen vorangegangen, wie Jesus selbst, es wäre wahrlich heute eine andere Zeit. Aber die Wahrheit von Jesus ist bei bewußten kirchlichen Dienern nur das Mittel, um die Pharisäerdienste ungestört üben zu können." Im Folgenden will Verfasser nun ein Bild von Jesus entwerfen und greift zunächst auf das Alte Testament zurück, an dem ihm die Thatsache viel zu denken giebt, „daß unter dem Volke Israel immer Männer waren, welche Ihnen Alles Jahrzehnte oder Jahrhunderte vorhersagten, und merkwürdig: daß

Alles bis auf's Kleinste in Erfüllung gegangen ist. So finden wir von allem Anfang an schon die Verkündigung von Jesus. Hier ist nicht nur der Stamm, aus welchem er sollte geboren werden, sondern auch der Ort, Bethlehem, und sein ganzes Leben und Sterben angegeben, und dieses Alles ist bis aufs Kleinste in Erfüllung gegangen." Der Verlauf der christlichen Kirchengeschichte begreift alsdann Verfasser in Anlehnung an das Gleichniß vom Schalksknecht (Lucas 16, 1—9) als einen Betrug der Christen an Christus, an denen sich dereinst das Gericht Jesu offenbaren wird. Charakteristisch erscheinen mir aus diesem Abschnitt folgende Worte: „merkwürdig ist, bei jeder Prophezeihung eines Propheten immer die Worte: „so spricht der Herr". Hier werden die meisten denken oder sagen, ja, wer ist denn der Herr; gewiß konnten sie diesen Herrn nicht sehen oder mit den Händen greifen. Aber sie hörten seine Stimme und als Beweiszeugniß diente die Erfüllung ihrer Worte. Hier werden Viele sagen, da muß man auch heute noch seine Stimme hören; da gebe ich aus eigener Erfahrung die Antwort, daß man auch heute noch seine Stimme hört, wenn man sie hören will". Letztere Erfahrung macht er an einem Gleichniß verständlich: „Es hatte Jemand ein Weib; mit dem er sehr gut lebte, plötzlich aber wurde er krank und konnte nichts mehr verdienen. Aber ihre große Liebe und die treue Anhänglichkeit gaben ihr Muth und Kraft, selbst Nächte lang bei dem Schein einer düsteren Lampe zu arbeiten. Und schon hatte sie ein Jahr lang nur mit Liebe und stiller Ergebenheit es gethan, denn bei der zerrütteten Krankheit ihres Mannes hatte sie viele unverdiente Vorwürfe zu ertragen. Da auf einmal kam andere Hülfe. Es hatte sich ein Onkel von ihm erbarmt, und ihr kranker Mann kam in ein Krankenhaus, wo sie selbst nach Ueberzeugung sah, daß ihm die liebevollste Pflege zu Theil ward. Auch sie erhielt Unterstützung von dem Wohlthäter. Aber eines Tages erhielt sie eine Anfrage, ob sie gewillt sei, mit dem Onkel ihres Mannes als Reisebegleiterin nach Amerika zu gehen. Mit dieser Anfrage war eine Freundin von ihr gegen gute Belohnung beauftragt worden, welche es gut verstand, ihr die schönsten Pläne einer sorgenfreien Zukunft vorzumalen. Bei welcher Frau würden sich nicht in einer solchen Stunde zwei Stimmen einfinden, auf der einen Seite ihr kranker, arbeitsunfähiger Mann, also die Noth immer vor Augen, auf der anderen Seite ein sorgenfreies Leben mit allen schönen Vergnügungen. Hier kommt es nun darauf an, zu welcher Stimme sich die Frau entschließt. Beide

Stimmen kämpfen, sie kann doch nichts dafür, daß ihr Mann krank ist, so wie er auch nichts dafür kann. Wird sie sich alle Vergnügungen und Lustbarkeiten vor Augen stellen, zumal ihr Mann versorgt ist. Gott kann doch nicht wollen, daß sie ihre Jugend vertrauern soll. Entschließt sie sich, dem Manne treu zu bleiben, so ist das eine Stimme Gottes, folgt sie dem Anerbieten ihrer Freundin, so ist dies kein Verbrechen von ihr, da sie jung ist und ihr Mann versorgt. Und diese Stimmen sind noch heute dieselben, wie zur Zeit der Propheten." Nach einer längeren Auseinandersetzung, daß der Satz von der Entstehung der Welt aus sich selbst ebenso unverständlich sei wie der von der Schöpfung der Welt durch Gott aus Nichts, folgert er eine Erschaffung der Welt, die Gott aus einem vorhandenen Stoff gebildet habe. Er schließt seine Gedanken mit den Worten: „ebenso wie dieser Schöpfer den Trieb der Vermehrung in ein jegliches Geschöpf legte, so legte er auch die beiden Stimmen in eines jeden Menschen Herz. Da aber Eigennutz und Selbstsucht die Stimme Gottes verdrängen wollte, so schickte er Jesum, den man seinen Sohn später genannt hat, zu einem Muster und Vorbild unter uns, um uns zu zeigen, daß der Wahrheit nachzugehen, sehr leicht ist, wenn man nur bei Allem, was man sich zum Nutzen anfängt, erst bedenkt, ob es Andern keinen Schaden verursacht . . . Dann muß es Jedem klar sein, daß es unter der Führung Jesu ein Leichtes ist, den Bund der gesammten Einigkeit zu schließen und somit der drückenden Noth mit einem Male abzuhelfen."

Diese Aeußerungen, so unklar, verworren, so naiv, wie sie den Leser auch manchmal anmuthen mögen, wollen dem Christenthum Sympathien erwecken, aber sie kommen seltener vor, als man erwarten sollte. Der Verfasser vorstehender Gedankenreihen war ein zum Betrug geneigter, wegen Betrugs hart bestrafter, junger Arbeiter aus dem industriereichsten Theile Sachsens. Die Sprüchlein und das ABC des sozialdemokratischen Katechismus hatte er gut auswendig gelernt. Obwohl Sozialdemokraten, namentlich wenn sie wegen Preßvergehen oder Streikvergehen bestraft sind, leicht von den Gefangenen als Märtyrer verehrt werden, hielten diesen seine Mitgefangenen für einen Heuchler. Wenn ich auch in dieses harte Urtheil nicht ganz einstimme, so ist doch soviel an demselben richtig, daß diese Aeußerungen Rechnung tragen der Umgebung, in welcher ihr Verfasser während seiner Haftzeit lebte, ja, wer zwischen den Zeilen lesen will, kann sogar eine Bestätigung der oben ent-

[illegible] Gedankenreihen auch in diesen Ideen finden. Immerhin aber sind diese Aeußerungen deshalb charakteristisch, weil sie ihren Ursprung in einer Entwicklung zeigen, in der Erinnerungen an einen ehedem etwas sehr schematisch und dogmatisch ertheilten Jugendunterricht parallel neben späteren Gedankengängen laufen, die nach der Oberhand ringen.

Ebenso wie dem Erlösungsgedanken steht der Gefangene dem religiösen Begriff Sünde sehr fern. Was Unrecht ist, weiß er ganz genau, und in juristischer Spitzfindigkeit kann mancher alte Gauner eines erfahrenen Juristen Lehrmeister sein. Allerdings für einen Begriff hat der Gefangene ein merkwürdig feines Verständniß. Wenn es in einer bekannten Formel der sonntäglichen Liturgie heißt, daß wir arme, elende Sünder sind, empfangen und geboren in der Verderbniß, geneigt zu allem Bösen und unfähig zu einigem Guten, so entwickelte mir einmal ein ganz verworfener, alter Kuppler, der sonst allen Vorgängen des Gottesdienstes gegenüber sich ziemlich interesselos verhielt, daß dieses wahr sei, denn nun sei ihm klar, warum sie immer rückfällig würden und gar nicht anders werden könnten. Am ersten ist die religiöse Auffassung der Sünde denen noch bekannt, welchen ihre Strafthat ein Grund der Scham oder der Furcht vor Eltern ist. Aber im Großen und Ganzen wird das Unrecht nur als Mißbrauch von etwas an und für sich Erlaubtem verstanden, oder als staatliche Chikane gegen die armen Volksklassen, denen man ihre Freuden und Genüsse nicht gönne. Biertrinken sei etwas Erlaubtes, aber übermäßiges Biertrinken sei etwas Unvernünftiges und Ungesundes, nicht etwas Unrechtes. Etwas Unrechtes könne es werden, wenn der Mensch sich durch solchen Genuß zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lasse, oder wenn aus dem Uebermaß Trunksucht entstehe, die den Menschen der Herrschaft über sich selbst beraube. Sünde sei ein Begriff, den die Pfaffen erfunden hätten, um das Volk zu knechten. Ebenso ist es eine alle vornehmen wie proletarischen Kupplerkreise beherrschende und sie mit fanatischem Haß gegen alles religiöse Wesen erfüllende Vorstellung, daß der Kuppeleiparagraph unseres Strafgesetzbuchs eine ganze Volksklasse zu Unrecht bedrücke, da kein Mensch, kein Staat das Recht habe, einen anderen Menschen mit Gewalt daran zu hindern, seinen Lebensunterhalt mit Preisgabe seines Körpers zu verdienen und andere damit zu ernähren. Ebenso geschehe durch Fleischesverbrechen im Sinne des § 175 des Strafgesetzbuchs keinem Menschen ein Schaden an seinem Vermögen. Daß diese sexuellen

aus der Natur des Menschen sich ergebenden Handlungen als Strafthaten, als Unrecht verfolgt würden, sei eine Erfindung der Pfaffen, denen der Staat dienstbar sei, weil er ein Interesse daran habe, das Volk durch das Schreckbild der Sünde in der Dummheit und in Gespensterfurcht zu erhalten. Alle Religion sei eine Erfindung herrschsüchtiger Priester, welche mit dem Wort Sünde und dem Märchen vom Sündenfall die Völker bis zum heutigen Tage gruselig machten. Das ist die Anschauung der gesunkensten, dem Anarchismus nahestehenden, unverbesserlichen Diebe, Einbrecher und Zuhälter.

Dem gegenüber steht die Thatsache, daß die Sträflinge gern an Gottesdiensten, am Religionsunterricht, ja sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit und in relativ großem Prozentsatz an der Feier des Abendmahls theilnehmen. Von 250 männlichen Gefangenen nahmen zu Weihnachten 104, von 31 Frauen 16 an der Feier des Abendmahls theil. Die stolzen, ungebeugten Verbrecher halten sich in der Regel dem Abendmahl fern und konsequent erklären sie die Theilnahme andersdenkender Sträflinge als eine Folge der Heuchelei. Viele wollten nur die Gelegenheit benutzen, einmal einen Schluck Wein zu erhaschen, „einmal zu prosten“ (Prosit sich selbst zuzurufen). Andere wollten dadurch bei den Beamten sich beliebt machen, um Vergünstigungen und Erleichterungen der Haft und der Arbeit zu erlangen. Andererseits bleiben Viele vom Abendmahl fern, um nicht als Heuchler zu gelten oder sich dem Gespött und Terrorismus ihrer Mitgefangenen auszusetzen. Alle diese Erklärungen, welche im Munde der Sträflinge selbst kursiren, halte ich für vollkommen richtig. Nirgends tritt die religiöse Heuchelei so nackt und schamlos auf wie im Gefängniß, aber auch nirgends feiert der Haß, der Neid, die Eifersucht, gegenseitige Mißgunst und Verrätherei solche Orgien, als wie unter den Bewohnern einer Strafanstalt. Der leidenschaftliche Kampf Aller gegen Alle, und wenn es nur ein Bissen Brod oder ein Löffel Suppe mehr ist, die Einer vor dem Andern erhält oder zu erhalten meint, folgt den Sträflingen aus dem Konkurrenzkampf der Freiheit bis in die Zelle hinein. Solidaritätsgefühl herrscht unter den Sträflingen garnicht, wohl aber Sykophantenthum der allerelendesten Art. Gewissenlos und gefühllos bestehlen, belügen, betrügen, verrathen sie einander, als wenn das etwas Selbstverständliches wäre. In Folge dessen ist doch nicht alles Heuchelei, was so aussieht, oder von hämischer Böswilligkeit als solche gebrandmarkt wird. Ein ganz verkommener Zuhälter, und zwar ein rechter Plebejer seines Standes

geht schon seit Jahren im Zuchthaus oder im Gefängniß regelmäßig einmal im Jahr zum Abendmahl. Auf meine Frage, warum er dies thue, gab er mir zunächst die bekannte Antwort, das gehört sich doch für einen anständigen Menschen, daß man wenigstens einmal jedes Jahr zum Abendmahl geht. Diese Antwort war in vollem Ernst gegeben. Sie ist das Traditionschristenthum in seiner Verzerrung und Karrikatur, wie sie beschämender nicht gedacht werden kann. Als ich diesen Menschen darauf aufmerksam machte, daß Gewohnheit und Sitte, und wären sie durch ihr Alter noch so heilig und ehrwürdig, kein genügender Grund seien, daß ich Bedenken haben müßte, ihn zuzulassen, wo seine Mutter, seine Schwester, seine Frau öffentliche Dirnen wären und er seit seinem vierzehnten Jahre bis jetzt zu seinem 35. Lebensjahre kaum aus dem Gefängniß und Zuchthaus herausgekommen sei. Daraufhin gab er mir die Antwort, jetzt fange für ihn das Leben erst an, was hinter ihm liege, seien Kleinigkeiten gewesen, er habe noch lange nicht die Hoffnung aufgegeben, einmal es noch weit in der Welt zu bringen. Gerade der Genuß des Abendmahls solle ihm die Kraft geben, ein neues Leben zu beginnen. Wie denn das Abendmahl solch große Dinge thue, beantwortete er mir ganz korrekt: Christus hat für alle unsere Sünden Bezahlung an Gott geleistet. Dadurch hat das Abendmahl die göttliche Kraft bekommen, dem Empfänger unsichtbare Gnadengaben mitzutheilen. Diese Antwort ist sehr charakteristisch für die magischen Vorstellungen, welche über das Abendmahl volksthümlich sind. Die altprotestantische Ausdrucksweise, Christus hat bezahlt, oder Christus ist für unsere Sünden gestorben, oder Christus hat Genugthuung für uns geleistet, begegnet man namentlich im Munde jugendlicher, eben erst aus dem Konfirmandenunterricht hervorgegangener Sträflinge. Die Wenigsten verstehen diese Worte einfach, verständlich zu erklären, daß Jesum verstehen die Thaten Gottes verstehen heißt und daß das Abendmahl eine That Gottes an den Menschen ist, durch welche er dem reuigen Sünder seine Sünden vergiebt. Gewöhnlich bleiben auswendig gelernte Worte eine ganz starre, todte Form, der jedes Leben abgeht. Dieselbe Erfahrung macht man, wenn man die Urtheile der Gefangenen über die Taufe hört. Die Werthschätzung der Taufe ist keine sehr hohe, weil die Kinder ja von der Taufe nichts merken und verstehen. Jedoch bitte ich, dieses Urtheil nicht mißzuverstehen. Die Zahl solcher Sträflinge, die nicht getauft sind, ist noch eine sehr geringe, größer

ist schon die Zahl der Nichtkonfirmirten, noch größer die Zahl der nicht kirchlich Getrauten. Aber bleiben wir bei der Taufe. Sie wird meistentheils als eine schöne Dekoration für den Eintritt ins Leben verstanden, allerlei Histörchen und Anekdoten über den und jenen Pfarrer werden aufgetischt, der durch die Taufen ein riesiges Geld verdiene. Geht man aber auf den Inhalt der Taufe ein, so begegnet man gerade bei den Anschauungen über die Taufe einer sehr großen Gleichgiltigkeit, wüstem Aberglauben oder einer sehr scharfen Kritik der Kindertaufe, die etwas gänzlich Unberechtigtes sei und nur deshalb so großen Einfluß auf die Menschen besitze, weil die Frauen, die Mütter der Kinder, in ihrer Dummheit und in ihrem Aberglauben so großen Werth auf die Taufe legten. Ziemlich hoch ist die Werthschätzung der Konfirmation, obwohl die Zahl der nicht Konfirmirten relativ keine geringe ist. Ein Versuch, den ich gemacht habe, jugendliche Gefangene in der Anstaltskirche zu konfirmiren, ist gänzlich mißlungen, und nach ernster Erwägung bin ich davon abgekommen, eine versäumte Konfirmation im Gefängniß nachholen zu wollen. Bei dem instinktiven Haß gegen alle staatlichen Einrichtungen ist es der größte Schimpf, den die Uebelgesinnten ihren Genossen vorwerfen können, Du bist im Zuchthaus konfirmirt. Obwohl nun die Konfirmation im Allgemeinen ganz angesehen ist, begegnet man doch dem Widerspruch, daß die weitaus größte Zahl der Gefangenen seit der Konfirmation dem Kirchenbesuch und der Feier des Abendmahls ferngeblieben ist. Viele hören nach langen Jahren zum ersten Male wieder im Gefängniß einen Choral, nach Jahrzehnten besuchen sie wieder einmal einen Gottesdienst. Der Eindruck ist oft ein überwältigender. Diese Stimmung ist durchaus nicht immer Heuchelei, sondern vielen Theilnehmern gewinnt man den sehr deutlichen Eindruck ab, auch die Seele des verworfensten Zuhälters, auch des völlig energielos gewordenen Vagabunden durchzieht ein Hungern und Dürsten nach einer höheren Lebensanschauung, als die Gasse ihm bietet. Damit hängen auch die Vorsätze der Gefangenen zusammen. Grundsätzlich lasse ich mir von Gefangenen keine Versprechungen der Besserung geben, denn es ist ein zu elendes Gefühl, nach kurzer Zeit womöglich einem Menschen wieder entgegentreten zu müssen, dessen Gelübde wie die Spreu im Winde verweht sind. Aber für Heuchelei halte ich auch diese Betheuerungen, die je lebhafter sie gegeben werden, desto niedriger bei allen Gefängnißbeamten im Cours stehen, durchaus nicht. Wer sich die Mühe giebt, in das Gemüths-

leben eines solchen Menschen sich hineinzuversetzen, der wird es psychologisch durchaus verstehen, daß derartige Leute, so lange sie unter der Wucht ihrer Strafe, unter dem Einfluß einer arbeitreichen, geordneten Zucht stehen, es völlig ernst mit ihren Zukunftsplänen meinen, daß aber alle diese Entwürfe verfliegen, sobald sie in die frühere Umgebung zurückgekehrt, Hohn und Spott über ihre Vorsätze müssen ergehen lassen. Dazu kommt, daß sie von Hause aus gewöhnt sind, nur für heute zu leben. Einem einheitlichen, womöglich in weiter Ferne liegenden Ziele zuzustreben, dazu ist ihre ganze Erziehung nicht angethan, geht auch über ihr moralisches Vermögen. Falsche Scham, bethörtes, glaubensseliges Vertrauen auf die bessere Weisheit ihrer ehemaligen Genossen, schließlich neu aufflammende Lust am süßen, mühelosen Leben in den Spelunken und unter den Dirnen lassen dann in einem Nu alle Vorsätze zum Trümmerhaufen werden, an denen vorher oft Jahre lang ehrlich gearbeitet worden war. Die Bekehrung eines Menschen, wenn sie Stand halten soll, ist psychologisch betrachtet, immer etwas sehr Langsames, der Uebergang vom Guten zum Bösen etwas Blitzartiges. Damit kommen wir aber schon auf das Gebiet der sittlichen Lebensanschauungen. Bevor wir zu diesem Kapitel übergehen, möchte ich jedoch auf einige Anschauungen noch zu sprechen kommen, welche das kirchliche Urtheil der Gefangenen in gewissem Sinn beleuchten.

So verneinend wie auch die Kritik an einzelnen Erscheinungen des kirchlichen Lebens bei den Gefangenen ausfallen mag, etwas ist mir doch immer eigenthümlich vorgekommen. So international der Verbrecher auch denkt, wenn es gilt, einen Schlager zu thun und einen Landsmann oder Engländer oder Amerikaner in seinen Vermögensverhältnissen zu revidiren, so wenig wählerisch er auch ist in der Bestimmung seines Wohnsitzes, wenn er nur von der Polizei recht wenig behelligt wird, so kann er doch in Wallung gerathen, wenn etwa der Preuße über das bayerische Heimathland und die Verhältnisse des Bayernlandes einem Bayern gegenüber und umgekehrt die Schale seines Spottes ausgießen will. Da erwacht plötzlich Heimathstolz und Heimathliebe. Ebenso werden völlig atheistisch gesinnte Verbrecher plötzlich eifrige Apologeten ihres Protestantismus und der protestantischen Kirche, wenn katholische Verbrecher etwa ihren Spott an der evangelischen Kirche auslassen wollen. „Das geht denselben nichts an,“ „das kommt ihnen nicht zu,“ alles was Recht ist, „aber was zu weit geht“, das sind die

Ausdrücke, mit denen sie solche Angriffe ganz energisch zurückweisen können. Da erwacht in ihnen die Erinnerung an das Recht ihrer Kirche, und in solchen Stunden ist er auf seine Kirche stolz in dem dunklen Bewußtsein evangelischer Gewissensfreiheit und protestantischer Wahrhaftigkeit. Mit sittlichem Eckel können solche unfreiwillige Apologeten dann hinweisen auf die breiten Angriffsflächen, welche Heiligenverehrung und Reliquienkult dem Protestanten bieten. Gegen alle Kirchen erheben sie dann allerdings den gemeinsamen Vorwurf, daß sie Diener des Kapitalismus und der herrschenden Klassen seien, während man den Sekten zugesteht, daß sie für den kleinen Mann größeres Verständniß besäßen. Das muß man nun auch zugestehen, daß der Schutz, welchen die Zusammengehörigkeit einer kleinen Gemeinde dem Einzelnen gegen das Verbrechen bietet, größer ist, als die Zugehörigkeit zu einer großen Massenkirche. Das Urtheil über den Pfarrerstand ist ein sehr getheiltes. Daß man ihm Hohes zutraut, schließe ich aus einer Bemerkung, die mir einmal ein sonst ganz besonnener, sozialistisch denkender Gefangener machte, wenn die Pfarrer wollten, dann wäre die ganze soziale Frage gelöst. Auf meine Frage, wie er sich das vorstelle, blieb er mir zwar die direkte Antwort schuldig, meinte aber, daß ich das ganz genau selbst wüßte, denn niemand besitze in den allerhöchsten Kreisen soviel Gehör und Macht, als die Pfarrer. Sonst gilt im Allgemeinen der Pfarrer als ein Tröster aller Welt. Er muß etwas dumm sein, um sich recht anlügen zu lassen. Durchreißt er etwas unsanft alle um ihn gesponnenen Lügengewebe, so ist er nach der Vorstellung des Sträflings ein schlechter Pfarrer. In seinem Idiom ist der Pfarrer der Gallach, ein Wort, dessen Etymologie mir noch nicht recht klar geworden ist, dessen Inhalt aber sich etwa mit dem Begriff des Dummkopfs und Heuchlers deckt. Viele wissen schauderhafte Dinge von Pfarrern zu erzählen, die am Bettler wie der Priester und Lewit vorübergehen. Katholische Gauner rühmen die evangelische und evangelische Gauner die katholische Geistlichkeit als besonders mildthätig. Ist ihnen ihr Anstaltsgeistlicher nicht zu Willen, so drohen sie mit Konversion. Viele erzählen mit höhnischem Behagen, daß sie auf der Walze je nach Bedarf und Gegend katholische und evangelische Christen gewesen sind, wenn es galt, die dummen Schäflein zu scheeren, die nicht alle werden, genau wie die Zigeuner ihre Kinder jeden Sonntag nach evangelischem oder katholischem Ritus jedesmal in einer anderen Gemeinde taufen lassen. Aber von diesem ganzen Wust

theilweise albernen Verleumdungen hebt sich doch eine Beobachtung ab. Wenn wirklich des Lebens Noth ihren Gipfel erreicht, dann liest man oft in den Briefen armer Frauen an ihre gefangenen Männer, wie von aller Welt unbemerkt doch die letzte Hilfe im Pfarrhaus gesucht wird, und wie es dort die Pfarrfrau ist, die Balsam auf des Lebens Wunden legt, wo sonst manchmal die Welt das Mitleid versagt. Gelingt es deshalb einmal, einen Gefangenen zum rücksichtslosen Aussprechen eines Urtheils zu vermögen, das nicht von Parteileidenschaft und vorurtheilsvollem Haß eingegeben ist, so kann man manchmal, wenn auch selten, die Bestätigung vernehmen, daß, wenn die Welt wirklich eine solch' christliche wäre, wie sie es sein könnte und sollte, sie besser und vollkommener wäre, als sie es jemals werden kann, wenn sie glaubt, an dem Evangelium des dienenden und leidenden Christus vorübergehen und eine bessere Welt auf Grundlage von Macht und Gewalt aufbauen zu können.

Ueber Persönlichkeiten der Kirchengeschichte weiß der Gefangene gewöhnlich herzlich wenig Auskunft zu geben. Die Kenntniß z. B. von dem Leben Luthers ist eine verschwindend geringe. Sträflinge aus der Schweiz zeigten eine bodenlose Unkenntniß der Lebensschicksale Zwingli's. Nur das ultramontane sozialdemokratische Urtheil über Luthers Stellung im Bauernkrieg, dasselbe Urtheil über Calvin Servede gegenüber war ganz vereinzelt einigen bekannt und wurde mir mit satanischer Schadenfreude, die ja bekanntlich die reinste Freude ist, von einzelnen Wenigen vorgehalten. Dies führe ich darauf zurück, daß gerade solche Dinge an Debattir- und Diskutirabenden geflissentlich betont werden, um Waffen zu schmieden gegen alle Ueberredungskünste Andersgesinnter. In Gefängnissen, deren Insassen mehr einer ländlichen Bevölkerung entstammen, bin ich überzeugt, daß dort noch geringere Kenntnisse über solche Männer vorhanden sind. Der Glaube an religiöses Heldenthum ist den Sträflingen fast völlig geraubt.

Tragikomisch kann dagegen wirken, welch' eine Macht der Aberglaube auf das Gemüthsleben mancher Sträflinge gewinnen kann. Bekommt ein Sträfling eine Vorladung zu einem gerichtlichen Termin auf einen Freitag, so lassen viele in allem Ernste alle Hoffnung sinken. Der Gespensterglaube ist namentlich in der Einzelhaft vielfach verbreitet, und die ganze Wucht des folternden Gewissens offenbart sich manchmal in Visionen böser Geister, die

ihnen nach dem Leben trachten. Das sind nicht nur Fieberphantasien, nicht nur Irrreden gestörter, geisteskranker Verbrecher, sondern oft unausredbare und unwiderlegbare Glaubensanschauungen sonst ganz atheistisch gerichteter, völlig normaler Menschen.

Wie uns nun die religiösen Anschauungen der Sträflinge vor einen Abgrund führen, ebenso sind die sittlichen Anschauungen des gewerbsmäßigen Gewohnheitsverbrechers völlig versumpft und verdorben. Wie er die Glaubensmärchen abstreift, so weist er auch Alles ab, was durch Sitte, Moral, Bürgertugend, durch staatliche und gesellschaftliche Ordnung geheiligt ist, was an die Heiligkeit der Ehe, an die Achtung des Eigenthums, des Namens, was an die Heiligkeit der Kindesliebe, was an irgendwelche Autorität der Jugendzeit erinnert. Vollständig unterschreibe ich, was der alte, erfahrene Strafanstaltslehrer Erfurth-Plötzensee jüngst geschrieben hat: „Der Meineidige, der Mörder, der Betrüger, der Sittlichkeitsverbrecher, der Dynamitard, sie Alle sind religionslos, glauben an keinen Gott im Himmel, ihr Glaube ist das Thier im Menschen. Der Mensch ist wie ein Hund, er frißt, was er kann, und beißt, wen er kann, und wenn er krepirt, scharrt man ihn ein, und Alles ist aus", so durchzittert es die Seele des Gewohnheitsverbrechers" (cfr. Blätter für Gefängnißkunde 34. B. S. 264). Dies ist die typische Anschauung, welche der Verbrecher über den Menschen hat, grob, sinnlich, materialistisch durch und durch, aber sie hat den Vorzug, daß sie den Verbrecher vor sich selbst rechtfertigt, und diesem Sehnen, vor sich selbst gerechtfertigt zu sein, kann auch er sich nicht entziehen. Von diesem Standpunkt aus beurtheilt der Verbrecher das gesammte menschliche Handeln. Alles ist Geschäft. Auch die Thätigkeit des Lehrers, des Geistlichen, kurzum alle geistigen Berufsarten, sie sind Geschäft, um Geld zu verdienen. Viele verstehen das Geschäft, Geld zu verdienen, vorzüglich, indem sie andere Menschen für sich arbeiten lassen. Sie bestehlen dadurch den Arbeiter um den Ertrag seines Schaffens. Wenn er deshalb auch einmal durch Stehlen reich werden will, wer ist Pharisäer genug, um einen Stein auf ihn zu werfen? Die Raubritter alter Zeit und Industrieritter moderner Zeit machen es nicht besser und sind doch vornehme Herren. Wenn dennoch der Staat den Diebstahl bestraft, so ist dies ein Beweis dafür, daß er im Dienste der Macht, nicht der Gerechtigkeit, steht. Allerdings diese Romantik des Räuberthums muß erbleichen vor der nackten Wirklichkeit. Ein Gefangener offenbart sich vertrauens-

selig seinem Mitgefangenen, wie arm es zu Hause seiner Frau und seinen Kindern gehe, — wer sehnt sich nicht nach einem Wort des Mitgefühls — und dieser Gefangene geht nach wiedererlangter Freiheit hin, betrügt, belügt und bestiehlt die Frau seines ehemaligen Leidensgenossen um ihr letztes Geld, das sie vom Fürsorge-Verein bekommen hat zum Bezahlen der Miethe, beschwindelt sie um die Uhr und die Kleider ihres Mannes, dann empört sich in dem zurückgebliebenen Gefangenen sein ganzes sittliches Fühlen und Denken ob solcher Schurkerei und Gaunerei. Das aber ist überhaupt die Prosa an dem ganzen gewerbsmäßigen Verbrecherthum, daß durch die Diebstähle und Einbrüche meistentheils ganz arme Dienstmädchen in den Mansarden, arme Arbeiter auf ihren Arbeitsplätzen, überhaupt kleine Leute in der Regel gebrandschatzt werden. Jedoch, der internationale Gauner, der aus England herüberkommt oder Amerika, welcher mit dem Luxuszug rasch wieder über Vlissingen seine Heimath, das Asyl aller großen Gauner, erreicht, macht auch einmal dem großen und größten Bankhaus seine Aufwartung, aber das sind alles sensationelle Ausnahmen, am meisten trifft der Diebstahl die, welche den Dieb als einen sozial verirrten, armen Menschen bedauern. Der Verbrecher ist durch und durch antisozial gesinnt. Nach seiner politischen Meinung befragt, schwört er mit Enthusiasmus zur internationalen, blutigrothen Sozialdemokratie. Ein Gauner erzählte mir hohnlachend, wie viele Bauernmädchen, die zur Stadt als Dienstmädchen gekommen seien, er zum Dirnenthum geführt habe. Unter seines Gleichen galt er als einer der vornehmen aristokratischen Zuhälter, der sein Geschäft als Falschspieler hauptsächlich am Totalisator machte. Derselbe erzählte prahlerisch jedem, der es hören wollte, wie man im Hafen von New-York den angekommenen Deutschen „den Schwoben", gegenüber sich als Landsmann aufspiele, sie in die Vergnügungs-Etablissements locke, betrunken mache und durch Glückspiel oder Erregung roher Sinnenlust das Geld abnehme. Auf meine Frage, ob das sozial sei, gab er mir die klassische Antwort, das Wörtchen sozial ist ja nur ein Lockvogel für die Dummen, wir wollen herrschen und auch einmal am vollbesetzten Tische sitzen, man lebt nur einmal in der Welt, und die jetzt herrschen, sollen auch einmal fühlen, wie das Beherrschtwerden thut. Immer und immer wieder stößt man auf diesen materiellen Genuß als das höchste irdische Gut. Der Materialismus des Reichthums und der Armuth stehen hier ganz auf demselben prinzipiellen Standpunkt. Aus diesem

Werthurtheil über das menschliche Leben resultirt auch des Sträflings Urtheil über die sittlichen Verhältnisse, in denen wir Menschen mit einander verkehren. Des männlichen Sträflings Anschauung über die Frau ist die denkbar niedrigste. Dem Manne ist dem Weibe gegenüber Alles erlaubt. Das ganze Zuhälterwesen der modernen Großstädte beruht auf dem elendsten Sklaventhum der gefallenen Dirnen. Hat der Verbrecher eine ehrbare Mutter gehabt, so spricht er von ihr mit größter Anhänglichkeit und Liebe. Verheirathete und einmalig, selbst mehrmals bestrafte Männer erleiden die größten Gewissensqualen durch das Elend, welches sie über ihre unschuldigen Familien gebracht haben. Das Denken aber der Gewohnheitsverbrecher oder solcher, die es noch werden wollen, kann man sich gar nicht obscön genug vorstellen. Die widerlichsten Szenen und Stellungen lassen sie sich auf Arm, Brust, Rücken tätowiren. Die Dirne, an die sie sich wie Vampyre kletten, ist wehrlos ihnen in die Hand gegeben. Die himmelschreiendsten Mißhandlungen dieser Wesen rechtfertigen sie damit, daß diese Frauen geschlagen werden müßten, sonst gehorchten sie ihnen nicht, sonst könnten sie sich gegen deren maßlose Heftigkeit und gegen ihre ungezügelten Reden nicht schützen und wehren. Die reaktionärste Anschauung, daß das Weib von der Natur zur Sklavin des Mannes bestimmt sei, begegnet uns in diesen Blutsaugern der Großstädte, die zur Fahne der Sozialdemokratie schwören und von derselben immer ganz besonders zart angefaßt und als Opfer des Kapitalismus bedauert werden. Verpflichtungen gegen ein Wesen, das durch ihn Mutter geworden ist, erkennt der Gewohnheitsverbrecher nicht an. Ein 21jähriger Bursche sollte, gerichtlich dazu verurtheilt, an ein solches Mädchen von seinem Lohne Unterstützungen bezahlen. Er machte sich der Unterschlagung schuldig, um entfliehen und auswandern zu können. Befragt, was ihn vertrieben hätte, gab er trotzig zur Antwort, dieses gerichtliche Urtheil, das Frauenzimmer hätte leichter Geld verdienen können, als er, wenn sie sich hätte entschließen wollen, „auf den Strich zu gehen". Das habe sie nicht thun wollen, deßhalb hätte er versucht, ihr zu entfliehen. So denken und handeln sehr Viele, die alle das Zeug dazu haben, für sich die größte Humanität zu beanspruchen, denen ein Gesetz, das die Erforschung der Vaterschaft verböte, aber die einzig richtige Beantwortung des weiblichen Anspruches auf Gleichheit vor dem Gesetze wäre. Aus dieser maßlosen Verachtung des Weibes stammen alle die gräßlichen Mißhandlungen armer Frauen und armer Kinder, von denen man sich

schaudernd abwendet, weil sie häufiger vorkommen, als man denkt. Die Ehe wird von dem Gewohnheitsverbrecher als eine große Heuchelei bezeichnet, sie ist ihm kein sittliches Band, das Menschen umschließt, sondern eine Verschleierung des Thierischen am Menschen. Die Ehelosigkeit ist etwas viel Bequemeres, die freie Liebe gestattet dem Menschen, viel zügelloser das Leben zu genießen, als wenn er sich eine Last wie Frau und Kind an die Füße kettet. Ebenso wie die Ehe übergießt der Verbrecher mit der Lauge seines ätzenden Spottes Alles, was Staat heißt. Der Staat ist ihm die Zusammenfassung des Reichthums gegen die Armuth. Seiner Gesinnung nach ist er radikalster Republikaner. Je niedriger und obscöner die Verleumdungen über Herrscher und deren Frauen sind, desto lieber glaubt und kolportirt er sie, überhaupt macht man sich keinen Begriff, aus welch' gemeinen geschlechtlichen Motiven der Gewohnheitsverbrecher in seiner erhitzten Phantasie das Welttreiben von oben bis unten sich erklärt. Wie der Sozialdemokrat in allen sittlichen Kämpfen wirthschaftliche Motive der rohesten Selbstsucht mit dem Spürsinn eines Mephisto wittert, so sucht der Verbrecher nach den niedrigsten, geschlechtlichen Motiven. Daß die heutige Gesellschaft zu einer solchen Auffassung der Angriffsflächen mehr als genug bietet, liegt auf der Hand. Erst in jüngster Zeit interpellirte mich ein vielfach vorbestrafter, durch und durch anarchistisch gesinnter Mensch, der einst als Unteroffizier wegen Verbreitung sozialistischer Schriften bestraft und aus seinem Kapitulantenverhältniß entlassen worden war. Da ich am Sonntag zuvor über die Möglichkeit des Glaubenswechsels gesprochen hatte, meinte er, um eines Mannes willen wechselt jedes Weib seinen Glauben, ist doch sogar fürstlichen Personen für einen Mann mit einem Throne ihr Glaube feil. Ebenso deutete er auf die Spielerprozesse vornehmer Herren, deren ganzer Glaube in Hunden, Pferden und Demimondedamen bestände. Solche Erzählungen sickern natürlich bis zum jüngsten Verbrecher durch, und nach ihnen bildet sich der durch und durch realistisch gesinnte Verbrecher sein Urtheil über die ganze Welt. In seiner Welt sieht er Sumpf und Schmutz, den Schmutz der vornehmen Welt sieht er in breiter Oeffentlichkeit von denselben Gerichten behandelt, die ihn verurtheilt haben, wo soll da Platz bleiben für den Glauben an eine sittliche Welt?

An die Möglichkeit nur einer sittlichen Welt zu glauben, erscheint ihm schon als Wahnwitz. Malt man ihm das Bild eines großen Geisteshelden, so zweifelt er an den sittlichen Beweggründen

menschlichen Handelns. Der Einzelne ist für ihn kein freier Mensch, sondern in den Händen des Zufalls ein blindes Spielzeug. Für kein sittliches Problem interessirt sich der Sträfling im Religionsunterricht mehr als für die Frage: schafft der Mensch sich selbst sein Schicksal, oder ist ihm Alles durch Gottes Vorsehung bestimmt. Beides verneint er. Der Mensch ist kein sittliches Wesen. Persönliche Tugenden eines Einzelnen sind nur daraus zu erklären, daß er von denselben seinen Nutzen gehabt hat. Dieser Nutzen bestimmt alle Handlungen eines Menschen. Freiheit ist die volle Entfesselung des Bestialischen im Menschen. Daß diese Zügellosigkeit ihre Schranken an dem Recht findet, das die Menschen zu ihrem Schutze aufgerichtet haben, erscheint dem konsequenten Verbrecher als das größte Attentat auf sein Dasein. Konsequent denkt er deshalb über die Rechtspflege des Staates sehr niedrig. In dem Richter sieht er seinen persönlichen Feind, wie es überhaupt dem Verbrecher schwer fällt, Sache und Person von einander zu scheiden.

Große moralische Entrüstung legt der Sträfling an den Tag, wenn er auf die Kriege der Staaten unter einander zu sprechen kommt. Diese sind natürlich weiter nichts als ein organisirter Massenmord, an denen die Völker kein Interesse haben, die lediglich der Eifersucht oder der Habsucht oder der Ländergier der Mächtigen dieser Welt ihren Ursprung verdanken. Von einer Erziehung der Völker wie des Einzelnen zur Tapferkeit, Ehrenhaftigkeit, Freiheitsliebe, Glaubensmuth will er natürlich nichts wissen. Allerdings auf Tapferkeit erhebt auch der Verbrecher Anspruch, verwegen, tollkühn kann er sein, tapfer nie. Denn in Wirklichkeit ist der Gewohnheitsverbrecher das feigste Individuum. Zum Selbstmord, der ihm nach menschlichem Ermessen manchmal so nahe liegen sollte, ist er selten tapfer genug. Allein dem Tode ins Auge zu schauen, das ist nicht seine Sache. Aber mit mehreren zusammen einen meuchlerischen Ueberfall zu planen, wenn es gilt, Rache zu nehmen, dazu bietet er schon die Hand. Daß umgekehrt die Rache der Gesellschaft auch einmal sein Leben fordern kann, empfindet er als Unrecht. Brutaler Egoismus, das ist der Grundton, auf den sein sittliches Denken gestimmt ist. Als zwei vielfach bestrafte Buben kurz nach Verlassen der Anstalt P. in Darmstadt wegen gemeinen Meuchelmordes zum Tode verurtheilt wurden, nahm ich dies zum Anlaß, im Religionsunterricht bei älteren Gefangenen die Todesstrafe zu besprechen. Darüber gerieth ein sonst höchst

gleichgiltiger und unempfindlicher, weil schon zu viel vorbestrafter Gefangener in Ekstase: das sei kein Recht, sondern Gewalt, zu der aber habe der Staat kein Recht. Woher der Mörder sein Recht nahm, seinen Mitmenschen meuchlings zu überfallen und über den Haufen zu schießen, dazu schwieg er. Dieser Beurtheilung des Lebens als des höchsten Gutes liegt aber keine sittliche, sondern eine materielle Werthschätzung zu Grunde, der Leben und Lebensgenuß alles, Pflicht und sittliche Schuld aber nichts bedeuten. Von dieser Lebensauffassung führt keine Brücke zu der des großen Idealisten, der da sagt:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Der Hypothekenbank-Krach.

Eine historische Reminiszenz.

Von

Solms Todtmann.

Die Hypothekenbankkrisis, die bekanntlich zum Zusammenbruch einer Banken-Gruppe geführt hat, aber hiermit keineswegs abgeschlossen sein dürfte, hat eine interessante politische Vorgeschichte. Ihre Darstellung gerade in dieser Zeitschrift rechtfertigt sich dadurch, daß ein geschätzter Mitarbeiter der „Preußischen Jahrbücher", der im vorigen Sommer durch Absturz in den Alpen so jäh dahingeschiedene Privatdozent Dr. Paul Voigt, eine wichtige Rolle in dieser Angelegenheit gespielt hat, indem er durch eine mutige Schrift, deren Enthüllungen ihm s. Z. heftigste Anfeindungen eintrugen und jetzt durch die Thatsachen Bestätigung gefunden haben, viel Unheil verhütete. Sein früher Tod hat ihn verhindert, die Bestätigung seiner Behauptungen zu erleben; mögen denn nachstehende Reminiszenzen dazu beitragen, wenigstens dem Andenken des Verstorbenen die gebührende Anerkennung zu sichern.

Die jahrzehntelangen Bestrebungen, die bisher der Landesgesetzgebung unterstehenden Verhältnisse der Hypothekenbanken durch Reichsgesetz einheitlich zu regeln, führten im Jahre 1899 zu einer Regierungsvorlage an den Reichstag. Paul Voigt selbst hat in dieser Zeitschrift (Bd. 96, S. 552 ff.) in einem gegenwärtig doppelt lesenswerthen Artikel diesen Entwurf besprochen. Er sagt darin: „Das Gesetz hat in fast allen Stadien seiner Vorbereitung und Berathung unter dem starken Einfluß der Sachverständigen, d. h. in diesem wie in so vielen anderen Fällen der Interessenten, namentlich der Hypothekenbankdirektoren, gestanden, die das Urtheil der Regierung und die öffentliche Meinung in hohem Grade bestimmt haben. Allgemeine sozialpolitische Gesichtspunkte sind der Vorlage gänzlich fremd; sie sucht lediglich die Interessen der Pfandbrief-Gläubiger zu wahren, aber selbst diese elementarste Aufgabe aller Hypothekenbankgesetzgebung wird von ihr nur unzureichend erfüllt, da die schon im Regierungs-Entwurf hervortretende Rücksichtnahme auf die Banken in der Kommission schließlich zur Beseitigung so ziemlich aller wirksamen Kautelen geführt hat." Die zur Deckung von Pfandbriefen dienenden Hypotheken sollten $^3/_5$ des Verkaufswerths nicht übersteigen, welchen zu ermitteln der

Hypothekenbank selbst überlassen blieb. Im Interesse der Pfandbriefgläubiger hatte der Regierungsentwurf neben der allgemeinen Staatsaufsicht auch einen Vertreter der Pfandbriefgläubiger vorgesehen, der hauptsächlich auf das Vorhandensein der gesetzlichen Deckung der Pfandbriefe und ferner auch auf Einhaltung der Beleihungsgrenze achten sollte. Diese nothwendige Sicherheitsmaßregel wurde aber von der Kommission in einen bloßen Schein verwandelt durch Annahme eines Antrags, der dem „Treuhänder" jede materielle Kontrole ausdrücklich **untersagte**. Dies Verbot wurde, wie es im Kommissionsbericht heißt, „**zum Schutze der Bank gegen einen allzueifrigen Treuhänder**" erlassen!

Die von Dr. Voigt ausgesprochene Erwartung, daß der Reichstag diesen bedenklichen Gesetzentwurf eingehend prüfen werde, zumal seine Erledigung durchaus Zeit habe, erfüllte sich nicht. Vielmehr wurde die Kommissionsfassung in zweiter Lesung am 12. Juni auf Antrag Büsing unverändert en bloc angenommen, und schon am folgenden Tage erfolgte die endgültige Annahme in dritter Lesung ebenfalls en bloc!

Der Grund, ein so folgenschweres Gesetz in dieser fragwürdigen Gestalt einfach durchzupeitschen, war folgender: Dem preußischen Abgeordnetenhause lag gerade das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch vor. In dieses wünschten die Hypothekenbanken die Bestimmung hineinzubringen, daß ihren Pfandbriefen Mündelsicherheit zukäme. Um dies zu erlangen, woran ihnen sehr viel lag, mußte das Hypothekenbankgesetz erst angenommen sein, wie von Freunden der Hypothekenbanken im Reichstag offen ausgesprochen wurde. **Die Scheingarantien des neuen Gesetzes sollten ihnen die ersehnte Mündelsicherheit verschaffen.** Daher war Eile für die Hypothekenbankfreunde im Reichstage geboten, und es gelang ihnen auch in der That, die übrigen Reichsboten, die sehr ferienbedürftig waren und denen wohl auch zum großen Theil das nöthige Sachverständniß fehlte, um die Tragweite des Gesetzes zu beurtheilen, zum Anschluß zu bewegen.

Im Abgeordnetenhause waren inzwischen die Freunde der Hypothekenbanken auch nicht müßig gewesen und hatten es in der Kommission zur Berathung des Ausführungsgesetzes zum B. G. B. durchgesetzt, daß die Mündelsicherheit der Pfandbriefe in das Gesetz aufgenommen wurde. Stimmte das Plenum zu, dann war das Spiel gewonnen, denn die Regierung, das zeigte ihre Haltung in der Kommission, hätte schließlich ihre Zustimmung auch nicht versagt, befand sie sich doch gewissermaßen in einer Zwangslage, da das Ausführungsgesetz unter allen Umständen vor Jahresschluß fertig sein mußte und man es wegen dieser einen Bestimmung nicht scheitern lassen konnte.

In dieser kritischen Situation erschien eine kleine Broschüre: **Hypothekenbanken und Beleihungsgrenze. Ein Beitrag zur Frage der Mündelsicherheit der Hypothekenpfandbriefe von Dr. Paul Voigt.** (Berlin. G. Stilke. 1899. 41 S.)

In der Vorrede erklärt der Verfasser, bei seinen Studien zu einem Werk über „die Wohnungsfrage und die städtische Grundrente", wobei ihm amtliches Material zur Verfügung stand, auf die Thatsache gestoßen zu sein, daß die von Hypothekenbanken bewilligten Darlehen in einer großen Anzahl von Fällen die gesetzliche Grenze weit überschritten. In Folge des Beschlusses der Kommission des Abgeordnetenhauses, den Pfandbriefen Mündelsicherheit zu verleihen, fühle er sich verpflichtet, seine Wahrnehmungen zu veröffentlichen, um eine staatliche Untersuchung herbeizuführen. Die Vorrede schließt mit den Worten: „Nur mit großem Widerstreben und nach heftigen inneren Kämpfen habe ich mich zur Veröffentlichung meiner Untersuchungen entschlossen; ich habe auch Alles vermieden, was dieser nationalökonomischen Abhandlung den Charakter des Sensationellen hätte geben können. Die Grundstücke, um die es sich handelt, sind nicht kenntlich gemacht, und vor Allem sind auch die Namen der betheiligten Hypothekenbanken nicht genannt worden; es kam mir lediglich auf eine objektive Feststellung der positiven Thatsachen an. Die Verleihung der Mündelsicherheit an die Hypothekenpfandbriefe bedeutet aber meines Erachtens eine so schwere Gefährdung derjenigen Kreise, die des Schutzes der Staatsgewalt in erster Linie bedürftig sind, der Wittwen, Waisen und gemeinnützigen Stiftungen, daß ich es für meine Pflicht halte mit den Resultaten meiner Untersuchungen hervorzutreten, um noch in letzter Stunde den Versuch zu machen, übereilte Beschlüsse von vielleicht verhängnißvoller Tragweite zu verhindern."

Der Verfasser untersucht in der Broschüre zunächst die Frage, ob die Unterlagen, die von den Banken bei ihrer Taxirung der zu beleihenden Grundstücke benutzt werden, einwandsfrei sind. Bezüglich der Feuertaxe, die bei der Bewerthung städtischer Grundstücke von größter Bedeutung ist, konstatirt Verfasser eine „regelmäßige und anscheinend systematische Ueberversicherung fast aller auf Spekulation und zum Zweck baldigen Weiterverkaufs errichteten Gebäude." In vier Tabellen werden die Belege gegeben. Es werden Fälle angeführt, besonders aus den Berliner Vororten, wo die Feuertaxe den Gebäudewerth um 100—160 Prozent übersteigt! Als Motiv dieser Ueberversicherung giebt Verfasser an: „Der Erbauer eines auf Spekulation gebauten Hauses ist an einer hohen Feuertaxe sehr interessirt, um den Werth des Hauses künstlich in die Höhe zu schrauben und dadurch einen besseren Verkaufspreis sowie eine höhere und vortheilhaftere hypothekarische Beleihung zu erzielen, wofür er gern eine Zeit lang eine etwas höhere Versicherungsprämie (und eventuell ein stattliches Trinkgeld an den Agenten und Taxator der Versicherungs-Gesellschaft) zu zahlen bereit ist. Umgekehrt werden die Versicherungs-Gesellschaften schon durch die heftige gegenseitige Konkurrenz zum möglichsten Entgegenkommen auch gegen unsaubere Wünsche der Versicherungsnehmer genöthigt."

Die Uebertaxirungen der Feuerversicherungs-Institute geben den Banken „die meist erwünschte Gelegenheit zu hoher Beleihung."

Verfasser kommt also zu dem Ergebniß, daß gegenwärtig „irgendwelche zwingenden Taxationsnormen für die Hypothekenbanken nicht vorhanden sind", vielmehr die Bewerthung der Grundstücke in jeder Beziehung vollständig ihrem willkürlichen Ermessen anheimgestellt ist.

Als Ergebniß dieser freien Stellung der Hypothekenbanken führt dann Verfasser 135 von ihm ohne Auswahl untersuchte Fälle einzeln auf. Nur bei den wenigsten derselben ist trotz formeller Staatsaufsicht die vorgeschriebene Beleihungsgrenze von 60 Prozent innegehalten, bei den meisten übersteigen die Bankhypotheken 75 Prozent, in 22 Fällen betragen sie 80—90 Prozent, in 9 Fällen 90—100 Prozent, und in 2 Fällen übersteigen sie sogar den veranlagten Werth bedeutend. Von 6 Fällen in Schöneberg bemerkt Verfasser, daß die hier mit Strohmännern operirenden Terrain- und Bauspekulanten Niemand anderes als die Direktoren der beiden betheiligten Banken waren, die ihre eine Bank sogar zu Beleihungen zur zweiten Stelle hinter der schon übertrieben hohen ersten Hypothek veranlaßten. Mit dem Hinweis auf die nach den verschiedensten Richtungen hin verhängnißvollen Wirkungen übermäßig hoher Beleihungen durch die Hypothekenbanken schließt der Verfasser.

Die Broschüre erregte berechtigtes Aufsehen. Die Interessenten wütheten. Kein Wunder! Hatten sie sich doch schon fast im Hafen der Mündelsicherheit geglaubt, und nun dieser unangenehme Zwischenfall, der Alles zu stören drohte. Es erhob sich daher ein großes Geschrei. In Broschüren und zahlreichen in die Presse lancirten Artikeln fiel man über den unbequemen Warner her. Man warf ihm Unkenntniß vor, sprach von Verleumdung, verdächtigte seinen Charakter und dichtete ihm unlautere Motive an. Die Argumente, die in diesen Elaboraten überall gleichmäßig wiederkehren, mit denen man den gewichtigen Eindruck der Voigt'schen Zahlen zu verwischen suchte, bestanden im Hinweis auf die Staatsaufsicht, auf die angeblich erhöhten Garantien des neuen Hypothekenbankgesetzes und besonders darauf, daß noch Niemand sein Geld bei den Hypothekenpfandbriefen verloren hätte.

Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß keineswegs allen Hypothekenbanken so viel an der Mündelsicherheit lag. Verschiedene Leiter von Hypothekenbanken sprachen offen aus, daß es ihnen gleichgiltig wäre, ob ihre Pfandbriefe für mündelsicher erklärt würden oder nicht. Sie hätten bisher ohne Mündelsicherheit gute Geschäfte gemacht und würden es auch ferner thun. Anderswo lagen die Verhältnisse wieder anders. Gewisse Banken hatten die Mündelsicherheit sogar sehr nöthig, wie die seitherigen Ereignisse bewiesen haben.

Die freisinnige und nationalliberale Presse trat, mit geringen Ausnahmen, mit einem erstaunlichen Eifer für die Mündelsicherheit ein, und bekämpfte Voigt mit einer Erbitterung, als hätte er die heiligsten Güter der Fraktion angegriffen. Dabei handelte es sich bei der ganzen Sache

zwar um sehr bedeutende national-ökonomische und wohl auch privat-ökonomische Interessen, aber doch ganz sicher nicht um Parteipolitik. Eine führende freisinnige Zeitung erklärte die Angelegenheit sogar für „eine politische Streitfrage ersten Ranges", und sagte ganz offen, daß die widerstrebende Regierung durch das Ausführungsgesetz zur Anerkennung der Mündelsicherheit gezwungen werden müßte.

Unter diesen Auspizien begann der entscheidende Kampf im Abgeordnetenhause. (2. Lesung am 26. Juni.) Von konservativer Seite wurde der Antrag gestellt, den Kommissionsbeschluß bezüglich der Mündelsicherheit wieder zu streichen.

Namens der Regierung erklärte der Justizminister mit Entschiedenheit dem Kommissionsbeschluß nicht beitreten zu können, da zu einer Erweiterung des Kreises der mündelsicheren Papiere keine Veranlassung vorliege. Ob zu dieser festen Haltung Voigt's Broschüre beigetragen hat, sei dahingestellt. Unmöglich ist es jedenfalls nicht, trotzdem, was kurz nach dieser Rede erfolgte. Der Landwirthschaftsminister verlas nämlich eine schriftliche Erklärung des Inhalts, daß hinsichtlich der von Dr. Voigt aufgeführten sowie anderer Fälle von Seiten des Ministers „durch einen von zuverlässiger Seite empfohlenen, erfahrenen, beamteten Sachverständigen" eine Nachtaxirung veranlaßt worden sei. Das Ergebniß der bisher untersuchten ca. 40 Fälle wäre, „daß gegen das Geschäftsgebahren der Hypothekenbanken berechtigte Vorwürfe nicht erhoben werden" könnten. Trotz dieses zufriedenstellenden Resultats könne die Regierung, wenn auch nach wie vor die sorgsamste und schärfste Kontrole ausgeübt werde, keine Garantie für die Mündelsicherheit übernehmen und müsse sie daher ablehnen.

Diese scharfe Erklärung gegen Voigt bildete den Mittelpunkt der weiteren Debatte, die am nächsten Tage fortgesetzt wurde. Der Nationalliberale van der Borght, der eine lange Rede für die Mündelsicherheit hielt, begrüßte die Erklärung des Ministers mit Freude; er suchte dann seinerseits Voigt zu diskreditiren, warf ihm Leichtfertigkeit im Aussprechen von Verdächtigungen vor, nannte ihn unerfahren und behauptete, daß ihm die thatsächlichen Verhältnisse ganz unklar geblieben wären.

Der Justizminister erwiderte auf eine Anfrage des Abg. van der Borght, daß er keine Erlaubniß zur Veröffentlichung der in der Broschüre enthaltenen amtlichen Zahlen gegeben habe, die Schrift mißbillige er und schlage ihren Werth nicht hoch an.

Der Konservative v. Arnim bezweifelte, ob die Nachprüfung der Voigt'schen Angaben mit hinreichender Sorgfalt vorgenommen sei.

Der Finanzminister vertrat den Standpunkt, daß für die Mündel kein Bedürfniß nach Pfandbriefen vorliege, es handle sich lediglich um einen Wunsch und ein Bedürfniß der Hypothekenbanken.

Ueber Voigt sagte der Minister nichts. — Bei der Abstimmung wurde der Kommissionsbeschluß mit geringer Mehrheit abgelehnt.



Für Voigt war das Ergebniß dieser beiden Tage ein sehr niederschlagendes. Nach der heftigen Preßkampagne nun die scharfen Erklärungen der beiden Minister, die herabsetzenden Aeußerungen im Hause, dazu die hämischen Kommentare der Presse, all diesem vor der Oeffentlichkeit ausgesetzt zu sein, ohne sich vertheidigen zu können, das war gewiß keine angenehme Situation. Für die „mündelsichere" Presse war die überall ausposaunte „vernichtende Niederlage" des verhaßten Gegners ein Labsal; man hoffte durch sie bei der entscheidenden dritten Lesung doch noch der „guten Sache" zum Siege verhelfen zu können, eine Hoffnung, die Angesichts der geringen Majorität für die „ungerechte Sache" in der zweiten Lesung keine ausschweifende war.

In der am 30. Juni stattfindenden dritten Lesung hielt der Freisinnige Munckel ein sehr langes und sehr witziges Plaidoyer für die unschuldig angeklagten Hypothekenbanken. Er stellte die Pfandbriefe auf die gleiche, ja auf eine höhere Stufe wie die Staatspapiere, denn ein Coursturz wie bei der 3prozentigen Staatsanleihe wäre bei den Pfandbriefen noch nicht verzeichnet worden und würde auch in Zukunft voraussichtlich nicht eintreten. Unter Hinweis auf die Staatsaufsicht betheuerte er, daß die Solidität der Geschäftsbetriebe keinem Zweifel unterliegen könne. „Und, meine Herren", fuhr er dann in seiner denkwürdigen Rede fort *), „wenn man nun in neuerer Zeit versucht hat, diesen soliden Geschäftsbetrieb verdächtig zu machen durch die mehrerwähnte Voigt'sche Broschüre, so denke ich, der Versuch ist denn doch in der zweiten Lesung gerichtet. (Sehr richtig! links.) Der Herr Justizminister hat sich den Herrn Verfasser von den Rockschößen, wenn er jemals daran saß, abgeschüttelt. Der Herr Justizminister hat gesagt, daß er eine Erlaubniß ertheilt hat, deren Art und Weise des Gebrauches er mißbilligt, und der Herr Ackerbauminister hat uns gesagt, daß, soweit bis jetzt die Erhebungen reichen, die Behauptungen des Herrn Verfassers sich nicht bewahrheitet haben. Meine Herren, und doch kommen diese Behauptungen und kam diese Broschüre sehr gelegen. Wir wissen jetzt von dem Herrn Justizminister, woher die Angaben aus den Grundbüchern stammen. Er hatte sich die Grundakten erbeten zu wissenschaftlichem Gebrauch. Das ist der wissenschaftliche Gebrauch, den er davon gemacht hat!" (Sehr gut! bei den Freisinnigen.)

Jetzt aber trat der mittlerweile über die Persönlichkeit und die Arbeiten Voigt's durch einen Freund des jungen Gelehrten unterrichtete Finanzminister v. Miquel in die Schranken und holte nach, was er in der vorigen Sitzung unterlassen hatte. In scharfem Gegensatz zu seinen Minister-Kollegen trat er mit warmen Worten für Voigt ein, dessen wissenschaftliches Streben und loyalen Charakter er rühmend anerkannte. Gegenüber den Angriffen bezüglich des amtlichen Materials und seiner Veröffentlichung gab der Minister folgende Erklärung ab:

*) Stenographischer Bericht S. 2668.

Voigt wäre bei seinen Studien über die Wohnungsfrage, zu welchen ihm amtliches Material zur Verfügung gestellt worden sei, auf so auffallende Resultate bezüglich der Höhe der Beleihung seitens verschiedener Hypothekenbanken gestoßen, daß er sich verpflichtet gefühlt hätte, dem Finanzminister eine Denkschrift darüber zu überreichen mit der Anfrage, ob er im öffentlichen Interesse die bezüglichen Zahlen veröffentlichen dürfe. Der Finanzminister habe dem Geheimen Oberfinanzrath Gauß, einer hervorragenden Autorität, die Denkschrift zur Prüfung übergeben, deren Resultat war, daß Geheimrath Gauß erklärte: „Ich habe diese Zahlen mit unsern Akten verglichen, sie sind sämmtlich richtig". Auf die Befürwortung von Gauß hätte der Minister dann seine Erlaubniß zur Veröffentlichung ertheilt. Voigt habe also absolut loyal gehandelt. Ohne aber auf die Frage der Sicherheit eingehen zu wollen, wies der Minister nochmals darauf hin, daß die Ertheilung der Mündelsicherheit an die Hypothekenbanken nur in deren Privatinteresse, aber nicht im öffentlichen Interesse gelegen sei. Den Kernpunkt der ganzen Frage berührte er, als er sich dagegen wandte, daß alle Hypothekenbanken ohne Unterschied für mündelsicher erklärt werden sollten und daß eine so weittragende Maßregel vermittelst einer Einschaltung in das Ausführungsgesetz zum B. G. B. kurzer Hand eingeführt werden dürfe.

Der Justizminister war sichtlich überrascht durch das Eintreten des Finanzministers für Voigt; er erklärte, er habe von der Voigt ertheilten Erlaubniß nichts gewußt, sonst würden seine Aeußerungen anders ausgefallen sein.

Der Abg. v. Arnim trat für Voigt ein, der durch die Verhandlungen „ja beinahe berühmt geworden sei", und bemerkte dem Landwirthschaftsminister, daß er in der Wahl des Sachverständigen, der die Voigtschen Zahlen nachgeprüft und deren angeblichen Unwerth festgestellt hätte, unglücklich gewesen wäre, denn dieser Sachverständige wäre nämlich ein Taxator einer der betheiligten Hypothekenbanken!

Gegenüber dieser aufsehenerregenden Mittheilung beharrte der Landwirthschaftsminister auf seiner abgegebenen Erklärung und beauftragte einen Kommissar, genauere Angaben über die Nachprüfung zu machen.

Dieser suchte nachzuweisen, daß „die Nachtaxirung unzweifelhaft sorgfältig vorliege", der Sachverständige wäre „von besonders vertrauenswürdiger Seite als besonders geeignet" bezeichnet worden: seinen Namen zu nennen, wie durch Zuruf verlangt wurde, lehnte Redner leider ab und schloß mit der Versicherung, „die Sicherheit der Beleihungen könne nach dem Ergebniß der Nachprüfung nicht bestritten werden, und es liege kein Grund vor, gegen das Geschäftsgebahren der Hypothekenbanken begründete Vorwürfe zu erheben".

Der Abg. Gamp dankte dem Finanzminister für die Ehrenerklärung, die er dem so schwer angegriffenen Dr. Voigt gegeben hätte. Bei der

Wahl zwischen dem Sachverständigen des Finanzministers, Geheimrath Gauß, und dem unbekannten Sachverständigen des Landwirthschaftsministers wäre er keinen Augenblick im Zweifel, dem ersten die höhere Autorität zuzusprechen.

Hiernach kam es endlich zur definitiven Abstimmung, in welcher mit verstärkter Majorität die Mündelsicherheit abgelehnt wurde.

So war denn der Versuch der Hypothekenbanken endgültig zurückgewiesen. Daß an diesem wichtigen Ergebniß Paul Voigt als Vertreter der unparteiischen, rein sachlichen Wissenschaft durch seine warnende Schrift wesentlichen Antheil hat, ist unbestreitbar. Während der dreitägigen, wechselvollen „Mündelschlacht" im Abgeordnetenhause hat er im heftigsten Feuer gestanden, und er hat seine hartumstrittene Position ruhmvoll behauptet. War auch der Widerspruch zwischen dem Finanzminister und dem Landwirthschaftsminister, resp. den beiderseitigen Sachverständigen ungelöst geblieben, so hatte doch die Abstimmung gezeigt, auf welche Seite die Mehrheit des Hauses sich stellte.

Daß diese Stellungnahme die richtige war, haben jetzt die Thatsachen bewiesen. Durch den skandalösen Zusammenbruch der „Spielhagen-Banken", zweier Hypothekenbanken nebst fünf Tochtergesellschaften, welcher schwerste Verluste über weite Kreise gebracht und den ganzen Hypothekenmarkt erschüttert hat, sind unerhörte Zustände ans Tageslicht gefördert worden. Es ist festgestellt, daß die Hypothekenbanken unter dem Deckmantel ihrer Tochterinstitute ungeheure Terrainspekulationen betrieben und diese Terrains der Tochtergesellschaften übermäßig hoch beliehen haben auf Grund falscher Taxationen. Es ist ferner festgestellt, daß Direktoren, zum Schaden ihrer Institute, selbst Terrainspekulationen unternommen und Hypothekengeschäfte gemacht haben. In Folge derartiger Manipulationen reichten schon seit Jahren die Zinseinnahmen nicht aus zur Deckung der Zinsausgaben. Zur Verschleierung dieser Thatsachen diente ein wahrer Rattenkönig von Schiebungen, Scheinbuchungen und gefälschten Bilanzen. Statt der gesetzlich vorgeschriebenen Ueberdeckung der Hypotheken über die Pfandbriefe, bestand eine erhebliche Unterdeckung. Bezüglich der Sicherheit der Hypotheken ist die Prüfung noch nicht abgeschlossen, doch steht jetzt schon fest, daß die gesetzliche Beleihungsgrenze von $^{6}/_{10}$ vielfach weit überschritten ist. Die Erfahrungen, die man bei dieser Affaire mit dem „Treuhänder", der famosen Sicherheitsstütze des neuen Hypothekenbankgesetzes, gemacht hat, sind so traurige, daß die Vertreter der Pfandbriefgläubiger in ihrem Bericht diese Einrichtung in ihrer jetzigen Gestalt als „durchaus unzureichend" bezeichnen mußten. Und das im ersten Jahre des Gesetzes!

Das Eintreten der Katastrophe bei den Spielhagenbanken ist durch das Nichtzustandekommen der Mündelsicherheit zweifellos beschleunigt worden. Wäre sie angenommen worden, dann hätte sie vermöge der

Vortheile, die sie brachte, das Dasein dieser Banken künstlich um ein paar Jahre verlängert, um dann die Katastrophe desto verheerender hereinbrechen zu lassen. Alsdann wären auch Wittwen und Waisen die Opfer gewesen, was jetzt glücklicherweise verhütet ist. Die Verleihung der Mündelsicherheit an die Pfandbriefe der Hypothekenbanken hätte das Unheil unendlich vergrößert, ihre Ablehnung hat sich also als äußerst segensreich erwiesen.

So hat sich das, was Voigt behauptet hat, mit ungeahnter Schnelligkeit bestätigt. Der bespöttelte „Theoretiker" hat Recht behalten mit seiner Kritik des Hypothekenbankgesetzes, seiner Warnung vor blindem Vertrauen auf die formelle Regierungsaufsicht, seinen Mittheilungen über systematische Ueberbeleihungen. Niemand mehr kann jetzt bestreiten, daß er durch sein unerschrockenes Eintreten für die Interessen der Allgemeinheit gegen Privatinteressen schweres Unheil verhütet und sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hat.

Die Regierung aber, so sehr anerkennenswerth ihre Haltung in der Frage der Mündelsicherheit war, hat, das läßt sich jetzt nicht mehr leugnen, ihr Aufsichtsrecht über die Hypothekenbanken nicht genügend wahrgenommen und die Warnungen von sachkundiger Seite, gestützt auf unzuverlässige Informationen, unbeachtet gelassen. Nachdem nun die Thatsachen diese Warnungen bestätigt haben, ist es Pflicht der Regierung, die von Voigt geforderte allgemeine Enquête über die Beleihungsverhältnisse aller preußischen Hypothekenbanken in einwandsfreier Weise vorzunehmen. Denn man darf wohl mit Recht hoffen, daß die bei den Spielhagenbanken festgestellte Mißwirthschaft vereinzelt dasteht, dasselbe aber bezüglich des Innehaltens der Beleihungsgrenze anzunehmen wäre, wie die Dinge liegen, doch wohl ein grundloser Optimismus, der im Ernstfall, d. h. in einer Periode sinkender Konjunktur, leicht die bedenklichsten Folgen haben könnte.

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Genesis, übersetzt und erklärt von Hermann Gunkel, Professor an der Universität Berlin. — Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1901. Preis 8,50 M.

Auf keinem anderen Gebiet ist das viele Jahrhunderte hindurch geltende Bild durch die Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung so fundamental umgestaltet worden, als auf dem der alttestamentlichen Wissenschaft. Die Spuren dieser erfolgreichen Arbeit führen in das achtzehnte und siebzehnte Jahrhundert zurück, wobei neben den Untersuchungen Astruc's, Michaelis' und Semler's noch an die Winke Spinoza's in seinem theologisch-politischen Traktat erinnert sein möge. In stetigen Fluß aber ist diese Bewegung erst im neunzehnten Jahrhundert gekommen durch die grundlegenden Arbeiten de Wette's. Es geschah dann bald nach Hegel's Tode, daß David Friedrich Strauß und Vatke, beide noch erschüttert von des Meisters jähem Tode, sich auf einem Spaziergange durch den Berliner Thiergarten an dem alten Gärtnerhäuschen trennten, der Eine mit dem Gelöbniß, eine kritische Untersuchung über die Evangelien anzustellen, der Andere mit dem einer solchen über das Alte Testament. In dem Begeisterungs- und Entrüstungssturm, den das Leben Jesu entfachte, ist dann Vatke's „Religion des Alten Testamentes“ fast wirkungslos geblieben, und es sollten noch Jahrzehnte vergehen, ehe diesem bedeutsamen Werk die gebührende Anerkennung zu Theil wurde. Es handelte sich hierbei hauptsächlich um den Nachweis über den exilischen Ursprung des sogenannten mosaischen Gesetzes. Etwa gleichzeitig verkündete Reuß diese Ansicht, aber nur einem intimeren Kreise, und so ging auch von dieser Seite damals keine tiefergehende Wirkung aus. So gelang es denn erst der genialen Gelehrsamkeit und dem frischen Stil Wellhausen's, jene Erkenntniß allen Angriffen gegenüber siegreich zur wissenschaftlichen Anerkennung zu bringen. Wie schwierig das war, kann man insbesondere daraus entnehmen, daß selbst ein philologisch so gelehrter Forscher wie Dillmann sich mit aus-

geklügelten Argumenten fortgesetzt und eigensinnig gegen die Anerkennung dieser Thatsache versteifte. Seitdem hat nun das Bild der religionsgeschichtlichen Entwicklung des israelitisch-jüdischen Volkes durch Wellhausen selbst und eine Reihe anderer verdienter Forscher eine solche Klärung erhalten, daß man dem gegenüber heut die Empfindung wie die der Befreiung von einer lange drückenden Last bekommt.

Zu den hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiet tritt nun der Genesis-Kommentar von Hermann Gunkel. Dieser Forscher hat sich bereits durch seine früheren Arbeiten — „Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit" sowie „die Wirkungen des heiligen Geistes" — in ausgezeichneter Weise um die theologische Wissenschaft verdient gemacht. Seine „Genesis" kann geradezu als eine Musterleistung auf diesem Gebiet bezeichnet werden, weil der selbstständige und vielseitige Gelehrte hier ohne jede Voreingenommenheit alle stichhaltigen Ergebnisse dieser Wissenschaft in wahrhaft künstlerischer Form vereinigt hat. Der Verfasser hat völlig Recht, wenn er einen solchen Kommentar, der nicht nur für den Forscher als solchen, sondern mehr noch für den Studirenden, den Geistlichen, den Lehrer, ja den Gebildeten überhaupt bestimmt ist, die Hauptaufgabe stellt, auf Grund der Literarkritik, Textkritik, Archäologie, Grammatik zu beantworten, „was die Genesis eigentlich sagt, und wie ihre Erzählungen zu verstehen sind". Es sollte ein Wegweiser für alle biblischen Kommentare sein, was der Verfasser im Vorwort sagt: „Die Situation unserer Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten bedeutend verschoben. Es giebt weite Kreise unter Theologen und Laien, die auf unsere Arbeit mit Vertrauen sehen, und die danach dürsten, von uns den Ursinn der Schriften des Alten Testaments zu erfahren. Wir aber müssen uns dieses Vertrauens würdig beweisen. Wir dürfen nicht nur gelehrte Notizen häufen, sondern wir müssen durch alles dies durchdringen zu einem inneren, nachfühlenden, wahren Verständniß der Männer des Alten Testaments und besonders ihrer Religion. Wer sich Theologe nennt, muß die Religion studiren; alles Uebrige muß ihm Nebensache sein. Eine nur vorwiegend philologische, archäologische oder „kritische" Behandlung des Alten Testaments ist eine ungenügende Behandlung des Alten Testaments. Hiernach möchte dieser Kommentar verstanden werden: auch hier werden, wie es unerläßlich ist, eine Menge verschiedenartiger Notizen gebracht, aber der Accent liegt nicht auf ihnen, sondern auf der Darstellung des Sinnes und besonders der Religion der Genesis."

Was den Verfasser neben der philologischen und historischen Tüchtigkeit gerade zu einer solchen Arbeit hervorragend geschickt macht, das ist das feinsinnige ästhetische Verständniß in der lebendigen Nachempfindung der religiösen Erzeugnisse als der höchsten menschlichen Kunstwerke. Aus diesem Verständniß heraus wird ein neues, sattes Licht auf die literarische Form der Genesis-Erzählungen geworfen, und man hat das Gefühl, als

ob wir in dieser Darstellung Gunkel's den warmen Hauch des lebendigen Volksgeistes noch leibhaft verspürten. Diese Methode ästhetischen und psychologischen Nachempfindens ist dann besonders der Einleitung zu Gute gekommen, welche sich mit der allgemeinen Natur der Sagen der Genesis*) befaßt. Nur wird dabei der Anflug eines leisen Lächelns erweckt, wenn der Verfasser sich dafür erst noch salviren zu müssen glaubt, daß er diese Erzählungen als Sagen charakterisirt. Was aber hier über die Arten und namentlich über die Kunstform der Sagen gesagt wird, ist nicht nur für die Genesis und die Bibel von Bedeutung, sondern ist eine Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses dieser Kunstform überhaupt. Die bisherige Scheidung in bloß literarische Quellen, den Jahvisten (J), Elohisten (E), Jehovisten (R^JE) und Priesterkodex (P), konnte als solche dem Erklärungsbedürfniß niemals völlig genügen. Erst dadurch, daß hier von den Schreibern auf die Erzähler zurückgegangen wird, ist die Frage nach dem realen Entwickelungsgang des ganzen Bildungsprozesses wirklich befriedigt. „Der ganze Prozeß hat schon in mündlicher Tradition begonnen.“ „J und E sind nicht Einzelschriftsteller, auch nicht Redaktoren von älteren einheitlichen Einzelschriften, sondern vielmehr Erzählerschulen. Was die einzelnen Hände zum Ganzen beigetragen haben, ist dabei verhältnißmäßig gleichgiltig, weil sie sehr wenig individuell und verschieden sind; und wird sich auch niemals mit Sicherheit erkennen lassen.“

Die Interpretation der einzelnen Sagen und Sagenkränze kann an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Nur einen Punkt möchte ich bei dieser Gelegenheit noch berühren. Es ist oft und gerade von positiver Seite die Forderung geltend gemacht worden, das Alte Testament sollte aus dem Unterricht wegen der zahlreichen Erzählungen unsittlicher Handlungen entfernt werden. Dieser Ansicht bin ich unter anderen stets mit der Bemerkung entgegengetreten, daß wir keine einzige auch nur annähernd so werthvolle Urkunde über den wichtigsten Schritt unserer bisherigen Kultur, nämlich über das Zurückdrängen des Nomadenthums und die siegreiche Ausdehnung des Ackerbaues haben. Die Geschichte Israels beginnt mit diesem Schritt, und zwar mit ihrer Seßhaftmachung in Kanaan. Dieser Uebergang ist zugleich unter den Gesichtspunkt einer religiösen Entscheidung gestellt worden. Von der siegreichen Bauernpartei wird dieser Schritt auf den direkten Befehl Jahves zurückgeführt, der Abraham und seinen Nachkommen dieses Land verheißen habe; von den Anhängern der Hirtenpartei dagegen wird der damit erfolgte Uebergang zum Ackerbau noch lange als ein Abfall vom wahren Jahvedienst gescholten. Ihnen wohnt der echte Javeh noch lange nach der Ansiedlung in Kanaan nicht auf den Höhen dieses Landes, sondern wie ehedem auf dem Sinai,

*) Anm. Diese Einleitung ist auch in einem Sonderabdruck unter dem Titel „Die Sagen der Genesis“ ebendort erschienen. (Preis 1,40 Mk.)

wo ihn noch Elias suchen geht. Wie mächtig diese bauernfeindliche Partei noch bis auf Jeremia hinab gewesen ist, hat Budde vor einigen Jahren in einer schönen Abhandlung der Preußischen Jahrbücher nachgewiesen. Dieser Gegensatz zieht sich also vom Anfang der israelitischen Geschichte bis zum Exil hinab und giebt damit eines der wichtigsten Kulturbilder, die wir überhaupt besitzen, um so wichtiger, als damit die religiöse Entwicklung Hand in Hand geht. Somit ist das Alte Testament auch aus diesem Grunde ein unentbehrliches Urkundenbuch unserer ganzen Kultur. Diejenigen, welche dieses Buch aus dem Volksunterrichte entfernt haben wollen, wissen daher nicht, was sie thun.

Dieser Gegensatz zwischen Bauern und Hirten, oder besser zwischen den Vertheidigern dieser Lebensführung hat nun auch ganz offenbar bei der Rezeption, Ausgestaltung und Bildung der Sagen neben anderen Bedingungen eine entscheidende Rolle gespielt. Ich wundere mich daher, daß dieses Faktum in den Erklärungen zwar nicht ganz unberücksichtigt gelassen ist, denn das ist unmöglich, doch aber bisher nicht in genügender Weise zur Geltung gebracht wird. Nehmen wir z. B. die Sage von der Vertreibung aus dem Paradiese, so kommt ihre Rezeption und Ausgestaltung erst zur vollen Klarheit, wenn wir sie vom Standpunkt des unwillig unter seiner schweren Feldarbeit schmachtenden Semiten aus betrachten. Diesem ist harte Leibesarbeit, bei welcher er sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß, überhaupt ein Greuel. Wieviel schöner und behaglicher mußte ihm das Hirtenleben der Väter erscheinen zumal auf gras- und wasserreichen Triften, die dann seinem schwer zu bebauenden Acker gegenüber wie ein Garten Gottes erschienen. Daß der Semit in diesem seinem neuen Zustand klüger und schlauer und auch mächtiger geworden war, dieser Einsicht konnte man sich nicht wohl verschließen, aber sie war doch andererseits erkauft durch das Opfer des friedlichen, sorglosen Daseins, und so mußte diese Erwerbung an Erkenntniß auf dem veränderten Wege als eine Sünde und demgemäß der ganze Uebergang zum Ackerbau als eine Vertreibung aus dem Paradiese erscheinen. Wir können noch deutlich genug sehen, daß das die realen Empfindungen waren, die zur Rezeption dieser Sage führten. Nicht anders aber ist es auch mit der Sage von dem Brudermorde Kains. Wenn Dogmatiker und Pastoren meinen, daß damit die Entstehung einer gewissen Sünde aus Mangel an Frömmigkeit erzählt sein soll, so ist damit der Charakter der Sage nur ungenügend gekennzeichnet. Kain und Abel sind gar keine Einzelpersonen sondern Typen: Kain für den Bauer, Abel für den Hirten. Auch in in dieser Sage ist das Hirtenleben als das göttliche, das Gott wohlgefällige gegenüber der Bauernarbeit hingestellt. Zugleich aber ist darauf hingewiesen, daß der Bauer doch gesiegt hat, und dieser allmählich völlige Sieg des Bauernthums über das Hirtenthum, erscheint nun wie ein Brudermord, und alle Uebel dieses Standes wie eine Folge dieser gänzlichen

Zurückdrängung des Hirtenstandes. Auf Einzelheiten soll man solche Erzählungen nicht zu pressen suchen, sondern nur den entscheidenden Vergleichspunkt als solchen ins Auge fassen. Ich vermag daher nicht zu verstehen, wie Gunkel bei dem Opfer beider Brüder fragen kann: „Woran hat nun Kain die Ungnade Gottes erkannt? Sicherlich ist hier ursprünglich an irgend ein Zeichen der Opferschau gedacht: auf solche Zeichen wurde ja im Alterthum überall beim Schlachten und Darbringen geachtet. Einen für den Verlauf der Handlung so wichtigen Punkt kann aber ein guter Erzähler nicht der Phantasie des Lesers überlassen, sondern muß ihn anschaulich machen. Demnach scheint hier etwas zu fehlen." Dieser Auffassung und Darstellung Gunkels kann ich nicht beipflichten. Daß Abels Opfer angenehmer ist, dies ist vom Standpunkt des Erzählers aus durchaus selbstverständlich, und es fehlt hier garnichts. Denn dieser Erzähler berichtet eben von dem Gesichtspunkt aus, daß das Nomadenleben an und für sich das Gott wohlgefälligere sei, daß das Opfer des Bauern dagegen (Feldfrüchte) Gott nicht gefalle, weil das ganze Bauernleben ein Abfall von Gott ist. Wenn dann die Erzählung so gestaltet wird, daß Kain eben deswegen seinen Bruder, den Hirten, aus Neid erschlagen habe, so stammt dieses Moment ex eventu, d. h. es ist aus der zur Zeit des Erzählers bestehenden Thatsache hergenommen, daß die Bauern die Hirten beseitigt oder zurückgedrängt haben.

Die ganze Geschichte von Kain und Abel ist daher im strengen Sinne gar keine Sage, sondern eine mythenartige Erzählung. Gunkel sagt: „Mythen sind Göttergeschichten, im Unterschiede von den Sagen, deren handelnde Personen Menschen sind." Das ist richtig, ist mir aber doch zu äußerlich. Was sind Götter? Exponenten menschlichen Wesens. Worauf zieht sich dann der Unterschied zwischen Götter- und Menschengeschichten zurück? Meiner Ansicht nach darauf, daß die Sagen- oder Menschengeschichten von einem einzelnen bestimmten Faktum ausgehen. Die Mythen dagegen sind nicht Fakta, sondern Personifikationen menschlicher Ideen und werden als solche in der Urzeit zu Göttern, später aber ebenfalls vermenschlicht. Siegfried (Baldur) ist erst Gott, erscheint aber später als Mensch. Die letzteren möchte ich mythenartige Erzählungen nennen, und eine solche ist die von Kain und Abel, insofern sie die Idee von dem religiösen Werthe des Hirtenlebens an Personen darstellt. Das ließe sich noch genauer fassen, möge aber hier genügen.

Jene religiöse Werthung zwischen Bauernthum und Nomadenthum durchzieht nun diese ganzen Geschichten. Man denke nur an den Gegensatz von Jakob und Esau, der freilich in ganz anderer Weise als bei Kain und Abel zum Ausdruck kommt, weil hier ein anderer Gesichtspunkt in der Beurtheilung zur Geltung kommt. Aber die Segenssprüche zeigen auch hier, welcher Gesichtspunkt für den Erzähler in dieser Geschichte maßgebend war.*)

*) Anm. Ich glaube, daß diese dem Ackerbau freundlichere oder feindlichere Stimmung auch für die Quellenscheidung von Werth sein dürfte.

Wenn ich diesen Gegensatz und seinen Entwickelungsverlauf schärfer betont sehen möchte, so schließe man daraus nicht, daß ich alles unter diesem Gesichtswinkel erörtert zu sehen wünsche. Die Hauptsache bleibt vielmehr, wie Gunkel scharf und richtig betont hat, die Klarlegung des religiösen Sinnes dieser Geschichten überhaupt, und dafür haben wir nun in diesem Kommentar ein standard work.

Es wäre sehr wünschenswerth, daß diese Ergebnisse einmal ohne alles kritische Beiwerk in populärerer Form namentlich für die seminaristischen Lehrerkreise zusammengefaßt würden. Denn die diesen zugängliche und approbierte Literatur bewegt sich noch immer in den Bahnen Knaaks und Hengstenbergs.

Berlin. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

Kunstgeschichte.

Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Erster Band: Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Mit 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900.

Weltgeschichte zu schreiben ist wohl die schwierigste Kunst. Bei jeder neuen Wendung, die die Entwicklung des Menschengeschlechts nimmt, muß die fortlaufende Schilderung durch Querschnitte unterbrochen werden; verbindende Gelenke gewinnen dadurch eine Bedeutung, die ihnen im Vergleich zu den einzelnen Gliedmaßen nicht zukommt: schwieriger noch, als bei der Geschichte eines einzelnen Volkes, sind in der Weltgeschichte die Ziele ewigen Wandels und Wechsels zu erkennen.

Günstiger schon gestalten sich die Verhältnisse bei einer Weltgeschichte der Kunst, die die mannigfaltigen Bildungen eines einheitlichen Begriffs zu behandeln hat. Wenn Woermann sich dagegen verwahrt, seine Geschichte in den Dienst irgend eines Systems stellen zu wollen, so thut er recht daran, denn Systeme führen stets nur zur Einseitigkeit, die Kunst aber als die Schöpferin einer neuen Welt, „in die der Mensch sich aus dem Staube und dem Getümmel seines Alltagslebens flüchtet", bildet einen Begriff, der eben so greifbar ist, wie der jeder anderen Art von Geistesschöpfung.

Immerhin sind auch auf diesem Gebiete die Schwierigkeiten so groß, wechseln die Anschauungen und Anforderungen im Laufe der Zeiten so häufig, daß man sich über die Fülle von allgemeinen Kunstgeschichten, die aufeinander folgen, nicht zu wundern braucht. Gilt es doch nicht nur all die Ergebnisse der Einzelforschung, soweit sie für die Entwicklungsgeschichte von Bedeutung sind, zu berücksichtigen, die Entwicklung der

einzelnen Kunstkreise in ihrem eigenen Verlauf wie in ihrer Berührung mit den Nachbarkreisen zu schildern, dabei die Umformung der einzelnen Darstellungsgebiete durch die Zeiten und Völker zu verfolgen: sondern als vornehmste Aufgabe tritt dem Forscher diejenige entgegen, das Bleibende in dem Kunstschaffen eines jeden Volkes herauszuheben, die Punkte zu bestimmen, bis zu denen der mit dem Stoff ringende Menschengeist als den höchsten, die Grenzen seines Machtbereichs bezeichnenden, hat vordringen können. Sie bilden ein unverlierbares Erbe der nachfolgenden Geschlechter und spornen durch die Erhabenheit des An- und Ueberblicks, den sie gewähren, den Menschen an, seinerseits auf den ihm von seiner Zeit gewiesenen Pfaden zu gleicher oder zu noch größerer Höhe zu gelangen, bis in jene Gebiete, wo schließlich die Beschränktheit der einzelnen Zeiten und Völker verschwindet und die eine, allen Erdengeistern gemeinsame, reine Kunst erstrahlt.

Die Anordnung des Stoffes bildet für ein Werk dieser Art immer die Hauptschwierigkeit: die Schilderung der Kunst der einzelnen Völker darf nicht auseinandergerissen werden, die Völker müssen in zweckmäßiger Weise zu Gruppen vereinigt werden, und diese Gruppen müssen in der Reihenfolge aufgeführt werden, die der Hauptzeit ihrer Wirksamkeit entspricht. Woermann hat diese Aufgabe im Ganzen glücklich gelöst.

So viel Material auch in dem Buche verarbeitet ist, liest sich das Ganze fließend und sind die Hauptsachen gebührend hervorgehoben. Für die Oekonomie des Werkes wäre es wohl von Vortheil gewesen, solche Einzelheiten, die nicht sowohl für den Gang der Entwickelung als für die Zusammmenhänge der einzelnen Kunstgebiete, sei es durch Uebereinstimmung, sei es durch Abweichung, von Bedeutung sind, in Anmerkungen an den Schluß des Bandes zu verweisen. Gleicherweise hätte sich auch einem Uebelstande begegnen lassen, der aller Geschichtskunde eigen zu sein pflegt, bei der Kunstgeschichte aber sich besonders fühlbar macht: der ungleichen Art, wie wir über die einzelnen Abschnitte einer Entwickelungsreihe unterrichtet sind. Während die Anfänge einer Bewegung nicht nur besonders wichtig, sondern in der Kunst sogar häufig von entscheidender Bedeutung sind, indem die frischen Kräfte das ihnen von der Zeit und dem Bedürfniß gesteckte Ziel in raschem Ansturm und mit unbeirrtem Empfinden sofort in solcher Vollkommenheit erreichen, daß für die Folgezeit, wenn ihr nicht neue Aufgaben erwachsen, kaum etwas zu thun übrig bleibt, fließen die Nachrichten über solche Anfangszeiten gewöhnlich nur spärlich und erweist sich der Denkmälervorrath nur als beschränkt. Für die Folgezeiten dagegen, die häufig nur eine Abwickelung des bereits Geleisteten darstellen und sich vielfach in einseitigen, vom reinen Stil sich immer mehr entfernenden Ausgestaltungen verlieren, gilt gewöhnlich gerade das Umgekehrte. Sucht nun auch der Geschichtsdarsteller diese Ungleichmäßigkeit nach Möglichkeit zu beseitigen, so kann er von der

Mittheilung des, wenn auch nur durch einen Zufall uns bekannt gewordenen, doch nur bis zu einem gewissen Umfange absehen. Das Bild gestaltet sich daher leicht schief, als handle es sich bei Weiterbildungen thatsächlich stets auch um eine fortschreitende Entwickelung. Solchem Mißstande kann am besten durch Anmerkungen begegnet werden, die am Schluß eines Bandes gar nicht störend hervortreten, die Vornehmheit eines populären Werkes keineswegs beeinträchtigen, sondern sich als etwas geben, das nur für den kleineren Theil der Leser berechnet ist, während der Haupttext durch eine solche Entlastung nur an Uebersichtlichkeit und Geschlossenheit gewinnen kann.

Die vorgeschichtliche Kunst gliedert sich nach den bekannten Stufen der älteren und der jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit und der Eisenzeit. Bei der älteren Steinzeit, die ihre Werkzeuge nur mit dem Schlagstein zu fertigen wußte, wird mit Recht hervorgehoben, daß die bei solcher Bearbeitung hervortretenden Unterschiede wohl auf die Kunstfertigkeit sich beziehen, nicht aber auf die künstlerische Schöpfung. Auch die Reihung von Gegenständen zu Schmuckketten wird man nur soweit in die Kunstbetrachtung einzubeziehen haben, als die Glieder eigens für einen solchen Zweck angefertigt wurden. Wirkliche Linienverzierungen treten schon in dieser früheren Zeit auf, Bandornamente, Zickzacklinien, Wellenlinien, beiderseitig ausgezackte Striche, knopfartig vorspringende Rautenreihen, konzentrische Kreise und Spiralen. An die Echtheit eines großen Theils jener eingeritzten Zeichnungen auf Knochen, welche Pferde, Renntthiere und andere Lebewesen mit verwunderlicher Treue darstellen, wird man schon glauben müssen, nachdem sie an verschiedenen, weit von einander gelegenen Orten zu Tage getreten sind, ähnlich auch in Höhlenwände eingeritzt vorkommen; eine besondere Bestätigung bilden ferner jene vortrefflich geformten Thiergestalten an Dolchgriffen, in denen W. mit Recht einen Beweis dafür erblickt, „welche Stufe von Naturwahrheit in schlichten Nachbildungen aus der Welt der Erscheinungen, und welche Höhe des Stilgefühls in der kunstgewerblichen Verwerthung solcher Gebilde und einfacher Zierweisen bei den bescheidensten technischen Mitteln und in einer eng umgrenzten Anschauungswelt von der Menschheit im ursprünglichen Zustande unberührter Einfalt erreicht werden konnten." Wenn er aber aus dem Vorhandensein einer kleinen in Bruchstücken erhaltenen weiblichen Gestalt folgert, daß „das Weib am Anfang der Kunst stehe", so wollen wir das als eine poetische Geschichts-Konstruktion ansehen, da weder angenommen werden kann, daß das Ewig-Weibliche jene Urvölker so interessirt haben kann, wie uns Neuere, noch daß es sich dabei um die Darstellung des Nackten als solchen gehandelt habe.

Die jüngere Steinzeit, die bis etwa 2000 v. Chr. angenommen wird, und sich durch ihre geglätteten und polirten Steinwaffen und Werk-

zeuge auszeichnet, bekundet merkwürdiger Weise in der darstellenden Kunst einen Rückschritt. Die Aeußerungen ihres Bautriebes (Wasserdörfer, Hünengräber verschiedener Bauweise, die Steinsetzungen zur Umgrenzung geheiligter Bezirke) lassen sich wohl nur in sehr eingeschränktem Sinne als Kunsterzeugnisse betrachten. Neu ist die Verwendung des Bernsteins sowie die Töpferei, die jedoch noch ohne Drehscheibe betrieben wird; bei der Verzierung der Gefäße bildet sich eine besondere Schnur-, Stich- und Schnittornamentik, dazu treten schraffirte Dreiecke, Vierecke, Kreise, Kreuze, selbst Spiralen. Wie weit in der Kunst dieser Zeit schon Einflüsse der Mittelmeergegenden sich bemerklich machen, bedarf noch weiterer Untersuchung; für die Funde aus dem Mondsee in Oesterreich wird das als wahrscheinlich angenommen.

Mit der Bronzezeit, die bis etwa 500 v. Chr. geht, betreten wir insofern schon geschichtlichen Boden, als auf einzelnen Gebieten die Einflüsse der südlichen Kulturen deutlich zu Tage treten. Die skandinavischen, in Granitblöcke eingegrabenen Felsenzeichnungen, welche Seeschlachten, Reitergefechte, Weideszenen darstellen, bekunden aber bei aller Unbeholfenheit durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit ihrer Erzählungsweise eine ganz selbständige Weiterentwickelung. In Stonehenge erscheinen schon die Pfeiler an allen vier Seiten behauen. Die Töpferei gewinnt durch Buckeln, Warzen, vorspringende Zierrathe einen derberen, mehr plastischen Charakter; zugleich werden die Rippungen und Riefungen tiefer und breiter eingegraben. Die Gesichtsurnen, sowie die Aschenurnen in Hausgestalt, die auf einzelne Gebiete eingeschränkt sind, weisen schon auf südliche Einflüsse und gehören dem Ende dieser Zeit, sowie der nachfolgenden Eisenzeit an. Das gebogene Ornament wird zur Regel, die Wellen gewinnen reicheren Schwung, die S-Linie sowie willkürliche Linienspiralen entwickeln sich. Auch hier ist Befruchtung durch die mykenische, auf dem Seewege vermittelte Kunst zuzugestehen, doch in eigenartiger Abwandlung und Anwendung. Wie die Anfänge einer Bilderschrift, so gehören die der Thierornamentik in diese Zeit: die Vogelreihen auf getriebenen Schilden deuten wiederum auf südlichen Ursprung. Auch die künstlerische Gestaltung der sonstigen Bronzegegenstände, die spiralförmige Bildung der Schwertgriffe, die Form der Spangen (Fibeln) ist als vom Süden eingeführt anzusehen. Die abgebildeten Gegenstände von vollendeter Formgebung, aus Schweden, Böhmen und Bayern, scheinen bereits auf eine weit höhere Entwickelungsstufe hinzuweisen und hätten deshalb besser innerhalb der nächstfolgenden Stufe ihren Platz gefunden.

Kein wesentlich verändertes Bild bietet die darauf folgende erste Eisenzeit, nur daß der südliche Einfluß sich noch stärker bemerklich macht, namentlich in den Darstellungen von Szenen aus dem Leben, wie Wettrennen, Faustkämpfen, Gelagen, in den Thon- und Bronzefigürchen und den Vogel- und Pferdekopfendigungen an bronzenen Ge-

räthen und Werkzeugen. Den gleichen Ursprung verrathen die Flügelwesen mit Thier- und Menschenköpfen. Stärker tritt bereits an den Thongefäßen die Farbigkeit hervor; als eine Eigenart erscheint die Verzierung von Urnen mit reich durchgebildeten Dreieckmustern und geometrisch umrissenen Menschengestalten. — In der wesentlich keltischen La Tène-Zeit (von etwa 300 bis 100 v. Chr.) tritt uns die voll entwickelte Eisenzeit entgegen, die Thongefäße werden bereits auf der Drehscheibe hergestellt; sind auch nicht gerade neue Kunstschöpfungen zu verzeichnen, so gewinnen alle Formen an Fülle und Mannigfaltigkeit: die Bildungen erscheinen massiger, die Profile kräftiger, an den Fibeln tritt der federnde Doppelspiralkopf und der zurückgebogene Nadelhalter auf; der Metallschmuck wird nunmehr durchbrochen behandelt, Blutglas-Schmelz, Korallenschmelz, farbige Pasten erhöhen den Reichthum der Erscheinung, Glasarmbänder werden hergestellt; in dem Ornament treten das Treiben, die aufgerollten Enden, flammenförmige Fischblasen auf; grinsende Menschenantlitze und arabeskenhafte, verschlungene Thierfiguren bereiten die spätere Entwicklung vor.

Wie aus der Betrachtung dieser vorgeschichtlichen Zeiten, so erwächst auch aus jener der Naturvölker eine wirkliche Bereicherung für die Kunstgeschichte. Zweckmäßig werden sie nach den Stufen ihrer Entwickelung mit den einzelnen vorgeschichtlichen Perioden in Parallele gestellt. Die niederen Naturvölker erheben sich nicht über die Stufe der Jäger und Fischer, daher macht sich in all ihren Erzeugnissen das für die Beobachtung der Thierwelt geschärfte Auge besonders bemerklich. Bei den Australiern treten bereits die Vorstufen monumentaler Wandmalerei in ihren Höhlen- und Felsenzeichnungen, meist Thierdarstellungen, auf, wenngleich nicht geleugnet wird, daß hierbei europäische Einflüsse sich geltend machen könnten; in den Felsenzeichnungen der Buschmänner Südafrikas gesellen sich dazu Darstellungen von Kämpfen und Jagden; die Eskimos und Tschuktschen verwenden die Thiere ihrer Umgebung als Vorbilder für die Verzierung ihrer aus Knochen gefertigten Geräthe, geben Szenen aus dem täglichen Leben wieder und zeichnen sich in der plastischen Darstellung von Thieren zum Schmuck von Gebrauchs-Gegenständen aus.

Auf der Stufe der jüngeren Steinzeit befinden sich die meisten Inselbewohner des Stillen Ozeans und die Indianer Amerikas. Hier spielen der Ahnenkult, das Maskenwesen, die Verzierung des Hausraths eine hervorragende Rolle. Von den drei Hauptgruppen, in welche die Völker des Stillen Ozeans zerfallen, zeichnen sich die Melanesier durch ihre ornamentalen Schnitz- und Ritzarbeiten aus, in denen bereits Fragezeichen- und S-Bänder, Tangentenkreise, Flammenformen vorkommen; Thiere werden in stilisirt-abgekürzter Weise dargestellt, dabei die Farben schwarz, weiß, roth zur Bemalung verwendet. Bei den Mikronesiern sind die reich mit Figurendarstellungen geschnitzten Häuserbalken in rother, gelber und



schwarzer Bemalung anzuführen, ferner Perlmuttereinlagen in Holzgeräth; bei den Polynesiern phantastisch geschnitzte Kultusgeräthe. Die Plattformen der Osterinsel mit ihren unförmlichen Kolossalfiguren von Stein lassen auf eine eigenartige Stufe der Entwickelung schließen. — In der Kunst der Indianer macht sich die sogenannte Augenornamentik bemerklich: in Kalifornien finden sich Darstellungen von Schlachten und Jagden als Felsenritzzeichnungen; bei den Rothhäuten sind deren steinerne Tabakspfeifen in Menschen- oder Thiergestalt zu erwähnen.

Als Halbkulturvölker, denen bereits das Metall bekannt ist, werden die Neger Afrikas und die Malaien aufgeführt, wobei freilich im Auge zu behalten ist, daß hier vielfach bereits Einflüsse von außen in Frage kommen. Von den Völkern Mittelamerikas sehen wir in diesem Zusammenhange ab, da sie es zu einer wirklichen, auf der Baukunst beruhenden, wenn auch durch äußere Umstände plötzlich unterbrochenen Kultur gebracht haben und besser im Anschluß an die ostasiatischen Gebiete zu behandeln sind. — Die Neger Afrikas, namentlich die der Guineaküste, haben im Anschluß an ihren Ahnenkult und Fetischdienst eine hochentwickelte Schnitzkunst bei sich ausgebildet; ihre Ornamentik zeigt einen reichen Wechsel geometrischer Muster in geraden wie in gebogenen Linien; Pflanzenmotive sind selten, dagegen werden schon Flechtmuster nachgeahmt, auch Thiere, wie Eidechsen, Giraffen u. s. w., nachgebildet. Besonders merkwürdig ist die in ihrer Weise hoch vollendete Kunst des Bronzegusses (aus verlorener Form) in dem 1897 von den Engländern eroberten Benin, wohin sie im XVI. Jahrhundert von den Portugiesen gebracht worden ist. In eigenartiger, an den Hochreliefstil der Holzschnitzereien sich anlehnender Weise weiß sie die Natureindrücke scharf und technisch hochvollendet wiederzugeben; der Grund dieses Reliefs ist zumeist in gepunzter Arbeit teppichartig gemustert. — Die Kunst der Malaien ist freilich nacheinander durch China, durch die Völker des Islam, dann durch die Europäer beeinflußt worden, so daß ihre hochentwickelte Ornamentik als durch asiatische Einflüsse fast bedeckt bezeichnet werden kann: der Buddhatempel von Borobudor auf Java mit seinen 550 Nischen für lebensgroße Buddhabilder zeigt, wie weit hier die Entwickelung gediehen war, aber auch, wie abhängig sie vom Festlande wurde; dagegen lehrt der Denkmälerschatz der Eingeborenen, die sich ins Innere und auf die Berge zurückgezogen, die hochentwickelte Schnitz- und Verzierungskunst der Battaks und der Dayaks mit ihren dem Ahnenkult gewidmeten Geräthen, den Todtenschiffen, den Nashornvögeln und anderen Symbolen, daß hier vielleicht der Ausgangspunkt für die ganze wilde Phantastik zu suchen ist, deren bereits bei Gelegenheit der Polynesier und der Nordwestamerikaner gedacht wurde.

Mit Aegypten betreten wir das erste und in seiner Art einzig dastehende Kulturland. Ist auch die älteste Gesittung dieses aus Asien stammenden Volkes gleichzeitig mit jener der Mesopotamier, so empfiehlt

es sich doch fraglos, wie hier geschehen, dessen Betrachtung an die Spitze der Darstellung zu setzen, sowohl wegen des Reichthums der erhaltenen Denkmäler wie wegen der Dauer und Folgerichtigkeit seiner Entwicklung. Hier tritt uns zum ersten Mal eine gewaltige, bis in alle Einzelheiten völlig abgeklärte Baukunst entgegen; das Pflanzenornament sehen wir bereits in voller Ausbildung; eine Rundplastik herrscht, die trotz der alterthümlichen Steifheit in Haltung und Bewegungsmotiven, in Bezug auf das „Verständniß des unbewegten nackten Körpers kaum etwas zu wünschen übrig läßt"; die Flächendarstellung endlich hält sich streng innerhalb der Grenzen eines raumzierenden Stils, der gar nicht die Versuchung aufkommen läßt, ein Abbild der Wirklichkeit vortäuschen zu wollen. Die Gestalt der Baukunst wird auf das im Lande vorkommende Material zurückgeführt, den Bruchstein und die Nilschlammmasse, deren Schichtung das schräge Ansteigen der Mauern bedingt und so zu einem Stil führt, der treffend als versteinerte Erdarbeit bezeichnet wird. Mit Ausnahme des wetterfesten Granits wird alles Material mit einem feinen Stucküberzug, der mit Bildern und Bilderschrift verziert wird, überzogen. Bei Gelegenheit dieses Bekleidungsprinzips, das für die Bethätigung der Kunst erst volle Freiheit schafft, hätte Semper's für die Erkenntniß des Alterthums so fruchtbringende Theorie wohl berücksichtigt werden können.

Auf Einzelheiten der Darstellung, welche mit Sorgfalt die mannigfachen Abwandlungen dieses abgeschlossenen und zäh an starrer Ueberlieferung hängenden Stils durch die drei Jahrtausende seines Bestehens verfolgt, kann hier nicht eingegangen werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, wie alle die eigenartigen Gebilde der ägyptischen Baukunst von den Heldengräbern in Pyramidenform bis zu den Felsengräbern, wie die Tempel mit ihren Säulenhöfen und dämmerigen Säulenwäldern, bis zu jener reichgegliederten, im Aeußeren das Innere wiederspiegelnden Form geschildert werden, welche in dem Riesentempel des Amon in Karnak ihr gewaltigstes Denkmal findet; wie die Entstehung des Rundstabs und der Hohlkehle an den Thüren und die mannigfaltige Entwickelung der Säulenformen berücksichtigt wird. Die plastischen Erzeugnisse der frühen Zeit, die bemalten Kalkstein- und Holzstatuen, werden als die frischesten und lebensvollsten Werke der ganzen ägyptischen, ja der ganzen morgenländischen Kunst charakterisirt; und wenn von ihnen gesagt wird, daß sie in späterer Zeit niemals wieder völlig erreicht worden seien, so braucht man dabei nicht nur Aegypten im Auge zu behalten, sondern kann das wohl getrost auf alle Folgezeit ausdehnen. In gleicher Weise hätten wir gewünscht, die nie wieder erreichte dekorative Wirkung gleichzeitiger ganz flacher Reliefs hervorgehoben zu sehen. Mit Recht wird übrigens betont, daß noch in der hellenistischen Periode, zu einer Zeit, da das alte Aegypten bereits einem ganz neuen gewichen war, die Portraitplastik noch ein Wiederaufleben erfuhr, das in der Schärfe und Kraft der Naturbeobachtung ganz Außerordentliches leistete und, abgesehen von einzelnen Besonderheiten, nahezu

die Wirkung eines Naturabgusses erzielte. Der Wechsel in den Körperverhältnissen, die Neigung zu zunehmender Schlankheit, welche die einzelnen Abschnitte der dazwischenliegenden Entwickelung kennzeichnet, beansprucht keine sonderliche Bedeutung im Hinblick auf die Kunst, da es sich dabei nicht um ein Fortschreiten, sondern nur um den Wechsel von Moden handelte. Den bis zu 20 m reichenden Riesenbildern der späteren Könige, den Menschengestalten mit Thierkopf, den Zwitterbildungen wie der Sphinx wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Auf mesopotamische Einflüsse wird die übertriebene Betonung der Muskeln an den Gebilden der älteren Zeit, die Gestalt des Greifen, seit der 18. Dynastie die des Gottes Bes zurückgeführt. Die Anleihen, die die spätere mesopotamische Kunst bei den Aegyptern machte, sind dagegen freilich weit zahlreicher.

Die Wandmalereien sind bald in einfachem, vertieftem Umriß, bald als versenkte Reliefs, endlich auch in leicht erhabener Arbeit ausgeführt, je nach den Kosten, die aufgewendet werden konnten; in dem baulustigen Neuen Reich bedeckten sie einen Flächeninhalt, wie kein anderes Volk ihn aufzuweisen hat: zugleich machte sich, wenigstens bei der nicht an die Ueberlieferung gebundenen Darstellung von Szenen aus dem Leben der unteren Volksklassen eine wesentlich größere Natürlichkeit und gesteigerte Freiheit in der Wiedergabe der Bewegungen geltend. Gleichzeitig boten die Papyrusmalereien die ältesten Miniaturen der Welt. — Von der Kleinplastik geben die Bronzestatuetten, zum Theil mit Golddamaszirung, und die Elfenbeinschnitzereien, die bereits genreartige Motive zeigen, den vortheilhaftesten Begriff; Email auf Goldschmiedearbeiten, Glasuren, sowohl türkisblaue wie andersfarbige auf Töpfereierzeugnissen, endlich Glasarbeiten unter Verwendung von Pflanzenverzierungen in verschiedenen Farben treten bereits auf. Die Ornamentik erreichte eine hohe Blüthe und schuf Formen wie die Spiralsysteme mit Zwickelkelchen, mit Rosetten besetzte Bänder, Vierblattnetze, Bouquetsäulen; namentlich bildete sie sich zu reicher Farbigkeit in der Verzierung der Decken aus.

Von der altchaldäischen Kultur sind die meisten Reste unter den Trümmern des neubabylonischen Reiches begraben; immerhin wissen wir von ihren Tempeln auf dem mächtigen Stufenunterbau, von dem Backsteincharakter ihrer Verzierungen und namentlich von ihrer groß gestalteten Bildnerei, die Natur und Stil in vollendeter Weise zu verbinden verstand. Was wir von ihren Siegelzylindern, ihren gravirten Silbergefäßen und verzierten Steinvasen kennen, läßt doch wohl darauf schließen, daß auch ihre Ornamentik höher entwickelt gewesen sein wird, als W. annimmt, der sie im Wesentlichen der Stufe der Ur- und Naturvölker einreiht. Die Weiterbildung dieser Kunst bis zu der aus ihr hervorwachsenden, mehrfach durch Aegypten beeinflußten Zeit der Assyrer läßt sich nicht wohl als ein Fortschritt, sondern ist, wie W. selbst es andeutet, als eine Rückbildung aufzufassen. Die Kunst der Assyrer und Neubabylonier aber, die namentlich auf dem Gebiete der Plastik so Vorzügliches zu Tage förderte, die Kunst

der Perser befruchtete und endlich auf die Griechen selbst einwirkte, kann nicht wohl vor Erledigung der übrigen Kulturen behandelt werden, die sich zwischen sie und die altchaldäische schieben und besonders der letzteren noch nahe stehen.

Dahin gehört vor Allem die sogenannte mykenische Kunst jenes Bronzezeitalters, das der homerischen Periode vorausging. Lassen sich auch mehrfach ägyptische und chaldäische Einflüsse nachweisen, so handelt es sich hier doch um eine eigenartig nationale Kunst, die jener der Griechen die Wege bahnte. Die cyklopische Bauweise und die noch wenig entwickelte Malerei lassen auf eine durch Kriege stark beunruhigte Zeit schließen: dafür ist aber die Ausbildung der Goldschmiedekunst bis in die Verkleidung ganzer Bauglieder zu einer außerordentlich hohen Stufe emporgeführt, wie dies die getriebenen Todtenmasken in Goldblech beweisen, in denen jedenfalls bereits eine wirkliche Vorstufe lebendiger Bildnißkunst zu erblicken ist: ferner die goldenen Schmucksachen, die getriebenen Silber- und Goldbecher mit Darstellungen, die alles Bisherige an Lebendigkeit der Bewegungen übertreffen, die Dolchklingen mit ihren eingelegten Gold- und Silberplättchen. Auf dem Gebiete der Ornamentik werden die Thier- und besonders die Pflanzenformen ausgebildet und dadurch die spätere griechische Entwickelung vorbereitet; daneben geht der geometrische Stil einher, den man als einen dem Alltagsgebrauch dienenden Bauernstil ansehen kann.

Die phönizische Kunst sowie die der übrigen Völker Syriens vertritt, wie W. hervorhebt, gegenüber dieser mykenischen eine etwas jüngere Stufe, die bereits vielfach von der Gestaltung der Kunst in den Nachbargebieten beeinflußt ist. Die kleinasiatische endlich, die wiederum stark von der assyrischen abhängt, bereitet in einzelnen ihrer Gebilde, wie den Münzen und den Felsengräbern, unmittelbar auf die Entwickelung der griechischen Kunst vor. Auf das reiche und in vielfacher Hinsicht interessante Gebiet der assyrischen und der nachfolgenden persischen Kunst einzugehen, verbietet der Raum. W. v. Seidlitz.

(Uebernommen a. d. Repert. f. Kunstwissenschaft, Bd. 33, H. 6.)

Litteratur.

Geschichte der Französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 12 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900. 733 Seiten in Großoktav, in 14 Lieferungen zu 1 Mark, gebunden 16 Mark.

Mit der kürzlich vollendeten „Geschichte der Französischen Litteratur“ wird die Reihe der vom Bibliographischen Institut in Leipzig heraus-



gegebenen illustrirten Literaturgeschichten abgeschlossen. Darf schon in dieser Sammlung die Darstellung der französischen Literatur ihren ehrenvollen Platz neben der italienischen, deutschen und englischen Literaturgeschichte beanspruchen, so gebührt ihr die Anerkennung nicht minder, wenn wir sie mit den schon vorhandenen französischen Literaturgeschichten vergleichen, soweit sie überhaupt für ein größeres Publikum in Betracht kommen. Die besten Darstellungen der französischen Literatur nämlich, die wir haben, sind entweder rein für den Fachmann bestimmt oder auf engere Zeiträume beschränkt. So stehen uns für die altfranzösische Literatur zwei vortreffliche, auf selbständiger Forschung beruhende Darstellungen zu Gebote: die ausführliche, die historische Entwickelung der literarischen Strömungen und Gattungen sorgfältig schildernde von Gustav Gröber in seinem „Grundriß der romanischen Philologie“ und die kürzere, mehr kompendienhaft gehaltene von Gaston Paris in seinem „Manuel d'ancien français“. An weitere Kreise wendet sich Heinrich Morf mit seiner im Erscheinen begriffenen Geschichte der neueren französischen Literatur, die von der Fachkritik eingehend gewürdigt und gebührend anerkannt worden ist, die aber ihrem Titel und Plane nach von vornherein auf die Darstellung der älteren Perioden verzichtet. Lotheißen und Hettner behandeln nur einzelne Jahrhunderte, wieder andere Darstellungen sind zu sehr auf den rein praktischen Gebrauch, für die Zwecke des Studenten oder des Schülers, berechnet.

Die einzige für das größere Publikum bestimmte vollständige französische Literaturgeschichte in deutscher Sprache, die von Eduard Engel, ist kaum geeignet, die Anforderungen zu befriedigen, die man an ein derartiges Werk stellen darf. Wenn der Verfasser als „leitenden Grundsatz“ aufstellt, „dem Leser einen Leitfaden zu geben zum eigenen Genuß der Werke der französischen Literatur und zwar unter der Ausscheidung dessen, was ohne künstlerischen oder zeitgeschichtlichen Werth ist und nur für den Philologen von Fach Interesse bietet“, so zeigt er damit, daß ihm nicht bloß für die philologische, sondern vor Allem für die literar-historische Betrachtung das Verständniß abgeht. Hinter seiner grundsätzlichen Geringschätzung der Philologie und seiner zuweilen geradezu grotesken Polemik gegen die Philologen verbirgt sich lediglich das Unvermögen, den älteren Perioden der französischen Literatur aus eigener Kenntniß gerecht zu werden. Zu deren Darstellung bedarf er eben seiner „Handlanger“, der Philologen, und deren Handwerkzeug ist ihm so wenig vertraut, daß ihm die wunderbarsten Behauptungen und die schiefesten Urtheile unterlaufen.

Es ist sehr zu wünschen, daß derartige oberflächliche Darstellungen in der Gunst des Publikums durch die bereits genannte Literaturgeschichte von Suchier und Birch-Hirschfeld abgelöst werden. Wir haben in diesem Werke eine im guten Sinne des Wortes populäre Darstellung zu begrüßen, aufgebaut auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums, ausgestattet mit Allem,

was zum besseren Verständniß der im Text gebotenen Entwickelung dienen kann. Schriftproben aus alter und neuer Zeit, Reproduktionen von einzelnen Druckseiten oder Titelblättern berühmter Werke, sowie von vortrefflich ausgewählten, auch künstlerisch interessanten Miniaturen und sonstigen Illustrationen, die Porträts der literarischen Größen, ja selbst Abbildungen historischer Stätten, von Bertran de Borns Schloß Hautafort bis zu Voltaires Alterssitz in Ferney: Alles das giebt dem Leser auch äußerlich eine greifbare Darstellung von den behandelten Persönlichkeiten, ihrem Leben, ihren Werken, von der Entwickelung der Schrift und der Illustrationskunst, von den kulturgeschichtlichen Elementen der französischen Literatur.

Es giebt nur eine französische Literaturgeschichte, die sich mit dieser neuen vergleichen läßt: die von Petit de Julleville herausgegebene, für das französische Publikum bestimmte Histoire de la langue et de la littérature française. Sie ist bedeutend umfangreicher als die einbändige deutsche, sie zählt acht Bände, von denen jeder einzelne beinahe so viel kostet, wie die deutsche Darstellung im Ganzen — ein Werk, das jedenfalls mehr auf die Kaufkraft oder richtiger Kauflust des französischen Publikums als des deutschen berechnet ist. Dieses französische Unternehmen zählt etwa dreißig Mitarbeiter, was die Einheitlichkeit der Auffassung wie der Darstellung jedenfalls nicht gefördert hat: das Ganze zerfällt in eine Anzahl ungleichwerthiger Monographien, welche die historische Gesammtentwickelung nicht genügend zur Geltung kommen lassen. Demgegenüber zeigt die Darstellung der beiden deutschen Gelehrten eine wahrhaft geschichtliche Entwickelung und eine einheitliche Gesammtauffassung. Beide sind Schüler des verstorbenen Verfassers der „Allgemeinen Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendland", Adolf Eberts, gewesen und haben sich über die einzuhaltende Grundlinie miteinander verständigt.

Was man von einer für gebildete Laien bestimmten Literaturgeschichte fordern muß, ist meines Erachtens dreierlei: eine auf Quellenstudium beruhende Kenntniß der Literaturwerke und der literarischen Thatsachen; die richtige Auswahl des literar-historisch Wichtigen und die zutreffende Gruppirung und Verknüpfung der Einzelheiten zu einem entwickelungsgeschichtlichen Ganzen; endlich Klarheit, Verständlichkeit und soweit möglich Anmuth der Darstellung.

Man wird, ohne zu übertreiben, sagen dürfen, daß diese Anforderungen in allen wesentlichen Punkten hier erfüllt sind. Beide Mitarbeiter haben sich schon längst auf dem von ihnen bearbeiteten Gebiet durch Spezialarbeiten bekannt gemacht. Hermann Suchier, den Fachgenossen in erster Linie als ein Führer auf dem Gebiete der romanischen Sprachforschung werth, hat auch die französische Literatur und ihre Geschichte durch zahlreiche Einzeluntersuchungen, sowie durch eine Reihe kritischer Ausgaben aufgehellt: es sei nur an seine Studien über die ältesten Literaturdenkmäler, über die Eulaliasequenz, über das Farolied, an seine mannig-

fachen Arbeiten über die Wilhelmssage, seine kritischen Ausgaben altfranzösischer Dichtungen (Aucassin und Nicolete — Oeuvres poétiques de Philippe de Remi — Les Nerbonnais rc.), an die Herausgabe der Bibliotheca Normannica, sowie an die von ihm publizirten Denkmäler der provenzalischen Sprache und Literatur und die der provenzalischen Literatur gewidmeten Studien erinnert. Suchier zieht hier das Facit aus seinen jahrzehntelangen Bemühungen um die Erforschung der mittelalterlichen Literaturen Nord- und Süd-Frankreichs, und die Erwartungen, die man auf seine Darstellung setzen durfte, werden vollauf erfüllt.

Den zweiten Theil, die neuere Literatur, hatte ursprünglich Morf übernommen, dessen Darstellung nunmehr in der oben genannten, selbstständig erschienenen Geschichte der neueren französischen Literatur vorliegt. Man wird es aufrichtig bedauern, daß diese originelle, an neuen Gesichtspunkten wie neuen Ergebnissen reiche Darstellung dem hier besprochenen Gesammtwerk schließlich doch nicht zu Gute gekommen ist, aber man wird auch Birch-Hirschfeld Dank wissen dafür, daß er so bereitwillig in die Lücke getreten ist und den Abschluß und die Veröffentlichung des Ganzen binnen einer relativ so kurzen Zeit ermöglicht hat. Der Verfasser, dessen wissenschaftliche Erstlingsarbeiten der mittelalterlichen Literatur galten, hat sich schon seit längerer Zeit dem speziellen Studium der neueren französischen Literatur zugewendet. Bereits im Jahre 1889 hat er den ersten Band einer Geschichte der französischen Litteratur seit dem 16. Jahrhundert erscheinen lassen, und wenn die Fortsetzung dazu bisher ausgeblieben ist, so bietet er uns dafür jetzt eine vollständige Darstellung des genannten Zeitraums in dem Werk, das hier vor uns liegt.

Beide Verfasser waren also genügend legitimirt, um gemeinsam eine Gesammtdarstellung der französischen Literaturgeschichte unternehmen zu können. Suchier hat die alte Literatur bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auf Seite 1—308, Birch-Hirschfeld die neuere vom Regierungsantritt Franz I. bis auf die Gegenwart auf den Seiten 309 bis 714 behandelt. Bei dieser Vertheilung wird vielleicht manchem Laien und vermuthlich manchem wackeren „Reformer“ der dem Mittelalter zugewiesene Raum im Verhältniß zur neueren Periode zu reichlich bemessen erscheinen. Mit Unrecht. Zunächst reicht die Darstellung der mittelalterlichen Literatur hier nicht bloß bis 1500, sondern bis 1515, umfaßt also auch noch Schriftsteller wie Jean Le Maire, Jean Marot, Octavian de Saint-Gelais, Gringore und Andere. Das mittelalterliche Drama wird sogar bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts behandelt. Endlich schließt Suchiers Darstellung noch eine ausführliche Geschichte der provenzalischen Literatur (Seite 56—96) ein, die sonst in den französischen Literaturgeschichten nicht mit behandelt zu werden pflegt, beiläufig, gegenüber den bisherigen grundrißartigen Darstellungen, die erste entwickelungsgeschichtliche Behandlung dieses

Gegenstandes. Nimmt man Alles dies zusammen, so sind 308 Seiten gegenüber den 406 Seiten, welche auf die neue Zeit entfallen, kaum zu viel.

Die französische Literatur des Mittelalters darf nicht lediglich nach ihrem ästhetischen Werth oder nach ihrer Bedeutung für das Werden der modern französischen Literatur bemessen werden, sie ist eine Weltliteratur, welche alle übrigen Literaturen des Abendlands, die germanischen nicht minder als die romanischen, beeinflußt und befruchtet hat. Und gerade für deutsche Leser besitzt eine eingehendere Schilderung dieses Zeitraums ihren besonderen Werth. Sind doch so viele deutsche Dichtungen aus dem Französischen geflossen, deren Helden das Mittelalter bewundert hat und die Gegenwart in stets sich erneuernder Gestalt noch schätzt: Karl der Große und Roland, Artus und Ivain, Erec, Perceval, Tristan und so viele Andere. Sogar alteinheimische Stoffe, wie die Geschichten von Reinhart Fuchs werden aus französischen Bearbeitungen wieder herübergenommen. Die Entwickelung der deutschen Lyrik im Mittelalter ist ohne die Vorbilder der Franzosen und Provenzalen überhaupt nicht zu verstehen, selbst die Metrik hat weitgehende Beeinflussung von dort erfahren. In höherem Maße als in irgend einer Periode der neueren Zeit ist die französische Literatur im Mittelalter vorbildlich und maßgebend für die ausländischen Literaturen gewesen.

Als Schüler Adolf Ebert's stimmen die beiden Verfasser in der grundsätzlichen Anschauung überein, „daß die Literaturgeschichte im Zusammenhang mit der ganzen politischen und kulturellen Entwickelung eine Volkes zu behandeln ist.“ So richtig der Grundgedanke ist, so wird man doch seiner Anwendung im Einzelnen nicht überall zuzustimmen brauchen. Kulturelle Bewegungen im weitesten Sinne des Worts werden immer einen maßgebenden Einfluß auf die Literatur ausüben: so erscheint die Literatur der Renaissance, der Aufklärung, der Romantik nur als eine Theilbewegung in den großen Strömungen, welche mit diesen Namen bezeichnet werden und theils noch die Kunst, theils die Wissenschaft, ja die allgemeine Weltanschauung oder Alles miteinander umfassen. Solch ein innerer Zusammenhang ist aber nicht immer vorhanden, wenn man die einzelnen Perioden zu sehr auf die rein politischen Ereignisse, auf die Regierungszeiten der Könige und Herrschergeschlechter basirt. Gaston Paris rechnet die altfranzösische Literatur in seinem Handbuch bis zum Jahre 1328, bis zum Aufkommen der Valois. So macht auch Suchier das Jahr 1328 zum Grenzpunkt zwischen seiner dritten und vierten Periode: „Die Thronbesteigung der Valois im Jahre 1328 darf, wie für die politische Geschichte, so auch für die Literaturgeschichte als Wendepunkt gelten. Nicht als hätte dieses Ereigniß die literarischen Zustände derart beeinflußt, doch hat sich der allmählich vorbereitete Umschwung etwa um diese Zeit vollzogen.“ Die Beziehungen zwischen politischer und literarischer Geschichte sind hier also mehr äußer-

licher, zufälliger Art. Noch deutlicher zeigt sich das in den neueren Zeitabschnitten. Hier wird im zehnten Kapitel „Die Zeit Heinrich's II. und die Religionskriege (1550—1594)“ behandelt. Gewiß spiegeln sich in der Literatur dieser Zeit die Wirren der Religionskriege, aber viel wesentlicher für die Charakteristik dieser Periode ist doch die Uebertragung der Renaissancebewegung auf die Literatur. Thatsächlich nimmt auch die Schilderung der Plejade und ihrer Begleiterscheinungen den breitesten Raum in diesem Kapitel ein, selbst die am Schluß besprochenen hugenottischen Dichter stehen größtentheils unter dem Einfluß der von der Plejade vertretenen Prinzipien. Auch die Bedeutung Ludwig's XIV. für die literarische Entwickelung scheint überschätzt. Das siebzehnte Kapitel betitelt sich „Die Revolution, das Kaiserreich und die Wiederherstellung des legitimen Königthums von 1790 bis 1820“. Man weiß, daß die große Revolution nicht zugleich eine Revolution in der Literatur bedeutete, daß Napoleon's Eingreifen in die Literatur im Wesentlichen nur hemmender Art war, daß die Restauration, weit entfernt die klassische Literatur und ihre Prinzipien zu stützen, gerade die Anfänge der neuen Literatur, der romantischen Opposition, in sich schließt. Die beiden Abschnitte, in welche das Kapitel eingetheilt wird, heißen „Der Ausgang des Klassizismus“ und „Die Vorläufer der Romantik“: das wäre die charakteristische Ueberschrift für das ganze Kapitel gewesen, ebenso wie etwa „Die Romantik und die Anfänge des Realismus“ für das folgende achtzehnte Kapitel, das sich etwas umständlich „Die Zeit Ludwig's XVIII., Karl's X. und Louis Philippe's von 1820 bis 1850“ betitelt.

Das Aufkommen und Verblühen der einzelnen Dichtgattungen, das Eingreifen bedeutender Individualitäten, die Einflüsse fremder Literaturen und die darauf beruhende Einführung neuer Ideen, Stoffe und Formen, kurz die Entwickelung der Literatur nach ihrer materiellen und nach ihrer formellen Seite: das scheinen mir die Elemente zu sein, welche für die historische Gliederung der literarischen Entwickelung in erster Linie maßgebend sind. Zum großen Theil stehen sie mit allgemein geistigen Bewegungen in Zusammenhang, weit weniger aber mit den rein politischen Ereignissen und Verhältnissen, und speziell die Regierungszeiten einzelner Herrscher können nur dann eine gewisse Bedeutung beanspruchen, wenn solche Herrscher überhaupt in irgend einer Weise Interesse für die Literatur besessen und bethätigt haben, wie dies zum Beispiel bei Franz I., Ludwig XIV. und in gewissem Sinne bei Napoleon I. der Fall war.

Bei manchem Kapitel bedürfte es nur der Umschrift aus der politischen in die entsprechende literarische Kategorie, in anderen Fällen würde man allerdings eine andere zeitliche Abgrenzung vornehmen müssen. Jedenfalls aber bietet auch die hier gewählte Gliederung dem Leser die Möglichkeit, der geschichtlichen Entwickelung der Literatur in ihren verschiedenen Stadien zu folgen und sich eine Vorstellung von ihrem Werdegang zu machen.

während die sonst vielfach übliche schablonenhafte Behandlung der einzelnen Jahrhunderte immer nur eine Reihe von Querschnitten, aber kein historisches Gesammtbild ergiebt.

Verständlichkeit und Klarheit der Darstellung endlich, die man von einem für das größere Publikum bestimmten Unternehmen verlangen muß, fehlen auch diesem Werke nicht. Knapp und klar, zuweilen mit rhetorischem Schwung, schreitet die Darstellung vorwärts. Charakteristische Anekdoten und ähnliche kleine Züge beleben das Gesammtbild. Aesthetische Würdigung der einzelnen Denkmäler fehlt nicht, auch nicht in der älteren Literatur, wo ja naturgemäß das ästhetische Moment hinter dem literarischen mehr zurücktritt als in der neueren Periode. Charakteristiken wie die der einzelnen lyrischen Gattungen oder des epischen Dichters Bertrand von Bar-sur-Aube oder der bekannten Chante-fable von Aucassin und Nicolete geben auch dem, welcher darauf verzichtet, die genannten Werke selbst zur Hand zu nehmen, eine klare und zutreffende Vorstellung von ihrer Eigenart. Zudem sorgen in der älteren wie in der neueren Periode eingestreute Proben in Uebersetzungen, zum Theil mit danebenstehendem Orginaltext, dafür, daß der Leser auch aus eigener Anschauung ein lebendiges Bild von den besprochenen Werken und ihren Formen gewinne. Die feine poetische Empfindung, die bewundernswerthe Formengewandtheit, welche Suchier bei seinen Uebersetzungen aus dem Altfranzösischen an den Tag legt, zeigen den Gelehrten von einer ganz neuen Seite. Er wird damit selbst die ihm Näherstehenden überrascht haben.

Daß die ausgewählten Proben, auch in der neueren Literatur, nur in Uebersetzung oder in Urtext und Uebersetzung mitgetheilt werden, wird man bei einem Unternehmen dieser Art wohl allgemein billigen. Daß aber auch jeder, selbste der einfachste Büchertitel in's Deutsche übersetzt wird — vermuthlich auf Wunsch des Verlegers — scheint mir etwas zuviel des Guten. So liest man: l'Innocent — der Unschuldige, Une vie — ein Leben, l'Inutile Beauté — die unnütze Schönheit, l'Optimiste — der Optimist u. a. m. Darüber darf man sich doch wohl keiner Täuschung hingeben, daß auch eine sogenannte „populäre" Literaturgeschichte nur in die Hände des gebildeten Publikums kommt, das ohne Ausnahme mit den Elementen des modernen Französisch vertraut ist. Eher wäre es vielleicht angebracht gewesen, bei einigen schwierigeren Namen, deren Aussprache von der Regel abweicht oder dem gebildeten Laien nicht ohne Weiteres klar ist, die Aussprachebezeichnung hinzuzufügen, da man doch nicht blos mit den Augen liest: ich erinnere zum Beispiel an Benserade, Retz, Le Maistre u. a. Vielleicht kann in künftigen Auflagen auch auf solche Aeußerlichkeiten etwas Rücksicht genommen werden.

Im einzelnen mit den Verfassern über Aufnahme oder Ausschaltung dieser oder jener Dichter und Werke rechten zu wollen, ist hier nicht der Ort. In künftigen Auflagen wird Suchier vielleicht noch manchen Namen

oder Titel ohne Schaden für das Ganze streichen können. Birch-Hirschfeld hingegen wird darauf Bedacht sein müssen, die Autoren und Werke der von ihm behandelten Periode noch mehr zu vervollständigen, man vermißt hier manchen bekannten Namen. Bei einem ersten Versuch mag es freilich nicht leicht gewesen sein, die richtige Mitte zu finden.

Die wenigen Wünsche, welche man bei einer künftigen Neuauflage berücksichtigt sehen möchte, fallen gegenüber dem vielen Guten und Schönen, das hier geleistet worden ist, nicht ins Gewicht. Beide Bearbeiter haben ihr Bestes gethan, um eine Darstellung der französischen Literatur zu schaffen, in welcher der Gebildete allseitige Belehrung über die Entwickelung der französischen Literatur wie über ihre einzelnen Dichter und Werke finden kann.

Tübingen. Carl Voretzsch.

Der Schauspieler. Ein künstlerisches Problem. Eine Studie von Max Martersteig. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1900.

Einen anderen darzustellen, als er selber ist — das ist die Aufgabe des Schauspielers. Mit welchen Mitteln ist diese Aufgabe zu lösen? Nach einer bestimmten, älteren Auffassung meint man, „der Schauspieler habe die ganze Summe menschlicher Lebensäußerungen, wo sie nur sichtbar würden, an sich oder anderen, als einen Gegenstand seines Studiums zu erfassen. Er lerne also die individuellen, wie die sozialen Charakteristika der Erscheinungen auf dem Wege der Beobachtung kennen, sammele sie als Erfahrung und habe dann aus dem Schatz dieser Erfahrungen nur das für die Rolle Passende herauszusuchen und, mit technischem Aufwand umkleidet, in die Harmonie des geforderten Bildes zu stellen.“ Es ist nicht zu bezweifeln, daß in vielen Fällen der Vorgang des schauspielerischen Schaffens so von Statten geht, und das dürfte vor Allem auf die ältere Schauspielerschule zutreffen. Aber es giebt noch eine ganz andere Möglichkeit, und auf die will Martersteig in seiner kleinen, an Anregungen reichen Schrift hinweisen. Er behauptet nämlich, daß der Schauspieler seine Rolle nicht nur spiele, sondern — unter Umständen — sei. Die Persönlichkeit des Schauspielers verwandelt sich. Es findet eine „Transfiguration“ statt, und zwar durch das Mittel der Suggestion und Hypnose. Der Verfasser glaubt sagen zu dürfen, „daß der dramatische Charakter, wie er dem Schauspieler aus der Dichtung entgegentritt, unter Umständen die Gewalt habe, den Schauspieler in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, in welchem sich ihm der Gefühlsinhalt jenes Charakters als eine Suggestion theilhaftig mache.“ Zum Beweise wird unter Anderem eine Darlegung Mitterwurzer's zitirt, die interessant genug ist, sie hierher zu setzen: „Ich versenke mich mit aller Sammlung in die darzustellende Dichtung. Wirkt sie überhaupt auf mich ein, so befällt mich bald ein

eigener Zustand, in dem ich die Gestalten, namentlich aber die, welche ich darstellen möchte, leibhaftig, greifbar, bestimmt in allen ihren beschriebenen und nicht beschriebenen Lebensäußerungen nicht vor mir sehe, sondern in mir. Was ich sein soll, und wie ich es sein soll, das steht in seinen wesentlichen Formen, erfüllt von seinem gesammten Gefühlsinhalt, eigentlich mit einem Schlage vor meiner Seele. Daran merke ich auch, daß ich die Rolle spielen kann." Man wird von vornherein zugeben müssen, daß die von Martersteig aufgestellte und von Mitterwurzer illustrirte Behauptung richtig und damit recht viel für die Erkenntniß des Wesens der Schauspielkunst gewonnen ist. Ich will selber noch einiges Material zu dieser Frage herbeitragen. Naturgemäß hat man das Bedürfniß, die Menschen, mit denen man in geschäftlichem oder freundschaftlichem Verkehr steht, zu „kennen", d. h. möglichst gründlich zu durchschauen. Menschenkenntniß gilt mit Recht als eine bedeutende Gabe. Nun wird aber solche Menschenkenntniß durchaus nicht durch eine scharfe verstandesgemäße Beobachtung des Thun und Treibens unserer Mitmenschen erworben. Der Vorgang ist vielmehr der: im Zusammensein muß man sich vollkommen objektiv dem Eindruck der zu erkennenden Persönlichkeit hingeben. Man muß diesem Eindruck unter Preisgabe der eigenen Subjektivität unterliegen, oft sogar soweit unterliegen können, daß man sich versucht fühlt, die Bewegungen und Manieren der betreffenden Person automatisch mitzumachen. Dann tritt plötzlich der Moment ein, in dem man sagt: „Jetzt habe ich Dich; jetzt fasse ich Dich!" Man fühlt das ganze Wesen des Andern in sich. Damit ist noch garnicht die Möglichkeit gegeben, dieses erkannte Wesen nun auch schon verstandesgemäß in Worten zu analysiren. Es ist nur ein Gefühl deutlichster Ahnung. Bekanntlich verrathen Frauen oft eine instinktive Menschenkenntniß. Das hängt eben mit der größeren Suggestionsfähigkeit des erregteren weiblichen Nervensystems zusammen. — Es kann uns Folgendes begegnen: Auf einem einsamen Spaziergange denkt man sehr stark an einen bestimmten Bekannten und versenkt sich völlig in sein Wesen. Plötzlich und unerwartet bemerkt man, daß man eine Eigenthümlichkeit seines Ganges oder sonst einer rein körperlichen Eigenschaft angenommen hat. Aus den bisherigen Ausführungen wird es übrigens schon klar, daß nicht nur das schauspielerische, sondern jedes künstlerische Schaffen, vor Allem aber das des Menschen bildenden Dichters mit Hypnose und Suggestion im Zusammenhang steht. Das verkennt auch Martersteig nicht und schreibt deshalb: „Der Prozeß der künstlerischen Zeugung beruht auf Suggestion und Hypnose." Hinzuzufügen ist noch, daß auch der Kritiker in allerhöchstem Maße suggestiven Einflüssen zugänglich sein muß. Denn das erste und unbedingteste Erforderniß jeder Kritik sollte im möglichst vollkommenen Verständniß des Kunstwerks und seines Schöpfers liegen.

Ich bin also mit Martersteig in hohem Maße einverstanden. Es giebt aber doch einen Punkt, wo unsere Wege uns trennen, oder vielmehr,

wo er stehen bleibt und ich weitergehen zu müssen meine. Martersteig ist sich selbstverständlich darüber klar, daß nicht jeder Schauspieler jede Rolle spielen kann, daß also die suggestive Wirkung an der Individualität ihre Grenze findet. Und er spricht mit vollkommenster Einsicht und bestem Recht die Behauptung aus, „daß keine Suggestion wirksam werden kann, die über die Gaben und früheren Erfahrungen des Individuums hinausreicht“. Das heißt doch aber, daß durch die Suggestion und in der Hypnose dem betreffenden Individuum garnichts Neues gegeben, sondern nur wie aus tiefstem Schlafe aus dem Untergrunde der Seele etwas erweckt wird, was von vornherein darin gewesen ist. Hierin aber liegt das eigentliche Problem. Und dieses Problem, zu dessen Aufklärung Hypnose und Suggestion und die ganze moderne Psycho-Physiologie garnichts thun können, ist durch und durch mysteriös. Goethe sagt einmal irgendwo ungefähr dies: er würde sich nimmer in dem ihn wie Jeden umgebenden tausendgestaltigen Menschenwirrwarr zurechtfinden, wenn er die Leutchen nicht alle längst, von der Geburt oder von noch früher her, kennen würde, durch „Anticipation“. Das ist der springende Punkt. Niemand von uns ist nur Schulze oder Müller oder Lehmann, sondern im Unter- und Urgrund seiner Seele ein bischen wenigstens auch Schulze und Müller und Lehmann. Alles künstlerische Schaffen ist nicht denkbar ohne einen gemeinsamen Urgrund, in dem Alles wurzelt, was da lebt, wächst und blüht. Wenn Martersteig durch den zunächst sehr berechtigten Hinweis auf Hypnose und Suggestion das Problem „erklärt“ zu haben glaubt und wenn er demgemäß jede „mysteriöse“ Auslegung ausdrücklich zurückweist, so faßt er den springenden Punkt und die Tiefe des Problems nicht mit genügendem Weitblick ins Auge.

Max Lorenz.

Ellen von der Weiden. Ein Tagebuch. Von Gabriele Reuter. Berlin, S. Fischer's Verlag 1901.

Nachdem sie bereits Jahre hindurch ein stilles Dasein in Familienblättern geführt hatte, ist Gabriele Reuter mit ihrem Roman „Aus guter Familie“ berühmt geworden. Das Werk war eine naturgetreue, fest, fast ängstlich an der Wirklichkeit haftende Lebensschilderung. Darauf folgte „Frau Bürgelin und ihre Söhne“, ein Roman von Werth, aber nicht gerade von überragender Bedeutung. In „Ellen von der Weiden“ ist Gabriele Reuter's Seele ganz zur Freiheit herangewachsen; in diesem Buche hat die Verfasserin sicherlich erst ihr eigentliches Sein und Können entdeckt. Und nach dieser Entdeckung steht sie auf einer Höhe menschlichen Reifseins und künstlerischen Vermögens, die ehrerbietigste Bewunderung verdient. Ich verzichte auf eine Inhaltsangabe, die in ihrer nackten Thatsächlichkeit die Dichtung nur brutalisiren und des Duftes entkleiden würde. Der

Reiz liegt hier auch garnicht in den Geschehnissen, sondern im Charakter der Ellen von der Weiden. Aber ich möchte auch in diesem Falle von einer verstandesgemäßen, kühlen Analyse dieses Charakters entbunden sein. Denn ich bekenne, daß ich für Frauencharaktere von der Art dieser Ellen von der Weiden ein innigstes Verstehen und Mitempfinden des Herzens habe, und „Herzensergüsse" wollen wir — die Leser und ich — uns gegenseitig schenken, wenn ich bitten darf. Alles in Allem gehört diese Ellen in dieselbe Kategorie von Frauengestalten, wie die junge Renate Fuchs. Aber es besteht doch ein Unterschied, den ich so formuliren möchte: die junge Renate ist feminin, die junge Frau Ellen weiblich. Das bedeutet: Renate ist ersonnen von einer zarten Poetenphantasie, Ellen ist schicksalsvolles tragisches Erlebniß einer Frauenseele. „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs" ist phantastisch und symbolisch, „Ellen von der Weiden" ist im Grunde eine realistische Dichtung. Beide unterscheiden sich wie Traum und Leben. Wassermann hat sein feines Werk wie mit einer goldenen Feder geschrieben, aber die Reuter hat eine goldene Feder in rothes Herzblut getaucht. So ist es denn nicht zweifelhaft, daß dem Werke der Dichterin der Vorzug gebührt. Dem berufsmäßigen Kritiker legt der Postbote zeitweilig einen ganzen Wall von Büchern auf den Tisch und es kommt damit wahrhaftig nicht immer eitel Lust und Genuß ins Haus. Diese Dichtung aber wirkt wie eine Sonntagsgabe, die direkt die Muse gespendet hat, und man kann daran sein Kritikerherz wie an eine neu gefundene Geliebte hängen. Doch um prosaisch und nüchtern zu reden: Das Buch ist das beste, das die deutsche Romanliteratur seit Jahren hervorgebracht hat.

Max Lorenz.

Am Scheidewege. Gedichte von Thekla Lingen. Zweite vermehrte Auflage. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, 1900.

Die Dichterin lebt in Petersburg, ist in Rußland geboren und dürfte der Abstammung nach mindestens zur Hälfte Slavin sein. Die Slavin im Allgemeinen ist der komplizirteste, räthselvollste, verwirrendste und bestrickendste aller Frauentypen. Hier findet sich nichts von der friedvollen, treuen Hausschwalbenseele der deutschen Frau. Sie sind wie taumelnde Vögel, die steigen und stürzen im Sturm der Leidenschaft und Liebe. Der Geschlechtscharakter — auch in rein seelischer Beziehung — tritt bei der Slavin elementarer und hüllenloser mit fascinirendem Reiz hervor. Sie ist spezifisch „weiblich", die Deutsche dagegen ist frauenhaft, das heißt unter Anderem: die Slavin braucht den Mann, die Deutsche bedarf des Mannes. Man vergleiche die gleichalterige und zur selben Zeit an die Oeffentlichkeit getretene Anna Ritter mit Thekla Lingen, man lese etwa das Gedicht „Brautlied" oder „Weihe" von jener und „Ohnmacht" von dieser — dann hat man den Unterschied der deutschen und slavischen Frau klar vor sich

liegen. Ich verzichte darauf, eine Probe aus der Sammlung „Am Scheidewege" zu geben. Die Gedichte stehen in einem inneren Zusammenhang, und die Dichterin hat Anspruch darauf, als Gesammtpersönlichkeit verstanden und genossen zu werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Seele dieser Frau von einem Funken des Genies durchglüht ist.

Max Lorenz.

Das Buch der Sehnsucht. Eine Sammlung deutscher Frauendichtung. Eingeleitet und herausgegeben von Paul Remer. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, 1900.

Die Sammlung beginnt mit Annette von Droste-Hülshoff, der noch immer „ersten deutschen Dichterin", und schließt mit „Marie Madeleine", dem „berühmten" jungen Mädchen halbslavischer Herkunft, das schon im Alter von fünfzehn und sechzehn Jahren die intimsten Geschlechtsregungen der weiblichen Seele mit unerhörter Hüllenlosigkeit in oft meisterhafte Verse brachte — „Auf Kypros" —, und im vorigen Jahre einem General und Baron mit berühmtem preußischen Namen die Hand zum ehelichen Bunde reichte. Paul Remer hat die Sammlung mit feinstem Geschmack zusammengestellt, so daß sie in ästhetischer Beziehung von schönem Werth ist. Aber sie bedeutet noch mehr, wie schon der Titel andeutet. „Das Buch der Sehnsucht enthüllt in der fortlaufenden Reihe der Dichterinnen und Gedichte das Ringen der Frau, sich in sich selbst zurechtzufinden und der weiblichen Seele gegenüber dem „Eheherrn" zu ihrer Freiheit zu verhelfen. Ich bekenne offen, garnicht absehen zu können, wie weit die Emanzipationsbestrebungen der Frau und die „Umwerthung des Weibes" eigentlich werden gehen. Und wenn sie wirklich nicht nur vorübergehende Zeitströmung sind, sondern weitgehen und in die Tiefe dringen müssen, dann habe ich wiederum kein Bild von den Wandlungen, deren Familie und Staat sich nicht werden entziehen können. Aber vom Allgemeinen und großen Ganzen abgesehen: das sollte niemand verkennen, daß heutzutage in Einzelfällen Frauen im Leben stehen, denen Wesen und Wirken gegenüber der Mann doch von dem „deutschen Hausherrnstandpunkte" wird abtreten müssen, von dem aus nämlich Treue, Fleiß und Geduld die vorzüglichsten oder gar einzigen erlaubten Tugenden des Weibes sind.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Berliner Theater: Meister Oelze. Volksstück in drei Aufzügen von Johannes Schlaf.

Lessing-Theater: Gastspiel von Agnes Sorma: Johannisfeuer. Schauspiel in vier Aufzügen von Hermann Sudermann. — Die Zwillingsschwester. Lustspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda.

Deutsches Theater: Der junge Goldner. Komödie in vier Akten von Georg Hirschfeld.

Metropole-Theater: Gastspiel von Yvette Guilbert.

Königliches Schauspielhaus: Die Römische Sonne. Ein Bühnenspiel in vier Aufzügen von Eduard Aly.

Paul Lindau, der Direktor des „Berliner Theaters", der durch seine bisherige Thätigkeit fast den Eindruck erweckt, als würde er demnächst die erste Stelle unter unseren Theaterleitern einnehmen, hat vor Allem einen Vorzug, nämlich den der Unbefangenheit. Er hat es erfolgreich mit Aristophanes, Björnson, Wilbrandt versucht: er hat nun auch das Wagniß unternommen, Schlaf's „Meister Oelze" in öffentlicher Vorstellung darzubieten, ein Drama, das als das krasseste Produkt des Naturalismus bezeichnet worden ist. Schlaf und Holz haben das Verdienst gehabt, in aufopferungsfähiger Selbstlosigkeit um das Jahr 1890 herum den Naturalismus in Berlin theoretisch und praktisch zu verfechten und zu begründen. Gerhart Hauptmann verdankt diesen beiden sehr viel und hat diesem Dank Ausdruck gegeben, indem er ihnen sein naturalistisches Erstlingswerk, „Vor Sonnenaufgang", widmete. In späteren Auflagen hat der inzwischen berühmt gewordene Hauptmann die Widmung weggelassen. „Meister Oelze" ist im Jahre 1892 veröffentlicht. Wenn ich dieses Werk mit Hauptmanns „Einsamen Menschen" abzuwägen gehabt hätte, die etwa zur selben Zeit entstanden sein dürften, hätte ich wahrscheinlich Johannes Schlaf die größere Zukunft prophezeit. Es wäre eine irrige Prophezeihung gewesen. Die Behauptung indeß darf bei der Betrachtung der Schicksalsfälle Hauptmann und Schlaf doch ausgesprochen werden, daß nächst und neben der persönlichen Begabung die äußeren und materiellen Verhältnisse für die Möglichkeit und Reichhaltigkeit der geistigen Entwickelung von ausschlaggebender Bedeutung sein können.

In Schlaf's Drama handelt es sich um Folgendes: Der in einer kleinen Stadt recht begüterte Tischlermeister Franz Oelze hat einmal vor Jahren im Bund mit seiner Mutter seinen Stiefvater ermordet und dessen Testament gefälscht. So ist er zu seiner Wohlhabenheit gekommen. Wie diese Verbrechen eigentlich geschehen und wie sie verborgen geblieben sind,

wird nicht ganz klar. Die Unthat ist einfach die gegebene Voraussetzung. Niemand anders ahnt etwas von dem Verbrechen, als Oelzes Stiefschwester Pauline. Die weilt gerade jetzt, bei Beginn des Dramas, wieder besuchsweise in ihres Vaters beziehungsweise ihres Stiefbruders Haus, diesem nicht sehr zur Freude. Denn der wiederum fühlt deutlich, daß Pauline seiner Unthat nachspürt. Das ganze Geschehniß des Dramas beruht darin, daß Pauline und Franz allerlei Tücken in versteckten und spitzen Bemerkungen gegeneinander ausspielen zu dem Zweck, einander matt zu setzen. Der Gegensatz der Charaktere ist diametral. Pauline ist ein klatschsüchtiges, lebhaftes, abergläubisches Weib ziemlich niedriger Sorte. Der Meister Oelze spielt sich als Freigeist und Cyniker auf, schleicht still und böse im Hause umher und ist mit der Zeit etwas menschenscheu und vereinsamt geworden. Es entwickelt sich ein Krieg zwischen Aberglauben und Freigeisterei. Pauline erzählt von allerlei Hokuspokus, wodurch ein Mörder entdeckt werden könne, wie dergleichen das niedere Volk allenthalben treibt. Oelze lacht darüber und zittert doch im tiefsten Innern. An einem besonders gruseligen Abend, während der Wind durch den Schornstein heult und der Regen gegen die Fenster schlägt, treibt Pauline wieder ihr grausames und tückisches Spiel und der alte Oelze verräth sich in der That — so halb und halb. Er stürzt ohnmächtig zusammen und erwacht nur zum Todeskampf. Diese letzte Lebensstunde will Pauline ausnützen. Mit Gewalt will sie den Mörder zum Geständniß zwingen. Sie packt schließlich den Sterbenden und brüllt ihm wüthende Beschimpfungen in die Ohren. Die Szene ist gräßlich. Ein Theil des Publikums wollte sich dergleichen nicht gefallen lassen, machte einen Theaterskandal nach den Regeln aller Kunst und verlangte vorzeitigen Schluß der Vorstellung. Kritiker, die bei jeder Gelegenheit, vielleicht aus einem gewissen Schwächegefühl, ihre literarische Qualität und Superiorität zu betonen belieben, haben diesem Publikum einen tüchtigen Rüffel ertheilt. Ich halte das für unangebracht. Das Theater ist eine Kampfstätte und regt die Seele auf. Es erzielt in der Gemeinsamkeit vieler Zuhörer verstärkte Gefühle der Entzückung und der Entrüstung. Beide müssen sich Bahn brechen. Es ist eben ein ungeheuerer Unterschied der Wirkung, die von der Bühne oder von der Buchlektüre ausgeht. Ich verstehe also in diesem Fall die Gefühle des Publikums, aber ich theile sie nicht. Treten wir an das geschilderte Bühnengeschehniß mit einer Juristenseele heran und prüfen den materiellen Vorgang, so müssen wir feststellen: da ist ja nur Gemeinheit und Verbrechen, und was hat das mit der Kunst zu thun! Nehmen wir aber nicht das Stoffliche, sondern den Gehalt des Ganzen mit unbefangener, offener Seele auf, so finden wir: wie merkwürdig ist doch die Art, wie hier flacher Aberglaube und flache Freigeisterei mit einander ringen! Wie psychologisch richtig ist das aber auch, daß der Aberglaube nicht ohne Einfluß auf die Freigeisterei bleibt! Und endlich: in einer Welt der Finsterniß und der Gemeinheit gerathen Aberglaube

und Freigeisterei ineinander und aus der Mischung dieser einander entgegengesetzten Abscheulichkeiten geht schließlich ein Sieg des Lichtes und der Wahrheit hervor. Steckt darin nicht tragische Ironie? Und offenbart nicht schließlich und im tiefsten Grunde dieses vielleicht krasseste Werk der gerade in diesen Tagen wieder viel geschmähten „naturalistischen“ Kunst in merkwürdigster und unerwartetster Weise eine sittliche und vernünftige Weltordnung? Kann es eigentlich eine höhere Vernunft und Sittlichkeit geben, als die, die selbst das Finstere und Gemeine ins Helle und Reine umzuwandeln weiß?

Schwer geschädigt hat der Dichter den psychologischen Fall seines Dramas durch eine pathologische Zuthat. Er läßt nämlich den Meister Oelze hochgradig schwindsüchtig sein. Das ist eine naturalistische Modethorheit aus dem Anfang der neunziger Jahre. Diese Schwindsucht verdeckt nur das Wesentliche und beeinträchtigt so die Wirkung. Allerdings benutzt Schlaf die Krankheit als technisches Hülfsmittel, indem er so nämlich durch den heftigen Schreck das Sterben Oelzes wahrscheinlich macht. Ein gesunder Mann stirbt nicht aus Schreck. Aber es hätte sich wohl auch ein anderes, weniger aufdringliches und pathologisches Mittel finden lassen. Im Uebrigen enthält das Drama noch eine große Reihe feiner Züge in der Charakteristik. In technischer Beziehung ist es zu eintönig und schleppend, Mängel, die man vor Jahren für künstlerische Vorzüge hielt. Alles in Allem ist es das Werk eines rein künstlerischen Zwecken mit ganzer Seele nachgehenden Dichters, als der sich Schlaf auch sonst noch erwiesen hat. Aus demselben Jahre 1892 stammt von ihm ein kleines Buch mit dem Titel „In Dingsda“, das jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. (Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.) „Dingsda“ ist irgend ein kleines Nest, in dem der Dichter — angeblich oder wahrhaftig — seine Kinderzeit verlebt hat. Nach Jahren sucht er es wieder auf. Sein Buch enthält eine Reihe von Skizzen, die in ihrer Stimmung zum Reinsten und Feinsten Innigsten und Schlichtesten, Schmucklosesten und Kostbarsten gehören, was naturalistische Dichter in Deutschland hervorgebracht haben. Das Werk ist ein neuer Beweis für die von mir stets vorgetragene und verfochtene Theorie, daß gerade die Dichter naturalistischer „Brutalitäten“ im Innersten ihres Selbst von pflanzenhafter Zartheit und Verletzlichkeit sind.

Die Darstellung des „Meister Oelze“ im Berliner Theater leistete nicht schlankweg Vollkommenes, aber sie war in ihrer Gesammtheit doch so gut, daß Sinn und Wesen der Dichtung klar und stark zum Ausdruck kamen.

* * *

Agnes Sorma setzte unlängst unter Assistenz einer geschmacklosen Reklame eine große europäische Tournée in Szene und holte sich Niederlage auf Niederlage. Ich bedauere das nicht. Erstens ist das Talent der Frau Sorma gar nicht von solchem Umfang und solcher Tiefe, um

das Wesen „deutscher Kunst“ im Auslande wirklich ideal repräsentiren zu können. Zweitens wird jeder Bühnenkünstler bei der Hetze von Stadt zu Stadt, inmitten eines nothwendiger Weise unzureichenden Ensembles und bei der Wiederholung derselben Rollen zum routinirten Komödianten. Der Schauspieler gehört in das feste Ensemble einer ständigen Bühne. Nur hier kann er gedeihen und wachsen. Im Lessing-Theater erhielt der „Liebling Berlins“ beim ersten Wiederauftreten — „als Gast“ natürlich — für mehr als tausend Mark Blumen und Jubel ohne Ende. Der Rolle der Marikke in Sudermanns „Johannisfeuer“ fügte Frau Agnes Sorma keinen wesentlich neuen Zug zu. Gewiß spielte sie die Schlußscene des dritten Aktes temperamentvoller, als Frau Gertrud Eysoldt. Dafür aber hatte diese die größere Innerlichkeit und Schlichtheit für sich und spielte überhaupt die Rolle mehr aus einer Stimmung heraus in festerem, innerem Zusammenhang. Die Sorma spielte mehr auf Augenblickswirkung mit Routine. Viele werden dadurch natürlich geblendet. Es ist durchaus nöthig, an die schöne Leistung der Frau Eysoldt zu erinnern, um der an gewisser Stelle aufgetauchten Meinung scharf entgegenzutreten, die Eysoldt habe durch die unzulängliche Darstellung das Stück in Berlin zu Fall gebracht. Ueber das Stück selbst habe ich mich bei seiner ersten Aufführung ausführlich geäußert. Mit der mir für Sudermann eigenen Zuneigung habe ich damals versucht, die innersten Absichten des Dichters herauszuholen. Und doch mußte ich manches Mißlungene feststellen. Der Eindruck des Mißlungenen verstärkt sich bei einer wiederholten Prüfung erheblich. Und unter Anderem ist etwas als mißlungen zu bezeichnen, was Sudermann selber wahrscheinlich für sehr gelungen halten dürfte: die Technik des Ganzen. Mit Sudermanns Technik verhält es sich eigenthümlich. Seine kritischen Widersacher sagen: er ist ein raffinirter Theatraliker und geschickter Techniker, aber kein Dichter. Ich behaupte umgekehrt: er ist von Haus aus ein stark veranlagter Dichter, der aber zum Theil durch Lebensschicksale in Bahnen gedrängt worden ist, die der Entwickelung einer Dichterseele nicht haben günstig sein können. Hauptmann befand sich im Verkehr mit Holz und Schlaf und anderen Friedrichshagener naturalistischen Bohemiens vom Ende der achtziger Jahre in einem viel vortheilhafteren Milieu, als Sudermann etwa damals, als er die Zwielicht-Geschichten schrieb. Hauptmann hat von seinen Anregern nicht die Lehre erhalten, vor Allem die Franzosen Sardou und Dumas zu studiren und zu sehen, wie die es „machen“. Dem ist Sudermann leider nicht entgangen. Sudermann hat keinen richtigen Begriff von dem, was im zeitgemäßen Sinne „dramatische Handlung“ ist. Ich sage, im „zeitgemäßen Sinne“. Denn ich bin der Ueberzeugung, daß auch diese Begriffe mit der Zeit sich wandeln müssen. Das fortwährende Hin und Her der Geschehnisse, die unruhige Bewegung auf der Bühne, die Züge und Gegenzüge wirken für einen

modernen Geschmack höchst störend. Wir wollen Großzügigkeit und Geradlinigkeit. In solchem Sinne ist Sudermann meistentheils ein schlechter Techniker. Dagegen scheint mir der erste Theil von Björnson's Drama „Ueber unsere Kraft“ auch ein technisches Meisterwerk zu sein.

* * *

Ein in der Hauptsache übrigens objektiver Kritiker meiner Kritik schrieb jüngst, mein oberster Grundsatz sei: ein Kritiker soll nicht — kritisiren. Daran ist etwas Richtiges. Es kommt mir allerdings nicht in erster Linie darauf an, diktatorisch zu behaupten: dies ist schlecht und jenes gut. Daran ist mir vielmehr in der That gelegen, den Ideengehalt einer Dichtung bloßzulegen und den Leser über Wesen und Absichten des Dichters aufzuklären. Ich meine nämlich, daß dann ganz von selbst das Urtheil über Werth oder Unwerth der Dichtung sich ergiebt. Habe ich eine Dichterpersönlichkeit in ihrer innersten Struktur, in dem, was sie kann und was sie nicht kann, erfaßt, dann ist damit ein für allemale das fundamentale Werthmaß für jede einzelne Produktion festgelegt und gegeben. Wir haben Kritiker, die sich immer in derselben Weise ereifern, so oft z. B. Ludwig Fulda ein Stück schreibt. Sie klären ihre Leser immer wieder darüber auf, daß dieser Poet das Leben nicht in seinen äußersten Tiefen und Höhen zu ermessen, zu erfassen und zu gestalten vermöge, und daß er kein Aeschylus oder Shakespeare sei. Nun gut, das wissen wir wohl. Wir kennen die wirklich nicht allzu komplizirte künstlerische Individualität dieses Dichters. Wenn er nun mit einem neuen Werk vor die Oeffentlichkeit tritt, wollen wir schließlich nur wissen, inwiefern dieses Werk innerhalb seiner einmal gegebenen und unveränderlichen Individualität gelungen oder mißlungen ist. Ueber Ludwig Fulda's Individualität habe ich mich gelegentlich seines „Herostrat“ mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. In seinem neuen Werk, dem Lustspiel „Die Zwillingsschwester“ (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger) hielt sich der Dichter mit kluger und vornehmer Selbstbescheidung streng innerhalb der Grenzen seines poetischen Könnens. Es ist ein Spiel voll Anmuth und Witz, ein geistreicher Maskenscherz, nicht ohne Sinn, wohl aber ohne Schwere. Wir werden uns nach diesem Poëm nicht im tiefsten Herzen ergriffen und gedankenvoll des Schlafs entschlagen, aber wir werden freundlich lächeln, wenn uns am Tage einmal in einem müßigen Augenblick das Erinnerungsbild vorüberhuscht. Auch die einschmeichelnde und bestrickende Leistung der Agnes Sorma als Giuditta werden wir in der Erinnerung mit lebhaftem Entzücken vor unserem Auge haben, weniger im Ohr: denn die Künstlerin ließ in Folge ihrer überhasteten und unartikulirten Art zu sprechen von den Versen Fulda's leider gar zu viel fallen.

* * *

Georg Hirschfeld kann Einem Leid thun. Er soll damit aber durchaus nicht, als Mitleiderwecker, wenigstens zum halben Tragiker ein für allemal gestempelt werden. Er ist mit dreiundzwanzig Jahren schon ein hoch berühmter deutscher dramatischer Dichter gewesen. Hauptmann soll ihn als seinen einzigen Rivalen geliebt haben. Und in der That: sein Schauspiel „Die Mütter“ ist kein großes und tiefes, aber ein interessantes und eigenartiges Werk. Nur liegt diese Eigenart nicht in einem unfaßbaren Etwas der Georg Hirschfeld'schen Individualität, sondern in dem Milieu der jüdischen Familie. Ich möchte sagen: dieses Werk hat garnicht Georg Hirschfeld ureigentlich geschaffen, sondern es ist Hirschfeld'sches Familienprodukt. Auch „Agnes Jordan“ kann sich noch immer sehen lassen. Aber schon bei „Pauline“ verließen sie ihn, die guten Genien der Familie. Und die Komödie vom „jungen Goldner“ ist ein Produkt so seichten und unreifen Geistes, daß jedes Wort der Kritik eine Verschwendung ist.

Man glaube nicht, daß ich diesen Dichter mit besonders bösem Witz feindselig verwunden will. Georg Hirschfeld hat ein empfängliches poetisches Gemüth, einige Beobachtungsgabe und ein Stück Stimmungskraft. Damit vermochte er gewisse ihn unmittelbar umgebende und bedrückende Verhältnisse, mit denen er verwachsen, von denen er ein Stück war, zureichend zu gestalten. Das genügte in den Jahren des Naturalismus. Als aber der Familienschatz sozusagen verbraucht war und die Welt sich hätte aufthun sollen mit dem ganzen vollen Leben — „wo ihr es packt, da ist es interessant“ — da konnte es der Dichter nicht packen, der wohl seinem häuslichen Kreise entwachsen, aber der Welt noch nicht gewachsen ist.

* * *

Yvette Guilbert ist eine der größten, aber auch die eigenartigste Vertreterin der darstellenden Kunst. Sie läßt sich nicht im Entferntesten dem vergleichen, was wir „Chansonette“ nennen. Sie ist aber ebensowenig als Schauspielerin zu betrachten. In einem merkwürdigen, eindringlichen, meist monotonen Sprechgesang trägt sie unter Musikbegleitung volksthümliche Lieder vor. In einer ganz eigenartigen Harmonie befinden sich bei ihr Ton, Miene und Geste, unterstützen einander und erzielen mit dreifach vereinter Kraft tiefgehendste Kunstwirkungen. Von der düstersten Tragik bis zur tollen Burleske hat die Künstlerin Ausdrucksmittel zur Verfügung. Nie ist ihre Kunst gemein. Nie wirkt diese geistvolle Frau häßlich. Wenn sie z. B. in „Je suis pocharde“ eine champagnerberauschte Halbweltdame darstellt, denkt sie gar nicht daran, einem plumpen Naturalismus zu verfallen. Es schimmert vielmehr etwas von der Ironie eines reichen und feiner selbstgewissen Geistes durch, der es dazu übrig hat und es sich mit Recht erlauben darf, sich über die Welt recht ordentlich lustig zu machen. Die erschütterndsten Wirkungen indeß erzielt sie in den düsteren, scharf zugespitzten Gesängen, die einer

wilden und oft grellen Tragik aus der Tiefe der Volksseele heraus Ausdruck geben, wie in dem normannischen Volksliede „La mort du mari“ oder in der nach einem Bretonischen Motiv von Richepin gedichteten Legende „La glu“.

* * *

Eduard Aly hat in Berlin kein Glück gehabt. Seine „Römische Sonne“ hat vor dem Publikum einen matten Achtungserfolg davongetragen, was ungünstiger ist, als eine leidenschaftliche Ablehnung. Man langweilte sich, um es ganz offen auszusprechen. Man hat mit solcher Aufnahme der Dichtung indeß unrecht gethan. Das vornehme, man kann ruhig sagen: für einen Berliner Theatererfolg zu vornehme Werk ist voll Geist und Stimmung. Aber der Dichter verzichtet auf jede äußere Schlagkraft, verschmäht jedes derbe Theatermittel und achtet die Spannung für nichts. Dazu kommt, daß der Stoff und die Behandlung des Stoffes nicht geeignet sind, uns unmittelbar an die Seele zu greifen. Nicht das Leben, sondern nur ein Bild des Lebens, einen künstlerischen Widerschein des Lebens giebt der Dichter. Von gewissem ästhetischen Standpunkt aus kann das als Vorzug angerechnet werden. Aber es schwächt die Unmittelbarkeit der Wirkung, die das Berliner Publikum zu verlangen pflegt. Auch daß die Darstellung, zumal der Hauptgestalten — Vittoria und Michelangelo — auf der Höhe stand, läßt sich nicht behaupten. Daß aber das Königliche Schauspielhaus sich dieser stillen und vornehmen Dichtung überhaupt angenommen hat, verdient — trotz des äußeren Mißerfolges — Anerkennung.

Karlshorst, 24. 2. 1901. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Reichstags-Anwesenheitsgelder.

Der Reichstag hat beschlossen, zur Erhöhung seines moralischen Ansehens Anwesenheitsgelder einzuführen. Der Antrag hat seine zwei Seiten. Einerseits ist nicht zu leugnen, daß sich in ihm eine wahrhaft rührende Selbsterkenntniß ausspricht. Andere Volksvertretungen haben Diäten. Sie werden ausgezahlt für so viel Tage, wie das hohe Haus sitzt, nicht wie der Abgeordnete sitzt. Das genügt aber für den Reichstag nicht. Der Reichsbote soll seine 20 Mark nur bekommen, wenn er wirklich in der Sitzung gewesen ist. Bloß hineingucken und wieder weglaufen gilt natürlich nicht: er muß ordentlich da sein und zuhören, was gesprochen wird, manchmal auch, wenn der Präsident eine Frage stellt, aufstehen und sich wieder hinsetzen. Dafür kriegt er sein Geld, und es ist redlich verdient. Kein Urwähler wird ihm das anzweifeln oder bestreiten, weder die wenigen, die die Reichsverhandlungen noch lesen, noch die vielen, die sich das längst abgewöhnt haben. Der Deutsche hat ja jetzt genug zu thun, alle die Prozeßverhandlungen zu lesen, die garnicht abreißen wollen und auch leider ernst genug sind. Parlamentsberichte zu lesen, hält er schon lange für Zeitverschwendung, und der Reichstag selbst hat es ja nun bestätigt, indem er anerkennt, daß man ihn umsonst anzuhören von Niemand verlangen kann. Wer mit den alten Philosophen Selbsterkenntniß für eine der größten Tugenden hält, kann wieder einmal auf den Reichstag des deutschen Volkes stolz sein. Man gehe die Namen der Fraktionsführer in aller Stille bei sich durch und gestehe: die Herren haben recht. Tagtäglich die Reden von Männern solcher welthistorischen Größe anhören zu müssen — es ist kein Wunder, daß das nur so Wenige haben aushalten können. Dafür können sie schon 20 Mark kriegen.

Die Sache hat aber auch noch eine andere Seite. Wenn es schon richtig ist, daß das Niveau des Talents und der politischen Intelligenz im Reichstage recht niedrig ist, so ist doch seine moralische Qualität, zwei oder drei bekannte Ausnahmen abgerechnet, besser als in irgend einem anderen europäischen Parlament. Parlamentarische Korruption ist bei uns ein geradezu unbekannter Begriff und Vergehungen gegen den guten Ton sind selten. Aus diesem Grunde hat der an Kapazitäten so arme Reichstag doch praktisch als Faktor der Gesetzgebung so gut fungirt, wie es nur

irgend zu erwarten war. Das ist gar kein Widerspruch Die gute, subalterne Arbeit, wie sie im Reichstag geliefert wird, hat ihren hohen Werth. Die Einführung von Anwesenheitsgeldern aber würde diesen Zustand zweifellos gefährden. Das Sitzen von Abgeordneten, die nur um ihrer 20 Mark willen sich hinbemühen und dort nichts thun, kann die parlamentarische Arbeit nur erschweren, sie jedenfalls nicht fördern. Die Vorstellung aber gar, daß, wenn noch zwei Schock für 20 Mark auf den Tag gemiethete Hörer dasäßen, das moralische Ansehen des Reichstags gehoben werden würde, ist völlig absurd. Im Gegentheil, der Reichstag würde das Einzige verlieren, was er jetzt noch hat, den Charakter der philiströs bürgerlichen Ehrbarkeit, der darauf beruht, daß der Dienst im Reichstage wirklich nur Last ist und Niemandem etwas einbringt. Anwesenheitsgelder müssen, auch wenn sie den Parlamentssaal etwas mehr füllen, doch das öffentliche Ansehen der Reichsboten wesentlich herabsetzen. Man stelle sich nur vor, wie erbaulich die gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen durch die Presse gehen würden, daß dieser oder jener Abgeordnete immer nur gerade komme, um sich seine Anwesenheit bezeugen zu lassen, und verschwinde, sobald er sich seine 20 Mark verdient habe, und die Antwort lautet, daß der Ankläger wohl dagewesen sei, aber nur im Frühstückszimmer, nicht im Sitzungssaal, oder wohl im Sitzungssaal, aber nur um dort einzuschlafen.

Eine ganz andere Frage ist, ob es gerathen scheint, Diäten einzuführen. Auch diese Einrichtung würde ja das Ansehen der Reichsboten nicht heben, da es ihr Amt zu einem besoldeten macht und besoldete Aemter naturgemäß nicht so angesehen sind wie reine Ehrenämter. Aber Diäten haben doch wenigstens nicht die jämmerliche Kleinlichkeit der Anwesenheitsgelder und der Kreis der Wählbaren wird wesentlich erweitert. Die Erfahrung anderer Länder und auch unsere eigene in Preußen zeigt nicht, daß die mit dem Amt verbundene Besoldung die Funktion der Volksvertretung thatsächlich herabdrücke. Wenn auch der große Unterschied ist, daß dieses Amt durch Wahl und Stimmenbearbeitung, andere Aemter durch Ernennung besetzt werden, so ist doch die öffentliche Auffassung der Diäten kaum eine andere, als die der Beamtenbesoldung, und wenn auch der Reichstag den Vorzug des reinen Ehrenamts einbüßt, so kann es doch sehr wohl sein, daß dieser Verlust durch das bessere Aussehen, das anständig besuchte Sitzungen bieten, wieder ausgeglichen wird, und die Erweiterung des Kandidatenkreises bleibt auf alle Fälle ein Gewinn. Ebenso bleibt aber auf alle Fälle eine Mißgeburt der Vorschlag der Anwesenheitsgelder, der zu allen anderen Qualitäten, die der Reichstag schon auf seinen Ehrenschädel gehäuft, auch noch die der Lächerlichkeit fügen würde.

Die Faselei der Scharfmacher-Organe, daß gegen Diäten als Kompensation irgend eine Korrektur des allgemeinen, gleichen, geheimen Stimmrechts eingeführt werden müsse, braucht glücklicherweise nicht mehr ernst genommen zu werden. D.

Aus den Ostseeprovinzen.

Die deutsche Sprache in der baltischen Volksschule und in der russischen Justizbehörde in den baltischen Provinzen ist jetzt wieder zum Gegenstande sehr widerspruchsvoller Behandlung seitens der russischen Behörden geworden. Bekanntlich wurde, seit der vor elf Jahren eingeführten russischen Justiz in den baltischen Provinzen, die deutsche Sprache als Verhandlungssprache verboten. Mit dem Publikum wurde nur durch Dolmetscher verhandelt. Das ging zehn Jahre so. Erst nach Ablauf dieser Zeit begannen die russischen Richter selbst sich über diesen Zustand zu beklagen. Nicht nur, daß dieselben in einer ohnehin schwierigen Lage sich dadurch befanden, daß sie in einem Lande Recht sprechen sollten, dessen Bevölkerung ihnen in Anschauung und Sitte fremd war, nicht nur, daß sie im Civilprozeß nach einem ihnen (den Richtern) wenig geläufigen Recht, dem baltischen Provinzialrecht, urtheilen sollten, sondern ihnen gingen auch die mündlichen Aussagen vollständig verloren, weil sie nur durch Dolmetscher wiedergegeben wurden. Da diese Dolmetscher zudem sehr wenig gebildete Leute, und gar nicht im Stande sind, das Gehörte dem Sinne nach richtig wiederzugeben, entstanden die größten Mißverständnisse. Die Gerichtsverhandlungen gestalteten sich in der Regel zu erregten Dialogen zwischen den Parteien und dem Dolmetscher, und die Richter mußten nun so gut es ging, unter allen diesen erschwerenden Umständen das Recht finden. Baltischerseits durften natürlich keine Klagen über diesen Zustand laut werden. Aber die Klagen der Richter selbst drangen schließlich durch. Eine angesehene russische Zeitschrift, der „Europäische Bote“, konnte nicht umhin, zuzugeben, daß in den baltischen Provinzen Zustände herrschten, die oft einer Justizverweigerung gleichkämen. Man hatte sich eben russischerseits die Russifizirung leichter gedacht und namentlich übersehen, daß man es in den baltischen Provinzen mit hochentwickelten Rechtszuständen zu thun hatte, bei denen das Recht doch nicht so über's Knie gebrochen werden konnte, wie bei den Russen zu Hause oder gar den annektirten asiatischen Völkerschaften. Nun hat der Senat in Petersburg der Unmöglichkeit des Fortbestehens dieser Verhältnisse Rechnung tragend, plötzlich die Entdeckung gemacht, daß auf Grund der Anmerkung zum Art. 557 des Gerichtsstatuts die deutsche Sprache zu den örtlichen Sprachen gehört, in denen zum Wenigsten in gewissen Fällen, die im Gesetz vorgesehen sind, sowohl Aussagen als mündliche Gesuche und Klagen angebracht werden dürfen. Die Verweigerung des Gebrauchs der deutschen Sprache hat, wie der Senat erklärt, bis hierzu in ungesetzlicher Weise stattgefunden. Sollten wirklich die Unterbehörden zehn Jahre lang ohne Wissen der höchsten Instanzen im Reich in rigoroser Weise ein Recht außer Acht gelassen haben, das zu den Lebensbedingungen der

baltischen Bevölkerungsgruppen gehört? O nein, aber so wird es in Rußland gemacht!

Ganz entgegengesetzt verfährt nun die Schulverwaltung. Sie hat soeben in den Volksschulen sogar den fakultativen Unterricht in der deutschen Sprache verboten. Vor der Russifizirung war der Zustand in Bezug auf die Sprachen folgender: In den Städten gab es nur deutsche Elementarschulen, in denen russischer Sprachunterricht als Lehrgegenstand ertheilt wurde. Auf dem Lande gab es nur höhere deutsche Schulen, sog. Kirchspielsschulen, während die eigentliche Volksschule, mit allgemeiner Schulpflicht während dreier Winter, in den beiden Volksidiomen, Lettisch und Esthnisch, unterrichtete. Deutsch und Russisch wurden als besondere Lehrgegenstände behandelt. Die sog. Sommerschule, deren Besuch nicht obligatorisch war, bildete dagegen einen Lehrkursus für sich mit deutscher Unterrichtssprache. Das war früher. Seit 1889 wurde dieser Lehrplan immer mehr zu Gunsten des Russischen beschnitten, und schließlich ganz umgestaltet. Das Russische wurde, gleich wie in den städtischen deutschen Elementarschulen, zur Unterrichtssprache erhoben, und in den betreffenden Muttersprachen wurden nur einige Stunden wöchentlich gestattet. Die Verhältnisse waren aber gesetzlich nicht ganz klar gelegt, es herrschte ein chaotisches Uebergangsstadium, in dem der Willkür Thür und Thor geöffnet war. Einzelne Verordnungen der Lehrobrigkeit erklärten glatt weg, die Muttersprache der betreffenden Schüler sei ganz auszumerzen. Dadurch traten sehr bald Zustände ein, unter denen besonders die lettische und esthnische Landbevölkerung schwer zu leiden anfing. Ihre Kinder verstanden nicht mehr in der Muttersprache zu lesen und zu schreiben. Nun ist das bei einer evangelischen Bevölkerung, deren sittliche Ausbildung Hand in Hand geht mit der geistigen, ganz undenkbar, daß eine sittliche Erziehung mit Hilfe der Religion überhaupt stattfinden kann, wenn das Kind in seiner Muttersprache weder zu lesen noch zu schreiben versteht. Diesem Nothstande glaubten die Prediger abhelfen zu können, indem sie einen sog. Hausunterricht einführten, wie er vor 100 Jahren und länger üblich war, wo es noch keinen obligatorischen Volksunterricht in den baltischen Provinzen gab. Dieser Hausunterricht besteht darin, daß die Mutter oder andere Personen in jedem Bauernhof unter Leitung und Oberaufsicht des Pastors zum Unterrichten in der Muttersprache der Kinder angehalten werden. Wenn man bedenkt, daß die Kirchen-Gemeinden in den baltischen Provinzen in der Regel mehrere Quadratmeilen groß sind, und das Landvolk nicht in Dörfern lebt, sondern in zerstreut liegenden Einzelhöfen, die nach niederdeutscher Sitte bei der deutschen Kolonisation des Landes entstanden sind, — so wird man sich einen Begriff von der mühevollen und aufreibenden persönlichen Arbeit machen können, der sich die deutschen Prediger unterziehen, um den Letten ihre Muttersprache zu erhalten. Aber

auch dabei erwachsen ihnen Schwierigkeiten seitens der russischen Schulinspektoren. Diese fahnden besonders auf größere Zusammenkünfte bei solch' einem Unterricht und verbieten dann denselben, weil sie angeblich geheime Schule ermittelt haben. Ebenso ist der Konfirmandenunterricht in besonderen Lokalen, wie das bei der zerstreut wohnenden Bevölkerung nicht zu umgehen ist, verboten worden. In diesem Anlaß finden fortwährend Denunziationen und Klagen statt, welche die Bevölkerung geradezu demoralisiren.

Man darf den Schulkampf in den baltischen Provinzen nicht etwa nach Analoge des Streites zwischen konfessionellen und konfessionslosen Schulen im Deutschen Reich beurtheilen. Einmal kommt in den baltischen Provinzen überhaupt nur die eine Konfession, die evangelische, in Betracht und zweitens will der Staat nicht etwa Parität mit der griechischen Konfession herbeiführen, sondern die Herrschaft der letzteren und Vernichtung der evangelischen. Das schuldlose, treue evangelische Landvolk soll eben religiös vergewaltigt werden, um so die nationale Vergewaltigung zu erleichtern. Das ungefähr ist die augenblickliche Lage der Volksschule in den baltischen Provinzen. Nun war, wie vorhin bemerkt, der Unterricht in der betreffenden Muttersprache im Religionsunterricht gestattet und außerdem als fakultativ auch als Lehrgegenstand zugelassen. Infolgedessen wurde auch in den Landvolksschulen fakultativ in der deutschen Sprache Unterricht ertheilt.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß dem Landvolk ein viel größeres Bedürfniß inne wohnt, Deutsch als Russisch zu lernen. Soll das Landkind in die Stadt, um ein Handwerk oder sonst ein Gewerbe zu erlernen, so kann es mit dem Russischen nichts anfangen, sondern muß Deutsch verstehen. Selbst als Dienstboten kommt den Leuten die deutsche Umgangssprache sehr zu statten. Ein anderer sehr wichtiger Umstand kommt dabei aber noch in Betracht. Die Letten und Esthen sind mittlerweile ein deutsches Kulturvolk geworden, das den Drang in sich verspürt, in die Welt hinauszugehen. Nun ist Rußland von jeher das große Absatzgebiet für deutsche Bonnen, Erzieherinnen und selbst bessere Dienstboten gewesen und ist es noch heute, so daß es erklärlich ist, wie die lettische und esthnische Jugend, der die heimathliche Scholle zu eng wird, nach Rußland geht, um als deutsche Bedienstete der manigfachsten Art Stellung und Erwerb zu finden. Die Leute streben daher, das Deutsche zu erlernen. Das Deutsche ist und bleibt immer die Kultursprache, für die das Russische in keiner Hinsicht Ersatz bieten kann.

Da dieser Zudrang zum deutschen Unterricht in der letzten Zeit, trotz der vielgerühmten offiziellen Erfolge der Russifizirung, immer stärker geworden ist, hat der Volksschulen-Direktor von Livland vorgeschrieben, auch den fakultativen Sprachunterricht so zu handhaben, daß **nur** deutsche Kinder deutschen Sprachunterricht und lettische und esthnische

Kinder den Sprachunterricht in **ihren** Sprachen genießen dürfen. Wie die Zeitungen berichten, hat die Anwendung dieser Verordnung auch auf die Elementarschulen der Stadt Riga zunächst den Erfolg gehabt, daß eine große Anzahl von Gesuchen von Eltern lettischer und selbst russischer Kinder bei der Schulverwaltung eingingen, in denen um Aufhebung dieser Verordnung gebeten und erklärt wurde, daß die Eltern durch dieselbe auf das Allerschwerste getroffen würden. Sie erklärten sich gern bereit, eine Extrazahlung für den deutschen Unterricht zu bewilligen, sonst müßten sie ihre Kinder aus der Schule herausnehmen. Eine andere Gruppe von Eltern hat bereits die in den obigen Gesuchen angegebenen Konsequenzen gezogen und ihre Kinder aus den städtischen Elementarschulen entfernt. Aus einer namhaft gemachten Schule sind bereits 80 Schüler nach Neujahr herausgenommen worden, was für die Stadt einen Ausfall von ca. 1000 Rubel an Schulgeld ausmacht. Es darf nicht übersehen werden, daß das nicht Kinder deutscher Nationalität sind, von denen hier die Rede ist, sondern von nichtdeutscher, die aber die deutsche Sprache in der deutschen Stadt Riga brauchen, wie die Luft zum Athmen. Man kann gespannt darauf sein, ob hier nicht ein Uebergriff der unteren Verwaltungsorgane gefunden werden wird, wie bei den Justizbehörden. Wahrscheinlich nicht. Denn daß thatsächlich die Germanisirung in den baltischen Provinzen fortschreiten soll, trotzdem die Russifizirung immer und immer wieder dekretirt worden ist, damit wird man sich auch in Petersburg kaum abfinden. Welch' eine Lebenskraft wohnt aber dem Deutschthum inne, das selbst im schweren Existenzkampf, in dem es sich befindet, erobernd vordringt und andere Nationalitäten sich unterwirft!

Nachschrift. Uebrigens scheint, wie soeben aus Riga eingetroffene Meldungen lauten, die russische Schulobrigkeit bis zu einer gewissen Grenze doch nachgeben zu wollen. Es wird offiziös erklärt, daß in den städtischen Elementarschulen drei Stunden wöchentlich für den nichtobligatorischen deutschen Sprachunterricht wahrscheinlich werden zugestanden werden. Voraussetzung ist dabei jedoch, daß die angeordneten acht Stunden wöchentlich für russischen Sprachunterricht nicht geschmälert werden. Gleichzeitig wird besonders noch Verwahrung gegen die „Möglichkeit" der Wiedereinführung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache eingelegt. Das Verlangen lettischer, esthnischer und russischer Eltern, ihren Kindern deutschen Sprachunterricht zu ertheilen, wird in den Städten als berechtigt anerkannt. Dagegen scheint den Herren der baltischen Schulobrigkeit zweifelhaft zu sein, ob sie hinsichtlich esthnischer und lettischer Kinder auf dem Lande von demselben Grundsatz ausgehen sollen. Zugestanden wird aber auch auf dem Lande der private deutsche Unterricht seitens der Lehrer. Einigen Schulinspektoren, die auch diesen privaten Unterricht in ihrem heiligen Russifizirungseifer verboten hatten, wird ein Rüffel ertheilt. Es verdient vielleicht bei dieser Gelegenheit noch erwähnt zu

werden, daß an der Spitze des baltischen Lehrbezirks als Kurator seit einem Jahre ein Deutscher steht, Herr Schwarz. Derselbe gehört zwar zu den Deutschrussen, die oft schlimmer sind als die geborenen Russen. Allein seine beiden Vorgänger, echte Vollblutrussen, welche das Russifizirungswerk in den baltischen Provinzen fanatisch betrieben hatten, die Herren Kapustin und Lawrowsky, waren so schlimm, daß sie überhaupt nicht mehr übertroffen und auch kaum erreicht werden konnten, so daß Herr Schwarz immerhin als objektiv handelnder Beamter zu beurtheilen ist.

l.

Zur Würdigung der deutschen protestantischen Mission.

An der Missionsbewegung der Neuzeit hatte das deutsche Volk noch vor 50 Jahren einen verschwindend geringen Antheil. Auf deutschem Boden um das Jahr 1700 erwachsen, blieb sie bei uns lange Zeit auf die Brüdergemeine beschränkt, und während England und Amerika jährlich Hunderte von Missionaren in die Welt hinaussandten, die einen großen Theil der nichtzivilisirten Erde unter den Einfluß angelsächsischen Christenthums und damit angelsächsischer Kultur brachten, stritt man sich bei uns mit gewohnter Gründlichkeit über die Prinzipienfrage, ob die Mission eine Pflicht der christlichen Kirche sei oder nicht. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Konsistorien Missionspredigten in den Kirchen rundweg verboten, und erst seit fünfzig Jahren etwa werden die Christen des evangelischen Deutschlands ex officio von allen Kanzeln aufgefordert, die Ausbreitung des Christenthums in den heidnischen Ländern als ihre Pflicht anzuerkennen und auszuüben. Diese Blindheit — man vergleiche das Wort Christi: „gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur" — hat sich in unseren Tagen, im Sommer des Jahres 1900, furchtbar gerächt und dem christlich empfindenden evangelischen Deutschland eine tiefe Demütigung auferlegt, die um so schwerer zu tragen ist, als die heutigen Vertreter des evangelischen Christenthums diesen Schlag nicht verdient haben.

Denn in den letzten fünfzig Jahren sind die evangelischen Kreise Deutschlands sich ihrer Glaubenspflicht in steigendem Maße bewußt geworden, und die Missionsbewegung hat bei uns einen Aufschwung genommen, der seit den Tagen der Apostel beispiellos ist, so daß in unseren Tagen die evangelische Missionsarbeit Deutschlands, was die Klarheit ihrer Ziele und die gründliche Gediegenheit ihrer Leistungen anlangt, von keinem christlichen Volke der Erde übertroffen wird. Was dabei die deutsche Missionsarbeit noch ganz besonders auszeichnet, ist, daß sie ihr Werk in der Stille getrieben hat, ohne davon viel Wesens zu machen und ohne sich daraus ein Verdienst abzuleiten. Es liegt eben in der deutschen Art,

daß wir dasjenige, was uns am tiefsten bewegt, insbesondere unser religiöses Innenleben, nicht in die Welt hinauszuposaunen und vor der profanen Oeffentlichkeit zu erörtern lieben, während unsere angelsächsischen Vettern in dieser Hinsicht bekanntlich anders veranlagt sind. So kam es, daß das enorme Wachsthum der Mission, ihre Krisen und Wandlungen, ihre Kämpfe und Erfolge außerhalb derjenigen Kreise, die das Werk zielbewußt förderten, o gut wie unbekannt geblieben sind. Selten nur tauchte ihr Name in der Presse auf, so in dem Streite zwischen Zahn und Woermann über den Branntweinhandel in Afrika, in der Auseinandersetzung zwischen Wissmann und Warneck über die Vorüge der evangelischen und der katholischen Mission, und anderen kurzen Kontroversen, von denen das große Zeitungspublikum kaum Notiz nahm — dann versank die deutsche Mission vor den Augen des Zeitungsphilisters wieder in die Brandungswogen der Tagesneuigkeiten, von denen der Deutsche immer noch erwartet, daß sie ihm die Perlen der Erkenntniß vor die Füße spülen werden. Ein festes, eigenes Urtheil über die Mission war, wo man in Deutschland sein Wissen aus politischen oder belletristischen Zeitschriften schöpfte, nirgends vorhanden, konnte nirgends vorhanden sein, weil die Presse selber von Mission nichts brachte und nichts wußte.

Da geschah es, daß im Sommer des Jahres 1900 die deutsche Mission aus der stillen Werkstatt plötzlich auf den Markt gezerrt und aufgefordert wurde, über ihre Arbeit Rechenschaft abzulegen. Ihre Ankläger, Fürsten der Presse, die bei ihren Unterthanen für unfehlbar galten, hatten sich zwar niemals bemüht, die Akten der Angeklagten zu studiren, dennoch trugen sie eine solche ehrenfeste Ueberzeugung von der Schuld der Mission zur Schau, daß die Blicke ganz Deutschlands sich der Verhandlung in der Erwartung zuwendeten, die Angeklagte vor Scham in den Boden sinken zu sehen. Selten ist einem idealen deutschen Unternehmen solche Schmach angethan worden! Von der sozialdemokratischen Presse sind wir es gewohnt, daß sie alle nicht sozialdemokratischen Werke deutschen Geistes und deutscher Thatkraft in den Schmutz zieht, theils in blinder Voreingenommenheit, theils mit bewußter Unwahrheit. Hier aber war es die „bürgerliche“ Presse, die ohne alle Sachkenntniß über ein Werk des deutschen Idealismus den Stab brach. Nun, die Mission hat sich gewehrt, und besonders ihr erster wissenschaftlicher Vertreter, der alte Warneck, hat eine gute Klinge geschlagen. Freilich, für den Kenner bedurfte es dieser Vertheidigung nicht; denn der beste Beweis für die Schuldlosigkeit der evangelischen Mission war das Schweigen der ultramontanen Presse, die noch nie geschwiegen hat, wenn sie der Sache des Protestantismus etwas nachsagen kann.

Indessen semper aliquid haeret; auch an der Mission ist etwas hängen geblieben, und obwohl „Frankfurter Zeitung“ und „Kölnische Zeitung“ später ihre Anschuldigungen zurückgenommen und als die Haupt-

ursache der chinesischen Wirren die Abneigung der gelben gegen die weiße Rasse ausgegeben haben, so schwebt doch das anfängliche Urtheil im Volke von Mund zu Mund, und es ist für Viele eine ausgemachte Sache, daß in China wenigstens die Mission der deutschen Kolonisationsbewegung hinderlich und schädlich sei.

Aber dabei bleibt man nicht stehen. Die Frage zieht weitere Kreise und wächst sich unwillkürlich zu der allgemeinen Frage aus, ob Mission und Kolonisation sich überhaupt vertragen. Ein Prinzipienstreit ist im Anzuge, der geeignet ist, den Siegeslauf des Deutschthums über die Erde zu hemmen, und in unserer rasch lebenden Zeit doppelt gefährlich ist. Diesen Prinzipienstreit als unnöthig nachzuweisen und alle Freunde der deutschen Welt in der Heimath und draußen zur Verständigung und Einigkeit aufzufordern, ist der Zweck dieser Betrachtungen.

Machen wir uns zunächst den Thatbestand klar. Der drohende Streit ist nicht von heute, sondern latent schon seit Generationen vorhanden. Seine Wurzeln liegen in der Stellung, die das deutsche Volk als Gesammtheit zu der Mutter der Mission, zum Christenthum, einnimmt. Diese Stellung kann mit einem Worte am besten als unklar bezeichnet werden. In Frankreich und England steht die Sache anders. In Frankreich hat sich die maßgebliche öffentliche Meinung gegen das Christenthum entschieden: die Reaktion gegen die bourbonische Jesuitenwirthschaft früherer Jahrhunderte. Das englische Volk dagegen hat sich für das Christenthum entschieden, weil es mit Recht in der Reformation, in der Befreiung von Rom den Ursprung seines staatlichen Aufschwunges, seiner heutigen Weltmachtstellung sieht. Daß die französische Regierung in ihren Kolonien ein enges Bündniß mit der zu Hause höchst unbeliebten katholischen Kirche eingeht, sowie daß Chamberlain und sein Unteroffizier Kitchener das Prinzip christlicher Humanität für die Dauer des Burenkrieges außer Geltung zu setzen versuchen, sind Ausnahmen von der Regel, vielleicht aber auch die ersten Anzeichen, daß der weltgeschichtliche Marsch dieser beiden führenden Kulturvölker an einem Wendepunkte angelangt ist. Bei uns dagegen kann man von einem allgemeinen öffentlichen Urtheil über den Werth des Christenthums für unser Volk nicht sprechen. Es herrscht die größte Unklarheit, theils in Folge des Gegensatzes zwischen evangelisch und römisch, theils in Folge unrichtiger Bewerthung und Verwerthung der naturwissenschaftlichen Bildung, theils in Folge der durch diese beiden Umstände hervorgerufenen Ultraliberalität und erkünstelten religiösen Gleichgiltigkeit der im evangelischen Deutschland tonangebenden Presse. Die Antisemiten sagen, es seien die Juden gewesen, die durch ihre Zeitungen das Volk zu religiöser Indolenz erzogen hätten, und sie mögen zum Theil Recht haben; aber ebenso gut kann man sagen, daß der Deutsche nicht verpflichtet war, sich die verwaschenen religiösen Begriffe des modernen Judenthums aufnöthigen zu lassen.

Wie dem aber sei: das deutsche Volk als solches hat zum Christenthum hinsichtlich seiner Bedeutung für den Fortschritt der Gesammtheit noch keine feste Stellung eingenommen, und noch werden Jahrhunderte ins Land gehen, bis der Bergmannssohn aus Eisleben dem ganzen deutschen Volke als Verkörperung deutschen Wesens, deutscher Sinnesart und deutscher Kraft erscheint.

Aus dieser Unklarheit resultirt im letzten Grunde auch die unklare Stellung der öffentlichen Meinung zur Mission, und alle Faktoren, die uns den Werth des Christenthums und der Reformation verdunkelten, verhüllen in verstärktem Maße die evangelische Mission unserer Tage, so daß die große Oeffentlichkeit von diesem glänzenden Zeugniß deutscher Thatkraft und deutschen Idealismus keine Vorstellung hat. So weit geht die Unsicherheit der öffentlichen Meinung in diesen Dingen, daß, wenn von irgend einer Seite Stimmen laut werden, die die Mission nicht lieben, die große Menge bereit ist, sich ihnen anzuschließen, ohne die altera pars anzuhören und ohne den Gegenstand zu prüfen, eine Prüfung, zu der der deutsche Zeitungsleser bei dem Mangel an Material augenblicklich auch gar nicht in der Lage wäre. Der junge Hamburger, der vor einigen Jahren in der Beschreibung seiner Weltreise über die Mission mit derselben Sachkenntniß aburtheilte, die ein Hirtenknabe aus der Lüneburger Haide bei einer Kritik der Wupperthaler Schwebebahn entfalten würde, ist nur ein Typus für Viele. Es gilt in gewissen Kreisen geradezu als ein Zeichen von Bildung, den Werth der Mission mit der Miene des Weltmannes lächelnd anzuzweifeln.

Das hat auf der anderen Seite, bei den Freunden der Mission, natürlich Anstoß erregt. Uebelstände im System der evangelischen deutschen Missionen oder unhaltbare Mißbräuche in ihrer Praxis werden nicht namhaft gemacht, ihre im Verhältniß zu den geringen Mitteln*) geradezu staunenswerthen kulturellen Leistungen werden ignorirt: wo steckt der Grund dieser unfreundlichen Kritik? Welches ist das treibende Motiv ihrer Wortführer? Und warum finden diese so willig Gehör? So fragen die für die Mission interessirten Kreise und halten auch schon die Antwort bereit. Branntweinhandel in Afrika und Spiritusbrennerei daheim, Tropenmoral der Kolonialbeamten und Handelsangestellten, Unwissenheit in Missionssachen und Feindschaft der noch immer unter jüdischem Einfluß stehenden liberalen Tagespresse. Das sind nach der Meinung der Missionsfreunde die Hauptursachen der Abneigung gegen die Mission. Sie treten mit dieser ihrer Meinung wenig an die Oeffentlichkeit, und die Leiter der Missionsbewegung verschmähen es in der Regel, die Schreier unter den Gegnern

*) Die 23 deutschen Missionsgesellschaften hatten im Jahre 1899 eine Gesammtausgabe von 5½ Millionen Mark, wovon 880 Missionare, 4300 eingeborene Gehilfen, 551 Hauptstationen und über 1800 Schulen mit rund 90 000 Schülern unterhalten wurden!



der Mission ans Licht zu ziehen und an den Pranger zu stellen, wie sie es manchmal verdient hätten. Aber eine tiefe Verstimmung gegen Welthandel und Kolonialpolitik bleibt zurück in den Kreisen, denen die Ausbreitung des Christenthums eine Herzenssache ist. Und diese Kreise umfassen Millionen loyaler Deutscher, die dem Zeitungsphilister in der politischen Kannegießerei zwar nicht gewachsen sind, in dem Interesse für Geographie und Völkerkunde jedoch gleichkommen, während sie ihn an Idealismus und Opferwilligkeit durchschnittlich übertreffen.

So ist unser Volk auf dem besten Wege, sich in zwei Strömungen zu spalten, die, anstatt friedlich, wenn auch schiedlich, neben einander herzugehen und mit doppelt imponirender Wucht in derselben Richtung zu wirken, vielmehr auseinanderlaufen und sich gegenseitig die Sympathien ihrer Gefolgschaft vorenthalten. Hier der Freund der Kolonien: er mißt den Werth der Mission nach dem Grade des temporären unmittelbaren Nutzens, den sie dem Handel, der Landwirthschaft, der Verwaltung der Kolonialgebiete, den Schachzügen der jeweiligen Kolonial- und Weltpolitik, der Vorwärtsbewegung des deutschen Einflusses auf dem Erdballe einträgt, vergißt aber, daß die erste Rücksicht der Mission gar keine andere sein kann als die auf die zielbewußte, untadelige Ausbreitung des Christenthums. Und dort der Missionsfreund: er schätzt ebenso leicht den Werth der kolonialen Sache nach dem Maße der Förderung, die das Christenthum durch sie erfährt; und indem er übersieht, daß die Kolonialpolitik zunächst um ihrer selbst und um der Erhaltung und Stärkung der deutschen Macht willen da ist, daß christianisirende wie christenthumfeindliche Wirkungen der Kolonialpolitik ihr nicht wesentlich, sondern nur ihre Begleiterscheinungen sind: so schüttet er das Kind mit dem Bade aus und denkt: weil es unter den Kolonialfreunden Missionsgegner giebt, weil es Branntweinhandel und Unsittlichkeit in den Kolonien giebt, deshalb sei die ganze Kolonialpolitik vom Uebel, und Deutschland sollte die Hände davon lassen.

So wenden sie einander den Rücken, als ob ihre Ziele diametral entgegengesetzt lägen. Und doch liegen sie in derselben Richtung, denn ein Ziel ist beiden gemeinsam: deutsche Kultur zu verbreiten. Hier erheben sie beide Einspruch: der Kolonialfreund sagt: es ist gar nicht unser Ziel, deutsche Kultur zu verbreiten; wir wollen vielmehr Geschäfte machen. Und der Missionsfreund sagt: wir wollen nicht deutsche Kultur, sondern das Evangelium predigen. Zugegeben! Aber wer sind denn die Missionare, die da hinausziehen und auf die Heiden einwirken? Es sind deutsche Männer, und was sie den Heiden mitteilen, ist deutsches Leben. Dieses Leben ist zwar vom christlichen Geiste befruchtet und zur höchsten Entfaltung gebracht, aber immerhin ist es deutsches Leben, es die harmonische Verbindung deutschen Blutes mit dem Geiste Christi, jene Verbindung, die seit Luther immer mehr die Signatur des deutschen Volkes wird. Die tragen sie hinaus und prägen sie den Völkern auf, und neue

Harmonien sind die Folge. Und der Kaufmann, der Kolonist? wollen sie wirklich nur verdienen und nichts als verdienen? haben sie auf ihrem Arbeitsfelde keine idealen Interessen? Warum werfen sie sich denn mit solchem Eifer auf die deutschen Kolonien? Nur deshalb, weil sie dort die besten Geschäfte zu machen glauben? Nein! Weil die Kolonien ihnen lieb sind und immer lieber werden, ihnen trotz aller Enttäuschungen und Sorgen — ja, wegen dieser Sorgen — ans Herz wachsen als Objekte ihrer Einwirkung, weil sie den Kolonien bewußt und unbewußt das Gepräge ihrer Persönlichkeit, ihres Hauses, ihrer Heimath, ihres deutschen Vaterlandes aufdrücken; weil sie fühlen, daß hinter ihnen das deutsche Volk steht und ihrem Beginnen mit Interesse und Wohlgefallen zuschaut, sie unwillkürlich als Träger deutscher Art, als Herolde deutscher Kultur, als Verbreiter deutschen Lebens betrachtet. Es ist unmöglich, daß der Deutsche in den Kolonien sich diesem Gefühle entziehen könnte; und wäre er nicht, was das Volk von ihm denkt, er würde es unter den suggestiven Blicken derer, die mit ihm gleichen Blutes sind!

Es liegt uns sehr fern, Dinge mit einander vermengen zu wollen, die nicht vermengt werden dürfen. Bei einem solchen Versuche muß jedes einen Theil seiner Eigenart darangeben, und vielleicht gerade denjenigen Theil, der seine Kraft ausmacht. Nichts wäre verkehrter, als Mission und Kolonialpolitik vermengen, indem man die eine zu Vorspanndiensten für die andere erniedrigt. So wird englischen Missionaren — in den meisten Fällen mit Unrecht — nachgesagt, daß sie sich zu politischen Emissären hergeben, und umgekehrt findet die Befürwortung der deutschen Chinapolitik durch das Zentrum ihre Erklärung in dem Streben dieser Partei nach Ausbreitung der römischen Kirche; hier bewilligt man Kriegsschiffe, damit die patres landen können, im ersten Falle wird gepredigt, um derweilen unvermerkt den Union Jack aufzuhissen. Ein solches Verfahren kann den beiden Bestrebungen nur zum Schaden gereichen, wenn es auf den ersten Blick auch Erfolg zu versprechen scheint. Unaufrichtigkeit taugt niemals, am wenigsten, wenn es sich um so große Dinge handelt; sie erschüttert die feste Position und raubt denen, die für diese Dinge streiten, die Unbefangenheit und den Idealismus. Beide aber, die Mission wie unsere Kolonial- und Weltpolitik, können des Idealismus nicht entrathen, sie bleiben auf die Dauer angewiesen auf die Mitwirkung einer aufrichtig überzeugten, zielbewußten Gefolgschaft. Unsere protestantischen Missionsleitungen wissen das und haben sich bisher gehütet, mit Hilfe der Kanonen Entschädigungssummen einzutreiben; möge auch unsere Politik nicht das Kreuz vorschützen, wo der Reichsadler verpflichtet ist, seine Sache allein auszufechten, um so weniger als die Rothhüte in Rom unseren Reichsadler noch immer nicht anerkannt haben und auch niemals anerkennen werden.

Also keine Vermengung! Möge jede von Beiden ihr eigenes Werk treiben, aber möge auch eine der andern Werk achten und nicht, wie es

leider bei einem großen Theile ihrer Gefolgschaften geschieht, mit Neid oder Mißtrauen ansehen! Möge man endlich die Behauptung fallen lassen, daß zwischen Mission und deutscher Kolonialpolitik ein unüberbrückbarer Gegensatz bestehe! Denn diese Behauptung ist durch nichts erwiesen, kann bei dem kurzen Bestehen deutscher Kolonialpolitik gar nicht erwiesen sein, während die Geschichte der britischen Weltmacht das gerade Gegentheil beweist. Es wäre doch schlimm, wenn deutsche Männer, die auf die nichtdeutsche Welt mit deutscher Kraft und Redlichkeit einzuwirken entschlossen sind, nicht im Stande wären, unter einander einen modus vivendi zu finden. Welch ein ungleich stärkerer Rückhalt und Nachdruck würde durch eine solche Verständigung sowohl der Mission als auch der kolonialen Sache verliehen, welche Freiheit der Bewegung würde das jeder von Beiden verschaffen! Muß denn die Hydra deutscher Uneinigkeit, die in der Heimath mit Mühe niedergehalten wird, nun im Auslande auftauchen, um der Welt zu zeigen, daß wir noch immer dieselben geblieben sind, daß wir noch immer nicht von den Engländern gelernt haben — was diesen seit Jahrhunderten im Blute liegt —, heimathliche Arbeit zu achten, welcher Art sie immer sei? Was kann dabei Gutes herauskommen, wenn die thörichte Entgleisung jenes Deutschen in China (daß die Kaufleute sich beinahe freuten, wenn sie von der Ermordung eines Missionars hörten) durch die Zeitungen kolportirt wird? Hat man denn gar kein Gefühl für die Erbärmlichkeit solcher Gesinnung? Ohne Zweifel ist jene rohe Behauptung unwahr und fällt in ihrer ganzen Schwere auf ihren Urheber zurück; sonst wären die deutschen Kaufleute in China nicht werth des jüngsten Matrosen vom „Iltis“!

Aber fort mit diesen Gespenstern! Wir lassen uns die Freude am Weltfluge des deutschen Aars nicht verderben, wir haben vielmehr die Zuversicht, daß die Deutschen, die in fernem Lande als Kaufleute oder Pflanzer, als Soldaten oder Beamte, als Forscher oder als Prediger des Evangeliums wirken, sich je länger je mehr in ihre Rolle als Pioniere deutscher Kultur hineinleben und auch in der Heimath immer mehr als solche angesehen werden. Nun aber bildete die deutsche Kultur während 1000 Jahre das beste Stück der europäischen Zivilisation; sollte sie nicht auch für die Zukunft der spiritus rector der Weltzivilisation werden können?

Wir hoffen das und halten es auch für wahrscheinlich, falls man alle echten Kulturfaktoren sich frei entfalten und voll auswirken läßt. Da aber unter den Kulturfaktoren die Predigt von der Liebe in der vordersten Reihe steht, so ist eine gründliche Würdigung der deutschen Missionsarbeit durchaus erforderlich. Eine so allgemeine und doch so unmotivirte Verurtheilung der deutschen protestantischen Mission, wie wir sie im vorigen Jahre erlebt haben, würde das immer noch schwache Gesammtbewußtsein des deutschen Volkes aufs Schwerste erschüttern.

Hechthausen a. d. Oste. Hermann v. Staden.

Die Theaterzensur.

Die Beziehungen der Zensurbehörde zum Theater, die im letzten Jahre bekanntlich nicht durchweg freundschaftlicher Natur gewesen sind, haben im Reichstage zu einem Antrage der Freisinnigen Volkspartei geführt, der, in der Form von Zusatzbestimmungen zur Reichsgewerbeordnung, die völlige Beseitigung jeder Zensur bezweckt. Nicht nur die sogenannten „ernsten" Theater, sondern auch die Variétés und Singspielhallen sollen künftig der Beschränkung durch den Zensor nicht mehr unterworfen sein. Diese auf die Variétés bezügliche Forderung sei an dieser Stelle von vornherein zurückgewiesen. Die Vorträge der Variété-Humoristen dienen keineswegs irgendwelchen künstlerischen Zwecken. Es handelt sich da nur um ein Geschäft, um eine Art, Geld zu verdienen, wobei kein irgendwie beschaffenes ideales Interesse gefördert, wohl aber des öfteren — fast regelmäßig sogar — verletzt wird. Es ist unglaublich, was hier an Geschmacklosigkeiten geboten und, leider auch, mit Dank angenommen wird. Ein Beispiel genüge! Was soll man zu dieser „poetischen Offenbarung" einer deutschen Humoristenseele sagen:

Ich habe zu Hause 'ne reizende Frau,
Ich hab' auch 'nen Freund, von dem weiß ich genau,
Er schneid't ihr die Cour, sobald ich nicht dabei,
Den werd' ich verklag'n wegen „Courpfuscherei"!

Ob die Polizei diesen Vers als „unsittlich" wirklich verbieten mußte, ist zum Mindesten fraglich. Aber eine niederträchtige Versündigung gegen den guten Geschmack ist solcher „Humor" ganz zweifellos. Und nun erwäge man, daß diese Poesie in unserem vornehmsten Variété, im Wintergarten, geboten wird von einem Vortragenden, der nach der Behauptung des Abgeordneten Müller-Meiningen „einer der bedeutendsten und beliebtesten Humoristen Deutschlands" ist.

Anders liegt, wie auch der Abgeordnete Bassermann erklärt hat, der Fall in der ernsten dramatischen Kunst. Doch auch hier ist es angebracht, sich nicht gleich von vornherein aufs hohe Pferd zu setzen. Wir wollen in einem politischen Artikel und an dieser Stelle die Dinge doch ganz nüchtern und rein sachlich, losgelöst von jedem Parteistandpunkte, betrachten, in jeder Beziehung sine ira et studio. Unsere Theater sind kapitalistische Institute und bestehen nur solange, als sie die nöthigen Dividenden abwerfen. Diese Nothwendigkeit ist naturgemäß auch auf die künstlerische Haltung von großem Einfluß, wie sich in bestimmten Fällen leicht nachweisen ließe. Man kann ein Theater sehr idealistisch mit Lessings „Nathan" eröffnen, um dann doch die weitere künstlerische Bahn sehr mammonistisch sich von dem Kassenerfolg des „Fall Clemenceau" weisen zu lassen. Aber auch unseren Bühnenschriftstellern ist es in der Mehrzahl — das sei offen und rücksichtslos ausgesprochen — nicht um die Vertiefung und Läuterung der Volksseele zu thun, sondern um die Füllung ihres Beutels. In der Literatur giebt es

nur zwei Wege zum Wohlstand: Als Romanschriftsteller für Familienblätter kann man recht wohlhabend, als erfolgreicher Bühnenschriftsteller sehr schnell reich werden. Man empfinde diesen Mammonismus nun nicht etwa im Interesse unseres Theaterpublikums als ein großes Unglück. Es giebt auch in der Welt der Bretter eine gewisse „prästabilirte Harmonie“, und die fügt es, daß das Publikum, zumal das Premièrenpublikum, garnicht in erster Linie um seiner Seele willen ins Theater geht, sondern um überaus kostbare Toiletten zur Schau zu stellen. Das Theater ist heutzutage viel weniger ein geweihter Kunsttempel, am allerwenigsten aber eine „moralische Anstalt“ im Schillerschen Sinne, sondern am ehesten und meisten ein Jahrmarkt der Eitelkeit. Ich darf ganz sicher sein, in dieser Werthschätzung des Theaterpublikums bei keiner Seite auf Widerspruch zu stoßen, und ich habe es wohl gar nicht einmal nöthig, mich noch auf den freisinnigen Abgeordneten Träger zu berufen, der meines Wissens berufsmäßig als Kritiker den meisten Premièren beiwohnt und in seiner Reichstagsrede vom Mittwoch dem 20. d. M. mit großer Unbefangenheit erklärte, das Publikum ginge nach Schluß des Stückes ruhig in die Garderobe, nähme seine Mäntel und begebe sich nach Hause. Er glaube nicht, daß auch nur einer in der darauffolgenden Nacht sich schlaflos im Bette wälze und über das Gesehene und Gehörte noch einmal nachdenke. Mir persönlich übrigens fällt es fast schwer, diesem Urtheile vollkommen beizustimmen und ich möchte diese Beistimmung auch nur ungern bei unseren ernst strebenden Dichtern voraussetzen. Indeß beuge ich mich der Autorität des in diesen Dingen doch gewiß erfahrenen Dichters, Kritikers, Abgeordneten und Justizraths Träger.

Nach alledem wäre vielleicht die ganze Zensurfrage des Lärms und der Erregung nicht werth, wenn nicht leider auch ganz ernst zu nehmende, tief greifende Werke reinster Kunst von der Zensur betroffen worden wären. Das gilt zunächst von Tolstoi's „Macht der Finsterniß“, die jetzt in Berlin allerdings freigegeben, in Leipzig aber noch immer — wenn ich recht unterrichtet bin — verboten ist. Und es gilt auch vom zweiten Theil des Björnsonschen Dramas „Ueber unsere Kraft“, dessen Genehmigung in Berlin sehr lange auf sich hat warten und anderwärts sich überhaupt noch nicht hat erzielen lassen. Aus früheren Jahren sind dann besonders noch die Verbote der Sudermannschen Dramen „Sodoms Ende“ und „Johannes“ und der Hauptmann'schen „Weber“ zu nennen. Solche Verbote bedeuten allerdings einen Eingriff in die Dichter- und Volksseele und erfordern ernsteste Betrachtung. Doch muß ich hier zur Kennzeichnung unserer publizistischen Verhältnisse noch eine kleine Abschweifung machen. Bekanntlich haben, von ganz wenigen Ausnahmen wie „Tägliche Rundschau“ und „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ abgesehen, nur links stehende Berliner Zeitungen literarische und theatralische Interessen. Als nun Tolstoi's geniale „Macht der Finsterniß“ verboten wurde, begnügte man

sich in diesen Zeitungen mit kurzen Notizen. Als aber den geringwerthigen Produkten der Herren Engel und Jaffé, dem „Ausflug ins Sittliche" und dem „Außenseiter" durch den Zensor der Weg zu den Tantièmen versperrt wurde, gab es Artikel auf Artikel. Ja, der „Ausflug ins Sittliche" hatte sogar — wenn ich mich recht entsinne — Leitartikel im Gefolge. Die persönliche und freundschaftliche Beziehung giebt hier eben an Stelle des objektiven Kunstinteresses den Ausschlag. Und dazu kommt noch der politische Standpunkt. Tolstoi's frommes Drama zeigt mit voller Absicht — das ist sein eigentlicher Zweck — wie die göttliche Kraft im Schwächsten mächtig ist und ihn schließlich über alle Macht der Finsterniß zu Riesengröße sich erheben läßt. Das ist natürlich kein Stoff zum Leitartikel für ein freisinniges Blatt. Aber wenn in jenen anderen Produkten gegen die „Junker" losgezogen wird — das ist natürlich wahre, dem Ewigen zugewandte Kunst, und der Widerspruch des Zensors bedeutet Verletzung des Allerheiligsten in freisinniger Mannesbrust. Noch schwerere Vorwürfe aber sind nach der anderen, der konservativen Seite zu richten. Die „Kreuz-Zeitung" verzichtet überhaupt darauf, die Entwicklung der modernen Kunst und damit zugleich die Entwicklung der modernen Seele zu verfolgen, zu ihrem eigenen Schaden. Thäte sie es, so müßte sie entdecken: die modernste Kunst aller in Betracht kommenden europäischen Länder legt einmüthig Zeugniß ab von dem Bankerott des schrankenlosen Individualismus, und mehr und mehr macht sich aus den Niederungen des Allzuirdischen heraus der Drang zu einem Höheren, Reineren, Unbekannteren, zu einem Göttlichen und Ewigen geltend. Das beweisen Maupassant und Ibsen und Hauptmann in gleicher Weise. Man analysire doch einmal den Seelenzustand Maupassant's, oder man lese den Schluß von Michael Kramer, und man prüfe die Grundstimmung der Ibsen'schen Dramen. Natürlich ist eine Dichtung mit hingebender Seele aus ihrer Gesammtstimmung heraus zu begreifen und nicht wie ein Erzeugniß der theologischen Traktat-Literatur aufzunehmen. Es genügt auch vom Standpunkte konservativer Interessen und christlich-konservativer Weltanschauung nicht, mit irgend einer althergebrachten, vertrockneten, dürren Formel die ganze moderne Richtung abzuthun; darauf vielmehr kommt es an, diese Richtung in ihren Grundbedingungen zu verstehen und sich irgendwie dienstbar zu machen. Für das Kunstverständniß der konservativen Presse sei ein den letzten Tagen entnommenes Beispiel angeführt. „Der Reichsbote" schreibt: „Wie nöthig die Theaterzensur ist, beweist der Abdruck eines Gedichtes in der Beilage des „Berl. Tagebl.", welches eine französische Tingeltangelsängerin jetzt hier im Metropol-Theater vorträgt, ein angeblich normännisches Volkslied — „der Tod des Ehemanns" — das so cynisch gemein ist, daß man kaum begreift, wie ein Weib das gemeine Zeug singen und wie eine Zuhörerschaft es anhören kann!" Nun — ich kenne dieses „angeblich normännische Volkslied" auch und habe

auch zu dieser dem „Reichsboten“ so unbegreiflichen Zuhörerschaft der Yvette Guilbert gehört. Das Gedicht ist mit seinen sieben Strophen zum Abdruck an dieser Stelle zu lang. In Wahrheit ist dieses aus der Volksseele geborene kleine große Kunstwerk aus einer tief ernsten, grauenvoll tragischen Grundstimmung heraus entstanden, als der schrille Verzweiflungsschrei eines sein Leben lang aufs Aeußerste gemißhandelten und geknechteten Weibes. Ich ersuche den „Reichsboten“, mir in seinen Spalten die ausführliche Begründung meines Urtheils zu gestatten, und gebe ihm von vornherein die Versicherung, daß dabei — wie überhaupt durch dieses Lied — die christliche Weltanschauung nicht im Mindesten zu kurz zu kommen braucht.

Die Verhandlungen im Reichstag selber drehten sich mindestens zur Hälfte um die Kompetenzfrage. Der Herr Minister des Innern verneint sie, erscheint in Folge dessen nicht im Reichstag und legt seinen Standpunkt im preußischen Abgeordnetenhause dar. Auf seinem Standpunkte stehen auch die Konservativen und die Mitglieder des Zentrums. Die andere Seite — von Bassermann bis Stadthagen — bejaht die Kompetenz des Reichstags. Ohne zu dieser juristischen Frage ein doch nur ganz unmaßgebliches Urtheil abgeben zu wollen, darf doch wohl dies behauptet werden: es bestände sehr wohl die Möglichkeit, die Frage der Theaterzensur im Reichstag zu behandeln, wenn der Wille dazu da wäre. Für die rechte und mittlere Seite des Hauses ist die Verschanzung hinter die Inkompetenz in Wahrheit ein bloß taktisches Mittel. Das wissen die Betheiligten, die in anderen Fällen — z. B. beim Toleranzantrag des Zentrums — die Kompetenzlinie durchaus nicht immer so scharf gezogen haben, natürlich ganz genau.

Was nun neben der formalen Art der Behandlung die materielle betrifft, so möchte ich an eine Bemerkung des Abgeordneten Träger anknüpfen. Er äußerte, die Polizei in der Kunst, das sei wie die Kuh im Porzellangeschäft. Es muß aber ganz offen ausgesprochen werden: wenn der Reichstag in die Gefilde der Kunst geräth, ist das auch — gar nicht viel anders. Es giebt — nach diesen Debatten zu schließen — keinen Mann im Reichstage, der wirklich eine zureichende, sachverständige Kenntniß vom Wesen der Kunst und besonders der modernen Kunst hätte. Der Abgeordnete Müller-Meiningen bewies durch eine große Zahl von Einzelfällen die Verfehlungen der Zensur und machte durch die Fülle seines Materials und die natürliche temperamentvolle Beredtsamkeit des Volksversammlungsredners offenbar bedeutenden Eindruck auf das Hohe Haus. Was der Herr Abgeordnete aber so im Allgemeinen und im Vorübergehen über die moderne Kunst bemerkte, kann auf den sachverständigen Beurtheiler außerhalb des Hauses doch nur sehr merkwürdig wirken. Da heißt es z. B.: „Ja, meine Herren, die Moderne schildert die Menschen so, wie sie sind, sie bricht mit jener Art von Kunst, die nur Durchschnittsmenschen, nur Durchschnittsanschauungen, nur Durchschnittshandlungen auf

die Bühne bringt.“ Beim besten Willen zum Verständniß — dunkel bleibt der Rede Sinn, und auch die darauf folgenden Sätze bringen keine Aufklärung. Der Abgeordnete Bassermann ist ein in jeder Beziehung aufgeklärter, fein gebildeter und vor Allem auch bildungsbeflissener, objektiver Herr. Sein Verhalten in der Zensurdebatte zeigte deutlich sein Bemühen, der nationalliberalen Partei den Ruhm zu wahren, die Partei — nicht nur des Besitzes — sondern auch der Bildung zu sein. Man sieht den Abgeordneten Bassermann auch öfter im Theater bei der Aufführung moderner Stücke und man merkte seinen Ausführungen sehr wohl an, daß er aus eigener Anschauung sprach. Und doch steht auch dieser Abgeordnete bis jetzt dem innersten Wesen der Kunst noch etwas fern und tritt auch an die Kunstwerke gar zu sehr als Sozialpolitiker heran. So bezeichnete er denn Dichtungen Tolstoi's, Björnson's und Hauptmann's als „ausgezeichnete Werke, die zum Nachdenken anregen, Spiegelbilder bestehender Zustände, die den Zuschauer darauf hinweisen, wie Noth es thut, gerade im sozialen Leben fortzuschreiten, wie jeder Einzelne doch berufen sein soll, mit Hand anzulegen — also Stücke, die tief sittlich wirken und in keiner Weise der Beanstandung durch die Zensur unterliegen sollten.“ Dagegen ist nun doch zu bemerken, daß die Wirkung des echten Kunstwerkes über zeitgemäße Anregungen durchaus hinausgeht. Das Wesen des Tragischen — darin sind alle Philosophen und sonstigen Kenner einig — weist über das nur Menschliche und Natürliche hinaus zu einem Ueberirdischen und Ewigen. Jedes echte und große Kunstwerk weckt in unsrer Seele eine gewisse Ewigkeitsstimmung. Die Aufgabe des Künstlers ist nicht, irgendwelche zeitgemäßen Anregungen in sozialer oder politischer oder moralischer Beziehung zu geben, sondern das Zeitgemäße, Vorübergehende, Vereinzelte und Verworrene aus den Erscheinungen und Stimmungen seiner Epoche mit einer von einem Ewigen erfüllten Seele aufzufangen und darzustellen. Die bekannte Redensart: „den Tag mit dem Lichte der Ewigkeit beleuchten“, ist trivial geworden, aber bezeichnet schließlich doch die Aufgabe jeder „modernen Kunst“. Jedes Kunstschaffen und jedes Kunstgenießen hat einen bestimmten seelischen Zustand, eine gewisse Disposition der Seele zur Voraussetzung. Das Kunstproblem ist psychologischer und philosophischer Natur. Dafür haben die Juristen in den Parlamenten und die Vertreter der Zensurbehörde kein zureichendes Empfinden bewiesen. Der freikonservative Abgeordnete Stockmann, der Sprecher der rechten Seite des Hohen Hauses, hat erklärt: „Die wahre Kunst hat mit dem Gemeinen garnichts zu schaffen, die wahre Kunst kann von derartigen Bestimmungen (der Zensur) überhaupt nicht getroffen werden“. Auch diese Kunstansicht ist völlig verfehlt. Es dokumentirt sich hier ein hohler, schattenhafter Idealismus, der aber „Idealismus“ nur im Sinne einer höheren Töchterschule ist. Die Kunstansichten auf der Linken und Rechten des Reichstags stehen sich im Grunde so gegenüber: dort ist man geneigt, für die „moderne“ Kunst einzutreten,

und versteht darunter eine Darstellung aktueller, zeitgemäßer Stoffe und Ereignisse; hier hat man den Blick dem „Ewigen" zugewandt und versteht wohl überhaupt nichts Deutliches darunter. Dort hat man eine zu materialistische und naturalistische Kunstauffassung, hier eine schein-idealistische. Worauf es ankommt, ist: beides zu verbinden, Naturalismus und Idealismus, Tag und Ewigkeit. Wenn vielleicht auch die linken und rechten Parteien sich nicht von der Nothwendigkeit solcher Verbindung werden überzeugen lassen, so doch vielleicht die Regierung. Die hat doch schließlich die Aufgabe und ist gewöhnt daran, für die beiden auseinander strebenden Seiten die mittlere Komponente zu finden. Also könnte sie sich wohl auch auf dem Gebiet der Kunst dazu verstehen und sich zunächst einmal ganz prinzipiell der modernen realistischen Kunst als einer gegebenen und nothwendigen Thatsache freundlich und mit erheblich weniger Mißtrauen gegenüberstellen. Die Meinung des Abg. Stockmann, der auch der Herr Minister des Innern zuzuneigen scheint, daß nämlich die hohe und reine Kunst mit dem „Gemeinen" nichts zu schaffen habe, ist grundfalsch. Das Gemeinste des Gemeinen, Blutschande und Muttermord, sind Gegenstände der klassischen griechischen Tragödien. Nur wenige Verbrechen giebt es, die bei Shakespeare nicht vorkommen. Und Wallenstein wälzt in seiner Seele den Plan zum Hoch- und Landesverrath, doch wohl in den Augen eines preußischen Ministers oder preußischen Konsistorialpräsidenten ein Gipfel des Gemeinen. Ueber die Stellung des Gemeinen bezw. Unsittlichen im Drama hat sich Hebbel mit großer Kürze und doch vollkommenster Deutlichkeit ausgesprochen: „Unstreitig findet sich in meiner „Julia" viel Unvernünftiges und Unsittliches. Ich behaupte aber, daß gar kein Drama denkbar ist, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre. Ganz natürlich, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenschaft und mit ihr die Einseitigkeit oder mit ihr die Maßlosigkeit. Vernunft und Sittlichkeit können nur in der Totalität zum Ausdruck kommen und sind das Resultat der Korrektur, die den handelnden Charakteren durch die Verkettung ihrer Schicksale zu Theil wird. Genau besehen, nimmt der Dichter die unvernünftigen und unsittlichen Elemente aus der Welt und löst sie seinerseits in Vernunft und Sittlichkeit auf, indem er Ursache und Wirkung enger zusammenrückt, als es in der Wirklichkeit zu geschehen pflegt. Man soll daher nie fragen, von welchem Punkt er ausgeht, sondern stets, bei welchem Punkt er anlangt . . ." (Ges. W. II, 204). Hätte das doch der Zensor gegenüber der „Macht der Finsterniß" gewußt und beherzigt! Aber auch die anderen Werke unserer besten modernen Dramatiker sind durchaus, auf ihr Endresultat hin angesehen, sittlichen Charakters und zielen, wenn auch unbewußt, auf die Erhaltung der Gesellschaft. — Ich nenne die dem Stoffe nach krassesten: „Sodoms Ende", „Heimath", „Friedensfest", „Einsame Menschen", „Weber", auch „Meister Oelze" von Schlaf, vielleicht das extremste Werk des Naturalismus — und ich mache mich anheischig, den sittlichen Gehalt dieser

Werke auch — wohlgemerkt — vom **konservativen** Standpunkte aus zu begründen, ausgehend von der Voraussetzung, daß der Staat mehr als das Individuum bedeutet und jeder einseitige Individualismus als „unsittlich“ zu verwerfen ist.

Es ist nöthig gewesen, diese paar allgemeinen und natürlich noch unzulänglichen, durchaus nicht erschöpfenden Bemerkungen über das Wesen der Kunst und im Besonderen der modernen Kunst hier zu machen, um wenigstens die Richtung anzudeuten, in der die parlamentarischen Debatten sich auch hätten bewegen müssen. Eine Anzahl komischer Zensurstreiche vortragen, wirkt wohl im Augenblick und ärgert die Gegner tüchtig; es erweist auch die falsche Handhabung der Zensur. Aber im Grunde ist der Streitfall doch von einschneidenderer Bedeutung. „Die ganze Richtung paßt uns nicht“ — dieses bekannte Wort des früheren Berliner Polizeipräsidenten ist von freisinniger Seite wiederholt angewandt worden. Aber über dieses Diktum als über eine Ungeheuerlichkeit in höhnendes Gelächter ausbrechen, beweist garnichts, wenn man nicht im Stande ist, die moderne Richtung in ihren sittlichen Grundlagen und in ihrem Gesa[illegible]twesen darzulegen und zu rechtfertigen. In Wahrheit haben die Herren [illegible]ks wie die Herren rechts nur instinktiven Neigungen und Abneigung[illegible]berflächlichen Ausdruck gegeben und über Dinge geredet, die sie garnicht kennen und verstehen. Und das geschieht im Reichstag des Volkes der „Dichter und Denker“.

Wie hoch man nun auch die Kunst und besonders die moderne Kunst im Prinzip bewerthen mag — jedes einzelne Bühnenwerk braucht darum noch nicht solch ein hohes Kunstwerk zu sein. Unter der Flagge der Kunst kann die Sensation und die Spekulation segeln. Und das geschieht in zahlreichen Fällen. Im Eingang dieses Artikels ist davon schon die Rede gewesen. Dieser unreinen, falschen Kunst ist im Volks- und Staatsinteresse eine Schranke zu setzen. Es ist nur die Frage, an welcher Stelle diese Schranke aufzurichten sei. Das Bühnenwerk den übrigen Preßerzeugnissen gleichsetzen, wie es sonst schon und auch jetzt im Reichstag wieder vom Abgeordneten Träger geschehen ist, heißt das Wesen des Theaters völlig verkennen. Das Buch und die Zeitung reden zu einem und noch einem und einem dritten u. s. w. Das Bühnenwerk aber redet zu einer Pluraleinheit: „Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen“, bemerkt Schiller mit Recht. Nur brauchen es nicht immer „Entzückungen“ zu sein, die die Seele verklären und erheben; es können auch Schamlosigkeiten sein, die die Nerven kitzeln und die Sinne in Brand setzen. Die Nothwendigkeit im Theater, daß hunderte gedrängt bei einander sitzende Frauen und Männer unter Umständen von der Bühne herab dieselbe Schamlosigkeit auf sich wirken lassen, sich gewissermaßen durch dieselbe Schamlosigkeit verbunden fühlen, kann und muß zur äußersten Entsittlichung und Ab-

stumpfung führen. Dem vorzubeugen, hat der Staat geradezu ein Lebensinteresse, und er hat dem Ausdruck gegeben durch die Institution der Theaterzensur. Jede andere Kunst läßt der Staat zunächst sich frei bewähren, nur die dramatische nicht. Es liegt darin in gewissem Sinne ein Kompliment für den dramatischen Dichter, dem eine tiefer greifende Wirkungsfähigkeit auf die Volksseele zugeschrieben wird, als dem Lyriker oder Maler oder sonstwem. Es ist nun aber menschlich sehr begreiflich, daß die Dramatiker in jenem Augenblick auf das Kompliment der hohen Obrigkeit zu verzichten bereit sind, indem sie mit dem Kompliment zugleich einen etwas unsanften Stoß bekommen. Und heute liegt die Sache so, daß die hervorragendsten Dramatiker und Künstler von der Nothwendigkeit überzeugt sind, die Theaterzensur völlig zu beseitigen. Diese Ueberzeugung hat in der Petition des Goethe-Bundes an den Reichstag Ausdruck und äußerst maßvolle und sachliche Begründung gefunden. Dem Vorstand bezw. Ausschuß des Goethe-Bundes gehören Männer an wie Reinhold Begas, Eberlein, der Präsident der Akademie Geheimrath Ende, Hans von Hopfen, Geheimrath v. Liszt, Exzellenz Adolf v. Menzel, Anton v. Werner, die Geheimräthe Wichert und v. Wildenbruch und andere Männer von gleichem Werth. Es wird doch kaum angehen, diesen Männern gegenüber die Behauptung aufrecht zu erhalten, sie trachteten durch die Petition, „nunmehr auch die letzten Schranken zu beseitigen", die das Volk vor einer unsittlichen Literatur bisher geschützt haben. Die Petition des Goethe-Bundes geht mit voller Absicht von nationalen Gesichtspunkten aus und hält diese durchweg fest. Sie will auch keineswegs die „letzten Schranken" beseitigt wissen, sondern nur die allzu sehr einengenden Polizeischranken durch die des Strafgesetzbuches und des richterlichen Urtheils ersetzen. Was unsere Dichter besonders kränkt, ist in diesem Satz der Petition ausgesprochen: „Die Präventivzensur versetzt den dramatischen Dichter von vornherein in die Lage eines Verdächtigen, dessen Werk erst ein polizeiliches Unbescholtenheitsattest zu erhalten hat."

Mit dem Herrn Minister des Innern stehe auch ich auf dem Standpunkte und habe ihm in diesen Jahrbüchern stets Ausdruck gegeben, daß das „Hoheitsrecht des Staates" sich auch unter allen Umständen auf die Kunst, im Besonderen auf die dramatische Kunst und die dramatischen Dichter zu erstrecken habe. Kein Staatsbürger braucht dieses ihm übergeordnete Hoheitsrecht als etwas Unwürdiges zu empfinden — im Gegentheil. Dennoch aber vermag ich mich im Prinzip mit der Petition des Goethe-Bundes einverstanden zu erklären und erkenne die Beweiskraft der dort ausgeführten Gründe an.*) Daß durch Aufhebung der Theaterzensur im Sinne jener Petition das staatliche Hoheitsrecht leidet und die öffentliche Sittlichkeit gefährdet wird, vermag ich nicht einzusehen. Fällt die

*) Ich bin in der Lage und bereit, jedem Interessenten ein Exemplar dieser Petition zuzusenden.

Zensur, so sollen nach Absicht jener Petition das Versammlungsrecht und das Strafrecht an ihre Stelle treten. Jede Theatervorstellung ist nämlich rechtlich doch auch als eine Versammlung anzusehen. Allerdings glaube ich, daß sich das Versammlungsrecht — mit etwaiger „Auflösung" der Versammlung — in der Praxis kaum wird anwenden lassen. Der überwachende Polizeibeamte kann immer nur das Einzelne ins Auge fassen; die Sittlichkeit des Dramas und sein Endzweck aber kommen nur in seiner Totalität zum Ausdruck. Im zweiten Theil von Björnson's „Ueber unsere Kraft" müßte der Beamte z. B. aller Wahrscheinlichkeit nach auflösen, sobald er die Absicht zu dem Dynamitattentat merkt. Und doch wäre diese Auflösung, in Hinsicht auf das Gesammtwerk, ganz unsinnig. Dazu kommt noch, daß das Vereinsrecht in den Einzelstaaten verschieden ist. In Sachsen z. B. kann einem Redner das Wort entzogen werden. Das ließe sich doch kaum im Theater gegenüber einem Schauspieler anwenden. Es bleibt also als einzige, aber starke und hohe Schranke das Strafrecht. Das greift allerdings erst nach geschehener That ein. Aber der Staatsanwalt im Hintergrunde dürfte genügend „schwarzer Mann" sein, um gewissenlosen Theaterspekulanten hinreichende und vorbeugende Furcht einzuflößen. Das Hoheitsrecht des Staates endlich kommt bei Anwendung des Strafrechts um so viel mehr zum Ausdruck, als ein richterliches Urtheil über einer Polizeientscheidung steht. Es wäre nur die Frage aufzuwerfen, ob die Betheiligten — die Dichter und Theaterleiter — in rein praktischer Hinsicht nicht mit einer Theaterzensur besser wegkommen, als mit dem Staatsanwalt und Strafrichter. Aber gerade diese praktische Erwägung liegt dem Idealismus unserer dramatischen Dichter fern. Man verkenne doch diesen Idealismus nicht, der auf die Pufferdienste eines fürsorglichen Zensors und Polizeipräsidenten stolz verzichtet und mit einigem Heroismus „das Recht auf Strafe" heischt.

Von diesem hohen Fichte'schen Idealismus scheinen allerdings die gesetzgebenden Faktoren im Reich und in Preußen nicht allzuviel wissen zu wollen. Anerkannt wird, auch vom Minister und von den Konservativen, die Unhaltbarkeit des jetzigen Zensurzustandes und auf allen Seiten ist man zu einer Verbesserung bereit. Da nun eine solche Verbesserung sogleich geschehen muß und die vom Goethe-Bund gestellte Forderung sofort nicht zu erreichen ist, regt sich auch in mir eine realpolitische Ader und die Neigung zur Beantwortung der Frage: wie ist dem herrschenden Uebelstande möglichst leicht und schnell abzuhelfen? Es hat sich zunächst und in der Hauptsache gezeigt, daß zur Beurtheilung eines Dramas, wie etwa Tolstoi's „Macht der Finsterniß", ein juristisch und vielleicht auch kameralistisch geschulter Zensor ganz selbstverständlich nicht ausreicht. Ein literarisch erfahrener Beirath ist erforderlich, aber nicht als Kommission, die etwa aus den Kreisen der dramatischen Dichter zu präsentiren wäre. Das wäre ganz zwecklos in mannigfacher Beziehung. Darauf kommt es vielmehr an,

eine einzige, literarisch erfahrene Persönlichkeit in Beamtenstellung zu berufen. Nur der „Beamte“ würde schließlich doch die nöthige Autorität haben; in Preußen giebt bekanntlich von jeher und noch immer ein Amt auch eine gewisse Autorität. Dieser Zensor hätte auch das Recht bezw. die Pflicht, Theatervorstellungen möglichst häufig beizuwohnen, um nämlich die Fühlung mit dem Theaterleben und die Einsicht in die Bühnenwirkung zu behalten und zu vermehren. Jedes dem Polizeipräsidium eingereichte Drama ist in einer bestimmten Frist der Theaterdirektion zurückzuliefern. Aufführungsverbote oder Beanstandungen bestimmter Stellen müssen schriftlich begründet werden. Verbote oder Beanstandungen dürfen nur stattfinden aus Gründen, die aus dem Strafgesetzbuch hergeleitet sind; „grober Unfug“ kommt für solche Gründe indeß nicht in Frage. Endlich ist zwecks einheitlicher Handhabung in Preußen und möglichst auch in Deutschland eine Zentralisirung des Zensurverfahrens nöthig, was sich, wenn nicht auf offizielle, so doch auf offiziöse Weise leicht erreichen ließe.

Einer näheren Begründung dieser Vorschläge bedarf es nicht. Wer sich mit der Materie befaßt hat, weiß, welchen handgreiflichsten Mängeln sie abhelfen sollen. Natürlich würde die Verwirklichung dieser Vorschläge noch keinen idealen Zustand schaffen. Auch der literarische Zensor könnte und würde irren, weil irren eben menschlich ist. Aber in der realistischen Politik und in der praktischen Gesetzgebung kann es schließlich garnicht die Aufgabe sein, Prinzipien und Ideale mit einem Ruck durchzusetzen, sondern mit gesundem Sinne für das Mögliche zwischen den streitenden Meinungen hindurch einen Weg zu finden, auf dem sich zunächst einmal in erträglicher Weise vorwärts kommen läßt.

Karlshorst, 21. 2. Max Lorenz.

Schwierigkeiten außen und innen.

Die deutsche Politik geht schweren Zeiten entgegen. Die Verhandlungen in China rücken kaum von der Stelle, und die Gefahr, daß die Mächte unter sich in Zwiespalt gerathen, wird immer drohender. Rußland hat sich ein ungeheures Beutestück, die ganze Mandschurei, gesichert, hält es bereits in Händen und kann jeden Augenblick in Konflikt sowohl mit Japan als mit England gerathen. Offenbar stärkt es den Chinesen den Rücken. Deutschland ist darauf angewiesen, mit England zusammen zu gehen, England aber, dessen Kräfte in Süd-Afrika gefesselt sind, kann nicht viel ausrichten. Um eine letzte Pression auszuüben, hat der Feldmarschall Waldersee eine große Expedition ins Innere angekündigt, die Ankündigung aber wieder zurückgenommen, nach der letzten Nachricht, weil die Chinesen dadurch bereits genügend eingeschüchtert worden sind und die Hinrichtung der schuldigen Großwürdenträger nicht bloß versprochen, sondern auch an Einigen ausgeführt haben. Noch ist die Nachricht aber

nicht so ganz sicher beglaubigt, und der Verdacht liegt nur zu nahe, daß umgekehrt die Expedition verschoben ist, weil die anderen Mächte gezögert oder sich geradezu geweigert haben, ihre Truppen dazu zu stellen. Selbst im englischen Parlament hat der Unterstaatssekretär eine so vorsichtige Erklärung abgegeben, daß die Chinesen sofort daraus entnehmen mußten, daß es mit der Drohung kaum Ernst werden würde. Ganz verständlich ist diese Erklärung nicht, da Niemandem mehr als den Engländern daran liegen müßte, in Ostasien bald zu einem Abschluß zu kommen. Jedenfalls muß man sie registriren als ein Zeichen der schweren Verlegenheit, in der die europäischen Mächte, die gern wieder Ruhe und Ordnung in China schaffen möchten, sich dort befinden. Wie unsere Diplomatie sich den weiteren Verlauf denkt, wissen wir nicht und wagen auch keine Vermuthung darüber aufzustellen; dazu gehört Kenntniß von Einzelheiten, die sich der Oeffentlichkeit entziehen, und die letzten Nachrichten lauten ja thatsächlich wieder günstiger. Unsere beste Hilfe, daß es nicht gar zu schlimm werden wird, liegt vielleicht in den russischen Finanzen. Das russische Budget ist ja schwer zu durchschauen, aber die Anzeichen mehren sich, daß es doch nur künstlich in den letzten Jahren ein so vortheilhaftes Aussehen gewann, und daß Herr Witte an der Last der chinesischen Wirren äußerst schwer zu tragen hat und nicht wünscht, daß das Zarenreich in weitere Verwicklungen gerathe. So kommt es denn auf Zähigkeit und Ausharren an, und weiter ist nicht viel zu sagen Nur das wollen wir noch, obgleich es eigentlich überflüssig sein sollte, ausdrücklich hinzufügen, daß die Schwierigkeit, die man rundweg zugestehen muß und darf, selbstverständlich nicht zu dem Schlusse führt, daß Deutschland sich um die chinesischen Händel überhaupt nicht kümmern und die Finger hätte davon lassen sollen. Wer ein Stillleben führt, hat keine Aufregungen und braucht keine Anstrengungen zu machen. Das ist vollkommen richtig. Aber das Deutsche Reich konnte und durfte um der Zukunft des deutschen Volkes willen nicht dauernd im Stillleben verharren. Wir wollten und mußten als Großmacht in die Weltpolitik, und die Weltpolitik bringt Mühsal, Kosten und Zeiten der Verlegenheit und der Bedrängniß. Nicht solche Augenblicke zu vermeiden und ihnen unter allen Umständen zu entgehen, ist die Kunst, sondern sie muthig und beharrlich zu bestehen und sich sowohl mit Klugheit wie mit Tapferkeit nach allen Seiten durchzukämpfen. Eine besondere Warnung darf man, da mit den grundsätzlichen Gegnern der deutschen Weltpolitik eine Verständigung von vornherein ausgeschlossen ist, dabei noch nach der anderen Seite, an die Treiber und Dränger unter ihren Anhängern richten. Wenn Deutschland heute thatsächlich in China in einiger Verlegenheit ist, so hat dazu beigetragen, daß die anderen Mächte sich zeitweilig mit starkem Mißtrauen gegen die deutschen Absichten erfüllt hatten, und dieses Mißtrauen ist nicht zum Wenigsten hervorgerufen durch das Auftreten der Alldeutschen, die laut und stürmisch die Austheilung Chinas forderten. Ist es davon nun auch schon seit längerer

Zeit still geworden, eine üble Nachwirkung ist geblieben, und daneben ist noch durch die übertriebene und unnütze Erhitzung der Gemüther in Deutschland gegen England Rußland in der Verfolgung seiner selbstsüchtigen Absichten und seiner Intriguen-Politik in China ermuthigt worden. Wer die deutsche Weltpolitik wahrhaft fördern will, sollte sich klar machen, wie ungeheuer schwierig sie gerade für Deutschland ist und wie vorsichtig man also sein muß, der Regierung statt ihr zu helfen, noch Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Man hört es heute ungern, wenn in Deutschland etwas zu Gunsten Englands gesagt wird, aber die demonstrative Hervorkehrung des Hasses gegen England aus Liebe zu den Buren fügt Deutschland thatsächlich großen Schaden zu. Man mag noch so viel berechtigten oder unberechtigten Enthusiasmus für die Buren hegen, ein deutsches Interesse, daß der Krieg sich dort noch lange hinziehe, giebt es nicht. Ganz im Gegentheil, das deutsche Interesse wäre, so wie die Dinge jetzt liegen, am besten gewahrt, wenn die Buren sich unterwürfen und nicht mehr gegen England zu Felde lägen, sondern innerhalb des englischen Reiches mit ihren Stammesgenossen im Kapland eine starke burische Partei bildeten. Was soll das Ende dieses immer fürchterlichere Formen annehmenden Krieges sein? Selbst angenommen, die Engländer entschlössen sich endlich zurückzuweichen und das Land sich selbst zu überlassen, wirthschaftlich ruinirt wie es ist, wäre dieses nicht im Stande, sich zu rekonstruiren. Man erinnere sich, daß die Buren-Republik schon einmal in eine solche wirthschaftliche Nothlage gerathen war, daß sie ohne jeden Widerstand in die Arme Englands sank, als diese sich ausbreiteten. Nur durch den Ertrag der von den Fremden betriebenen Goldminen ist der Burenstaat wieder lebensfähig geworden. Jetzt sind die Minen verlassen oder gar zerstört, ein friedliches Zusammenleben und Zusammenwirken der Buren und der Uitländer, wenn beide jetzt auf den verwüsteten Schauplatz des langen Krieges zurückkehrten und sich selbst überlassen blieben, ist gänzlich ausgeschlossen. Das deutsche Volk ist außer sich, daß Kaiser Wilhelm den Engländern soviel Zeichen der Freundschaft und Zuneigung hat angedeihen lassen, und gewiß ist es bedauerlich, daß dabei nicht die Grenzen innegehalten worden sind, bei denen das diplomatisch Nothwendige erfüllt wurde, ohne die Empfindungen des eigenen Volkes gar zu sehr zu verletzen. Aber rein politisch betrachtet wird die zukünftige Historie vielleicht einmal sagen, daß Kaiser Wilhelm dadurch den Buren geradezu einen Dienst erwiesen hat. Ich will nicht in die einzelnen Möglichkeiten eingehen, die besser nicht öffentlich besprochen werden, nur das suche man sich, ohne von Sympathien oder Antipathien des Herzen beirrt zu werden, klar vor Augen zu stellen: Deutschland hat kein Interesse daran, daß Englands Land-Streit-Kräfte fortwährend in Süd-Afrika gefesselt bleiben; die Buren gewinnen in der Fortsetzung des jetzigen Krieges wohl viel Ehre und Ruhm, aber nicht die Möglichkeit der Wiederherstellung ihres Staates;

die Buren haben noch große Aussichten auf eine nationale Zukunft, auch wenn sie Glieder des englischen Kolonialreiches werden; für Deutschland wäre die möglichst schnelle Herstellung dieses Zustandes die denkbar beste und vortheilhafteste Entwickelung.

* * *

Die öffentliche Meinung hat von den Schwierigkeiten unserer äußeren Lage kaum irgend eine Vorstellung, und wenn ihr einmal etwas davon aufdämmert, so geht es sofort in den Wogen der erregten Leidenschaft gegen die „Engländerei“ wieder unter. Ja, es kann wohl vorkommen, daß gute Patrioten in ihrem Zorn über den Schwarzen Adlerorden des Lord Roberts mit einem gewissen Ton der Schadenfreude sprechen von der Klemme, in der wir in China sitzen. Noch weniger macht sich die öffentliche Meinung Gedanken darüber, welchen Schwierigkeiten wir im Innern entgegengehen. Die Agrarier schritten daher mit dem Gefühl des Siegers aus der ganzen Linie; sie konnten ihre Forderungen so hoch spannen wie sie wollten, weder im Volke noch in der Regierung fanden sie einen ernsten Widerspruch. Plötzlich ist die Sache sehr ernst geworden. Der russische Finanzminister Witte hat eine offiziöse, ja, man kann schon beinah sagen offizielle, Kundgebung erlassen, in der mit einer ganz ungeahnten Schärfe die in Deutschland für die Erneuerung der Handelsverträge angekündigten agrarischen Forderungen zurückgewiesen werden. In Deutschland hat man gethan, als ob es nur auf uns ankäme, wie die nächsten Handelsverträge aussehen sollten. Unsere Regierung hat es natürlich längst gewußt, daß früher oder später einmal in Petersburg ein derartiges Wörtlein fallen würde, und mit garnicht ungeschickter diplomatischer Rechnung deßhalb vorläufig selber unseren Agrariern gar keine Schranken gesetzt. Hätte die Regierung von sich aus mit Warnungen angefangen, daß die Landwirthschaft ihre Forderungen nicht überspannen möchte, so wäre sie sofort in den Verdacht ungenügenden guten Willens gerathen. Jetzt steht die Sache ganz anders. Die Regierung ist gegen jeden agrarischen Argwohn gefeit und noch früh genug sieht man die Klippen, zwischen denen wir hindurch müssen. Das Programm, auf das sich bisher Rechts und Links aufs Schönste geeinigt hatte, lautete dahin, daß man auf alle Fälle Erneuerung der Handelsverträge und ebenso auf alle Fälle Erhöhung der landwirthschaftlichen Zölle haben wollte. Wie nun, wenn sich nicht Beides zugleich erreichen läßt? Die Petersburger Kundgebung ist auch im Ton von einer solchen Schroffheit, daß man zweifeln muß, ob Herr von Witte überhaupt irgend welche Erhöhung unserer Zölle zuzugestehen bereit ist, und nicht vielmehr auf der ungefähren Erneuerung der jetzigen Verträge zu bestehen gedenkt. Daß es ihm mit seinen handelspolitischen Ideen ebenso ernst ist, wie unseren Agrariern, hat er sofort gezeigt, indem er mit den Vereinigten Staaten von Amerika um einer ziemlich unbedeutenden

Sache willen den Zollkrieg eröffnet hat. Ein Zollkrieg zwischen Rußland und Deutschland wäre für Rußland höchst schädlich, da Deutschland fast der einzige Abnehmer seines Hauptausfuhrartikels, des Rogens, ist; er wäre aber auch für Deutschland höchst schädlich, dessen Industrieausfuhr nach Rußland sich seit dem Caprivischen Handelsvertrag glänzend entwickelt hat. Wer mehr leiden, wer es länger aushalten würde, ist schwer zu sagen. Der Zollkrieg wäre unter allen Umständen ein großes Unglück.

Was aber wird, wenn unsere Regierung endlich einsehen muß, daß Rußland entschlossen ist, nicht nachzugeben und darüber in Konflikt geräth mit den Agrariern, die es nimmer ertragen werden, so plötzlich aus dem Himmel all ihrer Hoffnungen gestoßen zu werden, wo sie sich schon so sicher fühlten und immer höher hinauf träumten! Deutschland hat ja keine regierungsfähige Linke! Wir haben die ganze Handelsvertragsfrage von Anfang an wesentlich unter diesem Gesichtspunkte betrachtet. Es schien uns erstaunlich genug, daß fast die gesammte deutsche Presse es als selbstverständlich annahm, daß die Russen einer namhaften Erhöhung unserer Zölle zustimmen würden. Es ist ja noch immer möglich, daß man sich endlich auf einer Mittellinie von allen Seiten einigt, aber darum nicht weniger rathsam, sich ernstlich zu überlegen, was man thun soll, wenn die Einigung nicht zu Stande kommt, und daß darauf gute Aussichten wären, kann man wahrlich nicht sagen.

24. 2. D.

Zur Schulreform.

Eben, indem ich das Heft abschließen will, bringen die Zeitungen eine Nachricht über die Schulreform, die mich mit Schrecken erfüllt. Der Herr Kultusminister soll in der Budgetkommission erklärt haben, daß wahrscheinlich für das juristische und theologische Studium die Absolvirung des klassischen Gymnasiums beibehalten werden würde. Damit wäre die ersehnte Schulrefom wieder einmal in die unabsehbare Ferne gerückt. Es könnte uns garnichts Schlimmeres geschehen, als die Zulassung der Real-Abiturienten zur medizinischen und philosophischen Fakultät und zu den anderen beiden nicht. Die „Preußischen Jahrbücher“ sind gegen den Verdacht einer Unterschätzung der klassischen Bildung geschützt, aber es ist gerade hier wiederholt und von den kompetentesten Persönlichkeiten dargelegt worden, daß die einzige Möglichkeit, die klassische Bildung für Deutschland zu retten, in der Beseitigung der unnatürlich äußeren Schutzmittel liegt, die sie umgeben. Das starre Festhalten an den äußeren Privilegien der Gymnasien ruinirt diese selbst und zerstört allmählich vollständig im Volke den Glauben an ihren Werth. Durch Nach-Examina und Ergänzungs-Lehrkurse an den Universitäten hätten die entstehenden Unebenheiten ganz gut

überwunden werden können. Der Beschluß der letzten Schul-Konferenz, die drei höheren Schularten in ihren äußeren Berechtigungen als gleichwerthig anzusehen, ist eigentlich von allen Seiten, namentlich auch von sehr vielen Vertretern der klassischen Bildung als eine Erlösung begrüßt worden — weshalb jetzt plötzlich das Zurückweichen?

24. 2. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Eckstein, Prof. Dr. K. — Der Kampf zwischen Mensch und Thier. Geb. M. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.
Ermatinger, E. — Jenseits des Tages. Gedichte. Geb. Fr. 3,20 (M. 2,80). Zürich, Schulthess & Co.
Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals. — Wien, Alfred Hölder.
Fischer, Hans. — Adalbert Falk. (87 S.) Hamm i. W., E. Griebsch.
Folkwin, Freimund. — Friedenskarte Europas. (54 S.) Zweibrücken, Fr. Lehmann.
Frommel, E., Briefe aus Amt u. Haus, 1849–1896. Herausgegeben von Amalie Frommel. (192 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Die Gesellschaft. — Halbmonatschrift. Herausgeber M. G. Conrad und L. Jacobowski. 2. November-Heft. 75 Pf. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Gothaischer Genealogischer Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch. 1901. Gotha, Justus Perthes.
Grotthuss. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. 2. Aufl. Geh. M. 4, , geb. M. 5,—. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Gruber, Herm. — Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution. Oktav. (296 S.) M. 4.—. Regensburg 1901. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena, Gustav Fischer.
v. Hartmann. — Der kgl. hannoversche General Sir Julius von Hartmann. (266 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Hartmann, M. — Der Islamische Orient. Berichte und Forschungen. Berlin, Wolf Peiser.
Huch, Rudolf. — Teufelslist. (70 S.) Berlin, Georg Heinr. Meyer.
Hültens, C. — Vom Stamm der Eichen. Klein-Oktav. (298 S.) M. 3,—. Essen, G. D. Baedeker.
Jahrbuch des Deutschen Flotten-Vereins 1901. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Jenks, J. W. — The Trust Problem. New-York, Mc Clure, Phillips & Co.
Jonas, Fritz. — 200 Jahre Preussischer Geschichte. (70 S.) Berlin, A. Hofmann & Co.
Kampffmeyer, P. — Die Baugenossenschaften im Rahmen eines nationalen Wohnungsreformplanes. M. 1. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht.
Kempel, Franz. — Die christliche und die neutrale Gewerkvereins-Bewegung. (163 S.) Mainz, Franz Kirchheim.
Koetsveld, C. E. van. — Ernste Novellen. 20 Bogen Oktav. Hochelegant geb. M. 4. Leipzig, Friedrich Jansa.
Kohl, Horst. — Register zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. (48 S.) Stuttgart, Cotta'sche Buchhdlg.
Köster, Albert. — Festrede zur 500jähr. Geburtstagsfeier Joh. Gutenbergs. Leipzig, B. G. Teubner.
Kaczynski, P. — Musiker- und Dichterbriefe. Herausgegeben von Dr. Adalbert von Hanstein. M. 4. In Geschenkband M. 5. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie".
Kruse, Joh. — Schwarzbrodesser. (120 S.) Berlin, Georg Heinr. Meyer.
Lauff, J. — Rüschhaus. Ein Nachtstück. M. 1. Köln, Albert Ahn.
Launhardt, Am sausenden Webstuhl der Zeit. Uebersicht der Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik. Geh. M. 0.90, geb. M. 1.15. Leipzig, B. G. Teubner.
Lehmann, Rudolf. — Erziehung und Erzieher. Oktav. (VIII. 344 S.) M. 7. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Levinstein, Gustav. — Ueber die Erlösung des Judentums. (23 S.) Berlin.
Levy's Philosophie der Form. Berlin, E. Eberling.
Liebrecht, Dr. — Reichshülfe für Errichtung kleiner Wohnungen. 40 Pfg. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Lienhard, Fritz. — Helden. (102 S.) Berlin, Georg Heinr. Meyer.
Lohmeyer, Jul. — Zur See, mein Volk. 2. Auflage. (118 S.) Leipzig, Breitkopf & Haertel.
Marcks, E. — Kaiser Wilhelm I. 4. Auflage. Oktav. (XIX. 428 S.) M. 6, geb. M. 7.60 Leipzig, Duncker & Humblot.
Marschall, Dr. W. — Zoologische Plaudereien. Brosch. M. 4, geb. M. 5. Leipzig, A. Twietmeyer.
Moderne Essays zur Kunst-Literatur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Heft 1 Friedrich Nietzsche von Dr. Paul Ernst. Preis des Heftes 50 Pfg. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Naumann, Friedr. — Handelsverträge oder Brotwucher. 30 Pfg. Berlin, Verlag der „Hilfe".
Neubauer, F. — Phrasien, Komödie in 3 Akten. M. 2,—. Leipzig, Richard Wöpke.
Otto, Berthold. — Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
Otto, Berthold. — Lehrgang der Zukunftsschule nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
Pastor, Willy. — Berlin wie es war und wurde. (112 S.) Berlin, Georg Heinr. Meyer.
Paulsen, Dr. F. — Parteipolitik und Moral. Dresden, v. Zahn & Jaensch.
Pohle, Ludw. — Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage. M. 2.—. Leipzig, Veit & Co.

Prutz, Hans. Preussische Geschichte. 3. Bd. Der Friedericianische Staat und sein Untergang (1740—1812). M. 8,—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Reimann, Professor Dr. Heinrich. — Musikalische Rückblicke. (2 Bände.) M. 6,—. In Geschenkband gebunden M. 7,—. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie".
Seidl, Dr. A. — Moderner Geist in der deutschen Tonkunst. M. 3,50; in Geschenkband M. 4,50. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.
Simmel, G. Philosophie des Geldes. M. 13.—. Leipzig. Duncker & Humblot.
Socialistische Monatshefte. Heft 12. 50 Pfg. Berlin, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften.
Spemanns goldenes Buch der Weltliteratur. M. 6,—. Berlin. W. Spemann.
Spielberg. Saarbrücken—Rom über den St. Gotthard in 12 Tagen. Distanzritt von Spielberg Rittmeister im Westf. Dragoner-Reg. No. 7 mit 26 Abbildungen und 13 Karten. Berlin. Martin Oldenbourg.
Steinhaus. — Dulderinnen. Ein soziales Trauerspiel in vier Aufzügen. M. 1,50. Braunschweig. Albert Limbach.
Schanz, M. — Geschichte der römischen Literatur. II., 2. 2. Aufl. Brosch. M. 7,50, gebunden M. 9,—. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
Schiller, Herm. Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. II. Geb. M. 10,—. Berlin. W. Spemann.
Taube, Dr. Fr. W. — Ludwig der Aeltere als Markgraf von Brandenburg (1323—1351). M. 4,—. Berlin. E. Ebering.
Tille, Dr. Al. — Aus Englands Flegeljahren. (408 S.) Dresden, Carl Reissner.
Tzenoff, Dr. G. — Wer hat Moskau im Jahre 1812 in Brand gesteckt? M. 3,60. Berlin. E. Ebering.
v. Verdy du Vernois. — Im Hauptquartier der II. Armee 1866. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.
Voigt, Friedr. — Die schlesischen Weihnachtsspiele. Oktav. (XVI, 500 S.) M. 5,20. Leipzig. B. G. Teubner.
Weber, E. — Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. M. 3,—, geb. M. 4,—. Göttingen. Franz Wunder.
v. Weyhern, H. — Major Bolstern v. Boltenstern. (196 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Wilamowitz-Moellendorf, M. von. — Reden und Vorträge. M. 6,—. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.
Wildenow, Dr. E. — Theodor Körners Grabstätte. M. 1,—. Dresden, C. Heinrich.
Wille, Dr. B. — Materie nie ohne Geist. M. 1,—. *Berlin, John* Edelheim.
Winkelmann, E. — Allgemeine Verfassungsgeschichte. Oktav. (XV, 404 S.) Geb. M. 5,—. Leipzig. Dyk'sche Buchhandlung.
Wirth, Dr. Alb. — Ostasien in der Weltgeschichte. Bonn, Carl Georgi.
Wrede, R. — Allerlei Liebe. Ein Geschichtenbuch. Berlin, Dr. R. Wrede Verlag.
Zimmermann. — Die Handelspolitik des Deutschen Reichs. (320 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Zirngiebl, Dr. E. — *Zur religiösen Frage.* Oktav. (VII, 278 S.) M. 4,—. München, C. H. Beck.
Bernoulli, C. A. — Seneca. Novelle. M. 3,—. Zürich, Schulthess & Co.
Bölsche, W. — Die Eroberung des Menschen. Eine Sylvesterpredigt zum neuen Jahrhundert. M. 2,—. Berlin, John Edelheim.
Drews, Arthur. — Der Ideengehalt von R. Wagner's Ring der Nibelungen. (113 S.) Leipzig. Herm. Haacke.
Duncker, Carl. — Sollen wir in Berlin obligatorische kaufmännische Fortbildungsschulen einrichten? (61 S.) Berlin, F. S. Mittler & Sohn.
François, C. v. — Staat oder Gesellschaft in unseren Kolonien? (16 S.) Berlin, J. Harrwitz Nachf.
Gaudian, Magdalene. — Das innere Ziel der Frauenbewegung. 60 Pf. Dresden. Justus Naumann.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

März 1901. Einhundertunddritter Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1901.

Notizen und Besprechungen.

Theologie. Ferdinand Jakob Schmidt: Genesis, von Herm. Gunkel. (S. 510.)
Kunstgeschichte. W. v. Seydlitz, Ober-Reg.-Rath, Dresden: Carl Woermann, Geschichte der Kunst. (S. 515.)
Literatur. Carl Voretzsch: Herm. Suchier und Ad. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur. (S. 523.) — Max Lorenz: Max Martersteig, Der Schauspieler. (S. 530.) — Gabriele Reuter, Ellen von der Weiden. (S. 532.) — Thekla Lingen, Am Scheidewege. (S. 533.) — Paul Remer, Das Buch der Sehnsucht. (S. 534.)

Theater-Korrespondenz. Von Max Lorenz. (S. 535.)

Berliner Theater: Meister Oelze, Joh. Schlaf.
Lessing-Theater: Johannisfeuer, Herm. Sudermann. — Die Zwillingsschwester, Ludwig Fulda.
Deutsches Theater: Der junge Goldner, Georg Hirschfeld.
Metropol-Theater: Yvette Guilbert.
Königliches Schauspielhaus: Die Römische Sonne, E. Aly.

Politische Korrespondenz.

D.: Reichstags-Anwesenheitsgelder. (S. 542.)
Aus den Ostseeprovinzen. (S. 544.)
H. v. Staden, Hechthausen: Zur Würdigung der deutschen protestantischen Mission. (S. 548.)
Max Lorenz: Die Theaterzensur. (S. 555.)
D.: Schwierigkeiten außen und innen. (S. 564.)
D.: Zur Schulreform. (S. 568.)

H. MEYEN & Co.

Silberwaaren-Fabrik

20 Sebastianstr. BERLIN S. Sebastianstr. 20

Atelier für Kunstarbeiten

zu Ehren-Geschenken, Ehren-Preisen etc.

Fabrik und Lager

von Kirchen- und Tafel-Geräthen, Toilette, Gebrauchs- und Wirthschafts-Gegenständen.

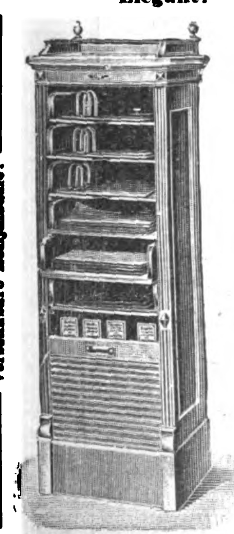
Permanente Ausstellung im Fabriklokal. -- Auswahlsendungen stehen zu Diensten.

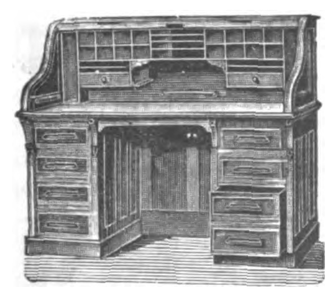
Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

NEU! Praktisch! Bequem! Elegant!

Diebstahl und Indiscretion vermieden!

NEU! Praktisch! Bequem! Elegant!





Beim Herablassen der Rolljalousie sämtliche Gefache automatisch mit einem Male verschlossen!

Schränke mit versenkbarer Rolljalousie zur Aufbewahrung von **Briefordnern (Registratoren), Mappen, Akten, Noten, Schriften, Zeichnungen, Büchern etc. etc.**
Beste deutsche Tischlerarbeit!



Versenkbare Rolljalousie!

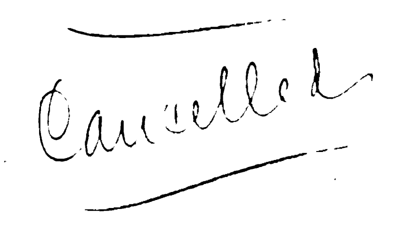
Shannon-Registrator Co.

Aug. Zeiss & Co.

Berlin W. Leipzigerstr. 126.

8 Hoflieferanten-Diplome. — **Complete Bureau-Einrichtungen.** — 17 Preismedaillen.


OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
OBER SALZBRUNN.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei
Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden,
Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
SCHUTZ-MARKE



Inhaltsverzeichniß

des

103. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Buchdruckerei der Aktiengesellschaft „Nationalzeitung", Berlin W.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundvierter Band.

April bis Juni 1901.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

10[illegible]

Arndt, [illegible]
Beh. B. [illegible]
Conrad, [illegible]
Daniels [illegible]
Delbrü[illegible]
—,— [illegible]
1[illegible]
Drews [illegible]
Durer [illegible]
E. D., [illegible]
—,— [illegible]
—,— [illegible]
—,— [illegible]
—,— [illegible]
Erd[illegible]
Gor[illegible]
Hor[illegible]
Lor[illegible]
—,— [illegible]
M[illegible]
M[illegible]
O[illegible]
R[illegible]

Inhaltsverzeichniß

des

104. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

bietet die oben verzeichnete Sammlung von Familienbriefen, mit der die Pietät der Wittwe dem Verstorbenen ein schönes Denkmal errichtet hat.

Die Mehrzahl der Briefe ist an den Vater gerichtet, der Land- und Stadtgerichtsrath in Meseritz war, nach seiner Pensionirung in Potsdam lebte und dort im März 1870 starb; eine kleine Anzahl von Briefen an Brunner und Dümmler ist beigefügt; die Sammlung schließt ab „mit dem Ende der Lehr- und Wanderjahre", mit der Berufung Boretius' als Ordinarius für Deutsches und Staatsrecht nach Halle und seiner bald darauf erfolgten Verheirathung (1874). Als literarische Beigaben sind abgedruckt der in Zürich 1870 gehaltene Vortrag über „Friedrich den Großen in seinen Schriften" und die Hallesche Rektoratsrede zur Lutherfeier am 10. November 1883.

In der langen Folge dieser gewissenhaft berichterstattenden Sohnesbriefe an den Vater erhalten wir ein fast vollständiges Bild von Boretius' geistigem Entwickelungsgang, von der sechsjährigen Gymnasiastenzeit in Schulpforta an bis auf die Höhe des Lebens. Man gewinnt einen Blick in die Atmosphäre, worin er aufwuchs. Ein stattlicher, ernsthafter Vater, straffer, altpreußischer Jurist, und Jurist mit Leib und Seele; korrekter preußischer Patriot mit konservativer Grundstimmung, streng kirchlich religiös. Er hatte es nicht sonderlich weit gebracht in der Welt; seine Beamtenlaufbahn hatte in Krotoschin begonnen und war in Meseritz zu Ende gegangen; er selbst und die Familie mit ihm empfanden diese wenig glänzende Karriere als eine Ungerechtigkeit des Schicksals. Mit liebenswürdiger, pietätvoller Wärme spricht in späteren Jahren, bei Gelegenheit der Erinnerungsfeier des 50jährigen Staatsdienstes, der Sohn einmal dem Vater Trost zu wegen der geringen äußeren Erfolge seines Lebens: er dürfe dennoch mit Genugthuung auf das zurückblicken, was er in diesen fünf Jahrzehnten für den Staat geleistet. Was war die Provinz Posen vor fünfzig Jahren und wie steht sie jetzt da — zum ersten Mal sind Recht und Ordnung in ihr eingekehrt, und an diesem Umschwung habe auch er seinen reichlichen Verdienstantheil, auch wenn dies äußerlich nicht anerkannt werde — „der Lohn, fügt er mit einer tröstlichen Reminiscenz aus dem klassischen Alterthum hinzu, der Lohn, den der Staat zu ertheilen im Stande ist, ist von je her nur äußerst geringe gewesen, und wenn der älteste Volksstamm europäischer Kultur ihn dadurch ertheilte, daß er seine alten und verdienten Bürger im Prytaneum

zu Mittag speiste, oder mit einem Zweige des in Attika gewöhnlichsten Baumes, des Lorbeers, schmückte, so war damit am besten angedeutet, daß der Staat nur symbolisch zu lohnen vermag, und der beste Lohn für den Gemeindedienst in dem eigenen Gefühl der Genugthuung beruht."

Von früh an enger, geistiger Verkehr zwischen dem ernsthaften Vater und dem gleichfalls ernsthaft gearteten Sohn. Es wurde offenbar in dem Hause lebhaft politisirt; als der junge Alfred im Sommer 1849 nach Schulpforta kam, setzt er das in seinen Schülerbriefen fort und trägt sehr entschieden seine Meinungen vor. Als im August 1849 in Pforta ein feierliches Tedeum gesungen wurde, unter dem Geläute aller Glocken — für den Fall der Festung Rastatt, so ist er damit „keineswegs zufrieden; denn erstens war der Grund viel zu gering und dann finde ich es auch nicht in dieser so bewegten Zeit für passend". Und vielleicht hatte die dreizehnjährige Altklugheit gar nicht so Unrecht. Er ist eifrig hinter den Zeitungen her und ein entschiedener Gegner der Revolution; er „jauchzt vor Freude auf", als er die Kapitulation Görgey's bei Vilagos erfährt und daß Kossuth Reißaus genommen habe: „wenn ihn nur die Türken ausliefern möchten". In dem kritischen Herbst 1850 aber wünscht er dann sehnsüchtig den Krieg mit Oesterreich, „damit es doch endlich einmal eine bessere Meinung von Preußen bekommt", und als dann die Kunde von Olmütz in die stillen Mauern von Schulpforta klang, ergreift ihn die heftigste Erbitterung; fast wird er an dem Könige irre, aber seinen ganzen Grimm schüttet er über Manteuffel aus: „schon das war eine Unverschämtheit, daß Manteuffel nach Olmütz ging; warum kam nicht Schwarzenberg nach Breslau oder wenigstens einer neutralen Stadt, da doch Preußen der beleidigte Theil war?" In allen diesen Knaben- und Jünglingsbriefen nirgends eine Spur von jugendlicher Revolutionsbegeisterung und Freiheitsschwärmerei; das straffste monarchisch preußische Staatsgefühl erfüllt ihn schon hier ausschließlich, so wie es die politische Grundstimmung seines ganzen Lebens geblieben ist.

Derselbe ernste Ton herrscht in den Briefen aus den Studentenjahren in Berlin und Halle (1855/58). Der junge Rechtsbeflissene, der nur über einen sehr dürftigen Wechsel zu verfügen hatte, und dem der wenig bemittelte, kinderreiche Vater eigentlich nur fünf Semester gestatten wollte, nahm es bitter ernst mit dem Studium. Für studentische Vergnügungen und Exzesse fehlte ebenso das Geld

wie die Neigung; als er einmal einem Verbindungskommerse beigewohnt hatte, erklärte er sofort, das sei das erste und letzte Mal gewesen. Aber über alle Fragen des Studiengangs, der Kollegienwahl, der Lektüre und der häuslichen Arbeit wird eingehend mit dem Vater korrespondirt, der sich hier als Sachverständiger fühlt; allmählich macht sich wohl der Gegensatz der neuen juristischen Anschauungen und Richtungen gegen die alte Schule des Meseritzer Veteranen bemerklich, aber nie anders, als in den respektvollsten Formen dankbarer Pietät. Es ist erstaunlich, wie viel Boretius in diesen sechs Semestern, von denen fünf in Halle verbracht wurden, bezwang; neben dem vollständigen juristischen Vorlesungspensum wurde auch die Philosophie und Nationalökonomie nicht vernachlässigt; zugleich machte er sich an die Lösung einer juristischen Preisaufgabe über das mittelalterliche Fehderecht und gewann den Preis, und zuletzt bestand er mit Auszeichnung das Doktorexamen, das, nach seinem eingehenden Bericht, mit seiner scharfen vierstündigen Prüfung damals in Halle keine leichte Sache war. Seine juristischen Lehrer hielten offenbar große Stücke auf den begabten und unermüdlich fleißigen Studenten und erwarteten Ungewöhnliches von ihm; noch ehe er das Doktorexamen gemacht, sprach man ihm davon, daß er künftig die akademische Laufbahn ergreifen solle. Auf ihn selbst hat offenbar der Pandektist Bruns als Lehrer den bedeutendsten Eindruck gemacht, aber auch von den andern, von Pernice und Göschen, von Merkel, Witte, Bekker rc., spricht er gern und dankbar in seinen Briefen. Von den Nichtjuristen zog ihn besonders die charaktervolle Persönlichkeit Max Duncker's an, des damals „verfehmten", bei dem er neuere Geschichte hörte und dessen gemäßigter Konstitutionalismus ihm mehr einleuchtete als der robuste Konservatismus der damaligen Hallischen Juristenschule. Aber auch bei Heinrich Leo hört er geschichtliche Vorlesungen und entwirft in einem Brief an den Vater eine sehr verständnißvolle Charakteristik des merkwürdigen Mannes; auch an den von Tholuk abgehaltenen akademischen Gottesdiensten nimmt er regelmäßig Theil, und ernste, religiöse Besprechungen kehren nicht selten in der Korrespondenz zwischen Vater und Sohn wieder.

Bald nach dem Doktorexamen kehrte Boretius in die Heimath zurück und verbrachte die nächsten zwei Jahre als Referendar im praktischen Juristendienst in Meseritz. Für diese Zeit setzen die Familienbriefe aus; aber auch ohne sie ist erkennbar, daß die Zukunftspläne des jungen Gelehrten in anderer Richtung liefen als die

Wünsche des Vaters. Diesem schwebt offenbar eine regelrechte Juristenkarriere als das Wünschenswertheste vor, mit gesichertem wenn auch langsamem Avancement und der Aussicht auf baldige materielle Versorgung; der Sohn erfüllt sich mehr und mehr mit dem Glauben an seinen Gelehrten- und Dozentenberuf. Diese Differenz zieht sich noch Jahre lang durch die Korrespondenz hindurch, und noch als Boretius 1868 als Professor nach Zürich berufen wurde, schreibt er scherzend: „Nun brauchen wir uns ja nicht mehr darum zu grämen, daß es mit dem Kreisrichter in Trzemeszm oder Gostyn nichts geworden ist."

Die neue Laufbahn wurde begonnen, als er im Frühjahr 1860 die Aufforderung erhielt, als Hilfsarbeiter bei den Monumenta Germaniae einzutreten. Nicht ohne einiges Kopfschütteln der Meseritzer Autoritäten folgte er dem Ruf; nun sah er freie Bahn vor sich und erfüllte sich mehr und mehr mit der Gewißheit, daß er auf dem rechten Wege sei. In den nächsten Jahren arbeitet er zunächst in Halle unter Merkel's Leitung, dann in Bonn an der Seite Bluhme's, 1862 wurde er nach Berlin berufen, wo er nun die ihm von Pertz übertragene Aufgabe ganz selbständig auszuführen hatte; zwei Reisen nach Paris und nach London zum Zweck handschriftlicher Studien für seine Editionsarbeit fielen als erfreuliche Abwechselung in diese Zeit. Bald gelangte auch der lange gehegte Plan der Habilitation an der Berliner Universität zur Ausführung; mit der in der Studiensphäre der Monumenta epochemachenden Schrift über „die Kapitularien im Langobardenreiche", die dem unbarmherzigen Kritiker allerdings die Feindschaft von Pertz einbrachte, trat er Ostern 1864 in den Kreis der Berliner Privatdozenten ein und hat von da an vier Jahre lang in dieser Eigenschaft Vorlesungen über die Fächer des Deutschen Rechtes gehalten.

In dieser Zeit lernte ich Boretius kennen und verkehrte häufig mit ihm. Wir waren beide Mitglieder eines kleinen Bekanntenkreises, der sich hauptsächlich zusammensetzte aus jungen Gelehrten, die über ihrem ersten Buch saßen oder es vollendet hatten und nun sehnsüchtig auf den Erfolg harrten, aus Privatdozenten, die die ebenso sehnsüchtig auf den ersten „Ruf" warteten und aus verwandten gleichaltrigen Elementen, die sich uns anschlossen. Allwöchentlich einmal traf man zu gemeinsamem Mittagessen zusammen. Der in dem Kreise herrschende Ton war lebhaft angeregt, wie es bei diesen Elementen natürlich war; neben dem wissenschaftlichen Austausch spielte die politische Diskussion — es war in der

„Konfliktszeit“ — eine große Rolle; aber auch die persönlichen Interessen wurden vielfach erörtert. Freud und Leid des Privatdozententhums, die schlechte Aussicht auf Beförderung, die hochmüthige Gleichgiltigkeit der Ordinarien, die Knauserigkeit der Regierung u. s. w. waren vielbesprochene Themata; und da so ziemlich jeder der Ansicht war, daß es ihm bei weitem nicht so gut in der Welt ergehe, wie er verdiene, so machte sich häufig eine desperate Grundstimmung der Verdrossenheit und Verbitterung geltend. Bisweilen nahm an unsern Liebesmalen auch Julian Schmidt Theil, der Literarhistoriker, der es liebte, mit Jüngeren zu verkehren, und der überall gerne dabei war, wo ein freies Wort gesprochen wurde und wo man nach Tisch noch eine Stunde beim Schoppen sitzen blieb; als er zum ersten Mal bei uns war, fügte es sich, daß an diesem Tage in der Tafelrunde gerade eine besonders hochgradig verbitterte und desperate Stimmung herrschte, und Schmidt brach plötzlich heraus: „Aber Ihr seid ja der reine Selbstmörderklub!“ Das drastische Wort fand Beifall, wurde weitergetragen, und bald waren unsere Zusammenkünfte unter diesem ominösen Namen bekannt.

In diesem Kreise war Boretius eines der angesehensten und beliebtesten Mitglieder und zugleich einer der decidirtesten „Selbstmörder“. Er war nicht gewohnt, das Leben leicht zu nehmen und seine Stellung in Berlin befriedigte ihn auf die Dauer wenig. Die Einnahmen waren knapp, es mußte mit Repetitorien und mit politischen Zeitungskorrespondenzen nachgeholfen werden; die Vorlesungen bereiteten ihm viele Freude, aber sehr lukrativ waren sie auch nicht; es berührte ihn immer peinlicher dem Vater gegenüber, daß er noch immer nicht auf eine gesicherte materielle Existenz hinweisen konnte. „Der Blick in die Zukunft, bekennt er einmal im Oktober 1866 dem Vater, wird mir trüber, und ich fange an, den guten Muth, den ich mir bisher zu erhalten gesucht, zu verlieren; diesen Mangel an Hoffnung theile ich freilich mit meinen zahlreichen hiesigen Kollegen, deren Zahl wunderbarerweise trotz der schlechten Aussichten immer noch wächst.“

Dazu gaben die Arbeiten für die Monumenta, so sehr er in ihnen lebte und so meisterlich er sie ausführte, ihm doch keine rechte Befriedigung. Diese Rechtsquelleneditionen können nur geleistet werden von Einem, der zugleich kundigster Jurist und geschulter kritischer Historiker ist, und Boretius vereinigte in seltener Weise diese beiden Eigenschaften; aber im Grunde, klagte er oft, ist es doch Helotenarbeit für andere, die künftig die Früchte ernten

werden. Auch das Verhältniß zu Pertz war kein erfreuliches, um so mehr, als der Gang seiner Untersuchungen ihn zu schonungsloser Kritik gegen frühere, bisher allgemein anerkannte Arbeiten des berühmten Meisters führte. In den Briefen an den Vater kommt er bisweilen auf diese Beziehungen zu sprechen, aber im Gespräch mit Kollegen und Leidensgenossen ließ er sich natürlich viel freier gehen, und manche seiner scharf pointirten Sarkasmen gingen damals von Mund zu Munde. Er war überhaupt stark in Aversionen und hielt damit nicht zurück. So mochte er, aus irgend einem Grunde, Ranke persönlich nicht leiden; einmal war an der Tafelrunde von dessen Nobilitirung die Rede, die ja bei manchen Anstoß erregte. Einer erzählte (ich weiß augenblicklich nicht, ob es richtig ist), daß Ranke in sein neues Adelsschild die Devise gesetzt habe: „liber quia humilis", worauf Boretius sofort herausplatzte: richtiger wäre: „servus quia nobilis". Diese herbe Schroffheit seines Wesens war aber doch gepaart mit hoher geselliger Liebenswürdigkeit und mit einem reichen und warmen Gefühlsleben. Von diesem wissen seine Freunde und geben seine Briefe in die Heimath reichliches Zeugniß; aber man brauchte ihn selbst nicht lange zu kennen, um inne zu werden, eine wie tiefe Gemüthsfülle er in sich trug, sei es, daß er (wie er gerne that) mit seiner sympathischen, gut geschulten Baritonstimme Schubert'sche Lieder vortrug, oder daß der leidenschaftliche Musikfreund mit leuchtenden Augen von der Aufführung einer Oper des geliebten Mozart erzählte. Er gehörte zu jenen Menschen von spröder Außenseite und harter Rede, von denen man bei einiger Menschenkenntniß fast immer mit Sicherheit annehmen kann, daß ihnen daheim in einer stillen Ecke des Pultes ein ganzes Bändchen ungedruckter lyrischer Gedichte verborgen liegt.

Endlich schlug die Stunde der Erfüllung; Boretius war der erste aus unserem Kreis, dem der ersehnte „Ruf" ins Haus kam. Ostern 1868 ging er als ordentlicher Professor für Deutsches und öffentliches Recht an die Universität Zürich. Die Briefe, die er von dort in die Heimat richtet, gehören zu den interessantesten der Sammlung. Mit hoher Freude hatte er die Berufung angenommen; die übernommenen Arbeiten für die Monumenta hatte er so eben abgeschlossen und löste nun sein Verhältniß zu dem Unternehmen; von einem längeren Aufenthalt in der Schweiz versprach er sich vielfältige Anregung und Bereicherung seines Lebens. Daran hat es nun wohl auch nicht gefehlt; aber eigentlich heimisch hat er sich in Zürich nie gefühlt; schon vier Wochen nach seiner Ankunft

schreibt er den Eltern: es geht mir vorläufig ganz gut, nur möchte ich nicht, daß ich lange hier bliebe. Er besaß keine große Neigung und Fähigkeit, sich zu assimiliren; seine straffe und spröde norddeutsch-preußische Natur wehrte sich von Anfang an gegen die demokratische Atmosphäre, in die er sich versetzt sah; „mein hiesiger Aufenthalt“, schreibt er an Brunner, „wird mich kaum in meinem Glauben an die monarchische Staatsform und das Repräsentativsystem erschüttern; die Menschen sind weder besser, noch viel weniger aufgeklärter als in gut regierten Monarchien.“ Der Gegensatz kam ihm um so stärker zur Empfindung, als eben damals die radikal-demokratische Partei in dem Kanton Zürich die Oberhand erlangt hatte und eine gründliche Verfassungsrevision in ihrem Sinne durchzuführen sich anschickte. Dabei war es neben „Referendum“ und „Initiative“, als den Haupthebeln zur völligen Demokratisirung der Verfassung, auch besonders auf die Reform des Unterrichtswesens im gleichen Sinne abgesehen. Boretius empfing von Anfang an den Eindruck, daß die siegreiche radikale Bewegung zwar für elementare und Volksbildung Alles zu thun bereit sei, daß aber die Pflege der höheren, gelehrten, wissenschaftlichen Bildung ihr als ein sehr entbehrlicher Luxus erschien, für den man Mühe und Kosten besser spare; und in der Konsequenz dieser Anschauungen schien es ihm zu liegen, daß man über kurz oder lang die Universität als ein überflüssiges Institut eingehen lassen und höchstens etwa die medizinische und einzelne Zweige der philosophischen Fakultät beibehalten würde. Ganz besonders die gelehrte Jurisprudenz, fürchtet er, wird in dem Staate der reinen Demokratie keine dauernde Stätte haben können; man wird ihrer kaum mehr bedürfen, und „da zu absolut keinem Amt juristische Bildung verlangt wird, selbst zu den höchsten richterlichen und Staatsämtern jeder Beliebige vom Volk gewählt werden kann, so studiren natürlich nur sehr wenige Jurisprudenz; die Einzigen, von denen bisher hier juristische Bildung, aber nicht juristisches Universitätsstudium verlangt wurde, waren bisher die Advokaten; die Ausnahme soll jetzt ebenfalls fallen, die Advokatur soll frei gegeben werden; alle übrigen Aemter können schon jetzt ohne jede juristische Bildung der Inhaber bekleidet werden; es steht durchaus nichts entgegen, daß ein Droschkenkutscher morgen Präsident des obersten Gerichtshofs wird, das Volk hat darin freie Wahl. Ich will nun zwar nicht sagen, daß dieses Wahlrecht in diesem Stil ausgeführt wird; aber darauf thut man sich allgemein etwas zu Gute, daß

man auch in den obersten Gerichtshöfen unstudirte Richter, und zwar in der Mehrzahl der Mitglieder hat."

Ganz so schlimm, wie Boretius fürchtete, entwickelten sich nun zwar die Dinge in Zürich nicht; aber es ist begreiflich, daß bei so pessimistischen Anschauungen das Amt eines juristischen Professors kein ganz erfreuliches war. Die Zahl der Zuhörer war immer gering, und „trotzdem", schreibt er, „muß man viel und mit strenger Einhaltung der vorgeschriebenen Stunden lesen, viel mehr als in Deutschland; bei jeder Gelegenheit wird einem unter die Nase gerieben, daß die Professoren für die hohen Gehälter auch etwas leisten sollten; dieser Tagelöhnerstandpunkt ist auch in den Monarchien nicht so ausgebildet."

Bei all dem ist er nicht unempfänglich für die reellen großen Vorzüge, die er gewahrt: „die Leute sind hier in der That nicht ohne politische Bildung, und es giebt eine im Verhältniß zu Deutschland sehr viel größere Anzahl von Leuten, die im Stande sind, sich über Politik und Staatseinrichtungen kurz, klar und bestimmt auszudrücken; dies ist mir beim Lesen der hiesigen Verfassungsrathsverhandlungen sehr aufgefallen." Er erkennt die bewunderswerthe Menge und Ausstattung der gemeinnützigen Anstalten aller Art an; der Stand der allgemeinen Volksbildung erscheint ihm sehr löblich; aber auch da kommt er nicht über den demokratischen Beigeschmack hinweg: „man bestrebt sich, und nicht ohne Erfolg, eine mäßige Durchschnittsbildung in möglichst weite Kreise zu tragen, hält es aber für undemokratisch, wenn einzelne Leute mehr wissen wollen, als man etwa auf einer höheren Bürgerschule Deutschlands zu lernen im Stande ist." Jedenfalls stand ihm von den ersten Monaten an der Wunsch fest, möglichst bald nach Deutschland zurückberufen zu werden.

Natürlich stand Boretius, ebenso wie alle übrigen Mitglieder der deutschen Professorenkolonie, dem schweizerischen politischen Leben nur als unbetheiligter und unberechtigter Zuschauer gegenüber und trug nicht das geringste Verlangen nach aktiver Theilnahme an den Züricher Parteikämpfen. Trotzdem fügte es sich, daß er bei einem bestimmten Anlaß mitten hinein in das Kampfgewühl gezogen wurde und unversehens eine politische Rolle spielen mußte.

In der neuen Kantonalverfassung, die damals berathen wurde, befand sich auch die Bestimmung, daß die Lehrer und Geistlichen, die einzigen bisher lebenslänglich angestellten Beamten, fortan alle

sechs Jahre einer Wiederwahl resp. Absetzung sich zu unterwerfen haben sollten, und diese Neuerung sollte auch rückwirkende Kraft haben für diejenigen, die unter Zusicherung lebenslänglicher Anstellung nach Zürich berufen worden waren. Diese Maßregel traf als handgreifliche Rechtsverletzung besonders die von außen her berufenen Universitätslehrer und damit die ganze Universität. Boretius regte, als Dekan der Juristenfakultät, im akademischen Senat den Erlaß einer Rechtsverwahrung an und wurde mit der Abfassung eines Gutachtens beauftragt. Seine Arbeit fand allgemeine Zustimmung, auch bei den eingeborenen Professoren, und es wurde darauf eine Eingabe der Gesammtuniversität an den Verfassungsrath gerichtet, worin mit sehr entschiedener Sprache gegen jene rechtswidrige Bestimmung protestirt wurde. Die Angelegenheit erregte einen heftigen Sturm, und Boretius stand mit einem Male mitten im Parteikampf. Sein Gutachten wurde in den Zeitungen abgedruckt; die liberalen (d. h. gemäßigten) Blätter fanden es „wahrhaft zermalmend" für die demokratische Partei, „da es meisterhaft den ganzen Abgrund moralischer Verworfenheit darstelle, vor welchen die Demokraten das Staatswesen stellten und höhere Bildung vernichten wollten"; die radikalen Blätter, schreibt Boretius, waren anfangs ganz konsternirt, bald aber erholten sie sich und begannen nun ein „fürchterliches Geschimpfe" auf die Hochschule und die Professoren; insgesammt wurden wir als jämmerliche Kerle illustrirt, es wurde eine Gemeindepetition verlangt, die Hochschule unter keinen Umständen günstiger als die Elementarschule zu stellen"; denn, wie in einem dieser Blätter gesagt wurde, „unsere Hochschullehrer verdienen keine Ausnahme zu ihren Gunsten."

Ueber alle diese Vorgänge, durch die er wider Willen eine Zeit lang „der Mann des Tages" wurde, berichtet Boretius ausführlich und mit einem gewissen Humor in den Briefen an seinen Vater. Sehr tragisch für sich selbst nahm er die Sache nicht; denn ehe seine sechs Jahre abgelaufen, hoffte er doch nach Deutschland zurückberufen zu sein, und noch viel später, als er Zürich längst verlassen, erzählte er gern von dieser Episode. Besonders eine von ihm öfter vorgetragene Szene ist mir in der Erinnerung geblieben: wie er bei einer Unterredung mit einem der demokratischen Majoritätsführer des Verfassungsrathes diesem u. A. vorstellte, jeder von seinen Kollegen an der Universität müsse unter diesem Gesetz ja fortwährend für seine Existenz zittern; worauf der radikale Wütherich ihn anschrie: „ganz recht, unsere Professoren

sollen zittern!" Uebrigens konnte Boretius mit dem praktischen Erfolg seiner Agitation zufrieden sein; die demokratischen Gewalthaber gossen bei der zweiten Lesung des Verfassungsentwurfs im März 1869 doch etwas Wasser in ihren Wein; die periodische Wiederwahl nach sechs Amtsjahren wurde nur für die Geistlichen und die Volksschullehrer beibehalten, die Lehrer an den höheren Schulen und an der Universität blieben davon befreit.

Begreiflich aber, daß Boretius in den herrschenden Kreisen keine sehr beliebte Persönlichkeit war. Seitdem im April 1869 die neue demokratische Verfassung in Kraft getreten war, hatte die Universität sich immer von Zeit zu Zeit feindlicher Vorstöße gegen ihre privilegirte Stellung zu erwehren, die der regierenden Partei ein Dorn im Auge war, und Boretius scheute sich nicht, dabei immer als Hauptwortführer auf der Bresche zu stehn: „Ich sehe meine Stellung für eine Schule an, Farbe zu bekennen und mich mich nicht einschüchtern zu lassen." Als ein solches „Farbebekennen" war wohl auch der schöne und gehaltvolle öffentliche Vortrag über „Friedrich den Großen in seinen Schriften" gemeint, dem er im Januar 1870 im Züricher Rathhaussaal hielt. Nicht als ob es dabei auf eine Provokation abgesehen gewesen wäre; der Vortrag ist durchaus sachlich gehalten und zeugt von einer sehr intimen Bekanntschaft mit den Schriften des Königs; aber einige Seitenblicke mit kleinen sarkastischen Spitzen konnte der Redner sich doch nicht versagen, und wenn der Vortrag endete mit einer warmen Charakeristik des preußischen Staates und Volkes, und wenn er das lebendige Staatsgefühl des preußischen Volkes und den ihm anerzogenen Carlyle'schen, „schweigenden Gehorsam" pries — „den an diesem Orte zu preisen vielleicht sehr sonderbar erscheinen mag" — so war das alles keine Musik in den Ohren des radikal demokratischen Theils seiner Zuhörer; er schloß mit dem frommen Wunsche, daß, „wenn die Aufgabe des preußischen Staates nach außen gelöst ist, der preußische Staat deutscher Nation der Schweizer Eidgenossenschaft ein guter und freundlich gesinnter Nachbar sein möge", und auch diese herablassende Freundlichkeit des preußischen Professors wurde fast als eine Beleidigung empfunden.

In den Kreisen der Universität und auch der gebildeten und gemäßigten Schweizer wurde der Vortrag mit großem Beifall aufgenommen; aber bei der herrschenden Partei wuchs die Feindseligkeit gegen Boretius mehr und mehr. In der radikalen Presse wurde jetzt offen verkündigt, daß die Lehren, die er in seinen Vor-

lesungen über allgemeines Staatsrecht vortrage, „für die heranwachsenden jungen Republikaner gefährlich seien"; man ertheilte ihm geradezu den Rath, „ich möchte mich je eher je lieber aus Zürich fortscheeren." Die eigentliche Kriegserklärung erfolgte dann von der Regierung selbst; Boretius besuchtestes Kolleg war bisher immer das über allgemeines Staatsrecht gewesen; man beschloß, um den gemeinschädlichen monarchistischen Professor unschädlich zu machen, ohne Befragung der juristischen Fakultät die Kreirung einer neuen Professur für „demokratisches Verfassungsrecht" und besetzte dieselbe sofort mit einem Manne, der bisher sich vorzüglich nur hervorgethan hatte als Präsident des internationalen Friedens- und Freiheitsliga. Diesen Affront zu ertragen hielt Boretius mit seiner Ehre für unvereinbar; der Aufenthalt in Zürich war ohnehin dem preußischen Patrioten seit dem Ausbruch des französischen Krieges immer unleidlicher; er legte seine Professur nieder und siedelte Ostern 1871 nach Berlin über, wo man seinem Wunsche entsprechend ihn bereitwillig als Honorarprofessor an der Universität aufnahm.

So ging diese Züricher Episode zu Ende. Die streitbare publizistische Seite seiner Natur hatte sich hier zuerst geregt; jetzt trat er in Berlin zugleich als Mitarbeiter bei der Nationalzeitung ein, und da es sich nach einiger Zeit zeigte, daß die akademische und die Zeitungsthätigkeit sich schwer vereinigen ließen, so trug bald der Journalist den Sieg über den Professor davon; schon nach Jahresfrist gab er seine akademische Stellung auf und widmete sich nun, als Mitglied der Redaktion, ganz dem publizistischen Beruf. Der alte „Monumentist" und mittelalterliche Quellenforscher zeigte sich auch dieser Thätigkeit vollauf gewachsen und hatte aufrichtige Freude an ihr. Er führte eine schneidige Feder, und seine reichen historischen und staatsrechtlichen Kenntnisse sind damals der Nationalzeitung sehr zu Statten gekommen. Eine Zeit lang glaubte er nun erst in dem seiner Natur entsprechenden Fahrwasser zu sein und lehnte verschiedene ihm in Aussicht gestellte Universitätsberufungen ab; „ich bin", schreibt er noch später einmal an Dümmler, „noch heute der Ansicht, daß ich ein besserer Zeitungsschreiber als Professor auf dem Katheder war." Vielleicht war das eine Selbsttäuschung; ein tapferer, unerschrockener Journalist ist er immer gewesen, aber vielleicht war er für den Beruf allzu tapfer, allzu geradlinig und spröde, zu wenig geeignet zum Kompromittiren und Diplomatisiren, wie es ja wohl für die Leitung einer Partei und für die Praxis einer großen Zeitung unentbehrlich sein mag; „es ist", schreibt er

selbst von sich, „eine leidige Angewohnheit von mir, daß ich immer glaube, ich müsse meine Meinung sagen." Jedenfalls war die Freude an dem neuen Beruf nicht von Dauer; zu eigentlichen Konflikten ist es wohl nicht gekommen, obgleich er eine etwas weiter nach rechts neigende Nuance des nationalliberalen Programms vertrat, aber er fühlte sich nicht mehr am Platze. Ende 1873 schied er aus der Redaktion aus, indem er auf den vor anderthalb Jahren geschlossenen Kontrakt auf Lebenszeit verzichtete. „Der Grund meines Ausscheidens", schrieb er an einen Freund, „war einerseits, daß ich zu konservativ und dabei — denn das allein hätte nichts geschadet — zu offenherzig war und nicht immer bei konservativer Politik in der Sache liberale Redensarten machen wollte"; „freilich", fügt er hinzu, „habe ich in den letzten Jahren gelernt, daß man durch die Zeitungen in Deutschland weniger wirken kann, als ich mir früher dachte.

Indem er nun zu den alten Studien zurückkehrte, alte Arbeiten wieder vornahm und neue Pläne entwarf, traf ihn im Sommer 1874 eine Berufung an die Universität Halle als Ordinarius für die deutsch- und staatsrechtlichen Fächer. Nichts konnte ihm willkommener sein als die Rückkehr an die alte Stätte seiner ersten Anfänge; er nahm sofort den Ruf an. Noch vor Schluß des Jahres erfolgte dann seine Verheirathung, und damit lenkt nun dieses etwas unstäte und wechselhafte Leben in ruhigere Bahnen ein, bis nach elf Jahren die unheilvolle Krankheit ihn ergriff.

Mit diesem Ruhepunkt schließt die Briefsammlung ab, auf die sich der vorstehende Bericht vornehmlich gründet. Ganz zu der stetigen Ruhe eines regelrechten Professorenlebens ist Boretius allerdings auch jetzt nicht gekommen. Die Theilnahme am praktischen politischen Leben hatte für ihn einen mächtigen Reiz; er ist im Laufe der nächsten Jahre thätiges Mitglied des Reichstags, des Preußischen Abgeordnetenhauses und der evangelischen Generalsynode gewesen.

Zu bedauern ist es aber vielleicht, daß seine wissenschaftliche Arbeitskraft jetzt noch einmal für die Editionsbedürfnisse der Monumenta Germaniae in Beschlag genommen wurde. Sehr widerstrebend ließ er sich durch das zähe Drängen von Waitz fast mehr zwingen als gewinnen zur Bearbeitung der nöthig gewordenen neuen Ausgabe der Kapitularien Karls des Großen. Das war sein eigenstes Arbeitsgebiet; aber schon vor Jahren hatte er die grundlegenden Vorarbeiten gemacht und veröffentlicht und war der

Meinung, daß auf diesem Fundament jetzt ebenso gut ein Anderer die Sache ausführen könne. Leider ließ er sich dennoch „breitschlagen", nach seinem eigenen Ausdruck. Das „leider" ist natürlich nicht im Sinne der **Monumenta** zu verstehen, die eine neue treffliche Arbeit von ihm erhielten; aber vielleicht wäre die lange Arbeitszeit doch noch nützlicher und erfreulicher zu verwenden gewesen. Boretius ist nicht dazu gelangt, sein reiches Wissen und Können an einer größeren eigenen darstellenden Arbeit, sei es systematischer oder historischer Natur, zu erproben, und man kann nicht umhin, dies zu beklagen. Denn daß neben den Gaben des Forschers und Kritikers ihm auch die des Schriftstellers keineswegs mangelten, wird ausreichend bezeugt durch die kleineren Aufsätze, die er in der *Historischen Zeitschrift*, in den *Preußischen Jahrbüchern* u. A. veröffentlichte, auch durch den oben erwähnten Essay über Friedrich den Großen. Aber auch so wird sein Name in der Geschichte der deutschen Wissenschaft unseres Zeitalters unvergessen bleiben.

Bernhard Erdmannsdörffer †.

Ein Gedenkwort

von

Eberhard Gothein.

Es sind die letzten Zeilen, die Bernhard Erdmannsdörffer geschrieben hat, die hier veröffentlicht werden. Ein rascher schmerzloser Tod hat ihn mitten aus seiner Thätigkeit hinweggenommen. Er stand in jenen glücklichen Jahren, in denen das beginnende Alter dem Menschen schon beschauliche Ruhe und Milde des Geistes gewährt, ohne daß es bereits eine Einbuße an Kraft und Frische fordert; er mochte manchmal im Kreise der Seinen und der jüngeren Freunde mit seiner würdevollen, gewichtigen Erscheinung wie ein Patriarch sich ausnehmen, um dann wieder im wissenschaftlichen Gespräch, wenn er die Leistungen Anderer oder eigene Pläne erörterte, als Mitstrebender in der Vollkraft des Mannes zu erscheinen. Möge mir als einem seiner ältesten und nächsten Schüler — wenn auch Ziele und Wege der Forschung uns im Leben weiter von einander geführt haben — vergönnt sein, an dieser Stelle seinem Wesen und seiner Bedeutung einige Worte des Gedenkens zu weihen.

Erdmannsdörffer war der bedeutendste unter den Schülern Droysen's; das Arbeitsgebiet der neueren Geschichte Deutschlands ist ihm mit seinem Lehrer gemeinsam geblieben, den praktisch-politischen Zug der Droysen'schen Geschichtsschreibung hat er weiter gepflegt. Im Uebrigen aber möchte man fast glauben, daß er seine Eigenart ausgebildet hat, gerade mit Rücksicht auf die Schwächen seines Lehrers, die er von Anfang an zu vermeiden wußte. Die Bedeutung des Hauptwerkes Droysen's über die Geschichte der

preußischen Politik sollen wir auch in Zukunft nicht verkennen: es hat in einer Zeit, wo sich die Deutschen politisch an ihrer Geschichte orientiren mußten, den Beruf Preußens in eindringlichster Weise aus seiner Vergangenheit abgeleitet, es hat die Richtung eingeschlagen, ungeheure Aktenmassen gleichmäßig zu verarbeiten, und was mehr ist, zu beseelen. So oft auch seine Darstellung ins Breite zerfließt, so bleibt sie doch immer lebendig, sie haucht den todten Akten immer Leben, wenn auch nicht immer das richtige, ein. Alles das hätte Ranke's Geschichtsschreibung, so viel höher ihr dauernder Werth anzuschlagen ist, nicht zu leisten vermocht: Das Nationale ordnet sich in ihr dem Weltgeschichtlichen unter, statt der Gefühlswärme tritt die Künstlerfreude ein, die Stoffverarbeitung mußte ungleichmäßig sein, wo aus der Ueberfülle neu erschlossenen Materials immer nur das bezeichnende herausgehoben wird. Den Verdiensten Droysen's aber stehen zwei große Nachtheile gegenüber: Die Formlosigkeit, der Mangel an jeder Beschränkung, und die aufdringliche Tendenz, die aus Allem etwas für sich herausschlagen möchte und die deshalb der geschichtlichen Entwicklung eine Konsequenz unterlegt, die sie niemals besessen hat.

Hier setzte Erdmannsdörffer ein. Er, einer der nächsten Freunde Treitschke's, war wie nur irgend einer Patriot, auch ihm war die Geschichte politische Lehrmeisterin im nationalen Sinne, aber über Alles ging ihm die historische Objektivität, und in der Tendenz sah er deren Todfeind. Er wollte von keiner Geschichtsschreibung wissen, die nur Illustrationen und Belege zu einer politischen Lehre geben will, und so wenig er im Ranke'schen Sinne parteilos scheinen wollte — denn wirklich parteilos zu sein, war auch Ranke nicht gewillt, wie es auch noch nie ein Historiker gewesen ist —, so sehr war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man seine Sache und seinen Helden nie besser lobt, als wenn man auch den Gegnern volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er war maßvoll in seinem ganzen Wesen, so daß er bisweilen sogar zaudernd und unentschlossen scheinen konnte; aber im Maßhalten lag seine Stärke. Maßvoll war auch seine Darstellungsweise, frei von allem falschen Schmuck, ohne jeden Anflug von Rhetorik, aber immer durchaus anschaulich und deshalb immer fesselnd, obwohl er alle Kunst der Spannung und Erregung, wie er sie an ihrer Stelle bei Treitschke sehr bewunderte, für sich verschmähte. Man möchte ihn öfter etwas ausführlicher, niemals kürzer wünschen; und das ist eigentlich das Zeichen eines guten Erzählers.

Schon in seiner ersten bedeutenderen Schrift, der Monographie über den Grafen Waldeck, die aber in Wirklichkeit eine Darstellung der Politik Brandenburgs in der zweiten Epoche der wechselreichen Regierung des Großen Kurfürsten ist, zeigen sich diese Vorzüge. Sie ist bereits eine Revision der Droysen'schen Auffassung, eine Ernüchterung, wenn man eine von warmer Sympathie getragene Schrift so nennen darf. Der Mann selber, der den Gegenstand bildet, war einer der projektenreichen, rücksichtslosen, politischen Parteigänger, die das 17. Jahrhundert interessant machen; Erdmannsdörffer, der nur die erste Phase seines Lebens behandelt, hat es hier bereits verstanden, einen Typus des Staatsmannes jener Zeit zu zeichnen, ohne ihn doch in den Vordergrund zu drängen. Er hatte sich mit dieser Schrift als den berufenen Bearbeiter der Zeit des Großen Kurfürsten gezeigt. Der beste Theil seiner Mannesjahre gehörte fortan der großen Publikation der Urkunden und Akten zur Geschichte dieses Begründers der brandenburgisch-preußischen Macht. Es war die erste jener seitdem etwas allzu üppig ins Kraut geschossenen preußischen Akteneditionen; sie hat ein würdiges Seitenstück seitdem wohl nur in Max Lehmann's Sammlung zur Geschichte der Verhältnisse Preußens zur katholischen Kirche erhalten. Nicht nur, daß Erdmannsdörffer die formellen Grundsätze solcher Editionsarbeiten bis zur Rechtschreibung festgestellt hat, er hat auch hier ein Muster des Maßhaltens gegeben: des so schwierigen Maßhaltens in der Stoffmittheilung, wobei publizirende Archivare so leicht in den Fehler verfallen, das Bedeutende und Bedeutungslose, das nirgends ununterschiedener als in Verwaltungsakten zusammenliegt, mit gleicher Liebe zu behandeln, und des Maßhaltens in der Erläuterung, die nur dem Benützer dienen und nicht selbstständige Darstellung werden darf.

Es schien, als ob Erdmannsdörffer über solcher Thätigkeit, die doch immer ein Stück Entsagung in sich schließt, die Lust am Darstellen verloren habe; aber er war eine der Naturen, die langsam reifen lassen. Er lebte unablässig mit den Gestalten der Zeit, deren Behandlung er sich unterzog, er folgte ihnen auf allen Lebenswegen, er setzte bald bei dieser, bald bei jener ein, er kannte sie in- und auswendig, aber er entschloß sich schwer, über sie zu schreiben; er erwartete sogar leicht einen äußeren Anstoß, um diese Scheu zu überwinden. Es war ihm fast so, wenn er nun zur abschließenden Darstellung kam, als ob er Abschied nehme von den Gestalten, die bis dahin ein Stück seines Lebens gebildet hatten.

So schien seine Art, zu arbeiten, etwas Behagliches und Lässiges zu haben; kam er dann aber zum Abschluß, so schrieb er rasch und mit jener Sicherheit, die die vollkommene Kenntniß des Gegenstandes gewährt. Dann sagte man sich, daß er in der Zeit scheinbaren Rastens konsequent weitergearbeitet hatte; denn er besaß die beneidenswerthe Eigenschaft, nie abzuspringen. So kam als die reife Frucht seines Lebens das Werk, das seinem Namen dauernd eine ehrenvolle Stellung in der deutschen Geschichtsschreibung sichert, zu Stande, die deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis auf Friedrich den Großen. Die zerfahrenste Zeit Deutschlands, in der seine Geschichte fast überall nur die Wirkungen fremder Einflüsse zeigt, in der jedes Territorium nur seine Sonderinteressen verfolgt, als Einheit darzustellen, möchte eine unlösbare Aufgabe scheinen. Erdmannsdörffer hat sie gelöst, und zwar in einer Weise, daß die Stoffgruppirung dem Leser überall sich wie von selbst zu machen scheint. Das Ziel der historischen Kunst, die Kunst ganz vergessen zu lassen, ist hier in fast vollkommener Art erreicht. Gleich der Unterbau, die Darstellung der Verhältnisse des verwüsteten Deutschlands, legt hierfür Zeugniß ab. Er ist ganz anders wie ähnliche Einleitungskapitel Ranke's gearbeitet: Ranke giebt weite Perspektiven, er greift auf ferne, zurückliegende Anfänge zurück, läßt auf die eine oder andere Thatsache ein überraschendes Licht fallen; dann schwillt allmählich die Darstellung an, bis wir uns unvermerkt bei der Hauptsache befinden. Ranke zeigt sich in solchen Abschnitten als der große Meister der Reflexion. Anders Erdmannsdörffer. Er reflektirt überhaupt fast nie, und urtheilt sogar nur sparsam; er will fast immer nur den Leser in den Stand setzen, dies zu thun. Er rückt von Anfang an alle Umstände, die später in Frage kommen, in die richtige Beleuchtung; aus der großen Fülle des Materials wählt er in gleichmäßiger Vertheilung vollständig und anschaulich, aber knapp die Punkte, die den Ausschlag geben. Ebenso ungezwungen hat Erdmannsdörffer alsdann die einzelnen Abschnitte um die führenden Persönlichkeiten gruppirt; sie wechseln sich ab, nur daß natürlich weder Ludwig XIV. noch Wilhelm III. bei seinem besonderen Gegenstand so in den Mittelpunkt hätten treten können, wie es in einer allgemeinen Geschichte hätte der Fall sein müssen. Hier zeigt sich nun die persönliche Unparteilichkeit des Historikers. Er hat wohl keiner Gestalt so große persönliche Sympathie entgegengebracht wie Karl X., Gustav von Schweden; dem Großen Kurfürsten wird dadurch aber nichts entzogen; er würdigt

die österreichischen Verhältnisse in einer Weise, die sich die österreichischen Geschichtsschreiber zum Muster nehmen dürften, die zwischen dem zu Wenig und dem zu Viel beständig schwanken, aber er malt ebenso mit der Liebe des Miniaturmalers Person und Wirken des geistreichsten unter den deutschen Fürsten, Karl Ludwig von der Pfalz, des Satelliten der französischen Politik. Unter den unzähligen Staatsmännern, Fürsten, Gelehrten, auf die er zu sprechen kommt, ist keiner, von dem er nicht mit wenigen Worten ein treffendes Bild zu geben wüßte: er spricht von allen aus eigener Bekanntschaft. Sodann äußert sich seine Geschicklichkeit darin, von den diplomatischen Verhandlungen, die doch im 17. Jahrhundert noch etwas verworrener und langweiliger sind als in anderen Zeiten, das Wesentliche zu geben, wenn man ihm hier auch manchmal zur Charakteristik des schlechthin Unvernünftigen und Abgeschmackten den Sarkasmus Treitschke's wünschen möchte. Man wird vielleicht finden, daß etwa vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab die Darstellung Erdmannsdörffer's etwas nachläßt. Er selbst hat mir wohl geklagt, daß buchhändlerische Rücksichten diese Abschnitte nicht zur vollen Reife hätten kommen lassen. Auch im Abschluß des Werkes muß man aber anerkennen, daß die Gestalt Friedrich Wilhelms I. zu ihrem Rechte gekommen ist, was hier eine Herabminderung der übertriebenen Ansprüche, die für diesen die spezifisch preußische Geschichtsschreibung unserer Zeit erhebt, bedeutet.

Erdmannsdörffer hat sich mit dieser einen großen Geschichtsdarstellung begnügt; er hätte doch für keine andere Epoche diese vollständige Vertrautheit, die für ihn Voraussetzung des Schaffens war, mitbringen können; wohl aber hat er in mehreren Essays, die in Ton und Fassung denen Treitschke's näher stehen, einzelne Gestalten, namentlich solche, deren Charakter und Stellung umstritten ist, so noch zuletzt Mirabeau, feinsinnig herausgearbeitet. Die objektive Analyse komplizirter Naturen reizte ihn; noch in einer seiner letzten Unterhaltungen sagte er mir scherzend: „Gern möchte er noch einmal eine Biographie schreiben, aber dann müßte es ein recht schlechter, verrufener, aber interessanter Kerl sein.“

Auch eine große Editionsarbeit hat er noch theils selbst unternommen, theils geleitet: die diplomatische Korrespondenz des Markgrafen und späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Es war die Gabe, die er seiner neuen Heimath spendete. Karl Friedrich ist in Baden von der Volksmeinung wie Friedrich Wilhelm I. in Preußen von einer Gruppe von Historikern zum Staatsheiligen

kanonisirt worden; es versteht sich von selbst, daß bei Erdmannsdörffer dieser liebenswürdige und tüchtige, aber persönlich nicht eben bedeutende Kleinfürst, dem es nicht recht wohl dabei war, gegen das Ende seines Lebens, wie er selbst klagte, aus einem reichen Markgrafen zu einem armen Großherzog zu werden, ohne diesen Nimbus erscheint. Die Eigenart eines kleinen „altfürstlichen" Hauses, die Mischung von winzigen nachbarlichen Händeln und selbst Rangstreitigkeiten mit einer weitausschauenden Betheiligung an der großen Politik kommt bei ihm aufs Beste zur Geltung; und Erdmannsdörffer fand auch hier, was er bedurfte, einen geistreichen und feinen Mann, dessen Wege und Aeußerungen er verfolgen konnte, den Freund und Minister Karl Friedrichs, Edelsheim.

Erdmannsdörffer hat die ersten Jahre seiner Professorenthätigkeit in Greifswald verbracht, nach vorübergehendem Aufenthalt in Breslau hat er dann etwas über ein Vierteljahrhundert in Heidelberg gewirkt. Er kam dahin als Nachfolger Treitschke's auf dessen eigenen Wunsch. Ich erinnere mich, wie er in seiner Antrittsvorlesung eine geistreiche Skizze der vier Heidelberger Historiker Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke gab, die jeder in seiner Art und jeder entsprechend den rasch sich folgenden Epochen des 19. Jahrhunderts Führer der öffentlichen Meinung, Volksredner im höchsten Sinne dieses oft gemißbrauchten Wortes hatten sein wollen. Erdmannsdörffer erklärte höchst unumwunden, daß diese Zeit beendet sei; die Heidelberger aber waren darüber etwas betroffen, um nicht zu sagen, etwas enttäuscht. Ich glaube, daß es einige Jahre gedauert hat, bis man dort einsehen lernte, daß es der berechtigte Stolz eines Mannes ist, *seine* Eigenart geltend zu machen und sich nicht in eine fremde Rolle, weil sie für das Publikum zugkräftiger ist, hineinzuquälen. Auch als Redner war Erdmannsdörffer das genaue Widerspiel seines nächsten Freundes Treitschke: Man war auch hier nie gespannt, aber er prägte sich immer ein; man hatte bei seinem Vortrag nur ein mäßiges Interesse am Redner, aber man ward überall von dem beruhigenden Gefühl geleitet: „So war es", während man bei Treitschke inmitten der Begeisterung, zu der er unwiderstehlich fortriß, sich sagte: „So hat er es ganz empfunden." Daraus folgte freilich, daß Erdmannsdörffer auch nur auf die Zuhörer wirkte, denen es bloß um die Sache zu thun war, und nicht auf die, welche patriotische Erhebung ihrer Gefühle im Hörsaal suchten, wie man Erbauung in einer Kirche sucht. Das war ein

Bruch mit der Heidelberger Tradition, den man nicht gleich verzieh, und Erdmannsdörffer mußte sich den Boden seiner Wirksamkeit selber ganz und gar schaffen. Er nahm das als selbstverständlich hin; diese Jahre mangelnden äußeren Erfolges sind in jeder Beziehung seine glücklichsten gewesen, und er ließ sich nicht um einen Schritt von seinem Wege abdrängen. Er hat es denn auch in wenigen Jahren erreicht, sich eine anhängliche Zuhörerschaft und einen tüchtigen Schülerkreis zu schaffen; und man hat es wohl in Baden bald eingesehen, daß es für unsere Zeiten geeigneter ist, einen Lehrer als einen Propheten auf der Kanzel des Historikers stehen zu sehen.

Auch als Lehrer seinen näheren Schülern gegenüber behielt Erdmannsdörffer den gewissen behaglichen Zug, der auf den ersten Blick mit etwas Lässigkeit vermischt zu sein schien. Er gehörte nicht zu jenen Lehrern, die ihre Schüler in jede Feinheit der Methode einführen, die an den Seminar- und Doktorarbeiten so lange poliren und poliren lassen, bis kein Stäubchen an ihnen zu bemerken ist, so daß man die Dissertation für das Werk des Meisters selber halten könnte, wie sie es wohl zum Theil auch ist. Bei solchen sich aufopfernden Lehrern hat man ja manchmal das Gefühl: Weniger wäre mehr. Erdmannsdörffer wußte, daß solche ängstlich gängelnde Methode nur für einige Gebiete des Mittelalters angebracht ist, daß dagegen für die neuere Geschichte das Handwerkzeug rasch zusammen ist, daß aber hier der Schüler lernen muß, große Stoffmassen zu bewältigen und mit selbstständigem Blick sofort das Wesentliche aus dem Ballast zu sondern. In der neueren Geschichte muß man den Stoff kommandiren, in der mittleren ihn umschmeicheln, um ihm noch etwas Neues und Verstecktes abzugewinnen. So ließ denn Erdmannsdörffer seinen Schülern ziemlich freien Lauf, er besserte selten, er unterhielt sich mit ihnen gern über ihre Arbeiten; man dachte dann immer, daß man ihm etwas erzähle, ihn wohl auch etwas unterrichte und bekam ganz unvermerkt die Direktive. Das aber war Erdmannsdörffer's eigentliche Kunst, den Schülern sofort ihre Eigenart abzumerken, jeden an die Stelle zu bringen, wo er etwas leisten konnte; er kümmerte sich manchmal etwas wenig um den Fortgang der Arbeit, aber er gab jedem die richtige Arbeit. Und hierzu befähigte ihn doch wieder vor Allem das herzliche Eingehen auf die Persönlichkeit seiner Schüler: er hatte sie gern, selbst dann, wenn sie ihn nicht eigentlich interessirten; wer ihm einmal näher getreten war, blieb auch sein

Freund. Um ihn waltete eine Atmosphäre ruhigen Glücks; schwere Schicksale, die seinem Leben nicht fehlten und die seine tiefe treue Natur im Innersten trafen, haben ihn doch nur zeitweilig gebeugt; er stand grade und fest im Leben, körperlich und geistig eine kerngesunde Natur. So wurde jeder selber unverbildeten Natur wohl in seiner Nähe. Seinen Manneszorn aber hielt er für die beiden Eigenschaften bereit, die seinem kernigen Wesen am meisten widersprachen: dem falschen Schein und der Undankbarkeit. In ihnen sah er, der geschworene Feind jeder Phrase, das böse Verhängniß Deutschlands in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Er hat mir mehr als einmal gesagt: der stolzeste Augenblick seines Lebens sei gewesen, als er in Kissingen bei der Huldigungsfahrt der Badener — es war die erste dieser Art — vor Bismarck gestanden und ein Treuegelöbniß abgelegt habe. Der Mann, der als Historiker für die schillernden, intriganten und fast immer unzuverlässigen öffentlichen Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts seine Künstler-Sympathie bewährt hatte, kannte für sich und seine Zeit nur diese beiden Tugenden, Treue und Dankbarkeit. Ohne sie hatte das Leben, hatte auch die Politik keinen Werth für ihn. Er begrenzte deshalb für sich selber immer gern seinen Horizont, den er bei der Behandlung der Vergangenheit nicht weit genug fassen konnte, von wirthschaftlichen und sozialen Fragen der Gegenwart z. B. wußte er nichts und wollte nichts wissen; aber Niemand hätte ihn anders gewünscht. Und bei denen, die von ihm gelernt haben und deren Freund er gewesen ist, wird auch ihm Treue und Dankbarkeit für alle Zeiten sicher sein.

Das Ich und das Unbewußte.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Das einzige wirklich in Frage kommende metaphysische System, das in dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts hervorgebracht wurde, ist dasjenige E. v. Hartmann's. Auch wer sich, wie ich, einer Philosophie des Unbewußten nicht anzuschließen vermag, muß dennoch die geschichtliche Bedeutung dieses Systems und damit einen gesunden, bleibenden Kern in ihm anerkennen. Es war ja sehr billig und bequem, die Philosophie Hartmann's in Bausch und Bogen zu verwerfen, weil man sich dadurch mit anscheinend gutem Gewissen der Mühe überhoben glaubte, sich in die komplizirten Gedankengänge dieses fruchtbaren Denkers und Schriftstellers zu vertiefen. Indessen von Allen, die so verfahren sind, kann getrost gesagt werden, daß ihnen ein gewichtiges Zeichen der Zeit unverstanden geblieben ist. Das dem so ist, kommt erst recht durch die Schrift eines Denkers zur vollen Deutlichkeit, der selbständig auf den Spuren Hartmann's fortgewandelt ist. Dieses Werk von Arthur Drews*) gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der letzten Jahre, weil es nicht ein zufälliges Modeproblem des philosophischen Dilettantismus behandelt, sondern mit unverrückbarem Ernst den Punkt in Angriff nimmt, von dem aus meines Erachtens nach eine neue und erfolgreiche Richtung der Philosophie ausgehen wird.

Man muß zur Einsicht gelangen, daß schon Hartmann's Philosophie vom Unbewußten eine Reaktion gegen den auf die Spitze getriebenen Psychologismus, d. h. die Philosophie des individuellen Bewußtseins war. Diese letztere Richtung hatte es vermocht, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Führung innerhalb der philosophischen Bewegung an sich zu reißen

*) Das Ich als Grundproblem der Metaphysik von Dr. Arthur Drews, Professor an der technischen Hochschule zu Karlsruhe. — Freiburg i. B. J. C. Mohr 1897.

sie war getragen von jener Welle, die mit dem Zusammenbruch der neueren Metaphysik emporkam und nun umgekehrt das denkende Interesse ausschließlich der konkreten Forschung zuwandte. In diese Bahn lenkte nun auch die Philosophie ein, da sie ihrer bisherigen metaphysischen Grundlage beraubt war. Die Führung auf diesem Wege übernahmen philosophisch interessirte Physiker, Physiologen, Biologen und Soziologen. Man fragt sich dabei unwillkürlich, wie es möglich war, daß die Philosophie als die rein abstrakte Wissenschaft der obersten Erfahrungsprinzipien, mit Haut und Haaren in den Machtbereich der konkreten Wissenschaften hineingezogen wurde, deren besondere Prinzipien doch nur als sepzifische Anwendung und Bestimmung jener reinen (philosophischen) Prinzipien ihre Giltigkeit darthun können, wie etwa das Gesetz von der Erhaltung der Energie als Entwicklung des reinen Kausalprinzips für die mechanische Erfahrungsbestimmtheit. In der That konnte diese Abhängigkeitserklärung der Philosophie von der konkreten Einzelforschung nur so erfolgen, daß jener entweder ein eigenes Forschungsgebiet primo loco überhaupt abgesprochen wurde, oder daß ihr aus der Gesammtheit der übrigen Einzelwissenschaften eine spezielle als Grundlage zugewiesen wurde. Die auf diese Weise ihres primären Existenzrechtes beraubte Philosophie erhielt den Namen *Positivismus*. Jene erstere Art des Positivismus, deren Urheber Comte war, wies der Philosophie nur die sekundäre Aufgabe zu, erst auf Grund der Erkenntnisse der konkreten Einzelwissenschaften durch induktive Verallgemeinerung ein „hierarchisches" Wissenschaftssystem zu konstituiren. Diese Art möchte ich den *encyklopädischen Positivismus* nennen. Jene zweite Art des Positivismus ging demgegenüber nicht von der Gesammtheit der Einzelwissenschaften aus, sondern von einem einzelnen Zweige konkreter Forschung, nämlich der Psychologie. Dieser Uebergang war um so unmerklicher, als die Psychologie selbst ehemals als rationale Disziplin zur metaphysisch bestimmten Philosophie gehört hatte. Von dieser rationalen Psychologie hatte sich nun aber eine empirische abgezweigt (unter dieser Bezeichnung zuerst bei Chr. Wolf), die bereits das Gebiet der reinen Philosophie (Metaphysik) verließ und eine Anwendung der rationalen Prinzipien innerhalb des Gebietes der konkreten Seelenprozesse darstellte. In diesem Sinne verstand man also zunächst unter *empirischer* Psychologie gegenüber der rationalen als der reinen, das heißt philosophischen, die *angewandte* als konkrete Sonderwissenschaft. So nennt Kant die

philosophische oder rationale Psychologie: die Metaphysik der denkenden Natur. Dagegen antwortet er auf die Frage, „wo bleibt denn nun empirische Philosophie“: „sie kommt dahin, wo die eigentliche (empirische) Naturlehre hingestellt werden muß, nämlich auf die Seite der angewandten Philosophie, zu welcher die reine Philosophie die Prinzipien a priori enthält, die zwar mit jener (der rationalen) verbunden, aber nicht vermischt werden muß. Also muß empirische Psychologie aus der Metaphysik gänzlich verbannt sein, und ist schon durch die Idee derselben davon gänzlich ausgeschlossen“. Ist nun diese empirische oder angewandte Psychologie der Ausgangspunkt jener zweiten Art des Positivismus? Keineswegs! Der Name ist wohl derselbe, die Sache aber ist eine ganz andere. Jener Positivismus geht vielmehr von der Psychologie als einer durchaus induktiven Einzelforschung unter Abweisung aller rationalen Prinzipien aus; als solche ist sie eine lediglich naturwissenschaftliche Disziplin und will sich demgemäß ebenfalls nur auf Beobachtung und Experiment stützen. Gleichwohl aber hat sie für sich die Wolfsche Bezeichnung „empirische Psychologie“ stillschweigend übernommen, die doch bei jenem ganz etwas Anderes ausdrückte. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß diese moderne Art empirischer Psychologie sich unklarer Weise heute noch zur Philosophie rechnet. Sah sich Kant schon genöthigt, jene ältere Art, weil sie nur die Anwendung rationaler Prinzipien darstellte, im strengen Sinne aus der Philosophie zu verweisen, wieviel weniger darf dann diese moderne Psychologie philosophisch genannt werden, die ja selbst ausdrücklich jede philosophische Bestimmung zurückweist. Diese Psychologie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Hilfsdisziplin der Physiologie und ist deswegen von Wundt auch durchaus zutreffend „physiologische Psychologie“ genannt worden. Das aber ist nun die konkrete Sonderwissenschaft, von der aus jene zweite Art des Positivismus die Philosophie „exakt“ zu konstruiren sucht. Im Gegensatz zu dem encyklopädischen möchte ich diese letztere Art daher den psychologischen Positivismus nennen. Beide aber heben streng genommen die Philosophie als Wissenschaft auf; denn als eine solche kann sie nicht mehr gelten, wenn sie jedes ursprünglichen und eigenen Forschungsgebietes für bar erklärt wird. Wird sie nur, sei es auf die Hierarchie der konkreten Einzelwissenschaften überhaupt, sei es insbesondere auf die physiologische Psychologie gestützt, so kann sie niemals etwas Anderes darstellen als ein vages, feuilletonistisches

Sammelsurium verallgemeinerter Folgerungen. Zumal im letzteren Falle ist es dann die Physiologie, die zu lehren und zu bestimmen hat, was Philosophie sei. Wie diese dabei fährt, das kann man aber daraus ermessen, daß es seit Thales kein so unphilosophisches Zeitalter gegeben hat, als die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Der Positivismus ist der Tod der wahren Philosophie.

Gegen diese Erschlaffung und Ertödtung des echt philosophischen Forschungsgeistes erhob sich Hartmann's Philosophie des Unbewußten als Gegenwirkung. Dieses Werk erregte zwar Anfangs ein weit um sich greifendes Aufsehen, hinterließ jedoch keine tiefergehende Wirkung, weil das allgemeine Interesse sich mehr auf die geistvollen Einzelheiten richtete, als auf den entscheidenden Grundgedanken. Dieser letztere vermochte sich keine keimfrohe Theilnahme zu erwecken, selbst bei denen nicht, die sonst den metaphysischen Bestrebungen nicht geradezu feindlich gegenüberstanden. Daher bildete sich denn im Großen und Ganzen die Ansicht, daß man sich um die Philosophie dieses Denkers nicht zu kümmern brauche, und so wurde denn auch das wirklich fruchtbare Element, das unter jener rauhen Schale schlummerte, durchaus verkannt. Man muß dabei freilich einzusehen vermögen, daß die in der Konstituirung der Philosophie des Unbewußten hervortretende kritische Seite, sowie die daraus entspringende allgemeine Tendenz der Fortbewegung auf einer dem Positivismus entgegengesetzten Bahn werthvoller sind, als die Metaphysik des Unbewußten selber.

Dies tritt nun recht klar in der bedeutsamen Arbeit von Drews zu Tage. Ihr Verfasser ist zwar von Hartmann ausgegangen, aber bei ihm rückt doch ein anderes Problem in den Mittelpunkt, und das „Unbewußte“ wird nur als Mittel zur Lösung dieses Hauptproblems herangezogen. Was ihn vornehmlich beschäftigt, ist der Nachweis der Schranken der auf das Ich- oder Selbst-Bewußtsein gegründeten Philosophie, sowie der Versuch ihrer Beseitigung durch Substituirung des Unbewußten als Seinsgrundlage der Phänomenalität des Selbstbewußtseins. Mit jenem kritischen Nachweis erkläre ich mich, von Einzelheiten natürlich abgesehen, durchaus einverstanden; diesem Versuch dagegen, die erforderliche Grundlage für das Selbstbewußtsein in dem Unbewußtsein zu konstituiren, vermag ich mich nicht anzuschließen. Ich will versuchen, über beide Punkte kurz Rechenschaft abzulegen.

Drews sieht die Ursache der Dekadenz der neueren Philosophie

in dem Umstande, daß seit Descartes das Selbstbewußtsein, das cogito ergo sum zur Grundlage alles Philosophirens gemacht worden ist. Zunächst ist diese Thatsache selbst unbestreitbar, und es ist damit der entscheidende Gesichtspunkt herausgehoben, unter den die Entwicklung der ganzen neueren Philosophie gestellt werden muß. Nur würde ich bei diesem Nachweis im Einzelnen nicht Descartes' Formel cogito ergo sum als allgemeinen Ausdruck für die grundlegende Methode nehmen; denn diese Formel selbst hat manchen Widerspruch erfahren. Was aber Descartes wirklich mit den übrigen auf ihn folgenden Richtungen der Philosophie gemein hat, das ist die Zugrundelegung nicht des Bewußtseins, sondern des Selbstbewußtseins und die darauf gegründete psychologische Methode. Das cogito ergo sum haben z. B. die Sensualisten nicht anerkannt, wohl aber haben sie, wie ihre idealistischen Gegner in gleicher Weise das Selbstbewußtsein zum Ausgangspunkt genommen. Hieran hat auch Kant nichts geändert, und es ist durchaus unrichtig, wenn einige seiner Interpreten die Sache so dargestellt haben, als ob er die psychologische Methode seiner Vorgänger, sei es die der Rationalisten oder der Empiristen, überwunden habe. Er hat vielmehr diese Gegensätze mit Beseitigung ihrer Einseitigkeiten zu einer höheren Einheit verbunden; er war Kritiker, aber nichts Anderes als psychologischer Kritiker, er hat das Selbstbewußtsein in Bezug auf seine allgemeinen, von allen konkreten Unterschieden unabhängigen, d. h. apriorischen Grundlagen hin, und zwar sowohl auf die des sinnlichen wie des denkenden Selbstbewußtseins hin kritisch untersucht, wobei für ihn die transscendentale Einheit des Selbstbewußtseins die oberste und ausschlaggebende Instanz bleibt. Also ist Kant keineswegs von der psychologischen Grundlage des Cartesius abgewichen, nur ist er nicht mehr metaphysischer, sondern kritischer Psychologe. In der Art, wie sodann Fichte, Schelling und Hegel die von Kant überwundene Methode der Metaphysik wieder aufnahmen, vermögen wir heut nur ein rückständiges, noch einmal zu kurzem Leben erwachtes Gebilde zu erblicken. Die Bedeutung dieser Männer, die nur beschränkte Kurzsichtigkeit zu bestreiten vermag, liegt denn auch auf einem anderen Gebiet als dem ihres metaphysischen Systems. Neben diesem Dreigestirn und seinen Anhängern machte sich aber eine andere Richtung geltend, die doch an der Haltlosigkeit der von Kant fixirten apriorischen Grundlagen des Selbstbewußtseins Anstoß nahm. Diese glaubte in den konkreten Prozessen der inneren

Erfahrung des Selbstbewußtseins das unmittelbar Reale zu besitzen, von dem aus alles Andere zu bestimmen sei. Hierzu gehört neben Jakobi und Schleiermacher vornehmlich Fries und seine Schule, während dieser Richtung Beneke und Herbart mindestens verwandt sind. Dadurch aber daß auf diese Weise die konkreten Prozesse des Selbstbewußtseins zur Grundlage der philosophischen Erkenntniß gemacht wurden, vollzieht sich damit der Uebergang zu dem psychologischen Positivismus, der noch die Gegenwart beherrscht. Auch dieser letztere verwirft das cogito ergo sum Deskartes'; worin aber die ganze Entwicklung von diesem bis zu dem Positivismus der Gegenwart übereinstimmt, das ist der Ausgang von der Grundlage des Selbstbewußtseins und der darauf gegründeten psychologischen Methode, gleichviel ob sensualistisch oder metaphysisch, kritisch oder positivistisch.

Schon in diesem Nachweis, daß der ganze Entwicklungsgang der neueren Philosophie psychologisch bestimmt ist, liegt ein klares und für die Erkenntniß des inneren Zusammenhanges fundamentales Ergebniß, das bisher noch in keiner der Darstellungen der neueren Philosophie als prinzipieller Gesichtspunkt zum Ausdruck gekommen ist. Aber dieser innere Befund tritt nicht deutlich zu Tage, wenn man den in den mannigfachen und sich scheinbar widersprechenden philosophischen Erörterungen sich abwickelnden Faden charakterisirt als „nur ebenso viel Versuche vom cogito ergo sum aus zum Realen zu gelangen“ (a. a. O. 130). Einerseits würde sich eine ganze Anzahl der Urheber dieser Versuche mit vollem Recht dagegen sträuben, auf die Formel des Descartes eingespannt zu werden, und andererseits kann das methodische Prinzip Descartes nur als ein, wenn auch als der erste entscheidende Versuch angesehen werden, von der Grundlage des Selbstbewußtseins aus zum Realen vorzudringen. Was wirklich allen diesen Versuchen gemeinsam ist, das ist eben der psychologische Ausgangspunkt von jener Grundlage aus. Wenn ich Drews recht verstehe, so ist dies in der That auch der von ihm eingenommene Gesichtspunkt, der durch die zu enge Beziehung auf das cogito ergo sum nur etwas verdeckt erscheint.

Ist nun das erste Ergebniß der kritischen Untersuchung von Drews lediglich die Enthüllung des Thatbestandes, daß die ganze neuere Philosophie von Ich- oder Selbst-Bewußtsein aus, also psychologisch bestimmt ist, so ist das zweite der Nachweis, daß jeder Versuch, „das Reale unmittelbar vom Ich aus zu bestimmen,

in seinen Konsequenzen sich schließlich selber aufhebt." Auch diesem Resultat schließe ich mich bis auf eine leise Aenderung völlig an. Gerechterweise muß man nämlich anerkennen, daß eine ganze Anzahl jener Versuche keineswegs das Reale unmittelbar vom Ich aus zu bestimmen sucht, und daß diese daher gar nicht unter jenes Verdikt fallen würden. Unter diesen greife ich, um ein Beispiel anzuführen, die Philosophie Wundt's heraus. Gewiß ist auch für ihn das Ich ein entscheidender Grundfaktor seines philosophischen Systems, aber es ist nicht der einzige. Er geht daher auch nicht vom Ich schlechthin aus, sondern vielmehr von der psychologischen Erfahrung. Diese Erfahrung zerfällt bei ihm aber in zwei Faktoren: „in einen Inhalt, der uns gegeben wird, und in unsere Auffassung dieses Inhaltes" (Grundr. d. Psych. 3 Aufl. S. 3). Und er fährt dann fort: „wir bezeichnen den ersten dieser Faktoren als die Objekte der Erfahrung, den zweiten als das erfahrende Subjekt. Daraus entspringen zwei Richtungen für die Bearbeitung der Erfahrung. Die eine ist die der Naturwissenschaft: sie betrachtet die Objekte der Erfahrung in ihrer von dem Subjekt unabhängig gedachten Beschaffenheit. Die andere ist die der Psychologie: sie untersucht den gesammten Inhalt der Erfahrung in seinen Beziehungen zum Subjekt und in den ihm von diesem unmittelbar beigelegten Eigenschaften. Demgemäß läßt sich auch der naturwissenschaftliche Standpunkt, insofern er erst mittelst der Abstraktion von dem in jeder wirklichen Erfahrung enthaltenen subjektiven Faktor möglich ist, als derjenige der mittelbaren Erfahrung, der psychologische dagegen, der diese Abstraktion und alle aus ihr entspringenden Folgen geflissentlich wieder aufhebt, als derjenige der unmittelbaren Erfahrung bezeichnen." Daraus ersieht man, daß zwar auch für Wundt das Objektive nur ein Inbegriff von Vorstellungen ist, daß ihr Inhalt aber nicht von dem Ich schlechthin bestimmt wird, sondern daß er ihm „gegeben" ist. In Folge dessen würde man auch von diesem Philosophen nicht sagen können, daß er das Reale unmittelbar vom Ich aus zu bestimmen sucht. Vielmehr geht sein Bestreben darauf hinaus, das Reale von der psychologischen Erfahrung aus zu bestimmen. Und dies ist in der That der der ganzen neueren Philosophie gemeinsame Standpunkt: nur ist für die Einen der Grundfaktor dieser psychologischen Erfahrung allein das Ich und zwar zugleich als Quell seiner Vorstellungen, für die Anderen das Ich und die ihm aus einem anderen Quell gegebenen Vorstellungs-

inhalte, für die Dritten endlich allein die Vorstellungen, die erst die Vorstellung des Ich produziren. Ich würde demgemäß in dem aus Drews angeführten Satze für „Ich" vielmehr „psychologische Erfahrung" setzen. Dann aber muß ich mit dieser Aenderung jenem Ergebniß unbedingt zustimmen, daß jeder Versuch, das Reale von der psychologischen Erfahrung aus zu bestimmen, in seinen Konsequenzen sich schließlich selber aufhebt.

Und dies ist so, obwohl alle menschliche Erkenntniß schließlich an die Erfahrung gewiesen bleibt. Denn darüber kann innerhalb ernster Wissenschaft nimmermehr ein Zweifel bestehen, daß jede Forschung in phantastische und unnütze Spielereien ausarten muß, die nicht von der fundamentalen Wahrheit beherrscht ist, wonach Erfahrung nicht nur der Ausgangspunkt, sondern auch der Prüfstein aller unserer Erkenntniß ist. Selbst eine Metaphysik von der verwegensten Transscendenz wurzelt doch letzthin immer in unserer Erfahrungserkenntniß, und sie ist andererseits noch werthloser als ein Spinngewebe, wenn ihre Gebilde nicht an der Erfahrung verifizirt werden können. Wenn nun dem so ist, warum ist es dann trotzdem unmöglich, daß das Reale von der psychologischen Erfahrung aus zureichend bestimmt werden kann? Um es mit Einem Wort zu sagen: weil die psychologische Erfahrung oder die Erfahrung des Selbstbewußtseins nicht die ganze Erfahrung, sondern nur eine Seite von ihr ist, und weil wohl der Theil von dem Ganzen, nimmermehr jedoch das Ganze von dem Theil aus zureichend bestimmt werden kann. Eben das ist der große Irrthum, in dem die neuere Philosophie von dem Urheber des cogito ergo sum an bis zum modernen Positivismus hin befangen ist, daß Erfahrung und psychologische Erfahrung schlechthin identisch sei. Trotz dieses gemeinsamen Irrthums unterscheiden sich aber die wirklich philosophischen Köpfe innerhalb dieser Entwicklungsepoche sehr genau von den bloß sogenannten Philosophen einseitig sensualistischer und positivistischer Art. Denn jeder echte philosophische Denker mußte bei dem Versuch, von der psychologischen Erfahrung aus die Prinzipien realer Erkenntniß als die conditio sine qua non aller menschlichen Erfahrung zu bestimmen, zu der festen Einsicht kommen, daß diese Quelle als solche dazu in keiner Weise ausreiche, sondern in sich noch Faktoren enthalten müsse, die von allem Wechsel der Erfahrung unabhängig sind. Nur durchaus unphilosophische Köpfe konnten der Meinung huldigen, daß die apodiktische Gewißheit mathematischer Erkenntniß oder ein

Gesetz der Mechanik aus der Summation von Wahrnehmungen oder aus der gewohnheitsmäßigen Assoziation von Vorstellungselementen abgeleitet werden könne. Im Gegensatz zu Baco, Hobbes, Locke, Hume und ihren Nachtretern kamen denn auch Philosophen, die zugleich selbstständig an der Lösung mathematischer und mechanischer Probleme betheiligt waren, wie Descartes, Leibniz und Kant nothgedrungen zu der Ueberzeugung, daß das Faktum mathematisch-naturwissenschaftlicher Erkenntniß aus der psychologischen Erfahrung allein keineswegs zu erklären sei, und daß mit dieser daher noch Faktoren verbunden sein müßten, die entweder mit ihr ursprünglich erzeugt oder an ihr ursprünglich erworben sein sollten. Das ist der wahre Ursprung der Lehre von den angeborenen Ideen einerseits und von den apriorischen Erkenntnißmitteln andererseits.

Während die sensualistischen Skeptiker konsequenterweise dazu gelangen mußten, das Faktum der mathematischen Naturwissenschaft überhaupt zu bestreiten, weil von der psychologischen Erfahrung allein aus apodiktische Gewißheit nicht zu erreichen ist, suchten Männer wie Descartes, Leibniz und Kant vielmehr jenes unbezweifelbare Faktum von dem psychologischen Boden aus durch Eröffnung eines zweiten Quells philosophisch verständlich zu machen. Hume und seine Anhänger sind geneigt, um ihrer Theorie willen eher das Faktum der Wissenschaft selbst aufzugeben; Descartes und Kant suchen dieses vielmehr auch von einer fraglichen Theorie durch Hilfskonstruktionen zu stützen. Aber daraus, daß solche Substruktionen nothwendig sind, wird es eben ersichtlich, daß die psychologische Erfahrung nicht den Inbegriff aller Erfahrung überhaupt darstellen kann, weil das Faktum der Wissenschaft, d. h. die gesetzmäßig begründete Erfahrung, nicht aus jener zureichend abgeleitet werden kann. Denn die Zuhilfenahme von angeborenen Ideen oder einem transscendentalen Apriori besagt deutlich: die psychologische Erfahrung ist gar nicht die Grundlage aller Erfahrung überhaupt und demnach ist es verfehlt, von ihr aus den prinzipiellen Ausgangspunkt zu nehmen. Aber bis zu dieser Konsequenz ist nicht einmal Kant vorgedrungen; vielmehr faßte er, da von den Gegenständen der psychologischen Erfahrung keine zureichende Erkenntniß herzuleiten war, den kühnen Gedanken, einmal von der Annahme auszugehen, daß sich die Gegenstände nach unserer Erkenntniß richten müßten. Aber selbst dieser verwegene Griff vermochte die psychologische Position auf die Dauer nicht zu retten.

Wie Kant die Lehre von den angeborenen Ideen, so hat schließlich der Positivismus Kant's transscendentales Apriori verworfen, und zwar mit Recht, weil dieses der Grundvoraussetzung, auf der die Lehre Kant's selber ruht, letzhin widerspricht; denn es hat innerhalb der psychologischen Erfahrung, an der Kant doch als entscheidender Instanz festhält, schließlich keinen Halt. Wie hilft sich nun der Positivismus selbst? Er verwirft alle Erkenntnißquellen außer der unmittelbaren psychologischen Erfahrung selber, und er kennt keine andere Erfahrung als die psychologische mit ihrer physiologischen Grundlage. Geblendet durch die Erfolge der mathematischen Naturwissenschaft, meinte der psychologische Positivismus in Folge unkritischer Nachahmungssucht, daß es auch für die Philosophie keine andere Rettung gäbe, als sie „exakt" zu gestalten. Auf der Grundlage der experimentellen Philosophie sollte sich die gereinigte Philosophie mit verjüngter Kraft erheben. Aber gerade das Umgekehrte trat ein: die Philosophie büßte unter dieser Behandlung ihre Existenzberechtigung völlig ein; denn die ihr von je her zugewiesenen Probleme mußten auf diesem Wege als unzugänglich für eine apodiktische Behandlung erklärt werden. Der auf die physiologische Psychologie gestützte Positivismus erreicht mit all seinen Experimenten und all seiner Exaktheit statt nothwendiger Allgemeingiltigkeit immer nur einen gewissen Wahrscheinlichkeitsgrad für seine Erkenntnisse und hebt damit im strengen Sinn alle Wissenschaft auf, nicht nur die Philosophie, sondern auch die mathematische Naturwissenschaft. Damit sinkt aber der Positivismus trotz aller emsigen Versuche wiederum auf die vorkantische Stufe des englischen Skeptizismus zurück; und J. St. Mill und Laas z. B. haben das auch ehrlicher Weise zugestanden. Daher finden wir auch hier wieder dasselbe Ergebniß, daß der Positivismus um seiner eigenen Theorie willen lieber das Faktum apodiktischer Wissenschaft in Frage stellt, als umgekehrt daraus den Schluß auf die Unzulänglichkeit seiner Theorie zu ziehen. Darum aber handelte es sich gerade seit Galilei für die theoretische Philosophie: den Nachweis zu führen, warum wir mit den mathematischen Beweisen und den mechanischen Gesetzen, etwa dem der Trägheit, das Bewußtsein allgemeingiltiger Nothwendigkeit verbunden finden. Dies philosophische Problem aber haben sowohl Mill, wie Helmholtz durchaus mißverstanden, insofern sie wähnten, jene Frage richte sich auf die metaphysische Nothwendigkeit, wonach jene Erkenntnisse auch als außerhalb der bestehenden menschlichen Erfahrung für giltig

erwiesen werden sollten. Hätte insbesondere Helmholtz die kritische Philosophie Kant's so gut gekannt, wie er sie zu kennen glaubte, so hätte auch er vielmehr das Problem darin sehen müssen, nicht wie wir zum Beweis einer transscendenten, über alle Erfahrung hinausgehenden Nothwendigkeit gelangen können, sondern wie innerhalb der gegebenen menschlichen Erfahrung selber das mit den mathematischen und mechanischen Erkenntnisen verknüpfte Bewußtsein der Nothwendigkeit zu begründen sei. Diesen gegebenen Thatbestand als solchen hat die Philosophie aufzuhellen; und da das unter dem prinzipiellen Ausgehen von der psychologischen Erfahrung aus nicht möglich ist, so griff Descartes zu der Annahme von den angeborenen Ideen und Kant zu dem transscendentalen Apriori. Können diese Annahmen nicht für eine genügende Begründung jenes Faktums angesehen werden, so halten sie doch wenigstens das richtige Problem fest; der Positivismus dagegen verkennt sogar dieses. Eben in dem Bestreben, nichts als positiv zu sein, behauptet nun diese Richtung, daß die Theorie der wissenschaftlichen Nothwendigkeit aus der Natur der psychologischen Prozesse abgeleitet werden müsse. Nun führt aber dieser Versuch immer nur zu einer relativen Giltigkeit oder einer gewissen Wahrscheinlichkeit der auf diesem Wege erlangten Erkenntnisse, und in Folge dessen erklärt daraufhin der Positivismus, es gäbe, weil sein Verfahren zu keinem anderen Ergebniß führt, überhaupt innerhalb der menschlichen Erfahrung keinerlei Erkenntniß von nothwendiger Allgemeingiltigkeit. Daher ist denn auch für den Positivismus die Wissenschaft letzthin nichts Anderes als eine Verallgemeinerung der täglichen Erfahrung, d. h. im strengen Sinn überhaupt keine Wissenschaft mehr, sondern eine Wahrscheinlichkeitslehre. Das ist das Ergebniß, zu dem aller Positivismus konsequenterweise gelangen muß, und dieses Resultat bedeutet zugleich den Bankerott nicht nur der Philosophie, sondern auch der exakten Wissenschaft. Sieht man nun aber, daß sowohl die Mathematik wie die Mechanik mit lächelnder Miene nach wie vor ihre Formeln und Gesetze (wozu natürlich nicht die zeitweiligen Hypothesen gehören) mit dem Bewußtsein unerschütterlicher Nothwendigkeit aufstellt, so dürfte der Bankerott vielmehr auf Seiten des Positivismus anzutreffen sein. Was aber in diesem Sinne von der Mathematik und Mechanik gilt, das gilt auch von der Philosophie. Wäre diese freilich nur das, was der Positivismus aus ihr machen will, so wäre ihr damit ein für alle Mal der

Todtenschein ausgestellt; daß sie aber von Grund auf etwas Anderes ist als Positivismus, das sichert ihr das Leben.

Der Positivismus stellt sich somit heraus als die Konsequenz und skeptische Auflösung der auf die psychologische Erfahrung gegründeten ersten Phase der neueren Philosophie. Auch aus dem an dieser Stelle gegebenen Nachweise bestätigt sich daher das von Drews formulirte Ergebniß, daß jeder Versuch, das Reale von der psychologischen Erfahrung aus zu bestimmen, in seinen Konsequenzen sich schließlich selber aufhebt.

Einen ersten Schritt nun, über diesen todten Punkt, auf dem die Philosophie angelangt ist, endlich hinauszukommen, sehe ich in der Proklamirung der Philosophie des Unbewußten, obwohl ich mich selbst dieser, wie gesagt, in keiner Weise anzuschließen vermag. Gegner des Positivismus giebt es wohl auch sonst, metaphysische und kritische; aber diese Richtungen sind deswegen nicht im Stande, aus dem todten Geleise herauszukommen, weil sie trotz des Gegensatzes auf der gleichen Grundlage, der psychologischen Erfahrung, stehen bleiben. Diese Gegner sind daher im Wesentlichen Erneuerer früherer Richtungen und unterliegen deshalb gleichfalls der positivistischen Skepsis. Jeder endscheidend neue Schritt muß dagegen über jene fragliche Grundlage selbst hinauszukommen suchen, und ein solcher ist zuerst durch die Konstituirung der Philosophie des Unbewußten gemacht worden.

Betrachtet man diese Philosophie nur von ihrer metaphysischen Seite aus, so verfällt sie genau ebenso wie alle andere transscendente Metaphysik der von Kant unwiderleglich vollzogenen Verurtheilung. Ein solcher Metaphysiker, der diesem Verdammniß nicht verfallen will, müßte vor Allem erst die von Kant dagegen ins Feld gerückte Instanz beseitigen. Welche ist das? Kant zeigte, daß die Annahme eines transscendenten Seins nur durch eine Anwendung des Kausalprinzips von dem Erfahrungsgebiet aus erfolge als ein Schluß von der Wirkung auf die außerhalb der Erfahrung liegende Ursache. Er zeigte aber zweitens, daß diese Anwendung des Kausalprinzips durchaus unzulässig und der Fehlerquell aller transscendenten Metaphysik sei. Wenn irgend etwas von Kant feststeht, so ist es der Nachweis, daß die Begriffe Größe, Realität, Substanz, Kausalität und Wechselwirkung alle Bedeutung verlieren, wenn sie über das Gebiet der gegebenen Erfahrung hinaus angewandt werden. Selbst wenn man die Deduktion Kant's verwirft,

so läßt sie sich doch auch von anderer Seite her als zutreffend erweisen. Aber gesetzt auch, man wäre nicht in der Lage, überhaupt einem dieser Nachweise zuzustimmen, so hätte man jedenfalls seinerseits die Pflicht, zu zeigen, daß das Kausalprinzip von dem Erfahrungsbewußtsein auf das transscendente Gebiet hin angewendet werden dürfe. Solange dies nicht geschieht, ist schlechthin jeder Schluß von der Erfahrung auf das nicht in der Erfahrung gegebene, sei es nun von dem Bewußtsein auf eine jenseits seiner gegebenen Materie oder vom Bewußtsein auf ein absolut Unbewußtes, vermittelst jenes Prinzips ein Fehlschluß. Von einem solchen Nachweise habe ich aber bei den Philosophen des Unbewußten nichts gefunden, und schon aus diesem Grunde muß ich jede Hypostase eines Unbewußten zurückweisen. Drews behandelt denn auch die Annahme des Unbewußten als „Hypothese“ unter der Voraussetzung, daß die Probleme der Philosophie allein durch sie eine ausreichende Erklärung erführen. Auch hiergegen muß ich mich wenden. Hypothesen sind nur dann innerhalb der Wissenschaft zulässige Hilfsmittel, wenn die zu Grunde gelegten Voraussetzungen selber innerhalb der Erfahrung liegen, so daß sie durch diese entweder bestätigt oder widerlegt werden können. Wohl giebt es auch solche Hypothesen, die über das Erfahrungsgebiet hinausführen, aber mit ihrer Annahme sind die Grenzen strenger Wissenschaft überschritten, und sie haben daher innerhalb dieser keine Stätte. Wird aber eine auf das transscendente Gebiet gestützte Hypothese Hilfsmittel wissenschaftlicher Erklärung, so geschieht auch dies vermittelst jener unzulässigen Verwendung des Kausalprinzips. Als Metaphysik muß ich daher die Philosophie des Unbewußten ablehnen.

Ist mir nun die Metaphysik des Unbewußten aus dem angegebenen Grunde auch als solche nicht annehmbar, so sehe ich in ihr doch einen bedeutsamen, wenn auch keinen zureichenden Versuch, über die bisherige Grundlage der neueren Philosophie, d. h. über die psychologische Erfahrung oder über die bloße Erfahrung des Selbstbewußtseins hinauszukommen. Eben dadurch unterscheidet sie sich von aller vorangegangenen Metaphysik, daß sie die bisherige Grundlage, auf der diese ebenso wie die empirische Philosophie gestanden hat, für unzureichend erkennt und ihre willkürlich gezogenen Schranken zu beseitigen sucht. Wer philosophisch zu sehen vermag, der muß allerdings zur Einsicht kommen, daß sich die Neubelebung und der Fortschritt der Philosophie allein auf dieser Bahn voll-

ziehen kann. Nur darf man dabei keins der echten Kriterien, die auf dem bisherigen Wege gefunden worden sind, außer Acht lassen.

Das Ergebniß der neueren Philosophie zeigt, daß der Ausgang von dem Ich-Bewußtsein schließlich zu der Auflösung führt, welche sich in dem Positivismus vollzieht. Erweist sich diese Grundlage aber als unzureichend zur Lösung der philosophischen Probleme, so kann eine Erweiterung logischer Weise nur aus dem Nicht-Ich-Bewußtsein erfolgen. Diese Negation muß aber entweder das Ich oder das Bewußtsein oder Beides betreffen. Das Letztere ist von vornherein ausgeschlossen, da etwas, das zum Bewußtsein in absolutem Gegensatz steht, auch niemals Gegenstand der Erfahrung werden kann. Es bleiben also nur die beiden ersten Möglichkeiten. Die Philosophen des Unbewußten setzen nun von vornherein Ich-Bewußtsein gleich Bewußtsein schlechthin und folgern daraus, daß demgemäß der Gegensatz dazu das Unbewußte sein müsse. Dies trifft jedoch nicht zu. Was wir Ich-Bewußtsein nennen, ist vielmehr nur dasselbe wie Selbstbewußtsein. Ferner aber ist Bewußtsein und Selbstbewußtsein nicht ohne Weiteres miteinander gleichzusetzen. Unser Bewußtsein reicht weiter als unser Selbstbewußtsein. Statt also allein zu schließen, daß der Gegensatz zu unserem Ich-Bewußtsein ein Unbewußt-Physisches sein müsse, muß auch die andere Folgerung in Betracht gezogen werden, daß das Selbstbewußtsein entgegengesetzt ist einem Bewußtsein überhaupt.

Ich führe diese rein logische Gegenüberstellung nur an, um zu zeigen, daß die Philosophen des Unbewußten keineswegs alle Möglichkeiten in Betracht gezogen haben, und sie dürfen daher auch, abgesehen von allen anderen Schwierigkeiten, nicht im Mindesten behaupten, daß die philosophischen Probleme nur unter der Voraussetzung ihrer Hypothese lösbar sind. Vielmehr kann ich umgekehrt schließen, daß jene andere Voraussetzung die allein richtige sein muß, weil die Hypothese von der unbewußt-physischen Grundlage aus den vorher angegebenen Gründen unhaltbar ist. Aber auf solche bloß logischen Gründe möchte ich mich nicht versteifen, vielmehr muß der Sache selber die letzte Entscheidung anheimfallen.

Es ist schon gesagt worden, kann aber nicht genug wiederholt werden, daß alle Philosophie fehlgehen muß, für welche die Erfahrung nicht nur allein den Ausgangspunkt, sondern letzthin auch den Prüfstein bildet. Der einzige Weg, der sicher zum Ziele führen kann, ist demnach eine gesicherte Erfahrungskritik, welche die gegebene Wirklichkeit aus den immanenten Bedingungen ihrer

Möglichkeit erklärt. Erfahrung aber ist Erfahrungsbewußtsein, und dieses ist mehr als bloß Ich-Bewußtsein oder psychologische Erfahrung, es ist eine Differenzirung von Sach- und Selbst-Bewußtsein. Die antike Metaphysik ging einseitiger Weise von der Grundlage des Sach- oder Objekts-Bewußtseins aus; die neuere ebenso einseitig von dem Selbst- oder Ich-Bewußtsein; die Aufgabe der Erfahrungskritik wird es sein, die immanenten Erfahrungsbedingungen ohne Rücksicht auf jene Differenzirung aus der Einheit des Erfahrungsbewußtseins überhaupt darzulegen. Dieses Verfahren erscheint mir als das einzig mögliche, und ich hoffe es demnächst in genauerer Ausführung sachgemäßer Beurtheilung übergeben zu können.

Wenn ich also der Konstituirung des Unbewußt-Psychischen nicht zustimmen kann, so spreche ich ihm doch das Verdienst zu, zum ersten Mal klar darauf hingewiesen zu haben, wo das Problem der Philosophie der Zukunft liegt. Viele lassen sich dabei freilich schon durch das bloße Wort abschrecken, das ja als solches auch wirklich eine contradictio in adiecto erhält. Geht man aber auf das Problem selber los, so wird man bald gewahr, daß sich unter der abschreckenden Hülse ein gesunder Kern birgt. Dies wird besonders durch die geistvolle Behandlung des Ich-Problems von Drews klar, dessen Buch mit Recht eine Einführung in die spekulative Philosophie der Zukunft genannt werden kann. Ich glaube, ich würde mich mit ihm um so eher verständigen können, wenn er bei seinen Ausführungen einmal den Terminus „Unbewußt“ ganz vermiede und lediglich die Thatsachen selber reden ließe, wie er sie sieht. Es ist nun einmal so, daß gewisse Wörter verdächtig werden und deßhalb von vornherein Mißverständnissen begegnen. Das hat Bunge erfahren, als er seiner tiefgehenden physiologischen Untersuchung den Namen „Neo-Vitalismus“ gab, und andererseits vermied deshalb Athanasius den Ausdruck ὁμοούσιος bloß, weil er schon in Mißkredit gerathen war. Namen haben oft eine größere Macht, als man ihnen zutraut.

Jedenfalls aber ist die Behandlung des Ich-Problems von Drews eine bedeutsame Leistung für die Philosophie der Gegenwart. Möge dieses Buch an seinem Theil dazu beitragen, den unphilosophischen Geist unseres Zeitalters brechen zu helfen.

Die

Eingeborenen-Politik der großen Kolonialmächte.

Ein Vortrag.*)

Von

A. v. Ruville.

Es ist mir eine ausnehmende Freude, daß ich hier vor einer Versammlung, bei der ich ein lebhaftes Interesse für koloniale Dinge voraussetzen kann, meine Gedanken entwickeln darf über eine Frage, die sicher als eine der wichtigsten in der Kolonialpolitik aller Zeiten betrachtet werden muß: die Eingeborenenfrage. Freilich aus Erfahrung kann ich nicht sprechen, da ich in den Kolonien nicht gewirkt, sie nicht einmal gesehen habe, aber ich gedenke auch nicht über meine Sphäre hinauszugreifen, mich zum unberufenen Lehrer erfahrener Praktiker aufzuwerfen. Nur über die Ziele will ich mich aussprechen, denen die Eingeborenen-Politik nachzustreben hat, und in historischem Rückblick zeigen, wie sich die verschiedenen Mächte zu der Eingeborenenfrage gestellt, ob und wie sie diese Ziele zu erreichen gesucht haben. Auf viel Einzelheiten kann ich mich bei der beschränkten Zeit nicht einlassen, es kommt mir nur darauf an, die Prinzipien und Methoden darzulegen, die der Politik der verschiedenen Nationen zu Grunde gelegen haben und liegen.

Wenn ein Volk Kolonien erwirbt, sich fremde Länder zu eigen macht, so wird es nur selten mit unbewohnten Gebieten zu thun haben, bei denen es nur die Natur zu besiegen und nutzbar zu

---

*) Gehalten in der Abtheilung Frankfurt a. M. der Deutschen Kolonialgesellschaft am 24. Januar 1901. Ich habe hier einige Ausführungen wieder eingefügt, die ich beim Vortrag selbst des Zeitmangels wegen hatte weglassen müssen, im Uebrigen aber den Gedankengang und nach Möglichkeit den Wortlaut getreu wiedergegeben.

machen gilt. Menschen werden ihm entgegentreten, Wesen seiner Art, die mit den gleichen Anlagen ausgestattet sind, so wenig sie diese Anlagen auch entwickelt haben, so tief sie auch in dem stehen mögen, was wir Kultur und Zivilisation nennen. Und nicht bloß vereinzelte Individuen sind es, denen die Kolonisatoren begegnen. Es finden sich immer mehr oder weniger feste Zusammenhänge zwischen ihnen, es sind organisirte Gemeinschaften, wenn auch vielleicht primitivster Art. So treten sich bei jeder Kolonisation zwei Kulturen, zwei Gesellschaftsordnungen, zwei Wirthschafts- und Rechtssysteme gegenüber, die sich mit einander abzufinden haben, die des kolonisirenden Volkes und die der Eingeborenen. Bei gewöhnlichen Eroberungen kann das System der Unterworfenen das höhere, das überlegenere sein, wie bei der Ueberfluthung des Römerreichs durch die Germanen, der westasiatischen Kulturländer durch die Mongolen. Auch können beide gleichwerthig sein und nur von Grund aus verschieden, wie bei der Eroberung Spaniens durch die Mauren, Palästinas durch die Kreuzfahrer. Mit solchen Unternehmungen, die man nicht als Kolonisationen wird bezeichnen dürfen, haben wir es hier nicht zu thun. Ich möchte nur von den Landerwerbungen, und zwar denen der neueren Zeit reden, wo die Eingeborenen in kultureller Hinsicht unzweifelhaft unter den Kolonisatoren standen, wo also, kurz gesagt, Europäer sogenannten wilden Völkerstämmen oder halbzivilisirten Nationen entgegentraten.

Die Unterwerfung wird hier meist verhältnißmäßig leicht von Statten gehen. Damit ist aber die Organisation der Besiegten nicht getilgt, sind ihre Sitten und Bräuche, ihre Rechts- und Besitzverhältnisse nicht aufgehoben, und so kommt es nun darauf an, wie sich die Eroberer hierzu stellen sollen. Da giebt es denn zwei grundverschiedene Prinzipien, nach denen sich die Beziehungen regeln lassen, nach denen die eingeborenen Stämme behandelt werden können. Das Verhalten kann von der Eigensucht, es kann von der wahren Sittlichkeit diktirt sein. In dem einen Fall geht man davon aus, daß die Eingeborenen wie der Boden, Thiere und Pflanzen zum vorgefundenen Bestande der Kolonie gehören, der nach Möglichkeit für das Mutterland, für die kolonisirende Nation nutzbar, oder wenn es sich als schädlich erweist, in geeignetster Weise unschädlich gemacht werden muß. In dem andern Falle betrachten die heimische Regierung und ihre Vertreter die unterworfenen Stämme als neue Volksgenossen und Unterthanen, die zwar ihrer niederen Kulturstufe, ihrer abweichenden Eigenart wegen

mit Freuden begrüßen kann, so ist doch das zu Grunde liegende Prinzip deshalb nicht weniger verwerflich.

Es lassen sich eine Anzahl Methoden unterscheiden, die aus diesem egoistischen Prinzip erwachsen und zu verschiedenen Zeiten, bei den verschiedenen Nationen zur Anwendung gekommen sind. Die Eingeborenen können den Kolonisatoren als absolut schädliche Kräfte erscheinen, als Feinde ihrer Bethätigung. Dann tritt das roheste Verfahren ein. Sie werden im Kampfe oder auf andere mehr oder weniger offenkundige Weise vernichtet oder wenigstens aus dem Gebiete verdrängt, das man zu kolonisiren wünscht. So braucht dann bei der Besiedelung auf die ursprünglichen Besitzer überhaupt keine Rücksicht mehr genommen zu werden. Man hat freie Hand, wie auf unbewohnten Inseln. Das ist die erste Methode. In anderen Fällen erkennt man den Werth der Eingeborenen als Arbeitskräfte, was namentlich in tropischen Kolonien der Fall, wo der Weiße die schwere physische Arbeit nicht selbst zu leisten vermag. Hier ist die ganze Existenz der Siedler von dem Bestande an farbigen Arbeitern abhängig, und so wird, da auf freiwillige Leistung nicht genügend zu zählen ist, gezwungene Dienstbarkeit in ihren verschiedenen Formen, härtere oder mildere Sklaverei, Platz greifen. Die Behandlung wird von der Fülle des vorhandenen Menschenmaterials abhängen. Ist diese groß, sodaß sich eine sorgfältige Schonung der Sklaven als unrentabel erweist, und sind diese wenig widerstandsfähig, so kann diese Methode der ersten, der Vernichtung, sehr ähnlich werden, nur daß die vernichteten Existenzen immer durch neue ersetzt werden. Wenn endlich die wirthschaftlichen Verhältnisse sich geändert haben, wenn maschinelle Einrichtungen die Sklavenarbeit entbehrlich machen, feinere Kulturen, Fabriken &c. zur Anwendung zuverlässigerer Kräfte zwingen, dann wird eine dritte Methode zur Einführung gelangen. In, man kann sagen, wissenschaftlicher Weise werden Charakter, Neigungen und Fähigkeiten der Eingeborenen studirt, gerade wie dies bei Naturkräften und Thieren geschieht, und so die Mittel gefunden, durch die man sie sich ohne rohen Zwang dienstbar machen kann. Eitelkeit, Genußsucht, Aberglaube und andere Schwächen werden ausgenutzt, um unter dem Scheine persönlicher Freiheit ein mitunter weit härteres Servilitätsverhältniß herzustellen, als die Sklaverei darstellte. Das Gelingen eines derartigen Verfahrens wird dann als ein besonderer Triumph der Zivilisation, der Kolonialpolitik, angesehen. Scheint dagegen, und dies möchte ich als die vierte Methode bezeichnen, die

Kraft der Eingeborenen der Ausnutzung nicht werth, so überläßt man sie ohne Schutz den schädlichen Einwirkungen der fremden Kultur, was dann bei wenig widerstandsfähigen Völkern allmählich zum Untergang führen muß.

Es ist nun merkwürdig, daß, wie wir noch des Näheren sehen werden, gerade bei den ältesten Kolonialstaaten, den Vormächten des Entdeckungszeitalters, Spanien und Portugal, in der Eingeborenen-Frage das sittliche Prinzip eine Stätte gefunden hat und mehr oder weniger in Wirksamkeit getreten ist. Da auch Frankreich, wenigstens in Canada, sich nicht völlig ablehnend gegen dies Prinzip verhalten hat, während bei der älteren englischen und holländischen Kolonisation nichts davon zu spüren ist, vielmehr der reine, rüde Egoismus vorwaltet, so erkennen wir, daß sich in diesem Punkte die germanischen Nationen unvortheilhaft von den romanischen unterscheiden. Woran liegt das? Sind etwa die Romanen von Natur menschenfreundlicher oder überhaupt sittlicher veranlagt als die Germanen, sind sie weniger auf ihren Vortheil bedacht? Ich glaube, das wird sich kaum behaupten lassen. Die europäische Menschheit ist in diesen Dingen ziemlich gleichmäßig fortgeschritten, sodaß die Nationen zur gleichen Zeit auf ziemlich gleicher Stufe standen. Der Grund ist wohl in den politischen und kirchlichen Gestaltungen zu suchen, in denen sich die romanischen und germanischen Seemächte damals scharf unterschieden. In den romanischen Staaten lag die Entscheidung bei einem starken Königthum, das sich trotz despotischer Neigungen doch seiner sittlichen Verantwortung bewußt blieb, in den germanischen führten die reichen Klassen das Regiment, deren Geldbeutel an den Erträgen der Kolonien direkt interessirt war. Von diesen reichen Klassen war eine Berücksichtigung der Eingeborenen, soweit sie nicht im eigenen Interesse lag, nach damaligem Kulturstand überhaupt nicht zu erwarten, während ein Herrscher wohl fähig war, einem sittlichen Prinzip unter Umständen seinen materiellen Vortheil hintanzustellen. So war es früher, so ist es auch noch heute. Noch heute ist eine starke Monarchie weit befähigter in der Eingeborenenfrage die Sittlichkeit zur Geltung kommen zu lassen als ein parlamentarisches Regiment, bei dem die materiellen Rücksichten immer weit überwiegen werden. Und nun kam noch die Macht der katholischen Kirche hinzu, einer Institution, die den Erdkreis zu umspannen für ihre Bestimmung hielt und die diesen ihren Beruf gerade durch die Fürsorge für die Eingeborenen zu dokumentiren suchte. Zahlreiche neue Seelen waren dort zu gewinnen, sie

durften nicht dem Egoismus der rohen Eroberer zum Opfer fallen. Die katholischen Orden und Kongregationen, Bischöfe und Priester mußten ihrem Berufe nach in der Eingeborenenfrage die rein sittliche Methode ergreifen und vertreten. In Wirklichkeit freilich ist nur ein Theil von ihnen diesem Berufe wirklich treu geblieben. Die katholische Kirche aber war eine Macht im Staate, sie wußte die Seelen der Regierenden zu beeinflussen und zu lenken, namentlich die der Fürsten, und so kam die sittliche Tendenz auch in den Staatsgesetzen zur Erscheinung. Schutz, Bekehrung und Erziehung der Eingeborenen ohne Rücksicht auf materiellen Vortheil wurde zu einem Grundzug der kolonialen Gesetzgebung. Wie indifferent verhielt sich dem gegenüber der Protestantismus in der Eingeborenenfrage. In der englischen und holländischen Kolonialpolitik spielte er in dieser Hinsicht vormals keine Rolle. Man nahm wohl Bekehrungen von Indianern oder Negern vor, wo sich Gelegenheit bot, ein scharfes Vorgehen aber gegen die Rohheiten der Kolonisten, gegen die Lässigkeit der Regierung ist nirgends zu bemerken. Und wenn die Kirche auch einen solchen Versuch gemacht hätte, ihre Macht, ihr Einfluß auf die Staatsgewalt hätte sich als völlig unzureichend erwiesen. In England war sie dem Staat untergeben, in Holland ging sie im Staate auf. Sie war an die Interessen des Mutterlandes, der Kolonisatoren gebunden und führte nicht wie die katholische Kirche ein selbständiges, internationales, kraftvolles Eigendasein.

Es ist hochinteressant und auch für unsere Zeiten lehrreich, die Eingeborenen-Politik der romanischen Staaten, vornehmlich Spaniens, zu betrachten, wo sie am meisten zum Durchbruch gekommen ist und wirkliche Erfolge gezeitigt hat. Leider kann ich hier nur die Grundzüge geben, aber soviel wird sich doch daraus erkennen lassen, daß die üble Meinung, die sich über die spanische Methode der Eingeborenenbehandlung gebildet hat, eine durchaus unberechtigte, eine in der Hauptsache falsche ist. Diese Meinung hat sich nur bilden können, weil das spanische Kolonialreich sich streng gegen die Außenwelt abschloß und von seinen internen Angelegenheiten und Zuständen wenig verlauten ließ. So blieben nur die schlimmen Ausschreitungen des Entdeckungszeitalters im Gedächtniß der Menschheit haften und mißgünstige Rivalen mögen die übertriebenen Vorstellungen, die man sich von spanischer Härte und Grausamkeit machte, geflissentlich gefördert haben. Thatsächlich hat

kein Staat eine solche Mühe aufgewendet, die Eingeborenen zu schützen, ihr Loos zu verbessern, wie gerade der spanische.

Es ist wahr, bei Besiedlung der westindischen Inseln und des amerikanischen Festlands, bei Eroberung der Indianerreiche Mexiko und Peru haben die Konquistadoren unter der einheimischen Bevölkerung furchtbare Verheerungen angerichtet. Bei der Unterwerfung wurden die Indianer als gefährliche und an Zahl weit überlegene Feinde in Schaaren vernichtet, nach der Unterwerfung wurden die zu schwerer Arbeit unfähigen Menschen als willkommene Arbeitskräfte derartig ausgenutzt, daß sich ihre Zahl schnell bedeutend reduzirte. In den Goldgruben von Santo Domingo und Peru, in den Silberbergwerken und den Webereien von Neuspanien, bei Transporten über die Landenge von Panama, im Dienst der spanischen Pflanzer gingen Tausende und Abertausende zu Grunde. Auf den westindischen Inseln ist das Aussterben der rothen Rasse die traurige Folge gewesen. Das Alles soll nicht geleugnet, noch beschönigt werden, wiewohl sich Manches zur Entschuldigung anführen ließe. Es war ein durch und durch egoistisches Verfahren, wie es dem Geiste der Zeit entsprach. Aber wohl zu merken: Die spanische Regierung hat dieses Verfahren nie gebilligt oder gar angeordnet. Sie hat es nur zugelassen, solange sie den wahren Sachverhalt, namentlich die geringe Widerstandsfähigkeit der indianischen Rasse nicht erkannte, ist aber sofort eingeschritten, sobald sie von der verzweifelten Lage der neuen Unterthanen authentische Kunde erhielt. Die Berichte des menschenfreundlichen Priesters Las Casas haben den Umschwung herbeigeführt. Und wenn es mit der Besserung nur langsam vorwärts ging, so muß man bedenken, wie schwer es für die Regierung war, den eigenwilligen Eroberern aus so weiter Ferne Zügel anzulegen, den zweckmäßigen Gesetzen und Ordonnanzen Gehorsam zu verschaffen. Selbst tüchtige, edelgesinnte Gouverneure sahen sich gezwungen mit den Kolonisten zu paktiren, ihnen Konzessionen zu machen, die der Wirkung der königlichen Anordnungen Abbruch thaten. Und in vielen Fällen waren die Kolonialbeamten selbst nicht von der Gesinnung erfüllt, die den Hof beseelte, sahen sie nicht ein, warum man aus Rücksicht auf die farbige Rasse die Prosperität der Kolonie in Frage stellen sollte. Ueberhaupt, und das gilt auch noch heute in vollem Maße, werden Tendenzen der heimischen Regierung niemals durchzudringen und Resultate zu erzielen vermögen, wenn es nicht gelingt, ihren Vertretern in den Kolonien

die gleichen Ideen, die gleichen Tendenzen einzupflanzen. So genau und bestimmt lassen sich Gesetze, und namentlich Kolonialgesetze nicht fassen, daß sie nicht durch die Art der Ausführung wirkungslos gemacht werden könnten. So ist es immerhin kein schlechtes Zeichen für die in den höheren Klassen Spaniens herrschende Gesinnung, daß die Gesetze doch allmählich, wenn auch mit vielen Ausnahmen, zu sinngemäßer Ausführung kamen, das Loos der Eingeborenen sich gegen die Anfangszeit unvergleichlich verbesserte und so die rothe Rasse in den spanischen Besitzungen als wesentlichster Theil der Bevölkerung erhalten blieb. Hauptinhalt der Gesetze war erstens: stufenweise Aufhebung der Leibeigenschaft und damit der berüchtigten Repartimentos, d. h. der Vertheilung der Indianer unter die großen Lehnsträger, die Encomenderos. Nur den gegenwärtigen Besitzern und ihren nächsten Erben sollten die bereits der Dienstbarkeit Verfallenen hörig bleiben, und dieser Hörigkeit wurde die denkbar mildeste Form gegeben. Zweitens wurden die Eingeborenen einer staatlichen Bevormundung unterstellt, die es unmöglich machte, sie indirekt zu knechten, sie wirthschaftlich zu unterwerfen, die ihnen alle schädlichen Einflüsse abendländischer Kultur fernzuhalten suchte. Die Indianerdörfer wurden von den europäischen Ansiedlungen streng gesondert, der Aufenthalt Weißer in den Dörfern, der Handel mit den Bewohnern stark eingeschränkt. Rechtsgeschäfte hatten nur Gültigkeit, wenn sie zum Vortheil der Indianer waren, so daß diese ihr Loos wohl verbessern, nicht aber verschlechtern konnten. Mit Eifer wurde ihre Bekehrung betrieben, doch blieben ihnen die Härten des Kirchenregiments erspart. Die Inquisition durfte gegen Eingeborene nicht zur Anwendung kommen. Und besondere, sehr selbständige Beamte, die Protektoren der Indianer, wurden eingesetzt, um die genaue Innehaltung der Vorschriften zu überwachen, die Interessen der Eingeborenen zu vertreten. Es ist wahrhaft bewunderungswürdig, wie von der spanischen Regierung schon in so früher Zeit im Ganzen die richtige Methode herausgefunden wurde, die Wilden zu behandeln und zu erziehen. Man hatte erkannt, daß es nicht genug sei, den Eingeborenen Rechte zu verleihen, sie vor roher Gewalt und Rechtsverletzungen zu sichern, sondern daß sie der sorgsamen Leitung, der steten Fürsorge bedurften, wenn sie das plötzliche Eindringen überlegener Kultur mit allen ihren Gefahren überdauern sollten. In der Formel des Eides, den die Kolonialbeamten vor dem Rath von Indien abzulegen hatten, stand aus-

drücklich, sie würden sorgen por el bien, aumento y conservacion de los Indios, für das Wohl, die Vermehrung und Erhaltung der Indier. Das feinere Verständniß freilich für die Bedürfnisse dieser Leute, für die geeigneten Mittel und Wege, die vorgesteckten Ziele zu erreichen, ging den Regierenden noch ab. Dazu hätte es exakter Studien bedurft, wie sie erst in neuester Zeit betrieben werden. Es war ein verhältnißmäßig rohes Verfahren, voll von Gewaltsamkeiten und Uebertreibungen, immerhin aber war der Kern der Politik ein guter und gesunder. Man muß unbedingt zugestehen: keine andere Regierung hat die besprochene Aufgabe der Kolonialpolitik mit solcher Schärfe hervorgehoben, mit solchem Eifer durchzuführen gesucht.

Wir haben schon gesehen, wie es die katholische Geistlichkeit war, die der spanischen Kolonialpolitik diese Richtung wies. Sie auch hat sich emsig um die wirkliche Ausführung der menschenfreundlichen Gesetze bemüht. Ohne ihre Mitwirkung und stete Kontrole wären die Erfolge wohl ganz minimale geblieben, denn bei den eigensüchtigen Kolonisten erfreute sich natürlich die Begünstigung, ja geradezu Bevorzugung der Indianer geringen Beifalls. Und auch so noch kamen Unmenschlichkeiten genug vor, die den Feinden Spaniens Stoff zu Schauererzählungen boten. Im Ganzen aber wurde das Loos der Eingeborenen ein so erträgliches, wie nirgends sonst. Die Jesuiten namentlich machten sich um die Indianer in hohem Maße verdient. Sie stifteten sogenannte Missionen, indianische Gemeinwesen kommunistischer Art, von denen jeder Europäer ausgeschlossen blieb und in denen sie allein die Leitung in Händen hatten. Paraguay war ein solcher jesuitischer Musterstaat im Großen. Das entsprach dem indianischen Herkommen. Auch das Inkareich in Peru hatte einen derartigen kommunistischen Charakter getragen, und so fanden sich die Indianer vortrefflich hinein. Der Fehler war nur, daß sie nicht zu selbstständig handelnden Menschen, sondern zu Ackerbau- und Handwerks-Automaten erzogen wurden, daß ihnen nicht allmählich Bevormundung und Schutz entbehrlich gemacht wurden. Als daher im 17. Jahrhundert einige dieser Missionen am Paraná von portugiesischen Sklavenjägern zerstört wurden, da folgten die Insassen willenlos den neuen Herren oder verfielen, wenn ihnen die Flucht gelang, bald in ihre ursprüngliche Wildheit. Immerhin haben die Missionen viel Segen gestiftet und die Regierung bei ihrer Bestrebung, die Indianerrasse zu erhalten, sehr wesentlich unterstützt.

Es erscheint nun als eine schlechte Empfehlung, als ein übles Zeichen für die spanische Kolonialpolitik, daß sich die Kolonien fast sämmtlich gewaltsam vom Mutterlande abgetrennt haben. Man wird geneigt sein, die Schuld an diesem Vorgang auch der Eingeborenen-Politik zuzuschreiben und diese sonach als nicht nachahmenswerth hinzustellen. Ich glaube aber, man ist damit im Irrthum. Wenn selbst diese Politik dahin gewirkt hätte, so wäre sie damit noch längst nicht zu verwerfen, sondern nur die Art ihrer Durchführung oder die Unterlassung geeigneter Gegenmaßregeln. Doch meiner Auffassung nach hatten die Revolutionen einen ganz anderen, tieferen Grund. Spanien konnte den Abfall auch bei geschicktestem Verfahren, ob es despotisch oder liberal verfuhr, nicht verhindern, denn die Aufgabe, die es sich mit der Kolonisation Amerikas gestellt hatte, war für den sinkenden Staat eine zu schwere. Ich habe im Anfang gesagt, daß zu erfolgreicher Kolonisation entsprechende Kraft und Gesundheit des Mutterlandes gehört, da sich dieses sonst an den kolonialen Aufgaben erschöpft. Und das eben war bei Spanien der Fall. Es hatte den Kolonien an Kultur gegeben, was es vermochte, aber das genügte nicht, um die jungen Gemeinwesen dauernd an das Mutterland zu fesseln, die Macht aber, sie gewaltsam bei ihrer Pflicht zu halten, ging Spanien in den napoleonischen Wirren verloren. Seine Eingeborenen-Politik aber kann ihm, trotz des politischen Abfalls der Kolonien, dereinst reichen Segen bringen, denn die Mischnationen, die sich dort gebildet haben, tragen durch und durch spanischen Charakter und werden zu Spanien hinneigen, sobald dieses seine innere Gesundheit wiedererlangt hat. Sie stehen ihm kulturell fast näher als die amerikanische Union dem englischen Mutterland.

Bei den Portugiesen will ich mich nicht weiter aufhalten. Sie haben Eingeborenen-Politik im Großen nur in Brasilien betreiben können und sind dort in der Grundtendenz dem spanischen Muster gefolgt. Die Regierung war aber zu schwach, um ihren Willen durchzusetzen. Es ist ihr niemals völlig gelungen, der Indianersklaverei und den Sklavenjagden ein Ziel zu setzen, da sich die Beamten nur selten von den eigensüchtigen Kolonisten unabhängig zu machen vermochten. Deshalb ist die rothe Rasse auch hier weit mehr zurückgegangen als in den spanischen Provinzen und hat hier deshalb eine weit stärkere Negereinfuhr stattgefunden, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Wesentlich anders stellten sich die Franzosen zu den Bewohnern ihrer Kolonien. Wir finden hier nicht ein konsequentes, auf bestimmtem Prinzip beruhendes Verfahren, wie bei den Spaniern, auch nicht stete, wenn auch vergebliche Versuche, ein als gut erkanntes Prinzip durchzuführen, wie bei den Portugiesen. Beständiges Schwanken zwischen verschiedenen Prinzipien und Methoden ist das Charakteristische der französischen Eingeborenen-Politik. Nicht nur daß diese Politik eine andere war in der älteren Zeit unter dem absoluten Königthum als in der neueren unter dem konstitutionellen System. Das ließe sich ja leicht begreifen. Nein, auch zur gleichen Zeit, unter den gleichen Verhältnissen sind Inkonsequenzen und Widersprüche bemerkbar. In der früheren Zeit vermochte sich das sittliche Prinzip, das auch hier von einer einflußreichen katholischen Geistlichkeit vertreten wurde, nicht überall gegen das bloße Nützlichkeitsprinzip zu behaupten, da der beständige schlechte Stand des Staatshaushaltes reiche Einnahmen aus den Kolonien unentbehrlich machte. Im 19. Jahrhundert aber, wo der geistliche Einfluß fast in Wegfall kam, gewannen die dafür eintretenden Humanitätsideen noch nicht genügende Kraft und Klarheit, um für die Eingeborenen-Politik durchgehends maßgebend zu werden. Halbe Maßnahmen wurden die Regel und daraus erwuchsen dann mannigfache Mißstände.

Frankreich besaß bis zum Ausgang des siebenjährigen Krieges weite Länder in Nordamerika, aus denen noch heute französische Sprache und Sitte nicht verschwunden ist: die Gebiete des Lorenzstromes bis zu den großen Seen hinauf, also Kanada, und die Mündungsgebiete des Mississippi, Louisiana. So kam auch diese Nation mit der rothen Rasse in nahe Berührung, und man darf sagen, die Beziehungen gestalteten sich im Allgemeinen zu ausnehmend freundlichen. Da nur verhältnißmäßig wenig Ansiedler hinübergingen, so lag kein Grund vor, die Indianer zu vernichten oder aus ihren Jagdgründen zu verdrängen, und zu schweren Arbeiten brauchte man sie nicht heranzuziehen, da das Nothwendige in den Ackerbaudistrikten von den Weißen selbst geleistet werden konnte, zu den Pflanzungen im Süden aber frühzeitig Negersklaven herangezogen wurden. Lasten über die Wasserscheiden hinüberzutragen und die Ströme hinauf- und hinabzurudern, war die Hauptleistung, die ihnen zugemuthet wurde. Aber auch für ihr Wohl und ihre Erziehung wurde gesorgt, sowie für Schutz gegen die üblen Einflüsse der Zivilisation. Die spanische Methode der

Isolirung wurde auch hier, ebenfalls von den Jesuiten, mit Erfolg angewendet. Freilich nicht in gleich umfassendem Maße und nicht mit gleicher Konsequenz. Ueberhaupt zeigten die Franzosen schon damals wie noch heute ein eigenes Talent, mit den Eingeborenen zu verkehren, auf ihre Ideen und Bräuche einzugehen und so ihre Zuneigung zu gewinnen. Sie waren darin immer den Engländern überlegen und gewannen ihnen manchen Vortheil ab. Hätten sie mehr Ansiedler hinübergeschickt und die Kolonien militärisch ausgiebiger unterstützt, ein großer Theil Nordamerikas wäre vielleicht heute französisch und den Indianern wäre vermuthlich ein besseres Loos zu Theil geworden.

Nicht viel anders stand es in Ostindien, wo die Franzosen sich bei den Fürsten und Völkern weit größerer Beliebtheit erfreuten als die Engländer und dadurch nahe daran waren, diese völlig auszustechen. Zu einer Eingeborenen-Politik in unserem Sinne, zu politischer Beherrschung unterworfener Stämme, ist es freilich in Indien für Frankreich kaum gekommen. Es besaß nur schmale Distrikte, in denen es sich in der Beziehung wenig bethätigen konnte, und weitere Ausbreitung wurde durch Englands Uebermacht verhindert. Doch im 19. Jahrhundert sind den Franzosen beträchtliche Länder orientalischer Kultur zugefallen, die ihnen in jener Hinsicht schwierige Aufgaben stellten. Ich meine ihre Besitzungen in Hinterindien und Nordafrika. Da läßt sich denn an Algier der Charakter ihrer Eingeborenen-Politik am deutlichsten erkennen.

Die Behandlung mohamedanischer Völker bietet für europäische Mächte ganz besondere Schwierigkeiten. Sie stehen den andersgläubigen Eroberern stets prinzipiell feindlich gegenüber und weder Strenge noch Milde wird je im Stande sein, diese Feindschaft zu beseitigen. Strenge treibt sie zu Empörungen, Milde verschafft ihnen die Mittel, Empörungen ins Werk zu setzen. Wahrhaft getreue Unterthanen, von denen für aufgewandte Mühe Dank zu erwarten, wird man an ihnen niemals haben. Sie sind und bleiben ihrer Auffassung nach Unterthanen einer anderen Macht, des türkischen Sultans, von dem sie ihre einstige Befreiung erwarten. Es könnte sonach scheinen, man sei hier der Pflichten entledigt, die man sonst den eingeborenen Völkern schuldet, man sei hier berechtigt, ein Gewaltregiment aufzurichten und allein die Interessen des Mutterlandes und der eigenen Kolonisten zu beobachten, da man es eben mit unversöhnlichen Feinden zu thun habe. Und doch möchte ich behaupten, daß dieser Schluß ein falscher ist, daß

auch hier jenes Prinzip, das ich als das sittliche bezeichnet habe, Platz finden kann und muß.

Der Orientale besitzt eine Eigenschaft, die dies erleichtert, die unerschütterliche Geduld. Wenn die Zeiten der Realisirung seiner Wünsche nicht günstig sind, so wartet er die Gelegenheit ruhig ab. Es gilt also, ihm durch bestimmtes, festes Auftreten die Meinung beizubringen, daß keinerlei Aktionen vorerst und auf lange Zeit hin aussichtsvoll seien, ihm gleichzeitig aber ein möglichst erträgliches Dasein zu verschaffen und namentlich jede Ungerechtigkeit, jede grobe Verletzung seiner Gefühle zu vermeiden. Auf diese Weise, durch strenges, gerechtes Regiment und Fernhaltung jedes Zündstoffes gewinnt man Zeit, sehr viel Zeit, und diese läßt sich benutzen, um der orientalischen Weltanschauung die Wurzeln abzugraben. Milde Begünstigung des Islam wäre ebenso falsch wie der Versuch, ihn gewaltsam zu unterdrücken. Man muß ihm die Nahrung entziehen und die Bekehrung in jeder Weise begünstigen und fördern. Dazu gehört freilich nicht bloß die Gründung von Missionen, die Installirung von Geistlichen, sondern ein möglichst sittliches Verhalten der Beamten und aller Europäer. Solange dieses Verhalten den Lehren der Missionare gar zu wenig entspricht, solange die Eingeborenen das Gefühl haben, daß die Christen doch nur auf ihre Kosten gut leben und Reichthümer erwerben wollen, solange wird die Thätigkeit der Missionare geringen Erfolg haben. Gerade weil die Orientalen lügen und betrügen, ihren Vortheil in jeder Weise wahrnehmen, darum darf es der Europäer nicht thun. Er darf nicht mit orientalischen Waffen kämpfen, wie das leider so oft geschehen ist, sonst sinkt er in der Meinung der Orientalen auf ihr eigenes Niveau herab, sonst verlieren seine guten Lehren jede Wirkung.

Man kann nicht sagen, daß die französische Regierung in Algier dieses Ziel klar ins Auge gefaßt, ja daß sie überhaupt ein Ziel hinsichtlich der Eingeborenen mit Konsequenz verfolgt habe. Sie ist aus dem Tasten, aus Versuchen mit verschiedenen Systemen nicht herausgekommen. Ihr Regiment ist im Ganzen eine Militärherrschaft über ein unterworfenes Volk geblieben, ohne daß es zu wirklicher Annäherung oder gar zur Vermischung der Bevölkerungen gekommen wäre. Durch festes Auftreten ist allerdings die Gefahr umfassenderer Aufstände weit hinausgeschoben worden, aber eine Gewinnung der Einwohner für europäische Kultur und Christenthum hat nicht stattgefunden, ist kaum versucht worden. Und dabei be-

steht die Hauptmasse der Bevölkerung aus Kabylen, die der abendländischen Gesittung weit näher stehen als die Araber. Besonders die Landfrage ist es, in der sich die schwankende Politik Frankreichs dokumentirt hat, und der die Spannung zwischen Eroberern und Eingeborenen zum guten Theil zuzuschreiben ist. Um Ansiedler ins Land zu bringen, mußte man entweder die Bewohner ihres günstig gelegenen Besitzes berauben und ins Hinterland zurückdrängen, was ein egoistisches Gewaltverfahren bedeutet hätte, oder man mußte sich an dem rechtmäßig, durch gerechte Konfiskationen und Kauf erworbenen Land genügen lassen und so die Europäer unter die mohamedanische Bevölkerung eindoubliren. Dies Letztere ließ sich vom moralischen Standpunkt rechtfertigen, erregte keine Erbitterung und förderte die Annäherung der Rassen. Von den Franzosen wurden beide Systeme zur Anwendung gebracht. Neben den Konfiskationen, die schon ungebührlich ausgedehnt wurden, kam es auch zu direkten Beraubungen und Verpflanzungen der ursprünglichen Besitzer, was natürlich viel böses Blut machte. Der daraus entspringenden Feindseligkeit wegen mußten dann die Siedler gegen ihren Wunsch in größere Ortschaften zusammengelegt werden, die als Stützpunkte zur Beherrschung des Landes dienten. Das sittliche Prinzip hat, wenn man auch die Eingeborenen großentheils in ihrem Besitze ließ, doch hier nicht mitgewirkt. Es lag im Interesse der Franzosen, die Araber und Kabylen im Lande zu halten, denn sie selbst waren nicht im Stande, das Land genügend zu besiedeln. Massenhaftes Eindringen von Spaniern und Italienern wäre bei Zurückdrängung der Eingeborenen die Folge gewesen, und das suchte man natürlich zu vermeiden. Man muß also sagen: Frankreich ist von dem richtigen Wege in der Eingeborenenbehandlung den es früher gelegentlich eingeschlagen hatte, im Ganzen wieder abgekommen. Da indessen ein hartes Verfahren nicht dem Charakter der Franzosen entspricht, sie vielmehr im Verkehr mit den Eingeborenen viel Geschick zeigen, so sind besonders schädliche Folgen nicht zu erwarten.

Bevor ich nun zu den germanischen Kolonialmächten übergehe, möchte ich noch im Allgemeinen einige Worte über die Negersklaverei sagen. Zur Eingeborenen-Politik ist sie nicht eigentlich zu rechnen, denn in Afrika wurden die Neger aus allen zugänglichen Gebieten, nicht bloß aus den eigenen Kolonien beschafft und in Amerika sind sie nicht als Eingeborene, als ursprüngliche Besitzer des Bodens anzusehen. Dennoch spricht sich in der Negersklaverei

die Stellungnahme der europäischen Völker zu der schwarzen Rasse aus, und so darf ich nicht versäumen, ihrer als einer Erscheinung der gesammten Eingeborenen-Politik Europas Erwähnung zu thun.

Ich glaube, über die Verwerflichkeit dieser Institution herrscht unter uns kaum noch ein Zweifel, und doch hat sie nicht bloß in älterer sondern auch in neuer Zeit ihre Vertheidiger gefunden, wenn man auch heute das verpönte Wort Sklaverei durch gezwungene Dienstbarkeit ersetzt. Hauptsächlich hoben diese hervor, einmal daß die tropischen Pflanzungen ohne farbige Arbeitskräfte nicht existiren könnten, und dann, daß der Schwarze nur durch Zwang zur dauernden Arbeit zu bewegen sei, dieser Arbeitszwang aber als ein treffliches Erziehungsmittel gelten könne. Man verglich die Neger wohl mit Unmündigen und Kindern, bei denen ja auch zu ihrem Heil Zwang angewendet werde. Suchen wir uns einmal mit diesen Behauptungen abzufinden.

Daß die tropischen Pflanzungen der farbigen Arbeiter bedürfen, und zwar in früheren Zeiten noch unabweislicher als heute, wo maschinelle Einrichtungen vielfach Ersatz bieten, ist nicht zu leugnen. Aber giebt das dem Europäer ein moralisches Recht, andere Menschen, die die geeigneten Fähigkeiten aufweisen, ihrer persönlichen Freiheit zu berauben? Ganz zu schweigen von den Grausamkeiten des Sklavenfangs und -Handels. Daß Kolonisatoren einer tieferen Kulturstufe zu diesem rohen Auskunftsmittel gegriffen haben, da ihnen ihre Ueberlegung keinen anderen Ausweg zeigte, daß selbst ein Las Casas der Sklaveneinfuhr in Westindien das Wort redete, ist verständlich und erklärlich. Sie dokumentirten sich aber gerade dadurch als Menschen tieferer Kultur. Ihr Verfahren ist deshalb nicht weniger verwerflich als Hexenprozesse und Folter. Wenn das Auskunftsmittel der Sklaverei von vornherein abgeschnitten worden wäre, dann wären die Pflanzungen auch nicht zu Grunde gegangen, der menschliche Geist hätte sich vielmehr geschärft und gar bald andere Wege ausfindig gemacht.

Und ganz falsch ist es, zu behaupten, der Neger sei in keiner anderen Weise zur Arbeit zu bewegen. Der völlig rohe Neger arbeitet allerdings im Allgemeinen nur unter dem Zwang des Hungers oder der Peitsche, und namentlich der befreite Sklave wird zunächst dem Müßiggang in ausgiebigstem Maße fröhnen. Das ist aber gerade die Aufgabe der Kolonialpolitik, die schwarze Rasse aus diesem Zustand zu erheben. Wenn dem Neger erst Geschmack beigebracht ist an besserer Lebensführung, an unschädlichen kulturellen Annehmlich-

keiten und Genüssen, dann wird er auch arbeiten, um sich diese schönen, bald unentbehrlichen Dinge zu verschaffen, und schließlich wird ihm in vielen Fällen die freiwillige Arbeit ein gewisses Behagen verursachen, wie er es bei gezwungener sicher nie empfand. Es ist sehr wichtig, ihm, selbst unter Verzicht auf momentanen Vortheil, das Bewußtsein dieser Freiwilligkeit zu erhalten.

Daß bei der Erziehung zur Arbeit, bei der Gewöhnung an regelmäßige Thätigkeit Zwang angewendet werden kann und sich unter Umständen sehr heilsam erweist, darf zugestanden werden. Auch unsere Kinder werden zwangsweise zur Arbeit angehalten. Aber diese Zwangslage unterscheidet sich sehr scharf von der Sklaverei und zwar dadurch, daß nicht der Lehrende aus der geleisteten Arbeit Vortheil zieht, sondern nur der Lernende. Und davon muß der Lernende, der Eingeborene, überzeugt sein, wie es bei den Missionen der Jesuiten der Fall war, sonst wird die Lehre ihre dauernde Wirkung verfehlen. In den englischen Kolonien wurde nach Aufhebung der Sklaverei als Uebergangsstadium die gezwungene Lehrlingschaft der Schwarzen eingeführt. Man suchte so der gemildert fortbestehenden Sklaverei ein Tugendmäntelchen umzuhängen. Aber da die Einrichtung hauptsächlich dem Nutzen der Pflanzer diente, so fühlten sich die Schwarzen nicht weniger als Sklaven, arbeiteten sie nicht minder ungern und mangelhaft. Die schlechtesten Schüler sind ja noch immer die gewesen, die für den Lehrer zu arbeiten meinten. So ist jede zwangsweise Ausnutzung der eingeborenen Kräfte im Privatinteresse, mag sie auch noch so verhüllt auftreten, mit Entschiedenheit zu verwerfen und zu verbieten, während sich gesetzliche Nöthigung zu gewinnbringender Thätigkeit und namentlich die Anlernung der Wilden zu solcher Thätigkeit wohl empfehlen kann.

Die Sklaverei hat den Kolonialstaaten in doppelter Weise reichen Gewinn gebracht, einmal durch die Beschaffung der Sklaven, den Negerhandel, und dann durch ihre Verwerthung, besonders in Amerika. Den Handel betrieben die Besitzer der afrikanischen Westküste: Spanien und Portugal, England und Frankreich. Je mehr die Nachfrage wuchs, um so mehr überbot dieser Handel in den westafrikanischen Kolonien jeden anderen. Sie wurden schließlich fast nur noch dieses Handels wegen behauptet. Namentlich England that sich hierbei hervor. Es erwarb im Utrechter Frieden 1713 das Recht, die spanischen Kolonien mit Menschenwaare zu versorgen, und wußte in seinen nordamerikanischen Besitzungen

gegen den Willen der Kolonisten die Sklaverei zu erhalten, um nicht des reichen Gewinnes verlustig zu gehen. Jamaika, wo Schmuggler und Piraten sich zu begüterten Pflanzern umwandelten, wurde der Hauptstapelplatz dieses gräßlichen Geschäfts, von wo die piezas de India, indischen Stücke, wie man kurz die Neger bezeichnete, nach allen Gegenden vertrieben wurden.

Von den Leiden der Neger bei Fang, Landtransport und Ueberfahrt macht man sich nicht leicht einen übertriebenen Betriff. Kühl und geschäftsmäßig pflegten die Händler gegeneinander abzuwägen: einerseits die Mehrausgaben bei guter Kost und Behandlung, andererseits den Menschenverlust bei schlechter Verpflegung, und da erwies sich die Ersparniß an Transportkosten meist als rentabler, da die Schwarzen viel Widerstandsfähigkeit zeigten. Was aber das weitere Loos der verhandelten Menschen betrifft, so war das sehr verschieden bei den einzelnen Nationen, sehr verschieden bei den vorwaltenden Wirthschaftssystemen.

Das Verfahren der Kolonialmächte gegen die Neger entsprach im Allgemeinen dem gegen die Eingeborenen. Die einmal angenommenen Prinzipien wurden auch ihnen gegenüber festgehalten. So finden wir bei den Spaniern weitgehenden gesetzlichen Schutz der Neger und im Ganzen milde Behandlung. Sie wurden meist als Hausklaven verwendet und traten so zu ihren Herren in nahe persönliche Beziehungen, die es selten zu Grausamkeiten kommen ließen und zahlreiche Freilassungen verursachten. So ist es erklärlich, daß sich in Jamaika bei dessen Eroberung durch die Engländer die spanischen Sklaven zu ihren Herren hielten und von der englischen Herrschaft nichts wissen wollten. 150 Jahre haben sie in den Gebirgen als sogenannte Maroon-Neger eine selbständige Existenz geführt. Und der Negeraufruhr im französischen San Domingo hat nicht auf den spanischen Theil der Insel übergegriffen. Schlimmer schon stand es in Portugal, wo der gute Wille der Regierung dem Egoismus der Pflanzer gegenüber nicht recht durchzudringen vermochte. Bei den Holländern am Kap bestand zwar kein gesetzlicher Negerschutz, die patriarchalischen Verhältnisse aber, die dort herrschten, machten ihr Loos zu einem durchaus erträglichen, zu einem besseren vielfach, als ihnen später aus der Emanzipation erwuchs. Am traurigsten war die Lage der Schwarzen in den englischen und französischen Besitzungen, wo die Regierung die Sache vollkommen gehen ließ wie sie ging, die wirthschaftlichen Verhältnisse aber nicht dazu angethan waren, den Sklaven milde

Behandlung zu sichern. Der Großbetrieb, wie ihn namentlich die Zuckerproduktion verlangte, die Latifundienwirthschaft waren es, die so schädlich wirkten. Jedes persönliche Verhältniß zwischen den oft in Europa lebenden Herren und den Sklaven war aufgehoben, heerdenweise wurden sie auf den weitgedehnten Plantagen verwendet, von eigensüchtigen Verwaltern wurde ihre Kraft aufs Aeußerste ausgenutzt, an ihrer Erhaltung soviel als möglich gespart. Um die Gefahr einer Auflehnung zu mindern, nahm man ihnen jede Gelegenheit, sich zu höherer Kulturstufe zu erheben. Die Missionare, die unter den Negern zu wirken suchten, sahen sich den Anfeindungen der Pflanzer ausgesetzt.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß gerade England, das Land, das bisher die Sklaverei am meisten begünstigt und gefördert hatte, zur Abschaffung dieser Institution die Initiative ergriffen und das Meiste beigetragen hat. Es ist auch sicher der Anerkennung werth, daß im englischen Volke das sittliche Prinzip hierbei zuerst durchgedrungen und sogar im Parlament zur Geltung gekommen ist, wenn auch erst nach langen Kämpfen. Gleichermaßen ist es nicht zu verwundern, daß Englands scharfes Auftreten für allgemeine Unterdrückung der Sklaverei ihm den Ruf der Humanität eingetragen hat. Und doch möchte ich behaupten, daß hier das sittliche Gefühl nicht eigentlich oder wenigstens nicht allein den Ausschlag gegeben hat, daß vielmehr die Sorge für sehr wesentliche materielle Interessen stark mitsprach. Gerade in den englischen Kolonien begannen sich die Schäden der Sklavenwirthschaft, wie ich hier nicht näher ausführen kann, zu zeigen, wenn dies auch von den Pflanzern nicht zugestanden wurde. Mit den westindischen Inseln ging es merklich rückwärts, seitdem Nordamerika abgefallen war. So bedeutete die Sklavenemanzipation ein gewagtes wirthschaftliches Experiment, zu dessen Durchführung zugleich die Humanitätsideen drängten. Nach der Durchführung aber war es das unabweisliche Interesse Englands, die Emanzipation auch in den anderen Staaten durchzusetzen, wo die wirthschaftliche Nothwendigkeit nicht in gleichem Maße vorlag, da man eine maßvollere, humanere Negerpolitik betrieben hatte. Blieb sie dort bestehen, so konnte England kolonialwirthschaftlich auf die Dauer nicht mehr mit ihnen konkurriren. So ist von Englands rühmlicher That der Sklavenbefreiung ein gut Theil auf Rechnung der Eigensucht, der Staatsraison zu setzen.

Wir haben uns nach dieser kurzen Betrachtung der Sklaven-

frage noch mit der eigentlichen Eingeborenen-Politik der germanischen Seemächte zu beschäftigen und dabei zuerst die Niederlande zu besprechen.

Das Charakteristische an der Kolonialpolitik der Holländer ist die fast ausschließliche Berücksichtigung des Handels, der in der älteren Zeit in den Händen großer Compagnien lag. Geldgewinn blieb ihnen derartig die Hauptsache, daß dagegen jede andere Rücksicht, Kriegsruhm, religiöse Propaganda, selbst Landerwerb in den Hintergrund trat. So wurde auch die Eingeborenen-Politik ganz vom kommerziellen Standpunkt aus betrieben, namentlich in Ostasien, wo die Aufrechterhaltung und Ausnutzung des Gewürzmonopols den Mittelpunkt aller kolonialen Thätigkeit bildete. Ein richtiges Verantwortlichkeitsgefühl für das Wohl der Eingeborenen kam dagegen nicht auf, auch wo diese die Waffen definitiv niedergelegt hatten. Man bediente sich ihrer zur Produktion der Gewürze und im Uebrigen ließ man sie in ihrer Eigenart fortleben. Man hat der Ostindischen Compagnie, die bis 1795 die alleinige Herrschaft führte, ein hartes, oft grausames Verfahren gegen die Urbewohner vorgeworfen, und einer Handelsgesellschaft, die immer auf hohe Dividende sehen muß und sich zweifellos sehr intolerant verhalten hat, ist Derartiges gewiß zuzutrauen. Einzelne unmenschliche, hartem Egoismus entsprungene Akte sind wohl auch nachgewiesen. Ein gut Theil dieser Anklagen ist aber gewiß dem Neide minder glücklicher Konkurrenten auf Rechnung zu setzen. So ist die Zerstörung großer Gewürzkulturen, die man zur Steigerung der Preise und Erleichterung der Zollkontrolle vornahm, zwar den Fürsten sehr nachtheilig, dem Volke aber eher vortheilhaft gewesen.

Als dann am Ausgang des 18. Jahrhunderts die Staatsregierung selbst die Verwaltung übernahm, und allmählich größere Gebiete, Java, Sumatra, Celébes 2c., unterworfen und der Kultur erschlossen wurden, da hat ein System Platz gegriffen, das man in der Hauptsache nur billigen kann. Es sind neben egoistischen auch, wie wir das bei Spanien gesehen haben, wahrhaft sittliche Motive in der Eingeborenen-Behandlung zur Geltung gekommen. Da eine umfassende Besiedelung mit Europäern hier nicht stattfinden kann, die Niederlande auch gar nicht in der Lage sind, so viel Menschen abzugeben, so ist das Bestreben der Regierung darauf gerichtet, die Eingeborenen-Bevölkerung nach Möglichkeit zu vermehren und kulturell zu heben, damit hier, wie das

auch Spanien mit seinen Kolonien erstrebte, gesunde Nebenreiche mit einer nicht bluts-, aber kulturverwandten Bewohnerschaft entständen. Die Mittel, die man dazu anwendet, erinnern in mancher Beziehung an das spanische Verfahren, weichen aber doch im Grunde stark ab. Jedenfalls sind sie trefflich und bewähren sie sich gut. Die Hauptsache ist, daß man die Eingeborenen weder knechtet und ausnutzt, noch auch ungezügelt und ungeschützt in Freiheit dahinleben läßt. Der Gedanke, daß der Eingeborene der Erziehung, des Schutzes, der Bevormundung bedarf, kommt in den holländischen Kolonien voll zur Geltung, ohne daß man ihm seine gewohnten Lebensformen zu nehmen sucht. Die indischen Staaten und Gemeinwesen sind im Großen und Ganzen bestehen geblieben, nur einen Theil des Gebietes hat die Regierung in eigene Verwaltung genommen, doch sind die staatsrechtlichen Beziehungen äußerst komplizirt, ist das Abhängigkeitsverhältniß der Fürsten ein sehr verschiedenes, je nach dem erkannten Bedürfniß und der verfügbaren Macht. Aber meist hat sich die Regierung einen solchen Einfluß gesichert durch den Fürsten beigegebene holländische Assistenten, daß die Erhaltung der einmal bestehenden Ordnung, daß die gerechte und maßvolle Ausübung der überlassenen Befugnisse gesichert bleibt. Die Bewohner sind gegen Knechtung und Aussaugung durch ihre eigenen Herrscher, wie sie früher an der Tagesordnung, jetzt großentheils geschützt. Aber sie werden auch vor Ausnutzung und Uebervortheilung durch Europäer und höherstehende Asiaten bewahrt und zugleich zur Arbeit erzogen. Früher hatten sich Spekulanten und Händler die Kräfte der Eingeborenen dienstbar gemacht, indem sie ihnen für ihre Arbeit geringwerthige oder schädliche Waaren, namentlich Opium und Spirituosen, lieferten. Da die Eingeborenen meist in leichtfertigster Weise weit mehr annahmen, als sie durch ihre Arbeit zu bezahlen vermochten, so geriethen sie in Schulden und wurden nun nicht allein demoralisirt, sondern in eine wirthschaftliche Abhängigkeit gebracht, die an Sklaverei grenzte. Diese Verhältnisse sind durch das niederländische System sehr gebessert worden. Die Arbeiter, die zur Anlage und Bebauung der Plantagen nöthig, werden von den Häuptlingen gestellt und unter genauer Kontrole der Regierung verwendet. Sie erhalten einen bestimmten, nicht allzu niedrigen Lohn und außerdem ebenso wie die Häuptlinge einen Theil vom Reingewinn. So fühlen sich die Leute nicht eigentlich im Dienst der Fremden, sondern in dem ihrer eigenen Herren und merken zugleich, daß sie zu ihrem eigenen Vortheil thätig sind.

Sie werden zu regelmäßiger gewinnbringender Thätigkeit angehalten, aus der sich eine Besserung ihrer Lebenshaltung ergiebt, ohne daß ihnen die Möglichkeit genommen wird, ihre eigenen Felder zu bebauen und den gewohnten Lebensunterhalt zu erzeugen. Die Regierung weiß dabei auch auf ihre Kosten zu kommen, indem sie die Erträgnisse zu bestimmtem niedrigen Preise ankauft und so einen reichlichen Gewinn einzieht, der aber nicht außer Verhältniß steht zu den aufgewandten Kapitalien.

Natürlich gelingt die Durchführung dieses Systems nicht überall in gleichem Maße. Die Eigensucht der Residenten und der Häuptlinge tritt vielfach störend dazwischen, doch ist man immerhin auf dem rechten Wege, indem man nicht nur den Vortheil der Europäer und der Regierung, sondern gleichermaßen das Wohl und den gesunden Fortschritt der Eingeborenen ins Auge faßt. Es ist ungereimt, das System, wie das von englischer Seite namentlich geschieht, als freiheitsfeindlich und demnach überlebt hinzustellen. Nicht nach dem Maß an Freiheit bewerthet sich eine Eingeborenen-Politik, sondern nach dem Segen, den sie Herrschern und Beherrschten bringt. Praktisch muß eine solche Politik vor Allem sein.

In Kapland ist es zur Einführung eines derartigen Systems nicht mehr gekommen, da die Kolonie gleich nach dem Aufhören der Kompagnie-Herrschaft in englische Hände fiel. Bis dahin waren die Ansiedler bestrebt, durch Verdrängung der eingeborenen Völkerschaften die nöthige Anbaufläche zu erwerben und aus ihnen die erforderliche Anzahl Sklaven zu gewinnen, denen, wie schon erwähnt, ein ziemlich mildes Loos zu Theil wurde.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, die in dem bedeutendsten modernen Kolonialreich, dem englischen, geübten Methoden einer Betrachtung zu unterziehen, und da ist es denn bemerkenswerth und eigenthümlich, daß gerade bei England, das man in kolonialen Dingen so gern als Lehrer, als nachahmenswerthes Muster hinstellt, das auf diesem Gebiete zweifellos die größten Erfolge aufzuweisen hat, in der Eingeborenenfrage das sittliche Moment am wenigsten zur Geltung gekommen ist, das egoistische hingegen aller Orten, und oft in recht krasser Weise, Ausdruck gefunden hat.

Auch der Bewunderer britischer Kolonisationskunst wird nicht leugnen können, daß in den von Engländern besiedelten weiten Gebieten Nordamerikas die rothe Rasse nicht nur numerisch stark reduzirt, sondern auch physisch und moralisch größtentheils in einen traurigen Zustand der Verkommenheit versetzt worden ist. Das

kolonisten preisgegeben und wurden beim geringsten Widerstand durch Militärgewalt niedergeworfen.*)

In neuester Zeit erst, wo der nicht mehr interessirte Osten die Rolle des Mutterlandes übernommen hat, sind die Vereinigten Staaten bestrebt, eine Besserung der Zustände herbeizuführen, und dabei auf das Prinzip der Absonderung verfallen, das die Spanier fast von Anfang zur Anwendung gebracht hatten. Es sind indianische Reservationen großen und kleinen Umfangs geschaffen worden, wo die Eingeborenen nach ihren Gesetzen und Bräuchen leben sollen, ohne von den Weißen bedrängt zu werden, wo sie von der Regierung materiell unterstützt werden sollen. Durch Missionen, Schulen 2c. wird ihre Gewinnung für christliche Kultur versucht. Doch auch hier ist, wie die offiziellen Jahresberichte selbst zugestehen, das Vordringen des weißen Elements nicht zu hemmen, da die entgegenstehenden Gesetze keinen genügenden Gehorsam finden. Auch jetzt noch sind die schlimmsten Vergewaltigungen, die Entziehung der gesetzlich zuerkannten Vortheile an der Tagesordnung. So steht zu befürchten, daß die Reduktion der rothen Rasse auch weiterhin ihren Fortgang nimmt.

Beträchtlich besser steht es im Dominium von Kanada, dem britischen Besitz. Dort wird der Indianer, wenn auch nicht wesentlich gefördert, so doch als Mensch betrachtet und behandelt. Eine prinzipielle Feindschaft zwischen ihm und dem Weißen wie in der Union läßt sich in Kanada nicht beobachten. Das liegt einmal daran, daß die Eingeborenen als Pelzjäger unentbehrlich sind, ein schlechtes Verhältniß zu ihnen also großen Schaden bringen könnte, dann aber auch an dem französischen Blute eines großen Theils der Bevölkerung. Die aus französischer Zeit stammende Gewohnheit, auf gutem Fuße mit den Indianern zu leben, hat sich erhalten und auch den englischen Kolonisten mitgetheilt. Freilich, daß das Gefühl der sittlichen Verpflichtung gegen die Eingeborenen bei Regierung und Siedlern zur Geltung gekommen wäre, wird sich auch hier nicht behaupten lassen.

Bevor ich weitergehe, will ich noch einem Mißverständniß vorzubeugen suchen, das mein Vergleich der spanischen und englischen Politik hervorrufen könnte. Man wird gegen meine Ausführungen vielleicht einwenden, daß die englischen Kolonien in ziemlich allen Beziehungen den spanischen weit voranstehen und eine Blüthe auf-

*) Vgl. H. H. Bancroft, Hist. of the Pacific States, S. Francisco 1890. Bd. XXIII. Kap. IV.



weisen, wie sie diese kaum jemals erlangen werden, daß also das sittliche Prinzip jedenfalls sich als ein unpraktisches Prinzip erwiesen habe, das deshalb bei kräftig aufstrebenden Nationen nie Eingang finden werde. Nun, ich bin weit davon entfernt, der spanischen Kolonialpolitik vor der englischen den Vorzug zu geben oder nur annähernd gleichen Rang zuzuerkennen. In Begründung der Gemeinwesen, Vertheilung und Ausnutzung des Bodens, Organisation des Handels, Gestaltung der religiösen Verhältnisse und vielen anderen Dingen befolgten die Engländer weit bessere Prinzipien, sodaß sie befähigt wurden Kontinente zu bevölkern. In dem einen Punkte aber, der Eingeborenen-Politik, konnten sie von den Spaniern lernen. Deren Verfahren, die Aufnahme der Urbevölkerung in den politischen, sozialen, wirthschaftlichen Organismus, hätte den Kolonien nicht nur keinen Schaden gebracht, sondern sehr brauchbare Elemente zugeführt und vielleicht zu einer gesünderen Sozialpolitik Anregung und Befähigung gegeben, ganz abgesehen davon, daß es England und die Union vor einer schweren moralischen Verschuldung bewahrt hätte. Spanien gab seinen Pflanzstaaten was es geben konnte: eine geringe Ansiedlerzahl, eine minderwerthige Kultur und den Katholizismus, und hat damit schon die Eingeborenen auf eine höhere Stufe erhoben. Auf den Standpunkt der englischen Kolonien konnten diese Gemeinwesen mit ihrer vorwiegend farbigen Bevölkerung natürlich auch nach ihrer Lostrennung vom Mutterland nicht kommen. Der Katholizismus, so Tüchtiges er auch in früheren Jahrhunderten für Erhaltung und Erziehung der rothen Rasse geleistet hat, bildet doch heute ein Hemmniß für ihre Weiterentwicklung. Wieviel Größeres aber hätten England und die Union zu leisten vermocht, wenn sie die Eingeborenen-Politik nach spanischen Grundsätzen betrieben hätten.

Wenn wir uns nun den Verhältnissen in Englands afrikanischen Kolonien zuwenden, so tritt uns auch hier eine Politik entgegen, die sich in keiner Weise als nachahmenswerth bezeichnen läßt, wenn sie auch der in der Union befolgten weit vorzuziehen ist. Ein schwankendes Verfahren ist es, das hier die Regierenden eingeschlagen haben, aber es schwankte nicht zwischen dem sittlichen und egoistischen Prinzip, sondern nur zwischen den Methoden, wie dem Egoismus am besten Genüge geschehen könne. Der Staat hat die Aufgabe der Eingeborenen-Erziehung in der Hauptsache abgelehnt, und nur der Modus der Ablehnung ist in verschiedenen Zeiten und Orten ein verschiedener gewesen. Auch was den Eingeborenen an Wohlthaten

erwiesen wurde, ist nur der Eigensucht entsprungen, da man dadurch, mit Recht oder Unrecht, dem Interesse Englands zu dienen meinte.

Die bedeutendste afrikanische Kolonie ist das Kapland. An ihm wollen wir uns über das englische Verfahren zu informiren suchen. Hier hatten sich die Holländer in zerstreuten Ansiedlungen zwischen die Negerstämme hineingeschoben, ihre Ländereien sich angeeignet und in langen Kämpfen den Alleinbesitz großer Gebiete gewonnen. Es war das offenkundige Verdrängungssystem, das hier zur Anwendung kam, und dieses System wurde von den Engländern acceptirt und weiter ausgebildet. Eine scharfe Grenzlinie zog man zwischen dem Gebiete der Kolonisten und der Eingeborenen, und diese Grenzlinie schob man nach Bedürfniß gegen Osten und Norden vor. Nur Angehörige der Missionen, freie Arbeiter und Sklaven verweilten auf dem eroberten Gebiet. Beständige Feindseligkeiten, Räubereien und Diebstähle von Seiten der Kaffern waren die unausbleibliche Folge, die Kämpfe und gegenseitigen Uebergriffe hörten nicht auf. Nun entstanden zwei Richtungen in der Eingeborenen-Politik, beide die Beseitigung der vorhandenen Uebelstände anstrebend, aber beide, trotz mancher richtigen Gedanken, von Grund aus verfehlt und schädlich. Die eine, energischere, wollte das Verdrängungssystem beibehalten, gewaltsam Sicherheit schaffen und auch in den benachbarten Kafferngebieten durch polizeiliches Eingreifen einen englischen Einfluß begründen, der den Einfällen vorbeugen könnte. Die andere, schwachmüthigere, wollte die Neger-Gemeinwesen als souveräne Staaten angesehen wissen, in die keinerlei Eingriff erlaubt sei und mit denen man diplomatisch zu einem Ausgleich kommen müsse. Strenge Beschränkung auf das schon okkupirte Gebiet und Gewährenlassen der Kaffernstämme war ihr Grundsatz. Die aggressive Tendenz wurde von der konservativen, die zurückhaltende von der liberalen Partei in England begünstigt.

Es ist nun wohl zu bemerken, daß in keiner dieser Richtungen die sittliche Tendenz der Eingeborenen-Behandlung zum Ausdruck kam, daß diese der Regierung fremd blieb. Wohl wurde die zweite, mildere Praxis, die in dem Kolonialminister Lord Glenelg in den dreißiger Jahren ihren Hauptvertreter fand, von den Missionen und philanthropischen Vereinen hervorgerufen und gefördert, aber das thaten diese doch nur, weil dieses System ihnen, ihrer Thätigkeit freie Hand ließ, nicht weil sie darin eine Mitwirkung der Regierung sahen. Die Regierung wollte nicht die Eingeborenen

schützen, bekehren, erziehen, ihr Bestreben war vielmehr, sich durch Beschränkung des Kolonialbesitzes, durch Gewährenlassen der Kaffern zu entlasten, um dadurch die Finanzlage zu verbessern. Zu dem Zweck nahm sie ganz ostentativ gegen die Kolonisten Partei. Nichts seltsamer als der Erlaß des Lord Glenelg nach einem glücklich beendeten schweren Grenzkrieg, der mit einem furchtbar blutigen Kaffern-Einfall begonnen hatte. Er rechtfertigt darin den Ueberfall aus dem langjährigen Verhalten der Kolonisten gegen die Kaffern und verfügt die Rückgabe des aus dieser Veranlassung eroberten und annektirten Gebiets. Die Quintessenz beider Methoden also war die Ablehnung der sittlichen Aufgabe von Seiten der englischen Regierung. Trotzdem ist durch private Thätigkeit viel für die Eingeborenen geschehen und der Staat hat wohl auch manch Scherflein beigesteuert, aber die Philanthropen begingen den Fehler, nicht zu erkennen, daß ohne politische Unterwerfung, ohne das kräftige Eingreifen des Staates das Ziel, die Erhebung der Neger zu höherer Kultur, unerreichbar blieb. Sie hatten allerdings ein Herz für die Neger, aber sie schossen mit ihrem Verfahren über das Ziel hinaus, indem sie den nothwendigen Zwang verpönten.

Falsch war auch die politische Gleichstellung der befreiten Farbigen in den Kolonien mit den Weißen. Auch darin liegt eine Ablehnung der eigentlichen Aufgabe. Bequem ist es ja, die Eingeborenen mit einer derartigen Gabe von zweifelhaftem Werthe abzufinden und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen. Weit wichtiger aber wird es immer sein, sie gegen Ausbeutung zu schützen und auf die Stufe der Bildung zu erheben, die sie erst zur Ausübung politischer Rechte und zu wirthschaftlicher Selbstbehauptung fähig macht. Und daran eben hat es England fehlen lassen. Es wollte den Ruhm der Menschenfreundlichkeit gewinnen, ohne die entsprechenden Lasten zu tragen.

Es erübrigt noch, über Englands Politik in Ostindien ein Wort zu sagen, wo es mit höher kultivirten, staatlich organisirten Völkern in Berührung gekommen ist. Hier muß ich mich ganz besonders kurz fassen, denn am Ende könnte man ziemlich alle Aktionen und Maßregeln der Engländer in diesem Lande unter den Begriff der Eingeborenen-Politik fassen. Englisch-Indien ist keine europäische Siedelung, sondern gerade wie der holländische Besitz ein von Europäern beherrschter Eingeborenen-Staat oder Staatenkomplex. Ich will also nur feststellen, ob die Regierung hier die sittliche Tendenz verfolgt, ob sie, wie die Spanier und Holländer in ihren

Kolonialreichen, das Wohl der Bewohner unabhängig von anderen Bestrebungen im Auge gehabt hat.

Im Ganzen könnte es so scheinen. In der Zeit der Eroberung freilich, unter der Ostindischen Kompagnie, als es sich noch darum handelte, die englische Hegemonie sicher zu stellen, sind zahlreiche Härten, Grausamkeiten, Treulosigkeiten gegen die Eingeborenen zu verzeichnen, wiewohl sich die schlimmsten Ausschreitungen mehr gegen die Fürsten als die Völker richteten. Ich brauche nur an die bedeutendsten Gouverneure, Lord Clive und Warren Hastings zu erinnern, die in der Wahl der Mittel einigermaßen den spanischen Konquistadoren ähnelten. In der neuesten Zeit dagegen hat Indien, das indische Volk bis in die tieferen Schichten hinein doch so große Kulturfortschritte gemacht, daß man die englische Herrschaft als wohlthätig und segensreich wird bezeichnen müssen. Mit den Zuständen vor der Eroberung ist der heutige in den wichtigsten Beziehungen nicht mehr zu vergleichen. Wo früher stete Kriege, Zwietracht und Aussaugung herrschten, da findet sich jetzt Ordnung, Gesetz und geregelte Besteuerung. Alle Errungenschaften europäischer Wissenschaft finden hier umfassende Anwendung. Die schweren Nothstände, Hunger und Seuchen, werden, wenn auch mit langsamem Erfolge, bekämpft, und die Bildung des Volkes, selbst der niedersten Klassen, ist kräftig in Angriff genommen. Wenn ein Volk von 300 Millionen, dessen Mehrheit im größten Elend lebt, schon jetzt eine Schülerzahl von 3 Millionen, also ein Prozent der Bevölkerung, aufweist,*) so ist das zweifellos als ein glänzender Erfolg zu bezeichnen, mag auch der Unterricht ein noch so primitiver sein. Fragt man aber nach dem letzten Ziele Englands in Indien, so ist dies sicher nicht das Glück der indischen Rassen, der Aufschwung des indischen Kaiserreichs, sonst würden sich manche Maßnahmen der englischen Verwaltung, ja ihr ganzes Verfahren nicht erklären lassen. Sie hat blühende Industrien, namentlich die Webereien und Seidenmanufakturen, durch ihre Zollpolitik zu Gunsten Englands absichtlich vernichtet. Sie läßt den Indern die Vortheile der kostspieligen Anlagen, Eisenbahnen, Kanäle, Bewässerungsbauten wenig zugute kommen, indem sie in den begünstigten Distrikten die Steuerschraube entsprechend anzieht. Sie bürdet dem indischen Haushalt Ausgaben auf, die hauptsächlich England Nutzen bringen, so namentlich die Militärlasten. Indische

*) Vgl. Jung, Englands Herrschaft in Indien. Beitr. z. Kolonialpolitik u. K. Wirthsch. S. 534 ff.

Truppen werden ja in allen Weltgegenden verwendet. Sie schließt die Eingeborenen nach Möglichkeit von der Verwaltung aus und verwehrt ihnen, wenigstens de facto, entscheidende Theilnahme an der Gesetzgebung. Und so ließe sich noch manche Ungerechtigkeit und Benachtheiligung anführen.

Die Erklärung liegt sehr nahe. Indien ist für England nicht ein gleichberechtigtes Nebenreich, das von der Regierung mit gleicher Fürsorge umfaßt würde, wie der Mutterstaat, es ist vielmehr die zweite Basis seiner Weltpolitik, die Quelle, aus der es zu dieser Politik einen großen Theil seiner Kräfte schöpft. England allein vermag den enormen Anforderungen nicht zu genügen, die anderen großen Kolonien hüten sich wohl, dem Mutterland beträchtliche Opfer zu bringen und können nicht gezwungen werden. So bleibt denn zur Abwälzung großer Lasten nur Indien übrig, wo die englische Regierung noch eine souveräne Macht ausübt, da es eine fast ausschließlich eingeborene Bevölkerung aufweist. Die Hebung des Bildungsstandes mag in dieser Hinsicht bedenklich sein, sie bietet aber den besten Schutz gegen Rußland, da ein höher zivilisirtes Volk wenig geneigt sein wird, sich russischer Herrschaft zu unterwerfen. So sind es also doch im Grunde egoistische Tendenzen, die auch in Indien zur Geltung gekommen sind. Eine vom eigenen Interesse unabhängige Fürsorge für die Eingeborenen ist, abgesehen von privaten Veranstaltungen, nicht zu konstatiren.

Wie kommt es nun, daß gerade England und sein stammverwandter Tochterstaat sich nirgends zum wahrhaft sittlichen Prinzip haben aufschwingen können? Ist das englische Volk besonders eigensüchtig veranlagt? Nun ja, ein gewisses übertriebenes Nationalgefühl, eine Verachtung nicht englischen Wesens hat zweifellos mitgesprochen. Diese tritt schon den europäischen Völkern gegenüber oft hervor, wieviel mehr den wirklich kulturell tieferstehenden, denen der Engländer als der vornehme, unnahbare Herr zu begegnen liebt. Aber das ist doch nicht das Hauptmoment. In erster Linie scheint mir das starke Ueberwiegen von Handel und Industrie im Mutterlande die Schuld zu tragen. Kaufleute und Fabrikanten werden immer die finanzielle Seite in den Vordergrund rücken und schwer einer Politik ihre Zustimmung geben, die von idealen Gesichtspunkten ausgeht. Und die parlamentarische Staatsordnung, die des Gegengewichts eines starken Königthums entbehrt, giebt gerade diesen Klassen das Heft in die Hand oder wenigstens einen überwiegenden Einfluß. In den Vereinigten Staaten hingegen ist

es die Schwäche der Zentralregierung gegenüber den Einzelstaaten, die gesündere Prinzipien nicht zur Durchführung kommen läßt, selbst wenn sie gesetzliche Anerkennung gefunden haben. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß die Interessen der eingeborenen Völker nur soweit Berücksichtigung finden, als dem eigenen Vortheil entspricht, daß das sittliche Prinzip nirgends Macht gewonnen hat.

Und nun endlich zu Deutschland. Wie steht Deutschland zur Eingeborenenfrage. Wir haben nur eine kurze koloniale Vergangenheit, und in dieser hat sich ein allgemein anerkanntes Prinzip noch nicht herausgebildet. Es sind wohl treffliche Gesetze und Verordnungen, oft vielleicht mit allzu detaillirten Bestimmungen, zu Gunsten der Eingeborenen erlassen, die der Humanität weitgehende Konzessionen machen, doch tritt das, was ich als die sittliche Tendenz bezeichnet habe, nicht klar und bestimmt genug hervor, ja im Punkte des verderblichen Branntweinhandels ist sie noch recht vernachlässigt worden. Und was noch bedenklicher: unter den praktisch in den Kolonien thätigen Männern, denen die Ausführung der Gesetze obliegt, von denen also ihre Wirksamkeit zum großen Theile abhängt, herrschen die verschiedenartigsten, seltsamsten Anschauungen über Eingeborenen-Politik. Man braucht nur die von Franz Giesebrecht gesammelten Aeußerungen hervorragender Kolonialpolitiker über die Eingeborenenfrage anzusehen, um sich von dieser Unklarheit, von dieser Mannigfaltigkeit der Meinungen zu überzeugen. Und das Verhalten der Kolonialbeamten weist dementsprechend die größten Widersprüche auf.

Das darf nicht so bleiben. Klar muß das Ziel festgelegt und verfolgt werden. Nicht will ich schwachmüthiger Gefühlspolitik und Philanthropie, nicht faulem Gehenlassen das Wort reden. Kräftig geherrscht muß werden, gerade über die Eingeborenen, bei denen noch die thierischen Triebe im bedeutenden Maße vorwalten. Strenge, selbst Härte wird unter Umständen geboten sein, wo die Herrschaft und das Ansehen der Regierung in Gefahr oder große Uebelstände zu heilen sind. Aber sorgfältige Beobachtung, genaues Studium der Völker, ihrer Anschauungen und Gewohnheiten wird derartige Vorfälle mindern. Der Lehrer, der seine Schüler kennt und zu nehmen weiß, wird am wenigsten strafen. Ich will mir nicht anmaßen, Regeln aufzustellen über die Behandlung der und jener Stämme, das ist Sache des Ethnographen und des erfahrenen Praktikers. Doch auf das letzte Ziel darf ich wohl hinweisen,

dem nachgestrebt werden muß. Es ist die kulturelle Hebung, das Wohl der Völker, deren Land wir uns angeeignet, deren Leitung wir übernommen haben.

Ich behaupte, unser Vaterland hat die heilige Mission, in der Weltpolitik und so auch in der Eingeborenen-Politik das sittliche Element zur Geltung zu bringen, das daraus zu verschwinden droht. In vielen kolonialen Dingen mag es der Schüler, in diesem Punkte aber soll es der Lehrmeister der alten Kolonialmächte werden. Ihm gebührt diese Mission, nicht, weil sie ihm in mystischer Weise von transzendentalen Gewalten übertragen wäre, sondern weil es befähigt ist, sie zu erfüllen. Unser Volk, das Männern wie Kant, Goethe, Fichte, Ranke seine Erziehung verdankt, ist sittlichen Ideen in hervorragendem Maße zugänglich. Unsere Wissenschaft, mit der wir anderen Nationen voranleuchten, ist auch auf ethnographischem Gebiete im Stande, allen Anforderungen zu genügen. Unsere Verfassung läßt es nicht zu, daß interessirte Klassen allein entscheidenden Einfluß gewinnen. Was aber das Wichtigste: der Schwerpunkt unserer Staatsordnung ruht in einer mächtigen, durch und durch sittlichen, edelgesinnten Dynastie. Die Hohenzollern haben von jeher den Schutz der Schwachen als ihre wichtigste Aufgabe betrachtet, sie müssen und werden auch in der Eingeborenenfrage diesem Berufe treu bleiben.

Wir aber müssen, wenn unsere kolonialen Bestrebungen in allen Schichten der Nation Anklang finden sollen, uns daran gewöhnen, nicht bloß von Ausnutzung und Gewinn zu reden, sondern die edlen, segensreichen Pflichten und Aufgaben zu betonen, die uns daraus erwachsen, vornehmlich die Pflichten gegen die Eingeborenen.

General von Fransecky.

Von

Emil Daniels.

Denkwürdigkeiten des Preußischen Generals der Infanterie Eduard von Fransecky. Herausgegeben und nach anderen Mittheilungen und Quellen ergänzt von Walter von Bremen, Oberstleutnant z. D., zugetheilt dem Großen Generalstabe. Mit zahlreichen Illustrationen, zum Theil nach eigenen Handzeichnungen des Generals, Plänen und Skizzen. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. 1901.

Eduard von Fransecky, der Held vom Swiepwalde, entstammte väterlicherseits dem ostelbischen Kleinadel. Die Franseckys sind, ebenso wie die Radowitz' ungarischen Ursprungs; sie sind um das Jahr 1700 in den Staat des Hauses Brandenburg eingewandert, ohne daß das Geschlecht in Ungarn, wo Kleinadel bekanntlich zahlreich ist wie Sand am Meere, eine Geschichte gehabt hätte. Denn wenn Friedrich der Große im Jahre 1776 den Franseckys ein „Konfirmations- und Renovationsdiplom ihres alten, ungarischen Adels" ausstellen ließ, so darf man dabei nicht an vorangegangene genealogische Nachforschungen von großer Erheblichkeit denken, sondern hat bei der bekannten Auffassung des Königs von dem Berufe des preußischen Adels den Schwerpunkt des Diploms in dem Passus zu suchen, der besagt, daß die genannte Familie in ihren drei letzten Generationen „treu und rechtschaffen gedient und in der Zeit allen Kriegen beigewohnt hätte". Die Franseckys waren eben ein Soldatengeschlecht von der Art, wie es im alten Preußen so zahlreich vertreten war: arm, so daß die Einkünfte des Heeres- und Staatsdienstes von ihnen kaum entbehrt werden konnten, aber auch brav genug, um sich unablässig bestrebt zu zeigen, die ihnen eingeräumten Vorrechte immer von Neuem zu verdienen. Aus diesem Holze war auch unseres Helden Vater,

Christian Gottlieb Ernst von Fransecky, geschnitzt, der zur Zeit des Unterganges der alten Monarchie, im Jahre 1806, Stabskapitän im Dragonerregimente von Wobeser war, und als solcher in Duderstadt, in dem soeben erst für Preußen erworbenen Eichsfelde, in Garnison stand. Die Mutter Eduard von Franseckys, eine geborene Charlotte von Preuschen, stammte aus nicht unerheblich anders gearteten Kreisen, aus einem süddeutschen, am unteren Main angesessenen Hause mit theilweise reichsunmittelbaren Gliedern. Fransecky ist in seinen Memoiren ziemlich wortkarg in Bezug auf sein Elternhaus, wenn er auch vom Vater sowie von der Mutter immer mit Achtung und Liebe spricht und durch seine Erzählung den Eindruck erweckt, daß die Beiden in einer glücklichen, jedenfalls aber nicht unwürdigen Ehe mit einander gelebt haben.

Am 16. November 1807, also in der Zeit des Friedens von Tilsit, wurde Eduard von Fransecky geboren und zwar zu Gedern im Großherzogthum Hessen, wohin sich der Stabskapitän von Fransecky, der bei Prenzlau mit dem Korps Hohenlohe gefangen und dann auf Ehrenwort entlassen worden war, zurückgezogen hatte. Die von Napoleon erzwungene, starke Herabsetzung des stehenden Heeres in Preußen kostete den mit sechs Kindern gesegneten Stabskapitän von Fransecky seinen Posten; er erhielt ein Wartegeld von so geringer Höhe, daß er trotz weitgehender Beihilfe seiner Schwiegereltern in dem ihm dienstlich angewiesenen Havelberg nicht leben konnte, sondern nach dem noch kleineren Städtchen Sandau an der Elbe ziehen mußte. Im Jahre 1813 wurde der Stabskapitän endlich wieder angestellt, aber nicht seinem Wunsche gemäß in der Armee, sondern in der Gendarmerie. Bei der eben in der Bildung begriffenen Landwehr hätte Stabskapitän von Fransecky ankommen können, aber seine ausgeprägt aristokratische Gesinnung verbot ihm den Eintritt in dieses populäre Institut. Freiwillig sich bei der Ausbildung einer Landwehreskadron nützlich machen, das that Fransecky der Aeltere sehr gern, aber sich Vorgesetzten von der Landwehrkategorie unterzuordnen, ehe sich der Stabskapitän des ehemaligen Friedericianischen Heeres dazu entschloß, verzichtete er lieber trotz seiner erst 42 Jahre auf die Theilnahme an den Freiheitskriegen. Als Gendarmerieoffizier mit Schreiberei, die ihm aufs Aeußerste verhaßt war, überhäuft, wurde seine ihm anhaftende, nur zu verständliche Verbitterung mit jedem Lebensjahre intensiver. Entsprechend steigerten sich auch fort-

während Fransecky's Heftigkeit gegenüber seinen Untergebenen und der Trotz, mit dem der Junker den Behörden des umgebauten Staates begegnete: „Mein Vater", so schildert Fransecky der Jüngere in seinen Memoiren den Charakter des Stabskapitäns, „der von seinem Vater, einem alten Husarenrittmeister aus dem Siebenjährigen Kriege und späteren Forstmann, eine sehr strenge Erziehung erhalten hatte, regierte, gleich diesem, uns Knaben mit dem Stock. Da er sich aber von seiner ersten Dienstzeit her bis zum Jahre 1806 auch der Behandlung noch sehr wohl erinnerte, welche die jungen Offiziersaspiranten, Junker genannt, unter die „Fuchtel" — Schläge mit der Klinge des Säbels — stellte, den Stock aber, als nur dem gemeinen Mann zukommend, für den jungen Edelmann streng verpönte, so litt er es auch nicht, daß seine Söhne von anderer, als nur seiner Hand, mit dem Stocke gezüchtigt wurden. Er kam dadurch wiederholt in ernsten Konflikt mit unseren Lehrern, denen er es verbot, in sein väterliches Recht einzugreifen."

Reibungen zwischen adligen Schulknaben und den Lehrern, die von demokratischem Geiste ergriffen zu werden angefangen hatten, waren damals nichts Seltenes, wie u. A. die Lebensgeschichte des jungen Karl von Holtei beweist. Die sozialen Ansprüche, die Stabskapitän von Fransecky hinsichtlich der pädagogischen Behandlung seines Nachwuchses erhob, führten nur dazu, daß Eduard und seine Brüder von den Lehrern das doppelte Maß körperlicher Züchtigung empfingen. Die Franseckys besuchten die Bürgerschule in Bernau, wohin der Vater versetzt worden war, ein ziemlich untergeordnetes Bildungsinstitut, in dem die Insassen nur bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres blieben, um sich dann gewöhnlich dem Handwerk oder der Ackerwirthschaft zu widmen. Immerhin lernte man in der Bernauer Bürgerschule außer den ersten Elementen des Wissens auch die Anfertigung kleiner deutscher Aufsätze und wurde im ausdrucksvollen Vorlesen deutscher Prosa und im Deklamiren deutscher Gedichte geübt.

Stabskapitän von Fransecky besaß als ein echter Sohn des alten preußischen Offizierstandes keine lebhaften geistigen Interessen, aber insofern waren er und seine Gemahlin doch schon von dem bürgerlichen Geiste der Zeit berührt, als sie ihre Söhne zum Schulfleiße anhielten. Im Uebrigen war die Bildung des Franseckyschen Ehepaares die deutsch ritterschaftliche des achtzehnten Jahrhunderts, und als solche dürftig und äußerlich: „Unsere Eltern ließen es nicht daran fehlen, ihren Kindern gute Sitte und standesgemäße Ideen"

einzupflanzen sowie auch deren äußere Manieren entsprechend zu schleifen . . . . ., wobei der Vater gern persönlich uns vormachte, wie man z. B. sich höflich zu verbeugen, wie bei Tisch sich zu benehmen, wie vornehmen Personen gegenüber sich zu verhalten, zu sprechen und zu antworten habe u. s. w. Er hatte in seinem elterlichen Hause ähnliche Anleitung erhalten und als Junker in dem Hause seines Eskadronschefs, bei welchem, wie es vor 1806 allgemeiner Brauch war, die Junker täglich Tischgäste waren, meist eine gute Schule durchgemacht. Unsere Mutter aber, welche in ihrer Jugend den Vortheil gehabt hatte, ihrer im Elternhause empfangenen guten Erziehung später noch den Schliff des markgräflichen Hofes zu Karlsruhe . . . . , hinzufügen zu können, war dadurch noch mehr im Stande, an jener„ praktischen“ Erziehungsweise nützlichen Antheil zu nehmen.“

Nachdem Fransecky der Aeltere ein paar Jahre Gendarmerieoffizier gewesen war, hatte sich der unzufriedene und hart reaktionäre Mann durch sein ungeberdiges Wesen dermaßen unbeliebt gemacht, daß er sich in seinem Amte nicht länger zu behaupten vermochte. Er ließ sich pensioniren und zog in ein rheinisches Landstädchen, nachdem er vorher Eduard und einen anderen Sohn in den Kadetten-Vorschulen zu Potsdam und Culm untergebracht hatte. (Im Jahre 1818.)

Roheit, Armuth und kriegerischer Sinn verbanden sich, um in dem damaligen altpreußischen Kadetten-Instituten eine Schulzucht hervorzubringen, die uns verständlich macht, wie die West- und Süddeutschen im Zeitalter Börne's und Heine's Preußen als einen der deutschen Gesittung nicht völlig unterworfenen, als einen „halbslavischen“ Staat ansehen konten: „Die Morgenarbeitsstunde“, erzählt Fransecky, „sowie die Putzstunde vor der Parade . . . . . fanden stets in kalten Zimmern statt. Kam man vom Schlafsaal in den Waschsaal, so fand man das Wasser im Waschbecken gefroren und mußte das Eis mit dem zinnernen Trinkbecher . . . . . aufschlagen. Je kälter es aber war, um so strenger untersuchten die Gouverneure die klammen Hände, ob sie auch gründlich gewaschen waren. Die Strafe für ertappte Unreinlichkeit blieb nie aus; meist bestand sie im „Kariren, d. h. in Entziehung eines Theils oder des ganzen Frühstücks, einer Härte, die man dann ganz begreift, wenn man weiß, wie mager das Frühstück an und für sich war: eine Suppe mit einem Stück Brot ohne Butter. Nicht minder spartanisch waren die Winterspaziergänge, selbst beim kältesten Wetter, nicht

selten sogar bei hohem Schnee ..... Der Anzug der Kadetten war ein zu dürftiger für solche Promenaden; einen Mantel ..... gab es damals nicht ..... Eine andere, zwar weniger spartanische als das Selbstgefühl sehr verletzende, schon an den damaligen Berliner Kadetten nicht mehr gemachte Zumuthung war die, daß jeder Kadett seine Stiefel eigenhändig putzen mußte."

Dem an Leib und Seele kerngesunden Fransecky bekam das geschilderte Spartanerthum gut und ebenso die an Entbehrungen und Härten noch reichere Erziehung im Berliner Kadettenhause, in das er nach drei in Potsdam verbrachten Jahren als Unteroffizier überging. Nicht ohne Widerstreben gesteht Fransecky in seinen Memoiren ein, daß er in Bezug auf Lernen und Betragen zu den „Musterknaben" gehörte. Jedenfalls trug diese den alten Helden ein wenig beschämende Thatsache viel dazu bei, daß der 16jährige Kadett im Jahre 1823 zum königlichen Pagen gemacht wurde. Als solcher bediente er bei einer Hoftafel den damals 52jährigen Herzog von Cumberland, den späteren König Ernst August I. von Hannover berüchtigten Angedenkens, von dem er folgendes pittoreske Bild entwirft: „Er war so kurzsichtig, daß er sich stets, selbst wenn er den Inhalt des ihm präsentirten Tellers erkennen wollte, eines mächtigen Vergrößerungsglases bediente, wobei es aber doch vorkam, daß er z. B. Eis oder Crême mit der Hand anfaßte, weil er sie für trockene Konfitüren hielt. Ganz besonders fiel an ihm auf, daß er als Halsbinde stets ein sehr hohes und dickes schwarzseidenes und darunter ein wohl fingerbreit darüber hinausragendes weißes Tuch trug und so tief in dieser Halsbinde steckte, daß der untere Theil des Hinterkopfes und der Hals bis ans Ohr hinauf ganz bedeckt waren. Erst später erfuhr ich, daß unter dieser auffallenden Hülle sich die Narben versteckten, welche von Wunden herrührten, die er einst durch Säbelhiebe in den Kopf und Hals erhielt. Aber er hatte diese Wunden nicht etwa von einem Schlachtfelde ehrenvoll heimgebracht, sondern von einem nächtlichen Ueberfall, den ein eifersüchtiger Mann gegen ihn ausführte, um sich wegen einer Beleidigung seiner Ehre als Ehemann an ihm zu rächen. Denn auf diesem Felde war der Herzog, so hieß es von ihm, unternehmender und gefährlicher gewesen als auf demjenigen des wirklichen Krieges."

Mit 18 Jahren wurde Fransecky Leutnant im 1. Bataillon des 16. Infanterieregiments mit dem Garnisonsort Düsseldorf, wo er, von kurzen Abkommandirungen abgesehen, acht Jahre lang,

bis zu seinem 26. Lebensjahre, stationirt blieb. Die vielen idealen Anregungen, die ein geistreicher junger Mann damals in den Rheinlanden und speziell in Düsseldorf so leicht zu finden vermochte, verfehlten auch auf Fransecky ihre Wirkung nicht. Neben geschichtlicher und belletristischer Lektüre trieb er eifrig Malerei, und zwar unter der Anleitung keines Geringeren, als Wilhelm Kaulbach's, mit dem er befreundet war, und den er häufig in seinem Atelier als aufmerksamer Zuschauer besuchte. Auch mit dem neuen Direktor der Düsseldorfer Malerakademie, Wilhelm Schadow, und den Schülern, die dieser aus Berlin mitgebracht hatte oder später heranzog, wie Lessing, Hildebrandt, Bendemann und Schirmer, pflegte der junge Offizier Umgang. Beim Anblick eines Bildchens, das Fransecky gemalt hatte und ein Dritter ihm zeigte, äußerte Schadow einmal, der Leutnant von Fransecky möchte den Degen mit dem Pinsel vertauschen, da er ein entschiedenes Talent für die Kunst verriethe. Fransecky sagte, als des Meisters Aeußerung, die ihn anscheinend etwas piquirt hat, ihm hinterbracht wurde, daß er in seinem Berufe als Offizier genügend Nahrung für seinen Ehrgeiz fände; er hätte zur Fahne seines Königs geschworen und würde ihr niemals untreu werden.

In Bezug auf die weniger edlen Vergnügungen, die im Düsseldorfer Offizierkorps üblich waren, hielt sich Fransecky sehr zurück. Im Trinken war er zeitlebens sehr mäßig, das Spiel verabscheute er, er rauchte nicht, und von allen materiellen Freuden fand nur das Essen in der Form einer guten Hausmannskost vor seinen Augen Gnade. Ueber galante Abenteuer urtheilte Fransecky mit jener Strenge, die die romantische Weltanschauung in Deutschland hervorgebracht hatte, und die den altpreußischen Ultraroyalisten Fransecky mit den ihm politisch so fernstehenden Jenenser Burschenschaftern, wenigstens in dieser Hinsicht, verband. Nachdem Fransecky in seinen Memoiren das Leben und Treiben in der Düsseldorfer Garnison geschildert hat, fährt er fort: „Ich muß dieser Schilderung leider noch hinzufügen, daß das Düsseldorfer Leben theils aus der Franzosenzeit her, theils dem Naturell der unteren Volksklassen entsprechend im Punkte der Sittlichkeit sehr leicht und verführerisch war.“ Immerhin erschien unserem jungen Ritter Düsseldorf in sittlicher Beziehung noch als ein Paradies gegen Wesel, von dessen höheren Klassen er erzählt: „Das Branntweintrinken selbst unter den Offizieren war so allgemein und die Liederlichkeit unter den Frauen so verbreitet, daß man die besseren Ele-

mente der dortigen Gesellschaft nur bedauern konnte, nicht bloß in solcher Gesellschaft leben, sondern selbst den Verdacht sich gefallen lassen zu müssen, auch nicht ganz rein zu sein."

Leutnant v. Fransecky war eine durchaus militärische Erscheinung und Natur; körperlich frisch, gesund und ausdauernd; er konnte zu jeder Tageszeit, ja auf Vorrath schlafen; seine Figur war untersetzt, aber stämmig; sein Antlitz ausdrucksvoll und von festen Zügen. Sein Gemüth war aber von einer Feinfühligkeit und Bescheidenheit, die Damen gegenüber leicht zur Schüchternheit wurden, und er lernte niemals ganz, diese Empfindungen zu unterdrücken, obgleich er, seiner Herkunft entsprechend, den Umgang mit den vornehmsten Kreisen des Rheinlandes suchte, auch am Hofe des Prinzen Friedrich von Preußen verkehrte, eines Neffen des Königs, der in Düsseldorf Divisionskommandeur war. Auf einem Balle im gräflich Speeschen Hause, an dem die auf der Durchreise befindliche Henriette Sontag theilnahm, sah Fransecky mit Neid, wie die berühmte Sängerin mehreren seiner Freunde Tänze zusagte, während er selber zu blöde war, die Vielumschwärmte aufzufordern. Als Fransecky's Brigadekommandeur v. Weyrach die Unentschlossenheit seines jungen Untergebenen wahrnahm, trat er an ihn heran, ergriff seine Hand und führte ihn zu der Sontag, „die einem so hohen Vermittler gegenüber mir den Walzer doch nicht abschlagen durfte, um den ich sie bat."

Bei seiner Intelligenz, Bildung und angeborenen militärischen Ader wußte Leutnant von Fransecky den himmelweiten Unterschied zwischen dem nach 1815 im preußischen Heere wieder eingerissenen Gamaschendienst und der Taktik, durch die die Freiheitskriege gewonnen worden waren, bald seiner ganzen Tragweite nach zu würdigen. Das Bataillons- sowie das Regimentsexerzieren vollzog sich wiederum in den überlebten Formen der Friderizianischen Lineartaktik, die Napoleon auf dem Schlachtfelde bei Jena zertrümmert hatte. Genau so wie vor der Katastrophe von 1806 wurden auch in den letzten 25 Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's III. viele Dinge betrieben, die nichts als Spielerei waren, und denen man sich doch mit einem ungeheuren Aufwande von Zeit und Mühe widmete. Es galt für eine Augen- und Ohrenweide, dem Exerzieren einer Kompagnie zuzuschauen, die z. B. die Chargirung so gleichmäßig ausführte, daß man, mit geschlossenen Augen zuhörend, an ein Uhrwerk hätte denken können. Besonders das in Köln garnisonirende

28. Infanterieregiment machte auf dem Neumarkt zum Ergötzen des spottlustigen neupreußischen Publikums geradezu virtuose Griffe und erzeugte hierdurch ein bis zur höchsten Einheit und Reinheit des Tones ausgebildetes klipp klapp, dessen tagtägliche unzählige Male wiederholte Hervorbringung allerdings den Nachtheil mit sich brachte, daß sie die Gewehre bald bis zur Kriegsunbrauchbarkeit zu ruiniren pflegte. Im Gegensatz zu dergleichen aus der Zopfzeit überkommenen Uebungen fanden Tiralliren und Anwendung der Kolonne nur ausnahmsweise statt, „weil sie den alten Herren, welchen die stramme Form über Alles ging, ein Greuel waren.“ Dieser reaktionäre Wind, der von der Krone über die Armee hin blies, verlieh besonders dem Brigadeexerzieren höchst eigenthümliche Formen, weil eine Brigade sich aus einem Linien- und einem Landwehrregimente zusammensetzte. Das Landwehrregiment, das als zweites Treffen aufmarschirte, mußte alle Kunststücke der alten Lineartaktik mitmachen. Auch die Divisionsübungen mit allen Waffen und die Uebungen des ganzen VII. Korps charakterisirten sich im Grunde genommen bloß als große Exerzierbewegungen. Bei den Korpsübungen pflegten die beiden Divisionen neben einander in Linie, mit Attacke zu avanciren, dann eine Achsschwenkung nach rechts auszuführen, unter der Annahme, nach der Besiegung des Feindes vor der Front hätte sich in der rechten Flanke ein neuer Feind gezeigt; gegen diesen wurde abermals eine allgemeine erfolgreiche Attacke ausgeführt, und Parademärsche in verschiedenen Formationen beschlossen den Tag. Am nächsten Tage wurde dasselbe Programm noch einmal erledigt, aber dieses Mal mit einer Achsschwenkung links anstatt rechts: „Und solche Sachen“, fügt Fransecky hinzu, „führte ein Mann aus wie der alte (kommandirende) General v. Horn, der tapfere Führer der 7. Brigade von 1813/14, der doch damals nur zu oft gesehen und selbst erfahren hatte, daß man mit dergleichen Mannövern den Feind nicht geschlagen hätte! Der alte Herr mußte sich aber zu solchen Unnatürlichkeiten bequemen, da er mit einem heutigen Korpsmanöver im Gelände gegen markirten Feind vor dem königlichen Kriegsherrn wohl schwerlich bestanden hätte, Seine Majestät aber einen besonders großen Werth auf eine sehr gründliche Exerzierausbildung legte und die Divisions- und Korpsexerzitien, wie sie damals bestanden, als bequemstes Mittel ansah, von der Höhe dieser Ausbildung auf dem kürzesten Wege sich Kenntniß zu verschaffen. Das gewichtige Wort: „Die Brigade ist der

letzte taktische Körper, in welchem noch exerzirt wird"*), ließ noch 16 Jahre auf sich warten, und haben bis dahin Männer wie Horn und Borstel, Zieten und Jagow und alle Anderen, welche in den Befreiungskriegen schon Brigaden geführt hatten, jene Formen kultiviren müssen, wovon", so schließt der strenge Royalist Fransecky, über die Dreistigkeit seiner Kritik plötzlich erschreckend, „der König natürlich selbst wußte, daß sie im Kriege nur sehr bedingt zur Anwendung kommen konnten."

Es ist hier der geeignete Ort, um ein paar Worte über Fransecky's politische Gesinnung zu sagen. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß ein Mann von seinem Geiste sich über jede wichtige Frage der inneren und äußeren Politik so gut sein selbständiges Urtheil gebildet haben wird wie über das Exercierreglement, aber in seinen Memoiren giebt sich Fransecky durchaus nur als einen auf jedes eigene Urtheil in politischen Dingen verzichtenden einfachen Soldaten, als einen Legitimisten und Absolutisten aus Ueberlieferung und Gefühl. Fransecky's hochkonservative Sympathien erstreckten sich sogar auf so unwürdige Vertreter des Autoritätsprinzips, wie auf den eidbrüchigen Ernst August von Hannover. In den Memoiren Fransecky's schließen sich an die oben wiedergegebene, Ernst August's Aeußeres schildernde Stelle die folgenden Worte: „In späteren Jahren war ich einmal sein Gast in Hannover, bald nachdem er dort als König den Thron bestiegen hatte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit Proben . . . . . . seiner großen Sympathie für unsere Armee in einem Maße, die im Verein mit seinem festen und energischen Auftreten in dem bekannten Verfassungsstreite mich natürlich mit besonderer Achtung für ihn erfüllte." Ebenso wie für Ernst August, so ergriff Fransecky auch für Karl X. von Frankreich innerlich Partei, und er konstatirt in seinen Denkwürdigkeiten, daß die Julirevolution in Preußen eine nicht militärische und eine militärische Beurtheilung fand: „Jene, die nicht militärische, war vielfach vertreten in den Kreisen der Beamten, Fabrikanten, Kaufleute u. s. w. . . . . . . und gab schon sehr deutlich jene Richtung zu erkennen, die unter dem König Friedrich Wilhelm III. sich noch nicht geltend machen konnte, unter dem Regimente seines Nachfolgers aber um so freier wühlte, bis es auch bei uns zur Revolution kam, aber dank dem alten Preußensinne doch nicht zu einem solchen

*) „So hieß es in dem Memoir, welches der General von Krausenek im Jahre 1841 dem König Friedrich Wilhelm IV. über diesen Gegenstand einzureichen hatte, und welches auch in dem Exerzierreglement Berücksichtigung fand.

Ausgang wie bei jener Julirevolution in Paris.“ Die Märztage des Jahres 1848 raubten Fransecky, der damals Hauptmann im Generalstabe war, in einem sehr hohen Grade das seelische Gleichgewicht: „Alles“, schreibt er, „was mir hoch und herrlich galt, Alles, was ich für fest und unerschütterlich gehalten, Alles, was mich stolz und freudig gemacht, was“, so setzt er ehrlich hinzu, „mich mit Hoffnung für die eigene Zukunft erfüllt hatte, sah ich täglich mehr zusammensinken; überall sah ich Kopf- und Rathlosigkeit, schwaches Gehen und Geschehenlassen.“ Er trug sich damals mit dem gefährlichen Gedanken, zu emigriren und in die russische Armee einzutreten.

Kehren wir von den 1848er Verhältnissen zu den Zuständen unter Friedrich Wilhelm III. zurück, so forderte neben der veralteten Taktik auch die damals im Heere geübte Knauserei die lebhafte Kritik des jungen Leutnants v. Fransecky heraus. Die Schuld an der zuletzt genannten unerfreulichen Erscheinung lag freilich nicht, wie es bei den taktischen Mißständen der Fall war, am Monarchen, sondern, wenigstens großentheils, an der Armuth des Volkes und der daraus folgenden Unzulänglichkeit des Staatsschatzes. Der Soldat mußte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, um dem Militärfiskus so eine kleine Erleichterung zu verschaffen, dem königlichen Dienste eine — Zivilhose opfern, die er aus der Heimath mitzubringen und zum Kasernen- und Appellanzuge zu tragen hatte. Natürlich waren alle diese auf dem Altare des Vaterlandes dargebrachten Unaussprechlichen in Farbe, Schnitt und Stoff von einander verschieden, und es würde sehr ungerecht gewesen sein, aus der Plunderhaftigkeit der meisten Beinkleider Schlüsse auf den mangelnden Patriotismus ihrer oft sehr biederen Träger ziehen zu wollen. Ein sonderlich imponirendes Schauspiel bot eine in der beschriebenen Tracht exerzirende Truppe freilich nicht. Einen ganz besonders krassen Ausdruck fand die herrschende Methode des pekuniären Kargens bei Gelegenheit einer Heerschau, die der König über das VII. Korps bei Lippstadt abhielt. Es war beim 16. Infanterieregimente selbstverständlich Alles geschehen, um vor des Königs Majestät im Zustande möglichster Sauberkeit paradiren zu können, aber der Weg nach der Haide, wo die Revue stattfinden sollte, war durch Regenwetter tief durchweicht. Der Regimentskommandeur befahl also, den Paradeanzug erst auf der Haide anzulegen. Ueber die Konsequenzen dieser Ordre berichtet Fransecky folgendermaßen: „Als wir . . . auf der Haide ankamen,

sahen wir schon eine große Menge Menschen beiderlei Geschlechts . . ., die Zeit genug hatten, . . . unsere „Paradetoilette“ mit anzusehen. Nun denke man sich das Schauspiel, das wir diesen Leuten boten, die Mannschaft im Putzen der Stiefel und Anziehen der weißen Hosen, die Offiziere im Umkleiden von oben bis unten, und das Alles . . . . . bei Sonnenschein, welcher sich zur Erheiterung des Publikums eingestellt hatte . . . . . Ich kann noch heute nicht an diese Szene zurückdenken, ohne mich zugleich zu erinnern, daß sie das Hochgefühl bedeutend verminderte, womit ich dem Moment entgegengesehen hatte, vor meinem Könige zum ersten Male, wenn auch nur als schließender Offizier, zu defiliren.“

Auch Fransecky's eigene Verhältnisse waren ganz außerordentlich bescheidene. Wie gerne hätte er den Lauf des russisch-türkischen Krieges von 1829 eingehender verfolgt, wenn er nur die Mittel besessen hätte, die nöthigen Zeitungen und Karten anzuschaffen! Als ihn der Premierleutnant Hellmuth v. Moltke, den er aus Berlin von seiner Kadettenzeit her kannte, und der sich einer nach Paris reisenden ostpreußischen Familie v. Sperber angeschlossen hatte, in Düsseldorf besuchte, vermochte Fransecky Moltke nur zum Nachmittagskaffee einzuladen. Moltke war bei diesem Kaffee so gesprächig, daß er den Namen eines Schweigers in keiner Weise verdiente. Obwohl der Premierleutnant v. Moltke vor Kurzem in den Generalstab gekommen war, und dieses ihm in den Augen seines jungen Wirthes großes Ansehen verlieh, verrieth Moltke's Unterhaltung nach dem Eindruck, den sie auf Fransecky machte, schlechterdings noch nichts von der kommenden Größe des Mannes: „Als wir uns später nach 13 Jahren wieder begegneten, und zwar in Berlin; er als Major, ich als Hauptmann, beide im Generalstabe; bewies er mir durch sein freundliches Entgegenkommen, daß er unseres Zusammentreffens in Düsseldorf noch gedachte und ihm auch meine Versetzung in den Generalstab Freude gemacht hatte. Er blieb mir auch weiterhin stets ein wohlwollender und theilnahmsvoller Gönner, und ich kann mich rühmen, daß es auch meinen Leistungen . . . 1866 und 1870/71 an Beifall von ihm nicht gefehlt hat.“ Obgleich sich also, wie man sieht, Fransecky und Moltke ihr ganzes Leben lang recht gut mit einander gestanden haben, schlägt Fransecky doch einen viel wärmeren Ton als Moltke gegenüber in Bezug auf Roon an, mit dem er gleichfalls schon in seiner Leutnantszeit verkehrte: „Ein Tanzfest“, schreibt er, „führte mich mit einem Kameraden zusammen, der später ein sehr berühmter

Mann wurde. Es war dies der damalige Premierleutnant v. Roon des 15. Infanterieregiments, der spätere Feldmarschall rühmlichsten Andenkens .... Ich wurde mit ihm durch eine Erinnerung an meinem Bruder näher bekannt, der im Kadettenkorps sein Stubenkamerad gewesen war. Später kam ich als Generalstabsoffizier und in meinen höheren Stellungen zu ihm in sehr freundschaftliche Beziehungen. Er blieb mir bis zu seinem Tode ein großer Gönner und wahrer Freund."

Im Uebrigen fühlte sich Fransecky durch seine Armuth durchaus nicht bedrückt. Dazu war er im Elternhause und im Kadettenkorps viel zu spartanisch erzogen worden. Gerlach erzählt in seinen Memoiren von einem Offizier am Hofe Friedrich Wilhelm IV., der geäußert habe, keine Bevölkerungsklasse in der ganzen Welt wisse mit soviel Anstand zu hungern wie der militärische preußische Adel. In eben demselben Sinne berichtet Fransecky von seinem Brigadekommandeur v. Weyrach, er habe einmal einen jungen, einen Hund bei sich habenden Offizier gefragt, wieviel die Unterhaltung des Thieres ihn koste, und auf die ihm gegebene Antwort bemerkt: „Wenn Sie das bezahlen können, gratulire ich Ihnen. Ich hatte einst als Leutnant einen Kanarienvogel, den ich aber, so lieb ich ihn auch hatte, abschaffte, weil mir sein „Futter zu theuer wurde." Fransecky meint, diese Aeußerung des Generals sei wohl nicht wörtlich zu nehmen gewesen, aber sie werfe immerhin ein helles Licht auf die wirthschaftliche Lage eines preußischen Leutnants aus der Zeit vor 1806.

Ein ebenso bescheidener, anspruchsloser Mensch wie ausgezeichneter und dabei hochgebildeter Soldat war Fransecky bei allen seinen Vorgesetzten sehr beliebt. Es eröffnete sich ihm die Adjutanturlaufbahn, in der er schnelle Fortschritte machte; mit 26 Jahren war er bereits Divisionsadjutant in Münster. Kommandeur der 13. Division war Wrangel, zu dem Fransecky in ein enges persönliches Verhältniß trat, und von dem er eine sehr ausführliche und im Ganzen sehr anerkennende Charakterschilderung entwirft. Wrangel konnte gegen seinen Adjutanten bis zur Niederträchtigkeit rücksichtslos sein, nachdem er sich indessen von den vortrefflichen dienstlichen Eigenschaften Fransecky's überzeugt hatte, behandelte er seinen Untergebenen mit viel Achtung und Vertrauen, während Fransecky sich seinerseits immer tiefer mit der Erkenntniß durchdrang, einen wirklich ganz ausgezeichneten General vor sich zu haben. Wrangel war ein Gegner der Galvanisirung der Friderizianischen Taktik,

und die nach dem Thronwechsel von 1840 eingeführten taktischen Reformen fanden seinen lebhaften Beifall. Zum kommandirenden General in Königsberg ernannt, schrieb der so oft wegen krasser Unbildung verspottete und mit dieser angeblichen Eigenschaft allerdings auch kokettirende Wrangel an den in Münster zurückgebliebenen Fransecky: „Wir haben hier eine sehr bewegte, aber sehr glückliche Zeit verlebt — die Feldmanöver des 1. Armeekorps waren sehr interessant und lehrreich für die Führer; die Manöver nach markirtem Feind nach der jetzt befohlenen Weise, der König schwärmt für diese neue Idee, und jeder Militär, der den Krieg im Auge hat, muß sich glücklich schätzen, daß der alte Schlendrian abgeschafft ist . . . . Für manchen hohen Zuschauer, der auf dem Tempelhofer Felde nur im Parademarsche und langen Linien mit einstudirten Manövern das Heil der Armee erkannt hat, war es ein Donnerschlag, seine ausgelernten Theorien hier zu Grabe getragen zu sehen."

Es spricht gewiß für die außergewöhnliche Größe der Franseckyschen Fähigkeiten wie für den Takt und die Bildung des jungen Offiziers, daß er mit dem liberal gesinnten kommandirenden General des VII. Armeekorps, von Pfuel, auf ebenso gutem Fuße stand, wie mit dem altkonservativen, etwas kommißmäßigen Wrangel. Lange nachdem v. Fransecky in den Großen Generalstab berufen worden war, kam ihm zum ersten Male ein Brief Pfuel's an den Chef des Generalstabes der Armee, von Krauseneck, zu Gesicht, in dem es hieß: „Das ist ein Generalstabsoffizier, wie er im Buche steht. Je schneller v. Fransecky poussirt wird, desto besser. Gescheidt, unterrichtet, lebhaften Geistes, von schneller Fassungsgabe und großer Thätigkeit, körperlicher wie geistiger, machen Sie an ihm eine wahre Acquisition, und der Armee wird das einmal zu Gute kommen. Er ist zwar erst ein junger Premierleutnant: das thut aber meines Erachtens nichts; man muß den Wahlspruch aufrecht erhalten: „Die Kapabelsten vorwärts, vorwärts!" . . . . Er ist ein trefflicher Zeichner, ja noch mehr, er ist in der Malerei ein Künstler; wollen Sie noch mehr?"

So wurde denn Premierleutnant von Fransecky im Jahre 1843 in den Großen Generalstab nach Berlin versetzt. Er zählte 36 Jahre und war schon ziemlich lange vermählt, indem er eine ihm verwandte Dame zum Altare geführt hatte. Seine Ehe war, wie sich bei seiner Naturanlage erwarten ließ, eine durchaus glückliche geworden. Von Fransecky's Berufung nach der Hauptstadt an

beginnt das Buch, das ich diesem Essay zum Grunde gelegt habe, etwas an Reiz zu verlieren, denn die von Fransecky verfaßten und mit großer Sorgfalt durchgearbeiteten Memoiren brechen an der bezeichneten Stelle ab. Indessen haben dem Herausgeber für den Rest des Werkes Franseckysche Tagebuchblätter und andere authentische Nachrichten verschiedener Art zur Verfügung gestanden, so daß es nach wie vor lohnend bleibt, den Inhalt des Buches zu verfolgen, zumal Oberstleutnant v. Bremen das schöne, ihm zugeflossene Material mit wirklichem Talent nutzbar zu machen verstanden hat.

Fransecky blieb 14 Jahre im Generalstabe, hauptsächlich in der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung beschäftigt, deren Dirigent er wurde, und die er durch seine Pflege zur Blüthe gebracht hat. Er hat selber eine ganze Reihe von kriegshistorischen Schriften verfaßt, die sämmtlich Fortschritte auf dem Felde der Wissenschaft darstellen. Manchen Schwierigkeiten des gelehrten Arbeitsbetriebes ging Fransecky mit echt soldatischer Energie zu Leibe. Wenn er z. B. eine Thatsache oder Jahreszahl aus der Geschichte vergessen hatte, so konsultirte er keine Tabelle, sondern versagte sich, um sein Gedächtniß zu stärken, die Nachtruhe so lange, oft auf die Dauer von vielen Stunden, bis ihm das Vergessene wieder eingefallen war. Mit großer Entschiedenheit vertritt Fransecky in seinen Memoiren den Satz, daß kriegsgeschichtliche Studien für die fachgemäße Ausbildung des Offiziers von sehr großem Nutzen seien: „. . . . Sie wurden mir“, sagt er, „für meine höhere militärische Ausbildung wirklich nützlicher als alle theoretischen Schriften, die mir nebenher in die Hände kamen, und die ohne die Kriegsgeschichte mir niemals genügt hätten“. Im Uebrigen bot sich Fransecky während dieser im Allgemeinen stark intellektuell gearteten Periode seiner Laufbahn auch eine Gelegenheit zu zeitweiliger, eminent praktischer Bethätigung dar, und er war nicht der Mann, sie unbenutzt vorübergehen zu lassen. Seine Freundschaft mit Wrangel nämlich ermöglichte ihm, der inzwischen Hauptmann geworden war, im Stabe jenes Generals den schleswig-holsteinischen Feldzug des Jahres 1848 mitzumachen. Fransecky zeichnete sich bei verschiedenen Operationen durch ein geschicktes und entschlossenes Eingreifen aus und trug als Anerkennung für die geleisteten Dienste neben einem Ordensabzeichen seines engeren preußischen Vaterlandes mehrere Dekorationen anderer deutscher Staaten davon.

Erst nach einer Bureauthätigkeit von, wie schon bemerkt,

14 Jahren kehrte Fransecky in den Frontdienst zurück, indem er, 50jährig, Regimentskommandeur in Erfurt wurde. Drei Jahre später, im Jahre 1860, wurde Fransecky Generalmajor und Kommandeur der oldenburgischen Brigade. Großherzog Peter hatte den Prinzregenten von Preußen ausdrücklich um Ueberlassung gerade dieses Obersten gebeten. Um die genannte Stellung bekleiden zu können, mußte Fransecky bei den damaligen Verfassungsverhältnissen Deutschlands seinen Abschied aus preußischen Diensten nehmen. Daß er sich dabei das Recht jederzeitigen Rücktritts in das Heer seines angestammten Kriegsherrn vorbehielt, ist selbstverständlich. Vier Landesherren erhielt der neuernannte oldenburgische Brigadekommandeur, denn auch die Truppen der drei Hansestädte gehörten dem genannten taktischen Verbande an. Demgemäß bekam Fransecky auch vier Patente und hatte abwechselnd vier Feldabzeichen zu tragen. Seine Bemühungen um die Reform des hamburgischen und des lübeckischen Kontingentes fruchteten nichts, weil die Senate dieser beiden Freistaaten ihn nicht unterstützten, dagegen wurden die oldenburgischen Streitkräfte und das bremische Füsilierbataillon im Laufe einiger Jahre auf ein wesentlich höheres militärisches Niveau gebracht. Nicht allein die Einführung des Zündnadelgewehres gelang, sondern auch die eines dem preußischen nachgebildeten Exerzierreglements sowie systematisch betriebener praktischer Felddienstübungen, auch mit gemischten Waffen. Bald nachdem Fransecky in den bezeichneten neuen Wirkungskreis eingetreten war, nahm er als Beauftragter des Großherzogs Peter an den Manövern in Hannover theil, wobei er sich im Stabe Georgs V. befand. Trotz seiner legitimistischen Grundsätze, in Folge deren er allen Königen gegenüber, mochten sie moralisch beschaffen sein wie sie wollten, von tiefer Ehrfurcht erfüllt war, drängte sich Fransecky in Bezug auf König Georg die Erkenntniß auf, es mit einem heillos verblendeten Manne zu thun zu haben. Alles Land, das seit Heinrich dem Löwen jemals den Welfen verloren gegangen war, bezeichnete Georg in seinen Gesprächen als „geraubt“ und „gestohlen“, denn das Haus Welf war nach seinen Begriffen eines besonderen göttlichen Schutzes theilhaftig. So sagte er z. B. hinsichtlich Ostfrieslands: „Dieses Land, das uns einst ebenfalls gestohlen, ist uns durch Gottes Gnade nun schon seit Jahren wieder zugefallen.“ Sehr scharf tadelte Seine Majestät in der Unterhaltung mit Fransecky das Eindringen der preußischen Art und Weise in die oldenburgische Brigade. Das Zündnadelgewehr nannte

der König eine kriegsunbrauchbare Waffe. Die preußenfeindlich gesinnte Umgebung Georg's that alles Mögliche, um den Unglücklichen in seinen verschrobenen Ansichten zu bestärken. An den Manövern nahm der Herrscher lebhaften Antheil, indem er sich stets so ausdrückte, als ob er sehen könnte. Der dicht neben ihm reitende Flügeladjutant mußte ihn auf Alles aufmerksam machen. Wie das bei verschiedenen körperlichen Gebrechen öfter vorkommen soll, ging mit der Funktionsunfähigkeit der Augen parallel eine um so stärkere Kraft eines anderen Organes, bei Georg des Gedächtnisses, das ganz hervorragend gut war.

Im Jahre 1864 schlug für Fransecky die ersehnte Stunde, wo er den kleinstaatlichen Verhältnissen den Rücken kehren durfte; von Großherzog Peter mit Anerkennung überhäuft, trat er als Generalleutnant und Kommandeur der 7. Division in den preußischen Dienst zurück. Sein Domizil wurde Magdeburg. 59 Jahre zählte der General, als der Krieg mit Oesterreich ausbrach, in dem er ein Maß des kriegerischen Ruhmes errang, das nur der König, der Kronprinz, Moltke, Blumenthal und Steinmetz mit ihm theilten. Der Bericht, den unser Buch über Fransecky's Antheil an den Operationen giebt, beruht großentheils auf Vorträgen, die Fransecky im Winter 1866 auf 1867 in Magdeburg hielt, veranlaßt durch den Vorstand des Gustav Adolf-Vereins in dieser Stadt, und deren Inhalt bisher nicht einer weiteren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden war. Das IV. Armeekorps, zu dem die 7. Division gehörte, rückte ohne seinen kommandirenden General, v. Schack, ins Feld, indem v. Schack als Generalgouverneur der Provinz Sachsen zurückblieb. Durch einen Erlaß des Prinzen Friedrich Karl, der als Oberbefehlshaber der Ersten Armee das IV. Korps kommandirte, wurden die Divisionen ohne kommandirenden General über sich ausdrücklich für „kleine Korps“ erklärt, so daß Fransecky von vornherein eine im Vergleich zu seiner Friedensstellung viel selbstständigere Position erlangte. Die ersten Lorbeeren erwarb sich die 7. Division in dem Gefechte von Münchengrätz, dessen glänzender Verlauf größtentheils dem General von Fransecky zu verdanken ist. Während es der 8. Schwesterdivision unter General v. Horn nicht gelang, bei dem wohlgezielten Kanonenfeuer, das der Gegner vom schwer zugänglichen Muskyberge herunter auf die Preußen richtete, Fortschritte zu machen, drangen Fransecky's Truppen, unter der Aegide ihres Befehlshabers eine ganz außerordentliche Rührigkeit und Thatkraft entfaltend, in engen Felsschluchten durch dichtes

Gestrüpp aufwärts und zwangen die österreichischen Batterien, unter starkem Verluste an Deckungsmannschaften abzufahren. Nach einer Reihe von glücklichen Gefechten verloren die Preußen trotzdem die Fühlung mit dem österreichischen Heere, weil die preußische Kavallerie nicht richtig zum Rekognoszirungsdienste verwendet wurde. Da war es Fransecky, der die verlorene Fühlung wiedergewann und das Vorhandensein starker österreichischer Truppenmassen am rechten Elbufer nachwies, indem er die Spitze seiner Vorhut bis in die Nähe von Chlum vortrieb. Die von Schloß Cerekwitz aus durch die 7. Division gemachten Beobachtungen führten den konzentrischen Vormarsch unserer Armeen und die Schlacht von Königgrätz herbei. In dieser Aktion leistete Fransecky von allen preußischen Unterführern das Meiste, indem er einen unverhältnißmäßig großen Theil der feindlichen Streitkräfte auf sich zog. Mit 12 Bataillonen vertheidigte er stundenlang den Swiepwald gegen 50 österreichische Bataillone, die ihn tapfer und unermüdlich angriffen, bis die Annäherung des preußischen Kronprinzen die Kaiserlichen zwang, von ihrem beinahe schon niedergekämpften Gegner abzulassen. Von den 12 000 Mann der Division Fransecky bedeckten 2000 die Wahlstatt. Die Preußen bei Königgrätz zählten 17 Divisionen, aber nicht etwa $^1/_{17}$ des Gesammtverlustes fiel auf die Truppen Fransecky's, sondern ein volles Fünftel. Der General hatte sich bei Königgrätz durch Standhaftigkeit ebenso heldenmäßig bewährt, wie bei Münchengrätz durch Kühnheit, und so übertrug ihm denn der König neben der 7. Division auch noch die 8., um das strategisch hochwichtige Preßburg wegzunehmen. Bei Blumenau stieß Fransecky auf den Feind, der ihm an Zahl überlegen war. Fransecky entwarf einen beinahe verwegen zu nennenden Schlachtplan. Auf seinen Sieg rechnete er so sicher, daß er dem Prinzen Friedrich Karl gegenüber, der ihm wegen des unmittelbar bevorstehenden Eintrittes einer Waffenruhe sagen ließ, er solle sich in keine größere Operation mehr einlassen, eine kleine Unaufrichtigkeit nicht scheute. Fransecky erwiderte dem Prinzen nämlich, er plane lediglich eine Rekognoszirung, in Wahrheit jedoch schob er durch einen Umgehungsmarsch eine Brigade mitten in die feindlichen Streitkräfte hinein, in der Absicht, die starke österreichische Vorhut zugleich von vorn und von hinten anzugreifen und zu vernichten. Das bezeichnete Manöver war durch Generalmajor v. Bose bereits geschickt und glücklich ausgeführt, als Waffenruhe angesagt und dadurch die Vollendung einer

Aktion verhindert wurde, die den preußischen Offensivgeist in seiner höchsten Potenz athmet.

Der dankbare König überschüttete Fransecky mit Lob und Auszeichnung. Als er nach der Parade auf dem Marchfelde die Generale und Regimentskommandeure zur Kritik um sich versammelt hatte, sprach er mit bewegter Stimme und feuchten Augen, sich speziell an Fransecky wendend: „Hätten Sie nicht eine so unerschütterliche Standhaftigkeit bewiesen, daß mein Sohn und der General Herwarth hätten abgewartet werden können — ich weiß nicht, was daraus hätte werden sollen." Scherzend redete König Wilhelm den General öfter due de Benatek an, von dem Dorfe, bei dem die 7. Division am Schlachttage von Königgrätz aufmarschirte. Der Kronprinz pflegte im Scherze Fransecky „Herr Nachbar" zu nennen und im Anschlusse daran öfter zu betheuern, er würde dem General die Nachbarschaft vom 3. Juli nie vergessen.

In der That hatte sich Fransecky neben Steinmetz von allen preußischen Unterführern am meisten Ruhm erworben. Dadurch aber unterschied er sich von Steinmetz, daß er sich nicht, wie dieser, überhob, sondern im vollen seelischen Gleichgewichte verharrte. Nach jener Paradekritik auf dem Marchfelde schrieb er seiner Frau: „Du kannst Dir denken, wie mir dabei groß ums Herz wurde; wie ich mir aber auch im Stillen sagte, daß für einen solchen König keiner von uns genug gethan hätte . . . . . . Ich bin und bleibe im Herzen und nach Außen bescheiden, denn ich sage mir, daß die 7. Division vor allen anderen das Glück gehabt hat, auf Punkte gestellt zu werden, wo entscheidende Aufgaben gelöst werden mußten, und daß sie aus Truppen besteht, welche diese Aufgabe lösen konnten, und an der Spitze solcher Truppen wäre es jedem anderen Führer auch gelungen, persönlich etwas zu leisten." Und als ein philosophischer Kopf, der über die Natur des Krieges vielmals theoretisch nachgedacht hatte, fügte er das bei aller kriegsgeschichtlichen Kritik zu beherzigende Urtheil hinzu: „Es handelte sich nirgends um Kunststücke, sondern nur um sehr einfache Ordres und Dispositionen und um konsequentes Beharren bei dem Plane während der Ausführung."

An dem anspruchslosen Benehmen, das er sich zu zeigen vorgenommen hatte, hielt Fransecky, nach dem Friedensschlusse in seinen alten Garnisonsort Magdeburg zurückgekehrt, durchaus fest. Dieses ruhige Auftreten, sowie das von Eitelkeit freie gerechte Abwägen

eigener und fremder Leistungen berühren umso angenehmer, als der General in seinem Innern einen glühenden Ehrgeiz nährte. Mit großartiger antiker Unbefangenheit redet er öfter von dem „Neid", der ihn beim Anblick der Thaten anderer Kameraden ergreife. In der Stille hoffte er wohl, noch Gelegenheit zu selbstständiger, strategischer Bethätigung zu finden und sich den Namen eines großen Feldherrn zu erfechten, einen Namen, wie ihn die genialen Heerführer hinterlassen hatten, deren Andenken von ihm in kriegsgeschichtlicher Forschung und Produktion so eifrig erneuert und geklärt worden war. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, den Fransecky als kommandirender General des II. pommerschen Armeekorps mitmachte, schienen die Träume des Sechzigjährigen sich noch verwirklichen zu wollen. Aber wenigstens zu Anfang des Feldzuges verschaffte der Gang der Ereignisse dem Ehrgeize Fransecky's keine vollständige Befriedigung. Das zweite Korps blieb nach seiner Mobilisation und Konzentration zunächst einige Zeit in Berlin stehen, weil sich die Gestaltung des Verhältnisses zu Oesterreich und Dänemark noch nicht mit Sicherheit übersehen ließ. Fransecky ertrug die Verzögerung mit um so größerer Ungeduld, als der König sich ihm gegenüber ziemlich sorgenvoll ausgesprochen hatte. Es wäre nicht unwahrscheinlich, so hatte Wilhelm geäußert, daß man das linksrheinische Land zunächst verlieren würde, um es sodann zurückerobern zu müssen. Während die Eisenbahnen die Hauptmasse der deutschen Streitkräfte nach der Pfalz beförderten, wurden die Pommern in Berlin scharf gedrillt. Der Kommandeur einer Division ließ seine großentheils frisch einberufenen Truppen u. A. einen dreimeiligen Uebungsmarsch machen, der bei einer entsetzlichen Hitze auf meist schattenlosen Wegen ausgeführt wurde, natürlich mit feldmarschmäßigem Gepäck. Die Wirkungen der unbesonnenen, übereilten Handlungsweise des betreffenden Divisionskommandeurs bestanden, von allem Anderen abgesehen, in drei Hitzschlägen mit tödtlichem Ausgange. Fransecky verhängte über den schuldigen General strengen Tadel; ihm selber ist im Kriege niemals Aehnliches widerfahren, trotzdem er mit seinen Truppen ganz außerordentlich starke Gewaltmärsche zu Stande brachte. Er hielt darauf und wußte es auch immer durchzusetzen, daß der harten Strapazen ungeachtet seinen Leuten der Humor nicht völlig verging. Dabei hielt er eiserne Disziplin; mit streng richtendem Auge revidirte er die Wagen, auf denen die Fußkranken saßen, und jagte diejenigen davon, die sich bei näherer

Prüfung als garnicht fußkrank erwiesen, sondern nur versuchen wollten, ob sie nicht bequemer vorwärts kommen könnten.

Endlich waren die Besorgnisse vor Oesterreich und Dänemark gehoben, und auch das II. Korps wurde nach dem Kriegsschauplatze befördert: „Was ich in dieser Beziehung von Tag zu Tag mehr gelitten, wußte jeder, der meinen brennenden Ehrgeiz kannte", so sagt Fransecky in seinen Memoiren, deren Ausarbeitung er an diesem Punkte von besonderem weltgeschichtlichem Interesse wieder aufgenommen hat, um leider schon nach Gravelotte abermals ins Stocken zu gerathen. Daß die Pommern ins Hintertreffen gekommen waren, erwies sich als ein so rasch nicht wieder auszugleichender Nachtheil. Bei Gravelotte gelangten sie nur noch dadurch ins Feuer, daß der König den wohlbegründeten Moltkeschen Rath, das II. Korps zurückzuhalten, nicht befolgte. Die Konsequenz des ganz zwecklosen pommerschen Vorstoßes war lediglich, daß das II. und das VIII. Korps in der Dunkelheit auf einander schossen, sodaß viel Verwirrung entstand und auch ein empfindlicher Verlust an Menschenleben zu beklagen war. Indessen wußte Fransecky auch in undankbaren Situationen so zu handeln, daß er Ehre erwarb, und sein Lob als eines ganz ausgezeichneten Korpsführers war in Aller Munde. Ein getreues Spiegelbild der gemischten Gefühle, die ihn als hochgeachteten, aber nicht allzu thatenreichen Befehlshaber der Nachhut beherrschten, bietet der folgende an Frau v. Fransecky gerichtete Brief: „. . . . . Daß ich mit den Fügungen des Schicksals, welches dem II. Korps und mir persönlich so wenig Gelegenheit gegeben hat, in den Vordergrund dieses Krieges zu kommen, und dem ich den uns am 18. August vergönnten Antheil an der Schlacht geradezu abgerungen habe, denn wenn ich nicht mit dem Korps von Homburg aus täglich weiter marschiert wäre, als ich sollte und wenn ich nicht am 18. August statt um vier schon um zwei Uhr aufbrach, so wären wir garnicht zur Schlacht gekommen, daß ich, sage ich, mit den Fügungen des Schicksals nicht ganz zufrieden bin, weißt Du und kannst Du Dir auch denken, da Du meinen Ehrgeiz kennst und weißt, wie sehr das Schicksal mich früher verwöhnt hat. Indessen ist der Krieg ja noch nicht zu Ende, und es können noch allerlei ernste Verhältnisse eintreten, die mich für das entschädigen, was mir jetzt ein Gegenstand des Neides Anderen gegenüber ist, die dieses Mal so viel glücklicher waren als ich. Und diese Hoffnung tröstet mich. Ich muß für das mir Versagte auch darin eine Ent-

schädigung finden, daß ich ein Korps kommandire, das sich überall, wohin es kommt, durch seine strenge Disziplin, seine äußere schöne Haltung, seine auffallende Propertät u. s. w. hervorthut, daß ich darüber schon mehrfach, selbst aus dem Munde des Prinzen Friedrich Karl, das allergrößte Lob gehört und persönliche Komplimente empfangen habe. Ich weiß auch, daß jener Zustand den strengen Forderungen zu verdanken ist, die ich von Hause aus an die Truppe gestellt .... habe. Endlich finde ich eine Entschädigung für das mir Versagte in dem Vertrauen, das man mir fühl- und sichtbar entgegenträgt. Jedermann weiß, daß mir das Wohl des Korps und dessen guter Name sehr nahe am Herzen liegt, daß ich nach besten Kräften dafür sorge, und daß ich ihm, wenn es gilt, das Beispiel der Nichtachtung der Gefahr, der Hintansetzung der eigenen Person gebe."

Der Leser wird es mir hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich im Anschluß an das obige ausführliche Zitat noch ein größeres Stück aus einem anderen Briefe Fransecky's an seine Gattin hierher setze. Das zuletzt genannte Schreiben bezieht sich auf den Ausmarsch der kriegsgefangenen Bazainischen Armee aus Metz, an dessen Zernirung das II. Korps theilgenommen hatte: „Die Stellung meines Korps", so schreibt der kommandirende General der Pommern, „brachte es mit sich, daß ..... das stolze und schöne Gardekorps, ein Elitekorps im ganzen Sinne des Wortes, mir übergeben und mir sowie den Truppen des II. Korps ein Eindruck verschafft wurde, der uns bis ans Grab lebendig bleiben wird. .... Es waren zirka 20 000 Mann, die defilirten, was von halb drei bis sieben Uhr Abends, meist bei bösem Regen und tief durchweichter Chaussee, dauerte; nebenbei ein tief bewegendes Schauspiel! Die Haltung und das ganze Benehmen dieser unvergleichlichen Truppe war musterhaft, das Vorkommen der Offiziere so ernst und würdevoll, daß wir alle mit der höchsten Achtung auf sie herabsahen. Unwillkürlich fiel mir ein, daß am 28. Oktober 1806 der Rest unserer bei Jena geschlagenen Armee unter dem Fürsten Hohenlohe, darunter auch das Regiment Wobeser-Dragoner, bei dem mein Vater stand, bei Prenzlau kapitulirte, und es war meinem Herzen, bei allem Mitgefühl für den unglücklichen Feind, die Revanche doch wohlthuend, die ich am 29. Oktober 1870, 64 Jahre später, für meinen armen Vater hier bei Metz nehmen konnte."

Auch Göben hebt in seinen Briefen hervor, daß der vorangegangenen Niederlagen ungeachtet das die Waffen streckende

Bazaine'sche Heer sich noch immer als eine Armee von Kerntruppen dargestellt habe. Da man heute, sei es mit Recht oder mit Unrecht, über das gegenwärtige französische Heer nicht günstig zu denken pflegt, so habe ich für richtig gehalten, die ganz anders lautenden Urtheile Fransecky's und Göben's über die Armee des zweiten Kaiserreichs an dieser Stelle zu fixiren, denn wenn sich durch falsche Rückschlüsse eine zu niedrige Meinung von den Besiegten verbreiten sollte, so würde indirekt auch der Ruhm der Sieger darunten leiden.

Fransecky hinterließ vor Metz am Standorte seines Korps den Namen eines Wohlthäters der französischen Zivilbevölkerung, da er jeglicher unnöthigen Belastung des Bürgers und Bauern schon sehr frühe ein Ende machte, dem Ackerbau und den Gewerben möglichst freien Lauf ließ und den Ausschreitungen der Requisitionskommandos strengstens entgegentrat. Er duldete nicht, daß auch nur das Geringste für die Verpflegung des Generalkommandos requirirt wurde, sondern es mußten alle Bedürfnisse den Franzosen baar bezahlt werden. Als sein Adjutant gelegentlich äußerte, bei anderen Generalkommandos würde doch häufig requirirt, entgegnete der General, daß er für die Verpflegung die hohe Feldzulage von 1000 Thalern monatlich bekäme und es für ein Unrecht hielte, die schon schwer genug bedrängten Bewohner des Landes durch unrechtmäßige Requisitionen noch mehr zu schädigen. Darum wurde sein Andenken in Lothringen auch nicht so rasch vergessen, und noch im Februar 1871 dankte der Maire von Gorze dem General brieflich für seine „sollicitude envers les pauvres cultivateurs", sowie für seine „humanité envers mes chers compatriotes blessés ou prisonniers."

Schon vor Metz rückte das II. Korps zu seines Führers allergrößter Befriedigung aus der Nachhut in die Schlachtordnung vor, aber erst vor Paris war es ihm beschieden, ein schweres Gewicht in die Wagschale des Krieges zu werfen, und zwar durch die heldenmüthige, blutige Aktion bei Champigny, wo das erfolgreich vorgestoßene Korps Ducrot wieder zurückgedrängt wurde. (Am 2. Dezember 1870.) An diese Kämpfe schloß sich (vom 2. Januar bis zum 2. Februar 1871) Fransecky's äußerst interessanter Jurafeldzug, den das II. Korps als ein Glied der von Manteuffel kommandirten Südarmee mitmachte. Die Marschleistungen des II. Korps während dieses, um mit Fransecky zu reden, „russischen Feldzuges, auf eis- und schneebedeckten Straßen und Feldern"

waren ganz außerordentliche. Während des 36tägigen Marsches gegen Bourbaki konnten den Truppen nur 5 Ruhetage bewilligt werden, von denen noch obendrein der eine oder andere für diese oder jene Abtheilung hinwegfiel. Dabei blieb, zum nicht geringen Theil durch die gewissenhafte Fürsorge des kommandirenden Generals, der Gesundheitszustand ein befriedigender. 92 Meilen wurden in den bezeichneten 36 Tagen zurückgelegt, nicht mitgerechnet die Umwege bei Detaschirungen. Wie wir verschiedentlich beobachtet haben, stand Fransecky in sittlicher Hinsicht sehr hoch, und denselben hohen Maßstab legte er auch an die Moral seiner Untergebenen. Sein Rechtsgefühl war ein ganz außerordentlich reizbares, und er dachte nicht daran, seine Truppen für die Anstrengungen des Winterfeldzuges sich mehr oder weniger an der französischen Zivilbevölkerung erholen zu lassen. In dieser Beziehung wich seine schon oben dargelegte Auffassung von der Anderer, speziell Bismarck's, nicht unerheblich ab. Während des Zuges gegen Bourbaki begegnete er bei einem Ritte einen Reserveoffizier, der ein Requisitionskommando die Chaussee entlang führte. Der General fragte, was Alles requirirt worden wäre, und als er auch von Champagner hörte, flammte er in hellem Zorn auf, fragte, ob Sekt zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen des Soldaten gehöre und verfügte ohne Gnade und Erbarmen den Rücktritt des unglücklichen Offiziers zum Ersatzbataillon. Zweifellos war dieses Verfahren hart, wie denn überhaupt mit dem kleinen, gedrungenen Mann mit dem trotzigen Gesichte keineswegs gut Kirschen essen war, aber auch seine Verirrungen entsprangen immer aus nicht unedlen Beweggründen. Dieselbe Rücksichtslosigkeit, die Fransecky zuweilen Anderen gegenüber an den Tag legte, übte er gegen sich selber unausgesetzt. Während des ganzen Krieges benutzte er nur ein einziges Mal einen Wagen, eben im Jurafeldzuge, wo sich der Dreiundsechzigjährige durch langes Stehen auf nasser Wiese einen schmerzhaften Rheumatismus zugezogen hatte. Als sich Fransecky gegen Ende der Expedition genöthigt sah, um dem Korps die denkbar größte Beweglichkeit zu verleihen, seinen ganzen Train unter Bedeckung zurückzulassen, und in Folge dessen Offiziere und Mannschaften mehrere Tage hindurch auf alle und jegliche Bequemlichkeit verzichten mußten, erstreckten sich diese Entbehrungen auch auf die Person des greisen kommandirenden Generals.

Es handelte sich bei dieser Kampagne bloß um Rückzugsgefechte, die ein schon halb aufgelöstes feindliches Heer den nach-

drängenden Deutschen lieferte, gleichwohl bewiesen die Operationen im Jura Fransecky's große strategische Befähigung nach jeder Richtung hin, nicht allein in Bezug auf die Dirigirung von Truppenmassen, sondern auch hinsichtlich des eigentlichen Kampfes selber: Am 31. Januar vereinigte sich das II. Korps nach einem siegreichen Gefechte bei Frasnes mit dem von v. Zastrow befehligten VII., angesichts des von den Franzosen noch gehaltenen Pontarlier, und Manteuffel ordnete für den folgenden Tag 12 Uhr Mittags einen konzentrischen Angriff beider Korps auf die genannte Stadt an. Allein wie bei Münchengrätz die 8. hinter der 7. Division zurückblieb, so bei Pontarlier das VII. hinter dem II. Korps, das genau zur festgesetzten Stunde angriff und so die siegreichen Gefechte von Pontarlier und La Cluse herbeiführte, die letzten Zusammenstöße des deutsch-französischen Krieges, ebenso wie Fransecky bei Blumenau die letzten Schüsse mit den Oesterreichern gewechselt hatte.

So hatte denn der Krieg gegen Frankreich, der unserem Helden Anfangs nicht viel zu versprechen geschienen hatte, ihm schließlich doch bei Champigny und im Jura unverwelklichen Lorbeer genug gebracht. Jedermann in dem dankbaren Vaterlande rechnete ihn zu den Paladinen, auf die das wiederhergestellte Kaiserthum sich stützte. Eine Dotation von 150 000 Thalern, die der Reichstag Fransecky zu Ehren beschloß, gab jener Stimmung der Nation einen greifbaren Ausdruck. Das hohe Vertrauen, das Wilhelm I. in die Fähigkeiten des Generals setzte, bekundete sich am deutlichsten durch seine Ernennung zum kommandirenden General des XV. (elsaß-lothringischen) Armeekorps. Das elsaß-lothringische Armeekorps war doppelt so stark wie die übrigen und setzte sich aus den verschiedensten einzelstaatlichen Kontingenten zusammen, die es mit einander zu verschmelzen galt, so daß Fransecky gemäß seiner geistigen Persönlichkeit und seinen Antezedentien für den ihm übertragenen Posten gleichsam prädestinirt war. So hob er denn in achtjähriger Verwaltung das reichsländische Korps zur Höhe der älteren Organisationen dieser Art empor. Im Jahre 1879 wurde der Zweiundsiebzigjährige Gouverneur von Berlin; im Jahre 1890 ist Fransecky im Alter von 83 Jahren gestorben.

Nach dem Eindruck, den Fransecky's Wesen hervorruft, besaß er nicht nur alle Eigenschaften, die den General, sondern auch diejenigen, die den Feldherrn machen, in eminentem Maße. Indessen würde es müßig sein, die Frage, was Fransecky als selbständiger Oberbefehlshaber eines Heeres hätte leisten können, zu erörtern —

genug, daß er als Divisions- und Korpsführer sich einen unvergänglichen Namen in der deutschen Geschichte gemacht hat. In das Goldene Buch des Germanischen Museums zu Nürnberg schrieb Fransecky die Verse:

Im Denken besonnen und klar,
Im Reden offen und wahr,
Im Wollen nur edel und recht,
Im Handeln stets fest und gerecht,
Im Kampfe das Kühnste gern wagen,
In Gefahren niemals verzagen,
Dem wehrhaften Gegner ein schrecklicher Feind,
Dem wunden und kranken ein helfender Freund,
Sonder Hochmuth und Prahlen im Glück,
Ungebeugt im Mißgeschick,
Vor Menschen ohne Furcht und Scheu,
Vor Gott voll Ehrfurcht und Treu.
So, ich sag' es, so laut ich kann,
Denk' und wünsch' ich den deutschen Kriegesmann.

Das Andenken Eduard v. Fransecky's, eines echten, unverfälschten Sprößlings des oft so streng kritisirten „ostelbischen Junkerthums" wird dem deutschen Volke immer doppelt theuer bleiben, weil er in seiner Lebensführung patriotischen, militärischen Ehrgeiz mit dem beharrlichen Streben nach sittlicher und geistiger Bildung vereinigte.

Das Generalstabswerk über die Kriege Friedrichs des Großen.*)

Von

Duvernoy,
Oberstleutnant à la suite des 8. Württembergischen Infanterie-Regiments Nr. 126 Großherzog Friedrich von Baden, zugetheilt dem Großen Generalstabe.

Die Kriegsgeschichtliche Abtheilung**) des Großen Generalstabes ist bekanntlich schon seit Jahren mit der Herausgabe des Werkes „Die Kriege Friedrichs des Großen" beschäftigt. Von 1890 bis 1895 ist die Geschichte des ersten und zweiten Schlesischen Krieges in 6 Bänden erschienen. Seitdem wird an der Darstellung der beiden ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges gearbeitet, wobei die Sammlung und Sichtung des überreichen Quellenmaterials, wie leicht begreiflich, geraume Zeit beansprucht hat. Außerdem hat die Abtheilung inzwischen die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften Heft 27 und 28—30 herausgegeben, die den geistigen Werdegang des Königs an der Hand seiner Studien und Schriften während der fast achtjährigen Friedenspause von 1745—1756 und die taktische Schulung, die er der Armee in dieser Zeit angedeihen ließ, schildern.***) Sie bilden gewissermaßen zwei Einleitungs-

---

*) Anmerkung der Redaktion. Es ist in wissenschaftlichen Kreisen bekannt, daß ich gegen die Arbeits-Organisation wie gegen die Ausführung zum Theil auch gegen die Grund-Ideen des Generalstabs-Werkes erhebliche Einwendungen zu machen habe. Das kann mich aber nicht abhalten, in dieser Zeitschrift einem Mitarbeiter des groß angelegten Werkes Gelegenheit zu geben, die Auffassung, der der Generalstab selbst bei diesem Unternehmen folgt, vor weiteren Kreisen darzulegen. Delbrück.

**) Seit 1896 Kriegsgeschichtliche Abtheilung II.

***) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abtheilung II. Heft 27. Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756. Berlin. Mittler. 1899; und Heft 28—30: Die taktische Schulung der Preußischen Armee durch König Friedrich den Großen während der Friedenszeit von 1745—1756. Berlin. Mittler. 1900.

kapitel für das Werk über den Siebenjährigen Krieg. Der Stoff war zu umfangreich, um ihn in dieses selbst aufzunehmen, er hätte allein einen Band gefüllt; andererseits war er zu wichtig und lehrreich, um ihn zu kürzen. Nach den im Armee-Verordnungsblatt Nr. 35 und in Nr. 114 des Militär-Wochenblattes erfolgten Bekanntmachungen steht nun das Erscheinen des ersten Bandes der Geschichte des Siebenjährigen Krieges unmittelbar bevor und die weiteren Bände bis zum Schlusse des Jahres 1757 werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Zwar hat das Werk, soweit es bisher erschienen ist, sowohl in der maßgebenden militärischen wie in der historischen Fachkritik im Allgemeinen große Anerkennung erfahren, aber es sind bei seiner Beurtheilung doch zum Theil Anforderungen gestellt worden, die dem Standpunkte, den seine Bearbeiter einnehmen müssen, nicht entsprechen. Selbstverständlich wird der Generalstab, der sicherlich mit Realitäten zu rechnen versteht, keineswegs den Anspruch erheben, daß das Werk bis jetzt oder in den folgenden Bänden für unfehlbar gehalten werden soll. Es ist, wie alles Menschenwerk, das wissenschaftliche wie das praktische ohne jede Ausnahme, unvollkommen. Aber der Versuch, einmal die Gedanken und Absichten, die das Werk ins Leben gerufen haben, und die Gesichtspunkte, die für seine Verfasser maßgebend sein müssen, klarzulegen, ist wohl der Mühe werth. Die in den sehr zahlreichen Besprechungen der bisher veröffentlichten Bände enthaltenen Anerkennungen und Ausstellungen, die sich, wie bei Kritiken bekanntlich stets, vielfach geradezu widersprechen, geben brauchbare Anhaltspunkte für einen solchen Versuch, der nachstehend, wenn auch in Rücksicht auf den verfügbaren Raum keineswegs erschöpfend, unternommen werden soll.

Die Geschichtsschreibung der Kriege Friedrichs des Großen durch die Kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes, ist ein Vermächtniß des verewigten Feldmarschalls Grafen Moltke. Er hat sie nach der Herausgabe der Geschichte des Deutsch-Dänischen Krieges von 1864 angeordnet, um mit dieser Arbeit eine Dankespflicht der Armee und der Nation gegen den Großen König, den Begründer von Preußens kriegerischer Größe zu erfüllen. Das Werk soll für die Armee ein historisches Denkmal ihres unzweifelhaft größten Heerführers und zugleich eine würdige Darstellung ihres eigenen Heroenzeitalters sein. Es soll eine auf Grund aller zugänglichen Quellen bearbeitete

Schilderung der Kriege Friedrichs sein, auf die nicht nur das Heer, sondern auch die Wissenschaft, ja das ganze deutsche Volk berechtigten Anspruch hatten, weil eine solche bis jetzt nicht vorhanden war.

Das Orlich'sche Werk über die beiden ersten Schlesischen Kriege, für seine Zeit gewiß gut, fußte lediglich auf einer beschränkten Anzahl preußischer Quellen. Dasselbe gilt von der 1824 bis 1847 erschienenen, von Offizieren des preußischen Generalstabes verfaßten, als Manuskript zum Gebrauch der Armee gedruckten Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Sie beruht gleichfalls fast ausschließlich auf preußischen Quellen, von denen die damals gedruckten Werke alle mehr oder weniger einseitig waren und meist einen, den Anschauungen des Königs entgegengesetzten Standpunkt vertraten. Von den zu jener Zeit im Kriegsarchiv vorhandenen handschriftlichen Quellen aber war fast nur das Gaudische Journal, und zwar ziemlich kritiklos, benutzt worden, das, wenn es auch als Quellenwerk ersten Ranges anerkannt werden muß, doch in jedem einzelnen Falle sorgfältiger Nachprüfung bedarf. Insbesondere aber wurde übersehen, daß Gaudi's Kritik sehr häufig von Vorurtheilen befangen ist, wenn er auch nicht eigentlich zur „frondirenden Prinzenpartei" gerechnet werden darf. Auf die Benutzung der reichen Quellen des Geheimen Staats-Archivs aber verzichtete der damalige Chef des Generalstabes, General von Müffling, weil der Minister des Innern die Censur des Werkes beansprucht hatte, falls Akten des Staatsarchivs herangezogen würden. So giebt das Werk, abgesehen von der oft einseitigen Schilderung der Ereignisse, nicht einmal ein psychologisch richtiges Bild des Königs, denn es kommen in den benutzten Quellen fast ausschließlich seine Gegner zu Wort. Aber auch Alles, was sonst bis vor wenigen Jahren über den Siebenjährigen Krieg gedruckt war, betont mehr oder weniger einseitig entweder den preußischen Standpunkt oder den der Gegner, selbst da, wo Unparteilichkeit beabsichtigt war, weil in keinem Falle alle Quellen aus beiden Lagern geprüft werden konnten.

Es lag in der Natur der Sache, daß sämmtliche deutschen und auswärtigen Archive dem Großen Generalstabe zu dem beabsichtigten Zweck ihre Unterstützung in der ausgedehntesten Weise zu Theil werden ließen. Ebenso hatte ein am 4. März 1884 vom Feldmarschall Moltke in den Tagesblättern erlassener Aufruf, die im



Privatbesitze befindlichen handschriftlichen Quellen für die Arbeit zur Verfügung zu stellen, erfreulichen Erfolg. Städtische Behörden, Familien und Einzelne haben Urkunden und Korrespondenzen eingesandt oder deren Einsichtnahme gestattet. Auf diese Weise ist ein Quellenmaterial zusammengeflossen, wie es in gleicher Reichhaltigkeit noch niemals zur Verfügung gestanden hat.

Ein solches Material konnte nur von einer Korporation in kollegialischem Zusammenarbeiten bewältigt werden, denn seine vollständige Sammlung, Sichtung und Durcharbeitung ist so weitschichtig, daß, ganz abgesehen von dem Aufwand an Geldmitteln, die Kräfte des einzelnen Forschers dazu bei Weitem nicht ausreichen würden. Da es sich aber um ein rein kriegsgeschichtliches Werk handelte, so war der Generalstab der allein dazu berufene Verfasser. Auch darf nicht übersehen werden, daß ein großer Vorzug des Werkes in der Beigabe der vielen und vortrefflich ausgeführten Pläne und Karten besteht, die zweifellos wesentlich zum Verständniß beitragen. Ein solches Kartenmaterial zu schaffen ist nur der Generalstab im Stande. Ein Privatmann könnte weder die technischen noch die finanziellen Schwierigkeiten überwinden.

Nun ist aber versucht worden, der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes die Befähigung abzusprechen, ältere Kriegsgeschichte zu schreiben. Man hat wohl allgemein anerkannt, daß die von ihr verfaßten Werke über die drei deutschen Einigungskriege, die noch unter Moltkes persönlicher Leitung bearbeitet wurden, ihre Aufgabe gewesen sei, und die sachliche und unpersönliche Kritik hat sie auch nicht angegriffen. Hat doch das Generalstabswerk über den Deutsch-Französischen Krieg 1870—71 sogar den Preis von Verdun erhalten.*) Aber bezüglich der Bearbeitung älteren Geschichtsstoffes trat und tritt noch vielfach, wenn auch durchaus nicht allgemein, was ausdrücklich betont werden muß, die Ansicht zu Tage, daß unbedingt die Schulung der Universität und des Seminars dazu gehöre, um richtige Quellenkritik zu üben und deren Ergebnisse richtig zu verwerthen. Dem

*) Der durch Königliches Statut vom 18. Juni 1844 ausgesetzte Preis von 1000 Thalern, der von fünf zu fünf Jahren dem besten Werke über deutsche Geschichte verliehen werden soll, ist, auf Vorschlag der aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und Universitäts-Professoren gebildeten Kommission im Jahre 1879 dem Generalstabe für das genannte Werk verliehen worden, nebst der dazu gehörigen goldenen Denkmünze auf den Vertrag von Verdun nach der der Preis kurz „Preis von Verdun“ genannt wird.

muß zunächst entgegengehalten werden, daß die reichhaltige Literatur über „historische Methode“ für fleißige Leute genügend Gelegenheit bietet, sich die für geeignete Quellen-Kritik und Verwerthung nothwendige Kenntniß und Routine auch auf dem Wege des privaten Studiums anzueignen. Jedenfalls hat aber der Feldmarschall Moltke jene Ansicht nicht getheilt; anderenfalls hätte er sicherlich auf das Unternehmen verzichtet, denn niemals hat er seinen Untergebenen Aufgaben zugemuthet, für deren Ausführung er sie nicht geeignet hielt.

Es muß aber nochmals ausdrücklich betont werden, daß es sich hier um Kriegsgeschichte in der vollen Bedeutung des Wortes handelt und dazu ist nun einmal in erster Linie der Soldat berufen. Der berechtigte Unterschied zwischen „Geschichtswissenschaft“ und „kriegsgeschichtlich-militärischer“ Geschichtsschreibung ist vor einigen Jahren von einem Historiker selbst sehr treffend folgendermaßen festgelegt worden*): „Der methodische Unterschied liegt bekanntlich in einer Verschiedenheit der Aufgabe der Erkenntniß gegenüber dem gleichen Stoff: Uebereinstimmung in Heuristik und Kritik, aber Abweichung in der Auffassung und völliges Auseinandergehen in der Darstellung, namentlich in Bezug auf Auswahl und Verdichtung.“ Diese Abweichung in der Auffassung und das Auseinandergehen in der Darstellung rein kriegerischer Vorgänge sind es, um die es sich hier handelt. Zur eingehenden und folgerichtigen Darstellung eines Feldzuges und seiner Operationen sowie jeder Gefechtshandlung genügt die Kenntniß der historischen Methode an sich nicht allein. Es bedarf hierzu vielmehr der durch militärische Praxis geschulten Urtheilskraft und ergänzenden Phantasie des erfahrenen Soldaten, und zwar gerade um so mehr bei dieser weiter zurückliegenden Zeit, wo die Schilderungen der vorhandenen primären Quellen häufig weiter auseinander gehen, als dies bei neueren Kriegen der Fall ist. Der Verfasser muß nicht nur die großen Regeln der Kriegskunst verstehen, er muß den Mechanismus der Befehlsgebung kennen und Erfahrungen über die seelische und körperliche Leistungsfähigkeit der Truppe auf dem Marsche, im Kampfe u. s. w. besitzen. Er muß genau mit den vielfachen

*) Hermann Diemar in der Historischen Zeitschrift 1894, Band 73, S. 91. Besprechung des Buches: „Der Feldzug des Jahres 1622 am Oberrhein und in Westfalen bis zur Schlacht bei Wimpfen“ von Karl Freiherrn von Reitzenstein.

Reibungen vertraut sein, die nur allzu häufig die Ausführung der getroffenen Anordnungen einschränken oder gänzlich verhindern. Er muß in jedem einzelnen Falle beurtheilen können, wie weit selbstständiges Eingreifen eines Unterführers berechtigt oder geboten war. Ein solches Urtheil erscheint oft sehr einfach, und dennoch ist gerade zur richtigen Abwägung aller dabei zu berücksichtigenden Faktoren große Erfahrung nothwendig. Er muß ferner wissen, wie es im Gewühl einer Schlacht aussieht, wenn nicht durch eigene Kriegserfahrung, so doch zum Mindesten, soweit die Friedenspraxis hiervon ein Bild zu geben vermag; er muß beurtheilen können, wie weit der einzelne Berichterstatter richtig sehen und schildern konnte. Er muß endlich taktisch geschult sein, also auch auf dem Exerzierplatze Bescheid wissen.

Bekanntlich hat der Oesterreichische Generalstab die Feldzüge des Prinzen Eugen in 21 Bänden herausgegeben, und bearbeitet jetzt die Oesterreichischen Erbfolgekriege in ähnlich umfangreicher Weise, ohne daß meines Wissens derartige Einwendungen gegen seine Zuständigkeit gemacht worden wären, wie sie oben angedeutet wurden.

Um nun zu den für die Verfasser des Werkes maßgebenden Gesichtspunkten überzugehen, so ist zunächst zu erwähnen, daß die kriegsgeschichtlichen Arbeiten des Generalstabes, wie dies mit in der Natur seiner Aufgabe liegt, in erster Linie dazu bestimmt sind, dem Offizierkorps der eigenen Armee die Mittel zur fachwissenschaftlichen Weiterbildung und Selbsterziehung an die Hand zu geben. Sodann sollen sie der Wissenschaft im Allgemeinen dienen, als von fachkundiger Seite bearbeitete Kriegsgeschichte. Außerdem aber, und nicht zuletzt, will sich gerade dieses Werk, ebenso wie das über den Krieg 1870—71, an die Gebildeten der ganzen Nation wenden, um ihnen eine der ruhmreichsten Epochen der Vergangenheit vorzuführen, und in diesem Sinne muß es gemeinverständlich sein.

Diese Grundsätze bedingen, daß das Werk alles kriegswissenschaftlich Interessante eingehend erörtert, daß es aber auch politisch soviel bietet, als zum Verständniß der kriegerischen Handlung nothwendig ist. Bei der Eigenthümlichkeit der Kriege des 18. Jahrhunderts müssen die politischen Erörterungen aber zuweilen einen ziemlich breiten Raum einnehmen. Dies war z. B. bei der Darstellung des ersten Schlesischen Krieges nothwendig, wo die politischen Verhältnisse noch viel verwickelter sind, als im zweiten Kriege.

Daher die von einzelnen Kritikern gerügte, scheinbar ungleiche Behandlung dieses Gegenstandes bei Bearbeitung der beiden ersten Kriege.

Von anderer Seite wurde dagegen der Wunsch laut, das Werk solle nur die kriegerischen Ereignisse behandeln und die politischen ganz der wissenschaftlichen Geschichtsforschung überlassen. Diese Trennung ist ganz unmöglich, die Entschlüsse und Handlungen der Führer würden damit unverständlich.*) Eben so wenig ließe sich ja eine rein politische Geschichte schreiben, ohne der kriegerischen Erfolge oder Mißerfolge Erwähnung zu thun. Man lese doch, was unser größter Kriegsphilosoph der neueren Zeit, Clausewitz, im 6. Kapitel seines 8. Buches „Vom Kriege" über den Einfluß des politischen Zwecks auf das kriegerische Ziel schreibt! Insbesondere aber ist bei einer Würdigung Friedrichs der Feldherr vom Staatsmanne ganz untrennbar. Weßhalb soll aber der Soldat zur Beurtheilung politischer Verhältnisse weniger befähigt sein als der Fachmann? Muß nicht jeder an der höheren Führung betheiligte Militär politisches Urtheil besitzen, um immer richtig handeln zu können? Vermag nicht gerade der Soldat durch die Möglichkeit, in seinem Berufe ein hohes Maß von Menschenkenntniß zu sammeln, sich eine ganz besonders gute Grundlage für politisches Verständniß zu erwerben? Es ist doch Thatsache, daß fortgesetzt eine nicht geringe Zahl von Offizieren als besonders geeignet in den diplomatischen Dienst übergeht. Die Rücksicht auf den verfügbaren Raum verbietet es leider, diesen Gegenstand weiter zu erörtern.

Aber auch andere gelegentlich der Besprechungen geäußerte Ansichten und Wünsche historischer Fachkreise können für die Kriegsgeschichtliche Abtheilung nicht allein maßgebend sein, ja sie sind zum Theil unerfüllbar. Hierzu gehört zunächst die vielfach gestellte Forderung nach noch eingehenderen Quellennachweisen. Es muß zugegeben werden, daß in den Bänden des ersten Schlesischen Krieges hierin mitunter zu wenig geschehen ist, weil bei Angabe gedruckter Quellen theilweise Band und Seitenzahlen nicht verzeichnet wurden. Beim zweiten Kriege ist dies aber durchweg geschehen. Ebenso sind alle handschriftlichen Quellen durch Angabe der Archive

*) Eine solche Trennung der Kriegshandlung von der Politik ist bei keiner kriegsgeschichtlichen Schilderung möglich. Man vergegenwärtige sich z. B. den Feldzug 1814, man denke an Nicolsburg 1866, an die Einschließung von Paris 1870 u. A.

belegt. Die Erfüllung der Forderung, in jedem Falle noch Näheres über Aktentitel u. s. w. zu geben, würde das Werk mit einem für die Mehrzahl seiner Leser ungenießbaren Ballast beschweren. Diese Forderung ist zudem von den bedeutendsten Historikern, wie z. B. Ranke und Droysen, oftmals in so hohem Grade unbeachtet geblieben, daß der Nachprüfende unendliche Mühe hat, die von ihnen benutzten archivalischen Quellen zu entdecken. Bei zweifelhaften Punkten oder da, wo das Werk zu anderweitigen Anschauungen kommt als die bisherige Forschung, finden sich entsprechende Erläuterungen im Anhange, wo es durchaus nothwendig erscheint, auch Quellenkritik. Von allzuhäufigen Untersuchungen in letzter Hinsicht muß aus den soeben angegebenen Gründen abgesehen werden.

Diesem Tadel des „Zuwenig" steht von anderer Seite der des „Zuviel" gegenüber, mit der Behauptung, daß in den Anlagen Vieles hätte fortfallen können. Da sind zunächst die namentlichen Verlustlisten der Offiziere als überflüssig bezeichnet worden. Die Aufführung der Namen aller Offiziere, die für König und Vaterland geblutet haben, ist aber einfach Pflicht gegenüber den Familien, die seit Jahrhunderten in der Armee dienen und von denen meist zahlreiche Glieder Blut und Leben geopfert haben. Das gehört mit zu dem Ruhmes- und Dankesdenkmal, das durch das Werk dem Könige und seinem Heer gesetzt werden soll. Es gehört aber auch mit zur Armeegeschichte, die ein Zweig der Kriegsgeschichte ist, ebenso wie die von anderer Seite gleichfalls als überflüssig bezeichnete Liste über die Zusammensetzung der Grenadier-Bataillone, die unendlich mühsam herzustellen war. Sie ist ebenfalls für die Armeegeschichte unentbehrlich, denn alle früheren Versuche zu derartigen Zusammenstellungen sind fehler- und lückenhaft. Wer sich über die Thaten der alten Regimenter unterrichten will, hat berechtigten Anspruch darauf, auch den Nachweis zu finden, woran ihre Grenadier-Kompagnien betheiligt gewesen sind. Was die Tradition für die Armee bedeutet, das bedarf wohl heutzutage keiner Auseinandersetzung, und wenn wir es schmerzlich empfinden, daß viele Ueberlieferungen aufgegeben wurden und verloren gingen in einer Zeit, wo man ihren Werth nicht hoch genug anschlug, so ist es wohlgethan, Alles, was noch zu retten ist, zusammen zu halten und wieder aufzubauen.

Sodann ist der Abdruck einer Reihe von Aktenstücken in den Anlagen, wie Manifeste, Proklamationen u. s. w. als überflüssig getadelt worden. Für den historischen Fachgelehrten, dem jeder Zeit

große Büchereien zur Verfügung stehen, sind solche Beigaben allerdings überflüssig. Daher stellt er die Frage: „Glaubt man damit etwas Neues zu bringen?“ Die Mehrzahl der Leser des Generalstabswerkes ist aber nicht in der Lage, solche Veröffentlichungen, wenn sie nur in alten, selten gewordenen Druckwerken abgedruckt sind, im Wortlaut einzusehen, weil jene Werke für sie nicht erreichbar sind. Mit einem Hinweis darauf, daß das betreffende Aktenstück etwa in den „Danziger Beyträgen“, der „Teutschen Kriegskanzley“ oder einem ähnlichen Buche abgedruckt sei, ist ihnen nicht im Geringsten gedient. Dasselbe gilt vom Abdruck militärisch interessanter Schriftstücke, wie Kapitulationsverhandlungen, Marschtableaux u. s. w. Sie sind außerdem nicht nur für den Berufssoldaten von Werth, sondern auch für den Liebhaber geschichtlicher Einzelheiten der Kriegführung des 18. Jahrhunderts. Solche Dokumente werden, so weit der Raum dies gestattet, zuweilen als lehrreiche Beispiele beigegeben. Aus demselben Grunde werden da und dort in der Darstellung die Einzelheiten eines kleineren Gefechtes oder einer Belagerung ausführlicher behandelt als andere gleichartige Vorgänge, oder in den Planbeilagen einzelne Lagerstellungen veranschaulicht. Man wird die Auswahl des Mehr oder Weniger in solchen Fällen getrost dem Generalstabe überlassen dürfen.

Der Fachgelehrte aber, der als Kritiker des Generalstabswerkes auftritt, wird gut thun, sich immer wieder zu erinnern, daß dieses nicht nur historiographische Zwecke verfolgt, sondern gleichzeitig auch die anderen, oben genannten Aufgaben erfüllen soll und will.

Ich füge schließlich noch hinzu, daß mir nichts ferner liegt, als mit vorstehenden Ausführungen eine Polemik hervorzurufen. Ihr Zweck ist lediglich, den Standpunkt der Verfasser des Generalstabswerkes einmal klarzustellen. Sollten sie zu widersprechenden Aeußerungen Anlaß geben, so lege ich auf die Erlangung des „letzten Wortes“ gar keinen Werth.

Die Sixtinische Madonna.

Von

Veit Valentin †.

Ueber die künstlerische Bedeutung der Sixtinischen Madonna ist alle Welt einig: steht es mit dem künstlerischen Motiv ebenso? Man ist auch einig darüber, daß es sich um eine „Vision" handelt: darüber, welches das Motiv der Vision ist, wie dieses Motiv für die Gestaltung des Werkes, für Haltung und Ausdruck der Personen maßgebend wird, ist nichts zu finden. Noch viel weniger ist die kirchliche Bestimmung näher klar gelegt oder in ihrem Zusammenhang mit der örtlichen Bestimmung und Aufstellung des Bildes in Betracht gezogen, und doch ist keine Voraussetzung berechtigter als Thatsache zu gelten, als daß die Aufstellung des Bildes für die Wahl des Gegenstandes und der dabei vorwaltenden Auffassung des Künstlers maßgebend war. Gerade von diesem Werk sagt Vasari mit Bestimmtheit, für welchen Ort und Zweck es geschaffen wurde: „Raffael machte für die schwarzen Mönche (Benediktiner) von S. Sisto in Piacenza die Tafel für den Hauptaltar, darin unsere liebe Frau mit dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara, ein wahrhaft seltenes, ja einziges Werk." War das Bild so von vornherein für eine ganz bestimmte Kirche und in ihr für eine bestimmte Stelle in Aussicht genommen, so war Raffael nicht der Künstler, der sich nur mit einer allgemeinen Darstellung begnügt hätte: so wie er thatsächlich diese Rücksicht schon in der Wahl der Persönlichkeiten der Darstellung bewährte, so ist es undenkbar, daß er die gleiche Rücksichtnahme nicht auch in der Wahl des Gegenstandes hätte anwenden sollen. Wenn man nun aber bedenkt, daß an diesem Altar das Heiligste sich vollziehen sollte, was der Gottes-

dienst der Kirche, der damals noch ungespaltenen, auszuführen und zu bieten hatte, so ist es nur eine naturgemäße Folge, wenn die Wahl des Motivs in engstem Zusammenhang mit dem hier sich vollziehenden Vorgang stand. Dieses Allerheiligste aber ist die Messe, d. h. die durch den Segen des Priesters eintretende Wandelung von Brot und Wein mit der sich daran schließenden Opferung. Kann nun dieses Wunder der Wandelung für die sinnliche Auffassung klarer werden als dadurch, daß Christus thatsächlich aus dem Himmel kommt, um an die Stelle von Brot und Wein zu treten, oder sie doch so zu erfüllen, daß die Materie „Brot und Wein" nun durch die Materie „Christus" ersetzt wird, so daß nun Christus selbst geopfert wird? Das Herabsteigen Christi zu diesem Ersatz und dadurch seine Darbietung zu der Opferhandlung ist nun aber das Alles belebende und gestaltende Motiv des Bildes.

Die Realität dieses Vorganges, der Stoffwandlung, der Transsubstantiation, den Gläubigen lebendig und überzeugend nicht nur durch das Ohr zu predigen, sondern durch das Auge zu vermitteln, mußte ein Ziel der Kirche sein, das nicht eindringlich genug zu erstreben war. So hat sich die Legende schon frühe dieser Aufgabe bemächtigt: als Gregor der Große die Messe las, erschien ihm während der Wandlung Christus selbst, um so darzuthun, daß er leibhaftig durch die Wandelung nun zugegen sei, ein Ereigniß, das in vielen bildlichen Darstellungen behandelt worden ist: „Die Messe des h. Gregor." Seit 1261 wird in Folge des Traumes der Lütticher Nonne Juliana, die im vollen Mond eine Lücke gesehen hatte, das kirchliche Fest, dessen Fehlen damit angedeutet worden war, durch die Einführung des Fronleichnamsfestes ausgefüllt, des Festes zur Verherrlichung des Abendmahlwunders, und seit 1311 Clemens V. das Fest erneut hatte, wurde es bald zum größten Feste der Kirche und ist es bis zum heutigen Tag in der katholischen Christenheit geblieben. Raffael hat die Thatsache der Wandelung in der Darstellung des Wunders bei der Messe zu Bolsena verherrlicht, und in noch höherem Maße hat er es schon früher in der „Disputa" als das Zentrum des Kirchenglaubens verwendet: als es galt, den Kernpunkt des christlichen Glaubens, wie er in seiner Zeit als Thatsache angenommen wurde, in der „Theologie" vor Augen zu führen, da stellt er in die Mitte der nach der Erkenntniß ringenden Vertreter der Kirche die durch das Meßwunder gewandelte Hostie. Die Bestätigung der Thatsache der Wandelung aber giebt die sich offenbarende, triumphirende

Kirche, die Bewahrerin und Erhalterin des Opfertodes Christi in seiner sich ewig erneuenden Kraft und Wirkung: Christus selbst erscheint thronend und hebt die Hände mit den Kreuzeswunden, zum Zeichen, daß er hier als der das Opfer darthuende Erlöser der sündigen Menschheit auftritt; Gott aber segnet den ganzen Vorgang, der sich mit seinem Willen vollzieht, während die Taube sich auf die Hostie herabläßt, wie einst auf Christus selbst bei der Taufe: so hier bei der Heiligung der Hostie zu der Erweckung der Substantia Christi in ihr, so daß sie dadurch zur Opferung mit seiner beseligenden Kraft fähig wird. Vor dem seine Opferung durch das Aufheben seiner wunden Hände anzeigenden Christus neigt sich anbetend Maria, die Mutter der Gnade vor dem die Gnade der Erlösung spendenden Heiland, und Johannes der Täufer weist auch sie auf ihn hin als auf den, der sich einst zum Opfer gegeben und der Welt Sünden auf sich genommen hat: dies thut er auch jetzt wieder in der Wandelung, wie einst bei der Kreuzigung selbst.

Soll nun aber der Hinweis auf die körperliche Anwesenheit Christi bei der Wandelung in der Kirche selbst vor der betenden Gemeinde zum Ausdruck kommen, so kann dies nur beim Vollzug des Opferwunders selbst geschehen: es ergiebt sich also die Stelle am Hauptaltar, wo das kirchliche Wunder sich vollzieht, als der einzig richtige Platz. Hier muß der sich Opfernde vor aller Augen sichtbar sich als Opfer darbieten. Seine ewige Wohnung ist aber jetzt im Himmel: von dort also muß er herabkommen. Es könnte dies, so wie es die Legende erzählt, daß er in der Gestalt, die er zur Zeit seines Selbstopfers hatte, und in der er im Himmel ewig weiter lebt, geschehen: aber die Zeiten sind andere geworden. Noch sind sie nicht, wie bei Murillo, bis zur Sentimentalität hinaufgekünstelt; aber ein menschlich warmes Mitfühlen wird den Motiven geneigt, die nicht nur in der sachlichen Nothwendigkeit entspringen, sondern die auch das Menschenherz ergreifen und es durch die menschlich mitfühlende Rührung am sichersten und tiefsten zu erfassen verstehen. Nicht Christus, der manngewordene Heiland, bietet sich zum Opfer dar, sondern der ewige Sohn, wie er mit der ewigen Mutter zusammen im Himmel lebt, steigt in Kindesgestalt seinem Schicksal entgegen und bietet sich dem Opfer dar. So wie sonst die Mutter den Sohn trägt, der, auch schon als Kind und in Kindesgestalt, die Menschen zu segnen vermag, so bringt sie jetzt den Heiland in Kindesgestalt zu dem Opfer dar: ihr Mutter-

schmerz und ihre Opferfreudigkeit erscheinen um so größer, wenn auch das innigste Band, das einen Menschen an den anderen knüpfen kann, das Band von Mutter und Kind, weder das Kind abhalten kann, sich von der Mutter zu trennen, noch die Mutter veranlassen mag, das Kind von seiner heiligsten Aufgabe zurückzuhalten. Im Gegentheil, die Kraft, mit der auch das Kind seinen Beruf zu erfüllen sich herbeidrängt, vermag der Bedeutung des Vorgangs eine neue Seite zu gewinnen: das Kind reißt sich los, drängt sich, seinem Schicksal entgegen zu eilen und die Mutter hilft eher seinem Bestreben, als daß sie ihn zurückhielte. Wohl aber kann sie die Sorge, den Schmerz, der menschlich so sehr berechtigt ist, nicht ganz zurückdrängen. So läßt Raffael Mutter und Kind in solcher entscheidenden Handlung auf dem Altarbild der „Madonna von Foligno" erscheinen: das Kind eilt, sich von der Mutter loszulösen und steigt von dem sicheren Schoß herab, um zu der Opferung niederzusteigen. Die Mutter hält das Kind sorgsam, nicht um es zurückzuhalten, sondern um es vor einem Unfall zu sichern, zu dem die drängende Bewegung nach unten es leicht bringen könnte. Sie hat es selbst so weit herabgeleitet: da aber, noch ehe sie selbst zum Heruntersteigen aufstehen kann, wozu sie schon einen Fuß ausstreckt, um sich darauf zu stützen und so mit Hilfe der Wolke noch weiter herabsteigen zu können, ringt das Kind, mit Entschiedenheit sein Ziel ins Auge nehmend, sich los und führt den letzten Theil des Weges, also den Augenblick der entscheidenden Handlung, den Eintritt in die Hostie und dadurch deren Wandelung in seine eigene Substanz, selbst und ohne weitere Beihilfe, wie aus eigenem Entschluß, so auch aus eigener Kraft, ohne Schwanken fest und sicher aus. Es wird darin gefördert durch die fromme Bitte, die zu ihm aufsteigt. Der heilige Franziskus, der selbst mit den Kreuzeswunden begnadigt worden ist, kniet betend und hält dem Kinde das Kreuz hin: so wie seine Opferung nicht grob realistisch am Kreuze selbst geschehen soll, sondern eben wunderbar, zwar substanziell, aber nicht in körperlich realer Erscheinung — die Form bleibt bei der Wandelung unberührt —, so erscheint auch das Kreuz nur in symbolischer Andeutung, aber dennoch deutlich genug, um die bevorstehende Opferung Christi anzudeuten. Die rechte Hand des Heiligen weist aber auf die Gemeinde hin, die, segendürstend und erlösungsbedürftig, auf das endliche Herabsteigen, auf die Vollziehung des Wunders, wartet. Inbrünstig betet der sich leise öffnende Mund: was er für das Ohr sagt, spricht für das Auge unverkennbar der

Blick, der Ausdruck seines ganz in den Anblick des Heilands versenkten Antlitzes. Aber auch die harrende Gemeinde soll nicht ohne Trost bleiben: so schaut aus dem Bilde heraus der Vorläufer Christi, der das Erscheinen des Heilandes als letzter Prophet verkündete, auch hier auf den eben von der Mutter sich Loslösenden hin und verkündet die frohe Botschaft, daß der Ersehnte sich wirklich naht und auch die sehnsüchtigste Hoffnung erfüllt. Diese Hoffnung kommt aber auch sichtbar zum Ausdruck: wir brauchen uns die flehende und harrende Gemeinde nicht nur vorzustellen: wir sehen sie in dem Stifter des Bildes verkörpert, der von seinem persönlichen Heiligen den göttlichen Personen des Himmels empfohlen wird: Die reale Erfüllung dieser Sehnsucht verkündet aber ein vorausgeeilter Engel, ein Knabe, wie sein Heiland, zu dem er erwartend zurück aufschaut und seine Ankunft verbürgt. Und der Heiland kommt, aufleuchtend wie das Meteor, das über die Stadt hinzieht und das wie ein Symbol der himmlischen Kraftfülle wie sie sich jetzt im Brotwunder vollziehen soll, segenverkündend aufleuchtet.

Dieses von Raffael für den Kämmerer Sigismondo Centi aus Foligno geschaffene, für den Hauptaltar von Araceli in Rom bestimmte große Bild, das erst 1565 nach Foligno selbst kam und jetzt in der Sammlung des Vatikan seinen Ruhepunkt gefunden hat, war, so herrlich es auch ist, doch nur ein Vorläufer für die endgültige Lösung der in ihm aufgeworfenen Frage: als Raffael den Gegenstand wiederum zu behandeln hatte, da geschah es in der vollen Reife seiner Künstlerschaft: es geschah aber auch auf Grund der Reife, die der Gegenstand in der stillen unmerklichen Arbeit erhalten hatte, wie sie bei dem Künstler mit einem Werke sich vollzieht, das er geschaffen hat und dem er das Gefühl bewahrt, daß es noch eine vollkommenere Lösung finden muß. Die Madonna di Foligno ist die Vorarbeit für die Madonna di San Sisto: man braucht nach ihren Vorstudien nicht weiter zu suchen, sie sind nach der Seite des Motivs hin und nicht nur nach dieser hin in der Madonna di Foligno gegeben. Dies macht die Thatsache begreiflich, daß sonstige Vorstudien fehlen und daß die Sixtina erscheint, als wäre sie auf eine Eingebung hin entstanden.

Diese Reife des Meisters und seines Motivs ist auch den dargestellten Personen zu Gute gekommen. Mutter und Kind sind über das Einzelne des Ereignisses hinausgewachsen und haben es erfaßt, daß das zunächst sich vollziehende Einzelereigniß zugleich

eine allgemeine Bedeutung für die Menschheit hat, so wirkt auch das Bewußtsein der Darbringung des Opfers und das Bewußtsein der das Opfer Darbietenden in der ungemessenen Tiefe des Seelenlebens: die Mutter fühlt die weittragende Wirkung ihrer Handlung, deren Größe und Bedeutung in ihr lebendig ist, so wird ihr ahnungsvoller Schmerz zu klagendem und dennoch keinen Augenblick zurückbebendem Ernste gehoben, und mit fester Entschlossenheit bringt sie das Opfer, dessen Größe sie zwar veranlaßt, ihr Muttergefühl, ihrer hohen Aufgabe gemäß, zurückzudrängen, nicht aber zu unterdrücken. Und auch das Kind empfindet den ganzen Ernst des bevorstehenden Opfers, und seine großen Augen suchen entschlossenen Blickes die Menschen, für die es den doch bitteren Tod zu erleiden haben wird. So ist einerseits die Tiefe der Empfindung aus der Thatsache des Opfers für die Menschheit überhaupt genommen, der Ernst der Empfindung aber aus der historischen Thatsache der Kreuzigung, als ob das leidenerfüllte Sterben dem Kinde thatsächlich eben jetzt bevorstände. Die Mutter sitzt hier nicht mehr; willensstark ist sie von ihrem himmlischen Sitze aufgestanden und schwebt eben herab, den rechten Fuß zum Vor- und Herunterschweben erhoben, das in unablässigem Zuge schon begonnen hat und sich ruhig weiter vollzieht. Das Kind hält sich nicht mehr an der Mutter: es ruht ganz frei und leicht auf dem Arm der Mutter, in keiner Weise gehalten; früher mußte es vom Schoß herabturnen, jetzt kann es im rechten Augenblick sich mühelos von ihr lösen. Das linke Händchen ruht auf dem Bein und verstärkt so den Eindruck der Entschiedenheit des Kindes. Gefördert wird diese durch das Gebet des heiligen Sixtus, mit dem wundersamen Aufblick des überzeugungserfüllten Auges, das von der die Aufrichtigkeit und die Innigkeit des Gefühles ausdrückenden Hand auf dem Herzen des Heiligen bedeutsam unterstützt wird. Er entspricht dem Franziskus der früheren Darstellung: die Ueberredung aber beschränkt sich jetzt auf das seelische Leben, hat dagegen nichts mehr von einem unterstützenden Attribut. Dem Johannes dagegen entspricht hier die heilige Barbara; tröstend, daß das Gebet und die Erwartung der Gemeinde werde erhört werden, sieht sie zu ihr hinab, während ihre über die Brust gefalteten Hände noch das Gebet der Fürbitte weiter fortklingen lassen, das sie an Christus gerichtet hatte. Die landläufige Erklärung, Barbara sehe, von dem himmlichen Glanze geblendet, fort, taugt nichts: Barbara ist in den Himmel aufgenommen; wer selbst im Himmel als Heilige ist, kann

durch den Himmelsglanz nicht mehr geblendet werden, ihn unablässig zu schauen, ist vielmehr die höchste Seligkeit. Raffael kannte seinen Dante viel zu gut, als daß er eine solche, alles Verständnisses für das Heilige, für die mittelalterliche Auffassung des Wesens des Göttlichen entbehrende Meinung hätte haben können. Die Vereinigung des irdischen Stifters mit den Heiligen, die die Fürbitte für die Menschen ausführen, hat Raffael hier vermieden; es handelt sich nicht um den Fürbitter für eine bestimmte Persönlichkeit, wie früher für den Besteller des Bildes, sondern die der ganzen Gemeinde näherstehenden Heiligen erfüllen ihr Amt, die Fürbitte für die ganze Gemeinde. Dem h. Sixtus, dem die Kirche geweiht, die Barbara, deren Büste an der Fassade der Kirche angebracht ist und deren Martyrium in einem Bilde dargestellt sich im Chore befindet, dürfen für die ganze Gemeinde fürbittend eintreten. Durch die Bitte der Gemeinde bewogen, sind sie Hilfe spendend zu ihr herabgestiegen, und nun wenden sie sich zu dem Heiland, der nun, ihrer Bitte folgend, seinerseits herabsteigt, und da er noch kindlich ist, von der Mutter selbst als Opfer dargebracht wird. Diese Erfüllung der Bitte der Heiligen ankündend, sind zwei Engelknaben der Madonna und dem Heilande voran geflogen; sie bilden vereint die reizvolle Gruppe, die, wenn auch technisch zuletzt ausgeführt, bei der Schöpfung des Motives ohne Zweifel von Anfang an mitgedacht waren. Sie sind eine köstliche Erweiterung des entsprechenden Motivs auf der Madonna von Foligno: hier waren vier Personen unten: jetzt sind nur zwei da, die zudem etwas erhöht schweben. Da war der größere Raum auszufüllen, und so wird das schon vorhandene Motiv erweitert, wiederum nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich, so daß die Erwartung in ihrer Sicherheit, den Gedankenkreis des Bildes durch die Erhörung der Bitte vollendend, abgerundet wird.

Es wäre seltsam, wenn ein solches für die Darstellung so höchst günstiges Motiv nicht auch sonst vielfach angewendet worden wäre. Und in der That, es hat seine reiche Verwendung gefunden. Ein prüfender Blick auf die am Altare selbst aufgestellten Werke giebt die Antwort in der Weise, daß durch die Erkennung dieses Motives gar häufig Licht auf das Verständniß von Werken geworfen wird, die bisher wohl allgemein als Madonnendarstellungen gegolten haben, deren besondere Bedeutung jedoch erst durch diese Betrachtung aufgehellt wird. So ist Michelangelo's Madonna von Brügge durchaus nicht eine beliebige Madonnendarstellung, die ebenso gut

anderswo stehen könnte. Auch sie stellt das Motiv dar, daß der Heiland von der Mutter sich losreißt, um sein unablässig sich wiederholendes Amt des Heilbringens der Menschheit auszuführen. Die Mutter macht keinen Versuch, das Herabsteigen des Kindes zu verhindern oder auch nur einzuhalten: frei und ungehemmt und durchaus mit Zustimmung der Mutter löst der Knabe sich los: durch die tastende Bewegung der Füße, durch den nach dem Ziele hinstrebenden Blick, durch die Haltung des Körpers, den Ausdruck des Gesichtes, das Befriedigung über die unmittelbare Erreichung des Zieles ausspricht, zeigt er deutlich, wonach sein Streben geht. Die Mutter aber, die vorher gelesen hatte, ergiebt sich schmerzlich, aber ohne Widerspruch dem von ihr nicht abhängigen Willen Gottes. Nur die linke Hand drückt wie letzten Abschied nehmend die rechte Hand des Knaben, der, das Gewirr der Kleider überwindend, entschieden den Abstieg sucht. Gerade der Ausdruck der Mutter, die in ihrer Hilflosigkeit nichts Anderes thun kann, als sich dem Unausweichlichen zu ergeben, gewinnt in diesem Zusammenhang erst den vollen Ausdruck der Ergebung, ohne die die Entschiedenheit des Kindes kaum verständlich wäre.

Aber auch unter Raffaels eigenen Bildern wird ein Umblick nicht vergebens sein. Als ein ganz früher Ausdruck dieses Motivs erscheint die Madonna del Granducca in der Galerie Pitti in Florenz. Hier fehlten alle Attribute, alle Nebenpersonen: um so entschiedener spricht das einfache Bild für sich selbst. Ergeben steht die Madonna da und drückt das Kind an sich, nicht um es festzuhalten, sondern so, als wollt' es sich von ihr lösen. Das deuten besonders seine Aermchen an, die noch einen letzten Halt suchen, während schon der Wille des Kindes dem Ziele des großen Auges zu folgen bereit ist. Maria selbst hält das Kind ergeben in ihr Schicksal: sie schaut nicht auf das Kind, sondern auf die Gemeinde, die es erwartet, auf dieselbe Gemeinde, zu der sich auch der Blick des Knaben richtet. So tritt das Motiv in seiner ganzen Schlichtheit und Einfachheit vor uns hin und wirkt allein durch seine eigene Kraft.

Reihen wir diese früheste Offenbarung des Motives so zu den anderen Werken, daß wir auch sie, wie zeitlich nun auch in der Entwickelung des Keimpunktes, die Madonna von Foligno und endlich als Krönung des Ganzen die Madonna di San Sisto folgen lassen, so ergiebt sich eine Entwickelung, in der zu immer größerer Reife ein bedeutungsvoller Gedanke sich darbietet, bis er

seine höchste, seine vollendetste Gestaltung erreicht. Raffael hat das Glück, zu den unablässig fortschreitenden Künstlern zu gehören. Ist es bisher aufgefallen, daß die Sixtinische Madonna nicht der Gipfelpunkt seiner Madonnenmalerei gewesen ist, daß ihr vielmehr andere Madonnen folgten, so daß es schien, daß sie „dem Lieblingsglauben an die gerade Entwickelungslinie des Künstlers widerstrebte" (Springer), so kann nun dieser Glaube, der so viel Anmuthendes hat, bestehen bleiben: unter den Madonnen Raffael's haben wir die einzelnen Aufgaben, die er sich bei ihnen stellte, von einander zu lösen. Darunter findet sich eine Gruppe, die das Herabsteigen des Christuskindes zur Wiedererlebung des Opfertodes in Gestalt der Hostie darstellt: in dieser Gruppe bildet die Sixtinische Madonna den unbestrittenen und unbestreitbaren Höhepunkt: treten auch noch andere Madonnen der Reihe nach ein, so bildet doch diese Gruppe ihre besondere Reihe, in der es auch einen besonderen Höhepunkt giebt: dieser Höhepunkt ist die Sixtinische Madonna.

In Mesopotamien.

Von

Paul Rohrbach.

Bagdad, den 9. Februar 1901.

Vor drei Jahren habe ich dem Leserkreise dieser Jahrbücher einige Beobachtungen und Schilderungen aus dem Machtgebiete Rußlands in Transkaukasien und Turkestan vorlegen dürfen. Wer aber seinen Fuß einmal auf orientalischen Boden setzt und der Welt des Ostens Sinne und Seele öffnet, der kommt nicht mehr los von diesen Ländern. Man kann das Stück Erde, das solchermaßen auf den Geist des gebildeten Abendländers einwirkt, ungefähr als das Reich Alexanders des Großen umschreiben: der Indus und die Adria, die Mündungsgebiete von Nil und Euphrat und der Lauf des Jaxartes sind seine letzten Grenzen.

Mir haben Leute, die es wissen mußten, als ich zum ersten Male in den Osten ging, vorausgesagt, dies erste Mal würde wohl nicht das letzte sein. Ich schüttelte den Kopf; hatte ich doch nichts weiter vor, als ganz bestimmte politische und wirthschaftliche Studien auf einem Gebiete, das ganz an der Peripherie jener Ländermasse liegt, die man gemein hin den Orient nennt, und welches erst in neuester Zeit durch die Besitzergreifung seitens der Russen ein aktuelles Interesse auch für Westeuropa gewonnen hatte. Die Schneeberge des Kaukasus, das Sprachen- und Völkergewimmel von Tiflis und die lodernden Feuerquellen bei Baku sprachen noch keine andere Sprache zu mir, als die, welche jedem lebendig empfindenden Menschen inmitten einer großen Natur und fremdartigen Lebens ins Ohr klingt: Sieh, und werde wissender, größer, besser!

Dann kam ich zu den Ruinen von Merw und nach Samarkand, wo nicht nur das wirksam wurde, was in Land und Leuten, in

der äußeren Natur und in der für die Gegenwart bedeutsamen Entwicklung der Verhältnisse zur Erscheinung kam, sondern wo dazu noch mit einem Male drei Jahrtausende Weltgeschichte erklangen. Nun freilich, als ich von dort, wo einst Marakanda stand, wo die Sprüche des Avesta sammt den Versen Firdusis zum ersten Mal erklungen sind, den Pfad wieder heimwärts nahm, nun wußte ich auch, daß es jetzt nicht mehr bei diesem einen kurzen Besuch im Morgenlande bleiben würde.

Seitdem bin ich abermals und zum dritten Male hierher aufgebrochen, und die nachfolgenden Zeilen sind zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zwischen dem Mittelmeer und den westlichen Randgebirgen des hohen Iran geschrieben. Sie enthalten weder Alles, was ich hier gesehen, gedacht und erfahren habe, noch können sie bei den primitiven äußeren Umständen, von denen ihre Entstehung vielfach begleitet war, höher gestellte Ansprüche an formale Durcharbeitung des Stoffes befriedigen, aber vielleicht rechtfertigt die ihnen noch anhaftende größere Unmittelbarkeit der Anschauung sowie der Vorzug, daß sie über verschiedene für uns als Nation wichtige Fragen eine Orientirung eher bringen, als es sonst möglich wäre, trotzdem meinen Wunsch, sie schon jetzt und von hier aus zu veröffentlichen.

Ich habe, um für Alle, die sich für dergleichen interessiren, zugleich das chronologische Gerüst meiner Reise zu geben, über den einzelnen Abschnitten die Daten der ursprünglichen Konzeption stehen gelassen und auch sonst ist es vielfach bei der tagebuchartigen Form geblieben; ich hege aber die Hoffnung, sobald ich erst wieder in Deutschland und im Besitz der nöthigen wissenschaftlichen Hilfsmittel bin, an dieser Stelle noch eine Reihe abgeschlossener Studien über orientalische Probleme und Verhältnisse zu veröffentlichen.

* * *

Von Iran zum Tigris hinab.

Rayat, den 27. Oktober. Nun liegt das helle, sonnige Iran hinter mir, und der Hinabmarsch durch die Schluchten und Klüfte des Randgebirges zur mesopotamischen Ebene hat begonnen. Fünf Tage soll er von hier bis Arbela am Ausgang der Pässe Mediens dauern, und ich freue mich auf den Weg, denn seit gestern Abend ist das furchtbare, schwarze Wetter vorbei, das zweiundzwanzig Stunden lang auf der Höhe und an den Abhängen des Grenzkammes getobt hat, und statt des

fahlen Blitzens, das endlos aus der unheimlichen Finsterniß hervorzuckte, die über Himmel und Erde lag, leuchtet nun wieder die goldene Sonne Gottes über den Menschen. Nie habe ich so mächtig den Eindruck des Dämonischen, Schrecklichen im Unwetter gehabt, wie gestern und vorgestern. Wir kamen über die Ladschah-Ebene geritten, in der die Quellen des unteren Zab unmittelbar am östlichen Fuße der ersten Randkette Irans entspringen, und sahen schon den ganzen Vormittag über mit Besorgniß, wie es sich schwarz und immer schwärzer auf den Bergen zusammenbraute, über die wir hinüber mußten. Das Ziel unseres Tagesmarsches — des letzten in Persien — war ein trotziges Kastell mit hohen Mauern und Schießscharten, das auf einem anscheinend künstlichen Hügel kurz vor dem Beginn des Aufstieges zum vorderen Kamm des Gebirges — zugleich der Grenze gegen die Türkei — sich weithin sichtbar aus der braunen Ebene erhob. Dort wohnte ein kurdischer Schah, aber wie die uns eskortirenden Soldaten erzählten, war er der Regierung mißliebig geworden, weil er Grenzräubern auf seinem Horste Unterschlupf bot; man hatte ihn unter irgend einem Vorwande nach Tabris gelockt und dort ins Gefängniß geworfen, auf die Burg aber zwanzig Soldaten als Grenzwache zugleich und Strafkommando gelegt. Gerade vor Losbruch des Gewitters ritten wir in den Hof der weitläufigen Feste ein, von finsteren Mienen empfangen ob der abermaligen Vergrößerung der zwangsweisen Einquartirung. Die Eskorte machte wenig Umstände und belegte den erträglichsten Raum für uns mit Beschlag: einen langen Saal mit mächtigem, rohem Kamin am oberen Ende und einer Reihe leerer Fensteröffnungen zur Rechten, den Fußboden mit Lehm gedielt und zwei niedrige Erhebungen längs beider Langseiten, um Decken und Polster darauf zu legen. Es war das Gastzimmer der Burg; jeder Schah, der auf seine Ehre hält, muß ein solches stets für Gäste und Reisende, die Gastfreundschaft begehren, bereit haben. Wie oft habe ich diese Sitte nun schon im persischen Kurdistan mit Dank erprobt!

Bald loderte ein Feuer im Kamin, groß genug, um einen Hammel daran zu braten. Holz ist hier aber eine seltene Sache; die dünnen Pappelsparren für die Zimmerdecken werden oft Tagereisen weit herbeigeholt, und wenn ein Vater bei Zeiten für die Aussteuer seiner Tochter sorgen will, so pflanzt er bei der Geburt des Mädchens ein oder zwei Dutzend Pappelschößlinge an den Bachrand, wo ihm vielleicht ein Stückchen Land gehört. So war mein

Feuer auch nicht mit Eichen- oder Buchenkloben genährt, wie die Flamme in der Halle unserer germanischen Altvorderen — sonst mochte die Kulturstufe dieser Kurden bis auf Feuergewehr und Tabak wohl dieselbe sein, wie die Germaniens zur Zeit Ingo's und Ingrabans — sondern mit halbmannshohen Fladen aus aufgeweichtem, durcheinander gemischtem und dann getrocknetem Kuh-, Schaf- und Pferdemist. Beißender, blauer Rauch erfüllte bald die Halle wie dichtes Gewölk; Gepäck, Sattelzeug, Waffen, Teppiche und Kissen lagen noch durcheinander, wie sie hereingeschleppt worden waren, um vor dem Wetter geborgen zu werden, und während draußen das Tageslicht einer fahlen, von rothgelben Blitzen durchzuckten Dämmerung wich, flackerte drinnen der wechselnde Schein der sausend durch den Kamin in die Höhe fahrenden Flamme über das Durcheinander von Sachen, über die wilden, schwarzbärtigen Gesichter der an der offenen Thür sich sammelnden Kurden und auf den blanken Gewehren der Eskorte auf und ab: ein Bild für Breughel's Pinsel.

Dann kam die Nacht; eine Nacht, wie ich sie noch nie erlebt habe und vielleicht nie wieder erleben werde! Wir hatten die Fenster bis auf eins mit Matten und Sätteln verstopft, weil die Nächte schon empfindlich kühl werden; ein Luftloch mußte aber für den mit Menschen erfüllten Schlafraum offen bleiben, denn wenn die Geleitssoldaten der Regierung nicht auch für die Nacht bei uns geblieben wären, so hätten sie ihre Hauptaufgabe verfehlt. Bei Tage wird hier nie ein Ueberfall auf Europäer gewagt werden, wohl aber Nachts. Die Leute schliefen in ihren Kleidern und Waffen, den Kopf auf den Gewehrkolben gelegt, fest wie die Murmelthiere; nur der alte Rassul Adha, der verantwortliche Führer, wachte. Draußen stürzte mit kurzen Pausen ein fortwährender Wolkenbruch herab, minutenlange Donner brüllten, wie die Stimme rasend in den Lüften kämpfender Ungeheuer durchs Fenster zu uns herein; schnell, wie der Schein aus den unmittelbar hintereinander schießenden Stücken einer Batterie folgten die abwechselnd schwefelgelben und rothen Blitze aus dem meilenlangen Getümmel der Wetterwolken hervorbrechend, aufeinander und Tageshelle erleuchtete jedesmal mit ihrem Aufzucken unser Zimmer. Einmal, als der Regen eine Pause machte, nahm ich den Mantel um und ging vor die Thür ins Freie. Es war Mitternacht; trotz des furchtbaren Wetters schien Alles in der Burg zu schlafen und nicht

einmal die Hunde erhoben ihre Stimme, als ich hinaustrat. Das Toben des Donners hatte ein wenig nachgelassen, die Schläge krachten wenigstens nicht mehr wie Dynamitexplosionen hintereinander, sondern ihr Rollen floß wie entferntes Feuer aus schwerem Geschütz in ein fortgesetztes grollendes Dröhnen zusammen. Dafür wetterleuchtete es über der noch eine Stunde entfernten Gebirgskette um so schrecklicher: die Berge, die Wolken und die Ebenen standen in höllischem Feuerschein, als ob der Untergang der Frevelstädte im Thale Siddim jetzt über sie hereinbräche. Mir standen Herz und Athem still vor dem Schauspiel; da plötzlich schmettert wieder ein Schlag durch die Luft, daß ich halb betäubt unter die Thür zurücktrat, und von Neuem rauschte unendlicher Regen auf die Erde herab. Darauf schlief ich auf meinem Lager ein, bis es Tag wurde, aber auch als man vermuthen konnte, daß die Sonne wieder am Himmel stand, hatte das Gewitter nur erst ein wenig von seiner Heftigkeit verloren.

Um Mittag trat wieder eine Pause im Regen ein und trotz alles Abmahnens der Kurden brachen wir auf. Bis zur Paßhöhe sollte es zwei Stunden sein; oben, versicherte man uns, würden Nebel und Schneesturm uns in Schluchten stürzen oder erfrieren lassen. Wirklich war das ganze Gebirge über Nacht weiß geworden wie ein Leichentuch; nur der Kamm und die Gipfel steckten in blauschwarzem Dunkel. Fortes fortuna adjuvat — führte auch unser Weg geradeswegs in die Wetterwolke hinein, die jetzt wie ein wildes Thier, vielleicht nur scheinbar im Toben erschöpft, und bereit zu neuem Losbruch lauernd ruhte — was hatte der Feind dort oben denn mehr an Waffen zu versenden, als Hagel, Sturm und Blitze? Die haben noch keinen Mann geschreckt, der vorwärts wollte. Fünf Minuten nach dem Abmarsch der Karawane brach der Regen wieder los, aber gleich dem allmählich verhallenden Donner waren es nur die letzten Zuckungen des nun endlich sich auflösenden Wetters. Nach einer Stunde Steigen waren wir im Sonnenschein; um drei Uhr Nachmittags ritten wir über die durch eine lange Steinschüttung bezeichnete Grenze und langten gegen Sonnenuntergang hier in dem türkischen Grenzörtchen Ranat an. Ein wie es scheint ziemlich armer und kleiner Kurdenschach — die Gasthalle fehlt —, dem die Aufsicht an der Grenze anvertraut ist, und ein schwerkranker Schreiber repräsentiren hier das türkische Staatswesen; nach Pässen und Zollpflichtigem fragt hier keine Seele

— das wird wohl übermorgen Abend in Rowanduz*) kommen, wo ein Zollamt und eine Grenzwache existiren sollen.

Erbil (Arbela), den 2. November. Fünf harte Tage liegen hinter uns. Wenn die Trümmer des persischen Reichsheeres und Darius selbst, wie öfter angenommen wird, sich nach der Schlacht bei Gaugamela wirklich durch diesen Paß nach dem iranischen Hochland hinaufgerettet haben, so ist es eine böse Flucht für sie gewesen. Von Rayat bis Rowanduz führt der Weg im Wesentlichen durch das Thal des Rowanduz-Tschai, in beständigen starken Steigungen und Senkungen, an steilen Berglehnen und über ein halbes Dutzend hohe Querriegel hin, auf kilometerlange Strecken buchstäblich nicht breiter als zwei Pferdehufe, so daß, wer nicht schwindelfrei ist, besser thut, sich mit dem Gesicht nach der Bergseite zu wenden. Merkwürdig ist die große Menge von Begräbnißplätzen, deren Anzahl und Größe nicht entfernt im Verhältniß zu der ganz geringen Menschenzahl steht, die jetzt in dieser Gegend wohnt. Auf den ersten zwei Tagereisen von Rayat an zählte ich über zwanzig solcher Orte, mit tausenden von Gräbern und jedes Mal einem heiligen Hain dabei — auch etwas Auffallendes —, aber nur fünf Dörfer, die zusammen von hundert, höchstens hundertfünfzig Familien bewohnt sein mochten. Man sagt, daß auch aus den Seitenthälern die Leichen hergebracht werden, um am Wege ihre Ruhestatt zu finden, aber auch wenn das richtig ist, so wären Jahrhunderte nöthig, um bei der jetzigen Menschenzahl hier die Menge der Grabsteine zu liefern, die ich gesehen habe. Die Kurdendörfer am Rowanduz-Tschai sind von einem Menschenschlag bewohnt, bei dem ein Steinschloßgewehr ältester Konstruktion, ein Säckchen Tabak oder ein persischer Doppelkran (etwa 80 Pfennige) Dinge sind, um die man sich kalten Blutes todtschlägt. Ich habe nie Leute — namentlich Weiber — auf einer dem Thierischen so nahen Stufe der Gesittung oder vielmehr Ungesittung gesehen. Das erste Mal seit ich den Orient kennen gelernt habe, ist es mir hier passirt, daß ich in der Schreckenshöhle, die ein menschliches Heim sein sollte, schlechterdings nicht habe athmen können. Die wildeste Zeichnerphantasie hätte sich nichts Hexenhafteres ersinnen können, als die Alte, die unser Brod am ersten Abend hinter Rayat buk. Was mag es bedeuten, daß — wenigstens für mein Empfinden — die entmenschtesten Typen unserer Gattung gerade dem weiblichen

*) Ich schreibe überall z für den im Französischen mit z wiedergegebenen Laut.

Geschlecht angehören? Einzelnen dieser alten Kurdenweiber gegenüber habe ich bei der bloßen Begegnung ein Gefühl gehabt, das sich von Angst wenig mehr unterschied; diese Gesichter, Leiber und Haare als Masken im Macbeth wären etwas für das Parterre eines Lebewelttheaters.

Bald hinter Rowanduz, am 30. Oktober, passirten wir die berühmte und berüchtigte Serderria-Stiege, eine über 500 Meter hohe und gegen 4000 Meter lange Felsentreppe, deren ursprüngliche Anlage wohl noch aus dem Alterthum stammt. Unsere Pferde bluteten an den Füßen, als dieser schlimmste aller bisher erlebten Abstiege endlich hinter uns lag. Das Rowanduzplateau und der Paß durch das Flußthal auf das iranische Hochland hinauf sind von dem alten Straßenknotenpunkt Arbela aus nur über diese Passage zu erreichen, die abwechselnd in Treppenstöcken und zwischeneingelegten horizontalen Theilen sich von dem Grunde der Thalschlucht des Rowanduz-Tschai bis auf die Höhe des Plateaus hinaufwindet, auf dem die Stadt liegt und von wo aus der Weg weiter führt. Das wilde Felsenchaos unten im Flußthal selbst ist völlig unpassirbar; das Landschaftsbild, eins der großartigsten, das man sich denken kann: ungeheure braune, rothe und gelbe Felswände, aus denen überall thurm-, bastion- und pfeilerartige Klippen hervorragen, schließen auf beiden Seiten die mächtige Stromschlucht ein, aus der das Brausen des zum Zab hinunterstürzenden Flusses dumpf herauftönt, und von allen Seiten vereinigen sich ähnliche wilde Ravinen von kleineren Dimensionen, aber womöglich noch wilderen Details mit dem tiefen Hauptthale.

Der sechstägige Marsch durchs Gebirge dauerte bis vier Stunden vor Arbela, das bereits auf allen Seiten von der Ebene umgeben ist. An den beiden letzten Tagen — gestern und vorgestern — waren Menschen und Thiere durch die unaufhörlichen Strapazen des Weges so mitgenommen, daß eigentlich ein Ruhetag hätte eingelegt werden müssen, aber weder Unterkunft noch Nahrung für Mann und Pferd war so beschaffen, daß man Lust gehabt hätte, ohne die äußerste Noth einen Aufenthalt zu machen. Dafür giebt es jetzt in Arbela einen Tag Rast; obwohl der „Chan“ auch hier ein elendes Loch ist, bekommt man doch wenigstens gute Gerste für die Thiere, Brod, das unverwöhnte Menschen essen können und Weintrauben. Noch Eier, Hühner und Reis dazu, so ist das Speiseparadies fertig. Von der Beschaffenheit des Gebirgsweges zwischen Rayat und Erbil wird man sich das beste Bild machen

können, wenn man hört, daß es auf der ganzen Strecke fast gar keine Pferde giebt, sondern nur Esel und Maulthiere. Die türkischen Zaptiés (Gensdarmen), die den Reisenden eskortiren, sind hier überhaupt nicht beritten, weil man zu Fuß fast leichter vorwärts kommt, als zu Pferde.

Gestern um 1 Uhr Mittags erreichten wir Dera, noch in den Bergen, aber nur eine Stunde von der Ebene. Bei kärglichem Frühstück — Jedem ein Ei und ein Stück schlechtes Brod — fragte mich mein Diener, der zugleich die Sorge für die Pferde hat, mit bekümmerter Miene zum soundsovielten Male, wie lange denn die Berge noch dauern würden; die Thiere hielten es nicht aus. „Sei ruhig, in einer halben Stunde wirst Du die Ebene sehen und in einer Stunde sind wir darin", antwortete ich ihm, aber er schüttelte zweifelnd den Kopf und meinte, Gott habe uns wohl eine besondere Strafe zugedacht, indem er uns auf einen solchen Weg setzte. Bald kamen wir an den Fuß des letzten Bergrückens — nur noch eine flache Welle von 100 oder 150 Metern Höhe — und als wir auf der Höhe den Ausblick nach vorn erreicht hatten, lag sie endlich vor uns, die langersehnte, endlos sich dehnend, dem Meere gleich! Zwar kommt der Name Mesopotamien streng genommen erst dem Lande jenseits des Tigris zu, aber die Bodenformation und die geschichtliche Vergangenheit sind diesseits wie jenseits des Stromes so sehr die gleiche, daß vor der Empfindung, hier die mesopotamische Ebene erreicht zu haben, die andere Erwägung, daß es bis zum Tigris noch zwei Tagereisen waren, ganz in den Hintergrund trat. Wenn ich zurückdenke bis in meine früheste Kindheit, so kann ich mich kaum eines Eindrucks entsinnen, der mich so mächtig bis ins Innerste hinein bewegt hätte, als jener Gedanke gestern auf dem letzten Berge vor Arbela: Das da ist Mesopotamien! Nicht einmal, als ich Palästina von der Höhe Kalat Subebes über Cäsarea Philippi sah, hörte ich im Geiste die Brunnen der großen Tiefe, aus denen unseres Geschlechtes Schicksal fließt, mächtiger rauschen, als hier im Angesicht des Landes, das die ältesten Menschen und Völker getragen hat, von denen Erde und Himmel bisher zu zeugen wissen. Dieselbe Ebene dehnt sich von hier ununterbrochen aus bis an die Mündung der Ströme, nach Babel, Sumir und Akkad, wo jetzt in unseren Tagen Denkmäler der Vorzeit zu Tage kommen, so tiefer Nacht entsteigend, daß selbst das graue Alterthum der Pyramiden davor ins Licht der hellen Morgenfrühe tritt. Mit tausend, tausend Armen und

Stimmen winkte und rief es zu mir herüber, von dort, wo in purpurdunstiger Weite die lange Kreislinie des Horizonts auf der meeresgleichen Fläche ruhte, von dort, wo die hohen Staubwirbel in wirbelnder Drehung vor dem Winde her kreisend auf uns zugejagt kamen, von den Hügeln, die mannigfaltig geformt als einzige Zeugen einer längst verschwundenen Kultur noch über den Erdboden emporragten, von überallher aus Nähe und Weite vernahm ich es rufend, wehend, wispernd lockend: Hierher, hierher, komm und bleibe! Ihr Menschen dort im Abendlande ahnt ja nicht, welch neues Wissen, welche Offenbarungen auch nach all' euren Funden in dieser Erde noch hier für euch ruhen! Nun — ich soll ja nach Babylon, wo deutscher Eifer und deutsches Wissen jetzt an der Arbeit sind, ein Stück Erde Mesopotamiens um das zu befragen, was es von der Vergangenheit weiß — für diesmal geht es aber noch nicht südwärts, sondern nach Kjestan und Norden!

Schlachtfeld von Gaugamela, den 4. November. Gestern Abend lagerten wir im Mondschein am Lykosfluß, dem oberen Zab, etwa an der Stelle, wo unter den Trümmern des bei Gaugamela geschlagenen persischen Heeres der Tod noch einmal eine furchtbare Ernte hielt, als die von Fliehenden überfüllte Brücke brach und Alexanders nachjagende Reiter von der Uferhöhe herab auf die verzweifelt in den Fluß drängenden Massen mit Schwert und Lanze einsprengten. Von Arbela an bereits sind wir ungefähr auf der Fluchtstraße der Perser geritten, und ich war den ganzen Tag über und Nachts im Traum mit meinen Gedanken bei Darius und Alexander. In vier Stunden sind wir vom Zab bis an den Ruinenhügel Kojun Tepe (Schafberg) gekommen, der sich fünf Minuten von dem heutigen Dorfe Kermelis unmittelbar über dem Schlachtfelde erhebt. Dort oben habe ich zwei Stunden lang gesessen — mir dünkt, es wären zwei Jahre gewesen! Wer den Dichter will verstehen, muß in des Dichters Lande gehen, sagt man. Wem die Geschichte lebendig werden soll, der muß die Stätten sehen, an denen Geschichte gemacht worden ist. Was war mir Philipps des Makedoniers Sohn, was Gaugamela, was des Hellenenthums Sieg über Asien, bevor nicht die Geister der Kämpfenden aus jener Völkerschlacht im Angesicht des weiten Blachfeldes selbst, das einst ihr Ringen sah und spürte, mir Rede und Antwort standen über ihr Wollen und ihr Vollbringen!

Es ist heiß hier um Mittag in Mesopotamien, selbst im November. Mühsam klomm ich die steile, steinübersäete Wand

des Hügels hinan, um einen Ausblick über die Gegend zu gegewinnen; ein Zaptié unserer Eskorte folgte wie mein Schatten und kauerte sich schweigend und stumpf neben mich hin, als ich mich auf den Rand des Berges setzte, der nach der Seite des Schlachtfeldes hin sieht. „Geht ins Dorf und bereitet etwas zum Frühstück“, hatte ich den übrigen Leuten gesagt; „zu beeilen braucht ihr die Sache heute nicht.“ Sie haben es sich zu Herzen genommen, die Braven, und mich lange allein gelassen — fast so lange, wie ich es mir wünschte. Blau spannte sich der Himmel über das weite Feld; die Sonne stand in der Mittagshöhe; Licht, Gluth und Glast flutheten vom Firmament auf die Erde herab wie ein der Feuersphäre entquellender Aetherstrom, und weithin auf den Vorbergen des Hochlandes im Osten, auf der Hügelreihe gen Norden und auf den fernen Höhen weit jenseits des Tigris lag Sonnenschein als leuchtendes Feierkleid vom Aufgang bis Niedergang gebreitet. Wer kann vom Rheine kosten, ohne seine Rebe, wer vom Morgenlande, ohne seine Sonne zu preisen? Ach, wann werden die Menschen leben, denen es gegeben ist, Bilder und Worte zu finden, daß der Ausdruck überwältigenden Empfindens bei ihnen vom Stammeln ein Sprechen wird!

Die völlig flache Ebene, auf der die Schlacht stattgefunden hat, ist weit über eine Stunde lang und breit. Ungefähr in ihrer Mitte zieht sich etwas diagonal eine Reihe von flachen Tumuli hin — soviel ich bei der flachen Böschung dieser Hügel und der steilen Beleuchtung erkennen konnte, waren es drei. Man wird annehmen dürfen, daß sie ungefähr die Linie bezeichnen, auf der am heftigsten gekämpft worden ist und wo die meisten Leichen bestattet worden sind.

Schon mehrere Tage vor dem Entscheidungskampf bekamen die Gegner durch ihre gegenseitig vorgesandten Aufklärungstruppen Kunde von einander und bereiteten sich zur Schlacht. Aehnlich wie in der Erzählung Herodots von den Perserkriegen hat die griechisch schreibende Ueberlieferung die Zahl der persischen Streiter ins Maßlose vergrößert und berichtet, Darius habe bei Gaugamela über eine Million Streiter geboten, das Zwanzig- bis Dreißigfache der Armee Alexanders! Für mehr als höchstens den fünften Theil dieser Menge bietet aber das Ganze für die Schlacht in Betracht kommende Feld keinen Raum, so wenig wie Thessalien und Böotien für die angeblichen vier Millionen, die Xerxes über den Hellespont gebracht haben soll.

Die Nacht vor der Schlacht (vom 30. September auf den 1. Oktober 331) ruhten die Makedonen in ihren Zelten, während die Perser unter den Waffen lagerten und Darius im Mondschein durch die Lagergassen ritt und seine Völker durch den königlichen Gruß für den Kampf am Morgen zu begeistern strebte. Wirklich hat sich sein Heer bei Gaugamela für ein asiatisches Massenaufgebot*) gut geschlagen. Alexander soll am Morgen vor dem Kampf noch fest in seinem Zelt geschlafen haben, als die Sonne schon hoch am Himmel stand — bis endlich Parmenion ihn weckte und das Heer in Schlachtordnung trat. In keinem der Kämpfe gegen das geordnete Aufgebot der persischen Reichstruppen ist der Sieg Alexanders eine Zeit lang so in Frage gekommen, wie hier bei Gaugamela; als die Entscheidung dann gefallen war, wurden die Zertrümmerung des unterlegenen Heeres und das Gemetzel während der Flucht um so schrecklicher. Vom Schlachtfeld bis Arbela sind es elf Stunden, von Arbela bis an den Eingang der medischen Pässe noch vier Stunden — auf dieser ganzen Strecke rettete nur die Schnelligkeit in der Flucht über das wenig gewellte Blachfeld die Ueberwundenen. Ein Heer ist von der Tigrisebene aus überhaupt nicht mehr nach Iran hinauf entkommen, sondern nur wirre Schwärme und zersprengte Haufen von Flüchtigen. Militärisch beherrschte Alexander nach Gaugamela immer noch erst das untere Asien bis an die Ketten des Zagros, die dieses vom oberen, vom Hochlande, trennen; moralisch war hier bereits die Entscheidung über alle Länder bis zum Indus und Jaxartes gefallen und das Reich der Achämeniden gehörte der Vergangenheit an!

Dieser Hügel, auf dem ich sitze, wird damals eine Burg getragen haben; um ihn herum ein Dorf oder eine Stadt und davor, nach Ost, nach West und nach vorn in die Ebene hinein sich erstreckend, das langgedehnte Lager des Perserheeres. Davor das weite, breite Feld, braungelb in der Farbe des Herbstes, über das, wie heute die Straße von Ninive nach Arbela, sich als ein langer, heller, gerader Streifen hinzog und wo Darius angeblich selbst die Dornen und dürren Kräuter hatte ausroden und die alten

*) Der verehrte Mitarbeiter und Freund gestatte mir hier die Zwischenbemerkung, daß die ganze Vorstellung von den asiatischen „Massenaufgeboten" eine Fabel ist, wie ich ihm, sobald er erst wieder in unserer Mitte weilt, darthun werde. Es ist keineswegs ausgeschlossen, wenn auch nicht beweisbar, daß Alexanders Heer in den Schlachten gegen Darius das numerisch überlegene war. Delbrück.



Maulwurfshaufen abtragen lassen, damit seine Sichelwagen um so furchtbarer und ungehemmter einherrasen könnten. Zwei, drei Dörfer, deren Farbe sich kaum von der des Bodens abhebt, liegen jenseits dieser noch heute wie eine Tenne ebenen Fläche; dahinter eine lange Hügelreihe, die nach rechts, gen Osten, an den hohen, kahlen Maklus-Dagh, das weithin sichtbare Wahrzeichen der Gegend, Anschluß findet. Vor diesen Hügeln das kleine Lager der Makedonen, von Kampfunfähigen und Troßknechten gehütet, derweil die Phalanx und die Geschwader der Ritterschaft sich der langen, bunten Linie gegenüber ordnen, in der des Großkönigs Heer, nach Nationen und Provinzen unterschieden, seine Aufstellung genommen hat.

Dann Kampf und Sieg; Europa gegen Asien, Hellas im makedonischen Panzer gegen die Barbaren. Alexanders Anprall zerreißt die Mitte des feindlichen Heeres; derweil wird der linke Flügel, wo Parmenion kommandirt, von den Persern fast umgeworfen, das Lager der Makedonen genommen und geplündert. Da muß der König, dem fliehenden Darius schon auf den Fersen, sich wenden und eingreifen, wo ohne seine Hilfe Unheil droht. Nie hat er dem Parmenio diesen Augenblick verziehen; noch nach Jahren, als er den Mordbefehl gegen den des Hochverraths beschuldigten Alten auf Eilkamelen von Ariana nach Ekbatana sandte, entfuhr ihm in der Heeresversammlung das Wort: „Wäre es auf Jenen angekommen, so hätte die Schlacht bei Gaugamela verloren gehen mögen!“

Allmählich, während ich dasitze und unverwandten Auges auf das grell überstrahlte, schweigende Gefilde hinschaue, füllt sich die Ebene mit lichtgrauen, fliegenden Schatten. Sie jagen, stürmen und stürzen — kein Ton dazu, kein Laut. In Nähe und Weite nichts dazu, als Sonnenlicht und Schweigen; nicht einmal eines Wölkchens lautloser Zug durch das Aethermeer bricht den Bann der geisterhaften, starren Stille, die in der lichtdurchflutheten Atmosphäre, in der von Sonnenstrahlen förmlich übersättigten Landschaft regiert. Das ist gar nicht mehr auf der Erde, sondern irgendwo im Weltenraum, nicht das Feld von Gaugamela, sondern sein Abbild im Jenseits, im Reiche der Geister. Lange sitze ich so auf dem Hügelrand, fürchtend, mich zu regen oder den Blick von der Ebene zu wenden, über die die Schatten fliegen: da tritt mir Odysseus in der Unterwelt vor Augen, wie er Jenen Opferblut zu trinken bot, daß sie ihm dafür Antwort gäben. Was mögt ihr dort unten wohl für einen Preis haben, um den ihr mit mir redet?

Tausend Jahre lang brodelt das Gemisch von Orient und Occident, in dem seit Gaugamela die Geister und die Völker von Italien bis Indien sich zusammenfinden und auf einander wirken, sich durchdringen und befruchten! Dann kommt die große Schlußreaktion: die scheinbar dauernd zu etwas Neuem verschmolzenen Bestandtheile fallen wieder auseinander und es wird, als ob sie nie etwas mit einander zu thun gehabt hätten. Lange schon vorher beginnt sich das Morgenland innerlich von den Fesseln des westlichen Einflusses zu befreien; hier und da deutet ein Zeichen für das kundige Auge darauf hin, daß der Hellenismus nur noch wie eine dünn und morsch gewordene Decke über dem wieder orientalisch gewordenen Orient liegt — dann kommt der große Sturm des Islam und die trügerischen Fetzen fliegen wie Spreu im Winde davon; Byzanz kracht in seinen Fugen, und das Morgenland hat sich selber wiedergefunden. Was erinnert heute noch in Samarkand, in Persepolis oder auf dem Feld von Gaugamela daran, daß hier am 1. Oktober 331 jene Völkerschlacht geschlagen worden ist? Nichts! Die Epoche zwischen Alexander und Muhammed ist aus der Geschichte der östlichen Länder gestrichen, als ob nie ein griechisches Wort in ihnen erklungen, nie griechische Städte in ihnen geblüht, nie griechisch denkende und empfindende Fürsten und Gewaltige in ihnen Szepter und Schwert geführt hätten. Wer nur das äußerlich Sichtbare berücksichtigt, der könnte hier zu dem Schlusse kommen, daß die gesammte Hellenisirung des Orients eine spurlos verschwundene Episode ist!

Mir hat sich dieser Gedankengang oftmals aufgedrängt, und ich habe vermöge der in ihm gegebenen historischen Erfahrung nicht gezaudert, bis zu einem gewissen Grade daraus Analogieschlüsse für Vorgänge der neueren und neuesten Geschichte zu ziehen. Trotzdem liefen mir die beiden Stunden im Angesicht des Gefildes von Gaugamela nach all der tiefen seelischen Bewegung doch nicht auf solch eine Auflösung welthistorischen Geschehens in das blasse non liquet hinaus. Davor hat mich eine Gestalt bewahrt: Paulus von Tarsus. Er wenigstens und mit ihm das Christenthum als Weltreligion wäre uns ohne Gaugamela ein praktisch unvollziehbarer Gedanke. Die Universalreligion ist das einzige unsterbliche Element, das seinen Ursprung aus jener Völkerschlacht auf assyrischer Erde genommen hat, der einzige Baum von vielen erstorbenen, der heute noch grünt und seine Wurzeln in jenem Siege der Hellenen über das Morgenland hat.

Mossul, den 5. November. Vier Stunden ist es vom Schlachtfelde von Gaugamela bis zu den Ruinen von Ninive. Die große Karawanenstraße von Bagdad über Mossul nach Samsun am Schwarzen Meer führt jetzt mitten über die leere, von weiten, hohen Wällen umschlossenen Stätte, hinweg, wo während der letzten hundert Jahre des Bestehens der assyrischen Macht die Hauptstadt des Reiches sich befand. An den Namen Ninive's sind nun einmal unsere Vorstellungen von der Größe und dem Untergang Assyriens geknüpft, weil seine letzten Könige von hier aus über Vorderasien geherrscht haben; eigentlich ist nicht Ninive, sondern Kalchi, sechs Stunden südwärts, und für die allerälteste Zeit des Reiches Assur, das jenseits*) des Tigris liegt, die Mutterstadt Assyriens gewesen, und noch Sargon, der gewaltigste Herrscher, den das Reich gehabt hat (gest. 705 v. Chr.), residirte während der ersten Hälfte seiner Regierung zu Kalchi. Dann baute er sich Dur-Sargina, heute Ruinen bei Chorsabad, fünf Stunden östlich von Mossul, am Fuß der Berge, und erst sein Sohn Sanherib machte Ninive zur Reichshauptstadt. Die alten Erzählungen von der ungeheuren Größe der Stadt sind weit übertrieben; nicht drei Tagereisen, wie es im Buche Jona heißt, sondern vier bis fünf Stunden beträgt der Umfang der Mauern, selbst wenn man auf der Ostseite nicht die eigentliche Stadtmauer, sondern die lange vorgeschobene Befestigungslinie auf dem linken Ufer des Chosr-Su (Zakapbirata), der durch die alte Stadt floß, als äußere Umwallung ansieht. Die einstigen Festungswerke sind zu einem nicht allzu steil geböschten Wall — stellenweise ist es eher eine Hügelkette — von zwölf bis fünfzehn Meter Höhe zusammengesunken; die Figur des eingeschlossenen Raumes ist ungefähr die eines mit der Spitze seitwärts gekehrten Eies. Die Westseite war durch den Tigris gedeckt, gegen Norden und Süden liegen tiefe, sumpfige Senkungen, die im Alterthum wahrscheinlich von aufgestautem Wasser gefüllt waren; gegen Osten bideten die Schlucht des Chosr-Su und jener bereits erwähnte vorgeschobene Doppelwall eine sehr starke Vertheidigungslinie. Das Interessanteste an dem heutigen Ninive sind die beiden Citadellen auf der westlichen, dem Tigris zugekehrten Seite: Tell Nebi Junus (Hügel des Propheten Jonas) und Tell Kujundschitt (etwa: Schafstallhügel). In diesen beiden gewaltigen Erdanhäufungen stecken die Ueberreste der Paläste und Festungswerke, die Sanherib und seine

*) d. h. vom Standpunkt Ninives aus gesprochen: es liegt auf dem westlichen Ufer des Flusses.

beiden Nachfolger Assarhaddon und Assurbanipal hier angelegt und in denen vor nunmehr schon einem halben Jahrhundert Botta und Layard so erfolgreich gegraben haben. Trotz der großen Funde — jedermann weiß, daß seit jenen Tagen die große Wendung in unserer Kenntniß der Geschichte des alten Orients datirt — kann man leider nicht sagen, daß damals die Ausgrabungen systematisch genug und auch nur halbwegs vollständig durchgeführt worden sind. Nur Dur-Sargina ist 1842—1845 von dem Franzosen Botta in wissenschaftlich genügender Weise durchforscht worden; die erste und noch bis auf den heutigen Tag die würdigste Leistung der europäischen Archäologie auf diesem Boden. Alles, was nachher englische, amerikanische (namentlich diese) und sonstige Ausgrabungen von Ninive bis hinunter nach Babylonien zu Tage gefördert haben, das hat, wie es bei dem großen Reichthum dieser Stätten an Alterthümern erster Ordnung nur natürlich ist, gleichfalls unser Wissen mächtig gefördert und erweitert, aber es ist doch überwiegend Raubbau getrieben worden und wahrscheinlich ruht auch in Ninive noch sehr viel werthvolles Material unberührt unter der Erde. Hoffentlich ist es jetzt unseren deutschen Arbeitern in Babylon beschieden, ein Werk zu liefern, das nach jeder Richtung hin seine Vollender loben wird.

Nebi Junus und Kujundschitt liegen beide so, daß die Hügel gleichsam eine mächtige Anschwellung des westlichen Walles in die Breite bilden, sowohl nach innen in die Stadt hinein, als auch nach außen zur Tigrisseite hin. In dem zweiten — nördlicheren — Palastberge fand Layard die Ueberreste der sogenannten Bibliothek Assurbanipals, darunter die berühmten Thontafeln, die in Keilschrift die altbabylonische Heldensage von Gilgamesch und Eabani und darin als Episode die Erzählung von der Sintfluth enthalten. Als ich heute an der Stelle stand, wo jene tausende von engbeschriebenen zerbrochenen Täfelchen damals unter den grabenden Spaten ans Licht kamen, war es vor allen Dingen ein Gedanke, der mich mit tiefer Bewegung erfüllte: Welchen Dank schuldet namentlich die Religionswissenschaft diesem Funde, der mit einem Male ein Licht über die ersten und dunkelsten Blätter der Bibel aufgehen ließ! Wie lange hätte es wohl ohne den Fund von Kujundschitt gedauert, bis uns die Erkenntniß von dem babylonischen Ursprung der Fluthsage und der Schöpfungsmythen in der Genesis aufgegangen und damit ein Hauptschlüssel zum Verständniß der israelitisch-christlichen Religionsgeschichte überhaupt in die Hände gekommen wäre?

Von der Höhe des gelbbraunen Lehmberges, zu dem Sanherib's

Riesenpalast jetzt mit Ausnahme der in der Tiefe unter dem Schutt geborgenen und erhaltenen Theile zerfallen ist, hat man eine weite Aussicht, aber von den Mauern und Minarets von Mossul, von dem blitzenden Laufe des Tigris, von der mesopotamischen Ebene und den hohen, eben in ihr Schneekleid sich hüllenden Bergen Kurdistans kehrte mir der Blick immer wieder auf das weite, öde Feld zu meinen Füßen zurück, auf dem ein Jahrhundert lang die Hauptstadt des Morgenlandes stand. Als König Sanherib sie nun in Pracht gegründet und ausgebaut hatte, ließ er eine Urkunde in Stein meißeln und in seinem Palaste aufstellen; in der heißt es: „Damals vergrößerte ich den Umfang meiner Residenz Ninive. Ihre Straße — den Königsweg — änderte ich und ließ sie wie der Tag strahlen; die Mauern der Stadt baute ich kunstvoll und machte sie bergehoch; hundert große Ellen machte ich ihren Graben breit. Damit in künftigen Tagen der Königsweg nicht verkleinert werde, ließ ich Tafeln fertigen: Wer in der Baufluchk Abmessungen vornimmt, der soll berichten: 62 große Ellen*) habe ich die Breite des Königsweges bis zum Gartenthore gemessen. Wenn irgend einer von den Bewohnern der Stadt sein altes Haus einreißt und ein neues baut, dessen Fundament in den Königsweg hineinragt, den soll man auf seinem Hause auf einem Pfahle aufhängen."

Ninives Größe war nicht durch geographische oder sonstige natürliche Verhältnisse bedingt; die Stadt war eine politische Gründung und verschwand mit dem Untergang des assyrischen Reiches alsbald bis auf die heutigen formlosen Ueberbleibsel vom Erdboden, sodaß man später sogar die Stelle vergaß, an der sie gestanden hatte. Nur der Name „Nebi Junus" für den Südwesthügel in der alten Walllinie gegenüber Mossul, bot noch einen Rest von Tradition aus der Zeit, da man noch wußte, daß hier die Stadt lag, in der die Geschichte von der Predigt des Jona spielt. Diese Ueberlieferung ist dann auch zu den Muhammedanern gelangt, als Mesopotamien in ihre Hände fiel, und sie haben das Heiligthum auf Nebi Junus entweder gegründet oder — wahrscheinlicher — übernommen; sind doch die meisten der alttestamentlichen Propheten und Patriarchen nicht dem Schicksale entgangen, auch Heilige des Koran zu werden.

Von dem heutigen Mossul ist wenig zu erzählen. Diese

*) ca. 30 Meter, etwa wie die Hauptstraße in unseren modernen Großstädten.

türkisch-orientalischen Städte sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle uninteressant und charakterlos. Das bunte Gewimmel auf dem Bazar hat man satt, sobald man es einige Male gesehen hat, und im Uebrigen ist Alles ein Konglomerat von Schmutz, Unordnung und Verfall. Was noch an Geschmack und Wohlstand existirt — es sind Reste — ist höchstens im Innern der Häuser zu finden, und auch da wird sich der Europäer meist wundern, mit einem wie geringem Aufwand von Komfort und Sauberkeit man bei den ersten Familien der Stadt auskommt. Das einzig Wohlthuende ist mir hier die herzliche Gastfreundschaft, die ich — bei eingeborenen Christen — gefunden habe. Die Autorität der Regierung soll, außer auf der Route nach Esbil und Bagdad, rundum eine Stunde vor dem Stadtthore so ziemlich aufhören; namentlich von den Zuständen auf der Straße nach Norden wird Unglaubliches erzählt. Gerade diese will ich ja nun ziehen und ich bin gespannt auf die Erlebnisse und Erfahrungen, die mir dort bevorstehen.

* * *

Von Mossul nach Urfa, Ober-Mesopotamien.

Nsebin, den 16. November. Neun Tage seit Mossul unterwegs und jeden Tag soviel Neues, Ueberraschendes gesehen und erfahren, daß ich rückblickend kaum begreife, wie dergleichen für einen Reisenden in Gebieten, die seit vielen Jahrzehnten von gebildeten Europäern besucht und beschrieben werden, noch möglich ist! Unser Wissen von den vorderasiatischen Ländern ist doch noch ein sehr mangelhaftes und geht offenbar kaum über die ungefähre Kenntniß der Oberflächengestaltung, der Bevölkerungsverhältnisse und ein wenig recht lückenhafte Archäologie hinaus. Mir sind jetzt, lediglich auf dem geraden Ritt längs der großen Heer- und Karawanenstraße, neben Anderem, wovon ich noch später zu reden haben werde, zwei bedeutsame Fragen der alten Geschichte in ihrer Bedingtheit durch den Zustand der Länder, in denen die Ereignisse sich abspielten, deutlich geworden: die Grundlage der Assyrermacht und die Ursache des Jahrhunderte langen Kampfes der Römer und Byzantiner mit den Parthern und Persern um Obermesopotamien.

Bekanntlich ist das alte Assyrien ein kleines Land: das Dreieck zwischen dem unteren Zab, dem Tigris und dem Kurdischen Gebirge

nebst dem gegenüberliegenden rechten Tigrisufer (das ist „Assyrien") ist nicht größer als Schlesien. Trotzdem sind von hier so starke und langdauernde Kraftwirkungen auf das gesammte vordere Asien ausgegangen, daß die Folgen der assyrischen Epoche noch bis in viel spätere Zeiten der morgenländischen Geschichte hinein auf die bedeutsamste Weise nachgewirkt haben. Die Assyrier sind es gewesen, die während der drei letzten Jahrhunderte der Existenz ihres Staatswesens die Völker zwischen dem Tigris, dem Taurus und dem Mittelmeer so durcheinander gestampft und in ihrer inneren nationalen Widerstandskraft wie in ihrem Selbstbewußtsein dermaßen zerbrochen haben, daß sie von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag bereites Baumaterial für die Großreiche geworden und geblieben sind, die abwechselnd von Osten und Westen her nach diesem Zwischenlande zwischen der Mittelmeerwelt und dem hohen Asien gegriffen und es besessen haben.

Ums Jahr 1300 v. Chr. etwa erfahren wir, daß außer dem eigentlichen assyrischen Stammlande zu beiden Seiten des mittleren Tigris auch noch Kischati, das „Reich der vier Weltgegenden", in den Besitz der Könige von Assur gelangt, und zwar sind Salmanassar I. und sein Vater Ramannirari die ersten Könige von Assyrien, die den Titel Schar (König) Kischati führen, der seitdem bis zum Untergang des Reichs als gleichwerthig mit dem Königstitel von Assyrien selbst gegolten hat, ja ihm öfter voranging. Kischati nun ist nichts anderes als Obermesopotamien, der breite Nordrand der Ebene am Fuße der Plateaustufe, die vor dem hohen Taurus liegt, mit der uralten Hauptstadt Harran (lat. Carrhae), etwas südlich von dem heutigen Urfa. Harran liegt ganz im Westen dieses Gebietes; das Zentrum der Osthälfte ist das Naçibina der Keilinschriften, das Nisibis der Römer — heute Nsebin, wo ich diese Zeilen schreibe.

Von Mossul — Ninive, ja schon von Arbela, der alten Viergötterstadt an, staune ich über die Spuren der einstigen dichten Besiedelung des Landes. Massenhaft zeigen sich die Tells in Nähe und Ferne, und wo sich solch ein künstlicher Hügel erhebt, da hat im Alterthum eine Stadt gestanden. Natürlich darf man an die Größe dieser Ansiedlungen nicht den Maßstab moderner Städte legen (das wäre in Assyrien und Mesopotamien ebenso verkehrt, wie in Griechenland oder Alt-Italien), aber man darf auf der anderen Seite auch nicht vergessen, daß wir in den Tells meist nur den Ueberrest des befestigten Stadtkerns, der Burg oder

Zitadelle vor uns haben. Für den Norden Mesopotamiens macht die hohe, steile Form der Hügel das durchaus wahrscheinlich, und von den einstigen Dorfschaften und überhaupt allen nichtbefestigten Anlagen hat sich natürlich keine Spur bis auf unsere Tage erhalten. Was soll man nun dazu sagen, wenn sich, wie ich es z. B. gestern Nachmittag gegen Sonnenuntergang erlebte, neunundzwanzig Tells gleichzeitig von einem einzigen, nicht einmal besonders erhöhten Punkte aus gen Süden, Südosten und Südwesten wahrnehmen lassen? Nach der Karte kann ich das Gebiet, auf dem ich diese Anzahl erblickt habe, etwa so groß wie die Insel Samos oder das Gebiet des Fürstenthums Schaumburg-Lippe schätzen. Das gäbe selbst nach modernen Begriffen eine ausgesprochen dichte Bevölkerung, denn zu jenen neunundzwanzig „Städten" muß man doch wohl ein Mehrfaches an Dörfern hinzuzählen, von denen, wie gesagt, keine Ueberbleibsel sich bis heute haben erhalten können. In ähnlicher, wenn auch nicht ganz so großer Menge haben mich aber die Tells von Arbela an bis hierher begleitet. Gezählt habe ich sie nicht; einige Hundert zur Rechten und Linken sind es auf elf Tagereisen aber sicher gewesen. Das Bedeutsamste hierbei ist, daß sie sich auf dem jetzt unbebauten Lande, der „Wüste", im Süden weit dichter finden, als in dem gegenwärtig noch besiedelten Strich längs der Berge und der Plateaustufe im Nordosten und Norden. Das beweist, daß der Anbau des Landes sich ehedem weit in die jetzt unbebaute, den Nomaden überlassene Region hineingestreckt hat. Ein Araber von Sindschar hat mir hier erzählt, daß sich große Tells bis auf wenige Stunden an die Sindscharkette selbst heran finden, in einem Gebiete, in das sich jetzt weder Europäer noch Türken überhaupt hineinwagen; ebenso ist es bekannt, daß sich im Thale des Chabur und des Belich zahllose Hügel, zum Theil von sehr großen Dimensionen finden, die als zweifellos künstliche Aufschüttungen Zeugniß von der starken Bevölkerung des alten Reichs Kischati ablegen. In ganz Assyrien und Nordmesopotamien bedarf es nicht etwa künstlicher Bewässerung, damit Ackerbau möglich werde, sondern der Regenfall reicht normaler Weise dazu aus, um gute Ernten hervorzubringen, und eine Bevölkerung, so dicht, wie sie in einem auf Ackerbau beruhenden Staatswesen nur werden kann, zu ernähren.

Diese hohe Stufe des Anbaues sammt der entsprechenden relativen Volksdichte haben offenbar dem assyrischen Reiche seine immense kriegerische Kraft gegeben, und erst unter dieser Voraus-

setzung hören sowohl das sich immer mehr befestigende Uebergewicht Assyriens über das reichere und kultivirtere Babylonien, als auch die siegreich behauptete jahrhundertelange Suprematie der Assyrer in ganz Vorderasien auf, etwas Verwunderliches zu sein.

Nach dem Sturze Assyriens vergehen sieben Jahrhunderte, bis die obermesopotamischen Gebiete sozusagen wieder als besondere Größe in der Weltgeschichte auftauchen: als Gegenstand langwieriger und blutiger Kriege, erst zwischen dem römischen und parthischen, dann zwischen dem römisch-byzantinischen und dem neupersischen Reiche. Trajan faßte bekanntlich den definitiven Entschluß, die Reichsgrenze bis an den Tigris vorzuschieben, und wenn auch nach seinem Tode Rom die Südhälfte Mesopotamiens und vollends Babylonien sofort wieder preisgab, blieb man doch in Bezug auf das Land diesseits des Choboras (Chobur) und des Singara- (Sindschar-) Gebirges entschlossen, es fortan als dauerndes Reichsgebiet zu behaupten und sicherte das ganze obere Mesopotamien durch sehr starke Garnisonen. So lagen während der Perserkriege unter Constantius und Julianus Apostata in Bezabde am Tigris (heute Dschesireh ibn Omar, wo ich vor vier Tagen den Strom überschritten habe) drei, in Singara zwei Legionen; das berühmteste aber und zweihundert Jahre lang am heißesten umkämpfte Bollwerk der Römermacht in Mesopotamien war die mächtige Festung Nisibis, deren Eroberung dem Kaiser Trajan den Titel Parthicus eintrug, bis der Platz endlich nach dem Tode Julians (363 n. Chr.) in dem schimpflichen Frieden Jovians an Schapur II., den Sassaniden, verloren ging. Heute stehen von der großen und festen Römerstadt nur noch fünf, bis zur halben Höhe von Schutt umgebene korinthische Tempelsäulen und die halbzerstörte Kirche des Mar Jakub (Jakobus, Metropolit von Nisibis, 4. Jahrh.) aufrecht da; alles Andere ist in ein weites, graues, von Quadern und Ziegelsteinbrocken übersäetes Trümmerfeld verwandelt, in dessen Mitte sich die wenigen dürftigen Häuser des fieberverpesteten Türkenstädtchens erheben, das mich heute beherbergt.

Jetzt, wo ich durch das Land zwischen Tigris und Dschagdschatsch (Mygdonius, der Fluß von Nisibis) geritten bin, begreife ich das zweihundertfünfzigjährige erbitterte Blutvergießen von beiden Seiten um dieses Gebiet. Schwere tiefbraune Ackererde bedeckt es, soweit das Auge reicht; Tell reiht sich an Tell von Tur Abdin bis an den fernen Südhorizont, und selbst wo sich schwarze Lavafelder streckenweise durch das fruchtbare Erdreich ziehen, sieht man, wie in früheren

Zeiten die Steine in Haufen und Reihen zusammengetragen worden sind, um eine Möglichkeit des Anbaues zu schaffen. Hier ist einst dichtbevölkertes, reiches Land gewesen, ein Kleinod für das Diadem des östlichen wie des westlichen Reiches; wären Anbau und Volksmenge damals auch nur annähernd auf derselben niedrigen Stufe gewesen wie heute, so hätten weder Römer noch Perser das Blut ihrer tapfersten Truppen so unausgesetzt darum vergossen!

Mich haben diese Gedanken unausgesetzt bewegt, namentlich seit ich den Tigris überschritten habe und sehe, daß westlich vom Strome der alte Kultur- und Bevölkerungsstand noch zur byzantinischen Zeit mindestens derselbe gewesen ist, wie in dem alten, kraftstrotzenden assyrischen Kernlande im Osten. So viele auch schon vor mir diese Straße gezogen sind: jedesmal, wenn ich Morgens nach dem Ausreiten die Sonne aufgehen und die zahllosen Tells beleuchten sehe, und jedesmal, wenn sie untergeht und die blauen Silhouetten der nahen und fernen Hügel sich gegen den Horizont abheben, will es mir vorkommen, als ob es eine Erkundungs- und Entdeckungsreise im unbekannten Lande ist, auf die ich ausgezogen bin, eine Reise, von der ich heimbringe, was noch kein Anderer hier so gesehen hat, wie ich es sehe — sehe mit den Augen eines Mannes, der in die Fremde gegangen ist, Brot für die Seinen zu suchen, und der nun die Stelle gefunden hat, wo das Erdreich den nährenden Segen birgt und nur auf die Hände wartet, die ihn ans Licht fördern. Ich kann gar nicht sagen, wie ich diese reiche Erde unter den Füßen meines Pferdes liebe, die tausend Jahre verzaubert geschlafen hat; ich kann nicht sagen, mit welchen Farben der Sehnsucht und der Hoffnung ich mir die Zeit male, da hier sich wieder Dorf an Dorf reiht und das braune Volk des Landes vom Rande der Berge wieder südwärts in die große Ebene hinausquillt, weil es Brot und immer neues Brot für uns daheim in deutschen Landen schaffen muß.

* * *

Mardin, den 19. November. Heute habe ich von meinem Fenster einen Blick, für den allein es sich lohnt, so viele Wochen voll Strapazen und Mühen auf sich zu nehmen, wie ich sie hinter mir habe. Mardin ist in Wahrheit eine „Stadt auf dem Berge“ und liegt wie Safed in Galiläa, das den Anlaß zu dem Spruche Jesu bot, auf Tagereisen hin sichtbar hoch über die Umgegend. Die mesopotamische Ebene wird hier im Norden durch den Tur Abdin

begrenzt, eine breite, plateauartige Vorstufe des hohen Taurus, die, von Süden aus gesehen, ganz den Eindruck eines ziemlich unvermittelt aus dem Tieflande sich erhebenden Mittelgebirges macht. Die Erosion hat am Rande dieser Berglandschaft einzelne steile Kegel mit kleinen flachen Plateaus auf der Spitze hervorgebracht, und auf solch einem Berge lag schon zur Römerzeit hier das Kastell Marde. Unterhalb des von Natur außerordentlich festen Gipfels legt sich die keineswegs unbedeutende Stadt um den Berg. Mardin soll, nach hiesigen Angaben, 30 000 Einwohner haben; nach der Menge und Bauart der Häuser würde ich es auf ebensoviel oder höchstens 10 000 darunter schätzen. Die Häuser erheben sich in Terrassenstufen übereinander, so daß man aus den Fenstern der höher gelegenen immer über die Dächer der unteren hinwegsieht, und auf diese Weise giebt es fast aus jeder Stelle der Stadt über die meeresgleich gen Süden sich dehnende mesepotamische Ebene einen prachtvollen Blick, den ich seit gestern Nachmittag nicht müde werde, zu genießen.

Mardin ist von besonderem Interesse für die Gegenwart dadurch, daß es nach der letzten Gestaltung, die der Plan der Bagdadbahn angenommen hat, einen wichtigen Punkt der Strecke zwischen dem Mittelmeer und dem vorläufigen Endpunkt bei Bagdad selber bildet. Damit bin ich wieder bei dem Thema, das mich seit Mossul täglich mehr beschäftigt. Ob man wohl in Deutschland eine Ahnung von der sonderbaren Wendung hat, die diese Sache hier in jüngster Zeit, wenigstens in den Augen der Eingeborenen, genommen hat? Sollte wirklich irgend etwas in der hohen Politik geschehen sein, was die allgemeine Skepsis in Bezug auf den Bahnbau hier rechtfertigt? Ich weiß es nicht und kann hier auch nichts erfahren, aber jedenfalls sehe ich, daß man von Konstantinopel aus im Lande geflissentlich die Vorstellung nährt, es werde wohl mit dieser Sache nichts mehr werden. In den bekanntlich unter strenger Zensurkontrole stehenden türkischen Journalen hat vor einiger Zeit die Nachricht gestanden, Rußland sei mit dem Bahnbau nicht einverstanden und Deutschland habe den Gedanken daher aufgegeben. So wenigstens bekomme ich es fast täglich von allen Seiten zu hören; es ist die allgemeine Anschauung im ganzen Lande. Was mag diese Wendung verursacht haben, nachdem seit der Reise der letzten deutschen Kommission unter Generalkonsul Stemrich im vorigen Jahre in der Türkei wie in Deutschland, wenigstens für die öffentliche Meinung, die Frage als in positivem

Sinne entschieden galt? Bereits in Mossul hörte ich, daß auch auf dem Bazar von Bagdad dieser angebliche Einspruch Rußlands und das Fallenlassen des Bahnprojekts von deutscher Seite seit Kurzem eifrig besprochen wird. Bazargerede ist an sich etwas sehr Unmaßgebliches, aber hier im Orient, wo es wenig Zeitungen und wenig des Lesens kundige Menschen giebt, bedeutet der Nachrichteneinlauf und -Austausch auf den Bazaren etwa dasselbe, was bei uns die Wirksamkeit der Presse; das Volk, Hohe wie Niedere, bildet sich sein Urtheil und seine Vorstellungen von öffentlichen Dingen nach dem, was es auf dem Bazar Neues zu hören giebt. Politisirt wird hier überhaupt mit einem Eifer, wie nur irgendwo in Europa, und ich habe keineswegs gefunden, daß die Vorstellungen der Leute in den mittleren und oberen Ständen, was die Machtverhältnisse und die Beziehungen der europäischen Staaten unter einander betrifft, von der Wirklichkeit so sehr abwichen, wie man das vielleicht zu Hause zu glauben geneigt ist.

Rußland ist hier in der Türkei die bestgehaßte Macht. Wie fast bei jedem politischen Urtheil über hiesige Verhältnisse muß man auch diesem freilich hinzufügen, daß es nur Geltung hat, soweit es in der Türkei ein osmanisches Staats- und Nationalgefühl giebt, d. h. nicht in den arabisch sprechenden Ländern, Syrien und Mesopotamien. In diesen vertreten nur Beamte und Militär das „staatserhaltende" Element; den einheimischen Klassen ist das Türkenthum sammt dem ganzen osmanischen Staat verhaßt, bestenfalls gleichgiltig, und sie sind ferne davon, eine Beeinträchtigung der türkischen Macht, wie sie sich z. B. Rußland seit Jahrhunderten zur Aufgabe gesetzt hat, als Angriff auf ihr Empfinden oder ihre Interessen anzusehen. Immerhin — das türkische Element ist das maßgebende, und auch ganz abgesehen davon kann es nur als eine schwere Schädigung des deutschen Interesses hier im Lande wirken, wenn sich diese, wie gesagt zur Zeit bereits allgemein verbreitete Meinung weiter festsetzt, daß wir vor dem russischen Einspruch in einer Angelegenheit, die doch zu allererst uns und die Türken angeht, zurückgewichen sind. Man weiß hier sehr gut, wie lebhaft sich die maßgebenden Kreise Deutschlands, den Kaiser an der Spitze, für die Bagdadbahn interessirt haben und welche Kundgebungen in diesem Sinne seiner Zeit erfolgt sind; man ist auch keineswegs so naiv, zu verkennen, daß zwischen dem Kaiserbesuch, der offiziell proklamirten deutsch-türkischen Freundschaft, und dem Bahnbau, bei dem vorwiegend deutsches Kapital in Frage kommt,

ein innerer Zusammenhang besteht. Geschieht nun, wie jetzt schon ein Jahr lang, schlechterdings nichts für die Außenwelt Erkennbares, was auf einen günstigen Fortgang der Bahnangelegenheit schließen läßt, und befestigt sich gleichzeitig der Glaube an die russische deutschfeindliche und siegreiche Intervention in der Sache, so ist es in Kürze um all' unseren Kredit und unser Ansehen hier geschehen — wie gewonnen, so zerronnen. Wir haben nicht etwa nur Personen in minder maßgebender oder unmaßgeblicher Stellung versichert, mit der Bahn werde es nichts, sondern einer der höchsten Beamten in den asiatischen Besitzungen des Sultans hat mir rund heraus erklärt, das Projekt sei gescheitert; man habe „keinen Weg gefunden", d. h. keinen Weg zur Einigung.

Es kann sich bei diesem Stillstand um ein Doppeltes handeln: um Reibungen in der hohen oder in der niederen Politik. Entweder ist in den oberen Regionen der europäischen Staatenlenkung etwas vorgefallen, was die türkische Regierung dazu bewogen hat, dem Bahnbau jetzt plötzlich prinzipielle Schwierigkeiten zu machen, — oder man kommt in Konstantinopel nicht mit dem finanziellen Arrangement, mit den Fragen der Zinsgarantie, der Expropriationen u. dgl. zu Stande. Wenn bloß das Letztere der Fall ist, wozu und woher dann aber das Gerede von der russischen Einmischung?

Rußland hat an dem Bau einer Eisenbahn südlich von der Mittellinie des kleinasiatischen Plateaus und vollends in Mesopotamien kein unmittelbares Interesse erster Ordnung. Allerdings giebt es einflußreiche Politiker in St. Petersburg, die an dem „Grundsatz" festhalten, daß Rußland keine Aenderung der bestehenden Verhältnisse in der Türkei zulassen dürfe, durch die ihm der Weg nach dem syrisch-cilicischen Küstenwinkel, zum Golf von Iskanderun, verlegt werden könne. Daß die deutsche Bahnlinie von Konia oder irgend einem anderen Punkte Anatoliens nach Bagdad dem Vorschieben einer etwaigen russischen Einfluß- oder Interessensphäre bis ans Mittelmeer an dieser Stelle einen Riegel vorlegen würde, ist allerdings wahrscheinlich, aber als seiner Zeit bekannt wurde, Rußland und die Türkei hätten ein Arrangement über Eisenbahnbauten in Nordanatolien getroffen, hauptsächlich über die Bedingungen des Anschlusses von Erserum an die russischen wie an die anatolischen Bahnen, da hat alle Welt geglaubt, das sei die russische Kompensation für die deutsche Bagdadkonzession und damit sei diese Seite der Frage erledigt.

Bekanntlich sollte nach dem ursprünglichen Bauplan die Bahn von Angora, das sie schon seit mehreren Jahren ereicht hat, über Siwas nach Diarbekir und von dort über Mardin nach Mossul u. s. w. werden. Dann wurde diese Nordlinie aber aufgegeben, statt Angora das weiter nach Süden gelegene Konia (Iconium) zum Ausgangspunkt für die Fortsetzung des Baues weiter ins Innere hinein bestimmt und sogar auf das wichtige Diarbekir verzichtet; an seine Stelle würde nach dem jetzigen Plane Mardin als voraussichtlicher Knotenpunkt der künftig einmal von hier nach dem Persischen Golf, zum Kaukasus, zum Schwarzen und zum Mittelmeer ausstrahlenden Linien treten. Als diese Aenderung bekannt wurde, konnte es für keinen halbwegs mit den Verhältnissen bekannten Menschen zweifelhaft sein, daß sie in Rücksicht auf russische Wünsche geschah und daß — ausgesprochen oder unausgesprochen — Nordanatolien und das ganze armenisch-kurdische Hochland bis südlich von Diarbekir als russische Interessensphäre anerkannt wurde. Der Süden der Halbinsel, Nordsyrien und Mesopotamien dagegen wurden russischerseits damit, so mußte wenigstens jedermann denken, für deutsche Unternehmungen freigegeben. Woher nun jetzt diese räthselhafte Stockung und ihre Zurückführung auf Rußland? Es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, daß es bei dem Bau der Bagdadbahn auf ein oder ein paar Jahre früher oder später nicht ankomme. Erstens hängt die Verwirklichung des Projekts im Sinne und zum Vortheile Deutschlands ganz und gar an der Person des jetzigen Sultans, der bekanntlich ein Mann von bald 60 Jahren ist und eine für türkische Verhältnisse bereits recht lange Regierungszeit hinter sich hat Ein Thronwechsel ist aber in Stambul ganz etwas Anderes, als in Berlin, St. Petersburg oder sonst in Europa; er würde für uns wie für die anderen in der Türkei interessirten Mächte bedeuten, daß zunächst tabula rasa mit allen bisher gepflegten Beziehungen, mit allen Versprechungen, Konzessionen und dergleichen gemacht ist, daß ganz neue Menschen vom Wesir bis zu den Kaimakams in den Provinzen ans Ruder kommen, daß die Palastkamarilla, das Kabinet, kurz alles, was irgend von Einfluß ist, wechseln und das wir somit mit unseren Wünschen genau da anzufangen haben, wo wir standen, als die Idee deutscher Bahnbauten in der Türkei zuerst aufkam. Dies das Eine. Das Andere, nicht minder zu Berücksichtigende ist die Erwägung, daß verschiedene und zum Theil sehr einflußreiche Elemente unausgesetzt am Werk sind, die Verwirklichung des Bahnprojektes zu hinter-

treiben und daß für diese mit jedem Tage, um den der wirkliche Beginn der Arbeiten sich verzögert, die Hoffnungen und Chancen auf endlichen Erfolg ihrer Vereitelungsbestrebungen wachsen. Diesen Faktoren gegenüber ist das sicherste, ja allein durchschlagende Mittel: Blos irgendwo einmal anfangen! Man muß den orientalischen Charakter kennen, um zu wissen, daß aller Klatsch, alle Intriguen und Quertreibereien mit dem Moment aufhören, wo das fait accompli da ist, wo es heißt: da und da wird gearbeitet! Sobald das erst einmal feststeht, ergiebt sich die unterlegene Partei in ihr Schicksal und jedermann sucht nur noch, auf dem Boden der Dinge, wie sie nun einmal gekommen sind, für sich gleich den Anderen den größtmöglichen Vortheil herauszuschlagen. Der erste Spatenstich bei Urfa, Mossul, Bagdad, Mardin oder sonstwo zwischen Konia und dem Persischen Golf ist in dieser Hinsicht zehn Mal mehr werth, als ein Dutzend Stambuler Iradés, Vor-, Halb- und Dreiviertelkonzessionen, denen nicht irgend ein den Beginn des Baues nach außen hin deutlich markirender Schritt folgt.

Den Vertretern unserer Interessen in Konstantinopel wie den maßgebenden Persönlichkeiten in Berlin sind diese Erwägungen natürlich nicht fremd — sie liegen auch viel zu nahe dazu —; daß aber trotzdem die Sache nicht vorwärts geht und nicht angefangen wird, das ist mir das bedenklichste Argument für die Befürchtung, daß wirklich Faktoren der internationalen Politik retardirend im Spiele sind und daß wir Gefahr laufen, das mühsam Erreichte und — wie leider schon öfters zu früh urbi et orbi Kundgethane einzubüßen, bevor aus Aussichten und Versprechungen Wirklichkeit geworden ist.

Gestern war ich oben auf dem Kastell von Mardin. Die unteren Lagen der alten, stark zerstörten Umfassungsmauern zeigen noch römische, fugengeränderte Quader; darüber haben Perser, Araber, Seldschuken und Osmanen gebaut. Das ganze Plateau, das die alte Veste einnahm, ist jetzt mit Ruinen bedeckt; ein paar Räume hat man für die „Garnison" von 20 Mann, die hier oben liegt, hergerichtet, und drei eroberte persische Kanonen aus dem 18. Jahrhundert liegen in große Steinhaufen so gebettet, daß man sie zwar nicht abfeuern kann, daß aber ihre Mündungen von unten sichtbar über den Rand der Mauer hervorragen. Eine Menge alter Fundamente und zahlreiche Cisternen im Felsboden bezeugen die einstige Wichtigkeit und starke Besetzung dieses Platzes. Von der Höhe der Citadelle ist der Ausblick über die Ebene noch schöner,

als von meinem Fenster hier in der Stadt; man übersieht fast die ganze Nordhälfte des eigentlichen Mesopotamiens. Mardin selbst soll den vom Euphrat quer durch die Wüste herkommenden Karawanen schon vier Tagereisen bevor sie die Stadt selbst erreichen, sichtbar werden. Ich schreibe „Wüste" — so nennt hier Jedermann das Land gen Süden, Osten und Westen jenseits der schmalen Anbauzone, die sich vom Tigris an am Fuße des Tur Abdin gen Ursa entlang zieht. Von der Höhe Mardins herab sieht man fast wie aus der Vogelperspektive auf die Felder am Fuß der Berge herab und bemerkt mit Verwunderung, einen wie kleinen Raum die dunkelbraunen, umgepflügten Rechtecke, die um die einzelnen Dorfschaften herumliegen, im Vergleich zu den endlos dahinter sich dehnenden, fahl gefärbten Landflächen einnehmen, über die seit tausend und mehr Jahren kein Pflug mehr gegangen ist. Die braune Ackererde, die allein unter normalem Regenfall, ohne künstliche Bewässerung, gute Ernten bringen würde, erstreckt sich von hier aus noch fast bis an den Fuß des Sindschargebirges und den Chabur, aber schon eine halbe Stunde jenseits der schmalen Dörferzone längs der Karawanenstraße, vom Tigris nach Ursa, beginnt das Machtbereich der schweifenden Araberstämme und damit die anbaulose Region.

— — — — — — — — — — — — — —

Das merkwürdige Landschaftsbild dort unten in Nähe und Weite zieht mich fortwährend vom Schreiben ab und bringt den Blick wie die Gedanken zum Wandern. Welch' eine Veränderung aller Verhältnisse wird hier doch eintreten, sobald der Schienenweg da ist! Während ich zum Fenster hinausblicke, verwandelt sich mir im Geiste die lange Maulthierkarawane, die gleich einer langsam sich bewegenden dunkelen Schlange durch die Ebene auf Mardin zusteuert, in den ersten Eisenbahnzug, der von Westen herankommt, und wie er sich vorwärts bewegt, wandelt sich hinter ihm das todte Graupeln der Steppe in den warmen, braundunklen Ton der umgebrochen auf die Saat harrenden Ackererde! Wann das wohl sein wird? Vielleicht trotz aller Schatten und Zweifel doch in nicht allzu langer Zeit — eher noch, als ich jetzt nach all' dem Gehörten zu hoffen wage. Für dieses Land kommt dann wieder eine Zeit des Erwachens nach tausendjährigem Todesschlaf, Fülle des Segens, Arbeit, Reichthum und alle Güter der abendländischen Kulturwelt; so mancher von uns wird dann zwischen Euphrat und Tigris sein Brot essen und Viele aus deutschen Landen werden auf dem alten

Heerweg der Assyrer, Perser und Römer die Straße ostwärts ziehen, fliegend mit den Schwingen des Flügelriesen Dampf. Wollte Gott, das Alles käme bald, bald um unseret- wie um dieses Landes und Volkes willen! Aber ich komme dann nicht mehr nach Mesopotamien. Nach Ninive und Babylon könnte ich nicht mit der Eisenbahn fahren und die Geister auf dem Feld der Alexanderschlacht werden mit Keinem reden, der ihnen lauschen will, während der Eilzug nach Bagdad über die Stätte Gaugamelas rasselt und faucht.

* * *

Urfa, den 27. November. Immer wieder seit Mossul, so oft ich die Feder in die Hand nahm, habe ich ein Thema unterdrückt, das eigentlich jedesmal als erstes aufs Papier kommen wollte. Nun endlich bin ich an den Punkt gekommen, wo ich einigermaßen im Zusammenhange übersehen kann, was zu dieser Sache zu sagen ist. Ich meine die Errichtung der Hamidiés und ihre Folgen. In mehrfacher Beziehung sind dieser Vorgang und was sich bis heute daran geknüpft hat, von besonderer Bedeutung für deutsche, überhaupt auswärtige Unternehmungen in der asiatischen Türkei, namentlich den Eisenbahnbau.

In Mossul wollte ich mir ein Paar Gummischuhe kaufen, da die Regenzeit nahte und die Straßen öfters schon recht schmutzig waren: Preis 2 Medschidiés (ca. 7 Mark). Ich fand das theuer. „Ja," hieß es, „in Diarbekir können Sie die Schuhe für einen Medschidié kaufen; aber die europäischen Waaren, die alle von dort auf dem Tigris herunterkommen, müssen bei Dschesireh vorbei, und dort sitzt Mustapha-Pascha, der die Kelleks (Flöße aus aufgeblasenen Hammelschläuchen für den Fracht- und Personentransport stromab) ausplündert oder so hohe Abgaben von den Kellektschis erpreßt, daß alle Diarbekirwaaren hier auf das Doppelte gestiegen sind." Nicht nur mit den Gummischuhen und ähnlichen Kulturerzeugnissen, die von Samsun am Schwarzen Meer auf der (fahrbaren) Karawanenstraße nach Diarbekir gelangen und von dort stromab gehen, steht es in Mossul so, sondern auch mit mehreren Gegenständen des Massenverbrauchs, z. B. Holzkohlen. Diese werden oberhalb Dschesirehs im kurdischen Gebirge gebrannt und den Tigris hinabgebracht; seit Mustapha-Pascha die Kellek-Karawanen auf dem Flusse dermaßen schröpft, ist die Kohle — in Mossul das einzige Heizmaterial — unerschwinglich theuer geworden, und alle Welt denkt schon mit Furcht an den nahenden Winter.

Wer ist nun Mustapha-Pascha? Offenbar ein gefährlicher Räuberhauptmann; nebenbei aber General der Hamidiés, der **irregulären kurdischen Miliz**. Zeki-Pascha, ein Tscherkesse, Kommandant des Armeekorps von Ersingian, ist der Schöpfer und oberste Befehlshaber der Truppe, wenn man diesen Ausdruck auf die ganz eigenthümliche Organisation anwenden kann. Die Idee bei ihrer Errichtung vor etwa einem Jahrzehnt war eine dreifache. Erstens sollte Rußland gegenüber eine Reiterei geschaffen werden, die man gegebenen Falls den Kosaken entgegensetzen konnte, denn diese hatten sich den Türken im letzten Kriege besonders unangenehm gemacht. Zweitens gedachte man, indem gerade die bisher mehr oder minder unabhängigen, resp. der Pforte aufsässigen Tribus zu Hamidiés gemacht wurden, den Einfluß der Regierung bei diesen sehr fragwürdigen „Unterthanen" zu stärken; drittens endlich war die Absicht, falls eine Bewegung unter der christlichen Bevölkerung in den östlichen und nordöstlichen Vilajets entstehen sollte, in der neuen Miliz sofort ein zuverlässiges und gründliches Mittel zur Unterdrückung der „Unruhen" zu haben.

Bekanntlich traten die Hamidiés zum ersten Mal in Funktion, als von Konstantinopel aus Armeniermassakres befohlen wurden. Damals erfüllten sie die auf sie gesetzten Hoffnungen vollständig, insofern sie, allerdings öfter im Verein mit der türkischen Zivilbevölkerung fünfzig- bis sechzigtausend Armenier umbrachten und so in einem Meer von Blut die paar Scheite, die hier und da von den „Revolutionären" in Brand gesetzt waren, glücklich löschten. Darüber sind jetzt vier Jahre vergangen; die Vilajets mit einem stärkeren armenischen Prozentsatz in der Bevölkerung sind heute noch ziemlich ebenso ruinirt wie damals, als die Blutbäder eben vorüber waren, und auch in den angrenzenden Gebieten haben Handel und Wandel schwer gelitten. Hierüber will ich mich aber erst näher aussprechen, wenn ich auch noch Urfa, Diarbekir und womöglich dazu Aleppa gesehen und Gelegenheit gehabt habe, das Ganze der wirthschaftlichen Lage zwischen Tigris und Mittelmeer zu überblicken. Was ich aber jetzt schon mit Bestimmtheit konstatiren kann, das ist der Ruin des ganzen Gebietes von Mossul bis Mardin durch die Hamidiés in Bezug auf Agrikultur und Handel — und das hängt folgendermaßen zusammen. Zunächst sind die Hamidiés von der gesammten ordentlichen Verwaltung und Gerichtsbarkeit der Vilajets eximirt und unterstehen direkt dem Sultan resp. ihrem Generalkommandanten (Muschir, Marschall) in Ersingian.

Jedes Vergehen, jede Gewaltthat, die von irgend einem Hamidié, sei er Pascha oder gemeiner Reiter, begangen werden, kann nur vor dem Muschir abgeurtheilt werden; die Provinzialgouverneure und die ordentlichen Gerichte haben weder Gewalt noch Autorität über die Mitglieder des Korps. Da nun der Sultan die Idee hat, sich in den nach seinem Namen (Abd ul-Hamid) genannten Hamidiés eine unter allen Umständen ihm persönlich bedingungslos ergebene Truppe zu erhalten, so kann in praxi jeder Hamidié thun und lassen, was er will; der weiß, daß für gewöhnlich nicht einmal jemand gegen ihn zu klagen wagt, und daß, wenn doch einmal ein Versuch gemacht werden sollte, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, die Sache für ihn so gut wie sicher ohne weitere Folgen bleibt. Dazu kommt, daß fortgesetzt von den Chefs große Geldgeschenke an die maßgebenden Persönlichkeiten in Konstantinopel — z. B. die Mutter des Sultans und den Palastsekretär — geschickt werden, und diese Sachlage sichert die Hamidiés vollkommen davor, daß jemand von ihnen einmal ernsthafte Unannehmlichkeiten bekommt.

Das geschilderte System würde an sich schon genügen, um eine ganz unhaltbare Situation von den schlimmsten Folgen für die Sicherheit und das wirthschaftliche Gedeihen des Landes zu ergeben — es führt aber zu geradezu verzweifelten Zuständen, nachdem diese wilden und raublustigen mit einem Freibrief für jegliche Gewaltthat versehenen Gesellen in den armenischen Massakres an Raub und Plünderung in großem Stil Geschmack gefunden haben. Zwar werden — der geringeren zu erwartenden Gegenwehr wegen — auch jetzt noch mit Vorliebe christliche Dörfer von ihnen heimgesucht, aber sie machen vor den muhammedanischen keineswegs mehr halt. Wenn ich hier nun schreibe, daß die Hamidiés des Mustapha-Pascha von Tschesireh in den beiden letzten Jahren zwischen Mossul und Nsebinn gegen hundert Dorfschaften ausgeplündert, das Vieh geraubt und die Bewohner verjagt haben, so vermuthe ich, daß man in Europa dazu ungläubig den Kopf schütteln wird: so etwas sei nicht möglich. Ich habe die niedergebrannten und verlassenen Dörfer aber Tag um Tag auf meinem Marsche gesehen; ich habe gesehen, wie die vor einem Jahre noch bebauten Felder weit und breit wüste lagen, und ich habe gesehen, wie ein Hunderte von Zelten starkes Lager von Flüchtlingen (Muhammedaner!) sammt einiger geretteten Habe an Vieh und Geräth unter dem Schutz der kleinen Garnison von Zakeho (halbwegs zwischen Mossul und

Dschesireh) stand, wohin sich die Hamidiés des regulären Militärs wegen vorläufig noch nicht getrauten.

Es läßt sich also mit aller Deutlichkeit beobachten, wie gegenwärtig die Zone des unbebauten Landes, die „Wüste“ abermals ins Vordringen gekommen ist. Nichts Anderes, als die Errichtung der Hamidiés hat das zu Wege gebracht; die Hamidiés sind es, die den Steuerertrag des letzten Ueberbleibsels von mesopotamischem Kulturland für die Staatskasse binnen Kurzem auf Null reduzirt haben werden. Dauert dieses Unwesen noch ein Jahrzehnt fort, so ist die „Wüste“, das wirthschaftlich ertraglose Nomadenland endgiltig vom Euphrat bis an den Fuß des nördlichen Gebirges vorgedrungen. Es versteht sich von sich selbst, daß solche Zustände nur bestehen bleiben können, wenn die Eisenbahn nach Bagdad nicht gebaut wird; daher hat dies Projekt auch keine entschlosseneren Feinde, als die großen Hamidiéhäuptlinge, die es sich schweres Geld in Stambul kosten lassen, die geeigneten Leute gegen den Bahnbau zu interessiren. Kurz zusammengefaßt: die Hamidiés sind der Ruin des Landes und werden es bleiben, solange das gegenwärtige System der absichtlichen Privilegirung dieser Banditen von oben herab weiter beliebt wird. Wo sie hausen, wandelt das Ackerland sich binnen Kurzem zur Wüste, in der die Eisenbahn zwecklos ist; soll der natürliche Ertrag des Bodens, von dem die Bahn reichlich und überreichlich leben kann, wieder zu Tage treten wie vor Alters, so ist die erste Vorbedingung dazu die Aufhebung der Exemption des Hamidiékorps und seine wirksame Unterstellung unter die ordentliche Gerichtsbarkeit. Durch ein Land, in dem Straßenräuber ein Regierungsprivileg haben, kann man keine Eisenbahn bauen, die den schlummernden Reichthum des Landes lebendig machen soll!

Notizen und Besprechungen.

Nationalökonomie.

Die Wohnungsfrage. Von Arthur Dix. Burschenschaftliche Bücherei Band I. Heft 6. Carl Heymanns Verlag. VIII und 50 S. Berlin 1900. **Die Wohnungsfrage und das Reich.** Eine Sammlung von Abhandlungen herausgegeben vom Verein Reichs-Wohnungsgesetz. Vandenhoek und Ruprecht. Göttingen 1900.

Heft 1. **Die Wohnungsinspektion und ihre Ausgestaltung durch das Reich.** Von Hans Freiherrn v. d. Goltz. XII und 104 S. Mk. 1,50

Heft 2. **Reichshülfe für Errichtung kleiner Wohnungen.** Von Landesrath Dr. Liebrecht. 16 S. Mk. 0,40.

Heft 3. **Die Baugenossenschaften im Rahmen eines nationalen Wohnungsreformplanes.** Von Dr. Paul Kampffmeyer. 53 S. Mk. 1.

Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten. Eine Untersuchung ihrer Geschichte und ihres gegenwärtigen Standes von Dr. Paul Voigt, weiland Privatdozent an der Berliner Universität. Erster Theil. Mit einer Karte und fünf Plänen im Text. Herausgegeben vom Institut für Gemeinwohl zu Frankfurt a. M. Jena. Gustav Fischer. 1901.

Das Dix'sche Büchlein ist eine treffliche kleine Compilirarbeit und mag für weitere Laienkreise als eine gute schnell orientirende Einführung angelegentlichst empfohlen werden. Ursachen, Umfang, Erscheinungsformen und Folgen der Wohnungsnoth und des Wohnungselendes werden in knappen Umrissen gezeichnet. Auch die Mittel zur Abhilfe berührt Dix des Einzelnen: die staatliche, kommunale und genossenschaftliche bezw. caritative Wohnungspolitik finden ihre kurze Würdigung. Eigene Urtheile giebt der Verfasser selten ab. Ich greife nur eines heraus, welches uns den Uebergang giebt zu den Schriften des Vereins Reichswohnungsgesetz. Dix sagt: „Ein Reichsgesetz, das für alle Verhältnisse gelten soll, müßte sich in so weiten allgemeinen Grenzen halten, daß schließlich nennenswerthe positive

Resultate kaum übrig blieben: nur die allgemeinsten sanitären Forderungen können in einem Reichswohnungsgesetz festgelegt werden." Die Hauptarbeit weist Dix der kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungspolitik zu: „Die positive Arbeit liegt in erster Linie den Gemeinden und den gemeinnützlichen Gesellschaften ob." Dabei müßten indessen, so meint er, die Gemeinden „eine eigene Bodenpolitik treiben und sich nicht leichtfertig ihres eigenen Grundbesitzes entschlagen." Nach diesen kurzen Worten zu urtheilen, will Dix vom Reiche zu wenig und von den Gemeinden zu viel. Warum sollte sich das Reich nur auf sanitäre Vorschriften beschränken? Der Verein Reichswohnungsgesetz erwartet mehr vom Reiche.

Die mannigfachen Bestrebungen verschiedenster Kreise, welche auf die Beseitigung der Wohnungsnoth gerichtet waren, verdichteten sich im Mai 1898 zur Gründung des Vereins Reichswohnungsgesetz, der in erster Linie eine Initiative in der Wohnungsfrage vom Reiche durchzusetzen sich bemüht hat. Der erste Erfolg in diesem Bemühen war die Annahme des Antrages Schrader im Reichstage im November des Jahres 1899, welcher besagte: „Der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, eine Kommission zu berufen, an welcher auch Mitglieder des Reichstages betheiligt sind, mit der Aufgabe, durch Untersuchung der bestehenden Wohnungsverhältnisse und der auf dieselben bezüglichen Gesetze und Verwaltungsbestimmungen festzustellen, ob und in welcher Weise ein Eingreifen des Reiches zur Beseitigung der Wohnungsnoth angezeigt ist." Den zweiten größeren Erfolg wird die Sammlung von Abhandlungen bringen, mit deren Veröffentlichung der Verein Reichwohnungsgesetz nunmehr begonnen hat, und die über die einzelnen Fragen der Wohnungspolitik in weiten Kreisen Kenntniß und Klärung zu bringen bestimmt sind. Die zunächst vorliegenden ersten drei Hefte behandeln die Frage der Wohnungsinspektion durch das Reich, sowie die ergänzende Produktion kleiner Wohnungen theils durch das Reich, theils durch Genossenschaften. Die Frage, durch welche Mittel der Wohnungsnoth am besten zu steuern sei, ist bisher noch sowenig geklärt, das eine Reihe von Abhandlungen darüber wie die vorliegende dringend nothwendig war. Es ist erfreulich, daß diese Abhandlungen, wenigstens thun das die bisher vorliegenden, sich nicht bloß auf allgemeine Erörterungen beschränken, sondern in alle Einzelheiten hineinsteigen und sich theilweise zu direkten Gesetzesvorschlägen verdichten, sodaß die Diskussion auf greifbare, deutliche Vorschläge Bezug nehmen kann.

v. d. Goltz, der Verfasser des ersten Heftes, ist hierin am glücklichsten. Er kann sich auf eine längere praktische Erfahrung stützen, da er seit Jahren Leiter der sozialpolitischen Abtheilung der Straßburger Stadtverwaltung und Hauptbetheiligter an der seit einigen Jahren in Straßburg i. E. eingerichteten städtischen Wohnungsinspektion ist. v. d. Goltz zeichnet zunächst die bisherigen rechtlichen Grundlagen der Wohnungsinspektion in den einzelnen Bundes-

staaten, in erster Linie in denjenigen, wo sie auf besonderen Gesetzen beruht, wie in Hessen, Hamburg, Lübeck und in Elsaß-Lothringen. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß im Gesammten die Gesetzgebung der deutschen Bundesstaaten bezüglich Einrichtung einer den Bedürfnissen entsprechenden Wohnungsinspektion in vielen Richtungen unzulänglich ist. Der Verfasser geht dann ausführlich darauf ein, was nun auf Grund der vorhandenen Gesetzgebung in der Praxis auf dem Gebiete der Wohnungsinspektion gethan ist, und muß dabei leider konstatiren, daß dies noch viel unzulänglicher ist, als die entsprechende Gesetzgebung. Wohl zeigt sich bei den Behörden wie bei Privaten vielfach guter Wille und eifriges Bestreben, bestehenden Mängeln abzuhelfen, aber im Allgemeinen werden die Handhaben, welche die Gesetzgebung jetzt schon bietet, nur selten voll ausgenützt; viel häufiger wird von den durch das Gesetz gebotenen Mitteln, auf ein gesundes Wohnen hinzuwirken, überhaupt nicht oder nicht in annähernd genügendem Maße Gebrauch gemacht. In den dann folgenden Ausführungen tritt v. d. Goltz lebhaft für eine Regelung der Wohnungsinspektion durch Reichsgesetz nicht durch Landesgesetz, ein. Man wird sich den diesbezüglichen Ausführungen des Verfassers schwer verschließen können. In der Hauptsache wird das Urtheil in dieser Frage das sein, daß wenn nicht gewichtige Gründe dagegen sprechen, man die Wohnungsinspektion lieber zur Reichs- als zur Landessache gemacht sehen möchte. „Die Aufgabe ist nicht nur des Reiches würdig, sondern gerade groß genug, um befriedigend nur durch das Reich gelöst werden zu können.“ Die Einwände gegen ein Reichswohnungsgesetz nun widerlegt v. d. Goltz mit gutem Glück, in erster Linie denjenigen, den er selbst als den schwerwiegendsten bezeichnet, daß nämlich „die Wohnverhältnisse des Reiches derartig verschieden seien, daß eine einheitliche Regelung durch ein Reichsgesetz unmöglich sei, wenigstens lokal zu unerträglichen Härten führen müsse.“ Es denkt Niemand daran, so führt v. d. Goltz aus, in ein Reichswohnungsgesetz bis in die Einzelheiten hinein zwingende Bestimmungen über die Beschaffenheit der Wohnungen für das ganze Reich zu geben. Ein Reichswohnungsgesetz kann nur allgemeine Begriffsbestimmungen über zum Bewohnen nicht geeignete oder überfüllte Wohnungen geben, muß aber die engere und weitere Anwendung dieser Begriffe den Lokalbehörden überlassen. Die hauptsächlichsten Grundgedanken eines Reichswohnungsgesetzes müßten nach v. d. Goltz sein, daß zwingende Anordnungen getroffen würden, welche die sofortige Beseitigung der schlimmsten, die allmähliche Verbesserung der übrigen ungesunden Wohnungen veranlaßten. Des Weiteren seien Bürgschaften dafür zu schaffen, daß die neu geschaffenen hygienischen Verhältnisse dauernde blieben. Wo durch das Gesetz wirthschaftlich schwache Existenzen getroffen würden, müßten aus öffentlichen Mitteln allzu große Härten ausgeglichen werden. Zur Durchführung des Gesetzes sei ein Reichswohnungsamt zu schaffen, desgleichen in den einzelnen Orten Wohnungsämter in möglichst

enger Verbindung mit der bestehenden Bau-, Gesundheits- und Wohnungs-polizei. v. d. Goltz giebt auch für die Organisation dieser Wohnungs-ämter, ferner der Wohnungskommissionen, der Wohnungsinspektoren ꝛc. ausführliche Vorschläge, wie er ebenso die „Hauptbestimmungen eines Reichsgesetzes über Wohnungsinspektion“ in 24 Paragraphen bereits formulirt.

Der ganze Eindruck der v. d. Goltz'schen Schrift ist ein vorzüglicher. Mögen ihre vielen Anregungen zu lebhaftester Erörterung Anlaß geben.

Beschäftigt sich Heft 1 mit der, wenn man so sagen will, negativen Seite der Wohnungsfrage, der Beseitigung des Wohnungselendes, so behandeln Heft 2 und 3 die positive, die Beseitigung des Wohnungsmangels.

Liebrecht befürwortet die stärkere Heranziehung des Vermögens der Invaliden-Versicherungsanstalten für den Bau von Arbeiterwohnungen. Nach § 164 des Invaliditäts-Versicherungsgesetzes in seiner Fassung vom 13. Juli 1899 kann das ganze Vermögen der Versicherungsanstalten für solche Veranstaltungen angelegt werden, welche ausschließlich oder überwiegend der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu Gute kommen. Die hierin gegen früher liegende Erweiterung wurde motivirt damit, daß eine größere Betheiligung der Versicherungsanstalten an Bestrebungen zur Verbesserung der Arbeiter-Wohnungsverhältnisse wünschenswerth sei. Liebrecht wünscht nun eine Ergänzung des Invaliditäts-Versicherungsgesetzes dahingehend, daß die einzelnen Anstalten ausdrücklich angehalten werden, ihr Geld für den Bau von Arbeiterwohnungen zur Verfügung zu stellen. Der Bau selbst soll dabei den Kommunen und Genossenschaften ꝛc. überlassen bleiben.

Dem Ausbau der Baugenossenschaften redet Kampfmeyer das Wort. Diese müssen die Initiative zum Bau von Wohnungen ergreifen. Er schildert an der Hand einer Enquete, die von 35 Baugenossenschaften beantwortet wurde, die Organisation, die soziale Zusammensetzung und die Resultate der bisher bestehenden Baugenossenschaften. Die Erfolge sind theilweise glänzende. Indeß ein wirkliches Heilmittel des Wohnungsmangels können die Genossenschaften nur werden, wenn sie weite Kreise der Arbeiterschaft umfassen. Bisher ist das nicht der Fall gewesen, weil naturgemäß das Geld nicht in genügender Menge aufzubringen war. Daher verbindet sich Kampfmeyer mit dem Liebrecht'schen Vorschlage, daß die Invaliditätsversicherungsanstalten gesetzlich angehalten werden, ihre Gelder für baugenossenschaftliche Zwecke zur Verfügung zu stellen.

Von den beiden Seiten der Wohnungsfrage, der Beseitigung des Wohnungselendes und des Wohnungsmangels, ist die erstere an und für sich leichter zu lösen, und die v. d. Goltz'schen Vorschläge nach dieser Richtung bringen uns der Lösung bereits erfreulich nahe. Aber diese erste Frage setzt leider die Lösung der zweiten erst voraus. Und diese ist die weitaus schwierigere. Die Liebrecht'schen und Kampfmeyer'schen Vor-

schläge erschöpfen sie nicht, wenn sie auch werthvolle Fingerzeige geben. Hoffen wir, daß gerade nach dieser Richtung hin die weiteren Hefte des geplanten Cyklus noch Erfreuliches und praktisch Verwerthbares bringen werden.

Gleichartig den vorigen Schriften im Hinblick auf das Thema, ungleich werthvoller in der Ausführung ist das posthume Werk des zu früh verstorbenen hochbegabten Mitarbeiters der „Preußischen Jahrbücher" Paul Voigt. Das Voigtsche Buch ist keine Flugschrift, sondern eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung über die Entwicklung der Wohnungsfrage in Berlin. Ihre Hauptquellen bilden neben den vorhandenen größeren Geschichtswerken eine Anzahl kleinerer Monographien, auch handschriftlicher, sowie ferner die bezüglichen Akten der preußischen Steuer- und Grundbuchverwaltung. Voigt giebt vor Allem eine treffliche Uebersicht über die historische Entwicklung der Wohnungsverhältnisse der Stadt Berlin, wie sie in dieser Art bisher wohl nicht existirt hat. Er stellt darin die Periode einer „merkantilistischen" Bau- und Wohnungspolitik der modernen Entwicklung gegenüber. „Vom Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts hat die Anlage und Erweiterung einer Stadt, die Schaffung der Existenzgrundlage für die städtische Bevölkerung, als eine im eminentesten Sinne öffentlich-rechtliche Angelegenheit und deshalb auch stets als Aufgabe der städtischen oder staatlichen Gewalt gegolten; erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die Schaffung der Existenzgrundlage der ganzen Bevölkerung der privaten Spekulation zu überantworten." Bis zum Tode Friedrichs des Großen, so konstatirt Voigt, fand in Berlin bei Wohnhäusern eine Grundrentenbildung so gut wie garnicht statt. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts besaß die Kommune soviel Grund und Boden in und um Berlin, daß die Möglichkeit für die Fortsetzung einer Politik gegen die städtische Grundrentenbildung durchaus vorhanden war. Statt dessen aber kamen die Gründerjahre 1873 und 74 mit ihren unsinnigen Spekulationen in Grund und Boden und den ungeheuren Preissteigerungen des Bauterrains. Ausgedehnt und gleichzeitig in Permanenz erklärt wurde dieser Zustand durch die für Berlin am 15. Januar 1887 erlassene Bauordnung, welche von der Potsdamer Regierung ohne Weiteres auf die Mehrzahl der Berliner Vororte ausgedehnt wurde, denen dadurch die fünfstöckige Miethskaserne gleichsam oktroyirt wurde.

Voigt giebt dann eine eingehende Schilderung des Berliner Verkehrswesens und im Zusammenhang damit der Berliner Vororte, in der richtigen Ausgestaltung beider eines der beiden Hauptmittel zur Lösung der Wohnungsfrage erblickend. (Das zweite liegt auf baurechtlichem Gebiet.) Eine eingehende Behandlung wird Charlottenburg und der Kolonie Grunewald zu Theil. In ersterem konstatirt Voigt eine Werthsteigerung des Bodens während der letzten 30 Jahre um das 50 fache, bei letzterem haben die Spekulationen noch weit größere Gewinne erzielt.

Die Voigtsche Arbeit ist leider ein Bruchstück geblieben in Folge des Todes des Verfassers. Die eigentliche Lösung des Problems fehlt. Ohne Zweifel hätte die Arbeit, wenn beendet, nach dieser Richtung hin werthvolle Anregungen gebracht. So ist sie mehr auf die Schilderung beschränkt. Aber dieselbe ist auch als solche so anregend wie gründlich und macht das Buch zu einem rechten Schatze.

Dr. Hjalmar Schacht.

Eisenbahntarife und Wasserfrachten. Studien zur Frage der Gebührenerhebung auf Binnenwasserstraßen von M. Roßmann. R. Kustermann, St. Pernaczynski, P. Weryho und E. Heubach. Im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben und eingeleitet von Walther Lotz. Leipzig 1900. Verlag von Duncker und Humblot. XLIII. und 498 S.

Rheinschifffahrt im XIX. Jahrhundert. Von Christian Eckert, Dr. jur. et. phil. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XVIII. Heft 5. Leipzig. 1900. Duncker und Humblot. 10,60 *M.* XIX. und 450 S.

Zwei Bücher von größtem Interesse in einem Augenblick, wo Freiherr von Zedlitz angesichts der Neuberathung der Kanalvorlage die Frage der Aufhebung der Abgabenfreiheit unserer öffentlichen Flüsse wieder in Anregung bringt.

Die fünf Verfasser des ersten Buches behandeln der Reihe nach „Die Getreide- und Mehltarife der bayerischen Staatsbahnen", „Die Beförderung von Brotgetreide und Mehl auf den bayerischen Staatsbahnen", „Die Eisenbahntarife und Wasserfrachten für Getreide und Mehl in der Provinz Posen, ihre Geschichte und ihre Wirkungen", „Die Eisenbahntarife Rußlands für Getreide und Mehl im letzten Dezennium (1889—1899)" und „Skizzen über Verkehrsentwicklung, Frachtpreise und Verkehrspolitik am Oberrhein und in Südwestdeutschland." In der Hauptsache beschränken sich diese Arbeiten darauf, Material zu bringen. Wo sie Urtheile bringen, stimmen sie nicht immer überein. Ein einheitliches Facit sucht Lotz in der Einleitung zu ziehen.

Lotz theilt die Argumente für und gegen die Abgabenerhöhung auf Wasserstraßen in solche der Gerechtigkeit, solche der Sonderinteressen und solche der allgemeinen Wirthschaftspolitik. Wir können über die beiden ersteren kurzer Hand hinweggehen, da der Kampf gegen die Abgabenfreiheit weder mit Gerechtigkeitspostulaten noch mit Gründen einseitiger Sonderinteressen geführt wird. Es sind allgemeine wirthschaftspolitische Momente, die die Kontroverse dirigiren. Lotz setzt den Kernpunkt dieser Kontroverse ausführlich auseinander. Unsere Verkehrspolitik, insonderheit unsere Eisenbahnpolitik wird nicht nur von finanziellen oder rein verkehrs-

politischen Gesichtspunkten beherrscht, sie ist vielmehr in Deutschland zu einem Instrument der Außenhandelspolitik und damit der Schutzzollpolitik geworden. Die Eisenbahntarifpolitik erschwert die Einfuhr ausländischer Konkurrenzprodukte, erleichtert die Einfuhr von nothwendigen industriellen Roh- und Hilfsstoffen und begünstigt allgemein die heimische Ausfuhr. Diese so wohlthätige nationale Politik, so heißt es, wird durchkreuzt durch den abgabenfreien Verkehr der Flüsse. Die billigen Wasserfrachten führen Deutschland Waaren zu, deren Verfrachtung die Eisenbahnen aus nationalen Rücksichten möglichst zu erschweren suchen. Diese Thatsache giebt Lotz zu, um an drei konkreten Fällen, und zwar an den drei wichtigsten, nämlich Holz, Kohle und Getreide, ihre Berechtigung und ihre Konsequenzen zu prüfen.

Der wichtigste Artikel hiervon ist das Getreide, das namentlich auf dem Rhein so billig hereinkommt. Lotz weist nun nach, daß, trotzdem die Getreideeinfuhr auf dem Rhein im Widerspruch steht mit der preußischen Eisenbahnpolitik, dieselbe dennoch keine ruinösen Getreidepreise am Rhein gebracht hat, daß vielmehr die Mannheimer Getreidepreise in den letzten fünfzehn Jahren durchschnittlich 12 bis 28 Mark höher gewesen sind als in Berlin. Die Getreidetarifpolitik der deutschen Eisenbahnen geht dahin, fremdes, sowohl wie heimisches Getreide, nach Orten des Inlandes bestimmt, theuer, nach dem Auslande billig zu verfrachten. Während also österreichisches Getreide durch Bayern nach der Schweiz billige Fracht genießt, muß bayrisches Getreide nach Preußen teuer bezahlen. Das führt zu einem schwer fühlbaren Mangel eines Ausgleichs der heimischen Produktion, der nicht durch Einführung von Stromzöllen noch erhöht werden sollte.

Für die Richtigkeit des Resultates, zu dem Lotz theils durch Untersuchung der gegenwärtigen Verhältnisse, theils durch allgemeine wirthschaftspolitische Deduktion kommt, ist das Eckert'sche Buch ein einziger fortlaufender Beweis. Die Bestrebungen auf Aufhebung der Rheinzölle und die mit ihrer Beseitigung einsetzende Blüthe der Rheinschifffahrt bilden den Kernpunkt des Eckert'schen Buches.

Die Schilderung der Rheinschifffahrt im 19. Jahrhundert setzt ein bei der völligen Unfähigkeit des Reiches wie der Territorialmächte am Ende des 18. Jahrhunderts, eine Besserung in den Zuständen der völlig zerfahrenen Rheinschifffahrt herbeizuführen. Mit der Besetzung des linken Rheinufers durch Frankreich wächst die Hoffnung auf einheitliche Regelung der Rheinschifffahrt. Dieselbe verwirklicht sich zum ersten Male in der Oktroikonvention von 1804 (in Kraft getreten 1. November 1805), in der die Verfügungsgewalt über die Benutzung des Wasserweges den Uferstaaten entzogen und zum Gegenstand eines völkerrechtlichen Vertrages gemacht wurde. Die Zollerhebungsstellen wurden von 32 auf 12 herabgesetzt, der Oktroi genau fixirt, die vielen Stapelrechte wurden aufgehoben und nur der Umschlagzwang in Köln und Mainz in gewissem Umfang

beibehalten. Eckert schildert ausführlich, wie die so geschaffenen Verbesserungen auf die Rheinschifffahrt wirkten, insbesondere auch wie die allgemeine Zunahme des Verkehrs die noch bestehen gebliebenen Beschränkungen nur um so fühlbarer machen mußte. Ausführlich werden dann die Arbeiten der Centralkommission für die Rheinschifffahrt auf dem Wiener Kongreß besprochen, die in völlig modernem Geiste auf die gänzliche Befreiung der Rheinschifffahrt abzielten, und die nur den einen Fehler hatten, daß sie nicht zur Durchführung gelangten. Endlich im Jahre 1831, nachdem die Beharrlichkeit Preußens das bisher widerstrebende Holland zu immer weiterem Nachgeben veranlaßt hatte, kommt die Rheinschifffahrtsakte in ihrer ersten Form zu Stande. Dieselbe bringt zwar auch jetzt noch keine Beseitigung, sondern nur eine Vereinfachung und Ermäßigung der Abgaben, wohl aber die Beseitigung der Umschlagsrechte, die Errichtung einer Reihe von Freihäfen 2c. Es folgt diesen Maßnahmen eine rasche Entwicklung der Rheinschifffahrt, insbesondere der Dampfschifffahrt. Eckert giebt darüber genaue, bis in alle Einzelheiten gehende Nachweise. Besonders interessant sind die Ausführungen Eckert's über die beim Aufkommen der Eisenbahnen eintretende Wechselwirkung und Arbeitstheilung zwischen diesen und der Schifffahrt. Führte dieselbe auf einzelnen Strecken zur Verödung der Rheinschifffahrt, so wirkte sie doch an anderen gleicherweise belebend und befruchtend.

Indessen mit der immer lebendigeren Verkehrsentwicklung stand das System der Rheinabgaben in immer krasser werdendem Widerspruch. Sie bildeten insbesondere eine Sonderbelastung der Schifffahrt, die im Hinblick auf die Entwicklung der Eisenbahnen nicht gerechtfertigt schien. Aus diesem Grunde machte die Bewegung für völlige Aufhebung der Rheinzölle erfreuliche Fortschritte. Nach und nach verzichteten eine Reihe von Uferstaaten, und schließlich alle Zollvereinsstaaten, freiwillig auf die Einnahmen aus den Rheinzöllen. Die völlige Strombefreiung wird endlich geschaffen durch die revidirte Rheinschifffahrtsakte von 1868. Dieselbe erklärt die völlige Freiheit der Schifffahrt auf dem Rhein und seinen Ausflüssen von Basel bis in das offene Meer hinein für Fahrzeuge aller Nationen. Abgaben, die sich lediglich auf die Thatsache der Beschiffung gründen, dürfen nirgends erhoben werden. Alle Stapel- und Umschlagsrechte bleiben aufgehoben. Damit war endlich die Grundlage für die Entwicklung der Rheinschifffahrt gegeben, wie sie das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gezeitigt hat.

Das Eckert'sche Buch ist eine jener glücklichen Schöpfungen, die aus einem Wust von Aktenmaterial mit scharfer Logik das Wichtige und dauernd Werthvolle ausgraben, es in geschickter, ja eleganter Schilderung gruppiren und so eine willkommene Verbindung von Gründlichkeit und Anschaulichkeit geben.

Dr. Hjalmar Schacht.

Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirthschafts- und Arbeitsmarkt. Für Volkswirthe und Geschäftsmänner, Arbeitgeber- und Arbeiter-Organisationen. Jahrgang 1900. Herausgegeben von Richard Calwer, M. d. R. 1901. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Edelheim. Berlin-Bern. Mk. 10.

In den 80er Jahren gab der Generalsekretär des Deutschen Handelstages ein Jahrbuch heraus, in welchem aus den Berichten der deutschen Handelskammern alles bezügliche Material verarbeitet wurde unter dem Titel „Das deutsche Wirthschaftsjahr". Es war ein rein sachlicher Bericht, der ein Bild geben sollte von der Bewegung der deutschen Volkswirthschaft während des jeweilig verflossenen Jahres. Etwas Aehnliches bietet das Calwersche Buch, und zwar in recht geschickter Weise. Zwar ist der Verfasser nicht nur sachlich. Calwer ist Mitglied der sozialdemokratischen Partei und hält mit seinen entsprechenden Urtheilen nicht zurück. Indeß stört das durchaus nicht, denn gerade bei den aktuellen wirthschaftspolitischen Ereignissen wird ein Leserkreis, wie er für das Calwersche Buch in Frage kommt, sich durch fremde Urtheile nicht leicht bestimmen lassen. Wohl aber sind dieselben anregend und führen zum Nachdenken. Uebrigens weiß man ja bereits von Calwer, daß er keineswegs auf die sozialdemokratische Wirthschaftsdoktrin eingeschworen ist.

Das Buch beginnt mit einem allgemeinen Ueberblick über die Produktions- und Marktverhältnisse des Jahres, um dann dieselben für die einzelnen Erwerbszweige durchzugehen. Es folgen Bank- und Börsenwesen, auswärtiger Handel, Preisbewegung, einiges über Bevölkerung, Wohnungsfrage 2c. Eine Uebersicht über die wirthschaftspolitischen Reichsgesetze, sowie eine Jahreschronik erhöhen den Werth als Handbuch. Eine Anzahl Tabellen bieten brauchbare Uebersichten.

Das Buch ist geschickt und eigenartig angelegt und allen Urtheilsfähigen zu empfehlen. Dr. Hjalmar Schacht.

Reisen.

Siegfried Samosch. Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen. J. C. C. Bruns' Verlag. Minden in Westf. 1901.

Der angesehene Journalist, der dieses Buch verfaßt hat, pflegt seine Urlaubszeit alljährlich im romanischen Europa zuzubringen, dessen Sprachen er gründlich kennt und geläufig spricht. Im Jahre 1899, also nicht lange nach dem unglücklichen Kriege, den Spanien gegen Nordamerika geführt hat, ist Samosch zum letzten Male auf der iberischen Halbinsel gewesen. Da die literarische Beschäftigung mit politischen Dingen sein Beruf ist, so hat Samosch mit dem lebhaftesten Interesse und vieler Sachkenntniß die Wirkungen studirt, die der unglückliche Krieg auf Staat und Volk in

Spanien hervorgebracht hat. Sein Urtheil geht dahin, daß die öffentliche Meinung in Spanien den unglücklichen und beschämenden Verlauf des Feldzuges viel gleichmüthiger aufgenommen hat, als man im Auslande meint, und daß der Verlust der Kolonien zusammen mit den Kriegssteuern nicht nur keinen wirthschaftlichen Zusammenbruch hervorgerufen hat, sondern daß merkwürdiger Weise im Gegentheil ein ökonomischer Aufschwung zu beobachten gewesen ist. Diese verhältnißmäßig energische geschäftliche Thätigkeit weist nach der Ansicht des Verfassers darauf hin, daß sich in Spanien die Anfänge eines gesünderen Volkslebens zu zeigen beginnen, daß im Lande des Cervantes und Velasquez noch immer Kulturkeime vorhanden sind, die nach Entfaltung ringen. Wenn man bei Samosch liest, welch' reges industrielles Leben er in den verschiedensten Landestheilen Spaniens zu beobachten vermochte, trotzdem die kommerziellen Beziehungen zu Cuba und den Philippinen abgeschnitten worden sind, wird man an den Ritter in der mittelalterlichen Fabel erinnert, der aus Verzweiflung über einen Kropf in den Krieg gegen die Ungläubigen zog, um hier sein werthlos gewordenes Leben ehrenvoll zu beenden. In einem Gefecht wird ihm der Kropf abgehauen, und nach Heilung der Wunde steht der vom Kropfe befreite Ritter als ein gesunder und lebensfroher Mann von seinem Krankenlager auf. Mögen sich die schädlichen Konsequenzen der territorialen Amputation von 1898 auch erst nachträglich zeigen, jedenfalls hat, wie u. A. das leidlich anständige Verfahren der spanischen Regierung gegenüber den ausländischen Staatsgläubigern zu beweisen scheint, Noorden zu schwarz gesehen, als er vor einem Menschenalter prophezeite, Spanien würde auf die Stufe der nordafrikanischen Staaten herabsinken.

Samosch hat die iberische Halbinsel im ganzen sechsmal bereist, und je öfter er ihren Boden betrat, desto mehr ist er bestrebt gewesen, sich möglichst weit von den großen Heerstraßen zu entfernen, auf denen der Schwarm der Touristen seines Weges zieht. In Folge dessen ist das Buch unseres Autors sehr reichhaltig und macht in jeder Zeile den Eindruck gründlicher Kenntniß von Land und Leuten. Wenn das Aperçu Recht hätte, welches sagt, daß man nur liebt, was man wirklich kennt, so wäre der Schlüssel für die Erklärung der unermüdlichen Aufmerksamkeit gefunden, mit der Samosch jede ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen sichtbar werdende Regung der spanischen Volksseele und des spanischen Volkslebens beobachtet. Wie ein tüchtiger Schilderer Spaniens das unbedingt muß, besitzt Samosch nicht allein politische, sondern auch ästhetische Bildung; er ist ein feinsinniger Nachempfinder poetischer, malerischer und architektonischer Schönheit, und weiß demjenigen, was er beim Anblicke künstlerisch vollendeter Schöpfungen empfindet, einen beredten Ausdruck zu verleihen. Alles in Allem — das hier besprochene Buch steht hoch über der gewöhnlichen Reiseliteratur. Was die Schäden betrifft, an denen Spanien so schwer krankt, die Pfaffenwirthschaft und die Beamtenkorruption, so hebt

der Verfasser diese argen Uebelstände mit großer Deutlichkeit hervor, obgleich er es bei seiner milden und versöhnlichen Natur sehr liebt, Schärfen und Spitzen durch humoristische Wendungen abzuschleifen. Von Samosch's sinnvollem und gemüthlichem Humor will ich folgendes ergötzliche Beispiel hierhersetzen, das sich auf ein Gespräch zwischen dem Verfasser und einem Franziskaner — Laienbruder und Lampenanzünder im Dome zu Salamanca bezieht:

„Huldvoll nahm Eusebio Bartol — ich wiederhole den Namen, damit auch andere Reisende das Folgende kontroliren können — mein Kompliment wegen seines feinen Sprachgefühls entgegen und fragte nicht ohne einen Ausdruck geistiger Ueberlegenheit, woher ich kam der Fahrt. Als ich Berlin nannte, fügte er mit einem Gefühle der Sicherheit hinzu: „en Inglaterra", „in England." Zunächst glaubte ich, falsch gehört zu haben; Eusebio Bartol blieb jedoch bei seiner Ansicht und schüttelte ungläubig den Kopf, als ich ihn eines Besseren belehren wollte.

So glaubte ich, die geographische Zugehörigkeit Berlins nicht genauer bestimmen zu können als durch die Frage, ob mein Führer nicht wüßte, wer Bismarck wäre. Und nun geschah das Unglaubliche. Nachdem der lamparero zuerst eine Weile in seinem Gedächtnisse geforscht hatte, überraschte er mich durch das in diesem Zusammenhange geradezu verblüffende Wort: „Es Usted?" „Sind Sie das?" Hätte ich selbst glauben können, daß Eusebio Bartol, der gar pfiffig mit seinen Augen zu blicken vermochte, weltfremde Naivetät heuchelte, so mußte ich mich durch den weiteren Verlauf der Unterhaltung sehr bald belehren lassen, daß dort in Salamanca im täglichen Verkehre mit Bischof und Domherren ein Mann lebt, der nicht einmal den Namen Bismarck kennt.

Als ich mein Erlebniß dem deutschen Botschafter in Madrid, Herrn v. Radowitz, mit dem Hinzufügen erzählte, daß ich wohl Bedenken tragen müßte, eine so unwahrscheinliche Geschichte selbst unter Nennung des Namens meines „Gewährsmannes" mitzutheilen, bezeichnete dieser vortreffliche Kenner Spaniens den Vorgang geradezu als typisch und charakteristisch für spanische Verhältnisse. Er drückte zugleich die Ueberzeugung aus, daß selbst unter den canónigos, den Domherren von Toledo, der eine und der andere wohl in derselben Unkenntniß in Bezug auf zeitgenössische historische Persönlichkeiten ihr beschauliches Dasein führen könnten ... Wie gerade kleine Züge öfter für das „Geistesleben" einer Nation bezeichnend sind, glaubte ich den mir von kompetenter Seite als typisch dargestellten Vorgang hier nicht verschweigen zu dürfen. Vielleicht findet ein Leser später Gelegenheit, beim Besuche der in jeder Hinsicht interessanten Stadt auch nachzuforschen, ob Eusebio Bartol, der täglich in der Kathedrale von Salamanca zu finden ist, inzwischen über die Lage von Berlin und über den Fürsten Bismarck weitere Erkundigungen eingezogen hat."

E. D.



Römische Augenblicksbilder von Albert Zacher. Oldenburg und Leipzig. Schulzes Hof-Buchhdl. (1901.) V. u. 271 S. 8°.

Ein aus Feuilletons der „Frankfurter Ztg." zusammengeschustertes Buch, dem wenig Gutes nachzurühmen ist. Wer sich noch der vorzüglich kenntnißreichen römischen Briefe Karl Benraths (jetzt Professor der Kirchengeschichte in Königsberg) oder seines geistvollen Nachfolgers in der Berichterstattung für die „Kölnische Zeitung", des Posthörnchens Dr. Mohr, erinnert, kann nur beklagen, wie elend das deutsche Zeitungspublikum heute in diesem Punkte bedient wird. Für Herrn A. Zacher mag ja freilich sein paradoxer Satz „Rom ist ja noch unerforschtes Land" wortwörtlich wahr sein, aber wenn er sich „Fremdenführer im Nebenamt" nennt, der ein für alle Mal die Geschichtchen, die er den von ihm Geführten, beinahe hätte ich geschrieben Angeführten, zu erzählen pflegte, von der Seele schreiben wollte, so ist nur zu wünschen, daß das so entstandene „Büchlein" ihn fürderhin von diesem Nebenamte völlig entlasten möge.

Es ist der anmaßlich-unwissende Ton, der uns Deutsche doch wahrhaftig überall in der Welt verhaßt genug gemacht hat, der uns hier widerwärtig wird, nicht sowohl, weil er meist harmlose Landsleute trifft, die das Unglück haben, ein paar Monate weniger in der „Ewigen Stadt" zu verweilen, als vielmehr, weil er so gänzlich unfähig macht, die Herzensfeinheit und beschämende Gentilezza des liebenswürdigen Volkes, das den Begriff und Sache „Pöbel" nicht kennt, auch nur zu ahnen, weil er vergißt, daß wir geduldete Gäste sind, die ihren Wirthen Achtung schuldig sind.

Es thäte doch auch nicht Noth, nach Julius Stinde's lustigem Buche von „Buchholzens in Italien", alle die Scherze aufs Neue zum Besten zu geben, die allmählich eingerömerte Deutsche gern von den Ankömmlingen erzählen, zum Theil ehrwürdig antike Histörchen, die ja — und nicht bloß in Rom, ewig neu bleiben. An Allmer's „Römische Schlendertage" reicht das Büchlein überall auch nicht entfernt heran. Dort sind anspruchslos persönliche Eindrücke, wie in Goethe's Briefen an die Stein und die Weimarer Freunde, ohne ängstliche Nachprüfung, vorgetragen, und die Persönlichkeit verlieh ihnen Werth, auch wo Auffassung und Urtheil schief waren. Man empfindet, daß uns ein Mann wie Gregorovius in Rom leider fehlt.

Ich würde vor dem „Fremdenführer" schon wegen seines fürchterlichen Frankfurter Zeitungsdeutsch warnen. Der Mann mag ja bereits länger in Rom leben, als der mehrfach von ihm genannte Dr. Reinhold Schmusicke, Oberlehrer zu Posemuckel, aber viel mehr von dem wirklichen Rom hat er auch nicht gesehen.

Als Sprachproben — nur deutsche Zeitungssetzer sind abgehärtet genug, so etwas in die Presse zu heben — gebe ich blindlings: der Nachbarn, nom. sing.(!) — komme — das Licht erlöscht — sie pflegen

spät zu nachtessen (das ist reizend, und welche Perspektive eröffnet es! „Wir sind gewohnt zu biertrinken, alle Jahre zu seebaden“ und dergl.) — „so, als ob man meinen sollte . . .“ — „er thut“ = spricht, antwortet, das blödsinnige Französische „faisait-il“! — „ich verbiete mir“ statt „verbitte“ — „des Wucherer“ (ohne s!) — „das Koffer“. — „Ein Römer von Familienstolz“ — „ich soll unrichtigen Darstellungen . . . ruhig hinnehmen“ — (das ist nicht etwa Druckfehler, sondern durchaus im Jargon). — Einmal wechselt man „bezeichnete Blicke“. Man sieht, der Grünling der „Frankfurter Zeitung“ wird stilistisch unendlich von seiner Hauptquelle überragt, dem ordinärsten Klatschblatte der römischen Barbierstuben, dem edlen „Messagero“. Interessant ist es auch und zeugt für die tiefen Sprachstudien des Verfassers, daß Seite 47 „mica“ „allein“ heißt. (!!)

Weimar, März 1901. Xs.

Germanistik.

Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Auf Grund von Hermann Pauls „Deutschem Wörterbuch“ in den Haupterscheinungen dargestellt von Oberschulrath Dr. Albert Waag. Lahr i. B. (Moritz Schauenburg) 1901. M. 3. XVI. 200 Seiten.

Als nach dem Bekanntwerden des Sanskrit Friedrich Schlegel die Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ (Heidelberg 1808) erscheinen ließ und dadurch Franz Bopp zu seiner Arbeit „über das Konjugationssystem der Sanskritsprache“ anregte, und als Jakob Grimm mit der „Deutschen Grammatik“ (Erster Theil 1819) den Grund zu einer historischen Sprachwissenschaft legte, da beschäftigten sich lange Zeit die Gelehrten, die jenen kühnen Eroberern in das neuentdeckte Land als Kolonisten folgten, fast ausschließlich mit der lautlichen Seite der Wörter; es wurden die Erscheinungen untersucht, nach denen sich die Formen in den verwandten Sprachen bilden, oder die Gesetze, die zum Abfall eines Buchstabens oder einer Silbe innerhalb der Entwicklung derselben Sprache führten; es wurde scharf beobachtet, wie neue Flexionen sich bilden und wie eine grammatische Endung durch eine andere ersetzt wird.

Die Erforschung des Gebietes, das sich mit der begrifflichen Seite der Wörter beschäftigt, blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Erst später suchte man sich klar zu machen, welche Vorstellungen den Wörtern zu Grunde liegen. Und man fand, daß die Sprache Alles, was die Menschheit je bewegte, in sich barg: vor dem aufmerksamen Blicke des Sprachforschers tauchten alte, längst entschwundene Sitten und Gebräuche der Völker auf; und was früheren Generationen schön und sittlich erschien, konnte man aus der ursprünglichen Bedeutung der Wörter schließen. Dann mußte man die Thatsache erkennen, daß das Wort des griechischen

Philosophen πάντα ῥεῖ auch auf die begriffliche Seite der Wörter Anwendung findet, man wurde dessen gewahr, daß die Bedeutung des Wortes sich im Laufe der Zeit ändert oder daß es neben dem, was es ursprünglich bezeichnet, auch auf andere Gegenstände oder Vorstellungskreise bezogen wird, daß ein neu aufgekommenes Wort ein altes verdrängt oder ihm eine andere Sphäre zuweist.

Die Wissenschaft der Bedeutungslehre ist von klassischen Philologen in Deutschland begründet worden. Christian Karl Reisig ist der erste, der für das Lateinische diese Betrachtungen anstellte; er that dies an der Universität Halle in den „Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft" (erst nach seinem Tode veröffentlicht 1839). Ihm folgten sein Schüler Friedrich Haase und neuestens Ferdinand Heerdegen (Lateinische Semasiologie, Berlin 1890). — In der geistvollsten Weise aber hat ein französischer Sprachforscher, Michel Bréal, das ganze Gebiet der Bedeutungslehre behandelt in seinem Buche „Essai de Sémantique." (Paris, 1896.)

Einen wesentlichen Fortschritt machte diese Betrachtungsweise, als man anfing, den Wandel der Bedeutung an der Muttersprache zu beobachten. Die Veränderungen der Form des Wortes fallen sofort ins Auge, und sie können von Jedem erforscht werden, welchem Volke er auch angehören mag; die Beobachtungen aber, die auf die Bedeutung des Wortes gehen, entziehen sich dem Blicke etwas mehr. Namentlich da, wo der Gefühlswerth eines Wortes festzustellen ist, wo man den Eindruck klarstellen will, den es auf die Empfindung macht, würde die Möglichkeit des Irrthums bei einer fremden Sprache sehr groß sein. Für das Französische hat Arsène Darmesteter Bedeutendes geleistet durch seine Schrift „La vie des mots étudiée dans leurs significations" (1. Aufl. Paris, 1886). Das französische Lexikon, das am besten die Bedeutungsentwicklung klarstellt, ist das von ihm in Gemeinschaft mit Hatzfeld herausgegebene Dictionnaire général de la langue française, das erst seit dem vorigen Jahre vollständig vorliegt.*)

Für das Deutsche verdanken wir sehr anregende Betrachtungen über diesen Gegenstand dem feinsinnigen Rudolf Hildebrand. Am eingehendsten aber hat diese Veränderungen beobachtet und in Kategorien geordnet der Münchener Professor Hermann Paul. Er hat seine Forschungen darüber niedergelegt in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" (3. Aufl. 1898), und er hat seine Anschauungen „über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie" (vgl. seinen Vortrag in der bayer. Akad. d. Wissensch. 1894) in die Praxis übertragen in seinem „Deutschen Wörterbuch" (Halle 1897), das in ausgezeichneter Weise die Bedeutungsentwicklung vor Augen führt, das allerdings in Ausführlichkeit und Uebersichtlichkeit der einzelnen Artikel mit dem erwähnten französischen Werke den Vergleich nicht aushält. — Die

*) Darmesteter war inzwischen 1888 gestorben, sein Schüler Antoine Thomas hat sich dann mit Hatzfeld in die Arbeit der Herausgabe getheilt.



Arbeiten von Hermann Paul dienen dem Buche von Albert Waag, das uns vorliegt, zur Grundlage.

Es ist ein Buch, das verläßlich ist; denn es stützt sich auf die Forschungen eines Mannes, der durch die Genauigkeit seines Arbeitens unter den Germanisten eine führende Stellung einnimmt. — Und neben der Sorgfältigkeit, mit der das Buch geschrieben ist, gewinnt den Leser für die Darstellung das Gefühl, daß der Verfasser von hoher Begeisterung für seinen Gegenstand getragen wird. Er wendet sich an alle Gebildeten, die ein Bedürfniß empfinden, über ihre Muttersprache nachzudenken. — Und wem unter seiner kundigen Führung für den Wandel der Wortbedeutungen die Augen geöffnet werden, wer mit ihm beobachtet, wie sich die gesammte Entwicklung des Denkens und Fühlens unseres Volkes in der Verschiebung des Vorstellungsinhalts der Worte widerspiegelt, wer durch ihn „gelernt hat, das jetzt neben einander Gelagerte in der Reihenfolge seines Werdens zu begreifen," der wird dem Verfasser Dank wissen für manche anregende Stunde, die ihm das Nachdenken über die Erscheinungen der Muttersprache verschafft hat.

Die verdienstliche Arbeit Waag's besteht im Wesentlichen darin, daß er das Material, das im Deutschen Wörterbuch von Paul verarbeitet ist, benutzt, um eine ziemlich reichhaltige Zusammenstellung von Bedeutungsentwicklungen nach den Kategorien zu geben, die derselbe Verfasser in seinen „Prinzipien" aufgestellt hat.

Waag hätte indeß seine Arbeit noch nützlicher gestaltet, wenn er nicht grundsätzlich Parallelen aus den Fremdsprachen im Allgemeinen ausgeschlossen hätte. Daß da, wo es sich um die „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes" handelt, die fremden Sprachen nur ausnahmsweise herangezogen werden dürfen, ist allerdings klar. Mir scheint aber, daß für diese Ausnahmen bestimmte Grundsätze aufgestellt werden könnten. Ich möchte diese Fälle, wo bei Behandlung der Muttersprache auf eine fremde Sprache hinzuweisen wäre, mit Beispielen aus seinem Buche belegen, da ich dadurch die erwünschte Gelegenheit habe, von dem reichen Inhalt der Arbeit eine Vorstellung zu geben.

Zunächst müßte an ein Wort der verwandten Sprache erinnert werden, wenn in dieser die Grundbedeutung noch unentwickelt vorhanden ist, während in der Muttersprache nur noch eine abgeleitete Bedeutung vorliegt. Daß z. B. „Gatte" ursprünglich nichts Anderes ist als „mit Jemandem zusammengehörig", wird eindrucksvoller und deutlicher, wenn in Klammern hinzugefügt wird: vgl. engl. to gather = vereinigen; together = zusammen. Daß „schwelgen" eigentlich nur „verschlucken" bedeutet, prägt sich dem Gedächtniß sofort ein, wenn das entsprechende englische „to swallow" daneben gestellt wird, in dem die Grundbedeutung erhalten ist. Auch daß „kosen" (auf lat. causa = Rechtssache zurückgehend) ursprünglich nur „sich unterhalten, plaudern" bedeutete, würde durch französisch causer zu erweisen

sein, wie die ursprüngliche Bedeutung von „Zins“, die „Abgabe, Steuer“ war, eine Stütze findet, wenn das lat. census als Etymon erwähnt wird. — Die ehrende Bedeutung, die „Knecht“ früher hatte, wird sofort in klares Licht gestellt, wenn man an das englische knight erinnert, wo genau dasselbe Wort vorliegt. — Und wenn uns Beispiele angeführt werden, die zeigen, wie sich die Anpassung der Worte an Kulturverhältnisse vollzieht, wie sich z. B. bei Kleidungsstücken „an den veränderten Gegenstand ein entsprechend veränderter Wortbegriff angeschmiegt hat“, so müßte bei dem Worte „Hose“, das ursprünglich eine Bekleidung der Schenkel, eine Art weit hinaufgehenden Strumpf bezeichnete, mit drei Worten erinnert werden an engl. hose, das noch heute „langer Strumpf“ bedeutet und an hosiery = Strumpfwaaren.

Ebenso wichtig scheint mir ein kurzer Hinweis auf die fremde Sprache da, wo die Bedeutungsentwicklung sich in gleicher Weise vollzogen hat wie bei der Muttersprache. Daß „Urlaub“ aus der allgemeinen Bedeutung „Erlaubniß“ den speziellen Sinn „Erlaubniß, sich zu entfernen“ entwickelt hat, wird durch den Hinweis auf das englische leave, das Erlaubniß und Abschied zugleich bedeutet, für das Gedächtniß gestützt. — Dieselbe interessante Entwicklung wie „sehen“, das auch auf den Ausdruck des Blickes bezogen wurde (böse dreinsehen) und dann die Art der äußeren Erscheinung überhaupt bezeichnete, wie in dem Schiller'schen „Luise, Du siehst blaß“ — dieselbe Entwicklung finden wir bei dem englischen look (das mit dem deutschen „lugen“ stammverwandt ist). Wenn „Platte“ neben „flacher Schüssel“ in Süddeutschland auch „das aufgetragene Gericht“ heißt, so müßte um so eher an französisch plat erinnert werden, als das deutsche Wort dem französischen entlehnt ist, wie die Form zeigt, und da die besprochene Entwicklung vollkommen gleich ist. Oder, wenn erwähnt wird, daß der „Dank“, ein Wort, das ursprünglich ein Gefühl bezeichnet, das sich im Denken, in der Gesinnung, äußert, im Mittelhochdeutschen so viel ist wie „Preis im Turnier“ (als Zeichen des Dankes), so kann wohl auf die parallele Entwicklung hingewiesen werden, die das lateinische mercedem = Lohn zu dem französischen merci genommen hat, während die ursprüngliche Bedeutung in mercenaire = Söldner erhalten ist.

Von besonderem Interesse aber scheint es mir, daß auf die Gleichheit der Metapher in einer fremden Sprache aufmerksam gemacht werde, damit man sich dann hüte, ein Bild als besonders dem Deutschen angehörig in Anspruch zu nehmen, das auch sonst vorkommt. — Es ist z. B. sehr charakteristisch für das Deutsche, daß „schenken“, dessen Grundbedeutung „zu trinken geben“ ist (vgl. das volksthümliche „ein Kind schenken“, „Schenkamme“), bei uns den allgemeinen Sinn von „geben“ entwickeln konnte; es ist ebenso bezeichnend für die Bedeutung des Würfelspiels bei den Germanen, wenn unser „gefallen“*) sich entwickelt hat aus einem Ausdruck,

*) Dieses Beispiel findet sich nicht bei Waag.

der auf das Loosen mit Würfeln um die Beute Bezug hatte. mittelhochdeutsch es gevellet mir wol eigentlich = das Loos fällt gut für mich. Aber bei der Erwähnung von „Krahn" als der Bezeichnung des Werkzeuges zum Verladen von Lasten wäre auf französisch grue hinzuweisen (vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 102, S. 429), bei der Bezeichnung „Hörnchen" für das Gebäck auf französisch croissant. Daß „Waffel" mit „Wabe" verwandt und von der Aehnlichkeit der Gestalt mit einer Honigwabe benannt ist, findet einen Stützpunkt darin, daß das dem Deutschen entlehnte französische Wort la gaufre zugleich Honigwabe und Waffel bedeutet. — Das Wort „fähig" ist auf die sinnliche Grundbedeutung „im Stande zu fassen" (oberdeutsch fahen = fangen) zurückzuführen: durch den Hinweis auf capable (zu capere gehörig) gewinnt diese Erkenntniß, meine ich, an Interesse. Ebenso wäre bei „erwägen" daran zu erinnern, daß dem französischen penser dasselbe Bild zu Grunde liegt. — Unter Metapher behandelt Waag auch die Fälle, wo räumliche Adverbien in zeitlicher Verwendung vorkommen; unter Anderem führt er Sätze an wie: es ist einen Monat her. Auch hierbei ist die Heranziehung von il y a un mois lehrreich, weil sie uns das Allgemeingiltige dieser Uebertragung beweist; ebenso ist dafür, daß „stracks" (zu strecken gehörig) die zeitliche Bedeutung „sofort" angenommen hat ein Analogon zu finden in dem englischen Worte straight, wo beide Verwendungen zusammen vorkommen.

Schließlich scheint mir eine Heranziehung der Fremdsprache auch dann geboten, wenn sich dort eine weitere Entwicklung eines Wortes der Muttersprache beobachten läßt. Denn dies ist ebenso lehrreich, wie es wichtig ist, das Fortleben und den Einfluß einer Dichtung zu verfolgen. — Wenn wir z. B. hören, daß das Wort „Bann" aus der Bedeutung „Gebot oder Verbot unter Strafandrohung" zu der örtlichen Bezeichnung „Bezirk der Gerichtsbarkeit" geworden ist, so dürfte es anregend sein, zu erfahren, daß sich im Englischen und Französischen die Grundbedeutung in merkwürdiger Weise spezialisirt hat zu „Aufgebot eines Brautpaares". — Oder zu der Besprechung des Wortes „Wette", das ursprünglich so viel hieß wie „Pfand", dann insbesondere Einsatz bei einer Wette wurde und schließlich die Handlung des Wettens bezeichnete, wäre hinzuzufügen, daß dieselben französischen Worte gage und gager alle drei Bedeutungen noch aufweisen und sich außerdem entwickelt haben zu dem Begriff „Lohn" (für den Diener) und „löhnen".

Ich glaube, wenn der Verfasser mit grundsätzlicher Beschränkung auf die eben besprochenen Kategorien Parallelen aus den Fremdsprachen herangezogen hätte — ich meine, nur andeutend, nicht etwa in breiter Ausführlichkeit — dann hätte er den Umfang des Buches nur um wenige Seiten vermehrt und die Lektüre noch interessanter und nützlicher gestaltet, als sie ohnehin ist.

Charlottenburg. Felix Rosenberg.

Literatur.

Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe herausgegeben von **Adelheid von Schorn.** Berlin S. Fischers Verlag 1901. 498 S. Text und 10 S. Namenregister. Gr. 8⁰.

Ein nach vielen Seiten hin gar merkwürdiges, lehrreiches und interessantes Buch, nicht bloß für Damen des sogenannten high-life, für die Globe-trotters und Atelierbummler, für dasjenige Volk, das wie die Zugvögel Jahr um Jahr als internationale „Gesellschaft“ sich in Rom annistelt, auch wohl der Rückkehr vergessend, nein, auch für die gesammte Kulturgeschichte unserer wunderlichen Zeit. Besonders empfehlen möchte ich die nicht ganz mühelose, zum Theil vielleicht sogar öde Lektüre dieser chronikartig geordneten alten Briefkiste — was man jetzo Archiv nennt — denjenigen, die längere Zeit einseitig sich nur mit der literarischen Produktion beschäftigt haben. Da ist es in der That nicht bloß recht erholsam, sondern wird zur nothwendigen Ergänzung unserer vernachlässigten Erziehung, wenn wir uns einmal an die sublime Sphäre des Musikantenthums geführt sehen. Hier werden ja Mysterien vorgetragen, von denen der bloße Esprit de lettres keine Ahnung haben konnte, „denn Gedanken stehn zu fern“. Wenn nun solche Belehrung zugleich das Persönliche in sehr intimen Mittheilungen, die gesammte Lebensanschauung bedeutender Menschen, ihre Stellung zu allen auch uns bewegenden religiösen oder philosophischen, ethischen, sozialen und politischen Fragen, in ein helles Licht stellt, in ein ehrliches Licht, insofern es von ihren eigenen urkundlichen Bezeugungen ausstrahlt, so ist das unbezahlbar reizend.

Es handelt sich ja nicht um Hinz oder Kunz, wenn auch einmal so Einer mit vorbeipassirt, sondern um auch rein menschlich betrachtet, große Charaktere, Liszt, Wagner, Bülow und um die Zentralsonne dieser Planetenschwinger, die alte fromme Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein in Rom. Wer etwa einmal die wirkliche Biographie dieser außerordentlichen Frau zu schreiben hätte, der dürfte in keinem Fall an den zahlreichen, immer geist- und gemüthvollen Urkunden vorbeigehen, die Adelheid v. Schorn aus langjährigem intimen Verkehr mit der wahrhaft mütterlichen Freundin und schon aus dem Nachlaß der eigenen Mutter hier ausschüttet.

Daß Liszt und die vortreffliche Fürstin hier in Weimar Gegenstand mannigfachen und höchst ordinären Klatsches geworden waren und zum Theil noch sind, darf ja niemand wundern. Aber es ist ein wahres Verdienst unseres Buches, daß die Verfasserin, die gar keine prüde Altjungferlichkeit kennt, und auch gar nichts zu vertuschen sucht, von diesen Dingen absolut keine Notiz nimmt. Das ist vornehm und schließlich die einzig richtige und verdiente Abwehr der Gemeinheit.

Der Berichterstatter, der von jeher in der Kunst den Menschen aus dem Wege zu gehen, das Außerordentlichste leistete, und gewiß zu seinem großen Schaden, darf sich nicht rühmen, die verehrte Freundin Liszts

persönlich zu kennen, ist also ganz auf den Eindruck seiner Lektüre und seine Kenntniß römischer Verhältnisse angewiesen, zu der die zwölf Jahre (1873 Mai — 1885 April) etwa Gelegenheit boten. Das reicht aber aus, ihr zu bezeugen, daß sie sehr Vieles erfahren, sehr viel Personen kennen gelernt, in Gelehrten= und Künstlerkreisen bewandert ist und — schon als Begleiterin der Fürstin, zu allen Cercles und besonders Konzerten Zutritt gehabt hat. Eine gute Beobachterin ist sie zudem, und mit diplomatischer Vorsicht von jedem „großen Thier" zu sprechen, hat sie schon in Weimar und als Tochter einer Hofdame Maria Paulownas gelernt. So hätte ich zwar wohl etwas mehr Offenherzigkeit in ihren Urtheilen gewünscht, aber das ist Privatgeschmack. Der société wird ohne Zweifel ihre kluge Diskretion oder riservatezza sehr zusagen, was ja nicht ausschließt, daß dieselbe haute volée sich vor Vergnügen schüttelt, wenn einmal in einem Roman ganz durchsichtige Klatschgeschichten aufgetischt werden, z. B. von dem frivolen Gabriele d'Annunzio, der nebenbei ein großen Künstler ist. Auch fällt mir nicht ein, die Klugheit zu tadeln, die Goethe meint mit „Hand wird nur von Hand gewaschen". Sonst wäre das Personen=verzeichniß hinter dem Buche etwas dünner gerathen. Die eigentliche Mahlzeit besteht, wie gesagt in der Selbstdarstellung Liszts und der Fürstin Wittgenstein. Manches Interessante bietet ja auch die Geschichte der Mutter. Ich erwähne als besonders charakteristisch für das damalige Weimar, daß, als die junge Hofdame Henriette von Stein=Nordheim ihrer Herrin, der Großfürstin, die Verlobung mit dem jungen Kunstgelehrten Dr. Ludwig Schorn mittheilte, diese sie fragte, „ob sie es denn ertragen könne, im Theater nicht mehr auf dem rechten Balkon zu sitzen, sondern auf dem linken". Denn „der Adel" hatte das ausschließliche Recht auf den rechten Balkon (bis 1848 angeblich nur, thatsächlich im Grunde noch heute). Und der Großherzog Carl Friedrich fuhr sich bei der Meldung mit beiden Händen in die Haare und wußte keine andere Reparation des Unerhörten, Unbegreiflichen, als daß er dem Dr. L. Schorn den erblichen Adel verlieh „in Anerkennung der Uns und Unserem Großherzogl. Hause erwiesenen treuen Ergebenheit und Dienstbeflissenheit" und seiner wissenschaftlichen „Bestrebungen" und „vorzüglichen Leistungen".*)

Ein Gegenstück dazu verdient auch der Erwähnung. Es war der gute Berthold Auerbach, der sich einbildete, in Meiningen etwas für den armen Dichter Otto Ludwig erreichen zu können, wenn es von Seiten des verwandten Weimarschen Musenhofes angeregt würde. Es geschah auch durch die Vermittlung der Mutter Schorn, aber was war die Antwort? Es seien in Meinigen Viele, die denselben Anspruch machen könnten, und

*) Dabei fällt mir ein, daß Victor Emanuel, als er einem zudringlichen Preß-Interviewer einen Orden verliehen hatte — die „due soliti Santi" d. i. den Orden der Heiligen Lazarus und Mauritius — und man ihm deshalb Vorhalt machte, zurückgab: „Mein Gott, eine Cigarre und einen Orden muß ich doch einem Besuch anbieten!"

der Herzog sei dazu außer Stande. „Historisch!“ pflegte Luise Mühlbach als Fußnote in ihren Romanen anzubringen, wenn sie eine Anekdote aus einem Memoirenwerke an den Mann gebracht hatte. Und daß der Weimarische Musenhof nun den Meiningenschen beschämt hätte, davon schweigt die Geschichte. Seit unsere Fürsten zu arm sind, Mäcenaten zu sein, war die Schiller-Stiftung — leider oder Gott sei Dank, ich will's nicht entscheiden — ein nothwendiges Korrelat.

Was von Bettinens Art erzählt wird, entspricht ganz dem Bilde, das man von der aufgeregten Frau hat. Dagegen wird man in Betreff des sog. „Neu-Weimar“ sich lieber an die Lebensinnerungen Hoffmann's von Fallersleben halten.

Für die Mittheilung interessanter Gedichtchen des geistvollen Dichter-Komponisten Peter Cornelius, auch einer reizenden Improvisation Fr. Rückert's wird der Leser dankbar sein.

Wir gelangen zu Liszt — von dem unser Buch eine Reihe von Photographien bietet, aus verschiedenen Lebensstufen, S. 25 von 1849, S. 171 von 1870 (das schönste), S. 399 von 1880, wie ich ihn in Rom kannte, höchst charakteristisch. —

An der Darstellung des ganzen Ganges der Ereignisse in den einzigen Beziehungen des seltenen Mannes zu der noch viel selteneren Frau von dem Zusammleben auf der Altenburg in Weimar bis zu der im letzten Moment noch durch die Einflüsse der Wittgensteinschen Familie beim Vatican vereitelten Trauung in San Carlo al Corso — diesmal war der Namensheilige Carlo Barromeo der Fürstin nicht gnädig — kann gar nicht der geringste Zweifel mehr bestehen und aller Klatsch muß davor verstummen.

Politisch interessant und höchst merkwürdig ist das Programm, das Liszt bereits 1849 dem Großherzog Carl Alexander entwarf und das der alte Herr († 5. 1. 1901) so getreulich durchgeführt hat:

»L'unification de l'Allemagne ... n'est qu'une question de temps. Weymar ne peut espérer de conserver un caractère à part ... qu'en intéressant toutes les gloires littéraires et artistiques de l'Allemagne entière et la conservation d'une sorte de Mémoire, de Monument historique et national.« *)

Am bedeutendsten, glaub ich, wird Liszt immer in seiner Eigenschaft als Lehrer, in der Hingabe an begabte Schüler und in seinem wahrhaft großartigen Verhältniß zu Wagner dastehen. Die Wagnern weit überragende sittliche Energie Liszt's in den Briefen ist gar nicht zu verkennen und sie übte denn auch die wohlthätige leise Führung des unberechenbar

*) Und über dreißig Jahre später sprach der verewigte G. v. Löper dieses selbe Programm Weimars in einem Aufsatze der D. Rundschau „Berlin und Weimar“ aus, der gewiß bis aufs Wort den Gesinnungen des hochherzigen Paares Carl Alexander und Sophie entsprach. Aber was bleiben will, muß werden.

eigenwilligen Mannes aus, die er bedurfte. Es ist merkwürdig, zu beobachten, daß die Fürstin ihrerseits in die bald allgemeine Wagner-Verhimmelung und abgöttische Verehrung der Bayreuther Zauberspiele keineswegs einstimmt. Sie forderte mit Recht für das Drama Menschen, nicht Götter und fabelhafte, meinetwegen symbolische Bestien, und es verletzte ihr religiöses Empfinden, daß im Parsifal die Eucharistie auf die Bühne gebracht ward. Der Charakter der Musik für sich betrachtet, sei so erhaben und schön, daß sie in jede Kirche passen würde. Die fromme Dame hatte also so ziemlich dasselbe Gefühl, das noch heute den Meisten die Kommunionszene in Schiller's Maria Stuart als absolut unmöglich für das Theater erscheinen läßt.*) Das geben ja die Wagnerschwärmer nicht zu, und sicherlich sind Wagner's dramatische Schöpfungen als eine Art Kultushandlungen nach Weise der dionysischen Festspiele der Athener gedacht gewesen, aber es bleibt ein Anachronismus. So weit ist das deutsche Volk mit seiner Griechheit noch lange nicht, und gelangte es auf die Höhe, so triebe es vielleicht nach griechischem Muster die Weiber aus dem Theater und dann — wär's eben aus mit Bayreuth. Wir halten auch die Passionsspiele von Oberammergau in dem heutigen Betriebe, nämlich vor einem internationalen Publikum, für einen — nun offen gesagt Skandal, den die Kirche gar nicht ertragen dürfte, auch die evangelische nicht. Was ursprünglich Ausdruck und Bedürfniß naiver Gläubigkeit war, also wirklich Kultusakt, das ist hier im Dienste des scheußlichsten Götzen Mammonas profanirt vor Krethi und Plethi.

Liszt selber dachte anders, er schwamm, als er im August 1875 in Bayreuth war, en plaine mer de merveilles d'art. (S. S. 307.) Was wäre aber aus Bayreuth geworden ohne Liszt's Werbekraft? Da half ihm wieder das im ganzen Leben bei ihm sich bewährende Rezept des Mephistopheles: „Besonders lernt die Weiber führen." Liszt war so opfermüthig für das Unternehmen, daß er Konzerte gab, lediglich um Patronatsscheine für deren Ertrag zu kaufen, die er dann an seine Freunde verschenkte. Liszt war ein armer Mann und dabei ein Verächter des Mammons von der Großartigkeit des h. Franciscus, dessen Orden er sich ja auch angelobte, aber er hatte die Gewalt, für ideale Zwecke seine reichen Verehrer in Kontribution zu setzen; die Fürstin, die das am genauesten wußte, schweigt — wenigstens in den hier gebotenen Briefen — völlig über diesen Punkt. Auch das ehrt sie Beide.

Gelegentlich empfiehlt die Fürstin das russische System, Briefe immer gleich an den Absender zurückgegeben, nachdem sie gelesen sind. Wie praktisch das gewesen wäre, hat u. a. der treffliche Victor Hahn erfahren. Es hätte ihm seine lange leidenvolle Internirung in Kasan er-

*) Die fromme Katholikin hat ganz Recht, wenn sie sagt, auch ein gläubiger Protestant muß das auf der Bühne (die es mit Fiction zu thun hat) nicht sehen wollen.

spart. Freilich dürfen wir es bei dem heutigen Betrieb literarischer und historischer Forschungen für Deutschland nicht empfehlen, das ein so hohes Bedürfniß nach „Archiven" hat.

Erwähnt sein mag das Urtheil — eines englischen Besuches der Fürstin über Victor Emanuel, den Re galantuomo. Man hörte damals, beim Tode des doch allgemein geliebten, vielfach ähnliche, selbst in der italienischen Presse. Es lautet: Without dignity, but popular and patriotic. Man kann aber auch sagen, er verschmähte es, die dignity durch ein System von Heuchelei zu markiren.

Es ist bekannt, daß die Herzensgüte Liszt's gegen seine Schüler vielfach und in den letzten Lebensjahren bei seinen häufigen Aufenthalten in Weimar, in dem Thorhäuschen der sog. Hofgärtnerei am Park — in dessen Nähe man jetzt sein Denkmal stellen will — sogar auf skandalöse Weise mißbraucht ward. Für die Fürstin war er dann mehr als je der „Dorn im Herzen" und sie empfahl ihn der treuen Pflege der Freundin Adelheid. Einmal gelang es der Energie Bülow's, die Hofgärtnerei von der Bande zu reinigen, die sich selber „Lieblingsschülerinnen Liszt's" nannten. Es half nicht auf die Dauer. „Im gewöhnlichen Leben verdirbt er sich Alles, was noch zu verderben ist", jammert die mütterlich sorgende alte Dame in Rom einmal (Auf. 1885 f. S. 367).

Die von der Wittgenstein abschriftlich erforderten Verse Goethe's, welche endigen: „Was uns Alle bändigt, das Gemeine," hat die gute excellentissime Adelheid allerdings von der Steintafel an der Treppe zum Römischen Hause nicht abschreiben können, aber sie hätte, wenn sie der Fürstin auch die Beschämung mangelhafter Belesenheit ersparen wollte, ihren Lesern und Leserinnen, und wir wünschen ihr recht zahlreiche, wahrheitsgemäß berichten sollen, daß die gefragten Zeilen die Epistrophe oder der Abgesang, der vierten Strophe des „Epilogs zu Schillers Glocke" sind, der zuerst im August 1805 in Lauchstädt nach der Dramatisirung des Gedichtes selbst und wiederholt in Weimar vorgetragen ward. (Hempel I, 136 ff.)

Recht komisch wirkt die sittliche Entrüstung der Fürstin, die wie vornehme Damen häufig, der ärztlichen Kunst gegenüber sehr mißtrauisch, der Quacksalberei desto gläubiger zugethan sind, darüber, daß man jetzt sogar Hahnemann für einen Juden ausgeben wolle, da doch der Geist der Homöopathie so urgermanisch sei. Ob der Erfinder dieser „Wissenschaft" Samuel Hahnemann, christlich getauft war, weiß ich zwar nicht, aber warum sollte er denn kein Jude gewesen sein? Es soll ja auch in Rom welche geben. Wundern darf man sich darnach auch nicht, daß sie sogar an den sogenannten Grafen Mattei in Bologna glaubte, der seine Fläschchen mit gelber oder grüner „Elektrizität" an eine sehr leistungsfähige Kundschaft abzusetzen verstand.

Man lacht wohl einmal über eine liebe alte Tante. Uns soll ihr

medizinischer Aberglaube nicht hindern, sie unter die verehrungswürdigsten Frauencharaktere zu rechnen, die das Zeitalter Kaiser Wilhelm's I. gekannt hat. Und so lese man noch das schöne Zeugniß, das sie sich selbst und zugleich der Verfasserin des so gehaltvollen Lisztbuches schreibt, denn es ehrt sie Beide (S. 432):

„Tausend Dank für die liebevollen Worte zum 4. November [1882 dem Namenstage der Fürstin]. Sie fühlen es ganz richtig, liebes Kind, daß meine Liebe für Sie wie das Vermächtniß Ihrer lieben Mutter ist und auch den Charakter einer mütterlichen Liebe hat! — So ganz wie Sie dieselbe beschreiben — sie hält ihre immer gleiche Stimmung, durch alle Jahre und alle Umstände, und ist unegoistisch! — was keine andere ist — das wissen wir Frauen alle. — Also lieben Sie mich mit einer kindlichen Liebe und ich werde immer für Sie dasselbe mütterliche Herz haben! Ich rechne Ihre ganze Pflege von Liszt als für mich geschehen und danke für Alles, als ob es mir, und dazu meinem besseren Ich, erwiesen worden wäre." —

Auf die Wiedergabe der nebenbei bemerkt in sehr echtem und schönem Französisch geschriebenen Briefe beider Hauptfiguren, sowohl der Fürstin als Liszt's, hat Adelheid Schorn alle Sorgfalt gewandt, die sie verdienen. Daß ein Paar Druckfehler stehen blieben, ist ärgerlich, aber verzeihlich. Der kundige Leser wird sogar S. 434 die flouerie leicht als fourberie erkennen.

Weimar, Auf. März 1901. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Das Lippiflorium. Ein westfälisches Heldengedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. Lateinisch und deutsch nebst Erläuterungen, von Hermann Althof. Mit einem Plane der Festung Lippstadt. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weichel. 1900. 142 S. gr. 8°.)

Frisia non cantat, heißt ein freilich nicht ganz wahres altes Sprichwort, und wenigstens an der eigentlichen ritterlichen und Minnepoesie sind die niederdeutschen Gebiete vom Rhein bis zur Düna hin fast nicht betheiligt. Doch gab es einen Minneliederdichter Reinholt von der Lippe (s. von der Hagen MS. 3,50 ff.), der wohl einem der beiden Ministerialengeschlechter dieses Namens angehört hat. Er, der Westfale, bemüht sich zwar, oberdeutsch, wie die Oesterreicher, Bayern, Schwaben und Franken zu singen, aber er verleugnet den Niederländer doch nicht ganz (wie die Alliteration „Himel unde Heben" im Reim auf geben, leben darthut.)

Es wäre gleichwohl ganz falsch anzunehmen, daß nicht fort und fort das niederdeutsche Land seine eigene und wahrlich nicht unbedeutende

Kultur in Baukunst, Poesie, in hochentwickelter Schulbildung, in reicher Entfaltung überseeischen Handels und blühender bürgerlicher Gewerbe gehabt habe.

Eine sehr werthvolle Probe der hohen Blüthe der Poesie und als solche zugleich ein Zeugniß des Standes gelehrter Schulbildung für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist das Gedicht des westfälischen Schulmeisters*) Justinus, das Lippiflorium, in 513 lateinischen Distichen, das Lob- und Preisgedicht auf den Begünder der Hausmacht des Geschlechtes der Grafen und Edlen Herren zur Lippe, Bernhards II. (geb. um 1140, † als erster Abt Dünaburgs und Bischof von Livland Ende April 1224). Der Dichter hat sein Werk, das auch als Chronikgedicht in einer an zuverlässigen Quellen armen Zeit nicht zu verachten ist, als Schullesebuch gedacht, an dem allerdings recht Vieles und Nützliches zu lernen wäre; er wendet sich an die filioli und, wenigstens zur Privatlektüre unserer durch das sogenannt klassische Latein allzu einseitig dressirten Schüler kann es noch heute mit gutem Gewissen empfohlen werden. Es ist, besonders für den künftigen Historiker, recht nützlich, bei Zeiten die Verschmitztheiten des „barbarisch“ gescholtenen Lateins unseres Mittelalters kennen zu lernen, und einen besseren Einführer, als Althof, der sich in der Lateindichtung des Mittelalters völlig auskennt, wüßte ich nicht zu nennen.

Man muß das Latein, das hier in Betracht kommt, nur nicht als todte Sprache ansehen; es ist die in ununterbrochener Tradition der kirchlich gelehrten Bildung gebliebene Sprache des römischen Weltreiches, die sich ganz erheblich von jener der sogenannten Renaissance unterscheidet. Eine gewisse Art von Renaissance freilich darf man sie nennen, insofern sie ihren Schliff der französischen Frührenaissance verdankt, die sich in den Schulen von Chartres und Paris, in Deutschland in Sankt Gallen, Reichenau, Benedict-Beuren u. A., andererseits in den Niederlanden reich entfaltet hatte. Es ist ein wahres Vergnügen und wird Niemand gereuen, sich durch die sehr reichhaltigen und schönen Anmerkungen Althof's in diese Sprache nicht nur, sondern auch in die Realien dieser gelehrten Welt des Mittelalters einführen zu lassen. Dem Anfänger bietet die geschmackvolle metrische Uebersetzung treffliche Dienste. Sie fürchtet sich mit allem Rechte nicht vor dem sogenannten Hiatus.

Den Freunden niederdeutscher Sprachforschung wird die von dem unternehmenden Verleger, dem Besitzer der einst hochberühmten Göttinger Firma, angekündigte Herausgabe der mittel-niederdeutschen Uebertragung erfreulich sein; sie stammt aus dem Jahre 1487 und wird als „Dat Lippiflorer“ überhaupt zum ersten Male von Althof herausgegeben, während der lateinische Text, auf Grund der Handschriften kritisch sorg-

*) Rector scolarum zu Lippstadt, gestorben gegen Ende des 13. Jahrhunderts.



fältigst berichtigt, hier auf der seit 1872 im Buchhandel vergriffenen Ausgabe Taubmann's beruht.

Der Verlag, der den edlen Ehrgeiz hat, der Firma ihren alten Ruf wieder zu erringen, hat nichts gespart, das Buch aufs Würdigste auszustatten.

Weimar, Anfang Februar 1901.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

Das deutsche Studentenlied von Dr. Prahl. (Burschenschaftliche Bücherei Bd. 7 Heft 5. Berlin 1900. Carl Heymanns Verlag. 54 S. 8. Pr. 0,60.)

Dem Büchlein wird nachgerühmt, daß es den Stoff mit jener Liebe behandle „welche die Farbenpracht nicht unter grauer philologischer Akribie verschwinden läßt.“ Ein bißchen mehr davon hätte freilich nicht geschadet. Des Verfassers Hauptautorität ist Hoffmann von Fallersleben, der ja in der Literatur des deutschen Liedes der bewandertsten Einer war. Aber es ist doch schade, daß er das leider viel zu gelehrte Studentenliederbuch des trefflichen Franz Weinkauff (geb. 24. Mai 1823, gest. 13. März 1892 in Köln) Almania (Heilbronn Gebr. Henninger 1885) nicht kannte. Weinkauff hatte leider die Schrulle, unsere Liedertexte auch ins Lateinische und Griechische zu übertragen. So geistreich solche Spiele auch sind — im Griechischen war ihm C. Richter doch über — sie erfreuen unsere Jugend nicht mehr, und an der Kneiptafel will sie sich auch nicht gern der Blamage aussetzen, viel zu wenig von der Schule mitgebracht zu haben, um den „Witz“ davon zu ahnen. Das hat also der Verbreitung jenes dreisprachigen Liederbuches geschadet. Literargeschichtlich und auch allgemeingeschichtlich ist es jedoch für den Liederforscher von der größten Bedeutung durch die vorzüglichen Nachweise und Erläuterungen, auf deren „graue philologische Akribie“ man sich absolut verlassen kann. Immerhin sei das Heftchen der burschenschaftlichen „Bücherei“ — übrigens eine Verdeutschung, oder Halbverdeutschung vielmehr, denn das ei ist das ia der libreria (gr. εια), die sich Luther bereits leistete — zu allgemeiner vorläufiger Orientirung empfohlen.

Xs.

Theater-Korrespondenz.

Sondervorstellung im Berliner Theater: Oedipus oder Das Räthsel des Lebens. Tragödie in fünf Akten von Gertrud Prellwitz.

Deutsches Theater: Der Sieger. Drama in vier Aufzügen von Max Dreyer.

Die Dichtung des Fräulein Prellwitz hat von der Kritik der Berliner Tagesblätter eine einmüthige Ablehnung erfahren. Man hat es garnicht der Mühe werth gehalten, näher auf das Werk einzugehen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Aufführung in der That so gut wie gar keinen Eindruck gemacht hat. Die Buchausgabe des Dramas dagegen (Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br., 1898) hat in hervorragenden Organen rühmliche und weit über das gewohnte Maß hinausgehende Anerkennung gefunden. Der Referent der „Frankfurter Zeitung“ z. B. schreibt: „Ich finde in diesem Drama einen fast Wagnerischen Zug.“ Ein Mitarbeiter der „Christlichen Welt“ erklärt: „Diese Dichtung hat mich so tief ergriffen, wie seit längerer Zeit kein Dichtwerk mehr, und so oft ich zu diesem Drama zurückkehre, empfinde ich dieselbe Wirkung.“ Die Leser dieser Jahrbücher aber werden sich vor Allem eines Artikels entsinnen, den Frau Charlotte Broicher im Februarheft 1899 über dieses Werk veröffentlicht hat. Wenn ich nun genöthigt bin, mich auch meinerseits jetzt im Anschluß an die Aufführung zu der Dichtung zu äußern, so bitte ich meine Ausführungen nur als Ergänzungen und Nebenwerk zu jenem geist- und verständnißvollen Aufsatz der Frau Broicher zu betrachten, der in schönster und weitgehender Weise dem Werk des Fräulein Prellwitz gerecht geworden ist. Daß wir es hier mit dem größten Wurf zu thun haben, den ein moderner Dichter in unseren Tagen gewagt hat, daß hier nicht nur eine rein persönliche, poetische Stimmung, sondern eine ganze Weltanschauung mit zulänglicher dichterischer Kraft zum Ausdruck gebracht wird und daß allein schon ein solcher Versuch des höchsten Lobes würdig ist — das will ich zunächst einmal als mein Gesammturtheil den folgenden Ausführungen voranstellen.

Ich habe stets den Standpunkt eingenommen und zum Ausdruck gebracht, daß man an eine Dichtung niemals mit vorgefaßter Meinung, mit ein für allemal feststehenden Grundsätzen herantreten darf. Jedes Kunst-

werk ist vielmehr zunächst in der ihm eigenen Wesenheit zu entdecken und zu begreifen und dann nach seinen eigenen, ihm innewohnenden Gesetzen zu beurtheilen. Es ist nun ganz klar, daß die Verfasserin dieser Oedipus-Tragödie nicht dem Sophokles hat Konkurrenz machen und zeigen wollen, wie ein Mensch und Poet unserer aufgeklärten Tage, ausgerüstet mit Freytags „Technik des Dramas" oder Rudolf v. Gottschalls Poetik, den Oedipus-Stoff zeitgemäß umzugestalten vermag. Die Verfasserin ist vielmehr eine philosophisch und religiös veranlagte Natur, der die Begabung verliehen ist, dem Ringen der Seele in Gestalten plastisch Ausdruck zu geben. Sie betreibt offenbar die Kunst nicht um der Kunst willen, sondern die Kunst ist ihr Ausdrucksmittel, die Sprache ihrer Seele, Mittel zum Zweck. Der Zweck ist, ihr Verhältniß zur Welt und zu Gott ins Reine zu bringen. Ich persönlich halte diese Art, diesen Grund des künstlerischen Schaffens für den tiefsten und würdigsten. Die Kunst ist im eigentlichen Grunde nichts Anderes als ein Ausdrucksmittel der Seele, der Menschen- und der Zeitseele, sowie auch die Philosophie garnichts Anderes ist. Der Philosoph giebt seine Zeit in Gedanken gefaßt, und der Künstler liefert die Illustrationen dazu. Kunst um der Kunst willen, die Kunst als Selbstzweck ist etwas Wesen- und Bedeutungsloses. Die Frage, die an diese Oedipus-Dichtung zunächst und in der Hauptsache zu stellen ist, lautet demgemäß: Welche Weltanschauung, welches Ringen der Menschenseele kommt hier zum Ausdruck? An zweite Stelle tritt dann erst die Frage: War die Verfasserin auch berechtigt, dem Ringen ihrer Seele gerade dichterischen Ausdruck zu geben, ist das vollkommenste und deutlichste Ausdrucksmittel ihres innersten und geheimsten Lebens wirklich die Dichtkunst? Auf die zweite Frage hat Frau Broicher erschöpfende Antwort gegeben, mit der ersten will ich mich befassen.

Das Drama von Gertrud Prellwitz zerfällt in zwei Teile, in eine Laios-Tragödie und eine Oedipus-Tragödie.

Laios, aus Kadmos Geschlecht, ist der mächtige König des glanzvollen Theben. Theben ist phönizische Kolonie, Laios semitischer Abstammung, was nämlich für das Drama von Bedeutung ist. Laios ist im Grunde der orientalische Despot, voll unersättlicher Machtbegier, voll Verlangen nach all dem Glück und Glanz dieser Welt und doch von unzufriedener, düsterer, zerrissener Seele, ohne Rast und Ruh. Laios hat alle Macht erlangt, die einem König dieser Erde werden kann. Er hat auch alles Glück genossen, denn er besitzt ein schönes, gütiges Weib, das ihm ein herrliches Söhnchen geboren hat. Auf dem Gipfel irdischer Macht steht er. Was bleibt ihm zu erreichen übrig? Wenn der Mensch, wenn ein vor allen Menschen Mächtiger alles erreicht hat, was ihm zugänglich ist, wenn er so zum Stillstand gezwungen ist und nun schaut auf das, was er besitzt, erscheint ihm das Alles nicht mehr begehrenswerth, sondern gemein und niedrig. Was soll das Alles? Es ist das doch kein Glück!

Es ist das Alles ein sinnloses, häßliches Chaos, dieses ganze Glück, das die Erde mit all ihren Schätzen zu bieten vermag. Was war eigentlich der Zweck alles Kämpfens und Strebens, wenn das Resultat so minderwerthig ist? Mit hoher irdischer Machtfülle ist erfahrungsgemäß immer Weltverachtung und Pessimismus verbunden. Das trifft auch auf Laios zu. Auch ihm entringt sich, auf dem Gipfel seiner Macht, die Frage: „Was soll das Alles?" „Und nun stand ich und sah hinaus ins Unermessene. Nach dem Feind sah ich aus, den ich überwinden möchte, und aufwärts steigen, — Menschen hatte ich alle besiegt. Und da, da kam die Nacht mit ihren bleichen Schrecken, und ängstlich verkroch sich alles Leben. Ich aber ging hinaus, ihr ins Auge zu sehen, dem schaurigen Kithäron zu. Denn nun wußt' ich's: „Die Nacht muß ich zwingen, dann werde ich sein wie der lichte Gott!" Laios blickt hinab in die geheimnißvolle Tiefe des Kithäron und fragt, welches das Wesen und der Sinn dieser chaotischen Welt sei. Da steigt ein Tönen herauf, „dunkel, räthselvoll, schaurig, unermeßlich traurig — es klang wie Klage zerstäubter Sterne, wie Weinen der Welt um ihr sterbendes Glück —," und in diesem Tönen vernimmt er schließlich die Worte: „Willst du lösen das dunkle Räthsel, mußt du dein Liebstes opfern der Nacht". Er begreift dies Gebot äußerlich, wie es dem Wortlaut nach gesagt ist, kehrt heim und nimmt das lieblich lachende, blühende Knäblein aus den Armen der noch schlafenden Mutter, trägt es zur Schlucht des Kithäron und setzt es aus, daß es den Opfertod sterbe. Aber das Räthsel der Welt wird nicht gelöst. Da flucht er dem Schicksal, flucht der Gottheit: „Schwach ist der Gott, denn ist er stark, dann Fluch ihm, dann ist er schlecht!" Laios ist — modern ausgedrückt — überzeugter Pessimist, und als solcher herrscht er, ein düsterer Mann, äußerlich umkleidet mit allem Glanz irdischer Macht, über das reiche und viel gerühmte und beneidete Theben. Die Herrschaft des von äußerem Glanz umstrahlten, düsteren Königs findet ihren symbolischen Ausdruck in der Sphinx. Diese Sphinx bedeutet einerseits die Fülle aller irdischen Macht, andererseits den Pessimismus, der sich stets denen zugesellt, die im Besitz aller irdischen Machtfülle sind. Die Sphinx ist Ausdruck einer chaotischen Welt, in der sich die elementaren Triebkräfte der Natur und Menschenwelt noch nicht zu bewußter und freier Geistigkeit entwickelt und abgeklärt haben. Es ist eine gottfremde Welt orientalischer Düsternisse und Schrecknisse, in der der phönizische Semit Laios König ist und deren Kultur und Geisteszustand in der Sphinx das Symbol gefunden hat.

Jahre gehen über das unglückliche, von der Sphinx gequälte und beseelte Thebanerland dahin. Die Sphinx läßt keine Freude und kein Licht- und Freiheitsgefühl aufkommen. Die Kraftlosen und Feigen schleichen gesenkten Blickes an ihr vorüber und wagen nicht, ihr ins Antlitz zu sehen. Die Starken und Muthigen aber, die zu einer Lebenshöhe gestiegen sind, müssen, gleich Laios, erkennen, wie nichtig und dunkel Erdenglück und

Erdenglanz doch sind und fragen vergeblich, warum das so ist. Sie alle können das Räthsel der Welt, das Räthsel der Sphinx, nicht lösen und stürzen in den Abgrund der Verzweiflung und in die Nacht des Wahns.

So sind sechzehn Jahre verflossen. Des Laios Gemüth ist immer dunkler und düstrer geworden. Es ist ein Tag, an dem er die nächtlichen Schrecknisse seiner Seele nicht mehr tragen kann. So klagt er denn, zum ersten Mal, seinem Weibe Jokaste das Leid seines Lebens. Jokaste ist eine liebliche, naturfreudige Tochter des sonnigen Griechenlands gewesen, aber nun auch, in all dem Elend, still und traurig geworden. Sie bittet den Gemahl, er möchte doch dem lichten Griechengott, Phöbus Apollo, kindlich vertrauen, er möchte nach Delphi gehen und von dort die Lösung des Räthsels holen. Doch Laios hat nicht den kindlichen Glauben, die fromme Zuversicht seines Weibes. Da tritt Alarkos, ein alter und edler Thebaner, mit wilden Klagen vor das Königspaar. Eben ist sein starker und stolzer Sohn der Sphinx zum Opfer gefallen. Von Laios will er Rechenschaft haben. Denn der hat die Sphinx heraufbeschworen. Aus der Tiefe des Vaterschmerzes schleudert er dem Könige mit intuitiver Sicherheit eine Anklage entgegen, die diesen in innerster Seele, in dem Mittelpunkt seines Daseins erschüttert: „Du weißt nicht, was es heißt, den Sohn zu verlieren, du hast deinen Sohn nicht geliebt! Denn nichts liebst du, Entsetzlicher, auf der Welt, nichts, als den verfluchten Stolz des Kadmossohnes, — dem opferst du Alles — Alles!" Den verfluchten Stolz des Kadmossohnes — dies Wort sagt die Wahrheit. Laios hat nichts gekannt als sein Ich. Dieses Ich war und sollte sein der Herr der Welt, der Gipfelpunkt des Daseins. Laios hat nichts von dem Weben und Wehen der Gottheit verspürt, die alles Seiende mit einem Hauch zu gemeinsamem Leben beseelt. In der That: so wie Alarkos, so warm und innig, hat Laios seinen Sohn nicht geliebt. Und jetzt überzieht ihn aus dem wilden Schmerz des klagenden und anklagenden Vaters ein Gefühl der echten, hingebenden, selbstlosen Liebe. So erklärt er denn, der müde, mürbe Mann, in weicher Stimmung: „Wir wollen zu dem lichten Gott, — und flehen, daß er die Lösung des Räthsels uns giebt, — daß keiner — der Söhne — mehr stürze in Theben." Zum ersten Mal ist Mitleid in das Herz des Harten und Hohen gezogen. Zum ersten Mal ist er bereit, sein Haupt zu beugen einem Höheren.

Dadurch, daß Laios zum ersten Mal in seinem Leben sich entschlossen hat, einem Höheren und Größeren gläubig und hoffnungsvoll zu nahen, erfährt schon seine Seele eine Umwandlung. In die Düsterniß bricht ein Strahl des Lichts. Hoffnung ist immer ein leuchtendes Glücksgefühl. Als Laios am berühmten „Dreigespaltenen Weg" auf die Stimmen der Natur, die aus den Tiefen dringen, lauscht, tönen sie ihm anders wie sonst: „Durch das bittre Weinen jauchzt es wie Glück, — durch das lange Suchen wie Finden, — durch die irrende Oede klingt Heimatruf, — durch das Dunkel bricht das Licht .... Es löst sich der dunkle Schmerz — es brechen

glanzvolle Tiefen mir auf, der klingende Glanz hebt sich aufwärts, zu küssen den klingenden Glanz in der Höhe! Phoebus, Apollo, Gott! Alldurchströmendes Licht!" Laios kommt bis zur gewissen Ahnung des Lichtgottes. Fast hätte er Gott erkannt und mit ihm eine lichtvolle, vernünftige Weltordnung, fast .... Denn an diesem selben dreigespaltenen Weg wird er von seinem Sohn Oedipus erschlagen. Dieser Mord ist durchaus kein Zufall und geschieht nicht, weil die Sage ihn vorschreibt. Es ist vielmehr ein Fall voll tiefsten Sinnes und tragischer Gerechtigkeit, was sich allerdings erst später in anderem Zusammenhange darlegen läßt. Laios stirbt, ohne das Räthsel der Welt zu lösen; er gelangt nur bis zur Ahnung, daß es eine solche Lösung wirklich geben könnte, geben muß und daß er dicht vor dieser Lösung steht. Was dem Vater noch nicht vergönnt gewesen ist, soll erst dem Sohne beschieden sein. Laios ist nicht nur der Vater, sondern auch der Vorläufer des Oedipus

Oedipus ist in seinem Charakter dadurch bestimmt, daß er der Sohn des Semiten Laios und der Griechin Jokaste ist. Vom Vater hat er die Kraft und den Thatendrang. Aber von der Mutter her hat er einen apollinischen Zug, sich voll kindlicher Einfalt einem Leuchtenden, Höheren hinzugeben. Es fehlt ihm das wilde Drängen des düsteren Vaters nach dem Unermeßlichen und Ungeheuren. Wohl aber hat er das starke, unhemmbare Verlangen nach Ruhm und Größe. Den Vater zog es nach abwärts, aus der Tiefe sollte ihm die Lösung des Welträthsels kommen. Der Sohn hofft auf den Lichtgott in sonniger Höhe. Ich komme nicht darum herum, an den jungen Goethe zu denken: Vom Vater hat er „des Lebens ernstes Führen", „vom Mütterchen die Frohnatur." Dies ist die Grundstimmung des göttlichen Jünglings: wieviel Unglück es in der Welt auch giebt, und wieviel Leiden auch beklagt wird — ich bin stark genug, das alles zu überwinden und Schmerz in Glück zu wandeln. Diese feste Zuversicht, daß die Welt eigentlich zu Glück und Glanz bestimmt ist, personifizirt sich ihm in der Gestalt des Lichtgottes Phoebus Apollo, von dem er sich geliebt wähnt, von dem er sich geleitet weiß, mit dem er Zwiesprache hält. Sich berufen zu fühlen, ist ja immer ein Charakterzug des Genies.

Am korinthischen Königshofe, wo der vom Vater ausgesetzte Findling aufgewachsen ist, hört der nun Sechszehnjährige durch einen fremden Wanderer von dem Unglück, das die Sphinx über Theben gebracht hat. Sofort ist er bereit, dorthin zu eilen. Der Gott, wähnt er, der ihn liebt, wird ihn das Räthsel lösen und die Sphinx vernichten lassen. Vom Thatendrang seiner elementaren Naturkraft fühlt sich der göttliche Jüngling geradezu getrieben: „Ich bin nicht zu halten! Ich bin nur Flamme vom Sturmwind getrieben, kann nicht wählen und darf nicht wollen, — ich muß folgen."

Auf dem Wege nach Theben, am „dreigespaltenen Weg" trifft er auf

seinen ungekannten Vater und dessen Gefolge. Die wollen ihn liebevoll warnen und aufhalten, auf daß er dem sicheren Tode entgehe. Er hört nichts und läßt sich nicht halten. Die Haltenden erschlägt er, darunter seinen Vater. Es ist die vom Vater ererbte Elementarkraft, das starke Ich, das des Laios ganzes Wesen ausgemacht hatte und das keinen Widerspruch verträgt, was den Oedipus den Mord begehen läßt. So stirbt Laios eigentlich an dem Grundzug seiner eigenen Persönlichkeit, der im Sohne sich gegen ihn selber kehrt. Laios stirbt an Laios. Das ist der tragische Sinn und die philosophische Gerechtigkeit im Tode des stolzen Kadmossohnes. Oedipus aber versinkt nach dem Mord in tiefen Schlaf voll süßer, lichter Träume, das heißt: aus dem vom Vater ererbten, für Augenblicke hervorbrechenden, dionysisch-orgiastischen Zuge seiner Natur findet er Rettung in dem apollinischen Grundcharakter seiner Persönlichkeit. Wir können hier ganz gut an den Traumschlaf denken, in den Orestes in Goethe's Iphigenie versenkt wird.

Oedipus gelangt nach Theben, erbietet sich zu des Räthsels Lösung und wird von den Thebanern jubelnd begrüßt. In einer Szene voll zarter Schönheit wird er auch der Neigung Jokastes gewiß, die ihre Hand unter dem Drängen des Volkes dem versprochen hat, der Theben von der Sphinx befreien würde. Nun tritt Oedipus vor die Sphinx. Die warnt ihn mit geheimnißvollen Worten: „Wahrheit ist Weh! Wissen, Entsagung! wandelt in Fluch dein lachendes Glück!“ Er hört nicht, kann seiner Natur nach nicht auf die Warnung hören; denn — wähnt er —: „Wahrheit ist Glück! Wissen ist Wonne!“ So spricht denn die Sphinx ihr verhängnißvolles Räthsel. Man hat es getadelt, daß die Dichterin wirklich das kindliche Räthsel der Sage von der Sphinx sprechen läßt: „Morgens auf Vieren, des Mittags auf Zweien, Abends wandert's auf Dreien aus?“ Bei diesem Tadel hat man aber die Erweiterung übersehen, die die Sphinx dem Räthsel noch giebt und den wahren, innerstem Sinn, den jene Räthselworte verkleiden: „Dunkel geboren (das sind doch die Kinder!), vom Sturmwind getrieben (das ist Mannesleben!), auf ewig versinkend in dunkle Nacht?“ (das ist der Beschluß des Menschenschicksals!) Oedipus läßt das Räthsel: „Menschliches Leben, freudig entbrennend, — fallend, fallend in Fluch und Nacht —?!“ Diese Worte sind noch nicht des Räthsels Lösung. Sie sind nur ein Herausschälen der Sphinxworte aus einer Umkleidung, die direkte Aussprache des Räthsels, das die Sphinx im Bilde gegeben hatte. Die wirkliche Lösung besteht in der Beantwortung der Frage: warum das so ist, warum menschliches Leben schließlich „in Fluch und Nacht“ fallen kann. Dieses Warum beantwortet Oedipus also:

Wehe, wehe, das Räthsel vom Leben, es ist das Räthsel vom Menschengeschick.
Seligem Ziele treibt freudige Flamme liebend der Hauch des Hohen zu.
Wehe, was lauscht sie den lockenden Liedern, wehe, sie tönen aus Tiefen der Nacht, —
Und sie sträubt sich dem heiligen Gotte, und verfällt in Fluch, — das Schicksal heißt Schuld!



Ich fürchte, daß Mancher statt einer Räthsellösung nur ein neues Räthsel in diesen Worten finden möchte. Wie kommt Oedipus zu der Lösung: „Das Schicksal heißt Schuld", und in welchem Sinne ist das überhaupt eine Lösung? Der Fall wird sich sogleich zu wundervoller Klarheit entwirren. Zunächst: nur Oedipus konnte das Räthsel lösen. Oedipus hat von der griechischen Mutter her das apollinische Wesen, d. h. den sonnigen Glauben und den starken Drang zum Hohen und Lichten; Oedipus ist die „freudige Flamme", die der Hauch des berufenden Gottes nach oben hin zu „seligem Ziele" treibt. Vom semitischen, orientalischen Vater aber hat er den dämonisch-orgiastischen Zug zur Tiefe, die Lust zu den wilden Wonnen der irdischen, elementaren Welt, der die feurige Seele nicht zur Höhe gelangen lassen will. Weil Oedipus fühlt und weiß, daß es eine lichte Weltordnung mit einem gnädigen Gott giebt, weil er eine solche Welt als Sohn seiner griechischen Mutter innerlich in sich birgt, in sich erlebt, darum ist es **Schuld**, wenn er vermöge des vom Vater ererbten orgiastischen Zuges in die elementare, urwüchsige Welt der dumpfen und wilden Triebe zurückfällt. Laios lebte in dieser Elementarwelt, aber ohne Schuld, weil er noch nicht darüber hinaus entwickelt war. Etwas Höheres kennen und etwas Niedriges thun — das ist Schuld. Nun besteht aber das Leben des Oedipus und das Menschenschicksal überhaupt darin, daß wir emporwachsen, uns entwickeln, den Zug zu Gott haben und doch auch, als Kinder der Welt, als dem Erdreich Entsprossene, die Welt lieb haben und was in ihr ist; wir steigen nicht glatt und gerade empor, sondern fallen immer wieder die Stufe zurück. Das Thier und der naive, über die Natur noch nicht hinaus entwickelte Mensch, die noch nicht zum Selbstbewußtsein gekommene Kreatur lebt ohne Schuld und plagt sich garnicht mit Schuldfragen ab. „Da wiegen sie sich in seinem (des Gottes) Licht, die seligen Vöglein, . . . die brauchen nicht heilig zu sein, die singen die Lieder, sie singen sie ihm, und wissen nichts von Schuld, und wissen nicht, wie selig sie sind", — heißt es an einer Stelle unserer Dichtung. Auch Jokaste, die naturfrohe, mit der Natur verwachsene naiv-sinnliche Griechin, die durch liebliche Lieder ihres düstern Gatten schmerzende Seelenqual linderte, ist eigentlich solch eine selige Vogelnatur. So verstand sie denn auch nichts von dem Laios-Leide, das sie nur zu beklagen, aber in seiner Tiefe und Schwere nicht zu erfassen vermochte. Als Oedipus, ein glückstrahlender Jüngling, aus der korinthischen Flur auszog, wußte er auch noch nichts von Schuld. In dem reichen, unglücklichen Theben erst, wo die Sphinx herrscht, angesichts der Sphinx geht ihm der Sinn, lodern ihm die Sinne brennend auf für die Schätze der elementaren und materiellen Welt. Als er aus der Ferne, bei der Begegnung mit Laios, die Sphinx herüberleuchten sieht, bannt sie ihn, bannt ihn mit magischer Gewalt. Man darf sich wohl die Deutung erlauben, daß gerade unter dem bannenden Blick der bethörenden Sphinx der orgiastische Zug seines Wesens frei wird und ihn zu dem Morde

treibt. So fällt denn auch Laios indirekt als Opfer der Sphinx, die er doch durch sein Wollen und Wesen heraufbeschworen hatte. Der gewaltig vordringende orgiastische Zug im Wesen des Oedipus löst mit psychologischer Richtigkeit den konträren apollinischen aus — wie kein negativer Magnetpol ohne positiven denkbar ist — und der süße Traumschlaf verstärkt diesen apollinischen Seherzug, so daß er dann bei der Lösung des Räthsels gegenüber der Sphinx zu heilvoller Wirkung gelangen kann.

Oedipus ist zu der Erkenntniß des Unterschieds von Nacht und Licht, Gut und Böse gelangt. Aber das Wissen genügt nicht, das Thun wird verlangt. „Dem freundlichen Gott vertrauen, das war so leicht! Aber dem heiligen gehorchen —!“ Und Oedipus wird sofort auf die Probe gestellt. Das Volk umjubelt ihn als Retter und König. Jokaste naht ihm, seine holdselige Gattin zu werden. Die Fülle irdischen Glückes scheint über ihn zu fallen. Aber wo andere lauter Freude sehen, schaut er mit Entsetzen neue Qual. Er soll Jokaste heirathen? Aber „der Gott wehrt es. Der Gott will ja nicht. Der Gott dort oben in den blendenden Höhen — — was fragt er nach Menschengefühl!“ Wir dürfen natürlich nicht annehmen, daß der Gott ihm von außen und oben her zuflüstert: Du darfst Jokaste nicht heirathen, weil es deine Mutter ist. Davon, daß er vor seiner leiblichen Mutter steht, hat Oedipus nicht die leiseste Ahnung. In geistigem und tieferem Sinne aber ahnt er es doch und empfindet mit deutlichster Gewalt die Unmöglichkeit, Jokaste heirathen zu dürfen. Aeußerlich käme vielleicht schon der Altersunterschied in Frage, der aus rein menschlichen Gründen die Ehe nicht ganz passend erscheinen läßt. Aber auch das ist nur Nebensache. Was Oedipus von Jokaste zurückhält und zurückhalten muß, ist der vollkommene Unterschied des Wesens. Jokaste ist die sinnenfrohe, naive Griechin. Als solche war sie die passende Gattin des sinnekranken, grüblerischen Orientalen Laios. Denn Gegensätze in der Liebe ziehen sich an und geben eine neue Einheit. Diese neue Einheit, das Produkt orientalischer und griechischer Kultur, ist Oedipus. Ihm, dem Repräsentanten einer höheren Menschheitsstufe, ist Jokaste nicht mehr kongenial. Wohl trägt er Jokastes griechisch-apollinische Art als Wesenszug in sich, aber mit einem starken Einschlag vom Vater her. Der freundliche Apollo der Mutter ist für ihn der heilige geworden. Kurz gesagt also: Oedipus kann natürlich in Jokaste nicht die leibliche Mutter wissen, wohl aber in ihr das Mütterliche ahnen, und mit diesem Mütterlichen darf er sich doch nicht vermählen. Das hat für ihn auf seiner Kulturstufe keinen Sinn und Werth mehr. Es wäre ein Rückfall. Und er fällt zurück. Die Liebe seiner Augen siegt über die Stimme der Seele. Er vermag der lieblichen Schönheit und kindlichen Holdseligkeit der griechischen Frau nicht zu widerstehen. Ja, er fällt um Jokastes willen in noch schwerere Schuld. Kurz vor der Hochzeit erlangt er die Gewißheit, daß er Jokastes Ehegemahl erschlagen hat. Er schweigt und heirathet Jokaste dennoch.

Damit erstickt er völlig in sich die Stimme des heiligen Gottes. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlt er ganz gewiß: der Gott redet nicht mehr in ihm; er ist gottverlassen. Diese Leere seiner Seele aber vermag er nicht zu tragen. Nur sein Ich sein, ohne weiteren Inhalt, ohne den Zug zu dem Höheren und Heiligen, vermag er nicht. Er gesteht Jokaste seine Schuld, und der gottfremde Mann fleht zum Gott um einen tödtenden Strahl, der das inhaltslose Ich zerschmettern möchte. Jokaste räth ihm, er möchte, nach griechischem Brauch, vor dem Thebanervolk seine Verfehlung bekennen und sich zur Sühne erbieten. Der Gott werde dann vielleicht helfen. Oedipus folgt dem Rathe. Er bietet sich zum Opfer an. Aber die bestürzten Thebaner wollen den Mann nicht opfern, den sie als ihren Retter lieben. Da tritt ein Kluger auf, der Jüngling Barkas, und erklärt, der Gott rede zu ihm: Er, der Gott, habe Oedipus zu seinem Werkzeug ausersehen, daß er die Stadt errette. Laios mußte fallen, weil er die Sphinx heraufbeschworen habe, damals als er sein Söhnchen am Kithäron der finsteren Nacht opferte . . . So erfährt Oedipus, daß er nicht nur den Gemahl seines Weibes erschlagen habe, sondern auch seinen Vater, und daß sein Weib seine Mutter sei. Das Dunkel der Nacht, die Finsterniß der Schuld thut sich grauenvoll, in blendender Helle, vor ihm auf. Er will und kann all das Grauenvolle nicht sehen und sticht sich die Augen aus. Aber jetzt, nachdem es um ihn dunkel geworden ist, wird es in ihm wunderbar licht. Aus dem Dunkel der Nacht, aus den Finsternissen des Grauens erkennt er doppelt hell die Fügung und Führung des heiligen Gottes, dessen Stimme und Gebot er nicht hatte hören wollen. Durch Schuld und Schmerzen hat ihn der Gott den Weg zum Licht geführt. „Ich schaute die Nacht — da ist mir das Licht aufgegangen." Und „im Lichte, da liegt unser Leben!" Drum „ringt euch hinan! Dringt durch die Hüllen, dringt zu dem Licht!" Das ist des Oedipus letztes Wort und leuchtendste Weisheit. Es ist christliche Weisheit, zu der das Ganze sich erhebt. Allerdings ist es keine mittelalterlich-christliche Weisheit, die die Erde als Jammerthal ansieht, als einen Strafort Verbannter und Unglückseliger. Phöbus Apollo heißt hier der Christengott. Denn auch Nacht ist Licht, auch Schuld ist ein Mittel zur Erkenntniß, Leiden ist eine Stufe, auf die wir zu seliger Höhe emporsteigen. Es ist hier mit voller Absicht von der Dichter-Philosophin die moderne Entwickelungslehre dem Christenthum einverleibt. Nicht die naive Weltfreudigkeit der Griechen, auch keine asketische Weltflucht, sondern Weltfrömmigkeit ist es, worauf es ankommt.

Dreierlei bietet Gertrud Prellwitz in ihrer Dichtung. Zunächst ein historisches Kulturdrama; die Welt orientalisch-gigantischer Größe und Düsterniß erzeugt mit der sinnenfrohen, maßvollen Welt des sonnigen Griechenthums christliche Weisheit und Weltanschauung. Dann aber ist

dieser kulturgeschichtliche Fall zugleich auch ein individuell-psychologischer; was Oedipus erlebt, erfährt auch ein Jeder von uns. Endlich aber ist, was Jeder von uns in tiefster Seele erfährt, die Art der Menschheitsentwickelung zu Gottes Allseele und deren selige Vollendung. Wir haben in dieser Dichtung zum ersten Mal etwas vor uns, was man als einen aus unserer Zeit und unserer Seele geborenen Neuidealismus und Klassizismus zu bezeichnen ein gewisses Recht hat.

* * *

Nach dieser groß und tief angelegten, ein Zeitalter und eine Weltanschauung darstellenden Dichtung, noch von dem zu reden, was die Theater sonst so für den Tagesbedarf geboten haben — Dreyer's „Sieger", Reuling's „Retter" oder gar Engel's „Ausflug ins Sittliche" — ist nicht sehr lohnend. Am ehesten verdiente noch „Der Sieger" ein paar Worte. Dreyer hat einen geraden und gesunden Blick für das Natürliche und Kraftvolle. Nun hat er aber auch einen Blick für das theatralisch Wirksame. Und so giebt er als dramatischer Dichter zugleich Natur und Theater. Er weiß, wie man Natur macht. Gemachte Natur aber ist keine Natur mehr. Gut ist Dreyer immer noch, so lange er sich ans Landschaftliche hält und die Menschen im Boden wurzeln läßt. Sobald er aber ins Psychologische geräth, wird er flach und äußerlich. Das eigentliche Thema seines neuen Dramas ist eine Künstlerehe, in der die Frau dem Manne menschlich und künstlerisch überlegen ist. Der Mann hat keinen anderen Vorrang als eben den, der Mann zu sein. Aus solchem Thema ließe sich wohl etwas machen. Darin steckt ein Problem, das der Behandlung werth ist. Nur muß gerade Dreyer solche psychologischen Probleme nicht in Behandlung nehmen. Dabei wird er ebensowenig oder auch ebensosehr „Sieger" bleiben, wie sein Bildhauer Heinz Brinker.

Karlshorst, 23. 3. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Die Gleichberechtigung der Sozialdemokratie.

Der sozialdemokratische Parteisekretär und Reichstagsabgeordnete Ignaz Auer hat unlängst in seinem sächsischen Wahlkreise Glauchau-Meerane eine Rede gehalten, in der, nach einer stenographischen Aufzeichnung, folgende bemerkenswerthe Stelle enthalten gewesen ist: „Man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß wir mit den Waffen in der Hand uns gegen fremde Uebergriffe zu vertheidigen haben. Ich rechne damit, und es wird unter meinen Parteigenossen nur wenige Schwärmer geben, die nicht damit rechnen, daß dies für die mitteleuropäischen Staaten auf absehbare Zeit hinaus gilt. Deshalb halte ich aufrecht, was ich in Hannover gesagt habe: wenn die Arbeiter einmal wirklich gleichberechtigt sind, wenn sie unter Verhältnisse kommen, daß sie als Gleichberechtigte sich fühlen, dann werden sie unter Umständen ganz gewiß auch zu der Nothwendigkeit kommen, für die Flotte zu stimmen. Denn wer sich als gleichberechtigter Bürger fühlt, wird sich auch als gleichverpflichteter Bürger fühlen."

Die gesammte Tagespresse aller Parteien hat von dieser Aeußerung Notiz genommen, ohne indeß damit etwas Rechtes anfangen zu können. An der Spitze der bis zur Dummheit gesteigerten Einsichtslosigkeit marschiren die „Hamburger Nachrichten". Sie warnen davor, solchen Bemerkungen irgend welches Gewicht beizulegen; denn man könne nie wissen, „ob sie ehrlich gemeint sind und nicht die Bestimmung haben, die öffentliche Meinung über die wahren Absichten der Sozialdemokratie irre zu führen." Die „Hamb. Nachr." können nun einmal nicht davon loskommen, alle Politik als eine Art Verschwörer- und Lügenkunst zu betrachten. Wer nur ein wenig Einsicht hat in das Wesen einer Massenbewegung und großen Volkspartei, weiß von vornherein, daß ein fein ausgeklügeltes Lügenspiel zwischen Führern und Geführten sich schon aus rein psychologischen Gründen gar nicht durchführen läßt. Die „Kreuz-Zeitung" scheint mehr und mehr darauf zu verzichten, die sozialdemokratische Frage selbständig zu behandeln. Sie übt in der Hauptsache nur noch in ihrer Rubrik „Aus anderen Blättern" Nachdruck und wendet bei diesem Geschäft recht wenig Verstand auf. Das ist eigentlich schade. Denn gerade von ultrakonservativem und christlichem Standpunkte

aus könnte ich mir eine eigenartige Stellung zur Sozialdemokratie sehr wohl denken. Aber hier verzichtet man überhaupt, wie es scheint, auf ein Ringen der Weltanschauungen und politischen Ansichten mit einander und meint vielleicht: die Industriegebiete sind den Sozialdemokraten rettungslos verfallen, und sie von den Gutshöfen und Dörfern abzuhalten, giebt es kein anderes Mittel, als bissige Hunde und trunkene Knechte. Leider hat zu der in Rede stehenden Aeußerung Auer's auch die „Tägliche Rundschau“ sich in ihrer Nummer 103 mit einer recht verunglückt-spöttischen Bemerkung begnügt und sich so gut dabei gefallen, daß sie auch im Falle der Unterhaltung zwischen dem Großherzog von Hessen und dem sozialdemokratischen Abgeordneten Ulrich bei dieser Manier geblieben ist, worauf dann allerdings Herr v. Massow in einem recht guten Leitartikel „Der hoffähige Genosse“ eine Korrektur hat folgen lassen. Die „Tägl. Rundschau“ sollte doch gerade in der Behandlung der sozialen Frage niemals vergessen, was sie den „Gebildeten aller Stände“ schuldig ist.

Die Aeußerung Auer's ist interessant genug, um sie auf ihre wahre Bedeutung hin zu prüfen. Fest steht, daß dieser so recht eigentlich im Mittelpunkt seiner Partei stehende Sozialdemokrat Militärfragen, in konträrem Gegensatz zu Karl Kautsky, keine prinzipielle Bedeutung zuerkennt. Auer giebt die Möglichkeit eines nothwendigerweise zu führenden Krieges zu und nimmt die unter Umständen bestehende Verpflichtung der Sozialdemokraten in Aussicht, für die Flotte zu stimmen. Diese Verpflichtung ist allerdings an eine Voraussetzung geknüpft, daß sich nämlich die Arbeiter als „gleichberechtigte Bürger“ fühlen.

Rechtlich, dem Buchstaben des Gesetzes nach, ist jeder Sozialdemokrat ein gleichberechtigter Bürger. Denn die Sozialdemokratie steht unter keinem Ausnahmegesetz mehr. Thatsächlich verhält es sich aber anders. Die herrschenden Parteien und auch die Regierung neigen zu der Ansicht, daß der Sozialdemokrat ein unter allen Umständen zu bekämpfender Ausnahmemensch sei. Der Grund dieser Ansicht ist klar; man nimmt die Sozialdemokratie als das, als was sie sich ursprünglich selbst eingeführt hat und in gewissen Momenten noch immer geberdet: als revolutionäre Partei, die nur ein Prinzip und ein Ziel hat, nämlich den Staat und die Gesellschaft von Grund aus umzustürzen. Es sei ausdrücklich hervorgehoben und es darf gar nicht verkannt werden, daß die Sozialdemokratie zu solcher Anschauung selbst stets und ständig Anlaß erzeugt hat. Aber — richtet euch nicht nach meinen Worten, sondern nach meinen Thaten, könnte es hier in Umkehrung des eigentlichen Satzes heißen. Und wenn wir die Thaten der Sozialdemokratie in Betracht ziehen, so läßt sich gar nicht leugnen: diese „Partei des Umsturzes“ thut nichts, was nicht gesetzlich erlaubt wäre. Wir haben da einen merkwürdigen Gegensatz: die Thaten der Sozialdemokratie sind gesetzlich erlaubt, und dennoch trachten der „Staat“ und die „staatstreuen“ Parteien mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln

danach, jene gesetzlich erlaubten Thaten zu behindern! Entweder also erlauben die Gesetze etwas Unrechtes und müßten dann geändert werden; denn der Staat kann sich doch nicht mit seinen eigenen Gesetzen zu Grunde richten. Oder aber der Staat thut etwas, das er eigentlich nicht darf, indem er seine eigenen Gesetze matt zu setzen trachtet.

Die Thaten der Sozialdemokratie — das ist in der Hauptsache die Agitation. Und diese Agitation ist es in Wahrheit, was man gegnerischerseits am meisten fürchtet und zu verhindern trachtet. Diese sozialdemokratische Agitation, wie die Agitation jeder Partei, hat den Zweck, Massen für die Partei und die Parteizwecke zu gewinnen. Die Sozialdemokratie hat bisher unstreitig großen Erfolg mit ihrer Agitation gehabt. Bleibt ihr der Erfolg treu und gewinnt sie weitere Massen, so muß sie einmal in absehbarer Zeit einen so großen Theil der Bevölkerung auf ihrer Seite haben, daß ihr die legalen Staatsgewalten nicht mehr widerstehen können. Das wäre dann der Moment der Revolution. Diese abstrakte Betrachtung giebt also scheinbar denen Recht, die da die sozialdemokratische Agitation mit allen zu Gebote stehenden Mitteln behindern zu müssen glauben.

In Wahrheit jedoch liegt in der erfolgreichen Agitation der Sozialdemokratie selber ein Mittel gegen die revolutionären Triebe. So verblüffend es klingt, es ist doch wahr: indem die Sozialdemokratie für sich agitirt, agitirt sie zugleich gegen sich; indem sie wächst, stirbt sie zugleich. Das Wesen der Sozialdemokratie ist ursprünglich ein rein gedankliches und abstraktes Prinzip: die kommunistische Gesellschaft. Die ursprüngliche Sozialdemokratie ist eine Sekte gewesen, beseelt von dem Glauben an jenes Prinzip. Nun ist es stets der Fall, daß ein Gedanke oder ein Prinzip in seiner Reinheit nur im Kopfe eines Einzelnen vorhanden sein kann. Denken Zwei denselben Gedanken, so ist es derselbe Gedanke nicht mehr. Die Sozialdemokratie hat verlangt, daß ihr Gedanke von Millionen gedacht wird, Millionen haben ihn gedacht und, indem sie ihn dachten, umgewandelt. Kein Mensch denkt vollkommen abstrakt, sondern ein gut Theil auch aus seinem Milieu heraus. Der Marx'sche Gedanke wurde und wird aus dem Milieu von Millionen von Menschen herausgedacht, also paßt er sich diesem Milieu an. Marx hat gewähnt: „Hier ist ein Gedanke, und dieser Gedanke soll die Masse gewinnen." Uebrig geblieben ist davon in der Hauptsache die Forderung: „Die Masse soll gewonnen werden", und der abstrakte Gedanke ist mehr und mehr zum Teufel gegangen. Marx hat eine Formel gegeben und gemeint, darin zugleich alle Verhältnisse und Entwicklungen umschrieben und umgrenzt zu haben. Jetzt ist die Formel abgefallen wie mürber Plunder, und man tritt vor die Verhältnisse, wie vor etwas ganz Ungekanntes. In solchem Sinne schreibt der sozialdemokratische Abgeordnete Richard Calwer im Vorwort seines volkswirthschaftlichen Jahrbuches „Handel und Wandel": „Es ist nicht mehr möglich, auf Grund eines in sich abgeschlossenen Systems der National-

ökonomie jede neu auftauchende Frage deduktiv lösen zu wollen. Aller Dogmatismus scheitert an der raschen und reichhaltigen Entwicklung der wirthschaftlichen Gebilde, die sich nicht von vornherein in bestimmte Formeln einzwängen lassen."

In dem Bestreben, sich den wirthschaftlichen Verhältnissen anzupassen und so die Massen zu gewinnen, stößt die Sozialdemokratie auf wirthschaftliche Gebilde zweierlei Art, auf Industrie und Landwirthschaft. Sich den wirthschaftlichen Verhältnissen anpassen, bedeutet natürlich auch, nichts verlangen, was nicht wirthschaftlich möglich ist. So schreibt auch Calwer: „Nur was wirthschaftlich möglich ist, läßt sich durch Organisation und Politik durchführen." In Anbetracht des heutigen Zustandes der Industrie ist eine Vergesellschaftung der industriellen Produktionsmittel zweifellos nicht möglich. Die Sozialdemokratie fordert das auch gar nicht mehr. Zu erreichen und zu erstreben ist einzig und allein das, was man als konstitutionellen Industrialismus bezeichnet hat, d. h. eine Regelung industriewirthschaftlicher Verhältnisse mit Einsicht und unter Zuziehung von Arbeiterorganisationen. Wie weit dieser konstitutionelle Industrialismus zu gehen hat und wie er im Einzelnen beschaffen sein kann, ist noch gar nicht abzusehen. Eine Vorbedingung dazu ist aber die unbehinderte freie Entfaltung der gewerkschaftlichen Organisation. Den Gewerkschaften freie Bahn zu lassen, hat der Staat aber noch einen viel triftigeren Grund. Allein im freien, unbehinderten Ringen zwischen Arbeiter- und Unternehmerverbänden kann das beiderseitige Kraftmaß festgestellt werden. Wenn die Staatsgewalt auf alle mögliche Weise den Arbeiterverbänden entgegentritt, muß sich dem Arbeiter nothwendiger Weise die Idee vom Klassenstaat aufdrängen. Darf er dagegen ungehindert sich organisiren und organisirt für seine wirthschaftlichen Interessen kämpfen, dann erst gewinnt er ein richtiges Bild von seiner Stärke und auch — von seiner Schwäche. Und es dürfte sich in der That gar leicht herausstellen, daß die Arbeiterverbände den Unternehmerkoalitionen im Durchschnitt nicht gewachsen sind. Wenn eine Arbeiterorganisation jetzt unterliegt, macht sie regelmäßig den „Klassenstaat" für ihre Niederlage verantwortlich, oft leider mit einem guten Schein des Rechts. Mischt sich der Staat oder vielmehr die Regierung garnicht in diese Kämpfe, dann werden im Gegentheil die gar zu schwer geschlagenen und hart bedrängten Arbeitermassen genöthigt sein, dem Staate als Schutzflehende entgegen zu kommen und es ist dann die Möglichkeit eines reformerischen Staatssozialismus gegeben. Daß eigentlich kein Mensch ein klares Bild von dem Kräfteverhältniß derer hat, die im wirthschaftlichen Kampfe einander gegenüberstehen, das scheint mir eins der allergrößten Uebel zu sein. Diese Unkenntniß verführt die Arbeitermassen mit Nothwendigkeit zu übertriebenen Anklagen dem Staate gegenüber und zu überspannter Werthschätzung der eigenen Machtmittel. Wirthschaftliche Kämpfe, die selbstverständlich mit legalen Mitteln ausgefochten werden müssen und

niemals zu blutigen Revolten ausarten dürfen, führen keineswegs zu wirthschaftlicher Anarchie, sondern zu einem den thatsächlichen Machtverhältnissen entsprechenden Gleichgewicht. Demgemäß hat die Regierung gerade im Interesse staatlicher Ordnung und Ruhe die Pflicht, die Organisationen der Unternehmer und Arbeiter als vollkommen gleichberechtigt zu behandeln und sich der Einmischung möglichst zu enthalten. Hier ist wirklich ein gewisses Gehen- und Geschehenlassen am Platze.

Nach der landwirthschaftlichen Seite hin ist die Sozialdemokratie in der Lage, die Landarbeiterschaft in ihrer verschiedenen Abstufung als Gesinde, Instleute, Kossäthen u. s. w. zu gewinnen. Die Erfahrung lehrt und es ist auch psychologisch begreiflich, daß der Agrarsozialismus der primitivste und revolutionärste ist. Dagegen giebt es nur ein dauernd wirksames Mittel, nämlich Verminderung des ländlichen Proletariats durch Schaffung von Bauerngütern. Daß die Sozialdemokratie, um wirklich Volkspartei zu werden, auch die Bauern gewinnen muß, ist selbstverständlich. Daß sie die Bauern nicht mit Vergesellschaftung der Produktionsmittel gewinnen kann, ist ebenso selbstverständlich. Will die Sozialdemokratie nicht überhaupt auf die Bauern verzichten, so muß sie zunächst unbefangen an bäuerliche Verhältnisse herantreten und jenseits alles Dogmatismus aus diesen Verhältnissen heraus erst ein Programm gewinnen. Dabei aber muß ihr die denkbar stärkste Umbildung ihres Wesens zu Theil werden. Daß solche Umbildung bei der Berührung mit der Bauernschaft stattfindet und wie sie stattfindet, kann man z. B. aus der Thätigkeit der bayerischen Sozialdemokratie ersehen. Hier hat man es ganz offen ausgesprochen, daß es nicht darauf ankommen kann, dem Bauern sein Eigenthum zu nehmen, sondern ihn darin zu befestigen und zu sichern. In Wahrheit gewinnt der Sozialdemokrat garnicht den Bauern, sondern der Bauer den Sozialdemokraten. Hier muß es in noch größerer Deutlichkeit als in der Industrie offenbar werden, daß mit dem Wachsen der sozialdemokratischen Partei das Absterben der ursprünglichen sozialdemokratischen Idee unlöslich verknüpft ist. Es giebt in Wahrheit eine den Dingen und Verhältnissen innewohnende Vernunft, die immer zum Vorschein und Durchbruch kommt, wenn man einer natürlichen Gründen entspringenden Entwicklung nur freien Lauf läßt. Die Behauptung aber, die sozialdemokratische Bewegung sei lediglich das Produkt gewissenloser Hetzer, darf man sich heute höchstens noch als Redakteur der „Deutschen Tageszeitung" oder „Staatsbürgerzeitung" erlauben. Eine erleuchtete Regierung kann nie und nimmer willkürlich irgend welche aus dem Augenblick geborenen Gesetze diktieren, sondern sie kann nur gewissermaßen aus dem Fluß der Entwickelung Gesetze herausdestilliren, die eigentlich schon in den Dingen, zum Erwachen bereit, schlummern.

Was der Entwickelung unseres Staates und der deutschen Politik in dieser Zeit das Gepräge giebt, ist der industrielle Fortschritt und

die darauf als auf der wirthschaftlichen Grundlage basirende Weltpolitik. Die Entwickelung und Entfaltung der Sozialdemokratie führt — wie wir dargelegt haben — statt zur Revolution, zu einer heilsamen Umwandlung. Diese freie Entfaltung schließt aber in sich und bedeutet geradezu die von Auer geforderte Gleichberechtigung. Dieses Gefühl, als gleichberechtigte Partei und als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt zu werden, muß den Sozialdemokraten ein gewisses Freiheits- und Herrengefühl verleihen. Aus diesem Freiheits- und Herrengefühl heraus wächst dann auch einzig und allein das Empfinden für eine Politik der Macht. Nur ein Freier und ein Herr ist dem zugänglich, was man den Staatsgedanken nennt, und nur wer den Staat als eine lebendige Einheit in sich zu empfinden vermag, gelangt zum Verständniß der Nothwendigkeiten und Bedingungen äußerer Politik. Es ist in diesen Jahrbüchern und auch anderswo oft haarscharf nachgewiesen, daß eine Politik nationaler Macht und sozialer Reform organisch zusammengehören. Die sozialdemokratische Masse hat das nie begreifen wollen und können. Man schiebe dieses Unvermögen doch nicht auf Dummheit oder Bosheit. Sie kann es darum noch nicht begreifen, weil sie als sich unterdrückt fühlende Klasse mit Sklaveninstinkten seelisch noch nicht für jene Gedanken und Gefühle einer Politik der Macht disponirt ist. Der proletarischen Masse die Gleichberechtigung und Freiheit der Bewegung thatsächlich zuzugestehen, um so ihren Sklaveninstinkt in Freiheits- und Herrengefühl zu wandeln — das ist eine Nothwendigkeit, die sich auch in Rücksicht auf unsere äußere Politik unabwendlich ergiebt. Max Lorenz.

Reichskanzler Graf von Bülow.

Der Künstler wirkt am stärksten durch den Kontrast. Wenn das wahr ist, so wird der zukünftige deutsche Geschichtsschreiber keine dankbarere Aufgabe haben, als die Charakteristik der vier ersten deutschen Reichskanzler. Am wirksamsten aber wird sich die Zusammenstellung machen, wenn man nicht chronologisch gruppirt, sondern Fürst Bismarck und Fürst Hohenlohe, Graf Caprivi und Graf Bülow, und der Kontrast wird am allerwirksamsten sein, wenn man zugleich darlegt, an welcher Stelle der große Umschwung in der deutschen Politik gelegen hat. Es ist heute nicht ganz leicht darüber zu reden, da in der öffentlichen Meinung eine ungeheure Wolke von Fabeln und Legenden die Thatsachen so verdunkelt hat, daß man nicht ohne weiteres mit ihnen operiren, sondern sie immer erst richtig stellen muß. Nichts ist z. B. heute beliebter als die Formel, Graf Caprivi habe die Bahnen des Fürsten Bismarck verlassen und Fürst Hohenlohe habe wieder in sie eingelenkt, oder: Fürst Bismarck habe eine russenfreundliche Politik betrieben, heute hätten wir eine England-freundliche. Beide Sätze sind so falsch wie möglich. Weder war die Bismarck'sche Politik russisch und die

heutige englisch, sondern sie war damals deutsch und ist heute deutsch — noch hat Fürst Hohenlohe zu Bismarck'schen Grundsätzen zurückgelenkt; ja, man kann diesen Satz nahezu umkehren: Graf Caprivi hat, wenn auch mit veränderten Mitteln, doch im Wesentlichen die Richtung der Politik des Fürsten Bismarck beibehalten und die große Wendung, die noch kurz vor seinem Abgang eingeleitet wurde, hat sich dann unter dem Fürsten Hohenlohe vollzogen. Man ist sich in der öffentlichen Meinung über die Bedeutung und den Augenblick des Umschwunges so wenig klar, weil man nur auf die Einzelerscheinung und die Symptome sieht, nicht auf die Richtung des Ganzen. Hierauf aber kommt es an. Daß der Rückversicherungs-Vertrag mit Rußland nicht erneuert wurde, oder daß Rußland, Frankreich und Deutschland im chinesisch-japanischen Kriege gemeinsam intervenirten; daß der Kaiser dem Präsidenten Krüger zu dem Siege über Jameson gratulirte oder daß er dem Feldmarschall Roberts den Schwarzen Adlerorden gab, das sind alles nur einzelne Wendungen, die unendlich wenig bedeuten gegen die prinzipielle Direktionsveränderung, die im Jahre 1894 eingesetzt hat. Diese Direktionsveränderung heißt: Uebergang Deutschlands zur Weltpolitik. Unter dem Fürsten Bismarck hatte Deutschland in dem spezifischen Sinne, wie wir hier das Wort gebrauchen, noch keine Weltpolitik. Damals war unsere Politik noch vollständig beherrscht von den Gedanken der französischen Revanche und des Zukunftskrieges auf beiden Fronten, der früher oder später doch einmal unvermeidlich sei. Zwar ließ sich Fürst Bismarck bereit finden, einige tastende Versuche in der Kolonialpolitik zu machen, aber er hütete sich wohl, nach größeren Dingen zu greifen, die einen Konflikt hätten heraufführen können. Das Protektorat über Transvaal und die Erwerbung des Lucia-Bay, die Deutschland mit einem Schlage eine Großmacht-Stellung in Süd-Afrika gegeben hätte, lehnte er ab. England zeigte sich so wie so unliebenswürdig genug bei den magern Brocken, auf die Deutschland hier und da die Hand zu legen wagte. Die deutsche Politik nahm Größeres deshalb garnicht einmal in Aussicht. Beweis genug: man baute keine Schiffe. Ganz in diesem Sinne führte Graf Caprivi die Politik fort. Zwar setzte der Kaiser persönlich einige Schiffsbauten durch, aber der Kanzler hatte nichts im Auge als den zukünftigen russisch-französischen Krieg, und so war ihm „je weniger Afrika, desto lieber“. Man mag heute vielleicht zweifeln, ob die Besorgniß vor der russisch-französischen Offensivallianz jemals ganz so berechtigt gewesen ist, wie sie bei der Septennats-Wahl ausgemalt wurde und wie sie uns Allen damals schien, oder aber ob sie wirklich so ganz fern liegt, wie sie heute der öffentlichen Meinung erscheint. So viel aber ist klar, es begann eine ganz neue Epoche der deutschen Politik, als man sich entschloß, diese Furcht hintan zu setzen und positive, große außereuropäische Ziele ins Auge zu fassen. Dieses ist das Entscheidende; nicht ob man das eine Mal freundlich mit Rußland thut und das andere Mal mit England. Beide

sind in der Weltpolitik unsere Gegner; beide können aber auch wieder unsere Freunde sein, weil ihre Gegnerschaft untereinander viel stärker ist. Die Hauptsache bleibt stets, daß die heutige deutsche Politik, weil sie Weltpolitik geworden ist, sich von derjenigen des Fürsten Bismarck fundamental unterscheidet, und deshalb auch in keinem Einzelpunkt mit dieser recht verglichen werden darf.

Den Moment des Umschwunges wird man in der Verlobung des Großfürsten und bald darauf Zaren Nicolaus mit einer deutschen Prinzessin zu sehen haben: wie die Begleit-Umstände waren, eine der wichtigsten politischen Ehe-Verbindungen, die die Geschichte kennt.

Wer sich nicht den seitdem eingetretenen Unterschied der heutigen deutschen Politik von der Bismarck'schen klarmacht, wird unsere Lage nie verstehn. Man macht sich aber diesen Unterschied nicht klar, weil in einem merkwürdigen Zusammentreffen aus den entgegengesetzten Motiven alle Parteien gleichmäßig beflissen sind, den Sachverhalt zu verdunkeln. Von der Regierungsseite beruft man sich lieber auf die Autorität des Reichsgründers, als daß man sich zu ihm in Gegensatz bringt; die Gegner der Weltpolitik aber waren einst auch seine Gegner und wollen auch jetzt noch nicht als seine Vertheidiger auftreten.

Im Reichstag hat jüngst eine kleine Debatte stattgefunden, die in der Oeffentlichkeit kaum beachtet worden ist, diese Sachlage aber sehr hübsch illustrirt und deshalb für den Geschichtskenner höchst interessant war. Fürst Herbert Bismarck erhob sich, um die Politik des Grafen Bülow im Allgemeinen gut zu heißen, aber doch zu korrigiren, daß die Stellung in China eine „Lebensfrage" für uns genannt sei. Trotz der verbindlichen Form, deren sich der Fürst bediente, lehnte der Reichskanzler die Kritik doch in recht bestimmten Worten ab und wies etwas ironisch darauf hin, daß der Fürst diesmal ganz mit Herrn Eugen Richter übereinstimme; man einigte sich schließlich über ein „Mißverständniß". Der Zusammenhang dürfte der sein, daß Fürst Bismarck, der sich durchaus als den Erben und Vertreter der Ideen seines Vaters ansieht, in der vorsichtigsten Weise einmal darauf hinweisen wollte, wie weit man sich von dieser Tradition entfernt hat. Beabsichtigte er wirklich nur an dieser Tradition festzuhalten und außer ihr kein Heil anzuerkennen, so müßte er natürlich ganz anders auftreten und die heutige Politik mit dem schwersten Geschütz angreifen, um sie wieder auf den alten Standpunkt zurück zu treiben. Aber soweit will er doch offenbar nicht gehen, und das ist eine Halbheit, die nothwendig schlecht auslaufen mußte. Hat Deutschland sich einmal entschlossen, Weltpolitik zu machen, so muß es auch in großem Stil geschehen. Der Reichskanzler hatte daher durchaus Recht, diese Ermahnungen zur Vorsicht zurück zu weisen.

Wenn nun die Bedeutung des letzten Jahrzehnts der deutschen Geschichte darin liegt, daß wir von der Politik der Saturirung und der

bloßen Defensive übergegangen sind zur Weltpolitik, so sollte man meinen, daß sich der Umschwung unter einem Kanzler von höchster Aktivität, einer geborenen Kraftnatur vollzogen haben. War es so? Hier haben wir wieder den Kontrast, und er kann nicht größer sein. Die Vertreter jener Selbstbescheidungs-Politik waren die beiden muthigen Dreinschläger, Fürst Bismarck und Graf Caprivi, die deutsche Weltpolitik aber ist herausgeführt worden unter dem unscheinbarsten aller Staatsmänner, dem Fürsten Hohenlohe, und wird heute vertreten durch einen Staatsmann, der die Aufgabe seiner Kunst darin sieht, Krisen und Konflikte zu vermeiden.

Wenn ich die Dinge recht beurtheile, so ist es gerade der Mann, den wir heute gebrauchen. Die Lage Deutschlands nach außen und innen ist ganz außerordentlich schwierig, aber sie ist durchaus nicht dazu angethan, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Blut und Eisen gelöst zu werden. In der Presse wie in der Gesellschaft hört man Aeußerungen der Verwunderung, daß der Reichskanzler sich nicht mehr geltend mache, keine bestimmten Direktiven gebe, nicht den leitenden Staatsmann zeige, in den geistreichen Wendungen seiner Reden kein greifbarer Inhalt sei. Es ist so — aber diese Taktik ist die denkbar klügste. Es ist schlechterdings nicht nöthig, daß der Reichskanzler jetzt schon in der Frage der Handelsverträge eine markirtere Stellung einnehme. Das kommt Alles ganz von selbst. Die Russen werden es uns schon sagen, ob sie sich auf eine Erhöhung der Getreidezölle einlassen wollen oder nicht. Verlangen unsere Agrarier schon jetzt Festlegung des Minimums ihrer Forderungen durch einen Doppeltarif nun gut, man mag es ihnen gewähren: nur mit dem Zusatz, daß Handelsverträge unter allen Umständen wieder abgeschlossen werden sollen und daß, wenn es nicht anders geht, man auch unter das Minimum noch wieder heruntergehen kann. Ohne sehr schwere Kämpfe wird es gewiß nicht abgehen, aber wozu diese Kämpfe schon jetzt heraufbeschwören?

Wie Graf Bülow hier die äußerste Reserve beobachtet, so auch in der auswärtigen Politik. Seine letzten Reden im Reichstag waren wahre diplomatische Meisterstücke. Er sagte durchaus garnichts und sagte doch sehr viel. Rußland hat in China eine Politik der Illoyalität befolgt, die ihres Gleichen sucht in der Weltgeschichte. Während alle Kultur-Großmächte zusammenwirken, um die Erhebung des chinesischen Nativismus gegen die auch China ergreifende universelle Kultur niederzuschlagen, schließt Rußland hinter dem Rücken seiner Bundesgenossen einen Separat-Vertrag ab, der ihm eine ungeheure Erwerbung sichert. Wie kommen die Chinesen dazu den Russen, ihren allergefährlichsten Nachbarn, solche Konzessionen zu machen? Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie ihnen dafür Gegendienste versprochen haben, und diese Gegendienste können gar keine anderen sein, als Unterstützung gegen die anderen Mächte. Das ist der letzte und entscheidende Grund, weshalb die Unterhandlungen nicht vom

Fleck rücken. Die Hartnäckigkeit der Chinesen hätte gar keinen Sinn, wenn sie nicht einen heimlichen Bundesgenossen hätten.

Deutschland ist auf diese Weise in eine sehr üble Lage gebracht. Da Englands Kräfte in Afrika festgelegt sind, Frankreich Rußland nicht entgegenzutreten wünscht, die Vereinigten Staaten auch noch an ihrem letzten Kriege und auf den Philippinen genug haben, Japan allein zu schwach ist, so könnten die Russen heute ihre direkte oder indirekte Herrschaft in China ganz beliebig ausdehnen, wenn nicht Deutschland auf dem Platze wäre. Deutschland hat freilich gerade in China nur sekundäre Interessen, aber durch den Zufall, daß gerade sein Gesandter ermordet war, gezwungen, von Anfang an mit besonderer Stärke aufzutreten, hat es sich entschließen müssen, entweder die Führung zu übernehmen oder Rußland einfach das Feld zu überlassen. Wir hauptsächlich, mehr als jede andere Macht, werden deshalb durch die russischen Intriguen betroffen.

Sollen wir dagegen mit Drohungen auftreten? Das wäre höchst gefährlich. Um Chinas willen auch nur entfernt die Möglichkeit eines großen Krieges heraufziehen zu sehen, würde den Anschauungen des deutschen Volkes durchaus nicht entsprechen. Graf Bülow hat das Problem ganz vorzüglich zu behandeln verstanden. Wir hätten nicht das geringste Interesse an der Mandschurei, erklärte er im Reichstag; unsere Interessen kollidirten mit den russischen überhaupt nirgends auf der Welt. Daß aber Rußland sich von China die Mandschurei abtreten lasse, könne Deutschland nicht zugeben, da China sich in der Lage eines Liquidirenden befinde und die Masse nicht zum Nachtheil der noch nicht befriedigten Gläubiger vermindert werden dürfe.

Nun weiß Rußland also, woran es ist: es mag von Deutschlands wegen die Mandschurei haben, aber nur, wenn und nachdem der allgemeine chinesische Friede hergestellt ist.

Die Situation ist, wenn man näher zusieht, für uns keineswegs rosig: wenn nun Rußland fortfährt, die Chinesen in ihrem zähen Widerstreben zu bestärken?

Zum Kriege wünschen wir es nicht zu treiben; deshalb bleibt nichts übrig als Geduld. Wir werden schon die Punkte finden, wo wir unsern Druck auch auf Rußland ausüben können. England und auch die anderen Mächte gehen darin mit uns. Also Geduld und freundliche Worte, die dem Publikum sagen, daß Alles in schönster Ordnung sei, und den Staatsmännern, daß man die Sache sehr ernst nehme und nicht im Geringsten gewillt sei, nachzugeben.

Die Geduldsprobe wird wohl ziemlich langwierig werden und sie wird im deutschen Volke um so peinlicher empfunden werden, als das Ergebniß unseres Aufwandes und unserer Anstrengung in erster Linie den Engländern zu Gute kommt. Das hat, so weit ganz mit Recht, der

Abgeordnete Richter in der China-Debatte hervorgehoben. Was wir augenblicklich von China wollen, Genugthuung und Entschädigung, ist allerdings unsere Sache. Aber das ist doch nur das Vorübergehende: das Dauernde, um das gekämpft wird, ist die Offenhaltung Chinas für die europäische Kultur und den europäischen Handel; an diesem Handel aber haben die Engländer ein zehn- oder zwanzigfach größeres Interesse als wir. Selbst wenn Rußland wirklich ganz China zu seinem Vasallenstaat machte und mit seiner Zolllinie umgäbe, so würde Deutschland direkt dadurch nicht entfernt so sehr geschädigt werden wie England. Trotzdem hat England noch nicht halb soviel Truppen dort wie wir, und noch mehr als die thatsächliche, trägt Deutschland die moralische Last des Druckes auf die Chinesen und des Gegenstemmens gegen die Russen. Deutschland würde auf der Stelle sehr erleichtert sein, die Lage in China sich überhaupt bald zum Bessern wenden, wenn endlich der Krieg in Transvaal zu Ende gebracht würde. Die öffentliche Meinung in Deutschland empfindet das aber keineswegs so, sondern wünscht nach wie vor, daß die Buren den Kampf fortsetzen und daß es den Engländern nicht gelingen möge, hier ihre Herrschaft aufzurichten. Ein Volk bleibt eben immer dasselbe; trotz Bismarck sind wir nach wie vor das Volk der Enthusiasten und Träumer und ganz und gar keine Realpolitiker. Im Deutschen Reich schadet das nun so viel nicht, da der Kaiser die Politik macht, und die öffentliche Meinung, wenn auch nicht ohne Einfluß, doch nicht bestimmend ist. Am gefährlichsten scheint heute der Mangel an real-politischer Anlage sich bei unsern Landsleuten in Oesterreich zu entwickeln, wo die Politik der Alldeutschen uns noch einmal in die schwersten Verlegenheiten und sogar große Gefahr stürzen kann. Der Nationalsoziale von Gerlach hat darüber kürzlich einmal die sehr schöne Formel gefunden, man dürfe nur soweit alldeutsch sein, wie das Alldeutsche sich mit dem Reichsdeutschen vertrage. Das sollten sich die Alldeutschen, wenigstens unsere eigenen, da sie doch wahrlich nicht die Absicht haben, das Reich zu schädigen, alle Tage von Neuem einprägen und sich selber vorhalten. Auf Südafrika angewandt heißt das, daß wir dringend wünschen müssen, daß dort endlich Friede geschlossen werde. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß damit das Burenthum noch keineswegs verloren, sondern zweifellos noch eine große Zukunft, ja wahrscheinlich noch eine größere Zukunft hat, als wenn es selbständig geblieben wäre. Die Tapferkeit und Zähigkeit, die die Buren in dem langen Kriege bewährt haben, ist nicht verloren und nicht vergeblich aufgewandt worden trotz der endlichen Niederlage. Der Sinn trotziger Selbständigkeit in dem Burenvolke wird sich noch lange an den tapfern Thaten des Krieges nähren, sich nicht beugen lassen, und sich in neuen Formen von Neuem geltend machen. Wenn auch zunächst die Friedensverhandlungen zwischen Kitchener und Botha gescheitert sind, so wollen wir doch hoffen, daß man mit Nachgiebigkeit

von beiden Seiten endlich zum Ziel gelangt und den nutzlosen Leiden der noch Kämpfenden, wie der zahlreichen Gefangenen, wie der verwaisten Familien ein Ende gemacht werde.

Wenn diese Hoffnung sich nun aber nicht erfüllt, wenn Monat auf Monat vergeht, ohne daß die Engländer fähig werden, ihre Truppen in China zu verstärken und das Gefühl der Machtlosigkeit gegen Rußland los zu werden, sollen wir fort und fort als ihre Platzhalter in China unsere Soldaten und unser Geld einsetzen? Für den Augenblicks-Politiker scheint das ganz unerträglich, und vor einer Volksversammlung oder einem Parlament möchte ich die Frage nicht behandeln; an solchen Orten muß man die Sache irgendwie anders zu formuliren suchen. Für Politiker aber, die den Blick in historischen Studien geschult haben und im Stande sind, die Dinge im Großen zu nehmen, ist die Frage zwar diplomatisch sehr wichtig, prinzipiell aber, soweit sie einen Einwand enthalten soll, abzulehnen. Es ist sehr häufig so in der Geschichte, daß von zwei Verbündeten der eine einen viel stärkeren Einsatz macht als der andere, die Frucht der Arbeit aber nachher keineswegs in diesem Verhältniß getheilt wird. Es ist das unvermeidlich, wenn das Ziel, das man erstrebt, überhaupt erreicht werden soll. England und Preußen haben gemeinschaftlich den Siebenjährigen Krieg geführt: England hat darin ein ungeheures Kolonialreich erobert, Preußen hat unendlich viel größere Anstrengungen gemacht und dennoch nur gerade seinen Bestand behauptet. Ist deshalb der Siebenjährige Krieg für uns vergeblich geführt worden? Die That als solche behält immer ihren Werth, auch wenn ihr der augenblickliche Gewinn versagt bleibt. Ganz vortrefflich hat Herr von Ruville eben in diesem Heft ausgeführt, daß der Werth der Kolonialpolitik keineswegs nach dem materiellen Gewinn abzumessen sei, den die Kolonien abwerfen: das weltgeschichtlich Entscheidende ist der Segen einer großen nationalen Arbeit als solcher. In unserm Falle aber dürfte uns die Frucht, wenn auch vielleicht nicht in China selbst, doch an anderer Stelle bald geerntet werden. Unsere China-Politik ist ja nichts Isolirtes, sondern ein Zug in einem großen Zusammenhang. Nicht nur hier, sondern an vielen Stellen berühren wir uns mit Rußland, z. B. in dem Plane der Bagdadbahn, zu welcher Frage eben dieses Heft von einem anderen unserer Mitarbeiter, Herrn Dr. Rohrbach, einen bedeutsamen Beitrag bringt.

Deutschland hat, wie der Herr Reichskanzler auf das Bestimmteste erklärt hat, nicht die Absicht, auf eine Politik der Theilung Chinas einzugehen, Deutschland hat aber trotzdem nichts dagegen, wenn Rußland schließlich die Mandschurei unter seine Herrschaft bringt; soll aber Rußland die Mandschurei erwerben, während alle andern Mächte sich mit einer kargen Geldentschädigung abfinden lassen müssen? China soll nicht weiter verkleinert werden. Das steht fest. Es kann im Besonderen für Deutschland etwas Besseres als ein neues, reorganisirtes, sich Europa

anähnelndes China mit offenen Thoren garnicht geben. Aber an anderer Stelle der Erde sind Plätze, wo Deutschland ein Aequivalent für die Vergrößerung Frankreichs durch Madagaskar, der Vereinigten Staaten durch Cuba, Englands durch Transvaal, Rußlands durch die Mandschurei wohl geboten werden kann. Das Aequivalent braucht ja nicht gerade in Landgebiet zu bestehen; es bedarf auch nicht so großer Kriegshandlungen, wie sie jene anderen Mächte nöthig gehabt haben. Es ist nur nöthig, daß das Deutsche Reich seine ungeheure Macht in dem Spiel der großen Politik an der richtigen Stelle zeigt und dadurch ihr Gewicht auch geltend macht. Wir müssen uns hüten, zu drohen, aber wir müssen zeigen, daß wir stark sind. Es ist die Politik der Reserve, der Geduld und der Geschmeidigkeit, die heute für Deutschland die gebotene ist. Das jüngste Auftreten des Grafen Bülow giebt uns das Vertrauen, daß er dieser Aufgabe voll gewachsen sein werde.

24. 3. 1901. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Gerstenbergk, Jenny von. — Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf. M. 2,–. Stuttgart, J. G. Cotta.
Gregori, F. Josef Kainz. Berlin, Goss & Tetzlaff.
Grossherzog Friedrich von Baden, Reden. — M. 6,–. Freiburg i. B., Paul Waetzel.
Gunkel, Herm. — Die Sagen der Genesis. M. 1,40. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Jahrbericht des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller. Januar—Dezember 1900. (627 S.) Berlin.
Der Judentag. — 30 Pf. Bonn, Jean Trapp.
Die Lage der Mohamedaner in Bosnien. Von einem Ungarn. (126 S.) Wien, Ad. Holzhausen.
Lienhard, Fritz. — Neue Ideale. (271 S.) Berlin, Georg Heinrich Meyer.
Löwy, Emanuel. — Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst. Rom, Loescher & Co.
Mariano, Raffaele. — La Conversione del mondo pagano al Cristianesimo. II. Bd. (424 S.) Florenz, C. Barbèra.
Marquardt, G. — Der Verrath des Judas Ischariot eine Sage. 60 Pf. München, August Schupp.
Mollwo, Dr. Carl. Das Handlungsbuch von Hermann und Johann Wittenborg. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.
Moreau, F. — La Question finlandaise. (34 S.) Paris, librairie Marescq Ainé.
Münchhausen, F. v. — Balladen. Berlin, Breslauer & Meyer.
Oestèren, P. W. von. — Merlin. M. 5,–. Berlin, G. H. Meyer.
Reifenberg, L. — Mammon. Eine epische Dichtung. Brosch. M. 2,40. geb. M. 3,40. Dresden, E. Pierson.
Samosch, S. — Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Minden, J. J. C. Bruns.
Servaes, F. — Hans *Thoma*. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Stead, W. T. — „Lest we forget". 1 sh. Review of Reviews office.
Schieler, C. — Mein Austritt aus der katholischen Kirche. (99 S.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Stöber, Fritz. — Dämmerstrahlen. M. 3,–, geb. 4,25. Berlin, Hermann Walther.
Schmidt, Erich. — Charakteristiken. 8°. (326 S.) M. 6,—. Berlin, Weidmann'sche Buchh.
Schorn, Adelheid von. — Briefe und Erinnerungen. Berlin, S. Fischer Verlag.
Schultze, Th. — Die *Religion* der Zukunft. (115 S.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Schurtz, Heinr. — Urgeschichte der Kultur. (658 S.) Leipzig, Bibliographisches Institut.
Till Eulenspiegel posthumus. — Alte Gedanken neu gedacht und *in* Knüttelverslein gebracht, für Jung und Alt zu mässigem Genuss. M. 1,—. Göttingen, Franz Wunder.
Tönnies, F. — Politik und Moral. (48 S.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Wagner, R. — Das Evangelium der Verachtung. M. 2,—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Wild, Erich. — Mirabeau's geheime diplomatische Sendung nach Berlin. (202 S.) Heidelberg, Carl Winter.
Witt, Dr. Otto. — Narthekion. (255 S.) Berlin, Rud. Mückenberger.
Zacher, A. — Römische Augenblicksbilder. (271 S.) Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.
Blum, Hans. — Aus dem tollen Jahr. (330 S.) Heidelberg, Carl Winter.
v. Boguslawski, A. — Fünfundachtzig Jahre Preussischer Regierungspolitik in Posen und Westpreussen von 1815 bis 1900. Geschichtliche Skizze. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Bernard, Walther. — Morgendämmerung, ein dramatisches Gedicht. M. 1,50. Berlin, Verlag Aufklärung.

Bloch, Leo. — Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. (156 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
Berg, Leo. — Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Stark vermehrte 5. Aufl. M. 1,50. Berlin, Hermann Walther.
Despagnet, Franz. — La question finlandaise au point de vue juridique. (81 S.) Paris. L. Larose.
Enking, O. — Ikariden. (239 S.) Dresden, Carl Reissner.
Engelbrecht, Louis. — Gedichte. M. 3,50. Braunschweig, Benno Goeritz.
Flesch, Dr. K. — Zur Kritik des Arbeitsvertrags. M. 1.—. Jena, Gustav Fischer.
Fulda, L. — Die Zwillingsschwester. Lustspiel in vier Aufzügen. M. 2,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
La France Revue Mensuelle No 1, pro Sem. M. 3, . — The English World No. 1, pro Sem. M. 3. Beide zus. bezogen M. 5,— pro Sem. Leipzig, B. G. Teubner.
Güttler, C. — An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Vortrag. (29 S.) München, C. H. Beck.
Herrmann, Prof. D. W. — Römische und evangelische Sittlichkeit. 2. Aufl. M. 1,—. Marburg, N. G. Elwert.
Horneffer, Ernst. — Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. M. 2,—. Göttingen, Franz Wunder.
Jensen, W. — Heimath. (301 S.) Dresden, Carl Reissner.
Kügelgen, Const. S. — Luthers Auffassung der Gottheit Christi. Leipzig, Richard Wöpke.
Kronenberg, Dr. M. — Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. 75 Pfg. München, C. H. Beck.
Lorenz, Dr. Herm. — Die Einführung der Brandenburg-Preussischen Landeshoheit in die Stadt Quedlinburg und die Feier des Krönungstages daselbst am 17. u. 18. Januar 1701. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg's Buchhandlung.
Lavisse, Ernst. — Histoire de France. Brosch. Frcs. 12. Paris, Librairie Hachette.
Margueritte, P. et V. — Les Tronçons du glaive. (536 S.) Paris, Plon-Nourrit & Co.
Marbach, Hans. — Christus und Faust. (105 S.) Dresden, Karl Reissner.
Michael, Erich. — Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 1,50. Leipzig, Adolf Baum.
v. Massow. — Das Preussische Fürsorgeerziehungsgesetz vom 2. Juli 1900 und die Mitwirkung der bürgerlichen Gesellschaft bei seiner Ausführung. M. 1.—. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
Niemeier, Dr. A. — Untersuchungen über die Beziehungen Albrechts I. zu Bonifaz VIII. Preis M. 5,—. Berlin, E. Ebering.
Pilz. — Der Tabak und das Rauchen. Ernstes und Heiteres aus der Kulturgeschichte. (circa 300 S.). Brosch. M. 2,20, originell geb. M. 3,20. Leipzig, Gustav Weigel's Verlag.
Reichel, Eugen. — Gottsched der Deutsche. M. 12,—. Berlin, Gottsched-Verlag.
Richter, Raoul. — Kant-Aussprüche. M. 1,20. Leipzig, Ernst Wunderlich.
Schäfer, Dr. D. — Zu Moltke's Gedächtniss. Preis 75 Pf. Jena, Gustav Fischer.
Schroeder, Otto. — Heilig ist mir die Sonne. Preis M. 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.
Der Spielmann herausgegeben von Ernst Wachler. Berlin, Fischer & Franke.
v. Sprecher, Donna Ottavia. — Historischer Roman aus dem ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts. 3. Aufl. M. 4,—. Basel, Adolf Geering.
v. Sosnosky, Theod. — Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhundert. Eleg. geb. M. 5, . Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
Stavenhagen, W. — Grundriss des Festungskrieges. (200 S.) Sondershausen, Fr. Aug. Eupel.
Stern, L. W. — Die Psychologische Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere in Deutschland. — Berlin, Hermann Walther.
Vischer, F. T. — Shakespeare-Vorträge III. M. 7,—. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
Weber, Dr. Hans. — Der Kampf zwischen Papst Innocenz IV. und Kaiser Friedrich II. bis zur Flucht des Papstes nach Lyon. M. 2,80. Berlin, E. Ebering.
Weickert, B. — Die Stellung der Kurfürsten zur Wahl Karls V. im Jahre 1519. Preis M. 11,20. Berlin, E. Ebering.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.



Die Rolle der Anschauung in dem Kulturleben der Gegenwart.

Von

Wilhelm Münch.

Man hat wohl das Recht, in dem, was wir mit dem Gesammtnamen Kultur bezeichnen, zwei große Gebiete zu unterscheiden, die äußere Kultur und die innere, wobei denn jene wesentlich die Bewältigung, Beherrschung, Dienstbarmachung der Natur und ihrer Kräfte bedeutet, nebst der äußeren Ordnung und Normirung menschlichen Zusammenlebens, diese die Sittigung roher Natürlichkeit, Verfeinerung der Gefühle, Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises, Veredelung des Gemeinschaftslebens. Beide sind wohl auch unter den Namen Kultur und Zivilisation auseinandergestellt worden, aber in Wahrheit ist das Recht der Unterscheidung überhaupt doch mehr ein theoretisches; äußere und innere Kultur sind nicht etwa schlechthin ungleichartig, sie gehen in einander über. Sie bilden gewissermaßen die beiden Flügel einer zusammenhängenden Linie.

Dieser Begriff der Flügel läßt freilich nicht sowohl an eine beliebige Linie denken, als an eine Front, die denn doch wohl auch zum Vorrücken bestimmt ist. Indessen es erfordert nicht allzuviel Umblick, um zu sehen, daß von irgend etwas wie einem stetigen Vorrücken nicht die Rede sein kann. Nur stete Bewegung ist sicher zu gewahren, aber sie geht in sehr unregelmäßigen Kurven, mit sehr schwankendem Vormarsch. Von jenen beiden Flügeln rückt derjenige, der die innere, mit jenem, der die äußere Kultur bedeutet, nicht leicht zu gleicher Zeit vor. Es ist — um die Sache in einem anderen Bilde anzusehen — fast, als ob hier von zwei Waagschalen eine emporschnellen müsse, während die andere sich fülle

oder senke. Doch nicht bloß in so allgemeiner Weise macht sich die Wirkung der einen Seite auf die andere fühlbar. Am schönsten ist es gewiß, wenn die innere Kultur, in starkem, eigenem Drang und mit eigener Kraft vordringend, zugleich die erwünschten äußeren Gestaltungen im Gefolge hat, und die Geschichte der Menschheit weist Perioden auf, in denen es zweifellos so war. Aber auch, daß von außen nach innen eine wohlthätige Wirkung erfolge, ist weder ausgeschlossen noch unerhört. Doch wird andererseits auch das nicht ausbleiben, daß der Fortschritt auf äußeren Kulturgebieten nach innen vielmehr gefährdend wirkt, zertheilend, auflösend. So wohl immer dann, wenn große Erleichterungen des Lebens verhältnißmäßig plötzlich eintreten, wenn eine große Vermehrung der Genußgelegenheiten sich rasch ergiebt. Indessen ganz abgesehen von positiver Werthschädigung oder Förderung — auf wie vielen Linien muß die Veränderung der äußeren Kulturgestaltung auf das Innere der Kulturmenschen zurückwirken! Wie manches wird sie hervortreiben, wie manches zurückdrängen, wie manches verschieben, wie auf Bedürfnisse einwirken, auf Neigungen und Gewöhnungen, auf Maaßstäbe, auf Kräfte!

In dem Kulturleben der Gegenwart ist ein ganz hervorstechender Zug die außerordentliche Rolle, welche die Anschauung, die sinnliche Anschauung, spielt, das Bedürfniß solcher sinnlicher Anschauung, wie es sich an tausend Stellen offenbart, die durchgehende Gewöhnung an die Hilfe dieser Anschauung, die immer reichere Gewinnung und Darbietung der Gelegenheiten. Hat hier ein Inneres das Aeußere hervorgerufen, das Bedürfniß die Gelegenheiten? Oder sind es umgekehrt die Gelegenheiten gewesen, an denen das Bedürfniß sich bildete? Das Eine wäre so gut möglich wie das Andere. Aber man wird nicht lange zweifeln, daß das Letztere der wahre Zusammenhang, mindestens daß diese Wirkung von außen nach innen hin die bedeutendere ist.

Wohl lassen sich auch innere Ursachen der Erscheinung finden. Haben doch die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts mehr und mehr von der Vertiefung in sich selbst abgelassen zu Gunsten eines lebendigen Erfassens der Umwelt. Das große Jahrhundert der Naturwissenschaft und der Technik mußte den Augen diese Richtung geben. Es mußte ja wohl auch den Sinn von dem unbegrenzten Allgemeinen zurückrufen, und namentlich von dem bloß Angenommenen, Ueberlieferten, bloß Ausgedachten. Die Periode der sogenannten Aufklärung war nur ein Vorstadium, ein unsicheres Vor-

stadium, die Befreiung des Geistes ward dann weniger unmittelbar gesucht, als vielmehr durch konkrete Arbeit auf bestimmten Bahnen. Das Bedürfniß der Exaktheit für alle Grundlagen tritt hervor, man will überall mit eigenen Sinnen, mit körperlichen Augen sehen, um die wirkliche Wahrheit zu erhalten. So in der Wissenschaft; und deren Wege und Maßstäbe theilen sich denn doch allmählich, in oberflächlicherer Art, weiten Kreisen mit. Aber selbst diese Richtung der Wissenschaft ist ja nicht ohne Zusammenhang mit äußeren Veränderungen, nämlich mit konkreten, neuen Kultureinrichtungen, mit technischen Erfindungen. Die Wechselwirkung ist augenfällig: das Bedürfniß der Forschung und die durch technische Mittel gebotenen Möglichkeiten, sie wecken und fördern einander; aber gering ist die Wirkung von außen nach innen wahrlich auch hier nicht gewesen.

Neue Erfindungen, auch die von der außerordentlichsten Tragweite, von weithin umgestaltender Bedeutung, können diese Tragweite und diese Bedeutung nicht sofort geltend machen. Der menschliche Gedanke braucht Zeit, um die Folgerungen zu ziehen, die Anwendungen zu machen; was hinterher alles als selbstverständlich erscheint, ist doch nur in Intervallen dem Geiste aufgegangen. Und natürlich bereitet die eine Anwendung anderen Anwendungen den Weg: die wissenschaftlichen und technischen Folgerungen vervielfältigen sich. Doch auch die Gewöhnung der Menge braucht Zeit, die Umgewöhnung vom Alten zum Neuen, die Gewöhnung im Thun nicht bloß, auch im Würdigen. So schülermäßig leicht es scheint, von den Folgen der Erfindung der Eisenbahnen und Telegraphen zu reden: die Gesammtwirkung auch auf das innere Leben der Menschen in all ihren Verzweigungen mit wissenschaftlichem Ernste zu verfolgen, wäre doch noch der Mühe werth. In die Breite ist diese Wirkung nur ganz allmählich gegangen, und noch langsamer — aber darum doch thatsächlich — auch in die Tiefe. Seit der Mitte des Jahrhunderts wird sie fühlbar, und mit jedem folgenden Jahrzehnt vervielfältigt sich ihr Einfluß, beschleunigt sich das Tempo der praktischen und psychischen Folgerungen.

Mit einem Male sich unverhältnißmäßig viel rascher über die Erdoberfläche hinbewegen zu können, das ergab für die Kulturmenschheit fast eine so eingreifende Wandlung, wie für die Kinder das Gehenkönnen nach dem bloßen Umherkriechen, mindestens wie das Laufen- und Springenkönnen nach dem bloßen Schrittemachen.

Und so ist denn auch etwas wie ein hastiges allgemeines Durcheinanderwirbeln erfolgt, statt früherer mäßig langsamer Einherbewegung. Reisen waren ehedem eine besondere Lebensleistung, die aus äußerer Nöthigung erfolgte oder aus besonderem höherem Lebensdrang. Es reisten junge Handwerker und Künstler, um die Kunstgriffe ihres Handwerks zu sammeln, die Kenntniß des Tüchtigen zu gewinnen. Es reisten junge Weltleute, um über die Welt mitreden zu können, um der Sitte ihres Standes zu genügen, um Kenntniß von mancherlei Menschenart zu gewinnen, um über nichts mehr zu sehr staunen zu müssen. Denn das Staunen ist nicht bloß nicht philosophisch, sondern auch nicht weltmännisch. Es reisten etliche wirklich Bildungsdurstige, nach den alten Stätten hoher Bildung zumal, und etliche Gefühlsbedürftige, um sich von der wechselnden Umgebung zu wechselnden Gefühlen anregen zu lassen. Es reisten zunächst in größerer Zahl die Angehörigen einer Nation, der englischen, vielleicht nicht so sehr aus der sprichwörtlichen germanischen Wanderlust, als indem sie die aristokratische Gewöhnung auf weitere Kreise ausdehnen konnten, leichter die Mittel dazu besaßen und übrigens nicht die spießbürgerliche Scheu vor dem ein wenig Abenteuerlichen hatten, weil sie zu viel Kraftbewußtsein und Selbstvertrauen nebst einem guten Stück von naivem Egoismus mitnahmen (was Alles das Reisen sehr erleichtert). Es reisten außerdem vereinzelte Ruhelose, phantastische oder melancholische Glücksucher und natürlich immer zahlreiche Geschäftsleute. Es reisten oder wanderten zuletzt auch die Freunde der Natur und des vaterländischen oder nachbarlichen Stückes Erde, die Freunde des Wanderns um des Wanderns willen, die der Stube entrinnen wollten, der Natur wieder nahe kommen, frisch fühlen und selbst sehen, aber mehr das Erstere als das Letztere. Ein so allgemeines Bedürfniß, von der erreichbaren Welt ein möglichst großes Stück zu sehen oder gesehen zu haben, wie dieses Bedürfniß gegenwärtig immer größere Massen der Bevölkerung erfaßt, ist neu. Es ist nicht leicht auf ein Wort zu bringen, was dazu eigentlich das Treibende ist. Natürlich spielt suggestive Uebertragung eine große Rolle, die Furcht zurückzustehen, eng und kleinbürgerlich zu erscheinen, das Bedürfniß, zeitweilig seinem gewohnten und mehr ruhelos umhertreibenden als traulich fesselnden Lebenskreis zu entfliehen, sich durch den Eindruck von Ungewohntem erfrischen zu lassen. Aber wenn etwas recht Elementares als das gemeinsam Bestimmende bezeichnet werden soll, so ist es eben das Bedürfniß der Anschauung, der eigenen,

unmittelbaren, sinnlichen Anschauung eines ansehnlichen Stückes Erde.

Unschwer läßt sich nachrechnen, wie dieses Stück immer umfassender wird, und wie immer mehr Menschen in die Bewegung hineingezogen werden: kommt doch unter den in diesem Sinne Reisenden schon gegenwärtig ein Gebildeter nur noch auf Mehrere, die an diesem Prädikat etwa nur in ihrer eigenen Schätzung theilhaben. Ja, gerade dieses reichliche Umherreisen ist ein gutes Mittel, um einen Menschen mit einer Art von dünner Bildungshaut zu überziehen: ihm fehlt dann eben nicht die Anschauung von vielem Interessanten, nur die eigentlich persönliche Verarbeitung. So hat man denn also an jedem der allbekannten und gefeierten Kurorte geweilt, ist über alle vornehmen Promenaden gewandelt, hat die großen Kuriositäten der Natur mit Augen geschaut, die berühmten Wasserstürze, Schluchten und wohl auch Gletscher aufgesucht, die aussichtsreichsten Höhen, auf die man sich ja großentheils hinaufschnellen lassen kann, man hat eine Anzahl nicht allzu ferner Meere gesehen oder auch ein wenig befahren, man hat an einem oder dem andern äußersten Ende des europäischen Kontinents gestanden, auch Spitzbergen und die Sahara haben sich zu bequemer Besichtigung erboten, und alle die stattlichsten Erzeugnisse älterer Kultur mußten beschaut werden, die ehrwürdigen Rathhäuser in allerlei Ländern und die berühmten Kathedralen oder Kapellen, die erlauchtesten Fürstenschlösser und die gefeiertsten Museen. Man sieht das Alles, man verifizirt vieles nach seinem Reisehandbuch, man ruft „wundervoll“ und eilt von dannen. Die Welt, auch diese kleine Erdenwelt, ist ja so groß, und man muß in beschränkter Zeit so vieles abmachen. Was ehedem nur geographische Terminologie war, oder nur andeutendes Kartenbild, das ist nun durch die Anschauung zu einer Art von lebendigem Besitz geworden. Ja, was einst nur als bemalte kleine Kugel im Schul- oder Studirzimmer vor Augen stand, der Erdglobus, wird mehr und mehr für Viele ein Objekt, das sie gewissermaßen in natura unter den Füßen gehabt, das sie so zu sagen umtrampelt haben, und nirgendwo staunt man den Erdballbummler noch als einen Wundermann oder Uebermenschen an. Aus einem Marco Polo von ehedem sind tausend Exemplare des Rentners Lehmann geworden. Und wenn diese Nachfolge ganz und gar kein ähnliches Maß von Charakter oder Interesse, von Muth oder von praktischer Bedeutung einschließt, so hat man sie doch sicher nicht zu schelten. Die ver-

breiterte Anschauung der Erdengegenden ist eine zweifellos schätzbare Errungenschaft; konnten frühere Generationen sie entbehren, ohne in ihrer Enge zu ersticken, so würde das Geschlecht der Gegenwart etwas wie eine solche Erstickung empfinden.

Leben wir doch auch in unserer Vorstellung in beständiger Berührung mit den verschiedensten und entlegensten Punkten der Erde! Und wäre es doch gegen die Natur, wenn nicht einigermaßen im Verhältniß zu der in Gedanken bestehenden Verbindung auch eine persönliche gesucht würde! Das Hören und Lesen aus allen Theilen der Welt muß doch wohl die Kraft üben, Manchen auf die Beine zu bringen, daß er hingeht und sieht. So viele Städte für mich nur Namen aus der Zeitung geblieben sind oder aus dem Geographiebuch, nur Punkte und Kreischen auf der Landkarte, so viel fehlt mir zu meinem vollen Gleichgewicht bei der Lektüre. Der Ort, den ich nicht betreten habe, hat für mich eine schemenhafte Existenz; auch wenn er nicht sehr weit entfernt wäre, läge er gewissermaßen doch nicht auf meinem Erdball; der entfernteste aber, den ich einmal besucht habe, gehört mit zu meiner persönlichen Provinz. Geschaut haben ist eine Art von Besitz, und ich bin hungrig nach der Vermehrung dieses meines Eigenthums; auch hier wächst der Appetit über dem Essen. Indessen, da Schranken der wirklichen Verbindung und Berührung doch nun einmal gesetzt bleiben, Schranken durch die Verhältnisse, durch Zeitmaße, durch Kulturmängel: so ist ein erster Ersatz der unmittelbaren Anschauung in der so eben berührten, ununterbrochenen Vorführung aller bemerkenswerthen Thatsachen aus der Ferne gegeben. An jedem Morgen legt man auf unseren Frühstückstisch, und zur Ergänzung der Genüsse des eigentlichen Frühstücks, eine schöne Uebersicht dessen, was in der unmittelbarsten Vergangenheit sich auf dem Menschenglobus Bemerkenswerthes abgespielt hat. Es sind nicht gefällige Erzählungen, allmählich von Mund zu Mund getragen und in unsicherer Echtheit nach unberechenbarer Zwischenzeit an unser Ohr gelangt: es ist das Wort von Ort und Stelle selbst, in unmittelbarem Miterleben der Ereignisse geschrieben und mit Ziffern und Daten über alle Entfernung hin vor uns wie vor die Millionen der anderen Erwartungsvollen hingestellt. Indem wir unsere Zeitung durchlesen, lassen wir gewissermaßen den wirklichen Globus sich vor unseren Augen einmal herumdrehen, kontrolliren seinen Zustand, fühlen uns im Besitz der nöthigen Kenntniß von seinem augenblicklichen Lebensstande. Das ist eine Art von Anschauung,

die uns Bedürfniß geworden ist, die zu unserem Kulturleben gehört.

Aber wie viele andere Mittel bleiben daneben, um uns Anschauung aus allen Fernen zu gewähren, auch ohne unser persönliches Hingehn und Dortsein! Dieselben Errungenschaften, die einem Bruchtheil der Menschen das Reisen in die Ferne ermöglichen, gestatten in viel weiterem Umfang das Transportiren der Dinge, das Herbeischaffen des Entlegenen; wir lassen da die Fremde zu uns kommen. Unsere Blumen, deren wir noch vor einem halben Jahrhundert in Gärten und an Fenstern nicht über eine bescheidene Auswahl besaßen, nach altüberlieferter Zucht, dem Herzen vertraut wie den Augen, wie sind sie von Jahr zu Jahr vermehrt worden! Wie ist zu dem Heimischen das Ausländische und Ueberseeische gekommen, zum schlicht Schönen das Ueppige, Leuchtende, Seltsame, Großartige, prunkend in allen Formen und Farben! Japan oder Brasilien, Mexiko oder Persien oder was sonst liefern längst ihr Bestes und Schönstes in unsere Blumengärten, und zwischen den mannigfachsten exotischen Sträuchern wandern wir überall in unseren wohlgepflegten Anlagen. Was ehedem nur in „botanischen Gärten" aufgereiht war, mit gelehrten Etiketten wissenschaftlichen Zwecken dienend, das vertheilt sich nun auch frei zwischen unseren einheimischen Pflanzenwuchs: wir lesen nicht von der fremden, üppigen, reizenden Vegetation, wir haben sie großentheils vor Augen — wie wir auch die anmuthigen Vögel aller der fernen Regionen in Käfigen um uns sehen und die süßsaftigen Früchte aller Zonen auf unserem Tische schauen wollen: das Letztere allerdings nicht bloß aus Bedürfniß der Anschauung, sondern der Sinnesbefriedigung, der immer neuen Sensationen. Und man mag ja praktisch im Ganzen die Grenze schwer ziehen können zwischen dem, was nur Bedürfniß der „Anschauung" ist, d. h. der unmittelbar persönlichen Wahrnehmung durch die Sinne (nicht bloß den Gesichtssinn), und was Bedürfniß der Erregung, des Genusses. Aber das Erstere spielt doch vielfach mit hinein, wo das Letztere zu herrschen scheint.

So hat denn das letzte halbe Jahrhundert auch die zoologischen Gärten entstehen lassen, zuerst nur ganz vereinzelt in ein paar großen europäischen Städten, allmählich zahlreicher und nun schon ziemlich gewöhnlich. Es war ein wissenschaftlicher Fortschritt und der populär-wissenschaftliche Zweck herrschte vom Anfang: statt der wandernden Menagerien, in denen man ein zufällig zusammengekommenes seltenes Gethier in engen Käfigen anstaunte und sich

gelegentlich ein wenig gruseln ließ, nun die Thierwelt in einer gewissen wissenschaftlichen Vollständigkeit und Ordnung nicht bloß, sondern unter möglichst natürlichen Lebensbedingungen. Aber weil uns Alles gar zu bequem gemacht worden ist, allzu zugänglich und auch gewöhnlich, so hat das wissenschaftliche Interesse (das die Besucher anfangs wirklich mitbrachten und nährten) sichtlich sehr untergeordneten Antrieben weichen müssen. Wenn die Grenzlinie zwischen Wißbegierde und Neugierde in der Wirklichkeit überhaupt keine feste ist, hier hat unverkennbar die Neugierde das Feld behauptet; man schlendert umher und gafft, staunt, lacht und scherzt ein wenig; die Mannigfaltigkeit ist's, die ergötzt, und hie und da die Seltsamkeit. Selbst die Kinderwelt hat den Nachtheil davon, daß sie nicht allmählich zur Anschauung fremder Thierwelt hingeführt wird, für sie nicht eine errungene Bekanntschaft der anderen folgt und jedesmal zu der Natur und dem Leben des neuen Geschöpfes eine innere Beziehung gewonnen wird: es ist die ganze Arche Noahs vor ihnen ausgeschüttet, und über einen wirren Eindruck des Mannigfaltigen werden sie vielfach nicht hinauskommen. Es ist sicherlich ein großes Gebiet der modernen Anschauungsgelegenheiten und es ist eine schöne Echtheit gegenüber den zusammengedrängten, kümmerlichen, fragwürdigen Abbildungen jener ehemaligen Naturgeschichtsbücher, wie Rebau u. dergl. Und doch: wenn diese schlichten Bilder immer wieder beschaut und studirt wurden, so war das am Ende nicht schlechter als das Herumschlendern zwischen dem lebendigen Fremdgethier.

Zum Gethier kommen dann die Menschengeschöpfe. Die fünf Blumenbach'schen Menschenrassen durch fünf abgebildete Köpfe in naturgeschichtlichen Schulbüchern kennen zu lernen, das wollte in der That wenig sagen. Einem wirklichen Neger in einer europäischen Stadt begegnet zu sein, welch aufregendes Erlebniß ehedem, welche Genugthuung! Wie viele Jahrzehnte ist es her, daß Chinesen in den Straßen Berlins oder anderer kulturdurchtränkter Hauptorte die Bevölkerung in Aufregung versetzten (und zum Theil selbst moralisch aus dem Gleichgewicht brachten)! Ja, ein einfacher Türke im Fez oder Turban that nicht viel geringere Wirkung. Man las von jenen Völkern, man hörte von ihnen, man phantasirte; ihre echten Vertreter alle Tage mit Augen vor sich zu sehen, daran dachte man für dieses Leben nicht. Längst fehlt uns nun die Gelegenheit zu solcher Anschauung nicht mehr. Indessen das hat sich so von selbst gemacht. Dagegen werden ja gerade in jenen

zoologischen Gärten auch die Vertreter der verschiedensten Naturvölker in angemessenen Gruppen und mit interessanter Bethätigung dem Auge vorgeführt, und die altbekannten Worte wie Kriegstanz oder Kriegsgeheul, Kraal und Wigwam u. s. w. sind uns nun mit anschaulichem Inhalt erfüllt. Wir wissen wirklich die Erde sich drehen zu lassen und besehen uns den kleinen, runden Schauplatz unserer gemeinsamen Lebensthaten möglichst von allen Seiten. Die Bilderbücher, die wir in den Kinderjahren immer wieder umblätterten, um immer wieder dasselbe zu schauen, sie sind längst in die Rumpelkammer gewandert; nun stellen wir uns neue zusammen oder lassen sie zusammenstellen, viel größer, echter, lebendiger, aber auf unsere Art blättern wir doch auch wieder darin und beschauen, nur mit weniger Andacht und Ausdauer, mit weniger Erwartung und Lustgefühl.

Sie enthalten noch viele andere Seiten, diese Bilderbücher für die große Menschenwelt von heute. Nach den Blumen und Sträuchern, den Thieren und den entfernten menschlichen Vettern die Landschaften, die Städte, die Bauwerke, die Naturwunder, die man mit allerlei Künsten aus der Ferne in die Nähe zu zaubern gelernt hat. Andachtsvoll hörten wir einst vom Diorama erzählen, das einen Sonnenaufgang über einer Schweizerlandschaft anscheinend in natürlichen Dimensionen schauen ließ. Nun sind ähnliche und sehr vervollkommnete Vorstellungen weithin verbreitet; man bereist, in einem Fauteuil zu Berlin sitzend, die Gegend von Konstantinopel oder das Alpenland oder den skandinavischen Norden. Oder man schreitet auf irgend einer Ausstellung über den Marktplatz einer alten, längst vergangenen oder doch umgebauten Stadt, befindet sich in Alt-Paris oder Alt-Wien, oder auch in dem Kairo von heute, oder in einem Dorf des schwedischen Nordens, in einem Wallliser Bergflecken. Vor uns öffnen sich die Bauernstuben der verschiedenen Länder mit echtestem Hausrath und Kostümmenschen, um von den echten Osterien oder Bierstübeln oder Theeschenken aus Bayern und China ganz zu schweigen. Echte Kopie, treue Imitation, natürliche Proportionen, volle Illusion, das ist hier die Losung. Natürlich mischt sich hier mit dem Bedürfniß der Sinnesanschauung das des Angewehtwerdens von der fremdartigen Lebenssphäre, des inneren Versetztwerdens in eine andere Welt. Damit erhält die verhältnißmäßig nüchterne „Anschauung" eine Art von romantischem Beigeschmack. Und diese Mischung wird dann noch eine etwas andere bei den ebenfalls so beliebt gewordenen großen „Panoramen",

wiederum einem eigenartigen Mittel, lebendige, sinnliche Anschauung zu gewähren, dem starken Drange nach Anschauung zu genügen. Aber hier eben zur Anregung des Gefühls noch mehr als zur Befriedigung der Sinne. Mitten auf ein Schlachtfeld wie das von Gravelotte oder Sedan versetzt zu werden, in die kritischsten Augenblicke des entsetzlichen Kampfes, mitten auf das bewegte Meer mit majestätisch schwebenden Seeschiffen im Umkreis, mitten in das alte Rom im Augenblick des Triumphzugs des Konstantin, mitten auf das Steinfeld um die Höhe von Golgatha, vor die Mauern des alten Jerusalem, am Nachmittag der Kreuzigung: welche Gelegenheit zur Anschauung des Gewaltigen und Ergreifenden und zum Ergriffenwerden und Miterleben! In der That, ist nicht solches Miterleben die höhere Stufe des Anschauens? Man wird das nicht leugnen, aber das Beste dazu muß dann von innen her gegeben werden, und was zu ergreifender Wirkung bestimmt ist, wird vielfach nur rasch vorübergehende Sensation ergeben.

Der kleineren Mittel und schlichteren Wirkungen auf diesem Gebiet sind zur Zeit unzählige. Die technischen Künste der Reproduktion und der Vervielfältigung haben sich in höchster Mannigfaltigkeit zu immer neuen Erfolgen, immer anmuthenderen Leistungen entwickelt. Die Photographie ist eine der großen Mächte unseres äußeren Kulturlebens geworden. Vor kaum 50 Jahren in Vervollkommnung der nicht viel älteren Daguerrotypie in Aufnahme gekommen, aber Anfangs nur zur Herstellung kleiner Portraits benutzt, hat sie allmählich das ganze Gebiet des Sichtbaren übernommen, und nach Hause trägt man nun die Abbilder aller Gegenden, die man bereist, aller Bauwerke, die man draußen beschaut, aller Kuriositäten, die man angestaunt, vielleicht auch der besten Gemälde und Skulpturen, die man im Original bewundert hat. Man erblickt in Stereoskopen die Bilder des Fernen und Interessanten körperlich; und vor Allem hat jener einen Erfindung eine Reihe weiterer sich angeschlossen, Photolithographie, Photozinkographie, Heliochromie und wie sie alle heißen und wohl nur vom technischen Kenner zuverlässig unterschieden werden; und ein so altes Darstellungsmittel, wie der Holzschnitt, welche Vervollkommnung hat es gleichzeitig erfahren! Jedenfalls umschweben und umtanzen uns nun von allen Seiten die kleinen und großen Abbildungen der interessanten Dinge aus aller Welt, die illustrirten Zeitschriften, ehedem geraume Zeit fast nur von den Illustrated London News vertreten, schießen zahlreich empor, wie Pilze aus

dem Erdreich, mit edlerer oder trivialer Tendenz; man kann sich der gleichsam von vielen Facetten zurückgeworfenen Bilder desselben Gegenstandes kaum erwehren, es ist ein großes, bloßes Spiel, ein oberflächlicher Zeitvertreib, ein Geschäftszweig, der sich behaupten und sich überbieten will. Aber wahrscheinlich würde die heutige Welt die so gewohnte Anschauung sehr vermissen, wenn sie ihr entzogen werden sollte. Eine besondere Art von Neugierde ist hier großgezogen worden, sie will befriedigt sein.

Neugierde namentlich auch, sofern sie dem Persönlichen gilt. Längst haben wir den Bereich der berühmten Menschen überschritten, auch den der rühmenswerthen. Es muß nur ein Name in irgend einem Zusammenhang öffentlich ein paar Tage genannt worden sein, und sofort springen Hunderte seiner Portraits aus der unermüdlichen Maschinerie uns entgegen. Daß der Verbrecher dabei nicht schlechter wegkommt als der Edle, versteht sich; sein Anblick ist um so viel pikanter. Aber oft kommt nun auch der Unbedeutende ungefähr zu so viel Ehre wie der Verdienstvolle. Die ungeheure Verhätschelung der (wirklichen oder vermeintlichen) Bühnen- oder Konzertgrößen durch das ganze verehrliche Publikum überträgt sich natürlich auch auf dieses Gebiet; offenbar glaubt dieses sich selbst sehr philiströs fühlende Publikum eine Art von Idealismus zu bewähren, indem es sich für die leibhaftigen Personen begeistert, die ihm die Kunst bedeuten. Nebenbei gesagt, pflegen die edelsten Architekten von dieser Gunst kaum je etwas mitzubekommen; sie elektrisiren ja auch nicht, sie setzen wirklich ästhetische Bildung voraus bei denen, die sie würdigen sollen. Im Uebrigen wird, was der zufällige Wirbel des Tages an die Oberfläche wirft, für einen Moment wenigstens festgehalten und im Bilde dargeboten. Kein irgendwie erregendes Ereigniß, kein umfassendes Unglück, keine noch so hohle Festlichkeit von irgend welchem Umfang, keine Situation von irgend ungewöhnlichem Charakter, die nicht alsbald ihre Darstellung in Dutzenden von Blättern fände, um viele Tausend Augen auf sich zu ziehen. Gewissermaßen bespiegelt sich die ganze Welt von heute beständig in der Photographie und dem, was ihr verwandt ist.

Nicht zum Mindesten natürlich auch der eigene, engere Lebenskreis des Einzelnen. Einst sah man seine Freunde im Geist, im Gemüthe, indem man einen Gedanken aus ihrer Seele, in ihrer Handschrift, als werthen Besitz schätzte: es war die Zeit der freundschaftlichen Stammbücher, die viel Fades veranlaßten, aber doch

auf ihre Art zur Vertiefung der persönlichen Beziehungen halfen. Es ist sehr hübsch, daß man nun so leicht seine Lieben, die fernen wie nahen, die von ehemals wie von heute, in sprechenden Bildchen vor sich sehen kann. Und es ist auch ganz hübsch (obwohl ein bißchen wehmüthig), daß man seine eigene leibliche Entwicklung, gewissermaßen die Evolution seines körperlichen Ich, in ihren verschiedenen Stadien vor Augen behalten kann. Auch daß man jede ganz vorübergehende Vereinigung, zu einem Feste, einem Ausflug, einer Sitzung, auf einem Bilde festhält, mag man hübsch finden und braucht nicht daran zu nörgeln. Etwas lebendiger wird das immerhin die inneren Beziehungen halten, die gerade im gegenwärtigen Kulturleben so leicht auseinanderfließen: es ist eine nette, spielende Zugabe zum Weg durchs Leben, eine Anschauung des Aeußeren, die dem Sinn für das Innere nicht feindlich zu sein braucht — wenn nicht die Zeit im Ganzen ihm feindlich ist. Mit minderem Wohlwollen muß man einer Erscheinung gegenüberstehen, die sich zu einer Art von leichter geistiger Epidemie auszuwachsen beginnt: dem beständigen Hin- und Hersenden von persönlichen Lebenszeichen in Verbindung mit der Anschauung der Stelle, an der man sich befindet. Der Austausch von Ansichts-Postkarten hat einen Umfang und auch eine Richtung gewonnen, die mitunter ans Idiotenhafte erinnert; denn wirklich vermögen bekanntlich die Menschen auf einem bestimmten Gebiet sich zeitweilig gemeinsam bis zum Idiotenhaften zu erniedrigen, ohne daß sie dabei aufhörten, im Uebrigen in ihrem individuellen Leben sehr verständig zu sein. Namentlich erscheint die Verzierung der Postkarten mit den Bildnissen lebendiger, ephemerer Notabilitäten sinnlos, außer etwa vom Standpunkt und im Interesse solcher Notabilitäten selbst, die damit schnurstracks den alten Goethe einholen, wie er sich „auf Pfeifenköpfen und Kaffeetassen“ zu schauen bekam. Doch verweilen wir nicht länger bei dem, was sich doch wohl demnächst ausgelebt haben wird, nachdem es auf die Höhe der Manie gelangt ist.

Aber es führt leicht hinüber zum Gebiet der Industrie, und zunächst zu den Mitteln der Reklame. Deren Mittel waren ja zu allen Zeiten das hyperbolische Lob und die verführerische Darbietung. Natürlich hat auf beiden Wegen die fortschreitende „Kultur“ den Fortschritt nicht versäumt. Sie hat aber auch beide kombinirt, und so wird dem Publikum nun mit großer Energie die Anschauung des Lobes vorgeführt, sehr geschickt, nicht nur im technischen, sondern auch im psychologischen Sinne. Das Urtheil, daß

die Waare die beste in der Welt sei, daß sie wundervolle Wirkung besitze, daß sie sich unentbehrlich gemacht habe, marschirt immer in sechs- bis zehnfacher Ausfertigung vor den Augen auf und es drängt sich überall auf unseren Weg, wir finden es, wo es nicht im entferntesten hingehört, aber wir werden eben gezwungen, es zu schauen, zu lesen. Und weil geschriebene Worte zu gewöhnlich sind, um noch viele Augen anzuziehen, so wird das Bild hingestellt, anmuthig oder grotesk, schreiend in Farbe oder auch künstlerisch schätzbar, allegorisch oder realistisch oder auch etwas frivol, im Zusammenhang mit der Waare oder auch allem solchem Zusammenhang zum Trotz. Zu den Waaren kommen die Reiseziele, die frequenzdurstigen Kur- und Lustorte, die im Bilde alle so entzückend anzuschauen sind, mit so leuchtenden Farben an sich locken, daß die Wirklichkeit nachher nicht verfehlen wird, ein gut Theil Grau hineinzumischen. Ueber das Gesammtmaß der Schliche und Pfiffe, der Ausdauer und der psychologischen Schlauheit wäre ein Buch zu schreiben, das der Nachwelt eines Tages von Interesse sein könnte, zumal wenn ihr noch einmal Erlösung von dieser Aufdringlichkeit beschieden sein sollte. Mit mehr Wohlgefallen wird man die Ausstellung der Waaren in den Schaufenstern betrachten; hier hat sich eine ästhetisch-psychologische Kunst der Anordnung entfaltet, die Achtung verdient. Wohl wird der Käufer insofern getäuscht, als das, was als Glied eines großen, symmetrischen Aufbaues trefflich wirkte, nachher, vom Ganzen losgelöst, drei Viertel seines Reizes zu verlieren pflegt: aber das zu erwägen ist des Käufers Sache. Auch beispielsweise zu erwägen, ob das Kostüm, das die schöne Wachsfigur so erfolgreich trägt, die zufällig minder vollkommene lebendige Gestalt ähnlich zieren werde: denn man läßt, damit recht angeschaut werde, die Gegenstände wo möglich schon im Schaufenster funktioniren. Gleichzeitig wird die Anschauung durch ununterbrochene Zusendung illustrirter Waarenverzeichnisse in Anspruch genommen, und hier muß sich denn Alles portraitiren lassen, was eigentlich gar nicht Physiognomie genug dazu zu haben schien, die Gestalten der verschiedensten Zigarren, die Weinsorten in ihren etikettirten Flaschen, die indiskretesten Kleidungsstücke in diskreter Faltung! Soweit hat sich das bescheidene Hausirgewerbe von ehedem über sich selbst erhoben. Aber die Evolution geht ja viel weiter: zu den großen Ausstellungen.

Daß diese das gewaltigste Mittel sind, um das Anschauungsbedürfniß der Gegenwart zu befriedigen, ist offenbar. Auch muß

man es den Besuchern gönnen, wenn sie hier bloß beschauen und staunend genießen, ohne den Verfertigern einen Gewinn in Aussicht zu stellen: ist es doch die Genugthuung der Waarenerzeuger, hier zu zeigen, was ihr Gewerbszweig nun leistet, und diejenige des Beschauers, zu gewahren, zu welchen Leistungen die Gegenwart es gebracht hat. Hier zumal beschaut die Welt der äußeren Kultur sich selbst im Spiegel, und offenbar gefällt sie sich besser von Jahr zu Jahr. So wechseln denn auch miteinander die Landes- und Provinzialausstellungen und die großen internationalen, die Fachausstellungen, die Sonderausstellungen und die Kollektivausstellungen; immer überblickt man ein breites Ganze, immer hat man eine Vollständigkeit vor sich, immer nimmt man mühelos mit den Sinnen auf, was mühevoll im einzelnen von Hand und Geist geschaffen ist. Für die Fachleute selbst haben ja diese Ausstellungen noch einen andern Zweck: die Vergleichung, die Erweiterung der Erfahrung, die Anregung des Wetteifers. Und so gewiß auch an sie sich allerlei Unerwünschtes anheftet, so sind diese Ausstellungen doch ein natürliches und gesundes Produkt der Kulturperiode.

Nun aber die breite Sphäre zwischen Industrie und Kunst. Daß das Kunstgewerbe bei seinem erfreulichen Aufblühen sich gern aller der Ausstellungsgelegenheiten bedient, um sich zu zeigen, ist nur in der Ordnung und hat — das ist besonders erfreulich — einen bildenden, erziehenden Werth für das Publikum; es ist das natürliche Mittel, um diese Erziehung zu bewirken. Daneben läuft dann noch ein Anderes, nicht ganz so Schönes: das ist die Mode, der soziale Nachahmungs- und Angleichungstrieb. Und hier ist als eigenthümliche Erscheinung der Gegenwart zu erwähnen das Bedürfniß, die Stilarten der Vergangenheit nicht bloß gelegentlich in ihrem Fortbestande kennen zu lernen, auch nicht bloß in ihrer nachahmenden Erneuerung zu sehen, sondern sich selbst auf eine Zeit lang damit zu umgeben, sich zwischen die Stilerzeugnisse hineinzupflanzen. So haben wir denn die Wiedereinführung vergangener Baustile in unsere Straßen und vergangener Kunststile in unsere Zimmereinrichtungen. Hier verbindet sich freilich mit dem Bedürfnisse, anzuschauen, dasjenige, sich durch stilvoll übereinstimmende Umgebung harmonisch stimmen zu lassen. Wäre das Anschauungsbedürfniß nur immer so gut fundamentirt! Dafür aber übt denn andrerseits doch wieder die Künstlichkeit und die Aeußerlichkeit der Uebernahme ihre Wirkung, indem man des einen Stiles nach einiger Zeit müde wird und ihn wieder von sich (oder

sich von ihm) abthut, um einen andern zu schauen, mit andersartiger Anschauung sich zu durchtränken. Das Tempo dieses Wechsels ist nachgerade so jäh geworden, daß — der Wechsel aufhört und das Neben- und Miteinander oder auch Durcheinander längst begonnen hat.

Die gesammte bildende Kunst will ja nichts Anderes, als Anschauung geben, anschaulich vor Aller Augen hinstellen, was sich dem äußeren oder inneren Sehen des Künstlers ergab. Dabei aber bleibt nicht bloß die Wahl des Inhalts, sondern auch das Verhältniß zwischen Objekt und künstlerischer Schöpfung ein mannigfach verschiedenes. Wie viel der Künstler nur dem Objekt entnehmen und verdanken will, wie viel er aus seinem Eigenen in die Darstellung hineinträgt, das macht den großen Hauptunterschied aus; er kann eben doch mehr Diener und Vermittler sein mit seinem Können, oder mehr als Herr schalten und gestalten; und er kann das Eine wollen und doch das Andere thun. Die Geschichte der bildenden Kunst zeigt alle Möglichkeiten dieses Verhältnisses wieder und wieder verwirklicht. Welches ist das Angesicht der Gegenwart? Inwiefern kann doch auch das Leben der Kunst, die immer Anschauung geben will, sich beeinflußt zeigen von jenem besonderen Zuge zum Anschaulichen? Das „Leben der Kunst" hat ja nun auch seine äußeren und äußerlichen Seiten. Daß man in Museen immer besser das Zusammengehörige zu vereinigen trachtet, um das Wesen einer bestimmten Malerschule, einer Periode, einer künstlerischen Individualität recht unmittelbar und voll schauen zu lassen, ist selbstverständlich löblich; man hat es nur noch immer nicht sehr weit darin gebracht. Daß man von Zeit zu Zeit die Werke eines Künstlers der Gegenwart zu einer „Kollektivausstellung" vereinigt, ist sicherlich ebenso erlaubt und förderlich, und selbst wenn der Künstler seinerseits plötzlich mit einem solchen Gesammtwerk hervortritt und all sein Thun und Können mit einem Male der Oeffentlichkeit darbietet, ist das nicht unwillkommen, nicht anfechtbar: alles das macht in der That, indem es übersichtlich darbietet, die künstlerische Eigenart und Leistungskraft anschaulich.

Und so wird ja wohl, wie überhaupt durch die Kunstmuseen und Ausstellungen, nach und nach vermöge der Anschauung eine weitere ästhetisch erziehliche Wirkung auf das allgemeine Urtheil geübt, obwohl es damit nicht eben rasch zu gehen scheint, denn die durchschnittlichen Reden der die Säle durchwandernden Beschauer anzuhören, thut — ich kann es nicht anders sagen — thut weh.



So viel schöne Gelegenheit und sorgfältige Darbietung, so viel edel schöpferische Kraft und Leistung, und so viel ödes Vorüberwandeln, kindisches Beurtheilen, äußerliches Interesse, und im günstigsten Falle: zufällige Suggestion! Es ist aber auch gar nicht so leicht, wie man zu behaupten liebt, wirklich zu sehen, sehend zu verstehen und zu sehen verstehen! Daß man „das Kunstwerk nur ganz unmittelbar und unbefangen auf sich wirken lassen soll“, diese oft wiederkehrende Norm leistet so viel wie gar nichts. Wir sehen überhaupt von Kind auf nichts mit den bloßen leiblichen Augen, wir bedürfen überall der vorhandenen Kategorien, um etwas zu „appercipiren“; wir müssen etwas mitbringen, mit hineinnehmen in den Anblick, in das Anzuschauende. Was das ist, ist natürlich nicht gleichgültig. Nur etwas stoffliches Interesse an menschlichem Leben und Leiden, an dem, was in Natur und Wirklichkeit uns erfreut und betrübt, erfreuen und betrüben würde, das ist immer schon etwas, und nicht Alle bringen es mit; aber es ist nicht genug, und es führt ja in seiner Ausschließlichkeit auch nicht selten irre. Besserung und Wachsthum des Verständnisses mag im Ganzen sehr allmählich eintreten, für uns Deutsche mag es ein Stück unserer geringen ästhetischen Naturbegabung und auch unserer erst spät entwickelten oder lange gehemmten äußeren Zivilisation bedeuten, daß wir noch so schwer das Schöne zu sehen vermögen. Aber es ist andererseits doch auch so, daß gerade die üblichen Veranstaltungen zum Anschaulichmachen die rechte Wirkung erschweren. Die Massenhaftigkeit des zugleich Gebotenen muß die nicht schon gefestigten und allmählich gebildeten Beschauer geradezu zur Oberflächlichkeit führen, und nur bei sehr reichlichem, mannigfaltig ergänztem, oft wiederholtem Anschauen kann es dabei ganz allmählich zu einer Fähigkeit des Anschauens kommen. Im Uebrigen aber — wie viel ist ein verstehender Führer oder Begleiter werth, der mit leichter Hindeutung uns das Auge öffnet und gewissermaßen der Seele erst die Kraft der Perspektive giebt!

Es ist noch anderer Symptome aus dem Gebiete der Kunst zu gedenken. So der außerordentlichen Vermehrung der öffentlichen Denkmäler in der Gegenwart. Nicht bloß um diejenigen handelt sich's da, die den Zweck haben, vaterländisches Fühlen zum Ausdruck zu bringen, Respekt vor den Begründern vaterländischer Macht, Loyalität gegen das Herrscherhaus, Dankbarkeit gegen große Führer. Ob hierbei mehr der Wunsch wirksam ist, den des Dankes und der Verehrung Würdigen durch dauernde sinnliche Anschauung die

Dauer von Dank und Verehrung zu sichern, oder derjenige, die vorhandenen Gefühle benutzend für Straße, Marktplatz oder Stadtpark eine Zier zu beschaffen, kann auf sich beruhen. Daneben aber mehren sich doch auch die Denkmäler der durch allerlei persönliches Verdienst auf den verschiedensten Linien Ausgezeichneten. Man will wirklich sich selbst und Andern vor das sinnliche Auge stellen, was an Verdienst erworben worden ist und vor Vergessenheit bewahrt werden soll. Zum Vergessen giebt es in der Hast und Unstetigkeit unseres äußeren und inneren Lebens und auch bei der Ueberfülle der Erscheinungen so viel Gelegenheit, daß man durch kräftigen Sinnenreiz in Stein und Eisenguß vorbeugen will. Wer möchte das nicht billigen, dafür nicht danken? Doch ist es freilich viel schwerer, eine innere Wirkung auf diesem Wege zu sichern. In der äußeren, körperlichen Gestalt zum Ausdruck zu bringen, was Geistiges von ganz besonderer Art verwirklicht worden oder lebendig gewesen ist, welche Aufgabe stellt das dem Künstler! Und wiederum aus den Zügen, der Miene, der Haltung herauszulesen, was hineingelegt werden konnte, wie schwer ist das für ein Publikum! So wird das Denkmal nach einiger Zeit nicht viel Anderes als der Name, ein sinnliches Wahrzeichen, eine Art von Hülse, zu der man den Kern selbst besitzen müßte und keineswegs mit Sicherheit besitzt. Anschauung ist also auch hier noch nicht Aufnahme oder bildende Wirkung; unsere guten Denkmäler sind bis jetzt wesentlich nur die Freude der schon hoch Gebildeten, und oft ständen sie besser in weihevoll geschlossenen Hallen, als auf den Märkten zwischen den hastenden, feilschenden, schwatzenden, sorgenden oder schlendernden kleinen Alltagsmenschen, für die der große Mann droben nur so viel wie ein Eckstein ist. Dieses ganze Anschauen führt vielleicht mehr zu thatsächlichem Ignoriren als zum Lieben und Würdigen. Aber man wird darum ja nicht einen Feldzug gegen die Errichtung von Standbildern predigen wollen; sie behalten ihr schönes Recht trotz alledem. Einigermaßen verwandt mit dem Bedürfniß der Denkmalsetzung ist übrigens das unter uns nicht minder lebendige der Erinnerungsfeiern; auch hier will man (soweit nicht die bloße Freude am Feiern zur Erklärung ausreicht) einen Augenblick stillstehend den Werth oder die Leistung einer Persönlichkeit, den Inhalt einer Zeitspanne, das Gewicht eines Ereignisses sich selbst zu innerer Anschauung bringen, damit das Alles nicht dem Gefühl

verloren gehe, das von so vielen kleinen oder großen Strömungen immerdar fortgezogen wird.

Die Maler sind es, die das nicht malende Publikum erst sehen lehren. Was sie ihrerseits zu sehen vermocht haben, mit ihren geklärten und geschulteren, ihren lichtvolleren Augen, das sehen dann nach ihnen womöglich die Beschauer. Wie das Bild aus seinem Rahmen als geschlossenes Ganze entgegentritt, durch den Rahmen um so mehr zum Lebendigen und Ganzen wird, so bildet oder liefert gewissermaßen die Subjektivität des Malers einen unsichtbaren Rahmen, um zu fassen, zu beleben, darzubieten. Und ihrerseits suchen die Maler, sucht der einzelne von ihnen, immer besser, deutlicher, lebendiger, wahrhaftiger zu sehen: das macht den einen Hauptheil seiner ganzen Entwicklung aus. Immerhin ist auch hierin ein Unterschied der Zeiten. Der Zug zum Verismus kehrt periodenweise wieder, die Hoffnung, nun wirklich rein zu sehen und wiederzugeben, was wirklich da ist. Die Freilichtmalerei unserer Zeit wollte eben eine überlieferte Hülle (die der Atelierbeschattung) abwerfen, einen Schleier sich selbst vom Auge ziehen. Der gegenwärtig fühlbare Trotz gegen alles Klassische in Stoffwahl oder Anordnung wird nicht minder vom Trieb zur Unbeschränktheit im äußeren oder inneren Schauen bestimmt, und während der Klassizismus darbieten will, was so immer wieder angeschaut werden kann und soll, was das absolut Anschauungswürdige ist, um durch die Anschauung des ewig Berechtigten zu binden und zu bilden, geht die entgegengesetzte Richtung darauf, das unmittelbar und momentan Entgegentretende, das der einzelnen Subjektivität Bedeutungs- und Reizvolle aufzunehmen und hinzustellen, und so giebt sie einerseits das Aufregende gegenüber dem Beruhigenden, das Ueberraschende gegenüber dem Regelmäßigen, das Unsymmetrische gegenüber dem Proportionirten, auch das Gesuchte gegenüber dem Gewählten, und andererseits doch auch das stofflich Unbedeutende gegenüber dem Bedeutenden, das Alltägliche und selbst häßlich Gemeine gegenüber dem Vornehmen. „Wo Ihr es packt, da ist's interessant", das ist hier der treibende Gedanke. Man könnte ihn hier auch umsetzen: „Alles, was ist, ist werth, gemalt zu werden". Im Ganzen also will man viel freier sehen, als man es gewohnt war, und viel schärfer sehen lernen, als man es gelehrt war.

Und mit der Erweiterung des Rechtes der Anschauung nach der formalen Seite verbindet sich denn die Erweiterung des stofflichen Gebietes. Wir bekommen nun zu sehen, was sich ehedem

vor dem Lichte versteckte, und ebenso, was ehedem den Blicken unerreichbar blieb. Neben den untergeordneten Künsten der technischen Reproduktion und Vervielfältigung (die übrigens ihrerseits der höheren Kunst nicht wenig Anregung geboten haben und nicht wenig Hilfe) trägt gegenwärtig auch die Kunstmalerei viel bei zu der oben besprochenen Erweiterung der Anschauung des großen Erdballlebens. Natürlich, die Maler reisen eben weiter als durch die Schweiz nach Italien. Auch sie trampeln um den Globus herum, und heim bringen sie Wüsten- und Eismeerbilder, Darstellungen der Kultur des fernsten Orients wie der Natur aller Länder über See, einsame Meerschiffe im stolzen Kampf mit der Elementargewalt, unheimliche Raubthiere in ihrem eigensten Jagdbezirk, das Seltsamste von Landschaften, aus Thier- und Menschenleben. Das Alles in leuchtenden Farben, in fesselnder Wahl und Darbietung. Sie helfen, uns die Erde zugleich interessanter und vertrauter zu machen, uns hinauszulocken und uns auch die Wanderung zu ersparen. Hinaus übrigens doch nicht bloß in die Weite! Denn auch das ist eine Wirkung der Malerei in ihrer gegenwärtigen Entfaltung, und eine der besten Wirkungen sicherlich, daß man das Nahe und Schlichte werth findet der Beachtung, ihm seine Reize abgewinnt, wenn diese auch nur in der Echtheit seiner besonderen Natur bestehen. Die Landschaftsmalerei ehrt nicht mehr bloß die Hochalpen oder die Sonnenländer des Südens oder das Gewaltige oder das besonders Liebreizende aus allen Welten und Fernen, sondern auch die nahe Haide, den schlichten Föhrenwald und was sonst unscheinbar ist und doch traut und lieb werden kann. Sie lehrt die Beschauer auch das Alles ehren und lieben, lehrt gerne anschauen und anschauend sich befreunden. Sie bereichert mit Reizen die Welt und die Weltbewohner. Es sind herrliche Maler des Unscheinbaren erstanden, auch aus den Gebieten menschlicher Werktagsarbeit, der anscheinend ödesten, einförmigsten, reizlosesten Bethätigungen. Sie lehren Wichtigeres, als daß man sich des Schönen freue. Um ganz zu schweigen von denen, die — oder doch von dem, der durch die Schärfe seines schöpferischen Blickes längst vergangenes und abgelöstes Gesellschaftsleben auch mit seinen matten Reizen wunderbar erwärmend erneuert hat und durch die Produktion seiner Phantasie uns gewissermaßen das Parfüm ehemaliger Hofsalonszenen mit athmen läßt: Menzel.

Mußte die neue Kunst auch das Häßliche mit solchem Ernst in ihr Bereich ziehen, die Bilder alles Abstoßenden, alles menschlich

Öden und Elenden darbieten, wie sie thut? Ueber Recht und Unrecht kann man da nicht streiten. Offenbar hat die Kunst in periodischen Abständen dieses Bedürfniß; sie muß sich dann einmal auf die andre Seite legen wie der Reisende im Schlafcoupé oder das politische Regiment mit seinen Parteien; sie muß sich einmal Genüge thun im bloßen Können, sich erholen von dem inneren Aufschwung, und es kann auch dabei etwas Gutes herauskommen. Gut aber doch, daß sie nicht gar lange auf dieser Seite liegen zu bleiben pflegt. Das bloß Wirkliche zu sehen, bleibt sonst besser dem Mikroskop überlassen oder den sonstigen Augen der Wissenschaft. Und noch einen besonderen Anlauf nimmt die Malkunst, auch in unserer Zeit wieder: nämlich zu malen, was unmalbar ist, anschaulich zu machen, was sich nicht anschauen läßt, nicht etwa nur Gedanken durch das Mittel der Allegorie (das haben auch die besten Zeiten versucht, wenn es auch niemals ihr Bestes war), sondern unklare Stimmungen, traumhaft zerfließende Bilder, Erzeugnisse überreizter Nervenzustände. Sie bilden gleichsam die **haut-goût**-Gerichte unserer Ausstellungen, zur Genugthuung wesentlich nur den Malern selbst und einem gewissen Anhang, der es selbst zu Klärung, Ruhe und Reife nicht gebracht hat oder auch garnicht dahin strebt. Kraftlosigkeit ist dafür doch eigentlich der Boden, Kraftlosigkeit auch zum wirklichen Schauen und Schauenlassen.

Für die Poesie gilt zum Theil dasselbe, was für die bildende Kunst gesagt werden mußte. Freilich hat es ja Poesie zunächst mit sinnlicher Anschauung gar nicht zu thun, die sinnliche Wirkung des Wortklangs und Rhythmus kommt in sehr ungleichem Maße und vielfach überhaupt nicht zum Bewußtsein, das Gefühl scheint ganz unmittelbar berührt und bewegt zu werden. Aber es ist doch ein Unterschied, ob und in welchem Maße die Poesie die sinnliche Anschauung aufruft, die Phantasie zu breitem Verweilen bei sinnlich Anschaulichem, zu exaktem Nachbilden desselben nöthigt, oder aber ob sie diesen Wirkungen gar nicht nachgeht. Daß die Norm, die Poesie sei nur eine andere Art der Malerei, seiner Zeit schroff bekämpft wurde und endgültig niedergeworfen schien, ist jedermann von der Schule her bekannt. Aber sie hat auch nach dieser Seite sich doch nicht für immer einengen lassen, und schildernde, beschreibende Poesie kommt immer wieder auf, findet ihre Virtuosen und ihre Freunde. Welchen breiten Raum nimmt denn auch in vielen der gefeiertsten Romane gegenwärtig wieder die Schilderung ein! Man rechne einem Zola einmal nach, welches Bruchtheil der Buch-

seiten seiner umfangreichen Romane Beschreibung darbiete, nichts als Beschreibung. Freilich soll das Auffassen des Räumlichen, des objektiv Umgebenden bei diesen modernen Schriftstellern dem Verständniß des inneren Lebens der Personen dienen, aber um dieses „Milieu" aufzufassen, gilt es eben doch wesentlich Sachliches im Geiste recht deutlich anzuschauen. Wer aus dem Roman Lourdes nicht eine sehr lebendige Auffassung des Wallfahrtsortes und des dortigen Lebens und Treibens gewänne, müßte überhaupt nicht lesen können. (Und am Ende ist dies das Schätzbarste, was aus dem Buche und ähnlichen Büchern zu gewinnen ist.) Doch verfolgen wir nicht weiter, welche Rolle das Anschauliche in der ausgeführten Prosadichtung der verschiedenen Literaturen und Zeiten besitzt: es hat oder sucht doch auch die lyrische und episch-lyrische Poesie der Modernen (des D. von Liliencron z. B.) einen Theil ihrer Stärke in dem — daß ich so sage — zeichnerisch sicheren Hinstellen von äußeren Situationen und Vorgängen, zusammen allerdings mit der stimmungsgemäßen Färbung. Den allgemeinen Zug zum Anschaulichen und das Bedürfniß nach Anschaulichem kann man auch darin erkennen.

Nicht minder natürlich, und wieder auf andere Art, beim Drama. Nun verdankt ja das Drama überhaupt seine Entstehung jenem Bedürfniß des Anschauens, das sich schon damit als ein altes, so zu sagen ewig menschliches zu erkennen giebt. Menschliche Vorgänge anschauen will man, um mehr Wirkung von ihnen zu erfahren und um menschliches Innere besser zu verstehen. Auch ohne das Mittel der Monologe wird dieses durch das gesammte Drama in unvergleichlicher Weise klargelegt. Aber es besteht hier wiederum der Unterschied, in welchem Maße man für das äußere Auge darstellt oder für die innere Anschauung, und auch, in welchem Maße man die Bühne nur benutzt, um für eine bestimmte, konkrete Wirklichkeit die Augen zu öffnen, oder eine höhere, klarere Wirklichkeit aufbaut und schauen läßt. Dort also wäre Realismus, Verismus, auch Tendenz, hier etwas wie Klassizismus in irgend einer Gestaltung und Erscheinung. Ein äußerer Verismus hat sich auf unserm Theater geltend gemacht schon mit der spezifischen Art und Kraft der Meininger, deren Grundsätze übrigens seitdem ja auch weiterhin durchgedrungen sind. Bei der Aufführung des Fiesco die Rockärmel der handelnden Personen genau in der Form und Weite des geschichtlichen Zeitkostüms und alles Uebrige entsprechend schauen zu lassen, die Kannen und Becher, die Sessel und Waffen

so echt, daß sie womöglich aus einer Antiquitätensammlung in Genua erstanden sein mußten, das bedeutete auf dieser Linie einen Triumph. Für die innere Aufnahme der Dichtungen bedeutete dergleichen natürlich nichts. Man diente einem untergeordneten Bedürfniß, in guter Absicht immerhin, weil man einen Zusammenhang zwischen geschichtlicher Treue im Innern und Aeußern ahnte, und weil man oberflächlicher Freiheit und Willkür auch in Nebendingen entsagen wollte. Der rechten Mäßigung und Mitte strebt man seitdem wohl zu, aber im Ganzen wird doch auf Ausstattung und Kostümirung, überhaupt auf allerlei äußere Seiten der Wirkung nach wie vor ein überaus großer Werth gelegt. Natürlich ist da eine Rückkehr zum Einfachen, ein Versuch zur Inanspruchnahme einer mehr nach innen gerichteten Aufmerksamkeit, einer lebendigen Mitarbeit und Nachhilfe der Phantasie sehr schwer, die Mittelmäßigkeit des Zuschauerthums würde sich dagegen wehren, und der Versuch mit der naiv eingerichteten Shakespeare-Bühne hat noch keine große Tragweite erlangt.

Dann wäre von dem Naturalismus der dramatischen Stoffwahl und der Behandlung zu reden, aber das liegt auf derselben Linie wie das oben bei der Malerei und der Romandichtung Gesagte: man will auch hier gern die nackte Anschauung dessen geben, was sich sonst verschämt im Halbdunkel versteckt oder klüglich oder vielleicht auch zimperlich gemieden wird, das Elend in Verbindung mit dem Laster, Lumpen und Jammer und Bestialität. Wenn da nur vom Schauen etwas mehr ausginge als der Reiz des Pikanten, als eine neue Sensation zu neuem Zeitvertreib! Wenn Heilung irgend eines Leides auf irgend welchem Umwege daraus folgte! Aber wenn man die bloße Schaulust und die innere Empfänglichkeit an einander messen wollte, so wäre wohl das Uebergewicht der ersteren bei der Mehrzahl der Theaterbesucher außer Frage. Und was die besonders eifrigen, die mehr oder weniger regelmäßigen Besucher betrifft, so bedeutet es (was man auch von der zivilisirenden Wirkung der Kunst und der Bühne sagen mag) schon an sich kein rechtes Gleichgewicht, daß man beständig das Leben im Spiegel schauen will, ohne um so viel klarer und reicher selbst zu leben.

Um dann auf die Oper zu kommen, so verdankt sie ihre Beliebtheit ja dem Bedürfnisse, zugleich mit der Aufnahme musikalischer Eindrücke eine konkrete Anschauung sinnlicher Vorgänge für das Auge zu empfangen, wenn die Entstehung auch den umgekehrten Weg genommen zu haben scheint, nämlich Erhöhung der Wirkung

gesprochener Worte durch musikalische Wiedergabe oder Beigabe. Die Stimmen sind im Ganzen verstummt, die darum die Oper für eine ungesunde Zwitterbildung erklärten. Wie sehr in Wirklichkeit doch Schauen und Hören einander hinderlich oder gefährlich werden, scheinen die Meisten kaum zu ahnen; auch wird dieses Stadium wohl bei ausdauernder Aufmerksamkeit und wachsender Vertrautheit überwunden. Aber den eigentlichen Triumph musikalischer Wirkung kann die Oper niemals bedeuten, die enge Verbindung verschiedener Künste in ihr wird nicht zum Triumph der Kunst überhaupt, und daß — entsprechend der allseitigen Steigerung der äußeren Maße und Wirkungen, die unser Kulturleben durchzieht — der Prunk der Ausstattung sich immer breiter in den Vordergrund drängt, kann nicht erfreuen: es bedeutet eben doch vielmehr Ablenkung als Ergänzung oder Erhöhung.

Nicht reine Freude kann man auch haben an den beliebt gewordenen Aufführungen der in Theaterstücke umgesetzten schönen Kindermärchen, des Sneewittchen, des Aschenbrödel u. s. w. So groß das Entzücken der zuschauenden Kinder ist, so sehr sie die Erinnerung noch geraume Zeit in dem Banne dieses Entzückens hält: die sinnliche Vorführung mit all ihrem Zauber, Glanz und Schall erregt zu stark, wirkt leicht überreizend und abstumpfend auf die Phantasie, die ihrerseits Lebenskraft genug behalten sollte, um die Geschichten in der Gestalt schlichter Erzählung aufzunehmen und zu verarbeiten. Indessen wird man vermuthlich allen diesen Erwägungen andere Gesichtspunkte gegenüberstellen, und zu bekehren ist nicht der Zweck dieser Betrachtungen, sondern zu beleuchten.

Auch in der Welt der Wissenschaft hat das Bedürfniß der Anschauung sich in unserer Zeit auf mancherlei Linien wirksam erwiesen. Nicht bloß darin, daß die wissenschaftlichen Museen sich immer zahlreicher, mannigfaltiger und vollständiger ausgestalten, daß zu den älteren naturwissenschaftlichen längst ethnographische, technologische, hygienische, kulturgeschichtliche der verschiedensten Zweige hinzugetreten sind; auch nicht bloß darin, daß das Mikroskop und das Experiment immer breiteren Boden gewinnen, in immer größerem Umfang den Boden bereiten für Theorie und Normirung, wie denn jetzt auch die Grundwissenschaft der Philosophie, die Psychologie, sich vorwiegend auf dieser Linie des Experiments bewegt: sondern man darf hierher auch das Bedürfniß der Quellenanschauung in der geschichtlichen und der philologischen Wissenschaft ziehen. Dokumente aufsuchen, Dokumente studiren und deuten,

auf Dokumenten Folgerungen und Ansichten aufbauen, das ist die Arbeit, die für den Historiker nun allerwärts im Vordergrund steht. Und wenn die Philologie es ja ihrerseits mit Dokumenten als ihrem eigentlichen Gegenstand immer zu thun hatte, mit den literarisch sprachlichen Dokumenten namentlich der Vergangenheit und Ferne, so hat sich doch das Interesse erheblich von dem Literarischen nach dem im engeren Sinne Anschaulichen hinüber verschoben, und man kann sagen, daß z. B. für die klassische Philologie das archäologische Gebiet, nebst dem epigraphischen, jetzt das vornehmere geworden ist, und daß für alle Philologie das konkret Kulturhistorische, das eben mehr als dem Reich des Denkens dem der Anschauung zugehört, eine organisch bedeutende Stellung gewonnen hat. Doch auch das Aufblühen der Statistik in ihrer Bedeutung als Wissenschaft und für verschiedene Wissenschaften darf wohl hierher gerechnet werden. Auch bei ihr gilt es ja, einen vorhandenen, aber verwickelten, verdeckten, durch unmittelbaren Geistesblick nicht wohl zu erfassenden Zustand mit sinnlicher Klarheit auseinander zu legen: das durch Ziffern gebildete graphische Bild verlangt nun vor allem angeschaut zu werden, damit erst auf Grund davon der Gedanke sich ergebe.

Nicht zur Wissenschaft gehört es, aber zieht doch im Gefolge der Wissenschaft einher, daß gegenwärtig alle möglichen popularisirenden Darstellungen von mannigfaltigem Anschauungsmaterial durchzogen den Kauflustigen dargeboten werden. Nicht nur aus solchen Gebieten, wo diese Zugaben wesentlich sind und wirklich hilfreich, wie dem kulturgeschichtlichen oder naturkundlichen. Welchen Reichthum bieten jetzt z. B. die Literaturgeschichten oder die literarhistorischen und ähnlichen Biographien an Facsimileblättern, an Portraits und Silhouetten, Abbildungen von Geburtshäusern, Arbeits- und Sterbezimmern, von Großvätern und Urahnen, von Brieffragmenten, Bleistiftentwürfen und Tintenklecksen und was dergleichen mehr ist! Daß das Alles zum Verständniß der wirklichen Entwicklung irgend etwas Wesentliches helfe, wird niemand beweisen wollen; daß es zum Durchblättern anstatt Durchlesen verführt, zum Anstarren statt des Eindringens, daß es mehr ablenkt als einführt, mehr zerstreut als konzentrirt, kann man ziemlich fest behaupten. Diese äußerlichen Zuthaten sind an die Stelle der inhaltlichen Illustration zu den großen Dramen und Epen getreten, mit denen ehedem bedeutende Künstler (neben unbedeutenden natürlich) das Verständniß dieser Dichtungen zu erhöhen, ihre eigene Ergriffenheit durch die Mittel ihrer Kunst mitzutheilen

trachteten, wovon man gegenwärtig nichts Rechtes mehr wissen zu wollen scheint. Etwa, weil die Kraft der eigenen Phantasie so sehr erstarkt ist, um einer solchen Hilfe nicht zu bedürfen? Wahrscheinlich doch aus anderen Gründen, die im Vorstehenden schon mit angedeutet sein mögen. In welchem Maße sich die illustrirten Zeitschriften vermehrt haben, wurde schon oben berührt: wie sehr sie die Zeit und das Interesse für wirkliche Lektüre einschränken, braucht man nicht auszuführen.

Wenn nun durch jene Ausstattung populärwissenschaftlicher Werke die Beschäftigung mit den Sachen etwas Spielerisches erhalten hat, so ist eine Verbindung von Spielendem und Wissenschaftlichem auch noch an andern Stellen zu gewahren, wo man sie mit freundlicherem Auge ansehen darf. Das Bedürfniß, sehenswürdige Szenen aus der Vergangenheit vor sich in möglichster Naturwahrheit wieder erstehen zu sehen, hat zu der Pflege der „historischen Festzüge“ geführt, und auch Kostümfeste haben einen solchen geschichtswissenschaftlichen Hintergrund zuweilen mit hübschem Erfolg gewählt. Dazu sind dann die „Festspiele“ mit ähnlicher, wenn auch mehr innerlicher, Tendenz gekommen, womit wir freilich wieder mehr in das Gebiet der Kunst zurückgelangt wären. (Und in dasjenige des Kunstgewerbes kämen wir noch einmal zurück, wenn wir die schwunghafte Herstellung geschichtlich und aktuell interessanter Wachsfiguren besprechen wollten, die eben doch auch in den Rahmen unseres Gesammtbildes gehört.) Sicherlich hat geniale Künstlerfähigkeit, das Vergangene mit schöpferischem Auge als ein Gegenwärtiges zu schauen und hinzustellen (ich denke hier nochmals an Menzel's Bilder vom Hofe Friedrichs des Großen, aber nicht bloß an diese), auch zur Erregung jener Neigung gewirkt.

In dem ergreifendsten der gegenwärtig üblichen Festspiele, dem Passionsspiel in Oberammergau, ist freilich nur ein sehr alter Brauch erhalten, und daß man immer sorgfältiger Ausgeführtes dem Auge und Ohr zu bieten trachtet, braucht hier nicht wesentlich in Betracht zu kommen. Sehr wesentlich aber ist ein Anderes: die ungeheure Zunahme derjenigen, die zu dieser Anschauung herbeiströmen. Das wird nicht bloß erklärt durch die Erleichterung der Reisegelegenheiten überhaupt und die Vermehrung der Reisenden im Ganzen; sondern es ist eben auch Folge und Symptom des in so Vielen lebenden Hungers nach Anschauung und nach Eindrücken durch das Mittel der Anschauung. Offenbar wird zur Zeit von zahlreichen religiös angelegten oder religiös bedürftigen Naturen in den ver-

schiedensten Ländern das Schauen des berühmten Passionsspiels gradezu als ein höchstes in der Reihe ihrer seelischen Erlebnisse empfunden. Was die Phantasie des Herzens seit der frühen Kindheit aufgenommen und gestaltet hatte, erst durch Schauen mit leiblichen Augen schien es ganz lebendig und wirkungsvoll werden zu können, und Etliche konnten dieses Schauens nicht satt werden, sondern suchten es viele Male nach einananden.

Doch damit sind wir auf dem Gebiet des Religiösen angelangt, das übrigens ja schon oben mit dem Panorama von Golgatha berührt wurde. Es ist aber nicht bloß das Schauspiel und das Rundbild, worin sich hier die Wirksamkeit des sinnlichen Anschauungsbedürfnisses zeigt. Auch daß sonstige Festspiele gerade mit religiösem oder konfessionellem Inhalt eine große Anziehung üben, die Lutherfestspiele, das Gustav-Adolf-Festspiel, etwa auch Sudermann's Johannes und Wildenbruch's Tochter des Erasmus, braucht nun nicht mehr besonders betont zu werden. Aber einiger anderer Erscheinungen ist noch zu gedenken. Die katholische Religion hat stets der sinnlichen Anschauung einen breiten Raum gegönnt, eine große Wirkung zugetraut, und mit vollem psychologischen Recht. Bilder und sonstiger Kirchenschmuck, reiche Zeremonien, schöne Ornate, selbst prunkvolle Aufzüge gehören zu ihrem festen Bestand, zu ihren großen Mitteln. Wo den Sinnen Anregung vorenthalten wird, fühlt der Katholik sich angeweht von frostiger Luft. Innigkeit des religiösen Fühlens scheint ihm mit an jene holden Sinnesmittel gebunden. Eine Wandlung der Grundsätze und Gepflogenheiten kam hier nicht in Frage, sie haben die Jahrhunderte überdauert. Anders doch bei den Evangelischen. Es wird ungefähr das letzte halbe Jahrhundert umfassen, daß allmählich Schmuck der Kirchen doch in erheblichem Maße wieder gesucht und eingeführt worden ist, schöne heilige Bilder, Statuen, Buntfenster, Wandornamente u. s. w. Das rein geistige Licht, die Verkündigung des Wortes scheut und meidet nicht länger Hilfe von dieser sinnlichen Seite her; „Stimmung“ wird als begünstigende Atmosphäre gesucht, Stimmung, die eben doch vom Sinnlichen so reichlich abhängt. Aber auch das läßt sich als ein Trachten nach Anschauung auffassen, daß man das religiöse Leben vergangener Zeiten in seinem echten Ausdruck sich gern vergegenwärtigt, insbesondere die musikalischen Ergießungen innigen und krafvollen Glaubens sich immer wieder möglichst voll und schön vorzuführen liebt. So folgt eine nach ihrem inneren Leben sehr ungleichartige und zum Theil fragwürdige

Zuhörerschaft mit ernstem Versinken der Aufführung Bach'scher oder Händel'scher Tonwerke oder auch älterer katholischer Kirchenmusik: fühlt sie selbst nicht mehr innig religiös, so fühlt sie wenigstens, was religiöses Fühlen ist. Und ähnlich ist es mit den mancherlei frommen Sprüchen, die man nun wieder auf Häusern, in Gängen, auf Tischzeug, Geschirr und Wandbrettern aufgemalt oder aufgestickt oder sonstwie angebracht sieht, Sprüche, die ehedem unmittelbar aus dem Innersten der Menschen herausdrangen, von der Hand hingezeichnet wurden, weil das Herz sie diktirte, die nun aber wieder hervorgeholt werden, nicht zum Schein, aber doch in einer nur oberflächlichen Beziehung zum Gefühl, die vielmehr etwas Licht zu uns und in uns zurückstrahlen sollen, als daß sie selbst sich von innen her ergössen. Anschauen wenigstens will man die frommen Gedanken, damit man doch eine Beziehung zu ihnen habe. Anschauen aber will man noch Anderes, sehen, um einmal gesehen zu haben, vielleicht um aus großem Anblick in großen Zügen Stimmung einzuschlürfen: durch die Verkehrsmittel und die Reisesitte unterstützt, werden die Reisen nach dem heiligen Lande immer häufiger. Was so lange unendlich entfernt schien durch Raum und Zeit und Geist zugleich, wird wenigstens körperlich nahe.

Indessen wo fromme Regungen so sich zu genügen trachten, bleiben die ganz und gar unfrommen nicht dahinten. Die Anschauung im Dienst der thatsächlichen Irreligion, im Dienst der gemeinen Sinnlichkeit, und ihre Rolle in der Gegenwart: das wäre ein neues Kapitel. Wie viel ist darüber in jüngster Zeit verhandelt worden! Und wenn die Verhandlungen im Ganzen zeigten, daß die Grenze des zu Schützenden und des zu Bekämpfenden sich mit äußeren Mitteln schwerlich ziehen lasse, so ist damit weder die Möglichkeit frevelhaften Mißbrauchs widerlegt noch die Wirklichkeit geleugnet. Anschauen lassen, um sinnlich zu reizen, ist ein weithin betriebenes Metier, und wer nicht in ästhetischer Selbstverzärtelung oder Selbstverwirrung allen ethischen Gesichtspunkten Valet gesagt hat, der gewahrt reichliche Symptome der Entartung. Es ist natürlich das erzieherische Interesse, das hier zu strengeren Urtheilen drängt.

Und die Rolle der Anschauung in der Erziehung soll uns zuletzt einige Augenblicke beschäftigen. Wie gewichtig diese Rolle hier ist, wie breit, wie gesund, darüber besteht keine Verschiedenheit der Meinungen. Alle Bildung des Geistes bedarf dieser Grundlage der Anschauung, auf der Anschauung der Sinne erst kann sich

das Begriffliche erheben, sonst ist es nur ein Scheinbesitz, eine Uebernahme von Worten, von „Schällen“ (wie Herder gerne sagte). Und wenn in der Praxis des Unterrichts dieser Grundsatz verletzt, dieses Ausgehen versäumt wurde, so sind immer wieder die Stimmen von Reformatoren laut geworden, die zum Natürlichen und Gesunden in diesem Sinne zurückriefen. Comenius aus dem 17. Jahrhundert, Pestalozzi aus dem 18. und 19. sind nur einige der bekanntesten Namen, zahlreiche minder Bedeutende haben ähnlichen Ruf erhoben, und die Unterrichtskunst wird ihn schwerlich mehr überhören. Auch die sittliche Bildung bedarf des Ausgangs von der Anschauung oder wenigstens der Anlehnung an dieselbe: sie bedarf vor Allem der Anschauung sittlicher Wirklichkeit. Ob an die Wand gemalte oder viele Male kopirte Sittensprüche ihr viel helfen werden, wie man in manchen Ländern oder in manchen Kreisen annimmt und lange Zeit ziemlich allgemein angenommen zu haben scheint? Wer möchte daran noch glauben! (Obwohl wirklich noch die neueste Pariser Weltausstellung in ihrer pädagogischen Abtheilung schöne schwarze Aufhängetafeln vorführte, auf denen mit goldenen Buchstaben die Gerechtigkeit und andere Bürgertugenden anempfohlen waren.) Aber für die Begründung intellektueller Bildung sind die äußeren Sinneshilfen um so wichtiger, und diese Anschauungsmittel sind das wichtigste Stück einer didaktischen Ausstattung. Während sie bei gewissen Fächern selbstverständlich ganz im Vordergrund stehen (so in der Naturkunde, der Geographie), sind sie genau genommen fast keinem Fache ganz entbehrlich, sicher für keines werthlos. Und so ist denn die frühere Armuth der Schulen im Großen und Ganzen nicht bloß gewichen, sondern einem wirklichen Reichthum gewichen. Wenn noch Basedow vor nicht viel mehr als hundert Jahren sich die Ausstattung mit Naturalienkabineten und einen „Handel mit Edukationswaaren“ als ein Ideal der Zukunft ausmalte, so ist dieses Ideal seitdem in einer Weise verwirklicht, wie man sie allen guten Idealen wünschen möchte. Oder eigentlich mehr als dies: denn es besteht eine Ueberproduktion an „Edukationswaaren,“ und manche große Lehranstalten haben es zu wahren Museen gebracht, was Vollständigkeit, Uebersichtlichkeit und Vornehmheit betrifft, während freilich an manchen altgelehrten Schulen noch eine spröde Gleichgültigkeit diesem modernen Bedürfniß entgegengesetzt wird und vielfach auch der Zustand der Kümmerlichkeit noch nicht überwunden ist.

Etliche Fragezeichen erheben sich gleichwohl auch bei dem

günstigsten Falle. Zwar sei darauf kein zu großer Werth gelegt, daß man der bloßen Anschauungsgelegenheit auch zu viel zutrauen kann und z. B. durch Bemalen aller Zimmerwände und Korridore mit geschichtlichen Tabellen, mit synchronistischen oder statistischen Uebersichten noch keine wirkliche Bekanntschaft mit dem Inhalt sichert und das Interesse vielleicht eher abstumpft als weckt. Oder daß die illustrirten Ausgaben der antiken Historiker weder der Phantasie noch dem Ernste immer recht förderlich sein werden. Oder daß die mit den Schulen verbundenen Pflanzengärten oder die vom Gärtner gelieferten Pflanzenexemplare keinen eigentlichen Ersatz bieten für die Anschauung der Pflanzen an den Stellen ihres natürlichen Wachsthums. Und so ließe sich noch manche Unvollkommenheit, mancher Nothbehelf, auch manche Selbsttäuschung aufweisen, was ja dem Werth des Ganzen noch keinen ernsten Eintrag zu thun braucht. Aber jedenfalls bedarf der schöne Vorrath an Anschauungsmitteln nun auch der rechten Kunst der Verwendung, der Auswahl, der Deutung, der Durchdringung, der Lebendigmachung, und diese Kunst ist nicht so leicht zu erwerben wie die fertigen Insektensammlungen aus dem Magazin oder die großen Serien der typischen Landschaftsbilder aus allen Welttheilen vom gefälligen Verleger, und ebenso die Gypsnachbildungen, die Reliefs, die anatomischen Objekte in papier mâché, die biologischen in Spiritus u. s. w. Man kann durch die Menge des zum Schauen Gebotenen das Interesse der Sinne ersticken, man kann zerstreuen statt zu bilden, man kann das Anschauliche mehr äußerlich zwischen das Lehrhafte hineinschieben, statt dieses wirklich daraus erwachsen zu lassen. Und dem gegenüber kann man versäumen, zur Anschauung auch auf den höheren Stufen des Unterrichts immer wieder rechtzeitig zurückzugreifen, deren doch der ins Reich des Abstrakten gewandte Geist immer wieder bedarf, wie Antäus der Berührung mit der Erde. Man kann es ebenso versäumen, die Anschauungslust abschließend auch dem Anschauungswürdigsten, nämlich der Betrachtung bedeutender Kunstwerke, der Einführung in das Verständniß klassischer Gemälde dienstbar zu machen, und das in der That pflegt noch versäumt zu werden. Im Ganzen aber darf doch das Aufblühen des gesammten Anschauungsunterrichts an den Schulen eine Lichtseite in dem gegenwärtigen Leben derselben heißen: mit der Gewährung reichlicher Anschauung und tüchtiger Bewegung werden der Jugend ihre eigensten Rechte zurückgegeben.

Und so wäre vielleicht überhaupt die große Rolle der Anschauung

Die Weltanschauung des alten Orients.

Von

Hugo Winckler.

Die Funde der letzten 15 Jahre haben unsere Auffassung von dem Völkerleben des vorklassischen Alterthums von Grund aus umgestaltet. Während man früher die Kulturen der beiden großen Flußniederungen des vorderen Orients, Babyloniens und Aegyptens, in erster Linie nach den Kriegsberichten ihrer Herrscher beurtheilte und unter dem noch immer nachwirkenden Einflusse der irrigen Anschauung griechischer Quellen, ein nach außen abgeschlossenes Nebeneinander der Kulturbereiche mit höchstens feindseligen Berührungen annahm, hat sich seitdem herausgestellt, daß jener alte Orient, dessen Geschichte jetzt seit dem Beginne des dritten Jahrtausends wieder vor uns liegt, ein zusammenhängendes Kulturgebiet darstellt. Die Zusammenfassung der Länder des vorderen Orients durch das Chaliphat, die Ausdehnung des islamischen Einflusses und seine Weltanschauung über ein Gebiet, dessen Ost- und Westgrenze zugleich die der alten Erdtheile sind, von China bis zu dem Westen Afrikas und Europas, ist keine erstmalige Erscheinung in dem, was sich uns jetzt als Weltgeschichte darstellt. Der alte und älteste Orient kennt ganz entsprechende Völkerbewegungen, auch er hat weitumfassende Eroberungen mit entsprechenden Staatengebilden in ihrem Entstehen und ihrem Verfall gesehen, wie das Chaliphat eine einzelne davon darstellt. Gewaltige Völkerwogen haben die ungeheuren Gebiete überschwemmt, sie unter einer Organisation vereinigt, um dann in den verschiedenen Ländern ihr Geschick in verschiedener Weise zu erfüllen. Auch der Zusammenhang der Länder, die das Chaliphat beherrscht hat, ist nur von kurzer Dauer gewesen, wenn wir den Maßstab anlegen, zu dem uns der un-

der

rund=

im Fol=

nahme als die

gel aus.

trachtung uns die That=

stimmung der mytho=

Orient beschränkte,

bekannt werdenden

Weiteres erklärt.

15*

stimmung in allen Grundanschauungen, die sich unter solchen Verhältnissen nicht mehr als natürliche Gedankenentwicklung jedes Volks — Volksidee in Bastians Sinne — erklären läßt, sondern als das Ergebniß eben einer in ihren Ursprüngen gemeinsamen Lehre gelten muß, wie sie mutatis mutandis der Islam auf dem gleichen Boden darstellt. Die Erkenntniß vom babylonischen Ursprung dieser Lehre ermöglichte aber zugleich die Bloßlegung ihres eigentlichen Kernes, die Feststellung ihres Wesens, wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ihre erstmalige volle Entwicklung erfahren hat, und zugleich die klar und sicher festlegbare Zeitbestimmung eben dieser Entwicklung.

Babylonien ist das Land der Astronomie und, was ursprünglich dasselbe oder sogar das ursprüngliche ist, der Astrologie. Wir sind dafür jetzt nicht mehr nur auf die Nachrichten des klassischen Alterthums angewiesen, sondern unter den vielen Urkunden, die der Boden Assyriens und Babyloniens schon hergegeben hat, befindet sich auch eine stattliche Anzahl von Aufzeichnungen über die Beobachtung des Sternhimmels. Noch die alexandrinische Astronomie bezeichnet dann deutlich als ihre Quelle die babylonische Lehre, und wie Himmelseintheilung und Gestirnbeobachtung der Babylonier von da an bis auf die Zeit der Umwälzung der Astronomie durch Copernicus und — das Fernrohr ihre Nachwirkung ausgeübt haben, beweist die Darstellung des Thierkreises, welcher als Grundeintheilung des Himmels sich auf jedem assyrischen oder babylonischen Denkmal von Bedeutung zum mindesten angedeutet findet. Denn der Ursprung der Eintheilung des Thierkreises und des Fixsternhimmels nach Sternbildern ist babylonisch.

Wir werden im Folgenden gerade die Einheitlichkeit der babylonischen Weltanschauung, die Geschlossenheit und Lückenlosigkeit des Systems kennen lernen, mit welchem altbabylonische Weisheit Alles erklärte, was in ihrem Gesichtskreis lag. Die Wichtigkeit, welche die Sternenlehre in der Wissenschaft der alten Priester des Euphratlandes einnahm, ist keine merkwürdige Einzelerscheinung, sondern sie liegt im Wesen der Antwort der Verehrer Bels auf die Frage nach dem Urgrund der Dinge. Die Lehre von der Erschaffung und Lenkung der Welt durch die Gottheit ist babylonisch — sie ist nicht als allgemein menschlich anzusehen, wenigstens nicht im Wirkungsbereiche babylonischer Weltanschauung, und dessen Ausdehnung und Alter wird uns noch zeigen, daß eine Erkenntniß über ihn hinaus kaum zu erhoffen ist. Die Götter des Babyloniers aber sind die

Gestirne, in Babylonien hat der Gestirnkult seinen Ursprung und seine Ausbildung erhalten, die Grundlage aller Götterverehrung ist dort der Kult von Mond, Sonne und Sternen, in ihnen offenbaren sich die Götter und in ihren Bewegungen ist darum ihr Walten in Erschaffung und Lenkung des Weltenalls zu erkennen. Das ist der Grundgedanke aller babylonischen Weltanschauung, die darum mit Religion identisch ist, und die zu einem System entwickelt worden ist, wie es in seiner Geschlossenheit die Menschheit nur einmal hervorgebracht hat, und wie es unseren neuen Einzelerkenntnissen entsprechend zu finden als ein in unendliche Ferne gerücktes Ziel unserer Wissenschaft erscheint.

Ehe wir uns dieses System und seine Wiederspiegelung in jedem Geisteserzeugniß nicht nur Babyloniens, sondern des gesammten Alterthums im Einzelnen vergegenwärtigen, müssen wir die Ausdehnung seines Wirkungskreises und sein Alter feststellen. Schon längst ist man sich klar über die Einheitlichkeit der Grundgedanken aller Mythologie. Die „Motive“, die sich in den Sagen, Legenden und Märchen aller Völker aussprechen, sind immer wieder dieselben, und an den entlegensten Punkten der Erde tauchen sie in mannigfaltigster Buntheit der Gestaltung, aber immer wieder mit demselben Grundgedanken auf. Die Ethnologie und Mythologie hat sich bis jetzt darauf beschränkt, diese Uebereinstimmungen lediglich nachzuweisen, ohne eine Erklärung zu versuchen, oder aber sie aus der Gemeinsamkeit der menschlichen Natur zu erklären, die durch dieselben Bedürfnisse auch zu denselben Vorstellungen geführt wird. Bastian hat das den Völkergedanken genannt.

Diese Annahme kann aber nur zutreffen, wo es sich um Grundzüge des menschlichen Denkens handelt; sie hört auf verständlich zu sein, wenn nicht nur der Gedanke, sondern auch sein Ausdruck derselbe sind, und besonders, wenn für die Darstellung des Gedankens dabei eine Form gebraucht wird, welche eine unendliche Reihe der Zwischenglieder, also eine lange Weiterentwickelung des Grundgedankens zur Voraussetzung hat. Die Beispiele, die wir im Folgenden zu betrachten haben, schließen jede andere Annahme als die der Entwickelung aus einer gemeinsamen Wurzel aus.

Es tritt nun selbst bei oberflächlicher Betrachtung uns die Thatsache aufdringlich entgegen, daß die Uebereinstimmung der mythologischen Vorstellungen sich nicht auf den uralten Orient beschränkte, wo ihre Entstehung sich aus den mehr und mehr bekannt werdenden Thatsachen der geschichtlichen Entwickelung ohne Weiteres erklärt.

Auf denselben Vorstellungen beruhen aber die Grundlagen der indischen und der chinesischen Weltanschauung. Das erscheint nach unseren bisherigen Vorstellungen von den Kulturzuständen des vorklassischen Alterthums zunächst als wenig einleuchtend und räthselhaft. Je mehr sich uns aber die ältesten Zeiten des Orients enthüllen, um so deutlicher drängt sich uns die Thatsache auf, daß wir die Höhe von deren Blüthe nicht in den Zeiten zu suchen haben, welche der Verschiebung des Kulturschwerpunktes nach Westen am nächsten liegen, also nicht zwischen 1000—700 v. Chr., wo Assyrien die erste Rolle spielt, auch nicht im zweiten Jahrtausend, wo deutlich ein Rückschritt festgestellt werden kann, sondern bedeutend früher, im Beginn des dritten Jahrtausends, und in Zeiten, von denen wir noch keine Nachrichten haben, die aber aus ihren Nachwirkungen mit Sicherheit feststellbar sind, wofür uns sogleich Beispiele zu beschäftigen haben. Auch verliert die Thatsache durchaus alles Befremdende, wenn man die Analogien der Weltgeschichte heranzieht. Was unsere moderne Zeit vom Alterthum unterscheidet, ist vor Allem die technische Vervollkommnung seiner Verkehrsmittel. Das Alterthum bis auf die Neuzeit hat darin aber stets auf der gleichen Stufe gestanden, vor Allem, was den Verkehr zu Lande anbetrifft. Dieselben Hilfsmittel, welche der Islam hatte, um vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean zu kommen, dieselben Wege, auf denen die Mongolen bis an die Grenzen von Westeuropa, und ein Attila bis in dessen fernen Westen drang, und auf denen umgekehrt das nestorianische Christenthum in China Eingang fand, standen auch den Völkern offen, von deren Geschichte wir im Mittelpunkte der altorientalischen Kultur jetzt erst anfangen etwas zu hören. Nicht ein Alexander hat zuerst die Blicke der westlichen Welt nach dem östlichen Asien gelenkt. Er hat nur an die ältesten Ueberlieferungen einer damals längst zu Grabe getragenen babylonischen Herrlichkeit angeknüpft. Islam und Mongolenherrschaft zeigen, daß wir die orientalischen Völkerbewegungen, die bereits in den ältesten uns bekannten Zeiten die Kulturländer überschwemmen, nicht nach der europäischen Völkerwanderung beurtheilen dürfen, welche unkultivirte Völker auch in großen Theils noch nicht kultivirte Länder geführt hat. Wir wissen vor der Hand noch nicht, wie weit die Verbindungen reichten, welche manche der von Osten kommenden Völkermassen aufrecht erhielten, als sie das westasiatische Kulturland erobert hatten. Daß aber die aus Arabien kommenden semitischen Eroberer des Euphratthales im dritten Jahrtausend zu ihrem Heimath-

land in ebenso enger Beziehung standen wie der Islam, wird d
die Inschriften bezeugt. Bis vor Kurzem hörte unsere Kenn
des ältesten Orients an den Ostgrenzen des Euphratlandes a
Wir wußten aus den babylonischen und assyrischen Nachricht
daß östlich davon in der Elam genannten Landschaft mit der Hau
stadt Susa ein mächtiges Reich bestanden hatte, das mit den ba
lonischen Staaten in stetem Kampfe gelegen hatte. Wir ha
auch einige wenige Urkunden aus Susa, welche beweisen, daß
babylonische Kultur ihre Schrift ebenso dorthin abgegeben ha
wie nach dem Westen. In den letzten Jahren hat Frankreich
Susa mit großartigem Erfolge Ausgrabungen veranstaltet, und
erste Ergebniß ist der Beweis, daß die Landschaft von Susa
den ältesten Zeiten in ebenso enger Beziehung zu Babylon
gestanden hat, wie später in der persischen Zeit, als dort der
zielle Regierungssitz war, dessen Wahl nur eine Anknüpfung
dreitausendjährige Ueberlieferung darstellt, und wie dann weiter
Islam. Wie durch den Tel-Amarnafund nach Westen, so ist
die Grenze unseres Wissens nach Osten vorgerückt worden,
wir können von hier aus hoffen, nun auch unmittelbare gleich
liche Zeugnisse über das Verhältniß des babylonischen Kultur
zu den östlichen Ländern zu erhalten.

Wir werden im Folgenden uns namentlich an die Mythe
als Hauptzeugen für den Einfluß der babylonischen Kultur au
gesammte alte Welt zu halten haben. Deren Zeugniß allein
vielleicht als trügerisch oder doch leicht mißverständlich ersche
Wir werden aber genug Beispiele zu betrachten haben, bei d
jede literarische Ueberlieferung ausgeschlossen ist. Man hat,
die augenfälligen Uebereinstimmungen germanischer Mythologie
der des Alterthums zu erklären, schon zu dem verzweifelten
kunstsmittel gegriffen, sie als nachchristlich auszugeben.
altorientalische Mythen, wie sie im Alten Testamente beispiel
vom gesammten Christenthum nicht mehr verstanden worden
und wie sie nur die Erkenntniß ihres babylonischen Ursprungs
ständlich macht, in der Edda ihre in gleicher Weise verst
werdenden Gegenstände haben, so wird man wohl den Babyl
des dritten vorchristlichen Jahrtausends wie den alten Sänge
Rigveda gänzliche Freiheit vom Einflusse des frühmittelalt
Christenthums zugestehen. Aber wir haben außer unseren
und den mit ihnen zusammenhängenden Kalenderlegend
deutlicher sprechende Zeugnisse. Die Ergebnisse der Betr

land in ebenso enger Beziehung standen wie der Islam, wird durch die Inschriften bezeugt. Bis vor Kurzem hörte unsere Kenntniß des ältesten Orients an den Ostgrenzen des Euphratlandes auf. Wir wußten aus den babylonischen und assyrischen Nachrichten, daß östlich davon in der Elam genannten Landschaft mit der Hauptstadt Susa ein mächtiges Reich bestanden hatte, das mit den babylonischen Staaten in stetem Kampfe gelegen hatte. Wir hatten auch einige wenige Urkunden aus Susa, welche beweisen, daß die babylonische Kultur ihre Schrift ebenso dorthin abgegeben hatte, wie nach dem Westen. In den letzten Jahren hat Frankreich in Susa mit großartigem Erfolge Ausgrabungen veranstaltet, und das erste Ergebniß ist der Beweis, daß die Landschaft von Susa in den ältesten Zeiten in ebenso enger Beziehung zu Babylonien gestanden hat, wie später in der persischen Zeit, als dort der offizielle Regierungssitz war, dessen Wahl nur eine Anknüpfung an dreitausendjährige Ueberlieferung darstellt, und wie dann weiter im Islam. Wie durch den Tel-Amarnafund nach Westen, so ist hier die Grenze unseres Wissens nach Osten vorgerückt worden, und wir können von hier aus hoffen, nun auch unmittelbare geschichtliche Zeugnisse über das Verhältniß des babylonischen Kulturreichs zu den östlichen Ländern zu erhalten.

Wir werden im Folgenden uns namentlich an die Mythologie als Hauptzeugen für den Einfluß der babylonischen Kultur auf die gesammte alte Welt zu halten haben. Deren Zeugniß allein wird vielleicht als trügerisch oder doch leicht mißverständlich erscheinen. Wir werden aber genug Beispiele zu betrachten haben, bei denen jede literarische Ueberlieferung ausgeschlossen ist. Man hat, um die augenfälligen Uebereinstimmungen germanischer Mythologie mit der des Alterthums zu erklären, schon zu dem verzweifelten Auskunftsmittel gegriffen, sie als nachchristlich auszugeben. Wenn altorientalische Mythen, wie sie im Alten Testamente beispielsweise vom gesammten Christenthum nicht mehr verstanden worden sind, und wie sie nur die Erkenntniß ihres babylonischen Ursprungs verständlich macht, in der Edda ihre in gleicher Weise verständlich werdenden Gegenstände haben, so wird man wohl den Babyloniern des dritten vorchristlichen Jahrtausends wie den alten Sängern des Rigveda gänzliche Freiheit vom Einflusse des frühmittelalterlichen Christenthums zugestehen. Aber wir haben außer unseren Mythen und den mit ihnen zusammenhängenden Kalenderlegenden noch deutlicher sprechende Zeugnisse. Die Ergebnisse der Betrachtung

der orientalischen Mythen und ihre Zurückführung auf babylonischen Ursprung wird durch die Astronomie bestätigt. Neueste Berechnungen (Kugler, Die babylonische Mondrechnung) haben ergeben, daß die indische und die chinesische Astronomie so völlig von der babylonischen abhängen, wie wir es für die Mythologie und die Kalendermythen ebenfalls feststellen müssen.

Die wichtigste Aufgabe aller Wissenschaft des Alterthums, des orientalischen wie klassischen — soweit letzteres nicht in seiner Philosophie eigene Wege einschlägt — ist die Feststellung des Kalenders. Noch jüngst ist bei der Besetzung Pekings die Rede von der Bedeutung gewesen, welche der Kalenderregulirung von den Chinesen beigemessen wird, und wie man unter dem Einfluß der Jesuiten sogar aus Europa Instrumente dazu hatte kommen lassen. Die ältesten Ueberlieferungen des Islam beziehen sich gleichfalls auf die Ordnung des Jahres, und Muhammed hatte nichts Wichtigeres zu thun, als seine neu begründete Herrschaft, seine Selbständigkeit als Oberhaupt eines Staats in der Abschaffung des bisher in Mekka gültigen und durch Einführung eines neuen Kalenders zu erweisen. Es ist der noch jetzt gültige muhammedanische, mit der der Unwissenheit seines Urhebers entsprechenden Ungeheuerlichkeit eines reinen Mondjahres. Die älteste römische Wissenschaft mit ihrem dictator clavis figendi causa weist ebenfalls auf die Wichtigkeit der Kalenderregulirung hin. Nebenbei bemerkt erhält auch diese Einrichtung das Einschlagen des Nagels zum Zwecke des Zählens der Jahre seine Erklärung aus Babylonien, wo ebenfalls der Nagel in Thon nachgebildet und ursprünglich in seiner primitivsten Gestalt, und seinem Ursprung nach noch erkenntlich, vom König in die Tempelwand gesteckt wird.

Nur die babylonische Religion mit ihrem Gestirnkult erklärt diese Wichtigkeit, welche den wechselnden Erscheinungen des Gestirnumlaufs beigemessen wird. Völlig unbegreiflich wäre sie aus einem reinen Totemismus, wie wir ihn beispielsweise für Aegypten voraussetzen müssen, ehe babylonische Lehre dort ihren Einfluß geltend machte. Die Thiergestalten, welche das ägyptische Pantheon zeigt, und denen die astralen Eigenschaften gewaltsam aufgezwungen sind, erweisen das sofort. Bereits das klassische Alterthum hat über den Widerspruch gespottet, der in dem Aussehen dieser Gottheiten und in der angeblichen Tiefe der in ihrem Namen verkündeten Weisheit lag. Auch der römischen Religion mit ihren kaum Personencharakter tragenden Göttergestalten läge eine Bezugnahme auf den Gestirn-

… fern, wie sie auch nicht im Charakter der sich an die …
…mittelbarste Umgebung haltenden, daseinsfrohen griechischen A…
…schauung liegt. Von so einschneidender Wichtigkeit für das …
… Staat und Volk ist schließlich die Thatsache nicht, daß d…
Sonne in bestimmte Thierkreisbilder getreten ist, oder daß d…
Neumond wieder sichtbar geworden ist, daß das gesammte Sinn…
… Trachten der geistigen Auslese eines Volkes darauf ger…
…sein müßte, diese Erscheinungen zu beobachten. Anders liegt …
die Sache, wenn eben diese Erscheinungen das Walten der Gott…
…stellen, und damit Aufschluß über Alles geben, was im Ra…
der Lenker des Weltalls beschlossen ist. Wenn die räthselh…
Macht, welche über dem Menschen steht, nicht mehr ein unverst…
…liches und unergründbares, mit tückischen Launen drohendes G…
…heimniß ist, sondern wenn sie sich dem Wissenden in Erscheinun…
…formen offenbart, deren Beobachtung alle Fragen lösen kann, …
der Mensch an das Schicksal zu stellen hat. Der Gestirnkult…
Auffassung von der Offenbarung der Götter in den Himme…
körpern, und nur diese erklärt die Sorgfalt der Himmelsbeo…
…tung. Man muß die Anschauung der Naturvölker vom Wa…
der Gottheit dazu nehmen, um die Bedeutung zu verstehen, w…
eine richtige Erkenntniß des Willens der Götter hatte. Die Be…
des ethischen Verhältnisses des Menschen zur Gottheit, seiner …
…antwortlichkeit für Vergehen gegen Gebote moralischen Ge…
…end Vorstellungen, welche erst im Gegensatz zu jener alten …
…schauung entwickelt worden sind. Der Begriff der Sünde, …
ihn das Christenthum am reinsten ausgebildet hat, ist der …
orientalischen Anschauung noch völlig fremd. Das Wort für S…
bedeutet ursprünglich nur sich verirren, und wird auch für …
…fehlen des Weges gebraucht, der Fehltritt ist ursprünglich …
als ein Versehen gegen die vom armen Menschen nur mit …
Mühe zu erkennenden Anforderungen des Willens und …
…gefallens eines kapriziösen Herrn, ein faux pas gegen …
Etikette, deren genaues Abbild das Hofceremoniell darstell…
der König der Sohn und das Abbild des Gottes auf Er…
Wie nach der kindlichen Auffassung dem, der des Herrschers …
zu erkunden vermag, alle Herrlichkeit der Welt zu Theil w…
verleiht eine Einsicht in den Willen der Gottheit die Kra…
eigene Schicksal zu lenken, vor Allem das sonst unerforschliche …
abzuwenden.

So ist der praktische Zweck der Beobachtung der Hi…

umlauf fern, wie sie auch nicht im Charakter der sich an die unmittelbarste Umgebung haltenden, daseinsfrohen griechischen Anschauung liegt. Von so einschneidender Wichtigkeit für das Wohl von Staat und Volk ist schließlich die Thatsache nicht, daß die Sonne in bestimmte Thierkreisbilder getreten ist, oder daß der Neumond wieder sichtbar geworden ist, daß das gesammte Sinnen und Trachten der geistigen Auslese eines Volkes darauf gerichtet sein müßte, diese Erscheinungen zu beobachten. Anders liegt aber die Sache, wenn eben diese Erscheinungen das Walten der Götter darstellen, und damit Aufschluß über Alles geben, was im Rathe der Lenker des Weltalls beschlossen ist. Wenn die räthselhafte Macht, welche über dem Menschen steht, nicht mehr ein unverständliches und unergründbares, mit tückischen Launen drohendes Geheimniß ist, sondern wenn sie sich dem Wissenden in Erscheinungsformen offenbart, deren Beobachtung alle Fragen lösen kann, die der Mensch an das Schicksal zu stellen hat. Der Gestirnkult, die Auffassung von der Offenbarung der Götter in den Himmelskörpern, und nur diese erklärt die Sorgfalt der Himmelsbeobachtung. Man muß die Anschauung der Naturvölker vom Walten der Gottheit dazu nehmen, um die Bedeutung zu verstehen, welche eine richtige Erkenntniß des Willens der Götter hatte. Die Begriffe des ethischen Verhältnisses des Menschen zur Gottheit, seiner Verantwortlichkeit für Vergehen gegen Gebote moralischen Gehaltes, sind Vorstellungen, welche erst im Gegensatz zu jener alten Anschauung entwickelt worden sind. Der Begriff der Sünde, wie ihn das Christenthum am reinsten ausgebildet hat, ist der altorientalischen Anschauung noch völlig fremd. Das Wort für Sünde bedeutet ursprünglich nur sich verirren, und wird auch für ein Verfehlen des Weges gebraucht, der Fehltritt ist ursprünglich nichts als ein Versehen gegen die vom armen Menschen nur mit vieler Mühe zu erkennenden Anforderungen des Willens und Wohlgefallens eines kapriziösen Herrn, ein faux pas gegen eine Etikette, deren genaues Abbild das Hofceremoniell darstellt, wie der König der Sohn und das Abbild des Gottes auf Erden ist. Wie nach der kindlichen Auffassung dem, der des Herrschers Willen zu erkunden vermag, alle Herrlichkeit der Welt zu Theil wird, so verleiht eine Einsicht in den Willen der Gottheit die Kraft, das eigene Schicksal zu lenken, vor Allem das sonst unerforschliche Unheil abzuwenden.

So ist der praktische Zweck der Beobachtung der Himmels-

Die Weltanschauung des alten Orients.

Von

Hugo Winckler.

Die Funde der letzten 15 Jahre haben unsere Auffassung von dem Völkerleben des vorklassischen Alterthums von Grund aus umgestaltet. Während man früher die Kulturen der beiden großen Flußniederungen des vorderen Orients, Babyloniens und Aegyptens, in erster Linie nach den Kriegsberichten ihrer Herrscher beurtheilte und unter dem noch immer nachwirkenden Einflusse der irrigen Anschauung griechischer Quellen, ein nach außen abgeschlossenes Nebeneinander der Kulturbereiche mit höchstens feindseligen Berührungen annahm, hat sich seitdem herausgestellt, daß jener alte Orient, dessen Geschichte jetzt seit dem Beginne des dritten Jahrtausends wieder vor uns liegt, ein zusammenhängendes Kulturgebiet darstellt. Die Zusammenfassung der Länder des vorderen Orients durch das Chaliphat, die Ausdehnung des islamischen Einflusses und seine Weltanschauung über ein Gebiet, dessen Ost- und Westgrenze zugleich die der alten Erdtheile sind, von China bis zu dem Westen Afrikas und Europas, ist keine erstmalige Erscheinung in dem, was sich uns jetzt als Weltgeschichte darstellt. Der alte und älteste Orient kennt ganz entsprechende Völkerbewegungen, auch er hat weitumfassende Eroberungen mit entsprechenden Staatengebilden in ihrem Entstehen und ihrem Verfall gesehen, wie das Chaliphat eine einzelne davon darstellt. Gewaltige Völkerwogen haben die ungeheuren Gebiete überschwemmt, sie unter einer Organisation vereinigt, um dann in den verschiedenen Ländern ihr Geschick in verschiedener Weise zu erfüllen. Auch der Zusammenhang der Länder, die das Chaliphat beherrscht hat, ist nur von kurzer Dauer gewesen, wenn wir den Maßstab anlegen, zu dem uns der um

drei Jahrtausende durch die Aufdeckung des alten Orients erweiterte Horizont zwingt. Die etwa zwei Jahrhunderte von Muhammed bis zur thatsächlichen Ohnmacht der Abbasiden in Baghdad zeigen vielfache Analoga in den fast vier Jahrtausenden, welche wir schon jetzt als Vorgeschichte des Orients kennen.

Der Anfang der Umgestaltung unserer Auffassung datirt von dem Thontafelfunde von el-Amarna in Aegypten, der Residenz des „Ketzerkönigs“ Chuenaten-Armenophis IV. Hier trat mit einem Male in handgreiflicher Weise uns die Thatsache entgegen, daß um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr., in einer Zeit, als das damals unter ägyptischer Herrschaft stehende Palästina noch kein Volk Israel kannte, der gesammte vordere Orient sich der babylonischen Keilschrift bediente, um mit einander zu verkehren, und daß nicht nur die babylonische Sprache, sondern sogar ein von den verschiedenen Völkern und Schreibern mißhandeltes und zurechtgestutztes Babylonisch, eine lingua franca des alten Orients, demselben Zwecke dient. Und nicht nur an den Pharao wird von den Königen Vorderasiens in dieser Weise geschrieben, nicht nur seine palästinensischen Unterthanen bedienen sich dieses Verkehrsmittels, sondern der Beherrscher des Landes der Hieroglyphen selbst läßt Keilschrift und Babylonisch in seinen Antworten gleichfalls mißhandeln. Eine solche Handhabung einer Schrift und Sprache ist natürlich undenkbar ohne eine gewisse Vertrautheit mit den Geisteserzeugnissen des betreffenden Volkes oder vielmehr umgekehrt, sie ist das Zeugniß dafür und für eine, wenn nicht gleichzeitige, so voraufgehende Herrschaft dieses Volks in politischer wie geistiger Beziehung. Der Einfluß und die Bedeutung des Französischen seit dem Zeitalter des roi soleil ist die uns zunächst liegende entsprechende Erscheinung.

Zum Ueberfluß hatte uns der Zufall aus dem gleichen Funde ein paar Stückchen einer babylonischen, mythologischen Legende in die Hände gespielt, welches die deutlichen Zeichen trägt, daß sie ägyptischen Schreibern als Unterrichtsmittel gedient hat. Solche Thatsachen ermöglichten es, die längst erkannten genauen Uebereinstimmungen der biblischen Ursage mit [illegible] der babylonischen [illegible] das bekannte Beispiel ist der Sintfluthbericht — unter dem Gesichtspunkte einer unmittelbaren, literargeschichtlich festl[illegible]baren Herübernahme zu betrachten, und das gleichfalls erst seit dieser Zeit einsetzende Studium der babylonischen Mythologie ergab nicht nur für die biblische, sondern auch für die ägyptische Lehre eine Ueberein-

körper in ihren Bewegungen auch für jeden Menschen gegeben. Wenn Alles, was dort oben geschieht, das wiederspiegelt, was auf der Erde geschehen muß, so wird die Astronomie die wichtigste Wissenschaft für das praktische Leben. Es ist der Beweis für die tiefgehende und nachhaltige Wirkung, welche die altbabylonische Weltanschauung ausgeübt hat, daß die Astrologie ihre Herrschaft bis zum Anbruch der Neuzeit ausgeübt hat. Sie ist kein Aberglaube und keine alberne Geheimnißkrämerei, sie ist die Grundlage einer ganzen Weltanschauung, welche das ganze Alterthum beherrscht hat und durch die Kultur des Mittelalters, wie sie der Islam vertritt, auch alle die Geister der westlichen Welt, welche überhaupt sich Rechenschaft über den Zusammenhang der Dinge zu geben suchten. Erst die Erkenntniß vom wahren Zusammenhang des Weltensystems und die moderne Naturwissenschaft hat sie zu Grabe getragen, nachdem sie an die fünf Jahrtausende geherrscht hatte. Noch haben wir nichts an ihre Stelle gesetzt und wir sind vielleicht auf Grund unserer neuen Erkenntniß weiter als je davon entfernt, etwas Entsprechendes dafür einsetzen zu können. Wie tief und gewaltig ihr Einfluß aber auf die Menschheit der vormodernen Welt gewesen ist, wie sie Alles, was diese dachten, durchdrungen hat, in einer Weise, wie es keine moderne Lehre bis jetzt auch nur vorübergehend vermocht hat, wie Alles, was man im Leben that, was man beobachtete, die Art, wie man das Beobachtete beurtheilte und in einer etwaigen Darstellung zum Ausdruck brachte, wie Alles diesem System eingefügt wurde, was überhaupt eine Aeußerung geistigen Lebens des alten Orients ist, das vermag man erst zu ermessen, wenn man an sich selbst erfährt, wie einem die Augen geöffnet werden, wenn man das scheinbar ungereimte Zeug, von dem die Ueberlieferung des Alterthums strotzt, plötzlich seinen tiefen Sinn erhalten sieht. Freilich einen falschen Sinn für uns, aber keinen abgeschmackten mehr, denn auch wir haben das Weltenräthsel noch nicht gelöst, und über manches triumphirende Dogma der Gegenwart lächelt schon die nächste Generation.

Das Wesen dieses Systems der altorientalischen Weltanschauung beruht in der Festlegung der verschiedenen Götterbegriffe in ihren einzelnen Erscheinungs- oder Offenbarungsformen in den verschiedenen Theilen des Weltalls. Es tritt uns in der ältesten Zeit, die wir kennen, bereits als vollkommen ausgebildet entgegen, seine Entstehung können wir daher nicht mehr verfolgen und wir müssen vor der Hand noch auf die Erklärung vieler seiner Lehren ver-

...zichten. Was wir über sein Alter noch feststellen werden, wird ... leicht erklären, vorerst müssen wir die Erscheinung selbst erst ... einmal kennen lernen, um ihre Einwirkung auf das Alterthum zu erkennen.

Bei der scheinbar verwirrenden Menge der Göttergestalten jedes ... alten Pantheons, unter denen das babylonische in dieser Hinsicht ... nicht die letzte Stelle einnehmen würde, wird man doch immer ... wieder feststellen, daß die vielen Namen und Götter sich als ... Personifizirungen weniger Natur- oder Kosmoserscheinungen er... ...ären. Auch hierin macht die babylonische Religion keine Ausnahme. ... Wenn aber das Hellenenthum die Naturkräfte in besonderen Gestalten ... verkörpert, so hat der Babylonier zwar auch seinen Gott in mensch... ...licher Gestalt dargestellt, aber er ist sich voll und ganz bewußt, ... daß er sich seinem Wesen nach in denjenigen Theilen der Schöpfung ... offenbart, die ihm gehören. Und zwar thut er das nicht nur in ... einem einzelnen Theile des Weltalls oder in einer Seite des Natur... ...waltens, sondern in den verschiedenen Unterabtheilungen je in seinem ... Gebiete. Das große Weltall wird nämlich eingetheilt, und die ... Eintheilung ist eine von tiefdurchdachter göttlicher Weisheit gegeben... ... Ihre Erkenntniß giebt eben den Schlüssel zum Verständniß ... Schöpfung und des Wirkens und Willens der Götter. Das We... ... der ganzen Eintheilung kann man etwa dahin charakterisiren, ... die der einfachsten und natürlichen Beobachtung sich darbietenden ... Erscheinungen in Verbindung mit einander gebracht und bestimmt... ... Göttern zugeschrieben werden, deren Walten sich in ihnen off... ...bart, die es also in gleicher Weise regieren, wie ein König ... Land. Denn darauf läuft das Ganze hinaus: das irdische ... als eine Widerspiegelung des überirdischen darzustellen, oder ... danach zu gestalten, d. h. alles menschliche Leben nach den ... Normen einzurichten, welche die berufenen Ausleger gött... ... Willens verkünden. Es ist der Grundgedanke der alles m... ...liche Leben regeln wollenden Religion, des geistigen wie ... materiellen, der sich hierin ausspricht, und dessen Begrün... ... eben dadurch gegeben wird, daß die Erde und ihre Länder ... Widerspiegelungen der himmlischen und kosmischen Erschein... ... aufgefaßt werden, in denen das Walten des Gottes sich offe... ... Nur durch Erkenntniß dieses Waltens kann man das Rechte ... das Wohlergehen des Menschen ist abhängig von seiner An... ... an die von den Göttern im Voraus festgesetzten Regeln des ... ...laufs. Diese aber werden offenbart in dem Lauf der Gestir...

zichten. Was wir über sein Alter noch feststellen werden, wird das leicht erklären, vorerst müssen wir die Erscheinung selbst erst einmal kennen lernen, um ihre Einwirkung auf das Alterthum zu erkennen.

Bei der scheinbar verwirrenden Menge der Göttergestalten jedes alten Pantheons, unter denen das babylonische in dieser Hinsicht nicht die letzte Stelle einnehmen würde, wird man doch immer wieder feststellen, daß die vielen Namen und Götter sich als Personifizirungen weniger Natur- oder Kosmoserscheinungen erklären. Auch hierin macht die babylonische Religion keine Ausnahme. Wenn aber das Hellenenthum die Naturkräfte in besonderen Gestalten verkörpert, so hat der Babylonier zwar auch seinen Gott in menschlicher Gestalt dargestellt, aber er ist sich voll und ganz bewußt, daß er sich seinem Wesen nach in denjenigen Theilen der Schöpfung offenbart, die ihm gehören. Und zwar thut er das nicht nur in einem einzelnen Theile des Weltalls oder in einer Seite des Naturwaltens, sondern in den verschiedenen Unterabtheilungen je in seinem Gebiete. Das große Weltall wird nämlich eingetheilt, und diese Eintheilung ist eine von tiefdurchdachter göttlicher Weisheit gegebene. Ihre Erkenntniß giebt eben den Schlüssel zum Verständniß der Schöpfung und des Wirkens und Willens der Götter. Das Wesen der ganzen Eintheilung kann man etwa dahin charakterisiren, daß die der einfachsten und natürlichen Beobachtung sich darbietenden Erscheinungen in Verbindung mit einander gebracht und bestimmten Göttern zugeschrieben werden, deren Walten sich in ihnen offenbart, die es also in gleicher Weise regieren, wie ein König sein Land. Denn darauf läuft das Ganze hinaus: das irdische Leben als eine Widerspiegelung des überirdischen darzustellen, oder es danach zu gestalten, d. h. alles menschliche Leben nach den festen Normen einzurichten, welche die berufenen Ausleger göttlichen Willens verkünden. Es ist der Grundgedanke der alles menschliche Leben regeln wollenden Religion, des geistigen wie des materiellen, der sich hierin ausspricht, und dessen Begründung eben dadurch gegeben wird, daß die Erde und ihre Länder als Widerspiegelungen der himmlischen und kosmischen Erscheinungen aufgefaßt werden, in denen das Walten des Gottes sich offenbart. Nur durch Erkenntniß dieses Waltens kann man das Rechte thun, das Wohlergehen des Menschen ist abhängig von seiner Anpassung an die von den Göttern im Voraus festgesetzten Regeln des Weltenlaufs. Diese aber werden offenbart in dem Lauf der Gestirne, von

denen daher die Planeten, als die Repräsentanten der wichtigsten Gottheiten, den Namen die **Dolmetscher** (des göttlichen Willens) führen.

Das Planetensystem ist daher die vornehmste Verkörperung des Pantheons, und auf ihm beruht die Anschauung des Babyloniers von seinen Göttern. Die fünf bekannten Planeten (Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn) sowie Mond und Sonne bewegen sich für den babylonischen Beobachter in einer bestimmten Bahn, dem Thierkreis. Die Erde liegt zwischen dem „nebligen“ Norden und dem **Ozean** im Süden, sodaß also eine Dreiheit: Luft, Erde und Wasser von Norden nach Süden besteht. Das Luftreich setzt sich fort nach dem Nordhimmel, wie das Wasserreich in den Südhimmel übergeht. „Wenn wir das Land der Griechen (als das nördlichste ihm bekannte) erobert haben, läßt Herodot (7,8) Xerxes sagen, dann wird Persien an den Aether des Zeus (d. i. das Luftreich des Anu) grenzen.“ Der zwischen dem Luft- und Wasserreich gelegene Theil, der vom Wendebereiche des Thierkreises bestrichene Himmelsraum (zwischen Wendekreis des Krebses und des Steinbockes) entspricht also am Himmel, dem was hier unten die Erde darstellt. Er heißt der **Himmelsdamm**, denn wie ein als Straße dienender Damm durch die babylonische Flußlandschaft, so läuft er als feste Straße, als eine „Aufschüttung“ durch den Weltenraum, und auf ihm wandeln die Planeten einher. Solchergestalt ist der Himmel ein Abbild der Erde im Großen, beide bestehen aus den drei Reichen, und es ist die Aufgabe der Wissenschaft, nachzuweisen, wie die einzelnen Länder das Abbild himmlischer Bezirke sind. Nur das Land, das diesen Nachweis führen kann, ist ein **Land**, d. h. ein in sich geschlossenes Ganzes, und nur dessen König hat den Anspruch auf die Herrschaft in seinem irdischen Gebiete, wie der Gott in seinem himmlischen. Denn dieser wohnt oben am Himmel wie in dem entsprechenden irdischen Lande, hier unten aber verkörpert er sich im **König**, dessen Ursprung göttlich ist, und der vom Gotte zu einer Herrschaft berufen wird. Aus dem, was der Gott am Himmel thut, kann man dann aber auf sein Wirken auf der Erde, auf das Schicksal des Landes schließen.

So stellt der Himmel im Großen wie Kleinen ein Abbild der Erde dar. Auch dort oben fließen ein Euphrat und Tigris, auch dort liegen alle die großen babylonischen Städte, deren jede der Sitz eines der großen Götter ist, der im himmlischen Babylon, Sippar, Eridu, Nippur herrscht, wie sein Stellvertreter, der König,

… deren irdischen Abbildern. Jede der großen Städte, und … wieder ihr Tempel, stellt also auf Erden einen kosmischen … dar. Frommer Eifer hat die Frage nach der Lage des … mit geographischer Gelehrsamkeit zu entscheiden gesucht. … dabei an Babylonien gedacht ist, lehren die Namen der …flüsse Euphrat und Tigris. Aber dieses Paradies liegt ebenso … am Himmel oben, und die Vorstellung, die der alte Dichter … kann man nicht mit unsern geographischen Karten herstellen, …dern nur aus dem Bilde, welches sich der Babylonier von dem …all, von Himmel und Erde, machte, und das von der …lichkeit nicht weniger weit entfernt war, wie etwa die tabula …tingeriana. Wenn die Erde danach als ein breiter Streifen … dem nordischen Luft- und dem südlichen Wasserreich er…, so mußten auch die Flußläufe sehr verzerrt sich wider…geln.

Die drei großen Welttheile werden dargestellt durch die drei … Götter Anu (Uranos, als nördlicher Himmel), dessen Sitz der Nord…, der Polarstern ist, Bel, der Herr des himmlischen wie irdischen …landes, daher Herr der Länder genannt, etwa Zeus gleich…, und Ea, der Gott der Wassertiefe, Poseidon. Sein Reich ist also der Südhimmel und der Ozean, das himmlische wie irdische Wasserreich.

Unsere Erde hat in sich wieder ein Luft-, Erd- und Wasser…reich, und zwar in horizontaler, wie in senkrechter Reihenfolge, … wenn man in die Tiefe gräbt, so quellen die Wasser hervor, … aus dem Ozean kommen, auf dem die Erde ruht. So auch … himmlische Erdreich, der Thierkreis. Auch er zerfällt in eine … Erd- und Wasserregion, deren jede also den Raum von … Thierkreisbildern entsprechen würde. Daher die „Wasserregion“ … Thierkreises: Wassermann, Fische, zu welcher ursprünglich … Widder (und noch früher der Stier) gehörten, wie wir noch … werden.

Man sieht bereits, das gesammte System läuft darauf … nachzuweisen, wie im Weltall dieselbe Ordnung sich in allen … erscheinungen wiederspiegelt, wie sich Alles entspricht. … sich bestehende Ganze spiegelt dieselben Grundeigenschaften … ist ein Mikrokosmos für sich. Den Menschen als Mikr… betrachtet noch die unter dieser (durch die Araber vermittelt…) …schauung stehende mittelalterliche Medizin, indem sie ihn … Thierkreis eintheilt. Unschwer merkt man den Vier…

in deren irdischen Abbildern. Jede der großen Städte, und besonders wieder ihr Tempel, stellt also auf Erden einen kosmischen Ort dar. Frommer Eifer hat die Frage nach der Lage des Paradieses mit geographischer Gelehrsamkeit zu entscheiden gesucht. Daß dabei an Babylonien gedacht ist, lehren die Namen der Hauptflüsse Euphrat und Tigris. Aber dieses Paradies liegt ebensowohl am Himmel oben, und die Vorstellung, die der alte Dichter hatte, kann man nicht mit unsern geographischen Karten herstellen, sondern nur aus dem Bilde, welches sich der Babylonier von dem Weltall, von Himmel und Erde, machte, und das von der Wirklichkeit nicht weniger weit entfernt war, wie etwa die tabula Peutingeriana. Wenn die Erde danach als ein breiter Streifen zwischen dem nordischen Luft- und dem südlichen Wasserreich erschien, so mußten auch die Flußläufe sehr verzerrt sich widerspiegeln.

Die drei großen Welttheile werden dargestellt durch die drei Götter Anu (Uranos, als nördlicher Himmel), dessen Sitz der Nordpol, der Polarstern ist, Bel, der Herr des himmlischen wie irdischen Festlandes, daher Herr der Länder genannt, etwa Zeus gleichzusetzen, und Ea, der Gott der Wassertiefe, Poseidon. Sein Reich ist also der Südhimmel und der Ozean, das himmlische wie irdische Wasserreich.

Unsere Erde hat in sich wieder ein Luft-, Erd- und Wasserreich, und zwar in horizontaler, wie in senkrechter Reihenfolge, denn wenn man in die Tiefe gräbt, so quellen die Wasser hervor, welche aus dem Ozean kommen, auf dem die Erde ruht. So auch das himmlische Erdreich, der Thierkreis. Auch er zerfällt in eine Luft-, Erd- und Wasserregion, deren jede also den Raum von vier Thierkreisbildern entsprechen würde. Daher die „Wasserregion" des Thierkreises: Wassermann, Fische, zu welcher ursprünglich auch Widder (und noch früher der Stier) gehörten, wie wir noch sehen werden.

Man sieht bereits, das gesammte System läuft darauf hinaus, nachzuweisen, wie im Weltall dieselbe Ordnung sich in allen Einzelerscheinungen wiederspiegelt, wie sich Alles entspricht. Jedes für sich bestehende Ganze spiegelt dieselben Grundeigenschaften wieder, ist ein Mikrokosmos für sich. Den Menschen als Mikrokosmos betrachtet noch die unter dieser (durch die Araber vermittelten) Anschauung stehende mittelalterliche Medizin, indem sie ihn nach dem Thierkreis eintheilt. Unschwer merkt man den Pferdefuß des

Systems: unter solchen Verhältnissen eine Ausflucht zu finden, wenn die Berechnungen nicht eintrafen, war noch leichter als bei den Orakeln der Pythia.

Im babylonischen Pantheon spielen die drei obersten Götter ebenso mehr die Rolle von Gestalten des Schemas wie Uranos im griechischen. Ebenso wie in diesem die zweite Generation der Götter, Zeus, Athene, Apollo, deren Heiligthümer zugleich die von Städten und Staaten sind, so sind die eigentlichen Hauptgötter Babyloniens diejenigen, die gleichfalls im System als die Söhne und Enkel jener erscheinen, und deren Heiligthümer und Städte die herrschenden im Lande sind. Ihr Charakter als Himmelskörper ist aber klar ausgesprochen: es sind Sin der Mondgott, Schamasch der Sonnengott, und Istar der Planet Venus. Diese drei sind die eigentlichen Regenten des Weltalls, sie sind deshalb auch die Grundgestalten des herrschenden Systems, auf die alle Erscheinungen des Weltalls zurückgeführt werden, und deren Erscheinungsformen und Verhalten den Weltenlauf bestimmen sollen.

Als Bel im großen Weltenkampf gesiegt, das den obern Gottheiten feindliche Ungeheuer Tiamat (das Chaos) besiegt hatte, da setzte er die Drei ein, um den „Himmelsdamm", den Thierkreis, die himmlische Erde, zu regieren. Wie diesen, so regieren sie aber sein irdisches Abbild, eben das Festland, „die Länder". Die Drei sind daher in Wirklichkeit die obersten und waltenden Götter, deren Kult überall die erste Stelle einnimmt, und als deren verschiedene Erscheinungsformen jeder Gott, der ein Heiligthum und Land hat, sich darstellt. Ihr Abzeichen, die drei Scheiben von Mond, Sonne und dem achtstrahlig dargestellten Venusstern finden sich an der Spitze jeder auf die Konstellation Bezug nehmenden bildlichen Darstellung, und unter ihnen stehen dann stets die Vertreter des festen Landes, die zwölf Thierkreiszeichen. So auf den assyrischen Königssteinen, so auf den zahlreichen Belehnungsurkunden aus Babylonien, die ursprünglich als Grenzsteine gedacht sind.

Mond und Venus zeigen dieselben siderischen Erscheinungen, sie haben vier Viertel. (Die gleiche Eigenschaft des Merkur als des anderen inneren Planeten konnte ohne optische Instrumente nicht beobachtet werden.) Diese vier Erscheinungsformen werden als Wiederspiegelung der vier Vierteljahrsonnen angesehen, also der Sonne in ihren vier Stadien von dem Aufsteigen vom Steinbock bis zum Aequator, von dort bis zum Krebs, und ihrem Zurückgehen vom Krebs zum Aequator und Steinbock. Die drei großen

Regenten des Thierkreises haben also dieselben siderischen Eigenschaften, sie offenbaren sich in denselben Formen. Im Mythus geben daher ihre Gestalten in den verschiedenen Landschaften und Zeiten ineinander über. Sonnen-, Mond- und Venuslegenden werden miteinander vermischt. Die babylonische Istar-Venus wird so als Artemis Mondgöttin.

Die vier Sonnenviertel — und damit die der beiden andern entsprechen nun wieder den vier andern Planeten, d. h. in deren Lauf offenbart sich wieder die Gottheit in den vier Phasen. Der Babylonier beginnt sein Jahr mit dem Frühling, also mit der Tag- und Nachtgleiche, wenn die Sonne das Reich des Winters (die Wasserregion des Himmels) verläßt. Damit ergeben sich die folgenden Gleichungen: Jupiter, babylonisch Marduk, der in Babylon als Gott der Stadt verehrt wird, den Frühjahrspunkt und die Frühjahrssonne bis zur Sonnenwende; Mars, babylonisch Ninib, die brennende Gluthsonne, von der Sonnenwende bis zum Herbst punkt; Merkur, als Nebo in der Nachbarstadt Babylons, in Borsipp verehrt, die Herbstsonne bis zum Wintersolstitium, und Saturn Nergal die Wintersonne.

Das ist eine Eintheilung der Planeten, die in ihrer Sieben heit der siebentägigen Woche untergelegt wird und sich bis a unsere Zeit (englische und französische Namen der Tage) erhalte hat. Man ist gewohnt, die Sieben und die Drei, die eine na biblischer Anschauung, die andere nach noch lebendigem Volksglaub als „heilige" Zahlen anzusehen. Den Grund dafür giebt uns i Drei- und Vierheit dieser Sieben, die Anschauung selbst ist a irrig. Weder Sieben noch Drei spielen vor den übrigen Grun zahlen eine besondere Rolle, es ist lediglich der Umstand, daß Bedeutung bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist Drei in der christlichen Dreieinigkeit), die sie für uns herv treten läßt.

Für die altbabylonische Wissenschaft ist diese Siebenereinthei lediglich ein System, daneben hat man auch andere, die au übrigen Grundzahlen beruhen und die ebenfalls durch die O barung göttlichen Waltens am Himmel gegeben sind. Das auf das Zahlensystem als auf eine andere Offenbarung der irdischen Gewalten. Es ist bekannt, daß Pythagoras die Anre zu seinen Lehren aus dem Orient empfangen hat. Wen geheimnißvolle Kraft, welche er der Bohne beilegt, uns eben der babylonischen Zauber- und Beschwörungsliteratur und i

Regenten des Thierkreises haben also dieselben siderischen Eigenschaften, sie offenbaren sich in denselben Formen. Im Mythus gehen daher ihre Gestalten in den verschiedenen Landschaften und Zeiten ineinander über. Sonnen-, Mond- und Venuslegenden werden miteinander vermischt. Die babylonische Istar-Venus wird so als Artemis Mondgöttin.

Die vier Sonnenviertel — und damit die der beiden andern — entsprechen nun wieder den vier andern Planeten, d. h. in deren Lauf offenbart sich wieder die Gottheit in den vier Phasen. Der Babylonier beginnt sein Jahr mit dem Frühling, also mit der Tag- und Nachtgleiche, wenn die Sonne das Reich des Winters (die Wasserregion des Himmels) verläßt. Damit ergeben sich die folgenden Gleichungen: Jupiter, babylonisch Marduk, der in Babylon als Gott der Stadt verehrt wird, den Frühjahrspunkt und die Frühjahrssonne bis zur Sonnenwende; Mars, babylonisch Ninib, die brennende Gluthsonne, von der Sonnenwende bis zum Herbstpunkt; Merkur, als Nebo in der Nachbarstadt Babylons, in Borsippa verehrt, die Herbstsonne bis zum Wintersolstitium, und Saturn-Nergal die Wintersonne.

Das ist eine Eintheilung der Planeten, die in ihrer Siebenheit der siebentägigen Woche untergelegt wird und sich bis auf unsere Zeit (englische und französische Namen der Tage) erhalten hat. Man ist gewohnt, die Sieben und die Drei, die eine nach biblischer Anschauung, die andere nach noch lebendigem Volksglauben als „heilige" Zahlen anzusehen. Den Grund dafür giebt uns die Drei- und Vierheit dieser Sieben, die Anschauung selbst ist aber irrig. Weder Sieben noch Drei spielen vor den übrigen Grundzahlen eine besondere Rolle, es ist lediglich der Umstand, daß ihre Bedeutung bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist (die Drei in der christlichen Dreieinigkeit), die sie für uns hervortreten läßt.

Für die altbabylonische Wissenschaft ist diese Siebenereintheilung lediglich ein System, daneben hat man auch andere, die auf den übrigen Grundzahlen beruhen und die ebenfalls durch die Offenbarung göttlichen Waltens am Himmel gegeben sind. Das führt auf das Zahlensystem als auf eine andere Offenbarung der überirdischen Gewalten. Es ist bekannt, daß Pythagoras die Anregung zu seinen Lehren aus dem Orient empfangen hat. Wenn die geheimnißvolle Kraft, welche er der Bohne beilegt, uns ebenso in der babylonischen Zauber- und Beschwörungsliteratur und in dem

Linsengericht begegnet, um welches Esau seine Erstgeburt an Jakob verkauft, so zeigt der Gedanke, das Wesen der Dinge aus der Zahl zu ergründen, denselben Grundzug, der schon in der babylonischen Himmels- und danach Zeiteintheilung zum Ausdruck kommt.

Es ist wohl bekannt, daß das babylonische Zahlensystem nicht auf der Dezimal-, sondern auf der Sexagesimalrechnung beruht. Richtiger nicht das Zahlen-, sondern das Ziffernsystem, denn die Zählweise der babylonischen Sprache ist wie in allen semitischen Sprachen die dezimale. Man ist im Allgemeinen geneigt, in diesem Sexagesimalsystem eine Erbschaft der ältesten Bevölkerungsschicht Babyloniens zu sehen, der sogenannten Sumerer, wie man die nichtsemitische Bevölkerung bezeichnet, auf welche der Ursprung der babylonischen Kultur zurückgeführt wird. Diese Bevölkerung existirt für uns aber vorläufig nur noch in ihrer Sprache, welche die spätere Zeit als heilige und Kultsprache gepflegt hat. Irgend welche Denkmäler der sumerischen Zeit haben wir nicht, die Sumerer sind also für uns vorgeschichtlich. Auch die ältesten sprachlichen Denkmäler, die wir haben, gehören bereits einer Zeit an (um 3000 v. Chr.), wo schon lange Semiten in Babylonien gesessen haben, wo manches semitische Volk dort geblüht hat und untergegangen ist. Damit fällt vor der Hand für uns die Frage weg, ob das Sexagesimalsystem der Schreibweise dem dezimalen der semitischen Sprache gegenüber das ältere ist oder nicht. Soweit unsere Quellen reichen, und, wie wir sehen werden, noch um Jahrtausende hinauf, ist die Herrschaft unserer Weltanschauung vorauszusetzen, welche die Zahlen den Offenbarungen der Götter im Weltall entnimmt (oder unterschiebt), und daher die verschiedenen Systeme neben einander entworfen hat und auch praktisch zur Anwendung bringt.

In der Siebeneintheilung der großen Himmelskörper sind die Zahlen 3 und 4 untergebracht. Wie die Drei, die der Regenten des Thierkreises ist, so sind die Vier und die Sieben die Zahlen des Mondumlaufs. Auf diesen geht also in erster Linie die Wocheneintheilung zurück. Die vier Sabbathe stellen die vier Endpunkte der Mondviertel dar.

Drei und vier führen aber neben der Sieben auf Zwölf, und dies ist die eine der Grundzahlen des Sexagesimalsystems, deren andere Grundzahl die Fünf darstellt ($5 \times 12 = 60$). Auch diese tritt uns im Himmelsraum und der Natur offenbart entgegen. Der Orientale unterscheidet für gewöhnlich und seinem Klima ent-

sprechend nicht vier — die er aber auch kennt —, sondern nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter, oder Frost und Hitze, wie ihren ewigen Wechsel Gott nach der Sintfluth verheißt. Diese zwei Jahreszeiten entsprechen also nur zwei Phasen des Sonnenlaufes: Sommer- und Wintersonne, und daher zwei Planeten. Das sind Jupiter-Marduk und Merkur-Nebo, die beiden Götter der Geschwisterstädte Babylon-Borsippa, welche seit dem Ende des dritten Jahrtausends in Babylonien die herrschende Rolle spielen. Ihnen gegenüber treten die beiden Anderen, Mars-Ninib und Saturn-Nergal, zurück. Beide sind daher auch die Unglücksplaneten, denn sie sind überschüssig, gerade wie das dreizehnte Thierkreiszeichen, der Unglücksvogel, der Rabe. Die Fünf tritt also neben die Sieben und in 5 — 7 Thierkreiszeichen zerlegt die Astrologie die Sonnenlaufbahn, wie noch Schiller seinen Se[…] sagen läßt. Wie es eine Siebener-Woche in der altbabylonischen Rechnung gegeben hat, so auch eine Fünfer-Woche. Auch die ist uns im praktischen Gebrauche in Datirungen von Thontaf[…] bezeugt. Als Grundeinheit führt sie aber auf eine völlig andere E[…]theilung des Kalenders — der ja durch die Himmelseintheil[…] gegeben ist — als die der Sieben.

Diese letztere, und damit unser Jahr, beruht auf dem Ausg[…] zwischen Mond- und Sonnenumlauf innerhalb eines Jahres, [...] das eben ist der Begriff unseres Jahres. Unser jetziges J[…] dessen Prinzip ebenfalls altorientalisch ist, verzichtet zu dem [...] des Ausgleichs auf die Beibehaltung des Mondmonats, so[…] hat einen theoretischen, vom Mondlauf absehenden Monat [...] geführt. Dem gegenüber giebt es den — im jüdischen Kale[…] noch gebräuchlichen — Mondmonat von $4 \times 7 = 28$ Tagen (we[…] auch der muhammedanische Kalender hat). Die Differenz [...] 12 Mondmonate von 354 Tagen gegenüber dem des Sonnenj[…] von $365\frac{1}{4}$ Tagen wird durch Schaltmonate, d. i. am Schluss [...] betreffenden Jahres eingeschobene Monate (jüdisch Veadar) [...] geglichen: daher das selten erwähnte dreizehnte Thierkreisz[…] In beiden Fällen, beim Mondmonat wie beim freien Mon[…] ausgeglichenen Jahres, erhalten wir eine Eintheilung zu 12 Mon[…] deren je einer dem Durchgang der Sonne durch eines der 12 [...] kreiszeichen entspricht.

Auf ganz andere Eintheilungen kommt man mit der 7 [...] woche. Diese, wie gesagt in praktischem Gebrauche, führt [...] anderen Grundzahl ihres Systems, der Zwölf, auf ihre [...]

sprechend nicht vier — die er aber auch kennt —, sondern nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter, oder Frost und Hitze, wie ihren ewigen Wechsel Gott nach der Sintfluth verheißt. Diesen zwei Jahreszeiten entsprechen also nur zwei Phasen des Sonnenlaufes: Sommer- und Wintersonne, und daher zwei Planeten. Das sind Jupiter-Marduk und Merkur-Nebo, die beiden Götter der Geschwisterstädte Babylon-Borsippa, welche seit dem Ende des dritten Jahrtausends in Babylonien die herrschende Rolle spielen. Ihnen gegenüber treten die beiden Anderen, Mars-Ninib und Saturn-Nergal, zurück. Beide sind daher auch die Unglücksplaneten, denn sie sind überschüssig, gerade wie das dreizehnte Thierkreiszeichen, der Unglücksvogel, der Rabe. Die Fünf tritt also neben die Sieben und in 5 + 7 Thierkreiszeichen zerlegt die Astrologie die Sonnenlaufbahn, wie noch Schiller seinen Seni sagen läßt. Wie es eine Siebener-Woche in der altbabylonischen Rechnung gegeben hat, so auch eine Fünfer-Woche. Auch diese ist uns im praktischen Gebrauche in Datirungen von Thontafeln bezeugt. Als Grundeinheit führt sie aber auf eine völlig andere Eintheilung des Kalenders — der ja durch die Himmelseintheilung gegeben ist — als die der Sieben.

Diese letztere, und damit unser Jahr, beruht auf dem Ausgleich zwischen Mond- und Sonnenumlauf innerhalb eines Jahres, und das eben ist der Begriff unseres Jahres. Unser jetziges Jahr, dessen Prinzip ebenfalls altorientalisch ist, verzichtet zu dem Zwecke des Ausgleichs auf die Beibehaltung des Mondmonats, sondern hat einen theoretischen, vom Mondlauf absehenden Monat eingeführt. Dem gegenüber giebt es den — im jüdischen Kalender noch gebräuchlichen — Mondmonat von $4 \times 7 = 28$ Tagen (welchen auch der muhammedanische Kalender hat). Die Differenz der 12 Mondmonate von 354 Tagen gegenüber dem des Sonnenjahres von $365^1/_4$ Tagen wird durch Schaltmonate, d. i. am Schlusse des betreffenden Jahres eingeschobene Monate (jüdisch Veadar) ausgeglichen: daher das selten erwähnte dreizehnte Thierkreiszeichen. In beiden Fällen, beim Mondmonat wie beim freien Monat des ausgeglichenen Jahres, erhalten wir eine Eintheilung zu 12 Monaten, deren je einer dem Durchgang der Sonne durch eines der 12 Thierkreiszeichen entspricht.

Auf ganz andere Eintheilungen kommt man mit der Fünferwoche. Diese, wie gesagt in praktischem Gebrauche, führt mit der anderen Grundzahl ihres Systems, der Zwölf, auf ihre größere

Einheit (im Ziffernsystem ebenfalls mit I geschrieben), die 60. Man erhält also einen Doppelmonat von 60 Tagen zu 12 Fünfheiten oder Chamuschat, wie der babylonische Name lautet. Das Sonnenjahr würde also sechs solcher Doppelmonate oder 72 Chamuschat umfassen, wobei, ebenso wie beim ausgeglichenen Mond-Sonnenjahr von 12 Monaten zu 30 Tagen, am Schlusse $5\frac{1}{4}$ Tag übrig bleiben, die sogenannten Epagomenen. Deren Ursprung, als einer besonderen Einheit, die am Schlusse des Jahres steht, ergiebt sich also aus dieser Fünfertheilung, nicht aus der Mondeintheilung des Jahres.

Der Doppelmonat von 60 Tagen erklärt ohne Weiteres eine Eigenthümlichkeit des römischen Kalenders: dieser hat nur sechs Monatsnamen (Januar bis Juni), die sechs der zweiten Hälfte (Quinctilis bis Dezember) sind einfach gezählt. Das beweist, daß die Nomenclatur der Monate auf die Doppelmonatsrechnung zurückgeht, und die bloße Zählung der durch die Zwölfeintheilung hinzugekommenen das Sekundäre ist. Die Art der Rechnung (Quinctilis statt 7. Monat ꝛc.) wird uns aus der zu Grunde liegenden Rechnung des Frühjahrspunktes noch klar werden.

Dieselbe Eintheilung hat das vorislamische Arabien gekannt, das vor Muhammed einen besser geordneten Kalender hatte, als ihn dessen neue Heilslehre mit ihren durch das ganze Jahr herumrutschenden reinen Mondmonaten hat. Die dort ganz räthselhafte, von Wellhausen aus den vorislamischen Dichtern festgestellte Anschauung von verschiedenen „Jahreszeiten“ zu je zwei Monaten, erklärt sich so einfach als diese altorientalische Rechnungsweise. Erinnerungen daran finden sich auch in biblischen Legenden, so wenn in der ältesten Fassung der Sintfluterzählung die Ueberschwemmung nicht ein Jahr, sondern zwei Monate gedauert hat, wenn Jephta's Tochter, welche der virgo coelestis und dem Thierkreisbild der Jungfrau entspricht, vor ihrer Opferung zwei Monate in den Bergen um ihre Jugend trauert.

Das Sexagesimalsystem stellt seine verschiedenen Grundzahlen als Einheiten dar. Es bezeichnet mit der Ziffer I sowohl die 1, als die 60, als die 60 60 = 3600, deren Bedeutung im einzelnen Falle nur durch die Stellung ausgedrückt wird. Hier spricht sich also dasselbe Prinzip aus, das wir von Anfang an für die gesammte Weltanschauung feststellten: im Kleinen wie Großen sind dieselben Kräfte und Gesetze wirksam. Auch die Zeiteintheilung gehört zum System, denn wie das Jahr, so der Tag, so geben größere Zu-

sammenfassungen von Zeiträumen dasselbe Bild. Der Mensch, di
Erde, die Welt sind ja gleichfalls Abbilder von einander.

Der Tag, die von der Natur gegebene Einheit wiederholt si
60mal, die Fünfheit 12mal im Doppelmonat. Theilen wir d
Fünfheit ebenfalls mit der 12, so erhalten wir 5 12 neue Ein
heiten, von der Dauer einer Doppelstunde. Der Tag besteht al
aus 12 Doppelstunden, nach denen der Babylonier praktisch rechn
(kaspu genannt): Hier haben wir den Ursprung der Eintheilun
des Zifferblatts unserer Uhr, die also, wie längst bekann
ursprünglich 12 Doppelstunden als einen ganzen Tag meint, gan
ebenso wie das Wegemaß der Meile ursprünglich das entsprechen
Babylonische der Doppelstunde ist.

Die dem Tage als einem scheinbaren Sonnenumlauf en
sprechende Eintheilungseinheit der Vollendung der Sonnenba
das Jahr, ergiebt nach diesem Schema als Einheit das lustru
von fünf Jahren, welchem dann weitere Zeiträume von sech
Jahren u. s. w. entsprechen, die in der Anschauung und d
Gefühle der altorientalischen Menschheit das und noch viel m
darstellen, was für uns die Jahrhunderte sind. Auch von die
Rechnungsweise lassen sich in der Bibel Spuren feststellen. D
ursprüngliche Gestalt des Buches Daniel hat mit solchen Jahr
fünfheiten, wie jetzt mit Jahrwochen (Siebenheiten) gerech
und darnach seine Berechnungen angestellt, ob nun die Zeit er
sei für den Anbruch eines neuen Zeitalters. Denn hierauf ber
alle Berechnungskunst des Alterthums: diese Zeiträume sind
der Natur gegeben, und wenn ein Zeitalter überstanden ist, d
muß sich die Entwickelung wiederholen. Am Anfang aber wa
die Vollkommenheit, das goldene Zeitalter.

In zahlreichen Fällen lassen sich die Untertheile dieses Syst
das ursprünglich also mehr Ansehen genoß als das der Sieben
theilung, in biblischen Legenden feststellen, wo sie in das jet
Grunde gelegte Siebensystem oder die Mondmonatrechnung
mehr passen, sich also durch ihren Widerspruch gegen dies
ursprünglich erweisen. Das Lustrum als Einheit genomme
sein fünfter Theil das Jahr, die Eintheilung mit der an
Grundzahl des Sexagesimalsystems, mit Zwölf, führt auf ein-
heit von 150 Tagen. Diese, aus dem Monatsystem unerk
spielt eine wichtige Rolle in der Sintfluterzählung.

Doch ein solches System darf nicht nur ein Zeit- und, r
Wegmeile beweist, Streckenmaß liefern, sie muß sich in

sammenfassungen von Zeiträumen dasselbe Bild. Der Mensch, die Erde, die Welt sind ja gleichfalls Abbilder von einander.

Der Tag, die von der Natur gegebene Einheit wiederholt sich 60mal, die Fünfheit 12mal im Doppelmonat. Theilen wir die Fünfheit ebenfalls mit der 12, so erhalten wir 5 × 12 neue Einheiten, von der Dauer einer Doppelstunde. Der Tag besteht also aus 12 Doppelstunden, nach denen der Babylonier praktisch rechnet (kaspu genannt): Hier haben wir den Ursprung der Eintheilung des Zifferblatts unserer Uhr, die also, wie längst bekannt, ursprünglich 12 Doppelstunden als einen ganzen Tag meint, ganz ebenso wie das Wegemaß der Meile ursprünglich das entsprechende Babylonische der Doppelstunde ist.

Die dem Tage als einem scheinbaren Sonnenumlauf entsprechende Eintheilungseinheit der Vollendung der Sonnenbahn, das Jahr, ergiebt nach diesem Schema als Einheit das lustrum von fünf Jahren, welchem dann weitere Zeiträume von sechzig Jahren u. s. w. entsprechen, die in der Anschauung und dem Gefühle der altorientalischen Menschheit das und noch viel mehr darstellen, was für uns die Jahrhunderte sind. Auch von dieser Rechnungsweise lassen sich in der Bibel Spuren feststellen. Die ursprüngliche Gestalt des Buches Daniel hat mit solchen Jahresfünfheiten, wie jetzt mit Jahrwochen (Siebenheiten) gerechnet, und darnach seine Berechnungen angestellt, ob nun die Zeit erfüllt sei für den Anbruch eines neuen Zeitalters. Denn hierauf beruht alle Berechnungskunst des Alterthums: diese Zeiträume sind von der Natur gegeben, und wenn ein Zeitalter überstanden ist, dann muß sich die Entwickelung wiederholen. Am Anfang aber war ja die Vollkommenheit, das goldene Zeitalter.

In zahlreichen Fällen lassen sich die Untertheile dieses Systems, das ursprünglich also mehr Ansehen genoß als das der Siebeneintheilung, in biblischen Legenden feststellen, wo sie in das jetzt zu Grunde gelegte Siebensystem oder die Mondmonatrechnung nicht mehr passen, sich also durch ihren Widerspruch gegen diese als ursprünglich erweisen. Das Lustrum als Einheit genommen, ist sein fünfter Theil das Jahr, die Eintheilung mit der anderen Grundzahl des Sexagesimalsystems, mit Zwölf, führt auf eine Einheit von 150 Tagen. Diese, aus dem Monatsystem unerklärlich, spielt eine wichtige Rolle in der Sintfluthерzählung.

Doch ein solches System darf nicht nur ein Zeit- und, wie die Wegmeile beweist, Streckenmaß liefern, sie muß sich in Allem

wiederspiegeln, was der menschliche Geist beobachtet, und sie muß vor Allem durch den Himmel offenbart und in seinen Erscheinungen gegeben sein. Die Doppelstunde ist aber nach altbabylonischer Anschauung gegeben durch den (scheinbaren) Sonnendurchmesser. Dieser ist der 360. Theil des Himmelsgewölbes und wird in zwei Minuten d. i. im 720. Theile des Gesammttages durchlaufen. Die von der Natur, d. h. dem Sonnengotte gegebene Eintheilungseinheit des Tages, ist also die Doppelminute und demgemäß die Zwölfheit der Doppelstunde. 24 Stunden ist keine Tageseintheilung, die einfache Stunde gehört vielmehr zu dem System, welches das Jahr in zwei Hälften eintheilt (Sommer und Winter, die Zeit Marduks und Nebos, vgl. oben), und den Tag dementsprechend in Tag und Nacht von je zwölf halben Zeitkaspu = Stunden. Diese zerfallen nach dem Sexagesimalsystem dann in 60 Minuten zu 60 Sekunden, wie umgekehrt die Doppelstunde in je 60 Doppelminuten u. s. w.

Man sieht bereits, wie dieses System darauf ausgeht, Alles zu umfassen. In der That liegt dieser Zeit- und Raumeintheilung dieselbe Idee zu Grunde, wie unserem Längen- und Hohlmaße: eine von der Natur gegebene Größe als Einheit zu verwenden. Nur daß sie viel weiter durchgeführt ist — die Hohlmaße sind selbstverständlich entsprechend eingetheilt — und einfach Alles umfaßt. Das ganze Weltall wird unter diesem Gesichtspunkt betrachtet und eingetheilt, und zwar nicht nur nach seinen dauernden und stets beobachteten Erscheinungen, nicht nur nach dem, was geschieht, sondern auch was geschehen ist und geschehen wird. Die Vergangenheit und die Zukunft unterliegen in ihren Zeiträumen oder Epochen ebenfalls den Eintheilungseinheiten des Systems oder der einheitlichen Weltanschauung. Wenn wir schon erwähnten, daß das Danielbuch in seiner alten Gestalt unsere Fünftheilung und in seiner späteren das Siebensystem zu Grunde legt, um den Zeitpunkt zu berechnen, wo für Juda ein neues Leben anbrechen wird, so spricht sich darin aus, was das Wesen aller altorientalischen Weltanschauung und damit auch seiner Geschichtsauffassung ausmacht: Alles, was geschieht, also auch die Geschicke der Staaten und Völker werden unter dem Gesichtspunkte dieses Systems dargestellt. Es muß für jeden Fall, für die Dynastie des Herrschers, in dessen Auftrag geschrieben wird, nachgewiesen werden, daß die Zeit vollendet ist, nach welcher die neue Aera anbrechen muß, und daß das Horoskop des Auftraggebers mit dem Horoskop der Weltgeschichte, der Weltentwickelung in Uebereinstimmung steht. Daher

rührt die Eintheilung der Zeit- und Weltalter, welche in ihre
Wiederspiegelung, die sie in der Danielprophetie gefunden hat, durch
die ganze vom Christenthum berührte Geschichtschreibung gegangen
ist, bis sie von modernerem Standpunkt aus von der zu nicht
langem Leben berufen gewesenen in Alterthum, Mittelalter und
Neuzeit abgelöst worden ist.

Doch müssen wir, um die Tiefe der Einwirkung dieser An-
schauung zu begreifen, ihr System noch in weiteren Fällen fest-
stellen. Wir haben bis jetzt die Zahlen 2 bis 7 als von de
Natur gegebene, oder nach babylonischer Auffassung von den Götter
am Himmel offenbarte Eintheilungseinheiten in einzelnen ih
Wirkungen verfolgt. Die wichtigeren davon sind die mit Zwei nic
theilbaren, also Drei, Fünf, Sieben. Die Neun läßt sich a
Eintheilungseinheit bis jetzt auf dem engeren Boden der babylonisch
Kultur nicht nachweisen, dagegen tritt sie gegenüber der Sieben
den klassischen und anderen Völkern stark hervor. Es ist v
vornherein selbstverständlich, daß es sich dabei nur um die
vorzugung eines Schemas handelt, das wie alle Astronomie n
aus dem Orient gekommen sein kann. Das Wesen der gan
Eintheilung beruht auf dem Ausgleich und der Bezugnahme
die verschiedenen Zahlen und Eintheilungsweisen. In Griechenl
spielt die Neun als mystische Zahl eine große Rolle. Der att
Monat wird in drei Dekaden eingetheilt; das ist eine sekun
Rechnung, die dem dreißigtägigen Monat des ausgeglichenen Mo
und Sonnenjahres entspricht. Sie läßt aber mit ihrer Dre
ihren Ursprung als Eintheilungsweise des Mondmonats, und
des siderischen Monates von 27 = 3 × 9 Tagen erkennen. D
Dreitheilung des Monates entspricht denn auch die Dreithei
des Jahres in Frühling, Sommer und Winter bei Homer.
dem entsprechende Dreitheilung des Thierkreises kennt au
babylonische Anschauung; vgl. oben). Wir haben die Ana
erscheinung zu der Zweitheilung von Jahr und Tag, auch
bei den Orientalen. Auch hier ist, wie bei allen diesen Sys
die Regel nicht vernachlässigt, daß die verschiedenen Ein
dasselbe Bild zeigen müssen: wie der Tag, so der Monat,
Jahr, so die verschiedenen Maße u. s. w. Wo der Tag des A
beginnt, wie bei den Israeliten, beginnt das Jahr im Herb
um Mitternacht, da ist, wie bei den Römern, die Wintersonne
der Jahresanfang, bei den Babyloniern Morgen und Frü
äquinoktium u. s. w.

rührt die Eintheilung der Zeit- und Weltalter, welche in ihrer Wiederspiegelung, die sie in der Danielprophetie gefunden hat, durch die ganze vom Christenthum berührte Geschichtschreibung gegangen ist, bis sie von modernerem Standpunkt aus von der zu nicht langem Leben berufen gewesenen in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit abgelöst worden ist.

Doch müssen wir, um die Tiefe der Einwirkung dieser Anschauung zu begreifen, ihr System noch in weiteren Fällen feststellen. Wir haben bis jetzt die Zahlen 2 bis 7 als von der Natur gegebene, oder nach babylonischer Auffassung von den Göttern am Himmel offenbarte Eintheilungseinheiten in einzelnen ihrer Wirkungen verfolgt. Die wichtigeren davon sind die mit Zwei nicht theilbaren, also Drei, Fünf, Sieben. Die Neun läßt sich als Eintheilungseinheit bis jetzt auf dem engeren Boden der babylonischen Kultur nicht nachweisen, dagegen tritt sie gegenüber der Sieben bei den klassischen und anderen Völkern stark hervor. Es ist von vornherein selbstverständlich, daß es sich dabei nur um die Bevorzugung eines Schemas handelt, das wie alle Astronomie nur aus dem Orient gekommen sein kann. Das Wesen der ganzen Eintheilung beruht auf dem Ausgleich und der Bezugnahme auf die verschiedenen Zahlen und Eintheilungsweisen. In Griechenland spielt die Neun als mystische Zahl eine große Rolle. Der attische Monat wird in drei Dekaden eingetheilt; das ist eine sekundäre Rechnung, die dem dreißigtägigen Monat des ausgeglichenen Mond- und Sonnenjahres entspricht. Sie läßt aber mit ihrer Dreiheit ihren Ursprung als Eintheilungsweise des Mondmonats, und zwar des siderischen Monates von 27 = 3 × 9 Tagen erkennen. Dieser Dreitheilung des Monates entspricht denn auch die Dreitheilung des Jahres in Frühling, Sommer und Winter bei Homer. (Die dem entsprechende Dreitheilung des Thierkreises kennt auch die babylonische Anschauung; vgl. oben). Wir haben die Analogieerscheinung zu der Zweitheilung von Jahr und Tag, auch Monat, bei den Orientalen. Auch hier ist, wie bei allen diesen Systemen, die Regel nicht vernachlässigt, daß die verschiedenen Einheiten dasselbe Bild zeigen müssen: wie der Tag, so der Monat, so das Jahr, so die verschiedenen Maße u. s. w. Wo der Tag des Abends beginnt, wie bei den Israeliten, beginnt das Jahr im Herbst, wo um Mitternacht, da ist, wie bei den Römern, die Wintersonnenwende der Jahresanfang, bei den Babyloniern Morgen und Frühjahrsäquinoktium u. s. w.

Der Koran kennt nach babylonischem Vorbild sieben Himmel (ursprünglich die sieben Sphären der Planeten). Später begegnen uns neun (auch elf). Der Mazdeismus und das Brahmanenthum bevorzugen die Neun statt der Sieben, die neunköpfige Schlange ist nicht älter als die siebenköpfige, sondern gehört nur zu einem andern System. Dasselbe gilt von den neun Welten der Edda u. s. w. Es wäre durchaus falsch, hierbei den Ursprung als Eigenthum der verschiedenen Völker anzusehen; nur die Bevorzugung, die praktische Verwendung der einen oder andern Eintheilungsweise ist den einzelnen eigenthümlich, und je auf bestimmte Einführung eines Kalenders und alles damit Zusammenhängenden zurückzuführen. Daß dabei auf die anderen Eintheilungsweisen hinübergegriffen wurde, lag im ganzen System, eine Einheitlichkeit stellte aber jede besondere Einrichtung dar, so daß man, wie schon für Tag, Monat, Jahr bemerkt, von der Feststellung des Gebrauchs einer Erscheinung auch Schlüsse auf die weiteren Einrichtungen des betreffenden Volkes in Maß, Gewicht, Währung (die ja ursprünglich Gewicht ist), auf seine Geschichtskonstruktionen als Bestandtheil der Zeitrechnung, des Kalenders u. s. w. schließen kann. Dabei bestimmt nicht etwa eines Königs oder Gesetzgebers Gebot die Geltung des einen oder anderen Systems. Land und Volk haben ja ihre bestimmte, fest angewiesene Stellung im Weltall, die im Charakter ihres Landesgottes zum Ausdruck kommt. In Babylonien kennen wir am besten die Einrichtungen der Landeshauptstadt in den letzten etwa $1^1/_2$ Jahrtausenden selbständiger staatlicher Existenz, Babylon. Der Stadtgott ist dort Marduk (der Frühjahrsgott), der durch Nebo, den Herbstgott der Nachbarstadt Borsippa ergänzt wird. Darum muß der babylonische Kalender das Jahr mit dem Frühjahrsäquinoktium und den Tag mit dem Morgen beginnen, umgekehrt muß man im Westlande, in Palästina, das gerade zur Zeit des Aufkommens Babylons zum babylonischen Reiche gehörte, und dem gegenüber Babylonien also die Osthälfte des Reiches bildete, unter der Herrschaft des Gottes des Westens Jahr und Tag mit Herbst und Abend beginnen. Zufall und menschliche Willkür sind dabei ausgeschlossen, der Gott bestimmt Alles, und Unregelmäßigkeiten dürfen nicht sein im System. Das würde ein Versehen sein, welches dieselben Folgen hätte, wie ein falsches Rad in der Maschine, Stillstand und Zusammenbruch des Ganzen.

Doch wir stehen noch bei der Neun. Wenn wir eine Monatseintheilung nach neuntägigen Wochen haben, so muß auch die

Jahreseintheilung entsprechend sein. Um diese festzustellen, ge[illegible] man am besten von der Fünfeintheilung aus. Das Sonnenja[hr] hat 72 Fünferwochen (= 360 Tage). Diese 72 ist keine Zahl de[s] Sexagesimalsystems, vielmehr würden 60 Fünfheiten das von die[sem] erforderte Jahr darstellen, das also 300 Tage = 5 Doppelmona[te] (gleich 10 Monaten zu 30 Tagen) darstellen würde. Dieses [ist] bezeugt für Rom, es ist das sogenannte Romulusjahr, das angeb[lich] von Romulus eingeführt worden war und sich in der Zeit vor d[er] Kalenderreform im Gebrauch befand. Das ist ein Jahr, das a[uch] wie das reine Mondjahr der Muhammedaner durch das gan[ze] Sonnenjahr herumläuft, und erst in einem größeren Cyclus m[it] diesem ausgeglichen werden kann. Das geschieht in 6 Jahren, so d[aß] also 6 Romulusjahre = 5 Sonnenjahren sind, d. h. daß nach die[sem] System die Fünf und Sechs in ihrer Beziehung dargestellt werde[n].

Das römische Lustrum hat aber nicht fünf, sondern nur v[ier] Jahre, also 365 × 4 = 1460 Tage. Auf dieses die gleiche E[in]theilung wie auf das fünfjährige angewendet, giebt nicht d[as] Romulusjahr, sondern einen Zeitraum von 243 Tagen; das ist [die] Dauer der Regierungszeit der römischen Könige, der, [wie] allen Berechnungen der alten Geschichtsforschung, eine ent[...] Zahl zu Grunde liegt und zu Grunde liegen muß.

Nun haben zwei Sonnenjahre 2 × 365 = 730, und drei je[ne] Zeiträume 3 × 243 = 729 Tage, wobei durch Vernachlässigung [der] bekannten Stundendifferenzen ein durch Schaltung wie überal[l zu] beseitigender Ueberschuß bleibt. Beide Zahlen, die also dopp[elte] Sonnenjahre darstellen, also dem Doppeltag und Doppelm[onat,] Doppeljahre u. s. w. der Fünfereintheilung entsprechen, mit [...] eingetheilt, ergiebt die runde Zahl von 90 Neunerwochen, mit [...] Reste von 10 oder 9 Tagen. Dieser Rest entspricht, wie bei [...] Eintheilungen des Sonnenjahres den Epagomenen, den am S[chlusse] übrig bleibenden Tagen, die bei der Fünfereintheilung eine 73. [...] von $5^1/_4$ Tag, als überschüssige Festzeit bilden.

So bleibt also auch hier eine neuntägige Zeit, und d[ie Be]deutung der Neunerwoche kennt die römische Ueberlieferung [...] In der späteren Zeit ist ihr die nundina, die Neunerwoch[e ...] Zeitraum von 8 Tagen, wie sie vierjährige lustra hat, aber [...] die ursprüngliche Bedeutung nicht vergessen, daß die nund[ina ...] am Schlusse des Jahres gefeiertes Jahrmarktsfest war. [...] sprechender Weise werden überall, wo man die fünf Epag[omenen] hat, diese als eine besondere Festzeit gefeiert.

Jahreseintheilung entsprechend sein. Um diese festzustellen, geht man am besten von der Fünfeintheilung aus. Das Sonnenjahr hat 72 Fünferwochen (= 360 Tage). Diese 72 ist keine Zahl des Sexagesimalsystems, vielmehr würden 60 Fünfheiten das von dieser erforderte Jahr darstellen, das also 300 Tage = 5 Doppelmonaten (gleich 10 Monaten zu 30 Tagen) darstellen würde. Dieses ist bezeugt für Rom, es ist das sogenannte Romulusjahr, das angeblich von Romulus eingeführt worden war und sich in der Zeit vor der Kalenderreform im Gebrauch befand. Das ist ein Jahr, das also wie das reine Mondjahr der Muhammedaner durch das ganze Sonnenjahr herumläuft, und erst in einem größeren Cyclus mit diesem ausgeglichen werden kann. Das geschieht in 6 Jahren, so daß also 6 Romulusjahre = 5 Sonnenjahren sind, d. h. daß nach diesem System die Fünf und Sechs in ihrer Beziehung dargestellt werden.

Das römische Lustrum hat aber nicht fünf, sondern nur vier Jahre, also 365 × 4 = 1460 Tage. Auf dieses die gleiche Eintheilung wie auf das fünfjährige angewendet, giebt nicht das Romulusjahr, sondern einen Zeitraum von 243 Tagen; das ist die Dauer der Regierungszeit der römischen Könige, der, wie allen Berechnungen der alten Geschichtsforschung, eine cyklische Zahl zu Grunde liegt und zu Grunde liegen muß.

Nun haben zwei Sonnenjahre 2 × 365 = 730, und drei solcher Zeiträume 3 × 243 = 729 Tage, wobei durch Vernachlässigung der bekannten Stundendifferenzen ein durch Schaltung wie überall zu beseitigender Ueberschuß bleibt. Beide Zahlen, die also doppelte Sonnenjahre darstellen, also dem Doppeltag und Doppelstunde, Doppeljahre u. s. w. der Fünfereintheilung entsprechen, mit Neun eingetheilt, ergiebt die runde Zahl von 90 Neunerwochen, mit einem Reste von 10 oder 9 Tagen. Dieser Rest entspricht, wie bei allen Eintheilungen des Sonnenjahres den Epagomenen, den am Schluß übrig bleibenden Tagen, die bei der Fünfereintheilung eine 73. Pentade von $5^1/_4$ Tag, als überschüssige Festzeit bilden.

So bleibt also auch hier eine neuntägige Zeit, und die Bedeutung der Neunerwoche kennt die römische Ueberlieferung genau. In der späteren Zeit ist ihr die nundina, die Neunerwoche, ein Zeitraum von 8 Tagen, wie sie vierjährige lustra hat, aber sie hat die ursprüngliche Bedeutung nicht vergessen, daß die nundina ein am Schlusse des Jahres gefeiertes Jahrmarktsfest war. In entsprechender Weise werden überall, wo man die fünf Epagomenen hat, diese als eine besondere Festzeit gefeiert.

Die **Neunzig** als Zahl dieses Systems reiht aber die ganze Rechnungsweise sofort wieder ohne Schwierigkeit in das System der Himmelseintheilung ein: es ist die Zahl der Himmelsquadranten, der Vierteljahre, denen die vier Planeten entsprechen. Die Eintheilung nach nundinae beruht also auf der Eintheilung der **Sonnenbahn**, und diesen Grundgedanken hat der Aberglaube bewahrt. Noch in später Zeit, als die nundinae nur noch ein unverstandenes Ueberbleibsel waren und sich nur als Jahrmarktstage erhielten, galt noch die Regel, daß sie nicht mit den Kalenden zusammenfallen durften. Die Kalenden sind aber der Tag, der seinen Namen davon führt, daß an ihm ursprünglich der **Neumond ausgerufen** wurde (der Ursprung dieses **Neumondgeschreies** wird uns noch beschäftigen). Der „Aberglaube" besagt also einfach eine astronomische Regel: die der Sonne geheiligten, also unter dem Schutze des Sonnengottes stehenden Tage dürfen nicht mit dem Neumonde zusammenfallen, sonst kann ein großes Unglück entstehen, nämlich eine **Sonnenfinsterniß**.

Haben sich diese Nundinen als eine Art Fossil mehr im Volksbrauch als im amtlichen Kalender der späteren Zeit erhalten, so hat die julianische Neuordnung und Einführung eines ausgeglichenen Sonnenjahres eine andere Einrichtung jener Rechnung mit übernommen, die in sie hineinpaßt, wie alteingewurzelte Gebräuche in theoretisch richtige Neuordnungen zu passen pflegen. Wer hat als Gymnasiast nicht den Kopf geschüttelt über die Wunderlichkeit der römischen Tagesbezeichnung, über die **Nonae**, deren Name ihre Bedeutung in die Welt hinausschreit, und die doch nie auf den neunten Tag fallen, und über die Idus, hinter denen die Symmetrie durchaus noch einen vierten Markstein zu erfordern scheint. Sie sind eben vom alten Kalender herübergenommen, und gehören zur Dreitheilung des Monats von 27 Tagen, haben diesen also in drei Nundinen getheilt, gerade wie es mit der der Athenischen Datirungsweise zu Grunde liegenden Rechnung der Fall gewesen ist. Die Idus sind also ursprünglich der 19. Tag des Monats gewesen.

Diese Beispiele genügen wohl, um erkennen zu lassen, daß es sich bei der ganzen Himmels-, Welt- und Zeiteintheilung um eine Rechnungsweise handelt, welche bezweckt, das **Ineinandergreifen** der verschiedenen Zahlen und damit der bestimmenden Faktoren der Weltordnung nachzuweisen. **Zeit** und **Raum** unterliegen denselben Gesetzen, dieselben Kräfte wirken überall in der Natur, aber keine einzelne ausschließlich, sondern alle vereinigen sich, jede an ihrer

Stelle und auf ihrem umschriebenen Gebiet wirksam, aber d
alle dasselbe Grundprinzip vertretend. Ein Abbild des Gradnetz
das mit seinen einzelnen Theilen das Weltall umspannt, dere
jeder einen Abschnitt, ein **templum** oder **temenos** für sich bilde
se vereinigt sich Alles zu einem Zusammenwirken, jede Masche fü
sich bestehend, aber jede ein Abbild der anderen, keine allein wir
sam, sondern nur durch den Zusammenhalt des Ganzen selbst
halten, aber auch für das ganze unentbehrlich. Die **Harmon**
ist der Ausdruck wie das Ergebniß dieser Welteintheilung. Makr
kosmos und Mikrokosmos zeigen dieselben Eigenschaften, sind ebe
falls Abbilder von einander. Wie die Maße und Gewichte s
aus dem ganzen Welteintheilungssystem ergeben, so sind sie a
am Mikrokosmos vertreten. Finger, Hand, Fuß, Elle ergeben s
als Unterabtheilungen der Himmelsmaße, denen sie entsprechen, w
Minute und Sekunde den größeren Zeiträumen. Sie kommen
menschlichen Körper zum Ausdruck, wie die Zeit- und Längenm
am Himmel durch die Sonnenbahn vorgezeichnet sind. Und
in jenen, so drückt sich in ihnen die Zahlenharmonie des jeweili
Systems aus.

Auf die Fünfzahl der Planeten führt die Unterscheidung
den fünf Elementen des Alterthums (Wasser, Erde, Feuer,
Aether) und diesen entsprechen **fünf** Farben, welche beispiels
auch die Chinesen unterscheiden. Es sind beim Babylonier:
schwarz, gelb, weiß, roth. Diese werden zu den Planeten
die babylonische wie spätere Ueberlieferung in bestimmte Verbin
gebracht, so daß jeder Planet seine eigene Farbe hat: weiß
gelb Jupiter, roth Mars, blau Merkur, schwarz Saturn.
heute unterscheidet man in Arabien außer der gewöhn
indifferenten braunen Farbe, **fünf** bei den Pferden, welc
diese fünf bezeichnet werden, obgleich dafür auch andere zur
fügung ständen. Von diesen gelten aber roth (Fuchs) und
(Rappe) bei manchen als unglückbringend. Es sind die Farb
beiden Unglücksplaneten Mars und Saturn (s. oben). Als
Saturns, welcher dem Winter, der dunklen Periode, entspri
die Sonne und Natur todt sind, ist schwarz bei uns die
farbe, im Orient ist es **blau**, d. h. es liegt die Zweitheil
Jahres zu Grunde, wonach unter Ausscheidung von M
Saturn nur Jupiter die Sommer- und Merkur die Win
darstellt. Bis in unsere Tage haben sich im Volksleben Erinn
daran erhalten. In der Lausitz (vgl. Verh. der Berliner

Stelle und auf ihrem umschriebenen Gebiet wirksam, aber doch alle dasselbe Grundprinzip vertretend. Ein Abbild des Gradnetzes, das mit seinen einzelnen Theilen das Weltall umspannt, deren jeder einen Abschnitt, ein templum oder temenos für sich bildet, so vereinigt sich Alles zu einem Zusammenwirken, jede Masche für sich bestehend, aber jede ein Abbild der anderen, keine allein wirksam, sondern nur durch den Zusammenhalt des Ganzen selbst gehalten, aber auch für das ganze unentbehrlich. Die Harmonie ist der Ausdruck wie das Ergebniß dieser Welteintheilung. Makrokosmos und Mikrokosmos zeigen dieselben Eigenschaften, sind ebenfalls Abbilder von einander. Wie die Maße und Gewichte sich aus dem ganzen Welteintheilungssystem ergeben, so sind sie auch am Mikrokosmos vertreten. Finger, Hand, Fuß, Elle ergeben sich als Unterabtheilungen der Himmelsmaße, denen sie entsprechen, wie Minute und Sekunde den größeren Zeiträumen. Sie kommen am menschlichen Körper zum Ausdruck, wie die Zeit- und Längenmaße am Himmel durch die Sonnenbahn vorgezeichnet sind. Und wie in jenen, so drückt sich in ihnen die Zahlenharmonie des jeweiligen Systems aus.

Auf die Fünfzahl der Planeten führt die Unterscheidung von den fünf Elementen des Alterthums (Wasser, Erde, Feuer, Luft, Aether) und diesen entsprechen fünf Farben, welche beispielsweise auch die Chinesen unterscheiden. Es sind beim Babylonier: blau, schwarz, gelb, weiß, roth. Diese werden zu den Planeten durch die babylonische wie spätere Ueberlieferung in bestimmte Verbindung gebracht, so daß jeder Planet seine eigene Farbe hat: weiß Venus, gelb Jupiter, roth Mars, blau Merkur, schwarz Saturn. Noch heute unterscheidet man in Arabien außer der gewöhnlichen indifferenten braunen Farbe, fünf bei den Pferden, welche als diese fünf bezeichnet werden, obgleich dafür auch andere zur Verfügung ständen. Von diesen gelten aber roth (Fuchs) und schwarz (Rappe) bei manchen als unglückbringend. Es sind die Farben der beiden Unglücksplaneten Mars und Saturn (s. oben). Als Farbe Saturns, welcher dem Winter, der dunklen Periode, entspricht, wo die Sonne und Natur todt sind, ist schwarz bei uns die Trauerfarbe, im Orient ist es blau, d. h. es liegt die Zweitheilung des Jahres zu Grunde, wonach unter Ausscheidung von Mars und Saturn nur Jupiter die Sommer- und Merkur die Winterhälfte darstellt. Bis in unsere Tage haben sich im Volksleben Erinnerungen daran erhalten. In der Lausitz (vgl. Verh. der Berliner Ges. für

Anthropologie 1897, 121) müssen die Frauen in Balkow zur Advents- und Passionszeit blaue Röcke tragen, sonst gehen sie „bunt“ (Scharlachroth) auch schwarz. Die alten Leute wissen, daß früher zu bestimmten Festen auch immer bestimmte Farben getragen werden.“ Die Feste können wir ohne Weiteres mit ihren Farben rekonstruiren: schwarz Wintersonnenwende, rothgelb Frühjahr, roth Sommerwende, blau Michaeli. (Die Verschiebungen im Einzelnen würden ein Eingehen auf die Entsprechung der christlichen Feste erfordern.) In der Wahl von blau für die Passionszeit zeigt sich aber deutlich noch der Charakter als Trauerfarbe aus. Damit berührt sich also die slavische Anschauung gerade so wie in der Ansetzung des Jahresanfanges auf das Frühjahr statt auf den Winter (wie es übrigens im Mittelalter auch sonst häufig begegnet). Wie das babylonische Frühjahr mit der Frühjahrstagsgleiche beginnt, so bringt die alte besonders organisirte Salzwirkerschaft von Halle a. S., die Halloren, ihrem Landesherrn dem Könige von Preußen, alljährlich zu Neujahr ihre Geschenke. Diese bestehen aber in Soolciern und Schlackwurst, d. h. den landesüblichen Aparchen des Frühjahrs (Ostern, Ostereier). Daß die Sitte des Färbens der Ostereier ursprünglich eine Bezugnahme auf die fünf Planetenfarben gehabt haben wird, ist hiernach zu vermuthen. Hier ist freilich wohl frühzeitig auch zu anderen Farben gegriffen worden.

In ihrer Deutung auf die fünf Planeten und die entsprechenden Wochentage begegnen uns die fünf Farben in den babylonischen Stufenthürmen, namentlich dem des Nebotempels von Borsippa, der Schwesterstadt Babylons, dem „Thurm zu Babel“. Je nach dem Kult haben diese eine verschiedene Anzahl von Stufen oder Etagen, der babylonische hat sieben, legt also die Siebenereintheilung zu Grunde. Dasselbe berichtet Herodot für die (nicht historischen) sieben Mauern von Ekbatana. Die Farben entsprechen, mit schwarz von unten, als dem Reiche Saturns, angefangen der babylonischen Anordnung der Planeten. Zwei der Stufen sind Silber und Gold, d. h. die beiden Farben oder Metalle, welche Mond und Sonne, den beiden übrigen Gestirnen oder Gottheiten der Wochentage (und der Welteintheilung) heilig sind.

Wie die Farben, so werden nämlich auch die Minerale und Metalle entsprechend eingetheilt und als Produkte derselben Weltordnung angesehen. Auch für sie giebt es die gleichen Zuweisungen an die Götter, und aus diesem Grunde haben die Edel- und Halbedelsteine ihre geheimen Kräfte, welche sie zu Amuleten

machen. Eine ganze Wissenschaft entwickelt sich daraus, die mit der Heilkunde eng verschwistert ist, denn nicht nur schützende, sondern auch heilende Kräfte hat ein solcher Stein. Die Steinschneidekunst hat in Babylonien eine seltene Entwicklung gehabt, und sein Siegel in Gestalt eines über die Thonurkunden zu rollenden Cylinders, trägt Jedermann stets bei sich. Er dient aber nicht nur praktischen, sondern auch geheimen Zwecken, und ist oft nicht mit dem Namen des Besitzers, sondern mit Weihungen an schützende Gottheiten, auch wohl Beschwörungsformeln beschrieben. Wie lange die Arzneikunde unter den Wirkungen dieser Anschauung gestanden hat, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Die Medizin, durch die arabische Ueberlieferung im Mittelalter gegangen, hat ebenso wie unsere gesammte Weltanschauung erst durch die Niederkämpfung der alten Lehren des Orients, erst mit dem Beginn empirischen Forschens, mit der Einführung der Anatomie, die alten Bahnen verlassen, und wie unser Volksleben an alle andern, so wird es auch an d… Lehren medizinischer Weisheit manche Erinnerungen bewahrt haben. Aberglaube sind diese aber ursprünglich ebenso wenig gewesen wie die Astrologie, sie sind in ihrer Art besser begründet gewesen als unsere heutige Arzneimittellehre.

In tiefer Weise greift dieser Gedanke einer inneren, heilig… d. h. von der in ihnen sich offenbarenden Gottheit herrührend… Kraft der Mineralien in die praktische Werthbestimmung ein. … Frage, wie der dem Golde, ursprünglich den Werthmetallen, … gemessene Werth sich erklärt, erscheint dadurch in einem völlig ne… Lichte. Gold und Silber sind nach unserem Gefühle in er… Linie wegen ihrer Seltenheit neben ihren sonstigen Eigenscha… die natürlichen Darsteller des Werthes. Aber ist das der Urspr… oder haben diese Eigenheiten etwa nur dazu gedient, ihnen ihre ganz anderen Gründen immerhin beruhende Rolle zu erhalt… nachdem die alte Bedeutung verloren war? Liegt auch hier tieferer Gedanke zu Grunde? Die Ethnologie hat zu dem Be… des Goldes ein paar nicht zu unterschätzende Stützen für i… Zweifel beigebracht: die Kaurimuschel zeigt zum Mindesten die Eigenschaften der beiden Edelmetalle, welche es für Bearbeitung geeignet machen, und auch die Schwierigkeit Beschaffung läßt sich kaum als der Grund ihres Werthes anne… Und nun gar das Geld unserer neuesten Landsleute, die Müh… artigen Ungeheuer, in denen der Bewohner der Carolinen-… seinen „Mehrwerth“ aufspeichert? Sollten sie ihre Eigenschaf…

machen. Eine ganze Wissenschaft entwickelt sich daraus, die mit der Heilkunde eng verschwistert ist, denn nicht nur schützende, sondern auch heilende Kräfte hat ein solcher Stein. Die Steinschneidekunst hat in Babylonien eine seltene Entwicklung gehabt, und sein Siegel in Gestalt eines über die Thonurkunden zu rollenden Cylinders, trägt Jedermann stets bei sich. Er dient aber nicht nur praktischen, sondern auch geheimen Zwecken, und ist oft nicht mit dem Namen des Besitzers, sondern mit Weihungen an schützende Gottheiten, auch wohl Beschwörungsformeln beschrieben. Wie lange die Arzneikunde unter den Wirkungen dieser Anschauung gestanden hat, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Die Medizin, durch die arabische Ueberlieferung im Mittelalter gegangen, hat ebenso wie unsere gesammte Weltanschauung erst durch die Niederkämpfung der alten Lehren des Orients, erst mit dem Beginn empirischen Forschens, mit der Einführung der Anatomie, die alten Bahnen verlassen, und wie unser Volksleben an alle andern, so wird es auch an die Lehren medizinischer Weisheit manche Erinnerungen bewahrt haben. Aberglaube sind diese aber ursprünglich ebenso wenig gewesen, wie die Astrologie, sie sind in ihrer Art besser begründet gewesen, als unsere heutige Arzneimittellehre.

In tiefer Weise greift dieser Gedanke einer inneren, heiligen, d. h. von der in ihnen sich offenbarenden Gottheit herrührenden Kraft der Mineralien in die praktische Werthbestimmung ein. Die Frage, wie der dem Golde, ursprünglich den Werthmetallen, beigemessene Werth sich erklärt, erscheint dadurch in einem völlig neuen Lichte. Gold und Silber sind nach unserem Gefühle in erster Linie wegen ihrer Seltenheit neben ihren sonstigen Eigenschaften die natürlichen Darsteller des Werthes. Aber ist das der Ursprung oder haben diese Eigenheiten etwa nur dazu gedient, ihnen ihre auf ganz anderen Gründen immerhin beruhende Rolle zu erhalten, nachdem die alte Bedeutung verloren war? Liegt auch hier ein tieferer Gedanke zu Grunde? Die Ethnologie hat zu dem Begriffe des Goldes ein paar nicht zu unterschätzende Stützen für solche Zweifel beigebracht: die Kaurimuschel zeigt zum Mindesten nicht die Eigenschaften der beiden Edelmetalle, welche es für die Bearbeitung geeignet machen, und auch die Schwierigkeit ihrer Beschaffung läßt sich kaum als der Grund ihres Werthes annehmen. Und nun gar das Geld unserer neuesten Landsleute, die Mühlsteinartigen Ungeheuer, in denen der Bewohner der Carolinen-Inseln seinen „Mehrwerth" aufspeichert? Sollten sie ihre Eigenschaft nicht

vielmehr aus einem inneren, geheimnißvollen, d. h. ursprünglich göttlichen Werthe herleiten?

Der Babylonier bringt auch das wieder in seinem System zum klaren Ausdruck. Silber und Gold bezeichnen in den Tempelthürmen die Stufen, welche dem Mondgotte Sin und dem Sonnengotte Schamasch entsprechen. Das ganze Alterthum hat aber für Silber und Gold ein festes Werthverhältniß durch alle Zeiten bewahrt. Es ist $1:13^1/_3$, d. i. $27:360$. Das aber sind die Zeiten des Mond- und Sonnenumlaufes! Weil die beiden das Weltsystem regierenden und seinen Umlauf regelnden Gottheiten in ihm wirksam und verkörpert sind, deshalb sind beide die werthvollsten Metalle, und deshalb wenigstens bleibt ihr Werth und ihr Werthverhältniß unverändert.

Als drittes Metall tritt zu den beiden das Kupfer, von der Bronze in der Bezeichnung, und darum als Werthmetall, meist nicht oder doch nur mangelhaft unterschieden. Es ist das Metall der dritten der drei großen Gottheiten, der Istar, des Venussternes. Sein Werthverhältniß zu Silber und Gold steht nicht so fest, es nimmt augenscheinlich auch eine etwas andere Stellung ein, da es ursprünglich ja das Gebrauchsmetall ist und die Stelle unseres Eisens vertritt. Im Münz- oder besser Maßsystem — denn gemünztes, d. h. staatlich gestempeltes Werthmetall, ist erst spätere Erfindung (wie man annimmt, lydische) — nimmt aber auch dieses die gebührende Stelle ein. Der alte Orientale spricht kurzweg von „ein Gold, ein Silber, ein Kupfer (Bronze)", und meint damit: je ein Sekel, eine Mine, ein Talent des betreffenden Metalls. Es wird also die betreffende Gewichtsbezeichnung weggelassen, und zwar, wie sich aus praktischen Gründen von selbst ergiebt, in dem Werthe entgegengesetztem Sinne: das große Gewicht wird zum geringwerthigen und das kleine zum hochwerthigen ergänzt. Die spätere Goldmünze der Perser, der Dareikos hat deshalb das Gewicht des Sekel, d. h. die Goldmünze stellt die Gewichtseinheit des Goldes dar. Diese noch nicht sicher erklärte Benennung dieser Münze als Stater ist sogar vielleicht einfach aus Istar, d. h. die Gottheit des entsprechenden Metallwerthes, entstanden. Das Talent aber wird als Gewicht ursprünglich als Kreis dargestellt (daher hebräisch Kikkar), denn es ist das Abbild des Sonnenlaufes, dem es in Eintheilung und Werth seines Metalls entspricht. In der Götterreihe aber steht nicht die Sonne, sondern Sin, der Mond, als Oberster und Vater voran. Dieses ist also das Maß, auf das alles

getracht wird, demnach herrscht also sozusagen reine Silber-, nicht Goldwährung. Das kommt zum Ausdruck in der Voranstellung des Silbers vor das Gold überall da, wo in rituell richtig stilisirter Rede gesprochen wird. Sogar in späten Tributaufzählungen, wo sonst naturgemäß Alles nach dem Werthe geht, wird das noch häufig beobachtet.

Diese Beispiele werden genügen, um das Wesen des Systems und seine Anwendung auf alle von der Natur gegebenen Er scheinungen zu veranschaulichen. Ihre Verfolgung bis in alle Einzelheiten würde nach der Natur des Systems auf eine Dar stellung der gesammten babylonischen Alterthumskunde hinauslaufen. Muß man dem darin sich zeigenden Scharfsinn, der logischen Konsequenz und der Beobachtungsgabe seine Anerkennung zollen, so zeigt die strenge Durchführung auch in Fragen, die der Theorie noch weniger unterliegen als Kalender, Maße und Gewichte, welch ungeheure Gewalt diese Weltanschauung, d. h. die erste systematis durchgebildete Religion auf die Geister ihrer Völker ausgeübt ha Alle staatliche und geographische Anordnung wird ebenfalls auf da System gestimmt. Daß es Aufgabe der Wissenschaft war, d Uebereinstimmung zwischen himmlischen und irdischen Reichen na zuweisen, haben wir bereits gesehen. Gewiß wird die Erklärun kunst dabei manches Kunststückchen vollbracht haben, gegen welch die Leistungen mittlelalterlicher Scholastik in den Schatten tret Wo immer man aber neu zu organisiren hatte, da wurde mit voll Bewußtsein auf die Erreichung solcher Uebereinstimmung h gearbeitet. Wenn das, was uns über ältere griechische Verfassun überliefert wird, so über die Solonische, deutlich seinen Urspr aus derselben Gedankenwelt erkennen läßt, wenn uns dort alle Kalender- und sonstige Eintheilungsweisheit in der Ordnung ir licher Behörden und Einrichtungen begegnen, die wir hier zu sprechen hatten, so könnte man zunächst fragen, ob nach dem festzustellenden Gesetze etwa dabei lediglich eine Darstellun form vorläge, die nur Anspielungen herzustellen beabsichtigt, keine bewußte Absicht des Gesetzgebers selbst. Wenn wir ab monumental bezeugten und in geschichtlicher Zeit im Gebrau findlichen Einrichtungen Babyloniens wie Assyriens sehen, da König und seine Beamtenschaft, die einzelnen Aemter und di grenzungen der Verwaltungskreise ihren Ursprung aus der sichtigten Wiederspiegelung der himmlischen Regenten und Wirkungskreise erkennen lassen, so tritt uns eben dari

gebracht wird, demnach herrscht also sozusagen reine Silber-, nicht Goldwährung. Das kommt zum Ausdruck in der Voranstellung des Silbers vor das Gold überall da, wo in rituell richtig stilisirter Rede gesprochen wird. Sogar in späten Tributaufzählungen, wo sonst naturgemäß Alles nach dem Werthe geht, wird das noch häufig beobachtet.

Diese Beispiele werden genügen, um das Wesen des Systems und seine Anwendung auf alle von der Natur gegebenen Erscheinungen zu veranschaulichen. Ihre Verfolgung bis in alle Einzelheiten würde nach der Natur des Systems auf eine Darstellung der gesammten babylonischen Alterthumskunde hinauslaufen. Muß man dem darin sich zeigenden Scharfsinn, der logischen Konsequenz und der Beobachtungsgabe seine Anerkennung zollen, so zeigt die strenge Durchführung auch in Fragen, die der Theorie noch weniger unterliegen als Kalender, Maße und Gewichte, welche ungeheure Gewalt diese Weltanschauung, d. h. die erste systematisch durchgebildete Religion auf die Geister ihrer Völker ausgeübt hat. Alle staatliche und geographische Anordnung wird ebenfalls auf das System gestimmt. Daß es Aufgabe der Wissenschaft war, die Uebereinstimmung zwischen himmlischen und irdischen Reichen nachzuweisen, haben wir bereits gesehen. Gewiß wird die Erklärungskunst dabei manches Kunststückchen vollbracht haben, gegen welches die Leistungen mittlelalterlicher Scholastik in den Schatten treten. Wo immer man aber neu zu organisiren hatte, da wurde mit vollem Bewußtsein auf die Erreichung solcher Uebereinstimmung hingearbeitet. Wenn das, was uns über ältere griechische Verfassungen überliefert wird, so über die Solonische, deutlich seinen Ursprung aus derselben Gedankenwelt erkennen läßt, wenn uns dort alle die Kalender- und sonstige Eintheilungsweisheit in der Ordnung staatlicher Behörden und Einrichtungen begegnen, die wir hier zu besprechen hatten, so könnte man zunächst fragen, ob nach dem noch festzustellenden Gesetze etwa dabei lediglich eine Darstellungsform vorläge, die nur Anspielungen herzustellen beabsichtigt, aber keine bewußte Absicht des Gesetzgebers selbst. Wenn wir aber in monumental bezeugten und in geschichtlicher Zeit im Gebrauch befindlichen Einrichtungen Babyloniens wie Assyriens sehen, daß der König und seine Beamtenschaft, die einzelnen Aemter und die Abgrenzungen der Verwaltungskreise ihren Ursprung aus der beabsichtigten Wiederspiegelung der himmlischen Regenten und ihrer Wirkungskreise erkennen lassen, so tritt uns eben darin die

Religion, die systematisch durchgebildete Herrschaft des Geistes auch im politischen Leben als maßgebend entgegen. Die Hierarchie herrscht ursprünglich über die weltliche Macht, der Priester über den Krieger.

* * *

Die astronomische Grundlage des ganzen Systems gestattet Schlüsse auf die Zeit seiner Entstehung. Die Präzession, das Weiterrücken des Frühjahrspunktes hat bereits bei Bekanntwerden der Thierkreisdarstellung von Dendera gelegentlich der ägyptischen Expedition Napoleon's zu Versuchen geführt, das ägyptische Alterthum nach diesem Anhaltspunkt zu beurtheilen. Nur daß man bald einsehen mußte, daß die dort gegebene Ansetzung des Weltanfangs in den **Krebs** auf einer späten, um die christliche Aera im Umlauf befindlichen Lehre beruhte. Allzu weit von der Wahrheit ist man dabei aber doch nicht gewesen, denn thatsächlich beruht das ganze babylonische System, und mit ihm das ägyptische, auf der Voraussetzung des Frühlingsanfangs, der Tag- und Nachtgleiche zur Zeit, wo die Sonne in den **Zwillingen**, unserem jetzigen dritten Thierkreiszeichen, stand. Das ist die Zeit vor der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Die Verrückung des Frühjahrspunktes braucht etwa zweiundeinhalb Jahrtausende, um ein Thierkreiszeichen zurückzulegen, also seit dem Ende des 6. bis in die Mitte des 3. Jahrtausends stand die Frühjahrssonne in den Zwillingen, von da bis etwa im 8. Jahrhundert im Stier, dann trat sie in den Widder, dessen Ansetzung als erstes Thierkreiszeichen bis auf den heutigen Tag von dem bisher bekannten Alterthum überkommen ist. Jetzt ist sie schon über den Widder hinaus in den Bereich der Fische getreten.

Also vor 3000 v. Chr. müssen wir die Entstehung des Systems setzen, und zwar in eine Zeit, die noch wesentlich früher lag, denn wie selbstverständlich ist eine solche „Zwillingsrechnung" nur möglich gewesen, als die Thatsachen ihr noch voll und ganz entsprachen. Man wird bei der Annahme eines solchen Alterthums freilich zunächst fragen, ob denn hiervon nicht dasselbe wie beim Thierkreis von Dendera gelten könne, ob es sich also um eine spätere Rekonstruktion handele, allein der Befund der Mythologie, die hier unsere wichtigste Quelle ist, beweist das Gegentheil. Wir können das Weiterrücken des Frühjahrspunktes an den dadurch nöthig gewordenen Umdeutungen mythologischer und chronologischer Systeme deutlich verfolgen.

Klar und deutlich kommen die Thatsachen wieder zum Aus-druck in der Ordnung des Kalenders und seiner Götter, den Vor-gängern der Kalenderheiligen. Wenn im Pantheon Mond- und Sonnengott an der Spitze stehen, und in der Zeit nach 750 v. Chr der dritte Monat des babylonisch-assyrischen Jahres (der Sivan) dem Mondgotte Sin, der vierte dem Schamasch geweiht ist, so ergiebt sich ohne Weiteres, daß dieser Monat der Zwillinge mittler-weile, wo das dritte Zeitalter, das des Widders, bereits begonnen hat, von der ursprünglich ersten Stelle, die seinem Gotte gebührt, an die dritte gerückt ist. Die mythologische Deutung der beiden Hauptsterne des Bildes, die ihm seinen Namen gegeben haben, bestätigt das und giebt die Lösung des **Dioskurenmythus** mi[t] vollem Bewußtsein. Die beiden Sterne Kastor und Pollux solle[n] danach unter den Fixsternen wieder Mond und Sonne, also d[ie] beiden Hauptgestirne unter den wandelnden Himmelskörpern, d[ar]stellen. Damit ist auch der Dioskurenmythus gelöst: Mond u[nd] Sonne können nie vereint sein, wenn der eine in der Oberwe[lt] ist die andere im Hades. Beide aber haben eine Schwest[er] (Helena), das weibliche Glied der großen Gestirndreiheit, die Ist[ar] Venus. Diese Stellung des Dioskurenmythus an der Spitze d[es] Jahres, und da das Jahr ein Abbild der größeren Zeiträume se[in] soll, an der Spitze aller Dinge, dem Beginn der Geschichte, erk[lärt] dann sofort, warum überall die Geschichtsdarstellungen, die Spite[r] kennen, die Anfänge der Völker oder bestimmter Perioden m[it] diesem Mythus verbrämen. Die Periode der athenischen, wie [der] römischen Freiheit, die Vertreibung der Tyrannen wird jedes[mal] mit der Erzählung der beiden Brüder oder Freunde begon[nen], welche die Ehre der **Jungfrau** rächen (Harmodios und Aristogei[ton], Collatinus-Brutus, Lucretia, bei der *secessio plebis* Virginia), von denen nur einer am Leben bleibt. Ebenso stellt die bibl[ische] Legende das Dioskurenpaar Abraham und Lot an die Spitze [des] Volks Israel, von denen der Eine nicht bleiben kann, wo [der] Andere ist („Willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken"). [In] Ägypten aber heißt die „Stadt der Zwillinge" (der beiden Kro[nen]) auch die des „Aufgangs des Ra" d. i. des Frühlingsan[fangs]. Vom dort verehrten Sonnengotte Harsaphes heißt es: „[...] rechtes Auge die Sonne, dessen linkes der Mond ist."

Der Assyrer und Babylonier der späteren Zeit bezeichn[et das] Zeitalter der „Zwillingsrechnung" als die Zeit, den Aion des Nannar (ein Name des Mondgottes). Es fragt sich, n[...]

Klar und deutlich kommen die Thatsachen wieder zum Ausdruck in der Ordnung des Kalenders und seiner Götter, den Vorgängern der Kalenderheiligen. Wenn im Pantheon Mond- und Sonnengott an der Spitze stehen, und in der Zeit nach 750 v. Chr. der dritte Monat des babylonisch-assyrischen Jahres (der Sivan) dem Mondgotte Sin, der vierte dem Schamasch geweiht ist, so ergiebt sich ohne Weiteres, daß dieser Monat der Zwillinge mittlerweile, wo das dritte Zeitalter, das des Widders, bereits begonnen hat, von der ursprünglich ersten Stelle, die seinem Gotte gebührt, an die dritte gerückt ist. Die mythologische Deutung der beiden Hauptsterne des Bildes, die ihm seinen Namen gegeben haben, bestätigt das und giebt die Lösung des Dioskurenmythus mit vollem Bewußtsein. Die beiden Sterne Kastor und Pollux sollen danach unter den Fixsternen wieder Mond und Sonne, also die beiden Hauptgestirne unter den wandelnden Himmelskörpern, darstellen. Damit ist auch der Dioskurenmythus gelöst: Mond und Sonne können nie vereint sein, wenn der eine in der Oberwelt, ist die andere im Hades. Beide aber haben eine Schwester (Helena), das weibliche Glied der großen Gestirndreiheit, die Istar-Venus. Diese Stellung des Dioskurenmythus an der Spitze des Jahres, und da das Jahr ein Abbild der größeren Zeiträume sein soll, an der Spitze aller Dinge, dem Beginn der Geschichte, erklärt dann sofort, warum überall die Geschichtsdarstellungen, die Systeme kennen, die Anfänge der Völker oder bestimmter Perioden mit diesem Mythus verbrämen. Die Periode der athenischen, wie der römischen Freiheit, die Vertreibung der Tyrannen wird jedesmal mit der Erzählung der beiden Brüder oder Freunde begonnen, welche die Ehre der Jungfrau rächen (Harmodios und Aristogeiton, Collatinus-Brutus, Lucretia, bei der secessio plebis Virginia), und von denen nur einer am Leben bleibt. Ebenso stellt die biblische Legende das Dioskurenpaar Abraham und Lot an die Spitze des Volks Israel, von denen der Eine nicht bleiben kann, wo der Andere ist („Willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken"). In Ägypten aber heißt die „Stadt der Zwillinge" (der beiden Kraniche) auch die des „Aufgangs des Ra" d. i. des Frühlingsanfangs. Vom dort verehrten Sonnengotte Harsaphes heißt es: „dessen rechtes Auge die Sonne, dessen linkes der Mond ist."

Der Assyrer und Babylonier der späteren Zeit bezeichnet das Zeitalter der „Zwillingsrechnung" als die Zeit, den Aion (adû) des Nannar (ein Name des Mondgottes). Es fragt sich, wie die

uns zugänglichen Quellen, unsere Geschichtskenntniß sich dazu stellt. Was wir an Inschriften haben, reicht höchstens bis in die Endzeit dieses „Mondaion" hinauf (um 3000 v. Chr.). Diese Inschriften stehen aber nicht am Anfang babylonischer Kultur. Vielmehr haben schon ganze Völkerschichten und Rassen vor ihrer Zeit ihre Geschicke auf dem Boden Babyloniens vollendet. Die erste Rasse, die wir kennen, die Sumerer, hat nur ihre in späterer Zeit als die des Kultus gepflegte Sprache hinterlassen, sie selbst ist längst verschwunden. Auch die erste Schicht semitischer Bewohner, für deren Lebensdauer wir mindestens ein Jahrtausend anzusetzen haben, hat ihre Rolle ausgespielt, oder zeigt ihre letzten Lebenszeichen. Eine zweite semitische Schicht beginnt in der Weise im Lande sich festzusetzen, wie wir es von nun an immer wieder sehen. Man kann sie als Kanaanäer bezeichnen, weil ihre Angehörigen zu gleicher Zeit auch die westlichen Länder besetzen, deren Bevölkerung sie den Stempel aufgedrückt haben. Ihre letzte, erst am Schlusse der ganzen Bewegung auftauchende Unterschicht ist die der Hebräer, zu denen auch die israelitischen Stämme gehören.

Die Kämpfe dieser Einwanderer um die altbabylonischen Kultursitze, gegen die früheren Besitzer oder gegen einander, füllen die erste Hälfte des 3. Jahrtausends noch an, in der zweiten Hälfte wird dann ganz Babylonien unter der Dynastie von solchen „Kanaanäern" geeinigt, welche ihren Sitz in Babylon nimmt und diese bisher bedeutungslose Stadt zum politischen und religiösen Mittelpunkte Babyloniens macht. Der Stadtgott Babylons ist Marduk, der Frühjahrs- und Sommergott, oder der entsprechende Sonnengott, dessen Betonung neben dem seines Gegenstücks, dem die andere Sonnen- und Jahreshälfte darstellenden Nebo von Borsippa dieser kanaanäischen Schicht eigenthümlich ist, gegenüber dem einfachen Sonnengotte der älteren Zeit. Mittlerweile war in Folge der Präzession die Frühjahrsgleiche in den Stier gerückt. Der Stier aber ist das Thier Marduks, auf dem er stehend abgebildet wird. Die Zeitgeschichte steht nunmehr also im Zeichen des Stieres und Marduks, und dessen Sitz ist Babylon, die von den Göttern gewollte Hauptstadt der Welt. Die Macht und Ausdehnung der ganzen Weltanschauung erklärt, wie die neue Stadt ein solches Ansehen erringen konnte, und wie sie thatsächlich in einer Zeit, wo sie und Babylonien politisch längst ohnmächtig waren, in einer Weise als Hauptstadt und Sitz des Anspruchs auf

die Weltherrschaft angesehen werden konnte, wie es im Mittelalter mit Rom, der Erbin jener Ideen, wieder begegnet.

Die neue Herrschaft einer neuen Bevölkerungsschicht hat also ihren politischen Ausdruck in der Schaffung einer neuen Hauptstadt gefunden, d. h. in der Weise, wie es im Orient in der vornehmsten und allgemein verständlichen Weise zum Ausdruck kommt. Die Rolle, welche Babylon in der Zukunft gespielt hat, beweist, daß es hier sich um den Ausdruck einer Thatsache handelt, welche wirklich bestimmend für die weitere Entwickelung des Orients gewesen ist. Gleiche Gründungen mit der Absicht gleicher Bedeutung hat der Orient viele gesehen, in der letzten Zeit seiner schon vergehenden Blüthe, nach Alexander, wurde das Hauptstadtgründen sogar epidemisch, aber den gleichen Erfolg hat keine wieder gehabt. Die Begründung Babylons hat auch in der alten Weltanschauung sich zur Geltung gebracht und in sofern war ihr Zeitpunkt günsti gewählt: sie fiel in der Zeit, wo auch der Himmel den Anbru eines neuen Zeitalters anzeigte.

Die Verschiebung des Frühjahrspunktes mußte aber eine Neu ordnung des Kalenders, eine Verschiebung der Jahreseintheilun um einen ganzen Monat zur Folge haben. Eine Kalenderreforn und damit eine Umdeutung der ganzen Auffassung dessen, was wi die Weltgeschichte nennen, war hierdurch gegeben. Wenn die W nicht mehr unter der Herrschaft des Sin, sondern unter der d Schamasch, und zwar nach der neuen Darstellung unter der d beiden Erscheinungshälften stand, dann war eben ein neues Ze alter angebrochen und die ganze Weltordnung mußte darauf revidirt werden. Deutlich spricht sich das im Schöpfungsmyth aus, der uns in der Gestalt überkommen ist, die er im Zeit des Stierzeitalters und Babylons erhalten hat. Es ist derse den auch die biblische Urgeschichte zu Grunde legt. Das das Ungeheuer Tiamat, wird von Marduk, dem Stadtgotte Babylo besiegt, und es ist also der Jupiter-Zeus, der von nun an erste Rolle im Weltgetriebe spielt. Er ist zwar auch vorher gewesen, ebenso wie alle die Gestalten des Mythus, die Ro vertheilung ist aber eine andere geworden. Das alte Systen steht zwar weiter in der Rangordnung der Götter, die Haup spielt aber Marduk, ebenso wie Zeus und Jupiter gegenüber älteren Göttern. Nicht die Gottheit des die Geister beherrich Athen, nicht Uranus, nicht der Stadtgott Mars des beherrschenden Rom, und nicht sein ältester und an erster

die Weltherrschaft angesehen werden konnte, wie es im Mittelalter mit Rom, der Erbin jener Ideen, wieder begegnet.

Die neue Herrschaft einer neuen Bevölkerungsschicht hat also ihren politischen Ausdruck in der Schaffung einer neuen Hauptstadt gefunden, d. h. in der Weise, wie es im Orient in der vornehmsten und allgemein verständlichen Weise zum Ausdruck kommt. Die Rolle, welche Babylon in der Zukunft gespielt hat, beweist, daß es hier sich um den Ausdruck einer Thatsache handelt, welche wirklich bestimmend für die weitere Entwickelung des Orients gewesen ist. Gleiche Gründungen mit der Absicht gleicher Bedeutung hat der Orient viele gesehen, in der letzten Zeit seiner schon vergehenden Blüthe, nach Alexander, wurde das Hauptstadtgründen sogar epidemisch, aber den gleichen Erfolg hat keine wieder gehabt. Die Begründung Babylons hat auch in der alten Weltanschauung sich zur Geltung gebracht und in sofern war ihr Zeitpunkt günstig gewählt: sie fiel in der Zeit, wo auch der Himmel den Anbruch eines neuen Zeitalters anzeigte.

Die Verschiebung des Frühjahrspunktes mußte aber eine Neuordnung des Kalenders, eine Verschiebung der Jahreseintheilung um einen ganzen Monat zur Folge haben. Eine Kalenderreform und damit eine Umdeutung der ganzen Auffassung dessen, was wir die Weltgeschichte nennen, war hierdurch gegeben. Wenn die Welt nicht mehr unter der Herrschaft des Sin, sondern unter der des Schamasch, und zwar nach der neuen Darstellung unter der seiner beiden Erscheinungshälften stand, dann war eben ein neues Zeitalter angebrochen und die ganze Weltordnung mußte daraufhin revidirt werden. Deutlich spricht sich das im Schöpfungsmythus aus, der uns in der Gestalt überkommen ist, die er im Zeichen des Stierzeitalters und Babylons erhalten hat. Es ist derselbe, den auch die biblische Urgeschichte zu Grunde legt. Das Chaos, das Ungeheuer Tiamat, wird von Marduk, dem Stadtgotte Babylons, besiegt, und es ist also der Jupiter-Zeus, der von nun an die erste Rolle im Weltgetriebe spielt. Er ist zwar auch vorher dagewesen, ebenso wie alle die Gestalten des Mythus, die Rollenvertheilung ist aber eine andere geworden. Das alte System besteht zwar weiter in der Rangordnung der Götter, die Hauptrolle spielt aber Marduk, ebenso wie Zeus und Jupiter gegenüber den älteren Göttern. Nicht die Gottheit des die Geister beherrschenden Athen, nicht Uranus, nicht der Stadtgott Mars des weltbeherrschenden Rom, und nicht sein ältester und an erster Stelle

stehender Janus, sind die höchste Gottheit, der summus deus, der alten Welt, sondern der Gott, der sich im Planeten Jupiter verkörpert, obgleich gerade dieser Planet in keiner der verschiedenen Planetenordnungen eine hervorragende Stelle einnimmt (in unserer Woche den Donnerstag). Er ist der summus deus, weil die nunmehr herrschende Weltanschauung von Babylon aus diktirt wird.

Um das zu verstehen, muß man beobachten, wie die beiden Zeitalter und die Wiederspiegelung ihrer Grundlagen mit vollem Bewußtsein in der Folgezeit festgehalten worden sind, wo Kalender und Ordnung der Feste, Zeitrechnung, Geschichtsdarstellung und Mythologie sich über ihre Einwirkung noch völlig im Klaren sind. Noch einmal nämlich hat die babylonische Kultur eine Umrechnung ihres Systems vornehmen müssen, als sie noch in völliger Blüthe stand, wenngleich gegen Ende ihrer Herrschaft, und als bereits um das Mittelmeerbecken die Völker sich zu regen begannen, deren Entwicklung von nun an für die Kulturmenschheit maßgebend wird. Im 8. Jahrhundert lag der Frühjahrspunkt nicht mehr im Stier, sondern im Widder. Wieder mußte also der Anbruch eines neuen Zeitalters festgestellt und die Zeitrechnung damit abgeändert werden. Freilich eine neue Zukunft, ein Wiedererstehen über älteren Schichten hat Babylon nicht mehr gesehen. Politisch war es eben längst ohnmächtig und stand unter der Vormundschaft der Assyrer, deren Machtentwicklung gerade in diese Zeit fällt. So ist für die Mythologie und Weltanschauung des eigentlichen Kulturlandes die neue Ordnung des Systems nicht so bedeutungsvoll geworden wie für andere Länder und Völker, die sie übernommen haben. Die babylonische Kultur mit ihrem Sitze Babylon steht für uns deshalb unter dem Zeichen des Stieres, weil sie gerade dessen himmlische Herrschaft ausgefüllt hat. Trotzdem können wir die Folgen der neuen Zeit auch dort feststellen.

Eine Kalenderreform war das nächste Erforderniß. Diese ist von dem politisch völlig unbedeutenden babylonischen König Nabonassar (747—734) durchgeführt worden. Von ihm an rechnet daher das ganze Alterthum die neue Aera. Alle babylonische „Geschichtsschreibung“ beginnt mit ihm, mit ihm hat daher auch Ptolemaeus einen Kanon begonnen, der die Grundlage aller Chronologie des Alterthums bildet, und das Jahr 747 suchen die verschiedenartigsten chronologischen Systeme des Alterthums als irgend einen Wendepunkt ihrer verschiedenen Geschichtsdarstellungen zu erweisen. Der Widder regiert nun die Welt.

Auf diese Art kennt die babylonische Welt drei Zeitalter, von dem dritten sie freilich nicht mehr allzu viel gesehen hat, wenn auch mehr, als wir von dem jetzt herrschenden vierten. Es ist an vielen Beispielen möglich, die Einwirkung der drei Zeitalter zu beobachten. Namentlich beim Kalender und den Festen treten die Erscheinungen hervor. Der Eintritt in das neue Zeitalter bedeutet die Verschiebung des Kalenders um einen Monat. Dabei kann man nun die bloße Rechnung ändern, und beispielsweise Feste an ihrem bisherigen, d. h. um einen vollen Monat zu spät ge-wordenen Tage liegen lassen, oder man kann sie unter Beobachtung ihrer wahren Bedeutung mit verschieben. Beide Fälle lassen sich feststellen.

Der König von Babylon wird zum Neujahr des nach dem Tode seines Vorgängers beginnenden Jahres ausgerufen und muß zu diesem Zwecke die Feierlichkeiten dieses hochwichtigen Festes leiten. Das Jahr beginnt mit der Frühjahrstaggleiche, im Nisan, der also unserem März-April entspricht. So seit der Reform Nabonassars. In Assyrien dagegen ist der Monat der Königs-krönung der Ijjar, der zweite Monat (April-Mai), d. h. das Fe[st] ist nach Einführung des neuen Kalenders an der Stelle geblieben, welche es nach mehr als zweitausendjähriger Entwicklung vor de[r] Reform erhalten hatte. In Assyrien wird nicht nach Königsjahren, sondern nach Eponymen datirt, so daß jedes Jahr nach einem hohen Beamten benannt wird. Im Anfang seiner Regierung i[st] der König Eponym, aber stets im zweiten Jahr. Hier liegt a[lso] die Entsprechung zum Monat der Krönung vor, und der Brau[ch] nimmt weiter auf das vorhergehende Zeitalter Rücksicht, denn sel[bst]verständlich hat ursprünglich der König seinem ersten Jahre d[en] Namen gegeben. Das bestätigt der einzige Fall, wo nach E[in]führung des neuen babylonischen Kalenders noch ein König i[n] Assyrien (Sargon) das Eponymat bekleidet hat: weil im dri[tten] Zeitalter, geschah es auch im dritten Jahre.

In der Benennung der Monate begegnen ebenfalls noch alten Ansätze. Der ursprünglich erste Monat, der Sivan, der erster dem ersten Gotte Sin geheiligt war, war der dritte worden. Aber noch Sargon bezeichnet ihn im Jahre 708 als Monat, wo Sin mit der Sonne in der Tag- und Nachtgleiche d. h. den Monat des Frühlings- und Jahresanfangs, was er bis fünf Jahrtausende früher gewesen war. Dieselbe Erschei[nung] zeigt der römische Kalender. Wir sahen, daß seine Monatsn[amen]

Auf diese Art kennt die babylonische Welt drei Zeitalter, von deren drittem sie freilich nicht mehr allzu viel gesehen hat, wenn auch noch mehr, als wir von dem jetzt herrschenden vierten. Es ist an vielen Beispielen möglich, die Einwirkung der drei Zeitalter zu beobachten. Namentlich beim Kalender und den Festen treten die Erscheinungen hervor. Der Eintritt in das neue Zeitalter bedeutet die Verschiebung des Kalenders um einen Monat. Dabei kann man nun die bloße Rechnung ändern, und beispielsweise Feste an ihrem bisherigen, d. h. um einen vollen Monat zu spät gewordenen Tage liegen lassen, oder man kann sie unter Beobachtung ihrer wahren Bedeutung mit verschieben. Beide Fälle lassen sich feststellen.

Der König von Babylon wird zum Neujahr des nach dem Tode seines Vorgängers beginnenden Jahres ausgerufen und muß zu diesem Zwecke die Feierlichkeiten dieses hochwichtigen Festes leiten. Das Jahr beginnt mit der Frühjahrstaggleiche, im Monat Nisan, der also unserem März-April entspricht. So seit der Reform Nabonassars. In Assyrien dagegen ist der Monat der Königskrönung der Ijjar, der zweite Monat (April-Mai), d. h. das Fest ist nach Einführung des neuen Kalenders an der Stelle geblieben, welche es nach mehr als zweitausendjähriger Entwicklung vor der Reform erhalten hatte. In Assyrien wird nicht nach Königsjahren, sondern nach Eponymen datirt, so daß jedes Jahr nach einem hohen Beamten benannt wird. Im Anfang seiner Regierung ist der König Eponym, aber stets im zweiten Jahr. Hier liegt also die Entsprechung zum Monat der Krönung vor, und der Brauch nimmt weiter auf das vorhergehende Zeitalter Rücksicht, denn selbstverständlich hat ursprünglich der König seinem ersten Jahre den Namen gegeben. Das bestätigt der einzige Fall, wo nach Einführung des neuen babylonischen Kalenders noch ein König von Assyrien (Sargon) das Eponymat bekleidet hat: weil im dritten Zeitalter, geschah es auch im dritten Jahre.

In der Benennung der Monate begegnen ebenfalls noch die alten Ansätze. Der ursprünglich erste Monat, der Sivan, der als erster dem ersten Gotte Sin geheiligt war, war der dritte geworden. Aber noch Sargon bezeichnet ihn im Jahre 708 als den Monat, wo Sin mit der Sonne in der Tag- und Nachtgleiche steht, d. h. den Monat des Frühlings- und Jahresanfangs, was er drei bis fünf Jahrtausende früher gewesen war. Dieselbe Erscheinung zeigt der römische Kalender. Wir sahen, daß seine Monatsnamen

von Januar bis Juni ursprünglich den sechs Doppelmonaten gebühren, während bei der Zwölfertheilung die sechs weiteren gezählt werden. Diese werden aber nicht als sechster bis zwölfter, sondern als quinctilis bis december gezählt, d. h. man hat noch die volle Kenntniß, daß eine Verschiebung um zwei Monate stattgefunden hat, und hat ihnen die nach der alten Rechnung gebührenden Zahlen gegeben. So beweist der Kalender, was die Mythologie und Legende lehren: daß man die Bedeutung des Zeitalters der Zwillinge als Anfang des Systems noch völlig kannte und verstand.

Nach der Darstellungsform, die wir noch zu besprechen haben, muß ein System der Geschichte sich als Abbild der himmlischen Geschichte geben. Der biblischen Patriarchenlegende ist Abraham der erste der Väter. Seine Gestalt wird dementsprechend mit den Zügen ausgestattet, die vom Mondkult entlehnt sind. Danach müßte sein Sohn Züge des Sonnengottes tragen und nach dem Schema dann die zwei oder vier Planetengottheiten (als Halb- oder Viertelerscheinungen der Sonne) kommen. Freilich zeigt Isaak einige Züge, die ihn als Sonnenheros, den Sohn des Mondheros kennzeichnen, diese sind aber unterdrückt und er erscheint in allen Haupttheilen in auffälligster Weise als Abbild seines Vaters. Ja, der Enkel Jakob ist noch einmal reiner Mondheros, und erst hierauf geht die Reihe mit Joseph weiter. Es sind die drei Zeitalter, die sich abspiegeln; die Erzählung setzt dreimal an, und zwar zeigt sich auch hier der Einfluß des dritten Zeitalters nur in schwacher Weise, indem ursprünglich nur zweimal begonnen wurde, mit Abraham als Mond und Isaak als Sonne für das erste Zeitalter, dann mit Jakob und der übrigen Reihe für das des Stieres. Nach Anerkennung des dritten, des des Widders, wurde durch Ummodelung Isaaks der Ausgleich hergestellt.

Die Spuren dieser Darstellungsweise oder vielmehr den Aufbau der Zeiteintheilung und Betrachtung dessen, was Geschichte oder Geschichtsphilosophie für diese Weltanschauung war, begegnet man namentlich in der sogenannten Apokalypsenliteratur. Innerhalb des Judenthums als eine Art unterhaltender und mehr volksthümlicher Literaturgattung gepflegt, haben diese Schriften besondere Pflege innerhalb des zunächst auf die Volkskreise sich stützenden Christenthums gefunden. Ihr Ursprung, ihre Denk- und Darstellungsweise sind alt und ganz im Geiste der von uns behandelten Weltanschauung. Sie werden erst jetzt in ihrem Wesem in Folge der Wiederbelebung babylonischer

Kultur verständlich. Ihr Zweck ist Zukunftsberechnungen, also Geschichtsspekulationen, auf Grund jener alten Weltanschauung anzustellen, und nach den verschiedenen Cyklenlehren die Zeit des Anbruchs der neuen Aera zu berechnen. Viele von ihnen, wenn gleich in ihrer jetzigen Gestalt in nachchristliche Zeit herabgehend, legen trotzdem in ihren Konstruktionen oft noch das Stierzeitalter zu Grunde, der Blüthe Babylons so noch ihren Tribut zollend.

Daneben macht sich seit dem 8. Jahrhundert noch eine andere Aerenrechnung geltend, welche in einzelnen Fällen ihrer Anwendung wohl bekannt ist. Sie hat eine wesentlich veränderte Stellungnahme zum alten System zur Voraussetzung und bedeutet daher innerhalb der alten Welt eine Reformation, die freilich nicht vermocht hat, sich völlig durchzusetzen.

Wenn wir an die Beziehungen zwischen Gestirnen, Göttern und Metallen denken, und dazu die Feststellung unserer Zeitalter nehmen, so liegt ohne Weiteres der Grund zu Tage für die dem Alterthum geläufige Unterscheidung von goldenem, silbernem, kupfernem Zeitalter. Nach der Reihenfolge, die wir festgestellt haben, hätte das alte System drei Zeiten unterscheiden müssen, das des Mondes = silbern, das der Sonne = golden und seit dem 8. Jahrhundert das der Venus = kupfern. Seit eben dieser Ze[it] tritt uns aber das neue System entgegen. Ob es mit der Reform Nabonassars zusammenhängt, können wir nicht feststellen, zu vermuthen ist es aber, denn Alles, was wir von Grundzügen der verschiedenen Zeitrechnungssysteme späterer Zeit feststellen können, weist immer auf Nabonassars Aera hin.

Das neue System hat völlig mit der alten Anschauung [ge]brochen, wonach am Anfang Sin, der Mondgott, steht. Bere[its] im Zeitalter des Stieres und Marduks, also der Sonne, ist in [der] Anordnung der Gottheiten und Planeten das Bestreben erkenn[bar,] die herrschende Gottheit, also die Sonne, an die Spitze zu stel[len.] Im unserer Wochentagsreihe haben wir daher den Sonntag [vor] dem Montag statt der früheren umgekehrten Reihenfolge. [Eine] Reformation, die in dieser Zeit unternommen wurde, [demge]gemäß die Sonne als den alleinigen Schöpfer und Erhalter [des] Alls an die Stelle des alten Pantheons zu setzen. Es ist [die] bekannte Religion des „Ketzers“ Amenophis IV. (Chuenaten), [die] freilich sich gegen die alte Hierarchie nur so lange behaupten k[onnte,] als sie durch die Macht des Königs gestützt wurde. Hier k[ommt] es uns nur darauf an, festzustellen, wie dieser erste monothei[stische]

Kultur verständlich. Ihr Zweck ist Zukunftsberechnungen, also Geschichtsspekulationen, auf Grund jener alten Weltanschauung anzustellen, und nach den verschiedenen Cyklenlehren die Zeit des Anbruchs der neuen Aera zu berechnen. Viele von ihnen, wenngleich in ihrer jetzigen Gestalt in nachchristliche Zeit herabgehend, legen trotzdem in ihren Konstruktionen oft noch das Stierzeitalter zu Grunde, der Blüthe Babylons so noch ihren Tribut zollend.

Daneben macht sich seit dem 8. Jahrhundert noch eine andere Aerenrechnung geltend, welche in einzelnen Fällen ihrer Anwendung wohl bekannt ist. Sie hat eine wesentlich veränderte Stellungnahme zum alten System zur Voraussetzung und bedeutet daher innerhalb der alten Welt eine Reformation, die freilich nicht vermocht hat, sich völlig durchzusetzen.

Wenn wir an die Beziehungen zwischen Gestirnen, Göttern und Metallen denken, und dazu die Feststellung unserer Zeitalter nehmen, so liegt ohne Weiteres der Grund zu Tage für die dem Alterthum geläufige Unterscheidung von goldenem, silbernem, kupfernem Zeitalter. Nach der Reihenfolge, die wir festgestellt haben, hätte das alte System drei Zeiten unterscheiden müssen: das des Mondes = silbern, das der Sonne = golden und seit dem 8. Jahrhundert das der Venus = kupfern. Seit eben dieser Zeit tritt uns aber das neue System entgegen. Ob es mit der Reform Nabonassars zusammenhängt, können wir nicht feststellen, zu vermuthen ist es aber, denn Alles, was wir von Grundzügen der verschiedenen Zeitrechnungssysteme späterer Zeit feststellen können, weist immer auf Nabonassars Aera hin.

Das neue System hat völlig mit der alten Anschauung gebrochen, wonach am Anfang Sin, der Mondgott, steht. Bereits im Zeitalter des Stieres und Marduks, also der Sonne, ist in der Anordnung der Gottheiten und Planeten das Bestreben erkennbar, die herrschende Gottheit, also die Sonne, an die Spitze zu stellen. Im unserer Wochentagsreihe haben wir daher den Sonntag vor dem Montag statt der früheren umgekehrten Reihenfolge. Eine Reformation, die in dieser Zeit unternommen wurde, sucht demgemäß die Sonne als den alleinigen Schöpfer und Erhalter des Alls an die Stelle des alten Pantheons zu setzen. Es ist die bekannte Religion des „Ketzers" Amenophis IV. (Chuenaten), die freilich sich gegen die alte Hierarchie nur so lange behaupten konnte, als sie durch die Macht des Königs gestützt wurde. Hier kommt es uns nur darauf an, festzustellen, wie dieser erste monotheistische

Versuch, von dem die Weltgeschichte bis jetzt weiß, sich als eine Konsequenz der gesammten Weltanschauung der Zeit ergab.

Durch die Umstellung von Sonne und Mond trat das Gold an die Spitze, die Reihenfolge wurde also: Goldenes, silbernes, kupfernes Zeitalter, und damit war auch die Lehre von der fortschreitenden Verschlechterung der Zeiten zu ihrem Rechte gekommen.

Die seit dem 8. Jahrhundert gangbare Anschauung hat aber noch einen weiteren Schritt gethan, und hat versucht, sich völlig von der alten Eintheilung loszumachen. Wir haben bereits erwähnt, daß nach der um die christliche Zeit gangbaren Rechnung der Anfang der Dinge noch um ein Thierkreiszeichen früher angesetzt wurde, als die Frühjahrssonne im Krebs stand. Dieses Zeitalter wird aber nicht als das der Sonne oder des Mondes, sondern als das des Saturn (Kronos) bezeichnet, d. h. die Gottheit, welche in ihm gewaltet hat, und welche am Anfang der Dinge stand, war diejenige, welche sich im Planeten Saturn offenbart. Einen völligen Bruch mit allen früheren Spekulationen vollzieht aber dieses System auch nicht, denn es wird seitdem ausdrücklich erklärt: „Saturn ist die Sonne", d. h. natürlich nicht der Himmelskörper, sondern diejenige Gottheit, welche man bisher in der Sonne verehrt hatte. Die Sonne als Gottheit aber scheidet aus: sie wird das Centralfeuer. Diese Lehre hat die Grundidee des Copernikanischen Systems gehabt. Im Pythagoraismus, den wir als eine auf solchen Lehren beruhende Sektenbildung nach orientalischem Muster kennen, ist nicht mehr die Erde der Mittelpunkt des Weltsystems, sondern das Zentralfeuer, die Sonne. Die Ergänzung der ganzen Anschauung giebt aber die Unterbringung des alten Sonnenbegriffes im Saturn. Darum ergiebt sich nun die Anordnung der Zeitalter, wie sie seitdem anerkannt wird, und wie sie bei Hesiod (Ovid) und im Buche Daniel vorliegt: golden (Saturn, weil Sonne), silbern, kupfern, und die Jetzzeit, das neue eiserne Zeitalter.

Auch uns ist diese Bezeichnung geläufig und erscheint uns als natürlich für die Zeit der Kämpfe, wie die antike Anschauung selbst sie deutet. In der Heranziehung des Eisens zur Benennung spricht sich aber gerade wieder die alte Symbolik aus, in der die maßgebenden Faktoren des geistigen und wirthschaftlichen Kampfes sich wiederspiegeln. Wenn in Gold, Silber, Kupfer als Werthmessern etwas von der göttlichen Natur dieser Metalle sich wieder-

spiegelt, so tritt mit der Wahl der Bezeichnung für die neue Zeit auch thatsächlich ein neuer Faktor in das Völkerleben ein: das Eisen als Gebrauchsmetall ist nicht älter als die Anerkennung eines eisernen Zeitalters. Bekannt hat man das Eisen auch früher, aber zur Zeit eines Amenophis IV., also im Stierzeitalter, ist es noch reines Schmuckmetall, ohne jede praktische Bedeutung, das Gebrauchsmetall ist die Bronze.

Etwa seit dem 9. Jahrhundert tritt es in den Waffen und Werkzeugen neben die Bronze, im 8. Jahrhundert hat es diese verdrängt. Die assyrischen Nachrichten lassen uns diesen Entwicklungsprozeß genau verfolgen, und daß es sich dabei um keine von der „Philosophie der Entwicklung der Menschheit" unbeachtet gelassene Erscheinung handelt, ist wohl klar, nach Allem, was wir über die Einheitlichkeit der alten Weltanschauung feststellen konnten. Eine konsequente Durchführung des Systems mußte in der neuen Zeit nun auch zu Versuchen führen, das Eisen als Geld zu verwenden, und nur solchen begegnen wir in Griechenland (Sparta). Ebenso mußte jede Kalenderreform, welche nicht durch eine geschichtliche Ueberlieferung bereits gebunden war, das Jahr als eine Wiederholung der vier Zeitalter fassen, und mit Saturn, d. h. der Wintersonnenwende nach altem System beginnen. Der römische Kalender thut dies, und ebenso jetzt die christliche Anschauung, welche ebenfalls dies System voraussetzt, die Geburt Christi in die Wintersonnenwende, indem sie gleichzeitig der babylonischen Osterrechnung des Stierzeitalters ihr Recht werden läßt. Endlich tritt nach diesem System in der Reihe der Wochentage statt des Sonntags der Tag Saturns an die Spitze, der Sonnabend. Die ganze Anschauung, die Religion, denn eine solche ist es, setzt sich aber in Widerspruch zu dem alten astralen Kult, in dem sie nicht mehr die Götter sich in den verschiedenen Gestirnen offenbaren läßt, sondern eine lenkende Zentralgewalt annimmt, die sich in dem ... offenbart, um welches sich das Weltsystem dreht. Das ist der geschichtliche Hintergrund der großen monotheistischen Bewegung, welche wir nur in einem ihrer Vertreter näher kennen: Judenthum.

* * *

Ein babylonischer oder assyrischer Tempel stellt den kosmischen Ort, den Theil des Weltalls dar, in dem der betreffende Gott herrscht. Die Tempelbeamtenschaft ist ein Abbild des göttlichen

spiegelt, so tritt mit der Wahl der Bezeichnung für die neue Zeit auch thatsächlich ein neuer Faktor in das Völkerleben ein: das Eisen als Gebrauchsmetall ist nicht älter als die Anerkennung eines eisernen Zeitalters. Gekannt hat man das Eisen auch früher, aber zur Zeit eines Amenophis IV., also im Stierzeitalter, ist es noch reines Schmuckmetall, ohne jede praktische Bedeutung, das Gebrauchsmetall ist die Bronze.

Etwa seit dem 9. Jahrhundert tritt es in den Waffen und Werkzeugen neben die Bronze, im 8. Jahrhundert hat es diese verdrängt. Die assyrischen Nachrichten lassen uns diesen Entwicklungsprozeß genau verfolgen, und daß es sich dabei um keine von der „Philosophie der Entwicklung der Menschheit" unbeachtet gelassene Erscheinung handelt, ist wohl klar, nach Allem, was wir über die Einheitlichkeit der alten Weltanschauung feststellen konnten. Eine konsequente Durchführung des Systems mußte in der neuen Zeit nun auch zu Versuchen führen, das Eisen als Geld zu verwenden, und nur solchen begegnen wir in Griechenland (Sparta). Ebenso mußte jede Kalenderreform, welche nicht durch eine geschichtliche Ueberlieferung bereits gebunden war, das Jahr als eine Wiederholung der vier Zeitalter fassen, und mit Saturn, d. h. der Wintersonne nach altem System beginnen. Der römische Kalender thut das, und ebenso setzt die christliche Anschauung, welche ebenfalls dieses System voraussetzt, die Geburt Christi in die Wintersonnenwende, indem sie gleichzeitig der babylonischen Osterrechnung des Stierzeitalters ihr Recht werden läßt. Endlich tritt nach diesem System in der Reihe der Wochentage statt des Sonntags der Tag Saturns an die Spitze, der Sonnabend. Die ganze Anschauung, die Religion, denn eine solche ist es, setzt sich aber in Widerspruch zu dem alten astralen Kult, in dem sie nicht mehr die Götter sich in den verschiedenen Gestirnen offenbaren läßt, sondern eine lenkende Zentralgewalt annimmt, die sich in dem Feuer offenbart, um welches sich das Weltsystem dreht. Das ist der geschichtliche Hintergrund der großen monotheistischen Bewegung, welche wir nur in einem ihrer Vertreter näher kennen: dem Judenthum.

* * *

Ein babylonischer oder assyrischer Tempel stellt den kosmischen Ort, den Theil des Weltalls dar, in dem der betreffende Gott herrscht. Die Tempelbeamtenschaft ist ein Abbild des göttlichen

Hofstaates, dem sie Mann für Mann entspricht. Das Gleiche gilt natürlich vom König von Babylon oder Assur, der ebenfalls der Vertreter der Gottheit auf der Erde ist, denn der König ist göttlicher Natur und hat sein Recht vom Gotte. So ist auch der Hofstaat und die Beamtenschaft eine irdische Wiederholung der im Weltenall waltenden göttlichen Wesen der verschiedenen Rangstufen. Da das Land selbst ein Abbild des Himmels ist, so muß es auch in der gleichen Weise verwaltet werden.

Ein wohlbekanntes Beispiel hierfür ist die große Bedeutung, welche der „oberste Mundschenk" und der „oberste Bäcker" in der Josephlegende haben. Beide stellen nämlich in Wirklichkeit die beiden höchsten Beamten des Hofstaates dar, und ihre Eigenschaften als Bäcker und Mundschenk beruhen wieder in dem mythologischen Ursprung und der Stellung, welche die beiden ursprünglich in der Priesterhierarchie einnehmen. Auch Marduks, des Gottes von Babylon, Hofstaat hat die beiden Beamten, die dem König zur Seite stehen, so daß alle Drei die erforderliche oberste Dreiheit bilden. In Assyrien hat sich das Königthum zu dieser Dreiheit selbständig gestellt, sodaß also unter dem König die drei obersten Beamten stehen, die stets nach ihm genannt werden. Davon entsprechen zwei jenem Bäcker und Mundschenk, der dritte ist der Heerführer, dessen Amt sich damit als zuletzt von der königlichen Würde abgeleitet erweist. Das entspricht aber wieder genau der athenischen Einrichtung, welche überhaupt dieselben kosmischen Grundlagen wiederspiegeln soll. Dort treten an die Stelle des angeblichen alten Königthums die neun (Neunereintheilung) Archonten, von denen drei besonders unterschieden werden: der Basileus, Polemarchos und Eponymos. Das Recht des Letzteren, dem Jahre seinen Namen zu geben, ist aber ebenfalls assyrisch. Dort wird jedes Jahr nach einem der hohen Beamten (limu) benannt. Beim Beginn jeder neuen Regierung ist aber der erste limu der König, und auf ihn folgen zunächst jene drei Beamten. Erst dann schließen sich, nach dem Loose bestimmt, die übrigen an.

Wenn in der Eintheilung und Verwaltung des Landes, in Maß- und Zeitrechnung sich das Walten derselben Gesetze und Mächte wirksam zeigt, wenn alles menschliche Denken von der einen einheitlichen Anschauung beherrscht wird, dann muß auch in der Auffassung und der Schilderung der Schicksale der Staaten derselbe Hintergrund erscheinen. Diese Betrachtung des gesammten Weltenalls unter dem festen Gesichtspunkte des Systems, die sogar das Individuum als Spiegelbild des Ganzen ansieht, konnte die

[illegible] Im Gesammtbild [illegible] für die Entfaltung ihrer [illegible] kann, was zum Weltenall [illegible] und vollzieht, dann doch [illegible] im Völkerleben. Ist der [illegible] der König, ein Fleischgewordener Gott, [illegible] templum, so muß [illegible] eine irdische Wiederholung ihrer [illegible]. Das auf die zeitliche Entwickelung [illegible] eines Landes und Volkes dem [illegible] entsprechen, die ja ebenfalls [illegible] sich wiederholen.

[illegible] die Zugrundelegung des Systems für [illegible] Berechnungen ein. Wenn Berossus, der Babylonier, für seine Landesherren, die Seleuciden, die Geschichte Babylons nach den alten Quellen schilderte, so war es selbstverständlich, daß er dabei den Nachweis führte, wie mit Alexander ein großer [Zeit-] cyklus vollendet worden war, sodaß also die neuen Herren den Beginn einer neuen Zeit einleiteten. Dieselbe Lehre und An[schauung] kommt in der Einführung einer besonderen Aera, eben der seleucidischen, zum Ausdruck. Bekannt sind aus der jüdischen Geschichte die 70 Jahre, welche angeblich das babylonische Ex[il] gedauert hat. Das Prophetenwort, auf welches man sich da[bei] stützte, ist nicht etwa im Sinne einer auf's Geratewohl erlassenen Prophezeiung zu verstehen, sondern es handelt sich dabei, wie [bei] allen solchen Prophezeiungen, um Berechnungen im Sinne [des] Systems, also um wissenschaftliche Untersuchungen im Sinne [jener] Zeit. Im speziellen Falle können wir sogar in den ver[schiedenen] Schichten des Buches Daniel — das ja überhaupt [für] solche Spekulationen typisch ist — feststellen, wie man die Da[uer] des Exils nach den verschiedenen Systemen zu bestimmen gesucht [hat].

Aber nicht nur das Gerippe, auch der Gang der Erzählung selbst muß die himmlischen Entsprechungen nachweisen. Ist [der] König göttlichen Ursprungs, so muß auch seine Dynastie in [ihrer] Entwickelung ein Abbild der göttlichen Familie sein. Daß [von] den Stammvätern von Dynastien fast stets Mythen erzählt we[rden,] ist eine Beobachtung, die sich ohne Weiteres aufdrängt, wenn [man] die älteste Geschichte betrachtet; daß es dem Wesen nach fast i[mmer] dieselben Grundgedanken sind, welche sich darin wiederspiegeln, [ist] ebenfalls leicht festzustellen. Unser System giebt den Sch[lüssel]

Geschichte nicht von dem übrigen loslösen. Im Gegentheil bot sich hier das dankbarste Feld für die Entfaltung ihrer Künste. Wenn man das Horoskop für Alles stellen kann, was zum Weltenall gehört, was in ihm sich entwickelt und vollzieht, dann doch auch für die wichtigsten Begebenheiten im Völkerleben. Ist der Repräsentant des Volkes, der König, ein fleischgewordener Gott, ist sein Land das Abbild von dem himmlischen templum, so muß ihr Schicksal und ihr Walten auch eine irdische Wiederholung ihrer himmlischen Vorbilder sein. Das auf die zeitliche Entwickelung übertragen, müssen die Schicksale eines Landes und Volkes dem Kreislauf der himmlischen Erscheinungen entsprechen, die ja ebenfalls in großen und kleinen Cyklen sich wiederholen.

Ohne Weiteres leuchtet die Zugrundelegung des Systems für chronologische Berechnungen ein. Wenn Berossus, der Babylonier, für seine Landesherren, die Seleuciden, die Geschichte Babylons nach den alten Quellen schilderte, so war es selbstverständlich, daß er dabei den Nachweis führte, wie mit Alexander ein großer Zeitcyklus vollendet worden war, sodaß also die neuen Herren den Beginn einer neuen Zeit einleiteten. Dieselbe Lehre und Anschauung kommt in der Einführung einer besonderen Aera, eben der seleucidischen, zum Ausdruck. Bekannt sind aus der jüdischen Geschichte die 70 Jahre, welche angeblich das babylonische Exil gedauert hat. Das Prophetenwort, auf welches man sich dabei stützte, ist nicht etwa im Sinne einer auf's Geratewohl erlassenen Prophezeiung zu verstehen, sondern es handelt sich dabei, wie bei allen solchen Prophezeiungen, um Berechnungen im Sinne des Systems, also um wissenschaftliche Untersuchungen im Geiste jener Zeit. Im speziellen Falle können wir sogar in den verschiedenen Schichten des Buches Daniel — das ja überhaupt für solche Spekulationen typisch ist — feststellen, wie man die Dauer des Exils nach den verschiedenen Systemen zu bestimmen gesucht hat.

Aber nicht nur das Gerippe, auch der Gang der Erzählung selbst muß die himmlischen Entsprechungen nachweisen. Ist der König göttlichen Ursprungs, so muß auch seine Dynastie in ihrer Entwickelung ein Abbild der göttlichen Familie sein. Daß von den Stammvätern von Dynastien fast stets Mythen erzählt werden, ist eine Beobachtung, die sich ohne Weiteres aufdrängt, wenn man die älteste Geschichte betrachtet; daß es dem Wesen nach fast immer dieselben Grundgedanken sind, welche sich darin wiederspiegeln, ist ebenfalls leicht festzustellen. Unser System giebt den Schlüssel,

warum es dieselben sein müssen, und was damit bezweckt wird: die irdischen Ereignisse sollen als Wiederholung der himmlischen dargestellt und damit als in der natürlichen und gesetzmäßigen Entwickelung des Weltenalls begründet erwiesen werden.

Nach dem Wesen aller Astrologie, auf die auch diese Darstellungsweise schließlich hinausläuft, liegt es auf der Hand, daß dabei die symbolische Deutung eine Hauptrolle spielen mußte. Wenn man Beziehungen durch Vergleiche herstellen will und muß, so ist schließlich der orientalischen Deutekunst kein Saltomortale der Logik zu groß, um irgend einen Zusammenhang nachzuweisen. Unserem Empfinden erscheint Alles, was darin geleistet wird, nur noch etwa als Witz oder auch Geschmacklosigkeit möglich, aber der Wortwitz, der das Unvereinbare zusammenbringt, und den wir als Calembourg mit den Lauten des Schmerzes begrüßen, ist eiserner Bestand altorientalischer Wissenschaft. Nichts ist geeignet ihn mehr zu befördern als der Bau gerade der semitischen Sprachen, welche im Wesentlichen nur durch geringfügige Aenderung der Vocalisation innerhalb eines feststehenden Konsonantengerippes die Verschiedenheit der Bedeutung hervorbringen. Noch heutigen Tags ist der Araber im Wortwitz stark. Diese Mittel und ihnen entsprechende verwendet aber die alte Wissenschaft in völligem Ernste, und wir brauchen nicht gerade darüber zu lächeln, denn die Zeit, wo die moderne Wissenschaft dieselben Bahnen wandelte, liegt für den alten Orient noch nicht weit zurück, wie denn die Sprachwissenschaft erst in unserem Jahrhundert sich auf den Standpunkt moderner Forschung gestellt hat.

Die Herstellung von Beziehungen zwischen dem Geschehenen und dem, was der Himmel als Nothwendigkeit verkündete, war also der Symbolisirungskunst keine unmögliche Aufgabe. Der feste Glaube an die Wissenschaft ermöglichte aber andererseits, auch die Lücken der Ueberlieferung nach dem großen Himmelsbuche auszufüllen. Was die irdische Ueberlieferung gar nicht oder ohne Zusammenhang und unverständlich meldete, das stand in den ewigen Tafeln in seiner inneren Nothwendigkeit verzeichnet und konnte von dort übernommen werden. Für uns, die wir die Darstellungsweise auf ihren geschichtlichen Werth zu würdigen haben, ergiebt sich dabei oft eine sehr schwierige Aufgabe. Während man zunächst glaubt, überall, wo offenkundiger Mythus vorliegt, nicht mehr auf geschichtlichem Boden zu stehen, zeigt ein weiteres Eindringen in die altorientalische Geschichte sehr bald, daß über-

[illegible] alle Darstellung, die nicht lediglich [illegible]
[illegible] alle historische Schriftstellerei, den Mythus [illegible]
[illegible] daß dieser mit seiner fortwährenden [illegible]
[illegible] Vorbilder im Gegentheil die Form [illegible]
[illegible] überhaupt erzählt. Der Mythus in dieser [illegible]
[illegible] für die Geschichtschreibung was für die [illegible]
[illegible] Farbe ist. Er liefert die Mittel, um [illegible]
[illegible] Stelle anzuweisen, er bekleidet die nackten [illegible]
[illegible] Erscheinen, die der Erzählung erst [illegible]
[illegible] Ereignisse, besonders solche, welche [illegible]
[illegible] Geschichtschreibung sind, für [illegible]
[illegible] gleichzeitige Erinnerung ein [illegible]
[illegible] werfen konnte, lehrt die einfache [illegible]
Generationen nur Aberglaube noch eine [illegible]
solche aller Betheiligung der Phantasie und der [illegible]
preisgegebenen Ereignisse annehmen kann, wer [illegible]
selbst sich einmal von Theilnehmern an [illegible]
von den Ereignissen zu verschaffen sucht. [illegible]
die nur zwei bis drei Generationen nach [illegible]
gezeichnet wurden, eine zuverlässige Angabe über [illegible]
gang haben, so ist das viel. Die Schilderungen des [illegible]
gehören von vornherein der Legende an.

Man wird ohne Weiteres dabei der freien [illegible] der Erzählungskunst des Schriftstellers ihren Antheil [illegible] Der Einblick in unser System zeigt aber, daß diese [illegible] kunst nicht völlig frei aus der Phantasie schöpft, sondern [illegible] Vorrathskammer, die alle Einzelheiten lieferte, eben das [illegible] Bild der Legende war, welche die Geschichte als Wiederholung [illegible] Weltenschicksals aus den Sternen ablas.

Den Nachweis dafür im Einzelnen zu liefern, hieße [illegible] sich Alles durchnehmen, was uns über alte Geschichte erhalt[illegible] mit Ausnahme derjenigen Aufzeichnungen, welche eine dokumentarische Darstellung gleichzeitiger oder doch noch aus [illegible] Erinnerung dargestellter Ereignisse sein wollen. Eine solch[illegible] unseren Begriffen erst wirkliche Geschichtsschreibung stel[illegible] Arbeiten eines Thukydides, Sallust, Caesar, Tacitus da[illegible] immer aber in höhere Zeiten hinaufgegangen wird, wo [illegible] spekulation und Weltanschauung in Frage kommen, da [illegible] altorientalische Mythus in seine Rechte. Wir können [illegible] bindung zwischen dem Orient und den klassischen Völkern

haupt alle Darstellung, die nicht lediglich archivalische Aufzeichnung ist, also alle historische Schriftstellerei, den Mythus nicht entbehren kann, daß dieser mit seiner fortwährenden Bezugnahme auf seine astralen Vorbilder im Gegentheil die Form ist, in welcher der Orient überhaupt erzählt. Der Mythus in dieser seiner Bedeutung ist für die Geschichtsschreibung was für die Malerei Licht, Schatten und Farbe ist. Er liefert die Mittel, um den Personen Charakter und Rolle zuzueignen, er bekleidet die nackten Thatsachen mit den Einzelheiten, die der Erzählung erst ihren Reiz verleihen. Daß für Ereignisse, besonders solche, welche der Hauptgegenstand der alten Geschichtsschreibung sind, für Schlachten und Kämpfe, kaum die gleichzeitige Erinnerung ein einigermaßen verläßliches Bild entwerfen konnte, lehrt die einfachste Ueberlegung. Daß aber nach Generationen nur Aberglaube noch eine wirkliche Erinnerung an solche aller Bethätigung der Phantasie und der — Ausschmückung preisgegebenen Ereignisse annehmen kann, wird Jeder erfahren, der selbst sich einmal von Theilnehmern an Kriegen eine Vorstellung von den Ereignissen zu verschaffen sucht. Wenn wir über Schlachten, die nur zwei bis drei Generationen nach ihrer Zeit erst aufgezeichnet wurden, eine zuverlässige Angabe über Ort und Ausgang haben, so ist das viel. Die Schilderungen des Verlaufes gehören von vornherein der Legende an.

Man wird ohne Weiteres dabei der freien Gestaltungskraft, der Erzählungskunst des Schriftstellers ihren Antheil zugestehen. Der Einblick in unser System zeigt aber, daß diese Erzählungskunst nicht völlig frei aus der Phantasie schöpft, sondern daß ihre Vorrathskammer, die alle Einzelheiten lieferte, eben das fertige Bild der Legende war, welche die Geschichte als Wiederholung des Weltenschicksals aus den Sternen ablas.

Den Nachweis dafür im Einzelnen zu liefern, hieße so ziemlich Alles durchnehmen, was uns über alte Geschichte erhalten ist, mit Ausnahme derjenigen Aufzeichnungen, welche eine rein dokumentarische Darstellung gleichzeitiger oder doch noch aus frischer Erinnerung dargestellter Ereignisse sein wollen. Eine solche, nach unseren Begriffen erst wirkliche Geschichtsschreibung stellen die Arbeiten eines Thukydides, Sallust, Caesar, Tacitus dar. Wo immer aber in höhere Zeiten hinaufgegangen wird, wo Geschichtsspekulation und Weltanschauung in Frage kommen, da tritt der altorientalische Mythus in seine Rechte. Wir können die Verbindung zwischen dem Orient und den klassischen Völkern in dieser

Beziehung meist noch deutlich erkennen. In einem Falle ist Herodot der Wortführer und Interpret der orientalischen Weltanschauung, und die Lehren des Vaters der Geschichte sind für viele Geschichtskonstruktionen von Einfluß gewesen. Als Sohn einer auf dem Boden der altorientalischen Kultur gelegenen Stadt und als persischer Unterthan ist Herodot von vornherein in der orientalischen Weltanschauung groß geworden, seine Wirksamkeit fällt in die Zeit, wo das Hellenenthum nach seinen großen Erfolgen im Kampfe gegen den Orient erst begann, den nationalen Gegensatz mit Bewußtsein zu entwickeln. Die zweite Gelegenheit ist gerade die Besiegelung des Todes des engeren Griechenland als Volk und Nation: der Triumph Alexanders und die Entwicklung des Hellenismus. Alexander hat eine Anzahl von Geschichtsschreibern mit sich geführt, und diese haben mit voller Absicht von Anfang an darauf hingearbeitet, sein Auftreten als die Erfüllung der alten orientalischen Zukunftshoffnungen hinzustellen. Mit hellenischer Beweglichkeit und der schriftstellerischen Geschicklichkeit ihres Volkes haben diese Kallisthenes und Genossen die orientalischen Lehren und Geschichtskonstruktionen aufgegriffen, um als echte Journalisten und Parteischreiber die Erfüllung jener Zeiten im Hellenismus zu erweisen. So steht die Alexanderüberlieferung zum großen Theile im Zeichen des altorientalischen Systems, und von hier aus hat diese unerschöpfliche Vorrathskammer den Schriftstellern der hellenistischen Periode und ihren Nachtretern, den römischen Annalisten, den Stoff in gleicher Weise liefern müssen. Alexander wird mit vollem Bewußtsein als der erste Fürst eines neuen Zeitalters geschildert, und er selbst hat diesen Ideen seinen Tribut gezollt. Genau die Eigenschaften und Thaten, die von einem Dynastienhaupte und Begründer eines neuen Zeitalters durch das System erfordert waren, werden in sein Leben und seine Thaten hineingeheimnißt. Ebensowenig wie bei Herodot, bei welchem die vielen „wunderbaren" Ausstaffirungen schon vom Alterthum anerkannt waren und daher auch von der gutmüthigsten Gläubigkeit zugegeben werden, ebensowenig sind in der Alexanderüberlieferung die Unmöglichkeiten und Wundererzählungen etwa nur roman- oder märchenhafte Ausschmückungen einer ursprünglich rein sachlichen Berichterstattung. Es sind die bewußt angewendeten Erzählungsformen, welche im Geiste der alten Weltanschauung und Lehre den neuen Herrn als den erwarteten Bringer einer neuen besseren Zeit hinstellen sollten. Wie der Hellenismus in orientalische Bahnen

eingelenkt hat, ist anerkannt. Alexander selbst hat diese Politik begonnen und klar in seinem Verhalten zum Ausdruck gebracht, als er Babylon, den Sitz der orientalischen Weltherrschafts-ansprüche, zur Hauptstadt seines Reiches erhob. Seleuciden und Ptolemäer als seine Erben haben sich als die Nachkommen der alten Könige von Babylon und der Pharaonen mit Absicht und Bewußtsein gegeben. Mit dem besseren Erfolg die Ptolemäer, welche nicht durch die wirthschaftliche Entwicklung ihrer Länder gezwungen waren, den Sitz ihrer Herrschaft von dem Boden des alten Reichsgebietes weg zu verlegen, wie die Seleuciden, deren Gebiete von sehr verschiedenartiger Kultur waren und die vom babylonischen Boden ihre Hauptstadt nach Syrien verlegen mußten. Man hat sich vielfach bemüht, die Ursache für die merkwürdigen Geschwister-ehen der Ptolemäer zu finden. Aehnliche Erscheinungen sind im alten Aegypten vorhanden und finden sich auch sonst im Orient; trotzdem mußte die regelrechte Durchführung griechischem Geist widersprechen. Der Grund ist die strenge Anwendung der alt-orientalischen Lehre im Königsrecht bei Ptolemäern wie Seleuciden. Der König, nur der alte Pharao ist der Gott, die Fleisch-werdung des Gottes auf Erden. Nach dem alten System sind als die drei Gottheiten: Mond-Vater, Sonnengott und Venus a Geschwister und Gatten, oder Mond-Vater und Sonne Mu ebenfalls als Geschwister und Gatten, männlicher Venusste (Lucifer) als Sohn. Die Vergötterung des Königs verlangte da die Ehe mit der Schwester oder mit der Mutter. Le namentlich nach syrischer Anschauung, und bei den Seleuci finden sich daher auch Beispiele davon. Es sind also nicht m würdige Ueberreste uralter sozialer Einrichtungen, sondern d das altorientalische göttliche Königsrecht erforderte Maßnahm denen sich die hellenistischen Herrscher anbequemen.

Die einzige zusammenhängende Darstellung orientali Schriftstellerei und Geschichtsauffassung, die wir aus älterer haben, ist die der Bibel. An ihr kann daher die Anwendung Systems passend veranschaulicht werden, wie umgekehrt sie durch eine solche Erklärung in ihrem Wesen verständlich wird.

Der Zweck der Darstellungsform muß sein, die Könige in Reihenfolge als eine Wiederholung der Götterreihe nachzum wie sie sich in der Ordnung der Gestirne offenbart. Der den die Sonne am Himmel durch den Thierkreis zurücklegt, Grundlage für die Eintheilung des Landes und seiner Beher

eingelenkt hat, ist anerkannt. Alexander selbst hat diese Politik begonnen und klar in seinem Verhalten zum Ausdruck gebracht, als er Babylon, den Sitz der orientalischen Weltherrschafts-ansprüche, zur Hauptstadt seines Reiches erhob. Seleuciden und Ptolemäer als seine Erben haben sich als die Nachkommen der alten Könige von Babylon und der Pharaonen mit Absicht und Bewußtsein gegeben. Mit dem besseren Erfolg die Ptolemäer, welche nicht durch die wirthschaftliche Entwicklung ihrer Länder gezwungen waren, den Sitz ihrer Herrschaft von dem Boden des alten Reichs-gebietes weg zu verlegen, wie die Seleuciden, deren Gebiete von sehr verschiedenartiger Kultur waren und die vom babylonischen Boden ihre Hauptstadt nach Syrien verlegen mußten. Man hat sich vielfach bemüht, die Ursache für die merkwürdigen Geschwister-ehen der Ptolemäer zu finden. Aehnliche Erscheinungen sind im alten Aegypten vorhanden und finden sich auch sonst im Orient, trotzdem mußte die regelrechte Durchführung griechischem Gefühl widersprechen. Der Grund ist die strenge Anwendung der alt-orientalischen Lehre im Königsrecht bei Ptolemäern wie Seleuciden. Der König, nur der alte Pharao ist der Gott, die Fleisch-werdung des Gottes auf Erden. Nach dem alten System sind aber die drei Gottheiten: Mond-Vater, Sonnengott und Venus als Geschwister und Gatten, oder Mond-Vater und Sonne-Mutter ebenfalls als Geschwister und Gatten, männlicher Venusstern (Lucifer) als Sohn. Die Vergötterung des Königs verlangte daher die Ehe mit der Schwester oder mit der Mutter. Letztere namentlich nach syrischer Anschauung, und bei den Seleuciden finden sich daher auch Beispiele davon. Es sind also nicht merk-würdige Ueberreste uralter sozialer Einrichtungen, sondern durch das altorientalische göttliche Königsrecht erforderte Maßnahmen, denen sich die hellenistischen Herrscher anbequemen.

Die einzige zusammenhängende Darstellung orientalischer Schriftstellerei und Geschichtsauffassung, die wir aus älterer Zeit haben, ist die der Bibel. An ihr kann daher die Anwendung des Systems passend veranschaulicht werden, wie umgekehrt sie erst durch eine solche Erklärung in ihrem Wesen verständlich wird.

Der Zweck der Darstellungsform muß sein, die Könige in ihrer Reihenfolge als eine Wiederholung der Götterreihe nachzuweisen, wie sie sich in der Ordnung der Gestirne offenbart. Der Weg, den die Sonne am Himmel durch den Thierkreis zurücklegt, ist die Grundlage für die Eintheilung des Landes und seiner Beherrscher.

Die Reihenfolge der Götter ist Mond, Sonne, Marduk (Sommerhälfte), Nebo (Winterhälfte des Naturlebens). Diese entsprechen in der Anordnung folgenden Thierkreiszeichen, wobei, wie wir wissen, die Tag- und Nachtgleiche als in den Zwillingen stattfindend, vorausgesetzt ist:

Zwillinge = Mond
Krebs = Sonne
Löwe = Marduk (eigentlich Ninib, der ihn ergänzt)
(Jungfrau)
Wage = Nebo.

Hierbei steht die Jungfrau, die Vertreterin der Istar oder des weiblichen Prinzips, zwischen den beiden letzten. Nach manchen Anordnungen, die also nicht dem Thierkreis folgen, wird sie an die fünfte Stelle gesetzt. Eigentlich ist sie identisch mit Marduk und Nebo (denn sie ist deren weibliche Hälfte, das Naturleben in Winter und Sommer, befruchtet und unfruchtbar), wir werden jedoch sehen, daß in der israelitischen Darstellung auch ihr ihr Recht, und zwar an der Stelle wird, die ihr Bild im Thierkreis einnimmt.

Schon die bloßen Namen der ersten israelitischen Könige fallen auf. Sie kehren nie wieder, und sind erst, ebenso wie die der Patriarchen in spätjüdischer Zeit, als die Bibel bereits kanonisirt war, zu Personennamen gewählt worden. In der Bibel selbst begegnet man ihnen nie wieder, und ebensowenig findet sich ihres Gleichen im übrigen Orient, der sonst in der Nomenklatur der Personen so große Uebereinstimmung zeigt. Wenn man die Legenden und die Einkleidungsform alles dessen betrachtet, was von jedem Einzelnen berichtet wird, so ergiebt unser System den Schlüssel sowohl dazu, wie zu den merkwürdigen Namen als Saul, David, Salomo. Alles, was von Saul erzählt wird, ist Mondlegende oder wird in diese Form gekleidet. Es ist bereits früher aufgefallen, daß Saul stets seinen Speer zur Hand hat, so daß also darin ein Rest seiner mythologischen Vorlage erhalten sein mußte. Das ist aber eben der Mondgott, denn dessen Abzeichen ist der Speer oder Stab (Janus). Auch Alexander hat sich darum „mit dem Speer" darstellen lassen, und die Legende versäumt nicht, von ihm eine Benutzung dieser allzeit zur Hand stehenden Waffe zu berichten, die sich völlig mit einer solchen bei Saul deckt. Die beiden Erzählungen, wie Saul den Speer nach David schleudert und Alexander nach Kleitos, zeigen Anspielungen auf dasselbe Vorbild, die

ist übrigens auch in anderen Fällen häufig verwendet finden. Di[illegible] Darstellungsform erforderte also auch für Alexander ihre Benutzun[illegible] und die (historische) Ermordung des Kleitos gab eine Gelegenheit. D[illegible] übrigens, wenn man näher zusieht, noch erkennen läßt, daß der Erzähler seine Mühe gehabt hat, Alles dabei glücklich oder un[illegible] zusammenzureimen. Saul's Melancholie ist allen ersten Königen eigenthümlich, denn sie ist Mondlegende und beruht auf der allmonatlichen Verfinsterung der Mondscheibe. Die Verdunkelung des Mondes erfolgt ja durch einen bösen Geist, und das Wiedererscheinen, der Neumond, wird mit Jubelgeschrei begrüßt. Eine ganze Anzahl von Zeremonien der orientalischen Religionen beruhen darauf. So wird Alles, was Saul thut, in eine Beziehung zu seiner Mondeigenschaft gebracht, sein Tod selbst ist ebenfalls [illegible] für das Mondschicksal und für alle ersten Könige: der abgeschlagene Kopf ist ebenfalls Bild des verdunkelten Mondes, und [illegible] seinen typischen Tod findet Saul bei einer Stadt, welche S[illegible] des Mondkultes war, und deren Name durch etymologische Spielere[illegible] mit dem seinigen in Beziehung gebracht wird. Dieser sein Name, de[illegible] gar kein Personenname ist und der darum auch nicht historisch sein kann, ist aber die deutlichste Wiedergabe des gewöhnlichste[illegible] Beinamens des Mondgottes und wird zum Ueberfluß auch i[illegible] anderen Fällen zu gleicher Symbolik verwendet. Er ist d[illegible] hebräische Wiedergabe der assyrischen Bezeichnung des Sin a[illegible] „Orakelgott", denn er bedeutet „der Befragte". Noch deutlic[illegible] liegt für David oder Salomo die Anspielung vor, denn hier i[illegible] die betreffenden Gottesnamen selbst zu Grunde gelegt. David [illegible] künstlich geschaffen, um seinen Träger als den der Gottheit [illegible] (d w d) entsprechenden König hinzustellen, und dieses ist in [illegible] That der auch im Alten Testamente noch vorkommende Name [illegible] bei den Babyloniern Marduk heißenden Gottes. Schelomo [illegible] vom Gottesnamen Schelem (assyrisch Schalman) gebildet, we[illegible] Nebo entspricht und diesen als Gott der Winterhälfte genau [illegible] zeichnet (schelem ist der Westen, assyrisch schulum, Sonnenuntergang). Bei Salomo tritt die Absicht der Legende noch weiter zu [illegible] denn die Ueberlieferung hat von ihm sogar den historis[illegible] Namen erhalten: Jedidja, ein im Gegensatz dazu völlig ge[illegible] licher Name von gewöhnlicher Bildung.

Dem entsprechen nun die Legenden. Der Sohn des [illegible] gottes ist der Sonnengott. Dessen Waffe sind Bogen und [illegible] (Apollo). Jonathan, der Sohn Saul's, ist der Bogenschütze.

sich übrigens auch in anderen Fällen häufig verwendet finden. Die Darstellungsform erforderte also auch für Alexander ihre Benutzung, und die (historische) Ermordung des Kleitos gab eine Gelegenheit, die übrigens, wenn man näher zusieht, noch erkennen läßt, daß der Erzähler seine Mühe gehabt hat, Alles dabei glücklich oder unglücklich zusammenzureimen. Saul's Melancholie ist allen ersten Königen eigenthümlich, denn sie ist Mondlegende und beruht auf der allmonatlichen Verfinsterung der Mondscheibe. Die Verdunkelung des Mondes erfolgt ja durch einen bösen Geist, und das Wiedererscheinen, der Neumond, wird mit Jubelgeschrei begrüßt. Eine ganze Anzahl von Zeremonien der orientalischen Religionen beruhen darauf. So wird Alles, was Saul thut, in eine Beziehung zu seiner Mondeigenschaft gebracht, sein Tod selbst ist ebenfalls typisch für das Mondschicksal und für alle ersten Könige: der abgeschlagene Kopf ist ebenfalls Bild des verdunkelten Mondes, und diesen seinen typischen Tod findet Saul bei einer Stadt, welche Sitz des Mondkultes war, und deren Name durch etymologische Spielerei mit dem seinigen in Beziehung gebracht wird. Dieser sein Name, der gar kein Personenname ist und der darum auch nicht historisch sein kann, ist aber die deutlichste Wiedergabe des gewöhnlichsten Beinamens des Mondgottes und wird zum Ueberfluß auch in anderen Fällen zu gleicher Symbolik verwendet. Er ist die hebräische Wiedergabe der assyrischen Bezeichnung des Sin als „Orakelgott", denn er bedeutet „der Befragte". Noch deutlicher liegt für David oder Salomo die Anspielung vor, denn hier sind die betreffenden Gottesnamen selbst zu Grunde gelegt. Dawid ist künstlich geschaffen, um seinen Träger als den der Gottheit Dôd (d w d) entsprechenden König hinzustellen, und dieses ist in der That der auch im Alten Testamente noch vorkommende Name des bei den Babyloniern Marduk heißenden Gottes. Schelomo ist vom Gottesnamen Schelem (assyrisch Schalman) gebildet, welcher Nebo entspricht und diesen als Gott der Winterhälfte genau bezeichnet (schelem ist der Westen, assyrisch schulum, Sonnenuntergang). Bei Salomo tritt die Absicht der Legende noch weiter zu Tage, denn die Ueberlieferung hat von ihm sogar den historischen Namen erhalten: Jedidja, ein im Gegensatz dazu völlig gewöhnlicher Name von gewöhnlicher Bildung.

Dem entsprechen nun die Legenden. Der Sohn des Mondgottes ist der Sonnengott. Dessen Waffe sind Bogen und Pfeil (Apollo). Jonathan, der Sohn Saul's, ist der Bogenschütze. Wenn

sein Vater seine Schlachten bei Nacht als Mondgott gewinnt, so Jonathan bei Tage. David zeigt alle Eigenschaften des Marduk, er ist „röthlich“, ein lebhafter, gewandter Jüngling, Lautenspieler (Apollo) und Krieger. Salomo verdankt seine Weisheit nur seiner Stelle in der Königsreihe. Die ältere Ueberlieferung weiß von ihm eher das schnurgerade Gegentheil zu berichten, denn seine Regierungskunst hat das verdorben, was sein Vater erworben hatte. Aber Nebo ist der Gott der Wissenschaft und Weisheit, darum wird Salomo in der Ueberlieferung, je jünger sie ist und je weiter sie sich entwickelt, immer weiser.

Wie aber die Weiterentwicklung der Legende mit dieser Gestalt umgesprungen ist, das zeigen noch einige Brocken der älteren Ueberlieferung, sobald man weiß, daß die ganze Umwandlung der Persönlichkeit durch das System erfordert wurde. Dieser Salomo-Jedidja ist sozusagen gar nicht er selbst. Er ist nicht der Sohn der Bathseba, der Gattin des so schnöde hingemordeten Hethiters Uria, sondern er ist der Sohn von der Gattin, welcher David sein Emporkommen nach der alten Ueberlieferung verdankt, Abigail, der Gattin des angeblichen Kalebiters Nabal. Das System folgt hier aber der Thierkreisordnung, und diese hat zwischen Löwe und Waage die Jungfrau, die weibliche Gottheit. Von der Gestalt und dem Namen der Bathseba gilt genau dasselbe wie von denen ihres Gatten und Sohnes. Alles, was von ihr erzählt wird, ist Istarmythus, und sie ist ein getreues Spiegelbild z. B. der Semiramis, welche ebenfalls die Istar ist. In aufdringlicher Weise wird sie darum von der jüngeren Gestalt der Legende an der der Jungfrau entsprechenden Stelle handelnd eingeführt. Sie ist es angeblich, die ihrem Sohne die Herrschaft verschafft. Die ältere Ueberlieferung hat davon nichts gehabt, denn sie hatte — überhaupt keine Bathseba.

Unter solchen Umständen würde man zunächst meinen, überhaupt an der Geschichtlichkeit aller dieser Personen mit mythologischen Namen, deren Thaten Wiederspiegelungen von Mythen sind, zweifeln zu müssen, allein es handelt sich hier trotz alledem nur um die Form und nicht die Grundlage der Erzählung. Wir haben altbabylonische Könige zuerst als Helden rein mythischer Erzählungen kennen gelernt. So den alten Sargon von Agade, von dem die Moses-Kyros-Romulus-Legende erzählt wird, eben weil er der erste König eines Zeitalters sein soll. Freilich konnte man daraufhin mit seiner Person nicht viel anfangen und an manchen seiner

wunderbar aussehenden Thaten zweifeln. Später bekannt gewordene Inschriften haben deren Geschichtlichkeit bestätigt, und zeigen, daß jene Legende die Einkleidung seiner Thaten war, die ihm der Barde auf den Leib dichten mußte, wenn er ihn als das feiern wollte, was er der Ueberlieferung war.

Ganz genau dasselbe gilt von Kyros. Gerade die Ueberlieferung über die ersten Perserkönige, wie sie bei Herodot vorliegt, ist ein typisches Beispiel, wie die Form fortwährende Anspielungen auf den Himmelsmythus und das Weltensystem erfordert. Kyros wird die Auffindungssage angedichtet, welche ursprünglich von dem Gotte der wiedererwachenden Sonne, dem Marduk-Tammuz, dem ägyptischen Osiris, gilt. Dann aber wird auf ihn und seine Nachfolger im Wesentlichen das System angewandt, welches der Götterreihe entspricht, wie sie im Thierkreis sich offenbart. Zunächst zeigt Kyros daher Mondeigenschaften, wobei er freilich mit seinem Nachfolger auch Sonneneigenschaften ausgetauscht hat, denn wir befinden uns jetzt bereits in der ... der Herrschaft des neuen Systems der vier Weltalter (Umstellung Sonntag, Montag). Typisch für seinen Mondcharakter ist wieder sein Tod, das abgeschlagene und von der Siegerin hochgehobene Haupt. Auch die Form der Erzählung vom Tode Johannes des Täufers und Herodias spielt darauf an. Von Kambyses wi... gewaltsam eine wunderbare Geschichte über seine Kunstfertigkeit i... Bogenschießen erzählt. Er entspricht in der Reihe dem Sonn... gott. Im Austausch mit dem Mondgott hat er die Melanchol... erhalten, die bei ihm so stark betont wird, und die in der That histori... zu sein scheint. Getreulich wird darum auch von ihm der Mordveri... in der Form wie bei Saul — David und Alexander — Kleitos erzä... Das Objekt muß der allzeit bereit stehende Kroisos bilden. Gerad... bei den Haaren herbeigezogen wird die Anspielung bei dem N... folger Smerdes, dem angeblichen „Magier“. Da wir uns schon ... Zeitalter des Stieres befinden, so fällt der dritte Herrscher auf ... Thierkreiszeichen der Zwillinge. Ursprünglich stellen diese nach ... lonischer Erklärung den Mond, dem sie heilig sind, und die S... (Wintersonne) dar, womit sie, wie wir sahen, den Dioskurenmythus ... körpern. Als bei Herodot die sieben Perser den „Magier“ überf... da hat dieser plötzlich einen Bruder — der in der Wirklichkeit ... nicht existirt hat — und beide vertheidigen sich: der Eine mi... Lanze, der Andere mit dem Bogen, ganz wie Saul und Jon...

wunderbar aussehenden Thaten zweifeln. Später bekannt gewordene Inschriften haben deren Geschichtlichkeit bestätigt, und zeigen, daß jene Legende die Einkleidung seiner Thaten war, die ihm der Barde auf den Leib dichten mußte, wenn er ihn als das feiern wollte, was er der Ueberlieferung war.

Ganz genau dasselbe gilt von Kyros. Gerade die Ueberlieferung über die ersten Perserkönige, wie sie bei Herodot vorliegt, ist ein typisches Beispiel, wie die Form fortwährende Anspielungen auf den Himmelsmythus und das Weltensystem erfordert. Kyros wird die Auffindungssage angedichtet, welche ursprünglich von dem Gotte der wiedererwachenden Sonne, dem Marduk-Tammuz, dem ägyptischen Osiris, gilt. Dann aber wird auf ihn und seine Nachfolger im Wesentlichen das System angewandt, welches der Götterreihe entspricht, wie sie im Thierkreis sich offenbart. Zunächst zeigt Kyros daher Mondeigenschaften, wobei er freilich mit seinem Nachfolger auch Sonneneigenschaften ausgetauscht hat, denn wir befinden uns jetzt bereits in der Zeit der Herrschaft des neuen Systems der vier Weltalter (Umstellung: Sonntag, Montag). Typisch für seinen Mondcharakter ist wieder sein Tod, das abgeschlagene und von der Siegerin hochgehobene Haupt. Auch die Form der Erzählung vom Tode Johannes des Täufers und Herodias spielt darauf an. Von Kambyses wird gewaltsam eine wunderbare Geschichte über seine Kunstfertigkeit im Bogenschießen erzählt. Er entspricht in der Reihe dem Sonnengott. Im Austausch mit dem Mondgott hat er die Melancholie erhalten, die bei ihm so stark betont wird, und die in der That historisch zu sein scheint. Getreulich wird darum auch von ihm der Mordversuch in der Form wie bei Saul — David und Alexander — Kleitos erzählt. Das Objekt muß der allzeit bereit stehende Kroisos bilden. Geradezu bei den Haaren herbeigezogen wird die Anspielung bei dem Nachfolger Smerdes, dem angeblichen „Magier". Da wir uns schon im Zeitalter des Stieres befinden, so fällt der dritte Herrscher auf das Thierkreiszeichen der Zwillinge. Ursprünglich stellen diese nach babylonischer Erklärung den Mond, dem sie heilig sind, und die Sonne (Wintersonne) dar, womit sie, wie wir sahen, den Dioskurenmythus verkörpern. Als bei Herodot die sieben Perser den „Magier" überfallen, da hat dieser plötzlich einen Bruder — der in der Wirklichkeit gar nicht existirt hat — und beide vertheidigen sich: der Eine mit der Lanze, der Andere mit dem Bogen, ganz wie Saul und Jonathan

im Liede gefeiert werden. Dabei verschwindet der Lanzenträger, ohne daß wir etwas von ihm erfahren.

Die Parallelen mit der israelitischen (und beispielsweise der römischen) Königsreihe können nur in größerem Zusammenhange ausgeführt werden. Ein hübsches Beispiel bietet uns aber gerade die Erklärung eines biblischen Räthsels. Salomo entspricht in der Reihenfolge dem Thierkreiszeichen der Waage (Nebo), sein Sohn Rehabeam also dem Skorpion. Wenn daher dieser zu dem ihm Vorstellungen machenden Volke sagt: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen", so erklärt die Anspielung auf das ihm entsprechende Sternbild die Wahl des seltenen Bildes. Von den Peitschen seines Vaters erfahren wir aber nichts. Man nimmt sie natürlich jetzt nur als den milderen Gegensatz zu dem stärkeren Züchtigungsmittel des Sohnes. Aber bei Herodot entspricht in der persischen Königsreihe dem peitschenschwingenden Salomo Xerxes, dessen ganzer Zug nach Griechenland mit all seinen Wundern eine ununterbrochene Kette von Anspielungen auf den Mythus des Weges der Sonne am Himmel ist. Dieser Xerxes läßt sein aus so wunderbaren Elementen in noch wunderbarerer Menge zusammengesetztes Heer durch ein sehr wunderliches Mittel zum Marschiren wie zum Kampfe anfeuern: durch Peitschenhiebe. Diese mögen dem Nationalstolze der Griechen viel Freude bereitet haben, der alte Orient war aber ein sehr altes Kulturland, wo man wohl Märchen erfand und erzählte, aber keine in die Wirklichkeit umsetzte. Er hat seine Kämpfe schon Jahrhunderte vorher mit organisirten Söldnerheeren geführt, zu denen das damals erst auftauchende Griechenthum schon in assyrischer Zeit seine Reisläufer stellte.

In gleicher Weise ist das „System" überall durchgeführt, wo immer ein Volk über seine Anfänge überhaupt etwas zu berichten weiß. Dieselben Stoffe müssen bei Manetho herhalten, um die ältesten ägyptischen Zeiten auszufüllen, sie waren also Ueberlieferung der ägyptischen Priesterlehre. Bei Phöniciern und Karthagern, bei Germanen, Czechen und Polen, überall begegnen dieselben Legenden am Anfang der Geschichte mit der deutlichen Erinnerung an ihren astralen Ursprung. Eine Herübernahme auf dem Wege literarischer Ueberlieferung ist bei alledem völlig ausgeschlossen, denn überall zeigt die Gestalt der Erzählung die Beeinflussung durch die nationale Eigenthümlichkeit des Volkes, und wenn man selbst die Möglichkeit einer literarischen Entlehnung in manchen Fällen a priori erwägen

[illegible] unbedingt ausgeschlossen. Ein Bei[illegible] [illegible] des Islam würde, sobald man [illegible], einfach als eine Ungeheuerlich[illegible] [illegible] die Erzählungen über Muhammed [illegible] über die ersten Zeiten des Islam [illegible] die über die römischen Könige und [illegible] seinen Annalisten kennt. Und wenn [illegible] Sekte — also ein neues Zeitalter [illegible] ersten Führern dasselbe erzählt. Es ist [illegible] in ihrer Ausführlichkeit neben einander [illegible] wie sie sich bis in die kleinsten Züge [illegible] das charakteristische Merkmal für die [illegible] wie das Unverständliche der einen Ueber[illegible] nur in der anderen erhaltenen, und dem [illegible] mehr verstandenen Zug seine Erklärung [illegible] Uebereinstimmung erklärt sich aber nur, wenn [illegible] Buch, in welchem alle diese Stoff[illegible] [illegible] verstand. Sonst hätten sie in ihrer Ver[illegible] bald völlig entarten müssen. Die Ueberlieferung [illegible] den islamischen Orient ohne Schwierigkeit feststellen [illegible] seine zweite Heimath und gerade die Stätte sein[illegible] Ausbildung auf dem Boden des alten Babyloni[illegible]. Die römische Annalistik aber hat ihre Anregung [illegible] die Technik der Legendenverwerthung von den Schr[illegible] des Hellenismus gelernt, als deren erste Vertreter wir [illegible] Historiker kennen. Besonders bedeutungsvoll ist dabei [illegible] Geschichte des Poseidonios geworden, der wohl als der [illegible] eine bewußte Darstellung im Sinne der alten orientalischen Syste[illegible] gegeben hat.

Ein Beispiel möge nur hier erwähnt sein, weil es zum eiser[illegible] Bestand der vaterländischen Geschichte gehört, und trotzdem es [illegible] Kopfschütteln denkender Schüler nicht weniger zu erregen pfleg[illegible] Xerxes' Millionenheer doch unverwüstlich ist. Der Bericht [illegible] die Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen, wie er in der Le[illegible] beschreibung des Marius bei Plutarch vorliegt, entstammt hellen[illegible] Quelle, und zwar eben diesem Poseidonios. Die „gigantischen" Cim[illegible] haben ein wunderbares Mittel gewählt, um sich im Verzweiflungsk[illegible] gegen die kleinen Römer zu behaupten: sie haben sich mit K[illegible] aneinander gefesselt! Diese Ketten gehören zum eisernen B[illegible] nicht nur germanischen Jugendstolzes, sondern auch altoriente[illegible]

könnte, so ist sie in anderen unbedingt ausgeschlossen. Ein Vergleich römischer Legende mit der des Islam würde, sobald man literarische Berührungen annähme, einfach als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, und doch zeigen die Erzählungen über Muhammed und die ersten Chalifen, sowie über die ersten Zeiten des Islam genau dieselben Stoffe, wie die über die römischen Könige und die Zeiten, die Rom nur aus seinen Annalisten kennt. Und wenn immer im Islam eine neue Sekte — also ein neues Zeitalter — aufkommt, wird von ihren ersten Führern dasselbe erzählt. Es ist nur nöthig, die Legenden in ihrer Ausführlichkeit neben einander zu stellen, um zu sehen, wie sie sich bis in die kleinsten Züge hinein entsprechen, und, was das charakteristische Merkmal für die Identität von Mythen ist, wie das Unverständliche der einen Ueberlieferung, durch einen nur in der anderen erhaltenen, und dort vielleicht auch nicht einmal mehr verstandenen Zug seine Erklärung findet. Diese genaue Uebereinstimmung erklärt sich aber nur, wenn man das große himmlische Buch, in welchem alle diese Stoffe standen, noch zu lesen verstand. Sonst hätten sie in ihrer Verschlungenheit sehr bald völlig entarten müssen. Die Ueberlieferungskette ist für den islamischen Orient ohne Schwierigkeit feststellbar. Er hat ja seine zweite Heimath und gerade die Stätte seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf dem Boden des alten Babylonien gefunden. Die römische Annalistik aber hat ihre Anregung und vor Allem die Technik der Legendenverwerthung von den Schriftstellern des Hellenismus gelernt, als deren erste Vertreter wir die Alexanderhistoriker kennen. Besonders bedeutungsvoll ist dabei die Weltgeschichte des Poseidonios geworden, der wohl als der letzte eine bewußte Darstellung im Sinne der alten orientalischen Systeme gegeben hat.

Ein Beispiel möge nur hier erwähnt sein, weil es zum eisernen Bestand der vaterländischen Geschichte gehört, und trotzdem es das Kopfschütteln denkender Schüler nicht weniger zu erregen pflegt als Xerxes' Millionenheer doch unverwüstlich ist. Der Bericht über die Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen, wie er in der Lebensbeschreibung des Marius bei Plutarch vorliegt, entstammt hellenischer Quelle, und zwar eben diesem Poseidonios. Die „gigantischen" Cimbern haben ein wunderbares Mittel gewählt, um sich im Verzweiflungskampfe gegen die kleinen Römer zu behaupten: sie haben sich mit Ketten aneinander gefesselt! Diese Ketten gehören zum eisernen Bestand nicht nur germanischen Jugendstolzes, sondern auch altorientalischer

Mythologie, in der islamischen Legende spielen sie eine gleiche Rolle. Dort giebt es eine besondere Schlacht, die nach ihnen genannt wird, weil diesmal die Perser sich damit aneinandergefesselten. Ein ander Mal sind es in Syrien die — Byzantiner gewesen, die das Gleiche gegen die Araber gethan haben. Man denke sich ein byzantinisches Heer, organisirt wie kaum ein römisches, ein Heer des einzigen Kulturstaates des frühen Mittelalters, mit Ketten aneinander gefesselt! Damit aber nicht genug: dieselben Motive, welche in den Cimbernkämpfen herhalten müssen, um die Einzelheiten zu liefern, finden sich alle dort getreulich wieder, und nachdem man sie einmal erkannt hat, entpuppen sie sich als alte Bekannte, die überall, in der Bibel und sonst im Orient, sich verwendet finden. Die Schlacht ist dreitägig und möglichst spielt ein Unwetter dabei eine Rolle, in der einen der Nächte aber erhebt der Feind ein großes Seufzen oder Geschrei, so daß die Araber dieser Nacht nach ihrer Weise den besonderen Namen der „Nacht des Geschreis" geben. Das ist typische Mondlegende, denn als drei Tage gilt der Mond unsichtbar (Neumond) und sein Wiedererscheinen wird durch großes Geschrei herbeigeführt, durch welches das ihn bedrohende Ungeheuer vertrieben wird. So besiegt in der Bibel Gideon in der Nacht mit dreigetheiltem Heer die Midianiter durch Geschrei und zerschlagene Krüge. Diese „Nacht des Geschreis" wird ebenfalls mehrfach bei dreitägiger Schlacht in der islamischen Legende verwerthet. Von den besiegten Germanen muß Catulus (Plutarch, Marius 23) einen ehernen Stier erbeuten, bei dem sie „schworen" — als ihren Gott wagt ihn selbst die Legende nicht zu bezeichnen. Das wäre an und für sich nicht weiter wunderbar, aber die Erwähnung des nicht gerade bedeutsamen Ereignisses tritt in eine eigene Beleuchtung, wenn im Zusammenhange der entsprechenden Schlachttage die islamische Legende von einem Stiere zu berichten weiß, der plötzlich gesprochen habe. Bei den römischen Annalisten achtet man auf dieses gewöhnliche Mirakel nicht weiter, aber der Islam hört von solchen Greueln sonst nicht gern. Hier hat also der Himmelsstier ein Wort mitgesprochen. Und so geht es weiter; alle die ruhmvollen „Tage" der islamischen Eroberung sind nach Motiven der altorientalischen Legende benannt, wie sie beispielsweise in der Semiramissage zusammengestellt sind, und alle findet man in der römischen Legende doppelt, drei- und vierfach verwerthet.

* * *

Das Gesammtergebniß für eine solche Betrachtung der alt[en] Ueberlieferung scheint vielleicht auf den ersten Blick niederschlagend. Das wäre zunächst kein Grund, der gegen sie sprechen würde, den[n] es ist nicht Aufgabe der Geschichtsforschung gerade erfreuliche Er[-]gebnisse zu erzielen. Bei näherem Einblick ergiebt sich aber au[ch] das gerade Gegentheil. Besonders gilt das von den biblisch[en] Nachrichten. Solange man diese außerhalb der gesammten geschicht[-]lichen Entwicklung des Orients betrachtete, mochte noch manche[s] als naive Erzählung und in den einfachsten Kulturverhältniss[en] begründete Anschauung unterlaufen. Die Thatsache, daß die En[t-]wicklung des Volkes Israel in Zeiten hoher Kulturblüthe und vi[el] Jahrhunderte langer Geschichte des Orients fällt, zwang darü[ber] anders zu urtheilen und nicht zum Vortheil der historischen Glau[b-]würdigkeit. Umgekehrt können wir jetzt, wenn wir die Sprec[h-]weise des alten Orients verstehen gelernt haben, und sehen, d[aß] diese Form Gemeingut des gesammten Orients ist, all d[as] Wunderbare und Unmögliche, das naiv märchenhafte auf [die] wahren Ursachen zurückführen, und aus der Vergleichung der übrig[en] Ueberlieferungen den Schluß ziehen, daß die zu Grunde liegen[de] Thatsache, welche in dieser märchenhaften Form berichtet w[ird,] doch geschichtlich ist. Namentlich wenn wir die Entwicklung [der] Weltanschauung über die verschiedenen Länder verfolgen, is[t] gerade der Gewinn für die israelitische Geschichte groß. [...] wenn auch nicht in den Einzelheiten, so ist doch von den gr[oßen] Grundzügen der Darstellung jetzt Vieles historisch glaubhaft, [...] eine rein logische und die berichteten Thatsachen mit unse[ren] Anschauungen beurtheilende Kritik unbedingt verwerfen m[uß.] Haben wir bisher uns bemüht, die Hebräische Sprache [der] Bibel zu verstehen, so tritt jetzt an uns die Aufgabe, [die] orientalische Darstellungsform zu würdigen. Und da[s] gilt für alle „alte Geschichte".

Das Gesammtergebniß für eine solche Betrachtung der alten Ueberlieferung scheint vielleicht auf den ersten Blick niederschlagend. Das wäre zunächst kein Grund, der gegen sie sprechen würde, denn es ist nicht Aufgabe der Geschichtsforschung gerade erfreuliche Ergebnisse zu erzielen. Bei näherem Einblick ergiebt sich aber auch das gerade Gegentheil. Besonders gilt das von den biblischen Nachrichten. Solange man diese außerhalb der gesammten geschichtlichen Entwicklung des Orients betrachtete, mochte noch mancherlei als naive Erzählung und in den einfachsten Kulturverhältnissen begründete Anschauung unterlaufen. Die Thatsache, daß die Entwicklung des Volkes Israel in Zeiten hoher Kulturblüthe und viele Jahrhunderte langer Geschichte des Orients fällt, zwang darüber anders zu urtheilen und nicht zum Vortheil der historischen Glaubwürdigkeit. Umgekehrt können wir jetzt, wenn wir die *Sprechweise* des alten Orients verstehen gelernt haben, und sehen, daß diese *Form* Gemeingut des gesammten Orients ist, all das Wunderbare und Unmögliche, das naiv märchenhafte auf seine wahren Ursachen zurückführen, und aus der Vergleichung der übrigen Ueberlieferungen den Schluß ziehen, daß die zu Grunde liegende Thatsache, welche in dieser märchenhaften Form berichtet wird, doch geschichtlich ist. Namentlich wenn wir die Entwicklung der Weltanschauung über die verschiedenen Länder verfolgen, so ist gerade der Gewinn für die israelitische Geschichte groß. Denn wenn auch nicht in den *Einzelheiten*, so ist doch von den großen Grundzügen der Darstellung jetzt Vieles historisch glaubhaft, was eine rein logische und die berichteten Thatsachen mit *unseren* Anschauungen beurtheilende Kritik unbedingt verwerfen müßte. Haben wir bisher uns bemüht, die *Hebräische* Sprache der Bibel zu verstehen, so tritt jetzt an uns die Aufgabe, die *orientalische Darstellungsform* zu würdigen. Und dasselbe gilt für alle „alte Geschichte“.

Babylon.

Von

Paul Rohrbach.

Den Lesern der „Preußischen Jahrbücher“ wird es bekannt sein, daß seit zwei Jahren „im Auftrage der Königlichen Museen in Uebereinstimmung mit der Deutschen Orientgesellschaft“ umfassende Ausgrabungen auf dem Ruinenfelde von Babylon im Gange sind, und zwar ist es das erste Mal, daß auf der Stätte, da einst die alte Hauptstadt des vorderen Asiens gestanden hat, wissenschaftliche Untersuchungen großen Stils, die diesen Namen verdienen, vorgenommen werden. In dem Augenblick, wo ich mich an die Niederschrift dieser Zeilen mache — im Hause der deutschen Expedition in Babylon —, habe ich einen einwöchentlichen Aufenthalt auf dem Arbeitsfelde selbst hinter mir, und während dieses ganzen Zeitraumes ist mir unausgesetzt die aufopferungsvolle Führung und Berathung der Herren zu Theil geworden, die zu Nutz und Frommen der Wissenschaft, wie zur Ehre des deutschen Namens das große Werk hier leiten. Namentlich dem Chef der Expedition, Herrn Dr. Robert Koldewey, gegenüber fühle ich mich aufs Höchste verpflichtet, ihm sowohl meine eigene aufrichtige Erkenntlichkeit für alles Empfangene auszusprechen, als auch noch besonders den Dank aller derer, denen dieser Bericht vor Augen kommt, für ihn in Anspruch zu nehmen. Herr Dr. Koldewey hat mich mit einer Liberalität ohne Gleichen in die Resultate seiner bisherigen Arbeit eingeführt, und seine Mittheilungen sind es, die ich hier wiedergebe und an die auch die Gedanken und Erwägungen anknüpfen, die ich aus Eigenem hinzufüge.

Bisher haben zwei überaus fragwürdige Größen die Vorstellungen betreffend Babylon durchgehends beherrscht: **Herodot** mit seinem ganzen Gefolge von Zeugen und Zeugnissen aus dem

Alterthum, und der vor nun bald fünfzig Jahren veröffentl[ichte] Stadtplan Oppert's, der als Hauptresultat der französischen Sta[ats]expedition von 1852—1854 erschien. Nach den „klassische[n] Autoren bildete die Stadt ein ungeheueres Quadrat, dessen Umfa[ng] je nach den verschiedenen Schriftstellern von 65 gegen 90 Kilome[ter] schwankt; dementsprechend brachte Oppert von seinem mehrjährig[en] Aufenthalt in Babylonien einen Plan mit, von dem er behaupte[te,] daß die Zeichnung auf den an Ort und Stelle vorhandenen u[nd] gesehenen, resp. vermessenen Ueberresten beruhe, und dessen v[er]laufende Mauerzüge sich in der That ziemlich genau mit den A[n]gaben Herodot's decken.

Daß ein solcher Nonsens fast durchweg Glauben fand und n[och] heutigen Tages in den ernsthaftesten Werken und bei gelehrten [und] ungelehrten Leuten umgeht, könnte unbegreiflich erscheinen, we[nn] wir nicht die Idee Layard's von den drei Tagereisen Umfang [von] Ninive und ihre anfängliche Aufnahme in weiten Kreisen [als] warnendes Beispiel eines ähnlichen Irrweges besäßen, und n[och] noch heute ein ganz ernsthafter Gelehrter, der französische Philo[soph] Heuvette, in einem großen, mit einem wissenschaftlichen Pr[eis] gekrönten Werke des Viermillionenheer des Xerxes vertheid[igt] hätte. Neunzig Kilometer Umfang involviren eine Fläche, auf [der] London und Paris nebeneinander Platz hätten oder auf der [man] Groß-Berlin fünf Mal unterbringen könnte — und dies Ter[rain] soll von einer Mauer umgeben gewesen sein, die so hoch war, [wie] der Thurm der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zu Berlin, u[nd so] dick, wie die Länge eines Hauses von 10—12 Fenstern F[ront].

Immerhin bin auch ich nach Babylon gekommen mit der [Vor]stellung, die Ueberbleibsel einer auch nach modernen Beg[riffen] gewaltigen Städteanlage zu finden und ich setzte der Mitthe[ilung] der hiesigen Herren, daß die nachweislich von Mauerüber[resten] umzogene Fläche noch nicht ein Vierzigstel von dem Ba[bylon] Oppert's und Herodot's einnehme, solange einen starken in[neren] Widerstand entgegen, bis ich selbst von der Höhe der Bab[ylon] herab den wirklichen Verlauf der Stadtmauer unwidersprechli[ch vor] Augen sah. Darnach ist der auf dem linken, östlichen Eu[phrat]ufer*) belegene Stadttheil annähernd ein Dreieck, dessen Seite[n] $3^1/_2$ und $5^1/_2$ Kilometer messen, wozu noch einige anscheinen[d] zum alten Stadtgebiet gehörige aber weniger umfangreiche [Reste] auf dem rechten Ufer kommen.

*) Die heutige Richtung des Flußlaufs vorausgesetzt.

Alterthum, und der vor nun bald fünfzig Jahren veröffentlichte Stadtplan Oppert's, der als Hauptresultat der französischen Staatsexpedition von 1852—1854 erschien. Nach den „klassischen" Autoren bildete die Stadt ein ungeheueres Quadrat, dessen Umfang je nach den verschiedenen Schriftstellern von 65 gegen 90 Kilometer schwankt; dementsprechend brachte Oppert von seinem mehrjährigen Aufenthalt in Babylonien einen Plan mit, von dem er behauptete, daß die Zeichnung auf den an Ort und Stelle vorhandenen und gesehenen, resp. vermessenen Ueberresten beruhe, und dessen verblüffende Mauerzüge sich in der That ziemlich genau mit den Angaben Herodot's decken.

Daß ein solcher Nonsens fast durchweg Glauben fand und noch heutigen Tages in den ernsthaftesten Werken und bei gelehrten wie ungelehrten Leuten umgeht, könnte unbegreiflich erscheinen, wenn wir nicht die Idee Layard's von den drei Tagereisen Umfang für Ninive und ihre anfängliche Aufnahme in weiten Kreisen als warnendes Beispiel eines ähnlichen Irrweges besäßen, und nicht noch heute ein ganz ernsthafter Gelehrter, der französische Philologe Hauvette, in einem großen, mit einem wissenschaftlichen Preise gekrönten Werke das Viermillionenheer des Xerxes vertheidigt hätte. Neunzig Kilometer Umfang involviren eine Fläche, auf der London und Paris nebeneinander Platz hätten oder auf der man Groß-Berlin fünf Mal unterbringen könnte — und dies Terrain soll von einer Mauer umgeben gewesen sein, die so hoch war, wie der Thurm der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zu Berlin, und so dick, wie die Länge eines Hauses von 10—12 Fenstern Front!

Immerhin bin auch ich nach Babylon gekommen mit der Vorstellung, die Ueberbleibsel einer auch nach modernen Begriffen gewaltigen Städteanlage zu finden und ich setzte der Mittheilung der hiesigen Herren, daß die nachweislich von Mauerüberresten umzogene Fläche noch nicht ein Vierzigstel von dem Babylon Oppert's und Herodot's einnehme, solange einen starken inneren Widerstand entgegen, bis ich selbst von der Höhe der Babilruine herab den wirklichen Verlauf der Stadtmauer unwidersprechlich vor Augen sah. Darnach ist der auf dem linken, östlichen Euphratufer*) belegene Stadttheil annähernd ein Dreieck, dessen Seiten $4^1/_2$, $3^1/_2$ und $5^1/_2$ Kilometer messen, wozu noch einige anscheinend auch zum alten Stadtgebiet gehörige aber weniger umfangreiche Bezirke auf dem rechten Ufer kommen.

*) Die heutige Richtung des Flußlaufs vorausgesetzt.

Ich gehe nun nach dieser gleich an die Spitze meiner Mittheilungen gestellten nothwendigen Reduzirung der Maße zur Aufstellung und Beantwortung einer Reihe von Fragen über, von denen bei der Durchforschung der Ruinen und der Verwerthung der dabei gewonnenen Resultate ausgegangen werden muß.

Die drei hauptsächlichsten sind:

1. Was ist auf dem Ruinenfelde heute noch an muthmaßlichen Ueberresten aus dem Alterthum zu sehen?
2. Was soll nach den uns überlieferten Zeugnissen, den keilinschriftlichen einheimischen, wie den griechischen, im Alterthum darauf gestanden haben?
3. Welch ein Bild ergeben die bisher zu Tage geförderten Ergebnisse der Ausgrabungen?

Die beiden letzteren Fragen werden zum Theil mit- und ineinander behandelt werden müssen.

Zunächst ad. 1: Was ist von Babylon noch vorhanden? Vor allen Dingen die Ueberreste der Stadtmauer — natürlich nicht des Herodoteisch-Oppert'schen Mauerungethüms, sondern der wirklichen Mauer von Babylon. Der erhaltene Zug der Befestigung liegt weitaus zum größten Theile auf dem linken Euphratufer und umgiebt zunächst die Babilruine in einer Ausdehnung von zusammen 1100 Metern im Norden und Osten. Von Babil wendet sich die Mauer in einem stumpfen Winkel annähernd gegen Südost und behält diese Richtung etwa 3½ Kilometer bei, bis zu einem Punkte wo sie rechtwinklig nach Südwesten umbiegt und in ziemlich gerader Linie etwa 3 Kilometer weit auf einige flache Schutthügel zuläuft, die anscheinend mit ihrer Westseite die alte Uferlinie des Euphrat markiren. Von hier an zieht sich ein etwas unregelmäßiger im Durchschnitt 600 Meter breiter Landstreifen nach Norden, der augenscheinlich das Gebiet der ost-westlichen Schwankungen des Euphratbettes in den letzten Jahrtausenden bezeichnet; hier hat das Wasser alle Spuren einstiger Bauten fortgewaschen und der Boden besteht aus frischem, meist mit Palmen bepflanztem Alluvium. Der Ostrand dieses Streifens bezeichnet wahrscheinlich den Lauf der alten Uferlinie des Euphrat in der Zeit des unversehrten Bestehens der Stadt, denn ihm entlang zieht sich in leicht geschwungenem Bogen deutlich eine über drei Kilometer lange Flucht von Trümmerhügeln und Dammresten gen Norden.

Viel schwieriger ist es, auf dem gegenüberliegenden rech[ten]
Stromufer unzweideutige Beobachtungen über den Mauerlauf z[u]
machen. Vorhanden gewesen ist auch hier etwas, aber mit erhe[b-]
licher Wahrscheinlichkeit ist nur eine gegen Westsüdwest gerich[tete]
an ihren beiden Enden hakenförmig gegen die linksufrige Sta[dt-]
masse zu umgebogene Front von länglichen Erhebungen a[n]
der Südhälfte des Gesammtweichbildes als einstige Mauer a[n-]
zusehen. Wenn zwischen dem Punkte, wo diese Ueberbleib[sel]
nicht mehr weiter verfolgt werden können und der Stelle, [wo]
wir im Norden im Anschluß an den Babilhügel den jetzigen Beg[inn]
der linksufrigen Mauerreste fanden, früher ein Zusammenhang [be-]
standen hat, so fiele er jedenfalls zum größten Theil in die Z[one]
des Flußbettwechsels, und es wären daher von vornherein we[nig]
Ueberbleibsel zu erwarten. Möglicherweise bezeichnet aber auch e[in]
ungefähr in der Mitte zwischen Babil und den oben erwähnt[en]
Wallspuren im Süden befindlicher Hügelstreifen auf dem rech[ten]
Ufer noch einen letzten Rest dieser im Uebrigen fortgewaschen[en]
Verbindung.

Mißt man nun unter der zuletzt erwähnten Voraussetzu[ng]
oder auch einfach von den letzten mit Wahrscheinlichkeit zu [er-]
kennenden Mauerspuren an der alten Euphrat-Uferlinie folg[end]
den ganzen Umfang dieser Umwallung ab, so ergiebt sich in be[iden]
Fällen eine Länge von etwas über 15 Kilometern, was auf Be[rlin]
übertragen, eine Linie ergäbe, die, in sich selbst zurücklauf[end]
folgende Punkte verbände: Belle-Allianceplatz — Kranken[haus]
Bethanien — Schlesischer Bahnhof — Friedrichshain — Sten[...]
Bahnhof — Lehrter Bahnhof — Großer Stern — Wittenberg[platz]
— Nollendorfplatz und von dort zum Belle-Allianceplatz zu[rück].
Damit wäre Babylon nach antiken Begriffen bereits eine fabe[lhaft]
große Stadt gewesen. Thatsächlich giebt es nun eine Grö[ßen-]
angabe für Babylon aus dem Alterthum, bei der man kaum u[m-]
kann, für sie mit den durch die heutige Nachmessung ermitt[elten]
Maßen des Mauerumfangs einen nahen Zusammenhang anzuneh[men].
Es heißt nämlich bei Curtius Rufus (V 1, 27), als Alexand[er]
Große Babylon einnahm, sei nur noch ein Raum von 90 Sta[dien]
Umfang bewohnt gewesen; der übrige Theil habe den Einwo[hnern]
als Ackerland gedient. Neunzig Stadien machen aber fast bis a[uf]
Meter genau dieselbe Länge aus, die man bei der Me[ssung]
des heute noch erhaltenen Mauerzuges unter geradli[niger]
Ergänzung der dazwischen verschwundenen Stücke fi[ndet].

Viel schwieriger ist es, auf dem gegenüberliegenden rechten Stromufer unzweideutige Beobachtungen über den Mauerlauf zu machen. Vorhanden gewesen ist auch hier etwas, aber mit erheblicher Wahrscheinlichkeit ist nur eine gegen Westsüdwest gerichtete, an ihren beiden Enden hakenförmig gegen die linksufrige Stadtmasse zu umgebogene Front von länglichen Erhebungen auf der Südhälfte des Gesammtweichbildes als einstige Mauer aufzufassen. Wenn zwischen dem Punkte, wo diese Ueberbleibsel nicht mehr weiter verfolgt werden können und der Stelle, wo wir im Norden im Anschluß an den Babilhügel den jetzigen Beginn der linksufrigen Mauerreste fanden, früher ein Zusammenhang bestanden hat, so fiele er jedenfalls zum größten Theil in die Zone des Flußbettwechsels, und es wären daher von vornherein wenig Ueberbleibsel zu erwarten. Möglicherweise bezeichnet aber auch ein ungefähr in der Mitte zwischen Babil und den oben erwähnten Wallspuren im Süden befindlicher Hügelstreifen auf dem rechten Ufer noch einen letzten Rest dieser im Uebrigen fortgewaschenen Verbindung.

Mißt man nun unter der zuletzt erwähnten Voraussetzung, oder auch einfach von den letzten mit Wahrscheinlichkeit zu erkennenden Mauerspuren an der alten Euphrat-Uferlinie folgend, den ganzen Umfang dieser Umwallung ab, so ergiebt sich in beiden Fällen eine Länge von etwas über 15 Kilometern, was auf Berlin übertragen, eine Linie ergäbe, die, in sich selbst zurücklaufend, folgende Punkte verbände: Belle-Allianceplatz — Krankenhaus Bethanien — Schlesischer Bahnhof — Friedrichshain — Stettiner Bahnhof — Lehrter Bahnhof — Großer Stern — Wittenbergplatz — Nollendorfplatz und von dort zum Belle-Allianceplatz zurück. Damit wäre Babylon nach antiken Begriffen bereits eine fabelhaft große Stadt gewesen. Thatsächlich giebt es nun eine Größenangabe für Babylon aus dem Alterthum, bei der man kaum umhin kann, für sie mit den durch die heutige Nachmessung ermittelten Maßen des Mauerumfangs einen nahen Zusammenhang anzunehmen. Es heißt nämlich bei Curtius Rufus (V 1, 27), als Alexander der Große Babylon einnahm, sei nur noch ein Raum von 90 Stadien Umfang bewohnt gewesen; der übrige Theil habe den Einwohnern als Ackerland gedient. Neunzig Stadien machen aber fast bis auf den Meter genau dieselbe Länge aus, die man bei der Messung des heute noch erhaltenen Mauerzuges unter geradliniger Ergänzung der dazwischen verschwundenen Stücke findet!

Schwerlich ist eine so frappante Uebereinstimmung zufällig. Als Alexander und seine Begleiter Babylon sahen, wunderten sie sich natürlich einigermaßen über den doch gar zu großen Unterschied zwischen den Angaben Herodot's und der Wirklichkeit; wenn sie aber etwa zu der Annahme gelangten, das Ackerland, das zu ihrer Zeit die Stadt in ihrem damaligen Umfange umgab, sei früher, d. h. noch vor vier bis fünf Menschenaltern zur Zeit Herodot's, auf gewaltige Entfernungen hin mit Häusern bebaut und ummauert gewesen, so war das eine große Täuschung. Man darf nicht vergessen, daß Babylon nach Herodot mehr als vierzig Mal so groß gewesen sein soll, als das Babylon, welches Alexander vorfand und das ihn doch, wie bezeugt ist, mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Wenn man solche Absurditäten ruhig bis ans Ende durchdenkt, so kommt man ganz von selber dazu, sie als überhaupt nicht mehr diskutabel anzusehen. Welche Umstände sollten überdies einen so reißenden oder überhaupt nur einen merklichen Rückgang Babylons während der persischen Epoche veranlaßt haben? War es unter Nebukadnezar die Hauptstadt des unteren Asiens geworden, so wurde es seit Kyros eine Residenz von Herrschern, die ein viermal größeres Reich besaßen, als die Babylonierkönige auf der Höhe ihrer Macht; Handelsverkehr und Menschenzufluß werden sich in der Weltstadt am Euphrat eher vermehrt als vermindert haben, nachdem die Länder vom Indus bis ans Mittelmeer ein zusammenhängendes Herrschafts- und Verkehrsgebiet geworden waren, und vollends daß Alexander Babylon zur Reichshauptstadt machte, deutet auf alles Andere eher hin, als darauf, daß es ein zum winzigen Bruchtheil früherer Größe zusammengeschrumpfter, im Niedergange begriffener Platz war. Wunderbar ist an dieser ganzen Sache nichts weiter, als daß sich bis auf den heutigen Tag so ziemlich die ganze Welt von Phantasieangaben und Phantasiezeichnungen hat gefangen nehmen lassen, die keine Viertelstunde ernsthafter Prüfung an der Hand geometrischer wie historischer Kritik vertragen.

Indem wir uns nunmehr den einzelnen Trümmerbergen im Stadtgebiet zuwenden, die eine besondere kurze Charakterisirung erfordern, können wir zunächst sowohl Alles auf dem rechten Euphratufer als auch die große Ostecke der linksufrigen Stadt von der Betrachtung ausscheiden, weil sich hier gar keine Ueberreste von irgend erkennbarer Bedeutung finden. Es verbleiben die ganz isolirte Babilruine im Norden und ein breiter Zug von Schutt-

anhäufungen im Zentrum der Stadt, der, diagonal durch das alte
Weichbild nach Süden verlaufend, mit seinen bedeutendsten,
massivsten Erhebungen ganz nahe an der muthmaßlichen alten Ufer
linie des Euphrat bleibt. In dieser Gruppe sind die beiden be
deutendsten Hügel, der „Kasr" (Schloß) und „Amran ibn Ali";
weiter nach Osten fällt noch durch seine relative Steilheit und Hö
der (röthlich gefärbte) „Homera" auf, der aber einen viel geringere
Umfang besitzt, als jene beiden erstgenannten. Um wiederum eine
Vergleich mit bekannten Größen zu geben, möge Folgendes be
merkt sein: Auf der — geebnet gedachten — Oberfläche des im
Durchschnitt 14 bis 15 Meter hohen Kasr hätten nebeneinande
Platz das Berliner Schloß mit Schloßplatz, Schloßfreiheit und Lust
garten, der Dom und das Alte Museum, dazu ein Umgang rin
herum breiter als die Schloßbrücke; auf Babil könnte man Schlo
und Reichstag nebeneinander stellen; Amran ibn Ali hält zwisch
beiden die Mitte und Homera, der kleinste Hügel, repräsentirt un
gefähr die Masse des Polizeipräsidiums. Am höchsten ist Babil
gegen 30 Meter. Aufrecht sichtbar standen an altem Mauerwe
in Babylon vor Beginn der Ausgrabungen nur eine große, n
Mörtel gemauerte Pfeilermasse aus gelbgebrannten Ziegeln mit
im Kasr und ein Stück Mauer aus bloß lufttrockenen Ziegeln, d
wohl erst kürzlich bloßgelegt war, auf Babil; sonst war nirger
auf den Hügeln etwas Anderes zu sehen, als Ziegelschutt v
gröbsten bis zum feinsten Korn, Trümmerstücke von Basalt u
Kalksteine und endlich sehr viele Scherben von Thongeräth
verschiedenen Zeiten. Auch oberflächliche Grabungen führten
nächst durch nichts weiter, als den massenhaften Schutt, der d
rührte, daß die soliden Ziegelmauern seit undenklichen Zeiten
der Gewinnung des schätzbaren Materials willen abgebaut und
tief in die Fundamente hinein ausgeraubt worden waren; der d
sich ergebende Bruch blieb natürlich liegen und häufte sich schlie
zu solchen Massen an, daß die Ziegelräuber nicht mehr zu
letzten Ueberbleibseln der darunter begrabenen Mauern in der
vordringen konnten. Um die Art der babylonischen Ruine
verstehen, muß man sich schließlich noch vorstellen, daß die
als solche nicht zerstört, sondern allmählich verlassen worde
52 v. Chr. erscheint sie in einem der inneren Kriege des parth
Reichs noch als ein stark befestigter Platz; Plinius sagt 100
später bereits: ad solitudinem rediit, und Lucian meint, es
wohl nicht mehr lange dauern, so würde man selbst über d

anhäufungen im Zentrum der Stadt, der, diagonal durch das alte Weichbild nach Süden verlaufend, mit seinen bedeutendsten, massivsten Erhebungen ganz nahe an der muthmaßlichen alten Uferlinie des Euphrat bleibt. In dieser Gruppe sind die beiden bedeutendsten Hügel, der „Kasr" (Schloß) und „Amran ibn Ali"; weiter nach Osten fällt noch durch seine relative Steilheit und Höhe der (röthlich gefärbte) „Homera" auf, der aber einen viel geringeren Umfang besitzt, als jene beiden erstgenannten. Um wiederum einen Vergleich mit bekannten Größen zu geben, möge Folgendes bemerkt sein: Auf der — geebnet gedachten — Oberfläche des im Durchschnitt 14 bis 15 Meter hohen Kasr hätten nebeneinander Platz das Berliner Schloß mit Schloßplatz, Schloßfreiheit und Lustgarten, der Dom und das Alte Museum, dazu ein Umgang rings herum breiter als die Schloßbrücke; auf Babil könnte man Schloß und Reichstag nebeneinander stellen; Amran ibn Ali hält zwischen beiden die Mitte und Homera, der kleinste Hügel, repräsentirt ungefähr die Masse des Polizeipräsidiums. Am höchsten ist Babil — gegen 30 Meter. Aufrecht sichtbar standen an altem Mauerwerk in Babylon vor Beginn der Ausgrabungen nur eine große, mit Mörtel gemauerte Pfeilermasse aus gelbgebrannten Ziegeln mitten im Kasr und ein Stück Mauer aus bloß lufttrockenen Ziegeln, das wohl erst kürzlich bloßgelegt war, auf Babil; sonst war nirgends auf den Hügeln etwas Anderes zu sehen, als Ziegelschutt vom gröbsten bis zum feinsten Korn, Trümmerstücke von Basalt und Kalksteine und endlich sehr viele Scherben von Thongeräth aus verschiedenen Zeiten. Auch oberflächliche Grabungen führten zunächst durch nichts weiter, als den massenhaften Schutt, der daher rührte, daß die soliden Ziegelmauern seit undenklichen Zeiten um der Gewinnung des schätzbaren Materials willen abgebaut und bis tief in die Fundamente hinein ausgeraubt worden waren; der dabei sich ergebende Bruch blieb natürlich liegen und häufte sich schließlich zu solchen Massen an, daß die Ziegelräuber nicht mehr zu den letzten Ueberbleibseln der darunter begrabenen Mauern in der Tiefe vordringen konnten. Um die Art der babylonischen Ruinen zu verstehen, muß man sich schließlich noch vorstellen, daß die Stadt als solche nicht zerstört, sondern allmählich verlassen worden ist; 52 v. Chr. erscheint sie in einem der inneren Kriege des parthischen Reichs noch als ein stark befestigter Platz; Plinius sagt 100 Jahre später bereits: ad solitudinem rediit, und Lucian meint, es würde wohl nicht mehr lange dauern, so würde man selbst über den Ort,

wo sie gestanden habe, ebenso im Unklaren sein, wie bei Ninive. Diesem Gang der Dinge entsprechend durfte man bei den Ausgrabungen von vornherein nur darauf rechnen, einerseits den Bauplan der einzelnen architektonischen Anlagen, die Lage der wichtigsten Bauwerke und bis zu einem gewissen Grade ein Gesammtbild der Stadt zu erhalten, andererseits die „Funde“ im engeren Sinne auf Gegenstände beschränkt zu sehen, die bei der allmählichen Verödung den fortziehenden Bewohnern nicht werthvoll genug zum Mitnehmen erschienen waren.

Wissenschaftlich untersucht waren die Ruinen von Babylon bis auf die jetzige deutsche Expedition noch nicht, wenn man von den Vermessungsarbeiten und wenig umfangreichen Nachforschungen im Terrain seitens der Franzosen um die Mitte des Jahrhunderts absieht. Layard, Rawlinson, Smith und Rassam haben für das Britische Museum im Stadgebiet gegraben oder vielmehr meist nur graben lassen, aber im Wesentlichen waren diese Unternehmungen doch wenig mehr, als gelegentliche, ohne leitende Prinzipien vorgenommene Umwühlungen des Bodens an den Stellen, wo man etwas zu „finden“ hoffte.

Gehen wir jetzt zu den alten Nachrichten über die Bauten, die Babylon besessen hat, und zu der Frage, ob sie, resp. welche von ihnen sich mit den heutigen Ruinen identifiziren lassen, über. Grundlegend hierfür ist zunächst die große sogenannte „Steinplatteninschrift“ Nebukadnezar's in London, in der uns der König die Hauptmasse seiner Bauten in Babylon vorführt. Nach ihrer Lektüre wird man — wie es bisher scheint, mit Recht — alsbald annehmen, daß sich außer Nebukadnezars Bauten gar keine oder nur spärliche Ueberreste auf dem Boden Babylons finden werden, abgesehen höchstens von alten Tempelfundamenten und einigem Mauerwerk des Vaters und Vorgängers Nebukadnezar's, Nabopolassar.

Ich schicke nunmehr, bevor ich weiter gehe, voraus, daß die Grabung, in Verbindung mit der Neuinterpretation der einschlägigen Keilschrift-Textstellen, bisher folgende als sicher zu bezeichnende Resultate ergeben hat: 1. Das Kasr enthält die Ueberreste des Hauptpalastes Nebukadnezars; die ganze Anlage selbst ist eine Zitadelle und identisch mit dem in den babylonischen Texten öfters als ein Theil von Babylon erwähnten Schu-ana. Hierher ging am Neujahrs- (Zakmuku-) Feste die große Festprozession Marduk's, an welcher der Herrscher, wollte er nicht das Recht auf den Titel eines „Königs von Babylon“ verlieren, alljährlich theilnehmen

mußte. 2. In Amran ibn Ali steckt jedenfalls der Haupttempel von Babylon, Esagila; ob noch außerdem etwas, resp. was, läßt sich noch nicht sagen. 3. Die berühmte Prozessionsstraße Ai ibur schabu, „die Straße Babylons“, lief von Esagila nach der Zitadelle Schu-ana; ihr Gesammtverlauf ist noch nicht festgestellt, aber Reste von ihr sind sowohl auf der großen Ostmauer des Kasr, als auch zwischen diesem und Amran ibn Ali nachgewiesen. 4. „Imgur Bel“ (Bels Erbarmen) und „Nimitti Bel“ (Bels Gründung), die großen „Durani“ von Babylon, sind nicht, was bisher für den Eckstein der Topographie Babylons galt, die (angeblich ja konzentrisch-quadratischen) Stadtmauern, sondern zwei, ihrem Wesen nach noch nicht recht aufgeklärte Bollwerke der Zitadelle. 5. Endlich ist das „Babylon“ der Nebukadnezarinschriften in erster Linie überhaupt nicht die Stadt, sondern die Akropolis, der befestigte Palast- und Burgkomplex, der in dem heute sogenannten Kasr enthalten war; „Esagila“ und „Babylon“ werden als zwei korrespondirende Größen behandelt.

Im Einzelnen, und vielfach auch noch in Fragen, die für die Topographie grundlegend sind, steht das Resultat der Grabung noch aus, wie das bei dem gewaltigen Umfange des Kasr und vollends des ganzen Ruinengebietes auch garnicht anders möglich ist.

Eines der Probleme, die noch zu lösen sind, geben uns die griechischen Schriftsteller mit ihrer positiven, öfters wiederholten Behauptung auf, Babylon habe zwei, durch den Euphrat von einander getrennte Akropolen resp. Königsburgen (βασίλεια) gehabt. Am sichersten wird das durch die bei Arrian (VII 25) und Plutarch (Alex. 74) erhaltenen Bruchstücke des Königlichen Journals (ἐφημερίδες) bezeugt, in denen die Krankheitsgeschichte Alexanders erzählt wird. Darnach hat der König bis zum 18. des Monats Daisios in dem einen der beiden Schlösser verweilt, am Abend dieses Tages aber sich in das „jenseitige Schloß“ (τὰ πέραν βασίλεια) übersetzen lassen. Diese zweite Residenz besaß einen Garten und in demselben eine Badeanlage, hier weilte Alexander vom 18. bis zum 24. Daisios. Dann ließ er sich in das Schloß selber bringen und verschied am dritten Tage. Vergleichen wir diese Erzählung mit der Angabe des Berosos, Nebukadnezar habe einen neuen Königspalast gebaut, der mit dem alten seines Vaters Nabopolassar in Verbindung stand und von Gartenanlagen umgeben gewesen sei, so ist es das Wahrscheinlichste, daß Alexander im Kasr gestorben ist. Erstens ist daran, daß der von Berosos gemeinte Nebukadnezarpalast hier

mußte. 2. In Amran ibn Ali steckt jedenfalls der Haupttempel von Babylon, Esagila; ob noch außerdem etwas, resp. was, läßt sich noch nicht sagen. 3. Die berühmte Prozessionsstraße Ai-ibur-schabu, „die Straße Babylons“, lief von Esagila nach der Zitadelle Schu-ana; ihr Gesammtverlauf ist noch nicht festgestellt, aber Reste von ihr sind sowohl auf der großen Ostmauer des Kasr, als auch zwischen diesem und Amran ibn Ali nachgewiesen. 4. „Imgur Bel“ (Bels Erbarmen) und „Nimitti Bel“ (Bels Gründung), die großen „Durani“ von Babylon, sind nicht, was bisher für den Eckstein der Topographie Babylons galt, die (angeblich ja konzentrisch-quadratischen) Stadtmauern, sondern zwei, ihrem Wesen nach noch nicht recht aufgeklärte Bollwerke der Zitadelle. 5. Endlich ist das „Babylon“ der Nebukadnezarinschriften in erster Linie überhaupt nicht die Stadt, sondern die Akropolis, der befestigte Palast- und Burgkomplex, der in dem heute sogenannten Kasr enthalten war; „Esagila“ und „Babylon“ werden als zwei korrespondirende Größen behandelt.

Im Einzelnen, und vielfach auch noch in Fragen, die für die Topographie grundlegend sind, steht das Resultat der Grabung noch aus, wie das bei dem gewaltigen Umfange des Kasr und vollends des ganzen Ruinengebietes auch garnicht anders möglich ist.

Eines der Probleme, die noch zu lösen sind, geben uns die griechischen Schriftsteller mit ihrer positiven, öfters wiederholten Behauptung auf, Babylon habe zwei, durch den Euphrat von einander getrennte Akropolen resp. Königsburgen (βασίλεια) gehabt. Am sichersten wird das durch die bei Arrian (VII 25) und Plutarch (Alex. 74) erhaltenen Bruchstücke des Königlichen Journals (βασίλειοι ἐφημερίδες) bezeugt, in denen die Krankheitsgeschichte Alexanders erzählt wird. Darnach hat der König bis zum 18. des Monats Daisios in dem einen der beiden Schlösser verweilt, am Abend dieses Tages aber sich in das „jenseitige Schloß“ (τὰ πέραν βασίλεια) übersetzen lassen. Diese zweite Residenz besaß einen Garten und in demselben stand eine Badeanlage, hier weilte Alexander vom 18. bis zum 24. Daisios. Dann ließ er sich in das Schloß selber bringen und verschied am dritten Tage. Vergleichen wir diese Erzählung mit der Angabe des Berosos, Nebukadnezar habe einen neuen Königspalast gebaut, der mit dem alten seines Vaters Nabopolassar in Verbindung stand und von Gartenanlagen umgeben gewesen sei, so ist es das Wahrscheinlichste, daß Alexander im Kasr gestorben ist. Erstens kann daran, daß der von Berosos gemeinte Nebukadnezarpalast hier ge-

standen hat, nicht der geringste Zweifel obwalten, sobald man Berosos selbst, die „Steinplatteninschrift" und die Ergebnisse der Grabung mit einander vergleicht, und zweitens wird man aus der Angabe, daß Alexander sich von der jenseitigen Residenz in den Garten bringen läßt und 5—6 Tage in ihm verweilt, zu folgern haben, daß eine solche Anlage (παράδεισος) gerade diesem von Nebukadnezar erbauten Schlosse eigenthümlich gewesen ist. Nun ist aber die Schwierigkeit gegenüber dieser nicht zu bezweifelnden Mittheilung von den zwei Palästen auf verschiedenen Ufern des Euphrat die, daß ja nach dem heutigen Befunde auf dem rechten Ufer schlechterdings keine Ueberreste von nennenswerthen Bauten vorhanden sind. Abgesehen von den, zum Theil wie gesagt noch etwas fraglichen, Mauerzügen ist die regio trans Euphraten völlig flach und man wird daher annehmen müssen, daß hier nur leicht vergängliche Privatgebäude gestanden haben. Solides Ziegelmauerwerk verschwindet nicht spurlos, und selbst wenn die Ziegel fortgebracht werden, bleibt der für die babylonischen Ruinen charakteristische Raubschutt liegen.

Nun wird von Alexander erzählt, er habe sich zu Beginn seiner Krankheit noch jeden Morgen in ein Heiligthum bringen lassen, um zu opfern „der täglichen Vorschrift entsprechend" (ὡς νόμος ἐφ' ἑκάστῃ ἡμέρᾳ). Damit kann nur das große tägliche Staatsopfer des Königs gemeint sein, und wir werden somit für den anfänglichen Aufenthalt des erkrankten Herrschers in die nächste Nähe des Reichstempels von Babylon, Esagila, gewiesen, das, wie wir durch die Grabung wissen, im Hügel Amran ibn Ali steckt. Bemerkenswerther Weise nennt Kleitarchos außer der „Akropolis" noch eine „Bel-Residenz" (Βήλου βασίλεια) in Babylon; darnach wäre die Vermuthung gestattet, daß sich — vielleicht erst in der Zeit nach Nebukadnezar — in dem Tempelbezirk von Esagila gleichfalls ein königliches Schloß befand. Amran ibn Ali ist nicht viel kleiner, als das Kasr, und gegen Süden hängt an ihm noch ein ausgedehnter Ruinenzug; jedenfalls hat in dem Haupthügel allein außer einem Tempel von bedeutenden Maßen auch noch ein großer Palast Platz. Damit hätten wir die beiden Residenzen — bloß daß sie, wenigstens gegenwärtig, beide auf ein und demselben (linken) Euphratufer liegen. Daß der Fluß selber jemals zwischen Kasr und Amran ibn Ali hindurchgeflossen ist, kann nach der Beschaffenheit des Terrains nur als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden. Dagegen scheint es nach dem Ergebniß einiger gerade jetzt vollendeter sog. „Suchgräben", die bis aufs Grundwasser hinabgeführt wurden,

daß jene beiden Plätze „Babylon" und Esagila — früher durch eine breite Wasserfläche von einander getrennt waren, doch sind die endgültigen Nachforschungen in Betreff dieses vermutheten Wassers und seiner Ausdehnung noch im Gange. Wahrscheinlich ist es auf jeden Fall, daß „Babylon" auf mehreren Seiten von Wasser umgeben war, denn erstens wissen wir, daß zu der Mardukprozession am Neujahrsfest, die von Esagila aus hinüberging, auch ein Schiff gehörte, und außerdem schreibt Nebukadnezar in seiner mehrfach erwähnten großen Inschrift selbst: „Damit der Feind . . . . die Seiten von Babylon nicht bedränge, umgab ich das Land wie mit dem Wogenschwall der Meere mit mächtigen Fluthen. Ihr Uebergang war wie der Uebergang des großen Meeres." Mußte man aber zu Schiff von einem Ort zum andern, so erklärt sich die Nachricht, die Schlösser ständen auf verschiedenen Ufern des Flusses, ohne allzugroße Schwierigkeit. Lassen wir indeß auch hier der Grabung das letzte Wort.

Vielleicht ist einer oder der andere Leser bereits etwas un geduldig geworden: wo ist denn der Thurm von Babel und wo sind die hängenden Gärten der Semiramis? Zunächst sei dem gegenüber bemerkt, daß die Expedition erst zwei Jahre an Ort und Stelle ist, und daß ihr Auftrag dahin lautet: Das Kasr auszugraben und im Stadtgebiet von Babylon Untersuchungen anzustellen. Die erstere Aufgabe geht instruktionsmäßig zunächst vor und wird für sich allein noch Jahre in Anspruch nehmen die zweite kann demnach bei den vorhandenen Mitteln nur gan allmählich einem vorläufigen Abschluß entgegengeführt werden Vielleicht ist der Hügel Babil die Ruine der sog. Hängende Gärten, vielleicht stand die Sikkurat (Terrassen- oder Stufen thurm) Etemenanki beim Marduktempel in Esagila; vielleicht i es aber auch ganz anders. Nach dem, was von der inner Struktur Babils gegenwärtig unter der immensen Schuttdecke erkennen ist, könnte es ebenfalls eine Sikkurat gewesen sein, u bei Amram ibn Ali wäre seine relativ geringe Höhe — etwa des Kasr — etwas auffallend, falls er wirklich auch die Trümm von Etemenanki enthalten sollte.

Soviel über Babylon, wie es war und wie es ist. Zum Sch noch Einiges von den Ausgrabungen selbst, von ihrem ge wärtigen Objekt, ihren Resultaten und Prinzipien. Vor a Dingen: Die Arbeiten in Babylon sind keine „Au grabung"! Die Aufgabe der Expedition geht nicht dahin,

daß jene beiden Plätze „Babylon“ und Esagila — früher durch eine breite Wasserfläche von einander getrennt waren, doch sind die endgültigen Nachforschungen in Betreff dieses vermutheten Wassers und seiner Ausdehnung noch im Gange. Wahrscheinlich ist es auf jeden Fall, daß „Babylon“ auf mehreren Seiten von Wasser umgeben war, denn erstens wissen wir, daß zu der Mardukprozession am Neujahrsfest, die von Esagila aus hinüberging, auch ein Schiff gehörte, und außerdem schreibt Nebukadnezar in seiner mehrfach erwähnten großen Inschrift selbst: „Damit der Feind .... die Seiten von Babylon nicht bedränge, umgab ich das Land wie mit dem Wogenschwall der Meere mit mächtigen Fluthen. Ihr Uebergang war wie der Uebergang des großen Meeres.“ Mußte man aber zu Schiff von einem Ort zum andern, so erklärt sich die Nachricht, die Schlösser ständen auf verschiedenen Ufern des Flusses, ohne allzugroße Schwierigkeit. Lassen wir indeß auch hier der Grabung das letzte Wort.

Vielleicht ist einer oder der andere Leser bereits etwas ungeduldig geworden: wo ist denn der Thurm von Babel und wo sind die hängenden Gärten der Semiramis? Zunächst sei demgegenüber bemerkt, daß die Expedition erst zwei Jahre an Ort und Stelle ist, und daß ihr Auftrag dahin lautet: Das Kasr auszugraben und im Stadtgebiet von Babylon Untersuchungen anzustellen. Die erstere Aufgabe geht instruktionsmäßig zunächst vor und wird für sich allein noch Jahre in Anspruch nehmen; die zweite kann demnach bei den vorhandenen Mitteln nur ganz allmählich einem vorläufigen Abschluß entgegengeführt werden. Vielleicht ist der Hügel Babil die Ruine der sog. Hängenden Gärten, vielleicht stand die Sikkurat (Terrassen- oder Stufenthurm) Etemenanki beim Marduktempel in Esagila; vielleicht ist es aber auch ganz anders. Nach dem, was von der inneren Struktur Babils gegenwärtig unter der immensen Schuttdecke zu erkennen ist, könnte es ebenfalls eine Sikkurat gewesen sein, und bei Amram ibn Ali wäre seine relativ geringe Höhe — etwa die des Kasr — etwas auffallend, falls er wirklich auch die Trümmer von Etemenanki enthalten sollte.

Soviel über Babylon, wie es war und wie es ist. Zum Schluß noch Einiges von den Ausgrabungen selbst, von ihrem gegenwärtigen Objekt, ihren Resultaten und Prinzipien. Vor allen Dingen: Die Arbeiten in Babylon sind keine „Fundgrabung“! Die Aufgabe der Expedition geht nicht dahin, dem

Boden Babylons möglichst viele Inschriften, Keilschrifttäfelchen, Siegelzylinder, Skulpturen u. dergl. zu entreißen, sondern erstens den *Nebukadnezarpalast* auszugraben und zweitens die *topographischen Fragen* im Stadtgebiet nach Möglichkeit der Lösung entgegenzuführen. Was erstrebt wird, ist nicht eine Bereicherung der Museen, sondern eine Anschauung der Kultur des babylonischen Reiches. Natürlich sind Einzelfunde hierzu nicht werthlos, aber für sich allein können sie auch in noch so großer Reichhaltigkeit niemals ein so geschlossenes und einheitliches Bild ergeben, wie z. B. eine große Palast-, Tempel- oder Festungsanlage. Man stelle sich vor, daß ferne Generationen einst mit dem Spaten nach den Ueberresten unserer heutigen Kultur im Schutt von Berlin forschen. Was würde sie in ihrer Erkenntniß weiter bringen: Einige hundert über das ganze Stadtgebiet hin aufgelesene Detailfunde oder eine Ausgrabung sagen wir des Reichstagshauses, die die annähernde Rekonstruktion dieses Gebäudes ermöglichte? Gelänge es nun dazu noch, ein Bild von der einstigen Ausdehnung Berlins, der Anordnung und Beschaffenheit seiner vorzüglichsten Paläste und öffentlichen Gebäude, seiner Straßen, Plätze, Kanalisation u.s.w. zu gewinnen, so würde doch ein unvergleichlich viel sicherer Umriß der Kultur Deutschlands im zwanzigsten Jahrhundert vor jenen fernen Generationen auftauchen, als wenn sie die Säle ihrer Museen mit tausend Einzelerzeugnissen unserer künstlerischen, gewerblichen und sonstigen Thätigkeit vollpfropften, die alle zusammen doch nicht eher recht gewürdigt und verstanden werden können, als bis man den festen Rahmen, die Städte und Wohnungen kennt, in die sie hineingehören.

Beide Arten der Spatenforschung: *Fundgrabung* und *topographische Grabung*, erfordern aber eine verschiedene Methode. Mit einiger Uebung und Erfahrung ist es nicht allzuschwer, zumal mit Hilfe der Eingeborenen, sog. „Nester“ aufzustöbern, aus denen dann Tabletten u. dgl. in Menge hervorkommen, aber für das Städtebild ergiebt ein derartiger Raubbau garnichts. Der augenfällige Beweis dafür liegt ja darin, daß in demselben Jahrhundert, welches von den ersten Forschungen in Babylon bis auf die jetzige deutsche Expedition verfloß und während dessen nur nach *beweglichen* „Funden“ gesucht wurde, fortgesetzt die wilden Mauerungetüme Herodot-Opperts in den Büchern über Assyriologie wie in den populären Darstellungen umherspukten — Gebilde, die vor der nüchternen topographischen Untersuchung mit dem

Spaten, wie sie jetzt im Gange ist, alsbald in Nichts zerflo
wären. „Also wird in Babylon garnichts gefunden?“ könnte jet
einer fragen! Gemach — „*gefunden*“ wird sehr viel, a
man muß transportable und nicht transportable Funde unte
scheiden. Auch was die ersteren betrifft, sind die Resultate bis
nicht übel, und sie werden voraussichtlich, sobald die Grabung fo
schreitet, noch bedeutender werden. Anzeichen dafür sind vorhand
aber auch Gründe, voreilige Auslassungen über diesen Punkt u
überhaupt das ganze Fundthema zu vermeiden. Ist es aber ni
auch ein Fund, und zwar einer der viele hundert Objekte „zu
Fortbringen“ aufwiegt, wenn gleich das erste Jahr der Grabung d
große Straße der Mardukprozession — Aiburschabu — und da
den Hauptschlüssel zum Verständniß der ganzen Stadtanlage of
legt? Man kann getrost behaupten, daß vor der Beseitigung d
falschen Mauerbildes eine richtige Anschauung der babylonisch
Kultur unmöglich war; es ist ein Unterschied ums Ganze,
Babylon anderthalb mal so groß war wie London, oder ob es
groß war wie das zentrale Drittel von Berlin; je nachdem, ob e
oder das andere richtig war, ergab sich für den denkenden Hister
ein total verschiedenes Bild des Zeitalters — wenn auch in d
einen Falle ein schlechterdings unmögliches.

Nach den bisherigen Ergebnissen ist anzunehmen, daß n
nur die Kasr-Zitadelle sammt ihren Palästen und Festungswer
ferner nicht nur Esagila mit seiner Umgebung, sondern alle gr
Bauwerke Babylons ihrer Grundlage nach und zum großen T
auch noch in Aufriß und Ausstattung vor uns wiedererst
werden. Auch ich muß freilich gestehen, daß mir diese Hoff
der hiesigen Herren anfänglich etwas kühn vorkam, als ich
ersten Male auf dem Ausgrabungsfelde im Kasr stand und
erklärt wurde, auf dem Niveau, wo gerade gearbeitet wurde
wo verworrene, dem bautechnischen Laien zunächst ganz unversi
liche Mauerreste ziemlich unscheinbarer Art sich kreuzten, bei
wir uns zwei bis zweieinhalb Meter unter dem Pflaster der
Palasthöfe, das in einzelnen Fragmenten, auf hohen, ste
bliebenen Erdpfeilern über unsere Köpfe emporragend, sichtba
Der Nebukadnezarpalast ist in seinen meisten Theilen that
bis tief in die Fundamente hinein zerstört und zwar, wie
zeigt, durch zwei Jahrtausende währenden systematischen
raub, aber trotzdem mußte ich mich bald überzeugen lass
aus dem überall noch mit Sicherheit herzustellenden Grundr

Spaten, wie sie jetzt im Gange ist, alsbald in Nichts zerflossen wären. „Also wird in Babylon garnichts gefunden?“ könnte jetzt einer fragen! Gemach — „gefunden“ wird sehr viel, aber man muß transportable und nicht transportable Funde unterscheiden. Auch was die ersteren betrifft, sind die Resultate bisher nicht übel, und sie werden voraussichtlich, sobald die Grabung fortschreitet, noch bedeutender werden. Anzeichen dafür sind vorhanden, aber auch Gründe, voreilige Auslassungen über diesen Punkt wie überhaupt das ganze Fundthema zu vermeiden. Ist es aber nicht auch ein Fund, und zwar einer der viele hundert Objekte „zum Fortbringen“ aufwiegt, wenn gleich das erste Jahr der Grabung die große Straße der Mardukprozession — Aiburschabu — und damit den Hauptschlüssel zum Verständniß der ganzen Stadtanlage offenlegt? Man kann getrost behaupten, daß vor der Beseitigung des falschen Mauerbildes eine richtige Anschauung der babylonischen Kultur unmöglich war; es ist ein Unterschied ums Ganze, ob Babylon anderthalb mal so groß war wie London, oder ob es so groß war wie das zentrale Drittel von Berlin; je nachdem, ob eins oder das andere richtig war, ergab sich für den denkenden Historiker ein total verschiedenes Bild des Zeitalters — wenn auch in dem einen Falle ein schlechterdings unmögliches.

Nach den bisherigen Ergebnissen ist anzunehmen, daß nicht nur die Kasr-Zitadelle sammt ihren Palästen und Festungswerken, ferner nicht nur Esagila mit seiner Umgebung, sondern alle großen Bauwerke Babylons ihrer Grundlage nach und zum großen Theil auch noch in Aufriß und Ausstattung vor uns wiedererstehen werden. Auch ich muß freilich gestehen, daß mir diese Hoffnung der hiesigen Herren anfänglich etwas kühn vorkam, als ich zum ersten Male auf dem Ausgrabungsfelde im Kasr stand und mir erklärt wurde, auf dem Niveau, wo gerade gearbeitet wurde und wo verworrene, dem bautechnischen Laien zunächst ganz unverständliche Mauerreste ziemlich unscheinbarer Art sich kreuzten, befänden wir uns zwei bis zweieinhalb Meter unter dem Pflaster der alten Palasthöfe, das in einzelnen Fragmenten, auf hohen, stehengebliebenen Erdpfeilern über unsere Köpfe emporragend, sichtbar war. Der Nebukadnezarpalast ist in seinen meisten Theilen thatsächlich bis tief in die Fundamente hinein zerstört und zwar, wie schon gesagt, durch zwei Jahrtausende währenden systematischen Ziegelraub, aber trotzdem mußte ich mich bald überzeugen lassen, daß aus dem überall noch mit Sicherheit herzustellenden Grundriß, aus

den stehengebliebenen Mauerresten und den die innere Ausstattung erschließen lassenden architektonisch-dekorativen Fragmentfunden im Schutt in der That eine weitgehende Rekonstruktion möglich sein wird. Besser noch als im Kasr steht es in Esagila, wo nach dem vorgenommenen Probeanstich des Hügels die Tempelmauern noch in erheblicher Höhe über dem Niveau ihrer alten Umgebung erhalten zu sein scheinen. Dabei sind das Kasr und Amran ibn Ali gerade diejenigen Ruinen, die nach dem bisherigen Urtheil am hoffnungslosesten zerstört waren! Verschiedene andere Hügel, die jedenfalls auch die Ueberreste von Tempeln und Palästen bergen und allerdings erheblich kleiner sind, als jene beiden Riesen, scheinen weniger durchwühlt zu sein. Nach Allem was sich bisher an Resultaten übersehen läßt und an Vermuthungen gewagt werden kann, wird Babylon, was es durch die Reduktion der übertriebenen Maße für die Stadt verloren zu haben scheint, durch die in der That grandiosen Verhältnisse und die in ihren Spuren noch zu erkennende Pracht der Nebukadnezarbauten reichlich wiedergewinnen. Vom Kasr kann man schon jetzt sagen, daß es eins der gewaltigsten Bauwerke gewesen ist, die die Welt gesehen hat. Die massiven Mauerstärken betragen bis zu 11, 13, ja selbst 17 Meter; der große Ostwall, auf dem die Straße Aiburschabu lief, ist, beide Mauerschalen und innerer Sandkern zusammengerechnet, 41 Meter dick! Die Pracht der — technisch heute gar nicht mehr herzustellenden — inneren Dekoration aus bemalten und glasirten Ziegeln, deren Fragmente sich im Schutt finden (theilweis noch ziemlich große zusammenhängende Stücke) muß wunderbar gewesen sein, und allein von hier aus eröffnen sich ganz neue Perspektiven für die Kunstgeschichte des Orients. Welch eine Fülle neuer Erkenntnisse uns erst zuströmen wird, wenn einst wirklich das Bild der ganzen Stadt, wie sie von Nebukadnezar bis auf Alexander war, vor uns stehen wird, das läßt sich heute noch garnicht ermessen. Es war ein gewagter Wurf, als man sich an den betheiligten Stellen entschloß, vor allen Objekten der Spatenforschung, die das vordere Asien bietet, das größte und schwierigste in Angriff zu nehmen — aber er stellt sich jetzt als glänzend geglückt heraus. Für Deutschland wird die — hoffentlich und nothwendiger Weise noch eine lange Reihe von Jahren fortzusetzende — Ausgrabung von Babylon ein monumentum aere perennius werden, eine wahrhaft edle und von allem politisch-rechnerischen Beigeschmack freie Frucht unserer guten Beziehungen zu der

türkisch-muhammedanischen Welt. Der Ruhm, dieses grei[...] in Anregung gebracht und weitere Kreise für die Ausführ[...] wonnen und begeistert zu haben, gebührt der „Deutschen [...] gesellschaft", die in ihrer Publikationen (Mittheilungen der D[...] Orientgesellschaft) fortlaufend sämmtlichen Mitgliedern Beri[...] den Gang und die Ergebnisse der Grabung erstattet.*)

Ich habe eine Reihe mir unvergeßlicher Tage an der[...] des alten Babylon zugebracht. Was Weltgeschichte ist, w[...] wenigstens immer erst deutlich, wenn ich an einem Orte b[...] dem aus Weltgeschichte gemacht worden ist. Tief in den Fund[...] des Nebukadnezarschlosses, „an der Brust der Unterwelt," [...] Babylonierkönig in seinen Inschriften sagt, habe ich im Ge[...] ausschauend die überwältigende Ahnung davon erhalten, d[...] diesen Jahren deutscher Arbeit im Euphratlande gleichwie v[...] halben Jahrhundert von der Entdeckung der assyrischen Ha[...] im Norden, eine neue Epoche unseres Verständnisses für [...] schichte des alten Orients datiren wird. Diese Steine und [...] sind nicht stumm, sondern sie zeugen von einer vergangene[...] materieller und geistiger Kultur, die bisher nur als ei[...] Schattenbild existirte, zum ersten Male in deutlicher [...] jeder verstehen kann, für den ein Bauwerk aus mehr be[...] aus Ziegelstein und Mörtel. Ich habe das Land von Ni[...] Kalach, den Städten Assyriens, abwärts bis zur Müni[...] Ströme, aufwärts bis zu ihren Quellen und bis zum M[...] hin und her durchzogen, habe Samen und Ernte, Frost [...] Sommer und Winter unter diesem Himmel erlebt; für [...] Babylon das Ziel vieler Wünsche und jahrelanger Plä[...] wo ich hiergewesen bin und mich zum Scheiden rüste, ha[...] noch zweierlei Begehr auf dem Herzen: Mögen die weite[...] in Deutschland Interesse und Opferwilligkeit für die [...] gewinnen! Mögen die trefflichen, gastfreundlichen Männ[...] diesem Ehrenplatz Deutschlands im Orient wirken, den [...] Dank finden, den sie begehren und der ihnen gebüh[...] Silber und Gold, sondern Verständniß für ihre Arbeit, [...] und ihre Erfolge!

Babylon, den 26. Februar 1901.

*) Nähere Auskunft über Mitgliedschaft ꝛc. giebt u. A. Herr Pr[...] Berlin-Charlottenburg, Knesebeck-Straße 30.

türkisch-muhammedanischen Welt. Der Ruhm, dieses große Werk in Anregung gebracht und weitere Kreise für die Ausführung gewonnen und begeistert zu haben, gebührt der „Deutschen Orientgesellschaft", die in ihrer Publikationen (Mittheilungen der Deutschen Orientgesellschaft) fortlaufend sämmtlichen Mitgliedern Bericht über den Gang und die Ergebnisse der Grabung erstattet.*)

Ich habe eine Reihe mir unvergeßlicher Tage an der Stätte des alten Babylon zugebracht. Was Weltgeschichte ist, wird mir wenigstens immer erst deutlich, wenn ich an einem Orte bin, von dem aus Weltgeschichte gemacht worden ist. Tief in den Fundamenten des Nebukadnezarschlosses, „an der Brust der Unterwelt," wie der Babylonierkönig in seinen Inschriften sagt, habe ich im Geiste vorausschauend die überwältigende Ahnung davon erhalten, daß von diesen Jahren deutscher Arbeit im Euphratlande gleichwie vor einem halben Jahrhundert von der Entdeckung der assyrischen Hauptstädte im Norden, eine neue Epoche unseres Verständnisses für die Geschichte des alten Orients datiren wird. Diese Steine und Mauern sind nicht stumm, sondern sie zeugen von einer vergangenen Epoche materieller und geistiger Kultur, die bisher nur als ein blasses Schattenbild existirte, zum ersten Male in deutlicher Rede, die jeder verstehen kann, für den ein Bauwerk aus mehr besteht, als aus Ziegelstein und Mörtel. Ich habe das Land von Ninive und Kalach, den Städten Assyriens, abwärts bis zur Mündung der Ströme, aufwärts bis zu ihren Quellen und bis zum Mittelmeer, hin und her durchzogen, habe Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter unter diesem Himmel erlebt; für mich war Babylon das Ziel vieler Wünsche und jahrelanger Pläne. Jetzt, wo ich hiergewesen bin und mich zum Scheiden rüste, habe ich nur noch zweierlei Begehr auf dem Herzen: Mögen die weitesten Kreise in Deutschland Interesse und Opferwilligkeit für die Arbeit hier gewinnen! Mögen die trefflichen, gastfreundlichen Männer, die an diesem Ehrenplatz Deutschlands im Orient wirken, den Lohn und Dank finden, den sie begehren und der ihnen gebührt — nicht Silber und Gold, sondern Verständniß für ihre Arbeit, ihre Mühen und ihre Erfolge!

Babylon, den 26. Februar 1901.

---

*) Nähere Auskunft über Mitgliedschaft 2c. giebt u. A. Herr Professor Delitzsch, Berlin-Charlottenburg, Knesebeck-Straße 30.



Der Abbé de Salamon.*)

Von

Adalbert Wahl.

1. Mémoires inédits de l'Internonce à Paris pendant la Révolution, herausgg. von Bridier[2]. (Paris 1892.)
2. Correspondance secrète de l'Abbé de Salamon avec le Cardinal de Zelada (1791—1792), herausgg. vom Vte de Richemont. (Paris 1898.)
3. Quelque Lettres Inédites de l'Abbé de Salamon [S.-A. a. d. „Mélanges" der Ecole française de Rome B. 18], herausgg. von demselben. (Rom 1898.)

Wenn vor 10 Jahren selbst ein gelehrter Kenner der französischen Revolution nach dem Abbé de Salamon gefragt worden wäre, so hätte er schwerlich Auskunft zu geben vermocht. Da erschienen zunächst 1890 Salamons auf räthselhafte Weise zu Tage getretenen Memoiren, und nach weiteren acht Jahren, 1898, seine politische Korrespondenz mit dem Kardinal-Staatssekretär Zelada, die, soweit sie veröffentlicht ist, vom August 1791 bis Juni 1792 reicht.

Diese lange gänzlich verschollene Korrespondenz nun, die Salamon im Auftrage des Papstes übernommen hatte, als der Nuntius Dugnani im Mai 1791 aus mehreren Gründen, vor allem weil er da nicht mehr sicher war, Paris verlassen mußte, stellt eine ungemein wichtige historische Quelle dar. Vor allem ersehen wir daraus zum ersten Mal mit voller Klarheit, wie tiefgreifende Unterschiede zwischen der Politik Roms und der des französischen Episkopats obwalteten. Das

*) Das Folgende giebt im Wesentlichen einen Vortrag wieder, der am 14. Dezember 1900 in der Gesellschaft für Geschichtskunde in Freiburg i. B. gehalten wurde.

Folgende soll einen Begriff davon geben, indem die Ab[…]
und II die Zeit behandeln, ehe Salamons Berichte einse[…]
die nun auch aus jenen helles Licht zurückfällt, III dagegen
aus Salamons einschlägigen Bemerkungen bietet.

I.

Zur Charakterisirung der Haltung des französischen Er[…]
am Vorabend der Revolution mögen folgende wenige Zug[…]
Als Ludwig XVI. im Jahre 1787 eine Notabeln-Vers[…]
berief, um eine Reihe von Reformen mit ihr zu berathen, […]
alsbald die Bischöfe und Erzbischöfe, die in ihr saßen, […]
geistiges Uebergewicht die Führung in dieser Versammlun[…]
ging unter dieser Führung sehr stark auf die vom Mi[…]
geschlagenen Reformen ein, vor allem sprach sie in unzwe[…]
Weise den Verzicht auf die pekuniären Privilegien de[…]
Klerus aus. In den nach dieser Notabeln-Versammlung ge[…]
Provinzialversammlungen trat gerade der hohe Klerus […]
formatorischen Eifer und Fleiß hervor. Weiter: im Novem[…]
erließ Ludwig XVI. das berühmte Edikt, wonach alle[…]
Katholiken die Zivilrechtsfähigkeit (l'Etat Civil, wie m[…]
ertheilt wurde: die ihnen bisher rechtlich fehlende Befugnis[…]
zu heirathen und Familien zu begründen, Vermögen […]
und zu erwerben und alle wirthschaftlichen Berufe zu […]
Implicite bedeutete es praktisch viel mehr: von einer A[…]
der Ketzergesetze, die freilich seit etwa einer Generation […]
wirksam waren, konnte nach diesem Edikt keine Rede […]
Dieses Edikt nun drohte an dem Widerspruch des Parla[…]
Paris zu scheitern. Da gelang es den Bemühungen ein[…]
lichen, des Erzbischofs von Paris, wie von ander[…]
katholischer Seite, eben dem Abbé de Salamon, mit […]
berichtet wird, das Edikt im Parlament durchzubringen[…]
sammlung des französischen Klerus vom Sommer 178[…]
ausdrücklich billigend über dieses Edikt aus und dra[…]
formelle Abschaffung der Ketzergesetze.

Dieselbe Versammlung hat sich allerdings dann […]
Aufgeben des Steuerprivilegs des Klerus ausgesprod[…]
Gegensatz zu der Notabeln-Versammlung gesetzt; aber
vermuthlich aus taktischen Gründen und nicht ohne e[…]
deutsame Konzession: Die Versammlung war nämlic[…]
Regierung zu gestatten, die Höhe der Einnahmen des

Folgende soll einen Begriff davon geben, indem die Abschnitte I und II die Zeit behandeln, ehe Salamons Berichte einsetzen, auf die nun auch aus jenen helles Licht zurückfällt, III dagegen Proben aus Salamons einschlägigen Bemerkungen bietet.

I.

Zur Charakterisirung der Haltung des französischen Episkopats am Vorabend der Revolution mögen folgende wenige Züge dienen.

Als Ludwig XVI. im Jahre 1787 eine Notabeln-Versammlung berief, um eine Reihe von Reformen mit ihr zu berathen, errangen alsbald die Bischöfe und Erzbischöfe, die in ihr saßen, durch ihr geistiges Uebergewicht die Führung in dieser Versammlung. Diese ging unter dieser Führung sehr stark auf die vom König vorgeschlagenen Reformen ein, vor allem sprach sie in unzweideutiger Weise den Verzicht auf die pekuniären Privilegien gerade des Klerus aus. In den nach dieser Notabeln-Versammlung geschaffenen Provinzialversammlungen trat gerade der hohe Klerus durch reformatorischen Eifer und Fleiß hervor. Weiter: im November 1787 erließ Ludwig XVI. das berühmte Edikt, wonach allen Nicht-Katholiken die Zivilrechtsfähigkeit (l'Etat Civil, wie man sagte) ertheilt wurde: die ihnen bisher rechtlich fehlende Befugniß nämlich, zu heirathen und Familien zu begründen, Vermögen zu besitzen und zu erwerben und alle wirthschaftlichen Berufe zu ergreifen. Implicite bedeutete es praktisch viel mehr: von einer Anwendung der Ketzergesetze, die freilich seit etwa einer Generation nicht mehr wirksam waren, konnte nach diesem Edikt keine Rede mehr sein. Dieses Edikt nun drohte an dem Widerspruch des Parlaments von Paris zu scheitern. Da gelang es den Bemühungen eines Geistlichen, des Erzbischofs von Paris, wie von anders denkender katholischer Seite, eben dem Abbé de Salamon, mit Entrüstung berichtet wird, das Edikt im Parlament durchzubringen. Die Versammlung des französischen Klerus vom Sommer 1788 sprach sich ausdrücklich billigend über dieses Edikt aus und drang auch auf formelle Abschaffung der Ketzergesetze.

Dieselbe Versammlung hat sich allerdings dann gegen das Aufgeben des Steuerprivilegs des Klerus ausgesprochen, also in Gegensatz zu der Notabeln-Versammlung gesetzt; aber es geschah vermuthlich aus taktischen Gründen und nicht ohne eine sehr bedeutsame Konzession: Die Versammlung war nämlich dafür, der Regierung zu gestatten, die Höhe der Einnahmen des Klerus durch

Katasteraufnahmen festzustellen. Es war das ein Kampfobjekt, um das Jahrhunderte lang zwischen Krone und Kirche gestritten worden war.

Die zweite Notabeln-Versammlung dann, die vom Herbst 1788, welche unter derselben Führung wie die erste stand, sprach sich unzweideutig für das Aufgeben der pekuniären Privilegien aus.

Noch deutlicher redet die Thatsache, daß alle Cahiers des Klerus 1789 das Opfer der Steuerprivilegien klipp und klar darbrachten.

Ich glaube, diese Thatsachen geben doch ein wesentlich anderes Bild, als dasjenige, welches unabläßig von diesen Dingen entworfen wird.

II.

Auf die ersten Ereignisse der Revolution, an deren Schwelle wir nun angelangt sind, näher einzugehen, ist in unserm heutigen Zusammenhang nicht rathsam. Zu viele Worte wären erforderlich, um auch nur ein einigermaßen befriedigendes Bild zu geben. Wir betrachten die Zeit, nachdem die ersten Stürme vorüber waren, nachdem die kirchliche Frage sich geklärt hatte.

Folgendes hatte sich zugetragen: Ein großer Theil des Klerus war freiwillig zu dem dritten Stande getreten, welcher sich als Nationalversammlung konstituirt hatte; der Rest des ersten Standes mit einigen Ausnahmen folgte auf Befehl des Königs. Es waren demnach in der Nationalversammlung, mit Ausnahme des Erzbischofs von Narbonne, der nicht zu den Generalständen gewählt worden war, alle bedeutendsten Köpfe des gallikanischen Episkopats versammelt, die Erzbischöfe von Aix, Arles, Rheims, die Bischöfe von Clermont, Langres, Uzès — im Ganzen 30 Bischöfe. Anfangs ohne Organisation, schufen sie sich später eine solche, das sogenannte comité des évêques, aus 6—8 Bischöfen bestehend, das das Verhalten des Klerus in der Nationalversammlung im Wesentlichen bestimmte, und seinerseits von dem Erzbischof von Aix, Boisgelin, geleitet wurde.

Nachdem schon vorher die Abschaffung der Zehnten und die Einziehung des Kirchenguts erfolgt war, wurde, wie bekannt, am 12. Juli 1790 die „Zivilkonstitution des Klerus" beschlossen. Diese bedeutete einmal eine gänzliche Umwälzung der historischen Diözesenordnung. An die Stelle der alten Diözesen sollten treten die neugeschaffenen 83 Departements als neue Diözesen. Ueber

diesen sollten dann 10 Erzdiözesen stehen. Zweitens w
stimmt, daß alle Bischöfe und Priester durch Wahl d
ernannt werden sollten. Der neugewählte Bischof d
drittens nicht vom Papst bestätigen lassen. Der eine w
Inhalt der Zivilkonstitution ist also eine gänzliche Los
von Rom — daran konnte nichts ändern, daß man ganz
Papst als Haupt der Kirche anerkannte, daß man ferner
wählten Bischof gestattete, seine Wahl dem Papst anzuzei

Verschärft wurde die Lage dadurch, daß am 27. Novem
der Bürgereid, der schon seit dem 4. Februar vorgeschrie
nun in aller Form von den Geistlichen gefordert wur
Androhung der Entlassung jedes einzelnen, der ihn nic
würde.

Eine sehr große Zahl von Geistlichen hat den Eid
ist abgefallen von der Lehre und Verfassung der Kirche,
gewiß sagen muß, eine große Zahl vor allem aus der
Geistlichkeit. Vom Episkopat haben nur vier geschworen.
bischof von Sens (Kardinal Loménie de Brienne, d
Minister), der Bischof von Orléans (de Jarente d
der Bischof von Viviers (de Savines), und der Bischof v
(Talleyrand).

So zerfällt der französische Klerus zur Zeit, in d
betrachten, von selbst in drei Theile: den rechten Flüg
jenigen, welche der Assemblée Nationale nicht freiwillig
deren Wortführer der Abbé, spätere Kardinal Maur
Abbé Montesquiou waren, den linken Flügel —
welche den Bürgereid geleistet, die Konstitutionellen, „
und in der Mitte die Gruppe von 30 Bischöfen de
versammlung unter der Führung des Erzbischofs von Ai
auch die überwiegende Mehrzahl aller französischen B
nicht zu den Generalständen gewählt worden waren,
nennen wir sie ruhig den gallikanischen Episkopat —
die kleinste, aber zweifellos die bedeutendste Gruppe,
überhaupt, so doch am wenigsten bekannt ist, und dere
vor allem es zu verdienen scheint, der Vergessenheit
werden.*)

Daß diese Gruppe den Bürgereid nicht geschwore

*) Somit keineswegs die standhafte Haltung der meisten Mit
verweigernden Sekundärklerus während der Revolution bele

diesen sollten dann 10 Erzdiözesen stehen. Zweitens wurde bestimmt, daß alle Bischöfe und Priester durch Wahl des Volks ernannt werden sollten. Der neugewählte Bischof durfte sich drittens nicht vom Papst bestätigen lassen. Der eine wesentliche Inhalt der Zivilkonstitution ist also eine gänzliche Lostrennung von Rom — daran konnte nichts ändern, daß man ganz vage den Papst als Haupt der Kirche anerkannte, daß man ferner dem gewählten Bischof gestattete, seine Wahl dem Papst anzuzeigen.

Verschärft wurde die Lage dadurch, daß am 27. November 1790 der Bürgereid, der schon seit dem 4. Februar vorgeschrieben war, nun in aller Form von den Geistlichen gefordert wurde unter Androhung der Entlassung jedes einzelnen, der ihn nicht leisten würde.

Eine sehr große Zahl von Geistlichen hat den Eid geleistet, ist abgefallen von der Lehre und Verfassung der Kirche, wie man gewiß sagen muß, eine große Zahl vor allem aus der niedern Geistlichkeit. Vom Episkopat haben nur vier geschworen. Der Erzbischof von Sens (Kardinal Loménie de Brienne, der frühere Minister), der Bischof von Orléans (de Jarente d'Orgeval), der Bischof von Viviers (de Savines), und der Bischof von Autun (Talleyrand).

So zerfällt der französische Klerus zur Zeit, in der wir ihn betrachten, von selbst in drei Theile: den rechten Flügel — Diejenigen, welche der Assemblée Nationale nicht freiwillig beigetreten, deren Wortführer der Abbé, spätere Kardinal Maury und der Abbé Montesquiou waren, den linken Flügel — Diejenigen, welche den Bürgereid geleistet, die Konstitutionellen, „les Jureurs"; und in der Mitte die Gruppe von 30 Bischöfen der Nationalversammlung unter der Führung des Erzbischofs von Aix, der aber auch die überwiegende Mehrzahl aller französischen Bischöfe, die nicht zu den Generalständen gewählt worden waren, anhing, also nennen wir sie ruhig den gallikanischen Episkopat — an Köpfen die kleinste, aber zweifellos die bedeutendste Gruppe, welche, wenn überhaupt, so doch am wenigsten bekannt ist, und deren Verhalten vor allem es zu verdienen scheint, der Vergessenheit entrissen zu werden.*)

Daß diese Gruppe den Bürgereid nicht geschworen, haben wir

*) Womit keineswegs die standhafte Haltung der meisten Mitglieder des eidverweigernden Sekundärklerus während der Revolution herabgesetzt werden soll.



Zweckbestimmung, dem heimischen Erwerbsleben zu dienen, der sie unter dem Drucke fiskalischer Rücksichten mehr und mehr entfremdet sind, zurückgegeben werden. Die große Frage ist nur, ob eine solche Verkehrspolitik ohne Zerrüttung der preußischen Finanzen durchführbar ist. Wird die Frage verneint, so muß auf sie und damit auch auf die Herstellung des Rhein-Elbe-Kanals verzichtet werden, denn die Festigkeit und Sicherheit der preußischen Finanzen bildet den Eckstein der preußischen Monarchie und damit auch des Reiches.

Es handelt sich auch zweifellos um sehr erhebliche Ausfälle in den Einnahmen der Eisenbahnen, wenn auch für die Folge ein Ausgleich durch Hebung des Verkehrs und des Wohlstandes erhofft werden darf. Der von dem Rhein-Elbe-Kanal zu befürchtende Ausfall von 57 Millionen Mark würde vielleicht um das Doppelte oder Dreifache höher anzusetzen sein, wenn die geplanten Ermäßigungen der Güterfrachten hinzutreten. Es bedarf also der sorgsamsten Untersuchung der Frage, ob anzunehmen ist, daß unsere Finanzen zur Zeit der Inbetriebsetzung des Rhein-Elbe-Kanals, also im Jahre 1916, stark genug sein werden, um einen so beträchtlichen Ausfall an Eisenbahneinnahmen ohne Gefährdung des Gleichgewichts im Staatshaushalt zu ertragen. Dies ist der springende Punkt in der ganzen Frage und demzufolge auch eine der Hauptaufgaben der Kanalkommission. Ihr ist der zweite Theil dieser Erörterungen gewidmet.

II. Finanzpolitisches.

Für die Beurtheilung der Frage, ob die preußischen Finanzen stark genug sind, um 1916 den von den geplanten neuen Wasserstraßen und den damit nothwendig zu verbindenden Ermäßigungen der Eisenbahnfracht von Massengütern wenigstens vorübergehend zu gewärtigenden Ausfall an Eisenbahneinnahmen ohne Gefährdung des Gleichgewichts im Staatshaushalt zu ertragen, bildet bei der Bedeutung des Eisenbahnüberschusses für den Staatshaushalt die künftige finanzielle Entwickelung der preußischen Staatsbahnen das Hauptmoment. Für das Urtheil über diese ist ferner die bisherige Entwickelung von der größten Bedeutung. Auf meine Veranlassung sind deshalb seitens der Kanalkommission von der Eisenbahn- und Finanzverwaltung Nachweisungen über die Einnahmen, Ausgaben, Ueberschüsse der Staatsbahnen seit 1887/88, über die Verwendung

dieser Ueberschüsse und über das Verhältniß der Betriebs-Ein[nahmen] und Ausgaben erbeten und von diesen Verwaltungen be[reit]willigst geliefert worden.

Aus diesen Nachweisungen ergiebt sich, daß in den 12 Jahren von 1887/88 bis zu dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahre 1899 [st]iegen: die Einnahmen von 733,6 auf 1341,7, die Ausgaben von 472,8 auf 847, die Ueberschüsse von 260,8 auf 494,7 Millionen Mark. Der Ueberschuß betrug mithin Anfang der Periode 35,5 Prozent, am Ende derselben 36,8 Prozent der Einnahmen. Dabei hat sich in den Jahren wirthschaftlichen Rückganges von 1891/92 bis 1894/95 [z]war die Zunahme der Einnahmen verlangsamt, es ist aber nur einmal ein minimaler Rückgang von 5 Millionen Mark eingetreten. Zugleich ist der Betriebsüberschuß von 341 auf 563 Millionen Mark, auf das Kilometer Betriebslänge von 15513 auf 18706 Mar[k ge]stiegen. Der Betriebskoeffizient, d. h. der von den Betriebsaus[g]aben aufgezehrte Theil der Einnahmen stieg von 53,27 Prozent im Jahre 1887/88 zunächst stetig bis auf 65,44 Prozent im Jahre 1891/92, um dann ebenso stetig bis 1896/97 wieder auf 54,17 Prozent zu fallen. Von da ab beginnt abermals eine aufsteigende Bewegung b[is] 57,95 Prozent im Jahre 1899, doch scheint damit ungefähr wie[der] der Beharrungspunkt nahezu erreicht.

Diese Zahlen liefern den Beweis einer überaus gesun[den] finanziellen Entwickelung der Staatsbahnen und einer fortwähren[den] Zunahme ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit. In dieser [Hin]sicht ist namentlich auch die stetige Zunahme des Betriebsüber[s]chusses auf das Kilometer mit 12680 Mark im Jahre 189[?] auf 18708 Mark im Jahre 1899 von der größten Bedeutung.

Daneben beansprucht die Entwickelung des Verhältnisses, [in] welchem die beiden aus dem Eisenbahnüberschuß vorweg zu [be]streitenden Ausgabeposten zu dem Ueberschusse stehen und wie [viel] demzufolge von diesem für allgemeine Staatszwecke zur Verfü[gung] bleibt, besonderes Interesse. Ruhegehälter, Wittwen- und Wa[isen]gelder, Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld nah[men] 1887/88 noch 98,81 Prozent des ganzen Eisenbahnüberschusses in [An]spruch, sodaß für allgemeine Staatszwecke nur 1,19 Prozent [=] 3,1 Millionen Mark übrig blieben, während 1901 nur noch 60 Pr[ozent] des Ueberschusses durch jene Ausgaben aufgezehrt, 40 Prozent [=] 185 Millionen Mark aber für allgemeine Staatszwecke verfügbar w[aren]. Der Grund liegt darin, daß der Bedarf für die Eisenbahn[-]

dieser Ueberschüsse und über das Verhältniß der Betriebs-Einnahmen und Ausgaben erbeten und von diesen Verwaltungen bereitwilligst geliefert worden.

Aus diesen Nachweisungen ergiebt sich, daß in den 12 Jahren von 1887/88 bis zu dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahre 1899 stiegen: die Einnahmen von 733,6 auf 1341,7, die Ausgaben von 472,8 auf 847, die Ueberschüsse von 260,8 auf 494,7 Millionen Mark. Der Ueberschuß betrug mithin Anfang der Periode 35,5 Prozent am Ende derselben 36,8 Prozent der Einnahmen. Dabei hat sich in den Jahren wirthschaftlichen Rückganges von 1891/92 bis 1894/95 zwar die Zunahme der Einnahmen verlangsamt, es ist aber nur einmal ein minimaler Rückgang von 5 Millionen Mark eingetreten. Zugleich ist der Betriebsüberschuß von 341 auf 563 Millionen Mark, auf das Kilometer Betriebslänge von 15513 auf 18706 Mark gestiegen. Der Betriebskoeffizient, d. h. der von den Betriebsausgaben aufgezehrte Theil der Einnahmen stieg von 53,27 Prozent im Jahre 1887/88 zunächst stetig bis auf 65,44 Prozent im Jahre 1891/92, um dann ebenso stetig bis 1896/97 wieder auf 54,17 Prozent zu fallen. Von da ab beginnt abermals eine aufsteigende Bewegung bis 57,95 Prozent im Jahre 1899, doch scheint damit ungefähr wieder der Beharrungspunkt nahezu erreicht.

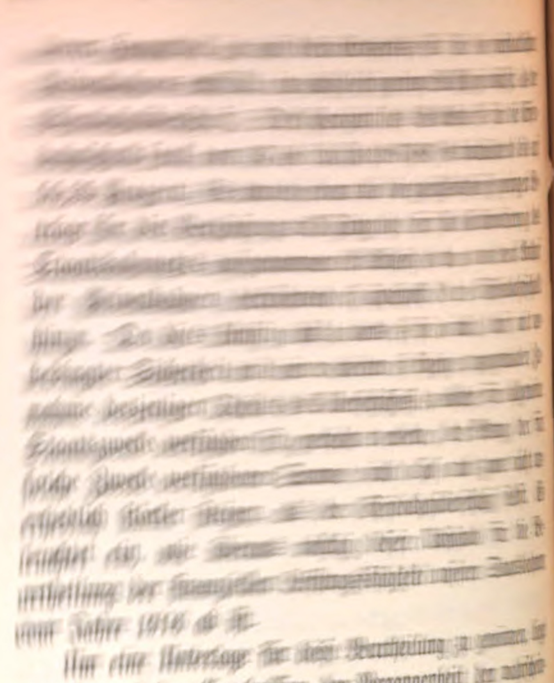
Diese Zahlen liefern den Beweis einer überaus gesunden finanziellen Entwickelung der Staatsbahnen und einer fortwährenden Zunahme ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit. In dieser Hinsicht ist namentlich auch die stetige Zunahme des Betriebsüberschusses auf das Kilometer mit 12680 Mark im Jahre 1890/91 auf 18708 Mark im Jahre 1899 von der größten Bedeutung.

Daneben beansprucht die Entwickelung des Verhältnisses, in welchem die beiden aus dem Eisenbahnüberschuß vorweg zu bestreitenden Ausgabeposten zu dem Ueberschusse stehen und wieviel demzufolge von diesem für allgemeine Staatszwecke zur Verfügung bleibt, besonderes Interesse. Ruhegehälter, Wittwen- und Waisengelder, Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld nahmen 1887/88 noch 98,81 Prozent des ganzen Eisenbahnüberschusses in Anspruch, sodaß für allgemeine Staatszwecke nur 1,19 Prozent oder 3,1 Millionen Mark übrig blieben, während 1901 nur noch 60 Prozent des Ueberschusses durch jene Ausgaben aufgezehrt, 40 Prozent oder 185 Millionen Mark aber für allgemeine Staatszwecke verfügbar werden. Der Grund liegt darin, daß der Bedarf für die Eisenbahnschuld,

Zweckbestimm…
unter dem D…
sind, zurückg…
solche Verke…
durchführbar…
damit auch…
werden, den…
bildet den E…
Reiches.

Es han…
den Einnahm…
Ausgleich d…
werden dar…
Ausfall von…
oder Dreifa…
mäßigungen…
sorgsamsten…
Finanzen zu…
im Jahre 19…
Ausfall an…
im Staatsh…
in der ganz…
der Kanalk…
gewidmet.

Für di…
stark genug…
straßen und…
der Eisenba…
zu gewärtig…
des Gleichge…
Bedeutung d…
künftige fina…
das Hauptmo…
Entwickelung…
sind deshalb…
Finanzverwalt…
Ueberschüsse de…



Um eine Unterlage für [illegible] Beurtheilung zu gewinnen, [illegible] es nahe, aus den Ergebnissen der Vergangenheit den [illegible] lichen Ueberschuß der Eisenbahnen zu jenem Zeitpunkte sowie den jenigen Theil desselben, welcher zur freien Verfügung verbleiben wird, zu berechnen und so zu sehen, ob und wieweit der preußische Staat ohne Gefährdung des Gleichgewichts im Staatshaushalt zu Gunsten von Verkehrserleichterungen alsdann auf einen Theil des Ueberschusses aus seinen Eisenbahnen verzichten kann.

Berechnungen, welche aus den bisherigen finanziellen Ergebnissen der preußischen Staatsbahnen für die Zukunft ausgestellt werden, können aber naturgemäß nicht zu dem Zwecke dienen, genaue zahlenmäßige Unterlagen für die Beurtheilung zu gewinnen, sondern lediglich in der Absicht erfolgen, ein ungefähres Bild von der wahrscheinlichen Gestaltung der Dinge zu liefern. Ein solches Bild ist aber insofern nicht ohne Werth, als es bei vorsichtiger Einschaltung ausreichender Sicherheitsfaktoren ein Urtheil darüber gestattet, mit welcher finanziellen [illegible] der Staatsbahnen zu einem bestimmten Zeitpunkt [illegible] zu rechnen ist.

Unter diesem Gesichtspunkte [illegible] nach verschiedenen Methoden [illegible] wegen dieser Verschiedenheit [illegible] [illegible].

I. Berechnung des Ueberschusses für das Jahr 1916 nach den Istergebnissen der Periode von 1887/88 bis 1899.

Die Ueberschußzahlen beider Jahre sind insofern nicht ver… gleichbar, als

1. 1887/88 noch rund 66 Millionen Mark für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnprioritäten, welche jetzt auf dem Etat der Schuldenverwaltung stehen, vorweg aus den Eisenbahn… einnahmen zu entnehmen waren,
2. in dem Zeitraum Privatbahnen mit einem Ueberschusse von 17 Millionen Mark verstaatlicht sind.

Umgekehrt werden sämmtliche Ausgaben für Erweiterung be… stehender Anlagen und Vermehrung des rollenden Materials de… in Betrieb befindlichen Bahnen in Folge der Verkehrssteigerung welche am Anfang der Berichtsperiode aus Anleihen bestritte… wurden, jetzt den Betriebseinnahmen der Bahnen entnommen.

Ebenso fallen die Dispositionsgehälter für die bei der Organ… sation der Eisenbahnverwaltung 1895 zur Disposition gestellte… Beamten mit rund 3 Millionen Mark dem Ausgabeetat von 18… zur Last, während der von 1887/88 eine solche Ausgabe nicht kenn…

Hiernach wird, um vergleichbare Zahlen der Berechnung d… Ueberschußsteigerung zu Grunde zu legen, von dem buchmäßig… Unterschiede der Ueberschüsse von 1887/88 der Betrag von 66 u… 17 = 83 Millionen Mark abzuziehen, der Betrag von 47 u… 3 = 50 Millionen Mark dagegen zuzusetzen sein. Hiernach i… sich die für die Zukunft verwerthbare Vermehrung des Eisenba… überschusses für die 12jährige Periode von 1887/88 bis 1… wie folgt:

Ueberschuß von 1899 . .	490 Millionen Mark,
— Ueberschuß von 1887/88 261 und 33 Millionen =	294 Millionen Mark,
	201 Millionen Mark,

also auf 77 Prozent und im Jahresdurchschnitt 6,4 Prozent.

Unter Zugrundelegung dieser Reineinnahmesteigerung bere… sich der Ueberschuß nach Ablauf der folgenden 17 Jahre bis… wie folgt:

…hren 495 und $\frac{77.495}{100}$ = 876 Millionen Ma…

…hren 876 und $\frac{32.876}{100}$ = 1158 Millionen…

rechnung des Ueberschusses für das Jahr 1916 nach Istergebnissen der Periode von 1887/88 bis 1899.

Die Ueberschußzahlen beider Jahre sind insofern nicht ver-bar, als

1887/88 noch rund 66 Millonen Mark für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnprioritäten, welche jetzt auf dem Etat der Schuldenverwaltung stehen, vorweg aus den Eisenbahn-einnahmen zu entnehmen waren,

in dem Zeitraum Privatbahnen mit einem Ueberschusse von 17 Millionen Mark verstaatlicht sind.

Umgekehrt werden sämmtliche Ausgaben für Erweiterung be-ender Anlagen und Vermehrung des rollenden Materials der Betrieb befindlichen Bahnen in Folge der Verkehrssteigerung, che am Anfang der Berichtsperiode aus Anleihen bestritten rden, jetzt den Betriebseinnahmen der Bahnen entnommen.

Ebenso fallen die Dispositionsgehälter für die bei der Organi-tion der Eisenbahnverwaltung 1895 zur Disposition gestellten eamten mit rund 3 Millionen Mark dem Ausgabeetat von 1899 r Last, während der von 1887/88 eine solche Ausgabe nicht kennt.

Hiernach wird, um vergleichbare Zahlen der Berechnung der eberschußsteigung zu Grunde zu legen, von dem buchmäßigen Interschiede der Ueberschüsse von 1887/88 der Betrag von 66 und 7 = 83 Millionen Mark abzuziehen, der Betrag von 47 und 3 = 50 Millionen Mark dagegen zuzusetzen sein. Hiernach stellt ich die für die Zukunft verwerthbare Vermehrung des Eisenbahn-überschusses für die 12jährige Periode von 1887/88 bis 1899 wie folgt:

Ueberschuß von 1899 . .	490 Millionen Mark,
— Ueberschuß von 1887/88	
261 und 33 Millionen =	294 Millionen Mark,
	201 Millionen Mark,

also auf 77 Prozent und im Jahresdurchschnitt 6,4 Prozent.

Unter Zugrundelegung dieser Reineinnahmesteigerung berechnet sich der Ueberschuß nach Ablauf der folgenden 17 Jahre bis 1916 wie folg:

N... 495 und $\frac{77.495}{100}$ = 876 Millionen Mark.

Nach ... 876 und $\frac{32.876}{100}$ = 1158 Millionen Mark.



deren Haupttheil ja auf den Erwerbspreis für die verstaatlichten Privatbahnen entfällt, in ungleich geringerem Maße wächst, als der Eisenbahnüberschuß. Der Prozentsatz des Bedarfs für die Eisenbahnschuld sank von 97,46 im Jahre 1887/88 fortwährend bis auf 55,35 Prozent. Es traten eben nur die vergleichsweise geringen Beträge für die Verzinsung und Tilgung der für die Erweiterung des Staatsbahnnetzes aufgenommenen Anleihen dem von dem Ankauf der Privatbahnen herrührenden Hauptstock der Eisenbahnschuld hinzu. Da dies künftig nicht anders sein wird, darf mit unbedingter Sicherheit mit einer weiteren stetigen prozentualen Zunahme desjenigen Theiles des Ueberschusses, welcher für allgemeine Staatszwecke verfügbar ist, gerechnet werden, der Betrag der für solche Zwecke verfügbaren Summe wird also und zwar nicht unerheblich stärker steigen, als der Eisenbahnüberschuß selbst. Es leuchtet ein, wie überaus wichtig dieser Umstand für die Beurtheilung der finanziellen Leistungsfähigkeit unserer Staatsbahnen vom Jahre 1916 ab ist.

Um eine Unterlage für diese Beurtheilung zu gewinnen, liegt es nahe, aus den Ergebnissen der Vergangenheit den wahrscheinlichen Ueberschuß der Eisenbahnen zu jenem Zeitpunkte sowie denjenigen Theil desselben, welcher zur freien Verfügung verbleiben würde, zu berechnen und so zu sehen, ob und wieweit der preußische Staat ohne Gefährdung des Geichgewichts im Staatshaushalt zu Gunsten von Verkehrserleichterungen alsdann auf einen Theil des Ueberschusses aus seinen Eisenbahnen verzichten kann.

Berechnungen, welche aus den bisherigen finanziellen Ergebnissen der preußischen Staatsbahnen für die Zukunft ausgestellt werden, können aber naturgemäß nicht zu dem Zwecke dienen, genaue zahlenmäßige Unterlagen für die Beurtheilung zu gewinnen, sondern lediglich in der Absicht erfolgen, ein ungefähres Bild von der wahrscheinlichen Gestaltung der Dinge zu liefern. Ein solches Bild ist aber insofern nicht ohne Werth, als es bei vorsichtiger Einschaltung ausreichender Sicherheitskoeffizienten ein Urtheil darüber gestattet, mit welcher finanziellen Leistungsfähigkeit der Staatsbahnen zu einem bestimmten Zeitpunkte sicher zu rechnen ist.

Unter diesem Gesichtspunkte verstehen sich die nachfolgenden nach verschiedenen Methoden aufgemachten Rechnungen, welche gerade dieser Verschiedenheit wegen sich gegenseitig ergänzen und kontroliren.

I. Berechnung des Ueberschusses für das Jahr 1916 nach den Istergebnissen der Periode von 1887/88 bis 1899.

Die Ueberschußzahlen beider Jahre sind insofern nicht ver[gleich]bar, als

1. 1887/88 noch rund 66 Millonen Mark für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnprioritäten, welche jetzt auf dem E[tat] der Schuldenverwaltung stehen, vorweg aus den Eisenbahn[-] einnahmen zu entnehmen waren,
2. in dem Zeitraum Privatbahnen mit einem Ueberschusse von 17 Millionen Mark verstaatlicht sind.

Umgekehrt werden sämmtliche Ausgaben für Erweiterung be[-] stehender Anlagen und Vermehrung des rollenden Materials der in Betrieb befindlichen Bahnen in Folge der Verkehrssteigerung, welche am Anfang der Berichtsperiode aus Anleihen beitritten wurden, jetzt den Betriebseinnahmen der Bahnen entnommen.

Ebenso fallen die Dispositionsgehälter für die bei der Organ[is]ation der Eisenbahnverwaltung 1895 zur Disposition gestellte[n] Beamten mit rund 3 Millionen Mark dem Ausgabeetat von 18[99] zur Last, während der von 1887/88 eine solche Ausgabe nicht kenn[t].

Hiernach wird, um vergleichbare Zahlen der Berechnung d[er] Ueberschußsteigerung zu Grunde zu legen, von dem buchmäßigen Unterschiede der Ueberschüsse von 1887/88 der Betrag von 66 u[nd] 17 = 83 Millionen Mark abzuziehen, der Betrag von 47 u[nd] 3 = 50 Millionen Mark dagegen zuzusetzen sein. Hiernach st[ellt] sich die für die Zukunft verwerthbare Vermehrung des Eisenba[hn-] überschusses für die 12jährige Periode von 1887/88 bis 18[99] wie folgt:

Ueberschuß von 1899 . .	490 Millionen Mark,
— Ueberschuß von 1887/88 261 und 33 Millionen =	294 Millionen Mark,
	201 Millionen Mark,

also auf 77 Prozent und im Jahresdurchschnitt 6,4 Prozent.

Unter Zugrundelegung dieser Reineinnahmesteigerung bere[chnet] sich der Ueberschuß nach Ablauf der folgenden 17 Jahre bis [1916] wie folgt:

Nach 12 Jahren 495 und $\frac{77.495}{100}$ = 876 Millionen Mar[k],

Nach weiteren 5 Jahren 876 und $\frac{32.876}{100}$ = 1158 Millionen [Mark].

I. Berechnung des Ueberschusses für das Jahr 1916 nach den Istergebnissen der Periode von 1887/88 bis 1899.

Die Ueberschußzahlen beider Jahre sind insofern nicht vergleichbar, als

1. 1887/88 noch rund 66 Millonen Mark für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnprioritäten, welche jetzt auf dem Etat der Schuldenverwaltung stehen, vorweg aus den Eisenbahneinnahmen zu entnehmen waren,
2. in dem Zeitraum Privatbahnen mit einem Ueberschusse von 17 Millionen Mark verstaatlicht sind.

Umgekehrt werden sämmtliche Ausgaben für Erweiterung bestehender Anlagen und Vermehrung des rollenden Materials der in Betrieb befindlichen Bahnen in Folge der Verkehrssteigerung, welche am Anfang der Berichtsperiode aus Anleihen bestritten wurden, jetzt den Betriebseinnahmen der Bahnen entnommen.

Ebenso fallen die Dispositionsgehälter für die bei der Organisation der Eisenbahnverwaltung 1895 zur Disposition gestellten Beamten mit rund 3 Millionen Mark dem Ausgabeetat von 1899 zur Last, während der von 1887/88 eine solche Ausgabe nicht kennt.

Hiernach wird, um vergleichbare Zahlen der Berechnung der Ueberschußsteigung zu Grunde zu legen, von dem buchmäßigen Unterschiede der Ueberschüsse von 1887/88 der Betrag von 66 und 17 = 83 Millionen Mark abzuziehen, der Betrag von 47 und 3 = 50 Millionen Mark dagegen zuzusetzen sein. Hiernach stellt sich die für die Zukunft verwerthbare Vermehrung des Eisenbahnüberschusses für die 12jährige Periode von 1887/88 bis 1899 wie folgt:

Ueberschuß von 1899 . .	490 Millionen Mark,
— Ueberschuß von 1887/88	
261 und 33 Millionen =	294 Millionen Mark,
	201 Millionen Mark,

also auf 77 Prozent und im Jahresdurchschnitt 6,4 Prozent.

Unter Zugrundelegung dieser Reineinnahmesteigerung berechnet sich der Ueberschuß nach Ablauf der folgenden 17 Jahre bis 1916 wie folgt:

Nach 12 Jahren 495 und $\frac{77.495}{100}$ = 876 Millionen Mark.

Nach weiteren 5 Jahren 876 und $\frac{32.876}{100}$ = 1158 Millionen Mark.

[illegible]

[illegible] 17 Millio- [illegible] 3 Millionen [illegible]

[illegible] folgender- [illegible]

[illegible] 1899	= 495 Millionen Mark,
[illegible] 1891/92 247 und 14	= 311 Millionen Mark,
	184 Millionen Mark,

[illegible] 59 Prozent und 7,4 Prozent [illegible].

Auf der Grundlage dieser Zunahme des Ueberschusses stellt sich der Ueberschuß für 1916

nach 8 Jahren 495 und $\frac{59 . 495}{100}$ = 787 Millionen Mark,

nach 16 Jahren 787 und $\frac{59 . 787}{100}$ = 1251 Millionen Mark,

nach 17 Jahren 1251 und $\frac{7,4 . 1251}{100}$ = 1343 Millionen Mark.

III. Berechnung auf Grundlage der von dem Minister der öffentlichen Arbeiten mitgetheilten Schätzung der Eisenbahneinnahmen.

Der Eisenbahnminister schätzt die Einnahmevermehrung von 1901 bis 1916 aus reiner Verkehrssteigerung auf 840 Millionen Mark, wobei er eine Verkehrszunahme von Jahr zu Jahr um 3,5 Prozent zu Grunde legt, während sie in dem letzten Jahrfünfzehnt in Wirklichkeit etwa 4,3 Prozent betrug. Hierzu tritt die von den neuen Bahnen zu erwartende Einnahme. Man wird nach der Vermehrung der Betriebslänge in den letzten Jahren für 15 Jahre mit einem Zuwachs von 30 Prozent Betriebslänge, vorsichtigerweise dann aber nur mit der Hälfte der Einnahme wie von den älteren Linien, rechnen dürfen. Es treten also jenen 840 Millionen Mark noch (15 Prozent von 840 Millionen) 126 Millionen Mark hinzu, sodaß sich für 1916 gegen 1901 eine Mehreinnahme von 966 Millionen Mark, bei 1439 Millionen Mark Einnahme-Etatssoll für 1901, für das erstgedachte Jahr mithin eine Einnahme von 2405 Millionen Mark ergiebt.

In dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahr 1899 betrug bei starkem Extraordinarium und hohen Löhnen und Materialienpreisen der Ueberschuß 36,8 Prozent der Einnahme; der Ueberschuß für 1916 würde sich hiernach auf 36,8 Prozent von 2405 oder 884 Millionen Mark beziffern.

Legt man die wirkliche Verkehrszunahme von 4,3 Prozent zu Grunde, so erhält man eine Einnahme von 2682 und einen Ueberschuß von 986 Millionen Mark.

Die Unterschiede in den Rechnungsergebnissen sind ziemlich große. Diese schwanken von 1343, 1143, 986 und 884 Millionen Mark.

Die Summe von 1343 Millionen Mark wird ohne weiteres auszuscheiden sein, weil die Zeit von 1891/92 eine ungewöhnlich hohe Verkehrssteigerung aufweist; die letzte Zahl ist insofern nicht vergleichbar, als sie der Vorsicht wegen die Verkehrszunahme mit nahezu 20 Prozent niedriger ansetzt, als sie in Wirklichkeit in der Vergangenheit war. Trotzdem wird man, um sicher zu gehen, diese Summe als Eisenbahnüberschuß für 1916 zur Beurtheilung der Frage einzustellen haben, ob und gegebenenfalls in welcher Höhe ein Theil derselben zur freien Verwendung übrig bleibt.

Der Ueberschuß dient zunächst zur Deckung des Bedarfs für die Eisenbahnschuld und für die im Etat des Finanzministeriums eingestellten Ruhegehälter und Wittwen- und Waisengelder.

Der Bedarf für die Eisenbahnschuld beträgt 1901 257 Millionen Mark. Der Eisenbahnminister schätzt den Aufwand für die Erweiterung des Staatsbahnnetzes bis 1916 auf 780 Millionen Mark, wovon 540 Millionen Mark durch Verrechnung der zur Tilgung der Eisenbahnschuld bestimmten Summen auf die Eisenbahnkredite und nur 240 Millionen Mark durch neue Anleihen zu beschaffen sein würden. Der Mehrbedarf für die Eisenbahnschuld beträgt mithin rund 10 Millionen, der Gesammtbedarf 267 Millionen Mark.

Pensionen und Reliktenversorgung beanspruchen 1901 zusammen 21,6 Millonen Mark. Da besondere vorübergehende Verhältnisse in den letzten 15 Jahren zu einem auffallend starken Anschwellen dieser Ausgaben geführt haben, wird nicht die Zunahme der Vergangenheit zum Maßstabe zu wählen, vielmehr der auf verständiger Schätzung beruhende Betrag von 60 Millionen Mark als der Höchstbetrag des zu erwartenden Bedarfs einzustellen sein. Beide Abzugsposten ergeben somit zusammen 327 Millionen Mark. Es verbleibt daher von dem Eisenbahnüberschuß von 884 Millionen

In dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahr 1899 betrug bei starkem Extraordinarium und hohen Löhnen und Materialienpreisen der Ueberschuß 36,8 Prozent der Einnahme; der Ueberschuß für 1916 würde sich hiernach auf 36,8 Prozent von 2405 oder 884 Millionen Mark beziffern.

Legt man die wirkliche Verkehrszunahme von 4,3 Prozent zu Grunde, so erhält man eine Einnahme von 2682 und einen Ueberschuß von 986 Millionen Mark.

Die Unterschiede in den Rechnungsergebnissen sind ziemlich große. Diese schwanken von 1343, 1143, 986 und 884 Millionen Mark.

Die Summe von 1343 Millionen Mark wird ohne weiteres auszuscheiden sein, weil die Zeit von 1891/92 eine ungewöhnlich hohe Verkehrssteigerung aufweist; die letzte Zahl ist insofern nicht vergleichbar, als sie der Vorsicht wegen die Verkehrszunahme mit nahezu 20 Prozent niedriger ansetzt, als sie in Wirklichkeit in der Vergangenheit war. Trotzdem wird man, um sicher zu gehen, diese Summe als Eisenbahnüberschuß für 1916 zur Beurtheilung der Frage einzustellen haben, ob und gegebenenfalls in welcher Höhe ein Theil derselben zur freien Verwendung übrig bleibt.

Der Ueberschuß dient zunächst zur Deckung des Bedarfs für die Eisenbahnschuld und für die im Etat des Finanzministeriums eingestellten Ruhegehälter und Wittwen- und Waisengelder.

Der Bedarf für die Eisenbahnschuld beträgt 1901 257 Millionen Mark. Der Eisenbahnminister schätzt den Aufwand für die Erweiterung des Staatsbahnnetzes bis 1916 auf 780 Millionen Mark, wovon 540 Millionen Mark durch Verrechnung der zur Tilgung der Eisenbahnschuld bestimmten Summen auf die Eisenbahnkredite und nur 240 Millionen Mark durch neue Anleihen zu beschaffen sein würden. Der Mehrbedarf für die Eisenbahnschuld beträgt mithin rund 10 Millionen, der Gesammtbedarf 267 Millionen Mark.

Pensionen und Reliktenversorgung beanspruchen 1901 zusammen 21,6 Millonen Mark. Da besondere vorübergehende Verhältnisse in den letzten 15 Jahren zu einem auffallend starken Anschwellen dieser Ausgaben geführt haben, wird nicht die Zunahme der Vergangenheit zum Maßstabe zu wählen, vielmehr der auf sachverständiger Schätzung beruhende Betrag von 60 Millionen Mark als der Höchstbetrag des zu erwartenden Bedarfs einzustellen sein. Beide Abzugsposten ergeben somit zusammen 327 Millionen Mark. Es verbleibt daher von dem Eisenbahnüberschuß von 884 Millionen



Mark noch ein zur freien Verfügung stehender Rest von 557 Millionen Mark, aus dem zunächst der zur Erhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt erforderliche Betrag zu entnehmen sein würde.

In den letzten 15 Jahren ist der Zuschuß zu den dauernden Staatsverwaltungsausgaben von 202 auf 382 Millionen Mark, also um rund 90 Prozent gewachsen. Das Extraordinarium ist allerdings sehr viel stärker gestiegen, da es aber in den letzten Jahren absichtlich weit über Bedarf dotirt ist, kann seine Zunahme der Schätzung des zukünftigen Bedarfs nicht zu Grunde gelegt werden, und man wird bei Einstellung einer Zunahme von 90 Prozent schon den Rücksichten äußerster Vorsicht aus dem Grunde gerecht, weil Dotationen und die neben der Eisenbahnschuld bestehende Staatsschuld eine sehr viel geringere Zunahme des Ausgabebedarfs als die Staatsverwaltungsausgaben aufweisen und in die letzten 15 Jahre außerordentlich große Steigerungen dieser Ausgaben durch die allgemeine Erleichterung der Volksschullasten mit 27 Millionen Mark und die allgemeine Erhöhung der Bezüge der Beamten, Geistlichen und Lehrer fallen. 1901 ist ein Zuschuß aus dem Eisenbahnüberschuß zu den allgemeinen Staatseinnahmen von 185 Millionen Mark vorgesehen; in Wirklichkeit bedarf es aber, wie auch vom Finanzminister nicht bestritten ist, zur Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt nur eines solchen von 130 Millionen Mark, weil außer der Eisenbahnverwaltung auch die Extraordinarien aller anderen Ressorts mit 116 Millionen Mark etwa doppelt so hoch, als nöthig, dotirt sind. 130 Millionen Mark zuzüglich 90 Prozent davon, also 247 Millionen Mark, würde daher die Summe sein, welche dem verfügbaren Ueberschusse von 557 Millionen Mark als Zuschuß zu dem allgemeinen Staatsbedarf zu entnehmen wäre. Der zu Tarifermäßigungen verfügbare Rest beläuft sich mithin auf 310 Millionen Mark.

Will man neben dem in der Berechnung der Einnahme bereits eingeschalteten Sicherheitskoeffizienten von beinahe 20 Prozent noch einen solchen bei den Ausgaben einschalten, indem man statt der Verhältnißzahl von 36,8 Prozent die niedrigste bisher dagewesene Verhältnißzahl von 32 Prozent der Einnahme der Schätzung des Ueberschusses zu Grunde legt, so bleibt immer noch ein zu Tarifermäßigungen verfügbarer Rest von rund 200 Millionen Mark.

Zieht man daher allein die preußischen Finanzverhältnisse, insbesondere Ausgabebedarf und Eisenbahnüberschuß, in Betracht, so kann auch der vorsichtigste Finanzmann pflichtgemäß sich zu der

Wasserstraßenpolitik der Regierung und zu der damit untrennbar verbundenen planmäßigen entsprechenden Herabsetzung der Gütertarifen für wichtige Produktionsmittel und Massenerzeugnisse, wenigstens der durch die neuen Wasserstraßen in ihren Konkurrenzverhältnissen benachtheiligten Landestheile, entschließen. Allerdings nur unter zwei Voraussetzungen. Die Einnahmen des preußischen Staates hängen mit verschwindenden Ausnahmen im Ganzen und die Erträge der Staatsbahnen im Besonderen eng mit dem Stande des ganzen Erwerbslebens zusammen und folgen dessen Wellenbewegungen mit geringen zeitlichen Abweichungen genau. Die ruhige und gedeihliche Fortentwicklung unseres Erwerbslebens ist daher die unerläßliche Voraussetzung für die finanzielle Durchführbarkeit einer planmäßig auf die Ermäßigung der Produktionskosten gerichteten Verkehrspolitik, und diese Voraussetzung hängt ihrerseits wiederum von der Gestaltung der Zoll- und Handelsverhältnisse zum Auslande nach 1903, insbesondere davon ab, ob alsdann auf einen wirksameren Schutz unserer nationalen Arbeit zu rechnen ist. Bevor nicht wenigstens das Zustandekommen eines diesen Gesichtspunkten voll gerecht werdenden neuen Zolltarifes gesichert ist, wird man die Voraussetzungen für die Durchführung einer Verkehrspolitik mit dem Ziele wirksamer Ermäßigung der Produktionskosten nicht als vorhanden anerkennen können.

Die zweite Voraussetzung ist die Aufrechterhaltung des bisherigen finanziellen Verhältnisses zum Reiche, wie es in den letzten Jahren sich gestaltet hat. Zur Zeit muß für einen durch Ueberweisungen nicht gedeckten Bedarf an Matrikularumlagen von 7 bis 8 Millionen Mark, aber nicht für mehr gesorgt werden. Der steigende Ausgabebedarf des Reiches und die Neigung des Reichstages, denselben nicht durch stärkere Ausnutzung der eigenen Steuerquellen zu bestreiten, sondern auf die Bundesstaaten abzuwälzen, legt aber die Befürchtung nahe, daß der Betrag der Beiträge Preußens sich rasch, in steigender Progression und in nicht vorherzusehendem Tempo und Maße steigert, wenn nicht dem Reiche auf anderem Wege, als der stärkeren Anspannung der Steuerkraft, neue Einnahmen zugeführt werden.

Ob die Beseitigung der Zuckerausfuhrprämien sich bald ermöglichen lassen, ist noch zweifelhaft. Auch wird man wenigstens einen Theil der Ersparnisse zur Ermäßigung der Verbrauchsabgabe behufs Hebung des Inlandverbrauches verwenden müssen.

Wasserstraßenpolitik der Regierung und zu der damit untrennbar verbundenen planmäßigen entsprechenden Herabsetzung der Güterfrachten für wichtige Produktionsmittel und Massenerzeugnisse, wenigstens der durch die neuen Wasserstraßen in ihren Konkurrenzverhältnissen benachtheiligten Landestheile, entschließen. Allerdings nur unter zwei Voraussetzungen. Die Einnahmen des preußischen Staates hängen mit verschwindenden Ausnahmen im Ganzen und die Erträge der Staatsbahnen im Besonderen eng mit dem Stande des ganzen Erwerbslebens zusammen und folgen dessen Wellenbewegungen mit geringen zeitlichen Abweichungen genau. Die ruhige und gedeihliche Fortentwicklung unseres Erwerbslebens ist daher die unerläßliche Voraussetzung für die finanzielle Durchführbarkeit einer planmäßig auf die Ermäßigung der Produktionskosten gerichteten Verkehrspolitik, und diese Voraussetzung hängt ihrerseits wiederum von der Gestaltung der Zoll- und Handelsverhältnisse zum Auslande nach 1903, insbesondere davon ab, ob alsdann auf einen wirksameren Schutz unserer nationalen Arbeit zu rechnen ist. Bevor nicht wenigstens das Zustandekommen eines diesen Gesichtspunkten voll gerecht werdenden neuen Zolltarifes gesichert ist, wird man die Voraussetzungen für die Durchführung einer Verkehrspolitik mit dem Ziele wirksamer Ermäßigung der Produktionskosten nicht als vorhanden anerkennen können.

Die zweite Voraussetzung ist die Aufrechterhaltung des bisherigen finanziellen Verhältnisses zum Reiche, wie es in den letzten Jahren sich gestaltet hat. Zur Zeit muß für einen durch Ueberweisungen nicht gedeckten Bedarf an Matrikularumlagen von 7 bis 8 Millionen Mark, aber nicht für mehr, gesorgt werden. Der steigende Ausgabebedarf des Reiches und die Neigung des Reichstages, denselben nicht durch stärkere Ausnutzung der eigenen Steuerquellen zu bestreiten, sondern auf die Bundesstaaten abzuwälzen, legt aber die Befürchtung nahe, daß der Betrag der Beiträge Preußens sich rasch, in steigender Progression und in nicht vorherzusehendem Tempo und Maße steigert, wenn nicht dem Reiche auf anderem Wege, als der stärkeren Anspannung der Steuerkraft, neue Einnahmen zugeführt werden.

Ob die Beseitigung der Zuckerausfuhrprämien sich bald wird ermöglichen lassen, ist noch zweifelhaft. Auch wird man wohl wenigstens einen Theil der Ersparnisse zur Ermäßigung der Verbrauchsabgabe behufs Hebung des Inlandverbrauches verwenden müssen.

Zweckbestimmung, dem heimischen Erwerbsleben zu dienen, der sie unter dem Drucke fiskalischer Rücksichten mehr und mehr entfremdet sind, zurückgegeben werden. Die große Frage ist nur, ob eine solche Verkehrspolitik ohne Zerrüttung der preußischen Finanzen durchführbar ist. Wird die Frage verneint, so muß auf sie und damit auch auf die Herstellung des Rhein-Elbe-Kanals verzichtet werden, denn die Festigkeit und Sicherheit der preußischen Finanzen bildet den Eckstein der preußischen Monarchie und damit auch des Reiches.

Es handelt sich auch zweifellos um sehr erhebliche Ausfälle in den Einnahmen der Eisenbahnen, wenn auch für die Folge ein Ausgleich durch Hebung des Verkehrs und des Wohlstandes erhofft werden darf. Der von dem Rhein-Elbe-Kanal zu befürchtende Ausfall von 57 Millionen Mark würde vielleicht um das Doppelte oder Dreifache höher anzusetzen sein, wenn die geplanten Ermäßigungen der Güterfrachten hinzutreten. Es bedarf also der sorgsamsten Untersuchung der Frage, ob anzunehmen ist, daß unsere Finanzen zur Zeit der Inbetriebsetzung des Rhein-Elbe-Kanals, also im Jahre 1916, stark genug sein werden, um einen so beträchtlichen Ausfall an Eisenbahneinnahmen ohne Gefährdung des Gleichgewichts im Staatshaushalt zu ertragen. Dies ist der springende Punkt in der ganzen Frage und demzufolge auch eine der Hauptaufgaben der Kanalkommission. Ihr ist der zweite Theil dieser Erörterungen gewidmet.

II. Finanzpolitisches.

Für die Beurtheilung der Frage, ob die preußischen Finanzen stark genug sind, um 1916 den von den geplanten neuen Wasserstraßen und den damit nothwendig zu verbindenden Ermäßigungen der Eisenbahnfracht von Massengütern wenigstens vorübergehend zu gewärtigenden Ausfall an Eisenbahneinnahmen ohne Gefährdung des Gleichgewichts im Staatshaushalt zu ertragen, bildet bei der Bedeutung des Eisenbahnüberschusses für den Staatshaushalt die künftige finanzielle Entwickelung der preußischen Staatsbahnen das Hauptmoment. Für das Urtheil über diese ist ferner die bisherige Entwickelung von der größten Bedeutung. Auf meine Veranlassung sind deshalb seitens der Kanalkommission von der Eisenbahn- und Finanzverwaltung Nachweisungen über die Einnahmen, Ausgaben, Ueberschüsse der Staatsbahnen seit 1887/88, über die Verwendung

dieser Ueberschüsse und über das Verhältniß der Betriebs-Einnahmen und Ausgaben erbeten und von diesen Verwaltungen bereitwilligst geliefert worden.

Aus diesen Nachweisungen ergiebt sich, daß in den 12 Jahren von 1887/88 bis zu dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahre 1899 stiegen: die Einnahmen von 733,6 auf 1341,7, die Ausgaben von 472,8 auf 847, die Ueberschüsse von 260,8 auf 494,7 Millionen Mark. Der Ueberschuß betrug mithin Anfang der Periode 35,5 Prozent am Ende derselben 36,8 Prozent der Einnahmen. Dabei hat sich in den Jahren wirthschaftlichen Rückganges von 1891/92 bis 1894/95 zwar die Zunahme der Einnahmen verlangsamt, es ist aber nur einmal ein minimaler Rückgang von 5 Millionen Mark eingetreten. Zugleich ist der Betriebsüberschuß von 341 auf 563 Millionen Mark, auf das Kilometer Betriebslänge von 15513 auf 18706 Mark gestiegen. Der Betriebskoeffizient, d. h. der von den Betriebsausgaben aufgezehrte Theil der Einnahmen stieg von 53,27 Prozent im Jahre 1887/88 zunächst stetig bis auf 65,44 Prozent im Jahre 1891/92, um dann ebenso stetig bis 1896/97 wieder auf 54,17 Prozent zu fallen. Von da ab beginnt abermals eine aufsteigende Bewegung bis 57,95 Prozent im Jahre 1899, doch scheint damit ungefähr wieder der Beharrungspunkt nahezu erreicht.

Diese Zahlen liefern den Beweis einer überaus gesunden finanziellen Entwickelung der Staatsbahnen und einer fortwähren[den] Zunahme ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit. In dieser Hin[sicht] ist namentlich auch die stetige Zunahme des Betriebsüber[schusses] auf das Kilometer mit 12680 Mark im Jahre 189[…] auf 18708 Mark im Jahre 1899 von der größten Bedeutung.

Daneben beansprucht die Entwickelung des Verhältnisses, [in] welchem die beiden aus dem Eisenbahnüberschuß vorweg zu [be]streitenden Ausgabeposten zu dem Ueberschusse stehen und wie[viel] demzufolge von diesem für allgemeine Staatszwecke zur Verfüg[ung] bleibt, besonderes Interesse. Ruhegehälter, Wittwen- und Wais[en]gelder, Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld nahm[en] 1887/88 noch 98,81 Prozent des ganzen Eisenbahnüberschusses in [An]spruch, sodaß für allgemeine Staatszwecke nur 1,19 Prozent o[der] 3,1 Millionen Mark übrig blieben, während 1901 nur noch 60 Pro[zent] des Ueberschusses durch jene Ausgaben aufgezehrt, 40 Prozent [oder] 185 Millionen Mark aber für allgemeine Staatszwecke verfügbar wer[den]. Der Grund liegt darin, daß der Bedarf für die Eisenbahnsch[uld]

dieser Ueberschüsse und über das Verhältniß der Betriebs-Einnahmen und Ausgaben erbeten und von diesen Verwaltungen bereitwilligst geliefert worden.

Aus diesen Nachweisungen ergiebt sich, daß in den 12 Jahren von 1887/88 bis zu dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahre 1899 stiegen: die Einnahmen von 733,6 auf 1341,7, die Ausgaben von 472,8 auf 847, die Ueberschüsse von 260,8 auf 494,7 Millionen Mark. Der Ueberschuß betrug mithin Anfang der Periode 35,5 Prozent am Ende derselben 36,8 Prozent der Einnahmen. Dabei hat sich in den Jahren wirthschaftlichen Rückganges von 1891/92 bis 1894/95 zwar die Zunahme der Einnahmen verlangsamt, es ist aber nur einmal ein minimaler Rückgang von 5 Millionen Mark eingetreten. Zugleich ist der Betriebsüberschuß von 341 auf 563 Millionen Mark, auf das Kilometer Betriebslänge von 15513 auf 18706 Mark gestiegen. Der Betriebskoeffizient, d. h. der von den Betriebsausgaben aufgezehrte Theil der Einnahmen stieg von 53,27 Prozent im Jahre 1887/88 zunächst stetig bis auf 65,44 Prozent im Jahre 1891/92, um dann ebenso stetig bis 1896/97 wieder auf 54,17 Prozent zu fallen. Von da ab beginnt abermals eine aufsteigende Bewegung bis 57,95 Prozent im Jahre 1899, doch scheint damit ungefähr wieder der Beharrungspunkt nahezu erreicht.

Diese Zahlen liefern den Beweis einer überaus gesunden finanziellen Entwickelung der Staatsbahnen und einer fortwährenden Zunahme ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit. In dieser Hinsicht ist namentlich auch die stetige Zunahme des Betriebsüberschusses auf das Kilometer mit 12680 Mark im Jahre 1890/91 auf 18708 Mark im Jahre 1899 von der größten Bedeutung.

Daneben beansprucht die Entwickelung des Verhältnisses, in welchem die beiden aus dem Eisenbahnüberschuß vorweg zu bestreitenden Ausgabeposten zu dem Ueberschusse stehen und wieviel demzufolge von diesem für allgemeine Staatszwecke zur Verfügung bleibt, besonderes Interesse. Ruhegehälter, Wittwen- und Waisengelder, Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld nahmen 1887/88 noch 98,81 Prozent des ganzen Eisenbahnüberschusses in Anspruch, sodaß für allgemeine Staatszwecke nur 1,19 Prozent oder 3,1 Millionen Mark übrig blieben, während 1901 nur noch 60 Prozent des Ueberschusses durch jene Ausgaben aufgezehrt, 40 Prozent oder 185 Millionen Mark aber für allgemeine Staatszwecke verfügbar werden. Der Grund liegt darin, daß der Bedarf für die Eisenbahnschuld,

deren Haupttheil ja auf den Erwerbspreis für die verstaatlichten Privatbahnen entfällt, in ungleich geringerem Maße wächst, als der Eisenbahnüberschuß. Der Prozentsatz des Bedarfs für die Eisenbahnschuld sank von 97,46 im Jahre 1887/88 fortwährend bis auf 55,35 Prozent. Es traten eben nur die vergleichsweise geringen Beträge für die Verzinsung und Tilgung der für die Erweiterung des Staatsbahnnetzes aufgenommenen Anleihen dem von dem Ankauf der Privatbahnen herrührenden Hauptstock der Eisenbahnschuld hinzu. Da dies künftig nicht anders sein wird, darf mit unbedingter Sicherheit mit einer weiteren stetigen prozentualen Zunahme desjenigen Theiles des Ueberschusses, welcher für allgemeine Staatszwecke verfügbar ist, gerechnet werden, der Betrag der für solche Zwecke verfügbaren Summe wird also und zwar nicht unerheblich stärker steigen, als der Eisenbahnüberschuß selbst. Es leuchtet ein, wie überaus wichtig dieser Umstand für die Beurtheilung der finanziellen Leistungsfähigkeit unserer Staatsbahnen vom Jahre 1916 ab ist.

Um eine Unterlage für diese Beurtheilung zu gewinnen, liegt es nahe, aus den Ergebnissen der Vergangenheit den wahrscheinlichen Ueberschuß der Eisenbahnen zu jenem Zeitpunkte sowie denjenigen Theil desselben, welcher zur freien Verfügung verbleiben würde, zu berechnen und so zu sehen, ob und wieweit der preußische Staat ohne Gefährdung des Geichgewichts im Staatshaushalt zu Gunsten von Verkehrserleichterungen alsdann auf einen Theil des Ueberschusses aus seinen Eisenbahnen verzichten kann.

Berechnungen, welche aus den bisherigen finanziellen Ergebnissen der preußischen Staatsbahnen für die Zukunft ausgestellt werden, können aber naturgemäß nicht zu dem Zwecke dienen, genaue zahlenmäßige Unterlagen für die Beurtheilung zu gewinnen, sondern lediglich in der Absicht erfolgen, ein ungefähres Bild von der wahrscheinlichen Gestaltung der Dinge zu liefern. Ein solches Bild ist aber insofern nicht ohne Werth, als es bei vorsichtiger Einschaltung ausreichender Sicherheitskoeffizienten ein Urtheil darüber gestattet, mit welcher finanziellen Leistungsfähigkeit der Staatsbahnen zu einem bestimmten Zeitpunkte sicher zu rechnen ist.

Unter diesem Gesichtspunkte verstehen sich die nachfolgenden nach verschiedenen Methoden aufgemachten Rechnungen, welche gerade dieser Verschiedenheit wegen sich gegenseitig ergänzen und kontroliren.

I. Berechnung des Ueberschusses für das Jahr 1916 nach den Istergebnissen der Periode von 1887/88 bis 1899.

Die Ueberschußzahlen beider Jahre sind insofern nicht vergleichbar, als

1. 1887/88 noch rund 66 Millionen Mark für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnprioritäten, welche jetzt auf dem Etat der Schuldenverwaltung stehen, vorweg aus den Eisenbahneinnahmen zu entnehmen waren,
2. in dem Zeitraum Privatbahnen mit einem Ueberschusse von 17 Millionen Mark verstaatlicht sind.

Umgekehrt werden sämmtliche Ausgaben für Erweiterung bestehender Anlagen und Vermehrung des rollenden Materials der im Betrieb befindlichen Bahnen in Folge der Verkehrssteigerung, welche am Anfang der Berichtsperiode aus Anleihen beitritten wurden, jetzt den Betriebseinnahmen der Bahnen entnommen.

Ebenso fallen die Dispositionsgehälter für die bei der Organisation der Eisenbahnverwaltung 1895 zur Disposition gestellten Beamten mit rund 3 Millionen Mark dem Ausgabeetat von 1899 zur Last, während der von 1887/88 eine solche Ausgabe nicht kennt.

Hiernach wird, um vergleichbare Zahlen der Berechnung der Ueberschußsteigerung zu Grunde zu legen, von dem buchmäßigen Unterschiede der Ueberschüsse von 1887/88 der Betrag von 66 und 17 = 83 Millionen Mark abzuziehen, der Betrag von 47 und 3 = 50 Millionen Mark dagegen zuzusetzen sein. Hiernach stell[t] sich die für die Zukunft verwerthbare Vermehrung des Eisenbahn[ü]berschusses für die 12jährige Periode von 1887/88 bis 18[99] wie folgt:

Ueberschuß von 1899 . .	490 Millionen Mark,
— Ueberschuß von 1887/88 261 und 33 Millionen =	294 Millionen Mark,
	201 Millionen Mark,

also auf 77 Prozent und im Jahresdurchschnitt 6,4 Prozent.

Unter Zugrundelegung dieser Reineinnahmesteigerung berech[net] sich der Ueberschuß nach Ablauf der folgenden 17 Jahre bis 19[16] wie folgt:

Nach 12 Jahren 495 und $\frac{77.495}{100}$ = 876 Millionen Mark.

Nach weiteren 5 Jahren 876 und $\frac{32.876}{100}$ = 1158 Millionen M[ark].

I. Berechnung des Ueberschusses für das Jahr 1916 nach den Istergebnissen der Periode von 1887/88 bis 1899.

Die Ueberschußzahlen beider Jahre sind insofern nicht vergleichbar, als

1. 1887/88 noch rund 66 Millionen Mark für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnprioritäten, welche jetzt auf dem Etat der Schuldenverwaltung stehen, vorweg aus den Eisenbahneinnahmen zu entnehmen waren,
2. in dem Zeitraum Privatbahnen mit einem Ueberschusse von 17 Millionen Mark verstaatlicht sind.

Umgekehrt werden sämmtliche Ausgaben für Erweiterung bestehender Anlagen und Vermehrung des rollenden Materials der in Betrieb befindlichen Bahnen in Folge der Verkehrssteigerung, welche am Anfang der Berichtsperiode aus Anleihen bestritten wurden, jetzt den Betriebseinnahmen der Bahnen entnommen.

Ebenso fallen die Dispositionsgehälter für die bei der Organisation der Eisenbahnverwaltung 1895 zur Disposition gestellten Beamten mit rund 3 Millionen Mark dem Ausgabeetat von 1899 zur Last, während der von 1887/88 eine solche Ausgabe nicht kennt.

Hiernach wird, um vergleichbare Zahlen der Berechnung der Ueberschußsteigung zu Grunde zu legen, von dem buchmäßigen Unterschiede der Ueberschüsse von 1887/88 der Betrag von 66 und 17 = 83 Millionen Mark abzuziehen, der Betrag von 47 und 3 = 50 Millionen Mark dagegen zuzusetzen sein. Hiernach stellt sich die für die Zukunft verwerthbare Vermehrung des Eisenbahnüberschusses für die 12jährige Periode von 1887/88 bis 1899 wie folgt:

Ueberschuß von 1899 . .	490 Millionen Mark,
— Ueberschuß von 1887/88 261 und 33 Millionen =	294 Millionen Mark,
	201 Millionen Mark,

also auf 77 Prozent und im Jahresdurchschnitt 6,4 Prozent.

Unter Zugrundelegung dieser Reineinnahmesteigerung berechnet sich der Ueberschuß nach Ablauf der folgenden 17 Jahre bis 1916 wie folgt:

Nach 12 Jahren 495 und $\frac{77.495}{100}$ = 876 Millionen Mark.

Nach weiteren 5 Jahren 876 und $\frac{32.876}{100}$ = 1158 Millionen Mark.

II. Berechnung unter Zugrundelegung der Zeit von 1891/92 bis 1899.

Hier hat man im Wesentlichen gleichwerthige Zahlen; es braucht nur der Ueberschuß der verstaatlichen Bahnen mit 17 Millionen Mark ab- und der Betrag der Dispositionsgehälter mit 3 Millionen zugesetzt werden.

Die Vermehrung des Ueberschusses berechnet sich somit folgendermaßen:

Ueberschuß von 1899 . . . . = 495 Millionen Mark.
— Ueberschuß von 1891/92 297 und 14 = 311 Millionen Mark,
184 Millionen Mark,

oder 59 Prozent und 7,4 Prozent Jahresdurchschnitt.

Auf der Grundlage dieser Zunahme des Ueberschusses stellt sich der Ueberschuß für 1916

nach 8 Jahren 495 und $\frac{59.495}{100}$ = 787 Millionen Mark,

nach 16 Jahren 787 und $\frac{59.787}{100}$ = 1251 Millionen Mark,

nach 17 Jahren 1251 und $\frac{7,4 . 1251}{100}$ = 1343 Millionen Mark.

III. Berechnung auf Grundlage der von dem Minister der öffentlichen Arbeiten mitgetheilten Schätzung der Eisenbahneinnahmen.

Der Eisenbahnminister schätzt die Einnahmevermehrung von 1901 bis 1916 aus reiner Verkehrssteigerung auf 840 Millionen Mark, wobei er eine Verkehrszunahme von Jahr zu Jahr um 3,5 Prozent zu Grunde legt, während sie in dem letzten Jahrfünfzehnt in Wirklichkeit etwa 4,3 Prozent betrug. Hierzu tritt die von den neuen Bahnen zu erwartende Einnahme. Man wird nach der Vermehrung der Betriebslänge in den letzten Jahren für 15 Jahre mit einem Zuwachs von 30 Prozent Betriebslänge, vorsichtigerweise dann aber nur mit der Hälfte der Einnahme wie von den älteren Linien, rechnen dürfen. Es treten also jenen 840 Millionen Mark noch (15 Prozent von 840 Millionen) 126 Millionen Mark hinzu, sodaß sich für 1916 gegen 1901 eine Mehreinnahme von 966 Millionen Mark, bei 1439 Millionen Mark Einnahme-Etatssoll für 1901, für das erstgedachte Jahr mithin eine Einnahme von 2405 Millionen Mark ergiebt.

In dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahr 1899 betrug bei starkem Extraordinarium und hohen Löhnen und Materialienpreisen der Ueberschuß 36,8 Prozent der Einnahme; der Ueberschuß für 1916 würde sich hiernach auf 36,8 Prozent von 2405 oder 884 Millionen Mark beziffern.

Legt man die wirkliche Verkehrszunahme von 4,3 Prozent zu Grunde, so erhält man eine Einnahme von 2682 und einen Ueberschuß von 986 Millionen Mark.

Die Unterschiede in den Rechnungsergebnissen sind ziemlich große. Diese schwanken von 1343, 1143, 986 und 884 Millionen Mark.

Die Summe von 1343 Millionen Mark wird ohne weiteres auszuscheiden sein, weil die Zeit von 1891/92 eine ungewöhnlich hohe Verkehrssteigerung aufweist; die letzte Zahl ist insofern nicht vergleichbar, als sie der Vorsicht wegen die Verkehrszunahme mit nahezu 20 Prozent niedriger ansetzt, als sie in Wirklichkeit in der Vergangenheit war. Trotzdem wird man, um sicher zu gehen, diese Summe als Eisenbahnüberschuß für 1916 zur Beurtheilung der Frage einzustellen haben, ob und gegebenenfalls in welcher Höhe ein Theil derselben zur freien Verwendung übrig bleibt.

Der Ueberschuß dient zunächst zur Deckung des Bedarfs für die Eisenbahnschuld und für die im Etat des Finanzministeriums eingestellten Ruhegehälter und Wittwen- und Waisengelder.

Der Bedarf für die Eisenbahnschuld beträgt 1901 257 Millionen Mark. Der Eisenbahnminister schätzt den Aufwand für die Er[illegible] weiterung des Staatsbahnnetzes bis 1916 auf 780 Millionen Mark, wovon 540 Millionen Mark durch Verrechnung der zur Tilgung der Eisenbahnschuld bestimmten Summen auf die Eisenbahnkredite und nur 240 Millionen Mark durch neue Anleihen zu beschaffen sein würden. Der Mehrbedarf für die Eisenbahnschuld beträgt mithin rund 10 Millionen, der Gesammtbedarf 267 Millione[illegible] Mark.

Pensionen und Reliktenversorgung beanspruchen 1901 zusamm[illegible] 21,6 Millonen Mark. Da besondere vorübergehende Verhältni[illegible] in den letzten 15 Jahren zu einem auffallend starken Anschwell[illegible] dieser Ausgaben geführt haben, wird nicht die Zunahme der V[illegible] gangenheit zum Maßstabe zu wählen, vielmehr der auf [illegible] verständiger Schätzung beruhende Betrag von 60 Millionen M[illegible] als der Höchstbetrag des zu erwartenden Bedarfs einzustellen [illegible] Beide Abzugsposten ergeben somit zusammen 327 Millionen M[illegible] Es verbleibt daher von dem Eisenbahnüberschuß von 884 Milli[illegible]

In dem letzten abgeschlossenen Rechnungsjahr 1899 betrug bei starkem Extraordinarium und hohen Löhnen und Materialienpreisen der Ueberschuß 36,8 Prozent der Einnahme; der Ueberschuß für 1916 würde sich hiernach auf 36,8 Prozent von 2405 oder 884 Millionen Mark beziffern.

Legt man die wirkliche Verkehrszunahme von 4,3 Prozent zu Grunde, so erhält man eine Einnahme von 2682 und einen Ueberschuß von 986 Millionen Mark.

Die Unterschiede in den Rechnungsergebnissen sind ziemlich große. Diese schwanken von 1343, 1143, 986 und 884 Millionen Mark.

Die Summe von 1343 Millionen Mark wird ohne weiteres auszuscheiden sein, weil die Zeit von 1891/92 eine ungewöhnlich hohe Verkehrssteigerung aufweist; die letzte Zahl ist insofern nicht vergleichbar, als sie der Vorsicht wegen die Verkehrszunahme mit nahezu 20 Prozent niedriger ansetzt, als sie in Wirklichkeit in der Vergangenheit war. Trotzdem wird man, um sicher zu gehen, diese Summe als Eisenbahnüberschuß für 1916 zur Beurtheilung der Frage einzustellen haben, ob und gegebenenfalls in welcher Höhe ein Theil derselben zur freien Verwendung übrig bleibt.

Der Ueberschuß dient zunächst zur Deckung des Bedarfs für die Eisenbahnschuld und für die im Etat des Finanzministeriums eingestellten Ruhegehälter und Wittwen- und Waisengelder.

Der Bedarf für die Eisenbahnschuld beträgt 1901 257 Millionen Mark. Der Eisenbahnminister schätzt den Aufwand für die Erweiterung des Staatsbahnnetzes bis 1916 auf 780 Millionen Mark, wovon 540 Millionen Mark durch Verrechnung der zur Tilgung der Eisenbahnschuld bestimmten Summen auf die Eisenbahnkredite und nur 240 Millionen Mark durch neue Anleihen zu beschaffen sein würden. Der Mehrbedarf für die Eisenbahnschuld beträgt mithin rund 10 Millionen, der Gesammtbedarf 267 Millionen Mark.

Pensionen und Reliktenversorgung beanspruchen 1901 zusammen 21,6 Millonen Mark. Da besondere vorübergehende Verhältnisse in den letzten 15 Jahren zu einem auffallend starken Anschwellen dieser Ausgaben geführt haben, wird nicht die Zunahme der Vergangenheit zum Maßstabe zu wählen, vielmehr der auf sachverständiger Schätzung beruhende Betrag von 60 Millionen Mark als der Höchstbetrag des zu erwartenden Bedarfs einzustellen sein. Beide Abzugsposten ergeben somit zusammen 327 Millionen Mark. Es verbleibt daher von dem Eisenbahnüberschuß von 884 Millionen

Mark noch ein zur freien Verfügung stehender Rest von 557 Millionen Mark, aus dem zunächst der zur Erhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt erforderliche Betrag zu entnehmen sein würde.

In den letzten 15 Jahren ist der Zuschuß zu den dauernden Staatsverwaltungsausgaben von 202 auf 382 Millionen Mark, also um rund 90 Prozent gewachsen. Das Extraordinarium ist allerdings sehr viel stärker gestiegen, da es aber in den letzten Jahren absichtlich weit über Bedarf dotirt ist, kann seine Zunahme der Schätzung des zukünftigen Bedarfs nicht zu Grunde gelegt werden, und man wird bei Einstellung einer Zunahme von 90 Prozent schon den Rücksichten äußerster Vorsicht aus dem Grunde gerecht, weil Dotationen und die neben der Eisenbahnschuld bestehende Staatsschuld eine sehr viel geringere Zunahme des Ausgabebedarfs als die Staatsverwaltungsausgaben aufweisen und in die letzten 15 Jahre außerordentlich große Steigerungen dieser Ausgaben durch die allgemeine Erleichterung der Volksschullasten mit 27 Millionen Mark und die allgemeine Erhöhung der Bezüge der Beamten, Geistlichen und Lehrer fallen. 1901 ist ein Zuschuß aus dem Eisenbahnüberschuß zu den allgemeinen Staatseinnahmen von 185 Millionen Mark vorgesehen; in Wirklichkeit bedarf es aber, wie auch vom Finanzminister nicht bestritten ist, zur Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt nur eines solchen von 130 Millionen Mark, weil außer der Eisenbahnverwaltung auch die Extraordinarien aller anderen Ressorts mit 116 Millionen Mark etwa doppelt so hoch, als nöthig, dotirt sind. 130 Millionen Mark zuzüglich 90 Prozent davon, also 247 Millionen Mark, würde daher die Summe sein, welche dem verfügbaren Ueberschusse von 557 Millionen Mark als Zuschuß zu dem allgemeinen Staatsbedarf zu entnehmen wäre. Der zu Tarifermäßigungen verfügbare Rest beläuft sich mithin auf 310 Millionen Mark.

Will man neben dem in der Berechnung der Einnahme bereits eingeschalteten Sicherheitskoeffizienten von beinahe 20 Prozent noch einen solchen bei den Ausgaben einschalten, indem man statt der Verhältnißzahl von 36,8 Prozent die niedrigste bisher dagewesene Verhältnißzahl von 32 Prozent der Einnahme der Schätzung des Ueberschusses zu Grunde legt, so bleibt immer noch ein zu Tarifermäßigungen verfügbarer Rest von rund 200 Millionen Mark.

Zieht man daher allein die preußischen Finanzverhältnisse, insbesondere Ausgabebedarf und Eisenbahnüberschuß, in Betracht, so kann auch der vorsichtigste Finanzmann pflichtgemäß sich zu der

Wasserstraßenpolitik der Regierung und zu der damit untrennbar verbundenen planmäßigen entsprechenden Herabsetzung der Güterfrachten für wichtige Produktionsmittel und Massenerzeugnisse, wenigstens der durch die neuen Wasserstraßen in ihren Konkurrenzverhältnissen benachtheiligten Landestheile, entschließen. Allerdings nur unter zwei Voraussetzungen. Die Einnahmen des preußischen Staates hängen mit verschwindenden Ausnahmen im Ganzen und die Erträge der Staatsbahnen im Besonderen eng mit dem Stande des ganzen Erwerbslebens zusammen und folgen dessen Wellenbewegungen mit geringen zeitlichen Abweichungen genau. Die ruhige und gedeihliche Fortentwicklung unseres Erwerbslebens ist daher die unerläßliche Voraussetzung für die finanzielle Durchführbarkeit einer planmäßig auf die Ermäßigung der Produktionskosten gerichteten Verkehrspolitik, und diese Voraussetzung hängt ihrerseits wiederum von der Gestaltung der Zoll- und Handelsverhältnis[se] zum Auslande nach 1903, insbesondere davon ab, ob alsdann au[f] einen wirksameren Schutz unserer nationalen Arbeit zu rechnen is[t]. Bevor nicht wenigstens das Zustandekommen eines diesen Gesichtspunkten voll gerecht werdenden neuen Zolltarifes gesichert ist, wir[d] man die Voraussetzungen für die Durchführung einer Verkehrspolitik mit dem Ziele wirksamer Ermäßigung der Produktionskosten nicht als vorhanden anerkennen können.

Die zweite Voraussetzung ist die Aufrechterhaltung des [bis]herigen finanziellen Verhältnisses zum Reiche, wie es in d[en] letzten Jahren sich gestaltet hat. Zur Zeit muß für ein[en] durch Ueberweisungen nicht gedeckten Bedarf an Matrikularumlagen von 7 bis 8 Millionen Mark, aber nicht für m[ehr] gesorgt werden. Der steigende Ausgabebedarf des Reiches u[nd] die Neigung des Reichstages, denselben nicht durch stär[kere] Ausnutzung der eigenen Steuerquellen zu bestreiten, sondern [auf] die Bundesstaaten abzuwälzen, legt aber die Befürchtung nahe, [daß] der Betrag der Beiträge Preußens sich rasch, in steigen[der] Progression und in nicht vorherzusehendem Tempo und [M]aße steigert, wenn nicht dem Reiche auf anderem Wege, als der stär[keren] Anspannung der Steuerkraft, neue Einnahmen zugeführt wer[den].

Ob die Beseitigung der Zuckerausfuhrprämien sich bald ermöglichen lassen, ist noch zweifelhaft. Auch wird man wenigstens einen Theil der Ersparnisse zur Ermäßigung [der] Verbrauchsabgabe behufs Hebung des Inlandverbrauches verw[enden] müssen.

Wasserstraßenpolitik der Regierung und zu der damit untrennbar verbundenen planmäßigen entsprechenden Herabsetzung der Güterfrachten für wichtige Produktionsmittel und Massenerzeugnisse, wenigstens der durch die neuen Wasserstraßen in ihren Konkurrenzverhältnissen benachtheiligten Landestheile, entschließen. Allerdings nur unter zwei Voraussetzungen. Die Einnahmen des preußischen Staates hängen mit verschwindenden Ausnahmen im Ganzen und die Erträge der Staatsbahnen im Besonderen eng mit dem Stande des ganzen Erwerbslebens zusammen und folgen dessen Wellenbewegungen mit geringen zeitlichen Abweichungen genau. Die ruhige und gedeihliche Fortentwicklung unseres Erwerbslebens ist daher die unerläßliche Voraussetzung für die finanzielle Durchführbarkeit einer planmäßig auf die Ermäßigung der Produktionskosten gerichteten Verkehrspolitik, und diese Voraussetzung hängt ihrerseits wiederum von der Gestaltung der Zoll- und Handelsverhältnisse zum Auslande nach 1903, insbesondere davon ab, ob alsdann auf einen wirksameren Schutz unserer nationalen Arbeit zu rechnen ist. Bevor nicht wenigstens das Zustandekommen eines diesen Gesichtspunkten voll gerecht werdenden neuen Zolltarifes gesichert ist, wird man die Voraussetzungen für die Durchführung einer Verkehrspolitik mit dem Ziele wirksamer Ermäßigung der Produktionskosten nicht als vorhanden anerkennen können.

Die zweite Voraussetzung ist die Aufrechterhaltung des bisherigen finanziellen Verhältnisses zum Reiche, wie es in den letzten Jahren sich gestaltet hat. Zur Zeit muß für einen durch Ueberweisungen nicht gedeckten Bedarf an Matrikularumlagen von 7 bis 8 Millionen Mark, aber nicht für mehr, gesorgt werden. Der steigende Ausgabebedarf des Reiches und die Neigung des Reichstages, denselben nicht durch stärkere Ausnutzung der eigenen Steuerquellen zu bestreiten, sondern auf die Bundesstaaten abzuwälzen, legt aber die Befürchtung nahe, daß der Betrag der Beiträge Preußens sich rasch, in steigender Progression und in nicht vorherzusehendem Tempo und Maße steigert, wenn nicht dem Reiche auf anderem Wege, als der stärkeren Anspannung der Steuerkraft, neue Einnahmen zugeführt werden.

Ob die Beseitigung der Zuckerausfuhrprämien sich bald wird ermöglichen lassen, ist noch zweifelhaft. Auch wird man wohl wenigstens einen Theil der Ersparnisse zur Ermäßigung der Verbrauchsabgabe behufs Hebung des Inlandverbrauches verwenden müssen.

Wohl aber stellt der neue Zolltarif von 1903 ab eine beträchtliche Einnahmevermehrung, namentlich aus den landwirthschaftlichen Zöllen, in Aussicht. Es scheint zwar beabsichtigt zu sein, diesen Mehrertrag direkt zum Besten der breiten Massen der Bevölkerung zu verwenden, allein gerade deren Interessen würden doch besonders schwer geschädigt, wenn durch Inanspruchnahme der Mehreinnahmen für Ausgaben des Reiches die geplante Ermäßigung der Produktionskosten durch Herabsetzung der Transportkosten verhindert würde und so die zur Erhaltung unserer Mitbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte nothwendige Ermäßigung der Produktionskosten durch Herunterdrückung der Arbeitslöhne herbeigeführt werden müßte. Auch in dieser Hinsicht wird es daher von der Gestaltung des Zolltarifes und des Tarifgesetzes abhängen, ob die Voraussetzung für Durchführung einer Verkehrspolitik der in Rede stehenden Art als vorhanden anzuerkennen sind oder nicht.

Sobald das Zustandekommen des Zolltarifs in einer wirthschaftlich und finanzpolitisch befriedigenden Gestalt gesichert ist, halte ich somit die Inangriffnahme einer planmäßig auf die Herabsetzung der Produktionskosten durch Ermäßigung der Güterfrachten bedachten Verkehrspolitik, deren eines Glied der zweckmäßige Ausbau unseres Wasserstraßennetzes bilden würde, für finanziell angängig und alsdann im Interesse unserer schaffenden Arbeit und ihrer Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande für angezeigt, ja selbst für geboten.

Wer glaubt, daß mit Rücksicht auf die Länge der Zeit bis 1916 und die noch unleugbar vorhandenen Momente der Unsicherheit für die Beurtheilung der künftigen Finanzlage zur Zeit noch nicht mit Sicherheit ein Beschluß von so weittragender Bedeutung gefaßt werden kann, wird dagegen zu dem Schlusse kommen, daß die Entschließung aufzuschieben ist, bis man dem Jahre 1916 erheblich näher gerückt und so sicherer zu urtheilen in der Lage ist, und zwar um so mehr, als der Bau des Mittellandkanals doch erst in 6 oder 7 Jahren in Angriff genommen werden soll, eine Verschiebung des Beschlusses bis dahin somit nach keiner Richtuug präjudizirt.

Zu einem ganz ablehnenden Votum aber läge nur dann Grund vor, wenn gegen den neuen Zolltarif wirthschaftliche oder finanzpolitische Bedenken von Gewicht zu erheben wären.

Berlin, April 1901.

Das Recht der Eisenbahn-Betriebs- und Verkehrs-Ordnungen.

Von

Geheimrath Professor **Dr. Arndt,** Königsberg.

Die wichtigsten Fragen des modernen Staatsrechts haben [...] gerade an das Eisenbahnwesen angeknüpft. Weil König Friedri[...] Wilhelm III. in der Verordnung vom 17. Januar 1820 (G. S. [...] zugesichert hatte, daß Staatsanleihen „nur mit Zustimmung un[...] unter Mitgarantie der reichsständischen Versammlung" aufgenomm[...] werden sollten, sah sich König Friedrich Wilhelm IV. gezwunge[...] um eine Anleihe für die Ostbahn abzuschließen, das Patent, [...] ständischen Einrichtungen betreffend, vom 3. Februar 1847 (G. S. [...] zu erlassen und den vereinigten Landtag auf den 11. April 18[...] zum ersten Male in Berlin zusammen zu berufen. Als durch [...] zwischen dem preußischen Staate und der Köln-Mindener Eisenba[...] gesellschaft am 10. August/13. September 1865 abgeschlossenen Vert[...] der preußische Staat von seiner Zinsgarantie entbunden wurde und [...] Verzichtleistung auf das Recht zum Erwerb dieser Eisenbahn [...] Amortisationsrecht der Aktien) gegen Empfang von 13 Millio[...] Thaler Verzicht leistete, welchen Betrag er zur Mobilmachung ge[...] Oesterreich verwendete, gab dies zu Jahre langen Erörterungen [...] Landtage wie in der Wissenschaft Anlaß, den staatsrechtlichen U[...] schied zwischen sogenanntem Finanz- und Verwaltungsvermögen [...] entwickeln, und zu erörtern, ob die Staatsregierung Finanzverm[...] ohne Landtagsgenehmigung veräußern dürfe.

Die seit dem Jahre 1870 vom Bundesrathe erlassenen [...] ordnungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens lieferten den [...] gangspunkt für die systematische Prüfung des Reichsverordn[...] rechts, also für die Abgrenzung des Gesetzes- vom Verordn[...] gebiete, für die Stellung des Bundesraths im Organi[...]

Das Recht der Eisenbahn-Betriebs- und Verkehrs-Ordnungen.

Von

Geheimrath Professor **Dr. Arndt,** Königsberg.

Die wichtigsten Fragen des modernen Staatsrechts haben sich gerade an das Eisenbahnwesen angeknüpft. Weil König Friedrich Wilhelm III. in der Verordnung vom 17. Januar 1820 (G. S. 9) zugesichert hatte, daß Staatsanleihen „nur mit Zustimmung und unter Mitgarantie der reichsständischen Versammlung" aufgenommen werden sollten, sah sich König Friedrich Wilhelm IV. gezwungen, um eine Anleihe für die Ostbahn abzuschließen, das Patent, die ständischen Einrichtungen betreffend, vom 3. Februar 1847 (G. S. 33) zu erlassen und den vereinigten Landtag auf den 11. April 1847 zum ersten Male in Berlin zusammen zu berufen. Als durch den zwischen dem preußischen Staate und der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft am 10. August/13. September 1865 abgeschlossenen Vertrag der preußische Staat von seiner Zinsgarantie entbunden wurde und für Verzichtleistung auf das Recht zum Erwerb dieser Eisenbahn (das Amortisationsrecht der Aktien) gegen Empfang von 13 Millionen Thaler Verzicht leistete, welchen Betrag er zur Mobilmachung gegen Oesterreich verwendete, gab dies zu Jahre langen Erörterungen im Landtage wie in der Wissenschaft Anlaß, den staatsrechtlichen Unterschied zwischen sogenanntem Finanz- und Verwaltungsvermögen zu entwickeln, und zu erörtern, ob die Staatsregierung Finanzvermögen ohne Landtagsgenehmigung veräußern dürfe.

Die seit dem Jahre 1870 vom Bundesrathe erlassenen Verordnungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens lieferten den Ausgangspunkt für die systematische Prüfung des Reichsverordnungsrechts, also für die Abgrenzung des Gesetzes- vom Verordnungsgebiete, für die Stellung des Bundesraths im Organismus des

Reichs, für die Unterscheidung zwischen unmittelbarem und mittelbarem Reichsverordnungsrecht und für die Frage nach der Publikation der Reichsverordnungen.

Besonders betrübend ist die Wahrnehmung, wie wenig erfolgreich begründet die Ausführungen der namhaftesten Theoretiker dabei gewesen sind und wie andererseits die obersten Reichs- und Zentralbehörden sich außer Stande zeigten, ihren aus der früheren Praxis empirisch gefundenen Standpunkt gegen die erhobenen Angriffe auch nur einigermaßen zu vertheidigen.

Die deutsche Staatsrechtswissenschaft*) hat nämlich aus nicht weniger als fünf Gründen die Rechtsungültigkeit und die Unverbindlichkeit der Bundesrathsverordnungen behauptet: 1. weil das Reich überhaupt nicht zum Erlasse solcher Verordnungen durch die Reichsverfassung, die nicht von Rechten des Reichs, sondern nur von Verpflichtungen der Einzelregierungen spricht, legitimirt sei, 2. weil der Inhalt dieser Verordnungen (wenigstens theilweise) zum Gebiete der Gesetzgebung gehöre, 3. weil eventuell der Bundesrath zum Erlasse nicht zuständig sei, und 4. selbst, wenn der Bundesrath zuständig wäre, er doch keine Rechtsnormen, sondern nur Verwaltungsnormen hätte aufstellen dürfen, endlich 5. weil diese Verordnungen, entgegen der Vorschrift in Art. 2 der Reichsverfassung, nicht sämmtlich im Reichsgesetzblatt, sondern theilweise im Zentralblatt für das Deutsche Reich verkündet seien.

Im Nachstehenden soll der Nachweis versucht werden, daß alle gegen die Gültigkeit der Bundesrathsverordnungen erhobenen Bedenken unbegründet und daß die verfassungsmäßige wie staatsrechtliche Zulässigkeit dieser Verordnungen unanfechtbar ist. Um diesen Nachweis zu führen, müssen zwei Gruppen von Vorschriften auseinander gehalten werden: die polizeilichen und die wirthschaftlichen bezw. privatrechtlichen. Die ersteren bezwecken die Sicherheit der Bahnanlage, betreffen also namentlich die Normen für deren Konstruktion, die Abwendung von Gefahren, welche der Bahnanlage und dem Bahnverkehr drohen (Bewachung des Bahnkörpers, Verbot des unbefugten Betretens und Ueberschreitens der Schienen und Geleise), sie verbieten ferner das unbefugte Einsteigen in fahrende Wagen und das Aussteigen aus solchen, sie beziehen sich auf die Konstruktion und Revision der Lokomotiven und Wagen, die Zahl und Beschaffenheit der Bremsen, die Qualifikation des

*) cf. Laband, Reichsstaatsrecht 1. Aufl. II. S. 89, 90, 363 ff., 372 ff., Hänel, organisatorische Entwickelung S. 81 ff. u. a. m.

Eisenbahnpolizeipersonals, die Beförderung gemeingefährlicher oder gesundheitsschädlicher Gegenstände (Sprengstoffe, Leichen), das Signalwesen, die Weichen, die Vermeidung von Zusammenstößen u. s. w. Es handelt sich also um das Gebiet der Sicherheitspolizei, um Gegenstände, welche polizeilich zu regeln sind und polizeilich geregelt werden dürfen, mag es sich um den Betrieb von Vollbahnen oder von Bahnen untergeordneter Bedeutung, um Haupt- oder Kleinbahnen, um dem öffentlichen oder um dem Privatverkehr dienende Eisenbahnen handeln, unbeschadet natürlich der Erwägung, daß für schneller fahrende Eisenbahnen strengere polizeiliche Anforderungen als für langsamer fahrende, für Personenbeförderung andere polizeiliche Anforderungen zu stellen sind, als für Güterbeförderung u. s. w.

Es soll hier nicht mit der allgemeinen Theorie operirt werden, wonach die Sicherheitspolizei jeder behördlichen, jeder Staatsthätigkeit immanent sei, sondern es wird gezeigt werden, daß von Anfang an, von Beginn der Eisenbahnen und der Eisenbahngesetzgebung das Gesetz, also die höchste Staatsautorität, im Einzelstaate wie im Reiche die Berechtigung und die Verpflichtung zur Ausübung der Sicherheitspolizei gewissen Behörden, und zwar in rechtlich unanfechtbarer Weise übertragen hat. Ich beginne mit dem preußischen Recht, nicht allein, weil es uns am nächsten steht, sondern auch, weil die preußische Eisenbahngesetzgebung derjenigen in den übrigen deutschen Staaten zu Grunde liegt und mit ihr nahezu und wenigstens in den Prinzipien übereinstimmt.

Das preußische Gesetz, betreffend die Eisenbahnunternehmungen, vom 3. November 1838 hat bekanntlich das Privatbahnsystem im Auge und beruht auf dem Gedanken, daß Anlegung wie Betrieb öffentlicher Eisenbahnen innerhalb des nach dem Allgemeinen Landrecht (Thl. II. Tit. 15 §§ 141 ff.) dem Staate zustehenden Postmonopols liegen, wie dies auch im § 36 des Gesetzes ausgesprochen wird: „Die aus dem Postregale entspringenden Vorrechte des Staates, an festgesetzten Tagen und zwischen bestimmten Orten Personen und Sachen zu befördern, gehen, soweit es für den Betrieb der Eisenbahnen nöthig ist, die in jenem Regal enthaltene Ausschließung des Privatgewerbes aufzugeben, auf dieselben über." Daher gestattet das Gesetz Gesellschaften die Anlegung wie den Betrieb von Eisenbahnen nur auf Grund einer staatlichen (landesherrlichen) Konzession. § 23 besagt sodann: „Die Handhabung der Bahnpolizei wird nach einer darüber von dem Handelsministerium

Eisenbahnpolizeipersonals, die Beförderung gemeingefährlicher oder gesundheitsschädlicher Gegenstände (Sprengstoffe, Leichen), das Signalwesen, die Weichen, die Vermeidung von Zusammenstößen u. s. w. Es handelt sich also um das Gebiet der Sicherheitspolizei, um Gegenstände, welche polizeilich zu regeln sind und polizeilich geregelt werden dürfen, mag es sich um den Betrieb von Vollbahnen oder von Bahnen untergeordneter Bedeutung, um Haupt- oder Kleinbahnen, um dem öffentlichen oder um dem Privatverkehr dienende Eisenbahnen handeln, unbeschadet natürlich der Erwägung, daß für schneller fahrende Eisenbahnen strengere polizeiliche Anforderungen als für langsamer fahrende, für Personenbeförderung andere polizeiliche Anforderungen zu stellen sind, als für Güterbeförderung u. s. w.

Es soll hier nicht mit der allgemeinen Theorie operirt werden, wonach die Sicherheitspolizei jeder behördlichen, jeder Staatsthätigkeit immanent sei, sondern es wird gezeigt werden, daß von Anfang an, von Beginn der Eisenbahnen und der Eisenbahngesetzgebung, das Gesetz, also die höchste Staatsautorität, im Einzelstaate wie im Reiche die Berechtigung und die Verpflichtung zur Ausübung der Sicherheitspolizei gewissen Behörden, und zwar in rechtlich unanfechtbarer Weise übertragen hat. Ich beginne mit dem preußischen Recht, nicht allein, weil es uns am nächsten steht, sondern auch, weil die preußische Eisenbahngesetzgebung derjenigen in den übrigen deutschen Staaten zu Grunde liegt und mit ihr nahezu und wenigstens in den Prinzipien übereinstimmt.

Das preußische Gesetz, betreffend die Eisenbahnunternehmungen vom 3. November 1838 hat bekanntlich das Privatbahnsystem im Auge und beruht auf dem Gedanken, daß Anlegung wie Betrieb öffentlicher Eisenbahnen innerhalb des nach dem Allgemeinen Landrecht (Thl. II. Tit. 15 §§ 141 ff.) dem Staate zustehenden Postmonopols liegen, wie dies auch im § 36 des Gesetzes ausgesprochen wird: „Die aus dem Postregale entspringenden Vorrechte des Staates, an festgesetzten Tagen und zwischen bestimmten Orten Personen und Sachen zu befördern, gehen, soweit es für den Betrieb der Eisenbahnen nöthig ist, die in jenem Regal enthaltene Ausschließung des Privatgewerbes aufzugeben, auf dieselben über". Daher gestattet das Gesetz Gesellschaften die Anlegung wie den Betrieb von Eisenbahnen nur auf Grund einer staatlichen (königlichen) Konzession. § 23 besagt sodann: „Die Handhabung der Bahnpolizei wird nach einer darüber von dem Handelsministerium

zu erlassenden Reglement der Gesellschaft übertragen. Das Reglement wird zugleich das Verhältniß der mit diesem Geschäft beauftragten Beamten der Gesellschaft näher festsetzen." Das Gesetz beauftragt hiernach den Handelsminister mit dem Erlasse von Eisenbahnpolizeireglements für jede Eisenbahn und ermächtigt ihn gleichzeitig die Handhabung des Reglements (also z. B. die Bewachung des Bahnkörpers, die Revision der Lokomotiven, Wagen, Bremsen, das Stellen der Weichen, das Geben der Signale, die Sistirung von Personen wegen Verletzung bahnpolizeilicher Anordnungen u. s. w.) den mit diesem Geschäft von der Gesellschaft beauftragten Personen zu überlassen und das Verhältniß dieser Personen (ihre Rechte und Pflichten, ihre Gratifikation) näher festzustellen. Gesetzt, daß das Gesetz vom 3. November 1838 keine solche Vorschrift, wie in § 23, getroffen hätte, so wäre gleichwohl für die Staatsbehörden das Recht und die Pflicht gegeben, das sicherheitspolizeilich Nöthige zur Abwendung der Gefahren anzuordnen, welche dem Publikum oder einzelnen Mitgliedern desselben beim oder aus dem Eisenbahnbetrieb drohen. (Allgem. Landr. Thl. II. Tit. 17 § 10.) Zuständig wären dazu nach der Allerhöchsten Verordnung wegen verbesserter Einrichtung u. s. w. vom 26. Dezember 1808 und nach der gleichfalls ein formelles Gesetz darstellenden Geschäftsinstruktion für die Regierungen (bezw. dem gleichfalls mit Gesetzeskraft ausgerüsteten Rheinischen Ressortreglement) die Bezirksregierungen „mit höherer Ermächtigung", ferner auf Grund dieser gesetzlichen Vorschriften und einer vom Ober-Tribunal konsequent anerkannten Praxis die Minister, insbesondere der Polizeiminister (Minister des Innern*). Die Neuerungen im Gesetze vom 3. November 1838 bewegen sich nach zwei Richtungen, erstlich nach der, daß nicht staatliche Beamte, sondern von der Eisenbahn angestellte Privatpersonen mit staatlicher Wirkung die Eisenbahnpolizei handhaben dürfen, und zweitens nach der, daß der Erlaß von Eisenbahnpolizeiverordnungen den Bezirksregierungen (überhaupt den Lokal- und den Provinzialbehörden) entzogen und auf den Handelsminister übergegangen ist. Namentlich wegen der Vorschriften, die das Publikum angehen, erschien die Mitwirkung des

*) S. Staatsministerialbeschluß vom 7. Januar 1845 im Just.-Min.-Bl. S. 34 und im Min.-Bl. für die gesammte innere Verwaltung S. 40, ferner die Erkenntnisse des Ober-Tribunals vom 6. März 1856, Just.-Min.-Bl. S. 153, 16. Juli 1857 (ebenda 1857 S. 378), und vom 28. Mai 1864 in Oppenhoffs Rechtsprechung des Ober-Tribunals in Strafsachen, Bd. IV. S. 545.

Ministers des Innern neben dem Handelsminister nothwendig.*) In Gemäßheit der angezogenen Gesetzesvorschriften erließen die Minister für Handel und des Innern im Wesentlichen übereinstimmende Eisenbahnpolizeireglements, z. B. vom 2. Februar 1848 für die Magdeburg-Köthen-Halle-Leipziger, die Berlin-Anhaltische, die Magdeburg-Halberstädter und die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn (Min.-Bl. für die gesammte innere Verwaltung 1848 S. 135), vom 28. März 1848 für die Niederschlesisch-Märkische, die Breslau-Schweidnitz-Freiberger, die Neiße-Brieger-Eisenbahn, die Wilhelmsbahn, und die Niederschlesische Zweigbahn (ebendort 1848 S. 175), vom 18. Juli 1853 für sämmtliche Staatseisenbahnen und die unter Verwaltung des Staats stehenden Eisenbahnen (ebendort 1853, S. 207) u. s. w. Diese Eisenbahnpolizeireglements wurden unter der Aufsicht der Staatsbehörden, namentlich des Handelsministers und der Eisenbahnkommissariate, von dem Personal der Eisenbahngesellschaft gehandhabt, nachdem dieses Personal nach Maßgabe der staatlich erlassenen Vorschriften geprüft, b... stätigt und vereidigt war. Es kann keinem Zweifel unterlieg... daß diese in einem Verwaltungs- (nicht Gesetz-) blatte verkündete... Reglements Rechtsnormen im eminentesten Sinne dieses Wort... und keine bloßen Verwaltungsbefehle enthielten. Die Eisenbah... gesellschaften, die mit besonders vorzüglichen Juristen ausgerü... waren, wehrten sich, so sehr sie konnten, gegen jede nicht unbedin... nöthige Auflage und betonten immer wieder und wieder, daß i... 1848 in einem Verfassungs- und Rechtsstaate nur auf Gru... Gesetzes ihnen Auflagen gemacht werden durften.**) Es ist k... daß über das Maß und den Grad der polizeilichen Auflagen, i... die Schnelligkeit der Züge, die Stärke des Bahnkörpers, die ... schaffenheit der Lokomotiven und Wagen, die Zahl der Brem... die Bewachung der Uebergänge u. s. w. Meinungsverschiedenhe... bestehen und daß es für den Kostenpunkt sehr ins Gewicht f... ob diese Auflagen strengere oder mildere sind. Die Eisenbahnge... schaften mußten aber erfüllen und leisten, nicht was ihnen selbst... Sicherheitsinteresse ausreichend schien, sondern was ihnen in... Reglements und sonstigen Polizeivorschriften auferlegt w... Weigerten sie sich oder zögerten sie, so wurden alle einzelnen ... glieder der Direktion mit Exekutivstrafen bis 100 Thlr. für ...

*) S. die in der vorigen Anmerkung angezogenen Erkenntnisse des ... Tribunals.

**) Vgl. Bessel und Kühlwetter, das preußische Eisenbahnrecht. Thl. I. Köln 1855 und 1857, cf. Kap. II. Kap. XIII.

Ministers des Innern neben dem Handelsminister nothwendig.*) In Gemäßheit der angezogenen Gesetzesvorschriften erließen die Minister für Handel und des Innern im Wesentlichen übereinstimmende Eisenbahnpolizeireglements, z. B. vom 2. Februar 1848 für die Magdeburg-Köthen-Halle-Leipziger, die Berlin-Anhaltische, die Magdeburg-Halberstädter und die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn (Min.-Bl. für die gesammte innere Verwaltung 1848 S. 135), vom 28. März 1848 für die Niederschlesisch-Märkische, die Breslau-Schweidnitz-Freiberger, die Neiße-Brieger-Eisenbahn, die Wilhelmsbahn, und die Niederschlesische Zweigbahn (ebendort 1848 S. 175), vom 18. Juli 1853 für sämmtliche Staatseisenbahnen und die unter Verwaltung des Staats stehenden Eisenbahnen (ebendort 1853, S. 207) u. s. w. Diese Eisenbahnpolizeireglements wurden unter der Aufsicht der Staatsbehörden, namentlich des Handelsministers und der Eisenbahnkommissariate, von dem Personal der Eisenbahngesellschaft gehandhabt, nachdem dieses Personal nach Maßgabe der staatlich erlassenen Vorschriften geprüft, bestätigt und vereidigt war. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese in einem Verwaltungs- (nicht Gesetz-) blatte verkündeten Reglements Rechtsnormen im eminentesten Sinne dieses Wortes und keine bloßen Verwaltungsbefehle enthielten. Die Eisenbahngesellschaften, die mit besonders vorzüglichen Juristen ausgerüstet waren, wehrten sich, so sehr sie konnten, gegen jede nicht unbedingt nöthige Auflage und betonten immer wieder und wieder, daß seit 1848 in einem Verfassungs- und Rechtsstaate nur auf Grund Gesetzes ihnen Auflagen gemacht werden durften.**) Es ist klar, daß über das Maß und den Grad der polizeilichen Auflagen, über die Schnelligkeit der Züge, die Stärke des Bahnkörpers, die Beschaffenheit der Lokomotiven und Wagen, die Zahl der Bremsen, die Bewachung der Uebergänge u. s. w. Meinungsverschiedenheiten bestehen und daß es für den Kostenpunkt sehr ins Gewicht fällt, ob diese Auflagen strengere oder mildere sind. Die Eisenbahngesellschaften mußten aber erfüllen und leisten, nicht was ihnen selbst im Sicherheitsinteresse ausreichend schien, sondern was ihnen in den Reglements und sonstigen Polizeivorschriften auferlegt wurde. Weigerten sie sich oder zögerten sie, so wurden alle einzelnen Mitglieder der Direktion mit Exekutivstrafen bis 100 Thlr. für jeden

*) S. die in der vorigen Anmerkung angezogenen Erkenntnisse des Ober-Tribunals.

**) Vgl. Bessel und Kühlwetter, das preußische Eisenbahnrecht. Thl. I und II, Köln 1855 und 1857, cf. Kap. II. Kap. XIII.

Tag und bis zur Erfüllung, die Eisenbahnpolizeibeamten in entsprechende geringere Strafen genommen (durch die Regierungen und die Eisenbahn-Kommissariate); außerdem hatten die Eisenbahnpolizeibeamten die Entfernung aus ihrem Amte zu besorgen, welche das Eisenbahn-Kommissariat (die Staatsaufsichtsbehörde) anordnen und erzwingen konnte, ferner gewärtigten die Eisenbahngesellschaften die Ausführung des ihnen Auferlegten auf ihre Kosten durch Anordnung der staatlichen Aufsichtsbehörde; ja am letzten Ende kam die Verwirkung ihrer Konzession und die zwangsweise Versteigerung in Frage. Was das Publikum anlangt, so wurde ihm in den Eisenbahnpolizeireglements befohlen, den dienstlichen Anordnungen der in Uniform befindlichen oder mit einem Dienstabzeichen oder mit einer besonderen Legitimation versehenen Bahnpolizeibeamten Folge zu leisten, bei Vermeidung gerichtlicher Bestrafung wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt*), ferner bei Vermeidung der Aussetzung aus dem Wagen, der zwangsweisen Entfernung, der Sistirung u. s. w. Die Gerichte haben sich nie geweigert, solche Zwangsmaßnahmen gegen das Publikum als gesetzlich gerechtfertigt und den Widerstand gegen solche Maßnahmen als strafbar anzunehmen. Ebenso haben sie die in den Polizeireglements angedrohten Strafen wegen Betretens des Bahnplanums, der zum Bahnkörper gehörigen Böschungen, Dämme und sonstigen Anlagen ohne besondere Erlaubnißkarte, wegen Oeffnens der Barrieren, Verrückung der Weichen u. s. w. unbedenklich zur Anwendung gebracht. Von bloßen „Verwaltungs“- oder Dienstbefehlen im Sinne der Theorie ist nirgends die Rede, noch weniger handelt es sich um Vertragsnormen oder konkrete Rechtsverhältnisse. Man kann sich vielleicht vertragsmäßig dem zwangsweisen Entferntwerden und dem Ausgesetztwerden, aber niemals der gerichtlichen Bestrafung unterwerfen. Zwischen dem, der keine Fahrkarte gelöst hat und doch über den Eisenbahnkörper geht, kann doch auch von einem Vertragsverhältnisse überhaupt keine Rede sein. Ueberall liegen bei den Eisenbahnpolizeireglements allgemeine und zwingende Normen des öffentlichen Rechts vor, die unabhängig vom Willen und selbst gegen den Willen von Bahn und Publikum verbindlich waren und sind. So war der thatsächliche und rechtliche Zustand im absoluten wie im konstitutionellen Staate Preußen.**)

*) Vgl. hierüber Erk. des Ober-Tribunals vom 8. Februar 1873 in Goltdammers Archiv Bd. 21, S. 192.

**) S. namentlich die in der Anmerk. zitirten Erkenntnisse des Ober-Tribunals.

Nun bestimmt die Norddeutsche Bundes- bezw. die Reichsverfassung in Art: 4: „Die Beaufsichtigung Seitens des Bundes (Reiches) und der Gesetzgebung desselben unterliegen (Ziffer 8) das Eisenbahnwesen — — im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs.“ Daraus folgt ohne Weiteres, daß das Reich befugt ist, das Eisenbahnwesen im Interesse des allgemeinen Verkehrs, also auch im Interesse der Sicherheit des Betriebes, soweit polizeiliche Fragen in Betracht kommen, zu beaufsichtigen und ferner auch über solche sicherheitspolizeilichen Gegenstände Gesetze zu geben. Will die Verfassung weiter Nichts als dieses, nämlich als daß das Reich nur ein Aufsichts- und ein Gesetzgebungsrecht haben soll, so wären die Vorschriften, die in den Art. 42 ff. der Reichsverfassung getroffen sind, absolut überflüssig. Diese lauten:

Art. 42. „Die Bundesregierungen verpflichten sich, die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten und zu diesem Behuf auch die neu herzustellenden Bahnen nach einheitlichen Normen anlegen und ausrüsten zu lassen.“

Art. 43. „Es sollen demgemäß in thunlichster Beschleunigung gleiche Bahnpolizeireglements eingerichtet werden.“

Daß der Reichsgesetzgeber den Eisenbahngesellschaften die Einrichtung gleicher Eisenbahnpolizeireglements und dem Publikum deren Befolgung anbefehlen konnte, folgte schon aus Art. 4. Die Art. 42 und 43 müssen also etwas Anderes gewollt haben, nämlich, daß solches ohne Gesetz, also durch die Regierungen ohne die Volksvertretung, geschehen sollte. Die deutschen Regierungen hatten [...] und übten das Recht aus, Bahnpolizeireglements anzuordnen und durch die Eisenbahngesellschaften einrichten zu lassen. Art. [...] und 43 bedeuteten, daß sie verpflichtet sein sollten, und zwar verfassungsmäßig, von diesem Rechte auch Gebrauch zu machen, und zwar in der Weise, daß alle Gesellschaften d[...] gleiche Reglement, oder, was dasselbe ist, gleiche Reg[...]ments bei sich einrichten. Vertretung der Bundesregierun[gen] im Organismus des Reichs ist der Bundesrath; ein Beschluß [des] Bundesraths ist ein Beschluß der Regierungen. Die Verfass[ung] besagt somit, daß der Bundesrath nicht bloß verfassungsmä[ßig] berechtigt, sondern auch verfassungsmäßig verpflichtet sein [solle] ein Eisenbahnpolizeireglement zu erlassen, das auf allen Ei[sen]bahnen, wofür jede Regierung zu sorgen verpflichtet sei, ei[nge]richtet (ein- und ausgeführt) werden soll. Man hat einen [...]

Nun bestimmt die Norddeutsche Bundes- bezw. die Reichsverfassung in Art: 4: „Die Beaufsichtigung Seitens des Bundes (Reiches) und der Gesetzgebung desselben unterliegen (Ziffer 8) das Eisenbahnwesen — — im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs." Daraus folgt ohne Weiteres, daß das Reich befugt ist, das Eisenbahnwesen im Interesse des allgemeinen Verkehrs, also auch im Interesse der Sicherheit des Betriebes, soweit polizeiliche Fragen in Betracht kommen, zu beaufsichtigen und ferner auch über solche sicherheitspolizeilichen Gegenstände Gesetze zu geben. Will die Verfassung weiter Nichts als dieses, nämlich als daß das Reich nur ein Aufsichts- und ein Gesetzgebungsrecht haben soll, so wären die Vorschriften, die in den Art. 42 ff. der Reichsverfassung getroffen sind, absolut überflüssig. Diese lauten:

> Art. 42. „Die Bundesregierungen verpflichten sich, die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten und zu diesem Behuf auch die neu herzustellenden Bahnen nach einheitlichen Normen anlegen und ausrüsten zu lassen."
>
> Art. 43. „Es sollen demgemäß in thunlichster Beschleunigung gleiche Bahnpolizeireglements eingerichtet werden."

Daß der Reichsgesetzgeber den Eisenbahngesellschaften die Einrichtung gleicher Eisenbahnpolizeireglements und dem Publikum deren Befolgung anbefehlen konnte, folgte schon aus Art. 4. Die Art. 42 und 43 müssen also etwas Anderes gewollt haben, nämlich, daß solches ohne Gesetz, also durch die Regierungen ohne die Volksvertretung, geschehen sollte. Die deutschen Regierungen hatten ja und übten das Recht aus, Bahnpolizeireglements anzuordnen und durch die Eisenbahngesellschaften einrichten zu lassen. Art. 42 und 43 bedeuteten, daß sie verpflichtet sein sollten, und zwar verfassungsmäßig, von diesem Rechte auch Gebrauch zu machen, und zwar in der Weise, daß alle Gesellschaften das gleiche Reglement, oder, was dasselbe ist, gleiche Reglements bei sich einrichten. Vertretung der Bundesregierungen im Organismus des Reichs ist der Bundesrath; ein Beschluß des Bundesraths ist ein Beschluß der Regierungen. Die Verfassung besagt somit, daß der Bundesrath nicht bloß verfassungsmäßig berechtigt, sondern auch verfassungsmäßig verpflichtet sein sollte, ein Eisenbahnpolizeireglement zu erlassen, das auf allen Eisenbahnen, wofür jede Regierung zu sorgen verpflichtet sei, eingerichtet (ein- und ausgeführt) werden soll. Man hat eingewendet,

daß nach dem Wortlaut der Reichsverfassung nicht das Reich berechtigt, sondern die Einzelregierungen verpflichtet worden seien, das Reglement einrichten zu lassen; aber dieser Wortlaut erklärt sich daraus, daß es den Antragstellern (Dr. Michaelis und Genossen) wie dem verfassungsberathenden Norddeutschen Reichstage nicht allein darauf ankommen konnte, daß das Reich ein Polizeireglement aufstellt, sondern hauptsächlich darauf, daß die Bundesregierungen dasselbe (also gleiche Reglements) auch einrichten lassen. Zur Ausführung der Art. 42 und 43 gehörte eben zweierlei, nämlich der Erlaß eines Polizeireglements und sodann dessen Einführung. Uebrigens wer konnte besser darüber urtheilen, ob das Reich in die Rechtssphäre der einzelnen Bundesregierungen eingreift, als eben diese Regierungen selbst, welche einmüthig im Bundesrathe, also unter sich, in ihrer Vertretung, das Polizeireglement erließen; wer ferner besser als der Reichstag, von dem gerade die Art. 42 ff. herrührten und der wiederholt den Erlaß des Polizeireglements durch das Reich und durch den Bundesrath gefordert hat? Es war zwar nicht gerade der verfassungsberathende Reichstag selbst, der dies forderte, wohl aber der nächste und ein gleich zusammengesetzter. Wer kann sodann besser über Inhalt und Bedeutung des Art. 42 ff. urtheilen, als gerade die Abgeordneten Dr. Michaelis, Miquel, Lasker und Genossen, welche die Verfassungsvorschriften formuliert, beantragt und durchgesetzt haben? Wer endlich ist mehr berufen, darüber zu wachen, daß ein etwa der Gesetzgebung, also dem Zustimmungsrechte des Reichstages angehörender Gegenstand nicht durch Bundesrathsverordnung, also ohne Mitwirkung des Reichstages, geregelt werde, als der Reichstag selbst, und gerade der Reichstag hat den Verordnungsweg nicht bloß für zuläßig anerkannt, sondern ihn geradezu gefordert. Dies Alles ergeben neben dem Wortlaut der Verfassung und der Natur der Sache die dem Erlasse des ersten Bahnpolizeireglements vom 3. Juni 1870 vorausgegangenen Thatsachen. So sagte der Abgeordnete Miquel (einer der Antragsteller der Art. 41 ff.) in den Stenographischen Berichten des Norddeutschen Reichstages 1870 S. 184:

„Die Spezialartikel 41 bis 47 der Norddeutschen Bundesverfassung — bezielen solche Bestimmungen, welche entweder sich nicht zu ihrer Regelung durch ein Gesetz eignen oder aber, welche nicht zu ihrer Regelung eines besonderen Zusatzes bedürfen."

„Wenn in den Art. 42 bis 44 gesprochen wird von der Verpflichtung, welche die einzelnen Regierungen unter sich kontrahiren, ihre Eisenbahnen nach einem gemeinsamen Plane verwalten zu lassen, die nöthigen Betriebseinrichtungen herzustellen, wenn ferner davon gesprochen wird, daß zu diesem Behufe ein gleichartiges Bahnpolizeireglement erlassen werden wird, so sind das Spezialbestimmungen, welche eine unmittelbare Ausführung zulassen auch ohne den Erlaß eines allgemeinen Eisenbahngesetzes. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß auch in diesem Sinne bei der Berathung der Norddeutschen Bundesverfassung verfahren worden ist, daß man diese Artikel in diesem Sinne damals aufgefaßt hat."

In der That hat der Abgeordnete Michaelis, welcher die Artikel formulirt hatte, gleich von Anfang an (Sten. Ber. des verfassungsberathenden Norddeutschen Reichstages S. 505) ausdrücklich davon gesprochen, daß die fraglichen Gegenstände der „Reglementirung" unterliegen sollten. Ein ferneres Anerkenntniß liefert die Rede des Abgeordneten Lasker in den Sten. Ber. des Norddeutschen Reichstages 1869 S. 823:

„Darauf kommt es an, daß überhaupt der „Bundesrath" (also das Verordnungsorgan des Reichs) „das thun will, was in der Sache zu wünschen ist".

Am 5. Mai 1869 (Sten. Ber. des Reichstages S. 882 beschloß der Reichstag, den Bundesrath durch den Bundeskanzler zu ersuchen, „baldthunlichst die in Art. 41 bis 47 der Verfassung enthaltenen Bestimmungen durch Erlaß der erforderlichen reglementarischen Festsetzungen und allgemeinen administrativen Anordnungen ins Leben treten zu lassen."

Aber, wenn dies Alles nicht zu leugnen ist, so wendet Laband wiederholt (auch noch in Nr. 2 der Deutschen Juristen-Zeitung 1901 ein, daß der Bundesrath doch nach Artikel 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung keine Rechts-, sondern nur „Verwaltungsvorschriften erlassen dürfte, die Bundesrathsverordnungen über das Eisenbahnwesen und ganz gewiß die Eisenbahnpolizeireglements (welche 1892 für Vollbahnen Eisenbahnbetriebsordnungen und für Bahnen untergeordneter Bedeutung Bahnordnungen genannt werden) ni[...] bloß Verwaltungs-, sondern Rechtsvorschriften aufstellen. A[...] dieser Einwand ist hinfällig, weil die Ausdrücke: „Verwaltungsvorschrift" in Artikel 7 Ziffer 2 und in Artikel 38, fer[...] „administrative Anordnung" in Artikel 48 identisch sind mit d[...] was das französisch-belgische Recht „règlement administrati[...]

der Verpflichtung, welche die einzelnen Regierungen unter sich kontrahiren, ihre Eisenbahnen nach einem gemeinsamen Plane verwalten zu lassen, die nöthigen Betriebseinrichtungen herzustellen, wenn ferner davon gesprochen wird, daß zu diesem Behufe ein gleichartiges Bahnpolizeireglement erlassen werden wird, so sind das Spezialbestimmungen, welche eine unmittelbare Ausführung zulassen auch ohne den Erlaß eines allgemeinen Eisenbahngesetzes. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß auch in diesem Sinne bei der Berathung der Norddeutschen Bundesverfassung verfahren worden ist, daß man diese Artikel in diesem Sinne damals aufgefaßt hat."

In der That hat der Abgeordnete Michaelis, welcher die Artikel formulirt hatte, gleich von Anfang an (Sten. Ber. des verfassungsberathenden Norddeutschen Reichstages S. 505) ausdrücklich davon gesprochen, daß die fraglichen Gegenstände der „Reglementirung" unterliegen sollten. Ein ferneres Anerkenntniß liefert die Rede des Abgeordneten Lasker in den Sten. Ber. des Norddeutschen Reichstages 1869 S. 823:

„Darauf kommt es an, daß überhaupt der „Bundesrath" (also das Verordnungsorgan des Reichs) „das thun will, was in der Sache zu wünschen ist".

Am 5. Mai 1869 (Sten. Ber. des Reichstages S. 882) beschloß der Reichstag, den Bundesrath durch den Bundeskanzler zu ersuchen, „baldthunlichst die in Art. 41 bis 47 der Verfassung enthaltenen Bestimmungen durch Erlaß der erforderlichen reglementarischen Festsetzungen und allgemeinen administrativen Anordnungen ins Leben treten zu lassen."

Aber, wenn dies Alles nicht zu leugnen ist, so wendet Laband wiederholt (auch noch in Nr. 2 der Deutschen Juristen-Zeitung 1901) ein, daß der Bundesrath doch nach Artikel 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung keine Rechts-, sondern nur „Verwaltungsvorschriften" erlassen dürfte, die Bundesrathsverordnungen über das Eisenbahnwesen und ganz gewiß die Eisenbahnpolizeireglements (welche seit 1892 für Vollbahnen Eisenbahnbetriebsordnungen und für Bahnen untergeordneter Bedeutung Bahnordnungen genannt werden) nicht bloß Verwaltungs-, sondern Rechtsvorschriften aufstellen. Auch dieser Einwand ist hinfällig, weil die Ausdrücke: „Verwaltungsvorschrift" in Artikel 7 Ziffer 2 und in Artikel 38, ferner „administrative Anordnung" in Artikel 48 identisch sind mit dem, was das französisch-belgische Recht „règlement administratif" oder

„règlement d'administration" nennt und jede von einer anderen Stelle als vom Gesetzgeber, nämlich jede von der Verwaltung erlassene Vorschrift begreifen. Offenbar hat das Wort „Verwaltungsvorschriften" auch diesen Sinn in § 152 des Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869, in § 65 des Branntweinsteuergesetzes vom 8. Juli 1868 (B. G. Bl. 1868 S. 384), in § 36 des Braumalzsteuergesetzes vom 4. Juli 1868, in § 40 des Tabaksteuergesetzes vom 16. Juli 1876 u. s. w. Indem ich hierüber noch Bezug nehme auf Seite 35 ff. meines Verordnungsrechts und auf meinen neuerlichen Aufsatz in Nr. 4 der Zeitschrift „Das Recht" vom Jahre 1901, erwähne ich noch, daß der Ausdruck „Verwaltung" so viel wie „Exekutive" und „Verwaltungsrecht" so viel wie das Recht, Ausführungsverordnungen zu erlassen, auch im Sprachgebrauche der deutschen Verfassungen bedeutet, z. B. § 86 der Verfassungsurkunde für Sachsen vom 4. September 1831: „Der König erläßt und promulgirt die Gesetze — und ertheilt die zu deren Vollziehung und Handhabung erforderlichen, sowie die aus dem Aufsichts- und Verwaltungsrechte fließenden Verfügungen und Verordnungen"; § 66 der Verfassungsurkunde für Baden vom 22. August 1818: „Der Großherzog bestätigt und promulgirt die Gesetze, erläßt die zu deren Vollzug und Handhabung erforderlichen — die aus dem Aufsichts- und Verwaltungsrechte abfließenden — und alle für die Sicherheit des Staates nöthigen Verfügungen, Reglements und allgemeinen Verordnungen". Artikel 73 der Verfassungsurkunde für das Großherzogthum Hessen vom 17. Dezember 1820: „Der Großherzog ist befugt, ohne ständische Mitwirkung, die zur Vollstreckung und Handhabung der Gesetze erforderlichen, so wie die aus dem Aufsichts- und Verwaltungsrecht ausfließenden Verordnungen und Anstalten zu treffen"; — § 101 der Landschaftsordnung für das Herzogthum Braunschweig vom 12. Oktober 1832: „Verordnungen, d. h. solche Verfügungen, welche aus dem allgemeinen Verwaltungs- oder Oberaufsichtsrechte der Regierung hervorgehen, oder welche die Ausführung und Handhabung der bestehenden Gesetze betreffen, erläßt die Landesregierung ohne Mitwirkung der Stände"; § 211 des Grundgesetzes für das Herzogthum Sachsen-Altenburg vom 29. April 1831: „Reglementarische Verfügungen zur Ausführung bestehender Gesetze, Verordnungen, die aus dem Aufsichts- und Verwaltungsrechte fließen, polizeiliche Anordnungen, in sofern sie nicht die Freiheit der Person oder das Eigenthum aller Unter-

thanen berühren, oder die Grundverfassung ändern; ferner Verschriften zur Sicherheit des Staats bedürfen der ständischen Begutachtung nicht; der Landesherr kann sie aus besonderen Gründen erfordern". Aehnliche Vorschriften finden wir auch in § 121 des hannoverschen Landesverfassungsgesetzes und in § 101 der braunschweigischen Landschaftsordnung. Aber selbst wenn Laband darin Recht hätte, daß Artikel 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung die Befugniß zum Erlasse von Rechtsvorschriften nicht in sich schließen würde, so wäre diese Befugniß in den Artikeln 42 ff. enthalten, die den Erlaß von Eisenbahnpolizeireglements fordern und rechtfertigen. Was man aber i. J. 1867 unter einem Eisenbahnpolizeireglement verstand, war Jedermann, den Regierungen wie der Volksvertretung, den Eisenbahnverwaltungen wie dem Publikum, den Fachleuten wie den Laien wohl bekannt. Es gab für jede Eisenbahn ein Eisenbahnpolizeireglement und alle diese im Wesentlichen und sogar im Wortlaut vielfach übereinstimmenden Eisenbahnpolizeireglements enthielten Rechtsvorschriften. Wortlaut und Willen der Verfassung des Norddeutschen Bundes gingen eben dahin, daß nicht mehr eine einzelne Landesregierung, sondern alle Bundesregierungen gemeinschaftlich, also der Bundesrath, das anordnen sollten, was in den einzelnen Eisenbahnpolizeireglements angeordnet und anzuordnen war. Mögen immerhin einige Abweichungen in Bezug auf die Bemessung der Fahrgeschwindigkeit, der Zahl der Bremser oder in Bezug auf die Farben der Signale u. s. w. bestanden haben, was Gegenstand der Bahnpolizei war, stand sachlich und sprachlich, historisch und juristisch fest, und eben diese Bahnpolizei durch eine für alle Eisenbahnen gültige, von allen Eisenbahnen einzurichtende Verordnung zu regeln, das sollte nach dem Artikel 42 der Norddeutschen Bundesverfassung das Recht und die Pflicht der Bundesregierungen, d. i. des Bundesraths sein. Selbstredend sollten für Vollbahnen andere Polizeireglements gelten als für Bahnen untergeordneter Bedeutung, für die gleiche Art von Eisenbahn aber sollten gleiche Polizeivorschriften gelten. Ueber den Ort, an dem der Bundesrath die eisenbahnpolizeilichen Vorschriften publiziren sollte, besagte die Verfassung nichts und war dem Reichstag offenbar gleichgültig. Vorher waren sie nicht in den Gesetzes-, sondern in den Verwaltungsblättern publizirt. Da nun Artikel 2 der Reichsverfassung nur für formelle Gesetze, nicht für die von der Verwaltung, der Exekutive, erlassenen Vorschriften die Publikation im Bundes-(Reichs-)Gesetzblatte befiehlt, so konnten die vom B

thanen berühren, oder die Grundverfassung ändern; ferner Vorschriften zur Sicherheit des Staats bedürfen der ständischen Begutachtung nicht; der Landesherr kann sie aus besonderen Gründen erfordern". Aehnliche Vorschriften finden wir auch in § 121 des hannoverschen Landesverfassungsgesetzes und in § 101 der braunschweigischen Landschaftsordnung. Aber selbst wenn Laband darin Recht hätte, daß Artikel 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung die Befugniß zum Erlasse von Rechtsvorschriften nicht in sich schließen würde, so wäre diese Befugniß in den Artikeln 42 ff. enthalten, die den Erlaß von Eisenbahnpolizeireglements fordern und rechtfertigen. Was man aber i. J. 1867 unter einem Eisenbahnpolizeireglement verstand, war Jedermann, den Regierungen wie der Volksvertretung, den Eisenbahnverwaltungen wie dem Publikum, den Fachleuten wie den Laien wohl bekannt. Es gab für jede Eisenbahn ein Eisenbahnpolizeireglement und alle diese im Wesentlichen und sogar im Wortlaut vielfach übereinstimmenden Eisenbahnpolizeireglements enthielten Rechtsvorschriften. Wortlaut und Willen der Verfassung des Norddeutschen Bundes gingen eben dahin, daß nicht mehr eine einzelne Landesregierung, sondern alle Bundesregierungen gemeinschaftlich, also der Bundesrath, das anordnen sollten, was in den einzelnen Eisenbahnpolizeireglements angeordnet und anzuordnen war. Mögen immerhin einige Abweichungen in Bezug auf die Bemessung der Fahrgeschwindigkeit, der Zahl der Bremser oder in Bezug auf die Farben der Signale u. s. w. bestanden haben, was Gegenstand der Bahnpolizei war, stand sachlich und sprachlich, historisch und juristisch fest, und eben diese Bahnpolizei durch eine für alle Eisenbahnen gültige, von allen Eisenbahnen einzurichtende Verordnung zu regeln, das sollte nach dem Artikel 42 der Norddeutschen Bundesverfassung das Recht und die Pflicht der Bundesregierungen, d. i. des Bundesraths sein. Selbstredend sollten für Vollbahnen andere Polizeireglements gelten als für Bahnen untergeordneter Bedeutung, für die *gleiche Art* von Eisenbahn aber sollten gleiche Polizeivorschriften gelten. Ueber den Ort, an dem der Bundesrath die eisenbahnpolizeilichen Vorschriften publiziren sollte, besagte die Verfassung nichts und war dem Reichstag offenbar gleichgültig. Vorher waren sie nicht in den *Gesetzes-*, sondern in den sog. *Verwaltungsblättern* publizirt. Da nun Artikel 2 der Reichsverfassung nur für *formelle* Gesetze, nicht für die von der Verwaltung, der Exekutive, erlassenen Vorschriften die Publikation im Bundes-(Reichs-)Gesetzblatte befiehlt, so konnten die vom Bundes-

rath erlassenen Eisenbahnpolizeireglements überall da, wo es dem Bundesrath beliebte, im Reichsgesetzblatt oder im Zentralblatt für das Deutsche Reich oder sonst wo gültig publizirt werden*), hiernach müssen die auch nur im Centralblatte für das Deutsche Reich verkündeten Vorschriften als gültig publizirt angesehen werden.

Hiernach kann als bewiesen angesehen werden, daß die sämmtlichen Einwendungen, welche gegen die vom Bundesrathe erlassenen Eisenbahnpolizeireglements erhoben sind, der Begründung entbehren, und es erscheint ferner nicht auffallend, daß sie von den Staats- wie Privateisenbahnen, den Bahngesellschaften wie dem Publikum, den Verwaltungsbehörden und den Gerichtshöfen strictissime anerkannt und befolgt sind.**)

Bevor nun auf die privatrechtlichen (nicht polizeilichen) Bestimmungen übergegangen wird, muß zunächst der weit oder vielleicht ausnahmslos verbreiteten Vorstellung entgegengetreten werden, daß die heutigen Verkehrsordnungen, welche früher Betriebsreglements genannt wurden, vor dem Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 keine unbedingten Rechtsnormen, sondern etwa nur Vertragsformulare oder bloß „Verwaltungsregeln" für den Eisenbahnbetrieb oder „Dienstbefehle" an die Eisenbahnen aufgestellt haben. So heißt es bei Laband, Reichsstaatsrecht (3. Aufl.) II S. 117: „Aber die Verkehrsordnung ist nicht bloß ein Schema für den Abschluß von Transportverträgen, sondern sie ist für die Eisenbahnbeamten ein Verwaltungsbefehl (Dienstinstruktion) für ihre amtliche Thätigkeit im Transportgewerbe; sie dürfen kraft ihrer Dienstpflicht Transportverträge nur nach den in den Verkehrsordnungen formulirten Bedingungen abschließen." Ebendort sagt er: „Die Verkehrsordnung stellt die Bethätigung der Vertragsfreiheit der Eisenbahnverwaltungen dar; ihre Bestimmungen sind nicht Rechtssätze, sondern gerade wie diejenigen der Postordnung und Tele-

*) S. Arndt, Verordnungsrecht S. 186ff., Reichsstaatsrecht S. 205 und im „Recht" 1901 Nr. 2, ferner W. Rosenberg in Hirth's Annalen 1900 S. 598, Entscheidung des Reichsoberhandelsgerichts Bd. 21 S. 61, des Reichsgerichts in Zivils. Bd. 40 S. 76, in Strafs. Bd. 19 S. 104, Bd. 26, S. 118, 389, Bd. 30, S. 238; s. auch Reichsstaatsrecht I. § 12, Seydel Komm. zur Reichsverfassung 2. Aufl. S. 45. Wenn die Betriebs- und Verkehrsordnungen im Reichsgesetzblatt verkündet wurden, so geschah dies nicht, weil man sich von der Richtigkeit der Laband'schen Theorie überzeugt hat, sondern weil die Amtsgerichte, die so häufig Zuwiderhandlungen gegen die Betriebsordnung bestrafen, und die Gerichte, welche die Verkehrsordnung anwenden, zwar das Gesetz- aber nicht das Zentralblatt halten.

**) Vergl. Entsch. des Reichsoberhandelsgerichts Bd. 21 S. 60, des Reichsgerichts in Strafs. Bd. 10 S. 326 und Bd. 27 S. 372.

graphenordnung Vertragsfestsetzungen." Diese Behauptungen
wiederholt Laband in Nr. 2 der Deutschen Juristen-Zeitung mit
dem Hinzufügen, das für seine Gegner nicht gerade schmeichelhaft
ist, daß die gegen diese seine Ansichten erhobenen Ausstellungen
„belanglos" seien. Aehnlich ist u. A. auch die Ansicht von Cosak,
Handelsrecht, Aufl. 4 S. 423, wonach die Verkehrsordnung vor dem
Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 „nicht objektive Maß-
regeln, sondern bloß konkrete Rechtsverhältnisse" geschaffen
habe. Auch Harburger erkannte in Nr. 3 der Deutschen Juristen
Zeitung (Jahrgang 1901) an, daß angesichts der von Laband an-
geführten Stellen aus der Denkschrift des Reichsjustizamts zu dem
Entwurf des Handelsgesetzbuchs vom Jahre 1897 in keiner Weise
an Laband's Aufstellung gemäkelt werden kann, daß die alten
Betriebsreglements vom 10. Juni 1870 und 11. Mai 1874 und
die frühere Verkehrsordnung vom 15. November 1892 nur Dienst-
anweisungen für die Eisenbahnbeamten und Transportvertrags-Be-
stimmungen gegenüber dem Publikum darstellen.

Gegen diese Ansichten ist zunächst zu erinnern, daß die Post-
und Telegraphenordnungen, welche in Parallele mit den Verkehrs-
ordnungen gestellt werden, keineswegs Vertragsfestsetzungen und
Verwaltungs- oder Dienstbefehle, sondern objektive und allgemeine
Rechtsnormen darstellen, wie dies u. A. in den Entscheidungen des
Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 26 S. 118 und 382 und Bd. 30
S. 238, sowie in Zivilsachen Bd. 19 S. 104 ausgeführt wird. An
letzterer Stelle ist ausgesprochen, daß die Postordnung eine all-
gemeine Rechtsnorm bilde und daß die Revision auf eine Ver-
letzung der Postordnung gestützt werden könne.*) Jedoch wir wollen
uns irgend eine solche Verkehrsordnung, oder, wie sie früher ge-
nannt wurde, ein Betriebsreglement**) einmal näher ansehen. Da
steht zunächst (was auch in den Polizeireglements stand und steht),
daß das Publikum den Anordnungen des in Uniform befindlichen
oder mit Dienstabzeichen versehenen Dienstpersonals Folge zu
leisten habe, daß die Bahn (auch jede Privatbahn) für ihre Leute
hafte, daß das Betreten der Bahnhöfe oder der Bahn außerhalb
der bestimmungsmäßig dem Publikum geöffneten Räume Jeder-
mann untersagt sei, daß lästig fallende oder anscheinend betrunkene
Personen (unter Verlust des Fahrgelds) ausgesetzt werden dürfen

*) Siehe auch Arndt, Reichsstaatsrecht S. 294.

**) Unter Betriebsreglement verstand man alle auf die Beförderung
Betrieb der Eisenbahn Bezug habenden Anordnungen.

graphenordnung Vertragsfestsetzungen." Diese Behauptungen wiederholt Laband in Nr. 2 der Deutschen Juristen-Zeitung mit dem Hinzufügen, das für seine Gegner nicht gerade schmeichelhaft ist, daß die gegen diese seine Ansichten erhobenen Ausstellungen „belanglos" seien. Aehnlich ist u. A. auch die Ansicht von Cosak, Handelsrecht, Aufl. 4 S. 423, wonach die Verkehrsordnung vor dem Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 „nicht objektive Maßregeln, sondern bloß konkrete Rechtsverhältnisse" geschaffen habe. Auch Harburger erkannte in Nr. 3 der Deutschen Juristen-Zeitung (Jahrgang 1901) an, daß angesichts der von Laband angeführten Stellen aus der Denkschrift des Reichsjustizamts zu dem Entwurf des Handelsgesetzbuchs vom Jahre 1897 in keiner Weise an Laband's Aufstellung gemäkelt werden kann, daß die alten Betriebsreglements vom 10. Juni 1870 und 11. Mai 1874 und die frühere Verkehrsordnung vom 15. November 1892 nur Dienstanweisungen für die Eisenbahnbeamten und Transportvertrags-Bestimmungen gegenüber dem Publikum darstellen.

Gegen diese Ansichten ist zunächst zu erinnern, daß die Post- und Telegraphenordnungen, welche in Parallele mit den Verkehrsordnungen gestellt werden, keineswegs Vertragsfestsetzungen und Verwaltungs- oder Dienstbefehle, sondern objektive und allgemeine Rechtsnormen darstellen, wie dies u. A. in den Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 26 S. 118 und 382 und Bd. 30 S. 238, sowie in Zivilsachen Bd. 19 S. 104 ausgeführt wird. An letzterer Stelle ist ausgesprochen, daß die Postordnung eine allgemeine Rechtsnorm bilde und daß die Revision auf eine Verletzung der Postordnung gestützt werden könne.*) Jedoch wir wollen uns irgend eine solche Verkehrsordnung, oder, wie sie früher genannt wurde, ein Betriebsreglement**) einmal näher ansehen. Da steht zunächst (was auch in den Polizeireglements stand und steht), daß das Publikum den Anordnungen des in Uniform befindlichen oder mit Dienstabzeichen versehenen Dienstpersonals Folge zu leisten habe, daß die Bahn (auch jede Privatbahn) für ihre Leute hafte, daß das Betreten der Bahnhöfe oder der Bahn außerhalb der bestimmungsmäßig dem Publikum geöffneten Räume Jedermann untersagt sei, daß lästig fallende oder anscheinend betrunkene Personen (unter Verlust des Fahrgelds) ausgesetzt werden dürfen;

---

*) Siehe auch Arndt, Reichsstaatsrecht S. 294.

**) Unter Betriebsreglement verstand man alle auf die Beförderung, den Betrieb der Eisenbahn Bezug habenden Anordnungen.

daß Gleise nur an bestimmten Stellen vom Publikum überschritten, Hunde und andere Thiere in den Personenwagen nicht mitgeführt werden dürfen, daß feuergefährliche sowie andere Gegenstände, die auf irgend eine Weise Schaden verursachen können, insbesondere geladene Gewehre, Sprengstoffe u. s. w., von der Mitnahme ausgeschlossen sind. Es ist beim besten Willen unmöglich, in Vorschriften dieser Art „konkrete Rechtsverhältnisse“ oder „Vertragsofferten“ oder „Bethätigungen der Vertragsfreiheit“ zu finden, und dies um so weniger, weil z. B. ein Theil dieser Normen in § 62 der Betriebsordnung durch eine gerichtlich auszusprechende Strafe bis zu 100 Mark geschützt ist. Nicht um Ausübung und Bethätigung, sondern um Beschränkung und Ausschluß der Vertragsfreiheit handelt es sich bei solchen Vorschriften. Soweit sie polizeilicher Natur sind, wie die Vorschrift, Schießpulver und ähnliche gefährliche Gegenstände nicht mit in die Wagen zu nehmen, sind sie juristisch schon aus dem Grunde berechtigt, weil zum Erlasse bahnpolizeilicher Vorschriften die Landeszentralbehörden*) und der Bundesrath befugt sind. Was nun die in den Verkehrsordnungen angeordnete Verpflichtung der Eisenbahnen zur Haftung für ihr Personal, zur Begrenzung und theilweisen Aufhebung ihres Rechts, die Haftung für Verlust, Beschädigung und Verspätung auszuschließen u. s. w. anbetrifft, so zeigt sich sofort, daß es auf Seiten der Eisenbahnen sich nicht um die Bethätigung, sondern gerade um den Ausschluß der Vertragsfreiheit handelt. Gerade zu dem Zwecke, damit die Eisenbahnen ihre thatsächliche Monopolstellung nicht mißbrauchten und die Zwangslage des Publikums nicht ausbeuteten, schränkten und schnürten die Verkehrsordnungen die Vertragsfreiheit ein und legten ihnen Zwangsnormen auf: Ihr dürft die Haftung für euer Personal nicht durch Transportvertrag ausschließen, ihr sollt eure Haftung für Verlust und Beschädigung nur in gewissen Fällen und nur in beschränktem Umfange ausschließen dürfen u. s. w.! Da wir nun in einem Rechtsstaate leben, die Eisenbahnleiter auch keine Thoren sind, die rechtsunverbindlichen Befehlen blind gehorchen würden, so müssen sich die Verpflichtungen, welche den Eisenbahnen in den Verkehrsordnungen auferlegt sind, auf einen Rechtstitel und nicht auf bloße Verwaltungswillkür stützen. Es ist eine absolut ungerechtfertigte Annahme, daß der Bundesrath Dienstbefehle irgend welcher Art

*) Siehe auch § 136 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1893.

den Landeseisenbahnministerien oder Eisenbahndirektionen erlassen darf. Nur allgemeine Rechtsnormen kann er in Form von Gesetzen und Verordnungen aufstellen.

Es wird auch hier nöthig sein, auf die geschichtliche Entwickelung näher einzugehen. § 25 des Gesetzes vom 3. November 1838 schreibt vor:

„Die Gesellschaft ist zum Ersatz verpflichtet für allen Schaden, welcher bei der Beförderung auf der Bahn, an den auf derselben beförderten Personen und Gütern oder auch an anderen Personen und deren Sachen entsteht, und sie kann sich von dieser Verpflichtung nur durch den Beweis befreien, daß der Schade entweder durch die eigene Schuld des Beschädigten oder durch einen unabwendbaren äußeren Zufall bewirkt worden ist. Die gefährliche Natur der Unternehmung selbst ist als ein solcher, von dem Schadensersatz befreiender Zufall nicht zu betrachten.“

Zwar wurde bald nach Emanation dieses Gesetzes vielfach u. a. von Renscher, Zeitschrift für deutsches Recht XIX S. 310 ff., Vogt, Deutsche Vierteljahrsschrift 1859 S. 38 ff., behauptet, daß diese Vorschrift dem zwingenden Recht angehöre, auch nahmen einzelne Instanzgerichte, besonders das rheinische Appellationsgericht im Urtheil vom 29. Januar 1852 bei Bassel und Kühlewetter, das preußische Eisenbahnrecht II S. 212, an, daß dem § 25 zuwiderlaufende Reglements und Abreden „contre l'ordre public et les bonnes moeurs“ verstoßen und also (wenigstens nach rheinischem Recht) unverbindlich seien, die Wissenschaft*) und vor Allem die Judikatur des Rheinischen Kassationshofes und des Ober-Tribunals (z. B. Erkenntniß vom 8. März 1853 im Rheinischen Archiv Bd. 48 S. 40, bei Bessel und Kühlewetter II S. 21[illegible]) gingen schließlich aber dahin, daß im Allgemeinen Abreden über die Haftung, selbst „da, wo Gesetz oder Praxis den Frachtvertrag nach den Prinzipien des receptum beurtheilt“, als statthaft galten. Nur soweit galten sie für ungültig, wie sie absoluten Gebots- oder Verbotsgesetzen widersprechen, z. B. dem Verbot, seine Haftung für eigenen (der Direktionsmitglieder) dolus oder eigene culpa la[illegible] auszuschließen. Bis an die letzten Grenzen haben die Eisenbahngesellschaften ihre Haftung durch Sonder- oder allgemeine Vertr[illegible] nicht ausgeschlossen, einmal, weil sonst wohl Niemand ihnen Beförderung der Person und von Sachen anvertraut hätte, [illegible]

*) Namentlich L. Goldschmidt in seiner Zeitschrift für Handelsrecht [illegible] S. 580, 589 a. a. O., Koch, Deutschlands Eisenbahnen II S. [illegible] Preußische Jahrbücher. Bd. CIV. Heft 2.

den Landeseisenbahnministerien oder Eisenbahndirektionen erlassen darf. Nur allgemeine Rechtsnormen kann er in Form von Gesetzen und Verordnungen aufstellen.

Es wird auch hier nöthig sein, auf die geschichtliche Entwickelung näher einzugehen. § 25 des Gesetzes vom 3. November 1838 schreibt vor:

„Die Gesellschaft ist zum Ersatz verpflichtet für allen Schaden, welcher bei der Beförderung auf der Bahn, an den auf derselben beförderten Personen und Gütern oder auch an anderen Personen und deren Sachen entsteht, und sie kann sich von dieser Verpflichtung nur durch den Beweis befreien, daß der Schade entweder durch die eigene Schuld des Beschädigten oder durch einen unabwendbaren äußeren Zufall bewirkt worden ist. Die gefährliche Natur der Unternehmung selbst ist als ein solcher, von dem Schadensersatz befreiender Zufall nicht zu betrachten."

Zwar wurde bald nach Emanation dieses Gesetzes vielfach u. a. von Reyscher, Zeitschrift für deutsches Recht XIX S. 310 ff., Vogt, Deutsche Vierteljahrsschrift 1859 S. 38 ff., behauptet, daß diese Vorschrift dem zwingenden Recht angehöre, auch nahmen einzelne Instanzgerichte, besonders das rheinische Appellationsgericht im Urtheil vom 29. Januar 1852 bei Bassel und Kühlewetter, das preußische Eisenbahnrecht II S. 212, an, daß den § 25 zuwiderlaufende Reglements und Abreden „contre l'ordre public et les bonnes moeurs" verstoßen und also (wenigstens nach rheinischem Recht) unverbindlich seien, die Wissenschaft*) und vor Allem die Judikatur des Rheinischen Kassationshofes und des Ober-Tribunals (z. B. Erkenntniß vom 8. März 1853 im Rheinischen Archiv Bd. 48 S. 40, bei Bessel und Kühlewetter II S. 213) gingen schließlich aber dahin, daß im Allgemeinen Abreden über die Haftung, selbst „da, wo Gesetz oder Praxis den Frachtvertrag nach den Prinzipien des receptum beurtheilt", als statthaft galten. Nur soweit galten sie für ungültig, wie sie absoluten Gebots- oder Verbotsgesetzen widersprechen, z. B. dem Verbot, seine Haftung für eigenen (der Direktionsmitglieder) dolus oder eigene culpa lata auszuschließen. Bis an die letzten Grenzen haben die Eisenbahngesellschaften ihre Haftung durch Sonder- oder allgemeine Verträge nicht ausgeschlossen, einmal, weil sonst wohl Niemand ihnen die Beförderung der Person und von Sachen anvertraut hätte, und

*) Namentlich L. Goldschmidt in seiner Zeitschrift für Handelsrecht Bd. 4 S. 580, 589 a. a. O., Koch, Deutschlands Eisenbahnen II S. 37, 312.

sodann, weil solches der Staat nicht geduldet hätte. Man war nämlich, wenigstens in den Jahren nach Emanation der Verfassung, einig in dem Satze, daß zwar Reglements und Abmachungen der Eisenbahnen über ihre Haftung nicht der Staatsgenehmigung bedürften*), daß aber die Staatsgewalt den Eisenbahngesellschaften die Grenzen ihrer Vertragsfreiheit, d. h. das Maaß der nicht abzulehnenden und ausschließbaren Haftung im Verordnungs- (Verwaltungs-)Wege vorschreiben könnte.**) Als Eisenbahnbetriebe kamen bald die Staaten auf. Der preußische Staat erließ über die Grenzen seiner Haftung, überhaupt über das, was heute in der Verkehrsordnung bestimmt zu werden pflegt, am 18. Juli 1853 im Ministerialblatt für die gesammte innere Verwaltung 1853 S. 207 für die in seinem Besitze befindlichen und die unter seiner Verwaltung stehenden Eisenbahnen ein Betriebsreglement. Nahezu gleiche legte er auch den Privateisenbahnen auf. Was bedeuteten diese Reglements? Soweit sie nicht privatrechtlicher Art waren, enthielten sie Rechtsnormen; soweit sie aber Art und Höhe der vermögensrechtlichen Haftung und Aehnliches festsetzten, enthielten sie den eigenen, den Staatsbahnen gegenüber allerdings nur einen Verwaltungs- oder Dienstbefehl im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs, nämlich die Dienstanweisung an die unterstellten Eisenbahnbehörden nach Maßgabe des Reglements die Transportverträge abzuschließen. In Ansehung der Privateisenbahnen waren sie Rechtsvorschriften, Zwangsnormen, die deren Vertragsfreiheit beseitigten, in ihren Rechtsstand eingriffen, sie hinderten, nach eigenem Ermessen Transportverträge abzuschließen, sie vielmehr staatlich zwangen, nach Anweisung der staatlich ertheilten Normen ihre Transportverträge abzuschließen. Worauf beruhte nun das Recht des Staates, den Eisenbahnen solche Zwangsnormen im Verordnungswege aufzuerlegen? Goldschmidt und Andere***)

*) Goldschmidt in Bd. 4 S. 589, Bessel und Kühlwetter II S. 122.

**) S. dies bei Goldschmidt l. c. S. 590: „Die übrigens allgemein anerkannte (i. J. 1861) Befugniß des Staats, kraft seines Hoheitsrechts den Privatunternehmungen die Bedingungen ihres Betriebes vorzuschreiben, die von ihnen ausgegangenen Transportbedingungen zu prüfen und nach Bedürfniß zu ändern"; ebenso die dort zitirten Pohl, Aktiengesellschaften S. 87 ff., 102 ff., Reyscher XIII S. 279, Rau, Volkswirthschaftspolitik S. 260, 261, R. v. Mohl, Polizeiwissenschaft II, S. 169, Zachariä, Deutsches Staats- und Bundesrecht II S. 196, Bessel und Kühlwetter II S. 1 ff., 14 ff., 68 ff., 141 ff., 204 ff., 241 ff., Koch, Deutschlands Eisenbahnen I S. 2, 67, II S. 482 ff., 502 ff., Beschorner, Eisenbahnrecht S. 7 ff., 13 ff., 215 ff.

***) S. die vorige Anmerkung.

sprechen von einem allgemeinen Hoheitsrechte des Staates, aus dem sich dieses Zwangswerk herleiten könnte und sollte. In den Staaten, in denen nur das Privatrecht, das peinliche Recht und das gerichtliche Verfahren, beziehungsweise nur die Anordnungen, welche die Freiheit der Personen und des Eigenthums betrafen, der ständischen Untersuchung unterstellt waren (Sondershäuser Verfassungsurkunde § 151, Kurhessische von 1852 § 75, Nassau, Konstitution v. 1814 § 9 Nr. 1, Waldeck'scher Landesvertrag v. 1816, Bayerische Verfassung Tit. III § 2, Badische Verfassung § 65, Sachsen-Weimar Grundges. § 4, Sachsen-Meiningen, Grundges. § 85, Sachsen-Altenburg, Grundgesetz § 205, Braunschweig, Neue Landschaftordnung § 98, Anhaltische Landschaftsordnung § 19, Lippesches Gesetz vom 8. Dezember 1862 §§ 1 und 2, Coburg, Verf. Urk. § 65, Rudolstadt, Landtagsabschied v. 21. April 1821 u. a.) ließ sich mit Grund behaupten, daß eine Begrenzung der Vertragsfreiheit der Eisenbahngesellschaften ähnlich wie die der Post und Telegraphen oder eine Regelung der Unterrichtsangelegenheiten (Universitätsstatuten) nicht der Mitwirkung der Volksvertretung unterstellt war. Bis 1861 rechnete z. B. die Praxis in Bayern alle polizeilichen Gegenstände nicht zu solchen, welche die Freiheit der Personen und des Eigenthums betrafen, und daher wurden alle polizeilichen Gegenstände in Bayern bis zum Polizeistraf-gesetzbuch vom Jahre 1861 im Verordnungswege geregelt.*) In einigen Staaten bezog man das Mitwirkungsrecht des Landtag überhaupt nur auf die alle Einwohner berührenden Angelegen-heiten, nicht, z. B. auf Beamten- und Militärwesen, keineswe- also auf Eisenbahnverkehrswesen. In einigen Staaten erklärten d- Verfassungsurkunden besonders, daß auch allgemeine Polizeige- unter die Gegenstände fallen, welche der ständischen Mitwirk- unterstehen, z. B. die Württembergische und die Hessen-Darm-städtische Verfassung, woraus gefolgert werden kann, daß Regelung polizeilicher Gegenstände in den anderen Staaten n- der ständischen Mitwirkung unterlag (vergl. Zachariä, Deuts- Staats- und Bundesrecht II. § 166), jedenfalls aber, besondere polizeiliche Angelegenheiten, welche nur bestimm- Fälle betrafen, nirgends der ständischen Regelung mit unterwor- waren. Stahl, der meist als die Ausschlag gebende Autor-

*) Dies bezeugt selbst Seydel, bayer. Staatsrecht, 3. Band S. 520.

sprechen von einem allgemeinen Hoheitsrechte des Staates, aus dem sich dieses Zwangswerk herleiten könnte und sollte. In den Staaten, in denen nur das Privatrecht, das peinliche Recht und das gerichtliche Verfahren, beziehungsweise nur die Anordnungen, welche die Freiheit der Personen und des Eigenthums betrafen, der ständischen Untersuchung unterstellt waren (Sondershäuser Verfassungsurkunde § 151, Kurhessische von 1852 § 75 Nassau, Konstitution v. 1814 § 9 Nr. 1, Waldeck'scher Landesvertrag v. 1816, Bayerische Verfassung Tit. III § 2, Badische Verfassung § 65, Sachsen-Weimar Grundges. § 4, Sachsen-Meiningen, Grundges. § 85, Sachsen-Altenburg, Grundgesetz § 205, Braunschweig, Neue Landschaftordnung § 98, Anhaltische Landschaftsordnung § 19, Lippesches Gesetz vom 8. Dezember 1862 §§ 1 und 2, Coburg, Verf. Urk. § 65, Rudolstadt, Landtagsabschied v. 21. April 1821 u. a.) ließ sich mit Grund behaupten, daß eine Begrenzung der Vertragsfreiheit der Eisenbahngesellschaften ähnlich wie die der Post und Telegraphen oder eine Regelung der Unterrichtsangelegenheiten (Universitätsstatuten) nicht der Mitwirkung der Volksvertretung unterstellt war. Bis 1861 rechnete z. B. die Praxis in Bayern alle polizeilichen Gegenstände nicht zu solchen, welche die Freiheit der Personen und des Eigenthums betrafen, und daher wurden alle polizeilichen Gegenstände in Bayern bis zum Polizeistrafgesetzbuch vom Jahre 1861 im Verordnungswege geregelt.*) In einigen Staaten bezog man das Mitwirkungsrecht des Landtages überhaupt nur auf die alle Einwohner berührenden Angelegenheiten, nicht, z. B. auf Beamten- und Militärwesen, keineswegs also auf Eisenbahnverkehrswesen. In einigen Staaten erklärten die Verfassungsurkunden besonders, daß auch allgemeine Polizeigesetze unter die Gegenstände fallen, welche der ständischen Mitwirkung unterstehen, z. B. die Württembergische und die Hessen-Darmstädtische Verfassung, woraus gefolgert werden kann, daß die Regelung polizeilicher Gegenstände in den anderen Staaten nicht der ständischen Mitwirkung unterlag (vergl. Zachariä, Deutsches Staats- und Bundesrecht II. § 166), jedenfalls aber, daß besondere polizeiliche Angelegenheiten, welche nur bestimmte Fälle betrafen, nirgends der ständischen Regelung mit unterworfen waren. Stahl, der meist als die Ausschlag gebende Autorität

---

*) Dies bezeugt selbst Seydel, bayer. Staatsrecht, 3. Band S. 520.

für die Abgrenzung der Gesetzgebungs- von der Verordnungsgewalt hingestellt wird, führt aus, daß nur die Vorschriften, deren primärer Zweck die Gerechtigkeit ist, der ständischen Mitwirkung unterliegen, diejenigen dagegen nicht, deren Hauptzweck ein gewisser politischer Erfolg für das Ganze ist (Staatslehre, 3. Auflage, II. S. 608/609). Bei der Regelung des Eisenbahnverkehrswesens handelt es sich sonach gewiß um Gegenstände, die nach Stahl's Ansicht im Verordnungswege geregelt werden dürften. Was nun besonders das preußische Recht anlangt, so war man wenigstens noch bis 1861 (als der öfter angezogene Goldschmidtsche Aufsatz erschien) nahezu allseitig darin einmüthig, daß die preußische Staatsregierung einseitig und ohne Mitwirkung der Landesvertretung Verkehrsordnungen erlassen, die Vertragsfreiheit der Eisenbahnen also einschränken konnte.*) Ein Gesetz, d. h. eine Anordnung der höchsten Staatsgewalt, sowohl aus der vorkonstitutionellen, wie aus der konstitutionellen Zeit, das dem Ministerium eine solche Befugniß übertrug, ließ und läßt sich nicht auffinden. Eher würde man schon diese Befugniß hie und da aus den Konzessionsbedingungen ableiten können. Sie ist aber nicht aus diesen Konzessionsbedingungen abgeleitet worden; sie folgte in Preußen aus dem allgemeinen Satze des preußischen Staatsrechts, daß der König auf dem (ziemlich eng bemessenen) gesetzfreien Gebiete, nämlich dort, wo kein Gesetz erfordert wurde und wo auch kein Gesetz bestand, noch aus eigener Kraft das Recht des Gebots und des Verbots hatte.**) Wenn hiergegen von G. Meyer (Staatsrecht, 4. Aufl., S. 510) und Jellinek (Gesetz und Verordnung S. 373, Anm. 12) erinnert wird, daß auch die preußische Verfassung nur verfassungsmäßige (in der Verfassung festgesetzte) Rechte der Krone kenne, so ist dem gegenüber zu betonen, das dies nicht zutrifft, daß die Rechte der Krone in Preußen nicht auf der Verfassung beruhen, vielmehr in dieser nur nach bestimmten (allerdings sehr wichtigen und sogar allerwichtigsten Hinsichten) Richtungen eingeschränkt sind, daß daher mit Vorbedacht Sätze, wie sie das belgische

*) S. auch Goldschmidt, l. c. S. 641: „Die Abhilfe in Administrativmaßregeln der Regierung zu suchen, deren Zulässigkeit freilich keinem Zweifel unterliegt," erschien — unzweckmäßig.

**) S. Arndt im Archiv für öffentliches Recht 1900 S. 330 ff. Der gleiche Satz findet sich oder fand sich früher wenigstens auch im holländischen Recht, s. Vauthier, Das Staatsrecht des Königreichs Belgien in Marquardsens Handbuch S. 14.

Recht enthält, daß der König nur abgeleitete Rechte habe, und daß jede
Anordnung der Staatsgewalt sich auf ein formelles Gesetz zurückführen
lassen müsse, in der preußischen Verfassung, die sonst eine Ueber
setzung oder Nachbildung der belgischen ist, nicht mit übernommen
sind. Wie dem aber auch sein mag, thatsächlich erließ in Preußen
die Regierung, ohne Widerspruch zu finden, und getragen von der
allgemeinen Rechtsüberzeugung, ohne eine besondere gesetzliche Er
mächtigung, Eisenbahnbetriebsreglements in dem oben entwickelten
Sinne.

Was nun das Publikum anlangt, so enthielten die auf die
Haftung der Eisenbahnen bezüglichen Vorschriften über die Höhe
des Schadenersatzes, über den Ausschluß der Haftung bei Bruch,
Leckage, schlechter Verpackung, schlechter Verladung u. s. w. keine
Rechtsnormen; denn man wollte damals bezüglich der Vermögens
ansprüche aus dem Transportvertrage nicht in die Rechtssphäre
des Publikums eingreifen; man wollte ihm damals niemals
hinderlich sein, sich bessere Bedingungen auszumachen; man
wollte es nur davor schützen, daß es schlechtere Bedingungen
eingehen mußte. Daher ist es richtig, daß der auf die vermögens
rechtliche Haftung der Eisenbahnen bezügliche Theil des Reglements
gegen und für das Publikum nicht durch das Reglement selbst
verbindlich wurde, sondern nur, wenn und soweit es sich dem In
halt des Reglements im Transportvertrage ausdrücklich oder still
schweigend unterworfen hat. Hiernach ist es ebenso unrichti
allgemein zu sagen, daß man es bei Anwendung dieser Reglemen
stets und nur mit Vertragsrechten und konkreten Rechtsverhä
nissen zu thun hatte, wie es unrichtig ist, allgemein zu sagen, d
man es nur mit Rechtsnormen zu thun hatte. Verletzte ei
Eisenbahn das ihr auferlegte Reglement, indem sie wider dei
Vorschrift ihre Haftung zu sehr einengte, so hatte sie eine zu
Schutze des Publikums gegebene Rechtsnorm verletzt. D
Publikum konnte sich auch beim Ministerium oder dem Eisenba
Kommissariat hierüber beschweren, welche nicht selten mit d
energischsten Zwangsmitteln zu Gunsten des Publikums einschritt
Bewegte die Eisenbahn sich innerhalb ihrer Vertragsfreiheit u
handelte es sich nur um die Anwendung und Auslegung einer a
gemeinen oder besonderen Vertragsvorschrift in einem besonder
Falle, so war für den Revisionsrichter nur in Frage, ob eine V
tragsvereinbarung richtig ausgelegt war; es lag also, wenn

Recht enthält, daß der König nur abgeleitete Rechte habe, und daß jede Anordnung der Staatsgewalt sich auf ein formelles Gesetz zurückführen lassen müsse, in der preußischen Verfassung, die sonst eine Uebersetzung oder Nachbildung der belgischen ist, nicht mit übernommen sind. Wie dem aber auch sein mag, thatsächlich erließ in Preußen die Regierung, ohne Widerspruch zu finden, und getragen von der allgemeinen Rechtsüberzeugung, ohne eine besondere gesetzliche Ermächtigung, Eisenbahnbetriebsreglements in dem oben entwickelten Sinne.

Was nun das Publikum anlangt, so enthielten die auf die Haftung der Eisenbahnen bezüglichen Vorschriften über die Höhe des Schadenersatzes, über den Ausschluß der Haftung bei Bruch, Leckage, schlechter Verpackung, schlechter Verladung u. s. w. keine Rechtsnormen; denn man wollte damals bezüglich der Vermögensansprüche aus dem Transportvertrage nicht in die Rechtssphäre des Publikums eingreifen; man wollte ihm damals niemals hinderlich sein, sich bessere Bedingungen auszumachen; man wollte es nur davor schützen, daß es schlechtere Bedingungen eingehen mußte. Daher ist es richtig, daß der auf die vermögensrechtliche Haftung der Eisenbahnen bezügliche Theil des Reglements gegen und für das Publikum nicht durch das Reglement selbst verbindlich wurde, sondern nur, wenn und soweit es sich dem Inhalt des Reglements im Transportvertrage ausdrücklich oder stillschweigend unterworfen hat. Hiernach ist es ebenso unrichtig, allgemein zu sagen, daß man es bei Anwendung dieser Reglements stets und nur mit Vertragsrechten und konkreten Rechtsverhältnissen zu thun hatte, wie es unrichtig ist, allgemein zu sagen, daß man es nur mit Rechtsnormen zu thun hatte. Verletzte eine Eisenbahn das ihr auferlegte Reglement, indem sie wider dessen Vorschrift ihre Haftung zu sehr einengte, so hatte sie eine zum Schutze des Publikums gegebene Rechtsnorm verletzt. Das Publikum konnte sich auch beim Ministerium oder dem Eisenbahn-Kommissariat hierüber beschweren, welche nicht selten mit den energischsten Zwangsmitteln zu Gunsten des Publikums einschritten. Bewegte die Eisenbahn sich innerhalb ihrer Vertragsfreiheit und handelte es sich nur um die Anwendung und Auslegung einer allgemeinen oder besonderen Vertragsvorschrift in einem besonderen Falle, so war für den Revisionsrichter nur in Frage, ob eine Vertragsvereinbarung richtig ausgelegt war; es lag also, wenn in

einem solchen Falle die Verletzung einer Reglementsvorschrift behauptet wurde, kein Revisionsgrund vor.*)

Trotzdem die Reglements die Eisenbahnen hinderten, bis an die Grenzen des gesetzlich Zulässigen ihre finanzielle Haftung auszuschließen, so fühlte sich das Publikum darüber beschwert, daß die Reglements den Eisenbahnen noch immer viel zu weiten Spielraum ließen und nicht den Ausschluß der Haftung nahezu ganz untersagten. So war z. B. in den Reglements bestimmt, bezw. zugelassen, daß im Falle der Tödtung eines Menschen bei der Beförderung nur die Beerdigungs-, und im Falle der Verletzung nur die Kurkosten zu zahlen seien, daß die Höhe des Schadens bei beförderten Sachen auf höchstens 20 Thaler für den Zentner limitirt und daß für die Verspätung der Beförderung nahezu keine Entschädigung gewährt wurde. Daher stammten die unaufhörlichen Klagen des gesammten Handelsstandes**) und der Parlamente gegen die Eisenbahnverwaltungen und der Ruf nach energischem, gesetzlichem Einschreiten, nicht, weil man ein administratives für rechtlich unzuläßig hielt, sondern, weil man ein solches von den finanziell interessirten Staatsbehörden nicht erwarten zu dürfen glaubte.***)

In Ansehung der Haftpflicht für Tödtungen und Beschädigungen von Personen erging am 3. Mai 1869 ein Gesetz in Preußen, das jeden vertragsmäßigen Ausschluß der § 25 des Eisenbahngesetzes vorgeschriebenen Haftung für unstatthaft erklärte und Vertragsbestimmungen, welche dieser Vorschrift entgegenstehen, jede rechtliche Wirkung absprach. Das Haftpflichtgesetz vom 8. Juni 1871 führte bekanntlich den gleichen Grundsatz wenigstens für die im Betriebe erfolgenden Tödtungen und Beschädigungen für das ganze Reich ein.

In Ansehung der Haftung bei Gütertransporten stellte das Handelsgesetzbuch von 1861 eine Reihe von Zwangsnormen auf, welche die Befugniß der Eisenbahnen, die Haftung auszuschließen oder einzuschränken, in einzelnen Fällen aufhob, in

*) Entsch. des Ober-Handelsgerichts, Bd. 19 S. 184, Bd. 25 S. 170, des Reichsgerichts in Zivils., Bd. I S. 14, Bd. II S. 57 u. s. w. Arndt, Verordnungsrecht, S. 114 u. a. O., Reichsstaatsrecht, S. 313.

**) S. bei Goldschmidt, l. c. S. 639 ff.

***) Die Abhülfe, sagt Goldschmidt, l. c. S. 641, in Administrativmaßregeln zu suchen, erschien unzweckmäßig, weil die Eisenbahnen zu beträchtlichem Theile Staatsbahnen und so Kollissionen zwischen den Anforderungen des öffentlichen Wohlfahrts- und Verkehrsschutzes einerseits und den gefährdeten Finanzinteressen andererseits unvermeidlich.

anderen Fällen nur noch unter gewissen Bedingungen und inner-
halb gewisser Grenzen zuließ. Art. 422 befahl, die wohlkonditionirten
Güter zur Beförderung anzunehmen, und in Ansehung der Zeit
keinen Absender vor den anderen zu bevorzugen. Art. 423 verbot,
die Anwendung der in den Art. 395, 396, 397, 400, 401, 40…
enthaltenen Bestimmungen über die Verpflichtung zum Schadens-
ersatze, sei es in Bezug auf den Eintritt, den Umfang oder die
Dauer der Verpflichtung oder in Bezug auf die Beweislast zum
Vortheile der Eisenbahnen durch Verträge mittelst Reglement
oder durch besondere Uebereinkunft im Voraus auszuschließen oder
zu beschränken, außer, soweit solches durch die Art. 424 bis 4…
nachgelassen ist. Vertragsbestimmungen, welche dieser Vorschrift ent-
gegenstehen, sollten keine rechtliche Wirkung haben.

Soweit nun die Art. 424 bis 431 des Handelsgesetzbuchs v…
1861 den Ausschluß der Haftung zuließen, schränkten die seitde…
ergangenen Reglements diese Haftung ein, mehr, als d…
vor dem Handelsgesetzbuch möglich war, aber immer noch für d…
Wünsche des Publikums viel zu wenig. Diese Reglements wa…
keine Ausführverordnungen zum Handelsgesetzbuch; denn mit d…
Handelsgesetzbuch war es wohl vereinbar, daß gar keine Regleme…
erlassen wurden. Das Handelsgesetzbuch war nur Schranke, n…
Rechtsgrund der Reglements. Diese stützten sich nicht auf …
Handelsgesetzbuch, sondern sie wurden von ihm vorgefunden …
nur innerhalb gewisser Grenzen anerkannt. Der deutsche Hand…
tag in Frankfurt forderte am 27. September 1866 die Gese…
gebungen und die Staatsverwaltungen auf, dafür zu sor…
daß die Eisenbahnen unter dem Gesichtspunkte der Förderun…
wirthschaftlichen Landesinteressen verwaltet und betrieben wer…
Unter Bezug hierauf vertheidigte der Abgeordnete von Rabena…
verfassungberathenden Norddeutschen Reichstage am 20. März …
(Sten. Ber. S. 277) die heutigen Artikel 42 ff. der Bu…
(Reichs-)Verfassung, da es dringend nöthig wäre, „der Zen…
gewalt das volle Recht in die Hand zu geben“. Wen…
Art. 42 der Reichsverfassung die Bundesregierungen verpf…
den Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs w…
einheitliches Netz verwalten zu lassen, und wenn es jede…
Art. 45 heißt: „Das Reich wird namentlich dahin wirken…
baldigst auf allen deutschen Eisenbahnen übereinstimmende Be…
reglements eingeführt werden“, so können Wille und …
Verfassungsbestimmungen nur dahin gegangen …

anderen Fällen nur noch unter gewissen Bedingungen und innerhalb gewisser Grenzen zuließ. Art. 422 befahl, die wohlkonditionirten Güter zur Beförderung anzunehmen, und in Ansehung der Zeit keinen Absender vor den anderen zu bevorzugen. Art. 423 verbot, die Anwendung der in den Art. 395, 396, 397, 400, 401, 408 enthaltenen Bestimmungen über die Verpflichtung zum Schadensersatze, sei es in Bezug auf den Eintritt, den Umfang oder die Dauer der Verpflichtung oder in Bezug auf die Beweislast zum Vortheile der Eisenbahnen durch Verträge mittelst Reglements oder durch besondere Uebereinkunft im Voraus auszuschließen oder zu beschränken, außer, soweit solches durch die Art. 424 bis 431 nachgelassen ist. Vetragsbestimmungen, welche dieser Vorschrift entgegenstehen, sollten keine rechtliche Wirkung haben.

Soweit nun die Art. 424 bis 431 des Handelsgesetzbuchs von 1861 den Ausschluß der Haftung zuließen, schränkten die seitdem ergangenen Reglements diese Haftung ein, mehr, als dies vor dem Handelsgesetzbuch möglich war, aber immer noch für die Wünsche des Publikums viel zu wenig. Diese Reglements waren keine Ausführverordnungen zum Handelsgesetzbuch; denn mit dem Handelsgesetzbuch war es wohl vereinbar, daß gar keine Reglements erlassen wurden. Das Handelsgesetzbuch war nur Schranke, nicht Rechtsgrund der Reglements. Diese stützten sich nicht auf das Handelsgesetzbuch, sondern sie wurden von ihm vorgefunden und nur innerhalb gewisser Grenzen anerkannt. Der deutsche Handelstag in Frankfurt forderte am 27. September 1866 die Gesetzgebungen und die Staatsverwaltungen auf, dafür zu sorgen, daß die Eisenbahnen unter dem Gesichtspunkte der Förderung der wirthschaftlichen Landesinteressen verwaltet und betrieben werden. Unter Bezug hierauf vertheidigte der Abgeordnete von Rabenau im verfassungberathenden Norddeutschen Reichstage am 20. März 1867 (Sten. Ber. S. 277) die heutigen Artikel 42 ff. der Bundes-(Reichs-)Verfassung, da es dringend nöthig wäre, „der Zentralgewalt das volle Recht in die Hand zu geben". Wenn nun Art. 42 der Reichsverfassung die Bundesregierungen verpflichtet, den Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten zu lassen, und wenn es sodann in Art. 45 heißt: „Das Reich wird namentlich dahin wirken, daß baldigst auf allen deutschen Eisenbahnen übereinstimmende Betriebsreglements eingeführt werden", so können Wille und Zweck dieser Verfassungsbestimmungen nur dahin gegangen sein, das Reich,

nämlich die verbündeten Regierungen, d. i. der Bundesrath, solle nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet sein, Betriebsreglements für die Eisenbahnen zu erlassen (und zwar, wie gehofft wurde, dem Publikum minder ungünstige) und sodann dahin zu wirken, daß diese Betriebsreglements, also übereinstimmende, auf allen Eisenbahnen eingeführt werden. Es kann nicht der Wille der Verfassung gewesen sein, daß diese Reglements vom Gesetzgeber erlassen wurden, denn 1. wäre sonst Art. 45 überflüssig, 2. waren auch bisher die Reglements im Verordnungswege erlassen, 3. schließt der Ausdruck „das Reich wird dahin wirken" nicht aus, bedeutet vielmehr, daß das Reich diese Reglements selbst erläßt und auf deren Einführung durch die Eisenbahnen hinwirkt; 4. ist solches der Wille der Antragsteller Michaelis und Genossen gewesen, wie 5. des ganzen Reichstages 1867 und später 1870*), endlich 6. auch der Wille der verbündeten Regierungen. Ich muß hier nochmals auf die früheren Bemerkungen zu den Polizeireglements, den dort zitirten Reichstagsbeschluß vom 5. Mai 1869 und die Einstimmigkeit, mit welcher der Bundesrath die fraglichen Reglements erließ, Bezug nehmen. Was bedeuten nun die vom Bundesrathe erlassenen Betriebsreglements, oder, wie sie seit 1892 genannt werden, Verkehrsordnungen, so weit sie sich auf die vermögensrechtliche Haftung der Eisenbahnen beziehen? Ihr deutschen Eisenbahnen, Staats- wie Privatbahnen, ihr dürft von den euch in den Art. 424 bis 431 des Handelsgesetzbuchs von 1861 bezw. 1869 eingeräumten Befugnissen zur Beschränkung oder Ausschließung eurer Haftung nur nach Maßgabe dieser Verkehrsordnung, nicht einen weitergehenden Gebrauch machen! Diese Verkehrsordnungen waren mithin Rechtsbefehle, und zwar Zwangsnormen gegenüber den Eisenbahnen. Diese waren rechtlich gehalten, bei Vermeidung administrativer Exekution, eventuell bezüglich der Staatsbahnen bei Vermeidung der Bundesexekution gegen die ungehorsamen Bundesstaaten, die Verkehrsordnung in allen Punkten genauestens innezuhalten. In Ansehung des Publikums waren die Vorschriften über die Haftung der Eisenbahnen keine Rechtsbefehle, weil sie gar keine sein wollten. Man wollte eben das Publikum schützen, nicht einengen, folglich dem

*) Erst bei Berathung des Handelsgesetzbuchs vom Jahre 1897 hat der sozialdemokratische Abgeordnete Stadthagen monirt, daß auf die Eisenbahnverkehrsordnung nicht die aus direkten Wahlen hervorgegangenen Körperschaften einen maßgeblichen Einfluß haben. Dieses Monitum blieb jedoch ohne Folge.

Publikum nicht verwehren, sich günstigere Bedingungen zu erwirken. Für das Publikum wurden die diesbezüglichen Vorschriften der Verkehrsordnung also nur giltig, soweit es ausdrücklich oder stillschweigend sich ihnen unterwarf, also nicht als Rechtsnorm, sondern nur als Vertragsnorm. Letzteres ist durch das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 geändert. Dieses Gesetzbuch geht davon aus, daß gerade derjenige Theil des Publikums, der den besonderen staatlichen Schutz bedarf, sich doch keine günstigeren Transportbedingungen als in der Verkehrsordnung enthalten sind, auswirken kann, und daß eine ungleiche Behandlung des Publikums, namentlich durch Gewährung günstigerer Transportbedingungen an einzelne Bevorzugte, zu Schädigungen der Gesammtheit führe. Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 bestimmt daher in § 471, daß alle Vereinbarungen, welche mit der Verkehrsordnung in Widerspruch stehen, nichtig sind. Die Verkehrsordnung vom [26.] Oktober 1899 ist somit nunmehr in allen ihren Theilen nicht bloß den Eisenbahnen, sondern auch dem Publikum gegenüber Zwangs- und Rechtsnorm geworden. Eine Ausführungsverordnung zum Handelsgesetzbuch, wie Harburger in Nr. 3 der „Deutschen Juristen-Zeitung" 1901 annimmt, ist die Verkehrsordnung vom [Okt]ober 1899 nicht. Das Handelsgesetzbuch fordert und braucht zu seiner Ausführung nicht erst die Verkehrsordnung. Es wäre mit dem Handelsgesetzbuch wohl vereinbar, daß überhaupt keine Verkehrsordnung erlassen wird; nur muß, dies verlangt das Handelsgesetzbuch, die Verkehrsordnung, wenn sie erlassen wird, sich in den Rahmen halten, der ihr gestellt ist; und wenn eine Verkehrsordnung innerhalb dieses Rahmens besteht, so soll sie Niemand[em] zu Liebe noch zu Leide durch Verträge abgeändert, sondern a[ls] jus cogens für Jedermann in gleicher Weise angewendet werde[n].

Die gegen die Verkehrsordnung vom 26. Oktober 1899 von Laban[d] angeführten Einwendungen, namentlich daß der Verordnungsweg u[n]statthaft und daß das Reich, eventuell der Bundesrath, nicht zum Erla[ß] solcher Verordnungen zuständig sei, sind oben widerlegt. Wenn Laban[d] darauf wieder und wieder Bezug nimmt, daß der Bundesrath kei[ne] Rechts-, sondern nur „Verwaltungsvorschriften" aus Artik[el] ... Ziffer 2 der Reichsverfassung erlassen dürfe, so ist darauf zu e[rwidern] ..., daß unter Verwaltungsvorschrift der Gegensatz zu V[er]fassungs- und Gesetzesvorschrift, und jede von einer ande[ren] Stelle als vom Gesetzgeber ausgehende Vorschrift, ohne ... auf ihren Inhalt, zu verstehen ist. Daß die

Publikum nicht verwehren, sich günstigere Bedingungen zu erwirken. Für das Publikum wurden die diesbezüglichen Vorschriften der Verkehrsordnung also nur giltig, soweit es ausdrücklich oder stillschweigend sich ihnen unterwarf, also nicht als Rechtsnorm, sondern nur als Vertragsnorm. Letzteres ist durch das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 geändert. Dieses Gesetzbuch geht davon aus, daß gerade derjenige Theil des Publikums, der den besonderen staatlichen Schutz bedarf, sich doch keine günstigeren Transportbedingungen als in der Verkehrsordnung enthalten sind, auswirken kann, und daß eine ungleiche Behandlung des Publikums, namentlich durch Gewährung günstigerer Transportbedingungen an einzelne Bevorzugte, zu Schädigungen der Gesammtheit führe. Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 bestimmt daher in § 471, daß alle Vereinbarungen, welche mit der Verkehrsordnung in Widerspruch stehen, nichtig sind. Die Verkehrsordnung vom Oktober 1899 ist somit nunmehr in allen ihren Theilen nicht bloß den Eisenbahnen, sondern auch dem Publikum gegenüber Zwangs- und Rechtsnorm geworden. Eine Ausführungsverordnung zum Handelsgesetzbuch, wie Harburger in Nr. 3 der „Deutschen Juristen-Zeitung" 1901 annimmt, ist die Verkehrsordnung vom Jahre 1899 nicht. Das Handelsgesetzbuch fordert und braucht zu seiner Ausführung nicht erst die Verkehrsordnung. Es wäre mit dem Handelsgesetzbuch wohl vereinbar, daß überhaupt keine Verkehrsordnung erlassen wird; nur muß, dies verlangt das Handelsgesetzbuch, die Verkehrsordnung, wenn sie erlassen wird, sich in dem Rahmen halten, der ihr gestellt ist; und wenn eine Verkehrsordnung innerhalb dieses Rahmens besteht, so soll sie Niemanden zu Liebe noch zu Leide durch Verträge abgeändert, sondern als jus cogens für Jedermann in gleicher Weise angewendet werden.

Die gegen die Verkehrsordnung vom 26. Oktober 1899 von Laband angeführten Einwendungen, namentlich daß der Verordnungsweg unstatthaft und daß das Reich, eventuell der Bundesrath, nicht zum Erlasse solcher Verordnungen zuständig sei, sind oben widerlegt. Wenn Laband darauf wieder und wieder Bezug nimmt, daß der Bundesrath keine Rechts-, sondern nur „Verwaltungsvorschriften" aus Artikel 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung erlassen dürfe, so ist darauf zu entgegnen, daß unter Verwaltungsvorschrift der Gegensatz zu Verfassungs- und Gesetzesvorschrift, und jede von einer anderen Stelle als vom Gesetzgeber ausgehende Vorschrift, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, zu verstehen ist. Daß die „administrativen An-

ordnungen", also Verwaltungsvorschriften darstellende Post- und Telegraphenordnungen, Rechtssätze enthalten, ist oben unter Bezug auf die Judikatur des Reichsgerichts nachgewiesen. Die auf Grund Artikels 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung vom Bundesrathe erlassenen Aus- und Einfuhrverbote*), welche Rechtsvorschriften im eminentesten Sinne dieses Wortes enthalten, sind noch stets von den Gerichten zur Anwendung gebracht worden. Aber selbst wenn Laband mit seiner Auslegung des Artikel 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung im Rechte wäre, so standen und stehen doch der Begriff und der Inhalt eines Betriebsreglements (einer Verkehrsordnung) seit sechzig Jahren thatsächlich fest. Das Reich, der Bundesrath sollte eben das, was in der Verkehrsordnung bislang geregelt zu werden pflegte, eintretenden Falls seinerseits regeln, also ganz gewiß in dem Umfange, wie es für die Aufgaben einer Verkehrsordnung nöthig war, auch Rechtsnormen aufstellen dürfen. Für alle Fälle war das Reichsgesetz, das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897, durchaus in der Lage, worauf Harburger hinweist, selbst einer ursprünglichen Verwaltungsvorschrift den Charakter einer Rechtsverordnung beizulegen, zu delegiren.

Die Verkehrsordnung vom 26. Oktober 1899 ist eine Ausführungsverordnung zu Artikel 45 der Reichsverfassung. Sie enthält die vom Bundesrath gemäß Artikel 7 Ziffer 2 der Reichsverfassung beschlossenen, zur Ausführung des Artikel 45 „erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen". Mit Recht bezeichnet sie sich als auf Grund Artikel 45 erlassen; die Bezugnahme auf Artikel 7 Ziffer 2 unterbleibt regelmäßig, so z. B. auch bei den Aus- und Einfuhrverboten. Der Hinweis auf Artikel 7 Ziffer 2 wie jeder andere Hinweis auf eine gesetzliche Vorschrift ist zur Giltigkeit einer Reichsverordnung nicht nöthig**), was auch Laband u. A. in der dritten Auflage seines Reichsstaatsrechts I. S. 572 Anm. 3 anerkennt. Allerdings erstreckt sich die Giltigkeit und Wirksamkeit der Vorschrift in Artikel 7 der Reichsverfassung auch auf Bayern mit, wenn aber die Gesetzesvorschrift, deren Ausführung geregelt werden soll, nämlich der Artikel 45, nicht für Bayern gilt, so kann auch die auf Grund Artikel 7 ergehende Ausführungsverordnung nicht für Bayern Kraft haben.

*) Vgl. Delbrück Art. 40 der Reichsverfassung S. 24, Arndt, Reichsstaatsrecht S. 362.

**) Arndt, Verordnungsrecht S. 210, Reichsstaatsrecht S. 206.

Am letzten Ende sieht sich Laband nach Eideshelfern um und findet diese in Hänel einer- und in Seydel andererseits, also in hervorragenden Staatsrechtslehrern von, wie Laband hervorhebt, sehr verschiedener Grundanschauung. Ich kann aber darin nichts Wunderbares finden, daß die politische und juristische Grundanschauung Hänel's über Verordnungsrecht, also über die Macht der Exekutive und des Parlaments, einer Verordnungsbefugniß des Bundesraths nicht wohlgeneigt gegenübersteht, und hebe nur noch hervor, daß nach Hänel's Ansichten mehr oder weniger alle Reichsverordnungen ungiltig und null wie nichtig seien, eine Ansicht, welche auf die Praxis noch keinen Einfluß ausgeübt hat. Was nun Seydel's politische und juristische Grundanschauung anlangt, so geht sie bekanntlich dahin, daß das Deutsche Reich nur ein Bund, ein völkerrechtlicher Verein und die deutsche Reichsverfassung nur ein Vertrag, kein Gesetz des Reichs, nur ein übereinstimmendes Landesgesetz sei. Sehr richtig erkennt Seydel an, Komm. 2. Aufl. Seite 142, daß der Bundesrath erst recht keine Dienst- oder Verwaltungsbefehle erlassen könne, also weder den Landes-ministern, noch den Eisenbahngesellschaften, noch dem Landeseisenbahn[...] Dienst- oder Verwaltungsbefehle ertheilen dürfe. Seydel mein[t] aber, daß die vom Bundesrath beschlossenen Verordnungen (Ver[...]waltungs-Vorschriften) erst durch die einzelnen Staatsregierungen mit dem Dienstbefehl ausgestattet und die Behörden zum Vollzu[ge] angewiesen werden müssen. Dies mag allerdings sehr mit Seydel[s] Grundanschauung übereinstimmen und stimmt überein mit d[em] Rechte des verflossenen Deutschen Bundes, es widerspricht aber [...] das Entschiedenste dem Rechte des Deutschen Reichs, welches ebe[n] ein unmittelbares Gesetzes- wie ein unmittelbares Verordnungsr[echt] eingeführt hat. Diese Seydel'sche Grundanschauung widersp[richt] auch der Uebung, solange es einen Norddeutschen Bund und [ein] Deutsches Reich giebt. So sind die Ausführungsverordnungen [des] Bundesraths auf Grund Artikel 7, des Kaisers auf Grund [...] und 53 der Reichsverfassung stets als unmittelbare erl[assen] worden. So z. B. sind auch die Verbote, betreffend die Aus[fuhr] von Pferden und Kriegsmaterial im Sommer 1870, übert[...] alle Ein- und Ausfuhrverbote, die thatsächlich auf Grund Art[...] erlassen sind, nicht erst dadurch wirksam geworden, daß die einz[elnen] Bundesstaaten diese Verbote mit dem Dienstbefehle ausge[stattet] und ihre Behörden zu deren Vollzuge angewiesen haben.

Aus diesen vorangegebenen Gründen [...]

Am letzten Ende sieht sich Laband nach Eideshelfern um und findet diese in Hänel einer- und in Seydel andererseits, also in hervorragenden Staatsrechtslehrern von, wie Laband hervorhebt, sehr verschiedener Grundanschauung. Ich kann aber darin nichts Wunderbares finden, daß die politische und juristische Grundanschauung Hänel's über Verordnungsrecht, also über die Macht der Exekutive und des Parlaments, einer Verordnungsbefugniß des Bundesraths nicht wohlgeneigt gegenübersteht, und hebe nur noch hervor, daß nach Hänel's Ansichten mehr oder weniger alle Reichsverordnungen ungiltig und null wie nichtig seien, eine Ansicht, welche auf die Praxis noch keinen Einfluß ausgeübt hat. Was nun Seydel's politische und juristische Grundanschauung anlangt, so geht sie bekanntlich dahin, daß das Deutsche Reich nur ein Bund, ein völkerrechtlicher Verein und die deutsche Reichsverfassung nur ein Vertrag, kein Gesetz des Reichs, nur ein übereinstimmendes Landesgesetz sei. Sehr richtig erkennt Seydel an, Komm. 2. Aufl. Seite 142, daß der Bundesrath erst recht keine Dienst- oder Verwaltungsbefehle erlassen könne, also weder den Landeseisenbahnministern, noch den Eisenbahngesellschaften, noch dem Publikum Dienst- oder Verwaltungsbefehle ertheilen dürfe. Seydel meint aber, daß die vom Bundesrath beschlossenen Verordnungen (Verwaltungs-Vorschriften) erst durch die einzelnen Staatsregierungen mit dem Dienstbefehl ausgestattet und die Behörden zum Vollzuge angewiesen werden müssen. Dies mag allerdings sehr mit Seydel's Grundanschauung übereinstimmen und stimmt überein mit dem Rechte des verflossenen Deutschen Bundes, es widerspricht aber auf das Entschiedenste dem Rechte des Deutschen Reichs, welches ebenso ein unmittelbares Gesetzes- wie ein unmittelbares Verordnungsrecht eingeführt hat. Diese Seydel'sche Grundanschauung widerspricht auch der Uebung, solange es einen Norddeutschen Bund und ein Deutsches Reich giebt. So sind die Ausführungsverordnungen des Bundesraths auf Grund Artikel 7, des Kaisers auf Grund 48 und 53 der Reichsverfassung stets als unmittelbare erlassen worden. So z. B. sind auch die Verbote, betreffend die Ausfuhr von Pferden und Kriegsmaterial im Sommer 1870, überhaupt alle Ein- und Ausfuhrverbote, die thatsächlich auf Grund Artikel 7 erlassen sind, nicht erst dadurch wirksam geworden, daß die einzelnen Bundesstaaten diese Verbote mit dem Dienstbefehle ausgestattet und ihre Behörden zu deren Vollzuge angewiesen haben.

Aus diesen vorangegebenen Gründen halte ich die von den

verschiedensten Seiten gegen die Eisenbahnverkehrsordnung vom 26. Oktober 1899 erhobenen Bedenken als durchaus verfehlt. Damit man aber nicht sagen könne, die vorstehenden Ausführungen seien entbehrlich gewesen, da doch kein praktischer Mensch den theoretischen Ausstellungen gegen die Eisenbahnbetriebs- oder Verkehrsordnungen auch nur die mindeste aktuelle Bedeutung beilegt, so möchte ich noch Folgendes als Ausbeute dieser Studie bezeichnen:

1. Das Reichsrecht knüpft beim Eisenbahnwesen wie auch sonst vielfach z. B. im Militär-, Post-, Zoll- und Steuerwesen an die partikularrechtlich bestandenen Rechtsverhältnisse an. An die Stelle der Sonderregelung des Eisenbahnbetriebes durch die Bundesstaaten tritt die Regelung durch das Reich. Soweit die Regelung vor der Norddeutschen Bundesverfassung im Verordnungswege erfolgte, findet auch heute noch die Regelung im Verordnungswege statt. Gleiches ist auch beim Zoll-, Steuer-, Post- und Telegraphenwesen der Fall. An die Stelle der einzelnen Bundesregierungen ist die im Bundesrath vertretene und vereinigte Gesammtheit der verbündeten Regierungen getreten. Der Bundesrath ist, wie in internen und nichtmilitärischen Sachen die Regel, so auch im Eisenbahnwesen der Vertreter der Souveräne im Reich, der Vertreter des Souveräns; er ist, sofern nicht Ausnahmen bestehen, das Verordnungsorgan des Deutschen Reichs.

2. Daß man im Jahre 1897 dazu übergegangen ist, alle in den Verkehrsordnungen enthaltenen Transportbedingungen, auch die rein vermögensrechtlichen, als Zwangsnormen, unter Ausschluß jeder privaten Willkür hin- und festzustellen, und zwar nicht allein gegenüber den Eisenbahnen, sondern auch gegenüber dem Publikum, zeigt, wie das moderne Recht immer mehr ein soziales Recht wird, d. h. die wirthschaftlichen Verhältnisse von Gesellschaftswegen und unter Ausschluß von Privatwillkür zwangsweise regelt.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Kant-Aussprüche. Zusammengestellt von Dr. Raoul Richter, Privatdocent an der Universität Leipzig. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich 1901. 110 S. gr. 8°. Pr. Mk. 1,20, geb. Mk. 1,60.

Der Verfasser dieses sehr sorgsam gearbeiteten Kant-Katechismus, wie man das Büchlein nennen möchte, bietet damit eine Einführung in die Philosophie des großen Königsbergers, welche mit methodischer Sicherheit vom Leichteren zum Schwierigeren hinüberleitet. Daß er selber ein überzeugter Kantgläubiger ist, versteht sich dabei. Solche Menschen fangen an, recht selten unter uns zu werden. Der verärgerte Arthur Schopenhauer, ganz und gar auf Kant's Schultern stehend, hat ihn mit seinem starren Pessimismus ausgestochen und ist, merkwürdig genug, sogar zu einem Damenphilosophen geworden.

Die Popularität Schopenhauer's beruht — nach Verdienst — au[f] der wunderbaren Klarheit und Schönheit seines Vortrags; ist er doch einer der größten deutschen Schriftsteller selbst in den Augen derer, die wie z. B. der Hegelianer Victor Hehn, ihn als philosophischen Dilettante[n] betrachteten.

Und eben in dieser Beziehung wird uns allerdings Kant, den m[an] noch immer als den Erzieher des deutschen Volkes preist, mehr u[nd] mehr ungenießbar.

Ist also auch Kant keineswegs mehr der klassische deutsche Philoso[ph], was er schon wegen seines zum Theil schauderhaften Stiles zu[ge]geben muß, so wird er doch stets „der große Vollender des Zeitalters [der] deutschen Aufklärung“ — so nennt ihn noch eben Wilhelm Dilthey — [und] der Erzieher des Geschlechtes von 1813 bleiben, ganz zu geschweigen [der] abgeleiteten Wirkungen, die aus Schiller's verzuckertem Kantianismus [in] weitere Volkskreise gedrungen sind.

Wer also das Hilfsbüchlein R. Richters in vernünftigen Dosen [zu] genießen verstünde, der wird ihm zu lebhaftem Danke verpflichtet blei[ben] auch dann, wenn er sich immer noch nicht aufgelegt fühlte, „sich in [das] Ganze eines Werkes Kant's tiefer zu versenken“, was der Verfasser

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Kant-Aussprüche. Zusammengestellt von Dr. Raoul Richter, Privatdocent an der Universität Leipzig. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich 1901. 110 S. gr. 8⁰. Pr. Mk. 1,20, geb. Mk. 1,60.

Der Verfasser dieses sehr sorgsam gearbeiteten Kant-Katechismus, wie man das Büchlein nennen möchte, bietet damit eine Einführung in die Philosophie des großen Königsbergers, welche mit methodischer Sicherheit vom Leichteren zum Schwierigeren hinüberleitet. Daß er selber ein überzeugter Kantgläubiger ist, versteht sich dabei. Solche Menschen fangen an, recht selten unter uns zu werden. Der verärgerte Arthur Schopenhauer, ganz und gar auf Kant's Schultern stehend, hat ihn mit seinem starren Pessimismus ausgestochen und ist, merkwürdig genug, sogar zu einem Damenphilosophen geworden.

Die Popularität Schopenhauer's beruht — nach Verdienst — auf der wunderbaren Klarheit und Schönheit seines Vortrags; ist er doch einer der größten deutschen Schriftsteller selbst in den Augen derer, die, wie z. B. der Hegelianer Victor Hehn, ihn als philosophischen Dilettanten betrachteten.

Und eben in dieser Beziehung wird uns allerdings Kant, den man noch immer als den Erzieher des deutschen Volkes preist, mehr und mehr ungenießbar.

Ist also auch Kant keineswegs mehr der klassische deutsche Philosoph, was er schon wegen seines zum Theil schauderhaften Stiles zu sein aufgeben muß, so wird er doch stets „der große Vollender des Zeitalters der deutschen Aufklärung" — so nennt ihn noch eben Wilhelm Dilthey —, der Erzieher des Geschlechtes von 1813 bleiben, ganz zu geschweigen der abgeleiteten Wirkungen, die aus Schiller's verzuckertem Kantianismus in weiteste Volkskreise gedrungen sind.

Wer also das Hilfsbüchlein R. Richters in vernünftigen Dosen zu genießen verstünde, der wird ihm zu lebhaftem Danke verpflichtet bleiben, auch dann, wenn er sich immer noch nicht aufgelegt fühlte, „sich in das Ganze eines Werkes Kant's tiefer zu versenken", was der Verfasser als

hoffen Lohn seiner mühevollen, überaus fleißigen und kenntnißreichen Arbeit betrachten würde. Sind wir doch mit der berühmten „Aufklärung“ des Friederizianischen Zeitalters Gott Lob endlich so ziemlich im Reinen.

Ein Examinator könnte sich zufrieden geben, wenn ein Kandidat des höheren Schulamts sich Richter's [illegible] auf Kant im Großen und Ganzen zu eigen gemacht hätte, und dem einen und anderen dieser neugierigen Herren könnte es sogar recht nützlich werden. Er ließe sich vielleicht z. B. anregen zu der Frage: „Wissen Sie wohl, wie Kant über den Purismus gedacht hat?“ (Kritik der reinen Vernunft S. 303, hier Nr. 219, 220).

Weimar, Mitte April 1901. Rs.

Politik und Geschichte.

Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Gelzer. Mit einem Portrait im Lichtdruck, sowie zwölf Zeichnungen im Text. 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 253 S.

Das genannte Buch ist Theodor Noeldeke gewidmet und stammt von einem hochgeachteten Vertreter der byzantinischen Wissenschaft. Es verräth in jeder Zeile den Gelehrten, dessen Welt die Vergangenheit ist „und der, Fragen politischer Natur gegenübergestellt, nur zu leicht eine mit seinem wissenschaftlichen Scharfsinne seltsam kontrastirende Unsicherheit des Urtheils an den Tag legt. Gelzer findet zu seinem romantischen Entzücken bei den modernen Völkerschaften der Balkanhalbinsel einen großen Theil der positiven religiösen Gläubigkeit, die im byzantinischen Reiche zu gewissen Zeiten und auch damals nur in recht bedingter Weise ein Ferment der weltgeschichtlichen Entwickelung gebildet hat. Seitdem ist die griechisch-orthodoxe Kirche freilich zur Mumie erstarrt, aber die einbalsamirte Todte wird wieder auferstehen, versichert uns Gelzer, wenn erst ein neues großes Konzil nach Art der universalhistorischen Kirchenversammlungen von Nicäa und Ephesus die verschiedenen orientalischen Nationalkirchen unificirt hat, und zwar unter der Hegemonie des Hochheiligen Synods in Petersburg. Denn Rußland kommt, davon ist Gelzer überzeugt, die geistige und politische Führung im Morgenlande zu, und es wird sich auch zur Erringung dieser Position stark genug zeigen, während die hellenische, rumänische und bulgarische Nationalkirche sich als Ausgeburten eines überspannten Nationalitätsprinzips erweisen und ihre Autokephalie nicht bewahren dürften!! Einen Versuch, seine doch wohl nach jeder Richtung hin anfechtbaren Thesen zu beweisen, macht Gelzer nicht. Die Vorliebe unseres Autors für veraltete, nicht mehr lebenskräftige Formen der Religiosität erstreckt sich auch auf die mohammedanische Bevölkerung der Levante, und

m[it] einer barocken Hochachtung spricht Gelzer von der „Frömmigkeit“, die [sich] in den orgiastischen Tänzen der heulenden Derwische offenbart. Besonders imponirt ihm, wie es scheint, der heilige Kujunbaba, einst Schab der Janitschaaren, „welcher nicht sprach, sondern fünfmal des Tages zur Gebetsstunde wie ein Hammel blökte“. Viele in dem Gelzer'schen Buche [ge]äußerten Meinungen, die bei flüchtigem Hinsehen als ein Ausfluß von [Ob]jektivität erschienen, sind, genauer ins Auge gefaßt, weiter nichts als [Be]weise von mangelnder Schärfe des historischen Urtheils. Wer [si]ch von dem weit verbreiteten Vorurtheil befreien will, Ranke [se]i vor lauter Objektivität nicht zu selbständigen persönlichen An[sich]ten gekommen, der vergleiche einmal Rankes Beurtheilung des [H]ellenismus, die zuweilen recht streng ist, mit den aus Stumpfheit der [kri]tisch-historischen Fähigkeiten immer wohlwollend lautenden Ansichten [G]elzers. Ranke stand den modernen nationalen Idealen kühl bis ans [H]erz hinan gegenüber, aber ich glaube nicht, daß er jemals hätte aus[sp]rechen können, der christliche Orient würde erst dann gesunden, wenn [sei]ne Nationalkirchen mit der Kirche Pobjedonoszeffs verschmolzen wären.

Trotz der bezeichneten Mängel stehe ich nicht an, das Gelzer'sche Buch [f]ür ein interessantes und lesenswerthes zu erklären. Ranke hat einmal [ge]sagt, Deutschlands Handel würde sich nie zu seiner vollen Blüthe ent[f]alten, so lange wie in Konstantinopel die Barbarei herrsche. Seitdem sind wir mit Thatkraft ans Werk gegangen, die Civilisation und unseren Handel in der Levante auszubreiten. Darum kann jede auf das osmanische Reich bezügliche Veröffentlichung eines sprachenkundigen, intelligenten und ge[bil]deten Schriftstellers — und alles das ist Gelzer — auf unsere Be[a]chtung rechnen. Gelzer ist der Ansicht, und er beweist seine Meinung mit schwer wiegenden Gründen, daß nur die christlichen Völkerschaften in der Türkei eine Zukunft haben, während das muhammedanische Elemen[t] unaufhaltsam dem weiteren Verfalle entgegengeht. In dieser zweifell[os] richtigen Erkenntniß läßt sich Gelzer auch nicht durch die vielen gute[n] Eigenschaften des gewöhnlichen türkischen Volkes erschüttern, dessen t[…] liches Leben der sonst etwas trockene Philologe nicht ohne eine gewi[sse] Anmuth beschreibt. In Bezug auf die bemitleidenswerthen Armen[ier,] deren ungerecht und feige vergossenes Blut leider noch immer nicht ge[rächt] worden ist, fällt unser Autor dasselbe wohlwollende Urtheil, wie „ein [ver]dienter Kenner von Land und Leuten wie Rohrbach“, was den Le[ser] dieser Jahrbücher doppelt angenehm sein wird, zu hören. Wenn Gel[zer] freilich behauptet: „Die Gleichgiltigkeit, mit der unsere Regierungen die[sem] Volksmord zugeschaut haben, ist ein deutlicher Beweis der immer weiter um sich greifenden moralischen Dekadenz unserer Generation“, so […] man ihm widersprechen müssen. Denn Hohenlohe's politische Moral [ist] sicher nicht schlechter als die Metternich's, der seiner Zeit die Greuelt[haten] der Aegypter auf Morea und Candia geschehen ließ und indirekt be[…]

mit einer barocken Hochachtung spricht Gelzer von der „Frömmigkeit", die sich in den orgiastischen Tänzen der heulenden Derwische offenbart. Besonders imponirt ihm, wie es scheint, der heilige Kujunbaba, einst Schah der Janitschaaren, „welcher nicht sprach, sondern fünfmal des Tages zur Gebetsstunde wie ein Hammel blökte". Viele in dem Gelzer'schen Buche geäußerten Meinungen, die bei flüchtigem Hinsehen als ein Ausfluß von Objektivität erschienen, sind, genauer ins Auge gefaßt, weiter nichts als Beweise von mangelnder Schärfe des historischen Urtheils. Wer sich von dem weit verbreiteten Vorurtheil befreien will, Ranke sei vor lauter Objektivität nicht zu selbständigen persönlichen Ansichten gekommen, der vergleiche einmal Rankes Beurtheilung des Islams, die zuweilen recht streng ist, mit den aus Stumpfheit der kritisch-historischen Fähigkeiten immer wohlwollend lautenden Ansichten Gelzers. Ranke stand den modernen nationalen Idealen kühl bis ans Herz hinan gegenüber, aber ich glaube nicht, daß er jemals hätte aussprechen können, der christliche Orient würde erst dann gesunden, wenn seine Nationalkirchen mit der Kirche Pobjedonoszeffs verschmolzen wären.

Trotz der bezeichneten Mängel stehe ich nicht an, das Gelzer'sche Buch für ein interessantes und lesenswerthes zu erklären. Ranke hat einmal gesagt, Deutschlands Handel würde sich nie zu seiner vollen Blüthe entfalten, so lange wie in Konstantinopel die Barbarei herrsche. Seitdem sind wir mit Thatkraft ans Werk gegangen, die Civilisation und unseren Handel in der Levante auszubreiten. Darum kann jede auf das osmanische Reich bezügliche Veröffentlichung eines sprachenkundigen, intelligenten und gebildeten Schriftstellers — und alles das ist Gelzer — auf unsere Beachtung rechnen. Gelzer ist der Ansicht, und er beweist seine Meinung mit schwer wiegenden Gründen, daß nur die christlichen Völkerschaften in der Türkei eine Zukunft haben, während das muhammedanische Element unaufhaltsam dem weiteren Verfalle entgegengeht. In dieser zweifellos richtigen Erkenntniß läßt sich Gelzer auch nicht durch die vielen guten Eigenschaften des gewöhnlichen türkischen Volkes erschüttern, dessen tägliches Leben der sonst etwas trockene Philologe nicht ohne eine gewisse Anmuth beschreibt. In Bezug auf die bemitleidenswerthen Armenier, deren ungerecht und feige vergossenes Blut leider noch immer nicht gerächt worden ist, fällt unser Autor dasselbe wohlwollende Urtheil, wie „ein so verdienter Kenner von Land und Leuten wie Rohrbach", was den Lesern dieser Jahrbücher doppelt angenehm sein wird, zu hören. Wenn Gelzer freilich behauptet: „Die Gleichgiltigkeit, mit der unsere Regierungen diesem Volksmord zugeschaut haben, ist ein deutlicher Beweis der immer sieghafter um sich greifenden moralischen Dekadenz unserer Generation", so wird man ihm widersprechen müssen. Denn Hohenlohe's politische Moral war sicher nicht schlechter als die Metternich's, der seiner Zeit die Greuelthaten der Aegypter auf Morea und Candia geschehen ließ und indirekt herbei-

führte, ja Rhigas den Türken geradezu als Verräther an seiner „legitimen“ Regierung auslieferte, worauf der genannte Dichter in Belgrad erschossen wurde. Also Gelzer hat Unrecht; einige Fortschritte in der politischen Moral haben wir doch gemacht, aber es giebt trotzdem noch viele Nothwendigkeiten der Staatsraison, die als solche anzuerkennen der gebildete Mensch sich nur schwer überwindet.

An einer Stelle seiner Schrift entwirft Gelzer eine Charakteristik Abdul Hamids und seiner Staatskunst, die in Bezug auf ihren sachlichen Werth sehr problematisch sein mag, die aber zweifellos geistreich und anregend ist, und Anregung, über türkische Verhältnisse nachzudenken, ist ja etwas, was wir im Zeitalter der Weltpolitik dem deutschen Volke dringend wünschen müssen. Ich setze deshalb den betreffenden Passus der Gelzer'schen Schrift ziemlich unverkürzt hierher: „Was die Politik Sultan Abdul Hamid Chans betrifft, so theilt er mit anderen hochbegabten Herrschern den bei diesen nicht selten anzutreffenden Fehler, Alles selbstständig entscheiden und Alles persönlich regieren zu wollen . . . Ueber die Grundgedanken seiner Politik gab mir ein im diplomatischen Dienste einer Großmacht ergrauter Beamter Folgendes an: . . . . Er wendet seine ganze Energie und Regierungskunst auf die Festhaltung der kleinasiatischen Provinzen. Wenn es heißt: „Europa den Christen!“ dann muß es auch heißen: „Anadoli den Türken und nur den Türken!“ Dieses Ziel schwebt ihm unverrückt vor Augen. Darum muß die nichttürkische Bevölkerung türkisirt werden. Da sind nun das Haupthinderniß die Christen; im Westen die unglaublich rasch sich vermehrenden und die Türken verdrängenden Griechen und im Osten die Armenier. Eine Geschichte von vier und ein halb Jahrhunderten hat unumstößlich erwiesen, daß diese Massen in ihrer immensen Majorität dem Islam nimmermehr gewonnen werden. Daher heißt es: „Ecrasez l'infame!“ Das ist der Schlüssel zu der fürchterlich blutigen Lösung der armenischen Frage durch Sultan Abdul-Hamid Chan. Es kann nicht geleugnet werden, daß durch die Thaten der letzten Jahre der Padischah in dieser Beziehung erheblich vorwärts gekommen ist. Natürlich würde man mit den Griechen gern in ähnlicher Weise abbrechen. Aber da stehen die russischen Glaubensbrüder drohend im Hintergrund. Die russische Diplomatie, welche den armenischen Massacres kühl bis ans Herz hinan zuschaute und sich erst aufraffte, als es reichlich spät war, würde wohl aus politischen und nationalen Gründen gegen einen griechischen Aderlaß nichts Erhebliches einzuwenden haben. Indessen sie hat mit den religiösen Gefühlen der Geistlichkeit und der Massen zu rechnen, welche 1878 in so bestimmter Weise sich geltend machten . . . . Einen Massenmord der rechtgläubigen Christen, so nützlich er aus politischen Gründen sein mag, wird die Pforte schwerlich wagen.“

E. D.

Literatur.

A. F. C. Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Mit einer Fortsetzung „Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart“ von Adolf Stern. Marburg 1901. G. Elwart'sche Verlagsbuchhandlung. XVI und 778 S. Lexikon 8°. Davon Vilmar angehörig 487 S. Stern S. 491—685. Anmerkungen zu Vilmar's S. 1—487 von S. 687—763. Register 764 fgd. Preis 5 Mk., geb. 6,60 Mk.

Wenn ein Buch, wie Vilmar's „Geschichte der deutschen National literatur“ es zu einer fünfundzwanzigsten (Jubiläums-) Auflage hat bringen können, so spricht diese einfache Thatsache so entschieden für die hohe Schätzung des Werkes, daß alle Anfeindung des sehr entschiedenen deutsch evangelischen und politisch konservativen Standpunktes ihres Verfassers, alle Vorbehalte, die man etwa auch in Betreff der ästhetischen Bewerthung zu machen hätte, wenig in Anschlag zu bringen sind. Jeder Leser wird vom ersten Blatte bis zum letzten von der zwingenden Gewalt eines vollen ganzen Menschen gepackt und nicht mehr losgelassen, einer deutschen Gelehrten-Persönlichkeit, die sich trotz aller Verschiedenheit an die Seite de[s] Benecke, der Brüder Grimm, Lachmann's, Uhland's stellen dar[f]. Kaum einer der Jüngeren, falls wir Karl Müllenhoff ausnehmen, h[at] ein so volles und tiefes Verständniß des deutschen Geistes, seines unendl[ich] reichen Gemüths- und Phantasielebens, seiner Aneignungs- und Gestaltung[s]kraft, seiner guten und auch seiner schlimmen oder gefährlichen Charakter[-] anlagen erworben, wie er. Und kaum je Einer hat das Alles so einfach [und] so stilistisch vollendet vorgetragen. Als ein unerreichtes Muster galt [ja] schon immer die erzählende Einführung in unser Nibelungenlied o[der] der Abschnitt, der vom Volksliede handelt. Auch wo er an die [Be]trachtung der letzten von ihm noch erlebten Erzeugnisse unserer Liter[atur] — er starb am 30. Juli 1868 — herantritt, traf er meistens jen[es] dasjenige Urtheil, das die Folgezeit immer mehr als richtig erkannte, [wie] er denn z. B. die machtvolle Dichterpersönlichkeit Uhland's und noch [...] Mörike's und das undeutsche Wesen Heine's und der ganzen jungdeut[schen] Richtung als einer der Ersten aufgewiesen hat.

Leider müssen wir jedoch sagen, war es lediglich ein spekula[tiver] Verleger-Gedanke, ein so durch und durch auf Persönlichkeit ruhe[ndes] Werk nicht unangetastet zu belassen, sondern bis auf die jedesmal [...] neueste Gegenwart von Auflage zu Auflage fortleiten zu lassen. So [ver]kauft sich, denkt der Verleger, das Buch viel besser, denn das Publ[ikum] verlange nun einmal Vollständigkeit. [...] das sich ein Verleger gar nicht dumm genug vorstellen zu dürfen [...]

Sein letztes Vorwort, zur zwölften Auflage, hatte Vilmar [am] Weihnachtsabend 1867 geschrieben. Wir hätten gewiß nichts dawider[...]

Literatur.

A. F. C. **Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur.** Mit einer Fortsetzung „Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart" von Adolf Stern. Marburg 1901. G. Elwart'sche Verlagsbuchhandlung. XVI und 778 S. Lexikon 8⁰. Davon Vilmar angehörig 487 S. Stern S. 491—685, Anmerkungen zu Vilmar's S. 1—487 von S. 687—763, Register 764 fgd. Preis 5 Mk., geb. 6,60 Mk.

Wenn ein Buch, wie Vilmar's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" es zu einer fünfundzwanzigsten (Jubiläums-) Auflage hat bringen können, so spricht diese einfache Thatsache so entschieden für die hohe Schätzung des Werkes, daß alle Anfeindung des sehr entschiedenen deutsch-evangelischen und politisch konservativen Standpunktes ihres Verfassers, alle Vorbehalte, die man etwa auch in Betreff der ästhetischen Bewerthung zu machen hätte, wenig in Anschlag zu bringen sind. Jeder Leser wird vom ersten Blatte bis zum letzten von der zwingenden Gewalt eines vollen, ganzen Menschen gepackt und nicht mehr losgelassen, einer deutschen Gelehrten-Persönlichkeit, die sich trotz aller Verschiedenheit an die Seite der Benecke, der Brüder Grimm, Lachmann's, Uhland's stellen darf. Kaum einer der Jüngeren, falls wir Karl Müllenhoff ausnehmen, hat ein so volles und tiefes Verständniß des deutschen Geistes, seines unendlich reichen Gemüths- und Phantasielebens, seiner Aneignungs- und Gestaltungskraft, seiner guten und auch seiner schlimmen oder gefährlichen Charakteranlagen erworben, wie er. Und kaum je Einer hat das Alles so einfach-klar, so stilistisch vollendet vorgetragen. Als ein unerreichtes Muster galt uns schon immer die erzählende Einführung in unser Nibelungenlied oder der Abschnitt, der vom Volksliede handelt. Auch wo er an die Betrachtung der letzten von ihm noch erlebten Erzeugnisse unserer Literatur — er starb am 30. Juli 1868 — herantritt, traf er meistens sogleich dasjenige Urtheil, das die Folgezeit immer mehr als richtig erkannte, wie er denn z. B. die machtvolle Dichterpersönlichkeit Uhland's und noch mehr Mörike's und das undeutsche Wesen Heine's und der ganzen jungdeutschen Richtung als einer der Ersten aufgewiesen hat.

Leider müssen wir jedoch sagen, war es lediglich ein spekulativer Verleger-Gedanke, ein so durch und durch auf Persönlichkeit ruhendes Werk nicht unangetastet zu belassen, sondern bis auf die jedesmal allerneueste Gegenwart von Auflage zu Auflage fortleiten zu lassen. So verkauft sich, denkt der Verleger, das Buch viel besser, denn das Publikum, das sich ein Verleger gar nicht dumm genug vorstellen zu dürfen meint, verlange nun einmal Vollständigkeit.

Sein letztes Vorwort, zur zwölften Auflage, hatte Vilmar am Weihnachtsabend 1867 geschrieben. Wir hätten gewiß nichts dawider ein-

zuwenden, wenn man in der pietätvollen Weise K. Goedeke's, der die späteren Auflagen bis zu der 21sten besorgte, allezeit zu verfahren sich beschieden hätte. Jetzt aber, da eine für sich bestehende, mühevolle und doch nothwendig, hastige, nach Vollständigkeit bis aufs Letzte erpichte Arbeit, aus doch ganz veränderter Grundanschauung, daran einfach angeheftet wird, die ja auch als besonderes Buch zu haben ist, wobei es wohl auch auf die Besitzer früherer Auflagen abgesehen ist, nämlich Ad. Stern's „Geschichte der deutschen Nationallitteratur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart" in bereits 4. Auflage [Preis 2 M. und 2 M. 80 Pfg.], jetzt tritt der Fall ein, den Goedeke wenigstens zu vermeiden bestrebt gewesen ist. Hatte dieser bescheiden erklärt: „Wo, wie hier, die Grundanschauung zu einer Lebensüberzeugung und das davon erfüllte Kunstwerk zu einer bedeutungsvollen That geworden, hat es die Kraft, dem sich dagegen versuchenden, aus anderen Anschauungen hervorgegangenen und andere Ziele verfolgenden Wetteifer standzuhalten, und dem Gerede, als sei das, was durch eine lange und umfangreiche Wirksamkeit bewährt ist, eine vorübergehende, veraltende Erscheinung seinen Lauf zu lassen. Werke, wie das von Vilmar, können nicht veralten, wenn auch andere sehr wohl daneben bestehen oder aufkommen mögen." —

Man mißverstehe uns nicht! Wir sind ja auch keineswegs die Ersten, die jene Verleger-Tendenz, durch Fortsetzung eines gangbaren gediegenen Werkes die Urtheilslosen herbeizulocken, verurtheilen, und auch in Betreff Vilmar's ist das oft genug vor uns beklagt worden. Da zerhacke man doch lieber gleich den ganzen Vilmar, schütte dazu den gesammten Krimskram neuerer und allerneuester, aber wohlgemerkt, Alles berücksichtigender oder doch mit geistreichen Lichtern streifender Bücherkunde, und redigire daraus ein allen Ansprüchen des „großen" Publikums gerecht werdendes alphabetisches Literatur-Lexikon oder einen räsonnirenden General-Meßkatalog über die gesammte deutsche Literaturgeschichte.

Wir sagen bei Leibe nicht, daß die der Jubiläumsausgabe angepappte Literaturgeschichte des Professors Stern an sich nicht verdienstvoll sei, noch daß sie in den Anschauungen auffallend von denjenigen Vilmar's abweiche, im Gegentheil, sie akkommodirt sich nach besten Kräften, aber das müssen wir trotz aller Anerkennung des Fleißes und ungeachtet mannigfacher Uebereinstimmung mit hier vorgetragenen Urtheilen nachdrücklich betonen: sie paßt zu der ganzen Darstellungsweise Vilmar's wie die Faust aufs Auge. Diese kurzen abrupten Charakteristiken, bei denen man das Erstaunen nicht los wird, wie denn Ein Mann all das wüste Zeug wirklich sollte gelesen haben, über das er berichtet, erinnert doch allzusehr an frühere unglückliche kompendiöse Literaturgeschichten — nomina sunt odiosa, ich sage also nur, daß ich die treffliche und leider viel zu wenig beachtete Arbeit des älteren Hillebrand nicht meine. — Sollte auch zu den „Quellen" unseres Buches viel öfter Goedekes „Grundriß" zu zählen

sein, als in den Nachweisungen angegeben ist, so wäre das noch kein Schade, denn im Ganzen kann man sich auf ihn verlassen, das wirklich Böse scheint nur zu sein, daß man hier ein wahres Modell für die wahrhaftig nichtswürdige Kunst gewinnt, mit unendlichen Variationen der Phrasen gang und gäber Zeitungskritik, ihrer glatten, nichtssagenden, der Abwechslung wegen bald duldsamen, bald gleichgültigen, bald bissigen und boshaften Bonmots eine Literaturgeschichte zusammenzubasteln.

Ist es doch auch einigermaßen seltsam, wenn der Meister sich rühmend auf die Arbeit eines Schülers bezieht (Ad. Bartels).

Es ist Pflicht, dieses leicht als allzu hart empfundene Urtheil über den gondelnden Vortrag Stern's wenigstens mit einem Beispiele zu belegen. S. 596 ist von Gottfried Keller die Rede. Da heißt es „Die knorrige Ursprünglichkeit, die in gewisse Tiefen hinabsteigt, in die andere Dichter kaum einen scheuen Blick werfen, die gewisse Höhen erklimmt, auf denen die Luft für den Durchschnittsleser dünn wird, tritt aus den Gedichten Keller's energisch gesammelt hervor. Diese Zeugnisse eines unablässig aufwärtsringenden Menschenthums und Künstlerthums erscheinen daher lebensfrisch und dunkelgrüblerisch, geistblitzend und voll schlichte Ernstes, herausfordernd keck und wunderbar zartsinnig, scheu zurückhaltend sie schlagen Töne an, die mit dem urewigen Lied der Natur zusamme klingen und erhellen mit dem leuchtendsten Humor die Unzulänglich des Irdischen, aber sie geben neben den tiefen Gedanken auch dem a sonderlichen Einfall und einer wilden Einbildungskraft Ausdruck. Höchste in einzelnen Jugenddichtungen darf man von Anklängen an Hei und Herwegh sprechen, in allen späteren blüht eine Eigenart, die wei hin auch in den erzählenden Schriften Kellers wiederkehrt." — Es geht noch so eine Strecke weiter, aber der Leser wird genug hab Müßte sich der selige Vilmar nicht im Grabe umdrehen, wenn er Prasseln solches Brillantfeuerwerks seines Nachfolgers vernähme?

Weimar, im Januar 1901.

Franz Sandvoß.
(Xanthippus.)

sein, als in den Nachweisungen angegeben ist, so wäre das noch kein Schade, denn im Ganzen kann man sich auf ihn verlassen, das wirklich Böse scheint nur zu sein, daß man hier ein wahres Modell für die wahrhaftig nichtswürdige Kunst gewinnt, mit unendlichen Variationen der Phrasen gang und gäber Zeitungskritik, ihrer glatten, nichtssagenden, der Abwechslung wegen bald duldsamen, bald gleichgültigen, bald bissigen und boshaften Bonmots eine Literaturgeschichte zusammenzubasteln.

Ist es doch auch einigermaßen seltsam, wenn der Meister sich rühmend auf die Arbeit eines Schülers bezieht (Ad. Bartels).

Es ist Pflicht, dieses leicht als allzu hart empfundene Urtheil über den gondelnden Vortrag Stern's wenigstens mit einem Beispiele zu belegen. S. 596 ist von Gottfried Keller die Rede. Da heißt es: „Die knorrige Ursprünglichkeit, die in gewisse Tiefen hinabsteigt, in die andere Dichter kaum einen scheuen Blick werfen, die gewisse Höhen erklimmt, auf denen die Luft für den Durchschnittsleser dünn wird, tritt aus den Gedichten Keller's energisch gesammelt hervor. Diese Zeugnisse eines unablässig aufwärtsringenden Menschenthums und Künstlerthums erscheinen daher lebensfrisch und dunkelgrüblerisch, geistblitzend und voll schlichten Ernstes, herausfordernd keck und wunderbar zartsinnig, scheu zurückhaltend; sie schlagen Töne an, die mit dem urewigen Lied der Natur zusammenklingen und erhellen mit dem leuchtendsten Humor die Unzulänglichkeit des Irdischen, aber sie geben neben den tiefen Gedanken auch dem absonderlichen Einfall und einer wilden Einbildungskraft Ausdruck. Höchstens in einzelnen Jugenddichtungen darf man von Anklängen an Heine und Herwegh sprechen, in allen späteren blüht eine Eigenart, die weiterhin auch in den erzählenden Schriften Kellers wiederkehrt." — — Es geht noch so eine Strecke weiter, aber der Leser wird genug haben. Müßte sich der selige Vilmar nicht im Grabe umdrehen, wenn er das Prasseln solches Brillantfeuerwerks seines Nachfolgers vernähme?

Weimar, im Januar 1901.

Franz Sandvoß,
(Xanthippus.)

Theater-Korrespondenz.

Königliches Schauspielhaus: Macbeth von Shakespeare.

Auch diesen Monat, wie überhaupt diesen Winter, ist die Zahl der auf den Bühnen vorgeführten Neuheiten nicht gering gewesen. Wir sind in unseren gebildeten Zeiten wirklich mit Dichtern reich gesegnet. Aber es lohnt sich wirklich nicht, auch nur eine Zeile an diese Werke zu verschwenden, die es zum Theil nur zu drei Anstandsvorstellungen brachten. Bei einer Rückschau über die verflossene Theatersaison würde ich an erster Stelle den von mir im vorigen Heft behandelten „Oedipus“ von Gertrud Prellwitz nennen. Doch bin ich zweifelhaft, inwiefern diese Dichtung wirklich bühnenwirksam sein kann. Jene bunt zusammengewürfelte, unzureichende Vorstellung bewies garnichts. Aber ob eine Darstellung dieses „Oedipus“ ebenso eindrucksvoll sein kann wie die Lektüre, das ist die Frage. Es besteht nämlich ganz sicher die Möglichkeit, daß ein Drama, das bei der Lektüre aufs Stärkste wirkt, im Licht der Bühne versagen kann. Das lehrt vielfach die Erfahrung. Aber woran liegt das? Man faßt das Drama gewöhnlich als eine Vermischung, bezugsweise eine höhere Einheit von Lyrik und Epik auf. Ich hege doch leise Zweifel an der Richtigkeit dieser Auffassung. Oft will es mir scheinen, als ob es sich vielmehr um eine höhere Einheit von Lyrik und Plastik handelt. Warum sollten nicht die extremsten Gegensätze — und Lyrik und Plastik stehen sich doch viel polarer gegenüber, wie Lyrik und Epik — ein besonders werthvolles Neues geben? Lyrik ist Bewegung der Seele. In dieser Seelenbewegung ist die eigentliche „Handlung“ des Dramas enthalten. Das äußere Geschehniß ist ohne Belang. Nun kommt es darauf an, die seelische Bewegung möglichst nachdrücklich dem Zuhörer einzuprägen, durch das Auge. Die lyrische Bewegung wird sich also in einem Bilde objektivieren und krystallisiren müssen. Man betrachtet gewöhnlich das Ohr als das Sinneswerkzeug der Poesie; das Auge ist mindestens gleich stark an der poetischen Wirkung betheiligt. Es braucht nicht immer das leibliche Auge zu sein. Der Bilderreichthum gilt als ein hervorragender Schmuck eines poetischen Werkes. Er ist mehr als Schmuck. Das Bild gehört zu

den Nothwendigkeiten poetischer Wirksamkeit. Daraus folgt natürlich, daß das Bild kein Zierrath, kein künstlich Zuerfundenes sein darf, das auch fehlen könnte. Man prüfe einmal Bühnenwerke auf diese Anschauung hin. Wir wollen es nur ruhig zugeben, daß wir oft einer Reihe von der Bühne herabgesprochener Verse mit dem Ohr garnicht folgen können. Wenn dagegen die gesprochenen Worte durch das Aussehen, die Stellung, die Bewegung, die Handlung des Schauspielers „illustrirt“ werden, dann ist uns die Sache sofort „klar“. Worte ohne solche Illustration bedingen den Fehler des „Rhetorischen“ im Drama. Es läßt sich nicht leugnen, daß es der Fehler Schiller's ist. Gerhart Hauptmann's Stärke liegt in der Bildfähigkeit. Sein Mangel liegt im Lyrischen, und sein Mangel schließt zugleich den Mangel strömender Leidenschaft und pulsirender Kraft in sich. Selbst wenn Hauptmann direkt lyrisch wird, reiht er Bild an Bild. Ein Beispiel bieten die Verse der Engel in „Hannele“. Die reine Lyrik, das Lied, fehlt diesem Plastiker. Man denke an Michael Kramer: Der wenig verwachsene Vater und der stark verwachsene Sohn, und beide sind Künstler — allein die Beiden zu sehen, ist ergreifend. Und nun Shakespeare! In der Kraft, ein Bild hinzustellen, kommt ihm Niemand auch nur annähernd gleich. Lear mit seiner todten Tochter im Arm, die vom Wahnsinn überfallene liebliche Ophelia, die nachtwandelnde Lady Macbeth, der schwarze Othello und die venetianisch-blonde Desdemona — schon der Anblick dieser Gestalten wirkt als Tragödie. Und gar der häßliche, entstellte Richard III, der eine Riesenseele in gewaltigen, wilden Worten ausströmen läßt! ... traut vielleicht weniger zu, daß dämonische Größe und dämonische H... keit sein Wesen ausmachen, als daß vielmehr dieser Gegensatz von L... und Seele das vollkommenste Bild des Dämonischen erzeugt. Weder se... Häßlichkeit allein noch seine Größe allein ist dämonisch; erst Beides vere... macht das Dämonische aus.

Jene Vereinigung von Lyrik und Plastik ist ein Erforderniß für ... Bühnendichter und eine Bedingung der Bühnenwirksamkeit. Sie re... aber natürlich noch nicht aus, um den Tragiker hervorzubringen. ... Eigenschaften des Tragikers lassen sich ebenfalls wie nirgends sonst ... Shakespeare studiren. Von der heroischen Dichtergröße dieses Man... wird man doch immer, so oft man sich ihm zuwendet, aufs Neue wie ... einer Offenbarung gepackt. Hier erfährt man wirklich, welcher Wir... die dramatische Kunst fähig ist. Bei den Modernen gelangt man ... selten über die Ahnung solcher Wirkung hinaus. Es sei mir die... eine Spezialkritik erlassen und gestattet, in allgemeineren Bemerkungen ... der Sonne Shakespeare's ein Licht auf die Kunst unserer Tage falle... lassen. „Hauptmann im Lichte Shakespeare's“ wäre kein allzu ertrag... Thema.

Man glaube indeß nicht, daß ich blinder und fanatischer Verel... Shakespeare's verfallen wäre. Fanatismus steht mir wohl am fer...

den Nothwendigkeiten poetischer Wirksamkeit. Daraus folgt natürlich, daß das Bild kein Zierrath, kein künstlich Zuerfundenes sein darf, das auch fehlen könnte. Man prüfe einmal Bühnenwerke auf diese Anschauung hin. Wir wollen es nur ruhig zugeben, daß wir oft einer Reihe von der Bühne herabgesprochener Verse mit dem Ohr garnicht folgen können. Wenn dagegen die gesprochenen Worte durch das Aussehen, die Stellung, die Bewegung, die Handlung des Schauspielers „illustrirt" werden, dann ist uns die Sache sofort „klar". Worte ohne solche Illustration bedingen den Fehler des „Rhetorischen" im Drama. Es läßt sich nicht leugnen, daß es der Fehler Schiller's ist. Gerhart Hauptmann's Stärke liegt in der Bildfähigkeit. Sein Mangel liegt im Lyrischen, und sein Mangel schließt zugleich den Mangel strömender Leidenschaft und pulsirender Kraft in sich. Selbst wenn Hauptmann direkt lyrisch wird, reiht er Bild an Bild. Ein Beispiel bieten die Verse der Engel in „Hannele". Die reine Lyrik, das Lied, fehlt diesem Plastiker. Man denke an Michael Kramer: Der wenig verwachsene Vater und der stark verwachsene Sohn, und beide sind Künstlerseelen — allein die Beiden zu sehen, ist ergreifend. Und nun Shakespeare! In der Kraft, ein Bild hinzustellen, kommt ihm Niemand auch nur annähernd gleich. Lear mit seiner todten Tochter im Arm, die vom Wahnsinn überfallene liebliche Ophelia, die nachtwandelnde Lady Macbeth, der schwarze Othello und die venetianisch-blonde Desdemona — schon der Anblick dieser Gestalten wirkt als Tragödie. Und gar der häßliche, entstellte Richard III., der eine Riesenseele in gewaltigen, wilden Worten ausströmen läßt! Es trifft vielleicht weniger zu, daß dämonische Größe und dämonische Häßlichkeit sein Wesen ausmachen, als daß vielmehr dieser Gegensatz von Leib und Seele das vollkommenste Bild des Dämonischen erzeugt. Weder seine Häßlichkeit allein noch seine Größe allein ist dämonisch; erst Beides vereint macht das Dämonische aus.

Jene Vereinigung von Lyrik und Plastik ist ein Erforderniß für den Bühnendichter und eine Bedingung der Bühnenwirksamkeit. Sie reicht aber natürlich noch nicht aus, um den Tragiker hervorzubringen. Die Eigenschaften des Tragikers lassen sich ebenfalls wie nirgends sonst an Shakespeare studiren. Von der heroischen Dichtergröße dieses Mannes wird man doch immer, so oft man sich ihm zuwendet, aufs Neue wie von einer Offenbarung gepackt. Hier erfährt man wirklich, welcher Wirkung die dramatische Kunst fähig ist. Bei den Modernen gelangt man nur selten über die Ahnung solcher Wirkung hinaus. Es sei mir diesmal eine Spezialkritik erlassen und gestattet, in allgemeineren Bemerkungen von der Sonne Shakespeare's ein Licht auf die Kunst unserer Tage fallen zu lassen. „Hauptmann im Lichte Shakespeare's" wäre kein allzu ertragloses Thema.

Man glaube indeß nicht, daß ich blinder und fanatischer Verehrung Shakespeare's verfallen wäre. Fanatismus steht mir wohl am fernsten.

Ich muß sogar bekennen, daß von den über Shakespeare geschriebenen Büchern, soweit ich sie kenne, **Rümelin's** „Shakespearestudien“ den besten und nachhaltigsten Eindruck auf mich gemacht haben. Was für ein objektives, vernünftiges und durch und durch geistvolles Buch ist das doch. Damit soll garnicht gesagt sein, daß ich allen Urtheilen Rümelin's beistimme. Aber selbst seine Fehler können eine Quelle großer Belehrung sein. Ich möchte an einige Bemerkungen dieser Shakespearestudien anknüpfen, um so, von einem festen Gerüst aus, gewisse Resultate zu gewinnen.

Wer ist eigentlich ein Tragiker?

Rümelin's Buch ist bekanntlich nicht ohne Tendenz. Es richtet sich in seiner Pointe gegen die von Gervinus vorgetragene und in seinen vier Bänden „Shakespeare“ angeblich begründete Ansicht, Shakespeare vereinige die Vorzüge Goethe's und Schiller's in sich unter Vermeidung ihrer Fehler. Rümelin vergleicht Goethe's und Shakespeare's Individualität, und findet, Goethe sei Optimist. Natürlich enthält dieser Optimismus keine Spur von Flachheit. Goethe kennt, wie nur einer, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz. Aber er hatte die Kraft und die Gabe, dem Schicksal gewachsen zu sein. Goethe's Optimismus ist gemischt mit Heroismus. Von Shakespeare dagegen meint Rümelin wohl mit Recht, „daß er nach dem Grundtone seiner Lebensanschauung auf die pessimistische, oder, wenn man an dem Ausdruck Anstoß nimmt, idealistische Seite zu stellen ist .... Was ihm das Leben versagte, schmerzte ihn tiefer, als ihn erfreute, was es ihm bot. Gerade in diesem elegischen Zug seines Naturells liegt eine mächtige Anziehungskraft gegenüber von Goethe's antikem Realismus und dessen unbequemer Forderung eines resignirten und doch allezeit frischen und thätigen Lebensmuthes“ (302). Rümelin will gewiß nicht sagen, Shakespeare habe keinen Lebensmuth gehabt. Er hatte ihn sicherlich bis zur Lebenswildheit. Aber aller Glanz des Lebens befriedigte ihn nicht. Es schien ihm etwas gar zu Flüchtiges, Schattenhaftes und Unwesentliches, dieses Leben, das wie ein Komödiant auf der Bühne „ne Stund' stolzirt, sich bläht und dann verschwindet.“ Seine Lebenswildheit war eigentlich nur Reaktion auf die Stimmung der Lebensverneinung, die den Grundton seiner Seele ausmachte. Dieser Gegensatz, der so die Seele charakterisirt, dieses Doppelleben ist die Grundbedingung für die Existenz des tragischen Dichters. Die Tragödie verlangt stets ein totales Zusammenbrechen in diesem Leben: ihr ist dieses Leben mehr oder weniger ein Schein, und die Erscheinungen dieses Lebens wirken wie Schatten, Bilder, Fratzen. Das Leben ist ein wüster Traum — diese Empfindung hat man schließlich doch in allen Tragödien Shakespeare's. Der Optimist und Evolutionist Goethe war kein Tragiker. Unverhältnißmäßig oft unter den großen Bühnendichtern bringt er das Schauspiel, das Drama mit glücklichem Ausgang. Auch formell, in der Sprache oder sprachlichen Darstellung

schon kennzeichnet sich der Unterschied zwischen dem Harmoniker Goethe und dem Pessimisten Shakespeare. Sehr treffend spricht Rümelin (S. 274) von den Vergleichen in der Sprache der beiden. Für Goethe „waren Bilder und Gleichnisse ... nicht bloß ein müßiges und glänzendes Spiel der Phantasie, sondern die unwillkürlichen Erzeugnisse eines den Weltzusammenhang mit schwungvollem Wahrheitsdrange suchenden Geistes.“ Shakespeare ist in seinen Gleichnissen bisweilen — oft sogar — überschwänglich, bizarr, grotesk, sprunghaft, verwirrend, manchmal wie im Fiebertraum. Für den pessimistischen Tragiker besteht eben nicht die an sich geschlossene Weltharmonie des heroischen Optimisten. Auf die pessimistische Grundanschauung bei Hauptmann, von der sich ebenfalls die Lebenserscheinungen wie Traum und Wahn abheben, habe ich früher schon wiederholt hingewiesen. Hauptmann ist ganz sicher tragisch veranlagt, es fragt sich nur, wie groß seine tragische Kraft, d. h. das Widerspiel seiner Seele zwischen Lebensverneinung und Lebensbejahung ist.

Warum wirkt Shakespeare noch heute so stark und unmittelbar?

Es ist zunächst ein Fehler, den Rümelin aufdeckt, wenn er schreibt: „Er leitet die Handlung in weit stärkerem Grade aus den Charakteren und aus Zufällen ab, als die Erfahrung uns zeigt; er ignorirt das abschwächende und einschränkende Gegengewicht, das in der Gesellschaft und in der Verkettung der Umstände liegt. Er leiht den Menschen ein unbedingteres, maßloseres Handeln, als der Realist zugeben kann; seine Gestalten treten viel freier und selbständiger aus dem gesellschaftlichen und geschichtlichen Hintergrund, in dem sie stehen, heraus, als dem Historiker denkbar ist.“ Gerade weil aber Shakespeare darauf verzichtet, seine Menschen in die Bedingtheit zeitlicher Verhältnisse zu bannen, liegen wir noch heute im Bann der Shakespeareschen Menschen. Es sind eben — nach einem wunderschönen Ausdruck Rümelin's — „psychologische Urphänomene“, die Shakespeare zeichnet. Wo aber finden wir in unserem modernen naturalistischen Milieudrama solche „psychologischen Urphänomene“? Und was kann demgemäß von den Produkten des Naturalismus nach zweihundert Jahren noch übrig geblieben sein?

Rümelin tadelt — auch Goethe hat sie schon getadelt — die Eingangsszene des Königs Lear. „Wenn jemand einen Apfel oder ein Stück Kuchen unter einige Kinder so vertheilt, daß er demjenigen das größte Stück verspricht, der am artigsten darum bittet, so können wir's uns gefallen lassen ... Wenn aber ein ruhmvoller, lebensmüder Fürst unter erwachsene Kinder, deren Charakter und Liebe zu ihm er längst kennen muß, nach diesem Maßstabe ein Königreich austheilt u. s. w. ... so ist das als Einleitung für ein Kindermärchen, aber nicht für eine erschütternde Tragödie.“ (72.) Vom Standpunkte eines Realisten aus hat Rümelin natürlich Recht, aber dieser Standpunkt ist hier nicht angebracht. Der durch und durch geistvolle Rümelin findet selber den rechten

schon kennzeichnet sich der Unterschied zwischen dem Harmoniker Goethe und dem Pessimisten Shakespeare. Sehr treffend spricht Rümelin (S. 274) von den Vergleichen in der Sprache der beiden. Für Goethe „waren Bilder und Gleichnisse . . . nicht bloß ein müßiges und glänzendes Spiel der Phantasie, sondern die unwillkürlichen Erzeugnisse eines den Weltzusammenhang mit schwungvollem Wahrheitsdrange suchenden Geistes." Shakespeare ist in seinen Gleichnissen bisweilen — oft sogar — überschwänglich, bizarr, grotesk, sprunghaft, verwirrend, manchmal wie im Fiebertraum. Für den pessimistischen Tragiker besteht eben nicht die an sich geschlossene Weltharmonie des heroischen Optimisten. Auf die pessimistische Grundanschauung bei Hauptmann, von der sich ebenfalls die Lebenserscheinungen wie Traum und Wahn abheben, habe ich früher schon wiederholt hingewiesen. Hauptmann ist ganz sicher tragisch veranlagt, es fragt sich nur, wie groß seine tragische Kraft, d. h. das Widerspiel seiner Seele zwischen Lebensverneinung und Lebensbejahung ist.

Warum wirkt Shakespeare noch heute so stark und unmittelbar?

Es ist zunächst ein Fehler, den Rümelin aufdeckt, wenn er mit Recht schreibt: „Er leitet die Handlung in weit stärkerem Grade aus den Charakteren und aus Zufällen ab, als die Erfahrung uns zeigt: er ignorirt das abschwächende und einschränkende Gegengewicht, das in der Gesellschaft und in der Verkettung der Umstände liegt. Er leiht dem Menschen ein unbedingteres, maßloseres Handeln, als der Realist zugeben kann; seine Gestalten treten viel freier und selbständiger aus dem gesellschaftlichen und geschichtlichen Hintergrund, in dem sie stehen, heraus, als dem Historiker denkbar ist." Gerade weil aber Shakespeare darauf verzichtet, seine Menschen in die Bedingtheit zeitlicher Verhältnisse zu bannen, liegen wir noch heute im Bann der Shakespeareschen Menschen. Es sind eben — nach einem wunderschönen Ausdruck Rümelin's — „psychologische Urphänomene", die Shakespeare zeichnet. Wo aber finden wir in unserem modernen naturalistischen Milieudrama solche „psychologischen Urphänomene"? Und was kann demgemäß von den Produkten dieses Naturalismus nach zweihundert Jahren noch übrig geblieben sein?

Rümelin tadelt — auch Goethe hat sie schon getadelt — die Eingangsszene des Königs Lear. „Wenn jemand einen Apfel oder ein Stück Kuchen unter einige Kinder so vertheilt, daß er demjenigen das größte Stück verspricht, der am artigsten darum bittet, so können wir's uns gefallen lassen . . . Wenn aber ein ruhmvoller, lebensmüder Fürst unter erwachsene Kinder, deren Charakter und Liebe zu ihm er längst kennen muß, nach diesem Maßstabe ein Königreich austheilt u. s. w. . . . so ist das die Einleitung für ein Kindermärchen, aber nicht für eine erschütternde Tragödie." (72.) Vom Standpunkte eines Realisten aus hat Rümelin natürlich Recht, aber dieser Standpunkt ist hier nicht angebracht. Und der durch und durch geistvolle Rümelin findet selber den rechten Stand-

punkt, von dem aus nämlich das Drama nicht als historisches, sondern als symbolisches zu fassen ist. „Es versetzt uns in eine Fabelwelt der Urzeit, wo noch die einfachsten Verhältnisse und Motive, wie sie auch für Kinder gelten, in Kraft sind, wo sich das Gute und Böse, die Wahrheit und die Lüge, der Verrath und die Treue, der Haß und die Liebe in ihren reinen Urformen darstellen, wo für Menschenrecht und Menschenschicksal die letzte Gleichung gesucht wird.“ In der Fähigkeit, solche „letzte Gleichung“ zu finden, an Stelle des Realistisch-Historischen das Symbolische zu setzen, scheint mir nun eine ganz besondere Kostbarkeit der Shakespearischen Dramenkunst zu liegen. Wer aber besitzt von unseren Zeitgenossen solche Fähigkeit? Ich möchte immerhin Maeterlinck zu nennen wagen und besonders an manche Szene von „Pelleas und Melisande“ erinnern. Unter solchem Gesichtspunkt könnte es zum ersten Mal ein wenig einleuchten, wenn der französische Entdecker Maeterlincks, Octave Mirbeau, diesen als den neuen Shakespeare gepriesen hat. Aber schließlich: Shakespeare und Maeterlinck — das ist doch auch nur wie ein lebendiges Wesen und sein Schatten. Aber kommen wir uns nicht alle gegenüber den Gestalten Shakespeare's ein bischen schattenhaft vor? Und ob wir wohl darüber trauern dürfen, daß die elementare Welt der Instinkte sich mehr und mehr zu einem Reich der Gedanken wandelt?“ — —

„Als die erste und gewaltigste aller Tragödien“ bezeichnet Rümelin den Macbeth. In diesem Drama ist es die Lady, die immer wieder zur Betrachtung und Erläuterung angeregt hat. Daß wir es in ihr mit dem liebenden, zartfühlenden Weibe, dem im Grunde edlen und hochgesinnten Opfer der Gattenliebe zu thun haben, wie man auch gemeint hat, ist natürlich ausgeschlossen. Diese Auffassung ist nicht nur falsch, sondern auch klein und uninteressant. In der Lady lebt und webt mit vollkommenster Elementarkraft ein Dämon. Von besonderem Interesse scheint mir ein Einwand, den Rümelin gegen die psychologische Zeichnung und Entwicklung der Lady erhebt. Zu ihrem Nachtwandeln bemerkt er: „Es wird hier dem Gewissen eine magische und dämonische, nicht eine psychologisch begreifbare Wirkung beigelegt.“ Er meint, das Gewissen bleibe doch immer „etwas an dem Bewußtsein Haftendes“, und das vermißt er mit Recht bei der Lady. „Die Eumeniden ziehen erst spät und wie von außen gekommene Dämonen in ihr ein.“ Diesem Tadel Rümelin's scheint mir doch eine falsche Anschauung und Auffassung zu Grunde zu liegen. Der geistreiche Autor bleibt hier zu sehr an dem haften, was wir verstandesgemäß als das psychologisch Richtige anzusehen pflegen. Auf die richtige Spur führt vielleicht Wetz in seinem Buch „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte“: „Es ist ungenau, wenn man die schrecklichen Bilder, durch welche Lady Macbeth in ihrem nachtwandelnden Zustand heimgesucht wird, als Wirkungen des Gewissens bezeichnet. Das Verbrechen hat bei ihr nur eine organische Erschütterung und Zerrüttung, aber keine Gewissensbisse hervorgerufen.“ (S. 240.) Es graben sich die Eindrücke der Mordnacht mit tiefen unauslöschlichen Zügen auf der Tafel ihres Gedächtnisses ein, und wenn sie auch bei Tage durch andere Eindrücke verdeckt oder durch eine Willensanstrengung niedergehalten werden, so steht doch mit dem Schwinden des Bewußtseins im Schlafe ihre Flammenschrift lodernd vor dem Geiste da und versengt das Gehirn.“ Wovon die Lady nicht loskommen kann, das sind die sinnlichen Begleitumstände des Mordes: das „Bild“ hat sich ihr tief und unauslöschlich in die Seele, doch in die Seele nicht nur: in die zur Aufnahme solcher äußeren Eindrücke bestimmten Hirntheile gegraben, und mit diesem Bild im Hirn ist sie ein ganz anderer Mensch geworden. Was Shakespeare zum Ausdruck kommen läßt, ist nicht das subjektive Bewußtsein von Schuld und die subjektive Reue eines schlechten Gewissens. Es handelt sich sozusagen um das Gewissen als objektive Naturthatsache, als Stimme der elementaren Natur. Es ist ein elementarer und geradezu physiologischer Naturprozeß, der uns vorgeführt wird. Man darf natürlich nicht annehmen, daß Shakespeare sich seinen Charakter als Psychologe oder Physiologe oder gar Pathologe grüblerisch erfunden und kunst- und planvoll konstruirt hat. Er hat ihn von vornherein intuitiv in seiner Totalität erschaut und an die nachtwandelnde Lady hat sich ihm mit der unbewußten Folgerichtigkeit einer elementaren, tief im Wesen der Gestalten und Geschehnisse wurzelnden Psychologie als Bild vor die Augen gestellt. Diese Fähigkeit intuitiver Erfassung von Gestalten fehlt unserm gedankenvollen, abstrakteren Zeitalter, warum wir in der Kunst auch niemals mehr die unwiderstehliche Eindrucksfähigkeit eines Shakespeare erreichen können.

Karlshorst, 20. 4. 01.

Max Lorenz.

rüttung, aber keine Gewissensbisse hervorgerufen." (S. 240.) Es „graben sich die Eindrücke der Mordnacht mit tiefen unauslöschlichen Zügen auf der Tafel ihres Gedächtnisses ein, und wenn sie auch bei Tage durch andere Eindrücke verdeckt oder durch eine Willensanstrengung niedergehalten werden, so steht doch mit dem Schwinden des Bewußtseins im Schlafe ihre Flammenschrift lodernd vor dem Geiste da und versengt das Gehirn." Wovon die Lady nicht loskommen kann, das sind die sinnlichen Begleitumstände des Mordes: das „Bild" hat sich ihr tief und unauslöschlich in die Seele, doch in die Seele nicht nur: in die zur Aufnahme solcher äußeren Eindrücke bestimmten Hirntheile gegraben, und mit diesem Bild im Hirn ist sie ein ganz anderer Mensch geworden. Was Shakespeare zum Ausdruck kommen läßt, ist nicht das subjektive Bewußtsein von Schuld und die subjektive Reue eines schlechten Gewissens. Es handelt sich sozusagen um das Gewissen als objektive Naturthatsache, als Stimme der elementaren Natur. Es ist ein elementarer und geradezu physiologischer Naturprozeß, der uns vorgeführt wird. Man darf natürlich nicht annehmen, daß Shakespeare sich seinen Charakter als Psychologe oder Physiologe oder gar Pathologe grüblerisch erfunden und kunst- und planvoll konstruirt hat. Er hat ihn von vornherein intuitiv in seiner Totalität erschaut und auch die nachtwandelnde Lady hat sich ihm mit der unbewußten Folgerichtigkeit einer elementaren, tief im Wesen der Gestalten und Geschehnisse wurzelnden Psychologie als **Bild** vor die Augen gestellt. Diese Fähigkeit intuitiver Erfassung von **Gestalten** fehlt unserm gedankenvollen, abstrakteren Zeitalter, warum wir in der Kunst auch niemals mehr die unwiderstehliche Eindrucksfähigkeit eines Shakespeare erreichen können.

Karlshorst, 20. 4. 01. **Max Lorenz.**

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

15. April 1901.

Die „leidenschaftslose Beharrlichkeit“ des Ministeriums Körber hat sich als ein erfolgreiches Prinzip der Regierungstaktik erwiesen. Das österreichische Abgeordnetenhaus hat in seiner voröſterlichen Tagung nicht nur Arbeitswilligkeit, sondern auch Arbeitsfähigkeit geäußert: es hat Alles geleistet, was die Regierung bis dahin von ihm verlangen konnte, und dadurch die Fortführung der Geschäfte durch das gegenwärtige Ministerium gutgeheißen. Bei aller Anerkennung für die Geschicklichkeit der Herren v. Körber, Rezek und Pientak, denen der Verkehr mit den parlamentarischen Parteien wohl ausschließlich zufällt, darf man die günstige Wendung im Verlaufe der Reichsrathsverhandlungen doch nicht ihrer wunderthätigen Hand allein zuschreiben, ihr Erfolg ist auch mit dem Erbe erworben, das ihre Vorgänger hinterlassen haben und das in der Ermüdung der Bevölkerung durch nationale Hetze und in der allmählich sich durchdringenden Ueberzeugung besteht, daß der moderne Staat nicht ohne Gefährdung aller individuellen Interessen in seinen Funktionen gestört werde.

Es hat sich im österreichischen Abgeordnetenhause keine einzige Partei dazu herbeilassen wollen, dessen Arbeitsfähigkeit zu verhindern und dadurch eine wiederholte Unterbrechung der parlamentarischen Thätigkeit herbeizuführen. Auch die Radikalen, tschechische Arbeiter, Sozialdemokraten und Alldeutsche, die einen „lauteren“ Wettbewerb um die höchste Leistung im parlamentarischen Skandal eingerichtet haben, durften es nicht wagen, bis zur Obstruktion vorzugehen, weil sie der Zustimmung ihrer Wähler durchaus nicht sicher waren. Jeder Abgeordnete hat ein feines Empfinden dafür, welche Widerstandskraft er der Wählerschaft in ihrer Gesammtheit zutrauen kann, er lernt sehr bald zwischen den lärmenden, großsprecherischen „Entschließungen“ mühsam zusammengetrommelter Wählerversammlungen und jener Gesinnung unterscheiden, die sich endlich in den Wahlakten selbst ausdrückt, und er überlegt es sich reiflich, einen Schritt zu thun, durch welchen wirthschaftliche Interessen größerer Gruppen gefährdet, ja dauernd geschädigt werden könnten.

Sowohl bei den Tschechen als bei den Deutschen ist das National-gefühl in den Kämpfen der letzten Jahre bis aufs Aeußerste angespannt worden, eine weitere Belastung scheint es auf keiner Seite mehr zu er-tragen. Es hat einer gewissen Zeit bedurft, um es vielen Einzelnen fühl-bar und deutlich erkennbar zu machen, daß in Folge der Einstellung der parlamentarischen Arbeit zahlreiche Quellen der Verdienstes versiegt sind, dessen Schmälerung sie nicht gleichgiltig hinnehmen konnten. Der moderne Staat ist schon viel zu sehr Großunternehmer geworden, als daß eine Herabsetzung seiner Leistungsfähigkeit nicht bedenkliche Hemmungen des Güter- und Geldverkehrs mit sich bringen sollte. Es soll nicht behauptet werden, daß der Rückgang des Wohlstandes eine Schwächung des National-gefühles überhaupt und unter allen Umständen herbeiführen müsse, es ist ja im Gegentheil häufig genug beobachtet worden, daß auch in Zeiten wirth-schaftlichen Nothstandes nationale Bewegungen von tiefgehender Wirkung ent-standen und siegreich verlaufen sind; meistens war dann der nationale Feind auch der wirthschaftliche Gegner, der Ausbeuter, der Schädiger fruchtbringende[r] Arbeit. Wenn die Verhältnisse jedoch nicht so scharf ausgeprägt sind, wird an[…] der Mann von ehrlicher nationaler Gesinnung sich die Frage vorlegen, ob di[…] Fortsetzung eines Kampfes nicht mehr Kraft verbrauche, als seine Nation [für] diesen Zweck abgeben könne und dürfe. Tritt diese Erwägung gleichzeiti[g] bei allen Streitenden auf, dann ergiebt sich sofort eine Ausscheidung ge-meinsamer Angelegenheiten, in denen die Bestrebungen der Betheiligte[n] parallel laufen müssen, um Erfolge zu erzielen: dann bricht sich auch d[ie] Erkenntniß Bahn, daß die Zusammenfassung der Kräfte nützt, die Z[er-]splitterung schadet. Das ist der Augenblick, in dem die Bedeutung, [die] Nothwendigkeit, das unbestreitbare Recht des Staates zu T[age] treten, in dem die Grundbedingungen der Kulturentwickelung unbew[ußt] anerkannt werden.

Ein Entwickelungsmoment dieser Art scheint in Oesterreich eingetre[ten] zu sein. Eines ist vor Allem sonnenklar geworden: von einer Un[ter-]drückung lebenskräftiger, entwickelungsfähiger Nationen kann nicht die R[ede] sein: keiner Nation sind die Mittel ihrer Sonderexistenz entzogen, [keine] ist genöthigt, den so oft angekündigten Kampf bis aufs Messer wirklich [zu] führen, keine hat den Kampf aus thatsächlicher Erschöpfung und im Zu[stande] des Besiegten aufgegeben, sondern nur aus Vorsicht, um die bereits [er-]worbenen Vortheile nicht irgend einer Gefahr auszusetzen oder um Gelegenheit erwünschter neuer Erwerbungen zu versäumen. Man k[ann] dies mit einer beliebten Phrase den Sieg des Staatsgedankens nennen, [ge-]wiß ist es ein Beweis für die Nothwendigkeit der Unterordn[ung] nationaler Herrschaftsbestrebungen unter die Sorge für wirthschaftliche Erstarkung, die nur mit den großen Mit[teln] des Gesammtstaates erreicht werden kann.

Weder den Deutschen noch den Tschechen ist das Aufgeben nati[…]

Sowohl bei den Tschechen als bei den Deutschen ist das Nationalgefühl in den Kämpfen der letzten Jahre bis aufs Aeußerste angespannt worden, eine weitere Belastung scheint es auf keiner Seite mehr zu ertragen. Es hat einer gewissen Zeit bedurft, um es vielen Einzelnen fühlbar und deutlich erkennbar zu machen, daß in Folge der Einstellung der parlamentarischen Arbeit zahlreiche Quellen der Verdienstes versiegt sind, dessen Schmälerung sie nicht gleichgiltig hinnehmen konnten. Der moderne Staat ist schon viel zu sehr Großunternehmer geworden, als daß eine Herabsetzung seiner Leistungsfähigkeit nicht bedenkliche Hemmungen des Güter- und Geldverkehrs mit sich bringen sollte. Es soll nicht behauptet werden, daß der Rückgang des Wohlstandes eine Schwächung des Nationalgefühles überhaupt und unter allen Umständen herbeiführen müsse, es ist ja im Gegentheil häufig genug beobachtet worden, daß auch in Zeiten wirthschaftlichen Nothstandes nationale Bewegungen von tiefgehender Wirkung entstanden und siegreich verlaufen sind; meistens war dann der nationale Feind auch der wirthschaftliche Gegner, der Ausbeuter, der Schädiger fruchtbringender Arbeit. Wenn die Verhältnisse jedoch nicht so scharf ausgeprägt sind, wird auch der Mann von ehrlicher nationaler Gesinnung sich die Frage vorlegen, ob die Fortsetzung eines Kampfes nicht mehr Kraft verbrauche, als seine Nation für diesen Zweck abgeben könne und dürfe. Tritt diese Erwägung gleichzeitig bei allen Streitenden auf, dann ergiebt sich sofort eine Ausscheidung gemeinsamer Angelegenheiten, in denen die Bestrebungen der Betheiligten parallel laufen müssen, um Erfolge zu erzielen; dann bricht sich auch die Erkenntniß Bahn, daß die Zusammenfassung der Kräfte nützt, die Zersplitterung schadet. Das ist der Augenblick, in dem die Bedeutung, die Nothwendigkeit, das *unbestreitbare Recht des Staates* zu Tage treten, in dem die Grundbedingungen der Kulturentwickelung unbewußt anerkannt werden.

Ein Entwickelungsmoment dieser Art scheint in Oesterreich eingetreten zu sein. Eines ist vor Allem sonnenklar geworden: von einer Unterdrückung lebenskräftiger, entwickelungsfähiger Nationen kann nicht die Rede sein; keiner Nation sind die Mittel ihrer Sonderexistenz entzogen, keine ist genöthigt, den so oft angekündigten Kampf bis aufs Messer wirklich zu führen, keine hat den Kampf aus thatsächlicher Erschöpfung und im Stande des Besiegten aufgegeben, sondern nur aus Vorsicht, um die bereits erworbenen Vortheile nicht irgend einer Gefahr auszusetzen oder um die Gelegenheit erwünschter neuer Erwerbungen zu versäumen. Man könnte dies mit einer beliebten Phrase den Sieg des Staatsgedankens nennen, gewiß ist es ein Beweis für die *Nothwendigkeit der Unterordnung nationaler Herrschaftsbestrebungen unter die Sorge für die wirthschaftliche Erstarkung, die nur mit den großen Mitteln des Gesammtstaates erreicht werden kann.*

Weder den Deutschen noch den Tschechen ist das Aufgeben nationaler

Güter, die ihrer idealen Bedeutung wegen unveräußerlich sind, zugemuthet worden. Die Tschechen glauben doch ernstlich nicht daran, wie Herr Brzorad klagend zum Himmel schreit, daß sie zu Heloten herabgewürdigt werden, weil ihre Interpellationen nicht tschechisch verlesen und nicht in ihrer Sprache in das Protokoll aufgenommen werden. Sie gestehen sich, daß sie in einem Kleinstaate den Aufschwung gewiß nicht genommen hätten, den ihnen das Zusammenleben mit den Deutschen in einem zu größerem Aufwande befähigten Staate in den letzten fünfzig Jahren thatsächlich ermöglicht hat. Die Deutschen indessen müssen zugeben, daß sie zur Ausgestaltung ihrer Industrie der slavischen Arbeitskräfte nicht entrathen können. Eine Trennung der Produktion nach der Nationalität würde nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern auch in Niederösterreich und Steiermark für Deutsche und Slaven gleich verderbenbringend sein; die slavischen Arbeiter bieten die Hände, die den deutschen Unternehmern unentbehrlich sind, die Slaven hingegen vermögen im engen Kreise ihrer Stämme die Arbeit nicht zu beschaffen, von der sie leben müssen.

Verdienen wollen Alle, nur bei ausreichendem Erwerbe können auch die nationalen Ziele weiter verfolgt werden. Der ausreichende Erwerb erwächst aber nur aus gemeinsamen Unternehmungen, die der Staat einzuleiten berufen ist. In diesen wenigen Sätzen liegt die wunderbare Wirkung der Investitionsvorlage und der mit ihr in Verbindung gebrachten Kanalbauten. Die Erweiterung des Eisenbahnnetzes der Alpenländer und die Schaffung von Wasserstraßen in den Sudetenländern dient demselben Zwecke: der Beförderung des Handelsverkehres, der Erleichterung des Absatzes österreichischer Produkte. Die Alpenbahnen nützen auch den Böhmen, denn sie eröffnen ihren Industrieerzeugnissen neue Wege für den überseeischen Export, ebenso wie die billige Wasserfracht dem Holze, dem Eisen und den übrigen Mineralschätzen der Alpen zu Gute kommen wird.

Auf der wirthschaftlichen Grundlage gemeinsamer Bedürfnisse wurde stillschweigend der Waffenstillstand der beiden streitenden Völker geschlossen, dessen Ergebniß in der Erledigung wenigstens eines kleinen Theiles von Regierungsaufgaben erblickt werden muß. Neben diesem praktischen Föderalismus haben die Erörterungen der föderalistischen Theorie durch den Fürsten Lobkowitz im Herrenhause und den Jungtschechen Dr. Fort im Abgeordnetenhause nur geringe Aufmerksamkeit zu erregen vermocht. Letzterer hat sich sogar veranlaßt gesehen, das böhmische Staatsrecht auf die gewiß nicht unbescheidene Forderung einer „administrativen Eigenberechtigung“ herabzudrücken, durch welche „die historische Einheitlichkeit des Staates nicht gelockert würde.“ Denn sein Verlangen nach „Einflußnahme auf die gesammte Politik des Staatswesens, wie sie einem so bedeutend entwickelten, steuerkräftigen, begabten und nach dem deutschen auch zahlreichsten Völkerstamme zukommt“, bedarf zu seiner Befriedigung keiner

föderalistischen Umgestaltung des Staates, sie wird sich aus dem Werthe der von den Tschechen geleisteten Arbeit, aus ihrer Bedeutung für die wirthschaftliche Entwickelung Oesterreichs ganz von selbst ergeben.

Der Adreßentwurf, den die Jungtschechen als Antrag zur Verlesung brachten, ohne daß das Haus auf seine Behandlung einging, wendet sich gegen das in der Thronrede kundgegebene Bestreben der Regierung, die Einheitlichkeit der Sprache in bestimmten Sphären der Verwaltung unberührt zu erhalten. Das war der Parademarsch der böhmischen Delegation, wie sich die Vertreter der Tschechen und Feudalen im Reichsrathe so gerne nennen. Wo es an die Lösung wirthschaftlicher Probleme geht, wo gemeinsam gearbeitet und verdient werden soll, da handelt es sich um möglichst rasche Verständigung, um beschleunigte Erledigungen der Verwaltungsbehörden; auch da wird das persönliche Interesse die Sprachenfrage zu vereinfachen suchen, um nutzlose Zeit- und Kraftverschwendung zu verhindern. Das Bedürfniß wird entscheiden, nicht das Staatsrecht und nicht die nationale Eitelkeit.

Die böhmischen Feudalherren, in deren Namen Fürst Lobkowitz im Herrenhause das Wort ergriff, erblicken in der engeren wirthschaftlichen Verbindung der österreichischen Länder, in der Schaffung großer Verkehrs- und Verbrauchsgebiete die größte Gefahr für die knechtische Gesinnung ihrer einstigen Unterthanen, über die sie noch immer eine väterliche Herrschaft auszuüben trachten; sie geben dem Zentralparlament die Schuld an den unheilvollen Verwickelungen in Oesterreich und versichern, daß die Verlegung der Gesetzgebung in die Landtage die heilsamsten Wirkungen üben werde. Der Landmarschall des Königreichs Böhmen (Fürst Lobkowitz) erwartet in kürzester Zeit das Eintreten eines Zustandes in Oesterreich, der die Alternative Zentralparlament oder Rettung des Staates ergeben und die Regierung zwingen wird, zum Nothbehelf des Absolutismus zu greifen. Dann werden die Landtage in ihre Rechte eingesetzt werden müssen und mit ihrer Hilfe werde man auch das Zentralparlament rekonstruiren können. Für diese Prozedur zeigen die bürgerlichen Tschechen kein Verständniß: sie sprechen sich zwar nicht offen dagegen aus, aber vermeiden immer mehr die Berufung auf den Landtag, den sie ja in Ehren zu halten bereit sind, der ihnen aber zur Erreichung höherer Ziele nicht zu genügen vermag. Könnte Herr Kaftan mit seinen großartigen Kanalprojekten vor den böhmischen Landtag treten, könnte er diesem die kolossalen Mittel verlangen, die deren Ausführung verlangt? Könnte er in dem bescheidenen böhmischen Wasserbau-Departement den Einfluß und die Stellung erlangen, die seinen Kenntnissen und seinem Ehrgeize entsprechen würde?

Die böhmischen Politiker haben heute so wenig Lust, ihre Thätigkeit auf die engere Heimath einzuschränken, als die polnischen, die mit Autonomie gesättigt, noch immer einen Heißhunger nach Verwendung in den Ge[...]

föderalistischen Umgestaltung des Staates, sie wird sich aus dem Werthe der von den Tschechen geleisteten Arbeit, aus ihrer Bedeutung für die wirthschaftliche Entwickelung Oesterreichs ganz von selbst ergeben.

Der Adreßentwurf, den die Jungtschechen als Antrag zur Verlesung brachten, ohne daß das Haus auf seine Behandlung einging, wendet sich gegen das in der Thronrede kundgegebene Bestreben der Regierung, die Einheitlichkeit der Sprache in bestimmten Sphären der Verwaltung unberührt zu erhalten. Das war der Parademarsch der böhmischen Delegation, wie sich die Vertreter der Tschechen und Feudalen im Reichsrathe so gerne nennen. Wo es an die Lösung wirthschaftlicher Probleme geht, wo gemeinsam gearbeitet und verdient werden soll, da handelt es sich um möglichst rasche Verständigung, um beschleunigte Erledigungen der Verwaltungsbehörden; auch da wird das persönliche Interesse die Sprachenfrage zu vereinfachen suchen, um nutzlose Zeit- und Kraftverschwendung zu verhindern. Das Bedürfniß wird entscheiden, nicht das Staatsrecht und nicht die nationale Eitelkeit.

Die böhmischen Feudalherren, in deren Namen Fürst Lobkowitz im Herrenhause das Wort ergriff, erblicken in der engeren wirthschaftlichen Verbindung der österreichischen Länder, in der Schaffung großer Verkehrs- und Verbrauchsgebiete die größte Gefahr für die knechtische Gesinnung ihrer einstigen Unterthanen, über die sie noch immer eine väterliche Herrschaft auszuüben trachten; sie geben dem Zentralparlament die Schuld an den unheilvollen Verwickelungen in Oesterreich und versichern, daß die Verlegung der Gesetzgebung in die Landtage die heilsamsten Wirkungen üben werde. Der Landmarschall des Königreichs Böhmen (Fürst Lobkowitz) erwartet in kürzester Zeit das Eintreten eines Zustandes in Oesterreich, der die Alternative Zentralparlament oder Rettung des Staates ergeben und die Regierung zwingen wird, zum Nothbehelf des Absolutismus zu greifen. Dann werden die Landtage in ihre Rechte eingesetzt werden müssen und mit ihrer Hilfe werde man auch das Zentralparlament rekonstruiren können. Für diese Prozedur zeigen die bürgerlichen Tschechen kein Verständniß; sie sprechen sich zwar nicht offen dagegen aus, aber sie vermeiden immer mehr die Berufung auf den Landtag, den sie ja in Ehren zu halten bereit sind, der ihnen aber zur Erreichung höherer Ziele nicht zu genügen vermag. Könnte Herr Kaftan mit seinen großartigen Kanalprojekten vor den böhmischen Landtag treten, könnte er von diesem die kolossalen Mittel verlangen, die deren Ausführung verlangt? Könnte er in dem bescheidenen böhmischen Wasserbau-Departement den Einfluß und die Stellung erlangen, die seinen Kenntnissen und seinem Ehrgeize entsprechen würde?

Die böhmischen Politiker haben heute so wenig Lust, ihre Thätigkeit auf die engere Heimath einzuschränken, als die polnischen, die mit Autonomie gesättigt, noch immer einen Heißhunger nach Verwendung in den Central-

stellen, nach gut bezahltem Aufenthalte in Wien entwickeln. Es ist ja recht schön, im goldenen Prag eine Rolle zu spielen, aber man fühlt sich doch höher und mächtiger, wenn man den Ministern in nächster Nähe die Hölle heiß machen und die Verwendung ihrer Kassenbestände beeinflussen kann. Die Herrlichkeit der Obstruktion verblaßt zu schnell, der Reiz der Katzenmusikinstrumente schwindet, sobald man sie im Kreise der heimathlichen Freunde und Bewunderer vorgezeigt hat. Die parlamentslose Zeit wird je länger, je langweiliger!

Nachdem die Regierung das Rekrutenkontingent und die Delegationswahlen eingeheimst hat, könnte die Verhinderung weiterer Verhandlungen im Abgeordnetenhause keiner Partei irgend welchen Nutzen, aber voraussichtlich großen Schaden bringen. Die kluge, von zutreffenden Erwägungen ausgehende Politik der Deutschen hat den Tschechen die Obstruktionssuppe gründlich versalzen. Gegen die Thatsache, daß man in Oesterreich noch immer zur Noth mit den Deutschen regieren kann, wenn die Slaven auch insgesammt „in den Ausstand gehen", daß aber alle Regierungsbereitwilligkeit der Tschechen, Feudalen und Polen nicht ausreicht, einen Strike zu brechen, läßt sich leider nicht aufkommen, man muß mit ihr rechnen. Hätten sich die großen, deutschen Parteien ablehnend gegen die billigen Forderungen des Ministeriums Körber verhalten und dieses dadurch zu Fall gebracht, dann wäre ja vielleicht für kurze Zeit der tschechische Weizen wieder zum Blühen gekommen; irgend ein schwarz und slavisch gefärbtes Ministerium hätte seine Künste an der Wiederbelebung der alten „Rechten" versucht und man wäre zu einer neuen Auflage der Aera Thun gelangt, bis auch diese nach wiederholten Ohnmachtserscheinungen wieder ihren natürlichen Abschluß gefunden hätte. Die Deutschen fanden keine Veranlassung, diesen Kreislauf noch einmal in Bewegung zu setzen. Die „deutsche Volkspartei", die in sehr geschickter Weise die Führung übernommen hat, überläßt die Befriedigung der sensationssüchtigen, radikalen Bestandtheile der deutschen Wählerschaft den „Alldeutschen", die sich dem Geschäfte des Spektakelmachens mit heiliger Inbrunst hingeben. Herr Dr. Bareuther, der zur Rettung seines Mandates im alldeutschen Asch trotz seines langen Siechthums beherzt unter die „Völkischen" gegangen ist, beantragt unerschrocken die Verschiebung der Delegationswahlen. Die Herren Wolf und Franco (vermuthlich Franz) Stein liebäugeln mit den französischen Nationalisten, die den deutschen Kaiser auf den Weg der bewaffneten Intervention in Oesterreich locken möchten; die Volkspartei läßt sie ruhig gewähren und hält sich an eine Regierung, die den Deutschen, ohne sie zu politischen Opfern zu zwingen, die Erfüllung ihrer wirthschaftlichen Forderungen gewährleistet, sie wirft das ganze Gewicht einer geschlossenen, starken Nationalpartei zu Gunsten der „Staatsnothwendigkeiten" in die parlamentarische Waagschale und sichert sich dadurch ihren Einfluß auf diese und auch auf eine etwa kommende

Regierung. Die Fortschrittspartei und der verfassungstreue Großgrundbesitz werden ohne Zweifel an der Seite der deutschen Volkspartei bleiben, solange der Grazer Abgeordnete Dr. Derschatta, von Professor Kaiser und Gutsbesitzer Walz kräftig unterstützt, die Richtung ihrer Politik bestimmt, und so lange wird auch eine deutsche Macht von mehr als hundert Stimmen im österreichischen Reichsrathe bestehen, ohne deren Mitwirkung es kein Regieren giebt. Sie kann zwar den Zeitverlust nicht hintanhalten, den die endlosen Debatten über die tschechischen Interpellationen, die ungestümen Proteste gegen die Uebergriffe der Wiener Antisemiten, die abgeschmackten Erörterungen über die Beichtpraxis der Liguorianer im 17. und 18. Jahrhundert mit sich bringen, aber sie kann, wenn diese unvermeidlich geworden parlamentarischen Tingeltangel-Belustigungen vorübergerauscht sind, für die fruchtbringende Arbeit eintreten, sie kann die Regierung zur Einhaltung ihrer Versprechungen anhalten und die Kraft der Deutschen wieder dort einsetzen, wo sie immer siegreich bleiben wird, auf dem Gebiete ehrlichen Schaffens. Ruhe und Geduld werden dabei nicht entbehrt werden können, denn der „Waffenstillstand" kann ja jeden Augenblick wieder in den Kriegszustand übergehen, und gerade dann müssen die Deutschen in ihrer großen Mehrheit kaltes Blut bewahren. Mögen sich die „Alldeutschen" immerhin erhitzen, mögen sie einmal ums andere M... die Gegner durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Behauptungen verblüffen, daran geht der österreichische Staat nicht zu Grunde, die Allianz We... Rochefort wird das europäische Gleichgewicht nicht erschüttern: politi... Erfolge werden von denjenigen erzielt werden, die ohne leidenschaftli... Vorstöße mit scharfem Blick die günstigen Stellungen erkennen und beseg... von denen aus der Kampf überblickt und beherrscht werden kann. ... wird ohne Zweifel schon bei der Budgetberathung, ganz sicher aber bei ... Verhandlung über den Ausgleich mit Ungarn ausbrechen, deren Wendun... heute Niemand voraussehen kann. „Die versöhnende Macht der Kun... an die Kaiser Franz Joseph bei der großartigen Schöpfung ei... böhmischen Nationalgallerie für tschechische und deutsche Künstler appel... hat, wird bis dorthin noch kaum fühlbar geworden sein, wenn auch an... nehmen ist, daß die Deutschen in Böhmen den großen Fehler, den ... durch die Ueberlassung des böhmischen Museums an die Tschechen began... haben, nicht wiederholen, sondern das ihnen vom Kaiser eingeräumte ... ausüben werden; eher dürfen wir auch in der Ausgleichsfrage auf ... zwingende Kraft der gemeinsamen industriellen und Handels-Intere... auf die Erkenntniß von dem wirthschaftlichen Vortheile rechnen, den ... Vereinigung der Kraft aller österreichischer Nationen gegen die U... macht des magyarischen Zentralismus erbringen könnte.



Regierung. Die Fortschrittspartei und der verfassungstreue Großgrundbesitz werden ohne Zweifel an der Seite der deutschen Volkspartei bleiben, solange der Grazer Abgeordnete Dr. Derschatta, von Professor Kayser und Gutsbesitzer Walz kräftig unterstützt, die Richtung ihrer Politik bestimmt, und so lange wird auch eine deutsche Macht von mehr als hundert Stimmen im österreichischen Reichsrathe bestehen, ohne deren Mitwirkung es kein Regieren giebt. Sie kann zwar den Zeitverlust nicht hintanhalten, den die endlosen Debatten über die tschechischen Interpellationen, die ungestümen Proteste gegen die Uebergriffe der Wiener Antisemiten, die abgeschmackten Erörterungen über die Beichtpraxis der Liguorianer im 17. und 18. Jahrhundert mit sich bringen, aber sie kann, wenn diese unvermeidlich gewordenen parlamentarischen Tingeltangel-Belustigungen vorübergerauscht sind, für die fruchtbringende Arbeit eintreten, sie kann die Regierung zur Einhaltung ihrer Versprechungen anhalten und die Kraft der Deutschen wieder dort einsetzen, wo sie immer siegreich bleiben wird, auf dem Gebiete ehrlichen Schaffens. Ruhe und Geduld werden dabei nicht entbehrt werden können, denn der „Waffenstillstand" kann ja jeden Augenblick wieder in den Kriegszustand übergehen, und gerade dann müssen die Deutschen in ihrer großen Mehrheit kaltes Blut bewahren. Mögen sich die „Alldeutschen" immerhin erhitzen, mögen sie einmal ums andere Mal die Gegner durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Behauptungen verblüffen, daran geht der österreichische Staat nicht zu Grunde, die Allianz Wolf-Rochefort wird das europäische Gleichgewicht nicht erschüttern; politische Erfolge werden von denjenigen erzielt werden, die ohne leidenschaftliche Vorstöße mit scharfem Blick die günstigen Stellungen erkennen und besetzen, von denen aus der Kampf überblickt und beherrscht werden kann. Er wird ohne Zweifel schon bei der Budgetberathung, ganz sicher aber bei der Verhandlung über den Ausgleich mit Ungarn ausbrechen, deren Wendungen heute Niemand voraussehen kann. „Die versöhnende Macht der Kunst", an die Kaiser Franz Joseph bei der großartigen Schöpfung einer böhmischen Nationalgallerie für tschechische und deutsche Künstler appellirt hat, wird bis dorthin noch kaum fühlbar geworden sein, wenn auch anzunehmen ist, daß die Deutschen in Böhmen den großen Fehler, den sie durch die Ueberlassung des böhmischen Museums an die Tschechen begangen haben, nicht wiederholen, sondern das ihnen vom Kaiser eingeräumte Recht ausüben werden; eher dürfen wir auch in der Ausgleichsfrage auf die zwingende Kraft der gemeinsamen industriellen und Handels-Interessen, auf die Erkenntniß von dem wirthschaftlichen Vortheile rechnen, den die Vereinigung der Kraft aller österreichischer Nationen gegen die Uebermacht des magyarischen Zentralismus erbringen könnte.

*

Handelspolitik und Sozialdemokratie.

Karl Kautsky ist nach Engels' Tode und Bernstein's Wandlung als der bedeutendste und vielleicht einzig maßgebende Theoretiker der sozialdemokratischen Partei anzusehen. Jetzt hat er unter dem Titel „Handelspolitik und Sozialdemokratie" im Verlag des „Vorwärts" eine zur Massenverbreitung bestimmte Broschüre erscheinen lassen, die sicherlich als partei-offiziös anzuerkennen ist und den Standpunkt der Sozialdemokratie zu der wichtigen und aktuellen wirthschaftlichen Frage nach allen Seiten hin klarlegen soll. Es handelt sich selbstverständlich um eine Tendenzschrift. Tendenziös zu sein ist das Recht, wenn nicht gar die Pflicht jedes Parteimannes. Aber die Tendenz kann gröber oder feiner, mehr oder weniger mit dem Schein der Wissenschaft umleuchtet sein. Für Kautsky's Art genüge ein Beispiel: Er beginnt natürlich, nach der Methode Marx'scher Darstellung und nicht ohne jedes Recht, mit den Urzeiten und spricht von den den Kaufleuten auferlegten Zöllen. Die Fürsten und sonstigen Gewalthaber wollten nämlich mit den reichen Kaufleuten „theilen" und gaben solchen Theilgelüsten den schönen und ehrbaren Namen Zollpolitik. „Schon im grauen Alterthum finden wir sie — die Zölle —, aber wir bemerken das nicht etwa zu den Zwecken einer antiquarischen Untersuchung, sondern um ein Licht zu werfen auf die **Barbarei** der heutigen Finanzzölle." Jetzt weiß also der verständnißinnige Leser ganz genau, was er von jeder Art Finanzzoll nach Wahrheit und Wissenschaft zu halten hat. Großartiges leistet Kautsky auch darin, sich selbst zu widersprechen. Auf Seite 66 spricht er von der deutschen Industrie, die Exportindustrie sei: „Sie hat auf dem Weltmarkt ihre Stellung zu behaupten, sie hat mit den Preisverhältnissen des Weltmarktes zu rechnen. Sie wird sich daher gegen jede Lohnerhöhung entschieden wehren, welche die Arbeiter in Folge einer Erhöhung der Lebensmittelzölle fordern." Hiermit erkennt also Kautsky die Argumentation gewisser Großindustrieller, die hohe Löhne mit Rücksicht auf die Weltmarktkonkurrenz verweigern, als objektiv richtig an. An anderer Stelle seiner Schrift vertritt er aber, und zwar mit wirklichem Recht, die Anschauung, daß hohe Löhne die physische und intellektuelle Leistungskraft der Arbeiter steigern und hochstehende Arbeiter der erste und wichtigste Faktor industrieller Fortschritte sind. Die ganze Taktik der Gewerkschaften beruht übrigens auf dieser Annahme. Interessant dürfte gerade den Lesern dieser „Jahrbücher" auch die Auffassung sein, die Kautsky über das Verhältniß zwischen Politik und Wirthschaft gelegentlich vorträgt, wobei er wider Willen und ohne Bewußtsein sich selbst ins Gesicht schlägt. Er ist, nebst Mehring, der entschiedenste Vertreter der Marxschen „materialistischen Geschichtsauffassung." Dennoch erklärt er auf Seite 22, „daß wenigstens vorübergehend der Freihandel sich als ein Mittel des Friedens erwiesen hat. In den wenigen Jahrzehnten, in denen er herrschte, hat Europa zahlreiche große Kriege gesehen, aber es waren

keine Handelskriege, sondern nationale Kriege, Kriege um die Selbständigkeit und die Zusammenfassung geknechteter und zersplitterter Nationen". Wie kommt Kautsky so unvermuthet zu solcher Würdigung des Nationalismus als selbständigen Elements und Motivs in der Geschichte? Noch schlagender wirkt Kautsky's politische Geschichtsauffassung, wenn es auf Seite 25 heißt: „Aber auch die preußische Regierung selbst fand einen stets wachsenden Grund zu freihändlerischer Stimmung in dem politischen Gegensatz zu Oesterreich." Genau der gleiche Gedankengang herrscht vor, wenn Seite 31 für Bismarck's Schwenkung vom Freihandel zum Schutzzoll als erster Grund angeführt wird: „Die Eifersucht gegen Oesterreich, die in Preußen dem Freihandel so sehr Vorschub geleistet, war durch den Krieg von 18[66] gegenstandlos geworden."

Doch es soll hier nicht darauf ankommen, an solchen immerhin bemerkenswerthen Einzelheiten Kritik zu üben. Das Hauptinteresse erfordert vielmehr das Endresultat, zu dem Kautsky kommt, und die Art, wie er dazu gelangt. Er entwickelt das Werden der Industrie von ihren ersten Anfängen bis jetzt, wo auf dem Weltmarkt Industrie gegen Industrie in schärfster Konkurrenz steht, gelehnt an die Macht und Gewalt des heimatlichen Staates und bereit, diese Staatsgewalt im letzten und entscheidenden Augenblick zu Gunsten des „Kapitalprofits" ins Treffen zu rufen. E[r] zeigt, in welchem Austauschverhältniß Industrie- und Agrarländer ursprünglich stehen, wie die Agrarländer mehr und mehr in industriel[le] Entwickelung hineingezogen und hineingewachsen sind und wie schließl[ich] garnicht mehr genug Agrarprodukte zum Austausch gegen exportir[te] Industrieartikel vorhanden sind und er fragt schließlich „Was dann?" um die Antwort darauf zu geben: „Dann muß unfehlbar der Augenbl[ick] kommen, wo das jetzige Handelssystem ebenso zusammenbricht, wie d[as] Manchesterthum in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zusammen[ge]brochen ist." „Unsere bürgerlichen Oekonomen und Staatsmänner kennen das selbst an, daher sehen sie sich denn auch schon nach Mi[tteln] um, den Augenblick des Zusammenbruchs wenigstens für ihr Land mögl[ichst] hinauszuschieben. Diese Mittel streben aber alle nach einer Ri[chtung] der Richtung, welche die neuere Schutzzollpolitik eingeschlagen. [Sie] trachtet danach, durch Staatshilfe den großen Industrien die Monopoli[sirung] sirung des inneren Marktes zu ermöglichen. Nun soll den gr[oßen] Industrien durch Staatshilfe auch die Monopolisirung eines ausgedeh[nten] äußeren Marktes ermöglicht werden. . . . . Sind aber die Bestrebun[gen] der industriellen Großmächte, durch einen **friedlichen** Zollve[rein] selbständiger Staaten einen Theil des Weltmarktes zu monopoli[siren] mehr in den Hintergrund getreten, so ist zu um so größerer Bedeu[tung] die Idee gelangt, dasselbe Ziel durch das Mittel der **Eroberung** [von] Agrarländern zu erreichen, durch die Politik der **Expansion**, des [be]thätigen Imperialismus . . . . Es wächst die Zahl der

keine Handelskriege, sondern nationale Kriege, Kriege um die Selbständigkeit und die Zusammenfassung geknechteter und zersplitterter Nationen". Wie kommt Kautsky so unvermuthet zu solcher Würdigung des Nationalismus als selbständigen Elements und Motivs in der Geschichte? Noch schlagender wirkt Kautsky's politische Geschichtsauffassung, wenn es auf Seite 25 heißt: „Aber auch die preußische Regierung selbst fand einen stets wachsenden Grund zu freihändlerischer Stimmung in dem politischen Gegensatz zu Oesterreich." Genau der gleiche Gedankengang herrscht vor, wenn Seite 31 für Bismarck's Schwenkung vom Freihandel zum Schutzzoll als erster Grund angeführt wird: „Die Eifersucht gegen Oesterreich, die in Preußen dem Freihandel so sehr Vorschub geleistet, war durch den Krieg von 1866 gegenstandlos geworden."

Doch es soll hier nicht darauf ankommen, an solchen immerhin bemerkenswerthen Einzelheiten Kritik zu üben. Das Hauptinteresse erfordert vielmehr das Endresultat, zu dem Kautsky kommt, und die Art, wie er dazu gelangt. Er entwickelt das Werden der Industrie von ihren ersten Anfängen bis jetzt, wo auf dem Weltmarkt Industrie gegen Industrie in schärfster Konkurrenz steht, gelehnt an die Macht und Gewalt des heimathlichen Staates und bereit, diese Staatsgewalt im letzten und entscheidenden Augenblick zu Gunsten des „Kapitalprofits" ins Treffen zu rufen. Er zeigt, in welchem Austauschverhältniß Industrie- und Agrarländer ursprünglich stehen, wie die Agrarländer mehr und mehr in industrielle Entwickelung hineingezogen und hineingewachsen sind und wie schließlich garnicht mehr genug Agrarprodukte zum Austausch gegen exportirte Industrieartikel vorhanden sind und er fragt schließlich „Was dann?", um die Antwort darauf zu geben: „Dann muß unfehlbar der Augenblick kommen, wo das jetzige Handelssystem ebenso zusammenbricht, wie das Manchesterthum in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zusammengebrochen ist." „Unsere bürgerlichen Oekonomen und Staatsmänner erkennen das selbst an, daher sehen sie sich denn auch schon nach Mitteln um, den Augenblick des Zusammenbruchs wenigstens für ihr Land möglichst hinauszuschieben. Diese Mittel streben aber alle nach einer Verschärfung der Richtung, welche die neuere Schutzzollpolitik eingeschlagen. Diese trachtet danach, durch Staatshilfe den großen Industrien die Monopolisirung des inneren Marktes zu ermöglichen. Nun soll den großen Industrien durch Staatshilfe auch die Monopolisirung eines ausgedehnten äußeren Marktes ermöglicht werden. . . . . Sind aber die Bestrebungen der industriellen Großmächte, durch einen friedlichen Zollverein selbständiger Staaten einen Theil des Weltmarktes zu monopolisiren, mehr in den Hintergrund getreten, so ist zu um so größerer Bedeutung die Idee gelangt, dasselbe Ziel durch das Mittel der Eroberung von Agrarländern zu erreichen, durch die Politik der Expansion, des gewaltthätigen Imperialismus . . . . Es wächst die Zahl der konkurrirenden

Industrieländer, indeß die der Agrarländer sich verringert. Bald werden diese, soweit sie noch frei, völlig aufgetheilt sein, und dann giebt es zur weiteren Ausdehnung des monopolisirten Gebiets nur *einen* Weg: nicht mehr den Kampf zwischen Industriestaat und Agrarstaat, sondern den blutigen Kampf der großen Industriestaaten untereinander, also den *Weltkrieg*. Dies ist das unvermeidliche Ziel der heutigen Weltpolitik: nicht die Launen einzelner Machthaber drängen dahin, sondern die eherne Nothwendigkeit der ökonomischen Bedürfnisse, die die modernen Industrienationen dem Verderben entgegentreibt, selbst wenn sie es erkennen sollten." (S. 91.) Indeß ist dieser Weltkrieg nur vom Boden der kapitalistischen Gesellschaft und vom Standpunkt der heutigen Produktionsweise, die die „soziale", aber nicht „natürliche" Zweitheilung der Erdkugel in Industrie- und Agrarstaaten erfordert, nothwendig. Diese Nothwendigkeit schwindet vor dem Heilmittel des Sozialismus. Denn „alle die Gegensätze, die in der heutigen Gesellschaft zum Weltkrieg treiben, hören in einer sozialistischen Gesellschaft auf." Die einzige Triebkraft in der kapitalistischen Gesellschaft ist „das Streben nach Kapitalprofit". Dieses Streben ist maßlos, also muß auch das Streben nach Erweiterung der Produktion und des Marktes maßlos sein. Dagegen bildet in einer sozialistischen Gesellschaft allein „das Bedürfniß der Gesellschaftsmitglieder die Triebkraft der Produktion. Ihre Art und ihr Umfang wird nur durch dieses bestimmt; sie erweitert sich nur in dem Maße, in dem der Bedarf der Gesellschaftsmitglieder wächst. Der innere Markt . . . wird jetzt ausschlaggebend für die Produktion." (S. 92.) Nun sieht allerdings Kautsky den Einwand voraus, daß nicht, wie er will, das Streben nach Kapitalprofit, sondern das Wachsen der Bevölkerung die eigentlich treibende Kraft der wirthschaftlichen und politischen Expansion sei. Wäre das wahr, so läßt er Eroberungspolitik und Weltkrieg als unabwendliche Uebel gelten (S. 92). Indeß bestreitet er diese Uebervölkerungstheorie und behauptet, daß, wenn auch nicht in heutiger Form, so doch bei rationeller und intensiverer Ausnutzung des Bodens die deutsche Landwirthschaft im Stande sei, „das deutsche Volk völlig zu ernähren." „Wenn Deutschland heute Lebensmittel importiren muß, so ist das eine *soziale*, nicht eine *natürliche* Nothwendigkeit." (S. 94.) Ja, wenn es mit natürlichen Dingen zuginge, so würde das Deutsche Reich „noch ein Beträchtliches (an Getreide) für die Ausfuhr übrig behalten." (S. 93.) Diese Kautsky'schen Sätze und Wünsche kann sicherlich auch der extremste Agrarier unterschreiben. *Das aber ist das Bemerkenswertheste und Merkwürdigste an der Schrift dieses kompetenten sozialdemokratischen Theoretikers, daß sie weitgehendsten agrarischen Ansprüchen in die Hände arbeitet.* Kautsky denkt sich ein in sich fertiges, sich selbst in allem Hauptsächlichen genügendes deutsches Wirthschaftsgebiet. Landwirthschaft und Industrie arbeiten für das

Bedürfniß des „inneren Marktes“, des deutschen Volkes. Profithunger und Freßkrankheit dürften wohl im Sinne Kautsky's als die Leiden des industriellen und kapitalistischen Deutschlands bezeichnet werden, während das sozialistische Deutschland im Zustand guten Appetits und gesunder Sättigung sich befinden wird. Als gesättigt — „saturirt“ — bezeichneten und bezeichnen aber auch die agrarischen Elemente Deutschland, die von der Weltpolitik nicht allzuviel wissen wollen. Es ist verblüffend, wie gar wenig Kautskys Deduktion und Resultat sich von den vielbesprochenen Ausführungen Oldenbergs auf dem Leipziger evangelisch-sozialen Kongreß unterscheiden, einerseits wenigstens. Es giebt allerdings auch ein „andererseits“. Kautsky nimmt eine kommunistische Wirthschaftsform an. Eine Begründung für deren Möglichkeit und Nothwendigkeit giebt er allerdings mit keiner Zeile. Im Marx'schen System wird dieser Kommunismus einer Weltrepublik auf ziemlich komplizirte dialektische Weise aus dem Widerspiel von Produktionsverhältnissen und Produktivkräften entwickelt. Diese Entwicklung ist das naturnothwendige, wie von selbst vor sich gehende Resultat eines in der Wirthschafts- und Weltentwicklung sich geltend machenden „immanenten“ Kräftespiels. Kautsky's kommunistisches Deutschland dagegen stammt aus dem freien und vernünftigen Willensentschluß einer zarten und schönen Seele, die vor dem Weltkrieg schaudert. Nun ist es überflüssig, über diese kommunistische Zukunftsmöglichkeit zu debattiren, da Kautsky einen wirklichen zwingenden Grund nicht beibringt und an jenen schönseligen und freien Willensentschluß der guten Deutschen doch wirklich Niemand zu glauben braucht. Auch die Agrarier haben das gar nicht nöthig. Oertel, der ja auch Dichter ist, kann ja wohl für jene Kautskyische Schönseligkeit ein paar freundliche Worte finden und sich im Uebrigen an die andere Seite halten, die für die Gegenwart in Betracht kommt. Und da kann es denn keinem Zweifel unterliegen, daß der Theoretiker der Sozialdemokratie unfreiwilliger Mitarbeiter der „Deutschen Tageszeitung“ geworden ist.

Mit Bewußtsein und in praktischer und taktischer Beziehung ist Kautsky wie überhaupt die Sozialdemokratie natürlich den preußischen Agrariern, den „Junkern“, todtfeind. Es läßt sich auch auf den ersten Blick gar nicht verkennen, daß die meisten Ausführungen der Kautskyschen Schrift scharf gegen agrarischen und großindustriellen Kapitalismus gerichtet sind. Kautsky ist aus innerstem Herzen Freihändler. Damit ist aber nicht gesagt, daß nun auch die sozialdemokratische Partei in ihrer Gesammtheit freihändlerisch gesinnt sei. Ihr Stuttgarter Parteitag hat klar gezeigt, daß schutzzöllnerische Neigungen und Strömungen auch hier vorhanden sind. Kautsky wollte in einer Resolution schlankweg festgelegt haben, „daß die deutsche Industrie weit genug entwickelt ist, um den Zollschutz entrathen zu können.“ Angenommen wurde eine Fassung, die besagt, „daß die deutsche Industrie im Allgemeinen weit genug entwickelt ist — — —“.

Schippel, der beste sozialdemokratische Kenner volkswirthschaftlicher Verhältnisse, verlangte, daß die industrielle Arbeiterschaft sich nicht immer nur auf den Standpunkt des Konsumenten, sondern auch auf den des Produzenten stelle, betonte, daß sie von hier aus Interesse an dem Wohlergehen und der Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte habe, und gab die Möglichkeit zu, die Industrie auch weiterhin durch Zölle schützen zu müssen: „Die freisinnige Agitation gegen die Zölle geht einfach vom Standpunkte des Konsumenten aus; da zeigt es sich gerade, daß wir, wenn wir unseren Klassenstandpunkt bewahren wollen, sehr häufig genöthigt sein werden, viel weiter rechts zu stehen, als die abgebröckelten Elemente aus der bürgerlichen Gesellschaft .... Die freisinnigen Spießbürger, die freisinnigen Philister sind die Kerntruppen des Freihandels bei uns und werden es sein. Die Arbeiter aber sind nicht reine Konsumenten, sie sind gewissermassen Mitantheilshaber an jeder, wenn zunächst auch künstlich beförderten Erweiterung der Großproduktion. Das Endziel, die höhere Entwicklung unserer Industrie, ist uns Alles. Das bißchen Preisbewegung und Preiserhöhung kann für uns nichts bedeuten. Also nicht als Konsumenten haben die Arbeiter darüber zu urtheilen, sondern als Theilnehmer an dem heutigen Produktionsorganismus ... Den Kampf um den Freihandel für die Industrie zu führen, dazu sind wir nicht die Leute, das muß aus unserer Industrie selbst herauswachsen." Wenn auch nicht prinzipiell gegen Industriezölle, so doch gegen die Lebensmittelzölle spricht sich Schippel in seinem einleitenden Referat aus. Hier meint Kautsky bei seiner Entgegnung mit besonders schlau ersonnener Taktik eingreifen zu müssen: „Es wäre ungeheuerlich, daß der Landwirthschaft der Zollschutz genommen und der deutschen Industrie, die mit der englischen konkurriren kann, der Zollschutz gewährt werden sollte .... Wenn wir der Landwirthschaft den Zollschutz verweigern, dürfen wir ihn der Industrie nicht gewähren .... Wollten wir heute die Lebensmittelzölle aufheben und die Industriezölle bestehen lassen, so würden wir die Landwirthschaft schwer belasten und unsere Stellung auf dem Lande verschlechtern." Daß ein Sozialdemokrat gar die Berechtigung von Lebenmittelzöllen anerkennen könnte, hat sich Kautsky während seiner Ausführungen sicherlich nicht gedacht. Und doch versteht sich Schippel in seinem Schlußwort zu solcher Anerkennung: „Wann werden wir denn die Lebensmittelzölle los werden? Etwa, wenn die agrarische Krisis so weiter geht? Nein! Ueberschätzen wir doch nicht die Macht der Industrie! Wir werden die Kornzölle erst los werden, wenn wir lange Jahre hohe Getreidepreise gehabt haben, und wenn dann die Zölle fallen, dann ist die Landwirthschaft nicht verloren, denn dann werden andere Konkurrenzverhältnisse für Getreide auf dem Weltmarkt sein." Ob wohl die konservative und agrarische Presse auch gegenüber solcher Aeußerung jeden Entwickelungs- und Umbildungsprozeß in der Sozialdemokratie zu verkennen und bestreiten vermag?

Aus allem oben Dargelegten geht hervor, daß die Sozialdemokratie eine einheitliche und geschlossene Stellung in Zollfragen garnicht einnehmen kann. Ihre Widerstandskraft gegenüber den Hochschutzzöllnern ist nicht allzu hoch einzuschätzen. Es ist leicht, einen zur Zollpolitik redenden Sozialdemokraten abzuthun. Denn dieser kann keine wesentliche Behauptung aufstellen, der nicht eine gegentheilige Behauptung eines seiner Parteigenossen gegenüberzustellen wäre. Die Sozialdemokratie ermangelt in den bevorstehenden und zum Theil schon stattfindenden wirthschaftspolitischen Kämpfen der Aktionsfähigkeit. Das zeigt sich auch deutlich an der lauen und stimmungslosen Agitation, und es verräth sich ebenso in den durch und durch zwiespältigen Ausführungen der Kautsky'schen Broschüre, die sich vergeblich bemüht, Klarheit und Ordnung in die Lage hineinzubringen.

19. 4. 01. Max Lorenz.

Das heilige Rußland.

Es giebt heute viele Fragen, deren Entwicklung auch der beste Kenner schlechterdings nicht vorauszusehen vermag. Von allen aber die größte, wichtigste und dunkelste ist Rußland. Daß in England oder Frankreich große Wandlungen bevorstehen, ist gewiß nicht anzunehmen; die Rückwirkung, die der Imperialismus auf die Vereinigten Staaten ausüben wird, steht noch in weitem Felde; daß Oesterreich, so stark bewegt es ist, demnächst zerfallen werde, ist eine Faselei; in China oder der Türkei ist wohl ein ungeheurer Zersetzungs- und Umbildungsprozeß im Gange, aber er wird sich langsam, ganz langsam vollziehen. Das große Räthsel der Gegenwart ist und bleibt Rußland. Welche Stärke haben hier in Wahrheit die zentrifugalen Kräfte? Handelt es sich, wenn einmal wieder eine plötzliche Explosion das offizielle Rußland und die Welt erschreckt, um das leise Zittern einer großen Gallertmasse, die zugleich zu weich und zu massig ist, um auch durch die stärkste Gewalt wirklich auseinandergetrieben zu werden, oder ist es das Krachen, das den Einsturz eines ungeheuren Steinbaues ankündigt?

Es sind in jüngster Zeit viele Betrachtungen angestellt worden über die Härte des russischen Despotismus, die Bornirtheit der Regierungsgrundsätze, die Tyrannei des Tschinownikthums, die Mißhandlung der nach einem Tropfen Freiheit dürstenden Studenten, die Unterdrückung der gebildetsten Volksstämme, der Deutschen und Finländer. Aber bis zur Wurzel des Uebels steigt man selten hinab. Der Zar ist Autokrat — liegt es etwa an seinem bösen Willen, daß er seinem Volke nicht mehr Freiheit gönnt? Niemand spricht auch nur diesen Verdacht aus: Nikolaus II. steht allgemein im Ruf, eine durchaus gutartige Persönlichkeit zu sein. Ist er zu schwach, seinen Willen gegen den passiven Widerstand des Beamten-

thums oder seiner Umgebung durchzusetzen? Auch diese Beschuldigung ist eigentlich noch nirgends erhoben. Man wundert sich wohl, aber man nimmt es als etwas Gegebenes hin, daß dieser mächtigste Herrscher thatsächlich unfrei ist und nicht kann, wie er vielleicht möchte. Aber warum kann er nicht? In Preußen war die Monarchie so absolut wie je in Rußland, und Preußen ist dennoch ein konstitutioneller Staat geworden. Freilich nicht ohne die Krisis einer revolutionären Erschütterung durchzumachen, aber die Ansicht ist weit verbreitet, daß diese Revolution im Grunde gar nicht nöthig gewesen sei. Dem sei nun wie ihm wolle, die Frage ist: Kann man sich vorstellen, daß Rußland, sei es nun ohne oder mit Gewaltsamkeit, jemals in einen Zustand verfassungsmäßiger bürgerlicher Freiheit übergeht? Das ist es doch, was in Rußland heute begehrt wird, worin die Literatur unter der Führung von Tolstoi, Studenten und Professoren an den Universitäten und die von modernen Ideen berührte Arbeiterschaft in den Städten übereinstimmen. Kann es nicht gewährt werden? Wird es niemals gewährt werden? Welche Wirkungen würden davon für Rußland und die Welt ausgehen? Wir wollen uns nicht herausnehmen, solche Fragen für alle Zeit zu beantworten. Aber wir können suchen, die Eigenschaften zu charakterisiren, durch die Rußland von allen Staaten und Völkern des Westens sich so fundamental unterscheidet; festzustellen, weshalb die Frage in Rußland nicht einfach nach der Analogie des Westens beantwortet werden kann und wie die jüngsten Unruhen zu erklären sind.

Das Leben Rußlands wird von einem Gegensatz beherrscht, der uns eigentlichen Europäern, den germanisch-romanischen Völkern, gänzlich fremd ist, das ist der Gegensatz zwischen dem eingeborenen nationalen Wesen und der aus der Fremde eingeführten Kultur. Es ist den Russen gelungen, von dieser Kultur und ihrer Bildung ziemlich viel in sich aufzunehmen, aber die beiden Mächte vertragen sich nicht miteinander.

Der Kampf, der heute so gräßlich mit der Ermordung des Unterrichtsministers eingesetzt hat, hat seinen Anlaß von der schlechthin unerträglichen Knechtung des akademischen Lebens an den Universitäten genommen. Man kann sich in Deutschland kaum einen Begriff von der Niederträchtigkeit dieses Systems der akademischen Polizei in Rußland machen. Während es die Bestimmung der Hochschulen einer zivilisirten Nation ist, die Jugend der oberen Klassen auf die freien Höhen der wissenschaftlichen Forschung zu führen und sie in dieser reinen Luft mit dem für den freien Blick nirgends beschränkten Horizont zu erziehen, sind die russischen Universitäten aufs Sorgsamste darauf zugeschnitten, daß der Student nur das lernt, was ihm fürs Examen und fürs zukünftige Amt nützlich und brauchbar ist. Es wird ihm vorgeschrieben, welche Universität er beziehen und welche Vorlesungen er in jedem Semester hören soll, und es ist ihm verboten, andere zu hören. Durch fortwährende Examina hält man ihn auf diesem Wege fest. Der freie Verkehr unter den Studenten, die zwanglose Ver-

einigung, ist verboten, und die Polizeibeamten sind unausgesetzt unterwegs, um nicht nur das akademische Verhalten der Studirenden, sondern selbst das Leben in ihren Stuben und die wechselseitigen Besuche zu kontroliren. Um die Kontrole zu erleichtern, muß der Student, der in Deutschland der freie Bursch auch unter dem Absolutismus war, Uniform tragen. Jeder Versuch eines Widerstrebens gegen diese Einschnürung wird mit barbarischen Strafen, selbst mit der zwangsweisen Einstellung in die Armee bestraft. Nicht zu freier, geistiger Bildung, sondern allein zu praktischem Dienst im Amt und zum Gehorsam soll die russische Jugend erzogen werden.

Aber die Härte ist bis zu einem Punkt getrieben worden, wo ihre eigenen Träger keinen Gefallen mehr an ihr fanden. Der Verzweiflungsschrei der gemarterten Jugend erreichte das Ohr des Zaren, und Kaiser Nicolaus hat in dem 79jährigen ehemaligen Kriegsminister Wannowski jetzt einen Mann an die Spitze des Unterrichts gestellt, von dem man erwartet, daß er den Anforderungen der Humanität und einer verständigen Freiheit einigermaßen entgegenkommen werde. Wohin aber wird das führen?

Ist es denkbar, daß man in Rußland akademische Freiheit hat, ohne die Aufhebung der Censur zu fordern? Und muß eine freie Presse nicht freies Vereins- und Versammlungsrecht fordern? Und ergiebt das freie Vereinsrecht nicht ganz von selbst die Religionsfreiheit? Und kann ein derartig sich frei bewegendes Volk bestehen, ohne eine konstitutionelle Verfassung zu fordern?

Daß zuletzt ein Ausgleich zwischen allen diesen Forderungen der Freiheit und einer starken monarchischen Autorität praktisch gefunden werden kann, beweist das konstitutionelle Leben in Deutschland. Warum soll es in Rußland unmöglich sein? Wir sehen ab von den unlösbaren Schwierigkeiten, die die unterjochten Völker im russischen Reich, sowohl die höher gebildeten, die Finländer, Deutschen und Polen, wie die barbarischen im Kaukasus und fernen Osten, dabei machen würden; wir bleiben bei dem eigentlichen Russenthum. Das Deutsche Reich blüht und gedeiht mit seiner konstitutionellen Verfassung, weil die Ideen eines freiheitlichen politischen und geistigen Lebens aus unserer Natur selber erwachsen, bei uns heimisch sind, mit unserem ganzen Wesen in Harmonie stehen. Dem Russenthum sind alle diese Ideen fremd, sie sind importirt. In dem Augenblick, wo sie die Oberhand gewinnen, verliert das Russenthum selbst seinen Werth. Der gebildete Deutsche kann nicht nur ein nationaler Enthusiast sein, sondern ist auch thatsächlich meistens ein national gesinnter Mann, denn der nationale Gedanke umschließt bei ihm zugleich alles das, was ihm menschlich werthvoll ist. Wer Deutschland vertheidigt, vertheidigt das Land und Erbe Luther's, die Bildung Goethe's, den hohen Sinn Schiller's, den Geist Lessing's, die Weisheit Kant's und Hegel's, die Seele Bach's, Händel's und Beethoven's, eine unendliche Summe exakter,

wissenschaftlicher Forschung und künstlerischer Gestaltung, die unser Volk hervorgebracht hat und nur dieses Volk hervorbringen konnte. Damit der nationale Gedanke einen Werth habe, muß die Nation einen Werth haben. Welchen Werth hat die russische Nation? Kann ein Mann, der Goethescher Bildung nachstrebt, eifriger Russe sein? Er kann Engländer, er kann Franzose, er kann Italiener sein, denn er kann hoffen, die verwandten Ideen, die in diesen Völkern leben, nach dieser Richtung fortzubilden. Er kann wünschen, in den besonderen Begabungen und Anlagen seines Volkes eine schöne und werthvolle Ergänzung dazu zu erzeugen und zu erhalten. Aber ein nationaler Vorkämpfer des Russenthums kann ein europäisch gebildeter Mann nicht sein.

Das Wesen des Russenthums ist die schweigende Unterwerfung unter den Selbstherrscher. Der Selbstherrscher braucht nicht gerade ein Romanoff zu sein, wie bei uns der König ein Hohenzoller. Den Russen ist diese persönliche Verbindung mit ihrer Dynastie, wie sie den germanischen Völkern eigen ist, fremd. Nur aus praktischen Gründen ist die Krone erblich. Aber ihr Inhaber darf nicht beschränkt werden. Er muß Selbstherrscher sein. Er ist nicht nur Herr des Staates, sondern auch der Kirche. Das russische Volk ist das rechtgläubige. Darum ist Rußland das heilige. Hieran kann nichts geändert werden, sonst würde ja Rußland aufhören, das heilige zu sein. Wie das deutsche, englische und französische Nationalgefühl beruht auf dem Bewußtsein von der in den Jahrhunderten bewährten Tüchtigkeit, von dem in zahllosen großen Männern geoffenbarten Genius des Volkes, so beruht das russische Nationalbewußtsein auf der Vorstellung, daß das russische Volk und allein dieses Volk den rechten Glauben habe. Volk, Kirche und Staat sind eins. Nur diese höhere Einheit bedeutet etwas und hat in der Geschichte etwas geleistet. Individuen, große Persönlichkeiten, große Geistesthaten hat dieses Volk nicht hervorgebracht, oder wenn es sie hervorgebracht hat, so sind sie nicht als Söhne und Jünger, sondern als Gegner und Bekämpfer des heiligen Rußland groß geworden.

Das Verhältniß des Staates zur Kirche ist das eigentliche Grundelement des russischen Wesens.

Die meisten unmittelbaren Beobachter, die nach Rußland reisen oder in Rußland leben oder die russische Literatur studiren, sprechen nicht viel von der russischen Kirche, oder widersprechen sogar direkt, wenn man behauptet, daß die Kirche der eigentliche Sitz des Uebels sei. Thatsächlich wird das auch nur an wenigen Stellen sichtbar. Die russische Kirche ist so versteinert, so geist- und leblos, so sehr auf bloßen Kultus und Aberglauben reduzirt, so sehr verachtet von allen Gebildeten, so wenig aktiv im Kampf oder eifrig in der Verfolgung ihrer Gegner, es wird in den politischen Erwägungen, in der Unterhaltung und in der Presse so wenig auf sie Rücksicht genommen, daß man meinen sollte, ihre

Bedeutung erschöpfe sich in ihrem pompösen äußeren Auftreten, sie bilde nur eine Dekoration des russischen Lebens und keine Macht des Widerstandes gegen neue Ideen. Aber der historisch gebildete Blick, der in die Tiefe dringt, erkennt bald, daß es ganz anders ist.

Grade weil die Kirche so abergläubisch, so verdummt, so leblos ist, deshalb ist sie das letzte und wahre Hinderniß, daß sich Rußland europäisire. Sie ist schlechterdings außer Stande, sich selbst zu vertheidigen, sobald die freie Diskussion gestattet wird. Sie wird nur zusammengehalten durch die Polizei und das Gesetz, das den Austritt aus ihr und die Bildung freier Religionsgemeinschaften verbietet. Sie muß verwehen wie ein Aschenhaufen, sobald der Luftzug eines öffentlichen Lebens sie ergreift: was aber ist Rußland dem Russen, wenn es nicht mehr das heilige ist?

Rußland kann keine bürgerliche Freiheit haben, denn die Freiheit ist nach russischem Begriff nicht ein hohes Ideal, sondern sie ist gleichbedeutend mit Auflehnung, Entfesselung der Selbstsucht, Anarchie. Sie ist nichts Russisches, sondern ein Erzeugniß des Rußland grundentgegengesetzten Westens.

Rußland kann keine konstitutionelle Volksvertretung haben, denn wer sie will, will nicht mehr Rußland, ist nicht mehr Russe, sondern Europäer. Die Parlamente von Washington wie von London, von Paris wie Berlin erkennen als ihr höchstes Gesetz die Wohlfahrt ihres Landes. Ein Parlament in Petersburg muß entweder in der Idee des heiligen Rußland leben, dann muß es sich selbst wieder aufheben: oder es liebt Freiheit und Bildung, dann muß es Rußland hassen.

Es giebt nur ein einziges russisches Ideal, das ist die Ausdehnung der Herrschaft des rechtgläubigen Volkes, die Vereinigung mit den großen Völkern Asiens, die wie die Russen die Unterwerfung unter die Staatsautorität, das Selbstherrscherthum als den Inbegriff menschlicher Vollkommenheit ansehen. Die „Preuß. Jahrb." haben in den letzten Jahren eine Reihe von Beiträgen gebracht, in denen verschiedene Federn die grotesken Formen dieses neubelebten russischen Nationalbewußtseins, wie die Unermeßlichkeit seiner Ansprüche und seines Ehrgeizes gezeichnet haben.*) China wie Indien werden als Glieder des zukünftigen großen russischen Mutterreichs in Anspruch genommen: Persien gehört selbstverständlich dazu,

*) Ich verweise auf die Artikel „Rußland und China" von A. Schmidt, Bd. 102, S. 355; „Rußlands Hand über Asien" von P. Rohrbach, Bd. 96, S. 531, und namentlich auf den grundlegenden Aufsatz „Die russische Kirche" von Paul Jrgen, Bd. 71, S. 273. Gegen den letzteren Aufsatz hat der russische Propst Maltzew in Berlin lauten Protest erhoben, da er das Wesen der russischen Kirche auf das Dogma zurückführe, während sich dies doch von dem der alten Kirche nicht unterscheide. Der Protest ist insofern berechtigt, als die griechische Kirche sich äußerlich dem katholischen Dogma unterworfen hat. Das hat Jrgen aber auch gar nicht bestritten, sondern nur den trotz der dogmatischen Korrektheit in der griechischen Kirche fortlebenden Geist des Monophysitismus gemeint, der das thatkräftige, aktive Christenthum in Quietismus verwandle.



während die europäische Türkei, auf die so lange die begehrlichen Blicke gerichtet waren, jetzt ganz zurückgetreten ist.

Aber eben indem Rußland sich anschickt, die eisernen Arme, seine Schienenstränge als Vorfühler in diese Fernen vorzuschieben, entsteht jene Bewegung im Innern, die alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wird es mit den Attentaten, die die getretene Menschenwürde an den Gewalthabern rächen wollen, so fortgehen? Das alte heilige Rußland der Muschiks, Tschinowniks und Popen, der tapferen Soldaten und schlauen Diplomaten erfährt plötzlich, daß es nicht ungestraft so viel von den Errungenschaften des klugen Westens in sich aufgenommen, daß es ihm nicht gelungen ist, nur die Früchte zu ernten, den Geist aber, der sie hervorgebracht, wieder zu ersticken, daß mit einem Wort mitten in Rußland ein Gegen-Rußland lebt, das sich nicht länger in die Tiefe bannen läßt, sondern zum Licht dringt. Es zeigt sich, daß es in Rußland zahllose Staatsbürger giebt, die sich in dem Gedanken der zukünftigen Weltherrschaft des heiligen Rußland nicht befriedigt fühlen, sondern Freiheit fordern. Indem man sie von den Kosaken peitschen läßt, antworten sie mit Attentaten.

Die exklusive Herrschaft des Staatsgedankens hat in Rußland ihren Gegenpol hervorgebracht: die völlige Leugnung des Rechts des Staates, den absoluten Individualismus, den Anarchismus, Nihilismus. Reformiren läßt sich der russische Staat nicht, er läßt sich nur vernichten. In Leo Tolstoi hat dieser Nihilismus einen mächtigen Propheten gefunden. Wie soll ein Staat bestehen, wenn seine gebildete Jugend von solchen Ideen ergriffen wird? Schon beginnen die Regierenden den Glauben an sich selbst zu verlieren: sie wagen es nicht, die Strafgesetze gegen den Propheten in Anwendung zu bringen, und haben sich begnügt, die Exkommunikation über den Ketzer aussprechen zu lassen. Wie rathlos muß man schon in Petersburg sein, daß man auf ein solches Auskunftsmittel verfallen ist! Statt sich schrecken zu lassen durch diesen Bannstrahl, hat die gebildete Welt Rußlands dem greisen Dichter ihre Sympathiebezeugungen zu Füßen gelegt.

Sind nun aber solche Bewegungen, mit welcher Leidenschaft sie auch hervortreten, stark genug, den russischen Koloß wirklich in Schwingung zu versetzen, etwa so sehr, daß es auch in der auswärtigen Haltung bemerkbar wird? Dies ist die große Frage, die Entscheidung, von der mehr als von jeder anderen die Zukunft nicht nur Rußlands, sondern aller Völker der Erde abhängt.

Auf den ersten Blick wird man allerwärts geneigt sein, eine schlechthin verneinende Antwort zu geben. Rußland hat unter der reaktionären, moskowitischen Regierung Alexanders III. so offenbare Fortschritte gemacht — es hat sich wirthschaftlich gehoben, Eisenbahnen gebaut, die Valuta hergestellt, seinen Kredit gefestigt, einen großen Goldschatz gesammelt —, daß man der spezifisch russischen Staatsidee eine große innere

Kraft nicht absprechen kann. Ja es hat sogar den Anschein, daß unter der Belebung der Idee von der Größe und der Mission des heiligen Rußland in der letzten Generation eine moralische Stärkung im russischen Volkscharakter sich vollzogen habe: die Korruption im Beamtenthum, über die früher ständig geklagt wurde, scheint abgenommen zu haben. Was kann die Verzweiflung einiger nach Freiheit dürstenden Gebildeten gegen ein solches Staatswesen, das, so bösartig es sein mag, doch keineswegs bloß vegetirt, sondern sich fortschreitend entwickelt, machen? Ich will keineswegs etwas Sicheres behaupten, aber so ganz unmöglich scheint es mir denn doch nicht, daß sie etwas früher oder später Erfolg haben. Man darf nicht vergessen, daß eben die Gebildeten, die die Reform fordern, zugleich ein wesentlicher Theil der Regierenden sind. Am Hof, in der Generalität, im hohen Beamtenthum haben doch bei Weitem die Meisten eine mehr oder weniger europäische Erziehung genossen und können sich gegen die Kraft der europäischen Ideen nicht völlig verschließen. Eine russische Bildung giebt es ja überhaupt nicht, sondern nur einen russischen Mystizismus und Fanatismus. Hieraus entspringt eine innere Unsicherheit in der Regierung, die zu wunderbaren Deklinationen führen kann.

Dunkler, aber vielleicht noch stärker ist ein anderes Element. Graf Leo Tolstoi hat einen „Aufruf an die Menschheit" erlassen*), der zunächst einen sehr faden Eindruck macht, da die Feindschaft gegen den russischen Staat als Feindschaft gegen den Staat überhaupt auftritt, was einem Deutschen als Mangel an philosophischer Bildung erscheint. Aber zuletzt nimmt das Schriftchen eine sehr konkrete und spezifisch russische Wendung. Tolstoi hat Menschenverstand genug, um zu sehen, daß der russische Staat auf seiner Armee beruht und daß diese Armee durch eine Disziplin zusammengehalten wird, die auf keine Weise zu erschüttern ist. Dennoch findet er eine Stelle, wo er den Hebel einsetzen will, um dieses verruchte Staatswesen umzustürzen. Er will eine Agitation entfalten, daß die jungen Männer sich in Masse weigern sollen, in die Armee einzutreten und das Gewehr in die Hand zu nehmen. Weshalb sind die Sozialdemokraten in Deutschland nicht schon lange auf diese Idee verfallen? Wir stellen jährlich über 250 000 Rekruten ein; wenn von diesen nur 30 000 oder 40 000 oder gar 100 000 den Dienst verweigerten, so wäre das Deutsche Reich so gut wie aufgelöst; solche Massen kann man nicht mehr strafen und zwingen. Aber kein Mensch in Deutschland denkt auch nur an diese Möglichkeit. Ehedem wurden die Liberalen, dann die Ultramontanen, heute werden die Sozialdemokraten beschuldigt, kosmopolitisch und antistaatlich gesinnt zu sein. In Wahrheit ist in der Wählerschaft selbst der Sozialdemokraten viel zu viel deutsch-nationaler Sinn, um die Möglichkeit eines Militär-Streiks auch nur ins Auge zu fassen. Aber in Rußland steht es anders. In Rußland würden die Träger einer solchen Bewegung nicht

*) Verlag der deutschen Uebersetzung bei Eugen Diederichs, Leipzig.

die politischen Parteien, sondern die Sekten sein, und die Sekten haben in Rußland eine unheimliche und gar nicht abzuschätzende Größe und Gewalt. Die geistige Richtigkeit der Staatskirche treibt alle wahre Religiosität immer mehr zu eigenen Bildungen. Es ist nicht abzusehen, wie weit das führen würde, sobald einmal das Wort: Religionsfreiheit in Rußland ausgesprochen wird. Hier haben wir die verhängnißvolle Kehrseite des russischen Nationalgedankens. Dieser Nationalgedanke beruht auf der Einheit von Volk und Kirche, auf der Rechtgläubigkeit: Wer sich von der Kirche trennt, hat sich damit auch dem Ideal der Nation entfremdet; nur noch ein Schritt, und er steht ihm feindlich gegenüber. Die allgemeine Wehrpflicht beruht darauf, daß die ungeheure Mehrheit des Volkes sich thatsächlich mit dem Staate eins fühlt, ihn so hoch werthet, daß sie es als Pflicht empfindet, das Leben für ihn einzusetzen. Für den rechtgläubigen Russen, dem Rußland das heilige ist, hat der Zaren-Staat diesen Werth. Für den russischen Sektirer ist das heilige Rußland die Synagoge des Satans.

So ist das russische Leben in einen verhängnißvollen Zirkel eingeschlossen. Bleibt Rußland das mit der Staatkirche identische, so bleibt es der Todfeind jeder höheren geistigen Bildung, jedes Strebens zu wahrer Menschlichkeit und wahrer Menschenwürde. Die Idee der „Selbstherrschaft" und der Unterordnung unter die Autorität erstickt jede andere. Löst sich der russische Staat von seiner Verbindung mit der russischen Kirche, so hat er sein eigenes Wesen aufgehoben, so hat er keinen Existenzgrund, keine Existenzberechtigung, keinen Inhalt mehr. Der Widerspruch der Ideen in diesem Reich ist unausgleichbar; nichts Fruchtbares kann aus dieser unnatürlichen Vereinigung hervorgehen, nur ein Wechsel zwischen Lethargie und Krämpfen. Aber ob die Krämpfe diesen robusten Körper wirklich einmal zerreißen und tödten werden, wer vermag es zu sagen?

* * *

Innere Politik. Krisis oder Kompromiß?

Wir bringen in diesem Heft einen Aufsatz des Führers der Freikonservativen Partei, des Abgeordneten Freiherrn von Zedlitz über die Kanalfrage, aus dem man wohl ein ganzes politisches Programm entnehmen kann. Herr von Zedlitz bleibt dabei, daß der Mittellandkanal an sich ein berechtigtes wirthschaftliches Unternehmen nicht sei. Aber zwei indirekte Gründe sprechen dennoch für die Bewilligung. Einmal muß der Kanal mittelbar eine allgemeine Herabsetzung der Gütertarife auch auf den Eisenbahnen erzwingen, die die Fiskalität unserer Verwaltung sonst vielleicht noch lange nicht zugestehen würde. Zweitens ist das politische Moment, die Einigkeit unter den maßgebenden Faktoren unseres Staatslebens, die jetzt stark gefährdet ist und durch die Bewilligung wieder hergestellt würde, von höchstem Werth. Die Last des an sich unwirthschaftlichen Kanales wäre zu ertragen, da die zu erwartende Steigerung unserer Eisenbahn-

einnahmen so groß ist, daß man das Manko damit decken kann. Als Bedingung der Bewilligung stellt Herr von Zedlitz die Forderung, daß vorher die Neuordnung unseres Zollwesens in agrarischem Sinne erledigt werde, da nur hierdurch die Stetigkeit und Sicherheit unserer wirthschaftlichen Entwickelung gewährleistet werde, die das große Experiment des Kanalbaues ermögliche.

Die Leser dieser Jahrbücher werden im Stande sein, ohne Schwierigkeit aus unserer bisherigen Haltung zu entnehmen, wie wir selbst uns zu diesem Programm stellen. Daß das Hauptkanalstück von der Ems zur Elbe ein wirthschaftlich verfehltes Unternehmen ist, hat unser verstorbener Paul Voigt einst in diesen Jahrbüchern einleuchtend dargethan, und ich habe nicht gefunden, daß die Kanalfreunde seitdem irgend etwas vorgebracht hätten, was diese Anschauung widerlegen könnte. Wo natürliche Wasserrinnen vorhanden sind, die ohne gar zu große Kosten fahrbar gemacht werden können, bieten die Wasserstraßen eine höchst werthvolle Ergänzung des Eisenbahntransports. Wenn es sich aber darum handelt, ganz neue Wege anzulegen, so sind die Eisenbahnen unzweifelhaft das in jeder Beziehung vorzuziehende Instrument.

Dennoch würde auch ich mich dem Zedlitz'schen Programm gern, wenn schon nicht grade mit Begeisterung anschließen, wenn ich es für durchführbar hielte. Aber ich halte es nicht für durchführbar. Seine große Tugend ist die Erhaltung der Harmonie unter den Mächten, die bisher in Deutschland maßgebend gewesen sind und unter deren Herrschaft wir uns zuletzt doch ganz gut befinden. Freilich sind wir ja fortwährend in der Gefahr, dabei in reaktionäre und scharfmacherische Velleitäten zu verfallen. Aber der gute Genius unseres Volkes hat sich bisher stark genug gezeigt, solche Attacken immer wieder zurückzuschlagen und würde es auch ferner thun. Der Goethe-Bund, der ja glücklicher Weise zur Zeit nichts zu thun hat, würde sofort mobil machen, und seine Hilfstruppen sind sehr stark. Vor der Reaktion fürchte ich mich also nicht so sehr und würde in Kauf nehmen, was davon vielleicht doch durchdringt, wenn sich dadurch die große und gefährliche Krisis vermeiden ließe, der wir entgegengehen, indem der Bund zwischen der Regierung und den Konservativen definitiv gesprengt wird. Das Argument, daß eine Erhöhung unserer Agrarzölle unsere wirthschaftliche Entwickelung sichere, kann ich mir nicht zu eigen machen. Wenn ich trotzdem auch meinerseits für die Erhöhung unserer Agrarzölle eintrete, so geschieht auch das nur aus politischen Erwägungen heraus. Ich halte es für richtig, unseren Großgrundbesitzerstand sozial möglichst zu stärken, den Agrariern für ihre wackere Haltung in der Flottenfrage Erkenntlichkeit zu zeigen und überhaupt, da so lange Herr Richter lebt, unsere Linke politisch unbrauchbar bleiben wird, das Verhältniß der Regierung zur Rechten aufrecht zu erhalten.

So wäre mir also das Zedlitz'sche Programm schon ganz recht, aber

— es ist nicht durchführbar. Schon die Bedingung: erst die Zölle, dann der Kanal, dürfte beim Kaiser kaum auf Annahme rechnen können. Vielleicht schlägt Jemand vor, die Sache umzukehren: erst der Kanal und dann die Zölle. Der Vorschlag ist sehr gut, da er nämlich die wahre Schwierigkeit unserer Situation an's Licht bringt, denn die Umkehrung ist deshalb unmöglich, weil die Regierung damit mehr versprechen würde, als sie vielleicht halten kann; die große Frage ist ja: nicht ob unsere Regierung die Zollerhöhung will, sondern ob die russische und andere Regierungen auf dieser Basis Handelsverträge abschließen werden. Ohne Handelsverträge können wir nicht mehr leben. Wenn hier keine Einigung erzielt wird, reißt die Kette des Kompromiß-Programms auseinander. Vielleicht giebt es andere Ringe, die man einlegen kann, um sie wieder zusammen zu schmieden; auf dies und jenes Material, was dafür verwendbar wäre, haben wir schon früher in diesen Heften hingedeutet und es giebt noch mehr. Wenn man auf der einen Seite auf den Mittelland-Kanal verzichtete, auf der andern Seite auf die Erhöhung der Getreidezölle und dafür andere Bonifikationen für die Landwirthschaft fände, so wäre das, rein wirthschaftlich betrachtet, gewiß das Allerbeste, und auch für die großen zu erwartenden Eisenbahn-Ueberschüsse würde man Verwendung schon finden. Aber Erörterungen über das Was und Wie dieser Kombinationen würden zur Zeit rein akademischer Natur sein. Vielleicht gelingt es doch noch auf der von Herrn v. Zedlitz vorgeschlagenen Basis das System unserer inneren Politik zu rekonstruiren, und da wir mit diesem Ergebniß nicht unzufrieden sein würden, so brauchen wir ja auch andere Möglichkeiten vorläufig nicht zu erwägen.

21. 4. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Biernacki, E. — Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Deutsch von Dr. S. Ebel. Geh. M. 1,—, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Bode, Dr. Wilh. — Das staatliche Verbot des Getränkehandels in Amerika. 80 Pf. Weimar, W. Bode's Verlag.

Bode, Dr. Wilh. — Das Gothenburgische System in Schweden. 80 Pf. Weimar, W. Bode's Verlag.

Büttgenbach, K. — Abschaffung der „Recht"schreibe-Lehre. 50 Pf. Aachen, Otto Müller.

Darmstaedter, Paul. — Das Grossherzogthum Frankfurt. 8°. (XI 413 S.) Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Davis, Gustav. — Staatsgrundlügen. Wien. Im Selbstverlag des Verfassers.

Droste, A. v. — Gedichte. M. 4.—. Leipzig. Eugen Diederichs.

Finnländische Rundschau, herausgegeben von Ernst Brausewetter. 4 Hefte jährlich, Preis des Jahrgangs M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Geucke, K. — Sebastian. Eine Tragödie. M. 3,—. Berlin, Hermann Walther.

Goldschmidt, Dr. L. — Kantkritik oder Kantstudium? M. 5,—. Gotha, E. F. Thienemann.

Grabowsky, Dr. N. — Die Lösung des Welträthsels. M. 1,—. Leipzig, Max Spohr.

Helm. — Volkslatein. Lateinisches Uebungsbuch zur ersten Einführung für Erwachsene. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Juncker, H. P. — La France. Revue mensuelle. Leipzig, G. B. Teubner.

Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky, oder wie das deutsche Volk dem Philosophen dankt, der vollendet hat, was Kant und Schopenhauer vergebens erstrebten. 50 Pf. Leipzig, Max Spohr.

Krauel, R. — Prinz Heinrich von Preussen in Paris während der Jahre 1784 und 1788—1789. (72 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Max. Krauss und **Ludw. Holthof.** — Zeitlexikon. Jedes Heft M. 1,—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Landsberg, Hans. — Herm. Sudermann. Berlin. Gose & Tetzlaff.
Laubert, Manfred. — Die Schlacht bei Kunersdorf. (131 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Lehmann-Russbült. — Weckruf an Deutschlands junge Geister. 30 Pf. Berlin-Schmargendorf, Verlag „Renaissance".
Loforte-Randi, A. — Umoristi. (344 S.) Palermo, Alberto Reber.
Mauthner. — Beiträge zu einer Kritik der Sprache. I. M. 12. . Stuttgart. J. G. Cotta.
Mayer, Adolf. — Gedanken über systematische Hungerkuren. (133 S.) - Forschung. 2 Theile. Augsburg. J. P. Himmer.
Mencik, Ferd. - Ein Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen über die Ertheilung des preussischen Königstitels. (20 S.) Wien. Gerold & Co.
Meyer, Richard. - Vierhundert Schlagworte. M. 2.—. Leipzig. B. G. Teubner.
Miranda, Rob. de l'Effort. Revue federale de litterature, de Sociologie et d'Art. Frcs. 1. Paris, Société Nouvelle de Librairie et d'Edition.
Natorp, P. — Was uns die Griechen sind. 60 Pf. Marburg, N. G. Elwert.
Neuchristenthum und reale Religion. Eine Streitschrift wider Harnack und Steudel von Dr. Julius Baumann. Bonn. Emil Strauss.
Niemann, Aug. — Zwei Frauen. Roman. M. 2.- . Dresden. E. Pierson.
Osterloh, Adele. — Das Märchen vom Glück. Schauspiel in vier Akten. M. 2, . Dresden. E. Pierson.
Pfordten, O. v. -- Werden und Wesen historischen Dramas. M. 3.- . Heidelberg, Carl Winter.
Protokolle der allgem. Missionskonferenz für die Arbeit der evang. Kirche an Israel. M. 1,50. Leipzig. J. C. Hinrichs.
Redlich, Dr. J. — Englische Lokalverwaltung. 8°. (XXII 835 S.) M. 20, . Leipzig, Duncker & Humblot.
Die Samoa-Inseln. Von Marinestabsarzt Dr. A. Krämer. Lief. 1. M. 4,—. Stuttgart, E. Schweizerbart.
Shakespeare's Macbeth. Tragödie in fünf Akten. M. 1.- . Stuttgart, J. G. Cotta.
Szczepanski, Paul v. - Spartanerjünglinge. M. 2,—. Leipzig, Georg Wigand.
Schroeder, Heinr. — Periculum in mora. (51 S.) Schalke i. W., F. Kannengiesser.
Schüler, Gustav. — Gedichte. M. 2.—. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance".
Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. Statistik des Jahres 1898 nebst Ergänzungen für frühere Jahre. Berlin, P. Stankiewicz.
Stavenhagen, W. — Aus der fortifikatorischen Vergangenheit von Paris. M. 2,—. Berlin, Richard Schröder vorm. Ed. Dörings Erben.
Stern, Dr. W. — Die allgemeinen Prinzipien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis. Berlin, Ferd. Dümmler.
Strindberg, A. — Vor höherer Instanz. Zwei Dramen. M. 3.—. Dresden, E. Pierson.
Teichert, Ad. — Auf den Spuren des Genius. Eine Dichtung aus Italien und dem Orient. M. 2.50. Berlin. Verlagsgesellschaft „Harmonie".
Thiébault, D. — Friedrich der Grosse und sein Hof. M. 9,—. Stuttgart. Robert Lutz.
Veröffentlichungen der Deutschen Akademischen Vereinigung zu Buenos Aires. I. Band IV. Heft. Julius Wolff. Normalmensch, Kulturmensch und Genie. Buenos Ayres, G. van Woerden & Co.
Volbehr, Th. — Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. M. 2,—. Leipzig, Eugen Diederichs.
Vorberg, Axel. — Der Zweikampf in Frankreich. (63 S.) Leipzig. C. L. Hirschfeld.
Wegener. — Das Verhältniss der Realschule und Mittelschule in Preussen. Leipzig, B. G. Teubner.
Wermbter, Dr. H. Die höhere Schullaufbahn in Preussen. Schalke. F. Kannengiesser.
Wolff, Dr. Karl. — Sozialer Geist. Sein Wesen und seine Entfaltung. 8°. (152 S.) M. 2.40. Mannheim, Ernst Aletter.
Wunderlich. — Der deutsche Satzbau. I. M. 9.—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Heft 12. Preis 60 Pf. Berlin, Wilhelm Süsserott.
Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift. No. 1. Vierteljährlich M. 2,—. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.
Eisler, Dr. R. — Bewusstsein der Aussenwelt. Grundlegung zu einer Erkenntnisstheorie. M. 2.—. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
Geiger, L. - Therese Huber 1764-1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. M. 7.50. Stuttgart, J. G. Cotta.
Günther, Dr. S. — Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im Neunzehnten Jahrhundert. 8°. (XIX 984 S.) M. 10.—. Berlin, Georg Bondi.
Hörth, O. - Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Deputirtenkammer. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.
Kaerger, Dr. K. - Landwirthschaft und Kolonisation im Spanischen Amerika. 2 Bände. M. 42.80. Leipzig, Duncker & Humblot.
Martens, B. — Im Dämmerland. Gedichte. München. Eigenverlag.
Plotke, J. - Die rumänischen Juden unter dem Fürsten und König Karl. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt.
Tolstoi. — Chopin-Prélude. Gegenschrift zur Kreutzer-Sonate. M. 1,—. Leipzig, Walther Fiedler.
Wohlfeil, Dr. Paul. — Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.
Die Verwaltung d. öffentl. Arbeiten in Preussen 1890 1900. Bericht an Seine Majestät d. Kaiser u. König, erstattet v. d. Minister d. öffentlichen Arbeiten. (330 S.) Berlin, J. Springer.
Roloff, Dr. G. — Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 16. Jahrg. 1900. (375 S.) München, C. H. Beck.

Am Anfang des Jahrhunderts. Heft 1—4. Verlag „Aufklärung", Berlin W. 35.
D'Avis. — Die natürliche Volkswirthschafts-Ordnung und die staatliche Wirthschafts-Politik. M. 1,80. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
Berg, Leo. — Gefesselte Kunst. M. 2,—. Berlin, Hermann Walther.
Bernheim, E. — Entwurf eines Studienplanes f. d. Fach der Geschichte. (57 S.) Greifswald, J. Abel.
Bornhak, C. — Die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preussen. M. 2,40. Berlin, Georg Reimer.
Brausewetter, E. — Finnländische Rundschau. 1901. Heft 1. Leipzig, Duncker & Humblot.
Buchner, E. — Rast. Drama in 3 Aufzügen. M. 2.—. Berlin, Hermann Walther.
Chamberlain, Houston Stewart. — Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, bespr. v. H. C. (44 S.) M. 1,—. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Conrad, Dr. J. — Volkswirthschaftliche Chronik für das Jahr 1900. M. 12.—. Jena, Gustav Fischer.
Delffs, Dr. O. — Deutschlands Aufgaben als Gross- und Weltmacht. M. 1.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Dix, Arthur. — Deutschland auf den Hochstrassen des Weltwirthschaftsverkehrs. M. 4,50. Jena, Gustav Fischer.
Flatau, Dr. L. — Mehr Schutz für die Rechtspflege. (83 S.) M. 1,—. Berlin, Edelheim.
Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags. Heft III, IV und V. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Förster, Wilhelm. — Himmelskunde und Weissagung. M. 1.—. Berlin W., 35. Verlag Dr. John Edelheim.
Gerhard, A., und Simon, H. — Mutterschaft und geistige Arbeit. (326 S.) Berlin, G. Reimer.
Gerschmann, H. — Kunst und Moral. 40 Pf. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch.
Günther, Dr. S. — Geschichte d. anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrh. (984 S.) M. 10,—. Berlin, J. Bondi.
Güttler, Dr. C. — An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. 80 Pf. München, C. H. Beck.
Henrici, E. — Dreissig Jahre nachher. (62 S.) Berlin, J. Klönne Nachf. G. Vetter.
Jacobowski, L. — Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896—1898. M. 4.—, geb. M. 5.—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Vorläufiger **Jahresbericht** der Handelskammer zu Köln für 1900. (98 S.) Köln, M. du Mont Schauberg.
Kirchner, C. — Ausgewählte lateinische Gedichte von Paul Fleming. 75 Pf. Halle a. S., Otto Hendel.
v. Kunowski, L. — Durch Kunst zum Leben. Band VI. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Leipzig, Eugen Diederich.
Langguth, Dr. A. — Die Bilanz der akademischen Bildung. 60 Pf. Berlin, Carl Heymann.
Langwerth v. Simmern, Heinr. Frhr. — England in Südafrika. (37 S.) 60 Pf. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking.
Mendelsohn, Henri. — Geisteshelden. 40. Band. Böcklin. M. 2,40. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Das ästhetische Verhalten und der Traum.

Von

Prof. Dr. **Arthur Drews** (Karlsruhe).

Von den beiden anderen möglichen Arten des Verhaltens, dem theoretischen und praktischen, ist das ästhetische Verhalten grundsätzlich verschieden. Sich zu einem Gegenstande theoretisch verhalten oder ihn erkennen, heißt, ihn von allem scheinhaften und unwirklichen Beiwerk reinigen, das seine wahre Gestalt verhüllt, und ihn sich in seiner realen Wesenheit vors Bewußtsein bringen. Der Physiker, der wissen will, was das Licht ist, sieht von der sinnlichen Empfindung ab, die das Licht in ihm hervorbringt, und schließt aus ihrer Beschaffenheit auf die Ursache derselben, die aber selbst keinen Gegenstand der Sinne bildet. Wer einen Gegenstand für seine Zwecke benutzt, fragt nicht, was dieser Gegenstand zu sein scheint, sondern was er ist; denn nur durch seine reale Beschaffenheit und seine realen Beziehungen zu anderen Gegenständen hat er für ihn eine praktische Bedeutung.

Ganz anders dagegen, wenn wir einen Gegenstand ästhetisch auffassen! Hier interessirt uns dieser Gegenstand nicht nach seinem vom Bewußtsein unabhängigen realen Wesen, sondern nach seiner unmittelbaren Erscheinung, das heißt nach der Art, wie er sich in unserem Bewußtsein darstellt, oder, da wir diese Erscheinung von ihrem realen Grunde losgelöst betrachten, nach dem bloßen reinen Schein, den wir im Bewußtsein von ihm haben. Es bleibt sich für die ästhetische Auffassung gleich, ob die Krone, die der König auf der Bühne trägt, wirklich von Gold ist, ja, wir ziehen sogar gemalte Häuser und Bäume auf der Bühne den natürlichen und wirklichen vor. Wir würden uns um den ästhetischen Genuß bringen, wenn wir darauf reflektiren wollten, daß der Held auf der Bühne ja gar nicht wirklich stirbt, daß Fausten's Phiole mit Wasser

angefüllt ist und daß der Donner, der die Stimme des alten Lear übertönt, von handfesten Arbeitern hinter den Koulissen mit großen Blechplatten oder sonst irgendwie hervorgebracht wird.

Das ästhetische Verhalten ist somit ein Verhalten bloß zum Schein, zur sinnlichen Erscheinung, die von allen realen Beziehungen losgelöst ist, und auch die Gefühle, die der Schein in uns erweckt, sind keine realen, sondern bloße Scheingefühle. Ein Gegenstand wirkt nur dann auf uns ästhetisch, wenn er solche Gefühle in uns auslöst, die seinem Inhalt entsprechen, oder wir sagen: er läßt uns kalt. Und doch müssen diese Gefühle prinzipiell von denjenigen Gefühlen verschieden sein, wie derselbe Gegenstand sie in uns auslösen würde, wenn wir uns zu ihm nicht ästhetisch, sondern praktisch oder theoretisch verhielten. Ein gemaltes Stillleben mit Weintrauben und saftigen Früchten muß inhaltlich die gleichen Gefühle in mir hervorbringen, wie dieselben Gegenstände als reale; aber wenn mir bei ihrem Anblick das Wasser im Munde zusammenläuft, so verhalte ich mich nicht mehr ästhetisch, sondern praktisch. Ich leide und freue mich mit den Personen im Roman und auf der Bühne, erlebe das Schicksal des Helden innerlich mit und zittere für ihn, wenn sein Leben in Gefahr ist. Aber wenn ich durch dieses Gefühl veranlaßt würde, selbstthätig in die Handlung einzugreifen, wenn ich, wie der Bauer, der zum ersten Male ins Theater kommt, auf die Bühne springen, dem Helden im Kampfe beistehen oder ihn vor den Anschlägen seines Gegners warnen würde, so wäre die Betrachtung der Vorgänge im ästhetischen Sinne aufgehoben.

Wie also der Gegenstand, den ich ästhetisch auffasse, nur als Bild oder Schein der Realität auf mich wirkt, so ist auch das Gefühl, das ich ihm gegenüber habe, das Bild, der Widerschein oder die Abspiegelung desjenigen Gefühls, das der gleiche Gegenstand als realer in mir erwecken würde.

Diese Thatsachen sind allgemein bekannt. Aber nur die Wenigsten pflegen es sich klar zu machen, daß hier eines der merkwürdigsten Probleme der Psychologie und der Aesthetik vorliegt. Denn wie kann der bloße reine Schein der Wirklichkeit unser Gefühlsleben so mächtig in Aufregung versetzen, wie dies während des ästhetischen Verhaltens thatsächlich der Fall ist? Und wie kommt es, daß unser ästhetisches Gefühl, obschon es sich inhaltlich vom gleichen realen Gefühl nicht unterscheidet, von diesem doch so verschieden ist wie das Spiegelbild von seinem Gegenstande? Man

sagt wohl: diese Gefühle kommen dadurch zu Stande, daß ich den Gegenstand für wirklich halte. Aber wenn dies der Fall ist, warum haben die ästhetischen Gefühle nicht das gleiche Resultat zur Folge, wie die anderen Gefühle, warum treiben sie mich nicht zum Handeln? Die ästhetischen Gefühle treiben mich nur deshalb nicht zum Handeln, d. h. sie sind bloße Scheingefühle, weil ich von der Wirklichkeit des Gegenstandes abstrahire oder den letzteren als bloßen Schein auffasse. Aber der bloße reine Schein kann mein Blut nicht in Wallung bringen, mich nicht erzittern machen und zu Thränen rühren, als dadurch, daß ich von seinem scheinhaften Charakter abstrahire. Um jene Gefühle zu haben, muß ich den Schein als Wirklichkeit betrachten, und um sie als Scheingefühl zu haben, muß ich die Wirklichkeit als Schein betrachten. Ich weiß recht gut, daß Jago, der den Othello betrügt, dies nur zum Scheine thut; wüßte ich dies nicht, so wäre ich ein Schuft, wenn ich dies Gaukelspiel ruhig mit ansähe und dem Heuchler nicht die Maske vom Antlitz risse. Und trotzdem verharre ich in der Vorstellung, daß dies Wirklichkeit sei, was ich da vor mir sehe, um die Aufregungen des Spiels mit durchzukosten. Ich verhalte mich also zum Kunstwerk gleichzeitig und in demselben Sinne sowohl wie zu einem Schein als wie zu einer Wirklichkeit; nur dadurch ist mein Verhalten ästhetisch. Wie ist ein solches widerspruchsvolles Verhalten möglich? Wie kann die Betrachtung und der Genuß der Kunst oder überhaupt des Schönen auf einem Widerspruch beruhen?

Ein solches Verhalten wäre offenbar überhaupt nicht möglich, wenn unser Bewußtsein, womit wir die Gegenstände auffassen, ein einheitliches Wesen, gleichsam ein Spiegel wäre, der die Wirkungen der Dinge nur einfach passiv zurückstrahlt. Nun giebt es aber Zustände, wo gleichzeitig neben dem bewußten Ablauf unserer Vorstellungen eine zweite Folge von Vorstellungen nebenher läuft, die zweifellos ebenso selbständig und bewußt ist und trotzdem nicht unserem Bewußtsein angehört. Wir sind z. B. in eine Arbeit vertieft und hören scheinbar nichts von dem, was um uns vorgeht, aber nichtsdestoweniger sind wir nachher im Stande, den Inhalt eines Gespräches anzugeben, das während der Zeit in unserer Nähe geführt wurde. Der Kaufmann, der sich des Morgens ins Geschäft begiebt, erwägt während des Ganges Alles, was er an dem Tage unternehmen will; vielleicht stimmte am Abend vorher irgend eine Rechnung nicht, und er sinnt unterwegs und rechnet, um den Fehler herauszubekommen. Allein gleichzeitig findet er seinen Weg, biegt

bald um diese, bald um jene Straßenecke, weicht den Menschen und Wagen aus, die seinen Weg durchkreuzen und grüßt die Bekannten, die ihm entgegenkommen, und das Alles, ohne mit seinem Bewußtsein darauf zu reflektiren und ohne sich in seinen Gedanken stören zu lassen.

Seit die Wissenschaft das Traumleben studirt und vor Allem seitdem sie die Hypnose in ihren Dienst gestellt hat, sind wir über diese Zustände genauer unterrichtet. Wir wissen, daß es eine reale Spaltung unseres Bewußtseins in ein Oberbewußtsein und Unterbewußtsein giebt, wobei wir mit dem Ausdruck „Oberbewußtsein" das Bewußtsein des normalen Lebens, das Bewußtsein unseres Ich bezeichnen, wohingegen wir unter dem Unterbewußtsein diejenige Sphäre des bewußten Vorstellens verstehen wollen, die sich von unserem Ichbewußtsein als ein selbständiger „psychischer Nebengipfel" abgespaltet hat. Der Vorstellungsinhalt des Unterbewußtseins ist also zwar für das Oberwußtsein unbewußt, aber da er an sich ein bewußter ist, so ist er ein bloß relativ unbewußter. Nun ist, physiologisch angesehen, unser eigentliches, normales Ichbewußtsein an die graue Rindenschicht der Großhirnhemisphären als seine materielle Unterlage gebunden. Alle zweckthätige Besonnenheit und bewußte Willkür, worin sich unser Ich bethätigt, hat hier in der grauen Rindenschicht ihren Sitz. Das ergiebt sich nicht bloß daraus, daß in ihr nachgewiesenermaßen die Zentren für die bewußte Innervation der Muskeln liegen, sondern auch daraus, daß im Schlafe, wo die Thätigkeit der grauen Rinde aufgehoben resp. herabgesetzt ist, auch die Zweckthätigkeit und Willkür aufgehoben sind. Was man Persönlichkeit im psychologischen Sinne nennt, ist wesentlich nichts Anderes, als die bewußte Herrschaft des Ich über das bewußte System seiner individuellen Zwecke, und diese Herrschaft wird dadurch ermöglicht, daß im Großhirn die Hauptleitungsbahnen aus allen übrigen Theilen des Körpers zusammenlaufen. Da nun diese Zwecke sämmtlich in Beziehung zum Leben des Individuums, zu seiner Stellung und seiner Bethätigung innerhalb des realen Daseins stehen, so können wir das Ich des Oberbewußtseins, d. h. also das Großhirnich der grauen Rindenschicht auch als reales Ich oder als das Ich unseres gewöhnlichen realen Lebens bezeichnen. Beziehen wir die Gegenstände auf dieses Ich und bringen wir das letztere ihnen gegenüber zur Geltung, so ist das eine reale Beziehung, d. h. wir betrachten die Dinge als Realitäten und schätzen sie lediglich nach ihrem realen Werth, den

sie für uns besitzen. Unser Großhirnich ist also sozusagen ein realpolitisches Ich. Alle Behauptung unserer selbst im Kampf ums Dasein ist wesentlich das Werk dieses Realpolitikers und seiner verständigen Machinationen, weil es in jedem Augenblicke die Situation im Sinne seiner individuellen Zwecke ausnutzt. Unser Großhirnich ist aber eben deshalb auch ein egoistisches Ich (wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken). Denn nur dadurch vermag es sich gegenüber den anderen Existenzen zu behaupten, daß es sich von diesen unterscheidet, daß es Schranken aufrichtet zwischen sich und ihnen und sich gleichsam auf sich selbst zurückzieht. Nur wer sein Ich zur Persönlichkeit entwickelt, seine eigenen Zwecke stets im Auge behält und die Zügel der Herrschaft über seine Triebe und Begehrungen nicht aus der Hand läßt, nur der pflegt es im Leben zu Etwas zu bringen. Das hängt aber wesentlich von der Beschaffenheit seines Großhirns ab, welches wir sonach als Organ der Persönlichkeit und zugleich als das materielle Substrat des theoretischen und praktischen Verhaltens mit ihrer auf das Reale gerichteten Tendenz bestimmen können.

Während des Schlafes ist die Thätigkeit der grauen Rinde aufgehoben. Aber damit ist das Bewußtsein selbst nicht ausgelöscht. Aus den Tiefen unserer Seele tauchen seltsam phantastische Gebilde auf und umgaukeln uns als Schlafbilder und Traumgestalten. Offenbar werden die Träume durch die Thätigkeit solcher Theile des Gehirns verursacht, die von dem Erlöschen der Funktionen während des Schlafes nicht mitbetroffen werden, und die nun ihrerseits durch ihre Thätigkeit ein eigenes Bewußtsein zu Stande bringen. Und ebenso wenig kann ein Zweifel sein, daß dieses Traumbewußtsein mit demjenigen Bewußtsein identisch ist, das wir vorher gegenüber dem Oberbewußtsein, d. h. dem Großhirnbewußtsein im wachen Zustande als Unterbewußtsein bezeichnet haben. Im Wachzustande haben wir von diesem Bewußtsein im Allgemeinen keine Kenntniß, theils in Folge seiner natürlichen Verdunkelung durch das helle Licht des Wachbewußtseins, theils weil normaler Weise die physiologische Leitung zwischen beiden erschwert ist und folglich keine Nachrichten aus dem Unterbewußtsein ins Oberbewußtsein emporgelangen. Während des Schlafes dagegen (und in gewissen Zuständen der Hypnose) übernimmt das Traumbewußtsein die frühere Stelle des Wachbewußtseins und spielt, durch keinen Zwang gehemmt, mit den willkürlichen Gebilden seiner Laune. So lange das Oberbewußtsein in Thätigkeit war, d. h. im

Wachzustande, hielt es auch zugleich das Unterbewußtsein in Schranken und wies ihm an, welche Vorstellungen es erzeugen und wie es sich verhalten sollte, wie wir dieses z. B. bei dem Kaufmann gesehen haben, der in seinem Oberbewußtsein die komplizirtesten Rechnungen anstellt, während sein Unterbewußtsein seine Schritte regelt, seine Bekannten grüßt und ihn sicher an sein Ziel geleitet. Sobald jedoch die Leitung zwischen dem Oberbewußtsein und dem Unterbewußtsein unterbrochen, die Thätigkeit des ersteren herabgesetzt ist und das Unterbewußtsein von dorther keine Direktiven mehr empfängt, hat es auch zugleich die Fähigkeit einer vernünftigen Gedankenerzeugung eingebüßt und läßt es seinem Uebermuth die Zügel schießen. Alle Zügellosigkeit und phantastische Seltsamkeit der Traumvorstellungen hat ihre Ursache darin, daß im Schlafe das „Organ der Besonnenheit" ausgeschaltet ist. Chaotisch und bunt, ohne ein vernünftiges Prinzip, das beherrschend durch sie hindurchgreift und sie zu einem bestimmten Ziele lenkt, wogen im Traume die Vorstellungsmassen durcheinander und lassen es oft nicht einmal zur Bildung eines Selbstbewußtseins oder Traumich kommen. Darum sagen wir lieber, statt „ich träumte", „es träumte mir"; denn wir wissen uns selbst nicht als die Ursache der Traumvorgänge und haben nur den Eindruck eines passiven Bilderablaufs, ohne daß unser Ich daran betheiligt war.

Wie kommt nun das Traumbewußtsein zu seinem Inhalt, da doch unsere Sinne während des Schlafes nach außen hin verschlossen sind und höchstens nur unzusammenhängende Reize von dorther in unser Bewußtsein gelangen? Es sind in der Hauptsache innere Reize, Empfindungen und Gefühle aus gewissen inneren Zuständen unseres Organismus, aus welchen das Traumbewußtsein seine Traumwelt aufbaut. Ist es doch die wesentlichste Eigenthümlichkeit des letzteren, daß es allen Inhalt unmittelbar in sinnlich-anschauliche Formen gießt, ihn objektivirt oder vergegenständlicht und in einen imaginären Raum hinausprojizirt. Es kommt z. B. vor, daß der Lärm einer plötzlich zugeschlagenen Thür während des Schlafes in mein Traumbewußtsein dringt. Mein Wachbewußtsein würde in einem solchen Falle nach der realen Ursache dieses Lärms fragen; sein erster Gedanke ist: „Was ist das?" Das Traumbewußtsein hingegen stellt keine Fragen, sondern, ohne sich um den realen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu bekümmern, setzt es die Empfindung des Schalles in die Vorstellung eines Kanonenschusses um, spiegelt mir das Bild einer Schlacht mit allen

Schrecken einer solchen vor und führt mich selbst mitten hinein in das Kampfgetümmel. Man hat nach dieser Richtung zahlreiche Versuche mit Schlafenden angestellt und Empfindungen der verschiedensten Art in ihnen hervorgerufen, und es hat sich dabei herausgestellt, daß diese Empfindungen von ihnen nicht als solche wahrgenommen, sondern in die entsprechenden Vorstellungen umgewandelt und zu Traumvorgängen und Traumbildern verarbeitet werden. Aber auch Gefühlseindrücke rein subjektiver Art, die an sich gar keinen Hinweis auf ein Objekt enthalten, Gedächtnißvorstellungen und abstrakte Gedankenreihen werden vom Traumbewußtsein verbildlicht, in Symbole eingekleidet und zu Dingen und Personen verwandelt oder in Beziehung gesetzt, um in den wunderlichsten Vermummungen und Zusammenhängen ihre Rolle auf der Bühne des Bewußtseins zu spielen.

Nun wissen wir, daß die Reize der Sinnesnerven schon in den niederen (subkortikalen) Theilen des Gehirns geordnet und zu fertigen Gebilden verarbeitet werden. So kommen die Gesichtseindrücke schon in den Vierhügeln, die Tasteindrücke in den Sehhügeln, die Gehörseindrücke im Kleinhirn u. s. w. zu Stande. Wir werden demnach nicht fehlgehen, wenn wir den Grund für jene Objektivationstendenz und Bildlichkeit des Traumbewußtseins in seiner Gebundenheit an diejenigen Zentren des Gehirns suchen, die in näherer Verbindung mit den Sinnesnerven stehen, und deren gewöhnliche Thätigkeit darin beruht, die aus den Sinnesorganen empfangenen Eindrücke für die Aufnahme in das Großhirnbewußtsein vorzubereiten. Es ist, wie gesagt, eine Eigenthümlichkeit des Traumbewußtseins, daß es alle Eindrücke nach außen projizirt, sie auf fremde Gegenstände überträgt und zu äußerlichen Gebilden umgestaltet. Nur weil die reflexhemmende Thätigkeit der grauen Rinde unter normalen Umständen die Produkte der niederen Gehirnzentren als solche nicht über die Bewußtseinsschwelle gelangen läßt und nur solche Vorstellungen als die *seinigen* anerkennt, die sich sinngemäß in den Zusammenhang seines jeweiligen Inhalts eingliedern, nur darum erfahren wir im Allgemeinen von jener Eigenthümlichkeit nichts und haben wir kein Bewußtsein von jenen objektiven Gestalten, die beständig aus der unterirdischen Werkstatt in den Tiefen unseres Geistes emporsteigen und unter der Schwelle des Hirnrindenbewußtseins lauern. Wir meinen, die Welt da draußen sei noch außerhalb unseres Bewußtseins vorhanden, weil wir zu ihr in *realen* Beziehungen stehen. Wir bedenken nicht, daß diese

ganze Welt unmittelbar nichts Anderes ist als der objektivirte und versinnlichte Widerschein der Empfindungen und Gefühle unseres Unterbewußtseins, der von hier aus ins Oberbewußtsein hereinscheint. Nur im Traume, wenn das Großhirn schläft, sinken wir selbst unmittelbar in jene unterirdische Welt hinab; nur in abnormen Geisteszuständen, wenn die Thätigkeit des Großhirns gestört und die Schwelle des Oberbewußtseins gleichsam gelockert ist, steigen die Gebilde jener Welt empor und drängen sich, unser normales Weltbild verfälschend, als Halluzinationen zwischen die Gestalten unseres Wachbewußtseins. Wir achten im Allgemeinen nicht darauf, daß alle unsere Begriffe bloß abgeblaßte Anschauungen sind und daß sonach unsere gesammte bewußte Denkthätigkeit überhaupt nur eine „Reihe unvollständiger Halluzinationen" darstellt, die nur in Folge der kritischen Reflexion des Großhirnbewußtseins nicht nach außen projizirt und zu wirklichen Halluzinationen ausgestaltet werden. Aber mit Recht sagt der Psychologe Dessoir: „Gerade was gemeinhin als das Fundamentale gepriesen wird (das bewußte Denken) ist in Wirklichkeit die Unterdrückung unserer natürlichen Anlage, und die Halluzination, die man gewöhnlich für eine krankhafte Verirrung hält, bildet wenigstens in statu nascendi den Stamm unseres geistigen Lebens."*)

Hiernach ist es also bloß die reflexhemmende Thätigkeit der grauen Rinde, welche das Unterbewußtsein der niederen Gehirntheile daran verhindert, seinen ganzen konkreten Inhalt vor uns auszubreiten. Die kritische Reflexion des Oberbewußtseins streift den Gebilden des Unterbewußtseins, wenn sie zu ihm emporsteigen, den anschaulichen Charakter ab und formt sie zu Vorstellungen und abstrakten Begriffen um. Unser Bewußtseinsinhalt ist in jedem Augenblicke das gemeinschaftliche Produkt aus dem Zusammenwirken des Oberbewußtseins und Unterbewußtseins. Kein Wunder also, wenn der Inhalt unseres Bewußtseins seine anschauliche, konkrete und bestimmte Seite um so deutlicher herauskehrt, je mehr die reflexhemmende Thätigkeit der grauen Rinde herabgesetzt und dem Unterbewußtsein damit freier Spielraum gegönnt ist. Wenn nun also das Bewußtsein der niederen Theile des Gehirns die ursprünglichste Form unseres Bewußtseins darstellt, über welche das Großhirnbewußtsein nur hinausgewachsen ist, um dasselbe in den Dienst seiner realen Zwecke zu stellen, so wird verständlich, wie jenes

*) M. Dessoir: Das Doppel-Ich (1889) 37.

Bewußtsein, sich selbst überlassen, oft eine Herabminderung ins Kindliche, Unentwickelte, Rudimentäre zeigen kann. Schon der Traum versetzt uns bekanntlich mit Vorliebe in frühere Stufen unserer Entwickelung zurück, macht uns wieder zu Kindern oder läßt uns die Ereignisse unserer Schulzeit noch einmal durchleben, die sich dabei dann in der Regel in einem keineswegs erfreulichen Lichte darzustellen pflegen. Vollends aber zeigt die Isolirung des Unterbewußtseins vermittelst der Hypnose oder in abnormen Seelenzuständen diese Erscheinung eines atavistischen Rückfalls in frühere Entwickelungsstufen. Es ist bekannt, daß das Ich des hypnotischen Zustandes vom normalen Ich des Wachzustandes sich vielfach durch seine läppischen Einfälle und sein kindisches Gebahren unterscheidet. Personen höchst ernsthafter Natur legen sich, wenn sie in den somnambulen Zustand versetzt werden, oft eine Rolle zu, wegen deren Albernheit und Kindlichkeit sie sich im wachen Zustande geniren würden. Und ebenso pflegen Menschen in Folge eines schweren Gehirnleidens oder im Alter wieder kindisch zu werden; aber daß ein Kind im abnormen Zustande Fähigkeiten an den Tag gelegt habe, die nur dem Alter eignen, das pflegt nur im Interesse vorgefaßter Meinungen von Okkultisten behauptet zu werden. Wohl aber zeigt auch das Traumbewußtsein, ebenso wie das somnambule Bewußtsein, d. h. das Unterbewußtsein im somnambulen Zustande, nicht selten eine erhöhte Gedächtniß- und Sinnesschärfe, was ebenfalls darauf schließen läßt, daß der Sitz desselben in denjenigen Theilen des Gehirns zu suchen ist, die zu den Sinnesorganen in näherer Beziehung stehen, und in welchen die Gedächtnißspuren aufbewahrt werden.

Wir haben nun das Großhirnbewußtsein als dasjenige erkannt, in welchem sich die realen Beziehungen des Ich zu unserer Umgebung abspielen, und wir haben demgemäß das Ich dieses Bewußtseins als unser reales Ich oder als das Ich unseres gewöhnlichen realen Lebens bezeichnet. Unser Großhirnbewußtsein empfängt zwar alles inhaltliche und qualitativ bestimmte Material aus der Werkstatt des Unterbewußtseins, aber es unterwirft es dem Urtheil seiner kritischen Reflexion und drückt ihm den Stempel der Realität oder Nichtrealität auf. Ein Inhalt wird vom Großhirnbewußtsein als real anerkannt, wenn er sich widerspruchslos in das System seiner realen Beziehungen einordnet; im anderen Falle wird er als Illusion oder Halluzination verworfen. Daraus folgt, daß vom Standpunkte des Oberbewußtseins aus der Inhalt des Unter-

bewußtseins nicht real heißen kann, daß er zu einem realen vielmehr erst vom Oberbewußtsein nach seinem Eintritt in das letztere gemacht wird. Wollen wir ihn seiner eigenen eigenthümlichen Natur nach bezeichnen, so können wir ihn nur einen ideellen oder Scheininhalt nennen, und ebenso kann auch das Ich des Unterbewußtseins, wenn es zur Bildung eines solchen kommt, nur als Scheinich und ideelles Ich bezeichnet werden.

So lange das Großhirn normal funktionirt, tritt der Scheincharakter dieses Inhalts nicht zu Tage, da das Großhirn ihn durch die Aufnahme in seinen eigenen Inhalt und seine Anerkennung in die Sphäre der Realität erhebt. Ist aber die Thätigkeit des Großhirns gestört, wie in abnormen Geisteszuständen, oder ausgeschaltet, wie im Schlafe, dann tritt der Scheininhalt an die Stelle der Realität und erscheint nun bei dem Mangel an kritischer Reflexion selbst als realer Inhalt. Es giebt Zustände, wo die Halluzinationen als solche durchschaut werden. Der Mensch nimmt Gestalten und Gebilde wahr, die nicht mit dem normalen Inhalte seines Bewußtseins zusammenstimmen; aber er weiß, daß sie dies nicht thun, und erkennt sie als bloße Wahnvorstellungen. In diesem Falle ist also die Thätigkeit des Großhirns nicht gänzlich aufgehoben, sondern nur gestört, und das Oberbewußtsein behauptet sich neben dem Inhalte des Unterbewußtseins. Es vermag ihnen nicht das Prädikat der Realität zu leihen, aber es ist doch außer Stande, sie zurückzuweisen, so wenn wir träumen, daß wir wieder in der Schule seien und vor dem Examen ständen, und trotzdem die unbestimmte Empfindung haben, daß wir das Examen doch bereits bestanden haben. Hier ist offenbar die Thätigkeit des Großhirns bloß herabgesetzt, aber nicht völlig ausgeschaltet. Darum pflegen wir nach solchen Träumen denn auch gewöhnlich aufzuwachen, ein Zeichen der erneuerten Thätigkeit des Großhirnbewußtseins. In der Regel jedoch fehlt es an einem derartigen kritischen Bewußtsein, und dann nehmen wir den Inhalt des Traumbewußtseins durchaus als Realität. Daher kommt es, daß, wenn wir aus einem solchen Traum erwachen, wir uns erst darauf besinnen müssen, daß wir ja nur geträumt haben, und die wahre Realität des Oberbewußtseins mit der Scheinrealität des Unterbewußtseins eine Zeit lang um die Herrschaft ringt. So hält auch der Geisteskranke, bei welchem das Unterbewußtsein die Herrschaft über das Oberbewußtsein erlangt hat und also das richtige Verhältniß der beiden Bewußtseinsarten zu einander

umgekehrt oder „verrückt" ist, seine Scheinwelt für die reale Welt und verwechselt beide Welten mit einander.

Aus alledem geht hervor, daß im Unterbewußtsein selbst das Ideale vom Realen nicht verschieden ist. Das Unterbewußtsein hält die bloße Bewußtseinsrealität seines Inhalts für eine reale Realität und weiß nichts von einem Unterschiede zwischen Schein und Sein oder zwischen Sein und Denken. Diesen Unterschied macht vielmehr erst das Oberbewußtsein, worin wir eben deshalb auch das Organ der Besonnenheit erkannt haben, und zwar indem es den Bewußtseinsinhalt, der mit dem Anspruch auf objektive Realität auftritt, auf die ihm zu Grunde liegenden Ursachen bezieht und in kritischer Weise das Subjektive vom Objektiven sondert. Wie sehr aber dabei auch das Oberbewußtsein unter dem Einflusse der objektivirenden Thätigkeit des Unterbewußtseins steht, beweist der Umstand, daß wir von Natur alle naive Realisten sind, d. h. unsere Vorstellungen von den Dingen für die Dinge selber, halten und erst auf Grund mannigfacher Erfahrungen und Reflexionen zur Unterscheidung des Ideellen vom Realen gelangen.

Nun beruht das ästhetische Verhalten, wie wir gesehen haben, auf der Abstraktion von der Realität der Dinge und der Auffassung der letzteren als eines bloßen reinen Scheines. Ist also das Großhirn das Organ der Realität, so kommt das ästhetische Verhalten, physiologisch angesehen, durch die Herabsetzung der Großhirnthätigkeit und die damit zugleich gegebene Entbindung der Thätigkeit der niederen Theile des Gehirns zustande. Es ist eine der wesentlichsten Bedingungen des ästhetischen Verhaltens, die schon Kant und Schiller hervorgehoben haben, und worauf dann vor Allem Schopenhauer den Nachdruck gelegt hat, daß während desselben alle realen Willensantriebe, Begehrungen und Interessen schweigen. Real aber werden die letzteren nur im Spiegel des Großhirnbewußtseins, indem sie auf das reale Ich bezogen werden. Das reale Ich mit seinen auf sein eigenes Wohl gerichteten Wünschen, Trieben und Leidenschaften muß im Akte des ästhetischen Verhaltens untergehen. Real aber ist das Ich nur als das Ich des Großhirnbewußtseins, das allen Inhalt nur auf sich bezieht und sich selbst im Kampf ums Dasein behauptet. Wir haben die realen Gefühle aus dem ästhetischen Verhalten ausgeschlossen. Nur diejenigen Gefühle aber sind real, die durch reale Ursachen hervorgebracht und auf das reale Ich bezogen sind, d. h. solche, die sich unmittelbar im Großhirnbewußtsein spiegeln.

Mit anderen Worten: die zeitweilige Unterdrückung und Herabsetzung des Großhirnbewußtseins ist selbst schon die Erfüllung aller derjenigen Bedingungen, worauf das ästhetische Verhalten beruht; und da sie als solche zugleich die Befreiung des Unterbewußtseins aus seinem Dienstverhältniß zum Oberbewußtsein, der Inhalt des Unterbewußtseins aber ein Scheininhalt ist, so ist mit ihr die Auffassung des Objekts als eines bloßen, reinen Scheins unmittelbar gegeben. Wie die Sterne erst mit hereinbrechender Dämmerung am Firmamente sichtbar werden, obwohl sie auch schon vorher dort gewesen waren, so tritt die Scheinwelt des Unterbewußtseins an die Stelle der realen Welt, sobald das Licht des Großhirnbewußtseins gleichsam herabgeschraubt ist. Das ästhetische Verhalten ist ein Verhalten zum Schein. Der ästhetische Schein aber ist nichts Anderes als der anschauliche Inhalt des Unterbewußtseins. Das ästhetische Verhalten ist ein schwärmerisches Verhalten, ein Leben im Idealen, was **Plato** als Enthusiasmus gekennzeichnet hat. Kein Wunder, da es auf der Ausschaltung des Organs der Besonnenheit mit seinen auf das Reale gerichteten Tendenzen beruht. Wessen Leben ganz und gar in ästhetischen Interessen aufgeht, und wer die Fähigkeit verliert, sich in der realen Welt zurechtzufinden, den nennen wir einen „Träumer". Ganz mit Recht, da das ästhetische Verhalten auf der Herabsetzung des Wachbewußtseins und der Entfesselung des Traumbewußtseins beruht.

Das ästhetische Verhalten kommt somit durch eine Art von **Hypnose** zu Stande, indem der Inhalt des Oberbewußtseins verdunkelt und derjenige des Unterbewußtseins, das identisch mit dem Traumbewußtsein ist, dafür um so mehr erhellt wird. Wie durch die Verdunklung des Oberbewußtseins die nothwendige Vorbedingung des ästhetischen Verhaltens, die Abstraktion von jeder Art von Realität, erfüllt wird, so zeigt sich das Unterbewußtsein als die Quelle aller derjenigen Besonderheiten, die das Wesen des ästhetischen Scheines ausmachen. Während das Oberbewußtsein oder Wachbewußtsein nur diejenigen Eigenschaften der Dinge festhält, die in Beziehung zu seinen realen Zwecken stehen, sein Inhalt somit ein abstrakter und reflektirter ist, ist der Inhalt des Unterbewußtseins oder Traumbewußtseins **konkret** und **sinnlich**, weil bei ihm diese Beziehung auf das Reale fortfällt. Das Traumbewußtsein bildet allen seinen gefühlsmäßigen und empfindungsartigen Inhalt in sinnliche und konkrete Anschauungen um. Die sinnliche Anschaulichkeit und Konkretheit aber bildet bekanntlich das wesentlichste

Merkmal eines Kunstwerks. Das Traumbewußtsein objektivirt auch seine subjektiven Zustände, stattet die Gegenstände damit aus und projizirt sie in einen imaginären Raum nach außen. Eben darin besteht aber auch das Eigenthümliche der ästhetischen Anschauung, daß die subjektiven Gefühle und Stimmungen, welche das Objekt in uns hervorbringt, von uns wieder an den Sinnenschein des Kunstwerks entäußert und als objektive Momente in den letzteren eingeschmolzen werden. Ich projizire mein Gefühl der Heiterkeit, das der Anblick der grünen Frühlingslandschaft in mir erweckt, in die Landschaft selbst zurück und spreche von einer heiteren Natur, von lächelnden Wiesen und freundlichem Waldesrauschen. Ich juble und jauchze mit den Tönen eines Orchestersatzes und fasse die Dinge als Symbol einer seelischen Innerlichkeit auf, in denen sich doch nur meine eigene Stimmung spiegelt. Diese ganze symbolisirende Thätigkeit, die heute immer allgemeiner als der Kern des ästhetischen Verhaltens anerkannt wird, ist nur die Thätigkeit des Traumbewußtseins, welche darin beruht, Symbole zu schaffen, seine eigenen subjektiven Zustände in ein objektives Gewand zu kleiden und in Bilder, Gestalten und Vorgänge umzuwandeln. Das Traumbewußtsein versetzt auch das eigene Ich in den imaginären Raum hinaus und läßt es als objektive Gestalt unter anderen objektiven Gestalten auftreten. Genau so verfährt aber auch die ästhetische Anschauung, indem sie auch das Ich der Scheingefühle als Scheinich mit in den Schein hinübersendet. Das Traumbewußtsein zeichnet sich durch seine erhöhte Geistes- und Sinnesschärfe vor dem normalen Wachbewußtsein aus. Aber fällt nicht auch die ästhetische Symbolisirung um so konkreter aus, erscheint uns nicht die in das Kunstwerk hineingeschaute Seele um so inhaltsvoller, je reichere Erfahrungen wir selbst gesammelt, je mannigfaltiger und bestimmter in Folge dessen die Assoziationen sind, die sich mit dem Schein verknüpfen? Wieviel feiner empfindet nicht der Kenner, wieviel mehr Schönheit entdeckt nicht er im Kunstwerk als der ungeübte Laie? Wieviel tiefer und nachhaltiger als in der Jugend, wirkt nicht in späteren Jahren manches Kunstwerk auf uns, nachdem wir die in ihm dargestellten Empfindungen an uns selbst erfahren haben? Die Vorstellungen, welche sich auf sie beziehen, sind inzwischen unter die Schwelle des Oberbewußtseins hinabgesunken; aber das Traumbewußtsein hat sie als Gedächtnißvorstellungen aufbewahrt und webt sie gleichfalls als Stimmungsunterschiede mit hinein in den Teppich der ästhetischen Symbole.

Das Traumbewußtsein zeigt eine Herabminderung der Intelligenz ins Kindliche, Unentwickelte, Naive. Aber ist es nicht eine wesentliche Bedingung des ästhetischen Verhaltens, daß wir das Kunstwerk mit naiven Sinnen betrachten und uns den Genuß des Schönen nicht durch die Einmischung unserer kritischen Reflexion stören lassen? Läßt sich doch das ästhetische Verhalten mit seiner instinktiven Symbolisirungs- und Personifikationstendenz geradezu als ein zeitweiliger atavistischer Rückfall in die Kindheitsanschauungen der Menschheit betrachten, wo jeder Gegenstand lebendig scheint, in jedem Baum eine Dryade, in jedem Quell eine Nymphe wohnt und der Mensch die unbeseelte Natur mit den Abenteuern seiner Phantasie ausstattet. Wahrlich, auch hier gilt das Wort: „So ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!"

Bei dieser Uebereinstimmung zwischen dem Inhalte des Traumbewußtseins und dem ästhetischen Schein können wir in der That nicht zweifeln, daß das ästhetische Verhalten auf der Entfesselung des Traumbewußtseins beruht, wie sie auch durch die Hypnose hervorgebracht wird. Was hier die Suggestion des Magnetiseurs bewirkt, das wird beim ästhetischen Verhalten durch das Kunstwerk hervorgebracht. Das Kunstwerk wirkt als Suggestion, d. h. es ruft im Beschauer die gleichen Gefühle und Stimmungen hervor, welche der Künstler in ihm symbolisirt und dargestellt hat. Das Kunstwerk vermag aber nur dadurch jene suggestive Wirkung auszuüben, daß es mit Umgehung des Oberbewußtseins sich gleichsam direkt an das Unterbewußtsein wendet. Das thut es aber nur, wenn seine Realität, die es darstellt, eine bloße Scheinrealität ist, oder wenn es mir nicht bloß gestattet, sondern mich geradezu dazu nöthigt, es selbst als einen bloßen reinen Schein aufzufassen. Denn insoweit das ästhetische Objekt reale Momente und Beziehungen in sich enthält und dadurch an die Realität erinnert, insoweit ruft es das Oberbewußtsein wach, das im ästhetischen Verhalten gerade ausgeschaltet werden soll, und verhindert es, daß jenes sein theoretisches und praktisches Verhalten einstellt. Solche realen Bestandtheile, welche die Reinheit des ästhetischen Scheines trüben und die Freiheit des Unterbewußtseins einschränken, sind z. B. offenbare technische Mängel eines Werkes. Denn sie weisen auf die Schwierigkeiten seines Zustandekommens hin, auf die Sprödigkeit des Materials, auf die Unzulänglichkeit des Künstlers u. s. w., lauter Dinge, welche der realen Seite des Werkes angehören, die kritische

Reflexion des Oberbewußtseins herausfordern und die Auffassung des Objektes als bloßen Scheins erschweren. Wie aber alle Manipulationen zur Herbeiführung des hypnotischen Zustandes nur dahin zielen, das Interesse an den realen Beziehungen der Dinge zum Schweigen zu bringen und den Gedanken an die Wirklichkeit derselben auszulöschen, wie auch der Schlaf nur dann sich einstellt, wenn das Bewußtsein von aller Beziehung auf die Wirklichkeit der Dinge sich freigemacht hat, so wird auch beim ästhetischen Verhalten die Thätigkeit des Großhirns herabgesetzt und dafür diejenige der niederen Gehirntheile, der materiellen Unterlage des Traumbewußtseins, entbunden, sowie wir aufhören, auf die Realität der Gegenstände zu reflektiren und sie nur noch als Schein auf uns wirken lassen.

Das ästhetische Verhalten beruht auf Suggestion, auf einer Entfesselung des Unterbewußtseins vermittelst des ästhetischen Scheins. Nun sahen wir, daß der Inhalt des Unterbewußtseins gegenüber demjenigen des Oberbewußtseins zwar nur eine Scheinrealität besitzt, daß jedoch das Unterbewußtsein, sich selbst überlassen, diese Scheinrealität seines Inhalts als eine wahre Realität betrachtet. Nur sofern also das Oberbewußtsein beim ästhetischen Verhalten mitwirkt, kann der Inhalt des Unterbewußtseins als Schein gekennzeichnet werden, und nur sofern er ein Inhalt des Unterbewußtseins ist, kann er trotzdem mit dem Scheine der Realität behaftet auftreten und Wirkungen zu Stande bringen, als ob er ein realer Inhalt wäre. Vom Standpunkte des Unterbewußtseins angesehen, erscheint das ästhetische Objekt als Realität und wirkt gefühlsauslösend auf den Willen, wie nur irgend das gleiche Objekt als reales es zu thun vermöchte. Trotzdem sind diese Gefühle bloße Scheingefühle und motiviren sie den Willen nicht, weil das Oberbewußtsein gleichzeitig den Inhalt des Unterbewußtseins von seinem Standpunkt aus als Schein kennzeichnet. Mein Unterbewußtsein nimmt das ästhetische Objekt für Wirklichkeit und dieses wirkt dadurch auf meinen Willen. Aber mein Oberbewußtsein durchschaut die Scheinwirklichkeit des ästhetischen Objekts und läßt es dadurch nicht zur Auslösung der entsprechenden Willensakte kommen. Nur sofern ich mit meinem Unterbewußtsein den Schein für Wirklichkeit nehme, löst derselbe die entsprechenden Gefühle in mir aus. Und nur sofern ich ihn mit meinem Oberbewußtsein gleichzeitig als Schein durchschaue, sind jene Gefühle bloße Scheingefühle.

Damit löst sich der Widerspruch, den wir im ästhetischen Verhalten gefunden haben, der Widerspruch nämlich, daß wir uns zu einem und demselben Gegenstande gleichzeitig sowohl wie zu einem Schein als wie zu einer Wirklichkeit verhalten. Ein solches widerspruchsvolles Verhalten ist nur durch eine reale Spaltung unseres Bewußtseins in Oberbewußtsein und Unterbewußtsein möglich. Alle ästhetische Anschauung beruht auf dem ruhigen Insichgewährenlassen und der passiven Hingabe an den Inhalt des Unterbewußtseins; aber der bewußte Zusammenhang mit dem realen Leben darf dabei doch nicht so völlig unterbrochen sein, daß eine Verwechselung der Scheinrealität des Unterbewußtseins mit der wahren Realität des Oberbewußtseins möglich wäre. Wo eine solche Verwechselung eintritt, wie bei dem Bauern, der auf die Bühne springt, da ist dies nur ein Beweis dafür, daß das Unterbewußtsein die Herrschaft gleichsam an sich gerissen und das Oberbewußtsein außer Funktion gesetzt hat. In diesem Falle schlagen die idealen Scheingefühle, die dies eben nur sind unter dem kritischen Einfluß des Oberbewußtseins, in reale Gefühle um, und das ästhetische geht in das praktische resp. in das theoretische Verhalten über. Das ästhetische Verhalten aber beruht, wie gesagt, nicht auf der einseitigen Herrschaft nur einer der beiden verschiedenen Bewußtseinssphären, sondern darauf, daß beide sich gewissermaßen die Waage halten, daß sie gleichzeitig zusammen und ineinander wirken und dadurch das ästhetische Bewußtsein bilden. Das ästhetische Bewußtsein nimmt das Objekt als Schein und trotzdem glaubt es an den Schein und bemüht sich, die Scheinvorstellungen als Wahrheit aufzufassen, um sich von ihnen zu den entsprechenden Gefühlen anregen zu lassen. Das ist nur möglich, weil der Glaube an den Schein und die Durchschauung des Scheins in zwei getrennten Bewußtseinssphären existiren, die sich zur höheren Einheit des ästhetischen Bewußtseins aufheben.

Es giebt eine Richtung in der Philosophie, welche das Dasein von Dingen außerhalb des Bewußtseins leugnet und behauptet, die Welt existire bloß in unserer Vorstellung, womit unser ganzes Leben für einen Traum erklärt ist. Wäre dies richtig, so könnte es weder ein theoretisches noch ein praktisches Verhalten im eigentlichen Sinne geben, da beide, wie wir gesehen haben, sich auf das reale Jenseits unseres Bewußtseins richten. Aber das ästhetische Verhalten beruht thatsächlich auf jener Auffassung der Welt als einen bloßen reinen Scheins, und wenn wir ein Kunst-

werk betrachten, so versinkt die reale Welt, und die Welt des Traumes steigt vor unserem Bewußtsein auf und umgaukelt uns mit ihren Scheinvorgängen und Scheingestalten. Wir träumen, wenn wir ein Kunstwerk betrachten, aber einen Traum, der nicht, wie der gewöhnliche Traum, aus Fetzen von Empfindungen und Erinnerungen unseres wachen Lebens willkürlich zusammengeflickt ist, sondern einen zusammenhängenden, vernünftigen, sinnvollen Traum, bei dessen Erzeugung der Geist des Künstlers unserem Unterbewußtsein die Richtung seines Produzirens anweist. Heil dem Künstler, dem es gelingt, uns einen solchen Traum zu suggeriren, der nicht wie ein Albdruck auf uns lastet, der uns nicht bloß die Sorgen und Schmerzen des realen Lebens vergessen macht, sondern zugleich unseren Geist erhebt, unsere Innenwelt bereichert und uns zu neuer Arbeit stärkt, wenn wir erwachen!

Kalewipoeg.

Das esthnische Nationalepos.

Von

Franz Sandvoß.

Kalewipoeg. Aus dem Esthnischen übertragen von F. Löwe. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von W. Reiman. Reval 1900. Verlag von Franz Kluge. XXXII. und 343 S. gr. 8⁰.

Seit der Vossischen Homerübersetzung hat auf unsere deutsche Welt, die von jeher in der Aufnahme- und Aneignungsfähigkeit fremder Kulturelemente das Erstaunlichste leistete, und zwar nicht, wie Manche vorgeben, zu ihrem Schaden, sondern recht eigentlich zu ihrer Erziehung und Kräftigung, kaum wieder ein Buch so befruchtend gewirkt, wie die Sammlung der Eddischen Lieder und bald das finnische Epos Kalewala.

Mit welchem jubelndem Erstaunen, wie auf eine neu entdeckte Atlantis, stürzten der Schöpfer unserer deutschen Mythologie, Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm sich auf diese unschätzbaren Funde! Wie lange aber noch wäre uns die Kenntniß dieser Dinge vorenthalten geblieben, hätten jene Männer nicht sogleich die Arbeit des edlen Matthias Alexander Castrén nutzen dürfen, der die ca. 22800 finnischen Verse, wie sie Elias Lönnrot 1849 endlich auf Betrieb der „finnischen Literaturgesellschaft“ hatte vorlegen können, in schwedischer Sprache (damals und wohl bis heute die eigentliche Literatur- und Bildungssprache Finlands) uns näher gerückt hatte? 1852 erschien in Helsingfors Anton Schiefner's deutsche Uebertragung (Kalewala, das National-Epos der Finnen nach der zweiten Ausgabe Lönnrot-Castrén's).

Noch war das ursprünglich nächst verwandte, aber doch eigen-

artig weniger sich ausgestaltende, als abbröckelnde Epos des kleinen Esthenvolkes in dem ehemalig deutschen Ordenslande Livonien so gut wie ganz unbekannt. Wie Jacob Grimm für die Kalewala-Runen, so verstand es W. Schott (s. bes. „Ueber finnische und esthnische Heldensage“ in den Monatsberichten der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften. 1863, S. 249—260) die Theilnahme für die Lieder der Esthen von ihrem Volksheros, dem Sohne Kalews (Kalewi-poeg) zu erregen.

Unter wohl noch schwierigeren Umständen hat in vieljährigen Bemühungen die esthnische gelehrte Gesellschaft zu Dorpat (seit 1830, 30. März bestehend) dem Ruhme Lönnrot's nachgeeifert. Der Anstoß, den etwa früher der Balte Herder zur Beachtung dieser Liedertrümmer hätte geben können, war zu winzig, und sein Vermittler, Aug. Wilh. Hupel selber, nannte sie ja „elend und unausstehlich kindisch“. Mitleid, ja Verachtung waren noch lange ihr Theil. Einige Kunde gewannen wohl die deutsch-lutherischen Pfarrer in esthnischen Kirchspielen, unter denen Rosenplänter (Beiträge 1813—1832) zu nennen ist, dem doch der Held lediglich als „der bösartige Riese“ galt. Herrnhuter und Pietisten eiferten wider den „Teufelsdienst“ des armen esthnischen Volkes, wie es gewiß auch die katholischen Pfaffen vor ihnen gethan hatten, und dieses gewöhnte sich, die Reste seines alten Götterglaubens vorsichtig-keusch zu verbergen.

Erst 1834 wagte H. Schüdlöffel, von Lönnrot angeregt, einen Cyklus Kalewipoeg-Sagen aus Volksmunde zu geben. Rüstiger nahm Rob. Fählmann (1798—1850) das Werk in Angriff. Er war der Gründer der esthnischen Gesellschaft und des hochzupreisenden Sinnes, es müsse dem esthnischen Volke zu Muthe werden, wie einem alten Bettler, dem man plötzlich sagt, du bist ja ein Königssohn. Ja, man hielt wohl Fählmann's Mittheilungen für Betrug. Was dieser nicht vollbringen konnte, der viel mehr wußte, als sein zu früher Tod aufzuzeichnen zuließ und nun unersetzlich bleibt, ward die Sorge Kreutzwald's (1803 bis 1882). Ihn, der von 1833—1877 als Stadtarzt in Werro lebte, haben wir als eigentlichen Redaktor des Kalewipoeg, den er 1857 bis 1861 als „esthnische Sage“ herausgab, zu preisen. Sein Aufruf zur Mitsammlung war, leider! erfolglos geblieben. Eine der besten Quellen fand Kreutzwald in dem „alten Jakob“, einem armen esthnischen Waldbauer, der das tiefsinnige Wort sprach: „Ja, Alles in der Welt hat seine Stimme, doch unser Ohr versteht solche

Sprachen nicht."*) Der Dorpater Esthe weiß nichts mehr vom Kalewipoeg. Die Verdeutschung übernahmen C. Reinthal und Bertram. Einen Bericht über die Entstehungsgeschichte des K. gab im XVI. Band der Gesellschaftsschriften L. von Schröder, eine Würdigung des Ganzen A. Schiefner und J. F. Wiedemann. Volle fünf Jahre hatte der Druck der zweisprachigen Ausgabe erfordert. Bald entschloß sich aber die Gesellschaft, die Uebersetzung Reinthal's durch eine andere, eben die in unserem Buche in circa 17500 Versen gebotene, von Ferdinand Löwe, zu ersetzen, die schon seit 1869 vollständig in ihrem Besitz war.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit gern, weil es das erste Bekanntwerden des Kreutzwaldschen Werkes in Deutschland angeht, daß eine kurze Prosadarstellung des Inhalts, die 1873 der Pfarrer C. Chr. Israel in Frankfurt herausgab**), weiteren Erfolg erzielte und nach Jul. Grosse's Meinung verdiente, der gleichwohl Reinwald's Uebersetzung das Zeugniß gab, daß sie sich vortrefflich lese. Grosse fand in Israel's Zusammendrängung des gewaltigen Stoffes die Befriedigung ästhetischer Forderungen, wie man sie bis zu Uhland's in die volle Tiefe dringenden Forschungen an das Epos, das wirkliche Volkslieder-Epos, zu stellen gewohnt war. So glaubte der deutsche Nachdichter***) in Israel's Erzählung den „ursprünglichen Gang" des Liedes glücklich hergestellt zu sehen und schuf sein geistvolles Gedicht in paarig durchgereimten, prächtig dahinfluthenden trochäischen Tetrametern, die auf der Höhe des Platenschen „Nächtlich am Busento" stehen. Leider hatte der Dichter, wie es scheint, die Rechnung ohne Rücksicht auf den deutschen Durchschnittsleser gemacht, der allemal, wo er Prosa haben kann, nach dieser greifen wird. Es ist herzlich zu beklagen, daß Grosse's Nachdichtung, die formell zu seinen schönsten zu zählen ist, so wenig bekannt geworden ist. Sein eigenes bescheidenes Lob Israels lenkte die Theilnahme des Philisterpublikums ab.

---

*) Wem fiele dabei nicht unser Eichendorff ein, wenn wir von Goethe's nach alter Weise tönender Sonne (Prolog im Himmel 1) und Aehnlichem ganz absehen:

> Schläft ein Lied in allen Dingen,
> Die da träumen fort und fort,
> Und die Welt hebt an zu singen,
> Triffst du nur das Zauberwort.

Vgl. auch Eichendorffs Geschichte der poet. Lit. Deutschlands, Bd. 2, 2.

**) Kalewipoeg oder die Abenteuer des Kalewiden. Eine esthnische Sage, frei nach dem Esthnischen bearbeitet.

***) S. Julius Grosse, Die Abenteuer des Kalewiden. Esthnisches Volksmärchen. Leipzig 1875. J. J. Weber. XVIII. u. 222 S. 8°.

Sachlich haben wir jetzt zu bemerken, was freilich wohl einem Dichter schwerer eingehen mag als einem bloßen Literarhistoriker: das Volksepos ist als solches nirgends in der Welt als ein organisches Ganze gewachsen und nirgends hält es einen ursprünglichen planvollen Gang inne. Es existirt überall nur in Zweigen, in rhapsodischen Episoden oder episodischen Rhapsodien, in Liedern, und das Wort Lied ist identisch mit Glied, wie μέλος mit μέρος.*) Es handelt sich hier eben um Stücke, Findlinge, erratische Blöcke nennt sie der Geologe, Teufelssteine das Volk.

Das harte Urtheil des Frhrn. v. Tettau (s. Grosse S. VIII Anm.) ist nur richtig für den literarisch geschulten Antiquar, der weiter blickende Philolog oder Historiker weiß jedoch, daß z. B. auch bei der späten, der ritterlichen Epik angeglichenen Darstellung unseres Nibelungenliedes die ursprüngliche Schönheit und Großheit erst durch mühsame Studien und Kombinationen annähernd erfaßt werden. Und ist es im Grunde viel anders mit der homerischen Ueberlieferung? Der Tadel gegen Kreutzwald würde ebenso auf die Pisistratische Redaktions-Kommission der homerischen Gesänge fallen müssen. Vielmehr gebührt dem muthvollen und kundigen Freunde seines Volkes höchstes Lob, ihm dem einzelnen Finder und Bewahrer dieser herrlichen Lieder. Völlig ungerecht ist Tettau's Urtheil, das Ganze sei nur in trochäisches Maß gebrachte Prosa. Was den finnisch-esthnischen Stämmen die Christianisirung, was bereits lange vor ihr die Berührung mit dem eddischen Skaldenthum**) an der Gestalt ihrer Helden und Götter abgeschliffen oder umgemodelt hatte, das wird hier Keiner in's Ursprüngliche zurückphantasiren; die verwegensten Ahnungen uralter Verwandtschaft mit vedischen, griechischen oder germanisch-eddischen Mythen sie mögen uns locken, zur Festlegung der Texte helfen sie nichts mehr. Wer darf versuchen, die Granitfindlinge unseres niederdeutschen Flachlandes zu ursprünglicher norwegischer Gletscherrinne wieder zusammen zu kitten?

Von einer deutschen Uebersetzung, und nun gar so schwieriger Texte, wie es diese esthnischen sein mögen, darf man den reinen Wohllaut der Originale nicht fordern. Es wäre ungerecht, der

*) Wenn Grosse in dem Stoffe das Ethische betont, ich sagte lieber das Ethisch-Symbolische, das ihn in Kalewipoeg „den Menschen an sich" erkennen läßt, so bin ich der Letzte, ihm das zu verdenken.

**) Der Herausgeber W. Reiman giebt sich in den Anmerkungen viel Mühe, jeden Einfluß des Nordisch-Eddischen abzuweisen, ohne daß jedoch seine Gründe überzeugten.

Die Schwertprobe mahnt an Jung Siegfried. Endlich giebt der Alte das köstliche Schwert heraus, an dem er sieben Jahre gehämmert hat, gegen das Versprechen reichster Schätze, die auch ehrlich geliefert werden. Hier vielmehr liegt die Schürzung des tragischen Knotens. Beim Schmause nämlich — zur Besiegelung offenbar des abgeschlossenen Kaufes, wie heute der sog. Weinkauf gilt — berauscht sich der Held, bei dem eben Alles kolossal ist. Dabei rühmt er sich des Vorgangs mit dem Mädchen auf der Insel. Solches Prahlen empört den ältesten Sohn und besten Gehilfen des Wirthes und auch die andern Gäste.*) Wilder Streit ist die Folge, in dem Kalewipoeg den Jüngling erschlägt. Der Alte ruft Söhne und Gesellen zur Rache auf. „Wenn ihr sterben wollt, kommt nur!" ruft der Held. Der Alte ruft sie ab, hat er doch das beste Schwert aus der Hand gegeben. Die Götter sollen die blutige Unthat rächen. „Dich möge die Waffe morden." Die ganze Stelle v. 679—712 ist grausig schön. Schwankend taumelt der Verfluchte ab, thut wieder einen Riesenschlaf an den drei Fällen. Als er wieder an die Insel kommt, will der Inselvater die gewaltige Eiche fällen, wozu er keine Schläger auftreiben kann. Das Zwerglein aus der Mutter Wohnung, das es einst beim Heumachen unterm Schwaden gefunden hatte, und das ein winzig Beilchen unterm Arme hatte, fällt dem Helden ein. Für eine goldene Schüssel erkärt sich das Männlein bereit.**) Neben der Eiche wächst das Zwerglein, wie später öfter der Kobold zu ungeheuerlicher Höhe, der Teufel, der Blitzkerl, der dann wieder in ein kleines Erdspältlein fährt. Aus der Eiche, da sie fiel, ward die Brücke von der Insel in zwei Zweigen, nach Wierlands Küste der eine, der andere nach Finland. Sehr naiv aus der Rolle fallend, gesteht zum Schluß der Sänger, was ihr da sehet, ist ja Alles nur Phantasie, Hirngespinnst (unterm Schädeldach gesponnene Dinge, wie denn Lieder gesponnen und gedrillt werden).

7. Der Kalewide erwacht am Abend. Er kann sich seiner Thaten gar nicht mehr erinnern, wandert weiter, findet das Schifflein des Zauberers, das er als Buße für die Mutter in Besitz nimmt. Er kommt, nachdem er Schiffen voller Weiber abgewinkt

*) Das ist an sich ganz herrlich als Zeugniß einfacher keuscher Volkssitte. Die cavalleria rusticana erträgt eben nicht das Renommiren mit Liebesabenteuern. Von Sippschaft aber fehlt auch hier jede Spur.

**) Es ist das Regenbogenschüsselchen, die Eiche der Gewitterbaum würden Mythenforscher der Kuhn-Schwartz'schen Schule hier und nicht ohne Grund deuten.

hat („Kalew's Sohn kann euch nicht füren") zur Insel, wo er in sehnsüchtiger Trauer des Abenteuers gedenken muß und dem klagenden Liede lauscht, das sich abermals wiederholt. Hier heißt es nun allerdings: „Schifft der Bruder . . . im wilden Wasser, Schwester schläft im kühlen Bette." „Mordschwert glänzet an der Seite" wird jetzt hinzugefügt. V. 248 ff. reden von doppelter Schuldlast. Gleichwohl braucht immer noch nicht an Blutschande gedacht zu werden.

Sehr schön objektivirt ist des Helden Reue in dem Liede der Windesmutter bei Iru's Hügel. Aber auch der warnende Zuruf „wahre dich vor deiner Waffe"! Es ist als vorausdeutendes Motiv des Fluches psychologisch zu verstehen als das eigene Gewissen, dieses als Erbtheil der Mutter gefaßt.

„Milch der Mutter durft' er saugen,
Sog nicht ein den Sinn der Mutter."

Er kommt zu den Brüdern. Jeder erzählt seine Fahrten, auch Kalewipoeg rekapitulirt das uns Bekannte, schweigt aber über seine Schuld. Die Losung unter den Dreien wird beschlossen. Der schöne Schluß des Liedes (K. am Grabe des Vaters) scheint christlichen Einfluß zu verrathen (s. v. 850 ff.).

8. Der Sänger prahlt mit der Unerschöpfbarkeit seiner Lieder goldner Lasten, grade so wie toskanische Mädchen (bei Tigri canti popolari toscani) von ganzen Schiffsladungen ihrer Lieder zu fabeln wissen.

Das Ergebniß des Losungswurfes entscheidet, dem Wunschsegen des Vaters gemäß, für den Jüngsten, der am weitesten über den Peipussee hinaus trifft. Es ist spannend erzählt.

Die Brüder ziehen in die Weite, der Kalewide nimmt Besitz von Haus und Hof und Herrschaft. Als einmal der vom Pflügen ermüdete Riese sich zum Schlafe hinstreckt, ergeben sich Heilquellen aus seinen Schweißtropfen.

9. Als er erwacht und seinem Rosse pfeift, ist dieses von wilden Thieren zerrissen. Bei der Jagd auf das Raubzeug wird viel Wald eingerissen. Nur das Dunkel der Nacht verhindert die gänzliche Ausrottung des Wildes. Noch während er ruht, kommt ihm Kunde feindlichen Einbruchs. Man hätte es schon aus dem Nordlicht ahnen können. Der Held klagt über die Unrast des Königthums. Aus der prächtigen Entgegnung des Volksältesten stehe hier der Schluß (v. 441 ff.).

„Lasten trägt der König zehne,
Hundert Mühen hat ein Herrscher,
Fünf mal Hundert wohl der Wack're,
Tausend Thaten muß der Tücht'ge
Kalew's Sohn zehntausend thuen."

Der Redner, der alte, ist aber der uralte Vater selber, der Hort und Freund des Geschlechtes von jeher:

Eh' der Sterne Schaar geschaffen,
Eh' der Sonne Ort gesetzt war.

Es ist der alte Schimmelreiter, also derselbe Gott, den die Germanen als Wotan verehrten. Ehe die Welt stand, ritt er die Milchstraßen entlang.

Der Gott segnet Kalew, unter seiner Herrschaft solle nur Segen walten, aber nicht lange werde der Glückszustand währen. Auch er mahnt an die Blutschuld. Es folgt eine umständliche, jedoch poetische Schilderung der Begleiter des Krieges, der hagere Hunger, der karge „Kaffkoch", wohl richtiger Kaffbrodbäcker, und die Pest machen den Beschluß.*)

Wir erfahren hier zunächst nichts von dem Kriege, ja es scheint, daß der Bote, der den Mobilmachungsplan auszurichten hatte, diesen absichtlich und aus moralischen Erwägungen unausgeführt ließ. Wie das dem Uebel des Ueberfalls gewahrt haben soll, ist unerfindlich (s. 9, 916 ff.). „So erlosch der Lärm der Fehde." Hier ist die Tradition gestört oder gar gefälscht.

10. Der Eingang ist literarisch, unvolksgemäß. Es sollen also zerstreute Kalewiden — Sagenbrocken geboten werden, aneedota varia. Dazu gehört eine Episode vom betrogenen Teufel, deren christlich-pfäffische Einschmuggelung schon durch die förmliche „Beichtanweisung" (v. 397 ff.) evident ist. Nur Pfaffen konnten in prunkvoller Bewirthung geehrter Gäste höllisches Gebahren (d. i. Heidenthum) erblicken.

Freilich, es wird noch langer kritischer Arbeit bedürfen, derartig Eingesprengtes oder tendenziös Entstelltes aus dem Gold der

*) Die Eisenmänner, welche den Krieg bringen, können in der That nichts Anderes sein, als die Deutschherrnritter, welche Esthland vom Meere her unterjochten. Dieses Einschieben des Historischen in das vorhistorische goldene Zeitalter kann bei der so jungen Tradition unserer Lieder nicht auffallen. Dem Volke wie Kindern geht graueste Vorzeit und die Vorstellung von „über hundert Jahre alt" schon in einander. Die Großmutter hat's erzählt und also auch gesehen und erlebt.

Volksüberlieferung rein zu scheiden.*) An sich sind ja die Geschichten von dem geprellten Teufel, der nun immer der Dumme sein muß, interessant und es fällt auch Licht auf unsere vielfachen Teufelssagen von hier aus, man muß jedoch nicht vergessen, daß sie schon die direkte Umkehrung des uralt Heiligen und wohlthätig Göttlichen in den jüdisch-christlichen Satanismus bedeuten. Man könnte das z. B. an dem Teufels-Lachen, dem prasselnden Krachen des einschlagenden Blitzes erweisen, das dem Gotte Thorr (Donar), dem esthnischen Taara zusteht. Noch Luther brauchte die etwas antisemitische Volksredensart: „Da lacht Gott im Himmel.“

Mit dem durch seltsamen Betrug des Kobolds gewonnenen Golde will der Kalewide die Schuldforderung des alten Schwertschmiedes tilgen und thut es ehrlich, denn wie den Stier der Strick am Horn, so bindet den Mann das Wort.**)

Von jetzt ab treten die kulturellen Arbeiten des esthnischen Herakles in den Vordergrund, er wird Städtegründer, legt Festungen an, wobei der bauverständige Bruder Olew sein Helfer ist, rodet Wald zu Ackerflächen, legt Sümpfe trocken, schafft endlich eine Staats- und Rechtsverfassung. Die Lieder behalten jedoch ihren Episoden-Charakter bei. Besonders reizend ist die Ballade vom Heraufholen des dem Mädchen in den Brunnen gefallenen Ringleins. Der Riese steigt mit einem Mühlstein am Ringfinger herauf, fragt: „ist es dieses, Dein Ringlein?“

11. Bau der Stadt Pleskau. Großartig ist die Schilderung des mit der Bretterlast beladenen Riesen, wie er durch die aufgeregten Fluthen des Peipussees watet. Dem Schlafenden wird durch einen Zauberer das Schwert gestohlen, der es in einen Bach fallen läßt. In sehnsüchtiger Klage um den „Bruder“ — uns fällt die „Eisenbraut“ Th. Körner's ein — sucht es der Held, und wie mit Entengezirp spricht es ihn vom Schlamme des Baches an. Da es jedoch an die Blutschuld mahnt, läßt er es ruhn. Er kann auch so, mit seiner mächtigen Hand, den Frieden schirmen.

12. Gewaltiger Kampf wider zauberstarke drei Brüder, der seinen Stock, eine Tanne von sechs Klaftern und seine Bretter

---

*) Interessant ist es, daß die Teufel lettisch reden. Die Letten sind Indogermanen. Auch in den finnischen Runen (Lönnrot—Castrén—Schiefner) steckt schon viel eingeschmuggelt Christliches, z. B. die ganze letzte Rune von dem Knäblein der Jungfrau, die Marjatta heißt, d. i. doch Maria.

**) Das alte köstliche Rechtssprichwort zieht sich wie der rothe Faden durch unsere Lieder, es ist die Devise der Heldenzeit. S. X, 258, 312, 702; XIX, 958 „Stier am Horn, den Mann am Worte, Lehrt ein alter Spruch uns löblich.“

kostet, bis er mit der Kante zuhieb, auf den Rath des Igels, dem er zum Dank den Stachelpelz schenkt.

Aus dem siebenwöchigen Schlafe wird er endlich durch ein Traumbild erweckt (der Traum selbst ist von gewaltiger Schönheit, die Symbolisirung des bösen Gewissens).

13. Der alte Sänger des Liedes fühlt sich wieder jung, wenn er von dem Heros seines Volkes erzählen kann. Eine Elster meldet, die Freunde in Wierland vermißten ungern ihren König. Wieder schreitet er in einen See, den Ilmasee, den er eine Pfütze nennt, doch sinkt er tief und muß umkehren. Einem Zauberweibe aus der Sippe des Salzzauberers lauscht er eine Schlangenbeschwörung ab, findet links vom Endelsee eine Waldküche. Drei Gesellen kochen den Hexensudel. Kalewipoeg geht in die Schlucht, die Alten zu suchen. Mehr kriechend als gehend erreicht er die Pforte der Hölle, der Unterwelt. Er hört singende Mädchenstimmen, es sind Spinnerinnen, die klagen, ihrer besseren Tage gedenkend.

Auf K.'s Werbelied an der Thür wird ihm geöffnet und gesagt, der Alte sei aus, die Mutter in der Küche. Er solle die Hände in den schwarzen Bottich an der Pforte tauchen, das mehre die Kraft. Ein Schwert an der Wand reizt ihn, doch lenkt das eine der Mädchen seine Begier auf die Weidenruthe und den Zauberhut ab, der aus Abschnitzeln der Fingernägel gefilzt ist. Als die Kleine zur Probe den Hut aufstülpt, wächst sie sogleich zu Riesengröße. Darauf werden Beide winzig klein, singen und tollen wie die Kinder.*) Die Mutter wird ausgesperrt. Ganz allerliebst.

14. Wäre der Sänger jünger, er sänge wohl noch, daß die Wälder sausten, daß die festen Felsen hüpften.**) Es folgt die Besichtigung der ganzen Höllenburg, das Eisenzimmer, dann Kupfer-, Silber- und Goldzimmer, Seiden-, Sammt- und Spitzenstübchen. Der Hof ist mit blanken Thalern gepflastert, die sieben Speicher sind zum Theil aus Eiern gebaut. (Auch der Himmel hat sieben Räume S. 329.) Die Ställe sind aus Knochen gezimmert.

Woher der „Gehörnte" stamme, fragt zwar der Held, da aber

*) Das Mädchen kannte ihn sofort als Kalewsohn, doch wird nicht klar, wer sie sein mag; man denkt wohl an die Inselmaid, das Kuckucksweibchen, die klagende „Meerminne" — so verdeutlichen ahd. Glossen die Sirene.

**) Von einem Sänger, der Orpheus hieß, hatte der alte esthnische Waldbauer gewiß nie gehört; es giebt eben ewige poetische Motive, die im Volksmunde fort und fort neu geboren werden.

die Mädchen die Antwort schuldig bleiben, so antworten wir, er stammt aus den Predigtbüchern der christlichen von Rom gesandten Missionare, denn die alten großen Götter, sowohl die germanisch-nordischen als auch die esthnisch-finnischen, sind keine Teufel, zu groß wohl für unsere enge moralische Utilitätsrubriken gut und böse, aber eben deswegen zugleich segenspendend und vernichtend.

Der Kalewsohn verspricht den jammernden Lockenköpfchen, sie aus der Macht des Gehörnten und der Vettel zu befreien. Der Alte hat an seinem Bette zwei Liqueure zu stehen, der eine giebt dem Trinker die Kraft von zehn Ochsen, der andere heißt Tausendhunger. Die älteste der Mädchen vertauscht die Flaschen. Jetzt stürmt der Böse herein, findet den zum Zwerglein gewordenen Kalewsohn, der ihn zum Wettkampf fordert. Vorher stürzt der Gehörnte den ganzen Hungerschnaps hinunter, jener steckt den Zauberhut zu sich. Sie ringen auf dem Hofe, lange unentschieden. Nach einer Erholungspause wirkt der Hut seine Kraft und der Held hebt nun den Gegner zehn Faden hoch, stampft ihn dann in den Grund und während er ihn fesselt, schrumpft der Höllenfürst zusammen. Das Ganze ist eine Natursymbolik des Gewitterkampfes, die ihre vielfachen Varianten in der Edda und deutschen Sagen — und wo nicht, möchte man fragen — hat. Diese Ausführung in ihren reizend humorvollen Zügen verdient einen allerersten Platz in der Weltliteratur. Verdenkt man uns, wenn wir auch hier vorwiegend germanische Elemente finden mögen?

K. befreit die Kinder, beladet sich mit Schätzen und zieht ab in Kraft des Wünschelhutes, den er draußen in der Gluth der Küche verbrennt. Er packt sich seine Bretterlast wieder auf die Schultern, darüber die Gold- und Thalersäcke und die lustigen Mädchen. Es war das erlösende Frühlingsgewitter, Auferstehungsfest, Ostern.

15. Den Eingang lassen wir, so brav gemeint das Flehen für die heimischen Hirtenlieder, die den Pfaffen ein heidnischer Gräuel sind, auch ist (wohl Erfindung Kreutzwald's) als literarisch auf sich beruhen.

Der Schwager des Gehörnten und sein Gefolge setzen dem Sieger nach. Die von der Jüngsten mitgenommene Wunschgerte wandelt das Land in Wasser und den Fliehenden die Brücke immer vor ihnen, immer hinter ihnen Wasser (Symbolisirung des Schiffes?)

In einer Art Frage- und Antwortspiel erhalten wir hier be-

stätigende Wiederholung des uns vorher Erzählten. „Ja, das Alles hab ich wohl gethan."*)

Die Bretterlast erhält nach des Helden Heimkehr der Baumeister Olew, die Stadt entsteht. Der ältere Bruder Olew nahm die drei Mädchen in Hut, freite selber die jüngste, während Sulew die erste nahm. Um die zweite freit der Windeszauberer aus Allentaken, vielmehr wie ein Habicht stürzt er auf das Birkhühnchen. Die Brüder kämpfen mit dem Zauberer, den sie erschlagen, und befreien das Holdchen, das dann Alew heirathet.

16. Nordpolfahrt. Das ist einer der interessantesten, in jedem Betracht wichtigsten Gesänge des Epos, eine Odyssee für sich, die besonderer Erörterung vorbehalten sein mag. Hier genüge, noch einmal des Steuermanns Warrak, des normannischen Schiffers, zu erwähnen. „Unerforschet blieb der Weltrand." Das Lied endet mit dem Preise weiser Beschränkung in der Heimath, wo uns jeder Hofhund kennt, freundlicher die Sonne scheint, die Sterne grüßen.

17. Lindanisa, nach der Mutter Minne, soll Olew's neuerbaute Stadt (Reval) heißen. Sulew gründet in Allentaken eine dritte Stadt und Festung.

Erst jetzt erfahren wir von dem schon öfter erwähnten Kriege wider „die harten Krieger". Noch rettet der gewaltige Held die Freiheit des Landes in unerhörten Thaten. (v. 196, 197) „Assamallas**) Anger starrte von zehntausenden Erschlagener." Die Rettung der letzten Fliehenden war, daß Kalewipoeg's Roß stürzte und sich den Leib aufriß. Wunderschön und ein nationales Vermächtniß für das kleine, jetzt auf etwa eine Million zusammengeschmolzene Esthenvolk — das sich übrigens, was wir aus dem Baltenlande gern erfahren, unter der russischen Herrschaft wohl fühlt***) — ist die Anrede des Helden an seine Krieger, die als eine Art magna charta gelten darf. Darin:

Unsere Heimath heiße Jungfrau
Frohe Freiheit bleib' ihr Erbtheil!
König werde, wer der Kühnste.

*) Die Keuschheit des Uebersetzers verhehlt uns eine Episode v. 321—420, die der frühere wenigstens lateinisch gegeben hatte. Ja, wir leben im Zeitalter der lex Heinze, das statt des nackten Schönen die prickelnde Zote verlangt. Die mythische Symbolisirung des Küselwindes durch die Darmblasebalgkraft zweier Riesen wagt man nicht mehr zu drucken. O tempora, o mores, sagte Cicero.

**) Dorf in Wierland, auch Assalama genannt.

***) S. p. 6 v. 214: Also war der Esthen Elend
Vor des Russenreiches Herrschaft,
Vor der Liebe Fittichschutze.

Der weitere Theil des Liedes — vielmehr ein Lied für sich — interessant ja auch, ist wieder ein natursymbolisches Koboldmärchen. Der gefräßige Wicht, der durch die kleinen Hörner hinterm Ohr und den Geisbart*) unterm Kinn an Pan erinnern könnte, verräth sich als der Gehörnte, der Gewitterriese. Was in dem früheren Liede das Wünschhütlein war, das ist jetzt ein goldenes Glöcklein, das der dumme Teufel dem Kalewiden zu Pfande giebt.

18. Auch dieser Gesang ist lediglich eine Variation des uns schon bekannten descensus ad inferos, der eben als heidnischer Mythus ins Apostolikum gerathen ist und unser christliches Mittelalter mit der Figur des auferstandenen Gottessohnes, der „die Hölle brach", bereicherte. Daß uralte Glaubensvorstellungen, aber wohl nicht altaisch-finnischer Herkunft, sondern indo-europäischer, dazu beigesteuert haben, wer wollte es verkennen? Orpheus und Herakles so gut, wie Thorr-Donar beim Utgarda-Loki, wo er seinen Hammer wieder heimholt, fallen ins Gewicht. Auch diese Νέκυια δευτέρα verdient ernstes Studium der Mythenforscher. Diesmal muß der Eingang zur Unterwelt erst durch mächtige Kämpfe auf der zu ihr führenden Stahlbrücke gewonnen werden, daher das ganze Lied der „Brückenkampf" heißt.**)

19. Nochmals der Wettkampf, der diesmal sieben Tage ununterbrochen dauert. Es ist die Fortsetzung der Palinodie.

Wir erfahren nun, daß der schon vorher erwähnte Krieg, den der nach Lindanisa heimgekehrte Held so glorreich ausficht, gegen Wenden (d. i. Russen, uralte germanische Benennung) und Polen zu führen war. Das Rechtsbuch wird als Erbe aus des Vaters Kalew Besitz bezeichnet. Der Warrak (der Waräger) hatte es an Ketten gebunden aufgefunden. Obwohl gewarnt, gab es der Kalewide fort.

20. Der einbrechende Feind, der in diesem Beschlußliede die stahlbedeckten Ritter sind, nöthigt zur Vergrabung des Kronschatzes. Er ist noch nicht wieder gehoben. Von Pernau bis Dorpat ertönt der Heerruf, das Wälder und Berge erschütternde „Tutu — lutu" aus dem Horne des Helden. Das Heer zieht von Taaras Berg

---

*) Mit einem Bocksgespann fährt ja auch Thorr-Donar.

**) Die Individualisirung der einzelnen Kampfszenen ist freilich sehr vernachläßigt, wodurch das Gedicht ermüdend wirkt, aber es bietet daneben so viel wichtige Einzelheiten, daß man sich die Palinodie dankbar gefallen läßt. Interessant ist u. A., daß der Held außer des Teufels Großmutter auch die eigene Mutter Linda vorfindet. Ein Vergleich von homerischer Anschaulichkeit. V. 760—785.

aus gegen Morgen. Sulew wird an der Hüfte verwundet. Kalewipoeg treibt die Ritter in die Flucht. Nach drei Tagen Rast bricht man weiter auf, Olew baut die Brücke über den Wölandfluß. In der Schlacht gegen Polen, Tartaren und Litthauer fällt Sulew's Sohn. Die Esthen gerathen ins Wanken, Kalewipoeg und die beiden noch übrigen Brüder halten aus bis zur Nacht. Da ertrinkt auch noch Alew. Der König tritt die Herrschaft an Olew ab. Er selber zieht in den Wald, wo er sich eine Einsiedlerhütte baut. Immer noch ist er der wunderstarke Recke. Im Kääpabache ereilt ihn der Fluch seines eigenen Schwertes, das ihm beide Beine abschneidet. Noch waltet er des Amtes als Pförtner vor der Hölle.

Luther in Marburg 1529.

Von

W. Beß.

„Hoc est corpus meum“ („Dies ist mein Leib“) schrieb Martin Luther mit Kreide auf den Tisch, an dem er und Zwingli auf dem landgräflichen Schloß zu Marburg zusammenkamen, und er wich während des zweitägigen Gesprächs, das hier geführt wurde, nicht von dieser Position. Er, der die Freiheit eines Christenmenschen gepredigt, machte sich so wieder zum Knecht und errichtete statt des römischen einen papiernen Papst, und die nur zu nothwendige Einigung der Protestanten scheiterte an dem harten Schädel des thüringischen Bauernsohnes.

Selbst dem eifrigsten Lutherschwärmer wird es schwer, an diesem Stein des Anstoßes in seinem Leben vorbeizukommen; und die communis opinio des aufgeklärten Zeitalters hat sich deshalb niemals zu reiner Bewunderung dieses Deutschesten aller Deutschen aufschwingen können. Immer noch klebt für sie an dem Namen Luther zuviel von Fanatismus und Beschränktheit. Der Historiker, der nach einer unbefangenen Würdigung der Dinge und Personen aus ihrem Zusammenhang heraus strebt, darf daher auf Nachsicht rechnen, wenn er zu diesem viel verhandelten Punkt noch einmal das Wort ergreift. Aber er meint auch, daß er durch kritische Verwerthung neuer, noch wenig beachteter Quellen dem gangbaren Bilde jenes denkwürdigen Marburger Religionsgesprächs ein richtigeres entgegenstellen kann.

Unter dem Eindruck der überraschend schnell aufsteigenden Gefahr, welche das Bündniß der beiden höchsten Gewalten, des Kaisers und des Papstes, mit sich brachte, war am 19. April 1529 zu Speier jene evangelische Protestation zu Stande gekommen. Alle Bedenken wegen Verschiedenheit des Bekenntnisses, wegen

Vermischung von Religion und Politik hatten schweigen müssen. Aber kaum hatte der unmittelbare Eindruck jener Gefahr nachgelassen, als auch diese um so lauter wieder erhoben wurden. Keiner hat stärker diese Wandlung an sich erfahren als Melanchthon, der Mann der Studierstube, dem ein feindliches Geschick immer wieder die Rolle des lutherischen Kirchenpolitikers aufgedrängt hat. „Ich bin halb todt, indem ich diese Dinge erwäge", schreibt er schon bald nach der Rückkehr vom Reichstag. Er hatte sich zu etwas bestimmen lassen, das letzthin seiner Ueberzeugung widersprach. Diesen Fehler wieder gut zu machen, war nun sein ganzes Bestreben, mochte darüber auch die Errungenschaft jenes Reichstags wieder zu nichte werden. Unter Ausschluß der zwinglisch gesinnten Oberländer sollen evangelische Fürsten mit der katholischen Partei in Verhandlung treten und eine Einigung auch im Bekenntniß erzielen, an deren Möglichkeit zu glauben er durch Nichts sich abbringen läßt. So trat er in schärfsten Gegensatz zu dem Landgrafen von Hessen, der das Eisen schmieden wollte, solange es noch heiß war — zu einem politischen Bündniß aller Evangelischen. Ihm ging der theologische Streit, der den schon vorhandenen Gegensatz von Städten und Fürsten in der evangelischen Partei so unnöthig verschärfte, zu Herzen, und so hatte er den Plan eines evangelischen Religionsgesprächs schon mit auf den Speirer Reichstag gebracht. Vergebens suchte der kursächsische Hof, von Melanchthon's Bedenken geleitet, diesem hessischen Unternehmen sich zu entwinden. Die unbeugsame Entschiedenheit des Landgrafen drang schließlich durch: die Papisten blieben ausgeschlossen, und nach Marburg mußten die kursächsischen Theologen widerwillig genug sich aufmachen.

Wie hat sich nun Luther zu diesen Verhandlungen gestellt? — Dem Reichstag hat er offenbar von vornherein wenig Interesse entgegengebracht. Am 6. Mai schreibt er an einen Freund: „Der Reichstag ist beendigt, aber fast ohne irgend einen Erfolg. Nur haben die Christusgeißler und Seelentyrannen ihre Wuth nicht ganz auslassen können. Es ist genug für uns, dies von Gott erlangt zu haben, denn von dem Konzil, welches in Aussicht gestellt wird, können wir nichts hoffen." — Kein Wort über jenen Akt, welchem der Protestantismus seinen Namen verdankt! Keine Erwähnung der Verhandlungen, die zwischen beiden Theilen gepflogen worden waren! Sollte Luther am 6. Mai von diesen wichtigsten Ereignissen noch keine Kenntniß gehabt haben? — Sein Schweigen erklären wir besser aus der ihm eigenthümlichen Anschauung der Dinge.

Daß die evangelischen Stände gegen einen Reichstagsabschied wie den letzten protestiren würden, war ihm so selbstverständlich, daß er auch später mit keinem Wort auf dies Ereigniß zurückgekommen ist. Aber auch die Frage, was nun geschehen würde, machte ihm keine Sorge. Für ihn kam es nur darauf an, daß Alles, was geschah, vor Gott und dem Gewissen gerechtfertigt werden konnte. An Einigung mit den Papisten glaubt er längst nicht mehr. Aber auch von einem politischen Bündniß aller Evangelischen will er nichts wissen. Es ist wider Gott und — wider den Kaiser. An diesem aber verzweifelt er noch nicht; mit ihm sich zu verständigen hält er für den besten Weg kursächsischer Politik, und die Hoffnung, daß noch einmal dem Enkel Maximilians ein Verständniß für das Evangelium aufgehen werde, verläßt ihn nicht. Aber diese Rücksicht auf den Kaiser ist es nun nicht etwa, die ihn gegen die Pläne des Landgrafen von Hessen einnimmt. Den Intriguen Melanchthons hat er völlig ferngestanden, und niemals hat er dessen Wunsch, Papisten zu dem Religionsgespräch zu ziehen, beigestimmt. Politische Erwägungen, welche jenen damals ausschließlich bestimmten, liegen ihm gänzlich fern. Nur das eine bewegt ihn, ob Zwingli und sein Anhang geneigt sind, etwas nachzugeben. Da er von solchem guten Willen nichts bemerkt, hält er das Unternehmen von vornherein für aussichtslos und räth ab. Aber als es nun doch dazu kommt, da tritt er rückhaltlos in die Verhandlungen ein, nur von dem einen Interesse beherrscht, der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen.

In den letzten Tagen des September hatten sie sich aufgemacht von Wittenberg — Luther, Melanchthon, Jonas, Cruciger und Mykonius. Donnerstag, den 30. September langten sie an in der alten Bergstadt an der Lahn. — Der Landgraf hatte angeordnet, daß private Vorbesprechungen zwischen den Hauptführern der beiden Parteien stattfänden, und er richtete es so ein, daß am 1. Oktober Luther nur mit dem Straßburger Bucer und dem Basler Oekolampad zusammenkam, während Melanchthon mit Zwingli unterhandelte. Luther — so erfahren wir von gegnerischer Seite — sei ziemlich schroff schon an diesem Tage aufgetreten. Bucer mußte schließlich zu hören bekommen: „Du bist des Teufels, und so Du einen rechten Glauben hast und die Schrift, wirst auch Du mich dem Satan übergeben, da ich Deine Meinung verwerfe.“ Trotzdem hat gerade Bucer in einem späteren Brief die Schuld an dem Scheitern des Unionsversuches nicht Luther, sondern Melanchthon

in die Schuhe geschoben. — Der Anfang war wenig glückverheißend, aber das Hauptgespräch ließ sich nun doch sehr sanft an, und die zuverlässigen Berichterstatter beider Parteien sind darin einig, daß durchweg in einem höflichen, sogar freundschaftlichen Tone verhandelt worden sei.

Luther wünschte zunächst noch nicht über das Abendmahl, den Hauptstreitpunkt der letzten Jahre, zu verhandeln. In richtiger Einsicht in das Wesen des hier vorliegenden Problems hielt er es für angezeigt, zunächst über andere damit im Zusammenhang stehende Punkte der Lehre sich zu verständigen. Aber er gab nach, als die Gegner darauf nicht eingingen, und kennzeichnete nun unverhohlen seine Position: Ungern habe er in das Gespräch gewilligt. Es sei von beiden Seiten genug geschrieben. Neue Argumente würden schwerlich vorgebracht werden. Doch habe er dem frommen Wunsch des Landgrafen nachgegeben und sei nun hierher gekommen, nicht um seine Meinung zu ändern, sondern um Rechenschaft abzulegen von seinem Glauben. Er hatte die Worte „Hoc est corpus meum“ vor sich auf den Tisch geschrieben. „Ich kann“, fuhr er fort, „diese Worte nicht anders verstehen, als sie lauten. Weil Ihr aber sie anders verstanden wissen wollt, so ist es Eure Sache, dies mit klaren Gründen aus der Schrift zu beweisen.“ Er charakterisirte dann kurz die bisher vorgebrachten Argumente der Gegner, verwahrte sich gegen alle Verstandesgründe und forderte statt dessen „eine beständige Beweisung.“ Darunter verstand er eine Beweisführung aus dem Zusammenhang der in der Schrift niedergelegten Heilslehre heraus. Hierauf wünschte er von vornherein die Argumentation einzuschränken. Aber da trat sofort die prinzipielle Verschiedenheit der beiden Standpunkte zu Tage: Dieser innige Zusammenhang mit dem Centrum der Heilslehre, in dem für Luther die Abendmahlsfrage stand, er war Zwingli und seinen Gesinnungsgenossen gleichgiltig. Ihnen galt das Abendmahl als ein Lehrpunkt neben vielen andern, den man ohne Schaden für das Ganze gesondert behandeln konnte. Es gab für sie zur Behandlung solcher Fragen nur eine Methode — die mit humanistischer Gelehrsamkeit verjüngte Dialektik der mittelalterlichen Scholastik. So operirten sie denn ausschließlich, mit einzelnen Bibelstellen und mit den Schlüssen der Schul-Logik.

Um Evang. Joh. Kap. VI, jene tiefsinnige Rede vom Essen des Fleisches des Menschensohnes und dem Trinken seines Blutes drehte sich zunächst der Streit. Oekolampad,

welcher hiermit einsetzte, meinte, daß bei der deutlichen Beziehung dieser Rede auf das Abendmahl und ihrer ausdrücklichen Ablehnung eines fleischlichen Essens und Trinkens, das wörtliche Verständniß der Einsetzungsworte ausgeschlossen werde. Die Beziehung der Rede auf das Abendmahl konnte Luther unter Anrufung anerkannter Exegeten in Frage stellen. Vor allem aber durfte er darauf hinweisen, daß er weit davon entfernt sei, ein fleischliches Essen und Trinken im Abendmahl zu lehren. „Das Genießen des Leibes Christi im Brot ist nicht irdisch zu verstehen, sondern als eine geistige Aufnahme, eine That des heiligen Geistes." Im Laufe des Gesprächs führte er das noch weiter so aus: „Wo ein Wort Gottes ist, da ist auch geistliche Nießung. Wo Gott mit uns spricht, da wird Glaube verlangt, und das ist Essen und Trinken." Deutlicher konnte Luther es nicht sagen, daß es sich für ihn in erster Linie um einen rein geistigen Akt im Abendmahl handle. Aber er wollte diesen Akt nun mit dem Essen und Trinken im Sakrament so verbunden wissen, daß eine Trennung unmöglich sei und dadurch die Wirkung des Sakramentes eine spezifische und von der persönlichen Haltung des Genießenden unabhängige sei. „Wenn auch der Geist", heißt es in einem der Berichte, „den Leib Christi nicht korporaliter genießt, so glaubt er doch, daß unter Brot und Wein der Mund genieße, und zwar in Unterordnung unter das Wort, welches der Geist selbst hört, und Kraft desselben." Diesem Standpunkt gegenüber konnte allerdings Joh. VI. — die schweizerische Auslegung auch zugegeben — nichts beweisen. Und es ist verständlich, daß Luther ärgerlich wurde, als Zwingli, der inzwischen Oekolampad abgelöst hatte, immer wieder darauf zurückkam und schließlich zuversichtlich behauptete: „Der Ort bricht Euch den Hals."

Die Unterhandlungen am Vormittage des ersten Tages hatten mit einem Mißklang geendet. Aber am Nachmittag war dieser wieder völlig verschwunden. Zwingli suchte nun frühere Schriften Luthers und Melanchthons für sich anzuführen und gab damit der Debatte eine fruchtbarere Wendung. Die wichtige Frage, ob die Wirkung der Sakramente subjektiv durch den Empfänger bedingt sei, kam zur Erörterung. Zwingli warf Luther vor, daß er mit seiner Objektivirung des Sakraments ein Stück Papstthum wieder aufrichte, und meinte allerdings, daß die Wirkung nicht nur von der Würdigkeit des Empfangenden, sondern auch des Austheilenden abhänge. Hier stieß er auf den entschiedensten Wider-

spruch Luthers, und da zunächst eine Verständigung nicht möglich schien, so trat Zwingli ab und überließ die Fortführung des Gespräches Oekolampad. Dieser versuchte denn auch von einer ganz anderen Seite aus Luthers Position zu untergraben. Er warf die Frage auf, wie es denn möglich sei, daß Christus in jedem Abendmahl mit Leib und Blut gegenwärtig sei, da doch sein Leib auch nach der Himmelfahrt als irgendwie lokal begrenzt vorzustellen sei. Der im Himmel in göttlichem Sein thronende Christus sei nur dem Glauben gegenwärtig, der sich zu ihm erhebe; eine andere Gegenwart sei auch im Abendmahl nicht möglich. Dabei erging er sich in einer gelehrten Erörterung über die Eigenschaften des Körpers, dessen Begriff eine lokale Begrenzung fordere. Nur widerwillig folgte Luther auf dieses Gebiet und entwand sich den Schlüssen mit der allgemein giltigen Unterscheidung von Accidens und Substanz: die lokale Begrenzung sei ein Accidens, das wegfallen könne, ohne dem Wesen des Körpers Eintrag zu thun; und die Möglichkeit, daß ein Leib an verschiedenen Orten, also lokal unbegrenzt sein könne, war allerdings nach den philosophischen Begriffen jener Zeit nicht abzulehnen. Allein das waren keine Gründe, mit denen Luther seine Ansicht zu stützen trachtete. Je mehr der Gegner mit den Schlüssen der Weltweisheit operirte, desto paradoxer gestaltete er seine Bekenntnisse: „Ego fateor in coelo, fateor enim in sacramenti“ („ich bekenne Christus im Himmel, weil ich ihn im Sakrament bekenne“). Er vermochte überhaupt nicht in der Weise der Schweizer weder zwischen Himmel und Erde, noch zwischen Gottheit und Menschheit Christi zu scheiden. In Christus war der Himmel auf die Erde gekommen, das Menschliche vom Göttlichen durchdrungen und vergeistigt. So sehr er es liebte, das Ueberweltliche in plastischen Bildern sich vorzustellen und zu erläutern, so fern lag es ihm, doch jene Begriffe zu materialisiren und aus der rein religiösen Sphäre in das Gebiet des Logisch-Mechanischen zu übertragen. Als daher Oekolampad einwandte, man dürfe nicht so an der Menschheit und dem Fleische Christi hängen bleiben, sondern den Geist wiederum erheben zu seinem göttlichen Dasein, antwortete Luther: „Solche Reden kann ich durchaus nicht vertragen, denn ich kenne und verehre keinen Gott außer dem, welcher Mensch geworden ist. Außer ihm habe ich keinen andern, denn außer ihm giebt es keinen, der mich erretten könnte!“

Nun trat Zwingli wieder vor und machte geltend, daß wenn

Christi Leib überall sein könne, dann auch unserem Körper Ubiquität (Allenthalbenheit) zukomme, weil wir nur Glieder an dem Leibe Christi seien; und er führte alle die Schriftstellen an, welche von einer Gleichheit Christi mit seinen Gläubigen reden. Aber dieses Sophistenkunststück vermochte Luther leicht zu zerstören; und die Gegner mußten schließlich einsehen, daß mit Logik und Dialektik dem Standpunkte Luthers nicht beizukommen sei. Sie mußten von ihren eigenen Prämissen aus zugeben, daß ein Leib unabhängig von einem Orte existiren und daher an mehreren zugleich sein könne. Aber sie wollten nun den Beweis haben, daß dies auch mit dem Leibe Christi im Abendmahl der Fall sei. Da hob Luther die Sammetdecke des Tisches auf und zeigte auf die Worte, welche er dahin geschrieben hatte: „Meine allerliebsten Herren, dieweil der Text meines Herrn Jesu Christi da stehet „Dies ist mein Leib", so kann ich warlich nicht vorüber, sondern muß bekennen und glauben, daß der Leib Christi allda sei". — An dies Wörtlein „allda" klammerten sich nun die Gegner und wollten daraus folgern, daß Luther doch dem Leib Christi eine örtliche Gegenwart im Abendmahl beilege und sich so in einen Widerspruch verwickele. Diese Wortglauberei brachte Luther wieder aus seiner Ruhe. „Ich will es nicht gehebt haben, ich will sie nichts" (sc. die örtliche Gegenwart), polterte er heraus, und Zwingli entgegnete spitz: „Muoß man denn grad alles, was Ihr wöllind"? — So endete der erste Tag des Religionsgesprächs.

Der folgende Tag wurde fast ganz mit Besprechung von Stellen aus den Kirchenvätern hingebracht, ohne daß man sich auch nur um ein Haar breit näher gekommen wäre. Schließlich drängte Luther zum Schluß. Er faßte das Resultat dahin zusammen, daß ihm weder aus der Schrift, noch aus den Vätern, abgesehen von einer Stelle aus Fulgentius und aus Augustin, ein Widerspruch mit seiner Lehre nachgewiesen sei. „Ich muß mich aber wundern", fuhr er fort, „daß wir über die Frage nach dem Ort so streiten, da es doch zugegeben und von der ganzen Christenheit anerkannt wird, daß Gott in seinem Handeln an den Ort nicht gebunden ist". Er bitte deshalb, daß man auf Mittel zu einer Verständigung sinne, damit dieser unselige Zwist begraben und die Menge beruhigt werde. Es gehöre allerdings eine geistige Erhebung zum Sakrament, das sei auch seine Ansicht. Aber er könne sich nicht mit der Meinung befreunden, daß das Sakrament ein bloßes Zeichen sei; zwischen unsern Zeichen und den von Gott verordneten, sei doch

ein zu gewaltiger Unterschied. Oekolampad gab im Namen seiner Partei die Antwort: er beharrte dabei, daß Christi Leib auch nach der Himmelfahrt örtlich begrenzt, und daher seine Gegenwart im Abendmahle durch den Glauben des Empfangenden bedingt sei. Mit andern Worten: Dem Zugeständniß, das man auf philosophischem Gebiet gemacht, wurde für die Lehre vom Abendmahl keine Folge gegeben, und der hier einmal eingenommene Standpunkt in voller Schärfe gewahrt — Darauf brach Luther ab: er dankte den Gegnern für ihre freundschaftlichen Bemühungen und empfahl beiderseits, der Sache ihren Lauf zu lassen, konnte aber doch nicht unterlassen hinzuzusetzen: „Bittet Gott, daß er Euch den rechten Verstand gebe".

Die Straßburger, denen ja aus politischen Gründen mehr als den Schweizern an einem Zusammenschluß mit den evangelischen Fürsten liegen mußte, versuchten nun eine separate Verständigung. Bucer legte ein vollständiges Glaubensbekenntniß ab und forderte Luther auf, sein Urtheil darüber abzugeben. Aber das lehnte Luther, der nun gereizt war, ab: er wolle ihr Lehrer nicht sein. „So reimet sich unser Geist und Euer Geist nichts zusammen, sondern ist offenbar, daß wir nicht einerlei Geist haben. Darum befehlen wir Euch dem Urtheil Gottes. Lehret, wie Ihrs vor Gott wöllt verantworten". —

Damit schloß das Gespräch. Der Landgraf aber erklärte, daß er es hierbei nicht lassen könne; sie möchten sich bereit halten, falls er sie noch einmal zu sich fordern sollte. In der That ließ er sie noch an demselben Tag einzeln zu sich kommen. Bei dieser Gelegenheit erklärten nun, wie Osiander berichtet, die Lutheraner ohne Ausnahme, daß wenn die Gegner zugeben wollten, daß Christi Leib nicht allein in der Menschen Gedächtniß im Abendmahl wäre, so wollten sie von den anderen Fragen absehen „und nichts dringen, ob er leiblich oder geistlich, natürlich oder übernatürlich, in Statt oder ohne Statt da wäre, und sie als Brüder anerkennen". „Aber das ist wunderlich zu hören", setzt Osiander hinzu, „sie wollten nicht".

Schließlich aber haben sie sich doch von dem Landgrafen — ohne Zweifel, mehr aus politischen als religiösen Gründen — bestimmen lassen wenigstens äußerlich nachzugeben. Auf Philipps Wunsch hatte Luther in 15 Artikeln die gesammte Glaubenslehre zusammengefaßt; und es muß ihm zum Ruhm nachgesagt werden, daß diese so einfach und mild als nur möglich ausgefallen waren.

Diese sind nun von sämmtlichen Theilnehmern am Gespräch unterzeichnet worden und haben als die „15 Marburger Artikel" einen Platz unter den Vorarbeiten zu dem großen Augsburger Bekenntniß von 1530. In dem letzten Artikel heißt es, daß man über die Frage, ob der wahre Leib und das Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, sich nicht habe verständigen können, daß man aber einig sei in der Bevorzugung der geistlichen Nießung und dem Brauch des Sakramentes.

Damit war der Riß doch nur nothdürftig verklebt, und schon bald nachher klaffte er weiter auseinander, als er je gewesen war.

Auf lutherischer Seite herrschte das Gefühl vor, daß man nicht vergebens zusammengekommen sei. Die Thatsache, daß die Schweizer Luthers Artikel angenommen hatten, empfand man als einen Sieg. Luther konnte daher in den Briefen, die er bald nach dem Gespräch schrieb, die Genugthuung nicht unterdrücken, daß die, die ihn als „Götzendiener und Fleischfresser" verhöhnt hatten, nun angelegentlich seine „Brüderschaft suchten". Man hat ihm deshalb Mangel an Demuth und christlicher Liebe vorgeworfen. Aber wer seine Schrift an die böhmischen Brüder „Vom Anbeten des heiligen Leichnams Christi" aus dem Jahre 1523 gelesen hat, der weiß, daß christliche Demuth gegenüber Andersdenkenden diesem Manne nichts Fremdes ist. „Es ist noch grüne mit uns und gehet langsam von statten; bittet aber für uns", so schließt er diesen Sermon. Und den Straßburgern, die ihn 1524 um Rath in dem sich anhebenden Streit über das Abendmahl angegangen hatten, bekennt er offen, wie unsicher er noch in der Frage der Realpräsenz sei: man möge ihm Zeit lassen, er hoffe auch in den äußerlichen Stücken es nicht zu verderben, nachdem es ihm in den Hauptstücken gelungen sei. Er ließ sich denn auch Zeit. Erst im Frühjahr 1526 trat er öffentlich in einer Vorrede gegen die Schweizerische Lehre auf, nachdem von dieser Seite schon eine systematische Propaganda über ganz Süddeutschland etablirt worden war. Bald darauf folgte die erste selbständige Schrift, der „Sermon vom Sakrament des Leibes und Blutes Christi wieder die Schwarmgeister". War diese Schrift noch in einem erträglichen Tone gehalten, so ließ er, durch die Gegenschriften gereizt, in zwei rasch aufeinander folgenden Traktaten seinem Zorn die Zügel schießen. Allein diese massiv grobe Polemik wirkt doch nicht so verletzend als die feinere seines Gegners Zwingli. In ihr figurirt Luther nur als der dumme Junge, den man mit Geduld zu belehren

habe; und der Vorwurf der Herrenfurcht und Augendienerei, womit der auf seine angebliche Freiheit stolze Schweizer sich Luthers Eigensinn zu erklären sucht, mußte diesen auf das Tiefste empören. Daß er in dem Auftreten der Gegner eine Tücke des Teufels gegen ihn und sein Werk sah, war bei seiner Weltanschauung etwas Selbstverständliches. „Ich kanns nicht anders machen noch nennen, denn wie ichs im Herzen gläube" entschuldigt er sich in der zweiten Streitschrift.

Je freier man aber über diesem Streit steht, und je kühler die hier verhandelten Probleme uns anmuthen, desto eher werden wir anerkennen müssen, und die folgende Betrachtung wird dies Urtheil noch erläutern, daß Luther nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er Zwingli mit Karlstadt und den Schwarmgeistern, die eine der schwersten Krisen über sein junges Werk hereingeführt hatten, zusammenwarf und einen prinzipiellen Gegensatz schon gleich zu Anfang witterte.

Daß Zwingli unabhängig von jenen Schwärmern, vielmehr von ganz anderer Seite angeregt, zu einer eigenen Lehre vom Abendmahl sich erst entwickelt hatte, konnte Luther nicht übersehen. Aber eine Einsicht in den wirklichen Verlauf hätte ihm auch wenig genutzt. Diese Lehre, auf die Zwingli scheinbar rein zufällig gekommen, enthüllt sich dem tiefer Sehenden als ein Ausfluß seiner Grundanschauungen.

So wie Zwingli im Jahre 1525 seine Anschauung festgelegt, war das Abendmahl in der That nichts Anderes als die Handlung des Gläubigen in der Gemeinde und für diese, ein Bekenntnißakt, bei dem natürlich die rückwirkende Kraft nicht fehlen sollte. Trotz allen rhetorischen Aufgebotes ist der nüchterne Reformator niemals über diese rationalistisch-moralistische Auffassung hinausgekommen. Sie hing nicht nur zusammen mit seiner tief religiösen Abneigung gegen alle Veräußerlichung des Göttlichen, sondern sie ergab sich auch mit Nothwendigkeit aus seiner Ansicht über die Entstehung des Glaubens und die dabei stattfindende Wirksamkeit des heiligen Geistes. Es widerstrebte ihm diese, wie es Luther that, mit dem sichtbaren Wort in einen unlöslichen Zusammenhang zu bringen. Denn — und damit stoßen wir auf das Grundprinzip seiner Theologie, von dem auch jene Schwarmgeister ausgegangen waren — Gott und Welt, Geist und Fleisch, Himmel und Erde sind ihm, dem Humanisten und Neuplatoniker, unvereinbare Gegensätze. So ist ihm auch das Wort etwas Fleischliches, an das sich

der Geist nicht binden kann. Von dieser Anschauung aus hat er auch die altkirchliche Lehre von den zwei Naturen Christi nach der Chalcedonensischen Formel in untadeliger Korrektheit entwickelt, und das wird ihm von mancher Seite noch immer als ein Verdienst angerechnet. Aber man übersieht, daß dies Alles nur ein dialektisches Spiel ist, dem ein religiöses Interesse an jenem Symbol gänzlich abgeht. Zwingli ist, ohne daß wir ihm deshalb reformatorische Bedeutung abzusprechen brauchen, als Theologe doch nur ein Vertreter des Neuplatonismus der Renaissance und der humanistischen Moraltheologie; als solcher vereinigt er in seiner Lehre starke aufklärerische Elemente mit einer von ihren Ursprüngen her antichristlichen Mystik.

In demselben Maße als nun Luther die entgegengesetzte Anschauung vertrat und, unbewußt dem echten Platonismus näher kommend, mit paulinischem Geiste zusammenfaßte, was Athanasius und Augustin dem Neuplatonismus ihrer Zeit entgegengesetzt hatten, in demselben Maße mußte er Zwinglis Abendmahlslehre auf das Schärfste widersprechen.

Luther hatte in seinen ersten Sermonen über das Abendmahl nach einem scholastischen Schema unterschieden zwischen dem Zeichen (signum rei sacrae) und dem Inhalt (res sacramenti). Der Inhalt ist ihm die Gemeinschaft in dem geistigen Leib Christi, mit welchem Vergebung der Sünden verbunden ist, die Zeichen sind Leib und Blut Christi, unter Brot und Wein gegenwärtig. Es ist nun interessant zu beobachten, daß sich unter dem Einfluß der gegnerischen Lehre Luthers Auffassung nicht, wie man denken sollte, zu einer Umstellung jenes Schemas entwickelt, und also Leib und Blut Christi zu der „res sacramenti“ wird, sondern daß er das scholastische Residuum dieser Zweitheilung überhaupt aufgiebt und nun in originaler Weise das Ganze des Sakramentes als eine verstärkte Form der Verkündigung des Evangeliums von der Vergebung der Sünden darstellt. Das Wort im Abendmahl ist das Wesentliche; ihm sind Zeichen und Handlung untergeordnet; es führt alles mit sich. „So fassen die Wort erstlich das Brot und den Becher im Sakrament, Brot und Becher fassen den Leib und Blut Christi, Leib und Blut Christi fassen das Neue Testament, das Neue Testament fasset Vergebung der Sünden, Vergebung der Sünden fasset das ewige Leben und Seligkeit. Siehe das alles reichen und geben die Worte des Abendmahls, und wir fassens mit dem Glauben.“ — Das war eine der Zwinglischen diametral ent-

gegengesetzte Auffassung. Wo dieser eine Handlung des Gläubigen sah, da handelte es sich für Luther um ein Werk Gottes. Während für Zwingli Geist und Wort als Elemente zweier verschiedener Welten nur zufällig verbunden waren, lebte Luther in einer völligen Durchdringung beider. Der Gegensatz von Gott und Welt ist ihm kein metaphysischer, sondern ein historisch-ethischer, in Christus prinzipiell aufgehoben und seitdem mehr und mehr in einem Vergottungsprozeß sich aufhebend.

Wenn aber das Wort im Abendmahl so sehr der überragende Faktor ist, dann kann doch für Luther die Frage nach dem Wie der Gegenwart von Leib und Blut Christi nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Warum hat er nun doch so sehr auf der Realpräsenz bestanden und darüber selbst seine echt reformatorische Gestaltung der Abendmahlslehre verdunkelt? — Der Grund liegt in der Einseitigkeit dieser Auffassung. Ueber der religiösen Bedeutung des Sakraments, die es zu vertheidigen galt, hat er die ethische Seite, an die Zwingli allein sich hielt, übersehen und nie dem nachgegeben, daß das Sakrament in Einem Darbietung von etwas Heiligem und Annahme desselben, also eine Doppelhandlung sein soll.

Nun war es ihm nicht möglich, den religiösen Charakter des Sakraments anders zu vertheidigen, als durch das Wunder, für welches die Einsetzungsworte in ihrem wörtlichen Verständniß zeugten. Dieses schien das einzige Moment, an welchem die Objektivität des Sakraments im Unterschied auch von dem gepredigten Wort sich feststellen ließ. Der humanistische Verstand der Gegner nahm an dem Wunder Anstoß und räumte es hinweg in einseitig ethischer Deutung, ohne dem religiösen Interesse einen genügenden Ersatz zu bieten. Luther aber war durch den ihm aufgezwungenen Streit in der entgegengesetzten Einseitigkeit befangen. So fand er den Stützpunkt, dessen er gegenüber den Angriffen der Gegner bedurfte, nicht in dem Zusammenhang seiner reformatorischen Auffassung des Sakraments. Wie die Fragestellung sich nun einmal zugespitzt hatte, boten ihm den allein die Worte der Einsetzung Er, der niemals sonst engherzig in der Behandlung des geschriebenen Wortes sich gezeigt hatte, klammerte sich hier an den Buchstaben. Es war für ihn — ob auch für die Entwicklung der deutschen Reformation, ist schwer zu entscheiden — eine Nothwendigkeit, daß er von dieser Position sich nicht verdrängen ließ.

Ihm, den die verwegensten Freiheitsgedanken umrauscht hatten,

mag das nicht so leicht geworden sein, wie es wohl den Anschein hat. Man nennt den 18. April 1521, sein Auftreten in Worms, den Höhepunkt in seinem Leben. Rein psychologisch betrachtet, stellten die Marburger Tage ihn vor eine schwierigere Entscheidung. Dort lagen die Gegensätze offen, hier waren sie für die wenigsten erkennbar. Dort handelte es sich um Unerschrockenheit im Bekennen, hier um die theologische Sicherheit in dem Ziehen der feinen Grenzlinien. Er aber hat — das dürfte der Tribut sein, den eine unparteiische Untersuchung ihm zollen muß — mit der klaren Erkenntniß der tiefen Differenzen die volle sittliche Leistung des Maßhaltens verbunden.

Je mehr man sich Mühe giebt, auf Grund unbefangener kritischer Vergleichung der Quellen ein klares Bild jener Verhandlungen zu gewinnen, desto mehr wird die Legende von Luthers unverantwortlichem Eigensinn verblassen.

Von seiner Deutung der Abendmahlsworte konnte und durfte er nicht weichen. Er hätte mit ihr den Kern seiner Lehre preisgegeben. Aber soweit sein religiöses Interesse an der Objektivität des Sakraments gewahrt blieb, so weit hat er nachgeben wollen. Er ist fort und fort bemüht gewesen, jenes Interesse zum leitenden Prinzip der Diskussion zu machen und diese aus dem scholastisch-dialektischen Fahrwasser herauszuleiten. Aber die Gegner hielten fest an dieser Methode, weil sie meinten, ihn hier fassen zu können. Sie schlugen schließlich sogar seine Vermittelung aus. Nun wandte er sich von ihnen, auch jede Scheinbrüderschaft ablehnend, denn es war wieder an den Tag gekommen: „Sie hatten einen andern Geist als er."

Alphons Maria von Liguori.*)

Von

Graf Paul von Hoensbroech (Gr.-Lichterfelde).

Der Nicht-Katholik hat keine Ahnung von der theoretischen und praktischen Bedeutung, die Liguori für die katholische Welt — und diese Welt zählt 180 Millionen Menschen — besitzt.

Daß er ein Heiliger ist, d. h. daß er auf höchster Stufe kultischer Verehrung steht, will verhältnißmäßig wenig besagen. Diesen Rang theilt er mit vielen tausend anderen „Heiligen". Auch seine Erhebung zum „Kirchenlehrer", Doctor ecclesiae, wodurch seinen Schriften das gleiche Ansehen verliehen worden ist wie denen eines Athanasius, Augustin, Chrysostomus, Gregors von Nazianz, Epiphanius, Ambrosius u. s. w. giebt ihm nicht jenes überwältigende Gewicht, das sein Name in die Waagschaale katholischen Denkens und Fühlens thatsächlich wirft. Gar mancher „Kirchenlehrer" hat für katholisches Wesen und Leben gar keine Bedeutung.

Liguori's ungeheurer, in seinen Folgen geradezu unausdenkbarer Einfluß liegt darin, daß er den **Beichtstuhl beherrscht**. Die Moraltheologie der katholischen Kirche, wie sie gegenwärtig in den Priesterseminarien der ganzen Welt theoretisch gelehrt und in den unzähligen Beichtstühlen und von ihnen aus im gesammten religiösen, bürgerlichen und politischen Leben der Katholiken beider Geschlechter, aller Altersstufen, aller Stände, aller Berufe praktisch geübt wird, ist liguorianisch.

*) Dieser Aufsatz ist ein gekürzter Abschnitt aus dem bald erscheinenden zweiten Bande meines Werkes: „Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit." Der Band beschäftigt sich ausschließlich mit der ultramontanen Moral. Der erste Band (Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn) ist soeben in dritter vermehrter und verbesserter Auflage erschienen (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Nicht der innere Werth seiner Schriften — auch in der Literatur der katholischen Moraltheologie giebt es innerlich werthvolle Schriften —, nicht die Ehrwürdigkeit hohen Alters — Liguori, dem 18. Jahrhundert angehörig, ist ein sehr junger „Kirchenlehrer" — haben dem Stifter der Redemptoristen diesen überragenden Einfluß innerhalb der katholischen Kirche der Gegenwart verliehen. Von einem „Werthe" der liguorischen Schriften kann überhaupt nicht die Rede sein. Sie stellen einen unglaublichen Tiefstand moraltheologischer und asketischer Anschauung dar; ihre Unselbständigkeit und Verworrenheit ist hors de concours. Was Liguori zu dem gemacht hat, was er ist, „Fürst der katholischen Moraltheologie", ist lediglich das päpstliche sic volo, sic jubeo. Von Benedikt XIV., dem Zeitgenossen Liguori's an, bis zu Leo XIII. zieht sich die Kette römischer Entscheidungen, Breven und Bullen durch die Kirchen- und Zeitgeschichte hin, welche die ultramontane Welt an die liguorische „Moral" fesseln soll.

In dieser Thatsache liegt ein sehr eindringliches Verdammungsurtheil für das Papstthum überhaupt. Die „Statthalter Christi", die „gottbestellten Hüter des christlichen Sittengesetzes", haben in der „Moral" Liguori's der Unmoral ihren oberhirtlichen Stempel aufgedrückt. Indem sie erklärten und erklären ließen, daß in den Schriftwerken Liguori's sich „nichts Tadelnswerthes" finde (Dekrete der Ritenkongregation vom 15. Mai 1803 und 7. Mai 1807), daß sie „das stärkste Bollwerk gegen alles Schlechte" seien (Schreiben Leo's XII. vom 11. Februar 1825), daß sie „von den Gläubigen ohne Anstoß gelesen werden können" (Gregor XVI. in der Heiligsprechungsbulle vom 26. Mai 1839), daß die Professoren der Moraltheologie „alle in den Schriften Liguori's enthaltenen Ansichten mit ruhigem Gewissen lehren können" und „daß jeder Beichtvater die von Liguori gegebenen Entscheidungen praktisch verwerthen darf, auch wenn er von ihrer inneren Berechtigung nicht überzeugt ist" (Dekret der Ritenkongregation vom 5. Juli 1831), „daß es keinen Irrthum giebt, der nicht zum größten Theile von Liguori widerlegt worden ist" (Breve Pius' IX. vom 7. Juli 1871), daß „seine Moraltheologie den Beichtvätern eine ganz sichere Richtschnur darbietet" (Schreiben Leo's XIII. vom 28. August 1879): indem sie so lehrten, haben die Päpste Liguori's Morallehre zu ihrer eigenen gemacht und ihr damit eine Verbreitung, eine Dauer und einen Einfluß verschafft, wie sie kein Werk irgend eines anderen kirchlichen Schrift-

stellers besitzt.*) Man kann sagen, alle Lehrbücher der Moraltheologie, die nach Liguori erschienen sind — und es sind deren Legion — fußen auf seiner Moraltheologie, die gewiß in mehr als 100 000 Exemplaren durch die katholische Welt wandert.

Und mit Liguori's Moral, in ihr verkörpert — das ist eine viel zu wenig beachtete, oft kaum gekannte Thatsache — wandert die Jesuitenmoral durch die Welt. Das achtbändige Werk Liguori's ist nämlich nichts Anderes, als eine Erläuterung und Erweiterung des Moralwerkes des Jesuiten Busenbaum. „Die Lehre Liguori's, sagt Cretineau-Joly, der lobrednerische Geschichtsschreiber des Jesuitenordens, ist identisch mit der der Theologen der Gesellschaft Jesu. Seine Kanonisation war die Rechtfertigung der Kasuisten der Gesellschaft Jesu und namentlich Busenbaum's, dessen Medulla er vollständig aufgenommen hat" (Histoire des Jésuites 6, 231). Die stolzen Worte des Jesuiten Montezon entsprechen also der Wirklichkeit: „die Lehre der Jesuiten ist bei einer feierlichen Gelegenheit als gegen jeden Tadel geschützt anerkannt worden durch das Urtheil, das über die Moraltheologie Liguori's bei seiner Seligsprechung gefällt worden ist. Denn wenn dabei die Jesuiten auch nicht ausdrücklich genannt werden, so betrifft das Urtheil doch unmittelbar ihre Theologie, die der ehrwürdige Bischof zu der seinigen gemacht hat" (bei Sainte-Beuve, Port-Royal, 1, 526).

Von den äußeren Lebensumständen Liguori's sei angeführt: 1696 wurde er zu Marianella bei Neapel geboren; als Beruf wählte er die Anwaltschaft, legte aber im Jahre 1723 in Folge eines von ihm unglücklich geführten Rechtsstreites sein Amt nieder und wandte sich dem geistlichen Stande zu. 1726 zum Priester geweiht, widmete er sich vorzugsweise der Predigt und der Katechisirung des Volkes. Veranlaßt durch eine „Vision" eines seiner Beichtkinder, der Nonne Maria Celeste Crostarosa, gründete er im Jahre 1790 „die Kongregation des aller-

*) Aus den päpstlichen Erklärungen den Schluß ziehen: jeder Priester und Beichtvater müsse Liguori studiren und müsse seinen Ansichten folgen, ist falsch. Diese vom katholisch-theologischen Standpunkt aus irrige Folgerung ist überdies durch den Wortlaut des Dekretes der Ritenkongregation vom 5. Juli 1831 ausdrücklich ausgeschlossen. Es ist sehr bedauerlich, daß gerade diese falsche Folgerung in den landläufigen Angriffen auf Liguori's Moral eine so große Rolle spielt. Alle falschen Behauptungen über den Ultramontanismus sind nur Wasser auf seine Mühle, indem sie ihm die willkommene Gelegenheit bieten, sich als den Verleumdeten hinzustellen und die Aufmerksamkeit des Publikums von der richtigen Hauptsache auf das unrichtige Nebensächliche abzulenken.



heiligsten Erlösers" (Congregatio s. s. Redemptoris), gewöhnlich Redemptoristen genannt. Klemens XIII. machte ihn im Jahre 1762 zum Bischof von Santa Agata de' Goti, einer kleinen Stadt zwischen Capua und Benevent. 1775 legte Liguori sein Bischofsamt nieder und zog sich in das Redemptoristen-Kloster zu Nocera zurück, wo er 1787 starb.

Aeußerst lehrreich in vieler Hinsicht ist Liguoris innerer Entwickelungsgang. Die bezeichnendsten Merkmale ultramontan-„christlicher" Frömmigkeit und Askese treten bei ihm zu Tage. Ich muß hier, Raummangels wegen, diese für die psychologisch-pathologische Beurtheilung Liguori's wichtigste Seite seines Lebens übergehen; im zweiten Bande meines eben genannten Werkes findet sie die gebührende Berücksichtigung. Hier theile ich nur in den Worten seiner zuverlässigsten Lebensbeschreiber mit, was für Liguori das Ergebniß seiner „Frömmigkeit" und „Askese" war. Die subjektive Frömmigkeit und noch weniger die bona fides Liguori's will ich dabei in keiner Weise antasten. Vielmehr erkenne ich bereitwillig an, daß Liguori sein verzerrtes Christenthum und seine widerchristliche Askese mit heroischer Selbstverleugnung und in der Ueberzeugung, Gott zu dienen, ausübte. Aber wie sahen seine „Religion" und seine „Askese" aus?

„Als Bischof gab er Frauen nur in Gegenwart seines Dieners Audienz; einer ganz alten Frau einmal in der Weise, daß sie auf dem einen Ende einer langen Bank saß, er, ihr den Rücken kehrend, auf dem andern Ende" (Tannoia, Della Vita di S. Alfonso Maria di Liguori, Torino 1857, S. 409). Bei der Firmung von Frauen berührte er, wenn er den kirchlich vorgeschriebenen Backenstreich geben mußte, nie die bloße Wange, sondern nur die Kopfbekleidung der Firmlinge (Giattini, Vita del b. Alfonso Maria di Liguori, Firenze 1818, S. 306). „Die dichtesten Finsternisse lagerten sich um seinen Geist und bewirkten, daß er sich in ein Meer von Sünden und Fehlern versenkt erblickte. Ueberall gewahrte er Sünde, bei jedem Schritte fürchtete er zu stürzen, die namenloseste Angst, in der Ungnade Gottes zu sein, verfolgte ihn auf allen Wegen . . . Mehrmals steigerten sich seine Aengste derart, daß man fürchtete, er könne den Verstand verlieren. So lange er noch gehen konnte, schleppte er sich öfter in den Stunden ärgster Bedrängniß, zuweilen sogar des Nachts, vom oberen Stockwerk hinunter zu P. Villani (seinem Beichtvater), um ein Wort des Gehorsams zu vernehmen, in (so!) welches er sich vor seinen Feinden

wie ein gehetztes Wild in eine sichere Höhle flüchten konnte." Wiederholt erschien ihm der Teufel in Gestalt ihm bekannter Personen und suchte ihn zur Eitelkeit, zur Verzweiflung, zu Glaubenszweifeln, sogar zur Einwilligung in die heftigsten Versuchungen unlauterer Natur zu verleiten (Dilgskron, Leben des hl. Bischofs und Kirchenlehrers Alfonsius Maria de Liguori, Regensburg 1887, 2. Bd., S. 472 ff.).

Diese Geistesverfassung Liguori's muß man sich vor Augen halten, um den Inhalt seiner Moraltheologie richtig würdigen zu können.

Welche Ansichten Liguori im Einzelnen gehabt hat, ist schwer festzustellen. Es giebt unter den ultramontanen Theologen wenige, die so verworren, so widerspruchvoll geschrieben haben wie dieser „Kirchenlehrer". Seine geistigen Söhne und Nachkommen, die Redemptoristen, haben diese Verworrenheit stillschweigend anerkannt, indem sie zu den Schriften ihres Meisters und Vaters einen „Schlüssel" herausgegeben haben, „um seine eigentlichen Ansichten erkennen zu lehren." Zutreffend schreiben Döllinger-Reusch (Moralstreitigkeiten, I, 441 ff.): „Liguori hat nicht selten Ansichten, die er in der zweiten Auflage der Moral vorgetragen hat, in seinen kleineren Werken modifizirt, versäumt es aber, die betreffenden Stellen in der zweiten Auflage der Moral zu ändern. Auch läßt er manche Fragen in der großen Moral unentschieden, über die er in den kleineren Schriften eine bestimmte Ansicht vorträgt. Haringer hat seiner Ausgabe der Moral zahlreiche Noten beigefügt, worin er die nöthigen Berichtigungen und Ergänzungen angiebt"*). Diese „Ergänzungen" sind für die schriftstellerische Unzuverlässigkeit Liguori's sehr charakteristisch. Zu Liguori's Moral L. 4, n. 381 muß Haringer (2, 587) auf eine von Innozens XI. „verdammte These" hinweisen mit dem Zusatz: „Diese These hat Liguori hinzufügen wollen (!), hat es aber vergessen." L. 4, n. 430 nennt Liguori eine Ansicht „sehr probabel"; Haringer muß hinzufügen (3, 16), daß Liguori in seinem Homo apostolicus (tr. 9, n. 6) die entgegengesetzte Ansicht als die sicherere anrathe. Liguoris Schriften wimmeln geradezu von schriftstellerischen Liederlichkeiten. Ein Beispiel für hunderte: L. 4, n. 281 seiner „Moraltheologie" schreibt er: das Sticken (acu pingere) sei an

*) Zum Folgenden vergleiche man Döllinger-Reusch (a. a. O. I, 440 ff). Ihre Ausführungen sind aber in wesentlichen Punkten von mir erweitert und theilweise berichtigt worden.

Sonn- und Festtagen für Mädchen erlaubt; 25 Zeilen weiter wiederholt er wörtlich den gleichen Satz.

Ein Beispiel ganz besonderer Konfusion findet sich L 6, n. 597. Dort hatte Liguori in der ersten Auflage die bejahende, in der zweiten die verneinende Antwort als die „probabelere" bezeichnet. In der sechsten Auflage heißt es, er könne die bejahende Antwort nicht verwerfen. Zu ihren Gunsten hatte er im Manuskript einige neue Autoritäten genannt; sie geriethen aber beim Druck unter die Autoritäten für die verneinende Antwort, und dieses Wirrsal ist in den folgenden Ausgaben, die noch zu seinen Lebzeiten erschienen, nicht richtig gestellt worden. Aus einer andern Stelle (L. 4, n. 604) geht hervor, daß Liguori die Autoritäten, die er anführt, entweder nicht gelesen oder nicht verstanden hat. Haringer (3, 167) ist gezwungen, dies zart anzudeuten: forte quia in fontibus non observavit. Ueberhaupt sind Liguori's Zitate voll von groben Fehlern; anerkannte Fälschungen, apokryphe Schriften werden von ihm unterschiedslos als echt verwerthet.

Ich lasse jetzt eine Anzahl Stellen aus Liguori's Hauptwerk, der „Moraltheologie," folgen (Ausgabe von M. Haringer, Regensburg 1846—1847 in 8 Bänden); sie bieten genügenden Untergrund, für eine sichere Beurtheilung der ganzen „Moral."

Ueber den Gebrauch von Zweideutigkeiten beim Eid lehrt Liguori: Man muß unterscheiden zwischen Amphibologie oder aequivocatio und restrictio mentalis. Eine Amphibologie liegt vor: 1. wenn ein Wort eine doppelte Bedeutung hat, wie z. B. das lateinische Wort volo „ich will" und „ich fliege" bedeuten kann; 2. wenn ein Satz einen doppelten Hauptsinn hat, wie hic liber est Petri, was bedeuten kann: das Buch gehört dem Petrus, und: es ist von Petrus verfaßt; 3. wenn ein Satz neben dem gewöhnlichen Sinn einen minder gewöhnlichen, neben dem Wortsinn einen geistlichen (sensus spiritualis) hat. So können fromme Leute sagen: kostbare Speisen seien ihnen schädlich, nämlich in Bezug auf die Abtödtung, und von Schmerzen geplagte Leute können sagen, sie befänden sich wohl, nämlich seelisch. So kann auch Jemand, der nach etwas gefragt wird, was geheim zu halten ist, antworten: Dico non, d. h. ich spreche das Wort „nein" (non) aus.

In dieser Weise darf man aus gerechter Ursache Zweideutigkeiten gebrauchen und mit einem Eide bekräftigen. Denn in solchen Fällen täuschen wir den Nächsten nicht, sondern lassen nur zu, daß er getäuscht wird. Auch sind wir, wenn wir einen gerechten Grund

haben, nicht verpflichtet, im Sinne Anderer zu sprechen. Ein solcher gerechter Grund ist aber jeder erlaubte Zweck, sobald es sich um Bewahrung der für Geist oder Leib nützlichen Güter handelt. Ohne gerechten Grund mit einer Zweideutigkeit oder mit einem nicht rein innerlichen Vorbehalt (restrictio non pure mentalis) schwören, ist nicht eine Todsünde, sondern nur eine läßliche Sünde. Darum ist für einen solchen Eid, außer vor Gericht und bei Verträgen, kein wichtiger Grund erforderlich, sondern es genügt jeder vernünftige Grund, z. B. der Wunsch, zudringliche Fragen abzulehnen. Ein rein innerlicher Vorbehalt, der auf keine Weise von dem Andern erkannt werden kann, ist nie erlaubt. Wohl aber ist der nicht rein innerliche Vorbehalt, d. h. ein solcher, der aus den Umständen erkannt werden kann, aus gerechtem Grunde beim Eide erlaubt. So darf ein Angeklagter oder ein Zeuge, der von dem Richter nicht nach dem Rechte (non legitime) gefragt wird*), schwören, er wisse nichts von dem Verbrechen, von dem er in Wirklichkeit wohl weiß, indem er hinzudenkt: er wisse nichts, worüber er rechtmäßig gefragt werden könne, oder was er auszusagen verpflichtet sei. Dasselbe gilt von einem Zeugen, der überzeugt ist, daß der Angeklagte bei dem, was er begangen hat, ohne Schuld, d. h. ohne Sünde gewesen sei. Wer etwas geliehen hat, es aber schon wieder zurückgegeben hat, darf sagen, er habe nichts geliehen bekommen, indem er hinzudenkt: so, daß ich es zurückgeben müßte. Wer die Ehe versprochen hat, zur Erfüllung des Versprechens aber nicht verpflichtet ist, kann sagen, er habe kein Versprechen gegeben, nämlich keines, wodurch er gebunden wäre. Wer nicht verpflichtet ist Zölle zu bezahlen, darf sagen, er habe nichts Zollpflichtiges bei sich. Wer aus einem Orte kommt, von dem man irrthümlich meint, es herrsche dort die Pest, darf sagen, er komme nicht aus jenem Orte, nämlich als aus einem von der Pest verseuchten. Eine Ehebrecherin kann dem Manne gegenüber den Ehebruch leugnen, indem sie dabei denkt: ich habe ihn nicht so begangen, daß ich ihn gestehen müßte. Sie kann auch sagen, sie habe die Ehe nicht gebrochen, da sie fortbesteht; und wenn sie den Ehebruch gebeichtet hat, kann sie sagen: ich bin unschuldig.

*) Unter „nicht nach dem Rechte (non legitime) gefragt werden", versteht Liguori nicht etwa unrechtmäßige Fragen oder Fragen eines unrechtmäßigen Richters, sondern die rechtmäßigen Fragen eines rechtmäßigen Richters, die gestellt werden, solange der halbvollständige Beweis (semiplena probatio) für das Vergehen noch nicht erbracht ist, d. h. solange noch kein Augenzeuge oder noch keine ganz offenbaren Anzeichen für die That vorhanden sind. (L. 5, n. 266.)

Im Homo apostolicus (tr. 11, n. 18) knüpft Liguori an den Satz, daß der Ehrabschneider, auch wenn er die Wahrheit gesagt habe, doch die Sache wieder gut machen müsse, die Bemerkung: er muß sich helfen, so gut es geht; er kann z. B. sagen, ich habe mich geirrt, mich getäuscht, gelogen, denn nach dem Apostel Johannes ist jede Sünde Lüge. Ich [Liguori spricht] pflege in solchen Fällen zu rathen, man solle die Zweideutigkeit gebrauchen: me l'ho cavato dal capo (ich habe es mir aus dem Kopf genommen), was verstanden werden kann: ich habe es erfunden, aber insofern immer richtig ist, als alle Worte aus dem Kopfe (Geiste) kommen.

Darf ein Angeschuldigter, der vom Richter rechtmäßig befragt wird, unter seinem Eid das Verbrechen [das er begangen hat] ableugnen? Die probabelere Ansicht antwortet mit Nein; aber eine genügend probabele Ansicht gestattet dem Angeklagten, das [begangene] Verbrechen eidlich abzuleugnen, indem er hinzudenkt: er habe es nicht so begangen, daß er es gestehen müsse. Diese zweite Ansicht, obwohl weniger probabel [als die erste], ist den Angeschuldigten und den Beichtvätern anzurathen."

„Ein Beichtkind, das von seinem Beichtvater nach einer Sünde gefragt wird, die es [zwar begangen, aber] schon gebeichtet hat, kann schwören, es habe sie nicht begangen, indem es hinzudenkt: die Sünde, die ich nicht gebeichtet habe. Der Erbe, der aus der Erbschaft Güter verbirgt, die er zur Befriedigung seiner Gläubiger nicht herzugeben braucht, kann vor Gericht versichern, er habe nichts verborgen, indem er hinzudenkt: von den Gütern, die er seinen Gläubigern schuldig ist."

„Ein Gläubiger, dem ein Theil einer bestimmten Schuld bezahlt ist, kann schwören, es sei ihm nichts bezahlt, wenn er noch eine andere Forderung besitzt, die er nicht beweisen kann."

„Ist es erlaubt, etwas Falsches zu schwören, indem man mit leiser Stimme etwas hinzusetzt, was das Falsche wahr macht? Es ist erlaubt, wenn die Andern irgendwie wahrnehmen können, daß etwas leise hinzugesetzt wird, obwohl sie den Sinn des Hinzugesetzten nicht verstehen."

„Dürfen Solche, die das Doktorexamen machen, schwören, eine nothwendige Voraussetzung, z. B. daß sie so und so viele Jahre studirt hätten, sei von ihnen erfüllt, obschon diese Voraussetzung thatsächlich nicht erfüllt ist? Tamburini (Jesuit) gestattet es, wenn die Betreffenden zur Doktorwürde überhaupt befähigt sind. Ich halte für probabel, daß ein Doktorand zu Neapel die

hergebrachte Formel: Ich erkläre unter meinem Eide, daß ich im ersten Jahre Istituista [ein wissenschaftlicher Grad] bin, obschon er es nicht ist, ohne Meineid schriftlich abgeben kann, denn der Ausdruck „ich schwöre“ oder „ich erkläre unter meinem Eide“ (giuro, dico con giuramento), ist kein Eid, wenn er nicht vorher als solcher gekennzeichnet wird, und in Neapel bezieht er sich nur auf die materielle Niederschrift der Erklärung.“ (L. 4, n. 151 ff.)

Ueber *eidliche Versprechungen* lehrt Liguori: Schwört Jemand ohne die Absicht zu schwören, so ist das zwar eine Sünde, aber nur dann eine Todsünde, wenn er ohne die Absicht, das Versprechen zu erfüllen, schwört, sonst ist es nur eine läßliche Sünde, außer, es handle sich um einen Eid bei Verträgen oder vor Gericht. Wenn Jemand, ohne die Absicht, sich zu verpflichten, aber mit der Absicht, das Versprechen zu erfüllen, schwört, so ist das nach der gewöhnlichen Ansicht eine Todsünde, nach sehr probabeler Ansicht Anderer aber nur eine läßliche Sünde. Die Frage, ob derjenige, welcher mit der Absicht zu schwören, aber ohne die Absicht sich zu verpflichten, schwört, verpflichtet sei, den Eid zu halten, wird von Einigen verneint, von Anderen bejaht. Beide Ansichten sind nach Liguori probabel; die erste ist aber probabeler (L. 4, n. 172 ff.).

L. 4, n. 642 ff. erörtert Liguori die Frage, ob, wer ein *Mädchen verführt*, nachdem er ihm zum Scheine die Ehe versprochen hatte, verpflichtet sei, das Versprechen zu erfüllen, wenn er bedeutend vornehmer oder reicher sei als die Verführte? Viele antworten sehr probabel: nein, denn der große Standes- oder Vermögensunterschied ist ein genügender Grund zur Bezweifelung der Aufrichtigkeit des Versprechens, und wenn das Mädchen trotzdem nicht an dem Eheversprechen gezweifelt hat, so ist das seine Schuld. Der Mann ist in diesem Falle auch dann nicht verpflichtet, wenn er es beschworen hat; denn *ein Eid verpflichtet nur nach der Absicht des Schwörenden*. Wie groß muß der Unterschied sein, um den Mann von der Verpflichtung, das Mädchen zu heirathen, zu entbinden? Lessius (Jesuit) verlangt, daß der Mann viel vornehmer sei, z. B. er der Sohn eines Grafen, sie die Tochter eines Handwerkers. Andere sagen, schon ein viel geringerer Unterschied genüge, z. B. wenn er ein Adliger, sie die Tochter eines Bauern ist. Die Fragen, ob der Verführer zur Heirath verpflichtet sei, wenn dem Mädchen der Standes- oder Vermögensunterschied unbekannt gewesen ist, und ob der

Verführer, wenn das Mädchen die Aufrichtigkeit des Eheversprechens erkennen konnte, zum Schadenersatz verpflichtet sei, werden von Einigen bejaht, von Anderen probabeler verneint.

Ist die Verführung eines Mädchens geheim geblieben und bildet sie kein Hinderniß für ihre gute Verheirathung, so ist der Verführer dem Mädchen gegenüber zu nichts verpflichtet. (L. 4, n. 640.)

„Ist Jemand, der das Gelübde der Keuschheit oder das Gelübde in einen Orden zu treten abgelegt hat, verpflichtet, ein von ihm verführtes Mädchen zu heirathen? Nach langer, sehr verworrener Ausführung*) heißt es bei Liguori: „Die bejahende Ansicht scheint mir bei Weitem probabeler zu sein; die verneinende Ansicht wage ich aber nicht weder probabel noch improbabel zu nennen." (L. 4, n. 649.)

Eine Ehebrecherin ist nicht verpflichtet, ihrem Manne die Unehelichkeit eines ihrer Kinder mitzutheilen, auch wenn der Mann und die rechtmäßigen Kinder dadurch geschädigt werden. „Diese Ansicht ist die wahre und gewöhnliche, die ich als durchaus zu befolgen halte" (L. 4, n. 653).

An Busenbaum's Satz, daß derjenige, der sich in äußerster Noth befindet, so viel von fremdem Eigenthum nehmen darf, als er zur Bewahrung vor dem Hungertode nöthig hat, schließt Liguori die Frage an, ob auch ein vornehmer Mann, der sich schäme zu betteln oder zu arbeiten, von fremdem Eigenthum sich aneignen dürfe? Er bejaht sie, wenn die Scham so groß ist, daß der vornehme Mann lieber sterben will, als betteln oder arbeiten (L. 4, n. 520).

In der Abhandlung über das Stehlen erörtert Liguori weitläufig, wie hoch der Betrag sein müsse, damit das Stehlen zur Todsünde werde (L. 4, n. 526—532): „Es ist eine Todsünde, einem Bettler einige Pfennige zu stehlen, nach Einigen 50, nach Anderen 25 Pf., einem Arbeiter 1 Mk., einem mäßig bemittelten Manne 1,80 Mk.; einem wohlhabenden 2,60 Mk.; einem sehr reichen Kaufmann 5 Mk., einer sehr reichen Genossenschaft 7,60 Mk.; einem König 10 Mk. Wenn es eine Todsünde ist, 2 Mk. auf einmal zu stehlen, so begeht derjenige, welcher derselben Person zu verschiedenen Zeiten oder mehreren Personen zur selben Zeit kleinere Beträge

*) Die Ausführung ist so verworren, daß selbst Haringer, der Ordensgenosse und Lobredner Liguori's, das milde Geständniß ablegen muß: „Verschiedene Fragen werden hier nicht gut auseinander gehalten." (3, 221 Anmk.)

stiehlt, erst dann eine Todsünde, wenn die Beträge zusammen 3 Mk. ausmachen; und wenn er mehrere Personen zu verschiedenen Zeiten bestiehlt, erst dann, wenn die Beträge 4 Mk. ausmachen. Wenn zwischen den einzelnen kleineren Diebstählen, von denen keiner 2 Mk. beträgt, ein Zeitraum von zwei Monaten liegt, so sind sie nicht zusammenzurechnen. Es ist keine Todsünde, Jemand eine beliebig große Summe zu stehlen, wenn man beabsichtigt, in kurzer Zeit, z. B. in einer Viertelstunde (!) die ganze Summe, oder doch so viel von ihr zurückzugeben, daß das Uebrigbleibende nicht mehr eine genügende Materie für eine Todsünde ausmacht."

Ist es erlaubt, Trauben, Aepfel, Birnen in fremden Wein- und Obstgärten zu essen? Liguori erklärt die bejahende Ansicht für „genügend probabel" (L. 4, n. 529), nur müßten die Früchte an Ort und Stelle verzehrt werden; sie aus den Obstgärten hinaustragen und dann essen, sei nicht erlaubt! Die Erlaubniß ertheilt Liguori auf Grund des Alten Testaments: „Im Weinberg Deines Nächsten verzehre so viele Trauben, als Du willst; nimm aber keine mit hinaus" (Deuter 23, 24).

„Bei wiederholten kleineren Diebstählen wird, nach der Ansicht Vieler, das Stehlen erst dann zur Todsünde, wenn die gestohlenen Beträge **zusammengerechnet** das Doppelte von dem ausmachen, was, wenn **auf einmal** gestohlen, ein schwer sündhafter Diebstahl wäre. Mir scheint es aber richtiger, zu unterscheiden: werden die kleineren Diebstähle zu verschiedenen Zeiten an ein und derselben Person begangen, oder zur gleichen Zeit an verschiedenen Personen, so genügt zur Todsünde, wenn die gestohlenen Summen zusammengerechnet das Anderthalbfache von dem ausmachen, was, wenn auf einmal gestohlen, ein schwer sündhafter Diebstahl wäre; werden aber die kleineren Diebstähle zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Personen verübt, so ist zur Todsünde das Doppelte erforderlich" (L. 4, n. 530).

„Kleine Stücke von **Reliquien** stehlen ist keine Todsünde, außer innerhalb des römischen Gebietes, wo **Klemens** VIII. und **Paul** V. auf das Stehlen auch kleinster Theilchen von Reliquien die Exkommunikation gesetzt haben. Handelt es sich aber um eine Reliquie von besonders großem Werthe, z. B. um **Haare** der **Jungfrau Maria**, so ist das Entwenden auch kleinster Theile eine Todsünde" (L. 4, n. 532).

An einer anderen Stelle (L. 4, n. 543) wird zunächst der Satz Busenbaum's angeführt: „Ein Sohn sündigt schwer, der seinen

Eltern eine bedeutende Summe stiehlt. Nach Lessius ist es aber nicht immer eine Todsünde, wenn der Sohn einem sehr reichen Vater 2 oder 3, oder nach Sanchez 5 oder 6 Goldstücke (aurei) stiehlt. Er ist in diesem Fall auch nicht zum Schadensersatz verpflichtet, wenn er nicht etwa den Miterben einen bedeutenden Schaden zufügt." Dann fährt Liguori fort: „Salas bei Lacroix sagt, es sei kein schwerer Diebstahl, wenn ein Sohn dem Vater, der 1500 Goldstücke Einkommen hat, 20—30 Goldstücke stiehlt; auch Lessius mißbilligt dies nicht, falls der Sohn erwachsen ist und das Geld für erlaubte Zwecke verwenden will. Andere sagen, ein Sohn sündige nicht schwer, wenn er seinem reichen Vater 2 bis 3 Goldstücke stiehlt. Bannez sagt, zu einem schwer sündhaften Diebstahl eines Sohnes gegenüber einem sehr reichen Vater seien mindestens 50 Goldstücke erforderlich; aber Lugo und Lacroix verwerfen dies, falls es sich nicht um den Sohn eines Fürsten handle, und Holzmann stimmt dem zu und sagt, es sei keine schwere Sünde, einem sehr reichen Vater 10 Goldstücke zu stehlen."

Die Frage, ob Steuerhinterzieher sündigen und zum Schadensersatz verpflichtet seien, bejaht Liguori „nach der probabeleren Ansicht". Er entwickelt aber die Gründe für die verneinende Antwort viel ausführlicher als die für die bejahende, und überläßt es „dem Urtheile Weiserer", zu entscheiden, ob wegen dieser Gründe, „die nicht zu verachten sind", die verneinende Ansicht nicht doch genügend probabel zu nennen sei. Seine Ausführungen über diesen wichtigen Gegenstand beschließt Liguori mit den Rathschlägen der beiden Jesuiten Lugo und Molina: Das Volk sei zwar zum Steuerzahlen zu ermahnen; nach geschehener Steuerhinterziehung sei es aber von den Beichtvätern zum Schadensersatz nicht anzuhalten, wenn es probabeler Weise glaube, es habe bei so vielen Steuern schon einmal ungerecht bezahlen müssen, oder es habe für die allgemeinen Bedürfnisse genügend beigetragen (L. 4, n. 616).*)

„Ist das Volk verpflichtet, eine Steuer zu bezahlen, über deren Gerechtigkeit Zweifel bestehen?" Mit den Jesuiten Molina und Lugo stellt Liguori den Satz auf: es gäbe überhaupt nur wenige Steuern, die gerecht seien. Von dieser Voraussetzung aus scheint Liguori sich für die Ansicht zu entscheiden: „da das Steuerzahlen

*) Irrthümlicher Weise beziehen Döllinger-Reusch (a. a. O. I, 451) die Ausführungen Liguori's nur auf die Frage, ob Schmuggler zum Schadensersatz verpflichtet seien, während Liguori auch die viel wichtigere und allgemeinere Frage der Steuerhinterziehung beantwortet.



eine gehässige Sache ist (res odiosa), so brauche man im Zweifel über die Gerechtigkeit der Steuer nicht zu zahlen" (L. 4, n. 617). Ganz entschieden spricht er sich für diese verneinende Ansicht aus, wenn die Ungerechtigkeit der Steuer „probabel" ist (a. a. O.).

Ueber die geheime Schadloshandlung (occulta compensatio) durch die Dienstboten lehrt er: Dienstboten, die durch die Noth gezwungen, sich zur Annahme eines zu geringen Lohnes verstanden haben, können ihrer Herrschaft heimlich etwas wegnehmen. Ebenso, wenn sie von ihren Herren gezwungen werden, mehr als die vertragsmäßige Arbeit zu leisten (L. 4, n. 522).

Gelegentlich dieser Erörterung wirft Liguori die Frage auf, ob es Christen erlaubt sei, Türken oder Juden zu bestehlen. Mit Berufung auf ein Dekret der römischen Inquisition vom 23. August 1630 bejaht er die Frage für den Fall, daß die betreffenden Christen sich in türkischer oder jüdischer Gefangenschaft befinden. Dann fährt er fort: „Darf überhaupt jeder Christ das Besitzthum der Türken entwenden?" Zwei Theologen werden angeführt, die diese Frage verneinen, dagegen aber zehn Theologen, welche die bejahende Antwort „probabel" nennen. Liguori selbst tritt der Bejahung bei, „denn mit Grund darf vorausgesetzt werden, daß die christlichen Fürsten, die das Recht haben, die Türken jeglichen Besitzthumes und aller eroberten Länder zu berauben, den Christen gestatten, die Türken zu bestehlen" (L. 4, n. 525).

L. 4, n. 628. 629 stellt Liguori die Frage, ob, wer den Titus tödten wollte, durch ein Versehen aber den Cajus getödtet hat, oder wer das Haus des Titus in Brand stecken wollte, irrthümlich das Haus des Cajus in Brand gesteckt hat, zum Schadensersatz verpflichtet ist? „Busenbaum mit der gewöhnlichen Ansicht (cum communi) bejaht die Frage; andere große Theologen verneinen sie. Denn die Pflicht des Schadensersatzes erwächst nur aus einem formellen Unrecht, nicht aus einem bloß materiellen, wie es hier gegen Cajus begangen worden ist."

„Bist du zum Schadensersatz verpflichtet, wenn ein Todtschlag, den du begangen hast, einem Anderen zugeschrieben wird. Lessius antwortet, daß du zu nichts verpflichtet bist, wenn du den Schaden, der dem Anderen erwächst, nicht vorausgesehen hast. Probabeler aber ist die Ansicht, daß du auch in diesem Falle nicht zum Schadensersatz verpflichtet bist; denn der Schaden entsteht dem Anderen nicht aus deiner Handlung an sich, sondern aus dem irrigen Urtheil der Anderen. Selbst wenn du beabsichtigt haben

solltest, daß der Todtschlag dem Anderen zur Last gelegt werde, so bist du nach der probabeleren Ansicht nicht ersatzpflichtig (L. 4, n. 635, 636).

Wer in plötzlichem Zorn einen Anderen getödtet hat, ist zu keinem Schadensersatz verpflichtet, weil solch ein Todtschlag keine Todt-, sondern nur eine läßliche Sünde ist; läßliche Sünden ziehen aber die Schadensersatzpflicht nicht nach sich (L. 4, n. 552. 696). Wer einen Anderen gefordert und ihn im Duell getödtet hat, ist den Hinterbliebenen gegenüber zu nichts verpflichtet. Diese Entscheidung stellt Liguori an einer Stelle als die „probabelere" (L. 4, n. 638), an einer Anderen als „probabel" hin (Homo apostolicus tr. 10, n. 89).

Ein reicher Mann, der seine unehelichen Kinder in ein Findelhaus gebracht hat, braucht nach probabeler Ansicht für ihren Unterhalt dem Findelhaus nichts zu ersetzen. „Denn, sagt Liguori, solche Anstalten sind vorzugsweise für die Reichen gegründet, die sich in der Gefahr befinden, ihren guten Ruf [durch ihre unehelichen Kinder] zu verlieren" (L. 4, n. 656).

Bei der Frage, ob ein Testament, dem die gesetzlichen Formen fehlen, von dem Intestat-Erben anzuerkennen sei, nennt Liguori die verneinende Ansicht „probabel und sicher"; die bejahende sei aber „noch sicherer". Nur was für fromme Stiftungen vom Erblasser ausgesetzt sei, müsse der Erbe unter allen Umständen auszahlen (L. 4, n. 927).

Legate, die für bestimmte Personen ausgesetzt sind, im Falle, daß sie sich verheirathen, können ihnen ausgezahlt werden, auch wenn sie, statt sich zu verheirathen, ins Kloster gehen (L. 4, n. 930).

„Ist es erlaubt, die Begehung eines kleineren Uebels anzurathen, um ein größeres zu verhindern? Die erste Ansicht verneint, die zweite probabelere bejaht es, wenn Jemand schon entschlossen sei, daß größere Unrecht zu begehen. Denn dann wird nicht das Böse, sondern das Gute, nämlich das geringere Uebel angerathen. So kann man Jemand, der morden will, rathen, statt dessen lieber Unzucht zu treiben. Solchen Rath dürfen auch Beichtväter und Eltern geben, die von Amts wegen ihre Untergebenen vor der Sünde bewahren sollen." „Vätern oder Dienstherren ist es erlaubt, ihren Kindern oder Dienstboten die Gelegenheit zum Stehlen zu belassen, damit sie ertappt und dann gebessert werden. Probabel ist die Ansicht, daß es nicht erlaubt ist, solche Gelegenheiten mit Absicht herbeizuführen. Doch ist auch die gegen-

religiösen Sonntagspflicht des katholischen Christen, über die Anwohnung „des unblutigen Kreuzesopfers Christi".

„Welches Versäumniß beim Anhören der gebotenen Sonntagsmesse ist eine Todsünde? Darüber herrscht Meinungsverschiedenheit. Die erste Ansicht sagt, es sei eine Todsünde, den Anfang der Messe bis ausschließlich der Epistel zu versäumen; die zweite Ansicht sagt, es sei eine Todsünde, Alles von der Messe bis einschließlich der Epistel zu versäumen; die dritte Ansicht sagt, es sei keine Todsünde, Alles von der Messe zu versäumen bis einschließlich des Evangeliums, wenn man nur von da an den übrigen Theil der Messe bis ausschließlich des letzten Evangeliums höre. Mir scheint die zweite Ansicht probabeler. Aber wer wollte wagen, die dritte Ansicht für nicht probabel zu erklären, die von so vielen theologischen Autoritäten [Liguori führt 14 „Autoritäten" an] vertheidigt wird? Wer alle Theile der Messe von nach der Kommunion an versäumt, sündigt nicht schwer; ebenso nicht, wer Alles vor der Epistel und Alles nach der Kommunion versäumt. Wie aber, wenn er auch die Epistel versäumt hat? Einige halten es nicht für eine Todsünde; die gewöhnlichere Ansicht bezeichnet es aber als Todsünde. In Bezug auf den Kanon ist schon eine geringere Versäumniß schwer sündhaft. Eine Todsünde ist also die Versäumniß der Wandelung und der Kommunion, ebenso die Versäumniß von der Wandelung bis ausschließlich des Vaterunser. Zweifelhaft ist, ob die Versäumniß der Wandelung oder der Kommunion eine Todsünde ist. Viele Theologen bejahen es, ja bezeichnen es sogar als Todsünde, auch nur eine Wandelung [es giebt deren nämlich zwei: die Wandelung des Brodes und die des Weines] zu versäumen. Andere Theologen gehen nicht so weit. Die erste Ansicht scheint probabeler; aber auch die zweite Ansicht erscheint nicht improbabel. Ist Jemand, der erst vor der Wandelung in die Messe kommt und eine andere Messe nicht mehr hören kann, verpflichtet, diese Messe zu Ende zu hören? Ja. Käme er aber nach der Wandelung, so ist er nicht verpflichtet, sie zu Ende zu hören, weil das Wesen der Messe in der Wandelung besteht. Tournely [ein Theologe, dem Liguori gerne folgt] behauptet allerdings, er sei verpflichtet. Diese Ansicht ist sehr probabel und in der Praxis zu befolgen" [unmittelbar vorher hatte Liguori die entgegengesetzte Ansicht für richtig erklärt!].

„Wird die Verpflichtung zur Sonntagsmesse dadurch erfüllt, daß Jemand zwei Hälften von zwei verschiedenen hintereinander

gelesenen Messen hört? Die Schwierigkeit liegt darin, daß Innozens XI den Satz verdammt hat: „Dem Gebote der Sonntagsmesse genügt, wer zwei oder sogar vier Theile verschiedener Messen gleichzeitig hört." Im angenommenen Fall handelt es sich aber nicht um gleichzeitiges Hören verschiedener Theile, sondern darum, daß die Theile hintereinander gehört werden, weshalb, trotz des verdammten Satzes, der Zweifel über das Ausreichende dieser Art von Messehören bestehen bleibt."

„Die erste Ansicht [Liguori nennt 17 Theologen als ihre Verfechter] bejaht die Frage, selbst für den Fall, daß die beiden Theile in umgekehrter Ordnung (das Ende der Messe zuerst, den Anfang zuzweit) gehört werden. Die Gründe sind: weil so doch eine ganze Messe gehört wird (zwei Hälften machen ein Ganzes), und weil, da bei der Messe der eigentlich Opfernde Christus ist, durch ihn die beiden Theile vereinigt werden. Wir halten diese Ansicht nicht für genügend probabel. Wenn aber Jemand eine Messe bis ausschließlich zur Wandelung und die andere Messe von der eingeschlossenen Wandelung an bis zu Ende hört, so genügt er seiner Verpflichtung. Hört Jemand aber eine Messe von Anfang bis einschließlich der Wandelung und die andere Messe von der Wandelung bis zu Ende, so halte ich die zweite Ansicht, die besagt, daß er so seiner Verpflichtung nicht genügt, für probabeler."*)

Nach dem Dogma der katholischen Kirche bleibt Christus im konsekrirten Brod und im konsekrirten Wein so lange gegenwärtig, als Brod und Wein äußerlich als solche erscheinen (donec species panis vel vini corrumpantur). Diese Lehre haben die folgenden Ausführungen Liguori's zur Voraussetzung: „Es ist gewiß, daß wenigstens innerhalb einer Stunde Brod und Wein im Magen eines jeden Menschen so verändert werden, daß es kein Brod und kein Wein mehr ist [und daß in Folge dessen die Gegenwart Christi aufhört]. Es ist aber wohl zu beachten, daß der Zersetzungsvorgang sich je nach der Beschaffenheit eines Magens vollzieht. Der Jesuit Lugo berichtet, mehrere Aerzte in Rom hätten ihm versichert, daß das genossene konsekrirte Brod bei Laien innerhalb einer Minute, bei Priestern innerhalb einer halben Viertelstunde zersetzt sei." (L. 6, n. 225). Den Grund für diese Verschiedenheit des verdauenden Laien- und des verdauenden Priestermagens giebt Liguori leider nicht an.

*) Diese Ausführungen sind ein klassisches Beispiel für die Verwerthung des Probabilismus in der katholischen Moraltheologie. Es schwirrt nur so von „probabelen" und „probabeleren" Ansichten.



Mit dem würdigen Genusse des konsekrirten Brodes ist nach katholischer Lehre eine Vermehrung „der heiligmachenden Gnade“ im Genießenden verbunden. Ueber die Art und den Zeitpunkt des Eintrittes dieser Gnadenvermehrung schreibt Liguori in Uebereinstimmung mit seinem Vorbild, dem Jesuiten Busenbaum: „Die Gnade wird verliehen beim Essen auch nur eines Theiles [der konsekrirten Hostie]. Unter „Essen“ versteht man hier den Uebergang des [konsekrirten] Bissens vom Mund in den Magen. Einige sagen zwar, die Gnade werde erst verliehen, wenn der Bissen im Magen angelangt sei. Die konsekrirte Hostie darf nicht so lange im Munde behalten werden, bis sie zersetzt ist, denn dann würde Christus nicht gegessen und die Gnadenvermehrung nicht eintreten. Bricht Jemand die konsekrirte Hostie oder den konsekrirten Wein wieder aus — man verzeihe die Wiedergabe dieser Stelle — und werden die ausgebrochenen Theile wiederum genossen, so bewirken sie wiederum eine Gnadenvermehrung“ (L. 6, n. 226—228).

Ueber das für den Empfang der Kommunion nöthige Nüchternsein entwickelt Liguori dieselben Ansichten wie die übrigen Moralisten. Deshalb hier nur Weniges*): Wer seine eigenen Thränen schluckt, bricht das Fasten und darf nicht kommuniziren; Tabaksrauch bricht das Fasten nicht (L. 6, n. 279). „Wird dies Fasten gebrochen durch Tabakkauen? Darüber sind die Ansichten verschieden. Nach probabeler Ansicht, nein. (L. 6, n. 280.)

„Kann Jemand kommuniziren, der nach dem ersten aber noch vor dem letzten Schlage der Mitternacht Speise zu sich genommen hat? Einige bejahen es, weil erst mit dem letzten Schlage Mitternacht eintritt. Richtiger aber ist es, die Frage zu verneinen, da schon beim ersten Schlage Mitternacht eingetreten ist, wie mir ein sehr guter Uhrmacher versichert hat“ (L. 6, n. 282). Also schließlich und endlich entscheiden über das Vorhandensein von Todsünden, d. h. über den Verlust der ewigen Seligkeit die — Uhrmacher!

„Ist es erlaubt, Knaben zu entmannen (kastriren), um die Knabenstimme bei ihnen zu erhalten? Die erste probabelere Ansicht verneint es. Die zweite Ansicht gestattet es, weil der süße Gesang, mit dem Entmannte das Lob Gottes in den Kirchen singen, dem allgemeinen Wohle nützlich ist, um so mehr, als die Ent-

*) Die katholische Kirche verlangt, daß jeder, der die Kommunion empfängt, an dem betreffenden Tage von Nachts 12 Uhr an bis zum Empfange der Kommunion „nüchtern“ bleibe, d. h. weder Speise noch Trank zu sich nehme.

mannung zu diesem Zwecke täglich (in dies) geschieht und von der Kirche geduldet wird" (L. 4, n. 374).

Diese scheußliche Sitte der Entmannung von Knaben, „damit ihre süßen Stimmen das Lob Gottes in den Kirchen verkünden", war eine stehende Einrichtung beim Sängerchor der päpstlichen Basilika von St. Peter in Rom. Die „Statthalter Christi" billigten das Verbrechen wider die Natur und wider das Christenthum, um zur Verschönerung ihres Gottesdienstes (!) hohe Sopranstimmen zu erhalten.

„Nach der probabelsten und gewöhnlichen Ansicht ist es erlaubt, den Dieb einer sehr werthvollen Sache zu tödten. Welchen Werth muß die Sache haben, um ihren Stehler tödten zu dürfen? Im Durchschnitt muß sie mindestens 40 Dukaten werth sein" (L. 4, n. 383). Darf ich den Dieb einer kostbaren Sache auch tödten, wenn er sie schon bei sich in Sicherheit gebracht hat, und ich sie von ihm wieder erlangen will? Ja. Auch Geistliche und Ordensleute dürfen in einem solchen Falle einen Dieb tödten" (L. 4, n. 383, 384).

„Ist es erlaubt, dem Angreifer zuvorzukommen? Wenn ich sicher weiß, daß Jemand mich tödten will, so darf ich ihm durch seine Tödtung zuvorkommen. Da hierbei aber leicht Täuschungen vorkommen, so ist diese Ansicht praktisch kaum durchführbar*). So oft ich das Recht habe, Jemand zu tödten, darf, wenn die Nächsten liebe es räth, es auch ein Anderer für mich thun" (L. 4, n. 388, 389).

„Ist es einem katholischen König erlaubt, in einem gerechten Krieg gegen einen anderen katholischen König die Hilfe von Ketzern oder Heiden zu beanspruchen? Die zweite Ansicht verneint es nach dem Schriftwort (Exod. 34, 12): „Hüte dich, mit den Bewohnern jenes Landes Freundschaft zu schließen, die dir zum Verderben sein wird". Und diese Ansicht scheint für die Praxis die richtige zu sein. Denn es ist moralisch unmöglich, daß ein Bündniß mit den Feinden des Glaubens keinen Schaden für die Religion mit sich bringe. Ein Soldat, der erkennt, daß ein Krieg ungerecht ist, kann in der Beichte nicht los gesprochen werden, wenn er nicht Willens ist, so bald als möglich seinen Abschied zu nehmen und

*) Sanchez, einer der bedeutendsten Moraltheologen des Jesuitenordens, hatte sogar, mit Gutheißung seines Ordens, gelehrt: „Es ist erlaubt, falsche Zeugen, falsche Ankläger, ungerechte Richter zu tödten, wenn man keinen anderen Weg hat, drohendem, schwerem Nachtheil zu entgehen." Alexander VIII. hat diesen Lehrsatz jesuitischer „Moral" verdammt.

sich inzwischen aller kriegerischen Handlungen zu enthalten". (L. 4, n. 406, 408).

„Werden die Sakramente giltiger Weise (valide) Schlafenden, Betrunkenen, Wahnsinnigen gespendet?*) Nach der probabeleren Ansicht, ja. Denn zur Giltigkeit des Sakramentes ist es nicht nöthig, daß der Empfänger auf menschliche Weise sich bethätige (agat modo humano), sondern es genügt, daß er ein für den Empfang des Sakraments taugliches Subjekt ist" (L. 6, n. 81). „Ist es jemals erlaubt, ein Sakrament im Stande der Todsünde zu nehmen? In einem seltenen Falle darf es geschehen, z. B. wenn Ketzer eine konsekrirte Hostie verunehren wollen; dann darf Jemand, der in der Todsünde ist, aber keine Zeit mehr hat, sie zu bereuen, die Hostie nehmen, d. h. sie essen. Denn er nimmt sie dann nicht als Sakrament, sondern er verbirgt sie nur in seinem Körper, wie er sie in einer hohlen Wand verbergen würde" (L. 6, n. 86).

„Wer ein Kind unter Aussprechen der Taufformel in einen Fluß oder Brunnen wirft, tauft giltig" (L. 6, n. 106). „Kann ein Kind im Mutterleib giltig getauft werden? Die erste Ansicht verneint, denn Niemand kann wiedergeboren genannt werden, der nicht zuvor geboren ist. Die zweite genügend probabele Ansicht bejaht, denn auch, wer noch im Mutterleibe ist, kann geboren genannt werden, nach dem Schriftwort (Matth. 1,20): „Was in dir geboren ist, ist vom heiligen Geiste" (L. 6, n. 107). „Es ist probabel, daß eine Taufe, wodurch nur die Haare des Täuflings benetzt werden, giltig ist; denn die Haare sind ein Theil des Menschen. Auch die äußere Haut, die bei der Taufe benetzt wird, ist nicht von der menschlichen Seele belebt, sondern nur die innere" (L. 6, n. 107). „Dürfen Heidenkinder gegen den Willen ihrer Eltern getauft werden? Sind die Eltern vom wahren Glauben zum Heidenthum abgefallen, so dürfen ihre Kinder gegen ihren Willen getauft werden, denn die Kirche hat die Macht, ihnen ihre Kinder wegzunehmen" (L. 6, n. 127).

In den Schlamm und Schmutz der liguorischen Ausführungen über das 6. und 9. Gebot und über die Ehe steige ich hier nicht hinab. Dies wahrhaft scheußliche Kapitel — eine Pornographie, die in der nicht-„religiösen" Literatur kein Gegenstück besitzt —

*) Die katholische Theologie unterscheidet zwischen einer giltigen (valide) und einer erlaubten (licite) Sakramentespendung: jede „erlaubte" Spendung ist „giltig"; aber nicht umgekehrt.

werde ich allseitig, nicht bloß auf Liguori mich stützend, im 2. Bande meines „Papstthums“ behandeln. Wer sich schon jetzt über diesen in seiner Bedeutung leider überaus wichtigen Gegenstand unterrichten will, den verweise ich auf meine Schrift: „Ultramontanes zur Lex Heinze“ (Berlin, A. Haack); dort ist zuverlässig und sachgemäß ausreichendes Material zur Beurtheilung dieser dunkelsten Nachtseite der katholischen Moraltheologie zusammengestellt.

Ganz unberührt kann ich dies Gebiet aber auch hier nicht lassen. Einige Aeußerungen Liguori's müssen angeführt werden, weil sie Schlaglichter werfen auf die allgemeine Denk- und Vorstellungsart dieses „Kirchenlehrers“, der mit seiner „Moral“ den katholischen Beichtstuhl beherrscht. Das eigentlich Obsköne vermeide ich — nach Möglichkeit.

„In Bezug auf das 6. Gebot giebt es keine Geringfügigkeit der Verfehlung (d. h. keine Verfehlung, die nur läßlich sündhaft ist) . . . Ist es aber nicht bloß läßlich sündhaft, wenn Jemand sich an der Berührung einer Frauenhand, als an einer weichen Sache ergötzt, wie man sich auch an der Berührung einer Rose, eines seidenen Tuches ergötzt? Die erste Ansicht bejaht (Liguori führt dafür 14 Theologen an), die zweite Ansicht verneint diese Frage. Der Grund ist: weil Berührungen eines Knaben oder eines Mädchens (wohlgemerkt, es handelt sich um ehrbare Berührungen: Berührungen der Hände u. s. w.), in so fern sie dem Tastsinn angenehm sind, an und für sich auf Selbstbefleckung gerichtet sind: per se ad pollutionem ordinantur. Ich halte deshalb diese letztere Ansicht durchaus für die richtige und die erste praktisch nicht für probabel. Denn wegen der Verderbtheit unserer Natur ist es moralisch unmöglich, eine natürliche Ergötzung zu empfinden, ohne daß zugleich eine fleischliche und unzüchtige Ergötzung (carnalis et venerea delectatio) mit empfunden wird, besonders bei Personen im mannbaren Alter. Nur in dem seltenen Fall, daß Jemand moralisch gewiß ist, die Gefahr der Zustimmung in unzüchtige Regungen sei für ihn ausgeschlossen, gebe ich zu, daß solche Berührungen (von Frauen-, Knaben-, Mädchenhänden) nicht sündhaft sind. Aber wann wird jemals solch ein Fall eintreten“? (L. 4, n. 415, 416). „Ganz kleine Kinder (valde pueri) küssen, ist für gewöhnlich (ordinarie) nur eine lässige Sünde, da die damit verbundene Ergötzung gewöhnlich nur eine natürliche ist“ (L. 4, n. 417). Selten wird man ohne läßliche Sünde ehrbare Theile einer schönen Frau ansehen können. Besonders wenn das Anschauen

längert dauert, ist es immer eine läßliche Sünde, und es wird zur Todsünde, wenn dabei die Gefahr einer unzüchtigen Begierde oder einer längeren Ergötzung eintritt, die ohne Zweifel vorhanden ist, wenn beim Anschauen eine gewisse Erregung verspürt wird. Ueberhaupt ist der Anblick einer schönen Frau, wenn man sie ungeordnet liebt, stets mit der Gefahr verbunden, eine Todsünde zu begehen. Dasselbe ist zu sagen von einem längeren und unnützen Gespräch mit einem jungen Mädchen, das man ungeordnet liebt" (L. 4, n. 423). „Ich kann mich nur schwer dazu verstehen, es nicht für eine Todsünde (!) zu halten, wenn Jemand mit Bewußtsein einen schönen, nackten Jüngling ansieht" (L, 4, n. 421).

In solchen Anschauungen liegt der Schlüssel für das richtige Verständniß der klerikalen Lex Heinze-Bewegung. Die Herren Roeren und Genossen sind Liguorianer.

L. 3, n. 55 befaßt sich Liguori sehr eingehend, unter Berufung auf zahlreiche Theologen, mit der Frage, wie weit das Kleid einer Frau ausgeschnitten sein dürfe. Weil die Auslassungen etwas deutlich sind, will ich sie hier übergehen. Praktisch ist dieser Punkt der Liguori'schen Moral aber sehr, denn in vielen katholischen Familien entscheidet noch heute der Beichtvater und Seelenführer, wie weit die Töchter dekolletirt sein dürfen, wie weit nicht.

„Zur Bestialität gehört auch der geschlechtliche Verkehr mit dem Teufel in Manns- oder Weibsgestalt. Begeht Jemand, der geschlechtlich mit dem Teufel in Gestalt einer Ehefrau, einer Nonne oder einer Blutsverwandten verkehrt, zugleich die Sünde des Ehebruchs, des Sakrilegs und der Blutschande? Nach sehr probabeler Ansicht ist die Frage zu verneinen, wenn der Betreffende mit dem Teufel verkehrt, nicht weil der Weib-Teufel ihm als Ehefrau oder Nonne erscheint, sondern nur weil er schön ist" (L. 4, n. 475).

Diese pornographischen Tollheiten Liguori's sind, was wohl zu beachten ist, nicht etwa ihm allein eigenthümlich. Seit der „Statthalter Christi", Papst Innozens VIII. in seiner Bulle Summis desiderantes vom 5. Dezember 1484 die Wirklichkeit des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Mensch und Teufel feierlich bestätigt hat, besitzen die Manns- und Weibsteufel (daemones incubi et succubi) in der katholischen Theologie Daseinsberechtigung, und jedes größere Handbuch der Moral bis in die Gegenwart läßt diese Ausgeburten einer entarteten, widerchristlichen Phantasie aufmarschieren (man vgl. die „Moral" des Jesuiten Lehmkuhl,

6. Auflg. Freiburg 1890, I, n. 879. Für Einzelheiten verweise ich auf mein Werk: „Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit", 3. Auflg., Leipzig 1901,I, 210—252 und 383—469).

„Muß ein Beichtvater, der sich bei Gelegenheit der Beichte mit einem seiner Beichtkinder unzüchtig vergangen hat, bei seiner eigenen Beichte angeben, daß er seine Unzuchtssünde mit einem Beichtkinde verübt hat? Die erste Ansicht bejaht, die zweite probabelere Ansicht verneint die Frage, weil darin weder Blutschande liegt, denn Beichtvater und Beichtkind sind nicht verwandt, noch Sakrileg, denn das Beichtsakrament wird durch dies Vergehen nicht verunehrt" (L. 4, n. 451).

„Geistliche sind nicht verpflichtet, aus dem Ueberfluß ihrer kirchlichen Einkünfte Almosen an Arme zu geben, außer die Armen befänden sich in sehr großer Noth. Es genügt, wie das Konzil von Trient sagt (sess. 25, c. 1 de reform.), wenn der Geistliche je nach Gutdünken seinen Ueberfluß auf die Ausschmückung des Gottesdienstes verwendet und wenn er nicht verschwendet" (L. 4, n. 491).

„Genügt ein Schuldner seiner Ersatzpflicht, wenn er, seiner Schuld uneingedenk, seinem Gläubiger ein Geschenk macht? Die erste Ansicht, welche die gewöhnlichere und sehr probabel ist, verneint es; die zweite bejahende Ansicht entbehrt auch nicht der Probabilität" (L. 4, n. 700).

„Wer einen Vertrag abschließt unter den äußeren Zeichen des Vertrages, aber mit dem innerlichen Willen, nicht abzuschließen, ist im Gewissen nicht an den Vertrag gebunden, außer der andere Theil hätte seine Verpflichtung schon erfüllt" (L. 4, n. 709).

„Darf Jemand, der an einem durch die Gesetze verbotenen Spiele mit dem Vorsatze theilnimmt, seine Verluste gerichtlich zurückzufordern, den Gewinn behalten? Nach der probabeleren Ansicht, ja. Ist Jemand, der an einem verbotenen Spiele theilnimmt, verpflichtet, seine Verluste zu bezahlen? Die erste sehr probabele Ansicht bejaht, die zweite probabelere und gewöhnliche Ansicht verneint" (L. 4, n. 889. 890).

Kann ein Bräutigam, der eine reiche Erbschaft macht, wodurch er bedeutend reicher wird als seine Braut, die Verlobung aufheben? Busenbaum und viele Andere verneinen es, Andere bejahen es. Lacroix sagt, es dürfe Jemand nicht deshalb seine Braut verlassen, weil sich ihm Gelegenheit böte, ein viel reicheres Mädchen zu heirathen. Wenn jedoch das zweite Mädchen in sehr

viel besseren Vermögensverhältnissen ist, möchte ich [Liguori spricht] den Bräutigam nicht verurtheilen, wenn er diese statt der ersten heirathen will. Denn, wie die Theologen lehren, verpflichtet ein Verlöbniß nur, wenn die Verhältnisse die gleichen bleiben" (L. 6, n. 876).

„Bei der Entscheidung, welche Thiere an Fasttagen gegessen werden dürfen, muß man sich nach dem Urtheile der Aerzte und nach der allgemeinen Ansicht richten, ob und welches Thier als „Fleisch" gilt [an Fast- und Abstinenztagen ist nämlich das Fleisch-Essen verboten]. Mit 20 Theologen erklärt Liguori folgende Thiere für eßbar, d. h. ihr Fleisch ist kein „Fleisch" im moral-kanonistischen Sinne: Schnecken, Schildkröten, Frösche, Heuschrecken. „Diese Thiere gelten als Fische, da sie kaum Blut oder doch nur kaltes Blut haben, sich von Fischen nähren und im Wasser, wie Fische, leben. Andere Theologen rechnen noch hinzu: Schlangen, die wie Aale aussehen, Fischotter, Biber und eine gewisse Entenart" (L. 4, n. 1011).

Die Enthaltung von Fleischspeisen an gewissen Tagen verpflichtet alle Katholiken, die zum Gebrauche der Vernunft gelangt sind. Darauf bezieht sich das Folgende: „Ob Kinder unter 7 Jahren, die aber schon den Vernunftgebrauch haben, an das Abstinenzgebot gebunden sind, ist zweifelhaft. Nach der probableren Ansicht, ja" (L. 4. n. 1012). Auf mehreren Seiten erörtert Liguori die Frage, ob Jemand, dem aus Gesundheitsrücksichten die Erlaubniß zum Fleischessen an Abstinenztagen gegeben worden ist, Fleisch und Fisch zusammen essen dürfe. Unter Anführung verschiedener päpstlicher Erlasse wird die Frage verneint (L. 4, n. 1013—1016). „Dürfen Solche, denen das Fleischessen an Abstinenztagen gestattet ist, auch weniger gesundes Fleisch, z. B. Schweinefleisch, essen?" Nach zwei Seiten langem Für und Wider und abermaliger Berufung auf päpstliche Entscheide bejaht Liguori die Frage (L. 4, n. 1015). An Fast- und Abstinenztagen ist eine einmalige Sättigung und zwar um die Mittagszeit gestattet. Ist es eine Todsünde, die Mittagsmahlzeit bedeutend zu verschieben? Eine einstündige Verschiebung ist gewiß keine Todsünde; in Bezug auf mehrstündige Verschiebungen giebt es entgegengesetzte Ansichten; nach der probabeleren ist eine solche Verschiebung nicht schwer sündhaft; wohl aber ist sie eine läßliche Sünde" (L. 4, n. 1016). In seinen „Retraktationen" (Nr. 13) und im Homo apost. (tr. 12, n. 21) giebt aber Liguori diese „probabelere"

Ansicht auf und erklärt die mehrstündige Verschiebung für schwer sündhaft. Zucker und Aehnliches, aus Leckerei genommen, bricht das Fasten (L. 4, n. 1019). Die Mittagsmahlzeit darf zwei Stunden lang dauern. Einige gestatten sogar drei oder vier Stunden, „wenigstens für die Deutschen". Dann aber sollen von der zweiten Stunde an nur Süßigkeiten und leichtere Speisen aufgetragen werden, was ich weder billige noch mißbillige (L. 4, n. 1020). Der Genuß von Wein bricht „nach probabeler Ansicht" das Fasten, „nach probabelerer Ansicht" bricht er das Fasten nicht. Bier und Limonade, stark mit Wasser gemischt, brechen das Fasten nicht (L. 4, n. 1022); ebenso nicht Chokolade, wenn eine Unze Chokolade mit fünf Unzen Wasser gemischt sind (L. 4, n. 1023). Ueber den Genuß von Eiern und Käse handelt Liguori weitläufig unter Anführung von Entscheidungen von Päpsten und der römischen Poenitentiarie (L. 4, n. 1024 ff.).

„Wird einem Ordensmann von seinem Obern Etwas befohlen, für dessen sittliche Erlaubtheit gar kein probabeler Grund spricht, so ist er dennoch verpflichtet, zu gehorchen" (L. 5, n. 47). Ein Ordensmann, dessen Eltern in die größte Noth gerathen sind, ist nicht verpflichtet, zu ihnen zurückzukehren, um ihnen aus der Noth zu helfen. „Denn, wie Thomas von Aquin lehrt, wer Ordensmann geworden ist, ist für die Welt todt und braucht nicht, zur Unterstützung seiner Eltern, das Kloster zu verlassen" (L. 5, n. 67). Ein Schuldner, auch wenn er die Bezahlung seiner Schuld eidlich gelobt hat, kann, mit Zurücklassung seiner Schuld, Ordensmann werden (L. 5, n. 71).

„Wer das ganze Breviergebet unterläßt, begeht nach Einigen sieben Todsünden [das Breviergebet besteht nämlich aus 7 Theilen], nach der richtigeren Ansicht aber nur eine Todsünde (L. 5, n. 148). „Wie viele Sünden begeht, wer das Brevier, um es nicht beten zu müssen, ins Meer wirft? Die erste Ansicht sagt, er begehe nur eine Sünde; nach der richtigeren Ansicht begeht er aber so viele Sünden, als Unterlassungen des Breviergebetes durch das Wegwerfen des Breviers voraussichtlich entstehen" (L. 5, n. 149). „Muß man sich beim Breviergebet selbst hören können? Nach genügend probabeler Ansicht, nein; doch müssen die Worte des Breviergebetes mit den Lippen geformt werden" (L. 5, n. 163).

„Dürfen Richter von den Parteien Geschenke annehmen? Größere Geschenke nicht, wohl aber kleinere Geschenke, die in Trink- oder Eßwaaren bestehen" (L. 5, n. 211). Verpflichtet das

ungerechte Urtheil eines Richters? Ein wirklich ungerechtes Urtheil verpflichtet im Gewissen nicht; also kann sich ein ungerecht Verurtheilter heimlich schadlos halten" (L. 5, n. 215). Ein Advokat, der eine ungerechte Sache vertritt, begeht eine Todsünde. Darf ein Advokat eine nicht hinreichend probabele Sache vertreten? Nach der gewöhnlicheren Ansicht, ja. Ein Advokat, der gewillt ist, jede Sache zu vertreten, kann vom Beichtvater nicht losgesprochen werden" (L. 5, n. 220—227).

„Wegen Ketzerei müssen Kinder ihre Eltern und Eltern ihre Kinder anzeigen" (L. 5, n. 250).

„Es ist gewiß, daß ein Zeuge, der vom Richter nicht rechtmäßig befragt wird, nicht gehalten ist, die Wahrheit zu sagen. In diesem Falle kann er, auch unter seinem Eide versichern, er wisse von dem Verbrechen nichts. Ist ein Zeuge, der vom Ankläger als einziger Zeuge beigebracht wird, verpflichtet, die Wahrheit zu sagen? Nach der probabeleren Ansicht,nein. Auch der rechtmäßig vom Richter befragte Zeuge ist nicht verpflichtet, die Wahrheit zu sagen, wenn nach probabeler Ansicht der Angeschuldigte bei der That nicht gesündigt hat; denn die Absicht des Richters ist, nach der Schuld zu fragen, [wo aber keine Sünde ist, da ist auch keine Schuld] (L. 5, n. 265—269). „Ist ein Zeuge, der rechtmäßig vom Richter befragt, die Wahrheit verheimlicht hat, zum Ersatz des durch seine Verheimlichung entstehenden Schadens verpflichtet? Hat er positiv Falsches über ein Vorkommniß ausgesagt, so ist er zum Schadensersatz verpflichtet. Hat er aber nur gesagt, er wisse von der That nichts [obwohl er es doch weiß], so ist er nach probabeler Ansicht zum Schadensersatz nicht verpflichtet" (L. 5, n. 270).

„Darf der Angeklagte, wenn sein Vergehen geheim ist, so daß es nicht bewiesen werden kann, sagen, der Ankläger lüge; oder darf er, um die Anklage zu entkräften, ein geheimes Verbrechen des Anklägers bekannt machen? Nach probabeler Ansicht, ja" (L. 5, n. 277). Der Verurtheilte darf aus dem Kerker entfliehen, er darf die Wächter täuschen, sie betrunken machen; Andere dürfen ihm zum Ausbrechen helfen (L. 5, n. 281. 282).

Unser kurzer Gang durch die Moraltheologie Liguori's ist beendet. Seine Erbauungsschriften — sie gehören zu den verbreitetsten unter dem katholischen Volke — zu behandeln, muß ich mir hier versagen. Der tollste, der abgeschmackteste Wunderglaube macht sich in ihnen breit; von Teufels- und Spukgeschichten

sind sie durchsetzt. Den Beweis für dieses Urtheil habe ich in meinem Werke: „Das Papstthum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit" (3. Aufl. 1. Bd. S. 222 ff.) geliefert.

Die Worte eines Papstes mögen den passenden Schluß bilden zu dieser Charakterisirung liguorischer Moral:

Als Pius IX. am 7. Juli 1871 Liguori zum „Kirchenlehrer" erhob, verkündete er der katholischen Welt: „Christus der Herr, der verheißen hat, er werde seine Kirche nie verlassen, erweckt, wenn er sieht, daß es seiner unbefleckten Braut zum Vortheil gereicht, Männer von ausgezeichneter Frömmigkeit und Gerechtigkeit, damit sie, vom Geiste der Einsicht erfüllt, die Aussprüche ihrer Weisheit wie Regenschauer strömen lassen. Es ist nicht ohne den weisen Rathschluß des allmächtigen Gottes geschehen, daß zu der Zeit, als die jansenistische Lehre die Augen auf sich zog, der heilige Alfons aufstand, um durch gelehrte Schriften die aus der Hölle heraufgeholte Pest mit der Wurzel auszurotten. Er hat auch sehr viele Bücher voll heiliger Gelehrsamkeit und Frömmigkeit geschrieben, um durch die verwickelten laxen oder strengen Meinungen der Theologen einen sicheren Weg zu bahnen und die Geistlichkeit zu unterrichten. Darum wollen wir kraft unserer apostolischen Auktorität dem heiligen Alfons Maria von Liguori den Titel eines Kirchenlehrers zuerkennen. Außerdem wollen und verordnen wir, daß alle Bücher, Kommentare, Werke, kurz sämmtliche Schriften dieses Lehrers gleich denen der anderen Kirchenleher nicht nur privatim, sondern auch öffentlich in Gymnasien, Akademien, Schulen, Kollegien, Vorlesungen, Disputationen, Predigten, Vorträgen und bei allen anderen kirchlichen Studien und christlichen Uebungen angeführt und nach Bedarf verwendet werden sollen."

Hier haben wir das, worauf es allein ankommt: die enge, unlösbare Verbindung zwischen Liguoris Moral und dem Papstthum. Als Pius IX. Liguori zum „Kirchenlehrer" machte und dabei die eben gehörten Worte sprach, handelte und sprach er nicht als Einzelmensch, der zugleich Papst war, sondern als Träger des Papstthums. Und so müssen denn Angesichts der „Moral" des Stifters der Redemptoristen die „Stellvertreter Christi" und durch sie die katholische Kirche gestehen: „Das ist Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine."

In Mesopotamien.

II.

Von

Paul Rohrbach.

Ein Ausflug über den Euphrat.

Samosata, den 3. Dezember 1900.*) Gestern bin ich von Urfa in einer Tour hierhergeritten — etwa die Hälfte des unterwegs gesehenen Landes war steril, aber auch von dem Rest nur ein kleiner Theil angebaut. Der winzige Flecken an der Stelle der alten Hauptstadt des Königreichs Commagene heißt heute Samsat und ist einer der verlorensten Orte im ganzen türkischen Reich; die Menschen hier können sich überhaupt nicht erklären, was ein Europäer bei ihnen sucht. Beim Schech sind außer mir zwei Soldaten einquartirt, die das Askerijé — die Militärsteuer — von den Christen des Bezirks eintreiben sollen. Jeder männliche christliche Unterthan der Pforte ist verpflichtet, von der Geburt bis zum Ablauf des sechzigsten Lebensjahres jährlich zwei Medschidiés gleich rund sieben Mark Wehrsteuer zu bezahlen; der persönlich abzuleistenden Wehrpflicht unterliegen bekanntlich nur Moslems. Auf diese Weise erhält die Staatskasse von jedem Christen, vorausgesetzt, daß er das Höchstalter für die Wehrsteuerpflicht erreicht, etwas über 400 Mark, was dem Jahreserwerb eines Arbeiters entspricht, wenn man den allerdings hoch gegriffenen Tagelohn von 6—7 Piastern (1,08—1,26 Mark) zu Grunde legt und alle Tage im Jahre als Arbeitstage rechnet. In Wirklichkeit beträgt der Tagelohn für gewöhnliche Handarbeit nur 4—5 Piaster sog. gutes Geld, d. h. das türkische Pfund zu 108 Piastern gerechnet, und der Fall wird kaum eintreten, daß der Mann das ganze Jahr hindurch arbeitet,

---

*) Vgl. das in Heft 1 (April) S. 114 in der Vorbemerkung Gesagte.

so daß man gut zwei faktische Jahresverdienste auf das Askerijé anzurechnen hat. Unmittelbar nach den Massacres war natürlich an Eintreibung der Steuer in den betroffenen Gegenden nicht zu denken; seit einiger Zeit wird aber wieder mit dem Einsammeln begonnen und der ganze seit 4—5 Jahren fällig gewordene Betrag auf einmal gefordert! Natürlich sind die meisten Leute noch lange nicht im Stande zu zahlen und das Auspressen der etwa schon wieder oder noch vorhandenen Pfennige ist eine sehr schwierige und langwierige Arbeit für die im Lande umhergeschickten Kommandos. Im Bezirk von Samsat hielten sich die Soldaten schon Wochen auf und hatten erst einen ganz geringen Betrag beisammen.

Ich habe Samsat aus zwei Gründen aufgesucht: einmal weil es der Wirkungsort einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der christlichen Kirchengeschichte gewesen ist, und zweitens, weil ich von hier aus eine Fahrt auf dem Euphrat nach Biredschik machen will. Das Land hier zu beiden Seiten des Stromes ist ein alter Konzentrationspunkt menschlicher Kultur. Schon in den frühesten Zeiten des Assyrerreichs machten die Könige von Assur Kriegszüge in das Land Kummuch (Commagene); späterhin wird dieses direkt assyrische Provinz, und der große viereckige Tell von Samsat (1800 Schritt Umfang an der Basis und 15—18 m Höhe) trug einen der wichtigsten Grenzplätze des Reichs gegen Nordwesten. Bei der Auflösung des Seleucidenreichs entstand in Commagene ein selbständiges, halb barbarisches, halb hellenistisches Königthum, das namentlich in den Gebirgen nördlich von der Hauptstadt viele und merkwürdige architektonische Denkmäler hinterlassen hat. Erst unter Vespasian wurde das Land zum römischen Provinzialgebiet geschlagen. Zu Strabo's Zeit war Samosata ein wichtiger Scheidepunkt im Karawanenverkehr zwischen dem inneren Asien und den westlichen Ländern; hier sammelten sich die großen Karawanen nach dem fernen Orient, von hier an rechnete man den Beginn des Weges nach Indien, hier war der wichtigste Uebergangspunkt über den oberen Euphrat. Ob dagegen die persische Königsstraße hier oder bei Malatia den Euphrat gekreuzt hat, ist fraglich. Bis auf Trajan, der die Grenzen Roms weit über den Strom nach Osten vorschob, lag eine Legion, XVI. Flavia Firma, als Garnison am Platze; man findet noch Steine und Ziegel mit Inschrift und Stempel von ihr in die modernen Häuschen vermauert. Der Umfang der alten Stadt ist, nach den erhaltenen schwachen Resten der Umwallung zu schließen, ein sehr großer gewesen, und die Ruinen der Wasserleitung

mit gemauerten Stau- und Sammelbecken, zwei Stunden nordöstlich, deuten ebenfalls auf ein reiches und kräftiges Gemeinwesen hin, das hier einst bestanden hat.

Für immer denkwürdig in der Entwickelungsgeschichte des Christenthums ist die alte Euphratstadt durch den Versuch eines ihrer Bischöfe, Paulus, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, durch eine empirisch-psychologische Auffassung des Problems der Person Jesu die Religion des Evangeliums zu rationalisiren, wie es scheint, unter gleichzeitigem Appell an national-syrische Autonomieideen in Bezug auf die Episkopien und Gemeinden der Provinz. Die Gedanken des Paulus von Samosata über das Verhältniß von „Gottheit" und „Menschheit" bei Jesus reichen ganz nahe an das heran, was einige der zur Zeit führenden liberalen Theologen in Deutschland hierüber lehren, und der moderne Satz: Wesenseinheit zwischen zwei verschiedenen Personen könne nichts Anderes bedeuten, als Einheit des Willens; eine andere Einheit als diese sei zwischen getrennten Subjekten nicht denkbar, findet sich, wo nicht der Form, so doch der Sache nach, schon bei ihm. — Wird wohl je eine Zeit wiederkommen, in der von diesen Ländern von neuem geistige Kraftwirkungen auf eine ganze Welt ausgehen, wie damals, als hier das Wesentliche für den inneren Ausgleich zwischen der alten Welt und dem neuen Glauben geschah?

Auf der alten Akropolis von Samosata sind noch die Trümmer eines Kastells zu sehen, das wahrscheinlich in arabischer Zeit aus älteren Werkstücken erbaut worden ist, denn es finden sich Quadern mit griechischer Inschrift als Baumaterial verwendet. Von der römischen Festung ist keine Spur mehr vorhanden; auch von dem weiten Mauerring der Unterstadt stehen nur wenige Bruchstücke mehr aufrecht. Es scheint, als ob man die behauenen und überall wieder zu verwerthenden Steine abgebrochen und auf dem Flusse fortgebracht hat, denn größere Bauten an Ort und Stelle sind hier nach dem Fall der byzantinischen Herrschaft nicht mehr unternommen worden; der Platz ist verödet. Was für Massen bei einer Zerstörung liegen bleiben, wenn kein Baumaterial weiter aus den Trümmern entnommen wird, zeigt z. B. das mehrere Meter hoch mit Schutt bedeckte alte Weichbild von Nisibis. Man hat einen weiten Ausblick von der Höhe des künstlich aufgeschütteten Burgberges, der nacheinander den Sitz der alten Herrscher von Kummuch, die Zwingfestung der Assyrer, das Schloß der Seleucidenkönige von Commagene und die römische Zitadelle von Samosata getragen hat.

Das Euphratthal erweitert sich hier zu einer großen Ebene, deren schwarzbraune und grüne Ackerfläche rings von niedrigen, weißlichen Kreidehügeln umgeben ist. Darüber ragt im Norden und Nordosten die Schneekette (wir haben Dezember!) des hohen Taurus mit ihrem scharfen Piks und mächtigen Massiven majestätisch empor. Von dort kommt das lange, vielfach geschlungene, glitzernde Band des Euphrat her. Bei Samsat fließt der Strom noch ziemlich rasch; die letzten wirklichen Schnellen nach dem Taurusdurchbruch liegen eine kleine Strecke oberhalb. Berühmt ist die waghalsige Fahrt des Hauptmanns von Moltke von Palu nach Samsat auf dem wilden, in zahllosen Katarakten durch eine mehrere hundert Kilometer lange Klamm herabstürzenden Fluß, um zu erkunden, ob Truppen und Kriegsmaterial etwa auf Kelleks heruntergeschafft werden könnten. Zwei bis drei Tagemärsche südwestlich von Samsat lagerten sich die türkische und die ägyptische Armee auf kurze Distanz gegenüber; Ibrahim Pascha hatte leidlich gesicherte Zufuhren zur See und durch Syrien, während den Türken die große Verbindungsstraße mit Kleinasien durch die ägyptischen Batterien im Gülek Boghas (Pylae Ciliciae) gesperrt war und namentlich an Artillerie ein schmerzlicher Mangel empfunden wurde. Moltke's Unternehmen glückte und lieferte den Beweis, daß der Transport von Kanonen auf dem Euphrat von Malatia nach Samsat, wenn auch mit Risiko verbunden, so doch möglich sei, aber bevor der durch ihn geöffnete Weg praktische Bedeutung erlangte, kam es zur Schlacht bei Nisib (drei Stunden westlich von Biredschik, dem Uebergangspunkt auf der Straße Aleppo-Urfa), in deren Folge den siegreichen Aegyptern ganz Mesopotamien und Anatolien wehrlos vor den Füßen lag. Späterhin haben dann wirklich Truppentransporte durch die Euphratengen stattgefunden, bis in neuester Zeit die Erbauung der Fahrstraße über den Taurus zwischen Charput und Diarbekir eine unter allen Umständen praktikablere Verbindung zwischen den Provinzen nördlich und südlich des Hochgebirges herstellte. Immerhin wird Moltke's Kellekfahrt ein denkwürdiges Beispiel europäischen, zielbewußten Wagens in dieser Welt des unentschlossenen Schlendrians bleiben. Bezeichnend für türkische Art ist es übrigens, daß die Leute, soweit sie überhaupt etwas von Moltke wissen, sich vor allen Dingen stets darüber beklagen, daß er, obwohl er doch in des Sultans Diensten gestanden habe, auch einiges Ungünstige über türkische Zustände geschrieben habe!

* * *

Biredschik am Euphrat, den 6. Dezember. Von Samosata bis hierher sind auf dem Euphrat 130 bis 140 Kilometer, die ich mit meinem sonderbaren Fahrzeuge in zwei Tagen und einer halben Nacht zurückgelegt habe. Nach vielerlei Verhandlungen glückte es schließlich, einen Mann aus dem Dorfe Kantara, eine halbe Stunde abwärts von Samsat, dazu zu gewinnen, daß er innerhalb vierundzwanzig Stunden ein kleines Kellek zu bauen und uns, d. h. meinen Reisegefährten auf dieser Euphrattour, Herrn Eckart, Leiter des deutschen Waisen- und Industriehauses in Urfa, und mich damit nach Biredschik zu bringen versprach. Ein solches Kellek besteht aus einer Anzahl Hammelschläuche, die aufgeblasen, luftdicht zugeschnürt und dann dicht neben einander an einem darüber gelegten leichten Gitterwerk aus Stangen und Stäben festgebunden werden. Unser Kellek bestand aus zwanzig Schläuchen; ein einziges Eselein trug das ganze Material zu dem Fahrzeug — die unaufgeblasenen Häute und ein Dutzend schwacher Hölzer — vom Dorfe zum Fluß hinunter. Allerdings hatten vorher drei Leute fast die ganze Nacht hindurch an dem Geschmeidigmachen, Flicken und Dichten der seit Jahren nicht mehr gebraucht gewesenen, trocken und brüchig gewordenen Schläuche gearbeitet. Wären nicht die Eintreiber des Askerijé in der Gegend gewesen, die von unserem jungen Schiffer (er war Armenier) die Steuer für drei Jahre heischten, so hätten wir überhaupt kaum ein Fahrzeug bekommen, denn das Kellektschi-Gewerbe oberhalb Biredschik ist im Eingehen begriffen. Es lohnt nicht mehr, wie die Leute sagen, Korn hinunterzubringen, da es jetzt unten billiger ist, als in Samsat, und ein Personenverkehr ist in der ganz dünn bevölkerten Gegend überhaupt kaum vorhanden.

Eine Stunde nach Beginn des Aufblasens und Bindens der Schläuche schwamm das Kellek auf dem Wasser. Aus Säcken und Decken wurde für uns ein ganz leidlicher divanartiger Sitz hergerichtet; zwei aufrecht befestigte Gabelhölzer dienten dem Führer, der uns gegenüber saß, als Widerhalt für die primitiven Ruderstangen, mit denen die Lenkung im Strom erfolgt. Das ganze Gebilde war anderthalb Meter breit, zwei Meter lang, rechteckig, und ging mit seiner vollen Ladung fünf bis sechs Centimeter tief, so daß selbst ganz seichtes Wasser kein Hinderniß fürs Weiterkommen war, solange keine Luft aus den Schläuchen entwich und die Tragefähigkeit dadurch geringer ward. Es war fürs Erste ein recht merkwürdiges Gefühl, so im eigentlichsten Sinne des Wortes auf Luft zu sitzen und einen tiefen, reißenden Fluß hinabzu-

treiben. Jeder Wasserwirbel und jede Stelle mit beschleunigter Strömung brachte das federleichte Gefährt ins Schwanken und Drehen; sobald eine von den vielen kleinen Stromschnellen kam, tanzte es wie eine Nußschale auf und nieder und hüpfte förmlich über die strudelnd dahinschießenden Wasserwellen hinab — aber trotzdem gab es kein eigentliches Gefühl von Unsicherheit, vielmehr ein fortgesetzt sich steigerndes, wohliges Behagen an der schnellen, leicht dahingleitenden, laut- und mühelosen Fahrt zu Thal mit dem merkwürdigen, auf dem Euphrat und Tigris zwar schon seit Jahrtausenden gekannten, aber für mich immerhin neuen Vehikel.

Nach einigen Stunden erreichte unser Kellek den Punkt, wo der Euphrat das große, ebene oder höchstens schwach hügelige Becken von Samosata verläßt und hohe Felsufer von beiden Seiten wiederum hart an den Fluß herantreten. Sofort mit dem Eintritt in diese Region verengert sich das Bett und die Strömung wird merklich rascher; namentlich in den zahlreichen scharfen Krümmungen schießt sie laut rauschend und strudelnd um die vorspringenden Kurven der Uferlinie herum, und der Kellektschi ist um so tüchtiger, je gewandter er sich immer im Strich der stärksten Wasserbewegung zu halten und dabei doch das Anschlagen an die Uferfelsen, wobei namentlich ein kleines Kellek leicht umkippt oder unter Wasser gedrückt wird, zu vermeiden versteht. Mit jeder Viertelstunde wurde die Fahrt jetzt interessanter und schöner. Der Euphrat ist innerhalb der Durchbruchsschlucht durch die nordsyrisch-mesopotamische Plateaulandschaft, in der wir uns jetzt befanden, etwa so breit und um diese Jahreszeit auch annähernd so wasserreich wie der Rhein bei Basel zur Zeit des Hochwassers in den Sommermonaten; seine Stromgeschwindigkeit würde ich eher noch für stärker halten. Auf dem rechten Ufer zeigten sich von Zeit zu Zeit, bald in schwindelnder Höhe in den Fels gehauen, bald bis nahe an dem Wasserspiegel herabgeführt, die Ueberreste der Römerstraße, die der Provinz Syrien die Verbindung mit dem großen Karawanenplatz und Euphratübergangspunkt Samosata gab und die Truppenbewegungen längs der Stromgrenze auf römischem Reichsgebiet, das ja erst spät auf das jenseitige Ufer ausgedehnt ward, sicherte. Die Arbeit, die diese Straßenanlage einst gekostet hat, muß eine ganz enorme gewesen sein, und es scheint fast, als ob das Werk an manchen Stellen erst durch eine absichtliche Zerstörungsarbeit späterer Barbarei vernichtet worden ist.

Die größte und, mich wenigstens, vollkommen überraschende



Merkwürdigkeit, was Werk von Menschenhand anbetrifft, ist aber auf dieser Strecke des Euphratlaufes die geradezu enorme Menge alter, in die steilen Uferfelsen hineingearbeiteter Höhlenwohnungen. Ich habe etwas entfernt Vergleichbares nur im Thale der oberen Kura auf dem transkaukasischen Hochlande gesehen; dort aber verdichtet sich die Menge der Höhlen nur auf einer kurzen, einige hundert Meter langen Strecke zu einer wirklichen Höhlenstadt, Wardsia, während sich hier beide Stromufer vom Nachmittag des ersten bis gegen Abend des zweiten Fahrttages fast ununterbrochen so dicht mit alten Wohnkavernen besetzt zeigten, daß die in ihnen einstmals angesiedelte Menschenmenge nicht niedriger als nach Zehntausenden angenommen werden kann. Allerdings findet man Höhlenwohnbezirke von ähnlicher Ausdehnung auch in Cappadocien, aber dort fehlt das ihnen in dieser Gegend Charakteristische: die Lage unmittelbar über einem großen Stromlauf.

Ich glaube nicht, daß eine erhebliche Menge dieser commagenischen Höhlen „prähistorisch" ist — dazu ist ihre Zahl viel zu groß. Einzelne mögen allerdings schon in der Zeit angelegt worden sein, da die oberen Euphratländer noch keine Geschichte hatten; weitaus die Mehrzahl von ihnen wird, wie in Cappadocien, bewohnt gewesen sein, bis nach der muhammedanischen Eroberung das Land überhaupt in die Periode der fortschreitenden Entvölkerung eintrat. Eine planmäßige Durchforschung der ganzen Region würde wahrscheinlich auf dem Gebiet der politischen wie der Kulturgeschichte gute Ergebnisse liefern, aber wo sollen Mittel und Interesse für solche Aufgaben dritten Ranges herkommen, wenn selbst Orte, wie Harran-Carrhä und die ganze Tellregion von Nordmesopotamien noch — wer weiß wie lange! — darauf warten müssen, daß irgendwo im Abendlande das historische Interesse sich ihrer annimmt? An einigen Stellen zeigt sich an der äußeren Seite des Felsens, um die Höhleneingänge und Fensteröffnungen herum, etwas Architektur und Skulptur, ersichtlich hellenistisch-römischer Zeit. In der Regel sind von außen nur ziemlich plumpe Oeffnungen vorhanden, während die in den Stein gehauene Ausstattung des Inneren mit zahlreichen Nischen, Recessen, Vorrathsbehältern sowie allerlei dekorativen Elementen sehr deutlich darauf hinweist, daß hier nicht etwa reine Barbaren gehaust haben, sondern daß eine troglodytische Bevölkerung von ziemlich hohem Kultur- und Besitzstande die Höhlen bewohnt hat. Namentlich die

in den Felsboden hineingearbeiteten, oben engen, nach unten sich kegelförmig erweiternden Magazine zur Aufbewahrung von Oel, Korn, Mehl, getrockneten Früchten u. dergl. — bisweilen wahre Zisternen — sind hier ganz dieselben, wie ich sie überall in Nordwestmesopotamien an den alten Kulturstätten gefunden habe, und wie sie auch weiter südwärts im eigentlichen Syrien aussehen sollen. Vielleicht sind die Höhlen von Commagene ursprünglich bloß Zufluchtsstätten für die am Ufer belegenen Dörfer gewesen, falls Kriegsgefahr drohte. Diesem Zweck werden sie in hohem Grade entsprochen haben, denn mitten inne zwischen der oberen Steilkante der 50—120 Meter hohen Ufer und dem Wasserspiegel gelegen, in eine fast senkrechte Felswand hineingearbeitet, sind sie sowohl von oben wie von unten nur auf schwierigen Kletterpfaden zugänglich und können mit Leichtigkeit selbst von einer geringen Anzahl Männer gegen Angriffe vertheidigt werden. Späterhin mag auch in ruhigen Zeiten der dauernde Aufenthalt in den hier und da recht komfortabel ausgestatteten Löchern, namentlich wegen der unmittelbaren Nähe des kühlenden Flusses, dem Wohnen auf dem der Sommerhitze und den Winterstürmen ganz anders ausgesetzten Plateau vorgezogen worden sein. Nach der Verödung des Landes sollen dann, wie es jetzt bei den Eingeborenen heißt, noch bis in neuere Zeit christliche Einsiedler in einzelnen Zellen ihr beschauliches Dasein gefristet haben. Gegenwärtig sind, mit Ausnahme einer einzigen kleinen Gruppe, wo einige Hirtenfamilien hausen, alle die Tausende von großen und kleinen Höhlungen unbewohnt und legen gleich den zahllosen anderen verödeten Wohnstätten auf und ab Zeugniß von der Menge der Menschen ab, die einst im Lande gelebt haben und heute wieder darin leben könnten, wenn der Fluch der geistig-religiösen Barbarei und der Mißregierung von ihm genommen würde.

Es ist übrigens merkwürdig, ein wie tiefes Gefühl für den Jammer und das Elend der heutigen Zustände unter den Leuten hier vorhanden ist! Sie wissen es wohl, und die Ruinen, unter denen sie wohnen, zeugen ja auch laut genug davon, daß vor Alters die Menschen im Lande mächtiger waren, daß sie größere Werke errichteten und die Kräfte der Natur ihnen ganz anders gehorchten als dem heutigen Geschlecht. Bei den Trümmern der alten Wasserleitung von Samosata bekamen wir von einem alten Manne wieder einmal dieselbe Frage zu hören, die mir schon mehrmals begegnet ist: „Wird das Volk wohl einmal wiederkommen,

das diese Dinge gebaut hat und sein Erbe wieder in Besitz nehmen?" Sie können es sich gar nicht vorstellen, die Armen, daß Niemand Anderes als sie selber die Nachkommen jener sind, die den Burgberg von Samosata aufgeschüttet, den meilenlangen Aquädukt errichtet und die zehntausend Höhlen in den Fels der Euphratufer gehauen haben! Wie oft ist mir die Klage begegnet: „Ja, was soll denn Gutes bei uns sein, wir haben ja keinen Eigenthümer!" Damit soll nicht etwa ausgedrückt werden, daß keine politische Obergewalt existirt, sondern daß Niemand da ist, der für Land und Leute wirklich so sorgt, so mit ihnen umgeht, wie ein Besitzer mit seinem Eigenthum thut, wenn er es schätzt, es erhalten und mehren will. Und besser als mit diesem Wort wird man die Zustände, wie sie sind, schwer kennzeichnen können. Das Regieren besteht hier in nichts weiter, als im Erpressen von Steuern, Rekruten und Bakschisch, wie es in der schlimmsten byzantinischen Zeit nicht schlimmer gewesen sein kann. Damals gab es aber doch daneben wenigstens auch noch große Gesichtspunkte im Dasein und in den Lebenserscheinungen des Staates, von denen heute im ganzen Morgenlande, vom Indus bis ans Mittelmeer, auch keine blasse Spur mehr existirt.

Man hat viel Zeit und Muße zu geschichtlichen und sonstigen Spekulationen auf solch einer Kellekfahrt — und wem drängten sie sich in diesem Lande und auf diesem Strome nicht auf! Oft ist aber doch der reine Natureindruck der Landschaft ein so überwältigender, daß man zu nichts weiter aufgelegt ist, als sich ganz und gar der Größe und seltsamen Erhabenheit der Szenerie hinzugeben. Es wurde Abend; Dämmerung begann sich über das Wasser zu legen und wunderbar zart getönte Schatten spielten in den scharfen Windungen der tiefen Klamm, auf den rothgelben Felswänden der Ufer und in den Tiefen der Schluchten, die sich hin und her von der Seite her auf das Stromthal öffneten. Dann ging der Mond auf — die volle Scheibe noch kaum merkbar nach der abnehmenden Seite hin verkürzt — und den Zauber der Stunden, die wir von jetzt ab bis zu unserer Landung spät Abends bei dem Dorfe Narseid genossen haben, kann ich nicht mehr schildern, ohne bei jedem Worte die Unzulänglichkeit der Sprache als eines äußeren Ausdrucksmittels zur Wiedergabe überwiegend stimmungsmäßiger Dinge zu empfinden. Der Schreiber leidet hier ähnlich wie der Maler, der mit Pinsel und Farbe die Empfindungen wiedergeben soll, in deren Licht und Schatten ihm die Landschaft, die er sieht, erscheint.

Gerade als der Mond mit seiner vollen Leuchtkraft über den Uferwänden emportauchte, flog unser Kellek durch eine reißend strömende Enge des Euphrat. Wir selbst waren im Felsschatten; zur Rechten und nach vorwärts leuchtete aber die ganze aufgeregte Wassermasse in tausendfach tanzendem Blinken und Sprühen, wie das nächtliche Meer im Süden unter der Masse phosphoreszirender Quallen und Infusorien, die es beleben. Drüben am anderen Ufer stieg ein großer steiler Berg, an Gestalt dem Loreleyfelsen gleichend, in ein Bad von hellem, kaltem Licht getaucht, ruhig und starr, mit scharfen, zackigen Kanten empor, wie ein Wächter über die Dinge, welche jenseits der Strombiegung, die ihn umfloß, noch unserer harrten. Dort, sagte der Kellektschi, erweitere sich der Euphrat auf eine weite Strecke beträchtlich, denn der Geuk-Su, ein weiter unten einkommender Nebenfluß, habe einen großen Geröll-damm quer zur Richtung des Hauptstroms in dessen Bett hinein-geschüttet und ihn auf diese Weise aufgestaut. Und so war es denn auch: Aus der wirbelnden Enge glitt das Kellek auf eine weite, stille Fläche hinaus, und statt der tanzenden Reflexe auf den vorwärtsjagenden Wellen goß das Mondlicht jetzt breite, fluthende, ruhig spiegelnde Lichtwellen von Ufer zu Ufer über die in majestätischer Ruhe langsam dahinfließende Wassermasse aus. Hier war der Strom wohl breiter als der Rhein bei Koblenz, die rothen, senkrecht abstürzenden Felsenwände beider Ufer an 100 Meter hoch, oben in einer einzigen, fast wagerecht gezogenen Linie gegen den Himmel abgeschnitten, aber an ihren Stirnseiten in Pfeiler, Vorgebirge und einzelne Spitzen zerrissen und zerspalten. Jedes einzelne dieser Gebilde warf seinen scharfen, schwarzen Schatten vor sich; dazwischen gähnten die dunklen Löcher der zahllosen Höhlen-wohnungen gleich Eingängen in ein geheimnißvolles Reich, und je nachdem wir auf unser Fahrzeug, den Krümmungen des Flußlaufes folgend, den Mond zur Rechten, zur Linken oder hinter uns hatten, wechselten das beleuchtete und das dunkle Ufer in ununterbrochener, mannigfaltiger Folge. Der Euphrat mußte hier eine enorme Tiefe haben, denn wenn auch die Breite der Schlucht immerhin nach oben etwas zunahm, so konnte der vorne am Abströmen verhinderte Wasserzufluß sich zwischen den steilen Wänden doch überwiegend nur vertikal in die Höhe stauen, und unwillkürlich überfuhr mich ein leichter Schauder, wenn ich an die luftig-leichte Konstruktion der Maschine dachte, auf der wir sammt dem Fährmann, nur wenige Zoll höher als der Wasser-

spiegel sitzend, über der abgründlichen Tiefe dort unten langsam dahertrieben. Wir waren jetzt mitten auf dem Strome; beide Ufer so fern, daß unser Auge die Einzelheiten nicht mehr unterschied, aber doch noch so nahe, daß der Eindruck des Eingeschlossenseins zwischen jenen gewaltigen Felswänden ohne Ausgang nach vorwärts oder rückwärts in aller seiner Kraft und Schauerlichkeit verblieb. Das Wasser war glatt wie geschliffenes Metall, kein Laut weiter durch die Nacht zu hören, als das ferne, leise Gurgeln der Strömung an den Felsblöcken und dem kantigen Geröll längs der Uferlinie. Am wolkenlosen Himmel stand die weißglänzende Mondscheibe schon so hoch, daß ihr Licht voll über den ganzen, bergetief mit Wasser gefüllten Felsenkessel fiel, in dem das winzige Gefährt mit den drei Menschenleben, die es trug, lautlos wie mit angehaltenem Atem vorwärts glitt. Kaum finde ich in meiner Erinnerung etwas wieder, was in ähnlicher Weise erhaben, was so schweigsam-schrecklich und doch zugleich die Seele im Innersten mit Dank und Ehrfurcht gegen ihren Schöpfer erfüllend gewesen wäre, wie diese Mondnacht auf dem Euphrat!

Allmählich näherten wir uns dem linken Ufer; die Biegung ward sichtbar, die endlich aus dem langen, scheinbar geschlossenen Becken hinausführte. Mein Gefährte zog seinen Revolver aus dem Futteral und feuerte unmittelbar vor der Ausfahrt einige Schüsse ab, um das Echo zu wecken. Ungeheure, rollende Donnerschläge hallten, in vielfacher Brechung herüber und hinüber von den Felsen zurückgeworfen, durch den breiten, vom Strome erfüllten Spalt wieder. Der Eindruck war gewaltig; eigenthümlich, ja beklemmend erschien nur, daß außer dem Echo der Schüsse gar keine andere Naturstimme laut wurde: kein Hund, kein Vogel oder dergleichen, förmlich als ob diese ganze wunderbare Szenerie irgendwie außerhalb des Reiches läge, in dem es irdisches Leben giebt, in der Unterwelt oder auf einem fernen Planeten zwischen Himmel und Erde.

Der gestrige Tag brachte abermals eine ununterbrochene Folge bedeutsamer Eindrücke. Die Menge der Höhlenwohnungen auf beiden Ufern war womöglich noch größer als Tags zuvor; an einer zugänglichen Stelle landeten wir und waren erstaunt über den Grad relativer Wohnlichkeit, den jene alten Troglodyten ihren Behausungen durch ausgedehnte Einarbeitungen von Treppen, Nischen, Kammern, Reservoiren u. dgl. in das Gestein gegeben haben. Die Ueberreste der Römerstraße wurden fortgesetzt von Zeit zu Zeit

auf dem rechten Ufer sichtbar; bewohnte Ansiedlungen am Flusse waren fast gar keine vorhanden, dagegen passirten wir mehrere Ueberfahrtsstellen, an denen je ein plumpes Fährboot lag, und einige Male bemerkte unser Kellektschi, an der und der Stelle, wo wir uns gerade befanden, sei der Strom bei „Sommerwasser", das vom August bis zum Januar dauert, furthbar. Die Szenerie der Ufer blieb prächtig, wenn auch die imposanten Felsenmauern des vorhergehenden Tages hier und da etwas gerundeteren Bergformen auf beiden Ufern Platz machten. Um vier Uhr Nachmittags, eine Stunde vor Sonnenuntergang, kam endlich Rum-Kaleh in Sicht, eine alte Felsenfestung hoch auf dem rechten Ufer, von der ich schon vorher alles möglichste Wunderbare gehört und gelesen hatte und auf die wir Beide im höchsten Grade gespannt waren — aber was wir sahen, übertraf alle unsere Erwartungen. Während ich diese Zeilen schreibe, bin ich noch immer unter dem gewaltigen Eindruck dieses vielleicht einzig in der Welt dastehenden Platzes! Jäh über dem Euphrat emporsteigend erhebt sich eine lange Felswand, die durch Behauen des anstehenden Gesteins und mächtige, glatte Quaderaufmauerungen vollkommen unersteiglich gemacht ist — nur ein einziger Treppenaufgang, in der Mitte durch ein festes Thor unterbrochen, führt von der Flußseite in die Höhe. Wer die obere Fläche des Felsens mit Anstrengung auf dieser Stufenflucht erklimmt, wird gewahr, daß er sich auf einer Felszunge zwischen dem Euphrat und einer wilden, tiefen Ravine befindet, die das Wasser des Mersiman-Tschai, der großen Stromschlucht parallel, in die rothgelbe Kalkhochfläche hineingenagt hat. Auf der Höhe nordwärts blickend, hat man das Stromthal zur Rechten, die Schlucht zur Linken; nach vorwärts, unmittelbar zu Füßen des Beschauers, mündet der reichlich 500 m breite und 100 m tiefe, seitliche Einriß in den imposanten, breiten und steilwandigen Cañon des Euphrat. Das Südende des Burgfelsens hängt nur durch einen kaum fünfzig Schritte breiten Hals mit den benachbarten Bergmassen, die das Stromufer weiterhin begleiten, zusammen, und an dieser schmalsten Stelle ist ein senkrechter Einschnitt in das Gestein hineingearbeitet, von einer solchen Tiefe und Breite, daß ein Erklimmen der Veste von hier aus schlechterdings zu den Unmöglichkeiten gehört. Der solcher Gestalt gebildete, ringsum von hohen, steilen Abstürzen umgebene Felsklotz bietet seinerseits keine platte Oberfläche dar, sondern erhebt sich in zwei terrassenartig über einander emporsteigenden Absätzen, deren oberer

augenscheinlich die letzten und festesten Reduits des Platzes trug, während der eigentliche, enorm massige Körper der Festung mit seinen langen, gewölbten Kasematten (großentheils noch vollkommen erhalten), seinen Thürmen, Mauern, Thoraufbauten und dem Brunnen, auf dem breiten Stufenbande steht, das sich auf dreiviertel Höhe des Ganzen rings um den beherrschenden Gipfel herumzieht. Die Brunnenanlage ist wahrhaft großartig: ein 70—80 m tiefer und ca. 15 m weiter Schacht führt, dem hohlen Inneren eines mächtigen Thurmes gleichend, senkrecht in den Felsen hinein, und von der Sohle dieses Raumes ist alsdann ein schräg abwärts gerichteter Stollen bis an das Euphrat-Niedrigwasser vorgetrieben. Ein breiter, noch leidlich praktikabler Schneckenumgang führt im Brunneninneren bis zum Beginn des eigentlichen (jetzt theilweise verschütteten) Wasserganges hinunter.

Die alten Fortifikationsbauten auf Rum-Kaleh liegen, mit Ausnahme der bereits erwähnten, den oberen Felsabsatz umgebenden Kasemattengewölbe, in Trümmern, aber der Umfang der in ihrem einstigen Plan noch wohl verständlichen Ueberreste, die immensen übereinandergestürzten Quadermengen und vor allen Dingen die wuchtige Masse des Felsens selbst mit seinen in unendlicher Arbeit rundum schwindelnd steil behauenen und aufgemauerten Stirnflächen, gigantisch trotzig zwischen die beiden tiefen Schluchten als eine rechte Jahrtausendwacht hingelagert — das Alles überwältigt den inmitten dieser menschenarmen Oede auf nichts weniger als auf solch ein Wunder vorbereiteten Beschauer in einer Weise, daß er noch lange hinterher, wiederum auf seinem Fahrzeug den großen Strom hinabwärts weitertreibend, sich sammeln und besinnen muß, um in seiner Vorstellung die Summe der Eindrücke zu ordnen und zu befestigen.

Rum-Kaleh heißt „Römerschloß", wobei man in diesem Falle allerdings weniger an die eigentlichen Römer als an die Byzantiner, das Reich von „Rum", zu denken hat. Jedenfalls hat sich ein befestigter Platz oben auf dem Felsen befunden seit hier Menschen wohnten, die sich zu vertheidigen hatten; weder die Könige vom Commagene, noch die Römer noch die Byzantiner werden diese unvergleichliche Lage unbenutzt gelassen haben, und wie mir scheint, ist wenigstens ein Theil der fugengeränderten Quaderaufmauerungen an der Flußseite antik. Während der Kreuzzüge nahm Balduin, Graf von Edessa-Urfa, im Jahre 1116 Rum-Kaleh ein; später, um 1150, kaufte Gregor III., Katholikos oder Patriarch des rubenidischen

Königthums von Kleinarmenien, die Burg den Edessenern ab. Anderthalb Jahrhunderte lang residirten dann die armenischen Patriarchen auf ihr, bis sie sammt dem ganzen Reich der Rubeniden den ägyptischen Sultanen zur Beute ward. Den Namen Rum-Kaleh hat das Schloß schon während der Epoche der Kreuzzüge geführt, wie der aus jener Zeit stammende armenische Name Hromgla beweist; die Identifikation mit einer antiken Benennung ist aber meines Wissens noch nicht gelungen, was daran liegen mag, daß hier keine der großen Straßen aus Syrien nach Mesopotamien den Euphrat kreuzte. Zwischen den großen Uebergangsplätzen und zugleich wichtigen Straßenfestungen Samosata oberhalb und Apamea-Zeugma unterhalb ist Rum-Kaleh im Alterthum wie im Mittelalter offenbar nur als fester Stützpunkt und Zufluchtsort für seine nähere Umgebung von Bedeutung gewesen.

Zu kurze Zeit nur war es mir leider vergönnt, an dem wunderbaren Platz zu verweilen. Ich hätte Stunden und Stunden lang allein den Blick von der Höhe in die Euphratschlucht genießen mögen: auf das smaragdgrüne, gewundene Band des Stromes in der Tiefe, auf die in Klippen und Schründen steil abstürzenden rothen, braunen und gelben Felswände des Cañons, auf die prachtvollen hohen Berge dahinter und darüber, die gerade soviel Vegetation an ihren schroffen Hängen zeigten, um dem in lauter grandiosen und lapidaren Zügen hingeworfenen Naturgemälde einen kleinen Zug lebensvoll-freundlicher Abwechslung zu leihen — aber die Sonne war am Untergehen und unser Ziel Biredschik weit. Welche Worte soll ich noch suchen, um den wunderbaren Duft, die unvergleichlich mannigfaltigen, zarten und reizvollen Töne und Schatten zu schildern, die das Herannahen der Dämmerung über diese ganze Symphonie von Abgrund, Strom und ungeheuren Felsen breitete! Unten von unserem Kellek aus blickten wir nach dem Abstoßen noch einmal zu der Veste empor, um uns die Maße und den Gesammteindruck zu vergegenwärtigen. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß Burg Stolzenfels am Rhein sammt dem Felskegel, auf dem sie sich erhebt, vor Rum-Kaleh gestellt sich ungefähr so ausnehmen würde, wie ein Wachthäuschen neben einem Schlosse, und was das Bild der Stromschlucht selber anbetrifft, so kann ich ihm von allem, was ich gesehen habe, nur das allerdings in Formen, Maßen und Farben noch großartigere Felsendefilee an die Seite stellen, durch das der Murad-Su (der östliche Quellarm des Euphrat) bei Palu in Hocharmenien hindurchströmt — aber dort

fehlt die große leuchtende Wassermasse in der Tiefe, um zur Größe des Eindrucks auch noch die Harmonie der Elemente hinzuzubringen.

Heute Nacht erreichte unser Kellek mit starker Verspätung gegen den Voranschlag endlich Biredschik. Wir saßen zuguterletzt noch auf einer Sandbank im Strome fest und mußten zu Dreien hart mit den Stoß- und Ruderstangen arbeiten, um nach einstündigem Bemühen endlich flott zu werden und den Landungsplatz am Fuße des mächtigen Kastells zu erreichen, das sich hier ähnlich wie Rum-Kaleh auf einem langen, künstlich isolirten Felsen über dem Euphrat erhebt. Die Schloßruine von Biredschik ist fast ebenso groß wie Rum-Kaleh und weit besser erhalten, aber der Eindruck der kolossalen Quadermasse, so groß er auch namentlich vom Flusse aus und im Inneren der dreifach übereinandergethürmten Gewölbe ist, reicht doch lange nicht an jenes heran, weil der Felsen niedriger und die umgebende Landschaft, durch die der Euphrat fließt, hier schon ausgesprochen flach ist. Immerhin ist die Besteigung der Burg (nur mit Erlaubniß der Behörde) im höchsten Grade lohnend. Oben mußte ich lebhaft an jene launige Episode in Moltke's Briefen aus der Türkei denken, wo der damalige Hauptmann in ottomanischen Diensten die letzte — geleerte — Rheinweinflasche von der Höhe des alten Römerschlosses in den Euphrat hinabschleudert und ihr Goethe's Verse aus dem König von Thule nachruft. Entweder muß aber damals der Euphrat mit außergewöhnlichem Hochwasser gegangen sein — oder Moltke muß sehr weit haben werfen können!

Ob Biredschik, wie Moltke und Viele auch noch heute meinen, wirklich das alte „Zeugma" repräsentirt, ist fraglich, wenn auch keineswegs unmöglich. Zeugmas, d. h. Schiffbrücken, gab es aller Wahrscheinlichkeit nach zur Römerzeit eine Menge auf dem mittleren Euphrat; das Zeugma aber, über das die große Straße von Antiochia—Beröa—Hierapolis nach dem Osten führte, lag vielleicht südlicher, bei Karkemisch (Dscherablus) oder noch etwas weiter abwärts. —

* * *

Antiochia am Orontes, den 21. Dezember 1900. Ich habe jetzt einen tüchtigen Ritt durch das nordsyrische Bergland, südlich von der Linie Aleppo—Antiochien, hinter mir. Es ist wirklich unmöglich, in diesen Ländern auch nur eine Tagereise zu machen, ohne etwas zu lernen, was man trotz alles Bücherstudiums und

aller Reisevorbereitungen doch noch entweder gar nicht gewußt oder sich doch sehr anders gedacht hat, als es in Wirklichkeit ist. Wenn ich die zwei Monate, die nun seit dem Betreten der althistorischen Region Vorderasiens bei Arbela verflossen sind, noch einmal in Gedanken überschlage, so finde ich keinen Tag darunter, an dem ich nicht, abgesehen von dem individuell ästhetischen Genuß der Reise, einen bedeutsamen Zuwachs an objektivem Wissen und Begreifen gegenwärtiger wie vergangener Dinge verzeichnen könnte. — Was die in diesen Tagen von mir besuchte Gegend anbetrifft, so ist es ja keineswegs unbekannt, daß die Kalkgebirgslandschaft Nordsyriens eine große Menge von Ruinen aus spätrömischer und byzantinischer Zeit enthält; ja man findet das Wichtigste sogar in Bädeker's vortrefflichem Reisehandbuch für Palästina und Syrien — aber was bedeutet selbst das genaueste Wissen um diese und ähnliche literarische Notizen gegenüber dem unmittelbar auf das eigene Sehen gegründeten Eindruck eines Zeugnisses von einstiger Kultur, wie es diese Berge und Thäler von Aleppo bis Hama und bis ans Mittelmeer dem Reisenden ablegen, der sie durchstreift. Hier ist ein vollkommenes Gegenstück zu der Tellregion von Obermesopotamien vorhanden — nur daß dort das vergängliche Material, aus dem Städte und Dörfer erbaut waren, nichts hinterlassen hat, als Hügel von Erde, Lehm und Brocken gebrannten Thons, hier aber hat das feste Quadergefüge der Häuser, Kirchen und Paläste wenigstens in seinen Fundamenten überall der Zeit getrotzt und steht nicht selten noch bis an den einstigen Dachstuhl hinan unversehrt aufrecht da.

Mit etwas Uebertreibung kann man sagen, daß das dreieckige, außerordentlich zerrissene und zerklüftete Gebiet zwischen Aleppo im Nordosten, Antiochien im Südwesten und Kalat el-Mudik (Apamea am Orontes) im Süden ein einziges Pompeji ist! Auf diesem Raume, der etwa ein Viertel so groß ist wie das Königreich Sachsen, kann man buchstäblich keine Stunde reiten, ohne auf alte Städte, Dörfer, Gräber, Kirchen, Klöster, Keltern, Felsterrassirungen, Wälle und Pyramiden aus vom Acker zusammengelesenen Steinen, Straßenanlagen, Zisternen u. dgl. zu stoßen — und das Alles nicht etwa in roher, mehr oder minder barbarischer Ausführung, sondern von bemerkenswerther Größe und Feinheit in der Technik wie in der architektonischen Komposition. Ich will und kann hier auf die speziell archäologische Bedeutung der nordsyrischen Ruinen nicht eingehen, zumal ich in Aleppo

gehört habe, daß hierüber eine amerikanische Publikation bevorstehen soll, aber auch ganz abgesehen davon ist allein ihre Bedeutung als rein kulturgeschichtliche Dokumente eine immense. Sie beweisen, daß bis unmittelbar vor die Zeit der arabischen Invasion die Bevölkerung in Nordsyrien eine so dichte gewesen ist, daß nicht nur die großen Korn- und Fruchtebenen zwischen dem Euphrat und dem Gebirge, sondern auch dieses letztere selbst unter intensiver Kulturbearbeitung gestanden haben, und sie beweisen ferner, daß damals hier eine wohlhabende, ja reiche Bevölkerung gelebt haben muß, die im Stande war, sich Bauten von größter Kostspieligkeit und ausgesuchtem Geschmack sowohl als Wohnhäuser wie zu öffentlichen Zwecken zu errichten und zu unterhalten.

Ich will dem Leser weder ein Itinerar durch die zwei oder mehr Dutzend Ruinenstätten, die ich besucht habe, noch eine detaillirte Beschreibung der hervorragenderen Bauten an den einzelnen Plätzen zumuthen; ich möchte vielmehr über das Ganze mehr zusammenfassend urtheilen und was Einzelheiten betrifft, mich auf Dinge beschränken, die in der That ersten Ranges sind. Von solchen muß ich zunächst die Ruinen des Simeonsklosters auf dem Dschebel Seman, heute Kalat Seman genannt, sechs Stunden westlich von Aleppo, erwähnen. Weitaus das bedeutendste Bauwerk darin ist die höchst merkwürdige, in Gestalt eines annähernd gleicharmigen Kreuzes dem Simeon Stylites zu Ehren erbaute vierfache Basilika. Kalat Seman (im Alterthum lag die große Stadt Telanissus, deren Ruinen noch wohl erhalten sind, am Fuße des Berges) ist die Stätte, von wo aus der asketisch-fromme Unfug des Säulenstehens seinen Ursprung genommen hat. Im 5. Jahrhundert lebte hier Simeon der Säulenheilige; er brachte gegen dreißig Jahre seines Lebens erst auf einer niedrigen, dann auf einer vierzehn Meter hohen Säule zu, von oben herab dem Volke predigend und einem großen Schülerkreise theologische Vorlesungen haltend. Wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten entstand ein Klosterkonvent um die Säule des Asketen herum; bald darnach auch die große Kirche. Vier prachtvolle dreischiffige Basiliken sind solchergestalt aneinandergebaut, daß jede von ihnen einen Arm eines mächtigen Kreuzes ausmacht, das den Grundriß des ganzen Gebäudes bildet; der Raum in der Mitte, wo die vier Flügel zusammenstoßen, ist als Achteck gebildet. Dieses innere, nie überdacht gewesene Oktogon ist mit seinen Bogen- und Säulenstellungen das Kleinod der ganzen Anlage; in seiner Mitte ist noch das ge-

waltige, aus dem gewachsenen Felsen gehauene Piedestal einer der beiden Säulen zu sehen, auf denen Simeon gelebt hat. Das andere, noch größere, steht draußen im Klosterhof. Leider ist das Kloster während der arabischen Epoche zeitweilig in eine Festung verwandelt gewesen, aber weder der rücksichtslos barbarische Umbau noch auch die häufigen Erdbeben haben die alten Bauten soweit zu zerstören vermocht, daß die noch aufrechtstehenden Ueberbleibsel nicht die Bewunderung und das Staunen aller Reisenden erweckten, die sie zu sehen bekommen. Die Umfassungsmauern der vier Basiliken, fünf von den acht säulengetragenen Bögen des Oktogons, die herrliche Hauptapsis gegen Osten, umfangreiche Reste von den Wohnzwecken dienenden Gebäuden des Klosters, sowie die isolirte Taufkirche sind erhalten; dies Alles nicht minder als die gestürzten Säulen, Kapitäle, Architrave und Karniese, von denen das ganze Innere mehrere Meter hoch in wildem Durcheinander erfüllt ist, legt mit dem verschwenderischen Reichthum und immerhin noch leidlichen Stil der Steinhauerarbeit wie der Architektur im Ganzen ein staunenerregendes Zeugniß ab von der Kulturhöhe und dem materiellen Reichthum in Syrien noch während des fünften und sechsten Jahrhunderts, in der Periode des „Verfalls“!

Je weiter nach Süden, desto zahlreicher und größer werden die alten Ruinenstädte, wenn sich auch solche Bauwerke wie die Kirche von Kalat Seman nicht mehr finden. Dana, Sermada, Babiska, Bahudi, Bakirha, Kokanaja, Harbanusch, Maarret-Mesrin, Medschdelaia, Beschindelaia und all die unzähligen anderen benannten und namenlosen Stätten mit ihren verlassenen Straßen, in denen noch das alte Pflaster liegt, ihren prachtvollen Villen, denen manchmal nur ein Dach aufgesetzt zu werden braucht, um sie wieder wohnlich zu machen, ihren Grabmonumenten, ihren Kirchen und Palastruinen, öffentlichen und Privatgebäuden — sie lassen den Wanderer von Tag zu Tag aus einem Staunen ins andere fallen über die Menschenmenge und den Reichthum, die es einstmals in diesem jetzt so schrecklich verödeten und verkommenen Lande gegeben hat! Das größte dieser ungekannten Pompejis in den syrischen Bergen ist el-Bara, eine starke Tagereise nördlich von Hama, eine verzauberte Ruinenstadt, größer als ihre allmählich der Asche des Vesuv wieder entsteigende italische Schwester, vergraben unter wilden Oelbäumen und Reben und von Niemandem besucht, als von Hirten, die zwischen den Trümmern ihre Thiere weiden und Früchte sammeln. Unter den Kirchenruinen sind nächst

Kalat Seman die beiden schönsten Perlen die Basiliken zu Kalblus und Bakirha, erstere bis auf das Dach fast vollständig erhalten. Ueber den Ruinen von Bakirha, die ich am dritten Tage meiner Abreise von Aleppo sah, erhebt sich eine steile Felszunge mit den Ueberresten eines kleinen und stark zerstörten, aber immer noch schönen antiken Tempels in korinthischem Stil auf der Höhe. Einige hundert Schritte nach Norden von diesem Bauwerk habe ich von dem Gipfel jenes vorspringenden Rückens herab die schönste und ergreifendste Aussicht genossen, die mir in Syrien zu Theil geworden ist. Rundum dehnte sich, im klaren, hellen Licht des warmen Dezembermittags fernhin überschaut, das weiß-graue zerklüftete Kalkgebirge in flachen Wellen weit ergossen aus, spärlich verstreute Gruppen niedriger Oelbäume als einzige Vegetation auf der rauh zerrissenen Oberfläche der langen Steinhalden und Bergrücken aufweisend; rechts lag mir in der Tiefe eins der kesselförmigen, auf dem ebenen Grunde mit rotbrauner Ackererde erfüllten Becken, von denen die Bergzüge überall durchsetzt sind, zu Füßen — am jenseitigen Ende Sermada mit seinem charakteristischen auf große Entfernung sichtbaren Grabmonument in Gestalt eines hohen gekuppelten Säulenpaars; zur Linken schweifte mein Blick über den blauen Spiegel des Sees von Antiochien und die weite, grüne Marsch, die das glitzernde Wasserbecken ringsum umgiebt, und jenseits rahmte die lange, schneebedeckte Kette des Amanus mit der Senke des Beilanpasses gerade in der Mitte über dem See die wunderbare, wolkenlos überstrahlte Berglandschaft in majestätischer Geschlossenheit und Ruhe ein. Wohin der Blick auf die Höhen und Thäler in der Runde nur fiel: überall Ruinen! Hier einzelne Gebäude, dort eine ganze Stadt, dort noch eine und noch eine; alles ohne Laut, verlassen, verfallen — aber wie laut war doch die Predigt dieser stummen Trümmer in der Oede! Der Platz, auf dem ich stand, mochte eine alte Opferstätte aus der semitischen Heidenzeit des Landes sein — der Steinkreis aus gewaltigen Blöcken neben mir deutete darauf hin; dann war das Hellenenthum gekommen und hatte den Säulentempel ein wenig rückwärts erbaut; dann gelangte das Evangelium zum Siege und seine Bekenner errichteten sich die prächtige Basilika dort unten, aus deren eingestürzten Hallen ich eben hierher emporgeklommen war — und dann kam Muhammed und mit ihm der Fluch, mit ihm die Verwüstung und Todtenstarre des Ostens. Blick' um dich und sieh all' diese Ruinen, sieh was

mehr ist als selbst ihre große Zahl: die endlosen Steinhaufen, Wälle und Pyramiden, die jene Menschen von damals zusammengetragen haben, um den kahlen, von zerborstenem Kalkgetrümmer überschütteten Bergen zwischen den Klippen und Blöcken Elle um Elle die Erde abzuringen, Oelbäume, Weinstöcke, Feigen und Korn darauf zu pflanzen und zu säen! Sieh die in den Boden gehauenen Kelter, bei denen noch die Walzen liegen, um Oel und Most zu pressen, sieh die Straßen, die vor Alters durch das Gebirge gebaut worden sind, seine Städte und Dörfer mit einander zu verbinden, sieh die alten Feldergrenzen, die Zisternen und Kornbehälter mitten im Felsgeklüft — und frage und frage: Wann wird das Leben, wann werden Menschenfleiß, Gesittung, Reichthum hierher wiederkehren, wo sie einstmals geherrscht haben? Werden sie wiederkehren? Welche Sprache werden die Menschen sprechen, die jene verschwundenen Güter einmal wieder herbringen werden? Werden wir Deutsche es sein — oder andere? —

Heute morgen war ich auf einem der Berge, die das Weichbild des alten Antiochien im Westen überragen. Nach vielem Kreuz und Quer im Gebirge habe ich hier den äußersten Punkt meiner diesmaligen Reise gegen Abend erreicht; von der Höhe, auf der ich in der Frühe saß, konnte ich die blinkende Fläche des Mittelmeeres westwärts schauend erblicken. Von hier ab geht es also wieder zurück in den Osten, nach Ninive und Babylon und vielleicht — nach Persepolis und zum Kyrosgrabe auf den Hochflächen Irans. Unter mir zu Füßen des Berges lag das moderne Antiochien, ein Türkenstädtchen dritten Ranges, in der Orontesebene hingebreitet — kaum ein Zehntel der Fläche bedeckend, die einstmals die Hauptstadt des Seleucidenreiches und des römischen Ostens einnahm. Dort unten durch jenes breite Thal geht die natürliche Verbindungsstraße zwischen Orient und Occident, der schönste und bequemste Durchpaß aus den Euphratländern zum Mittelmeer. Nichts Anderes, als der gewaltige Verkehr, der sich hier herüber und hinüber bewegte, hat im Alterthum den Wohlstand und die Menschenmenge des syrischen Landes wie seiner Kapitale geschaffen; Syrien ist ein Durchgangsland, das vermittelnde Glied zwischen Abend- und Morgenland. Davon will ich bei einer anderen Gelegenheit in Deutschland mehr zu sagen versuchen, ebenso von der Frage, ob hier wohl wieder einmal werden könnte, was einstens war; hier auf der Reise schreibt sich dergleichen doch nicht so gut zwischen Ankunft und Aufbruch im

Araberdorf oder in der orientalischen Lokanda. Was wohl zu sagen ist, das habe ich mir dort oben überlegt, dem Spiel der Wolkenschatten auf dem Amanus zusehend und dem Orontes lauschend, wie er brausend über das große Wehr vor der Stadt hinabfiel: mutantur tempora — will's Gott zum Bessern durch uns für's Morgenland!

* * *

Zum zweiten Male durch Nord-Mesopotamien.

Dscherablus, den 1. Januar 1901. Diese Nacht habe ich hier Jahres- und Jahrhundertwende gefeiert — am Euphrat, auf dem Felde, wo einst Nebukadnezar den Pharao Necho schlug und ihn zwang, von Syrien und dem Stromland abzulassen. Es hielt nicht ganz leicht, das vorgesetzte Ziel zu erreichen: erst kurz vor Mitternacht kam ich in dem Dorf Dscherablus an, das etwas südlich von dem großen Tell Dscherablus-Kaleh hart am Ufer des Flusses liegt. Hier sucht man jetzt — und wohl mit Recht — die alte Hethiterstadt Karkemisch, die von den Zügen der Assyrerkönige bis in die Zeit der Grenzkriege Roms mit den Ostreichen jenseits des Euphrat ihre Rolle gespielt hat, wenn auch späterhin verdunkelt von den großen Städten weiter nach Westen, Mabug-Hierapolis, Beröa und Antiochia.

Den ganzen Tag über war ich besorgt gewesen, ob es wohl des Nachts Mondschein geben würde. Wir haben Vollmond, und ich versprach mir einen wunderbaren Augenblick davon, um Mitternacht auf hohem Ufer über der hellüberglänzten Fläche der wirbelnden Gewässer des Euphrat mein Glas dem kommenden Jahrhundert, dem Vaterlande und allen Lieben daheim zu bringen! Schon den Aufbruch von Aleppo hatte ich so eingerichtet, daß ich am gestrigen Abend Dscherablus erreichen mußte, wenn nichts Unvorhergesehenes passirte. Das Unvorhergesehene kam aber, und zwar in Gestalt eines wegeunkundigen Zaptiés, der uns bald nach dem Aufbruch von Membidsch*) aus der Wegerichtung und in die Irre brachte. Nachdem er uns wohl zwei Stunden im Kreise umher geführt hatte, ritt er allein ein Stück voraus, um den Weg zu suchen; darüber wurde es aber dunkel und der Mann muß sich total verloren haben, er ist bis heute früh noch nicht wieder bei uns aufgetaucht. In Kurzem brach volle Nacht herein; schwarzes

*) Das alte Hierapolis.



Gewölk, prasselnde Regenschauer und ein eiskalter Ostwind machten die Situation alsbald so ungemüthlich und in Bezug auf die ersehnte Mondscheinnacht so hoffnungslos wie nur möglich. Die Leute baten inständig, in einem Dorf zu bleiben, auf das wir endlich unvermutheter Weise stießen. Es war bereits 9 Uhr Abends, seit vier Stunden „Nacht", wie man hier sagt, wir alle durchfroren bis ins Mark, und unter gewöhnlichen Umständen wäre mir auch nichts erwünschter gewesen, als hier ein warmes und trockenes Quartier zu finden — aber wo blieb dann mein Vorsatz? Um meiner Mannschaft nicht geradezu gemeingefährlich verrückt zu erscheinen — wie sollte ich ihnen wohl meine Ideen über Jahrhundertwende, die Schlacht von Karkemisch und den Mondschein am Euphrat bei der finstern Regennacht, in der wir steckten, erklären! — sagte ich ihnen, ich hätte ein Gelübde gethan, gerade heute nicht vor Mitternacht zu rasten, möge kommen was da wolle. Wie sie sich nach dieser Erklärung den Fall zu recht gelegt haben, weiß ich nicht; genug, sie wurden trotz ihrer anfänglichen Heidenangst vor dieser „rechten Räubernacht" willig und beredeten einen Bauern, der Weg und Steg genau kannte, uns durch die Nacht nach Dscherablus zu führen. Der Mann wollte es aber nicht unter einem Medschidié thun, und zwar mußte ich wohl oder übel das Geld sofort seinem Bruder im Dorfe einhändigen, während er sich zum Mitgehen bereit machte. „Ich bin einer und ihr seid vier", sagte er — „wer weiß, was ihr in dieser Nacht vorhabt und was ihr mir am Ende statt meines Geldes gebt!" In Anbetracht der Umstände war das so uneben nicht raisonnirt; zwar sah ich voraus, daß der „Führer" sich nun, da sein Geld ihm sicher war, bei erster Gelegenheit versuchen würde, im Dunkeln zu drücken, aber mir blieb keine Wahl.

Wir waren eine halbe Stunde geritten, da begann die dichte, bisher Sprühe auf Sprühe entsendende Wolkendecke am Himmel sich hier und da zu lichten. Mit einem Male brach der Mond durch und beleuchtete den Euphrat in nächster Nähe zur Rechten. Ein stark betretener Weg führte durch eine Schlucht hinab; wir kreuzten ihn rechtwinklig und ich bemerkte, daß wir über eine Unmenge alter, bis auf die jetzige Bodenoberfläche abrasirter Mauerzüge ritten. Wohl eine Viertelstunde lang waren fortgesetzt Häusergrundrisse, die Mauerstärke gleichmäßig etwa einen halben Meter, unter uns und in nächster Nähe zu erkennen. Serhissár soll diese Oertlichkeit heißen; der Führer behauptete, es gäbe hier auch ein Dorf (Hunde bellten in der That links), und am Wege, der zum

Euphrat hinunterging, liege ein großer, von weither aufgesuchter Todtenacker. Jenseits des Euphrat, das habe ich erkundet und denke mich noch selbst davon zu überzeugen, sollen sich von dort aus in der Richtung auf Serudsch und Urfa zahlreiche eben solche Mauerreste finden, wie an jenem Ort, alle längs dem jetzigen Karawanenweg. Das Alles deutet auf eine Römerstraße, die hier den Euphrat überschritten hat; gerade an dieser Stelle soll der Strom auch heute in einem schmalen Bette vereinigt fließen und daher eine Fähre existiren, während er oberhalb und unterhalb bei Niedrigwasser zahlreiche lange Sand- und Schlamminseln bildet. Es ist die Richtung von Hierapolis auf Edessa, die Marschroute des Licinius Crassus bei seinem unglücklichen Zuge gegen die Parther. Jenseits des Stromes schwenkte er, dem falschen Rath des verrätherischen Osrhoeners folgend, nach rechts in die Wüste hinein auf Carrhae ab und führte so seine Legionen zur Schlachtbank. Hier ist vier Jahrhunderte später Julianus Apostata gegen die Perser marschirt — er gleich Crassus in Hierapolis von Unheil verkündenden Vorzeichen vergeblich gewarnt!

Jetzt traten wieder Berge zwischen uns und den Euphrat; am Himmel kämpften Mondlicht und Wolkendunkel. Bald jagte der Wind schwere schwarze Massen vor die lichte Scheibe, bald spannen sich zarte Schleier, dann wieder Ringe und weite blasse Lichthöfe um sie herum. „Ich glaube, selbst Mustapha Pascha von Dschesireh würde Furcht haben, um diese Stunde hier zu reiten; was seid ihr Europäer doch für Menschen!“ flüsterte mir mein Diener, scheu sich umblickend, zu. Nicht lange, so blinkte wieder der Strom zur Rechten; er schien entfernt, aber deutlich scholl das klatschende Aufschlagen, wenn ein vom Wasser unterwühltes Erdstück am Ufer sich loslöste und hinabfiel, von Zeit zu Zeit herüber. Das Terrain wurde jetzt ganz flach; die Alluvialebene von Karkemisch war also erreicht. Plötzlich, als ich mich umsah, war unser Führer verschwunden! Es war ihm also richtig geglückt, das letzte Stück Weges für sich zu sparen; uns that das nicht mehr sehr weh, denn Dscherablus mußte jetzt nahe sein und war jedenfalls sicher zu finden, indem man dem Euphrat folgte. Noch machten die zahllosen kleinen Bewässerungskanäle, die jeder auf einem 1 bis 1½ Meter hohen Damm vom Hochwasserrande des Flußbetts landeinwärts liefen, eine unvorhergesehene Schwierigkeit, zumal bei dem unzuverlässigen, fortwährend ganz ausfallenden Licht — aber endlich, nicht lange vor Mitternacht, verkündigte

heftiges Hundegebell vor uns die Nähe des Dorfes. Allah! Allah! seufzte mein Mukari erleichtert auf und sah mich, halb fragend, halb vorwurfsvoll, kopfschüttelnd an. Ich lachte und ließ ihm sagen: „Nun aber schleunigst Quartier geschafft! Mach den Schech ausfindig und gieb dem Mond ein gutes Wort, vorwärts!“ Das Haus des Schechs wurde in der That glücklich gefunden: ein einziger großer Raum für Menschen, Esel, Kameele, Pferde, Schafe und Kühe — aber das Ziel war erreicht; nicht fünfzig Schritte entfernt hörte ich den Euphrat gurgeln, und der Mond schien Sieger bleiben zu wollen über das Gewölk. Nun Punsch gebraut und an den Strom!

Leise rauschend, majestätisch ruhig, nur an der Oberfläche von Ufer zu Ufer in kreisenden, fließenden Wirbeln über seiner Tiefe spielend, zog der uralte, stolze Euphrat, in einem einzigen breiten Bett geeint, unter mir in der Tiefe vorbei. Die Luft war winterkalt, der Wind mit einem Male umgesprungen; sausend und in kurzen Stößen kam er jetzt über die weite Steppe Mesopotamiens hergefahren, aber seine Kraft ließ nach und der Vollmond blieb Sieger über das Gewölk, das ihn bekämpfte. Mitternacht war da, und die Stunde groß und schön. Im Norden hing eine schwarzdunkle unheimliche Wolkenwand tief am Firmament; langsam, als ob sie wiederstrebten, sanken die finsteren, zerrissenen Ballen und Fetzen, die der Sturm noch mit seiner letzten Kraft von Süden heraufgejagt hatte, hinunter und vergingen in jenem großen Grab. Nach Westen zu war der Himmel klar; nur vereinzelte, leuchtend silberweiße Wolkenstreifen schwammen über dem Horizont, und um die nahezu im Zenith stehende Mondscheibe zogen sich zarte Schleier, wie ein Brautgespinnst aus durchsichtigen Aetherflocken und dichten Strahlen eines blassen, weißen Lichts gewoben. Auf dem Euphrat baute der Mondschein schimmernde, schwankende Brücken; Lichtelfen tanzten über die strudelnden Wasserringe von Rand zu Rand und auf der Mitte des Stromes trieb wie ein Geisterschiff ein losgerissenes langes Schilffloß, wie es die Leute weiter oberhalb zum Uebersetzen gebrauchen.

Wie soll ich auf beschränktem Raume und in beschränkter Zeit sagen, was mich in dieser Stunde bewegte. Am deutlichsten, am klarsten aus der großen Fluth der Gedanken und Empfindungen emportauchend, erfüllte mich das unmittelbare, überwältigende Bewußtsein von dem durch nichts zu ersetzenden Werth der historischen Bildung. Was wäre mir ohne sie die Sylvesternacht

bei Karkemisch am Euphrat gewesen! Demnächst war es die Zukunft unseres Volkes in diesem neuen Jahrhundert und auf diesem Boden. Wir sind im Begriff, unsere Hand diesen Ländern zu geben, um die einst Aegypter und Hethiter, Assyrer, Babylonier und Perser, Römer und Parther mit einander gefochten haben. Wir wollen sie weder mit dem Schwert erobern, noch sonst auf eine Weise denjenigen nehmen, die sie jetzt besitzen, aber wir wollen sie aus ihrem Todesschlaf zu neuem Leben erwecken, uns und dem elenden Volke, das sie jetzt bewohnt, zu Nutzen und Segen. Vielleicht spannt sich schon in einem Jahrzehnt, sei es an dieser selben Stelle, sei es ein wenig weiter auf oder ab, die Brücke für den Schienenweg, der unsere Wagen und Lokomotiven nach der Stadt Nebukadnezars und zum südlichen Ozean tragen soll, über den Strom, der seit den Tagen des Imperium Romanum kein Joch mehr auf sich getragen hat.

Jetzt war es Zeit zum Säkulartrunk: zum Trunk auf Germanias Werben ums Morgenland, auf den Kaiser, der uns zuerst in die Welt hinausgeführt hat, auf die Meinen und jeden der mit mir eines Sinnes darin ist, daß es jetzt gilt, in der Fremde für die Heimath zu sorgen — gleichviel, ob bekannt oder unbekannt! Ein langer Zug, ein zweiter und dritter, und das Glas flog hinunter in den Strom. Silbern spritzte das Wasser auf; dann nahm ich Abschied von der Stelle, wo für mich das zwanzigste Jahrhundert weihevoll begonnen hatte.

Und nun zu Pferde und über den Euphrat! Eben, heißt es, hat sich auch der verlorengegangene Leibwächter wieder eingefunden.

* * *

Urfa, den 6. Januar 1901. Urfa ist die Hauptstadt von Obermesopotamien seit den Seleuciden. Noch früher nahm diesen Platz das uralte Harran ein, die Stadt des Mondes, das noch unter der Römerherrschaft als Carrhae wichtig war, heute aber ein unbedeutendes Dorf ist. Von seinen Ruinen ist ein hoher Thurm, der zur ehemaligen Kathedrale gehört, von Urfa aus am südlichen Horizonte, obwohl eine Tagereise entfernt, sichtbar; ungleich wichtiger als diese Trümmer aus der spätrömisch-byzantinischen Epoche sind für die historische Forschung aber die niedrigen Hügel auf beiden Seiten des Nahr Belikh, in deren Tiefe aller Wahrscheinlichkeit nach die Ueberreste der alten Stadt, d. h. des assyrischen und vorassyrischen Harran, stecken. Die ganze Ebene südlich von Urfa,

weit über Harran hinaus, war im Alterthum ein blühendes Land, der Kern des Königreichs Osrhoene. Der große Städteerbauer Seleucus Nicator hatte sich den Platz ersehen, um hier eines der vielen Bollwerke des Hellenismus zugleich und seiner Königsmacht, die ihm das Dasein verdankten, zu gründen. Er gab ihm den Namen Edessa, nach Edessa in Makedonien, und die Armenier nennen die Stadt Urfa auch heute noch so, aber gerade hier gelangte die national-syrische semitische Reaktion gegen das dem Orient aufgepfropfte Hellenenthum verhältnißmäßig früh zum Siege. Bereits um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts finden wir Edessa und Osrhoene unter einheimischen Fürsten, den Abgaren, die sich über drei Jahrhunderte lang, wenn auch später nur als römische Vasallen, im Besitz der Herrschaft erhielten. Am Anfang des dritten Jahrhunderts wurde Osrhoene eingezogen und die Hauptstadt römische Kolonie. In der byzantinischen Epoche wechselte der Besitz der immer noch besonders begehrenswerthen Landschaft zwischen den Rhomäern, Persern, Arabern, Seldschuken und Kreuzfahrern fortwährend, bis der Emir von Mosul sie endlich 1144 definitiv den Christen entriß. Seit dieser Eroberung bis auf den heutigen Tag bildet Urfa die Südgrenze des Türkenthums in Mesopotamien; hart vor den Thoren der Stadt in der Harranebene beginnt das arabische Sprachgebiet.

Sehr merkwürdig und ein Beweis dafür, daß Urfa jedenfalls als semitische Kultusstätte sehr alt sein muß, sind die beiden Teiche mit den heiligen Fischen am Fuß der — jetzt völlig in Trümmern liegenden — Zitadelle. Das eine Bassin bildet annähernd ein langgestrecktes Rechteck, ringsum von Moscheebaulichkeiten und platten Ufermauern aus Quadern eingefaßt, das andere ist unregelmäßig gestaltet, mit natürlichen Ufern, und von schönen alten Bäumen beschattet. In beiden befindet sich eine zu den Karpfen gehörige Fischart in geradezu unglaublicher Menge; sobald Jemand am Ufer steht, kommen dichte Schaaren von allen Seiten angeschwommen und stecken die Köpfe nach Futter aus dem Wasser. Es braucht nur ein Stück Brod hineingeworfen zu werden, so verwandelt sich die Oberfläche des Teiches auf einige Quadratmeter hin in eine Masse zappelnden, zuckenden Fischfleisches. Jeder Moslem in der Stadt ist überzeugt, daß diese Fische „heilig" sind und daß es eine große Sünde wäre, sie zu essen; nur was sich aus den Gewässern der Teiche hinausverirrt und in einen Ausfluß geräth (beide Becken haben starke



Quellen auf ihrem Boden), ist dem Basar verfallen. Diese heiligen Fische sind uns aus dem semitischen Alterthum wohl bekannt. Es gab in Syrien mehrere solcher Plätze, wo man sie als heilige Thiere der Derketo oder Atargatis verehrte, des weiblichen Naturprinzips, das bei den Phönikern und Kananitern Astarte genannt wurde. Gleich der oft brütenden Taube und dem von einer auffallend großen Menge Fruchtkerne erfüllten Granatapfel erschien auch der Fisch mit seiner im Rogen enthaltenen Eiermenge als besonders passende Versinnbildlichung der fort und fort unzählige Lebens- und Fortpflanzungskeime hervorbringenden Natur, und an den Teichen von Urfa haben wir uns wie bei denen von Mabug-Hierapolis ein großes Derketoheiligthum und einen Schauplatz jener wild-sinnlichen orgiastischen Festfeiern zu denken, wie sie in der ganzen semitisch-vorderasiatischen Welt von Babylon und Ninive bis nach Kleinasien und den Mittelmeerinseln zu Ehren der Istar-Astarte-Derketo begangen wurden. Auf das Derketoheiligthum ist dann während der hellenistisch-römischen Epoche ein Venustempel gefolgt, dann eine christliche Kirche und dann eine Moschee. Als die Kreuzfahrer Edessa eroberten, erbauten sie wiederum eine Kirche an dem Platz, und deren hübscher Thurm steht inmitten der muhammedanischen Heiligthümer, die jetzt den unteren Teich umgeben, überragt von einer mächtigen schwarzgrünen Cypresse, noch heute als eins der Wahrzeichen von Urfa aufrecht. An den heiligen Wassern der Derketo saßen, wie am Euphrat zu Babylon, am Fest der Göttin die Frauen und Jungfrauen des Landes sammt den Hierodulen des Tempels und gaben sich den Priestern und Pilgern preis, welcher sie nur begehrte und ihnen das Silberstück für die Göttin in den Schooß warf. Heute gehören die beiden Bassins, jedes in seiner besonderen Art, durch die wunderbar lauschige Stille, die zierliche Säulen-, Kuppel- und Arkadenarchitektur, die sie umgiebt, durch die großen, dunkel belaubten Bäume, die sich in dem durchsichtig klaren Wasser namentlich des oberen Teiches spiegeln, zu den reizvollsten, malerisch und stimmungsvoll intimsten Plätzen, die es im Orient giebt. In Beziehung zu dem Heiligthum an den Teichen haben auch die beiden großen Säulen gestanden, die sich fast unmittelbar darüber auf dem Burgfelsen erheben. Ihren spätrömischen Kapitälen nach zu urtheilen, stammen sie aus den letzten Jahrhunderten des Heidenthums, als der Form nach ein hellenistisch gefärbter Kultus hier geübt wurde; in ihrem Wesen sind diese hohen Pfeiler vor den Tempeln aber ebenfalls semitisch, und man

wird wohl annehmen können, daß sie — Symbole der männlichen zeugenden Kraft — zu einem Tempel des Baal-Melech-Jupiter gehört haben, der, als Gegenstück zu dem der Derketo unten im Grunde, sich auf der Akropolis erhob.

Urfa ist für uns noch speziell interessant aus dem Grunde, daß in den letzten Jahren hier ein allem Anschein nach zukunftsreiches deutsches Unternehmen entstanden ist. Als es galt, nach den Armeniermetzeleien, die hier zu einer besonders schrecklichen Katastrophe — der Erstickung und Verbrennung von weit über tausend Menschen in der gregorianischen Kathedrale — geführt hatten, der unbeschreiblichen Noth vieler ohne Ernährer zurückgebliebenen Frauen in etwas zu steuern, wurde aus in Deutschland gesammelten Mitteln eine Teppichfabrik errichtet, die mehreren hundert Wittwen und Mädchen Arbeit gab. Ursprünglich rein philanthropisch gedacht und auch heute noch in diesem Sinne durch die „deutsche Orientmission“ geleitet, hat sich dieses Werk nicht nur zu einem bleibenden Segen für die Nothleidenden entwickelt, sondern repräsentirt gegenwärtig auch an diesem wichtigsten Platze Nord-Mesopotamiens unter Christen wie Muhammedanern gleichmäßig das Ansehen und den Ruf des deutschen Namens in ebenso erfreulicher wie hoffentlich dauernder und nachhaltiger Weise. Zunächst dachte man lediglich daran, nach orientalischen Mustern, nach alteinheimischen Farbrezepten und aus einheimischer Wolle Teppiche für den Verkauf in Deutschland zu fertigen; nachgerade stellte sich aber heraus, daß es eventuell ebenso vortheilhaft ist, für den örtlichen türkischen Geschmack Stücke nach europäischer Art herzustellen, die von den wohlhabenderen Eingeborenen als à la franca-Muster gekauft werden. Wie bei uns die Vorliebe für orientalische Gewebe großentheils bloß auf das Interesse am Fremdartigen, Exotischen zurückgeht, so machen jetzt in Urfa einige in der deutschen Manufaktur hergestellte Teppiche im „Jugend“- resp. im Rokokostil unter den Türken große Sensation, weil sie etwas hier noch nie Gesehenes vorstellen. Das ganze Unternehmen ist nach Lage der hiesigen Verhältnisse schon aus dem Grunde vom deutschen Standpunkte aus freudig zu begrüßen, weil es eine wichtige und einträgliche, bisher in der Gegend so gut wie unbekannte Technik in einem Stück unserer zukünftigen Interessensphäre einbürgert und auf diese Weise hier den Grund zu einer nicht unerheblichen Verbesserung der ökonomischen Bilanz des Gebietes legt. Ein zweiter Posten zu unseren Gunsten ist die gleichfalls von der „Deutschen Orient-

mission" in Urfa unterhaltene, reichlich mit ärztlichem Personal, Instrumenten ꝛc. ausgestattete Klinik. Sog. ärztliche Missionen sind, wenn sie, wie hier, taktvoll und umsichtig geleitet werden und sich von der unter den jetzigen Umständen prinzipiell und von vornherein verfehlten direkt religiösen Propaganda unter den Moslems fernhalten, statt dessen vielmehr als rein humane Institute zu wirken bestrebt sind, ein geradezu unvergleichliches Mittel, um moralisch in einem Lande wie die Türkei festen Fuß zu fassen und das schließlich doch auch zur Förderung der materiellen Beziehungen unentbehrliche Vertrauen der Eingeborenen gegenüber den Fremden anzubahnen. Ueber das ganze sog. armenische Hilfswerk, das jetzt von der neu konstituirten Deutschen Orientmission übernommen ist und sich übrigens weder auf das türkische Reich noch auf die armenische Nationalität beschränkt, habe ich mich ja bereits bei einer früheren Gelegenheit in den „Preuß. Jahrbüchern" prinzipiell ausgesprochen, so daß ich hier von einem abermaligen ausführlichen Eingehen auf das Thema, insbesondere auch die deutschen Waisenhäuser, deren größtes in Urfa besteht, absehen kann. Ich habe von dem damals Gesagten nach meinen Erfahrungen hier im Lande nichts zurückzunehmen und auch nichts dazu hinzuzuthun, außer den eben gemachten Bemerkungen über die Urfaer Teppichindustrie und Klinik.

Für den Fall, daß Mesopotamien wieder einmal zu einem ähnlichen Blüthezustande gelangen sollte, wie im Alterthum, wird Urfa voraussichtlich in besonderem Maße daran Theil nehmen. Nach Lage der Straßenzüge, namentlich von Westen, Norden, Nordosten und Süden, bildet es für den ganzen Nordwesten des Zwischenstromlandes das natürliche Centrum der Menschenverdichtung und des Verkehrs; eine Eisenbahn vom Mittelmeer zum Tigris kann es überhaupt nicht umgehen. Sobald die anatolische Linie in der Richtung auf Bagdad über den Euphrat vorschreitet, so wird Urfa Stapelplatz für die Waarenzufuhr, Import wie Export, vom Taurus bis an die Mündung des Belikh; namentlich der Handel mit Weizen und Wolle, wofür von Natur die günstigsten Bedingungen existiren, würde voraussichtlich große Dimensionen annehmen. Die Qualität der von den benachbarten kurdischen und arabischen Tribus erzeugten Wolle ist eine so ausgezeichnete, daß ihre Verwendung z. B. zu Teppichen und gewöhnlichen Zeugen nur durch die relative Billigkeit des Materials und die Schwierigkeiten der Ausfuhr begreiflich wird. Vorläufig, d. h. so lange der

Getreidebau noch nicht wieder Besitz von allem Lande ergriffen hat, das ihm hier einst gehörte, wird die Wollproduktion von Obermesopotamien wohl der wichtigste Faktor unseres wirthschaftlichen Interesses im Lande werden. Da freies Weideland in großer Menge vorhanden ist, kann die Zahl der Schafe noch auf lange hinaus fast um beliebige Mengen vergrößert werden; für unsere Textilindustrie wäre es aber begreiflicher Weise ein kaum hoch genug anzuschlagender Vortheil, wenn sie ihren Bedarf an Rohmaterial, statt in Afrika und Australien, in einem Lande decken kann, das ihr voraussichtlich die Auslagen für den Einkauf ganz oder zum größeren Theil wiedererstattet, indem es Abnehmer des fertigen Fabrikats wird. Und sollte es in Zukunft wirklich einmal wieder Weizenfelder im ganzen Gebiet des Nahr Belikh geben, so bieten die Steppen weiter im Südosten immer noch Weide für Millionen von Wollträgern.

* * *

Diarbekir, den 15. Januar 1901. Von Urfa nach Diarbekir bin ich in drei Tagen geritten. Es sind 180 Kilometer, und mit Packthieren sind 40—45 Kilometer am Tage, d. h. 8—9 Stunden Marsch, schon eine ziemlich reichliche Leistung, aber die Gegend ist größtentheils so uninteressant, daß man jeden Tag als gewonnen ansehen darf, den man auf diesem Marsche spart. Am Nachmittag des ersten Marschtages wird die Landschaft vulkanisch und bleibt es bis Diarbekir; trotzdem bieten sich dem Anbau aber weite, größten Theils mit zersetztem Basalt- und Lavagestein bedeckte Ebenen dar — wenn nur die trostlosen Verhältnisse eine über die nothdürftige Erraffung eines kärglichen Lebensunterhalt hinausgehende Kultivirung des Bodens gestatteten! Nur die Abhänge des Karadscha-Dagh, über dessen Nord- und Nordwestflanken die Straße hinüberführt, sowie eine Reihe mit groben Kalksteintrümmern überstreuter Bodenwellen nordöstlich von Urfa können als steril bezeichnet werden. Selbst in diesen letzteren habe ich aber am Wege eine alte Oelkelter bemerkt — ein Beweis dafür, daß im Altertum auf diesem jetzt absolut vegetationslosen Boden ein Kulturgewächs von dem Werth des Oelbaums gezogen werden konnte. Auf dem Ritte begegnete ich allenthalben in den Dörfern großer Aufregung: Ibrahim-Pascha von Varanschehir hatte einen großen Raubzug gegen einen anderen, ihm verfeindeten Kurdenchef unternommen, der gerade in dem Gebiete zwischen Urfa und Diarbekir seine Dörfer

besitzt und gleichfalls Hamidié ist. Drei Dörfer waren überfallen und total ausgeplündert worden; sechzig Lasten Beute, hieß es, seien nach Varanschehir gebracht.

Dieser Ibrahim ist unter den sechs oder sieben großen, dem Muschir von Ersingian direkt unterstellten Hamidiéhäuptern entschieden der bedeutendste. Vor fast zwei Monaten passirte ich auf dem Ritt von Mossul nach Urfa seine Stadt Varanschehir (ziemlich halbwegs auf der geraden Linie Mardin-Urfa) und konnte mich davon überzeugen, daß etwas an den vielen Erzählungen ist, die im Lande über den Mann umgehen und darauf hinauslaufen, daß er mit allen Mitteln bestrebt sei, sich eine über das gewöhnliche Häuptlingsmaß hinausragende Macht zu gründen. Er soll nach allen Seiten hin in die Gegenden, die von den nun schon 4—5 Jahre dauernden fortgesetzten Räubereien der Hamidiés heimgesucht worden sind oder noch bedroht werden, Botschaft schicken und die Leute einladen lassen, in sein Gebiet zu kommen und unter seinem Schutze zu wohnen. Ich bin selbst in solch einem Dorfe gewesen, wo die Einwohner — Christen — eben den Gedanken erwogen, ihre Häuser und Felder im Stich zu lassen und sich zu Ibrahim Pascha auf den Weg zu machen, weil Tags zuvor dreißig fremde Hamidiés eingeritten waren und ohne jeglichen Vorwand eine große Summe baaren Geldes und für jeden von ihnen einen Anzug erpreßt hatten. Ibrahim fordert namentlich Christen zu sich auf, weil er sie als relativ fleißige und unterwürfige Leute schätzt, die schnell zu etwas Besitz kommen, sobald man sie in Ruhe wohnen läßt. In Folge dessen ist Varanschehir im Laufe der letzten Jahre aus einem dürftigen, in den Ruinen der alten Römerstadt Tela-Antoninopolis versteckten Oertchen zu einer aufblühenden Stadt mit zahlreichen neuen Häusern und fast ganz christlicher Bevölkerung geworden. Mit allen seinen Nachbarn in der Runde ist Ibrahim Feind; in gelegentlichen Scharmützeln, Plünderungen und Ueberfällen soll er regelmäßig die Oberhand behalten; diejenigen aber, die sich unter seinen Schutz gestellt haben, sichert er auch wirklich vor Brandschatzungen von anderer, „unberufener“ Seite. Ueberdies wird von ihm erzählt, daß er in seinem Gebiete, das sich östlich bis nahe an Mardin, westlich bis gegen die Ebene von Urfa und südlich bis Deir-es-Zor am Euphrat erstreckt, Plünderungen von Karawanen u. dgl. auf sein Konto nach Möglichkeit vermeidet, und seine Leute in der Ferne, im Bezirke anderer Chefs krebsen läßt. „Er wird nicht ruhen, so lange er noch Andere im Lande neben

sich hat.“ Dahin fassen Viele, die den Mann kennen, ihr Urtheil über ihn zusammen.

Es ist nach dieser Probe unschwer einzusehen, welch eine weitere Gefahr der Pforte, außer dem Ruin mehrerer Provinzen, mit der Zeit von Seiten der Hamidiés droht. Auf keinen Gedanken kann solch ein mächtiger, mit Mannschaft, Waffen und Geld vollauf versehener Clanhäuptling leichter kommen, als bei günstiger Gelegenheit den rebellischen Vasallen zu spielen. Die massenhafte Austheilung moderner Hinterlader an so zweifelhafte Gesellen wie die Hamidiés ist ein außerordentlich gefährliches Experiment für die türkische Regierung, da deren Autorität in den östlichen Gegenden, namentlich im kurdischen und kurdisch-arabischen Gebiet, von jeher unsicher und öfters mit halbem oder ganzem Erfolge von ebendenselben Stämmen bestritten gewesen ist, die jetzt offiziell als die „soldats sacrées“ des Sultans bezeichnet werden und denen Niemand wagen darf, zu nahe zu treten. Die Verwüstung und Verarmung des Landes, die durch die Hamidiéexzesse gegen die ansässige, ackerbauende Dorfbevölkerung so erfolgreich begonnen worden ist, wird natürlich vollendet und verewigt, wenn die Räuber überdies noch anfangen, sich unter einander die Beute abzujagen. Das Steuermanko in der Mehrzahl der östlichen Vilajets ist seit den großen Christenmassakres von 1895—97 eine chronische und, wie es scheint, sich immer noch verschlimmernde Erscheinung geworden. Wo sollen die Abgaben auch herkommen, wenn diejenigen, die sie bisher entrichtet haben, die Bauern, durch die nichtsteuerzahlenden Hamidiés aus ihrem Besitz verjagt werden? Was ein Hamidiéchef zahlt — und das sind oft recht große Summen — das fließt nicht in die Staatskasse, sondern in unsaubere Hände, die in Konstantinopel mächtig und geschäftig sind. Als Resultat kommt dann natürlich heraus, was jetzt von Bagdad bis Brussa geschieht: Tag und Nacht erhalten die Provinzialgouverneure Depeschen aus Stambul: Schickt Geld, Geld, Geld! Alle acht Tage, alle drei Tage, sobald nur einige Pfund sich wieder in den Kassen angesammelt haben, fließen dann diese spärlichen Tropfen in die stets hungrigen Konstantinopeler Ressorts ab, und es regnet ungnädige Nasenstüber darob, daß so wenig kommt.

Die Mittel, mit denen man nachgerade anfängt, das Geld aus den Provinzen zu ziehen, werden förmlich grotesk. Alles Schwindels Krone sind die jetzt im Monat Ramadan von neuem eifrig



betriebenen Sammlungen für eine „muselmanische" Eisenbahn von Damaskus nach Mekka. Wie ich aus verschiedenen mir hier zu Gesichte gekommenen Zeitungsäußerungen sehe, giebt es in Deutschland wirklich Menschen, die sich diese Mekkaeisenbahn als eine eventuell doch nicht unmögliche Sache vorstellen. Um es kurz zu sagen, soll also angeblich ein Schienenstrang gelegt werden, der so lang ist, wie von Berlin bis an die Pyrenäen; diese Linie soll durch eine so gut wie wasserlose Wüste führen und lediglich dazu dienen, alljährlich während zweier bis dreier Monate (der vorgeschriebenen Hadschperiode) die paar tausend syrisch-mesopotamischer Pilger, die immer noch so unvernünftig sind, daß sie nicht als Deckpassagiere für wenige Franken von Beirut nach Dschidda fahren, durch das Ostjordanland und Hedschas nach Mekka zu transportiren. Die zu diesem Scherz erforderliche Kleinigkeit von 200—300 Millionen Franken will man durch freiwillige Beiträge der Gläubigen, die unter dem Scepter des Sultans leben, aufbringen; was auf diesem Wege etwa nicht einkommen sollte, will der Padischah aus seiner Zivilliste decken. Und über diese tolle Ausgeburt eines Vorwandes, den Unterthanen noch etwas über ihre Steuern hinaus abzulocken und den Beamten einige Monatsgehalte einzubehalten, verlieren vernünftige Menschen in Deutschland ein Wort! Leider lebt im deutschen Zeitungsmeere noch eine ganze Anzahl solcher monströser Seeschlangen, die von Zeit zu Zeit mit einer gewissen Regelmäßigkeit immer wieder auftauchen; ich erinnere bloß an das „russische Projekt", einen Kanal für Hochseepanzer von der Ostsee zum Schwarzen Meer oder zur Abwechslung auch einmal zum Eismeer zu bauen. Bitte die Oder bis Ratibor für Linienschiffe mit 9 Meter Tiefgang zu kanalisiren und dieselben dann auf March und Donau in den Pontus fahren zu lassen!

Diarbekir ist die unangenehmste große Stadt, die ich im Orient kenne. Das Sprichwort sagt von ihr, sie habe schwarze Mauern, schwarze Hunde und schwarze Herzen. Die beiden ersteren Sachen treffen jedenfalls zu. Alle Bauwerke mit Ausnahme einiger weißer Minarets sind aus düster-dunklen Basaltquadern errichtet, und die zahllosen Straßenköter haben fast ohne Ausnahme — eine bisher noch nicht erklärte Merkwürdigkeit — ein schwarzes Fell, während die gewöhnliche Farbe der Thiere sonst schmutzig-rothgelb oder eine ähnliche Schattirung ist. Was die schwarzen Herzen anbetrifft, so ist nach allgemeinem Urtheil und theilweise auch nach meiner eigenen Erfahrung der Charakter der Diarbekirlis in der That eine

wahre Musterkarte von häßlichen Eigenschaften, vor allem Lüge, Hinterlist und Verleumdung, bei den Christen so gut wie bei den Moslems. Diarbekir kann sich auch rühmen, den ungebildetsten und fanatischsten Wali zu besitzen, den es im türkischen Reiche gegenwärtig giebt, so daß Bevölkerung und Gouverneur im Verein den Ruf der Stadt, ein auch für Fremde besonders ungastlicher Platz zu sein, reichlich rechtfertigen. Trotzdem sollte Niemand, der ins Land kommt, einen Besuch hier versäumen: des Sassaniden-palastes und der imposanten byzantinischen Festungsmauern wegen. Diarbekir, im Alterthum Amida, bei den Arabern noch heute das schwarze (Kara-) Amid genannt, war in den Kriegen zwischen Rom-Byzanz und dem neupersischen Reiche ein besonders hart umkämpfter Platz und neben Nisibis die stärkste Grenzfestung der Rhomäer gegen Osten. Berühmt ist die Schilderung, die Ammianus Marcellinus, selbst einer der Vertheidiger des Platzes, von der Belagerung und Eroberung durch den König Schapur giebt (während der Regierung des Constantius). Jovianus mußte in dem unglücklichen Perserfrieden von 363 auch Amida abtreten, doch wurde es bald wieder römisch. 502 verlor es Kaiser Anastasius noch ein Mal an die Perser; kurze Zeit darauf mußten diese es abermals herausgeben; um 640 ging die Stadt dann endgiltig an die Araber verloren. Während die Sassaniden sie besaßen, ließen sie hier einen großen Palast errichten, von dem noch zwei prächtige, auf 180 Schritt einander gegenüberliegende Fronten zu beiden Seiten des inneren Haupthofes erhalten sind. Die Architektur ist sehr eigenthümlich: auf den ersten Blick glaubt man ein zweistöckiges Rokokopalais vor sich zu sehen, und erst bei näherem Zusehen gewahrt man die merkwürdige Form der von oben bis unten fast überladen skulpirten Säulenschäfte und Kapitäle. Angeblich stammen viele derselben von dem Palast des Tigranes, Großkönigs von Armenien, der vor der Erbauung von Tigranokerta hier residirt haben soll. Die enorm hohen und mit einer großen Anzahl fester dicker Thürme versehenen Mauern aus dunklem Basalt stellen noch die ursprüngliche, wenn auch hier und da restaurirte römische Stadtbefestigung dar und sind ohne Zweifel das massivste und imposanteste Architekturstück, das östlich vom Bosporus aus der Antike erhalten ist. Die Stadt liegt unmittelbar auf dem hohen steilen Rande des Tigristhales und der Anblick der mächtigen Fortifikation von unten herauf erfüllt den Beschauer noch heute mit Bewunderung für ihre einstigen Erbauer.

Durch das vorauszusetzende, in der Umlegung der Bahntrace nach Süden (Mardin!) sich ausdrückende Einverständniß über die Abgrenzung der gegenseitigen Interessengebiete in der asiatischen Türkei zwischen Deutschland und Rußland bleibt die schwarze Stadt nunmehr außerhalb des durch die Bagdadbahn direkt für uns zu erschließenden Rayons liegen. Die russische Politik wacht mit besonderer Eifersucht darüber, daß dieser Punkt ein noli me tangere für jeden denkbaren fremden Einfluß bleibt; für ihre Aspirationen sind Diarbekir und Erserum, als Amida und Theodosiopolis schon im Alterthum die beiden beherrschenden Schlüsselpunkte im Quellgebiet des Euphrat und Tigris, die conditiones sine qua non zur dereinstigen Verwirklichung der Hoffnung auf den Besitz des ganzen pontisch-armenischen Hochlandsmassivs und damit der Unangreifbarkeit der russischen Stellung in Vorderasien von Süden und Westen her.

* * *

Dara-Anastasiopolis, den 21. Januar 1901. Nun also, scheint es, sind wir aus dem Winter heraus! Von Urfa nach Diarbekir blies uns der Nordostwind zwei Tage lang so schneidend über die eisigen Abhänge des Karadscha-Dagh entgegen, daß ich mich nicht erinnere, je im Leben eine kältere Tour gemacht zu haben; dann ging es von Diarbekir nach Mardin durch fußtiefen Schnee über den Tur Abdin, stundenlang ohne Weg und Steg in der weißen, blendenden Decke zu sehen; endlich beim Hinabreiten von der hohen Bergpyramide, an deren oberen Hängen Mardin sich emporbaut, fingen das Winterkleid der Erde und die Wintertemperatur der Luft zu schwinden an, und als wir unten in der Ebene anlangte, dehnte sich schwarzer, weicher Acker zur Rechten und Linken und ein feuchter Südwestwind kam über Mesopotamien hin vom Mittelmeer herübergeweht. Vor zwei Monaten, als ich von Mossul kam, mußte ich auf den Besuch der Ruinen von Dara, seitwärts nach Norden von der Straße Nisibis-Mardin, verzichten. Diesmal ist es mir besser geglückt; gestern Abend langte ich von Mardin kommend hier an und heute in der Frühe bin ich mehrere Stunden in den ausgedehnten Ruinen dieses mächtigen Bollwerks, das die Byzantiner gegen Persien errichteten, umhergewandert. Als Nisibis im Frieden Jovians an Schapur verloren gegangen war, wurde Dara, später Anastasiopolis genannt, die südliche Grenzfestung der Provinz Mesopotamia. Die Vertheidigungslinie mußte

weit zurückgenommen werden; Dara und Amida traten als Bollwerke des Reichs an die Stelle von Bezabde am Tigris und Nisibis; Nordostmesopotamien, die ganze von den Griechen Mygdonia genannte Landschaft, war fortan für das Abendland verloren. Tiefe unterirdische, in den Fels gehauene Kasematten, große überwölbte Wasserreservoirs, eine Brücke mit Mühlenanlage, bedeutende Ueberreste der Ringmauer, eine Menge Trümmer von privaten und öffentlichen Gebäuden sowie eine ausgedehnte Nekropole machen Dara zu einem der lohnendsten und lehrreichsten Besuchsobjekte in ganz Mesopotamien. Im Norden des Landes wenigstens, den ich kenne, vermag ich ihm nur die Ruinen von Tela-Antoninopolis, heute Baranschehir, als ebenbürtig an die Seite stellen. Nur Halebijé am mittleren Euphrat, gleichfalls byzantinisch, soll größer und Vieles darin auch noch besser erhalten sein. Procopius von Cäsarea, der Geschichtschreiber Justinians, beschreibt Anastasiopolis ausführlich. Im Jahre 574 wurde es von Chosru II. nach sechsmonatlicher Belagerung genommen und zerstört; die Ueberreste des großen befestigten Lagers, das der Perserkönig im Süden der Festung aufgeschlagen hatte, sind heute noch sichtbar. Von der Höhe der einstigen Zitadelle hat man einen weiten Ausblick nach Süden und Osten. Fast Alles ist unbebaute Einöde, einige wenige Ackerstücke, die sich durch ihre schwarze Farbe auf große Entfernungen von dem Graugelb der Steppe abheben, sind die letzten melancholischen Ueberbleibsel der reichen und blühenden Kultur, die einstens Abend- und Morgenland Jahrhunderte lang um dies Stück Erde zum Kampfe gegen einander trieb.

* *
*

Sindschar (Singara), den 24. Januar. Heute liegt die anstrengendste Leistung während des bisherigen Verlaufs meiner Reise hinter mir: der dreitägige Marsch durch die Wüste von Nsebin nach Sindschar. Es war ein schweres, aber ein schönes Stück — ich möchte es nicht um vieles Andere missen! Meine Karawane kam von Dara her in Nsebin am Vorabend des Bairamfestes an, und ich war daher schon auf Schwierigkeiten wegen der Eskorte gefaßt, zumal ich den Plan hatte, auf dem ganz unerhörten Wege über Sindschar nach Mossul zu gehen. Ursprünglich wollte ich bloß die schon einmal gemachten Route über Dschesireh vermeiden und auf der direkten Karawanenstraße über Chil-Agha und Tell Hayal marschiren. Auch das erregte schon die lebhafteste Be-

sorgniß meiner Leute: Es sei unsicher, ob wir dort jedesmal ein Nachtlager unter Dach finden würden; Dörfer seien nur wenige vorhanden; man müsse auf die Wanderlager der Araber rechnen, die aber ständen jetzt im Winter nicht in dieser Gegend, und dergleichen mehr. Auch das alte, ewig neue Argument: „der Weg ist unsicher" wurde natürlich hervorgeholt, wenn auch etwas schüchtern, da ich meine Braven wegen ihrer Furcht schon zu oft ausgelacht hatte. Wie aber wurde ihnen erst, als ich von Sindschar zu sprechen anfing! Der Landstrich zwischen Nsebin und dem Sindschargebirge wird vom Karawanenverkehr völlig gemieden und ist so gut wie unbekannt; Niemand aus Nsebin war seit Menschengedanken je dort gewesen, ja selbst unter den Zaptiés, die sonst noch am ehesten, der Steuereintreibung wegen, in wenig betretene Gegenden kommen, fand sich keiner, der je weiter, als eine Stunde südlich von der Stadt in die Wüste hineingekommen war. Der Kaimakam in Nsebin, der bei meinem Besuch, als ich um Zaptiés nach Sindschar bat, zunächst sprachlos gewesen war und dann gethan hatte, als ob ich ein krankes Kind wäre, dem man gut zureden müsse, damit es Vernunft annähme, schickte mir Boten auf Boten in den Chan, sobald er sich vergewissert hatte, daß es mir Ernst war: Morgen ist Bairam, ich kann dir keine Eskorte geben, du wirst nicht zwei Stunden in die Wüste hineinkommen, so rauben die Araber dich aus und schlagen dich todt! Dann kamen Leute aus dem Ort, die von der Tollheit des Fremden gehört hatten: Fürchte doch Gott! Es ist Winter, es giebt kein Obdach in der Wüste; ihr werdet den Weg verlieren und erfrieren; ihr müßt durch stundenlange Sümpfe, wo ihr mit euren Pferden nicht hindurchkönnt — und noch viele ähnliche Schrecknisse wurden mir vorgemalt, als ob die freundlichen Berather sammt und sonders in dem Lande, das sie doch gar nicht kannten, die schrecklichsten Erfahrungen gemacht hätten. Endlich nimmt mein getreues Faktotum Madat Vernunft an, schlägt sich auf meine Seite, da er sieht, daß doch nichts mit mir anzufangen ist, und treibt mir einen Araber auf, der aus der Gegend von Sindschar stammt. Er ist kürzlich aus der Wüste hereingekommen; für 2 Medschidiés und soviel Tabak, daß er seine beiden hohlen Hände dreimal füllen kann, will er uns nach Sindschar führen. Mit dem letzten Tageslicht wird Proviant und Fourage besorgt: Eine Pferdelast Gerste; ein halber Zentner Holzkohlen; Brod, Fleisch, Käse, Zucker für drei Tage. Ich lasse von Allem das Doppelte von dem kaufen,

was für mich, meine drei Leute und fünf Pferde allein nöthig gewesen wäre, denn ich bin sicher, daß der Kaimakam es nicht riskiren wird, mich wirklich allein, ohne Bedeckung abreiten zu lassen.

Früh am nächsten Tage mit Sonnenaufgang stehen die Pferde gesattelt und gepackt auf dem Hof. Allerdings hatte ich von 4 Uhr an hinterhersein, treiben und mahnen müssen. Der arabische Führer ist nicht gekommen; während er geholt wird, sammelt sich halb Nsebin in unserem Chan. Der Kaimakam schickt einen Offizier: Ich möchte doch nur noch eine Stunde warten, bis der Morgengottesdienst in der Moschee vorbei sei. Nichts da — es wird abgeritten! Eben bringt man den Führer; noch ein letzter Bakschisch für die Diener im Chan; noch ein letzter Versuch des — mittlerweile von jenem Offizier heftig bearbeiteten — Chandschi, mich zum Verzicht auf das offensichtliche Verderben zu bewegen: O mein Auge, bleibe hier, reite morgen; ich will dich geleiten! Ich wünsche allen, sie möchten sich am nächsten und übernächsten Tage in ihrem Nest halb so wohl befinden, wie ich draußen in der Wüste, und dann gehts zum Thore hinaus. Ein Glück, daß der Führer nicht kopfscheu wurde; sie faßten den Mann förmlich mit Gewalt an, um ihn und damit auch uns zurückzuhalten.

Der Morgen war bitter kalt, die Erde hart gefroren und leicht mit Schnee bedeckt. Nach einer Viertelstunde hatten wir die Grenze der alten Stadt Nisibis erreicht; der Lauf der einstigen Ringmauer war noch in Gestalt einer nach rechts und links als langer heller Streifen sich erstreckenden Zorne von umherliegenden Quadern und massenhaftem Steingetrümmer erkennbar. Durch den liegengebliebenen Schutt der Jahrtausende ist das frühere Stadtterrain ringsum in scharfer Abgrenzung um etwa zwei Meter gegen die umgebende Ebene erhöht; am Ostende erhebt sich ein jetzt ganz formlos gewordener Hügel aus Stein- und Ziegelbrocken — offenbar die einstige Citadelle des vielumkämpften Platzes. Erst außerhalb der Wallüberreste hatte ich das Gefühl, daß mich nun wirklich Niemand mehr zurückhalten könne. „Wohin reitet ihr?" fragten einige Männer, die zwischen den weißen Quadern und umgestürzten Säulentrommeln eine Schafherde weideten. „Nach Sindschar." „Maschallah! Wollt ihr denn in der Wüste umkommen?" „O nein, du Vater des Hasenherzens!" rief dem Frager mein jetzt auch mannhaft gewordener Katerdschi (Maulthiertreiber) auf arabisch zu. Merkwürdig, wie ruhige Entschlossenheit, ein paar Späßchen und etwas Bakschisch, der verabfolgt wird, sobald sich bei den Leuten die

erste Spur von Muth zu regen anfängt, sie zu beeinflussen vermag! Derselbe Mann, der jetzt so verwegen antwortete, hatte gestern vor dem geplanten Marsche noch gezittert wie ein altes Weib. Nach einer halben Stunde wurde abgesessen und ein Stück marschirt, da die Füße zu erfrieren drohten. Schnee ist dort so selten, daß unser Führer zum ersten Mal in seinem Leben welchen in der Nähe sah; ich ließ ihm Schuhe geben, da seine Füße blau vor Kälte wurden. Zum Dank bestand er darauf, mich auf seinem Rücken durch einen Bach zu tragen, der über den Weg floß und vor dem ich aufs Pferd steigen wollte. Ein gehöriger Vorschuß an Tabak und ein Päckchen Cigarettenpapier waren wiederum meine Antwort; dann nahm ich eine Cigarette an, die er alsbald gedreht hatte und mir, etwas zweifelnd ob dem Wagniß, anbot, und die Freundschaft war besiegelt. Von jetzt ab wußte ich, daß ich mich auf den Mann verlassen konnte, und ich habe mich nicht in ihm getäuscht.

Um vorzubeugen, will ich gleich sagen, daß nicht das geringste romantisch-räuberische Abenteuer passirt ist. Weder habe ich Gelegenheit gehabt, „mein Pferd herumzureißen und den Revolver zu spannen, entschlossen . . . u. s. w.“, wie es so schön in allerlei alten und neuen Orient-Reiseschilderungen heißt, noch kam ich in den Fall „sorgfältig den Horizont entlang zu spähen“, „der Kraft meines Pferdes zu vertrauen“ oder sonst etwas zu thun, was geeignet gewesen wäre, meinen Ruf als Reisender zu erhöhen resp. zu begründen. Ich bin talentlos in dieser Beziehung, denn zwischen Thianschan und Libanon ist es mir nicht gelungen zu erleben, was anderen Leuten schon in Smyrna oder bei Skutari passirt, von Mesopotamien ganz zu geschweigen.

Trotz der nicht eingetretenen Erlebnisse waren es aber schöne, wunderbar schöne Tage. Vielleicht wären sie noch schöner geworden, wenn nicht richtig, nachdem wir vier Stunden geritten, die vermutheten Zaptiés, vier an der Zahl, im Galopp nachsetzend, uns eingeholt hätten. Die Leute benahmen sich übrigens musterhaft, entschuldigten ihr spätes Eintreffen in beredten Worten damit, daß sie uns lange vergeblich in der Wüste gesucht hätten (trotz der Pferdespuren im Schnee!) und äußerten nicht eine Spur von schlechter Laune wegen der für sie doch verdorbenen Festtage; ja mein Versprechen, sie durch Extra-Bakschisch in Sindschar zu entschädigen, schien sie sogar mit wohl temperirter Entrüstung zu erfüllen. Um Mittag waren wir am Dschaghdschatsch, dem Fluß

von Nsebin; nach dem etwas schwierigen Uebergang ward gerastet und Mensch wie Thier gefüttert. Nun wurde es auch warm, der Schnee zerging fast plötzlich; Handschuhe und Mantel waren im Laufe einer halben Stunde so überflüssig geworden, wie daheim im Juli. Unser Lagerplatz war am Fuß des mächtigen Tell Hamidiyé, über den die Grenze zwischen dem selbständigen Liwa (Regierungsbezirk, der keiner Provinz eingegliedert ist) Deir es-Zor und dem Vilajet Diarbekir läuft. So berichtete einer der Zaptiés, und nach der Karte schien es zu stimmen. Tell Hamidiyé ist ein außergewöhnlich großer Siedelungshügel aber noch nicht der größte zwischen Sindschar und Tur Abdin; ich habe in diesem Landstrich selbst noch höhere und breitere gesehen. Vollends die mittleren und kleinen sind kaum zu zählen. Mir ist es bei dem Marsch von Nsebin direkt nach Süden durch das Gebiet des Dschaghdschatsch-Systems vor allen Dingen darauf angekommen, selbst eine gründliche Stichprobe auf die Auskünfte zu machen, die ich überall wo es Gelegenheit gab, über die Besetzung der nordmesopotamischen Ebene mit Tells gesammelt habe. Fest steht mir durch eine Unzahl von Erkundigungen bei den verschiedensten Leuten und durch den eigenen Augenschein, daß die allein auf den Regenfall gegründete Boden-Kultur vom Tur Abdin nach Süden heute soweit betrieben werden kann, wie sie überhaupt versucht wird. Daß der von Osten nach Westen sich erstreckende Landstreifen am Fuße des Plateaus im Alterthum unvergleichlich viel dichter bevölkert war, als jetzt, beweisen die massenhaften Tells; überall wo ich hinkam, sah ich aber auch gen Süden kein Ende dieser unfehlbaren Zeugen einstiger Bodenbebauung, sondern am fernsten Rande des Horizonts tauchten immer neue auf. Das bewies mir zusammengenommen, daß bis zu einer vorläufig noch nicht festzustellenden Grenze in jener Richtung kulturfähiges, heute so gut wie vor zweitausend Jahren unter dem Pflug zu nehmendes Land vorhanden sein müsse. Alle Auskünfte, die ich bekam, stimmten darin überein, daß die Tell-region sich durchgehends mehrere Tagereisen weit in die Wüste hinein erstrecke, daß sie längs des Nahr Belikh und Chabur in zwei breiten Strichen quer durch ganz Mesopotamien bis an den Euphrat reicht, endlich, daß im Osten zwischen ihrem Südrand und dem Sindschargebirge noch ein vollkommen wüster und leerer, nicht sehr breiter Landstrich übrig bleibe. Was den Chabur und auch den Belikh anbetrifft, so sind mir Reiseberichte bekannt, die das bestätigen, was ich im Lande selbst gehört habe; die Gegend

südlich von Nsebin ist dagegen, meines Wissens, bisher sehr dunkel gewesen. Schon eine Stunde jenseits der Stadt stimmten die Karten (Kiepert und eine französische Karte 1 : 100,000,0) gar-nicht mehr mit dem Terrain. Ich hatte meinem Araber den See Chatunijé, nach der Karte südsüdöstlich von Nsebin am Westende der Sindscharkette gelegen, als nächstes Marschziel angegeben; statt in der genannten Richtung führte der Mann uns aber direkt südlich, sogar mit einer kleinen Abweichung gegen West, und wies auf eine Stelle, wenigstens eine halbe Tagereise weiter westlich, am Dschebel Dschereibe, als auf den Punkt hin, wo der See liegen sollte. Ich will gleich hier bemerken, daß ich den See auch thatsächlich dort, und nicht wo er verzeichnet stand, gefunden habe. Auch über Flüsse, die wir nach der Karte hätten passiren müssen, sind wir nicht gekommen; die Zuflüsse des Dschaghdschatsch haben demnach alle einen viel senkrechter nach Süden gerichteten Lauf, als die Karten angeben.

Indeß auf diese geographischen Minutien will ich hier weiter keinen Werth legen; worauf es mir ankommt, ist erstens die Bestätigung der gesammelten Angaben über die Verbreitung der Tells vermittelst dieser Stichprobe, und zweitens die Konstatirung ihrer geradezu unglaublichen Menge in der von mir besuchten Gegend. Auf ein Strecke von 70 Kilometern Länge und 20 bis 25 Kilometern Breite (das ist ungefähr der von mir durchzogene und mit dem Auge von verschieden Hügeln herab rechts und links kontrolirte Raum, soweit Tells in Betracht kommen) standen 80—90 Tells, die so bedeutend waren, daß sich ihre Umrisse auf größere Entfernungen hin deutlich, bald kegel-, bald kuppenförmig, vom Erdboden oder gegen den Himmel abhoben. Außerdem aber gab es eine Menge kleiner und kleinster, von denen ich nur diejenigen wahrnehmen konnte, die nahe an meinem Wege lagen, sowie vereinzelte Riesen, deren weithin sichtbare Umrißlinien sich augenscheinlich in weit größerer Entfernung von mir auf den Horizont projicirten.*) Die großen Hügel schienen meist längs der von Norden nach Süden rinnenden perennirenden Wasserläufe zu liegen; die kleinen waren überall in der Wüste zerstreut, und die Ansiedlungen, deren Zeugen sie sind, müssen auf Brunnen oder Cisternen angewiesen gewesen sein. Alles in Allem muß das

*) Tell Kokeb, den größten von allen, der beständig zur Rechten sichtbar war, rechne ich nicht darunter, da seine Natur und Entstehung noch sehr zweifelhaft sind.

Land einstmals auch nach europäischen Begriffen gut bevölkert gewesen sein — während ich jetzt zwei Tagereisen lang keine menschliche Seele darin getroffen habe!

Ich kann garnicht beschreiben, wie schön, wie reizvoll und die Seele erfrischend dies prachtvolle Hineinreiten in's Unbekannte war. Mit Sonnenuntergang kamen wir an ein breites und tiefes, westwärts fließendes Wasser: den östlichen Quellarm des Chabur, der sich beim Tell Kokeb mit dem westlichen Fluß, der von Anfang an Chabur heißt, vereinigt. Der Uebergang bei schnell hereinbrechender Dunkelheit war schwierig; der Grund des Flußbettes bestand aus tiefem Schlamm und das Wasser ging den Pferden bis an den Sattel. Für die Menschen war weiter nichts Unangenehmes dabei, aber das Gepäck mußte abgeladen werden und in kleinen Portionen oben auf dem Packsattel des höchstgebauten Lastpferdes angebracht werden. Sechs Mal mußte das brave Thier auf diese Weise hin und zurück durchs Wasser, schließlich fiel der Sack mit Gerste doch in den Fluß, wurde aber noch glücklich herausgezogen. Die Hauptsache war, die Decken zum Schlafen vor Naßwerden zu bewahren, und das gelang. Drüben angelangt, fanden wir, daß das ganze jenseitige Ufer (wie auch das nördliche, von dem aus wir übergingen) weit und breit ein Sumpf war, aber der sofort nach Sonnenuntergang scharf einsetzende Frost half uns rasch aus der Verlegenheit, indem er den weichen, nassen Boden hart erstarren ließ. Einige Löcher wurden im Halbkreis in die Erde gegraben und Kohlenfeuer darin angemacht; innerhalb des so gebildeten Wärmegebiets wurde eine Schicht Häcksel gestreut und darauf kamen die Schlafdecken zu liegen. Dann eine kräftige Abendmahlzeit und zum Erwärmen ein noch kräftigerer Grog, so heiß einverleibt, wie es nur irgend ging (N. B. die muhamedanischen Zapties blieben standhaft, heizten dafür aber um so stärker mit festen Nährstoffen) — eine große Tabakspende an alle Leute hob die ohnehin treffliche Stimmung noch mehr, und als einige Schakale ihr klagendes Nachtkonzert begannen, beschloß man, ihnen mit einem arabischen Kriegsgesang ein Paroli zu bieten. Schließlich sagte der Tschausch (Unteroffizier), der meine Eskorte führte: „Wir danken sehr und möchten gerne für dich etwas thun, was dir gefällt!" „Gut", sagte ich: „So kommandire noch zum Schluß eine Salve für meinen kleinen Sohn, den ich habe zu Hause lassen müssen!" Roth aufblitzend fuhren die Feuerstrahlen aus den Gewehren in die dunkle Nacht hinaus, und ringsum erweckte das Krachen der

Schüsse die Stimmen der Wüste zu winselnder, kläffender und heulender Antwort. Bald wurde der Frost stärker; ich kroch gestiefelt und gespornt unter die drei Decken, die mein getreuer Famulus für mich bereit hielt, überzeugte mich, daß auch die Leute bis auf die Wachthabenden leidlich gebettet waren, schaute noch eine Weile bewegten Herzens zum funkelnden Sternenhimmel empor und schlief dann für einige Stunden ein. Nach Mitternacht fing freilich die scharfe Kälte an, durch alle Hüllen zu dringen, so daß ich aufstand und den Rest der Nacht wie die Soldaten kauernd am Feuer zubrachte, mit ihnen wachend und Kaffee trinkend.

Gestern, einige Stunden nach dem Aufbruch vom Bivouak, hörte mit einem Male die Region der Tells auf. Den letzten, auffallend gestalteten und von zahlreichen, flach und unregelmäßig verlaufenden Bodenerhebungen umgebenen Hügel nannte der Führer: Tell Batriha. Darnach begann salzig-sumpfige, anbauunfähige Niederung, die wir in etwa drei Stunden bis zum See Chatunijé hin durchquerten. Dies merkwürdige, von Ost nach West sich erstreckende, schwach salzige Wasserbecken (gegenwärtig in der trockenen Jahreszeit schätzungsweise 10 Kilometer lang und 3 breit) weist an seiner Nordseite zwei, wie mir scheint, künstliche Inseln auf. Die eine, weiter vom Rande entfernte, ist unbewohnt und ohne Zusammenhang mit dem Lande, die andere dagegen trägt ein Dorf und ein gewundener Damm verbindet sie mit dem Ufer. Rings herum, aber jetzt durchweg überfluthet, läuft eine ringförmige Schüttung von großen Steinen; deutlich sah man, im Durchschnitt 20—30 Schritt von dem heutigen Rande des Eilandes entfernt, die röthlichbraunen Blöcke des wallähnlichen Gebildes durch das krystallklare, blaue Wasser aus geringer Tiefe heraufschimmern. Offenbar hat hier früher etwas ganz Anderes gestanden, als das höchst elende Araberdorf von heute, das übrigens die wildesten Physiognomieen darbot, die mir, wenn ich von einzelnen Turkmenengesichtern in Transkaspien und den Kurden am Rowanduz-Tschai absehe, bisher vorgekommen sind. Diese Menschen waren Wilde; an Waffen existirten nur Dolche und Gabelflinten mit Steinschlössern. Es wäre interessant, zu erfahren, wo eigentlich der Ausgangspunkt für die Verbreitung dieser merkwürdigen Waffe ist. Sie soll auch noch bei einigen entlegenen Stämmen in Südbabylonien vorkommen; die Exemplare, die ich in Chatunijé sah, glichen dabei aufs Haar denjenigen, die von den Tibetanern ge-

braucht werden und von denen man sich Beispiele in unseren Museen betrachten kann.

Die Leute von Chatuniyé wären mir schon interessant genug gewesen, um der Einladung des Schechs zu folgen und bis zum nächsten Tage zu bleiben, aber Hassan Tschausch erklärte, diesmal, wie es schien, in bitterem Ernst, er könne mit nur drei Mann während der Nacht hier keine Verantwortung für uns übernehmen. Wo aber ein weiteres Nachtquartier finden? Die Kohlen waren aufgebraucht; die Gerstenration für 9 Pferde nur noch sehr knapp. Seïd Mehemmed, der Führer, verbürgte sich indes nach einigen abseits eingeholten Erkundigungen dafür, wir würden, ostwärts den Fuß des Dschebel Dschereibe, den wir nunmehr erreicht hatten, entlang reitend, auf ein Jesidenlager stoßen, und er behielt auch hierin Recht. Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang sahen wir bereits die schwarzen Zelte zur Rechten und Linken vor uns und, heranreitend, erhielten wir bald die Gewißheit, daß der Schech uns gastfreundlich aufnehmen würde. Wir saßen ab und traten ins Zelt, die Pferde wurden angepflöckt und das Gepäck hereingebracht. — Da gab es ein — allerdings nicht ganz unerwartetes — Intermezzo, zu dessen Erklärung ich aber etwas weiter ausholen muß.

Bekanntlich haben seit der Pazifizirung des gesammten Kaukasusgebietes durch die Russen eine große Anzahl von muhamedanischen Tribus, über eine halbe Million Menschen, ihre dortige Heimath verlassen und sind in die Türkei ausgewandert, wo sie an den verschiedensten Punkten Wohnsitze erhalten haben. Namentlich haben die Tscherkessen und ein Theil der Tschetschenzen die Herrschaft des Padischah der Unterwerfung unter Rußland vorgezogen. So giebt es Tscherkessenansiedlungen im Ostjordanlande, zwischen Aleppo und dem Euphrat, im cilicischen Taurus und an anderen weit zerstreuten Orten; die Hauptmasse hat allerdings Wohnsitze in Anatolien gefunden. Neuerdings ist die Uebersiedelungsbewegung aus Transkaukasien wieder in Fluß gekommen; seit es heißt, daß demnächst auch die dortigen tatarischen Clans zur Ableistung der Wehrpflicht im regulären Heere würden herangezogen werden, verkaufen die Leute zu Tausenden ihr Besitzthum und wandern in die asiatische Türkei aus, vorläufig von der russischen Regierung nicht daran gehindert. In Nsebin nun traf ich mit solch einem Emigranten, einem tatarischen Edelmann aus dem Clan der „schwarzen Hammel“ im Gouvernement Eriwan zu-

sammen. Er war in Tiflis auf dem Gymnasium gewesen, sprach fließend russisch und erzählte mir, sein Stamm lagere, 3000 Familien stark, seit einigen Monaten bei Siwas in Nord-Anatolien, wo die türkische Regierung die Leute durch Kornlieferungen verpflege; er selbst sei mit einigen Gefährten ausgezogen, um irgendwo im türkischen Reiche freies Ackerland für die Seinigen zu suchen. Thatsächlich besaß er ein offenes Schreiben des Gouvernements, das ihn ermächtigte, überall hinzugehen und bis zu 15 Mann Bedeckung zu requiriren, wo es nöthig war. Wie die meisten Kaukasier trug auch er die sog. Tscherkessentracht, den langen Rock mit Patronenhülsen auf der Brust, hängenden Dolch und Pelzmütze. Er fragte uns, wohin wir wollten. „Nach Sindschar." „Da kannst Du mit diesem Rock nicht hinreiten", rief er sofort erschreckt meinem Famulus Madat zu, der als Eingeborener von Eriwan gleichfalls Dolch und Tscherkeßka trägt; „die Jesiden schlagen Dich todt wie einen Hund!" „Weshalb denn?" „Ja, ich wollte auch dorthinreiten, aber in Deir es-Zor (am Euphrat) sagten sie mir, einen Menschen in dieser Tracht könnten auch hundert Soldaten bei den Jesiden nicht beschützen. Die Jesiden vom Sindschar leben in Blutfehde mit den Tschetschenzen von Ras el-Ain (einst Resaina-Theodosiopolis, am Arslan Tschai, Löwenfluß, dem oberen Chabur); beständig machen beide Theile Raubzüge gegeneinander und suchen sich dabei Leute umzubringen." „Wie kommen Tschetschenzen nach Ras el-Ain?" „Sie sind dorthin ausgewandert, als auch die Tscherkessen aus ihrer Heimath gingen; wenn Madat sich bei den Jesiden zeigt, so halten sie ihn in dieser Tracht für einen von jenen und bringen ihn um." Auf diese Mittheilung hin überließ ich es in Nsebin Madat, was er thun wolle. Er behauptete, seinen Anzug aus Furcht vor den Jesiden zu wechseln, ginge ihm gegen die Ehre. „Gut, aber sieh zu, daß Du nicht in Verlegenheit kommst; nachher bei den Jesiden sich umziehen müssen, wird jedenfalls noch schimpflicher für Dich sein" — sagte ich zu ihm. Er blieb in seiner Tscherkeßka, und damit vorläufig gut, aber schon in Nsebin hielt ihn alle Welt für einen Tschetschenzen von Ras el-Ain.

Jetzt waren wir im Jesidenlager, und es kam, wir der Tatar in Nsebin es vorausgesagt hatte. Die schwarz beturbanten bewaffneten Gesellen schaarten sich mit finsteren Mienen um uns zusammen und: „Tschetschen! Tschetschen!" ging es halblaut aber drohend von Mund zu Mund. Der Eintritt in das Häuptlingszelt machte der unangenehmen Situation vorläufig ein Ende, aber drinnen nahm

Hassan Tschausch Madat sofort bei Seite und sagte ihm auf türkisch: „Wenn Dir Dein Leben lieb ist, so zieh Dich um; ich will unterdessen aussprengen, Du hättest einen Tschetschenzen erschlagen und seinen Rock angezogen." Dieser schlaue Coup glückte vollkommen; aus einem bös angefeindeten Individuum wurde Madat alsbald ein mit Hochachtung behandelter Mann. Allerdings; sein Selbstgefühl ist seitdem ein wenig geknickt und die Tscherkeßka ruht bis Mossul in der Packtasche.

Das gestrige Jesidenquartier war sehr interessant. Beide Seiten des Sindschargebirges, besonders die südliche, sind stark bevölkert; Dorf folgt auf Dorf. Trotzdem feste Ansiedlungen in Menge existiren, leben die Leute aber während vieler Monate im Jahr in Zelten und weiden ihre Heerden in der Steppe; die vom Südabhange schlagen ihre Lager in der südlichen, die von der Nordseite in der nördlichen Ebene auf. Das Gebirge ist an vielen Stellen in der Querrichtung passirbar; der Hauptübergang führt aber durch eine breite und tiefe Bresche zwischen dem eigentlichen Sindschar und seiner direkten westlichen Fortsetzung, dem Dschebel Dschereibe*), hinüber. Diese Route bin ich auch geritten; sie trifft sofort nach Ueberschreitung des Gebirges auf die Karawanenstraße, die von Mossul über die Stadt Sindschar auf das Chaburthal zu und dann längs diesem Fluße nach Deir es-Zor am Euphrat führt und gegenwärtig ziemlich frequentirt ist, da die heillosen Zustände auf dem oberen, von den Hamidiés beherrschten Wege über Mardin und Dschesireh den dortigen Verkehr, der noch vor einem Jahrzehnt relativ in Blüthe stand, fast ganz brachgelegt haben. Die Straße von Mossul—Ninive am Sindschargebirge entlang zum Chabur und Euphrat ist ein alter Heerweg der Assyrer — die Hauptverbindungslinie zwischen den Besitzungen der Großkönige von Assur in ihrem Stammlande und den von Alters her ihnen unterworfenen Landschaften am mittleren Euphrat. Das ganze Euphratthal von Biredschik (Apamea) bis zum Beginn der babylonischen Alluvialebene hinunter steckt voll massenhafter Ruinen aus römisch-byzantinischer und auch arabischer Zeit, die noch so gut wie garnicht erforscht sind; die Ueberreste alter Nauren (Anlagen zum Wasser-

*) Die Zeichnung der Karten, als ob Sindschar und Dschereibe mit ihrem westlichen resp. östlichen Ende gleichsam übereinandergeschoben seien, hat keine Berechtigung; beide bilden einen geradlinigen, an einer Stelle tief eingeschartenen Zug.



schöpfen), die in Gestalt von senkrecht zur Stromrichtung stehenden Ziegelmauern in das Flußbett hineinragen, sind so zahlreich, daß allein ihretwegen an eine regelmäßige Euphratschifffahrt nicht zu denken ist (es sei denn, das systematische Sprengungen stattfinden), und wenn auch eine Bewässerung des Landes oben auf der Hochfläche zu beiden Seiten des Stromes im Alterthum so unmöglich war, wie sie es heute ist, so bildete das tiefe und breite Stromthal für sich allein doch eine wichtige, vielumkämpfte und oft mit Heeresmacht besuchte Provinz des Assyrerreichs. Die Fortsetzung der Sindschar-Chaburstraße führt dann in gerader Richtung jenseits des Euphrat auf Palmyra und Damaskus weiter. Wie wichtig und frequentirt dieser Abschnitt im Alterthum war, dafür zeugt die Blüthe der Oasenstadt Palmyra. Das ganze Chaburthal ist voller Tells und Ruinen, die aber bisher nur an einer einzigen Stelle, bei Arban, flüchtig untersucht sind. Hier hat Layard vor über fünfzig Jahren durch einige Nachgrabungen konstatirt, daß unter Schutt und Erde die Ueberreste einer assyrischen Stadt begraben sind. Was der mächtige Tell Kokeb — eins der Räthsel Mesopotamiens — birgt, weiß noch kein Mensch, so wenig, wie was in den zahllosen Hügeln zwischen Nsebin und dem See Chatunijé, in den Tells der uralten Mondstadt Harran, und überhaupt in Nordmesopotamien steckt. Wann wird hier wohl einmal Licht in das Dunkel der Räume und Zeiten kommen? Hier ist eine Aufgabe, an die noch Niemand gerührt hat und die, wenigstens um vorläufige Resultate zu geben, weit weniger Mittel erfordert, als z. B. ein Riesenunternehmen wie die Ausgrabung von Babylon.

* * *

Mossul, den 28. Januar. Also wieder in Mossul. Am 4. November ritt ich, von Osten kommend, zum ersten Male über die Tigrisbrücke — was habe ich nicht Alles in diesen drei Monaten erlebt! Im Grunde will es mir, wenn ich zurückdenke, unmöglich scheinen, daß ein einziges Vierteljahr eine so große Summe von Bereicherung des Wissens wie der Anschauung zu bringen im Stande ist. Es wird viel Arbeit kosten, daheim alle Erfahrungen an der Hand der literarischen Hilfsmittel, die hier mitzuführen unmöglich ist, durchzuarbeiten und zu einem ausführlicheren, systematischeren und formal genügenderen Bilde zu

gestalten, als es in diesen, unter allen möglichen äußeren und inneren Schwierigkeiten entstandenen Zeilen möglich ist. Als eine besondere Frucht dieser Reise hoffe ich, einiges Zuverlässige über die Jesidis in Europa der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Ueber diese merkwürdige Religionsgenossenschaft sind bisher fast nur oberflächliche und halbwahre Mittheilungen bekannt geworden, namentlich ist von ihrer Literatur fast nichts bekannt. Vorausgesetzt, daß sich gewisse Mittel finden, bin ich in der Lage, einige werthvolle Manuskripte hierüber zu beschaffen; ich sehe daher an dieser Stelle davon ab, bereits Bekanntes nachzuerzählen und bemerke nur, daß ich auf der Südseite des Sindschargebirges die Jesiden zwar halbwegs im Zustande der Unterwerfung unter die Autorität der Regierung gefunden habe (von regelmäßigen Steuern und Rekrutenstellung indes keine Rede!), daß aber nördlich des Kammes die türkischen Zaptiés genöthigt sind, eine höchst bescheidene Rolle zu spielen. In meinem Quartier im Jesidenlager (23./24. Januar) konnte ich das sehr deutlich beobachten; etwas diplomatische Liebenswürdigkeit trug schließlich sehr viel mehr dazu bei, daß Alles gut ablief, als die vier Hinterlader meiner Eskorte. Ganz ohne Bedeckung wäre ich vielleicht noch offener und freier aufgenommen worden, als es so geschah, wiewohl der Schech ohne Weiteres das übliche gebratene Ehrenlamm mit Pilaw bereiten ließ und uns beim Aufbruch bis vor das Lager geleitete.

Um gleich das Wichtigste über den zweitägigen Marsch von Sindschar (gewöhnlich bloß el-Beled oder Beled es-Sindschar genannt) nach Mossul zu sagen: Auch diese Strecke ist altes Kulturland. Ich bin bisher fast von Tag zu Tage mehr erstaunt gewesen, wie sehr sich das mesopotamische Oedland, das durch Bodenbeschaffenheit und Wasserlosigkeit für immer kulturunfähige und stets ohne Anbau gewesene Gebiet, bei näherem Zusehen an Ort und Stelle reducirt. Vom Südfuß des Dschebel Sindschar aus sind immer noch neue Tells in der „Wüste“ sichtbar, am zahlreichsten in der Richtung nach Südosten. Man weiß durch zuverlässige Berichte allerdings, daß sich die Zone zusammenhängender Besiedelung des Landes nie bis an den Euphrat hinunter nach Süden erstreckt haben kann, denn der Strich auf dem linken Euphratufer soll unterhalb der Chaburmündung auch tief landeinwärts hinein noch steril und ohne nennenswerthe Tells sein,

aber übermäßig breit kann dieser Streifen uranfänglichen Oedlandes doch nicht sein, denn die reichen Quellen des Sindschar geben noch weit südlich vom Gebirge in der Steppe Wasser, sobald man anfängt zu graben, ja der Tharthar, der Fluß, an dem die Stadt Sindschar selber liegt, fließt theils ober- theils unterirdisch dem Tigris parallel bis in die Nähe von Bagdad, wo er, große Sümpfe bildend, sich verliert. Am Tharthar liegt zwei starke Tagereisen südöstlich von Sindschar die große Ruinenstadt El-Hadr, das alte Hatrae, von Trajan und Severus auf ihren Partherfeldzügen erfolglos belagert. Dort fließt mitten in der angeblichen Wüste ein mächtiger, rauschender Strom klaren Wassers einher, und von Sindschar bis Hatrae zieht sich eine ununterbrochene Reihe großer Tells hin, deren vordere Gruppen ich beim Ritt hierher deutlich sehen und ungefähr auf die Zahl der einzelnen Hügel schätzen konnte: es mochten 20—25 sein, einzelne davon so groß, daß sie sich auf eine volle Tagereise hin am Horizont markirten. Vollends an der Straße von Sindschar nach Mossul findet sich eine ganze Reihe besonders charakteristischer Tells, theils dadurch ausgezeichnet, daß sich in ziemlich regelmäßigen Linien verlaufende Schuttmassen als sekundäre niedrige Hügelgruppen um ihren Fuß lagern (so Tell Wandér und Tell Medscherinat), theils durch ihre mächtigen Dimensionen bemerkenswerth, wie der Kara Tepe und Tell Afar, der noch die Ruinen eines arabischen Schlosses trägt und nach meiner Schätzung nicht kleiner, sondern eher noch größer ist, als der große Tell von Samosata am Euphrat mit 1800 Schritt Umfang an der Basis (von mir selbst abgeschritten).

Ich weiß wohl, daß Manches von dem was ich hier erzähle auch schon anderwärts bemerkt worden ist, aber ich wundere mich, daß, vom Chaburthale abgesehen, meines Wissens nirgends auf die Bedeutung dieser Dinge für die Erforschung der alten Geschichte nicht nur Mesopotamiens, sondern überhaupt Vorderasiens hingewiesen ist, vor allen Dingen aber darauf, daß wir hier ja die sichersten und unwidersprechlichsten Zeugnisse in der ebenso umstrittenen wie wichtigen Frage nach dem heutigen Werth oder Unwerth Mesopotamiens haben! Wo einmal Kultur gewesen ist, da kann sie auch wieder hinkommen, wenn nicht elementare Vorgänge die natürlichen Bedingungen ihres einstigen Vorhandenseins vernichtet haben. Das ist an einzelnen Stellen der Erdoberfläche sicher geschehen, selbst in großem Maßstabe, — ich brauche nur an die seit

vielen Jahrhunderten vom Sande überflutheten Ruinenstädte im südlichen Theil des Tarimbeckens zu erinnern — in Mesopotamien aber nach allem was wir wissen nicht. Was man für die Veränderung des hiesigen Klimas in historischer Zeit angeführt hat, ist sammt und sonders nicht beweiskräftig und verschwindet allein vor der Thatsache, daß noch zur Zeit des römischen Imperiums und darüber hinaus, also in einer Epoche, seit der sicher kein Klimawechsel stattgefunden hat, sowohl das Euphratthal als auch Ober- und Mittelmesopotamien unvergleichlich besser bevölkert waren, als heute. Hatra, das jetzt auf Tagereisen rundum von „Wüste" umgeben ist, war noch im dritten Jahrhundert n. Chr. reich, mächtig und bevölkert; Singara (Sindschar) war unter Julianus Apostata ein mit zwei Legionen besetzter Platz, also Grenzfestung ersten Ranges gegen die Perser, die schon während der Regierung des Constantius einen heftigen Angriff auf die Stadt gemacht hatten — jetzt ist es eine isolirte Oase von geringem Umfang, ringsum auf mehr als hundert Kilometer von sogut wie unbevölkerter Oede umgeben. Das Sindscharagebirge und den unteren Chabur als Grenze gegen das feindnachbarliche Perserreich zu erhalten, wäre geradezu wahnsinnig gewesen, wenn das Land darunter nach Norden und Süden damals [illegible] wie heute, d. h. [illegible] Hatras jenes zwischen Rom und Parthien [illegible] Gemeinwesen der Araber [illegible] können, die den [illegible] „Griechischem Feuer" von ihren festen Mauern [illegible] nicht auch der ganze Landstrich zwischen [illegible] [illegible]

Wüste gefahrvoll zu machen, vom Anbau des Bodens ganz zu geschweigen! Im Gegentheit — dank Leuten wie Mustapha Pascha von Dschesireh und seinen Spießgesellen, dank dem, daß man die Hamidiés gewähren läßt, ist die Wüste jetzt sogar im Begriff, den letzten übrig gebliebenen Rest Kulturland im Norden auch noch zu verschlingen. Indeß genug nun von diesem Thema; so unausgesetzt es mich während der letzten Tage beschäftigt hat, so sehr fühle ich doch die Nothwendigkeit, erst wieder in Deutschland sein zu müssen, um noch mehr mit Nutzen darüber sagen zu können. Nun gehts also nach Bagdad — und Babylon!

Der Kapitalsmarkt.

Von

Dr. Franz Oppenheimer.

Rudolf Eberstadt, Der deutsche Kapitalsmarkt. Leipzig 1901. VI u. 280 S.

Eberstadt, der durch Studien zur städtischen Grundrentenfrage und namentlich durch grundlegende Untersuchungen zur mittelalterlichen Gewerbegeschichte rühmlich bekannte Volkswirthschaftler, legt der wissenschaftlichen Welt eine neue Arbeit vor, die von ganz besonderem wissenschaftlichem und praktischem Interesse ist. Es ist ein Beitrag zur Erkenntniß eines der wichtigsten Ereignisse dieser Tage, der Depression nämlich, die seit etwa 2 Jahren auf die erstaunliche Hochblüthe unserer Industrie gefolgt ist. Die Ursachen dieser Erscheinung sollen durch eine genaue statistische Untersuchung des gesammten Kapitalmarktes erforscht werden, wobei Eberstadt von der grundsätzlich richtigen Voraussetzung ausgeht, daß „jeder wesentliche Vorgang in unserem wirthschaftlichen Leben in irgend einer Weise auf dem Kapitalsmarkt zum wahrnehmbaren Ausdruck gelangt." Es sollen die inneren Zusammenhänge zwischen Kapitalbildung und Kapitalverwendung untersucht werden.

Die Ursache der gegenwärtigen Depression ist nach ganz allgemein angenommener Auffassung die, daß es Deutschland an genügendem Kapital fehle, um den wirthschaftlichen Aufgaben und Anforderungen gerecht zu werden. Die wirthschaftliche Entwicklung sei eine zu rasche gewesen, und die Kapitalbildung habe ihr nicht folgen können. Ganz besonders treffe unsere deutsche Industrie die Schuld, diesen Mangel hervorgerufen und verschärft zu haben. Deutschland befinde sich der anerkannten Nothwendigkeit gegenüber, infolge von Kapitalmangel seine industrielle Entwicklung nicht

steigern zu können, sondern sie vielmehr beschränken zu müssen (Seite 3, 4). Eberstadt hält diese Meinung für falsch und macht sich daran, in einer außerordentlich mühsamen und eingehenden Untersuchung zunächst die sämmtlichen Emissionen des Jahres 1899 zusammenzustellen und nach verschiedenen Gesichtspunkten zu sichten, um auf diese Weise erstmalig festzustellen, wieviel Kapital überhaupt die deutsche Volkswirthschaft in diesem Zeitraum in neuen Anlagen investirt hat, und wie viel von dieser Hauptsumme für die einzelnen wirthschaftlichen Zwecke verwandt worden sind.

Da die gestellte Aufgabe eine Untersuchung darüber erforderte, welches Kapital die angeschuldigte Industrie thatsächlich der Volkswirthschaft entzogen hat, mußte Eberstadt eine sehr interessante neue Kategorie aufstellen. Während man bisher bei Untersuchungen von Börsen-Emissionen sich darauf beschränkt hat, den Nennwerth und den Kurswerth der ausgegebenen Papiere aufzuzeichnen, berechnet Eberstadt außerdem noch den „Kapital-Reinanspruch“ der Industrie. Es bleibt nämlich, wenn man nur den Unterschied zwischen Nennwerth und Kurswerth betrachtet, immer die Frage übrig, wer das Agio erhalten hat, die emittirenden Finanzmänner oder das geldbedürftige Unternehmen. Erst indem man feststellt, in welchem Theil die Differenz zwischen Nennwerth und Kurswerth für die produktiven Zwecke der betreffenden Industrie selbst nutzbar gemacht worden ist, erfährt man das, was wir hier wissen wollen, nämlich die Höhe der Anforderungen, die die Industrie an den Kapitalsmarkt hat stellen müssen. Von diesem Gesichtspunkte behandelt Eberstadt die Emissionen nach fünf Haupt-Abtheilungen: 1. Industrie, Handel und Verkehr; 2. Banken; 3. Grund und Boden; 4. Verbände öffentlichen Rechts; 5. das Ausland. Die Untersuchung der 1. Abtheilung (Industrie, Handel und Verkehr) ergiebt ein Resultat, das selbst für Denjenigen erstaunlich sein wird, der aus allgemeinen Prinzipien an die Fabel von der Entstehung der Krise durch zu hohe Ansprüche dieser beiden volkswirthschaftlichen Mächte nicht geglaubt hat. Eberstadt faßt sich folgendermaßen zusammen: „Schon die Ziffern über Produktionssteigerung und Ausfuhr hätten genügen dürfen, um die irrthümliche Annahme zu widerlegen, daß der Kapitalbedarf der Industrie den bedenklichen Zustand des Kapitalsmarktes herbeigeführt habe, und daß Deutschland außer Stande sei, das für den Betrieb und die Ausdehnung seiner Industrie nothwendige Kapital aufzubringen. Die Mehrproduktion einiger Groß-Industrien deckt reichlich den Neuanspruch

an Kapital, der von den Unternehmungen gleicher Gattung ausgeht. Die jährlichen Ausschüttungen, die dem Kapitalmarkt unmittelbar zugeführt werden (Dividenden u. s. w.), übertreffen bei weitem den Betrag, der von den gleichen Industrien aus dem Markte herausgezogen wird. Bei keinem einzigen Industriezweig besteht ein Mißverhältniß zwischen Leistung und Anspruch, auf das sich das schädliche Schlagwort von der kapitalistischen Unfähigkeit Deutschlands gründen ließe" (S. 99). So z. B. beträgt der Kapitalreinanspruch der Montan-Industrie im Jahre 1899 rund etwa 117,2 Millionen Mark, während die Dividenden nach einer mäßigen Schätzung rund 134,5 Millionen Mark abwerfen; und der Reinbetrag an Wirthschaftsgütern, den die Montan-Industrie dem Markte im Jahre 1899 durch Mehrzufuhr (also abgesehen von der Preissteigerung) gegenüber dem Vorjahre neu zur Verfügung gestellt hat, beläuft sich auf 226 Millionen Mark, also mehr als 100 Millionen Mark reiner Ueberschuß für die Volkswirthschaft. Und dazu kommt noch die Verbesserung der Handelsbilanz durch hochwerthige Exporte (S. 45—47).

Alles in Allem hat diese erste Abtheilung: Industrie, Handel und Verkehr, im Jahre 1899 dem deutschen Kapitalsmarkte durch Börsen-Emissionen entzogen 588 Millionen Mark Nennwerth. Die ausgegebenen Papiere hatten jedoch einen Kurswerth von 932 Millionen Mark; von dem Unterschiede zwischen den beiden Summen kam der weitaus größte Theil der Börsen-Spekulation zu Gute. Der Kapital-Reinanspruch nämlich, der durch die Emissionen befriedigt wurde, belief sich auf 668 Millionen Mark, von denen die Industrie rund 509, Handel und Verkehr rund 160 Millionen beanspruchten. Beide zusammen belegten 29,5 Prozent des gesammten, im Jahre 1899 durch Börsen-Emissionen befriedigten Kapital-Reinanspruches sämmtlicher 5 Abtheilungen, und zwar die Industrie nur 22,47 Prozent, Handel und Verkehr 7,03 Prozent.

Man mache sich diese Ziffern vorläufig klar: noch nicht einmal der vierte Theil des durch Emissionen befriedigten gesammten Kapital-Reinanspruches der deutschen Volkswirthschaft ist für die Zwecke der Industrie allein zur Verwendung gelangt, und Industrie und Handel zusammen haben noch lange kein Drittel des Kapital-Reinbedarfes belegt. Schon daraus geht hervor, daß die Anschuldigung gegen unsere Industrie, durch ihre Kapitalsansprüche den Niedergang der Wirthschaft verursacht zu haben, nicht ohne Weiteres richtig sein kann. Es müssen andere Faktoren entscheidend mit-

Wasserleitung mit 29, Verkehr und Handel mit 22 Millionen Mark. Dann folgen Schulbauten, Straßen- und Brückenbauten, Lebensmittel-Versorgung, Grundstücksankäufe, verschiedene Hochbauten, Park- und Gartenanlagen, Krankenhäuser, Armenhäuser, hygienische Anstalten. Der Bedarf der Provinzial-Verbände belief sich auf 37 Millionen, der des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten auf 455,5 Millionen im Nennwerth, die 394 Millionen Kapitalserlös brachten. — Schließlich wird fünftens der nach Deutschland gelangte Theil der ausländischen Papiere aller Art nach einer Schätzung des deutschen Oekonomisten mit einem Kurswerth von rund 234 Millionen in die Rechnung eingestellt.

Faßt man diese Zahlen zusammen, so betrug der durch Börsen-Emissionen befriedigte Kapitals-Reinanspruch Alles in Allem im Jahre 1899 2 Milliarden 266 Millionen Mark, davon gehen auf

I.	Industrie, Handel und Verkehr .	29,50	Prozent
II.	Banken	13,25	„
III.	Grund und Boden	19,20	„
IV.	Verbände öffentlichen Rechts . .	27,80	„
V.	Ausland	10,25	„
	Summa	100,00	Prozent.

Eberstadt läßt nun, um den Gesammt-Anspruch an den Kapitalsmarkt im Jahre 1892 zu finden, eine sehr genaue Untersuchung über die Höhe der Boden-Verschuldung folgen. Für unsere Untersuchung interessiren drei Fragen: 1. Wie hoch beläuft sich die Boden-Verschuldung in Deutschland insgesammt? 2. Um welchen Betrag vermehrt sie sich jährlich? 3. Welcher Betrag ist jährlich zur Verzinsung erforderlich?

Die Fragen sind sämmtlich nicht in exakter Weise zu beantworten. Eberstadt bemüht sich, durch sorgfältige Verwerthung des vorhandenen statistischen Materiales zu möglichst genauen Schätzungen zu gelangen. Seine Ergebnisse sind in Kürze die folgenden:

In Preußen betrug nach offizieller Mittheilung die Höhe der Hypotheken und Pfandbriefe im Jahre 1892: 16,5 Milliarden Mark, eine Summe, die nach Eberstadt schon damals als Mindestziffer zu betrachten war. In den Jahren 1893—1897 betrug die Zunahme nach der Statistik 5135 Millionen Mark. Dazu schätzt Eberstadt die Zunahme der Jahre 1898—1900 nach dem Durchschnitt

der drei Vorjahre wahrscheinlich zu niedrig mit 3221 Millionen, so daß eine Gesammt-Verschuldung von nicht weniger als 25 Milliarden Mark herauskommt. Die Ziffer ist, wie andere Berechnungen wahrscheinlich machen, entschieden als Mindestziffer zu betrachten.

Für die Jahre 1886—1897 inkl. liegen offizielle Daten vor. Sie ergeben eine Zunahme der städtischen Verschuldung in diesen 12 Jahren im Kammergerichts-Bezirk um 3439,56 Millionen Mark, im städtischen Theil der übrigen 13 Oberlandesgerichtsbezirke 5104,37 Millionen Mark, in sämmtlichen ländlichen Bezirken 2417,5 Millionen Mark. Die städtische Verschuldung nimmt also drei bis vier Mal so schnell zu als die ländliche. Sehr interessant ist dabei die Beobachtung, daß seit dem Jahre 1889, d. h. seit dem Datum der neuen Berliner Bauordnung, diese enorme Verschuldung des städtischen Baulandes, die vorher vorwiegend den Kammergerichtsbezirk, d. h. Groß-Berlin betroffen hatte, in immer steigendem Maße auch die übrigen städtischen Bezirke ergriffen hat. War noch 1886 die Zunahme der hauptstädtischen Verschuldung mit 216 Millionen Mark fast genau gleich der in den sämmtlichen 13 Oberlandesgerichtsbezirken (städtischer Theil), so eilen seitdem die Letzteren in immer schnellerem Tempo voran; ihre städtische Verschuldung beträgt von 1895 ab das zweieinhalbfache der im Kammergerichtsbezirk festgestellten. Mit der Berliner Miethskaserne ist auch die Bodenspekulation und Hypothekenverschuldung mit ihren schlimmen Begleiterscheinungen in die übrigen größeren Städte eingedrungen.

Aus einer amtlichen Statistik der Stadt Berlin ergiebt sich ferner, daß im städtischen Weichbild die Hypothekenbelastung nicht viel unter 5 Milliarden Mark beträgt. Für Groß-Berlin wird 7½ Milliarden wahrscheinlich zu gering angesetzt sein. Auch daraus ergiebt sich, daß die Schätzung von 25 Milliarden für ganz Preußen höchst wahrscheinlich zu gering sein wird.

Indem Eberstadt, gestützt auf alles vorliegende statistische Material nun auch die übrigen deutschen Bundesstaaten in Bezug auf ihre Bodenverschuldung untersucht, kommt er zu dem Schlusse, daß die Hypothekenbelastung in Deutschland mindestens 42 Milliarden Mark erreicht; für deren Verzinsung inkl. Abschlußprovisionen, Vergütungen und Damno sind ca. 2 Milliarden Mark jährlich erforderlich, so daß jährlich für die Kapitalisirung des Grund und Bodens inkl. der Neuverschuldung mindestens 3700 Millionen Mark erforderlich sind, während der Kapitals-Reinanspruch sämmtlicher Börsen-Emissionen

wie erinnerlich im Jahre 1899 nur fast genau die Hälfte, nämlich 1832 Millionen Mark beanspruchte, wovon wieder nur ein Drittel für die Zwecke von Industrie, Handel und Verkehr exkl. Banken benöthigt wurde.

Die Ziffern sind von höchstem Interesse; soweit wir sehen können, hat bisher Niemand die einschlägigen Daten in solcher Vollkommenheit zusammengestellt.

Der nächste Schritt auf dieser dunkelen terra incognita war eine Berechnung oder möglichst genaue Schätzung, zu einem wie großen Theile diese ungeheuere hypothekarische Mehrbelastung des Grund und Bodens durch materielle Werthsteigerung bedingt und gedeckt war. Hier sind die Zahlen außerordentlich dürftig, so daß eine allgemeine Gegenüberstellung nicht wohl möglich ist. Man muß sich mit einzelnen Stichproben begnügen. So z. B. hat in Bayern, rechts des Rheines, der Zuwachs des Versicherungswerthes der privaten Gebäude in den Jahren 1895, 1896, 1897 betragen 93,3, 114,6 bezw. 149,0 Millionen Mark. Die Zunahme der Verschuldung dagegen belief sich in den gleichen Jahren auf 129,64, 165,46 bezw. 227,39 Millionen, sie ist über den Gebäude-Werthzuwachs um volle 50 Prozent hinausgegangen. Dabei ist jedoch in Rechnung zu ziehen, daß der Gebäudewerth durchschnittlich mit höchstens zwei Drittel belastet zu werden pflegt. Wenn man das veranschlägt, so fällt von der Verschuldung-Zunahme der drei Jahre im Betrage von 522 Millionen beträchtlich mehr als die Hälfte, nämlich 280 Millionen, auf die immaterielle Verschuldung, der kein Neuwerth gegenübersteht (S. 244, 245). — In Sachsen nahm 1884—1890 der Versicherungswerth der Privatgebäude um 673 Millionen zu, die Hypothekenlast jedoch um 813,54 Millionen. Das macht nach der gleichen, entschieden noch zu günstigen Berechnung eine Zunahme der immateriellen Verschuldung von 365 Millionen, und das in den Jahren 1884—1890, also noch in der Zeit, in der die Berliner Art der Bodenspekulation noch nicht überall im Reiche ihre Thätigkeit entfaltet hatte. — In Berlin besteht ein besonders ungünstiges Verhältniß. Hier hat von 1870 bis 1897 die Aufwendung für die Gebäude um 2522 Mill. Mark, die Verschuldung dagegen um 3529,3 Millionen Mark zugenommen. Selbst wenn man annimmt, daß der gesammte Gebäudewerth hypothezirt worden ist, so läge hier schon eine immaterielle Verschuldung von über einer Milliarde vor, allein im Berliner Weichbilde. Für Groß-Berlin dürfte diese Verschuldungszunahme von

1870—1900 nicht hinter 2 Milliarden Mark zurückbleiben. Alle diese Berechnungen sind noch zu niedrig, weil von dem ursprünglichen Versicherungswerthe der Häuser keine Abschreibungen vorgenommen sind. Ferner ist die durch Paul Voigt's Schriften neuerdings festgestellte gewohnheitsgemäße Uebertaxirung und Ueberversicherung der Gebäude in Groß-Berlin hier gar nicht in Rechnung gezogen.

* * *

Aus diesen Feststellungen heraus kommt Eberstadt wiederholt zu der denkbar schärfsten Verurtheilung des modernen deutschen Stadtbausystems, wieder in voller Uebereinstimmung mit Paul Voigt. Er stellt die längst bekannte, höchst paradoxe Thatsache in den Vordergrund der Betrachtung, daß das Interesse des modernen Hausbesitzers eine möglichst hohe Verschuldung erfordere. Denn erstens, je geringere „Anzahlung" der Käufer leistet, um so höher ist sein Zins-Gewinn auf sein Kapital; und zweitens (als Folge davon): je höher ein Haus verschuldet ist, d. h. mit einer je geringeren Anzahlung es zu verkaufen ist, um so leichter findet es Käufer. Daraus ergiebt sich das sehr starke wirthschaftliche Interesse der Hausbesitzer, jeder Herabminderung der Schuldenlast Widerstand zu leisten. Aus diesem Grunde ist es z. B. nicht möglich, Amortisations-Hypotheken in irgendwie beträchtlichem Umfange unterzubringen.

Auf dem Boden der Gesetzgebung und Verwaltung sucht Eberstadt die Heilmittel gegen diese unerträglichen Zustände; er hält nur wenig von der Einführung der Verschuldungsgrenze und auch nicht viel von der Aufwendung öffentlicher Gelder für das Wohnungswesen. Ersteres auf Grund von theoretischen Voraussetzungen, auf die wir hier nicht eingehen können, letzteres lediglich aus dem Grunde, weil er mit Recht der Ansicht ist, daß die denkbar größten öffentlichen Aufwendungen auf diesem Gebiete doch nur einen Tropfen auf dem heißen Stein darstellen würden. Dagegen verlangt er, daß der materiellen Verschuldung nach dem Muster der Meliorations-Darlehen vor den Forderungen des Boden-Spekulanten der grundbuchliche Vorrang eingeräumt werde. Er empfiehlt diese Maßregel mit guten Gründen, und sie wäre auch entschieden zu befürworten, wenn sie nicht etwa, wie das all solche Maßnahmen leicht thun, die private Bauthätigkeit verhängnißvoll beschränken wird, so daß an Stelle der Bodennoth eine

Wohnungsnoth treten würde. Das müßte ein Versuch ergeben. Jedenfalls sollte der Vorschlag näher von Sachverständigen diskutirt werden.

Nach Einführung dieser Maßregel, die nach Eberstadt's Ansicht weiterer Zunahme der immateriellen Verschuldung steuern würde, soll dann nach seiner Meinung die allmähliche Schuldentilgung gesetzlich eingeführt werden.

* * *

Soweit der Inhalt des Buches. Es enthält statistische Zusammenstellungen, die mit größter Sorgfalt und unendlichem Fleiße aufgenommen sind, und die von höchstem Interesse selbst dann sein würden, wenn sie nur als einfaches statistisches Material dargeboten würden, wenn sie sich also nicht um ein bestimmtes Problem gruppirten. Man kann dem Verfasser für das Dargebotene nicht dankbar genug sein, und wir sind davon überzeugt, daß seine Arbeit, zusammen mit dem Voigt'schen Werke über „Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin", das Fundament wichtiger theoretischer Arbeiten sein wird.

Eine andere Frage aber ist die, ob es Eberstadt gelungen ist, das Problem zu lösen, von dem er ausgegangen ist. Es ist erinnerlich, daß er die Ursachen der wirthschaftlichen Depression, unter der wir uns noch heute befinden, dadurch entdecken wollte, daß er die Ansprüche der verschiedenen Kapitalsnehmer an den deutschen Kapitalsmarkt feststellte. Dabei ergab sich ihm, um es kurz zusammenzufassen, daß die vor Allem und von Allen angeklagte Industrie unschuldig ist, und daß es namentlich Bauwesen und Bodenspekulation sind, deren Ansprüche den Kapitalsmarkt so ungünstig beeinflußt haben.

„Wenn's man so liest, möcht's leidlich scheinen", und dennoch glauben wir den Nachweis führen zu können, daß in diesem ganzen Gedankengange ein starker Fehler steckt. Es ist Eberstadt nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er das Wort „Kapital" in doppelter Bedeutung braucht, und daß infolgedessen ein großer Theil seiner Schlüsse den Charakter jener Trugschlüsse erhält, die man in der Logik als „quaternio terminorum" bezeichnet.

„Kapital" bedeutet in der reinen National-Oekonomie nichts Anderes als produzirtes Produktionsmittel. Nun ist aber unsere geltende Wirthschaftsordnung, die kapitalistische, derart

organisirt, daß das Eigenthum an Kapital (resp. an Grund und Boden, das in dieser Beziehung dem Kapital gleichsteht) dem Eigenthümer das Recht giebt, aus der gesammten nationaleu Produktionsmasse bestimmte Theile ohne weitere Gegenleistung herauszunehmen; es sind das die Dühring'schen „Gewaltantheile": Grundrente, Zins und der nicht als „Arbeitslohn" zu verrechnende Theil des Unternehmer-Gewinnes. In diesem Sinne ist „Kapital" nichts weiter als ein übertragbares Tributrecht zu Lasten der sämmtlichen produzirenden, im eigentlichen Sinne Werthe schaffenden Genossen desselben Wirthschaftskreises.

Diese beiden Begriffe müssen auf das Schärfste auseinandergehalten werden. Auf unser Problem angewendet, betrifft die Frage, ob die Depression auf einen Mangel an Kapital zurückzuführen ist, das Wort in der ersten eigentlichen Bedeutung. Wenn man sich unter diesem Ausdrucke überhaupt etwas vorstellen soll, so kann er nämlich nur dahin verstanden werden, daß die Volkswirthschaft nicht im Stande war, einen genügend großen Theil ihrer gesammten Güterproduktion dem unmittelbaren Konsum zu entziehen, um ihn für eine Produktion auf erweiterter Stufenleiter zu „kapitalisiren"; oder, was ganz dasselbe ist, daß die Nation nicht im Stande war, einen genügend großen Theil ihrer verfügbaren Arbeitskräfte denjenigen Produktionszweigen zu entziehen, die „primäre Befriedigungsmittel" herstellen, um sie für die Produktion von sekundären, tertiären ꝛc. Befriedigungsmitteln anzustellen. So blieb das Angebot von produzirten Produktionsmitteln weit hinter der Nachfrage zurück. Ihr Preis stieg ungeheuer, stieg bis zu einem Punkte, wo der Preis der definitiven Erzeugnisse zu hoch wurde, als daß sich genügend Käufer hätten finden können; und damit war die Krise fertig; denn hohe Preise für Rohstoffe, Halbfabrikate und Arbeitskraft kann die Industrie natürlich bei sinkenden Waarenpreisen nicht aufbringen.

Ob diese Darstellung den Thatsachen entspricht, darum handelt es sich hier nicht, wie ich ausdrücklich feststellen möchte, sondern es handelt sich nur um denjenigen Sinn, den, die übliche Formel haben kann, die Industrie habe durch ihre Ansprüche an den Kapitalsmarkt die Depression herbeigeführt.

Ganz im Gegensatz dazu handelt es sich bei den Kapitals-„Ansprüchen" der übrigen Kategorien — mit einer einzigen Ausnahme, auf die wir hier sofort kommen werden — um Kapital

in seiner zweiten Bedeutung. Wenn Banken, Bodenkredit-Anstalten und Hypothekenbanken „Kapital" aufnehmen, so findet nichts Anderes statt, als die Uebertragung von kapitalisirten Tributrechten aus einer Hand in die andere. Der Unterschied ist der, daß bei der Verwendung durch die Industrie und den Handel Kapital als solches verbraucht wird, um in neuen Produkten von höherem Werthe so zu sagen wieder aufzuerstehen, während bei allen anderen Verbindungen Kapital nur übertragen wird und nun zu jeder produktiven Verwendung nach wie vor zur Verfügung steht; und natürlich findet dieses Kapital dann auch durchaus produktive Verwendung, wenn man unter produktiver Verwendung nichts Anderes versteht, als die Erzeugung von Genußgütern oder Kapitalsgütern anderer Ordnung. Die Gemeinden, Provinzen, und Staaten errichten mit dem aufgenommenen Kapital Bauten aller Art, oder verpflegen und bekleiden damit Beamte und Soldaten, oder lassen Kriegsschiffe dafür bauen. Erst dann wird das Kapital aufgebraucht. Und der Spekulant, der heute an einem Grundstück 100 000 Mark „verdient" hat, wird sie morgen in Industrie-Aktien oder Bank-Aktien anlegen.

Kurz und gut, derjenige Theil der Gesammtproduktion, den die nationale Volkswirthschaft dem unmittelbaren Konsum entziehen und für produktive Zwecke als „Kapital" im eigentlichen Sinne zurückstellen, werbend anlegen kann, wird durch die spekulative Grundwertsteigerung ebenso wenig wie durch die Börsenspekulation auch nur um ein Kilo Kohle, oder Eisen, oder Korn vermindert. Was an der Bodenspekulation schädlich ist, liegt auf einem ganz anderen Felde. Ihr verderblicher Einfluß besteht darin, daß sie einen steigenden Theil des Volkseinkommens aus der Verfügung der Werthe schaffenden Produzenten in die der arbeitslosen Existenzen hinüberspielt, nicht aber darin, daß sie der Industrie die für ihre Weiterentwickelung unentbehrlichen „Kapitalien" entzieht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die verderbliche Entwicklung der Grundrente nicht auch auf die Industrie rückwirkt, aber der Zusammenhang ist ein ganz anderer als der von Eberstadt vermuthete, ist ein viel verwickelterer. Es ist nämlich Folgendes der Fall.

Dadurch, daß die Grundrente einen immer größeren Theil des Zuwachs-Volkseinkommens den eigentlich produzirenden Schichten entzieht und in die Taschen der Bodenbesitzer hinüberspielt, verschiebt sich das Verhältniß von Produktionskraft und

Konsum in verhängnißvoller Weise: die Kaufkraft der großen Masse nämlich wächst langsamer, als es möglich wäre und infolgedessen wächst auch die Nachfrage nach ihren Bedürfnissen langsamer; und gerade diese Bedürfnisse sind es ja, die vorwiegend auf großkapitalistischer Stufenleiter der Produktion hergestellt werden, während die Bedürfniß-Befriedigungsmittel der reichen Klassen noch zu einem sehr bedeutenden Theile durch hoch qualifizirte Handarbeit hergestellt werden. — Auf der anderen Seite sind die glücklichen Bezieher der „Zuwachsrente“ von Grund und Boden meistens nicht gewillt und sehr häufig garnicht im Stande, ihr gesammtes Einkommen unmittelbar im Konsum zu verbrauchen. Sie haben die Tendenz, einen beträchtlichen Theil zu ersparen und produktiv anzulegen. Auf diese Weise kapitalisirt die Gesammt-Volkswirthschaft mehr, als der allgemeine Stand des Konsums es natürlicherweise erlauben würde, d. h. die Produktion wird künstlich überhitzt, während der Konsum künstlich zurückgehalten wird. Schließlich muß unter solchen Verhältnissen trotz der gewaltigen Zunahme der Volkszahl, die der Industrie jedes Jahr einen ungeheuren Markt neu erschließt, die Produktion dem Konsum in so weitem Abstande vorausgeeilt sein, daß die Preise stürzen: die Krise ist da.

So sehen wir den Zusammenhang, und aus diesen Voraussetzungen ergiebt sich, daß nur derjenige Theil des Kapitalsverbrauches für Grund und Boden für die Entstehung der Depression im Sinne von Eberstadt herangezogen werden kann, der auf wirkliche Meliorationen im weitesten Sinne verwendet worden ist, d. h. auf Verbesserung der Boden-Substanz selbst und vor allem auf die errichteten Gebäude. Denn hier ist nationales Kapital im weitesten Sinne thatsächlich verbraucht worden, Baumaterialien sowohl als menschliche Arbeitskraft. Die Zahlen, die Eberstadt für diesen Posten beibringt, sind von bleibendem Werthe. Sie geben zum ersten Male ein ungefähres Bild von dem ungeheuren Theile des nationalen Kapitales, das Jahr für Jahr allein für die Behausung des Bevölkerungszuwachses aufgewendet werden muß. Unser Volk wächst jetzt jährlich um über $^3/_4$ Millionen Menschen, d. h. es werden jährlich mehr als 150 000 neue Familien-Wohnungen erforderlich, ganz abgesehen von dem Mobiliar und den übrigen Gegenständen des täglichen Bedarfes. Daß das ungeheure Theile der gesammten verfügbaren Arbeitskraft und des gesammten verfügbaren Kapitals beansprucht, war a priori klar, aber bestimmte fundirte zahlenmäßige Schätzungen waren uns bisher nicht bekannt.

Auch hier hätte Eberstadt darauf hinweisen können, wie sehr diese an sich nothwendige und sehr erfreuliche Kapitals-Verwendung krankhaft gesteigert wird durch die inneren Bevölkerungs-Verschiebungen im Reiche, die ja alles Maß und Ziel überschreiten. Die Völkerwanderung, die fortwährend den gesammten Nachwuchs der ländlichen Bevölkerung, und mehr als das, in die Großstadt befördert, bedingt höhere Aufwendungen für die Errichtung neuer Behausungen, als unter gesunden Verhältnissen nötig wäre; denn auf dem Lande stehen Arbeiterhäuser zu Zehntausenden leer, die mit geringer Kapitalsverwendung noch auf lange Zeit hinaus für Behausungszwecke ausgelangt hätten.

Wir wollen diese Anzeige nicht schließen, ohne mitzutheilen, daß Eberstadt seitwärts von seinem Hauptwege manche interessante und wichtige Bemerkung giebt; so z. B. erscheinen mir sehr be-beachtenswerth seine Anschauungen über die Ursachen des Kurssturzes unserer heimischen Staatsrenten. Er vertritt mit guten Gründen die Ansicht, daß an dieser Erscheinung vor Allem die Notirung unserer Werthe an der Londoner Börse die Schuld trägt: dadurch, daß die Engländer deutsche Papiere in großen Mengen aufnahmen, trat eine starke Kurssteigerung ein; als sie sie wenig später wieder abstießen, fiel der Kurs auf den betrübend tiefen Stand, den er erreicht hat. Eine sehr sorgfältige Tabelle macht es wahrscheinlich, daß diese Deutung der eigenthümlichen Erscheinung die richtige ist. — Ebenso interessant ist die Erklärung des Umstandes, daß die deutschen Reichs- und Staats-Anleihen dauernd einen niedrigeren Kurs halten als die Anleihen z. B. Frankreichs und Englands. Er meint, daß es auch hier wieder die ungesunde Entwicklung der Hypotheken-Verschuldung in Deutschland ist, welche diese betrübende Erscheinung erklärt. Wo für alles verfügbare Kapital immer sichere Hypotheken oder Hypotheken-Pfandbriefe am Markte sind, ist allerdings nicht zu hoffen, daß niedriger verzinsliche Konsols auf pari steigen.

Alles in Allem begrüßen wir in dem vorliegenden Werke trotz der theoretischen Einwendungen gegen den Grundgedanken eine Arbeit von dem größten Verdienste. Ein spröder Stoff ist in ausgezeichneter Weise mit geradezu ehernem Fleiß bemeistert, und es sind Thatsachen zu Tage gefördert worden, die für die Erkenntniß unserer volkswirthschaftlichen Zustände von unschätzbarer Bedeutung sind.

* *
*

Nachschrift der Redaktion.

Unser Herr Mitarbeiter, dessen Schrift „Das Bevölkerungsgesetz des Malthus“ ich in unserem Jan.-Heft S. 158 mit vollster Zustimmung angezeigt habe, muß mir hier erlauben, daß ich seine Erklärung der wirthschaftlichen Depression ganz ebenso verwerfe wie er selbst diejenige Eberstadt's, von dem die „Preuß. Jahrb.“ ebenfalls sehr werthvolle Arbeiten über die Wohnungsfrage gebracht haben, dem aber in dieser Frage auch ich mich nicht anzuschließen vermag. Oppenheimer unterscheidet zwei Momente. 1. Die oberen Stände verlangen mehr Hand- und Qualitäts- als Fabrik-Arbeit. Wie in aller Welt soll das zu einer Krisis führen? Diejenige Hand-Arbeit, von der hier die Rede, ist etwas Höheres, besser Gelohntes als gewöhnliche Fabrik-Arbeit. Dieser wünschenswertheste aller Fortschritte soll Unglück bringen? 2. Die glücklichen Empfänger der Grundrente verbrauchen sie nicht ganz, sondern sparen. Mag sein; es mag auch sein, daß es besser wäre, wenn Andere diese Sparbüchsen, die zu Neu-Anlagen verwandt werden, besäßen. Aber welchen Unterschied macht es wirthschaftlich aus, ob der Rentner A. 10 000 Mark neu anlegt oder 1000 Arbeiter je 10 Mark durch die Vermittlung einer Sparkasse? Oder sollten diese, wenn es gelänge, ihnen ihre 10 Mark auf den Mann zuzuschanzen, auch gezwungen werden, sie statt zu sparen zu verbrauchen? Oder wird die Art der Anlage des Ersparten durch die Person des Sparers und nicht vielmehr durch die Berechnung der wirthschaftlichen Konjunkturen bestimmt? O.'s Theorie würde darauf hinauslaufen, daß die wirthschaftliche Noth vom Sparen selber kommt; daß die Noth eine Folge des zu großen Reichthums ist; die „Ueberkapitalisirung“ ist aber eine Spuk-Gestalt von noch geringerer Realität als die „Uebervölkerung“, um deren Verscheuchung sich gerade O. die größten Verdienste erworben hat. Wo leidet denn das deutsche Volk schon an Ueberproduktion? Mir scheint, wir haben immer noch viel zu wenig Fleisch, Wolle, Kleider, Schuhe, Wohnzimmer, Betten, Möbel, Taschenuhren, Zahnbürsten und was die Menschen sonst Gutes und Nützliches produziren. Tausende von Maurern und Zimmerern laufen heute herum und lungern in denselben Städten, die an Wohnungsnoth leiden. Das soll daher kommen, daß von den Ersparnissen des Volkes ein zu großer Theil im Besitz von Bodenspekulanten, ein zu kleiner im Besitz von Arbeitern ist?

Oder daher, daß die Arbeiter etwas weniger erspart, (d. h. produktiv angelegt) und etwas mehr für Fleisch, Bier, Kleider, Miethe ausgegeben hätten?

Der Fehler, den O. macht, ist in diesen Jahrbüchern oft, u. A. von dem Nationalökonomen, jetzigen dänischen Finanzminister Scharling erörtert worden. Er liegt darin, daß nur die Begriffe Kapital, Produktion und Konsumtion, aber nicht das Element, ohne das die Drei nicht zusammenkommen können, das Umlaufsmittel, das Geld, in Betracht gezogen ist.

Delbrück.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Selbstanzeige.

Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Von Hans Delbrück. Zweiter Theil, erste Hälfte. Römer und Germanen. Berlin, Georg Stilke. Preis 4,50 *M*.

Im Mittelpunkt dieses Halbbandes steht die Schlacht im Teutoburger Walde; nicht die Feststellung des Platzes als solchen bildet die Aufgabe, doch aber dreht sich um diese Frage die Untersuchung, weil der strategische Zusammenhang der sämmtlichen römisch-germanischen Feldzüge von diesem Punkt aus bestimmt werden muß. So viel nun die Frage nach der Oertlichkeit der Varus-Schlacht auch schon behandelt worden ist, der tiefere Hintergrund einer allgemeineren Geschichte der Kriegskunst, auf den sie hier gestellt ist, hat ganz neue Seiten sichtbar gemacht, die, denke ich, auch die Entscheidung ermöglicht haben.

Es sind technische, bisher von der Forschung kaum berührte Fragen, die der Quellen-Untersuchung voraufgehen. Wie hoch ist die Volksdichtigkeit im alten Germanien anzuschlagen? Aus der höchst geringen Volksdichtigkeit ergiebt sich die Unmöglichkeit, Heere von 8 Legionen (60 000 Kombattanten), mit denen die Römer operirten, aus dem Lande zu ernähren. Fast den ganzen Proviant mußten sie selbst mitbringen und mitführen. Hieraus ergiebt sich, daß ihre Operationslinien unbedingt an die Wasserstraßen gebunden waren, ohne deren Hilfe die nöthigen Massen nicht zu bewegen sind. Die Brauchbarkeit der Wasserstraßen können wir noch aus den heutigen Verhältnissen ziemlich genau berechnen; ich war so glücklich, hier ausgezeichneten technischen Beirath benutzen zu können.

Die Feststellung der Bedeutung und der Erstreckung der Wasserstraßen giebt das Netz, in das die römischen Operationen einzuzeichnen sind. Die genaue Feststellung der taktischen und strategischen Gewohnheiten und Formen der beiden kämpfenden Parteien, der Römer wie der Germanen, giebt weitere Richtlinien. Die Unendlichkeit der Kombinationen, die die Unsicherheit der Quellenzeugnisse bisher zuließ, ist dadurch plötzlich auf eine so kleine Zahl reduzirt, daß genaue Vergleichung endlich nur noch

eine einzige übrig ließ. Ich habe keinen Zweifel mehr, daß das Sommer-Lager des Varus auf dem Hahnenkamp bei Rehme, südlich der Porta Westfalica an der Weser, die Schlacht am Eingang der Dörenschlucht bei Detmold, nicht weit von der Stelle, wo heute das Hermanns-Denkmal steht, gewesen ist. Im Herbst sollen Grabungen veranstaltet werden, die hoffentlich die definitive Bestätigung erbringen werden. Aus der Feststellung des Platzes der Schlacht hat sich wieder, da das Gelände für den Gang eines Gefechts eines der allerwichtigsten Elemente und beredtesten Zeugen ist, der Verlauf der Aktion mit viel größerer Bestimmtheit als bisher rekonstruiren lassen. Es ist eine wirkliche rangirte Schlacht, nicht bloß, wie die römischen Berichte es darzustellen wünschen, ein Ueberfall auf dem Marsch gewesen.

Alle Hypothesen, die das Schlachtfeld in der Nähe von Osnabrück suchen, sind militärisch-operativ unmöglich.

Aus dem Kriege des Germanicus gegen Arminius sind die beiden berühmten großen Schlachten auf dem Idisiaviso-Felde und am Angrivarierwall, in der die Römer die Cherusker besiegt haben wollen, zu streichen. Diese vieluntersuchten Schlachten haben überhaupt niemals stattgefunden; höchstens waren es kleinere Gefechte. Der ganze Krieg bietet höchst interessante Parallelen zu dem heutigen Transvaalkriege. Die Römer sind numerisch in großer Ueberlegenheit, aber sie sind an ganz wenige Straßen gebunden und können den tapferen Feinden, die ihnen von allen Seiten mit ihren Angriffen zusetzen, nicht beikommen.

Der Halbband führt bis zum Niedergang und zur Auflösung des römischen Heerwesens, worin die Genesis der Völkerwanderung zu suchen ist. Die Gründe dieser Abwandlung liegen in einem eigenthümlichen Zusammentreffen politischer und wirthschaftlicher Momente, die die Kraft des römischen Heerwesens plötzlich lähmen, des germanischen aber nicht, so daß dieses fast mit einem Schlage die Oberhand gewinnt. Von einem moralischen Zersetzungsprozeß des Alterthums kann garnicht die Rede sein.

Delbrück.

Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten; gezeichnet von seiner Tochter, Marie von Bunsen. Berlin 1900. Verlag von Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung).

Wenn die Franzosen recht haben, zu sagen, die schlechteste Literaturgattung sei die Gattung der langweiligen Bücher, kann das obige Werk allen gebildeten Lesern als eine überaus genußreiche Lektüre empfohlen werden. Ich bin überzeugt, daß Niemand, der einmal angefangen hat, Marie von Bunsen zu lesen, ihr Buch halb gelesen bei Seite legen wird, vielmehr glaube ich versprechen zu können, daß die Spannung bei jedem Leser bis zu Ende anhalten dürfte. Das liegt theils an dem Gegenstande,

großentheils aber auch an der Verfasserin. Georg von Bunsen, der Sohn des berühmten Diplomaten und Gelehrten, hatte keinen bestimmten Lebensberuf, sondern gehörte in die Klasse der privatisirenden Gentlemen die in den reichen Ländern Westeuropas so zahlreich ist, während in dem verhältnißmäßig noch immer armen Deutschland ihr äußerst wenige Menschen angehören. Begabt mit Geist und leichter, vielseitiger Auffassung, ausgerüstet mit einer tiefen und doch auch wieder aufs Praktische gerichteten Bildung, glühend begeistert für alle Ideale des 19. Jahrhunderts, widmete sich Georg von Bunsen dem öffentlichen Leben im gemäßigt liberalen Sinne, aber ohne eigentlich ein Berufspolitiker zu werden. Im Jahre 1862, kurz vor dem Amtsantritte Bismarck's, in das Preußische Abgeordnetenhaus gewählt, gehörte er dieser Körperschaft sowie später dem norddeutschen und deutschen Reichstage viele Jahre an. Er trat selten im Plenum als Redner auf, sondern wirkte ganz überwiegend in verschiedenen Kommissionen, speziell in der Budget- und in der Unterrichtskommission. Eine in sich abgerundete und ganz überaus sympathische Persönlichkeit, wie er war, galt er für eine Zierde unserer Parlamente, trotzdem seine staatsmännischen Gaben sich mit den Talenten verschiedener unter seinen politischen und persönlichen Freunden nicht vergleichen ließen. Mit großem Eifer und zuweilen auch mit bedeutendem Erfolge widmete sich Bunsen der Leitung gemeinnütziger Vereine, ohne dabei je eine Spur von Ehrgeiz zu verrathen, sondern ausschließlich durch reine Menschenliebe angetrieben.

So schien denn Georg von Bunsen zu jenen Lieblingskindern Gottes zu gehören, denen es beschieden ist, ihr Dasein nach den verschiedensten Richtungen hin harmonisch ausgestalten und im weitesten und höchsten Sinne des Wortes sich ausleben zu können. Da griff zerstörend in sein Leben der große Minister ein, dem sich Bunsen nach anfänglichem Widerstande begeistert angeschlossen hatte. Als Bismarck im Jahre 1878 mit den Nationalliberalen brach, kämpfte Bunsen auf dem linken Flügel der Partei wider den Reichskanzler, machte sodann die Sezession sowie die Begründung der Freisinnigen Partei mit. Was er Bismarck zum Vorwurf machte, war hauptsächlich die Einführung einer schutzzöllnerischen Handelspolitik. Zwar erkannte Bunsen ausdrücklich an, daß unter ihr das Land materiell gedieh (S. 310), aber die Verletzung der politischen Moral, die in der Aufstachelung der sozialen Selbstsucht — einem unzweifelhaft von Bismarck öfter angewendeten Mittel — lag, vermochte Bunsen als ein tadellos reiner, aber auch ein wenig überspannter Idealist dem Begründer unseres konstitutionellen Nationalstaates niemals zu verzeihen. So schüttelte Bunsen denn die Leitung Bismarck's ab und verfiel dafür dem Joche Eugen Richters; wahrlich, kein vortheilhafter Tausch! Wenig länger als ein Jahr ertrug der zartbesaitete Mann die Brutalisirung durch den deutschen Cleon, dann verließ er auf dem Wege einer angeblich nur aus Gesundheitsrücksichten geschehenden Mandatsniederlegung den aktiven Dienst der Partei, an

deren Inslebenrufung er in hervorragendem Maße betheiligt gewesen war. Ein unversöhnlicher Gegner von Bismarck's innerer Politik blieb er jedoch nach wie vor; unentwegt beurtheilte er sie unter den bezeichneten moralischen Gesichtspunkten doktrinärer Natur, und es machte gar keinen Eindruck auf ihn, daß in sämmtlichen Großstaaten der Gegenwart, nur England ausgenommen, die leitenden Staatsmänner ebensowenig ohne die Annahme des schutzzöllnerischen Prinzips sich zu behaupten vermochten, wie das Bismarck in Deutschland möglich gewesen wäre. War doch sogar in England, einem Lande, dessen freien und großartigen Staatseinrichtungen, sowie dessen altgereifter und verständiger Gesittung Bunsen wohlberechtigte Sympathien entgegenbrachte, Robert Peel dem Protektionismus und den hohen Getreidezöllen so lange wie irgend möglich treu geblieben. Leider rang sich Bunsen zu einer klaren und treffenden Würdigung Bismarck's niemals durch; zeitlebens gelang es ihm nicht, unbeschadet seiner freihändlerischen Ueberzeugungen ein leidliches Verhältniß zu dem Staatsmanne zu gewinnen, den er selber als den geborenen Führer der Nation ansah.

Trotzdem er als der eigentliche Begründer des konstitutionellen Wesens in Deutschland angesehen werden muß, hatte Bismarck bekanntlich einen despotischen Zug an sich; er faßte sachliche Gegensätze persönlich auf; verfolgte ehrliche Leute, die sich durch ihre Ueberzeugungen gedrungen fühlten, ihm verfassungsmäßig erlaubte Opposition zu machen, auf die intoleranteste Weise mit gehässigen und kleinlichen Mitteln und witterte überall, wo er abweichende Meinungen und Widerstand wahrnahm oder wahrzunehmen glaubte, im Dunkeln schleichende und seinen Sturz betreibende Intriguen. Nach dieser Richtung hin lagen die menschlichen Schwächen unseres Nationalheros. Bunsen als ein Mitglied der Berliner Gesellschaft und Freund der königlichen Familie dem Reichskanzler besonders nahe, bekam die Klaue des gereizten Löwen empfindlich genug zu fühlen, indem er einer ziemlich weitgehenden gesellschaftlichen Aechtung ausgesetzt wurde. Noch schmerzlicher war ihm bei seinem nach öffentlicher Bethätigung drängenden Charakter natürlich, daß sich für ihn mit seinen zwar keineswegs massiven aber doch unzweifelhaft der Beachtung würdigen Fähigkeiten niemals eine passende Verwendung im Dienste der Nation finden wollte. Wurde doch theils durch ihr eigenes Verschulden theils infolge der persönlichen Bismarck'schen Eigenart die an geistigen Kräften so überreiche Fraktion der Sezessionisten von der positiven politischen Mitarbeit entfernt, eine in vieler Beziehung für das Reich recht schädliche Wendung der Dinge. So kam es, daß Georg von Bunsen im Jahre 1894, im Alter von 72 Jahren, aus der Welt schied, ohne das seine vielversprechende Lebensbahn einen den Gaben und Tugenden des vortrefflichen Mannes entsprechenden Verlauf genommen hätte. Gleichwohl hat er bewirkt, daß der von seinen Vater gemachte Namen Bunsen an Ehre noch

ganz bedeutend zugenommen hat. Er hat es bewirkt durch seine Tochter, die so nicht hätte schreiben können, wenn sie nicht eben das Kind ihres Vaters gewesen wäre. Wenn tausend anspruchsvolle geschichtswissenschaftliche Spezialuntersuchungen unserer Tage, deren abstoßende alexandrinische Trockenheit die Thatsache der einstmaligen Existenz Niebuhr's und Ranke's in Frage zu stellen scheint, schon längst im Staube der Bibliotheken der wohlverdienten sanften Ruhe pflegen, wird man Marie von Bunsens lebensvolle, wenn auch ein bescheidenes Thema behandelnde Schrift immer noch mit Interesse lesen. Man wird dann in ihrem Buche eine Urkunde erblicken, aus der sich die Nachwelt gewisse Strömungen des geistigen Lebens in Deutschland zu rekonstruiren vermag, Strömungen, die sich unter der starken und heilsamen Anregung von Seiten Englands gebildet haben, und die gar nicht weggedacht werden können, wenn man sich erklären will, wie es gekommen ist, daß die alte deutsche Kultur nicht den lächerlichen Ausgang genommen hat, in ein künstliches urgermanisches Waldmenschenthum zu verfallen. Man kann billigerweise nicht verlangen, daß eine Schriftstellerin, die, wie ich bestimmt hoffe, dereinst so beurtheilt werden wird, allen Tendenzen ihrer Zeit, auch denen, die sie bekämpft, gleichermaßen gerecht wird. Die Art und Weise, wie sie den Typus des modernen Deutschen zeichnet, ist ganz ungewöhnlich geistreich, aber auch parteiisch. Die Verfasserin vergißt, daß wir nicht in einer Epoche der intensiven, sondern der extensiven Zivilisation leben, in einem Zeitalter rapid steigenden Massenunterrichts, rapid steigender Beherrschung der Naturkräfte, rapid steigender Kopfzahl der Menschheit, die erst heute deutlich erkennt, wie klein die von ihr rastlos durchwanderte und durchwühlte Erdkugel eigentlich ist. Unter den Gestirnen einer so demokratischen Epoche mußte die Sonne der alten aristokratisch gearteten Bildung nicht allein in Deutschland, sondern ebenso in Frankreich und England naturnothwendigerweise sinken. E. D.

Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. Sechszehnter Jahrgang. 1900. Der ganzen Reihe 41. Band. Herausgegeben von Gustav Roloff. München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oscar Beck.

Histoire Générale. Ouvrage public sous la direction de M. M. Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. Tome XII. Le monde contemporain. 1870—1900. Librairie Armand Colin. Paris 1901.

Der Schultheß'sche Geschichtskalender wird vielen Lesern dieser Jahrbücher als ein unentbehrliches Nachschlagebuch für den Publizisten und Historiker bekannt sein. Der jüngste hier zu besprechende Band des Unternehmens reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Er bietet in sachverständiger und taktvoller Auswahl genau das, was die an einem

Geschichtskalender interessirten Elemente suchen, nicht mehr und nicht weniger. Die „Uebersicht der politischen Entwickelung des Jahres 1900“ ist durch und durch objektiv und im höchsten Maße werthvoll. Roloff hat das von Wenigen erreichte und von einer durchgeistigten Gelehrsamkeit unterstützte Talent, auf dem ganzen politisch-historischen Gebiete das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Jeder, der publizistisch arbeitet, kann sich beglückwünschen, wenn ein nach wie vor so ausgezeichnet redigirter Schultheß'scher Geschichtskalender ihm als Stab und Stütze zur Hand bleibt, solange er lebt.

Die „Histoire générale“ von Lavisse und Rambaud ist in ihrem zwölften hier passend besprochenen Bande von sehr ungleichmäßigem Werthe, indem fast jedes Kapitel von einem anderen — immer mit Namen unterzeichneten — Verfasser herrührt. Im Allgemeinen beurtheilt man diese französische Weltgeschichte in Deutschland ungünstig und mit Recht, denn an vielen Stellen, wo man sie aufschlägt, zeigte sie sich als ein ganz unfranzösisches Buch, ohne Geist, Geschmack und Urtheil. Wie mittelmäßig ist z. B. die Darstellung der jüngsten algerischen Geschichte von Rambaud! (S. 704 u. f.) Indessen läßt sich anderseits nicht in Abrede stellen, daß der zwölfte Band des genannten Kollektiv-Werkes auch sehr lehrreiche Abschnitte enthält, deren Inhalt man Schwierigkeiten haben würde, anderswo zu finden. Ich will, damit auch die guten Bestandtheile des Rambaud-Lavisse'schen Unternehmens in Deutschland zur Geltung kommen, hier auszugsweise einen Paragraphen übersetzen, den A. Métin über die jüngsten Phasen australischer Sozialpolitik geschrieben hat:

„Wenn Australien, vom demokratischen Standpunkte aus betrachtet, der fortgeschrittenste Theil des britischen Reiches ist, so sind hinsichtlich ihrer sozialen Gesetzgebung gewisse australische Kolonien die kühnsten Staaten der ganzen Welt. Man hat Victoria das „Paradies der Arbeiter“ genannt, und wenn dieser Name nicht zu unbestimmt und auch zu vielsagend wäre, würde man ihn auch Südaustralien und Neuseeland beilegen müssen. Um präziser zu sprechen, muß man feststellen, daß die Arbeiter in diesen Ländern hohe Löhne, kurze Arbeitstage gefunden haben. . . . . . Schon 1853 wird der Achtstundentag in Melbourne gefordert. . . . . . Der Achtstundentag wird in Victoria zuerst den Bau- und Eisenarbeitern im Jahre 1856 bewilligt; 1890 besitzen ihn sechzig verschiedene Gewerbe. In dem zuletzt genannten Jahre . . . . . sieht man, ein unerhörtes Vorkommniß, am 1. Mai, dem proletarischen Weltfeiertage, die Kammer ihre Sitzung aufheben und die Minister den Banketen der Syndikate beiwohnen. Von da an wird der 1. Mai jedes Jahr als Nationalfesttag gefeiert. Der Augenblick ist gekommen, wo die Politiker die Arbeiter nöthig haben, und wo diese anfangen, die Gesetze der privaten Verständigung vorzuziehen. . . . . . In Australien wie in England sind es die industriellen Krisen, welche die Arbeiter dazu getrieben haben, Staatshilfe nachzusuchen.

Die Geschäftsstockung von 1892 bis 1894 hat viel dazu beigetragen, daß Arbeiterdeputirte, „labour members", in die Kammern eingedrungen sind, und daß in Folge dessen die sozialen Fragen in den parlamentarischen Debatten einen breiten Raum eingenommen haben. . . . . . In Neusüdwales wollte Sir Georg Parkes . . . . . den Achtstundentag und die Sonntagsruhe mit Lohnzahlung nicht bewilligen. . . . . . In fast allen Kolonien sind Gesetzentwürfe, welche die Arbeitszeit auf acht Stunden reduziren, mehrfach eingebracht worden. Hinsichtlich anderer Punkte haben die Regierungen den Arbeitern größere Vortheile eingeräumt als irgendwo sonst. So hat Victoria aus Arbeitgebern und -Nehmern zusammengesetzte Gewerbegerichte geschaffen, um die Löhne im Fabrikbetriebe wie in der Hausindustrie zu bestimmen. Neuseeland hat die gewerbegerichtliche Entscheidung für die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die in allen im Besitze jener Institution befindlichen Ländern fakultativ ist, obligatorisch gemacht. Der Theil, welcher sich den Entscheidungen des unter staatlicher Oberaufsicht ernannten Tribunals nicht fügt, wird gerichtlich verfolgt und mit einer Geldstrafe belegt (1894—95) . . . . . Ein derartiges Regiment hat zur Voraussetzung, daß die Arbeiter gruppirt sind und gemeinschaftlich unter der Verantwortlichkeit eines von ihnen gewählten Bureaus handeln; in gewissem Sinne bedeutet die geschilderte Politik also, daß das Syndikat von Gesetzeswegen obligatorisch gemacht wird. . . . . . Die ganze neue Arbeitergesetzgebung Neuseelands weist denselben radikalen Charakter auf. . . . . .

In der Agrarpolitik ist von Neuseeland der folgende neue Weg eingeschlagen worden. Diese Kolonie hat, indem sie den Verkauf urbar zu machenden Landes fortsetzt, damit begonnen, Land-Konzessionen für 999 Jahre zu verleihen gegen eine Jahresrente, die vier Prozenten vom Werthe des Grundes und Bodens gleichkommt (1892). So verliert der Staat niemals sein Eigenthum an dem Lande. Neuseeland ist auch auf den Gedanken gekommen, den zu großen unbeweglichen Besitz aus Gründen des öffentlichen Wohls zu expropriiren (1894). Ein Spezialgerichtshof setzt den Werth fest, die Regierung kauft aus und verkauft oder vererbpachtet dann wieder in kleineren Stücken. In demselben Geiste hat der neuseeländische Staat sich das Recht verleihen lassen, den großen Grundherren gegenüber einzuschreiten und ihnen vernünftige Bedingungen für ihre Pächter aufzuerlegen. Wenn die Grundherren keine Pachtherabsetzungen eintreten lassen wollen, nimmt der Staat ihnen gegen Entschädigung ihre Besitzungen ab (1895). Neu-Südwales hat das System der Erbpacht und der Grundherren-Enteignung nachgeahmt. . . . . . Man hat in diesen Maßregeln ohne Zweifel eine Wirkung der Theorien von Henry George zu sehen, dem amerikanischen Agitator für Nationalisirung von Grund und Boden. . . . . . Wenn dies das Ziel des neuseeländischen Staates ist, so schreitet er darauf vermittelst einer Reihe von gesetzlichen Bestimmungen los, die Wechseln mit einer sehr langsichtigen Einlösungsfrist gleichen."

Es ist interessant aus Métins Darstellung im Einzelnen zu ersehen, wie der australische Sozialismus, der doch in dem geschichtslosen, überreichliche Erwerbsgelegenheit darbietenden Lande verhältnismäßig leichte politische Arbeit zu haben scheint, trotzdem die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung unangetastet lassen muß. Die „Labor-members" sind einflußreich genug, um die Gesetzgebung in radikalem Sinne zu beeinflussen; die Herrschaft zu erringen und den Klassenstaat zu beseitigen vermögen sie nicht.

In der Wüste der Rambaud-Lavisse'schen Weltgeschichte finden sich solche Oasen, wie die Schilderung moderner australischer Verhältnisse eine ist, an verschiedenen Stellen verstreut. Ich will noch bemerken, daß Métin den wir von einer so vortheilhaften Seite kennen gelernt haben, auch an den früheren Bänden mehrfach mitgewirkt hat. Ebenso Cahun, dem der 12. Band eine interessante, zum besseren Verständniß von Englands neuester Politik gegen den Sultan sehr nützliche Skizze: „Le monde islamique" betitelt, verdankt, u. A. m. Ganz übersehen wird man also das französische Sammelwerk in allen seinen Bänden ohne eigenen Schaden nicht können.

E. D.

Literatur.

Englische Literatur.

Von

Hermann Conrad.

— —

Literaturgeschichte.

R. Farquharson Sharp: Baumeister der englischen Literatur. — Wilfred Whitten: Defoe. (In den Westminster-Biographien.) — William Henry Hudson: Walter Scott. — Englische Urtheile über Kipling.

Drama.

Stephen Phillips: Herodes. — Mrs. W. K. Clifford: Das nächtige Bild.

Roman.

Mrs. Humphry Ward: Helbeck von Bannisdale. — Eleanor. — Anthony Hope: Quisanté.

Literaturgeschichte.

In den „Baumeistern der englischen Literatur"*) hat sich der Verfasser, R. Farquharson Sharp, das Ziel gesetzt, in einer Anzahl von kurzen Lebensbildern (24) die Hauptdichter und -schriftsteller Englands

*) „Architects of English Literature." London, Swan Sonnenschein & Co., 1900.

und einige amerikanische in ihrer Menschlichkeit darzustellen, selbstverständlich mit Berücksichtigung ihrer literarischen Leistungen, aber ohne eingehende Betrachtung derselben. Es kommt bei solcher Arbeit zunächst auf die Totalauffassung der betreffenden Individualität an, wie sie sich aus den feststehenden Lebensdaten und den Werken ergiebt, welche ohne psychologische Sehkraft unmöglich ist, und dann auf eine elegante Form. Denn das Buch ist ohne Zweifel für Laien geschrieben, denen es nicht um tiefgehende literarhistorische oder ästhetische Studien zu thun ist, sondern um eine Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung in anregender Form.

Das Unternehmen ist geglückt. Der Verfasser schreibt einen leichtflüssigen Stil, der doch nicht trivial und untief ist, er urtheilt mit einsichtiger Milde und weiß die charakteristischen Züge der verschiedenen Persönlichkeiten geschickt zu einem anschaulichen Bilde zu vereinen. Was ich von dem Buche gelesen habe, habe ich mit Genuß gelesen; selbst das lange, öde Philisterleben Tennyson's weiß Sharp interessant zu machen. Besonders hübsch gerathen finde ich die kleinen Biographien von Defoe, Burns, Byron, Dickens. Ein Bild von der Persönlichkeit Shakspere's freilich läßt sich auf 13 Seiten nicht geben; dieser Aufsatz, der dem Verfasser gewiß die größte Mühe bereitet hat, ist am wenigsten gelungen. Die Entstehungsdaten von Shaksperes Dichtungen sind noch bei Weitem nicht hinreichend festgestellt, und Sharp kennt das betreffende Forschungsgebiet selbst zu wenig, um Schlüsse auf die Charakterentwicklung aus der Reihenfolge seiner Dichtungen thun zu können, für die er zum Theil eine ganz unhaltbare Chronologie giebt. Es ist falsch, zu sagen, die Autorschaft Shaksperes sei bei Heinrich VIII. zweifelhaft wie bei „Titus Andronikus"; die Autorschaft Shaksperes ist für das Katharinen-Spiel und für einzelne andere Theile ganz unzweifelhaft, während die Darstellung einer Reihe nebensächlicher Vorgänge sowie der ganze Aufbau des Dramas ziemlich sicher nicht von ihm herrührt. Shaksperes poetisches Tagebuch für ein Jahrzehnt seines Lebens, die Sonette, ist für seine Charakterschilderung garnicht verwandt. — Auch laufen ein paar Unrichtigkeiten mit unter, auf welche indessen kein großes Gewicht zu legen ist. Burns konnte den Anflug von höherer Bildung, den er jedenfalls besaß, unmöglich aus dem relativ recht kurzen Besuche zweier Elementarschulen haben; er erhielt ihn in Folge der für den Bildungsdrang des schottischen Bauernstandes charakteristischen Thatsache, daß sein Vater mit anderen armen Farmern einen gelehrten Privatlehrer für mehrere Jahre unterhielt. Die seit kurzem bekannte Ursache für die Flucht der Lady Byron von ihrem Gemahl hätte genannt werden sollen.

Im Ganzen also sei der stattliche und doch nicht theure Band — auch für die deutsche Schule — aufs Wärmste empfohlen.

Das für englische Literatur interessirte Publikum, welches in Deutschland nicht gering ist, sei hiermit auf die seit vorigem Jahre (bei Kegan



Paul, Trench, Trübner & Co.) erscheinenden „Westminster Biographies“ aufmerksam gemacht, welche sich nicht nur durch handliches Format, tadellose Ausstattung und sehr geringen Preis, sondern auch, in den bisher erschienenen Bändchen wenigstens, durch eine auf gründlichen historischen Studien aufgebaute elegante, fesselnde und knappe Darstellung auszeichnen.

In der in diesem Jahre erschienenen Lebensbeschreibung Daniel Defoe's von Wilfred Whitten z. B. giebt der Verfasser folgende summarische Charakteristik des Verfassers von „Robinson Crusoe“:

„Die Erzählung von Geschichten ließ ihm Muße, Geschichte zu machen; und als Politiker nach großen Zielen hinarbeitend, war er die Stütze von Regierungen. Aber auch diese Thätigkeiten standen erst in zweiter Reihe gegenüber seiner täglichen Plackerei als Journalist. Wenn das alles wäre, würde es viel sein. Aber Defoe schrieb Bücher über Magie und Gespenster und viele Bücher über den Handel. Er behandelte kirchliche Fragen ebenso gründlich wie erfolgreich und schrieb eine Geschichte des Teufels. Er bereiste siebzehnmal England und machte aus seinen Touren Bücher. Er verfaßte ein Gedicht über „Die vollkommene Kunst der Malerei“ und Abhandlungen über den „Vollkommenen Gentleman“ und den „Vollkommenen Handelsmann“. Er schrieb Biographien von Rob Roy und Jack Sheppard und arbeitete Leitfäden aus für das Verhalten von Eltern und ein „gottgefälliges Werben“ von Liebenden. Er schrieb eigenhändig eine dreimal wöchentlich erscheinende Zeitung und schüttelte in freien Augenblicken Satiren aus dem Aermel. Er war Diplomat und Strumpfwaarenhändler und Spion und Ziegelbrenner und Mitglied der Fleischergilde. Er wurde von Kabinetsministern gefürchtet und von Gerichtsdienern verfolgt; er stand auf der Kanzel in Tooting und am Pranger beim Temple Bar; er schrieb zweihundertundfünfzig Bücher und verlor mehrere Male ein Vermögen.“

Man sollte zweifeln, ob es möglich ist, diese ungeheuer vielseitige Wirksamkeit in Verbindung mit einem abenteuerlichen Leben auf 112 Duodezseiten einigermaßen vollständig und anschaulich darzustellen. Es ist in diesem Falle möglich, da das Leben selbst mit seinen vielen unaufgeklärten Partien einen übermäßigen Raum nicht erfordert und gegenüber dem Wust von vorwiegend werthlosen Schriften das vom Verfasser eingeschlagene eklektische Verfahren das allein verständige ist. Alle charakteristischen Seiten des Schriftstellers, der, ohne tiefe Bildung wie ohne jede höhere Qualität des Gemüths und des Geistes, nur ein Mensch mit außerordentlich scharf sehenden Augen, ein Wirklichkeits-Genie war, sowie des Menschen treten deutlich aus der Schilderung hervor. Der Verfasser behält Raum genug, eine größere Zahl charakteristischer Zitate aus seinen Schriften zu bringen, und den Menschen in seinen merkwürdigen Widersprüchen, als liebevollen Familienvater, streng gläubigen

Dissenter, opfermuthigen Vertreter seiner Ueberzeugungen und als passionirten Vagabunden, politischen und literarischen Freibeuter und phänomenalen Lügner, recht exakt zu zeichnen. Freilich scheinen ihm die 1897 veröffentlichten Harley Papers, die Defoe's Spionage in abschreckender Weise bloßlegen, entgangen zu sein. Das Urtheil über den Politiker hätte etwas strenger ausfallen können. Selbstverständlich ist die Ansichtsänderung als Resultat innerer Entwickelung auf politischem Gebiete ebensowenig verwerflich wie auf jedem anderen Gebiete geistiger Thätigkeit; aber eine Ansichtsänderung, die immer genau mit dem Beginn einer neuen Regierung eintritt und sich ein halbes Dutzend Mal hin und zurück vollzieht, hätte Whitten nicht entschuldigen sollen, zumal er doch ohne Sträuben viel Schlimmeres feststellt, nämlich daß Defoe als Whiggist unter einer whiggistischen Regierung sich in die Redaktionen der Toryblätter eingeschlichen habe, um als gewandter Stilist ihrer Opposition die Schärfe zu nehmen. — Der Biographie geht eine genaue Chronologie der Lebensdaten und Schriften voraus und folgt ein sehr dankenswerthes Verzeichniß der Ausgaben und Schriften über Defoe, natürlich nur der englischen.

Die Westminster-Biographien bilden eine gesunde Reaktion gegen die ungemein voluminösen, formlosen Materialiensammlungen, welche in England unter dem Namen Biographie gehen. Daß sich freilich dichterisch und geistig besonders gehaltreiche Autoren in so engem Rahmen werden zeichnen lassen, wie zum Beispiel George Eliot, deren Leben soeben erschienen ist, bezweifle ich.

William Henry Hudson, ein amerikanischer Professor der englischen Literatur, hat (bei Sands & Co.) eine neue Scott-Biographie erscheinen lassen, die bemerkenswerth ist, nicht durch originale biographische Forschung — sie schließt sich, wie ihre Vorgänger, in dieser Beziehung an den, wie es scheint, nicht veraltenden Lockhart an — sondern durch die von der meist verbreiteten und spezifisch englischen Anschauung gänzlich abweichende Schätzung des Dichters. Und darum heißen wir sie herzlich willkommen. Die Begeisterung für Scott, den Goethe einst sogar als Historiker mit so ehrender Anerkennung erwähnt und dem auch Ranke Anregungen verdankt hat, ist ja jetzt eigentlich schon abgestorben. Die englische Lesewelt setzt sich zusammen aus einer Anzahl von Gelehrten und Literaten und den Frauen der besseren Klassen; die englischen Knaben füllen ihre freie Zeit mit dem Sport aus und lesen äußerst wenig; die Männer haben neben dem Sport noch das Geschäft und beschäftigen sich mit schöner Literatur gar nicht; man stößt in keiner anderen Kulturnation auf eine so absolute literarische Unbildung wie bei dem „gebildeten" Engländer. Es wäre nun äußerst interessant zu erfahren, wie weit die Vorliebe für Scott bei den englischen jungen Damen von heute geht. Das wenigstens ist zweifellos, daß mit Ausnahme einzelner Romane, wie „Waverly", „Ivanhoe", „Kenilworth", meist schön ausgestatteter Geschenkbände, Scott von der deutschen Jugend nicht mehr

höhe ganz uninteressante Nietzsche'sche Uebermensch, wie ihn Hebbel gezeichnet hat, sondern ein moderner Held von edlem Wollen, aber heißer Leidenschaft. Beide Helden, Sforza und Herodes, ermorden ihre vergötterten Frauen in einem Augenblick der Raserei verschmähter Liebe, um an dieser nie wieder gutzumachenden Uebereilung zu Grunde zu gehen: Massingers Sforza sucht in halbem Wahnsinn mit Gewalt seine geliebte Marcelia zum Leben zu erwecken und stirbt an Gift, Phillips' Herodes bezahlt den Mord mit unheilbarer geistiger Umnachtung.

Der dritte Akt, in welchem der wahnsinnige Herodes den alleinigen Gegenstand des Interesses bildet, gehört zu den Erschütterndsten — eben durch die Wahrheit und Einfalt der Darstellung —, was die tragische Kunst aller Zeiten und Völker hervorgebracht hat. Und zum Schluß — es ist fast zu viel — die wortlose Szene an der Leiche Mariamne's. Der Tod scheint von dem geliebten andern Selbst auf ihn überzugehen; er erstarrt bei der Berührung der Leiche, und der Vorhang fällt, wie es scheint, über einen zweiten Toten.

Das Drama ist trotz seiner lebhaften Handlung und des welthistorischen Hintergrundes, der von dem Dichter nicht etwa übersehen worden ist, mit seinen drei Akten so kurz, daß es einen Theaterabend nicht füllt. Das kommt daher, daß alle schildernden Szenen — ganz im Gegensatz zu der modernen Verholländerung des Dramas — auf den kleinsten Raum zusammengedrängt sind und nach Kleist's Art durch die Wucht der Reden ersetzen, was die Modernen, der geistigen Selbstzucht gern entbehrend, mit bequemer Breite ausmalen, und daß der Ausdruck der Empfindungen zu äußerster Knappheit komprimirt wird; freilich auch daher, daß die folgenschwere letzte Szene des ersten Aktes zu stark verkürzt ist und zwei Motive nur verkümmert ausgestaltet sind — der Todesbefehl, den Herodes im Falle seines Unterganges gegen Mariamne erläßt, und die Erregung seiner Eifersucht. Was wir so auf der Bühne sich abspielen sehen, sind nur hochbedeutsame, interessante und in ihrer Gedrungenheit äußerst effektvolle Theile einer in Wirklichkeit sich über Jahre hinziehenden Handlung. Wie viele schön durchempfundene Reden mögen hier dem unerbittlichen Prinzip des dramatischen Effekts zum Opfer gefallen, wieviel poetischer Schmuck weggewischt worden sein — vielleicht zuviel! Jedenfalls verdient die mannhafte Selbstverleugnung der Arbeit allein schon Bewunderung.

Und wo hat der Dichter den mächtigen Strom seiner Jamben her, den die englischen Kritiker zu frei und urwüchsig finden? — Nun, ich habe mir auch einzelne Verse notirt, die mir gar zu losgelassen von dem Versschema wegzuschwärmen scheinen; ihnen gegenüber aber stehen hundert Mal so viele von fein modulirter und kraftvoller Rhythmik. Ehe die englischen Kritiker so etwas tadeln, sollten sie lieber ihren Shakspere ordentlich studiren; denn das Muster, das Phillips, wie Kleist nachahmt, ist der gewaltigste Jambenvers, der je die Bühne beschritten hat, der Vers des „Hamlet", des „Lear", des „Macbeth".

Von diesem zu dem folgenden Drama ist ein Schritt, wie aus einer luft- und lichtreichen, säulengeschmückten, kunstverschönten Halle der Oberwelt in das stickige Halbdunkel des Kellergeschosses. Dort große Empfindungen, mächtige Leidenschaften, furchtbare Verbrechen und bis zum letzten Blutstropfen gezahlte Sühne, hier die leichtherzigen Gewohnheitssünden gemeiner Alltagsmenschen. Der Gegenstand des Dramas von Mrs. W. K. Clifford, „Das nächtige Bild“*), ist jenes in den letzten beiden Jahrzehnten bis zum Ekel abgedroschene Sinnlichkeitsvergehen, der Ehebruch. Wäre hier der Ehebruch vom Standpunkte der grüngermanischen Sittlichkeit des Quartier Latin behandelt, welche einerseits in der Triebbefriedigung ein unveräußerliches erhabenes Menschenrecht anerkennt — offenbar ein Thiermenschen-Recht —, andererseits in der ehelichen Untreue die sozial berechtigte Antithese zu dem sinnlosen Institut der Ehe sieht, dann wäre es schade um jeden Tropfen Tinte, der an die Bekanntmachung eines solchen Machwerkes gewandt würde. Aber die Verfasserin vertritt den altgermanischen Standpunkt, von dem aus Eidbruch, Verrath und Täuschung gerade den Gliedern der eigenen Familie gegenüber etwas besonders Verabscheuungswürdiges sind; sie faßt den Ehebruch aus der Tiefe eines starken und gesunden Empfindens an und zeigt die möglichen entsetzlichen Folgen des Verbrechens.

Der arme Barrister Archerson hat einem reichen Mädchen erfolgreich Liebe geheuchelt, um ihr Vermögen sich anzueignen. Anstatt nun den Betrug und den Verrath, den er an ihrem heiligsten Empfinden begeht, durch eine selbstvergessende Verehrung, die sie zum Gegenstande des Neides für andere Frauen macht, zu sühnen — offenbar das Mindeste, was man von solch einem Menschen verlangen muß — behandelt er sie mit abstoßender Liebenswürdigkeit, beraubt sie ihrer ehelichen Rechte und entschädigt sich hinter ihrem Rücken in den Armen seiner Jugendgeliebten, mit welcher er in einer Vorstadt-Villa Londons eine — natürlich mit dem Vermögen seiner Frau unterhaltene — Familie gründet. Dieser hoffnungslose Lump wird vom Glück begünstigt, durch seine Anlagen und mit dem Gelde seiner Frau erwirbt er sich eine hochangesehene professionelle Stellung, und da jene auf einer Seefahrt nach Gibraltar ertrinkt, heirathet er seine Geliebte, die der guten Gesellschaft als Wittwe vorgestellt wird, und wird der gesetzliche Stiefvater seiner eigenen Kinder.

In der betrogenen Frau hat die Dichterin eine äußerst rührende Gestalt zu zeichnen gewußt: sie ist eine einfache, tiefe, in sich verschlossene Cordeliennatur; in ihrer Bescheidenheit fühlt sie, daß sie dem gefeierten Rechtsgelehrten nicht viel sein kann, sie entschuldigt die Kühle seines Benehmens und ist zufrieden mit den kärglichen Brosamen, die von der reichen Tafel seiner unerlaubten Liebesfreuden fallen. Dann kommt die unerwartete Aufklärung; Mildred besucht inkognito die zweite „Mrs. Archerson“ und findet in ihr eine schöne, charaktervolle, wenn auch verführte Frau, die,

*) „The Likeness of the Night.“ London, Adam u. Charles Black. 1900.



berauscht von den bekannten Phrasen vom Rechte der Liebe, dem Geliebten alles, auch ihre Ehre zu opfern im Stande gewesen ist. Der Anblick des Glückes, das der Fremden zu Theil geworden, fällt wie ein Mehltau auf Mildreds kaum erblühtes Leben: sie beschließt, den Liebenden den Weg frei zu machen, und läßt sich in einer Sturmnacht bei Gibraltar ins Meer fallen.

Die Herzen der nun vor der Welt Vereinigten sind nicht frei von dumpfen Zweifeln über die Todesursache, die ihre Bekräftigung erfahren an dem Tage, wo sich das behagliche Heim der Neuvermählten zum ersten Male der feinen Gesellschaft öffnet. Da trifft der durch Verkettung von Umständen zurückgehaltene Abschiedsbrief Mildreds ein, der über ihren Selbstmord keinen Zweifel läßt. Der Mann findet sich seinem verächtlichen Wesen entsprechend leicht in die furchtbare Situation: er wird von Zeit zu Zeit ein paar Mitleidsblasen an die nahe Oberfläche seiner Empfindungen steigen lassen, sich im Uebrigen aber nach wie vor seines Glückes freuen. Die Frau ist die edlere: ihr steht das nächtige Bild des verzweifelnd mit den Wellen kämpfenden Opfers unauslöschlich vor dem inneren Auge, und als ihr Gatte auch jetzt ihre Liebe begehrt, wendet sie sich schaudernd von ihm für immer.

Die Dichterin zeigt ein bemerkenswerthes dramatisches Talent in der wirkungsvollen Zuspitzung und psychologischen Führung der Hauptszenen. Etwas unwahrscheinlich ist nur die Leichtigkeit, mit der Mary von der ihr unbekannten Mildred sich bewegen läßt, über ihre privaten Verhältnisse Auskunft zu geben. Im Uebrigen aber begleiten wir die Unterredung der beiden Nebenbuhlerinnen mit dem lebhaftesten Interesse; ebenso geschickt ist die Art, wie Mildred im ersten Akte allmählich zu dem Glauben an ihres Gatten Untreue gebracht wird; tief erschütternd wirkt der liebevolle und hoffnungslose Abschied Mildreds von ihrem Gemahl und die Scheideszene des Helden und seiner zweiten Frau. Um so bedauerlicher ist es, daß die Zwischenräume zwischen diesen bedeutenden Szenen ausgefüllt sind von dem ödesten Salongeschwätz, das unter einem Zentner toten Ballastes nur ein Quentchen handlungtreibenden Elementes hat. Man nennt das Milieumalerei, die dem Zuschauer über die gesellschaftlichen Einflüsse, welche auf den Charakter des Helden gewirkt haben, eine Aufklärung geben sollen, welche absolut überflüssig ist. Hat doch nicht einmal Shakspere über Helden, die so lange vor seiner Zeit lebten, wie Lear und Macbeth, eine solche Aufklärung für nöthig gehalten. Die entnimmt der Zuschauer von selbst aus der Persönlichkeit und dem Inhalt der Reden der als Vollbilder ausgeführten Figuren. Was nun mit der langweiligsten, oberflächlichsten Konversation, wie wir sie leider jeden Tag zu hören in der Lage sind, für dramaturgische Zwecke erreicht werden sollen, ist ganz unerfindlich.

Das Drama wurde zuerst im Oktober vorigen Jahres in Liverpool aufgeführt, dann in Fulham. Einen besonderen Erfolg scheint es nicht

gehabt zu haben. In der Uebersetzung von Dr. L. Kellner wurde es zur Aufführung im Raimund-Theater in Wien im vorigen Jahre angenommen.

Romane.

Als Mrs. Humphry Ward im Jahre 1888 ihren ersten durchschlagenden Erfolg mit dem Roman „Robert Elsmere"*) errang, verdankte sie diesen weniger ihrer poetischen Kraft als der Modernität des religiösen Standpunktes, den sie darin entwickelte. In Deutschland war man verwundert über den lauten Wiederhall, welchen jenseits des Kanals eine Tendenz wachrief, die bei uns schon vor geraumer Zeit modern gewesen war. Schon ein Jahrzehnt vorher war eine schwache Fluthbewegung um den Felsen der anglikanischen Orthodoxie und Formenfrömmigkeit bemerkbar gewesen in der Gründung der atheistischen Gemeinde durch Bradlaugh und die gegenwärtig auf mystischen Schattenwegen schwärmende Mrs. Besant; aber sie war im Sande der wenig gebildeten und wenig maßgebenden mittleren und unteren Volkskreise verlaufen; auch heute darf man behaupten, daß die atheistische Ueberzeugung selbst unter den englischen Naturforschern wenig verbreitet ist. Ebenso wenig hat der Positivismus des dritten Viertels dieses Jahrhunderts einen bedeutenden Anhang gefunden. Dagegen hat der kirchlich freiere Standpunkt, den Mrs. Ward vertrat, in den letzten Jahrzehnten gerade in den gebildeten Kreisen sich Bahn gebrochen — die Ueberzeugung, daß das Christenthum als solches zwar unvergänglich ist, da niemals eine die Menschheit beglückendere und ihr heilsamere Religion gefunden werden kann, daß aber seine praktischen Ausgestaltungen in den verschiedenen Konfessionen dem Schicksal aller irdischen Endlichkeiten unterliegen. Dieser wissenschaftlich-historische Standpunkt der Kirche gegenüber ist in Deutschland bekanntlich sehr alt.

Nachdem dann Mrs. Ward in „Marcella" die soziale Bewegung in England und in „George Tressady" die Bedeutung der Politik für die oberen Zehntausend mehr sachlich als dichterisch interessant dargestellt hatte, ist sie in neuester Zeit zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt: zur Behandlung religiöser Fragen. In dem Roman „Helbeck of Bannisdale" (1898) wird der tragische Ausgang der Liebe zwischen einem strenggläubigen Katholiken und einem in freieren Anschauungen aufgewachsenen Mädchen geschildert. Die noblen Naturen der beiden harmoniren vortrefflich, die Temperamente sind so glücklich verschieden, wie sie im ehelichen Leben sein sollten; die Vereinigung aber wird trotz ihrer beiderseitigen heißen Liebe unmöglich gemacht durch die Ueberzeugung des Mannes von der alleinseligmachenden Kraft seines Glaubens und dem daraus sich ergebenden Drange, die Geliebte vom ewigen Verderben zu retten. Laura Fountain, die klügere von den Beiden, sucht so ernstlich wie vergeblich, sich zu der Ueberzeugung Helbecks zu bringen, und scheidet, als sie die Unmöglichkeit der Knechtung

*) Alle angeführten Werke der Mrs. Ward sind in der Tauchnitz-Edition.



ihrer freien Menschlichkeit erkennt, aus dem Leben. Dieser Roman, der allein durch die feine, liebevolle Charakteristik der Hauptfiguren und die Kraft, mit welcher der Seelenkonflikt zur Anschauung gebracht ist, wirkt, überragt hoch alle andern Schöpfungen der Verfasserin.

Die Thatsache, daß der letzte Roman „Eleanor" (1900) hunderttausend Käufer gefunden hat, beweist das Renommee der Verfasserin und vielleicht die Rückständigkeit der englischen Gebildeten auf religiösem Gebiet; sonst nichts. Der Held Manisty vertritt die bei uns nur noch an Sümpfen oder in tiefen Wäldern wachsende Ansicht, daß die Religion nur deshalb nothwendig sei, um die Massen in Schranken zu halten. Wenn man aber über die niedrige Auffassung der Religion als Zuchtruthe nicht hinausgekommen ist, so liegt die Schlußfolgerung allerdings nahe, daß die katholische als die kräftigere Zuchtruthe der protestantischen vorzuziehen ist. Wer diesen Standpunkt als verkehrt und unsittlich in Deutschland nachweisen wollte, der würde dem allgemeinen Spott verfallen wie einer, der offene Thüren einrennt. In England ist solch ein Nachweis noch am Platze. Außerdem handelt es sich in dem Roman um ein dreieckiges Verhältniß: die unerwiderte Liebe der an einer unheilbaren Krankheit hinsiechenden Mrs. Burgoyne zu dem kraftvollen, jugendfrischen Helden ist bedauerlich, aber nicht tragisch, ihre Eifersucht bemitleidenswerth. Was die beiden gegensätzlichen Figuren des geistig und sittlich haltlosen, von wechselnden Launen bewegten Manisty und der schönen, aber einfältigen Quakerin zu einander zieht, hat die Verfasserin uns nicht verständlich zu machen gewußt. Die Zeichnung der beiden wenig sympathischen Hauptfiguren ist allerdings vortrefflich, und die Schilderung des Lebens der Eingeborenen und der Ausländer in Italien sowie der italienischen Szenerie auch.

Das üppigste, vielseitigste Erzählertalent, das England gegenwärtig besitzt, ist Anthony Hope. Der Sohn eines Londoner Geistlichen, von 21 Jahren, nach Erringung der höchsten wissenschaftlichen Ehren, Oxforder Master of Arts, von 24 Barrister, war er durch seine dichterische Thätigkeit im Alter von 31 Jahren (1894) so weit gekommen, daß er seine Advokaten-Praxis aufgeben und der Literatur leben konnte. Fangen wir mit der untersten Stufe seiner Entwicklungs-Skala an, so ist er einer der Neubegründer des Abenteuerromans, der gegenwärtig den nie sehr ausgebildeten Kunstgeschmack des englischen Publikums gänzlich verheert. Ich spreche natürlich nicht von dem längst begründeten romanhaften Roman der Fielding, Radcliffe, Scott, Collins, Haggard, Doyle, der immerhin die Gesetze der Wirklichkeit anerkennt, sondern von dem uranfänglichen Abenteuerromane, der ein Leben darstellt, erfüllt von wunderbaren Vorgängen, unglaublichen Thaten und unvorstellbaren Situationen; das nie und nirgends existirt hat. Ich habe nie recht glauben können, daß Hope in diesem regellosen Spiel seiner Phantasie mehr gesehen hat als einen Sport, der ihn umsomehr belustigte, als er merkte, wie viele große Kinder

es in England gab, die an den grotesken Sprüngen seiner Muse einen nervenaufregenden Genuß fanden.

Das scheint mir die natürlichste Erklärung eines solchen Mißbrauchs großer Gaben; denn vor dem „Gefangenen von Zenda“, den „Memoiren des Grafen Antonio“[1]), dem „Herzen der Prinzessin Osra,“[2]) „Rupert von Hentzau“ hatte er „Mr. Witts Wittwe“[3]) und „Eine Luftveränderung“[4]) gedichtet, Werke, welche einen fröhlichen, feinen Humoristen und einen kräftig zuschlagenden Satyriker offenbarten, der sich auf seiner Höhe zeigt in dem 1899 erschienenen „Königsspiegel“[5]). Und vor jenen Abenteuerromanen hatte er ferner zwei ernste soziale Romane im besten realistischen Stile geschaffen, „Ein halber Held“[6]) und „Des Gottes Triumphzug“[7]), von denen der eine in engem Rahmen die heutige soziale Gährung veranschaulichte, der andere als Mittelpunkt eine ganz moderne Menschenspezies, den Kolonial-Abenteurer, mit den unverkennbaren Zügen des Cecil Rhodes vorführte.

Im Jahre 1898 hat sich Hope erfolgreich im historischen Roman versucht. In „Simon Dale“ wird das Leben am Hofe Karls II. von dem Helden selbst, der ein untergeordneter Hofmann ist, anschaulich und, wenn wir von einer Anzahl abenteuerlicher Vorgänge absehen, glaubhaft dargestellt. Die interessante und meisterhaft ausgeführte Hauptfigur ist die Schauspielerin und königliche Maitresse Nell Gwynn.

Mit dem im vorigen Herbste erschienenen „Quisanté“ ist Hope zur vornehmsten Aufgabe der Romandichtung, zur Darstellung des zeitgenössischen Lebens, zurückgekehrt. Gleichzeitig aber hat seine Schaffenskraft ein neues Gebiet siegreich beschritten, das des rein psychologischen Romans. Die Handlung, welche zeigt, wie ein Ausländer als Mann von bedeutendem Talent und als geriebener Faiseur trotz seiner Armuth und mangelhaften gesellschaftlichen Erziehung und trotz der Feindseligkeit der besten Gesellschaftskreise es fertig bringt, eine adlige Dame zu heirathen, einen Parlamentssitz zu erobern und ein von den vornehmsten Namen gestütztes industrielles Unternehmen in's Leben zu rufen, das ihn zum reichen Mann machen soll, ist, obwohl interessant genug, doch nicht das Hauptinteresse. Dieses konzentrirt sich vielmehr auf das Zusammenleben und die beiderseitige seelische Entwicklung des jungen Paares, die einen tragischen Verlauf nimmt. Die schöne, ehrgeizige May Gaston, ein geistvolles und freidenkendes Mädchen, hat die für englische Adelsanschauungen unerhörte Kühnheit gehabt, dem Abenteurer die Hand zu reichen, weil sie in seine

[1]) Chronicles of Count Antonio. (Dieser und die folgenden Romane alle in der Tauchnitz-Kollektion.)
[2]) The Heart of Princess Osra.
[3]) Mr. Witt's Widow.
[4]) A Change of Air.
[5]) The King's Mirror.
[6]) Half a Hero.
[7]) The God in a Car.

Talente verliebt ist und in ihm den Mann gefunden zu haben glaubt, der ihr die gesellschaftliche Bedeutung geben soll, nach der sie strebt. Sie durchschaut die sittliche Haltlosigkeit seiner Natur und erkennt durch die scheinbar echten Gefühlsäußerungen, mit welchen er als Redner seine Zuhörer hinzureißen versteht, hindurch den materialistischen Trieb und die eingewurzelte Neigung zur Unehrlichkeit, welche seine Handlungen bestimmen; sie liebt ihn persönlich darum nicht, denn Liebe ohne Achtung ist für das edle Weib eine Unmöglichkeit. Sie hofft jedoch, daß ihre eigene sittliche Stärke und das unverkennbar leidenschaftliche Gefühl, das er zu ihr hegt, im Stande sein werden, den Zigeuner zum Gentleman zu machen. Das ist der verhängnißvolle Irrthum ihres Lebens. Ihr weiblicher Scharfblick schaut jedesmal, wenn ihr Mann einen Erfolg erringt, in die unehrenhaften Machinationen hinein, die ihn zu Wege gebracht haben, und unter tiefen Seelenleiden bricht sich die für sie verzweiflungsvolle Erkenntniß Bahn, daß die menschliche Natur weder durch die intime Berührung mit höhergearteten Wesen noch selbst durch die gewaltige Kraft ihrer Liebe zu bessern ist. Dagegen weiß der Dichter mit seiner Kunst uns klar zu machen, wie die edle May Gaston unter dem Druck eines solchen Leben, von Gram und Furcht und Scham zermürbt, von ihrer sittlichen Höhe langsam hinabsinkt. Vor dem gänzlichen Ruin ihres Daseins bewahrt sie ein früher Tod des kränkelnden Mannes.

„Quisanté“ ist die tiefsinnigste, vollendetste Dichtung, welche Anthony Hope bisher der Welt geschenkt hat.

Die Heilung des Orest in Goethe's Iphigenie.

Unter dieser Ueberschrift macht Adolf Metz in dem letzten Oktoberhefte der „Preußischen Jahrbücher“ den Versuch einer Lösung der Frage, welche noch in neuerer Zeit die literarischen Kreise mehrfach beschäftigt zu haben scheint. Mir sind die Erörterungen über den Gegenstand nicht bekannt, ich muß aber nach den Metz'schen Ausführungen annehmen, daß in ihnen ein Gesichtspunkt, welcher mir wesentlich und naheliegend zu sein scheint, wenig Berücksichtigung gefunden hat, und darum darf ich vielleicht einige von jenem Gesichtspunkte ausgehende Gedanken äußern, ohne befürchten zu müssen, daß ich längst Bekanntes wiederhole.

Metz erkennt den Grund der geistigen Krankheit des Orest zutreffend in dessen sein ganzes Empfinden in Anspruch nehmendem und darum ein normales Wollen und Handeln hinderden Schuldgefühl, hält darum zur Beseitigung der Krankheit eine Befreiung von jenem Schuldbewußtsein für nöthig und läßt diese Befreiung, zunächst für den Augenblick, eintreten durch die in der Vorstellung des Orest mittelst Ergebung in seine Opferung sich vollziehende Sühne. Die Gewähr für die Dauer der momentanen Befreiung, also für die wirkliche Gesundung, glaubt Metz in dem Einflusse

der reinen Schwester finden zu dürfen, mit welcher Orest nun dauernd vereint bleiben wird; die hehre Reinheit eines Weibes erweckt erfahrungsmäßig auch in demjenigen, dem sie liebevoll zugethan ist, das Gefühl eigener Reinheit und deshalb, so meint Metz, werde in Orest das Schuldbewußtsein niemals wieder zu einer Stärke gelangen, welche sein geistiges Gleichgewicht stören könne. Er selbst scheint hinsichtlich des letzten Punktes nicht ohne Bedenken, wenigstens hebt er hervor, daß in ihm die Hauptschwierigkeit liege, und in der That werden hier Zweifel laut werden dürfen.

Die Heilung des Orest durch Iphigenien muß, wenn sie den oder einen wesentlichen Gegenstand der Dichtung bilden soll — was doch Metz annimmt — in dem Stücke selbst vollendet und gezeigt werden. Sollte also die Heilkraft in der Reinheit Iphigeniens liegen, so müßte deren Wirkung sein (und geschildert werden) als ein läuterndes Feuer, das den Krankheitsstoff verzehrt ein für allemal. Die Möglichkeit einer derartigen Wirkung weiblicher Reinheit kann sicher nicht geleugnet werden, aber sie wird nur vermittelt durch die Geschlechtsliebe. Der Mann, der die eigene Unschuld verloren, wird, wenn er ein reines Weib mit ganzer Seele erfaßt und Gegenliebe findet, sich selbst geläutert fühlen; seine Liebe ist der erste Schritt zu der Wiedergeburt aus der Reinheit des Weibes und darum wirkt sie als eine erlösende, heiligende That; dagegen ist eine liebevolle reine Schwester für den unter dem Drucke einer persönlichen Schuld geistig erkrankten Mann nichts als eine wohlthuende Umgebung, sie wirkt durch ihre Nähe allmählich, und wenn Metz eine derartige Einwirkung im Auge hat, so muß er doch ein vorläufiges Fortbestehen des krankhaften Reizzustandes voraussetzen und kann die völlige Heilung für eine spätere Zeit nur erhoffen. Eine derartige nicht einmal gewisse und günstigstenfalls erst in der Zukunft erfolgende Gesundung wäre, wie oben hervorgehoben, nicht die, welche das Stück zeigen soll. Es zeigt sie aber, wie auch ich annehme, wirklich, und zwar vollendet durch Iphigeniens „Reinheit“. Ich gelange zu dieser Anschauung auf Grund einer von Metz etwas abweichenden Auffassung der „Schuld“ des Orestes und der „Reinheit“ Iphigeniens.

Orest trägt neben dem Bewußtsein der individuellen Schuld das drückendere, vernichtende der Schuld seines Geschlechtes, welches, im Titanenkampfe mit den Göttern unterlegen, von deren Hasse verfolgt wird und durch den alten Fluch dazu verdammt ist, in unnatürlichen Greueln sich selbst zu zerfleischen und schließlich zu vernichten. Schon seine That war, wie Metz richtig sagt, nur sein Schicksal, nur ein Glied in der Kette mit der dieses Geschlecht an das blutige Verbrechen gegen das eigene Fleisch gefesselt ist. Daß er seine That in diesem düsteren Lichte sieht, daß er sich selbst wegen seiner Zugehörigkeit zu dem unseligen von der Freundschaft und dem Frieden der Götter für ewig verbannten Stamme des Tantalus

als ausgeschlossen von Heldenthum und Größe und bestimmt für ein schmachvolles Ende hält, das sagt er fast in jeder Zeile. Nicht den Tod fürchtet er, aber ihn graut vor dem Beile, mit dem willenlos im Banne des Fluches die Hand des Nächsten in seinem Hause wüthet, und das er über seinem Haupte schweben fühlt, um ihn, den letzten des Stammes zu vernichten, das Geschlecht des Tantulus von der durch seine Frevel befleckten Erde auszutilgen. Er verzweifelt daran, daß die Götter je mit einem Angehörigen dieses Geschlechtes Frieden machen können, ihr Fluch trifft alle bis in's letzte Glied; seine That ist ihr Werk, nicht die Frucht seines eigenen Frevelmuthes und blutigen Sinnes. Mit aller Schärfe spricht er das grollend aus bei seinem ersten Auftreten im Gespräche mit Pylades. (V. 141—160). Bedingung seiner Heilung ist danach, daß ihm die Vorstellung von der Unsühnbarkeit der Tantalidenschuld, von der Unversöhnlichkeit der Götter verläßt, und das geschieht durch die „Reinheit" Iphigeniens. Sie hat in bewußtem Gegensatze zu ihrem mit den Göttern zerfallenen Geschlechte sich ganz den Göttern ergeben, getragen von der Hoffnung,

„dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen."

Und die Götter sind ihr gegenüber nicht unversöhnlich gewesen, sie haben ihr ihren Frieden gegeben, all' ihr Wesen athmet diesen Frieden und Friedfertigkeit, Versöhnung und Versöhnlichkeit, sie ist einig mit den Göttern, rein auch von dem Fluche. In dieser Gotteskindschaft findet sie Orest, und so empfindet er ihr Wesen; der Eindruck ihrer Reinheit ist es, der ihm die Lüge ihr gegenüber zur Unmöglichkeit macht. Und da sie ihn erkennt, da bietet sie, die zur Blutrache Berufene, nicht Feindschaft, sondern Segen und Frieden, schwesterliche Liebe. Wie tief muß der Eindruck hiervon bei Orestes sein, der in früher Jugend aus dem düsteren, liebeleeren Elternhause entfernt, nur einmal mit Angehörigen zusammengetroffen ist; mit der finsteren Elektra, um in ihr nicht eine zärtliche Schwester, sondern nur eine Genossin für die Rachethat zu suchen, und mit der Mutter, um sie zu tödten.

Aber nicht sofort gelangt jener Eindruck auch zur Wirkung. Zunächst überwiegt in Orest der Eindruck der furchtbaren Thatsache, daß er in der Schwester die Priesterin gefunden, die ihn opfern soll, die bestimmt ist, als geweihte Dienerin der Götter an ihm das zu vollziehen, was von jeher die Tantaliden dem Fluche und dem Gebote der Götter folgend und doch sich auflehnend gegen ihre Gesetze, thun mußten. Nun scheint sich ihm das Entsetzliche zu erfüllen, in der Hand der Schwester erblickt er das alte Schlachtbeil seines Hauses, und diese Vorstellung weckt in ihm das Fieber des sogenannten Wahnsinns. Aber nachdem das Fieber sich gelegt und, wie Metz feinsinnig darlegt, nach der innerlich geleisteten Sühne für die persönliche Schuld seine Seele sich beruhigt, da kommen auch die

sanfteren Eindrücke zu ihrem Recht. Da fühlt er, es herrscht Frieden, Versöhnung, Gottesfrieden; da offenbart sich ihm eine andere Erkenntniß von dem Verhältnisse seines Geschlechtes zu den Göttern; er weiß, daß sie versöhnbar, ja daß sie versöhnt sind auch mit der nach den alten Gesetzen zur Blutrache berufenen Vertreterin seines Geschlechtes, die sich ihnen in Demuth und Reinheit ergeben, und die nun, entgegen jenen finsteren Gesetzen und entgegen dem Gebote des Fluches nicht den Haß und die Rache, sondern die Liebe pflegt. In ihr, der letzten, die das Mordbeil zu führen hätte, hat das ganze Geschlecht Versöhnung gefunden, das Beil soll ruhen. Diese andere Anschauung des Orest ist im Gegensatze zu logischen Erwägungen, Stimmungen, Vorsätzen, etwas Unwillkürliches, Festes, Bleibendes, und darum wird auch das aus dieser Quelle fließende neue Denken und Fühlen des Orest Dauer haben. Man mißverstehe nicht: auch jene Anschauung mag einmal durch eine andere verdrängt werden, die unrichtig sein und zu neuen Irrgängen im geistigen Leben führen kann; aber dann ist diese geistige Erkrankung ein Neues; die alte Erkrankung ist mit der alten Anschauung in der Wurzel ausgerottet. Man wird hier vielleicht einwenden, daß Orest selbst von seiner veränderten Erkenntniß nichts erwähne. Aber darauf ist zu erwidern, daß die intuitive Erkenntniß sich überhaupt nicht in verstandesmäßigen Auseinandersetzungen äußert, sondern sich zeigt in den Bildern, welche der Spiegel des geistigen Auges zurückwirft; die Bilder aber, welche in Orest's Seele sich spiegeln, die beschreibt er uns in dem Monologe des zweiten Auftrittes; es sind Bilder des Friedens, der Versöhnung: der Vater führt die Mutter vertraut mit sich und

„Mit Thyesten geht Atreus in vertraulichen Gesprächen
Die Knaben schlüpfen scherzend um sie her," —

Und jene Bilder, jene Anschauungen, lösen unmittelbar Thaten der Friedfertigkeit aus: dem Atreus und auch dem Thyestes bezeugt er seine Ehrerbietung und der Mutter reicht er die Hand mit heiterer Freundlichkeit. So macht er uns in seinem wachen Traume sein neues Wesen, sein verändertes Denken, Fühlen und Wollen besser anschaulich, als er es mit einer lehrhaften Auseinandersetzung vermöchte.

Ich fasse mich dahin zusammen: die geistige Erkrankung des Orest hat ihren Hauptgrund in seiner Vorstellung von der Wirksamkeit des „Fluches", d. h. des Zerfallenseins seines Geschlechtes mit den Göttern, das Gefühl einer persönlichen Schuld tritt demgegenüber zurück; er wird geheilt durch die Berichtigung jener Vorstellung, und diese Berichtigung wird bewirkt durch die intuitive Erkenntniß, daß durch Iphigenien die Götter versöhnt sind, der Fluch gebrochen ist. Zuzugeben ist, daß die neue Erkenntniß des Orest nirgends als auf dem Einflusse Iphigeniens beruhend ausdrücklich hingestellt wird; es wird aber genügen, daß sie aus ihm und nur aus ihm psychologisch erklärt werden kann.

Daß Goethe die Heilung des Orest und zwar durch Iphigenien als



einen wesentlichen Theil der in dem Stücke zu lösenden Aufgabe angesehen hat, wird man schon nach der Stellung, welche die einschlägigen Stellen in der Dichtung einnehmen, kaum bezweifeln können. Ohne das schrumpfte der Inhalt des Stückes zusammen auf die moralische Episode von der Rettung eines Bruders und dessen Freundes aus Mörderhand durch die Wahrhaftigkeit seiner Schwester; viel reicher würde der Inhalt aber auch nicht, wenn dabei noch die psychische Heilung das an übertriebenen Vorstellungen über die Größe einer Schuld leidenden Bruders durch die das Gefühl der Reinigung erweckende Nähe der tugendhaften Schwester in's Spiel käme. Wenn dann die Personen des Stückes, wie es in dem Falle richtiger gewesen wäre, moderne Namen erhalten hätten, wenn also der mythologische Hintergrund und damit der Moment des Fluches fortfiele, so würde man an Goethes Werke wohl Vieles bewundern, ihm aber kaum den Platz einräumen, den es heute in der Literatur behauptet. Groß wird das Thema erst, wenn es den letzten Akt in dem Titanenkampfe behandelt, den der Ahn begonnen, indem er das Maß des Menschlichen durchbrechen und den Göttern gleich sein wollte, und wenn es den Kampf endigen läßt mit der Lösung des Fluches und die Befreiung seines letzten Trägers durch „reine Menschlichkeit."

Berlin. Mundt.

Eva Sehring. Die Geschichte einer Jugend von Hans von Kahlenberg. Verlag von S. Fischer, Berlin 1901.

Der Untertitel und auch die Dreitheilung des Romans rufen die Erinnerung wach an das früher von mir besprochene Buch „Sehnsucht — Schönheit — Dämmerung" von Sophie Hoechstetter. Ich habe sogar den Eindruck, daß die Verfasserin mit Bewußtsein ihre realistische „Geschichte einer Jugend" jener romantischen entgegenstellen wollte. Ich schätze Hans von Kahlenberg — Helene von Montbart — außerordentlich. So umfassend, einschneidend und rücksichtslos wie sie, schildert keine unserer Schriftstellerinnen die bunte Menschenwelt. Diese Eva Sehring indeß vermag ich nicht als einen Fortschritt in der literarischen Entwicklung Kahlenberg's anzuerkennen. Sie scheint mir unter französischen Einflüssen zu stehen, die ich nicht für segensreich halte. Schlimmer aber noch ist es, daß die Verfasserin, nach diesem Buch zu urtheilen, der Literatenwelt und der Literatenkunst verfallen ist, hoffentlich nur vorübergehend. Mit Literaten und Künstlern darf der Literat wohl verkehren, aber er soll nicht mit ihnen, als ob sie eine ganze Welt bildeten, leben. Es wäre schade um die Dichterin, die mit dem „Narren" und den „Jungen" so außerordentlich verheißend anfing und in der „Familie von Bachwitz" so großes Können bewiesen hat. Natürlich zeigt Fräulein von Kahlenberg auch in der Eva Sehring, daß sie etwas kann. Aber gerade auf diese Schriftstellerin durfte man größere Hoffnungen setzen.

Max Lorenz.



Theater-Korrespondenz.

Akademischer Verein für Kunst und Literatur: Sardanapal. Tragödie von Byron. Frei übertragen und für die Bühne bearbeitet von Josef Kainz.

Deutsches Theater: Mutter Maria. Ein Todtengedicht in fünf Wandlungen von Ernst Rosmer.

Residenz-Theater: Der dumme Hans. Trauerspiel in vier Aufzügen von E. von Keyserling.

Es scheint mir in unseren Tagen immer ein Verdienst zu sein, die Werke todter Dichter vergangener Zeiten aufzuführen, selbst wenn nicht in jedem Falle der Erfolg der aufgewandten Mühe entspricht. Wir gehen natürlich nicht zu einem Sophokleischen oder Byron'schen Drama ins Theater, um historische oder philologische Studien zu treiben. Wir wollen vielmehr sehen und empfinden, wie sehr der Zeitgeist anders geworden oder gleichgeblieben ist. Und so, aus dieser Betrachtung des Unterschiedlichen und Gleichartigen, gelangen wir zu einer ruhigeren, maßvolleren Würdigung und einem objektiveren Verständniß unserer Tage. Byron ist der erste persönliche und dichterische Ausdruck dessen, was wir als die specifisch „moderne Seele" zu bezeichnen pflegen. Schon das Erste — nicht immer das Letzte, wie es die bekannte Redensart will — ist in vielen Fällen das Beste. Mancher Dichter ist über sein Erstlingswerk nicht hinausgewachsen. Manche Jungfernrede wird an Kraft, Hingabe und Selbstgewißheit der Persönlichkeit und darum an Eindrucksfähigkeit von späteren rhetorischen Ergüssen — und mögen sie sachlich gehaltvoller und formal vollendeter sein — nicht mehr erreicht. Auch der Weltgeist, wenn er wieder einmal in neuer Form mit neuem Gehalt sich manifestirt, scheint es bisweilen zu lieben, schon in der ersten Persönlichkeit, in der er sich präsentirt, sich „voll und ganz" zu geben. Die Dichter und Menschen unserer Tage mögen um eine Nuance „moderner" sein, Nuancirungen indeß bedeuten oft auch schon Verwischungen und Abschwächungen. Die charakteristischen und typischen Merkmale des modernen Geistes treten mit vollkommener Kraft in schärfster Deutlichkeit schon bei Byron hervor. Im ersten Band der historischen und politischen Aufsätze Treitschke's findet sich auch ein Aufsatz über Byron, der vielleicht der schönste des ganzen Bandes

ist und sicherlich zum Treffendsten gehört, was über den englischen Dichter geschrieben ist. Auch hier wird Byron als ein spezifisch moderner Geist charakterisirt und dieser Geist also gekennzeichnet: „Es geht ein ruheloses Wesen, ein Jagen nach ewig neuer nervöser Aufregung durch die moderne Welt und offenbart sich überall bis hinab in unsere unscheinbarsten Gewohnheiten — wie denn die Verzehrung der Narkotika in keiner Zeit der Geschichte so stark gewesen ist wie heute. Ueberaus reizbar und empfänglich ist das Gemüth des modernen Menschen, tausend Eindrücken geöffnet, die ein rauheres Zeitalter nicht verstehen konnte, aber diese massenhaften Eindrücke drängen und jagen sich, hinterlassen nur getheilte, flüchtige Empfindungen, und ein alter Grieche würde aus jedem Gespräche unserer Zeitgenossen ein hastiges Abspringen des Gefühls heraushören, das der einfachen Sicherheit der Alten unbegreiflich wäre. So ist die Zerrissenheit der Byron'schen Empfindungen allerdings ein Zug aus dem modernen Gemüthsleben."

„Die Zerrissenheit der Byron'schen Empfindung" — worauf beruht sie? Ein amerikanischer Schriftsteller, Henry T. Tuckermann, hat in einer Sammlung von Charakterbildern englischer Dichter auch eine recht treffende, vorurtheilslose und verständige Zeichnung entworfen. (Deutsch von Emil Müller, Marburg 1857.) Hier kommt der Satz vor: „Die Poesie Byron's ist das Resultat der Leidenschaft und des Nachdenkens." Leidenschaft und Nachdenken, wie sie hier verstanden werden müssen, sind Gegensätze. Das Nachdenken über innerstes Wesen und letzten Werth der Welt geht aus von der Sehnsucht nach einer in sich geschlossenen, fertigen, vollkommenen Welt. Klarheit und Ruhe will die Seele finden, um so in ihren Regungen und Bewegungen zu einem endgiltigen Abschluß zu kommen, Klarheit und Ruhe, wie sie einem großen, still daliegenden Meer zu eigen sind, darin sich Himmel und Erde getreulich spiegeln. „Einen Ozean für den Strom seiner Gefühle" suchte Byron, vermochte ihn aber nicht zu finden. Die Sehnsucht nach Harmonie und Vollkommenheit haben die modernen Menschen mit den Kindern aller Zeiten gemeinsam; aber die Erfüllung dieser Sehnsucht wird ihnen nicht zu Theil. Das Räthsel des Lebens löst sich ihnen nicht; die Welt bleibt ein Chaos, ein Nichts. Pessimismus, Skeptizismus, Nihilismus — das sind die Kennworte spezifisch moderner Weltanschauung. Je weniger aber der Seele ihre Ruhe in einer harmonischen Welt des Geistes beschieden ist, um so stärker ist die Sehnsucht und um so heftiger taumeln die Wünsche von diesem Gegenstand des Genusses zu jenem, ohne je befriedigt werden zu können. Es tritt stark und unbezwinglich die vegetative und animalische Seite der Menschennatur hervor, was sich bei allen Pessimisten durchweg nachweisen läßt. Das trifft auf Byron genau so zu, wie auf Maupassant. Wenn Byron sich selbst „einen Theil des Sturmes" nennt oder erklärt: „Ich lebe nicht in mir, ich werde zu einem Theil dessen, was mich umgiebt"

(„I live not in myself, but I become a portion of that around me"), so stimmt das genau mit Maupassant überein, wenn der in sich etwas vom Leben aller Lebewesen zittern zu fühlen meint, mit dem Wasser und dem Winde zu empfinden wähnt und sich als den Bruder nicht mehr der Menschen, sondern aller Menschen und Dinge bezeichnet. Wie bei Maupassant, finden sich auch bei Byron pathologische Zustände in Parallele zu seelischen Empfindungen. Sehr mit Recht weist Tuckermann auf diese pathologischen Umstände hin, die Byron's Charakter mitbedingen. Eine weitere Aehnlichkeit findet sich in der beiden gemeinsamen leidenschaftlichen Hinneigung zum Sport, besonders zum Wasser. Es handelt sich natürlich nur um eine Aehnlichkeit in den Grundlinien des Charakters. Es handelt sich auch nur um Aehnlichkeit, nicht um Kongruenz. Und daß bei dieser Aehnlichkeit der Grundlinien Byron den Vorzug der größeren Linie und Höhe hat, ist unzweifelhaft. Auch ist wohl zu bemerken, daß es sich nur um eine Aehnlichkeit in den Charakterzügen handelt. Grundverschieden ist die Art, wie diese Charaktere sich dichterisch entäußert haben. Diese Art ist natürlich in erster Linie bedingt durch das Milieu und die Zeit, aus dem heraus und in der die Dichter produzirt haben.

Daß Byron selber ein dramatischer Charakter und dramatischer Held ist, wird sich in Anbetracht seiner Charaktergrundlage und in Hinsicht auf das Ende seines Lebens nicht leugnen lassen. Ein dramatischer Dichter aber ist er sicherlich nicht. Daran hindert ihn vor Allem seine Subjecktivität. Es fehlt ihm die für den Dramatiker nothwendige Fähigkeit, tausend Gestalten in sich zu bergen und aus sich zu gebären. Der Grundgedanke, richtiger wohl die Grundstimmung seines Sardanapal ist durchaus nicht unbedeutend. Aus dem Leben nicht nur, sondern auch aus dem Tode ein Fest machen — wer das kann, ist immerhin ein Held. Byron für seine Person konnte es. Und weil er es konnte, trieb ihn innerste Berechtigung, einen „Sardanapal" zu dichten. Aber der Sardanapal dieses Dramas ist auch nicht einmal ein Schatten seines Urbildes. Das Drama ist in der Charakterisirung unglaublich schablonenhaft, hölzern, geradezu kindisch und niemals vielleicht ist ein von Natur spannender Stoff langweiliger behandelt worden. Das Drama — wie auch die sonstige dramatische Produktion Byron's — lehrt schließlich nur, daß ein Poet sehr wohl ein dramatischer Held sein kann, ohne darum auch ein dramatischer Dichter sein zu müssen.

* * *

Die Dichtung von Ernst Rosmer (Frau Else Bernstein) ist in einer Mittagsvorstellung des „Deutschen Theaters" vom Publikum nur mit geringem Beifall begleitet und von der Kritik mit wenigen Ausnahmen abgelehnt worden. Man wirft diesem „Todtengedicht" einen nebelhaften Mystizismus und unverständlichen Symbolismus vor. Wenn aber auch

behauptet worden ist, selbst der äußere Hergang der Ereignisse sei unbegreiflich und entbehre des Zusammenhangs, so ist dieser Tadel völlig unberechtigt. Ein jugendkühner Bergjäger strebt empor aus den Niederungen des Thals zum gewaltig hohen „Heidengletscher“, den noch keines Sterblichen Fuß erstiegen hat. Dort oben will er sich eine der wunderschönen Eisjungfrauen erringen. Es gelingt ihm, emporzukommen und der schönsten den „Gürtel“ zu rauben. In dem Augenblick seines höchsten Glückes aber stürzt der Erdensohn todt zu Thal, den Gürtel in der Hand. Die Eisjungfrau kann ohne Gürtel nicht im Kreise der tanzenden Schwestern bleiben, sie steigt zu Thal und — Maria, schön aber arm, beginnt ihre Erdenwanderung. Nicht umsonst hat sie der Bergjäger in seine Arme gezogen. Sie gebiert in tiefster Noth ein Kindlein. Sie liebt das Kind mit ganzer Kraft der Mutterliebe, sie haßt es aber auch zeitweilig, dann, wenn sie an ihr früheres strahlendschönes, von allem Erdenjammer unberührtes Leben oben auf dem Gletscher im Tanzkreise der Schwestern denkt. Eines Nachts, da ihre Sehnsucht nach dem früheren Leben besonders stark ist, wird sie von den Schwestern emporgeholt, zum Tanze. Als sie zurückkehrt, von Liebe zu ihrem Kinde getrieben, findet sie das Kind todtkrank. Es stirbt. In wahnsinnigem Gram, voll Schuldbewußtseins, glaubt sie das Kind nicht aufgeben zu dürfen. Sie hadert mit Allem, was Erdenmenschen heilig ist. Der wilde, heidnische Schmerz der Mutter verschließt dem Kindlein die Himmelsthür, sodaß es keine Ruhe finden kann. Es erscheint der Mutter, ohne sie zu erkennen und anerkennen zu wollen. Denn die kann doch nicht seine Mutter sein, die in allzu begehrlicher, selbstsüchtiger Liebe dem Kinde den Himmel verschließt. Da geht der Mutter Maria die rechte Erkenntniß auf. Sie lernt beten, zur Schmerzensmutter Maria, die ein alter, lebenserfahrener Einsiedler aus dem Stein des Gebirges in gewaltiger Größe herausgearbeitet hat, und im Gebete findet ihr Kind und sie endlich den Tod und den Frieden. „Mutter Maria ist heimgekehrt.“ Das ist in einer ganz nackten, trockenen Erzählung der aller Umkleidung und Zuthaten entledigte Inhalt.

Die Bedeutung des Ganzen, der dem Ganzen zu Grunde liegende Sinn ist nicht leicht zu verkennen, möchte man sagen, wenn eben die geehrten Herren Kritiker — mit einer Ausnahme, soviel ich weiß — ihn nicht thatsächlich verkannt hätten. Es handelt sich um die Tragödie der Mutter, die einerseits Mensch ist, in sich abgeschlossener, fertiger Mensch mit eigenstem Leben, und die andererseits in der Mutterschaft sich dem Kinde unterordnen, opfern und fast bis zur völligen Selbstvergessenheit hingeben soll. Das ist der Grundgedanke. Daneben mag auch noch an das Ringen um das Recht der Persönlichkeit in der spezifisch modernen Frau unserer Tage gedacht werden, in der die Tragödie der Mutterschaft um so stärker zum Ausdruck kommt, je freier sie dasteht und je schroffer ihr Persönlichkeitsbewußtsein ausgebildet ist. Die Beziehung der Gletscherjungfrau Maria

zu der jungfräulichen Mutter Maria, die in ewig vorbildlicher Weise ihren Sohn hingegeben und den tiefsten Mutterschmerz erfahren hat, ist auch ohne Weiteres klar. Auch daß ein kühner Erdensohn sich eine unnahbare Jungfrau besonderer Art vom „Heidengletscher" zu rauben trachtet, ist begreiflich.

Um das nun, was sich verstehen und leicht begreifen läßt, rankt sich aber eine Fülle von Beiwerk, die das Ganze verdunkelt und nicht leicht zu entwirren ist. Die Kritik ist denn auch ausnahmslos darüber mit einem schnell fertigen Tadel hinweggegangen. Vor Allem ist es eine Gestalt, die augenscheinlich alle Fäden in Händen hält und die bei jedem Umschwung schicksalbestimmend eingreift. Es ist die Gestalt des Todes. In unserem menschlichen Leben hat wohl der Tod die Eigenschaft, uns oft unbegreiflich zu sein, und gerade durch sein Unbegreifliches wirkt er so erschütternd und niederschmetternd. In einer Dichtung aber wollen wir den Sinn des Todes verstehen. Welcher Sinn kann nun dem Tode in diesem „Todtengedicht" zukommen?

Als erstes Opfer holt sich der Tod den kühnen Jägersmann, den er im Augenblicke höchsten Glückes zu Thal stürzen läßt? Warum wohl? Der Tod giebt selbst die Antwort:

> Hungert keiner so sehr als der Starke,
> Der nimmer sich sättigt vom Erdenmarke,
> Eilt und stürzt über's eigene Leben —

Das ist richtig. Was dem Leben Kraft und der That Glanz giebt, ist die Möglichkeit des Todes. Da könnte Jeder ein Held sein, wenn das Sterben nicht wäre; ohne Todesmöglichkeit kein Heldenthum, kein höchstes Leben. „Tod ist des Lebens höchstes Unterpfand", so formulirt Richard Dehmel das. Nun führt aber der Tod an seiner Hand auch die des Gürtels beraubte Gletscherjungfrau Maria in dieses Erdenthal voll Jammer und Qual, Entbehrung, Unzulänglichkeit und Niedrigkeit. Und er geleitet sie bei ihrer Erdenfahrt, er ist immer, wie es scheint, der böse Freund, der Urheber ihrer tiefsten Leiden. Statt Wiege und Hemdchen giebt er ihr für das Neugeborene Sarg und Todtenhemd. Und als Maria von den Schwestern zum Tanze geführt wird, ist er es, der an des zurückgebliebenen Kindes Wiege schweigend tritt und sein Sterben verursacht. Muß denn das sein? Warum muß das sein? Warum muß Maria den Becher des Schmerzes bis auf die Neige leeren?

> Durch allen Staubesjammer hingeschleift,
> Bist du noch nicht zum Menschenweib gereift —

spricht der Tod, in der Gestalt eines Bettelmönches, an einer Stelle der Dichtung. Daß Maria zum „Menschenweibe" heranreift, ist das Ziel ihres Schicksals, und dieses Ziel vermag sie nur zu erreichen, wenn sie des tiefsten Leides theilhaftig wird. Das ist das Charakteristische des Menschen-



lebens, daß immer der Tod dahinter steht, um oft daneben und davor zu treten. So läßt sich wohl der Sinn des Todes in diesem Todtengedicht begreifen. Und es läßt sich gar nicht einmal verkennen, daß der Tod hier durchaus nicht in einer besonders neuen Fassung auftritt. Der Glanz besonders neuer und tiefer Gedanken strahlt nicht aus diesem Gedichte. Aber es ist auch garnicht die erste Aufgabe des Dichters, neue Gedanken zu geben. Eine neue, höchst persönliche Stimmung wollen wir vermittelt haben und von ihr ergriffen werden. Diese Forderung erfüllt die Dichterin. Was uns ergreift und bezwingt, ist der elementar vorquellende Mutterschmerz, der in Demuth sich schließlich allgemeinem Frauen- und Menschenschicksal einfügt. Nur eine ganz oberflächliche, herz- und seelenlose Kritik kann sich der Wirkung des dritten und vierten Aktes entziehen. Die Szene, in der die Mutter an der Wiege des sterbenden Kindes beten lernt, ergreift mit bezwingender Kraft. Ein Ton ganz innersten, persönlichen Erlebens klingt aus diesem Todtengedicht und bringt unsere Seele zum mittönen. Es wirkt wie das Klagelied einer Frau, deren Wunden, vom Tode geschlagen, die Muse heilt.

Die Dichtung ist im Verlage von S. Fischer, Berlin im Druck erschienen.

* * *

Auch E. von Keyserling's Trauerspiel „Der dumme Hans“ — ebenfalls bei S. Fischer erschienen — hat bei Publikum und Kritik keinen Beifall finden können. Der Dichter hat vor zwei Jahren ein Werk voll eigenartiger Stimmung veröffentlicht, „Ein Frühlingsopfer“, das Hoffnungen wecken konnte. Diese Hoffnungen sind durch den „Dummen Hans“ zwar nicht gänzlich zerstört, aber doch in weitere Ferne gerückt. Auch dieses Trauerspiel ist voll eigenartiger Stimmung oder könnte es sein, so, wie der Verfasser es empfunden hat. Manches von dieser Empfindung ist zum Ausdruck gebracht, sehr Vieles aber ist „vorbeigerathen“. Das Naturgefühl, an sich des Verfassers beste Seite, ist leider oft gekünstelt und hebt sich somit selbst auf. Denn gekünsteltes Naturgefühl ist selbstverständlich ein vollkommenes Unding. Der in dem Trauerspiel vorhandene Gegensatz zwischen der Brutalität des Waldhäuslerlebens und der zarten, duftigen Traumwelt des dummen, vielleicht gar zu dumm gerathenen Hans erinnert an den gleichen Gegensatz von Traumwelt und Wirklichkeit in Hauptmann's „Hannele“. Durch diesen Hinweis soll aber nicht von bewußter Anlehnung oder Nachahmung die Rede sein. Die Grundstimmung, auf die es doch schließlich am meisten ankommt, ist in beiden Werken gänzlich verschieden.

Karlshorst, 24. 5. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Die Aussichten eines Deutsch-Amerikanischen Handelsvertrages.

Seit geraumer Zeit drangen aus Amerika Nachrichten zu uns, daß sich ein Umschwung in den handelspolitischen Anschauungen der maßgebenden Kreise in den Vereinigten Staaten vollziehe. Die Geneigtheit, Gegenseitigkeitsverträge abzuschließen, ist im Wachsen begriffen, während man mehr und mehr der Ansicht zuneigt, daß sich die starre Abschließungspolitik überlebt hat. Unlängst hat nun der Staatssekretär des Schatzamtes Gage in Washington in einer Unterredung diesem Stimmungsumschwung gleichsam offiziell Ausdruck verliehen. Dieser Umschwung giebt uns die Anregung, die Aussichten eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages des Näheren zu erörtern.

Zwei Pole sind es ja in der Hauptsache, um die sich die gegenwärtige handelspolitische Diskussion in Deutschland bewegt, nämlich: der Abschluß eines Handelsvertrages einmal mit Rußland und zweitens mit den Vereinigten Staaten von Amerika.

Die gegenwärtig mit beiden Staaten geltenden handelspolitischen Bestimmungen sind folgende: Mit Rußland besitzen wir seit dem Jahre 1894 einen Tarifvertrag, durch welchen eine große Reihe von Zolltarif-Positionen auf beiden Seiten fest gebunden ist. Außerdem ist beiderseits die Meistbegünstigung festgelegt. Mit den Vereinigten Staaten besitzen wir keinen Tarifvertrag, sondern stehen nur im beiderseitigen Verhältniß der Meistbegünstigung. Allerdings ist uns dabei nicht einmal die Meistbegünstigung prinzipiell zugesichert, sondern nur durch das Abkommen vom 10. Juli 1900 für die gegenwärtig von den Vereinigten Staaten anderen Ländern zugestandenen Ermäßigungen festgelegt.

Das Bestreben deutscherseits geht dahin, mit den Vereinigten Staaten zu einem festen Tarif-Vertrags-Verhältniß zu kommen. Gegenwärtig steht Amerika noch völlig auf dem Standpunkt einer autonomen Handelspolitik und will von vertraglicher Festlegung nichts wissen. Dieser vertragslose Zustand wirkt auf den deutschen Export außerordentlich erschwerend, so daß Deutschland ernstlich daran denken muß, einen Tarif-Vertrags-Zustand herbeizuführen. Als Termin für den Abschluß eines solchen ist das Jahr

1904 in Aussicht genommen, für welches die Erneuerung der europäischen Tarifverträge bevorsteht.

Die Nothwendigkeit, mit Amerika zu einem Tarifvertrage zu gelangen, ergiebt sich für Deutschland aus der Entwickelung des deutsch-amerikanischen Geschäftes. Nicht darin liegt diese Nothwendigkeit, daß Amerika beinahe doppelt so viel nach Deutschland verkauft, als Deutschland nach Amerika, sondern vielmehr darin, daß Amerika bei der Entwickelung seines Exportes auf einer auf Jahre hinaus festgelegten Basis stand und steht, während Deutschland mit häufigen Schwankungen in der Zollpolitik zu rechnen gehabt hat und noch rechnen muß. Die Thatsache, daß wir den Vereinigten Staaten rückhaltslos die volle Meistbegünstigung gewährt haben, legte für die Amerikaner eine auf 12 Jahre hinaus gesicherte Basis fest, wie sie durch die deutsch-europäischen Handelsverträge des Jahres 1892 geschaffen war. In demselben Jahrzehnt aber hat Deutschland in den Vereinigten Staaten drei verschiedenen Zolltarifen gegenüber gestanden, dem Mac Kinley-Tarif bis zum Jahre 1894, dem Wilson-Tarif bis zum Jahre 1897 und dem jetzt noch geltenden Dingley-Tarif. Es ist klar, daß nicht allein die Verschiedenheit dieser Tarife auf das deutsche Geschäft nach den Vereinigten Staaten außerordentlich hemmend gewirkt hat, es haben vielmehr gerade die andauernden zollpolitischen Debatten und Verhandlungen in den Vereinigten Staaten die Konjunktur auch noch jeweilig vor Inkrafttreten der betreffenden Tarife beeinflußt. Bedenkt man, daß gerade im Exportgeschäft die Konjunktur von außerordentlicher Bedeutung ist, daß die leisesten Gerüchte sofort zu erheblichen Schwankungen Anlaß geben, so kann man leicht ermessen, wie die fortgesetzten zollpolitischen Debatten in den Vereinigten Staaten auf das deutsche Geschäft eingewirkt haben. So erklären sich die ganz erheblichen Schwankungen in den Ausfuhr-Ziffern Deutschlands nach den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1894, wo der gemäßigtere Wilson-Vertrag in Aussicht stand, sank der deutsche Export nach den Vereinigten Staaten um 27 Millionen Dollar gegen das Vorjahr und stieg im ersten Jahre des Wilson-Tarifes wieder um 12 Millionen Dollar. In dem Jahre vor Einführung des vollkommen hochschutzzöllnerischen Dingley-Tarifes stieg der deutsche Export nach Amerika um 7 Millionen Dollar, um im ersten Jahre des Dingley-Tarifes um 42 Millionen herabzuschnellen. Vor Einführung des Wilson-Tarifes hielten die Exporteure möglichst alle Waaren zurück, um die neuen gemäßigten Zollsätze abzuwarten. Umgekehrt forcirten sie vor Inkrafttreten des Dingley-Tarifs den Export, um noch möglichst viel von den niedrigeren Zollsätzen zu profitiren. Derartige künstliche Schwankungen aber müssen auf den Export geradezu zerrüttend wirken.

Hierzu kommt, daß nicht allein die Zollsätze an sich raschen Aenderungen unterworfen wurden, sondern daß die Art der Verzollung vollkommen willkürlich gehandhabt wurde, da auch hierüber eine vertragliche Fest-

setzung weder bestand, noch besteht. Das System der Appraisers, die deutschen Waaren nach dem amerikanischen Marktwerthe zu verzollen, und die dabei je nach der politischen Stimmung gegenüber Deutschland angewandte Willkürlichkeit mußte das deutsche Geschäft in noch höherem Grade fast als die Zollsatz-Aenderungen beeinträchtigen.

Diese Verhältnisse können auf die Dauer nicht fortbestehen. Was Deutschland von den Vereinigten Staaten wünscht, sind stabile, vertraglich festgelegte und auf eine längere Periode hinaus geltende Zollverhältnisse.

Die Thatsache, daß Amerika eine nachdrückliche Hochschutzzoll-Politik treibt, tritt zunächst in den Hintergrund. Wenn in deutschen hochschutzzöllnerischen Auslassungen so oft darauf hingewiesen wird, daß Amerika auf einen Artikel so und so viel Zoll erhebt, während Deutschland nur so und so viel ansetzt, so ist das für ein Vertragsverhältniß an sich zunächst nicht von besonderer Bedeutung. Die Frage, ob Freihandel oder Schutzzoll, welche mit Hartnäckigkeit in der handelspolitischen Diskussion bei uns sich behauptet, ist durchaus nicht die ausschlaggebende, es **handelt sich heute nicht mehr um den Gegensatz zwischen Schutz und Freiheit, sondern um den Gegensatz von autonomer oder vertragsmäßiger Handelspolitik.**

Die Frage, die sich nun erhebt, ist die: Wird Amerika veranlaßt werden können, von seiner autonomen Handelspolitik abzugehen und eine Vertragspolitik einzugehen? Die Frage theilt sich für uns in zwei weitere, nämlich einmal: Können wir Amerika zur Aufgabe seiner autonomen Handelspolitik uns gegenüber veranlassen? Und zweitens: Liegen innerhalb der Vereinigten Staaten selber vielleicht Gründe vor, von der bisher geübten autonomen Handelspolitik abzugehen?

Bisher hat sich Amerika gegen die Aufnahme einer vertragsmäßigen Handelspolitik gewehrt. Allerdings giebt es auch in Amerika Kreise, welche für den Abschluß von Handelsverträgen eintreten. Diese Kreise brachten es dahin, daß im Jahre 1898 die Regierung der Vereinigten Staaten mit Frankreich den Abschluß eines Tarifvertrages verabredete. Indessen dieser Vertrag blieb auf dem Papier bestehen. Die amerikanische Regierung hatte denselben anscheinend nur als eine Art politischen Drohmittels gegen Deutschland betrachtet, und auch die Mehrheit des amerikanischen Volkes dachte nicht daran, den Vertrag zu genehmigen. Verhandlungen, welche von deutscher Seite in Washington bezüglich Abschluß eines Tarifvertrages unternommen worden sind, haben bis jetzt ein Resultat nicht ergeben, so daß sich die deutsche Regierung offenbar für das Jahr 1904 auf eine entscheidende Aktion vorbereitet.

Im Falle die Vereinigten Staaten auch für jenen Zeitpunkt bei ihrer Abneigung gegen einen Tarifvertrag beharren, können wir dann unsererseits Maßregeln ergreifen, welche Amerika zum Abschluß eines Tarifvertrages zwingen?

Das Mittel, wirthschaftspolitische Differenzen zwischen zwei Staaten auf „friedlichem" Wege auszutragen, liegt in der Zollgesetzgebung. Will man den Staat zwingen, bestimmte Konzessionen auf wirthschaftspolitischem Gebiete zu machen, so differenzirt man seine Produkte im Zolltarif, d. h. man unterwirft dieselben höheren Zollsätzen als die Produkte der Konkurrenten. Dies ist das Mittel der Kampfzölle, die, wenn der Gegner sich durch dieselben nicht schrecken läßt und auch seinerseits Kampfzölle einführt, zum Zollkrieg führen. Derselbe dauert dann in der Regel so lange, bis es einer der beiden Staaten für wirthschaftlich vortheilhafter hält, entsprechende Konzessionen zu machen. Der Fall eines Zollkrieges zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland wird in der Regel unter dem Gesichtspunkte betrachtet, wer von einem solchen Zollkrieg den meisten Schaden haben würde. Man urtheilt dabei in der Regel so: Amerika verkauft an uns das Doppelte wie wir an Amerika, in Folge dessen wird von einem Zollkrieg Amerika den größeren Schaden haben, und wir haben es deshalb in der Hand, Amerika unsere zollpolitischen Wünsche zu diktiren. Dem wird mit Recht entgegengehalten, daß wir aus Amerika in der Hauptsache Rohstoffe importiren, die für unsere Industrie nicht zu entbehren sind, und die von anderer Seite nicht in der genügenden Menge beziehungsweise der genügenden Qualität zu beschaffen sind, daß wir hingegen nach Amerika in der Hauptsache industrielle Fabrikate ausführen, welche die Amerikaner von unseren Konkurrenten ebenso gut, ebenso billig und ebenso zahlreich sich beschaffen können.

Solche Argumentationen schießen über das Ziel hinaus. Insbesondere ist zu beachten, daß die Lieferung so enormer Quantitäten von Industrie-Artikeln, wie wir sie nach Amerika liefern, nicht ohne Weiteres von anderer Seite erfolgen kann. Es würde sich also in der Hauptsache zunächst um eine Verschiebung auf dem Weltmarkte handeln. Beispielsweise würde Amerika im Falle eines Zollkrieges mit Deutschland seine bisher aus Deutschland bezogenen Industrie-Artikel fortan aus England und Frankreich beziehen. Damit würden aber den englischen und französischen Märkten bedeutende Mengen entzogen werden, die nun wahrscheinlich aus Deutschland bedient werden müßten. Nur in dem Falle es Frankreich und England oder gar den Vereinigten Staaten selbst gelingen sollte, ihre eigene Produktion derartig auszudehnen, daß die bisher von Deutschland gelieferten Mengen nunmehr daselbst mehr produzirt würden, würde für Deutschland der Nachtheil zu Tage treten. Eine solche Möglichkeit aber dürfte vorerst ausgeschlossen sein. Die Befürchtung geht also in erster Linie nicht dahin, daß im Falle eines Zollkrieges mit Amerika der Absatz deutscher Fabrikate überhaupt sich erheblich verringern würde, sie liegt vielmehr in der Richtung, daß allein durch die nothwendigerweise eintretende Verschiebung und vorübergehende Stockung des Absatzes in dem Aufgeben alter bestehender Geschäftsverbindungen und in dem

langwierigen und schwierigen Anknüpfen neuer Geschäftsbeziehungen eine schwere Störung der deutschen Volkswirthschaft liegen würde.

Indeß ist die Frage eines deutsch-amerikanischen Zollkrieges auch garnicht danach zu beurtheilen, welcher von den beiden Staaten den größeren Schaden haben wird, sondern die Frage liegt für Deutschland so, ob Deutschland mehr Schaden davon haben wird, wenn es durch einen vorübergehenden Zollkrieg bessere Absatzbedingungen zu erzwingen sucht, als wenn es jetzt unter dem bestehenden Regime eine fortlaufende Chikanirung und Belästigung seines Exportes hinnimmt, und die Frage liegt andererseits für die amerikanischen Staaten so, ob dieselben mehr Vortheil davon haben, durch einen Zollkrieg schwere Störungen in ihrem Geschäfte zu erleiden, oder ob sie eine ruhige Geschäftsentwickelung gegen gewisse Konzessionen an Deutschland vorziehen.

Meines Erachtens nun liegen in der That für Deutschland die Verhältnisse so, daß es selbst gegen vorübergehende schwere Opfer eine dauernde Besserung des Geschäftes nach Amerika zu erhalten suchen muß, und für Amerika, welches unzweifelhaft der wirthschaftlich stärkere Theil ist, liegt die Sache so, daß es gegenüber einem solchen festen Entschlusse Deutschlands größeren Vortheil von dem Abschluß eines Tarifvertrages haben wird, als wenn es durch den Abbruch von Handelsbeziehungen zu Deutschland seine Volkswirthschaft benachtheiligte. Auch für Amerika würde ein plötzlicher Abbruch der gegenwärtig bestehenden Geschäftsverbindungen die schwersten Schädigungen bringen. Wenn sich in der Theorie auch die Verschiebung der Marktverhältnisse als sehr einfach darstellt, so darf man doch nicht vergessen, daß in der Praxis zahllose mühsam gesponnene Fäden zerrissen werden und daß die Anknüpfung neuer Geschäftsbeziehungen mit unübersehbaren Kosten verknüpft ist. Gerade im Exportgeschäft werden vielfach Aufwendungen gemacht, die sich erst bei länger bestehenden Beziehungen rentiren. Daher ist Stabilität für den Exporthandel die erste Grundlage.

Indessen ist es bekannt, daß wirthschaftspolitische Fragen nicht immer aus rein wirthschaftlichem Grunde beurtheilt werden, und die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, daß Amerika bei einem eventuellen Vorwiegen der *nationalistischen* Strömung einen Zollkrieg mit Deutschland heraufbeschwört. Für diesen Fall ist es unzweifelhaft, daß Deutschland ganz enorme Schädigungen erfahren würde. Daß ein Zollkrieg mit Amerika den Ruin des deutschen Wirthschaftslebens bedeuten würde, so weit zu gehen, wird Niemand wagen. Es stände schlimm um die deutsche Volkswirthschaft, wenn sie auf Gnade und Ungnade den Amerikanern ausgeliefert wäre. Aber daß Deutschland alle Anstrengungen machen muß, um einen Zollkrieg zu vermeiden, und auf friedlichem Wege zu einem Tarifvertrag mit den Vereinigten Staaten zu kommen suchen muß, liegt auf der Hand.

Wie, wenn uns hierbei die neueste Wirthschaftslage der Vereinigten Staaten zu Hilfe käme!

Gestattet die Entwickelung ihrer Volkswirthschaft den Vereinigten Staaten noch heute die Aufrechterhaltung einer autonomen Handelspolitik und wird sie sie auch 1904 noch gestatten?

Das Schatzamt der Vereinigten Staaten veröffentlichte vor Kurzem eine Statistik über die Entwicklung des amerikanischen Außenhandels während der letzten 110 Jahre. Die Wandlungen, die in diesem Zeitraum eingetreten sind, sind erstaunlich. Es betrug danach der Ueberschuß des Importes über den Export in den markanten Jahren:

	Doll.
1790 . . .	2 794 844
1869 . . .	131 388 682
1873 . . .	119 656 288

Dagegen betrug der Ueberschuß des Exportes über den Import:

	Doll.
1877 . . .	151 152 094
1897 . . .	286 263 144
1900 . . .	648 930 329

Die Steigerungen und Zurückgänge sind keine regelmäßigen, aber die angeführten Zahlen geben doch ein richtiges Bild der Gesammtbewegung. Auffällig ist vor Allem der Umschwung vom Import- zum Exportüberschuß um die Mitte der 70er Jahre, sowie insbesondere die enorme Steigerung des Exportüberschusses während der letzten drei Jahre. Rechnet man die Importe der gesammten Periode mit Ausnahme der letzten vier Jahre gegen die Exporte auf, so ergiebt sich insgesammt ein Exportüberschuß von 383 028 497 Doll., während der Exportüberschuß der letzten vier Jahre allein eine Summe von rund 2 Milliarden ergiebt. Diese Ziffern legen Zeugniß ab von der gewaltigen Verschiebung, welche die amerikanische Volkswirthschaft in allerjüngster Zeit erlitten hat. Eine eingehendere Betrachtung der letzten Jahre wird uns weitere Aufschlüsse geben.

Es betrug die Gesammtausfuhr der Vereinigten Staaten im Jahre

1890	1899
845 Mill. Doll.	1205 Mill. Doll.

Davon entfielen auf:

	1890 Mill. Doll.	1899 Mill. Doll.
Rohprodukte	650	775
Fabrikate	195	430

Das macht bei ersteren eine Steigerung von **12** pCt. bei letzteren eine solche von **220** pCt. aus. Unter den Rohstoffen stieg in erster Linie das Getreide, und zwar von 94 Mill. auf 191 Mill. Doll., also um

103 pCt. Auch die Getreideausfuhrsteigerung erreichte somit nicht die Exportsteigerung der Fabrikate.

Nehmen wir bei den angeführten Exportzahlen eine andere Theilung vor, so entfielen auf:

	1890 Mill. Doll.	1899 Mill. Doll.
Industrielle Rohstoffe	317	288
Industrielle Fabrikate	166	361

Der Rest entfällt auf gebrauchsfertige Rohprodukte, wie Kohle u. s. w. Diese Zahlen rücken die Verschiebung innerhalb der amerikanischen Volkswirthschaft zu Gunsten der Industrialisirung in das hellste Licht. Vor Allem auffällig ist das Sinken der Ausfuhr von industriellen Rohstoffen.

Spezialisiren wir dieselbe, so sanken in der Ausfuhr beispielsweise:

		1890 Doll.		1899 Doll.
Kupfererz . . .	von	6 053 000	auf	441 000
Baumwolle . . .	„	250 969 000	„	210 090 000
Felle, Pelze, Häute	„	6 491 000	„	4 022 000
Rohpetroleum . .	„	6 744 000	„	5 203 000

Betrachtet man dem gegenüber den Import der Vereinigten Staaten, so entfielen auf

	1890 Mill. Doll.	1899 Mill. Doll.
Industrielle Rohstoffe	166	200
Industrielle Fabrikate	300	221

Auch hier also die auffällige Verschiebung: Steigerung der Einfuhr industrieller Rohstoffe, Rückgang der Einfuhr von Fabrikaten.

Im Jahre 1890 machten die Rohstoffe noch 77 pCt. des amerikanischen Exportes aus, im Jahre 1899 nur noch 64 pCt. Dem entsprechend stieg der Antheil der Fabrikate von 23 pCt. auf 36 pCt.

Nun ist es klar, daß die Vereinigten Staaten wohl solange eine autonome Handelspolitik zu treiben vermögen, als sie die für die Industrieländer unentbehrlichen Rohstoffe liefern. Je mehr aber an die Stelle der Rohstoffe fertige Fabrikate treten, um so mehr entfernen sich die Vereinigten Staaten von der Möglichkeit, die autonome Handelspolitik aufrecht zu erhalten.

In welcher Weise aber der industrielle Export fortschreitet, das sei an einer Reihe von Beispielen gezeigt.

Es betrug die Ausfuhr der Vereinigten Staaten in 1000 Doll. bei

	1890	1899	Steigerung pCt.
Kupfer und Kupferwaaren . .	2 349	35 983	1632
Korkwaaren	8	52	550
Papier und Papierwaaren . .	1227	5 478	346
Eisen- und Stahlwaaren . . .	25 542	93 716	267
Landwirthschaftliche Geräthe . .	3 859	12 432	222
Instrumente und Apparate . .	1 430	4 399	207
Messing und Messingwaaren . .	467	1 351	190
Wollwaaren	437	1 047	140
Baumwollwaaren	9 999	23 567	136
Wagen, Waggons, Fahrräder .	4 750	9 860	108

Das sind ganz enorme Steigerungen, und die Aufgabe, für alle diese Artikel Aufnahmemärkte zu finden, wächst von Jahr zu Jahr. Wo aber sind diese Märkte zu suchen? Nicht bei den halb entwickelten tropischen und subtropischen Ländern, sondern in erster Linie bei den europäischen Industriestaaten.

Denn hier spielt die im Allgemeinen so wenig beachtete Konsumfähigkeit eine große Rolle. Die Kaufkraft der noch wenig entwickelten reinen Agrarstaaten ist eine verschwindend geringe im Verhältniß zur Konsumtionsfähigkeit der hochentwickelten Industriestaaten mit dichter Bevölkerung. Nur so ist es möglich, daß sich die Hälfte des gesammten Weltverkehrs unter 4 oder 5 großen Staaten abspielt. Die besten Märkte für Amerika im Jahre 1899 waren Großbritannien mit 512 Mill. Doll. und Deutschland mit 156 Mill. Doll.

Insbesondere ist Deutschland für industrielle Artikel der Vereinigten Staaten ein rasch wachsender Markt. Deutschland importirte dorther in 1000 Dollar

	1890	1899	Steigerung pCt.
Landwirthschaftliche Geräthe . .	253	1 647	551
Leder und Lederwaaren . . .	94	1 080	1 050
Maschinen ꝛc.	595	5 155	767
Sonstige Eisenwaaren	363	2 350	549
Baumwollwaaren	84	232	176
Instrumente und Apparate . .	176	413	135

Das sind weit erheblichere Steigerungen, als sie sich in denselben Artikeln beim Gesammtexport der Vereinigten Staaten zeigen.

Aus dem Gesagten erhellt, daß in einer ganz kurzen Epoche sich in der amerikanischen Volkswirthschaft eine einschneidende Veränderung vollzogen hat, die nicht ohne Rückwirkung auf die Zollpolitik bleiben kann. Die in erstaunlichem Maße zunehmende Industrialisirung des amerikanischen Exportes muß einer Gefahr, wie sie in der autonomen Handelspolitik liegt, auszuweichen suchen, sie drängt zur Stabilirung des Absatzgeschäftes durch Verträge. Das muß der Effekt der jüngsten Entwicklung sein.

Insbesondere aber ist das Interesse, mit Deutschland zu einem Vertragsverhältniß zu gelangen — an Stelle des in Aussicht stehenden Zollkrieges — für die Vereinigten Staaten ein wesentlich größeres als vor einem Jahrzehnt, und es wächst mit jedem Tage — zu unserem Schaden, wie manche sagen werden. Ich glaube indessen, daß es nicht zu unserem Schaden so ist. Denn es darf das Eine ja nie vergessen werden, daß die Vereinigten Staaten auf einer gesicherten, wir aber auf einer ungewissen und schwankenden Basis gearbeitet haben. Daher ihre Erfolge und unsere Nachteile. Erhalten wir wieder gleichmäßige Zollbedingungen, so werden wir auf dem amerikanischen Markte neue Eroberungen machen.

Das sollte doch hüben und drüben den wirthschaftlichen Kreisen klar werden, daß der entgültige wirthschaftliche Wettkampf zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sich weder auf dem deutschen, noch auf dem nordamerikanischen Markte abspielen wird. Derselbe wird vielmehr ausgetragen werden in der Levante, in Südafrika, in Ostasien und in Südamerika. Ein um so größeres Interesse aber haben deshalb beide Länder daran, ihr gegenseitiges handelspolitisches Verhältniß zu regeln.

Diese Erkenntniß wird auch in den Vereinigten Staaten durchdringen. Die veränderten Verhältnisse drängen dazu. Am 4. März d. J. hat Mc. Kinley in der Rede, mit welcher er zum zweiten Male das Präsidentschaftsamt der Vereinigten Staaten antrat, der Politik der Reziprozitäts-Verträge das Wort geredet. Er wird im Ernste gegenwärtig kaum daran denken, seine Worte in Thaten umzusetzen. Aber auch ihn hat schon das Gefühl beherrscht, daß der Zeitpunkt nicht fern liegen kann, an welchem Amerika sich mit Europa handelspolitisch vertragen muß, im Interesse seiner eigenen Produktion. Dr. Hjalmar Schacht.

Der Ministerwechsel in Preußen.

Das Abgeordnetenhaus ist geschlossen, der Reichstag ist vertagt und drei preußische Minister, von Miquel, von Hammerstein und Brefeld haben ihre Portefeuilles abgegeben. Die öffentliche Meinung ist unsicher, wie sie diese Ereignisse auffassen soll; hüben und drüben in den Parteien schwanken die Empfindungen der Hoffnung und der Furcht auf und ab und wechseln von einem Tage zum andern. Auf beiden Seiten werden die äußersten Anstrengungen aufgeboten, den Kaiser und den Reichskanzler zu beeinflussen, zu gewinnen, hinüberzuziehen. Man schilt, man schmeichelt, man droht. Man sucht sich gegenseitig bange zu machen mit Andeutungen und Behauptungen über eine, nicht jetzt, aber nächstens bevorstehende Auflösung des Abgeordnetenhauses.

Man ruft nach einem festen Regiment — fest natürlich gegen die Anderen — man schwört, so kann es nicht weitergehen, und Niemand

traut sich zu sagen oder auch nur die Miene anzunehmen, als ob er wisse, was kommen soll. Wer aber außerhalb der Parteien steht, für den ist es, glaube ich, garnicht so schwer, den Zusammenhang der Ereignisse zu verstehen und daraus auch für die nächste Zukunft die zu erwartenden Folgen abzuleiten.

Der Reichskanzler Graf Bülow hat einfach die Politik fortgesetzt, die er schon bisher eingehalten hat, und in der Auffindung der Mittel den Faden weiterzuspinnen, von neuem seine diplomatische Geschicklichkeit bewiesen. Seine Aufgabe ist, die neuen Handelsverträge durchzusetzen, ohne daß die Regierung dabei in gar zu harten Konflikt mit den Konservativen kommt, oder wenn der Konflikt dann garnicht zu umgehen ist, wenigstens jede Schroffheit zu vermeiden und durch den Beweis der Mäßigung möglichst viel konservative Elemente bei sich festzuhalten. Seine Aufgabe ist ferner, den Mittellandkanal entweder durchzusetzen, oder wiederum, wenn das nicht möglich ist, durch dilatorische Behandlung die Schärfe des Konflikts zwischen Konservativen und Regierung abzustumpfen.

So haben wir von Anfang an sein Programm aufgefaßt und es gebilligt. Der Abgeordnete Barth hat neulich in der „Nation" emphatisch ausgerufen, es gäbe kein thörichteres Vorurtheil, als daß in Preußen ohne die Konservativen nicht regiert werden könne. Das ist ein hartes Wort, und da ich auch zu denen gehöre, die sich dadurch getroffen fühlen, so bin ich in mich gegangen, um so mehr, da ich auch den Abg. Barth sonst persönlich wie politisch recht hoch schätze, und habe mich noch einmal ernstlich geprüft, ob es wirklich kein Urtheil, sondern bloß ein Vorurtheil und gar ein thörichtes ist, daß, wie auch ich meine, in Preußen ohne die Konservativen nicht regiert werden kann. Theoretisch ist ja solche Frage schwer zu entscheiden. Halten wir uns an die Praxis. Hat die entscheidende Instanz denn niemals den Versuch gemacht, mit den Liberalen zu regieren? Herr Abgeordneter Barth, besinnen Sie sich doch etwas! Wie war es denn im Jahre 1893, als der Reichskanzler Graf Caprivi den Liberalen anbot, ihr altes militärisches Programm, die zweijährige Dienstzeit, gegen ein minimales finanzielles Opfer aufzunehmen? Haben die Liberalen damals in die dargebotene Rechte eingeschlagen und gerufen: was kommt es uns auf die paar Groschen an, wenn wir endlich unser politisches Ideal erfüllen können? Hat der Führer der großen liberalen Partei, der er doch nun einmal war, Herr Eugen Richter, dieses Gran politischen Verstandes gezeigt, um seinen Freunden zu sagen: jetzt ist der Augenblick, wo man der Krone zeigen muß, daß man in Preußen auch ohne die Konservativen regieren kann? Herr Barth und seine Freunde haben ja allerdings damals die Lage begriffen, aber waren sie stark genug, der Regierung die Hilfe der Konservativen zu ersetzen? In weiterem Sinne wird Herr Barth auch die Sozialdemokraten heute zu den Liberalen rechnen. Hat sich mit diesen nicht jüngst dasselbe Ereigniß wiederholt? Haben nicht die konservativen Agrarier, denen im Grunde ihres Herzens die Flotte

gräßlich war, dennoch dafür gestimmt, und die Sozialdemokraten, zu deren Programm nach dem inneren Wesen ihrer Partei eine starke Flotte gehören müßte, dagegen? Kann Herr Barth leugnen, daß die Konservativen an politischem Verstand und politischer Disziplin ihren Gegnern unermeßlich überlegen sind? Ist es also ein bloßes thörichtes Vorurtheil, daß man in Preußen nicht ohne die Konservativen regieren kann? Hat nicht Graf Caprivi selbst schließlich bekannt — er hat es zu mir gesagt und wird es auch zu Anderen gesagt haben —, er habe sich überzeugen müssen, daß in Preußen doch die Konservativen die einzig Zuverlässigen seien?

Das Ideal einer Partei sind unsere Konservativen freilich darum keineswegs, und auch an dieser Stelle ist mancher Strauß mit ihnen ausgefochten worden. Aber Politik heißt, mit den Mächten und Parteien rechnen, wie sie sind. Die Konservativen sind im Einzelnen, das ist wahr, vielfach lästig, die Liberalen aber als Ganzes sind unmöglich. Zur Linken gehören eben leider nicht bloß die Nationalliberalen und die Freisinnige Vereinigung, sondern auch die beiden Volksparteien und die Sozialdemokraten, und diese intransigenten Elemente sind die bei weitem stärksten. Es kann nichts Verständigeres geben als die Art, wie heute der „Handelsvertragsverein“ manövrirt und agitirt. Kein Hauch von doktrinären Freihandelsprinzipien, nicht einmal eine Erklärung, daß unter keinen Umständen eine Erhöhung der Getreidezölle erfolgen dürfe, keinerlei Anwandlung von Demagogie — nichts als stetige, ruhige, sachliche Aufklärung und Beweisführung, daß das System der Handelsverträge für uns heute das einzig Mögliche ist. Aber so lobenswerth das Verhalten ist, können die Herren dieses Vereins auch in den großen entscheidenden Fragen der Wehrmacht der Regierung im Reichstag die genügenden Stimmen stellen? Sie können es nicht, und Graf Bülow hat deshalb Recht, mit den Konservativen zu laviren und zu transigiren, so gut und so lange es nur irgend möglich ist.

Die Mittel, die er jüngst angewandt hat, sind, scheint mir, folgendermaßen zu beurtheilen. Es hatte sich gezeigt, daß das Abgeordnetenhaus den Mittellandkanal nicht annehmen würde. Es kam darauf an, diesen Streitpunkt mit der Regierung nicht bis zum offenen Konflikt reifen zu lassen. Das Abgeordnetenhaus wurde also geschlossen. Damit das aber nicht als ein bloßes Zurückweichen der Regierung erscheine, so legten gleichzeitig derjenige Minister, der als der stärkste Protektor der Agrarier galt, Herr v. Miquel und mit ihm der Landwirthschaftsminister Herr v. Hammerstein, ihre Aemter nieder, während der Hauptvertheidiger des Kanals, Herr von Thielen blieb. Der Handelsminister Herr Brefeld aber machte einem nationalliberalen Abgeordneten, Herrn Möller Platz, der zwar durchaus ein Freund der Landwirthschaft, aber ein ebenso entschiedener und bekannter Vertheidiger der Handelsvertrags-Politik ist. Durch die gleichzeitige Vertagung des Reichstags ist die Regierung auch der Schwierigkeit enthoben, sich zu konkreten Zollsätzen bekennen zu müssen.

Es erscheint hart, fast grausam, daß verdiente Staatsmänner aus ihren Stellungen weichen müssen, bloß um der parlamentarischen Taktik willen. Welch' großen Namen wird Herr v. Miquel für alle Zeit in der Geschichte des preußischen Staates behalten! Seine Steuerreform war ein Meisterstück und seine Zentral-Genossenschafts-Kasse hat höchst segensreich gewirkt. Herr Brefeld, von dem man sonst nicht viel erfuhr, hat sich doch im letzten Augenblick noch ein sehr großes Verdienst erworben, indem er westfälische Kohlenbergwerke für nicht weniger als 25 Millionen Mark gekauft hat, die dem Staat in Zukunft ermöglichen, bei der Gestaltung der Kohlenpreise ein tüchtiges Wort mitzusprechen.

Nun haben die beiden Herren den Abschied nehmen müssen; die öffentliche Meinung hat garnicht einmal recht verstanden, warum, und von spöttischen und boshaften Worten und Erzählungen war mehr in den Blättern zu finden, als von Worten des Dankes und der Anerkennung. Das ist das Loos des staatsmännischen Berufs; er giebt Macht, Ehre und Nachruhm, aber viel Bitterniß. Fortwährend müssen, wie im Kriege, Persönlichkeiten geopfert werden, um objektive Zwecke zu erreichen. So haben jetzt jene drei Minister in Pension gehen müssen, um die vorläufige Nicht-Aufnahme des Kanal-Konflikts zu maskiren, und die Regierung gegen falsche Auslegungen der Schließung des Landtages und Vertagung des Reichstages zu decken.

Die Summe dieser Vorgänge ist also nirgends eine definitive Lösung, wie sie die Parteien mit Wuth, sei es nach der einen, sei es nach der anderen Seite, verlangen. Aber Graf Bülow sagte sich mit Recht, daß solche definitive Lösungen ja noch garnicht nöthig, daß sie sogar heute verfrüht und schädlich wären. Die Aenderungen im Ministerium aber stärken des Weiteren die Position des Reichskanzlers und ermöglichen ihm, seine taktischen Züge mit größerer Sicherheit durchzuführen. So lange Herr v. Miquel mit seiner überragenden Autorität bei den Parteien der Rechten als Vizepräsident des Staatsministeriums neben dem Grafen Bülow stand, war es immer möglich, daß zwischen den beiden Herren, obgleich im Endziel zwischen ihnen keine wesentliche Abweichung bestand, Meinungsverschiedenheiten auftauchten und die Politik des Einen die Politik der Andern kreuzte. Wenn Graf Bülow jetzt andeutet, droht oder verspricht, so wissen die Parteien, daß die volle und ungetheilte Macht der Regierung dahinter steht. Mehr hat diese jüngste Wandlung nicht zu bedeuten. Sie enthält keine Entscheidung, nicht einmal eine Vorentscheidung, sondern ist ein Manöver, dessen Werth sich definitiv erst in der zukünftigen Entscheidung bewähren muß. Was Graf Bülow anstrebt, ist klar: er sucht nach wie vor zu einem annehmbaren Kompromiß mit den Konservativen zu gelangen. Herrn v. Miquel's Ausscheiden bedeutet nicht, daß an diesem Ziel irgend etwas geändert ist. Es bedeutet nur, daß der Reichskanzler selbst mit gesteigerter Autorität und konzentrirter Kraft daran weiter zu arbeiten

vermag. Indem er statt eines farblosen Beamten einen Mann mit einem bestimmten und bekannten wirthschaftlichen Programm, Herrn Möller, als Handelsminister an seine Seite rief, hat er seine Reihen sowohl verstärkt, wie jedem, der sehen will, gezeigt, wohin er steuert.

Auf welcher Linie wird er den gesuchten und so sehr wünschenswerthen Kompromiß finden?

Es handelt sich um den Kanalbau und um die Handelsverträge. Diese Nebeneinanderstellung soll aber keineswegs eine Gleichstellung bedeuten. Die Handelsverträge sind ein Werk von unermeßlich weit größerer Wichtigkeit als alle vorgeschlagenen Kanalbauten zusammengenommen, und im Besonderen als der Kanal von der Ems zur Elbe, um den der Streit sich eigentlich dreht. Die Handelsverträge entscheiden schlechtweg über die wirthschaftliche Zukunft des Deutschen Reiches, die aufs Engste mit seiner Weltpolitik, seiner Großmachstellung verbunden ist. Die Kanäle, die heute nicht gebaut werden, können, vielleicht mit Ausnahme des kleinen Emscherkanals, übers Jahr oder sonst einmal gebaut werden. Der Handelsvertrag, der im nächsten Jahr nicht abgeschlossen wird, stürzt unser wirthschaftliches Dasein auf alle Zeiten in Verwirrung. Der Handelsvertrag ist in höchster Potenz eine politische, der Mittellandkanal in der Hauptsache nur eine wirthschaftlich-technisch-finanzielle Frage. Es gehört ja zu der Methode, wie politische Kämpfe geführt werden, daß die Liberalen insinuiren, die Konservativen verweigerten den Kanal aus bloßer reaktionärer Verkehrsfeindschaft. In Wirklichkeit könnte man dies Wort sogar umkehren und behaupten, daß die Liberalen für ein ganz rückständiges, reaktionäres Verkehrsmittel eintreten, während die Konservativen das Mittel der modernen Technik, die Eisenbahn, fordern. Auf jeden Fall ist es einfach nicht wahr, daß die Opposition gegen den Kanal aus bloßer agrarischer Engherzigkeit oder gar aus persönlicher Fronde beleidigter Junker gegen den Kaiser entspringe. Es giebt viele Leute, denen diese beiden Motive sicherlich völlig fremd sind und die doch durch die bisher vorgebrachten Gründe nicht haben überzeugt werden können, daß der Kanal ein nützliches oder gar nothwendiges Unternehmen sei; sie sind vielmehr der Ansicht, daß die vielen Hundert Millionen, die er direkt und namentlich indirekt den Steuernzahlern kosten würde, unendlich viel vortheilhafter und segensreicher durch Bauten und Reformen im Eisenbahnwesen angelegt werden könnten. Wie dem nun auch sei, denn zuletzt sind ja sowohl die Kosten wie die Folgen eines solchen Riesenunternehmens überhaupt nicht vorauszusehen, kein umsichtiger und klug berechnender Staatsmann in Preußen wird um einer derartigen technischen Frage willen, ob Wasserstraßen, ob Eisenstraßen, das historisch so gut bewährte Bündniß zwischen der preußischen Regierung und den Konservativen gewaltsam zerreißen wollen; am allerwenigsten in einem Augenblick, wo er ohnehin genöthigt ist, um des allgemeinen Staatsinteresses willen eine Handelsvertragspolitik nicht nur zu verfolgen, sondern auch durchzusetzen, die wiederum grade die

Interessen der konservativen Kreise nicht so berücksichtigen kann, wie diese es wünschen.

Die Kanalfrage also muß nothwendig zurücktreten und die eigentliche Aufgabe ist, die Konservativen für die Handelsverträge zu gewinnen. Wir haben es von Anfang an an dieser Stelle ausgesprochen, daß wir nicht glauben, daß eine einfache arithmetische Mittellinie zwischen den beiderseitigen Forderungen zum Ziel führen kann. Es sind alte Gegensätze, um die es sich handelt, aber neue Gedanken, neue Formen sind nothwendig, um diesmal das Allgemeinwohl glücklich durch die Ansprüche der Interessen-Gruppen hindurchzuführen. Auf dem Wege der Zoll-Erhöhung den Agrariern zu helfen, ist unmöglich; es kommt darauf an, ob der Herr Reichskanzler Kompensationen findet, die den verständigen und gemäßigten Agrariern annehmbar erscheinen. Leicht wird es nicht sein, damit durchzukommen, da auf der anderen Seite die Linke Alles thun wird, nicht den Kompromiß zu fördern, sondern ihn zu stören. Denn nicht bloß die Dinge selbst, um die gekämpft wird, sind es, auf die es den Herren ankommt, ebenso wichtig und noch wichtiger ist ihnen, bei dieser Gelegenheit die Konservativen zu stürzen, sie möglichst unheilbar mit der Krone zu entzweien. Der ungeheure Eifer für den Kanal ist nicht ganz frei von dem Beigeschmack der politischen Intrigue. Auf der konservativen Seite ist wiederum an der Neigung zum Kompromiß nicht zu zweifeln. Der Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz hat in unserem vorigen Heft Vorschläge gemacht, den Konservativen den Kanal annehmbar zu machen, und jüngst im „Tag" seine Idee weiter ausgebaut. Der Vorschlag ist in sich vortrefflich konstruirt: die wachsenden Eisenbahn-Ueberschüsse sollen gesetzlich für Tarif-Ermäßigungen festgelegt werden, um die übrigen Landestheile gegen die durch den Kanal bevorzugten von vornherein sicherzustellen. Es ist höchst charakteristisch, daß die liberale Presse diese Ideen des Herrn v. Zedlitz eigentlich nur mit Hohn und Spott und widersinnigen Insinuationen behandelt; man will eben gar keinen Kompromiß, man will den Krieg bis aufs Messer, in der Hoffnung, darin zu siegen.

Auch ich glaube nun, wie ich schon das vorige Mal ausgeführt, daß Herr v. Zedlitz die richtigen Modalitäten für sein Bestreben noch nicht gefunden hat. Aber an seinem guten Willen, wie an dem seiner Freunde sich mit der Regierung nicht dauernd zu veruneinigen, ist garnicht zu zweifeln, und so braucht man denn die Hoffnung nicht aufzugeben, daß endlich auch Vorschläge ans Licht treten werden, die uns ohne „innere Krisen" zu neuen Handelsverträgen hin- und an dem Mittelland-Kanal vorbeiführen. Auf dem Gebiet der ländlichen Arbeiterfrage ist die Regierung in der Lage, der Landwirthschaft eine Wohlthat zu erweisen, die werthvoller wäre als alle Zoll-Erhöhungen.

24. 5. 1901. D.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Straße 72-74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauer-Straße 86-88.

Juni 1901. Einhundertundvierter Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1901.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte. H. Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. 2. Theil, 1. Hälfte. Römer und Germanen. (S. 527.) — E. D.: M. v. Bunsen, Georg v. Bunsen. (S. 528.) — Schultheß' Europäischer Geschichtskalender (G. Roloff). (S. 531.) — Histoire Générale (Lavisse et Rambaud). (S. 531.)

Literatur. H. Conrad, Prof., Gr. Lichterfelde: Engl. Literatur. R. Farquharson Sharp, Baumeister der englischen Literatur. — W. Whitten, Defoe. — W. H. Hudson, Walter Scott. — Englische Urtheile über Kipling. — St. Phillips, Herodes. — Mrs. W. K. Clifford, Das nächtige Bild. — Mrs. Humphry Ward, Helbeck von Bannisdale. — Eleanor. — A. Hope, Quisanté. (S. 534.) — Mundt, Ob.-Verw.-Ger.-Rath, Berlin: Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie. (S. 546.) — M. Lorenz, Karlshorst: H. v. Kahlenberg, Eva Sehring. (S. 550.)

Theater-Korrespondenz. Von Max Lorenz, Karlshorst. (S. 551.)

Akademischer Verein für Kunst und Literatur: Sardanapel, Byron. (Josef Kainz.)
Deutsches Theater: Mutter Maria, Ernst Rosmer.
Residenz-Theater: Der dumme Hans, E. von Keyserling.

Politische Korrespondenz.

Dr. H. Schacht, Berlin: Die Aussichten eines Deutsch-Amerikanischen Handelsvertrages. (S. 557.)
D.: Der Ministerwechsel in Preußen. (S. 565.)


OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
OBERSALZBRUNN
SCHUTZ-MARKE

Buchdruckerei der Aktiengesellschaft „Nationalzeitung", Berlin W.



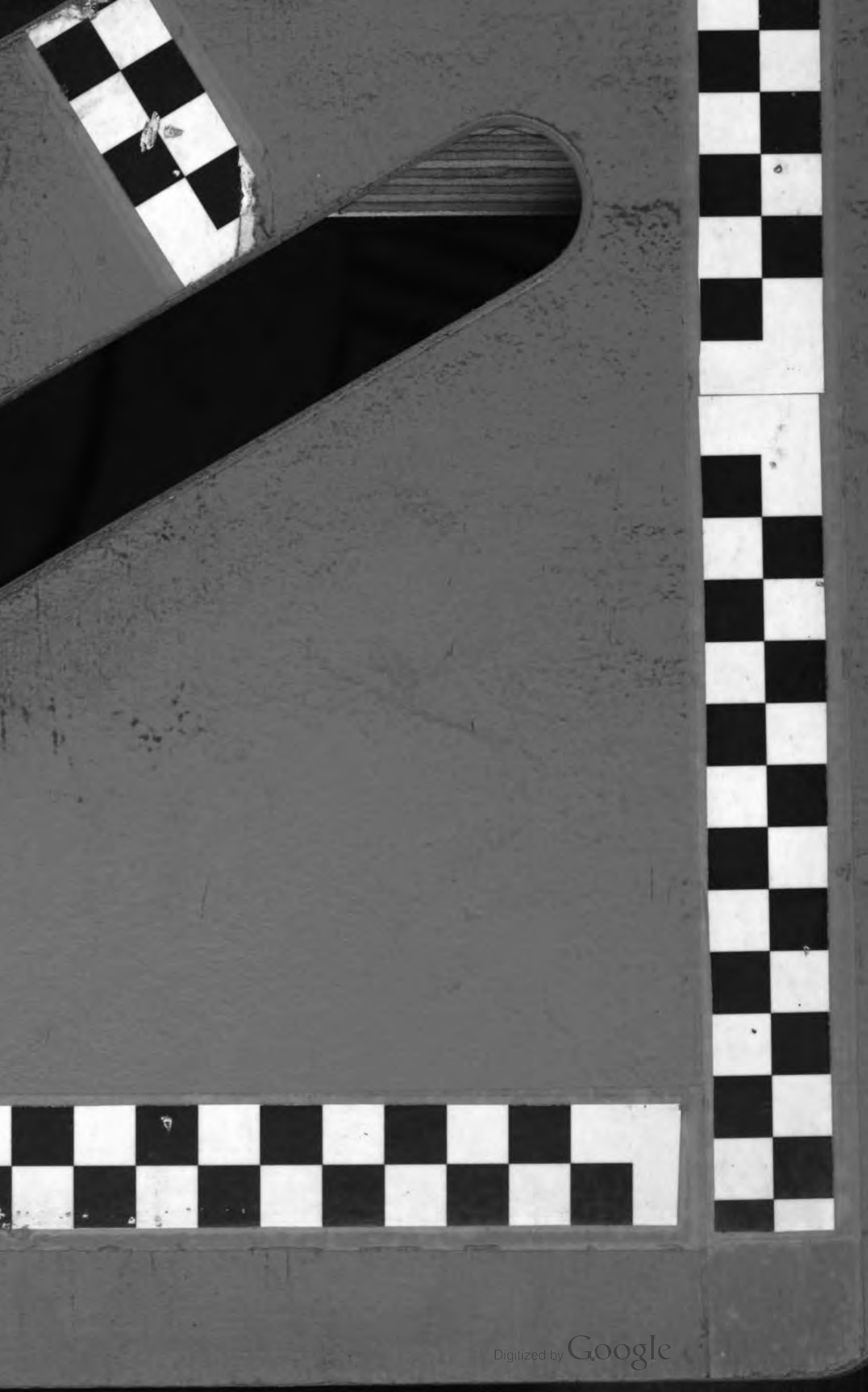
Buchdruckerei der Aktiengesellschaft „Nationalzeitung“, Berlin W.











PREUSSISCHE

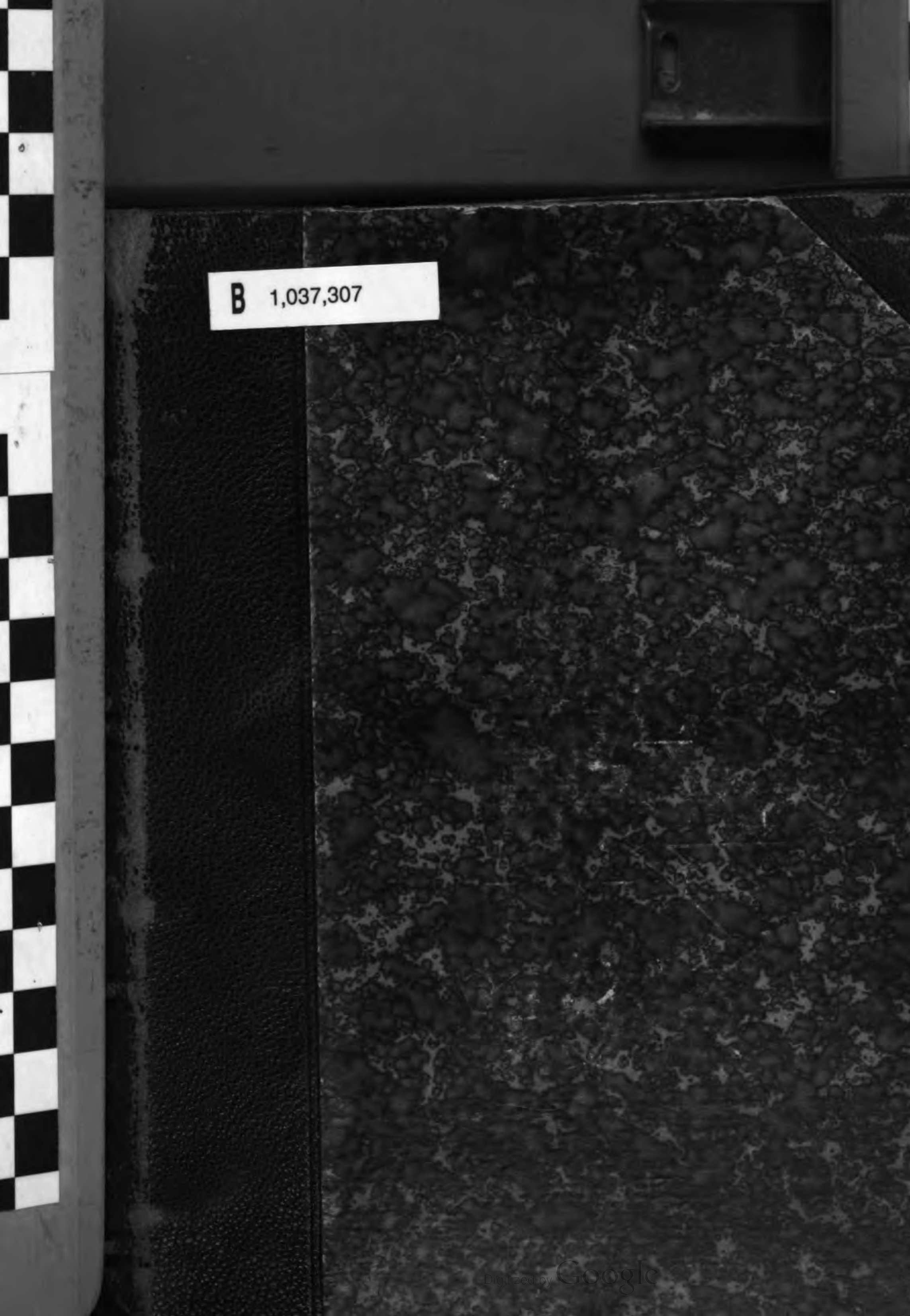
JAHRBÜCHER

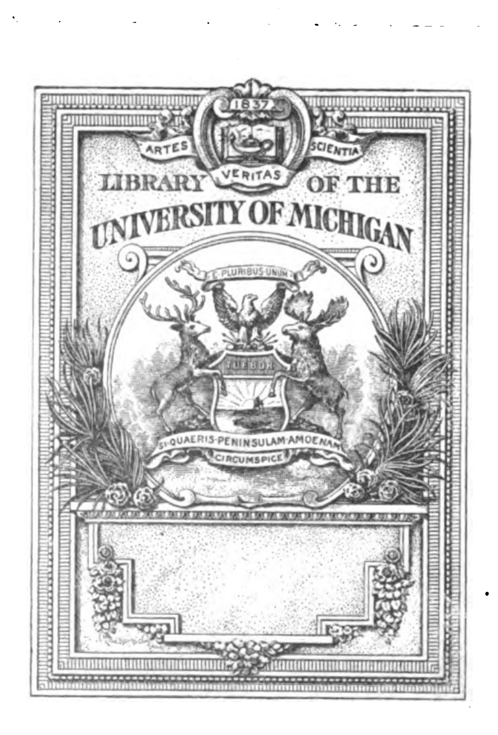
105-6

JULY-DEC

1901






1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


SCIENTIA
OF THE
MICHIGAN



Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

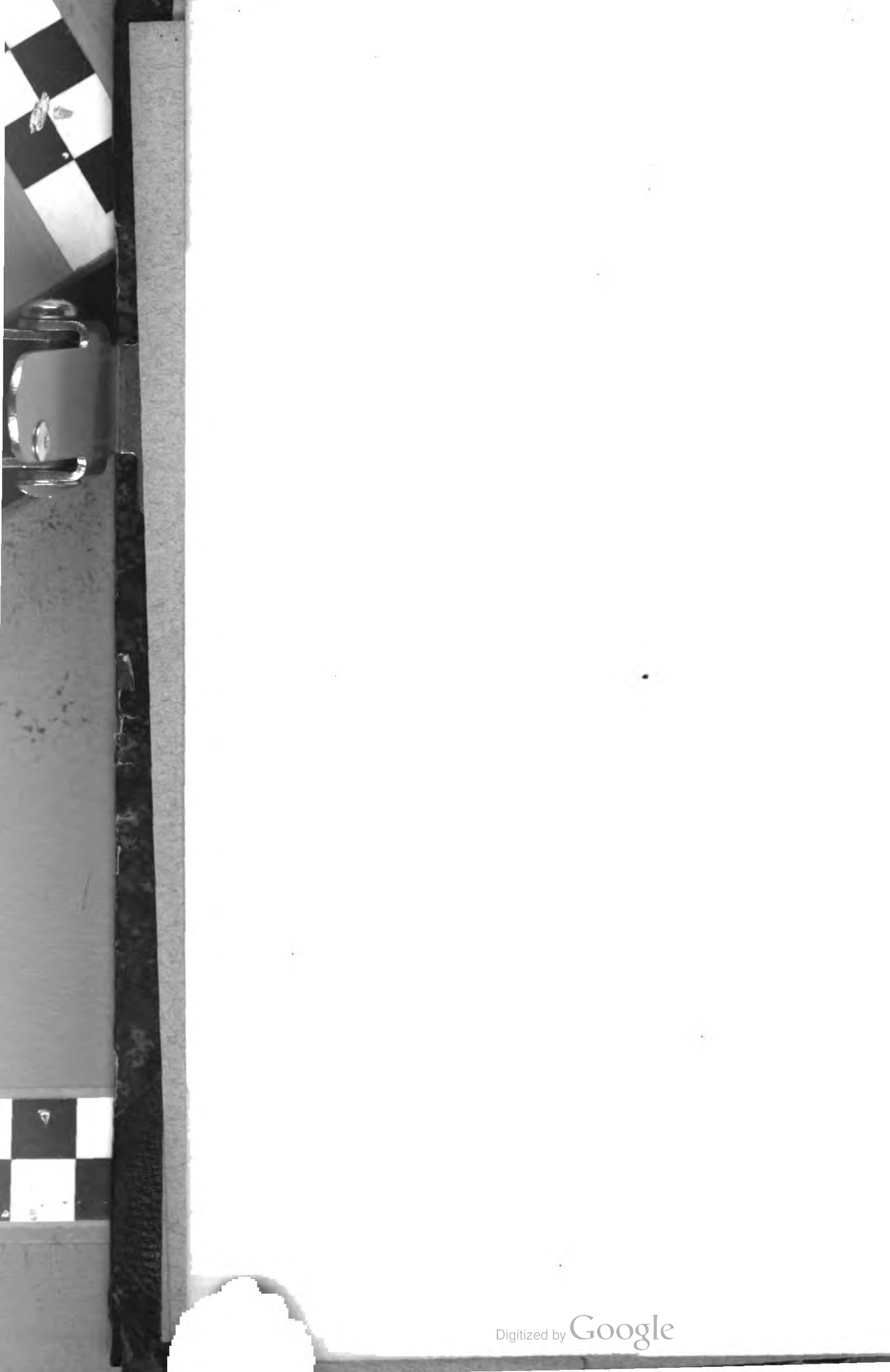
Hans Delbrück.

Einhundertundfünfter Band.

Juli bis September 1901.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

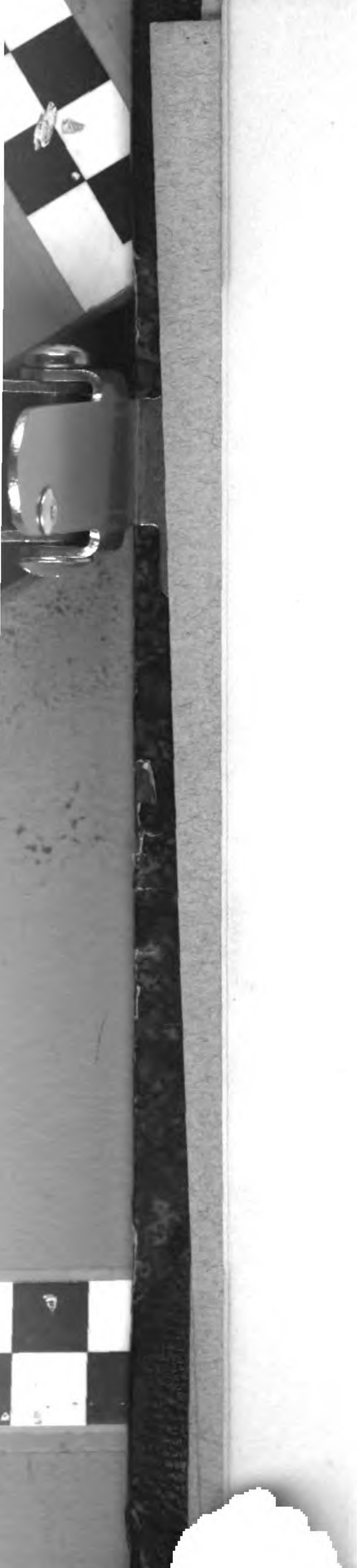


Inhaltsverzeichniß

des

105. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.



Besprochene Werke.

Beſprochene Werke.

Politiſche Korreſpondenz.



Miquel als Finanz- und Staatsminister.

Von

O. Freiherrn v. Zedlitz und Neukirch.

Als Herr von Miquel vor nunmehr elf Jahren das Finanzministerium übernahm, befanden sich sowohl die Staatssteuern, als der Staatshaushalt in sehr unbefriedigender Verfassung. Die Einkommensteuer war durch das Gesetz vom 26. März 1883 nothdürftig vor dem Abbruch von außen geschützt, verfiel aber schon wegen der grundsätzlichen Laxheit der Veranlagung in sich mehr und mehr. Die Ertragssteuern waren im Vergleich zur Einkommensteuer im Ganzen viel zu hoch und erfaßten die verschiedenen Einkommensquellen nach Art und Höhe sehr ungleich, sodaß der Ertrag von Grund und Boden sehr stark vorbelastet war, der Ertrag des zinsbar angelegten Kapitals aber ganz frei ausging. Die Stempelsteuer endlich war in Folge der zahlreichen Aenderungen des Stempelgesetzes von 1822 völlig unübersichtlich geworden und entsprach auch nicht mehr überall den Grundsätzen steuerlicher Gerechtigkeit. Auf die reichen Jahre 1888 und 1889 war bereits in den eigenen Einnahmen Preußens eine rückläufige Bewegung gefolgt, deren Ende nicht abzusehen war, und der Reichszuschuß, welcher in dem vorhergehenden Jahrzehnt eine so große Rolle gespielt hatte, reichte schon nicht mehr für die rasch steigenden Ueberweisungen an die Kreise aus und stellte weiteren Rückgang in sichere Aussicht. Außer jenen Ueberweisungen stiegen auch die festen Staatsbeiträge zu den Volksschullasten, sowie die Ruhegehälter und Reliktengelder von Gesetzes wegen stetig und überdies war der erste Schritt zu einer allgemeinen Erhöhung des Dienst-

einkommens der Beamten und Lehrer unternommen. Preußen stand daher wiederum vor einer Defizitperiode, wie in den Jahren 1876—1886.

Dem neuen Finanzminister erwuchsen daher zwei große Aufgaben: die vollständige Neuordnung des Staatssteuerwesens und die dauernde Sicherung des Gleichgewichts im Staatshaushalt; er hat beide alsbald mit Feuereifer in Angriff genommen und die erste vollständig und glänzend, die zweite zwar auch in der Hauptsache, aber weder ganz vollständig noch ganz einwandsfrei gelöst.

Die Einkommensteuer nebst der sie ergänzenden Vermögenssteuer beruht durchweg auf den Grundsätzen gleichmäßiger, nach der Leistungsfähigkeit abgestufter Besteuerung. Freilassung des Existenzminimums, nach unten stark abfallende Steuersätze, weitgehende Berücksichtigung besonderer, die individuelle Leistungsfähigkeit beeinträchtigender Umstände, Anzeigepflicht und wirksame Nachprüfung durch die Veranlagungsorgane sind die in dieser Hinsicht besonders charakteristischen Grundzüge des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891. Die Vermögenssteuer von 1/2 auf das Tausend ergänzt die Einkommensteuer in richtigem Verhältniß nach der Richtung der Erfassung der höheren Steuerkraft des fundirten Einkommens; bei ihrer Niedrigkeit fällt die Gleichmäßigkeit des Steuersatzes und der Mangel der Anzeigepflicht nicht bedenklich ins Gewicht.

Durch den Verzicht des Staates auf die Ertragssteuern zu Gunsten der Gemeinden sind diese zur vollen Ausnutzung der vorzugsweise für sie geeigneten Steuerquellen in Stand gesetzt und so von der Nothwendigkeit befreit, das Einkommen in übermäßiger, selbst für die Richtigkeit der Veranlagung bedrohlicher Weise zu belasten. Auch im Uebrigen verfolgt das Kommunalsteuergesetz den richtigen Gedanken, die Gemeinden in die Lage zu bringen, ihren Haushalt in erster Linie auf Beiträge ihrer Angehörigen nach dem Grundsatze von Leistung und Gegenleistung und nur ergänzungsweise auf die Besteuerung des Einkommens zu gründen.

Der finanzielle Erfolg war glänzend. Der Ertrag der Einkommensteuer stieg bei der ersten Veranlagung nach dem neuen Gesetze von nicht voll 80 auf nicht voll 125, also um rund 45 Millionen Mark; für das laufende Jahr ist er auf 174 Millionen Mark veranschlagt. Beschwerden werden naturgemäß auch jetzt noch namentlich aus denjenigen Kreisen laut, welche früher einen Theil ihres Einkommens der Besteuerung durch den Staat entziehen

konnten, jetzt aber nach dessen vollem Betrage herangezogen werden; im Großen und Ganzen aber hat sich die Miquel'sche Steuerreform rasch und gut, in Anbetracht des an Verwilderung grenzenden Verfalls der Veranlagung sogar ganz ungewöhnlich rasch und leicht eingebürgert. Wenn dies betreffs der Gemeindebesteuerung noch nicht in demselben Maße der Fall ist, so liegt der Grund darin, daß der frühere Oberbürgermeister von Frankfurt die autonome Leistungsfähigkeit der großen Gemeinden überschätzt hat. Selbst die meisten Großstädte haben von der Befugniß, besondere Grund- und Gewerbesteuern einzuführen, keinen Gebrauch gemacht und behelfen sich mit Prozenten der in der Regel als Grundlage für die großstädtische Besteuerung wenig geeigneten Staatssteuern; sogar in Berlin hat man es zu einer besonderen Gewerbesteuer bisher nicht gebracht, so wenig gerade hier die Besteuerung nach dem Gewerbesteuergesetze vom 24. Juni 1891 dem Grundsatze von Leistung und Gegenleistung entspricht.

Die Durchführung der Steuerreform stand auf der Höhe ihres sachlichen Gehalts. Ihre Theilung in zwei Abschnitte war sachgemäß, ja aus finanziellen Gründen selbst geboten. Herr von Miquel beschränkte sich zunächst in sehr zweckmäßiger Weise auf die Neuordnung der Einkommen- und der Gewerbesteuer; hier herrschte über die leitenden Gesichtspunkte bereits allgemeines Einverständniß, auch standen zweifellos werthvolle Vorarbeiten im Finanzministerium zu Gebote. War die Frucht reif, so galt es auch, sie möglichst bald zu pflücken, theils um den im Landtage durch die Stockung unter Bismarck hervorgerufenen Reformeifer voll auszunutzen, theils weil die weitere Entschließung wesentlich von dem finanziellen Erfolge der Einkommensteuerreform abhing. Noch kein volles Jahr nach Miquel's Amtsantritt konnten beide Gesetze verabschiedet werden.

Darüber, was weiter zu geschehen haben werde, bestand, abgesehen von dem allgemeinen Leitsatze, daß der Staat so weit als möglich auf die Ertragsteuern zu Gunsten der Gemeinden zu verzichten haben werde, noch die größte Unklarheit. Insbesondere darüber, wie die seit einem halben Menschenalter geforderte Ueberweisung dieser Steuern an die Gemeinden durchzuführen und wie Ersatz für sie als Einnahmequelle und Haupttheil des Steuersystems zu beschaffen sei. Herrn von Miquel's Verdienst ist es, daß, als der über Erwarten glänzende Erfolg der Einkommensteuer-Reform es gestattete, ganze Arbeit zu machen, die leitenden Grund-

gedanken der Reform, für die Besteuerung durch den Staat eigne sich am meisten die Einkommensteuer, die Ertragssteuer dagegen für die Besteuerung durch die Gemeinde, mit kühner Entschlossenheit voll durchgeführt wurden. In der That war die Zusammenfassung der Staatsbesteuerung in einer einheitlichen, nur nach der Richtung einer Vorbesteuerung des fundirten Einkommens ergänzten Einkommensteuer und die vollständige Aufgabe der Ertragssteuern einschließlich der Bergwerksabgaben als Staatssteuer nicht nur die theoretisch richtigste Lösung des gesetzgeberischen Problems, sondern Angesichts der Unvollständigkeit und Unvollkommenheit des preußischen Ertragssteuersystems und der Fülle schwieriger Streitfragen, welche sich bei der Frage der theilweisen Beibehaltung der Ertragssteuern als Staatssteuer alsbald aufwarfen, der einzige praktische Weg zu einer dauernd befriedigenden Neuordnung des Steuersystems. Von gleicher Entschlossenheit zeugt der Entschluß, die Vorbesteuerung des fundirten Einkommens in der logisch allein richtigen Form der Steuer nach dem Vermögen herbeizuführen, obwohl sich dieser Gedanke noch entfernt in der öffentlichen Meinung nicht eingebürgert hatte, mithin auf starken Widerstand im Landtage zu rechnen war. Endlich läßt auch die Verbindung des großen Werkes des Kommunalabgabengesetzes mit der Neuordnung des Staatssteuersystems den festen Willen erkennen, ein vollständiges in sich geschlossenes und abgeschlossenes Werk zu schaffen.

Schließlich ließ auch, abgesehen von einem Augenblicke der Schwäche, als die Häuser des Landtages abweichende Beschlüsse über die Progression der Einkommensteuer gefaßt hatten, die parlamentarische Taktik nichts zu wünschen. Die taktische Kunst, mit der Herr von Miquel es fertig brachte, für die Vermögenssteuer eine Mehrheit in dem zu zwei Dritteln gegnerischen Abgeordnetenhause zu gewinnen, war geradezu bewundernswerth.

Steht naturgemäß die Neuordnung der Stempelsteuer an Bedeutung weit hinter der Reform der direkten Steuern zurück, so bedeutet das Stempelsteuergesetz von 1895 doch nicht bloß in Bezug auf Uebersichtlichkeit und Klarheit, sondern auch in Bezug auf die Anpassung der Steuer an die Leistungsfähigkeit durch höhere Belastung der stärkeren und Entlastung der schwächeren Schultern einen sehr bedeutenden Fortschritt.

Kurzum, die Miquelsche Reform der Staats- und Kommunalbesteuerung ist ein gesetzgeberisches Werk von großem Wurfe und hoher Vollendung, das seinem Urheber für alle Zeiten einen

Ehrenplatz unter den großen Finanz- und Staatsmännern Preußens sichert.

Wie außerordentlich günstig sich unter Herrn von Miquel's Leitung die preußischen Finanzen gestaltet haben, zeigt deutlich die Thatsache, daß die für das laufende Jahr in Aussicht zu nehmenden Staatseinnahmen außer zur Deckung des dauernden Staatsbedarfes auch noch zur Dotirung des Extraordinariums mit mehr als 217 Millionen Mark ausreichen, obwohl der Bedarf an Zuschüssen zu den dauernden Staatsverwaltungsausgaben, in denen der Aufwand des Staates für Kulturzwecke in der Hauptsache enthalten ist, seit 1890/1891 von 262,5 auf 383,7, also um 111,2 Millionen Mark oder über 42 Prozent gestiegen waren. Das diesjährige Extraordinarium übersteigt den Jahresbedarf um wenigstens 100 Millionen Mark; dieser Betrag soll und wird als Reserve für die nächsten Jahre verfügbar bleiben. Da schon seit drei Jahren in ähnlicher Weise Reserven angesammelt sind — die verfügbaren Bestände der Eisenbahnverwaltung aus früheren Jahren werden für den Beginn des Etatsjahres allein auf etwa eine Viertel-Milliarde geschätzt —, kann sich das Verhältniß von Einnahme zur Ausgabe nicht nur um 100, sondern vorübergehend selbst um 150 Millionen Mark und mehr verschlechtern, ohne daß eine Störung des Gleichgewichts im Staatshaushalt zu befürchten wäre.

Wie anders die Dinge lagen, als Herr von Scholz unmittelbar nach der wirthschaftlichen Hochkonjunktur von 1889 bis 1890 zurücktrat, ist Eingangs dargelegt. Die Bilanz des Finanzministeriums der Milliardenzeit Camphausen war sogar eine Verschlechterung des Verhältnisses von Einnahme und Bedarf um 28 Millionen Mark. Herr von Miquel hinterläßt dagegen die preußischen Finanzen in einer so glänzenden Lage, wie sie seit Friedrich dem Großen nicht gewesen sind.

Dabei ist dieser Erfolg nicht etwa durch Erhöhung der Steuern herbeigeführt. Die Steuerreform bezweckte nur eine gerechtere Vertheilung, nicht aber eine Vermehrung der Steuerlast. Nur insofern, als sowohl die Einkommensteuer wie die Stempelsteuer den Staat jetzt mehr als früher an der aufsteigenden Bewegung des Erwerbslebens Theil nehmen lassen, wohnt der Steuerreform auch eine fiskalische Bedeutung bei. Die Mittel zur Erreichung des Zweckes waren, abgesehen von der Zinsherabsetzung betreffs der vierprozentigen Konsols mit einer Wirkung von 12,7 Millionen Zinsersparniß im Jahre, vielmehr pflegliche Behandlung der Staatseinnahmen und

Bemessung des dauernden Staatsbedarfs nach den Regeln weiser Sparsamkeit. In ersterer Hinsicht sind namentlich die Einführung von Bauleitungs- und Bauaufsichtsgebühren, das Gerichtskostengesetz vom 25. Juni 1895, die allgemeine Nachprüfung der Tarife für Schifffahrtsabgaben, zu dem Zwecke, die Einnahmen des Staates aus seinen Verkehrsanlagen in ein richtigeres Verhältniß zu den Ausgaben zu bringen, und die Ablehnung einer allgemeinen Herabsetzung der Eisenbahntarife, namentlich der Personentarife, zu nennen. Herrn von Miquel's grundsätzlicher Standpunkt bei der Behandlung der dauernden Staatsausgaben war der, möglichst Alles zu bewilligen, was zur Erfüllung des Staatszweckes und zur Lösung der Kulturaufgaben des Staates nothwendig ist, eine Steigerung des dauernden Staatsaufwandes darüber hinaus, insbesondere aber Mehrausgaben luxusartiger Natur oder für Ressortsteckenpferde aber sorgsam zu verhüten. Dabei sollen die zur Deckung des dauernden Staatsbedarfes verfügbaren Mittel so zweckmäßig als möglich verwandt und auf die einzelnen Verwaltungszweige vertheilt werden. Herr von Miquel verlangte deshalb von seinen Räthen, daß sie in derjenigen Verwaltung, deren Etats sie bearbeiten, genau so gut Bescheid wissen, wie die Referenten in dem betreffenden Ministerium selbst. Mit so sachkundigem Beirath konnte ein Mann von dem reichen Wissen und dem hervorragenden praktischen Scharfblick Miquel's nicht nur die finanzministerielle Kritik bis in die Einzelheiten sachgemäß und wirksam üben, sondern selbst positiv zu Verbesserungen anregen.

Besondere Fürsorge hat Herr von Miquel natürlich der allmählich zu einer Hauptfinanzquelle entwickelten Eisenbahnverwaltung gewidmet; theils galt es, die Betriebsüberschüsse zu steigern oder zu erhalten, theils einer übermäßigen Vermehrung der dauernden Staatsausgaben auf steigende, ihrer Natur nach aber schwankende Ueberschüsse der Eisenbahnen hin vorzubeugen.

Der finanzministeriellen Bremse bezüglich der Betriebsausgaben und der Tarife ist in erster Linie, wenn auch keineswegs allein, die Besserung des Verhältnisses der Betriebseinnahmen und Betriebsausgaben von 1891 auf 1896 zu danken; der Prozentsatz sank von 65,44 auf 54,17 Prozent. Zur Erreichung des zweiten Zieles wurden die bisher aus Anleihen bestrittenen Kosten für die durch den steigenden Verkehr nothwendig werdenden Erweiterungen der stehenden Anlagen und Vermehrungen des Fuhrparks der im Betriebe befindlichen Bahnen durch Einstellung in den Etat auf die

Betriebseinnahmen angewiesen und von 1898 ab die Extraordinarien der Eisenbahnverwaltung bewußt über Bedarf hoch bemessen. Während 1890/1891 dieses Extraordinarium nur 16 Millionen betrug, werden im laufenden Jahre rund 100 Millionen Mark der Betriebseinnahmen von den einmaligen Ausgaben in Anspruch genommen und so der Verwendung für allgemeine Staatszwecke entzogen. Endlich werden von der Wiederbelebung des Verkehrs im Jahre 1896 an die Eisenbahneinnahmen planmäßig übervorsichtig veranschlagt, so daß die Isteinnahme regelmäßig den Etatsansatz sehr beträchtlich überstiegen hat. Ebenso ist übrigens auch in allen andern Einnahmeverwaltungen verfahren worden; die Folge waren regelmäßige Rechnungsüberschüsse von 80 Millionen Mark und mehr, sowie eine entsprechende Kürzung der für Ausgabevermehrungen verfügbaren Mittel. Schließlich schob Herr von Miquel einer übermäßigen Vermehrung der dauernden Ausgaben einen Riegel durch Gewährung einmaliger starker Zuschüsse zu den Etatsfonds vor. So ist in dem Staatshaushaltsplane von 1901 der Etatsfonds zu Beihilfen für Volksschulbauten durch Einstellung eines Zuschusses ins Extraordinarium von 1 Million auf 14 Millionen erhöht, aber eine dauernde Verstärkung des Etatsfonds vermieden worden.

So ist es in der That gelungen, trotz der Hochfluth der Einnahmen den Ausgabeetat in den Grenzen weiser Sparsamkeit zu halten und einer unwirthschaftlichen Behandlung der Einnahme vorzubeugen. In der Erziehung zu so soliden Finanzgrundsätzen, wie sie Herr von Miquel sowohl gegenüber den andern Ressorts als gegenüber dem Landtag sich mit Erfolg angelegen sein ließ, liegt gleichfalls eine nicht zu unterschätzende Bürgschaft für die künftige Sicherheit der Finanzen.

Schließlich ist durch Beschränkung der Inanspruchnahme des Staatskredits für Ausgaben zur Vermehrung des werbenden Staatsvermögens und durch Einführung der gesetzlichen Verpflichtung, alljährlich $^3/_5$ Prozent des jeweiligen Betrages der Staatsschuld und außerdem alle Ueberschüsse zur Schuldentilgung zu verwenden, einem übermäßigen Anwachsen der Staatsschuld vorgebeugt und durch das Gesetz über den Staatshaushalt eine sichere rechtliche Grundlage für die Finanzverwaltung und deren zentrale Stellung gegenüber den andern Ressorts geschaffen. Kurzum Herr von Miquel hat auch für die dauernde Sicherung der preußischen Finanzen Großes geleistet und sich um den preußischen Staat so verdient

gemacht, wie nur je einer der andern großen Finanzmänner im preußischen Staatsdienste.

Gänzlich mißlungen ist ihm dagegen der Versuch, das finanzielle Verhältniß zum Reiche fest und in den Interessen Preußens entsprechender Weise zu ordnen. Der große Anlauf, welchen Herr von Miquel 1893 zur Erreichung dieses Zieles unternahm, war von vornherein wenig Erfolg versprechend. Daß Herr von Miquel im Hochgefühle des großen Erfolges der Steuerreform, dem Anreize, eine so schwierige Aufgabe, wie die Reichsfinanzreform, selbst zu lösen, nicht widerstand, sondern sich an die Spitze des finanzpolitischen Feldzuges stellte, statt das Reichsschatzamt und die Finanzminister der Mittel- und Kleinstaaten vorangehen zu lassen, war bei der Zusammensetzung des Reichstages ein schwerer taktischer Fehler. Ein nicht geringerer die Bepackung der Vorlage mit dem Reichszuschuß von 40 Millionen Mark und demzufolge mit Steuervorschlägen, welche durch ihren Umfang und die Fragwürdigkeit einiger ihre Theile abschreckend wirkten. Die Vorlage scheiterte bekanntlich vollständig und ebenso ein im folgenden Jahre unter Verzicht auf den Reichszuschuß wiederum unternommener Vorstoß. Der Rückschlag traf in erster Linie die preußische Regierung und vornehmlich Herrn von Miquel, der von da ab jeden Einfluß auf den Reichstag und die Reichsfinanzen verlor. Die Bundesstaaten stehen nach wie vor vor der Aussicht auf Heranziehung mit durch Ueberweisungen nicht gedeckte Matrikulareinlagen in beträchtlicher und überdies nicht vorauszusehender Höhe und dürften vielleicht schon 1902 recht empfindlich heimgesucht werden.

Ebensowenig ist in der absichtlich niedrigen Etatisirung der Eisenbahneinnahmen und der übermäßigen Dotirung der Extraordinarien trotz das jetzigen Erfolges beider Maßnahmen ein auf die Dauer ausreichendes einwandfreies Mittel zur Verhütung ungünstiger Einwirkungen der Schwankungen in den Eisenbahnüberschüssen auf den Staatshaushalt zu erkennen. Nur einem Finanzminister von der Energie und der Autorität Herrn von Miquel's kann eine solche beinahe gewaltsame Kürzung der verfügbaren Deckungsmittel für den Jahresbedarf vorübergehend gelingen. Die übermäßige Dotirung der Extraordinarien, insbesondere derjenigen der Zuschußverwaltungen, führt überdies zu einer überdurchschnittlichen Bauthätigkeit des Staates in Zeiten der Hochkonjunktur, wo eine solche nicht nur an sich besonders kostspielig ist, sondern auch der privaten Erwerbsthätigkeit eine empfindliche Konkurrenz auf

dem Arbeits- und Geldmarkte macht, und gewöhnt die Verwaltungen an eine weitherzige Behandlung der Baubedürfnisse, steigert mithin deren Ansprüche auf diesem Gebiete.

Ungleich bedenklicher war die einseitige Behandlung der Eisenbahnen als Einnahmequelle durch Herrn von Miquel. Die Kehrseite der Herabdrückung des Betriebskoeffizienten der Staatsbahnen in der ersten Hälfte seiner Amtsthätigkeit war die Ablehnung auch solcher Ermäßigungen der Güterfrachten, welche, wie die 1891 von der ganzen Industrie so dringend verlangte Einführung des Rohstofftarifs für Kohlen und andere Brennstoffe, die Ueberwindung der schweren Absatzstockung jener Jahre zu erleichtern und zu beschleunigen geeignet waren, und eine Einschränkung der Ausgaben, welche nicht nur in jener Zeit der Beschäftigungslosigkeit von den betheiligten Industrien schwer empfunden wurde, sondern auch verschuldete, daß die Anlagen und der Fuhrpark der Staatsbahnen zur betriebsicheren Bewältigung des seit 1896 rasch steigenden Verkehrs nicht ausreichten und nach dem Unglückssommer 1897 mit sehr großen Mehrkosten eiligst erweitert, ergänzt und vermehrt werden mußten.

Dazu kommt, daß der Ueberschuß der Staatsbahnen über die Kosten der Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschulden hinaus in rasch steigendem Betrage zur Bestreitung des allgemeinen Staatsbedarfs herangezogen wurde. Während 1887/88 nur 3 Millionen Mark und 1890/91 erst 55 Millionen Mark von den Staatsbahnen zu diesem Zwecke erfordert wurden, sieht der Staatshaushaltsplan für 1901 einen Zuschuß der Staatsbahnen zu den allgemeinen Staatsausgaben von beinahe 186 Millionen Mark vor; bei einem Nettobetrage dieser Ausgaben von 528 Millionen Mark ist also mehr als ein Drittel derselben auf den Zuschuß der Staatsbahnen gegründet! Je stärker die Eisenbahnen in den Dienst der Staatsfinanzen gestellt werden, um so weniger werden sie leistungsfähig für Erwerbsleben und Volkswohlstand. Die Tarifpolitik der Staatsbahnen ist in die engsten fiskalischen Fesseln geschlagen und steht schon jetzt mit den Zielen der Verstaatlichung, den Direktiven der Reichsverfassung und dem Leitsatze der Begründung der wasserwirthschaftlichen Vorlage, daß eine Verminderung der Produktionskosten durch Ermäßigung der Güterfrachten im Interesse unserer Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande sowohl auf dem Inlands-, wie auf dem Weltmarkte geboten sei, im Widerspruche. Hier ist eine Umkehr von den Miquel'schen Bahnen um so dringlicher, je

Miquel als Finanz- und Staatsminister.

Von

O. Freiherrn v. Zedlitz und Neukirch.

Als Herr von Miquel vor nunmehr elf Jahren das Finanzministerium übernahm, befanden sich sowohl die Staatssteuern, als der Staatshaushalt in sehr unbefriedigender Verfassung. Die Einkommensteuer war durch das Gesetz vom 26. März 1883 nothdürftig vor dem Abbruch von außen geschützt, verfiel aber schon wegen der grundsätzlichen Laxheit der Veranlagung in sich mehr und mehr. Die Ertragssteuern waren im Vergleich zur Einkommensteuer im Ganzen viel zu hoch und erfaßten die verschiedenen Einkommensquellen nach Art und Höhe sehr ungleich, sodaß der Ertrag von Grund und Boden sehr stark vorbelastet war, der Ertrag des zinsbar angelegten Kapitals aber ganz frei ausging. Die Stempelsteuer endlich war in Folge der zahlreichen Aenderungen des Stempelgesetzes von 1822 völlig unübersichtlich geworden und entsprach auch nicht mehr überall den Grundsätzen steuerlicher Gerechtigkeit. Auf die reichen Jahre 1888 und 1889 war bereits in den eigenen Einnahmen Preußens eine rückläufige Bewegung gefolgt, deren Er[illegible] abzusehen war, und der Reichszuschuß, welcher in de[illegible]nden Jahrzehnt eine so große Rolle gespielt hatte, [illegible] nicht mehr für die rasch steigenden Ueberweisunge[illegible] aus und stellte weiteren Rückgang [illegible]en Ueberweisungen stiegen auch die [illegible] Volksschullasten, sowie die Ruhe[illegible]n Gesetzes wegen stetig und überdies [illegible]r allgemeinen Erhöhung des Dienst-

unzweifelhafter uns auf dem Weltmarkte ein Existenzkampf nahe bevorsteht und demzufolge eine wirksame Ermäßigung der Güterfrachten geradezu eine Lebensfrage werden kann.

Wie in der bisweilen mit der Verantwortlichkeit der anderen Minister kaum noch vereinbaren starken Einwirkung auf die ganze Staatsverwaltung, so zeigt auch auf diesem Gebiete die Miquel'sche Finanzverwaltung die Fehler ihrer Vorzüge, aber diese überwiegen doch weit. Jene wieder gut zu machen, ist nicht allzu schwer, das Erbe aber, das der preußische Staat aus der Finanzpolitik übernommen hat, wird ihm, sofern es nicht vergeudet wird, durch Generationen zum Segen gereichen.

Ein Mann von der staatsmännischen Begabung, dem Thaten- und Herrschaftsdrange Miquel's würde auch bei anderer Besetzung des Ministerpräsidiums und des Ministeriums des Innern einen entscheidenden Einfluß auf die gesammte Leitung der Staatsgeschäfte gewonnen haben. Wie die Dinge lagen, war er allmählich zum spiritus rector des Staatsministeriums emporgewachsen. Als solcher ist er der Gegenstand lebhafter Anfeindung nicht nur Seitens der Linksliberalen, sondern auch Seitens seiner früheren Parteigenossen geworden, obwohl er für diese stets eine bisweilen geradezu unbegreifliche Schwäche gehabt hat. Hatten die Nationalliberalen, wie es scheint, erwartet, Herr von Miquel werde als Staatsminister nationalliberale Parteipolitik treiben, so haben sie allerdings ihren Mann absolut nicht gekannt. Mit Recht hat Windthorst Herrn von Miquel schon vor 20 Jahren als konservativen Realpolitiker bezeichnet. Als solcher im besten Sinne hat sich Herr von Miquel, was Ziele und Absichten anlangt, in seiner Ministerlaufbahn bewährt. Völlig unbegründet aber ist der Vorwurf, daß er sich in den Dienst des ostelbischen Junkerthums gestellt habe, manche der von ihm mit besonderem Nachdruck verfolgten Pläne, wie die innere Kolonisation unter Leitung der Generalkommissionen, haben vielmehr in diesen Kreisen scharfen Widerspruch gefunden.

Wohl aber hatte Herr von Miquel volles Verständniß für die staatserhaltende Bedeutung des Großgrundbesitzes in den altpreußischen Landestheilen und der darauf alteingesessenen Familien mit der gefesteten Tradition unwandelbarer Königstreue und des Heeres- und Staatsdienstes, genau ebenso wie er volles Verständniß für die besondere staatserhaltende Kraft des Mittelstandes in Stadt und Land bekundete. Seinem staatsmännischen Blicke war es ferner natürlich nicht entgangen, wie gefährlich für die Kraft und

Gesundheit des Ganzen das Zurückbleiben eines wichtigen Gliedes hinter der Gesammtentwickelung werden kann und wie sehr gerade unter diesem Gesichtspunkte die heimische Landwirthschaft und die Ostprovinzen des Staates besonderer Fürsorge bedürfen. Wie er das Wort gesprochen hat, daß, nachdem der Staat und seine Gesetzgebung durch ein Menschenalter vornehmlich die Interessen von Handel und Industrie gepflegt, nunmehr durch einen gleichen Zeitraum die Landwirthschaft an erster Stelle zu berücksichtigen sei, so hat er sich auch des öftern zu der Auffassung bekannt, daß die planmäßige Kulturarbeit der Preußenkönige des achtzehnten Jahrhunderts in den Ostprovinzen jetzt mit voller Kraft wieder aufzunehmen sei, um diese auf das Kulturniveau der auch von der Natur begünstigten Landestheile älterer Kultur zu heben. Ebenso hat er als Minister an der schon bei der Gesetzgebung von 1886 bethätigten Anschauung von der Nothwendigkeit kräftigen Schutzes des Deutschthums in den Ostmarken festgehalten.

Die Hebung der Landwirthschaft, sowie des Mittelstandes in Stadt und Land, die kulturelle Entwickelung der Ostprovinzen und die Stärkung des Deutschthums in den Ostmarken waren demzufolge diejenigen Ziele staatlicher Thätigkeit, welche Herr von Miquel sich als Staatsminister vornehmlich gesteckt hatte; die Mittel zur Erreichung derselben decken sich vielfach insofern, als in den Ostprovinzen die Landwirthschaft den Haupterwerbszweig bildet, Großindustrie und Großhandel dagegen stark zurücktreten, und die Bekämpfung des vordringenden Polenthums nicht sowohl durch Polizeimaßregeln, als durch Hebung der moralischen und wirthschaftlichen Widerstandskraft der Deutschen zu erfolgen hat.

Die Verstärkung des Fonds der Ansiedelungskommission für Posen und Westpreußen um weitere 100 Millionen, die Bereitstellung des Staatskredits, der Generalkommissionen und Rentenbanken für die innere Kolonisation, sowie von Staatsmitteln für Gewährung von Zwischenkredit bei Rentengutsbildung, die kräftige Förderung der Moorkultur, die Auftheilung von Domänen und der Verkauf von solchen in Sachsen, behufs Ansetzung von Domänenbauern in den dünnerbevölkerten Landestheilen verfolgen sämmtlich planmäßig den Zweck, durch Gründung neuer Bauernschaften der Entvölkerung des flachen Landes, namentlich in den Ostprovinzen entgegenzuwirken.

Zuletzt hatte Herr von Miquel sogar angefangen, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß der Staat auch außerhalb des Geschäfts-

bereichs der Ansiedelungskommission selbst mit finanziellen Opfern als Kolonisator auftreten soll.

Das Hauptstück der Miquel'schen Mittelstandspolitik ist die Errichtung der Zentralkasse für Genossenschaftswesen, welche den genossenschaftlich organisirten Landwirthen und Kleingewerbetreibenden billigen Kredit zu auch im Uebrigen ihren Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Bedingungen gewährt. Dieses jetzt bereits mit einem Betriebskapitale von 50 Millionen Mark arbeitende Geldinstitut hat zu überaus kräftiger Entwickelung des Genossenschaftswesens, namentlich des landwirthschaftlichen, und damit zu einer erfreulichen Stärkung der wirthschaftlichen Kraft und Leistungsfähigkeit des Mittelstandes den Anstoß gegeben und sich auch im Uebrigen durchaus bewährt. Insbesondere hat es bewirkt, daß der genossenschaftlich organisirte Mittelstand vor schwerer Schädigung durch den überaus hohen Preis des Leihgeldes auf dem offenen Markt in Folge der industriellen Hochkonjunktur bewahrt geblieben ist.

Kräftige Förderung des gewerblichen und landwirthschaftlichen Unterrichtswesens, der Landesmeliorationen und anderer gemeinwirthschaftlicher Unternehmungen, wie der Kornhäuser, sowie endlich des Kleinbahnbaues dergestalt, daß dessen Entwickelung in den Ostprovinzen kaum mehr in den Rahmen des Kleinbahngesetzes paßt, geht damit Hand in Hand. Die Anpassung des Zucker- und Branntweinsteuergesetzes an die Bedürfnisse der Zucker- und Spirituserzeugung und damit des Rüben- und Kartoffelbaues ist sicher mit Herrn von Miquel's Werk; dagegen hat er wahrscheinlich nicht in dem Maße an dem Börsengesetze mitgewirkt, wie die Börse anzunehmen scheint.

Die Errichtung einer technischen Hochschule in Danzig und einer ganzen Reihe von Kulturstätten in Posen, sowie die Förderung der auf Industrialisirung der zweisprachigen Landestheile gerichteten Bestrebungen endlich sind bezeichnend für die Richtung der Miquel'schen Polenpolitik.

Der leitende Grundgedanke aller dieser Maßnahmen ist Stärkung der eigenen Leistungsfähigkeit und Schaffenskraft der betreffenden Erwerbskreise und Landestheile durch dieser Zweckbestimmung angepaßte Staatshilfe; diese soll zur Selbsthilfe erziehen und kräftigen.

Aus dem im Uebrigen geschlossenen Rahmen dieser Miquel'schen positiven Schöpfungen fällt der fragwürdige Versuch mit der Waarenhaussteuer ganz heraus; ebenso paßt dazu nicht recht die Vorliebe für das für den größten Theil der Monarchie nicht brauch-

bare Anerbenrecht. Immerhin sind das nur Ausnahmen, welche die oben verzeichnete Regel bestätigen.

Als unbefangen urtheilender Realpolitiker bekreuzigte sich Herr von Miquel natürlich nicht vor den Agrariern und Deutschkonservativen, noch weniger hielt er sie für gefährlicher als die Sozialdemokraten; er würdigte beide vielmehr nach ihrer wirklichen Bedeutung als Elemente der Kraft und Macht, und bewerthete und berücksichtigte sie dementsprechend bei seinen Plänen und politischen Schachzügen. Aber er war deshalb als Minister nicht entfernt ein agrarisch-konservativer Parteimann, wie er überhaupt längst auf keine Parteischablone mehr geaicht ist. Die Politik der Sammlung aller staatserhaltenden Kräfte, auf wirthschaftlichem Gebiete, die Sammlung aller Zweige der schaffenden Arbeit, in denen ja auch Bismarck vorzugsweise die staatserhaltende Kraft erblickte, auf einer mittleren Linie, spiegelt vielmehr genau die Grundanschauung des Politikers Miquel wieder; die Sammlungspolitik ist deren praktischer Niederschlag.

Mit Unrecht ist Herrn von Miquel vorgeworfen worden, daß er viele Bestrebungen und Ziele, welche er als Oberbürgermeister von Osnabrück und Frankfurt eifrig verfolgt hatte, wie u. A. in der Wohnungsfrage, nicht in dem weiteren Rahmen des Staates kräftig aufgenommen hat. Er hatte eben volles Verständniß für die richtige Grenze staatlicher und kommunaler Thätigkeit, und sein praktischer Sinn schreckte vor dem Uebermaß an Zentralisation zurück, welche eine Ueberspannung der staatlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege nothwendig im Gefolge haben muß.

Dagegen ist es nur aus dem Mangel näherer Kenntniß der preußischen Provinzialverwaltung zu erklären, daß er dem Ueberwuchern des Schreibwerks und des Bureaudienstes in dieser Verwaltung, unter dem ihre Lebenskraft zu ersticken droht, ruhig zusah, ohne den Anstoß zu einer gründlichen Reform nach Art derjenigen der provinziellen Eisenbahnverwaltung zu geben.

Nicht ganz unberechtigt ist die abfällige Kritik, welche an Herrn von Miquel's Verhalten in dem Schulstreite von 1892 und in dem Kanalstreite geübt wird. Seine nicht ganz klare und konsequente Stellungnahme gegenüber dem Zedlitz'schen Volksschulgesetze erklärt sich daraus, daß er, wie er durch die Aushändigung der Sperrgelder eine aus dem Kulturkampfe zurückgebliebene offene Wunde geschlossen hatte, auch einen Abschluß des Kampfes um die Schule im Interesse der ruhigen, gedeihlichen inneren Fortentwickelung

Preußens für geboten erachtete und sich der vielfach auch sonst hervorgetretenen irrigen Auffassung hingab, es werde sich durch Ausscheiden extrem-klerikaler Auswüchse aus jenem Gesetze ein auch für die Mittelparteien annehmbarer Kern herausschälen lassen. Darauf läßt u. A. die von ihm mitveranlaßte Aussprache bei dem Unterrichtsminister am Vorabend der ersten Lesung des Gesetzentwurfes schließen, bei der in Gegenwart des Kaisers deutlich genug die Parole der Verständigung mit den Mittelparteien ausgegeben wurde. Aber diese Parole erwies sich als unausführbar, weil der Gesetzentwurf wie sein Urheber zu sehr aus einem Guß waren, um in ihren Dienst gestellt zu werden. Wesentliche Theile ließen sich aus einem so einheitlichen, die leitenden Gesichtspunkte konsequent durchführenden gesetzgeberischen Werke ohne Zerstörung des Ganzen nicht herausbrechen; es mußte eben ganz fallen und mit ihm sein Urheber. In dieser Erkenntniß liegt der Schlüssel für Miquel's Verhalten in dem Schlußakte des Dramas. Er hat auch später an der Auffassung von der Nothwendigkeit baldigen Abschlusses des Kampfes um die Schule festgehalten, erachtete aber gerade die Gegenwart mit ihren schweren wirthschaftlichen Kämpfen nicht für geeignet, die gesetzgeberische Aufgabe ohne Gefährdung der staatlichen Rechte zu lösen.

Man hat vielfach aus dem anscheinend unlöslichen Widerspruche zwischen Miquel's finanzpolitischer Auffassung und der Kanalvorlage den Schluß gezogen, daß er innerlich ein Gegner der Kanalvorlage sei und über ihr Scheitern nicht eben unglücklich sein würde. Mit Unrecht. Ihm selbst löste sich jener Widerspruch durch die pessimistische Auffassung von der finanziellen Entwickelung des Staatsbahnbetriebes, nach der eine weitere Vermehrung des Verkehrs keine Vermehrung des Eisenbahnüberschusses bedeute, vielleicht selbst eine Schmälerung desselben zur Folge haben kann, weil dadurch die Kosten des Betriebes unverhältnißmäßig stark gesteigert werden. Dagegen konnte er sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Kanalstreit eine schwere Gefahr für die Sammlungspolitik bilden müsse, und sein Trachten war daher vornehmlich darauf gerichtet, einer Gefährdung dieses seines Werkes durch den Kampf um die Kanalvorlage vorzubeugen. Dieser Gedanke beherrschte ihn in dem Maße, daß seine große Rede bei der ersten Lesung der Vorlage ganz auf diesen Grundton abgestimmt war und die Befürwortung des Kanalsplans selbst nicht so starke und warme Töne anschlug, als erwartet und gewünscht worden war. Unter

dem Eindruck der auf diese Weise hervorgerufenen Verstimmung verlor Herr von Miquel die Ruhe und Sicherheit des Urtheils und die rasche Entschlossenheit, welche ihn sonst auszeichnen, in bedenklichem Maße. Er betheiligte sich eifrig an der Taktik, die Opposition der Konservativen durch Einschüchterung zu brechen, und arbeitete selbst mit dem Schreckschuß der Auflösung, obwohl er sich als erfahrener Menschenkenner hätte sagen müssen, daß dadurch die Opposition auch für die zahlreichen einer Verständigung sonst geneigten Abgeordneten in den konservativen Parteien zu einer Ehrensache wurde und, je straffer man bei dem Nein blieb, um so besser die Aussichten für etwaige Neuwahlen wurden. In Folge dieser verkehrten Taktik ist in den an sich rein wirthschaftlichen Streit jenes politisch-ethische Moment hineingetragen worden, vermöge dessen eine Aenderung der Stellung der Kanalopposition ausgeschlossen erscheint, so lange nicht der Weg gefunden ist, daß sie zustimmen kann, ohne auch nur den Schein des Umfallens hervorzurufen. In Folge dieses psychologischen Momentes ist auch dem an sich richtigen Gedanken der Erweiterung der Kanalvorlage zu einem wasserwirthschaftlichen Programm jetzt der Erfolg versagt geblieben. Miquel's sanguinische Hoffnungen auf das Wahlkompromiß Fritzen-Sattler und die Wirkung der Dortmunder Kaiserrede zeugen von wenig richtigem Urtheil; die Fehlschlüsse beruhen auch hier auf der Unterschätzung des ethischen Momentes. Sie hatten mit zur Folge, daß der an Auskunftsmitteln für schwierige Lagen sonst stets so fruchtbare Taktiker der mit der zweiten Lesung hereinbrechenden Katastrophe völlig unvorbereitet gegenüberstand. In der Zwischenzeit bis zur dritten Lesung fand er sodann nicht den Entschluß, seine ganze Kraft, seine Person und sein damals noch auf voller Höhe stehendes Ansehen bei der Krone und den Parteien für jenen Vermittelungsvorschlag einzusetzen, der ihm namentlich im Hinblick auf die angesichts der Dortmunder Vorgänge von einer ganzen Niederlage der Regierung zu befürchtende Schädigung der Autorität der Krone gemacht worden war und schließlich in einem Zentrumsantrage zum Ausdruck gelangte. Was noch zu verderben war, wurde dann noch durch Rathlosigkeit und Schwanken bei der Verhandlung über diesen Antrag verdorben. Schließlich wollte es die Linke zum Konflikt und zur Auflösung treiben; so wurde die Niederlage womöglich noch schwerer, als bei der zweiten Lesung.

Von der diesjährigen Kanalkampagne ist wenig zu sagen.

Jeder Erfolg war, da das Zentrum unter dem Eindrucke jenes liberalen Vorstoßes entschlossen war, die Konservativen nicht isoliren zu lassen, von vornherein ausgeschlossen, wenn es nicht gelang, diesen eine Brücke für die Zustimmung zu bauen. Das war eine überaus schwierige Aufgabe, zumal, wenn die Entschließung nicht bis nach der Feststellung des Zolltarifs verschoben werden konnte, aber der Staatsmann, der früher die größten Meisterstücke parlamentarischer Taktik vollbracht hatte, ließ es jetzt an jedem ernstlichen Versuche daran fehlen. Dagegen ist der namentlich von nationalliberaler Seite erhobene Vorwurf, daß Herr von Miquel nicht einen für den Erfolg ausreichend scharfen Ton gegen die Konservativen angeschlagen habe, ganz ungerechtfertigt. Das wäre so ungefähr das Zweckwidrigste gewesen, was sich denken läßt; jene Kritik ist nur ein neuer Beweis, wie sehr unter dem leidenschaftlichen Interesse für den Kanal bei Manchen das unbefangene Urtheil gelitten hat. Fraglich ist es freilich, ob Herrn von Miquel, wenn er auch einen ernstlichen Versuch unternommen hätte, den Konservativen eine Brücke zu bauen, ein solches Meisterstück jetzt noch geglückt wäre, weil er das dazu nöthige volle Vertrauen und Ansehen weder bei der Krone, noch bei den Parteien mehr besaß.

Wenn in der liberalen Presse eine angebliche Rede Herrn von Miquels in der Kronrathssitzung am 23. August 1899 zum Beweise dafür angeführt wird, daß er der Urheber der Maßregelung der kanalgegnerischen Präsidenten und Landräthe gewesen sei, so lauten nicht nur die Nachrichten über die Vorgänge in jener Sitzung sehr verschieden, sondern die Maßregel war auch damals ohne schwere Schädigung der königlichen Autorität schon nicht mehr zu umgehen. Die Entscheidung war in Wirklichkeit bereits gefallen, als der Minister des Innern sich dazu hergegeben hatte, jenen Beamten vor der dritten Lesung die ihm anbefohlene Eröffnung zu machen, während ihm seine Pflicht als verantwortlicher Rathgeber der Krone und gegen seinen König geboten hätte, nachdrücklichst abzurathen und lieber sein Portefeuille zur Verfügung zu stellen, als den Befehl auszuführen.

Trotzdem ist es leider nur zu wahrscheinlich, daß Herrn von Miquel's Antheil an der unglückseligen Maßregelung und an dem darauf folgenden nicht minder verfehlten Staatsministerial-Erlasse, durch den die sogenannten politischen Beamten zu politischen Agenten der jeweiligen Regierung nach Art der französischen Präfekten gestempelt wurden, sich nicht auf bloßes Geschehenlassen

beschränkt hat, obwohl auch schon ein solches mit der ministeriellen Verantwortlichkeit eines Mannes von der staatsmännischen Einsicht Miquel's ganz unvereinbar erscheint. Mildernd fällt für das Urtheil ins Gewicht, daß Herr von Miquel, wie wohl nicht mit Unrecht angenommen wird, die Maßregelung als das kleinere Uebel gegenüber einer Auflösung des Abgeordnetenhauses gewählt hat. Denn eine Auflösung, durch welche Angesichts der Dortmunder Kaiserrede geradezu zu einem Urtheil über die Person des Monarchen aufgerufen worden wäre, würde auch, wenn sie nicht so gänzlich aussichtslos gewesen wäre, vom monarchischen Standpunkte ein verhängnißvoller Fehler gewesen sein und hätte auf Jahre hinaus die Fäden der inneren Politik in Preußen wie im Reiche unheilvoll verwirrt, sodaß ein so ruhiger und besonnener Mann, wie der Zentrumsführer Fritzen, sich gedrungen fühlte, vor einer Auflösung als einem Verbrechen an dem Vaterlande zu warnen.

Freilich war auch das kleinere Uebel gerade vom Standpunkte der Autorität der Regierung offensichtlich ein so schwerer Fehler, daß es einem Manne von der Bedeutung Miquel's hätte gelingen müssen, es abzuwenden, wenn er rechtzeitig seine volle Kraft unter Geltendmachung seiner persönlichen Verantwortung als Minister dagegen eingesetzt hätte.

Dieser Vorgang ist aber kein vereinzelter Ausnahmefall, sondern das Symptom einer krankhaften Rückbildung in unserem Staatsleben. Die Stellung der preußischen Minister ist allmählich weit unter das Niveau gesunken, welches ihrer verfassungsmäßigen Aufgabe entspricht. Statt Berather der Krone mit selbständiger politischer Verantwortlichkeit sind sie deren ausführende Organe geworden. Das trat überall in Erscheinung, wo immer man es mit einer Willensmeinung des Monarchen zu thun hatte. Gerade bei wichtigen Entschließungen und in kritischen Momenten war die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister, dieses wichtige Bindeglied zwischen Krone und Volksvertretung, geradezu ausgeschaltet und die Krone nicht mit dem vollen Pflichtbewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit und deshalb nicht so berathen, wie es im Interesse des Staates, des Volkes und der Krone selbst nothwendig ist. Wenn über Niedergang der Autorität der Krone geklagt wird, so ist eine der Hauptursachen der Mangel der in der Verfassung vorgesehenen verantwortlichen Berathung. Der Pflicht dieser Berathung in vollem Umfange gerecht zu werden, war sicher keine leichte Aufgabe, aber es ist leider anzunehmen, daß die

politische Selbständigkeit der Minister am meisten dadurch gelitten hat, daß von dem Rechte der verantwortlichen Berathung wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren nicht immer der volle pflichtmäßige Gebrauch gemacht worden ist. Herrn von Miquel, den weitaus hervorragendsten Minister des letzten Jahrzehnts, trifft auch die Hauptverantwortung für den Niedergang der Stellung des Staatsministeriums, und Graf Bülow sieht sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, die durch Nichtgebrauch verjährte selbständige politische Verantwortlichkeit der Minister wieder zu erringen.

Man hat es hier mit einer bedenklichen Schattenseite der ministeriellen Thätigkeit Miquel's zu thun, aber die Schwäche in diesem Punkte ändert an der Thatsache nichts, daß Herr von Miquel sich als Staats- und Finanzminister um den preußischen Staat die größten Verdienste erworben hat, welche ihm in der Geschichte einen Ehrenplatz unter den großen Staatsmännern Preußens sichern.

Berlin, im Mai 1901.

Der Sinn der neuesten Schulreform.

Von

Paul Cauer,

Direktor des städt. Gymnasiums und Realgymnasiums in Düsseldorf.

Das letzte Wort in der Schulkonferenz des vorigen Jahres hatte Theodor Mommsen, der als ältestes Mitglied der Versammlung in deren Namen dem Vorsitzenden für seine wohlwollende und energische Leitung der Geschäfte dankte. Dann fügte er hinzu: „Wir Alle hoffen, daß unter der Leitung des gegenwärtigen Herrn Ministers die Wünsche, die er für das Wohl unseres Vaterlandes und unseres Schulwesens ausgesprochen hat, soweit es möglich ist, ihrem Ziele näher geführt werden." Diese bescheidene Hoffnung ist bereits in Erfüllung gegangen. Die Lehrpläne, die seit Ostern 1901 in Kraft sind, bezeichnen wirklich — zum ersten Male seit langer Zeit — einen Fortschritt zum Besseren; und auch in der Berechtigungsfrage hat man von maßgebender Stelle aus ernstlich begonnen, den Bann der Tradition zu durchbrechen. Wenn das nicht mit einem Schlage ganz geschehen kann, so wollen wir nicht ungeduldig werden, sondern uns des immerhin schon Erreichten freuen. Das Interesse des vor Kurzem erst veröffentlichten Berichtes über die Verhandlungen*) bezieht sich naturgemäß nicht auf die Ergebnisse, die ja längst bekannt waren**), sondern zunächst auf die Frage: wie sind die einzelnen Beschlüsse zu Stande gekommen?

---

*) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin, 6. bis 8. Juni 1900. Nebst einem Anhange von Gutachten, herausgegeben im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Halle a. S. (Buchhandlung des Waisenhauses) 1901. XVI, 414 S.

**) Bald nach Weihnachten wurden die neuen Bestimmungen durch die Presse verbreitet. Anfang Juni sind dann die revidirten „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen, 1901" im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle erschienen.

Der Gedanke, daß die Verleihung gleicher Rechte an die drei höheren Schulen die Rettung bringen müsse, lag diesmal so zu sagen in der Luft. Gleich in der Eröffnungsrede des Ministers fand er seinen Ausdruck in der klaren Alternative von den zwei Wegen, auf denen man versuchen könne im Unterrichtswesen die modernen Bildungselemente mehr zur Geltung zu bringen: entweder durch Verstärkung dieser Fächer auf dem Gymnasium, oder durch „Anerkennung der Gleichwerthigkeit der auf den realistischen Anstalten erworbenen allgemeinen Vorbildung.“ Auf der einen Seite „besteht die Gefahr“, so führte Dr. Studt aus, „daß die Gymnasien alsdann ihren eigentlichen Aufgaben nicht mehr gewachsen sein und ihren humanistischen Charakter mehr und mehr einbüßen werden“. Bei dem andern Verfahren würden sie „ihr Monopol verlieren und an Zahl abnehmen; jedoch steht zu hoffen, daß sie dabei an innerer Kraft und Geschlossenheit in reichem Maße gewinnen, was sie an Umfang verlieren. Deshalb fragt es sich, ob es nicht empfehlenswerth sein wird, den 1890 betretenen ersten Weg zu verlassen und den zweiten einzuschlagen“. — Das ist genau die Auffassung, die wir in den „Preußischen Jahrbüchern“ seit länger als einem Jahrzehnt vertreten haben. Als es zum ersten Mal*) geschah, erregte der unerwartete Vorschlag bei der Realschulpartei zwar lebhafte Befriedigung, bei den Freunden des Gymnasiums aber ein fast allgemeines Schütteln des Kopfes. Das ist anders geworden. Am 6. Juni 1900 haben nicht nur die leitenden Männer der Unterrichtsverwaltung dazu gerathen, durch Verzicht auf äußere Vorzüge das innere Wesen des Gymnasiums wiederherzustellen, sondern auch Oskar Jäger, der Führer der Gymnasialpartei, hervorragende Universitätslehrer des philologisch-historischen Faches wie Harnack und Wilamowitz, haben dafür gestimmt. Von den drei Stimmen, die in der Minorität blieben, war eine die Mommsen's; und dessen Bedenken richteten sich ausgesprochenermaßen (S. 33) nicht gegen die Oberrealschule, die er ja schon 1889 als Schule der Zukunft bezeichnet hatte**), sondern gegen das Realgymnasium, dem der halbe Betrieb des Lateinischen die Möglichkeit nehme, in den neueren Sprachen Tüchtiges zu leisten.

„Nach dem bedeutungsvollen Beschluß, der in Bezug auf das

*) In dem Aufsatz „Die Gefahr der Einheitsschule“, 1889, Januar.

**) In einem Briefe an den Herausgeber des Weidmannichen Schulkalenders, 1889/90. Vgl. in meiner Schrift „Suum cuique“ (1889) S. 48.

Berechtigungswesen gefaßt worden ist, tritt die Frage, ob es sich empfiehlt einen gemeinsamen Unterbau der höheren Schulen einzurichten, ganz erheblich zurück, und zwar nicht nur an die zweite, sondern man möchte sagen, an die vierte oder fünfte Stelle": so erklärte Direktor Reinhardt selbst, als er zur Empfehlung des Frankfurter Lehrplanes das Wort nahm (S. 45). In gleichem Sinne sprach sich Geheimrath Albrecht von Straßburg aus (S. 53. 54); und die ganze Versammlung muß unter diesem Eindruck gestanden haben. Hier bewährte sich die Umsicht des Leiters der Verhandlungen, der die eigentliche Grundfrage zuerst zur Diskussion gestellt hatte. Nachdem diese einmal in freiheitlichem Sinne beantwortet war, konnte es eher gelingen, die nachfolgenden technischen Erwägungen von dem verdunkelnden Hintergrunde äußerer Rücksichten loszulösen und auf solche Gründe für und wider zu beschränken, die in der Sache selbst liegen. Denn darüber ist doch kein Zweifel, wenn es auch von Fanatikern der Reformpartei bestritten wird: was den Plan eines gemeinsamen Unterbaues populär gemacht hat, ist der in ihm ausgedrückte Widerspruch gegen die Zwangsgewalt des altsprachlichen Unterrichtes. War man bereit, auf andere Weise diesen Druck zu beseitigen, so konnten die Billigdenkenden unter den Freunden der Neuerung — und zu ihnen gehört, wie sich auch diesmal zeigte, der Direktor des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt — gern dem alten Gymnasium das Leben und die Freiheit zur Bethätigung seiner Kräfte gönnen. In Folge dessen blieb die Debatte über den gemeinsamen Unterbau diesmal frei von aller Schärfe; der Vorschlag, der wenige Monate vorher die größte Aussicht auf Verwirklichung zu haben schien, daß alle höheren Schulen der Monarchie nach dem neuen Plane umgestaltet werden sollten, wurde gar nicht mehr gemacht. Die These des Berichterstatters — Geheimrath Meinertz aus dem Kultusministerium — ging nur dahin, daß „einer zweckentsprechenden Weiterführung des gemachten Versuches nicht entgegengetreten werden" möchte. Und das würde so zum Beschluß erhoben worden sein, wenn nicht zuletzt doch noch von zwei Seiten fremdartige Rücksichten in die an sich rein didaktische Erwägung hereingezogen worden wären: der Wunsch Geld zu sparen, den der Vertreter des Finanzministeriums geltend machte, und die Klage, daß es den jungen Offizieren an Gewandtheit im Französisch-Sprechen fehle, die von militärischer Seite erhoben wurde (S. 61). Danach wurde am Ende der schließlich angenommenen These der Zusatz

gemacht, daß „eine allmähliche Erweiterung des Versuches zu fördern“ sei.

In der Reihenfolge der Berathungen folgte die Doppelfrage, ob das Griechische aus Untertertia nach einer höheren Klasse zurückgeschoben, und ob an Stelle des Griechischen das Englische als wahlfrei zugelassen werden solle. Durch prinzipielle Annahme des Frankfurter Lehrplanes wäre das erste im voraus entschieden gewesen; die Gefahr war nun abgewendet. Was einer der technischen Räthe des Kultusministeriums in einem der Konferenz vorgelegten Gutachten (S. 270) ausgeführt hatte — die Tertia bedürfe dringend einer Entlastung — fand wenig Anklang; und mit Recht. Oskar Jäger konnte einfach konstatiren (S. 94): „daß von den Uebelständen, die angeblich der griechische Unterricht auf Untertertia und Obertertia gehabt habe, der Belastung der Schüler u. s. w., ihm während seiner 35 oder 40 Jahre Schuldienst schlechterdings nichts entgegengetreten“ sei. Doch von anderer Seite her drohte dem Griechischen das Verderben, ὅθεν οὐκ ἔλποιό κε θυμῷ ἐλθέμεν. Wilamowitz hatte in einer ausführlichen, um Ostern 1900 gedruckten Denkschrift zu beweisen unternommen, daß sich mit einem auf vier Jahre beschränkten griechischen Unterrichte dasselbe, ja noch Besseres erreichen lasse als bisher in 6 Jahren. Erwünschtere Hilfe konnte den Feinden gar nicht kommen. Wenn ein berühmter Vertreter der klassischen Philologie so urtheilte, so durfte sich Niemand mehr dagegen wehren, daß die zwei Jahre geopfert wurden. War das aber erst einmal geschehen, so ergab sich von selbst, daß man den Untersekundanern, die mit dem Einjährigen-Schein abgehen wollten, nicht zumuthen konnte, vorher noch ein Jahr lang Griechisch zu treiben; ihnen mußte daneben das Englische zur Wahl gestellt werden: und so wäre das fakultative Griechisch und damit die Zerstörung des Gymnasiums fertig gewesen. Inzwischen war nun aber wohl Wilamowitz selber über die Verwerthung, die sein Votum finden sollte, erschrocken. Er sagte in der Konferenz ausdrücklich, daß er nicht dazu rathen wolle, den Anfang des griechischen Unterrichts über die Untertertia hinaufzuschieben (S. 89. 92). Und wenn die Entschiedenheit dieser Erklärung durch den Gedanken an das kurz vorher gegebene Gutachten etwas beeinträchtigt war, so berührte um so wohlthuender der herzhafte Unwille, mit dem er den Hauptgedanken, das Englische gegen das Griechische wahlfrei zu machen, zurückwies: „Es ist mir gewesen, als käme Jemand und wollte mir ein paar Ohrfeigen geben.“ Vielleicht noch eindrucks-

voller war die Art, wie Harnack über denselben schlimmen Plan geurtheilt hatte (S. 80): „Wahlfreies Englisch einführen heißt so viel als die Kenntniß der alten Kultur an den Gymnasien abschaffen und eine grammatische Behandlung für diejenigen, welche Theologie und Philologie studiren wollen, an die Stelle setzen.“ Am Ende wurde mit allen gegen eine Stimme ein Protest beschlossen, den Wilamowitz formulirt hatte: „Es erscheint ausgeschlossen, an Stelle des Griechischen das Englische wahlfrei zuzulassen, weil es das Gymnasium zerstören würde.“ Gleichzeitig wurde einstimmig erklärt, daß es an anderen Schulen als denen des Frankfurter Systems nicht angezeigt erscheine, das Griechische über Untertertia hinauszuschieben. Diesen Beschlüssen entsprechen auch die seitdem erlassenen Verfügungen. Der Gymnasiallehrplan von 1901 bringt nicht die Wahlfreiheit zwischen Griechisch und Englisch; nur die Möglichkeit läßt er (S. 3) bestehen, die schon durch Ministerial-Erlaß vom 7. Januar 1856 anerkannt worden war, daß in Städten, die keine realistische Lehranstalt haben, von Untertertia bis Untersekunda für das Griechische ein Ersatzunterricht eingeführt werde, innerhalb dessen dann natürlich auch das Englische seinen Platz hat.

Hiermit sind die grundlegenden der angenommenen Thesen erledigt. Was in den neuesten Lehrplänen noch besonders auffällt, die zahlenmäßige Verschiebung zwischen Latein und Französisch, beruht nicht auf Beschlüssen der Konferenz. Vom Französischen ist dort überhaupt nicht viel gesprochen worden; der Bemerkung des Generalleutnants v. Funck, daß die Abiturienten der Gymnasien im Gebrauch dieser Sprache nicht weit genug seien, gedachten wir schon. Und es ist recht möglich, daß der in diesem Punkt erhobene praktische Anspruch bestimmend auf die endliche Gestaltung des Lehrplanes eingewirkt hat. In Bezug auf das Latein am Realgymnasium hatte sich die Konferenz für eine ausdrückliche Warnung entschieden: „Eine Verstärkung des lateinischen Unterrichts am Realgymnasium hat nicht durch Vermehrung der Stundenzahl zu erfolgen.“ Allerdings ist diese Resolution nur „mit überwiegender Mehrheit“ und erst nach lebhafter Debatte zu Stande gekommen. An sich höchst beachtenswerth war, was Geheimrath Hauck, Professor der Mathematik an der technischen Hochschule in Berlin, ausführte: das Latein bilde eine wesentliche Ergänzung in dem Lehrplan der realistischen Anstalten, weil es die Schüler nöthige, sich in eine fremde Gedankenwelt hineinzuversetzen, und so die Kraft in ihnen

entwickele, auch in der Gegenwart die Gedanken und Ansichten Anderer zu verstehen (S. 99 f.). Nur liegt es leider so, daß das Lateinische den Spielraum, dessen es für solche Wirkung bedarf, auch an den Gymnasien in Preußen erst wiedergewinnen soll.*) Das Realgymnasium muß versuchen, den Unterricht im Französischen und Englischen so zu vertiefen, daß er etwas Aehnliches leisten kann wie an der älteren Schule der in den klassischen Sprachen. Ernsthafte Arbeit auf dieses Ziel hin ist überall im Gange; sie wird aber auf's Schwerste gehemmt, wenn man, um dem Latein eine kleine Vermehrung, die doch keinen positiven Ertrag bringen kann, zu geben, das Französische in der Stundenzahl und in dem Maß häuslicher Arbeit, das ihm gegönnt sein soll, verkürzt. Davor haben auf der Konferenz Theodor Mommsen (S. 33 f. 104), Generalleutnant v. Funck (S. 62. 107. 193) und Ministerialdirektor Thiel aus dem Landwirthschafts-Ministerium (S. 113) dringend gewarnt; und die Mehrheit der Versammlung hat sich, wie erwähnt, ihnen angeschlossen. Trotzdem ist seit Ostern 1901 in allen Klassen des Realgymnasiums das Lateinische um eine Stunde verstärkt, in Ober- und Untertertia unmittelbar auf Kosten des Französischen. Innerhalb der neuen Lehrpläne ist dies nicht nur die am wenigsten gute, sondern eine geradezu schädliche Maßregel.**)

Was das Auffallendste ist: die Regierung selbst hatte noch vor wenigen Jahren ebenso geurtheilt. In der den Lehrplänen von 1892 beigegebenen Denkschrift heißt es***): „Der seit 1882 ausgedehntere und intensivere Betrieb des Lateinischen auf Real-

*) Hauck ist Württemberger und urtheilt zu sehr auf Grund der günstigen Erfahrungen, die er in seiner Heimath gemacht hat. Das Stuttgarter Realgymnasium, die Schöpfung des verstorbenen Dillmann, ist abgezweigt von dem Typus der württembergischen Gymnasien; und das sind Schulen, die, von dem Vertrauen der Bevölkerung getragen, ein Maß philologischer Bildung geben und verlangen, wie es in Preußen längst der Vergangenheit angehört. Gelänge es einmal, Gymnasien dieser Art bei uns herzustellen und gegen den Sturm der Ueberbürdungsklagen, der zu erwarten wäre, zu behaupten, so wollten wir uns auf diesem Hintergrunde Realgymnasien wie das Dillmann'sche gern gefallen lassen. Neben die jetzigen preußischen Gymnasien gestellt wären sie etwas ganz Fremdartiges und Unnatürliches.

**) In der Konferenz machte es, auch auf einen so klar sehenden Beurtheiler wie Harnack (S. 190), Eindruck, daß der einzige anwesende Vertreter des Realschulwesens für die Verstärkung des Lateinischen eintrat. Aber nach einfacher Autorität, auch wenn es eine so gewichtige wie die des verstorbenen Direktors Schwalbe ist, können solche Fragen doch nicht entschieden werden. Als Leiter von zwei Realgymnasien in verschiedenen Provinzen habe ich Erfahrungen in gerade entgegengesetztem Sinne gemacht.

***) „Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen", 1892, S. 349.

gymnasien führt zur Ueberlastung des Schülers besonders in den oberen Klassen oder zur Beeinträchtigung der neueren Sprachen, bezw. der Mathematik und der Naturwissenschaften, also der realen Bildung selbst.“ Also: 1882 Vermehrung, 1892 Verminderung, 1901 Vermehrung. Da ist es wirklich schwer, an die bekannte Manövergeschichte von dem Leutnant und dem Kartoffelfelde nicht zu denken. Der Anlaß zu der neuesten Wendung ist allerdings leicht zu erkennen. Bei den Berathungen, die innerhalb des Staatsministeriums über die Neuregelung des Berechtigungswesens geführt wurden, muß sich gezeigt haben, daß der Durchführung des Konferenzbeschlusses, der auf volle Gleichberechtigung ging, doch noch gewaltige Hindernisse entgegenstanden. Um nun wenigstens für die eine der beiden realistischen Anstalten schon jetzt einen greifbaren Zuwachs an Berechtigungen durchzusetzen, hat man dem Vorurtheil der betheiligten Berufskreise ein Opfer gebracht und das Latein am Realgymnasium ein wenig verstärkt. Freilich ein recht unglücklicher Ausweg, durch den nicht nur die Oberrealschule auf's Neue von der Aussicht auf Gleichstellung zurückgedrängt, sondern zugleich das begünstigte Realgymnasium innerlich geschädigt wird.

Daß in der That bei Beurtheilung der didaktischen Frage, die uns hier beschäftigt, äußere Rücksichten anstatt innerer Gründe stark mitspielen, trat doch auch in den Verhandlungen der Konferenz hervor. Ministerialdirektor Thiel erklärte — scharf, doch kaum zu scharf —: das Realgymnasium sei nur um der leidigen Berechtigungen willen eine „schola ad quandam gymnasii similitudinem corrupta“ geworden; wenn jetzt die äußere Fessel falle, so möge man ihm doch nicht noch mehr Fremdes aufladen, sondern ihm seine eigene Entwickelung gönnen (S. 113). Auf der andern Seite gab Geheimrath Intze, Professor an der technischen Hochschule in Aachen, offen zu erkennen, daß für ihn die praktische Sorge, wie man dem Realgymnasium mehr Berechtigungen verschaffen könne, wichtiger sei als die mehr ideale, ob im lateinischen Unterricht mit einer erhöhten Stundenzahl auch wirklich mehr erreicht werden könne (S. 117). Noch tieferen Einblick gewährte Professor v. Bezold (Berlin), wenn er sagte: „Bei dem künftigen technischen Staatsbeamten bildet es immer eine sehr bedenkliche Lücke — schon im geselligen Verkehr — den juristischen Kollegen gegenüber, wenn er von Latein gar keine Ahnung hat. Er tritt dann zu leicht in eine zweite Kategorie“ (S. 119).

Das ist freilich kein Argument, aber um so mehr ein Motiv. Und überhaupt beruht ein wesentlicher Theil des Interesses, das die uns vorliegenden „Verhandlungen" erwecken, in der größeren Unbefangenheit, mit der bei mündlichem Gedankenaustausch die sonst verborgenen und vielleicht nur halbbewußten Grundstimmungen sich äußern, die zu einem rationellen Beweise kein faßbares Stück beitragen, für die Würdigung einer ganzen Gedankenreihe aber nur zu oft den Ausschlag geben. Lehrreich war z. B. der unbeabsichtigte Aufschluß darüber, was man an manchen Stellen unter „Bildung" versteht, der gegeben wurde, indem der Kommandeur des Kadettenkorps erklärte: „Ich habe die Ueberzeugung, daß wir durch eine richtig angewendete Methode trotz einer verhältnißmäßig geringen Anzahl lateinischer Stunden so weit kommen können, daß wir leichte Klassiker in der Ursprache lesen und dadurch den Anspruch auf Bildung jederzeit erheben können, soweit die lateinische Sprache hierbei in Rede kommt" (S. 124). Gebildet ist doch nicht der, der so zu sprechen weiß, daß man ihm nicht nachweisen kann er sei ungebildet; sondern, wem eine geistige Macht das Innere ergriffen und die Gedanken durchgearbeitet hat, so daß er, ganz ähnlich wie bei Ausbildung der Gliedmaßen des Körpers, zu einem freien und selbständigen Gebrauch der angeborenen Kräfte gelangt ist. Aber freilich für solche langsame Formung von innen heraus ist in unserer nach Genuß und Gewinn hastenden Zeit wenig Platz. Geheimrath Hinzpeter hatte ganz recht mit der Schilderung, die er zu Anfang entwarf (S. 3): „Die persönliche geistige Entwickelung galt früher als hohes, erstrebenswerthes Ziel, und jetzt gilt sie nur noch als Mittel zu erfolgreicher Bethätigung im wilden Kampfe ums Dasein. Man will nicht bloß höhere Lebensanschauung wie damals, man will höhere Lebenshaltung, und zwar die ganze Nation so gut wie der Einzelne. Damit hat sich auch das ganze Bildungsideal bedeutend verschoben." Der Redner hatte recht, insofern er eine Thatsache konstatiren wollte. Aber weder er noch ein Anderer fügte hinzu, daß es eine zur Bekämpfung uns gegebene Thatsache sei, und daß nun erst recht für den Erzieher der Jugend die Pflicht erwachse, der Richtung des Sinnes auf materielle Güter entgegenzuarbeiten. So gewann es fast den Anschein, als ob auch in dieser Versammlung das neue Bildungsideal, wenn man solchen Namen für solche Gesinnung gebrauchen will, wirksam sei. Manche einzelne Aeußerungen stimmten dazu; so der Wunsch eines Mitgliedes, daß „man sich für

Hinausschiebung des Griechischen bis Untersekunda namentlich mit Rücksicht auf die wirthschaftlichen Interessen der Eltern erkläre" (S. 79). Und wie der ganze Frankfurter Lehrplan von mehreren Rednern wesentlich unter dem ökonomischen Gesichtspunkte betrachtet wurde, ist schon erwähnt worden.

Einstweilen hat ja nun diese Betrachtungsweise nicht den Ausschlag gegeben. Die gute Sache hat gesiegt, wenn es auch ein bescheidener, bloß defensiver Sieg war. Aber wie wird es weiter gehen? Welche Hoffnungen oder Befürchtungen für die Zukunft lassen sich dem, was im Juni v. J. in Berlin verhandelt wurde, entnehmen?

Manche alten Irrthümer wirken im Grunde mit verhaltener Kraft fort. So vor Allem der, daß nichts, was überhaupt zu wissen nothwendig oder nur wünschenswerth ist, in dem Lehrplan der richtigen Schule fehlen dürfe. Während man im Ganzen den Grundsatz verkündigt „multum, non multa", ist im Einzelnen ein Jeder bemüht, das, was ihm gerade besonders am Herzen liegt, noch mit herein oder zu verstärkter Geltung zu bringen. So forderte Fabrikdirektor Dr. Böttinger (Elberfeld) für das Gymnasium „gründlichere und eingehendere Vertrautheit mit den Naturwissenschaften" (S. 155), Direktor Schwalbe in einem schriftlichen Gutachten Ausdehnung des geographischen Unterrichts bis Prima auch am Gymnasium (S. 368 f.); derselbe wünschte, daß auch bei den Gymnasien Physik und Chemie in der mündlichen Abiturientenprüfung irgendwie berücksichtigt würden, weil „erst dadurch der Gegenstand in den Augen der Schüler Wichtigkeit gewinne" (S. 368). Ein Antrag des Grafen Douglas, der Regierung zu empfehlen, daß unter die Lehrgegenstände der höheren Schulen die Hygiene aufgenommen werde, wurde sogar — „mit überwiegender Majorität" — zum Beschluß erhoben (S. 188 f. 196. 198). In diesen Zusammenhang gehört auch der Gedanke, am Gymnasium das Englische neben dem Französischen obligatorisch zu machen, wodurch die Zahl der in den oberen Klassen pflichtmäßig betriebenen fremden Sprachen auf vier steigen würde. Dafür sprach (S. 137 f.) lebhaft und beinahe heftig Geheimrath Diels, Professor der klassischen Philologie an der Berliner Universität, indem er sich auf die Tradition der Hansestädte berief, die jedoch in ihrem Verhältniß zu englischer Kultur eine ganz eigene, auf das Binnenland nicht ohne weiteres übertragbare Stellung einnehmen. Der scharfsinnige Gelehrte, dem die inneren Beziehungen des Schulbetriebes wohl

fremd geworden sind, erkannte nicht, daß er mit seinem Verlangen gerade derjenigen Gestaltung des Gymnasialunterrichtes entgegenwirkte, die er selber zwei Tage vorher als nothwendig bezeichnet hatte (S. 51 f.): „Es ist in den letzten Jahren überall viel zu leicht gemacht worden; es ist überall zu viel gespielt worden; es ist zu viel auf den Schein und das bloß Praktische hingearbeitet worden. Jetzt muß das Ziel des alten Gymnasialunterrichtes wieder in den Vordergrund gerückt werden; dieses Ziel war: arbeiten zu lernen und denken zu lernen, und nicht: spielen zu lernen!“ Man kann die Entwickelung, die uns seit 1882 aufgezwungen worden ist, nicht treffender schildern; aber was dazu geführt hat, war doch nicht bloßer Muthwille, sondern der wohlmeinende Wunsch, den Lehrplan der ehrwürdigen alten Gelehrtenschule zugleich mit allen modernen Bildungselementen zu bereichern. Dadurch sind die Kernfächer, Latein und Griechisch, immer mehr eingeengt und beschnitten, zu oberflächlichem Betriebe genöthigt und so ihrer Wirkung beraubt worden. Daß man dies endlich eingesehen und sich entschlossen hat umzukehren, ist — und bleibt hoffentlich — das große Verdienst des Jahres 1900. In Bezug auf das Englische machten in der Konferenz ein spezieller Kollege des Herrn Diels, Professor v. Wilamowitz, und ein Vertreter der großen Industrie, Dr. Böttinger, in erfreulicher Uebereinstimmung geltend, daß, wer eine gründliche Bildung in den alten Sprachen auf der Schule durchgemacht habe, die nöthige Bekanntschaft mit der modernen Weltsprache leicht auf eigne Hand erwerben könne (S. 89. 95). Schließlich wurde einstimmig (S. 198) eine sehr verständige Resolution gefaßt, die vorzuschlagen sich Diels und Wilamowitz mit den Herren Reinhardt und Münch geeinigt hatten (S. 191): „Um den englischen Unterricht an den humanistischen Gymnasien zu fördern, erscheint es empfehlenswerth, bei den Reifeprüfungen den Schülern freizulassen, ob sie sich im Französischen oder im Englischen wollen prüfen lassen.“ Wir können nur wünschen, daß der Herr Minister dieser Anregung Folge gebe.

Von dem verhängnißvollen Drängen, daß die rechte Schule für Alles und Jedes sorgen müsse — sogar „organisirte Ferien“ sind von einer Seite gefordert worden (S. 172) —, wird naturgemäß am stärksten das Gymnasium getroffen, das dem Studenten zwar die werthvolle Fähigkeit mitgeben kann, Alles, also auch alles praktisch Verwerthbare, selber zu lernen, das aber für die Vielen, die den auf ein fernes Ziel angelegten Lehrplan in der

Mitte verlassen, wirklich eine recht ungeeignete Unterrichtsanstalt ist. Zur Abhilfe wurde auf der Dezember-Konferenz 1890 von den Herren Albrecht, Kropatscheck und Schrader das Mittel vorgeschlagen*), das auch wir als das einzig wirksame dringend empfohlen hatten**): man möge den Vollanstalten das schädliche Recht entziehen, anders als im Reifezeugniß, also nach vollendetem neunjährigen Kursus, den Einjährigen-Schein zu ertheilen. Statt dessen ist damals die sogenannte Abschlußprüfung eingeführt worden, die den Riß zwischen Unter- und Obersekunda noch vertiefte. Die ist nun zwar jetzt beseitigt; aber die zerstörenden Wirkungen, die durch das militärische Berechtigungswesen der Lehrplan erfahren hat, scheint man noch nicht recht antasten zu wollen.***) Nur Ministerial-Direktor Thiel nahm den 1890 von der Majorität verworfenen Gedanken wieder auf und rieth, daß „man diejenigen, die heute auf dem Gymnasium oder anderen Vollanstalten sind und als Sekundaner abgehen müssen, auf die Regierungsprüfung verweise, um das Einjährige zu erwerben" (S. 180). Und er begründete dies einleuchtend: „Jede Schule soll nur berechnet sein für die, die die ganze Schule durchmachen wollen; die Schule ist kein Stück Zeug, von dem nun jeder nach Belieben eine Anzahl Ellen abschneidet, auch kein Wirthshaus, wo jeder nach seinem individuellen Bedürfniß auswählt, was er essen und trinken will, und dann bezahlt und wieder verschwindet." In ähnlichem Sinne hatte Fabrikdirektor Böttinger gesprochen (S. 95 f.): „Wir haben nicht mit denjenigen zu rechnen, die früher abgehen, sondern wir haben das große Ziel im Auge zu behalten, daß unsere Jugend eine möglichst erschöpfende, gründliche Ausbildung auf der Schule erhält, wir haben hier mit denjenigen zu rechnen, die sich den höheren wissenschaftlichen Studien widmen wollen, die

*) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin, 4. bis 17. Dezember 1890. Dort sind S. 788 die These, S. 736 f., 746 f. die begründenden Ausführungen abgedruckt.

**) In meiner Schrift „Staat und Erziehung" (1890) S. 14. 77. Ueber die weitere Entwickelung in diesem Punkte vgl. „Preuß. Jahrb." 67 (1891) S. 91 f. und 69 (1892) S. 261 f.

***) Worin diese bestehen, darüber geben die in voriger Anm. zitirten Aufsätze Auskunft. In dem Lehrplan von 1892 waren es besonders Mathematik und Geschichte, die von dieser Stelle aus schweren Schaden gelitten hatten; auch die Vertheilung der deutschen Lektüre war ungünstig beeinflußt. In der Konferenz hat auf diesen ganzen Punkt Geheimrath Albrecht hingewiesen (S. 177). Die neuen Lehrpläne zeigen nun in Mathematik und Deutsch eine erfreuliche Verbesserung; in der Geschichte steht es leider, wie wir sehen werden, ganz anders.

sich überhaupt das Ziel gesetzt haben, das Gymnasium zu absolviren." — So urtheilen zwei Männer, die der Schule äußerlich fernstehen und gegen den Einwand gesichert sind, daß sie um der Einheit und Bequemlichkeit des Unterrichtsbetriebes willen die praktischen Erfordernisse des wirklichen Lebens zurücksetzen. Aber Regierung und Mehrheit sind anderer Ansicht. In den amtlichen „Lehrplänen und Lehraufgaben" von 1891 wurde geradezu ausgesprochen (S. 67 f.), es sei unrecht, die etwa 40 pCt. von Schülern der Vollanstalten, die mit dem Einjährigen-Zeugniß abzugehen pflegten unter einem Lehrplan leiden zu lassen, der für die etwa 20 pCt., die das volle Ziel der Anstalt erreichten, eingerichtet sei; und in den Verhandlungen von 1900 ist nichts hervorgetreten, was auf eine baldige Umkehr von dieser Seite her hoffen ließe. Generalleutnant v. Funck begründete seine Empfehlung des Frankfurter Lehrplans damit, daß man nicht ausschließlich auf die Abiturienten Rücksicht nehmen dürfe; diese bildeten nur ein Drittel der Schüler, während zwei Drittel von Tertia und Sekunda abgingen; man müsse darauf sehen, daß diese mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet in das praktische Leben träten (S. 63). Im Grunde wäre dies gar ein demokratischer Gedanke: damit der Masse der Schwächeren nicht etwas zugemuthet werde, was für sie zu schwer oder doch unnütz ist, sollen die reicher Begabten auf die starke geistige Kost verzichten, die ihnen gemäß wäre und an der sie erst zu voller Kraft erwachsen würden. Gewiß, an Zahl stehen sie zurück; aber sie sind es, die dereinst als Führer im öffentlichen Leben stehen und bestimmend in seine Entwickelung eingreifen sollen. Ein Unterrichtssystem kann nur dann heilsam und gut sein, wenn es einen wichtigen Platz der Aufgabe einräumt, die Auslese und das Wachsthum der Besten zu fördern.

Während wir in dieser Beziehung ein aristokratisches Element in den herrschenden Anschauungen vermissen und es auch innerhalb der Konferenz nur in den beiden angeführten Einzeläußerungen finden konnten, machte sich in anderem Sinne ein Interesse für Vornehmheit wohl bemerkbar. Das Widerstreben der Juristen gegen die volle Gleichberechtigung der realistischen Lehranstalten beruht nicht so sehr auf einer innerlichen Schätzung des klassischen Alterthums, als auf der Erwägung: es muß nach wie vor eine erstklassige höhere Schule geben, von der die künftigen Richter und Verwaltungsbeamten vorgebildet werden; da als solche Schule dem Herkommen nach das Gymnasium gilt, das Latein und

Griechisch lehrt, so ist die mehrjährige Beschäftigung mit diesen Sprachen ein unerläßliches Erforderniß für jeden, der Jura studiren will.*) Auf der Konferenz äußerte sich diese Meinung dadurch, daß zu dem am ersten Tage gefaßten Beschlusse über das Berechtigungswesen der Vertreter des Justizministers eine die besonderen Ansprüche seiner Verwaltung wahrende Erklärung abgab. Jener Beschluß hatte wörtlich gelautet:

> „Wer die Reifeprüfung einer neunklassigen Anstalt bestanden hat, hat damit die Berechtigung zum Studium an den Hochschulen und zu den entsprechenden Berufszweigen für sämmtliche Fächer erworben. Da aber die drei neunklassigen Anstalten in Hinsicht auf Spezialkenntnisse und auf die Art der Gesammtbildung in verschiedener Weise für die verschiedenen Berufszweige vorbereiten, so ist in Bezug auf jedes Studium die geeignetste Anstalt ausdrücklich zu bezeichnen. Ist eine andere gewählt worden, so hat eine ausreichende Ergänzung durch Besuch von Vorkursen auf der Hochschule oder in sonst geeigneter Weise zu erfolgen. Diese wird für jedes Fach durch besondere Anordnung bestimmt."

Dazu gab nun am zweiten Tage Geh. Oberjustizrath Dr. Holtgreven im Namen seines Chefs Folgendes zu Protokoll:

> „Die Justizverwaltung will gegen den gutachtlichen Vorschlag der Schulkonferenz in der angenommenen Fassung unter der selbstverständlichen Voraussetzung Bedenken nicht erheben, daß der Regierung unbenommen bleibt, zu den Spezialkenntnissen im Sinne des zweiten Satzes auch die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen zu rechnen."

Es scheint allerdings, als werde hierdurch für ein weites amtliches Gebiet eben die Aenderung ausgeschlossen, die für alle übrigen zugelassen werden soll; und ohne Zweifel war dies die Absicht. Ob aber der Erfolg ihr auf die Dauer entsprechen wird, bleibt abzuwarten. Die Idee der Gleichberechtigung hat seit zehn Jahren gewaltige Fortschritte gemacht, und wird weiter wachsen; zu dem Beschluß der Konferenz ist seitdem noch der Königliche Erlaß vom 26. November 1900 hinzugekommen. Wenn man dem, was beide

*) In den im Sommer 1900 in der „Deutschen Juristen-Zeitung" (Nr. 11—13) veröffentlichten Gutachten bedeutender Rechtsgelehrten tritt diese Grundanschauung zum Theil ganz unbefangen hervor. Genaueres darüber in meinem Aufsatz: „Geistliche, Juristen, Aerzte gegenüber der Berechtigungsfrage", Preuß. Jahrb. 101 (1900) S. 330. 333 f.



sagen, auch die bescheidenste Deutung giebt, so ist es doch dies: hinsichtlich der allgemeinen — menschlichen, bürgerlichen, gesellschaftlichen — Bildung, die sie geben, stehen die drei höheren Schulen einander gleich; nur die speziellen Kenntnisse, deren es zum erfolgreichen Studium für ein bestimmtes Fach bedarf, müssen unter Umständen noch hinzu erworben werden. Wenn die Juristen also, dem Zuge der Zeit entgegen, die altsprachliche Vorbildung als nothwendig festhalten wollen, so werden sie nachweisen müssen, daß man ohne sie überhaupt nicht Jura studiren könne; und dieser Nachweis wird ihnen beim Lateinischen, unter der Herrschaft des neuen Gesetzbuches, immer schwerer gelingen, beim Griechischen ist er schon jetzt unmöglich. „Für ihre spezielle Wissenschaft kommt das Griechische so gut wie gar nicht in Betracht; das Lateinische ist nicht gerade überflüssig, aber viel wichtiger würde es für den Juristen sein, wenn er in die modernen Sprachen vollständiger eingeführt würde“: so urtheilte in der Konferenz Theodor Mommsen (S. 34). Will man dies Verhältniß, wie es einmal geworden ist, nicht bestehen lassen, so ist die Stelle, wo angefaßt werden kann, das juristische Studium selber. Man führe Uebungen über Institutionen und Pandekten ein, die jeder mitmachen muß und keiner ohne Latein mitmachen kann, man lasse im Referendar-Examen rücksichtslos jeden durchfallen, der nicht wirkliche Vertrautheit mit römischer Rechtssprache und römischen Rechtsbüchern zeigt: dann werden Studenten, die kein Latein mitbringen, von selber fern bleiben. Getraut man sich aber nicht, diese Forderung zu erheben*), so nützt alles Protestiren nichts: die Macht der Thatsachen wird auch hier stärker sein als die der Vorurtheile.

Auf der Konferenz hat Mommsen selbst aus seiner scharf gefaßten Beobachtung die Konsequenz nicht gezogen. Auch Harnack und Wilamowitz waren, bei aller prinzipiellen Geneigtheit die Gleichberechtigung der realistischen Schulen anzuerkennen, doch mit Bezug auf das juristische Studium bedenklich (S. 16. 35). Das ist begreiflich und braucht uns nicht irre zu machen. Um so

*) Offenbar ist es so. Im Jahre 1897 erschien ein Heftchen: „Die neuesten Aenderungen der juristischen Prüfungs- und Studienordnung in Preußen“, aus dem „Reichs- und Staats-Anzeiger“ abgedruckt. Danach betrug bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches die Zahl der Stunden, die auf Kollegien über Römische Rechtsgeschichte, Institutionen und Pandekten verwendet werden sollten, 24—26; seitdem beträgt sie für das eine entsprechende Kolleg (Römische Rechtsgeschichte und System des römischen Privatrechts) 8—10 Stunden.



werthvoller ist es auf der anderen Seite, daß ein hochgestellter Vertreter des juristischen Beamtenthums, Ministerial-Direktor Thiel, sich mit aller Entschiedenheit für ein „radikales Vorgehen" und gegen jede Ausnahmestellung der Juristen aussprach (S. 31). So sehen wir in dieser wichtigen Frage trotz Allem in Ruhe der günstigen Entwickelung, die sich anbahnt, entgegen.

An Anzeichen dafür, daß es aufwärts geht, fehlt es auch sonst nicht. Eine ganze Reihe richtiger und fruchtbarer Gedanken sind in den Juni-Verhandlungen zum ersten Mal oder nach schlimmer Pause zum ersten Mal wieder laut geworden. Einer derselben bezog sich unmittelbar auf den zuletzt besprochenen Punkt. Wenn Studenten, die von einer realistischen Schule kommen, Theologie oder Philologie oder Römisches Recht studiren wollen, so bedarf es für sie der Einrichtung von Zwischenkursen, in denen sie die nothwendigen Sprachkenntnisse erwerben können; etwas Aehnliches wird umgekehrt für die Gymnasiasten eintreten, die sich einem technischen Berufe widmen. Daraus ergiebt sich für die Universitäten eine Unbequemlichkeit, die nicht überall mit Gleichmuth hingenommen werden wird. Daß es aber auch an Bereitwilligkeit und frischem Eifer für die neue Aufgabe nicht fehlt, ließen die Erklärungen von Professor Klein (Göttingen) und Wilamowitz erkennen, die beide schon von erfolgreichen Ansätzen, die nach dieser Richtung in Göttingen gemacht seien, berichten konnten (S. 30. 36). In Bezug auf die Vorbildung der Lehrer erwähnt Geheimrath Münch in einem Gutachten eine der Folgen, die das für Anstellung und Besoldung starr durchgeführte Anciennetätsprinzip schon jetzt hervorgerufen hat: ein junger Lehrer wird heutzutage nicht leicht, was früher oft vorkam und reichen Gewinn brachte, nach beendeter Studienzeit freiwillig ein paar Jahre im Auslande thätig sein, weil er sich sagen muß, daß der dadurch bedingte Verlust an Dienstalter nie wieder auszugleichen ist, sondern Jahrzehnte lang in einer Verminderung des Gehaltes fortwirken wird. Geheimrath Münch hat kein Wort des Bedauerns für diese Thatsache; aber von anderer Seite kam der Protest, der allen Betheiligten zu ernster Erwägung empfohlen sein möge. Generalmajor v. Seckendorff sagte (S. 185): „Wir haben über Reformen uns längere Zeit unterhalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die wichtigste Reform im Personal zu suchen ist, und deshalb kann ich nur dringend wünschen, daß alle unsere Berathungen und Bestrebungen da einsetzen möchten, daß man streb-

samen Kräften Gelegenheit gäbe, sich zu entwickeln. Man sollte die mittelmäßigen Kräfte auf das richtige Niveau zurückweisen und ihnen nicht die gleiche Stellung einräumen wie hervorragenden Lehrern, die die Fakultas für so und so viele Fächer sich erworben haben, womöglich gleich beim ersten Anlauf." Der zweite Satz ist nicht ganz glücklich gefaßt; es kommt nicht so sehr darauf an, mittlere Kräfte zurückzudrängen, als darauf, die ungewöhnlichen hervorzulocken und für bevorzugte Aufgaben zu verwerthen. Im Uebrigen berührt sich der Gedanke mit Vorschlägen, die ich selbst vor einigen Jahren, gerade mit Berufung auf die Praxis der preußischen Heeresleitung, gemacht habe*), und wird, so unpopulär er zur Zeit auch sein mag, über kurz oder lang in irgend einer Form durchdringen. Dazu wird die Noth führen, wenn die Einsicht ihr nicht zuvorkommt.

Auf ganz anderem Gebiete liegt die Hilfe, die Generalleutnant v. Funck uns gebracht hat. Er war es, der den Antrag gestellt hatte, eine Vermehrung der Lateinstunden am Realgymnasium abzulehnen; und zugleich bewies er, daß sein Votum nicht auf einer mangelnden Würdigung für die Aufgaben dieses Unterrichtes beruhte. „Ich bin der Meinung", so führte er aus (S. 108), „daß, wenn lateinische Sprache getrieben wird, vor Allem Lateinisch getrieben werden soll und nicht Deutsch, Deutsch erst in zweiter Linie. Keine Lektüre darf getrieben werden, ohne daß der Lehrer sich überzeugt, daß der Schüler in das Innerste, in das Einzelne der Sätze, die er gelesen hat, in die eigentliche Bedeutung jedes Redetheils eingedrungen ist." Wenn ein hoher Offizier so spricht, gegenüber dem beliebten Gerede von allzu grammatistischer Behandlung der Lektüre, so wird dadurch das Gewicht der Worte noch erhöht, die durch ihren Inhalt geeignet sind manchen „neuzeitlichen" Philologen zu beschämen. Weniger überraschend, aber nicht weniger erfreulich ist es, daß Harnack in einem seiner schriftlichen Gutachten für den viel geschmähten, vor zehn Jahren in Uebereilung abgeschafften lateinischen Aufsatz eine kräftige Lanze bricht (S. 294). Unter Allem aber, was über die alten Sprachen aus Anlaß der Konferenz gesagt worden ist, nehmen nicht nur an Umfang, sondern auch an innerem Gehalte die Aeußerungen von Wilamowitz den ersten Platz ein. Mit seiner Denkschrift über den

*) Preuß. Jahrbücher 86 (1896) S. 202—207. Blätter für höheres Schulwesen, herausg. von Gercken, 14 (1897) Nr. 8.



griechischen Unterricht, die hier wieder abgedruckt ist, habe ich mich an anderer Stelle auseinandergesetzt*) und eingehend das Urtheil begründet, daß der Verfasser „ein bedeutendes Ziel treffend gezeichnet, zu seiner Erreichung aber Wege empfohlen hat, die gerade zum Gegentheil führen müßten." Inzwischen ist die Gefahr, daß der griechische Unterricht auf den Zeitraum von vier Jahren beschränkt werden sollte, glücklich gehoben, auch der andere Gedanke wohl aufgegeben, das geplante Lesebuch für ein Jahr der Prima obligatorisch zu machen und hier an Stelle aller sonstigen Lektüre treten zu lassen. Um so freier können wir uns danach mit dem mancherlei Guten und Anregenden beschäftigen, das der geistreiche Forscher auch diesmal gebracht hat. Die leitende Idee, die auch in der mündlichen Verhandlung (S. 90 f.) lebhaft und wirksam skizzirt wurde, ist: die überwiegend ästhetische Betrachtung des Alterthums muß zurücktreten; statt dessen soll erkannt und im Unterricht anschaulich gemacht werden, wie die antike Kultur zwar historisch bedingt ist, wie aber in ihr die Wurzeln aller modernen Kultur liegen — nicht nur im Gebiete der Kunst, sondern ebenso in dem der Politik, des wirthschaftlichen Lebens, auch der exakten Wissenschaft, so daß für das Verständniß der heutigen Menschheit, ihrer Arbeiten und Kämpfe, tiefe und immer neue Aufschlüsse von dorther gewonnen werden können. Dieser Gedanke ist innerhalb der philologischen Lehrerwelt nicht so völlig neu, wie Wilamowitz bei Abfassung seines Gutachtens annahm, aber doch noch jung und nicht allgemein anerkannt; erst kürzlich hat ein in hoher amtlicher Stellung befindlicher Schulmann zum zweiten Mal dagegen Einspruch erhoben.**) Um so werthvoller ist die von berufener Seite kommende Unterstützung. Wir sind überzeugt: das Alterthum bleibt ewig jung. Aber es vermag das nur dadurch, daß es einer jeden Generation die Fragen zu beantworten und die Aufgaben zu lösen hilft, die ihr gerade am Herzen liegen.

Diese Betrachtung führt von selber darauf, daß im Lehrplan des Gymnasiums gerade heute die alte Geschichte einen bevorzugten Platz einnehmen müßte; thatsächlich hat man sie 1891 auf die Hälfte ihres früheren Spielraumes beschränkt und Römer und Griechen in das eine Jahr der Obersekunda zusammengedrängt. Oskar Jäger sagt in einem Gutachten: „Die Identität der Geschichtspensa für sämmt-

*) Wochenschrift für klassische Philologie (Gaertners Verlag) 1900. S. 913—923.

**) Rektor Dr. Muff (Pforta) in seiner Schrift: „Humanistische und realistische Bildung" (1901), S. 82 ff.

liche höhere Schulen, humanistischen oder realistischen Charakters, wird durchaus als ein großer Fortschritt empfunden" (S. 352). Dem muß ich, bei aller Verehrung für den Altmeister, aufs Lebhafteste widersprechen. Französische und englische Geschichte bedeuten für den Primaner einer realistischen Anstalt etwas ganz Anderes als für den Gymnasiasten. Historisches Denken lernt jeder nur an den Perioden, für die er zu quellenmäßigem Studium angeleitet werden kann: also der eine am klassischen Alterthum, der andere an dem Zeitalter der französischen Revolution oder Ludwig's XIV. oder der Elisabeth. Die gleiche Abgrenzung der Geschichtspensa für die verschiedenen Schularten ist nur ein Zeichen dafür, wie schematisch und unorganisch die Lehrpläne hergestellt sind. Das Gleiche gilt übrigens von der Geographie, der an der Oberrealschule, wo sie eine zentrale Bedeutung gewinnen könnte, ein Plätzchen in Prima bisher nur deshalb versagt blieb, weil am Gymnasium für das entsprechende kein Raum war. Da ist nun ein kleiner Anfang zur Besserung gemacht; der seit Ostern 1901 eingeführte Lehrplan giebt dem innerlich begründeten Unterschiede dadurch Ausdruck, daß in den obersten Klassen der Oberrealschule, abweichend von denen der beiden anderen Anstalten, wenigstens eine Stunde wöchentlich geographischer Unterricht ertheilt wird. So läßt sich hoffen, daß man auch für die Geschichte dahin kommen wird, der inneren Eigenart der Schulen Rechnung zu tragen.*) Der Entschluß dazu kann erleichtert werden durch die Beschwerden, die auf der Konferenz über die mangelhafte Behandlung der römischen Kaiserzeit erhoben wurden. Wenn dabei der Versuch hervortrat, die Verantwortung für diesen Uebelstand den Lehrern zuzuschieben, die sich über die Kriege der Republik „in akademischer Zeitvertändelung" ergingen (S. 130), so müssen wir erwidern: die Schuld liegt in diesem Falle nahezu ganz auf Seiten der Lehrpläne. Ein Lehrer, der heutzutage in dem Geschichtsunterricht einer Gymnasial-Obersekunda mit seiner athemlosen Hetze es fertig brächte, Zeit zu vertändeln, verdiente eigentlich eine Prämie, weil er etwas Undenkbares möglich gemacht hätte. Man gebe wieder in den beiden Sekunden der griechischen und der römischen Geschichte je ein

*) Der neue Gymnasial-Lehrplan enthält dazu allerdings noch keinen Ansatz: im Gegentheil: die knapp 120 Stunden, die in O II für orientalische, griechische und römische Geschichte zusammen zur Verfügung standen, werden noch weiter verkürzt, indem (S. 46. 50) auch in dieser Klasse Wiederholungen aus der deutschen Geschichte und in mindestens 12 Stunden des Jahres geographische Wiederholungen neu vorgeschrieben werden.



Jahr, so werden Lust und Muße für eingehende Besprechung der Kaiserzeit von selber sich einstellen, wie sie früher vorhanden waren. Und dann werden die geistvollen Andeutungen, die Harnack über das didaktische Ziel dieses Unterrichts gegeben hat (S. 364 f. 145 f.), überall dankbar benutzt werden, wenn auch vielleicht nicht ganz in der Form, die ihm dabei vorschwebte. Sehr beachtenswerth war an dieser Stelle (S. 148) ein Wink von Direktor Reinhardt, der daran erinnerte, daß manche geschichtlichen Belehrungen wirksamer durch und im Anschluß an eine geeignete Lektüre als durch zusammenhängenden Vortrag vermittelt werden, und deshalb ein lateinisches Lesebuch nach Art des von Wilamowitz für das Griechische entworfenen ins Auge zu fassen rieth.

Wiederholt haben wir, um das von der Konferenz Geleistete zu würdigen, neben den eigentlichen Verhandlungen die im Anhang abgedruckten Gutachten herangezogen; ein gutes Stück fruchtbarer Arbeit steckt in ihnen, wenn sie auch nach Umfang und Werth recht verschieden sind. Daß die Berathung, die nur drei Tage gedauert hat, sorgfältig vorbereitet war, zeigte sich auch in der Auswahl der Theilnehmer, die entschieden glücklicher war als zehn Jahre zuvor. Auffallen konnte es, daß kein einziger Provinzial-Schulrath zugezogen war: wohl ein unwillkürlicher Ausdruck des veränderten Ansehens, das in den eignen Augen der obersten Unterrichtsverwaltung die Zwischeninstanz bekommen hat. Bei der zunehmenden Zentralisirung, der äußere wie innere Verhältnisse der höheren Schulen unterworfen worden sind, mußten naturgemäß den Dezernenten in der Provinzial-Behörde die eigentlich grundlegenden Aufgaben und damit der Anlaß zur Entwickelung eigenartiger Kräfte, zur Sammlung eigenartiger Erfahrungen mehr und mehr entzogen werden. Einen schönen Fortschritt gegen früher bildete der Eifer und die fast durchweg verständnißvolle Art, wie sich namhafte Vertreter der akademischen Wissenschaft an den Verhandlungen betheiligten. Die vornehme Zurückhaltung, die noch vor wenigen Jahren allen „praktischen" Fragen gegenüber beliebt war, ist überwunden und eine lebendigere Beziehung zwischen Universität und Schule eingeleitet, die wir immer gewünscht haben und die, wenn sie weiter gepflegt wird, nach beiden Seiten segensreich wirken wird.

Dies Alles hat dazu beigetragen, der letzten Schulkonferenz einen wesentlich anderen, viel frischeren und erfreulicheren Charakter zu geben, als ihn die von 1890 gehabt hat. Ein großer Antheil aber an dem Verdienste, daß es so gekommen ist, gebührt jener früheren Konferenz selber mit ihrem unglücklichen Erzeugniß, den „Lehrplänen und Lehraufgaben", die seitdem neun Jahre lang in Geltung gewesen sind. In einer Beurtheilung jenes Werkes an dieser Stelle wurde die Hoffnung, daß damit „ein Tiefpunkt in der Entwickelung des höheren Schulwesens erreicht" sei, von dem es wieder aufwärts gehen müsse, damit begründet: „Wenn der Lehrplan ernstlich durchgeführt wird, so kann er gar nicht anders als sehr bald die Einsicht von seiner Unhaltbarkeit erzeugen." Das ist schnell genug in Erfüllung gegangen. Wer die Verhandlungen vom Juni v. J. aufmerksam liest, kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß eigentlich Alle, die dort zusammengewirkt haben, in der Ueberzeugung übereinstimmten: mit der Schulreform von 1892 haben wir schlechte Erfahrungen gemacht; sie hat dem Unterricht unlösbare, weil in sich widerspruchsvolle Aufgaben gestellt; wir müssen umkehren, wenn nicht eins der hohen Güter, die unsere Nation besitzt, vollends zerstört werden soll. So ist das Neue entstanden. Freilich, noch kein Erfolg über den sich's triumphiren ließe; aber darin liegt gerade ein Vorzug. Völliger Sieg könnte zu Uebermuth und bequemem Gehenlassen verführen. Jetzt ist uns so viel gegönnt, daß wir das ermuthigende Gefühl haben vorwärts zu schreiten, und doch nicht so viel, daß wir daran denken könnten stille zu stehen.

Juni 1901.

Die Zusammenkunft Gustav Adolph's mit Christian IV. von Dänemark zu Ulfsbäck 1629.

Ein Beitrag zur Charakteristik Gustav Adolph's.

Von

Dietrich Schäfer.

Die Hauptwendungen der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges sind Jedermann gegenwärtig. Das Unternehmen des schwachen und unfähigen Pfälzers verwickelte die schönsten und bevölkertsten Gebiete des Reiches in das Schicksal des abgelegenen Böhmens. Des „tollen" Braunschweigers Auftreten zog dann die Ligisten nach dem Nordwesten. Als sie den niedersächsischen Kreis beschwerten und den von König Christian IV. von Dänemark für seine Familie theils erworbenen, theils erstrebten Bisthumsbesitz gefährdeten, trat dieser auf den Plan. Ihm zu widerstehen, ward auch eine kaiserliche Armee ins Feld gestellt. Es war Wallenstein, der durch Vertheilung der Werbequartiere auf fast alle Territorien des Reiches ganz Deutschland, mit Ausnahme einiger entlegener Nordostgebiete, in die Leiden des Krieges hineinzog. Christian von Dänemark unterlag dann bei Lutter am Barenberge. Er konnte aber, da Wallenstein in Schlesien beschäftigt war, fast noch ein Jahr lang das Erzbisthum Bremen, die Elbe- und Havellinie behaupten. Dann aber erhob sich gegen ihn die vereinigte Macht der Liga und des Kaisers. In wenigen Wochen fand er sich aus Brandenburg und Mecklenburg, aus Holstein und Schleswig und selbst aus Jütland hinausgeworfen, zurückgejagt auf seine Inseln. Seine wiederholten Bemühungen, im Laufe des Jahres 1628 wieder

Fuß zu fassen auf dem Festlande, scheiterten kläglich; das einzige Glückstadt, die neu errichtete Zwingburg der Elbe, behaupteten die Seinen mit Erfolg. Die Kaiserlichen beschäftigten sich eifrig mit Versuchen, eine Flotte zu gründen, um den Gegner auf seinen Inseln heimsuchen zu können. Die dänischen Stände waren widerwillig in den Krieg hineingezogen worden und stöhnten jetzt unter der Last, die die Vertheidigung der Heimath auferlegte. Festes Vertrauen, daß man hier dem übermächtigen Feinde unter allen Umständen gewachsen sein werde, hatten sie nicht. Sie wünschten sehnlichst den Frieden, wenn er nur nicht zu theuer erkauft werden mußte.

Nach dem Mißerfolge von Stralsund hatte eine ähnliche Stimmung unter den Kaiserlichen Boden gewonnen. Aufgaben, die näher zu liegen schienen als der Kampf um das Baltische Meer, traten in den Vordergrund der Wiener Politik: die mantuanische, die Türkenfrage. Wallenstein, der längst die ligistischen Bundesgenossen nicht nur im Felde, sondern auch im Rathe zur Seite geschoben hatte, fing nach Aufhebung der Stralsunder Belagerung an, diese Richtung zu begünstigen. Dem neuen mecklenburgischen Landesherrn war ein Friede, der den usurpirten Besitz bestätigte, nicht unwillkommen. So kam es zu den Verhandlungen, zu denen dänische, kaiserliche und ligistische Bevollmächtigte im Januar 1629 in Lübeck zusammentraten.

Dem Schwedenkönige konnte diese Wendung der Dinge nicht gleichgiltig sein. Er war unter den Ersten gewesen, die sich um die böhmische Sache gekümmert, an thätiges Eingreifen gedacht hatten. Das Schicksal des Pfalzgrafen, die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten hatte er dann mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt. Für ihn bedeuteten die Erfolge der Liga, der Spanier und des Kaisers nicht nur den Sieg der katholischen Sache, sondern auch die Stärkung eines Gegners, mit dem sein Haus auf den Tod verfeindet war, und der sein schwedisches Volk mit Fremdherrschaft und Gegenreformation bedrohte: des Polenkönigs. Er war daher auch 1624, als von England, von den Niederlanden und von Brandenburg aus die Bildung einer evangelischen Allianz betrieben wurde, bereit gewesen, als ihr Vorkämpfer in Deutschland aufzutreten. Aber er wollte sicher sein, im entscheidenden Augenblicke nicht von den Bundesgenossen im Stich gelassen zu werden, und stellte dementsprechend seine Bedingungen. Als da Schwierigkeiten auftauchten und als Christian

von Dänemark sich zum militärischen Führer des evangelischen Bundes geradezu herandrängte, zog Gustav Adolph zurück. Nimmermehr hätte er den Oberbefehl im Felde mit einem Andern getheilt. Er hatte das Selbstbewußtsein des Genies, das sich klar darüber ist, daß eine Aufgabe nur von ihm, nicht von Andern gelöst werden kann, und das lieber verzichtet, als mit halber Arbeit zufrieden ist. „Niemand versteht die Sache besser als ich, und ich in Person muß sie durchführen", sagte der Dreißigjährige am 18. August 1625 im Lager von Keggum an der Düna zum niederländischen Gesandten Kaspar von Vosbergen, der ihn zur Mitwirkung in Deutschland bewegen wollte. Er wandte sich neuerdings dem polnischen Kriege zu, verlegte allerdings den Schauplatz von der Düna an die Weichsel, also dicht an die deutschen Grenzen. In den nächsten Feldzügen drängte er Polen völlig vom Baltischen Meere ab. Er war dabei auf Zuzug gestoßen, der von Wallenstein zur Unterstützung des Polenkönigs herübergesandt war. Andererseits hatte Gustav Adolph Stralsund vertheidigen helfen, zu dem Schweden seit den Zeiten des Nordischen siebenjährigen Krieges in engen Beziehungen stand. Seine Truppen hatten dort neben den Schotten gekämpft, die Christian IV. zu Hilfe gesandt hatte, und auf Grund eines mit der Stadt abgeschlossenen und vom dänischen Könige gutgeheißenen Vertrages waren die Schweden zu dauerndem Schutze der Stadt geblieben, während die Dänen nach Beendigung der Belagerung bis auf einen geringen Rest wieder abzogen. So hatten Schweden und Kaiserliche an mehr als einer Stelle die Schwerter gekreuzt, ohne daß der Krieg erklärt war. Schon für das Jahr 1629 hatte Gustav Adolph ernstlich erwogen, ob nicht der Krieg nach Deutschland zu verlegen sei: „Wir müssen sie in Kalmar erwarten oder ihnen in Stralsund begegnen!" Wallenstein aber war sich klar darüber, daß nicht mehr der Däne, sondern der Schwede der zu fürchtende Feind sei, und wurde durch diese Erkenntniß in seinen Friedenswünschen gegenüber Dänemark bestärkt.

Es war in dieser Lage natürlich, daß Gustav Adolph an den zu eröffnenden Friedensverhandlungen Antheil und auf ihren Gang Einfluß zu gewinnen suchte. Er hatte nichts gethan, König Christian's deutschen Feldzug zu unterstützen. Er war nicht müde geworden zu erklären, daß sein Vorgehen gegen Polen eine für Christian's Sache wichtige Diversion sei, während doch der Dänenkönig von den dortigen Kämpfen und Siegen der Schweden nicht allzu viel Vortheil gehabt hat. Das Entscheidende war doch, daß

Gustav Adolph seine Sache mit der dänischen nicht vermischen, nicht neben Christian kämpfen wollte. Als aber die Kaiserlichen unter Schlick's Führung im Oktober 1627 die jütische Halbinsel überschwemmten, und gleichzeitig in Dänemark eine bedenkliche Verstimmung zwischen König und Reichsrath Platz griff, gewannen die Dinge auch für ihn eine andere Gestalt. Gustav Adolph traf so schleunig wie nachdrücklich Anstalten, helfend einzugreifen; er war durchdrungen von der Nothwendigkeit, den dänischen Staat zu erhalten und gab dieser Ueberzeugung in Wort und Handlung Ausdruck. Ein Bedarf für thätige Hilfe trat nicht ein, aber in Schweden blieb die Ueberzeugung lebendig, daß Dänemark „eine Bastion Schwedens gegen den Kaiser" sei, und man handelte dementsprechend. Jetzt drohte diese Bastion außer Gefecht gesetzt zu werden und dadurch dem Kaiser die Möglichkeit zu erwachsen, an der deutschen Ostseeküste eine Flotte zu schaffen und den Kampf ums Meer aufzunehmen, das Schwedens Deckung war.

Eine schwedische Gesandtschaft, bestehend aus den Edelleuten Johann Sparre, Karl Baner und Johann Salvius, machte sich Anfang Februar 1629 auf den Weg, an den Lübecker Verhandlungen theilzunehmen. Es geschah unter Zustimmung des dänischen Königs. Sie sollten als Vermittler auftreten, allerdings in einem Sinne, der die Verständigung mit den deutschen Gegnern wohl unmöglich gemacht haben würde. Gustav Adolph wollte keinen Frieden, der nicht die gesammte deutsche Küste, den ober- und niedersächsischen Kreis wieder sich selbst zurückgab. Seine Gesandten kamen aber gar nicht dazu, ihren Aufträgen Folge zu geben. Wallenstein widersetzte sich ihrer Zulassung so entschieden, daß sie zurückkehren mußten, ohne Lübeck betreten zu haben.

Inzwischen waren nun aber die nordischen Könige über eine persönliche Begegnung einig geworden. Es war ein Mittel der Verständigung, das sie schon einmal, ziemlich genau vor zehn Jahren, allerdings ohne erkennbaren Erfolg, versucht hatten. Damals war die erste Anregung von schwedischer Seite ausgegangen; diesmal war es umgekehrt. Zwar berichtet der älteste Biograph Christians IV., Niels Slange, daß „der schwedische Rath Rasch die ersten Vorschläge dazu gethan habe"; aber dieser Nachricht, die oft nachgeschrieben worden ist, widersprechen die bestimmten Aussagen Gustav Adolph's und Gabriel Oxenstjerna's und an einem noch zu besprechenden Punkte der Gang der Verhandlungen selbst. Nach Gustav Adolphs an seinen in Preußen weilenden Kanzler Axel

Oxenstjerna wenige Tage nach der Zusammenkunft gerichteten Briefe hatte Christian schon zwei Winter hindurch eine Zusammenkunft gewünscht. Als dann der schwedische Agent Christoph Ludwig Rasch, der gegen Ende 1627 schon in Dänemark, im nächsten Jahre in Deutschland und besonders publizistisch in den Hansestädten thätig gewesen war (er ist der wahrscheinliche Verfasser des „Hansischen Weckers", jedenfalls aber des Mitte November 1628 geschriebenen „Nachklangs" zu diesem; Wallenstein nennt ihn den „Pasquillmacher"), im Winter 1628/29 über Dänemark heimkehrte, trug ihm Christian IV. auf, die Sache beim Schwedenkönige neuerdings zur Sprache zu bringen. Gustav Adolph hatte sie bisher übergangen, „sich nichts merken lassen", theils weil im Laufe des Jahres 1628 die Zeit fehlte, theils weil er fürchtete, es möge ausgehen wie das erste Mal. Da jetzt aber Rasch keinen anderen Auftrag vom dänischen Könige brachte als diesen, auch erklärte, daß er angewiesen sei, ihn besonders zu betonen, so „mußte ich glauben, daß etwas daran gelegen sei, fürchtete auch zu verletzen durch allzu große Beharrlichkeit im Ablehnen und erklärte mich deshalb zum 20. Februar 1629 bereit." Der Brief, der diese Nachricht brachte, traf am 2. Februar in Kopenhagen ein.

Der Verlauf dieser Zusammenkunft ist im höchsten Grade charakteristisch für den großen Schwedenkönig. Kaum in irgend einem Hergange treten der entschlossene Wille und der beherrschende Scharfblick des Mannes so konzentrirt hervor. Wir sind trefflich unterrichtet über das, was sich abspielte, seitdem der frühere, jetzt emeritirte Universitäts-Bibliothekar von Upsala, der hochverdiente Styffe, den Bericht veröffentlichte, den der anwesende Gabriel Gustafsson Oxenstjerna, der Bruder des Kanzlers, alsbald nach dem Hergange niederschrieb. Schon früher waren ein kürzerer dänischer Bericht vom ebenfalls anwesenden Christian Thomesen Sehested, und die beiden eigenhändigen Briefe, die vom dänischen wie vom schwedischen Könige erhalten sind, durch den Druck zugänglich gemacht worden. Dazu fließen vereinzelte Nachrichten aus anderen Quellen. Trotzdem ist die Bedeutung der Zusammenkünfte weder von deutscher, noch von skandinavischer Seite ins rechte Licht gerückt worden. Gustav Droysen, zu dessen Gustav Adolph man ja in solchen Fällen zunächst greift, wiederholt nur die kurzen Angaben des Schweden Geijer.

Als Ort der Begegnung war eine Stelle verabredet worden, an der Dänen und Schweden oft zu wichtigen Verhandlungen zu-

sammengetroffen sind, wo noch kürzlich der Kalmarkrieg beigelegt worden war. An der äußersten Südwestecke des damaligen Schwedens, da wo der Lagafluß die smaaländischen Wälder verläßt, um durch Südhalland dem Kattegat zuzufließen, liegt das Kirchspiel Markaryd, dessen Pfarrhof, 9 km von der West- und ebenso weit von der Südgrenze entfernt, den Namen Ulfsbäck führte und führt. Unmittelbar südlich an der Grenze, im schonenschen (damals dänischen) Kirchspiel Fagerhult, liegt der Hof Yrnehult. Dort erschien, von Helsingborg kommend, König Christian am 19. Februar. Da das schwedische Hofvolk noch nicht vollzählig beisammen war, ward schwedischerseits um einen Aufschub von zwei Tagen gebeten, den Christian zu einem Abstecher nach dem einige 50 km entfernten, im Jahre 1613 an Stelle des im Kalmarkriege niedergebrannten Væ von ihm gegründeten Christianstad benutzte. Am 21. erschienen Peter Baner und Erich Jöransson Ulfsparre mit fünfzig Pferden beim zurückgekehrten Dänenkönige, ihn in aller Form einzuladen, wurden „mächtig gut" empfangen und Nachts mit einem in spanischem Wein angetrunkenen Rausch entlassen. Am nächsten Vormittag waren sie wieder an der Grenze, den Geladenen feierlich einzuholen. Weiter rückwärts hielt der König mit starkem ritterschaftlichen Gefolge, mit zwei Kompagnien Reitern und 400 Musketieren. Gegen Abend, nicht lange vor Sonnenuntergang (also etwa um 4 Uhr), kam der König von Dänemark, begleitet von seinen Söhnen, den Herzögen Friedrich und Ulrich, von denen jener 20, dieser 18 Jahre alt war, von den Reichsräthen Christian Thomesen Sehested, der schon wiederholt als Gesandter thätig gewesen, Otto Kristensen Skel und Just Hög und von 14 weiteren Adligen. Sie benutzten Kutschen. Als sie herannahten, stieg Gustav Adolph vom Pferde und begrüßte den seinen Wagen verlassenden Dänenkönig, wünschte ihm Glück, daß Gott ihn in diesen gefährlichen Zeiten bewahrt habe, und dankte für Annahme der Gastfreundschaft, die leider bei der Ungelegenheit des Ortes nur eine dürftige und geringe sein könne. Nach gebührlicher Entgegnung des Gastes fuhren die beiden Könige, der Pfalzgraf Johann Kasimir von Kleeburg (der Vater Karl's X. Gustav) mit den dänischen Prinzen und die dänischen Reichsräthe in bereit gehaltenen Kutschen nach Ulfsbäck, geleitet von dem adligen und militärischen Gefolge. Dort angelangt, führte Gustav Adolph den Gast in sein Gemach, in das auch die drei dänischen und ebensoviele schwedische Räthe eintraten, nämlich der Reichs-

marschall Jakob de la Gardie, Gabriel Gustavsson Oxenstjerna und Peter Baner. Hier begann nun alsbald die Unterhaltung.

Gustav Adolph eröffnete sie mit der Frage, was für Nachrichten Christian aus Deutschland habe. Die Antwort war, daß die Kaiserlichen fortführen, Schiffe zu bauen. Sie hätten deren zu Wismar 5, auf Pöl 5, bei Neustadt (Ost-Holstein) 3 im Bau, andere an anderen Plätzen, und sie würden mit den 8 Schiffen, die der König von Polen geliefert habe, im Sommer 22 Kriegsschiffe in See bringen können; auch an Volk werde es ihnen nicht fehlen. Gustav Adolph hob die Gefahr hervor, wenn die Kaiserlichen so stark werden würden, daß sie den Kampf um das dominium maris aufnehmen könnten, was Christian zugestand. Gustav Adolph frug weiter, welche Nachricht Christian von seinen Kommissären in Lübeck habe, ob Hoffnung auf Frieden sei. Der Gefragte erwiderte, daß eine solche Hoffnung kaum schon bestehe; es sei auf die dänischen Vorschläge noch gar keine Antwort erfolgt. Gustav Adolph bemerkte, daß er nicht zweifele, Christian könne Frieden haben, wenn er ihn entschieden wolle. Als Christian darauf entgegnete: „Das weiß ich nicht", erwiderte Gustav Adolph: „Ja, nicht allein Stillstand oder Frieden, sondern der Kaiser wird auch Jütland, Holstein und alle die abgenommenen Länder herausgeben." Christian zuckte mit dem Munde und sagte: „Wenn ich das wieder bekommen kann, will ich es auf Abschlag annehmen." Gustav Adolph: „Wenn ich Kaiser wäre, würde ich Euer Liebden das Alles geben ohne Bedenken." Christian: „Wieso?" Gustav Adolph: „Ich würde es thun, damit Euer Liebden nichts gegen mich vornehmen möchten, und ich inzwischen meine Flotte fertig bekommen und meine Sachen in Stand und diejenigen zum Gehorsam bringen könnte, die sich etwa noch nicht fügen wollten; später stände es in meinem Belieben, zurückzunehmen, was wiedergegeben war, und Euer Liebden und Schweden zu mächtig und Herr der Ostsee zu werden. Das wäre Euer Liebden und Schwedens Ruin und würde dem Kaiser um so leichter werden, als er Holz, Eisen und alles hat, was er braucht. An Geld kann es ihm nicht fehlen und ebenso wenig an guten Seeleuten." Christian: „Der Kaiser wird uns wohl nicht so leicht zurückgeben, was er uns abgenommen hat, wenn ihn nicht andere Noth zwingt, als bisher geschehen ist; will er aber in der Hoffnung, wie Euer Liebden sagt, zurückgeben, so werden wir das auch in dieser

Meinung nicht von uns weisen. Aber daß der Kaiser die Möglichkeit hat, Schiffe zu bauen, und allen Bedarf dazu in seinem Lande, das müssen wir schon zugestehen." Gustav Adolph: „Wie könnte aber solcher Schiffsbau und seine Macht zur See am besten gehindert werden?" Christian: „Wenn man an die Orte kommen könnte, wo er seine Schiffsbauten begonnen hat und diese verbrennen und seine übrigen Schiffe im Wismarschen Hafen durch Feuer vernichten könnte. Der Feind hat nun angefangen, Schanzen an der Einfahrt*) aufzuwerfen, und denkt so den Hafen zu sichern." Gustav Adolph: „Mir scheint die beste Sicherung, wenn man so stark wäre, eine Landarmee aufzubringen und dem Feinde die Plätze an der Seekante zu nehmen." Christian: „Das wäre wohl die beste Sicherung, aber in dieser schweren Zeit nicht zu erwägen; es ist keine Macht zur Hand, die das ins Werk setzen könnte." Gustav Adolph: „Das ist nicht nur zu erwägen, sondern auch ausführbar; denn wenn die beiden Könige in dieser Sache zusammengehen wollten, da dieser Krieg sie beide angeht, und Dänemark für Schweden auf dieser Seite gleichsam eine Mauer ist, deren Untergang — den Gott gnädig abwende — die ganze Kriegslast Schweden auf den Hals wälzen würde, so ist gar nicht zu zweifeln, daß wohl etwas auszurichten ist. Und obgleich ich zwei Kriege habe, in Livland und in Preußen, so habe ich doch noch in Schweden und in Finland 30 Kompagnien einheimische Reiter und 4000 deutsche Pferde in Preußen, für die dort wenig Bedarf gewesen ist, was zusammen 8000 Pferde macht, und kann außerdem 10 Regimenter ins Feld stellen, gute Knechte, ungerechnet die Rekruten, die nach Livland und Preußen geschickt werden sollen, habe dazu das Land noch einigermaßen besetzt. Und ich weiß zur Genüge, daß schwedische Kavallerie so gut ist, wie ich sie nur wünsche; Euer Liebden, sahen wohl Jens Rotkirch's Kompagnie**), mit der, obgleich sie keine schönen Pferde hat, ich mich wohl verpflichten wollte, eine der besten Kürassier-Kompagnien zu chargiren, die es in Tilly's oder Wallenstein's Armee geben könnte, in gutem Vertrauen auf die Mannschaften." Christian: „An welcher Stelle könnte eine solche

*) König Christian hat am 2. April 1629 den Versuch gemacht, die Einfahrt zu erzwingen, aber vergeblich.

**) Der Schlesier Oberstleutnant Jens Rotkirch war Führer der schwedischen Reiter bedeckung und Bruder von Wenzel Rotkirch, der König Christian auf der Flucht aus der Schlacht bei Lutter am Barenberge das Leben gerettet hatte, dann Rittmeister der Hoffahne und Hofmarschall geworden war und jetzt als solcher den König begleitete.

Armee auf deutschem Boden gelandet werden?" Gustav: „Euer Liebden haben Glückstadt behalten, und Stralsund steht uns offen." Christian: „Aber wo könnte so viel Proviant gefunden werden, eine solche Armee zu unterhalten?" Gustav: „Man könnte aus dem eigenen Lande hinüberführen." Christian: „Und wenn man tiefer ins Land hinein muß?" Gustav: „Das ist noch nicht so entblößt, daß nichts übrig gelassen wäre."

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch unterbrochen durch den Marschall, der zur Tafel ansagte. Man ging zu Tisch und saß nachher trinkend zusammen, bis gegen ein Uhr Nachts; es wurde aber nichts „Schreibewürdiges" mehr gesprochen.

Am 23. ungefähr um 10 Uhr Morgens ging König Gustav hinein zum Könige von Dänemark, ehe das Frühmahl aufgetragen wurde, und es entspann sich ein zweites Gespräch. Gustav Adolph meinte, er würde gerne wissen, was Wallenstein und Tilly jetzt vorhätten (nu practicerede). Antwort: Ohne Zweifel auszuführen (at fullborda), was sie zuvor im Sinne gehabt hätten. Gustav Adolph antwortete, der Muth sei ihnen gewachsen durch die erfochtenen Siege; der König von Dänemark habe wohl nicht vielen treuen Beistand von den verbündeten Fürsten in Deutschland erhalten. Christian: „Die haben wohl viel versprochen, aber wenig für die Sache gethan. Unter ihnen allen ist Adolph Friedrich (von Mecklenburg-Schwerin) der aufrichtigste gewesen, aber die andern alle haben gehandelt wie skarnhalsar (ein nicht übersetzbares, aber sehr derbes Schimpfwort), haben auch keine Macht über ihre Unterthanen." Gustav Adolph antwortete, er habe sich nicht wenig gewundert, daß der König von Dänemark als er einen so schweren Krieg zu führen unternahm, sich nicht vorher der bestbelegenen Städte bemächtigte, um sich im Falle des Mißerfolges auf sie zurückzuziehen. Erwiderung: Es sei nicht so leicht, die mächtigen deutschen Städte zu belagern und einzunehmen, da dieselben mit Mauern, Wällen und Kriegsmaterial gut versehen seien. Gustav Adolph: Das habe wenig auf sich, denn ihre Befestigungen seien alt, nach dem alten System; er glaube, sofern Gott wolle, wenn er mit einer richtigen Armee und mit allem Nothwendigen wohl versehen vor eine Stadt wie Lübeck komme, die doch eine der mächtigsten sei, er werde nicht viele Wochen vor ihr liegen. König Christian erwiderte darauf nichts.

Gustav Adolph begann dann von Neuem, wie man wohl am besten dem drohenden Sturme begegnen und des Feindes ge-

fährliche Anschläge zu nichte machen könne. Christian erwiderte, er sehe kein anderes Mittel, als sich zur See zu stärken, die See rein zu halten und so viel als möglich des Gegners Schiffsbauten zu vernichten. Gustav: Das sei ein gutes Mittel zur Zeit, aber nicht, dauernde Sicherheit zu erlangen. Christian: „Welchen Rath hält Euer Liebden für den besten?“ Gustav: „Das wäre der beste Rath, daß wir uns beide zusammenthäten und eine stattliche Armee errichteten und damit auf deutschem Boden erschienen und zusähen, ob wir die Häfen und Alles ihm nicht abnehmen könnten.“ Christian: Das wäre wohl ein guter Rath! Aber wir müssen bedacht sein, welch' mächtige Feinde wir gegen uns haben: zwei große Armeen, Wallenstein's und Tilly's, der ein alter Fuchs ist und treffliche, stattliche Soldaten hat; wenige werden in seiner Armee gefunden, die nicht 14 oder 15 Jahre gedient haben“. Gustav Adolph antwortete: „Daß er alte Soldaten hat, das hat wenig auf sich, denn die haben keine stärkere Haut als die neu ausgeschriebenen Knechte“. Christian: „Es ist ein großer Unterschied zwischen alten und neuen“. Gustav Adolph: „Wenn Euer Liebden sich mit uns zu Schutz und Trutz verbinden wollen, so zweifle ich nicht, daß Gott uns Glück giebt, da wir eine rechtschaffene Sache haben, und da wir Euer Liebden gestern Abend erzählten, daß wir, ohne einen unserer anderen Kriege zu schädigen, wohl 8000 Pferde und zehn Regimenter zu Fuß in's Feld stellen könnten. Wenn nun Euer Liebden einen Theil daneben setzen will, so wollen wir darüber wohl ein Direktor sein und hoffen, daß wir mit Gottes Hilfe etwas Ersprießliches gegen unsere Feinde ausrichten, es sei nun, daß Euer Liebden wünschten, daß man die Oder hinaufzöge oder den Weg über Glückstadt nähme, oder wo es Euer Liebden rathsam erschiene. Es wäre mit Gottes Hilfe nicht zu bezweifeln, daß wir Meister der Campagne blieben und dann blieb man auch wohl Meister über Größeres.“ Christian: „Wenn man Meister der Campagne bliebe, so sei nicht zu zweifeln, daß mehr folgen werde; aber dazu gehöre Kunst, zumal der Feind so viel Reiterei haben könne, wie er nur immer wolle.“ Gustav Adolph: „An der Campagne ist mit Gottes Hilfe nicht zu zweifeln, denn wir wissen, was für Kavallerie wir haben, wenn Euer Liebden nur zu der Sache entschlossen sind.“ Christian: „Euer Liebden kennen unsere Lage genügend, daß der Feind einen großen Theil unseres Reiches unter sich hat, und deshalb jetzt wenig Macht bei uns gefunden wird.“ Gustav Adolph entgegnete darauf, das sei

ihm genügend bekannt, aber damit der König sehe, daß diese Sache ihm schwer zu Herzen gehe, und daß er gern dem Könige helfen und den eigenen Staat sichern wolle, so sei er bereit, drei Theile der Armee mit allen daraus erwachsenden Unkosten auf sich zu nehmen, wenn der König nur den vierten stelle; und wenn der König das nicht könne, so möge er mit 600 000 Thalern helfen, womit man die deutschen Reiter, die früher Christian gedient hatten*), ablöhnen könne; wenn man ihnen für einige Monate Sold geben könne, so würden sie folgen, wohin man sie haben wolle; später könnten sie wohl einige Monate warten. Christian: „Deutsche Reiter warten nicht lange mit ihrem Monatssold, wenn man irgend Dienste von ihnen haben will." Gustav Adolph meinte, sie seien nicht so gefährlich, wie sie aussähen, sondern recht gute Kerle, wenn man sie richtig behandle. „Aber wie gefällt Euer Liebden mein Vorschlag über den vierten Theil der Armee?" Antwort: „Das wäre unmöglich, und die sechs Tonnen Goldes wären nirgends in ganz Europa zu Wege zu bringen." Gustav Adolph: „Sie sind nicht nur in Europa, sondern sogar an einem Platze zu bekommen." Christian: „Das kann ich nicht glauben und nicht verstehen, wo das sein sollte." Gustav Adolph: „Es wäre das Sicherste und Beste, daß Dänen und Schweden dazu beitrügen, die, die das größte Interesse daran haben." Christian: „Das können die Dänen nicht." Gustav Adolph: „Euer Liebden haben wenigstens tausend Adlige in ihrem Lande; jeder trage 1000 Thaler bei. Dann haben Euer Liebden vermögliche Städte; die können auch ehrlich beitragen. Obwohl die Schweden nun über 30 Jahre mit schwerem Kriege belastet gewesen sind und stark ausgesogen, so zweifle ich nicht, daß die Unsrigen thun werden, was ihnen nur immer möglich ist, um des Vaterlandes und meinetwillen." Christian: „Euer Liebden hat gut reden. Euer Liebden bedenke, daß meine besten Länder genommen sind, und in den übrigen liegt all' mein Kriegsvolk, das sie ganz verzehrt, sodaß sie bald nicht mehr so viel aufzubringen vermögen, daß ich meine Flotte damit unterhalten kann, geschweige denn Kriegsvolk, und von meinen Bundesgenossen werde ich verlassen. Dagegen hat Gott Euer Liebden das Glück gegeben, daß sie den Krieg in Feindes Land geführt haben und

*) Mehrere Regimenter davon waren im Laufe des Jahres 1628 mit Christians Zustimmung in schwedischen Dienst übergetreten und standen jetzt in Preußen.

von dessen Brod leben, und so viel Euer Liebden Unterthanen auch aufbringen, so genießen sie doch das, daß sie ihre Häuser unversehrt haben." Gustav Adolph: „Ich gebe Euer Liebden Recht in Betreff der Beschwerden ihrer Unterthanen. Doch ist zu bedenken, daß Schweden jetzt mehr als dreißig Jahre mit ununterbrochenem Kriege belastet gewesen ist und jetzt wohl müde sein kann, auch mit starken und vielen Durchzügen beschwert war. Doch ertragen sie Alles mit Geduld. Gott weiß auch, daß ich für meine Person das Meine dazu gethan habe. Denn Alles, was ich von meinen Eltern ererbt habe, das habe ich Alles für das Kriegsvolk aufgewandt, habe auch eine Kugel im Leibe*), trage auch kein Bedenken, wenn es Gottes Wille ist, drei zu beherbergen, ja, wenn es nöthig sein sollte, mein Leben selbst für mein Vaterland hinzuopfern, will auch hoffen, daß meine Augen niemals den Tag sehen sollen, da ich den Jammer über meinem Vaterlande und meinen Unterthanen schauen müßte, den viele Andere über den Ihren sehen müssen; ich will lieber sterben wie ein Mann." Dabei ließ er den König von Dänemark die Kugel fühlen, die in der Achsel steckte. „Aber was denken Euer Liebden über meinen Vorschlag vom vierten Theil der Armee oder sechs Tonnen Gold?" Christian: „Ich würde das wohl thun, wenn ich es vermöchte; aber ich vermag es nicht." Gustav Adolph: „Worauf setzen denn Euer Liebden ihre Hoffnung, ihren Staat zu erhalten und das Verlorene wieder zu gewinnen?" Christian: „Ich setze meine Hoffnung auf Gott." Gustav Adolph: „Das weiß ich; aber Gott thut nichts ohne Mittel. Setzen Euer Liebden ihre Hoffnung auf den König von Frankreich, auf England oder Holland?" Christian: „Nein." Gustav Adolph: „Worauf denn?" Christian: „Auf eine Diversion, wie Gott sie bewerkstelligen kann." Gustav Adolph: „Ich weiß nicht, woher die kommen sollte." Christian: „Vom Türken, von Bayern, Sachsen oder Andern, die sich auflehnen könnten, da sie mit des Kaisers Regiment nicht besonders zufrieden sind." Gustav Adolph: „Das wäre wohl eine gute Hoffnung, wenn das geschähe; aber das ist Alles ungewiß und nichts darauf zu bauen; aber wenn mein Rath gelten würde, zweifelte ich nicht, daß Euer Liebden ohne Schwertschlag wieder zu ihrem Lande kommen sollten."

Soweit zunächst Gabriel Oxenstjerna. Aus Sehested's Bericht und aus einem Nachtrage, den Oxenstjerna seinen eigenen Auf-

*) Gustav Adolph war am 25. Mai 1627 beim Danziger Haupte verwundet worden.

zeichnungen hinzugefügt hat, lassen sich diese Nachrichten noch ergänzen. Gustav Adolph hat darnach bei der Besprechung der den beiden Königreichen drohenden Gefahr auch die Aeußerung gethan, daß, wenn man ihr nicht zuvorkomme, man nach Amerika gehen könne und Zucker sieden. Er hat auseinandergesetzt, daß man auf England und Frankreich nicht sehen dürfe; das seien Regierungen, die jetzt nicht mehr nach staatlicher Einsicht, sondern nach eines Einzelnen Passion (Buckingham!) oder nach dem Rath der Jesuiten gelenkt würden. Doch hat er, als Christian in zornige Worte über seinen Schwestersohn, den König von England, ausbrach, der ihn völlig im Stich gelassen habe, begütigend bemerkt, daß der Gescholtene von guter Gesinnung sei, nur schlechte Rathgeber habe. Die 600 000 Thaler, hat er gemeint, könne Schweden allenfalls allein aufbringen, wenn man hart zufassen wolle; aber es sei eine Sache, bei der, wie bei der Religion, überzeugt und nicht kommandirt sein wolle; er habe Alles zugesetzt, habe kaum Silber, den König zu bewirthen; er hätte an des Königs Stelle gleich im Anfange Lübeck und Hamburg genommen; man müsse es diese Speckhöker lehren; das würde er gewiß im verflossenen Jahre auch mit Danzig gemacht haben, wenn er nicht von seinen Offizieren abhängig gewesen sei; es gehe ihm wie dem, der sich „überweibt" habe; so habe er sich „übermannt" (will sagen: habe zu viele Männer um sich). In Betreff der geringen Unterstützung der Westmächte sagte er noch, das habe er gleich zu Anfang gemerkt und deshalb bei Zeiten den Fuß herausgezogen.

Die Besprechung hat an diesem Morgen damit geschlossen, daß man Verhandlungen der beiderseitigen Räthe vereinbart hat, die sich unmittelbar angeschlossen haben. Sie haben nach Sehested's Bericht damit begonnen, daß die Schweden gefragt haben, was wohl des Königs von Dänemark Absicht gewesen sei, als er durch Rasch die Zusammenkunft habe begehren lassen. Die Antwort darauf hat, ebenfalls nach Sehested, gelautet: Zunächst, damit alle Welt sehe, mit welcher Einigkeit und gemeinsamen Fürsorge beide Könige über diese Länder wachen, dann wegen der großen Macht, die der Feind in der Ostsee rüste, daß man sich ihr gemeinsam widersetze. Frage und Antwort belegen, daß die Anregung zur Zusammenkunft von dänischer Seite ausgegangen ist. Die Schweden haben erwidert, daß das Alles recht sei, daß ihr König auch gern in Person zur See erscheinen werde, wenn es nöthig sei, daß man aber bei dieser Zusammenkunft gern etwas mehr erreicht sehe,

[illegible]

[illegible] begann der Diskurs von Neuem.

Gustav Adolf war es wieder, der ihn eröffnete. Er begann: „Wenn Euer Liebden unseren Diskurs erwägen möchten und mit mir den gleichen Entschluß fassen, so glaube ich, daß Gott gewiß helfen und seine schwache, vor ihm knieende Heerde bewahren wird. Euer Liebden auch wieder zu ihrem verlorenen Lande kommen werden." Der König von Dänemark erwiderte: „Ich sehe nicht, wie das zugehen sollte, sehe auch nicht die Macht bei mir, mehr zu thun, als ich gethan habe." Gustav Adolph: „Ich verlange nichts, was Euer Liebden Staat nicht tragen könnte; Euer Liebden mögen thun, was sie vermögen, nur mögen sie sich mit uns verbinden. Ich will Euer Liebden wahrhaftiglich versichern, daß ich damit nichts im Sinne habe oder suche als unser Beider Sicherheit, und ich rufe Gott zum Zeugen, daß Euer Liebden Unglück mir nicht weniger zu Herzen gehen soll als mein eigenes, und ich mein Leben für Euer Liebden und unsere Sache nicht schonen will." Christian: „Ich danke für die gute Affektion, aber etwas anzufangen, das ich nicht durchführen kann, vermag ich nicht." Da wandte sich Gustav Adolph an die drei dänischen Räthe, die dicht daneben standen, und sagte: „Ihr guten Herren von Dänemarks Rath! Ich ermahne und rathe euch als ein Freund, euch, von denen ich weiß, daß ihr euren König und euer Vaterland liebt; ich rathe euch um des Todes willen, den Gott duldete, daß ihr eure Sachen in guter Acht habt, und daß ihr zu rechter Zeit bedenkt, wie mit euch verfahren werden wird, wenn ihr vom Feinde überwunden werden solltet. Wir müssen zunächst

Gott zu Hilfe nehmen und uns nicht auf Fremde verlassen; dänische und schwedische Männer müssen es thun. Geschieht das nicht, so bringt ihr euch nicht allein von euern Privilegien und Freiheiten, sondern auch von Gottes reinem und seligmachendem Worte, und ihr müsset vielleicht sehen, des eure Augen sich schämen, und was ihr nicht gerne sehet, und eure Kinder würden, was das Schlimmste ist, in der irreführenden papistischen Religion aufgezogen und verleitet. Faßt lieber einen männlichen Muth und laßt uns unser Beites thun. Ich hoffe und zweifle nicht, daß Gott uns gewiß die Gnade verleihen wird, daß wir des Kaisers große Tyrannei, die im Gedanken schon den ganzen Erdkreis verzehrt (qui spe dominium orbis terrarum devoravit), einkürzen und auf andere Gedanken bringen werden." Darauf antworteten die Räthe nichts. Der König von Dänemark aber, der dicht daneben stand, diese ganze Ansprache hörte, und den sie, wie aus seinem Gesicht zu entnehmen war, einigermaßen verdroß, antwortete: „Was haben Euer Liebden in Deutschland zu thun, oder womit hat der Kaiser etwas gegen Euer Liebden verbrochen?" Da trat Gustav Adolph einen oder zwei Schritte näher an König Christian heran, und indem sich sein Gesicht veränderte, antwortete er: „Ist das fragenswerth?*) Wenn Euer Liebden die Ursachen wissen wollen, so sind es diese. Zunächst hat er unsere Freunde und Verwandten von Land und Volk vertrieben, während sie doch nach den Konstitutionen des Reiches hätten geladen, verhört und verurtheilt werden müssen, und er hat ihnen so ein großes Unrecht zugefügt. Zum Andern: Hat er nicht Stralsund belagert und es betrüglich behandelt, welche Stadt uns doch religionsverwandt und durch alte Handelsverträge mit uns verbunden ist? Hat er nicht drittens unsern Feinden, den Polen, einen Haufen Kriegsvolk zu Hilfe geschickt und seine Fahnen mit dem schwarzen Adler im Felde gegen uns fliegen lassen und so den Sieg verzögert und erschwert, den Gott uns gegeben hatte? Hat er viertens nicht wiederholt seine Gesandten beim Könige von Polen und den polnischen Ständen gehabt und ihnen durchaus abgerathen, sich mit uns in irgend welchen Vertrag einzulassen, und uns so an Erlangung des Friedens oder eines runden Stillstandes, der uns sonst wohl sicher gewesen wäre, gehindert? Euer

*) Diese drei Worte bringt der sonst schwedische Text von Oxenstiernas Bericht deutsch. Es darf wohl daraus geschlossen werden, daß die ganze Unterredung in deutscher Sprache geführt wurde. Die einzelnen hier zitirten und andere lateinische Sätze sind in den Text des Berichtes eingesprengt, werden auch so in der Unterhaltung vorgekommen sein, was dem Brauche der Zeit entsprach.



Liebden sollen versichert sein, er sei, wer er will, der uns das thut, Kaiser oder König, Fürst oder Republik oder wer, tausend Teufel, das sein möge — und dabei ballte er die Faust —, wir würden einander so an die Ohren nehmen, daß die Haare davonfliegen sollten.“ Und damit schwieg er, und der König von Dänemark antwortete darauf kein Wort. Er trank dem Reichsmarschall Jakob de la Gardie zu, und Gustav Adolph that das Gleiche dem Otto Skel, und sie blieben dann trübe Gäste, und irgend etwas Berichtenswerthes wurde an diesem Abend nicht mehr gesprochen. Um Mitternacht trennten sich die Könige. — Sehested, der diese Hergänge in fünf Zeilen zusammenfaßt, fügt hinzu: Die Ermahnung war sehr scharf (erat monitum valde pungens).

Schlechten Wetters wegen ist König Christian auf Gustav Adolph's Bitten erst am 25. Februar wieder über die Grenze zurückgekehrt. Am 24. Februar ist aber unter den Königen nur noch über Schiffsbau und über ein vor Stockholm gekentertes Schiff gesprochen worden. Doch haben die beiderseitigen Räthe mit einander verhandelt; wir erfahren aber über diese Verhandlungen nichts Näheres. Nach Gustav Adolph's Aeußerungen in seinem Briefe an den Reichskanzler und nach den uns erhaltenen Aufzeichnungen über die schwedischen Vorschläge muß es sich um das vorgeschlagene Bündniß und um die dänische Ansicht, wie am besten der Feldzug in Deutschland ins Werk zu setzen sei, gehandelt haben. Ersteres wurde abgelehnt mit der Erklärung, daß man erst die Stände hören müsse. Ueber einen Feldzugsplan wollte man sich nicht äußern; das müsse man dem Schwedenkönige überlassen, da man selbst nicht mitwirken könne. Ob die seiner Zeit in der schwedischen historischen Zeitschrift veröffentlichten Bündnißbedingungen hierher gehören, wie der Herausgeber will, muß sehr zweifelhaft erscheinen, trotzdem die Handschrift mit 1629 bezeichnet ist, da ihr Inhalt mit dem Gang der Verhandlungen nicht in Einklang zu bringen ist.

Wer die Hergänge überblickt, dem drängt sich ja vor Allem die Persönlichkeit Gustav Adolph's gewaltig auf, sein klarer, die Dinge im Großen und ihren Zusammenhang erfassender politischer Blick, sein entschlossener, vor nichts zurückschreckender Muth, sein fast übermüthiges Selbstbewußtsein, besonders in militärischen Dingen, seine Hingabe an seine Pflicht und die Liebe zu seinem Volke und seinem Vaterlande, sein Vertrauen zu seinen Schweden, sein Verständniß für sie und das Bewußtsein, daß er sie lenken könne, wohin er sie

haben wolle, ohne Gewalt, sein selbstloses Vorangehen in Allem, was der Dienst des Vaterlandes fordert, die richtige Einschätzung der Dinge gegenüber dem einen großen Ziel und die Anspannung aller Kräfte, dieses zu erreichen. Er hat erkannt, daß es mit der Herstellung Dänemarks in seiner früheren Gestalt nicht gethan ist, daß die Selbständigkeit der nordischen Reiche und der Bestand ihrer Religion nicht gesichert sind, wenn der Kaiser die deutschen Nord- und Ostseeküsten beherrscht. Die Organisation ihrer maritimen Kraft, die Zusammenfassung der althansischen und der kaiserlichen Macht in einer Hand ermöglichten einen Angriff auf Skandinavien selbst, der, wie die Dinge lagen, mit Sicherheit zu erwarten stand, und für den der Kaiser den Zeitpunkt wählen konnte. Dagegen sah Gustav Adolph nur ein Mittel: Verlegung des Krieges nach Deutschland, Verdrängung der Kaiserlichen von der Küste und Wiederherstellung des Zustandes im ober- und niedersächsischen Kreise, wie er vor dem Kriege gewesen war. Das verlangten seine „Friedensmittel", die er dem Dänenkönige für die Lübecker Verhandlungen vorschlug, und die allerdings zur wirklichen Erlangung des Friedens wenig geeignet waren. Aber Gustav Adolph wollte auch nicht Frieden, sondern Krieg. Er wollte die Waffen wieder aufnehmen, die dem Dänenkönige aus den Händen sanken, weil er richtig erkannte, daß den Kaiserlichen die Zukunft sicher war, wenn sie sich im Besitz der deutschen Küsten behaupteten, auch wenn sie ihre dänischen Eroberungen jetzt unverkürzt wieder herausgäben. Wie enge, wie kurzsichtig war dagegen die Auffassung Christian's IV. Er glaubte sich decken zu können durch Ueberwachung der Küsten, durch Handstreiche gegen die feindlichen Werften! Daß das nicht eine bloße Ausrede, sondern ehrliche Meinung war, beweist eine Aeußerung, die er wenige Tage nach der Zusammenkunft gegen seinen Kanzler Christian Friis bei Besprechung der Seepläne des Feindes that: „Ich will ihm eine Wache vor's Loch legen, so werde ich der See sicher sein", beweist auch der Abschluß des Lübecker Friedens.

Entsprechend der überlegenen Einsicht verlangte Gustav Adolph aber auch die uneingeschränkte Oberleitung des zu führenden Krieges. Er konnte da Niemanden neben sich dulden, der ihn hätte stören können; er mußte die Arme frei haben. Sein militärisches Selbstvertrauen tritt geradezu brüskirend hervor. Hätte er es nicht im deutschen Kriege glänzend gerechtfertigt, man könnte von eitler Selbstüberhebung reden. Aber er fühlte sich als der Schöpfer einer

nationalen Wehrkraft, als ein militärischer Reformer, der auf völlig neuen Bahnen wandelte, ganz abweichend von allem, was damals in Europa zu finden war. Die von ihm geschaffene einheimische Reiterei wollte er Tilly's und Wallenstein's besten Kürassieren getrost entgegenstellen. Er spottet über die alten Soldaten Tilly's, denen Christian IV. in offenem Felde überall erlegen war, und vor denen er Respekt bekommen hatte: sie hätten keine dickere Haut als seine neu eingestellten Schweden und Finnen. Das war der Mann, der schon vor sechs Jahren an Adolph Friedrich von Mecklenburg geschrieben hatte: „Euer Liebden kann leicht aus dem Landvolk 2000 Mann ausschreiben. Es möchte Euer Liebden jemand einbilden wollen, als wenn das Landvolk nicht zum Kriege tauge; lassen sich solches ja von den Großsprechern nicht einreden; glauben mir, der ich täglich die Probe davon nehmen muß, daß, wenn sie wohl geführet und kommandirt werden, mit ihnen mehr denn mit der irregulären Soldateska auszurichten." Welch' ungeheuerer Fortschritt im militärischen Können lag in der Heranziehung der einheimischen Kräfte, die Gustav Adolph zuerst zu voller militärischer Durchbildung brachte, gegenüber dem Europa beherrschenden, Geld und Menschenmaterial verschleudernden Söldnersystem. Daß dieses nicht völlig zu entbehren war, zumal für Schweden nicht, wenn es europäische Kriege führen wollte, entging auch Gustav Adolph nicht. Aber er wußte auch diese Waffe zu handhaben. Die gefürchteten deutschen Reiter, so oft der Schrecken ihrer eigenen Soldherren, die auch Christian IV. so zugesetzt hatten, daß er, daheim angelangt, froh war, sie an Gustav Adolph loszuwerden, wurden in seiner Hand zu „recht guten Kerlen, nicht so gefährlich, wie sie aussähen, wenn man sie richtig behandle." Wenn Christian in dem eben angezogenen Briefe an seinen Kanzler über Gustav Adolph die Aeußerung thut: „Hätte er die deutsche Reiterei nicht, er würde wohl nicht mehr nach ihr senden", so bezieht sich das auf die Schwierigkeit, in dem geldarmen Lande den nöthigen Sold aufzubringen, die Gustav Adolph in der Unterhaltung selbst berührt. Besonders verblüffend für Christian IV. war Gustav Adolphs Geringschätzung der großen befestigten deutschen Städte. Hatte doch Christian zu seinem großen Kummer zweimal vergeblich vor Braunschweig gelegen und nie den Gedanken zu fassen gewagt, etwa Lübeck, Hamburg oder Bremen anzugreifen und in seine Bundesgenossenschaft zu zwingen, obgleich ihm das vortheilhaft genug hätte sein können und seinen heißesten Wünschen ent-

sprochen haben würde. Uebrigens hatte auch weder Tilly noch Wallenstein einen solchen Versuch gewagt; Stralsund war doch erst zweiten Ranges. Gustav Adolph mochte sein Selbstvertrauen aus dem raschen Erfolge schöpfen, den er 1621 gegen das tapfer vertheidigte Riga errungen hatte. Daß er den anderen Bedenken des Dänenkönigs betr. Verpflegung u. dgl. — die übrigens, wie ebenfalls der zweimal angezogene Brief erweist, auch keine Ausreden waren — kein Gewicht beilegte, war selbstverständlich. Er war der Wille, und er wußte, daß er auch die That sein werde.

Einem solchen Manne mußte sich der Erfolg an die Fersen heften, wenn er auch die sittliche Größe besaß, die in der selbstlosen Hingabe der eigenen Persönlichkeit, im Verzicht auf äußeren Lebensgewinn ihren Ausdruck findet. Gustav Adolph war stolz darauf, für seine Sache geblutet zu haben. Allerdings an persönlichem Muthe stand ihm der Nachbar nicht nach; auch Christian hat in seinen Feldzügen eigene Leibesgefahr nie gescheut. Ihm mag daher auch die Kugel in der Achsel des königlichen Bruders keinen besonderen Eindruck gemacht haben. Aber wenn die Szene fast etwas Theatralisches hat, so darf daran erinnert werden, wie Gustav Adolph durch sein Ende belegte, daß es sich nicht um bloße Phrasen handelte. Und was mehr war als das, seine ganze Lebensführung war fortdauernde Entsagung und Selbstverleugnung im Dienste des Vaterlandes. In fürstlichem Wohlstand hat Gustav Adolph nie gelebt. Was er ererbt, was er erworben, hat dem Vaterlande, der großen Sache dienen müssen. Es war auch keine bloße Redensart, wenn er erklärte, er habe kein Silber, seinen Gast darauf zu bewirthen. Ihm war das wüste, verschwenderische Traktiren und Bankettiren, das an den fürstlichen Höfen und in den städtischen Kollegien der Zeit wie die Pest grassirte, in der Seele verhaßt. „Ein Schiff kann des Jahres nicht viel mehr kosten als manch Banket einem Euer Liebden unterweilen kostet, und wäre doch Euer Liebden mit einem mehr als mit dem andern gedient“, hatte er 1623 in dem oben erwähnten Briefe an Adolph Friedrich geschrieben. Seine Regierung ist für Schweden eine Zeit des Kupfers und Papiers, nicht des Silbers und Goldes gewesen. Nur so hat das arme Land die Mittel aufbringen können zu einer großen Politik, einer Politik, die Europa wieder in die Fugen renkte, aus denen es sich zu lösen drohte. Niemals wieder ist von einem Manne mit so kleinen Mitteln in den Gang der Weltgeschichte so folgenreich eingegriffen worden. Sein Volk hat er

mit sich fortzureißen verstanden. Er rühmt die Opferwilligkeit der Seinen, trotzdem es keine leichten Lasten waren, die er ihnen zumuthete. Einen mehr als dreißigjährigen Krieg hatten sie mit Geduld ertragen! Er zweifelte nicht, daß sie den großen neuen Krieg, den er plante, auch allein auf sich nehmen würden (sie haben sein Vertrauen glänzend gerechtfertigt), aber es sei eine Sache, zu der man sie „wie bei der Religion" überzeugen, nicht kommandiren müsse. Wie anders in Dänemark! Mit Murren ertrug dort der zahlreiche und begüterte Adel das Unvermeidliche und war nach Kräften bemüht, es abzuwälzen auf die übrigen Stände. Und wie so ganz anders war des Königs persönliche Lebensführung! Seine und seines Volkes Kräfte hatte er niemals auch nur entfernt anzuspannen versucht wie Gustav Adolph sich und seine Schweden. Daß sein größerer Zeitgenosse Recht hatte mit der Behauptung, Dänemark könne die geforderten 600 000 Thaler wohl aufbringen, hat die allernächste Zukunft bewiesen. Im Lübecker Frieden hat Christian IV. auf seine Privatforderungen aus dem deutschen Kriege verzichten müssen. Er that es nur unter der Bedingung, daß sein Reichsrath ihn entschädige. Und das geschah, noch ehe der Friede ratifizirt war, indem der Rath seinem Könige eine Million Thaler bewilligte, womit dieser Anfangs noch nicht zufrieden war!

Im höchsten Grade eindrucksvoll ist die Art, wie Gustav Adolph sich giebt und seine Auffassung zur Geltung zu bringen sucht. Er ist ganz erfüllt von seiner Sache. Verböten es nicht seine Thaten, man könnte in seinem Sprechen und Gebahren etwas Gemachtes, Künstliches finden. Die Leidenschaft reißt ihn fort. Er kann es sich nicht ausdenken, er will den Jammer nicht schauen, wenn jemals sein Volk, wie das des Dänenkönigs, auf dem eigenen Boden vom Feinde heimgesucht werden könnte. Er geräth in die heftigste Aufregung, als Christian zweifelt, daß der Kaiser ihm Anlaß zu einem Kriege gegeben habe. Was der Kaiser ihm gethan (Beeinträchtigungen, die mehr in der Zukunft als in der Gegenwart größere Gefahren und Schädigungen in sich schlossen, zumal sie durch die Besetzung Stralsunds einigermaßen ausgeglichen waren), will er sich von Niemandem in dieser Welt ohne Kampf bieten lassen. Als sein Zureden beim Könige nicht anschlägt, wendet er sich an die Räthe und sucht sie bei ihrer Vaterlandsliebe und Religion zu fassen. Es liegt etwas Demagogisches in seiner Art, das durch die kräftige, bilderreiche Sprache unterstützt wird, gelegentlich auch eine derbe Anspielung nicht verschmäht.

Es ist das Genie, das von seinem Berufe erfüllt ist und alle Schranken durchbricht, die sich ihm in den Weg stellen.

Klassisch ist der Gegensatz der beiden kurzen Berichte, welche die Könige selbst über ihre Begegnung gegeben haben. Gustav Adolph schreibt an Axel Oxenstjerna: „Ich erhielt euern Brief auf der Reise. So sollte ich euch die Ursache dieser Reise sagen; aber da ich sie selbst nicht weiß, glaube ich, daß ihr sie auch nicht verlangen könnt. Der Prozeß war der, daß nun zwei Winter hinter einander zu erkennen gegeben worden ist, daß es sehr gut wirken könnte, wenn ich mit dem Könige zusammen träfe" u. s. w. wie oben Seite 43. „Wir trafen uns im Pfarrhof zu Ulfsbäck. Ich war Wirth und der König Gast. Wenig wurde da gegessen, viel schlechter Wein wurde getrunken, der zum Ueberfluß noch gefroren gewesen war. Vom Könige kamen keine Vorschläge, als um zwei oder drei Schiffe, nicht weil sie gebraucht wurden, sondern des Scheines wegen (ad augendam famam). Ich schlug vier Punkte vor (folgen die Seite 51 und 54 angezogenen); aber er wollte nicht nur keinen Rath geben, sondern fragte, was ich mit dem Kaiser zu thun hätte, warum ich mich in die deutschen Angelegenheiten einmischte; seine Friedensbedingungen habe er schon übersandt, und ein Bündniß könne nicht ohne die Stände abgeschlossen werden. Als ich das vernahm, dankte ich Gott, daß ich geschwiegen und die Anregung zur Zusammenkunft nicht gegeben hatte. Ich ersah daraus, daß der König betrunken gewesen sein müsse, als er Rasch Auftrag und Vollmacht gab, oder Rasch nicht recht im Kopfe, sodaß er den König nicht recht verstand. Summa: „Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus".

Christian IV. schreibt an seinen Kanzler: „Die Zusammenkunft zu Ulfsbäck verlief, Gott sei gelobt, recht gut, so daß wir als gute Freunde schieden". Sein Brief enthält nichts, was neben unseren anderen Quellen von Belang wäre.

Die Auffassung, der Christian hier Ausdruck giebt, ist auch ins Ausland übergegangen, so weit es von der Zusammenkunft Notiz genommen hat. Der etwas sanguinische Sir Thomas Roe, der kürzlich aus Konstantinopel heimgekehrt war und abendländischen Dingen fremd geworden sein mochte, meinte, daß dies ein Jubeljahr sei (this is the year of jubilee), Gustav Adolph und Christian hätten mit einander gesprochen und seien in vollem Einverständniß auseinander gegangen. Er hatte die Nachricht von Spens, der zusammen mit Anstruther einst den Kalmarfrieden vermittelt hatte.

Auch Anstruther brachte die gleiche Nachricht nach England. Die beiden Männer, die seit Jahrzehnten bemüht gewesen waren, eine Annäherung Dänemarks und Schwedens herbeizuführen, mochten die Sache nur zu gern in diesem Lichte sehen. Ihre Auffassung hat noch Ranke wieder vorgetragen. Die obigen Darlegungen zeigen aber, wie sehr er die Sachlage verkannte, wenn er (Englische Geschichte 2, 223) die Zusammenkunft erwähnend sagt: „Die Könige von Schweden und Dänemark vereinigten sich, die Regalien der septentrionalischen Kronen zu behaupten". Von einer Vereinigung waren diese Könige so entfernt wie nur je.

Man kann aber Christians Aeußerung allenfalls auch so verstehen, daß die Zusammenkunft in dem Sinne befriedigend verlaufen war, wie er sie herbeigewünscht hatte. Er hatte die erste Anregung gegeben, die endliche Verabredung veranlaßt. Und doch wollte er keineswegs Gustav Adolphs Hilfe; nur zum Schein (ad augendam famam) hätte er gern zwei oder drei Schiffe gehabt. Gefragt, was denn den Wunsch nach der Begegnung geweckt habe, haben seine Räthe ja geradezu erwidert: Zunächst, damit alle Welt sehe, mit welcher Einigkeit und gemeinsamen Fürsorge beide Könige über ihre Länder wachen. Man kann sich kaum der Ueberzeugung entziehen, daß es König Christian vor Allem, vielleicht ausschließlich darum zu thun gewesen ist, seinen Gegnern in Lübeck deutlich zu zeigen, daß sie auf Feindschaft der nordischen Könige unter einander nicht rechnen dürften, daß im Gegentheil eher ihre Vereinigung zu fürchten sei. In der That hat die Annahme, daß eine Verbindung der nordischen Mächte in Rechnung zu ziehen sei, auf die Entschließungen des Kaisers und der Liga eingewirkt. Gustav Adolph selbst hat sich Christian's Haltung so zu erklären versucht. Noch am 28. Februar schrieb er an Dietrich Falkenberg, den späteren Vertheidiger Magdeburgs: „Ich kann mir keine andere Ursache denken, als daß König Christian ostendiren will mit seiner Freundschaft mit Schweden, um dadurch von den Kaiserlichen bessere Friedensbedingungen zu erlangen." Er drückt sein Erstaunen darüber aus, daß Christian auf seine Vorschläge nicht einmal habe antworten wollen und es nicht allein abgelehnt, sich zum Besten der gemeinen Sache mit ihm einzulassen, sondern seine Absicht einer Diversion in Deutschland geradezu gemißbilligt habe. Die ganze Haltung Christian's bei der Begegnung mußte diesen Verdacht hervorrufen. Daß ihm der Gedanke, Gustav Adolph in Deutschland auftreten zu sehen, von Grund seines Herzens

zuwider war, hatte er deutlich genug durchblicken lassen, konnte übrigens Männern, wie sie damals die schwedische Politik leiteten, nach Allem, was geschehen war, längst nicht mehr verborgen sein.

Und hier liegt nun der eigentliche Grund für das Scheitern der Pläne, die Gustav Adolph so beredt vertrat. In der Nähe des Pfarrhofes Ulfsbäck wurde im Jahre 1792 ein Stein, auf dem der Ueberlieferung nach die beiden Könige gesessen haben sollten, zugerichtet und mit der Inschrift versehen: „Auf diesem Stein saßen Gustav Adolph und Christian IV., des Nordens Glück und gegenseitige Freundschaft in vertraulicher Berathung begründend." Die Inschrift ist so grundlos wie die Ueberlieferung. Aber man fragt unwillkürlich: Was hätte werden können, wenn Christian auf Gustav Adolph's Wünsche eingegangen wäre? Die Erfolge, die Schwedens König später allein errungen hat, machen es zweifellos, daß unter seiner Führung auch Dänemarks deutsche Stellung wieder aufgerichtet worden wäre mindestens in dem Umfange, den sie vor dem Kriege gehabt hatte. Für ihn war kein Anlaß vorhanden, Dänemark an Elbe und Weser zu beschränken, wenn ihm selbst die deutsche Ostseeküste zur Verfügung blieb. Mit dem zweifelhaften dominium maris Baltici wäre es für Dänemark vorbei gewesen, aber eine Nordseestellung gewonnen worden, die längst dafür hätte entschädigen können. Die skandinavische Entwicklung aber hätte aller Wahrscheinlichkeit nach eine Wendung genommen, deren Tragweite unabsehbar ist. Ein dauerndes Zusammengehen der beiden nordischen Mächte, ähnlich, wie es sich in derselben Zeit zwischen England und Schottland anbahnte, hätte leicht der Karte von Nord-Europa eine andere Gestalt geben können. Das hätte ja zunächst auf Kosten Deutschlands geschehen müssen, hätte aber auch Rußlands Vordringen nach dem Westen ganz bedeutend erschwert. Dem skandinavischen Unionsfreunde können die Stunden in Ulfsbäck als Augenblicke erscheinen, in denen die Gottheit der Geschichte an seiner Heimath vorüberrauschte, ohne daß der Zipfel ihres Gewandes erfaßt wurde. Fragt er aber nach dem Grunde des Versäumnisses, so kann er nur auf Christian IV. hinweisen. Das wohlverstandene Interesse seines Landes stand einem engen Anschluß an Schweden nicht entgegen. Aber wie hätte er, dem es an stolzem Selbstbewußtsein auch nicht fehlte, sich dem jüngeren Nachbarn als Hilfsgenosse unterordnen sollen, wie auf die Vorstellung verzichten, daß Dänemark auf der europäischen Rangliste nun einmal der Vortritt gebühre, daß ein Emporkommen Schwedens, eine geltungsreiche Stellung dieses

Landes in europäischen und zumal in deutschen Angelegenheiten von einem dänischen Herrscher nicht geduldet werden könne. Christian IV. konnte nicht hinaus über seine Person und seine Zeit und hinter ihm stand mahnend und hemmend sein Reichsrath, der jeder näheren Verbindung mit Schweden in diesem Augenblicke entgegen war, weil sie den ersehnten Frieden vereiteln konnte. So löste Gustav Adolph allein die große geschichtliche Aufgabe, die gestellt war, konnte sie aber nicht anders lösen, als indem er einen Bau aufführte, der auf der schmalen Basis der schwedischen Machtmittel Bestand nicht haben konnte, und den zu unterwühlen der als Freund gewünschte Nachbar in den nächsten Jahrhunderten sein Bestes that. Das schwedische Volk wurde das Werkzeug der Vorsehung, den Protestantismus zu retten, um nach erfüllter Bestimmung in die alte Bedeutungslosigkeit zurückzusinken.

Katholiken und Protestanten werden über Auftreten und Erfolge Gustav Adolph's nie das gleiche Urtheil fällen können. Dem vom Einheitsgedanken beherrschten Deutschen unserer Tage wird es überhaupt schwer, dem fremden Könige gerecht zu werden. Hat sich doch Lothar Bucher zu der Bemerkung verstiegen, daß die Volkstradition mit ihrer Verwünschung: „daß Du die Schweden kriegst" ein viel richtigeres historisches Urtheil fälle als die gelehrten Geschichtsforscher, die sich abmühen, die Verdienste des nordischen Helden zu erweisen. In Einem müssen doch alle Unbefangenen, ob Freunde oder Gegner Roms, einig sein. Die Gewalt der Persönlichkeit drängt sich unwiderstehlich Jedem auf, der für menschliche Größe ein Gefühl besitzt und näher in die Geschichte dieses reckenhaften Mannes eindringt. Es giebt in seinem bewegten Leben wenige Episoden, die sie so hervortreten lassen wie die Hergänge in den Ulfsbäcker Tagen.

Goethe und das Alterthum.

Von

Ferdinand Jacob Schmidt.

Die Begeisterung, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts von den gebildeten Kreisen den Studien des klassischen Alterthums entgegengebracht wurde, ist in unserer Zeit einer immer gleichgiltigeren, ja abwehrenden Stimmung gewichen. Wäre das nur der Ausdruck einer zufälligen und temporären Strömung, so könnte man ihren Verlauf ruhig abwarten. So aber ist es nicht; denn selbst diejenigen Männer, denen klassische Kunst und Wissenschaft als ein unveräußerliches Erbe unserer Kultur gilt, schätzen doch das Verhältniß zum Alterthum heut anders ein, als es in jenen Tagen geschah, da die eben gegründete Berliner Universität die hehre Pflanzstätte eines vom antiken Geiste durchtränkten Idealismus wurde. Damals konnte Niebuhr, von der Ueberzeugung getragen, „daß Alterthumswissenschaft immer das Salz der Erde war," wirklich noch, ohne Widerspruch zu fürchten, „von der sich der ganzen Seele anschmiegenden Kenntniß des Alterthums" reden."*) Wegen der unvergleichlichen Kraft geistiger Befreiung und der damit verbundenen männlichen Zucht der Gemüther wurden diese Studien in jenen Tagen zum Fundament aller höheren Bildung gemacht; seitdem aber ist ihre unmittelbare Bedeutung zurückgetreten und andere Bildungsfaktoren wurden daneben in den Mittelpunkt gerückt. Die Ursachen, welche diesen Umschwung herbeigeführt haben, sind mannigfaltiger Art; zu den wichtigsten gehören die, daß gerade die genialen Leistungen der

---

*) Vergl. A. Harnack: Geschichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. I², 624.

Alterthumswissenschaft selber eine zuverlässigere Kenntniß dieses Gebietes ermöglicht haben, und dann, daß bereits bei der Wiederbelebung der antiken Studien am Ende des 18. Jahrhunderts sich eine geistige Bewegung bemerkbar gemacht hat, die dem hellenischen Erkenntnißverfahren ihrer innersten Natur nach entgegengesetzt ist. Gerade Goethe, der begeisterte Verehrer hellenischer Kunst, ist derjenige, der sich in seiner denkenden Naturbetrachtung endgiltig von der platonisch-aristotelischen Lehre lossagt. Es soll daher einmal unter diesem Gesichtspunkt sein Verhältniß zum Alterthum betrachtet werden.

Von der Oede und Dürftigkeit des deutschen Geisteslebens um die Mitte des 18. Jahrhunders giebt uns Goethe's Darstellung der literarischen Zustände, die der Student bei seinem Eintritt in Leipzig empfing, ein äußerst eindrucksvolles Bild. Die deutsche Aufklärung athmet nichts von der kecken Grazie und dem sich mit dem lieben Gott selber auf Du und Du stellenden Esprit des französischen Rationalismus; sie ist unbeholfen, spießbürgerlich, schulmeisterlich-vorsichtig und bei jedem Schritt in Furcht vor dem Verluste des Seelenheils. Auf einer höheren Warte stehen doch, wenn man von Leibniz absieht, nur Lessing, Kant und — der Einsiedler von Sanssouci. Was jene Epoche für eine geschichtliche Aufgabe zu lösen hatte und auch in ihren Grenzen gelöst hat, mag als bekannt vorausgesetzt werden; ihrem eigenen Wesen nach bedeutete sie aber die Projektion aller Lebenselemente auf ein einzelnes, einseitiges Gebiet. Raison, nicht jene göttliche Allvernunft Plato's, sondern die kahle und kühle Verstandesvernunft des lateinischen Geistes war auf den Thron erhoben worden und beherrschte von hier aus alle anderen Lebensmächte mit absolutistischer Gewalt. Das war das rechte Element für das gallische Volksthum, in dem die pointirte Phrase Ciceros und der praktisch-nationale Geist der Lateiner unmitttelbar fortwirkte. Dem Deutschen aber war die einseitig gesteigerte Pflege der Verstandesvernunft nicht das von Grund aus seiner Natur Gemäße, und daher hat er es auf diesem Gebiete auch nicht zu einer den Franzosen ebenbürtigen Vollendung gebracht. Im Vergleich mit der französischen erscheint darum auch die Literatur der deutschen Aufklärung frostig und beschränkt. Was sich von der Fabeldichtung, der charakteristischen Literaturgattung jener rationalistisch moralisirenden Epoche, noch bis auf unsere Zeit erhalten hat, ist meistens nur eine mehr oder minder geschickte Uebertragung aus

dem Französischen; und andererseits zeigen die Kirchenlieder Gellert's im Gegensatz zu denen von Paul Gerhardt, wie unerreichbar der aufklärerischen Phraseologie die innige Tiefe des Bekenntnißliedes ist. Wird dem Verstande eine Alles bevormundende Stellung eingeräumt, so wird damit zugleich der geheimnißvollen Kraft religiöser und künstlerischgenialer Lebensentfaltung die Luft abgeschnürt; das Irrationale gilt alsdann auch für irreal. Nicht Bildung, sondern Wissen wird am höchsten geschätzt; nicht thätige Wirksamkeit, sondern das Anhäufen von Kenntnissen ist das erstrebenswerthe Ziel; nicht der sein Inneres in der Welt darstellende Mann, sondern der Gelehrte ist der Typus menschlicher Größe. Und wie die Polyhistorie das theoretische, so bestimmt die Moralität und Legalität das praktische Interesse: denn nicht, daß wir überhaupt das eigene Wesen unserer innersten Bestimmung gemäß in ein dem Ganzen entsprechendes Wirken umsetzen sollen, sondern wie wir handeln sollen, wenn wir handeln, macht den Gegenstand der Erörterung aus. Und für diesen Fall werden sittliche Vorschriften, Gebote, Maximen aufgestellt.

Die Loslösung von dieser auf einseitige Verstandesaufklärung gerichteten Bewegung hat sich in Deutschland anders vollzogen als in Frankreich, wenn zu uns auch sehr bald die Einflüsse von jener Seite des Rheines befruchtend herüberströmten. Hüben wie drüben war es ja doch im letzten Grunde die Natur selber, die sich gegen den ihr angethanen Zwang aufzulehnen begann; aber die Bedingungen, unter denen sie sich zu äußern vermag, sind nicht überall dieselben. Wir verdanken es doch letzthin der Reformation, daß sich bei uns die Befreiung der sinnlich-geistigen Kräfte des Individuums unter dem Zeichen der Aufrichtung und Wahrung geschichtlicher Kontinuität vollzog, während in Frankreich dem radikalen Rationalismus gegenüber ein ebenso radikaler Subjektivismus zur Geltung kam. Und dieser war denn auch ebenso geschichtslos wie sein Gegenpart, so daß er schließlich mit der Revolution gegen alles geschichtlich Bestehende überhaupt endete. Was von der Ueberwindung dieses französischen Rationalismus zu sagen ist, kann nicht besser ausgedrückt werden, als durch die meisterhafte Charakteristik Adolf Harnack's, der in seinem Akademiewerk (I[2] 622) schreibt: „Ueber diese Welt- und Lebensanschauung, die sich im Tiefsten weder durch Hume noch durch den Materialismus hatte erschüttern lassen, kam der Genius, der sie sprengen sollte,

Rousseau. Entfesselt wurde von Rousseau die Individualität und das innere Seelenleben, entfesselt durch die Phantasie und den Drang nach Freiheit. Was man bisher für letztere gehalten hatte, war Zwang, die gerühmte Bildung erschien hohl, das Gefühl leer. Entwicklung des Eigenlebens, der Subjektivität, Entfaltung und Bildung des eigenen Innern durch den eingeborenen lebendigen Trieb — das war die Losung."

In Deutschland aber setzte dieser Wandlungsprozeß in anderer Weise ein. Nicht die Entfesselung des Subjektivismus selber war hier das Zaubermittel, sondern die Wiederentdeckung der harmonischen Grundnatur des Individuums, welcher geschichtliche Besinnung und das Gefühl der Einheit mit der lebendigen Allnatur die Form gaben. Und hier ist zu allererst Hamann zu nennen, dem das Stahlbad des reformatorischen Glaubens die Kraft verlieh, aus dem Bereich des todten Buchstabens wiederum hinabzusteigen in die Urtiefe des lebendigen Geistes. Religiöse Begeisterung ist es, die ihn zu dem geheimnißvollen Born des warmen, Alles durchdringenden Lebens zurückführt, und nun wird er der Moses, der mit seinem Stabe diesen Felsenquell öffnet und so der kommenden Generation einen Trunk lebendigen Wassers reicht. Nicht dem Namen und der Terminologie nach, wohl aber dem Wesen nach wird hier ein wenig sichtbares, aber darum nicht minder starkes Band zwischen dem reformatorischen Geist und dem unserer klassischen Literatur geknüpft. Hatte schon Hamann selbst von dem wiedergefundenen Centralpunkte des Lebens aus erweckende Strahlen nach den verschiedensten Punkten der Peripherie ausgesandt, so besorgte Herder bald das Weitere, indem er der jungen Generation die Augen öffnete über das Wesen von Religion und Poesie, Natur und Geschichte. Als Goethe durch Herder mit den wunderlichen Schriften Hamanns zuerst bekannt gemacht wurde, war ihm selbst wunderlich genug zu Muthe, aber wie er eingesteht, fühlte er doch wohl, daß ihm in diesen Sibyllinischen Blättern etwas zusagte, dem er sich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe. Später aber fand er, woraufhin es hinauswollte, nämlich daß das Prinzip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's zurückführen, dieses sei: „Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich!" Da haben wir den antirationalistischen Grund-

gedanken in deutscher Form, der nicht wie bei Rousseau aus dem bloßen Subjektivismus entsprungen war, sondern gerade aus der Tiefe des allumspannenden Geistes, und der darum auch stark genug war, dem Ueberschwang eines ungebärdig hervortretenden Subjektivismus zur rechten Zeit die Flügel zu stutzen.

Im Anschluß daran sei nun sogleich hervorgehoben, wie sich Goethe und mit ihm Herder gegenüber der rationalistischen Zerstückelung als ganze Persönlichkeiten in dem lebendigen Naturganzen wiederfinden. Auch in diesem Punkte ist nicht Rousseau ihr Führer gewesen, sondern Spinoza. Gewiß hat Rousseau die einzelnen Naturgebilde, besonders die Pflanzen, mit viel liebevollerem Auge betrachtet als Spinoza. Aber nicht das war das wirklich Neue, sondern vielmehr der dem Rationalismus fremde Gedanke, daß die Natur als Ganzes eine lebendige Einheit sei und „nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen wirke, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte." Dem Dualismus Rousseau's steht hier ein Monismus gegenüber, in dem man sich mit Spinoza einig wußte, so daß man diesen und nicht Rousseau als einen „Bruder Mitstreiter für die Wahrheit" begrüßte. Ein wie starker Hebel dieser sich in Spinoza wiedererkennende Monismus zur Außerkraftsetzung auch des theologischen Rationalismus war, dafür legt das Wirken Schleiermacher's ein nachhaltiges Zeugniß ab.

Aber noch ein Drittes gab es, das nicht die Entfesselung der einzelnen Kräfte des Subjektes, sondern ihre gleichmäßige Bethätigung in einer auf das Ganze gerichteten Wirksamkeit zu fördern geeignet war: das Studium der Antike.*) Und hier tritt neben Hamann etwa gleichzeitig Winckelmann in den Vordergrund. Auch dieser Punkt scheidet die deutsche Bewegung kennbar genug von Rousseau. Wenn man auch gern dem Satz zuzustimmen bereit war: „Alles ist gut, wie es aus der Natur kommt!", so lehnte man doch im Ganzen um so entschiedener den weiteren ab: „Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen!" Nicht die Umkehr von der Kultur zur Natur galt hier als das neue Evangelium, sondern vielmehr die Verbindung der zerstreuten und gegen einander gerichteten Kräfte der menschlichen Natur zu der harmo-

*) Vergl. hierzu ebenfalls Harnack (a. a. O. 627): „Im 18. Jahrhundert lebte man noch in der Antike kraft fortwirkender, aber verbildeter lateinischer Tradition, seit Winckelmann, Goethe und Humboldt kraft einer Entdeckung, die man idealisirte. Was man, kongenial, an der griechischen Kunst und an Plato empfand, das übertrug man auf die gesammte Antike."

nischen Einheit eines lebendigen Kunstproduktes. Was Winckelmann so kraft eigener Genialität dunkel in sich fühlte, das entdeckte er in den Gebilden seiner deswegen so geliebten „Alten" in vollendeter und unübertrefflicher Meisterschaft. Dadurch wird er der Erste in Deutschland, dem wieder geschichtlicher Sinn aufgeht, und der dann mit diesem Samen die folgenden Generationen befruchtet hat. Sehr feinsinnig bemerkt Harnack (a. a. O. 622) über die wahre Bedeutung der Erneuerung der Alterthumswissenschaft: „Die Wiedererweckung der Antike, der griechischen Kunst und Platos, ist auch diesmal nicht, so wenig wie im 15. Jahrhundert, das treibende Moment gewesen — daß man sie zu erwecken vermochte und wie man sie erweckt hat, darin lag die Kraft." Es gilt hier für die Neubelebung des Alterthums am Ende des 18. Jahrhunderts genau dasselbe, was Jakob Burckhardt von der italienischen Renaissance sagt: „Die bisherigen Zustände würden die Nation erschüttert und gereift haben auch ohne das Alterthum, und auch von den neuen geistigen Richtungen wäre wohl das Meiste ohne dasselbe denkbar; allein wie das Bisherige, so ist auch das Folgende doch von der Einwirkung der antiken Welt mannigfach gefärbt, und wo das Wesen der Dinge ohne dieselbe verständlich und vorhanden sein würde, da ist es doch die Aeußerungsweise im Leben nur mit ihr und durch sie. Die „Renaissance" wäre nicht die hohe weltgeschichtliche Nothwendigkeit gewesen, die sie war, wenn man so leicht von ihr abstrahiren könnte."

Daß also von Rousseau die mannigfachsten Einflüsse auf die Erhebung des geistigen Lebens in Deutschland herübergewirkt haben, wird zwar schwerlich jemand in Abrede stellen wollen; aber die Richtung hat er dieser Bewegung bei uns nicht gegeben. Will man hier Namen nennen, so sind an erster Stelle die angeführten hervorzuheben: Hamann, Winckelmann und Spinoza. Den Kern der Sache aber bildete die reinere und vollere Erfassung des Wesens der Persönlichkeit auf dem Wege der religiösen Vertiefung, der monistischen Naturbetrachtung und der Harmonisirung der menschlichen Kräfte nach dem Vorbilde des antiken Schönheitsideals. Alle diese Züge verdichteten sich dann in der Person und dem Wirken Goethe's und sind durch ihn eine bleibende Grundlage unseres Lebens für uns geworden. Daher ist die Frage nach seiner Stellung zum Alterthum nicht bloß aus literarischen Gründen aufzuwerfen, sondern viel mehr noch um der inneren Bedeutung ihrer lebendigen Nachwirkung willen.

Seine mannigfaltigen Aeußerungen über das klassische Alterthum sind meist von begeisterter Zustimmung getragen, nicht selten aber auch abwehrender Art. Je nachdem man daher die einen oder die anderen mehr betont, kann man zu sehr verschiedenen Ergebnissen kommen. Um aber den entscheidenden Punkt zu treffen, wird man nicht fragen dürfen, ob Goethe's einzelne Urtheile über die Bedeutung hellenischer Kunst und Wissenschaft wahr oder falsch, berechtigt oder unberechtigt seien; sondern man wird vielmehr zusehen müssen, was Goethe von dem tiefsten Gehalt der eigenen Persönlichkeit durch die Alten in so vollendeter Klarheit gestaltet fand, daß er auf diesem Wege erst zu einem reinen und sicheren Bewußtsein seiner selbst gelangte. Wie jeder echte Künstler sah er in dem Kunstwerk nicht bloß das fertige Produkt, sondern den Niederschlag der schöpferischen Thätigkeit des Künstlers; und indem er hierin bei den Alten die reinste, von allem störenden Beiwerk freie Simplicität des Schaffens fand, bewunderte er in ihnen den Typus künstlerischer Schöpferthätigkeit überhaupt. Also nicht was sie hervorbrachten ist ihm zunächst die Hauptsache, sondern wie sie es hervorbrachten. Ein junger Kritiker hatte einmal über ihn gesagt: „Ich bin nicht der Meinung wie die meisten Verehrer der Alten, unter die Goethe selbst gehört, daß in der Welt für eine hohe vollendete Bildung der Menschheit nichts ähnlich Günstiges sich hervorgethan habe wie bei den Griechen. — Von unserem Goethe aber sei es gesagt, daß ich Shakespeare ihm darum vorziehe, weil ich in Shakespeare einen solchen tüchtigen, sich selbst unbewußten Menschen gefunden zu haben glaube, der mit höchster Sicherheit, ohne alles Räsonniren, Reflektiren, Subtilisiren, Klassifiziren und Potenziren den wahren und falschen Punkt der Menschheit überall so genau, mit so nie irrendem Griff und so natürlich hervorhebt, daß ich zwar am Schluß bei Goethe immer das nämliche Ziel erkenne, von vornherein aber stets mit dem Entgegengesetzten zuerst zu kämpfen, es zu überwinden und mich sorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was doch nur als entschiedener Irrthum abgelehnt werden soll." Dem stimmt Goethe (Aus Kunst und Alterthum 1818) völlig zu; aber dann behauptet er, daß wir gerade darin, worin ihn jener gegen Shakespeare im Nachtheil gefunden hätte, im Nachtheil gegen die Alten stünden. Denn schon ein jedes Talent, dessen Entwicklung von Zeit und Umständen nicht begünstigt würde, so daß es sich vielmehr erst durch vielfache Hinder-

nisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten müsse, stünde unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit fände, sich mit Leichtigkeit auszubilden und, was es vermöchte, ohne Widerstand auszuüben. In der Lage der Alten befindet sich danach also ein jedes Genie, das durch keinerlei Verirrungen der vorangegangenen Entwicklung beeinträchtigt wird, sondern sich der wahren Natur mit reinen und keuschen Blicken gegenübergestellt findet, wie es sich bei den Hellenen am günstigsten traf. In diesem Sinne heißt es dann am Schlusse jenes Aufsatzes: „Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es, was uns entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieses Alles finden wir in den echt griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen und immer dort hinweisen. Jeder sei auf seine Art ein Grieche! Aber er sei's."

In diese hellenische Stimmung Goethe's und der ihm folgenden Epoche wird aber unsere Kulturentwicklung stets dann kommen, wenn sie in die Lage gebracht wird, gegen die einseitige Betonung einzelner menschlicher Kräfte oder die Vernachlässigung der natürlichen Grundbedingungen des Lebens unter Wahrung der geschichtlichen Kontinuität sich wehren zu müssen. So kam es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, so war es vordem im Zeitalter der Renaissance; nicht aber war es so in Frankreich, wo zwar von Rousseau der Ruf „zurück zur Natur" ausging, aber unter völliger Vernachlässigung des geschichtlich gegebenen Zusammenhangs. Das eben ist das Entscheidende, ob in einer solchen Epoche der Wiederbesinnung auf die reine und vollständige Grundlage der menschlichen Natur auch die Verbindung mit der in der geschichtlichen Expansion jener Kräfte hervorgetretenen Natur aufrecht erhalten wird; denn auch in dem Werdegange der historischen Entwicklung einer Kulturgemeinschaft spricht die Natur, und zwar die reinste, höchste. Solange eine Nation, die einer gewissen Gemeinschaft dieser Art angehört, überhaupt besteht, kann dieses Band zwar niemals völlig zerschnitten werden; aber auch nur eine Lockerung in dem Bewußtsein der großen Masse eines solchen Volkes führt den Weg nicht von der Kultur zur Natur, sondern zur Barbarei. Die wahre Rückkehr zur Natur kann daher nicht bloß in der Besinnung auf die allgemeinen physischen und psychischen Grundlagen

bestehen, sondern muß zugleich in der Wiederbelebung der ursprünglichen kulturellen Thätigkeitsformen des Menschen gesucht werden, welche von Anfang an in der Natur dieser geschichtlichen Entwicklung zum Ausdruck gekommen sind. Und weil nun diese Formen innerhalb unserer Kulturgemeinschaft, noch durch keinerlei Einflüsse gestört, rein und ursprünglich bei den Hellenen zu Tage getreten sind, darum wird man sich von der Last einer gewissen Art von Ueberkultur immer wieder dadurch zu befreien suchen, daß man sich auf den Boden der noch ungetrübten Anschauung und Thätigkeit der Hellenen zu stellen und in diesem Sinne ein Hellene zu werden versucht.

Würden wir darin den allgemeinen Sinn jener Aufforderung Goethe's zu erblicken haben, so fragt sich nunmehr, wie er sich die Ausführung dieses Unternehmens im Einzelnen dachte; wie er sich die Möglichkeit vorstellte, in so großer Entfernung und unter so veränderten Umständen wiederum Hellene zu sein. Die Beantwortung dieses Punktes könnte man nun durch Zusammenstellung und Gruppirung seiner mannigfachen Aeußerungen über diesen Gegenstand zu geben suchen, indessen auf diese Weise würde der einheitliche Gesichtspunkt doch nicht mit völliger Sicherheit zu ermitteln sein. Da wir aber wissen, daß der Dichter alles das, was ihn tief innerlich bewegte, durch ein künstlerisches Gebilde frei zu machen suchte, so würden wir am ehesten dadurch Aufschluß gewinnen können, wenn es ein solches gäbe, in dem jene Frage im Mittelpunkt der Behandlung steht. Man könnte dabei zunächst an Faust's Vermählung mit Helena und ähnliche poetische Gestaltungen denken, aber gerade das oben gestellte Problem hat durch ein Kunstwerk anderer Art seine prägnant anschauliche Lösung erfahren. Denn was in Goethe selbst von hellenischer Art und Kunst lebte, das fand den mächtigsten Wiederhall in dem Leben und der Thätigkeit Johann Joachim Winckelmann's, dessen Wesen ganz und ausschließlich auf das Hellenenthum gestellt war. Wenn wir daher wissen wollen, was es im Goetheschen Sinne heißt, ein Hellene zu sein, so giebt das biographische Kunstwerk „Winckelmann und sein Jahrhundert“ die Antwort darauf. Dieser Spur wollen wir jetzt folgen.

Man würde aber Goethe gewiß mißverstehen, wenn man ihm die Meinung unterschöbe, jeder hellenische Handwerker oder Krämer sei nun auch zugleich ein Repräsentant dessen gewesen, was er unter der Antike im höchsten Sinne versteht. Davon kann gar

keine Rede sein, sondern nur darauf ist es abgesehen, deutlich zur Anschauung zu bringen, wodurch das antike Wesen da, wo es sich auf seiner Höhe und Vollkommenheit offenbart, ein gewisses Urbildliches darstellt. Goethe entwickelt daher auch in jenem Werk die Vorzüge der antiken Menschenbildung nicht von der gemeinsamen Grundlage des volksthümlichen Charakters der Hellenen aus, sondern er stützt sich von vornherein auf diejenigen Züge, durch welche einzelne Individuen überhaupt vor der breiten Masse bevorzugt erscheinen, von diesem allgemeinen Höhepunkt betrachtet er dann erst den Vorzug der antiken Natur überhaupt. So, sagt er, habe die Natur schon gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden. Während also bei dieser Art Menschen das Tüchtige darin bestehe, daß sie ihr eigenes Wesen der sie umgebenden Welt gemäß bethätigen, hätten dann vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten. Handelt es sich demnach also in dem ersteren Falle nur darum, die eigene Natur mit der der Umgebung in Einklang zu setzen, so ist das Bestreben dieser Bevorzugten darauf gerichtet, das Innenleben einer selbständigen Weltanschauung gemäß zu einer Art freieren und höheren Daseins auszugestalten. Während jedoch diese beiden Klassen von Menschen zur Erhöhung des Werthes der Welt im Ganzen kaum beitragen, finde sich drittens in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern. Menschen dieser Art wirken dann nicht bloß durch ihre persönliche Existenz in der Gegenwart, sondern bilden auch für die Nachwelt ein höchst erfreuliches Dasein aus, indem sie mit dem Trefflichen in ihnen selbst auch das entsprechende in der übrigen Welt zu Tage zu fördern suchen.

Die Thätigkeit dieser besonders Begabten ist nun wiederum verschieden. „Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige,

ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen.“ Und nun behauptet Goethe, das letzte wäre das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit gewesen; auf die beiden ersten dagegen seien wir Neuern vom Schicksal angewiesen. Was also den „besonders begabten“ antiken Menschen vom modernen unterscheidet, wäre der Umstand, daß jenen der zweckmäßige Gebrauch aller Kräfte, der körperlichen und geistigen, der sinnlichen und sittlichen, in ihrer harmonischen Einheit möglich war, daß der neuere dagegen in Folge verschiedenartiger Werthung der einzelnen Kräfte an ihrer gleichmäßigen Bethätigung gehindert sei. Freilich war auch den Alten „zur Erfassung der mannigfaltigen außermenschlichen Gegenstände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich“, aber sie bestanden doch die Gefahr, sich in das Unzulängliche zu verlieren, durch das Vollständige ihrer Persönlichkeit. Bei uns Neueren aber wird das Ebenmaß unseres Wesens fortgesetzt dadurch gestört, daß wir statt auf das Thun, wobei ja der ganze Mensch beansprucht wird, vielmehr auf das Fühlen und Denken den Nachdruck legen, daß wir uns bei jeder Betrachtung sogleich ins Unendliche verlieren, statt uns an das Nächste, Wahre, Wirkliche zu halten. Die Einheit der Persönlichkeit, die auf das Erreichbare gerichtete Thätigkeit und die daraus entspringende Zufriedenheit und Gesundheit des inneren Wesens, das ist es, was der Dichter in seinem Zeitalter vermißt, was er in sich selber darzustellen bemüht ist, und wozu er nun in Winckelmann und den Alten die Gegenbilder sucht. Gerade aber deshalb, weil Goethe berufen war, die Menschen wiederum zu den reinen und ursprünglichen Grundlagen ihrer Bestimmung zurückzuführen, empfand er das Einseitige, Verbildete und Ungesunde des modernen Lebens nur um so stärker, und er mußte weit zurückgehen, bis er wieder die Spuren des unverfälschten Daseins fand. Als er sie dann bei den Alten wiederentdeckte, bekannte er staunenden Gemüthes: „Wenn wir uns dem Alterthum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.“ — „Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Alterthum gegenüber in den anmuthigst-ideellen Naturstand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der

furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat."

Welche Last der Ueberlieferung damit gemeint sei, kann nicht zweifelhaft sein, wenn er erklärt, daß jene bewunderten Vorzüge der antiken Lebensanschauung nur mit einem heidnischen Sinne nach der Art Winckelmann's vereinbar seien. „Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganzes, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Unterganges, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden." Jenem auf das Jenseits gerichteten und den Menschen von seiner wahren Aufgabe allmählich ablenkenden Zuge wird also hier mit nachdrücklicher Schärfe die in sich gefestete und rein auf sich gestellte Diesseitigkeit als das schlechthin Gesunde gegenübergestellt. Daher bedauert er die Menschen, „welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren; sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann ja nur dadurch geschehen, wenn man beides zu schätzen weiß." Eben diesen heidnischen Sinn rühmt er an Winckelmann und fordert, daß man diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen im Auge behalten müsse, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen wolle.

Kann also ein „Hellene" nur derjenige sein, der alle seine Kräfte gleichmäßig zu bethätigen fähig ist, so vermag er dies wiederum nur, wenn er sie ausschließlich innerhalb dieser ihm zugänglichen Welt zu bewähren sucht, weil unsere Fähigkeiten nothwendig zerstückelt werden, sobald der Schwerpunkt des Strebens ins Jenseits verlegt wird. Ob auf diesem Wege das erreicht wird, was der Christ unter Seligkeit versteht, möge dahingestellt bleiben; Goethe will aber auch von keiner anderen Zufriedenheit reden, als von derjenigen, die mit den uns verliehenen Kräften auf dem uns angewiesenen Kampfplatz zu erreichen ist. Wer sich nicht damit in seinem menschlichen Dasein zu begnügen vermöge, fordere

Unerreichbares und verfehle nothwendig sein Ziel; ja er wisse garnicht, was er solle und was er ungenutzt liegen lasse, denn: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Wesens und Werdens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“

Dem Bestreben des Menschen, als ein Ganzes zu wirken und das Ganze der Welt dessen werth zu finden, scheint die Natur selbst durch die Bildung des sinnlich Schönen entgegenzukommen. In der That würde ja die äußere Welt demjenigen wenig leisten, der sich durch sein Wirken mit ihr zu einem harmonischen Ganzen zu vervollkommnen bemüht ist, „wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte.“ Auf diese Weise wird das einseitig sittliche Streben erst zu dem Sittlich-Sinnlichen vervollkommnet, indem das erhöhte eigene Selbst sich in dem Gegenstande wiederfindet. Ein solcher kann aber nur der Mensch selbst sein, „denn das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch.“ Eine solche Bildung gelingt jedoch der Natur selten, da ihrer Idee gar viele Bedingungen widerstreben, — und auch dann nur vorübergehend, da es, genau genommen, nur ein Augenblick ist, in welchem der schöne Mensch schön ist. Aus dem Wunsche nun, dieser höchsten Naturoffenbarung Dauer und reinen Ausdruck zu verleihen, entspringt die Kunst. „Denn, indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wohl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerks erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Ver-

ehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist." So stellt sich denn die Kunst als der höchste und reinste Ausdruck des Menschlichen und damit zugleich als die Natur in ihrer Vollendung dar. Sie ist in ihren höchsten Leistungen nicht etwas zufällig und willkürlich Ersonnenes, sondern sie ist die Offenbarung des Nothwendigen in seiner vollkommensten Gestalt. „Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben." Aber dieses Schöne ist nur bevorzugten Geistern sichtbar, deren Inneres auf den Einklang aller ihrer Kräfte gestimmt ist, und die sich mit ihrem Schauen, Sinnen und Sehnen in der Natur völlig heimisch fühlen. Wenn das nun aber in dem höchsten Sinne des Wortes heißt, ein Hellene zu sein, so beruht das Streben, ein solcher zu sein, nicht bloß auf einer historischen Reminiscenz, sondern es ist eine Forderung an den Menschen, sich auf den ewigen Urgrund seines Daseins und die daraus entspringenden Aufgaben zu besinnen, wie es unmittelbar und ohne Kampf gegen eine hemmende Ueberlieferung eben nur den Alten möglich war. Und darum trägt auch die hellenische Kunst den Stempel der höchsten Vollendung nicht deshalb, weil es etwa später nicht ebenso große Meister gegeben hätte, sondern darum, weil ihre Gebilde noch völlig frei sind von allen Zügen, die das heilige Antlitz der Natur auch nur leise stören.

So ist es denn verständlich, was Goethe damit hat sagen wollen: Jeder sei auf seine Art Grieche! aber er sei's. Er wäre gewiß nicht der freie, große Genius gewesen, wenn er damit die wirklichen Schöpfungen der Hellenen für alle Zeit als mustergültig und nachahmenswerth hätte hinstellen wollen. Diese kann man wohl studiren, aber nicht nachahmen, und wenn man es könnte, so würde nicht das zum Ausdruck gebracht werden, was heut nach Ausdruck verlangt. Nicht die Schöpfung selbst, sondern die Natur des Schaffens ist das Urbildliche, worauf er hinweist. Wie die Hellenen unter ihrem Himmel und gemäß den Bedingungen des damaligen Lebens das Reinmenschliche zu erfassen und darzustellen suchten, so sollen es die Neueren von der umfassenderen und vertiefteren Grundlage aus. Was Goethe so als das für alle Zeiten Typische im hellenischen Wesen hinstellt, das hätte sich im All-

gemeinen, weil es eben das Reinmenschliche ist, auch ohne Hinweis auf die Alten finden und sagen lassen; anschaulich und rein gegeben aber war es nur bei den Hellenen selber. Goethe selbst beruft sich ja dabei auf Shakespeare, daß man in dem angegebenen Sinne Hellene sein könne, ohne von diesen viel zu wissen. Aber erstens lebte der britische Dichter ähnlich wie die Alten selber in einer durch die Vergangenheit wenig gebundenen Zeit, in welcher sich die Größe und Rohheit der menschlichen Natur gleich nackt zeigten; alsdann ist er wohl der große Poet seines Volkes gewesen, aber nicht zugleich der Prophet einer neuen Lebensanschauung, in dessen Person sich stets das Unvergängliche aus der vorangegangenen Zeit wiederum neu gestalten muß.

Goethe hat die hellenische Kultur im Ganzen danach beurtheilt, wie er sie aus den Gesängen Homer's und den Werken der bildenden Kunst kennen gelernt hatte. Hier fand er das für alle Zeiten Typische des künstlerischen Schaffens überhaupt, welche Unterschiede im Besonderen dabei auch immer in der fortschreitenden Entwickelung hervortreten mögen. Jenes hielt er fest und nannte es „hellenisch" schlechthin. Damit ist also nicht etwas spezifisch Nationales, sondern gerade umgekehrt das Urmenschliche ausgedrückt, das keineswegs den Hellenen allein eigenthümlich war oder auch nur von ihnen dauernd festgehalten wurde; nur war es bei ihnen einmal als reine Natur da, während es von den Späteren immer erst wieder zurückerobert werden muß. Schon auf seiner italienischen Reise kommt dem Dichter der Gedanke, daß die Griechen „nach eben den Gesetzen verfuhren, nach denen die Natur verfährt", und diesen Gedanken hält er fest als Prinzip alles künstlerischen Schaffens überhaupt, denn noch 1828 äußert er zu Eckermann: „Wer etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande ist, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder äußerem Hinderniß, nur Intention geblieben ist."

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man nun auch seine anerkennenden Urtheile über die griechischen Philosophen würdigen, die ja im höchsten Grade auffällig sein müssen, wenn man nur das erwägt, daß gerade von Plato der heillose Dualismus ausgeht, den Goethe nach allen Richtungen hin bekämpfte. Sehen wir von Plotin ab, zu dem ihm eine Verwandtschaft noch anderer Art hinzog, so muß man bedenken, daß er auch Plato und Aristoteles

vornehmlich als Künstler, weniger als Denker eingeschätzt hat. Das ist um so verständlicher, als er von sich selbst bekannte: „Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ". Wo er wirklich, wie in der Farbenlehre, die wissenschaftliche Behandlung der Griechen als solche untersucht, findet er mancherlei auszusetzen; dagegen, sagt er, treffen wir, wenn wir ihre Kunst betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er sich in sich selbst abschließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wissen nicht Genüge leistete, uns durch die That befriedigt. Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. — Was aber den Unterschied vorzüglich bestimmt: die Kunst schließt sich in ihren einzelnen Werken ab; die Wissenschaft erscheint uns grenzenlos." Daher schätzt Goethe die Systeme des Plato und Aristoteles unter demselben Gesichtspunkt wie die Bibel, nämlich unter dem der bedeutungsvollen künstlerischen Einheit und Abgeschlossenheit. Auch ist es so nur zu verstehen, wenn gerade er, der Monist, um sich aus der grenzenlosen Vielfachheit, Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten, sich die Frage vorlegt: wie würde sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größeren Mannigfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben. Es ist klar, daß Goethe hierbei nur die geschlossene Einheit in dem Weltsysteme Plato's in Betracht zog, daß er dagegen nicht sah oder nicht sehen wollte, wie gerade von diesem Denker nicht bloß der begriffliche, sondern der reale Gegensatz zwischen Wahrnehmen und Denken, Leib und Seele, Materie und Geist, irdischer und himmlischer Welt für alle Folgezeit aufgerichtet wurde. Schon in seiner Jugendzeit gefiel ihm an den ältesten Männern und Schulen am besten, daß Poesie, Religion und Philosophie ganz in eins zusammenfielen; dagegen fruchteten bei ihm weder die Schärfe des Aristoteles noch die Fülle des Plato. Das wird man auch für die spätere Zeit festhalten müssen; denn auch fernerhin ist nicht die erkenntnißtheoretische Analyse, sondern das künstlerische Schauen das Organ gewesen, mit dem er sich an diese Gegenstände machte. Und von dieser Seite aus hat er es sich dann begreiflich zu machen gesucht, wie neben der Heiligen Schrift die platonisch-aristotelische Philosophie am stärksten vom Alterthum her auf die folgenden Jahrhunderte herübergewirkt hat. In dem Schauen und Schaffen dieser hellenischen Denker gewahrte er etwas, das seiner innersten Natur gemäß war und ihn

mit der höchsten Bewunderung erfüllte; aber was sich ihm so erschloß, das war nicht der ganze Plato und nicht der ganze Aristoteles, sondern auch hier nur das typisch Hellenische an ihnen. Von hier aus aber durfte er mit Recht sagen: „Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Thuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und That auffordert", und ferner: „Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur: der eine mit Geist und Gemüth, sich ihr anzueignen, der andere mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im Ganzen und Einzelnen an diese drei möglich macht, das Ereigniß, was wir am freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jeder Zeit kräftig erweist." Immer wieder bewunderte Goethe, wie diese Männer von ihrem Standpunkt aus zu einer vollendeten Einheit der Lebensanschauung vorgedrungen sind, und daher betrifft es auch sie in erster Linie, was er als das schönste Glück des denkenden Menschen preist: das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. Wenn er aber dann erwog, wie bei den Hellenen das bedeutende Individuum in Folge seiner Verselbständigung das Opfer der ständischen und religiösen Einheit mit seiner Volksgenossenschaft durch die gleichmäßige Bethätigung aller Kräfte im Denken und Dichten, im Leben und der Kunst wiederum in eine höhere geistige Einheit umzuwandeln und so die Natur aus ihrer dumpfen Gebundenheit zu freudigem Genuß emporzuheben vermochte, so hat er ein gutes Recht zu sagen: unter allen Völkern haben die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt.

Bei alledem aber läßt sich nun wohl nicht leicht verkennen, daß dasjenige, was Goethe als das Wesen des Hellenischen, als das Klassische und Gesunde hervorhebt, im Grunde doch nur Züge waren, welche die ewige Geistnatur seinen eigenen keuschen Blicken enthüllt hatte, ja tiefer und kräftiger als den Hellenen selbst. Aber er empfand, daß er sich dazu erst von der „furchtbaren Last der Ueberlieferung" hatte frei machen müssen, daß er nicht mit der gleichen Naivetät wie die Alten sogleich von Anfang an von diesem Punkt ausgegangen war, und daher war er geneigt, was in der

eigenen Seele und durch die Genialität seines Geistes lebendig geworden war, den hellenischen Bildungseinflüssen überhaupt zuzuschreiben. Und nach dem Entwicklungsgang, den er doch nun einmal thatsächlich zurückgelegt hat, wird jetzt Niemand mehr wagen können, die Wirkung der antiken Elemente daraus zu eliminiren; denn wie es war, sind sie doch die Hebel gewesen, die ihm den lange verborgenen Quell der ewiglebendigen Natur wieder aufdecken halfen. Die Hauptsache aber war, daß er der antiken Kultur gegenüber keineswegs in Unselbständigkeit verfiel, sondern nur das anerkannte und festhielt, was auch sie von dem unverwüstlich Gesunden und deswegen Klassischen ergriffen hatte. Und weil er nur das Urtypische und Urmenschliche als das Hellenische gelten ließ, darum sah er gar nicht, daß er von einer anderen Seite aus zu dem Alterthum in einem so schroffen Gegensatze stand, wie Niemand vor ihm und neben ihm. Er wußte nicht, daß das, was ihn am stärksten von der christlichen Religion zurückstieß, gerade hellenischen Ursprunges war und letzthin auf Plato zurückführte; er gewahrte nicht, daß jene unheilvolle Trennung und Zerstückelung der Natur und des menschlichen Wesens, die er als ein Produkt der Neueren bekämpfte, vielmehr ein Erzeugniß der attischen Spekulation war, und er bemerkte nicht, daß das, woraufhin er selbst zusteuerte, in unvereinbarem Gegensatz zu den letzten Zielen der platonisch-aristotelischen Metaphysik stand. Was er als das Klassische rühmte, das war trotz jener Spekulation sehr bald versunken und vergessen, daher glaubte er mit der Erneuerung jenes an Winckelmann so kraftvoll gezeigten Elementes das Wesen des ganzen Hellenismus zu fassen. Aber nun hatte sich die Spekulation thatsächlich unmittelbar fortgesetzt; sie wirkte noch lebendig in seiner eigenen Umgebung, und darum glaubte er, wo er sie bekämpfte, nur die Philosophie seiner Zeit zu bekämpfen.

Goethe stand in diesem Kampfe gegen die alles trennende Spekulation völlig allein; selbst die Identitätsphilosophie hat doch nur scheinbar die alten Bahnen verlassen. Denn man muß ins Auge fassen, daß die verschiedenen philosophischen Richtungen: der Dogmatismus und Skepticismus, der Idealismus und Sensualismus, der Spiritualismus und Materialismus, der Panlogismus und selbst der Kriticismus doch nur Gegenspiele in der von Plato und den Sophisten ausgehenden Denkbewegung waren. Lange und emsig hatte sich Goethe bemüht, für seine aus genialer Intuition stammende Naturanschauung auch in der Philosophie einen Stütz-



punkt zu finden. Kant hatte ihn Anfangs durchaus kalt gelassen; aber als er sich durch Schiller und Reinhold mehr in dessen Schriften hineinlebte, zog ihn manches an, besonders aus der Kritik der Urtheilskraft. Auch bei Fichte, Schelling und Hegel, ja selbst bei den französischen Sensualisten und bei Rousseau fand er manchen werthvollen Gedanken; jedoch im Ganzen sah er sich nirgends befriedigt. Und da er nun selber für rein philosophische Untersuchungen von Hause aus nicht beanlagt war, so gesteht er im Jahre 1820, daß er in Bezug auf diesen Punkt immerfort nur in einem dämmernden Zustand sei und nirgends Aufklärung nach seinem Sinne finde. Da er eben nicht Philosoph genug war, sah er nicht, daß sich die Philosophie noch in ihrer ganzen Linie auf der von dem attischen Erkenntnißverfahren eingeschlagenen Bahn bewegte, während die kritische Begründung seiner eigenen Naturansicht eine von Grund aus veränderte Methode erheischt hätte.

Die Philosophie hatte sich seit Sokrates und Plato unausgesetzt auf den Boden der von dem menschlichen Individuum ausgehenden Erkenntniß gestellt; Goethe dagegen ging von der Natur als einem einheitlichen Ganzen aus. Jene war auf ihrem Wege zu lauter realen Gegensätzen gelangt: Noumenon und Phänomenon, Gegenstand und Begriff, Stoff und Form, Materie und Geist, Ding an sich und Erkenntniß; Goethe vermochte in Allem nur die Manifestation der einen, großen, lebendigen Natur zu sehen. So sagt er: „In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seien, es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?“ Das war die schwierige Frage, auf die wohl die Philosophie eine Antwort gegeben hätte, aber keine, die ihm von seinem Standpunkte aus genügt hätte. Von der Natur als einem Ganzen geht ja auch anscheinend der Materialismus aus, aber für ihn ist sie nur eine unlebendige, von mechanischen Kräften regierte Masse; diejenige, die Goethe im Auge hat, ist Stoff, Leben und Geist in Eins. Und die Natur als eine solche zu fassen, dazu erwiesen sich eben alle vorhandenen philosophischen Richtungen als unzureichend, denn entweder kamen die Dinge oder das Denken, das Materielle oder das Geistige, die Welt oder das Individuum dabei zu kurz.

Sehr charakteristisch bemerkt Goethe im Jahre 1817 über Schiller: „Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie selbständig, lebendig vom tiefsten bis zum höchsten, gesetzlich hervorbringend zu beachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten.“ Wie anders Goethe! Eine ihm selbst geheimnißvolle Intuition raunt ihm zu, „daß dem Ganzen eine Idee zu Grund liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen, wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen sein möchten.“ Idee und Erfahrung, das waren die Gegenbegriffe, unter die Schiller alles zu sondern gesucht hatte; und nun merkt Goethe gar nicht, wie er unbewußt selbst in diesen Dualismus hineintreibt, indem er seine alleinige Natur auch unter diesen Gegensatz bringt. Aber er empfindet doch die Schwierigkeit, daß dadurch zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. So bleibt ihm denn, nachdem er sich erst einmal selbst auf diesen Standpunkt begeben hat, nichts Anderes übrig, als sich in diesen Dualismus zu ergeben. Denn „die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt; daher ist in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als simultan und successiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideirtem immerfort unaufgelöst.“ Und doch spricht sein ganzes Innere dagegen, hierbei resignirend stehen zu bleiben; darum will er fort und fort versuchen, diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden. Der Dichter aber hat noch ein besseres Mittel; er flüchtet sich in die Sphäre seiner Kunst und hilft sich mit einem alten Liedchen:

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewgen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt;
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Auf den Gegensatz von Idee und Erfahrung hatte Plato die Philosophie gestellt, und in diesem widerspruchsvollen Gegensatz muß sie stecken bleiben, solange die Untersuchung von der erkennenden Natur des menschlichen Individuums aus geleitet wird. Ueber zwei Jahrtausende waren die mannigfachsten Versuche gemacht worden, aus dieser schwierigen Lage herauszukommen; aber sie mußten allesammt scheitern, da sich von jenem einseitigen Standort aus Welt und Leben gar nicht anders als unter jenem Gegensatz darstellen können. Goethe ist der Erste, aber auch der Einzige, den sein genialer Blick auf einen anderen Weg verwies: er nahm, wie Schiller scharfsinnig bemerkte, die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen und suchte in der Allheit ihrer Erscheinungsarten den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Ihm hat so die Natur wieder den geheimnißvollen, lange verdeckten Pfad gezeigt, auf dem sie selber wandelt; und als ihr allzeit getreuer Jünger ist er ihn dann vorwärts geschritten in seinem Leben und Dichten, ja auch in den auf bestimmte Phänomene gerichteten wissenschaftlichen Untersuchungen. Was ihm aber selbst versagt war, und was er so sehnsüchtig von der Philosophie erwartete, das war die prinzipielle Fundamentirung dieser neuen Welt- und Lebensanschauung. Dieser Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden und gerade deshalb nicht, weil die Philosophen nach wie vor auf dem hellenischen Standpunkt beharrten, von wo aus ihnen der Zugang zu der höheren Warte versperrt blieb.

So hat denn derselbe Genius, der von seinen mitstrebenden Brüdern verlangte, daß ein jeder in der Kunst und im Leben auf seine Art ein Hellene sein solle, auf dem Gebiete der denkenden Erkenntniß, ohne es selbst zu wissen, keinen hemmenderen Widerstand erfahren, als durch die unmittelbar fortwirkende hellenische Spekulation. Wohl ist auch sie ein wunderbares Erzeugniß des antiken Geistes und ein nothwendiges Glied in der abendländischen Kultur-

entwicklung, doch ihre Rolle war ausgespielt, als Goethe das Urmenschliche aus der Urnatur zu begreifen anfing. Aber noch immer hat die Philosophie sich nicht entschließen können, die Bahn der platonisch-aristotelischen Individualphilosophie zu verlassen, und daher ist es begreiflich, daß mit dem steigenden Einfluß Goethes diese Richtung der Philosophie immer mehr an Boden verloren hat. Und so ist denn mit der Wiedererneurung der Antike durch Goethe zugleich ein Prozeß der Loslösung von ihr ausgegangen. Jene betrifft das Leben und die Kunst, diese das Denken. Wen das in Erstaunen versetzt, der möge bedenken, daß der wahre Grund des Lebens ewig derselbe bleibt, daß sich dagegen die Grundlagen der denkenden Erkenntniß fortschreitend erweitern und vertiefen. Auch diese Einsicht verdanken wir dem größten Sohne unseres Volkes.

In Mesopotamien.

Von

Paul Rohrbach.

III.

Von Ninive nach Babylon.

Nemrud, den 30. Januar 1901.*)

Seit heute Vormittag bin ich wieder östlich des Tigris, aber ich schreibe immer noch „in Mesopotamien". Ich glaube, ich habe schon früher einmal der Empfindung Ausdruck gegeben, die ich auf der Höhe der letzten Vorberge des iranischen Randgebirges kurz vor Arbela hatte, als ich zum ersten Mal die große Ebene sah: das da ist Mesopotamien! Das Land diesseits und jenseits des Tigris ist durch Natur und Geschichte so sehr eine Einheit und der Strom selbst eine verhältnißmäßig so wenig trennende Linie darin, daß man hier wie dort ganz dasselbe historische wie geographische Empfinden hat. Auch jenseits des Euphrat bleibt das eine Strecke weit so — bis an den Fuß des syrischen Kalkgebirges. Aleppo, die Ebene von Nisib westlich von Biredschik, wo Moltke's Rath die Niederlage der Türken gegen Ibrahim Pascha vergeblich abzuwenden versuchte, Urfa, Nsebin, Sindschar, Dschesireh, Mossul, Arbela: es ist Alles in den Hauptzügen dasselbe Landschaftsbild, dasselbe Klima, derselbe Boden; es sind dieselben geschichtlichen Personen und Zusammenhänge, die hier und dort lebendig gewesen sind und gewirkt haben. Nach Norden macht erst der hohe Wall des Taurus, nach Westen das syrische Bergland, nach Osten das Grenzgebirge Irans einen deutlichen und starken Trennungsstrich zwischen all dem, was man trotz seines starken Hinübergreifens über die Ströme

*) Vgl. das in Heft 1 des Bandes (April) S. 114 in der Vorbemerkung Gesagte.

doch Mesopotamien nennen muß, und einer anders gearteten Nachbarwelt.

Von Mossul ging eine große Geleitskavalkade meiner christlich-arabischen Gastfreunde, bei denen ich gewohnt hatte, über die Tigrisbrücke und noch eine Stunde weit auf der Straße am jenseitigen Ufer mit. Diesmal schlug ich nicht wieder den Weg ein, der zwischen Nebi-Junus und Kujundschik hindurch quer über die Stätte von Ninive nach Gaugamela und Arbela führt, sondern bog gleich am Ostende der Brücke nach Süden ab, um, längs des Tigris hinabreitend, die Ruinen von Kalach oder Kalchi, der vorninivitischen Hauptstadt Assyriens, heute Nemrud, von wo diese Zeilen datirt sind, zu erreichen. Der Weg führt hart an der Südwestecke des großen Walles von Ninive vorbei. Während meine Begleiter sammt den Dienern und den Soldaten der Eskorte, mit allerlei Reiterspielen beschäftigt, den Weg nach vorwärts verfolgten, lenkte ich mein Pferd die steile Böschung des Walles hinauf, um noch einmal von der Höhe den Blick über das weite, in Gestalt eines großen zugespitzten Ovals von den zusammengesunkenen Mauerlinien Sanheribs umgürtete Blachfeld der alten Stadt wandern zu lassen. Wenn einst der Bau der Eisenbahn bis hierher vorgerückt sein wird, so wird man den Bahnhof für Mossul nirgendwo anders hinbauen können, als mitten in die Ruinen von Ninive hinein. Da die Trace bereits erheblich weiter nach Norden, bei Feisch Chabur (oder Dschesireh) auf das linke Ufer des Tigris hinübergeführt wird, so kann um Mossuls willen der Strom nicht zum zweiten Mal zurück überbrückt werden; zwischen den alten Akropolen der Westfront von Ninive und dem Tigris ist das Terrain aber theils den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt, theils aus andern Gründen zur Führung des Bahndammes nicht geeignet, sodaß die Linie voraussichtlich von Norden nach Süden das ganze alte Stadtgebiet durchschneiden wird. Eine merkwürdige Vorstellung: der Bagdad—Golf-Expreß mit den Salonwagen der Compagnie internationale de trains de luxe rollt pfeifend und fauchend über die Brücke des Chosru Su, des Zakapbirata der Keilinschriften, und hält unter den einstigen Mauern der Zitadellen und Paläste Sanheribs und Assurbanipals! Station Ninive! Man wird mich für einen Barbaren halten, aber der Humor der Sache überwog im Moment doch sehr stark die eigentlich gebotene sittliche Entrüstung des Historikers, und in Gedanken sah ich schon eine deutsche Kneipe gegenüber dem Zukunftsbahnhof mit einem ge-

waltigen Schilde, auf dem mit lateinischen und Keilschrift-Lettern geschrieben stand: „Zum Lamm von Ninive“, und dazu ein schönes Bild der Historie vom Jonas. Ich glaube nicht, daß ich es fertig bringe, wirklich mit der Eisenbahn noch einmal in diese Länder zu fahren, die ich noch nach der alten Art im Sattel durchzogen habe, aber um des Vergnügens willen, von diesem Mauerring einmal aus einem Dutzend akademischer Kehlen das schöne Lied vom schwarzen Walfisch zu Askalon wiederhallen zu hören, thäte ich es beinahe doch. — Während ich noch oben hielt und mit meinem Schimmel zu thun hatte, der nicht einsah, was er dort auf dem alten Assyrerwall sollte, und den noch der Hafer oder vielmehr die Gerste der Ruhetage von Mossul stach, hatten mich die vorausgerittenen Freunde unten bemerkt, und wie auf ein gegebenes Zeichen kam der ganze wohl zwanzig Pferde starke Reiterschwarm herangefegt, um den steilen Wall im Sturm zu nehmen. Die Geschichte ging glücklich ohne Halsbrechen ab, aber ich hätte einem deutschen Reitersachverständigen gewünscht, dies Bild zu sehen, wie die Pferde in rasendster Karriere heran, die Böschung herauf und, oben auf der Krone parirt und herumgerissen, den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurückgingen. Nach dem Abstieg vom Walle reitet man zunächst durch den alten Festungsgraben. Auf seinem Grunde schlängelt sich ein kleines Wasser zum Tigris hinunter. Dann geht der Weg in geringer Entfernung vom Flusse über verschiedene, an den Tells und den massenhaften Ziegelbruchstücken leicht als antik erkennbaren Ortslagen (z. B. Selamijeh, wo eine große assyrische Stadt existirt haben muß) in etwa fünf Stunden nach den Ruinen von Nemrud.

Schon aus weiter Ferne, noch nicht halbwegs von Mossul, wird ein hoher spitzer Kegel, das Wahrzeichen dieser Stätte, als dreieckige Silhouette im Süden sichtbar. Eine starke Stunde hinter Selamijeh gelangt man vor die Westfront der alten Stadt. Ich ritt mit meinem Madat, der jetzt wieder stolz seine Tscherkeska trägt, und einem Saptié quer über Sturzacker gerade auf eine Ecke des Hügels, der mit seiner Basis aus der Umwallungslinie vorspringt, los, stieg dort ab und erklomm mit einiger Mühe den steilen Abhang. Von oben übersieht man bequem die ganze Anlage der Stadt; sie bildet ein beinahe quadratisches Rechteck von durchschnittlich 2000 m Seitenlänge; die ganze Süd-West-Ecke nimmt der einstige Königspalast, die Akropolis, ein, deren Fronten ein Stück weit aus dem Zuge der Stadtmauer hervortreten, so daß

der Grundriß des Ganzen aussieht, als ob hier ein zweites kleineres, aber übergreifend vorgeschobenes Quadrat auf eine Ecke des größeren, darunterliegenden Vierecks gelegt sei. Ich stelle hier zum Vergleich die ungefähren Maße einiger assyrischer Städte nach Umfang und Oberfläche zusammen: Nemrud—Kalach 8 km Umfang, 4 qkm Oberfläche; Ninive 12 km, 8 qkm (wenn man den vorgeschobenen großen Ostwall als äußere Stadtgrenze rechnet, erhöht sich der Flächenraum, den die Stadt bedeckte, um ein Beträchtliches); Dur Sarrukin (Chorsabad) 7 km, $3^1/_4$ qkm; Assur (Kalat Schergat) endlich soll fast so groß sein wie Ninive.

Soviel ich weiß, giebt Plinius den Umfang Roms im 1. Jahrh. n. Chr. auf etwa 18 km an, was einer Oberfläche von 14—16 qkm entprechen würde. Ninive, auf die Grundfläche Berlins übertragen, würde ungefähr den Raum zwischen dem Reichtagsgebäude und dem Schlesischen Bahnhof einnehmen; Nemrud und Chorsabad würden jedes, sowohl dem Längs- wie dem Querdurchmesser nach, Platz finden zwischen der Straße Unter den Linden und dem Halleschen Thor.

Kalach ist wahrscheinlich das Larisa Xenophon's, von dem dieser in der Anabasis als von einer großen verlassenen Stadt spricht; anscheinend sind die Griechen zwischen der Stadt und dem Tigris, der kaum 3 km entfernt vorbeifließt, hindurchgezogen. Ich hoffe, morgen noch die Stelle zu besuchen, wo sie die Furth im Lykosfluß (dem oberen Sab) fanden, durch die sie den nachfolgenden Persern, die sie schon zu haben glaubten, entgingen. Als Xenophon mit seinen Zehntausend vorüberkam, wußte er nicht, daß diese Mauern eine bereits tausend Jahre vor der Schlacht von Kunaxa gegründete Stadt umschlossen: König Salmanassar I. von Assyrien hat sie im 14. Jahrhundert v. Chr. erbaut, als noch Assur jenseits des Stromes die Hauptstadt des Reiches war. Fünfhundert Jahre später verlegte Assurnasirpal die Residenz hierher. Der König erzählt in seinen Inschriften, daß die Stadt verfallen gewesen und daß er sie wiedergebaut habe; Kriegsgefangene aus seinen Feldzügen gegen Babylon, nach den Euphratländern und den nördlichen Gebirgen schütteten große Terrassen für die Palastbauten auf, schichteten die Ziegel der mächtigen Umfassungsmauern und thürmten die gewaltige Zikkurat empor, von deren Höhe ich den Ausblick über Stadt und Land genossen habe. Es war mir gelungen, was ich stets versuche, wenn es sich um einen geschichtlich oder landschaftlich bedeutenden Platz handelt, mein Ziel etwa eine Stunde vor

Sonnenuntergang zu erreichen. Das Gepäck und ein Theil der Begleitung waren in das eine halbe Stunde von den Ruinen liegende, zum Nachtquartier ersehene Dorf vorausgeschickt mit der Weisung, Feuer machen, Hühner schlachten und einen Raum zum Schlafen säubern zu lassen; Madat, der in fünf Minuten mehr fragt, als man in drei Stunden beantworten kann, und der mir immer die Dinge, um deretwillen ich Tagereisen weit geritten bin, sobald er sie erblickt hat, mit der Miene eines Entdeckers der neuen Welt zeigt (er kann sich absolut nicht denken, daß ich das Alles schon vorher „aus den Büchern" weiß und kenne), wurde sammt dem Leibwächter zu einigen, fünfhundert Schritt entfernten, halb aus dem Schutt hervorragenden bärtigen Cheruben geschickt mit dem Auftrag, nachzusehen, ob Schrift auf dem Stein wäre (was mir höchst gleichgiltig war, da ich Keilschrift nicht lesen kann), und so blieb ich glücklich eine längere Weile auf dem Gipfel der Etagenpyramide Assurnasirpals allein.

Nemrud ist einer der Orte, an denen Layard und Rassam von den vierziger bis in die achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts gegraben und aus denen sie ihre große, im Britischen Museum aufgespeicherte Ausbeute an assyrischen Alterthümern geholt haben. Leider ist weder der eine noch der andere der schwierigen Aufgabe, wissenschaftliche Ausgrabungen zu machen, gewachsen gewesen, und namentlich Rassam fehlten dazu eigentlich alle Vorbedingungen. Schon in Ninive war die ganz systemlose Art der Untersuchung des Bodens deutlich zu erkennen; hier in Nemrud ist in einer geradezu unverantwortlichen Weise, ohne Ziel und Plan, gewühlt worden, und es ist kaum eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir wirklich auch nur annähernd alles Werthvolle und Wichtige von den hier begrabenen Schätzen besitzen. Layard und Rassam haben ihre Arbeit von vornherein mit einem prinzipiellen Fehler und mit einer großen Unvollkommenheit behaftet: der fortgegrabene Schutt ist einfach von einer Stelle des Ruinenfeldes auf die andere geworfen worden, und statt, wie Botta in Chorsabad that, ganze Gebäudekomplexe bis auf die Fundamente freizulegen, was allein einen Ueberblick über die gesammte Architekturanlage ermöglicht, hat man sich meist damit begnügt, überall dort tunnelartige Gänge vorzutreiben, wo man auf einen festen Mauerzug mit Reliefplatten, Quaderbekleidung oder dergleichen stieß. Allerdings dient es ja bis zu einem gewissen Grade zur Entschuldigung für die Mängel dieser älteren Arbeiten, daß die gesammte Erd-

bewegung ausschließlich in der Form direkt durch Menschenkraft bewegter Tragelasten geschehen mußte, während die jetzigen deutschen Ausgrabungen in Babylon wie die französischen in Susa sich zur Fortschaffung der Erde und des Schuttes eiserner Feldbahnen bedienen, deren Anwendung ihrerseits an Transportverhältnisse gebunden ist, wie sie für Ninive und Nemrud weder damals noch jetzt existiren.

Der Tempelthurm Assurnasirpals ruhte auf gewaltigen Grundmauern aus behauenen Quadern, deren Lagen ich in den Layardschen Grabungstunnels noch auf mehreren Seiten verfolgen konnte; der Oberbau bestand offenbar aus lufttrockenen Lehmziegeln, und die ganze Masse ist jetzt zu einem kompakten, steilen Kegel zusammengesunken und -gewittert, dem ich nach Augenmaß gut 30 m Höhe gebe. Wahrscheinlich würde bei seitlicher Abgrabung die alte Stufenstruktur noch wie bei Botta's Ausgrabung der Sargonspyramide in Chorsabad zu Tage treten; die Engländer haben bloß gerade Stollen in das Innere hineingetrieben und sind dabei natürlich auf rein erdige, scheinbar formlose Massen gestoßen. Von oben übersieht man zunächst das umfangreiche, durch die Höhe der Schutthügel und erdbedeckten Mauerzüge sich deutlich abhebende Palastviertel, dann weiterhin nach Norden und Osten die flacheren Erhebungen, die das Territorium der Gesammtstadt bezeichnen. Mitten daraus erheben sich vereinzelte höhere Ruinenberge, als höchster der gleichfalls ganz systemlos durchsuchte Tempel des Nebo. In den Ruinen des Palastes Salmanassars des Zweiten fand Layard jenen berühmten Obelisk aus schwarzem Basalt, den der König nach seinem Siege über die syrisch-palästinensischen Staaten aufstellen ließ, und auf dem in Schrift und Bild der Tribut des Jehu, Königs von Israel, an den Großkönig von Assyrien dargestellt ist. Das von unterst zu oberst umgewühlte Gebiet der Palaststadt sieht aus wie sturmbewegte See, deren Wellen zu Erdhaufen geworden sind; überall ragen die weißen Alabasterplatten, mit denen die Lehmziegelwände der Gebäude einst bekleidet waren, aus dem braunen Grunde hervor, viele davon skulpirt und mit Inschriften bedeckt, manche an der schmalen Kante zu Cheruben gestaltet. Die Einsamkeit der Gegend ist vollständig. Unmittelbar am Fuße der Sikkurat liegen unter den Schutthaufen die Paläste Assurnasirpals und Sargons begraben, aus denen eine so unendliche Beute an Gegenständen assyrischer Groß- und Kleinkunst ins Britische Museum gewandert ist.

Jenseits des Tigris in der Steppe berührte jetzt die Sonne als blutrothe Scheibe den Horizont, und der lange dreieckige Schatten, den die Tempelpyramide zu meinen Füßen gen Osten warf, begann allmählich in dem grau werdenden Ton der vorher so goldig beleuchteten Ebene zu verschwimmen. Nur auf der breiten Krone des Westwalles, auf den runden Gipfeln der einstigen Thurmbastionen und dem hohen Kegelstumpf des Nebotempels lag das Licht noch wie der Schein einer langsam verglimmenden Feuersbrunst. Ich rief meinen Leuten von oben zu und stieg langsam von meinem hohen Standort herab. Unten am Fuß standen die Pferde angepflöckt; durch eine breite, alte Thoröffnung im Walle ritten wir von dem hochaufgeschütteten Terrain, auf dem die Königspaläste standen, in das Blachfeld nach der Tigrisseite zu hinunter. Der Weg zum Dorfe führt an einem großen antiken Wasserbecken vorbei; dann über massenhaft umhergestreute Steine (durchweg zerbrochene Bauquadern) und längs mehrerer flacher Erdaufschüttungen hin. Wahrscheinlich ist es die alte Zugangsstraße zum Hauptportal des befestigten Burgkomplexes. Hier werden die Könige von Assyrien, wenn sie vom Kriegszug ins Westland, wider Damaskus und Tyrus, wider Israel und Juda, zurückkehrten, eingeritten sein. Kurz vor dem Dorfe mündet der Weg in einen stark begangenen Pfad, der vom Sab heraufkommt. Das kann die Straße sein, auf der die Zehntausend gezogen sind. Der Sattel zwischen den Hügeln im Süden, über den der Weg führt, wird wohl stets von den in dieser Richtung sich bewegenden Heeres- und Karawanenzügen benutzt worden sein. Ob damals wirklich die Mauern der einstigen Königsstadt noch hundert Ellen hoch standen, wie Xenophon erzählt? Sie können nie so hoch gewesen sein; kaum daß die Tempelsikkurat, nach dem Umfang ihrer quadersteinernen Basis zu schließen, als sie noch unversehrt dastand, ein solches Maß erreicht haben mag. Es ist doch ein merkwürdiges Problem, diese unsinnige Zahlenwuth der Griechen, unsere besten Quellen nicht ausgenommen. Xenophon muß die Mauern von Nemrud gesehen haben, zumal zu seiner Zeit der Tigris, auf dessen rechtem Ufer die Griechen zogen, wahrscheinlich noch näher an der Stadt vorbeifloß, und doch diese Angabe, die einer Landsknechtsrenommage so ähnlich sieht! Im Dorfe brachte man mir vor dem Essen massenhaft Steine mit Inschriften, meist vierseitige Kalkprismen mit kolumnenförmig übereinander geordneten Keilzeichen. Auch zerbrochene Ziegel mit Keilschrift schleppten die Leute herbei;

manches sah aus, als ob fertige Stempel aufgedrückt wären. Ich könnte zwei Pferde beladen, wenn irgend eine Möglichkeit wäre, etwas von den Sachen mitzunehmen. Aber es sind noch mindestens zehn Tage über Land bis Bagdad, und überdies ist der Verkauf von Antiken von der Regierung streng verboten. Ich will von hier nicht wieder auf die große Straße und nach Arbela zurück, sondern südostwärts gehen und den Sab nahe an seiner Mündung in den Tigris, etwa an der Stelle der Griechenfurth, kreuzen; von dort dann direkt auf Altunköprü am unteren Fluß durch eine meines Wissens noch ziemlich unbekannte Gegend.

Chormala, den 31. Januar. Heute mit Sonnenaufgang sind wir von Nemrud aufgebrochen; nach drei Stunden waren wir am Sab, etwa eine halbe Tagesreise unterhalb der Stelle, wo ich vor drei Monaten, von Arbela kommend, den Fluß kreuzte. Das graugelbe, reißende Wasser ging hoch; eine Karawane, der wir bald nach unserem Aufbruch begegnet waren, hatte uns gewarnt, mit dem Gepäck durch die Furth zu gehen, die zur Zeit nur für Leute zu Fuß und für leichte Reiter passirbar sei. Auch jene hatten sich bequemen müssen, die Fähre etwas weiter oberhalb zu benutzen und das Ueberfahrtsgeld zu zahlen. Zum Fluß hinunterreitend kamen wir durch ein tief in den Felsen gehauenes altes Kanalbett, und während die erste Partie meiner Karawane mit dem Boot, das nur vier Pferde faßte, hinüberging, untersuchte ich die merkwürdige Anlage näher. Einige hundert Schritt oberhalb der Fähre öffnete sich in den hohen, steilen Nagelfluhfelsen des rechten Ufers genau in der Wasserlinie eine Art Portikus; durch diesen trat das Wasser in einen langen Tunnelgang und dann in eine ziemlich breite, pfeilergestützte Halle, in die man durch einen weiten, senkrecht von oben nach unten gearbeiteten Schacht hineinsehen konnte. In diese Halle hätte man auch von der Landseite her gelangen können, indem man dem theils als Tunnel, theils als tiefer, oben offener Einschnitt geführten Bett des Kanals folgte, aber Wasser und tiefer Schlamm machten hier das Vordringen bald unmöglich. Bei der außerordentlichen Härte des Gesteins muß die Arbeit bei der Herstellung dieses Werks ganz immens gewesen sein. Nach der sehr schlechten englischen Spezialkarte des Dreiecks zwischen Sab und Tigris, die ich bei mir habe, setzt sich der Kanal von der Anfangsstelle bei der Fähre noch etwa 10 km nach Südwesten fort und mündet dann wieder in den Sab; welchem Zweck er gedient hat, scheint mir hiernach räthselhaft. Jedenfalls ist es ein Werk aus

assyrischer Zeit; die Eingeborenen nennen es heute Negub. Von den Höhen des rechten Stromufers öffnet sich ein weiter Blick bis gegen den Tigris und den Zusammenfluß der beiden Gewässer hin; gleich unterhalb der Fähre aber zeigten mir die Leute eine Stelle, wo der Fluß in einem einheitlichen Bett in außergewöhnlicher Breite dahinfloß: dort sei die einzige Furth in der Nähe der Mündung. Meine Reisepraxis in Ländern ohne Straßen- und Brückenbau reicht nun allerdings schon so weit, daß ich auch selbständig geschlossen hätte, hier könne die Wassertiefe nicht groß sein. Breite Stellen mit schneller Oberflächenbewegung des Wassers müssen immer mit einer gewissen Nothwendigkeit seicht sein. Kelleks könnten übrigens auf dem ganzen Unterlauf des „großen" Sab ohne Schwierigkeit abwärts verkehren.

Jenseits des Flusses bog die Route, die ich jetzt nach Altunköprü verfolge, um dort wieder die projektirte Bahntrace zu erreichen, ostwärts von der Anmarschrichtung der Zehntausend auf die Furth ab. Auf dem jenseitigen Ufer lag ein Dorf, das meinen Mossuler Gastfreunden gehört — hier gab man mir einen Führer, der uns in einer halben Stunde auf einen stark begangenen, nicht weiter zu verfehlenden Weg brachte. Meiner Eskorte wie dem Mukari*) Girgis von Mardin, der doch seit vielen Jahren mit Karawanen landauf landab gezogen ist, ist diese Gegend völlig unbekannt, auch die Karten zeigen hier bis an den unteren Sab nichts als einen großen weißen Fleck. Um so erstaunter bin ich über die dichte Bevölkerung und den starken Anbau des Landes. Ich bin vom Sab bis zum heutigen Nachtquartier, einem sehr großen und volkreichen Dorfe, wo ich in dem Fremden- und Versammlungshaus vortrefflich untergebracht bin, mindestens 30 km geritten (sechs Stunden inkl. einer Stunde Mittagsrast), und zwar durch lauter lückenlos mit Weizensaat bedecktes oder für die Aussaat des Sommerkorns frisch umgepflügtes Ackerland! Soweit ich die asiatische Türkei kenne, habe ich nirgends etwas Aehnliches gesehen, selbst in der Bik'a (dem südlichen Cölesyrien der Alten), in der Orontesebene und bei Aleppo nicht.

Ueberall arbeiteten die Menschen und Gespanne auf den Feldern; Dörfer waren zur Rechten und zur Linken sichtbar, und der Boden ist durchweg die schönste schwere Ackererde, die man sich

*) Mukari oder Katerdschi heißt ein Mann, der Reise- und Lastpferde oder Maulthiere vermiethet.

denken kann. Aller Anbau beruht auch hier auf dem Regenfall; Bewässerungskanäle für die Kornfelder giebt es gar nicht! Mir ist unverständlich, warum die Bahn von Mossul—Ninive aus eigentlich über Arbela oder nahe daran vorbeigehen soll, anstatt diesen direkten Weg nach Altunköprü und Kerkuk, die unter allen Umständen berührt werden müssen, einzuschlagen. Ueber Arbela sind es reichlich 145, über Nemrud-Chormala nur 110 bis 115 km bis zu dem Inselfelsen im „kleinen" Sab gegenüber der Mündung des Hadschar-Tschai, auf den Altunköprü gebaut ist, und eine bereits in Kultur befindliche Getreideebene von solcher Ausdehnung und mit so starker Bevölkerung wie hier findet sich auf jener längeren Route nicht. Der Kreuzungspunkt des Sab, wo ich übergegangen bin, bietet gleichfalls für den Brückenbau keine größeren Schwierigkeiten, als die Ufer bei Jeni-Kellek oder an der Mündung des Chasir, wo die Bahn, wie es heißt, hinübergeführt werden soll.

Immer von Neuem bin ich erstaunt über die dem Ackerbau so günstigen klimatischen Verhältnisse, die ich hier finde. Die uralte Kultur dieser Gebiete, der Kern- und Stammbezirke Assyriens, erscheint mir jetzt als die natürlichste Sache von der Welt. Wenn der Pflug, sobald die Menschen ihn erst kannten, nicht alsbald diese Gebiete aufsuchen sollte, so hätte er überhaupt keine besseren in ganz Vorderasien finden können. Von Mittag bis zum Abend bin ich zwischen zwei parallelen, von Nordwest nach Südost verlaufenden Bergzügen geritten, die je 8 bis 12 km von der Mittellinie der Ebene entfernt sind. Gern hätte ich eine Schwenkung nach rechts gemacht und die östliche Kette erstiegen, um einen Blick auf das jenseitige Land bis zum Tigris zu werfen, das so unbekannt ist, wie nur irgend ein Stück von Centralafrika. Nach der Auskunft, welche die Leute von Chormala geben, ist es wegen der Beduinen jenseits des Tigris nicht angebaut, überhaupt unbevölkert (d. h. ohne Dörfer), aber ebenso fruchtbar wie die Ebene, in der sie selbst wohnen. Wenn das wahr ist, so wäre jene Gegend von der höchsten Bedeutung für die zukünftige Bahn, denn die Landschaft um Chormala ist so dicht bevölkert, daß die Kultivirung des Bezirks jenseits der Berge mit Leichtigkeit durch eine von hier aus in die Wege zu leitende Auswanderung erfolgen könnte.

Kerkuk, den 3. Februar. Heut ist voller Rasttag. Die Thiere sind in vier Tagen von Mossul an zwar nur etwas über 150 km gegangen, aber ich will von hier bis Bagdad forcirte

Märsche machen und die noch übrig gebliebenen 260 bis 270 km in fünf Tagen zurücklegen; dazu sollen Menschen und Pferde frisch sein. Das Land von Chormala bis hierher ist fortgesetzt fruchtbar, aber lange nicht mehr so gut angebaut und bevölkert. Auch schiebt sich zwischen die Ebene von Chormala und den Hadschar-Tschai, durch dessen Gebiet die Straße von Arbela nach Altunköprü führt, ein ganz eigenthümlich aufgebauter, aus breccienähnlich zusammengebackenem Kieselkonglomerat bestehenden Bergzug ein, der mehrere Kilometer breit und absolut steril ist. Ich überstieg ihn ostwärts bald hinter Chormala; der Anstieg bis zur Kammhöhe wird nicht mehr als 200 m betragen haben, aber die Aussicht von oben über die beiden großen Fruchtebenen zu beiden Seiten war schön und interessant. Der Rücken bildet die Wasserscheide zwischen dem großen und dem kleinen Sab; von dem Augenblick an, wo wir das Gebiet des Letzteren, die Thalebene des Hadschar-Tschai, erreichten, zeigte sich ein stark verändertes Kulturbild: eine Masse von Bewässerungskanälen. Hier wird der Ackerbau auf Regenfall allein also unsicher. Zwar habe ich selbst bis hierher immer noch zahlreiche Felder gesehen, die keine Irrigation mit fließendem Wasser besaßen, aber wie man mir sagte, stehen solche niedriger im Werth als die an einen Kanal oder Wassergraben angeschlossenen.

Altunköprü ist ein ganz merkwürdiges Nest, auf eine Felseninsel mitten im Sab gestellt. Es besitzt kaum hundert Häuser, aber weil die hohe steinerne Brücke, die hier über die beiden Flußarme gebaut ist, die einzige für Karawanen brauchbare Passage über den Fluß zwischen seiner Mündung in den Tigris und den kurdischen Bergen sein soll, so ist der Ort eine wahre Goldgrube (daher der Name, Altun heißt im Türkischen Gold, Köprü = Brücke) für die Regierung und die Steuerpächter am Stadtthor. Von dort ab herrscht die persische Scheidemünze; an türkischem Gelde giebt es fast nur Gold, Medschidiés (große Silberthaler) und etwas grobe Kupfermünze — natürlich eine eifrig benutzte Gelegenheit, um die von Norden aus dem rein türkischen Münzgebiet kommenden Reisenden beim Wechseln zu betrügen. Von der Stadt gehen Kelleks auf dem Sab und Tigris direkt nach Bagdad. Das Quartier im Chan war über alle Beschreibung elend, an Lebensmitteln auf dem Basar so gut wie nichts zu bekommen, weil es schon Nachmittag war, als wir ankamen. Ein merkwürdiges Erlebniß hatte ich mit meinem Schimmel Dscheiran. Das brave Thier, das nun auf dieser Expedition von Eriwan in Trans-

kaukasien an bereits gut 2700 km unter dem Sattel gegangen ist, stammt vom Fuß des Ararat; dort hat Madat es im Herbst vorigen Jahres in meinem Auftrage von einem Bergkurden gekauft. Sein früherer Herr war Schiit; er erzählte Madat, um das Thier zu empfehlen, er sei ein Jahr vorher auf ihm nach dem Wallfahrtsort Kerbela jenseits Bagdad und wieder zurück geritten, was bereits in der Luftlinie, die Distanz doppelt gerechnet, eine Strecke von 1600 km, in Wirklichkeit mindestens 2000 km, ausmacht. Auf der Basarstraße von Altunköprü nun bog Dscheiran, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, in den Hof eines Chans ein, und zwar keineswegs in den, wo wir hinwollten, sondern in einen anderen, und wurde von dem Besitzer des Gehöftes an einem auffallenden Fleck über den Nüstern wiedererkannt! Damals, bei seiner ersten Anwesenheit, hatte der Hengst die Aufmerksamkeit durch einen großen Krawall erregt, den er Nachts im Stall einer Stute wegen anrichtete: daher hatte ihn der Mann sich gemerkt. Ich führe das an, um einen Begriff von der Brauchbarkeit dieser kurdisch-kaukasischen Pferderasse zu geben. Dabei ist Dscheiran schon neun Jahre alt und hat nicht mehr als 51 Rubel (110 Mark) gekostet; ein sogenannter Meidan (gegen 4 km) gestreckter Galopp ist für ihn eine Spielerei.

Zwischen Altunköprü und Kerkuk mußten wir über denselben Konglomeratrücken, den wir nördlich vom Sab überstiegen hatten, wieder zurück, abermals in das Gebiet eines anderen großen Tigristributärs, des Nahr Adhem. Südlich von der Bergkette begann das alluviale Frucht- und Ackerland, durch das wir von Norden her bis an ihren Fuß gekommen waren, zunächst nicht wieder; statt dessen legte sich unmittelbar an die Berge ein außerordentlich koupirtes Hügel-, Wellen- und Schollenland, dessen einzelne Erhebungen vom Charakter fester roth verkitteter Kieselbreccie bis zu lose verwitterter, sandähnlicher Schichtung alle möglichen Zwischenstufen der Struktur aufwiesen. Bald aber traten dieselben emporstehenden Rücken und entblößten Bänke von weißem, grünlichem und gesprenkeltem Gips auf, wie ich solche zwischen Sindschar und Mossul und weiter nördlich in der Wüste gesehen hatte, und gleichzeitig begann sich ein starker Naphthageruch bemerklich zu machen, der ausgesprochen an die Atmosphäre auf der Halbinsel Apscheron bei Baku am Kaspi erinnerte. In der That waren wir unmittelbar an dem wichtigsten Platze des großen mesopotamischen Erdöl- und Bitumenrayons, an den Naphthaquellen von Kerkuk.

Das erste Mal hatte ich das Vorhandensein von Naphtha in diesen Gebieten bereits einige Tage vorher bei Nemrud bemerkt. Dort ist das Wasser des Baches, der durch den südlichen Festungsgraben führt, von einer schillernden, fettigen Schicht bedeckt, die freilich sehr dünn ist, aber einen entschiedenen Naphthageruch ausströmt. Hier bei Kerkuk handelt es sich aber um ein Vorkommen in großer Menge und Mächtigkeit. Unmittelbar aus der Erde dringt nicht etwa Wasser, das etwas Erdöl mit sich führt, sondern reine dunkle Naphtha in einer Menge hervor, die selbst bei der ganz primitiven Art der Ausbeute und Destillation des Produkts hinreicht, um den ganzen Distrikt und die ca. 15 000 Einwohner zählende Stadt Kerkuk mit Brennpetroleum zu versehen, und es ist bemerkenswerth, daß nicht nur das frei zu Tage tretende Quantum hier größer ist, als seinerzeit vor Beginn der Bohrungen bei Baku, sondern daß auch die Begleiterscheinungen des Naphthavorkommens, z. B. Erdwachsbildung, Gasquellen, „ewige Feuer" u. dergl., bei Kerkuk besonders kräftig, stärker als selbst am Kaspischen Meere, auftreten. Gegenwärtig wird die Naphtha in einigen tiefen, auf 4—5 m abgeteuften Gruben gewonnen, derart, daß die schwarze Flüssigkeit rundum aus den Wänden der Löcher hervorsickert und sich unten am Grunde wie in einem Brunnen sammelt. Von dort wird sie ausgeschöpft und in Schläuchen etwa eine Stunde weit bis vor die Stadt gebracht, wo in einer Lehmhütte der Destillationsapparat, bestehend aus Kessel, Schlange und Kühlvorrichtung aufgestellt ist. Man könnte mit ihm ebensogut aus Datteln oder Trauben Schnaps brennen, wie der Naphtha das Petroleum abtreiben. Auf dem Boden der Hauptgrube dringen gleichzeitig mit der Naphtha große Mengen brennbaren Gases aus der Erde hervor. Einer der Arbeiter erbot sich, für einen Bakschisch uns das Schauspiel des Anzündens der Gas- und Naphthamasse in der Tiefe zu geben; er tränkte einen Lappen mit Naphtha, setzte ihn in Brand nnd warf ihn hinunter. In wenigen Augenblicken erhob sich einem Ungeheuer gleich eine gewaltige schwarze Rauchsäule aus der Tiefe, mit lautem Brausen schlugen lange Feuerflammen wild züngelnd von unten auf bis hoch in die Luft empor, und eine Gluthhitze verbreitete sich um den Schacht, daß der Aufenthalt in der Nähe des Randes unmöglich wurde. Das Schauspiel war ohne Frage imposant und eins der merkwürdigsten, das ich je erlebt habe. Reichliche Wassergüsse aus dem nahe vorbeifließenden, unglaublich nach Schwefelwasserstoff, Bitumen und

ähnlichen Dingen riechenden Bach, der eher eine blaugrüne giftige Lösung von Mineralien zu enthalten schien, als erdentsprungenes Quellwasser, dämpften dann das Feuer wieder. Ohne künstliche Löschung würde es, versicherten die Naphthaarbeiter, Tag und Nacht weiter brennen und stets dieselben Rauch- und Gluthmassen gen Himmel entsenden. Da sowohl Naphtha als auch Gase hier wie es scheint kontinuirlich hervorströmen, so scheint das wohl glaublich. Zwanzig Schritt entfernt, auf dem Grunde eines zweiten etwas kleineren Loches, stand gleichfalls eine starke Ansammlung von Naphtha, aus der mit lautem Gebrodel fortgesetzt massenhafte Gasblasen entwichen; diese aber waren nicht brennbar. Auch die unraffinirte Naphtha selbst entflammt sich nicht besonders leicht.

Kaum eine Viertelstunde von dem Brunnen entfernt liegt ein gleichfalls höchst merkwürdiger Ort: Baba Gurgur. Meine Saptiés führten uns jenseits des Schwefelbaches etwas nach Osten vom Wege abseits in ein kleines, rundliches, ringsum von niedrigen braunen Hügeln eingeschlossenes Thal, auf dessen Grunde sich eine hundert bis hundertfünfzig Schritt im Durchmesser haltende, ziemlich genau kreisrunde Vertiefung, einem ganz flach gebauten Amphitheater ähnlich, zeigte, hier war der Boden ganz hell und bestand aus einer sandartigen, trocken hartgebackenen Masse. Auf dem ganzen Grunde loderten unzählige Flammen, eine neben der anderen, genährt von dem in großer Menge aus feinen Löchern und Spalten unter sausendem Geräusch gasförmig ausströmenden Kohlenwasserstoff. Wenn man hier mit dem Dolche ein wenig grub, so fuhr jedesmal nach einer Weile eine Flamme aus dem entstandenen Loch hervor. Wahrscheinlich entzündete sich das mit dem Entstehen der Oeffnung lebhafter ausströmende Gas an dem heißen Erdboden oder an einer rechts oder links unsichtbar herüberschlagenden Flamme. Viele Stellen brannten mit fast farbloser, nur am Zittern der Luft und einem bläulichen Schimmer darunter bemerkbarer Lohe. An mehreren Stellen in der Nähe lagen zahlreiche Scherben von Bauziegeln und thönernem Geräth; offenbar hatten hier vor alters Gebäude und menschliche Wohnungen gestanden. Jetzt war weit in der Runde nichts Derartiges zu sehen, wohl aber ganz in der Nähe eine zweite, dem Feuerorte ähnliche Stelle, auf der es aber, zur Zeit wenigstens, nicht brannte. Das Ganze ist interessanter und eindrucksvoller als selbst die sogenannten ewigen Feuer mit dem Parsenkloster auf Apscheron, die ebenfalls in nächster Nähe des großen Naphthaquellbezirks liegen. Ueberhaupt

ist dies nun schon das dritte Mal, daß ich das Vorkommen von Naphtha und Exhalationen brennbarer Gase nahe beieinander beobachte. Auch bei Bibi Eibat, südlich von Baku, wo sich reiche Naphthabohrbrunnen befinden, strömen starke Gasmassen aus dem Erdinnern aus, eigenthümlicher Weise auf dem Meeresboden, nahe der Küste, sodaß man vom Boote aus die mit lautem Gegurgel durch das Wasser heraufdringenden Kohlenwasserstoffe anzünden kann. Die Feuer von Kerkuk haben auf mich hauptsächlich deshalb einen so besonderen Eindruck gemacht, weil sie ganz in abgeschiedener Einsamkeit liegen. Auf dem Grunde des Cirkus, in dem sie lodern, sieht man rings in der Runde nichts, als den nackten braunverbrannten Hügelkranz; kein Führer und überflüssiger „Erklärer" mit seinem Geschwätz und seinen bakschischhoffenden Blicken wie bei Baku stört den Besucher hier. Sicher hat an dieser Stelle im Alterthum ein Heiligthum gestanden — vielleicht der Anahit, der persischen Artemis, geweiht.

Wie man mir hier in Kerkuk erzählt, sind schon Verschiedene dagewesen, die sich mit Plänen zur Ausbeutung der Naphthaschätze trugen — Armenier, ein Grieche und angeblich auch ein Franzose. Vorläufig sind alle Projekte, die irgendwie größere Arbeiten voraussetzen (und ohne die kann es garnicht abgehen) Luftschlösser, weil man ohne Maschinen nicht bohren, ohne Tanks die Naphtha nicht aufspeichern und ohne Röhren sie nicht fortleiten kann. Das Alles müßte in Kameel- resp. Maulthierladungen zerlegt und von Bagdad mit einem Kostenaufwand von 150—200 Francs für die Tonne heraufgeschafft werden. Damit liegt die Unmöglichkeit auf der Hand, an die Naphthagewinnung im Großen zu gehen, solange die Transport- und Verkehrsverhältnisse hier dieselben bleiben. Alles ändert sich aber sofort und radikal, sobald nur die Eisenbahn, sei es von Norden, sei es von Süden her, Kerkuk erreicht. Alsdann liegen die Verhältnisse sogar so günstig, wie man nur irgend wünschen kann, günstiger z. B. als in Transkaukasien oder Pennsylvanien. Zunächst würde man daran denken, von dem zukünftigen Bohrbezirk aus eine ca. 50 Kilometer lange Röhrenleitung zu legen, bis zu einem Punkte etwas unterhalb des Dorfes Matrana am unteren Zab, der bereits zwölf Stunden oberhalb bei Taktak in der Richtung stromab für flachgehende Fahrzeuge schiffbar wird. Ein voll geladenes Kellek mit Weizen, wie solche auf dem Zab nach Bagdad abgelassen werden, geht etwa fünfzig Centimeter tief und findet selbst bei niedrigstem Stande des Flusses überall Wasser

genug zum Vorwärtskommen; da nun Naphtha ein ziemlich geringes spezifisches Gewicht besitzt (0,8; es schwimmt auf dem Wasser), so könnten selbst flachgebaute Tankschiffe beträchtliche Mengen davon aufnehmen und direkt nach Bagdad und Basra bringen. Einigermaßen schwierig ist nur die Frage des Rücktransports der leeren Barken. Unüberwindlich ist die Bergfahrt für Dampfer mit starken Maschinen auf dem Tigris auch jetzt nicht; würden einige Schnellen regulirt, so stände einem regelmäßigen Schiffsverkehr auf und ab zwischen Mossul und Bagdad technisch nichts im Wege. Anders verhält sich die Sache möglicherweise auf dem Sab. Wenn der Fluß weiter abwärts noch ebenso reißend strömt, wie bei Altunköprü, so würde auch ein gut montirter Dampfer schwerlich mehr stromauf bringen können, als sein eigenes Gewicht, während man um der Billigkeit des Betriebes willen doch wohl auf Schleppzüge Bedacht nehmen sollte. Nach der Karte kann der Höhenunterschied zwischen der obengenannten Stelle abwärts Matrana, wo der Sab die Kette des Kara Tschok eben durchbrochen hat, und der Mündung in den Tigris kaum mehr als 100 Meter auf ca. 75—80 Kilometer Lauflänge betragen, d. h. ein Gefälle von 1:800, vier Mal stärker als das der Elbe, wo sie aus Böhmen nach Sachsen eintritt, und für die Dampfschifffahrt zwar sehr schwierig, aber auf eine so kurze Strecke noch möglich, selbst mit je einer Barke im Schlepptau. Ob die Beschaffenheit der Ufer des Sab den Treidelbetrieb mit Menschen- oder Pferdekraft aufwärts möglich macht, vermag ich nach den mangelhaften Auskünften, wie sie hier allein zu erhalten sind, nicht zu sagen. Auf eine andere Weise schwinden dagegen alle Schwierigkeiten. Wenn man sich entschließt, statt 50 Kilometer 90 Kilometer Röhrenleitung zu legen, so kann man von Kerkuk aus die Richtung direkt auf den Durchbruch des Tigris durch den Dschebel Hamrin einschlagen und dortselbst unterhalb der letzten Schnellen des großen Stromes den Anlegeplatz für die Dampferschleppzüge nach und von Bagdad-Basra einrichten. Gerade an der Stelle giebt es auch Naphtha- (und Schwefel-) Quellen, die sich aber, wie es heißt, mit denen von Kerkuk nicht messen können.

Die Nähe der für den Transport der Rohnaphtha resp. des raffinirten Petroleums und der kostbaren, zu Heizzwecken ganz unschätzbaren Destillationsrückstände (Masut) brauchbaren Flüsse stellt die zukünftige Erdölproduktion des Kerkuker Reviers von vornherein günstiger als die russischen und amerikanischen Naphtha-

zentren. Die Produkte von Baku müssen, um nach dem Ausfuhrhafen für den überseeischen Export, Batum, zu gelangen, zunächst einen Eisenbahntransport in Cisternenwaggons über eine Strecke von etwa 700 km durchmachen, von Baku bis zum Tunnel von Suram an der transkaukasischen Bahn. Von dort werden sie 200 km weit durch eine Röhrenleitung nach Batum gebracht. Die pennsylvanischen Leitungen von den Bohrlöchern bis zum Meere sind noch erheblich länger. Ergeben nun Bohrversuche bei Kerkuk, woran kaum zu zweifeln ist, daß hier wirklich große unterirdische Reservoire liegen, so würde das bedeuten, daß zunächst alle im Einflußbereich der Bagdadbahn belegenen Gebiete ihren Bedarf an Petroleum von hier erhalten. Die Länder des Persischen Golfs, ferner Indien und Ostasien, sind für die großen Petroleumtransportdampfer, die wir uns im Anschluß an den Aufschwung der Produktion Kerkuks von Basra aus in Dienst gestellt zu denken haben, schneller und billiger von der Mündung des Schatt el-Arab zu erreichen, als von der atlantischen Küste Amerikas und von Baku aus. Die Naphtha von Sumatra hat sich bisher noch nicht fähig gezeigt, diesen Markt zu versorgen resp. zu erobern. Aber selbst abgesehen von diesen Aussichten sollte allein die Erwägung, daß die Bagdadbahn mit all ihren unausbleiblichen Zweiglinien von Kerkuk aus ihren Bedarf an Heizmaterial für die Lokomotiven mit Naphtharückständen decken kann, genügen, um die ernsteste Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise in Deutschland auf diese große und wichtige Sache zu lenken. Wie hier erzählt wird, hat die deutsche Studienkommission für die Bagdadbahn*) vor einem Jahre Naphthaproben mitgenommen; es ist aber, wie ich von Baku her weiß, durchaus nothwendig, größere Mengen zu analysiren und zu verarbeiten, nicht unter einem Hektoliter, um sowohl mit dem destillirten Petroleum Brennproben als auch mit den Rückständen Heizversuche machen zu können. Namentlich das Letztere scheint mir von großer Wichtigkeit zu sein. Das Vorkommen von Kohle in unmittelbarer Nähe der Bahnlinie ist allerdings festgestellt (u. A. am Flusse Chabur, der unterhalb der Inselstadt Sakcho gegenüber Feisch Chabur, an der Stelle des projektirten Brückenüberganges, in den Tigris fällt; dort gehen Kohlenstücke in Gestalt runder Rollkiesel im Flußschotter mit), aber man braucht nur daran zu denken, welch große Vortheile Rußland für den Betrieb seiner südöstlichen

---

*) Unter Generalkonsul Stemrich.

und vollends der kaukasischen und mittelasiatischen Bahnen aus der Verheizung der Naphtharückstände von Baku zieht, um zu begreifen, wie werthvoll unter diesen Umständen Kerkuk für die Billigkeit und Rentabilität des Bahnbetriebes zwischen Konstantinopel und dem Golf werden kann. Ich fürchte nur, wir werden hier wieder einmal zu spät kommen. Manche der intelligenteren Einwohner hier haben doch eine gewisse, wenn auch noch nicht recht bestimmte Vorstellung von dem Werth der Naphthafundstelle, eine Vorstellung, die sich von den verschiedenen Besuchen und Versuchen an den Quellen der schwarzen Masse herschreibt, und diese Bemühungen auswärtiger Persönlichkeiten zeigen zur Genüge, daß man hier und da bereits auf Kerkuk aufmerksam geworden ist. Es ist hier in Sachen der Bagdadbahn so absolut still geworden, oder vielmehr die Ausführung der Bahn wird so ziemlich von Jedermann so sehr in Zweifel gezogen, daß meine Lage als Deutscher im Lande eine sehr unangenehme ist. Im ganzen Orient wird die Achtung des Eingeborenen stets nur denjenigen zu Theil, der ein erfolgreiches Unternehmen aufweisen kann, sei es, welches es wolle. Als Generalkonsul Stemrich mit seinem technischen Stabe und der ganzen gewaltigen Karawane der Expedition die Route entlang reiste, gab es landauf landab ein mächtiges Gerede: Die Deutschen wollen eine Eisenbahn durch unser Land bauen! „Die Deutschen" übersetzt sich hier natürlich gleich in „der deutsche Padischah", und das Nichtbauen nach all den Vorbereitungen oder dem was Türken und Araber doch natürlich dafür halten mußten, hält hier kein Mensch für etwas Anderes, als für ein Nichtbauenkönnen, gleichviel aus welchen Gründen, aber jedenfalls weil der deutsche Padischah nicht mächtig genug ist, seinen Dienern, die das Land besehen haben, jetzt andere folgen zu lassen, die das Werk seines Willens wirklich ausführen. Ich kann am letzten Ende doch nicht recht daran glauben, was mir der Wali von Mossul bei meiner letzten Anwesenheit dort gesagt hat, daß der Gedanke an die Bahn in Stambul direkt fallen gelassen ist, weil man keinen Weg zur Einigung über die Baubedingungen gefunden habe, aber was mir nach all' dem Gerede von russischem Einspruch gegen den Bau und dem völligen und spurlosen Verschwinden der deutschen Interessenvertreter seit der Rückreise der Stemrich'schen Kommission allerdings bevorzustehen scheint, ist eine langwierige Verzögerung der Sache, und bis die wirkliche Konzession und vollends der Beginn der Arbeiten da ist, sind die Naphthaquellen von Kerkuk

an irgend welche Franzosen, Belgier, Griechen oder Armenier vergeben, und wir haben das Nachsehen. Das Land, auf dem die Brunnen liegen, ist Staatsland; die jährliche Abgabe, welche die jetzigen Pächter zahlen, ist so gering, daß einige Tausend Pfund, in Stambul zur rechten Zeit und am richtigen Orte offerirt, vollkommen genügen, um hier einen für die deutschen Interessen höchst verhängnißvollen Besitzwechsel oder, was ziemlich dasselbe ist, eine langjährige Bohrkonzession an fremdes, selbst direkt gegnerisches Kapital herbeizuführen.

Außer bei Kerkuk sollen sich starke Naphthaquellen auch noch bei Tus Churmatly, zwei Tage südlich von hier, nahe an der Karawanenstraße nach Bagdad, befinden. Ob Europäer dort gewesen sind, weiß ich nicht, kann es hier auch nicht erfahren, doch giebt die Karte dort einen Naphthaberg und einen Naphthabach an.

Eben habe ich einen interessanten Besuch in meinem Chan gehabt: einen türkischen Hauptmann, der deutsch spricht, und dieses Deutsch nicht etwa in Berlin, sondern auf der türkischen Kriegsschule gelernt hat. Merkwürdige Ideen müssen die Herren in Konstantinopel doch haben, daß sie diesen durch und durch feinen und gebildeten Offizier, der außer seinen deutschen Kenntnissen auch noch ein hübsches Französisch besitzt, hierher nach Kurdistan in Garnison schicken! Militärisch ist Kerkuk ziemlich stark besetzt: ein Regiment Infanterie, ein Regiment Kavallerie und eine ganze Anzahl moderner Geschütze liegen hier. Die Hauptmenge der Grenztruppen gegen Persien soll aber in Suleimanié, drei Tagereisen östlich im Gebirge, stehen. Dort ist jetzt das wichtigste Straßenzentrum für den Verkehr zwischen dem iranischen Hochlande und den Gebieten am mittleren Tigris; Suleimanié selbst springt trotzig und unbequem wie eine weit vorgeschobene Bastion des osmanischen Reichs in das persische Gebiet hinein vor. Etwas weiter nördlich liegt ein viel bequemerer Uebergang über das Gebirge, der Paß von Choi Sandschak auf der türkischen Seite über die Rania-Hochebene nach Iran hinauf. Diese Straße war im Alterthum nächst den südlichen Routen aus Babylonien nach Susiana die begangenste zwischen dem oberen und unteren Asien. Sie allein kommt auch für den Marsch des Antonius in Betracht, der mit seinem schweren Belagerungspark vom Tigris über das Gebirge nach Media Atropatene (Aserbeidschan) hinaufzog, um Phraaspa, die Hauptstadt des parthischen Vasallenkönigs von

Medien, einzunehmen. Weiter nach Norden wäre für diesen höchst merkwürdigen Feldzug erst wieder die Straße denkbar, die südlich am Ararat vorbei von dem heutigen Erserum über Bajasid in das Gebiet des Urmiasees führt.

Kerkuk hat auch noch, gleich Arbela, einen großen noch bewohnten und befestigten Tell aus assyrischer Zeit. Es muß also auch im Alterthum ein wichtiger Platz gewesen sein. Der Nahr Adhem wird in weitem Umkreise um die Stadt zur Bewässerung der Felder benutzt. Palmenhaine und große Pflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen zeigen gleichfalls, daß hier ein neues Kulturgebiet anfängt; die Weizensaat ist sichtlich weiter vorgeschritten als im Gebiet des oberen Sab. Eigenthümlicher Weise sind die Citronen hier meist von einem unangenehm süßen Geschmack. Die Datteln, die hier wachsen, haben noch keinen großen Werth, aber die Palmfrucht wird immerhin schon reif. Es giebt auch eine alte christliche Kirche in der Stadt, chaldäischen Ritus, die dem Mar Tamaschgar geweiht ist und möglicher Weise noch aus der Sassanidenzeit stammt. Die Reliquien des Heiligen, die in der Kirche liegen, sollen von seinem Martyrium während der Religionsverfolgungen herrühren, die im 4. Jahrhundert die Christen im persischen Reich seitens der mazdajasnischen Staatskirche zu erdulden hatten. In einer (Christen schwer zugänglichen) Moschee liegt ein merkwürdiges, von Moslems und Juden, deren es hier nicht wenige giebt, zugleich hoch verehrtes Grab, in dem angeblich drei Männer Namens Ananias, Asarja und Mischael bestattet sind. Bei Kerkuk beginnt die Region der transtigritanischen Juden. Sie sollen bis Bagdad hin, das eine sehr starke jüdische Bevölkerung hat (3000—4000 Familien) immer zahlreicher werden. Zu erkennen sind sie, wenigstens hier, für den des Landes und der Leute noch nicht Kundigen nur an einigen Merkmalen der Kleidung; am Gesichtsschnitt ganz und gar nicht. Wahrscheinlich werden die Leute Recht haben mit ihrer Behauptung, daß sie noch von den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft her in diesem Lande säßen, denn die Moschee mit der muhammedanisch-jüdischen Grabverehrung ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß hier ein weit älteres heidnisch-assyrisches Heiligthum gestanden hat, das von der herverpflanzten jüdischen Kolonie übernommen und dessen Dienst dann nach der Islamisirung beibehalten worden ist. Nebi-Junus bei Mossul-Ninive ist ebenso zu erklären und in Palästina habe ich sehr zahlreiche Analogien hierzu gesehen.

Kerkuk ist der Hauptmilitärposten für die Kontrolle der Kurden des Schehr i-Sor-Bezirks, wie das Sandschak Kerkuk offiziell heißt. Die Stadt und die Umgebung sind überwiegend kurdisch, aber mit starker türkischer Beimischung, das ganze Bergland reines Kurdengebiet. Die Sicherheit des Verkehrs und die Botmäßigkeit der Gebirgsstämme gegenüber der Regierung soll sehr viel zu wünschen übrig lassen, wie mir mehrere der Offiziere, mit denen ich gestern und heute hier verkehrt habe, gestanden. Die Erzählungen der Städter und des mir zum Dienst in der Stadt angewiesenen Polizisten, der auch die nöthigen Provianteinkäufe auf dem Basar zum Weitermarsch für morgen besorgt, arbeiten gleichfalls in der üblichen Weise mit Bangemachen in Bezug auf Reisen in den Bergen und selbst auf der Bagdadstraße, aber ich setze, je länger ich in diesen Ländern reise, um so stärkeres und prinzipielleres Mißtrauen in sämmtliche Räubergeschichten. Ich habe auf meinen Kreuz- und Querzügen durch theilweise sehr abgelegene und unzugängliche Gebiete im Jahre 1898 und wiederum jetzt mit allem möglichen Volk zu thun gehabt, wilden und zahmen Kurden, Tscherkessen und Tschetschenzen, die in Menge auf türkischem Gebiet angesiedelt sind, Jesidis und Beduinen, und mir ist nie ein Haar gekrümmt oder auch nur ein Kochtopf gestohlen worden. Ich glaube, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen fast immer ein direkter Fehler des Reisenden selbst vorliegt, wenn er Unannehmlichkeiten mit Eingeborenen hat; sei es, daß er unvorsichtiger Weise ihre Habgier reizt, sei es, daß er ihr auf gewissen Punkten sehr lebhaftes Ehrgefühl kränkt, z. B. durch spöttisches Kritisiren ihrer Sitten und Einrichtungen, was die Leute sehr bald merken — sei es endlich durch ein hervorragend unerfahrenes oder gar ängstliches Benehmen. Wer keine Furcht zeigt, hat dadurch allein bereits zu Dreivierteln gewonnenes Spiel. Ich lache jeden Saptié unbarmherzig aus, womöglich in Gegenwart der Kurden oder Araber selbst, sobald er nur ein Wort von Unsicherheit oder Gefahr in den Mund nimmt, und biete ihm an, er solle, falls wirklich ein Ueberfall kommt, nur ruhig den Zipfel meines Mantels anfassen, dann würde ihm sicher nichts geschehen. Natürlich kränkt das solch einen braven Leibwächter sehr, und am nächsten Tage fließt er dann gewöhnlich von Courage über. Ohne Eskorte zu reisen, hat auf der einen Seite den Vorzug, daß man in den Dörfern meistens freundschaftlicher aufgenommen wird, auf der andern den Nachtheil, daß man in den Städten und Chans am Wege nicht so respektvoll behandelt und

so prompt bedient wird — prompt natürlich immer unter Vorbehalt der Uebersetzung ins Orientalische.

Eigenthümlich ist, daß hier wie schon in Altunköprü das Arabische, das noch am großen Sab fast allein gesprochen wurde, wieder beinahe verschwunden ist. Neben den Kurden giebt es hier Turkmenen, mit denen aber die Verständigung in osmanischem Türkisch keine Schwierigkeiten hat. Wann diese Leute hierhergekommen sind, weiß ich nicht, kann es auch nicht erfahren, da sie es selbst nicht wissen. Ihr Weg ist jedenfalls von Osten her aus dem türkischen Innerasien quer über das westiranische Plateau gegangen, von dem sie dann durch das Randgebirge an den Oberlauf des Nahr Adhem herabgestiegen sind. Ethnographisch ist das Land zwischen dem Gebirge und dem Tigris mit alleiniger Ausnahme des Streifens im Osten, den die Straße nach Bagdad durchzieht, noch ebenso unbekannt wie in geographischer Hinsicht. Mit Ausnahme der unmittelbaren Ufergegend längst dem Unterlauf des kleinen Sab, auf dem im Jahre 1892 ein Engländer, Namens Maunsell, hinuntergefahren ist, ist hier ein Gebiet von 150 km Länge und 70 km Breite noch nie von Europäern betreten und auf der Karte weiß wie Leinwand: das ganze Stück, das nördlich begrenzt wird durch meine Route von der Mündung des großen Sab nach Altunköprü, westlich vom Tigris,[1] östlich von der Karawanenstraße nach Bagdad und südlich von dem Jones'schen Wege von Muhedschir (zwischen Tekrit und Samarra am Tigris) nach Tus Churmatli. Wie glücklich wäre ich, wenn ich auf ein oder zwei Wochen in dieses unbekannte Land hinein könnte! So aber drängt die bemessene Zeit, und ich muß es einem Späteren überlassen, mit eigenen Augen zu sehen, ob und was es dort noch etwa zu entdecken giebt.

Deli Abbas, den 7. Februar. Hier bin ich noch drei Karawanentage von Bagdad, aber ich will lieber den Pferden wiederum 24 Stunden Rast geben und das ganze Stück in einem Tage machen; das Gepäck mag, wenn es nicht mitkommen kann, zwei Tage daran wenden. Die wichtigsten Orte von Kerkuk bis hierher sind Tasa Churmatli, Tauk, Tus Churmatli und Kifri; Nummer 2 und 4 waren mein Nachtlager auf dem Wege. Die ganze Strecke ist etwas über 180 km lang. Hier steht meiner Ansicht nach der Bodenkultur ein mächtiger Aufschwung bevor, sobald die Bahn da ist, und zwar wegen der für den Orient geradezu verschwenderischen Fülle von Wasser, die es hier giebt.

Eine Menge von starken Flüssen kommt aus den östlichen Bergen herab und ergießt sich sammt und sonders in den Nahr Adhem, unter Bildung ausgedehnter Marschen. Allerdings werden das starke Gefälle des Wassers und die großen Kiesmassen, die es aus dem Gebirge mit sich führt, einige Schwierigkeiten für den Anbau des Bodens bieten, und ebenso werden die Sümpfe des Adhem trockengelegt werden müssen. Der ersteren Aufgabe kann aber durch Wildwasserverbauung im Oberlauf genügt werden, der zweiten wahrscheinlich durch Tieferlegung des Adhembettes an einigen Stellen der Durchbruchsschlucht des Flusses durch den Dschebel Hamrin. Die Kosten hierfür würden sich reichlich und mit Gewinn verzinsen. An einigen Stellen ist der Boden allerdings etwas salzig, aber überwiegend doch von erster Qualität. Das Klima ist bereits subtropisch — Reisfelder sind die gegebene Kultur, bei welcher der Wasserüberfluß am besten ausgenutzt werden kann. Meines Wissens giebt es in ganz Mesopotamien nur noch eine einzige Stelle, wo für den so gewinnbringenden Reisbau ähnlich günstige Bedingungen herrschen: die südwärts zusammenlaufenden Flußfächer des Gargar-Systems südlich von Nisibis, wo auch großer Wasserüberschuß und Marschenbildung bei furchtbarster Bodenbeschaffenheit herrschen. Was etwa aus den großen Sümpfen Babyloniens, Bahr Nedschef, Abu Kelam rc. zu machen ist, oder aus den gewaltigen Marschenlandschaften am Choaspes (Nahr Kerkha) im alten Susiana, resp. was von all diesen nach Regulierung der Flüsse und Wiederherstellung der Kanäle übrig bleiben würde, weiß ich nicht. Die letztgenannte Gegend liegt auch schon größtentheils auf persischem Boden. Auf jeden Fall ist es aber eine unfragliche Thatsache, daß zwischen Kerkuk und Deli Abbas genügend für den Reisbau brauchbares Land existirt, um von Diarbekir bis Basra allen Reisimport aus Persien, Indien oder sonstwoher überflüssig zu machen. Allerdings reicht die einheimische Wasserbautechnik ihrem heutigen Stande nach nicht aus, um die nothwendigen Vorbedingungen für den Anbau im Großen zu schaffen, aber nicht, weil die materielle Arbeitsmenge zu groß und zu kostspielig wäre, sondern bloß deshalb, weil es an der nöthigen Einsicht in das, was zu geschehen hätte, fehlt. Heutzutage ist das Land unglaublich dünn bevölkert; man reitet jedesmal mehrere Stunden, bis man wieder irgendwo zur Rechten oder zur Linken einen Wohnplatz entdeckt. Auf die Frage, warum es hier so wenig Leute gebe, kommt immer dieselbe Antwort: das Land

wäre schon gut und Menschen könnten genug leben, wenn nicht die Unsicherheit wäre, die Raubzüge der Beduinen aus der Wüste, die es unmöglich machten, eine Ernte einzubringen. Etwas südlich von Tus Churmatli, bei dem Dorfe Kalaband, kommt man an ein kleines Wasser, das intensiv nach Naphtha riecht und eine schillernde Oelschicht an seiner Oberfläche führt. Nordwärts in den Bergen ist eine starke Naphthaquelle; das Flüßchen heißt Neft Dere. Es es ist sehr möglich, daß in dem Dschebel Hamrin, der fast ganz in jene vorhin genannte unerforschte Region fällt, gleichfalls noch Naphthaquellen existiren, von denen man noch nichts weiß; eine bekannte findet sich jedenfalls an seinem Südabhang, gerade an der Stelle, wo er vom Tigris durchbrochen wird. Schade, daß die Interessenten der Bagdadbahn noch Niemanden dorthin geschickt haben. Es ist ganz unmöglich, sich eine zutreffende Vorstellung von alledem, was eventuell aus dem Lande zu machen wäre, zu holen, wenn man bloß das Tigrisufer über Tekrit und die große Straße von Mosul nach Bagdad über Arbela abreitet. Ich habe an meinem bescheidenen Theil versucht, wenigstens auf einem Viertel der Bahnzone, von Mossul bis Altunköprü, auch andere Wege zu gehen und habe gefunden, daß es dort noch sehr wichtige Dinge zu erfahren giebt, die bisher noch kein urtheilsfähiger Europäer mit eigenen Augen gesehen hat, oder über die doch zum mindesten nichts in der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist. Die Erfahrungen und Beobachtungen, die längs der Karawanenstraße zu machen sind, geben immer nur das Minimum, die untere Grenze dessen, womit gerechnet werden kann. Hätte ich mehr Zeit und Mittel, als mir jetzt zu Gebote stehen, so würde ich wenigstens eine Rekognoszierung auf beiden Seiten des Dschebel Hamrin versuchen. Aber dazu gehört eine ganz andere Ausrüstung als ich sie besitze — gälte es doch, nicht Tage, sondern eventuell Wochen in einer so gut wie menschenleeren Gegend ohne andere Hilfsmittel, als die man auf seinen Packthieren mit sich führt, zuzubringen.

Deli Abbas liegt am Nahr Chalas, einem sehr breiten und tiefen Kanal, der jedenfalls aus dem Alterthum stammt und aus einem sehr wasserreichen Nebenflusse des Tigris, der Dijala, abgeleitet ist. Einige Stunden vor dem Städtchen führt die Straße über den Paß Sakaltutan im Dschebel Hamrin (260 m). Bald darauf kommt man an ein verfallenes Fort, die Kischla Suhanijeh, an der ein Bach mit salzig-schwefligem Wasser vorbeifließt. Trotz-

dem sah ich einige Ochsen begierig davon trinken. Nach dem Passieren der Kischla folgten wir noch eine halbe Stunde einem ziemlich breiten Thal mit niedrigen Hügelwänden auf beiden Seiten. Endlich waren wir an den letzten Vorhügeln zur Rechten vorüber. Es war noch wenige Augenblicke bis Sonnenuntergang. Vor uns lag, durch keine Bodenwelle, keinen Hügel unterbrochen die vollkommen horizontale Ebene des babylonischen Alluviallandes. Eine gute Stunde entfernt hoben sich die Palmen der Gärten von Deli Abbas schwärzlich gegen den rothen Horizont ab. Fast bis unmittelbar an den Ort heran ging es durch ausgedehnte Salzsümpfe mit tiefen, natürlichen Kanälen und großen frei spiegelnden Lachen. Im Stockfinstern ritten wir über die schmale, schwankende Brücke, die den Nahr Chalas überspannt und fanden nach 16stündigem Marsch die Ruhe, nach denen sich in den letzten Stunden Menschen und Thiere gleich gesehnt hatten. Dscheiran und seine Kollegen legten sich sofort; „wie die Schweine" sagt Madat, halb mitleidig, halb entrüstet. Heute bekommt die ganze Karawane 1½fache Ration. Eben hat mich der für morgen kommandirte Saptié verlassen, nachdem er sich nach meinen Wünschen erkundigt hat. „Ich will morgen Abend in Bagdad sein", sagte ich ihm. „Unmöglich, die Karawanen gehen drei Tage!" „Mag sein, aber wenn ich morgen Abend nicht bei unserem Konsul in Bagdad esse, so magst fortan Du und Deinesgleichen alle Deutschen Lügner heißen. Was ein Deutscher sagt, das thut er; Du kennst uns noch nicht, darum will ich Dich nicht schelten." — Ich muß für heut Schluß machen; Madat macht Feuer für das Abendbrot, und der Rauch beißt mich dermaßen in die Augen, daß das Schreiben schwer wird. Es soll Datteln geben, in Butter geschmort, Schaschlyk (kleine Stückchen Hammelfleisch auf Eisendraht gezogen und über Kohlenfeuer geröstet), endlich Eier, in Butter und Pommeranzensaft geschlagen und gebraten — NB. meine Erfindung und allen Orientreisenden zur Nachachtung empfohlen. Wir kampiren in einer spitzbogengewölbten Halle, die bis vor drei Tagen Pferdestall war und in Geruch wie Aussehen das noch sehr deutlich verräth. Von jetzt ab werden die Pferde im Sommerquartier auf dem Hofe angebunden, und der Chandschi macht den Winterstall zum Gastzimmer.

* * *

Bagdad, den 9. Februar. Trotz der mehr als 100 Kilometer Weges bin ich doch glücklich gestern Abend hier angekommen und habe meiner Hoffnung gemäß bei unserem liebenswürdigen Konsul Richarz, dessen Ruf und Ruhm mir schon bis Mossul bei Christen, Türken und Kurden entgegengeklungen waren, gespeist. Als mein Saptié gestern früh merkte, daß ich wirklich und wahrhaftig nach Bagdad wollte, schlug er vor, um den Weg abzukürzen, nicht auf der gewöhnlichen Straße westlich von der Dijala zu reiten, sondern schon zwei Stunden direkt südlich vom Ort durch eine Furth des Flusses zu gehen, um dahinter die große fahrbare Straße, die von Chanikin an der persischen Grenze nach Bagdad führt, zu erreichen. Gesagt, gethan. Das Wasser in der Furth ging den Pferden allerdings bis wenige Handbreit unter den Rücken, aber das Gepäck war schon vorher in geeigneter Weise verstaut worden, und wir Reiter hakten die Fußspitzen hinter dem Sattel an den kleinen Packtaschen, die jeder Reisende auf seinem eigenen Pferde mit sich führt, ein und bogen uns vornüber, sodaß nicht einmal die Kniee naß wurden. Viel unangenehmer war gleich darauf die Passage auf zwei nebeneinandergelegten, nur mit etwas Reisig und Erde bedeckten, federnden Palmstämmen über einen tiefen, schlammigen Kanal. Sobald die große Straße erreicht war, wurden die Packthiere mit einem Saptié als Bedeckung zurückgelassen und fröhlich vorwärts galoppirt. Madat war außer sich vor Vergnügen, daß er nun endlich das ersehnte, berühmte „goldene Bagdad" sehen solle, und renommirte alle zehn Minuten mit seinem glänzenden Pferdeeinkauf im Herbst vorigen Jahres in seiner Heimath. „Sind es nicht goldene Pferde? Was schenkst Du mir, Herr, wenn morgen früh in Bagdad weder Tscheiran noch der Schwarze (sein Pferd) ein lahmes Füßchen haben?"

Die Landschaft blieb bis Bagdad dieselbe: eine einzige ebene Fläche mit fruchtbaren, vollkommen horizontal gelagerten, grauen Alluvialmassen von unermeßlicher Dicke bedeckt. Einige noch funktionirende und eine Menge alter zugewehter Kanäle durchziehen das Land, aber auf die Frage der Kultur Babyloniens, zu dem die Landschaft auf dem linken Tigrisufer ihrem ganzen Charakter nach schon von Deli Abbas an gehört, gehe ich nicht früher ein, als bis ich Babylon selbst gesehen und mich über verschiedene wichtige Fragen bei den Kennern des unteren Stromlandes selbst orientirt habe.

Bakuba an der Dijala liegt völlig vergraben in Wäldern von

Dattelpalmen und Agrumen; für einen Piaster (18 Pfennige) gab es vierzig Stück saftige Mandarinen, nach denen man bei dem scharfen Reiten und der Unrathsamkeit des Wassertrinkens förmlich lechzt. Dort wurden die Pferde eine Stunde gefüttert, und auch wir verpflegten uns mit Schaschlyk und Thee. Den zweiten Halt — abermals eine Stunde — ließ ich bei Chan Beni Saad, nicht ganz halbwegs von Bakuba nach Bagdad machen, einer persischen Stiftung. Von da an ging es im Galopp mit eingelegten Schrittpausen die 30 km fort, die noch bis zum Ziele übrig waren. Ueber diese Schlußleistung der Pferde nach einem Gesammtmarsch von mehr als 3½ Hundert Kilometern (von Mossul nach Deli Abbas) in 8 Tagen habe ich mich sehr gefreut; Madat ließ mich heute früh, als ich im Stall nach den Thieren sah, auch auf keine Weise los, bevor ich Dscheiran umhalst und gestreichelt hatte. Dabei sind beide Pferde in bester Kondition; bereits heut Nachmittag kam auch Girgis mit dem Gepäck, dem Boy, den ich außer Madat zur Bedienung mithabe, und einem Saptié an. Seine erste Frage war, ob unsere Pferde noch lebten; dann ging er in den Stall und küßte sie auf die Schnauze. Ich muß die Braven hier nun wohl verkaufen, weil ich von Bagdad zu Schiff weiter nach dem Golf und nach Persien gehe, aber ich werde mich schwer von ihnen trennen. Girgis möchte sie haben, aber der arme Kerl besitzt leider nicht ein Drittel von den 11 oder 12 Pfund, die ich für die Pferde bekommen muß, um keinen Verlust gegen den Einkaufspreis zu erleiden.

Für mich kommen jetzt einige Ruhe- und Studientage. Hier wird es ja wohl auch wieder Bücher geben, aus denen man etwas historische und topographische Belehrung und Ergänzung zu seinen eigenen Beobachtungen hinzu schöpfen kann. Diese Reise-Blätter haben mit der Ankunft in Bagdad vorläufig ihr Ende erreicht. Den Arbeiten in Babylon widme ich einen besonderen Bericht*); hoffentlich kann ich in Bezug auf die gesammte Kulturfrage im unteren Zwischenstromlande dasselbe thun. Die projektirte Reise vom Golf zum Kaspi über das iranische Plateau wird dann wohl wieder so schnell gehen müssen, daß es zu mehr als solchen Tagebuch-Aufzeichnungen, wie die bisherigen waren, nicht reicht.

---

*) Vgl. den Artikel „Babylon" im Maiheft dieses Jahres.

Von der Utopie zur Praxis.

Von

Max Lorenz, Berlin-Karlshorst.

Die unaufhaltsame Auseinandersetzung des Herrn Eduard Bernstein mit seinen *dogmatischen* Genossen beschäftigt fortgesetzt die politischen Parteien, Organe und Persönlichkeiten. Denn nicht mit Unrecht wird die Entwicklung der *Sozialdemokratie* als eins der Lebensprobleme unseres Volkes betrachtet. Die Art der Betrachtung ist allerdings grundverschieden. Auf der linken Seite erhofft man von der „Mauserung“ jene Verstärkung zu erfahren, durch die allein die „Gefahr“ der „Junker“- und „Agrarier“-Herrschaft abgewehrt und den liberalen Prinzipien des „Bürgerthums“ zum Siege *verholfen* werden kann. Die Parteien rechts erkennen mit richtigem Instinkt die Gefährdung ihrer Macht- und Herrschaftsstellung durch eine vereinigte *bürgerliche* und *sozialistische* Demokratie. Sie vermögen es aber nicht zu einer vollkommen klaren Formulirung des Mauserungsproblems zu bringen und helfen sich, indem sie diese ganze Mauserung leugnen oder als eitel Lug und Trug ausgeben. Wir wollen hier diese klare Formulirung geben. Wir wollen die Entwicklung der *Sozialdemokratie* in einer möglichst scharfen *Linie* zu zeichnen versuchen. Und zwar wollen wir diese Entwicklung in Hinsicht auf ihre politische Bedeutung darstellen. Es ist also keine theoretische, sondern eine praktisch-politische Aufgabe, die wir letzten Endes behandeln wollen.

Da nun Eduard Bernstein der genannteste und vorgeschrittenste Mauserungstheoretiker ist, wollen wir zunächst in möglichster Kürze darstellen, wie dieser Bernstein'sche Sozialismus beschaffen ist. Erleichtert wird uns diese Aufgabe durch einen Vortrag, den Bernstein am 13. d. M. im Gewerkschaftshaus über

„die Entwicklung zum Sozialismus“ gehalten hat.*) Wir sind überzeugt, die springenden Punkte dieses Vortrags mit vollkommener Objektivität wiedergeben zu können. Bernstein hat ausgeführt:

Das „Endziel“ ist die Demokratie und der Kollektivismus. Die Bezeichnung Kollektivismus ist vorzuziehen den Ausdrücken Sozialismus und Kommunismus. Denn Sozialismus ist zu abgeblaßt, da er von allerlei Leuten in Anspruch genommen werde. Mit dem Begriff des Kommunismus aber ist eine bestimmte allzu dogmatisch festgelegte Vorstellung verknüpft. Es ist nun die Frage, wie zu diesem Endziel zu gelangen sei. Der Sozialismus (Bernstein gebrauchte im Verlauf seines Vortrages doch wieder diesen am meisten mundgerechten Ausdruck) folgt nicht nur mit absoluter Naturnothwendigkeit**) aus der wirthschaftlichen Entwicklung, sondern aus dem natürlichen Beweggrund der Massen, unabhängiger zu sein. Das ist ein Motiv, das überall jeder am leichtesten begreifen wird. Die Unabhängigkeit ist das lockende (Redner sagte fälschlich: treibende) Ziel der Arbeiterbewegung. Zu diesem Ziel führen in der Hauptsache drei Mittel: die politische, die gewerkschaftliche und die genossenschaftliche Bewegung. Die Gewerkschaft ist zum Schutze der Arbeiterschaft da; sie hebt auch deren Lebensstellung. Zu dem Zwecke greift sie in das industrielle Verhältniß wohl ein. Sie hat aber nicht die Aufgabe, die Produktionsverhältnisse im Prinzip zu ändern und schließlich etwa in einem gegebenen Moment vollendeter Entwicklung die Produktion selbstherrlich zu übernehmen.***) Was die Genossenschaft betrifft, so kann es sich nicht mehr um die Produktiv-, sondern nur noch um die Konsumgenossenschaft handeln. Man hat gegen sie eingewandt: den den Arbeitern durch billigeren Waareneinkauf zufließenden Vortheil machen sich die Unternehmer durch Herabsetzung der Löhne zu eigen. Das trifft in Wirklichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht zu. Man hat andererseits auch die

*) Natürlich ist Bernstein's Ansicht viel ausführlicher in seiner früher von uns besprochenen Schrift über „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“ niedergelegt. Aber gerade die Materialfülle einerseits und andererseits die oft beabsichtigten Zweideutigkeiten in diesen Ausführungen umranken verhüllend das, worauf es im Grunde ankommt.

**) Der Redner ließ mit zweifelloser Absichtlichkeit die Frage offen und unberührt, inwiefern eine Naturnothwendigkeit überhaupt in Frage kommt.

***) Einige Marxisten haben nämlich der Gewerkschaft thatsächlich diese Endaufgabe zugewiesen.

Konsumgenossenschaft überschätzt, indem man in ihr, in Verbindung mit der Produktivgenossenschaft, ein direktestes Mittel zur Kollektivirung der Gesellschaft gesehen hat. Auch das ist unzutreffend. Die Hauptaufgabe der Arbeiterklasse liegt in Staat und Gemeinde. Hier hat sie ihren Willen und ihre Forderungen nach Kräften durchzusetzen. Mittel und Voraussetzung dazu ist die Demokratisirung. In diesem Ringen um die Demokratisirung haben Gewerkschaft und Genossenschaft Stützen zu sein. Das allmähliche wirthschaftliche und politische Emporsteigen der Arbeiter ist möglich. Denn die Annahme, daß die Entwicklung mit absoluter Nothwendigkeit die materielle Lage der Arbeiterschaft immer tiefer herabdrückt, ist falsch.*) Falsch ist auch die Lehre von der „einen reaktionären Masse". In vorübergehenden Zeiten politischer oder wirthschaftlicher Erregtheit scheint solch eine Einheit wohl vorhanden zu sein. Die normale Erscheinung des politischen Kampfes aber ist sie nicht, und wenn sie auch noch vorkommt, so nimmt sie doch von Epoche zu Epoche ab.**) Wenn die Sozialdemokraten mit nächstliegenden praktisch-politischen Tagesforderungen auftreten, so werden die Gegner die Berechtigung solcher einzelnen Forderungen nicht verkennen können. Sie fühlen sich in ihrem Gewissen und vor ihrem Verstande gedrungen, sie zu bewilligen. Sie verlieren das Vertrauen in die Güte ihrer eigenen Sache, fühlen sich moralisch bedrückt und unsicher und machen Konzessionen. An diesen Konzessionen aber erstarkt wieder die Arbeiterschaft, stellt weitere Forderungen mit nachdrücklicherer Kraft und die Gegner verlieren immer mehr an Zusammenhang und Kraft. So gewinnt die Sozialdemokratie einen kleinen Sieg nach dem anderen und schreitet von kleineren zu größeren Siegen zum großen Sieg und dem Endziel entgegen. —

Bernstein's Meinung läßt sich vielleicht in ganz wenigen Worten so ausdrücken: Es zeigen sich in der Entwicklung unserer Gesellschaft demokratisirende und sozialisirende Tendenzen, die mit einander organisch verwachsen sind und die einander gegenseitig stützen und fördern. Seine wirthschaftliche und politische Lage zwingt das Proletariat mit dem Motiv eines ganz natürlichen

*) Hier bringt Redner eine Menge Material aus den Resultaten der letzten Gewerbezählung zum Vortrag.

**) Die Marxisten behaupten das Gegentheil: mit fortschreitender Entwicklung schweißt sich die mehr und mehr abnehmende Zahl der Nicht-Proletarier zu immer geschlossenerer Einheit zusammen.

und elementaren Egoismus, jenen Tendenzen mit Bewußtsein zu dienen. Jene Tendenzen zu Ende gedacht, ergeben die sozialistische Demokratie. Sie ist für die Handlungen und Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei die „regulative Idee“, von der es ganz dahingestellt bleiben mag, bis zu welcher Vollkommenheit sie realisirt werden wird.

Was ist in dieser Bernstein'schen Auffassung der wirthschaftschaftlichen und politischen Entwickelung noch „revolutionär“?

Um die geradezu bis zum Gegensatz gehende Abweichung der Bernstein'schen von der Marx'schen Anschauung vollkommen zu durchschauen, ist es nöthig, den sozialdemokratischen Begriff der „Revolution“ ein Wenig im großen Ganzen und Allgemeinen zu beleuchten. Die Sozialdemokratie hält bekanntlich an der Definition fest, die Lassalle in einer Vertheidigungsrede vor Gericht aufgestellt hat. Danach bedeutet Revolution das sich Durchsetzen und Eintreten eines ganz neuen Prinzips innerhalb der wirthschaftlichen, politischen oder überhaupt geschichtlichen Entwickelung. Ob dieses Eintreten eines solchen neuen Prinzips mit blutigen Kämpfen begleitet ist, das ist ein ganz nebensächliches Moment. Es kann sein, es gehört aber durchaus nicht zum Wesen des Revolutionären. Dieses Wesen liegt vielmehr in einem jähen Umschwung, in einem Umspringen, Umschlagen des geschichtlichen Entwicklungsprozesses. Demgemäß ist das revolutionäre Moment innerhalb der verschiedenen Marxistischen und sozialdemokratischen Manifeste durch folgende Sätze gekennzeichnet: Im kommunistischen Manifest: „Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen .... alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staats, d. h. des als herrschende Klasse organisirten Proletariats zu zentralisiren“, bis endlich „an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen eine Assoziation getreten ist, worin die freie Entwicklung eines Jeden die Bedingung der freien Entwicklung Aller ist.“ Dieser das eigentliche Endziel charakterisirende und das revolutionäre Moment in sich schließende Satz ist auch der eigentliche Schlußsatz des Manifestes. Was noch folgt, ist mehr als Anhang zu betrachten. In der berühmten Marx'schen Darstellung seiner materialistischen Geschichtsauffassung ist das revolutionäre Prinzip in folgendem, ebenfalls das Ganze beschließenden Satz gegeben: „Mit dieser Gesellschaftsformation (der modern bürgerlichen, kapitalistischen nämlich) schließt die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab.“ Dann kommt eben der große Umschwung.

Im Erfurter Parteiprogramm ist folgender Satz des fünften Abschnitts maßgebend: „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigenthums an Produktionsmitteln .... in gesellschaftliches Eigenthum" .... kann den Umschwung vom tiefsten Elend zu höchster Wohlfahrt bewirken. Worauf wir hinweisen wollen, ist dies: Das revolutionäre Moment wird in allen diesen Kundgebungen ans Ende einer Entwicklung gesetzt, als ein von der sozialdemokratischen Partei zu erstrebendes Ziel hingestellt. In solchem Sinne hat auch noch Kautsky neuerdings auf Seite 183 seiner gegen Bernstein gerichteten Schrift „Bernstein und das sozialdemokratische Programm" erklärt: „Die soziale Revolution ist ein Ziel, das man sich prinzipiell setzen ... kann". Und er polemisirt gegen den von Bernstein vorgeschlagenen Ausdruck „soziale Umgestaltung", weil darin nämlich „der grundsätzliche Gegensatz der neuen zur alten Gesellschaftsordnung" keinen Ausdruck findet.

Wir verfolgen mit dieser unserer scheinbar rein theoretischen Auseinandersetzung über das Wesen des Revolutionären einen sehr praktischen Zweck. Wenn man nämlich die Revolution ans Ende setzt und als ein von der sozialdemokratischen Partei zu erreichendes Endziel hinstellt, und wenn dann dieses Endziel ins Unendliche rückt oder mehr oder weniger verblaßt und verschwimmt oder als „regulative Idee" nur noch ein philosophisches Dasein führt — dann hört die Sozialdemokratie logischer Weise auf, eine revolutionäre Partei zu sein. Das ist's nun, was die sozialreformerischen, links stehenden Freunde der Sozialdemokratie annehmen und behaupten. Diese Annahme aber ist ein Irrthum und diese Behauptung ist falsch, weil nämlich in Wahrheit das revolutionäre Prinzip gar kein Ende bedeutet, sondern „im Anfang" ist; es ist Ausgangspunkt einer Entwickelung, nicht Endziel.

Wenn sich am Ende einer fertigen, beziehungsweise am Anfang einer neuen Entwickelung ein ganz neues Prinzip erhebt, so muß man doch fragen: woher kommt dies Prinzip? wie ist es geworden? welche Ursachen liegen vor ihm? Welches ist eigentlich seine Anfangsursache? Nach Marx ist diese Ursache zu suchen in einem jeder bisherigen Gesellschaftsformation innewohnenden „Antagonismus", einem Widerspruch mit sich selbst, der von vornherein mit jedem lebendigen Ding gegeben ist. Demgemäß ist aber das revolutionäre Prinzip in Wahrheit schon mit dem Beginn jedes Seins gegeben. Dem

entsprechend schließt nicht, sondern beginnt das kommunistische Manifest mit einem revolutionären Satz: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Und im Erfurter Programm enthält das revolutionäre Moment schon der erste Abschnitt: „Sie (die ökonomische Entwickelung) trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln.“ Die eigentliche und letzte Ursache des Revolutionarismus von Karl Marx liegt in seiner Auffassung der Weltentwickelung als eines dialektischen Prozesses. Im Marx'schen Sinne müßte das Johannisevangelium einsetzen: ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος διάλεκτος; und weil dem so ist, ist die Geschichtsentwickelung eine Kette, deren Perlen die Revolutionen sind.

Die Erkenntniß, daß das revolutionäre Prinzip in Wahrheit nicht am Ende, sondern am Anfang zu suchen, daß es kein Endziel, sondern ein Ausgangspunkt ist, hat folgende praktische Bedeutung: Wir dürfen den Revolutionarismus der Sozialdemokratie nicht in Hinsicht auf ihr Endziel, auf den „Zukunftsstaat“, diagnosticiren, sondern im Hinblick auf ihren in gegenwärtiger Gesellschaft ruhenden Ausgangspunkt. Da sind es nun zwei Momente beziehungsweise Annahmen, Theorien, Erscheinungen, die in Betracht kommen: die sogenannte Verelendung und der Klassenkampf.

Die Verelendungstheorie ist bekanntlich von der Sozialdemokratie unter dem Eindruck der wirklichen Entwickelung zum Theil aufgegeben. Bernstein hat sie wiederholt für falsch erklärt. Auch der „Vorwärts“ hat sie fallen lassen. „Im Verhältniß ist das Elend zurückgegangen, der Wohlstand gewachsen“, leitartikelte er schon am 20. Juni 1897. Karl Kautsky dagegen sucht diese Theorie mit leidenschaftlichem Eifer zu halten und schüttet in seiner Streitschrift gegen Bernstein (S. 114 ff.) die heftigsten Angriffe über seinen Gegner, der natürlich Marx gar nicht verstanden habe. Marx hat gelehrt, daß mit zunehmender Kapitals-Akkumulation wenige immer reicher, viele immer ärmer werden. „Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten . . . wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung . . .“ (Kapital I, 728). Kautsky behauptet nun, Marx spreche nicht von zunehmendem physischen, sondern sozialem Elend. Denn „man sollte meinen, daß in einer sozialen Theorie der Begriff des Elends vor Allem im sozialen Sinne zu nehmen sei“ (Bernstein und das sozialdemokratische Programm, S. 118).

Ferner habe ursprünglich in dem zitirten Satz nicht „Entartung“, sondern „Degradation“ gestanden, weshalb er — Kautsky — auch, um jede Zweideutigkeit zu vermeiden und in richtiger Einsicht des von Marx Gemeinten in seinem Entwurf des sozialdemokratischen Parteiprogramms von „Erniedrigung“ gesprochen habe. Kautsky irrt. Es sei vor Allem — bezüglich Marx — auf folgende Stelle im Kommunistischen Manifest verwiesen, die jede Zweideutigkeit ausschließt: „Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller als Bevölkerung und Reichthum. Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig zu herrschen, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d. h. ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft.“ Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß hier von physischer und absoluter Verelendung die Rede ist, und nicht, wie Kautsky will, von sozialer und relativer — relativ im Verhältniß zur Reichthumszunahme der Kapitalisten. Eigens für den physisch herabsinkenden Proletarier hat Marx den besonderen technischen Ausdruck „Pauper“ geprägt. Kautsky aber irrt nicht nur; Herr Kautsky *will* auch irren! Und Herr Kautsky irrt nicht nur gegenüber Marx, sondern auch gegenüber — sich selbst. Es giebt eine im Jahre 1892 im Verlag des „Vorwärts“ erschienene kleine Schrift: Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. Erläuterungen zum Erfurter Programm von Karl Kautsky und Bruno Schoenlank. Hier schreibt Herr Kautsky zum Schluß des zweiten Abschnitts: „Kapitalist und Proletarier“, S. 14: „Die unteren, die ausgebeuteten Klassen haben nur die Wahl, dafür (für Vergesellschaftung der Produktionsmittel) zu kämpfen oder *ihrem völligen Verkommen in Ueberarbeit und Arbeitslosigkeit, in Prostitution und Verbrechen entgegenzusehen.*“ Was soll man nun zu diesem Herrn Kautsky, der wissenschaftlichen Leuchte der Sozialdemokratie, sagen? Am besten garnichts, sondern Tinte sparen.

Mag man nun auch Kautsky's Kampfesart noch so sehr verurtheilen, so darf man das Motiv zu solcher Art doch nicht verkennen und muß es würdigen. Kautsky meint, daß es sich hier um eine, geradezu um die Lebensfrage der sozialdemokratischen Partei und des Sozialismus handelt. Fällt nämlich die Verelendungstheorie und wird die Emporentwickelung der Arbeiterschaft innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung zugegeben, so fällt die absolute Nothwendigkeit des Sozialismus und der sozialdemokratischen Bestrebungen weg. Der Sozialdemokratie wird der wissenschaftliche Boden unter den Füßen entzogen und den Sozialdemokraten der Glaube an ihre „welthistorische Mission" geraubt. Das nämlich ist ja die Quintessenz des Marx'schen sogenannten „wissenschaftlichen Sozialismus", daß er eine Natur- beziehungsweise Geschichtsnothwendigkeit ist. Wissenschaft im Sinne des Hegelianers Marx ist das Streben nach Einsicht in die Nothwendigkeit. Politik ist das dieser Einsicht gemäße Handeln, ein Handeln, das die der Gesellschaft immanenten Kräfte bei ihrem Vorwärtsströmen mit Bewußtsein fördert. Man kann demgemäß nicht Politik machen, sondern sich nur politisch verhalten. Im Marx'schen Sinne existirt der Begriff des „wissenschaftlichen" Politikers und einer „wissenschaftlichen" Politik. Das verkennt Eduard Bernstein völlig in seiner eben im Druck erschienenen Rede: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich?" (Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Berlin). Was hier Bernstein über das Wesen der Wissenschaft auseinandersetzt (z. B. S. 32), ist ganz unhaltbar und geeignet, schärfste Kritik herauszufordern. Bernstein ist überhaupt als Theoretiker schwach. Er ist kein „philosophischer Kopf." Wohl hat er die einzelnen Lehren des Marx gut begriffen, aber nur von außen. Der Marxismus als System aber, wo Glied in Glied hängt, ist ihm nie inneres Erlebniß geworden. Nun versteht man aber in Wahrheit nur, was man innerlich erlebt hat. Kautsky ist „ein philosophischer Kopf" und hat den Marxismus erlebt. Sein Mangel aber ist, daß dieser Marxismus das einzige Erlebniß seines Lebens ist. So finden wir denn bei Kautsky eine starke Bornirtheit, bei Bernstein dagegen eine gewisse oberflächliche Zerfahrenheit. Was der Sozialdemokratie im Augenblick noth thäte, wäre ein Kopf, der Kautsky's theoretischen und philosophischen Geist mit Bernstein's Unbefangenheit und Wirklichkeitssinn zu verbinden wüßte.

Bernstein ist sich sehr wohl bewußt, daß mit der Auf-

gabe der Verelendungstheorie — die natürlich nur aufgegeben wird, weil die Verelendung thatsächlich nicht stattfindet — der Sozialismus aufhört, eine absolute Naturnothwendigkeit, unabhängig vom menschlichen freien Wollen, zu sein. Was setzt er an die Stelle? Worauf basirt er nun die Fortschritte der Sozialdemokratie? Was bietet er als die natürliche Grundlage sozialdemokratischer Politik? Den Willen. Er schreibt S. 21 seines eben erwähnten Vortrags: „Dies Ziel (der Kollektivismus) ist jedoch nicht ein bloß von der Theorie vorherbezeichneter Akt, dessen Eintreten mehr oder minder fatalistisch erwartet wird, sondern es ist in hohem Grade ein gewolltes Ziel, für dessen Verwirklichung gekämpft wird."*) Bernstein setzt also an Stelle des Marx'schen Fatalismus einen proletarischen Voluntarismus, statt des durch die Einsicht an eine absolute Nothwendigkeit streng gebundenen und geleiteten sozialdemokratischen Vormarsches das „Narrenthum des Willens", wie ein sozialdemokratischer Kritiker im „Vorwärts" bereits bemerkt hat. Den bürgerlichen Herren, die über Bernstein's Rede solchen Jubel erhoben haben, ist es bei ihrer intimen Kenntniß des Sozialismus bisher überhaupt entgangen, daß dieser Voluntarismus einzig und allein der springende Punkt in der ganzen Bernstein'schen Rede ist, der Punkt der für die Betrachtung des politischen Kritikers allein von Werth ist. Hierin liegt sogar das entscheidende Moment des Streitfalls Kautsky-Bernstein; hierin liegt der Inbegriff der „Mauserung".

Es ist zweifellos, daß, absolut betrachtet, der Marx'sche Fatalismus ein viel stärkeres Agens der proletarischen Bewegung ist, als der Bernstein'sche Voluntarismus. Die Marx'sche Lehre von der Naturnothwendigkeit des Sozialismus verleiht dem Gläubigen eine geradezu erhabene Stimmung. Es ist gar nicht nöthig, daß jeder einzelne Sozialdemokrat die Marx'sche Lehre mit allen Finessen begreift. Auf den Stimmungsgehalt kommt es praktisch an, der durch die Rede des Agitators der Masse vermittelt wird. Begriffen wird der Marxismus von den Allerwenigsten, empfunden aber wird

*) Bernstein fährt fort: „Indem er sich jedoch ein solches Zukunftsgebilde als Ziel setzt und in dem Maße, als er sein Verhalten in der Gegenwart von der Rücksicht auf dieses Ziel abhängig macht, ist der Sozialismus nothgedrungen mit einem Stück Utopismus behaftet, ... trägt ein Element von spekulativem Idealismus in sich u. s. w." Um klipp und klar in möglichster Kürze zu sagen, was er meint, fehlt hier eben Bernstein der Kantische Begriff der „regulativen Idee."



er von Hunderttausenden. Der Marxismus, von einem glänzenden Redner vorgetragen, der die Hörer aus allen Schrecken der kapitalistischen Hölle zum Himmel kommunistischer Seligkeit führt, der an alle Leidenschaften des Menschenherzens appellirt, Furcht und Hoffnung weckt, Disharmonien mit grellem Licht beleuchtet und sie schließlich mit virtuoser Geschicklichkeit des Dialektikers in vollkommene Harmonien überleitet, der das Proletariat zugleich als Märtyrer und als Helden der Menschheit darstellt — dieser mit rednerischem Glanz vorgetragene Marxismus wirkt berauschend wie eine heroische Symphonie und erzeugt eine Schwungkraft, der kein Ziel zu hoch dünkt. Wie vermag sich damit der Bernstein'sche Voluntarismus zu messen, der die proletarische Bewegung auf den ganz gemeinen, elementaren Egoismus der Menschennatur basirt und als Ziel solchem Wollen die Erfüllung verhältnißmäßig recht unbedeutender Alltagsbedürfnisse setzt? Betrachten wir aber einmal die beiden Dinge nicht absolut, sondern in ihrer Relativität bezüglich der wirklichen Verhältnisse. Eine Symphonie — um noch bei dem Gleichniß zu bleiben — kann die Stimmung zu einer heroischen That wecken. Ist das Konzert aber beendet, dann fehlt immer das Objekt der heroischen Bethätigung. Statt der That tritt eine Erschlaffung ein, ohne Resultat. Ein ganz nüchterner, eine bestimmte, vorliegende Aufgabe zur Lösung stellender Zuspruch aber kann und wird die Lösung dieser Aufgabe zur Folge haben, wenn diese Lösung im Interesse des zur Lösung Aufgeforderten liegt. So verhält es sich auch mit dem Proletariat. Der Marx'sche Fatalismus erzeugt in dem Proletariat ein Höchstmaß seelischer Spannung, löst diese Spannung aber niemals aus und verurtheilt das Proletariat, in allem Entscheidenden wenigstens, zur Unthätigkeit. Der Marx'sche Fatalismus erzeugt schließlich soziale Hysterie. Wenn aber das Proletariat, getrieben von natürlichem, urwüchsigem Egoismus, praktische, unmittelbar vorliegende Aufgaben mit gerade zureichender Kraft löst, so wird es vor Ueberspannung wie vor Abspannung bewahrt, erhält sich einen harmonischen Realismus des Empfindens, wächst an Kraft und Geschicklichkeit bei Inangriffnahme jeder neuen Aufgabe und verbessert und kräftigt von Schritt zu Schritt in materieller und psychologischer Beziehung seine Stellung und seinen Zustand, kurz: das Proletariat nimmt selbstbewußt Position im Gegenwartsstaat. Die Bernstein'schen Grundsätze führen die proletarische Bewegung durchaus nicht in den „Sumpf"; sie führen sie vielmehr von der luftigen Höhe theoretischer

Imaginationen zur Erde auf den gangbaren Weg realistischer Politik, von der Utopie zur Praxis. Bernstein'sche Grundsätze sind übrigens längst ohne Bernstein in der sozialdemokratischen Partei befolgt, z. B. von Vollmar, von David, von Auer vor allem, der wohl nie eine andere Auffassung von den Aufgaben der sozialdemokratischen Partei gehabt hat. Auer nun hat — wie man weiß — Bernstein erklärt: „So etwas thut man, so etwas aber sagt man nicht." Bernstein aber sagt es doch immer wieder, und mit Recht, vom Standpunkte sozialdemokratischer Interessen. Denn es kommt nämlich doch darauf an, die neue Phase realistischer Politik ins Bewußtsein des Proletariats zu erheben, das sonst, alter Gewohnheit nach, die kleinen Gegenwartsaufgaben als Nebensache behandeln und auf die große Zukunftsaufgabe mit träumender Seele harren würde. Den realistischen Sinn des Proletariats zu entwickeln, das ist die pädagogische Aufgabe, die sich Bernstein gestellt haben dürfte.

Wir haben über den Bernstein'schen Voluntarismus ausgeführt, daß er die *proletarische Bewegung auf dem natürlich-menschlichen Egoismus* basirt. Das ist zweifellos eine elementare Grundlage, bei der es aber noch gar nicht sein Bewenden zu haben braucht. Man wird zweifellos die materiellen Forderungen mit einem Kulturproblem verquicken und die proletarische Bewegung als eine Kulturbewegung darstellen. Daß der Mensch bessere materielle Lebensbedingungen erstrebt, ist natürlich. Der Mensch aber hat auch eine Seele, und da ist es denn ebenso natürlich, daß er auch nach geistigen Gütern verlangt. Das Proletariat wird also Forderungen in Hinsicht auf Kunst und Wissenschaft stellen. Der Proletarier wird eine möglichst vollkommene, unserer „Kulturhöhe" entsprechende Ausbildung seiner Gesammtpersönlichkeit begehren. Er wird — Alles in Allem — ein freier Mann, unabhängiger Herr, vollkommen gleichberechtigter Bürger im Staate sein wollen. Er wird einen Rechtstitel für seine Ansprüche suchen. Er wird sich fragen: Giebt es im Staate, im Deutschen Reich, nicht irgend eine Stelle, von der aus betrachtet ich von Rechts wegen meinen allseitigen Anspruch auf Gleichberechtigung, Freiheit und Gleichheit geltend machen kann? Und er wird eine solche Stelle finden, im Reichstagswahlrecht. Hier ist jeder als Staatsbürger gleichgestellt. Der Proletarier wird sich nicht sagen: dieses Reichstagswahlrecht kann, absolut betrachtet, nur so einen Sinn haben und darum jeden Staatsbürger gleichstellen, damit jeder in gleicher Weise, je nach

seinen Kräften, dem Staate dient. Sondern der Proletarier wird in jedem Augenblick die Kontraststellung empfinden, die er einestheils als Staatsbürger im Staatskörper, anderntheils als Arbeiter im Wirthschaftskörper einnimmt. Er ist zugleich ein Gleicher und ein Ungleicher. Dieser „Antagonismus" — um wieder den Marx'schen Ausdruck aufzunehmen — ist es nun, in dem das revolutionäre Prinzip des Bernstein'schen Sozialismus enthalten ist. Der Proletarier benutzt das Reichstagswahlrecht nicht in der „Hingabe an das Allgemeine", zu Gunsten des Reichs, sondern er spannt es vor sein egoistisches Klasseninteresse, benutzt es als Vehikel zur Demokratie und in der Demokratie übt er sein Herrschaftsrecht aus zur Befriedigung des Klassenegoismus, in erster Linie zur Förderung des „wirthschaftlichen Ausgleichs", wie man euphemistisch sagen könnte. So wäre es denn das wahrhaft tragische Schicksal des Deutschen Reichs, daran zu Grunde zu gehen, was sein vielleicht stärkstes Einheitsmittel und sein höchster Ruhmestitel sein sollte und der Begründer des Reichs wäre zugleich, wider Willen, sein Zerstörer. Der Pseudohegelianer Marx aber würde höhnend sagen: es ist die „List der Idee", die selbst durch das „preußische Deutschland" des „Junkers Bismarck" (cf. Leitartikel des „Vorw." vom 16. ds. Mts.) dem Sozialismus zum Siege verhilft.

Zu solchem Ende führte auch der Bernstein'sche Sozialismus, der, von außen angesehen, so geradezu lächerlich harmlos erscheint, so harmlos, daß ein „anständiger Mensch" sich beinahe schämen möchte, anderer Ansicht zu sein. Nur schade, daß ein anständiger Mensch ein sehr schlechter und kurzsichtiger Politiker sein kann, was z. B. auf unsere bürgerlichen sozialreformerischen Demokraten zutrifft. Die taktische Verschlagenheit des Bernstein'schen Sozialismus liegt geradezu darin, daß er eigentlich ganz in der Ideenwelt des „aufgeklärten" liberalen Bürgerthums sich bewegt. Der bürgerliche Demokrat müßte allen seinen eigenen Grundsätzen und Forderungen widersprechen, wenn er Bernstein's „gemauserten" Sozialismus ablehnen wollte. Es hat nur mit den Ideen, Grundsätzen und Forderungen der bürgerlichen Demokratie so eine eigene Bewandtniß. Anders sind sie, wenn der „Bourgeois" zu ihnen schwört, anders, wenn der Proletarier sie sich aneignet. Für den Bourgeois sind und bleiben es „Ideen" und „Ideale". Der Proletarier ist bereit, Ernst zu machen und „Ideen" ins Leben zu führen. Wie soll aber nun die Demokratie dem Proletariat gegenübertreten, wenn

dieses ihr die eigenen Ideale als Schild entgegenhält? Da werden neben den formalen und intellektuellen, besonders auch moralische Bedenken wach, Konzessionen werden gemacht und dabei wider Willen der Vormarsch des Proletariats von Sieg zu Sieg mehr und mehr gefördert — wie Bernstein es in der Rede ausgeführt hat, von der unser Aufsatz ausgegangen ist.

Unsere Ausführungen in der Gesammtheit sollen beweisen: Bernstein zerstört nicht den Sozialismus, sondern entwickelt ihn. Gewiß ist er kein Marxist im Sinne des Systems, das aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herausgeboren und deren Spuren mit vollkommenster Deutlichkeit an sich trägt. Er paßt den Marxismus der gegenwärtigen Zeit an. Er setzt an Stelle der absoluten marxistischen Theorie eine zeitgemäße marxistisch-politische Praxis, wie Marx es auch gethan hätte, wenn er unseren Tagen angehörte. Marx hat es nicht thun können, aber sein geistiger Zwillingsbruder, Engels, hat es gethan. Man lese doch nur, was im Vorwort zu den „Klassenkämpfen in Frankreich" steht und was von gewissen bürgerlichen Sozialreformern — Sombart an der Spitze — so mißverstanden ist: „Die Ironie der Weltgeschichte stellt Alles auf den Kopf. Wir, die „Revolutionäre", die „Umstürzler", wir gedeihen weit besser bei den gesetzlichen Mitteln als bei den ungesetzlichen und dem Umsturz. Die Ordnungsparteien, wie sie sich selbst nennen, gehen zu Grunde an dem von ihnen selbst geschaffenen Zustande. Sie rufen verzweifelt mit Odilon Barrot: La legalité nous tue, während wir bei dieser Gesetzlichkeit pralle Muskeln und rothe Backen bekommen, und aussehen wie das ewige Leben." La legalité nous tue — diese von Engels gemeinte legalité ist eben das Reichstagswahlrecht. Bernstein's Aufgabe ist es, Engels' allgemein gehaltene Formel und Anweisung in die Details zu verarbeiten und auf die Praxis zu übertragen, als Testamentsvollstrecker des Engels'schen Geistes. Wenn trotzdem die Marxisten im engeren Sinne, die Dogmatiker des Marxismus, Bernstein verketzern, aus Gründen, die leicht zu erkennen, aber hier nicht zu erörtern sind, so mag sich mit solcher Ketzerrichterei die Sozialdemokratie allein abfinden, deren Sache das ist. Sache der bürgerlichen Parteien aber wäre es, den Bernstein'schen Sozialismus zu durchschauen.

Wer aber den Bernstein'schen Sozialismus — und das ist zum Theil schon und wird immer mehr der Sozialismus der sozialdemokratischen Partei werden — durchschaut und in seinen

Konsequenzen begriffen hat, kann nicht verkennen: sein wahrer Gehalt und Sinn ist der Kampf um die Herrschaft einer absoluten Demokratie. Mit voller Bestimmtheit hat schon Liebknecht auf dem Hamburger Parteitag 1897 hingewiesen auf die Nothwendigkeit des Verfassungskampfes: „Der Kampf, den andere Länder, England und Frankreich, vor Jahrhunderten überstanden haben, wird auch Deutschland nicht erspart bleiben." Der alte Revolutionär zielt hier, wie nicht zu verkennen ist, auf die Hinrichtung der Könige in England und Frankreich hin. Unmöglich ist es, diesem Verfassungskampf mit den Grundsätzen der bürgerlichen Demokratie vorzubeugen, weil dieser „gemauserte" Sozialismus doch nur jene Grundsätze konsequent zu Ende denkt. Allein ein im besten Sinne konservatives Staatsprinzip kann die Herrschaftsgelüste der Masse in Schach halten, ein Staatsprinzip, das die wohlverstandenen Ideale der Freiheit und Gleichheit in ihrer ethischen Bedeutung für das Innenleben der einzelnen Persönlichkeit im Sinne Goethe's oder Kant's sehr wohl zu würdigen weiß, sie aber in ihrer Materialisirung als allein leitende Grundsätze praktischer Staatspolitik nicht anerkennen kann, ein Staatsprinzip, das vor Allem den Staat als etwas geschichtlich Gewordenes betrachtet, in dem ununterbrochen jene Kräfte für die Zukunft weiter zu wirken haben, die aus der Vergangenheit die Gegenwart gestaltet haben. Die vornehmste dieser Kräfte ist das monarchische Prinzip, das deutsche Kaiserthum — nicht als Imperialismus oder Cäsarismus — sondern das aus der Grundlage des preußischen Königthums herausgewachsene und darauf nach wie vor beruhende deutsche Kaiserthum. Das „preußische Deutschland" ist der vereinigten bürgerlichen und sozialen Demokratie der stechendste Dorn im Auge. Das auf der Grundlage des Preußenthums ruhende deutsche Kaiserthum wird der Felsen sein, an dem die demokratische Brandung zügelloser Massengelüste sich zerschlagen wird.

Antike und moderne Naivetät

Von

Pastor Dr. Borée,

Kloster Heiligenrode (Grafschaft Hoya).

Werke, wie Tacitus' Germania und Rousseau's Emile, Werke einer derartig ausgeprägten Kulturfeindschaft und Natursehnsucht scheinen, wenn man recht sieht, für Deutschland erst noch in der Zukunft zu liegen. Sie scheinen erst noch eine spätere Kulturstufe vorauszusetzen, so wie sie Frankreich bot, das mit seiner Zivilisation doch rund tausend Jahre früher eingesetzt hat, als wir, oder wie sie Rom bot, bei dem die kürzere Zeit durch die stärkere Intensität der südlichen Entwickelung ausgeglichen wurde, wie wir sie aber noch nicht besitzen.

Wir haben von allerlei Natur noch verhältnißmäßig genug in uns, als daß wir das Bedürfniß empfänden, nach derartigen Paradiesen außerhalb von uns zu suchen. Wir haben unsererseits am Gastmahl der Kultur uns noch nicht satt, geschweige übersatt gegessen, sodaß wir uns zu den Tafeln hinsehnten, die die Natur für uns deckt! So ist es verständlich, daß das jüngste Werk über die Naturvölker von Fritz Schultze in Dresden (Leipzig 1900) das vorhandene Material noch wieder zu einem Bilde zusammenstellt, das nahezu alles Licht auf die Kultur, allen Schatten auf die Natur vertheilt. Unser ganzes Interesse für Natur ist bis jetzt noch vorwiegend sachlich; höchstens daß es erst eben anfängt, persönlich zu werden. — —

Wenn man sich in der Abgeschlossenheit des Landlebens unter einem noch einigermaßen rein erhaltenen Bauernschlage befindet, und in den Mußestunden seines Patmos oder Tomi, an die keine Welle der Kultur schlägt, fällt einem der Blick von der bäuerlichen Umgebung auf die hochragenden Gestalten der alten Heldenlieder,

der Edda oder der Homerischen Gedichte, so stellt sich einem die merkwürdige Thatsache einer Verwandtschaft zwischen Beiden heraus! Sie klingt einem im ersten Augenblick absonderlich, solch eine Verwandtschaft zwischen Ochs und Flügelpferd, zwischen den Königen Homers und den Holzschuhbauern von heute! Sie wird begreiflicher, wenn man beachtet, daß Beide in ihrer Art Naturmenschen sind, Vertreter der Natur gegenüber der nach ihnen, abseits von ihnen entstandenen und erwachsenen Kultur.

In dieser Thatsache ruht das einigende Band!

Unter diesem gemeinsamen Nenner zusammengefaßt, sehen wir die durch die Jahrtausende Getrennten einander sich gleichen in jenen großen Charakterzügen, in denen stets der Naturmensch sich gleich war: Leibes- und Seelenstärke, einfache große Linienführung in seinem Innenleben, Knappheit des Gefühles, enges Verhältniß zur Natur und doch wenig Sinn für Natur, ein unentwegter Optimismus, Mangel noch an Individualität, Naivetät.

Nur darin liegt naturgemäß ein Unterschied, daß jene Dinge, welche durch die Hand des Dichters gegangen sind, der dichtenden Volksseele oder des Dichters von Beruf, jedesmal einen Kothurn untergeschoben erhalten haben, der der Gegenwart und gar dem Bauer der Gegenwart fehlt. Also wenn dort die stärkere Seele, die stärkeren Nerven sich darin zeigen, daß König Ludwig in seinem Unmuth die gefangene Gudrun an den Haaren aus dem Schiff ins Meer schleudert, und im Verlauf desselben Verses der Sohn Hartmuth von Mitleid und Liebe bewogen an ihren blonden Flechten sie wieder ins Schiff hereinzieht, oder wenn bei Homer ähnliche königliche Kraftstücke vorkommen, so zeigt sich beim Bauer die größere Stärke etwa darin, daß er durch seine schlechten Zähne sich nie zum Zahnarzt nöthigen läßt, sondern dem Schaden mit Zange und Feile selbst abhilft, und zum Schluß ihren Untergang in die lakonischen Worte zusammenfaßt: „Se sin wegfult!“ Es sind das in Bezug auf Nervenstärke ganz entsprechende Vorgänge, nur dort mit, hier ohne Kothurn, dort Sonntag, hier Alltag.

Nur von der Naivetät soll geredet werden.

Was ist Naivetät? Der geneigte Leser wolle uns durch das Gestrüpp einer kurzen Definition folgen!

Naivetät, können wir sagen, ist die Uebereinstimmung des Redens und Handelns bei einem Menschen mit seinem Denken, ist eine Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt. Naivetät ist Einfalt im ursprünglichen Sprachsinne des Wortes. So wie

umgekehrt alle Einfalt naiv ist, die Einfalt des beschränkten Horizontes wie die Einfalt des Genies. Der Hinterwälder Bauer, der glaubt, daß die Depesche auf den Telegraphendraht gehängt wird und diese seine Meinung zum Ausdruck bringt, ist naiv; und das Genie, das aus einer überquellenden Seele heraus seine gigantischen Entwürfe der Menschheit mittheilt, ist ebenso naiv. Christus war naiv! Einer naiven Seele darf nicht der Gedanke kommen, die Sache könnte auch anders sein, oder gar, sie müßte eigentlich anders sein! Eine naive Seele darf nicht nach einem Prinzip handeln und von einem zweiten dabei insgeheim getadelt werden, oder nach einem Prinzip handeln und ein zweites im letzten Grunde dabei anstreben: das wäre nicht naiv! Der Bekannte, der bei der Rückkehr aus dem Urlaub uns mit dem Gruß empfängt, wir seien zehn Jahre jünger geworden, wird kaum naiv damit sein, denn er wünscht uns nicht seine Meinung zu sagen, sondern eine Schmeichelei. Und der moderne Gebildete, der sich einer Homerischen Schmauserei von sieben oder zehn Tagen hingeben würde, der würde auch kaum naiv sein, denn seine bessere Ueberzeugung würde ihm bei jedem Bissen dreinreden und würde seine Beschäftigung eben in jener homerischen Einfalt und ungebrochenen Vollkraft lähmen. Oder zwei symmetrische Beispiele! Der kluge Städter, der den Bauer mit seinem Flitter und bunten Glas betrügt, ist dabei das Gegentheil von naiv, denn als allgemeine Verkehrsmaxime behauptet er allseitige Zuverlässigkeit, Ehrenhaftigkeit rc.! Der schlaue Bauer aber, der den Städter mit alten Hühnern und schlechten Eiern betrügt, bleibt dabei, man kann das nicht leugnen, weit mehr naiv, denn der korrekte Bauer hat noch die alte und mittelalterliche Anschauung von dem allgemeinen Barbarenthum jenseit seines Gaues, dem gegenüber Verpflichtungen, die ihm sonst hoch und heilig sind, im besten Falle etwas Diskutirbares sind. Der Betrug des Städters ist schlichter Betrug, der des Bauern hält sich auf der Höhenlage der Betrügereien des Odysseus oder etwa der Kriegslist eines modernen Generals, d. h. kein tadelndes Gewissen steht ihnen gegenüber!

Also kurz, Naivetät ist das unbefangene Offenbaren eines Seeleninventares nach seiner guten, wie nach seiner schlechten Seite. Naivetät heißt, das Herz auf der Zunge haben oder aus seinem Herzen keine Mördergrube machen; heißt, nach dem Bibelworte gestaltet sein: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund



über", und nicht nach dem Talleyrandschen von der Rede als dazu da, die Gedanken zu verbergen. Naivetät ist das Gegentheil von Hintergedanken, Heuchelei und Verstellung, von Thuerei, Geziertheit, Gespreiztheit; am besten, wie der Italiener sagt, von dem far figura, dieser häufigen Begleiterscheinung der Kultur, derjenigen Juvenals so gut wie der unserigen, gemäß der wir unser Aeußeres hinausschrauben möchten über das Niveau unseres Inneren.

Es deckt sich der Begriff Naivetät zum großen Theil mit der Herbart'schen Idee der Inneren Freiheit. Bei beiden Begriffen beruht das Wesentliche sowie das Reizvolle nicht darin, daß sie dem Beschauer besonders hohe, besonders ideale, sondern daß sie ihm besonders ungebrochene, besonders gesunde Menschen vorführen, Menschen aus einem Gusse, Menschen, bei denen Inneres und Aeußeres in gleichem Takte marschiren. Irgendwie ethisch darf keiner der beiden Begriffe gewerthet werden. Sie umfassen beide gleicherweise Güte, Indifferenz und Schlechtigkeit! —

Indeß zur Sache! Das naive Heraussagen der Herzensmeinung bei Homer ist bekannt. Schneidewin hat in seinem bekannten Büchlein, dessen Inhalt schöner ist, als seine Form, die Beispiele zusammengestellt. Eingeständniß der Furcht, daß auch die tapfersten Helden erzählen, wie ihnen gelegentlich die strahlenden Kniee gezittert hätten, und der Gegner sie vor sich hergejagt hätte, „wie eine Wespe den Menschen"; Eingeständniß von allerlei verbrecherischen Absichten, die auch die Besten hatten und die sie dann zur Ausführung brachten, oder an deren Ausführung ein Gott sie rechtzeitig hinderte; des Odysseus offene Rede zu den Mägden der Nausikaa, bei Seite zu gehen, damit er sich im Meere waschen könne; der Nausikaa Rede später, nicht bei sich selbst, sonder zu Odysseus auf offener Straße zur Stadt hin, „die Leute werden sagen, wo hat sie den großen und herrlichen Fremdling gefunden, er wird gewiß ihr Gemahl werden!" oder Odysseus' gelegentliche ebenso offene Rede zu ihr „Gott gebe dir Alles, was dein Herz begehrt, einen Mann und ein Haus!" oder des alten Alkinoos schnelle Aufforderung an ihn (den noch garnicht Vorgestellten!) dazubleiben und der Gatte seiner Tochter zu werden; oder weiter gelegentlich des Austheilens und Mitgebens von Gastgeschenken des Odysseus offenherzige Bemerkungen: „Verkürzet nicht die Geschenke dem so Bedürftigen! Legt noch einen Dreifuß oder ein Becken bei!" oder seine Bemerkung zu Alkinoos gelegentlich eines geschenkt erhaltenen Schwertes: „Möge dir dieses verschenkte

Schwert nicht einmal ein Gegenstand der Sehnsucht werden!“ rc. rc. — das Alles sind Naivetäten, jede einzelne so, in dieser Weise heute unmöglich, damals vollkommen natürlich.

Oder das noch vorliegende Fehlen des ganzen Gebietes der Höflichkeit, dieser ein Stockwerk über die Natur aufgebauten besseren Welt, oder, wenn man will, dieser Last von Jahrhunderten: das machte den homerischen Menschen ungebrochen, naiv. Daß Menelaos und Helena sich über den weinenden Telemach, der auch Namen und Herkunft noch nicht genannt hat, kurzweg in dessen Gegenwart verständigen; oder daß am Phäakenhof trotz aller Ehrung, die man ihm zu Theil werden läßt Odysseus offenherzig sagt „Ich sitze unter euch voll Sehnsucht nach der Heimath!“ daß er zu einem Sohne des Alkinoos gelegentlich noch offenherziger sagt, er sei schön an Gestalt, aber nicht im Besitze richtigen Verstandes; oder zu Telemach, ehe er sich ihm zu erkennen gab, wenn er so jung wäre, er ließe sich derartige prassende Freier nicht gefallen, und zahlloses Andere mehr: Das sind Naivetäten. Wenn einer müde wird beim Gastmahl, so schläft er ein, und wenn einer bei Sonnenuntergang von der Tafel weg schlafen gehen will, so geht er schlafen; Jemandes Lob und Tadel, Jemandes Leben und Sterben wird erörtert, ganz einerlei, ob der Betreffende anwesend oder abwesend ist. Alles entstammt einer Welt, welcher der schöne Schein der Höflichkeit noch fehlt, welche in allen Fällen den Inhalt der Seele auch zum offenen Ausdruck bringt.

Eine ähnliche Geringschätzung des Gebietes der Höflichkeit findet sich auch auf den wenigen Inseln der Naivetät, die die Kultur bei uns noch übrig gelassen hat. Nehmen wir Beispiele! Für den Gebildeten unserer Gesellschaft gilt das bekannte Gesetz, bei aller Geselligkeit, wie es heißt, Konversation zu machen? Jede Qualität der letzteren wird bekanntlich verziehen, nur Schweigen ist verboten, Schweigen und zu auffälliges Reden. Der stets gleiche Pendelschlag der Zunge wird verlangt, der ist korrekt! Der Bauer hat dem gegenüber den Grundsatz, nur etwas zu sagen, wenn er etwas zu sagen hat; viel zu sagen, wenn er viel zu sagen hat, wenig zu sagen, wenn er wenig zu sagen hat, und wenn er nichts zu sagen hat, zu schweigen, sich anzuschweigen. Also ist sein Herz voll, so fließt sein Mund sicher über. Ein Vater wird, einmal befragt, seine ganze Seele ausschütten über seine ausgewanderten Söhne in Kalifornien, und ein Kranker erzählt einem Details, als wäre jeder Zuhörer ein Arzt! Ist das Herz dann

aber leer, so ist der Mund stumm, unerbittlich und unbeweglich stumm. Man kann, wenn im Winter Haus und Gedanken eingeschneit sind, etwa einen Weihnachtsbesuch in einem Bauernhause machen, man kann drei Stunden da bleiben, und es kann passiren, wenn man seinerseits nichts dazu thut, daß zwei davon sich mit Schweigen ausfüllen, und daß dieses Schweigen nicht etwa als peinliche Pause empfunden wird, sondern als Natur, die so sein muß, die garnicht anders sein kann, die noch in keine Ketten eines guten Tons geschlagen ist! Oder man ißt schweigend, und wenn es Hochzeiten sind von fünfhundert oder tausend Gästen, und erst nach dem Essen hat die Rede Platz, wie in Argos und Pylos; und man geht schweigend auf der Landstraße, oft gleich von vorn herein nicht nebeneinander, sondern hintereinander, also überhaupt ganz ohne Absicht zur Unterhaltung, sowie Athene bei Pylos vor Telemach ging und Kalypso auf ihrer Insel vor Odysseus. Die Anekdote von den zwei Bauern ist bekannt, die zur Stadt gehen, von denen, als sie auf dem Hinweg durch die Felder kommen, der eine sagt: „Wat steit de Haber!" Sie gehen weiter, machen ihre Käufe und Verkäufe in der Stadt, und als sie auf dem Rückweg wieder durch ihre Felder kommen, ergänzt der andere: „Un de Tüften ook!"

Oder der korrekte Bauer geht etwa regelmäßig vor dem Gast in die Stube, den natürlichen ersten Gedanken verwirklichend, sein Führer zu sein, und sei es auch nur über eine Schwelle oder eine Stufe hinauf, und uns die Frage vorlegend, aus welcher Ursache im letzten Grunde sich unsere Höflichkeit für das Gegentheil mag entschieden haben, die Ehrung des Gastes durch den Vortritt ins Zimmer.

Oder der korrekte Bauer spricht immer von sich zuerst: „Her Pastor, wi wilt morgen ton heiligen Abendmahl gahn, ek un min Man!" Genau wie die Helden Homers von sich sprachen, wie auch der Apostel Paulus von sich spricht: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen", und wie in Wahrheit eben jeder zuerst an sich denkt. An dieser Denkweise ändert ja auch die Höflichkeit im Allgemeinen nichts, nur an der Ausdrucksweise dieser Denkweise. Der höfliche Kulturmensch denkt ebenso hoch von sich, wie der Bauer, der Unterschied aber ist der, der Bauer spricht: „Ek bin de Buer!" und der Kulturmensch spricht: „Meine Wenigkeit." Sum pius Aeneas wird nur ein Naturmensch sich zur Visitenkarte wählen!

Oder endlich, der korrekte Bauer dankt nie, d. h. muß man hinzufügen, nie mit Worten, mit so schön klingenden und doch so billigen Worten: so wie Thetis wie ein Habicht die neuen Waffen für ihren Sohn dem Hephästos aus den Händen reißt, aber ein Wort des Dankes dafür im Augenblick nicht hat! Mit Thaten zu danken, wird selten ein Bauer vergessen, das nimmt er sich vor im ersten Augenblicke ruhigen Nachdenkens, der ihm kommt.

Kurz — man könnte die Beispiele leicht vermehren! Man kann sagen, den mächtigen Gestalten Homer's und den mächtigen Gestalten eines niedersächsischen oder andern Bauern ist das Ganze, was wir Höflichkeit nennen, ein Brimborium, über das sie zur Sache selbst übergehen, ein schöner Mantel, dessen sie sich nicht bedienen. Ihr Inneres und Aeußeres decken sich! Decken sich nicht absolut — in derartiger Reinheit darf man nicht darauf aus sein, das Prinzip der Naivetät zu finden — decken sich aber in ganz anderer Weise, als bei aller zeitweiligen Kultur.

Eines Sonntags Nachmittags auf einem Hofe sitzt die erwachsene Tochter am Tisch vor der offenen Bibel. Die Begrüßung ergiebt die leicht hingeworfene Frage: „Nun, Sie lesen in der Bibel!?“ „Ja, ut Langewile“, war die Antwort! Das war naiv! Die Seele lag so offen da, wie das Buch. Oder eines Tages kommt ein Bauer ins Pfarrhaus: „Er habe nicht zur rechten Zeit am Abendmahl Theil nehmen können, weil er krank gewesen sei, und wolle es jetzt wohl haben“. Und als er es erhalten hatte und die Feier eben beendigt war, fährt er fort: „Und er möchte sich auch beschweren, weil ihm bei der Kirchensteuer fünfzehn Pfennige zu viel abgenommen seien!“ Das war wieder naiv; der Mann gab sich genau, wie er war! Oder wie oft kommt es vor, daß bei einer Trauung der Bräutigam unmittelbar nach dem Amen noch am Altare den Geistlichen fragt, was seine Schuld sei; oder daß unmittelbar nach der Kommunion mitten zwischen Brot und Wein der Beichtgroschen einfach auf den Altar gelegt wird, und was solcher Dinge mehr sind. Die Kultur empfindet dergleichen als hochgradig unpassend und roh, und es geht daraufhin bekanntlich zur Zeit durch alle kirchlichen Kreise der Zug, die Geldleistungen bei kirchlichen Handlungen durch feste Pauschalsummen abzulösen, um die heilige Handlung von dem Gelde zu trennen. Die Naivetät läßt ja dergleichen geschehen, aber sie wird es nie verstehen. Sie folgert stets eben in naiver Weise, ein Arbeiter ist seines Lohnes

werth, und Lohn und Arbeit gehören zusammen; wenn sie aber innerlich zusammengehören, warum sollen sie dann nicht auch äußerlich zusammengehören. Der Naivetät wird es stets unverständlich sein, wie man an Stelle dieses natürlichen, ursprünglichen Zusammenhanges später jenen anderen bevorzugt hat, bei dem der Lohn, als wäre er etwas Unreines, öffentlich von der Arbeit getrennt wird und dann hinter dem Rücken als Honorar dem Geistlichen, dem Arzt, dem Künstler ins Haus geschickt wird, von denen dann womöglich wiederum weiter verlangt wird, daß sie ihrerseits die angefangene Prüderie fortsetzen und für solche unreine Gabe auch nicht danken. „Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können!" Die Naivetät wird für dergleichen Umwege, dergleichen sublime Künstlichkeiten einer konstruirten vergeistigten Welt ebensowenig Sinn haben, wie sie der Kultur stets nach und nach ein unentbehrliches Bedürfniß werden.

Seine heitere Freude hat seit Alters jeder Homerleser an der Naivetät gehabt, mit der die Helden des Dichters sich so voll und ganz zu den Gütern dieser Erde bekennen. Es ist eine Welt, in deren Seele das Materielle noch das Moralische überwiegt, in der das Leben noch der Güter Höchstes ist, und Gold und Silber, reiche Ehrengeschenke und eine reiche Tafel die darauf folgenden sind. An sie glaubt man und zu ihnen bekennt man sich. Agamemnon faßt den grollenden Achill nicht bei der Ehre, um ihn und seine Myrmidonen wieder ins Feld zu bekommen, sondern er bietet ihm Dreifüße und Sklavinnen an, und dieser wieder giebt den Hektor später dem greisen Priamus auch nicht umsonst, sondern wieder nur gegen Lösegeld; und es war das erste Mal keine Bestechung und das zweite Mal keine Gemeinheit, was es heute sein würde. Oder bei Telemach ist es ersichtlich, daß sein Zorn gegen die Freier weniger der erduldeten moralischen Mißhandlung wie den verzehrten Gütern entspringt, und seine Abneigung gegen die Wiedervermählung der Mutter der Abneigung vor der alsdann erforderlichen Herausgabe vieler Güter an sie. Und Odysseus sehen wir auf Ithaka erwachend, zuerst die mit ihm ausgesetzten Schätze überzählen und dann erst seine Klage anheben über die vermeintlich wieder verfehlte Heimath. Und es ist wieder Alles bei Telemach nicht Geiz und bei Odysseus nicht Habsucht, was es in der entwickelteren moralischen Weltanschauung des modernen Menschen sein würde.

Oder die lecker bereiteten Mahle, zu denen immer wieder die Hände erhoben werden, sind dieselben, zu denen sich naiv der moderne Bauer bekennt. Es handelt sich nicht darum, daß der Naturmensch alter und neuer Zeit im Vertilgen von Speise und Trank möglicher Weise mehr geleistet hätte, als der Gebildete! Das würde vielleicht nicht einmal zutreffen. Das *malortiesche* „Menu" wenigstens belehrt uns aus Caligula's und Ludwig's XIV. Zeiten über Speisefolgen, gegen die die homerischen Kinderspiel waren! Nicht darum handelt es sich beim Kapitel Naivetät, wann man mehr Ochsen und Kälber aß, sondern darum, wann man sie mit besserem Gewissen aß, und das ist stets nur geschehen in Zeiten der Natur eines Volkes. Nur in Zeiten der Kindheit eines Volkes findet sich eine kindlich ungebrochene Freude an diesen Dingen, durch keine Reflexion einer späteren Betrachtungsweise getrübt. Darum hat auch stets nur in solchen Zeiten das, was Leib und Seele zusammenhält, Eingang gefunden, auch in die wirkliche Poesie.

Es sei erlaubt, statt weiterer Erörterungen zum Beweise der Identität zwischen Einst und Jetzt ein noch heute in Gebrauch befindliches Hochzeitsgedicht herzusetzen, eine Einladung, mit der im Hannoverschen und Holsteinschen der Hochzeitbitter auf die große Hausdiele geritten kommt und, beim Heerde halt machend, sie vor Haus und Gesinde auffsagt. Man wolle darauf achten, wie die Luft in dieser Poesie **mutatis mutandis** dieselbe ist, wie diejenige, die die Schilderung der homerischen Schmäuse durchzieht, volle und ganze, innere und äußere, eben naive Freude an den materiellen Genüssen eines großen Haus- und Familienfestes! Das Gedicht, in steifem Hochdeutsch geschrieben, hat folgenden Wortlaut (von mehrfachen Varianten an vielen Stellen ist abgesehen):

> Stürt (d. i. steuert, bringt zur Ruhe) den Hund un holt den Mund
> De Hochzeitbitten von'n Kloster*) kummt!
> Nun möcht ich euch fein bitten, daß ihr nicht mögt lachen,
> Wenn ich meine Rede mal thu recht nicht machen.
> Hier komm ich hergeschritten
> Komme hergeritten
> Ich will euch freundlich grüßen und bitten.
> Ich bin ausgesandt
> Heiligenrode heißt das Land,
> In Heiligenrode liegt das Haus,
> Wo ich bin geschicket aus.

*) Heiligenrode war früher Benedictinerinnen-Kloster.

Der Bräutigam Hermann Diercks läßt bitten höflich und fein
Und die Jungfer Braut Meta Timmermann*) noch viel höflicher und feiner.
Nun mögt ihr meine Bitte recht verstehn,
Und am nächsten Dienstag fleißig mit zur Hochzeit gehen.
Nun werden gebittet Herr und Frau,
Söhne und Töchter, Knechte und Mägde,
Jung und Alt, Groß und Klein,
So wie sie hier versammelt sein.
Die Ochsen, die wir haben,
Die werden geschlachtet Paar bei Paar,
Die Hämmel und die Kälber
Die schlachtet die Köchin selber,
Die Hühner, in Suppen gesotten,
Die Gänse, mit Pflaumen gebraten.
Dazu lassen wir noch backen
Kuchen und andere schöne Sachen.
Die Köchin, die wir haben,
Die weiß den Zucker zu schaben,
Den Kanehl zu strehen, (sic!)
Den Braten fein hübsch zu drehen.
Das macht sie Alles auf eine solche Art,
Daß es euch schmecket bis in den Bart.
Dann liegen noch zu eurem Pläsir
Zehn Tonnen Bremer Bier
Zwanzig Anker Branntewein
Funfzig Anker Rhein'scher Wein.
Voller Krug und volles Glas,
Wie es euch dann kommt zu paß.
Wie es euch beliebt zu trinken
Werden wir immer euch tapfer einschenken.
Jetzt habe ich noch eine Bitte zu vermelden
An die Jungfern und Junggesellen:
Sie mögen sich am Dienstag bei Zeiten einstellen,
Damit sie können sehen,
Daß der Bräutigam und die Jungfer Braut
Oeffentlich werden getraut.
Und wenn dann die Trauung ist geschehn,
Dann werden die Tische prat stehn.
Da wird aufgedeckt
Von Allem, was euch lüst und schmeckt.
Und an so vielen und mehr Gerichten
Wird es euch gar fehlen nicht.
Denn die Fischer auf hoher See
Und die Jäger auf hohen Sandbergen**)

*) Die beiden Namen werden stets entsprechend geändert.

**) Dünen.

Was diese nicht können schießen und fangen,
Das lassen wir uns aus der großen Stadt Bremen heraus lassen langen.*)
Guten Tabak und lange Pfeifen,
Die könnt ihr von den Tischen greifen.
Dann werden die feinen Jungfern geküßt.
Dann werden die Trompeten schallen und die Violinen klingen,
Damit ihr könnt lustig tanzen und springen.
Nun hab ich noch eine Bitte an die Junggesellen:
Zieht an ein weißes Hemd,
Die Haare brav gekämmt,
Den Bart fein abgeputzt,
Die Hände weiß und nicht beschmutzt.
Macht kein Hader und Streit
Lebt in lauter Lust und Freud.
Jetzt muß ich mich recommandiren fein
An die Jungfern groß und klein:
Setzt auf den Kranz mit Lust
Steckt die Blume vor die Brust
Bind't die Schürze vor so bunt
Halt' den Bauch fein hübsch und rund
Schnürt das Wämschen fest
Zieht euch an auf's Best
Macht euch Alle hübsch und fein
Aber nicht feiner als der Bräutigam und die Braut mag sein!
Nun meine Rede ist aus
Ich habe gebetet das ganze Haus
Ich bitte euch nochmals groß und klein
Stellet euch recht fleißig ein!
Hab ich es nun nicht recht gemacht,
So hab ich es doch zu Ende gebracht,
Und wünsche euch Allen einen fröhlichen Tag!

In den Einzelheiten sind Unterschiede zwischen der entlegenen Vergangenheit und der abgelegenen Welt eines von der Kultur übersehenen Bauernstammes: Der Grundton, auf den beide Poesien gestimmt sind, ist derselbe. Eine Zeit, die Gourmands erzeugt, erzeugt keine derartigen Poesien.

Am wenigsten leicht fällt es dem modernen Menschen, sich in diejenige Naivetät hinein zu versetzen, welche bei den homerischen Gestalten das erotische Gebiet beherrscht. Wir haben wieder noch niedrige Ideale vor uns, und wieder deckt sich das Leben mit ihnen. Achill und Briseis, Agamemnon und Chryseis, die Erzählung von Ares und Aphrodite u. s. w. sind Beispiele, wie sie in jedem Gesange sich finden. Helena wird nach ihren mancherlei Irrfahrten

*) Die Konstruktion ist Original.

zu Hause wieder mit Ehren aufgenommen, und Odysseus nach den seinigen desgleichen. Nirgends ein tadelndes böses Gewissen, nirgends eine Kluft zwischen Denken und Thun: Man ist naiv! Ja, es passiren Dinge, die uns heutzutage einfach cynisch vorkommen würden, die aber eben so offen geschehen, daß wir sofort die Empfindung haben, unsere Maßstäbe passen nicht für sie. Denn, was eben eine bekannte Merkwürdigkeit aller Natur ist: trotz fehlender Vorschriften, trotz niedriger Ideale sind die Menschen und die Verhältnisse derartig, so naturwüchsig robust einerseits und so von Natur maßhaltend, so jedem Uebermaß abhold andererseits, daß nicht eine allgemeine Entartung das Ende ist, sondern vielmehr Excesse, welche zu dem stolzen Gebahren aller Kultur erfahrungsgemäß stets das fatale Korrelat bilden, dort fehlen.

Aehnlich ist alles auch bei der modernen Natur; ähnliche noch niedrige Ideale und eine ähnliche vollkommene Uebertragung derselben in die Wirklichkeit. Für unsere vergeistigte Stellung des ganzen Liebesgebietes, daß das Leben ein Roman ist, und die Liebe der Höhepunkt darin, für den ganzen Kultus der Frau, das Verliebtsein, Hofmachen, Schmachten, Himmelhochjauchzen und Zum-Tode-Betrübtsein, wie die Kulturwelt dergleichen herausgearbeitet hat, hat der korrekte Bauer kein Verständniß. Er schickt seinen Vater oder seine Mutter hin, und die verhandeln mit ruhiger Ueberlegung, ob Alles paßt. Der Bauer giebt dem Städter das Räthsel auf, daß er fast nie eine Liebesheirath schließt, und daß er seine Ehe im Ganzen besser führt als der Städter. „Es giebt noch mehr zu schaffen, wie einen Liebesmai!" Solches Wort, mit dem man einen Verirrten von Unsereinen etwa wieder zur Besinnung bringt, ist dem Bauer Natur. Das ganze in Rede stehende Gebiet ist ihm durchaus nur eins neben anderen, dem man nicht mehr Aufmerksamkeit zuwendet als anderen, über das man spricht, wie über andere, und auf dem einem Mißgriffe und Versehen passiren, wie auf anderen, welche letztere allerdings, muß zugegeben werden, die Weite ländlicher und bäuerlichen Verhältnisse erheblich leichter ertragen läßt, als die Enge des Stadtlebens. Es kommt oft vor, daß eine Mutter mit einem Sohne oder einer Tochter in die Ehe tritt, die später zusammen mit den Kindern des Hauses auf dem weitläufigen Bauernhof aufwachsen, wie in der Ilias auf den Burgen und Palästen, und denen wegen der einstigen Vergangenheit kein Makel weiter anhaftet. Ja, es finden sich auch hier wieder Dinge, die wir cynisch nennen würden, und die es

doch nicht sind. Es kommen etwa hin und wieder immer Familien vor, die Generation auf Generation ohne rechtlichen Vater sind, und auch jedesmal beträchtlich nach der Breite hin sich ausdehnen, und dabei absolut nicht den Ruf haben, wie bei entsprechenden städtischen Verhältnissen; jeder zweite oder dritte Bauernsohn, der nicht einen Hof zu versorgen hat, würde, wenn sie sich sonst nichts zu Schulden kommen ließe, eine von den Töchtern zum Weibe nehmen. Es sind, wie in der Antike, einzelne Ungesetzlichkeiten; die eigentliche Entartung bleibt aus. Die Kultur, die ihr moralisches Gewand hochhält, entsetzt sich regelmäßig über dergleichen Vorkommnisse und sagt einen bevorstehenden Untergang u. s. w. voraus, bis sie dann stets von Zeit zu Zeit erleben muß, daß es ihr vorbehalten ist, immer den Gipfel jeglicher Niedertracht zu erklimmen. Dann schweigt sie eine Zeit lang und hat die dunkle Empfindung, daß sie wohl die klügeren, aber daß die Wilden oft die besseren Menschen seien.

Man streitet, das möge auch als Beispiel für das Gesagte dienen, zur Zeit um die Schulbibel! Für die Stadt mag eine solche auf die Dauer unentbehrlich sein. Für das Land wäre keine nöthig; da nimmt Niemand Anstoß am Luthertext! Es müßten, wie es so oft geschehen sollte, und wie es so selten geschieht, Stadt und Land verschieden behandelt werden!

Vergleichen wir zur Verdeutlichung die Naivetät zum Schluß etwas mit ihrem Gegentheil, dem obengenannten far figura. Far figura also ist es, wenn wir um uns herum eine Welt voll hoher Ideale konstruiren, an die wir zu glauben vorgeben, von der wir mit Lebhaftigkeit reden, in der wir wünschen aufgesucht zu werden, und unser Handeln gelangt zum Schluß nicht über die Leistungen der Naivetät hinaus, ja bleibt hinter ihnen zurück. Far figura ist es, wenn wir auf dem weiten Felde des Ehrgeizes so oft den letzten Athem von Roß und Mann daran setzen, um für im Durchschnitt so leistungsfähig zu gelten, wie wir es bloß in Höhepunkten sind; und far figura ist es, wenn wir so vieles thun, um für besser, geschickter, begabter und was es Alles ist zu gelten, als wir in Wahrheit sind. Der Radfahrer zieht die Uhr aus der Tasche, nicht um nach der Zeit zu sehen, sondern um eine erwünschte Gelegenheit herbeizuführen, seine Kunst im Fahren ohne Hände zu zeigen, die Dame im Parquet legt die Hand an den Kopf, nicht, um die Festigkeit des Haarknotens zu prüfen, sondern um die Hand und den Diamant zu zeigen, und der italienische

Elegant, der einen Bekannten im Café begrüßt, sieht ihm dabei nicht in's Gesicht, sondern sieht ihm am Kopfe vorüber, dahinter in einen der zahllosen Spiegel, um zu sehen, was für eine Figur er bei der Begrüßung macht und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Italien ist das klassische Land der far figura, hat deshalb auch wohl den treffendsten Ausdruck dafür geprägt; das klassische Land dafür im Großen und Kleinen. Die Ceremonie der Fußwaschung am Gründonnerstag, als äußeres Sinnbild tiefster und demüthigster Dienste an den Armen und Elenden, und dabei das Fehlen fast aller Zweige der inneren Mission in Italien; die pomphafte jährliche Beschenkung des ärmsten Fischers von Santa Lucia, und dabei das Fehlen jeder geregelten Armenpflege; bei jeder Beerdigung die großartige Ueberführung eines Prunksarges durch die weißen, braunen oder feuerrothen Fackelbrüderschaften in die Kirche, und unterdeß die Fahrt der Leiche ohne Sang und Klang in einfacher Holzkiste auf den Friedhof; oder am auffälligsten das Segnen der Thiere jedes Jahr am 17. Januar in dem klassischen Lande der Thierquälerei — ein Reisender sah auf Sizilien ein arbeitsunfähiges Maulthier liegen, das man nicht weiter todtgeschlagen hatte, und auf dem die Geier saßen! Das Alles ist far figura im Großen! Und die tausende von Salones für das Haupt, und die Myriaden von Stiefelputzern für den Fuß; Lackstiefel und zerrissene Strümpfe, täglich neue Handschuhe und womöglich kein Hemd, täglich Korsofahren und zu Hause Alles verschuldet; oder ganz etwas Unscheinbares, nämlich, daß man sich kann im Café eine halbe Tasse Getränk serviren lassen, aber auf Wunsch in einer großen Tasse: das ist far figura im Kleinen! Etwas gelten wollen, etwas vorstellen wollen, etwas sein wollen, was man in Wahrheit nicht ist; Thuerei, Geziertheit, Gespreiztheit, Pathos, Pose, Phrase! Man stelle im Geiste solchen Bildern Homers Helden gegenüber oder Immermanns Hofschulzen oder die Germanen des Tacitus!

Es liegt schon in dem Letzten ausgedrückt, was das eigentlich Große an der Naivetät, einstiger wie jetziger, ist. Nicht darum handelt es sich, lediglich zu registriren, daß es ein doppeltes Lebensschema giebt, eins mit einer hohen äußeren Formenwelt, deren Inneres oft weit dahinter zurückbleibt, und eins mit weniger hohen äußeren Formen, deren Inneres sich aber mit diesen deckt; eins, dem zwei Seelen in der Brust wohnen, und dessen Dasein sich zersplitternd bald der einen, bald der anderen folgt, und eins, das nur eine Seele in der Brust trägt, der das ganze Dasein sich um

einen Mittelpunkt gruppirt! Nicht um die Konstatirung lediglich eines Unterschiedes handelt es sich, sondern auf die innere Einheitlichkeit, Wahrheit und Festigkeit gilt es zu achten, welche um ihrer Einfalt willen stets das Ziel der Naivetät war, auf die festgefügte Struktur einer naiven Seele, die keine fieberhafte Anspannung kennt, aber auch kein Versagen, die keine Treibhausblüthen zeitigt, aber auch keinen Winter hat, die stets dasselbe innere Gleichmaß hat, innere Harmonie, inneren Frieden; die Frieden hat und Frieden giebt, und damit das hat, was man im besten Sinne Gesundheit der Seele nennt. Viele von den Gütern, die Religion und Moral dem Menschen, der sie im Staube des Lebens verloren hat, mit Mühe und Liebe wiederzugeben sich bemühen, die besitzt die Naivetät als ihr selbst unbekannten Reichthum, als Gabe, von der Gottheit ihr in die Wiege gelegt. Vieles von dem, was Religion und Moral im Schweiße ihres Angesichtes vollbringen, vollbringt sie spielend, der eigenen Kraft wie der eigenen Schönheit unbewußt.

Es ist der wunderbare Zauber, der alle Unschuld umweht; der nie bleiben kann, weil kein Unschuldsparadies auf Erden Bestand hat, weil es im Wesen der Dinge liegt, daß an Stelle der Unschuld die narbenvolle Tugend treten soll; der es aber mit sich bringt, daß wo wir uns ein Auge für Natur angeeignet haben, von allen den eingangs genannten ihr spezifischen Eigenschaften die Naivetät uns am geheimnißvollsten fesselt.

Wenn wir uns ein Auge für Natur angeeignet haben! Was nicht so ganz leicht ist! Schon aus dem Grunde nicht, weil der Kulturmensch bei seiner Begeisterung für sie immer den Fehler begeht, für alle ihre Theile sich mehr zu begeistern, wie für den Menschen in ihr. Er sucht sie auf in Feld und Wald und am springenden Quell, in Steingeröll und Hochthaleinsamkeit, aber den allerdings erheblich schwerer verständlichen Menschen, der doch auch ihre Krone ist, den übersieht er. Faust wünscht sich von allem Wissensqualm und Kulturwust gesund zu baden — im Mondenschein!

In der Beziehung handelt Werther richtiger, als er nach einer lästigen Abendgesellschaft nicht in den Wald hinauslief und die Finken aus dem Schlaf schreckte, sondern zu seinem Homer griff und den Gesang las von Eumäos, dem göttlichen Sauhirten!

Notizen und Besprechungen.

Kunst.

Der Wettbewerb um den architektonischen Entwurf für die Bauanlage einer Universität in Kalifornien.

Die Universität in Berkeley am Golf von St. Franzisko plante im Jahre 1896 bei der stetig wachsenden Zahl ihrer Hörer große Neubauten. Da lief eines Tages beim Kuratorium ein Schreiben der reichen Senatorenwittwe Phoebe A. Hearst ein, in dem sie vorschlug, die bestehenden — offenbar unbedeutenden — Gebäude der Universität abzureißen und für die Gesammtanlage der zu schaffenden neuen Bauten einen einheitlichen Plan zu Grunde zu legen, der alle in absehbarer Zeit hier zu errichtenden Bauanlagen zu einer künstlerisch wirkungsvollen und der selten schönen Lage des Baugeländes angepaßten Gruppe vereinigen würde.

Dieser Plan sollte als feststehende Norm dienen, nach der die einzelnen Gebäude im Laufe der Jahre dem Bedürfniß entsprechend zu errichten wären. Ein wahrhaft großartiger Gedanke, zu dessen Ausführung das Kuratorium gern geneigt war, da die Wittwe Hearst gleichzeitig sehr hohe Mittel zur Einleitung des Wettbewerbes, wie auch zur Ausführung zweier der zu planenden Universitätsgebäude zur Verfügung stellte.

Man bildete also zur weiteren Behandlung der Sache ein Komitee, das unter Zuziehung des Architekten Guadet aus Paris das Programm für den Wettbewerb ausarbeitete.

Dies Programm enthält manches Bemerkenswerthe, und die ganze Preis-Ausschreibung steht so einzig da in der Geschichte der Architektur, daß sie verdient, auch an dieser Stelle besprochen zu werden. „Wie ein Maler", so heißt es in dem Programm, „der die reine Leinwand mit seinem Gemälde bedeckt", so soll hier der Künstler frei schalten, ohne etwa durch Vorschriften an bestimmten Stil oder Materialien gebunden zu sein. Auch durch Rücksicht auf Kosten soll er „seinem Genie keinerlei Fesseln auferlegen". Auf die Weise soll eine zweite Akropolis, — „eine Akropolis der Wissenschaften, welcher kein niedriger Gedanke anhaftet" geschaffen werden, „der Meister soll nur bauen, andere müssen für die Kosten sorgen."

Man sieht, das Komitee schlug einen hohen Ton an — und hat einen gefährlichen prinzipiellen Fehler dabei gemacht. Mag die Universität von Kalifornien noch so reich sein, mögen ihr durch Spenden nach Art derer der Frau Hearst auch noch so hohe Mittel zur Verfügung gestellt werden, die Aufforderung an den Architekten ohne Rücksicht auf dort vorhandenes Material und auf Geldmittel, wie sie solchem Zwecke angemessen sind, zu projektiren, ist nicht zu rechtfertigen. Es liegt da ein grundsätzlicher Irrthum zu Grunde, der Irrthum, der, wie es im Programm auch deutlich ausgesprochen ist, die Schaffensart des Malers oder Bildhauers mit der des Architekten verwechselt. Denn das liegt ja im Wesen der Architektur tief begründet, daß der Bau-Künstler das Programm, die Mittel, die örtlichen Verhältnisse ausnutzt, seinen Gedanken auf diesem gegebenen Boden keimen läßt und eben in der Herrschaft über diese Elemente sein Genie offenbart. Das ist keine störende Fessel, die der Architektur den Rang unter den wahren Künsten streitig machen könnte, sondern das ist das Wesen dieser Kunst, daß sie aus den gegebenen Verhältnissen heraus ihre Ideen entwickelt. Die Verkörperung jenes ungesunden, der Wirklichkeit entrückten Architekturbegriffs war der einst auch unter manchen Architekten der griechisch-klassischen Schule beliebte „Idealentwurf“. Hier brachte der Architekturzeichner Gruppen von Bauformen auf das Papier, bei denen an ein bestimmtes Bauprogramm oder praktische Ausführbarkeit nicht gedacht werden konnte. Solche Zeichenübungen sind jetzt glücklicher Weise auch auf unseren technischen Hochschulen ihrer gefährlichen und begriffsverwirrenden Grundlagen wegen im Absterben begriffen.

Das kalifornische Programm enthielt des Weiteren eine eingehende Darstellung des Raumbedürfnisses der geplanten Universität, wie es sich etwa gestalten wird, wenn die Zuhörerzahl, die jetzt 2300 beträgt, auf 5000 angewachsen ist. Man erkennt daraus, daß der Lehrstoff, der hier vorgetragen werden soll, im Großen und Ganzen dem entspricht, den etwa eine vereinigte Universität und technische Hochschule bei uns bieten würde, nur fehlt die medizinische Fakultät. Sonst sind die üblichen Verwaltungsräume, Bibliothek 2c. vorgesehen, auch werden Wohn- und Klubhäuser für einen Theil der Studirenden verlangt. Auffällig ist für uns, wie gewaltig groß der Raum ist, der den Gebäuden und Anlagen für Turnübungen und gymnastische Spiele eingeräumt werden soll. All dies war in großen Gesammtansichten, Durchschnitten und perspektivischen Zeichnungen darzustellen.

Auf Grund dieses Programms wurde erst ein weiterer öffentlicher Wettbewerb unter allen Architekten der Welt ausgeschrieben und gleichzeitig unter den Siegern hierbei ein zweiter engerer Wettbewerb in Aussicht gestellt. Man wollte die Erfahrungen, die beim ersten Wettbewerb gemacht werden würden, für das detaillirtere Programm des zweiten endgültigen ausnutzen. Ein sehr sorgfältiges Verfahren, wie es bei der

immerhin noch ziemlich unbestimmten Natur dieser außergewöhnlichen Aufgabe wohl am Platze war.

So gingen dann am 1. Juli 1898 beim Konsul der Vereinigten Staaten in Antwerpen 105 Entwürfe ein, deren Beurtheilung einem Preisrichterkollegium von fünf Vertretern der wichtigsten Nationen oblag. Von Deutschland war Wallot mit diesem Amte betraut. Leider befand sich dann unter den elf gekrönten Preisbewerbern kein Deutscher. — unsere Künstler scheint der Gedanke gegebenenfalls auf Jahrzehnte zur Ausführung der Gebäude nach Kalifornien übersiedeln zu müssen, von der Betheiligung abgeschreckt zu haben. Nur Skjold Neckelmann in Stuttgart hat mit einem Entwurfe einen gewissen — sekundären — Erfolg erreicht. Amerika stellte — jedenfalls auch entsprechend der Zahl seiner Bewerber — die meisten Preisgekrönten.

Bei der Feststellung des Programms zum endgültigen Wettbewerbe mußte nun den Architekten eine wesentliche Einschränkung der Handlungsfreiheit vorgeschrieben werden, so lehrte die Erfahrung, die bei der ersten Ausschreibung gemacht worden war, nämlich hinsichtlich — der Kosten. Viele Bewerber hatten entsprechend der Vorschrift „ihrem Genie durch Rücksichten auf Baukosten keinerlei Fesseln anzulegen“ auf dem gegebenen bergigen Gelände mit Terrainregulirungen, Terrassenanlagen, Verlegung von Gewässern, Abholzen und wieder Anpflanzungen von Baumpflanzungen „dem Maler vor der reinen Leinwand“ gleich, so kostspielig gewirthschaftet, wie es eben nie ausführbar gewesen wäre. Es mußte also den Bewerbern die eigentlich selbstverständliche Vorschrift eingeschärft werden, die gegebenen Verhältnisse des Baugeländes nach Möglichkeit auszunutzen und den ästhetischen Zwecken des Entwurfs dienstbar zu machen. Das war der Zusammenbruch der oben verurtheilten Theorien des ersten Programms.

Hinsichtlich der architektonischen Gestaltung der Gebäude selbst hatte der künstlerisch richtige Blick wenigstens der besten unter den preisgekrönten Baumeistern das rechte Maß eingehalten; man hatte nicht ideale Prachtpaläste geschaffen, sondern nach Form und Material mit den Mitteln gearbeitet, wie sie dem Zweck der Gebäude angemessen erscheinen.

Das neue Programm, das auch bereits einige Einzelzeichnungen außer den großen generellen Lageplänen und Perspektiven für die Gesammtanlage forderte, wurde ausgegeben, die Bewerber fuhren auf Kosten der Frau Hearst nach Kalifornien zur Besichtigung des Baugeländes und es tagte am 1. September 1899 das Preisgericht zum zweiten Male; diesmal in St. Franzisko. Das Ergebniß war, daß der Entwurf des Architekten E. Bénard aus Paris einstimmig als der beste und zur Ausführung geeignetste bezeichnet und mit dem ersten Preise von 10 000 Dollar (42 000 Mk.) gekrönt wurde; die übrigen Sieger sind sämmtlich Amerikaner. Die Geschichte dieses Wettbewerbs mit dem wichtigsten Urkundenmaterial sowie den Photographien der zum zweiten Wettbewerbe eingelaufenen

Zeichnungen wurde in einer Denkschrift veröffentlicht, die durch Zusendung an die Architekten-Vereine, Universitäten und Zeitschriften der ganzen Welt weiteste Verbreitung erfahren hat und wohl überall mit größtem Interesse begrüßt worden ist. *)

Wenn hierin auch die Lagepläne der dargestellten Entwürfe nur klein und nicht sehr deutlich wiedergegeben werden konnten, so wird doch dem Beschauer ohne Weiteres klar, wie das Werk des preisgekrönten Architekten Bénard unter allen übrigen so auffällig hervorsticht, so daß man sich dem Urtheile des Preisgerichts nur anschließen kann. Bénard hat dadurch, daß er die architektonische Hauptachse seiner Baugruppe — hier ist diese in einer großen Hauptpromenade ausgesprochen — nicht in die Mitte des gegebenen Geländes legte, sondern in besonders guter Anpassung an das Terrain nach einer Seite verschob, für die Gruppirung der großen Plätze und des Studentenwohnbezirks so eminente Vorzüge gewonnen, daß die in der Wirklichkeit kaum bemerkbaren, gleichsam „papierenen" Symmetrieachsen seiner Konkurrenten dagegen keine Anerkennung finden können. Auch in der Durchbildung seiner Detailfaçaden — er wählte hierfür die monumentalen Bauanlagen des Turn- und Sportplatzes — hat der Künstler seine hohe Meisterschaft bewährt und im Stile der italienischen Renaissance in der genialen Auffassung seiner heimischen Architekturschule ein Stadion geschaffen, das seines bezeichnenden Kennworts „Roma" wohl würdig ist. Die Innenansicht seines Zentralraumes im Sportsgebäude zeigt dagegen einige unschöne und abnorme Lösungen, die vermuthlich bei der weiteren Bearbeitung des Projekts verschwinden werden.

Ich kann hier ohne Vorführung von Zeichnungen auf Einzelheiten dieses und der übrigen Projekte nicht eingehen, ich möchte nur mit dem Urtheile des Preisgerichtes übereinstimmend berichten, daß hier eine Zusammenstellung bedeutender Kunstwerke gegeben ist, wie sie wohl des Studiums und der Betrachtung aller Kunstfreunde werth ist.

So ist denn das große Werk von schönstem Erfolge gekrönt worden, und man kann die hochherzige und opferwillige Amerikanerin nur bewundern, die mit der Großartigkeit ihrer Idee und Auffassung für wahre Kunst ihrem Vaterlande ein Geschenk gemacht hat, um das es so mancher Kulturstaat für alle Zeiten beneiden wird. Als im Jahre 1897 die erste Kunde von diesen Plänen in den deutschen Fachzeitschriften erschien, da hielten sich viele mit einem „echt amerikanisch" skeptisch zurück, bald hat es sich aber gezeigt, daß das Land der Dichter und Denker von der weitsichtigen Auffassung und energischen Durchführung dieser die Kunstwelt bewegenden Idee der Amerikanerin nur lernen kann.

Halle a. S. Regierungsbaumeister Rassow.

*) The international competition for the Phoebe Hearst architectural plan for the university of California. (Als Manuskript gedruckt.)

Geschichte.

Der Kongreß von Chatillon. Die Politik im Kriege von 1814. Eine historische Studie von August Fournier. Wien, Leipzig, Prag, F. Tempsky. 1900. 397 Seiten.

Wenige Feldzüge aus der neueren Geschichte bieten der historischen Forschung und Darstellung solche Schwierigkeiten wie der des Jahres 1814. Die politischen Gegensätze, die die Hauptmächte Europas trennten, riefen im Verein mit militärischen Differenzen über die Weiterführung des Krieges und mit persönlichen Antipathien im Hauptquartier der Verbündeten beständig Streitigkeiten hervor, die die wahren Anschauungen der maßgebenden Personen nur mit großer Mühe erkennen lassen. Fast vor jeder größeren politischen oder militärischen Aktion waren längere Verhandlungen unter den Häuptern der Koalition nothwendig. Der Gang dieser verwickelten Berathungen und die Entstehung vieler Entschlüsse ist um so schwerer zu erkennen, als vieles damals mündlich abgemacht worden ist, und wir so nur das Resultat der Besprechungen aber nicht immer die Motive der handelnden Personen erfahren. Auch Fournier, der werthvolle bisher unbekannte Korrespondenzen Metternichs benutzt und vieles im Anhang davon mittheilt, hat nicht alle dunklen Punkte aufhellen können. Unerklärt ist z. B. die Entstehung der Frankfurter Proklamation der Verbündeten an die Franzosen geblieben, obwohl sie für die Anschauung unter den Verbündeten nach der Leipziger Schlacht höchst charakteristisch ist. In dieser Proklamation suchte Metternich zuerst den Verbündeten das öffentliche Versprechen abzunehmen, im Frieden mit Frankreich nicht mehr als die Rheingrenze verlangen zu wollen, begnügte sich aber schließlich mit der schwächeren Versicherung, daß Frankreich nach dem Frieden größer als unter den Bourbonen sein werde. Ueber die Absichten, die Metternich in dieser Angelegenheit verfolgt hat, theilt uns Fournier nichts mit.

In Einzelheiten läßt sich Fournier manchen Irrthum zu schulden kommen*), aber in der Grundfrage über die politisch-militärische Stellung der einzelnen Mächte kann ich ihm zustimmen. Fournier bringt neue Beweise dafür, daß nach der Schlacht von Leipzig allein die russische Regierung an eine energische Fortsetzung des Krieges nach

*) So ist nach ihm Kaiser Alexander im Jahre 1805 ins Feld gezogen, nur um Polen zu erobern, während ihn doch die orientalische Frage zum mindesten ebenso stark beeinflußt hat wie die polnische. — Den General Radetzky nennt er „nicht mehr allzusehr befangen in den Ideenkreisen der alten von Napoleon ins Wanken gebrachten strategischen Grundsätze“. Die Denkschriften Radetzkys mit ihrer Verquickung fortifikatorischer und strategischer Begriffe und ihrer Ueberschätzung der strategischen Punkte — er war überzeugt von dem hohen Werth des Plateau von Langres — lassen dagegen keinen Zweifel, daß Radetzky durchaus der vornapoleonischen Strategie zuzurechnen ist. — Fürst Poniatowski ertrinkt bei Fournier in der Saale anstatt in der Elster, und was dergl. Ungenauigkeiten mehr sind.

Frankreich hinein dachte, während die preußische und österreichische am liebsten sogleich Frieden auf Grund der Rheingrenze geschlossen hätten, wenn Napoleon darauf einging. Der Zar hoffte durch die Fortsetzung des Krieges eine Gelegenheit zur Erwerbung großer polnischer Gebiete zu finden; Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm suchten eben das durch schleunigen Friedensschluß zu verhindern und waren überdies der Meinung, daß ein Rheinübergang höchst gefährlich sei und alle bisherigen Erfolge in Frage stellen könne. Erst allmählich, als Napoleon den Frieden abgelehnt hatte, drängte sich auch der österreichischen und preußischen Regierung die Nothwendigkeit auf, den Feldzug bis zur Eroberung von Paris und zur Absetzung Napoleons fortzuführen. Wilhelm Onckens Meinung, daß Metternich dieses Ziel von Anfang an erstrebt habe, ist definitiv als beseitigt anzusehen, und ebenso verwirft Fournier mit Recht Onckens Ansichten über die strategischen Berathungen vor dem Beginn des Einmarsches in Frankreich.

Der wichtigste Punkt, in dem Fournier unsere Kenntniß gefördert hat, betrifft die Zeit um die Schlacht von La Rothière (1. Febr. 1814). In den Tagen vor der Schlacht war unter den Verbündeten verabredet worden, mit einem Bevollmächtigten Napoleons Friedensverhandlungen in Chatillon zu eröffnen, aber gleichzeitig die militärischen Bewegungen fortzusetzen. Als es nun gelang, Napoleon noch vor Eröffnung des Friedenskongresses (5. Febr.) bei La Rothière zu schlagen, schien es dem Haupte der Kriegspartei, dem Kaiser Alexander, ein leichtes, durch energische Ausnutzung des Sieges Paris zu erobern und Napoleon zu entthronen. Um nun durch einen schleunigen Friedensschluß in Chatillon die Ausführung dieser Idee nicht vereiteln zu lassen, befahl er insgeheim seinem Bevollmächtigten in Chatillon, den Gang der Verhandlungen durch allerlei Künste zu hemmen. Die meisten Forscher haben bisher angenommen, daß die übrigen Verbündeten in Frankreich sogleich einen Frieden unterzeichnet hätten, wenn Napoleon es ernstlich gewünscht hätte: Fournier weist demgegenüber nach, daß auch die österreichische, preußische und englische Regierung trotz der Friedensverhandlungen einen sofortigen Abschluß nicht wünschten. Sie hielten Napoleons politische Stellung in Folge der Niederlage bei La Rothière für so geschwächt, daß sie zweifelten, ob er nach dem Frieden in der Lage sein werde, die Bedingungen — die Beschränkung Frankreichs auf die Grenzen von 1792 — auszuführen, oder ob ihn nicht vielmehr die französische Nation stürzen und so den Frieden hinfällig machen würde. Da diese drei Regierungen gerade um des Friedens willen nicht in Gegensatz zum französischen Volke treten wollten, so hielten sie es für angemessen, die Verhandlungen hinzuziehen, um zu erkennen, wie Frankreich sich der verschlechterten Lage Napoleons gegenüber verhalten werde. Selbst wenn Napoleons Bevollmächtigter in seiner damaligen Bedrängniß kurzweg auf Alles eingegangen wäre, hätte er also den

Frieden nicht erhalten und seinen Herrn nicht retten können. Erst als Napoleon eine Woche später (Mitte Februar) durch seine Siege über Blücher den Diplomaten wieder eine höhere Meinung von seiner militärischen Kraft beigebracht hatte, wurde es ihnen mit ihren Friedensabsichten ernst, aber nun lehnte bekanntlich Napoleon ab. Ueber die dann folgenden Krisen im großen Hauptquartier und die schließliche Lösung bringt Fournier manche neue Einzelheiten, verändert aber die bisherige Anschauung im Allgemeinen nicht. Insbesondere bestätigen die von ihm beigebrachten Zeugnisse aufs Neue, daß Blüchers Niederlagen an der Marne auf die übergroße Bedenklichkeit Schwarzenbergs zurückzuführen sind. Die Darstellung hätte dies freilich schärfer herausheben können.

Methodologisch von Interesse ist, daß Metternich, der viel weniger ängstlich war als Schwarzenberg, doch von der Kriegführung Blüchers und Gneisenaus ganz falsche Vorstellungen hatte. Der Vormarsch Blüchers nach Brienne (im Januar) ist ihm eine „sehr gewagte und ganz falsche Operation", die ihm eine „Lektion" zuzieht, und als Ursache der Unfälle an der Marne giebt er an (16. Februar): „Blücher, keineswegs durch die Lektion bei Brienne gezüchtigt, hat sich gerade auf die Chalonser Straße Paris vorwärts geworfen; unter beispiellosem Champagnersaufen hat er sich bis Laferté-sous-Jouarre auf einer einzigen Straße, ohne Zusammenhalt seiner Korps vorgewagt" u. s. w. Ein Beispiel, wie schnell sich im Kriege Legenden bilden. G. Roloff.

Volkswirthschaft.

Die Wirthschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Mit 130 Tabellen und vergleichenden Uebersichten. Zur Jahrhundertswende von R. E. May. Berlin-Bern 1901, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim. XVI und 727 Seiten. 10 Mk.

Den Zünftlern ein Entsetzen, den Schülern ein abschreckendes Beispiel, dem Forscher ein Gegenstand leichter Kritik, dem Praktiker eine Fülle von Anregung und Unterhaltung. So möchte ich den Inhalt des Buches kurz charakterisiren. In demselben ist ein so interessantes Gemisch enthalten von grauen Theorien und praktischen Erfahrungen, von abstrakten Ideen und schlagenden Thatsachen, daß man das Buch unmöglich nach der Schablone beurtheilen kann. Der Verfasser giebt oft für die schwierigsten Probleme die verblüffendsten Lösungen, er stellt oft Hypothesen auf, die so einleuchtend scheinen und gleichzeitig so ganz unmöglich sind, er stellt statistische Tabellen zusammen, die ebenso oft hochinteressant wie völlig vage sind. Das Ganze ist stellenweise mit Geist und Grazie, stellenweise mit Breite, ja Seichtheit geschrieben.

Einen durchgehenden Faden in dem Buche zu finden, ist nicht wohl möglich. Es giebt kaum ein Thema in der modernen wirthschaftlichen Praxis oder Wissenschaft, welches der Verfasser nicht behandelte und für welches er nicht auf einigen Seiten, wenn nicht eine grundlegende Erklärung und Lösung, so doch einige interessante Daten, einige erläuternde Thatsachen zur Verfügung hätte. So weit man aus der Fülle des Buches eine Quintessenz herauszuholen vermag, ist es die, nachzuweisen, daß die Krisen im Wirthschaftsleben im Grunde niemals auf thatsächlicher Ueberproduktion beruhen, daß vielmehr nie genug produzirt werden kann, daß der Verbrauch der großen Massen im Vergleich zum Verbrauch der Wohlhabenden und Reichen ein ungeheuer viel größerer und in höherem Grade steigender ist.

Mit den Grundlagen der Produktion springt May reichlich elegant um. Anläßlich der Lehre von der Handelsbilanz giebt er der Meinung Ausdruck, daß der Export im Verhältniß zum Binnenverbrauch eine ganz untergeordnete Bedeutung habe, und „daß die Hebung der Inlands-Produktion und namentlich die Hebung der Produktivität der Arbeit von weit größerem Einfluß auf die Wirthschaft sei als der Export.“ Einmal hat die deutsche Produktionsstatistik den ganz beträchtlichen Werth des Exportes dargelegt. Und dann, ist nicht gerade der Export eines der ersten Mittel zur Hebung der Produktivität der Arbeit? Und wo bleibt die Verschiedenheit der Produktionsverhältnisse? Ferner ist es recht kühn, wenn May meint, daß z. B., wenn wir den Zucker-Export aufgeben, wir weniger Getreide zu importiren brauchten, da die bei Herabminderung der Zuckerproduktion freigewordenen Kräfte auf anderem Gebiete, beispielsweise Getreide, produziren würden.

Trotz solcher Schiefheiten ist das May'sche Buch ein originelles Werk, an dem man nicht vorübergehen kann. Es ist ein Mann der Praxis, der es geschrieben hat — May war Leiter eines großen Hamburger Handelshauses — daher seine Mängel und seine Vorzüge.

Dr. Hjalmar Schacht.

Alfred Zimmermann. Die Handelspolitik des Deutschen Reiches vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 2. Auflage. Berlin 1901. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. III und 320 S.

Das Buch erregte bei seinem ersten Erscheinen ein gewisses Aufsehen. In die lärmende Diskussion der Parteien hinein trug es eine rein sachliche, auf amtliches Material gestützte Darstellung, die bezwecken sollte, die verschiedenen Ansichten zu klären. Obwohl das Buch seinem Hauptinhalte nach sich mit der Zeit nach 1871 beschäftigt, ist doch der geschichtliche Rückblick über die Zeit von der Entstehung des Zollvereins bis zum Frankfurter Frieden der interessanteste Theil des Buches. Insbesondere werden die vielfach gewundenen Verhandlungen, welche zwischen Preußen

und Oesterreich in den fünfziger und sechziger Jahren gespielt haben, mit Schärfe auseinandergesetzt. Die österreichischen Versuche, die Wirthschaftspolitik des Zollvereins auf seine eigene hochschutzzöllnerische Basis zu stellen und sich damit zum Herrn des deutschen Wirthschaftsgebietes zu machen, hat Preußen mit ebenso viel Geschick wie Energie zu durchkreuzen verstanden. Es hat im rechten Augenblick jedesmal durch sein energisches Handeln Oesterreich vor Alternativen gestellt, die es zwangen, der preußischen Wirthschaftspolitik ihren Lauf zu lassen. Der Abschluß des Vertrages mit Frankreich vom Jahre 1862 war der erste große Schlag, den Preußen gegen Oesterreich führte. Oesterreichs Furcht, durch die preußische Wirthschaftspolitik ganz aus Deutschland herausgedrängt zu werden, brachte es so weit, daß es in diesem Momente die volle Zolleinigung auf das Wirthschaftsprogramm des Zollvereins anbot. Indessen Preußen erkannte, daß dieser Vorschlag der österreichischen Regierung niemals den Widerstand der schutzzöllnerischen österreichischen Industrie würde besiegen können, und so hielt es unter Ablehnung des österreichischen Vorschlages an seinem Vertrage mit Frankreich fest. Die Anschauung Preußens bezüglich der österreichischen Industrie wurde gerechtertigt durch eine Privat-Enquete, welche seitens einer Gruppe österreichischer Industrieller vorgenommen wurde mit der Tendenz, eine Verschmelzung mit dem liberaleren Zollverein als für Oesterreich ganz unannehmbar hinzustellen. Am kläglichsten war die Haltung der süddeutschen Zollvereins-Staaten. Sie paktirten unter der Hand und offen mit Oesterreich und wußten keine bessere Politik zu verfolgen, als die des Zauderns und Schaukelns. Preußen kannte indessen die wirthschaftliche Lage der Südstaaten zu gut, als daß es sich hätte abhalten lassen sollen, den Zollvereins-Vertrag zu kündigen. Dies geschah im Dezember 1863.

Wie wenig die Süddeutschen zur Eingehung eines Zollbündnisses mit Oesterreich im Stande waren, beweist ein Blick in ihre finanziellen Verhältnisse. Während Bayern 1833 nur 9 Sgr. Zolleinnahme auf den Kopf seiner Bevölkerung hatte und 44 Prozent der Brutto-Einnahme für Grenzbewachung ausgeben mußte, erhielt es 1863 27 Sgr. pro Kopf, und die Grenzbewachung kostete kaum 9 Prozent. Derartige finanzielle Vortheile waren bei Oesterreich nicht zu holen. So erreichte denn Preußen im Jahre 1864 den Neuanschluß der süddeutschen Staaten an das von Preußen reformirte Zollvereinsprogramm.

Der Frankfurter Frieden zwischen Frankreich und Deutschland enthält den bekannten Paragraphen, welcher die Meistbegünstigung zwischen Deutschland und Frankreich stipulirt. Daß Zimmermann diesen Punkt zum Ausgang für unsere gegenwärtige handelspolitische Lage macht, ist insofern richtig, als die preußische Handelspolitik der letzten Jahre sich hauptsächlich auf Grund jenes Paragraphen des Frankfurter Friedensvertrags erklären läßt und als die französische Handelspolitik auf die europäischen Nachbarländer

gleichsam ihre Schatten und ihre ansteckenden Keime geworfen hat. Um nicht der überlegenen deutschen Industrie ein überreiches Absatzfeld in Frankreich zu gewähren, war Frankreich genöthigt, allen Staaten gegenüber gleichzeitig seine Hochschutzzolltarife durchzudrücken. Zimmermann behandelt dann in rein historischer Folge die weiteren Fortschritte der deutschen Zollpolitik. Ausführlicheres Interesse wird dem Zollanschluß der Hansestädte entgegengebracht. Alsdann werden die handelspolitischen Beziehungen zu den einzelnen Staaten, insbesondere den Handelsvertrags-Staaten, eingehend erörtert. Den Schluß des Buches bildet eine gleichfalls rein referirende Betrachtung des durch die Handelsverträge geschaffenen Zustandes. Dr. Hjalmar Schacht.

Literatur.

Neueste Shakspere-Literatur. Von Hermann Conrad. Das Jahrbuch der deutschen Shakspere-Gesellschaft von 1900. — Hamilton Wright Mabie: Shakspere als Dichter, Dramatiker und Mensch. — Mrs. C. C. Stopes: Shakspere's Familie. — F. Th. Vischer: Shakspere-Vorträge. 3. Band (Othello, Lear). — Macbeth-Uebersetzung. (Separat-Ausgabe). — Richard Koppel: Shakspere-Studien.

Das Jahrbuch der deutschen Shakspere-Gesellschaft*) von 1900 (Bd. 36) weist wieder eine große Reichhaltigkeit auf; wir Deutsche dürfen stolz sein auf einen solchen hochragenden Mittelpunkt unserer Shakspere-Liebe und unseres Shakspere-Verständnisses, wie ihn das Geburtsland des Dichters eben doch nicht besitzt. Für den insularen Geist, der dort drüben noch immer den Betrieb der Wissenschaften beherrscht, ist es charakteristisch, daß nicht etwa in irgend einem Winkelblatt, sondern in dem vornehmsten literarischen Journal, der „Academy“, unser Jahrbuch vor einigen Monaten als längst gestorben bezeichnet wurde; eine Todesnachricht, die ein energisches Démenti von Professor Brandl herausforderte. Als unparteiischer Beurtheiler darf ich bezeugen: es lebt, und es blüht — mehr als je.

Die beiden pièces de résistance, die zugleich die beiden Tendenzen, welche sich in dem Jahrbuche die Hand reichen, die literarhistorisch-philologische und die schönwissenschaftliche, kennzeichnen, sind die von Brandl herausgegebene Moralität und die große Wurzbach'sche Arbeit über Massinger, den trotz Webster und Beaumont und Fletcher bedeutendsten Dramatiker des Shakspere-Zeitalters.

*) Herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. Berlin, Langenscheidt.



Für die Herausgabe eines Moralitäten-Musters müssen wir dankbar sein; denn diese Dramen sind für deutsche Gelehrte schwerer erreichbar als die bekannten englischen Mysterien, die, als Cyklen und partiell mehrfach herausgegeben, sich wohl in jeder Universitätsbibliothek finden werden. Die vorliegende Moralität, betitelt „The longer thou livest, the more Fool thou art“ (Je länger Du lebst, um so thörichter bist Du), wurde von W. Wager, einem protestantisch gesinnten und klassisch gebildeten, aber im Uebrigen unbekannten Mann, etwa ums Jahr 1560 verfaßt, sie ist bisher nicht herausgegeben worden und existirt nur in einem Exemplar der Originalausgabe im Britischen Museum. Die Handlung zeigt, wie der Held Moros, als Jüngling, Mann und Greis unter dem Einflusse der Todsünden, allegorischer Figuren, sich sittlichen Ruin und ewiges Verderben zuzieht. Neben der allgemein sittlichen Richtung, die das Drama verfolgt, zeigt es große Feindseligkeit gegen den Katholizismus, weshalb es der Herausgeber als reformatorisches Kampfdrama bezeichnet. Die Einleitung enthält übrigens einen interessanten Exkurs über die Einlagen volksmäßiger Lieder in früheren und gleichzeitigen Dramen.

Wolfgang von Wurzbach vollendet seine im vorigen Bande begonnene Arbeit über Massinger, die hier zu dem Umfange eines kleinen Buches anwächst. Er behandelt 23 Dramen in allseitig aufklärender Weise: an eine kurze Inhaltsangabe schließt sich eine ästhetische Kritik, worauf die Quellen, die Entstehungszeit und die Ausgaben der einzelnen Dichtungen festgestellt werden. Massinger ist ein so feiner Kenner des menschlichen Herzens, daß er als Charakteristiker nur mit Shakspere verglichen werden kann; außerdem ein dramatischer Techniker ersten Ranges. Wenn er auf die Wahrscheinlichkeit der Vorgänge — wie auch Shakspere — nicht immer das Hauptgewicht legt, so zeigen doch seine Handlungen eine gedrungene Kraft und eine stürmische Bewegung, die den Zuschauer in athemloser Spannung erhalten. Wer sich von seiner Größe als Tragiker überzeugen will, der lese seinen „Herzog von Mailand“, welcher freilich nur in einer Baudissin'schen Uebersetzung existirt. Es wäre sehr wünschenswerth, daß diese einzige eingehende Arbeit, die in deutscher Sprache über einen der größten Dramatiker der Weltliteratur existirt, durch Separat-Ausgabe dem weiteren gebildeten Publikum zugänglich gemacht würde.

Der Engländer Charles Crawford, ein Herr, dessen Name mir zum ersten Male auf dem Felde der Shakspere-Forschung entgegentritt, schreibt über die „Abfassungszeit und Echtheit des ‚Titus Andronicus‘“, eine in neuerer Zeit öfters behandelte Frage. Als homo novus trägt er von den ausgetretenen Pfaden der älteren Shakspere-Forschung den Eindruck der Neuheit davon und glaubt, daß er auf ihnen zu dem verlockenden Ziel sicherer Altersbestimmungen gelangen werde. So entnimmt er denn einer Progression von lauter unhaltbaren

Behauptungen ein unmögliches Resultat. Er beginnt mit der wohl als Axiom betrachteten Versicherung, daß es unstatthaft ist, Shakspere-Dramen oder Dramentheile, welche in der 1. Folio (1623) stehen, abzusprechen; daß „Titus Andronicus" von Shakspere verfaßt sein müsse, weil die Herausgeber Heminge und Condell ihn als Shakspere's Drama abdrucken; daß die Annahme, Shakspere habe nicht das ganze Drama geschrieben, nur das Ergebniß eines ungründlichen Studiums Shakspere's und seiner Zeitgenossen sei. An Selbstvertrauen wenigstens fehlt es Mr. Crawford nicht gegenüber jenen älteren Forschern und Stilkennern, die auf Grund eingehender, langwieriger Stilstudien, welche die frühere Forschung entbehren konnte und Mr. Crawford noch nicht hat machen können, Theile von „Heinrich VI", „Timon", „Heinrich VIII", mit derselben Sicherheit dem Dichter absprechen, wie sie andere als unzweifelhaft echt anerkennen; die ferner in „Titus Andronicus" als Stilleistung ein auf natürlichem Wege unerklärliches Unikum unter den Jugenddichtungen Shakspere's sehen.

Und wie verhält sich der Verfasser zu dem Greene'schen Vorwurf, daß Shakspere sich mit fremden Federn schmückte, der doch nun einmal nicht aus der Welt geschafft werden und, in handgreifliche Praxis übersetzt, nichts Anderes heißen kann, als daß Shakspere fremde Dramen mit *seinen* Federn schmückte, d. h. überarbeitete? — Crawford giebt Greene's Worten die harmlose Auslegung, daß der junge Shakspere aus dessen, Peele's und Marlowe's Werken „Wendungen, Anspielungen, Zeilen, Stellen und eigenthümliche Gedankenverbindungen gestohlen" habe. Von diesem Irrthum wird Crawford bestimmt zurückkommen, wenn er sich etwas gründlicher über die Literatur des Elisabeth-Zeitalters informirt haben wird. Ueber solchen geringfügigen Diebstahl würde Greene nicht ein Wort verloren haben; auf diese Weise bestahl damals Jeder den Andern. Kennt denn Crawford die Sonett-Literatur jener Zeit gar nicht, in der jener geistige Kommunismus mit einer für unseren modernen Geschmack geradezu verödenden Wirkung auftritt? Diese lyrische Lektüre ist enorm langweilig, aber sie muß überwunden werden, wenn man eine richtige Anschauung von der damaligen Schätzung des geistigen Eigenthumsrechtes erlangen will. Es galt so wenig, daß außer den Betroffenen schwerlich ein anderer Dichter oder Schauspieler Shakspere aus der Ueberarbeitung fremder Dramen einen Vorwurf gemacht haben wird.

Aber nun zur Pointe: Crawford hat in einem Gedichte Peele's zur „Ehrung des Hosenbandordens" eine Anzahl von z. T. in der That auffallenden Parallelismen mit „Titus Andronicus" entdeckt. Wie ist das zu erklären? — Wenn die Parallelismen recht zahlreich und auffallend sind, so würde diese Erscheinung denen eine vortreffliche Stütze sein, welche in Peele den theilweisen Verfasser von „Titus Andronicus" sehen. Diese Möglichkeit weist Crawford kurz von der Hand: man könne doch nicht

annehmen, daß Peele „sich papageienartig wiederholt" habe. — Wieder eine Behauptung, die nur ein sehr oberflächlicher Kenner der damaligen Literatur aussprechen kann. Thatsächlich trugen die Dichter jener Zeit noch weniger Bedenken, sich selbst zu wiederholen, als Andere zu kopiren. Weiß Crawford denn gar nicht, daß Shakspere gewisse Vergleiche ein Dutzend Mal gebraucht? Daß gewisse pessimistische Gedankenreihen für die Dramen nach 1601 charakteristisch sind? und daß heutzutage die außerordentlich zahlreichen Wiederholungen Shakspere's als ein vollgiltiges Kriterium für die zeitliche Nähe der Entstehung der betreffenden Dichtungen behandelt werden?

Die andere Alternative wäre, daß Shakspere Gedanken und Bilder Peele's sich angeeignet habe. Das ist an sich durchaus nicht unwahrscheinlich. Aber —! Das Peele'sche Gedicht ist 1593 entstanden; also müßte Shakspere seinen „Titus" 1593/94 geschrieben haben. Und diese Unmöglichkeit hält Crawford für eine Thatsache. — Darauf ist zu erwidern: wer ernstlich glaubt, daß ein Dichter, der den „Romeo" längst geschrieben, der soeben dem wilden Stoff des Dramas „Richard III." eine so hochcivilisirte, dem Stile des „Titus" geradezu entgegengesetzte Form gegeben hatte und wahrscheinlich gerade an dem mit zartester Lyrik erfüllten „Richard II." arbeitete — daß ein so erhabener Dichter zu der nämlichen Zeit den ästhetisch und sittlich gleich rohen „Titus" geschaffen habe, für den ist es Zeit, sofern er weiterhin die Absicht hat, als Shaksperforscher aufzutreten, mit dem Beginn des Stil-Studiums endlich einen Anfang zu machen. Selbst oberflächliche stilistische und metrische Anschauungen hätten den Verfasser vor derartig ungereimten Behauptungen bewahren müssen.

Die Arbeiten G. Sarrazin's, eines der originalsten Shaksperеforscher, die Deutschland gegenwärtig besitzt, sind immer ernstester Beachtung würdig. Er gehört zu denen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen, von einem Aufenthalt Shaksperes in Italien überzeugt sind, und er hat selbst werthvolles Material zu der Befestigung dieser Ueberzeugung beigetragen. In der vorliegenden Fortsetzung seiner „italienischen Skizzen" jedoch hat er, wie mir scheint, zuviel beweisen wollen. Ein Hauptargument gegen die Anwesenheit Shaksperes in Italien ist die Thatsache, daß Shakspere in der Jugend-Komödie „Die beiden Veroneser" Verona als Seestadt behandelt. Sarrazin setzt auseinander, daß Shakspere nur den Fehler begangen habe, durch die Erwähnung der Fluthbewegung es scheinbar, nicht wirklich, an die See zu verlegen, eine hervorragende Wasserstadt aber sei es mit seinem großen Etsch-Hafen und als Mittelpunkt eines lebhaften Schiffsverkehrs doch gewesen. Trotzdem aber hat Shakspere es in „Romeo" als das behandelt, was es ist: als Landstadt. Dieser Widerspruch bleibt bestehen und löst sich wohl am Besten durch die Annahme, daß Shakspere zur Zeit der Abfassung der „Beiden Veroneser" Italien noch nicht kannte, während die Vollendung des „Romeo" in die Zeit nach

oder — wie ich geneigt bin zu glauben — während seines italienischen Aufenthalts fällt.

Besonders reich ist dieses Mal die Dramaturgie vertreten. In seinem Festvortrag „Raum und Zeit bei Shakspere und Schiller" setzt Bulthaupt die geniale und Shakspere überlegene Technik Schillers auseinander, der auf beschränktem Lokal und im Laufe von nur drei Tagen die gewaltigen Vorgänge seiner Wallenstein-Trilogie sich in strenger Konsequenz entwickeln läßt, während Shakspere durch die Fülle des Geschehens und das psychologische Interesse seiner Charakteristik uns über Zeit und Raum doch nur hinwegtäuscht. Karl Frenzel giebt auf Grund seiner 55 jährigen Bühnenerfahrung in seiner bekannten frischen, anschaulichen Darstellungsweise ein interessantes Bild von der Entwickelung der „szenischen Einrichtung der Shakespeare-Dramen"; Eugen Kilian, Regisseur am Hoftheater in Karlsruhe, behandelt einen ähnlichen Stoff (Shakespeare auf der modernen Bühne), Eugen Zabel die „weiblichen Hamlets".

Umfassend ist die Bücherschau und die Zeitschriftenschau. Die letztere, von der neuen Redaktion seit vorigem Jahre eingeführt, erweist sich als ein vorzügliches Hilfsmittel für den Forscher in der knappen, klaren und dabei elegant stilisirten Behandlung von Wilhelm Dibelius. Die Shakspere-Literatur der Welt in den drei Jahren 1897—99 von Albert Cohn umfaßt nahezu 100 Seiten.

Einen Einwand möchte ich gegen die gar zu kärgliche Ausführung des Index erheben. Was nützt es, daß wir erfahren, daß Ben Jonson an einer gewissen Stelle vorkommt, wenn uns nicht gleichzeitig gesagt wird, daß es sich um seinen Bühnenstreit handelt? was hilft uns die Notiz „Schauspielerin Vestfali", wenn wir nicht wissen, daß sie als Hamletdarstellerin in Frage kommt?

Die erste amerikanische Shakspere-Biographie von Hamilton Wright Mabie ist am Ende des vorigen Jahres erschienen unter dem Titel: W. Shakespeare als Dichter, Dramatiker und Mensch."*) Die erste Frage, welche man einem neuen Buche gegenüber erhebt, ist: Was bringt es Neues? Die Antwort lautet in diesem Falle ohne Bedenken: Nichts. Dadurch unterscheidet sich diese Biographie von der vor zwei Jahren erschienenen von Lee, daß der letztere eine Anzahl von biographischen und literarhistorischen Spezial-Aufgaben selbständig gelöst hatte. Im Uebrigen hatte er die Resultate der englischen Forschung in zwanzigjähriger

*) W. Sh. Poet, Dramatist, and Man. New York, The Macmillan Company. 1900. (Die für deutsche Auffassung unlogische Titelgebung beruht auf der unklaren Begriffsbestimmung, welche der englischen Aesthetik eigen ist. Mit ‚poetry' bezeichnet sie lyrische und epische Gedichte, die Prosa, Epik, Roman und Novelle, heißt ‚fiction', die dramatische Dichtung ‚the drama'.)



eifriger Arbeit zusammengetragen und das Material dazu klar und übersichtlich vor uns ausgebreitet. Darin beruht die gelehrte Bedeutung der Lee'schen Arbeit, daß man nicht bloß die Schlüsse der englischen Shakspere-Forschung, sondern auch ihre Prämissen kennen lernt und so zu selbstständigen, abweichenden Schlüssen befähigt wird. Mabie giebt uns nicht die Bausteine, sondern den fertigen Lebensbau in abgerundeter, geschmackvoller Form. Seine Biographie ist ein „Lesebuch" für die gebildete Welt im vornehmsten Sinne des Wortes; Lee's ein gelehrtes Kompendium.

Mabie hat episches Talent und eine lebhafte Phantasie: er ist ein vorzüglicher Schilderer, das zeigt sich in der landschaftlichen Beschreibung der herrlichen Heimath Shaksperes, mit ihren natürlichen Wirkungen auf das Gemüth des gesunden, unter braven Menschen aufwachsenden Knaben; in der Schilderung des alten London; in der Darstellung der sozialen Verhältnisse, in denen sich der Provinziale als Schauspieler und Dramatiker zurecht zu finden hatte, u. a. Diese anschaulichen Schilderungen, die ohne den Unterbau gründlicher Studien nicht geschaffen werden können, bilden einen Hauptreiz des Buches. Dennoch hätte Mabie aus dem Stratforder Leben, das den Knaben umgab, aus der Jugendzeit des Dichters mehr machen können, wenn er den alten, noch lange nicht veralteten Drake gründlicher ausgeschöpft und das neue Buch „Shakespeare der Knabe" von Rolfe gekannt hätte. Zur Schilderung des Jünglings, der noch als älterer Mann das entzückende Schafschurfest im „Wintermärchen" schuf, gehörte auch die Darstellung seiner Freude am ländlichen Leben und am mannhaften Sport, die von Madden vor einigen Jahren in seinem „Tagebuch des Master William Silence" so ausführlich nachgewiesen ist.

An den einzelnen Lebensdaten, die Mabie giebt, erkennt man, daß er die neueste Literatur darüber verwerthet hat. Er ist überzeugt, daß Shakspere in Italien war; er glaubt, daß er den ihm zugeschriebenen Wilddiebstahl begangen habe. Aber er glaubt auch — und das ist viel anfechtbarer — daß Shakspere Anfangs in London den jungen Edelleuten vor den Theatern die Pferde gehalten habe. Daß der junge Mann, wie viele junge und ältere Männer, z. B. Dorfpfarrer, dem gefährlichen Sport des Wilddiebstahls obgelegen habe, hat nichts Auffallendes an sich; und daß ihm Sir Thomas Lucy übel mitgespielt haben muß, erkennen wir aus den „Lustigen Weibern". Aber der auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildete Sohn eines Stratforder Patriziers sollte in London als Pferdejunge debütirt haben? — Dem Amerikaner mag diese auf reinem Klatsch beruhende Annahme weniger entwürdigend vorkommen als uns; aber thatsächlich darf man das London von 1585 dem New-York von 1900 nicht gleichsetzen. — Mabie glaubt auch, daß Shaksperes Ehe glücklich gewesen sei. Hierfür giebt es nur einen ebenso schwachen wie liebenswürdigen Beweisgrund: den Wunsch des Gläubigen, daß sie so gewesen sein möge.

Dagegen zeigen Mabie's chronologische Angaben, daß er die neuesten englischen und deutschen Forschungen, welche die Abfassungszeit der Dichtungen nach den sicheren inneren Indizien des Stiles und der Metrik feststellen wollen, nicht kennt. Die „Sonette können kaum vor 1594 entstanden sein“? Denn sie gehören der Periode des „Romeo“ und des „Sommernachtstraumes“ an? — Es ist erwiesen, daß der größere Theil der Sonette mehrere Jahre vor 1594 entstanden ist, erwiesen u. A. auch dadurch, daß sie zur Periode des „Romeo“ und des „Sommernachtstraum“ gehören, welche in die Jahre 1590—1592 fällt. — Die traurigen Erfahrungen, die Shakspere in den Sonetten uns enthüllt, wären die Veranlassung zu seinem tiefen Pessimismus im ersten Lustrum des neuen Jahrhunderts gewesen? Dann wären also die Eifersuchts-Sonette 1600 geschrieben?? — Doch wir wollen nicht weiter in das Gestrüpp dieser Fragen eindringen. — Bei der sonstigen literarischen Bildung, die der Verfasser hat und haben muß, ist es erstaunlich, daß der Titel der bekannten Schrift von Meres, „Palladis Tamia“, immer falsch: zweimal Palladio Tamia, einmal Palladia Tamia gegeben wird. Der Autor giebt ja selbst die Uebersetzung der griechischen Worte in dem englischen Nebentitel: „Des Geistes Schatzkammer“.

Einen besonderen Werth des Buches bilden die zahlreichen, fast durchweg gelungenen Illustrationen; besonders die Stratford-Bilder sind ausgezeichnet gerathen.

Zum Schluß noch eine Frage: Ist die Tradition der englischen Shakspere-Forschung, die deutsche als nicht vorhanden zu betrachten, wirklich unumstößlich? — Als Lee über die Renaissance-Lyrik schrieb, mußte er die italienische kennen; wenn Mabie über die antike Bühne auch nur so wenig schreiben wollte, wie er uns in seiner Einleitung bietet, mußte er die griechische kennen. Ohne die betreffende Kenntniß hätten sich Beide wissenschaftlich lächerlich gemacht. Ebenso wenig durften sie über Shakspere schreiben, ohne die Shakspere-Literatur desjenigen Volkes zu kennen, dem der Dichter nach der thatkräftigen Verehrung und dem tiefen Verständniß, die es ihm entgegenbringt, mehr angehört als seinem Vaterlande. Wir wollen den Engländern den Glauben an die Vorzüge ihres Insellebens nicht rauben. Der Glaube jedoch an die Möglichkeit einer insularen Wissenschaft ist eine beklagenswerthe Rückständigkeit.

Mrs. C. C. Stopes hat (bei Stock) ein Buch erscheinen lassen über „Shakspere's Familie“. In dieser Arbeit zeigen sich rühmenswerther Fleiß und ein Mangel an logisch strengem Denken, welcher letztere die Verfasserin zu unanfechtbaren Resultaten nicht immer kommen läßt. Sie hat die Familien Shakspere und Arden — Shaksperes Mutter war eine Arden — über ganz England und ein gutes Jahrhundert zurückverfolgt und festgestellt, daß vor dem Ende des 15. Jahrhunderts Shakspere-

Familien in neun Grafschaften angesiedelt waren und schon 1483 in London wohnten, daß vor Shakspere's Geburt Bürger seines Namens in nicht weniger als 24 Ortschaften Warwickshires lebten. Bei einer derartigen Verbreitung der Familie ist die Annahme, daß zwei gleichzeitig in räumlicher Nähe lebende Shakspere's mit demselben Vornamen identisch seien, haltlos, falls nicht amtliche Zeugnisse oder sonstige Beweise vorliegen. Trotzdem begeht die Verfasserin mehrfach den Fehler jenes komischen Kauzes, der vor sechs oder sieben Jahren in London einen um 1600 lebenden Seifensieder William Shakspere entdeckt hatte und diesen mit dem Dichter identifizierte. Bei ihrem Material mußte ihr der Fehlschluß einer Reihe von Biographien, welche mit voller Sicherheit John Shakspere, den Vater des Dichters, als den Sohn des Farmers Richard Shakspere in dem Dörfchen Snitterfield bei Stratford bezeichnen, unmöglich sein. Daß dieser Farmer Richard einen Sohn John hatte, beweist doch nicht, daß dieser Sohn der Stratforder Bürger und Shakspere's Vater war. Und wenn der Stratforder John Shakspere die Tochter des nämlichen Arden heirathete, von welchem der Farmer Richard Shakspere Land gepachtet hatte, so kann unmöglich daraus folgen, daß der Stratforder John Shakspere der Sohn des Richard war. Zum Ueberfluß spricht eine Thatsache direkt gegen diese Identifizirung: im Jahre 1562 verwaltete John Shakspere aus Snitterfield, der Sohn des vor zwei Jahren verstorbenen Richard, das Farmgut seines Vaters im Interesse der Hinterbliebenen; wie könnte dieser Mann identisch gewesen sein mit dem Vater Shakspere's, der um dieselbe Zeit vier englische Meilen entfernt in Stratford ein Geschäft betrieb und Stadt-Kämmerer war? Mit viel größerem Rechte könnte ein anderer John Shakspere, der nachgewiesenermaßen im Jahre 1570 dicht bei Snitterfield lebte, dieser Sohn des Farmers Richard gewesen sein. — Dieses Beispiel genügt statt einer Reihe von anderen, um die Hinfälligkeit solcher Schlüsse nach räumlicher und zeitlicher Nähe und Namensgleichheit zu zeigen.

Die Herkunft der Shakspere-Familie aus Snitterfield ist ganz unerwiesen. Was wir wissen, ist, daß der Dichter Shakspere der Sohn eines Stratforder John Shaspere und einer Mary Arden, der Tochter Robert Ardens aus Snitterfield war. Alle weiteren Feststellungen über verwandtschaftliche Beziehungen der Eltern beruhen auf willkürlichen Annahmen.

In diesem Jahre ist der dritte Band der „Shakspere-Vorträge" von F. Th. Vischer*) erschienen, enthaltend die Uebersetzung und Erläuterung von „Othello" und „Lear". Ueber die Anlage und Einrichtung, wie über den Stil der Vorträge habe ich mich in einer Kritik der beiden ersten Bände an dieser Stelle ausgesprochen. Es bleibt also

*) Stuttgart, Cotta 1901.

nur übrig zu sagen, daß die hier gegebenen Erläuterungen die werthvollsten sind, die existiren; sie ziehen eben den ganzen Umfang der dichterischen Kraft Shakspere's, wie sie sich in der Sprache, der Charakteristik, der Komposition zeigt, ans Licht, dem Kenner dauernden Genuß, dem Schüler die feinste, tiefste Belehrung bietend. Die Uebersetzung von Baudissin, die vielfach harte, sprachlich unbeholfene, ist mit Vischer's bekanntem poetischen Takt bearbeitet und vervollkommnet worden. Am Schlusse dieses Bandes, wie der früheren, befinden sich sehr werthvolle, über den neuesten Stand der Shakspere-Forschung aufklärende Bemerkungen von Professor Lorenz Morsbach.

In allgemeinen Gesichtspunkten einem Mann wie Vischer entgegenzutreten und z. B. festzustellen, daß ich von der Heirath Desdemonas, von der Schuld Othellos eine viel herbere Ansicht habe, und daß die Effekte der Handlung nach meiner Empfindung zu gräßlich sind, als daß wir in beruhigender und gehobener Stimmung das Theater verlassen könnten — hat wenig Zweck. Nur in zwei Punkten möchte ich hinsichtlich des „Lear" widersprechen. Ich halte die Handlung für entschieden mangelhaft gebaut. Die Wucht der einen Lear-Handlung wäre hinreichend, um unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen. Es wird leider abgelenkt auf die nur lose angeknüpfte Gloster-Handlung, welche im vierten Akte sogar unsere Hauptaufmerksamkeit erfordert; und schließlich im fünften Akt tritt eine dritte, Edgar-Edmund-Handlung in den Vordergrund. Ich halte „Lear" für einen dramatischen Cyklopenbau.

Der andere Einwand betrifft eine eigenthümliche Seite des Shakspere'schen Kunstschaffens. Vischer erklärt die unter jedem Gesichtspunkte unwahrscheinliche Szene zwischen Lear und seinen drei Töchtern als eine Art von Handlungsverkürzung: man denke sich das Benehmen der drei Töchter ihrem weichherzigen alten Vater gegenüber, das schmeichlerische und das zurückhaltende, auf Jahre ausgedehnt, sagt er, so wird es die nämliche Wirkung auf den letzteren als eine ganz natürliche hervorbringen, die, in dem Rahmen einer Szene und in wenigen Minuten erreicht, unnatürlich und unmöglich erscheint.

Ich glaube nicht, daß mit dieser milden Auslegung der dramaturgische Thatbestand getroffen wird; ich glaube, daß wir hier vor einem zweifachen Kompositionsfehler Shakspere's stehen. Ich bin selbst geneigt, in Shakspere das höchste dichterische Genie und den größten Dramatiker aller Zeiten zu verehren; ein großer Komponist aber, wie unser Schiller, ist er nicht gewesen, und ich meine allerdings, daß es der jugendlichen Dramatik jener Zeit überhaupt unmöglich war, zur höchsten Höhe der Technik emporzusteigen: die Nähe der Mysterien war zu groß, und mit der hungrigen Schaulust des Volkes, welche diese mit ihrer Handlungsfülle gespeist hatten, mußten Shakspere und seine Zeitgenossen immer noch rechnen.

Der eine Fehler existirt nur für unsere moderne realistische

Kunstanschauung, die keinen unwahrscheinlichen oder im wirklichen Leben unmöglichen Vorgang auf der Bühne dargestellt sehen will. Auf den Realismus der Handlung legten damals weder Dichter noch Publikum Gewicht: die Dichter stellten wunderbare Vorgänge, quellenmäßige oder selbstersonnene, unbedenklich auf die Bühne, wenn sie sich Wirkung davon versprachen, und das leicht- und wundergläubige Publikum nahm keinen Anstoß daran. Shakspere hätte Portia und Bassanio auf viel natürlichere und für ihn bequemere Art vereinigen können; er wählte dennoch absichtlich aus den „Gestis Romanis“ die vor dem gesunden Menschenverstande unhaltbare Veranstaltung der Kästchenwahl, weil er wußte, daß die dreimalige athemlose Spannung, in welche sie die Heldin versetzen mußte, sich dem Publikum mittheilen würde. Gleichzeitig aber that er Alles, um die Sinnlosigkeit der Veranstaltung zu verhüllen und ihr den Schein folgerichtiger Wirklichkeit mitzutheilen. Die naheliegende Befürchtung, daß die herrliche Portia auf diese Weise in den Besitz eines männlichen Ungethüms gelangen könnte, weiß der Dichter abzuwehren durch deren vorgängige Versicherung, daß sie erst wen nicht nehmen werde; und die Sprüche auf den Kästchen weiß er so wundervoll abzustimmen, daß es scheint, als müsse durch sie der bescheidene, echte Mann zu dem rechten Kästchen gezogen werden. In unserem Drama aber macht er die Möglichkeit einer solchen väterlichen Liebesprobe mit ihren verhängnißvollen Folgen denkbar, indem er uns in Lear einen Menschen zeigt, dessen Liebe von Eitelkeit und Eifersucht infizirt ist, einen eigensinnigen Egoisten, den die Nichterfüllung eines Wunsches in leidenschaftlichen Zorn versetzt.

Gewiß hätte Shakspere die Situation, aus welcher die Tragödie hervorwächst, auf eine den gesunden Menschenverstand weniger beleidigende Weise, wenn auch nicht so schnell und wirkungsvoll, herbeiführen können, wenn er nicht zu einem andern Kompositionsfehler, der auch für die damalige Zeit einer war, allzu geneigt wäre. Er merzt aus seiner Quelle nur das aus, was wirkungslos oder auf der Bühne nicht darstellbar ist, im Uebrigen folgt er ihr oft mit kritikloser Abhängigkeit. Der eklatanteste Fehler dieser Art findet sich im „Hamlet.“ Nach der Tödtung des Polonius verlangt die Situation nur, daß Hamlet vom Hofe entfernt wird. Daß er aber von den beiden Schurken, denen er „wie Nattern traut“, und trotz seiner bestimmten Voraussetzung, daß der König einen verbrecherischen Anschlag gegen ihn im Schilde führt, sich widerstandslos nach England, wie ein Lamm zur Schlachtbank, schleppen läßt, ist ein Handeln, für welches kein verständiges Motiv aufzufinden ist. Aber in der Hamlet-Novelle des Belleforest, seiner Quelle, ging Hamlet nach England, und so schickte ihn Shakspere auch hin. — Auch die Liebesprobe fand sich in der Lear-Quelle, und das ist wohl der Hauptgrund, weshalb wir sie auf Shakspere's Bühne wiederfinden.

In einem Literaturbericht des vorigen Jahres hatte ich auf die klassische Qualität der Macbeth-Uebersetzung von Fr. Vischer hingewiesen. Ich habe dann in einem Aufsatze in Herrigs „Archiv" einen Vergleich zwischen dem Original und den beiden Uebersetzungen von Vischer und Dorothea Tieck angestellt, der für die meisten Kenner der allverbreiteten letzteren vielleicht unerwartete Resultate zu Tage gefördert hat. Die Uebersetzung Dorothea Tieck's ist an zahlreichen Stellen sprachlich unbeholfen, falsch und geradezu sinnlos. Diese Fehler beruhen ebenso sehr auf ihrer mittelmäßigen Kenntniß des Englischen wie auf dem Mangel scharfer Auffassungsgabe, ungenauem Denken und der beschränkten Fähigkeit dichterischer Anempfindung. Demgegenüber zeigt sich Vischer neben seiner bekannten dichterischen und rhetorischen Gabe — ebenfalls unerwartet — als ein feiner Kenner der englischen Sprache, der seine Shakspere-Studien nicht obenhin, sondern umgeben von gelehrten Werken getrieben hat. Beweis die Sicherheit, mit der er die Fehler der Tieck'schen Uebersetzung erkannt und verbessert hat, und die in der That auffallende Erscheinung, daß er einige Male entgegen einer traditionellen bedenklichen Interpretation seiner philologischen Autoritäten selbständig das Richtige herausgefunden hat. Was Vischer selbst an Versehen sich hat zu schulden kommen lassen, ist nicht der Rede werth. — Diese erste klassische Macbeth-Uebersetzung ist soeben in einer Separat-Ausgabe erschienen, zu der ich auf Wunsch des Cotta'schen Verlages die Einleitung und die Anmerkungen verfaßt habe.

Richard Koppel hat 1899 die „zweite Reihe" seiner „Shakespeare-Studien."*) erscheinen lassen; sie behandelt „Lear", während das erste Heft „Macbeth" zum Gegenstande hatte. Diese Studien sind allerdings vorwiegend philologischen Charakters: sie geben Wort-Erläuterungen und Vorschläge zu Verbesserungen verderbter Textstellen. Aber sie geben diese Erläuterungen und Vorschläge nicht bloß auf Grund des umfangreichen Sprachwissens, über das der Verfasser verfügt, nicht bloß mit Hilfe einer scharf umgrenzenden, tief eindringenden Denkkraft, sondern auch — und das ist das charakteristische Abzeichen dieser Untersuchungen — gestützt auf ästhetische Erwägungen, die ein feines psychologisches und poetisches Verständniß verrathen. Diese „Studien" seien daher jedem, welcher die Dichtungen Shaksperes im Urtext zu lesen vermag, nicht bloß dem Philologen, auf's Wärmste empfohlen.

*) Berlin, Mittler & Sohn. 1896. 1899.

Hermann Sudermann, von Dr. Hans Landsberg. Berlin 1901. Verlag von Gose & Tetzlaff.

Das noch nicht sechzig Seiten starke Heftchen ist eine Nummer der „Modernen Essays zur Kunst und Literatur", die Hans Landsberg unter Assistenz zahlreicher Mitarbeiter herausgiebt. Ich persönlich ziehe entschieden eine Sammlung von Essays zur Literatur und Kunst vor, die nur einen einzigen Verfasser haben, einen einzigen Verfasser von genügender Kraft, Weite und Objektivität des Geistes, um die verschiedenen künstlerischen Persönlichkeiten hinreichend überschauen und durchdringen zu können. Das Miteinanderarbeiten vieler Autoren kann indeß den Vorzug haben, daß jeder Künstler und Dichter einem gewissermaßen kongenialen Kritiker und Darsteller zugewiesen wird, und so könnte ein besonders intimes und tief eindringendes Verständniß der zu behandelnden Autoren erzielt werden. Von der Sammlung liegt uns nur das Heftchen über Sudermann vor. Warum der Herausgeber, der doch gewiß freie Wahl hat, sich gerade diesen Dichter ausgewählt hat, verstehe ich nicht ganz. Eine innere Nöthigung und besondere Vorliebe hat ihn nicht getrieben. Landsberg steht Sudermann mit lauwarmem Wohlwollen gegenüber, so etwa: ganz so schlecht, lieber Sudermann, wie Du im Allgemeinen gemacht wirst, bist Du zwar nicht; aber viel los ist doch nicht mit Dir. Es soll garnicht gesagt sein, daß das Schriftchen schlecht ist, aber gut ist es auch nicht. Es ist charakter- und energielos; es ist ohne Schärfe und Tiefe; es ist ohne Originalität und bietet keine neuen Gesichtspunkte. Mit Recht hebt Landsberg das „Doppel-Ich" in Sudermann hervor, die zwei Strömungen, die sich in seiner Dichtung begegnen: romantischer Idealismus und derbsinnlicher Realismus. Ganz verfehlt aber ist die Art, wie er Sudermann aus dem Charakter seiner ostpreußischen Heimath heraus zu erklären sucht. Landsberg hat nämlich sowohl von dem landschaftlichen als auch von dem sozialen und politischen Charakter dieser Provinz keine Ahnung. Er schreibt (S. 12): „Ostpreußen ist das bildungsarme Land der zähen, selbstherrlichen Junker, streng monarchisch gesinnt, von einer scharfen Moralität, einem positiven Christenthum ergeben, hier wie da orthodox und dogmatisch." Das Urtheil ist grundfalsch. Ostpreußen ist garnicht das spezifische Junkerdorado. Abgesehen von der altliberalen und zum Theil radikal-demokratischen Bewegung längst verflossener Jahrzehnte, sei daran erinnert, daß von den siebzehn Reichstagswahlkreisen der Provinz, mit Ausnahme der ermländischen Centrumskreise, es nur einen einzigen giebt — Pr. Holland-Mohrungen —, der nicht auch noch nach 1871 gelegentlich liberal bezugsweise freisinnig gewählt hätte. Die litthauische Niederung aber, der Bezirk, dem Sudermann entstammt, ist ganz besonders stark von fortschrittlicher Strömung durchzogen und läuft eben jetzt wieder — beiläufig bemerkt — Gefahr, von den Freisinnigen erbeutet zu werden. Sudermann selbst in seiner Knabenzeit ist, hinsichtlich seiner nächsten Um-

gebung, liberalen Anschauungen ausgesetzt gewesen, und zwar war es, meines Wissens, nicht zuletzt auch die „Gartenlaube“, die in den sechziger Jahren bekanntlich in aufklärerischer und demokratischer Beziehung eine nicht zu unterschätzende Rolle auch in Sudermann's Vaterhause spielte. Richtig wäre es zu sagen, daß Ostpreußen ein Land besonders ausgeprägter Gegensätzlichkeit wäre, einer Gegensätzlichkeit, die auch in Sudermann zum Ausdruck kommt. Dazu kommt nun noch in das Gewebe des Sudermann'schen Charakters der Einschlag eines holländischen Fadens, von väterlicher Seite her. Und dazu wieder gesellt sich noch der Berliner Einfluß in mannigfacher und recht widerspruchsvoller Färbung, was des Nähern darzulegen hier natürlich nicht meine Aufgabe ist. Aus dem Umstande aber, daß Sudermann unter dem Zwang der Verhältnisse seinen Grundcharakter in seiner Reinheit nicht hat festhalten und in gerader, starker Linie hat auswachsen lassen können, ist unter Anderem auch der Widerspruch zwischen dem Dramatiker und dem Theaterdichter zu erklären, ein Widerspruch, auf den Landsberg mit ziemlich zutreffenden Worten aufmerksam macht. Ueberhaupt bietet Landsberg als ästhetischer Kritiker ganz Annehmbares, während er als Psychologe, Philosoph und Historiker vollkommen versagt, wie unsere Berliner Literaturkritiker überhaupt fast ausnahmslos. Was Landsberg über Sudermann's „Johannes“ und „Drei Reiherfedern“ zu bemerken hat, ist ganz flach und unzulänglich. Max Lorenz.

Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Eine poetische Revue, zusammengestellt von Theodor von Sosnosky. Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Der Idee seines Werkes nach schlägt Th. v. Sosnosky die anderen zahlreichen lyrischen Anthologien siegreich aus dem Felde. Denn er giebt — bezugsweise will geben — nicht nur eine Anzahl schöner Gedichte zur Erquickung lyrisch veranlagter Gemüther; er bietet auch durch die chronologische Anordnung einen Ueberblick über die Entwickelung der deutschen Lyrik von 1800 bis 1900. Es ist also eine zugleich ästhetische und literarhistorische Leistung, die vor uns liegt. Mit dem patriotischen Sänger Ernst Moritz Arndt beginnt die Sammlung; mit dem der äußersten „Moderne“ zugehörigen Schöpfer „ultra-violetter“ Gedichte Max Dauthendey, schließt sie. Mit den Grundsätzen, die der Verfasser im Vorwort ausgesprochen hat, kann ich mich durchaus einverstanden erklären. Aber ich kann leider nicht zugeben, daß den guten Grundsätzen die Leistung vollkommen entspricht. Es fehlen z. B. von älteren Dichtern Hermann Allmers, Arthur Fitger, Wilhelm Jordan, Adolf Wilbrandt und Ernst von Wildenbruch; des letzteren Gedichtsammlungen haben dabei recht hohe Auflagen erlebt. Was soll man aber dazu sagen, daß auch Klaus Groth übergangen ist? Ein Herr S. Fritz (Fritz Singer), der allerdings in

größter Nähe des Verfassers, nämlich in Wien, lebt, bietet dafür doch keinen Ersatz. Daß Sosnosky auch von Arthur Schnitzler Gedichte bringt, den man sonst nur als Dramatiker und Erzähler kennt, ist rühmenswerth. Warum fehlen aber Hauptmann und Sudermann, die beide gelegentlich in Zeitschriften auch als Lyriker vorgetreten sind? Avenarius, der Herausgeber des „Kunstwart", sollte auch nicht übergangen sein. Aus der jüngeren und jüngsten Dichtergeneration vermißt man Cäsar Fleischlen, Franz Evers, Hugo Salus, Richard Schaukal, Max Bruns. Theodor Suse ist mindestens soviel werth wie Carl Busse; und der jugendliche Freiherr Börries von Münchhausen sollte als der fähigste und verheißungsvollste Balladendichter unserer Tage auch nicht übergangen sein. Von Frauen fehlen neben anderen so markante Erscheinungen wie Maria Janitschek und Thekla Lingen. Und Marie Madelaine gehört schließlich auch hinein! Der Wiener Edmund Wengraf wird uns als politischer Satiriker geboten. Das mag ganz recht sein. Aber der Satiriker des Simplicissimus, Peter Schlemihl (Ludwig Thoma), hat zum Mindesten gleiches Recht auf Aufnahme. Daß Namen, wie die hier erwähnten, fehlen, ist ein gar nicht bestreitbarer, objektiv festzustellender Mangel des Werkes. Eine andere Frage ist es, ob Th. v. Sosnosky von den gebrachten Dichtern die richtigen Gedichte ausgewählt hat, d. h. solche, die in ästhetischer Hinsicht schön und doch auch zugleich in psychologischer Beziehung charakteristisch sind. Darüber läßt sich natürlich nur ein mehr oder weniger subjektives Urtheil fällen. Ich möchte meinen, daß Sosnosky in dieser Richtung seine Aufgabe im großen Ganzen gelöst hat. Besonders die älteren Dichter sind gut vertreten. Zu der Auswahl der modernsten Gedichte seien noch ein paar Bemerkungen gestattet: Von John Henry Mackay sind zwei Gedichte gebracht, die dieses Dichters bekannte anarchistische Gesinnung frank und frei aussprechen. Gerade diese Verse sind aber in poetischer Beziehung doch zu werthlos. Mackay ist aber ein Dichter und hat Einiges voll starker Stimmung und Eigenart geschaffen. Ich entsinne mich eines Gedichtes, das so beginnt: „Müde, wirren Sinnes, wundgeschlagen Von des Tages Geißel irrte ich" u. s. w. Dieses Gedicht ist erstens ein Gedicht, d. h. eine poetische Leistung, und zeigt ferner auch des Dichters innerstes und gefühlstiefstes Verhalten zu den Weltverhältnissen. Von Otto Erich Hartleben hätten ein paar Verse in antikem Versmaß stehen müssen. Denn gerade das Ringen nach schöner, scharf geprägter Form ist bei diesem Dichter charakteristisch, der in inhaltlicher Beziehung so gern in Frivolitäten macht. Von Richard Dehmel bekommt man aus den mitgetheilten Proben auch nicht in oberflächlichster Weise ein treffendes Bild. Ich habe überhaupt den Eindruck, daß Theodor von Sosnosky zu den spezifisch Modernen kein inneres Verhältniß hat. Endlich noch eins: die Ausstattung des Buches ist abscheulich. Ich bekenne ganz offen, daß mir persönlich ein gar nicht ausgestattetes, d. h. mit besonderem Buchschmuck

versehenes Buch am besten gefällt. Ein Buch soll durch seinen Inhalt wirken. Lese ich ein Gedicht, so soll es durch die hervorgerufene einheitliche und eigenartige Stimmung die Seele beschäftigen und bereichern. Dichtkunst wird am besten mit geschlossenen Augen genossen; kunstvolle Rand- und Kopfleisten zerstören die Stimmung und sind nur äußerliche Hilfsmittel für unzulängliche poetische Stimmungskraft. In dieser ganzen übertriebenen Neigung unserer Tage im Kunstgewerbe und speziell in der Buchausstattung sehe ich ein Zeichen der Schwäche und des Niedergangs. Wenn nun aber schon ein Buch ausgestattet wird, soll es „schön“ ausgestattet werden, von Künstlerhand und nicht durch handwerksmäßige Imitirfertigkeit. Nichts Anderes aber als billige Handwerksarbeit ist die jeder Stimmung baare schwarz-goldene Zeichnung auf dem schmutzigfarbenen, grüngrauen Leinwanddeckel dieser „Deutschen Lyrik“. Daß man sich im Innern auf gutes weißes Papier mit klaren schwarzen Lettern ohne jede Verzierung beschränkt hat, ist lobenswerth. Alles in Allem: Möge das Buch, das seiner Idee nach ausgezeichnet ist, bald in einer zweiten Auflage die gekennzeichneten Mängel vermissen lassen.

Max Lorenz.

Die schönen Frauen. Von Thekla Lingen. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig. 1901.

An poetischem und Persönlichkeitsgehalt können sich diese Novelletten nicht mit den Gedichten „Am Scheidewege“ messen, die ich unlängst rühmend anzeigen konnte. Eine starke Begabung verräth aber immerhin auch dieses Buch. Diese „schönen Frauen“ liegen fast durchweg in den Banden des Gottes Eros und an der Kette eines langweiligen und selbstsüchtigen Eheherrn. Verfehlt ist die Novelle „Lenchen“, nicht des Stoffes, sondern der Behandlung wegen. Am besten und wirklich recht gut vom Standpunkte eines vorurtheilslosen Lesers ist „Das Wunderbare“, worin an einer Stelle das Weinen einer Frau eindringlich und ergreifend also geschildert ist: „Wie aus einem versteckten Schmerzensborn, der heimlich in unergründlicher Tiefe schlief, brach es heraus. Ein Ahnen dämmerte in ihm, daß diese Thränen nicht aus der vorangegangenen Stunde geboren waren — das waren alte, ungeweinte Thränen, angesammelt in den räthselhaften Kammern einer Frauenseele. Die hatte das Leben alle aufgespeichert für diese Stunde.“ Max Lorenz.

Die Insel. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder. Erschienen im Insel-Verlage bei Schuster & Löffler in Berlin und Leipzig.

Ich habe die Zeitschrift schon mehrfach angezeigt und habe Neues zu ihrer Charakteristik nicht zu bemerken. In jedem Hefte findet man etwas, das zu interessiren oder doch wenigstens zu verblüffen oder auch zu ärgern

vermag, bald ist es eine Zeichnung, bald eine Novelle oder ein Gedicht. Was soll z. B. die Erzählung Mine-Haha von Frank Wedekind, die im Aprilheft begonnen, im Maiheft fortgesetzt und im mir noch nicht vorliegenden Juniheft beendet werden wird? Auf die Gefahr hin, mich zu blamiren und eine sehr tiefe und originale künstlerische Offenbarung mißzuverstehen, möchte ich meinen: sie soll im tiefsten Grunde nichts. Ganz phantastische und barocke Gestalten an unfaßbaren Orten in unbegreiflichen Situationen werden vorgeführt. Immer glaubt man, jetzt kommt die Aufklärung. Sie kommt aber nicht. Das Ganze ist nicht ohne Stimmung und jede Situation ist voll Bildlichkeit, so daß man immer wähnt, es bedeutet etwas und birgt einen Sinn. Aber es läßt sich doch nichts fassen und verstehen. Und das gerade, vermuthe ich, ist der Sinn des Ganzen, der Sinn dieses Spiels, daß man glaubt, einen Sinn zu erfassen, um ihn sogleich wieder zu verlieren. Mit ganz kleinen Kindern spielt man oft so: man bringt einen reizvollen Gegenstand, eine kleine Puppe oder einen Kuchen, ihnen so nahe, daß sie mit den Händchen danach greifen, um dann den Gegenstand wieder zurückzuziehen. An diesem Hin und Her von Greifen und Verlieren finden die Kinderchen großes Vergnügen. Dieses Kinderspiel ins Literarische übertragen zu haben, scheint mir das Kunststück des Herrn Frank Wedekind zu sein. An sonstigen Beiträgen enthalten die Hefte unter Anderem einen Poggfred-Cantus von Liliencron und die Fortsetzung des Richard Dehmel'schen „Romans in Romanzen“: Zwei Menschen, von dem vielleicht nach seiner Beendigung zu reden sein wird.

Max Lorenz.

Von Arthur Schnitzler liegen drei, bei S. Fischer, Berlin 1901, erschienene Bücher vor. Das fünfaktige Schauspiel „Der Schleier der Beatrice“, der Roman „Frau Bertha Garlan“ und die Novelle „Leutnant Gustl.“

Das Drama bedeutet eine Verirrung des Dichters. Ich glaube, Schnitzler wollte Shakespeare werden, hörte bei diesem Versuche aber nur auf, Schnitzler zu sein. Dieser Erste von der Wiener „Moderne“ ist sonst stets klar und nicht ganz ohne tiefen innerlichen Ernst. Diese Klarheit und Durchsichtigkeit fehlt aber dem „Schleier der Beatrice.“ Sie fehlt nicht, wenn man die einzelnen Stücke des Dramas und die äußeren Geschehnisse betrachtet. Von einer verhüllenden, nebelhaften Mystik ist hier gar keine Rede. Aber die Idee des Ganzen, der dem Ganzen zu Grunde liegende und es zusammenhaltende Sinne tritt nicht mit greifbarer Deutlichkeit hervor. Ich muß bekennen, keinen einzigen der Charaktere so recht gründlich verstehen zu können. Gewiß könnte ich mir mit Leichtigkeit allerlei Beziehungen und Probleme mit Spürsinn konstruiren. Aber ich müßte mich dabei selber betrügen mit einem Kunstwerk, das in Wahrheit so gut wie keinen Eindruck auf mich gemacht hat.

Das Schauspiel geht zu Bologna Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts vor sich. Es ist ein Renaissancedrama, wie auch Halbe's „Eroberer". Die Zeit ist groß und wüst, die Menschen sind stark und wild. Bologna ist rings von übermächtigen Feinden eingeschlossen. „Morgen" muß Adel und Bürgerschaft in Schlacht und Tod rücken. „Heute" aber ist noch ein Tag glühendster Lebens- und Liebesleidenschaft und bacchantischer Feste. Der gegensätzliche Zusammenhang zwischen Liebe und Tod scheint mir die Grundidee und die Grundstimmung für dieses Drama abzugeben. Das ist gewiß ein bedeutsamstes dramatisches und tragisches Thema, das hier angeschlagen, aber nicht zum Erklingen gebracht wird. Die Liebe konzentrirt sich auf Beatrice, die wunderschöne Tochter eines Händlers Nardi. Diese Beatrice wird geliebt von Filippo Loschi, dem tapferen Edelmann und gefeierten Dichter. Um dieser Beatrice willen verläßt er seine adelige Braut Teresina und ist bereit, auch Ehre und Heimath zu verlassen. Beatrice aber hat im Traum sich von dem schönen und starken Herzog von Bologna, Bentivoglio, geküßt gewähnt. Deswegen verstößt sie Filippo. Sie geht und ist bereit, auf Rath des Bruders einen jungen Standesgenossen Vittorino zu heirathen. Auf dem Wege zur Kirche — denn die Liebe hat Eile, da der Tod für morgen droht — begegnet der Herzog ihr, liebt sie und gesteht seine Liebe. Sie sagt nicht nein, verlangt aber zur Herzogin gemacht zu werden. Der Herzog läßt sich sofort trauen und giebt ein bacchantisches Fest im Garten seines Palastes unter freiem Himmel; alles was jung und schön ist, soll unbeschadet Zutritt haben:

> Nehmt meinen Garten
> Als duftend Lager Eurer Freuden hin! . . .
> . . . Ich aber, Euer Fürst,
> Jeglichem Bund, der heute Nacht sich schließt,
> Geb' ich die Weihe. Heiligt andre Ehen
> Unlöslichkeit und Dauer geb' ich diesen,
> Was Euch Beweglichen, Veränderungsfrohen,
> Euch Menschen besser dient, das schnellste Ende —
> Sie alle löst das erste Grau'n der Früh'.
> Doch was aus der Entzückung dieser Stunde
> Aufsprießen mag zu seiner Zeit, das trage
> So wunderbaren Ursprungs Zeichen mit,
> So lang es lebt. — Adlig geboren nenn' ich
> Die Sprossen dieser Nacht, da Euer Fürst
> Mit Beatrice Nardi Hochzeit hält.

Heimlich aus dem Festestaumel entfernt sich Beatrice und begiebt sich zu Filippo, den sie eigentlich liebt. Der stellt ihr die Bedingung, nach dem Glück genossener Liebe mit ihm zu sterben. Das vermag die Lebensfrohe nicht. Da tödtet Filippo sich allein. Von Grauen gepackt, begiebt sich Beatrice zum Fest des Herzogs zurück, wo sie inzwischen vermißt

worden ist. Sie versucht, durch Lüge zu verhehlen, wo sie gewesen ist. Schließlich aber wird sie doch gezwungen, den Herzog zu des todten Filippo Hause zu führen. Der Herzog erkennt, was geschehen ist und warum es so geschah. Er versteht und verzeiht:

> Warst Du nicht, Beatrice, nur ein Kind,
> Das mit der Krone spielte, weil sie glänzte, —
> Mit eines Dichters Seel', weil sie voll Räthsel, —
> Mit eines Jünglings Herzen, weil's Dir just
> Geschenkt war? Aber wir sind allzu streng
> Und leiden's nicht, und jeder von uns wollte
> Nicht nur das einz'ge Spielzeug sein — nein, mehr!
> Die ganze Welt. So nannten wir Dein Thun
> Betrug und Frevel — und Du warst ein Kind!

In diesen Versen dürfte wohl der Schlüssel der ganzen verschlungenen Geschehnisse zu suchen sein. Ich verzichte darauf, dieser Verschlungenheit weiter nachzugehen. Die Haupthandlung wird von allerlei Nebenhandlungen begleitet und gekreuzt. Das Grundmotiv, der Gegensatz zwischen Tod und Leben, wird mehrfach aufgenommen und variirt. Die Personenfülle ist erschreckend groß: mehr als fünfzig Nummern weist das Verzeichniß auf. Leider bedeutet diese Personenfülle kein Gestaltenfülle, obwohl aller Wahrscheinlichkeit nach Schnitzler vor Allem in die Figuren der beiden Gegenspieler, des Herzogs und des Dichters, etwas Besonderes hineingelegt zu haben wähnen dürfte. — Ich wiederhole nochmals: mit willkürlicher Phantasie ließe sich wohl in das Drama viel hineinlegen, und ich traue mir abstrakt konstruktive Begabung genug zu, um auch in diesem Falle alles Verschlungene und scheinbar Verworrene als in schönster Ordnung und von innerster Einheit darzustellen. Aber es lohnt nicht. Ich bezweifle auch gar nicht, daß der Dichter selber in Allem Sinn, Plan und Absicht sieht. Und ich glaube sogar zu wissen, welche Absicht ihn hier geleitet hat. Die Sehnsucht, aus den Niederungen des Naturalismus emporzukommen zu einer großzügigen Höhenkunst, haben wir Alle. Wir wollen Kraft und Leidenschaft, reine, elementare Leidenschaft. Da kann nur Shakespeare Vorbild sein. Auf Shakespeare's Spuren ist nun auch Schnitzler gegangen. Mit vollem Bewußtsein hat er eine Fülle neben einander laufender Handlungen erfunden. Mit vollem Bewußtsein hat er mehr als fünfzig Personen aufgeboten. Mit vollem Bewußtsein hat er auch Personen nach Art Shakespeare's sich geberden und sprechen lassen. Man nehme z. B. die Szenen zwischen Antonio und Tito einerseits und den Courtisanen Isabella und Lucrezia andererseits, und man höre, wie Tito redet: „Und diese hier sind junge Mädchen aus Florenz. Sie sind nach Bologna gekommen, um zehn oder zwölf lustige Tage mit uns zu verbringen. Für die Lustigkeit haben wir bestens gesorgt, nur die Zahl der Tage steht nicht bei uns. Jeden ihrer Wünsche haben wir ihnen

erfüllt; aber da sie vernahmen, daß vielleicht schon morgen unsere geliebte Stadt an allen vier Ecken in Flammen aufgehen wird" . . . u. s. w. Oder eine andere Stelle, an der ein gewisser Capponi, seines Zeichens Gewürzhändler, spricht: „Was fällt Euch ein! Daß ich seufze, ist eine Angewohnheit, eine üble Angewohnheit, wenn Ihr wollt, oder auch eine philosophische Angewohnheit. Aber, um auf das Rosenwasser zurückzukommen, so könnte es immerhin auch das persische gewesen sein." Kann man Shakespeare's Ausdrucksweise treuer kopiren? Auch der Herzog erinnert an Shakespeare, wenn er zu Beatrice spricht:

„Ich bin bereit, so gänzlich zu verzeih'n,
Daß Du als Herzogin rückkehrst in's Schloß,
Wär's auch von einem höchst verruchten Ort."

Man beachte das „höchst verruchten Ort" !

Der Schluß des ganzen Dramas ist vollkommen im Stile Shakespeare's gehalten. Wie bei dem englischen Dichter dem todten Helden gewöhnlich ein ehrender Nachruf von dem überlebenden zu Theil wird, so läßt auch Schnitzler den Herzog an Filippo's Bahre also sprechen:

Euch aber, denen diese Stadt vertraut ist,
Bis And're kommen, nicht mehr ich und die,
Trag' ich die Sorge auf, im ersten Glüh'n
Der Morgensonne, die zum Abschied grüßt,
Den Leichnam dieses sehr geliebtes Dichters
Im Grab des Bentivoglio zu bestatten.
Und diese *) hier wie ihn! Die Spanne Zeit,
Die sie um's Licht des Lebens noch geflattert,
Bedeutet jetzt nichts mehr, sie starb mit ihm.
Er liebte sie, er starb, weil er sie liebte,
So ist sie hochgeehrt vor allen Frau'n!

Dem Wiener Dichter wäre ein in hohem Maße Shakespeare'sches Werk gelungen, wenn seinen Figuren nicht gerade das fehlte, was die Gestalten des Briten an Uebermaß besitzen: Blut und Leben. — —

In dem Roman „Frau Bertha Garlan" hat Schnitzler ein seiner würdiges, in seiner Art vollendetes, feines und vornehmes Kunstwerk geschaffen. Die Objektivität und Plastik der Darstellung kann kaum übertroffen werden. Frau Bertha Garlan ist eine Dame, die ohne Liebe geheirathet und sehr früh ohne übergroßen Gram Wittwe geworden ist. So hat sie wohl einen kleinen, lieben Sohn, kennt aber die Liebe nicht. Es liegt etwas Rührendes und Komisches zugleich über dieser Frauengestalt, die mit großer Treue erfaßt und dargestellt ist. Bewunderswerth ist die Komposition des Romans. Frau Bertha Garlan steht in der Mitte. Sie lernen wir zuerst kennen, bis in's Innerste. Um sie gruppiren sich alle

*) Die todte, von ihrem Bruder erstochene Beatrice nämlich.

anderen Gestalten in Abstufungen, und je weiter sie von Frau Bertha entfernt stehen, um so weniger Licht fällt auf sie. Am wenigsten wissen wir von dem großen Violinvirtuosen, der durch eine Welt von Frau Bertha getrennt ist, obwohl ein Abend oder eine halbe Nacht sie äußerlich recht nahe bringen. Noch nie hat ein Roman auf mich in seiner Komposition so sehr den Eindruck des Bildhaften gemacht, den Eindruck, ein Lebensgemälde zu sein.

„Leutnant Gustl“ ist eine ganz nette Harmlosigkeit, harmlos auch dann, wenn der Autor das Werkchen etwa satyrisch gemeint haben sollte. Das Publikum hat viel Gefallen daran gefunden; denn es liegt schon die vierte Auflage vor. Max Lorenz.

Das tägliche Brod. Roman in zwei Bänden von C. Viebig. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin 1901.

Dieser Roman ist ein gutes Exemplar seiner Art, nämlich des sozialen Romans. Daß die soziale Dichtung in ästhetischer Beziehung am höchsten steht, glaube ich nicht. Maupassant's Novellen verdienen den Vorzug vor Zola's Romanen. Der soziale Roman kann selten Anspruch erheben, als Kunstwerk noch die Herzen künftiger Generationen zu ergreifen. Dafür aber ist sein Gegenwartswerth recht hoch anzuschlagen. Dieser Werth ist nicht allein, vielleicht nicht einmal in erster Linie, rein künstlerischer Natur. Mehr als der Kunstfreund kann der Sozialpolitiker Interesse an dieser Kunstgattung nehmen. Der soziale Roman bietet etwas, was die wissenschaftliche volkswirthschaftliche Studie nicht zu geben vermag. Diese giebt genaue Darstellung der Verhältnisse und ihrer Veränderlichkeit; sie zeigt, wie Dinge und Menschen sich mit einander verschieben. Sie behandelt aber auch die Menschen in der Hauptsache wie Dinge. Der sozialpolitische Roman vermag über dieses kalte Dingliche hinauszugehen und lebendige Menschen mit Leib und Seele im Fluß des Lebens und der Verhältnisse deutlich vor Augen zu stellen. Frau Viebig's Roman ist eine Dienstbotengeschichte. Der Sozialpolitiker behandelt das in Hinsicht auf Lohn, Kost, Behandlung, Wohnung, Häufigkeit des Dienstwechsels, Gesindeordnung u. s. w. Die Klarstellung aller dieser Gesichtspunkte vermittelt einen wirklich deutlichen Eindruck doch nicht. Wir kommen über äußeres Wissen nicht hinaus. Zu innerem Verstehen vermag uns der Dichter zu führen, indem er an Stelle des abstrakten Materials den konkreten Fall vorführt: das Schicksal des Dienstmädchens, wie es vom Lande nach Berlin kommt und hier aus einem Hause ins andere geräth. Clara Viebig verdient das Lob, ihren Gegenstand mit lebhaftestem Mitempfinden, scharf eindringlichem Verständniß, großer Objektivität und vollkommener dichterischer Gestaltungskraft behandelt zu haben. Max Lorenz.

Maxim Gorki.

Verlorene Leute. — Der Pilger. — Das Ehepaar Orlow.*)

Im Osten ist ein Stern aufgegangen, dessen Leuchtkraft in diesen Tagen bewundert wird, in der literarischen Welt von Berlin bis Paris.

Rußland ist ein poetisches Land.

Aber die Despotie, Sibirien, die „administrativen Wege“, die Anarchie, der Meuchelmord, die Peter-Pauls-Feste, die Knute, das Bauernelend, der Aberglaube, die Hungersnoth? Und Rußland ist dennoch ein poetisches Land.

Kann denn die Poesie wirklich nur mit der „Freiheit“ gedeihen? Ist die Poesie nicht am meisten poetisch, wo sie aus der Sehnsucht stammt? Und wo kann die Sehnsucht größer sein, wo kann sie aus tieferer Quelle zu stärkerem Strome anschwellen, als dort, wo alle Bedingungen eines Lebens, das wir Westlichen erst lebenswerth zu nennen pflegen, wenn nicht fehlen, so doch kaum erst im Keim entwickelt sind? Daß aber auch dort, auf tiefunterstem Grunde, die Menschen leben, ein Leben mit seinen eigenen Gesetzen und besonderen Bedingungen, ist das nicht ein Sieg des Lebens an sich? Und ist solcher Lebenssieg nicht wie ein Schauspiel, das ergreift und erhebt? Ist solches Leben nicht Poesie? Und wenn Maxim Gorki solches Leben schildert, ist er dann nicht in Wahrheit ein großer Poet?

* * *

Aus tiefunterstem Grunde ist Maxim Gorki emporgetaucht, aus einem Sumpf, und ist doch kein Irrlicht, sondern ein Stern geworden. Pjeskow heißt er eigentlich, und weiß nicht, wann er geboren ist, 1868 oder 1869. Auch seinen Vater kennen zu lernen, wäre er nie in der Lage gewesen. Die ihn aber geboren hat, starb früh. Der Knabe lernte in der Schusterei, Malerei, Gärtnerei, Bäckerei, war als Schiffskoch thätig, als Advokatenschreiber, Straßenverkäufer. Der Knabe war also wohl, was man so im bürgerlichen Leben einen Taugenichts nennt. Der Jüngling, ein Zwanzigjähriger, schoß sich eine Kugel gegen den Kopf, die aber ihren Zweck nicht erfüllte. Nachdem die ziellose Kugel ihm entgangen war, begab er sich auf die ziellose Wanderschaft, Jahre lang, durch's große Rußland kreuz und quer, als „armer Reisender“, als einer von den Entgleisten, von den „verlorenen Leuten“. Dieser A. M. Pjeskow, der sich unter das schmutzigste, niedrigste Diebs- und Raubgesindel mischt, ist entschieden kein Mann von Reputation. Wie groß aber muß die Kraft dieser Seele sein, was muß diese Seele gelitten, wie muß sie gerungen haben, diese Dichterseele, die nun von tiefer Nacht zur Höhe des Lichts und des Ruhmes emporgetaucht ist? „Gorki“ nennt sich der Dichter, der „Bittere“, Maxim Gorki als einer, der trotz aller Bitterniß zum Größten gestrebt hat, ein aus der Finsterniß geborenes Sonnenkind, das mit hellen, warmen Sonnenaugen die Verlorenen in den Spelunken geschaut hat, nicht um

*) Deutsch — vorzüglich übertragen — von A. Scholz, im Verlag von Bruno und Paul Cassirer, Berlin.

zu verdammen, sondern um zu begreifen, als ein Philosoph und Dichter, der unter Diebe und Räuber gerathen ist.

* * *

Einen in Rußland neu auftauchenden Stern fühlt man sich immer veranlaßt, an dem großen Gestirn zu messen, daß über der slavischen Welt leuchtet und dessen Name Tolstoi ist. Auch Tolstoi besitzt jenes tief eindringende Verstehen und Verzeihen gegenüber den Aermsten und Niedrigsten, das aus der Eigenschaft des spezifisch slavischen Mitleids stammt. Ist dieser Charakterzug in Rußland und in jeder Despotie doch wohl begreiflich. Gegenüber der Allgewalt des Zaren sind sie Alle Ohnmächtige und Niedrige, sind sie Alle gleich. Das, was Nietzsche das „Pathos der Distanz" nennt — im Zarismus haben wir es realisirt. Gegenüber diesem Pathos der Distanz oben entwickelt sich unten ein „Pathos der Resonanz". Und doch besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen dem hochgeborenen Grafen und dem armen Vagabunden, der nicht einmal auf die Titulatur Ew. Wohlgeboren Anspruch hat. Tolstoi steigt in die untersten Tiefen des Menschenelends, um dann zu erhabenster Höhe sich emporzurecken und mit gewaltigem Pathos zu verkünden: seht her, ihr Armen und Elenden, Reichen und Hoffärtigen, so ist es — anders aber sollte es sein. Er giebt der Kunst eine moralische Wendung. Auch er negirt, wie Gorki, den Staat und setzt an dessen Stelle das einzelne Individuum von bestimmter Qualität. Aber man verkenne doch nicht diesen gewaltigen Eiferer und Propheten, der sich eigentlich vermißt, eine eigene Religion zu begründen. In dem Tolstoi'schen religiösen Anarchismus steckt, dem Träger vollkommen unbewußt, viel von dem „der Staat bin ich". Man könnte sich den nur in Rußland möglichen Grafen vielleicht so konstruiren: Der auf den Höhen der Gesellschaft Geborene, der mit starkem Temperament Begabte, der muthige Krieger und gewaltige Jäger von ehemals hätte vielleicht das Zeug zu einem leitenden Staatsmann von elementarer Kraft und bestimmender Energie in sich gehabt, nur daß in Rußland für einen solchen Staatsmann, von der Art Bismarcks etwa, gar kein Raum gegeben ist, in diesem Rußland, das allerdings die feinsten und verschlagensten Diplomaten von jeher ausgebildet hat. So blieb dem wilden Grafen nur das Gebiet der Einzelpersönlichkeit und der Religion als Feld seiner Bethätigung. Auf diesem Felde schuf er in sich einen Feldherrn, ein Vorbild. Ganz anders steht es mit Gorki's Saatsverneinung. Seine „verlorenen Leute" pfeifen auf den Staat und pfeifen auf die Polizei, solange sie nicht von ihr erwischt werden. Und selbst dann wissen sie sich mit ihrem Schicksal noch abzufinden. „Jedes böse Ding hat seine gute Seite und jedes gute Ding seine böse Seite." Im Gefängniß giebt's wenigstens Wohnung, Kleidung und Nahrung. Diese Leute haben wirklich „ihre Sach' auf nichts gestellt". Was auch kommen mag, den Gleichmuth bewahren sie, im Gefängniß und in der Freiheit, im Leben und im Sterben. Und solcher

Gleichmuth macht solche Leute staunens-, um nicht zu sagen bewundernswerth. Sie sind alle Philosophen aus Noth, im Lebensdrang dazu gemacht. Diese unterhalb von Gut und Böse stehenden Verlorenen sind wahrhaftig — innerlich frei! Und stolz sind sie! Romulus und Remus waren auch „scharfe Jungen" — sagt einer von diesen „Verlorenen", an dem offenbar ein Geschichtsphilosoph verloren gegangen ist. So sind sie auch glücklich in ihrer Art. Auf wie tausendfachem Wege doch Menschenglück zu stande kommt — —!

* * *

Ich hebe hervor, daß Gorki nicht im Mindesten obscön ist. Auch Frauen können ihn ohne Bedenken lesen. Aber er wird sie vielleicht langweilen. Ich wünschte gar sehr, daß Staatsmänner, Politiker, Publizisten, Sozialpsychologen diese Bücher in die Hand nähmen. Sie können viel daraus lernen, z. B. wie Anarchisten werden. Wann erfährt denn ein Hochstehender, wie im tiefuntersten Grunde des Volkes gedacht und gefühlt wird? Nie lernt er die „Hefe des Volkes" kennen, woraus die Gährungen sich bilden. Er sieht nur die schrecklichen Endpunkte der Entwickelung. Bei Gorki kann er die Anfänge und Quellen studiren. Nicht etwa, daß Gorki mit Anarchismus oder Sozialismus in seinen Büchern sich befaßte! Gorki schildert nur Menschen, wie sie sind. Er hat nicht die mindeste, am wenigsten eine politische Tendenz. Aber man sehe sich einmal z. B. den Schuster Orlow an, diesen Mann mit der Unruhe im Herzen, mit dem Hang zum Thun und Nichtsthun, woraus dann That und Unthat springen können. Dieser Orlow braucht nur einen „Volksbeglücker", einen, der ihn „aufklärt" — und die Bombe fällt.

* * *

Maxim Gorki's Stern strahlt über Europa. A. M. Pjeskow aber sitzt im Gefängniß. Er hat nicht gestohlen oder gemordet. Aber er wird beschuldigt, ein „Politischer" geworden zu sein. Er ist ein Opfer der letzten Bewegung im Zarenreich. Im Gefängniß ist er erkrankt. Vielleicht stirbt er jetzt schon im heiligen Rußland, oder ein bischen später in den sibirischen Schrecken. Die Europäer können sich ja an seinem Stern erfreuen, an dem Meteor, das jäh aus tiefster Nacht vom Osten her auftauchte, schnell und hell auflodernd nach Westen strich, um wieder in Nacht zu versinken. Das ist doch schön! Das ist wahrhaft poetisch, solch ein russisches Poetenschicksal! Rußland ist ein poetisches Land.

Hier hat kein Poet politisch zu sein. Politik macht Väterchen. Die russischen Kinderchen dürfen träumen, schauen und fabuliren. Wenn sie Politik machen, straft sie Väterchen natürlich wegen ihres Verraths an der Muse. Mütterchen aber macht das an der Muse begangene Verbrechen wieder gut; Mütterchen Rußland versteht es, Tragödien zu dichten und die armen, verirrten Poeten zu leibhaftigen tragischen Helden zu erhöhen.

Rußland ist ein poetisches Land. Max Lorenz.

Goethe's Faust. Entstehungsgeschichte und Erklärung von J. Minor, o. ö. Prof. an der Universität Wien. Erster Band: Der Urfaust und das Fragment. Stuttgart 1901. (Cotta). XV u. 378 S. Zweiter Band: Der erste Theil. 286 S. 8°.

Das Werk, ein fortlaufender Kommentar, wie er sich aus Kollegienheften ergeben mag, giebt sich als spezifische „Goethe-Philologie" schon durch die Widmung „Den Philologen des XX. Jahrhunderts." Philologie studiren heißt nun zwar im Grunde nichts als lesen lernen, aber welcher unabsehbare Umfang dieser Wissenschaft damit gesetzt ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es steht nur zu hoffen, daß das neue Jahrhundert nicht ganz in Philologie ersaufen werde, oder vielmehr, daß die Versenkung in die geschriebenen und gedruckten Dokumente der Vergangenheit das nächste Geschlecht nicht noch völliger zu einem erziehen, da jeglicher eben nur liest und nur schreibt, bis ihm die Gehirne zu Badeschwamm erweicht und die Herzen verkalkt sind.

Wir haben es oft gehört, für die Wissenschaft gebe es nichts Kleines. Jawohl, wenn die Gesichtspunkte des Forschers, wie bei den ersten Entdeckern unseres nationalen Alterthums, den Grimm, Benecke, Lachmann u. A. der Fall war, groß bleiben und nicht, wie es schon fast aussieht, Karlchen Miesnick mit gleicher Wichtigkeit behandelt wird wie Goethe.

Da ist es nun schön, daß die betriebsame Goethe-Philologie durch ihr Objekt selbst fort und fort vor der angedeuteten Versimpelung gewarnt ist. Ihr Motto darf niemals der Herzenswunsch des Philisters Wagner sein:

„Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen."

Minor fragt sich einfach: „Was steht denn wirklich drin" im Faust? Er will nicht logischer und prägnanter sein als der Dichter selber, und daß er als bestes Mittel des Verständnisses lautes Lesen und kunstmäßiges Lesen empfiehlt, ist sehr verständig; in der That ist der Schade unseres taubstummen Lesens und Schreibens handgreiflich selber bei Poeten. Daß der Interpret das Ganze gegenwärtig habe, ist selbstverständlich.

Minor's Verhältniß zu seinen im Ganzen nicht allzu glimpflich weggekommenden Vorgängern lassen wir seine Sorge sein. Reicher entfaltet hat Minor seinen Gesichtspunkt Bd. 2, 20 ff., bes. 25. 26. Hier liegt der Angelpunkt für die Beurtheilung seiner Gabe.

Wir können ihm hier natürlich nicht in die Einzelheiten folgen, und wenn gesagt wird, sein Buch stehe „auf der Höhe" der Faust-Forschung, so wird er das kaum als besondere Anpreisung verstehen, denn das war eo ipso zu fordern.

Interessant ist, und man möchte gern nähere Begründung dafür, daß der Verfasser an ein zufälliges Verschwinden des Lessing'schen „Faust" nicht recht zu glauben scheint. Das ist unwidersprechlich, für Goethe's Faustdichtung ist die eigentliche Fabel und deren frühere Behandlung vollständig Nebensache, das Leben ist „die wichtigste Quelle für seinen Faust", wie er denn dem alten Dichter selber als biographische Urkunde in „D. u. W." gedient hat. Für Gretchen-Helena oder „das Ewig-Weibliche" gab ihm das Leben eben gar manche neue Modelle, von dem Frankfurter Gretchen und der Sesenheimer Friederike bis zu Minchen Herzlieb, Suleika und Ulrike Levetzow hin. „Gestalten, die nicht aus der Luft gegriffen sind, sagt der Dichter noch 1815 in einem Briefe aus Wiesbaden, müssen sich doch wohl hie und da auf der Erde wieder finden."

Minor beanstandet die angeblich logisch nicht zusammengehenden Verse:

„Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Er, der „Teufelsbündler" — ein thörichter Terminus, mit dem Minor viel zu viel operirt — dürfe doch nicht sagen, daß er an die Existenz eines Teufels nicht glaube. So darf man einen Dichter nicht behandeln. Abgesehen davon, daß der Pakt noch gar nicht geschlossen war, steht zudem nur da, er fürchte sich nicht vor dem Gesellen, den der Dichter als einen Theil seines eigenen Wesens zu schätzen wußte.

Ein Fausterklärer sollte aber nicht für Mephistopheles fast durchgehends „der Teufel" sagen. Ungeachtetet vielfacher Bemühungen ist, wie ich glaube, der Name, den der Geist nach dem Volksbuche führt, bisher nicht genügend aufgehellt, meines Erachtens darum nicht, weil man, offenbar irre geleitet durch die auch begegnende Form Mephostophiel, sich immer abquälte, das Wort als hebräisch zu deuten. Es ist aber griechisch, zwar nicht, was Robert Unger (und mit ihm Hagemann) dachte, der „Nicht-Faust-Freund", dessen Name auch an den „Nicht-Licht-freund" anklingen soll, Μη-Φαυστο-φιλής, Μη-φωτο-φιλής, sondern kirchlich als „Widersacher Christi" gefaßt, der

Μη-Χριστο-φιλής.

Die Sache ist sehr einfach, wenn man sich der alten Siglen für den Namen des Heilands erinnert. Wird das X als stehendes Kreuz geschrieben und der Bogen des P an den oberen Balken gehängt, so haben wir die Rune

-P.

Wie leicht gerieht aber der Querbalken in eine Schleife, also daß das große Chi-rho als ein großes Phi angesehen ward (Φ). Allerdings

nun fast die Umkehrung des „Christophorus", woran kürzlich in der „Allg. Ztg." Jemand gedacht hatte, als ob man das griechische μη mit der deutsch-volksmäßigen Form „Christoffel" hätte verbinden können. Die ältere Form in den gelehrten Faustbüchern scheint ja Mephostophiles, nicht Mephistophiles gewesen zu sein; sie würde sich allerdings an die römischen Namen Faustus oder Fostus (Fostlus = Faustulus hatte Unger geltend gemacht) angelehnt haben, bleibt aber eine bloße Konjektur.

Der Name Christos wurde sehr früh volksetymologisch als Chrestos gefaßt, z. B. von Lucian und Tacitus, leicht, da das η schon als langes ι galt.

Aber für den Umschlag des i in o wüßte ich sonst kein Beispiel. Mephistophiles ist demnach wohl die richtige alte Schreibung des Namens, der auf verleienem Mechristophiles beruht. Christophilos ist übrigens altbezeugter christlicher Name.

Der Seite 179 beigebrachte längere lateinische Passus, der Goethes pantheistischer Anschauung entspreche, ist ganz gewiß nicht von dem Dichter, sondern bloßes Zitat, das wohl im Bayle irgend zu finden sein wird, den, wie wir wissen, der Straßburger Student gern las. Wie hätte auch Goethe dazu gelangen können 1. ein so durchaus stilvolles philosophisches Latein zu schreiben, 2. den Spinozismus als gefährlichste Konkurrenz des reinen Pantheismus, der Emanationslehre, so hart zu verdammen? War doch Goethe eben durch den wirklich giftigen Artikel Spinoza im Bayle dessen Freund geworden. Goethe war kein geschulter Philosoph, aber die schlichte gesunde Logik steckte ihm von früher Jugend fest im Leibe.

Es wird wohl im Ganzen viel zu viel spintisirt. Das ist der Fluch aller Exegese, die nicht gern zugiebt, daß Poesie sich nicht ohne Rest auf logische Formeln reduziren läßt. Was geht es denn z. B. uns an, ob Mephisto den Tod des Herrn Schwerdtlein in Padua wirklich weiß oder ob er die ganze Geschichte bloß ad hoc zusammenlügt. Widersprüche sind, darin hat Minor gewiß Recht, ganz unvermeidliche Folge jeder Vermenschlichung überirdischer Wesen.

Erst Ende Februar 1788 hatte Goethe in Italien den Faden seiner Faustscenen wiedergewonnen als Frucht des „Ueberdenkens." Der Ton des Ganzen ist jedoch dem Dichter des Fragments bei der nun eingeschlagenen antikisirenden Richtung fremd geworden. Als das Stück im 7. Bande der Schriften (der erst nach dem 8. herauskam) 1790 vorlag, fand man naturgemäß Sprache und Stil wohl noch im Sinne des Sturmes und Dranges — von der Modelung ins Thüringische konnten die damaligen Leser nichts wissen — aber es galt doch als ein „seltsamer Torso." Erst die Schlegel entschieden das Urtheil.

Der Erdgeist in der Szene Wald und Höhle (siehe Seite 352) ist

keineswegs bloße „Erinnerung“ an die frühere Szene. Der Dichter hatte ihn inzwischen in Italien noch ganz anders kennen gelernt. Hier sind ganz deutliche Beziehungen auf den Vesuv und die merkwürdigen franciscëischen Bezeichnungen der Naturwesen als seine „Brüder“ greifen den christlich-mythologischen Szenen im 2. Theile voraus. Und noch wenige Monate vorher war der „dezidirte Nichtchrist“ Goethe dem H. Franciscus und dem großartigsten Denkmale italienischer Gothik in Assisi schnöde vorübergefahren.*)

Der „Faust, eine Tragödie“ (erster Theil) von 1808 ist, wie von Minor auf's Erschöpfendste aufgewiesen wird, das nicht genug zu verdankende Verdienst Schillers, des unablässigen Protreptikers.

Das energische Mittel, das Schiller anwandte, war Ausnützung der Spannung des Publikums. Besonderes Honorar gab es nicht; die 4000 Gulden, die Cotta zahlte, galten für die gesammten „Werke“ der Ausgabe jenes Jahres, den neuen Faust inbegriffen. Das nannte man damals „glänzende Anerbietungen“. Von Mitte April 1800 bis in den November hin war Goethe an der Arbeit. Nun stand auch schon fest, daß es zwei Theile werden mußten, der Gipfel war Helena. Und so nach der Krankheit im Januar 1801 weiter, bis 4600 Verse und drüber, mehr als das Doppelte des Fragments, fest standen. Das fertige Werk sollte leider der Freund nicht erleben. Es war März 1806 geworden, bis es abgehen konnte, und Ostern 1808, bis es zum Druck gelangte. Nun erwäge man, welcher Muth für den Dichter eben jetzt zu der Arbeit gehörte, an der das Herz doch nur noch halb betheiligt blieb. War ihm doch der Faust längst eine „abenteuerliche Posse“ geworden, ein „Tragelaphus“ oder „Schönheit mit Abgeschmacktem gemischt“. Also Romantik? Nun ja, wäre nur das Wort nicht so vage, man ließe sich's gefallen, hier von Verquickung des Romantischen und Klassischen zu reden.

Ein Ding aus Einem Guß war es nun allerdings nicht mehr. Wer hätte das auch fordern mögen?

Die große Wirkung der Theaterbearbeitungen bleibe hier abgesondert, wiewohl dabei auch literargeschichtliche Suggestion mitspielt.**) Die Freude

*) Es ist wohl nicht unangebracht, auch daran zu erinnern, daß wie für Franciscus die Sonne und die Sterne, die Wolken und der Vogel in der Luft seine Brüder sind, so auch der Tod von ihm als Sorella Morte gegrüßt ward, was der spätere Faust Goethes natürlich in den „Bruder Tod“ verwandeln mußte, nicht bloß der Bruder des Schlafes, sondern ganz eigentlich mein Bruder, der getreue Helfer. Freilich sehr viel später so ausgesprochen, aber die Wurzeln dieser — meinetwegen mystischen Anschauung reichen in den ersten italienischen Aufenthalt zurück. Auch Italien gehört zu des Dichters Lande, in das gehen muß, wer den Dichter will verstehen.

**) Ohne die Shakespeare auf der heutigen deutschen Bühne überhaupt undenkbar wäre.

des Interpreten am Entwirren verschlungener Fäden, des Hermeneuten an der Enthüllung des Wortsinns, die Wollust des mystisch-symbolistischen Rausches dürfen wir doch nicht mit zu den eigentlich literarischen, lebendig fortzeugenden Wirkungen rechnen.

Ueber die Ansicht Minor's, wonach das Vorspiel ironisch, nicht pathetisch zu fassen sei, wird man, fürcht' ich, lange streiten. Den Romantikern war ja Ironie die Seele des Poetischen, und ihnen würde selbst Dante als Ironiker gelten. Doch das bliebe Wortgezänk.

Daß das Kommandiren der Poesie „ganz im Sinne Goethe's" sei' leugne ich durchaus. Es ist ja der Theaterdirektor, der Geschäftsmann, der es fordert; der Dichter, auch wenn er das Unglück hatte, Leben und Kunst in diesem unseligen Geschäfte selber verderben zu müssen, war unfähig, solchen Ansprüchen zu genügen und litt unsäglich darunter. Freund Schiller verstand das schon besser. Goethe's „Feindschaft des Herumtappens und Dilettirens" hat damit gar nichts zu thun, da das lediglich das Formelle oder „das Handwerk" als Vorbildung zur Kunst angeht. Goethe fand sogar, daß ein sicheres Kennzeichen des Dilettantismus sei, das Formale auf die Spitze zu treiben, seine eigene Poesie aber war gerade das Widerspiel solcher Künste „ohne Liebe", denn wie sagt er doch: „Die Liebe giebt mir Alles, ohne sie dresch' ich Stroh" (an die Stein irgendwo). Der Verfasser, der sich allzu häufig auf Falk bezieht, bedachte nicht, daß dieser Kunde — wir kennen ihn ja — keine Beweisinstanz für die Meinung sein kann, die Goethe von seinen Geschöpfen gehabt habe. Komisch war dem Berichterstatter die Aufzählung derjenigen Schlauberger, die gemerkt hatten, daß dem Vorspiel im Himmel das Buch Hiob zu Grunde liegt. Ja, gab es denn Menschen, die das nicht gewußt hatten, und giebt es noch welche, denen man das erst sagen muß? Ja so, wir sind in dem Oesterreich der glorreichen jesuitischen Gegenreformation, dem die Wirkungen der Lutherbibel nur noch mittelbar zufließen dürfen, wozu ihm denn auch wohl Goethe verhelfen mag.

An sich richtig ist wohl, der Dichter des Faust-Paralipomenon Nr. 7 kennt keinen anderen Teufel, als wir alle — „die Faust-Philologen ausgenommen", fügt Minor boshafter Weise hinzu (II., 94). Aber einigermaßen entschuldigt ist die Faust-Philologie denn doch, wenn sie mit Goethen selber eine etwas höhere Meinung von Mephistopheles hegt. Es mag also nützlich sein, an den großen Maskenzug zum 18. Dezember 1818 zu erinnern, der feinen Huldigung der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna, dem höchsten Preisliede, das je zum Ruhme des Carl-Augusteischen Weimar ist gesungen worden und das die werthvollsten Selbstbezeugungen über den Antheil enthält, den der Dichter und seine großen Freunde, vor Allen Schiller, an dieser Landesgröße haben, die nun wüste liegt und nur noch den Kronschatz auf der Sophienburg, das Goethe- und Schiller-

Archiv zu hüten hat. Da ließ Goethe die Gestalt seines Mephistopheles als Faust-Interpreten auftreten und giebt ihm die Worte in den Mund:

> Mit Zirkel und Fünfwinkelzeichen*)
> Wollt' er Unendliches erreichen;
> Er quälte sich mit Kreis und Ring;
> Da fühlt' er, daß es auch nicht ging.
> Gequält wär' er sein Lebelang;
> Da fand er mich auf seinem Gang.
> Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben
> Zum Leben eigentlich gegeben,
> Nicht sollt' in Grillen, Phantasieen
> Und Spintisirerei entfliehen.**)
> So lang' man lebt, sey man lebendig!

Die Faust-Philologen brauchen sich also, trotz Minor, die Einsicht keineswegs streitig machen zu lassen, die das persönliche Bild des Dichters in beiden Spiegelungen, sowohl im idealistischen Faust, als im realistisch-kritischen Mephistopheles erblickt. Wie die Gleichung Tasso + Antonio = Goethe nach dem Bade der Wiedergeburt in Italien, so nun Faust + Mephisto = Goethe. Es sind die zwei Seelen im Menschen, die auf ehrliche Geselligkeit angewiesen sind. Das Wort, das Goethe schon 1806 in der „Generalbeichte" von der Sünde der Versäumniß und der Umkehr zum „resoluten Leben" verkündete, wie Hafis den Trinkenden, daß er Buße thue für die Enthaltsamkeit, er hätte es auch gar wohl dem Mephisto in den Mund legen können.

Studirzimmer. Um zu wissen, daß der λογός aus der griechischen Philosophie in das Johannes-Evangelium gekommen, brauchte es doch nicht erst der Verweisung auf Max Müller. Seite 164 ist ganz glücklich aufgezeigt, weshalb man alle solche Aussprüche, wie die berühmte Selbstdefinition des Mephisto, nicht auf die logische Goldwaage legen darf, da die ganze Vorstellung des Teufels an innerem Widerspruch leidet. Und gern giebt man Minor zu, daß die Stimmungen des Geistes im dramatischen Sinne keine Störungen sind, da er ja in menschlicher Gestalt vor uns steht. Die bloß logischen, aber nicht psychologischen Widersprüche machen den Faust in der That erst möglich als dramatisches Gedicht, was nicht ohne Weiteres „Theaterstück" bedeutet.

Auch Löper, wie jetzt Minor, hatte nicht bemerkt, daß Faust 1475 „Und grad' mit in die Welt hinein!" das „mit" nicht etwa als „mit mir" zu verstehen ist, sondern „mitten" ist.

Walpurgisnacht. Ich habe bereits gesagt, daß ich den Mephisto nicht als bloße Potenz Wagner's, des Philisters aufzufassen vermag. Er

*) Dem Pentagramm, das Mephisto's Ratten zerknabbern müssen.

**) „Nicht sollt'" ist auf Faust-Goethe zu beziehen, also s. v. a., daß er nicht entfliehen dürfe.



ist und wird es von Szene zu Szene mehr, der ironisch-kritische Welt- und Geschäftsverstand, die praktische Vernunft allenfalls, die ja auch bei Kant die Hinterthüren offen zu halten versteht, aber er ist wahrhaftig kein Banause, dazu hat er eben viel zu viel von Goethe's eigenem Fleisch und Blut.

Einem kritischen Zuschauer, der von einem so anregenden Buche über Goethe's Dichtung wieder auf die eigene nächste Gegenwart gewiesen ist, mag gestattet sein, gleichsam als nachträgliches Motto zu Minor zu citiren, was dort in den Epigrammen der Walpurgisnacht der „Autor" vorträgt (Vers 3731 nach Löper's Zählung):

> Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
> Von mäßig klugem Inhalt lesen!
> Und was das liebe junge Volk betrifft,
> Das ist noch nie so naseweis gewesen.

Franz Sandvoß.
(Xanthippus.)

Politische Korrespondenz.

Das Bismarck-Denkmal. Die Enthüllungs-Rede des Grafen Bülow. Erinnerung an Herrn von Miquel. Minister von Berlepsch über die soziale Entwicklung.

An der Spitze dieses Heftes bringen wir einen Aufsatz über die staatsmännische Thätigkeit des Ministers von Miquel. Wie geschwinde rollt doch heute die Weltgeschichte dahin! Es ist fünf Wochen her, seit Herr von Miquel den Abschied genommen und schon scheint ein Aufsatz, der seine Ministerthätigkeit in größerem Stil zu würdigen unternimmt, fast post festum zu kommen. Man denkt kaum noch daran, welch ein bedeutender, einflußreicher, zeitweilig maßgebender Mann noch soeben mit am Steuer gestanden, und welche Tragweite es hat, daß er verschwunden und ein Anderer an seine Stelle getreten ist.

Ist es die moderne Technik, die allenthalben den Raum durch die Schnelligkeit überwindet, die auch dem Lauf der Geschichte neue Flügel verleiht? In diesem Falle ist es nicht bloß der Pfeil-Flug der Zeit, der uns schon so weit von Herrn von Miquel entfernt hat, sondern auch die diplomatische Kunst des Reichskanzlers Grafen Bülow, die nicht nur den bedeutsamen Wechsel heraufgeführt, sondern auch mit gutem Vorbedacht so geleitet hat, daß keinerlei Bewegung in der öffentlichen Meinung und bei den Parteien entstanden ist, und so mächtig der Fels war, der in das Meer der Vergessenheit stürzte, die Wellen, die er erregte, sich sofort wieder beruhigt und gelegt haben.

Es scheint ein unvermittelter Uebergang von dem Rückblick auf die Entlassung des Ministers von Miquel zu der Rede des Herrn Reichskanzlers bei der Enthüllung des Bismarck-Denkmals. Aber es scheint nur so. Es ist zwischen diesen Ereignissen ein starker und sogar mehrfacher innerer Zusammenhang. Daß die Rede des Herrn Reichskanzlers keine bloße Festrede, sondern ein politisches Ereigniß sei, ist sofort auf allen Seiten empfunden worden. Auch der Sinn und Geist dieser Kundgebung ist ohne Mißverständnisse sofort von der öffentlichen Meinung aufgefaßt und gedeutet worden. Graf Bülow hat die Gelegenheit wahrgenommen, man kann

beinahe sagen zum ersten Mal, ein politisches Programm zu entwickeln. Als kürzlich ein Brief von ihm durch die Zeitungen ging, in dem er dem Komitee für Errichtung eines Fichte-Denkmals beitrat, knüpfte daran die „Frankfurter Ztg." die witzige Bemerkung, es sei ja recht hübsch, daß das deutsche Volk nunmehr wisse, wie der Herr Reichskanzler über Fichte dächte; aber noch wünschenswerther sei es doch eigentlich, daß er enthülle, wie hoch er sich die demnächst zu beschließenden Getreidezölle denke. Ich mache von dem Unterschied zwischen einer Zeitung und einer Monatsschrift Gebrauch und sage: Ihr habt ganz recht; für euch ist es wichtiger zu wissen, wie hoch der Reichskanzler sich Getreidezölle denkt; für uns aber, die wir der Tagespolitik um eine Linie ferner und der Weltgeschichte um eben so viel näher stehen, uns ist es wichtiger zu wissen, wie ein Reichskanzler über Fichte denkt, und dies ist auch der Gesichtspunkt, unter dem wir das Ideal-Programm der Bülow'schen Bismarck-Rede betrachten und würdigen wollen.

Der Herr Reichskanzler hat Bismarck als den Repräsentanten deutschen Geistes neben Goethe hingestellt. Das ist tausend Mal geschehen und gesagt. Aber auch das tausendmal Gesagte kann in dem Glanz eines großen Wortes erstrahlen durch die Stelle, an der es gesprochen wird, und die Persönlichkeit, aus deren Munde es kommt. Wie nah hätte es gelegen, sich bei dieser Denkmals-Enthüllung in einer allgemeinen Charakteristik des Fürsten Bismarck zu versuchen. Da hätten wir wieder von dem nationalen Mann gehört und von dem christlichen Mann und sonstige Eigenschaftswörter, die, so wahr sie sind, doch weder einen Eindruck machen noch eine Individualität zeichnen können. Im besten Falle wären zierlich geschliffene Trivialitäten das Ergebniß gewesen. Statt dessen die einfache Zusammenstellung mit Goethe, was man auch ausdrücken kann: gleichzeitig mit dem Bekenntniß zu Bismarck ein Bekenntniß zu Goethe. Die Verbindung dieser beiden Namen bedeutet eine Weltanschauung. Sie bedeutet das höchste, edelste und reinste Ziel, was dem Deutschthum gesteckt ist. Sie erhebt die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck aus dem Staube des Alltagskampfes in den Aether des ewigen Heroenthums. Sie kennzeichnet den Geist, in dem wir sein Vermächtniß erfüllen sollen, als den Geist der inneren Freiheit.

Als ich vor einiger Zeit in einer Vorlesung — man gestatte mir diese kleine persönliche Wendung — über Luther zu sprechen hatte, erwähnte ich auch, daß das Andenken dieses großen Propheten unserer Nation in den nächsten Generationen nach ihm nicht in dem Maße geachtet worden sei, wie wir es heute als selbstverständlich voraussetzen möchten. Erst das Sich-auf-sich-selbst-Besinnen unsrer Nation in unsrer Epoche und die Historie haben Luther wieder ganz in seine Ehre eingesetzt. Die Schuld an diesem zeitweiligen, undankbar scheinenden Abirren hatten nicht zum geringsten Theil die unmittelbaren Nachfolger und Jünger Luthers, jenes

fürchterliche Geschlecht der lutherischen Pfaffen, die mit ihrem theologischen Gezänk schon Melanchthon in die Grube brachten und Geist und Charakter unseres Volkes auf lange Zeit verdunkelten und verdarben. Ich fügte hinzu man müsse besorgen, daß mit dem Andenken des Fürsten Bismarck etwas Aehnliches im Anzuge sei, denn unter Denjenigen, die beanspruchten, seinen Namen ganz besonders hoch zu halten, seien bereits viele Persönlichkeiten bemerkbar, mit denen ein wirklich guter Deutscher nicht gern Gemeinschaft pflege.

Durch die Rede des Grafen Bülow scheint mir diese Gefahr jetzt gedämpft, vielleicht beseitigt: sie hat den Parteien den großen Namen entrissen, um ihn dem ganzen Volke zuzueignen. Wir brauchen jetzt nicht mehr zu besorgen, daß das Bismarck-Pfaffenthum, das, an einzelne Aeußerungen des unzufriedenen Alters anknüpfend eine politische Dogmatik ausbilden möchte, die Oberhand gewinne. Nicht auf Bismarck's Standpunkt stehen zu bleiben, sondern in seinem Geist die deutsche Idee fortzuentwickeln, von Epoche zu Epoche neu zu gestalten, ist die Aufgabe. Goethische Bildung sollen wir hochhalten, indem wir Bismarckische Politik treiben. Der Patriotismus soll nicht verknöchern zum Chauvinismus; der Staatsgedanke sich nicht verzerren zum Scharfmacherthum; die bloße Gewaltsamkeit sich noch nicht ausgeben dürfen als Kraft. Alles dies ist gegeben in der Zusammenstellung jener Namen. Neue Ideen, ging der Gedankenzug des Kanzlers weiter, neuer großer Bethätigung ollen uns das Wahrzeichen fortlebender und fortzeugender nationaler Kraft sein. Wir sollen die Continuität unseres politischen Daseins wahren, die aus den früheren Geschlechtern überlieferten Kräfte und Stände pflegen und hüten, aber uns nicht in den bloßen Kämpfen um die Erhaltung verzehren und verhärten, sondern die neuen fruchtbaren Elemente, die der Fortgang der Weltgeschichte zeitigt, in das Alte aufzunehmen und mit ihm zu verschmelzen suchen.

So lange wir einen Kanzler haben, der in diesem Sinne die Bismarck'sche Politik fortsetzt, sich vom Buchstaben frei macht, um sich der Kraft des Geistes anzuvertrauen, so lange mögen wir getrost in die Zukunft schauen und sorgen uns auch nicht, weil wir noch nicht erfahren, wie hoch sich der leitende Staatsmann die Getreidezölle im nächsten Handels-Vertrage denkt.

Was ist nun für eine Verbindung zwischen der Bülow'schen Denkmals-Rede und der Entlassung des Finanzministers von Miquel, von der wir ausgingen? Die Verbindung ist doch wohl die, daß zunächst Herr von Miquel, wenn auch in seinen Grundanschauungen gewiß nicht viel anders denkend, doch taktisch geneigt war, sich auf scharfmacherische Velleitäten einzulassen und die Lösung unserer Parteischwierigkeiten in dieser Richtung zu suchen. Wenn ihm ein gangbarer Weg gezeigt wurde, so wäre er gewiß auch nach einer anderen Richtung mitgegangen — insofern mag man leugnen,

daß hier eine sachliche Parallelität vorhanden sei. Ganz deutlich und unverkennbar aber ist sie in der politischen Methode. Graf Bülow hat das eigenthümliche und große Talent, auch seine schärfsten Aktionen so einzukleiden, daß der Widerspruch ihnen gar nicht recht beizukommen vermag und sie sich mit einer gewissen Geräuschlosigkeit vollziehen. So hat er es fertig gebracht, daß sein stärkster Rival im Staatsministerium hat zurücktreten müssen, ohne daß die Parteien, zu deren Nachtheil es geschah, recht wußten, wie sie sich dazu stellen sollten, und das Ereigniß sich vollzogen hat, als ob gar nichts geschehen wäre. So hat er jetzt sein Programm in einer Form verkündet, daß alle Guten eine freudige Sicherheit daraus schöpfen können, ohne daß doch die Geister, die zurück- und abgewiesen sind, sich sofort zu offenem Kampf provozirt fühlten. Er hat ein Programm aufgestellt, das ihm, wie wir hoffen, auf alle Zeit den wichtigsten aller Bundesgenossen, die deutsche Bildung, sichert, ohne doch die argwöhnischen Interessen-Vertretungen, mit denen er zu laviren und zu paktiren hat, aufzureizen.

* * *

Die Politik des Grafen Bülow, wie wir sie programmatisch in seiner Bismarck-Rede verzeichnet finden, ist auch die Politik, die in diesen „Jahrbüchern" von je vertreten worden ist, die in keine Partei-Schablone einzupassen ist und uns unausgesetzt bald von rechts bald von links, bald mit Zorn bald mit Spott als ein bloßes „Eingängerthum" vorgehalten wird, von der wir aber der Zuversicht leben, daß sie gerade deshalb das nationale Interesse am richtigsten vertrete, weil sie, weder von Interessen noch von Doktrinen beeinflußt, allein das Heil des Reiches im Auge hat.

Diese innere Freiheit ermöglicht es uns auch, sachlich werthvolle Abhandlungen zu veröffentlichen, deren Auffassung und Bestrebung wir nicht in jeder Hinsicht beizupflichten vermögen. Indem unsere Leser die Studie des Abgeordneten von Zedlitz über Herrn von Miquel gelesen haben, werden sie, ohne daß wir eigentlich noch besonders darauf aufmerksam zu machen brauchten, selber die Punkte bemerkt haben, wo unsere Auffassung sich von derjenigen des Artikels scheidet. Merkwürdig genug findet sich in dem Aufsatz selbst eine Wendung, die wir nur stärker zu betonen haben, um ganz auf unsern Standpunkt zu gelangen. Herr von Zedlitz hält Herrn von Miquel vor, daß er das ethische Moment in der Politik unterschätzt habe, besonders als er seine Zustimmung zu den Einschüchterungs-Maßregeln gegen die konservativen Beamten im Abgeordnetenhause gab. Das ist gewiß sehr richtig und mögen sich alle Diejenigen merken, die glauben, die Real-Politik sei fertig, wenn man die Interessen berechne und sich nicht vor der Gewalt scheue. Auch dem Fürsten Bismarck ist ja oft genug vorgeworfen worden, daß er Gewalt-Politiker gewesen sei und das Ethische

unterschätzt habe. Wer ihn aber mit mehr Unbefangenheit ansieht, erkennt, daß das gerade Gegentheil der Fall war. Gewiß war Fürst Bismarck wie alle Männer seines Schlages ein ungeheurer Menschenverächter, der sich nicht scheute, mit Leuten, die er innerlich verachtete, intim zu thun, wenn sie nur für irgend welche Zwecke brauchbar waren, und zu den Mitteln der Gewalt, ich leugne es garnicht, mit Vorliebe seine Zuflucht nahm — aber gerade in seinen großen Kombinationen hat er niemals das ideale Moment, und das ist die Ethik in der Politik, vergessen oder unterschätzt. Es ist nicht etwa nur die nationale Idee, die er der preußischen Macht-Politik einschmolz, von der ich spreche. Man vergleiche sein „Kartell“ von 1887 mit der „Sammlungs-Politik“ Miquels. Das Eine ein glänzender Erfolg, das Andere ein völliger Mißerfolg, und es sind doch fast dieselben Elemente, die das eine und andere Mal zusammengebracht wurden — „fast“ dieselben: eins fehlte der „Sammlung“, ein ganz kleines unscheinbares, wie man glaubte, aber ein entscheidendes: das idealistische. Zum „Kartell“ gehört der nationale Schwung und die Sozialreform: der Kartell-Reichstag hat das Invaliditäts-Gesetz gemacht. Die „Sammlung“ stieß die Sozial-Reformer aus und wurde dadurch zu einem bloßen Bund materieller Interessen. Da konnte es ihr nicht helfen, daß sie selbst bei dem Zentrum, so mächtig dieses ist, Anlehnung suchte: ihr fehlte bei aller äußerer Macht die Kraft der Idee, und so blieb sie geschlagen mit Unfruchtbarkeit.

Man wende nicht ein, daß ja Fürst Bismarck seine „Kartell“-Politik aufbaute auf das Sozialistengesetz, das als Ausnahme-Gesetz mancherlei Ungerechtigkeiten, ja Grausamkeiten im Gefolge hatte. Es ist eine sehr oberflächliche Anschauung, sage man von der Ethik, sage man vom Idealismus in der Politik, die da glaubt, die politischen Ziele seien mit lauter sanften Mitteln zu erreichen, und alle Anwendung von Härte und Gewalt im Staatsleben können vermieden werden. Wenn das richtig wäre, wäre es ein sehr gemüthlicher Beruf, Staatsmann zu sein: nein, gerade das ist das Schwere und Große, daß der Staatsmann wie der Feldherr entschlossen sein muß, um der Idee willen die Einzelnen leiden zu lassen. Nur indem Fürst Bismarck die Sozialdemokratie durch das Sozialistengesetz knebelte, war er im Stande, den entgegengesetzten Parteien die Zustimmung zu den großen Sozial-Gesetzen zu entreißen, und die Sozialdemokratie hat nicht das geringste Recht, sich über diese Knebelung zu beklagen. Die Leiden, die sie durchmachen mußte, sind dem deutschen Arbeiterstande für alle Zeiten zu Gute gekommen, und auch subjektiv war das Leiden als Strafe für das demagogische, jeder positiven Arbeit am Staate sich widersetzende Verhalten der Partei vollauf verdient. Fürst Bismarck's Ruhm aber wird es für alle Zeit sein, daß eben in dem Augenblick, wo er diese Partei für ihr ungezogenes Wesen mit starker Hand züchtigte, er, gleichzeitig das große Wort von dem „be-

rechtigten Kern in der Sozialdemokratie" sprach und dieses Wort auch in die große That der sozialen Reform umzusetzen verstand.

Die öffentliche Meinung urtheilt nur nach groben Instinkten und vermag Zeiten und Verhältnisse nicht zu unterscheiden. Deshalb ist sie auch geneigt, weil sie heute gegen eine Erneuerung des Sozialistengesetzes ist, jenes ältere nachträglich als einen Fehler zu behandeln. Um so wichtiger ist es für denkende Politiker sich klar zu machen, daß ein Gesetz, welches in den Jahren 1878—1890 eine große Wohlthat war, heute wiederholt ein ebenso großer Fehler sein würde.

Ich habe mich hierüber jüngst ausführlicher geäußert in einem Referat auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Braunschweig und dort auch stark hervorgehoben, daß die Hoffnung und das Bestreben, die Sozialdemokratie aus einer revolutionären in eine positive Partei umzuwandeln, keineswegs optimistischer Natur sei, sondern mit dem vollen Bewußtsein, daß dadurch neue große Kämpfe und Gefahren heraufbeschworen würden, verbunden sein könne und müsse. Die große Mehrzahl Derjenigen, die neue und weitergehende soziale Reformen hoffen und verlangen, leben wohl des Wahnes, daß das Alles glatt und herrlich gehen werde, sobald das Deutsche Reich sich mit der Sozialdemokratie irgendwie friedlich vertrage und auseinandersetze. Man kann die Illusion, die in dieser Vorstellung steckt, völlig durchschauen, und das Streben zu jenem Ziel dennoch mit aller Entschiedenheit billigen. Was ich darüber in Braunschweig gesagt habe, wird nach der theoretischen Seite ergänzt in dem Aufsatz dieses Heftes von Herrn Lorenz „Von der Utopie zur Praxis". Das wesentlichste Motiv für mich, weshalb wir trotz der mit der „Mauserung" wachsenden Gefährlichkeit der Sozialdemokratie diese Wandlung als einen Fortschritt begrüßen müssen, ist die Rücksicht auf das Zentrum. Wenn ich auch, ehrlich gesprochen, in den Ruf, daß die Herrschaft des Katholizismus in Deutschland schon heute unerträglich sei, nicht einzustimmen vermag, so ist doch klar, daß sie noch in fortwährendem Wachsen begriffen ist. Die leitenden Staatsmänner mögen denken, wie sie wollen, sie können daran nichts ändern — es ist eine einfache parlamentarische Machtfrage. Will man einmal einen Reichstag, so muß man sich auch gefallen lassen, daß die großen Parteien dort ihren Einfluß geltend machen. Die einzige Möglichkeit, dem Ultramontanismus mit Kraft entgegenzutreten, ist die Verstärkung der Linken durch die Anbahnung eines wenigstens leidlichen Verhältnisses zur Sozialdemokratie, indem diese sich „mausert".

Die Verhandlungen des Braunschweiger Kongresses werden nächstens im Buchhandel erscheinen (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen) und seien allen unseren Lesern angelegentlichst empfohlen. Jedes einzelne dieser Referate ist lesenswerth: Pastor Dörries, „Die Erziehungspflicht der Kirchengemeinden gegenüber sozialen Mißständen", Pfarrer Dr. Pfannkuchn, „Bildungsbedürfnisse des deutschen Arbeiters und ihre Befriedigung".

Geradezu klassisch aber ist die Rede des Staatsministers Dr. von Berlepsch, „Soziale Entwickelungen im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Sozialistengesetzes“. Ich will nicht unterlassen, hervorzuheben, daß nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Form und die Art des Vortrages von hinreißender Wirkung war. Wir pflegen darüber zu klagen, daß bei uns im Reichstag eigentlich nur noch subalterne Köpfe zu finden seien. Es ist kein Wunder: ein Mann von Talent wird Minister, nach einigen Jahren muß er aus Gründen irgend welcher politischen Kombination sein Portefeuille abgeben; damit ist er aber nicht nur für die Regierung, sondern für unser öffentliches Leben überhaupt so gut wie verloren. Ein Mann wie Herr von Berlepsch lebt auf seinem Gut und die nationalliberale Fraktion wird geführt von einem Gelehrten wie Herrn Dr. Sattler, während Herr von Frege als Vertrauensmann der Konservativen präsidirt. Da wird freilich endlich nichts übrig bleiben, als den anderen Reichstagsmitgliedern einige Mark in die Hand zu drücken, damit sie bei den Verhandlungen auf ihren Stühlen sitzen bleiben und so thun, als ob sie zuhörten.

* * *

Es scheint mir gerathen, auch dem Bismarck-Denkmal selber, das doch ein großes Zeichen unserer Zeit ist und sein soll, noch einige Worte zu widmen, denn die öffentliche Kritik hat dieses Monument bisher, soviel ich sehe, sehr ungünstig aufgenommen, und das scheint mir ganz und gar unberechtigt. Es ist derselbe Kampf, der schon bei dem Nationaldenkmal für den Kaiser Wilhelm gekämpft wurde und auch hier noch nicht ausgefochten ist, obgleich, wie mir scheint, die Anerkennung allmälig mehr und mehr gewachsen ist. Was man diesem Denkmal damals in ernsthaften Kritiken vorwarf, war an sich nicht falsch, aber es war von einem falschen Gesichtspunkte aus gesagt, und die Einwände, die damals am lautesten erhoben wurden, sind heute wohl völlig verhallt.

Man fand, daß der ungeheure Pomp dieses Monuments mit der ausgesprochen schlichten Natur Wilhelm's des Alten in Widerspruch stehe. Hätte sich aber das deutsche Volk je damit zufrieden geben können, wenn diesem Kaiser, zu dem es einst in einer wahrhaft schwärmerischen Verehrung aufsah, nie ein anderes Denkmal gesetzt worden wäre, als ein einfaches Standbild?

Man erregte sich damals darüber, daß keiner von den Paladinen, nicht einmal Bismarck auf dem Denkmal mit verewigt worden sei. Man redete sich hierüber in einen solchen Eifer hinein, daß man die wunderbare Symbolik des leitenden Genius auf dem Denkmal garnicht bemerkte. Heute, wo Fürst Bismarck sein eigenes Denkmal in gleicher Monumentalität hat, wird Niemand mehr darüber zweifeln, daß es eine ästhetische wie

psychologische Unmöglichkeit war, diese beiden Männer auf einem Denkmal irgendwie zu vereinigen, und das allein Richtige, Jedem sein eigenes Monument zu setzen.

Auch bei diesem Bismarck-Denkmal erscheint nun als erster Einwand wieder, daß der gewaltige Pomp dem Charakter des Helden, dem alles Aeußerliche immer sehr gleichgiltig war, widerspreche. Also eine einfache Bildsäule? Was hätten die Kritiker, was hätte das deutsche Volk dann gesagt? Bismarckstandbilder in Lebensgröße und Ueberlebensgröße giebt es ja schon vieler Orten in deutschen Landen. Es ist möglich, daß einmal eins geschaffen wird, das alle andern so sehr überragt, daß es als klassisches Kunstwerk durch die Jahrhunderte geht. Aber ein solches Werk kann man weder bestellen noch auch nur beurtheilen. Es ist ein anerkannter Satz der ernsthaften Kunstbetrachtung, daß über den dauernden Werth eines Kunstwerkes niemals die Gegenwart, sondern erst die zukünftigen Generationen entscheiden werden. Es ist also ein falscher Maßstab, das große Denkmal, das die Dankbarkeit und die Pietät des deutschen Volkes dem Fürsten Bismarck zu setzen wünschte, klein und einfach ausführen zu lassen, in der Hoffnung, daß die Kunst des Künstlers das Kleine zukünftig einmal groß erscheinen werde. Man kann die Kunst nicht mit der Elle messen. Gewiß. Aber darum ist die äußere Größe doch auch ein Element des Kunstwerks, und zwar ein sehr wesentliches. Eine Zeit, die über so große Mittel verfügt wie die unsre, und ein so großes Volk, das sich zu einem Zweck zusammenthut wie das deutsche bei diesem Denkmal, kann von vornherein nichts Anders als ein Pracht-Denkmal in großen Dimensionen fordern, so wie die Athener auf ihrer Höhe von Phidias forderten, daß er das Riesenbild der Stadtgöttin aus Gold und Elfenbein forme, nicht aus dem billigen Marmor. Die Forderung, daß das Bismarck-Denkmal hätte einfach gehalten werden müssen, weil Bismarck's Charakter selber dem äußeren Glanze abhold gewesen sei, nimmt also einen falschen Standpunkt ein. Nicht von dem Geehrten, sondern von den Ehrenden aus ist zu messen. Nur der wird das Denkmal richtig würdigen, der von vornherein den Platz betritt mit dem Begehren, etwas Grandioses zu sehen.

Nun sollen die Zeus-Statue und die Athene-Statue des Phidias die äußere Größe mit der einfach-klassischen Form verbunden haben. Das mag sein. Aber nicht jede Zeit bringt jedes hervor, und die individuelle Gestalt eines Menschen ist etwas Anderes als ein Götter-Typus. Haben wir erst den Standpunkt gewonnen, daß dem Künstler die Aufgabe gestellt war, in unserer Zeit ein schon durch die äußere Größe imponirendes Bismarck-Denkmal zu schaffen, so ist damit sofort gegeben, daß es nicht nach den Regeln der Klassicität, sondern nur in der Sphäre des freien Spiels der Phantasie, in Barock zu schaffen war. Man darf es als ein wesentliches Ergebniß der Kunstgeschichte des letzten

Menschenalters betrachten, daß der Kunstwerth des Barock wieder entdeckt worden ist, daß wir uns nicht mehr verpflichtet halten, jede künstlerische Erscheinung an dem Maßstab des Klassicismus zu messen. Als Jakob Burckhardt sein herrliches Werk den „Cicerone" schrieb, galt noch allein der Klassicismus; nicht mit Unrecht hat man bemerkt, daß dieses Werk in seinen neueren Auflagen eigentlich dadurch verdorben sei, daß die weiteren Bearbeiter, namentlich Bode die Schätzung des Barocks hineinarbeiteten. Das Buch ist dadurch viel reicher geworden, aber es hat nicht mehr den einheitlichen Geist. Unsere Zeit hat ja überhaupt keine einheitliche Kunstrichtung, keinen einheitlichen Stil. Ein sicherer allgemeiner Maßstab fehlt uns deshalb. Aber um zu schätzen, wie viel uns die Wendung ins Barock gebracht hat, erinnere man sich, wie geist- und leblos der Klassicismus schon geworden war. Unmittelbar dem neuen Bismarck gegenüber steht ja das armseligste aller Denkmäler, die Strack'sche Siegessäule mit der Drake'schen Victoria. Wie dankbar wird der Blick der Nachwelt einmal von diesem Erzeugniß der Kunstepoche Wilhelm's I. zu dem anderen aus der Epoche Wilhelm's II. hinüberschweifen.

Souveräne künstlerische Freiheit ist das Wesen dieser Schöpfung. Was für ein undankbares Objekt ist die militärische Uniform, die von Zehntausenden genau gleichmäßig nach allerhöchster Vorschrift getragen wird, für die Kunst! Begas hat sie zu behandeln gewußt: den Helm tief im Nacken, den Rock halb aufgeknöpft, die Haltung des Pallasch, wie sie nirgends in einem Reglement zu finden ist, und nun gar der Hosensitz! Was würde der alte Kaiser Wilhelm zu einem Offizier in diesem Aufzug und in dieser Haltung gesagt haben! Aber ich gehöre noch zu Denen, die es bezeugen können: so hat er ausgesehen, als er sprach: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt". Er hatte nicht den Helm auf dem Kopf, er hatte auch den Ueberrock zugeknöpft, er machte nicht diese Bewegung mit dem Pallasch, aber dennoch: so sah er aus. Die ältere Bismarck-Büste von Begas hat große Aehnlichkeit mit der Auffassung, wie sie Lenbach in seinen zahlreichen Porträts ausgedrückt hat. Dieser Lenbach-Typus aber, so charakteristisch er ist, ist doch sehr idealisirt: der Fürst hatte weder die übergroßen Augen noch die sehr hohe Stirn und namentlich hatte er den im Verhältniß zu seinem mächtigen Körper auffallend kleinen Kopf. Lenbach hat das mit voller innerer Freiheit umgestaltet, um den Charakterkopf zu schaffen. In alle diesem ist der neue Begas-Bismarck realistischer gehalten, und in dieser Realistik durch und durch lebendig und gewaltig. Selbst im Rücken sieht man die dramatische Wucht, das in Erz gegossene Pathos.

Je größer eine Statue ist, desto schwieriger ist es, ihr die Züge des individuellen Lebens zu geben. Es war allgemeine Besorgniß, die auch ich theilte, als Begas am Kaiser Wilhelm-Denkmal arbeitete, daß ein Erz-Kopf in diesen Dimensionen nothwendig etwas Schemenhaftes haben müsse. Die

That des Meisters hat diese theoretische Klügelei schon bei Kaiser Wilhelm glänzend widerlegt und noch viel mehr ist ihm das bei der ausgeprägten Charakter-Physiognomie des Fürsten Bismarck gelungen.

Rings um diese in ungeheurer Größe ausgeführte realistisch-individuelle Statue auf hoch aufgebautem Sockel sind nach freiem Künstlergeschmack ohne Symmetrie, ohne konventionelle Regeln allegorische Gestalten gruppirt und angefügt. Die Symbolik mag so fragwürdig sein wie bei den vier gefesselten Sklaven am Denkmal des Großen Kurfürsten, aber diese Umgebung entspricht dem künstlerischen Geiste des ganzen Denkmals und ist voller Reiz in den Einzelheiten.

Das deutsche Volk hat wahrlich allen Grund, mit freudigem Stolz auf dieses Denkmal zu blicken und sich seines Besitzes zu rühmen wie des Mannes, dem es gewidmet ist.

23. 6. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Menger, Dr. M. — Staatskrise und Staatsstreich-Enthusiasten. (49 S.) Wien, L. Rosner.
Messer, M. — Moderne Essays. (279 S.) Dresden und Leipzig, C. Reissner.
Michoud, L. und A. de Lapradelle. — La Question Finlandaise. (77 S.) Paris, A. Chevalier-Marescq et Cie.
Minor. — Goethes Faust. 2 Bände. M. 8,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Müller, A. von. — Die Wirren in China II. Theil. M. 2. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.
Mumm. — Hefte der freien kirchlich-sozialen Konferenz. Heft 15/16. Reform der Konfirmationspraxis. (89 S.) M. 1,—. Berlin, Berliner Stadtmission.
Netter, Dr. — Das Prinzip der Vervollkommnung als Grundlage der Strafrechtsreform. M. 6,50. Berlin, Otto Liebmann.
Njemetzki, Dr. — Die Industrialisirung der Landwirthschaft. M. 1,25. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co.
Novicow, J. — Die Föderation Europas. (738 S.) M. 6,—. Berlin, Bern, J. Edelheim.
Paap, W. A. — Königsrecht. Drama in fünf Akten. M. 2,50, geb. M. 3,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Pfitzner, H. — Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville. M. 2,25, geb. M. 2,75. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Plotke, J. — Die rumänischen Juden u. die Fürsten u. König Karl. (44 S.) Frankfurt a. M., R. u. F. Mahlau & Waldschmidt.
Protestantische Zeitstimmen. XI. Ein Beitrag z. Geschichte d. ev. Landeskirche in Preussen v. d. J. 1898/1901. Von einem Laien. (59 S.) Berlin, F. Springer.
Rauchberg, Dr. H. — Die Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich vom 14. Juni 1895. (422 S.) Berlin, C. Heymann.
Rittershaus. — Ziele, Wege und Leistungen unserer Mädchenschulen und Vorschlag einer Reformschule. 80 Pf. Jena, Gustav Fischer.
Schmitt, E. H. — Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, Eugen Diederich.
Schriftsteller-Kalender 1901. M. 2,50. Leipzig, Walther Fiedler.
Schultz, Dr. Julius. — Das Lied vom Zorn Achills. M. 8,—. Berlin, Wiegandt & Grieben.
Seidel, A. — Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft. 2. Jahrg., Heft 12. Berlin, W. Süsserott.
Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands. Herausgegeben vom Verein für **Sozialpolitik.** Band I. (336 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.
Stahly, A. — **Maffia** und Monarchie in Italien. Ein Mahnruf an Victor Emanuel III. von Savoyen M. 1,—. Berlin, Edelheim.
Stenglein, Dr. — Kommentar zur Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898 nebst dem Einführungsgesetz und den Ausführungsvorschriften. M. 9,—, geb. M. 10,25. Berlin, Otto Liebmann.
Tantzscher, G. — Friedrich Nietzsche und die Neuromantik. 8°. (102 S.) Dorpat, J. G. Krüger.
Tugan-Baranowsky, Dr. M. von. — Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England. (425 S.) Jena, G. Fischer.
Vischer, Fr. Th. — Shakespeare Macbeth. Mit Einleitung und Anmerkung. Herausgegeben von Prof. Dr. Conrad. (208 S.) Stuttgart, J. G. Cotta.

Winckler, H. — Kritische Schriften. Sonderabzüge aus der orientalischen Literaturzeitung 1898—1901. (126 S.) Berlin, Wolf Peiser.
—„— Altorientalische Forschungen. Zweite Reise 1898—1900. (577 S.) Leipzig, E. Pfeiffer.
Wirth, Dr. A. — Volksthum und Weltmacht in der Geschichte. M. 4,50. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.
Wolff, Dr. K. — Sozialer Geist. (151 S.) M. 2,40. Mannheim, E. Aletter.
Wollny, Dr. F. — Berliner Fragen. (111 S.) M. 2,—. Berlin, H. Walther.
—„— Kritiken und Erklärungen. (90 S.) Berlin, H. Walther.
Graf York. — Weltgeschichte in Umrissen. 4. Aufl. (525 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Das freie Wort. Halbmonatsschrift No. 2. 40 Pf. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Gruber, Herm. S. J. — Mazzini, Freimaurerei und Weltrevolution. (288 S.) Regensburg, G. J. Mang.
Nerrlich, P. — Ein Reformator als exakter Forscher. Ein Vademecum für Herrn Pfarrer Dr. Josef Müller in Pasing bei München. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Stern, A. — Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. M. 7. Berlin, Wilhelm Hertz.
Perles, R. — Ein moderner Erlöser des Judenthums. Vortrag, gehalten für jüdische Geschichte und Literatur zu Königsberg i. Pr. Königsberg i. Pr., M. Kaplan.
Arminius, W. — Yorks Offiziere. (398 S.) M. 3,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
Deutsche **Bauhütte.** Zeitschrift und Anzeiger für alle Zweige praktischer Baukunst. Erscheint wöchentlich einmal. Abonnement vierteljährlich M. 1,75. Hannover, Curt R. Vincentz.
Bingner, Dr. H. — Wohnungsfrage und Wohnungspolitik in ihren Beziehungen zur allgemeinen Sozialreform. M. 1. Berlin, K. Hoffmann.
Brenning, E. — Geld und Währung. Zwei Vorträge. 60 Pf. Göttingen, Franz Wunder.
Conrad, H. — Shakespeares Macbeth. Uebersetzt von F. Th. Vischer. (208 S.) Stuttgart, J. G. Cotta.
Craik-Muloch, Mrs. Dinah. — Predigten ausserhalb der Kirche. Uebersetzt von v. V. E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig, 1901. M. 2,50.
Crüger, H. — Die internat. Genossenschafts-Kongresse in Paris im Jahre 1900. M. 2,50. Berlin, J. Guttentag.
Dix, A. — Deutschland auf den Hochstrassen des Weltwirthschaftsverkehrs. (218 S.) Jena, G. Fischer.
Doren, A. — Studien a. d. Florentiner Wirthschaftsgeschichte. Band I. (584 S.) Stuttgart, J. G. Cotta.
Dreyfus, A. — Fünf Jahre meines Lebens. (340 S.) M. 3,—. Berlin, John Edelheim.
Fried, A. H. — Unter der weissen Fahne. (241 S.) M. 3,—. Berlin, H. Walther.
Friedrich, J. — Ignaz v. Döllinger. III. Theil. (732 S.) M. 16,—. München, C. H. Beck.
Gr. Generalstab. Kriegsgeschichtl. Abt. II. Der Siebenjährige Krieg. Band I. Nebst Karten, Plänen, Skizzen. (108 S.) Berlin, E. S. Mittler.
Harlan, W. — Der tolle Bismarck. Lustspiel. (120 S.) M. 2,—. Berlin, E. Bloch.
Hase, K. v. — Die psychologische Begründung der religiösen Weltanschauung im 19. Jahrhundert. 80 Pf. Berlin, Hermann Walther.
Hasenclever, Dr. A. — Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. (255 S.) Berlin, E. Ebering.
Hassel, W. v. — Geschichte des Königreichs Hannover. 8⁰. (XXVII, 674 S.) Geh. M. 12,—, geb. M. 15,—. Leipzig, M. Heinsius, Nachf.
Helden der Menschheit. Lebensbeschreibungen der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Zeiten und Zonen. Erscheint in 50 Lieferungen, je 20 Pf. Berlin, Verlag Aufklärung.
Hohenzollern-Jahrbuch 1900. Band IV. Brosch. M. 20,—, geb. M. 24,—. Leipzig, Giesecke & Devrient.
Horneffer, E. — Zu Nietzsche's Gedächtniss. M. 1,—. Göttingen, Franz Wunder.
Hugo, C. — Die Deutsche Städteverwaltung. Ihre Aufgabe auf den Gebieten der Volkshygiene, des Städtebaues und des Wohnungswesens. 8⁰. (XII, 516 S.) Brosch. M. 10,—, geb. M. 11,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Joël, K. — Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke. M. 6,—. Berlin, R. Gaertner's Verlag.
Kemény, F. — Entwurf einer internationalen Gesammt-Akademie: Weltakademie. Nebst einem französischen Anhang. E. Pierson's Verlag, Dresden 1901. (148 S.) M. 3,—.
König, E. — W. Wundt. Seine Philosophie und Psychologie. Brosch. M. 2,—, geb. M. 2,50. Stuttgart, Fr. Frommann.
Beiträge zur **Kolonialpolitik** und **Kolonialwirthschaft.** Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Heft 14. 60 Pf. Berlin, Wilhelm Süsserott.
Lewin, F. — Entwurf zu einer Psychosophie. (219 S.) Berlin.
Liermann, Dr. O. — Politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klassische Alterthum. 60 Pf. Heidelberg, Carl Winter.
Lieske, R. — Die wirthschaftliche Selbständigkeit des deutschen Nationalstaats. Berlin, R. Lieske.
Loserth, J. — Die Gegenreformation in Graz i. d. J. 1582-1585. Graz, Selbstverlag der Historischen Landes-Kommission.
Mehrmann, K. — Deutsche Welt- und Wirthschaftspolitik. (86 S.) München, Deutschvölkischer Verlag „Odin".
Merzbacher, G. — Aus den Hochregionen des Kaukasus. 2 Bände. M. 40,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Meyer, Heinrich. — Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre, Sprachproben. M. 2,—. Göttingen, Franz Wunder.
Müller, A. v. — Der Befreiungskampf der Buren 1900/1901. M. 1,20. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.
Muff, Dr. Chr. — Humanistische u. realistische Bildung. (88 S.) Berlin, G. Grote.
Mysing, Dr. O. — Passionen der Liebe. M. 2,—. Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Nippold, F. — Kollegiales Sendschreiben an Ernst Häckel. M. 1,20. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Poschinger, H. v. — Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel. 3 Bd. 1854-1882. (402 S.) Berlin, E. S. Mittler.
Rüttenauer, B. — Aphorismen aus Stendhal. Ueber Schönheit, Kunst und Kultur. M. 3,—. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).
Saenger, S. — John Stuart Mill. Sein Leben und Lebenswerk. Brosch. M. 2,—, geb. M. 2,50. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag.
Salomon, F. — William Pitt. 1. Bd., 1. Theil. (208 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
Schaukal, R. — Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. M. 5,—. Leipzig, C. F. Tiefenbach.
Schieler, C., Dr. theol. — Giordano Bruno. (64 S.) Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Schultze, Th. — Die Religion der Zukunft. 2. Theil. (195 S.) M. 2,—. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Soltau, W. — Unsere Evangelien. (149 S.) M. 2,50. Leipzig, Dietrichsche V.-Buchhdlg., Th. Weicher.
Somborn, C. — Das venezianische Volkslied: Die Villotta. (171 S.) M. 3,60. Heidelberg, C. Winter.
Stock, Dr. O. — Friedrich Nietzsche. (62 S.) Braunschweig, G. Westermann.
Strehl, W. — Grundriss der alten Geschichte und Quellenkunde I. II. Geb. I. Bd. M 4,40, II. Bd. M. 5,60. Breslau, M. & H. Marcus.
Walsh, C. M. — The Measurement of General Exchange-Value. (580 S.) 3 sh. New-York, The Mocmillan Company. London, Mocmillan & Co.

Allfeld, Dr. Ph. — Die Gesetze betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst und über das Verlagsrecht. Geb. M. 1,20. München, C. H. Beck.
Bernstein, Ed. — Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich? Geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 2,—. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Bierbaum, O. J. — Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900. Berlin, Schuster & Loeffler.
Björnson, Björnstjerne. — Laboremus. Drama. (168 S.) M. 4,—. München, Albert Langen.
—„— Geographie und Liebe. (184 S.) M. 3,—. München, Albert Langen.
Breysig, K. — Kulturgeschichte der Neuzeit. II. Bd. 2. Hälfte. (1443 S.) Berlin, G. Bondi.
Capus, A. — Wer zuletzt lacht . . . . (Uebersetzt von H. Mann.) (433 S.) München, Albert Langen.
Case, J. — Maximilienne. (Uebersetzt v. F. Gräfin zu Reventlow.) (199 S.) München, Albert Langen.
Deutsche Chansons (Brettl-Lieder) von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. Mit den Porträts der Dichter. Berlin, Schuster & Loeffler.
Dukmeyer, F. — Des Sittenmeisters Aergernisse. Komödie in 3 Akten. (90 S.) M. 2,—. München, Staegmeyr.
Findel, J. G. — Die Juden als Freimaurer. (48 S.) M. 1,—. Leipzig, J. G. Findel.
Finnländische Rundschau. — Herausgegeben von Ernst Brausewetter. 4 Hefte jährlich, Preis des Jahrgangs M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Finot, J. — Die Philosophie der Langlebigkeit. (Uebersetzt v. A. H. Fried.) (300 S.) M. 4,—. Berlin, H. Walther.
Freese, H. — Das Pfandrecht der Bauhandwerker. (340 S.) M. 3,60. Leipzig, F. E. Perthes.
Die Gesellschaft. — Halbmonatsschrift. Herausgeber: Dr. Arthur Seidl, München. 2. Mai-Heft u. 1. Juniheft. Preis je 75 Pf. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Grabbe, Chr. — Hannibal. Eine Tragödie, ergänzt und bearbeitet v. Spielmann. (100 S.) Halle a. S., H. Gesenius.
Gr. Generalstab. — Kriegsgesch. Abth. II. Die Kriege Friedrichs d. Grossen. 3. Theil. Der Siebenjährige Krieg. 2. Bd. Prag, mit 12 Plänen und Skizzen. (179 S.) M. 9,—. Berlin, E. S. Mittler.
Goldschmidt, Dr. V. — Ueber Harmonie und Complication. M. 4,—. Berlin, Julius Springer.
Beiträge zur neuesten **Handelspolitik** Oesterreichs. Herausgegeben vom Verein für Sozialpolitik. (314 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.
Hoensbroech, Graf v. — Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. I. Band. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (724 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Holm, K. — Die Könige. Dramatisches Gedicht in 4 Akten. (101 S.) M. 2,—. München, Albert Langen.
Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1900. VII. Jahrg. Herausgegeben von Emil Vogel. Leipzig, C. F. Peters.
Koigen, Dr. D. — Zur Vorgeschichte des modernen philosophischen Sozialismus in Deutschland. Berner Studien zur Philosophie und ihre Geschichte. XXVI. Bd. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein. Bern, C. Sturzenegger.
Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Heft 15. Berlin, Wilhelm Süsserott.
Klein, R. — Arnold Böcklin. (40 S.) Berlin, Gose & Tetzlaff.
Knoop, G. O. — Das Element. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler.
Krämer, Dr. A. — Die Samoa-Inseln. 2. Lieferung. M. 4,—. Stuttgart, E. Schweibart.
Kohlenbeck, Dr. J. — Otto von Bismarck, Reden und Aussprüche zur deutschen Reichsverfassung. (102 S.) M. 4. Berlin, Carl Heymann.
Lesueur, D. — Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirthschaftlichen Resultate. M. 1,—. Berlin, Hermann Walther.
Lingg, Herm. — Schlussrhythmen und Neueste Gedichte. Eleg. geb. M. 4. Stuttgart, J. G. Cotta.
Manke, W. — Das neue Lied. (44 S.) M. 1,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Melchine, L. — Dans le monde des Réprouvés. (384 S.) Paris, Georges Bellais.

Melnikow, N. — Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau. M. 3,—. Berlin, Hermann Walther.
Miegel, Agnes. — Gedichte eleg. geb. M. 3,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Band IX. Stilismus. Berlin, Schuster & Loeffler.
Nossig, Dr. A. — Revision des Sozialismus. 1. Bd. 1. Th. (277 S.) M. 4,—. Berlin, J. Edelheim.
Reventlow, Graf. — Die deutsche Flotte. (300 S.) Zweibrücken i. Pf., Fr. Lehmann.
Schlesinger, J. — Energismus. (554 S.) M. 8,—. Berlin, K. Siegismund.
Schultze, M. — Königsberg und Ostpreussen zu Anfang 1813. — Ein Tagebuch vom 1. Januar bis 25. Februar 1813. Bausteine zur Preussischen Geschichte. I. Jahrg. Heft 2. M. 3,—. Berlin, Richard Schröder.
Schumacher, Dr. H. — Zur Frage der Binnenschifffahrtsabgaben. Preis M. 7,—. Berlin, Julius Springer.
Schwarzkoppen, C. von. — Gedichte. 3. Aufl. M. 2,50. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Seidlitz, W. v. — Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. M. 1,50. Leipzig, E. A. Seemann.
Handwörterbuch der **Staatswissenschaften,** herausgeg. von Dr. J. Conrad, Dr. L. Elster, Dr. W. Lexis, Dr. E. Loening. 6. Bd. 2. Aufl. M. 12,—. Jena, Gustav Fischer.
Stange, Lic. C. — Einleitung in die Ethik. II. M. 5,—. I./II. complet brosch. M. 8,—; geb. M. 9. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
Thoma, L. — Die Medaille, Komödie in einem Akt. (102 S.) M. 1,50. München, Albert Langen.
Wendorff, W. — Die Schuldentlassung des ländlichen Grundbesitzes. (62 S.) Posen, Fr. Ebbecke.
Wirth, A. — Die Entwicklung Asiens. (75 S.) M. 3,—. Frankfurt a. M., Diesterweg.
Wolf, Dr. J. — Das Deutsche Reich und der Weltmarkt. M. 2,— Jena, Gustav Fischer.
Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Vierteljährlich M. 2,—. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.



Christian Dietrich Grabbe.
(1801—1836.)

Von

Otto Harnack.

Die hundertste Wiederkehr von Grabbe's Geburtstag, die in dieses Jahr fällt, kann sicherlich dem Andenken des Dichters keine würdigere Feier bereiten, als schon das vorige Jahr durch die Aufführung seines „Napoleon" ihm geweiht hat. Daß dies als Ganzes unaufführbare Werk dennoch auf die Bühne gebracht worden ist und in nothgedrungener Verstümmelung doch einen nachhaltigen Erfolg erzielt hat, beweist die fortreißende Kraft der dramatischen Begabung Grabbe's. Allbekannt ist aber auch, daß diese Kraft in ihrer Entwicklung traurig gehemmt worden ist, daß nur wild emporgeschleuderte Felsblöcke, kein künstlerisch gefügter, stolz gethürmter Bau von ihr Zeugniß ablegen. Ob mehr eigene Schuld, ob mehr unglückliche Verhältnisse an der mangelhaften Entfaltung und der frühen Zerrüttung schuld gewesen, will ich hier nicht untersuchen. Grabbe ist keine Persönlichkeit, die, abgesehen von ihren Werken, ein dauerndes Interesse böte, und Nachforschungen nach den traurigen Personalverhältnissen solcher Menschen werden nur zu leicht zur Wiederaufdeckung widerlichen Klatsches, der sie schon bei Lebzeiten umlärmt hatte. Auf Grabbe hat Freiligrath jenen so oft zitirten Vers gedichtet: „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel"; ein Vers, welcher der Empfindungsweise einer Zeit entsprach, in der „Zerrissenheit" ein Kennzeichen der Dichter war, der aber auch heute noch eine Mahnung sein kann, philiströses Herausklauben der trüben Einzelzüge eines trostlos endenden Lebens zu unterlassen.

Grabbe, der Dramatiker, interessirt uns heute hauptsächlich als Vertreter des „Realismus" in einer sonst ganz unrealistischen, bald romantisch tändelnden, bald politisch schwärmenden Literatur=

periode. Wilhelm Scherer sah in ihm „eine Art Vorbereitung auf Hebbel", Richard Meyer findet gar einen Weg von ihm zu Gerhart Hauptmann, speziell zu dessen „Florian Geyer". Ich aber muß gestehen, daß ich zu dem Realismus Grabbe's wenig Zutrauen besitze. Der Dichter hatte von Haus aus eine derbe und klobige Natur; indem er diese rücksichtslos walten läßt, bekommen seine Werke einen Schein des Naturalismus; in Wahrheit sind sie aber von durchaus subjektiver Art. Wenn Jemand, der gewohnt wäre, immer mit Kraftausdrücken aller Art um sich zu werfen, solche Ausdrücke etwa Moltke in den Mund legen wollte, so könnte man das doch nicht eine realistische Darstellung Moltke's nennen.

Was Grabbe vor Allem verhindert, realistisch zu sein, ist eine merkwürdige, naive Selbstgewißheit, die ihn garnicht zu objektiver Betrachtung des Wirklichen kommen läßt. Diese Naivetät nimmt öfters geradezu kindliche Formen an. Sie ist wohl auch die Ursache, daß ein Mann von so feinem Verständniß für die verschiedensten dichterischen Individualitäten, wie Wilhelm Scherer es war, doch erklären konnte, für Grabbe besitze er kein Organ, er finde ihn einfach komisch.

Raum- und Zeitmaße, die der angeblich so rein idealistische Schiller immer sorgfältig zu berechnen pflegt, sind für Grabbe beliebig zu variirende Größen; wenn etwa berichtet wird, daß auf hoher See eine Flotte sichtbar werde, so tritt ihr Führer sicherlich, wenn kaum hundert weitere Worte gesprochen worden sind, ins Zimmer ein; wenn nach irgend einer Persönlichkeit verlangt wird, so ist sie sofort anwesend, auch wenn sie sich von Rechtswegen in weitester Entfernung befinden müßte. Grabbe hat sich hier Freiheiten zu Nutze gemacht, wie sie das antike oder das klassizistische französische Drama sich gestatten mußten, weil anders die Einheitsgesetze dieser Bühnendichtungen nicht zu erfüllen waren. Indem er aber, weit entfernt diese Gesetze anzuerkennen, sich zugleich der freien Kompositionsweise Shakespeare's bediente, erreichte er auf diesem Wege wohl das denkbar höchste Maß von Regel- und Zügellosigkeit der dramatischen Dichtung.

Naiv ist es auch, wenn er einen Aufsatz „Ueber die Shakespearomanie" veröffentlicht und Shakespeare den Satz entgegenhält, vom Poeten sei „eine dramatische, konzentrische und dabei die Idee der Geschichte wiedergebende Behandlung" zu verlangen. Der Gedanke, daß man etwa auch seine eigenen Dramen an diesem Maßstabe messen könne, kam ihm offenbar gar nicht in den Sinn, da

er von der Vollendung seiner dichterischen Schöpfungen a priori vollkommen überzeugt war. Traute er sich doch unbedenklich zu, auch Goethe mit einem „Faust“ weit übertreffen zu können, wenn er nur auch über einen Jahresgehalt von dreitausend Thalern verfügte!

Einen kindlich einfachen Charakter hat auch sein Patriotismus, der sich im Preisen deutscher Nationaltugenden und im Verhöhnen alles „welschen“ — sowohl französischen wie italienischen — Wesens nicht genug thun kann. Bisweilen erinnert dieser Patriotismus auch an den urteutonischen Chauvinismus unserer heutigen Wodansverehrer und Heilorufer. Aber zum Ruhme Grabbe's muß man hervorheben, daß Nationalgefühl damals keine billige Dutzendwaare, wie es heute ist, war. Das junge Geschlecht war vielmehr gewohnt, alles politische Heil in Frankreich zu finden: das heroische Ideal in Napoleon verkörpert, — die realpolitischen Bestrebungen im Parlamentarismus erfüllt. Demgegenüber war Grabbe's Verkündigung deutscher Größe eine selbständige That.

Selbständigkeit bis zur Donquixoterie, Originalität bis zur bizarrsten Seltsamkeit, ja bis zu sinnloser Launenhaftigkeit war die Signatur seines Lebens. Der Mann, der sich haltlos in Ausschweifungen zu Grunde richtete, hat zugleich durch die Starrheit seines selbständigen Wesens die letzte Stütze, die ihm sein Freund Immermann als Theaterdirektor gewährt hatte, sich selbst zertrümmert, indem er in seinen Theaterkritiken auch nicht um eines Haares Breite von den Forderungen seines bittern und überscharfen Urtheils abwich, das „Romeo und Julia“ oder „Maria Stuart“ ebenso souverän behandelte, wie die unbedeutendsten Tagespossen. Nahe lag diesem maßlosen Selbstgefühl und diesem uferlosen Drang nach Originalität von jeher die Gefahr des Wahnsinns; doch sind es gerade die früheren Jahre, in denen diese Gefahr dem Dichter am stärksten zu drohen scheint; später schien sie mehr zurückgedrängt, bis die letzte unglückliche Wendung seines Geschickes zur geistigen und körperlichen Auflösung führte.

Die Jugendtragödie Grabbe's, „Der Herzog von Gothland“, ist in der maßlosen Häufung der Gräuel, in dem sinnlosen Bombast der Sprache fast das Erzeugniß eines Wahnsinnigen zu nennen. Die Werke der „Sturm und Drang“-Dichter sind zahm gegen dieses Kannibalenstück, — und was noch mehr ins Gewicht fällt, — sie wollen mit ihren gewaltsamen Mitteln doch gewisse Ideen zu möglichst durchschlagendem Ausdruck bringen; im „Herzog von

Gothland" aber herrscht die Lust am Entsetzlichen, Grauenhaften an und für sich ohne jede Einschränkung. Dieselbe Schrankenlosigkeit im Verfolgen grotesker Launen zeigt auch das Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", obgleich es von weit wohlthuenderem Eindruck ist, als die Tragödie. Die satirische Manier Tiecks, wie sie im „Gestiefelten Kater" und anderen Stücken zum Ausdruck gekommen, ist hier auf ihren Gipfel getrieben; die zeitgenössische Literatur wird mit absoluter Souveränetät verspottet, schließlich aber auch der Autor selbst, dessen Erscheinen die Komödie schließt. „Der vermaledeite Grabbe, oder wie man ihn eigentlich nennen sollte, die zwergigte Krabbe, der Verfasser dieses Stückes! Er ist so dumm wie ein Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht! Schließen Sie vor ihm die Thür zu!" ..... Diese Warnung fruchtet aber nicht mehr; „Grabbe tritt herein mit einer brennenden Laterne" — und der Vorhang fällt.

Betrachtet man diese beiden Stücke in Gemeinschaft, so erkennt man deutlich, wie der zügellose Humor für den Dichter das nothwendige Gegengewicht war, das seinen Geist vor dem Ansturm der grausigen Phantasien, die ihn verwüsteten, zu retten vermochte, — und man darf sagen, daß das spätere allmähliche Versiegen der humoristischen Ader auch die Erschöpfung seiner Geistes- und Schaffenskraft vorbereitete.

Mit seinen Erstlingswerken hatte sich Grabbe inzwischen die Anerkennung eines beachtenswerthen Talents erworben, — aber auch nicht mehr. Tieck war ihm günstig gesinnt; aber die eigentlichen Leistungen erwartete er noch von ihm. Die großartigen Ansätze zu einem „Marius und Sulla", die Grabbe's Begabung für das historische Drama schon deutlich erwiesen, blieben unvollendet. Dagegen folgte der Dichter seinem phantastischen Drang noch weiter, indem er einen „Don Juan und Faust" zu dichten wagte. Die Zusammenführung dieser beiden Sagengestalten in einem dramatischen Kreise ist an sich schon ein charakteristischer Beweis der „den Herodes überherodisirenden" Phantasie Grabbe's. Raum für beide Gestalten ist in Einer Dichtung ebensowenig vorhanden, wie etwa für Siegfried und Dietrich, die das spätmittelalterliche Lied vom „Großen Rosengarten" erkünstelter Weise zusammenbringt. Daß der Dichter keine bessere dramatische Verwickelung der beiderseitigen Schicksale zu ersinnen wußte, als beide Helden sich in Donna

Anna verlieben zu lassen, läßt deutlich erkennen, daß nicht ein tiefer, gewaltiger Ideengang ihn dazu geführt hatte, die beiden wilden Gestalten neben einander zu stellen, sondern nur ein maßloses Verlangen nach den stärksten Effekten. Im Einzelnen enthält das Stück jedoch manchen kühn aufblitzenden Gedanken und manche großartige poetische Wendung. Interessant ist, daß der Gedanke, Faust's Seele zu retten, dem Dichter offenbar garnicht in den Sinn gekommen ist (Goethe's „Zweiter Theil" war noch nicht bekannt), und doch hätte sich gerade auf diesem Wege Faust's und Don Juan's Geschick in wesentlichen Kontrast gegeneinander stellen lassen: Faust, der sich aus der Macht des Teufels losreißt, — Don Juan, der ihr auf ewig verfallen bleibt. Auf Byron's „Manfred" geht es wohl zurück, wenn Grabbe auch im Moment des Todes den Faust noch sein Selbstgefühl gegen den Teufel behaupten läßt: „Wenn ich ein ewiges Wesen bin, so ring' ich auch mit Dir von Ewigkeit zu Ewigkeit, und möglich, daß ich siege, Dich nochmals tretend, wie ich schon gethan."

Eine größere Wirkung über die erste Sensation hinaus konnte dieses Werk weder auf die deutsche Literatur noch auf die deutsche Bühne ausüben, obgleich der Versuch der Aufführung gemacht und noch vor wenig Jahren in Meiningen wiederholt worden ist. Nun aber wandte sich der Dichter, getrieben vom Wunsche, durch das Theater wirken zu können, und getragen von dem Zuspruch verständnißvoller Freunde, zu einer größeren, zielbewußten Schaffensweise hin. In dem Doppeldrama, das er der staufischen Geschichte entnahm, schenkte er unserem dramatischen Besitz die erste Gabe dauernden Werthes. Um Grabbe's „Friedrich Barbarossa" und Heinrich VI. richtig zu werthen, muß man berücksichtigen, daß damals Raupach noch nicht den großen Hohenstaufen-Cyklus gedichtet hatte, der in den dreißiger Jahren mit seinem eintönigen Pathos die deutschen Bühnen erfüllte. Grabbe hat Raupach die Wege gewiesen; er ist von seinem Nachfolger bei weitem nicht erreicht worden, wohl aber ist ihm der Erfolg, vor Allem der Bühnenerfolg, von diesem aus der Hand gespielt worden.

„Friedrich Barbarossa" ist freilich mehr „Historie", dialogisirte Geschichte, als streng gebautes Drama; aber der Gegensatz zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen ist doch zu packender Wirkung herausgearbeitet. Dabei ist es ein Zeitbild großen Stils, das die aufstrebenden, ringenden Mächte von den Gestaden des Mittelmeers bis zu denen der Nordsee hinauf lebensvoll darstellt. Leicht zu

bemerken ist, daß dem Dichter das verfeinerte, höfische Wesen des staufischen Ritterthums nicht eigentlich sympathisch ist und wiederzugeben schwer fällt; wohler fühlt er sich, wenn er unter den nach seiner Auffassung urwüchsigen Niedersachsen Heinrichs des Löwen verweilen darf. Auffallend tritt auch hier Grabbe's große Vorliebe für Schlachtenschilderungen hervor; an der Schlacht bei Legnano ist es noch nicht genug; es muß auch eine Entscheidungsschlacht zwischen Barbarossa und dem Löwen erfunden werden und Friedrich muß persönlich seinen Rivalen besiegen. Derartiges erschwert natürlich die Bühnendarstellung sehr; trotzdem ist sie möglich, wie vor zwanzig Jahren ein Versuch Fedor Wehls auf der Stuttgarter Bühne bewiesen hat. Sehr viel ungünstiger für die dramatische Behandlung ist der Stoff Heinrich's VI. Das plötzliche Ende des jungen Kaisers inmitten einer großen Machtstellung und noch größerer Pläne schneidet die Handlung jäh durch. Grabbe hat nicht gewagt, etwas zu erfinden, was den plötzlichen Todesfall dramatisch nothwendig motivirte. So ist ein eigentlich dramatisches Interesse in dieser Historie kaum vorhanden; dagegen ist das Charakterbild des scheinbar äußerst impulsiven und leidenschaftlichen, in Wahrheit aber mit sicherer Kälte berechnenden Herrschers ungemein interessant gezeichnet. Und das Zeitbild — man darf schon sagen: Weltbild, das sich vor uns entrollt, und von England bis Palästina reicht, ist noch farben- und gestaltenreicher als im „Barbarossa“.

Trotzdem wird man sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß Grabbe auch hier noch nicht sein eigenstes Gebiet betreten hatte. Die mittelalterliche Welt, in ihrer durchaus konventionellen, theils durch die katholische Kirche, theils durch das Ritterthum bedingten Ausgestaltung war ihm im Grunde fremd; ihre Ideale waren nicht die seinigen, ihre Sprache nicht die seinige. Die Ergebnisse seiner psychologischen Beobachtung und Erkenntniß hatte er nur in gezwungener Weise in diese Stoffe einführen können. Und auch die jambische Form, zu der er sich noch verpflichtet geglaubt hatte, gab ihm nicht die Möglichkeit, gerade die Eigenart seines sprachlichen Ausdruckes zur Geltung zu bringen, und hatte doch andererseits ihn nicht etwa zu künstlerisch edlem Stil erzogen und geführt.

Das Werk, welches sein ganzes Können offenbarte, gab Grabbe erst in seinem „Napoleon“. Das Thema ist die Gegenüberstellung eines großen Mannes und der kleinlichen Menge. Die Verehrung Napoleon's, welche in Deutschland so schnell auf den Haß der [illegible] und Kampfesjahre gefolgt war, hatte sich auch Grabbe

angeeignet; aber nicht in der schwärmerischen und kritiklosen Weise, wie sie damals von sentimentalen Gemüthern, die Napoleon selbst jämmerlich verachtet hätte, ausgebildet worden war. Grabbe zeigt entschieden große historische Auffassung; sein Napoleon ist kein Tugendheld, aber auch kein Ungeheuer; er ist ein Koloß von theils wohlthätiger, theils zerstörender Kraft, in welchem aber die zerstörenden Mächte zuletzt das Uebergewicht gewonnen haben, in welchem die höchste politische Einsicht und Kraft zuletzt doch durch die maßlose Entwickelung des Selbstgefühls verdunkelt worden ist. Mit so gigantischer Kraft er ihn darzustellen weiß, mit ebenso schneidendem Hohn hat er den Gegensatz, sowohl die klägliche Bourbonenfamilie als die urtheilslose Volksmasse geschildert. Auf diesem innerfranzösischen Gegensatz beruht die ganze Handlung des Dramas. Der Kampf gegen das Ausland ist freilich auch dargestellt; und mit realistischer Schärfe sind Preußen und Engländer, Blücher und Wellington, gezeichnet; aber eine einheitliche Idee hat Grabbe in diesen Szenen nicht zum Ausdruck gebracht; man fühlt deutlich durch, daß er diese Seite der Handlung nur vorführt, weil er den historischen Verlauf nun einmal wiedergeben will, daß aber das eigentliche Problem, das ihn beschäftigt, das Verhältniß Napoleon's zu Frankreich und den Franzosen ist.

In der zeitlichen Ausdehnung des Stückes hat sich Grabbe eine ihm sonst ganz ungewohnte enge Beschränkung auferlegt. Es sind nur die „Hundert Tage“, die er darstellt. Diese sind an sich ja die größte Schwierigkeit für jede Napoleon-Dichtung. Wer das ganze tragische Schicksal des Mannes zeichnen will, der wird mit der erstmaligen Abdankung schließen und die nochmalige kurze Erhebung mit dem zweiten Sturz bei Seite lassen müssen. Grabbe hat den andern Weg eingeschlagen; er hat nur diese Episode ergriffen. Eine Entwicklung des Helden konnte er daher nicht mehr geben; wohl aber eine tragische Situation, indem er den Helden vor eine von vorn herein unmögliche Aufgabe stellte. Das unerhörte Unternehmen von 1815 konnte der genialen Kraft eines Napoleon momentan gelingen; dauernden Erfolg konnte es unmöglich haben. Innerhalb der zeitlichen Beschränkung hat nun aber der Dichter die vielseitigsten und weitesten Ausblicke uns eröffnet. Alle Stände und alle Parteien ziehen an uns vorüber. Dramatische Konzentration darf man freilich dabei nicht suchen. Aeußerlich betrachtet ist der „Napoleon“ nur ein Buch- und Lesedrama; einzelne Scenen aber zeigen auch die große dramatische Kraft Grabbe's und haben

auch bei der Aufführung stark gewirkt. Freilich muß für die Bühne das Stück traurig zusammengestrichen werden, besonders im 5. Akt, der die ganze Schlacht bei Waterloo vorführt und dessen szenische Bemerkungen wirklich ins Komische gehen. Die Sprache ist ungemein charakteristisch; die Prosaform gestattet dem Dichter, die verschiedensten Nationalitäten und Bevölkerungsklassen scharf zu unterscheiden, und an derben Witzen und Cynismen hat er es dabei nicht fehlen lassen; z. B. dem Berliner Soldaten alberne Kalauer zugetheilt. Realistisch möchte ich trotzdem den Stil des Dramas nicht nennen; oder sollte es realistisch sein, wenn Napoleon vor der Abfahrt von Elba das Meer anredet: „Amphitrite, gewaltige, blauäugige Jungfrau — schon lange läßt Du mich umsonst um Dich buhlen; ich soll Dir schmeicheln, und ich möchte doch lieber als Mann mit Waffen Dich den Händen der Krämer entringen, die Dich, o Göttin, mit der Elle messen und zur Sklavin machen wollen! Aber ich weiß, Du liebst ihn doch den Sohn der Revolution — einst vergaßest Du Deine Launen und trugst ihn mit sicheren Armen von den Pyramiden nach dem kleinen Glockenthurm von Fréjus — morgen trägst Du mich von Elba noch einmal dahin — Amphitrite, schlumm're süß!“ Man sieht, daß Grabbe neben aller Derbheit auch feierlich getragene Töne zu Gebot standen, und daß er neben aller Sicherheit historisch-politischer Auffassung und Betrachtung seinen Helden auch künstlerisch zu idealisiren wußte. Der Ausdruck des Zarten freilich war ihm gänzlich versagt; es ist durchweg eine harte und herbe Welt, in die er uns führt.

Der „Napoleon“ erscheint mir zweifellos als der Höhepunkt der dichterischen Thätigkeit Grabbe's. Es ist sein eigenthümliches Wesen darin ausgesprochen, es ist die ihm eigene Form des Dramas von ihm darin geschaffen worden; diese Form ist aber noch nicht zu einem Extrem ausgebildet, in welchem sie schließlich sich selbst unmöglich macht und vernichtet.

Eine mehrjährige Pause der Produktion folgte auf die Vollendung dieses Werkes. Es ist die Zeit, in der Grabbe in seiner amtlichen Thätigkeit völlig Schiffbruch litt, in der eine unglückliche Eheschließung ihm den letzten Rest der Zuversicht auf sein Geschick und den letzten inneren Halt raubte. Immermann nahm sich seiner an, gab ihm Muth zu neuem Schaffen und stand ihm selbst mit kritischem Urtheil bei. Allein die Kraft Grabbe's war gebrochen; die Werke dieser letzten Periode: „Hannibal“ und

„Die Hermannsschlacht“ beweisen es. Wenn ich diese letzten Dramen mit dem „Napoleon“ vergleiche, so ist es mir, als sähe ich den Prozeß des Verkümmerns, des Absterbens des Gehirns deutlich in der Reihe dieser Werke abgespiegelt. Natürlich zeigt sich dieser Prozeß am meisten vorgeschritten in dem letzten, der erst unmittelbar vor des Dichters Tod vollendeten Hermannsschlacht.

Die Herbheit und Härte ist zur Trockenheit geworden, die Knappheit der Darstellung zur Kargheit, die undramatische, epische Führung der Handlung zu langweiliger Einförmigkeit, die kühne sprunghafte Art der Motivirung zu krasser Unwahrscheinlichkeit. Im „Hannibal“ ist alles, was sich auf die karthagische Gegenpartei (Hanno und Konsorten) bezieht, durch diese kindliche Unwahrscheinlichkeit der Erfindung und Motivirung geradezu ungenießbar; das Liebesverhältniß zwischen Brasidas und Alitta ist mit öder Kälte behandelt; auf Seite der Römer ist Fabius Maximus zu einer Karikatur geworden. Hannibal selbst ist noch großartig empfunden und angelegt; aber nur skizzenhaft ausgeführt. In dem König Prusias, der den letzten Akt beherrscht, hat Grabbe noch einmal seine humoristisch-satirische Kraft gezeigt und eine bizarr komische Gestalt geschaffen. Auf der Bühne würden gewiß manche Partieen des „Hannibal“ noch wirksamer sein können, wenn das Stück eine völlige Umarbeitung für die theatralischen Zwecke erführe; aber es müßte von Schauspielern ersten Ranges gespielt werden, die aus den bloß skizzirten Figuren runde Menschen erst zu erschaffen hätten.

In der „Hermannsschlacht“ glaubte Grabbe durch seine genaue Kenntniß der Oertlichkeit, durch seine von Kindesbeinen an erwachsene und immer treu gehegte Heimathsliebe ein Werk von besonderem poetischen Zauber hervorbringen zu können. Aber die Kraft reichte nicht mehr aus. In endloser Wiederholung folgen die Kampfesszenen aufeinander, und sie werden nicht dadurch lebendiger, daß die Berge und Thäler, in denen sie sich abspielen, gewissenhaft bei Namen genannt werden. Die barocken Einfälle, die daneben auch nicht fehlen, arten zu völliger Sinnlosigkeit aus, wenn z. B. in der Gerichtsszene vor dem römischen Prätor Kläger und Klägerin mit den echt cheruskischen Namen Katermeier und Erneste Klopp auftreten; offenbar beabsichtigte der Dichter hierbei eine Satire auf die Anwendung des römischen Rechts im jetzigen Gerichtsverfahren zu schreiben, aber sie wurde zur traurigsten Satire auf seine eigene Dichtweise.

Erst fünfunddreißig Jahre alt, hatte Grabbe sich doch vollständig ausgelebt, ja überlebt. Der Tod war ihm ein Erlöser.

Durch diesen raschen Ueberblick über die hauptsächlichen Werke des Dichters dürfte wohl unser anfängliches Urtheil bekräftigt worden sein, daß Grabbe nur mit großem Vorbehalt zu den Vertretern des Realismus gezählt werden kann. Mit Hebbel ist er durchaus nicht zusammenzustellen. Bei diesem ist für die dramatische Komposition immer der Verstand maßgebend, der Alles seinem Kalkül unterwirft; bei Grabbe ist alles der Herrschaft seines Gefühls, oft leider auch seiner Laune unterstellt. Dagegen möchte ich, so überraschend es zunächst scheinen mag, eine Parallele ziehen zwischen den Hohenstaufendramen Grabbe's und den Werken der letzten Periode Wildenbruch's, dem Kaiser Heinrich und der Tochter des Erasmus. Es ist das gleiche subjektive Pathos, verbunden mit öfters brutalen naturalistischen Kraftäußerungen; es ist dieselbe Aufeinanderfolge einzelner, mit dröhnendem Klang herausgeschmetterter dramatischer Effekte. Der „Napoleon" und die beiden letzten Dramen entfernen sich dann aber weit von Wildenbruch's Art. Von diesen Werken aus hat Richard Meyer eine Verbindungslinie zu Hauptmann's historischem „Milieu"-Drama ziehen wollen. Ich möchte aber dagegen betonen, daß bei Grabbe doch stets die Persönlichkeit des Helden im Mittelpunkt des Interesses steht, daß auch die überreiche Schilderung der Umgebung, wie sie sich im „Napoleon" findet, doch immer dazu dienen soll, den Helden zu beleuchten, wiederzuspiegeln, zu kontrastiren, kurz sein Bild auf irgend eine Weise deutlicher zu machen. Grabbe war kein Gefangener des „Milieu", die Geschichtsbetrachtung Taine's hätte er sicherlich nicht gebilligt; er wäre der begeistertste Verehrer großer Männer gewesen, wenn er sich nicht selbst ihnen gleichgestellt hätte. Arm in Arm mit Napoleon verachtete er die französische Kanaille, mit Hannibal die karthagische. Grabbe's Dramen können immerhin durch Umarbeitung den gewohnten Erfordernissen des historischen Dramas angepaßt werden; bei Hauptmann's „Florian Geier" wäre eine solche Operation ganz unmöglich, denn der Titelheld hat gar nicht die Kraft das ganze Stück zu tragen, und soll nach des Dichters Absicht auch gar nicht diese Kraft haben.

Daß durch Grabbe's Vorbild (geschweige durch Gerhart Hauptmann's) eine neue Form des historischen Dramas geschaffen werden könne, glaube ich nicht. Vielmehr halte ich Grabbe's dramatischen Stil für einen durchaus individuellen, nicht nachzuahmenden. Wohl

aber ist es eine Pflicht unserer Bühnen, soviel ihnen möglich, sich in den Stil seiner Werke zu fügen und sie zur Darstellung zu bringen. Der „Barbarossa“ könnte als werthvolles patriotisches Werk in den festen Bestand unserer Theater aufgenommen werden. Vor Allem aber darf der „Napoleon“, nachdem er einmal für die Bühne gewonnen ist, ihr nicht mehr verloren gehen. Für unternehmende und scharfsinnige Leiter wird es eine lockende und interessante Aufgabe sein, immer befriedigendere Formen der Bearbeitung zu finden, immer mehr den wesentlichen Gehalt des Werkes aus der Masse der Zuthaten herauszufinden und dramatisch wirkungsvoll darzustellen. Hier würde auch für Schauspieler, die den klassischen Kunstformen entfremdet sind, sich doch die Möglichkeit bieten, sich an eine Aufgabe großen historischen Stils mit den ihnen zugänglichen und vertrauten Mitteln zu wagen.

Und dem Dichter wird dadurch die verdiente Ehre zu theil werden. Grabbe kann nicht verlangen, als Persönlichkeit im Gedächtniß der Menschen zu leben, er gehört zu denen, die alles, was Bedeutendes in ihnen ist, in ihr Lebenswerk niederlegen, denen neben dieser Leistung für sich selber nichts mehr übrig bleibt, und die auch Anderen daneben nichts bieten können. Als er mit schwindenden Kräften an seinem letzten Werke arbeitete, schrieb er: „Der Hermannsschlacht unterlieg' ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben!“ — Aber dieses Sterben ist zugleich ein Auferstehen. Und die Zuversicht des Fortlebens in seinen Werken hat den Dichter selbst in den trübsten Stunden nicht verlassen. Möge sein Jubiläumstag kräftig dazu mitwirken, diese Zuversicht zu bewahrheiten! Möge man scheiden in seinem Lebenswerke zwischen dem Verfehlten und dem Vollendeten, aber dieses Vollendete dankbar in dem unvergänglichen Schatz unserer Poesie lebendig bewahren!

Zu den Anfängen der modernen Kolonisation.

Von

Gustav Roloff.

Das Problem der Kolonisation ist so alt wie die Geschichte selbst. So weit wir zurückblicken können, sehen wir, wie Völker solche Gebiete, die ihnen bisher fremd waren, in Besitz nehmen, um sich darin auszubreiten oder sie in irgend einer Form für sich nutzbar zu machen: die Wanderungen der Indogermanen und Malayen, die Besiedelung der Küsten Nordafrikas, Kleinasiens und Italiens durch Phönizier und Griechen, die Ausbreitung der Araber in Afrika, das Vordringen der mongolischen Stämme nach Westasien und Osteuropa, die Germanisirung Ostdeutschlands — alles das, und so manche andere hochwichtige Bewegung im Völkerleben fällt unter den Begriff der Kolonisation. Für die Nationen, auf denen die moderne Kultur beruht, bringt dann die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien eine neue Periode der kolonisatorischen Thätigkeit. Das Kolonisationsgebiet, das ihnen zur Verfügung gestellt wird, wächst mit einem Male in bisher nie erhörter Weise, und die kolonisatorischen Aufgaben, die ihnen die neuen Welttheile stellen, sind andere als die bisher gelösten.

Diese Epoche nun trägt in ihren Anfängen einen ganz anderen Charakter als die früheren analogen Erscheinungen. Alle älteren Kolonisationen von Bedeutung sind mehr oder weniger verbunden mit Wanderungen des Volkes, das die Besitzergreifung vollzieht. In weitaus den meisten Fällen verläßt die ganze Nation oder ein erheblicher Bruchtheil den Stammsitz und sucht sich eine neue Heimath, mögen nun materielle oder politische Verhältnisse, wie Mangel an Nahrung und befriedigender Beschäftigung, bürgerliche Unruhen oder religiöse Streitigkeiten die Ursache sein. Die Kolonisation war also durch das Bedürfniß nach neuem Grund

und Boden hervorgerufen worden. Ein solches Bedürfniß gab es aber zur Zeit der Entdeckung Amerikas in Europa nicht, denn die Einwanderung von Europäern nach der neuen Welt war in den ersten Menschenaltern nach der Entdeckung überaus spärlich: mag auch die Angabe eines Zeitgenossen, daß es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im spanischen Amerika kaum 15000 Europäer gegeben habe,*) zu niedrig gegriffen sein, so kann doch eine erhebliche Einwanderung nicht stattgefunden haben, und in dem den Engländern und Franzosen zugefallenen Theile hat eine nennenswerthe Besiedelung erst im 17. Jahrhundert begonnen. Trotzdem sehen wir aber, daß die seemächtigen Nationen Europas nach der Entdeckung mit großem Eifer und unter großen Opfern um den Besitz der überseeischen Gebiete ringen: es müssen also andere Ursachen als die Nothwendigkeit, überschüssige Bevölkerung abzuleiten, zur Entdeckung und Auftheilung der fernen Gebiete geführt haben.

In der That hat auch den Entdeckern, wie allbekannt, die Suche nach neuem Lande ferngelegen. Nicht unbekanntes, von Europa aus zu besiedelndes Gebiet wollten sie auffinden, sondern sie wollten nur neue Wege suchen nach alten Ländern, mit denen Europa seit $1^1/_2$ Jahrtausenden politisch und kommerziell in Verkehr gestanden hatte. Man wollte auf bequemere, direktere Weise als bisher Handel mit Indien und China treiben, deren unentbehrliche Gewürze und andere Waaren jetzt durch Vermittelung der Aegypter und Araber bezogen werden mußten. Es war klar, daß der Macht, der es gelang, diese Vermittelung zu umgehen, sich eine Quelle ungeheuren Handelsgewinns eröffnen mußte, und ein weiterer Antrieb in diesem Streben war das drückende Uebergewicht, das die Venetianer in der Verfrachtung der ostasiatischen Waaren von den ägyptischen und syrischen Häfen aus behaupteten. Daß dann auf der Suche nach den ostasiatischen Ländern wider Erwarten ein neuer Welttheil aufgefunden worden ist, hat den Gedanken und der Thätigkeit der Nationen eine neue Richtung gegeben.

Es fragt sich nun aber: Hat die Absicht, eine neue Handelsstraße nach Ostasien zu finden, also eine rein kommerzielle Idee, die Entdecker ausschließlich belebt, oder sind noch andere Motive bei ihnen wirksam gewesen? Es ist unvermeidlich, diese Frage zu

*) Benzoni. Works issued by the Hakluyt Society 21.

beantworten, wenn man die Politik der Europäer in den neuen Ländern verstehen will. Da ist nun kein Zweifel, daß, sobald die Entdeckungsreisen systematisch betrieben werden, die wirthschaftlichen Erwägungen nicht allein maßgebend sind, sondern daß Impulse politischer und religiöser Natur hinzutreten. Schon in den abenteuerlichen Versuchen von Genuesen, Normannen und Kataloniern zur Erforschung der Westküste Afrikas im 14. Jahrhundert zeigen sich diese ideellen Momente;*) eine hervorragende Rolle haben sie aber gespielt bei den Portugiesen, also bei der Nation, die am meisten für die Erschließung der überseeischen Welt geleistet hat. Es ist die Tradition der portugiesischen Geschichte, die sich hier geltend macht. Das kleine Königreich war in beständigem Kampfe gegen die Mauren emporgekommen; als dann um die Mitte des 13. Jahrhunderts weitere territoriale Eroberungen auf der Pyrenäischen Halbinsel durch die Ausdehnung des großen Nachbarstaates Castilien im Süden abgeschnitten waren, lenkte sich der Blick der portugiesischen Könige von selbst auf's Meer, um den Kampf mit dem Erbfeinde fortzusetzen. Es mußte dabei ihr Bestreben sein, sich an der Nordküste Afrikas festzusetzen und von hier aus die Bekämpfung und Bekehrung der Muhamedaner zu betreiben. Nach mehr als hundertjährigen Kämpfen gelang es durch die Eroberung von Ceuta (1415) einen wichtigen Schritt auf diesem Wege vorwärts zu thun. Bis zu diesem Erfolge war die maritime antimuhamedanische Politik immer noch ziemlich zaghaft gewesen, weil die portugiesische Macht durch häufige Verwickelungen mit den christlichen Nachbarn gelähmt worden war, seitdem aber wird sie konsequent und in großem Maßstabe aufgenommen. Wie bekannt, war es zuerst nicht der König, sondern der Infant Heinrich, der sich ihr widmete, bis sie nach seinem Tode die Krone weiterführte. Für die Gedanken, die den Prinzen und seine Zeit belebten, sind bezeichnend die Ausführungen seines jüngeren Zeitgenossen und Biographen Azurara.**) Er sagte, es sei nothwendig gewesen, daß ein vornehmer Herr die Entdeckungsreisen betrieben hätte, denn ein Kaufmann würde sich nie zu solchen Unternehmungen verstanden haben; er ginge nur dahin, wo sicherer Gewinn locke. Den Infanten dagegen trieb der Dienst Gottes und seines Königs; ihm war die Bekämpfung der Ungläubigen und die Ausbreitung

---

*) Vgl. Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.

**) Hakluyt Soc. 1896.

des Christenthums eine religiöse Pflicht, und diese machte die Entdeckungsfahrten nothwendig. Als vorsichtiger Politiker und General wollte er nämlich durch die Erforschung Afrikas die Ausdehnung der Macht seiner maurischen Feinde in Afrika kennen lernen und feststellen, ob nicht fern im Süden Christen wohnten, mit denen man ein Bündniß gegen die Muhamedaner schließen und Handelsbeziehungen anknüpfen könne. Insbesondere rechnete der Prinz mit einem Negerreich Guinea, das schon im 14. Jahrhundert gelegentlich berührt worden war. Man stellte es sich als einen großen kultivirten Staat vor und erhoffte von der Verbindung mit ihm große politische und wirthschaftliche Vortheile für Portugal.

Man sieht, daß hier die politischen und religiösen Motive weit stärker betont werden als die wirthschaftlichen, und daß diese Charakteristik des prinzlichen Unternehmens nicht etwa nur Uebertreibung eines Lobredners ist, wird durch die ganze Praxis des Prinzen, durch seine Anordnungen, auf den Entdeckungsfahrten nach den vermeintlichen Bundesgenossen zu forschen und das Christenthum zu predigen, bewiesen. So sehr dominirten die an die Vergangenheit Portugals anknüpfenden Gesichtspunkte, daß der Prinz zunächst noch nicht an die Entdeckung des Seeweges nach Indien dachte, sondern erst gegen Ende seines Lebens, nachdem ihm die Gestalt Afrikas näher bekannt geworden war, auf diese Idee verfiel. Aber diese neue Aufgabe und der lockende materielle Gewinn, den ihre Lösung verhieß, hat nicht etwa jene ideellen Zwecke beseitigt, sie sind auch nach dem Tode Heinrichs in Kraft geblieben. Zwar die Hoffnung auf ein Bündniß mit dem Negerreiche Guinea mußte man allmählich fallen lassen, aber den Vorsatz, in den fremden Ländern Bundesgenossen gegen die Muhamedaner zu gewinnen, gab man nicht auf. Man suchte dafür eifrig nach dem Reiche des mythischen Erzpriesters und Königs Johannes, das man nach dem Innern Afrikas, etwa nach Aethiopien, verlegte. Jahrhunderte lang hatte sich in Europa die Vorstellung von einem christlichen Reiche in Zentralasien gehalten: damals erfuhr man dunkel, daß sich in Abessinien ein christliches Reich Habesch behauptet habe, und nach dem Tode des Prinzen gingen portugiesische Gesandte dahin ab, um mit dem Herrscher, den man für einen Nachkommen jenes Johannes hielt, ein Bündniß gegen die Muhamedaner abzuschließen. Auch nachdem Vasco da Gama das Ziel der portugiesischen Wünsche, Indien, erreicht

hatte (1498), änderten sich die Anschauungen nicht. Wenn nur erst, schrieb der König von Portugal nach Vascos Rückkehr (1499) an das spanische Königspaar, die in Indien angetroffenen Christen im Glauben bestärkt seien, würde es möglich sein, die Mauren von Süden her anzugreifen.*) Die unaufhörlichen Kämpfe, die der Portugiesen in Indien und im Rothen Meere warteten, haben es nicht zur Ausführung dieses Programms kommen lassen, aber die religiösen Aufgaben wurden trotzdem nicht vernachlässigt: es wurde eine große Missionsthätigkeit entfaltet und an allen portugiesischen Niederlassungen bedeutende christliche Gemeinden begründet. So lange die Portugiesen überhaupt eine mächtige Stellung in Indien besaßen, so lange galt ihnen der Kampf gegen das Heidenthum als selbstverständliche Pflicht; bezeichnend genug beginnen die Lusiaden mit dem Lobe der glaubensstarken Herrscher, die die in Laster versunkenen Heidenstaaten Afrikas und Asiens zerstört haben.

Ganz ähnlichen Motiven sind die Entdeckungsfahrten entsprungen, die von Spanien ausgingen. Wie der portugiesischen Regierung mußte es auch der spanischen erwünscht sein, in direkten Verkehr mit den asiatischen Wunderländern zu kommen und sie wenn möglich in Besitz zu nehmen. Der Missionsgedanke mußte in dieser Nation, die den Glaubenskampf noch intensiver als die portugiesische geführt hatte, ebenfalls Boden finden. Columbus selbst stand ihm nicht fern; schon in seinem Briefwechsel mit Toscanelli, der ihn in seinem Vorsatze, den Seeweg nach Indien durch eine Fahrt nach Westen zu suchen, bestärkt hat, ist die Rede von der Bekehrung der Heidenfürsten in China und Indien, und während seiner ersten Reise spricht er gar davon, mit Hilfe der jenseits der Meere erwarteten Schätze einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen und das heilige Grab zu befreien. Es ist selbstverständlich, daß diese Ideen allein weder ihn noch die spanische Regierung bestimmt haben; die Sehnsucht nach den asiatischen Reichthümern und die Eifersucht auf die Erfolge Portugals sind von großer Bedeutung für ihre Entschlüsse gewesen, aber man darf doch das Vorhandensein der edleren Motive nicht übersehen, denn es steht fest, daß sie auf die Königin Isabella von großem Einfluß gewesen sind und so wesentlich dazu beigetragen haben, die Fahrt des Columbus zu ermöglichen. Und in welcher

*) Hakluyt Soc. 1898. Journal der Reise Vasco da Gamas.

Weise dann die spanische Politik in Amerika Hand in Hand mit den Missionaren gegangen ist, ist ja allbekannt.

Was nun die politische und wirthschaftliche Verwerthung der fremden Gebiete betrifft, so suchen Spanier und Portugiesen ungefähr dasselbe, aber ihre Thätigkeit ist grundverschieden, denn sie hing ab von der Beschaffenheit der neuen Gebiete. Die Portugiesen fanden in Indien Gewürze und Seidenwaaren die Menge, Gold und Silber aber mit Ausnahme in einigen Strichen Afrikas nicht. Entsprechend ihrem Wunsche, den schon Prinz Heinrich gehegt hatte, ihren Reichthum durch den indischen Handel zu vermehren, suchten sie jetzt die Venetianer und Araber zu beerben und den asiatischen Handel in ihren ausschließlichen Besitz zu bringen. Sie beschlossen, die Araber, die von Indien nach dem Rothen Meere handelten, zu vertreiben und die Inder zu zwingen, ihre Waaren allein an die Portugiesen zu verkaufen, um so Lissabon zum Stapelplatz der orientalischen Waaren zu machen. Zum guten Theil haben sie ja diesen Zweck erreicht; im 16. Jahrhundert verödete der Alexandrinische Markt, und die meisten afrikanischen, indischen und chinesischen Waaren, die in Europa verbraucht wurden, gingen über Lissabon. Der König, der den indischen Handel zum Kronmonopol erklärte, wie die Nation bezogen reiche Einkünfte aus dem Handel. Mehr als die Monopolisirung des indischen Handels und die Verbreitung des katholischen Glaubens unternahmen die Portugiesen in Indien nicht. Eine Fortpflanzung ihrer Rasse und die Gründung eines neuen Portugals jenseits des Wassers versuchten sie nicht; nur soviel Portugiesen siedelten nach Indien und Afrika über, als zur Sicherung des portugiesischen Einflusses in diesen Gebieten nothwendig waren. Ihre geringe Volkszahl fand dabei reichlich Beschäftigung.

Andere Wege mußten die Spanier einschlagen. In Amerika gab es weder die gesuchten Gewürze noch Völker von so entwickelter Kultur wie die Indier, ein Handel mit den Produkten der amerikanischen Landwirthschaft und Industrie, der sich dem portugiesisch-indischen hätte vergleichen können, war also nicht möglich. Einen Ersatz dafür bot ihnen allmählich das Auffinden von Edelmetallen und die Möglichkeit, den fruchtbaren Boden durch allerlei Kulturen wie Zuckerrohr, Baumwolle und europäische Gewächse, Wein, Weizen, Oliven, Gemüse u. A. nutzbar zu machen. Die Spanier mußten also, wenn sie sich nicht mit der Ausbeutung

der unterirdischen Schätze begnügen wollten, im Gegensatz zu den Portugiesen, die Gegenstände, durch die sie sich bereichern wollten, erst selbst erzeugen. Schon Columbus begann deshalb europäisches Getreide und europäisches Vieh, sowie Zuckerrohr und Baumwolle auf den von ihm entdeckten Inseln heimisch zu machen; im Laufe des 16. Jahrhunderts breiteten sich diese Kulturen auf dem Festlande aus, und mit ihren Erzeugnissen wurde bedeutender Handel nach Europa getrieben. Sogar europäische Industrie suchte Columbus durch Ueberführung spanischer Handwerker nach Amerika zu verpflanzen. Aber man weiß, daß Landbau und Handel dennoch lange Zeit das Stiefkind der spanischen Kolonisation geblieben sind: die meisten Auswanderer, die Columbus folgten, dachten nicht daran, jenseits des Wassers seßhaft zu werden: sie wollten Abenteuer erleben, durch Aufsuchen von Edelmetallen oder irgend welche Glücksfälle reich werden und nach Europa zurückkehren. Der Spanier, der, wie bekannt, die gewerbliche Thätigkeit mißachtete und in Europa sein Brod lieber im Dienste des Königs oder der Kirche verdiente, war in Amerika jeder Zeit bereit, Scholle und Werkstatt zu verlassen, sobald ein Beutezug in ein neu entdecktes Eingeborenenreich oder die Ausbeutung einer frischen Goldmine winkte und schnellen Gewinn verhieß. Die Spanier haben sich daher in den ersten Generationen dauernd nur dort angesiedelt, wo der Bergbau lohnte, und ihre Karten bezeichneten zur Warnung der Auswanderer die Gebiete, in denen man kein Gold und Silber gefunden hatte.*) Landwirthschaft und Handel traten daher hinter der Aufsuchung von Edelmetallen zurück, und dementsprechend konnte ein Handelsmonopol dem Könige nicht dieselben Reichthümer einbringen wie in Portugal: im Einklang mit dem ganzen Charakter der spanischen Kolonisation waren daher die Einkünfte des Königs in erster Linie auf den Minenbetrieb basirt: er bezog den Fünften von allen Erträgen aus den Bergwerken und erhob daneben Zölle von allen in Amerika ein- und ausgeführten Waaren.

Die spanische Regierung wirkte der Mißachtung der agrarischen, industriellen und kommerziellen Thätigkeit nicht entgegen, beförderte sie vielmehr indirekt. Zur Begründung einer blühenden Landwirthschaft hätte es einer starken Einwanderung von Arbeitern aus Europa nach Amerika bedurft, denn wenn man auch Neger und Indianer zur Arbeit heranziehen konnte, so war doch eine beträcht-

*) Peschel, Geschichte der Erdkunde.



liche Zahl Weißer zur Leitung und Beaufsichtigung unentbehrlich. Aber anstatt die Auswanderung zu erleichtern, erschwerte sie die Regierung nach Kräften: Niemand durfte ohne spezielle königliche Erlaubniß nach Amerika aufbrechen, und gewöhnlich wurde das Reiseziel und die Dauer des Aufenthalts drüben vorgeschrieben. Mehrere Ursachen wirkten zusammen, um diese — dem Begriff der Kolonisation widersprechende — Maßregel hervorzurufen. Zunächst war es die Furcht, das dünn bevölkerte Heimathland — es zählte etwa drei Millionen Einwohner um die Wende des 15. Jahrhunderts*) — der Arbeitskräfte zu berauben, und überdies wünschte die Krone ihre Streitmacht für die europäischen Verwickelungen nicht zu verringern. Und ein nicht geringeres Interesse als die Krone hatte der andere mächtige Faktor im öffentlichen Leben Spaniens, die Kirche, an der strengen Kontrolle der Auswanderer: nur solche Elemente wollte sie in den Kolonien dulden, die dem katholischen Glauben unbedingt ergeben waren. Streng kirchliche Gesinnung genügte noch nicht, um die Erlaubniß zur Auswanderung zu erhalten; wer darum nachsuchte, mußte beweisen, daß weder er noch seine Vorfahren in den letzten beiden Menschenaltern Bestrafung durch die Inquisition erlitten hätten. Die Bestimmungen werden verständlich, wenn man sich erinnert, welche Bedeutung der Missionsgedanke für den Beginn der ganzen Unternehmung gehabt hat. Mit der Absicht, die Einwohnerzahl der Kolonien zu beschränken und zu beaufsichtigen, steht die genaue Kontrolle des Verkehrs im engsten Zusammenhange. Nur zu bestimmten Zeiten und allein von Sevilla aus durften Schiffe nach Amerika abgehen, nachdem vorher ihr Inhalt revidirt war, und ebenso mußten die heimkehrenden Geschwader Sevilla wieder anlaufen. In Amerika war den aus Spanien kommenden Schiffen nur das Landen in wenigen bestimmten Häfen, wie Porto Bello, Vera Cruz und Habana gestattet.

Trotzdem so den Kolonien und ihrem Verkehr mit dem Mutterlande künstliche Fesseln angelegt waren und ihre Bevölkerung langsam wuchs, waren die Vortheile, die die Kolonien brachten, zeitweilig nicht gering. Die Ansiedlungen der neuen Welt waren für die spanische Industrie ein vortrefflicher Markt und dank ihnen hat sie sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bedeutend gehoben; Toledo z. B., das beim Beginn der Regierung Karls V.

*) Häbler, Die wirthschaftliche Blüthe Spaniens und ihr Verfall. Berlin 1888.

10 000 Arbeiter in der Wollen- und Seidenmanufaktur beschäftigte, beschäftigte 30 Jahre später die fünffache Anzahl.*) Aber von Dauer war die Blüthe nicht, weil andere ungünstige Einwirkungen diesen günstigen Einfluß der Kolonien wieder aufhoben. Die spanische Industrie war nicht entwickelt genug, den Bedarf des inneren und überseeischen Marktes zu decken: allmählich wurden die gewerblichen Erzeugnisse im Inlande knapp, ihre Preise stiegen in Folge dessen, und das massenhafte Einströmen des amerikanischen Silbers seit der Mitte des 16. Jahrhunderts trieb sie noch mehr in die Höhe. Mangel an Kapital und Arbeitskraft — zum guten Theil hervorgerufen durch die allgemeine Abneigung gegen die gewerbliche Arbeit**) — verhinderte die Industrie, ihre Produktion zu erhöhen. Um nun das Angebot im Inlande zu vergrößern und die Preise zum Fallen zu bringen, verfiel die Regierung auf das Mittel, die Einfuhr fremder Produkte zu erleichtern und die Ausfuhr zu beschränken. Diese Politik und andere Maßregeln, wie das Vorgehen gegen die gewerbfleißigen Moriskos, die Erhöhung der schlecht vertheilten Auflagen, die dem Könige durch seine unaufhörlichen Kriege abgenöthigt wurde, eine fehlerhafte Agrarpolitik, haben seit dem Regierungsantritt Philipps II. den Verfall der spanischen Industrie und des ganzen spanischen Wohlstandes veranlaßt. Der Bedarf der Kolonien an Fabrikaten wurde seitdem durch Fremde, Niederländer, Deutsche, Engländer und Franzosen, gedeckt, aber der Verkehr mit den Kolonien blieb unverändert: alle fremden Erzeugnisse mußten nach Sevilla geführt, dort auf spanische Schiffe geladen und verzollt werden. Spanien war seitdem nicht mehr der vornehmste Lieferant seiner Kolonien, sondern vielmehr der Zwischenhändler zwischen ihnen und dem Auslande. Die spanische Regierung verlor bei dieser Veränderung weder ihre Einkünfte aus dem Bergbau noch aus den Zöllen, aber der Gesammtwohlstand des Mutterlandes litt natürlich durch den Uebergang des wirklichen Kolonialhandels in die Hände des Auslandes; selbst das privilegirte Sevilla, das unermeßliche Reichthümer aus dem amerikanischen Handel gezogen hatte, ging zurück. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts spielten so die Kolonien in der spanischen Volkswirthschaft eine geringe Rolle; ihre Hauptaufgabe war, durch die Abgabe an den König den Staatsschatz zu füllen und die habsburgische Welt-

*) Häbler a. a. O.

**) Häbler a. a. O. u. Bonn, Spaniens Niedergang im 16. Jahrh. Stuttgart. 1896.

politik zu ermöglichen. Gegen diese Bestimmung, die die Kolonien von Anfang an mitgehabt hatten, war der indirekte Nutzen, den sie in den ersten fünfzig Jahren gebracht hatten, tief in den Hintergrund getreten.

* * *

Für die weitere Geschichte der überseeischen Politik ist es nun von höchster Wichtigkeit, zu erkennen, welchen Antheil die übrigen Nationen an der Entdeckerstimmung gehabt und wie die Erfolge der Portugiesen und Spanier sie beeinflußt haben.

Frankreich, das in früheren Jahren wiederholt Abenteurer nach den afrikanischen Küsten ausgesandt hatte, nahm an den eigentlichen Entdeckungsfahrten gar keinen Antheil. Sein Handel ging um diese Zeit (um die Wende des 15. Jahrhunderts) vornehmlich nach den türkischen Besitzungen, und die Exkursionen der Portugiesen erregten in Frankreich nur geringes Interesse.*) Als nachher, im 16. Jahrhundert, normannische Kaufleute Beziehungen zu Indien und zum spanischen Amerika anknüpfen wollten, wurden sie vom König, der mit europäischen Dingen beschäftigt war, nicht unterstützt. Alle französischen Versuche, drüben festen Fuß zu fassen, scheiterten an der Feindschaft der Portugiesen und Spanier; bis zur Zeit Richelieus haben die Franzosen in überseeischen Dingen keine bedeutende Rolle spielen können, und dann ist nicht mehr das Vorbild der Spanier und Portugiesen, sondern das der Engländer maßgebend für sie gewesen.

Später als die Franzosen, aber mit größerem Erfolge, traten die Holländer in den Wettbewerb um den überseeischen Besitz ein. Bei ihnen, den nüchternen Kaufleuten und Fischern, deren Geschichte nichts von einer traditionellen Bekämpfung der Ungläubigen wußte, gab es keine romantische Sehnsucht nach der Ausbreitung des Christenthums in fernen Ländern; die Vorherrschaft Venedigs im orientalischen Handel bedrückte sie nicht, da ihre kommerziellen Beziehungen sie nach der Ostsee und nach England anstatt nach dem Mittelmeere wiesen. Deshalb lagen ihnen Entdeckerzüge nach Süden und Westen fern, und auch im 16. Jahrhundert versuchten sie nur vorübergehend, nach Amerika Handel zu treiben, obwohl ihnen Karl V. das Recht dazu verliehen hatte; sie begnügten sich, den größten Theil des Waarenverkehrs der Pyrenäischen Halbinsel mit dem nördlichen Europa zu vermitteln. Erst als ihnen dieser

*) Pigeonneau, Histoire du commerce de la France.

einträgliche Transporthandel, der sie zum ersten Handelsstaate Europas gemacht hatte, durch den Konflikt mit Spanien am Ende des 16. Jahrhunderts erschwert wurde, entschlossen sie sich, die indischen und amerikanischen Gebiete, deren Produkte sie bisher von den spanischen und portugiesischen Häfen aus verfrachtet hatten, selbst aufzusuchen. Da der Handel mit indischen Waaren weit wichtiger als der mit amerikanischen war, so legten sie den Nachdruck auf die Beziehungen zu Indien, und binnen kurzer Zeit haben sie denn auch den indischen Handel zum größten Theile in ihre Hand bekommen und die Portugiesen aus ihren besten Besitzungen verdrängt. Die Holländer ließen sich also durch rein kaufmännische Gründe zur Eroberung überseeischer Gebiete bestimmen, und dementsprechend trägt auch ihre Ausbeutung einen ausschließlich von wirthschaftlichen Gesichtspunkten bestimmten Charakter: ihr oberstes Prinzip war, in Indien billig einzukaufen und in Europa theuer zu verkaufen. Die Portugiesen hatten diesem Zwecke ebenfalls gehuldigt, aber ihm oft entgegengearbeitet durch Konflikte, in die sie mit den Eingeborenen gerathen waren durch Bekehrungseifer, Herrschsucht und übermüthige Behandlung der Dynasten. Die Holländer dagegen verzichteten von vornherein auf die Mission und proklamirten Religionsfreiheit; eine direkte Unterwerfung der Eingeborenen ferner erstrebten sie nur da, wo ihnen schwache Fürsten gegenüberstanden. Wo sie auf stärkere stießen, waren sie mit mehr oder minder günstigen Verträgen über die Lieferung von Produkten zufrieden, und oft haben sie sich um des Gewinnes willen von den eingeborenen Fürsten eine Behandlung gefallen lassen, die die Portugiesen zur Zeit ihrer Machthöhe nie ertragen hätten. An eine Verpflanzung von Europäern nach Indien dachten sie noch weniger als die Portugiesen, denn die Handelsgesellschaft, der die Generalstaaten das Monopol des ostindischen Handels übertragen hatten, fürchtete, daß europäische Ansiedler ihr Privilegium umgehen und Schmuggelhandel mit Eingeborenen und Europäern treiben würden.*)

Die überseeischen Unternehmungen dieser drei Nationen hatten also bei so mancher Verschiedenheit in Ursprung und Ausführung doch das gemein, daß sie vorwiegend nach unmittelbarem Gewinn strebten, hinter der Ausbeutung der *vorhandenen* Reichthümer die Schaffung neuer Erwerbsmöglichkeiten durch eigene produktive

*) Saalfeld, van Kampen, Klerk de Reus u. A.

Arbeit zurücktreten ließen und nicht darauf ausgingen, eine beträchtliche Anzahl ihrer Volksgenossen drüben anzusiedeln. Einen Fortschritt in dieser Ansicht haben erst die Engländer gebracht, freilich nicht, wie häufig angenommen wird, sofort bei ihrem ersten Eingreifen in die überseeische Politik, sondern erst mehrere Generationen später.

An der Auffindung Amerikas und Indiens haben die Engländer sich nur wenig betheiligt, und gerade ihre Rolle lehrt aufs Deutlichste, daß die wirthschaftlichen Motive allein nicht ausreichten, um zu derartigen Wagnissen die Initiative zu ergreifen. Obwohl sie im 15. Jahrhundert bereits bedeutenden Handel nach dem Mittelmeere trieben und unter der Konkurrenz der Venetianer litten, ist ihnen der Gedanke nicht gekommen, durch die Aufsuchung einer direkten Verbindung mit Indien einen entscheidenden Schlag gegen diese zu führen. An Versuchen, den König Heinrich VII. für ähnliche Pläne, wie sie Columbus in Portugal und Spanien vortrug, zu gewinnen, hat es nicht gefehlt — ein Bruder des Columbus plaidirte ja in London für die Westfahrt — aber Heinrich wies solche Vorschläge als abenteuerlich ab. Es fehlte eben die Macht der politischen und religiösen Traditionen, die auf der Pyrenäischen Halbinsel auf solche Expeditionen hinwies. Erst als die Portugiesen das Kap der Guten Hoffnung erreicht hatten und Columbus von seiner ersten Fahrt zurückgekehrt war, widmeten auch die Engländer sich eifrig der Erforschung der fernen Gebiete, in derselben Absicht wie Portugiesen und Spanier: einen direkten Weg nach Ostasien zu finden, den ostasiatischen Handel an sich zu reißen und namentlich sich durch die dort vermutheten Bergwerke zu bereichern.*) Wie die Portugiesen im Süden, so hofften die Engländer im Nordwesten eine Durchfahrt zu finden, und das ganze 16. Jahrhundert hindurch haben diese Versuche nicht aufgehört. Nicht mit Unrecht sagt daher Ad. Smith, daß die Engländer durch die auri sacra fames zu ihren ersten kolonialen Unternehmungen bewogen seien, während er bei den Spaniern und Portugiesen die ideellen Motive übersieht. Roscher bekämpft zwar diese Auffassung der kolonialen Politik der Engländer; er meint, daß sie „schon im ersten Keime von der spanischen völlig verschieden" sei, weil Heinrich VII. schon eine planmäßige Be-

*) Das geht aus allen Privilegien, die die Könige den Entdeckern ertheilten, hervor. Vgl. auch Schanz, Englische Handelspolitik.

siedelung der amerikanischen Länder in Aussicht genommen habe.*) Er gründet seine Meinung auf ein Privileg, in dem Heinrich einem Seefahrer (1502) den Besitz alles von ihm zu entdeckenden Landes bewilligt mit dem Vorbehalt, daß allen Engländern dort die Ansiedelung gestattet sei. Ohne Zweifel ist Roschers Schluß irrig, denn es steht nichts in dem Privileg, daß eine Auswanderung nach diesen Ländern erwartet wird oder befördert werden solle; die Bestimmung besagt offenbar nur, daß alle Engländer ohne Unterschied, und nicht etwa nur ein Bruchtheil der Nation, an den erwarteten Schätzen der neuen Welt Antheil haben sollen. Und ein Gegensatz gegen die spanische Politik ist diese Bestimmung ebenfalls nicht, denn wie wir wissen, sind ja von Spanien aus um diese Zeit Ansiedelungen begründet worden. Wie aber jene Spanier den Aufenthalt in der neuen Welt nur als einen vorübergehenden ansahen, so auch die Engländer, die um diese Zeit und später Entdeckungsreisen unternahmen.

Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts treten in England neue Gedanken auf.

In der wissenschaftlichen Litteratur, die sich mit den überseeischen Expeditionen beschäftigt, wird mehr und mehr empfohlen, in den fremden Ländern nicht allein Handel mit den Eingeborenen und Goldminen zu suchen, sondern den unbebauten Boden zu kultiviren und so eine solide Grundlage für die Ausbeutung der Länder zu schaffen. Anstatt bloßer Handels- und Fischereistationen und vorübergehender Ansiedelungen solle man dauernde begründen und alle in England überflüssigen Elemente solle man in diese Kolonien ableiten. Die Wanderung soll also wieder eine größere Rolle in der Kolonisation spielen. Wenn man in den besetzten Ländern auch kein Gold finde und nur geringen Handel mit den Eingeborenen treiben könne, heißt es, so werde doch der Nationalwohlstand Englands bereichert werden durch den Handel, den diese Ansiedelungen mit dem Mutterlande treiben könnten, insbesondere durch die Vortheile, die sie der heimischen Industrie durch Lieferung von Rohprodukten verschaffen würden. Es werden genaue Vorschriften für die Anlage solcher Niederlassungen gegeben; vor allen Dingen sollen sie an solchen Stellen angelegt werden, die in gemäßigtem Klima liegen, einen guten Zugang zur See, süßes Wasser, Nahrungsmittel wie

*) Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung.



Früchte, Fische und Vieh, Bau- und Brennholz haben und vertheidigungsfähig sind. Sobald die Ansiedler ihren Unterhalt durch Anbau von Getreide, durch Viehzucht und Fischfang gesichert haben, sollen sie zu solchen Kulturen übergehen, die dem Mutterlande nützlich sind: sie sollen Oel gewinnen, Holz, Färbemittel, Häute und dergleichen, alles Dinge, die England jetzt von Spanien, Frankreich und den Ostseeländern einkaufen müsse. Die Industrie, heißt es weiter, werde künftig durch den Bezug dieser Gegenstände aus englischen Besitzungen billiger arbeiten können, sie werde auch ihren Absatzmarkt vergrößern, denn die Kolonisten und die von ihnen zivilisirten Wilden würden zuverlässige Abnehmer bilden. Mit den Eingeborenen sollte man daher in freundschaftlichen Verkehr treten, ihnen Geschmack an europäischen Waaren beibringen und sie nicht etwa nach dem Beispiel der Spanier auf den Antillen ausrotten. Auch die Schifffahrt würde durch den Verkehr mit den Kolonien großen Vortheil haben, kurz Handel und Wandel in England würden einen allgemeinen Aufschwung nehmen.*)

Ohne Zweifel bedeuten diese Gedanken eine entschiedene Neuerung gegen die bisherige Praxis der Kolonialvölker: niemals vorher ist die Nothwendigkeit so stark betont worden, Ansiedelungen anzulegen, damit sie dem heimischen Handel und Gewerbe dienen. Die Holländer haben um diese Zeit überhaupt noch keine überseeische Ansiedelung angelegt, und die Portugiesen besaßen zwar in Brasilien Anfänge einer Ackerbaukolonie, aber das war nur eine Verlegenheitsgründung, entstanden aus Schiffbrüchigen und Verbrechern, die sich kümmerlich durchschlug, mit dem Mutterlande in losem Zusammenhange stand und von keinem wesentlichen Einflusse auf die Entwickelung des heimischen Wohlstandes war. Mehr als mit der holländischen und portugiesischen berührten sich die englischen Ideen mit der spanischen Kolonialpolitik. Diese hatte ja zahlreiche Ansiedelungen begründet und durch ihre Kundschaft der spanischen Industrie zu einer gewissen Blüthe verholfen. Aber der Fortschritt auch den Spaniern gegenüber ist doch recht bedeutend. Denn jene Blüthe war nur eine vorübergehende und nebensächliche, man möchte sagen zufällige Begleiterscheinung der spanischen Kolonialpolitik: hier soll sie als leitender Zweck angestrebt werden. Niemals hatten die Spanier einen solchen Nach-

---

*) Nach den in der Hakluyt Society abgedruckten Schriften und nach Hakluyt, Navigations, voyages u. s. w. London 1600.

druck auf den Ackerbau im Gegensatz zum Minenbetrieb gelegt und nie hatte der Verkehr zwischen Spanien und seinen Kolonien eine so große Rolle gespielt, wie hier verlangt wird: die Spanier duldeten in ihrem riesigen Besitz nur wenige Häfen, den Engländern galt ein guter Zugang zur See unentbehrlich für jede Ansiedelung. Am deutlichsten tritt die Verschiedenheit in der Bestimmung hervor, die den Kolonien für die industrielle Entwickelung zugewiesen wird. Die Kultur der Rohprodukte war in den spanischen Kolonien unbedeutend, während sie in England mit Energie empfohlen wird, und gerade um die Zeit, da Spanien den Abfluß seiner Fabrikate nach den überseeischen Gebieten behindert, will England ihn befördern. Der Unterschied erklärt sich aus den verschiedenen materiellen und geistigen Bedingungen. Die Engländer waren auf die Einfuhr gewisser Rohprodukte, wie Oel, Häute, Seide, angewiesen und hofften sie am vortheilhaftesten aus den künftigen Kolonien zu beziehen, während die Spanier diese Gegenstände im Inlande erzeugten; den Spaniern fehlten die Arme, um ihre Rohprodukte zu verarbeiten und den heimischen Markt zu befriedigen, daher die Beschränkung der Ausfuhr; die Engländer waren sicher, Arbeitskräfte für eine vergrößerte Industrie zu bekommen, wenn sich nur lohnender Absatz bot. In letzter Linie ist es also der größere Fleiß und Unternehmungsgeist der Engländer, auf dem der Unterschied beruht und der eine verschiedene Bewerthung der Kolonien in der Volkswirthschaft beider Nationen bedingt: den Engländern mußte nach ihrer Meinung jede Kolonie eine Hebung ihrer heimischen A r b e i t und damit eine Vermehrung ihres nationalen Reichthums bringen, die Spanier wurden durch ihre Unterschätzung der gewerblichen Arbeit allmählich dazu gebracht in den Kolonien kaum mehr als fiskalische Hilfsmittel zu sehen.*)

*) Vortrefflich ist die englische Literatur über die kolonialen Bestrebungen charakterisirt von Roscher in den Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1851. Er formulirt freilich den Gegensatz zu der früheren Praxis nicht ganz richtig, weil er die spanischen Kolonien zu einseitig als bloße Goldlieferanten des Mutterlandes auffaßt und ferner, wie erwähnt, den prinzipiellen Unterschied der englischen überseeischen Bestrebungen vom Anfang und Ende des 16. Jahrhunderts verkennt. So übersieht er, daß es einen großen Fortschritt bedeutet, wenn die Suche nach einer Durchfahrt nach Ostasien allmählich hinter dem Bestreben, Ansiedelungen in Amerika anzulegen, zurücktritt. Roscher meint weiter, die spanische Kolonisation sei, weil entstanden in der glänzendsten Periode des Mutterlandes, unfähig gewesen, sich zu entfalten, als das Mutterland verfiel; umgekehrt habe sich die englische, das Kind einer Zeit, „wo das Mutterland im europäischen Staatensysteme

Die Frage liegt nahe, auf welche Ursachen die Entstehung dieser englischen Kolonisationsgedanken zurückzuführen ist. Roscher deutet an, daß wohl die materielle Noth in England die Ursache gewesen sei, und noch viel mehr betont Leroy-Beaulieu diesen Gesichtspunkt.*) Er führt aus, daß England unter Elisabeth eine schwere Krisis durchmachte; die Ausdehnung des Großgrundbesitzes mit seiner Weidewirthschaft, die schon unter Elisabeths Vorgängern begonnen habe, habe während ihrer Regierung zugenommen; viele Bauern und Arbeiter seien hierdurch brotlos geworden. Für diese Elemente habe man jenseits des Wassers neue Arbeit und eine neue Heimath suchen müssen und dabei zugleich dem Handel und der Industrie dienen können. Nach Leroy-Beaulieu ist daher die englische Kolonisation in dieser Zeit die einzige, die auf eine wirkliche Nothwendigkeit zurückgeht; nicht ruhm- und goldgierige Konquistadoren wie Portugal und Spanien oder Kaufleute wie Holland sendet England aus, sondern Ackerbauer und Handwerker, die dem Boden in harter Arbeit das abgewinnen wollen, was jene in mühelosen Geschäften oder durch Vergewaltigung der Eingeborenen im Fluge erringen wollen: aus diesem Grunde sei die englische Kolonisation solider begründet und erfolgreicher gewesen als die der anderen Nationen. Diese ganze Anschauung, so plausibel sie erscheint, ist aufgebaut auf unrichtiger Grundlage: England hat unter Elisabeth eine solche wirthschaftliche Krisis nicht durchgemacht, ihr Regiment bedeutet vielmehr eine aufsteigende Entwickelung. Das Bauernlegen ist durch das Eingreifen der Krone zum Stillstande gekommen, der Bauernstand und die Industrie haben sich gekräftigt und der allgemeine Wohlstand ist gewachsen. Mir scheint das Aufkommen der neuen kolonisatorischen Gedanken zurückzugehen zunächst auf die üblen Erfahrungen, die man mit den bisherigen Unternehmungen gemacht hatte. Alle Versuche, eine nordwestliche Durchfahrt nach Ostasien und Goldlager im Norden

---

am allerwenigsten bedeutete", glänzend mit dem Aufschwung des Mutterlandes entwickeln können (Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung S. 181). Auch diese Anschauung ist irrig. Der Kolonisationsgedanke vertieft sich in England, wie wir oben sahen, unter der Regierung Elisabeth's, also in einer Periode energischen politischen Emporstrebens und die ersten wirklichen Kolonisationsversuche sind gemacht worden im ersten Jahrzehnt Jakob's I., also, als England unter der Führung Cecils und des (1612 gestorbenen) Prinzen von Wales noch eine Hauptrolle in der europäischen Politik spielte. Als die Zeit der Zerrissenheit und Ohnmacht kam, stand die älteste Kolonie, Virginien, schon auf festen Füßen.

*) La colonisation chez les peuples modernes.

liches lernen. Etwas anders lautet das Räsonnement Bacos von Verulam, der zum ersten Male die kolonialen Fragen systematisch zusammenfaßt. Er motivirt die Nothwendigkeit der Kolonien mit der Gefahr der Uebervölkerung, die England bedrohe, und in Berücksichtigung gewisser kolonialer Erfahrungen spricht er sich gegen die zwangsweise Ansiedelung von Sträflingen aus, denn diese würden nie zu harter Arbeit bereit sein. Landarbeiter, Bauern, Gärtner, Fischer, Schmiede und andere Handwerker müßten die Ansiedelungen begründen. Nachdrücklicher als alle seine Vorgänger wiederholt er den Rath, die Zukunft einer Kolonie mehr über als unter der Erde zu suchen, d. h. mehr Landwirthschaft, Industrie und Handel als Bergbau zu treiben, denn der Bergbau, von dem er nur die Eisengewinnung empfiehlt, mache unlustig zu jeder anderen Arbeit. Im engsten Zusammenhange mit diesen Rathschlägen und ebenfalls auf der Beobachtung der Praxis beruhend steht endlich seine Warnung, zu schnell materielle Vortheile von einer solchen Ansiedelung zu erwarten; wie bei einer Waldanlage müsse man bei Koloniengründungen zwanzig Jahre lang auf jeden Nutzen verzichten. Wenn diese „geläuterte" Anschauung von dem Werth der Kolonien, wie sie Roscher mit Recht nennt, schon in der Theorie nur langsam zur Geltung kommen konnte, so hatte sie in der Praxis vollends mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Expeditionen von Martin Frobisher (1576) und Humphrey Gilbert (1578, 1583), durch die Hakluyt seine Ideen zum ersten Male verwirklichen wollte, tragen im Allgemeinen noch durchaus das Gepräge der Entdeckungsfahrten alten Stils; die Suche nach Gold und nach einem neuen Seewege nach Indien war ihnen beiden weitaus das vornehmste Ziel; Humphrey Gilbert verwarf sogar ausdrücklich das Angebot einiger Kaufleute, auf den von ihm entdeckten und okkupirten Inseln Ansiedelungen zu begründen. Der erste Unternehmer, der eine systematische Kolonisation versuchte, war der bekannte Abenteurer und Publizist Walter Raleigh, der (im Jahre 1584) die Besiedelung des heutigen Nordkarolina unternahm. Bei ihm vereinigte sich Abenteuerlust und wirthschaftliche Erkenntniß mit nationaler und religiöser Begeisterung; es zeigte sich aber bei seinem Versuche, daß die Masse der englischen Nation noch nicht zur Lösung solcher kolonisatorischen Aufgaben bereit war. Die meisten Ansiedler, die Raleigh hinübergeführt hatte, dachten nicht an fleißigen Ackerbau und solide Arbeit, sondern ungeachtet aller schönen Ermahnungen,

die sie in England erhalten hatten, suchten sie Gold und wollten durch Unterdrückung der Eingeborenen möglichst schnell Schätze zusammenraffen. Die Kämpfe und die inneren Unordnungen, die hierüber ausbrachen, haben die Kolonie zu Grunde gerichtet; als Raleigh durch den Angriff der Armada in England beschäftigt wurde und die Kolonie sich selbst überlassen mußte, ist sie von den Indianern ausgerottet worden. Selbst als man 20 Jahre später auf Raleighs Gedanken zurückkam und die Besiedelung des heutigen Virginien begann, hatte man zuerst mit ganz denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, bis endlich, nachdem im Laufe eines halben Menschenalters viele abenteuerliche Elemente ihren Untergang gefunden hatten, sich allmählich ein brauchbarer Stamm von seßhaften Ansiedlern bildete und das Land nach jenen Vorschriften bewirthschaftete. Erst seit dieser Zeit (etwa seit 1620) verwuchsen die Ansiedler mit dem durch eigene Arbeit gewonnenen Lande und dachten nicht mehr daran, wie die früheren Auswanderer, nach kurzer Zeit als begüterte Leute nach England zurückzukehren. Bezeichnend für diesen Umschwung ist, daß von dieser Zeit an Frauen in größerer Anzahl nach den Kolonien übergeführt werden. Um dieselbe Zeit beginnen dann die religiösen und politischen Zwistigkeiten in England ihre Wirkung zu äußern; Puritaner und Katholiken suchen in Amerika eine Freistätte für ihren Glauben und begründen Niederlassungen in Massachusetts und Maryland. Damit erhalten die Kolonien einen neuen Zuwachs an ernsten, arbeitswilligen Elementen, so daß nun endlich die einst Frobisher und Gilbert empfohlene Politik in großem Maßstabe durchgeführt werden kann. Die Ursachen der älteren Kolonisation treten also wieder auf und führen einen Umschwung herbei. Selbstverständlich haben die Kolonisten die Vorschriften der Hakluyt und Bacon nicht als bindende Rezepte betrachtet, sondern sich allein von den unmittelbaren Verhältnissen leiten lassen; in vielen Punkten haben sie neue Wege gesucht, manche jener Rathschläge unberücksichtigt gelassen; so zeigt z. B. ihre Eingeborenenpolitik nichts von den humanen Gedanken jener.*) Aber das Prinzip durch ihre eigene Arbeit neue Produkte zu gewinnen und dadurch die heimische Arbeitsgelegenheit zu vermehren haben sie durchgeführt. Von denselben Grundsätzen ging dann die französische Kolonialpolitik seit Richelieu aus, und selbst in der spanischen kamen allmählich ähnliche Gedanken in Anregung.

*) Vgl. Ruville im Aprilheft.

Die politische Stellung der Kolonien blieb trotz dieser Aenderungen in Theorie und Praxis dieselbe. Wie sämmtliche kolonisirenden Nationen von der Absicht ausgegangen waren, ihre Heimath durch die kommerzielle Ausbeutung überseeischer Völker unter möglichster Fernhaltung von Konkurrenten zu bereichern, so hielten sie den Gedanken auch fest, nachdem sie eigene Ansiedelungen begründet hatten: nur die Ausführung wechselte mit den Verhältnissen. Portugiesen und Holländer wollten den indischen Handel, die Spanier die Erträge der amerikanischen Silbergruben allein ihrem Lande zu Gute kommen lassen: die Engländer und Franzosen wollten die Arbeitsresultate ihrer ausgewanderten Mitbürger allein für sich in Anspruch nehmen und den Verkehr Fremder mit ihren Kolonien im Allgemeinen nicht dulden; sie versuchten sogar die ganze Produktion der Kolonien nach den Bedürfnissen des Mutterlandes zu regeln. Die Kolonien blieben also stets Glieder des Mutterlandes und mußten unter strenger Vormundschaft gehalten werden, um sich diese Beschränkung ihrer wirthschaftlichen Freiheit aufzwingen zu lassen. Je stärker die heimische Gewalt war, desto stärker machte sie sich in den Kolonien fühlbar. Die englische Regierung ließ z. B., durch innere Unruhen gehemmt, den Kolonien bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ziemlich freie Hand, ihre innere Verwaltung und ihren auswärtigen Handel zu regeln; kaum aber war die Ruhe wiederhergestellt, da wurde die Autonomie der Kolonien geschmälert, die heimische Industrie und Schifffahrt auf Kosten der kolonialen begünstigt. Zu dieser äußeren Unterordnung der Kolonien trat in vielen Fällen noch die geistige Abhängigkeit, denn fast immer suchte die Metropole die Einrichtung des religiösen Lebens ebenso vorzuschreiben wie die des materiellen und politischen. Wir kennen schon die Gewalt, die die katholische Kirche in den spanischen Kolonien besaß, ähnlich stand es in den französischen und selbst in England wurde versucht, die Staatskirche in den Kolonien ausschließlich zur Geltung zu bringen. Diese Bestrebungen sind freilich nicht geglückt, weil die offizielle Kirche in England weder der Gemüther der Nation noch der staatlichen Gewalt so mächtig war wie in Frankreich und Spanien, aber schon der Anspruch ist charakteristisch für die Auffassung der Zeit.

Diese strenge Abhängigkeit der Kolonie hatte die antike Kolonisation in der Regel nicht gekannt, wenn man dabei an die Besiedelung eines Gebietes denkt, das der politischen Gewalt der kolonisirenden Nation noch nicht unterworfen war. Die

griechischen Kolonien z. B. kann man charakterisiren mit Adam Smith als Kinder, die jeder Zeit auf Gunst und Schutz des Mutterstaates Anspruch haben und dagegen zu Dankbarkeit und Ehrfurcht verpflichtet, aber doch seiner unmittelbaren Gewalt und Gerichtsbarkeit entwachsen sind und ihre innere wie äußere Politik nach eigenem Ermessen bestimmen können. Die Verschiedenheit in der Stellung der antiken und modernen Kolonie folgt aus der prinzipiellen Verschiedenheit ihres Ursprungs: die neueren sind entstanden aus wirthschaftlicher Spekulation, mit der sich das Bestreben der staatlichen und kirchlichen Gewalt, ihren Machtbereich und ihr Ansehen zu vergrößern, verbündete, die alten gingen hervor aus der Nothwendigkeit, einem gewissen Bestandtheile der Bevölkerung neue Lebensbedingungen, womöglich dieselben wie in der Heimath, zu schaffen; im Alterthum mußte daher bei den Neugründungen das Interesse der Wegziehenden, in der Neuzeit das der Zurückbleibenden maßgebend sein.

Die deutschen Eisenbahnen in Schantung.

Von

Dr. Georg Wegener.

Mit einer Karte der geplanten Bahnlinien.

Die Grundlagen zu dem folgenden Aufsatz bilden neben der bekannten Literatur über Schantung eingehende Informationen aus autoritativen Quellen, die mir bei meiner Anwesenheit in Tsingtau in sehr dankenswerther Weise zur Verfügung gestellt wurden.

Mein Besuch fand im Dezember vorigen Jahres statt, gerade in einem Zeitpunkt, wo eine große Sorge der Kolonie sich gehoben hatte. Naturgemäß hatten im Beginn des Jahres die Ereignisse in Petschili auch die ihr durch die Grenzverhältnisse besonders intim benachbarte Provinz Schantung in Mitleidenschaft gezogen. Unruhen waren im Innern entstanden, deren der im November 1899 erst neu ernannte chinesische Gouverneur Yuan-schi-kai nicht sogleich Herr werden konnte — vielleicht hat er auch erst die Entwicklung der Dinge abwarten wollen. Im Sommer war es soweit gekommen, daß er selbst die im Innern der Provinz lebenden Fremden zum Abzug an die Küste veranlaßte, weil er ihre Sicherheit nicht länger gewährleisten könne. Die bereits begonnenen Arbeiten an den Bergwerken und am Eisenbahnbau im Hinterlande von Kiautschou hatten aufgegeben werden müssen, und eine Zeitlang schien sogar ein Angriff auf die unmittelbaren Grenzen von Tsingtau nicht ausgeschlossen.

Mit dem Herbst aber war die Grundlosigkeit dieser Besorgnisse deutlich geworden; der Gouverneur hatte sich einsichtsvoll und mächtig genug erwiesen, um die fremdenfeindliche Bewegung in seiner Provinz niederzuzwingen. Unter seinem behördlichen Schutze waren soeben, im Laufe des November, die unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen worden, und mit neuem Feuer, mit vermehrten Hoffnungen sah man in Tsingtau der Zukunft entgegen.

Auch ich habe die Zuversicht theilen gelernt, die dort die maßgebenden Kreise beherrscht. Es ist ein prächtiger, jugendkräftiger Optimismus, der in der großartigen Anlage von Tsingtau uns entgegentritt. Ich hatte vorher schon zahlreiche englische Kolonien gesehen, die mich mit Bewunderung erfüllten: Ceylon, Britisch-Indien, Neuseeland, Australien, Hongkong; hier fand ich nun mit Stolz auf deutschem Gebiet ganz denselben großzügigen, kraftvollen Wagemuth, mit dem der Engländer ans Werk zu gehen pflegt und der schon an sich eine wesentliche Bedingung für den Erfolg ist. Denn ohne Vertrauen, ohne Einsatz giebt es ja keinen Gewinn. Aber dieser Optimismus ist auch verstandesmäßig begründet. Nach allen Studien über die Provinz Schantung, nach der Gesammtanschauung von der Zukunft des Ostens, soweit ich sie durch meine Reisen in China gewonnen habe, bin ich überzeugt, daß der Besitz des geeignetsten Hafens an der Küste von Schantung, ja der chinesischen Küste nördlich vom Yangtse-Delta überhaupt, unserer Kolonie eine bedeutende Entwicklung sichern muß. Heut ist die Rhede von Tsingtau das noch nicht, wohl aber, wenn der mächtige Molenbau gegen die Nordweststürme in der Kiautschou-Bucht fertig sein wird, den man dort der Vollendung entgegengehen sieht. Gewiß, Tsingtau wird nicht mit Hongkong oder Schanghai rivalisiren können, allein auch weniger kann schon recht viel sein.

Alles kommt dabei allerdings auf eine zielbewußte Ausbildung der Beziehungen Tsingtaus zu seinem Hinterlande an, und diese wiederum ist ganz und gar an eine Bedingung geknüpft: an die Schaffung von Eisenbahnen. Ehe solche nicht in beträchtlicher Ausdehnung hergestellt sind, kann ein nennenswerther Aufschwung von Tsingtau nicht erwartet werden. Da aber gegenwärtig anscheinend die kriegerischen Bewegungen in China zu Ende gehen und eine friedlichere Periode bevorsteht, in welcher die Machtentfaltung der fremden Großmächte noch eindrucksvoll nachwirkt, so sind auch für den Fortgang unserer Bahnbauten in Schantung die Aussichten günstig.

Im Folgenden soll daher eine Darstellung ihrer geographischen und wirthschaftlichen Grundlagen, ihres Gesammtplans und des derzeitigen Standpunktes der Arbeiten versucht werden.

Die Provinz Schantung ist aus einem kleineren Halbinseltheil und einem größeren Festlandstheil zusammengesetzt. Der erstere springt in das Gelbe Meer hinaus, der letztere greift weit in das

Binnenland Nordasiens hinein und wird hier von den Provinzen Petschili, Honan und Kiangsu begrenzt. An Größe und Bevölkerungszahl entspricht eine chinesische „Provinz" kaum noch dem Begriff, den wir in Europa mit dieser Bezeichnung verbinden. Schantungs Flächeninhalt beträgt rund 145 000 Quadratkilometer, d. h. doppelt soviel wie das Königreich Bayern und zehnmal soviel wie das Königreich Sachsen, und seine Bevölkerungsziffer, 25—30 Millionen, übertrifft diejenige Bayerns vier- bis fünfmal, Sachsens sechs- bis siebenmal und kommt der von ganz Preußen nahe.

Auch in vertikaler Hinsicht springt eine Zweitheilung ins Auge. Die Landschaft besteht aus einem gebirgigen und einem flachländischen Theil. Gebirge erfüllt fast das gesammte Halbinselland. Im Norden der Kiautschou-Bucht wird es durch eine die ganze Halbinsel durchsetzende Flachlandssenke in zwei Flügel gesondert, von denen der westliche dann noch weit in den festländischen Theil der Provinz hineinreicht, ohne ihn jedoch ganz auszufüllen. Ein beträchtlicher Rest ist zusammenhängendes Tiefland, in dessen meergleiche Verflächungen das Bergland ebenso inselförmig hinabtaucht, wie auf dem Ostflügel in den Ocean. Dieses Tiefland gehört zu einem der fruchtbarsten, dichtest bevölkerten und kulturältesten Theile der Erde, der berühmten „großen Ebene" von China.

Für ein so großes und volkreiches Land soll durch den Eisenbahnbau die wichtigste Handelsstraße geschaffen und durch sie der Haupttheil seines Verkehrs nach einem uns gehörigen Hafen gezogen werden.

Die Möglichkeit einer so weitgehenden Idee begünstigt die Thatsache, daß eine schwer zu überwindende Konkurrenz für eine Eisenbahn von vornherein wegfällt, indem kein Hafen an der Küste Schantungs eine schiffbare Wasserstraße ins Innere besitzt.

In früheren Tagen gab es einen Kanal, der, indem er die Flüsse Takuho und Kiauho mit einander verband, den Verkehr von der Kiautschou-Bucht durch die vorhingenannte, das Gebirge durchquerende Bodensenke bis zur Nordküste der Halbinsel leitete. Das heute noch bestehende Bett dieses Kanals dient nur noch zur Entwässerung des Gebiets zur Regenzeit. Auch der Kiauho kommt gegenwärtig, und anscheinend schon seit langer Zeit, nicht mehr für einen Verkehr in Betracht, er ist gänzlich versandet. Nur ein Fluß des Halbinseltheils ist schiffbar, der Weiho, wenn auch nur während acht Monaten im Jahre und nur für kleine Kähne, und er führt auch während dieser Zeit einen beträchtlichen Güterverkehr der See zu:

da er aber an einem sehr ungünstigen Küstenpunkt mündet, so ist dieser Verkehr für die Großschifffahrt garnicht aufnehmbar.

In dem festländischen Bereich von Schantung treffen wir allerdings den zweitgrößten Strom des ganzen chinesischen Reiches überhaupt, den mächtigen Hwangho, der den Norden des ebenen Schantung durchwandert und innerhalb seiner Grenzen in den Golf von Petschili mündet. Allein dieser Riesenstrom ist doch seit den Jahrtausenden, in denen eine Kultur an seinen Ufern sitzt, niemals die Bahn für einen nennenswerthen durchgehenden Schiffsverkehr geworden. Die Strömung dieses „Kummers von China", der bekanntlich von Zeit zu Zeit unter entsetzlichen Verwüstungen sein Bett verlegt, ist so reißend, sein Stromlauf so mit gefährlichen Sandbänken durchsetzt, daß der sehr bedeutende Verkehr von Binnenprodukten. der in der That seinem Laufe folgt, doch auf große Strecken hin fast ganz auf die Benutzung seine Tragkraft verzichtet und es vorzieht, sich in unabsehbaren Karrenreihen auf den beschwerlichen Dammwegen am Ufer entlang zu bewegen.

Wichtig für den Verkehr nach der Hauptstadt ist der ihm benachbarte Hsiautsingho, der seit 1892 mit Tsinanfu durch einen Kanal verbunden ist. Allein es gilt von ihm ungefähr das Gleiche wie vom Weiho, vier Monate hindurch ist er zugefroren, und die Mündung an der Küste ist nur für kleine Schiffe zugänglich.

Eine Wasserstraße großen Stils hat nur der äußerste Westen Schantungs, nämlich den Kaiserkanal, der hier die Provinz durchschneidet. Noch immer ist diese gewaltige Anlage für den innerchinesischen Verkehr von hervorragender Bedeutung. Ist sie auch ebenfalls vielfach so stark versandet, daß sie nur zeitweilig und nur für kleine Schiffe mit großen Aufenthalten zu brauchen ist, so vermittelt sie doch im Lauf des Jahres den Verkehr ganz erstaunlicher Gütermassen. Die Transporte von Getreide, Geld, Kriegsmitteln, die bis zum vorigen Jahre von Südchina nach der Residenz Peking gingen, bewegten sich auf dem Kaiserkanal entlang, und bisher war er die Hauptader, durch welche fremdländische Einfuhrgüter in den Westen der Provinz Schantung und weiterhin in die Provinzen Honan, Schansi, Schensi und Kansu einströmten. Diese Wasserstraße ist aber für die Provinz Schantung rein binnenländisch, sie mündet erst weit im Süden und Norden durch die Vermittelung des Yangtsekiang und des Peiho in den Weltverkehr.

Sonst giebt es nur Landwege in Schantung. Unbefestigte Straßen, wie man sie in ganz Nordchina hat und wie unsere

Truppen sie jetzt ausgiebig kennen gelernt haben, nämlich ziemlich regellos und unpraktisch geschlängelte Pfade von nur einer Wagenbreite. Von Abzugsgräben ist bei ihnen keine Rede, der vielfach thonige Boden giebt in der Trockenzeit, wo er hart wird wie eine Tenne, meist einen recht guten Straßengrund ab, pflegt aber zur Regenzeit unergründlich zu sein. An vielen Stellen des Flachlandes sind sie zu tiefen Gräben ausgefahren, in gebirgigen Gegenden oft Kletterpfade, die lediglich für Saumthiere brauchbar sind. Ueber die Flüsse führen vielfach nur Furthen.

Die Verkehrsmittel, deren man sich auf diesen Wegen bedient, sind seit uralter Zeit dieselben. Entweder benutzt man Tragthiere, und zwar Esel, Pferde und Maulthiere, von denen die Letzteren als besonders kostbar gelten, und Wasserbüffel — Kameele kommen von Norden her nur bis Tsingtschoufu in Gebrauch —, oder man verwendet die bekannten Fahrzeuge ganz Nordchinas, die in immer genau denselben Formen, ja denselben Größenverhältnissen seit Jahrhunderten sklavisch kopirt werden: den kleinen zweirädrigen Karren, der theils gedeckt, theils ungedeckt gebaut wird; ferner den vierrädrigen Wagen, der aber seltener ist; endlich den durch Menschenkraft beförderten Schubkarren, der in Schantung sogar die Hauptrolle spielt. Dies letztere Gefährt ist besonders interessant, weil die Chinesen, wie Richthofen in seinem „Schantung“ mit Recht hervorhebt, in der Konstruktion desselben ein wichtiges Problem so scharfsinnig gelöst haben, wie es bisher kein anderes Volk vermocht hat: das Problem, die größte Last mit geringster menschlicher Kraft auf einem schmalen Pfade fortzubewegen. Bei unseren europäischen Schubkarren befindet sich das Rad an einem Ende, der Schiebende am anderen, und beide müssen sich die Last theilen; der chinesische Karren dagegen hat das Rad so angebracht, daß die gesammte Last auf der Achse ruht und der Karrenschieber nur das Gleichgewicht zu halten und die Vorwärtsbewegung zu geben braucht. Ermöglicht wird dies durch eine so geschickt ersonnene Ueberbauung des Rades, daß selbst unsere modernen industriellen Großbetriebe trotz eifriger Suche danach nicht zu einer so zweckmäßigen Konstruktion gekommen sind. Es berührt daneben als eine der vielen Inkonsequenzen, denen wir in China begegnen, einer so praktischen Erfindung nicht die einfache Vervollkommnung hinzugefügt zu sehen, daß man die Reibung der Achse durch Schmieren verhindert. Die Folge davon ist ein so entsetzliches Heulen und Quietschen der Karren, daß die ganze

Nervenlosigkeit des Chinesen dazu gehört, um das dauernd zu ertragen. Ist die mit diesem Karren zu befördernde Last sehr beträchtlich, so spannt sich auch noch ein Kuli davor; ja man kann sie, wo es die Umstände begünstigen, zu Hunderten mit an Stangen aufgespannten Segeln durch die Landschaft ziehen sehen.

Im Hinblick auf so primitive Verkehrsverhältnisse muß die Anlage einer Eisenbahn, genügendes Verkehrsbedürfniß überhaupt vorausgesetzt, von größter Aussicht sein, denn neben einer Eisenbahn kann für den Großverkehr, wie bemerkt, wohl die Schifffahrt, nie aber der Landverkehr mit Wagen oder gar Schiebekarren konkurrenzfähig bleiben. Hält man sich bei der Anlage derselben möglichst an die Linien der bestehenden Hauptlandwege, so wird sie deren Verkehr aufsaugen, da sie billiger ist.

Solche Hauptwege in der Provinz sind die folgenden:

Erstens der Weg von der Hauptstadt Schantungs, Tsinanfu, dem im Nordwesten der Provinz zwischen dem Gebirge und dem Hwangho gelegenen Sitze des Gouverneurs, ostwärts über Tsingtschoufu, Weihsien und Laitschoufu nach dem bekannten, den Europäern seit 1860 geöffneten internationalen Vertragshafen Tschifu an der Nordküste der Halbinsel. Wie bedeutend der auf dieser einen Straße sich vollziehende Verkehr ist, erhellt daraus, daß die Statistik der chinesischen Zollverwaltung den Export und Import des letztgenannten in dem letzten Friedensjahr 1899 auf 23 Millionen Taels (ca. 68 Mill. Mark) ansetzt, und Tschifu nur durch diese eine Straße mit dem Hinterlande in unmittelbarer Verbindung steht.

Bei Weihsien, ungefähr in der Mitte dieser Straßenlinie, zweigt sich von ihr ein Arm nach Südosten ab, und erreicht durch die schon mehrmals genannte, für den Verkehr so bedeutsame Bodensenke die Bucht von Kiautschou. Ehe der Vertragshafen in Tschifu eröffnet wurde, ging der größte Theil des Verkehrs von der Hauptstadt Tsinanfu her in dieser Richtung und erreichte hier das Meer; von der Zeit an aber, wo sich die kapitalkräftigen, lebenschaffenden Kaufleute Europas in Tschifu niedergelassen hatten, zog er sich immer mehr dort hinüber, und der Südzweig nach Kiautschou verödete. Damit ist jedoch der natürliche Vorzug dieses letzteren nicht aufgehoben, die Entfernung von Weihsien nach der Bucht von Kiautschou bleibt nur halb so weit wie die nach Tschifu.

Seine Bedeutung muß wiederkehren, nachdem in Tsingtau auch an der Kiautschou-Bucht ein gleichwerthiger europäischer Handelsplatz entstanden ist. Vollends wird das der Fall sein, wenn eine Eisenbahn auf dieser Strecke angelegt und dadurch der Transport um das Drei- und Vierfache verbilligt sein wird. In diesem Falle wird der Kaufmann in der Hauptstadt und dem ganzen nordwestlichen Schantung durch die Konkurrenz einfach gezwungen werden, seine Waaren nicht nach Tschifu, sondern nach Tsingtau zu senden.

Ein zweiter großer Landverkehrs-Weg läuft von der Hauptstadt Tsinanfu in südöstlicher Richtung über Tainganfu und Itschoufu (oder Yitschoufu), ziemlich genau die Mitte des festländischen Theils von Schantung durchquerend. Mit Maulthieren — er ist z. T. eine Gebirgsstraße — und Karren fördert auch er einen sehr bedeutenden Verkehr, der weiter im Süden sich bis nach Nanking, im Norden nach Peking erstreckt.

Eine dritte Hauptstraße endlich ergänzt die beiden ersten zu einem Dreieck. Sie beginnt am Kaiserkanal in der Nähe von Ihsiën (Yihsiën) und zieht sich nach Ostnordost über das genannte Itschoufu und Tschutschönghsiën bis zur Berührung mit der vorhin erwähnten Straße Weihsiën—Kiautschou. Selbst auf diese so entfernte Straße hat sich in den letzten Jahrzehnten die magnetische Anziehungskraft eines europäischen Hafens wie Tschifu bereits so stark geltend gemacht, daß der größere Theil der auf ihr entlang wandernden Waaren sich nicht mehr über das so unmittelbar nahe gelegene Kiautschou zum Meere wendete, sondern lieber das entlegene Tschifu aufsuchte. Das früher vielbesuchte Kiautschou war in letzter Zeit bereits gänzlich vereinsamt. Schon heute aber, obwohl doch unser Tsingtau erst noch im Entstehen ist, zeigt sich, daß eine Rückwanderung des Verkehrs nach dem ursprünglichen Endpunkt beginnt. Die bloße Ansiedelung der Europäer hat, noch vor Erbauung einer Bahnlinie, dazu hingereicht.

Auf Grund dieser an der Hand der Karte ungemein einfachen und durchsichtigen Verhältnisse ergab sich für die Tracirung des Schantung-Bahnnetzes von selbst ein Dreieck, dessen Seiten die Linien Tsingtau—Weihhsiën—Tsinanfu, Tsinanfu—Ihsiën—Itschoufu und endlich Itschoufu—Kaumi—Tsingtau bilden.

Die erste dieser Linien umgeht von Tsingtau aus die Kiautschou-Bucht im Osten, berührt die Städte Kiautschou



Schantung
mit Angabe der im Bau befindlichen und projectirten Eisenbahnen.
M. 1 : 3000000
eröffnete Eisenbahn
Eisenbahn im Bau und projectirt.
Tsinglau
Tschutschöng
Kiautschou
Weihsien
Tsing Tschou Fu
Tsinan Fu
Taian Fu
Yentschou Fu
Tsiningtschou
Tsautschou fu
Tung Tschang Fu
Lin Tsing Fu
Lai Tschou Fu
Tschifu
Wei Hai Wei
Tëng Tschou Fu
Kiitschou
Yitschou fu
Kaiser Kanal
Poschan
Ankiu
Tsimo
Yischui
Mëngyin
Tsouhsien
Tënghsien
Kufu
Kanyü
Yihsien
Yi he

und Kaumihsiën und erreicht den Haupthandelsplatz des ganzen mittleren Schantung, das mehrfach erwähnte Weihsiën, in dessen Nähe zugleich die ersten jener Kohlenlager sich befinden, die für die Bahn und die zukünftige Bedeutung Tsingtaus von so großer Wichtigkeit sind. An den als Seidenhandelsplätze vielgenannten Städten Tsingtschoufu und Tschoutsuntschöun, sowie an mehreren anderen Kohlenfeldern vorüberführend, mündet sie hierauf in Tsinanfu. Die erwähnten Städte haben Einwohnerzahlen von 30 und 50 bis 200 Tausend, die letztere, der Sitz des Gouverneurs von Schantung, nach Gaedertz 300—350 000. Diese Bahnstrecke bewegt sich stets am Fuß des Gebirges, in wohlbewässerter, überaus fruchtbarer und dichtbesiedelter Landschaft.

Die zweite Linie soll die vorhin bezeichnete Landstraße von Tsinanfu nach Itschoufu bis Tainganfu verfolgen, um deren Verkehr aufzusaugen, dann aber in einem großen, dem Kaiserkanal sich nähernden Bogen über die altberühmte Handelsstadt Yentschoufu die Stadt Ihsiën erreichen, wo wiederum ein großes Kohlenfeld liegt. Auch diese Trace bewegt sich mit Ausnahme des ersten Abschnittes am Fuße des Gebirgslandes entlang. Ihre unmittelbare Heranführung an den Kaiserkanal selbst ist, anscheinend wegen der Geländeschwierigkeiten, gegenwärtig nicht in Aussicht genommen.

Die dritte Linie endlich, die bei Itschoufu wiederum ein sehr bedeutendes Kohlenfeld durchschneidet, überschreitet östlich von dort eine nicht schwierige Wasserscheide und durchzieht dann ein in der Hauptsache hügeliges Gelände bis zum Anschluß an die erste Bahnstrecke bei Kaumi.

Um eine Vorstellung über die Art des Verkehrs zu geben, den die Bahn vermitteln wird, sei zunächst der Güterumsatz ins Auge gefaßt, der sich gegenwärtig auf den genannten Landwegen vollzieht.

Was sich an Export- und Selbstverbrauchs-Artikeln der Provinz auf ihnen entlang bewegt, sind vor Allem Seide, Baumwolle, Gerste, Weizen von besonders guter Beschaffenheit und verschiedene Arten von Oelen. Diese letzteren bilden einen Hauptartikel des Landes; fast die ganze Gegend ist bei der zweiten und dritten Ernte mit Oelfrüchten, besonders Bohnen, bestanden, welche die feinsten Speiseöle und andere Sorten bis zum Schmieröl hinab erzeugen. Weiterhin in Betracht kommen Kuhhäute, Schaf- und Ziegenfelle nebst den von Norden

herabkommenden feinen Pelzen, Talg (ebenfalls ein großer Artikel), Chinagras, d. h. ein chinesischer Hanf, der neuerdings sich für feinere Möbel- und Kleiderstoffe sehr werthvoll erwiesen hat. Noch umfangreicher ist der Handel mit Strohgeflechten, der allein ein Drittel der ganzen Ausfuhr von Tschifu beträgt. Fernerhin Kohlen, Brennholz, Töpferwaaren, Farben, Tabak und die in China eine große Rolle spielenden Medizinkräuter, von denen außerordentliche Mengen nach Süden gehen; an Obst besonders Nüsse, Trauben, Aepfel, Birnen und Pfirsiche. Endlich lebende Rindvieh- und Schafheerden und in großem Umfang geräuchertes Schweinefleisch.

An Importen von der See oder anderen Provinzen sind zu nennen: Baumwollen-Garne und -Stoffe, chinesisches Papier, europäische Industrie-Artikel, wie Schirme, Uhren, Lampen u. s. w. Einen Hauptgegenstand bildet neuerdings das Petroleum. Dazu kommen Eisenwaaren, Blei u. a. m.

Ueber all diese Güterbewegungen sind sorgfältige Erhebungen gemacht — eingehende Daten mit Gewichten und Preisen geben die amtlichen Berichte der chinesischen Zollverwaltung —, die zu der Annahme berechtigen, daß schon der gegenwärtig bestehende Verkehr der Eisenbahn lohnende Thätigkeit sichern wird.

Bekannt ist ja aber die Steigerung desselben, die in entwicklungsfähigen Gegenden jeder Bahnbau mit sich bringt. Erwartet werden darf eine solche Steigerung hier einmal dadurch, daß solche Güter, die bei dem bisherigen Verkehrsbetrieb zu weit vom Meere entfernt gewonnen werden, um noch überseeische Artikel bilden zu können, und nicht hochwerthig genug sind, um einen kostspieligen Transport noch zu ertragen, nunmehr die See erreichen werden. Weizen z. B. oder Kohle können mit den gegenwärtigen Mitteln nur wenige Meilen über Land befördert werden, weiterhin steigen sie zu hoch im Preise, um noch konkurrenzfähig zu bleiben. Die Kohle von Weihsiën kostet in Kaumi (85 km) bereits pro Tonne 41 Mark Karren-Transport. Sie ist drei Tagereisen von ihrem Gewinnungsort bereits so theuer, daß die kostspielige Holzkohle dort billiger ist. Mit der Bahn dagegen erwartet man Kohle so billig nach Tsingtau liefern zu können, daß sie dort die Konkurrenz mit der japanischen und der nordchinesischen Kaiping-Kohle aufnehmen kann.

Auf diese Weise wird sich der Wunsch, am Handel theilzunehmen, aber auch rechts und links von der Straße in Gebiete fortpflanzen, die bisher nie daran gedacht haben. Jeder Eisenbahn-

ökonom kennt die Erscheinung der überraschenden Verkehrserweiterung. In Deutschland hat sich der Verkehr schon während der Jahre 1850 bis 1870 verfünfundzwanzigfacht; es erschlossen sich Handelsmöglichkeiten, die vorher ganz außerhalb aller Berechnung gelegen hatten. Wer hätte z. B. früher daran denken können, einen so geringwerthigen Massenartikel wie Kartoffeln, selbst wenn vielleicht in der Provinz Brandenburg ein dringendes Bedürfniß dafür vorhanden war, vom Rheinlande her dorthin zu senden?

Daß natürlich auch umgekehrt für die Einfuhrartikel das Gleiche stattfinden muß, bedarf keiner Ausführung. Bis jetzt sind diese Einfuhrgüter hauptsächlich japanischen und amerikanischen Ursprungs; es wird Sache des deutschen Kaufmanns sein, dieses Feld für sich zu erobern.

Endlich ist eine Steigerung des Verkehrs durch Erschließung neuer Produktionsquellen zu erhoffen.

Hier stehen in erster Linie die Kohlenfelder, auf die wir, ihrer grundlegenden Bedeutung halber, noch einen näheren Blick werfen müssen. Die bis jetzt in Betracht kommenden sind die folgenden: Erstens das Kohlenfeld bei Weihsien. Es ist das Kiautschou am nächsten liegende, das daher auch zuerst von europäischer Seite in Angriff genommen worden ist. Die Gruben, die bei früheren Bohrversuchen nicht sehr aussichtsvoll erschienen, haben neuerdings sehr gute Resultate ergeben. Gerade in den Tagen, in denen ich in Tsingtau war, hatte man die gleichzeitig mit dem Bahnbau im Sommer hier aufgegebenen Vorarbeiten deutscher Ingenieure unter dem offiziellen Schutze Yuan-schi-kais ebenfalls wieder aufgenommen, und binnen Jahresfrist hoffte man mit der Förderung beginnen zu können. Zweitens die Kohlenfelder bei Tzetschwanhsien und Poschanhsien, zu denen eine Zweigbahn führen soll. Die Poschan-Kohle bezeichnete schon v. Richthofen als vortrefflich; neuerdings sind Proben von ihr auch auf einem deutschen Kriegsschiff verfeuert worden und dabei den besten englischen Kohlen nahe gekommen.[*]) Drittens das Kohlenfeld von Tschangkiu. Dies

[*]) Die Direktion der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft hat mir auf mein Ersuchen bereitwilligst die Ergebnisse der Versuche mitgetheilt, die im Jahre 1898 an Bord der „Deutschland" mit der Poschan-Kohle ausgeführt wurden unter Vergleich mit der englischen Cardiff-Kohle und der japanischen Kohle, die in den ostasiatischen Gewässern ihrer großen Billigkeit halber als Hauptkonkurrentin in Betracht kommt:

1. Chinesische Kohle aus dem Poschan-Thal (Hungschan). Brennt etwas schwer an, backt nur sehr wenig. Größere Stücke zerfallen

sind die wichtigsten der an der Nordbahn gelegenen Fundstätten. An der Südbahn liegt viertens das Kohlenfeld von Ihsiën, wo eine ganze Anzahl alter chinesischer Schächte in Betrieb ist und eine gute Kesselkohle geliefert wird, die trotz der Umständlichkeit des Verkehrs in beträchtlichen Mengen auf dem Kaiserkanal nach Süden geht. Fünftens endlich das gewaltige Kohlenbecken von Itschoufu, wo Hunderte von chinesischen Bergleuten arbeiten. An beiden Stellen bereiten die Chinesen auch einen vorzüglichen Koks aus dieser Kohle.

Neben den Kohlen sind auch Eisenerzlager festgestellt worden, zum Theil innerhalb der Kohlenfelder selbst, und bekanntlich liegt in dem Zusammentreffen dieser Fundstätten ein ganz besonderer Vorzug. Endlich ist auch von erheblichen Goldfunden an mehreren Stellen unweit der Bahnlinie die Rede, doch konnte ich sichere Auskunft darüber nicht gewinnen; angesichts des thörichten Goldfiebers von Tschifu im Jahre 1869 und seiner herben Ernüchterung wird man diese Nachrichten auch zunächst mit Vorsicht aufnehmen müssen.

Soviel über die Verkehrsaussichten für das bisher geplante Bahnnetz. Eine ins Großartige gehende Perspektive eröffnet sich vollends, wenn eine längere Andauer friedlicher Zustände in der Zukunft die weitere Ausdehnung desselben in das Innere von China

---

nicht. Feuer erfordert wenig Bearbeitung. Flamme mäßig lang. Die Schlacke bildete große Stücke, welche nur leicht auf dem Rost hafteten; die Feuer lassen sich ganz gut reinigen. Leichter, mäßiger Rauch, verschwand nach $1\frac{1}{4}$ bis 2 Minuten. Während der 24stündigen Versuchsdauer wurden verbraucht, ausschließlich Anheizen des Kessels, pp. 1085 kg. Destillirtes Wasser 11 880 l. Die unverbrannten Rückstände betrugen 10,74 %.

2. Englische Cardiff-Kohle. Brennt leicht an, mäßig lange Flamme, backt etwas. Feuer muß etwas bearbeitet werden. Die Schlacke bildet größere Stücke, lose auf Rosten, läßt sich leicht entfernen. Der Rauch war mäßig, verschwand nach 2—3 Minuten fast völlig. Während der 24stündigen Versuchsdauer wurden verbraucht 1064 kg. Destillation 12 430 l, Rückstände 9,66 %.

3. Japanische Mike-Kohle. Brennt leicht an, backt sehr. Mäßig lange Flamme, setzt Ruß ab. Viel Schlacke, ist weich, klebt an den Rosten. Feuer läßt sich schwer reinigen, dicker schwarzer Rauch, der nach 4—6 Minuten verschwand, aber nicht völlig, gab stets noch dünnen schwarzen Rauch. 24stündiger Verbrauch 1203 kg. Destillation 13 031 l, Rückstände 15,64 %.

Die probirte Poschan-Kohle bleibt also hinter der englischen etwas zurück, übertrifft aber die japanische erheblich an Güte. Japanische Kohle hatten wir auch bei der Fahrt der „Suihsiang", mit der ich im Dezember vorigen Jahres in den Yangtse-Schnellen oberhalb von Itschang scheiterte, neben Cardiff-Kohle an Bord, und ich erinnere mich noch wohl, wie sie zu unausgesetzten Klagen Veranlassung gab.

gestatten sollte. Durch eine Bahn von Tsinanfu über Tientsin nach Peking würde eine Verkehrsader ersten Ranges geschaffen werden, die naturgemäß in Tsingtau in den Weltverkehr einmündet. In der kalten Jahreszeit, wo die Rhede von Taku durch Eis geschlossen und die gesammte Schifffahrt im Gelben Meere sehr schwierig ist, würde sie sogar die gegebene Zugangsstraße nach Petschili sein. Eine zweite Erweiterung würde, wie schon v. Richthofen mit großem Nachdruck betont, nach Westen führen müssen, um die von diesem Forscher entdeckten Kohlenfelder der Provinz Schansi, die großartigsten Lagerstätten der Erde, für deren Ausbeutung bereits eine englisch-italienische Gesellschaft konzessionirt worden ist, zu erreichen und den künftigen Strom des kostbaren Minerals wenigstens theilweise nach Tsingtau zu leiten.

Betrachten wir nun zum Schluß den gegenwärtigen Stand des Bahnbaus.

Begonnen wurde mit den allgemeinen Vorarbeiten im September 1898. Sie sind im ganzen Umfange des beschriebenen Bahndreiecks soweit vollendet, daß dies Netz im Entwurf, Kostenanschlag u. s. w. fertig vorliegt. Die Konzession der Regierung an die deutsche Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft wurde am 1. Juni 1899 ertheilt. Daraufhin ist zunächst der Bau der Bahnlinie Tsingtau—Tsinanfu nebst der Zweigbahn im Poschan-Thal mit insgesammt 440 Kilometern als normalspurige, eingeleisige Hauptbahn in Angriff genommen worden. Der Beginn des Baues erfolgte am 1. September 1899 von Tsingtau aus; vier Wochen später auch von Kiautschou. Heute ist die Bahn von Tsingtau bis Kaumi im gesammten Unterbau, also mit Damm, Brücken- und Stationshochbauten, fertiggestellt, in den Bahndämmen noch zwölf Kilometer weiter. Die Betriebseröffnung bis Kiautschou wurde mir im Vorjahr für den April 1901 in Aussicht gestellt und sie ist auch thatsächlich am achten dieses Monats vollzogen worden. Seit dem 4. Mai läuft täglich ein Zug hin und zurück. Seit Anfang Juni gehen die Bauzüge schon bis Kaumi (100 Kilometer), und die Eröffnung des Betriebes bis dahin erwartet man noch im Juli. Im Frühling des nächsten Jahres soll dann Weihsiën und damit der Anschluß an die große Straße Tsinanfu—Tschifu und an das erste Kohlenfeld erreicht werden.

Mit Rücksicht auf die künftige Steigerung des Verkehrs ist Vorsorge getroffen, daß die Bahn zweigeleisig ausgebaut werden kann.

indem die gegenwärtig noch niedrigen Bodenpreise benutzt wurden, den dazu nöthigen Grund und Boden bereits jetzt zu erwerben. Die Ausführung des Bahnkörpers ist, wie der erste Blick an Ort und Stelle zeigt, eine durchaus gediegene; die Brücken sind alle mit Granitwerksteinen verkleidet; sie haben zum Theil bedeutende Dimensionen. Zwischen Kiautschou und hier liegen drei Brücken, die sechs oder sieben Oeffnungen von 30 Metern haben. Der Oberbau der Strecke besteht aus Stahlschienen auf eisernen Schwellen. Das Endstations-Gebäude in Tsingtau, ein gefälliger Bau moderner Architektur mit einem grüngedeckten Turm, ging damals seiner Vollendung entgegen, die übrigen Stationshäuser sind einfacher gehalten.

Von sehr wesentlicher Bedeutung wird ja natürlich sein, wie sich das Volk und wie sich die Regierung von Schantung zu dem Bahnbau stellen. In beider Hinsicht hat sich nachträglich die Lage besser herausgestellt, als es in der kritischen Zeit des vorigen Jahres in Tsingtau erschien. Die Störungen des Bahnbaus, die am 28. Juni v. J. eintraten und eine Unterbrechung bis zum November herbeigeführt haben, beschränkten sich auf die Strecke Kiautschou—Kaumi. Zwischen Tsingtau und Kiautschou ist die Arbeit niemals eingestellt worden. Weiter im Norden ist, im Zusammenhang mit den Unruhen in Petschili, feindseliges Gesindel aufgetreten, das aber vorwiegend fremder Herkunft zu sein schien. Durch energisches Eingreifen unserer Truppen, die in der Gegend von Kaumi mehrere scharfe Gefechte hatten, ist diese Gesellschaft nachdrücklich vertrieben worden. Ein feindseliges Verhalten der Ansässigen hat, so wurde mir versichert, in nennenswerthem Umfange überhaupt nicht stattgefunden. Dazu seien diese viel zu gute Geschäftsleute und schätzten den Verdienst, den sie durch Handarbeit und Lieferungen von Kalk, Steinen und dergleichen am Bahnbau haben, zu hoch, um nicht die Vortheile desselben klar zu erkennen. Was aber die Stellung der Provinzial-Regierung angeht, so ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß der ebenso einsichtsvolle wie energische Yuan-schi-kai seit langem ersichtlich jede Anstrengung macht, um die Weiterführung der deutschen Arbeit jeder Art im Hinterlande von Kiautschou zu gewährleisten. Ich habe mir über die unter dem Schutze chinesischen Militärs erfolgte Wiederaufnahme der Bergwerksarbeiten im Kohlenfelde von Weihsiën interessante Einzelheiten erzählen lassen. Aus Allem ging hervor, daß Yuan-schi-kai nicht nur die dazu entsendete Expedition in glänzender Weise aufgenommen und

Humboldt und Darwin.

Von

Walther May.

Wenn wir die Entwicklung der Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert überschauen, so tritt uns eine solche Mannigfaltigkeit der Strömungen und Richtungen entgegen, daß es gewagt erscheint, einzelne Persönlichkeiten als Marksteine dieser Entwicklung zu bezeichnen. Und doch heben sich aus der Masse der Naturforscher des verflossenen Säkulums zwei heraus, die in höherem Grade als alle übrigen typische Vertreter des naturwissenschaftlichen Geistes jener Periode genannt werden dürfen: Alexander v. Humboldt und Charles Darwin. In Humboldt verkörpert sich der naturwissenschaftliche Charakter der ersten, in Darwin das naturwissenschaftliche Denken der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Mit vollem Recht spricht man von einem Zeitalter Humboldt's, von einem Zeitalter Darwin's.

Zu den größten Verdiensten des zuletzt genannten Forschers gehört es, die ungeheure Tragweite der Vererbung in das richtige Licht gestellt zu haben. Im Geiste unseres darwinistischen Zeitalters liegt es daher, bei biographischen Betrachtungen in erster Linie die Frage zu erörtern, wieviel von den geistigen Qualitäten der zu charakterisirenden Persönlichkeiten auf Rechnung der Vererbung zu setzen ist. Vergleichen wir in dieser Hinsicht Humboldt und Darwin, so ist ein ausgesprochener Gegensatz zwischen beiden unverkennbar. Humboldt hat von seinen Vorfahren, die größtentheils dem Juristen- und Militärstande angehörten, wenig oder nichts, Darwin sehr viel geerbt. Schon von seinem Urgroßvater wird erzählt, daß er eine gewisse Neigung zu Naturwissenschaften hatte, und von seinem Großonkel, daß er die Botanik pflegte und als bejahrter Mann ein botanisches Werk veröffentlichte, das viele merkwürdige Notizen über Biologie enthielt. Vor Allem aber war Darwin's Großvater Erasmus, der Arzt, Dichter und Philosoph,

ein Geistesverwandter seines großen Enkels. Von ihm erbte Darwin jene „Lebendigkeit der Einbildungskraft", die seine „überwältigende Neigung zum Theoretisiren und Verallgemeinern" *) zur Folge hatte, von ihm erbte er auch die spezielle Richtung seiner Neigungen und Gedanken. In Erasmus Darwin's Werken finden sich bereits die Keime aller jener Lehren, die seinem Enkel zu unsterblichem Ruhme verhelfen sollten.

Andere Züge seines Charakters, vor Allem die unbestechliche Wahrheitsliebe und wunderbare Beobachtungsgabe hat Darwin von seinem Vater geerbt. Auch dessen erzieherischer Einfluß auf den Sohn muß weit größer gewesen sein als der von Humboldt's Vater, wenn man das lebhafte Gefühl grenzenloser Liebe und Verehrung bedenkt, das aus allen Aeußerungen Darwin's über seinen Vater spricht, während wir von Humboldt derartige Zeugnisse nicht besitzen. Von seiner ihm früh entrissenen Mutter erinnert Darwin sich dagegen nur noch weniger und rein äußerlicher Züge: ihr Sterbelager, ihr schwarzes Sammetkleid und ihr eigenthümlich gebauter Arbeitstisch ist Alles, was von ihr in seinem Gedächtniß haften geblieben ist. Doch scheint mir aus einer Aeußerung eines Schulkameraden Darwin's hervorzugehen, daß Mrs. Susannah Darwin die seelische Entwicklung ihres Kindes verständnißvoller zu leiten wußte, als Frau v. Humboldt, und daß sie seine Liebe für Blumen schon frühzeitig weckte. Humboldt verlor seine Mutter zwar erst in seinem dreißigsten Lebensjahr, aber der Tod der schwerkranken und in den Vorurtheilen ihres Standes befangenen Frau war für ihn mehr eine Erlösung aus beengenden Banden als ein tragisches Ereigniß. Im Allgemeinen machen wohl beide Forscher eine Ausnahme von der von Michelet aufgestellten Regel, daß die bedeutenden Männer die Söhne ihrer Mütter sind, das Gepräge des geistigen Seins ihrer Mütter an sich tragen.

Ebensowenig können Humboldt und Darwin für die vielfach verbreitete, aber bereits von Goethe bekämpfte Meinung in Anspruch genommen werden, daß die größten Genien der Wissenschaft aus kümmerlichen Existenzbedingungen hervorzugehen pflegten. Die Eltern beider Forscher waren begüterte Grundbesitzer, und die Freiheit von allen Sorgen des Lebensunterhalts hat nicht hemmend, sondern eher fördernd auf ihre geistige Entwicklung eingewirkt. Sie konnten sich ihren wissenschaftlichen Neigungen frei und

---

*) Darwin's Leben und Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. I, S. 6.

ungehindert überlassen und im späteren Leben ihre ganze Kraft auf die Thätigkeit konzentriren, die ihrer innersten Natur am meisten entsprach und in der sie deshalb das Höchste zu leisten vermochten.

Schon in früher Jugend zeigen sich bei beiden unverkennbare Spuren eines ihnen eingeborenen Forschertriebes. Der neunjährige Knabe Darwin sammelt bereits alle möglichen Sachen, Muscheln, Siegel, Münzen, Autographen und Mineralien und versucht die Namen der heimischen Pflanzen aufzufinden. Er bringt eine Blume mit in die Schule und erzählt seinen Mitschülern, seine Mutter habe ihn gelehrt, daß durch Hineinsehen in das Innere der Blüthe der Name der Pflanze gefunden werden könne. Ja sogar für die Variabilität der Pflanzen interessirt er sich bereits in dieser frühen Zeit, und er schwindelt einem andern Jungen vor, er könne verschieden gefärbte Polyanthus und Primeln dadurch erzeugen, daß er sie mit verschieden gefärbten Flüssigkeiten begösse. Auch das Leben der Insekten beobachtet er mit einer gewissen Sorgfalt, und als er zehn Jahre alt an die Küste von Wales reist, ist er sehr überrascht über eine große Wanze, viele Nachtfalter und einen Sandkäfer, die in seiner Heimath nicht vorkommen. Nicht minder erfreut ihn das Angeln, und in der letzten Zeit seines Schullebens ergreift ihn eine leidenschaftliche Liebe zur Jagd. Daneben liest er mit Eifer geographische Bücher, die seine Sehnsucht nach fremden Ländern frühzeitig wecken.**)

Ganz Aehnliches läßt sich über Humboldt's Kinder- und Jugendjahre aussagen. Auch er sammelt eifrig Naturalien und andere Gegenstände, auch er träumt von Reisen in unbekannte Länder. Forster's Schilderungen der Südseeinseln, Gemälde der Gangesufer von Hodges in einem Londoner Haus, ein Drachenbaum in einem alten Thurm des botanischen Gartens in Berlin regen die Sehnsucht nach den Tropen in ihm an.*) Noch den bejahrten Gelehrten setzen die Schilfufer des Kaspischen Meeres in Entzücken bei der Erinnerung an die Kindheit, da er auf Karten die Form des asiatischen Binnenlandes mit Interesse betrachtet hatte.***)

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß Kinder mit so stark ausgesprochenen Neigungen ihren Lehrern wenig Freude bereiten. Sie lassen sich in den vorgeschriebenen Gang der Schul-

*) Darwin's Leben und Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. I, Autobiographie.
**) Kosmos, Bd. II, S. 5.
***) Ansichten der Natur, Reklamausgabe, S. 418.

arbeiten nicht hineinzwängen, und ihre Gedanken weilen in höheren Regionen. Wundern dürfen wir uns deshalb nicht, daß Humboldt's Erzieher darüber im Zweifel sind, ob ihr Zögling sich überhaupt zum Studiren eigne, und daß Darwin's Lehrer ihn für einen sehr gewöhnlichen, eher etwas unter dem mittleren intellektuellen Maße stehenden Jungen gehalten haben. Ja, sein eigner Vater soll eines Tages zu ihm gesagt haben: „Du hast kein anderes Interesse als Schießen, Hunde und Ratten fangen, und Du wirst Dir selbst und der ganzen Familie zur Schande."*) Zu bedenken ist dabei freilich auch, daß die Schule, in die Darwin ging, rein klassisch war und ihr Direktor seinen Schüler öffentlich zurechtwies, weil er sich mit so nutzlosen Dingen wie chemischen Experimenten beschäftigte.

In noch sehr jugendlichem Alter beziehen Humboldt und Darwin die Universität, jener Frankfurt a. O., um Cameralia, dieser Edinburg, um Medizin zu studiren. Beide wählen ihr Fach auf den Wunsch ihrer Eltern; denn trotz ihrer ausgesprochenen Neigungen schwebt ihnen noch kein bestimmter Lebensberuf vor. Die genannten Universitäten waren freilich in keiner Weise dazu angethan, in jugendlichen Gemüthern Liebe zum Studium und Begeisterung für die Wissenschaft zu erwecken. Weder Frankfurt noch Edinburg besaß die wissenschaftlichen Anstalten und die Lehrkräfte, die einem nach Erkenntniß dürstenden Jüngling Genüge thun konnten. Beide Studenten langweilen sich auch gründlich in den Vorlesungen; aber während Humboldt trotzdem seine Pflicht thut und mit unermüdlichem Fleiße arbeitet, vernachlässigt Darwin bald seine medizinischen Studien und vertreibt sich die Zeit mit Vogelschießen und andern Liebhabereien. War der Entwicklungsgang beider Jünglinge bis dahin in vieler Hinsicht sehr ähnlich, so beginnt sich jetzt ein gewisser Gegensatz in ihren Charakteren geltend zu machen. Humboldt's Studium, das in Göttingen seine Fortsetzung und auf der Bergakademie in Freiberg seinen Abschluß findet, verläuft durchaus regelrecht, und der im voraus festgesetzte Plan wird bis zum Eintritt in den Staatsdienst nicht geändert. Alles, was man als geniales Treiben und geniale Regelwidrigkeit zu bezeichnen pflegt, bleibt dem jungen Gelehrten fern. Darwin's Studium dagegen bewegt sich in nichts weniger als regelrechten Bahnen. Aus den Anatomie- und Operationssälen vertreibt ihn sein Ekel und sein Abscheu vor Blut, sein zart besaitetes Gemüth

*) Autobiographie, S. 31.

kann den Anblick der Leiden nicht ertragen. Nach zweijährigem Aufenthalt in Edinburg muß ihn sein Vater zurückrufen, da er keinerlei Fortschritte gemacht hat. Er soll nun Geistlicher werden, aber auch dazu fühlt er den Beruf nicht in sich und treibt während seines dreijährigen Verweilens in Cambridge alles Andere mehr als theologische Studien. Er stürzt sich in den Strudel studentischer Vergnügungen, macht lange Spaziergänge und Ritte durchs Land und betreibt mit Leidenschaft das Sammeln von Käfern. Mit Professor Henslow unternimmt er botanische, mit Professor Sedgwick geologische Exkursionen. Vor Allem aber macht er in dieser Zeit die erste Bekanntschaft mit Humboldt's Werken und liest mit Aufmerksamkeit und regem Interesse die „Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents". Kein anderes Buch hat nach Darwin's eigner Aussage auch nur annähernd einen solchen Einfluß auf ihn ausgeübt wie dieses Werk Humboldt's. Er schreibt sich lange Stellen über Teneriffa daraus ab und liest sie auf den Exkursionen seinen Freunden vor. Der brennende Wunsch wird nun in ihm rege, „einen Beitrag, und wenn auch nur den allerbescheidensten, für das erhabene Gebäude der Naturwissenschaft zu liefern."*) Sein Beruf zum Naturforscher wird ihm und Andern immer klarer. Wenn er schließlich auch das erste theologische Examen macht, so denkt er doch nicht im Ernst an die Ausübung einer geistlichen Thätigkeit. Und ganz aufgegeben wird dieser Plan, als die Weltumsegelung des „Beagle" seine kühnsten Reiseträume unerwartet schnell verwirklicht.

Die begeisterten Briefe Darwin's aus der ersten Zeit der Beaglefahrt enthalten zahlreiche Kundgebungen einer sich immer steigernden Verehrung für den Reisenden Humboldt. „Wenn Ihr wirklich einmal eine Idee von Tropenländern bekommen wollt," schreibt er an seine Schwestern, „so studirt Humboldt. Je mehr ich ihn lese, desto mehr steigt mein Gefühl für ihn zur Bewunderung."**) „Ich bewunderte früher Humboldt," heißt es in einem Briefe an Professor Henslow, „jetzt bete ich ihn beinahe an; er allein giebt irgend einen Begriff von den Empfindungen, die in der Seele erregt werden beim ersten Betreten der Tropen."***) Und nach der Rückkehr von seiner Reise bittet er seinen Freund Hooker, der persönlich mit Humboldt in Berührung kam, diesem seine ehr-

*) Autobiographie, S. 50.
**) Darwin's Leben u. Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. I, S. 212.
***) Darwin's Leben u. Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. I, S. 218.

ergebensten und freundlichsten Grüße zu übermitteln. „Sagen Sie ihm," schreibt er, „daß ich es niemals vergesse, wie meine ganze Lebensrichtung eine Folge davon ist, daß ich seine „Personal Narrative" gelesen und immer wieder gelesen habe. Wie wahr und wohlthuend sind alle Ihre Bemerkungen über seine Freundlichkeit; denken Sie, wie viele Gelegenheit Sie in Ihrer neuen Stellung haben werden, für Andere ein Humboldt zu sein."*) Auch noch viele Jahrzehnte später, kurz vor seinem Tode, nennt er Humboldt den größten wissenschaftlichen Reisenden, der je gelebt hat, den Vater einer großartigen Nachkommenschaft von wissenschaftlichen Reisenden, die zusammengenommen viel für die Wissenschaft gethan haben.**)

Dieses hohe Lob, das Darwin dem Reisenden Humboldt spendet, ist keineswegs übertrieben. Wir sind uns heute in der Aera großer wissenschaftlicher Expeditionen kaum noch bewußt, was Humboldt's Reise für die Wissenschaft bedeutet. In der vordarwinschen Zeit kann Humboldt darauf Anspruch erheben, der größte unter den Reisenden genannt zu werden, die hinauszogen, nicht um neue Länder zu entdecken und allerlei Curiosa mit nach Hause zu bringen, sondern um in bereits bekannten Ländern wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen und Thatsachen zum Ausbau der allgemeinen Erd- und Länderkunde zu sammeln. Nicht die Erforschung der besonderen Eigenthümlichkeiten der bereisten Länder an sich stand für Humboldt im Vordergrund, obgleich er auch darin Bedeutendes leistete, nicht das Sammeln von Thieren und Pflanzen war ihm die Hauptsache, sondern die Erkenntniß des gesetzlichen Zusammenhangs der Erscheinungen. „Ich werde Pflanzen und Fossilien sammeln," schreibt er in einem Reisebriefe, „mit vortrefflichen Instrumenten astronomische Beobachtungen machen können; ich werde die Luft chemisch zerlegen. Das Alles ist aber nicht Hauptzweck meiner Reise. Auf das Zusammenwirken der Kräfte, den Einfluß der unbelebten Schöpfung auf die belebte Thier- und Pflanzenwelt, auf diese Harmonie sollen stets meine Augen gerichtet sein!"***)

Nicht nur eine gründlichere Kenntniß Mittel- und Südamerikas verdanken wir daher der Reise Humboldt's, sondern vor Allem ganz neue Wissenszweige und allgemein wissenschaftliche

*) Darwin's Leben u. Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. I, S. 313.
**) Darwin's Leben u. Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. III, S. 238.
***) Bruhns, A. v. Humboldt, Bd. I, S. 274.



Erkenntnisse. Er war der Erste, der tropische Witterungsverhältnisse zum Gegenstand umfassender Messungen machte und durch die dort unmittelbar zu Tage tretende Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen die Ueberzeugung begründete, daß auch in höheren Breiten eine solche vorhanden ist, wenn auch durch überwiegende Störungen verdeckt. Durch seine Isothermenkarten und die klare Formulirung des Gegensatzes zwischen Küsten- und Binnenklima verbreitete er zum ersten Male Klarheit über die Ursachen, warum die örtliche Wärmemenge nicht symmetrisch mit der wachsenden Polhöhe abnimmt. Durch diese Forschungen wurde er zum Begründer der wissenschaftlichen Klimatologie. Die Lehre vom Erdmagnetismus bereicherte er durch die Erkenntniß, daß das Maß der magnetischen Erdkraft ungleichmäßig über die Erdoberfläche vertheilt ist und von den magnetischen Polen nach dem magnetischen Aequator zu abnimmt. In geologischer Hinsicht enthüllte ihm die amerikanische Reise die Bedeutung der vulkanischen Naturkräfte und den Zusammenhang zwischen Form und Zusammensetzung der Gebirge. Die vergleichende und erklärende Länderkunde sind wesentlich seine Schöpfungen. In seinem Buch über Mexiko versuchte er zum ersten Male, die örtlichen Erscheinungen aus den gesetzlich wirkenden Naturkräften zu erklären, indem er die Beziehungen zwischen Bodenbeschaffenheit, Klima, Ackerbau, Sitten und Gewohnheiten der Bewohner erörterte. Dadurch erhob er die Geographie, die vor ihm nicht viel mehr als eine bloße Ortskunde gewesen war, zu einer erklärenden Wissenschaft. Aber nicht nur die Sitten und Gewohnheiten, auch die Gemüthsstimmungen des Menschen wußte er in Einklang mit den Naturerscheinungen zu bringen und so eine Physiognomik der Natur zu begründen. Ihm verdanken wir die erste Darstellung der Vegetationsformen und ihrer Gruppirung, der Formationen der Landschaft. Und damit in engem Zusammenhang stehen seine epochemachenden Leistungen auf dem Gebiete der Pflanzengeographie, einer Wissenschaft, die vor ihm kaum dem Namen nach existirte. Er begnügte sich dabei nicht mit einer bloß geographischen Darstellung der Vegetation, sondern suchte deren physische Bedingungen zu ergründen und allgemeine Gesetze der Verbreitung aufzustellen. Das Verhalten der Pflanzen in alter und neuer Welt bei gleicher Polhöhe, den Zusammenhang zwischen Pflanzenvorkommen und Meereshöhe machte er zum Gegenstand seiner Untersuchungen. Das wichtige Gesetz, das die Gebirgshöhen mit entfernten, dem Pole näher liegenden Tiefebenen verknüpft,

ist von ihm zuerst auf Grund der Erforschung der Andenvegetation ausgesprochen worden.

Alle diese großen Erkenntnisse, durch die Humboldt die Wissenschaft bereichert hat, waren im letzten Grunde Ergebnisse der amerikanischen Reise. Die fundamentale Bedeutung dieser Reise besteht daher darin, daß sie Bausteine geliefert hat zu dem Gebäude einer allgemeinen Welttheorie. Der Reisende Humboldt war der Pionier einer erweiterten Auffassung des Weltganzen, und darin berührt er sich mit dem Reisenden Darwin.

Als der 22jährige Baccalaureus Darwin hinaussegelte in die atlantischen Gewässer, da war er sich freilich noch nicht bewußt, daß er nicht weniger Großes leisten sollte als Humboldt. Im Stillen hatte er gewiß den sehnlichen Wunsch in die Fußtapfen des großen Reisenden zu treten, aber an seiner Fähigkeit dazu zweifelte er. Er glaubte nur als Sammler von Naturgegenständen gelten zu dürfen, der für andere höher veranlagte Geister wissenschaftliche Bausteine zusammenträgt. Und zu diesem Glauben hatte er damals gewiß genügenden Grund. Er selbst ist der Meinung, daß wohl selten jemand eine Forschungsreise schlechter vorbereitet antrat als er. Nur ganz oberflächlich und unsystematisch hatte er sich bisher mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, mit chemischen Experimenten in Shrewsbury, mit Zergliedern von Seethieren in Edinburg, mit Käfersammeln in Cambridge. Nie war ein systematisches Lehrbuch über Zoologie, nie ein zusammengesetztes Mikroskop in seine Hände gekommen. Erst vor wenigen Monaten hatte er angefangen etwas Geologie zu treiben. Es war Alles umgekehrt wie bei seinem Meister und Vorbilde Humboldt. Dessen ganze Thätigkeit vom 18. bis zum 30. Lebensjahr war eigentlich nichts als eine sorgfältige und planmäßige Vorbereitung zu seiner großen Expedition, die Jahre lang in Aussicht genommen war, ehe sie angetreten werden konnte. Humboldt's Ruf als Gelehrter stand beim Antritt der Reise bereits fest, er hatte die wissenschaftliche Welt mit werthvollen Arbeiten mineralogischen, botanischen und zoologischen Inhalts beschenkt, während Darwin noch nicht an die Oeffentlichkeit getreten war. Erst ganz allmählich wird es auch diesem klar, daß er zu Höherem berufen ist, als zum bloßen Sammler. In unglaublich kurzer Zeit vermindert er durch angestrengten Fleiß und ihm vorher gänzlich ungewohnte planmäßige Arbeit die Lücken seines Wissens, und kraft seines eingeborenen Genies weiß er bald den höchsten An-

forderungen zu genügen, die an einen wissenschaftlichen Reisenden gestellt werden können.

Wenn man Darwin's „Reise eines Naturforschers" liest, so erscheint es einem kaum glaublich, daß ein junger Mensch in der Mitte der zwanziger Jahre so etwas schaffen konnte. Es ist ein Buch, das seinen Werth behaupten wird bis in die fernsten Zeiten. Mir ist diese herrliche Gabe des großen Naturforschers immer fast noch bewundernswerther erschienen als das epochemachende Hauptwerk des fünfzigjährigen Darwin über die Entstehung der Arten. Vielen Tausenden ist das Reisetagebuch Darwin's eine unerschöpfliche Quelle des Studiums und der Anregung gewesen. Der große Botaniker Hooker erzählt, daß er vor Antritt seiner antarktischen Expedition die Blätter des Tagebuchs unter sein Kopfkissen zu legen pflegte, um sie zwischen Erwachen und Aufstehen zu lesen, da er sonst keine Zeit übrig hatte. Sie machten einen tiefen und einerseits verzweifelnden Eindruck auf ihn mit der Verschiedenartigkeit der geistigen und physischen, von einem Naturforscher zu erfüllenden Anforderungen, der in Darwin's Fußstapfen treten sollte, während sie ihn andererseits mit einem wahren Enthusiasmus in der Sehnsucht zu reisen und zu beobachten antrieben.*) Und ein anderer gleichzeitiger Kritiker des Werkes spricht von dem Reiz, den die Frische des Herzens über diese jungfräulichen Seiten eines stark intellektuellen Mannes und eines scharfsichtigen und tiefeingehenden Beobachters ergießt.**) Wie Humboldt's Reisewerk auf Darwin, so hat dessen Tagebuch wieder auf zahlreiche jüngere Naturforscher gewirkt, und mit nicht weniger Recht als Humboldt kann Darwin als der Vater einer großartigen Nachkommenschaft erfolgreicher wissenschaftlicher Reisender angesehen werden. Auch Humboldt selbst befand sich unter den Bewunderern des Werks, und auf seine und Liebig's Anregung erschien die erste deutsche Uebersetzung.

Darwin's Tagebuch, mit dem er seine schriftstellerische Thätigkeit so glänzend eröffnete, hat aber eine weit größere Bedeutung als die einer bloßen Reisebeschreibung. Es bezeichnet nicht nur äußerlich den Anfang jener Reihe unsterblicher Werke, mit denen der große Denker in den folgenden vierzig Jahren die Welt noch beschenken sollte, es enthält auch innerlich bereits die Wurzeln des gewaltigen Baumes der Darwin'schen Entwickelungslehre. Diese

*) Darwin's Leben und Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. II, S. 20.
**) Darwin's Leben und Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. I, S. 299.

ist im letzten Grunde ein Ergebniß der Weltfahrt des Beagle, und in sofern berührt Darwin's Reise gleich der Humboldt's die höchsten Fragen menschlicher Erkenntniß.

Ein Jahr nach der Rückkehr von seiner Reise schrieb Darwin in sein Taschenbuch die bemerkenswerthen Worte: „Im Juli fing ich das erste Notizbuch über die Umwandlung der Arten an. War ungefähr seit dem vorigen März über den Charakter der südamerikanischen Fossilien und die Arten vom Galapagosarchipel sehr überrascht. Diese Thatsachen bilden den Ursprung aller meiner Ansichten."*) Darwin's Reisetagebuch verbreitet sich näher über diese Thatsachen. Es erzählt uns, wie der Forscher in den südamerikanischen Ebenen die Skelette riesiger Faulthiere und Gürtelthiere ausgrub, also die fossilen Ueberreste von Thieren, die auch heute noch dort leben, wenn auch in viel geringeren Dimensionen. Darwin bringt diese Erscheinung in Zusammenhang mit den fossilen und lebenden Beutelthieren Australiens und glaubt, daß die wunderbare Verwandtschaft der lebenden und ausgestorbenen Thiere desselben Kontinents später mehr Licht auf das Erscheinen und Verschwinden der Lebewesen unserer Erde werfen wird, als irgend eine andere Klasse von Thatsachen.**) Vor den Gebeinen der fossilen Fehlzähner Argentiniens und Patagoniens dämmert in ihm der Gedanke auf, daß die heute dort lebenden Faulthiere und Gürtelthiere die Blutsverwandten jener ausgestorbenen Riesengeschöpfe sind.

Und zum zweiten Male tritt die Idee der Abstammung vor das Geistesauge des Reisenden, als er die Inseln des Galapagosarchipels forschend durchwandert. Ein ganzes Kapitel seiner Reisebeschreibung ist der eigenthümlichen Vertheilung der Pflanzen und Thiere dieser Inseln gewidmet.***) Wir erfahren da, daß die Fauna und Flora der Galapagos einerseits zwar eine durchaus eigenartige und nur diesem Archipel zukommende ist, andererseits aber eine ausgesprochene Verwandtschaft mit der des benachbarten südamerikanischen Festlandes besitzt. Auch hier schien die Annahme einer Abstammung der Lebewesen der Galapagos von denen Südamerikas die wahrscheinlichste Erklärung jener Verwandtschaft zu sein. Aber noch zwanzig Jahre streng empirischer Versuchsarbeit sollten vergehen, ehe Darwin diese gewagten Ideen der staunenden Mitwelt verkündete. Einige wenige Thatsachen hatten genügt, den

---

*) Darwin's Leben und Briefe. Uebersetzt von Carus, Bd. I, S. 255.
**) Darwin, Reise eines Naturforschers. Uebersetzt von Carus, S. 187.
***) Darwin, Reise eines Naturforschers. Uebersetzt von Carus, S. 405.

großen Gedanken der Entwickelung alles Lebendigen in Darwin's Hirn entstehen zu lassen, aber eine unendliche Fülle von Versuchen und Beobachtungen dienten ihm nachher zur Prüfung und Bestätigung des Gedankens.

Der jugendliche Reisende Darwin offenbart bereits die charakteristische Doppelnatur seines Geistes, die gleichmäßige Werthung der Empirie und Spekulation, die in allen seinen späteren Werken so glänzend hervortritt. Er selbst nennt einmal seinen Geist eine Art Maschine, die aus großen Massen von Thatsachen allgemeine Gesetze mahlt.*) Auch auf Humboldt's Geist würde dieser Vergleich sich anwenden lassen. Denn die Forschungsmethode beider war in ihren Grundprinzipien dieselbe. „Ich habe gewagt", schreibt Humboldt, „die Methode zu befolgen, welche zuerst in den zoologischen Werken des Aristoteles so glänzend hervortritt und vorzugsweise geeignet ist, wissenschaftliches Vertrauen zu begründen, die Methode, in der neben dem unausgesetzten Bestreben nach Verallgemeinerung der Begriffe immer durch Anführung einzelner Beispiele in das Besonderste der Erscheinungen eingedrungen wird.**) Der Grundcharakter von Darwin's Werken und Darwin's Forschungsart könnte nicht besser bezeichnet werden als durch diese Worte Humboldt's.

Aber nicht nur die Forschungsmethode an sich war beiden Männern gemeinsam, sondern auch die Fähigkeit, sie auf einem außergewöhnlich großen Gebiete praktisch zu verwerthen. Humboldt und Darwin haben nicht, wie es sonst Regel ist, nur in einem, sondern in vielen Zweigen der Wissenschaft durch Spezialforschung bahnbrechend gewirkt. Humboldt hat die Geographie, Meteorologie, Geologie, Botanik und Zoologie durch neue Gedanken und Thatsachen bereichert, Darwin auf den verschiedensten Gebieten der Geologie, Botanik, Zoologie und Anthropologie Unvergängliches geleistet, ganz abgesehen von dem tiefgehenden Einfluß, den seine Theorie auf alle Zweige menschlichen Wissens ausgeübt hat und ferner noch ausüben wird. Die außerordentliche Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's erhellt, wenn man bedenkt, daß derselbe Mann die Entstehung des Basaltes, die Naturgeschichte der Vulkane, die Lagerung der Gebirgsarten, die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre, die Temperatur des Meeres

---

*) Autobiographie, S. 90.

**) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 353.

und der Luft, die geographische Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche, die täglichen Schwankungen des Barometerstandes, die Intensität des Zodiakallichts, die Intensität, Deklination und Inklination des Erdmagnetismus, den Einfluß des Nordlichts auf die Magnetnadel, die grüne Farbe unterirdischer Vegetabilien, die geographische Vertheilung der Pflanzen, die Physiognomik der Gewächse, die Gesetze der gereizten Muskel- und Nervenfaser, den Bau und die Lebensweise der elektrischen Fische, die Respiration der Krokodile, die Geschichte der Entdeckungen im Zeitalter der Renaissance, den politischen Zustand von Mexiko und die Geschichte der physischen Weltanschauung zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht hat. Und die nicht minder große Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Thätigkeit Darwin's leuchtet ein, wenn man erwägt, daß er den geologischen Erscheinungen der Hebungen und Senkungen, der Vulkane und Erdbeben, der Gletscher und erratischen Blöcke, der Spaltung, Blätterung und Schichtung der Gesteine, der Koralleninseln und der Bildung der Ackererde nicht weniger seine enorme Arbeitskraft zuwandte, als der zoologischen Systematik der rankenfüßigen Krebse und den biologischen Erscheinungen des thierischen Instinkts, des menschlichen Mienenspiels, der Variation der Hausthiere und Kulturpflanzen, der Vererbungsgesetze, der sekundären Sexualcharaktere, der Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten, der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich, der Zwei- und Dreigestaltigkeit der Blüthen, der insektenfressenden, windenden und kletternden Pflanzen. Solcher Universalität des Wissens und Forschens konnte bei beiden Männern das Streben nicht fehlen, das Getrennte zusammenzufassen, das Vereinzelte durch gemeinsame Gesichtspunkte zu verbinden. Daher die charakteristische Doppelnatur ihrer Werke, ihr Reichthum an Thatsachen und Ideen, der sie zu unentbehrlichen pädagogischen Werkzeugen aller Zeiten macht.

Der inneren geistigen Verwandtschaft beider Forscher entsprach auch die äußere gegenseitige Anerkennung ihrer Verdienste. Mit welch hellem Enthusiasmus Darwin Humboldt's Tropenschilderungen aufnahm, wie sie seine ganze Lebensrichtung bestimmten, haben wir bereits gesehen. Humboldt hatte hier eine verwandte Seite bei Darwin angeschlagen. Die Freude an schöner Scenerie war das ausgesprochenste ästhetische Gefühl bei Darwin, das sich bis in sein Alter frisch und ungeschwächt erhielt, während er den Geschmack für andere künstlerische Genüsse in späteren Jahren verlor.

Auch in Humboldt's Kosmos scheinen ihm die Kapitel über Aesthetik der Natur am meisten gefallen zu haben. „Wie wahr sind", schreibt er an Hooker, „viele der Bemerkungen über Scenerie, es ist dies ein genauer Ausdruck der eigenen Empfindungen". Die Innigkeit dieser Geistesverwandtschaft beider Forscher ergiebt ein Vergleich ihrer Reisebriefe und Reisebeschreibungen, wo in enthusiastischer Schilderung der Schönheiten der Tropenwälder einer den anderen zu überbieten sucht.

Die erste und einzige persönliche Begegnung mit Humboldt erfüllte nicht ganz Darwin's hochgespannte Erwartungen. Er war etwas enttäuscht und empfand besonders peinlich, daß Humboldt über alles Maß viel sprach und keinen Anderen zu Worte kommen ließ. Das verminderte aber seine Verehrung für den Reisenden und Forscher nicht.

Humboldt andererseits, der glühende Verehrer Frankreichs, war kein Freund Englands und der Engländer. Das steife, konventionelle Wesen, die egoistische Politik und äußere Kirchlichkeit dieses Volkes waren ihm in der Seele zuwider. Das hinderte ihn aber nicht, den großartigen Leistungen englischer Forscher, wie Faraday, Herschel, Sabine und Darwin volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn ihm auch die wissenschaftliche Hauptthat Darwin's nicht mehr zu erleben vergönnt war — er starb im Mai desselben Jahres, gegen dessen Ende die Entstehung der Arten erschien —, so hat er doch wiederholt den Verdiensten des Reisenden Darwin warme Anerkennung gezollt. Bei der Erörterung der drei Typen von Korallenriffen in den „Ansichten der Natur" sagt er: „Diese ganz naturgemäße Eintheilung und Nomenklatur ist von Charles Darwin eingeführt und hängt innigst mit der scharfsinnigen Erklärung zusammen, welche dieser geistreiche Naturforscher von der allmählichen Entstehung so wundervoller Formen gegeben hat." *) Und einige Seiten später nennt er Darwin einen Naturforscher, der den Schatz seiner eigenen Beobachtungen durch Vergleichung mit den von andern in vielen Weltgegenden gesammelten vermehren konnte.**)

Daß Humboldt auch dem wissenschaftlichen Hauptwerk Darwin's volles Verständniß entgegengebracht haben würde, läßt sich aus manchen Stellen seiner Schriften mit einiger Sicherheit vermuthen.

---

*) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 259.
**) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 264.

Er wendet sich zwar einmal mit skeptischen Fragen an „diejenigen, welche gern von allmählichen Umänderungen der Arten träumen und die benachbarten Inseln eigenthümlichen Papageien als umgewandelte Spezies betrachten"*), aber andererseits denkt er doch auch an die Möglichkeit, daß die spezifischen Verschiedenheiten Wirkungen der Ausartung und der Abweichung von gewissen Urformen sein könnten.**) Sicher war er kein Vorläufer Darwin's, und die Entstehung der Arten war ihm ein ungelöstes und zur Zeit unlösbares Problem, aber viele der Gesichtspunkte und Thatsachenreihen, auf die sich Darwin's Theorie stützt, waren ihm durchaus geläufig, ganz abgesehen davon, daß wohl selten ein Naturforscher die vergleichende Methode, die Grundlage alles Darwinismus, mit größerer Meisterschaft gehandhabt hat als gerade Humboldt.

Der Tragweite paläontologischer und chorologischer Thatsachen für eine umfassendere Auffassung des organischen Lebens war er sich wohl bewußt, und er stellte Fragen auf wie die, ob sich die thierischen Formen von den ältesten zu den neuesten Schichten in derselben Weise auf einander folgen, wie wir im Thiersystem von einfacheren zu zusammengesetzteren Formen aufsteigen.***) Auch die Bedeutung der Wanderungen der Organismen hat er wiederholt betont und durch sie die Verbreitung der Arten von einer begrenzten Ursprungsstätte aus zu erklären versucht.

Ja, selbst solchen Erscheinungen, die in das Gebiet des Darwinismus im engsten Sinne gehören, hat sein alles umfassender Geist lebhafte Aufmerksamkeit zugewendet. So hat ihn das Variiren der Thiere und Pflanzen mehrfach beschäftigt. In den Ansichten der Natur erwähnt er, daß bei unserer gemeinen Kiefer die Nadellänge durch Einflüsse der Boden- und Luftnahrung sowie der Höhe über dem Meeresspiegel auf das Auffallendste variirt, so daß man bisweilen, durch Kürze und Steifigkeit der Nadeln verführt, plötzlich eine andere Pinusart zu finden glaube.†) Und in demselben Werk giebt er im Anschluß an die Erwähnung der verwilderten europäischen Hunde der Pampas eine Darstellung der verschiedenen südamerikanischen Hunderassen.††) Auch die Beziehungen des Milieus zu den Verschiedenheiten der Rassen haben

*) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 291.
**) Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, S. 20.
***) Bruhns, A. v. Humboldt, Bd. III, S. 299.
†) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 329.
††) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 95.

ihn beschäftigt, und es fiel ihm auf, daß die Menschenhorden, die die glühenden Ebenen im äquinoktialen Amerika durchstreifen, gleichwohl keine dunklere Hautfarbe als die Gebirgsbewohner oder die Bevölkerung gemäßigter Gürtel besitzen.*)

Nicht minder interessirte ihn der Zusammenhang zwischen der geographischen Lage und den Charakteren und Sitten der Thiere. Er bemerkte, daß Affen derselben Art an einem Orte ihres Vorkommens leichter zu zähmen und abzurichten sind als an anderen, daß Krokodile an manchen Orten den Menschen fliehen, an andern ihn angreifen.**) Auch die von Darwin zu Gunsten seiner Theorie verwerthete Thatsache, daß die Furcht vor den Menschen den Thieren erst durch Erfahrung eigen wird, war Humboldt aus eigener Beobachtung bekannt, indem er bemerkte, daß die Crotophaga, ein kukuksartiger Vogel, sich in den Steppen von Calabazo zuweilen von Kindern mit den Händen fangen läßt.***)

Daß ihm endlich auch der Kampf ums Dasein ein geläufiger Begriff war, erhellt aus der klassischen Darstellung des Thierlebens in den südamerikanischen Steppen, die Humboldt in den Ansichten der Natur gegeben hat.†) Freilich war er noch weit entfernt davon, diesen Kampf ums Dasein zu Hilfe zu rufen, um das Problem von der Entstehung der Arten zu lösen, und er schien ihm nur zur Erklärung der Zahl der Individuen einer Form verwendbar. „Es läßt sich erklären“, sagt er, „wie auf einem gegebenen Erdraum die Individuen einer Pflanzen- oder Thierklasse einander der Zahl nach beschränken, wie nach Kampf und langem Schwanken durch die Bedürfnisse der Nahrung und Lebensart sich ein Zustand des Gleichgewichts einstellte; aber die Ursachen, welche nicht die Zahl der Individuen einer Form, sondern die Formen selbst räumlich abgegrenzt und in ihrer typischen Verschiedenheit begründet haben, liegen unter dem undurchdringlichen Schleier, der noch unseren Augen Alles verdeckt, was den Anfang der Dinge und das erste Erscheinen organischen Lebens berührt.“ ††)

In diesen Worten ist Humboldt's Stellung zum Speziesproblem klar präzisirt. Es ist zweifellos, daß ihm die Arten feststehende, unveränderliche Typen waren, aber Darwin's Werk wäre

---

*) Bruhns, A. v. Humboldt, Bd. III, S. 218.
**) Bruhns, A. v. Humboldt, Bd. III, S. 275.
***) Bruhns, A. v. Humboldt, Bd. III, S. 293.
†) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 33 ff.
††) Ansichten der Natur, Reclamausgabe, S. 293.

wohl auch ihm als ein Schritt vorwärts erschienen auf dem Wege zur Lösung des Räthsels. Die Vorbedingungen dazu waren durchaus vorhanden.

Die innige Geistesverwandtschaft, die Humboldt und Darwin als Naturforscher verbindet, läßt sich auch auf anderen Gebieten ihres geistigen Lebens nicht verkennen. So in der Religion und Politik. In religiösen Fragen beobachteten beide, um mit Humboldt's Grabprediger zu reden, eine „fast schüchterne Schweigsamkeit"*), und dem Unerkennbaren gegenüber verzichteten sie auf bestimmte Hypothesen und systematische Formulirung ihrer Gedanken. Die ihnen gemeinsame Behutsamkeit des Denkens hielt sie von metaphysischen Spekulationen fern.

In politischer Beziehung waren beide begeisterte Bekenner eines entschiedenen Liberalismus. Humboldt war erfüllt von den edlen Humanitätslehren des 18. Jahrhunderts, und bis in seine spätesten Tage trug er die Ideen von 1789 im Herzen. Sein Preis des griechischen Freiheitskampfes, sein Eintreten für die Berufung des politisch anrüchigen Oken zur Berliner Naturforscherversammlung, seine lebhafte Bekämpfung des 1842 in Preußen angedrohten „scheußlichen Judengesetzes" und seine Agitation für die Wahl des jüdischen Physikers Rieß zum Akademiker, seine kühnen Aussprüche über die Reaktionszeit der fünfziger Jahre, wo er alle Gefühle verwildern, alle Zeitungen mit Blutflecken besudelt sieht und den deutschen Regierungen vorwirft, daß sie unterirdisch ehrloser wühlen, als je die Blutrothen gethan, vor Allem aber seine scharfen Worte über die amerikanische Sklaverei, denen er weit größere Wichtigkeit beilegte als all seinen „mühevollen Arbeiten astronomischer Ortsbestimmungen, magnetischer Intensitätsversuche und statistischer Angaben"**), alle diese Momente beweisen die Tiefe und Entschiedenheit seines freiheitlichen Standpunktes. Und in der Empörung über die fluchwürdige Behandlung der amerikanischen Sklaven hat er in Darwin einen würdigen Nachfolger gefunden. „Am 19. August", schreibt dieser in seinem Tagebuch, „verließen wir zum letzten Mal die Küste von Brasilien. Ich danke Gott, daß ich nie wieder ein Sklavenland zu besuchen haben werde."***) Und seine düstere Schilderung der dort gesehenen Greuel schließt er in edler Entrüstung mit den Worten: „Und diese

*) Bruhns, A. v. Humboldt, Bd. II, S. 479.

**) Essai politique sur l'île de Cuba, Vorrede.

***) Reise eines Naturforschers, übersetzt von Carus, S. 548.

Handlungen werden von Leuten ausgeführt und vertheidigt, welche bekennen, ihren Nächsten wie sich selbst zu lieben, welche an Gott glauben und welche beten, daß sein Wille auf Erden geschehe! Es macht unser Blut aufwallen und doch unser Herz erzittern, wenn wir bedenken, daß wir Engländer und unsere amerikanischen Nachkommen mit ihrem übermüthigen Geschrei nach Freiheit so schuldbeladen sind und noch sind."*)

So berühren sich beide Männer nicht nur in den höchsten Fragen wissenschaftlichen Denkens, sondern auch in den höchsten Regungen ethischen Empfindens. Nicht nur geistig große, sondern auch sittlich hohe und edle Charaktere verehren wir in ihnen. Und in diesem doppelten Sinne gilt für beide das Goethische Wort:

> Es wird die Spur von ihren Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergehen.

*) Reise eines Naturforschers, übersetzt von Carus, S. 550.

Beim Vater Gleim in Halberstadt.

Von

Adolf Schmitthenner.

Es war in Halberstadt an einem der Festtage des evangelischen Bundes. Ich war länger, als ich mir zugetraut hatte, bei der Stange geblieben; aber jetzt juckte es mich nach einem Seitensprung. Der ist in Halberstadt leicht gethan. Man braucht nur durch die Gassen zu gehen und die alten Häuser anzuschauen, so ist man schon aus dem braven Geleise hinausgesprungen, hat alle die Genossen, die in schwarzer Schaar dahinziehen, verlassen und vergessen, und wandelt allein durch eine unendliche und doch trauliche Welt.

So kam ich auch zum Vater Gleim. Auf einmal stand ich vor ihm. Von dem Weg ist mir nur noch der letzte Theil erinnerlich. Er führt durch einen Poetenwinkel hinter dem Dom, wie es nur in Deutschland einen geben kann, wie es aber in Deutschland keinen schöneren giebt. Dann ging es durch eine altväterische Thüre. Die Klingel hatte noch nicht ausgeläutet, als ich schon in den Flur trat, und ich hatte mich noch nicht umgesehen, als er schon vor mir stand. Ich schaute ihn an und sagte: „Du bist's."

Denket euch einen munteren alten Mann in der Tracht der Jahre, da unsre Urgroßväter Männer und unsre Großväter Kinder waren. Er trug Pantoffeln und weiße wollene Strümpfe, schwarze Kniehosen, einen großblumigen gelbgrauen Schlafrock und ein schwarzes Sammetkäppchen auf den weißen Locken. Sein Gesicht war immer noch voll und weiß und roth, und die kleinen blauen Augen schauten hell und warm unter den dichten Brauen hervor. Am schönsten war sein Mund durch den Zug der Herzensgüte und zärtlichen Freundlichkeit, der ihm eigenthümlich war. Dem Manne sah man's an, daß er gut war und ehrlich bis in den Grund seines Herzens; bei dem konnte es einem wohl sein.

Er ging mir voran die Treppe hinauf. Sein Gang war leicht, lebhaft, fest und gerade. Oben wandte er sich um und schaute mich freundlich an, und dann — war er verschwunden. Die Sonne schien durch das Gangfenster hell herein, und soeben kamen drei oder zwei Herren die Thüre herein, die ich hatte aufstehen lassen; sie hatten es offenbar eilig, um nichts Wichtigeres zu versäumen, und machten den Vater Gleim im Vorbeigehen ab. Ich schaute, ob er vielleicht die neuen Gäste bewillkommne, aber es war von ihm hinten und vorne nichts zu sehen. Ich wartete, bis die Herren an mir vorüber waren. Wir grüßten uns stumm. Sie redeten eifrig von den Verhandlungen, aus denen ich meinen Seitensprung gemacht hatte, und verschwanden in dem Gemach zur linken Hand. So ging ich durch die Thüre zur rechten Hand.

Ich befand mich in Vater Gleims Bibliothek. Nur ein gemüthvoller Junggeselle kann sich die Einrichtung seiner Bücherei so heimlich und praktisch ausdenken. Die Bücher standen nicht hoch an den Wänden hinauf, sondern handlich rechts und links von schmalen Pfaden. Es war ein Büchergarten mit Beeten und Rabatten und hübschen Wegen zum Lustwandeln.

Vater Gleim, wie mag deinem Freunde Lessing das Herz aufgegangen sein, wenn er da hereingekommen ist in deine schöne Bücherwelt! Ich fürchte, Vater Gleim, er war auf deine neuesten Gedichte garnicht so begierig als auf deine Bücher. Und wie sind sie alle so sauber und in Ordnung. Es ist ganz recht, daß die Folianten fehlen. Die passen auch nicht zu dir, Vater Gleim; aber da die hübschen rothbraunen Bände mit dem goldenen Aufdruck, die nicht größer sind als deine Tabaksdose, die denk ich mir gerne in deiner Hand.

Während ich so dachte, griff ich nach einem der kleinen Bände, schaute aber dabei durch die Bücherreihen des Regals nach dem Fenster hinüber und stellte sogleich den Band wieder an seinen Ort. Denn dort drüben saß er ja wieder leibhaftig, der Alte, am Fenster und las. Er hatte einen braunen Rock an mit goldenen, gesponnenen Knöpfen; und er war frisirt, hinter dem schwarzen Sammetkäppchen schaute ein schönes, weißes, steifes Zöpfchen heraus. Aber vorhin im offenen Haar hatte er mir besser gefallen.

Aber was hast du einen wunderschönen, bequemen und zierlichen Arbeitsstuhl, Vater Gleim, Stuhl und Tischchen in einem! Da steckst du ja drinnen wie ein Bienchen in seiner Zelle; da

[illegible]

Während ich so dachte, ging ich bewundernd um das Tischchen herum, an welchem der Alte saß und las. Er mußte etwas Ergötzliches lesen, denn seine Lippen spitzten sich zu und er machte ein so süßes Gesicht, als ob er Rosenduft röche. Dann schloß er seine Augen, klappte das Buch zu und legte es auf das [illegible] Brettchen, das seine Brust umschloß, schaute bedächtig auf und ließ seinen Blick durch die Gasse schweifen, die sich zwischen den beiden nächsten Bücherständern öffnete und nach den gegenüberliegenden Fenstern führte. Er nickte zufrieden, und es war mir, als sage er mit voller, überzeugter Stimme, wenigstens vernahm ich es so:

„Ich habe den Horaz von Elzevir, der keinen
Druckfehler hat, von Wolf den göttlichen Homer,
Die Bibel von Hans Luft, und den Virgil von Heynen,
Und wünsche mir nichts mehr."

Wenn du deine alte Wittenbergische Lutherbibel zu deinen kostbarsten Schätzen zählst, lieber Vater Gleim, dann wird dir nicht einerlei sein, daß jetzt in Halberstadt eine große Versammlung des — —

In diesem Augenblick ging eine Seitenthür auf, gerade hinter uns Beiden, und die Herren von vorhin kamen in lebhaftem Gespräch herein:

„Nur im äußersten Nothfall bin ich für eine Statutenveränderung zu haben", sagte der Eine. Der Andere erwiderte: „Aber Sie müssen doch zugeben, daß der Widerspruch zwischen den Paragraphen 5 und 11 unerträglich ist."

Die Herren gingen an mir vorüber, gerade über den sonnigen Fleck hinweg, auf dem Vater Gleim gesessen hatte. Der Hausherr war verschwunden, und ein Moderduft von alten Büchern erfüllte die Luft.

Ich trat in den Winkel und sah eine alte Stadtlaterne an, dann ging ich durch dieselbe Thüre, aus der die Herren gekommen waren.

Ich stand in einem Zimmer, in dem keine weiteren Geräthschaften waren als ein kleiner Tisch mit zwei hohen Stühlen. Aber

die Wände waren von unten bis oben mit Bildnissen bedeckt. Es waren lauter Brustbilder in natürlicher Größe, in Oel auf Leinwand gemalt, Alle in den gleichen Rahmen von Goldleisten.

Da bin ich ja in deinem Freundschaftstempel, Vater Gleim! rief ich aus, und es wurde mir fast beklommen ums Herz. Da schauten sie All auf mich hernieder, die Männer, die vor hundertundzwanzig Jahren Deutschlands Stolz gewesen sind! Denker und Dichter, Gelehrte und Künstler. Die wenigsten unter euch leben heute noch fort. Aber meine Urgroßmutter hat für euch geschwärmt. Wäre sie statt meiner da, sie wagte vor Andacht und Rührung nicht die Augen aufzuschlagen. Ihr seid hier ein und ausgegangen bei dem lieben Manne; eure Freundschaft war sein theuerstes Gut, und was sein war, das gehörte auch euch, ob es Herzblut oder Rheinwein, ob es Silber oder Gold war!

Ich ging auf eines der Bilder zu und las „Johann Peter Uz, gemalt 1780". Ich ging nach der anderen Seite und las unter dem ersten besten „Johann Georg von Zimmermann"; nicht weit davon „Salomon Geßner".

O ich kenne euch! Gesegnet seien die beiden schlechten Menschen in Karlsruhe und Reutlingen, die vor hundertundzwanzig Jahren eure Werke nachgedruckt haben, ohne euch oder euren Verlegern etwas zu bezahlen! Sie haben euch zwar schändlich betrogen, aber sie haben euch so billig verkauft, daß euch meine Urgroßmutter hat erstehen können. O der seligen geheimen Stunden, die ich in der Schwarzwaschkammer mit euch zugebracht habe! In abgeschossenes grünes Papier seid ihr eingeschlagen. Grün muß die Lieblingsfarbe meiner Urgroßmutter gewesen sein, ein sanftes Hellgrün, wie junge Wiesen in der Aprilsonne. Was hab ich nicht Alles aus euch gelernt! Ehe ich wußte, daß Phyllis ein griechischer Name ist, kannte ich sie aus deinen Gedichten, Johann Peter Uz, und ehe ich den heiligen Hieronymus aus der Kirchengeschichte kennen lernte, hatte ich seine Briefe an die Eustochium schon gelesen in deinem Werke über die Einsamkeit, Johann Georg Zimmermann, du königlicher Leibarzt, und aus deiner Anmerkung, daß dir die Kaiserin Katharina II. eine goldene Tabaksdose verehrt habe mit einem allergnädigsten Handschreiben, habe ich den ersten Eindruck von der Größe dieser Herrscherin bekommen. Wo soll ich bei euch nur anfangen oder aufhören?

Während meine Augen so über die Bilderreihe schweiften, haftete der Blick unwillkürlich an einem Bilde von zwingender Kraft

und Schönheit. Die ungemein hellen, lebendigen Augen, der volle behagliche Mund, die wunderklare offene Stirn, — das ist ein Mensch, unheimlich gescheidt und grundwahrhaftig und goldtreu — was der treibt, wird unter seinen Händen groß, und wenn er Schnitzel kräuselt ... Gotthold Ephraim Lessing! sagte ich andachtsvoll und schaute unwillkürlich zurück nach meinem Wirth. Da saß er denn auch wieder, der gute Vater Gleim, gekleidet wie er vorhin war, nur das Sammetkäppchen hatte er neben sich auf den Tisch gelegt. Eine Flasche und ein grüner Römer standen vor ihm; aus dem Glase duftete eine wundervolle Weinblume. Der Alte hob das Glas und trank Einem zu, ich konnte nicht unterscheiden, wem; dabei nahm er ein Schlückchen, so winzig, wie ich es dem Sänger so vieler Bacchuslieder nicht zugetraut hätte. Dann schaute er mit zärtlichen Augen ein ander Bildniß an.

Er grüßt seine Lieblinge, dachte ich, und schaute neugierig. Es war Johann Georg Jakobi. Vater Gleim, sagte ich enttäuscht, erzähle mir etwas von Lessing!

Vater Gleim hörte mich nicht. Er kniff seine Augen halber zu vor lauter Freundschaftswonne und brachte es seinem Jakobi, wieder mit einem winzigen Schlücklein. Dann schaute er ein resolutes Frauenzimmer an, die einzige unter all den Männern. Ach, das ist die göttliche Karschin! rief ich vergnügt. Vater Gleim, Vater Gleim, erzähle mir etwas von Lessing!

Er schwieg und sah die Karschin mit inniger Verehrung an.

Vater Gleim, sagte ich, du ahnst nicht, wie groß ihre Nachzucht heutzutage ist. Unter siebzehn Frauenzimmern ist eine Dichterin. Wenn wir jede Sappho auf einen Felsen stellen sollten, hätten wir in Deutschland nicht Felsen genug. O erzähl' mir etwas von Lessing!

Der Alte hörte nicht; er hob sein Glas und trank der Karschin zu. Es war mir dabei, als ob er sage: Wegen deiner Tugenden mehr als wegen deines Genies!

Dann wandte er seine Augen einem Jüngling zu mit offener Brust und mit phantastischer Mütze. Wer mag das sein? Christian Ewald von Kleist! Kein deutscher Dichter hatte eine Heldenseele wie du! Keiner hat um den Tod für's Vaterland glühender geworben wie du! Um keines deutschen Dichters Tod sind so bittere Thränen vergossen worden wie um den deinen!

Tiefbewegt schaute ich auf meinen Wirth! Die Augen standen

ihm voll Wasser, als er sein Glas hob, und diesmal leerte er es bis auf den Grund . . .

„Dergleichen Verhandlungen sollten eben in den Vorbesprechungen abgemacht werden", sagte in diesem Augenblick eine bequeme Stimme, und die Herren traten wieder ein.

„Da sind wir ja schon gewesen", sagte der Andere, „ich erinnere mich an diese Stühle, denn ich hätte mich schon vorhin gerne gesetzt."

Damit nahm er den Stuhl, auf dem Vater Gleim gesessen hatte, setzte sich darauf und fuhr fort: „Vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, daß Sie Recht hätten, so müßte doch der Referent in den einleitenden . . ."

Mehr hörte ich nicht, denn ich war ins nächste Zimmer gegangen.

Hier waren die Manuskripte aus Gleim's Nachlaß, seine unzähligen Gedichte, die er seinem Diener diktirt und eigenhändig verbessert hatte, die Briefe seiner Freunde und Abschriften seiner eigenen Briefe, herrliche Schätze für jeden Freund der deutschen Literatur. Hier waren auch die Kleinodien, die dem Vater Gleim von Allem, was er besaß, am theuersten waren: ein Hut und eine Schärpe Friedrich's des Großen.

Friedrich's Schärpe! Ich konnte mich nicht enthalten, die Hand auszustrecken, um die Schärpe zu berühren. Da klirrte es hinter mir. Ich wandte mich um, und für einen Augenblick wäre ich vor Schrecken fast in den Boden gesunken, denn einer von Friedrich's Grenadieren stand unmittelbar vor mir, breitschulterig, stämmig, mit gespreizten Beinen, die Hände auf die Flinte gestützt. Das Beschläg der Grenadiersmütze blinkte im Sonnenschein, und das blonde Haar verschwand in einem Zopf, der, gerade wie ein Strahl, den Rücken hinabhing.

Mein Schreck war bloß Ueberraschung. Du bist's ja doch, Vater Gleim! rief ich aus. Deine Augen und dein Mund verrathen dich. Warte, warte . . .

Ich besann mich, und zum Glück fiel mir ein:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Warte, ich weiß noch mehr:

„Dann singe Gott und Friederich,
Nichts Kleinres, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne sieht."

Da ging ein Zittern durch die mächtige Gestalt, und unter der weißen Weste wogte es, daß der Säbelriemen sich hob und senkte. Ein warmer Blick aus den blauen Augen traf mich, und halb schüchtern, halb stolz öffneten sich die Lippen wie zu einer Frage. Ich kam zuvor und sagte hastig: Wir haben auch unsere Helden erlebt, aber dein Friedrich gehört immer noch zu unseren ersten, und auch sein Tyrtäus ist noch nicht vergessen. Aber sage, Grenadier, hat er dich denn auch einmal dankbar angeschaut mit seinen Sonnenaugen?

Dankbar? fragte ein erstaunter Blick.

Ja, dankbar. Daß du Gott, Vaterland und ihn im Herzen trugst, war deine Pflicht, aber daß du ihn so besungen hast, war dein freies Geschenk. Hat er dich dafür auch einmal dankbar angeschaut?

Da war der Grenadier verschwunden, und am Fenster saß ein alter Mann, der Papa Gleim, wie er mir im Hausflur entgegengetreten war. Nur schien er mir älter und gedrückt. Unter dem Schlafrock schauten die Füße heraus, am rechten Fuß trug er einen Schuh und einen schwarzseidenen Strumpf, am linken Fuß einen Pantoffel und einen weißwollenen Strumpf. Die Beine waren übereinander geschlagen, und er schaute wehmüthig zum Fenster hinaus in die sinkende Oktobersonne hinein.

Vater Gleim, sagte ich und legte ihm die Hand auf die Schulter. Du bist doch einmal in Sanssouci gewesen und hast in die Sonne geschaut. Was hat er seinem Grenadier gesagt?

Da zuckte er schmerzlich zusammen. In meinem Herzen aber stieg ein Groll auf. Da standen sie, die edelsten Söhne des deutschen Volkes und schauten zu dir empor und legten dir alles zu Füßen, was sie hatten. Du aber hast sie keines Blickes gewürdigt, und wenn dir einmal einer entgegentrat, dann hattest du für sie keine anderen Worte als deine Sarkasmen voll Menschenverachtung. Da drinnen schaut Einer zum Bilde heraus, der hatte auch sonnenhelle Augen wie du, und du bist daran schuld, daß ihm das Leben verhunzt ward.

Ich stand allein im düster gewordenen Zimmer. Es reizte mich nichts mehr zum Bleiben, und ich ging auf den Flur hinaus.

Draußen traf ich mit den Herren zusammen, die ihren Disput beendet hatten. Noch auf der Treppe stellten wir uns einander vor und gingen dann gemeinsam unseren Weg.

Da passirte mir, was mir zuweilen geschieht, wenn ich in tiefer Erregung bin: ich dachte laut.

Meine Begleiter redeten gerade von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, in der Sitzung, zu der wir wandelten, die Tagesordnung zu bewältigen.

Da sagte ich in einer Pause mitten hinein zwischen „ob nicht" oder „ob doch:"

„Es ist gut, daß Friedrich der Große kein Denkmal hier in Halberstadt hat. Ich möchte es nicht sehen, und hintennach thäte es mir doch leid. Ich bin ihm gram."

Da blieben meine beiden Begleiter stehen. „Was", rief der eine, der andere aber fragte kampfesfroh: „Warum sind Sie ihm gram?"

Ich hatte keine Lust zum Streiten; auch hatte ich den alten Herrn als einen mächtigen Kämpen kennen gelernt. Darum gab ich keine Antwort, sondern ging strebsam voraus. Meine Begleiter folgten mir schweigend und vermuthlich kopfschüttelnd nach. Ich aber hatte mit diesem Mißgeschick meinen Seitensprung gänzlich vollendet und wandelte nun wieder auf der braven Straße, die das Programm ausgesteckt hatte, als einer von hundert und aberhundert Festgästen.

Maurice Hewlett.

Von

Hermann Conrad.

Vor drei Jahren ist am Firmament der englischen Literatur ein Stern von scheinbar geringem Lichtumfange aufgetaucht, der aber wie Nova Persei, in ganz kurzer Zeit an Glanz mächtig zunahm und auf den jetzt die Augen der literarischen Astronomen mit Spannung geheftet sind. Es war Maurice Hewlett, ein episches Talent von feiner Eigenart und — wir hoffen — noch immer zunehmender Kraft.

Als sein erster Roman, „Waldliebe" (The Forest Lovers*) im Jahre 1898 erschien, glaubte man bei der Lektüre anfänglich eines jener romantisch fabelnden Spektakelstücke vor sich zu haben, an denen sich die Kinder vorm Schlafengehen und die heutigen erwachsenen Engländerinnen aufzuregen pflegen. Daß der Verfasser in den ältesten Mären wohlbelesen war, merkte man an dem wirksam alterthümelnden Stile und der knappen Einfalt der Reden, welche Menschen von engem Vorstellungsbereich und wenig komplizirtem Empfinden zu führen pflegen. Aber wenn man näher zusah, mußte man durch die anscheinend gleichmäßige Unmodernität der Reden hindurch wahrnehmen, daß die Charaktere der Redenden merkwürdig distinkt hervortraten und in ihren groben Holzschnitt-Umrissen festgehalten wurden. Und dann auf einmal — was war das? — durchbrach das wüste Haufengewölk unerhört seltsamer und plötzlicher Vorgänge ein goldener Strahl reiner, entzückender Poesie. Es war der Ritt des jungen Paares, Prospers des Fröhlichen und Isoldens der Verlangenden, durch den grausen Wald von Morgraunt, vor dessen Betreten die Menschen jener Zeit ihr Testament machten,

---

*) „The Forest Lovers" sind in der Tauchnitz Collektion; desgl. die beiden später genannten Dichtungen.

wenn sie etwas zu vermachen hatten. Prosper aber ritt leichten Herzens hindurch; denn er hatte in der Welt nichts als seine Rüstung, sein wackeres Streitroß und — sein Leben; das aber galt ihm wenig. Und Isolde auf grauem Eselein folgte ihm hochgemuth; denn sie hatte noch weniger — einzig und allein ihr verlangendes Herz; das aber war ruhig und selig, wenn sie den Spuren ihres hohen Herren folgen konnte, der sie in mitleidiger Großmuth beschützte, wie Graf Wetter vom Strahl das arme Käthchen. Der epische Dichter malt nun auf diesem Waldritt, was Kleist im Drama nicht konnte, wie die Liebe zu dem stolzen Jüngling sich in dem Herzen des Kindes in dem beständigen Zusammensein unter aufregenden Gefahren und in idyllischer Ruhe entwickelt, wie sie nächtlicherweile sich aus dem Verließ des Busens hinauswagt zu scheuen Liebkosungen des Schlafenden, und wie ein frommes Heimathsgefühl einzieht in die Seele der weltverstoßenen Zigeunerin, und wie die Kraft dieser Liebe sie fähig macht, auch das Schwerste in Demuth zu tragen.

Der Hauptinhalt des Romans sind Zweikämpfe, Eroberungen, Morde und grause Thaten jeder Art; der Hauptgegenstand aber ist, zu zeigen, wie das arme gottverlassene Ding an ihrer Liebe emporwächst zum höchst entwickelten Weibe, vor dessen Seelengröße und Liebeskraft der gedankenlos übermüthigste Ritter sich schließlich anbetend beugen muß. Und die nächtliche Waldszene, in welcher Isolden's Verlangen endlich erfüllt wird, bannt uns wiederum mit dem köstlichen Zauber der Poesie. Wir hätten dem holden Frauenbilde nur einen werthvolleren Rahmen gewünscht als den eines Abenteuer-Romans.

Ein höchst merkwürdiges Buch ist der im Herbst vorigen Jahres*) erschienene historische Roman „Leben und Tod Richard's Ja-und-Nein“ — Richard Löwenherz ist gemeint. Ich nahm das Buch mit großem Mißtrauen in die Hand im Andenken an die vielen vorhandenen Gemälde von Zeiten, von denen der Verfasser vielleicht etwas mehr als der historisch gebildete Leser, im besten Falle aber äußerst wenig weiß; an die zahllosen Romane, in denen der „Dichter“ mit der Willkürkraft seiner Phantasie eine extinkte Spezialität von Lebewesen neu erschafft, die etwa die Authentizität der Münchhausen'schen Mondgeschöpfe haben, und ein ihm gänzlich unbekanntes Leben, wie Ebers in seinen ägyptischen Romanen, Scott in seinem

*) „The Life and Death of Richard Yea-and-Nay.“ Tauchnitz 1901.

„Ivanhoe“ u. s. w., uns einfach vorräubert. Das war wohl wieder so eine moderne anschauunglose Epopöe wie Hope's „Chronik des Grafen Antonio“ oder „Der Gefangene von Zenda“, so ein wüster Haufen von Abenteuerkehricht, für welches die modernen Engländer eine den andern Kulturnationen ganz unverständliche Vorliebe haben.

In einem Punkte jedoch wurde ich gleich von den ersten zwanzig Seiten auf die angenehmste Art enttäuscht: Das Scott'sche Heldenschema, das — mit einem kleinen Zusatz von primitiver Wildheit — auch für den Löwenherz seines „Talisman“ gilt, hatte Hewlett nicht ausgefüllt. Sein Richard war zwar sicherlich kein authentischer, aber ein eigenartiger, interessanter und — vor Allem — ein möglicher Mensch; er war ebenso wenig ein Menschenschemen, als er ein schematischer Held war. Der Dichter hat Richard so gezeichnet, als wenn er unsern C. F. Meyer, den er als Engländer sicher nicht kennt, zum Muster genommen hätte, und ist den einzigen Weg gegangen, den man in der Darstellung von zeitlich uns so fernstehenden historischen Persönlichkeiten gehen darf. Wie C. F. Meyer in seinem herrlichen kleinen Roman „Der Heilige“, dessen Hauptfiguren Thomas Becket und Richards Vater, Heinrich II., sind, so hat auch Hewlett aus dem nackten Thatsachen-Material, das die nicht wenigen Chroniken jener Zeit über Richard I. bieten, die Seele des Mannes herauszulesen versucht. Und in dieser Beziehung gewähren ja die nebelhaften Heldengestalten einer dunkleren Zeit der dichterischen Gestaltungskraft ein freieres Feld als allgemein bekannte moderne Persönlichkeiten.

Schiller hat bei aller Aermlichkeit seines geschichtlichen Materials aus zwei oder drei eklatanten Handlungen der Königin Elisabeth, der Rachethat an der Maria Stuart, der Abladung dieses unerhörten Verwandtenmordes auf die Schultern des armen Davison und vielleicht noch der grausamen Hinrichtung des edeln und einst von ihr so verzärtelten Grafen Essex ihren Charakter mit einer Sicherheit entwickelt, welche gelehrten englischen Historikern ihr unermeßlich reicheres Forschungsmaterial nicht hat geben können: sie halten die Volkslegende vom klugen und vom „guten Lieschen“ mehr oder weniger aufrecht; bei Schiller finden wir das authentische Porträt einer der verworfensten Frauen der Weltgeschichte. So hat C. F. Meyer aus der verworrenen Komplikation der sittlichen Lebensäußerungen eines Heinrich II., wie sie die Chroniken bieten, ein Menschenbild von einer Anschaulichkeit und Glaubwürdigkeit

herausgelesen, die wir auch bei dem phantasievollen Historiker Green vergeblich suchen. Und was noch mehr: er hat das scharf gespaltene Wesen des feinen, fröhlichen Weltmannes und des pietistischen, geistlich hochmüthigen Prälaten Becket durch einen einzigen furchtbaren, nie zu verwindenden Schmerz, der seine Natur aus ihrem Fundament riß, überzeugend zu vereinigen gewußt. Das Interesse, das er erwecken will, ist also nicht etwa ein historisches, das der Dichtkunst fremd gegenübersteht, sondern ein rein psychologisches. Nicht ganz dasselbe, aber etwas sehr Aehnliches hat Hewlett mit Bezug auf seinen Richard Löwenherz geleistet.

Bischof Stubbs, der die von diesem Könige handelnden Chroniken von Benedict von Peterborough, Royer von Howden, William von Newburgh, Ralf von Coggeshall, Richard von Dévizes, des Itinerarium Regis Ricardi und einige andere herausgegeben, sagt von ihm: „Ein schlechter Sohn, ein schlechter Gatte, ein selbstsüchtiger Herrscher und ein lasterhafter Mensch, besaß er dennoch einige Eigenschaften, welche die Zeitgenossen für besser hielten als die schlimme Weisheit seines Vaters, und welche seine Tyrannei weniger unerträglich machten als die Schwäche seines Bruders.“ Bei diesem sehr richtigen, aber nicht ganz klaren Urtheil setzt die dichterische Phantasie ein: was waren das für Eigenschaften? — Es ist keine Frage, daß das Bild dieses Königs, welches die verschwimmende Erinnerung der Jahrhunderte dennoch festgehalten hat, uns einen Menschen zeigt, der als Mann und sittliche Persönlichkeit hoch über dem feigen Schurken, seinem Bruder Johann, steht, und, obgleich zu Zeiten wild und grausam, doch nichts von der kalt rechnenden, mitleidslosen Unmenschlichkeit seines Vaters hatte. Und wenn er den Ungläubigen in furchtbaren Schlächtereien seine Löwennatur mit einer Wirkung zeigte, die seine Person auf Jahrhunderte zum Schreckgespenst orientalischer Kinderstuben machte, so war er doch auch ein berühmter Troubadour: also neben den wilden Trieben wohnten in seinem Herzen nothwendig zarte Regungen; die starke, lose Faust wurde wohl oft im Zaum gehalten von den ritterlichen Tugenden der Treue und der Großmuth; die tödtliche Kälte seiner harten stahlblauen Augen konnte schwelgen in dem beglückenden Vertrauen der Freundschaft, in der süßen Hingebung der Liebe; er war ein Stimmungsmensch, abhängig vom Sonnenschein und Wolkendunkel, von den leuchtenden oder düsteren Farben der umgebenden Natur — er war schönheitbegeistert; wie hätte er sonst ein Troubadour sein können?

So faßt denn Hewlett das Zwiespältige in dieses Königs Wesen als den Hauptcharakterzug, als die sein Lebensschicksal bestimmende Eigenschaft ins Auge. Er zeigt uns einen Menschen, der von gegensätzlichen starken Trieben hin- und hergeworfen wird; der zu einer Zeit seines Lebens die edle, starke Empfindung zur Herrscherin erhebt und bald darauf sie als Betrügerin und Verrätherin vom Throne stößt und den mageren häßlichen materialistischen Verstand an ihre Stelle setzt; der heute z. B. eine Liebe, die ihm das höchste Sinnen- und Seelenglück spendet, in Folge kühler und vollkommen richtiger politischer Berechnung aufgiebt und morgen ebenso richtig empfindet, daß der geringe Zuwachs an materieller Macht, welchen er einer lieblosen Ehe verdanken wird, ihm unmöglich ein Ersatz für den Verlust seines ganzen Lebensglückes sein kann; der dann seine That verflucht und doch zu stolz ist, einen bewußt gewollten Schritt zurückzuthun. So steht Richard, sich in der eigenen Liebe verzehrend und die fremde, ihm entgegengebrachte mit schroffer Gleichgültigkeit belohnend, zwischen der Edeldame Jehane de Saint-Pol, seiner ersten und verstoßenen Gattin, und seiner ebenbürtigen Frau Berengaria, der Königstochter von Navarra, ihnen beiden und sich selbst das tiefste Leid zufügend. Daher ist dem Abte Milo, dessen Chronik Hewlett vorgeblich folgt, dieser Mann, der das Gute, Gerechte, Schöne in seiner Natur heute bejaht und morgen verneint, der König Ja-und-Nein, „von zwei Seelen zerrissen, in zwei Formen gegossen, der Spielball des Schicksals; der Gepriesene und Beschimpfte, der Geliebte und Verabscheute; der Verschwender und Geizhals, der König und Bettler, der Sklave und Freie, der Gott und Mensch."

In dem unablässigen, heißen Kriege, der in seinem Innern tobt, wird sein Seelenfrieden vernichtet. Die unabwälzbaren Folgen seiner zwiespältigen Handlungsweise machen ihn zu einem freudlosen Manne und bei der Ueberkraft seiner Natur zum Menschenverächter; in wilder Leidenschaft zuerst, als müßte er die Gesammtheit bestrafen für das, was ihm Einzelne und vor Allem er selbst sich angethan, und dann in hartgewordener Kälte begeht er die furchtbaren Thaten, von denen die Geschichte berichtet — von Anfang bis zu Ende ein glaubwürdiger gewaltiger Mensch.

Wäre Hewlett bloß den Chroniken gefolgt, so hätte er keinen Stoff gefunden, an dem er die schöne Seite dieser Menschlichkeit hätte darstellen können. Er schuf daher aus eigener Macht diesem Manne eine seiner würdige Gehilfin, eine Geliebte, von der keine

Chronik etwas weiß, Jehane de Saint-Pol. Auch sie ist eine glänzende Schöpferthat. Welche Größe der künstlerischen Anschauung in dieser scheinbar so einfachen, einfältig erhabenen Frau! — einer Raphael'schen Madonna ins Heldenhafte übersetzt. Von junonischer Körperpracht, ohne auffallende Schönheit und ohne eine Spur der Künste der Koketterie, zieht sie die typische Männlichkeit Richard's an und hält sie fester, als es äußerliche Lockungen jemals könnten, durch das unbewußt Urweibliche in ihr. Sie verehrt Gott in ihrem Herrn und König, sieht in seiner Liebe eine unverdiente Gnade, kein Opfer ist ihr zu schmerzhaft um seinetwillen — verstößt sie sich doch selbst mehr, als er es thut — und doch, von allen Mächten der Welt ist sie die einzige, welche den Gewaltigen beherrscht durch die Kraft ihrer Güte und Hingebung.

Für diese beiden Gestalten hat Hewlett einen besonderen Stil erfunden, der uns Anfangs durch seine herbe Simplizität abstößt, dann aber mit dem Schein der Wahrheit umfängt. Ihre heiße, tiefe Empfindung tönt nicht in vollendet schönen Reden; sie hat nur wenige knappe Worte zu Gebote, deren treffende Schärfe in Richard's Munde bisweilen an die vernichtenden Schläge seiner Streitart erinnern; sie äußert sich mehr noch durch kleine symbolische Handlungen und vor Allem durch die Haltung in Rede und That, welche sie unter dem Einfluß ihrer Empfindung der Außenwelt gegenüber zeigen. Die höchste Wirkung erzielt dieser Stil in der Sterbeszene am Schlusse, wo der Dichter die Unähnlichkeit und Unwürdigkeit der beiden Frauen, die Richard außerdem nahestanden, der Prinzessinnen von Navarra und Frankreich, in helles Licht zu stellen weiß und die Seelen der beiden Großen zum letzten Male nach i h r e r Melodie ineinanderklingen läßt. Es ist ja wahr, Hewlett g l a u b t nur, daß Richard und Jehane so gesprochen haben könnten; aber wir glauben es ihm gerne nach, wie wir von der Wirklichkeit dieser beiden Menschen felsenfest überzeugt sind. Ach, armer Scott, wo bleibst Du mit den drahtbewegten Puppen Deiner romantischen Komödien vor solchen Vollblutmenschen!

Als psychologische Schöpfung würde ich diese Gestalten unbedenklich neben C. F. Meyer's Heinrich und Becket stellen; während die untergeordneten Figuren mit Ausnahme der beiden Frauen schattenhaft oder schematisch ausgefallen sind. Hätte sich Hewlett nun mit Meyer's künstlerischem Takt auf das Seelengemälde, das natürlich in den feststehenden historischen Thatsachen

[illegible]

[illegible] zu treten und ihm mitzuteilen, daß sie nach seinem Tode in die Arme des Alten zurückkehren wolle, „bei dem sie es gut habe". Wie kann der Dichter sein schönes Bild so entstellen!

Der Alte sendet übrigens seine Assassinen nicht bloß nach Syrien, wo sie historischer Weise den Markgrafen von Montferrat erdolchen, sondern auch in alle Länder Europas, als ob die Schänder des heiligen Grabes damals so ungestört im Abendlande hätten umherreisen können, wie es heute ihre Nachkommen thun: Richard stirbt zwar bei der Belagerung von Chaluz, aber von dem Pfeilschuß eines Assassinen. Solche Dinge gehören in die so üppig aufgeschossene Großzekinder Romantik, zu deren Fabrikation weiter nichts als eine zuchtlose Phantasie und eine gewisse Kenntniß der englischen Syntax erforderlich sind.

Auch in der sprachlichen Formgebung hat Hewlett nicht den dichterischen Takt Meyer's gezeigt. Zwar ist es ein glücklicher Gedanke, wenn er den Abt Milo, den Beichtvater und ständigen Begleiter Richard's, dessen Lebensbeschreibung leider verloren gegangen ist, wiederholt redend einführt; wir finden in seinen

Worten den diskret alterthümelnden Ton des Meyer'schen Armbrusters wieder. Das geschieht aber leider nur stellenweise. Hewlett erzählt seine imaginäre Chronik nach einem ganz eigenartigen Stile, der mit seinem reichen und öfters gesuchten Bilderschmuck und seinen Concettis dem des Shakspere-Zeitalters ziemlich nahe kommt.

Der bekannte englische Litterarhistoriker und Philosoph Frederic Harrison stellt diesen Roman in einem eigens über ihn geschriebenen Essay (Fortnightly, Jan. 1901) am höchsten von den bisherigen Dichtungen Hewlett's. Darin kann ich ihm nicht folgen; seine höchste Kunstleistung finde ich in den 1899 erschienenen „Italienischen Novellen". Daß Harrison von diesen kleineren Erzählungen weniger Aufhebens macht, ist nicht wunderbar; denn der dichterische Feingeschmack der Engländer ist thatsächlich nicht so weit entwickelt, um solche dramatisch geschlossenen epischen Dichtungen, wie Boccaccio's „Ritter mit dem Falken", Heyse's „L'Arrabbiata" oder „Stickerin von Treviso", Storm's „Psyche" genießen zu können. Während Deutschland auf seinen reichen Schatz köstlicher Novellen stolzer sein kann als auf seine Roman-Litteratur, möchte ich behaupten, daß vor Hewlett — und vielleicht auch der nicht — kein englischer Dichter mit bewußter Absicht eine Novelle im strengeren Sinne verfaßt hat. Hat die englische Sprache doch nicht einmal einen Namen für diese kunstvolle, große dichterische Feinheit und Kraft erfordernde Gattung.*) Jedenfalls finden sich bei Hewlett ein paar vortreffliche Exemplare davon, die ihre gegenüber der dramatischen etwas erweiterte Exposition, ihren Höhepunkt in einem merkwürdigen Ereigniß, ihren schnellen dramatischen Abschluß haben und in diesen engen Handlungsrahmen dennoch eine Anzahl von vollsaftigen Menschen mit fest umschriebenen Charakteren hineinzeichnen. Hewlett ist, ob bewußt oder unbewußt, ein bedeutender Novellendichter, und das will im Hinblick auf die große Schwierigkeit der Komposition und der Charakteristik mehr sagen, als wenn er bloß der Verfasser von guten Romanen wäre. Auf wenigen Seiten mit wenigen Strichen ein lebenswahres und interessantes Menschenbild zu schaffen erfordert größere Kraft als vermittelst zahlloser kleiner und großer Handlungen und Reden auf Hunderten von Seiten ein solches Bild allmählich in unserer

*) Das englische „novel" ist ein moderner Roman; „novellette" hat sich nicht eingebürgert. Hewlett nennt seine Novellen deshalb „Little Novels (kleine Romane) of Italy".

[illegible]

[illegible]

[illegible] z. B. in der Novelle „Die Herzogin von Roma“ [illegible] den Kontrast der [illegible] Welt, welche er in die Kunst [illegible], verbrecherischen [illegible] Roms hineinsetzt. Die Herzogin von Roma ist Lady Maud, ein unschuldsvolles, einfältiges und sehr schönes englisches Mädchen, das der Abenteurer und Schwindler Amilcare während einer finanziellen Mission in London sich erworben. Sie gewinnt sich die Gunst aller maßgebenden Männer von Roma durch das arglose Vertrauen, das sie diesen raffinierten Egoisten und Wüstlingen entgegenbringt, als ob es ihre alten Onkel und Vettern in England wären. Das reizende Geschöpf, das in ihrer Weltunkunde Wölfe von treuen, menschenschützenden Hunden nicht unterscheiden kann, entzückt und rührt die Honoratioren durch ihre Liebenswürdigkeit, und sie scheuen sich Alle, sie zum Gegenstande ihrer bösen Begierden zu machen, außer dem raffinirten jungen Sekretär Amilcare's, der auf kunstvoll verschlungenen Pfaden ihre Liebe zu erringen weiß und, am Ziel seiner Wünsche angelangt, dennoch an dem Felsen ihrer Keuschheit scheitert. Ihr Mann Amilcare freut sich der Schönheit seines Weibes und benutzt sie zugleich zu seiner Erhöhung; denn Herzog von Roma wird er vorzugsweise in Folge der Beliebtheit, welche sie sich in der Stadt erworben hat. Als er sie dann als Lockmittel gebraucht, um seinen gefährlichsten Feind Cesare Borgia in's Todesnetz zu ziehen, verräth sie diesem durch ihr Benehmen den Mordplan. Diese humorvolle und interessante Erzählung wird leider

stillos beschlossen durch ein wüstes Blutbad. Amilcare will Molly aus Rache erstechen, erhält aber noch rechtzeitig einen Dolchstich ins Herz von seinem Sekretär. Als sie diesem den mühsam erstrebten Liebeslohn verweigert, erwürgt er sie und wird von dem gleich darauf hinzukommenden Borgia niedergestoßen. Die Schilderung der Figuren, besonders der lieblichen Molly, ist vortrefflich; am besten wohl das scharf erfaßte und mit wenigen energischen Strichen gezeichnete Bild Cesare Borgia's, der nur wie im Fluge über die Bühne der Handlung schreitet.

Noch weiter ausgesponnen als diese Erzählung und eigentlich ein komprimirter Roman ist die von „Borso's Urtheil". Nicht frei von wunderbaren Liebesabenteuern à la Boccaccio, giebt sie uns doch mit ihrer Fülle von festumrissenen Gestalten ein lebensvoll prächtiges Bild von dem aus überfeiner Kultur und mittelalterlicher Rohheit gemischten Leben der italienischen Renaissance, ein Bild, welches viel ungewollte Aehnlichkeit hat mit dem, das wir aus C. F. Meyer's „Angela Borgia" schöpfen. Köstlich ist der Schluß: das salomonische Urtheil des Herzogs von Ferrara über zwei Frauen, von denen eine die Mörderin eines in ihrem Hause getödteten Offiziers sein muß. Des Herzogs Schlauheit weiß die Thäterin herauszufinden, und die andere, die unschuldige Heldin der Erzählung, findet ihren Lohn für die erlittene Angst in den Armen ihres Geliebten.

Eine wirkliche Novelle ist die Erzählung, welche den Titel trägt: „Die heilige Jungfrau unter dem Pfirsichbaume". Die madonnenhaft schöne Giovanna Scarpa wird wegen eines unbegründeten Verdachtes, daß sie ihrem älteren Manne mit einem schönen und schönredenden Karmelitermönch die Treue gebrochen habe, von dem geistlichen und weltlichen Pöbel Verona's mit ihrem Säugling aus der Stadt gehetzt und entkommt unverletzt unter dem Schutze des Dunkels in einen großen Pfirsichgarten vor dem Thore. Als sie von hier, vom Hunger getrieben, zu einigen um ein Feuer gelagerten Ziegenhirten hinaustritt, sehen diese in der stattlichen, mit weißen Gewändern bekleideten Gestalt die heilige Jungfrau mit dem Jesusknaben. In derselben Nacht erscheint sie in einem verrufenen Wirthshause, um Obdach bittend. Die Kunde von dem Wunder verbreitet sich durch Stadt und Umgegend, und als sie schließlich den vor versammelter Gemeinde sie belastenden Karmelitermönch aus dem Dunkel des Schiffes heraus als Lügner brandmarkt, da hat nach aller Ueberzeugung die heilige

[illegible] Von einer Freundin, die sie besucht, [illegible] mit Männerkleidern versehen und wandert mit einem Trupp von Ziegenhirten ins Gebirge. Der Grund, den sie selbst für ihre Flucht angiebt, läßt sie in sehr männlichem Lichte erscheinen.

Als man dann freilich fühlbare Beweise ihrer Männlichkeit verlangt, geräth sie in eine so traurige Situation wie Viola in „Was ihr wollt“. Das Ende aller Sorgen und Leiden bringt ihr eine „mondbeglänzte Zaubernacht“, in der ihr Freund und Beschützer, ein junger Hirte, ihre Weiblichkeit entdeckt.

Das wonnige Behagen, das den Leser bei der Lektüre dieser Erzählungen erfüllt, beruht auf der Reinheit ihres poetischen Charakters. Der Verfasser erzählt seine Geschichten ohne irgend welche Tendenz, die als solche immer unkünstlerisch ist, nur, weil

er überzeugt ist, etwas Hübsches, Erzählenswerthes ersonnen zu haben; er freut sich, so pikante und romantische Situationen, wie das Gespräch zwischen den Freundinnen, in dem sich ihre naive Verwunderung über das sonderbare zaghafte Benehmen seiner Herren als Liebhaber ausspricht, und die Szene zwischen Ippolita und ihrem Castracane, in der die männlichen Freundschaftsbezeugungen allmählich in Liebkosungen übergehen, gefunden zu haben und löst Alles, was in ihnen an dichterischer Wirkung steckt, con amore aus; er schildert seine Gestalten, wie er sie sieht, ohne große Umstände, ohne das moderne pedantische Streben nach einem unpoetischen Alltagsrealismus, und sie stehen doch vor uns als Vollmenschen. Eine besondere Virtuosität beweist er in der Schöpfung entzückender Frauengestalten, und man ist anfangs versucht, ihn als ein Pendant zu Paul Heyse aufzufassen, an den auch die Eleganz und die flüssige Harmonie des Novellen-Stiles erinnert; aber er ist doch ein anderer als unser großer Novellist. Seine Frauen haben nicht das immerhin etwas kokette Vollkommenheitsbewußtsein der Heyse'schen; bei allen ihren weiblichen Vorzügen, ihrem inneren Ebenmaß sind sie naiv und niemals, wie die Heyse'schen, bewußt überlegen den Männern, welche sie vielmehr unbewußt, durch die Stärke ihrer Treue, ihrer Liebe und Hingebung beherrschen. Hewlett's Frauen sind gewiß Geschöpfe, wie man sie nicht jeden Tag auf der Straße trifft; darum sind sie doch nicht überirdische Wesen, sondern greifbare und distinkte Gestalten, in deren Adern das Blut schneller und langsamer pulsirt, deren Hirn mehr oder weniger lebhaft arbeitet, deren Körper erkennbar sich vor uns bewegen — keine ist gleich der anderen. Was unsern Dichter ferner von Heyse unterscheidet, ist die Fähigkeit, ebenso lebenswahre Männertypen mannigfachster Art zeichnen zu können. Ueberhaupt ist sein Kunstschaffen ein männliches: daß er tiefe Empfindung hat, zeigt er, indem er sie darzustellen weiß; aber er ist nicht sentimental, es liegt ihm nichts daran, sich selbst als empfindendes Wesen dem Leser zum Bewußtsein zu bringen; die gräßlichen Thaten der alten Zeit schildert er ebenso unbetheiligt wie die süßesten Liebesszenen unter der richtigen Voraussetzung, daß der fühlende Leser von selbst aus seiner Schilderung schöpfen wird, was er in sie hineingelegt hat. Die gleiche männliche Selbstbeherrschung zeigt er in der Darstellung des Sinnlichen; auch hier ist er niemals weichlich, noch sucht er die Lüsternheit des Lesers zu erregen durch langes Verweilen bei und Sichvertiefen in die

[illegible]

[illegible] der nur in [illegible], die seine [illegible] [illegible]. In [illegible] erblickt er unter den heutigen [illegible] [illegible] die größte [illegible]kraft; und man darf gespannt sein, welche Entwicklung der vielversprechende geniale Künstler einschlagen wird.

In Babylonien.*)

Von

Paul Rohrbach.

Den Alten war Babylonien die Verkörperung der Fülle und allen Reichthums der Erde, die Kornkammer der Welt, aber auch der Ursitz geheimnißvoller Weisheit, altersgrauer Ueberlieferungen aus der Morgenzeit des Menschengeschlechts; dazu das Grab des bewundertsten Helden, den die abendländische Menschheit im Verlauf ihrer ersten Geschichtsepoche erzeugt hat. Dann wurde es eine Märchenwelt im eigentlichen Sinne, das Land von Tausendundeiner Nacht, und was sich nur in Orient und Occident die fabulirende Phantasie eines Erzählers an Wunderglanz und prunkender Ueppigkeit im Menschendasein vorstellen mochte, das ward an den Chalifenhof versetzt, in die arabische Weltstadt am Tigris, die Babylons Erbin geworden war. Dann endlich, in unseren Tagen, that diese Erde zwischen den Strömen in ungeahnter Weise selbst ihren Schooß auf, um in Denkmälern, die sie mehr als fünftausend Jahre in ihrem Inneren aufbewahrt hatte, Kunde zu geben von einer Vorzeit unseres Geschlechts, vor deren Ferne es selbst dem überlegenden Forscher schwindeln will und die dem Laien vollends wie ein Märchen erscheinen mag.

Als ich vor einer Woche über die graue, heiße Ebene Babyloniens von Norden her gefahren kam, sah ich einige Stunden hinter Bagdad

---

*) Die nachstehenden Zeilen enthalten theils Skizzen und Beobachtungen von der Reise durch das Land um Bagdad-Babylon, theils historisch-ökonomische Bemerkungen, die erst nach der Rückkehr entstanden sind. Da es nicht in Jedermanns Interesse liegt, solchen mehr rechnerischen und spezialisirten Ausführungen im Einzelnen zu folgen, so habe ich das Meiste davon für sich an den Schluß dieses Kapitels gestellt, bin aber darauf bedacht gewesen, nicht etwa eine fortlaufende Reihe von Noten, sondern einen gesondert lesbaren Exkurs zu geben. D. Vf.

rechts in der Ferne einen flachen, langgestreckten Hügel sich gegen den Horizont abheben: Tell Abu Habba, die Stätte des alten Sippar. Dort ist die älteste Stelle auf Erden, wo uns zum ersten Mal der semitische Stamm in der Weltgeschichte entgegentritt: in König Sargon von Agade und seinem Sohne Naram-Sin. Sippar gehörte zu den ältesten Städten des Stromlandes; es war der Sonne heilig und vor dem Aufkommen Babylons das politische Zentrum Nord-Babyloniens. Der Sonnentempel von Sippar blieb bis in die spätesten Zeiten eines der größten, verehrtesten und immer wieder erneuerten Heiligthümer des Landes. Noch Nabunid, der letzte König von Babylon, hat an ihm gebaut und nach der Gründungsurkunde aus jenen uralten Zeiten des Sargon und Naram-Sin gesucht. „Was für lange Zeitalter kein König unter den Königen gesehen hatte, das alte Fundament Naram-Sin's, das sah ich," schreibt er, und nicht weniger als sechsmal verkündet er in seinen Inschriften diese Thatsache, indem er einmal hinzufügt, Naram-Sin habe 3200 Jahre vor seiner Zeit gelebt. Die assyriologische Wissenschaft hat diese Angabe bezweifelt und statt ihrer wahrscheinlich gemacht, daß es nicht 3200, sondern 2200 Jahre heißen müsse. Danach hätte Sargon am Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. gelebt. Er selbst erzählt in einer auf uns gekommenen Inschrift seine merkwürdige Lebensgeschichte: seine Mutter setzte ihn in einem Korbe aus Schilf, mit Erdpech gedichtet, auf dem Euphrat aus; sein Vater war unbekannt, doch der Bruder seines Vaters lebte in den Bergen; Akki, der Wassergießer, nahm ihn zu sich und machte ihn zum Gärtner; dann fand er Gnade vor der Göttin Istar und ward König.

Der alte Sargon steht heute für uns nicht mehr am Anfang der Geschichte der babylonischen Menschheit, sondern zu seiner Zeit hatte bereits eine vieltausendjährige ältere Entwicklung auf diesem Boden ihren Abschluß erreicht, eine frühere Kultur, deren Erben die Sargoniden von Sippar in ähnlicher Weise sind, wie die fränkischen Karolinger die Erben Roms. Auch die ältesten Könige, von denen wir auf babylonischem Boden hören, sind Semiten; vor ihnen aber hat ein Volk ganz anderen Stammes, dessen Sprache die ältesten südlichen Denkmäler Babyloniens noch reden, die Sumerier, das Land besessen, und diese haben die Kultur, deren Erben die semitischen Eroberer wurden, sammt ihrem wichtigsten Stück, der Schrift, ausgebildet. Die ältesten sumerischen Sprachdenkmäler reichen bis tief ins 4. Jahrtausend v. Chr.

zurück; aber die Herrscher und Priester, die in ihnen zu uns reden, handhaben das Sumerische bereits als eine fremde, erlernte Sprache, als ein „heiliges“ Idiom, von dem es zweifelhaft ist, ob es überhaupt noch gesprochen wurde. Keilinschriftliche Wörterbücher und doppelsprachige sumerisch-semitische Texte gewähren uns einen allmählich immer vollständiger werdenden Einblick in diese uralte, da wo wir ihr zuerst begegnen bereits „todte“ Sprache, und man vermag sogar zu erkennen, daß das Sumerische im vierten vorchristlichen Jahrtausend bereits auf der letzten Stufe lautlicher Entwicklung, die für eine Sprache überhaupt möglich erscheint, angekommen ist; auch gehört es nicht, wie das Semitische und Indogermanische, zu den flektirenden, sondern zu den agglutinirenden Sprachen, ähnlich z. B. dem Türkischen und dem Ural-Altaischen. Wahrscheinlich sind die semitischen Eroberer des sumerischen Landes aus dem Innern der arabischen Halbinsel gekommen, die ja von jeher Schaaren nomadischer Eroberer über das vordere Asien und seine Nachbarländer ausgesendet hat; sie haben sich dann in dem reichen und lockenden Kulturlande festgesetzt und die politische Herrschaft an sich gerissen, erlagen dann aber selbst dem bezwingenden Einfluß dieser Kultur und wurden späterhin von nachdrängenden Schwärmen ihrer eigenen Stammesverwandten in ähnlicher Weise unterworfen, wie ihre Vorgänger im Besitz des Landes von ihnen.

Wo die Wiege des sumerischen Volks gestanden und welche Schicksale es erlebt hat, das wissen wir ebenso wenig, wie wir von Tarquinius Superbus und Konstantin dem Großen etwas wüßten, wenn die Kapitularien der alten Frankenkönige oder die Kanones der spanisch-westgothischen Synoden für uns die ersten Schriftdenkmäler in lateinischer Sprache wären. Sehr möglich, daß aus jenem dunkel gähnenden Zeitenabgrund jenseits des 4. Jahrtausends einmal auch noch Zeugnisse ans Licht kommen werden, sei es in Babylonien, sei es vielleicht in seinem Nachbarlande Elam oder sonst in einem Stück Vorder-Asiens — einstweilen aber müssen wir uns hierüber mit der Erwägung bescheiden, daß eine Kultur, ein Schriftthum und ein Religionssystem, wie wir es als sumerisches Erbe bei den semitischen Eroberern Babyloniens finden, nothwendig bereits eine Entwicklung von Jahrtausenden diesseits der eigentlich primitiven Stufen des Menschendaseins voraussetzen.

Zwischen Bagdad und Babylon passirt der Eilwagen die Ueberreste des Nahar Malka, des Königskanals, der aus dem Euphrat abzweigend, gleich darauf bei Sippar vorbeiging und bei

Seleucia-Ktesiphon in den Tigris fiel; außerdem aber noch zahllose andere große und kleine Kanalbetten aus dem Alterthum. Heutzutage bezeichnet gewöhnlich ein langer Doppelwall den Lauf eines früheren Kanals: die Erde wurde beim Ausstechen und Reinigen des Bettes zu beiden Seiten aufgeschüttet, und nach dem Verfall des Bewässerungssystems wehten es die Winde mit dem Staub der Ebene zu. Jedesmal, wenn der Weg über eine solche Walllinie hinüberführt, nehmen die vier flinken Maulthiere vor dem Wagen unter lautem Zuruf des Kutschers einen Anlauf im Galopp, und das schwere Gefährt saust wie im Fluge die Böschung hinauf, über die Wälle hinweg und auf der anderen Seite wieder hinunter. Die Wagen sollen einer englischen Gesellschaft gehören und versehen mit mehrmals gewechseltem Vorspann den regelmäßigen Personenverkehr zwischen Bagdad, Hilleh, das gleich jenseit des Ruinenfeldes von Babylon am Euphrat liegt, und dem Wallfahrtsorte der Schiiten, Kerbela, eine Tagereise westlich des Stromes.

Es sind fast 90 Kilometer von Bagdad bis Babylon; man fährt sie mit drei Relais in 8—10 Stunden. Der Weg ist bis zum Theilungspunkte der Straßen nach Kerbela und Hilleh von persischen Pilgerkarawanen sehr belebt; es giebt auch einige Chans, aber nur zwei Dörfer auf der ganzen Strecke, beide klein und unbedeutend. Das ist alles, was von der wimmelnden Besiedlung und üppigen Fruchtkultur des Alterthums und der Chalifenzeit vom Tigris bis zum Euphrat übriggeblieben ist. Hunderte von Metern dick liegt das Alluvium zwischen den Strömen; in zahlloser Menge kreuzen sich die Walllinien der alten Kanäle, soweit das Auge über die Ebene reicht; jede halbe Stunde passirt man auf dem Wege Hügel oder Hügelgruppen, die einstige Ortsanlagen bezeichnen; alles Land ist mit Ziegelscherben und Brocken gebrannten Thones überstreut, und rings am Horizonte zeigen sich im Norden wie im Süden die graugelben breiten Rücken der Tells an den Stellen, da sich die Großstädte des Alterthums erhoben.

Von Babylon selbst habe ich ja, soweit die Prinzipien und Resultate der jetzt im Gange befindlichen Ausgrabungen in Betracht kommen, in einem besonderen Berichte schon gehandelt. Ninive und Nemrud, obwohl namentlich das letztere lange nicht so ausgedehnt ist, machen doch im Grunde fast einen bedeutenden Eindruck als die Ueberbleibsel von Babylon, weil sich bei den assyrischen Städten das ganze Ruinenfeld von einem erhöhten Standpunkte aus als eine zusammenhängende Masse übersehen

läßt, während bei Babylon die einzelnen Hügel zwar über ein sehr großes Areal zerstreut, aber durch heutigen Tages vollkommen leere weite Zwischenräume von einander getrennt sind. Man kann daraus schließen, daß die große Masse der Privatgebäude im Alterthum hier ebenso hergestellt gewesen ist, wie noch jetzt im Irak gebaut wird: aus Lehmziegeln, die nicht im Feuer gebrannt, sondern bloß an der Luft getrocknet waren. Ein solches Material verschwindet mit der Zeit vollständig, indem es von Regengüssen auseinander gewaschen und dann in wieder ausgetrocknetem Zustande vom Winde verweht wird. Die großen Schuttberge, die sich an der Stelle der einstigen Tempel und Paläste aufgehäuft haben, bestehen zum großen Theil nicht aus erdigem Material, sondern aus Ziegelstücken; wo sich solche im alten Stadtgebiet finden, kann man immer den Schluß machen, daß dort ein wichtigeres Bauwerk gestanden haben wird. Weder Material noch Bauart der Privathäuser schließt aber aus, daß man im Durchschnitt zwei und selbst mehr Stockwerke über einander gesetzt hat, sofern nur die Mauern eine gehörige Dicke hatten. Daß die Häuser im alten Babylon mehrstöckig waren, ist überdies ausdrücklich bezeugt.

Wir haben hier viel darüber diskutirt, wie man sich den äußeren Stand der Kultur, das Gesammtbild der großen Stadt, das Leben und Treiben, den Handel und Wandel Babylons von den Sumeriern bis auf Alexander zu denken hat. Ich glaube, man wird der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man sich unter der alten Euphratmetropole in erster Linie einen großen Handels- und Industrieplatz, den beherrschenden Geld-, Waaren- und Luxusmarkt und das ökonomische Zentrum ganz Vorderasiens vorstellt, mit gewaltigen Bazaren, „Weltfirmen" für Export und Import, Getreide und Wollspeichern, Banken und Rhedereien für den Schiffs- und Karawanenverkehr. Von dem Umfange der Handelsbeziehungen Babyloniens schon in der ältesten Zeit macht man sich nicht leicht eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung. Schon Gudea von Lagasch hat um 3000 v. Chr. das Material zu seinen Bauten und Statuen aus Nord-Syrien und Arabien geholt, z. B. Cedernholz zur Bedachung seines Palastes vom Amanusgebirge an der Küste des Mittelmeeres. Dasselbe berichten uns mehr als 2000 Jahre später die großen Assyrerkönige; aber während es nach diesen scheinen kann, als ob sie das Holz mit Heeresmacht geholt hätten, wird Gudea, der

nicht einmal selbständiger Fürst und König, sondern Vasall (Patesi) eines Oberherrschers ist, sich die Cedernbalken nur auf dem Wege des ordentlichen Handelsverkehrs beschafft haben. Beiläufig sind diese Expeditionen nach Bauholz bis an die Westküste Asiens ein sicherer Beweis dafür, daß es damals so wenig wie heute in größerer Nähe Wälder gegeben hat. Wenn etwa die Südabhänge des armenischen Taurus oder die Zagrosketten oder die Tur-Abdin genannte Berglandschaft am Nordrande Mesopotamiens bewaldet gewesen wären, so hätte man selbstverständlich das Bauholz für Assyrien und Babylonien dort geschlagen und es auf dem Tigris bezw. seinen linken Zuflüssen herabgebracht. Damit erledigt sich auch ein öfter vorgebrachtes Argument für den früher angeblich größeren Waldreichthum der Euphrat- und Tigrisländer, daß nämlich die assyrischen Könige laut Inschriften etwa um das Jahr 1000 v. Chr. im oberen Mesopotamien Elephanten gejagt hätten, Thiere, die bekanntlich nur in einigermaßen waldigen Gebieten leben. Es kann sich mit Rücksicht auf das eben Gesagte in keinem Falle um wirklichen Hochwald gehandelt haben, sondern bloß um halbhohes Gehölz mit kurzen, als Bauholz ungeeigneten Stämmen. Ueberdies hat der Freiherr von Oppenheim, dessen verdienstvolles Reisewerk über seine syrisch-mesopotamische Expedition von 1893 ich noch besonders zu würdigen vorhabe, jüngst auf einer neuen Reise im unbekannten Innern von Obermesopotamien selbst dort noch stattliche Baumbestände solcher Art entdeckt.

Die Feststellung, daß schon in ältester Zeit ganz Mesopotamien und Babylonien so gut wie waldlos gewesen sind, ist von großer Wichtigkeit für die frühere sowie die zukünftige Kultur der Stromländer, denn sie thut dar, daß keine in Betracht kommende Aenderung des Klimas in historischer Zeit stattgefunden hat. Daß mit einer solchen als einer schwerwiegenden Möglichkeit gerechnet werden müsse, ist aber ein Hauptargument aller Derjenigen, die der Wiederkultivirung der Stromländer noch skeptisch gegenüberstehen.

Wir können jetzt mit voller Bestimmtheit sagen, daß in ganz Vorderasien, soweit es eine „Kultur" in eigentlichem Sinne besessen hat, diese entweder direkt babylonisch oder auf das Stärkste von Babylonien beeinflußt gewesen ist. Seit dem großen Thontafel-Archivfund von Tell el-Amarna in Unterägypten weiß man, daß um die Mitte des 2. Jahrtausends babylonische Sprache und Schrift das internationale Verständigungsmittel für Aegypter,

Kanaanäer, Hethiter, Kilikier und alle die Kleinvölker des klein-asiatisch-armenischen Hochlandes waren.

Wenn das der Fall war, so ergiebt sich der Schluß auf die materielle Uebernahme anderer äußerer Kultergüter von selbst. Besäßen wir noch etwas ausführlichere Denkmäler von Religion und Geistesbildung bei den vielen im Zeitensturm untergegangenen Völkerschaften und Nationen, die den weiten Raum zwischen dem See von Wan, dem Halys und dem Bach Ägyptens vom 3. Jahrtausend v. Chr. bis auf die hellenistische und römische Zeit hinab bewohnt haben, so würden wir bei ihnen den Einfluß Babylons nicht weniger tief eingeprägt finden, als die Wirkungen, die das „klassische" Alterthum auf die Völkerwelt des europäischen Mittelalters hervorgebracht hat. Leider ist die Literatur der Israeliten die einzige, die sich in ihren wichtigeren Theilen aus dem letzten vorchristlichen Jahrtausend des von der babylonischen Kultur durchtränkten vorderasiatischen Völkerlebens erhalten hat — aber gerade sie bietet uns ein unwiderlegliches Zeugniß dafür dar, wie tiefgehend die geistig-religiösen Einwirkungen waren, die von Babylon ausgingen. Gleich die ersten Blätter der Bibel sind ein Beweis dafür, daß am Anfang des Nachdenkens der Israeliten über Weltschöpfung und Menschendasein die Vorstellungen der Babylonier stehen, und so wie bei Israel wird es natürlich auch bei den Edomitern, Moabitern und Aramäern, bei Kanaanitern und Phönikern gewesen sein. Bei ihnen allen wird der babylonische Mythus vom Kampf des Weltschöpfers mit dem Urdrachen, von der Spaltung des erlegten Ungeheuers in Himmel und Erde, von der Scheidung der Urwasser in den oberen und unteren Ozean in dieser oder jener Variation die Grundlage ihrer Vorstellungen gebildet haben. In der Bibel spielt Jahwes Kampf mit dem Drachen noch eine große Rolle (wiewohl es wenig Leser des Alten Testaments unter unsern Laien geben wird, die in Folge der üblichen, seit Jahrtausenden gebräuchlichen verwischenden Uebersetzungen und Erklärungen des Urtextes etwas davon wissen), und im ersten Kapitel der Genesis hat sich sogar der babylonische Name des vorzeitlichen Unthieres erhalten — Tihamat oder Tehom, das Wort, das Luther mit „Wasser" übersetzt hat: „und der Geist Gottes schwebte (eigentlich „brütete") über dem Wasser!"

Schon von Sargon von Agade hören wir, daß er über ganz Babylonien geherrscht und auf seinen Feldzügen alles Land bis ans Mittelländische Meer unterworfen habe. Ebensoweit gebot

500 Jahre später der erste große König, der in Babylon selbst residirt hat, Hammurabi (2267—2213 v. Chr.), und um die Mitte des 2. Jahrtausends zeigen die Briefe von Tell el-Amarna, daß Babylonien ein Land der Luxusindustrie und der kostbaren Handelswaaren ist, daß seine Kaufleute in den Mittelmeerhäfen handeln und daß es selbst in Aegypten Leute giebt, die seine Literatur studiren, um sich mit der vornehmsten Umgangs- und Diplomatensprache der damaligen Welt vertraut zu machen. Daß Babylonien der typische Handelsstaat des früheren Alterthums war, wird allein schon dadurch evident, daß hier das älteste und in seinen Einflüssen bis heute nachwirkende Maß- und Gewichtssystem aufgestellt und die ersten Normen für den Austausch von Waaren gegen Edelmetall gefunden worden sind. Das Bewußtsein dieser Bedeutung Babyloniens hat den Alten auch keineswegs gefehlt, und es ist nur ein Nachklang davon, wenn noch in der römischen Kaiserzeit die „Chaldäer" als die Besitzer einer übernatürlichen geheimen Weisheit gelten und im ganzen Abendlande als Beschwörer, Wahrsager und dergleichen gesucht sind.

Was kann, was muß geschehen, um hier die verschwundene Kultur wiederherzustellen?

Mit der Frage reite, gehe und fahre ich nun schon wochenlang über diese Millionen und Abermillionen von Morgen des einen großen Riesenackers, der sich von Iran bis an die Arabische Wüste, vom Rande der Mesopotamischen Steppe bis zum Persischen Golf erstreckt.

Die elfhundert Jahre, die bis jetzt seit dem Niedergang des immerhin noch eine gewisse wirthschaftliche Höhenlage bezeichnenden Regiments der Abbasiden vergangen sind, repräsentiren gegenüber der weit über viertausendjährigen Epoche, während welcher am Euphrat und Tigris zweifellos der quantitativ entwickeltste und in produktiver Hinsicht massenhafteste Ackerbau der ganzen orientalisch-abendländischen Kulturwelt bestanden hat, im Grunde doch einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum. In den Naturverhältnissen hat sich, wie wir sehen, seit dem Alterthum nichts von Belang geändert; in den nördlichen Landschaften regnet es heute sogut wie vor tausend und dreitausend Jahren genügend, um Weizen und Gerste mit hinlänglicher Aussicht auf Erfolg anzubauen, sobald nur die Hamidiés dem Bauer seine Ernte lassen (ich halte es für sehr möglich, daß die häufigen Feldzüge der assyrischen Könige in das heutige Kurdenland großentheils der Nothwendigkeit entsprangen,

die fruchtbaren Provinzen von Nisibis und Harran vor Plünderungszügen der Gebirgsbewohner zu schützen); im Süden führen die beiden Ströme sammt ihren Tributären heute ebensogut wie zur Zeit des alten Sargon von Agade, Nebukadnezar's und Chosru's, des Sassaniden, soviel Wasser, daß keine Quadratmeile des „Sawad", des dunklen Alluvialbodens, unbestellt zu bleiben brauchte — aller natürlichen Wahrscheinlichkeit nach sollte man also doch annehmen, daß es sich um keine unerfüllbaren Bedingungen handeln kann, um wiederherzustellen, was schon einmal so lange und so festgegründet bestanden hat.

Alle Vorstellungen, die sich das Wiederaufblühen des Landes mit besonderen inneren Schwierigkeiten verknüpft denken, gehen in der That von vornherein irre! Es fällt ja einem gebildeten und an geordnete politische Verhältnisse gewöhnten Abendländer sehr schwer, sich das klar zu machen, aber es ist wirklich so: die Unsicherheit von Leben und Besitz gegenüber den räuberischen Stämmen des Gebirges und der Wüste — kurdische Hamidiés im Norden, Araber im Süden — ist bei Weitem das schwerwiegendste Moment für das Daniederliegen der Kultur. Ich habe in den bisher gegebenen Schilderungen meiner Reise des öfteren betont, wie seit der Aufstellung und Bewaffnung der Hamidiés die „Wüste" sowohl östlich als auch westlich des Tigris wieder ins Vordringen gekommen ist und die letzten schmalen Ueberbleibsel der Kulturzone längs der großen Karawanenstraße vom Taurus und der Mittelmeerküste nach Bagdad abermals zusammenschrumpfen. Daran, was hier jetzt vor den Augen des Reisenden geschieht, kann man sich als an einem Musterbeispiel klar machen, wie der Gang der Dinge seit dem Sinken der staatlichen Autorität unter den Abbasiden gewesen ist. Das ganze Stromgebiet vom Hochgebirge bis ans Meer ist ein offenes Ackerland, in dem die von der Natur gegebenen Grenzen, Vertheidigungslinien und Zufluchtsgebiete so sehr fehlen, daß einzig und allein eine militärisch starke Regierungsgewalt die umwohnenden Raubvölker daran hindern kann, die Ebene zu überrennen und die Bauern auszuplündern. Als am Ausgange des ersten nachchristlichen Jahrtausends die muhammedanischen Machthaber, denen das mesopotamische Landvolk zinste, nicht mehr im Stande waren, die Ebene vor den Plünderungszügen der Nomaden zu schützen, da wußte der Fellache, den seit Jahrtausenden stets fremdes Kriegsvolk — achämenidisches, macedonisches, parthisches, sassanidisches — auf seiner Scholle beschützt hatten, schon lange

nicht mehr selbständig zu fechten oder sich auf eigene Faust kriegerisch zu Schutz und Trutz zu organisiren. Damals wie heute waren ganze Dörfer und Bezirke einer gut berittenen und bewaffneten Araber- oder Kurdenbande gegenüber wehrlos wie Schafe; ihr Eigenthum gehörte und gehört jedem, der mit der Lanze kommt, es sich zu nehmen.

Doppelt und dreifach verhängnißvoll wird die Wehrlosigkeit des Ackerbauers gegenüber den Raubstämmen dadurch, daß nicht nur das gegenwärtige Eigenthum verwüstet und geplündert wird, sondern auch überall dort, wo der Ackerbau auf künstlicher Bewässerung der Felder beruht, die Ertragsfähigkeit des Landes für die Zukunft mit zerstört wird. In Babylonien hängt Alles daran, ob und wie weit der Mensch Herr der Ströme bleibt. Sowohl der Euphrat als auch der Tigris sind zur Hochwasserzeit so gefährliche und schwer zu beherrschende Gesellen, daß es an hundert verschiedenen Punkten der angestrengtesten Aufsicht und der unbedingten Möglichkeit, rasch über große Menschenmengen zu verfügen, bedarf, damit nicht in wenigen Stunden oder Tagen durch Dammbrüche und Austritt des Flußwassers in die weiten unter dem Stromniveau belegenen abflußlosen Depressionen Unheil geschehe, das in Jahrzehnten nicht wieder gut zu machen ist. Was sich in dieser Beziehung allein während der inneren Kämpfe unter den türkischen Prätorianern von Bagdad im zehnten Jahrhundert ereignete, das mag folgende Geschichte illustriren: Oestlich und nordöstlich von Bagdad fließt die wasserreiche und mächtige Dijala auf einer Strecke von beinahe 200 Kilometern dem Tigris parallel. Durch ein sehr umfangreiches und weitverzweigtes Kanalsystem wurde ein mehrere Zehntausende von Quadratkilometern großer Bezirk in dieser Gegend bewässert, aus dem allein ein Steuerertag von 1½ Millionen Dinar*) Werth in die Staatskasse floß. Das Funktioniren der Bewässerung im ganzen, Nihrawan genannten, Dijala-Bezirk hing davon ab, daß der Hauptkanal, in den sich der größere Theil des Wassers zuletzt wieder sammelte und der, um einen bequemen Wassertransportweg von und nach der Hauptstadt zu haben, nach Bagdad selbst hineingeleitet war, dort durch einen gewaltigen Damm auf einem wesentlich höheren Stande gehalten wurde als der Tigris. Im Jahre 988 ließ einer der türkischen Anführer der Leibwache des Chalifen um

*) Eine Goldmünze, die ungefähr eben so viel wiegt wie ein Zehnfrankenstück.

irgend eines augenblicklichen Zweckes willen jene Scheidewand durchstechen und das aufgestaute Wasser des ganzen Kanalsystems floß, anstatt drei Stunden unterhalb, bereits innerhalb Bagdads durch die gewaltsam eröffnete Mündung in den Tigris ab. Die Wirkung war eine augenblickliche. Im ganzen Dijala-Bezirk verdorrten die Saaten, da das Wasser nicht mehr bis an die Felder gelangte. Alle Bewohner mußten auswandern, und als 14 Jahre später der Damm wiederhergestellt und ein Aufruf erlassen wurde, die damals Vertriebenen sollten in ihre verlassenen Dörfer und Aecker zurückkehren, existirten von Zehntausenden von Familien nur noch Wenige, die der Einladung Folge leisteten. Seit jener Zeit hat sich das Land an der Dijala nie wieder recht erholt, und ich habe bei meinem Ritt von Deli Abbas nach Bagdad zwar die zahlreichen Spuren der alten Kanäle, aber nur kärgliche Ueberbleibsel der damals zerstörten Kultur des Gebietes gesehen. Dies eine Beispiel — und wie viel dergleichen mag alle Zeit in Kriegsläuften geschehen sein — zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie plötzliche und wie starke Bevölkerungsstürze durch einen einzigen verderblichen Eingriff in die Anlagen zur Wasserbeherrschung geschehen konnten.

Zu der Zeit, da jene Barbarei geschah, war nur noch der kleinere Theil des Alluviums unter Kultur: etwa 6 bis 8 Millionen Hektar von den 22 Millionen, die zur Zeit der größten materiellen Blüthe des Landes unter den letzten großen Sassanidenherrschern bebaut worden waren und die bis auf ein Zehntel überhaupt das Gesammtareal des Fruchtlandes ausmachen. Die letzten, von furchtbaren inneren und äußeren Kriegen erfüllten, überdies von verheerenden Naturereignissen heimgesuchten Zeiten des Sassanidenreiches, dazu dann die gleich einem verwüstenden Wettersturm hereinbrechenden arabischen Eroberungen, reduzirten die kultivirte Fläche um mehr als die Hälfte, und während der muhammedanischen Periode gelang es selbst während der besten Zeit der Abbasiden nur vorübergehend und um ein Geringes den damals geschehenen Schaden wieder gut zu machen.

Unter den beiden Chosrus am Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. betrug der Weltmarktwerth des im Sawad geernteten Getreides nach unserem Gelde etwa $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, die Tonne Weizen zu 170—190 Mark gerechnet. In dieser Menge kann nach Wiederherstellung der äußeren Kulturbedingungen jener Zeit auch heute wiederum in ganz Babylonien Getreide er-

zeugt werden. Die für den Ackerbau auf Regen hin geeigneten Theile Mesopotamiens (in dem Sinne, wie ich das Wort bisher immer gebraucht habe) vermochten im Alterthum etwa die Hälfte der babylonischen Maximalproduktion zu liefern und sind gleichfalls heutigen Tages so gut dazu im Stande wie vormals, sobald die seit einem Jahrtausend auf ihnen lastende Ungunst der Verhältnisse von ihnen genommen wird. Alle Stromlandschaften zusammen könnten günstigenfalls bis zu 10 Millionen Tonnen Getreide erzeugen, wovon auch bei starkem Anwachsen der Bevölkerung viel zum Export kommen wird. Gegenwärtig schwanken die Preise in normalen Jahren um 50 Mark für die Tonne Weizen, weniger als ein Drittel der deutschen Preise incl. des Zolls.

Die erste und oberste Aufgabe, die gelöst werden muß, um an die Regenerirung des Landes gehen zu können, ist die Bändigung der Araber- und Kurdenstämme. Sobald man sich entschließt, hier keine andern Rücksichten walten zu lassen, als rein militärische, so ist die Aufgabe leicht. Eine Anzahl mit Kanonen oder noch besser mit Maschinengewehren armirter kleiner Forts, an Stellen, wo die Nomaden zu fassen sind, also im Gebiet ihrer Hauptweidegründe, an Wasserplätzen, Stromübergängen und ähnlichen geeigneten Punkten angelegt und mit geringer Mannschaft besetzt, würde genügen, um die Schammar, Baggara, Beni-Lam, Sobeid, Muntefik und wie die großen und kleinen Stämme der „Wüste" alle heißen, in Ordnung und Gehorsam zu halten. Die türkische Regierung hat ja selbst in dieser Beziehung schon mit den ganz kleinen und primitiven Kischlas (Militärposten), die sie seit einiger Zeit längs der Euphratroute, an der Straße über Palmyra nach Damaskus und hier und da im Ostlibanongebiet unterhält, die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß die Beduinen mit geringen Mitteln in Respekt zu halten sind, sobald man die Sache richtig anfaßt.

Der Sicherung des Landfriedens kann dann die Inangriffnahme der nothwendigsten Wasserbauten folgen. Vielleicht darf ich hierzu die Bemerkung machen, daß Sachverständige sehr gegen eine zu weitgehende und verfrühte Anwendung der entwickelten europäischen Wasserbautechnik im Orient sind. So haben z. B. die Russen bei den Arbeiten zur Wiederbewässerung der Oase von Merw den Fehler gemacht, daß sie alle Anlagen nach dem modernsten System herstellen wollten, was bei dem Fehlen der meisten hierzu nothwendigen Materialien im alluvialen Schwemmlande und bei

dem Mangel an Uebung unter den eingeborenen Arbeitskräften nur unter so immensen Kosten und dazu noch mit so unbefriedigendem Erfolge möglich war, daß es die Rentabilität des schließlich unter Bewässerung gebrachten Landes auf lange hinaus illusorisch gemacht hat. Was die Eingeborenen unter sachverständiger Leitung und Zusammenfassung ihrer Arbeitskräfte nach ihrer alten Methode leisten können, ist garnicht so wenig, denn schließlich hat diese unter leidlicher Regierung und Verwaltung doch immer ausgereicht, um so ziemlich alles brauchbare Land auch wirklich in Kultur zu nehmen. Später, wenn erst unter der günstigen Einwirkung erfolgreicher Neuanfänge der Bebauung Bevölkerungszahl und Wohlstand in eine entschieden aufsteigende Bewegung eingetreten sind, wird man auch getrost an die großen Aufgaben der Zukunft des Stromlandes gehen können: die Festlegung des unteren Euphrat auf den wirthschaftlich günstigsten Lauf der Stromrinne, die Herstellung des alten Pallakopaskanals aus der Nedschefdepression zum Persischen Golf, die Abdämmung und Austrocknung der kolossalen Marschen und Sumpfseeen unterhalb von Babylon und Kut el-Amara, und noch manches Andere. Vorläufig aber wird es das Gerathenste sein, sich auf die Wiedergewinnung derjenigen Bezirke zu beschränken, die noch zur Zeit der Abbasiden den Kern des ertragreichen Kulturlandes bildeten. Es ist das etwa das nördliche Drittel des Sawad zu beiden Seiten des Tigris, mit dem ungefähren Centrum Bagdad. Hier braucht nichts zu geschehen, als die Wiederausgrabung der früheren Kanäle, mit einem Geldaufwande, der nur einen geringen Bruchtheil des für den Bau der Bagdadbahn erforderlichen Kapitals ausmachen und voraussichtlich eine so glänzende Verzinsung abwerfen würde, daß allein dadurch das finanzielle Risiko, das die Interessenten der Bahn jetzt so schwer bedrückt, für die türkische Regierung wie für die betreffende Erwerbsgesellschaft sich in gute Prozente und Dividenden wandeln würde.

In der Hochwasserperiode, die für den Euphrat etwas länger dauert als für den Tigris, ist Wasser in solchem Ueberfluß vorhanden, daß weit und breit das ganze Land als eine unübersehbare, gelbbraune Seefläche erscheint. Während aber in Aegypten die Nilüberschwemmung in der Hauptsache ausreicht, mit der dem Boden einmal mitgetheilten Feuchtigkeit das Getreide bis zur Ernte zu ernähren, ist in Babylonien das Entsprechende nicht in ausreichendem Maße der Fall. Der großen Mehrzahl der Saaten

muß während der trockenen Jahreszeit das Wasser nicht nur in den Kanälen nahe gebracht, sondern es muß auch aus dem Kanalbett bis auf das Feld gehoben werden, und zwar durchschnittlich drei Meter hoch, denn um soviel steht in den Monaten Juli bis März der Stromspiegel tiefer als das umliegende Land.

Ueberall sieht der Reisende heute wie vor Jahrtausenden zwei sehr ursprüngliche Apparate zur Wasserhebung arbeiten: den Tschört und die Naure. Jener ist ein von Rindern in Bewegung gesetztes Hebewerk mit einem oder zwei auf- und absteigenden Lederschläuchen, diese ein Wasserrad, bisweilen von gewaltiger Größe. Das System der Ueberrieselung des Ackerlandes vermittelst einer Anzahl quer zum Wasserlauf gestellter Dämme, wie es z. B. in Turkestan angewendet wird, soll hier deshalb nicht praktisch sein, weil der Fall des Wassers, namentlich im eigentlichen Babylonien, ein zu geringer ist. Auch die Naure ist in ihrer Anwendung auf einigermaßen schnell fließende Gewässer angewiesen, wie es z. B. der Euphrat oberhalb des Alluviallandes oder die syrischen Flüsse Orontes, Kuweik u. a. sind. Eine günstig angelegte Naure kann das Wasser 20 Meter hoch heben und 15—20 Hektar bewässern, und das eigentliche Euphratthal zwischen Dscherablus und Feludscha, wo die Ebene anfängt, wird mit Erfolg vermittelst Nauren wieder in Kultur zu nehmen sein, da der Strom schnell fließt und man mit einer Hubhöhe von 20 Metern schon ein ganzes Stück weit vom unmittelbaren Flußufer mit dem Wasser hinkommt. Dr. Koldewey, der Chef der deutschen Expedition hier, erzählt mir, daß er bei seinen mehrfachen Touren längs des Euphratlaufes zwischen Aleppo und Bagdad eine große Menge alte Naurenanlagen auf beiden Ufern des Flusses bemerkt habe und daß diese eine ganz besondere Schwierigkeit für jede regelmäßige Schifffahrt auf dem Euphrat bilden, indem die hohen, weit ins Strombett hineingebauten Ziegelmauern und Pfeiler, zwischen denen im Alterthum die Schöpfräder gingen, jetzt an vielen Stellen gefährliche Wirbel und Verengerungen des Fahrwassers erzeugten.

In der babylonischen Tiefebene ist die Bewässerung der Einzelfelder vor alters wahrscheinlich ebenso wie heute durch Tschörts erfolgt, wenigstens soll es entsprechende antike Reliefdarstellungen geben. Der Tschört ist aber ein unpraktischer und kostspieliger Apparat, der mindestens 2 Ochsen und 2 Mann zur Bedienung fordert und nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, dazu

noch mit Pausen, arbeitet. Für die Neukultivirung Babyloniens könnte man, sobald europäische Intelligenz und Technik hier erst einigermaßen das Bürgerrecht erworben haben, von diesem alten und primitiven Wasserhebemittel absehen und statt dessen mi Windmotoren arbeiten. Grade während der Zeit, in der die künstliche Bewässerung nothwendig ist, weht ein konstanter und kräftiger Süd-Ostwind vom Persischen Golfe her über das Land hin, der im Stande wäre, so viel Pumpmotore kostenlos in Bewegung zu setzen, daß man damit den ganzen Euphrat und Tigris aus ihren Betten heben und über das Land vertheilen könnte.

Man hätte sich nach alle dem den Beginn der Kultivirung Babyloniens so vorzustellen, daß zunächst eine europäische Gesellschaft von der türkischen Regierung die Konzession zur Grabung von Kanälen erwirbt, um aus diesen Wasser an die Grundbesitzer abzugeben, sei es an Dorfgemeinden, sei es an städtische Latifundieneigenthümer oder das Kabinet des Sultans selber, das bekanntlich im ganzen Sawad sehr ausgedehnte Gutsbezirke, deren Zahl noch fortgesetzt vermehrt wird, erworben hat. Durch die Besiedelung und Bebauung der von den neuen Wasseradern durchgezogenen Gebiete würden sowohl die Erträge an Staatssteuern als auch die persönlichen Einkünfte des Sultans eine bedeutende Steigerung erfahren. Es ist durchaus möglich, schon mit der zur Zeit vorhandenen Bevölkerungsmenge und Arbeitskraft das Quantum des kultivirten Areals zu verdoppeln, vielleicht zu verdreifachen. So wie die Dinge jetzt stehen, beschränkt sich der Bauer auf das Minimum von Arbeit und Anbau, bei dem er noch existiren kann. Tritt aber eine Besserung der Verwaltungszustände soweit ein, daß die Leute darauf hoffen können, auch wirklich im Besitze eines Theils der Früchte ihrer Arbeit zu bleiben und hält die Regierung vor allen Dingen das Raubgesindel aus der Wüste im Zaum, so wird es den Fellachen des Irak weder an Arbeitslust noch an Arbeitskraft fehlen, ihren Acker zu vergrößern, und vollends die Großgrundbesitzer, die über stärkere Kapitalkräfte verfügen, werden mit Freuden so viel Wasser von der Kanalgesellschaft pachten wollen, wie sie nur bekommen können.

Ich setze voraus, daß man in urtheilsfähigen Kreisen in Deutschland durchaus darüber einig ist, daß jede deutsche Kolonisation auf türkischem Gebiet, insofern es sich dabei um wirkliche Ansiedlung größerer Mengen von Auswanderern handelt,

ein Unding ist, und zwar aus politischen wie aus anderen Gründen. Klimatisch möglich, hier und da ja auch Wirklichkeit geworden, ist die Ansiedlung mitteleuropäischer Ackerbauer in Syrien und Kleinasien, undenkbar aber ist sie z. B. in Babylonien, wo die Jahresisotherme über 20° beträgt und das im Sommer zu den heißesten Gegenden der Welt gehört. Auch in ganz Mesopotamien bis an den Fuß des hohen Taurus ist von Mai bis September die Hitze so groß, daß Europäer körperlich nicht arbeiten können, und wenn auch die schwierigen landwirthschaftlichen Arbeiten in die erträgliche Jahreszeit fallen, so genügt doch eine fünfmonatliche so extreme Hitzeperiode, um im Durchschnitt den europäischen an ganz andere Verhältnisse gewöhnten Organismus auf das Ungünstigste zu beeinflussen. Anatolien, mit Ausnahme der ebenfalls glühend heißen Ebene im südöstlichen Küstenwinkel, der alten Cilicia Pedias, wäre im Großen und Ganzen klimatisch nicht ungeeignet, aber hier wird und kann die Türkei um ihrer selbst willen nicht darin willigen, daß sich fremde, durch Religion, Sprache und Stamm vom Osmanenthum getrennte und politisch selbstverständlich irgendwie privilegirte Elemente ansiedeln. Daß einzelne Deutsche auf eigne Faust und Gefahr ihr Glück irgendwie in Kleinasien versuchen, kann nicht gehindert werden, und ist sogar aus verschiedenen Gründen wünschenswerth; diese Leute müssen dann eben zusehen, wie sie mit den Verhältnissen fertig werden. Wenn es durchaus Noth thut, schützt sie das nächste deutsche Konsulat von Fall zu Fall. Größere und kompakte Ansiedlungen müßten aber eine prinzipielle Ordnung ihrer Rechtsverhältnisse erhalten, derart, daß sie in allen Existenzfragen nicht der kanonischen türkischen Gerichtsbarkeit unterstehen, und damit sind sie von vornherein in Anatolien unmöglich. Die Halbinsel ist der Kernsitz des Osmanenthums, die einzig innerlich feste Basis für die militärisch-politische Aufrechterhaltung der Türkenherrschaft in irgend einem Theile des Orients überhaupt; hier müssen die Türken (und das weiß man in Konstantinopel sehr genau) Alles daran setzen, allein die Herren zu bleiben und alle größeren Fremdkörper am Eindringen zu verhindern, womöglich solche, soweit sie vorhanden sind, auszustoßen. Im arabischen Sprachgebiet, d. h. südlich der Linie Antiochien—Urfa—Diarbekir, fällt diese Rücksicht allerdings fort, ja die türkische Regierung würde umgekehrt von ihrem Standpunkte aus nicht unklug handeln, wenn sie hier, wo man sie doch nur als eine Fremdherrschaft ansieht, sie haßt und verachtet, ihre Stellung da-

durch verbesserte, daß sie ein kräftiges, neues und stark auf sie angewiesenes Bevölkerungselement mitten zwischen das Araberthum hineinsetzte. Wie gesagt — die klimatischen Verhältnisse sind aber sehr bedenklich. Ich will nicht behaupten, daß auch nicht eine zweite oder dritte Generation sich akklimatisiren könnte (d. h. immer mit Ausnahme des südlichen Stromlandes, des eigentlichen Babyloniens), zumal wenn die Ansiedler sich weniger an den eigentlichen schweren Ackerbau, sondern mehr an die landwirthschaftlichen Gewerbe zweiter Ordnung machen: Obst-, Südfrucht- und Weinbau, Olivenpflanzungen, Bienenzucht und dergleichen, — aber rasche und zahlreiche Erfolge sind auf keinen Fall zu erwarten. Außerhalb Syriens ist es auf das Entschiedenste zu widerrathen, überhaupt etwas anzufangen. Es ist eine der schlimmsten Schädigungen unseres wohlverstandenen deutschen Interesses, wenn Leute, die es sehr gut meinen, die aber mit ihren Studien an Ort und Stelle über das vorderanatolische Bahnnetz meist nicht hinausgekommen sind, sich alsbald nach ihrer Heimkehr gedrungen fühlen, ihre Ideen über deutsche Kolonisation im Orient in der Oeffentlichkeit zum Besten zu geben. Man muß sich durchaus in dieser Richtung darauf beschränken, die blühende und hoffnungsvolle Kolonisation der palästinensischen „Templer" zu unterstützen, denn hier handelt es sich um eine Sache, die ihre unausbleiblichen Kinderkrankheiten und Anfangsstadien schon überstanden hat und bei der eine so reichliche Menge von praktischer Erfahrung angesammelt ist, daß auf dieser Grundlage jede fernere Erweiterung des Werkes von vornherein die Aussichten des Gelingens besitzt.

Es ist also eine sehr mißverständliche und Mißdeutungen herausfordernde Ausdrucksweise, wenn von „deutscher Kolonisation in Mesopotamien" u. dgl. gesprochen wird. Deutschlands Interessen am Euphrat und Tigris sind dann am besten gewahrt, wenn die türkische Autorität in jenen Gegenden nach Möglichkeit gestärkt und wenn das Land dem Verkehr und damit dem Anbau erschlossen wird. Deutsche Erwerbsgesellschaften können von der Bewässerung des dortigen Ackerlandes große materielle Vortheile haben; Deutschlands Getreide-, Baumwollen- und Wollbedarf kann von dort aus zum großen wenn nicht zum größten Theil in sicherer und stetiger Weise ergänzt werden. — Die eigentliche politische Bedeutung der Bagdadbahn und der in ihrem Gefolge zu erwartenden Regeneration der Kultur wird die finanzielle und damit militärische Erstarkung der Türkei sein. Die Zinsgarantie, die von der türkischen Regierung

allerdings in jedem Falle gefordert werden muß, ist auf die eine oder die andere Weise unschwer zu beschaffen. Schon nach der Wiederbewässerung des nördlichen Drittels des Sawad wird sich der direkte Ertrag der Grundsteuer von dort um mindestens 20 Millionen Mark steigern. Dazu kommt dann mehr als die gleiche Summe an Plus gegen die jetzigen Einkünfte aus Nordmesopotamien, wo die kostspieligen und zeitraubenden Vorbereitungsanlagen ja überhaupt nicht nöthig sind. Mit der Vermehrung der Bevölkerung steigen aber natürlich alle anderen Staatseinnahmen gleichfalls in entsprechender Weise, und es ist keine zu kühne Voraussage, wenn man annimmt, daß die Türkei ein Menschenalter nach Vollendung der Eisenbahn an materiell-militärischer Stoß- und Widerstandskraft auf den doppelten Werth gegen heute einzuschätzen sein wird. Das aber kann für die deutschen Interessen im Orient nur als erfreulich betrachtet werden. So sehr uns vom sittlich-humanen Standpunkt aus daran liegen muß, daß manche allem natürlichen und christlichen Gefühl hohnsprechenden Zustände und Ereignisse auf türkischem Boden aufhören, und so wenig sich eine türkenfreundliche Politik auf die Dauer moralisch und damit überhaupt rechtfertigen lassen wird, wenn sie nicht am letzten Ende auch in dieser Beziehung zu erfreulichen Resultaten führt, so unbedingt gilt für uns der Satz: Eine starke Türkei ist für Deutschland nützlich, eine schwache — gefährlich. Je stärker und gesicherter aber das osmanische Staatswesen nach außen dasteht, desto eher ist zu erwarten, daß Ereignisse wie die scheußlichen Christenmetzeleien der 90er Jahre nicht wieder vorkommen werden, denn sie waren im letzten Grunde nichts Anderes als ein Ausfluß des türkischen Schwächegefühls, der Besorgniß um den inneren Zusammenhalt und die äußere Widerstandsfähigkeit des Reichs. Auch in dieser Beziehung wird die Erbauung der Bagdadbahn einen starken Umschwung bringen. Die Stellung der Türkei wird Rußland gegenüber eine wesentlich andere sein, wenn auch das VI. Armeekorps (Hauptquartier Bagdad) für einen zukünftigen anatolischen Kriegsschauplatz verfügbar ist und selbst Theile der in Syrien garnisonirenden Truppen per Bahntransport herangezogen werden können — aber das ist ein Thema für sich und kann später einmal gesondert behandelt werden.

Die Bagdadbahn ist für uns also aus einem doppelten Interesse wichtig. Erstens stärkt sie die Türkei gegenüber ihren offenen und verborgenen Feinden materiell wie moralisch in sehr

erheblichem Maße und wirkt auf diese Weise dazu mit, daß die gegenwärtige politische Lage im Orient sich **nicht** zu **unseren** Ungunsten verschiebt; zweitens verspricht sie uns in handelspolitischer und allgemein ökonomischer Hinsicht unzweifelhafte Vortheile. Nach beiden Richtungen hin besteht aber an anderen Stellen eine für diese unsere Interessen wenig wohlwollende Betrachtungsweise, und ich habe schon verschiedene Male in diesen Reisestudien darauf hingewiesen, daß gegenwärtig in der ganzen Türkei die Ueberzeugung verbreitet ist und fortgesetzt verbreitet wird, es werde zu dem „deutschen" Bahnbau nicht kommen, weil dadurch andere Wünsche, die mächtiger sind als die des deutschen Kaisers (und des Sultans), durchkreuzt werden würden. Von allen Seiten richtet sich die Aufmerksamkeit jetzt hierher auf die Länder am Euphrat und Tigris. In Bagdad ist die positive Nachricht eingetroffen, daß Rußland sein hiesiges Konsulat in ein Generalkonsulat verwandelt: ein rein politischer Schachzug, da die russischen Handelsinteressen hier minimal sind. Der gegenwärtige, Deutschland sehr unfreundlich gesinnte Konsul wird zum Generalkonsul befördert. England thut, was es kann, um die Verhältnisse in Kuweit, das den besten Endpunkt am Golf für die Bahn bietet, zu beunruhigen und dabei seine besonderen Interessen zu verfolgen. Oesterreich hat seit Kurzem ein sehr tüchtig verwaltetes Berufskonsulat Bagdad-Basra gegründet und erfreut sich bereits der augenfälligen Früchte seines Vorgehens.

Demgegenüber befindet sich Deutschland noch ganz gewaltig im Hintertreffen. Nicht nur daß die am Projekt der Bagdadbahn betheiligten Kreise von Konia bis hinunter zum Persischen Golf **keinen einzigen Vertreter der Idee des Weiterbestandes ihrer einmal gefaßten Absicht an Ort und Stelle haben** und keine Organisation weiterer Nachrichtenvermittelung aus dem **noch lange nicht** genau genug gekannten Bahngebiet — **Deutschland selbst hat in Bagdad noch nicht einmal ein regelrechtes Berufskonsulat!** Im ganzen Gebiet des Euphrat und Tigris existirt außer dem ehrenamtlich verwalteten Konsulat in Bagdad von den Grenzen des Konstantinopeler Konsularbezirks bis zum Golf **keine einzige Stelle, von der aus regelmäßige und ordentliche Nachrichten über das Land nach Deutschland gelangten,** sei es an die Regierung, sei es auch nur an die betheiligten Finanzkreise!

Die Sache ist so auffällig, daß sich die Ausländer, wo ich

hinkomme, die Köpfe darüber zerbrechen, wie in aller Welt wir Deutschen eigentlich unsere Sachen hier arrangirt haben? Ich könnte persönlich sehr merkwürdige Erfahrungen über dies Thema von hier zum Besten geben — aber es ist in diesem Falle wohl besser, zu schweigen. Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, wenn in deutschen Zeitungen über Anatolien, Mesopotamien und die Bagdadbahn zuweilen recht thörichtes und konfuses Zeug geredet und geschrieben wird?

Exkurs über die frühere und zukünftige Landeskultur Babyloniens und Mesopotamiens.

Solange das Vordere Asien ganz oder zum großen Theil von politisch und wirthschaftlich mächtigen Staatenbildungen eingenommen worden ist, die den Charakter von Großmächten und zugleich von Kulturreichen trugen, d. h. vom endgültigen Aufschwung Assyriens im achten Jahrhundert v. Chr. bis zum Niedergang des Chalifats im zehnten nachchristlichen Jahrhundert, ist die Alluvialebene am Unterlauf des Euphrat und Tigris stets in Bezug auf Vollszahl, Wohlhabenheit und Steuerkraft das wichtigste Stück des Reichsganzen gewesen. Quellen- und zahlenmäßig belegen kann man das aus der Zeit des ersten persischen, des sassanidischen und des arabischen Reiches; indirekt erschließen läßt es sich auch mit großer Sicherheit für die dazwischen und davor liegenden Epochen.

Die Araber nannten das zusammenhängende alluviale Kulturland, das sie unter Omar I. eroberten, den Sawad, d. h. den schwarzen Boden, das Fruchtland, und rechneten die Umgrenzung desselben folgendermaßen: Von der Euphratinsel Haditha (etwas nördlich vom 34. Breitengrade) nach Ostnordost bis an den Fuß des iranischen Grenzgebirges; dann längst desselben bis an den Kercha (Choaspes), den Fluß von Susa; alsdann in einer gekrümmten, mitten zwischen dem Karun und Tigris hindurchgehenden Linie bis in die Nähe des Meeres und an den Rand der arabischen Hochebene; endlich längs dieser zurück nach Haditha. Es ergiebt sich innerhalb dieser Umgrenzung ein Flächenraum von 24—25 Millionen Hektar, d. i. fast die Größe des Königreichs Italien, wobei annähernd gleiche Theile außerhalb und innerhalb des jetzt vom Lauf der beiden Ströme eingeschlossenen Territoriums liegen.

Nach allen geschichtlichen Zeugnissen wird man annehmen müssen, daß der Sawad, d. h. das gesammte Alluvium innerhalb dieser Grenzen, den höchsten Stand in der Kultur gegen Ende der Sassanidenherrschaft erreicht hat. Wir besitzen eine Nachricht aus der Zeit Chosru's I. (531—579),

daß bei der großen Landvermessung und Steuerreform unter der Regierung dieses Königs 150 Millionen Garib Kulturland im Sawad gezählt wurden: das macht $22^1/_3$ Millionen Hektar. Folglich waren nur etwas über 2 Millionen Hektar oder rund 10 Prozent des Ganzen nicht kultivirt. Die Anbaufläche noch höher zu steigern, erscheint in Anbetracht dessen, daß es fast unmöglich ist, umfassende Sumpfbildungen von seiten der Ströme zu hindern, nicht gut denkbar. Damals war der Werth des Steuerbetrages, den der Sawad lieferte, 287 Millionen Mithkal = rund 1,3 Millionen Kilo Silber, wobei allerdings der größere Theil der Abgaben nicht baar, sondern in Natura, d. h. in Korn, bezahlt wurde.

Ein Mithkal ist an Silbergewicht fast genau gleich einem Franken; um aber eine Vorstellung von dem heutigen Werth jener von den Sassaniden erhobenen Steuern zu gewinnen, muß man zurückgehen auf das jeweilige Verhältniß von Geldwerth und Getreidepreis. Es giebt nun unter Anderem die Nachricht, daß unter Chosru I. das Kafiz Mischkorn (halb Weizen, halb Gerste) 3 Mithkal kostete. Mit voller Sicherheit ist das durch ein Kafiz repräsentirte Gewicht nicht zu bestimmen; es können je nach der Grundlage der Berechnung 42 oder $46^1/_2$ Kilo sein. Nehmen wir daraus ein Mittel mit rund 44 Kilo, so ergiebt sich, daß dieses Quantum Getreide damals 13,6 Gramm Silber werth galt, d. h. das Kilo kostete rund 0,3 Gramm und der Doppelzentner 30 Gramm. Silber und Gold werden für jene Zeit am besten nach dem Werthverhältniß von $1:15^1/_2$ gerechnet; in Goldgewicht übertragen ist der Preis des Doppelzentners also abgerundet 1,94 Gramm Feingold, d. h., da aus 1000 Gramm Feingold 2790 Mark geprägt werden, so kostete der Doppelzentner Mischkorn nominell 5 Mk. 33 Pf. Während des Jahrzehnts von 1881—1890 zahlte man in Preußen durchschnittlich 186 Mark für die Tonne Weizen und 147 Mark für Gerste; für das Mittel aus beiden also $166^1/_2$ Mark pro Tonne oder 16 Mark. 65 Pf. für den Doppelzentner. Die Getreidepreise standen also in Babylonien im 6. Jahrhundert n. Chr. etwa ein Drittel so hoch, wie in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. Folglich beträgt der heutige Werth der Staatseinkünfte, die unter Chosru aus dem Sawad allein an Grundsteuer gezogen wurden, ohne Gewerbetaxen, Zöllen und Licenzen, ungefähr 700 Millionen Mark. Ich bemerke vorweg, daß, wie gesagt, der eigentliche Ackerboden zwar größtentheils in Natura, alle höheren Pflanzungen aber in Baar besteuert wurden.

Eine solche Ziffer erscheint auf den ersten Blick aus verschiedenen Gründen unglaublich, aber wir haben ein Mittel an der Hand, um sie mit ziemlicher Sicherheit auf einem ganz anderen Wege zu kontroliren. Nach der Steuertaxe Chosru's entrichtete jeder Landbesitzer pro Garib Acker ein Kafiz Korn, Weizen und Gerste je zur Hälfte gerechnet, in Natura und

ein Mithkal Silber baares Geld. Wenn man das auf die heutigen Maße*) sowie den heutigen Münzfuß und Geldwerth umrechnet, so ergiebt sich pro Hektar eine Steuerbelastung von 300 Kilo Korn und 16 Mark Silbergewicht, d. h. reichlich drei Viertel der Steuern wurden in Natura erhoben. Von dem in baarem Gelde entrichteten Viertel wird das Meiste jedenfalls auch durch Verkauf von Getreide, ein Theil aber möglicher Weise aus Nebenquellen, namentlich durch Verwerthung der thierischen Nutzungsprodukte u. s. w. vom Steuerpflichtigen beschafft worden sein. Nehmen wir indeß der Einfachheit wegen an, es hätten von dem gesammten Kornertrage 400 Kilo pro Hektar als Hebe an den Staat abgeführt werden müssen. Den Gerste- und Weizenertrag in Babylonien auf das Mittel der Leistungsfähigkeit der heutigen Felderkultur in Deutschland veranschlagt, d. h. auf 1300 Kilo Korn pro Hektar, so ergiebt sich, daß die Steuersumme fast ein Drittel vom Gesammtwerth und Betrage der Ernte repräsentirt, was zu der Nachricht stimmt, die Sassanidenkönige hätten je nach Lage und Qualität des Bodens von einem Sechstel bis zur Hälfte der Ernte als Steuer gefordert (die höchste Quote von kostenlos bewässertem und in unmittelbarer Nähe der Hauptstädte belegenem Lande).

Wir fanden den heutigen Werth der sassanidischen Grundsteuer des Sawad mit 700 Millionen Mark. Es fragt sich, wieviel davon auf die Quote vom Getreide und wieviel auf den Ertrag der Dattelpflanzungen, Obstbäume, Wein und Gemüsegärten kam. Im Allgemeinen muß man annehmen, daß je dichter bevölkert und wohlhabender ein Land ist, desto mehr Produkte der schwierigeren, aber lohnenderen Kulturen, Obst, Wein, Gemüse u. dgl., gezogen werden. Auf jeden Fall aber wog für den Steuerertrag die Menge und der Werth der berühmten babylonischen Dattelpflanzungen, von deren Frucht große Mengen exportirt wurden, außerordentlich schwer. Datteln mußten z. B. im Durchschnitt für je fünf Stämme ein Mithkal Steuer zahlen, andere Fruchtbäume fast ebensoviel, Gemüse und Reben 7 bis 8 Mithkal pro Garib. Zur Chalifenzeit entfielen vom Ertrag der Grundsteuer über 92 Prozent auf das Getreide und noch nicht 8 Prozent auf die übrigen Pflanzungen, aber damals war, wie sich fernerhin zeigen wird, der ökonomische Verfall des Sawad bereits ein sehr starker, so daß wir für die Zeit Chosru's sicher das Zwei- bis Dreifache, sagen wir 20 Prozent, als die Quote anzunehmen haben, welche auf die „Kultur"pflanzungen im besonderen Sinne entfiel. Demnach würde das vom Staat direkt oder indirekt vereinnahmte Getreide heutzutage den Werth von über 550 Millionen Mark repräsentiren. Nun entspricht das Quantum von 400 Kilo Korn, das der Landbauer vom Hektar an den Staat abzuliefern hatte, einem heutigen Baarwerth von 60 bis 70 Mark; folglich wären hiernach 8 bis 9 Millionen Hektar mit Weizen und Gerste

*) 1 Hektar nicht ganz 7 Garib.

bestellt gewesen und die Gesammternte im Sawad hätte nicht unter 10 Millionen Tonnen Korn im Werth von $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark betragen! In Deutschland sind im Jahre 1893 gegen $12\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Korn (Weizen, Roggen und Gerste) geerntet, und über $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Brodstoff sind eingeführt worden, so daß sich der Gesammtverbrauch auf 14 Millionen Tonnen stellt. Babylonien ist im Gegensatz zu Deutschland ein starkes Getreideexportland gewesen und der eigene Brodverbrauch stellt sich im Orient pro Kopf um ein Mehrfaches höher als in Europa, so daß die gefundene Produktionsmenge bei einer Bevölkerung von 6 bis 8 Millionen Menschen*) durchaus nichts Wunderbares oder Unglaubliches an sich hat.

Wir haben oben gehört, daß die nutzbare Gesammtoberfläche des Sawad unter Chosru etwa 22 Millionen Hektar betrug. Da man nun, wie des Oefteren bezeugt ist, zu jener Zeit in Babylonien jedes Jahr umschichtig die Hälfte des Landes bestellte, die andere Hälfte aber in der Brache liegen ließ, so würden wir scheinbar erwarten können, daß nicht 8—9, sondern 11 Millionen Hektar sich als jeweilig besteuertes Getreideland ausweisen, aber erstens ist jene Praxis nicht immer streng inne gehalten worden, zweitens geht das Garten- und Palmenland ab und drittens müssen auch noch alle mit Futterkräutern, namentlich der massenhaft angebauten Luzerne, bestellten Flächen, die steuerfrei waren, vorweg ausgeschieden werden. Im Ganzen genommen zeigt sich also die Uebereinstimmung zwischen den beiden verschiedenen Wegen, die ich für die Berechnung der Landeseinkünfte und des Anbauareals aufgezeigt habe, so groß, wie man sie nur irgend wünschen kann, und man wird es als ein hinreichend wahrscheinliches Resultat bezeichnen müssen, daß in der besten Periode der sassanidischen Verwaltung der Gesammtwerth der Steuern und sonstigen Abgaben in Babylonien in der That über 700 Millionen Mark nach unserem Münzfuß und Geldwerth hinausgegangen ist, ohne daß dabei von einer besonderen Bedrückung der Grundbesitzer oder sonst einem übermäßigen Anziehen der Steuerschraube hätte die Rede sein können, denn als eigentlicher Landbesitzer galt der Staat, und die als Steuersumme ja exorbitanten Beträge sind in Wirklichkeit als ein Pachtzins aufzufassen.

Ich wende mich nun zu einer anderen Angabe über den Steuerertrag Babyloniens aus dem Alterthum, und zwar aus der Zeit der persischen Herrschaft. Herodot berichtet, „Babylonien und Assyrien“ hätten dem Großkönig direkt 1000 Talente Silber (gegen 33 000 Kilo) und den Unterhalt für den ganzen Hof auf vier Monate zu liefern gehabt; außerdem habe der Satrap der Provinz täglich eine Artabe Silber eingenommen; was natürlich nur als ein ganz roher Näherungswerth gelten kann. Eine babylonische Artabe ist = 54,5 Litern; das ganze Quantum macht bei dem spezifischen Gewicht des Silbers von 10,5 den Betrag von 572 Kilo

*) Ueber die rechnungsmäßigen Grundlagen dieser Ziffer siehe weiter unten.

täglich und 209 000 Kilo jährlich aus, zusammen mit der direkten Steuer für den König 242 000 Kilo pro Jahr, wobei so gut wie in der Sassanidenzeit die Hauptmasse dieser Einkünfte selbstverständlich nicht etwa in Edelmetall, sondern in Korn bestanden hat, und Herodot's „Scheffel Silber" nur den Werth der Lieferungen angeben. Beiläufig sehen wir aus dem Verhältniß zwischen der Summe, die direkt an den König abgeführt wird, und den „Einnahmen" des Satrapen, daß die Steuern der Provinzen in den königlichen Schatz nur den Charakter von Tributen oder Matrikularbeiträgen für allgemeine Reichszwecke hatten, und daß die Hauptmasse der speziellen Landesausgaben von den Provinzialverwaltungen direkt bestritten werden mußten, denn natürlich kann davon keine Rede sein, daß etwa der Satrap von Babylonien und Assyrien jene immense Menge von Scheffeln Silber oder vielmehr Korn*) als sein privates Einkommen hätte betrachten dürfen.

Es fragt sich nun, wie hoch jener unbestimmte Posten „Unterhalt des königlichen Hofes auf vier Monate" veranschlagt werden muß. Jedenfalls ist die erforderliche Summe eine sehr große gewesen. Man denke, was allein der Harem und die königlichen Haustruppen gekostet haben müssen! Der Chalif Mamun, Harun al-Raschids Sohn, verbrauchte für seinen Hofhalt täglich 6000 Dinars in Gold = rund 330 Kilo Silber nach dem Verhältniß 1 : 15½. Für ein Jahr macht das über 121 000 Kilo Silber aus, für vier Monate rund 40 000 Kilo. Da man den persischen Hofhalt durchaus nicht für weniger luxuriös und kostspielig zu halten braucht, als den des Abbasiden, so ist immerhin damit ein Maßstab dafür gewonnen, was für Summen auf diesem Boden auftreten, sobald es sich um die Kosten für den Unterhalt des Hofes handelt. Es wird also keine Uebertreibung sein, wenn wir annehmen, daß die 1000 Talente baar für den Königsschatz die eine und die vier Monate Unterhalt für den Hof die andere Hälfte der direkten Leistung Babyloniens und Assyriens an Königssteuern repräsentirten, und daß demnach Beides zusammen auf 2000 Talente zu veranschlagen ist. Insgesammt ergiebt sich also der Werth aller Einkünfte aus beiden Provinzen nach Silbergewicht berechnet auf ungefähr ein Drittel von dem, was im 6. Jahrhundert n. Chr. Chosru aus dem Sawad allein zog. Der wahre Vergleichswerth könnte indeß erst ermittelt werden, wenn wir auch von den Getreidepreisen unter Darius Kenntniß hätten, aber hierüber wird sich, nach Analogie des Westens der damaligen Kulturwelt, nur sagen lassen, daß sie nach Silbergewicht jedenfalls niedriger gewesen sein werden als ein Jahrtausend später.

Die Daten aus der Sassanidenzeit geben auch eine Vorstellung von dem überragenden Schwergewicht des babylonischen Alluviums für die finanziellen Gesammtverhältnisse des persischen Staatswesens. Unter

*) Was an den König ging, konnte natürlich nur baares Geld sein, ausgenommen etwa besondere Kostbarkeiten.

Chosru II. (590—628), der bereits elf Jahre nach dem Tode seines Großvaters, des ersten Chosru, den Thron Ardaschirs bestieg und während dessen Regierung wohl annähernd dieselben Einkommensverhältnisse bestanden haben werden, wie in der unmittelbar vorhergehenden Epoche, schwankte der Werth der Staatseinkünfte zwischen 420 und 600 Millionen Mithkal Silber, wobei natürlich immer die Voraussetzung gilt, daß der größte Theil dieses Betrages nicht baar, sondern in Natura einkam. Der Sawad mit den 287 Millionen Mithkal, die er unter Chosru I lieferte, trug also allein an Grundsteuer etwa die Hälfte der gesammten Steuersumme des persischen Reiches ein! Wenn man das erfährt, so begreift man freilich, weshalb die Sassaniden Babylonien „das Herz des Reiches Iran" nannten. Allerdings fällt diese Blüthe des Alluviallandes auch in die Zeit der höchsten und glänzendsten Entfaltung des sassanidischen Staatswesens, und die zeitweiligen großen militärisch-politischen Erfolge Chosru's II., die Eroberung von Damaskus und Jerusalem, das Vordringen der Perser während des zwanzigjährigen Krieges mit den Rhomäern bis Chalcedon am Bosporus u. dgl., stehen sicher auch in einem engen Zusammenhange mit dem wachsenden und gesicherten Reichthum der Kernprovinz. Unter Chosru's I. Vater, Kawadh, der die Vermessung des Ackerlandes zur Bestimmung der Steuer statt der bisher üblich gewesenen Theilung des Körnerertrages zwischen Staat und Grundbesitzer einführte, hatte die Steuer des Sawad nur etwas über die Hälfte der von Chosru erzielten Summe, statt 287 nur 150 Millionen Mithkal, betragen: die Steigerung der Einkünfte in der folgenden Epoche war dann ebensosehr durch die Reform Kawadh's wie durch die gute und kräftige Verwaltung der beiden Chosru's bedingt.

Was wurde nun aus diesem glänzenden Stande der Dinge unter der arabischen Herrschaft? Die Antwort hierauf führt uns nicht nur an und für sich zu ganz erstaunlichen Erfahrungen, sondern ist auch geeignet, überhaupt ein wichtiges Stück in der Lösung jenes alten Problems weiter zu helfen: wie und warum eigentlich die alte Kultur des vorderen Asien und der östlichen Mittelmeerländer zu Grunde gegangen ist?

Aus den ersten dreihundert Jahren des Chalifats besitzen wir eine ganze Reihe, von der sachkundigen Kritik als zuverlässig erkannter Einnahmebudgets sowohl für das ganze Reich, als auch speziell für Babylonien. Die erste dieser Angaben theilt mit, daß der Ertrag des Sawad unter Omar I., dem Bezwinger des sassanidischen Reiches, alsbald nach der Eroberung auf 84 Millionen Mithkal Silber oder 120 Millionen Dirhem*) veranschlagt worden ist, also kaum 30 Prozent der Steuer unter Chosru und 60 Prozent der Einkünfte des Königs Kawadh. An sich hat dieser plötzliche und starke Fall nichts so sehr Wunderbares, wenn man

*) Omar führte einen neuen Münzfuß ein: die Rechnung nach Dirhems. 7 Mithkal Silber galten fortan 10 Dirhem.

die Verhältnisse erwägt. Schon die letzten anderthalb Jahrzehnte des Bestehens der persischen Monarchie, wo der Krieg mit Byzanz eine unglückliche Wendung nahm, Kaiser Heraklius bis tief in den Sawad hinein vordrang und schließlich verheerende innere Kriege das Reich zerrütteten, müssen von einem starken Niedergang des äußeren Kulturstandes namentlich im Alluvialgebiet begleitet gewesen sein. Das eigenthümliche Verhältniß, in dem hier die Ströme und der von ihnen ernährte Ackerboden zu einander stehen, drückt sich darin aus, daß die absolute conditio sine qua non für guten Stand der Bebauung und des Ertrages politisch stabile und geordnete Verhältnisse sind. Das komplizirte System von Kanälen und Dämmen, das dazu gehört, um zur Hochwasserzeit die mächtig angeschwollenen Fluthen des Euphrat und Tigris zu reguliren und den Wasserüberschuß sicher dem Meere zuzuführen, während der übrigen Theile des Jahres aber das vorhandene Wasser richtig innerhalb des Kulturbodens zu vertheilen und jedem Distrikt wenigstens das Minimum zu liefern, dessen er bedarf, erfordert zu seiner Instandhaltung erstens große und richtig disponirte Geld- und Menschenmengen, zweitens aber ein unbedingt sicheres und promptes Funktioniren des technisch-administrativen Apparats. Sobald dieses versagte, oder auch nur stärkere Reibungen eintraten — und dies war regelmäßig der Fall, sobald es politische Unruhen gab —, so mußte in Babylonien jedesmal eine größere oder geringere Schädigung der Agrikultur erfolgen, und die eigenthümliche Bodengestaltung des Landes ließ es dabei sehr leicht gleich zu Katastrophen großen Maßstabes kommen. Beide Ströme fließen nämlich in ihrem Unterlaufe höher als das zu beiden Seiten, namentlich östlich vom Tigris und westlich vom Euphrat ihre Ufer umgebende Terrain liegt, was sich ja leicht durch die mitgeführten enormen Sedimentmassen erklärt. Erfolgt daher (es sind immer wieder einige besonders gefährdete und von altersher schwierig zu behandelnde Stellen) einmal ein Ausbruch des Hochwassers in die Niederung, so werden gewaltige Strecken Landes überschwemmt, und da es sich um abflußlose Depressionen handelt, so ist die Folge Sumpfbildung über Flächen hin, deren Maß gleich ganzen Fürstenthümern oder Königreichen gleichkommt. Auf diese Weise ist jetzt ein großer Theil des Landes zwischen dem unteren Tigris und dem iranischen Randgebirge, das ganze Mündungsgebiet des alten Choaspes, total versumpft; ebenso finden sich mächtige Sümpfe und Sumpfseen in Südbabylonien zwischen den Strömen und in der Gegend ihrer Vereinigung längs des Euphrat. Chosru I. ging diesen schädlichen Wasseransammlungen mit besonderer Energie zu Leibe; die Höhe der Einnahmen unter seiner Regierung erklärt sich großentheils aus dem Erfolge dieser Arbeiten. Im Jahre 627 nun, zehn Jahre vor der Schlacht bei Kadisija, die Babylonien den Arabern auslieferte, und gerade als das Heer der Rhomäer unter Heraklius längs des Tigris südwärts auf Ktesiphon vor-

drang, schwollen Euphrat und Tigris „zu einer nie dagewesenen Höhe" an, durchbrachen die Dämme und überschwemmten eine ganze Reihe von Verwaltungsdistrikten so vollständig, daß die Bewohner aus dem Lande weichen mußten. Ein Jahr darauf kam Chosru II. um; es folgten die Thronkriege der letzten Prätendenten und die moslemische Invasion, die natürlich gleichfalls von Ruin und Verheerungen begleitet war. Unter diesen Umständen war nichts natürlicher, als daß zur Zeit die Anbaufläche sammt der Bevölkerung stark verringert und die Steuerkraft auf einen Bruchtheil der früheren Leistungsfähigkeit gesunken war. Thatsächlich lesen wir in den arabischen Quellen, daß bei der Steuereinschätzung des Sawad unter Omar nur noch drei Millionen Hektar mit Korn bestellt wurden, d. h. die Summe des Kulturlandes belief sich unter Hinzurechnung der Brachhälfte und der Baumpflanzungen, Gärten u. s. w. auf ca. sieben Millionen Hektar, kaum ein Drittel des unter Chosru angebauten Areals. Dem entsprach denn auch der bereits erwähnte Steuerausfall von zwei Dritteln. Trotzdem betrug die Zahl der zur Kopfsteuer verpflichteten Männer, d. h. der Familienväter, Hausväter und Selbständigen unmittelbar nach der Eroberung im Sawad, d. h. in Babylonien, 550 000. Wer zum Islam übertrat, der wurde von der Auflage frei; nehmen wir an, daß im Strom-Tieflande, wo die Bevölkerung nicht iranisch war und der Staatsreligion des Mazdaismus relativ gleichgiltig gegenüberstand, auch nur ein Fünftel oder ein Viertel gleich zum Glauben der neuen Herren abgefallen sind, so kommen wir doch selbst für diese Zeit, die am Ende einer Periode blutiger innerpolitischer Wirren, feindlicher Invasion und schwerer Naturkatastrophen steht, auf eine Minimalzahl der Bevölkerung von nicht weniger als drei Millionen Seelen, d. h. das Drei- bis Vierfache von dem, was heute in den Vilajets von Bagdad und Basra lebt!

Wie gesagt — an dem derzeitigen Tiefstande der Volkszahl und der Revenuen war an sich vom orientalisch-lokalen Standpunkte aus nichts Unerhörtes; unter den Sassaniden wird es auch früher ähnliche Perioden gegeben haben. Es kam aber jetzt darauf an, wie sich die Dinge weiterentwickeln würden. Das Normale und unter einem tüchtigen Regenten der alten Dynastie zu Erwartende wäre gewesen, daß nunmehr alle verfügbaren Mittel und Kräfte daran gesetzt wurden, um den Schaden wieder gut zu machen, die Wasserläufe zu reguliren, das verlorene Ackerland wieder zu gewinnen, die Ansiedlung zu befördern u. s. w. Statt dessen lesen wir, um den wichtigsten Punkt, die Flußregulirung, hier gleich vorauszunehmen, bei einem Zeugen des zehnten Jahrhunderts, dreihundert Jahre nach den Entscheidungsschlachten von Kadisija und Nihawend, daß zu seiner Zeit der Umfang der stagnirenden Ueberschwemmungsgewässer und Sümpfe bereits sechs Millionen Hektar betrug: ein Viertel der Gesammtoberfläche des Sawad! Unter dem

Wasser sah man auf dem Grunde der Seen die Ruinen der Städte, hier noch ganze Gebäude, dort nur die Umrisse und Fundamente. Nach dieser Richtung hin hatte die arabische Regierung dem Verfall nicht nur nicht gesteuert, sondern ihn schlimm und schlimmer werden lassen. Sehen wir zu, wie es währenddessen mit den Landeseinkünften stand.

Omar I. erhob wie gesagt nach der Eroberung für 120 Millionen Dirhem Geld- und Naturalsteuern. Unter Moawija (661—680), der die Regierung von Medina nach Damaskus verlegte, sank die Summe auf 100 Millionen; dann wurde sie für eine Zeit lang durch Anwendung der schärfsten Maßregeln auf 135 Millionen gebracht. Omar II. (717—720), der eine mildere Natur war, als seine rücksichtslosen und schwelgerischen Vorgänger, begnügte sich mit 120 Millionen jährlich; sein Nachfolger Jesid II. (720—724), hatte noch ungefähr dasselbe Einkommen. Dann aber sinkt die Ziffer reißend: die letzten Ommaijaden Hischam, Walid und Merwan konnten aus dem Sawad nicht mehr als 60—70 Millionen Dirhem herauspressen, d. h. nur noch ein Sechstel der Steuern zur Zeit Chosrus!

Unter den Abbasiden drückt sich in den Erträgen des Sawad zunächst die Verlegung der Residenz von Damaskus nach Bagdad und die daraus folgende erhöhte Aufmerksamkeit der Regierung auf die Provinz, die nunmehr Sitz der Centralregierung wurde, aus. Schon die ersten Abbasiden steigerten die Einkünfte des Alluviums auf 90 Millionen Dirhem. Unter Harun al-Raschid beträgt dann der Werth der Einnahmen von Sawad ca. 135 Millionen Dirhem. Mamun, der Sohn Haruns, bezog aber im sechsten Jahre seiner Regierung (819 v. Chr.) bereits nur noch 110 Millionen Dirhem Geld und Geldeswerth. Es ist interessant, für diese Blüthezeit der Abbasiden abermals, wie in der Epoche Chosrus, die Leistungen des Sawad mit den gesammten Reichseinkünften zu vergleichen. Diese letzteren betrugen zur letzten Abbasidenzeit in runder Summe 530 Millionen Dirhem; um aber eine mit der persischen Periode vergleichbare Größe zu gewinnen, muß man hiervon die Einnahmen aus denjenigen Provinzen abziehen, die zwar den Abbasiden, nicht aber den Sassaniden gehörten. Auf diese Weise ergiebt sich die Summe von 350—360 Millionen Dirhem, das ist in sassanidischen Mithkals etwa 250 Millionen: noch nicht die Hälfte von dem durchschnittlichen Ertrag derselben Länder unter Chosru II.! Sogar das ganze, um Arabien, Aegypten, Nordafrika, Syrien, einen Theil von Obermesopotamien, die Indus- und transoxianischen Bezirke, dem Staate der Sassaniden überlegene Chalifenreich bleibt aber mit seinen Gesammteinnahmen noch um 18 Prozent hinter der Summe zurück, die den Minimalbetrag der Einkünfte Chosrus II. repräsentirt — und das war der Stand der Dinge nicht etwa in einer Epoche des Verfalles, sondern zur Zeit der höchsten Blüthe und der besten Länderverwaltung, die das arabische Regime überhaupt je gezeitigt hat.

Ich glaube, mit diesen Zahlen ist der unwiderlegliche Beweis dafür geliefert, daß in der That **der Islam und nichts Anderes** die alte und materiell hoch entwickelte Kultur des vorderen Asiens untergraben und vernichtet hat. Nicht nur, daß die Muhammedaner das ihnen überkommene Gut und Erbe nicht zu halten und zu mehren verstanden: sie haben seinen Werth fort und fort verschlechtert. Einzig unter Harun al-Raschid ist eine anscheinend auf solider Basis beruhende Erhöhung des Ertrages von Babylonien gegen die Zeit unmittelbar nach der Eroberung sichtbar. Alsbald nach ihm geht es wieder reißend abwärts. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts, mit dem Beginn des Sinkens der Chalifenmacht und dem Aufkommen der türkischen Prätorianer, fallen die Steuern des Sawad auf weniger als 80 Millionen. Unter den bujidischen Emiren, die seit der Mitte des 10. Jahrhunderts das Chalifat von Bagdad beherrschten, wurde das verderbliche System der Steuerverpachtung eingeführt; dieses und massenhafte Konfiskationen von Lehngütern im Sawad trieben die Einkünfte noch einmal auf beinahe 100 Millionen in die Höhe, aber ums Jahr 985 hören wir bereits, daß durch den Steuerdruck und die Soldateskawirthschaft das Land zu veröden begann und die Städte ein herabgekommenes, ärmliches Aussehen annahmen. Allmählich sank die Macht der Regierenden so tief, daß es nicht einmal mehr gelang, das noch bebaute Land vor den Plünderungen der Nomadenstämme im Osten und Norden zu schützen. Im 13. Jahrhundert räumten dann die Mongolen vollends auf. Von da ab datirt ungefähr der heutige Zustand des Irak Arabi, wie Babylonien seit der islamischen Eroberung heißt (im Unterschied von Irak Adschmi, den iranischen Centralprovinzen).

Ich glaube, daß die bisher beigebrachten Daten genügen werden, um den Satz zu erhärten, daß Babylonien, was den natürlichen, durch zweckentsprechende Bewässerung nutzbar zu machenden landwirthschaftlich-agraren Werth seines Bodens betrifft, einst das erste Land nicht nur Vorderasiens, sondern der gesammten alten Welt überhaupt war. Daß es selbst über Aegypten stand, das etwa auch noch in Frage kommen könnte, folgt sowohl aus den Zeugnissen der achämenidischen als auch der arabischen Epoche. Babylonien und Assyrien, die im alten Perserreiche ja als eine Provinz galten, zahlten zusammen tausend Talente in den Königsschatz und unterhielten den Hof während eines Drittels des Jahres. Letztere Leistung ergab sich uns als aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wesentlich geringer, als der Betrag der Baarzahlungen. Nimmt man die Auflagen auf „Babylonien“ und „Assyrien“ nach dem Verhältniß von 2 : 1 an*) und hält gegen die hiernach auf das südliche Alluvium entfallende Quote die Leistung Aegyptens, die 700 Talente Steuer und den Unterhalt für die persische Garnison in der Zitadelle von Memphis betrug, so kommt auf das Nilland nur etwa die Hälfte der Leistung Babyloniens. Unter

*) Die rechnungsmäßige Begründung hierfür siehe weiter unten.

Harun al-Raschid zahlt Aegypten gegen 65 Millionen Dirhem, der Sawad dagegen 135 Millionen. Das Verhältniß ist also wiederum genau dasselbe, wie 1300 Jahre früher zur Zeit des Darius Hystaspis.

Da man ohne großen Fehler wird annehmen dürfen, daß Steuerleistung und Bevölkerungszahl im Großen und Ganzen korrespondirende Größen sind, so kann man von hier aus auch einige Näherungswerthe für die einstige Bevölkerung Babyloniens zu ermitteln versuchen. Für die Zeit der arabischen Eroberung ergeben sich, wie oben gezeigt, drei Millionen als Minimalziffer, und zwar nach einer unmittelbar vorhergegangenen fünfzehnjährigen Epoche schwerer, mit steten Menschenverlusten verbundener Wirren. Zur Zeit des Harun al-Raschid werden wir, entsprechend der relativ besseren Verwaltung und der jetzt, wo das ganze Land muhammedanisch war, der Periode Omar's gegenüber möglicher Weise milderen Handhabung der Steuerschraube, einen Zuwachs anzunehmen haben, und wenn er auch allzu bedeutend nicht wohl gewesen sein kann, so mögen doch am Ende des 8. Jahrhunderts wiederum vier Millionen Menschen zwischen dem Rande der mesopotamischen Steppe, dem iranischen und arabischen Hochlande und der Küste des Persischen Golfs gewohnt haben. Für die gute sassanidische Zeit ist es dennoch nicht wohl möglich, unter sechs Millionen herabzugehen; es können auch leicht sieben oder acht gewesen sein. Auf 240 000 Quadratkilometer Areal (so groß ist der ganze Sawad nach der für die Zeit der Sassaniden und des Chalifats giltigen Berechnung, inkl. der unter Chosru vorhandenen 10 Prozent Unland) gäbe das eine Dichtigkeit von 30 bis 35 Seelen für den Quadratkilometer, was immer noch stark unter der Siedelungsdichtigkeit anderer kornbauender Landschaften, wie Böotien oder Lakonien, im Alterthum oder der Tiefebene an der unteren Donau in heutiger Zeit bliebe und weder das alte noch das jetzige Aegypten selbst nur annähernd erreichte. Beiläufig hätte das ganze Reich der Sassaniden hiernach 15—20 Millionen Einwohner gezählt, d. h. ein Drittel der muthmaßlichen Bevölkerung des römischen Imperiums beim Tode des Augustus und zwei Drittel der Volkszahl, die damals auf diejenigen Länder entfiel, welche in der Folge das byzantinische Reich bildeten. Dergleichen trägt immerhin auch dazu bei, den Verlauf der politischen und der Kriegsgeschichte im Orient zur Parther- und Sassanidenzeit einleuchtend zu machen.

Die Steuerlisten aus den ersten Jahrhunderten der arabischen Herrschaft geben aber nicht nur für Babylonien, sondern auch für die nördlichen Euphrat- und Tigrisländer, d. h. für Mesopotamien in dem Sinne, wie ich den Ausdruck bisher in diesen Blättern gebraucht habe, genaue und zuverlässige Daten. Es zahlten demnach unter Harun al-Raschid 1. der Distrikt von Mossul, d. h. das Land zwischen dem oberen Sab, dem Tigris und dem Gebirge, nebst einigen Strichen auf dem rechten Tigrisufer: 24 Millionen Dirhem; 2. die Distrikte von Nisibis, Sindschar,

Harran und das Euphratthal bis abwärts Haditha: 34 Millionen Dirhem; 3. eventuell noch die Bergdistrikte am Oberlauf des Nahr Adhem und der Dijala (Holwan) gegen 5 Millionen Dirhem — zusammen 63 Millionen, also die Hälfte der Leistungen Babyloniens und etwa ebensoviel wie Aegypten. Die drei genannten Steuerbezirke machen etwa das aus, was in dem Katalog des Herodot Assyrien genannt (nicht so aber im ursprünglichen Sinne des Namens; in diesem wird vielmehr nur das Land um die alten Hauptstädte Assur, Kalach und Ninive so bezeichnet) und zusammen mit Babylonien auf 1000 Talente und vier Monate Unterhalt für den königlichen Hof eingeschätzt wird; es sind eben dieselben Landschaften, in denen ich während meiner Reisen im vergangenen Winter die massenhaften Spuren alter Kultur namentlich in den Tells gesehen habe. Ich stelle zum Vergleich nunmehr die jetzigen Einwohnerzahlen und diejenigen Ziffern, die für die Zeit Harun al-Raschid's aus den Steuerbeträgen als Minima zu erschließen sind, zum Vergleich zusammen. Darnach kommen:

Auf den Sawad:

einst	jetzt
4 Millionen,	1 Million;

auf Assyrien im engeren Sinne (Distrikt Mossul):

0,7 Millionen,	0,2 Millionen;

auf Nord-Mesopotamien und das Euphratthal:

1 Million,	0,3 Millionen.

Zusammen also unter Harun al-Raschid gegen sechs, und heute anderthalb Millionen Menschen! Selbstverständlich gilt für die nördlichen Gegenden dasselbe wie für Babylonien auch nach der Seite hin, daß sie unter der sassanidischen Herrschaft reicher, steuerkräftiger und bevölkerter gewesen sein müssen, als unter den Abbasiden. Für die Epoche Chosru's würde man demnach auf eine Bevölkerung von etwa zehn Millionen Menschen für ganz Mesopotamien, Assyrien und Babylonien kommen. Was ich selbst im Lande, speziell im Norden und Osten, gesehen habe, läßt eine solche Annahme in keiner Weise als zu hoch erscheinen, denn daß im Alterthum die Menschenzahl hier nicht etwa nur um einen Bruchtheil, sondern um ein Mehrfaches größer gewesen sein muß als heute, darauf führt unwiderleglich sowohl die Menge der Tells in den jetzt ganz unbebauten und zur „Wüste" gewordenen Gegenden, sondern auch die bestimmten Nachrichten und offensichtlich dem Boden selbst zu entnehmenden Zeugnisse, daß die jetzt noch bewohnten Plätze früher so sehr viel bedeutender gewesen sind, vgl. Nisibis, Harran, Sindschar u. a.

All das gewinnt aber den Grad von unmittelbarem, praktischem Interesse für uns, den ich ihm wünsche, erst durch die Thatsache die ich nun schon so oft betont habe und die garnicht häufig und bestimmt genug immer wieder von Neuem hingestellt werden kann: Daß nicht der geringste Grund vorhanden ist, um dessentwillen alles Land am Euphrat und Tigris, sobald die äußeren Verhältnisse, Regierung, Verwaltung und Kommunikation, sich zum Besseren wenden, nicht wieder zu seiner einstigen Blüthe kommen sollte.

Den ganzen Sawad wiederzugewinnen, so wie er unter Chosru ausgesehen hat, müssen wir allerdings einer kaum allzu nahen Zukunft überlassen. Ich will aber versuchen, an dieser Stelle einen etwas spezialisirteren Ueberblick darüber zu geben, welche Theile des Alluviums für die Melioration zunächst in Betracht kommen, und welche Kosten aus den nothwendigen Arbeiten voraussichtlich erwachsen würden. Auf jeden Fall auszuscheiden wären für die ersten Jahrzehnte nach Erbauung der Bahn die Sumpfregionen, die zwischen dem Tigris und dem iranischen Randgebirge abwärts von Kut el-Amara sowie zu beiden Seiten des Euphrat von Babylon bis Basra liegen. Südlich von Babylon kämen aus dem eigentlichen Zwischenstromland für jetzt nur einige Distrikte zwischen dem jetzigen Tigrislaufe und dem Schatt el-Hai genannten alten Strombett in Betracht, aber vorläufig liegen auch diese noch zu weit von der Region relativ größerer Bevölkerungsdichtigkeit ab, als daß man besondere Hoffnungen auf sie setzen könnte.

Das Richtige ist, dort anzufangen, wo die natürlichen Bedingungen für die Kultur von je her die günstigsten gewesen sind und wo sie sich in Folge dessen am längsten gehalten hat, nämlich in der Landschaft um Bagdad herum. Es sind das folgende Stücke: 1. Das Zwischenstromland von Feludscha bis zu den Ruinen von Kufa am Euphrat, von Samarra bis Kut el-Amara am Tigris. 2. Das Land auf dem linken Tigrisufer von Tekrit bis Bagdad. 3. Der alte Nihrawanbezirk zwischen dem Nahr Adhem, dem östlichen Gebirge und dem Tigrislauf bis Kut el-Amara, in früherer Zeit hauptsächlich das Bewässerungsgebiet der Dijala. Innerhalb dieser drei Regionen sind selbst heute noch hier und da größere Ueberreste der einstigen Bodenbebauung vorhanden; hier läßt sich das Kanalnetz, das sich Jahrtausende hindurch bewährt hatte, bevor es in Verfall gerieth, überall noch in seinen Spuren verfolgen, ja was an funktionirenden künstlichen Wasserläufen überhaupt noch vorhanden ist (wie klein und dürftig waren aber die wasserführenden Adern, über die ich zwischen Bagdad und Babylon gefahren bin!), das verläuft in den alten Betten; hier endlich spielt die Frage der Uferbefestigung und Laufregulirung bei den Strömen selbst noch nicht entfernt die Rolle, wie weiter unterhalb. Es handelt sich innerhalb des umschriebenen Gebietes um 6 oder 7 große Magistralkanäle,

die in ihrer Richtung und Anlage allesammt noch wohl erkennbar, theilweise auch an ihren Ausgangspunkten sogar noch wasserführend sind, nämlich 1. den Isakanal, 2. den Sarsarkanal; diese beginnen beide nicht weit von dem heutigen Oertchen Feludscha am Euphrat und mündeten unterhalb Bagdad nahe bei einander in den Tigris, 3. den mächtigen Nahar Malka oder Königskanal, der unterhalb Feludscha sich aus dem Euphrat abzweigt und früher die Hälfte des Euphratwassers in südöstlicher Richtung direkt auf Seleucia-Ktesiphon zu und dort in den Tigris führte, 4. den Nilkanal, der oberhalb Babylons beginnt und in früherer Zeit einen Arm gleichfalls nach Seleucia, einen anderen nach der Gegend von Kut el-Amara entsandte. Diese vier Kanäle mit ihren Verzweigungen bildeten das nordbabylonische Zwischenstromsystem. 5. Das große Nihrawansystem, dessen Hauptadern das Wasser der Tijala über das ganze Gebiet zwischen Bagdad, Kut el-Amara und dem Gebirge vertheilten. Ein besonders breiter und schiffbarer Arm mündete gerade gegenüber dem Ausfluß des nördlichen Zweiges des Nilkanals bei Seleucia-Ktesiphon und stellte auf diese Weise eine ununterbrochene direkte Wasserverbindung für den Gütertransport vom Ausgang der medischen Pässe bis nach Babylon und Kufa sammt allen Landschaften am unteren Euphrat her; ebenso auch in umgekehrter Richtung. 6. Den Katulkanal — von einem Punkte etwas unterhalb Tekrit am Tigris in südöstlicher Richtung, den Nahr Adhem schneidend, zur Tijala, die östlichen Uferbezirke des Tigris mit Wasser aus dem Strome speisend. Die Gesammtlänge aller zu grabenden Kanäle erster Ordnung in der skizzirten Erstreckung würde gegen 700 Kilometer betragen, und hierfür müßte ohne Zweifel das Großkapital mobil gemacht werden. Die Maschen des Netzes zweiter und dritter Ordnung könnten dann aber ruhig den eingeborenen Gemeinden aus eigener Kraft zur Anlage überlassen werden.

Nimmt man an, daß jene 700 Kilometer Kanäle im Laufe von dreißig Jahren hergestellt werden sollen, so käme auf jedes Jahr eine Strecke von 20—25 Kilometer oder annähernd 3—4 Millionen Kubikmeter Erdbewegung, wenn man den Magistralkanälen im Durchschnitt eine Sohlenbreite von 30 Metern bei 2 Meter Wassertiefe giebt und berücksichtigt, daß die Oberfläche des Alluviums meist 3—4 Meter über dem Sommerwasser der Ströme liegt. Bei den Arbeiten am Kasr zu Babylon, deren Fortschreiten ich täglich beobachtet habe, beträgt die Erdbewegung etwa 600 Kubikmeter pro Arbeitstag; dazu gehören gegen 200 Arbeiter zu einem Durchschnittssatz vor 75 Pfennigen Tagelohn, was also einen Aufwand von ca. 25 Pfennig pro Kubikmeter macht. Es wären demnach jährlich im Maximum eine Million Mark oder etwas mehr und im Ganzen 25—30 Millionen auszugeben: eine bescheidene Summe gegenüber den 480 Millionen Mark, auf die von betheiligter Seite der Bau der Bagdad-

bahn veranschlagt wird, und erst recht gegenüber den Erträgen, die nach Herstellung der Kanäle vom Lande zu erwarten sind. Uebrigens ist bei dieser Berechnung vorausgesetzt, daß ohne Maschinen, allein unter Anwendung von Menschenkraft, gegraben wird. Ich bemerke noch ausdrücklich, daß nach bisher gemachten Erfahrungen ein Mangel an einheimischen Kräften für die Arbeiten voraussichtlich nicht eintreten würde.

Gesetzt den Fall, daß eine besondere oder mit dem Bahnkapital direkt zusammenhängende Erwerbsgesellschaft den Bau und die Erhaltung der Hauptkanäle (nur um diese handelt es sich) im nördlichen Irak übernimmt — auf welche Verzinsung ihres Anlagekapitals kann sie rechnen? Nehmen wir an, das fertige Netz koste 30 Millionen Mark und erfordere zunächst eine 5 prozentige Verzinsung von $1^1/_2$ Millionen, ferner eben so viel laufende jährliche Ausgaben zur Erhaltung: zusammen 3 Millionen im Jahr. Demgegenüber ständen in Rechnung ca. 6 Millionen Hektar bewässertes Land. Das machte also eine Belastung von 50 Pfennigen pro Hektar. Zugegeben, daß die jährlichen Unterhaltungskosten sich möglicher Weise höher stellen könnten und daß die Menge der auf das Wasser der Gesellschaft angewiesenen Hektare auch etwas geringer ausfallen könnte, so bietet eine Verdoppelung der rechnungsmäßigen Wasserbelastung, also 1 Mark pro Hektar, hiergegen doch wohl einen genügenden Sicherheitskoëffizienten. Bei einem Getreidepreis an Ort und Stelle von 50 bis 60 Mark für die Tonne Weizen*) und einer Ernte von 1 bis 1,3 Tonnen auf den Hektar, müßte also hiernach der Grundbesitzer $1^1/_2$ bis 2 Prozent vom Werth der Ernte als Wasserpacht zahlen. Voraussichtlich wird es aber in Babylonien noch auf längere Zeit hinaus bei dem primitiven System der jährlich umschichtigen Brache der Hälfte des Ackerlandes bleiben; jene Sätze würden sich mithin auf 3 bis 4 Prozent verdoppeln. Zehn Prozent von der Ernte können aber ohne weiteres für die Lieferung des Wassers gefordert werden, ja damit kämen die Leute immer noch glänzend weg gegenüber dem mangelhaften Arbeitserfolge und den Kosten, die sie erleben würden, wenn sie sich (selbst nur dort, wo es technisch für sie möglich ist) das Wasser selber verschaffen wollten. Da es wahrscheinlich erhebliche Schwierigkeiten hätte, die Wasserpacht in baarem Gelde einzuheben, so lege ich dem Abschluß dieser Rentabilitätsberechnung die Zahlung seitens der Landbesitzer ganz in Natura, d. h. in Getreide, zu Grunde, und nehme für die Ernte einen Mittelwerth zwischen Weizen und Gerste von 45—50 Mark pro Tonne an. Demnach hätte die Kanalgesellschaft bei 10 Prozent von der Ernte auf jährlich 300 000 bis 400 000 Tonnen Korn zu rechnen, die an Ort und Stelle 13 bis 20 Millionen

*) Selbstverständlich ist mit dieser Angabe nichts über spätere Aenderungen in den Preisverhältnissen nach oder während der Melioration gesagt.

Mark, im europäischen Getreidehandel ungefähr das Dreifache werth sein werden!

Um auch die Rückwirkung der Kanalisation auf die türkischen Finanzen noch zu berühren, so würde der Werth der Staatseinkünfte, da an Grundsteuer ein Achtel von der Ernte genommen wird, sich noch um ein Fünftel höher belaufen als die Wasserpacht. Meines Erachtens könnte die Kanal- und Getreideexport-Kompagnie am besten gegen einen festen Betrag (20 bis 25 Millionen Mark) den ganzen sog. „Zehnten“ von der Regierung pachten und von den Grundbesitzern rund ein Fünftel oder ein Viertel der Ernte erheben, mit der Verpflichtung, hierfür die ganze Steuer an die Regierung zu bezahlen. Bei diesem Modus würden sich alle Theile, Kompagnie, Regierung und Bauern, am besten stehen.

Ueber die Entwicklung der Dinge, sobald erst der ganze Sawad sammt Obermesopotamien wieder in Kultur steht, brauche ich nach alledem wohl nichts mehr hinzuzufügen.

Literarische Zifferspiele.

Von

Richard M. Meyer.

Man hat es noch lange nicht nach Gebühr beachtet, welche Rolle in der Poesie die Zahl spielt. Ich meine nicht die geheimnißvoll verborgene Zahl, die Herrin des Rhythmus, die Gebieterin des „Numerus", der in der antiken Prosa eine so große Rolle spielt, die Vertheilerin des Gleichgewichts im Drama und Epos. Deren Macht ist längst anerkannt, wenn auch noch keineswegs ergründet. Aber auch die konkrete, bestimmte, benannte Zahl ist eine Macht im Leben der Poesie. Die Nennung bestimmter Zahlen hat in der Entwicklung von Epos und Roman, von Märchen und Anekdote ihre große Rolle gespielt: die drei stärksten Gesellen, die drei Wünsche, die sieben Weisen, die tausend und eine Nacht fügen sich zu einer neuen Einheit zusammen. Oder der Gang einer Erzählung, wie etwa unseres ältesten Romans, des Ruodlieb, wird durch eine bestimmte Anzahl guter Regeln geordnet: der König schenkt sie dem Helden und sie müssen sich nun im Verlauf des Epos bewähren. — Was hat gar der Zwang, 12 oder 24 Gesänge, 5 Akte, 14 Zeilen des Sonetts zu füllen, bei glücklichen Genies gefördert, bei armen Stümpern herausgequält! Haug konnte hundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's große Nase dichten, Marie Ebner sogar mehrere Hundertschaften ihrer unschätzbaren Aphorismen ins Feld stellen; aber wenn Herwegh 75 Xenien dichten wollte — wie viel Mißlungenes ließ er mitlaufen! Auf der anderen Seite blieb Hermann Grimm zwar bei dem Titel „15 Essays" stehen, als besitze er jenen Sinn für Zahlenmystik, den sein Onkel Jakob verwundert an Carl Lachmann entdeckte; aber er half der drängenden Ueberfülle doch regelmäßig durch „Beigaben" nach. Noch öfter

geschah, was Lichtenberg einmal scherzweise von sich aussagt: weil nun einmal eine bestimmte Zahl genannt ist, stopft man auch Ungehöriges in den Koffer, damit er nur voll wird.

Es ließe sich allerlei Erbauliches von den unbeabsichtigten Wirkungen der bestimmten Zählung in Dichtungen (und auch in Gruppenbildern der Malerei und Skulptur) erzählen. So habe ich früher einmal an ein paar Beispielen gezeigt, wie oft die Poeten sich verzählen und wie z. B. Immermann in der köstlichen Kasseler Episode seines „Münchhausen" die sieben Brüder Karl, Heinrich, Ferdinand, Guido, Christian, Romeo und Peter Piepmeyer hartnäckig als „die sechs Brüder von der Löwenburg" bezeichnet und sogar für zwei Paar Drillinge ausgiebt!

Indeß soll von diesem geheimnißvollen Zauber der Zahl, von dem unfreiwilligen Hexeneinmaleins schlecht zählender Dichter hier nicht die Rede sein. Hat doch Goethe selbst in „Hermann und Dorothea" unter den Hexametern ein siebenfüßiges Ungeheuer geduldet, und Chamisso, fern, fern von der Heimath, einsam im Weltmeer, in des Meisters schönster Ballade einen überschüssigen Fuß entdeckt:

Daß er angekleidet sich aufs Bette legt.

Und von solchen „Ueberschüssigen" könnten wir zu dem „sicherheitshalber abgegebenen" hundertundersten Schuß beim Victoriaschießen kommen und tief in die Mythologie eintauchen, in der Volkskunde auf den Brauch hinweisen, für unbekannte Gäste einen Stuhl leer zu lassen und noch manches „Uebrige" erwähnen. Statt dessen sei aber diesmal nur von der Ziffernspielerei die Rede: von literarischen Künsten nicht mit der Zahl selbst, sondern mit ihren Zeichen.

Zwei solche Zeichen seien hier in einer Reihe von Belegen vorgeführt: das naivere volksthümliche Umdeuten einzelner Zahlzeichen zu Figuren und Personen, und das geistreiche, freilich aber bald abgebrauchte Ausdeuten einer bestimmten Zifferngruppirung in unserm Zahlensystem. Beide Mal wird sich uns in der Einheit Wechsel, in dem Festhalten der Tradition eine nicht uninteressante Entwicklung zeigen. Wohl sagt Mephistopheles:

Und merk dir ein für alle Mal
Den wichtigsten von allen Sprüchen:
Es steckt dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.

Jedoch es will uns scheinen, als stecke auch schon in der Zahl selbst Geheimniß genug, ja selbst in ihrem Kleid, dem Zahlzeichen: es entwickelt sich, es folgt einem geheimen Bildungsdrang — und es vervielfältigt sich wie ein Lebendiges!

1. Zahlenbilder.

Der schwedische Aesthetiker Larsson führt in seiner Schrift „Poesiens Logik" — einem übrigens ziemlich unfruchtbaren Gemisch antastender Betrachtungen — Fritz Reuter's Vergleich der abziehenden Familie Pomuchelskopf mit dem Jahr 1822 (auf die wir noch zu sprechen kommen) als Beispiel einer besonders entlegenen Vergleichung an. Aber sofort bemerkt er, im Grund sei sie nicht seltsamer, als wenn ein Kind den Buchstaben Z etwa mit einer Gans vergleicht. Sicherlich nicht; denn Reuter's Scherz ruht eben selbst auf volksthümlicher Grundlage. Buchstaben und Zeichen jeder Art löste ja die spielende Phantasie der Schreiber schon im mittelalterlichen Kloster gern in Figuren auf, die Initialen wurden zu typischen Gestalten, wie die Scherzspiele der „Fliegenden Blätter" und mancher Hausinschrift es noch heute lieben. In einem gelehrten Aufsatze hat Johannes Bolte (Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 10, 186) kürzlich auf volksthümliche Zahlzeichen hingewiesen und gleichzeitig deren Umdeutung in Figuren besprochen. Da wird etwa das C zu einer Wurst oder einem Hufeisen, die als i geschriebene Eins zu einer Schlange, die den Schwanz emporschlägt, oder die gewöhnliche I zu einer Säule, die V zu einem Halbmond, die X zu einem Andreaskreuz, die L zu einem halben Galgen, D zu einer Bogensehne u. s. w. Auch die arabischen Ziffern werden so dem täglichen Hausrath angenähert: 3 wird ein Schweinsschwanz, 4 eine Wurst, 9 eine Keule. Ich habe selbst meinem ältesten Jungen die Buchstaben und Zahlen durch solche spielende Deutungen geläufig machen helfen; das liegt ja so nahe, wie der in jeder Schulstube geübte Spaß, ein Gesicht ganz aus Ziffern zusammenzusetzen.

Aber eine literarische Ausmünzung dieser uralten Gewohnheit begegnet mir recht spät; ich zweifle zwar nicht, daß sich frühere auftreiben lassen. Wunderbar wäre es immerhin nicht, wenn ein Mathematiker den Reigen eröffnete, nämlich Lichtenberg in seiner „Rede der Ziffer 8" (Werke 5, 174 f.). Diese Rede behandelt das ja eben wieder aktuelle Thema des Jahrhundertanfangs und ent-

scheidet natürlich für 1801; im Uebrigen geht sie auf das Aussehen des hohen Raths der Zehne kaum ein und führt nur eben die 8, die 0, die 7 als symbolische Figuren ein. (Für unser zweites Thema ist die Rede um so wichtiger.) Auffallend ist es ja, daß der geistvolle Erläuterer von Hogarth's Kupferstichen auf das Aussehen der Zahlenzeichen kaum eingeht; der so witzig die Physiognomik der Schweineschwänze behandelte, hätte seine Kunst auch an der Ziffer 3 üben mögen. Aber den Mathematiker interessirt an der 8 nur, daß sie aus zwei gleichen Quadraten, und nicht daß sie aus zwei gleichen Ringen besteht.

Nun vergeht mehr als ein Vierteljahrhundert. Dann bemächtigt sich die Romantik des Spiels. Ihr sollte ja Alles leben, Blumen, Steine, Sterne, — Alles wollte sie in Poesie auflösen. Aus den Falten und Linien einer Gardine zog E. T. A. Hoffmann abenteuerliche Fratzen, während Justinus Kerner den Tintenklecks zu einem Schmetterling umformte oder aus Kaffeeflecken Figuren schuf. Nun gar die Zahl, das Symbol der Verstandesarbeit, das Sinnbild der verhaßten Regelmäßigkeit — es mußte sie ja reizen, auch ihrer Herr zu werden! Und so dichtet sich Eichendorff's göttlicher Taugenichts (1826) auch die bösen Ziffern um. Dem träumerischen Rechner kommen seltsame Gedanken, „sodaß ich manchmal ganz verwirrt wurde und wahrhaftig nicht bis Drei zählen konnte. Denn die Acht kam mir immer vor wie eine dicke, eng geschnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böse Sieben war gar wie ein ein wenig rückwärts zeigender Wegweiser oder Galgen. — Am meisten Spaß machte mir noch die Neun, die sich mir so oft, eh' ich mich's versah, lustig als Sechs auf den Kopf stellte, während die Zwei wie ein Fragezeichen so pfiffig dreinsah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das am Ende noch hinaus mit dir, du arme Null? Ohne sie, diese schlanke Eins und Alles, bleibst du doch ewig nichts!" (Werke 4, 15.) Hierbei benutzt Eichendorff einen Spaß seines Heidelberger Freundes Arnim: in „Halle und Jerusalem" (1811) antwortet der jüdische Wucherer, als seine Forderung von neun Prozenten gescholten wird: „Ei was, der liebe Gott von oben, der sieht die Neune für eine Sechse an." (Werke 16, 95.) Im Uebrigen ist die Galgen-Sieben ganz volksthümlich und durch die anschauliche Belebung der dicken Acht mit der schmalen Taille ist die Schuld eingelöst, die Lichtenberg kontrahirt hatte.

Aus der Romantik hat Heine das Spiel übernommen, das

er höchst charakteristisch durchführt. In den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ (1834) ist aus den Träumen des Taugenichts eine Tollheit des Kavaliers geworden. Im Anschluß an eine berühmte Stelle E. T. A. Hoffmann's (im „Nußknacker und Mausekönig“ 1819: Gemischte Schriften 2, 205) faßt Heine die Menschen als automatische Puppen auf; übt doch die Romantik gar so gern die Kunst der „schönen Lilie“ in Goethe's „Märchen“: das Todte zu beleben, das Lebendige erstarren zu lassen. Aber rasch geht Heine in jenem echt romantischen Haß gegen Zahl, Maß, Regel noch weiter. „Auf einmal aber ergriff mich selbst ein närrischer Wahnsinn, und als ich die vorüberwandelnden Menschen genauer betrachtete, kam es mir vor, als seien sie selber nichts anderes als Zahlen, als arabische Chiffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer schwangeren und vollbusigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatschelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig, mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechse, und eine noch wohlbekanntere böse Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie sie vorüberschwankte, ganz genau betrachtete, erkannte ich den Assekuradeur, der sonst wie ein Pfingstochse geputzt ging, jetzt aber wie die magerste von Pharao's mageren Kühen aussah — blasse, hohle Wangen wie ein leerer Suppenteller, kaltrothe Nase wie eine Winterrose, abgeschabter schwarzer Rock, der einen kümmerlich weißen Widerschein gab, ein Hut, worin Saturn mit der Sense einige Luftlöcher geschnitten, doch die Stiefel noch immer spiegelblank gewichst — und er schien nicht mehr dran zu denken, Heloisa und Minka als Frühstück und Abendbrot zu verzehren, er schien sich vielmehr nach einem Mittagessen von gewöhnlichem Rindfleisch zu sehnen. Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Diese und die andern Zahlenmenschen rollten vorüber, hastig und hungrig, während unfern, längs den Häusern des Jungfernstegs, noch grauenhafter drollig, ein Leichenzug sich hinbewegte. Ein trübsinniger Mummenschanz!“ (Elster's Ausgabe 4, 105.)

Wie ist hier das leichte Spiel der Arnim und Eichendorff zu gallenbitterem Hohn ausgeartet! Die „böse Sieben“ allein ist geblieben; aber die schlanke Eins fehlt, die Zwei ist krummfüßig, die Drei und die Fünf sind fatal, die Vier ein Krüppel, die Acht ein Bankerotteur! Der Witz über die Nullen ist bei Heine's Taugenichts so boshaft, wie er bei dem Eichendorff's harmlos war. Unerfreulich

ist Alles wie in den „Memoiren“, diesem häßlichen Produkt Heinescher Ausgelassenheit, das Meiste. Dabei ist aber doch die Kraft der individuellen Belebung zu bewundern, die ganz originelle Umdichtung der Zahlzeichen, vor Allem der Drei und der Fünf.

Noch stärker zeigt sich dies Talent in Heine's zweiter viel späterer Zahlenbildnerei. In der Sammlung „Zur Ollea“ heißt das zweite Stück „Symbolik des Unsinns“ (Werke 1, 291). Das Gedicht beschäftigt sich mit dem Mysterium der Dreieinigkeit, das ja auch in Goethe's Hexeneinmaleins oder vielmehr Mephistos daran geknüpften Worten gestreift wird. Es ist möglich, daß die ganze Idee des „Liedes von einer Nummer, die ist geheißen Nummer Drei“ durch Lichtenberg's Rede der Ziffer Acht beeinflußt ist; glaube ich doch auch sonst zeigen zu können, daß der Göttinger Student von dem Göttinger Professor gelernt hat. Jedenfalls nimmt auch hier das Spiel mit der Bedeutung der Zahl den größten Raum ein; ihr Aussehen wird nur zweimal vorgenommen:

Da kam ein Schuster und sagte: der Kopf
Der Nummer Drei, der sähe
Wie eine kleine Sieben aus,
Die auf einem Halbmond stehe.

Die Sieben sei aber die mystische Zahl
Der alten Pythagoräer,
Der Halbmond bedeute Dianendienst,
Er mahne auch an Sabäer —

wo also keine Vermenschlichung des Zahlenbildes statt hat — und dann:

Als solches hörte die arme Drei,
Wie eine verzweifelte Ente
Sie wackelte hin, sie wackelte her — — —

Hier hat die 3 die Rolle übernommen, die sonst die Gans unter den Zahlen, die 2 bekleidet.

Das subjektive „Einfühlen“ wird bei Lenau noch persönlicher, wenn er am 9. Januar 1844 an Emilie Reinbeck die leider prophetischen Worte schreibt: „Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinentem mit Sicherheit entgegensehe.“ (Barthel's Ausgabe S. CXLIV). Eine Stelle, die deshalb besonders zu beachten ist, weil sie mancherlei Zahlenaberglauben in Losen und Kartenlegen

und dgl. erklären hilft: ohne Zweifel trägt die Physiognomie des Zahlenbildes viel zu den sonst oft wunderlichen Auslegungen bei.

Doch das ist eine Briefstelle und somit keine eigentlich literarische Anwendung der Zahlenbilder. Eine solche treffen wir aber auf halbem Wege zwischen Heine und Lenau bei einem andern politisirenden Jünger der Romantik. Der edle Friedrich v. Sallet legte (1838) seine Weltauffassung in dem seltsamen Roman „Contraste und Paradoxen" nieder. Hier kehrt Eichendorff's Zahlentraum mit freilich ganz andern Bildern wieder.

„Einmal des Nachts träumte er, er wandle sinnend, mit gesenktem Haupte, in der grünenden blühenden Wildniß hinter dem Garten. Auf einmal rannte er mit der Stirn hart an einen hohen, geraden Pfahl, den er sonst nie da gesehen hatte. Als er ihn aber näher ansah, war es die 1. Er lief voll Angst und Schreck davon, die 1 aber rutschte hinter ihm her, und auf ihn zu watschelte ein großer Vogel, ähnlich einem Schwan, mit langem gebognen Hals und spitzem, nach unten gerichtetem Schnabel; der hackte immerfort nach seinem Auge; das war aber die 2. Entsetzt sprang er seitwärts; da zischte ihm entgegen eine Klapperschlange, die tanzte auf dem Schwanz, erhob sich in großer Krümmung, kringelte sich dann in einer zweiten, kleineren, in die Höh, den Kopf nach unten auf Junius gerichtet; das war die 3. Er wollte fliehen; da stand vor ihm seines Vaters große Nase, auf eine Stange gesteckt, wie einst die irdenen Schlangen in der Wüste, und wehrte ihm den Ausgang; das war die 4. Und unten an der Stange war ein blankes Beil an krummem Stiele, der am Ende beweglich befestigt war, das hackte immerfort maliziös auf die Erde, so daß es ihm die Füße abgehackt hätte, hätte er einen weiteren Schritt gethan; das war aber die 5 verkehrt liegend. Ein schmaler Ausweg blieb ihm noch, um den Pfahl, dem Vogel, der Schlange, der Nase, der Axt zu entwischen. Darauf rannte er zu; aber entsetzt stutzte er, denn den Ausgang hielt versperrt ein aufgerichteter Galgen, an dem baumelte ein Strick, zur Schleife gelegt, weit offen, hin und her und schnappte nach Junius Kopf und Hals, um ihn dann heraufzuziehen und zu hängen. Das war aber die 7, an der die 6 baumelnd hing. Entsetzt prallte er zurück, als die schwankende Schnur schon sein Kinn berührte.

Jetzt stand er regungslos, im Kreise um ihn her die höllische Versammlung der spukhaften Zahlenungethüme, die immer näher

rückend, ihn bedräuten und ängstigten. Er wollte laut aufschrein, aber das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu.

Wie er so wild und verstört im Kreise herumblickte, ob kein Mittel zur Flucht offen sei, fühlte er plötzlich den Fuß ekelhaft berührt. Rasch sah er zu Boden und siehe! ein ungeheurer breitgeplatschter Skorpion war auf ihn zugekrochen und zwackte mit zwei großen, krummen Scheeren nach seinem Bein. Das war aber die auf der Erde kriechende 8. Jetzt aber gab der äußerste Schreck ihm Kraft zu einem angstgepreßten Schrei, den er zu lang stöhnendem Gebrüll ausdehnte und sich dadurch selbst erweckte. Er schlug die Augen auf, schnell erfreut, daß es nur ein Traum gewesen sei, da — hu! zum Fenster hinein guckte ein großes, rundes, bleiches Gesicht, das sich an einem dünnen krummen Hals über das Sims des Fensters bog; das war aber die 9. Jetzt schrie er überlaut! „Mutter, Mutter!" versteckte sein Gesicht ins Kissen und schwitzte über und über. Die Frau Habichs war durch das vorige Schreien und durch diesen Ruf völlig wach geworden, kam aus der Nebenstube herzu und fragte besorgt, was ihm wäre. Weinend und verwirrt gab er unzusammenhängenden Bericht.

‚Du hast nur geträumt (sprach sie) schlafe wieder ein und sei still, lieber Junius!' Junius wagte einen Blick nach dem Fenster; da sah er, daß das Gesicht mit dem krummen Halse nichts war, als der Mond, von dem ein gekrümmter Wolkenstreif sich herabzog. Da ließ er die Mutter gehn und schlief wieder ein. Jetzt schwebte er über einem stillen runden See und schwebte leise hinab und in die Wellen, die leis über ihm zusammenschlugen und ihn in bewußtlosem Selbstvergessen begruben. Der See aber war die 0, in der schlief er ruhig, bis zum Morgen." (Schriften 4, 101 f.)

Störend ist hier, wie bei Heine, die mechanische Folge der Ziffern. Im Uebrigen ist, wie in der volksthümlichen Anschauung, 2 ein Vogel, 7 ein Galgen; während besonders die 4, die 8 und die 9 originell aufgefaßt sind. Der Märchencharakter ist nicht schlecht gewahrt und dabei im Stil des Traumes gehalten, während eine spätere Stelle desselben Buches mehr an die phantastischen Zahlenverkörperungen eines Walter Crane erinnert: „Und siehe! welch' verwirrenden Spuk! — Die Ziffern und Buchstaben in ihren Büchern wurden bunt und lebendig; die gekräuselten Schriftzüge schwangen und schlangen sich vom Blatt auf, verlängerten sich in üppigem Gaukeln und wurden zu lachenden Blumengewinden, die von den Rosenwänden hinüber und herüberhängend sich wiegten.

Und die Ziffern flatterten fort als heitere, seltsam gezeichnete, wunderlich gestaltete Schmetterlinge und suchten Blüthen, sich darauf zu wiegen." (ebd. S. 321.)

Aber das ist auch unser Abschied von dem romantischen Zahlenbild. Es wird nun abgelöst durch das ironisch-realistische, das die Ziffern nicht mehr zu Menschen und Thieren umdichtet, sondern nur mit leichtem Humor ihr Profil dem menschlichen vergleicht.

Die Hauptstelle dafür ist jene bei Fritz Reuter (Stromtid I Kap. 5, Ausgabe von 1867 S. 131). Die Familie Pomuchelskopp zieht ab, wie das Jahr 1822, wobei Häuning die 1 vorstellte wegen ihrer Magerkeit und weil sie immer Nr. 1 war, Pomuchelskopp die 8, wegen seiner „Bülligkeit und Ründlichkeit" und die beiden Töchter die beiden 2, „denn so 'ne 2 kommt mir immer vor wie 'ne Gans, die auf dem Wasser schwimmt." Hier ist das Zahlenbild zu seinem eigentlichen Heimathsboden, der Jahreszahl, zurückgekehrt: Jahreszahlräthsel hat Bolte fast ausschließlich zu verzeichnen, an Jahreszahlen knüpfen Lichtenberg und Lenau an. Im Uebrigen ist die schlanke Eins von Eichendorff's Taugenichts spitzig geworden, seine dicke Dame hat sich in einen korpulenten Rittergutsbesitzer verwandelt; die Gänslein aber haben das Sprichwort wahr gemacht:

Es flog ein Gänslein über den Rhein
Und kam als Gickgack wieder heim.

Gans bleibt Gans!

Kürnberger in seinem „Amerikamüden" von 1855 hatte sich auf die Ausmalung der Null beschränkt, die ja bei Shakespeare schon in „Antonius und Cleopatra" ein Bild der Welt, im König Heinrich ein Gleichniß für die Bühne war (vgl. Delius zu „Antonius und Cleopatra" V, 2, 20 II 600, Lichtenberg Werke 4, 44). Wie für Sallet die Null eine See ist, bezeichnet der Wiener Novellist und Kritiker den gefeierten amerikanischen Badeort Saratoga als eine Null, die Umgrenzung eines leeren Raumes mit einer Linie (Reclam's Ausg. S. 268) und läßt ein ander Mal (S. 255) die Frauen bemerken, daß die Null „eine Komposition aus Wellenlinien" ist. Ein ironisches Spiel, das sich fein auf der Grenze zwischen Inhalt und Form des Zahlzeichens hält!

Eine Rückkehr zu Heine's romantischem Zahlenzauber bringt dagegen C. Spitteler in seiner mythologischen Dichtung „Extramundana", die er (1883) unter dem Pseudonym Felix Tandem

erscheinen ließ. Hier steht eine ungeheuere Zahl, die Allah gedankenlos ins Album schrieb, plötzlich riesengroß am Himmel. Aber andere Ziffern tauchen auf:

Während aus dem mitternächt'gen Urwald
Eine blutigrothe Höllen=13
Jetzt mit grimmig aufgesperrtem Rachen
Kommt, die Zahlen alle zu verschlingen,
Eine um die andere langsam fressend,
Immer schwellend an dem runden Bauche,
Bis die letzte war im Schlund verschwunden . . .
Und mit markerschütterndem Gesange
Wächst hervor vom fernsten Hintergrunde
Eine gottverfluchte schwarze 7 — — —
Sanfte Aethernebel quellen abwärts,
Hinterm Aethernebel Farbenwolken,
In den Farbenwolken eine 3=Zahl,
Weiß und hart wie Schneekrystall und Demant.

Wie bei Lichtenberg und Heine sind hier die Zahlbegriffe personifizirt und in das Kleid der Ziffer nur eben hereingesteckt. Neu ist bei Spitteler die Färbung; die Unglückszahl 13 roth, die böse 7 schwarz, die göttliche 3 weiß; auch dies mehr aus dem mystischen Begriff ihrer Wirksamkeit als etwa aus dem physiognomischen des Zahlenbildes gezogen.

Aber man merkt hier schon die Erschöpfung. Das Ziffernspiel hat ausgelebt. Wilhelm Busch vermag in dem „arithmetischen Städtchen", wohin ihn „Eduards Traum" (S. 5) führt, die Schnörkel nicht mehr recht lebendig werden zu lassen; nur etwa die alte intrigante Null wird anschaulich und der gesuchte, vornehme Herr X., nach dem täglich wohl tausend Narren fragen, eh ein Weiser ihn treffen kann. Sonst wird mit Zahlen hin und hergeworfen, ohne daß dabei „etwas herauskommt". Und die Anekdote, die H. Schrader (Scherz und Ernst in der Sprache S. 122) erzählt, operirt nur mit den alten Zahlen=Metaphern: „Meine Frau und ich haben zusammen ein Alter von 70 Jahren. Nun rathe einmal, lieber Freund, wie wir uns in diese Jahre theilen?" „Nun, das ist sehr einfach, Deine Frau ist die Sieben und Du bist die Null." Die Ziffern bleiben todt. Die Romantik konnte einen Augenblick lang, auf den Pfaden der volksthümlichen Anschauungsweise wandelnd, die kalten Symbole zu lebenden Gestalten umdichten. Dann folgte ein kurzes ironisches Spiel mit der Form, ein Versuch, auf jene Kunst zurückzugreifen

— und nun sind sie wieder starr und todt, unsere gewaltigsten Diener — unsere gewaltigsten Herrscher, ein unendlich zahlreiches Volk, das vom unfaßbar Kleinen sich ins unbegreiflich Große ausdehnt; aber nicht mehr vertraute Freunde des Traums. In der Urzeit hatten sie jeder seine Bedeutung, wie die Buchstaben, dann konnten Volk und Dichter der Ziffer wieder eine eigene Bedeutung geben, das Zahlzeichen zum Ideogramm wandeln; jetzt sind sie wieder nur Begriff, eine unbewegliche Reihe, den Menschen fern in strenger Ordnung — das Ideal einer wohl uniformirten, unüberwindlichen Hierarchie.

2. Eins und Null.

Sehr viel weniger Möglichkeit der Abwechselung, als das Spiel mit den Zifferbildern — man denke nur an die vielen Deutungen der 8! — gewährt ein anderes Zifferspiel, das aber doch auch einer interessanten Entwickelung Raum läßt: das literarische Spielen mit Eins und Null.

Es setzt sehr pompös ein. „Leibniz erblickte in der Möglichkeit, alle Zahlen durch 0 und die Einheit auszudrücken einen mathematischen Beweis für die Erschaffung der Welt aus nichts", berichtet W. Ahrens in dem soeben erschienenen lehrreichen Buch „Mathematische Unterhaltungen und Spiele" (S. 24 Anm.). In echt höfischer Fürstenvergötterung „widmete er dem Herzog von Braunschweig ein Medaillon, dessen Vorderseite das Bild des Herzogs aufwies, während auf der Rückseite die Zahlen 1—17 in dyadischer Schreibweise dargestellt waren mit der Randinschrift „omnibus ex nihilo ducendis sufficit unum" und der Unterschrift „imago creationis". Und wunderbar genug ist ja dies, daß die wesenlosen Nullen Kraft und Ansehen erhalten, sobald eine Zahl vor sie tritt, und daß jedes Zahlzeichen seine Geltung verzehnfacht, sobald ein anderes als Diener ihm folgt. Das Wunderbarste bleibt die Null: wie der Riese in Goethe's „Märchen", vermag sie mit ihrem Körper nichts, mit ihrem Schatten viel, ja alles!

Deshalb beginnt Goethe den Zahlenzauber der Hexenküche, der bald in eine gewollte „Symbolik des Unsinns" überspringt, mit dieser Hexerei:

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn . . .

Sehr viel ausführlicher geht Lichtenberg in jener „Rede der Ziffer 8“ auf dies Wunder ein. Begeistert preist die Acht die erhabene Null als Präsidentin des Zahlenkollegiums, als Schöpferin des großen Decimalsystems. „Wahrlich, das Größte was je in der Welt, im Felde sowohl als auf dem Papier, durch Schwenkung ausgerichtet worden ist!“ ruft sie Angesichts der Thatsache, daß wir im Handumdrehen, die 1 zur 10, 100, 1000 erheben oder zu 0,1; 0,01; 0,001 erniedrigen können. „Und überdies“, fährt er fort, „sei diese Erfindung so schwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menschlicher Dinge, deren Werth oft bloß von Schwänkungen einiger Nullen abhängt!“ (Werke 5, 179).

Schiller überträgt das Bild noch deutlicher auf die Rangordnung der geistigen Welt in dem Xenion „Majestas populi“:

> Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
> Suchen? bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
> Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
> Nummern, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer bloß ein.
> (Goedeke's Ausg. 11, 184.)

Das Bild ist nicht ganz deutlich: die Treffer „zählen“ ja doch als Nummern bei der Lotterie nicht mehr als die Nieten und eine einzige „blinde Nummer“, die sich in der Trommel verkroch, kann die ganze Ziehung ungiltig machen, wie wir es ja bei der berühmten Lotterie der Berliner Jubiläums-Ausstellung erlebt haben. Die beiden Vorstellungspaare „Zahl“ und „Null“ auf der einen, „Treffer“ und „Niete“ auf der anderen Seite, haben sich vermischt. Aber der Gedanke ist klar: nur der bedeutende Einzelne zählt, nur er giebt den zahllosen Nullen Werth, die ihm folgen. Es ist die Lehre der Renan und Nietzsche von der Aristokratie des Geistes als allein berechtigter Macht, schroff und herb ausgedrückt.

Wie es scheint, ist diese geistreiche Anwendung des Verhältnisses zwischen „Eins und Null im Orient längst gebräuchlich gewesen, wie das bei der arabischen Umformung der indischen Zahlzeichen und bei der Liebhaberei für symbolische Spiele im ganzen Morgenland auch von vornherein wahrscheinlich ist. H. Schrader (Scherz und Ernst in der Sprache S. 33) erzählt eine reizende Anekdote von einem neuen Mitglied der „Persischen Akademie“:

„Man reichte ihm nun die großen Pergamenttafeln der Akademie, auf welche jedes neugewählte Mitglied seinen Namen eigenhändig einzutragen verpflichtet war. Er schrieb sich ein, und nun blieb

ihm nichts mehr zu thun übrig, als — der Sitte gemäß — eine kurze Dankrede zu halten. Er that es, als wahrhaft schweigender Akademiker, ohne ein Wort zu sprechen. Er schrieb nämlich die Zahl 100 auf, die Zahl seiner neuen Amtsgenossen, setzte sodann eine Null zur linken Seite dieser Zahl vor die Eins und schrieb darunter: „Ihr Werth wird dadurch weder erhöht noch vermindert (0100)“. Der Präsident aber antwortete dem bescheidenen Manne mit eben so viel Feinheit und Artigkeit, ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen, indem er die Null an der linken Seite löschte und sie dafür an die rechte Seite der Zahl setzte, und darunter schrieb: Ihr Werth ist um das Zehnfache erhöht (1000).“ Hier haben wir gleich beides: erst wird die Bedeutungslosigkeit der selbständigen Null, dann die Wichtigkeit der dienenden betont; in Deutschland liegt zwischen beiden Auffassungen ein ziemlicher Zeitraum.

Jene Idee, daß die Null nichts sei, wenn ihr nicht eine Ziffer vorantritt, wird gleich mannigfaltig variirt. — So schon von Eichendorff an der zitirten Stelle des „Taugenichts“, wo dies „Nullerl“ zu sich selbst sagt: „Ohne sie, diese schlanke Eins und Alles, bleibst du doch ewig nichts!“ (Werke 4, 15). Oder mit geistreicher Wendung, in Wilhelm Müller's Epigramm „Ahnenwerth“ (Schriften 2, 440):

> Ahnen sind für den nur Nullen, der als Null zu ihnen tritt —
> Steh' als Zahl an ihrer Spitze und die Nullen zählen mit.

Oder wieder mit Schiller's Pessimismus:

> Doch hatt als Bauer rechnen ich gelernt:
> Wo kommst du hin mit Nullen ohne Ziffern?
> (Pichler, Neue Marksteine S. 157.)

Aber die Idee läßt sich auch umkehren. Die Null ohne Führer ist nichts; aber die Ziffer ohne Gefolge ist wenig. Man kann dem allzustolzen „Einzelnen“ ein anderes Epigramm Schiller's ins Gedächtniß rufen: das von Hans Metaphysicus. Hat der doch von all seinem Klettern nur den Genuß auf das feste Land herabsehen zu können, das ihn trägt! Am klarsten hat Fr. v. Sallet in seinem berühmten „Laienevangelium“ (1842) diesen Gedanken formulirt, daß der Fürst nur durch die Unterthanen eine große Zahl sei.

> Nicht mehr seid ihr die Eins mit Nullenreihen!
> Der Mensch, den Christus seinem Gott gesellte,
> Fühlt, selbsterkennend, sich als einen Freien
> Und fordert, daß er, was er ist, auch gelte“ (Werke S. 382).

Mit anderen Worten: der Werth eines Menschen soll fortan von seiner moralischen und geistigen Bedeutung abhängen, nicht mehr bloß von der Stellung in einer Hirarchie, die außer der Eins an der Spitze nur Nullen kennt.

Aber zu dieser Auffassung kam man merkwürdig schwer. Ein tiefer Denker, der sie vorbildet, mißglückt völlig in der Ausdrucksweise. Novalis lehrt das „große Geheimniß", das den Begriff von Fürsten einhüllt:

> Fürsten sind Nullen, sie gelten an sich nichts, aber mit Zahlen,
> Die sie beliebig erhöhen, neben sich, gelten sie viel. (Ausg. 1837; II 216.)

Hier schwebt der Gedanke von: „auch der Fürst ist an sich nichts." Aber die Null wird erhöht nur durch Zahlen, die vor sie treten; deshalb ist das Bild schief, da ja die Ziffer des Fürsten immer die erste bleibt. Die fürstliche Null kann wohl andere Zahlen erhöhen, aber deshalb würde sie niemals mehr gelten können. Hier muß eben für Novalis' Null — Sallet's Eins eingesetzt werden.

Aber auch nach Sallet richtet das Gleichniß Verwirrung an. Mirza Schaffy spricht zu dem Großvezier (77. Aufl. S. 163):

> Du rühmst dich deines stolzen Scheins,
> Gehst hinterm Sultan ein und aus —
> Die Nullen, folgen sie der Eins,
> Wird eine große Zahl daraus!

Auch hier schwebt Sallet's Gedanke vor; aber auch hier ist er gänzlich unklar ausgedrückt. Wenn der Eins Nullen folgen, entsteht freilich eine große Zahl — aber die einzelne Null an sich, das einzelne Glied des Gefolges, bleibt Null, ohne eigene Bedeutung und Existenz.

Richtig verwendet dagegen Herwegh die Idee von der hebenden Bedeutsamkeit des Nullengefolges, wenn er über Arnim's Novellen urtheilt: „Sämmtliche Novellen, die Arnim, außer „Isabella von Egypten" geschrieben, sind, im Vergleich mit dieser, Nullen, allerdings Nullen, welche hinter eine tüchtige 1 zu stehen kommen und den Ruhm und Werth des Dichters nur vergrößern." (Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1838—1840 S. 158.) Hierbei ist nun aber etwas Anderes zu beachten.

Leibniz, Goethe, Lichtenberg gebrauchten das Gleichniß ganz allgemein, metaphysisch-mathematisch. Schiller, Eichendorff, W. Müller, Adolf Pichler wenden es auf die geistige oder soziale Geltung des einzelnen Menschen an. Novalis, Sallet, Bodenstedt übertragen

es ganz speziell auf den Boden der politischen Macht und Rangverhältnisse. Und Herwegh, die spätere „eiserne Lerche" der Revolution, geht wieder zu der abstrakten Bedeutung zurück! Natürlich sind auch nach ihm noch die älteren Deutungen erneuert worden; im Sinne Schiller's sagt z. B. Hans von Kahlenberg — eine Schriftstellerin, die sonst eben nicht gerade „im Sinn Schiller's" schreibt! — „Menschen sind da, um Begriffe zu füttern, Nullen zur zählenden Einheit des Individuums, das den Fortschritt verkörpert" („Ein Narr" 2. Ausg. S. 165). Aber das ist weniger auffallend, als daß gerade der Revolutionsdichter das vielbeliebte Gleichniß aus der politischen Sphäre in die ästhetische und aus der menschlichen in die sachliche zurückschiebt.

Uebrigens ist Herwegh's Ausspruch, obschon im Gleichniß richtig, in der eigentlichen Meinung nicht einwandsfrei. Unbedeutende Diener erhöhen doch immer durch ihr bloßes Vorhandensein das Ansehen des Herrn; aber steigern wirklich werthlose Novellen den Ruhm des Hauptwerks? Wir fühlen uns hier an einen Ausspruch des Mannes gemahnt, der das Gleichniß von Eins und Null sowie verwandte Metaphern am meisten liebte: Hebbels. Er sagt in Prosa: „Bei Gervinus in seiner Literaturgeschichte ist im Grunde jeder unserer Dichter eine Null, aber wenn er alle diese Nullen zusammenrechnet, bringt er doch eine Million heraus" (Auswahl aus den Tagebüchern Hendel'sche Ausg. S. 244). Und dies innerlich und äußerlich schiefe Bild hat er noch in schlechte Verse gebracht:

Literatur.

Alle Dichter sind Nullen, die Ersten so gut, wie die Letzten,
Doch aus den Nullen erwächst eine unendliche Zahl.
„Eine unendliche Zahl? so sprach ich, die Jünger zu schrecken,
Hält er den Korb für gefüllt, bringt nur ein Narr mir noch Geld" (W. 7, 244).

Hebbel ist unerschöpflich in solchen Zifferspielen. „Mein Wille ist die Eins und Euer Thun die Zwei, nicht umgekehrt!" ruft Holofernes. Nebucad Nezar ist leider nichts als eine hochmüthige Zahl, die sich dadurch die Zeit vertreibt, daß sie sich ewig mit sich selbst multiplizirt (ebd. 1, 8) — wobei ich mir nichts denken kann. „Die Dichtung kann nicht eine beiläufige Eigenschaft des Nichts sein, der Zähler einer Null, das Fleisch einer Luftblase" („Ueber den Styl des Dramas" Werke 10, 101) — was auch nicht klar gedacht ist. (Eine andere Anwendung siehe in den Tagebüchern 2, 346).

Aber auch dies Gleichniß hatte eben nur beschränkte Lebenskraft: das sinnlich erschaute Bild wird zuletzt zur unausdenkbaren Phrase. Und so treffen wir es schließlich als blasse Metapher bei unserm sonst so konkret zugreifenden Th. Fontane, wenn er von dem Assessor Null erzählt:

Ein Titel schreitet jetzt vor ihm her,
Null ist schon lange Null nicht mehr. (Ged. S. 43.)

Die Eins, die aus der Null ein lebensfähiges Ding macht, ist zu einem abstrakten „Titel" geworden, der statt ihrer vor der Null „herschreitet".

So sehen wir auch hier das Schicksal beliebter Gleichnisse und literarischer Spielereien. Frisch und stark treten sie auf, gehen von Hand zu Hand, und dienen den verschiedensten Zwecken, bis sie zuletzt ausgesogen, verbraucht, fadenscheinig in die Rumpelkammer wandern. „Vom Staube kommst, und zum Staube gehst du." Die schlanke Eins fällt ab und die runde bewegliche Null versinkt wieder in daß große Nichts, das sie so schön verbildlicht!

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Weise (Prof. Dr. Oskar), Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständniß und Gebrauch unserer Muttersprache. 1901. Leipzig und Berlin, Teubner. XIV, 192. 8⁰.

„Keine Sprache ist unveränderlich. Selbst wenn sie künstlich eingedämmt, d. h. grammatisch geregelt worden ist, wie die neuhochdeutsche Schriftsprache, erstarrt sie nicht völlig, sondern hat noch eine gewisse Lebenskraft." Bedeutender verändere sich, meint der Verfasser, die durch keinerlei „Schriftthum" beeinflußte Mundart — was ein sehr verbreiteter Irrthum ist. Der Bauer ist konservativ; Stadtluft und Zivilisation und Papier und die Todten reiten schnell. „Wenn die Literatur darniederliegt", sagt unser Autor weiter, „dringen mundartliche Erscheinungen leichter in die Schriftsprache ein; wenn sie sich aber mächtig aufschwingt, werden diese stark zurückgedrängt oder fast ganz gemieden." Auf der nächsten Seite, wo unter dem Titel „Ursachen des Sprachlebens" als „äußere Einflüsse" die Einwirkungen der lateinischen und französischen Literatur erwähnt werden, heißt es freilich: „was will das Alles besagen gegenüber der Fülle neuen Lebens, das der Schriftsprache beständig aus den Mundarten zufließt!"

Besser als man nach dieser Einleitung erwarten sollte, ist die nun folgende Grammatik ausgefallen; man spürt die Hand eines leidlich vorbereiteten und geschickten Lehrers. Das Plural-s in den Tellheims, den Arnims sollte ein Mann, der über „Werden und Wesen der deutschen Sprache" nachgedacht hat, nicht mehr aus dem Französischen herleiten: warum nicht auch die Kerls, die Jungens? Doch im Ganzen ist diese Grammatik wegen ihrer Knappheit und wegen der passend eingestreuten sprachgeschichtlichen Hinweise zu loben. Dasselbe läßt sich von der kleinen Stilistik (132—158), denen etwa in gleichem Umfange Stilproben beigegeben sind, nicht sagen: es ist ein dürftiger Antibarbarus, nach bekannten Mustern, verbunden mit allgemeinen Erörterungen nach Art der Einleitung oder noch tiefer stehend.

Und dies Buch unternimmt es, eine neue Terminologie einzuführen: unter dem Zeichen des reinen Deutsch, wie es der Allgemeine Deutsche Sprachverein Riegelschen Angedenkens verstand, möcht es ein Deutsch einschwärzen, das großentheils kein Deutscher versteht, am wenigstens ein deutscher Grammatiker. Für Leute, die niemals etwas von französischer oder lateinischer Grammatik hören, ist das Buch doch wohl nicht bestimmt; glaubt denn nun der Verfasser, daß er mit seinen Biegungen und Fügungen (das ließe sich noch hören, wenn nur die Ausdrücke für grammatische Termini nicht zu allgemein wären), aber glaubt er denn, daß er mit seinen grauenhaften Geschlechts- und Verhältnißwörtern jemals allgemein durchdringen werde? Einstweilen ist er so liebenswürdig, S. XIV, seine „neuzeitlichen" Ausdrücke durch die eingebürgerten zu erklären, was ich sehr schön finde; aber nicht schön ist es, daß er sich die Bereicherung der deutschen Sprache und zusammenhängende Erörterungen über Sprach- und Stilgeschichte so leicht vorstellt, als die Abfassung eines grammatischen Auszuges. D. S.

Schlesiens volksthümliche Ueberlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Herausgegeben von **Friedrich Vogt**. Band I: Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Von **Friedrich Vogt**. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus, sowie 4 Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtsspiele. Leipzig, B. G. Teubner. 1901. XVI u. 500 S. 8°.

„Längst hat man es gelernt, sagt der Verfasser des vorliegenden Buches (S. IX), aus der Beobachtung dieser Erscheinungen in den lebenden Mundarten Aufschlüsse über weit zurückliegende sprachliche Entwickelungsprozesse zu gewinnen, für deren Erklärung die schriftlichen Denkmäler versagen. Die gleiche Methode muß auch für die Literatur- und Kulturforschung nutzbar gemacht werden."

Das neu erwachte Streben der Völker alter Kultur, sich die eigentlichen Wurzeln ihres geistig-sittlichen Wesens in der gleichsam wild wachsenden Flora der Volksüberlieferung aller Arten aufzugraben, hat sich besonders in Deutschland in der erfreulichsten Weise kund gethan. Es war auch freilich nach der langen Gleichgiltigkeit und den hochmüthigruchlosen Verwüstungen der „Aufklärung" und „Bildung" die höchste Zeit zu solcher Einkehr bei uns selber.

Und bei jedem neuen Entdeckungszuge wächst unser Staunen vor dem Reichthum, der uns ungekannt und ungebraucht verdarb. Nicht um eine Mode handelt sich's dabei, die uns wohl die Rumpelkammer nach echten antiken Möbelstücken und Stoffen durchsuchen läßt, nein, wir wissen, daß wir damit zu einer **Biologie** wie der Dichtung und Sage, so auch der

Sprache selbst vordringen. Nur der verstockte Individualismus hat zu fürchten, daß sein bischen Witz nun weniger geschätzt werde, wenn er zugeben muß, daß in der Psyche seines Volkes von jeher aller Reichthum an Geist, Gemüth, alle sittliche Tüchtigkeit und Energie, aller Glaube schon beschlossen liegt. Das oder doch so ungefähr das will das Motto des Grimmschen Wörterbuches besagen: „Im Anfang war das Wort.“

Gustav Freytags Schilderung der Adventsfeier im Thüringer Walde (in den „Brüdern vom deutschen Hause“) beruht, worauf Fr. Vogt mit Fug aufmerksam macht, auf persönlicher Erinnerung an seine schlesische Heimath. Dort auf dem Walde und im 13. Jahrhundert wäre sie denn doch ein wenig anders ausgefallen. Einen wirksameren Anstoß zum Weiterforschen auf diesem schlesischen Boden gab 1853 K. Weinhold mit seinen Weihnachtsspielen und -Liedern aus Süddeutschland und Schlesien. Der Antheil des Volkes erhält sich noch, Gott mag wissen, wie lange noch, an diesen Spielen und stärker sogar, als an den Passionsspielen, die sie freilich, wenn sie sich zur zyklischen Darstellung der gesammten christlichen Heilsgeschichte vom Falle des Teufels bis zum Heraufholen der Erzväter in den Himmelssaal auswachsen, auch enthalten, was auch in bayerisch-österreichischen Ländern nach wie vor besteht, leider zum Theil moderner Spekulation verfallend.

Ich möchte dem Leser der vortrefflichen Arbeit Vogt's rathen, um sofort eine Vorstellung von der entzückenden kindlichen Naivetät dieser Dinge zu gewinnen, zunächst S. 258 ff. „Das Spiel von Christi Geburt“ zu lesen, wie es der Verfasser auf Grund der ihm erreichbaren Texte selber für die Aufführung bearbeitet hat. Das ist auch besonders wegen der schönen alten Melodien zu empfehlen. Nun liest sich das Buch erst angenehm, man ist nicht auf Spannung gestimmt, weiß ja, daß etwas rein Schönes das Ergebniß zum Theil trümmerhafter, auch wohl entstellter und verzerrter Tradition sein wird.

Wir lernen zuerst das Schlesische Adventsspiel kennen. Es lehnt sich an das Geburtsspiel an, tritt selten für sich allein auf. Das Christkind wird immer dargestellt durch ein Mädchen oder eine junge Frau; sie trägt eine Rute mit bunten Bändern und allerlei schöne Gaben für die Kinder. Zur Pädagogik des Christkinds gehören die gewiß uralten Verse:

Die Kinder sind wie ein Zweiglein grün,
Man kann sie biegen her und hin.

Den Schlußgesang nennt der Verfasser in seiner Herzensgüte „ein Kunstprodukt“, es ist als solches und in dieser Umgebung einfach entsetzlich.

Ein sehr verstümmeltes Spiel aus Agnetendorf, zu dem der Läufer oder das Kehrweibel den Prolog zu machen hat, läßt das Christkind, den Engel, Petrus und den Knecht Ruprecht auftreten. Die Namensform Duprich oder Sankt Dupperich verräth die österreichische Herkunft. Wo, wie hierbei im Erzgebirge, der Alexandriner erscheint, ist es allemal das

Eindringen des Schulpedanten, der Bildung, die wie der Borkenkrebs an solchen Stämmen nagt.

Ethnographisch und geschichtlich bedeutsam ist die auch aus der Betrachtung solcher Volkstraditionen erweisliche Thatsache, daß alle Sudetenländer, einschließlich also Böhmens, des österreichischen Schlesiens, Mährens, ja des Gebietes bis nach Ofen hin, eine sprachliche Einheit bilden. Ganz ausgestorben ist diese volksthümliche Kunst in Schlesien in den großen Städten zwar noch nicht, aber Polizei und Geistlichkeit wüsten auch hier, wie überall, sie wissen nicht, was sie thun. Was die protestantische Orthodoxie — aber unser Luther ist wahrhaftig unschuldig daran — noch übrig ließ, das verwüstete der öde Rationalismus des Zeitalters der Aufklärung vollends, aus dem uns erst wieder Herder herausgeholfen hat. Dazwischen liegt der Alexandriner und die — wesentlich schlesische — schulgelehrte Opitzerei.

Als wahre Paradigmen bieten der Zittauische Schulrektor Christian Weise und ein 1668 in Nürnberg erschienenes Adventspiel: „Christlicher Kinder Heilige Weihnachtsfreude" (s. S. 73 ff.) die schauderhaftesten Belege. Das einzig erfreuliche Volksthümliche in einem dieser Richtung zugehörigen Spiele ist die Einführung des hypergescheidten Fuhrmanns Hans Pfriem in eine gelehrte Schulkomödie des Grimmaer Rektors Hayneccius von 1582: „Hans Pfriem oder Meister Kecks" (s. S. 79). Nur darin irrt Vogt, daß er diese Einmischung in das Adventspiel als Ursache, nicht als Folge auf Hayneccius zurückleiten will. Das märchenhafte Motiv reicht in der That schon weit in das 16. Jahrhundert zurück, und sicherlich hätte es ein protestantisch-orthodoxer Schulmann nimmer gewagt, solche lustige Schwänke in das Himmelreich zuzulassen, wenn es nicht längst Luther selber gethan hätte.*)

Die Nikolausspiele sind vielleicht noch älter als das 15. Jahrhundert. Es haftet ihnen ein geistig-schulmäßiger Charakter an. Nikolaus ist ja der Kinderbischof, den die Kinder sich sogar selber erwählen. Daher hieß das nun den Predigern ein „papistischer Unfug". Die Rupperte, als Teufel waren besonders anstößig.**) Wie all diese Dinge mit uralten

*) Und zwar in der zweiten seiner vier „Predigten über Tod, Auferstehung und letztes Gericht" von 1544, 1545. Luther kannte also höchst wahrscheinlich schon ein volksmäßiges Paradiesspiel dieser Art und durfte es bei seinen Zuhörern als bekannt voraussetzen. Das Märchen bei Grimm Nr. 178 (III, 249) geht auf des Magisters Andreas Poach, Pfarrherrn zu Erfurt, 1598 herausgegebenen Text jener Predigten, vielmehr seine Vorrede dazu zurück, glaube ich. Vgl. Heinsius „Teut", 4. Theil, 216 (1823).

*) Man sehe z. B. des Papisten Oldecop Hildesheimische Chronik mit ihren vielfachen Klagen über das „Schodüweln" oder Verscheuchen des Teufels durch tollen Faschingslärm, Anlehnung an die altheidnischen Weihnachtsumzüge. Da diese in den Dezember fallen, so dürfen wir wohl die Erklärung des Ausdrucks „zempern gehn" oder „zempern" für eine damit verbundene Bettelei aus einem angeblichen Poltergeist Zemper auf sich beruhen lassen, wenn auch eine Autorität wie Schmeller dafür in Anspruch genommen ist.

heidnischen Festbräuchen zusammenhängen, mit der milden, leuchtenden Göttin Berchta, die in Norddeutschland die Holdige, Hulda oder Frau Holle ist — auch Luther kennt die „Frau Hulda mit der Potznasen", wie er die Vernunft schimpft — ist von Vogt kenntnißreich aufgewiesen. Plausibel ist auch, daß in der Holle nur die mythische Führerin des wilden (oder Muthes-) Heeres, nicht dieses selber zu sehen sei. Zu dem (S. 104) rätselhaften Worte „Die Hahnjörs", denn so glaubte es 1721 ein eifernder Ditmarscher Pastor gehört zu haben, bemerke ich, daß es nichts anderes sein kann, als die Epiphaniers, d. i. das Gefolge der nun zur Unholdin degradirten Göttin, deren altchristlicher Taufname Epiphania sich ja in Italien auch als Spektakelhexe Befana erhalten hat. Also das Christkindel und die Engel sind lediglich an die Stelle der weißen Frau, der gnädigen Göttin und ihrer schicksalspinnenden Begleitung getreten. Das schlesische Volk kennt sie noch als die „Spinnahoole", und daher auch der goldene Himmelswagen, der dem gabenspendenden Christkind die schönen Sächelchen bringen muß.*) „Es sind", sagt Vogt daher mit Recht (S. 121), „nach alledem sehr mannigfaltige Quellen, aus denen die Weihnachtsumzüge und das Spiel von des Christkindes Einkehr schließlich geflossen sind. Noch heute sehen wir in unseren Adventspielen Ueberlieferungen christlichen und heidnischen Ursprunges neben einander, aber beide haben sich friedlich zum anmuthigen dramatischen Märchen vereint, das der Schimmer christlichen Weihnachtsglanzes verklärt." —

Das folgende (3.) Kapitel behandelt das Spiel von Christi Geburt (und den heiligen drei Königen). Hier ist es im Ganzen altchristliche und kirchliche Tradition, die ins Volksthümliche übertragen ward. Aus der Kirche stammt die Krippe, wie das Grab zu Ostern. Drei Stufen lassen sich geschichtlich aufzeigen: 1. die rein liturgische, deren Schauplatz die Kirche blieb, 2. die Spiele der Vaganten, die den Saal brauchen, 3. die volksthümlichen Spiele des 14. und 15. Jahrhunderts, die auf den Markt dringen.

Die komische Rolle des Josef ist ohne Zweifel alt. Die Veranlassung dazu oder die Entschuldigung der scheinbaren Verspottung einer heiligen Person kann dabei doch dogmatische Tendenz gewesen sein. Seht, wollte man sagen, der gebrechliche Alte, dessen Knochen zu steif geworden zum Kindlewiegen, kann doch nicht wohl der rechte Vater des Gotteskindleins sein. Natürlich war es auch, daß die kirchliche Weihnachtslyrik mit in diese Spiele eindrang. Das Lied „O Freda über Freda" auf einem fliegenden Blatte von 1573 ist der älteste datirte Druck im Dialekt. Mit Sicherheit ist Einfluß, ja völlige Abhängigkeit der schlesischen Texte von der kärnthisch-

*) Die Deutung des Namens Ruprecht als „der rauhe Bercht" kann höchstens als volksetymologisch gelten, denn es ist der Ruhmesstrahlende. Ebensowenig hat der Rühpelz mit rauh zu thun, es ist vielmehr der Rüpel, der italienische ribaldo, den sich Luther zum Raubebald eingedeutscht hatte, wir zum Raufbold.

steirisch-oberbayerischen Version des Geburtsspieles dargelegt. Eine Gruppe lehnt sich an oberbayerisch-österreichisch-ungarische Stücke. Das ist an sich begreiflich und natürlich, wiewohl es methodisch falsch wäre, für jedes einzelne Stück einen genauen Stammbaum zu suchen, da es sich um leicht versprengbare Einzelglieder handelt.

So ergiebt sich das noch heute aufgeführte Batzdorfer Spiel als eine Form des Glatzer Christspiels. (Batzdorf ist ein böhmisch-deutsches Weberdorf hart an der preußischen Grenze.)

Interessant, weil schon an die tragische Poesie reichend, sind die Herodesdramen und das freilich einfachere Sternsingerspiel (4. Kapitel, S. 384 ff.). Ist doch der Bethlehemitische Kindermord noch als bluttriefende Oper beliebt gewesen. An das Erlauer Spiel reiht sich das alte Freisinger im 15. Jahrhundert, weiter literarische von Hans Sachs und Chnustinus Lasius 1549, Wolfgang Hermann 1557, Bened. Edelpöckh 1568, ein Erfurter 1593.

In Schlesien hält nur der Breslauer Herodes noch die traditionelle Ausgangsszene, die Himmelserscheinung fest. Auch die Verspottung der Juden, der Schriftgelehrten, die Herodes befragt (sie mauscheln), ist natürlich alte Tradition, so auch die stehenden Figuren des Boten, des Sykophanta, Fuchsschwänzer, Harlekin. Der Text des Breslauer Herodes hat besonderes literarisches Interesse durch die Flitter des Komödiantenthums zum Aufputz des naiven Volksstücks. Nach Vogt ist der Herodes gegenwärtig im Heuscheuer Gebiet zu Hause. Aus der Grafschaft (Glatz) kennt er drei Fassungen: 1. die von Reinerzkron, 2. die stark verstümmelte von Wünschelburg, 3. die Braunauer, die vollständigste Gestalt beider Texte. Die Spieler, der Josef, Maria, Herodes kennen kein geschriebenes oder gedrucktes Wort, aber sie sprechen es genau wie ihr Vater und Großvater in ihrer heiligen Einfalt. Das ist das richtige Element religiöser Tradition, wie denn das Wort war, ehe denn die Schrift ward.*)

Solche Dinge sind ja wohl nicht vorhanden für unsere neurationalistische Theologie, in unseren Gesangbüchern darf kein „Eia poppeia“ mehr stehen. Und doch käme viel mehr darauf an, ins Volk zu gehen, um von ihm zu lernen, als es mit Bildung zu füttern und ihm das letzte Bißchen Poesie aus dem Gottesdienste herauszuklügeln. Das wissen wir wohl, mit absichtsvoller, aber unehrlicher kirchlicher Reaktion wäre das Uebel nur ärger zu machen, aber daß unser Volksgewissen, der deutsch-evangelische Sinn,

*) Im Reinerzbrouner Herodes V. 91 scheint „da Knota“ der Tod selber zu sein, der Knochenmann. Was ist aber S. 399 Ziprizion? („Sallsesion, Ziprizion, Sallsesion“ singen alle drei Hirten. Nun, ich denke, da Sallsesion sich als Hymnenanfang ergab, nämlich Salve Sion, so könnte es das griechische Hypso-Sion sein. „Sei gegrüßt, Du Hohenzion!“ Ich erwähne das früher begegnende Wiegenlied des Christkindes „O hei ei poppei“, das längst als griechisches Wiegenlied erkannt ist: εὗδε μοῦ παῖ. — S. 431 ist kenke dialektische Gleichung für könnte.

wie unsere Geschichte ihn ausprägte, erwachen werde, das ist unsere Hoffnung, unser Trost in all der Trostlosigkeit unserer Zeit.

Auch die von Vogt versuchte Herstellung eines Herodestextes für die Breslauer Aufführungen ist sehr diskret gemacht. Vogt ist eben zu sehr gewissenhafter Gelehrter, fast möchte man wünschen, daß einmal wieder ein wirklicher Dichter sich an derartige Stoffe wagte, wäre es auch nur, um die verlogene, süßlich alberne Manier moderner Weihnachts-Märchenspiele zu verdrängen.

Weimar, Mitte April 1901.

Franz Sandvoß.
(Xanthippus.)

Björnstjerne Björnson: Paul Lange und Tora Parsberg. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann. — Laboremus. Beide im Verlag von Albert Langen, München.

Beide Dramen sind in Hinsicht auf ihre Idee und auf das in ihnen behandelte Thema von Werth und Bedeutung. Aber die Behandlung und Durchführung ist ohne Konsequenz und verschwommen bis zur Unklarheit fast.

In Paul Lange und Tora Parsberg steckt viel zu viel Sentimentalität und ethische Kultur. Es fehlen Schärfe, Wucht und wahre Größe. Es ist — oder soll sein — die Trägödie des Politikers, der mit dem rein Menschlichen in Konflikt gerathen ist. Vielleicht aber soll es auch die Tragödie des Menschen sein, der in der Politik zu Grunde geht. Paul Lange ist eine durch und durch zweideutige, unklare und verschwommene Figur. Er ist norwegischer Staatsminister und hat eben sein Abschiedsgesuch dem Könige unterbreitet, ganz freiwillig. Die politische Situation — so weit sie sich erkennen läßt — scheint mir so zu liegen: Lange ist Mitglied eines demokratischen Ministeriums. Dessen Präsident hat — im Besitze der Macht — wie das so zu geschehen pflegt, Konzessionen nach „oben" hin gemacht und beharrt nicht ganz prinzipiell bei der Durchführung demokratischer Grundsätze. Deshalb beschließt Paul Lange, auszuscheiden, sowohl um seinen Standpunkt zu wahren, als auch um sich für die Zukunft aufzusparen. Scheidet er aus, so dürfte damit das ganze Ministerium stürzen. Deshalb bemüht man sich seitens der Regierung, ihn zu veranlassen, in einer bestimmten Parlamentssitzung zu Gunsten des Ministeriums zu sprechen. Thut er das, der persönlich an diesem Ministerium nicht mehr interessirt ist, so müssen seine Ausführungen natürlich dem Ministerpräsidenten eine ungeheure moralische Stärkung geben. Auf der andern Seite bemühen sich wiederum seine radikalen und prinzipienfesten Freunde, ihn von der Rede zu Gunsten des Präsidenten abzuhalten. Er giebt in der That auch ein diesbezügliches Versprechen

seinem Freunde Arne Kraft. Aber schließlich hält er dieses Versprechen nicht, sondern spricht in der entscheidenden Kammersitzung zu Gunsten des Ministerpräsidenten. Und das kommt so: Paul Lange liebt Tora Parsberg. Die ist eine alleinstehende, unermeßlich reiche Dame, etwa Mitte der Dreißiger, mit den vollkommensten Gaben des Herzens und Geistes ausgestattet. In ihren Salons versammeln sich die politischen und intellektuellen Größen des Landes und legen ihr ehrerbietigste Zuneigung und hingebendste Bewunderung demuthvoll zu Füßen. Paul Lange hat das hohe Glück, Tora Parsbergs Liebe zu gewinnen. Tora nun veranlaßt Lange, doch zu Gunsten des Ministerpräsidenten einzutreten. Es leitet sie dabei ein durchaus vornehmes und edles Motiv. „Ich bin nicht für öffentliche Abstrafungen. Ich glaube nicht, daß man etwas dabei gewinnt", erklärt sie. Es ist übrigens nicht ganz richtig, daß Tora ihren Geliebten „veranlaßt". Er selber nämlich ist auch garnicht für solche „öffentlichen Abstrafungen", wenn er seiner innersten und persönlichsten Natur folgen wollte. Er möchte den „alten Mann" viel lieber vertheidigen, dem er „den Abendfrieden gönnte". Die Konzessionen des Ministerpräsidenten sind außerdem auch garnicht Verrath an der Sache. Die unentwegte Prinzipienreiterei der Radikalen ist schließlich doch etwas so Oedes und Unfruchtbares. Dazu nun kommt noch eins: Tritt Lange für das Ministerium ein, so ist ihm der Londoner Gesandtschaftsposten in Aussicht gestellt. Daß Lange diesen Posten erhielte, scheint Tora als das Schönste, das sie sich denken kann. „Dies große Weltzentrum! Und unser kleines Glück darin verborgen", ruft sie entzückt aus. Es muß scharf betont werden, daß Lange nicht etwa um dieses Postens willen für das Ministerium eintritt. Der ganze Charakter ist so angelegt, daß er wirklich bestimmt wird einzig und allein durch den edlen Zug seiner Natur, der ihn lieber zum Vertheidiger, als zum Ankläger macht. Der Gesandtschaftsposten ist nur eine willkommenste Zugabe und kein Faktor der Berechnung. Es „trifft sich" halt so glücklich. Als Lange die dem Ministerpräsidenten günstige Rede gehalten hat, gehen seine bisherigen Freunde natürlich aufs Schärfste gegen ihn vor. Vor vielen Jahren ist Lange einmal einer Intrigue d. h. einem politischen Schachzug des jetzigen Ministerpräsidenten zum Opfer gefallen, und damals hat er sich in Briefen abfällig über den Charakter seines Gegners geäußert. Diese Briefe werden jetzt vorgeholt und abgedruckt. Damit wird erwiesen, daß Lange jetzt seine wahre Meinung über den Ministerpräsidenten nicht gesagt hat. Es ist nur noch der Grund für solches Verfahren aufzudecken. Der ergiebt sich sehr leicht: es ist der Londoner Gesandtschaftsposten. So ist also klipp und klar der Beweis geliefert, daß Paul Lange ein gekaufter Verräther ist, vollkommen unwürdig, noch jemals eine Rolle im politischen Leben des Landes zu spielen. Das ist natürlich nur das vom bornirtesten Parteifanatismus gefällte Urtheil, das das rein menschliche und edle

Motiv in Lange's Verhalten auch nicht einmal zu ahnen vermag. Lange wäre, wenn auch schwer getroffen, bereit, an Tora's Seite das „Urtheil des Landes“ über sich ergehen zu lassen und in London seine Zeit abzuwarten. Da erhält er ein Telegramm mit der Mittheilung, daß der Londoner Posten anderweitig vergeben ist. Der König kann doch unmöglich einen vor allem Volk Entlarvten durch eine so hohe Vertrauensstellung auszeichnen. Diesen Schlag vermag Lange nicht zu verwinden. Er erschießt sich und stirbt als Märtyrer, der aus reiner und hoher Menschlichkeit der Politik zum Opfer gefallen ist. „Ach, warum muß es so sein, daß die Guten so oft Märtyrer werden? Kommen wir nie so weit, daß sie die Führer werden?“ Mit diesen Schlußworten spricht Tora Parsberg den Sinn des Ganzen aus. — Es sei zunächst rühmend hervorgehoben, daß der Charakter Lange's manche feinen und treffenden Züge enthält. Wir haben es wirklich mit einem merkwürdigen, eigenartigen „Charakter“ zu thun, dessen künstlerische Darstellung ziemlich gelungen ist. Aus unserer Erzählung des Inhalts kann das naturgemäß nicht deutlich genug hervorgehen. Wie treffend und kennzeichnend ist z. B. jener Zug, der Lange als mehrfach abgewiesenen Freier kennzeichnet. Solch ein Freier, der sich einen „Korb“ nach dem anderen holt, wirkt zumeist komisch. Bei Lange ist die Wirkung in einer schwer definierbaren Weise rührend. Weniger interessant, weil gar zu gradlinig hingezeichnet, ist Tora Parsberg. Vorzüglich gelungen sind aber die Politiker des zweiten Theils. In der Anlage des Ganzen findet sich eine Aehnlichkeit mit dem ersten Theil von „Ueber unsere Kraft“. Wir haben am Anfang und zum Schluß die lyrisch gehaltenen Szenen zwischen den hoch gestimmten, erhabenen Seelen der beiden Titelhelden. Dazwischen schiebt sich in fein ausgeführter, mit Humor und Satire gesalzener und gepfefferter Gegensätzlichkeit die Szene der Politiker, wie in dem anderen Drama die der Geistlichen. Ich bin überzeugt, daß dieser zweite Akt auch auf der Bühne bei zutreffender Darstellung eine vorzügliche Wirkung erzielen würde. Wenn so das Drama im Einzelnen manches Lob verdient, wirkt es doch als Ganzes verfehlt. Der Grundfehler steckt darin, daß Paul Lange gar kein tragischer Charakter ist, der aus innerster Nothwendigkeit, aus Schicksalsbestimmung zu Grunde gehen müßte. Paul Lange, der reine und edle Mensch, der menschliche Mensch geht an der Politik zu Grunde. Was in aller Welt aber veranlaßte den guten Paul, Politik zu treiben. Wir begreifen es garnicht, wie Lange in die Politik kommt, da er doch nicht im Mindesten ein politischer Charakter ist. Hat er sich aber in eine Sphäre begeben, in die er nicht hineingehört und hineinpaßt, so ist das eben sein Fehler, aber noch lange keine tragische Schuld. Doch ich muß mein Urtheil wohl in etwas einschränken. Wir in Deutschland begreifen es nicht, wie Lange in die Politik kommt. Aus rein norwegischen Verhältnissen heraus mag das sehr wohl begreiflich sein. In einem Kleinstaate versteht man wohl unter

Politik etwas ganz Anderes, wie in einer Weltmacht. In unserem Sinne ist die politische Fähigkeit angeboren und ein Politiker muß eine ganz bestimmte Art zu denken, zu fühlen und zu handeln haben. Politik ist eine Sache für sich, sowie moralischer oder philosophischer oder historischer Sinn auch für sich gesondert bestehen können. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Politik unmoralisch sein muß und soll. Wie werthvoll und nothwendig es ist, daß ein Politiker auch ein moralischer Mensch sei, das bleibe für sich bestehen. Nur braucht die Politik an und für sich, in ihrer Absolutheit gewissermaßen, ebensowenig an die Moral gebunden zu sein, wie die Moral etwa immer politisch zu sein hat. Ein Bösewicht kann ein politisches Genie sein. Im Sinne Björnson's dagegen verhält es sich wohl anders. Diese Politik des Kleinstaates kommt aus dem Moralisiren nicht heraus. In diesem Drama äußert Lange's radikaler und prinzipienfester Freund Arne Kraft einmal: „Die Absicht ist, die Politik hier zu Lande ehrlich zu machen. Zu einer ehrlichen Berathung braver Leute." In dieser Kirchthurmspolitik sieht man eben alles persönlich an. Daß einer zu den „braven Leuten" gehört, das ist auch in der Politik die Hauptsache. Und umgekehrt: wer als ein besonders „braver" Mann gilt, der gilt auch zur Politik berufen; der bravste Mann ist der größte Politiker. Aus seiner Bravheit hat auch Paul Lange seinen politischen Berechtigungsschein gezogen. Erklärlich wird es nun, daß die parteipolitische Bravheit und die rein menschliche Güte in Widerspruch gerathen können. Das ist der Fall im Schicksal Paul Langes. Und vom norwegischen Standpunkt aus mag dieser Fall Lange sehr wohl ein tragischer Fall zwischen Politik und Menschlichkeit sein. Wir kommen niemals darüber hinweg, daß Lange in unserem Sinne ein im höchsten Maße unpolitischer Charakter ist, der also auch der Politik und Ministerherrlichkeit hätte fern bleiben sollen. Wir vermögen nur als eine Verirrung und einen Irrthum anzusehen, was der Norweger vielleicht als ein Schicksal und ein Verhängniß werthet.

Der dem Drama „Laboremus" von der Verlagshandlung beigegebene Waschzettel enthält die Mittheilung, daß diese Dichtung „nach des Dichters eigenem Ausspruch in künstlerischer Hinsicht sein feinstes und tiefstes Werk ist." Der Ausspruch beweist nur, daß ein Dichter kein Kritiker zu sein braucht. Ich halte das Werk im großen Ganzen für gänzlich verfehlt, für verfehlt sowohl in der Behandlung des an sich bedeutungsvollen Themas, wie in der Gestaltung der Charaktere. — Das ist der Lauf der Geschehnisse in diesem Drama: Die Frau des unermeßlich reichen Herrn Wisby ist todtkrank. Sie zu zerstreuen und aufzuheitern sucht man eine hervorragende Klavierspielerin. Man findet eine solche in Lydia, die nicht nur eine berühmte Virtuosin, sondern auch eine hervorragend schöne und bestrickende junge Dame ist. Es ist das aber auch außerdem noch eine sehr seltsame Dame. Sie spielt nämlich mit dämonischer Kunst Frau Wisby zu Tode und sich selber dem alternden Herrn Wisby ins

Herz hinein. Eine Zeit lang darauf, nachdem Frau Wisby gestorben ist, nimmt Fräulein Lydia ihren Platz ein. Wir haben hier also — äußerlich betrachtet — genau den Fall der Ibsenschen Rebekka West wiederholt. Herr Wisby, der nichts Böses ahnt, ist zunächst sehr glücklich mit seiner jungen Frau. Das Glück dauert nicht lange und erhält den letzten Stoß durch einen merkwürdigen Doktor Kann, der das Vergehen Lydia's enthüllt. Lydia hat auch sonst schon mit anderen Männern ein unheimliches Spiel getrieben und ist geneigt, weiter zu spielen. Sie macht sich an einen jungen Komponisten Langfred heran. Die Musik wird die Brücke der Liebe. Aber es thut sich eine Kluft zwischen den Liebenden auf. Auch Langfred wird über Lydia's Vergehen aufgeklärt und nun entspinnt sich ein Kampf zwischen „Liebe und Moral". Lydia verkörpert die Elementarkraft der Liebe. Sie begehrt im wilden Taumel betäubende Lust. Es ist zugleich ein Kampf zwischen heidnischem und christlichem Empfinden, zwischen einem Dasein der Lust jenseits von Gut und Böse und einer moralischen Weltordnung. Symbolisirt bezw. exemplifizirt wird das an einer Oper „Undine", mit der sich Langfred trägt. Um die Auffassung der Undine streiten nun die Klaviervirtuosin und der Komponist. Schließlich unterliegt Lydia. „Jetzt wirst Du arbeiten können", sagt Dr. Kann, Langfreds Pflegevater, zum Schluß. Damit ist der Sinn des Ganzen bezeichnet. Arbeit nämlich soll als das Heilmittel der dämonischen Liebe gepriesen werden. Arbeit wird uns vom Weibe erlösen. Darum: „Laboremus!" „Ich habe in meinem Leben nicht gearbeitet. Das giebt ungesunde Instinkte", erklärt auch der alte und reiche Herr Wisby. Und Langfred thut einmal den Ausspruch: „Gesunde Menschen wählen Arbeit und Frau aus demselben Instinkt heraus". Das Problem des Dramas also ist: Wie verhalten sich, vom Standpunkt des Mannes, Liebe und Arbeit zu einander. Die Ehe ist eine soziale Erscheinung, die nicht auf der Liebe als alleiniger Grundlage emporwachsen kann. Dieser Konflikt zwischen Liebe und Arbeit ist zweifellos ein tief einschneidender und hoch bedeutsamer im Dasein vieler und gerade der bedeutendsten Männer. Es ist ein wahrhaft tragischer, im Diesseits und in der Praxis kaum gänzlich lösbarer Konflikt. Schade nur ist es, daß dieser Konflikt in Björnson's Drama im Grunde garnicht steckt, sondern ihm nur auf der Oberfläche, im Titel und in ein paar vereinzelten Bemerkungen willkürlich aufgestempelt ist. Viel eher könnte das Werk etwa „Undine" heißen, statt „Laboremus". Befremden muß auch die formale Behandlung des Stoffs. Sie ist in Ibsen's Manier gemeint, aber vollkommen mißlungen. Die Personen sind ganz mystisch und symbolisch gehalten. Nun hat Ibsen aber die bewundernswerthe und geheimnißvolle Fähigkeit, auch seinen mystischen, „unmöglichen" Gestalten stärkste Eindrucksfähigkeit zu verleihen. In diesem Björnson'schen Werk aber verschwimmt Alles. Björnson's beste Eigenschaft, wodurch er für unseren deutschen modernen Dramenstil

geradezu vorbildlich wirken könnte, ist ein stilvoller Realismus, d. h. ein Realismus, der den der Wirklichkeit entnommenen Verhältnissen und Personen stärkere Farben zu geben und kraftvollere Linien zu verleihen vermag, ohne der inneren Natur der Dinge Gewalt anzuthun. Man denke an „Ueber unsere Kraft“. Aber auch „Paul Lange und Tora Parsberg“ ist so gehalten. Vollkommen verlassen hat den Dichter seine Fähigkeit in dem Werk, das er, wie schon erwähnt ist, in künstlerischer Hinsicht für sein feinstes und tiefstes ansieht, — mit Unrecht leider.

Max Lorenz.

Die Könige. Dramatisches Gedicht in vier Akten von Korfiz Holm. Verlag von Albert Langen, München 1901.

Die in schönen, wohlklingenden Versen geschriebene Dichtung ist eine dramatisirte Romanze. Ich habe früher bereits wiederholt der Ansicht Ausdruck gegeben, daß das lyrische Element ein viel wichtigerer Bestandtheil des Dramas ist, als man gemeinhin annimmt. Ein dramatisches Genre, das also romanzen- oder noch besser balladenartigen Charakter trüge, wäre garnicht von übler Wirkung. Die Grundbedingung für eine solche Dichtung — wie überhaupt für jedes Drama — wäre vollkommenste und geschlossenste Einheit der Stimmung, innerste und innigste Konzentration. Darin versieht es leider das Werk von Korfiz Holm. Man ist zum Schluß unbefriedigt. Man weiß nicht, was aus dem Ganzen so recht zu machen sei. Abgesehen davon, daß das Ganze nicht an besonderer Kraft der Stimmung oder an bemerkenswerthem, gedanklichem Tiefsinn Ueberfluß hat, ist besonders die Gestalt des königlichen Sängers zwiespältig, und darum verfehlt. Er steht eigentlich im Mittelpunkt des Ganzen, er sollte am meisten interessiren, sein Schicksal sollte am tiefsten ergreifen. Er wirkt aber nur wenig, weil er inkonsequent ist und unklar und verschwommen bleibt. Um seines Enkelkindes willen entschließt er sich schließlich, die Herrschaft wieder zu übernehmen und in die Welt zurückzukehren. Das hätte er doch aber auch schon um seines Sohnes willen thun können. Der in dieser Gestalt verkörperte Konflikt zwischen Philosoph und König, Weltweisheit und Weltmacht ist auch lange nicht eindringlich und packend genug zum Ausdruck gebracht. Eine Kleinigkeit, die die Dichtung an sich nicht berührt, muß noch gerügt werden. Korfiz Holm setzt dem Ganzen als Motto drei Zitate vor, aus Goethe's „Iphigenie“, aus Homer's „Ilias“ und aus Shakespere's „Hamlet.“ Die Zitate stehen in keinem Zusammenhang untereinander. Keines derselben aber hat auch einen deutlich sichtbaren, innigeren Zusammenhang mit der Dichtung. Was sollen dann diese drei Zitate? Will der Dichter uns nur seine drei Lieblingswahlsprüche bekannt geben? Das ist doch wirklich zwecklose und nichtige Spielerei.

Drücken diese Zitate seine Weltanschauung und Lebensstimmung aus, so wäre es eben seine dichterische Aufgabe gewesen, uns diese Anschauung und Stimmung durch sein Werk zu übermitteln, was ihm nicht gelungen ist.

Max Lorenz.

Die Medaille. Komödie in einem Akt von Ludwig Thoma. Verlag von Albert Langen, München 1901.

Ludwig Thoma ist der Peter Schlemihl des Simplicissimus. Wie man zu der Tendenz dieser Schlemihl'schen Satiren auch stehen mag — ich selber mißbillige diese Tendenz meistentheils — dieser Thoma hat Kraft, Geist, Witz, Schärfe und die künstlerische Fähigkeit, seinem Geist und Witz in entsprechender Form treffendsten Ausdruck zu geben. Er ist zur Zeit unser bester politischer Satiriker. Scharfe Beobachtung, Humor und Satire und packende, konzentrirte Darstellungskunst sind auch einer Anzahl kleiner Geschichten nachzurühmen, die unlängst — ebenfalls bei Albert Langen — unter dem Titel „Assessor Karlchen" erschienen sind. In seiner Komödie „Die Medaille" verleugnet der Autor seine guten Eigenschaften nicht. Es handelt sich um den psychologischen und gesellschaftlichen — also um den sozialpsychologischen Gegensatz zwischen einem streberhaften bayerischen Bezirksamtmann und urwüchsigen bayerischen Bauern. Besonders in der Darstellung dieser zeigt sich Thoma als eindringender Beobachter menschlicher Eigenheiten. Es würde vielleicht garnicht unlohnend sein, wenn irgend ein Theaterdirektor sich dieses Einakters annehmen wollte.

Max Lorenz.

Spartanerjünglinge. Eine Kadettengeschichte in Briefen. Von Paul von Szczepanski. Leipzig, Georg Wigand.

Diese Briefe offenbaren eine ergreifende Kindertragödie. Es ist zu beklagen — wenn auch zu erklären — daß die literarischen Erzeugnisse unserer Tage meistens von destruktivem Geiste beseelt sind, und daß wir so gut wie gar keine Autoren haben, denen die Beiworte „konservativ" oder „preußisch" als schmückende vorgesetzt werden könnten. Ich trete damit natürlich nicht im mindesten für eine konservative Tendenzkunst ein. Aber man wird doch zugestehen müssen, daß konservativer Geist im besten Sinne und Preußenthum alter und ehrwürdiger Art sehr wohl künstlerisches Empfinden anregen könnten und außerdem doch noch immer Faktoren, sogar noch Ausschlag gebende Faktoren unseres öffentlichen und nationalen Lebens sind. In Paul von Szczepanski's „Spartanerjünglingen" nun ist preußisches Empfinden zu künstlerischer Darstellung gelangt. Mit Kraft und Kunst ist hier ein kleines Werk geschaffen, das eines großen Erfolges würdig ist.

Max Lorenz.

Jacob Schläpfle und andere Geschichten. Von Emanuel von Bodman. Verlag von Albert Langen, München 1901.

Die Geschichten gehören in dasselbe Genre wie Thoma's „Assessor Karlchen". Aber Bodman besitzt doch nicht die natürliche Kraft und treffende Schärfe. Er konstruirt und künstelt viel mehr. Er erfindet witzige und komische Situationen ziemlich unmöglicher Art, während Thoma die Komik in der Natur bezugsweise in den menschlichen Verhältnissen findet. Am lustigsten, aber auch Bodman's Schwäche am meisten bezeichnend, ist „Der neue Mensch". Der Barbier einer kleinen Stadt hat Nietzsche gelesen und stellt sich nun die Aufgabe, indirekt wenigstens zur Züchtung des „Uebermenschen" beizutragen. Nietzsche in der Kleinstadt — in der That ein Stoff für eine Satire. Schade nur ist es, daß Bodman's Exempel doch so gut wie unmöglich ist. Max Lorenz.

Der Tod des Tizian. Ein dramatisches Fragment von Hugo von Hofmannsthal. Aufgeführt als Todtenfeier für Arnold Böcklin im Künstlerhause zu München, den 14. Februar 1901. Erschienen im Verlage der „Insel" bei Schuster & Löffler, Berlin.

Ich habe mich über Hofmannsthal und die Wiener Literatur bereits früher im Zusammenhange geäußert. Dieses Gedicht — 1892 geschrieben — ist die Gabe eines Achtzehnjährigen. Schönere Verse sind bisher in der deutschen Literatur nicht gedichtet worden. Und der Sinn des Ganzen ist von großer Feinheit und tiefer Bedeutung. Die kleine Dichtung — es sind nur zweiundzwanzig groß bedruckte Seiten — ist ein wirklich kostbarer und einzigartiger Edelstein, das merkwürdige Produkt einer seltenen Frühreife, so fertig und vollendet, daß gerade diese frühe Vollendung zu einem Mangel des Dichters umschlägt. Es scheint ausgeschlossen, daß dieser Früh- und Ueberreife für die Entwickelung unserer nationalen Literatur und unseres nationalen Geistes von Bedeutung sein kann. Er hat nur für sich und in sich etwas zu bedeuten. Die Ausstattung des Bändchens ist von einfacher und darum geschmackvollster Schönheit, die nur durch eins grob gestört wird: Die szenischen Anweisungen sind im selben Druck wie der Text gehalten, so daß das Auge jede Uebersicht verliert.

Max Lorenz.

Der Schwimmer. Die Geschichte einer Leidenschaft. Von John Henry Mackay. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1901.

In Anbetracht des Verfassers — der als philosophischer Anarchist und hingebungsvoller Schüler und Biograph Stirner's von sich reden gemacht

hat — glaubte ich im „Schwimmer“ ein symbolisches Werk zu finden. Das ist zunächst nicht der Fall. Es handelt sich wirklich um die Geschichte eines Schwimmers, eines jungen Mannes, der in den Schwimmklubs der ganzen Welt die ersten Preise gewinnt und innerhalb seiner Sportskreise hochberühmt wird. Der Roman ist zunächst von stofflichem Interesse. Wir bekommen einen Einblick in eine Welt, die den Meisten völlig verschlossen ist. Wir lernen das Leben und Treiben, Streben und Fühlen in den Schwimmklubs aufs Genaueste kennen. Man darf den „Stoff“ bei einem Roman durchaus nicht völlig gering einschätzen. Er spielt bei dem äußeren Erfolg eine große Rolle, wenn auch der spezifisch künstlerische Werth an das Stoffliche garnicht gebunden ist. Wir haben es aber in Mackay's Buch nicht nur mit einem neuen und darum interessanten Stoff zu thun, sondern auch, und in erster Linie, mit einem Kunstwerk. Mit großer psychologischer Kunst wird die Entwicklung eines Menschenschicksals aufgerollt. Das Verhältniß zwischen dem jungen Felder und dem Wasser gestaltet sich geradezu in dialektischer Form mit innerster und zwingendster Folgerichtigkeit. Das Wasser ist zunächst sein lieber Freund, sein Kamerad, dem er alles Gute und Schöne seines sonst so armen, unbeträchtlichen Lebens verdankt. Dann wird es ihm — dem zum Ruhme aufsteigenden Schwimmer — die Geliebte, der er das Glück und die Wonne seines Lebens schuldig ist; und endlich, auf der Höhe seines Ruhmes, wird diese hinreißende Geliebte, die immer aufs Neue umworben und gewonnen werden muß, um den Preis seines Daseins, der Dämon seines Lebens, dem er mit Haß und Liebe zugleich sich hingiebt, bis er doch verworfen wird und in dieser Liebe zu Grunde geht. Ich vermuthe, daß das wirkliche Liebesabenteuer, das der berühmte Schwimmer mit einer geheimnißvollen Dame aus der Halbwelt erlebt, in einer symbolischen Parallele zu dem Gesammtschicksal Felder's steht. Wenn auch dieser Roman eines Schwimmers zunächst nicht symbolisch gemeint ist, sondern in der Thatsächlichkeit seiner Vorgänge zu betrachten ist, so ist schließlich aber der Roman doch das Werk eines Dichters. Ein Dichter aber hat die Gabe und Eigenschaft, in jedem Einzelvorgang eines Alltagslebens einen allgemeinen Fall zu sehen, der die Menschheit angeht. Dem Dichter ist Alles ein Gleichniß und hinter all dem Vereinzelten steht, gefühlt und geahnt, eine allgemeine Wahrheit und ein verbindendes Gesetz. So versteht es denn auch Mackay durch den Ton, den er anschlägt und stetig durchklingen läßt, das Schwimmerschicksal des jungen Felder als einen Fall zu behandeln, der ein Exempel abgiebt für die Tragik menschlichen Strebens und menschlicher Leidenschaft überhaupt.

Max Lorenz.

Anatole France: Die rothe Lilie. — Der Gaukler unserer lieben Frau. Beide Bücher sind, in autorisirter Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow, im Verlag von Albert Langen, München, erschienen.

Es war in einer Vorstellung beim letzten Gastspiel der Yvette Guilbert. Der Zufall fügte es, daß unmittelbar hinter mir ein mir bekannter berühmter dramatischer Dichter saß. Er beklagte sich bitter über die ungeheure Geschmacklosigkeit, die darin läge, daß man erst „Berlin bei Nacht“ über sich ergehen lassen müsse, ehe man die große Pariserin genießen dürfe. Er erweiterte seine Klage zu einer Anklage über das unästhetische Deutschland überhaupt, dem er die Pariser ästhetische Kultur rühmend gegenüberstellte. Ich selber halte mich für einen großen und nicht ganz verständnißlosen Freund des Schönen. Das Schöne aber zum obersten oder auch nur vorherrschenden Prinzip des Lebens zu machen, das ginge mir doch wider den Strich. Eine ästhetische Kultur scheint mir von allen sonst möglichen Kulturen die untauglichste, schon weil sie die unfruchtbarste ist. Was heißt denn überhaupt ästhetische Kultur? Entweder heißt es: Daß die Menschen sich der Welt und ihren Vorgängen gegenüber ästhetisch, d. h. rein anschauend und wahrnehmend verhalten, daß sie den Dingen mit der Meeresstille ihres Gemüthes möglichst auf den Grund sehen, sie durchschauen, begreifen und so mit ihnen fertig werden. Eine solche ästhetische Weltanschauung kann nur das Vorrecht besonders begabter, geradezu genialer Geister sein. Sie, die die Welt in ihren einzelnen Erscheinungen in gewissem Sinne „überwunden“ haben, dürfen es sich erlauben, sich rein anschauend zu verhalten, und sie leisten dadurch als Künstler und Philosophen der Menschheit größte Dienste. Aber um Gotteswillen dürfen nicht alle Individuen solche ästhetischen Genies sein, das wäre der Welt Ende. Wir Menschen sind in die Welt gesetzt, um mit dieser Welt den Entwicklungsprozeß zu irgend einem uns unbekannten Ziele hin durchzumachen. Was im Weltgeschehen „Entwicklung“ heißt, wird in der Menschenseele zur That. Thätig zu sein von Tag zu Tag in die Ewigkeit hinein, ist die dem Menschen gesetzte Aufgabe, ist seine Bestimmung und sein Glück. Ob diese Thätigkeit auf den nächsten Tag oder aufs nächste Jahrtausend sich erstreckt, macht für die dem Menschen gesetzte Aufgabe nichts Entscheidendes aus. Zwischen dem Bauer, der im Frühling hinter dem Pfluge geht, um im Herbst zu ernten, und dem Astronomen, der in endlosen Zahlenreihen für Jahrtausende gewisse Konstellationen berechnet, ist kein qualitativer Unterschied. Indessen handelt es sich bei den Vertretern eines ästhetischen Kulturideals fast garnicht um ästhetische Weltanschauung und Lebensbetrachtung im höchsten Sinne. Sie haben vielmehr die Absicht, das Schöne und Harmonische, die schöne Linie in alle Kleinigkeiten des Lebens einzuführen, die Stunden des Lebens möglich dekorativ auszugestalten. Das hat erst recht böse Folgen. Mir persönlich ist weniges so unsympathisch, wie das Treiben jener „Aestheten“, die in

dieser oder jener Farbe schwelgen, in einem bestimmten Linienschwung ihr höchstes Entzücken fühlen, aus ihren Kragenknöpfen oder Federhaltern Stimmung schlürfen und überhaupt jeden Gebrauchsgegenstand in erster Linie darauf prüfen, welche Stimmung er übermittelt. Das heißt schließlich, das ganze Leben in tausend Stimmungen auflösen und in hunderttausend „schöne Linien“ zerfasern. Das ist gar kein aus tiefster Seele stammender Schönheitsdurst, der das Leben verklärt, sondern eine Nervenaffektion, die das Leben unerträglich und den Menschen zur That und fruchtbarer Arbeit untauglich macht. Diese Aestheten handeln — soweit sie handeln — nur als Hysteriker; sie wollen etwas in krampfhaften Zuckungen, und nach einem Weilchen schon wollen sie es nicht mehr. Das Leben gewinnt gar nichts bei diesem Aesthetizismus. Man glaube nicht, daß die Kunst davon profitirt. Auch das Kunstwerk quillt aus einem übervollen Herzen und hat seinen Grund nicht in einer Affektion der Nerven und des Hirns. Der Künstler und der Aesthete haben nichts mit einander gemein. Der Künstler hat immer Phantasie und vermag, wie Gott, eine Welt aus dem Nichts zu schaffen. Der Aesthete ist phantasielos, er lebt von der meist nur oberflächlich mitempfundenen Kunst Anderer und versteht es höchstens, die Dinge der Wirklichkeit mit ein paar Linien zu dekoriren. Maupassant war noch Künstler, auch Daudet, wenn auch beide schon an der Grenze der Kunst standen; Anatole France ist nur Aesthete. Er besitzt formale Gewandtheit, die Kunst der Linienführung, er hat auch gelegentlich noch einen Einfall; aber seine Darstellung ist ohne Farbe, und er besitzt keine Spur von Phantasie. Der Roman „Die rothe Lilie“ ist geradezu ein Schulbeispiel für das Werk eines Aestheten und als ein Produkt der ästhetischen Kultur von Paris. Da ist diese kinderlose Madame Therese Martin, die ihren Mann, den künftigen Minister, als das größte Ekel der Welt ansieht und die sich grenzenlos langweilt in ihren mit kostbaren Kunstwerken überladenen Salons und mit ihrem braven und muskulösen Geliebten Le Ménil, bis sie ihn aufgiebt und aus ästhetischen Gründen zu „schöner Liebe“ sich Dechartre hingiebt. Und da ist dieser Dechartre, ein „Künstler“, der aber natürlich nur, äußerlich betrachtet, unscheinbare und wenige Werke — Medaillen besonders — schafft voll unendlich feinen geistigen Gehalts, für „Kenner“. Und diese beiden Leute treffen sich in Florenz, stellen sich vor auserlesene Kunstwerke — es sind oft von ihnen selbst entdeckte und gewissermaßen persönlich geliebte Kunstwerke, die in irgend einem Winkel, der profanen Menge entzogen, abseits stehen — und über diese Kunstwerke machen die entzückten Aestheten dann die fadesten Bemerkungen. Das ist nämlich das Merkwürdige und zugleich Charakteristische in allen diesen ästhetischen Romanen, daß deren Helden die geistreichsten und raffinirtesten Kunstkenner und Kunstgenießer der Welt sein sollen und doch über das Kunstwerk wohl tausend Worte, aber nicht eine einzige geistvolle oder auch

nur sachliche Bemerkung zu machen wissen. Das ist aber nicht ihre Schuld, sondern liegt — am Autor. Und wie diese ästhetischen Autoren ihre ästhetischen Helden mit einander reden lassen! Eine Probe diene als Beweis. Herr Dechartre wirbt mit verzehrender Sehnsucht um Madame Martins Liebe und redet also zu ihr: „Ihre kühne Eleganz, die Anmuth Ihrer Gedanken, Ihren stolzen Geist, ich habe alles das eingeathmet, als ob es der Duft Ihres Körpers wäre. Wenn Sie sprechen, ist mir, als ob Ihre Seele Ihnen auf die Lippen träte, und ich möchte vergehen, weil ich sie nicht von Ihrem Munde wegküssen darf. Ihre Seele ist für mich nur der duftende Athem Ihrer Schönheit. Meine Sinne waren ruhig, aber jetzt haben Sie Alles in mir aufgewühlt. Und ich fühle, daß meine Liebe zu Ihnen primitiv und wild ist." Sie blickte ihn sanft an und antwortete nicht." — Ist das nicht von eindruckvollster Komik? Dieser Roman gilt als eins der hervorragendsten Erzeugnisse moderner Pariser Kunst. Ich begreife die Kritiker nicht, die der Suggestion eines großen Namens, den Anatole France thatsächlich hat, so vollkommen unterliegen können, daß Urtheile wie das folgende möglich sind. „Am meisten entzückt aber die „Rote Lilie" durch die unnachahmliche Grazie und den wunderbar feingeschliffenen Stil. Sogar die Uebersetzung läßt uns noch erkennen, daß Anatole France mit Recht der feinste Stilist Frankreichs genannt wird, und daß er seinen Sitz in der Akademie redlich verdient hat. In diesem Stile läßt sich Alles, selbst das Gewagteste sagen, und es wird noch immer Poesie sein." Dieses Urtheil stammt aus einem bekannten Berliner konservativen Blatt, dessen literarischen Redakteur ich sonst als einen unserer besonnensten, objektivsten und selbständigsten Kritiker zu schätzen weiß.

Der andere Band mit dem Titel „Der Gaukler unserer Lieben Frau" enthält zehn einzelne Erzählungen. Es sind „Legenden", die mit koketter Simplicität und leichter Ironie vorgetragen werden. Recht hübsch ist die, von der der ganze Band den Titel erhalten hat. Von verblüffendster und fast ergreifender und tragischer Wirkung vermöge der ungewöhnlich geistreich erdachten Schlußpointe, ist „Der Statthalter von Judäa". Pontius Pilatus hält sich, — es sind Jahrzehnte seit seinem Aufenthalt in Jerusalem verflossen — in einem römischen Kurort auf, um seine Gicht zu heilen. Dort trifft er mit einem gewissen Aelius Lamia zusammen, der mit ihm zugleich in Jerusalem gewesen war und an den schönen Jüdinnen viel Gefallen gefunden hatte. Die beiden tauschen alte Erinnerungen aus. Sie reden von der Intrigue, der Pilatus schließlich zum Opfer gefallen ist, sie reden von römischer Verwaltungspolitik, von dieser und jener Persönlichkeit, die damals eine Rolle gespielt hatte; sie reden auch über die Eigenart des jüdischen Volkscharakters und sonst über vielerlei. Auch auf Maria Magdalena kommt die Rede, die Aelius Lamia recht genau persönlich gekannt und deren plötzliches Verschwinden er damals sehr bedauert hatte. Sie soll einem gewissen Jesus von Nazareth nach-

gegangen sein, sagt Lamia. „Er wurde später wegen irgend eines Verbrechens gekreuzigt. Ich weiß nicht mehr, was es war. Erinnerst Du Dich noch an diesen Mann, Pontius?“ Pontius Pilatus runzelte die Brauen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er sich auf etwas zu besinnen suchte. Dann, nach einer kurzen Pause, murmelte er: „Jesus? Jesus — aus Nazareth? — Nein, ich erinnere mich nicht mehr.“ — Max Lorenz.

Volkswirthschaft.

Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirthschaftsverkehrs, von Arthur Dix, Jena 1901, Verlag von Gustav Fischer.

Auch in diesem Werke zeigt sich Dix als ein äußerst geschickter Kompilator. Das ist kein Tadel, sondern ein Lob. Das umfangreiche Material, welches in Artikeln und Aufsätzen über schwebende Fragen vorliegt, in systematischer und verständnißvoller Weise zu sammeln, ist eine Fähigkeit, die neben hohen journalistischen Anforderungen, wissenschaftliche Durchbildung und ein Verständniß für den kulturellen und wirthschaftlichen Werdegang erfordert.

Die Anlage des Buches ist übersichtlich und zweckmäßig. Nach einem allgemeinen Ueberblick über die Bedeutung der Weltverkehrsstraßen, die zu vier Fünfteln auf dem Meere liegen, giebt der Verfasser eine Uebersicht über die populationistische Entwickelung Preußen-Deutschlands, des weiteren über den Stand von Schiffbau und Rhederei, Schiffbaupolitik und Weltnachrichtendienst. Es folgen spezielle Angaben über die Betheiligung Deutschlands an den einzelnen Hauptwegen des Weltverkehrs und schließlich eine wirthschaftliche, allerdings sehr knappe, Uebersicht über den Antheil deutscher Waaren am Weltverkehr.

Einzelne Gedanken fordern zum Nachdenken und zur Kritik heraus. Dix erörtert die Frage, ob eine fortgesetzte Steigerung des Seehandels in ähnlichem Maße wie in den letzten Jahren im Bereich nicht nur der Möglichkeit, sondern auch der Wahrscheinlichkeit liegt. Dabei stellt der Verfasser folgende Berechnung an. Während der letzten 9 Jahre ist der deutsche Handel um etwa 30 pCt. gestiegen; bis 1917 würde er also um weitere 60 pCt. steigen und dann insgesammt mehr als 15 Milliarden Mark betragen. Diese Berechnung wird gestützt, wie folgt. Es hat während des letzten Jahrzehnts eine beständige Zunahme der Bevölkerung und eine beständige Zunahme der auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Quote des deutschen Außenhandels stattgefunden. Die Zunahme

der Bevölkerung betrug jährlich 1,3 pCt., die Zunahme der Kopfquote des Außenhandels 1,4 pCt. Rechnet man mit dieser Steigerung bis zum Jahre 1917, so muß die Bevölkerung dann über 68 Millionen betragen und auf den Kopf der Bevölkerung würden 216 Mark Außenhandel entfallen. Das bedeutet gleichfalls einen Gesammthandel von annähernd 15 Millionen Mark. Der Verfasser hält die in Anschlag gebrachte Zunahme der Bevölkerung für wahrscheinlich und glaubt, daß die Bedürfnisse dieser Bevölkerung in gleichem Maße wie in der letzten Zeit steigen und damit eine entsprechende Steigerung des deutschen Seehandels herbeiführen werden. Eine solche Berechnung und die daran geknüpften Hoffnungen erscheinen reichlich vage, ja sogar gefährlich, wenn sie als sichere Basis für neue Unternehmungen fungiren sollen. Mir scheint, daß gerade die gegenwärtige Konjunktur zu ernstlichem Nachdenken auffordert, in wie weit bisher gehegte Hoffnungen sich realisiren werden.

Völlig stimme ich mit dem Verfasser darin überein, daß Südamerika einer der bevorzugten Märkte für deutsche Waaren sein wird. Alle Anstrengungen der Vereinigten Staaten, in diesen Gebieten kommerziell festen Fuß zu fassen, sind bisher wenig erfolgreich gewesen, und es ist unzweifelhaft, daß wir auch in kommerzieller Beziehung an dem deutschen Element, welches in Südamerika wirthschaftlich offenbar die erste Rolle spielt, eine ganz bedeutende Stütze haben.

Am schwächsten in dem Dix'schen Buche ist der letzte wirtschaftliche Theil. Auf Seite 187 will der Verfasser die Bedeutung des Exportes für die deutsche Volkswirthschaft illustriren. Zu diesem Zwecke führt er die Produktionszahlen, welche im Jahre 1897 vom Reichsamt des Innern ermittelt worden sind, auf und zieht von diesen die Exportdaten ab. Den Import läßt er völlig unberücksichtigt. Auf diese Weise bringt er eine Tabelle über Inlandskonsum und Ausfuhr zusammen, in welcher beispielsweise vorkommt, daß bei der Kautschuck- und Guttapercha-Industrie die Ausfuhr 36 Millionen und der Inlandskonsum nur 43 Millionen beträgt. In der Leder-Industrie beträgt auf diese Weise die Ausfuhr 144 Millionen, der Inlandskonsum nur 192 Millionen Mark. Am tollsten kommt die keramische Industrie weg, wo der Inlandskonsum 55 Millionen, die Ausfuhr hingegen 59 Millionen Mark beträgt. Solche Tabellen bieten Stoff zu berechtigten Angriffen und schädigen den Werth des Buches. Meines Erachtens sollte man sich nicht immer bemühen, die numerische Bedeutung des Exportes darzulegen, sondern lieber den Gedanken zum Durchschlag bringen, was aus dem deutschen Inlandsmarkt werden würde, wenn der Export ganz oder theilweise unterbunden und die zumeist stark kapitalkräftige Exportindustrie ihre Waaren auf den Inlandsmarkt werfen würde.

Dr. Hjalmar Schacht.

Der deutsche Außenhandel. Materialien und Betrachtungen von **Georg Gothein**, Mitglied des Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses. Berlin 1901. Siemenroth und Troschel. Band 1 und 2.

Das Buch ist die Verkörperung einer glücklichen Idee. Hätte der Verfasser nichts Anderes geliefert als eine neue Darstellung der deutschen Außenhandelspolitik, so hätte er damit wesentlich Neues kaum schaffen können. Die bevorstehende Neuordnung unserer Handelspolitik hat in dieser Beziehung eine wahre Bücherfluth geschaffen, von den Monographien einzelner wirthschaftlicher Verbände bis zu den systematischen Sammlungen des Vereins für Sozialpolitik und den umfangreichen handelspolitischen Systemen eines Grunzel und eines Van der Borght. Was Gothein bringt ist etwas anderes. Das Schwergewicht ruht auf dem Untertitel: „Materialien und Betrachtungen.“ Das Gothein'sche Buch ist eine Sammlung alles desjenigen thatsächlichen Materials, was in Bezug auf Ein- und Ausfuhrstatistik, Konsum und Produktion, Zoll-, Absatz- und Verkehrsverhältnisse vorhanden ist.

Es steckt eine immense Arbeit in dem Buch; man bedenke nur: Für fast jeden nur irgendwie bedeutenden Handelsartikel enthält das Gothein'sche Buch, wenn auch in knapper Fassung, so doch in ziemlicher Vollständigkeit Alles, was für die Stellung dieses Artikels in der Zoll- und Handelspolitik maßgebend sein muß.

Dies ist es aber, was dem Buche eine Bedeutung weit über die Parteistellung des Verfassers hinaus verschaffen muß. Gothein nimmt in wirthschaftlichen Fragen eine so prononzirte Stellung ein, daß man sich von einer bloßen pragmatischen Darstellung dieses Autors keinen allzu weitgehenden Erfolg hätte versprechen können. Mag man nun auch den pragmatischen Ausführungen zweifelnd gegenüberstehen, den statistischen Angaben wird sich niemand entziehen können.

Das Buch ist nicht ohne bestimmte Tendenz. Die Anregung geht von dem Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe aus, und der Verfasser sucht mit jedem Wort für die Politik der Handelsverträge Propaganda zu machen. Indessen ist Gothein in seinem Buche nichts weniger als Freihändler. Wenn ihm auch als Ideal wohl immer der Freihandel vorschwebt, so rechnet er doch mit den gegebenen Wirklichkeiten, ohne sich von des Gedankens Blässe ankränkeln zu lassen.

Gothein knüpft in seiner Einleitung an die aktuellen Ereignisse an. Er bespricht die Vorbereitungen der neuen Handelsverträge im Deutschen Reiche und charakterisirt das System der Sachverständigen-Vernehmungen vor dem Wirthschaftlichen Ausschuß, indem er es für höchst bedenklich erklärt, die Erhebungen für die Neuordnung des Zolltarifs durch Befragen der einzelnen Industriellen nach ihren Zollwünschen — theilweise unter direkter Provozirung solcher — zu veranstalten und die berufenen Handels-

vertretungen auszuschalten, welche in der Lage sind, wenigstens einigermaßen die Wünsche zu prüfen, das Berechtigte vom Unberechtigten zu scheiden. Nicht der Registrator aller möglichen und unmöglichen Zollwünsche, so fällt Gothein sein Urtheil, ist der Mann, eine Handelspolitik im großen Stil in die Wege zu leiten; dazu gehört ein Staatsmann, der den Sonderinteressen kritisch und skeptisch gegenübertritt.

In den ersten Kapiteln seines Buches behandelt Gothein die allgemeinen Fragen der Handelsbilanz, der Tarifverträge, des Freihandels und des Schutzzolls 2c. Für den Ausgleich der Handelsbilanz bringt Gothein vor Allem den Durchfuhr- und den Veredelungsverkehr in Betracht. Vor Allem aber weist er nachdrücklich auf den gerade in den letzten Jahren beträchtlich gestiegenen Einfuhrüberschuß im Spezialhandel mit Edelmetallen hin. Großes Gewicht legt Gothein mit Recht auf die gegen frühere Jahrzehnte wesentlich verschlechterten Produktionsbedingungen, soweit die Lebensmittelpreise in Betracht kommen.

Wohl beachtenswerth ist auch, was Gothein über die finanzielle Bedeutung der deutschen Landwirthschaft für den Staatssäckel sagt. Er weist nach, daß sie nicht als finanzielle Säule des Reiches, sondern als Almosenempfänger desselben zu betrachten ist — wobei freilich auch ein anderer Gesichtspunkt denkbar ist, aus dem man die Zubuße, die die Allgemeinheit der Landwirthschaft thatsächlich leistet, nicht als „Almosen“, sondern als eine „Anlage“ betrachtet, deren Rente einmal zu Tage treten wird.

Auch in diesem Buche, wie schon früher an anderer Stelle, sucht Gothein die bedeutsame Rechnung aufzumachen, welcher Theil der deutschen Bevölkerung vom Außenhandel lebt. Gothein sucht den Antheil des Arbeitslohnes am Produktionswerth der ausgeführten Waaren zu berechnen und kommt auf diese Weise zu dem Schlusse, daß etwa ein Drittel der deutschen Bevölkerung direkt vom Außenhandel lebe. Diese Berechnung, welche Gothein früher, wie gesagt, schon in ähnlicher Weise aufgemacht hat, ist bisher noch von keiner Seite wirklich widerlegt worden, obwohl dieses Gothein'sche Argument das durchschlagendste für die Vertreter der Handelsvertragspolitik sein dürfte. Wenig verwerthet scheint uns ferner bisher das Argument zu sein, daß in den Jahren 1882—1895 die landwirthschaftlich benutzte Fläche beim Großgrundbesitz um 45 540 ha zugenommen, bei den Mittelbetrieben um 38 300 ha abgenommen hat.

Mit einer gewissen Leichtigkeit behandelt Gothein die Frage des mitteleuropäischen Zollbundes. Hier will es scheinen, als ob er die Tragweite dieses Problems unterschätzte. Vor Allem ist, was er über die Expansionsbestrebungen Amerikas sagt, nicht genügend; auch über die Stellung der österreichischen Industrien zur Zollunionsfrage geht er gar zu schnell hinweg. Wir werden Gelegenheit haben, hierüber bei Besprechung der Schriften des Vereins für Sozialpolitik zurückzukommen.

Der allgemeine Theil des Buches umfaßt noch nicht 100 Seiten, der

spezielle dagegen im ersten Theil bereits über 300. Im zweiten Theil umfassen die Industrien der Maschinen, Fahrzeuge und Instrumente, der Steine, Erden, der Glas-, Thon- Leder-, und Papierindustrie 250 Seiten.

Auf die einzelnen Artikel, welche Gothein behandelt, an dieser Stelle einzugehen, ist nicht möglich. Es sei betont, daß Gothein bei jedem Produktionszweig das vorhandene statistische Material, so auch das der Berufszählung, verwerthet, daß er die Inlands- und Auslandszölle in Vergleich bringt, die verschiedenen Produktionsbedingungen der Konkurrenzländer gegeneinander abwägt und schließlich fast regelmäßig zu einem abschließenden Urtheil über die Zollwünsche der einzelnen Branchen gelangt. Welch eine umfassende Kenntniß der deutschen Produktionszweige dazu gehört, um das Material in der angegebenen Weise richtig zu ordnen, vermag im vollen Umfange wohl nur derjenige zu würdigen, der selbst nach dieser Richtung hin gearbeitet hat. Dem Verfasser kommen hierbei seine umfangreichen technischen Kenntnisse außerordentlich zu Hilfe. Und gerade diese letzteren werden ihm auch bei den Industriellen Gehör verschaffen, wenn er z. B. die Frage debattirt, ob sich die Produktionsbedingungen in der deutschen Eisen-Industrie weniger günstig stellen, als beispielsweise bei der amerikanischen. Es erscheint auf das Aeußerste bemerkenswerth, daß Gothein in dieser Frage einen von der tagesüblichen Auffassung der deutschen Eisenindustriellen abweichenden Standpunkt vertritt.

Das Buch nimmt in der neueren handelspolitischen Literatur zweifellos einen aparten Platz ein.

Dr. Hjalmar Schacht.

Die deutsche Städteverwaltung. Ihre Aufgaben auf den Gebieten der Volks-Hygiene, des Städtebaues und des Wohnungswesens von C. Hugo, Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) XII und 516 Seiten 8⁰. Mk. 10.

Das behandelte Thema ist eines der dankbarsten für den praktischen Volkswirth. Der Verfasser, welcher auf dem Gebiete des Kommunal-Sozialismus bereits eine bemerkenswerthe Arbeit veröffentlicht hat, steht auf dem Standpunkt des wissenschaftlichen Sozialismus. Das hindert ihn nicht, auf dem bezeichneten Gebiete, welches eine hervorragende praktische Bethätigung in genossenschaftlichem Sinne zuläßt, die fruchtbarsten Anregungen zu geben.

Das Buch stützt sich im wesentlichen auf das amtliche Material der Städteverwaltungen, von denen man wohl zum Theil sagen kann, daß sie den Forderungen einer durch die Entwickelung bedingten modernen Kommunal-

Sozialpolitik gegenüber sich entgegenkommend verhalten. Im allgemeinen wird man ja den Satz für richtig anerkennen müssen, von dem der Verfasser gleichsam ausgeht, daß auch die entwickeltste Stadtverwaltung heutzutage noch in den Anfängen der Entwickelung steckt.

Der Verfasser behandelt in diesem Buche lediglich die Gesundheits- und die Baupolitik der Städte, indem er sich die übrigen Gebiete des Kommunal-Sozialismus für eine spätere Arbeit vorbehält. In der Kommunal-Hygiene behandelt er jedoch vor Allem auch das wichtige Kapitel der Fürsorge für die Ernährung.

Im Ganzen tritt Hugo für möglichst selbständige Behandlung der kommunal-sozialen Aufgaben seitens der Stadtverwaltung ein und sucht die staatliche Bevormundung fernzuhalten. Ein weiterer Grundgedanke des Buches ist der, die Durchführung einzelner Aufgaben möglichst stets durch ein und dieselbe Behörde erfolgen zu lassen. So z. B. sieht er auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege eine wesentliche Erschwerung in der Trennung der Wohlfahrtspolizei von der städtischen Selbstverwaltung. „So lange", führt Hugo aus, „die Trennung von Exekutive und technischem Sachverständigenthum bestehen bleibt, so lange der hygienisch gebildete Arzt, der Sachverständige, nur die Rolle des beigezogenen Rathgebers vertritt, daher ohne jede Initiative und Exekutive ist, so lange werden die zahlreichen Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege niemals ihre befriedigende Lösung finden."

Das bemerkenswertheste Kapitel scheint mir dasjenige über die Fürsorge für die Ernährung zu sein. „Die Aufgaben der städtischen Verwaltung", sagt Hugo, „insofern wir dieselbe als die Dienerin der großen Genossenschaft, der Stadt, ansehen, sind nun gerade auf dem Gebiete der Lebensmittelproduktion und -Distribition außerordentlich umfassende und wichtige." Der Verfasser schildert hier vor Allem die Wirkungen, welche die städtischen Markthallen gehabt haben, und meint, daß diese Wirkungen meist viel tiefer gingen, als ursprünglich beabsichtigt sei. Die Entwickelung der Markthallen scheint den städtischen Behörden theilweise über den Kopf gewachsen zu sein, so daß dieselben den stetig wachsenden naturgemäßen Bedürfnissen derselben nicht immer mit gleicher Schnelligkeit nachzukommen vermögen. Freilich stellt sich auch hier wieder der Staat häufig hemmend in den Weg. Hugo erinnert an die vielfachen Schwierigkeiten, welche beim Bau und bei der Einrichtung der Berliner Central-Markthallen in den Weg traten. Interessant ist, daß auch Hugo zunächst eine preissteigernde Wirkung der Markthallen auf die Lebensmittelpreise anzunehmen geneigt ist, und zwar glaubt er, daß diese durch die Gebühren und die Gebührenpolitik hervorgerufen werde. Ausgeglichen werde diese Preiserhöhung durch die bessere Qualität der Waaren sowie durch die Gleichmäßigkeit der Preise. Im Uebrigen erwähnt auch Hugo aus dem letzten statistischen Jahrbuch deutscher Städte verschiedene Verwaltungsberichte, welche nicht

nur keine preissteigernde, sondern sogar ein preisermäßigende Wirkung konstatiren.

Es wäre auf das lebhafteste zu wünschen, wenn das Buch des Verfassers von den verschiedensten Seiten eine Erörterung erführe. Das Gebiet der kommunalen Sozial-Politik ist ein so dankbares und erfordert noch so außerordentlich viele praktische und theoretische Arbeit, daß wir uns garnicht genug damit beschäftigen können. Mit dem Endziel, welches Hugo vor Augen sieht, können wir uns natürlich nicht einverstanden erklären, aber gerade der Kommunal-Sozialismus ist ein Gebiet, auf welchem uns der Weg eine weite Strecke zusammenhält.

Dr. Hjalmar Schacht.

Revision des Sozialismus. Von Dr. Alfred Nossig. Erster Band: Das System des Sozialismus, 1. Theil 1901. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. John Edelheim, Berlin-Bern.

Dieser erste Theil des ersten Bandes enthält nahezu sechshundert Seiten. Er behandelt nach einer Einleitung in zwei Hauptabschnitten „die früheren sozial-wirthschaften Organisationen“ und von den „sozial-wirthschaftlichen Organisationen der Gegenwart“ „Die moderne Industrie.“ „Die moderne Agrarfrage“ ist dem zweiten Theil vorbehalten, der noch erscheinen soll. Es handelt sich also um ein groß angelegtes Werk, das nach dem Sinne des Verfassers die Frage des Sozialismus endgiltig ins Gleichgewicht bringen soll. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein solches Buch in unseren Tagen erscheinen kann, dessen Großartigkeit nämlich nicht etwa in seinem objektiven Gehalt, sondern in der unbeschreiblichen und grenzenlosen Naivetät seines Verfassers liegt. Er spricht über alle theoretischen Fragen, die im Sozialismus enthalten sind; er behandelt den größten Theil der Probleme, die dem modernen Wirthschaftsleben zu eigen sind. Er kennt aber weder jene Theorien genau, noch ist er tiefer in diese Probleme eingedrungen. Mit wirklich schöner Anmuth und ernster Würde schreitet er leichten und sicheren Schrittes über die Oberfläche hinweg. Das Buch ist klar disponiert und in einem verständlichen und schönen Stil geschrieben. Man glaubt also zunächst — angesichts der Form — die Arbeit eines klaren Kopfes vor sich zu haben. Um so merkwürdiger berührt dann eben die Entdeckung, daß Dr. Alfred Nossig mit größter Sicherheit und wahrhaft klassischer Einfalt über Dinge redet, die er auch nicht annähernd verstanden hat.

Nossig ist durch und durch Utopist und Philanthrop. „Das menschliche Elend“ hat es seinem „Forschergeist“ angethan und zur Beseitigung oder doch Einschränkung dieses Elends möchte er beitragen. Das möchte gewiß jeder Edle und Gute. Aber naiv ist es doch wirklich zu nennen, dieses Elend

könne jetzt, in unserer Epoche, beschränkt und aus der Welt gewiesen werden, in der es seit Menschengedenken, seit es Menschen giebt, bestanden hat. Angesichts dieser geschichtlichen Thatsache taucht doch eben die Frage auf, ob denn überhaupt die Welt und ihr Lauf auf Glück oder Unglück gerichtet sind. Daß die Menschen seit den Zeiten des Moses oder des Cyrus oder Athens oder Roms gerade glücklicher und weniger elend geworden seien, das ist denn doch sehr die Frage. Die sogenannte „Kulturhöhe" hat sicherlich mit dem menschlichen Glückempfinden so gut wie garnichts zu thun. Darin liegt der Kardinalfehler aller reinen Sozialreformer, daß sie die Menschen durch Erweiterung ihres Antheils an materiellen Gütern glücklicher machen und dem Elend entziehen wollen, während in Wahrheit die sogenannte Sozialreform nur bestimmt sein kann, den politischen Zwecken staatlicher Entwicklung zu dienen. Und diese staatliche Entwicklung hat unter allen möglichen Zwecken den sicherlich am wenigsten, die Menschen glücklicher zu machen. In der Annahme, daß der Sozialismus das „Glück" dieser Welt bedeutet, begegnet sich Herr Nossig wohl mit Marx, aber ein gründlicher Unterschied besteht doch. Bei Marx ist dieses durch den Sozialismus konstituirte Menschenglück das rein logische Ergebniß einer abstrakten Spekulation. Das Herz eines Karl Marx ist dabei sicherlich unbetheiligt. Die dialektische Entwicklung erfordert einfach jene kommende Phase als das Endresultat menschlicher Entwicklung und damit „basta". Für Nossig ist das Glück im Sozialismus in erster Linie Herzenssache. In schneidendstem Gegensatz zu Marx steht er in der Art und Weise, wie er sich seinen Sozialismus herbeigeführt denkt. Marx nimmt als Mittel dazu die Gewalt, den Klassenkampf und die Diktatur des Proletariats an, und dieser Weg der Gewalt wird von Marx mit viel mehr Entzücken genossen, als das friedvolle Menschheitsziel, zu dem dieser Weg schließlich führen soll. Nossig verabscheut jede Gewalt und appellirt vollkommen utopisch an die Güte und Einsicht: „Darin eben soll der Fortschritt der Menschheit, das neue System der Sozialpolitik bestehen, daß die Einsichtsvollsten aller Klassen sich verständigen; daß diese kleine Gruppe einen größeren Kreis bestimmt, aus eigenem, wohlverstandenem Interesse einem konziliauten (!) Programm beizutreten, und daß dieses Programm, die von der Gerechtigkeit diktirte Resultante aller einander gegenüberstehenden Interessen, die gemeinsam beschlossene neue Ordnung, den egoistisch verblendeten Massen auf legislativem Wege aufgezwungen wird." (S. XXXIII.) Nossig hat nicht die Spur historischen Sinnes und keine Ahnung von der Bedingtheit geschichtlicher Verhältnisse, daran die Einzelnen durchaus keine entscheidenden Aenderungen vornehmen können. Sein Mangel an historischem Sinn erklärt auch seine Unfähigkeit, die einzelnen Theoretiker des Sozialismus in ihrer geschichtlichen Bedingtheit zu begreifen und kritisch darzustellen. Es ist doch klar, daß man den Hegelianer Marx, den englischen Philanthropen Owen, den französischen Utopisten Fourier, den exentrischen Russen Krapotkin, Plato, die Bibel

und was sonst noch Alles nicht wahllos durcheinander werfen darf. Nossig aber macht sich gar kein Gewissen daraus, ein System des Sozialismus darzubieten indem er aus jeder der sozialistischen Anschauungen nimmt, was ihm gerade paßt und was ihm nach seinem subjektiven Standpunkte richtig scheint. Es ist das die allerschlimmste und unwissenschaftlichste Sorte des Eklektizismus. Als besonders präzis, grundlegend und tiefsinnig, als das Produkt eines besonders „überlegenen Geistes“ scheinen ihm diese Worte von Pierre Leroux, mit denen er zugleich seine eigene Aufgabe der Hauptsache nach kennzeichnet: „Wir sind Alle Menschen, wir sind Alle Brüder: wir sollen Alle zusammen glücklich sein, und die Einen sollen es durch die Andern werden. Die Gesellschaft ist dazu begründet, um unter uns das Glück und die Harmonie zu verwirklichen. Nur indem wir einander lieben, indem wir einander achten, indem wir einander helfen, können wir an das Ziel gelangen, das der Menschheit vorgezeichnet ist.“ „Das ist der Urtext des modernen Sozialismus“ — fügt Nossig diesen Zeilen zu.

Ist Nossig's Werk in Hinsicht auf die Grundlagen und als großes Ganzes gänzlich verfehlt, so muß dasselbe Urtheil auch über die einzelnen Partien gefällt werden. Wir greifen nur ein Stück als Probe für des Verfassers Unwissenheit heraus. Er beschäftigt sich natürlich auch mit der sozialistischen Werththeorie, von der er aber — soweit Marx in Frage kommt — eine grundfalsche Ansicht hat. Er behauptet: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Kultur — dies ist der nationalökonomische Ausgangspunkt, welchen alle sozialistischen Manifeste an ihre Spitze stellen“ (S. 21), und er beruft sich zum Beweise für diese Behauptung auf die Programme von Gotha und Halle. Die Behauptung ist falsch. Das Gothaer Programm hat allerdings jenen Satz enthalten. Aber gerade Marx ist es gewesen, der mit geradezu beschimpfender Schärfe gegen diesen Satz geeifert hat. Der Marx'sche Brief ist bekanntlich lange Jahre geheim gehalten und erst viel später in der „Neuen Zeit“ veröffentlicht worden. Herr Nossig kennt das äußerst interessante Schriftstück offenbar nicht. Ein Programm von Halle giebt es gar nicht. In Halle ist das Erfurter Programm vorberathen worden. Das Erfurter, jetzt noch verbindliche Programm aber enthält jenen Satz nicht. Die Auseinandersetzungen, die Herr Nossig auf Seite 22 über Nützlichkeits- und Tauschwerth giebt, sind äußerst schief gerathen, um nicht zu sagen grundfalsch. Falsch im Sinne des Marxismus aber ist es, zu behaupten: „Der heutige Tauschwerth ist . . . das ungerechte Ergebniß einer ungerechten sozialen Organisation — das ist der kritische Ausgangspunkt! Er muß beseitigt und dem durch den Arbeitsaufwand bestimmten Werthe gleichgemacht werden — das ist das evolutive Prinzip.“ (S. 23.) Das ist Unsinn, mit Verlaub zu sagen. Es ist Marx niemals eingefallen, dergleichen zu lehren. Er ist stets weit davon entfernt gewesen, den Fall zwischen Kapital und Arbeit moralisch zu nehmen und auf Recht

und Unrecht hinauszuspielen. Im Vorwort zu der Marx'schen Schrift „Das Elend der Philosophie" verwahrt Engels sich und Marx ausdrücklich gegen eine solche „Anwendung der Moral auf die Oekonomie" und erklärt: „Marx hat daher nie seine kommunistischen Forderungen hierauf begründet, sondern auf den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise." Und wie wenig Marx die Frage der Mehrarbeit und des Mehrwerths als eine Rechtsfrage aufgefaßt hat, dafür legt Marx selbst unter Anderem Zeugniß ab im ersten Band des Kapitels, wo es in dem „die Grenzen des Arbeitstags" überschriebenen Abschnitt heißt: „Der Kapitalist behauptet sein Recht als Käufer, wenn er den Arbeitstag so lang als möglich und womöglich aus einem Arbeitstag zwei zu machen sucht. Andererseits schließt die spezifische Natur der verkauften Waare eine Schranke ihres Konsums durch den Käufer ein, und der Arbeiter behauptet sein Recht als Verkäufer, wenn er den Arbeitstag auf eine bestimmte Normalgröße beschränken will. Es findet hier also eine Antinomie statt, Recht wider Recht, beide gleichmäßig durch das Gesetz des Waarenaustausches besiegelt! Zwischen gleichen Rechten entscheidet die Gewalt." (S. 196.) Von alledem hat Herr Nossig augenscheinlich keine Ahnung, ja er, der sich auf den Appell an die Einsichtigen im Interesse der Gerechtigkeit verläßt, hat offenbar garnicht einen so veranlagten Geist, daß er die Marx'sche Anschauung und Empfindungsweise überhaupt begreifen könnte. Das soll nicht etwa eine Beschimpfung sein, sondern nur die Feststellung einer Thatsache. Um den Marx'schen oder auch Hegel'schen Objektivismus mit seinem Gesetz eines vollkommen unpersönlichen nothwendigen Geschehens begreifen zu können, gehört in der That eine gewisse angeborene Anlage; ebenso läßt sich die dialektische Methode durchaus nicht, wie Engels gemeint hat, „lernen". Herr Nossig besitzt die Anlage nicht. Er mag sich aber trösten; denn Bebel z. B. besitzt sie auch nicht, wie sie auch Liebknecht nur wenig oder doch nur sehr unvollkommen besessen hat. Es ist daher von vornherein verlorene Liebesmüh', wenn diese Herren sich mit Marx beschäftigt und sich gar als Marx' Schüler hingestellt haben. Bebel's Buch über die „Frau" ist so unmarxistisch wie nur möglich. Geradezu antimarxistisch sind aber Herr Nossig und sein Werk veranlagt.

Damit wäre der Fall aufs psychologische Gebiet hinübergespielt. Und von hier aus läßt sich die merkwürdige Arbeit Nossig's auch allein begreifen. Die seltsamste, für das Werk in seiner Gesammtheit aber am meisten charakteristische Stelle habe ich noch aufgespart. Herr Nossig will nicht nur eine Kritik der bisherigen sozialistischen Lehren und des herrschenden wirthschaftlichen und sozialen Zustandes geben. Er geht auch auf eine positive Reform aus, er ist um die „Konstruktion der Zukunft" eifrig bemüht und weist auf Mittel zur Besserung und Vollendung der menschlichen Gesellschaft hin. Zu dem Ziele schreibt er: „Es giebt bekanntlich nur zwei

Mittel, um ein annäherndes Gleichgewicht des sozial-ökonomischen Baues zu erreichen: starren Kollektivismus oder unablässiges Theilen. Von diesen zwei Systemen entspricht das letztere der Natur einer zivilisirten Gesellschaft entschieden besser. Die Weltgeschichte lehrt, daß das kollektivistische System nach Abschluß der primitiven Entwicklungsstufen sich nirgends erhalten konnte. Da aber die Herstellung des Gleichgewichtes eine Lebensbedingung des sozialen Organismus ist, so ist die ganze Wirthschaftsgeschichte ein Prozeß steter Theilerei. Aber die Theilung als Selbstheilungsprozeß läßt zu lange auf sich warten. Die Degeneration des wirthschaftlichen Organismus ist oft mit der Auflösung des politischen verbunden. Es wäre falsch, ins entgegengesetzte System zu verfallen und etwa Jahr aus Jahr ein eine Regulirung der wirthschaftlichen Verhältnisse vorzunehmen. Man muß den ökonomischen Gesetzen und den individuellen Trieben die Zeit lassen, sich zu bethätigen, denn nur so kann das wirthschaftliche Leben kräftig pulsiren, kann der soziale Organismus sich voll entwickeln, obwohl er sich gleichzeitig verbraucht. Ein halbes Jahrhundert dürfte der Zeitraum sein, den man diesem freien Spiel der Kräfte gewähren kann, ohne den sozialen Bau ernstlich zu gefährden. Diese Periode bestimmt schon die Bibel bei dem Entwurf einer realen, wirthschaftlichen Verfassung, und die Betrachtung der modernen Wirthschaftsgeschichte, insbesondere der freien Epoche, ergiebt die Richtigkeit dieser Schätzung." (Seite XXX.) Also Reformation unserer Gesellschaft durch Wiedereinführung des jüdischen Jubeljahres — der Verstand möchte einem still stehen! Weiß man nun aber zufällig, daß Herr Dr. Alfred Nossig leidenschaftlicher und begeisterter Zionist ist und sein ganzes Wesen mit Gefühl und Gedanken im Zionismus wurzelt, so löst sich das Räthsel dieses ganzen merkwürdigen Buches. Nossig ist ein Typus des national-jüdischen Reformers. Daraus erklärt sich, sammt allen Schwächen, der ganze Charakter seines Buches, das werbende Kraft ausschließlich auf Leute vom Schlage des Agathon Geyer in Jacob Wassermann's „Renate Fuchs" ausüben könnte. In wissenschaftlicher oder politischer Beziehung ist der Werth dieser „Revision des Sozialismus" äußerst gering. Sie ist aber doch das Werk eines eigenartigen, merkwürdigen, in sich geschlossenen Charakters. Der Mann und sein Werk sind eines Geistes voll. So ist denn Nossig's Werk von hohem Interesse, wenn man im Stande ist, es als psychologischen Fall zu betrachten und es nicht als einen Beitrag zur politischen Oekonomie, sondern zur Psychologie unserer merkwürdig verworrenen Zeit zu genießen.

Max Lorenz.

Karl Koehne, Die Arbeitsordnung vom Standpunkte der vergleichenden Rechtswissenschaft. Stuttgart, 1901. IV. und 47 S.

Es ist ein Gebiet von allgemeinem und aktuellem Interesse, das Verf. in seiner inhaltsreichen Studie über die Arbeitsordnung (Fabrikordnung, code of factory discipline, règlement d'atelier) behandelt. Die Bedeutung der Arbeitsordnungen ergiebt sich schon daraus, daß bereits im Jahre 1895 in Deutschland 3¾ Millionen Berufsthätiger in mit Arbeitsordnungen ausgestatteten Unternehmungen beschäftigt waren; eine Zahl, die sich seitdem sowohl in Folge der Entwicklung der Großindustrie wie in Folge neuerer gesetzgeberischer Bestimmungen noch wesentlich erhöht hat. Die Wichtigkeit der Arbeitsordnung ist indeß nicht in der absoluten Zahl der ihr unterstellten Personen, sondern in dem hohen sozialpolitischen Werth des Instituts zu suchen.

Die Ausbildung des Instituts gehört nach der von dem Verf. gegebenen geschichtlichen Uebersicht ganz der Neuzeit an. Denn ihrer Natur nach setzt die Arbeitsordnung zweierlei voraus: 1. eine größere Unternehmung, in der freie Arbeiter beschäftigt werden; 2. die freie Regelung der wichtigeren Seiten des Arbeitsvertrags durch die Betheiligten. Die Arbeitsordnungen fehlen daher sowohl im Alterthum wie im Mittelalter, ferner auch in der späteren Zeit, solange Technik und Arbeitsverhältnisse im Wesentlichen durch Privilegien und staatliche Reglements festgesetzt wurden. Die ersten Arbeitsordnungen finden wir in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in der englischen Baumwollindustrie. Mit der Ausdehnung der fabrikmäßigen Betriebsweise und mit dem Aufhören der staatlichen Reglements verbreiten sich die Arbeitsordnungen allgemein über die verschiedensten Länder und Betriebe. In ihrem Gefolge treten aber zugleich viele der zahlreichen Uebelstände auf, die als Begleiterscheinungen der Anfänge der Großindustrie bekannt sind.

Die Mißstände beruhten darauf, daß die Arbeitsordnung in der älteren Zeit fast immer allein von dem Unternehmer festgestellt wurde, wobei den Arbeitern u. A. durch scharfe Strafbestimmungen zahlreiche Geldbußen und Lohnkürzungen auferlegt wurden. Vereinzelte legislatorische Anregungen, die auf die Beseitigung dieser Mißbräuche abzielten, blieben ohne praktischen Erfolg. Es ist vielmehr das Verdienst Bluntschli's, in seinem bekannten Entwurf eines Züricher Gesetzbuches (1849—1852) erstmalig eine Regelung der Grundlagen der Arbeitsordnung unternommen zu haben. Die Vorschläge Bluntschli's (Oktober 1859 mit einigen Zusätzen zum Gesetz erhoben) enthalten bereits die meisten der noch heute für die Regelung der Arbeitsordnung allgemein gültigen Grundsätze.

Auf die historische Schilderung läßt Verfasser eine rechtsstatistische Uebersicht folgen, die mit Bezug auf die Regelung der Arbeitsordnung in den verschiedenen Ländern drei Gruppen unterscheidet: 1. Staaten mit gesetzlich geregelter Arbeitsordnung, Belgien, Deutschland, Oesterreich,

Schweiz, Rußland u. a.; 2. Staaten ohne gesetzliche Regelung der Arbeitsordnung, in denen indeß dem Eintritt von Mißständen auf anderem Wege vorgebeugt wird. Hier ist in erster Linie England zu nennen, wo die Arbeitsordnungen durch die Organisationen der Arbeiter (Gewerkvereine) mit den Vertretern der Arbeitgeber vereinbart werden; 3. Staaten, in denen es bisher an einer allgemeinen Regelung der Arbeitsordnung fehlt: Frankreich, Niederlande, Schweden, Dänemark.

Die geschichtliche Entwicklung der Arbeitsordnung an der Hand der von Koehne gegebenen Schilderung zu verfolgen, ist von hohem Werth. Es ist besonders lehrreich zu sehen, wie die Arbeitsordnung zuerst mit dem fabrikmäßigen Betrieb auftritt, wie sie dann aus einer im Interesse des Unternehmers aufgestellten Vorschrift allmählich zu einem Rechtsinstitut umgestaltet wird, in dem die Interessen der Arbeiterschaft ihre volle Vertretung finden. Wiederum zeigt sich hierbei — in dem Verhältniß zur staatlichen Gesetzgebung — die tiefgehende Verschiedenheit der kontinentalen und der britischen Einrichtungen. Die genaue Hervorhebung dieser einzelnen Momente bildet ein besonderes Verdienst der Koehne'schen Arbeit, die hierdurch zu einem werthvollen und vielseitig benutzbaren Beitrag auf dem Gebiet der neueren sozialpolitischen Bewegung wird.

R. Eberstadt.

Geschichte.

Fürst Bismarck's Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild nach Lenbach und 10 weiteren Porträtbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1900. M. 6.—, geb. 7.50.

Ueber diese unschätzbare Gabe des großen Todten haben wir (neben mancher unbedeutenden) zwei sehr charakteristische Besprechungen vorgelegen: von P. Nathan („Bismarck als Familienvater", Nation 8. Dezember 1900) und G. Roethe (Deutsche Literaturzeitung 15. Dezember 1900). Gewiß ist es zunächst der politische Standpunkt, der den liberalen Schriftsteller anders urtheilen läßt als den konservativen Philologen; aber von diesen verschiedenen Standpunkten aus sehen die beiden klaren und wohlgeschulten Augenpaare eben auch Verschiedenes. Roethe findet hier ganz und gar den Mann voller Kraft und geheimer Weichheit, von mehr als Lutherischem Familiensinn und großartiger Sachlichkeit, den er auch sonst mit leidenschaftlicher Liebe umspannt hat; das Buch bereichert sein Bild von Bismarck, ist ihm unschätzbar reich an herrlichen Zeugnissen von ihm — aber es sagt ihm nicht eigentlich Neues. Nathan dagegen ist erstaunt, wie ganz anders hier „der prachtvolle Königstiger" erscheine, so friedfertig, so fern von seinem angeborenen Herrscherbedürfniß, fast

ganz ohne die geistreiche Malice, die ihm eigen war: fast nur ein (allerdings *ungewöhnlich* geistreicher und selbständiger) frommer Landjunker. Und er bewundert vor allem die Kunst, mit der Bismarck diese Briefe komponirt habe — komponirt aus dem Bedürfniß, sich der zweifellos treu und innig geliebten Gattin anzupassen. Und so kommen in Einem Punkt beide Leser zu grundverschiedenem Ausspruch: Roethe sieht hier das Ideal einer deutschen Ehe, Nathan verneint, daß die Frau, der der Titan liebevoll ergeben war, die Gefährtin seines Lebens im vollen Sinne des Wortes gewesen sei.

Es handelt sich, wenn wir dies Dilemma nachsinnend erwägen, wahrlich nicht um eine klatschhafte Prüfung des Verhältnisses zwischen den Ehegatten. Daß Bismarck in der Gattin fand, was er begehrte, daß er ihr lebenslänglich in herzlicher Treue ergeben blieb, das wird Niemand bestreiten wollen, der gesunde Sinne hat. Aber wie weit der Gründer des Reiches ein doppeltes Leben lebte, wie weit er mit Bewußtsein und Beharrlichkeit den still beglückten Ehemann von dem leidenschaftlichen Kämpfer abzutrennen verstand, wie weit sein religiöses Empfinden in beiden Existenzen übereinstimmte, wie weit gewollte Anpassung oder unwillkürliche Beeinflussung vorliegt — das alles sind Fragen von großer psychologischer Tragweite; das alles sind Fragen, deren Beantwortung den ganzen Bismarck verstehen lernen hilft.

Ich glaube, wir müssen unseren Standpunkt zwischen jenen beiden Kritikern nehmen. Unrichtig ist es gewiß, zu sagen, die Fürstin Bismarck sei nicht die Gefährtin seines Lebens gewesen. Man lese diese Briefe: von der bewegten Werbung des unbekannten dreißigjährigen Deichhauptmanns bis zu den Liebesgrüßen des diplomatischen Weltbeherrschers derselbe Ton einfacher Herzlichkeit, unbedingten Vertrauens. Er wußte, was er an seiner Gemahlin besaß. Der alte Kaiser Wilhelm gab seinem „Vorleser" Schneider einmal auf die Frage, ob er wirkliche Freunde besessen habe, eine Antwort, die mich beim Lesen tief erschütterte: „Ja — den General von Brause — d e r h a t m i c h n i e u m w a s g e b e t e n." Bismarck war eine zu leidenschaftliche Natur und ein zu durchdringender Verstand, um nicht früh enttäuscht zu werden. Seine politischen Freunde, die auf die ersten 20 Jahre seines öffentlichen Lebens einen gewiß heute noch unterschätzten Einfluß ausübten, benutzten ihn, ganz ehrlich und natürlich, für ihre Zwecke. Andere werden ihn anders ausgebeutet haben, als er noch leichtsinnig war, der „geborene Verschwender". Später wiederholte sich das Alles. Wer ihm näher trat, wollte was von ihm haben. Zuletzt ward er, wie Friedrich der Große, so mißtrauisch, daß er um sich nur noch „Subjekte" duldete, die eben eingestandenermaßen bezahlte Arbeit lieferten; waren sie ihm menschlich ergeben, so zählte das nur unter der Rubrik „Brauchbarkeit" mit: Typus Moritz Busch. Aber in all diesen Erfahrungen hielt sich ihm eine Gestalt unberührt: hier wußte

er reine Liebe, uneigennützige Hingebung, freieste Treue. Aber eben deshalb hielt er auch die Gattin, die nach seinem eigenen Zeugniß „eine durchaus unpolitische Natur“ war, fern von all jenem, was ihn sonst erschütterte. Sie sollte eine eigene Welt haben. Es läßt sich eine höhere Gemeinschaft denken — die, die Roethe voraussetzt: eine Gemeinschaft alles Denkens und Fühlens. Aber vielleicht war sie nie einem Mann ersten Ranges gegönnt; Napoleon und Friedrich der Große, Goethe und Mozart haben sie so wenig besessen wie die Junggesellen Kant und Spinoza, Beethoven und Newton. Bismarck strebte sie niemals an. Mit einer gewissen Aengstlichkeit wacht er darüber, daß seine Johanna „seine Frau und nicht der Diplomaten ihre“ bleibt. Er legt keine Geschäftsbriefe in seine Bibel. Er will neben dem stürmischen Kampf des fortschreitenden Lebens den Jugendfrieden wahren; will in dem stillen Gebirgsthal das Haupt in den Schoß der Geliebten legen, während draußen die Trompete geblasen wird.

Vor allem: mit seltener Energie hat er angestrebt, jenes Wunder zu vollbringen, das Goethe immer wieder beschäftigte: „dem Moment Dauer zu verleihen.“ Es handelte sich um einen Moment, der für ihn entscheidend geworden war. Der geistreiche junge Mann war in gefährlicher Weise über seine Umgebung hinausgewachsen. Er gerieth in einen Byronismus, dessen Spuren noch Lieblingszitate dieser Briefe verrathen. Aber ihm war nicht wohl dabei; diese großartig realistische Natur fühlte hier keinen festen Boden. Er kam unter den Einfluß der pommerschen Antirevolutionäre — einer höchst interessanten Gruppe, die für unsere Kultur- und Geschichtschreibung noch fast unentdeckt scheint. Daß diese Thadden, Blanckenburg, Senfft und ihre märkischen Freunde, die Gerlachs, keineswegs die Bildungsscheu der modernen Orthodoxen besaßen, vielmehr an Kenntnissen und noch mehr an Geist es mit den liberalen Publicisten jener Tage wohl aufnehmen konnten, das machte Otto von Bismarck den Uebergang zu ihnen leichter. Wie lange hat er es Hans von Kleist-Retzow — der in diesen Briefen eine große Rolle spielt — gedankt, daß er ihn zu Thadden führte! Aber andererseits fand er auch hier nur zu viel von dem schwankenden Geistesspiel, das ihn im entgegengesetzten Lager der Zweifler angezogen — und abgestoßen hatte. Die „aufregend paradoxe“ Unterhaltung und gewisse Posen des Generals von Gerlach; das starre Ritterkostüm Kleist-Retzow's; gewisse Phraseologien der Senfft und Puttkamer tadelt er selbst der Geliebten gegenüber, die diesen Kreisen so viel näher stand. Aber er sah sie in dem Augenblick, da alles in ihm schwankte und kämpfte. Die schlichte Festigkeit einer anspruchslosen Seele eroberte ihn inmitten all des Junkerthums und Geistesjunkerthums. Dieser Anblick entschied. Sie eroberte ihn für festes Bescheiden in der gegebenen Thätigkeit, für ruhiges Erharren größerer Aufgaben. Ja zeitweilig erschienen ihm die, wie jenem Dichter, dessen Werke er ihr einmal schenkt,

als lärmendes Nichts: wie Adalbert Stifter möchte er das stille Beharren in treuer Dienste täglicher Bewahrung über alle Staatsmannschaft setzen und den Deichhauptmann über den Minister von Bernburg — oder Preußen. Und so oft er ihrer denkt, verstärkt sich dies Gefühl. Nathan beurtheilt deshalb den Brief, in dem Bismarck der Gattin das „Elend" der nahen Ministerlaufbahn ankündigt, sicherlich falsch, wenn er hier nur Anpassung an die Adressatin sieht: nicht der große Diplomat hat hier diplomatisch „komponirt", sondern der große Kenner der Menschen und seiner selbst hat noch einmal geschwankt, ehe er die furchtbare Last des Atlas auf seine Schulter nahm — geschwankt, weil er an das ruhige Glück dachte, das sie ihm gebracht und das er nicht wieder verlieren wollte.

Aus diesem Gesichtspunkt, glaube ich, erklärt sich die Eigenart dieser Briefe. Sie sind so durchaus auf den Empfänger abgestimmt, wie im anderen Extrem die glänzende Korrespondenz mit Gerlach, aber nicht aus Berechnung, sondern aus immer sich erneuender Stimmung. Mit der treuen Lebensgefährtin spricht er von seinen Sorgen, aber nicht den politischen. Er entwirft Porträts und Landschaftsbilder; aber Zeitgemälde nur in der grenzenlosen Erregung der Revolutionszeit. Er erzählt, wie er als Redner wirkt, oder wie ihm eine Rede durch eigene oder fremde Schuld verdorben wird; aber viel lieber und viel mehr von Verlobungen, Reisen, amüsanten Begegnungen. Seine tiefe Religiosität nimmt, zumal in den ersten Jahren, eine strenger dogmatische Form an, obwohl er dem „Zelotismus" feind bleibt und den pietistischen Ton seines ergreifenden Werbebriefs nur selten wiederfindet; seine innersten Aufregungen beim Duell mit Vincke oder bei der Lebensgefahr König Wilhelm's in der Schlacht gehören ihr — nicht seine großen staatsmännischen Gedanken. Der ewige Jüngling lebt hier, der nach aller Ermüdung in freier Natur gleich wieder „ganz Seesalz und Sonne" wird, der in den Nachtigallengesang der Berliner Gärten hineinhorcht und die Vertrocknung kleinstädtischer Studiengenossen kaum begreift. Hier ist „das sonntägliche Element" seines Lebens: Sabbath, Stille, Andacht, Familienglück. Hier ist das, was den leidenschaftlichsten Kämpfer unter den Genies, was den Mann der verzehrenden Leidenschaftlichkeit nie zum alten Mann werden ließ; die Seite seines Wesens, die bei aller Nervosität stets „lächerlich gesund" blieb. Und darin liegt trotz allem Schönen, was zumal die Berliner und Frankfurter Briefe im Einzelnen bringen, die Hauptbedeutung dieses Buches, das jedem Leser von Herz ein Stück frischer Existenz werden muß: in den kranken Geniekultus der Exzesse trägt es wieder das große Zeugniß einer wahrhaft genialen Gesundheit.

(Uebern. a. d. Euphorion Bd. 8 Heft 1.)

Berlin. Richard M. Meyer.

[illegible] Epistulae et Acta [illegible] Herder [illegible] LXIX [illegible] Seiten.

[illegible]

Die beiden Jahre, die der Band umfaßt, 1561 und 1562, bringt [illegible] in Straßburg zu, mit Predigen, Seelsorge, [illegible] der Sammlung seiner Ordensbrüder beschäftigt. Vom [illegible] 1562 bis gegen den 20. Juni desselben Jahres verweilt er auf dem [illegible] Unterbrechung wieder einberufenen Konzil von Trient. Was sein [illegible] Verlassen des Konzils, sein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Innsbruck und seine Rückkehr nach Augsburg betrifft, da erleidet die bekannte Studie Paul Drews, „Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit" (Seite [illegible]) einige Veränderung. Drews vermutet die Ursache der [illegible] Abreise von Trient und des darauffolgenden Verweilens in Innsbruck in einem Unwillen seiner Oberen über seine Stellung zum Laienkelch. Ferner heißt es dort: Canisius sei in einem so schweren [illegible] von Augsburg geschieden, daß ihm nur durch Vermittlung des Lainez die Rückkehr ermöglicht worden sei. Alles dies ist durchaus irrig, wie aus den hier vorliegenden Dokumenten hervorgeht. Am 13. September 1561 schreibt Canisius an Salmeron: „Der Kardinal von Augsburg hat an mich geschrieben, er denke daran, meiner Hilfe in Trient zu gebrauchen. Soll ich es ausschlagen, so thue ich es gern, da ich hinreichend weiß, daß ich in jenem Kreise von Gelehrten wenig oder nichts zu leisten vermag." Dem Kaiser Ferdinand I. ist die Berufung des Canisius bedenklich, da er fürchtet, derselbe möge nicht energisch genug für die kaiserlichen Forderungen (Laienkelch, Priesterehe, Reformation der römischen Kurie u. s. w.) eintreten. Der Mangel an Gelehrten, die mit Sachkenntniß vor den Konzilsvätern einen Bericht über die deutschen Angelegenheiten erstatten könnten, ist schließlich dafür entscheidend, daß Canisius von den Präsidenten, unter ihnen Hosius, nach Trient berufen wird. Es handelt sich von vornherein nur um die Zeit von einem Monat, für welche Hosius sich erbietet, ihm in seiner eigenen Wohnung Unterkunft und Kost zu gewähren. Hosius hat mit dem Kardinal von Augsburg ausgemacht, Canisius solle zu einer Jahreszeit kommen, in der er ohnehin wegen Visitationsreisen und wegen Gründung eines neuen

Kollegs in Innsbruck von Augsburg abwesend sei. So kommt er denn am 14. oder 15. Mai in Trient an. Schon am 17. Mai schreibt Canisius an Franz Borgia, den Stellvertreter des von Rom abwesenden Generals: Die Zahl der bereits in Trient versammelten Theologen sei so groß und auch die Gesellschaft Jesu werde so ausreichend vertreten sein, daß es ihm richtiger erscheine, ihn keinenfalls länger als die vier Wochen, in denen Hosius ihm Unterkunft gewähre, dort festzuhalten. Seine Anwesenheit in Innsbruck sei wegen der neuen Schulen und ebenso seine rasche Rückkehr nach Augsburg viel nöthiger, als sein Verweilen auf dem Konzil.

Augsburg war wesentlich durch die Bemühungen des Canisius dem Katholizismus zurückerobert worden, die katholische Partei fürchtete jedoch, daß Alles aufs Spiel gesetzt werde durch seine Abwesenheit; daher fing man gleich nach seiner Abreise an, den in Rom weilenden Augsburger Bischof, Kardinal Truchseß, mit Bitten zu bestürmen. „Die Ohren werden mir warm von den Querelen vieler Augsburger, die die Rückkehr des Canisius, als nothwendig, verlangen.“ Er werde „erdrückt von den Schreiben seiner Augsburger, die mit Heftigkeit auf dessen Rückkehr drängten.“ „Am 30. Mai habe ich“, schreibt Canisius an Franz Borgia, „mit den Briefen auch die andern des Kardinals von Augsburg erhalten, die desselben Inhalts sind, nämlich, daß ich ihn durch eine schleunige Abreise befriedigen soll. Ich habe es mit P. Salmeron überlegt, der wünscht, daß ich hier wenigstens noch die Ankunft unseres Generals abwarte. Da sich dieselbe jedoch noch in die Länge zu ziehen scheint, so erlaubt er mir die Abreise auf den 14. Juni. Er weist mich an, zeitig in Innsbruck zu sein, theils um die feierliche Eröffnung der neuen Schulen vorzunehmen, theils um dort die Antwort des Generals zu erwarten, ob ich dann Kollegien inspiziren oder nach Trient zurückkehren soll .... Jedenfalls wird es so kommen, wie der Kardinal von Augsburg es durchaus nicht will, daß nämlich meine Rückkehr verzögert wird ... Vor dem Monat August werde ich wohl nicht dorthin zurück können.“

Ueber des Canisius kurze Thätigkeit auf dem Konzil erfahren wir durch Massarelli und durch die Berichterstatter Ferdinands I. In fast zweistündiger Rede vertheidigte er am 15. Juni die Bewilligung des Kelches für die Böhmen und überhaupt für Alle, die hierdurch vom Abfall von der Kirche zurückgehalten werden könnten. Dagegen bekämpfte er die Zulassung kleiner Kinder zum Abendmahl unter Berufung auf die Stelle: „Das Fleisch nützet nichts, der Geist ist es, der lebendig macht.“ Merkwürdig ist, daß er dieselbe Konsequenz nicht für die Kindertaufe zog. Außerdem erfahren wir noch, daß Canisius sich gegen das Anathema sit, die Fluchformel, aussprach, in welche das Konzil seine Definitionen einkleidete. Am 16. Juni berichtete Siegismund von Thun an den Kaiser: „Fast alle Theologen hier sind Spanier, die von Allem, was außerhalb dieses Reichs liegt, wenig wissen. Sie reden, als ob Alles noch beim Alten

sei und als ob keine oder nur geringe Religionswirren bestünden. Canisius allein hat gestern gehörig zur Sache geredet.“ Draskowitsch berichtet am 23. Juni: „Während Alphons Salmeron, der spanische Jesuit, die Verweigerung des Kelches vertheidigte, hat Petrus Canisius, der niederländische Jesuit, mit großer Eindringlichkeit und vielen Gründen für die Bewilligung geredet.“ Daß diese Meinungsverschiedenheit jedoch keinerlei Einfluß auf die Kürze des Aufenthalts in Trient hatte, geht aus den oben angeführten Briefstellen hervor. Canisius vertheidigte den Laienkelch auch keineswegs aus biblischen oder religiösen Gründen. Er ist im Gegentheil der Ansicht, daß denjenigen, welche ihn auf Grund der Einsetzungsworte als ihr Recht verlangen, das Abendmahl überhaupt zu verweigern sei. Denn solche seien Schismatiker und Häretiker und es sei nicht recht, „das Brot der Kinder den Hunden vorzuwerfen.“ Er verlangt den Laienkelch nur als ein Mittel, um vorläufig die religiösen Unruhen in Böhmen, Bayern und Oesterreich zu beschwichtigen. Pius IV. ist darin der Ansicht des Canisius und macht jenen Ländern thatsächlich diese Konzession. In den Schreiben, die Canisius nach seiner Abreise von Trient von den dort zurückgebliebenen Genossen erhält, ebenso in den Schreiben aus Rom, ist nicht der Schatten einer Verstimmung über seine Vertheidigung des Laienkelches zu finden. Im Herbst 1562, da sowohl er wie Lainez schriftliche Gutachten über diese Frage ausgearbeitet haben, da tritt der General freiwillig zurück und gestattet, daß nur das Gutachten des Canisius in die Hände des Kaisers gelegt werde.

Ebenso irrig ist die Darstellung, als hätte Lainez, der von Frankreich zurückkehrend, über Deutschland nach Trient gereist war, auf seiner Durchreise in Augsburg dort einen Zwist schlichten und dem Canisius die Rückkehr ermöglichen müssen. Gerade das Gegentheil war der Fall. Wie die Augsburger ihren Bischof bestürmten, so bestürmten sie auch den Vorgesetzten ihres fast vergötterten Dompredigers. Darauf bezieht sich die von Drews mißverstandene Stelle in einem Schreiben des Canisius: „Brevi Augustam rediturus videor. Nam cum esset Augustae Praepositus noster, hoc impetratum audio, ut cito cathedrae restituerer.“ Die Augsburger hatten bei dem General die Rückkehr des Canisius erreicht, nicht dieser bei den Augsburgern.

Darin freilich wird die Darstellung Drews' bestätigt, daß schon in jenen Jahren langsam aber unheilbar ein Konflikt zwischen Canisius und der Gesellschaft Jesu entsteht, der ohne seine Unterwerfung, schließlich zu einem offenen Bruch geführt haben würde. Es ist einfach der Gegensatz zwischen germanischer und romanischer Anschauungsweise, der sich auf allen Gebieten fühlbar machte, namentlich auf dem der Schule. Häufig werden ihm Spanier als Professoren nach Deutschland geschickt mit der Anpreisung, daß sie vorzügliche Theologen, Philosophen, Rhetoriker, Griechen, Poeten u. s. w. seien. Es dauert nie lange, dann kommen Vorwürfe des Canisius, wie

man ihm so untaugliche Subjekte als Lehrer schicken könne. Giebt es doch seiner Ansicht nach, kaum ein wichtigeres Mittel für katholische Kirchenreform als Hebung des wissenschaftlichen Geistes auf den gelehrten Schulen. Aber, klagt er, wie selten seien die, welche von frühester Kindheit an Latein, Griechisch und moderne fremde Sprachen erlernt! Und wie würden erst die geschichtlichen Studien vernachlässigt. Wenn die katholische Geistlichkeit es versäume, die Geschichte ihrer eigenen Kirche zu schreiben, dann würden die Protestanten es thun. Dem Wiener Colleg schickt er unwillig im Frühjahr 1561 seinen Vierteljahrsbericht zurück, um ihn besser zu schreiben. Aber es gebe dort nicht Einen Pater, der fähig sei, einen ordentlichen Bericht abzufassen.

Im Jahr 1562 kämpft er mit dem römischen Mutterhaus um Lehrkräfte für Innsbruck. „Es scheint", schreibt Franz Borgia am 16. Mai 1562, „daß Ew. Ehrwürden nicht zufrieden mit dem Pater Ramiro sind, den wir für das Griechische nach Innsbruck geschickt haben und wir wissen doch, daß er . . . ein sehr nützlicher Lehrer sein wird, da er ein guter Rhetoriker, Grieche und Poet ist. Und darum hat seine Wahl mit Recht namentlich unserem Pater General zugesagt. Desgleichen sagen Ew. Ehrwürden vom Doktor Wolfgang, er sei ein neugebackener Theologe u. s. w. Es ist wahr, er hat erst kürzlich seine Studien beendigt, aber man kann doch nicht leugnen, daß er ein gutes und ausreichendes Subjekt sei. Um Ew. Ehrwürden meine Meinung zu sagen, so scheint mir, als sollten Sie mit den Leuten, die man Ihnen nach Deutschland geschickt hat, zufriedener sein, theils weil es gute Subjekte gewesen sind, theils weil gegen keine Provinz die Gesellschaft von solcher Liberalität ist, wie gegen Deutschland." Mit diesem Schreiben Borgia's kreuzt sich ein Brief des Canisius vom 17. Mai: „Ich kann mich der Sorge wegen der nach Innsbruck zu sendenden Professoren und des Rektors nicht erwehren, wie ich schon wiederholt deswegen gemahnt und gebeten habe. Wenn man darauf keine Rücksicht nimmt, so sehe ich nicht, wie das Colleg gut zu versorgen sei. Wenn wir statt des erwünschten Goldes Kohlen hinbringen, so werden wir uns die Gutgesinnten entfremden und wir müssen Alles aufbieten, um das zu vermeiden." Darauf antwortete ihm der Sekretär Borgia's, Petrarcha, am 24. Mai: „Ew. Ehrwürden wollen doch in Rechnung bringen, daß man von Rom aus genug für Innsbruck gethan hat, mehr als man glaubte thun zu können und Sie wissen auch, daß man nicht in vier Tagen taugliche Subjekte machen kann." Dann am 30. Mai: „Der Rath, den Sie geben, wir sollten diejenigen, die als Lehrer nach Deutschland bestimmt sind, hier ordentlich ausbilden, ehe man sie schickt, ist sehr gut. Aber dann sollten Ew. Ehrwürden auch nicht jeden Augenblick um neue Subjekte bitten; denn wenn Sie so eindringlich bitten, während hier doch kein solcher Vorrath an ausgebildeten Lehrern ist, dann schickt man Ihnen, was man gerade hat. Und das bezeuge ich, daß man für Deutschland so viel

thut, wie fast für alle anderen Provinzen der Gesellschaft zusammengenommen. Es ist gerade, als hätten wir hier nichts anderes zu thun, als Leute für Deutschland zu erziehn. Ew. Ehrwürden wollen sich daher zufrieden geben, denn man thut hier mehr, als man eigentlich thun kann." „Die Ehrwürdigen Patres wollen mir verzeihen", antwortet Canisius am 8. Juni, „daß ich im Bitten um Brüder so unverschämt und bei der Errichtung des Innsbrucker Kollegs allzu besorgt gewesen bin. Dem Quälgeist gebührte die Ruthe für seine Verwegenheit. Aber Eure Liebe hat unsre Thorheit besiegt und uns, die wir es nicht verdient, eine ungeheuere Wohlthat erwiesen, indem Ihr uns als gute und nothwendige Arbeiter aufs Erntefeld den Magister Petrus aus Cöln und den deutschen Magister Wilhelm an Stelle des Paters Ramiro geschickt habt."

Nach der Ansicht des Canisius sollte man weniger rasch mit der Gründung neuer Collegien vorschreiten, erst die alten gehörig versorgen und zu Pflanzschulen wahrer Gelehrsamkeit machen. Döllinger hat der Gesellschaft Jesu den Vorwurf gemacht, daß, wo sie immer im XVI. Jahrhundert den Fuß hingesetzt, da sei ein Ersterben alles wissenschaftlichen Geistes die Folge gewesen, Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit sei der Charakter jener Jesuitenschulen. Petrus Canisius ist ganz derselben Ansicht; selbst ein gründlicher Gelehrter, kämpft er einen verzweifelten Kampf gegen diese Oberflächlichkeit, den er aber nicht durchzuführen vermag.

Ein anderer Differenzpunkt ist seine Neigung, Unwesentliches fallen zu lassen, um das Wesentliche zu retten. Obschon der Ansicht, keiner Nation sei das Fasten zuträglicher als „den vollen, dollen Deutschen", so wünscht er dennoch, daß aus dem Fastengebot keine Wichtigkeit gemacht werde. Er schlägt vor, daß selbst solchen die Absolution ertheilt werde, die am Freitag Fleisch essen aus keinem anderen Grunde, als weil es billiger sei als Fisch oder weil es ihnen mehr zusage als Fastenspeise. Er will, daß den Deutschen nicht die vom Papst geweihten wächsernen Agnus dei aufgedrängt werden. Auch über das Ave Maria hat er Ansichten geäußert, die der Gesellschaft Jesu bedenklich sind. Leider ist das Schreiben, in welchem er es gethan, nicht vorhanden. Wir haben nur die Rüge, die ihm deswegen zu Theil ward: „Hüten Ew. Ehrwürden sich, zu germanisiren. Wenn man auch weiß, daß Sie reden, wie Jemand, der sich zu Unvollkommenen herabläßt, so mögen Sie sich doch diese Warnung, für den vorkommenden Fall, gesagt sein lassen." Canisius begünstigte den deutschen Volksgesang in den Kirchen, er gab ein deutsches „Betbuch" heraus. In Italien dagegen galt Singen und Beten in der Volkssprache schon als Ketzerei und Gebetbücher kamen dort im folgenden Jahrhundert auf den Index aus keinem anderen Grunde, als weil sie in der Volkssprache abgefaßt waren.

Nichts überrascht mehr in einer Gesellschaft, die so auf dem Prinzip strengsten Gehorsams aufgebaut war, als das Verhältniß zwischen Canisius

und seinem spanischen Vizeprovinzial Viktoria. Der ganze III. Band ist voll von dem Revoltiren dieses Untergebenen. Viktoria weigert sich förmlich, mit Canisius überhaupt amtlich zu verkehren und dieser ist es, der nachgiebt. Erst, nachdem das unnatürliche Verhältniß zwischen Beiden Jahre lang gedauert hat, wird Viktoria endlich aus dem ihm verhaßten Deutschland abberufen. Der Band ist reich an interessanten Einzelheiten aus dem inneren Leben in der Gesellschaft. So erfahren wir z. B., daß ein Mitglied bereits die höchsten Stellungen in derselben einnehmen kann, ohne noch die Gelübde abgelegt zu haben. Viktoria macht seine Probezeit durch, während er als Vizeprovinzial der oberdeutschen Provinz vorsteht und legt dann erst seine Gelübde ab. Es ist nicht der Entscheidung des Betreffenden anheim gestellt, ob er nur die drei üblichen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen will oder auch noch das vierte zur Verfügung des Papstes für die Mission zu stehen, sondern darüber entscheiden die Oberen. Die Jesuiten galten damals in der Kirche noch nicht für Ordensleute. In Trient werden sie als „Weltpriester aus der Gesellschaft Jesu" aufgezeichnet, obgleich man Lainez Sitz und Stimme im Konzil giebt, wie den Generalen der alten Mönchsorden.

C. von Hoiningen-Huene.

Politik.

Nauticus. 1901. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 451 S.

Der soeben erschienene Band dieses Jahrbuchs enthält wiederum eine Reihe höchst werthvoller Publikationen, theils thatsächliche Informationen über den Stand und Fortgang der Marine-Bauten in allen Ländern, des Seeverkehrs und der Kabellinien, Fragen der Technik und Statistik, theils selbständige wissenschaftliche und politische Aufsätze. Aus dem vorzüglichen Aufsatz „Die chinesische Frage" sei folgender Abschnitt wörtlich wiedergegeben:

„Es ist durch diese von den acht führenden Mächten der zivilisirten Welt unternommenen Kämpfe an einem praktischen Beispiel der Beweis geliefert worden, daß selbst bei auseinandergehenden politischen Anschauungen ein gemeinsames Zusammenwirken möglich ist. Jede der betheiligten Mächte hat ganz bedeutende Opfer im Zurückweichen von ursprünglich ausgesprochenen Absichten bringen müssen, um den gemeinsamen Zweck, die Solidarität gegenüber dem gemeinsamen Feinde, zu sichern. Dies ist an und für sich ein großer Gewinn. Die chinesischen Wirren sind gewissermaßen zum Prüfstein für die Echtheit des allgemeinen Friedensbedürfnisses unter den betheiligten Mächten geworden. Dieses Friedensbedürfniß

dessen Grundlage auf der augenblicklichen Vertheilung der Machtverhältnisse unter den führenden Staaten beruhen mag, wäre zwar auch ohne die chinesischen Kämpfe vorhanden gewesen, aber es ist für alle Betheiligten von der größten Wichtigkeit, daß man sich seiner bewußt ist. Handel und Industrie können sich unter diesem Bewußtsein ruhiger entfalten, als dies unter dem Druck der Kriegsmöglichkeit der Fall ist. Wenn das bei Ausbruch der Wirren aufgestellte Programm der deutschen Reichspolitik nicht in allen Punkten durchgeführt werden konnte, so müssen dabei die den widersprechenden Anschauungen anderer Mächte nothwendig gewordenen Opfer in Betracht gezogen werden, die ja mehr als aufgewogen werden durch das Nachgeben verschiedener anders denkender Alliirter in gewissen Forderungen der deutschen Politik. Jedenfalls verräth es Unkenntniß der politischen Situation, wenn man, wie vielfach in der Tagespresse, aus dem Vergleich des Erreichten mit dem Gewollten ein ungünstiges Ergebniß ableitet.

Es kann wohl kaum zweierlei Meinungen darüber geben, daß der wahnsinnige Plan, die Fremden aus China zu vertreiben und den verbündeten Armeen Trotz zu bieten, im Rathe der Partei des Prinzen Tuan lediglich dem chinesischerseits genährten festen Glauben seinen Ursprung verdankt, daß früher oder später die verbündeten Mächte sich gegenseitig selbst bekriegen würden. Dieses Vorurtheil ist vorläufig gründlich zerstört worden. Je größer die Gegensätze in den Programmen der einzelnen Mächte bezüglich des Vorgehens in China von Haus aus waren, um so fester mußte das Solidaritätsgefühl sein, das jeden einzelnen Verbündeten dazu vermochte, seinerseits im allgemeinen Interesse gewisse Opfer zu bringen. Die ein für allemal durch Thatsachen bewiesene Solidarität wird bei den Chinesen Wunder wirken.

Die kriegführenden Mächte wollen mit der soeben beendeten Aktion kein Geschäft machen. Aber es ist nicht mehr als billig, daß jeder Macht bei Heller und Pfennig die Unkosten des zur Wiederherstellung der Ordnung nöthig gewordenen Aufwandes zurückerstattet werden. Es ist durchaus gerechtfertigt, wenn die Majorität der an dieser Frage Betheiligten an diesem Grundsatz unerschütterlich festgehalten hat. Wenn einzelne Mächte bereit sind, auf einen Theil ihrer Auslagen zu Gunsten des chinesischen Budgets zu verzichten, so machen sie damit den Chinesen ein Geschenk, für das ihnen zunächst die Steuerzahler im eigenen Lande wenig Dank wissen werden. Ob sie bei dem nun einmal anerkannten Prinzip der „offenen Thür“ in Anbetracht eines solchen Opfers große Vortheile herausschlagen, ob sie die Thür noch offener finden werden als alle Anderen, muß nach allen bisher in China gemachten Erfahrungen mindestens als zweifelhaft erscheinen. Der Chinese ist im Allgemeinen nur zu leicht geneigt, Nachgiebigkeit jeder Art als Schwäche zu deuten; dem Schwachen aber braucht man keine Zugeständnisse zu machen. Man frage sich, wer bis vor Kurzem

den größten Einfluß in China ausgeübt hat. Nicht die Entgegenkommenden, die nie mit einem Kriegsschiff gedroht haben, sondern jene Mächte, deren Können man am eigenen Leibe gespürt hatte, die zuletzt Krieg geführt hatten, die Engländer und die Franzosen. Daß England ein halbes Jahrhundert und länger in China als führende Macht auftreten konnte, ist schließlich nicht zu verwundern; seine Stellung im Welthandel, die Zahl und die Kapitalkraft seiner Kaufleute, die das Erbe der Merchant Princes der Faktoreien von Canton angetreten hatten, das Aufblühen seiner Kolonie Hongkong, die ununterbrochene Entfaltung eines Theils seiner Flottenmacht in den chinesischen Gewässern und manche andere Gründe geben dafür eine genügende Erklärung ab. Will man sich aber überzeugen, wie sehr der Kriegführende gegenüber dem friedlich Zuschauenden gerade in China an Ansehen jeder Art gewinnt, so vergegenwärtige man sich die politischen Erfolge Frankreichs, einer Macht, die mit nur $2^1/_2$ Prozent am Werthe des gesammten Handels betheiligt ist. „Frankreich hat uns 1858 zu harten Friedensbedingungen gezwungen, es hat 1884 unsere Flotte bei Foochow vernichtet, seine Truppen in Kelung landen lassen, es hat uns auch damals harte Bedingungen auferlegt; Frankreich fordert viel von uns, aber die Wiederholung der mit ihm gemachten Erfahrungen, muß um jeden Preis vermieden werden.“ So etwa urtheilt der Chinese über den mit Strenge Gerechtigkeit übenden Sieger. Es scheint daher noch sehr fraglich, ob die von gewissen Mächten hartnäckig befürwortete Milde die erwarteten Früchte tragen wird. Die deutsche Reichspolitik hat sich auch in dieser Frage auf den richtigen Standpunkt gestellt. Man hört oft von den Zweiflern, namentlich solchen, die sich gern über die angeblichen Fehler einer nach ihren Begriffen abenteuerlichen Politik aufregen, die Frage: Werden wir denn je zu unserem Gelde kommen? Wer die chinesischen Verhältnisse kennt, wird darüber vollkommen ruhig urtheilen. Gewiß ist China nicht in der Lage, die gesammte Entschädigungssumme auf einem Brett auszuzahlen. Aber die Steuerkraft, die zur Abtragung der neuen Staatsschuld nöthig sein wird, ist thatsächlich vorhanden. Wenn sich die Verhandlungen über diese Frage in die Länge gezogen haben, so handelt es sich durchaus nicht um die Schwierigkeit der Aufbringung überhaupt, sondern um die Frage, welche unter den verschiedenen Steuerquellen des Reiches am bequemsten und zugleich am sichersten als Garantie für die pünktliche Amortisation der Schuld heranzuziehen ist. Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß die meisten Steuern der Chinesen sehr viel ergiebiger sein würden, wenn man sich zu einer rationellen Verwaltung bequemen wollte. Sir Robert Hart, der seit mehr als vierzig Jahren daran gearbeitet hat, dem chinesischen Reich die ergiebigste Steuerquelle zu eröffnen, die es seit seinem Bestehen besessen hat, berechnet als möglichen Ertrag der Grundsteuer allein, zum niedrigsten Satz, 200 Sapeken für den chinesischen Acker (mau), unter Heranziehung nur der Hälfte des

Flächeninhaltes der 18 Provinzen auf jährlich 300 Millionen Taels, während thatsächlich nur 25 Millionen eingenommen werden. Aehnliche Verhältnisse lassen sich für die Salzsteuer, das Likin, und jede andere im Innern des Reiches vom Volke erhobene Steuer feststellen. Es ist ja bekannt, und Niemand empfindet es mehr als die chinesische Regierung, einschließlich der Kaiserin-Wittwe, die sich in verschiedenen Erlassen dahin ausgesprochen hat, daß der Krebsschaden der chinesischen Finanzwirthschaft in der Unfähigkeit und Unehrlichkeit ihrer Beamten besteht. Gelänge es, diesen Schaden abzustellen, so könnte China über ganz bedeutende Mittel verfügen. Die gegenwärtige Lage wird vielleicht dazu beitragen, die zu einem gründlichen Wandel erforderliche Energie von oben herab zu erzeugen; aber die Mächte können die Entwickelung dieses Zukunftsbildes nicht abwarten. Es ist daher nöthig, der Amortisation einer so hohen, scheinbar unerschwinglichen Summe, wie es die Gesammtentschädigung ist, eine sichere, von der Reform des Finanzwesens im Innern unabhängige Grundlage zu geben. Dies geschieht durch Heranziehung der von Europäern verwalteten Seezölle."

Es wird dann nachgewiesen, daß die Seezölle, die im Jahre 1899 83 Millionen Mark eingebracht haben, ohne jede Schwierigkeit verdoppelt, ja verdreifacht werden könnten, indem man dagegen die völlig willkürliche und dadurch den Handel am schwersten störende Gebühr im inneren Verkehr, die „Likin-Abgabe" abschaffte. Auf diese Weise wäre ein Rein-Ertrag von 150 Millionen Mark jährlich zu erzielen, wodurch alle Entschädigungs-Ansprüche und die hierfür nöthigen Anleihen reichlich gedeckt würden.

Diesem einfachen Arrangement widersprechen aber die Engländer, weil erfahrungsgemäß ein Theil der Zölle auf die Importeure, d. h. in diesem Falle zumeist englische Kaufleute und Fabrikanten, abgewälzt wird.

Nach den neuesten Nachrichten scheint man sich dahin geeinigt zu haben, daß zunächst nur eine sehr mäßige Erhöhung einiger Seezölle stattfinden soll und man auf sie erst zurückgreift, wenn andere Steuer-Projekte sich als unfruchtbar erwiesen haben.

Neben dem Aufsatz über China ist aus diesem Nauticus-Bande als besonders werthvoll noch ein Aufsatz „Frankreichs Blüthezeit als See- und Kolonialmacht" hervorzuheben, der offenbar auf originalen historischen Studien beruht; ferner eine Studie über die so traurig zurückgebliebene und zum Theil zerstörte Ostsee-Rhederei, über die wirthschaftliche Bedeutung eines mittelamerikanischen Kanals für Deutschland, über die drahtlose Telegraphie und vieles Andere.

D.

Politische Korrespondenz.

45tägige Rückfahrt-Karten. Der Zoll-Tarif. Die Nachwahlen. Charakter im Freisinn.

Die Erstreckung der Eisenbahn-Rückfahrt-Karten auf 45 Tage ist ein viel merkwürdigeres Ereigniß, als es so auf den ersten Blick scheinen möchte. Die öffentliche Meinung hat die Neuerung mit großem Beifall aufgenommen, untersucht man sie aber näher, so erkennt man, daß es sich um einen Nothbehelf handelt, der die allergößten Nachtheile im Gefolge hat, und man erkennt weiter, daß diese Mißbildung ein Produkt unserer politischen Lage ist, ja daß man an diesem an sich so unbedeutenden Ereigniß die ganzen Gegensätze unserer Epoche erkennen und aus ihnen herausdemonstriren kann.

Das alte kurzfristige Retourbillet hatte einen ganz guten Sinn. Es schuf für eine bestimmte beschränkte Klasse von Reisen eine Erleichterung, die oft die Reise erst ermöglichte. Die verlängerte Giltigkeit hat nicht etwa bloß das Bestehende ausgedehnt, sondern einen ganz neuen Zustand geschaffen.

Die Frist von 45 Tagen ist so lang, daß bei Weitem der größte Theil, man meint 90 pCt. aller Reisen, nunmehr auf solche Billets gemacht werden wird. Mit andern Worten: man gewährt nicht mehr einer gewissen Klasse von Reisen eine Erleichterung, sondern man schließt von der allgemeinen Erleichterung eine gewisse kleine Zahl aus. Ich sehe davon ab, daß die ganze Erleichterung nur den höheren Schichten des Volkes zu Gute kommt, da die 4. Klasse keine Rückfahrt-Karten hat. Aber die 4. Klasse ist überhaupt ein für sich zu behandelndes Problem. Welchen Sinn aber hat es, diejenigen, die für die Rückfahrt zufällig einen andern Weg benutzen wollen als für die Hinfahrt, oder ihre Reise über 45 Tage ausdehnen, mit einem schweren Zuschlag zu bestrafen? Der Gewinn, den die Eisenbahn aus der kleinen Zahl der einfachen Billets zieht, ist verschwindend gegen die zahllosen Widerwärtigkeiten, die nunmehr entstehen, indem man seine Reisen, um nicht geradezu zu verschwenden, in das Schema der Rückfahrtkarte einzuordnen genöthigt wird. Die Frist von 45 Tagen ist so lang, daß unendlich oft innerhalb ihrer Zufälle auftauchen, Krankheiten, Wetter, Nachrichten, neue Wünsche oder

Pläne, die in der ärgerlichsten Weise mit dem einmal genommenen Billet im Widerspruch stehen. Es ist nicht mehr, wie bei den kurzfristigen Retour-Billets, eine bestimmte, sachlich einigermaßen abgegrenzte Art von Reisen, die verbilligt wird, sondern in zahllosen Fällen ist es der reine Zufall, ob eine Reise in die Ermäßigung eingeschlossen oder ausgeschlossen ist. Aber nicht bloß das Publikum wird durch die Beschränkung der Preisermäßigung auf die unnöthigste Weise schikanirt, sondern man kann sogar vom Standpunkt der öffentlichen Moral Einspruch erheben. Es ist, wie die Eisenbahn-Verwaltung früher selbst verkündet hat, schlechterdings unmöglich, die Identität der Benutzer zu kontroliren. Wer mit der Rückfahrtkarte eines Andern fährt, macht sich des Betruges schuldig; es ist durch den Ausdruck ausdrücklich verboten. Der gemeine Mann wird es aber niemals begreifen, weshalb nicht der Eine ebenso gut wie der Andere mit dem Billet fahren darf, und der moralisch Schuldige ist nicht der, den das Gericht, wenn es durch einen Zufall einmal herauskommt, verurtheilt, sondern der Eisenbahnfiskus, der sich herausnimmt, den Leuten etwas ins Gewissen zu schieben, was er selbst zu leisten verpflichtet wäre. Bei den alten kurzen Retourbillets war das anders. Wer ein solches Billet genommen hatte, der benutzte es auch zur Rückfahrt, oder wußte gegebenen Falles nicht, ob er in der kurzen Frist etwa jemand anders finden würde, an den er es abtreten könne. Der Handlungsreisende, der heute nach Köln fährt, um auf einem andern Wege nach Berlin zurückzukehren, wird sicher sein, daß er im Laufe von 45 Tagen in Köln Jemand findet, der das Billet zurück nach Berlin benutzt. Bald genug werden sich geheime Vermittelungsstellen für diesen Billethandel bilden. Der Staat aber hat die sehr ernste Verpflichtung, seine Einrichtungen so zu treffen, daß die Versuchung zur Demoralisation nicht künstlich vermehrt, sondern so sehr wie möglich eingeschränkt wird.

Ueber das, was hier gesagt ist, ist, glaube ich, unter den Kennern kaum eine Meinungs-Verschiedenheit. Auch über das, was sachlich das Richtige wäre, wird eine Einigung leicht zu erzielen sein. Es wäre Abschaffung all der Künsteleien mit Rückfahrtkarten, Rundreisebillets, Saisonbillets, Platzkarten und statt dessen eine einzige, gleichmäßige, gegen den bisherigen Satz entsprechend ermäßigte Gebühr. Weshalb hat nun der Herr Eisenbahnminister, der das Alles so genau weiß wie wir, dennoch jene Zwitter-Einrichtung getroffen?

Preußen ist ein konstitutioneller Staat. Ein Minister verfügt nicht frei über die Eisenbahnen, sondern hat Rücksicht zu nehmen auf die beiden Häuser des Landtages. In beiden Häusern ist eine große agrarisch-konservative Majorität, die der allgemeinen Herabsetzung der Personentarife mit Leidenschaft widerstrebt. Hier ist es, wo das Retourbillet mit unserer allgemeinen politischen Konstellation zusammenstößt. Unsere Landwirthschaft leidet, wie bekannt, nicht nur unter niedrigen Preisen, sondern noch viel

mehr unter Arbeitermangel. Die Konservativen bilden sich ein, daß die Verbilligung der Personentarife die Abwanderung ihrer Leute vom flachen Lande befördern würde. Ja, sie sehen darin überhaupt etwas Unkonservatives. Der Zug der Zeit, alles Ueberlieferte, Stätige, Feste mobilisiren zu wollen, würde dadurch noch verstärkt; sie sprechen von einer Eisenbahn-Vagabondage, die entstehen könnte.

Diese Besorgniß ist ohne Zweifel ganz ungemein übertrieben. Der Arbeiter fährt heute überhaupt schon so billig und es ist ihm bei den heutigen Löhnen so leicht, einige Thaler baar Geld zu erübrigen, daß es für einen so großen Entschluß, wie die Verpflanzung vom Lande in die Stadt, vom Osten in den Westen auf ein paar Groschen Eisenbahngeld sehr wenig ankommt. Hier wirklich Abhülfe zu schaffen, der Landwirthschaft den zehrenden Schaden des Arbeitermangels auszuheilen, dazu gehören ganz andere, muthigere Mittel. Aber die Konservativen sind auf dem Punkt der Arbeiterfrage so empfindlich, daß man mit Gründen bei ihnen nichts ausrichtet. Sie sind grundsätzlich verkehrsfeindlich. Auch in der Behandlung der Kanalfrage hat man ihnen Verkehrsfeindlichkeit vorgeworfen. Wir haben unsere Unparteilichkeit bewiesen, indem wir sie betreffs des Mittellandkanals gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen haben: sie haben in dieser Frage thatsächlich andere, sehr gute, sachliche Gründe ins Feld geführt. In der Personen-Tariffrage ist es aber wirklich nichts, als ihre prinzipielle Verkehrsfeindlichkeit, die die einzig vernünftige und gesunde, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Reform verhindert.

So hängt die 45tägige Rückfahrtkarte zusammen mit der Frage des Verhältnisses der Regierung zu den Konservativen, und da dieses wieder wesentlich beherrscht wird von der Stellung der verschiedenen Parteien zu den vaterländischen Wehrfragen, und diese von der Weltpolitik, so sehen wir wie im öffentlichen Leben zuletzt alles eine Einheit bildet. Statt der allgemeinen Tarifherabsetzung sind uns die absurden 45tägigen Rückfahrkarten bescheert worden, die den Menschen wenigstens immer wieder an seinen Wohnsitz zurückführen, weil die Regierung Rücksicht nehmen muß auf die Furcht der Konservativen vor der Landflucht, und sie ist gezwungen diese Rücksicht zu nehmen, weil die Linke in der vaterländischen Wehrfrage sich nicht die nothwendige Opferwilligkeit auferlegen mag.

Wenn die öffentliche Meinung sich an der neuen Einrichtung genügend erfreut und dann genügend geärgert haben wird, dann mögen wir vielleicht durch einen neuen Kompromiß uns einer wirklich rationellen Reform wieder um einen Schritt nähern. Vorläufig hat die Halbheit ja auch noch den Vortheil, daß sie das Risiko des Eisenbahn-Fiskus etwas verringert hat und der Ausfall in den Staatseinnahmen nicht gleich so groß wird, unsere Finanzmänner abzuschrecken.

* * *

Eben in diesem Augenblick wird der neue Zolltarif-Entwurf veröffentlicht. Es mag paradox klingen, aber es ist durchaus wahr, daß, was wir über ihn zu sagen haben, Alles schon in dem enthalten ist, was wir eben über die Eisenbahn-Rückfahrkarten ausgeführt haben. Vom rein wirthschaftlichen Standpunkt erscheinen uns die meisten in Aussicht gestellten Zollerhöhungen ganz und garnicht als wünschenswerth: die Hilfe, die der Landwirthschaft zu leisten ist, könnte ihr auf anderen und besseren Wegen zugeführt werden. Aber unsere Konservativen und Agrarier sind einmal auf die Zollerhöhungen versessen. Werden diese nun auch manche schädliche Wirkung haben, so wird der Schade doch keineswegs unerträglich sein, und da die Regierung aus den politischen Gründen einmal von den Konservativen nicht los kann und eine gewisse Belastung der Allgemeinheit zu Gunsten der Landwirthschaft unter den heute obwaltenden Verhältnissen nicht bloß ganz gut zu rechtfertigen, sondern auch zwecks Erhaltung des wirthschaftlichen Gleichgewichts räthlich ist, so wäre Alles in ganz guter Ordnung. Wir erhalten zum Nutzen der Landwirthe, zu Lasten der anderen Bevölkerungsklassen die erhöhten Zölle — auf etwas mehr oder weniger kommt es nicht an — und unser politisches Leben rollt in den bisherigen Gleisen weiter.

Gut und schön. Aber Alles, wohl gemerkt, unter der Voraussetzung, daß es der Regierung gelingt, auf dieser Basis Handelsverträge abzuschließen. Diese Verträge hat sie aber nicht mit unseren Agrariern zu vereinbaren, sondern mit fremden Mächten, namentlich Rußland, das schlechterdings nicht gemeint ist, dem Deutschen Reich Liebesdienste zu erweisen. Wenn nun Herr von Witte, sei es kühl und höflich, sei es kurz und grob, erklärt: Auf dieser Basis bedauern wir in Verhandlungen überhaupt nicht eintreten zu können? Der Doppeltarif, den unser Entwurf für die vier wichtigsten Getreidearten vorsieht, wird dabei kaum eine Rolle spielen. Die fremden Unterhändler werden den Maximalsatz von vornherein nur als eine bloße Dekoration betrachten: nur um den Minimalsatz handelt es sich: ob dieser Satz wirklich eine unüberschreitbare Schranke bildet, oder ob man über ihn noch in Verhandlungen eintreten kann — darauf kommt es an. Da es den Russen nicht unbekannt ist, wie stark in Deutschland die Parteien und Persönlichkeiten sind, die unter allen Umständen einen Handelsvertrag zu Stande bringen wollen, so ist viel Nachgiebigkeit von ihnen kaum zu erwarten, und kommt es zum Kampf, so ist in Handelssachen bekanntlich nicht der wirthschaftlich Schwächere, sondern der wirthschaftlich Stärkere der Empfindlichere.

Unsere Agrarier verlassen sich darauf, daß der Reichstag eine feste agrarische Majorität aufweise. Sieht man aber näher zu, so ist diese Festigkeit doch sehr zweifelhaft. Von einer festen agrarischen Majorität *gegen* die Regierung kann schon gar nicht die Rede sein. Die Lage dürfte am besten gekennzeichnet sein durch das Wort: die Regierung könne

in diesem Reichstag jeden Handelsvertrag durchsetzen, den sie wolle. Sie könnte es schon bei der augenblicklichen Zusammensetzung; sie kann es noch viel mehr, wenn sie an das Land appellirt und neu wählen läßt. Denn im Lande ist die Autorität und der Anhang des Agrarierthums in offenbarem Rückgang begriffen; es wird nur gestützt und gehalten dadurch, daß es politisch konservativ ist und die traditionelle Anlehnung an die Regierung hat. Daß das Agrarierthum mit seinen eigenen Kräften rückwärts geht, folgt von vornherein aus der wirthschaftlichen Entwicklung, der fortschreitenden Industrialisirung. Die landwirthschaftliche Bevölkerung umfaßt heute schon nicht viel mehr als ein Drittel des Volkes. Die jüngsten Wahlen bestätigen diesen prinzipiellen Schluß praktisch. Die Konservativen haben Greifswald-Grimmen verloren, und heute findet in Memel-Heydekrug, dem alten Wahlkreise Moltke's, die Stichwahl statt, die möglicherweise das Mandat an einen Sozialdemokraten bringt. Selbst wenn der agrarisch-konservative Litthauer hier noch einmal siegen sollte, so bleibt es doch ein sehr bedeutsames Zeichen der Zeit, daß der Sieg überhaupt zweifelhaft sein konnte. Hielten die Freunde der Handelsvertrag-Politik zusammen, so wäre der Wahlkreis ihrer. Nur der Umstand, daß der Sozialdemokrat in die Stichwahl gekommen ist, kann ihn noch den Konservativen retten. Aehnlich wie in Memel steht es aber unzweifelhaft noch in vielen anderen Wahlkreisen, und gerade der von den Agrariern so sehr erstrebte Doppeltarif dürfte ihnen für die Agitation verderblich werden. Ihre Gegner werden immer mit dem höheren Satz operiren, um die Konsumenten möglichst zu erschrecken, und die starke Erhöhung für Hafer (von 2,80 Mk. auf 6 Mk. im Maximum, 5 Mk. im Minimum) wird sogar viele Landwirthe kopfscheu machen, die ihren Hafer nicht selber bauen, sondern kaufen. So lange man noch keine bestimmten Zahlen wußte, bewegte sich die Agitation für und wider im Leeren. Das war den Agrariern günstig, da doch sehr viele Gemäßigte ihnen im Allgemeinen günstig gestimmt sind und die Purzelbäume ihrer Extremen nicht ernst genommen wurden. Jetzt mit den hohen Zahlen des Doppeltarifs wird auch in gemäßigten Kreisen sehr stark gegen sie gearbeitet werden können.

* * *

Die Memeler Wahl ist, wie gemeldet wird, zu Gunsten des Konservativen ausgefallen, aber es wird lohnen, doch noch einen Blick darauf zu werfen, nicht bloß der sehr hohen Zahl der sozialdemokratischen Stimmen wegen, sondern namentlich wegen der höchst charakteristischen Art, wie sich die Freisinnigen zu der Stichwahl gestellt haben. Die offizielle Parteileitung und der oberste Führer, Herr Richter, haben es vermieden, eine Entscheidung zu fällen, und es dem einzelnen Wähler überlassen, wie er stimmen will. Ist diese Zurückhaltung etwa aus Patriotismus zu erklären, weil die Sozialdemokratie international und antimonarchisch gesinnt ist? Der Leser gedenkt des nichtbestätigten gewählten Bürgermeisters

Kauffmann in Berlin und lächelt. Ist es etwa geschehen aus Furcht vor dem revolutionären Charakter der Sozialdemokratie, dem allgemeinen Umsturz und der Aufhebung des Eigenthums? Es giebt kaum noch ein paar Scharfmacher, die wirklich an das Umsturzgespenst glauben. Weshalb also diese Zurückhaltung? Politische Gründe sind von dem Standpunkt, den die freisinnige Volkspartei einmal einnimmt, weder auffindbar noch auch denkbar. Es ist schlechterdings gar nichts Anderes, als die gerade dieser Partei eigenthümliche politische Feigheit. Herr Richter macht ja in seinem persönlichen Auftreten einen recht robusten Eindruck, und die Partei thut sich auf ihre Charakterfestigkeit und Unentwegtheit besonders viel zu Gute. Ja, andere Leute glauben es ihr sogar bis auf einen gewissen Grad, daß sie charaktervoll sei. In Wirklichkeit ist Herr Richter vor jedem wahrhaft muthigen Entschluß, vor den er in seiner parlamentarischen Geschichte gestellt wurde, immer zurückgewichen. Man erinnere sich, wie er durch eine heimliche Abkommandirung einmal die Verlängerung des Sozialistengesetzes ermöglichte und nachher Versteck spielte hinter der Verwechslung der beiden Brüder Hermes: der eine hatte die Abkommandirung besorgt und Herr Richter ließ mit Pathos dementiren, daß es der Andere gewesen sei. Man erinnere sich, wie er im Jahre 1893 die Zukunft des Liberalismus in Deutschland opferte aus Angst, man könne ihm vorwerfen, er sei gouvermental geworden und huldige dem Militarismus. So wahrt er auch jetzt seinen Charakter, indem er unentwegt jedes Zusammengehen mit der freisinnigen Vereinigung rechts, wie der Sozialdemokratie links vermeidet. Uns kann es recht sein. Aber darauf darf man das deutsche Volk doch zuweilen aufmerksam machen, daß ein solches Verhalten nicht einen politischen Charakter ausmacht, sondern das Gegentheil davon ist. Grade wir Deutsche sind so sehr geneigt, bloße Gewaltsamkeit und große Worte für Kraft zu halten, während sie so häufig (ich erinnere an unsere Polen- und Dänenpolitik) nur der Ausdruck der Schwäche und der Rathlosigkeit sind. Kompromisse zu schließen und Mittellinien zu suchen, ist noch keineswegs ein Zeichen von politischer Halbheit oder Weichheit. Wer hat mehr Kompromisse in seinem politischen Dasein abgeschlossen als Fürst Bismarck? Es ist wirklich bloßer Schein, daß die „Freisinnige Volkspartei" der männlichere, muthigere Theil des Freisinns sei. Die Gruppe Barth-Rickert hat von je, so schwach sie parteipolitisch ist, doch viel mehr wirklichen Muth bewiesen als Herr Richter, und so mag man es sachlich mißbilligen, persönlich muß man die Konsequenz und Energie des politischen Denkens anerkennen, wenn Herr Barth seinen Freunden rundweg das Eintreten für den sozialdemokratischen Kandidaten in Memel empfohlen hat.

Ist es aber nicht eine Art Selbstmord, daß eine politische Gruppe, die doch wesentlich aus Kapitalisten besteht, hier versucht hat, einem Sozialdemokraten zum Siege zu verhelfen? So steht es keineswegs. Nicht bloß die Noth, auch die Politik macht wunderliche Bettgenossen, und seit

der „Reichsfeind", das Zentrum, zu einer nationalen Partei avancirt ist, giebt es im deutschen Parteileben keine moralischen Unmöglichkeiten mehr. Ganz feine Köpfe spotten sogar, diesmal wäre es für die Regierung eigentlich vortheilhafter gewesen, wenn in Memel der Sozialdemokrat der Urne entstiegen wäre. Die Handelsverträge würden dann viel leichter zur Welt kommen; die Stärkung der Sozialdemokratie aber wäre sicher nur eine vorübergehende Erscheinung.

Heute handelt es sich nur um Interessenfragen. Man stelle aber einmal wieder eine nationale Frage an das Volk, so fliegen alle diese revolutionären Popanze zum Schornstein hinaus. Wir Deutsche sind nicht schlechter als die Engländer, und das englische Volk hat bei dem Südafrikanischen Kriege nicht einmal ein ganz gutes Gewissen; aber die bloße Thatsache, daß ein Theil der liberalen Partei dort nicht mit unbedingter Entschiedenheit Kriegspartei sein will, hat den Liberalismus erwürgt und wird England auf sehr lange hinaus der Herrschaft der Konservativen ausliefern.

28. 7. 1901. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Ackermann, R. — Lord Byron. (188 S.) M. 2.—. Heidelberg, Carl Winter.

Bauch, Dr. G. — Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. (115 S.) M. 3.50. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Blennerhasset, Lady Dr. — Gabriele d'Annunzio. (65 S.) 50 Pf. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Böckh und **Klatt.** — Die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Direktoren und Oberlehrer in Preussen. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Bodmann, E. v. — Jakob Schläpfle. (156 S.) M. 1,—. München, A. Langen.

Borgius, Dr. W. — 1903. Ein handelspolitisches Vademecum. (61 S.) Berlin, Carl Heymann.

Böttiger, B. — Allgemeine Religionsgeschichte. 80 Pf. Leipzig, Kesselring.

Cornelius. — Grundsätze und Lehraufgaben für den elementaren Zeichenunterricht. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Delbrück, B. — Grundfragen der Sprachforschung. Mit Rücksicht auf W. Wundt's Sprachpsychologie erörtert. M. 4,—. Strassburg i. E., Karl J. Trübner.

Dove, K. — Aus zwei Welttheilen. Dichtungen. M. 2.—. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanstalt.

Eisener, K. — Taggeist, Kulturglossen. M. 4,50. Berlin, J. Edelheim.

Finnisch-ugrische Forschungen. Zeitschrift für Finnisch-ugrische Sprach- und Volkskunde nebst Anzeiger. Herausgegeben von E. N. Setälä und Kaarle Krohn. Band I. Heft 1 u. 2. Drei Hefte zusammen 20—24 Bogen bilden einen Band. Preis des Bandes einschliesslich Anzeiger 10 Fmk. = 10 Frcs. = 8 Rm. Leipzig, Otto Harrassowitz.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. XIV. Band, erste Hälfte. M. 6,—. Herausgegeben von Otto Hintze. Leipzig, Duncker & Humblot.

Frobenius, H., Oberstleutnant a. D. — Militär-Lexikon. Handwörterbuch der Militär-Wissenschaften. Unter der Mitwirkung des Generalmajors z. D. Wille, des Generalmajors a. D. v. Zepelin, des Kapitänleutnants a. D. v. Niessen und des Oberstabsarztes Dr. Arndt. (20 Lieferungen je M. 1,25.) Berlin, Martin Oldenbourg.

Frommel, O. — Frommel's Lebensbild. 2. Bd. Vom Wupperthal zur Kaiserstadt. (465 S.) M. 6,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Geschäftsbericht f. d. J. 1900. Erstattet v. Kuratorium des Arbeitsnachweises. (Verein d. Brauereien Berlins u. d. Umgegend.) Berlin, W. & S. Loewenthal.

Sitzungsbericht der Gesellschaft für **Geschichte und Alterthumskunde** d. Ostseeprovinzen Russlands a. d. J. 1900. Riga, W. F. Häcker.

Die **Gesellschaft.** Herausgeber Dr. Arthur Seidl in München. Erstes Juli-Heft. 75 Pf. Dresden, E. Pierson.

Gor'kij, M. — Ein sonderbarer Leser. Wanderungen eines Teufels. M. 1.—. Leipzig, Richard Wöpke.

Günther, Dr. S. — Das Zeitalter der Entdeckungen. Mit einer Weltkarte. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,25.

Haacke, Dr. Heinr. — Handel und Industrie der Provinz Sachsen 1889—1899. M. 4,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Hansen, J. — Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Bonn, Carl Georgi.

Hoffmann, Max. — August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel. M. 12,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Hofmann, Bernhard. — Neues und Altes. Ausgewählte Gedichte. M. 3,—. München, C. H. Beck.
Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1900. 2. Theil. Chemnitz, Ed. Focke.
The **Jewish Encyclopedia.** Vol. I. London, Funk & Wagnalls Company.
Kessler, J. — Für Thron und Altar. Reden in Kriegs- und Friedenszeiten. (194 S.) M. 2,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Kohm, Dr. J. — Schiller's Braut von Messina und ihr Verhältniss zu Sophokles' Oidipus Tyrannos. M. 2,40. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
Krabbe, Dr. H. — Die Besetzung d. deutschen Bisthümer unt. d. Regierung Kaiser Friedrichs II. (1212–1250). 1. Theil. (173 S.) Berlin, E. Ebering.
Berühmte **Kunststätten.** No. 9 Siena. Von Louise M. Richter. M. 4,—. No. 10 Ravenna. Von Walter Goetz. M. 3,—. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann.
Lawrow, P. — Historische Briefe. (368 S.) M. 3,50. Berlin, J. Edelheim.
Lea, H. Ch. (übers. v. S. Reinach). — Histoire de l'Inquisition au Moyen-Age. Tome II. (682 S.) 3 Frcs. 50. Paris, Société Nouvelle de Librairie et d'édition.
Leo, V. — Entwicklungstendenzen im Welthandel. (40 S.) Berlin, J. Guttentag.
Leo F. — Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form. M. 7,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Lindner, Theodor. — Geschichtsphilosophie. M. 4,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Mariano, R. — Giudaismo, Paganesimo, Impero Romano. Vol. III. (320 S.) L. 3,50. Firenze, G. Barbèra.
Maupassant, Guy de. — Das Loch. (121 S.) M. 1,—. München, A. Langen.
Meisel-Hess, G. — Generationen und ihre Bildner. (37 S.) M. 1,50. Berlin, J. Edelheim.
Menke, R. — Einführung in die antike Kunst. Dritte vermehrte Auflage. M. 7.—. Leipzig, E. A. Seemann.
Nauticus 1901, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. (451 S.) M. 3,80. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Reichenstein, A. G. — Beherrsche dich selbst. Beitrag zur Sittlichkeitsfrage. Heidelberg, in Kommission des Evangelischen Verlages.
Reinhold, K. Th. — Der Weg des Geistes in den Gewerben. I. Band. Arbeit und Werkzeug. M. 6,60. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Salomon, T. — William Pitt. I. Band. Bis zum Ausgang der Friedensperiode (1793). I. Theil Die Grundlagen. M. 4,80. Leipzig, B. G. Teubner.
Schiller, Dr. H. — Aufsätze über die Schulreform 1900. 1. Heft: Die Berechtigungsfrage. (44 S.) M. 1,20. Wiesbaden, O. Nemnich.
Schroeder, Edward und **Roethe, Gustav.** — Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur. 45. Bd., III. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Sontoneff, M. — Abgott Mann. Schauspiel in 3 Akten. (82 S.) M. 1,50. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Stegmann, R. — Zur Lage des Kastells Aliso. Detmold, Hans Hinrichs.
Stern, B. — Abdul Hamid II. (234 S.) Budapest, Sigmund Deutsch & Cie.
Strindberg, A. (übers. v. E. Schering). — Gustav Adolf. Schauspiel in 5 Akten. (336 S.) M. 3,50. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Tolstoi, L. (übers. v. W. Czumikow). — Der Sinn des Lebens. (92 S.) 75 Pf. München, A. Langen.
Tschechow, A. (übers. v. Corfiz Holm). — Ja, die Frauenzimmer. (150 S.) M. 1,—. München, A. Langen.
Treuenfeld, B. v. — Das Jahr 1813 bis zur Schlacht von Gross-Görschen. Mit 7 Karten. M. 20,—. Leipzig, Zuckschwerdt & Co.
Varenius, Dr. O. — Gustav Adolph's schwedischer Nationalstaat. 50 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.
Weddingen, Dr. O. — Lord Byron's Einfluss auf die europäischen Literaturen der Neuzeit. 2. Aufl. (154 S.) Wald (Rheinld.) und Leizig, F. W. Vohsen & Söhne.
Winfried, A. — Los von Rom — Hin zu Christus! 8°. (270 S.) 4 Kronen. Graz, Hans Wagner.
Wossidlo, R. — Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. M. 1,—. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.



Erzherzog Carl.

Von

Hans Delbrück.

---

v. Moltke, Der Feldzug 1809 in Bayern. (Geschrieben 1859.) In Moltke's „Militärischen Werken" III, 2. Kriegsgeschichtliche Arbeiten, herausgeg. v. Gr. Gen.-Stab, Abtheil. f. Kriegsgesch., 1899. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzöge Albrecht und Wilhelm. 7 Bde. 1893/1894.

M. v. Angeli, Erzherzog Carl von Oesterreich als Feldherr und Heeresorganisator. 5 Bde. 1896/1897.

Heinrich Ommen, Die Kriegführung des Erzherzogs Carl. Berlin, E. Ebering. 1900. 4 Mk.

August Menge, Die Schlacht von Aspern. Eine Erläuterung der Kriegführung Napoleon's und Erzherzog Carl's. Berlin, Georg Stilke. 1900. 6 Mk.

Kurt Simon, Erzherzog Johann bei Wagram. Berlin, E. Ebering. 1900. 1,50 Mark.

Männer machen die Geschichte. Sie machen sie nicht willkürlich, sondern indem sie die vorhandenen allgemeinen Kräfte und Tendenzen erkennen, sich ihrer bemächtigen, sich an ihre Spitze stellen, sie vorwärts führen und mit den entgegengesetzten, die von Andern in derselben Weise ergriffen worden sind, kämpfen. Auch der einzelne Mann selbst ist schon von seiner Geburt an und vielleicht durch Vererbung beeinflußt durch die Vorstellungen und Bestrebungen seiner Epoche. Aber wie es das vergeblichste Bemühen ist, den Genius aus seinem Milieu erklären zu wollen, so ist es die platteste Auffassung der Geschichte, die den Fortgang der Ereignisse glaubt aus den bloß objektiven Kräften oder Massenbewegungen ableiten zu können. Es sind auch fast ausschließlich Dilettanten, die mit dergleichen Geschichtsphilosophemen in der Oeffentlichkeit auftreten und vor der Menge einen vorübergehenden

Ruhm erringen; sie schöpfen ihre Historie mehr aus der Tiefe des Gemüths, als aus einer wirklichen Kenntniß der Thatsachen; sie sind noch Philosophen in jenem alten Sinne, die der empirischen Grundlage für die Erkenntniß der Dinge glaubten entbehren zu können. Unbestimmte Schulerinnerungen und im besten Falle fleißiges Studium eines beschränkten Spezialgebiets sollen genügen, den Geist der Weltgeschichte zu ergründen, und der Parteigeist, in dessen Dienst man arbeitet, schafft die gläubige Menge. Da die Parteien ihr Recht haben, mögen auch die Partei-Geschichts-Philosophien als solche zu Recht bestehen. Sie sind jedenfalls immer noch mehr werth, als die Arbeiten jener Pseudogelehrten, die wohl ein fachmäßiges Studium hinter sich haben, aber ohne den Ernst und die Kraft echter Wissenschaft das höchste Ziel der philosophischen Erkenntniß im Fluge glauben erhaschen zu können. Die Mode und das demokratische Zeitbedürfniß haben es ja mit sich gebracht, daß alle solche Konstruktionen heutzutage mit „Massen-Psychologie" arbeiten und der Persönlichkeit in der Geschichte die Bedeutung abzusprechen suchen. In der Tages-Presse fehlt es nicht an Beifall, die Wissenschaft kümmert sich kaum um diese Elaborate; selbst Karl Marx, der doch selber ohne Zweifel eine historische Persönlichkeit war, wird von der historischen Wissenschaft als Historiker der Beachtung nicht für werth gehalten und mit Recht.

Ein besonders schönes Beispiel für den empirischen Beweis, daß es die Männer sind, die die Geschichte machen, bietet der Krieg vom Jahre 1809.

Es ist, nachdem Spanien vorangegangen, der erste Versuch einer nationalen Erhebung gegen Napoleon in Deutschland. Oesterreich rechnete darauf, daß nicht nur Preußen, sondern auch ein großer Teil der übrigen Deutschen sich seiner Schilderhebung anschließen würde. Es geschah nicht. Oesterreich allein gelassen, unterlag. Erst indem vier Jahre später Rußland sich an die Spitze stellte, gelang es, Deutschland von der französischen Herrschaft zu befreien. Es ist nicht abzusehen, welche Folgen es gehabt hätte, wenn die Deutschen schon im Jahre 1809 mit eigner Kraft das Joch des Korsen gebrochen hätten. Indem im Jahre 1813 die Russen halfen, während der bei weitem größere Theil der Deutschen auf der Seite des Unterdrückers kämpfte, war die unausweichliche Folge, daß Deutschland für Generationen unter den vorwaltenden Einfluß des Zaren gerieth.

War es von vornherein, nach der Vertheilung der Massen,

der materiellen Kräfte unmöglich, die Franzosen aus eigner Macht zu vertreiben? So war es nicht. Es ist von der höchsten Bedeutung, sich klar zu machen und zu wissen, daß alle objektiven Bedingungen für das Gelingen schon im Jahre 1809 gegeben waren. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man schon damals Napoleon hätte über den Rhein zurücktreiben, zum allerwenigsten, daß man ihm hätte die Waage halten, daß man sich hätte behaupten können. Man hätte ihm vielleicht das linke Rheinufer nicht entreißen, man hätte noch weniger ihn vom Thron stoßen können. Was dann aus der Welt geworden, welche Beziehungen sich gebildet, was es noch für Rückschläge gegeben — Niemand vermag das zu ermessen. Es genügt aber auch vollständig, daß man behaupten darf: der Mißerfolg der Erhebung von 1809 war nicht von vornherein unvermeidlich; er steht ganz und gar auf dem Schuld-Konto von zwei entscheidenden Persönlichkeiten, das sind Carl, Erzherzog von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.

Der Krieg im Jahre 1809 war im vollsten Sinne des Wortes eine österreichische und deutsche Erhebung. Man hat ihn wohl mit einer natürlichen Verschiebung als einen bloßen Vertheidigungskrieg gegen den welterobernden Korsen angesehen und sieht ihn noch heute in diesem Licht. Ideell ist diese Auffassung auch nicht unrichtig, da Oesterreich sich erhob gegen die in der Zukunft drohende völlige Unterordnung unter das französische Kaiserthum. Von einer augenblicklichen Gefahr aber war Oesterreich nicht bedroht. Wir wissen es jetzt aus den allergeheimsten Korrespondenzen Napoleon's selber, wie ungelegen ihm dieser Krieg kam, wie gern er ihn vermieden hätte. Vom Standpunkt der praktischen Tagespolitik ist thatsächlich nicht er, sondern Kaiser Franz der Angreifer gewesen. Man könnte zuletzt vielleicht sagen, daß der Krieg aus einem bloßen persönlichen Mißverständniß entsprang. Von dem Heroismus, der, um der zukünftigen Gefahr zu begegnen, den Kampf kühn auf der Stelle herausfordert, war nichts in Kaiser Franz. Freiwillig hätte er sich gewiß zu dem Kriege nicht entschlossen, aber Napoleon machte den Fehler, als er bemerkte, daß Oesterreich rüstete, es durch Drohungen einschüchtern und ruhig halten zu wollen. Er erreichte damit das Gegentheil von dem, was er wollte: die österreichischen Staatsmänner, namentlich Metternich, damals österreichischer Botschafter in Paris, wurden von dem Argwohn ergriffen, daß seine Drohungen die Einleitung zu einem neuen Angriff sein

sollten, und erst dieser Argwohn war es, der den positiven Entschluß zum Kriege in Wien entband.

So hatte man sich gegenseitig in den Krieg hineingesteigert. Die Initiative aber blieb bei Oesterreich. Es greift an, während noch das Gros des französischen Heeres in Spanien beschäftigt oder erst in der Bildung begriffen ist und diese politische Genesis des Krieges beherrscht auch den Aufmarsch der Heere, die strategische Einleitung.

Die Oesterreicher versammelten ihre Armeen in der vorgeschobensten ihrer Landschaften, das war, seit sie auch Tirol verloren hatten, Böhmen. Von hier aus konnte man am Main entlang am schnellsten bis an den Rhein vordringen. Die Franzosen standen noch in Nord- und Süddeutschland vertheilt, als das österreichische Hauptheer hier versammelt war. Kein Zweifel, daß man bloß vorzugehen brauchte, um die vereinzelten feindlichen Korps mit großer Uebermacht anzufallen und auseinanderzutreiben. In solchem Zuge bis an den Rhein gelangt, ist es weiter keine Frage, daß die Oesterreicher einen Theil der deutschen Fürsten, die norddeutsche Bevölkerung und namentlich Preußen auf ihre Seite gebracht und mit sich fortgerissen hätten. Kein Vorwurf ist falscher, als daß Oesterreich den Krieg „vorzeitig" begonnen oder daß es seine militärischen Kräfte überschätzt habe: es war nichts mehr nöthig als ein Entschluß und man packte den Sieg, zunächst den ersten, vorläufigen Sieg an der Stirnlocke.

Da erwachte in dem Führer des österreichischen Heeres, dem Erzherzog Carl, die Besorgniß, daß die französischen Rüstungen doch vielleicht schon weiter gediehen seien, als man bisher angenommen, und daß, während er selbst durch Franken gegen den Rhein vorgehe, Napoleon im Donauthal, gestützt auf die Zufuhrstraße des großen Stromes gegen Wien vordringe. In dieser Besorgniß befahl er, daß das bereits in Böhmen versammelte Heer statt gegen den Feind, nach Süden marschiere und sich am Inn aufstelle.

Die Besorgniß, die diesen ungeheuerlichen Beschluß hervorrief, war durchaus unbegründet. Selbst als das österreichische Heer nach seinem langen Quermarsch südlich der Donau ankam und nunmehr vorging, selbst da waren die Franzosen noch nicht vollständig versammelt. Napoleon selbst kam eben erst an und war so überrascht, daß er zu einem seiner Minister sagte: „Sie können sich nicht vorstellen, in welchem Zustande die Armee sich befand

und welchen Unglücksfällen wir ausgesetzt gewesen wären, wenn man es mit einem unternehmenden Feind zu thun gehabt hätte." Aber selbst wenn er früher zur Stelle gewesen, wenn er schon ein bedeutendes Heer südlich der Donau versammelt gehabt hätte, — welch' ein Ungedanke, daß er mit diesen Truppen hätte auf Wien vorgehen können, während die Oesterreicher seine noch auf dem Nordufer befindlichen Korps auseinandersprengten und ganz Norddeutschland in Feuer setzend zum Rhein vordrangen!

Jede gesunde Empfindung mußte sich sagen, daß Oesterreich einen unzweifelhaften erheblichen Vorsprung im Aufmarsch habe und daß jetzt das Wichtigste sei, die Uebermacht an der Stelle, wo sie war, auszunutzen; daß wenn man nur erst einen erheblichen Theil der feindlichen Streitkräfte besiegt und zerstört habe, damit auch für das nächste Stadium des Krieges das Uebergewicht gesichert sei und bei der zu erwartenden Stimmung Deutschlands jeder Schritt vorwärts eine Steigerung der eigenen Streitkräfte bedeute.

Erzherzog Carl aber hatte die umgekehrte Ansicht. Lesen wir seine theoretischen Schriften, so stoßen wir auf Ausführungen, die auf den ersten Blick ganz und gar das zu sagen scheinen, was die Situation im Frühjahr 1809 von dem österreichischen Feldherrn forderte. In den schon 1806 erschienenen „Grundsätzen der höheren Kriegskunst für die Generäle der österreichischen Armee" sagt der Erzherzog*):

„In dem Offensivkriege muß die Hauptabsicht des Generals dahin gehen, Vortheile, welche ihn in die Lage setzen, einen Angriffskrieg führen zu können, so bald als möglich zu benutzen und durch entscheidende Operationen gleich im Anfang die Absichten des Feindes zu vereiteln, und ihn außer Stand zu setzen, jemals mehr eine Superiorität zu gewinnen."

„Zu diesem Ende muß der Feldzug mit der ganzen Macht auf dem entscheidenden Punkt eröffnet, alle übrigen Grenzen des Staats hingegen nur mit so viel Truppen besetzt werden, als unumgänglich nöthig sind, um diese Provinzen vor feindlichen Streifereien zu decken und den Feind abzuhalten, der Armee die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu entziehen."

„Entweder ist das zum Kriegstheater bestimmte Land offen oder durch Festungen vertheidigt, durchschnitten oder gebirgig."

„In jedem Fall ist der Punkt, gegen welchen mit der ganzen

*) Ausgew. Schriften. Bd. I. S. 7.



Macht vorgedrungen und operirt werden muß, derjenige, der uns am kürzesten und geschwindesten in das Innere des Landes führt, ohne daß wir dabei Gefahr für unsere Kommunikationen laufen."

„Nichts muß einen General vermögen, von diesem Grundsatz abzugehen. Sein erstes Bestreben muß demnach dahin zielen, den Feldzug durch eine entscheidende Schlacht zu eröffnen und den Feind zu zwingen, sie anzunehmen."

Sollte man hiernach etwas Anderes erwarten, als im Jahre 1809 eine entschlossene Offensive gegen die schwächeren und noch getheilten Franzosen in der Richtung auf den Rhein? Aber man beachte wohl, daß in jener Ausführung die Offensive doch nur mit gewissen Einschränkungen gefordert wird, nämlich „auf dem entscheidenden Punkt" — welcher ist das? Und „ohne daß wir dabei Gefahr für unsere Kommunikationen laufen". Wie der Autor das verstanden wissen will, ersehen wir aus einer anderen Stelle, wo es als unverbrüchliche Regel aufgestellt wird „nie mit der Hauptmacht eine solche Operationslinie oder Stellung anzunehmen, bei welcher der Feind näher auf unsere Kommunikationslinien, zu unseren Magazinen Zufuhren u. s. w. hat, als wir."*) Noch stärker betonen das die im Jahre 1813 erschienenen „Grundsätze der Strategie", wo es rundweg heißt: „Der Besitz strategischer Punkte entscheidet im Kriege."

Danach freilich war es ein grober Fehler, daß Napoleon schon 1796, ohne irgend wie an „strategische Punkte" zu denken, die Sarden in seinem Rücken gelassen hatte, um die Oesterreicher bei Montenotte, Millesimo, Dego zu schlagen, und ebenso Marengo, ebenso Ulm, endlich Jena und Auerstedt, wo stets Schlachten mit verkehrter Front geschlagen wurden. So regelwidrig und unmethodisch, wie Napoleon hier allenthalben seine „Kommunikationen preisgegeben" hatte, so richtig handelte Carl, indem er auf die Offensive in Franken im Jahre 1809 verzichtete, um schleunig ins Donau-Thal zu marschiren, als die Vorstellung auftauchte, auch dort könnten schon Franzosen sein und seine Kommunikation bedrohen! Und zum Ueberfluß war diese Vorstellung auch noch thatsächlich falsch!

Nun wurde der Erzherzog, der trotz Allem seine Truppen nicht beisammen hatte und dem die Verpflegung auf dem langen Quermarsch nicht hatte schnell genug folgen können, bei Eckmühl-

*) Ommen, S. 112.

Regensburg geschlagen und mußte zurück auf Wien. Napoleon rückte vor auf dem Süd-Ufer, Carl marschirte auf dem Nord-Ufer. Die Franzosen kamen zuerst an, obgleich sie doch im feindlichen Lande Hindernisse zu überwinden, während die Oesterreicher bloß zu marschieren hatten. Aber der Erzherzog wußte nicht, wohin sich Napoleon wenden, ob er etwa, wenn Carl nach Wien eilte, über die Donau gehen und Böhmen bedrohen würde. So machte er von Zeit zu Zeit halt, um zu sehen, was die Franzosen anstellten. Das Verfahren war so unklug wie möglich. Wenn der Erzherzog nicht die Kraft in sich fühlte, sofort wieder die Offensive zu ergreifen, so hätte er ungesäumt bis vor Wien zurückgehen und sich hier — wozu seine Streitkräfte groß genug waren — zu einer Defensiv-Schlacht aufstellen müssen. Ging Napoleon mittlerweile nach Böhmen, so war der Verlust immer nicht so groß, wie der der Hauptstadt und die Oesterreicher gewannen Zeit, sich zu erholen und zu verstärken. So aber wurde, um das Kleinere vor einer möglichen Gefahr zu decken, das Größere mit Sicherheit preisgegeben.

Aber für Napoleon ist auch Wien nur ein vorläufiges Ziel. Schon am siebenten Tage nach der Kapitulation der feindlichen Hauptstadt setzt die französische Armee bei Aspern über die Donau, um die österreichische Armee, die es nicht gewagt hatte, ihre Kaiserstadt zu vertheidigen, ihrerseits aufzusuchen.

Man hat die Führung der österreichischen Armee bis zur Schlacht von Aspern in der Literatur überaus milde beurtheilt, weil nunmehr doch endlich der Tag in der Geschichte leuchtet, der alle Fehler, die bis dahin vielleicht begangen sind, wieder auszulöschen scheint: die Franzosen werden bei ihrem Versuch, den Strom zu überschreiten, geschlagen, und bis auf den heutigen Tag glänzt der Name des Erzherzogs Carl in der Geschichte, als der erste Feldherr, dem es gelungen ist, Napoleon zu besiegen. Ein herrliches Monument verewigt diese That und der Name des Siegers von Aspern scheint ein Feldherrn-Zeugniß, an dem alle Kritik ohnmächtig abprallt. Erzherzog Carl hat der Welt bewiesen, daß der Korse nicht unbesiegbar sei und die Hoffnungen aller unterdrückten Völker haben sich an seinem Ruhm wieder aufgerichtet.

Lernen wir diesen Sieg von Aspern näher kennen. Die musterhafte Monographie von Menge, die die exacteste Untersuchung mit einem glänzenden, charaktervollen Vortrag zu verbinden

weiß, hat endlich nach fast hundert Jahren Licht in diesen Urwald widerspruchsvoller Fabeln gebracht. Daß Napoleonischen Bulletins nicht ganz zu trauen sei, hat der Haß gegen den allgemeinen Tyrannen sehr bald erkannt; daß aber die österreichische amtliche Relation, der man bisher die Schlacht von Aspern gutmüthig nacherzählte, es an Erfindungsgabe mit jedem Napoleonischen Bulletin aufnehmen könne, hat erst jetzt die unbestechliche historische Kritik offenbar gemacht. „Ich bin nicht mehr Fanfaron als Andere", scheint Napoleon mit Recht zu dem Russen Tschernitscheff gesagt zu haben.

Als der französische Kaiser am 21. Mai dicht unterhalb Wiens über den breiten Donaustrom setzte, ahnte er nicht, daß das österreichische Hauptheer in seiner unmittelbaren Nähe sei und vom Bisamberge aus jede seiner Bewegungen beobachtete.' Plötzlich wurde gemeldet, daß es in dichten Massen anrücke. Schleunig befahl Napoleon, die beiden nächst der Brücke gelegenen Dörfer Aspern und Eßling zu besetzen und zur Vertheidigung einzurichten, aber als die Oesterreicher am Nachmittag gegen vier Uhr zum Angriff schritten mit 87 000 Mann Infanterie und Kavallerie und 258 Geschützen, da hatte er ihnen noch nicht mehr als 22 500 Mann und 48 Geschütze entgegenzustellen.

Er hoffte, während des Dorfgefechtes fortwährend seine Verstärkungen heranströmen zu sehen, als plötzlich gemeldet wurde, daß seine Donaubrücke zerrissen sei. Es sind an diesem Tage nur noch 9000 Franzosen hinübergekommen, und von diesen die meisten (Division Carra St. Cyr) so spät, daß sie gar nicht mehr am Gefecht theilgenommen haben.

Trotzdem ist es den Oesterreichern nicht gelungen, den Franzosen die Dörfer vollständig zu entreißen und sie in den Fluß zu werfen. 50 000 Mann wandten sich gegen Aspern; der Marschall Massena vertheidigte es mit 6400 Mann. Napoleon hatte seine ganze Infanterie für die beiden Dörfer und eine unentbehrliche kleine Reserve verbraucht, im freien Felde zwischen Aspern und Eßling bloß Kavallerie. Als die Oesterreicher ansetzten, hier durchzubrechen, warf sich ihnen die französische Kavallerie mit kühner Offensive entgegen. Napoleon hatte 6500 Reiter zur Stelle, Erzherzog Carl 15 000. Da rühmen die österreichische Berichte, wie tapfer ihre Truppen die furchtbaren französischen Attacken ausgehalten: in Wahrheit sind es die Franzosen gewesen, die durch ihr opfermuthiges Draufgehen die österreichische Offensive im Zentrum zum

Stehen brachten und dadurch ihr Heer retteten. Die Oesterreicher nahmen die unterbrochene Offensive an dieser Stelle nicht wieder auf und ihre wiederholten Stürme auf die Dörfer drangen nicht durch.

In der Nacht stellten die Franzosen ihre Brücke wieder her. Schon Morgens um 3 Uhr warfen sie die Oesterreicher aus dem Theil von Aspern, den sie am Abend behalten hatten, wieder heraus, und als Napoleon etwa 30 000 Mann neue Truppen zur Stelle hatte, begann er Morgens gegen 7 Uhr seinerseits die Offensive zur Durchbrechung des österreichischen Zentrums; Lannes, der bisher Eßling vertheidigt hatte, kommandirte sie. Schon war der Erzherzog drauf und dran, den Rückzug anzuordnen, als andere Generale in ihn drangen, noch seine Reserven einzusetzen. Es war das Grenadierkorps, das er am Tage vorher, statt mit ihm den Franzosen den Gnadenstoß zu geben, überhaupt nicht ins Gefecht gebracht, sondern anfänglich über eine Meile weiter rückwärts hatte stehen, dann etwas näher hatte heranrücken lassen, und das jetzt mit 17 frischen Bataillonen die wankende Schlachtlinie verstärkte.

Bei den neueren habsburgischen Schriftstellern erscheint der Zusammenhang etwas anders. Sie übergehen das Eingreifen der Grenadiere und erzählen statt dessen, wie der Erzherzog Carl persönlich die Fahne des Bataillons Zach ergriff und wie diese That nach dem ersten (Welden) „wie ein elektrischer Schlag", nach dem zweiten (Werthheimer) „wie ein Blitzschlag", nach dem dritten (Angeli) „wie ein Zauberschlag" Alles verwandelte, die Ordnung und Zuversicht bei den Oesterreichern wiederherstellte und den Angriff der Franzosen zum Stehen brachte.

An dem persönlich tapferen Eingreifen des Erzherzogs ist kein Zweifel. Wenn es aber auf der einen Seite unterstützt wurde durch das Vorgehen eines ganz frischen Korps, so wirkte vielleicht noch stärker ein entgegengesetztes Ereigniß auf der anderen.

Napoleon hatte seine Offensive begonnen, während noch die Truppen im Defiliren über die Donaubrücke waren. Das Korps Davoust, 27 Bataillone und 24 Schwadronen, das noch jenseits stand, war bestimmt, dem Vorgehen Lannes zu folgen, ihm als Reserve zu dienen, es zu stützen und den Sieg zu vollenden. Da kam, eben als Lannes durch das Einrücken der österreichischen Grenadiere zum Stehen gebracht wurde (8 Uhr Morgens) die Nachricht, daß die Donaubrücke abermals gebrochen und so zerstört sei,

[illegible]

[illegible] [illegible] Mann mit 174 Geschützen, [illegible] Der Erzherzog verfügte über etwa [illegible] Mann mit 37[illegible] Geschützen. Sie konnten zum Angriff zu [illegible] Angriffen, aber die Franzosen [illegible] sich. Napoleon [illegible] durch die Reihen der Kämpfenden und [illegible] des Feindes durch die [illegible], [illegible] in seiner Hand. Nie soll er persönlich so sehr der Gefahr ausgesetzt gewesen sein, wie in dieser Schlacht, wo es nicht galt, die Truppen zu einem wilden Sturm anzufeuern, sondern sich durch Ausharren zu retten.

Endlich erlahmte die Kraft der Oesterreicher. Noch hatte der Erzherzog ein völlig unberührtes Korps von 6000 Mann am Bisamberg stehen; er zog es nicht heran. Von Mittag an des 22. Mai schlief das Gefecht allmählich ein.

Die Franzosen hatten als Uebergangspunkt eine Stelle gewählt, wo die Donau sich theilt und eine ziemlich große Insel, die Lobau, bildet, die mit Wald bestanden war. Der Hauptstrom des Wassers ist der südliche Arm, und hier war auch die Brücke zerstört; der nördliche Flußarm ist nur von mäßiger Breite. Am Nachmittag und in der Nacht gingen nun die Franzosen auf die Insel Lobau zurück, ohne daß die Oesterreicher sie störten, ja es auch eigentlich kaum bemerkten. Erst am nächsten Morgen bei hellem Tage um 6 Uhr zogen, nachdem die so lange vertheidigten Dörfer Aspern und Eßling geräumt waren, die letzten Bataillone der alten Garde hinüber. Die Oesterreicher thaten ihnen nichts. Drei Tage lang mußte die französische Armee abgeschnitten auf der Donau-Insel zubringen. Dann erst gelang es, die Brücke über den eigentlichen Donaustrom wiederherzustellen. Die Oesterreicher standen in dieser ganzen Zeit drüben mit 374 Geschützen und thaten nichts.

Neuere österreichische Darsteller haben, um das Verhalten des Erzherzogs zu erklären, behauptet, nicht nur die Franzosen, sondern auch die Oesterreicher hätten, als die Schlacht zu Ende ging, keine Munition mehr gehabt. Menge hat nachgewiesen, daß das falsch ist; in den ursprünglichen Berichten steht nichts davon.

Die Erklärung liegt einzig und allein in der Person des Erzherzogs. „Es ist kaum faßbar, aber wahr", sagt Menge (S. 186).

„der Erzherzog hat die Schlacht von Aspern als eine Vertheidigungs-schlacht angesehen." Als die Franzosen verhindert waren, auf das nördliche Donau-Ufer zu kommen und in die Lobau zurückgingen, sah er seinen Zweck als erreicht an und sparte den Rest seiner Munition für den Fall, daß sie etwa ihren Angriff erneuerten.

Der alte Blücher war kein Strateg; „von der Heerführung versteht er nichts", schrieb Scharnhorst, aber er habe einen „guten Geist", und jeder patriotische deutsche Junge weiß heute, was dieser gute Geist des Alten sagen ließ, als er die Franzosen über die Katzbach anrücken sah: genug herüberkommen zu lassen, um sie zu schlagen. Es giebt keine einfachere und einleuchtendere strategische Regel: der Feind, der es wagt, angesichts unserer Hauptmacht über einen Fluß zu gehen, braucht nicht von Anfang an daran verhindert zu werden, aber während er noch im Uebergang begriffen ist und seine Kräfte weder vollständig zur Hand hat noch entwickeln kann, muß man ihn angreifen und wird dann, wenn dieser Angriff durchgeführt wird, die Uebergegangenen vielleicht vernichten.

Erzherzog Carl war ein Klügler; ihm war solche Wahrheit zu einfach. Er hatte den Grundsatz, daß die Reserve dazu da sei, — nicht die Entscheidung zu geben, sondern den Rückzug zu decken. Diese Anschauung ist so bedeutsam und so charakteristisch, daß wir sie wörtlich kennen lernen müssen. „Die Reserve, schreibt Carl in einer seiner Schriften, darf nur dann in das Gefecht gezogen werden, wenn ihre Mitwirkung ohne allen Zweifel entscheidet." „Sie darf wohl hier und dort zum Gefecht gezogen werden, wenn es nur eines letzten Druckes zur Vollendung des Sieges bedarf; sonst ist ihr Hauptzweck stets die Versicherung und Deckung des Rückzuges." Aus dieser Anschauung heraus hat der Erzherzog am ersten Tage von Aspern, wo er die mehr als dreifache Ueberlegenheit hatte, seine Reserve überhaupt nicht in die Schlacht gebracht und die von der Siegesgöttin wahrhaft aufgedrungene Palme stumpfsinnig fallen lassen. Man stelle sich vor, daß der österreichische Feldherr die an jenem Tage übergesetzten 31 600 Franzosen durch Einsetzung aller seiner Kraft vernichtet und sich dann sofort Donau-aufwärts in Bewegung gesetzt hätte, um selber über den Strom zu gehen, auf der Rückzugsstraße der Franzosen zu erscheinen und ihnen vielleicht eine Schlacht mit verkehrter Front zu liefern! Napoleon hatte Alles in Allem in der Gegend von Wien nicht mehr als 110 000 Mann; wurden ihm mit kräftigem Zupacken davon 30 000 am 21. Mai entrissen, so blieben 80 000, von denen

er schwerlich mehr als 60 000 hätte zur Schlacht aufstellen können, während der Erzherzog 120 000 über den Strom führen konnte.*)

Aber was am ersten Tage versäumt war, war auch am zweiten sogar in noch höherem Maße möglich, als der österreichische Strom das fremde Joch zum zweiten Mal abwarf und Zweidrittel der feindlichen Macht der anderthalbfachen österreichischen Ueberlegenheit preisgab. Ja, diese Ueberlegenheit hätte noch viel stärker sein können, wenn der Feldherr nur gewollt hätte. In Preßburg, in Krems, in Linz hatte er allenthalben Truppen stehen, die hätten auf dem Schlachtfelde sein können, in Linz ein ganzes Ameekorps: der Erzherzog hatte sie alle nicht herangezogen, da sein Sinn ja nicht auf den Sieg, sondern nur auf Abwehr gerichtet war. Die Uebergangspunkte über die Donau sollten allenthalben vertheidigt sein.

Auch die etwa 105 000 Mann, die thatsächlich auf dem Marchfelde in der Hand des Erzherzogs vereinigt waren, hätten wohl genügen müssen, die noch nicht 70 000 Franzosen, die Alles in Allem über die Donau gekommen sind, zu besiegen. Wohl muß man dem österreichischen Feldherrn zu Gute rechnen, daß seine Truppen qualitativ den französischen nicht gleich waren. Er hatte zum Theil nicht ganz durchgebildete Neuformationen, und aus dem jüngsten deutsch-französischen Krieg 1870 haben wir gelernt, daß gute Truppen Neubildungen, auch wenn sie von bestem patriotischem Eifer beseelt sind, selbst bei doppelter und dreifacher Ueberlegenheit besiegen können. Aber so groß war der Unterschied bei Aspern nicht. Auch der Kern des österreichischen Heeres bestand doch aus alten, schon kriegserfahrenen Soldaten, und im französischen Heere, namentlich im Korps Oudinot, waren sehr viele Rekruten.**) Noch

---

*) Außer den 110 000 Mann bei Wien hatte Napoleon noch 40 000 Mann aufwärts an der Donau, namentlich bei Linz, und 20 000 Mann in Salzburg und Tirol. Der Erzherzog hatte, außer den 102 700 Mann (excl. Artilleristen) im Marchfelde, bei Krems und Preßburg 16 200, bei Linz 22 500 Mann, außerdem hätte er aus Böhmen noch 10 000 bis 15 000 Mann heranziehen können. Nach dem Siege brauchte er auf dem nördlichen Donauufer so gut wie nichts stehen zu lassen, konnte also nach Abzug des Verlustes am 21. 120 000 Mann vereinigen und stand, wenn er etwa bei Tulln oder Krems überging, zwischen den getrennten französischen Korps. Er hatte (nach Angeli IV, 299) „so reichliche Mittel für den Uferwechsel, daß es ihm möglich war, seine Armee an einem oder auch mehreren Punkten mit überraschender Schnelligkeit über die Donau zu bringen“. Auch wenn Napoleon Wien sofort preisgab und sich rechtzeitig mit Bernadotte bei Linz vereinigte, so stand man sich mit gleichen Kräften gegenüber. Eben in diesen Tagen hatten sich auch die Tiroler zum zweiten Mal erhoben, drängten die feindlichen Truppen zum Lande hinaus und nahmen Innsbruck.

**) Nach Menge's Berechnung enthielt die gesammte an der Donau befindliche französische Streitmacht (ausschl. d. Bundesgenossen) einschließlich aller im

dicht vor der Schlacht hat der Erzherzog 7000 Mann wegen ungenügender militärischer Ausbildung zurückgeschickt, was man ihm schwerlich zum Lobe anrechnen kann, aber doch der Qualität des Restes zu Gute kam. Haben die Franzosen dennoch größere Tapferkeit bewährt, so lag das an dem ganzen Geist der Armee, der geschlossenen nationalen Einheit, dem Feuer des obersten Kriegsherren, das alle Adern des Heeresorganismus durchströmte. Auch das höhere französische Offizierkorps war unzweifelhaft dem österreichischen überlegen. Dem gewaltigen Lannes, der Eßling vertheidigte, dem eisernen Massena, der Aspern hielt und mit Löwenmuth immer wiedernahm, dem so kraftvollen wie umsichtigen Bessières, der die großen, rettenden Kavallerie-Attacken kommandirte, hatten die Oesterreicher ähnliche Männer kaum entgegenzusetzen und der Graf Bellegarde und Fürst Rosenberg waren als Korpsführer mehr als minderwertig.

Zieht man aber in Betracht, daß die Oesterreicher nicht bloß die große Ueberlegenheit der Zahl, sondern vor Allem den unermeßlichen Vortheil hatten, einen aus einem engen Defilee debouchirenden Feind überraschend anzugreifen, so bleibt der mangelnde positive Erfolg doch wieder die Schuld des Oberfeldherren. So vorzüglich wie auf der französischen Seite die verschiedenen Waffen zusammenwirkten und sich ergänzten, so wenig auf der österreichischen. Die ungeheuere Ueberlegenheit an Artillerie wurde sehr wenig, die an Kavallerie garnicht ausgenutzt. Am ersten Tage konnte Napoleon den 2 Kilometer breiten Raum zwischen Aspern und Eßling fast nur mit Kavallerie ausfüllen. Mit einem kräftigen Stoß hätten die Oesterreicher dieses dünne Zentrum zertrümmern und dann die Besatzung der beiden Dörfer gefangen nehmen können: der Erzherzog hatte 15 000 Reiter, Napoleon am Nachmittag 6500, am Abend 8000. Aber die österreichische Kavallerie kam überhaupt zu keiner Massenverwendung, und in seiner Aengstlichkeit, die Truppen zusammenzuhalten und die Anlehnung an den Bisamberg nicht zu verlieren, bildete der Erzherzog sich selber nur ein ganz schwaches Zentrum und dirigirte fast seine ganze Infanterie in dichten Kolonnen auf die Dörfer. Zum Sturm auf Aspern, das von 6400 Mann vertheidigt wurde, wurden thatsächlich etwa 50 000 Mann angesetzt, die nun nicht zusammen,

---

April auf dem Marsch befindlichen Rekruten 108 767 gediente Leute und 29 058 Rekruten, zusammen 137 825 Mann Infanterie und Kavallerie. Die Infanterie enthielt 23,81 Prozent sehr nothdürftig ausgebildete Rekruten.

sondern nur nacheinander zur Verwendung kamen und von den zähen Vertheidigern immer wieder abgewehrt wurden. Ganz ebenso griff Fürst Rosenberg Eßling, statt es von links ausholend zu umgehen, immer wieder in der Front an. Er hat sich nachher entschuldigt, er habe geglaubt, das Dorf grenze auf jener Seite an die Donau. Der letzte Grund, daß man nicht einmal zusah, ob denn das Dorf nicht auch vom Rücken anzugreifen sei, wird das schematische Zusammenhalten der Truppen gewesen sein, das mangelnde kriegerische Selbstvertrauen, das trotz aller Ueberlegenheit die Umgehung nicht wagt, aus Furcht, sich dabei zu zersplittern. Auch theoretisch und prinzipiell hat Erzherzog Carl in seinen Schriften Flankirungen und Umgehungen verworfen und historisch nachzuweisen gesucht, daß sie meist zu einem Mißerfolg geführt hätten.*) Die theoretische Frage möge auf sich beruhen: bei Aspern hatten die Oesterreicher jedenfalls eine so große numerische Ueberlegenheit, daß sie sie anders als durch Ausbreitung garnicht voll in Thätigkeit setzen konnten. Statt dessen preßten sie sich hintereinander zusammen und verbrauchten ihre gewaltige Kavallerie zu noch größerer Sicherheit, statt mit ihrer Masse zu attackiren, als bloße Begleittruppen. Ein ganzes Korps aber, 6900 Mann, die am Bisamberg standen, wurde garnicht ins Feuer gebracht. Bei solcher Führung mußte numerische Ueberlegenheit wie Tapferkeit der Soldaten nutzlos verpuffen.

Der Titel des Siegers von Aspern gebührt, wenn man denn nicht von ihm lassen will, allein dem wackeren Hauptmann Magdeburg, der, oberhalb der Lobau postirt, die losgelösten Wassermühlen des Stromes und einen schwer geladenen Kahn nach dem andern die Donau heruntertreiben ließ und so geschickt in den Strom dirigirte, daß diese Rammstöße immer von Neuem die französische Brücke durchbrachen.**) Von der Spitze des Bisamberges beobachtete man seine Erfolge und signalisirte sie dem Erzherzog; aber Blücher's Wahlspruch, daß das Glück dem Kühnen hold sei, kann auch umgekehrt werden: kein Glücksfall kann dem Feldherrn etwas nützen, der nicht wagt, ihn zu ergreifen — sondern der Ueberzeugung huldigt, daß es die Hauptbestimmung der Reserve

*) Ummen, S. 75, S. 93.

**) Die Brücke über dem Hauptarm der Donau, schon mehrfach beschädigt, brach vollständig das erste Mal am 21. Mai, 4—5 Uhr. Die letzten Truppen, die hinüberdefilirt waren, 1500 Kürassiere, kamen erst 7 Uhr auf dem Schlachtfelde an. Um Mitternacht war die Brücke wieder hergestellt und brach zum zweiten Mal am 22. Mai Morgens gegen 8 Uhr.

in einer Schlacht sei, den Rückzug zu decken, oder mit der „Oesterreichischen Militär-Zeitschrift" (II, 58)*) glaubt, „die Idee, ein ganzes Heer vernichten zu wollen, ist abgeschmackt und widerstrebt schon von Haus aus."**)

Hören wir auf, von dem Siege bei Aspern zu sprechen: es war eine unentschiedene Schlacht. Aber so standen die Dinge, und deshalb konnte sich die Legende von dem Siege des Erzherzogs Carl bilden und so lange behaupten; schon diese Nicht-Entscheidung bedeutete einen Gewinn für Oesterreich, der noch sehr bald und leicht zum wirklichen Siege hätte gesteigert werden können.

Wenden wir den Blick hinüber nach Preußen. Seit dem Herbst 1808 sah man den neuen Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich heraufziehen. In Friedrich Wilhelm III. war von impulsivem Heroismus nicht mehr als in Kaiser Franz. Als ihm Kaiser Alexander hatte erklären lassen, daß er Preußen gegen Napoleon schützen werde, hatte der König Oesterreich erklären lassen, er werde neutral bleiben (25. März 1809). Das war aber keineswegs der Wunsch des Zaren, der sich in eine höchst verschlagene, widerspruchsvolle Politik verstrickt hatte. Er war seit Tilsit der intime Bundesgenosse Napoleon's; gestützt auf ihn hoffte er große Stücke der Türkei zu erobern, mußte aber bemerken, daß der französische Freund ihm heimlich entgegenwirkte. Als nun Oesterreich sich zu neuer Schilderhebung anschickte, war er verpflichtet, Napoleon Hilfstruppen zu stellen, hätte aber viel lieber gesehen, daß die Oesterreicher sich siegreich behaupteten. Daß, wenn sie fielen, auch an Rußland die Reihe kommen würde, war deutlich genug. So geschah es, daß die Russen, obgleich sie Truppen als Bundesgenossen der Franzosen in Polen gegen die Oesterreicher auftreten ließen, doch diesen nichts thaten. Der preußische Gesandte in

---

*) Menge, S. 189.

**) Nachträglich versuchte Carl in der Nacht vom 23./24. einen Ueberfall auf die Lobau: er wurde aber nicht ausgeführt, da der Fluß sehr anschwoll und die Pontons nicht reichten. Als der Versuch einer wirklichen Ausnutzung des Sieges von Aspern kann dies Unternehmen nicht gelten; im Gegentheil, es war für die Oesterreicher ein großes Glück, daß es nicht ausgeführt wurde. Carl war der Meinung, das französische Heer habe die Lobau bereits verlassen und stehe bei Laa, Napoleon selbst sei in Ebreichsdorf (über drei Meilen südlich der Donau). [Brief an den Kaiser Franz vom 24. Mai, Hist. Zeitschr., Bd. 72, S. 555.] Carl bestimmte deshalb zu dem Ueberfall nur zwei Brigaden. Da aber noch ein sehr großer Theil des französischen Heeres auf der Lobau war und Napoleon selbst in unmittelbarer Nähe, in Ebersdorf, so würde der Versuch auf die Lobau nur zu einer empfindlichen Schlappe für die Oesterreicher geführt haben.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Schlacht von Aspern am 14. [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von der Goltz, [illegible]
[illegible] Scharnhorst [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Man [illegible] unmittelbar aufeinander die [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] und der Schlacht von Aspern. So niederschmetternd die erste Nachricht war, so erhebend die zweite. Hätte Preußen in diesem Augenblick einen leitenden Staatsmann gehabt, so wäre der Sturm auf der Stelle losgebrochen. Schon war der Major von Schill auf eigene Hand von Berlin ausmarschiert und stand noch im Kampf. Aber nicht umsonst hatte Napoleon im Jahre 1807 Friedrich Wilhelm gezwungen, den Minister von Hardenberg und 1808 den Minister vom Stein zu entlassen. Graf Goltz konnte sie nicht ersetzen, und zu allem Unglück hatte der König sich noch nicht entschlossen, nach Berlin zurückzukehren, sondern residirte in Königsberg, während Goltz in Berlin war. Wären Beide zusammen gewesen, so wäre es unter dem Zuspruch Scharnhorst's vielleicht zu einem Entschluß gekommen, aber auf eigene Verantwortung wagte der Minister die große Entscheidung nicht zu fällen. Er berichtete nach Königsberg, die Botschaften gingen hin und her — und mittlerweile wurde es klarer und klarer, daß der angebliche Sieg der Oesterreicher bei Aspern keine Folgen hatte, kein wirklicher Sieg war, dem König in Preußen nicht die geforderte Bürgschaft weiteren Erfolges bieten konnte.**)

*) Bericht des Generals Schöler über seine Unterredung mit dem Zaren am 9. April.

**) Die richtigen Linien für das Verständniß der preußischen Politik im Jahre 1809 sind erst von Max Lehmann in seinem „Scharnhorst“ gezogen. In der Dissertation von Gäde „Preußens Stellung zur Kriegsfrage im Jahre 1809“ (Berlin 1897) ist noch Einiges verbessert und vertieft, aber dieses Verdienst wird sehr verdunkelt dadurch, daß der Verfasser die Hauptsachen wieder in heillose Konfusion gebracht hat. Er meint, daß der König zuletzt doch richtig handelte, neutral zu bleiben, da 1. wenn Preußen in den Kampf eintrat, „Napoleon sicherlich weit gewaltigere Streitmittel auf den Kampfplatz geworfen haben würde“; 2. der Zar Frankreichs Niederwerfung durch Oesterreich und Preußen nicht geduldet haben würde. Das Zweite ist ein einfacher Nonsens: vorläufig kam das Niederwerfen Napoleon's gar nicht

Der Erzherzog that nichts, schlechterdings nichts. „Seitdem er von sich sagen kann, daß er Bonaparte geschlagen habe", schrieb Gentz am 2. Juli in sein Tagebuch, „glaubt er, daß seine Aufgabe erfüllt ist." Sein Generalstabschef Graf Wimpffen hatte schon vor der Schlacht von Aspern die Lehre entwickelt *): „Fabius rettete Rom, Daun Oesterreich nicht durch Eile, sondern durch Zaudern. Diese Beispiele müssen wir nachahmen und den Krieg nach ihrem Muster führen". Richtiger müßte es wohl heißen, fügt Menge beißend hinzu, „Daun rettete Preußen durch Zaudern", und schon Erzherzog Johann schrieb damals an die Kaiserin, als er hörte, daß sein Bruder sich auf Fabius „qui cunctando restituit rem" berufen habe: „Zögern ist weise, doch zögern, wo Thätigkeit Rettung bringt, kann ich nicht begreifen." **) Es wird auch nur begreiflich, wenn man liest, daß der Generalissimus des österreichischen Heeres bald darauf an seinen Pflegevater, Herzog Albrecht, schrieb (23. Juni): „Seit der Schlacht von Regensburg und besonders seit der Schlacht von Aspern predige ich unausgesetzt: Frieden, Frieden, Frieden. Lieber etwas opfern, als Alles verlieren. . . . . Die Schlacht von Aspern hat ihn (Napoleon) milder gemacht (l'a radouci), man benutze dies Glück, welches wir schwerlich ein zweites Mal haben werden." Er wolle stehen bleiben, schrieb der Erzherzog weiter, sich von seinem Verlust erholen, nichts riskiren, da Oesterreich eine weitere Armee nicht habe, und beobachten, ob Napoleon einen Fehler begehen werde, von dem man profitiren könne. Statt für die bevorstehende endgültige Entscheidung Alles, was nur ein Gewehr tragen konnte, im Marchfelde zu vereinigen, rückte ein österreichisches Corps aus Böhmen in Sachsen ein und leistete sich den

---

in Betracht, sondern die Befreiung Deutschlands und die Herstellung eines Gleichgewichts. Das Erste ist insofern richtig, als, wie das Jahr 1813 gezeigt hat, die Menschenkräfte Frankreichs noch sehr groß waren. Aber Napoleon hatte sich bereits am 21. Januar 1808 das Rekruten-Kontingent von 1809 — 80 000 Mann — bewilligen lassen und im Frühjahr 1809 wieder 30 000 + 50 000 + 30 000 + 30 000 = 140 000 Mann ausgehoben. Mit Mühe und Noth kamen dazu im Oktober noch 36 000 Mann, nicht weil keine junge Männer mehr dagewesen wären, sondern weil der passive, moralische Widerstand der Nation kaum zu überwinden war. Frankreichs Kräfte waren also im Sommer 1809 bereits ziemlich so weit angespannt, wie Napoleon es damals vermochte, und auch Preußens Schilderhebung gegenüber hätte er nur auf seine allerdings noch gut gefüllten Rekrutendepots zurückgreifen können. Man bedenke aber, daß Preußen im Jahre 1813 270 000 Mann in Waffen gehabt hat und daß im Jahre 1809 auch noch eine große englische Armee (die nachher vor Antwerpen scheiterte) nach Deutschland hätte geworfen werden können.

*) Mem. v. 18. Mai, Menge S. 185.

**) Mitth. von Fournier, Hist. Zeitschr. Bd. 58 S. 556.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Schlacht bei [illegible] 5. 6. Juli [illegible] 60000 Mann, etwa 140000 gegen 120000, und bei der [illegible] der Streitkräfte auf der einen, der künstlichen Ver[illegible] auf der anderen Seite scheint das nicht unmöglich. Die Zahlenangaben sind aber so unklar, daß eine genauere [illegible] zuletzt vielleicht doch eine viel geringere Differenz ergeben mag. Aber selbst bei gleicher Stärke wäre der Sieg der Franzosen nur natürlich. Die Führung der Oesterreicher ist ganz wie bei Aspern so unsicher, so zusammenhanglos, die Aktion der einzelnen Korps griff so wenig in einander ein, der Erzherzog, der nun doch wochenlang sich auf diesen Fall hatte vorbereiten können, schwankte noch im letzten Augenblick so sehr in seinen Entschlüssen, daß die Niederlage schon hierdurch ganz ausreichend erklärt wird.

Carl selbst, der sehr die Neigung hatte, die Schuld auf andere

zu schieben, hat seinen Bruder Johann angeklagt, durch seine Verspätung die Niederlage verschuldet zu haben. Johann hat sich herauszureden gesucht. Aber die Spezialuntersuchung von Simon hat festgestellt, daß der Erzherzog in der That den ihm rechtzeitig zugegangenen Befehl seines Bruders nicht ausgeführt hat. Das Verhältniß zwischen den beiden Brüdern war bereits vorher sehr gespannt; Johann hatte den Befehl, von Preßburg aus eine Diversion zu machen und war gerade im Begriff, das auszuführen, als er auf das Schlachtfeld gerufen wurde. Im Aerger über die plötzliche Kontreordre glaubte wohl Johann, ganz wie einige Jahre später der General Bülow, als er plötzlich aus Lüttich zu der zu erwartenden Schlacht bei Ligny gerufen wurde, daß das Oberkommando nervös geworden und solche Abhetzung der Truppen nicht so gar nöthig sei. Die verlorenen Stunden haben beide Führer, als der Kanonendonner zu ihnen herüberschallte, durch alle Anstrengung der eine wie der andere nicht einholen können. Aber wenn Ligny für die Preußen durch diesen Fehler wirklich verloren gegangen ist, so kann man dasselbe von Wagram nicht sagen. Bülow hatte über 30 000, Johann nur 13 000 Mann bei sich, und das Uebergewicht Napoleons bei Wagram war schon so stark, daß auch das Corps Johanns schwerlich einen Umschwung hätte herbeiführen können. Der Hauptfehler bleibt immer der des Generalissimus, der nicht von weit her alle verfügbaren Truppen auf den Fleck gebracht hatte.

Ja, wenn noch 80 000 Preußen unter Blücher's Führung bei Wagram gewesen wären, so hätte vielleicht sogar Erzherzog Carl über Napoleon siegen können.

Es ist doch ein eigen Ding um die patriotische Legende. Die Zeitgenossen haben diesen Feldherrn des Nicht-Sieges ganz gut durchschaut. Die kluge und tapfere Kaiserin Maria Ludovica schrieb schon vor Wagram an den Erzherzog Johann: „Carl ist natürlich [von Natur] schwach . . . zu jung Held genennet, ohne die Eigenschaften zu besitzen, gewöhnte er sich, allein gelobt zu werden; er scheut, jeden militärischen Verdienst in anderen zu bemerken; er unterdrückt jeden, der sich auszeichnet; zu schwach um gut zu handeln, will er durch Verkleinerung aller übrigen seine Scharren auswetzen.“ Gentz aber schrieb um dieselbe Zeit in sein Tagebuch. „Er ist ohne Seele; er kennt nur die kleinen Leidenschaften.“ Und etwas später (13. Juli): „à la fin tout le monde convient de l'incapacité absolue, de la nullité honteuse de

[illegible] zu stellen ist und sicher kein großer Mann war, doch die Empfindung für wahre Kraft hatte, und Scharnhorst und Gneisenau im entscheidenden Augenblick an die entscheidenden Stellen brachte.

Hat Oesterreich keine solchen Männer gehabt oder hat es sie nur nicht emporkommen lassen? Clausewitz, obgleich er vom Erzherzog Carl schrieb, er „war unentschlossen und blieb immer auf dem halben Wege stehen", hat doch an anderer Stelle von ihm gesagt, er sei unzweifelhaft damals der beste General gewesen, über den Oesterreich verfügte. Armes Oesterreich! War wirklich unter seinen 23 Millionen Menschen, in seiner von so viel Kriegen immer wieder durchgeschüttelten Armee, mit so viel überlieferter und im Einzelnen erprobter Tapferkeit kein wirklicher Held? Niemand vermag diese Frage zu beantworten. Der General Schmidt, der dem Erzherzog Carl in seinen früheren Feldzügen zur Seite gestanden, war 1805 bei Dürrenstein auf dem Felde der Ehre geblieben. Der General Mayer, der den ausgezeichneten Feldzugplan für 1809 entworfen hatte, wurde kurz vor Ausbruch des Krieges, ehe Carl beschloß, jenen Plan fallen zu lassen und aus Böhmen an den Inn zu marschiren, auf Antrag des Erzherzogs seines Postens als Chef des Generalstabs enthoben und als Kommandant in die Festung Brod verschickt. Er war „der Fähigste", schreibt Erzherzog Johann in seinen Denkwürdigkeiten.*)

Der General Hiller, der die Schlacht von Aspern nicht hatte

*) Hist. Zeitschr. 58 S. 551.

abbrechen, sondern die Lobau-Brücke stürmen wollen, reichte „aus Gesundheitsrücksichten“ nach der Schlacht seine Demission ein.

Ob diese oder Andere wirklich von dem Holz waren, aus dem die großen Führer zu schnitzen sind?

Wer keinen Gott hat, macht sich einen Götzen. Ein Volk, das große Männer nicht hat, fabrizirt sie sich. Dem guten Andreas Hofer, der es ehrlich mit seinem Blute bezahlt hat, mag man sein Denkmal gönnen. Den Erzherzog Carl aber kann man doch nicht so durchgehen lassen. Schon Clausewitz mit seiner unfehlbaren Sicherheit des Blicks hat ihn richtig beurtheilt und Menge hat dies Urtheil nunmehr nach allen Seiten quellenmäßig begründet und sichergestellt. Man höre aber, in welchen Tönen die habsburgische Historiographie eben diesen Mann preist! Er selber hat ihr so zu sagen den Weg gewiesen, indem er in einer historischen Betrachtung die Worte schrieb: „Endlich erschienen im Frühjahr 1796 zwei junge Feldherren, Bonaparte in Italien und Erzherzog Carl von Oesterreich in Deutschland und mit ihrer Erscheinung stieg die Kunst auf eine der gleichzeitigen Kultur angemessene Stufe.“ Hat er selbst auch richtige Empfindung genug gehabt, sich aus dieser Parallele doch wieder wesentlich herunterzusetzen und an anderen Stellen wohl mit einer Art selbstquälerischer Bescheidenheit von sich zu sprechen, so haben Andere geglaubt, ihn wegen dieser Bescheidenheit — die übrigens im Grunde doch auch nur Schein ist — doppelt loben zu dürfen. Heller von Hellwald hat rundweg erklärt: „Wir stellen den französischen Kaiser nicht höher als den Erzherzog Carl“. Er ist „der Meister der Kriegskunst“, von „antiker Größe“. Die Zahlen-Verhältnisse bei Aspern werden nach Möglichkeit verdunkelt und verschoben. Der Verlust der Franzosen, der etwa 16 000 Mann betragen haben mag, wird ins Ungeheuerliche vergrößert: 29 773 Verwundete sollen in Wien und den Vorstädten gelegen haben und der ganze Verlust 44 073 Mann gewesen sein. Durch diese positiven falschen Angaben sind auch viele deutsche Militär-Schriftsteller, die sonst nach objektiver Würdigung streben, in die Irre geführt worden. Das treffliche Werk von Schulz-Schütz glaubt für den zweiten Schlachttag 80 000 Franzosen gegen 66 000 Oesterreicher zählen zu sollen, was dann freilich die Beurtheilung wesentlich modifiziren muß.

Alle diese Verdunkelungen sind jetzt verscheucht und grade die große Ausgabe seiner Schriften, die ihm zum Ruhm dienen sollte, hat ganz klar gemacht, daß Carl auch theoretisch voller Halbheiten

[illegible] [illegible] [illegible]. Er [illegible] sich niemals von den französischen
[illegible] und [illegible] die ancien régime [illegible] und
sich natürlich nicht zu erkennen vermochte, daß [illegible] der franzö-
sischen [illegible] und durch [illegible] die Ausführung eine
[illegible] [illegible] war. Wo er sich zuweilen den [illegible]
[illegible] nähert, geschieht es im Widerspruch mit seinen sonstigen
Darlegungen. Nicht übel sagt Ommen S. 115, daß solche
Lichtblicke einem Systematiker eher zum Lobe als zum Tadel
gereichen, nämlich, wie man hinzudenken muß, wenn ein gesunder
Instinkt in der Praxis, wie etwa bei Blücher, das jedesmal
Richtige zur Ausführung gelangen läßt. Dem Feldherrn, der verstanden hat zu siegen, wird man nicht bloß Mangel an theoretischer
Bildung, sondern sogar falsche Theorien gern zu Gute halten. Da aber
auch die inkonsequenten Wendungen zum Richtigen, selten genug
wie sie sind, bei Erzherzog Carl reine Theorien geblieben sind, so
muß auch dieser Ruhm vergehen wie ein Schaum.

„So kann Oesterreich, wie Preußen auf Friedrich, Frankreich auf Napoleon, mit gleichem Stolz auf seinen Erzherzog Carl hinblicken", sagt der Herausgeber der erzherzoglichen Schriften in seiner Einleitung. Die Wissenschaft sagt dazu: das ist nicht wahr.

„Der unvergleichliche Held, dessen Andenken fortleben wird, so lange eine österreichische Armee besteht, brachte in jenen zwei blutigen Tagen dem französischen Kaiser eine vollständige Niederlage bei, und das von seinem Geist durchglühte Heer bewies, daß es für Kaiser und Vaterland in die Schranken zu treten wisse mit Gut und Leben." So schreibt ein „österreichischer Veteran" über den Erzherzog Carl in der Biographie des Feldmarschalls Radetzki: die historische Wissenschaft darf solche Worte nicht länger gelten lassen, möge der österreichische Patriotismus sehen, wie er sich damit abfindet. Vorläufig hilft man sich, indem man erklärt, Clausewitz sei nicht mehr der „kompetenteste Beurtheiler jener Epoche", und ein Buch wie das Menge'sche zu widerlegen, „würde sich nicht lohnen."*)

*) Das ist wirklich geschehen in der „Deutschen Lit. Zeit." vom 22. Juni d. J. Sp. 1568. Obgleich die Rezension mit Namen gezeichnet ist (Hauptmann im K. K. Kriegs-Archiv O. Christe), so ist für einen solchen Lapsus doch auch wohl die Redaktion der „D. L. Z." verantwortlich zu machen. Sie muß genügend mit wissenschaftlichen Kreisen Fühlung haben, um zu wissen, daß ein Buch wie das Menge'sche, selbst angenommen, sein Ergebniß sei unrichtig, eine sehr ernste Leistung ist und eine „Widerlegung lohnt". Sie mußte daher von ihrem Mitarbeiter verlangen, daß er sein Urtheil sachlich begründe, und im Weigerungsfalle die Rezension ablehnen. Es steht ja aber nichts im Wege, daß sie noch nachträglich unter Hinweis auf den von mir

Wir müssen zugestehen, daß der Konflikt schmerzlich ist, aber die Wissenschaft darf weder „Prestigen schonen“, noch Kompromisse schließen. In Preußen existirt heute nichts mehr von dem leidenschaftlichen Haß gegen Oesterreich und das Haus Habsburg, wie er noch Heinrich von Treitschke beseelte: im Gegentheil, auch unser Wunsch ist heute, Oesterreich nach Kräften zu stützen und zu fördern um seines immer noch so kräftigen und unausrottbaren Deutschthums willen. Aber wir können das nicht auf Kosten der historischen Wahrheit, und die Wahrheit enthält in diesem Falle auch wieder ein Stück Rechtfertigung: wir wissen jetzt, was früher unbegreiflich schien, weshalb Kaiser Franz im Jahre 1813 das Kommando nicht von Neuem in Carl's, sondern in Schwarzenberg's Hände gelegt hat. Während man früher wohl gar kleinliche Eifersucht in dieser Uebergehung sah, dürfen wir sie jetzt dem Kaiser als hohes Verdienst anrechnen. Auch Schwarzenberg war kein großer Mann, aber er hatte die Eigenschaften, die für den überaus schwierigen Posten nothwendig waren, und das Urtheil, das Theodor von Bernhardi über ihn gefällt hat, ist mehr und mehr als zu hart anerkannt und gemildert worden. Ob der Krieg unter dem Erzherzog Carl hätte erfolgreich geführt werden können, mag man aber jetzt billig bezweifeln.

Denn das bleibt überall bestehen, das Wort Treitschke's „Männer machen die Geschichte“, und als Zeugniß für dieses Wort sei auch dieser Aufsatz geschrieben.

Die österreichischen Staatsmänner, die im Jahre 1809 die Fahne der Völkerbefreiung entfalteten, haben nicht unbesonnen gehandelt in der Berechnung der physischen Kräfte, die sie gegen Napoleon in's Feld zu stellen vermochten. Ihre Truppen waren zahlreich genug, sich mit denen Napoleon's zu messen und der erste Sieg hätte ihnen sofort noch die Preußen und weitere Deutsche zugeführt. Worin sie sich verrechnet haben, das war allein der Mann, den sie an die Spitze der Heeresmacht stellten.

---

erhobenen Protest, den Herrn Mitarbeiter um die sachliche Begründung ersucht, mit der Bitte, Fragen, ob der Ort „Aspern“ oder „Asparn“ heiße u. dergl., als nicht zur Beurtheilung des Erzherzogs Carl gehörig, dabei bei Seite zu lassen.



Betrachtungen über das britische Weltreich.

Von

A. von Ruville.

Auch wer, wie das seit den jüngsten Ereignissen in Südafrika bei so ausnehmend Vielen der Fall, der kolonialen Expansion Großbritanniens mit Abneigung gegenübersteht, wird zugestehen müssen, daß das von England errichtete Reich eine imponirende, höchst eigenartige Bildung darstellt, wie sie in solcher Großartigkeit niemals früher in der Weltgeschichte aufgetreten ist. Wieviel emsige Arbeit, Thatkraft, Wagemuth, wieviel Opferwilligkeit und Geist hat aufgewendet werden müssen, um in dem kurzen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten — denn vorher waren nur Ansätze vorhanden — diesen höchst komplizirten und doch nicht unsoliden Bau aufzuführen, an dem bis heute selbst die großen Militärmächte des europäischen Kontinents nicht zu rütteln gewagt haben, ja dessen Erweiterung noch immer kein Ziel zu kennen scheint. Mag sich das Verfahren bei der Errichtung auch mannigfach als fehlerhaft oder unmoralisch charakterisiren, das kann die Bewunderung nicht aufheben. Die Fehler sind nach Möglichkeit ausgeglichen und meistens nicht wiederholt worden, was aber die Immoralitäten betrifft, so ist ihnen wohl manch vorübergehender Erfolg, keineswegs aber das Gelingen des ganzen Werkes zuzuschreiben. Im Gegentheil, sie haben die Schwierigkeiten oft erhöht, und diese erhöhten Schwierigkeiten wieder sind durch gesteigerte Thatkraft überwunden worden.

Der Bau, vor dem wir achtungsvoll stehen, regt zum Nachdenken an, umsomehr, als wir selbst am Werke sind, uns auf dem gleichen Gebiete, wenn auch in bescheideneren Grenzen, zu versuchen.

Das Charakteristikum eines Kolonialreichs, wie es das britische darstellt, ist die Zersplitterung in eine große Anzahl weit verstreuter großer und kleiner Theile. In Europa das kleine Mutterland mit

starker Bevölkerung, alter Kultur und alten Staatseinrichtungen, jenseits der Meere, meist in fremden Erdtheilen, die theils überstark, theils dünnbevölkerten Pflanzstaaten jeder Größe. Dennoch sind die Theile nicht eigentlich getrennt; es liegt kein fremdes Gebiet derartig dazwischen, daß dessen Durchquerung zum Verkehr nothwendig wäre. Sie stehen vielmehr in unmittelbarer Verbindung. Aber nicht wie die Theile des alten Preußens durch von Zwischenstaaten gewährte Etappenstraßen, sondern durch immense freie Fahrflächen, die, unbewohnt und unbeherrscht, geeigneten Fahrzeugen rasche Bewegung in jeder Richtung ermöglichen: die Meere. Diese Verbindung hat die Eigenthümlichkeit, daß sie, wiewohl die Fahrflächen jedem Feinde ohne weiteres zugänglich sind, doch nicht leicht unterbrochen werden kann. Befestigungen und Hindernisse lassen sich nicht anlegen, würden auch bei der enormen Ausdehnung nie ausreichen, beherrschende Positionen in Gestalt von Inseln haben nur sehr bedingten Werth, die Erdkrümmung schützt auf verhältnißmäßig geringe Entfernung gegen Sicht, die Zahl der möglichen Routen ist unbegrenzt. Nur an den Endlinien der Fahrfläche, den Küsten der betreffenden Länder, lassen sich militärische Absperrungen mit Aussicht auf Erfolg vornehmen. Auf hoher See kann der Verkehr nur erschwert und gelegentlich geschädigt werden.

Wenn nun auch eine Verbindungsfläche vorhanden ist und man somit nicht eigentlich von getrennten Gebieten reden kann, so bildet das Meer doch ein beträchtliches Hemmniß durch seine Ausdehnung und die mit seiner Durchschiffung verbundenen Gefahren. Man hat zwar verstanden, den Gedanken treffliche, enorm rasch durchmeßbare, billige und ziemlich gesicherte Bahnen zu eröffnen, die submarinen Kabel, zur Beförderung von Personen und Gütern aber wird, so große Fortschritte man darin auch gemacht hat, immer ein sehr großer Aufwand von Kraft, Intelligenz und Zeit erforderlich bleiben.

Es fragt sich nun, ob und wie bei dieser Lage der Reichsgebiete zu einander aus den einzelnen Theilen eine lebensfähige Gesammtgestaltung, eine einheitlich wirksame Macht hergestellt werden konnte.

Die große Entfernung vom Mutterlande, die Unmöglichkeit, von hier aus die Lage der Dinge in jedem Augenblick zu übersehen und richtig zu beurtheilen, verlangte an allen Orten eine mit weitgehender Vollmacht versehene Regierung, die, ohne zu beständigen Rückfragen gezwungen und ohne steten Eingriffen von oben aus-

gesetzt zu sein, das Nothwendige und Förderliche anordnen konnte, unbeschadet späterer Verantwortlichkeit gegenüber der Zentral-regierung. Je größer die Kolonie und je schwieriger damit für den Regierenden die Erkenntniß des Richtigen und Zweckmäßigen, je höher der Bildungsstand der Bewohner, um so mehr mußten diese Bewohner dann zur Mitwirkung an der Verwaltung heran-gezogen werden, damit das Interesse der verschiedenen Gruppen zu Tage treten und, soweit es mit dem Wohl der Kolonie vereinbar, gewahrt werden konnte.

Selbstverwaltung, Selbstbesteuerung, Selbstgesetzgebung em-pfahlen sich für die Kolonien mit ihren eigenartigen, von den heimischen ganz abweichenden Verhältnissen in noch weit höherem Maße als für die Einzelgemeinden des Mutterlandes. Ohne diese Gewährungen war eine glückliche Entwickelung, namentlich der großen Ansiedelungskolonieen, nicht zu erwarten.

Und doch, wenn das Ganze ein Reich, eine der Größe und Bevölkerung entsprechende reale Macht darstellen sollte, dann mußte eine gewisse Zentralisation festgehalten werden. Die Selbstver-waltung und Autonomie durfte nicht in volle Selbstherrschaft, in Unabhängigkeit ausarten, sonst standen dieselben schlimmen Folgen zu erwarten, wie bei einem in allzu selbständige Theile zerfallenen Festlandsstaat, z. B. dem alten Deutschen Reich. Die Theile wurden zu Staaten, die, wie das Staaten gar nicht anders dürfen, ihr eigenes Interesse jedem andern, auch dem der Gesammtheit, voran-stellten, die alle Anforderungen der Zentralregierung als Forderungen einer fremden, wenn auch innig befreundeten Macht ansehen mußten.

Es kam also für die Reichsgewalt darauf an, die volle Ver-fassungsgebung, das Recht, die eigene Kompetenz zu bestimmen und damit die Souveränetät in der Hand zu behalten. Das war die Hauptsache. Auf Grund dieser unbestreitbar hinzustellenden Be-fugniß konnte sie dann die Autonomie gewähren, verweigern, beschränken und zurückziehen, wie es die Umstände und das Wohl des Reiches geboten; auf Grund dieser Befugniß mußte sie diejenigen Materien ihrer Kompetenz vorbehalten, deren Ueberlassung an die Kolonien dem Interesse des Ganzen schädlich erschien. So konnte ohne besondere Schwierigkeit Beides erreicht werden: ein glückliches Aufblühen der Pflanzstaaten zu der den Verhältnissen entsprechenden Eigenart und der Ausbau des Ganzen zu einem mächtigen einheit-lichen Reiche.

Als dritte besonders hervorzuhebende Aufgabe möchte ich ihrer

hervorragenden Wichtigkeit wegen die Aufstellung einer der Größe des Reiches entsprechenden einheitlichen Kriegsmarine und die Schaffung aller für ihre Wirksamkeit nöthigen Anlagen bezeichnen. Sie bedeutet für ein Weltreich mehr als eine bloße Vertheidigungsanstalt. Sie ist selbst ein Theil des Reiches, sie ist die Macht, die die Verbindungsflächen frei hält, die die Geschlossenheit, die Einheitlichkeit des Reiches verbürgt und sichert. Auf ihre ausreichende Größe, ihren tadellosen, allen Anforderungen genügenden Zustand kann gar nicht genug Gewicht gelegt werden.

Das sind die Hauptanforderungen, die, wie ich meine, an ein mit seinen Theilen über die Erde verstreutes Weltreich gestellt werden müssen, damit es eine seiner Ausdehnung angemessene Weltmacht darzustellen vermag. Und nun wollen wir überlegen, in wieweit das britische Reich diesen Anforderungen gerecht geworden ist.

Ein Grundzug des britischen Wesens scheint der Trieb zu politischer Bethätigung, der Hang zu freiheitlichen Einrichtungen und Selbstverwaltung zu sein, ein Hang, dem die Engländer schon sehr frühzeitig auf lokalem Gebiete Genüge leisten konnten, und der dort zu trefflichen Resultaten geführt hat. Die dadurch gewonnene Befähigung ist ihnen bei ihren Kolonisationen in ausgiebigstem Maße zu Gute gekommen. Ueberall, wo englische Siedler den Fuß hinsetzten, erwuchsen rasch die nothwendigen politischen Organisationen, so daß Recht und Ordnung alsbald einzuziehen vermochten. Und wenn, wie dies häufig der Fall, der Staat oder privilegirte Gesellschaften die Organisationen an die Hand gaben, so wußte sich der politische Geist doch bei der Ausführung und bei den lokalen Einrichtungen genügend und nützlich zu bethätigen. Wenn nun auch dadurch eine Unterwerfung der Pflanzstaaten unter den Willen des Mutterlandes nicht ausgeschlossen blieb, dieser sich vielmehr immer wieder fühlbar machte, so erwies sich doch ein Regiment vom grünen Tisch, von der Heimath aus, alsbald als unmöglich. Mit den eigenwilligen, politisch befähigten Kolonisten vermochte nur der angesessene Gouverneur sich abzufinden, dem umfassende Vollmacht zur Verfügung stand. So stellte sich mit zwingender Nothwendigkeit das richtige, der kolonialen Entwicklung zuträglichste Verhältniß fest: das Zusammenwirken des machtbegabten Gouverneurs mit einer Vertretung der Kolonisten zur Regierung des Gemeinwesens. So lag die Sache in den alten atlantischen Kolonien Nordamerikas vor ihrem Abfall, so in den heutigen großen

Siedlungskolonien, bevor sie sich zur Selbständigkeit aufschwangen, so liegt sie noch jetzt in den meisten Kronkolonien. Hier überall war und ist den ersten beiden Anforderungen Genüge geschehen. Wir finden eine ausreichende Autonomie der Kolonien und dabei doch die volle Wahrung der zentralen Souveränetät.

Aber dabei ist es nicht geblieben. Die Kolonisten strebten weiter, und die Regierung im Mutterland war nicht geeignet, diesem Streben die richtigen Schranken zu setzen. Um dies verständlich zu machen, ist es nothwendig, in wenigen Zügen die Gründe auseinanderzusetzen, die zum Abfall der amerikanischen Kolonien im Jahre 1776 geführt haben, denn dies Ereigniß ist von ausschlaggebender Wirkung für die ganze weitere Kolonialpolitik Englands geblieben, es ist eine Lehre gewesen, die England noch heute nicht unbeherzigt läßt.

Ein starkes Unabhängigkeitsgefühl hatten schon die ersten Kolonisten von Europa mitgebracht. Die politischen und religiösen Flüchtlinge, aus denen sich die Bevölkerung eines großen Theils der Pflanzstaaten zusammensetzte, waren nicht hinübergegangen, hatten nicht die zahllosen Mühen, Entbehrungen und Gefahren auf sich genommen, um sich weiter tyrannisiren und chikaniren zu lassen. Sie wollten als freie Männer freien Boden bebauen und von Niemand Befehle annehmen, als von selbstgewählten Beamten. Sie begehrten nicht Autonomie, sondern wirkliche Souveränetät. Auf der „Mayflower", die die ersten Pilger hinüberbrachte, wurde Angesichts der Küste ganz in den Formen der damaligen Staatslehre durch Vertrag Aller mit Allen ein Staat gegründet und die Obrigkeit eingesetzt. Dieser Staat sollte wohl genau präzisirte Pflichten gegen den König haben, aber nicht von dessen Verordnung seinen Ursprung herleiten. Und diese Auffassung war, wenn auch nicht allgemein giltig, so doch vielfach vertreten. Sie konnte zur Anerkennung gelangen, wenn Mißgriffe und Ungerechtigkeit ihr den Boden bereiteten. Es war das Prinzip der Volkssouveränetät, das hier durchzudringen suchte, doch handelte es sich nicht um das Selbstbestimmungsrecht der ganzen englischen Nation, sondern um dasjenige kleiner abgerissener Theile, die sich willkürlich dieses Recht anmaßen wollten.

Es wäre nicht schwer gewesen, diese Ideen für immer zu beseitigen, wie sie ja lange Zeit nicht zur Geltung kommen konnten. Es war nur nöthig, die Kolonisten zu überzeugen, daß man an leitender Stelle ihr Wohl in ganz derselben Weise im Auge habe

wie das des Mutterlandes, daß man sie nicht ausnutzen, sondern zweckmäßig regieren wollte. Wenn das gelang, dann brauchte man sich nicht zu scheuen, ihnen dies oder jenes Recht zu nehmen, ihnen diese oder jene Last aufzubürden, falls es für das Wohl des Ganzen nöthig schien. Sie steiften sich ja nicht so sehr gegen die Opfer als solche, sondern gegen die Opfer für eine fremde Sache, sie behaupteten ihre Rechte nicht so sehr um dieser selbst willen, als weil sie in diesen Rechten Waffen sahen gegen die befürchteten Vergewaltigungen.

Dazu war nun freilich die englische Regierung nicht geeignet und befähigt. Sie hätte in unabhängiger, starker Stellung über der Nation stehen und gleichzeitig einen weiten, auf den Fortschritt der Gesammtheit gerichteten, von egoistischen Zielen abgewendeten Blick besitzen müssen, um diesen Zustand herbeizuführen. Gerade das Gegentheil war der Fall. Die Stuartkönige brauchten Geld und immer Geld, da sie das befehdete Parlament möglichst wenig angehen, sich von ihm unabhängig halten wollten, und dafür schienen ihnen die Kolonien, bei denen das Parlament nicht mitzureden hatte, die geeignete Quelle. Versuche, ihre Rechte einzuschränken und willkürliche Besteuerung zu ermöglichen, hörten darum niemals auf. Und das dem Sturz der Stuarts folgende Adelsregiment war um keinen Deut besser. Das kaufmännische Interesse der großen Whigfamilien wußte sich zur Geltung zu bringen und richtete sich ebenfalls gegen die Rechte der Kolonien, vornehmlich gegen ihre ökonomische Freiheit. Sie sollten durch Verkehrsgesetze geknechtet und für den heimischen Handel, die heimische Industrie ausgenutzt werden. Die Ausführung blieb zwar sehr weit hinter den Absichten zurück, aber die Siedler fühlten sich doch beständig bedroht, und so konnte auch jetzt kein Vertrauen zur Regierung Platz greifen. Als dann die Kolonien genügend herangewachsen, als sie durch die Eroberung des französischen Kanada ihres gefährlichsten Gegners entledigt waren und nun ein wenn auch recht bescheidener Versuch gemacht wurde, die Rechte des Mutterlandes zu realisiren, da entfesselte sich der Sturm, der die Losreißung der amerikanischen Besitzungen von England schließlich zuwege brachte.

Wir sehen also, der Fehler lag darin, daß Mutterland und Kolonien von der Regierung nicht in gleicher Weise als Gegenstände eines zweckmäßigen, heilsamen Regiments betrachtet und behandelt, daß vielmehr die Kolonien als bloße Geldquellen, als

willkommene [illegible] ergriffen wurden. Mochten die Herrschenden dabei ihre eigenen Einnahmen zu erhöhen oder dem heimischen Volke Vortheile zu verschaffen suchen, immer wurde doch dadurch das Mutterland auf Kosten der Kolonien entlastet. Im ersteren Falle wurde es möglich, die Geldforderungen beim Parlament zu reduziren, und im letzteren hob sich der Wohlstand und damit die Tragfähigkeit der Massen. Daß dieser Fehler aber begangen wurde und meines Erachtens unvermeidlich war, das lag daran, daß die Regierung in England keine genügend feste, selbständige, über den Einfluß der öffentlichen Meinung, der Klassenwünsche herausgehobene Stellung einnahm. Es war ihr wichtiger und für ihren gesicherten Bestand nothwendiger, die Kritik der heimischen Interessenten zu vermeiden, ihr Wohlwollen zu gewinnen, als die fernen Kolonisten zu befriedigen. Von jener hatte sie Hemmnisse, Belästigungen und Gefahren zu befürchten, von diesen nicht. Ja unter den ersten hannöverschen Königen hatten die interessirten Klassen selbst das Heft vollständig in der Hand. Die ihnen entnommene Regierung mußte ganz auf den vorgeschriebenen Bahnen wandeln.

Unter diesen Umständen gab es nur zwei Wege, wie den Kolonien ein befriedigendes Dasein, eine glückliche Entwicklung gesichert werden konnte: die volle administrative Verselbständigung unter Erhaltung einer nur formellen staatsrechtlichen Verbindung oder die gänzliche Abtrennung im völkerrechtlichen Sinne, die Begründung neuer Staaten. Die Natur der englischen Regierung als einer rein mutterländischen ließ die weitere Unterordnung, die Herstellung eines wirklichen Gesammtstaates nicht zu. Da nun England den ersten Weg nicht einschlagen wollte, theils aus Eigensucht, theils aus Furcht, damit nur die gänzliche Loslösung einzuleiten, da andrerseits die Amerikaner kein Vertrauen in die Aufrichtigkeit derartiger Gewährungen setzten, so mußten die Waffen entscheiden, so kam es schließlich zur Beschreitung des zweiten Weges.

Man darf nun nicht etwa meinen, England sei durch diese Erfahrungen befähigter geworden, große Ansiedlungskolonien sich zu verschmelzen, ihnen die nöthige Bewegungsfreiheit zu gewähren und doch den Charakter des Gesammtstaates festzuhalten. Die Natur der britischen Regierung änderte sich nicht in der Richtung, daß das möglich geworden wäre. Im Gegentheil. Immer mehr bildete sich das parlamentarische System heraus, das die Regierung erst von engeren und nach den Parlamentsreformen von immer

weiteren Kreisen des Volkes abhängig machte, die Nebenstellung in eine vollkommene Unterstellung verwandelte. Das Volk des Mutterlandes hielt die Zügel, seine Interessen mußten von jedem Ministerium, das sich halten wollte, in erster Linie, ja man kann sagen allein berücksichtigt werden. Die Unterstellung der anderen Reichstheile unter diese Regierung bedeutete nicht eine Zusammenfassung mehrerer gleichgestellter Gemeinwesen zu einem Gesammtstaat, sondern eine Unterwerfung kleiner Völker unter ein großes und mächtiges. Und die Unzuträglichkeiten eines solchen Verhältnisses mußten immer mehr hervortreten, je mehr sich das Mutterland aus einem Agrarstaat in einen Industrie- und Handelsstaat umwandelte. Die Abgeordneten der an den Verhältnissen in den Kolonien weniger interessirten Ackerbauer hätten vielleicht ein unparteiisches, den Wünschen der Kolonisten Rechnung tragendes Regiment aufzurichten vermocht, die Vertretung von Industriellen und Kaufleuten war hierzu kaum fähig. Sie mußten immer geneigt bleiben, die Verwaltung und Gesetzgebung der Kolonien ihren Interessen dienstbar zu machen. Und wenn das Parlament und seine Leiter auch intelligent genug waren, um die Herrschaft nicht zu einer besonders drückenden zu gestalten, so mußten doch die selbständig veranlagten Kolonisten dies Verhältniß immer als ein bedrohliches und unnatürliches empfinden, gegen das sich ihr gesunder Sinn auflehnte. Sie wollten volles Selbstregiment, nicht bloß in den Angelegenheiten, die als rein innere von einer einsichtigen Zentralgewalt selbstverständlich dem freien Ermessen der Kolonisten überlassen werden mußten, sondern auch in denen, deren Leitung von der Zentralstelle aus dem Wohle und der Machtstellung des ganzen Reiches weit zuträglicher gewesen wäre. Diese Materien-Unterscheidung wurde überhaupt nicht gemacht, man wurde sich ihrer Nothwendigkeit kaum bewußt. Das Ganze wurde als einfache Machtfrage behandelt, bei der es sich darum handelte, ob die Kolonisten oder das Parlament die letzte Entscheidung in allen Dingen haben sollten. Responsible government war die Losung. Man wollte eine völlig freie Koloniallegislatur und eine Exekutive, die dieser ebenso verantwortlich, von dieser ebenso abhängig war, wie die Regierung des Mutterlandes vom Parlament. Und das bedeutete die Aufhebung jeder wirksamen staatsrechtlichen Verbindung.

Wenn das der einzig mögliche Ausweg blieb, der mit Nothwendigkeit aus dem parlamentarischen System des Mutterlandes resultirte, so ist es doch unrichtig zu behaupten, England habe

freiwillig auf seine Rechte verzichtet, das Parlament habe mit weitschauender Weisheit diese Neuerung durchgeführt. In Kanada, wo die neue Richtung zuerst zum Durchbruch kam, hat es erbitterte Kämpfe genug gekostet, bis sich die Regierung herbeiließ, die Forderungen der Kolonisten wenigstens successive zu bewilligen. Die Torypartei sah darin, nicht ganz mit Unrecht, die Zerstörung der sich neu erhebenden englischen Weltmacht, ein gefährliches Beispiel für alle künftigen Kolonien. Es mußte erst zu Unruhen kommen, es mußte erst die Gefahr des Abfalls hervortreten, ehe der entscheidende Entschluß zu Stande kam. Von 1818 bis 1837 haben sich die Kämpfe hingezogen, die sich um Wahl oder Ernennung des gesetzgebenden Council, um Kontrole oder Nichtkontrole der bewilligten Gelder durch das Council drehten. Es kam zu Steuerverweigerungen, Beschwerden an den König, aufständischen Bewegungen, kurz Alles ließ sich so an wie vor dem Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten. Und das Resultat wäre vielleicht das Gleiche gewesen, wenn Kanada einen Bundesgenossen gefunden hätte, wie damals die atlantischen Kolonien. Aber die Union, der diese Rolle naturgemäß zufallen mußte, versagte sich aus innerpolitischen Gründen. Sie verweigerte nicht nur der Bewegung jede Unterstützung, sondern zeigte sich ihr sogar feindlich, indem sie Rädelsführer, die ihr Gebiet betraten, verhaften ließ. Auf der anderen Seite wollte es auch die englische Regierung unter der anbrechenden liberalen Aera nicht zum Aeußersten kommen lassen, wohlgedenkend der schlimmen Erfahrung, die sie mit ihrer Hartnäckigkeit im vorhergehenden Jahrhundert gemacht hatte. So wurde denn 1837 die ganze Verfassung suspendirt, gleichzeitig aber ein Highkommissioner hinübergeschickt, um die Verhältnisse zu studiren und Vorschläge zu Reformen zu machen. Diese fielen für die Kolonisten sehr günstig aus, aber auch dann noch zögerte man bis 1840, ehe endlich die kanadische Unionsakte erlassen wurde, die neben einer Vereinigung beider kanadischen Kolonien die ersten wichtigen Zugeständnisse enthielt. Noch war es nicht das volle responsible government, da zwar der eine gesetzgebende Faktor, die Assembly, durch Wahl, der andere aber, das legislative Council, durch gouvernementale Ernennung zustande kommen sollte. Die Verantwortlichkeit der Exekutive gegenüber der Legislative aber fand ihre strikte Fixirung. Später, 1856, kam dann auch das Ernennungsrecht in Fortfall, wodurch der heute bestehende Zustand in der Hauptsache festgelegt wurde.

Da nun bei Kanada die von den Tories befürchteten schlimmen Folgen des responsible government nicht eintraten, da die Kolonie in der Folge weit treuer zum Mutterland zu stehen schien als vorher und der wirthschaftliche Verkehr sich vortrefflich entwickelte, so bekam man die Empfindung, hier einen glücklichen Griff gethan, hier das für ein großes Kolonialreich Richtigste getroffen zu haben. Auch in den anderen großen Siedlungsgebieten, in Kapland und den australischen Kolonien, wurde, sobald sie reif dazu schienen, das gleiche System zur Anwendung gebracht, ohne daß man sich besonders dagegen gesteift hätte. Für England war die Lösung ja wohl auch die richtigste, da seine Regierung nun einmal einen Charakter trug, der Besseres nicht zuließ, man darf die Behauptung aber keinesfalls verallgemeinern und sagen, England habe anderen kolonisirenden Staaten ein nachahmenswerthes Vorbild gegeben. Wo, wie bei uns in Deutschland, die Regierung eine freie, dominirende Stellung einnimmt, wo sie nicht vor Mißtrauensvoten, Steuerverweigerungen oder gar Anklagen zu zittern braucht, da ist auch die feste Zusammenfassung der entlegensten Gebiete unter einer Leitung, unbeschadet lokaler Autonomie, möglich und rathsam. Die starke, monarchische Regierung ist und bleibt die günstigste für ein Weltreich, das wirklich eine Weltmacht darstellen soll. Daß im britischen Reich bis heute das eingeschlagene Verfahren noch keine gefährlichen Folgen gezeitigt hat, das liegt in den Weltverhältnissen begründet, die diesem Reiche noch keine ernsten Prüfungen gebracht haben, sowie in den reichen Hilfsquellen, die es sich in seinen großen Handelskolonien eröffnet hat.

Die so gut wie vollkommene Lösung des staatsrechtlichen Bandes zwischen den großen Pflanzstaaten und dem Mutterland hat deshalb nicht zur formellen Lostrennung geführt, weil noch andere dauerhafte Fäden vorhanden waren, die den Zusammenhalt wahrten: das Handelsinteresse, die Gleichheit des Blutes, der Kultur, der Sitte und Sprache. Alle Kolonisten britischen Blutes, welche Regierung sie auch haben mögen, fühlen sich als Briten, fühlen sich, wenn sie nach England kommen, in ihrem Vaterland und nehmen Theil an Allem, was die Nation bewegt. Daraus folgt aber, daß dort, wo diese Bande nicht existiren, wo fremdes Volksthum unter britischer Flagge wohnt, die Gefahr, ja Wahrscheinlichkeit einer vollen Abtrennung vorhanden ist, sobald man die wirksame staatsrechtliche Verbindung zu lösen wagt. Die Burenrepubliken, die man in England nie aufgehört hat als auto-

nome Annexe des britischen Reichs zu betrachten, waren bald bestrebt eine internationale Stellung zu gewinnen. Das responsible government ist eben, das wird sich kaum bestreiten lassen, nur mit Nutzen und ohne unmittelbare Gefahr anwendbar in Kolonien, die eine überwiegend britische Bevölkerung aufweisen. Wo eine fremde Nationalität überwiegt, da muß es bei den Freiheiten einer Kolonie mit parlamentarischen Einrichtungen sein Bewenden haben, wenn es nicht vorzuziehen ist, bei denen der Kronkolonien stehen zu bleiben, und dahin zielt eben, vielleicht zu spät, die Politik jenen Republiken gegenüber. Im Allgemeinen macht das nicht derartige Schwierigkeiten, da andere Völker, namentlich kulturell tiefer stehende, leichter auf Selbstregierung Verzicht leisten, als gerade das englische. So ist es in Ostindien, wo sich die Europäer in verschwindender Minderheit befinden, ohne Mühe gelungen, das responsible government fernzuhalten. Es wäre ja auch bei dem Bildungsstand des Volkes ganz unnatürlich gewesen.

Aber man ist hier noch weiter gegangen. Die indische Kolonie hätte ganz gut Einrichtungen erhalten können, die die Interessen der Bevölkerung und gleichzeitig die staatsrechtliche Verbindung mit dem Mutterland sicherten. Es ließ sich sehr wohl aus Fürsten und einflußreichen Persönlichkeiten aller Gegenden eine Körperschaft zusammensetzen, die man als Faktor der Gesetzgebung verwerthen und gelten lassen konnte. Das ist nicht geschehen, man hat nur eine ziemlich bedeutungslose Theilnahme weniger Eingeborenen zugelassen. Indem wir den Grund hierfür suchen, kommen wir auf einen neuen wichtigen Punkt zu sprechen.

England hat zweifellos Großes auf kolonialem Gebiete geleistet und staunenswerthe Erfolge errungen, aber die Volkskraft hat sich nicht in dem Maße gesteigert, wie es durch die Lösung solch großer Aufgaben hätte geschehen müssen, und zwar deshalb nicht, weil es einen beträchtlichen Theil der Arbeit auf fremde Schultern abzuwälzen gewußt hat. Die einzige große Siedelungs-Kolonie, die von Grund aus durch englische Arbeit erbaut worden, wo freie Engländer die ungeheuren Anfangsschwierigkeiten aus eigener Kraft überwunden haben, ist die, aus der sich die Vereinigten Staaten entwickelt haben. Sie hat denn auch die Energie gefunden, sich völlig auf eigene Füße zu stellen. Kanada ist den Franzosen entrissen und nur auf gegebenem Grunde weiterentwickelt worden. In Kapland haben die Holländer tüchtig vorgearbeitet, bis es England zur Beute wurde, und auch dann hat man den

Vorkampf gegen die gefährlichsten Eingeborenenstämme den treffenden Buren zugeschoben, die sich dadurch jene politische Selbständigkeit und jene Waffentüchtigkeit erwarben, deren Ueberwindung jetzt so ungeheure Schwierigkeiten macht. In Australien aber, wo eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe vorlag, wenn sie systematisch angefaßt wurde, hat man Schaaren von Verbrechern vorgeschickt, um bei mangelhaftester Unterstützung von der Heimath die erste Bresche zu legen, Elemente also, von denen doch nur ein kleiner Theil mit der erworbenen Tüchtigkeit der bürgerlichen Gesellschaft zu Gute kommen konnte.

Die Kolonisten haben dann unter ausnehmend günstigen Umständen weiterzuarbeiten vermocht. In früheren Zeiten hatte England versucht, die aus der Kolonialpolitik erwachsenden Lasten den Kolonien selbst aufzubürden und außerdem noch ein beträchtliches Maß von Vortheilen und Gewinnen für das Mutterland zu erübrigen. Mit diesem Versuch hatte es vollkommen Fiasko gemacht. Es hatte nicht nur ungeheure Mehrkosten davon gehabt, sondern auch die Kolonien selbst verloren. Andererseits hatte es aus den betreffenden Kämpfen die Kraft gewonnen, die Stürme des Revolutionszeitalters glücklich zu bestehen und als Weltmacht daraus hervorzugehen. Das neue Kolonialsystem verlangte, die Pflanzstaaten mit schweren Kosten zu gründen und als Kronkolonien in die Höhe zu bringen, sie dann aber, wenn sie anfingen zu floriren und Erträge zu ergeben, sich selbst zu überlassen, ja ihnen noch weiterhin den wichtigsten Theil der Landesvertheidigung und die völkerrechtliche Vertretung abzunehmen. Die Kolonisten wurden nicht, wie einst die amerikanischen Kolonien, mit Handels- und Wirthschafts-Beschränkungen bedrückt, sie wurden nicht zu den Leistungen für das Gesammtreich herangezogen, sie erhielten bis zur Einrichtung der Selbstregierung mannigfache Zuschüsse, der militärischen Aufgaben blieben sie größtentheils entledigt, der sittlichen Pflichten gegen die Eingeborenen wußten sie sich in der Hauptsache zu entschlagen. So bildeten sich aller Orten auf ertragreichen, unbegrenzten Anbauflächen wohlhabende Gemeinwesen, in denen Handel und Wandel frisch erblühten, in denen Arbeit und Kapital ungehemmt die von der Natur gebotenen Reichthümer zu vervielfältigen wußte. Dieser glückliche Zustand hat nur den einen Mangel, daß er nicht geeignet ist, starke, charakterfeste Völker zu erzeugen. Diese Kolonien können, trotz ihrer äußerlich glänzenden Entwickelung, doch an Kraft und sittlichem Gehalt nicht annähernd

jenen Pflanzstaaten verglichen werden, die einen Washington und Franklin, einen Jefferson und Jackson und so viele andere Größen hervorgebracht haben. Sie stellen, trotz der militärischen Liebesgaben, die sie gelegentlich dem Mutterlande spenden, doch einen unverhältnißmäßig geringfügigen Machtfaktor dar.

Und auch das Mutterland hat die Arbeit großentheils nicht selbst geleistet, die es den Kolonien abnahm. Seine Bürger haben sicherlich auf wirthschaftlichem und kolonialem Gebiete viel gethan, mehr vielleicht als manche andere Großmacht, das ist voll anzuerkennen und der Bewunderung werth, aber sie haben nicht im Entferntesten das geleistet, was für Begründung und Behauptung eines derartigen Reiches erforderlich war. In der verschiedensten und geschicktesten Weise haben sie sich fremde Kräfte dienstbar zu machen gewußt.

Als ein solches Mittel ist zuerst der Handel zu bezeichnen. Die kaufmännische Thätigkeit ist gewiß hoch einzuschätzen. Die Waarenversendung und zweckmäßige Waarenvertheilung ist eine Arbeit, die an Wichtigkeit der Produktion fast gleichgesetzt werden kann. Es werden dabei geistige Fähigkeiten und Kräfte, auch sittliche Energie entfaltet und ausgebildet, die zur Vervollkommnung der menschlichen Natur wohl beizutragen vermögen. Auch darf die Wirkung des Handels auf Erzeugung und Ausbreitung höherer Gesittung nicht verkannt oder gering geachtet werden. Und doch wird Niemand leugnen können, daß ihm, vielleicht in langsam sinkendem Maße, immer die Tendenz innegewohnt hat, mit möglichst geringem Aufwand von Zeit und Mühe möglichst große Gegenleistungen, ausgedrückt in Werthobjekten oder Arbeit, zu beschaffen. Der Händler will nicht nur ein Aequivalent seiner Arbeit erlangen, wie das das Prinzip der Arbeitstheilung in der Kulturwelt verlangt, sondern er will auch übervortheilen, will für seine Geschicklichkeit im Ueberreden, Blenden und Kalkuliren die Früchte fremder Thätigkeit gewinnen. Und namentlich der Verkehr mit geistig tiefer stehenden Personen und Völkern ist oft fast mit Raub und Diebstahl auf eine Stufe zu stellen. Von Wilden für werthlosen Tand kostbare Schätze einzutauschen, gilt ja noch immer als eine ganz anständige Sache, und doch ist es offenbarer Betrug, gerade wie wenn hier ungebildeten Leuten und Kindern mit Jahrmarktstand das Geld aus der Tasche gezogen wird. Man wird nicht sagen dürfen, daß hiermit gerade sehr edle Kräfte des Geistes und der Seele geweckt und entwickelt würden. Ein vorwiegend handel-

treibendes Volk kann Großes erreichen durch die Werthe, die es sich zu verschaffen weiß, aber es schafft das Große zu bedeutendem Theile nicht selbst, sondern wirkt durch Andere, deren Kräfte es sich dienstbar macht. Und das eben war und ist bei England in hohem Maße der Fall, in höherem, als der gesunden Ausbildung der Nation zuträglich ist. Aus dem weitreichenden Handel sind ihm Reichthümer zugeflossen, mit denen es sich von der aus der Weltpolitik entspringenden wahrhaft kräftigenden Arbeit entlasten konnte. Es liegt mir natürlich sehr fern, die geistige Thätigkeit herabsetzen zu wollen. Alles ist am Ende geistige Arbeit, die Ausbildung und zweckmäßige Verwerthung der Körperkräfte so gut wie die Erfindung und Anwendung von Maschinen, die Entwickelung fruchtbringender Gedankenreihen. Und je feiner, edler die Arbeit ist, um so höher darf sie bewerthet werden. Am niedrigsten aber stelle ich die, welche auf Täuschung, auf ungerechte Schädigung Anderer gerichtet ist.

Das zweite Mittel ist die Okkupation hoher, von der Natur dargebotener Werthe, für die sich eine im Verhältniß zu der aufgewandten Mühe außerordentlich große Menge fremder Arbeit eintauschen läßt. Die Erwerbung der südafrikanischen Gold- und Diamantenlager ist dafür das klarste Beispiel, doch können auch die verschiedenartigsten sonstigen, mit geldwerthen Vortheilen verbundenen Besitzergreifungen hier einbegriffen werden. England hat viel Glück darin gehabt, einmal, weil lange Zeit jede bedeutsame Konkurrenz mangelte, und dann, weil ihm im raschen, kühnen, wenn auch moralisch oft sehr anfechtbaren Zugreifen immer eine ganz besondere Geschicklichkeit eigen war.

Als drittes Mittel endlich darf man die Ausnutzung unterworfener Völker betrachten, wovon ich schon früher in diesen Jahrbüchern*) gesprochen habe. Von England ist die Negersklaverei in ausgiebigstem Maße und nach zwei Richtungen hin verwerthet worden. Der Schwarze hat als Handelsobjekt und als Arbeitskraft reichen Nutzen gebracht Sein Dasein und seine Thätigkeit hat die Briten ungebührlich entlastet und damit in ihrer Volkskraft geschädigt. Und überall in den Kolonien werden noch heute die Eingeborenen als nutzbare Gegenstände betrachtet, denen möglichst viel Leistungen aufzubürden sind. So ist das ganze indische Reich, das uns auf diesen Punkt geführt hat, vom englischen Standpunkt

*) Bd. 104, Heft 1.

[illegible]

Das also sind in der Hauptsache die Mittel, mit denen sich England die Lösung der übernommenen großen Aufgaben erleichtert hat. Es blieb [illegible] immer noch eine sehr bedeutende Arbeit zu leisten übrig, aber von dieser hat England gerade diejenige seinem Volke oder wenigstens den tüchtigsten Klassen fernzuhalten gewußt, die am meisten geeignet ist, die Volkskraft zu stählen, die sittliche Energie zu erhöhen, ich meine die militärische Thätigkeit.

Die Engländer sind seit langem dieser Thätigkeit, der Aufstellung eines großen stehenden Heeres und vollends der allgemeinen Wehrpflicht abgeneigt, da sie darin eine Beschränkung der individuellen Freiheit, eine Bedrohung der liberalen Staatseinrichtungen zu erkennen glauben. Zur Lösung kriegerischer Aufgaben auf dem Lande blieben sonach drei Methoden übrig: 1. die Aufrufung der waffenfähigen Bevölkerung im Nothfall, ohne vorhergehende nennenswerthe Ausbildung, das Milizsystem, 2. die Aufstellung einer gut bewaffneten, genügend einexerzirten Freiwilligentruppe, und 3. die Begründung eines stehenden, wohlgedrillten, kleinen Söldnerheeres. Wenn nun auch bei der günstigen Lage, in der sich England befindet, diese Organisationen vorerst ausgereicht haben, um Gefahren abzuwehren und dem Reiche den nöthigen militärischen Halt zu gewähren, so ist doch keine von ihnen dazu angethan, die Volkskraft wesentlich zu steigern. Die Miliz hat sich wohl in einigen Fällen als nützlich erwiesen, tritt aber doch zu selten in ernste Thätigkeit, und die Schulung, die ihr zu Theil wird, kann kaum gerechnet werden. Werthvoller schon sind die Freiwilligen-Regimenter. Sie werden aus tüchtigen, gebildeten Elementen der Be-

völkerung zusammengesetzt, die wohl zu guten Leistungen fähig sind. Aber diese Leute bringen bereits militärische Neigungen und aus der in England florirenden sportlichen Thätigkeit gewisse militärische Eigenschaften mit, namentlich Wagemuth, körperliche Gewandtheit und Wetteifer, denen dann vor anderen nicht minder wichtigen Eigenschaften unberechtigter Weise der Vorzug gegeben wird. Statt daß, wie bei der allgemeinen Wehrpflicht, in weitesten Volkskreisen die militärische Neigung und Fähigkeit geweckt und gesteigert, alle nöthigen Eigenschaften harmonisch ausgebildet werden, wird hier in der Hauptsache nur das bereits Vorhandene verwerthet, so daß dem Volke kein rechter Zuwachs an kriegerischer Kraft zu Theil wird. Wieviel reicher ist Deutschland Dank seiner Wehrpflicht auch an solchen Elementen, die zur Bildung einer Freiwilligen-Armee bereit und geeignet sind, Elementen, deren größter Theil erst aus dem gezwungenen Dienst die Neigung für den militärischen Beruf gewonnen hat, die erst in diesem Dienst sich ihrer militärischen Fähigkeiten bewußt geworden sind. Und in wieviel höherem Maße scheinen diese ihren Aufgaben gewachsen zu sein. Was endlich die Soldarmee anbetrifft, so sind die Nachtheile einer solchen zu bekannt, als daß ich näher darauf einzugehen brauchte. Mag auch hier die technische Ausbildung einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen können, die moralische Qualität wird in einer solchen Truppe sicherlich nicht erhöht. Und nicht die thätigen, tüchtigen Klassen der Bevölkerung sind es, denen dabei der Segen militärischer Erziehung zu Theil wird. Nur der Ueberschuß, der zu nichts „Besserem" tauglich, und Ausländer werden in der Hauptsache verwendet.

Ich hatte zu Anfang drei Dinge genannt, die zum gesicherten Bestand eines Kolonialreichs wie es das britische darstellt, nothwendig seien: koloniale Autonomie, souveräne Zentralgewalt, starke Flotte. Die Besprechung der ersten beiden Punkte haben wir erledigt, es bleibt also nur noch ein Wort über die Kriegsmarine zu sagen, die man als besonderen Theil des Reiches, als Garantie des Reichszusammenhangs bezeichnen kann.

England hat seit mehr als zwei Jahrhunderten auf die Flotte größten Werth gelegt, es hat sie meist auf einer seinem Kolonialreich entsprechenden Höhe erhalten und wie mit diesem so auch mit der Flotte alle anderen Nationen weit überflügelt. Es scheint somit Alles in Ordnung, das Band zwischen den Reichstheilen fest und sicher. Und doch beginnt der Kredit der britischen Seemacht

[illegible]

[illegible] Es wäre vermessen, wenn ich mir ein [illegible] Marine erlauben wollte. Der wahre [illegible] erst im Ernstfall klar zu Tage treten. [illegible] darauf hinweisen, wie wenig der äußere An[illegible] kann, falls sie an innerem Werth nicht [illegible] sollte. Und es sind allerdings Momente [illegible], die dies möglich erscheinen lassen.

[illegible] hatte in früheren Zeiten anderen Staaten gegenüber den beträchtlichen Vortheil, daß ihm sein ausgebreiteter Seeverkehr eine besonders große Zahl ausgebildeter Seeleute für die Kriegsflotte zur Verfügung stellte. Manche Schlacht wurde durch die Gewandtheit der Segelmanöver gewonnen. Heutzutage ist durch den Dampfbetrieb die nautische Thätigkeit sehr zurückgedrängt worden. Tüchtige Maschinisten und Artilleristen sind es hauptsächlich, deren die Flotte bedarf, und diese stehen anderen Staaten im gleichen

Maße zur Verfügung, so daß dies eine Moment, welches es England ermöglichte, eine weit überlegene Flotte zu unterhalten, nunmehr in Wegfall gekommen ist. Außerdem kann sich auch hier der Mangel der allgemeinen Wehrpflicht schwer fühlbar machen. Es ist zweifelhaft, ob die Zahl der zum freiwilligen Eintritt in den Seedienst geneigten Leute in gleichem Verhältniß mit der Bevölkerung wächst, während doch die Marine ungefähr in diesem Verhältniß zunimmt. In Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht dürfte das eher der Fall sein, da es sich hier ja nicht um Dienen oder Nichtdienen, sondern nur um die Wahl des Dienstzweigs, des Wehrkörpers handelt. So kann England bezüglich des Personals leicht an die Grenze kommen, wo es auf minderwerthige Kräfte zurückzugreifen genöthigt ist, und dann ist der innere Werth der Flotte gefährdet, der durch die Größe nicht ersetzt zu werden vermag. Und diese Gefahr ist um so größer, als sich, wie schon oben ausgeführt, gerade bei den tüchtigen, patriotischen Klassen der kriegerische Sinn sehr wenig entwickelt hat. Aber, wie gesagt, behaupten will ich nichts, sondern nur meine Gedanken über diesen Gegenstand der Erwägung anheimgeben.

Wenn wir das Facit aus den bisherigen Betrachtungen ziehen wollen, so müssen wir sagen, daß das britische Reich die erste der aufgestellten Forderungen, koloniale Selbstverwaltung, vollkommen, die zweite, souveräne Macht der Zentralgewalt, in sehr geringem Maße erfüllt hat, und daß über die Erfüllung der dritten, starke Kriegsmarine, gewisse Zweifel obwalten können. Es erhebt sich nun die Frage, wie sich bei der festgestellten Sachlage das Reich charakterisiren läßt, welches Wesen diesem Reiche zuerkannt werden kann.

Rein formell betrachtet, ist das Ganze ein einheitlicher Staat, mit einer einheitlichen, souveränen Gewalt, dem King in Parliament an der Spitze. Alle großen, die Kolonien betreffenden Aktionen, namentlich die Gewährung der Verfassungen, die Verleihung des responsible government, werden durch von der Krone sanktionirte Parlamentsakte vollzogen. Auch die Zurücknahme der Freiheit würde in dieser Form durchgeführt werden. Nicht völkerrechtlich durch Vertrag, sondern staatsrechtlich durch Gesetz kommen solche Veränderungen zu Stande. Aber diese Souveränetät der Zentralgewalt ist hinsichtlich der verselbständigten Kolonien eine ähnliche wie die der deutschen Reichsgewalt vor 1806 den großen Fürstenthümern gegenüber. Sie kann nicht ausgeübt werden ohne daß

vorher die Einwilligung der Partikulargewalten eingeholt oder in irgend welcher Weise deren Unterwerfung garantirt ist. So ist der Uebergang der Burenrepubliken in britische Verwaltung ausgesprochen worden, als man deren Widerstand gebrochen glaubte, gerade wie einst 1803 in Deutschland die geistlichen Kurfürstenthümer aufgehoben wurden, als die Weltlage einen Protest dieser bis dahin fast unabhängigen Potenzen ausschloß. Freilich liegt die Sache im britischen Reich etwas anders als in dem Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts. Hier gab es eine aus den Partikulargewalten gebildete, wohlorganisirte, entscheidende Versammlung, den Reichstag, dessen Beschlüsse, wenn in allen Formen gefaßt und vom Kaiser sanktionirt, wirklich unbedingte Geltung hatten. Nur schade, daß solche Beschlüsse aus bestimmten tiefliegenden Gründen fast nie zu Stande kamen. Die Maschine war defekt und stand still. Im britischen Reich ist eine solche Gewalt, deren Autorität derartig in allen Gebieten anerkannt wäre, überhaupt nicht vorhanden, da das Parlament eben nur aus dem Mutterlande erwächst. Der Effekt ist in beiden Fällen derselbe. Beide Bildungen treten nicht als Staaten, sondern als Staatenkomplexe in die Erscheinung.

Das britische Reich ist also, wenn auch formell ein Staat, so doch der Wirkung nach eine Staatengruppe, deren Glieder untereinander in so gut wie gar keiner, zum Mutterlande aber in der verschiedenartigsten Beziehung stehen. Da giebt es unterworfene Staaten, die dem Hauptlande dienstbar und nutzbringend: die Eingeborenenkolonien. Da finden sich Gemeinwesen, die zwar nicht ausgenutzt, sondern vielmehr unterstützt, aber doch unter dauernder Vormundschaft gehalten werden: die kleinen wenig entwickelungsfähigen Gebiete und Militärstationen. Da sehen wir staatliche Bildungen, die zwar bevormundet sind, aber das Recht beanspruchen, dereinst aus diesem Verhältniß entlassen zu werden: die jungen, noch unreifen Siedelungen. Da endlich treten uns jene großen losgelösten Pflanzstaaten entgegen, mit denen wir uns bereits eingehend beschäftigt haben. Es ist die gleiche Mannigfaltigkeit, wie wir sie beim alten Deutschen Reich beobachten können, wenn auch natürlich die Typen ganz andere sind.

Man sollte nun denken, daß zwischen diesen kulturell so nahe stehenden, geschichtlich und formell politisch zusammengehörenden Bildungen und Staaten an Stelle des fehlenden und unerwünschten staatsrechtlichen Bandes ein festes, dauerndes Bundesverhältniß

hätte Platz greifen müssen, das die zweckmäßige Lösung gemeinsamer Aufgaben ermöglichte. Dabei ließ es sich ganz gut einrichten, daß eine Uebervortheilung durch das Mutterland ausgeschlossen blieb, die Gefahr also, die zur Verselbständigung Anlaß gegeben hatte, in Wegfall kam. Gerade das aber ist nicht geschehen. Mannigfache Reservatrechte sind wohl dem Mutterlande vorbehalten, mannigfache Verträge und Abmachungen, besonders wirthschaftlicher Art, sind geschlossen worden, aber eine wirkliche föderative Einigung ist nicht zu Stande gekommen. Und auch das erinnert an das Deutsche Reich vor 1806. Durch mehrere Jahrhunderte zieht sich hier das von Zeit zu Zeit auftauchende Bestreben, die unwirksame Reichsverfassung durch einen sinnreich und gerecht konstruirten Reichsbund zu ergänzen und zu ersetzen, doch ist man erst damit zum Ziele gekommen, als das Reich selbst zerbrochen war.

Wenn man nach dem Grunde dieses Mißlingens fragt, so läßt sich in beiden Fällen, beim deutschen wie beim britischen Reich, nur der Partikularegoismus der schwächeren Theile anführen. Sie hatten sich aus nicht unberechtigten Motiven der höheren Gewalt entwunden, die ihre Autonomie oder ihre wirthschaftlichen Interessen bedrohte. Sie waren dadurch in die glückliche Lage gekommen, wenig oder nichts für die Gesammtheit leisten zu brauchen und doch den Schutz der höheren Gewalt, dort Oesterreichs resp. Preußens, hier Englands zu genießen, aus ihren Erfolgen Nutzen zu ziehen. Diese vortheilhafte Stellung ging ihnen verloren, wenn sie sich in der Form der Föderation Pflichten gegen die Gesammtheit auferlegten und der Gesammtheit Rechte in ihren Gebieten einräumten. Es war menschlich erklärlich, daß sie sich dazu nicht herbeiließen, doch ist nicht zu leugnen, daß sie sich damit moralisch ins Unrecht setzten.

England ist durch diesen Sachverhalt in eine ähnliche, wenn auch vielleicht minder prekäre Lage gekommen, wie das alte Deutsche Reich. Einen Zwang vermag es den großen Kolonien gegenüber nicht auszuüben, denn jeder ernste Streit würde wahrscheinlich mit der Zerreißung der bestehenden losen Verbindung beginnen, würde sie überhaupt zur Voraussetzung haben. Und bei einem großen, wirthschaftlichen oder militärischen Kriege mit auswärtigen Mächten könnte England leicht die gleichen Erfahrungen machen wie das Deutsche Reich zur Zeit der napoleonischen Wirren. Es stände zu befürchten, ja fast sicher zu erwarten, daß die Kolonien

ihr Spezialinteresse dem des Ganzen voranstellen würden, daß sie bei schwerer Bedrohung geneigt wären, mit dem Gegner zu paktiren, sich unter Preisgabe der Allgemeinheit den Frieden zu erkaufen, gerade wie das viele deutsche Fürsten für ihre Pflicht gehalten hatten. Es ist das die traurige Folge davon, daß man den Werth der starken, nationalen Monarchie unterschätzt und die Krone ihrer Macht beraubt hatte, denn dadurch ist die Einheit zerstört worden, deren Wiederanbahnung solchen Schwierigkeiten begegnet.

Man braucht nun keineswegs zu denken, daß dem britischen Reich unmittelbare Gefahren drohten, daß es eines schönen Tages in Stücke gehen müßte. Auch das Deutsche Reich hätte noch lange in seinem Zustand der Zersplitterung verharren und seine Einflußsphäre doch erweitern können unter dem Schutze und der Leitung der großen Theilstaaten. Erst eine unerwartet schwere Katastrophe, die französische Revolution, und das Auftreten eines gewaltigen Eroberers, Napoleons, brachte den Stein ins Rollen, zog die vorhandenen Schäden ans Licht und führte die zeitweilige Auflösung herbei. So würden auch erst derartige Ereignisse im Stande sein, das britische Weltreich zu gefährden. Man muß nur anerkennen, daß das Reich in seinem jetzigen Zustand nicht allen Gefahren gewachsen, daß es, wie die Sache liegt, den schwersten Erschütterungen ausgesetzt ist, und das ist immerhin eine recht bedenkliche Lage, die wohl ein ernstes Streben nach Besserung rechtfertigt. Auch hieße es die Lebenskraft der britischen Nation sehr verkennen, wenn man annähme, durch solche etwa eintretenden Erschütterungen müßte der dauernde Ruin des ganzen Systems herbeigeführt werden. Im Gegentheil. Ein von starkem Geiste beseeltes Volk wie das britische wird durch Unglück nicht gebeugt, sondern erhoben, es wird zur Einsicht gebracht und zur Beseitigung der Mängel bewogen, die es vorher nicht hatte erkennen wollen. So sehen wir, wie der Verlust der amerikanischen Kolonien, ein Ereigniß, von dem man die schlimmsten Folgen erwartete, nicht die Einleitung zum Niedergang, sondern das Vorspiel und das Motiv zum großartigsten Aufschwung wurde. Die unangenehmen Erfahrungen des Burenkrieges sind nicht bedeutend genug, um auf die Volksseele einen tiefen, nachhaltigen Eindruck zu machen. Eine wirklich ernste, schwere Demüthigung aber, die den Staat von der prätendirten hohen Position herabschleuderte, würde wohl im Stande sein alteingewurzelte Vorurtheile, die kritiklose Verehrung des

Parlamentarismus, die Furcht vor Königsmacht und Wehrpflicht, zu brechen, die Nation zu edlerer, erhabenerer Thatkraft zu entflammen, ähnlich, wenn auch vielleicht nicht in dem Maaße, wie das bei Deutschlands Erhebung geschehen ist.

Diese Jahrbücher brachten vor einer Reihe von Jahren*) die Uebersetzung einer Rede des allgemein, mir auch persönlich bekannten Historikers H. Lecky über England und seine Kolonien, in der im Gegensatz zu einer in England damals vielverbreiteten Anschauung der vielseitige Nutzen der Kolonien dargelegt ist. Ich möchte nicht gegen diese Gelegenheitsausführungen, die viel Anfechtbares enthalten, polemisiren, aber doch einen Punkt berühren, in dem er mit einer auch bei uns herrschenden Meinung übereinstimmt. Lecky hebt hervor, wie die wachsenden Uebelstände im Mutterlande und die Bedürfnisse der gewerblichen Wohlfahrt große Kolonisationsgebiete erforderten, wie durch die Kolonisation solche Schäden geheilt, solchen Erforderuissen genügt werden könnte. Es will mich bedünken, daß es doch ein Armuthszeugniß für eine Nation bedeute, wenn sie derartige Mittel, die Abschiebung zahlreicher Menschen, braucht, um daheim haltbare Zustände zu schaffen. Mir scheint es gerade ein Zeichen hochentwickelter Kultur zu sein, auf verhältnißmäßig geringem Raume ein gesundes Volksleben, eine bedeutende Macht zu entfalten, der Nation trotz dieser geringen räumlichen Ausbreitung die volle politische und wirthschaftliche Unabhängigkeit, den ausreichenden Nahrungsspielraum zu sichern. Eine auf wissenschaftlicher Grundlage kräftig durchgreifende Regierung ist dazu wohl im Stande, und eine derartig konzentrirte Macht wird immer die wirksamste sein. Das freilich ist, wie Lecky ganz richtig erkennt, bei England nicht der Fall. England treibt eine außerordentlich extensive Wirthschaft und Politik; es bedarf immer neuer Gebiete, um sich auf der Höhe zu halten, die es einzunehmen beansprucht, und zersplittert dadurch seine Kräfte, um so mehr, als es nicht befähigt ist, die verstreuten Gebiete politisch zusammenzufassen. Diese Art von überhasteter, ängstlicher Expansion, wie sie namentlich seit Deutschlands Eintritt in die Kolonialpolitik betrieben wird, ist kaum als ein Zeichen innerer Gesundheit zu betrachten, so geschickt und thatkräftig auch dabei verfahren werden mag. Und der materielle Gewinn, die hochgesteigerte Lebenshaltung, die dadurch dem Volke zufallen, werden

*) Bd. 75. S. 209 ff.

keineswegs als ein geeignetes Heilmittel zu gelten haben. Es ist sehr wichtig für uns, daß wir uns nicht von Englands Erfolgen blenden lassen und nicht kritiklos seinen Bahnen folgen. Alle Kräfte müssen in erster Linie darauf gerichtet bleiben, die innere Gesundheit des Mutterlandes zu fördern, dessen Hilfsquellen zu erschließen und ergiebig zu erhalten. Auf eigenem Grunde muß das ganze Gewicht des Staatswesens beruhen. Dann erst kommt der sorgfältige Ausbau der Kolonien zu nutz- und segenbringenden, dem Staate unlösbar verbundenen Gliedern, sowie die Anbahnung weiterer dem Stande der Volksentwicklung entsprechender Erwerbungen. Vor einer Retardirung des Deutschthums, einer numerischen Ueberflügelung durch andere Nationen brauchen wir dabei nicht besorgt zu sein. Gerade die gesunde, kräftige Entwicklung, die konzentrirte Macht des Heimathlandes wird die Garantie bieten, daß das Deutschthum sich in aller Welt fortzubilden und in seiner Eigenheit zu behaupten vermag, auch in den britischen Kolonien, wo dies bisher in zu geringem Maße der Fall war. Denn gerade das Moment, das es den Briten ermöglicht ein so ausgedehntes Reich zu begründen und formell zusammenzuhalten, die weitgehende Liberalität den Pflanzstaaten gegenüber, macht es ihnen unmöglich, fremdes Volksthum auszuschließen, wenigstens solches, dem eine imponirende Macht zum Rückhalt dient.

Griechische Tragödie und modernes Drama.*)

Von

Bernarda v. N...

In allen literarischen Heerlagern, unter den Vertretern der verschiedensten, ja entgegengesetztesten Geistesrichtungen regt sich mit unruhigem Eifer das Bestreben, dem dichterischen Schaffen neue Bahnen zu öffnen, ihm kräftigeren Lebensodem einzuhauchen. Am höchsten haben diejenigen sich ihr Ziel gesteckt, welche die Bühnenkunst umgestalten, ihr den großen, weihevollen Zug vergangener Zeiten zurückgeben wollen. Gerade hierzu erfolgen Vorschläge, Aneiferungen von allen Seiten. Christliche Bühnenspiele, im Charakter desjenigen, das in Oberammergau sich erhalten hat, vaterländische Festspiele an ergreifenden Gedenktagen, und zwar beides im Rahmen einer großartigen, vom Tagesverkehr abliegenden Landschaft, so daß schon die Pilgerfahrt hinaus nach der Stätte der dramatischen Darbietung als eine Vorbereitung des Gemüthes auf Eindrücke hoher und mächtiger Art gelten kann, — solches sind die Mittel, die zur Erreichung dieses Zieles in Vorschlag gebracht werden.

Möchte man doch die Mittel alle ergreifen; denn alle sind gut und werden Gutes wirken; — aber möchte man doch die Erreichung eines Zieles wie Ebenbürtigkeit mit der alten tragischen Kunst nicht von ihnen erwarten! Auf solches rechnen, hieße sich Enttäuschungen aussetzen, welche dann auch die Gewinnung des durchaus Möglichen und durchaus Erreichbaren in Frage stellen würden.

---

*) Anmerkung der Redaktion. Nicht viele unserer Leser werden, glaube ich, den Ausführungen dieses Aufsatzes volle Zustimmung spenden; Niemand aber wird ihn ohne Freude und Gewinn lesen. Um die Aufmerksamkeit von vorn herein auf den entscheidenden Punkt zu lenken, sei bemerkt, daß die Verfasserin Katholikin ist.

Ein *Drama* auf christlichem Boden kann geschaffen werden; ebenso ein *Drama* auf dem Grunde der jetzt herrschenden, von Religion und Philosophie abgewandten, naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung; die tragische Kunst aber ist todt und wird nicht auferstehen. Jene Weltanschauungen beide schließen sie aus; jede aus anderen Ursachen, aber die Eine so vollständig wie die Andere.

Gleich von vornherein ausgeschlossen haben beide die tragische Kunst dadurch, daß sie ihrer höchsten und eigentlichsten Aufgabe sie berauben: der Lösung des Welträthsels. Die christliche Weltanschauung thut das durch Vorwegnahme der Lösung, die sie *als bereits* gefunden darbietet, den Dichter auffordernd, „Du magst sie in Worte kleiden, in Bilder und Szenen." Die naturwissenschaftliche thut es, indem sie sich gegen eine Lösung überhaupt verstockt und dem Dichter sagt, „Zeige Deinen beobachtenden Blick und Deine Gestaltungsgabe darin, daß Du das Vorhandene spiegelst; Anderes zu erstreben ist Dir verwehrt."

Das griechische Heidenthum aber hat gesprochen: „Das Welträthsel umgiebt uns, es starrt uns an, es peinigt und quält uns, — Dichter, Du Mund und Stimme der Gottheit, rede, auf daß Du es uns lösest!" Da redeten Aeschylos und Sophokles und Euripides; sie redeten vor dem zu feierlichem, religiösem Akt versammelten Volke, sie boten ihm ihre Lösung dar; sie entlehnten nicht eine Weltanschauung, sondern sie selbst schufen die Weltanschauung des Heidenthums: die *tragische*.

Gar so schlicht und einfach hat Aristoteles es ausgedrückt: „Aufgabe der tragischen Kunst ist, Furcht und Mitleid zu erregen und zur Katharsis — zur Reinigung wird es gemeinhin übersetzt — zu bringen." Er hat eben in seiner Poetik (wenigstens so weit man nach dem Erhaltenen urtheilen kann) nicht danach gestrebt, eine „Philosophie der Kunst" oder der „Dichtkunst" zu liefern, sondern er hat darin die Dichtkunst nach ihrer *technischen* Seite behandelt; die Würdigung nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung blickt nur hie und da, wie zufällig, durch; aber sie liegt zu Grunde als selbstverständliche Voraussetzung. Daher die knappe, spärliche Formulirung des eben angeführten Ausspruchs; daher aber doch zugleich das vollkommene Zutreffen der beinahe flüchtig zu nennenden Worte auf das, was das eigentliche Wesen der Tragödie ausmacht.

Furcht und *Schmerz*. Das sind die dunkeln Punkte in dem großen Räthsel des Daseins. Als eigenes Leiden werden sie

uns fühlbar und als Mitleiden mit der Trauer und den Schrecknissen, die uns umgeben. Die Fähigkeit zum Mitgefühl ist ein edler Zug, der dem schönen Menschenthum des Griechen nicht gefehlt hat. Fern hätte es dem Griechen gelegen, ihn in sich ersticken zu wollen. Aber Wehe dennoch demjenigen, der eine haltlose, hilflose Beute des Mitleidens wird! Je reicher seine Natur ist, je weiter sein geistiger Gesichtskreis reicht, je lebhafter sein Empfinden sich regt, um so mehr werden die Eindrücke des Leidens ihn umringen, bis sie schließlich das ganze Lebensbild verdüstert haben. So scharfblickend aber und zartfühlend und phantasievoll der Grieche war, er war auch heiter und lebenskräftig: er begehrte glücklich zu sein! Und er war fromm: er begehrte ausgesöhnt zu sein mit dem Dasein und der Quelle des Daseins. Der Muth zu solcher Forderung fehlte ihm nicht, weil er die Kraft in sich fühlte, an diese Höhen zu reichen. In ihm, der die Göttergestalten, welche seine Phantasie geschaffen hatte, halb mit ängstlicher Scheu und halb mit übermüthiger Skepsis behandelte, lebte, hoch über dem Allen, ein instinktives gläubiges Gefühl von der Vollkommenheit des Alls, von einer heiligen, es erfüllenden und in ihm waltenden Macht. Der Weg, auf dem der Grieche dies Bewußtsein sich nahe brachte, war nicht die Wissenschaft, nicht die Philosophie, nicht die Religion; es war die Kunst. Er, der reichbegabte, war von der Natur auch veranlagt, auf allen diesen andern Wegen vorwärts zu streben, und er hat keinen unversucht gelassen; am allerglücklichsten ausgestattet aber war er für die Kunst; und hier ist er zum Ziele gelangt.

„Das Schöne ist eine Offenbarung geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinen ewig wären verborgen geblieben", sagt Goethe, — vielleicht derjenige Mann unserer Zeit, der am meisten von griechischem Geiste durchdrungen war. Ob er nicht sogar, der Alte, vorsichtig Abwägende, im Sinne gehabt hat „des geheimen Naturgesetzes"? Wie dem auch sei, der Grieche hat in der Gestalt des Schönen, das Vollkommene — das Absolute — angeschaut. Die Vollkommenheit des Alls wird menschlichem Auge nicht sichtbar, es ist nicht so umfassend; in Einem Bilde schaut das Seiende nur Derjenige, der Ist, und Seine Gedanken nachzudenken hat er Sterblichen verwehrt. Aber das Schöne ist ein Erscheinen — ein für Menschenaugen Aufleuchten — des Vollkommenen, und den Menschen ist es gegeben, durch die Kunst Schönheit hervorzubringen. Die Kunst (die griechische ist gemeint!) greift aus dem

Gesammtbild, das sich nicht umfassen läßt, einen Ausschnitt heraus; einen Ausschnitt, wie er in menschliches Gesichtsfeld hineinpaßt; dann aber, indem sie ihn in Schönheit taucht, verleiht sie ihm den Schein der Abrundung, der Vollständigkeit, der in sich geschlossenen Harmonie; — den bloßen Schein, dem keine Wirklichkeit zu Grunde liegt, durch den allein wir aber zu einer Vorstellung gelangen können, von jener Harmonie, welche wirklich, aber für uns nicht wahrnehmbar ist.

Anknüpfen kann der Künstler an jede Einzelheit des vielgestaltigen Lebens. Der kühnste Griff und das stolzeste Streben wird es sein, an das anzuknüpfen, was den eigentlichen Gegensatz zu Harmonie und Schönheit zu bilden scheint. Am lohnendsten aber ist auch zugleich solche Anknüpfung an das, was jedem Menschenherzen bekannt ist und schon seiner Natur nach in jedem ein starkes Empfinden erregt.

Der Tragiker nun wagt dies Kühnste und Lohnendste; er wählt das Schreckliche, das Furcht und Schmerz Erregende als Gegenstand seiner Dichtung. Ist er dann in Wirklichkeit der Gewaltige, der solcher Aufgabe gewachsen ist, dann wird er es eintauchen in ein Meer von Schönheit, und sein Werk ist gethan! Furcht und Mitleid sind gereinigt, d. h. sie sind zu Schönheitsgefühlen verklärt.

Viele sind nun der Wege, auf denen der Dichter dies Eine immer gleiche Ziel erreicht. Glücklich, wer mit voller Einfalt und Hingabe das Werk auf sich wirken läßt! Aber es ist auch genußreich, den Künstlern auf ihren so mannigfaltigen Pfaden nachzuspüren, die nicht nur bei jedem von ihnen anders, sondern auch unter den Werken eines und desselben Tragöden ganz verschiedenartig sind. Ueberraschen wird es dabei vielleicht, daß der einzige Weg, von dem wir oftmals, und mit viel Ereiferung für und gegen, reden hören — die Theorie von Schuld und Sühne —, fast gar nicht unter den vielen zu entdecken ist! Nicht an den Verstand hat der scharfdenkende Grieche sich gewendet; nicht hat er versucht, das Leiden, vor dem das Herz erbebt, intellektuell zu begründen, oder moralisch zu rechtfertigen; — nicht also! Sein Erstes war, daß er dem wehen Herzen half, sein Leid zu klagen. Allem, was darin zitterte, an Schmerz und Zorn, an Empörung und Bitterkeit, und an weicher, ermatteter Klage, allem half er zum vollen, ergreifenden Ausdruck, — er entfesselte den Wehruf! Und wenn der dann, schrankenlos dahinstürmend, das Himmelsgewölbe selbst zu bewegen

schien, dann führte er ihn — durch den Zauber der Rhythmen, durch den Wohlklang der Sprache — zurück in die Bande der Schönheit.

Schon das ist Versöhnung: den Schmerz, den herben und häßlichen, dessen Verzerrungen zu verbergen der Grieche sich das Haupt zu verhüllen pflegte, in Schönheitslauten reden zu hören. Um so schmelzender umstricken diese Laute das Herz, weil es schon durch den Anruf an seine tiefsten und lebhaftesten Gefühle in jeder Fiber erregt, für jeden Eindruck auf das Aeußerste empfänglich ist. Es giebt Tragödien, deren erhebender und versöhnender Nachhall fast einzig auf diesem Zauber der Technik beruht. Aber das sind noch Tragödien auf der untersten Stufe der Entwicklung dieser Dichtungsform. Das eigentlich dramatische Element tritt in ihnen noch so weit hinter das lyrische zurück — dem allein es ja eben die Katharsis überläßt! — daß sie für regelrechte dramatische Dichtungen noch nicht gelten können. Es ist die Uebergangsform, die aus dem Chorgesang und Tanz zu dem Gipfel der voll ausgebildeten Tragödie geführt hat, die aber auch bei den Späteren immer hier und da noch einmal auftaucht. Erreicht aber ist jener Gipfel in den meisten Werken des Aeschylos, des Sophokles und des Euripides. Und, da ich die Tragödie — der stolzen Kühnheit ihres Strebens, wie auch der gewaltigen Wirksamkeit ihrer Mittel halber — für die höchste aller Dichtungsformen ansehe, wage ich zu behaupten, daß damit auch der Gipfel aller Dichtung überhaupt erreicht ist. Das lyrische Element wird von ihnen keineswegs verschmäht; es büßt auch nicht das Geringste von seinem Zauber, von seiner Wirksamkeit ein; aber es ist nicht mehr um seiner selbst willen da. All das Gewaltige und Hohe, womit es die Seele erschüttert, all das Holde, womit es Herz und Sinne umschmeichelt, dient nur als Vorbereitung des Gemüthes, auf eine Offenbarung, welche durch den Gang der Handlung — das eigentlich dramatische Element — enthüllt wird.

Ranke macht in seiner Weltgeschichte bei Besprechung der griechischen Kultur eine feinsinnige Bemerkung in Bezug auf Sophokles. „Bei ihm", so sagt er, „liegt der Nachdruck immer darauf, wie der Mensch von dem Ereigniß berührt wird." Der Mensch, auch der kraftvollste und thätigste, — das ist griechische Auffassung — gestaltet sich sein Schicksal nicht selbst; seine Tugend schützt ihn nicht vor dem Entsetzlichen; sein Verschulden ist selten die Quelle, und selbst dann wohl mehr die zufällige Veranlassung,

[illegible]

[illegible] Wir empfinden ihr Leiden nur als den nothwendigen Ausgleich für die Ueberschreitung des allgemeinen Erdenloses in der erhabenen Entfaltung der Persönlichkeit, und wir gestehen uns, daß sie zugleich auch treibende Kraft sind für solch glorreiches Wachsthum. So ist die Wirkung, welche die heroische Tragödie hinterläßt, nicht niederdrückende Beklemmung, sondern, mitten im tiefsten Wehe des Menschendaseins, kräftigende Begeisterung und die ruhig-schöne Trauer eines von den höchsten Empfindungen berührten Herzens.

In den gewaltigsten und großartigsten Zügen strahlt diese Hoheit und Reinheit aus dem Prometheus hervor. Prometheus freilich ist nicht Mensch, sondern Einer aus dem alten Göttergeschlechte; aber er ist der Prototyp des Menschen, den er nach seinem Bilde gestaltet hat. Wer an dem „Uebermenschen" sich begeistern will, der gehe zu Aeschylos und lerne den Prometheus verstehen, den menschenliebenden, leidenden, den von der Götterwillkür bezwungenen, aber dennoch ungebeugten, trotzig-starken, im innersten Bewußtsein sieghaften.

Allerdings nicht immer führt uns der griechische Tragiker auf diese freie und sichere Höhe. Zahlreich sind uns die Werke erhalten in jener anderen Gattung, die wohl allein der Idee von Schuld und Sühne hat Anknüpfung bieten können, jener, in welcher der nicht unbedingt vollkommene, der nicht über jeglichen Flecken erhabene, in welcher der ganz „menschliche" Mensch geschildert wird, der Mensch von edelem Wollen, aber von nicht fehlerfreiem Denken und Wirken. Auch auf diesen legt das Schicksal, welches vernichtet, die weihende, adelnde Hand. Und, wie es ihn berührt, strahlt auch sein Bild in gewinnender Schöne. In anderer Weise als bei dem Helden der heroischen Tragödie wirkt es auf uns; nicht überwältigend gleich einer Gottheit, aber herzbezwingend wie das eines Bruders, der von unserer Art, doch aus unserem kleineren Dasein herausgehoben ist. Diese Verklärung kann sich im Helden, im Träger der Handlung, aktiv vollziehen, im Sinne einer mit Bewußtsein und mit Einstimmung des eigenen Willens auf sich genommenen Sühne, kann also eine Umwandlung im Helden sein, der in einem Augenblick, in welchem seine Augen heller werden, sein Lebensziel ändert. Diese Verklärung kann aber ebenso passiv sich vollziehen in der Empfindung des Zuschauers. Von dem Hintergrund eines düsteren Geschickes hebt für ihn die Gestalt des Helden schöner, leuchtender sich ab, als von gleichgültiger Umgebung; er liest klarer in seiner Seele und blickt tiefer, weil ihm durch die Furchtbarkeit des Geschickes jeder Nerv zur Mitempfindung erregt ist.

Ich glaube, dieser letztere Fall, passiver Verklärung, ist bei der griechischen Tragödie weitaus der häufigere. Selbst Oedipus, der mit eigner Hand die Buße an sich vollzieht, ist kein Beispiel der Sühne im moralischen Sinne; denn wo moralische Schuld, d. h. also, mit Bewußtsein und eigenem Entschluß auf sich genommene Verschuldung, nicht gewesen, da kann auch Sühne im moralischen Sinne nicht sein. Gleich vollkommen aber ist in beiden Fällen die Wirkung erreicht: durch Verklärung des Menschenbildes ist dem Schmerz seines Unterganges der Stachel genommen.

Aber noch eine andere Erhöhung der Menschengestalt kennt der griechische Tragiker; und er schafft aus ihr, wenngleich nicht die erhabensten, so doch die gewaltigsten seiner Tragödien. Es ist Erhöhung, nicht in die Glorie unvergleichlicher Reinheit, nicht in die Weihe übermenschlichen Duldens, sondern Erhöhung in die Furchtbarkeit entfesselter, glühender Leidenschaft und verderben-

bringender Macht: Medea, Elektra. Auch das ist Größe, die den Menschen ebenbürtig macht der Größe des ihm aufgebürdeten Geschickes. Auch das befreit die Brust von dem dumpfen Drucke des Leidens; das ist Taumel und Rausch und Kraft und Genuß! Das ist in der Gluth des Schmerzes der Triumph des Titanen! Auch diese, die schreckenvollste Gattung der Tragödie, läßt den Menschengeist nicht gebeugt, sondern mächtig gehoben.

Mannigfaltige Wege sind das in der That! Fast möchte die Moral urtheilen, daß es einander entgegengesetzte seien. Und doch führen sie alle, in gerader, sicherer Linie, an das gleiche Ziel. Aus der Umklammerung von Furcht und Grauen und Mitleid, aus den auf das Aeußerste und Letzte durchgekosteten Schrecknissen, bleibt als alles beherrschender Eindruck das Eine zurück, darin jede Qual sich löst — die Schönheit.

Das war die Frömmigkeit des griechischen Heidenthums. Nicht die Kulte der einzelnen Gottheiten, sondern die Schönheit ihrer Statuen und Tempel, nicht die Götterlehre, sondern die Werke der großen Tragiker haben diese Frömmigkeit verkündet. „Das geheimnißvoll und furchtbar Waltende ist ein heilig Waltendes." „Leben und Glück des Menschen zwar sind ein Spielball der Schicksalsmächte; nicht aber das Höchste in ihm — die Kraft seiner Seele." „Schönheit liegt Allem zu Grunde." Das sind die Ueberzeugungen, die der andächtige Zuschauer und Hörer („andächtig" ist das einzig passende Wort; auf Andacht war bis in die Begleitung der Musik, bis in die Bewegungen der Tänze hinein Alles gerichtet) nicht in Worten formulirt, aber im Herzen lebend davontrug.

Ja, sie waren fromm, die Griechen, sie, die liebenswürdigen Künstler zugleich des fröhlichsten Lebensgenusses. Die „heiteren Griechen"! ihre Heiterkeit war Kraft. Kraft, — wie wir durch den Trost des Christenthums Verwöhnten sie nicht mehr aus uns selber zu schöpfen vermögen. Griechische Heiterkeit: wie Viele reden davon, ohne zu wissen, von welch königlicher Größe sie reden! — Jawohl, so „heiter" war die Geistesatmosphäre der Griechen, so klar war sie und so durchsichtig helle, daß dort, wo uns Dumpfen und Kurzsichtigen am Horizont undurchdringliche Nebel sich ballen, ihnen wolkenloser Himmel war, — so heiter und klar, daß weiter, ferner, tiefer, jenseits der Grenze erst, wo uns der Horizont sich schließt, ihnen Abgründe sich aufthaten, geheimnißvoll, unergründlich, drohend, bis zu denen unsere trüberen Augen

gar nicht schauen. Und sie haben hoch erhobenen Hauptes hineingeblickt. Nicht „lächelnden Mundes mit Thränen im Blick", wie unsere Romantiker, sondern heiter blickenden Auges. Sie vereinigten den Muth zum Ertragen und den Muth zum Genießen; sie, die Schöpfer der tragischen Weltanschauung, die frommen, heiteren und starken!

Noch einmal muß es betont werden: Aus dem Borne der Kunst haben die Griechen dies Alles geschöpft. Der Dichter war der Spender, nicht der bloße Empfänger oder Vermittler solcher Lebensauffassung. Im Christenthum kann der Dichter nur Empfänger und Vermittler sein. Statt in königlicher Kraft mit eigenen Flügeln zu fliegen, ist ihm nur das Eine geblieben, daß er dem Fluge des Glaubens nachschaue, und das, was er schaut, aus der Fülle seines Herzens begeistert preise. Auch darstellen kann er es in mannigfachen Lebensbildern, in immer wechselnder, immer neuer Verkettung mit dem Gang der Weltbegebenheiten und den Zuständen der Menschen. Empfindung, Phantasie, Beobachtung, die Gabe der logischen Entwicklung wie der künstlerischen Darstellung behalten vollen Spielraum; nicht aber die höchste Kraft der Dichterseele: die divinatorische. Wo der griechische Tragiker „Seher" ist, da ist der christliche Dichter bloß „Interpret". Es ist ein weiter Abstand. Und es kann nicht ausbleiben, daß in Kraft und Schwung und Bedeutung der Werke der gleiche Abstand sich fühlbar mache.

Der Dramatiker aber, der auf dem Boden der naturwissenschaftlichen — agnostischen — Weltanschauung steht, ist nicht einmal „Interpret"; er ist nur noch Schilderer. Beobachtungsgabe und Gestaltungskunst finden allein hier noch ein Feld der Thätigkeit; jede andere Fähigkeit wird brach gelegt. Zwar wird immer hier und da die Empfindung noch durchblicken, weil auch der Mensch, der sich am strengsten zur Objektivität geschult hat, immer noch Mensch bleibt. Am folgerichtigsten durchgeführt aber ist dasjenige Werk, in welchem der Schleier über des Dichters Empfinden und eigenem Gedankengang nicht gelüftet wird, das Werk, in welchem das gewissenhafte Streben nach gerechter Würdigung jeglicher Anschauungsweise, jeglicher Empfindungsart, jeglicher Auffassungs-Möglichkeit den Künstler dazu gebracht hat, daß er ein Urtheil bei sich selbst nicht zu Stande kommen läßt und seine ganze Begabung dahin einsetzt, die Bildung eines solchen, ja selbst eines abschließenden Eindrucks, einer klar ausgeprägten Stimmung bei seinen Zuhörern

zu verhüten.*) Die Technik, welche somit nicht mehr einem umfassenderen künstlerischen Zwecke dienstbar ist, wird sich selber Zweck; sie soll als „Mache“, als Technik zur Geltung kommen. Das thut sie dann allerdings oft in glänzendster Weise; die beiden Kräfte, welche allein noch in Thätigkeit gerufen werden, Fähigkeit der Beobachtung und Fähigkeit der Wiedergabe, erreichen eine staunenswerthe Entfaltung. Aber, — aus dem ganzen, vollen Reichthum der Dichterbegabung nur noch die beiden: welch eine Selbstbeschränkung! Die naturwissenschaftliche Weltanschauung fordert von dem Dichter ein noch größeres Opfer, als die christliche es thut, und auch ihr wird es gebracht; aber wiederum sinkt mit der Stellung des Dichters auch die Bedeutung seines Werkes.

Das sind Thatsachen, die als solche einfach hingenommen werden müssen; ändern läßt es sich nicht. Die Erkenntniß wird bei ruhiger Ueberlegung nicht abzuwehren sein, daß eine Hebung der dramatischen Kunst auf die Höhe, welche die altgriechische inne hatte, mit jenen beiden Weltanschauungen unvereinbar ist.

Zuletzt bliebe noch dem immerhin möglichen Mißverständniß vorzubeugen, als ob diese Ausführungen etwa einen Vorwurf gegen die eine oder die andere dieser Weltanschauungen, oder gegen beide, enthielten. Der Werth einer Weltanschauung ist doch nicht darnach zu bemessen, ob sie der Kunst die höchste Stellung im Menschendasein zuweist und ihr die höchsten Möglichkeiten der Entfaltung bietet! — Lebensprinzip der griechischen Anschauung allerdings war die Kunst; Lebensprinzip der wissenschaftlichen wird indeß kein anderes sein, als eben die Wissenschaft; und das Lebensprinzip der christlichen ist die Religion. Nur andeutend sei es erwähnt, daß die naturwissenschaftliche Weltanschauung, bei ihrer Resignation gegenüber den höchsten Fragen, oder vielmehr in Folge dieser ihrer Resignation, im Einzelnen, theoretisch wie praktisch, Ergebnisse von weittragender Bedeutung gezeitigt hat, deren Verfolgung der immer Gesammtanschauungen begehrende Grieche als

---

*) Keineswegs soll geleugnet werden, daß, im Gegensatz zu dem hier geschilderten Zugrundegehen an der Vielfältigkeit und daher Verschwommenheit der Gesichtspunkte (wie das Ibsen's, Björnson's und so Mancher Schicksal ist), unsere, und mehr noch die französische Bühne, bis vor nicht langer Zeit geradezu überschwemmt war von Tendenzstücken, dramatisirten Plaidoyers für irgend eine politische oder soziale Einzelfrage, — wie z. B. in Frankreich für oder gegen Einführung der Ehescheidung in die Gesetzgebung. Es ist das nur aus dem Grunde übersehen worden, weil derartige Sachen, mögen sie mit noch so viel Geist und Talent durchgeführt sein, in einer Besprechung dramatischer Dichtung übersehen zu werden verdienen.

zu mühevolle Kleinarbeit beiseite geschoben haben würde. Nur mit ein paar Worten sei es berührt, daß das Christenthum der Gesammtheit des gläubigen Volkes, als klare, bestimmte Lehre und jeden Einzelnen zu ernstem Nachstreben verpflichtende Forderung — als eine Forderung, der von Unzähligen nachzuleben versucht wird — solche Würde der Lebensauffassung darbietet, wie sie bei den Griechen Auserlesene in den erhöhten Augenblicken der künstlerischen Hervorbringung sich errangen, und wie dann noch eine gewisse Anzahl der geistig und materiell günstiger Gestellten, vom Zauber der in die Sinne fallenden Darstellung dahingerissen, sie mit zu empfinden vermochten. Und der Trost des Christenthums? Wenn er es verhindert, daß wir das Dasein in jener Wucht auf uns lasten fühlen, unter deren jedes menschlich-freie und menschlich-schöne Gefühl bedrohendem Drucke, als eine That der Selbsterrettung, die höchsten aller Dichterwerke entstanden sind: dann ist das zwar Verlust für eine unserer feinsten und köstlichsten Seelenkräfte, für das künstlerische Vermögen; aber es ist unberechenbarer Gewinn für das Leben. Nicht eingehender kann hier behandelt werden, was die christliche Weltanschauung, was die naturwissenschaftliche, eine jede durch ihr herrschendes Prinzip, Großes geleistet haben. Wir hatten die bescheidenere Aufgabe, an die Thatsache zu erinnern, daß in jeder Weltanschauung nur ein Prinzip das herrschende sein kann, daß es, um zu herrschen, um wirksam zu sein, nothwendig die andern sich unterordnet. Aus dieser Thatsache galt es, für die dramatische Kunst unserer Tage die Konsequenzen zu ziehen.

Nur einmal, nur bei den Griechen, war es die Kunst, die das königliche Szepter führte; und, da ihr zugleich eine bereits hochausgebildete Technik zu Gebote stand, hat sie Unvergängliches, ewig Bewundernswerthes geschaffen. Unter der christlichen Anschauungsweise fehlt der Kunst, um sich in gleicher Art entfalten zu können, die Freiheit und das Herrscherbewußtsein, aus denen unerschöpflich Kraft und Thaten quillen. In der naturwissenschaftlichen Anschauungsweise fehlt die Frömmigkeit; und gerade sie — der Glaube an die Schönheit — ist die Wurzel aller großen Kunst.

II.

Goethe.

Die Entwicklung tragischer Kunst fanden wir in jener Anschauungsweise begründet, welche das dem Menschenherzen inne-

wohnende Verlangen nach Hingabe an eine über ihm stehende, als heilig empfundene Macht anerkennt und nährt, ohne doch diesem Verlangen, sei es auf dem Gebiete der Philosophie, sei es auf dem der Religion oder der Wissenschaft, volle Befriedigung bieten zu können: in der heidnischen also. Wir sagten uns, daß die treibende Kraft, welche Werke der tragischen Gattung ins Dasein ruft, keine andere ist, als das Begehren, die dem irdischen Auge unsichtbare, die oft hinter dem Schleier der furchtbaren, der häßlichen, der traurigen Ereignisse verschwindende und dennoch durch diesen Schleier hindurch geahnte Vollkommenheit für unser inneres Anschauen — trotz Allem — zur Erscheinung zu bringen. Wo dies Begehren unbekannt ist, fehlt die eigentliche Voraussetzung für tragische Kunst; wo es aus anderer Quelle befriedigt ist, fehlt der starke seelische Antrieb. Der erstere Fall liegt vor bei der auf naturwissenschaftliches Erkennen sich beschränkenden Art der Weltbetrachtung; der letztere bei der christlichen Anschauungsweise.

Wie aber — wenn dies Wahrheit ist — wie sehen wir dann ein oder gar anderthalb Jahrtausend nach Untergang des Heidenthums noch dramatische Dichtungen — Trauerspiele — entstehen, die wir nicht anders denn als große Kunst bezeichnen können? Die Frage ist: sind es Tragödien? und welcher Weltanschauung gehören sie an? Wir haben Shakspere, wir haben Goethe, und wahrlich dürfen wir uns ihrer rühmen! Ihrer gesammten dichterischen Persönlichkeit nach stehen die beiden nicht hinter Sophokles oder Euripides zurück; hinter Aeschylos nur deshalb, weil er es war, der — durch Zusammenfassen der bis auf ihn nur tastenden Versuche — die Dichtkunst erst in den Besitz einer ihrer Grundformen, eben der dramatischen, gesetzt hat.

Shakspere und Goethe. — Von diesen beiden Großen ist Shakspere vielleicht die größere und lockendere Gestalt. Aber Goethe steht uns näher; er ist der Unsere; und auch ihn erschöpfen wir nicht so bald, so Viele auch über ihn sinnen und reden. Fragen wir denn ihn zuerst nach der Weltanschauung, die seinen Schöpfungen zu Grunde liegt.

Als eine Koketterie haben Manche es bezeichnen wollen, daß er sich gern „der große Heide" nennen ließ. Bestritten soll auch nicht werden, daß es seiner Eitelkeit ein wenig geschmeichelt haben mag, wenn er so genannt wurde: Denn in Wirklichkeit hat er bloß gestrebt — aus ganzer Seele allerdings gestrebt! — ein Heide zu sein. Er, der im Schooß des Christenthums Erzogene, er,

dessen Dichterseele aus der Messiade die ersten Eindrücke empfangen hatte, hat so sehnsüchtig nach den griechisch-heidnischen Idealen hingeblickt, wie Andere nach den Idealen des Christenthums sehnsüchtig blicken. Nicht um ein plötzliches Stutzen vor bis dahin unbewußt eingesogenen Anschauungen, wie so Viele das in ihren Jünglingsjahren durchzumachen haben, handelt es sich bei ihm, nicht um jene in so manchem Menschenleben schlagende Stunde, in welcher man erschrickt, das, was man bisher subjektiv besessen, plötzlich objektiv als etwas Fremdes sich gegenüber zu sehen. Es war nicht ein Zweifeln, Zagen, bald an das Gewohnte, Liebgewonnene sich Anklammern, bald es Verwerfen. Welch' ein Schmerzensschrei wäre aus solch gewaltiger, solch reicher und feuriger Natur hervorgebrochen, wenn er wirklich mit Zweifeln gekämpft, um seinen Christenglauben gerungen hätte! Wir besäßen dann in unserer Literatur markerschütternde Klagen, wir besäßen Lieder, in denen Liebe und Flehen und Lästerung und Gebet noch weit leidenschaftlicher, weit beängstigender, weit hinreißender sich mischten, als in Musset's „Espoir en Dieu“. Soll denn nur der kecke Freiheitstrieb der Jugendgährung Ursache seiner Loslösung vom Christenthum geworden sein, nur jener Taumel, welcher den jungen, körperfrischen, willensstarken und geistesgewaltigen Mann frohlockend alle Fesseln zersprengen heißt, die seine Entwicklung einzuengen scheinen, auf daß er, aus seinem Ich heraus, die Welt nach seinem Maße sich neu erbaue? Erstaunen würde uns das nicht. Doch, wenn dem in der That so wäre, würden wir dann nicht von seinen Lippen Töne zürnender Verachtung und triumphirenden Uebermuths hören, Töne, die wir bei dem lebensprühenden Heros der Sturm- und Drang-Periode geradezu erwarten, die dem kraftvollen Dichter, der Götz von Berlichingen gestaltet hat, zweifelsohne zu Gebote standen? In Wirklichkeit aber vernehmen wir in dem ganzen Verlauf seiner Jugend-Entwicklung nicht einen einzigen Ausdruck entschiedener Feindseligkeit gegen das Christenthum. Und bei dem Rückblick in „Wahrheit und Dichtung“ schildert der Greis die Jugendzeit als den Abschnitt seines Lebens, in welchem sein Geist verhältnißmäßig am meisten in christlichen Denkformen sich bewegte, ja bisweilen sogar mit einigen spezifisch christlichen Gegenständen sich unterhielt. Die Aufsätze „Was stand auf den steinernen Tafeln?“ „Was heißt's in Sprachen reden?“ und der „Brief des Landgeistlichen“ gehören dem Jahre nach der Rückkehr von Straßburg an.

Noch ein weiteres Jahr — eben dasselbe, in welchem der kraftstrotzende Götz zur ersten Drucklegung fertig gestellt worden ist — muß verstreichen, bevor Werther erscheint, jenes Werk, das eben so sehr Selbstbekenntniß für die seelischen Vorgänge der Jugendzeit Goethe's ist, wie Faust für das innere Erleben seines Mannesalters. Hier nun lesen wir die merkwürdige Stelle: „Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt?" — Diese Worte, die in ihrer ruhig-nachdenklichen Art sich gar sehr von der Heftigkeit des sonstigen Werther-Styls unterscheiden, zeichnen in voller Klarheit den ersten Schritt, mit dem der junge Dichter — bewußt — von dem Christenthum sich abwendet und — unbewußt einstweilen noch — jenem künftigen Endpunkt seiner Auffassung zulenkt, wo auch der Vater mit dem All in Eins verschmolzen erscheint. Die in diesen Worten niedergelegte Gesinnung ist das Einzige des Werkes, was in der Seele des Dichters bleibt und weiterwirkt. Kaum ist das leidenschaftliche Büchlein vollendet, so fallen alle die stark aufwallenden Gefühle weltschmerzlicher Klage, fast ohne eine Spur zu hinterlassen, von ihm ab; jener Schritt auf religiösem Gebiet aber wird nicht zurück gethan. Ruhig, stetig, gleichmäßig, wie man in selbstverständlichen, altgewöhnten Bahnen schreitet, wandelt er in der eingeschlagenen Richtung weiter. Wieder und wieder fragt man sich: ist das wirklich der überschäumende Jüngling, ist das der in heißen Gefühlen erglühende Mann, der so sacht und lächelnd das Joch des Christenthums von seinen Schultern streift? Deutlicher als jeder Beweis sagt solche Ruhe und Eleganz des Abstreifens, daß niemals dies Joch fest und schwer auf ihm gelegen hat, — und niemals beglückend.

Nicht ungestümer jugendlicher Freiheitsdrang hat Goethe vom Christenthum losgerissen, nicht das Ergebniß religiöser oder philosophischer Reflexion hat ihn in andere Bahnen genöthigt. Entscheidend für sein Verhältniß zum Christenthum ist das Element seiner Natur gewesen, das, unbeschränkt und unablässig, im Innern wie im Aeußern, sein ganzes Dasein beherrschte, — mochte er selbst auch im einzelnen Falle sich dieser Herrschaft nicht immer bewußt sein: Das Entscheidende war die Weisung seines künstlerischen Instinktes. Wie sehr der künstlerische Trieb in ihm das Ausschlaggebende war, deß wird er zuweilen rückblickend sich

bewußt. Charakteristisch prägt solches Erkennen sich aus in jener Stelle von „Wahrheit und Dichtung", wo er, das Facit der biblischen Studien seiner Jugendzeit ziehend, sagt: „Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir. Die Bemühungen um den Inhalt der heiligen Schriften selbst endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und vielgepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging." Keineswegs im Tone der Enttäuschung, des Bedauerns ist das gesagt; er stellt mit Befriedigung dieses Ergebniß fest. Für ihn, den Künstler, war in der That ja auch das ein reicher Gewinn.

So wenig nun je das Christenthum in Goethe Wurzel geschlagen hatte, obgleich es die erste Form war, unter der er Religion überhaupt kennen lernte, so tief und unabweisbar lag doch das religiöse Bedürfen in seiner Dichternatur. Wer sähe nicht, daß sein ganzes Bewußtsein, sein ganzes Empfinden erfüllt ist von der Verehrung dessen, was „in ewigem Geheimniß, unsichtbar sichtbar" in uns, um uns, über uns waltet; — wer beobachtete nicht, daß mit zunehmender Mannesreife diese Geistesrichtung sogar zunimmt? Die religiöse Stimmung wird bei ihm intensiver in gleichem Schritt wie sie fesselloser wird. Am lebhaftesten wird man dessen inne, wenn man bei den beiden großen Freunden — Goethe und Schiller — die religiös-philosophische Entwicklung gleichzeitig verfolgt. Ist es doch, als ob die Beiden das unter sich theilten, was sie immerhin einmal — mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein — im Christenthum besaßen! Eine Theilung, bei der Schiller das strengere Loos zieht, das den Menschen sittlich schult und leitet, Goethe das lieblichere, das den Künstler in holdeste Phantasien einspinnt. Aus der christlichen Andacht zu Gott und dem christlichen Gefühl der Verantwortlichkeit Gott gegenüber, scheint Goethe die Andachtsstimmung für sich zurück zu behalten, die Verehrung eines Geheimnißvoll-Großen, dessen Vorstellung indeß viel zu flüssig und schwankend bleibt, um Herrschaft über das menschliche Thun und Lassen in Anspruch nehmen zu können. Schiller hingegen bewahrt tief im Herzen das Gefühl der Verantwortlichkeit, trotzdem seine philosophische Ueberzeugung sich von

der Anerkennung eines Richters, dem er verantwortlich wäre, fortwährend mehr und mehr entfernt. Psychologisch findet dies Widerspiel seine Erklärung darin, daß Schiller, der in Leben und Kunst zum Extremen hinneigte, weit stärker das Bedürfniß empfinden mußte, an einem Moralsystem sittlichen Rückhalt zu finden, als Goethe, bei dem die ästhetische Neigung zu harmonischer Ausbildung des eigenen Ich — also auch der sittlichen Kräfte — in ähnlicher Weise regelnd und läuternd wirkte, wie das im Allgemeinen die religiöse oder philosophische Ueberzeugung thut. Während Schiller, „sein eigener Schöpfer und Bildner, der, durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt“, in ernster Anstrengung bestrebt ist, die Theorien Kant's geistig zu durchdringen und sittlich sich anzueignen, träumt Goethe, „den die Götter vor der Geburt schon liebten“, wundervolle pantheistisch=theistisch schillernde Träume. Spinoza ist sein Leitstern. Aber er bindet sich an keine Lehre. Er baut auch nicht gar etwa selbst ein System: Denn wohl ist Goethe ein tiefer Denker; aber er ist nicht ein Philosoph, — sondern ein Dichter.

Und gerade hier möchte ich sagen, „ein Dichter von Gottes Gnaden!“ Denn, sagt Ihr Christen — Hand aufs Herz! — habt Ihr jemals von dem treuesten Bekenner christlicher Lehre religiöse Ergüsse gelesen, die so dem Tiefsten entsprachen, was Ihr von Gottes Unendlichkeit und Unergründlichkeit ahnen und empfinden möget, wie die „das Herz, so groß es ist“ erfüllenden Worte dieses „Ungläubigen“? Ohne vor sich selbst erröthen zu müssen, darf sich auch der treueste und überzeugteste Christ die hinreißende Wirkung gestehen, die z. B. Goethe's pantheistisch gefärbte Lyrik — auch da, wo sie diesen Charakter am ausgeprägtesten trägt, wie in den Faust=Monologen und Dialogen — auf ihn ausübt. Nicht etwa an einer unbewußten Hinneigung des christlichen Lesers zum Pantheismus liegt diese Wirkung. Des Räthsels Lösung steckt — so einfach! — in den technischen Bedingungen der Dichtkunst: So wenig die Malerei der Farben, so wenig die Skulptur der Körper entrathen kann, so wenig kann die Dichtkunst der Personifikation entbehren. Wie in der Hand des Midas jeder Gegenstand zu Gold wurde, so personifizirt sich im Munde des Dichters jeder Begriff. Mag er immerhin „das Unendliche“, „das Unermeßliche“, „das Göttliche“ sagen, — im nächsten Augenblick wendet er sich zu ihm hin und spricht es an mit „Du“. Persönlichkeit ist Grundlage des theistischen wie des christlichen Gottesbegriffes; — wie leicht

aber geschieht es uns, daß wir „Persönlichkeit" in den allzu engen Rahmen menschlicher Persönlichkeit fassen, die allein uns durch Erfahrung bekannt ist! Da ist die Klippe für den christlichen Dichter. Kann er doch sogar auf das Vorbild der Bibel sich berufen, die von Gottes Augen, Ohren, Händen, von Seinem Zorn und Seiner Reue spricht.

Freilich —: Wer die Sprache der Bibel reden könnte! — ihre Pracht und ihre Einfalt zugleich besäße! Wer mit der Würde und gebietenden Kraft der Propheten seine Stimme erhöbe! Dem Dichter, der das vermöchte, könnte zu enge, zu menschliche Begrenzung des Göttlichen nicht vorgeworfen werden. Doch Keiner wird das. Denn die Größe jener Männer liegt außerhalb des Gebietes der Kunst. Was jenen die Lippen entsiegelte, war Anderes, als die divinatorische Kraft des Dichters. Es war die innere Gewißheit, einen Auftrag des Allerhöchsten zu vollziehen; es war das Bewußtsein, Gott selbst rede aus ihnen. Der ästhetische Eindruck ist hier zufällig; nicht bezweckt. Der Form nach sind die prophetischen Ergüsse nichts weiter als Improvisation. Improvisation, die an Stellen zu überwältigender Schönheit sich erhebt, an anderen jeder künstlerischen Wirkung bar ist, ohne darum doch die ihr eigene Wirkung, die moralische und praktische, minder vollkommen zu erreichen. Versucht der Dichter — die Natur der prophetischen Ergüsse verkennend und von ihrer Wirkung bestochen — sie nachzuahmen, so wird er durch diesen Versuch unter das Maß dessen sinken, was er zu leisten vermöchte. Nachahmung der Prophetensprache schafft keinen Propheten; der Künstler aber hört auf, der ihm verliehenen Gabe entsprechend, künstlerisch zu wirken, sobald er eine fremde, nicht kunstgemäße Darstellungsweise sich zum Vorbild wählt.

Viele — Klopstock nicht am wenigsten — sind diesen Irrweg gegangen. Goethe, der unbefangen der Bibel Motive, Schilderungen entlehnt, ordnet dieselben seinen eigenen künstlerischen Zwecken vollständig unter. Mit recht leichtsinniger Grazie springt er bisweilen mit ihnen um —: Zeuge, im Faust, seine Verwerthung des Buches Job für den „Prolog im Himmel". Es ist lediglich ein Nutzen und Verwenden, nach dem Grundsatz „je prends mon bien, où je le trouve!" Nach dem gleichen Grundsatz macht er Gebrauch von der katholischen Mystik für den Schlußakt des Faust. Und die Erzählung selbst, aus welcher das Drama herausgewachsen ist, war ja auch nichts Anderes, als eine mittelalterliche Sage, wurzelnd in

christlicher Ueberzeugung einerseits und in allerhand aus dem Boden des Christenthums hervorgesproßtem Aberglauben anderseits! Wir, freilich, werden uns dieses Ursprungs kaum mehr bewußt. Uns ist Faust ausschließlich jener von Goethe gestaltete Repräsentant der Menschheit. Der Magier des Mittelalters ist völlig untergegangen in ihm und für Beurtheilung des Dramas kommt die Volkslegende nur noch als Anknüpfung und Vermittlung, nicht mehr als eigentlicher Stoff in Betracht. In hervorragendem Maße jedoch, der Stelle, an welche sie in der Komposition gebracht sind, entsprechend, kommen in Betracht jene beiden dem alten Testament und der katholischen Mystik entlehnten Darstellungen. Eingang und Schluß eines dramatischen Werkes — die erste Entrollung des Problems und seine abschließende Lösung — sind naturgemäß die für Haltung und Richtung des Ganzen entscheidendsten Theile. Da ist es nun ein seltsamer Umstand, daß gerade dieser „christliche“ Eingang und dieser „christliche“ Schluß den Ausschlag geben, die Gesammthaltung des Faust-Dramas in deutlichem Gegensatz zu christlicher Auffassung zu entscheiden. So verschieden der künstlerische Werth der beiden Szenen auch ist, so gleichmäßig trifft doch bei beiden die Beobachtung zu, daß sie in nicht christlichem Sinne gedacht sind. — Welch geniale Leistung, dieser „Prolog im Himmel!“ Wundervoll hebt von der großartigen, lebenglühenden Weltenschilderung aus Engelsmund jener Humor sich ab, der an den „Unergründlichen, dessen Anblick den Engeln Stärke giebt“, in keckem Uebermuth sich wagt! Wer aber möchte behaupten, es würde dies ein entsprechender Eingang für ein ernsthaftes christliches Drama sein? geschweige denn für eine christliche Tragödie? Als Intermezzo möchte Derartiges allenfalls noch durchschlüpfen —! Für den Faust aber, wie er gedacht ist, ist gerade diese Einführung, in ihrer Mischung von Größe, Ernst und ironischer Laune ein ganz meisterlicher Wurf. Schwulstig und trocken ist — selbst wenn man ihn nicht in unmittelbaren Vergleich zu der Lebensfülle des Prologs bringt — der letzte Akt, mit seiner künstlerisch, intellektuell und moralisch als Ueberrumpelung wirkenden Aufnahme Faust's in jenen höchst ungemüthlichen Theater-Dekorations-Himmel. In Einem nur steht die wunderliche Himmelfahrt hier auf einer Linie mit der kameradschaftlichen Plauderei dort, darinne Gott Vater und der Satan sich so behaglich ergehen —: in ihrem Gegensatz nämlich zu christlichem Gedankengang.

Durch die Ausgestaltung der christlichen Szenen im Einzelnen

sowohl, wie durch den Einfluß auf das ganze Drama, der gerade der Behandlung dieser Szenen zugetheilt ist, hat der Dichter des Faust auf das deutlichste gezeigt, daß er dies sein hervorragendstes Werk nicht auf christlichem Boden aufbauen wollte. Auf religiösem Boden aber steht es so sehr, wie nur irgend eines in der Weltliteratur. Nicht mit Werken der christlichen Epoche, wohl aber mit den Meisterleistungen der griechischen Tragiker drängt der Vergleich sich auf. Die selbe große Frage, welche bei jenen den immer gegenwärtigen, wenngleich verschleierten Untergrund für die menschlichen Geschehnisse bildet, ist im Faust unmittelbar zu Tage tretender Gegenstand der Darstellung geworden. Aehnlichkeit und Kontrast der Goetheschen Auffassung und jener der Griechen werden uns daher nicht leicht an einem andern Werk so deutlich werden, wie eben an diesem; — so geeignet auch ein Einblick in seine übrigen Dramen sein mag, um zu bestätigen, daß wir es im Faust, an dem er ja auch sein ganzes Leben gearbeitet hat, nicht mit dem vereinzelten Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung zu thun haben, sondern mit dem bezeichnendsten Ergebniß seiner eigentlichen Geistesrichtung.

In der That, was ist denn Gegenstand der Faust-Dichtung? Doch nichts Anderes als das Begehren des Menschen, zu dem Absoluten in Beziehung zu treten, das Göttlich-Vollkommene in seinen Bereich zu ziehen! Der Christ, der in dieser leitenden Idee seine eigene religiöse Gesinnung wiederfindet, gleichzeitig jedoch sich gestehen muß, daß in der dramatischen Lösung die ihm in Fleisch und Blut übergegangene Auffassung abgelehnt ist, wird naturgemäß auf die überaus reich ausgesponnene lyrische Darstellung sein Interesse konzentriren, hier den Ausgleich suchend für den in ihm hervorgerufenen Zwiespalt. Wie stark in der That der Nachhall ist, den die Lyrik des Faust in dem christlichen Gemüth hervorruft, wie lebhaft die Schwingungen sind, in welche sie es versetzt, dafür möge, als Beleg gestattet sein, folgende Verse her zu setzen, mit welchen ein Christ — außer Stande, die ihn drängenden Gedanken und Gefühle zurückzuhalten — einen der vollendetsten lyrischen Ergüsse unterbricht. Es ist die berühmte, schöne Stelle:

„Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht,
Dich, mich, sich selbst?

Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen, freundlich blickend,
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist . . . . ."

Hier fällt er in's Wort:

„Dann lausche auch mit treuem Sinn dem Klange.
Der, aus der Urzeit Tagen, mächtig
Hinauf zu uns, den Spätgebor'nen, tönet,
Der Dir und mir im Herzen widerhallet;
Und sprich es nach
Das Wort,
Das kleine Wort, in welches Menschenlippen
Das Unausdenkbare zu fassen wagen,
Durch welches sie, in ihrer Kindersprache,
Treuherzig-kühn das Unaussprechliche benennen.
Laß jenes Namens heilige Schauer Dich durchdringen,
Laß von der Menschheit Sehnsucht fort Dich reißen,
Von jenes Sturmes Schwingen laß Dich tragen —!
Fühle, wenn Seines Daseins Odem Dich umflutet,
In Himmelsglut Dein Inneres entbrennen,
Und juble Ihm,
Und nenn' Ihn — Gott!"

Im Faust geht die Stelle weiter:

„Nenn' es dann, wie Du willst;
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Es ist vielleicht, trotz der glühenden Sprache, einer der resignirtesten — in das Nicht-wissen-können ergebensten — und daher einer der von dem christlichen Empfinden am weitesten sich entfernenden Aussprüche in dem ganzen Drama. Und dennoch, wie nah, wie fühlbar, greifbar nah, ist hier das Unsichtbar-Sichtbare vergegenwärtigt!

Hier haben wir den Finger auf die Stelle gelegt, wo Goethe's Auffassung vollkommen mit jener der alten Tragiker sich deckt. In

der Faust-Dichtung und in den griechischen Tragödien ist die gleiche unbestimmte und dennoch immer gegenwärtige, immer lebendige Vorstellung von der höchsten und vollkommenen, das All beherrschenden Macht. Es ist dasselbe Verlangen, eine Beziehung zwischen dieser heiligen Macht und uns, „den Söhnen des Tages", zu erkennen. — Ob dem in so vollständig übereinstimmender Weise gestellten Problem auch schließlich eine in eben solcher Uebereinstimmung gefundene Lösung folgen wird? — Erst wenn Goethe's Lebens- und Kunst-Auffassung bis zu Ende vor unseren Augen entwickelt ist, werden wir diese Frage beantworten können. In Bezug auf die griechischen Tragiker ist in dem früheren Artikel „Griechische Tragödie" die ausführliche Darlegung gebracht. Hier sei nur noch daran erinnert, daß die Weltanschauung des Aeschylos und des Sophokles auf rein dramatischem Wege zum Ausdruck kommt, mittelbar also aus der Gesammthaltung einer jeden ihrer Tragödien hervorgeht, während bei Euripides, der sich schon manchen lyrischen Selbstverrath erlaubt, auch unmittelbare Aussprüche vorliegen. Durch diese Aehnlichkeit auch der Behandlungsweise wird die Gleichheit der Vorstellung von dem Göttlichen bei ihm und unserem größten Dichter noch in die Augen springender, als sie es bei Aeschylos oder Sophokles und Goethe ist. In der That, kein Unterschied bleibt hier mehr wahrnehmbar, als der eine, daß der Heide Euripides sich in schweren Seelenkämpfen von Zeus und Aphrodite, von Artemis und Athena losgerungen hat, während der „Christ" Goethe nicht allein an Demjenigen, nach dem wir Christen uns nennen, sondern auch an dem bestimmten Begriff des persönlichen Gottes einfach vorbeisieht, und dabei doch — das ist das schier Unbegreifliche! — einen geraden, aufrichtigen und heiteren Blick in das Irdische und das Ueberirdische behält. Wiederum muß es betont werden: Goethe war zu keiner Zeit ein gläubiger Christ! Wer erst einen religiösen Glauben zu überwinden hatte, der kann nicht, dafür ist Euripides ein Beispiel, solch' heitere Ruhe pantheistisch gefärbter Anschauung — und gar ohne vorhergehende Kämpfe! — erlangen.

Jener allgemein menschliche Gipfelpunkt ihrer Weltbetrachtung ist indeß nicht das Einzige, worin Goethe sich mit den drei großen griechischen Tragikern begegnet. Auch zu dem, was ihnen als Griechen eigenthümlich ist, zu der griechischen Götterwelt, hat er ein persönliches, nahes Verhältniß, das er in langer, sorgfältiger Selbsterziehung gewonnen hat. Jeder der Viere — Aeschylos,

Sophokles, Euripides, Goethe — nimmt seine eigene Stellung gegenüber den Göttergestalten des griechischen Volksglaubens ein. Aeschylos beugt sich tief anbetend unter sie in den Chorgesängen und doch nicht ohne zweifelnde Frage, „Zeus, wer Zeus auch immer sei . . . .“; er läßt Agamemnon ihr Gebot in blindem Gehorsam erfüllen, und stellt ihn als schuldig dar ob dieses Gehorsams; er schleudert ihnen zornige Anklage und die Vorhersagung ihres Untergangs entgegen durch den Mund des Prometheus. Sophokles ist ergeben unter ihre thatsächliche Herrschaft; willige Unterwerfung des Menschen oder gebeugter Menschentrotz ist der doppelte, doch in beiden Gestalten nur die eine Auffassung zum Ausdruck bringende Zug in allen seinen Dramen; der Glanz der Göttergestalten wirft einen Schleier über die Schrecknisse ihrer Willkür, hält Auge und Geist in scheuer Bewunderung gebannt; Trost aber spendet nur das Bewußtsein in der eigenen Brust und die Ahnung einer höheren, das Gute vom Bösen scheidenden Macht. Euripides spottet der Götter, bald mit Bitterkeit, bald mit spielendem Uebermuth; ihm sind sie abwechselnd Wirklichkeit oder Wahngebilde. Zweitausend Jahre nach diesen berufensten Ausdeutern ihrer heimischen Vorstellungskreise hat Goethe — nicht ohne ein schalkhaftes Lächeln um die Lippen! — die Götter der Griechen in frommem Herzen gehegt.

Aphrodite, die liebliche, lockende, lebenerzeugende, die um Mann und Weib das Band der Liebe schlingt; — Ares, der gewaltige, der die ruhende Kraft zu Thaten aufstachelt und zu tobender Wildheit; — Phöbus, der ruhig schöne Sieger, der mit der Wonne des Sonnenglanzes und mit den Wonnen der Kunst Augen und Seele labt; — Dionysos, lachenden Mundes, der wildere Begeisterung anfacht, Taumel und Jubel und Trunkenheit und Wahn; sie alle waren ihm gar wohl bekannt. Er kannte sie als die elementaren Gewalten, die in dem Menschen neben seiner Individualität — unter oder über ihr, je nach dem — wirksam sind. Und er huldigte ihnen.

Der Christ kennt sie auch. Ihm sind sie die Begierden, die er zu beherrschen berufen ist. Eine stolze und hehre Aufgabe, fürwahr —! Aber weil er, um zu herrschen, ihre Gewalt bekämpfen muß, will er sich von dem Zauber ihrer Schönheit nicht bestricken lassen. Er reißt ihnen den Schmuck aus den goldenen Haaren; er entstellt sie, um sie häßlich zu finden. Freilich, wer traute sich's zu, ihnen in die Augen, die tiefen, herrschenden,

lockenden Augen zu blicken und sie dennoch zu besiegen? Aeschylos, Sophokles, Euripides haben dem Menschen das nicht zugetraut; sie wußten: wenn jene in der Fülle ihrer Gewalt hereinbrechen, dann widersteht kein Sterblicher. „O nahe mir nie zum Leid, o komm nie des Maßes vergessend", fleht der Chor im Hippolytos zu Eros hinauf. Es ist der angstvolle Ruf, der, zu jeglicher Gottheit emporsteigend, die Chöre aller Tragödien durchhallt, und Opferblut floß in Griechenland, diese Schonung, dies Maßhalten zu erflehen. Wer wollte es da dem Christen verargen, wenn er auf seine Art sich ihrer erwehrt? Wer wollte ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn es vielfach geschieht, daß er übermächtige Gewalten, die ihn bedrohen, nicht mit philosophischer Ruhe vollkommen gerecht beurtheilt? — Für den christlichen Dichter allerdings würde es dennoch ein schwerwiegender Vorwurf sein: Der Dichter soll die Augen offen haben! Je gerader seine Augen auf das Wirkliche blicken, und je tiefer ihr Blick eindringt, um so vollkommener ist er ein Dichter. Und den Muth soll er haben, das Geschaute auszusprechen! Das sind die Grund-Erfordernisse seiner Kunst. Aufgabe des christlichen Dichters würde sein, jene Triebe und Gewalten so groß, so schön und so furchtbar zu schildern, wie die Griechen es gethan; dann aber, weil Menschenkraft nicht ausreicht, sie in Schranken zu halten, den Menschen — den christlichen Helden! — durch Gotteskraft gestählt zu zeigen. Wie er das machen soll . . . .? Da wird wohl ein Dichter kommen müssen, uns das zu sagen! Nicht es zu sagen; es zu zeigen vielmehr! Des Dichters Handwerk — nicht meines — ist es, Begriffe in Gestalten umzusetzen; ich besitze die Rezepte nicht. Nur das Eine weiß ich, daß keine Tragödie daraus entstehen würde. In der dramatischen Form, geradeso wie in der lyrischen oder epischen, würde es ein Triumphgesang werden. Was immer für Leiden den Helden bestürmten, es würde klingen: „Tod, wo ist dein Sieg? o Tod, wo ist dein Stachel?" Der Optimismus des Christenthums duldet keine Tragik. Wenn auf der Bühne ein Drama mit physischem Untergang des Helden endet, dann wird es — nach der Schablone „der Held ist todt": Trauerspiel; „es klappt wieder Alles": Schauspiel; „es klappt, trotz der menschlichen Albernheit": Lustspiel — unter die Rubrik „Trauerspiel", und wenn sich dieser Untergang in qualvoller Weise vollzieht, unter die Rubrik „Tragödie" gebracht. Dabei ist aber übersehen, daß beim christlichen Drama das Letzte und Entscheidende sich in der weiterwirkenden Phantasie des Zuschauers

ereignen muß, nachdem über das Bühnenbild bereits der Vorhang herabgesunken ist. Nicht nur Verklärung im Leiden, wie bei den Griechen, wird — falls der Dichter es verstanden hat, der Phantasie den rechten Impuls zu geben — dieses Letzte sein, sondern Verklärung über das Leiden hinaus, Verklärung, Beseligung, Verherrlichung nach dem Leiden. „Versöhnung im Unterliegen, trotz des Unterliegens", war der abschließende Eindruck bei den Griechen; bei den Christen ist es „Sieg". Das ist nicht tragische Katharsis: das ist Jubel und Triumph! — Und jener furchtbare Begriff, den das Christenthum auch in sich schließt, der Begriff ewiger Verdammung, soll denn auch der nicht tragisch sein? Nein, wahrhaftig nicht! „Furchtbar" und „tragisch" sind doch nicht Eins und Dasselbe! Die Furchtbarkeit dieses Begriffes kann unter keinen Umständen tragisch gestaltet werden, weil hier jede Möglichkeit der Katharsis fehlt. Den Träger der Handlung dem Untergang preisgeben, den das Christenthum als den letzten und einzig entscheidenden ansieht, hieße — wie künstlerisch-schön auch Einzelheiten gestaltet sein möchten — für das Gesammtwerk auf eine Kunstwirkung einfach verzichten.

Im großen dramatischen Styl, in einem Styl, welcher dem der alten Tragödie ebenbürtig wäre, hat unsere deutsche Literatur das christliche Drama noch immer zu erwarten. Die Romantiker an der letzten Jahrhundertwende schienen auf dem Wege, es uns zu geben; aber die meisten von ihnen haben sowohl mit Heidenthum wie mit Christenthum nur getändelt. Auf dem Wege — und kaum auf halbem Wege! — sind sie, recht mit Willen, stehen geblieben. Der große Styl hat ihnen hauptsächlich deshalb gefehlt, weil es ihnen an Wahrhaftigkeit und Ernst gefehlt hat. In neuerer Zeit hat Richard Wagner für seine Opern den Gedanken des christlichen Dramas aufgegriffen; zu beurtheilen, wie er ihn ausgeführt hat, ist indeß Sache der Musikverständigen; es liegt nicht auf unserem Gebiet.

Goethe besaß in einem Grade, wie in Deutschland Keiner vor ihm und Keiner nach ihm, jene mächtige und zugleich gehaltene Gestaltungskraft, die man den großen Styl nennt; er besaß das Verständniß für die elementaren Gewalten, die allüberall auf das Thun und Lassen der Menschen einwirken, oft es bestimmen; er besaß auch das entscheidendste Erforderniß für große Kunst: religiöse Gesinnung. Es sind — in aufsteigender Linie — die wesentlichsten Eigenschaften, die den Künstler, oder,

worauf es hier ankommt, den Dichter ausmachen, und diese drei sind dem Heiden und dem Christen gemeinsam. Die christliche Ueberzeugung besaß Goethe nicht, und zu keiner Zeit — weder in der Jugend-Entwicklung, noch in der Mannesreife, noch im Greisenalter, — hat seine Kunst die christlichen Bahnen eingeschlagen. Aber auch der heidnisch-dichterischen Auffassung ist er nicht bis an ihren Ziel- und Endpunkt gefolgt. Die Grenze, wo er sich von ihr getrennt hat und die Einflüsse, die hierbei wirkten, werden wir noch kennen lernen. Zunächst müssen wir ihn auf dem Wege begleiten, der ihn zu den Griechen führt. Und das ist recht unterhaltend! Denn auf diesem Wege hat es sich ereignet, daß Goethe so eine Art Reformator der Mythologie geworden ist. Er hat für griechisch-mythologische Auffassung das Verständniß wieder angebahnt, das Winkelmann für griechische Plastik neu eröffnet hat.

In der That, das Allererste, wodurch bereits der sehr jugendliche Student der Leipziger Zeit Selbständigkeit gegenüber den herrschenden literarischen Strömungen an den Tag gelegt hat, war seine Auflehnung gegen den Mißbrauch der griechischen Mythologie. Es war seine entschiedene Ablehnung jener, seit der Zeit des Humanismus die deutsche wie die englische, die französische wie die italienische Literatur beherrschenden Mode, sich der griechischen Götterwelt als dekorativen Beiwerks zu bedienen. Unter ihren lateinischen Namen, neuerdings gar geputzt mit all den zierlichen Bänderchen und Schleifchen, welche Watteau und Boucher ihnen verliehen hatten, sah man zur Verherrlichung jeder Kindtaufe und jedes Bürgermeister-Jubiläums alle Götter und Göttinnen vom Olympos niedersteigen. Ein paar Dutzend Verszeilen zu lesen, ohne auch ihrer gleich ein halbes Dutzend zu begegnen, mochte nachgerade eine Seltenheit sein. Allerdings schon Klopstock's teutonisches Gemüth hatte sich von dem latinisirt-gallizisirtem Göttervolk nicht wenig belästigt gefühlt, und wuchtig hatte er Thor's starken Hammer geschwungen, um sie vom deutschen Boden hinwegzutreiben. Aber nur aus seiner allernächsten Nähe, nur aus dem Kreise seiner unmittelbaren Schüler und Nachahmer war es ihm gelungen, sie fernzuhalten, d. h. sie durch die Schaaren der nordischen Götterwelt zu verdrängen. Auf die ganze Götter-Dekoration überhaupt zu verzichten, hatte noch Keiner gewagt, bis sich der zwanzigjährige Jüngling, der ein geschworener Feind jeglicher Affektation und jeglicher Unwahrheit war, voll fröhlichen

Vertrauens auf seine Dichterkraft, frischweg dazu entschloß. Selbst Schiller, der ihm später so nahestehende, in den Kunstprinzipien, wenn auch nicht in der Kunstübung, mit ihm so übereinstimmende Freund, ist ihm auf diesem Wege nicht gefolgt.

Ergötzlich liest es sich in „Wahrheit und Dichtung", wie dem jungen Manne, dem bei den Leistungen seiner Zeitgenossen keineswegs wohl und behaglich war, doch erst durch eine „selbstverbrochene" Pfuscherei die Augen aufgehen: Zur Verherrlichung einer Frankfurter Bürgerhochzeit war Goethe um ein Karmen gebeten worden; es wollte ihm jedoch durchaus nichts Brauchbares einfallen. Da rief er, in seiner Verlegenheit, jenen ganzen mythologischen Apparat zu Hilfe, ließ Venus mit Themis über die Heirath des Frankfurter Rechtsgelehrten rathschlagen und sich streiten, zum Schlusse aber Amor alles ins Gleiche bringen. Wohlbefriedigt sandte er das Machwerk nach Hause. Jedoch ein Wort der Kritik von Behrisch, ein harmloser Spott seiner jungen Freunde genügte, um sein künstlerisches Gewissen zu wecken. Mit einem Schlage war der hellblickende Jüngling sich klar über die Leere solch geschraubter Produkte, und, ohne Schwanken oder Zaudern ward sämmtlichen Göttern und Göttinnen der Laufpaß gegeben.

Bis in sein reifstes Mannesalter, bis in die Zeit der italienischen Reise, hat er sich fern von ihnen gehalten, unverbrüchlich den Entschluß der Jugendjahre bewahrend. Der Quell seiner Dichtung ist darum wahrlich nicht spärlicher geflossen!

Eine Weile zwar mochte es scheinen, als ob das so sein würde: die ersten Lieder der Leipziger Zeit sind in der That, bei aller Leichtigkeit der Form, doch gar unerfreulich trockenes, nüchternes Zeug! Die Produktivität des Dichters — Fähigkeit des Ausdrucks und Lust der Darstellung — begann eben schon früher sich zu regen, als in dem Herzen des Mannes sich ein Inhalt an erlebten Gedanken und Gefühlen regte, der nach Ausdruck begehrt hätte. Doppelt müssen wir ihn da beglückwünschen, daß er sich nicht von einem jugendlich eitelen Hange fortreißen ließ, durch äußerliche Bereicherung dem nachhelfen zu wollen, was an innerer Fülle fehlte. Diese künstlerische Selbstzucht ward ihm herrlich gelohnt! Denn kaum ein, zwei Jahre vergehen, da ist sein Herz reich an Empfindungen, die nach Ausdruck drängen, und in makelloser Klarheit, in ihrer vollen unverminderten, unberührten Schönheit leuchten sie jetzt durch den rein und durch-

sichtig erhaltenen Strom seiner lyrischen Sprache hindurch. Mit Goethe's 22. Lebensjahr ist die zweite Blüthezeit der deutschen Lyrik angebrochen. Später, viel später erst redet wieder aus den römischen Elegien, aus dem zweiten Theile des Faust die ganze Fülle der griechischen Götterwelt. Aber keineswegs ertappen wir nun den Dichter darauf, daß er dem Entschlusse seiner Jugendzeit untreu geworden: Das sind diejenigen nicht mehr, die er einst aus seinen Versen verbannt hat! Das sind nicht mehr die schulmeisterlich-stolzirenden Gestalten der humanistischen Epoche, nicht die zierlich zurechtgestutzten Figürchen der Rokoko-Zeit. An der Wärme seines Dichterherzens und der Tiefe seines Geistes haben sie, in verborgenem stetem Wachsthum, Fleisch und Blut und Leben und Seele zurückgewonnen. Die Gottheiten sind es jetzt, an welche Griechenlands Volk seine Gebete gerichtet, die Schönheitsgestalten sind es, an denen die Phantasie der griechischen Künstler sich begeistert hat. Sie bringen ihre Heimathluft mit sich, die Atmosphäre, in welcher Homer und Aeschylos, in welcher Pindar und Alkäos, in welcher Anakreon und die Komiker geathmet. Sie selbst sind Verdichtungen jener helleren und glühenderen Atmosphäre.

Lange hatte es geschienen, als solle Goethe's künstlerischer Instinkt die volle Befriedigung nicht finden. Es schien, als ob der Zugang zu der griechischen Welt, in der er schon frühe seine eigentliche Geistesheimath suchte, ihm verlegt sei, und zwar durch die christlichen Gedankenkreise und die nordische Kunstübung, von denen er sich rings umgeben fühlte. — Jetzt, unter dem Glanz von Italiens hellerer Sonne, beim Anblick der köstlichen Reste der Vergangenheit in Bauwerken und Bildwerken, wird ihm mit einem Mal die heiß ersehnte Offenbarung. Entzückt führt er zu gleicher Zeit die Darstellungsmittel der Griechen und die griechischen Götter in seine Dichterwerkstatt ein! Es ist der Augenblick, der seine künstlerische Entfaltung krönt. Gehalt, Stoff, Form, alles wandelt sich in diesem Augenblick, — Eines mit dem Anderen, Eines durch das Andere. Am auffallendsten — jedem, auch dem flüchtigsten Blick bemerkbar — ist die Umwandlung bei dem letzten Glied der Kette, bei der dichterischen Form. Wenn seine Weltanschauung sich schon lange, in allmählichem Vorwärtsschreiten, dem Punkt genähert hatte, in welchem sie jetzt ihren Abschluß findet, wenn er mit einem griechischen Stoff bereits vor Antritt der Reise beschäftigt war (er

trug die Prosa-Fassung der Iphigenie in seiner Mappe); — griechische Versmaße hatte er in keinem Werk noch angewendet. Bisher waren das sangbare Lied, der Knittelvers, die leidenschaftliche Prosa — kernig und kräftig im Götz, überschwenglich im Werther, den einen wie den anderen dieser Töne mit meisterhaftem Verständniß, je nach dem Wechsel der Szenen, anschlagend im Egmont — seine Ausdrucksmittel gewesen. Das Vollste aber und Tiefste seines Empfindens hatte er allezeit in jene regellosen, impulsiven, darum jedoch um so gewaltiger fortreißende Rhythmen ergossen, von denen wir schon aus Faust ein Beispiel gebracht haben. Für die Zeit der Gährung, der Entwicklung waren jene Formen das einzige Darstellungsmittel, das geschmeidig genug war, jeder Laune, jedem geistreichen Einfall, jeder auftauchenden Stimmung sich anzupassen. Jetzt ist in seinem Innern Klarheit geworden und Sicherheit: der griechische Hexameter ist keine Fessel mehr für ihn. Er wird ihm alsbald zur natürlichsten, selbstverständlichsten Mittheilungsart.

Goethe ist jetzt 38 Jahre alt. Auf dem Höhepunkt des Lebens, im Vollgenuß jener reichsten Daseinsfreude, welche das Bewußtsein der geistigen Reife und die spielende Leichtigkeit künstlerisch vollendeter Produktion gewährt; in freudigem Erkennen, daß an griechischem Geist und an griechischer Formensprache sein Geist heitere Ruhe und seine Kunstübung jene wundersame Förderung und Läuterung gewonnen hat, stimmt er den Jubel- und Dankesruf an:

„O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing . . . . .
. . . . . Und ich, über mein Ich des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank —
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne . . . .“

Wie Gebet tönt die Schilderung seines leichten, frohen Aufathmens, wie Dank und Preis steigt es auf aus der Fülle seines glückgesättigten Herzens. Auch an der Stelle, wo diese Verse stehen, wird ihr hoher und freudiger Charakter nicht herabgezogen. Die „römischen Elegien“ sind nicht frivole, freche Bravaden eines Liebesjägers. Sie sind nicht auf Pikanterien zugespitzt, die den Gegensatz zur herrschenden Konvention und Moral mit perverser Befriedigung unterstreichen. Blitzt auf Augenblicke auch Derartiges einmal aus ihrer hellen Lebensfreude hervor, so versinkt es doch fast unbemerkt wieder in der ruhig-schönen Gesammtwirkung. —

der Wirkung einer Dichtung großen Stils. Bedeutsamen Antheil an dieser Wirkung hat ohne Zweifel die liebliche Würde der hoheitsvoll und hold einherschreitenden Distichen; im eigentlichen Grunde aber beruht doch Alles darauf, daß der Dichter — er, der in der Charakteristik Meister war! — hier sich jedes Individualisiren versagt hat. Es ist nicht der Versuch gemacht, durch seelische Vertiefung über den sinnlichen Charakter dieser Lieder hinwegzutäuschen, wie das sentimentale Roman-Manier ist und wie Goethe selbst das einmal in einem solchen — in den Wahlverwandtschaften — unternommen hat. Im Gegentheil, durch Vermeidung seelischer Ausgestaltung wird es hier vermieden, daß sittliche Beurtheilung herausgefordert werde. Nicht die leiblich-seelischen Erlebnisse eines bestimmten Mannes, eines bestimmten Mädchens sind Gegenstand der römischen Elegien; ihr Gegenstand ist Aphrodites holde, schmeichelnde, alles bezwingende Macht. Es ist mit dem Liebespaar, das hier dargestellt ist, wie mit den Meisterwerken griechischer Bildhauerkunst, die Goethe in Rom vor Augen hatte: sie besitzen nur so viel Persönliches, als unumgänglich nöthig ist, um ihnen volles Leben einzuhauchen. Einfach „Mann“ und „Weib“ sind diese Beiden, von der Allherrschenden in seligem Liebesbund vereinigt.

Und nun legt Goethe noch in jenem anderen, in seinem eigentlichen Lebenswerk, — er legt im Faust es nieder, was die Vertrautheit mit dem Griechenthum ihm geworden ist. Andere Dramen — Iphigenie, Tasso — empfangen aus der Läuterung seines Kunstsinnes, die er den Griechen verdankt, jene zugleich strenge und holde Schönheit der Komposition und Sprache, um derentwillen sie „klassisch“ genannt werden. Die sprachliche Gestalt des Faust-Dramas gewinnt keineswegs an fester, einheitlicher Haltung durch die Einfügung der in antikem Metrum sich bewegenden Szenen. Das ist kein Schaden! Im Gegentheil, ein fehlerloser künstlerischer Instinkt hat Goethe dazu geführt, dem Faust, der alle Phasen menschlicher Entwicklung zur Darstellung bringt, auch für jede ein eigenes sprachliches Ausdrucksmittel zu geben. Der Faust wird nicht etwa jetzt zu einem griechischen Werk umgestempelt; er bleibt, worauf er angelegt war: ein hochmodernes, das noch heute den Neuen und Neuesten die Richtung angiebt. Auch in der losen, fragmentarischen Gestalt, auch in der bunten Mannigfaltigkeit der Sprache giebt dieser Charakter sich kund. In diesem Werk haben nicht griechische Kunstforderungen auf die

Komposition gewirkt, sondern Goethe's Vertrautwerden mit griechischem Geiste hat auf den Inhalt bestimmenden Einfluß geübt. Das Problem des Faust ist — wir sagten es schon — jenes allgemein-menschliche des Suchens, Strebens, Sich-Sehnens nach dem Absoluten, dem Vollkommenen. Es ist — auf ein typisches Einzelschicksal zurückgeführt — dasselbe Problem, das, ohne ausdrücklich in einem Drama formulirt zu sei, die Gesammtheit der griechischen tragischen Dichtung beherrscht. Goethe hatte es aus Eigenem aufgeworfen, lange bevor griechischer Einfluß auf ihn wirkte; die Lösung entsteht ganz unter diesem Einfluß. Und dennoch ist es nicht die gleiche Lösung, welche die Griechen selbst in ihren Werken uns geben. Was er den Griechen entlehnt, ist die Auffassung, daß es eine Gestalt giebt, unter welcher das Absolute dem Menschen zugänglich ist: die Schönheit. Das Eigentlichste griechischen Wesens prägt in diesem Gedanken sich aus, und er ist Goethe zur persönlichsten, sein Geistesleben beherrschenden Ueberzeugung geworden. Aber, wie jenes Problem, das bei den Griechen tiefster Inhalt ihrer gesammten dramatischen Dichtung war, dem Faust nicht mehr als Inhalt allein zu Grunde liegt, sondern als Stoff des Dramas zugleich auftritt, so ergeben sich aus dieser einen grundlegenden Verschiedenheit alsbald noch weitere bedeutsame Unterschiede; es ergiebt sich vorab die Nothwendigkeit, daß auch die Lösung eine zugleich stoffliche sei. Konnte es den Griechen, bei ihrer Art das Problem zu stellen, genügen, daß in dem Hörer ein großer, alle widerstreitende Empfindung übertönender Schönheitseindruck hervorgerufen werde, so ist bei Goethe's größtem dramatischen Werk die Forderung unabweisbar, daß nicht nur der Hörer, sondern auch Faust selbst — und zwar in konkretem dramatischen Erlebniß — das Absolute ergreife. Erfüllt wird diese Forderung durch das Helena-Motiv. Goethe spricht es aus, daß dies Motiv ihm für sein Drama „der Gipfel" ist, „von dem aus sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigt." So sagt er in einem Briefe an Schiller. Doch fragen wir ihn auch nicht, wie er selbst über seine Absichten sich ausgesprochen hat, sehen und fühlen wir nur, was von diesen Absichten Wirklichkeit geworden ist, so müssen wir uns ebenso gestehen: in den Helena-Szenen liegt der Schlüssel zum Verständniß des ganzen Dramas. Sein ganzes, leidenschaftlich bewegtes Leben hindurch hat Faust sich gesehnt, das Vollkommene, das Absolute zu ergreifen. In dem Wechsel von äußerster Anspannung aller Seelenkräfte und von hoffnungsloser

Entsagung blieb dies immer der eine Punkt, um den sein Denken, Streben, Fühlen sich drehte. Philosophie und Geschichte, Physik und Chemie haben auf seine glühende Frage keine Antwort gegeben. Die christlichen Erinnerungen seiner Kinderzeit sind ihm nur ein anmuthiger, aber nichts bedeutender Traum. Mächtig hat die Geisterwelt ihn angelockt, daß er durch den Wunderschlüssel der Magie in ihr geheimnißvolles Reich eindringe; dann aber hat sie den irdischen Eindringling überwältigt und zurückgestoßen. Im Bunde mit dem Teufel hat er nunmehr versucht, die Sehnsucht seines Herzens in sinnlichem Genießen zu übertäuben; es gelang ihm nicht. Jetzt naht der größte Augenblick seines Lebens. So sehr der höchste Augenblick ist es, und so in voller Hingabe seines ganzen Wesens genießt er ihn, daß jetzt Mephisto die Wette gewonnen hätte, — wäre nicht das Glück, das Faust besitzt, ein aus eigener Menschenkraft errungenes, ein Glück, wie es der Teufel nicht zu verschenken vermag. Welch ein Gegensatz zur alten Faust-Sage! Dort war Helena die verführerische Teufelin, die Verkörperung alles sinnlich rohen Genusses und plumpen Zauberwesens. Hier ist sie die höchste Offenbarung, nach der die edelsten Kräfte der Menschennatur sich sehnen, sie ist die Offenbarung des Absoluten in der Gestalt der Schönheit.

Auf allen Gebieten, wo Faust jenes Höchste, alles Erklärende einst zu fassen glaubte, hat es sich ihm entzogen; denn „Menschen-Geist und Witz“ dringen in diese Geheimnisse nicht. Herz und Wille aber können auf Augenblicke es in die Erscheinung zwingen. Ob der Genius das holde Wunder erfleht —? ob er es vollzogen —? er verliert sich staunend und entzückt in seinen Anblick. Weshalb aber ist auch hier die Schönheits-Erscheinung ein Weib? Das ist nicht nur Anpassung an die alte Sage; obwohl solche Anpassung, selbst da, wo dem alten Symbol ein ganz neuer, ganz anderer Sinn untergelegt wird, immer noch einen Vortheil für den Dichter bedeutet. Es geschieht auch nicht allein deshalb, weil unsere Sprache die Schönheit sagt, oder weil man annimmt, daß Frauen Schönheit eigenthümlich sei. Die Schönheit erscheint als Weib, damit Faust sie nicht nur anschauen, sondern in voller Vereinigung mit ihr sie besitzen und genießen kann. Daß sie als griechisches Weib, als die Helena vor uns tritt, ist in höherem Maße Herübernahme aus der mittelalterlichen Sage; immerhin aber klingt auch hier für uns gar anmuthig durch, daß eben die Griechen es waren, die der Welt

die Schönheit — das Verlangen nach ihr und ihrem Besitz — vermittelt haben.

Besitz und Genuß des Absoluten in der Gestalt der Schönheit, Befriedigung der tiefsten und stärksten Forderung der Menschenseele durch diesen Besitz und diesen Genuß, das also ist die Lösung, die Goethe für sein eigenes Dasein, für sein menschliches und künstlerisches Bedürfen gefunden. Es ist das Selbstbekenntniß seines Findens, das er, gleichwie das Bekenntniß seines Suchens, im Faust niedergelegt hat. Könnte doch in dieser Apotheose das Drama endigen! Könnte in entzücktem Genießen des Ueberwältigenden, im Fassen und Umarmen des Unfaßbaren Faust's kleines Menschendasein wie ein Hauch dahinschwinden —! Oder könnte an einem titanisch-trotzigen Werk, zu dem der Rausch jener kurzen, entzückten Augenblicke ihn fortgerissen (Akt V, Trockenlegung der Meeresbucht), an einem Ueber-Menschenwerk, durch welches er die Sehnsucht nach dem dahingeschwundenen Glück zu betäuben strebt, könnte in solchem Augenblick der höchsten, vollsten Anspannung seine Menschenkraft zerschellen, er, der Götterähnlichgewordene, zurücksinken in das Nichts —. Alsdann würde der „Faust" eine Tragödie sein. Ja, unwillkürlich malt man noch weiter aus, und stellt sich vor, wie der Teufel höhnend, die Engel klagend, und die Menschen kopfschüttelnd den alten Chorvers sprechen, den immer wiederkehrenden „Refrain" der griechischen Tragödie, der da klagt, daß der großangelegte Mensch — und würde ihm auch eine eigene Offenbarung — Eines, das Nöthigste, doch immer lernt: „maßhalten" und „sich selbst beschränken". Himmel und Hölle schwänden in solchem Ende als Phantasmagorien dahin; — und der beste Gewinn dabei wäre, daß wir von diesem unleidlichen Himmel befreit sein würden, der nicht eine dichterische Vision, nicht ein dramatisches Erlebniß, sondern leider allzu unverkennbar nur das Schlußargument einer These ist. Aber, „Himmel und Hölle nur Phantasmagorie": so hat Mephisto nicht gewettet! So objektiv steht er zu der Sache nicht! und die Engel auch nicht! Mephisto ist nicht nur Chorfigur, er ist handelnde Person des Dramas. Das, und tausend andere technische Gründe verbieten, daß sich die Lösung in der Weise gestalte. Doch nicht nur in der Komposition, in der Technik liegende Gründe verbieten es; — andere, weit tiefer liegende, haben vorher bewirkt, daß die Komposition in dieser ihrer jetzigen Gestalt aufgebaut wurde. In dem Naturell des Dichters und der Lebensweisheit, die er sich zur

Richtschnur gesetzt hat, liegen diese Ursachen. Goethe's Optimismus ist das Entscheidende gewesen.

Goethe ist seiner ganzen dichterischen Persönlichkeit nach Optimist. Aber sein Optimismus ist nicht der heroische des Christenthums. Der liegt ihm so fern, wie die tragische Auffassung der Griechen. — Goethe ist die goldene Mittelstraße gegangen. Das Wort ohne jeden ironischen Beigeschmack genommen! Ist sie nicht in der That „golden", die Straße, die er gewandelt ist? die Straße vollendetster künstlerischer Selbstschulung, vom Sonnenglanz des Genius beschienen? — Aber der starre, steile, immer hart am Abgrund führende Felsenweg der griechischen Tragik, oder gar der aufwärts in Nebel und Gewölk verschwindende Pfad, wo bei jedem Schritt der Fuß befürchten muß, nicht mehr festen Boden unter sich zu finden, der Pfad, den Christenglauben wandelt, die beiden sind doch noch herrlicher! Kraft bedarf es auch, die Straße zu gehen, die Goethe sich erwählt, nein, sich gebahnt, sich selbst geschaffen hat! Ein feuriges Naturell in diesen selbstgezogenen Grenzen festzuhalten, ohne daß seine hohe Sicherheit und freie Anmuth durch Zwang beeinträchtigt wird, das setzt Kraft, Ernst und Größe voraus. Aber Kühnheit nicht, und nicht Heroismus! „Maßhalten", sagt man, sei das Eigenthümliche der Griechen. In der That hat Goethe bei ihnen das schöne Maß gelernt. Doch nur Maßhalten in der Form ist griechisch; — nicht Maßhalten im Gedankenflug, in der Leidenschaft, im Streben! nicht im Ziehen auch der äußersten und letzten Konsequenzen. Gerade darum that das schöne Maß der Form dem Griechen so wohl, weil es ihm das allzeit zuverlässige Band war, an dem seine ins Ungemessene dahinstürmende Natur sich immer wieder zurückfand zur Ruhe und Beschwichtigung. Goethe hat den Griechen für sein ganzes Ich das entlehnt, was ihnen nur für die Form gegolten hat. Im Eingang sagten wir: er hat gestrebt, ein Heide zu sein, und hat es nicht völlig erreicht. Ob er aber auch wohl so ganz bis ins Letzte ehrlich gestrebt hat? — Als die Schönheit der griechischen Götter sein Herz entzückte, da verbarg er sich — und zweifellos, weil er sie sich verbergen wollte! — ihre andere Gestalt, die gefahrbringende, verderbendrohende, die der Grieche niemals verkannte. Er war wohl auch hier ein bischen Eklektiker, wie er es in seiner kühlen Ablehnung des Christenthums gewesen. Das, was sein künstlerischer Instinkt brauchte, war für ihn, hier wie dort, bestimmend. Und das muß hier gesagt werden: so groß

Goethe's Kraft auch war, — nicht bloß die dichterische, auch die des Charakters, — viele Probleme hat er doch beiseite schieben müssen, um das schöne Gleichgewicht zu bewahren, das wir an ihm bewundern.

Das Eigenthümliche des Tragikers aber ist, daß er vor keinem Problem zurückschreckt, daß er die kühnsten und schwersten gerade zum Gegenstand seiner Dichtungen erwählt. Wer hier, im Gefühl einer Klippe und Gefahr, ausbiegt, kann zwar ein großer und herrlicher Dichter, nicht aber ein Tragiker sein. Goethe war sich der Grenze, die seiner Natur nach dieser Richtung gesteckt war, auch mit voller Deutlichkeit bewußt. Aus dem „Briefwechsel" erfahren wir von der im Dezember 1797 mit Schiller gemeinschaftlich geführten Untersuchung über das Wesen der verschiedenen Dichtungsformen, deren Erfordernisse und Wirkungen. Hier — wie das jedesmal im Gedankenaustausch mit dem Freunde geschah, dessen begeisterter, bewundernder Antheilnahme er gern sein Inneres erschloß — knüpft an die allgemeinen Betrachtungen vieles Persönliche sich an. Nachdem Schiller die Aeußerung gethan, bei seinem augenblicklich besonders leidenden Zustand verspüre er von dem pathologischen Interesse, das eine Arbeit wie Wallenstein mit sich bringe, ungünstige Einwirkung auf sein körperliches Befinden, erwidert Goethe, auch ihm sei unmöglich, eine tragische Situation zu bearbeiten, ohne „mit lebhaftem pathologischem Interesse" betheiligt zu sein. Er hebt es als einen Vorzug der Alten hervor, daß solches pathologische Interesse bei ihnen nicht mitgespielt habe, und dann fährt er fort mit folgenden Worten:

„Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte."

Als Goethe diese Selbstbeurtheilung niederschrieb, war er 48 Jahre alt; er war sich bewußt, der Welt bereits eine Reihe von Meisterwerken geschenkt zu haben; auf dramatischem Gebiet waren Götz, Egmont, Clavigo, Iphigenie, Tasso entstanden; der erste Theil des Faust war so gut wie beendet, der zweite begonnen. Goethe hat keines von diesen Werken unterschätzt. Aber, so klar er ihren Werth erkannte, so klar erkannte er auch, daß keines von allen „eine wahre Tragödie" sei. Clavigo hätte noch am ersten die Bezeichnung in Anspruch nehmen können; doch gerade Clavigo steht — so fesselnd die Handlung, so interessant das Seelengemälde

auch ist — an Größe und Bedeutung hinter den anderen zurück. Götz, Egmont, Tasso klingen nicht tragisch, sondern wehmütig aus. Der heiter-kräftige, sorglose Charakter des Helden im „Götz" und im „Egmont" verhindert nicht diesen Eindruck, bringt im Gegentheil noch vollkommener durch den Kontrast gerade diese Wirkung hervor. Bei „Götz" war das Ausklingen ins Wehmüthige durch den Stoff gegeben. Das Aufsprühen der letzten Lebensfunken des freien Ritterthums, dem wohl noch individueller Reiz, aber in der neuen Gestaltung der Dinge keine Existenzberechtigung mehr innewohnte, konnte kaum anders als in diesem Sinne gestaltet werden. Bei „Egmont" lag umgekehrt ein großer tragischer Stoff vor: die Knechtung eines starken, freien Volkes, zur Anschauung kommend in der Ueberlistung und Hinopferung seines geliebten Nationalhelden. Hier ist Goethe tragischer Behandlung recht geflissentlich aus dem Wege gegangen. Er hat sich damit sogar in die widerspruchsvolle Lage gebracht, sein Werk voll prachtvoll realistischer Schilderung mit einer melodramatischen Szene zu beschließen. Tasso wieder ist in ganz einheitlichem Style durchgeführt. Aber die Liebesenttäuschung des Jünglings, durch welche seine Dichterbegabung erst zur vollen Größe heranreift. („Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide"), das ist doch nicht ein tragisches Geschehniß, wenn es auch von dem Helden im Augenblick als solches empfunden wird. „Iphigenie", die überhaupt kein Trauerspiel ist, ist seltsamerweise das einzige dieser Werke, in welchem — auf Augenblicke — tragische Stimmung zum Ausdruck kommt: in der Szene, wo aus dem Weh der gegenwärtigen Stunde und dunkler Kindheitserinnerung, das längst vergessene Parzenlied in Iphigeniens Seele wieder emporsteigt. Die düstere Stelle dient jedoch nur dazu, daß wir um so befreiender empfinden, auf welch sicherer, sonniger Höhe das Werk von da an sich hält.

Bei „Egmont" ist Widerspruch, weil die Behandlungsweise des Dichters mit dem tragischen Stoff in Konflikt gerathen ist. Die anderen Dramen befriedigen vollkommen, weil sie das *sind*, was sie *sein wollen* — Trauerspiel, Schauspiel, aber nicht Tragödie — und es in solcher Weise sind, daß sie (gleichwie „Hermann und Dorothea" für das moderne Epos) ein jedes als Vorbild seiner Gattung gelten können. Nun aber nochmals und abermals der Faust?! — Es ist das einzige seiner Werke, dem Goethe den Namen Tragödie gegeben hat. Auch nicht ganz zu

Unrecht. In der That hat Faust von der Tragödie alles, außer dem Einen, dem Wesentlichsten: der tragischen Lösung. Es ist auch hier wieder durch die Schluß-Szene eine Zwiespältigkeit in den Styl gebracht, ähnlich wie uns das im Egmont aufgefallen ist. Im Egmont historisch-realistische Darstellung und ein melodramatischer Schluß; — im Faust tragisch-pathetische Behandlungsweise in ihrer vollendetsten Gestalt und ein Schluß in ernüchternder schwulstiger Kälte. Bei beiden die letzten Szenen als „Tableau" wirkend, nicht als Ereigniß. Es sind diese beiden vielleicht die einzigen Fälle in der gesammten Goethe'schen Dichtung, wo Goethe nicht das erreicht hat, was er anstrebte. In beiden wollte er uns einen weit größeren und höheren Eindruck hinterlassen, als thatsächlich hervorgebracht wird. Im Egmont war Apotheose gewollt. Im Faust mag Aehnliches ihm im Sinne gelegen haben. Bei dem „Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht", läßt sich ja noch am ersten dann etwas denken, wenn man es auf die Helena deutet, wenn man Faust's Läuterung und Verklärung ihr — der Schönheit — zuschreibt. Aber, wenn solche Absicht vorlag, dann hat doch die Kühnheit gefehlt, ihre Ausführung auch nur mit Entschiedenheit zu wollen. Zieht denn Faust als Triumphator in jene Welten ein, deren Pforten er schon damals, als er den Todesbecher an die Lippen setzte, zu sprengen sich vermaß? Ach nein! — es kommt gar anders, als er sich damals geträumt: Verziehen wird ihm, weil die Heiligen bitten, weil Gretchen den Geliebten nicht länger entbehren will, und weil Gott Vater auch ein bischen einsieht, daß er doch im Grunde selber schuld ist, wenn er die Menschen so „wunderlich" erschaffen. Mephisto gegenüber muß der Herrgott allerdings bei dieser souveränen Art die Wette zu gewinnen, einigermaßen schlechtes Gewissen haben, — wenn man schließlich auch der Herrgott ist und thun kann, was man will, bei einer Wette sollte man doch ehrlich sein! — er erscheint darum auch lieber nicht und läßt sich durch die „Göttin" Maria vertreten. Ist denn aber Faust — den es doch angeht — auch darüber gehört worden, ob er die Verzeihung will und mag? O, keineswegs! Mit einem Faust, dem die Augen aufgehen über eigene Verschuldung, mit einem Faust, der Verzeihung begehrte, da ständen wir auf christlichem Boden. Nichts hat Goethe ferner gelegen. Aufoktroyirt wird die Verzeihung ihm in einem Augenblick der Wehrlosigkeit und Hilflosigkeit. Das ist ein ärgerer Sturz von der tragischen Höhe, als wenn Mephisto ihn zur Hölle schleppte.

Man ist versucht zu denken: der Unglückliche! — welches Schicksal er auch herausgefordert haben mag: dies Eine hat er doch nicht verdient! — Hernach besinnt man sich aber auch wieder vernünftig und sagt sich: er ist ja todt und spürt allem Anschein nach von dem, was da vorgeht, jetzt und in alle Ewigkeit nichts. Die letzte Szene berührt den Helden nicht mehr. Sie ist nur noch ein Argument ad spectatores. Man ergiebt sich mehr oder weniger in die nüchterne, verständige Tendenz, die da mit solchem Prachtaufwand an Bildern vordemonstrirt wird, zuckt die Achseln und seufzt: „Na, ja!"

Und das sollte wirlich der letzte Eindruck sein, mit dem wir von dem großartigsten, von dem leidenschaftlichsten und gedankenvollsten Werk hinweg gehen, das deutsche Dichtkunst je geschaffen? Nachdem der Faust das Höchste und das Tiefste unserer Natur aufgeregt, ja bisweilen an Tiefen gerührt hat, in welche wir selbst vorher das Senkblei herabzulassen uns nicht getrauten, sollte ein „Na, ja! das Letzte sein —? die meisten Leser wissen dieser schließlichen Selbstzerstörung der ihnen ans Herz gewachsenen Dichtung gar wohl auszuweichen, indem sie — nach dem Rezept des Direktors im „Vorspiel" verfahrend — das „Stück" eben „in Stücken" genießen. Wer aber es als Ganzes auf sich wirken lassen möchte, dem bleibt es nicht erspart, zu fühlen, daß hier der Dichter an eine Grenze seines Könnens gerathen ist. Eine Grenze des Könnens —: was wird das bei dem Alles-Vermögenden, dessen Gestaltungsfähigkeit nie versagt, anderes bedeuten, als jene Grenze, die seinem inneren Wesen selbst gesetzt ist? Wer so durch und durch, so bis in die letzten Fiber Künstler ist, bei dem ist die Grenze der Kunst Eins mit der Begrenzung persönlicher Eigenart. In der That ist das Scheitern der übergewaltigen Aufgabe, die Goethe im Faust sich gestellt hat, einzig auf jene Schranke seiner Individualität zurückzuführen, deren er damals sich so deutlich bewußt war, als er die Befürchtung aussprach, daß er durch einen einzigen Versuch im Tragischen sich selbst zerstören könnte. Unwiderleglich geht aus der Lösung — oder der Pseudo-Lösung! — des Faust-Problems hervor, daß Goethe's reicher Natur, seinem umfassenden, großgesinnten Geiste jene heroische Kraft gemangelt hat, die allein im Stande ist, die Wucht zu ertragen, mit der ein Werk tragischen Gehaltes auf der gestaltenden Seele lastet. Die Kraft war ihm nicht eigen, die unter diesem Drucke erst ihre vollste schöpferische Thätigkeit entfaltet, die

aus der höchsten Potenz des Beklemmenden und Furchtbaren Befreiung, Erhebung — Schönheit zu schöpfen vermag. Das Tragische wirkte pathologisch auf ihn. Und deshalb ist er ihm aus dem Wege gegangen.

Die Gestaltung einer Individualität wird durch zweierlei Momente bestimmt: durch ein rein persönliches und eines, das auf dem allgemeinen Charakter der Epoche beruht. Das Letztere ist fast in allen Fällen für eine Künstler-Physiognomie weitaus die bedeutungsvollere. Bei Goethe sind die beiden Momente gar vielfach im Widerstreit; beide aber haben gleich großen Antheil an der Thatsache, daß er kein Tragiker ist. Unser größter Dichter ist als Sohn einer christlichen Zeit geboren. Mag er auch noch so fern und fremd dem Christenthum sich gegenüber gestellt haben, — unberührt von seinem Einfluß ist er nicht geblieben. Eine bald 2000 jährige Kultur, wie die christliche, modelt menschliches Denken und Empfinden in gar mancherlei Weise um; auch bei denen, welche die philosophischen und religiösen Grundlagen dieser Kultur nicht anerkennen. Das Christenthum hat die Menschen weicher gemacht. Die christliche Religion hat Bruderliebe gelehrt; und seitdem greift das Wehe, das für ein offenes Auge in der Welt allüberall, bald in grellem, bald in düsterem Schein, zu Tage tritt, dem Einzelnen noch schmerzlicher an das Herz. Die christliche Religion hat auch Trost gebracht; und nun haben die Menschen sich gewöhnt, zu hoffen, zu vertrauen, Trost zu erwarten; sie haben verlernt, trotzig und stark auf sich selbst zu fußen und aus ihrer eigenen Brust den Trost zu schöpfen.

Allerdings waren unter den Völkern der alten Welt, in deren Seelenleben wir Einblick haben, die Griechen das mit der weichesten Empfindung, mit dem regsamsten Zartgefühl begabte. Sie besaßen die Fähigkeit der Sympathie bis zu einem Grade, wo das Mitgefühl mit fremdem Einzelleid und das Bewußtsein von der Allgemeinheit menschlichen Wehes so peinlich wird, daß der Geist nach Linderung, nach Befreiung von diesem Drucke sich umschaut. Da eben ist der Punkt, wo ihr künstlerischer Genius eingesetzt, wo er die Tragödie ins Leben gerufen hat, die jenes Schmerzgefühl auflöst und in Schönheit verklärt. Bei alledem aber waren sie aus härterem Holze geschnitzt als wir! Nur die Schicksale der auf den Höhen der Menschheit stehenden, der Großen, Edlen, Thatkräftigen, — der Mächtigen rührten lebhaft an ihr Empfinden. Mit dem niedrigen, dem kleinlichen, selbst dem verächtlichen Elend

zu fühlen, hat erst das Christenthum uns gelehrt. Die Griechen achteten der Bitterkeiten des Sklavendaseins nicht, und die Rache am Gegner war Genuß. Schrecklicheres Loos, als heute unsere milder gewordenen Sitten zulassen, theilten sie an unterjochte Feinde aus, mußten sie im Unterliegen für sich selbst gewärtigen. Sinne und Phantasie waren mit der Vorstellung grausiger Geschehnisse vertrauter als die unseren, und daher auch — ohne daß bei diesen köstlich Ausgestatteten die natürliche, die menschliche, die ästhetische Feinfühligkeit verloren gegangen wäre — widerstandsfähiger gegen ihren Eindruck. Was die Griechen zu ertragen vermochten, das ertragen wir nicht mehr. Und wo ihr Geist durch den Druck des Leidens angetrieben wurde, mittels schöpferischer That sich selbst zu befreien, da erliegt der unsere dem allzu schweren Drucke. Das Tragische wirkt pathologisch auf uns.

Der Christ unternimmt nicht, sich durch die Kunst frei zu machen von dem Leidensdrucke der Wirklichkeit, weil er weiß, daß die Aufgabe seine Kräfte übersteigen würde, und weil er weiß, daß eine andere Quelle des Trostes ihm fließt. Der Christ sucht und findet Trost und Befreiung nur in den Verheißungen seiner Religion und in Uebung jener Werke der Bruderliebe, die sie ihn lehrt. Steckt ein starker künstlerischer Trieb in ihm, so wird er ihm dazu dienen, zu interpretiren — in Worte, Bilder, Gestalten zu kleiden — was die religiöse Ueberzeugung, die religiöse Stimmung ihm eingiebt. Der Nichtchrist, der dennoch Sohn und Erbe jener christlichen Epoche ist und — bewußt oder unbewußt — durch ihre Augen die Welt betrachtet, wird dem Eindruck des Traurigen und Schmerzlichen beinahe erliegen. Vielleicht wird er versuchen, sich durch Werke der Menschenliebe die Last zu erleichtern; vielleicht wird er in das andere Extrem überschlagen, und in dem Bestreben, sich über die Stimme seines nur allzu fühlenden Herzens hinwegzutäuschen, wird er prahlen, wie Nietzsche, daß er Mitgefühl nicht kenne. Ist der künstlerische Trieb ein starker, so wird er uns jene grau in grau gehaltenen Bilder malen, die wir — oft mit Meisterschaft entworfen! — von unseren Modernen im Roman und auf der Bühne in so überreicher, so ermüdender Menge vorgeführt bekommen. Das wird dann allerdings ein Versuch sein, sich durch Aussprechen die Last zu erleichtern; genau so, wie schwache Menschen selbsterlebtes Leid sich dadurch erleichtern, daß sie durch Jammern und Klagen es Andern aufbürden. Aber es wird nicht ein Versuch sein, die Last zu heben; — geschweige

denn, wie bei der griechischen Tragödie, ein erfolggekrönter Versuch.

Ein Einziger nur — obwohl er in hohem Grade das Gepräge seiner Epoche trug, obwohl ihm mehr noch als Anderen jene Weichheit des Gemüthes eigen war, die das charakteristische Merkmal der christlichen Zeit ist — hat vermocht, zwischen dem „Entweder“ — „Oder“ dieser Richtungen hindurch sich einen eigenen Weg zu bahnen. Der künstlerische Trieb, der das mächtigste Element in Goethe's Natur war, hat ihn zurückgeführt zu dem Land seiner Sehnsucht, zu jener einen, der sonnigen Seite des Griechenthums. Aber selbst dem unvergleichlich günstig Ausgestatteten ist das Erreichen seines erkorenen, von dem Entwicklungsgang des Zeitalters so weit abliegenden Zieles nicht in mühelos leichtem Triumph, es ist ihm nur um gar theueren Preis gelungen! Es ist ihm nur gelungen um den Preis jener Selbstbeschränkung, die den großartig entrollten Problemen im letzten und entscheidenden Augenblick die Spitze abbricht, nur um den Preis jener Zurückhaltung, die von der größten und schönsten Erscheinung seiner Epoche — dem Christenthum — die Augen wegwendet. Gerade in seiner Haltung dem Christenthum gegenüber prägt sich am auffallendsten der Kontrast aus zwischen seiner Charakter-Anlage und der der griechischen Tragiker, — jener Kontrast, aus dem die Verschiedenheit ihrer Kunstrichtung sich als natürliche Folge ergeben hat. Die griechischen Tragödien-Dichter rasteten und ruhten nicht, bis sie mit jeder der großen ihre Zeit bewegenden Fragen sich auseinandergesetzt hatten. Es ist keineswegs ein sich selbst widersprechender Ausdruck, es bezeichnet ihr Wesen durchaus zutreffend, wenn man sagt: sie sind mit leidenschaftlichem sittlichem Ernst der Lösung des Lebensräthsels nachgegangen. Freilich lagen für ihre künstlerische Entfaltung die Zeitverhältnisse ungleich günstiger! Die geistige und sittliche Aufgabe, welche ihre Zeit ihnen stellte, war gleichzeitig die höchste aller Kunst-Aufgaben; ihre erfolgreiche Lösung bedeutete auch den vollkommensten künstlerischen Erfolg. Goethe ist der Aufgabe seiner Zeit — der Auseinandersetzung mit dem Christenthum — aus dem Wege gegangen, weil er, der schwächer war, als die Griechen, von den Aufregungen solches seelischen Suchens und Ringens sein weiches Naturell bedroht fühlte, und weil er, dessen künstlerischer Trieb ebenso mächtig war, wie der ihre, von den Lösungs-Möglichkeiten seine künstlerische Entfaltung gefährdet wußte. Aeschylos,

Sophokles, Euripides verdanken dem unerbittlichen Ernst, mit dem sie der Lösung des Lebensräthsels nachgegangen sind, dem Ernst, der, alle anderen Rücksichten, auch Rücksichten künstlerischer Art zunächst außer Acht lassend, diesem einen Ziel zustrebte, die erhabene Größe ihrer Kunst. Goethe hat durch die Voranstellung des künstlerischen Triebes, durch die ausschließliche Rücksichtnahme auf ihn, sein künstlerisches Ich gerettet und den Beweis erbracht, daß auch in unseren Tagen der Dichter-Genius sich Bahn brechen kann. Zuletzt aber hat gerade an seiner Kunst selbst sich das Opfer gerächt, daß er ihr gebracht hat. Denn die Kunst, namentlich die dramatische, spiegelt — wo die technischen Vorbedingungen nicht fehlen — nicht nur das geistige, sie spiegelt auch das sittliche Maß des Künstlers. Derselbe Eklekticismus, der Goethe zu den Griechen zurückgeführt hat, ist auch Ursache, daß er an ungebrochener sittlicher Kraft, an heroischer Größe die griechischen Tragiker nicht erreicht.

Goethe ist als Dramatiker den drei großen dramatischen Dichtern der Griechen nicht ebenbürtig. Dennoch steht er, der Deutschlands Stolz ist, auf alle Zeit groß da unter den Großen. Durch den überquellenden, lebendigen, entzückenden Reichthum seiner dichterischen Veranlagung, die auf jedem Gebiet — auf dem lyrischen, dem epischen und dem dramatischen — Schöpfungen von köstlichem Werth in verschwenderischer Fülle erzeugt, durch seine wundersame, unerhörte Vielseitigkeit, ist ihm eine Ueberlegenheit selbst über jene Dichter eigen, denen er in der ausschließlich dramatischen Hervorbringung nicht als ein Gleich-Gewaltiger an die Seite zu treten vermag.

Kaiser Nero in der Dichtung.

Von

Jakob Engel, Magdeburg.

Als eine bedeutende literarische That feiert die italienische Presse das neueste dramatische Erzeugniß ihres Landsmanns, des Dichter-Komponisten Arrigo Boito, der sich durch seinen „Mefistofele“ auch diesseits der Alpen schon längst bekannt gemacht hat. Die Weihrauchspenden gelten einer erst vor wenigen Tagen veröffentlichten, schon seit vielen Jahren sehnsüchtig erwarteten „Tragödie“, wie der italienische Wagner sein neuestes Opernlibretto genannt hat, und diese Tragödie, die gegen Ende des Jahres im Skalatheater zu Mailand mit Pauken und Trompeten in Szene gehen soll, trägt den wohlbekannten Namen „Nero“.

Mit den Worten „Sei verflucht in Ewigkeit“ schließt das genannte Dichtwerk. „Des Sängers Fluch“ im Sinne unseres großen Balladendichters, der die ärgsten Frevler zur Namenlosigkeit im Reiche der Poesie verdammt, hat sich an Nero nicht bewährt. Es giebt nur wenige geschichtliche Gestalten, die das Interesse der Poeten, und namentlich der unseres eigenen Zeitalters, in so hohem Grade herausgefordert haben und immer noch herausfordern, wie das Beispiel Boito's zeigt, als gerade der Muttermörder auf dem Kaiserthrone. Der Name Nero's, dessen Teufeleien tendenzlüsterne Schriftsteller sogar noch übertrieben haben*), sodaß er in noch höherem Grade als Cäsar Borgia und Richard III. zum Atlas für die Frevellasten ganzer Zeitalter geworden ist, gilt noch heute für den Inbegriff alles Teuflischen. Verdankt er nun sein poetisches Fortleben einem stoffartigen Interesse, der Fülle ungewöhnlicher, phantasieerregender und herzerschütternder Vorgänge, die sich unter ihm und durch ihn abgespielt haben? Oder liegt

---

*) Josephus Antiq. XX. 8.3.

die Erklärung dieser Erscheinung in der Vorliebe für anrüchige Persönlichkeiten und in der Sucht, dieselben künstlerisch zu retten, insbesondere in dem schauerlichen Reiz, die psychischen Abgründe im Charakter Nero's mit dem Senkblei der Kunst zu ermessen, in dem Labyrinth seiner Schandthaten eine Spur zu entdecken, die ihn mit der Menschheit verbindet? Oder liegt diese literarische Bevorzugung der Typen entarteter Zeitalter in dem Gefühl, daß in jenem entschwundenen Leben, in jenem Durcheinander von fieberheißer Genußsucht und müder Blasirtheit ein Stück unseres eigenen Lebens sich wiederspiegelt?

Es ließen sich noch viel mehr Fragen aufwerfen, wenn ich alle mir bekannten belletristischen Werke über Nero in den Kreis unserer Betrachtung zöge, wenn ich mich nicht auf die Arbeiten von Dichtern, die noch leben oder wenigstens frisch im Gedächtniß der Mitwelt sind, beschränkte? Nur an zwei Werken einer früheren Zeit kann ich nicht vorübergehen, ohne etwas ausführlicher zu werden, nicht wegen ihrer ästhetischen Vorzüge, sondern weil sie der Zeit Nero's selbst angehören, zum mindesten ganz dicht an diese heranreichen. Es sind dies die neutestamentliche Apokalypse und die Tragödie Octavia. Das erste der genannten Werke ist, sowie es uns vorliegt, nicht aus einem Gusse. In die Visionen des christlichen Verfassers mischen sich die poetischen Ergüsse eines jüdischen Patrioten, und gerade die Kapitel, in denen Nero vorkommt, verrathen den Geist eines in Römerhaß schwelgenden Juden. Im 13. Kapitel erscheint der Sohn Agrippinas als die Personifikation der vom Teufel stammenden römischen Universalmonarchie, in der Gestalt des fabelhaften Thieres mit dem Felle des Panthers, den Tatzen des Bären und dem Rachen des Löwen. Im Anklang an die von Sueton (Nero, Kap. 40) aufbewahrten Gerüchte erzählt unser Apokalyptiker (Kap. 17), daß der entthronte Cäsar von seiner Todeswunde wieder genesen sei und mit den Fürsten des Ostens das große Sündenbabel an der Tiber wieder einnehmen und der Zerstörung durch Feuer weihen werde. Der neronische Brand, der gleich darauf (Kap. 18) mit augenzeugenhafter Ausführlichkeit und waarenkundlichem Interesse geschildert wird, erhält hier, ganz und gar aus dem bekannten zeitlichen Zusammenhange gerissen, ein ganz neues Motiv: die Rache wegen seiner Absetzung führt hier die Hand Nero's. Zur Strafe seiner Sünden, des stromweis vergossenen Judenbluts — der Verfasser denkt an den schon unter Nero begonnenen jüdischen Krieg —

wird das „Thier“ nach seiner Besiegung durch den ganz im nationalen Sinne gedachten Messias in den flammenden Schwefelpfuhl geworfen (Kap. 19). Die Christenverfolgung, die sich nach Tacitus (Annal. XV. 44) unmittelbar an den großen Brand anschloß, wird von unserem Visionär dem Kaiser Nero nicht ins Schuldbuch geschrieben, wohl aber das Blut der Heiligen und Propheten, das im jüdischen Krieg geflossen ist. Erst in späterer Zeit, als man die jüdische und christliche Strömung innerhalb der Apokalypse nicht mehr unterschied und die ganze Prophetie als das Werk eines christlichen Schriftstellers ansah, wurde aus Nero, dem Antipoden des jüdischen Messias, des Helden, dessen Gewand über und über mit Feindesblut bespritzt ist, der mit eisernem Szepter die Völker beherrschen wird, der Antichrist, der christliche Teufel. Als solcher erscheint er laut dem Zeugnisse Augustin's (de civ. dei XX, 19) seit dem vierten Jahrhundert.

Ungefähr gleichalterig mit der Johanneischen Offenbarung ist das Trauerspiel „Octavia“, das nach der unglücklichen Gemahlin Nero's benannt und unter dem Namen Senecas überliefert ist. Möglicherweise ist Curiatius Maternus, eins der Opfer der Domitianischen Schreckensherrschaft, der es liebte, seine politischen Betrachtungen in die Form von Lesedramen zu gießen, der Verfasser. Alles Phantastische, Bacchantische, was man sonst leicht mit dem Begriff Nero verbindet, ist hier abgestreift; der furchtbare Cäsar tritt uns ausschließlich als der aller Ideologie gründlich abholde Politiker entgegen.

Höchst wirksam gestaltet der Dichter die Entree und die Sortie des finstern Tyrannen: mit einem Blutbefehle, ihm die abgeschnittenen Häupter zweier Verbannten zu überbringen, betritt Nero, leidenschaftlich aufgeregt, wilden Blickes, die Bühne, mit einer Blutsentenz, die verstoßene Octavia am Gestade von Pandataria, der römischen Teufelsinsel, zu ermorden, verläßt er sie. Der erste Artikel aus dem politischen Katechismus Neros lautet, dem Thun des Fürsten ist keine einzige Schranke gezogen. Als sein Lehrer und Hofrath Seneca schüchtern von höheren Mächten etwas verlauten läßt, kommt er bei seinem kaiserlichen Zögling schön an. „Dummheit, ich soll Götter fürchten, ich, der ich selber Götter mache.“ Was Nero bei seinen grausigsten Thaten gedacht und gefühlt haben muß, das läßt der Dichter ihn hier offen aussprechen. Aber für einen römischen Cäsar gewöhnlichen Schlages gab es doch noch eine höhere Macht als die olympischen Majestäten.

Durch einen Hinweis auf die Stimmung des Volkes, das für Octavia gegen Poppäa, Nero's neue Auserkorene, Partei nähme, sucht Seneca auf diesen Eindruck zu machen. Da entwickelt dieser Grundsätze, wie sie zu allen Zeiten das Schibboleth des Despotismus gebildet haben, ähnliche, wie sie Goethe seinem Alba in den Mund legt: Rücksichten auf seine Wünsche halte das Volk für Schwäche, und mit Fußtritten lohne es die Nachgiebigkeit; als ideologische Schrulle verlacht es der Cäsar, um Liebe und Treue des Volkes zu werben; besser als durch sie sei der Fürstenthron durch die blanken Schwerter seiner Soldaten geschützt; Alles, was dem Herrscher nur irgendwie unbequem oder verdächtig, sei reif zum Tode. Groß ist die Furcht des Volkes vor dem bruder- und muttermörderischen Tyrannen, aber noch größer ist sein Abscheu über eine neue Unthat Nero's, zumal sie sich gegen die schuldlose Octavia richtet. Es bricht nach unserer Dichtung ein Aufstand gegen Nero und seine neue Gemahlin Poppäa los. Nach der geschichtlichen Ueberlieferung (Tac. Ann. XV, 60, 61) richtete sich der Sturm der Volksleidenschaft allein gegen Poppäa, und auch dann erst, als ein Gerücht, der Kaiser habe sich mit Octavia wieder versöhnt, dem Volke dazu Muth gemacht hatte. In dem Dichtwerke drückt allein die sittliche Entrüstung über den neuen Skandal am Kaiserhofe dem Volke die Waffen in die Hand. Das giebt Nero Veranlassung zu neuen despotischen Herzensergüssen: er klagt darüber, daß seine Kriegsknechte die Aufrührer gewissermaßen mit Glacéhandschuhen anfaßten, daß nicht Rom schon längst in Bürgerblut schwimme. Man hört aus den Versen „nec capit clementiam ingrata nostram ferre nec pacem potest“ geradezu die bekannten Worte Geßler's: „ein allzu milder Herrscher bin ich noch gegen dies Volk“ heraus. Dem tyrannischen Landvogt wird eine weitere Expektoration durch Tell's Pfeil abgeschnitten, Nero aber will aus Rache die Stadt anzünden und in einen Schutthaufen verwandeln. Daß dieser Wuthausbruch mehr als eine bloße Phrase sein soll, deutet der Dichter dadurch an, daß er den Kaiser sehr unzufrieden sein läßt mit dem Obersten der Prätorianer, der ihm die Meldung macht, der Aufstand sei niedergeworfen; die Rädelsführer hätten ins Gras gebissen. Das ist aber Nero lange nicht genug; er will ein Exempel statuirt wissen, das im Andenken der Jahrhunderte fortleben soll. Berücksichtigt man die eben erwähnte Drohung des Tyrannen, so kann mit diesem Strafgericht ohne gleichen nichts Anderes als der weltberühmte Brand

Roms gemeint sein. Der römische Dramatiker stimmt also mit dem jüdischen Apokalyptiker darin überein, daß Nero's Rachsucht jene Feuersbrunst entfesselt habe. Nach dem Bericht des Tacitus dagegen steht dieselbe in keinerlei Zusammenhang mit einer etwaigen Kränkung Nero's durch das Volk; der berühmte Historiker läßt vielmehr die Frage offen, ob ein unglücklicher Zufall oder die Absicht des Kaisers, Rom in schönerer Gestalt aufzubauen, dabei anzunehmen sei.

Wir haben uns bei diesen beiden antiken Dichtungen verhältnißmäßig lange aufgehalten; desto schneller können wir an den Dramatikern des 17. und 18. Jahrhunderts, die den Kaiser Nero auf die Bühne gebracht haben, vorübergehen. Er hielt, so zu sagen, seinen Einzug in die moderne Literatur auf dem traurigen Pegasus des schlesischen Poeten Daniel Caspar von Lohenstein, der zwei Dramen aus der Zeit Nero's „Agrippina" und „Epicharis" verbrach. Es geht ihm wie dem aus Hamlet bekannten Mimen, der den Wütherich noch überwüthet; seine durch die Greuel des Dreißigjährigen Krieges und der Hexenprozesse verpestete Phantasie feiert geradezu Orgien in der blumenreichen Ausmalung der widernatürlichsten Verbrechen und der scheußlichsten Henkerwerke und legt ein beredtes Zeugniß von der thierischen Rohheit des Dichters und seines Publikums ab. Eine andere Luft weht uns aus Racine's „Britannicus" entgegen. Die erfrischende Luft des Parnassus ist es freilich nicht; aber trotz aller Steifheit im Bau seiner Tragödie, und obgleich seine Sprache hierin jede Spur von Warmblütigkeit vermissen läßt, hat sich der französische Hofpoet nicht sklavisch an die Ueberlieferung gehalten. Nach dieser stirbt Britannicus, noch bevor er erwachsen ist, von Nero vergiftet, weil dieser einen Gegenkaiser in ihm wittert. Racine macht ihn zum Rivalen des jungen Kaisers und die Liebeseifersucht zum Hauptmotiv, das Nero auf die Bahn des Verbrechens führt.

Vorüber an zwei literarischen Versteinerungen, dem „Nero" des Engländers Lee (geb. 1650) und der „Agrippina" des Italieners Piedemonte (1804) gelangen wir in eine Zeit, wo der Einfluß Shakspere's sich geltend machte. Auch unser deutscher Shakspere, Friedrich Schiller, trug sich mit dem Gedanken, den letzten der julischen Kaiser auf die Bühne zu bringen. In seinen dramatischen Entwürfen, die uns seine Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm überlieferte, findet sich auch die Skizze einer Tragödie „Agrippina". Es scheint, als ob Schiller den Sohn seiner Heldin

durchaus in dem geschichtlichen Rahmen darstellen wollte, denn er sagt von ihm: „Nero ist eitel auf seine Talente, er hat nur kleinliche Neigungen, durchaus nichts Großes oder Edles in seiner Natur. Er hat eine gemeine Seele, daher kennt er auch keine Großmuth in seiner Rache, und Alles haßt er, was edel und achtungswürdig ist in Rom. Er ist dabei in höchstem Grade feigherzig, argwöhnisch, leicht aufzuschrecken, schwer zu versöhnen. Er ist habsüchtig, wollüstig, lüderlich".

Es war unserm großen Dichter nicht vergönnt, diesen Plan auszuführen, der unsere Literatur um eine Gestalt wie Franz Moor bereichert haben würde. Erst dreißig Jahre nach Schiller's Tode führte Karl Gutzkow in seinem Drama „Nero" den großen Sünder in die neuere deutsche Literatur ein. Das Werk ist freilich ebensowenig für die Bühne bestimmt wie die Octavia des altrömischen Dichters. Die dramatische Form erschien diesem Vertreter des jungen Deutschlands als die bequemste, seinem Herzen über die Halbheiten seiner Zeit, insbesondere über die Zustände in Bayern unter Ludwig I. gründlich Luft zu machen. Sein Held ist ihm der Typus der menschlichen Doppelnatur, der Verträglichkeit von Geist und Schönheitssinn mit Lüge und Grausamkeit in einer Menschenbrust. Das hätte ein tüchtiges Kunstwerk werden können, so etwas Aehnliches wie Wilbrandt's oder Cossa's „Nero"; aber Gutzkow ließ sich zu sehr von journalistischen Rücksichten leiten, so daß seine Dichtung eher einer Parodie als einer Tragödie gleicht. Ist es nicht parodistisch, wenn der Sklave Milichus, der die Pisonische Verschwörung verrieth, im Personenverzeichniß als Deutscher von Geburt Namens Michel deklarirt wird, wenn der nämliche Michel sich über den Volksunterricht in Deutschland ausläßt, wenn Jemand über den Brand Roms witzelt „Es ist ein verdammt pestilenzialischer Geruch. Sollten die kapitolinischen Gänse schon wieder faule Eier gelegt haben?"

Der Held des Stückes wird eingeführt im tête-à-tête mit Poppäa Sabina, welche sich der Dichter, aller Ueberlieferung zum Trotze, als eine antike Lady Milford, als gütige Fee inmitten der neronischen Schreckensherrschaft vorstellt. Er erscheint in den wesentlichen Zügen seinem historischen Vorbilde getreu, abgesehen davon, daß der Dichter die Ermordung des Britannicus und Agrippina's ignorirt; wir sehen ihn also in einer Frauenrolle die Bühne betreten und hören dabei von einem Bürger das witzige Wort: „Wenn die Fürsten Komödie spielen wollen, so ist es

immer besser, sie thun es auf dem Theater als auf dem Throne"; wir sehen, wie auf seinen Befehl Anhänger Jehova's und Christi als lebendige Fackeln dienen; wir sehen ihn die schöne Poppäa tödten, zwar nicht durch einen Fußtritt, wie die Historie meldet, sondern durch einen geschleuderten Dolch. Viel wesentlicher verschieden ist das Motiv; nach der geschichtlichen Ueberlieferung geschah es in einem Anfall schlechter Laune, als ihm die schwangere Poppäa Vorwürfe über seine Unhäuslichkeit und seine Profanirung der Majestät machte, nach Gutzkow's Dichtung, weil sie die Hoffnung Nero's auf Nachkommenschaft durch Gift zu Schanden machen will; wir sehen ihn mit seiner literarischen Umgebung, wie die Katze mit der Maus spielen, wir sehen ihn endlich sich weiden an dem Anblick des brennenden Rom. Es ist ein schöner Gedanke des Dichters, daß die Flammen der heidnischen Weltstadt Nero's Tod beleuchten; es gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieser Dichtung, daß erst aus den Worten des siegreich in Rom einziehenden Galba hervorgeht, wer der Urheber des Riesenfeuerwerkes eigentlich gewesen sei. In seinem Monolog angesichts der brennenden Stadt, wobei er sich in das alte Troja hineinphantasirt hat, ruft Nero aus:

> „Auf Troja's Aschenhügel
> Soll man mich nur als Asche finden!
> Herbei Tod, Tod! Von wessen Hand es sei!"

Da die Sklaven sich der That weigern und der kaiserliche Brandstifter, in die Welt der Dichtung entrückt, die nahe Gefahr durch Galba gänzlich ignorirt, empfängt er, wie in der Geschichte, die tödtliche Wunde durch Phaon.

Gutzkow läßt den Brand Roms das Finale der neronischen Schreckensherrschaft bilden; somit mußte er, wie angedeutet, die Christenverfolgung anticipiren: begründet hat er sie nicht weiter als durch die seelische Disposition Nero's überhaupt; dadurch daß er von dem Wütherich die Juden mitverfolgen läßt, was ihm als Abweichung von der Geschichte nicht als Fehler angerechnet werden kann, hat er die symbolische Bedeutung jener Schandthat aufgehoben.

Gutzkow's zwitterhaftes Dichtwerk reizte zunächst nicht zur Wiederholung desselben Themas. Erst Robert Hamerling erhob durch sein ebenso phantasievolles, farbenprächtiges wie gedankenschweres Epos „Ahasver in Rom", den Meister der Ruchlosigkeit in eine so hohe künstlerische Sphäre, daß seitdem das Thema „Nero" aus dem Repertoir der Dichter nicht verschwindet.

Auch Hamerling hält sich, was das Thatsächliche anlangt, an die Tradition; auch sein Nero, den er mit der Schönheit Apollo's, mit dem Intellekt und dem Pessimismus eines Hamlet ausstattet, tritt uns entgegen als der fleischgewordene Egoismus höchster Potenz, der die ganze Welt nur als Gegenstand seiner unersättlichen Genußsucht, als Spielball seiner tollen Launen betrachtet. Aber der Dichter verleiht dem im Bewußtsein irdischer Allmacht aufgewachsenen Cäsar etwas, was die geschichtliche Ueberlieferung diesem nicht nachzusagen hat, das sehnsüchtige Verlangen nämlich, von einer Menschenseele selbstlos geliebt zu werden. Der historische Nero hielt es mit dem Motto seines größenwahnsinnigen Oheims Caligula „oderint, dum metuant“ (mag man mich hassen, wenn man mich nur fürchtet), dem Helden unseres Epos aber ist Liebe das süßeste Arom im Weihrauchfaß der Huldigungen. Ihm, dessen Brust einst von hohen Idealen angefüllt war, ist der Glaube an Liebe und Treue ein längst überwundener Standpunkt; nur an eins glaubt er noch, an den Instinkt der Mutterliebe, und freut sich, daß es wenigstens ein Wesen gebe, für das es Naturnothwendigkeit sei, ihn zu lieben. Aber auch dieser Glaube stellt sich ihm als ein leerer Wahn heraus. Muß er doch, ungesehen, mit eignen Ohren hören, wie die eigene Mutter, von der er glaubte, daß sie nur für ihren Sohn Auge und Liebe haben könne, im wollüstigen Stelldichein mit einem schönen Mimen in wegwerfendster Weise von ihm spricht und ihn vom Throne zu stoßen droht. Und wozu? Nur um mit ihrem Liebling ungestörter sinnliche Wonnen tauschen zu können. Das Errathen des schauerlichen Geheimnisses, daß es keine Liebe auf Erden gebe, ist es, das dem dämonischen Jüngling das Unnatürlichste zum Liebsten werden läßt. Die historische Triebfeder Nero's, bleiche Furcht vor den Drohungen Agrippinas, läßt der Dichter nicht spielen. Da sein Held nicht einmal Mutterliebe auf Erden findet, weiht er die eigene Mutter dem Hades; aber der Anblick der gemordeten Mutter, die nach dem Epos das Meer an den von bacchantischer Festlust dröhnenden Palast des Mörders ausspeit, vermag er ungestraft nicht zu ertragen: Wahnsinn ergreift ihn, im Wahnsinn, nicht in kalter Ruchlosigkeit, wie sein geschichtliches Modell, preist er die Reize der in neptunischer Umarmung erstickten Agrippina, im Wahnsinn zündet er, ein neuer Dionys, der die Welt in Feuer tauft, zu Ehren der Todten Rom als kolossale Leichenfackel an. Nur aus Uebersättigung an diesem Flammenschauspiel will der Hamerling'sche Cäsar Blut fließen

sehen. Daß die gefangenen Christen nicht ihn, den Nero-Dionysos, sondern Jesus Christus als neuen Gott preisen und in dem Brande Roms das Morgenroth einer neuen Aera begrüßen, führt ihren Tod herbei.

Die Geschichte weiß davon, daß bleiche Furcht vor irdischer Vergeltung den kaiserlichen Verbrecher wie sein Schatten verfolgte; dem Uebermenschen der Dichtung, der mit dem Morde von Tausenden, mit dem Brand der halben Welt die Bethätigung unendlichen Wollens nicht zu theuer erkauft zu haben meint, vermögen weder Sorge noch Reue zu nahen; doch eine grimmigere Furie als diese schickt der Tartarus gegen ihn empor; es ist die Langeweile, die ihn mit ihren Geierkrallen packt. Nur einen Wunsch hat er, der alle Genüsse der Sinne und des Geistes längst erschöpft hat, nämlich zu erproben, ob er vor etwas schaudern könne. Der ihn umschlingende Reigen seiner Opfer, die ein Nekromant aus dem Reiche des Todes heraufbeschwört, erfüllt ihn mit Entsetzen; er schämt sich dieser Furcht, die ihn als Erdensohn charakterisire, und beginnt an seiner Gottheit zu zweifeln. Unter der Wucht der Thatsachen stürzt sein Glauben an seine Göttlichkeit völlig zusammen. Was er im Sonnenglanz seiner Macht nie auf Erden gefunden, das zeigt sich ihm in seiner Todesstunde als Realität: Treue und Liebe. Die Treue erweist ihm ein einzelner Germane, der ihn auf der Flucht begleitet, die Liebe findet er im Kreise der Christengemeinde. Sinnig läßt der Dichter den nicht vor Tod, sondern vor Schmach fliehenden Cäsar in eine Christenversammlung hineingerathen. Er fordert die Anhänger des Propheten von Nazareth auf, ihren Todfeind zu tödten; erstaunt vernimmt er, das Christi Lehre auch den Feind zu lieben gebiete, und entnimmt der Belehrung durch den christlichen Priester, daß die Unendlichkeit des Glücks erst mit der Entsagung, der Entäußerung des eigenen Ich's beginne. Todessehnsucht hat mit Lebensdrang in ihm die Rolle getauscht, und mit dem Schwerte, das er von der Seite des Germanen gerissen, stößt er sich nieder. Das ist im Wesentlichen der Nero der herrlichen, allegorischen Dichtung; der Allegorie zu Liebe ist es wahrscheinlich geschehen, daß Nero's maitre de plaisir, der scham- und ruchlose Tigellinus, der in Wirklichkeit Präfekt der Prätorianer war, als kohlschwarzer Mohr vorgeführt wird. Ebenfalls als Schwarzer, als Sklave Poppäa's wird Tigellinus in Martin Greif's gleich zu erwähnendem Drama gedacht.

Nicht minder bedeutend, als der Nero, den wir soeben kennen

gelernt haben, ist der Adolf Wilbrandt's, dessen gleichnamiges Drama (1876) durch Hamerling's Anregung entstanden zu sein scheint. Die Vorzüge des Wilbrandt'schen Helden bestehen in seiner größeren Individualität und darin, daß uns der Dichter in die Genesis dieses Charakters gründlich einweiht.

Noch weniger als der Epiker unterschlägt uns der Dramatiker eine der schrecklichsten Erinneruugen, die sich an den Namen Nero knüpfen, die Vergiftung des Britannicus, die Verstoßung Octavia's, die gleichsam zweifache Ermordung Agrippina's, die Entfesselung des Riesenbrandes, die Tödtung Poppäa's, nichts wird dem Helden des Dramas geschenkt, und doch ist es nicht Abscheu, sondern tiefes Mitleid, das uns die Kunst des Dichters für seinen Helden abnöthigt. Gleich im Anfange des Dramas wird dieses Gefühl durch den Einblick, den Nero seinem Freund Otho in sein Inneres gewährt, wachgerufen. Was die Welt in ihm sieht, den milden Fürsten, der zögerte, das erste Todesurtheil zu unterzeichnen, der die Steuerlast des Volkes erleichterte, den Philosophen auf dem Throne, den gehorsamen Sohn seiner Mutter, den lebenslustigen Kumpan seiner Freunde, Alles das scheine er nur; er allein besitze das schauerliche Geheimniß des echten Nero, der dumpfbrütend zunächst nur in seinem Gehirn existire: schrankenlose Freiheit ist es, wonach der echte Nero, der würdige Sohn Agrippina's, gleich dem gefangenen Raubthier, lechzt. Der unechte Nero, so sehr er auch gegen die Bevormundung durch seine herrschsüchtige Mutter knirscht, fügt sich, aber nicht wie der historische Cäsar aus Furcht vor den Drohungen der Furie von Mutter, sondern aus Furcht vor dem Erwachen des echten Nero. Wie der zürnende Achilles, dem man die schöne Briseis raubte, es verschmäht, von seiner Heldenkraft gegen den Räuber seines Glückes Gebrauch zu machen, so bemeistert sich der Wilbrandt'sche Nero, als Agrippina die schöne Citherschlägerin Akte mit herrischen Worten vor versammeltem Hofstaat aus seiner Nähe weist. Aber nur zu bald wird der Achill, der nur Thränen für widerfahrene Kränkungen hat, zum rasenden Herakles, der blutlechzend Feind und Freund den Abhang hinunterschleudert. Diese Verwandlung geht vor sich, als das Volk gegen einen von Nero begnadigten Gladiator Partei ergreift und stürmisch dessen Tod fordert; in seinem Herrscherbewußtsein auf das Tiefste beleidigt, befiehlt er dem Prätorianerobersten, einhauen zu lassen. Die Bedenklichkeit des Kriegers, dies zu thun, reizt ihn noch mehr, und die hündische Schmeichelei des

Senats, der ihm für diese weise Strenge noch dankt, während Nero auf offene Empörung gerechnet hatte', bringt den Cäsarenwahnsinn, den Bruder der tiefsten Menschenverachtung, ans Licht.

Es folgen nun die aus der Geschichte bekannten Missethaten; aber immer wieder taucht der lichte neben dem finstren Nero auf: so sieht er nicht ohne Mitgefühl auf die zarte Jugend seines ersten Opfers, seines Stiefbruders Britannicus, so ist er noch in zwölfter Stunde gewillt, die Mutter vor dem heimtückischen Schiffe zu bewahren; ihr unversöhnlicher Haß gegen seine geliebte Poppäa, die er im Würfelspiel ihrem Gatten Otho abgewann, treibt den guten Engel von seiner Seite; der geschichtliche Wütherich genoß kaltblütig die Früchte des Muttermordes, Wilbrandt's Held fällt darob in offnen Wahnsinn, und ein hingeworfenes Wort seiner schönen Sirene genügt, um Rom den Flammen zu weihen. Wie in der Ueberlieferung, begrüßt er das Feuermeer mit einem Liede von Trojas Untergang; dank der seltenen Kunst des Dichters gehen in dem Kopfe des Wilbrandtschen Nero die Gestalten der trojanischen mater dolorosa Hekuba und der von Orestes getödteten Mutter wirr durcheinander; im Scheine der Flammen glaubt der Wahnsinnige Agrippina zu sehen; er wirft einen goldenen Dreifuß nach ihr in die „tollgewordene Luft", die ihre Gestalt beherbergt, und trifft damit — Poppäa. Mit seinem Schmerze über ihren Tod durch seine eigene Hand begründet Wilbrandt die völlige geistige Umnachtung Nero's, die sich in neuen Bluttthaten und in der fixen Idee, er sei ein großer Sänger, kundgiebt; merkwürdig ist, daß unser Dramatiker die Christenverfolgung mit keiner Silbe erwähnt. Wie Hamerling's Held, giebt der Nero des Dramas sich selbst den Tod, nachdem er eine Zeit lang zwischen Selbstmordgedanken und feiger Todesfurcht hin- und hergeschwankt hat. Daß in ihm, dem „Feind der Menschen", doch Liebe für zwei Menschen, für Akte und seinen Musiklehrer Phaon, gewohnt habe, verräth uns das letzte an die Beiden gerichtete Wort dessen, „der ein schlechter Cäsar, guter Sänger stirbt."

Fast gleichzeitig mit Wilbrandt's Drama und ebenfalls in Wien erschien, zum Theil ganz auf theatralische Effekte aufgebaut, zum Theil auf die naheliegendsten Bühnenwirkungen verzichtend, das Trauerspiel „Nero" von Martin Greif. Auch dieser will uns den Werdeprozeß des cäsarischen Unholdes in möglichster Ausdehnung vor Augen führen. Nicht als ein erblich mit Sünde Belasteter, wie der Wilbrandt'sche Held, für welchen Mitleid unser

erstes und letztes Gefühl ist, tritt uns der Greif'sche Nero entgegen. Mitleiden fordert auch dieser beinahe **prima vista** heraus, Mitleiden nämlich mit einer intellektuellen Eigenschaft, gegen welche selbst Götter vergebens kämpfen, denn nur die Vornirtheit kann empfänglich sein für die unglaublich plump erfundene Geschichte, wodurch Poppäa, hier von Anfang an die verführende Schlange, sekundirt von ihrem schwarzen Sklaven Tigellinus, Nero's Glauben an die Treue seiner idyllischen Akte zum Wanken bringt. Dieser fällt wirklich darauf rein, daß sie seinen Stiefbruder Britanicus, den Greif, wie Racine dem Knabenalter entwachsen vorstellt, vor ihm begünstige, und die Eifersucht oder verletzte Eitelkeit, nicht die Staatsraison, macht Nero schließlich zum Brudermörder. Auch im Modus weicht Greif vom Herkömmlichen ab, indem der Arzt des Prinzen auf Nero's Befehl dafür sorgt, daß sein Patient sich von einer Krankheit nicht wieder erholt. Auf Grund gleicher Leichtgläubigkeit läßt sich Nero von demselben Paare zum Muttermorde verführen; zu den historischen, von den Dichtern verwertheten Gründen kommt hinzu, daß dem hier gegen Agrippina sehr rücksichtsvollen Kaiser eine Tafel voll chaldäischer Lettern in die Hand gespielt wird; mit diesen Schriftzügen habe ein Magier Agrippina's Fragen nach Nero's Schicksal und künftigen Erben beantwortet, und diese habe den Bescheid wohl den Feinden ihres Sohnes mitgetheilt und dieselben dadurch ermuthigt. „Wohl mitgetheilt." Das „wohl" überhört der Verehrer Poppäa's ganz. Seiner polizeiwidrigen Leichtgläubigkeit kommt nur seine Unnatürlichkeit gleich, die alle Ueberlieferung durch Geschichtschreiber und Dichter überbietet, indem er fast vor seinen Augen die dem tückischen Floß entronnene Agrippina niederstoßen läßt. Nicht sofort, sondern erst, als er mit Poppäa Hochzeit macht, bricht nach dieser schwächlichen Tragödie der Wahnsinn in Nero aus; in dem Wahne, die gemordete Mutter zu sehen, die er zum Hades zurückschicken will, ersticht er die Neuvermählte in der Hochzeitsnacht. Nero's weitere Unthaten, der Brand Roms, die Christenverfolgung, wovon wir gelegentlich nur erzählen hören, werden mit seinen bisherigen Verbrechen in keinen ursächlichen Zusammenhang gebracht. Ein neues Moment aber, das Greif, es dem Sueton entlehnend in die Nero-Dichtung eingeführt hat, ist der fatalistische Glaube seines Helden, er könne es noch lange so weiter treiben, nur vor dem dreiundsiebzigsten Jahre habe er sich zu hüten. Betäubend wie auf den blutigen Macbeth die Botschaft fällt, daß Birnams Wald

gegen Dunsinan heranrücke, wirkt auf den tollen Cäsar die Kunde, daß Galba trotz seiner dreiundsiebzig Jahre rächend die Alpen überschritten habe. Aber wie der schottische Usurpator trotz der schlechten Erfahrung, die er mit dem ersten Hexenorakel gemacht, an die Wahrheit des zweiten glaubt, so klammert sich der Greif'sche Nero an einen zweiten Seherspruch, wonach er vom Morgenland in Dionysos' neugeborener Kraft als König zurückkehren werde. Bekanntlich trog auch dieser Glaube, und wie bei Greif fast Alles im Handumdrehen geschieht, so wird auch Nero im Nu an jener Prophezeiung irre. Das Finale ist im Wesentlichen wie in der Geschichte, nur mit dem Unterschied, daß dieser Nero weder so feige in den Tod geht, noch daß er seinen Tod als einen für die Kunst unersetzlichen Verlust bedauert. Speziell das Dilettantenthum, der Künstlerwahnsinn des letzten Juliers, fand seinen dramatischen Interpreten in dem leider zu früh verstorbenen Pietro Cossa, dem geistvollen Verfasser einer Reihe historischer, zumeist der alt-römischen Geschichte entlehnter Tragödien. In Cossa's „Nerone artista" (Nero als Künstler), der in Italien seiner Zeit mit rauschendem Beifall aufgenommen worden ist, liegen die berüchtigtsten Schandthaten des Ungeheuers längst hinter uns; wir hören nur noch von ihnen und vernehmen aus dem Munde des Helden selbst, daß er in einer schlaflosen Nacht, als die einsame, matte Lampe ihm nicht genügte, Rom angezündet habe:

„ein gewalt'ger Licht
„Soll leuchten, rief ich — und verbrannte Rom."

Die dichterische Handlung setzt erst ein, wo es Abend werden will mit der neronischen Herrlichkeit. Prägnanter als Cossa hat keiner der bisher betrachteten Dichter das Wesen der Seele Nero's ausgedrückt. Es geschieht durch Aktes Mund, welche in diesem Stück, ganz abweichend von der bisherigen Auffassung, die Rolle einer zwischen Rachegefühl und Liebe hin- und herschwankenden Donna Elvira spielt:

„Sein Geist ist griechisch, römisch ist sein Herz."

Einst, so erfahren wir durch seine verlassene Geliebte, war auch Nero's Herz anders. Der Dichter giebt uns nur expositionell zu verstehen, wie aus dem weichen Jüngling, der bei der Unterzeichnung seines ersten Todesurtheils Thränen vergoß, der marmorherzige Teufel sich entwickelte. Als seelisches Wrack führt ihn Cossa

von Anfang an uns vor, das Herz vertrocknet, ohne einen Tropfen von Milch der Menschlichkeit, der Geist empfänglich für alles Schöne; aber kein Faden spinnt sich zwischen Herz und Hirn; aus den Samenkörnern des Schönen, die sein Geist empfangen hat, erblüht keine moralische Frucht. So preist er, freudig überrascht in seiner neuen Geliebten, der Tänzerin Ekloge, eine Tochter des schönen Griechenlands zu erblicken, in immerwachsender Begeisterung ihre Heimath als die Wiege alles Schönen, und in demselben Athem rühmt er sich cynisch, aus purer Langeweile Rom angezündet zu haben. So schwelgt er mit Augen und Worten in Ekloge's Schönheit, um ihr sogleich in kyklopischer Brutalität, welche der Dichter von Caligula auf Nero übertragen hat, zu bemerken, daß ein Wink von ihm genüge, ihren schönen Hals zu durchschneiden, daß er in ihren Eingeweiden mit eigner Hand den Grund erforschen möchte, warum ihn ihre Schönheit so beherrsche.

Aber auch dem italienischen Dichter ist es gelungen, uns mit seinem Helden zu versöhnen; es ist die grenzenlose Selbstverblendung Nero's über seine künstlerische Befähigung, welche uns mit ihm, wie mit einem Kranken, Mitleiden fühlen läßt; er gleicht dem blinden Sohne der Jokaste, dessen trauriges Geschick er selbst dem Volke auf den weltbedeutenden Brettern vormimen will, in mehr als einer Hinsicht. Aus seinem eignen Mund allein, der stets von künstlerischem Eigenlobe überfließt, erfahren wir, daß er den Oedipus zum Bewundern spiele und singe; was es mit dieser Bravourleistung auf sich hat, geht aus der Ironie des Menekrates, seines Hofnarren à la Rigoletto, hervor. Er ist so von sich eingenommen, daß er die hyperbolischen Schmeicheleien, mit welchen seine Schranzen seinen Hymnus an die Göttin der Schönheit erwidern, für baare Münze hält. Auch den Ruf, der erste Ringkämpfer zu sein, nimmt er für sich in Anspruch, habe er doch den stärksten Gallier der Arena, einen wahren Herkules an Kraft, mit Leichtigkeit in den Staub geworfen. Welche Bewandtniß es mit diesem Siege habe, deutet der Dichter dadurch an, daß er den kaiserlichen Dilettanten bei Gelegenheit eines nächtlichen Abenteuers nach kurzem Kampfe mit einem alten Gladiator zu Boden geworfen werden läßt. Auch in der Bildhauerkunst rühmt sich der Cossa'sche Nero der Meisterschaft; aus der Analogie können wir mit dem Dichter schließen, was wir davon zu halten haben. Daß der Cäsar von diesem hochgradigen Egoismus gar kein Bewußtsein mehr hat, deutet der Dichter fast durch die ersten Worte seines Helden fein

an. Sein Hofnarr meldet ihm nämlich, daß ein schönes, blondes Mädchen und ein kahlköpfiger Senator in der Antichambre des Eintritts harrten. Nero entscheidet für den Vortritt des Kahlkopfs zum großen Erstaunen seines lustigen Rathes: „Des Reiches Wohl vor allem." Unter des Reiches Wohl versteht er aber, wie der Dialog mit dem Senator Rufus lehrt, die Füllung seiner Privatschatulle. Als fast Alles den größenwahnsinnigen Imperator verläßt, als er sich selbst als Cäsar aufgiebt, hält er doch an dem Glauben seiner hohen Künstlerschaft fest. „Was bleibt mir noch? Ah, Phaon, meine Leyer." Dem Ende nahe, hat er noch Sinn für theatralische Effekte, hart an der Pforte des Todes erklärt er sich als den „größten Dichter der lateinischen Welt", den das übervolle Theater mit Beifall überschütte. Dabei konfundiren sich seine Gedanken; in der Menschenmenge, die ihm den Weg versperrt, erblickt er seine Mutter und viele seiner anderen Opfer. Wie in der Geschichte, setzt er den Dolch an seine Brust mit den Worten „Welch' ein Künstler stirbt in mir!" Gleichen Schritt mit seiner größenwahnsinnigen Einbildungskraft hält, wie in der Geschichte, nur seine Feigheit. Cossa weiß beide noch zu steigern: sein Nero verlangt im Cäsarenwahnsinn, daß ihm einer von den „Feiglingen", die noch bei ihm aushielten, es ihm vormache, wie man sich tödte, und als Akte ihm zur Ermuthigung sich selbst erdolcht und ihm sterbend sagt, daß es nicht schmerze, kann sich der tausendfache Mörder nur zögernd entschließen, den Tod zu kosten.

Die Einwirkung von Cossa's Nero ist trotz aller Verschiedenheit der Handlung nicht zu verkennen, in dem bekannten, vielfach dramatisirten Roman „Quo vadis?" von Sienkiewicz (1896), um nur diesen aus einer Reihe erzählender Werke, welche sich mehr oder weniger mit Nero befassen*), hervorzuheben. In der Erzählung des polnischen Romanciers, die in der Feuertaufe des jungen Christenbundes durch den neronischen Brand ihren Höhepunkt erreicht, ist der Kaiser Nero nicht die Hauptperson im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Seine satanische Selbstsucht, seine höllische Grausamkeit dienen dem Dichter zuvörderst als der tiefschwarze Hintergrund, von welchem sich die Lichtgestalten seiner christlichen Helden um so wirksamer abheben sollen. Und doch wendet Sienkiewicz dem ruchlosen Christenverfolger, an dem er kein gutes Haar läßt, dem er nicht einen einzigen Freund zugesellt, größeres psychologisches

*) z. B. Nero, von Eckstein; Octavia, von Walloth.

Interesse zu, als irgend einer seiner christlichen oder heidnischen Figuren. Wie Cossa wählt er Nero's Dilettantismus, dessen grenzenlose Selbstverblendung nicht nur in Betreff seiner künstlerischen Leistungen, den in Nero verkörperten Gegensatz von griechischem Schönheitssinn und altrömischer Herzenshärte zu seinem dichterischen Vorwurf. Die Künstlereitelkeit ist hier in engeren Grenzen als in dem italienischen Dramatiker gehalten, indem der kaiserliche Narr in „Quo vadis?" nur als Dichter, Sänger und in der Kunst des Vortrags brilliren will; die beiden Seelen in der Brust des „Feuerbartes", wie ihn Sienkiwiecz, auf den Beinamen „Ahenobarbus" Bezug nehmend, den die betreffende Linie der Domitier trug, mit Vorliebe nennt, sind in dem polnischen Roman noch mehr kontrastirt als in dem italienischen Drama, das an das szenisch Darstellbare gebunden ist. So beklagt sich Nero seinen „Freunden" Petronius und Vinicius gegenüber, daß man ihn grausam, einen Mutter-, einen Gattenmörder nenne. „Man sieht eben nicht ein, daß ein Mann zu Zeiten grausam handeln muß, obschon er selber nicht grausam ist." Die Leute wußten nicht, wie viel Güte in seinem Herzen liege, sobald Musik den Zugang desselben erschlossen habe, und in demselben Athem giebt er die Absicht zu erkennen, zwei Musikvirtuosen seines Hofes hinrichten zu lassen, weil sie die Zither besser spielten als er. Der Imperator verräth uns gleich darauf, daß, wenn er tödte wie der Tod selbst, wie ein rasend gewordener Bacchus, der letzte Grund ein ästhetischer sei, weil er die Plattheit des gemeinen Lebens nicht mehr zu ertragen vermöge. Nur aus diesem Grunde, eröffnet uns der Nero des polnischen Dichters, in der Hoffnung etwas jeden menschlichen Begriff Uebersteigendes zu sehen, habe er Gattin und Mutter dem Tode geweiht. „Für Kunst und Poesie Alles zu opfern, ist erlaubt und recht."

Diesen Wunsch des unzurechnungsfähigen Cäsar, der Priamus glücklich preist, weil er einen auserlesenen ästhetischen Genuß gehabt habe, nämlich die Ruinen Trojas betrachten zu können, diesem Hange des blutdürstigen Dilettanten, der sich nach Anregung sehnt, damit seine dichterische Konzeption „Das Ende Trojas" Gestalt bekommen könne, kommt Tigellinus, der Präfekt der Prätorianer, entgegen. Um die Phantasie seines Herrn zu nähren, läßt Tigellinus, zwar nicht ausdrücklich dazu autorisirt, doch ganz im Sinne Nero's handelnd, Rom in Flammen stecken. Mit kaum verhehlter Freude empfängt der Imperator die Nachricht von der

Katastrophe; keinen Funken menschlichen Gefühls entlockt ihm das ungeheure Unglück, das er nur vom Standpunkt der Aesthetik aus betrachtet; nur eins macht ihm Sorge, ob er bei seiner poetischen Anrede an die brennende Weltstadt eine Hand oder beide in theatralischem Schmerze erheben solle. Wirklicher Schmerz überkommt ihn nur, als ihn der Pöbel Roms der Brandstiftung zeiht, aber nicht wegen seiner moralischen Schätzung, sondern weil ihm das Volk diesen poetischen Zeitvertreib nicht gönne, und nur die Bemerkung seines Präfekten, daß unter solchen Umständen mit Gewalt nichts auszurichten sei, hält ihn ab, unter den mißgünstigen Philistern ein Blutbad anzurichten.

Die sich an den Brand Roms anschließende Christenverfolgung erscheint in der Erzählung von Sienkiewicz als die Folge einer Hofintrigue zwischen Tigellinus und Petronius. Zwei Rabbiner und ein heruntergekommener griechischer Literat machen Nero auf die Christen aufmerksam, wobei sie ihn mit Schmeicheleien förmlich bombardiren. Der polnische Romancier übernimmt die Ueberlieferung, daß Poppäa Sabine eine Anhängerin Jehovas gewesen sei. Aber nicht aus religiösem Fanatismus bläst sie in die Seele ihres feigen Gatten den Gedanken, die Christen der Brandstiftung zu bezichtigen, sie thut es aus Haß gegen eine junge Christin, deren Schönheit sie eventuell in Nero's Augen in Schatten stellen könnte, und welcher sie Schuld giebt, den Tod ihres Töchterleins durch Zauberei herbeigeführt zu haben. Was Nero anlangt, so ist es in Wirklichkeit nicht die Begierde, den Tod seiner Tochter zu rächen, die ihn zum Christenverfolger macht. Denn wirklichen Schmerz hat ihm jener Todesfall nie bereitet, er gab ihm vielmehr nur die willkommene Gelegenheit, theatralischen Schmerz an den Tag zu legen. Die faustdicke Schmeichelei des Petronius, er solle sich in seiner Trauer mäßigen, damit er der Welt das Juwel seiner Stimme erhalte, läßt ihn sofort den Tod der kleinen Augusta vergessen. Was den kaiserlichen Komödianten sogleich auf die Idee einer Christenverfolgung eingehen läßt, ist sein persönlicher Haß gegen zwei patrizische Gönner der Anhänger des neuen Glaubens.

Keine der entsetzlichen Einzelheiten, die die neronische Verfolgung charakterisirte, bleibt uns erspart, und als wenn das Saldo Nero's nicht schon groß genug wäre, zeigt der Dichter ihn uns auch als den Mörder seines Stiefsohnes Rufius Crispinus. Nach Sueton läßt er diesen, den Sohn Poppäas aus einer früheren Ehe, aus politischem Argwohne beim Angeln ertränken, bei dem polnischen

Dichter wirft Nero, weil sein Stiefsohn sich unterstanden hat, während der Deklamation seines Stiefvaters einzuschlafen, ihn mit tödtlicher Wucht ein schweres Trinkgefäß an den Kopf.

Der Tod des Wütherichs wird nach den Angaben Sueton's, dem auch Cossa darin gefolgt ist, im Epilog verhältnißmäßig summarisch erzählt.

Mit der Betrachtung der ernsthaft zu nehmenden Dichtwerke über Nero wären wir nun zu Ende; es bleibt uns bloß noch übrig, die leichtere Waare der Opernlibrettos, welche sich mit dem kaiserlichen Komödianten befassen, eines Blickes zu würdigen. Wird auf die dilettantenhafte Seite des neronischen Charakters der Hauptaccent gelegt, so erscheint das musikalische Drama als das beste Veranschaulichungsmittel des Sängers im Purpur, sei es, daß ihn der Komponist, den Spuren Hamerling's und Wilbrandt's folgend, als eine Art Tannhäuser vorstellt, sei es, daß er nach Cossa und Sienkiewicz ihn als einen antiken Beckmesser auftreten läßt. Die zwei modernen Opern „Nero", die ich kurz erwähnen will, betonen diese Seite nicht; den Librettisten dient der berüchtigte Name zu weiter nichts, als die Bühne mit allerhand Spektakel zu erfüllen. Wenn sich schon die bisher betrachteten ernsthaften Dramatiker den Brand Roms nicht haben entgehen lassen, kann dies Ereigniß in einer Oper „Nero" fehlen? Sowohl der französische Librettist Jules Barbier, der Rubinstein den Text zu seiner Oper geliefert hat, derselbe, der auch Faust und Hamlet zu Opernhelden frisirte, als auch der italienische Dichterkomponist Arrigo Boito lassen ihren „Nero" im Brande Roms kulminiren. In der Motivirung dieses phänomenalen Ereignisses weichen sie von der historischen und bisher betrachteten poetischen Ueberlieferung ab, am weitesten der Italiener, der ganz einsame Wege wandelt. In der französischen Dichtung zündet der Titelheld die Stadt an aus Verdruß darüber, daß eine schöne Christin seine allzu stürmischen Bewerbungen zurückgewiesen hat; schon vor der That ist er dazu entschlossen, die Schuld des Frevels den Christen aufzubürden, und während der Feuersbrunst hetzt er vom Altan seines Palastes aus den Pöbel auf die Anhänger der neuen Lehre; offenbar hat dabei dem Dichter der Nero der französischen Geschichte, Carl IX., vor Augen geschwebt, der in der Bartholomäusnacht von einem Fenster des Louvre aus auf die vorüberfliehenden Hugenotten gefeuert haben soll. Der Sturz des Tyrannen, den Barbier noch feiger in der Todesstunde, als die sonstige Tradition meldet, erscheinen läßt, wird auf die

persönliche Feindschaft des Julius Vindex zurückgeführt; wie in der Gutzkow'schen Tragikomödie ist der Imperator demselben in einer Liebesaffaire ins Gehege gekommen; natürlich legt der französische Poet auf die gallische Abkunft des Vindex, den er gegen die geschichtliche Ueberlieferung zum Christen macht, und den er sein Unternehmen siegreich zu Ende führen läßt, einen Hauptaccent, damit die Welt wisse, daß, sozusagen, ein Franzose, an der Spitze der Zivilisation marschirend, die neronische Schreckensherrschaft fortgefegt habe.

In der Boito'schen Dichtung, die, ungeachtet ihrer formvollendeten Sprache, trotz ihrer metrischen Vorzüglichkeit, doch nur ein seichtes Machwerk ist und nur nach hypertheatralischen Effekten hascht, ist Alles ganz anders. Zunächst stehen die Christenverfolgung und die Einäscherung Roms in umgekehrter, zeitlicher Folge, sodann ist Nero am Brande so unschuldig wie ein neugeborenes Kind; neu ist ferner die Einführung des aus der Apostelgeschichte und der römischen Petrussage bekannten Simons, des Magiers, in die Nero-Dichtung. Dieser Wundermann, den wir in einer abgeschmackten Szene gleich zu Anfang der Oper bei dem Versuche antreffen, dem reumüthigen Nero den Geist seiner Mutter heraufzubeschwören, er ist es, der den Cäsar gegen die Christen aufhetzt. Hat doch der Christenjüngling Fanuel des Magiers Bitte, ihm die Wundergabe des heiligen Geistes zu verkaufen, mit einem Fußtritt erwidert. Derselbe Simon ist es, der, während die Christen zum Schauspiele bluten, unter ihnen auch Nero's ehemalige Geliebte wider Willen, die Vestalin Rubria (Sueton, Nero 28) den Zirkus und damit Rom anzündet, damit er, der entlarvte Betrüger, sich während des Wirrwarrs aus dem Staube machen könne. Es gelingt ihm freilich nicht. Zurückgreifend auf Sueton, wo Nero aus dem Mythus von Ikarus einmal blutige Wirklichkeit machte, und auf die Petrussage läßt Boito den Charlatan, der sich der Kunst des Fliegens vermaß, auf des Kaisers Befehl von einer Säule herabstürzen. Der einzig wirklich dichterische Gedanke in Boito's Drama ist, daß, wie bei Gutzkow, die Flammen des brennenden Rom den Untergang des kaiserlichen Komödianten beleuchten. Auch in Betreff der allerletzten Dinge Nero's wandelt Boito auf einsamem Poetensteige. Nachdem jener noch die ihn auf Schritt und Tritt verfolgende Asteria, das Medium des Wundermanns, unter Küssen erstochen hat, wird er sozusagen vom Teufel geholt. Es heißt nämlich wörtlich am Schlusse dieses neuesten

Nero-Dramas: „Trompetenstöße ertönen und Volksgeschrei; überall erscheinen Gespenster. Nero wankt zur Statue der Athene. Die Erde zittert. Der Hintergrund des Theaters stürzt ein und in der Ferne sieht man die Märtyrer als lebendige Fackeln in den Palatinischen Gärten brennen. Nero schlägt an das eherne Schild der Göttin, aber die Schaar der Gespenster will nicht weichen, sie wird immer dichter. Uebernatürliche Stimmen verkünden: Dies irae, dies illa!" Alle Schrecken der Apokalypse wirbeln über den Himmel dahin, es donnert und wieder ertönen Trompeten. Bewußtlos sinkt Nero nieder, die Geister umdrängen ihn, und ein letzter Schrei erschallt: „Verflucht in Ewigkeit."

Im Volksbewußtsein lebt Nero seit den Tagen der Apokalypse als Verfluchter fort. Die Dichter, seine irdischen Richter, stimmen nicht sammt und sonders in die absolute Verdammung des Muttermörders ein, und der Allwissende im Himmel? Wird er, wie das in der Wilbrandt'schen Dichtung so nahe gelegt ist, in seinem ewigen Erbarmen nicht auch einen Nero als einen Erdensohn betrachten, „an dem man mehr gesündigt, als er sündigte"?

Noth und Verbrechen.

Von

Heinrich Reuß.

Jedes Jahr, wenn die ersten Eisblumen an den Fenstern erscheinen und die ersten Schneeflocken vom Himmel zur Erde niederfallen, fangen die Gefängnisse an, sich zu füllen. Die große Schaar der Obdachlosen, Arbeitslosen, Bettler und Vagabunden, die bisher bei Mutter Grün oder unter Brücken, verlassenen Baracken, Strohhaufen und ähnlichen schützenden Asylen einen Unterschlupf suchten und fanden, laufen alsdann der großstädtischen Polizei direkt in die Hände, die sich ihrer durch Richterspruch entledigt und sie für einige Tage und Wochen als Staatspensionäre in den Gefängnissen aufnimmt. Es ist ein tieftrauriges Bild, das in solchen Zeiten vor dem Richterstuhl und im Gefängniß sich abspielt, traurig durch den Anblick der Menschen, die von Stufe zu Stufe gesunken, innerlich gänzlich verwildert und verroht, äußerlich völlig verwahrlost, vom Ungeziefer buchstäblich oft zerfressen, an sich keine sittlichen Ansprüche mehr machen und stumpfsinnig ohne besonders große Trauer in den Tag hineinleben. Trauriger aber noch wirkt das beschämende Gefühl der Ohnmacht, daß man solchem Elend gegenüber keine andere Rettung weiß, als die Zuflucht zu den sogenannten Hoheitsrechten des Staates, zum Richterspruch und dem Gefängniß. Ein Gefängniß soll ein Ort der Strafe sein, und hier wird Plage als Wohlthat empfunden. Eine andere Beobachtung möge diese ablösen. Die Insassen der Strafanstalten stammen zumeist aus niederen Volksklassen. Von 5324 Zugängen in den preußischen Zuchthäusern im Etatsjahr 1899/1900, und zwar von 4506 Männern und 818 Frauen waren ohne jedes bestimmte Einkommen gewesen 171 Frauen und 33 Männer, ein Einkommen bis zu 900 Mark hatten besessen 629 Frauen und 3870 Männer, über 900 Mark bis 3000 Mark

16 Frauen und 542 Männer, über 3000—6000 Mark 1 Frau und 15 Männer. Almosenempfänger waren gewesen 9 Frauen, 8 Männer. Von denselben Gefangenen waren ehelich geboren 4111 Männer, 724 Frauen, unehelich geboren 395 Männer, 94 Frauen. Aber trotzdem ist jeder Stand in den Strafanstalten vertreten. Assessoren, Rechtsanwälte, Pfarrer, Lehrer, Banquiers, Chemiker, ehemalige Offiziere, Gymnasiallehrer, Zeitungsleiter, Zirkusdirektoren, Aufsichtsräthe, Brauereidirektoren, Fabrikanten, kurzum alle möglichen, kaum geahnten Berufsarten des vornehmsten und geringsten, adeligen und nichtedlen Standes machen in einzelnen Vertretern mit dem Gefängniß Bekanntschaft, denn die Rechtsprechung ist in Deutschland keine Klassenjustiz, sondern die wirklich gerecht sein wollende Hüterin des Guten und Rächerin des Bösen. Trotzdem aber ist die Masse der Sträflinge hergekommen aus den einfacheren, nicht wohlhabenden Klassen unseres Volkes. Eine dritte Beobachtung führt zu folgendem Resultat: Geht man den einzelnen Verbrechern nach und sucht man die Beweggründe zu ihrer That aus ihrem Munde zu erforschen, so begegnet man meistentheils dem kurzen, aber doch so gewaltig in's Herz schneidenden Wörtlein „Noth". Diese drei Beobachtungen menschlicher Bedürftigkeit lassen einen rasch urtheilenden, nur oberflächlich hinschauenden Betrachter leicht zu dem Schlusse kommen, daß das Verbrecherthum eine Begleiterscheinung sozialer Noth sein muß, und daß in Folge dessen die Bekämpfung des Verbrechens an dem Punkte einzusetzen hätte, wo die soziale Noth den Menschen zum Verbrechen zu verführen beginnt. Eine Nothlage ist es ja ganz gewiß vielfach gewesen, in der Mancher zum Verbrecher geworden ist und in so fern hat Mancher Recht, der seine Handlungsweise mit solcher Nothlage entschuldigen bezw. verständlich machen will. Aber wie viele Nothlagen sind eine selbstverschuldete Pein dessen, der sich in ihr befindet! Solche Nothlagen sind gewiß sehr oft des alleraufrichtigsten Bedauerns würdig, oft aber begründen sie auch eine Schuld und bezeugen einen Leichtsinn und sehr oft eine Rohheit, an der die staatliche Rechtsprechung, deren Sinnbild verbundene Augen trägt, ungerührt vorübergehen muß, um ihres strafenden Amtes zu walten. Es kommt deshalb sehr auf den Begriff Noth an, mit dem man arbeitet und unter dem man die Lage eines Menschen begreift und beurtheilt.

Unter Noth versteht man im gewöhnlichen Leben Armuth, Mangel an den einfachsten Dingen, die zur täglichen Nahrung,

Kleidung und Lebenshaltung gehören. Sobald aber dieses Wort einen ethischen Sinn annimmt, verstehen wir solche Lagen darunter, in denen ein Mensch unter unerquicklichen und unerträglichen Verhältnissen arbeiten und leben muß. Wenn der Vater einer Familie ein Trunkenbold ist, oder wenn eine Mutter pflichtvergessen die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigt, so ist das moralisches Elend, welches oft Noth verursacht, oft aber auch Noth zur Folge hat, und Kinder, die in solcher moralischen Noth aufwachsen, den Fluch dieses Elends oft ein ganzes Leben lang mit herumtragen läßt. Das ist moralische Noth, in die ein Mensch hineingeboren wird. Plötzliche, elementare Ereignisse, wie Winterkälte, Kriegsnoth, Hungersnoth, gewaltsame Ausstände bringen oft ganze Erwerbszweige zum Stillstand, versetzen ganze Länder in Noth, zu welcher der Einzelne nichts kann, die aber auf das moralische Empfinden, auf die Verwilderung und Lockerung aller sittlichen Bande von ganz unberechenbarem Einfluß sind. Verarmung, plötzliche, wie langsam schleichende, erträgt der Mensch schwerer, als in Armuth geboren zu sein. Kommt aber ein Mensch durch falsche oder betrügerische Berechnung seines Haushaltes, durch unüberlegte oder leichtsinnige Verschwendung in Noth, so ist das eine wirthschaftliche Lage, die er selbst verschuldet hat. Solche Nothlagen können wirthschaftlicher Art; ebenso gut auch physischer und sittlicher Art sein. Mädchen, die pflichtvergessen und leichtsinnig ihre Ehre preisgegeben haben, schämen sich ihre Schande den Eltern zu gestehen, und stehen dann als Kindesmörderinnen rascher vor dem Schwurgericht, als sie es denken. Zu ihrer Entschuldigung wissen sie weiter nichts anzugeben, als ihr Verlassensein, als die furchtbare Gewissensnoth und die nicht minder gräßliche, physische Noth, der sie in grauenvoller Stunde mutterseelenallein gegenüberstanden, die sie um alle Besinnung gebracht habe. Das ist Noth, welche zugleich die schwerste, persönliche Schuld in sich schließt. Was also ist Noth, das ist die schwere Frage, die beantwortet sein will, wenn man den Zusammenhang zwischen Noth und Verbrechen auch nur einigermaßen ergründen will.

Unter 40 jugendlichen Gefangenen im Alter vom 12. bis 17. Lebensjahre, die zu einer Schulklasse vereinigt sind, waren 36 wegen Eigenthumsvergehen, drei wegen Sittlichkeitsverbrechen, einer wegen Körperverletzung bestraft. Diese Zusammensetzung giebt ein ungefähres Bild, wie die Eigenthumsverbrechen weitaus die wichtigste Rolle in der ganzen Auf- und Abbewegung der Kriminalität

spielen. Unter diesen jugendlichen Gefangenen greife ich einen heraus. Er ist der begabte, aber faule und leichtsinnige Sohn einer Schauspielerin, Vater und Mutter leben getrennt. Die Mutter hat ihren Sohn großgezogen d. h. über seine Verhältnisse hinaus gekleidet und üppig ernährt. Der Junge strotzt von fast ungesunder Gesundheit. Väterliche Zucht hat er nie kennen gelernt. Seine Lehrer klagen über Lügen, Faulheit, Hang zum Umherschweifen und über früh erwachte Neigung zum Diebstahl und Gewaltthätigkeit an seinen Mitschülern. Seit seinem 12. Jahre ist dieser Junge wegen fortgesetzter, frecher Diebstähle, Einbrüche, Betrügereien und Körperverletzung nicht mehr aus der Zwangserziehung und dann aus dem Gefängniß herausgekommen. Eine Nothlage liegt vor, moralische Zerwürfnisse bedauerlichster Art, die das Eheleben der Eltern vergiftet haben und nun die Sünde des Vaters und der Mutter an diesem Knaben heimsuchen. Wollte auch die bürgerliche Gesellschaft diesem Knaben Mitleid im weitestgehenden Maße entgegenbringen, erwehren müßte sie sich seiner doch, da er allem Anscheine nach auf Mitleid gar nicht rechnet, sondern allem menschlichen Ermessen nach mit vollem, klarem Bewußtsein auf die Verbrecherlaufbahn lossteuert, von der er sich mehr Behagen verspricht und müheloseren Genuß des Lebens, als von schlichter, treuer Arbeit. Jetzt ist er ein nichtsnutziger, frecher Bursche, später wird er ein unverbesserlicher Zuchthäusler, aber von einer wirthschaftlichen Noth, die diesen Jungen als Opfer einer kapitalistischen Weltordnung erscheinen ließe, kann keine Rede sein. Fällt die Mutter dieses Knaben, die ihn jetzt nach seiner jeweiligen Entlassung aus dem Gefängniß immer reichlich wieder mit Kleidung und Geld versorgt, einmal fort, so wird er auch noch mit der wirthschaftlichen Noth des Lebens zu kämpfen bekommen, aber diese ist dann eine Folge seines verfehlten Lebens, in dem kein Raum gewesen ist zum Erwerben nützlicher Kenntnisse, die den Menschen wirthschaftlich werthvoll und brauchbar machen. Solchen absehbaren, zukünftigen Nothlagen wird keine, auch die sozial vollendetste Wirthschaftsordnung, vorbeugen können, denn sie sind das Produkt einer Verkettung von Umständen, die alle aus dem verkehrten Wollen eines Menschen resultiren. Diesem Jungen stelle ich an die Seite seinen Komplizen. Als sich diese beiden Buben kennen lernten, waren sie schon beide einander würdig. Das Milieu, aus dem dieser Junge stammt, schildert sein Pfarrer, ein als Volksschriftsteller und Volkskenner in ganz Deutschland hochangesehener Mann,

folgendermaßen: „Die Familienverhältnisse des in Ihrer Haft befindlichen F. B. sind so überaus traurige, daß seine Mutter und Geschwister schon öfter im Gefängniß gesessen haben. Die ganze Haushaltung steht wegen ihrer verkommenen und zuchtlosen Aufführung in solch' allgemeiner Verachtung, daß man die zahlreiche Kinderschaar als geborene Zuchthauskandidaten ansieht. Armuth und Lüderlichkeit reichen sich die Hand. Von Erziehung kann keine Rede sein, da das schlechte Beispiel von Vater und Mutter, welch' letztere soeben eine Gefängnißstrafe in W. verbüßt und das gewissenlose Antreiben zu Bettelei und Diebstahl sie in Grund und Boden verderben muß. Ein älterer Bruder des F. B. hat nach längerem Aufenthalt im Rettunghaus zu S. unter Anführung ähnlicher Elemente einen Einbruch in diese Anstalt verübt. Der in Ihrer Haft befindliche B. betritt nun dieselbe Laufbahn. Sein Betragen in und außer der Schule war ein den Verhältnissen entsprechendes. Er hat natürlich wie alle Schulkinder am Gottesdienst theilgenommen, dagegen konnte er zum heiligen Abendmahl nicht zugelassen werden, da er wegen einiger während der Konfirmandenzeit verübter Einbrüche nicht konfirmirt wurde und sich auch nachher nicht durch besseren Lebenswandel dessen würdig zeigte." Dieser im Oktober 1884 geborene, seit dem 21. Oktober 1898 achtmal bestrafte Junge ist nicht eigentlich faul und träge, im Gegentheil arbeitet er viel lieber, als daß er müßig geht, aber er ist völlig abgestumpft gegen alles Scham- und Ehrgefühl, verläßt sich auf seiner Fäuste Gewalt, versteht nicht haushälterisch zu leben, nimmt bei gebotener Gelegenheit oder Anführung eines andern Gefährten mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Die beispiellose Verwahrlosung seiner Jugenderziehung, die Eindrücke seines Vorlebens haben die Gesinnung dieses Jungen völlig vergiftet. Hier liegt wirthschaftliche Noth und moralisches Elend dicht neben einander, aber doch läßt sich die wirthschaftliche Noth nicht als Ursache des sittlichen Verfalles verantwortlich machen, denn mindestens genau so viel Schuld trifft die sittenlosen und zuchtlosen Eltern an der Verarmung und Verwahrlosung ihres Haushaltes, als umgekehrt Armuth und Dürftigkeit die Eltern sittlich mürbe und gleichgiltig gestimmt hat. Zu verwundern ist es nicht, daß aus solchem Sumpfe eine derartige Sumpfpflanze wie F. B. hervorgegangen ist, seine Verbrecherlaufbahn steht im engsten Zusammenhang mit solch' grauenhafter, selbstverschuldeter Nothdurft, aber diese ist kein Vorwurf gegen die bürgerliche Gesellschaft, sondern

eine Anklage gegen die Gewissenlosigkeit, und Pflichtvergessenheit ehrlos gesinnter Eltern. Als dritten greife ich einen Schwaben heraus, der 17 Jahre alt und wegen Einbruchs erstmalig bestraft ist. Er ist Spengler, kann aber „das Klima in der heißen Werkstatt" nicht vertragen und sucht sich deshalb, auf der Wanderschaft nach F. gekommen, lieber eine Stelle als Ausläufer mit einem Wochenlohn von 15 Mark. Eine ältere Schwester, die als Dienstmädchen brav und ehrlich ihr Brot verdient, ist lange Zeit sein moralischer Halt. Ohne daß die Schwester es verhindern kann, kommt er in liederliche Gesellschaft, in welcher er lernt, seinen Wochenlohn zu verprassen. Unterschlagungen folgen und führen ihn erstmalig in das Gefängniß. Als man hier sein Vorleben feststellte, erhält man die kaum glaubliche Mittheilung, daß dieser Junge von dreizehn unehelich geborenen Kindern einer Mutter das jüngste wäre, die Mutter „sei keine Zierde der Gemeinde, weder an Fleiß und Reinlichkeit, noch an Ehrlichkeit und Sittlichkeit, sie wohnt im Armenhause, wo die Kinder nicht viel Gutes sahen und hörten". Daß die Umgebung dieses Jungen die ärmlichste gewesen sein muß, ist klar, folgt auch aus der weiteren Schilderung, daß diese Mutter ihre Kinder zum Stehlen und Betteln angehalten habe. Bemerkenswerth aber erscheint die andere Thatsache, daß zwei Schwestern und ein Bruder aus dieser Familie eine rühmliche Ausnahme machten und durch Fleiß, Sparsamkeit und Ehrlichkeit sich emporgearbeitet hätten. Von einer moralischen Nothlage des bestraften Jungen muß hier ganz gewiß geredet werden, aber um diese Frage handelt es sich hier garnicht, sondern genau genommen um die, war der Junge in dem Augenblick, wo er in Folge seiner jammerbaren Erziehung, der unsittlichen Anschauungen und Vorbilder, unter deren Eindruck er aufwuchs, mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kam, das Opfer einer wirthschaftlichen Nothlage? Die Erkenntniß der Strafbarkeit seiner Handlung besaß er. Monatelang vorher war er mit seinem Wochenlohn gut ausgekommen. Im Allgemeinen darf man auch, ohne allzu großem Widerspruch zu begegnen, sagen, daß für einen siebzehnjährigen jungen Burschen fünfzehn Mark Wochenlohn neben den Trinkgeldern, wie sie Ausläufer einzunehmen pflegen, eine ausreichende Bezahlung ist. Kommt trotzdem ein solcher in eine derartige Nothlage, dann haben Leichtsinn, Genußsucht und nicht zuletzt allzu frühe Selbständigkeit dieselbe verursacht. Aber eine direkte, ökonomische Noth hat diesen Jungen unleugbar nicht auf die Bahn des Lasters geführt.

Ein Junge, dessen Eltern in einer kleinen Landstadt verarmten und alsdann zur Großstadt zogen, ist mit sechzehn Jahren schon acht Mal bestraft. Die letzte Strafe erreicht eine Höhe von 3½ Jahren wegen schweren Diebstahls im wiederholten Rückfall in zehn Fällen unter Freisprechung von zwei weiteren schweren und drei leichten Diebstählen. Die Eltern sind einst angesehene Bürgersleute gewesen, aber durch Krankheit und auch Unfähigkeit des Vaters verarmt. Die Mutter hat lange Zeit durch ihrer Hände Arbeit und als Verkäuferin von Zeitungen die ganze Familie, bestehend aus drei Söhnen und einer Tochter, ernährt. Alle Kinder sind wohlgerathen und erzogen. Nur dieser Sohn macht schon während der Schulzeit seinen Eltern viel Sorge. Mit zwölf Jahren erhält er den ersten gerichtlichen Verweis, mit dreizehn Jahren die erste Gefängnißstrafe. Jedes Mal nimmt er nach wiedererlangter Freiheit einen Anlauf, rechtliche Bahnen einzuschlagen, aber nach Verlauf von nur kurzer Zeit steht er immer wieder an der Spitze förmlich organisirter Banden jugendlicher Diebe und Einbrecher. In Folge seiner letzten Räuberthaten sitzen vier jugendliche Einbrecher im Gefängniß, er selbst ist zu rechter Zeit noch in das Ausland, wahrscheinlich weit genug vom Schuß, entflohen. Zwischen diesen letzten Thaten und seiner letzten Entlassung lagen drei Monate, in denen sein besseres Selbst mit seinem verbrecherischen Willen im Kampfe lag. Dank der Fürsorge seiner Mutter hatte er in einer Wirthschaft Stellung als Hausknecht bei reichlichem Lohn gefunden. Eine irgendwie abnorme Veranlagung lag nicht vor. Zu Hause war kein Wohlleben, aber auch keine Noth vorhanden Die Mutter verdiente, sämmtliche Geschwister verdienten Geld, Obdach und Nahrung genoß er bei seiner Mutter. Was ihn immer wieder zu dem Verbrechen hinzog, war seine Gesellschaft, die mit ihm im Gefängniß zusammen gesessen hatte und ihn immer wieder in ihre Netze zog. Als ihn die völlige Isolirung im Ausland und die Noth des Lebens zum Arbeiten zwang, und die Erfahrung ihn überzeugte, daß anderwärts für die Gauner nicht so human gesorgt wird, als im lieben, deutschen Vaterland, da soll er nicht wieder rückfällig geworden sein, sondern als Matrose tüchtig arbeiten gelernt haben.

Wenden wir uns nun zu einem andern, noch jugendlichen Verbrecher von neunzehn Jahren. Er ist der einzige Sohn eines verstorbenen, sehr hohen Beamten. Die Mutter hat diesen hochbegabten, jungen Mann alles lernen lassen, was zur Bildung eines

tüchtigen Kaufmanns dienlich und förderlich sein kann. Im Besitz der Berechtigung zum einjährig freiwilligen Militärdienst, glänzend musikalisch begabt und ausgebildet, hat ihn seine hervorragende kaufmännische Begabung und sein Geschick in Börsengeschäften früh das Vertrauen seiner Vorgesetzten erwerben lassen. Mit glänzenden Aufträgen wird er trotz seiner Jugend nach Paris und London beordert. Da fallen zum ersten Male Unregelmäßigkeiten auf, er wird energielos, träumerisch und unsicher. Man erinnert daran, daß seine Lehrer ihn einst schon im Verdacht ausschweifender geschlechtlicher Selbstbefleckung hatten, und vermuthete wohl nicht mit Unrecht, daß der Besuch von Tingeltangels 2c. die Ursache seiner Unterschlagungen war. Wegen großer Unregelmäßigkeiten, die seine Mutter noch einmal deckte, ward er aus dieser glänzenden Vertrauensstellung entlassen. In einer zweiten Stelle, die er Anfangs wieder mit großem Erfolge bekleidete, nehmen die Veruntreuungen auf einmal einen solchen Umfang an, daß seine verwittwete Mutter nicht mehr dafür aufkommen kann. Er wird dem Staatsanwalt überliefert. Das frivole, mit viel Hohn und mitleidlosem Achselzucken oft zitirte „où est la femme“ ist die Erklärung dieses typischen Falles, für den jede Erklärung und jede Entschuldigung mit Noth oder wirthschaftlichem Elend fehlt, da im Gegentheil alles, was mütterliche Liebe und Treue an ein Kind nur wenden kann, an diesen jungen Mann gewandt worden ist. Solche Opfer der allerniedrigsten sinnlichsten Genußsucht sind nicht etwa selten, sondern sie bilden bei dem großen Heere der wegen Unterschlagung, Urkundenfälschung, Veruntreuung, unlauteren Wettbewerb bestraften jungen Kaufleute, Ausläufer, Magazinverwalter 2c. die traurige Regel. Auch moralisch korrupte Familienverhältnisse können diese Leute sehr oft nicht für sich zur Entschuldigung ins Feld führen, denn vielfach entstammen sie dem mittleren, eher wohlhabend als arm zu nennenden bürgerlichen Mittelstand und alle modernen Bildungselemente, die einen Menschen wirthschaftlich werthvoll machen, haben vielfach mit Erfolg zu ihrer Verfügung gestanden. Was allein solche Tragödien erklärt, ist das verfehlte, sinnliche und materialistische Denken, das tiefer blickende Lehrer einst schon mit Befürchtungen an dem zuletzt geschilderten Knaben beobachtet haben.

In dieser Weise kann man das Leben von Hunderten jugendlicher Sträflinge durchgehen, immer wird man diese eine Thatsache bestätigt finden, daß große sittliche Nothstände, die oft ganz unentdeckt bleiben oder bei oberflächlichem Zusehen gänzlich unauffindbar

bleiben können, irgend ein Schatten auf das Vorleben und die Jugendzeit der Sträflinge werfen; aber eine akute, augenblickliche Noth läßt sich in den allerseltensten Fällen direkt nachweisen, die man als ausschließliche Veranlassung zum Diebstahl bezeichnen könnte. Eine solche augenblickliche Noth finde ich darin, wenn ein Schuljunge im Gefängniß eingeliefert wird, dessen Vater ein notorischer Trunkenbold ist, der seine zahlreiche Familie in der strengsten Winterkälte hungern und frieren läßt. Zu mehreren Malen, ehe der Junge angezeigt wird, ist er fortgejagt worden, als er Kohlen an der Eisenbahn stehlen wollte. Endlich einmal wird er mit seiner Mutter zugleich verhaftet, als sie bei strengster Winterkälte zusammen Kohlen holten. Da gehörte nicht der Junge, nicht die Mutter, sondern der traurige Tropf von Vater ins Gefängniß. Das ist Noth, die klagend ihre Stimme zum Himmel erhebt, aber sie klagt nicht eine verkehrte Weltordnung, sondern die elende Genußsucht und schlappe Energielosigkeit durch den Trunk zerrütteter Männer an, die den natürlichsten Pflichten eines Vaters gegen seine Kinder und die Mutter seiner Kinder sich entziehen. Solche brutale Troddel verlassen oft ihre Familie, leben mit den liederlichsten, ebenso wie sie, dem Trunk ergebenen Dirnen und enden vielfach, wenn auch diese sie nicht mehr aushalten und ernähren wollen, in thierischer Betrunkenheit durch Selbstmord in Kanälen und Flüssen. Das Thier sorgt für seine Jungen, nur der Mensch kann durch Trunksucht und Unzucht, die in teuflischer Verwandtschaft zu einander stehen, unter das Thier herabsinken. Solche Noth wird von Frauen und Kindern stiller getragen als man denkt. Obgleich sie vielfach anzutreffen ist in unserer Zeit, im Gefängniß begegnet man ihr sehr selten, denn lieber ertragen solche arme Frauen in sklavischer Ergebung solch ein Loos, als daß sie zum Elend auch noch die Schmach und Schande hinzufügen. Erst die Nachkommenschaft aus solchen Ehen rückt in den Gefängnissen und Zuchthäusern ein, um dort ein erschütternder Beweis von der uralten Wahrheit zu sein, daß die Sünde der Väter heimgesucht wird an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Daß diese Eigenthumsverbrechen der jugendlichen Sträflinge nur in den allerseltensten Fällen aus akuter, wirthschaftlicher Noth sich erklären, sondern moralische Nothstände zur Voraussetzung hatten, die auf die Charakterentwicklung von verderblichem Einfluß gewesen sind, erklärt es auch, daß diese jungen Leute schon die sittlich verworfensten Elemente sind, die unsere modernen Strafanstaltsburgen

beherbergen. Aber sind diese sittlichen Nothstände vielleicht eine Folge wirthschaftlicher Bedürftigkeit und Rückständigkeit?

Auch diese Frage ist zu verneinen. Unsere heutige großstädtische Jugend bekommt sehr früh Geld in die Hand, und mit dem Geld werden Entscheidungen in ihre Hand gelegt, die an ihre Geschäftsthätigkeit sehr hohe, selbstverständlich viel zu hohe Anforderungen stellen. Aber sie selbst, diese Arbeiterjugend, bildet sich auf Grund ihrer Kenntnisse ein, durchaus dieser gefährlichen Freiheit gewachsen zu sein. Ein 17jähriger Schreiner wird wegen Diebstahls eingeliefert. Infolge eines Strikes ist er von seiner Arbeitsstelle fortgeblieben. Seine Eltern, schlichte hessische Bauersleute, haben ihn schlecht und recht erzogen, wie gerade nicht wohlhabende, aber auch nicht arme Bauern ihre Kinder erziehen. Aber halbverstandenen und nicht verdauten Hetzreden allzu gläubig folgend, hat er seine Strikegelder verjubelt und dann in der Noth sich geschämt, nach Haus zurückzukehren. So ward er ein Dieb. Auf die Frage, warum er dem Ausstand nicht fern geblieben sei, gab er zur Antwort, der Verband hat uns den Ausstand befohlen. Auf die weitere Frage, warum er nicht als Tagelöhner in der Zwischenzeit anderweitigen Erwerb gesucht habe, denn ehe man stehle, arbeite man doch lieber Alles, was einem vor die Hände kommt, lehnte er, als seiner unwürdig, überhaupt eine Antwort ab. Strikepostenstehen nannte dieser Grünschnabel eine selbstredende Pflicht, seine Gefängnißstrafe sah er als ein Martyrium an. In diesem Falle liegt also eine Rückständigkeit der Ansichten in keinem Falle vor. Wenn ferner das Milieu, aus dem solche jugendliche Verbrecher herkommen, oben mehrfach in den denkbar traurigsten Farben geschildert ist, immer liegt die Schuld an einzelnen Individuen, deren persönliche Energielosigkeit, Trunksucht, geschlechtliche Ungenirtheit, Lust am vagabondirenden Nomadenleben die tiefste Ursache des wirthschaftlichen Elendes gewesen ist, das nicht so einschneidend grausam zu sein brauchte, wenn persönliche Sparsamkeit, Lust an stetiger Arbeit dem Gespenst der Armuth entgegenzutreten wagten. Der Mensch lebt gewiß nicht, um nur zu arbeiten, aber wohl soll er arbeiten, um zu leben. Die Verkennung aber gerade dieses Nachsatzes hat zur Folge, daß wirthschaftliche Noth eine Folge moralischer Defekte ist, für die es keine wirthschaftlichen Heilmittel giebt, da Lust zur Arbeit und Freude an der Arbeit keinem Menschen eingeimpft werden können. So kann auch Noth, die in Folge von gewaltsamen Ausständen entsteht,

[illegible] Jugend als unmittelbare Zeugen dienen. Erschütternde[illegible] kommen als Folge derselben nicht so häufig vor. [illegible] Ausschankvermehrung ist immer eine schwere Last, die man [illegible] muß, kein [illegible], unveränderliches Kennzeichen; und wenn Frauen, deren Männer trinken und von einer Wirthschaft zur andern laufen, mit Dirnen der niedrigsten Art herumlungern, ihre Frau und Kinder darben und betteln lassen, wegen Diebstahls von Kinderhemden, Leinen und Eßwaaren bestraft werden müssen, so ist das wieder eine Nothlage, deren moralische Verantwortung niemals eine Gesellschaftsordnung trifft, sondern stets in das Gewissen derer geschoben werden muß, die so frivol gehandelt und gedacht haben. Das Martyrium solcher armer Kinder und ihrer Mütter steht auf keiner Ruhmestafel irgend einer Zeitung, ein solch stummer Vorwurf gegen die niedrigsten Instinkte des menschlichen Wesens zerstörte zu empfindlich die Genußsucht und die Ausschweifungen der allerelendesten Art, die man mit dem Deckmantel volksthümlich klingender Phrasen drapirt und verdeckt. Wie man deshalb das jugendliche Verbrecherthum und seine Begleiterscheinungen sich auch erklären mag, von einer Verelendung und sozialen Rückständigkeit kann als von wirthschaftlichen Ursachen der Kriminalität auch nicht von ferne die Rede sein, wohl aber von einer Frühreife und einem Uebermaß von Selbständigkeit, von einer vorzeitigen Geschäftsfähigkeit, die in ihren grausamsten Konsequenzen zu einer solchen Verwilderung unserer großstädtischen und theilweise auch ländlichen Bevölkerung geführt hat. Von 136 jugendlichen männlichen Gefangenen, die im Jahre 1888/89 in der Strafanstalt bei Frankfurt a. Main detinirt waren, hatten sich ihre Strafe zugezogen 2 wegen Widerstand gegen die Obrigkeit, 9 wegen Sittlichkeitsverbrechen, 10 wegen Körperverletzung, 82 wegen Diebstahl und Unterschlagung, 2 wegen Betrug und Untreue, 5 wegen Urkundenfälschung, 1 wegen strafbaren Eigennutzes, 2 wegen Sachbeschädigung, 23 wegen Uebertretung. Von 41 jugendlichen weiblichen Gefangenen desselben Etatsjahres waren 14 wegen Diebstahls, 27 wegen Uebertretung bestraft. Im folgenden Etatsjahr veränderten sich diese Zahlen folgendermaßen. Es waren bestraft von 174 jugendlichen männlichen Gefangenen 11 wegen Sittlichkeitsverbrechen, 2 wegen Beleidigung, 14 Körperverletzung, 1 Bedrohung, 86 Diebstahl und Unterschlagung, 2 Raub und Erpressung, 2 Hehlerei, 2 Betrug und Untreue, 4 Urkundenfälschung, 3 Sachbeschädigung, 47 Uebertretungen; von 65 jugendlichen weiblichen Gefangenen 11 wegen

Diebstahls, 2 Hehlerei, 4 Betrug und Untreue, 4 Urkundenfälschung, 1 strafbarer Eigennutz, 47 Uebertretungen. Im Etatsjahr 1890/91 lauten die Zahlen bezüglich der Deliktarten: Von 226 jugendlichen männlichen Gefangenen waren bestraft 1 Majestätsbeleidigung, 1 Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, 3 Vergehen gegen den Personenstand, 12 Sittlichkeitsverbrechen, 3 Beleidigungen, 1 Verbrechen wider das Leben, 22 Körperverletzung, 2 Bedrohungen, 114 Diebstahl und Unterschlagung, 4 Raub und Erpressung, 1 Hehlerei, 3 Betrug und Untreue, 5 Urkundenfälschung, 1 Sachbeschädigung, 53 Uebertretungen. Von 37 jugendlichen weiblichen Gefangenen waren bestraft: 1 Verbrechen wider das Leben, 16 wegen Diebstahl, 3 Betrug und Untreue, 16 Uebertretungen. Das Etatsjahr 1891/92 hat folgende Zahlen aufzuweisen. Von 251 jugendlichen männlichen Gefangenen sind bestraft: 1 Widerstand, 6 wegen Vergehens gegen die öffentliche Ordnung, 1 falsche Anschuldigung, 5 Beleidigung, 21 Körperverletzung, 1 Bedrohung, 110 Diebstahl, 1 Raub und Erpressung, 3 Hehlerei, 8 Betrug und Untreue, 6 Urkundenfälschung, 8 Sachbeschädigung, 80 Uebertretungen. Von 22 jugendlichen weiblichen Gefangenen desselben Etatsjahres waren bestraft, 1 Verbrechen wider das Leben, 13 Diebstahl und Unterschlagung, 1 Urkundenfälschung, 6 Uebertretungen. Von 271 jugendlichen männlichen Gefangenen endlich des Etatsjahres 1892/93 waren 103 wegen Diebstahls und Unterschlagung, 1 wegen Raub und Erpressung, 4 wegen Hehlerei, 5 wegen Betrug und Untreue, 7 wegen Urkundenfälschung; von 20 jugendlichen weiblichen Gefangenen waren 9 wegen Diebstahls bestraft. Diese Progression der Kriminalität jugendlicher Gefangenen innerhalb der fünf ersten Jahre des Bestehens einer Anstalt ist kein Beweis für die zunehmende Verarmung; denn auf gewerblichem Gebiete stellen diese Jahre eine für die Entwicklung des industriellen Lebens überaus günstige Zeit dar. Die Lebensgestaltung weiter Volkskreise ist in dieser Zeit eine wesentlich bessere geworden. Aber Lebensanschauungen und Lebensordnungen, Lebensgewohnheiten und grundlegende, sittliche und religiöse Anschauungen verändern sich nicht so rasch mit zunehmendem Wohlstand oder abnehmenden Vermögensverhältnissen. Wenn eine zur Erziehung berufene Generation keine anderen Instinkte kennt, als sinnlichen, materiellen Genuß, und dem heranwachsenden Geschlechte gegenüber keine andere Aufgabe zu erfüllen weiß, als diese Instinkte leidenschaftlich zu pflegen und durch Vorbild und Umgebung zu vererben, so wird die Kriminalität mit zunehmender Begehrlichkeit und immer

zügelloser aufgestachelter Begehrlichkeit immer mehr zunehmen, statt abnehmen, denn das Verbrecherproblem ist keine direkt soziale, sondern eine pädagogisch-ethische Frage.

Doch wenden wir uns zu den älteren Gefangenen. Gänzlich ausscheiden zunächst für diese Betrachtung die gewohnheitsmäßigen gefährlichen Verbrecher, deren bewußtes, verbrecherisches Leben eine andere Motivirung erheischt, als vorläufig diese Darlegung bezweckt. Unser Augenmerk sei vorerst auf erstmalig Bestrafte gerichtet. Da ist zunächst ein Kaufmann, welcher nach beendeter Militärzeit Anstellung in einem Engrosgeschäft findet. Er stammt aus einem sehr alten, angesehenen, vermögenden Bürgerhaus einer kleinen Stadt. Seine älteren Brüder sind Inhaber eigener Geschäfte, ein Bruder Ingenieur. Dieser junge Mann nutzt seine Vertrauensstellung aus, um eine Geldsumme nach der anderen zu unterschlagen, damit er der Leidenschaft des Spieles und sonstiger nobler Passionen fröhnen kann. Schließlich handelt es sich um Tausende, die durch falsche Buchung nicht mehr gedeckt werden können. Als der junge Mann entlarvt ist, wollen seine Angehörigen den Schaden decken und die Familie vor der Schande bewahren; aber schon war es zu spät. Ein anderer Kaufmann verjubelt auf der Reise mit zwei Polinnen, die sich an ihn ketten, bei Spiel, Tanz und Champagner in einer Nacht mehrere hundert Mark. Hier kann doch Niemand wirthschaftliche Noth geltend machen. Bei jungen Kaufleuten, namentlich solchen, die vielfach auf Reisen sind, kann man mit fast dogmatischer Sicherheit sagen, daß man, um den Grund ihrer Verirrung zu erforschen, nur fragen muß, où est la femme. Alle diese Glücksritter, Hochstapler, Zechpreller vornehmer und niedriger Art, die Lebemänner, perversen Banquiers, Wucherer, Heirathsvermittler und Heirathsschwindler suchen auf leichte Art Geld zu erwerben, und erinnern in ihrer hohlen Schäbigkeit und schofelen Noblesse nicht an arme Opfer eines rücksichtslosen Kampfes um das Dasein, sondern sie sind mit ihrer Scheu vor stetiger Arbeit mit langsamem pekuniären Vorwärtsschreiten die spezifisch katilinarischen Existenzen, die grundsätzlich grundsatzlos immer nur im Trüben fischen, arme Dienstboten um ihre Ersparnisse betrügen und nur dem allerniedrigsten Genuß leben wollen. Diesen aristokratischen Erscheinungen treten zur Seite die Kategorien von Gefangenen, welche den spezifischen Arbeiterklassen entstammen. Ein ungelernter, verheiratheter Ausläufer hat sich durch zwei ihm befreundete, gleichfalls ungelernte Arbeiter ver-

leiten lassen, Magazinräume, deren Schließung ihm oblag, offen stehen zu lassen. Bei' dem Diebstahl ertappt, wird er zu harter Strafe verurtheilt. Seine Frau macht ihm brieflich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht an sie und ihre Kinder gedacht habe. Ausdrücklich betont sie, Noth haben wir nicht gelitten, Du hast Alles Deinen guten Freunden zu verdanken, warum warst Du so gewissenlos? Der betreffende Sträfling, um den es sich hier handelt, ist ein willensschwacher, zur Trägheit geneigter Mensch, der schwere Arbeit scheut, gern herumläuft und deshalb eine Ausläuferstellung einer ernsten Fabrikthätigkeit vorzieht. Ein 23jähriger Kellner, unehelich geboren, aber später legitimirt, ist wegen Diebstahls und Unterschlagung bestraft. Er will sich damit rechtfertigen, daß er sagt, alle Kellner stehlen, was ihm natürlich Niemand glaubt, da es wohl auch Kellner geben wird, die energisch dagegen protestiren werden, daß Stehlen eine übliche Standes- und Geschäftssitte sei. Er erhält von seiner Mutter einen Brief, der folgendes bezeichnende Licht auf seine Laufbahn wirft: „. . . . . hatte mir eigentlich vorgenommen, Dir nicht mehr zu schreiben, da Du im Gefängniß bist . . . . . und mir immer wieder von Neuem Kummer und Sorgen machst, indem Du nur Gesellschaft suchst, wo Du ins Verderben geräthst . . . . . anstatt durch Fleiß und Arbeit ein besserer Mensch zu werden, was könntest Du es so schön haben, wenn Du meinen Rath befolgen wolltest, doch Du willst nicht hören, da mußt Du fühlen und Dich der schönen Freiheit berauben, auf Gottes schöner Welt eingesperrt zu werden. Was sind da alle schöne Versprechungen, die Du giebst, wenn Du nicht fähig bist, sie zu halten. Es hat nämlich dieser Tage ein Mädchen an mich geschrieben, ich kenne sie nicht, und ich möchte wissen, in welcher Verbindung Du mit ihr stehst, daß sie für Dich bittet, als ihren Freund, was ich nicht begreifen kann, da sie in der . . . . . gasse wohnt, wovon ich noch nichts gehört habe, daß Du da Freunde besitzest . . . . . ich fände es doch besser, wenn Deine Kleider bei mir wären, ich habe kein Geld, Dir wieder andere zu kaufen, ich muß eben für das fleißig schaffen, was Du wieder in ein paar Tagen verschwendet hast, wollte Gott, es wäre das letzte Mal, ich kann Dir nichts mehr geben.“ Dieser rührende, schlichte Brief eines alten Mütterchens, der mit zitternder Hand und durch und durch unorthographisch geschrieben, aber wörtlich genau hier wiedergegeben ist, trifft das ganze Verbrecherproblem haarscharf auf den Kopf. Zunächst entlarvt er diesen jungen Menschen als das, was, wenn

er es noch nicht ist, doch als Gast der . . . . . gasse sicher wird, als Zuhälter, sodann schiebt er die ganze Verantwortung für das sittliche Elend auch nicht im Geringsten etwa auf Armuth, sondern auf den bösen Willen als die Quelle alles zeitlichen Verderbens. Diese Zahl arbeitsscheuer, willensschwacher und auch böswilliger Menschen, die nie eine planmäßige, zielbewußte Lebensführung erworben oder kennen gelernt haben, sondern planlos durch das Leben taumeln, ist Legion. Sie bilden für die menschliche Gesellschaft das Material, welches in den verschiedensten Branchen mit und ohne Kenntnisse doch die vielseitigste Verwendung zu Handlanger- und Tagelöhnerdiensten, als Kanonenfutter in Fremdenlegionen oder als Tommy Atkins in englischen Kolonialarmeen Verwendung findet. Viele sinken trotz Bildung und guter Herkunft auf diese Stufe herunter, Viele haben sich noch nie über diese Stufe erhoben. Eine feste Heimath haben sie selten, Obdach und Brot nur so lange, als keine Arbeitsstockung im Großen eintritt. Professor Herkner schätzt die jährliche Durchschnittszahl der im Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts ständig Arbeitslosen auf 200 000 bis 300 000. Am 15. Juni 1895 waren in Deutschland 179 004 und am 2. Dezember desselben Jahres 553 640 Personen arbeitslos. Im verflossenen Winter dürfte diese Zahl bei dem so plötzlich am 1. Januar einsetzenden kalten und lange anhaltenden ungünstigen Wetter noch um ein Bedeutendes gestiegen sein. Wer einen großen Theil dieser ungelernten, ständig unter dem Fluch der Arbeitslosigkeit und der Arbeitsscheu stehenden Personen kennt, die immer mit einem Fuß im Gefängniß oder Zuchthaus stehen, weiß, daß diesen Personen nicht zu helfen ist. Einem stämmigen, 28jährigen Burschen, der als Eckensteher Bretzeln verkaufte, nächtlicher Weile aber Zuhälterdienste besorgte, wurde zu drei verschiedenen Malen Arbeitsgelegenheit in Fabriken besorgt; regelmäßig verließ er sie, weil ihm die Regelmäßigkeit der Arbeit unter Aufsicht nicht behagte. Zu Zeiten reichlichen Verdienstes unterlassen sie es leichtfertiger Weise, für den Fall der Noth etwas zurückzulegen. An das großstädtische Genußleben gewöhnt, lassen sie sich lieber zu Gefängniß, Zuchthaus und korrektioneller Nachhaft in Arbeitshäusern verurtheilen, als daß sie zu ländlicher Arbeit zurückkehren, die sie im Gefängniß unter Aufsicht ganz gut leisten können, von der sie aber nach wiedererlangter Freiheit behaupten, sie nicht zu verstehen. Angesichts des Arbeitermangels auf dem platten Lande ist es manchmal geradezu empörend, mit welch' unsagbarer Verachtung

diese deklassirten Elemente auf die Bauernarbeit heruntersehen, die dreistesten Lügen ersinnen, daß sie bei den Bauern nicht genügendes, schlecht zubereitetes Essen erhalten, daß sie von den Bauern in Zeiten ruhigerer Arbeit fortgejagt würden, in Zeiten dringender Arbeit ausgenutzt würden. Dem Vorschlag, Knechtsdienst, der ihnen sicheres Obdach, Nahrung und Kleidung garantire, anzunehmen, begegnen sie mit Hohnlachen, da das die reinste Sklaverei sei. Die ganze moralische Ungesundheit dieser Anschauungen offenbart sich in dieser grenzenlosen Verachtung und gehässigen Abneigung gegen die gesündeste und ehrenwertheste Arbeit, die es überhaupt giebt. Daß wir in Deutschland das Schauspiel erleben, bei einem so enormen, jährlichen Ueberschuß an Geburten über ländlichen Arbeitermangel klagen zu müssen, und dabei Zuchthäuser, Gefängnisse und Arbeitshäuser überfüllt und weit über ihre vorgesehene, normale Belegungsziffer besetzt zu sehen, ist der beste Beweis dafür, daß materielle Noth nicht in dem hervorragenden Maße die Quelle der Verbrechermisere ist, als gemeinhin angenommen wird. Wie fad diese Entschuldigungen, die ländliche Arbeit nicht zu verstehn oder nicht ertragen zu können, gewöhnlich sind, kann man daraus ersehen, wie vortrefflich dieser jugendliche, großstädtische Janhagel in den Arbeitshäusern sich zu Wegebauarbeiten, Kanalisirung, forstwirthschaftlichen Meliorationsarbeiten eignet. So lange ein staatliches Muß hinter diesen Leuten steht, arbeiten sie ganz gut, sich selbst überlassen, verlieren sie alle Direktion. Moralische Hilflosigkeit begegnet einem unter diesen Personen immer in der Form persönlicher Schlappheit, die nicht in wirthschaftlichem Elend, sondern in Mängeln der Erziehung und in allgemeiner Willensschwachheit ihren tiefsten Grund hat. Eine Uebersicht über die im Strafgefängniß bei Frankfurt a. M. im Jahre 1891/92 detinirten Gefangenen bezüglich der Berufsarten ergiebt folgendes Resultat: 1 Aktuar, 14 Agenten, 1 Amtmann, 1 Architekt, 2 Aerzte, 1 jugendl. Anstreicher, 26 ältere, 6 jugendl. Ausläufer, 39 ältere, 4 jugendl. Bäcker, 1 Backwaarenhändler, 8 Backsteinmacher, 2 Bahnwärter, 8 Barbiere, 3 Bauunternehmer, 5 Bergleute, 2 Bereiter, 14 Bierbrauer, 1 jugendl. Bildhauer, 1 Bleilöther, 2 Blumenhändler, 1 jugendl. Bohrer, 2 Borstenhändler, 3 Brunnenmacher, 5 ältere, 1 jugendl. Buchbinder, 9 Buchdrucker, 3 Buchhalter, 1 Büchsenmacher, 2 Bürstenarbeiter, 4 Cementarbeiter, 2 Chemiker, 1 Chorsänger, 1 Cigarrenhändler, 4 Cigarrenmacher, 1 Kolporteur, 52 Kommis, 5 Konditoren, 2 Korrespondenten,

1 Kourier, 26 ältere, 8 jugendl. Dachdecker, 2 Diamantschleifer, 3 Diener, 11 Dienstknechte, 2 Dienstmänner, 13 Metalldreher, 4 Drechsler, 3 Drehorgelspieler, 1 Dreschmaschinenbesitzer, 1 Droguist, 23 Droschkenkutscher, 1 Druckereibesitzer, 2 Eisenbahnarbeiter, 1 Eisenbahnschaffner, 5 ältere Eisengießer, 1 jugendl. Eisengießer, 30 ältere, 4 jugendl. Fabrikarbeiter, 1 Fabrikant, 31 Fahrburschen, 1 Färber, 8 Flaschenbierhändler, 1 Fleischhacker, 7 ältere Former, 1 jugendl. Former, 1 Förster, 1 Fremdenführer, 4 Friseure, 25 Fuhrknechte, 21 Fuhrmänner, 2 Fuhrunternehmer, 27 ältere, 3 jugendl. Gärtner, 4 Gastwirthe, 1 Geflügelmetzger, 2 Gelbgießer, 3 Gemüsehändler, 4 Gerber, 4 Glaser, 1 Glasermeister, 2 ältere und 1 jugendl. Goldarbeiter, 2 jugendl. Gummiarbeiter, 4 ältere und 1 jugendl. Gürtler, 1 Güterbodenarbeiter, 2 jugendl. Gipser, 2 jugendl. Handlanger, 37 ältere, 5 jugendl. Händler, 2 ältere und 1 jugendl. Häfner, 1 Handschuhmacher, 4 Hasenhaarschneider, 21 ältere und 12 jugendl. Hausburschen, 18 ältere und 1 jugendl. Hausirer, 1 Heizer, 1 Holzschneider, 1 Hilfsweichenwärter, 3 Hutmacher, 1 Jäger, 1 Installateur, 1 Kalkbrenner, 3 Kaminkehrer, 1 Kanalarbeiter, 1 Kanzlist, 1 Kassirer, 25 ältere und 10 jugendl. Kaufleute, 58 Kellner, 3 jugendl. Kellnerlehrlinge, 24 ältere und 4 jugendl. Knechte, 1 Knopfmacher, 5 Köche, 7 Korbmacher, 1 Krankenpfleger, 9 Küfer, 1 Künstler, 5 Kürschner, 10 Lackirer, 2 jugendl. Lackirer, 9 Landleute, 1 jugendl. Laufbursche, 3 Lehrlinge, 1 Leistendreher, 4 ältere und 1 jugendl. Lichtdrucker, 2 Lithograph, 1 Lokomotivheizer, 4 Lumpensammler, 2 Magazinarbeiter, 1 Makler, 13 Maler, 1 Mälzer, 5 Maschinisten, 2 Marmorarbeiter, 66 ältere und 13 jugendliche Maurer, 6 Mechaniker, 1 Messerschmied, 3 Metallgießer, 48 ältere und 2 jugendl. Metzger, 2 Milchhändler, 2 Möbelträger, 1 Mosaikarbeiter, 10 Müllerburschen, 1 Musiker, 3 Obsthändler, 3 Oekonomen, 4 Packer, 1 Papierhändler, 3 Parlire, 3 Pferdehändler, 4 Pferdeknechte, 5 Pflasterer, 2 Photographen, 6 ältere und 1 jugendl. Portefeuiller, 1 Posamentier, 4 Postboten, 1 Postschaffner, 1 Privatier, 2 Rangirer, 10 Provisionsreisende, 3 Redakteure, 1 Rohrflechter, 1 Sänger, 3 Sackträger, 12 Sattler, 3 Sandformer, 2 Seiler, 5 Schäfer, 7 ältere und 1 jugendl. Schiffer, 1 Schirmmacher, 3 ältere und 2 jugendl. Schleifer, 88 ältere und 17 jugendl. Schlosser, 23 ältere und 4 jugendl. Schmiede, 60 ältere und 1 jugendl. Schneider, 3 Schriftgießer, 15 ältere und 1 jugendl. Schreiber, 74 ältere und 5 jugendl. Schreiner, 9 ältere und

6 jugendl. Schriftsetzer, 1 Schriftsteller, 82 ältere und 1 jugendl. Schuhmacher, 2 Schuhwaarenhändler, 30 Schüler, 3 Schweizer, 2 Stahlschleifer, 1 jugendl. Steinbrecher, 10 ältere und 3 jugendl. Steindrucker, 4 ältere und 1 jugendl. Steinhauer, 9 ältere und 1 jugendl. Steinmetzer, 1 Stukkateur, 23 ältere und 2 jugendl. Spengler, 3 Spezereihändler, 1 Spinner, 781 ältere und 72 jugendl. Tagelöhner, 13 Tapezirer, 1 Trödler, 5 ältere und 2 jugendl. Tüncher, 8 Uhrmacher, 1 Versicherungsagent, 1 Wagner, 1 Weber, 35 ältere und 5 jugendl. Weißbinder, 1 Winzer, 5 Wirthe, 1 Wollspinner, 1 Zahntechniker, 1 Zapfer, 1 Zeitungsreporter, 1 Zeugschmied, 2 ältere und 2 jugendl. Ziegler, 27 ältere und 1 jugendl. Zimmermann, 1 Zinngießer, 1 Zuschneider, 1 Zwiebackträger. Von diesen 2587 Personen männlichen Geschlechts waren also 2336 erwachsene, 251 jugendliche Gefangene. Von diesen 2336 Personen waren bestraft 5 wegen Majestätsbeleidigung, 107 wegen Widerstand, 115 wegen Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, 9 wegen Fälschung, 2 wegen Meineid, 1 wegen falscher Anschuldigung, 5 wegen Vergehen gegen den Personenstand, 56 wegen Sittlichkeitsverbrechen, 94 wegen Beleidigung, 325 wegen Körperverletzung, 32 wegen Bedrohung, 406 wegen Diebstahls und Unterschlagung, 8 wegen Raub und Erpressung, 38 wegen Hehlerei, 114 wegen Betrug und Untreue, 40 wegen Urkundenfälschung, 4 wegen Bankerott, 3 wegen strafbaren Eigennutzes, 35 wegen Sachbeschädigung, 3 wegen gemeingefährlicher Verbrechen (§ 306—330 Strf. Ges. B.), 4 wegen Vergehens im Amte, 930 wegen Uebertretungen (§ 360—370 Strf. G. B.). Diese Zahlen lassen die vorwiegende Bedeutung der Eigenthumsvergehen und die Betheiligung gewisser Volksklassen sehr deutlich hervortreten. Auffallend gering sind die Strafen wegen Mundraub (§ 370[5]). Die Mehrzahl der Diebstähle betrifft bewegliche Sachen von oft ganz geringem Werthe, seltener schon Eßwaaren, häufiger schon Zigarren. Oft ist man ganz rathlos, wenn man sich fragt, zu welchem Zwecke haben die Diebe solche für sie ganz werthlose Gegenstände genommen. Den Vortheil von den Diebstählen haben meistentheils die Trödler, die den Dieben ganz unverantwortlich geringe Preise zahlen.

Das Tragische liegt oft darin, daß, wenn wirkliche oder vermeintliche Noth die Ursache des Diebstahls gewesen ist, die Noth durch denselben gar nicht gelindert worden ist, weil die Hyänen des Schlachtfeldes dafür sorgen, daß der Dieb seines Diebstahls nicht froh werden soll. In Wirklichkeit aber liegt in diesen That-

sachen der rauhen Wirklichkeit eine grandiose, göttliche Gerechtigkeit ausgesprochen. Noch nie ist Noth durch Zauberschlag durch widerrechtliche Gewalt gehoben worden; wenn Noth gewaltiger ist, als daß Menschen passiv sie ertragen können, dann ist immer ein heiliger, ernster Wille zur Arbeit der Rettungsanker des Bedrängten gewesen. Wenn deshalb einmal diese Diebe unter sich sind und ihre innersten Herzensgedanken offenbaren, dann lügen sie sich gegenseitig von ihren Heldenthaten vor, überbieten einander in der Schilderung ihrer tollkühnen Unternehmungen, aber von der Noth des Lebens erzählen sie einander nichts, die führen sie nur den Richtern, den Beamten gegenüber im Munde, weil das so schön klingt. Innerlich lachen sie die dummgläubigen Beamten aus, denn nach seiner eigenen Meinung hält der Verbrecher sich doch für den allerschlausten Menschen, der nie umsonst auf die Gutmüthigkeit und Dummheit seiner Mitmenschen spekulire. Es ist das ja ein trauriger Trostbehelf in seiner Einsamkeit, aber wer das ohnmächtige Gefühl kennt, wie wenig durch staatliche Strafen die Menschen gebessert werden, der lernt den Verbrecher nur verstehen, wenn er dieser seiner niedrigen Gesinnung und seiner hohnlächelnden, satanischen Schadenfreude ins Gesicht schaut. Ein einziger Fall ist mir erinnerlich, in dem ein Arbeiter ganz deutlich aus Geiz zum Dieb geworden ist. Das war ein Ausläufer, welcher mit seiner Frau tadellos lebte, für seine Familie musterhaft sorgte, aber absolut reich sein wollte. Er sparte, was er nur an sich und den Seinen sparen konnte, hatte auch eine ansehnliche Summe auf der Sparkasse erübrigt, die redlich verdient war. Da packt ihn der frevelhafte Gedanke, aus dem Manufakturwaarengeschäft, in dem er bedienstet war, einen Ballen Waare nach dem andern vom Magazin wegzunehmen, denselben zu verkaufen und den Erlös auf die Sparkasse zu tragen. Diesem Manne ist es trotz längerer Strafe sehr bald wieder gelungen, sich emporzuarbeiten. In ihm lag Willenskraft, die Bezwingerin aller Noth.

Das weibliche Verbrecherthum hat seine auffallendste Ausprägung in der Prostitution gefunden. Ist die Prostitution in wirthschaftlicher Noth begründet? Zur Ehre der deutschen Frauen und zwar gerade der armen Frauen und Mädchen muß diese Frage mit einem strikten Nein beantwortet werden. Wie wird ein Mädchen so schamlos, daß es sich der Prostitution ergiebt? Niemals durch Noth, immer aber durch Gleichgiltigkeit, Leichtfertigkeit, Mangel an Scham- und Ehrgefühl. Der größte Theil der prostituirten

Mädchen wird durch schon prostituirte Mädchen, die sogenannten Freundinnen, der Prostitution zugeführt, ich glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich annehme 90 Prozent. Es ist unheimlich, zu beobachten, welche satanische Schadenfreude prostituirte Dirnen erfüllt, wenn sie noch unbescholtene Mädchen auf ihre Lasterbahn herabziehen können, da für sie eine Art Triumphgefühl darin liegt, andere gerade so schlecht zu sehen, als sie sich fühlen. Durch Noth kommen eigentlich nur solche Mädchen auf die Bahn des Lasters, welche in einer leichtsinnigen Stunde Opfer ihrer Leidenschaft geworden sind und sich Mutter fühlen. Von dem Genossen ihres Leichtsinns verachtet, verlassen und verrathen, vom Elternhaus ausgeschlossen, werfen sie sich dann, wenn sie keine Stelle mehr bekleiden können, der Prostitution in die Arme. Ein dritter Theil ist das Opfer männlicher und weiblicher Kuppler und Seelenverkäufer geworden, die mühelos von dem Blutgeld ihrer Opfer leben. Man ist gewohnt, diese Dirnen sich als die gehetzten Opfer der Polizei vorzustellen. Nichts ist verkehrter als das. Unsere ganze Gesetzgebung ist gar nicht darauf zugeschnitten, diesen Personen ihr Gewerbe zu verleiden, und die Haftstrafen, welche sie wegen Uebertretung der polizeilichen Kontrolvorschriften erdulden, haben längst aufgehört, den Charakter einer Strafe zu besitzen, haben vielmehr nur den Erfolg, daß sich diese Personen auf Staatskosten in den Strafanstalten einmal ausruhen und erholen. Armuth, Mangel und Noth ist bei solchen Wesen erst im hohen Alter zu Hause, wenn ihr Leben mit einer großen Enttäuschung geendet hat. Im Gegentheil, was diese Mädchen anlockt und bethört, ist der mühelose Genuß des Lebens, die arbeitsscheue Eitelkeit, und endlich die ersehnte Beschäftigungslosigkeit, die man vorher sich in den glänzendsten Farben ausgemalt hat. Die Verachtung bürgerlicher Ehrbarkeit ist nicht auf dem Boden der Armuth gewachsen. Nach einer Aufnahme des Jahres 1894/1895 waren von den bestraften prostituirten Dirnen nur 6 Prozent unehelich geboren. Sucht man durch Fragen aus diesen Mädchen herauszubringen, was sie auf den Weg des Lasters gebracht hat, so wird man, wenn sie wirklich einmal die Wahrheit sagen, selten Klagen über bittere Lebensnoth hören, wohl aber Schilderungen leichtlebigen Genusses, dessen Folgen dann zur Prostitution geführt haben. Die prostituirten Dirnen der Großstädte haben unter sich die ganze Skala der bürgerlichen Klassenunterschiede kopirt und die staatlichen Polizeigewalten haben diese Klassifizirung, da sie für die Verwaltung sehr

bequem ist, auch im Großen und Ganzen acceptirt. Die aristokratischen Dirnen der oberen Zehntausend schauen mit einem rücksichtslosen Hochmuth auf die proletarischen Dirnen der niedersten Klasse herab, und diese hassen jene mit proletarischer Wuth und lauern darauf, ihr Treiben dem gemeinsamen Feind, der Polizei und Justiz, zu denunziren. Die wirthschaftlichen Kämpfe setzen sich fort bis in diese Klassen des weiblichen Verbrecherthums mit einer Schärfe, von der Draußenstehende oft gar keine Ahnung haben. Der beste Beweis dafür, daß wirthschaftliche Noth nicht der Nährboden des Lasters ist, ist damit gegeben, daß die Mädchen sehr selten den Versuch machen, der Prostitution sich wieder zu entziehen. Dies thun sie nur, wenn sie zu häßlich sind, um Geschäfte zu machen, oder zu alt und gebrechlich geworden sind, um diesem Berufe noch körperlich gewachsen zu sein. Physische und wirthschaftliche Noth treibt sie dann, Frauenheime, Magdalenenasyle und ähnliche Einrichtungen zeitweilig aufzusuchen. Die Noth treibt demnach allenfalls einige wenige solche Wesen aus diesem Lasterleben heraus, nicht aber umgekehrt. Gewöhnlich verläuft der normale Lebenslauf einer prostituirten Dirne so, daß sie, angelockt durch den behaglichen Lebensgenuß irgend einer Freundin, diesem Berufe heimlich und so lange als möglich der polizeilichen Kontrolle entzogen, nachgeht. Die Zahl der von der Unzucht lebenden Frauenspersonen, die der Polizei nicht bekannt sind, soll sehr groß sein. Hat die Dirne erst einmal die staatliche Sanktion durch die Polizei erhalten, so ist sie nach Menschen Ermessen in den weitaus meisten Fällen verloren. Die polizeilichen Haftstrafen und die Verurtheilungen zu korrektioneller Nachhaft können wohl vorübergehendes Unbehagen erzeugen, aber das leichte Geldverdienen läßt doch sehr rasch wieder allen Harm vergessen und alles Scham- und Ehrgefühl verachten. In diesem Treiben einmal untergegangen, wirft sich die Dirne dann sehr rasch einem Zuhälter an den Hals. Ein Rest weiblichen Abhängigkeitsgefühls offenbart sich darin, daß die Dirne ihr Leben nicht führen kann und will ohne den Schutz eines Mannes. Damit ist aber ihr völliger, sittlicher Ruin besiegelt. Ueber die Dirnenfrage läßt sich nicht reden, ohne daß man auch über ihre männlichen Zuhälter spricht. Sie bilden im Verein mit den Dirnen den Nährboden und den Unterschlupf für das gewerbsmäßige, gefährliche Verbrecherthum, dessen Träger sie als Helden bewundern. Der Grundzug ihres Wesens ist Scheu vor ständiger Arbeit, Wohlgefallen am Müßiggang und die ungezügelte Lust an

jeder Art sinnlichen, niederen Genusses. Die richterliche Praxis ihnen gegenüber ist nach Zeit und Ort schon oft eine recht verschiedene gewesen. Zur Zeit, als die vielgenannte lex Heinze so recht en vogue war, sind sie von verschiedenen Gerichtshöfen recht kräftig verurtheilt worden, sodaß zeitweise die Gefängnisse ganz überfüllt waren mit diesem dunklen, lichtscheuen Gesindel, dann aber folgten Zeiten, wie die heutigen, in denen man manchmal ganz erstaunt ist über die Milde der richterlichen Praxis. Die Naturgeschichte eines Zuhälters ist gewöhnlich folgende. In frühester Jugend schon bestraft, lernt der jugendliche Verbrecher in den Polizei- und Gerichtsgefängnissen alte Zuhälter kennen. Flüchtig streift schon während seiner Jugend- und Schulzeit sein Blick das unsaubere, nächtliche Treiben der Großstädte. In der gefährlichen Zeit erwachender Männlichkeit schon deklassirt, läßt er sich rasch von einer Dirne ködern und anwerben. Es ist schwer, zu entscheiden, hält der Zuhälter die Dirne, oder die Dirne den Zuhälter mit magischer Gewalt im Lasterleben fest. Beide beschuldigen sich gegenseitig, die Quelle und Ursache alles Elends zu sein. Wie Kletten hängen sie aneinander, eine Trennung findet nur in seltenen Fällen statt, trotzdem Mißhandlungen der rohesten Art und Denunziationen bei der Staatsanwaltschaft an der Tagesordnung bei ihnen sind. An irgend welche selbstverschuldete Noth glaubt der Zuhälter selbst nicht. Stammt er aus ländlicher Gegend, so antwortet er mit Hohnlachen, wenn man ihm zu seiner moralischen Gesundung Rückkehr zu ländlicher Arbeit anräth. Arbeit ist für die Dummen, der Schlaue läßt für sich Andere arbeiten. Folgerichtig hält er es für etwas ganz Selbstverständliches, daß er sich müheloses Behagen und seinen materiellen Genuß des Lebens durch die Unzucht seiner Dirne verdienen läßt. Ein Zuhälter, der seiner Meinung nach Unglück gehabt hatte und beinahe zehn Jahre lang kaum aus dem Zuchthaus und Gefängniß herausgekommen und durch eine Drüsenoperation entstellt worden war, wurde nach seiner Rückkehr in die Freiheit wegen seiner Häßlichkeit und seiner Ungeschicklichkeit als Zuhälter von sämmtlichen Dirnen wie auf Verabredung boykottirt und verschmäht. Da ihm obendrein durch Verhängung der Polizeiaufsicht der Boden unter den Füßen heiß geworden war, besann er sich wieder auf sein Schusterhandwerk und ward, durch die Noth des Lebens gezwungen, ein bei bescheidenen Ansprüchen wieder relativ brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft. Was Gefängniß und Zuchthaus nicht fertig gebracht hatten, gelang dem

Hunger und der Noth. Wenn ein Junge, dessen Vater wegen Blutschande mit seinen zwei ältesten Töchtern, die noch Konfirmandinnen waren, im Zuchthaus sitzt, dessen Schwestern dann Dirnen geworden sind, selbst Zuhälter wird, so ist das kein Wunder. Ein Junge, dessen Vater nie längere Zeit außerhalb des Gefängnisses weilt, dessen eine Schwester mehrere uneheliche Kinder hat, dessen andere Schwester eine Dirne vornehmsten Ranges ist, oder ein Junge, dessen Mutter bis zu ihrem 58. Lebensjahre unter polizeilicher Sittenkontrole gestanden hat, oder ein Knabe, dessen geschiedene Mutter als heimliche Bordellmutter Dirnen beherbergt und ihr Kind Diener- und Aufpasserdienste leisten läßt, wenn der Zuhälter wird, so ist das keine wirthschaftliche Noth, die diese Knaben zu Zuhältern prädestinirt, — denn derartige Leute leben im Ueberfluß, leiden an Herzverfettung 2c., sondern die vollendete Gewissenlosigkeit und Pflichtvergessenheit feiert hier ihre Orgien, zerstört alles edle Denken und Fühlen schon in der Wurzel. Mit unverschuldeter Beschäftigungslosigkeit oder mit der Noth arbeitswilliger, verschämter Armuth hat diese Pestbeule unserer heutigen großstädtischen Entwicklung nichts gemein. Das ist bewußte Erziehung zum Bösen, welche aus den niedrigsten Trieben des Menschen Kapital schlägt, um dem verhaßten Zwang zur Arbeit, die man wie glühendes Eisen scheut, sich zu entziehen. Eine eigenartige Erscheinung ist es, daß unter diesen Zuhältern Metzger, Schuster, Friseure und Kellner besonders stark vertreten sind. Wenn man dieses überaus schwer zu durchschauende Problem von dem Zusammenhang zwischen Noth und Verbrechen nur einigermaßen ergründen will, so muß man sehr scharf scheiden zwischen Arbeitslosigkeit, die aus Scheu vor Arbeit resultirt, und der unverschuldeten Arbeitslosigkeit, die arbeitswillige Personen durch elementare Ereignisse, wie große Geschäftsstockungen, Kriege, Feuer- und Hungersnoth betroffen hat. In die erste Kategorie gehörte die weitaus größte Zahl der gewerbsmäßigen, gefährlichen Verbrecher, unter denen die großstädtischen Zuhälter die feigste aber auch gefährlichste Klasse bilden. Auch unter diesen Zuhältern wiederholt sich dieselbe Karrikatur der bürgerlichen Klassenunterschiede. Der vornehme, aristokratische Zuhälter liebt persönlich sehr distinguirte Umgangsformen. Mit seinem eleganten Wesen weiß er sich äußerst geschickt in die Kreise vornehmer Lebemänner in Bädern, auf Reisen, bei Rennen 2c. einzuführen. Auf der Straße treibt er sich mit den Dirnen nicht umher. Er ist der Protz und Parvenu seines Berufes. Mit Verachtung sieht

er herab auf den proletarischen Zuhälter, der gleich ihm dem Spiel leidenschaftlich ergeben ist, aber nur in Spelunken niedersten Ranges verkehrt und auf den Gassen, Winkeln und öffentlichen Anlagen seiner Dirne, die auch auf Reinlichkeit keine besonders hohen Ansprüche macht, Aufpasserdienste leistet. Die Abstufungen zwischen diesen einzelnen Klassen sind zwar fließend, aber doch ziemlich scharf. Die Vermögensverhältnisse der zuerst geschilderten Art sind im Allgemeinen sehr korrekt. Zeitweilig sparen sie nicht unbedeutende Summen, erwerben sogar Grundbesitz, legen Werth auf luxuriöses Meublement nnd tadellose, durchaus nicht auffallende Kleidung. Für die Polizei sind sie vielfach bequeme Spitzel. Diese Dirnen wie ihre Zuhälter leben äußerlich ganz korrekt, deshalb erhalten sie auch selten und dann immer nur ganz geringe Haftstrafen wegen Kontrollübertretung. Zeitweilig sollen sie sogar den Besuch der die ärztliche Kontrolle ausübenden Aerzte und Polizeiorgane auf ihren Wohnungen empfangen haben, damit ihnen die beschämenden Wege zu den Polizeiämtern erspart blieben. Sie sind die Bourgeois unter den Verbrechern. Die Proletarier dagegen leben von der Hand in den Mund. Haben diese Dirnen Geld, dann fallen sie auf durch gewöhnlich sehr geschmacklos ausgewählte, grelle Kleidung, die Zuhälter dieser Klasse tragen sich wie abgearbeitete Arbeiter und legen Werth auf rothe Halsbinden und Ballonmützen. Ein Theil dieser deklassirten Elemente arbeitet auch noch. Besonders beliebt sind Saisonarbeiten, wie die der Möbelträger, Kellner und Hausburschen. Manche legitimiren sich der Polizei gegenüber als Träger eigener Geschäfte, die selbstverständlich größtentheils nur Scheingeschäfte sind. Andere bevorzugen den Hausirhandel. Alle diese Thätigkeiten ermöglichen, daß diese lichtscheuen Existenzen recht im Trüben fischen. Der vornehme Zuhälter verpönt das Stehlen; seine Dirne, seine Karten und sein Falschspiel, für das merkwürdiger Weise auch im wiederholtesten Rückfall unser Strafgesetzbuch nur Gefängnißstrafe und allenfalls Ehrverlust, aber keine Zuchthausstrafe kennt, besorgen ihm Geld in Hülle und Fülle. Der proletarische Zuhälter dagegen sucht gewöhnlich auch das Stehlen zu vermeiden, hält vielmehr, wenn nöthig mit Anwendung der brutalsten Prügelstrafen, seine Dirne zum Entwenden von Uhren und Geldbörsen an, aber vor der Hehlerei und bei Gelegenheit auch vor dem Einbruch schreckt er nicht zurück. Noth kennen diese Leute alle nicht. Die Aussicht auf mühelosen Gewinn, auf süßes Nichtsthun und rohen Genuß hat sie aus gleichgiltigen, unempfindlichen Menschen

zu solchen arbeitsscheuen, beschäftigungslosen Tagedieben gemacht, denen Essen und Trinken die höchsten Ideale des Lebens darstellt. Einnahmen fließen diesen Zuhältern durch ihre Dirne, über die sie ein drakonisches Regiment ausüben, aus allen Klassen der Bevölkerung zu. Keine politische Partei hat Grund dazu, mit pharisäischem Stolz auf Bourgeois hinzuweisen, als ob deren Unmoralität der breite, schlüpfrige Boden der Schande sei. Das Geld betrunkener Arbeiter hat für diese Dirne denselben Werth, wie das Geld des reichen Mannes. Der Ehebruch ist ebenso oft der Jammer armer Frauen aus den niederen Ständen, wie der aus höheren Ständen, auf Grund dessen sie die Scheidung ihrer Ehe beantragen. Die Bigamie, ebenso wie das Konkubinat verheiratheter Arbeiter, die ihr rechtmäßiges Weib und ihre legitimen Kinder schnöd auf dem Lande verlassen haben, ist in diesen Kreisen durchaus keine Seltenheit. Man hat für diese Schamlosigkeit, mit der die heutige männliche wie weibliche Jugend alle Bande der Sitte und Ehre in so frivoler Weise sprengt, das Wohnungselend der Massen, das unterschiedslose Nebeneinanderwohnen der Geschlechter in engen, dumpfen Gelassen und übelriechenden Spelunken verantwortlich gemacht. Aber trotzdem ist der Nachweis, daß gerade aus solcher Umgebung auffallend viel Dirnen und Zuhälter stammten, sehr schwer zu führen, obwohl es für keinen Menschen einem Zweifel unterliegen kann, daß der Kampf um die Wohnstätte zum mindesten ebenso entsittlichend wirkt, wie die Aussicht auf mühelos gespendetes Geld vornehmer und unvornehmer Lebemänner. Auch die Zahl der Mädchen, die Opfer gewissenloser Fabrikanten und solcher Personen geworden sind, die ihre Brotgeberautorität oder Vorgesetztenstellung mißbraucht haben, ist eine sehr geringe. Bei dem Brotneid der Dirnen untereinander, die sich gegenseitig verklagen und denunziren, bei der Neigung der Zuhälter, Erpressungen auszuüben und ihre Opfer bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen, endlich bei der scharfen Kontrolle der Arbeitgeber durch ihre Arbeitnehmer, ist es doch überaus seltsam, daß, wenn solche Vergewaltigungen wirklich etwas so Alltägliches wären, es diesen rechtskundigen Leuten, denen das Auftreten vor Gericht etwas längst Vertrautes ist, nicht gelingt, noch viel mehr solche Sensationsprozesse in Szene zu setzen, so wie wir sie in den bekannten Sternbergiaden zu Köln und Berlin erlebt haben. Solche Skandalprozesse müßten bei der heutigen, nervösen Kampfstimmung der einzelnen Volksklassen gegeneinander viel häufiger vorkommen, wenn der

Nothstand weiblicher Angestellter wirklich so groß wäre, als er vielfach geschildert und geglaubt wird. Selbst Goehre, den man gewiß keine Voreingenommenheit gegen die niederen Klassen vorwerfen kann, gesteht in seinem bekannten Buche über seine Erfahrungen als Fabrikarbeiter und Handwerksbursche zu, daß in den besser gestellten und höher stehenden Chemnitzer Arbeiterkreisen der Umgang der Geschlechter ein sehr ungenirter und lockerer gewesen ist. Diese Lockerung der Sitte ist nicht eine Folge der Noth, sondern sie entspricht umgekehrt der aus Wohlstand und provokatorisch geforderter Gleichberechtigung entsprungenen Verachtung altväterlicher Ehrbarkeit. Sittlicher Rückgang verträgt sich sehr wohl mit zunehmender Ueppigkeit der Lebenshaltung. Daß solch' sittlicher Rückgang trotz reichen Verdienstes sehr oft Nothstände erzeugt, und diese Noth dann ein Versinken in Ehrlosigkeit und Schande zur Folge hat, das ist dann eine Erfahrung, deren traurige Wirklichkeit einem unter den gefallenen Mädchen der Gefängnisse tagtäglich begegnet. Die Arbeiterinnen und Dienstmädchen, die als Kindesmörderinnen die Treulosigkeit ihrer Verderber anklagen, unterscheiden sich ganz gewaltig von den ehrlosen Dirnen. Diese sind reich und leben herrlich und in Freuden, jene aber verleben nach verbüßter Strafe meistentheils ein verfehltes Leben, von dem sie sich fast nie wieder erholen. In den dreizehn Jahren meiner Thätigkeit als Gefängnißbeamter ist mir eine Kindesmörderin bekannt geworden, die Dirne geworden ist, viele aber, die später im bittersten Elend verdorben und gestorben sind, da sie wirthschaftlich nie wieder recht in die Höhe gekommen sind.

Neben den prostituirten Dirnen fallen unter den weiblichen Gefangnen hauptsächlich die wegen Diebstahl bestraften auf. Von 787 bestraften weiblichen Personen des Etatsjahres 1888/1889 war 1 wegen Majestätsbeleidigung, 6 wegen Widerstands gegen die Obrigkeit, je 2 wegen Meineids und falscher Anschuldigung, 34 wegen Beleidigung, 5 wegen Verbrechens gegen das Leben, 5 wegen Körperverletzung, 85 wegen Diebstahls, 1 wegen Raubes und Erpressung, 8 wegen Hehlerei, 11 wegen Betrug und Untreue, 2 wegen Urkundenfälschung, 4 wegen strafbaren Eigennutzes, 621 wegen Uebertretungen bestraft. Unter 975 weiblichen Gefangenen des Etatsjahres 1889/1890 sind 98 bestraft wegen Diebstahls, 11 wegen Hehlerei, 24 wegen Betrug und Untreue, 5 wegen Urkundenfälschung, 3 wegen strafbaren Eigennutzes, 760 wegen Uebertretungen. Unter 1241 weiblichen Gefangenen des Etatsjahres 1891/1892 sind 105

bestraft wegen Diebstahls, 3 wegen Raub und Erpressung, 9 wegen Hehlerei, 5 wegen Betrug und Untreue, 3 wegen Urkundenfälschung, 1041 wegen Uebertretungen. Unter 1098 weiblichen erwachsenen Gefangenen des Etatsjahres 1895/1896 sind 149 wegen Diebstahls, 1 wegen Raub und Erpressung, 10 wegen Hehlerei, 13 wegen Betrug und Untreue, 2 wegen Urkundenfälschung, 1 wegen Bankerutts, 2 wegen strafbaren Eigennutzes, 832 wegen Uebertretungen bestraft. Von 29 jugendlichen weiblichen Gefangenen desselben Etatsjahres waren 17 wegen Diebstahls, 2 wegen Betrugs, 10 wegen Uebertretungen bestraft. Unter den 1263 bestraften weiblichen Personen des Etatsjahres 1891/1892 waren 12 erwachsene, 1 jugendliche Fabrikarbeiterin, 1 Blumenhändlerin, 3 Büglerinnen, 1 Büffetmädchen, 1 Comptoristin, 49 erwachsene, 10 jugendliche Dienstmädchen, 221 Ehefrauen, 1 Flaschenbierhändlerin, 1 Amme, 7 Händlerinnen, 3 Haushälterinnen, 1 Köchin, 3 Kellnerinnen, 3 Kleidermacherinnen, 2 Ladnerinnen, 7 Monatsfrauen, 10 Näherinnen, 2 ohne Gewerbe, 862 erwachsene, 11 jugendliche Prostituirte, 2 Putzmacherinnen, 5 Putzfrauen, 2 Sängerinnen, 4 Schneiderinnen, 2 Stickerinnen, 31 Taglöhnerinnen, 1 Verkäuferin, 1 Wäscherin, 1 Wirthin, 1 Zuschneiderin. Noch mehr, als wie bei den männlichen Gefangenen fällt dem Beobachter bei den Diebstählen der weiblichen Gefangenen auf, um welcher geringwerthigen Gegenstände willen so viele Dienstmädchen sich strafbarer Handlungen schuldig machen. In einer großen Anzahl von Fällen geht man sicher, daß weibliche Eitelkeit und Putzsucht die letzte Ursache diebischer Neigung gewesen ist.

Je länger man das Leben der Verbrecher beobachtet, um so unabweisbarer drängt sich die Thatsache auf, daß die wirthschaftliche Noth nicht eine Ursache des Verbrechens, sondern die Folge desselben ist. Mit zwingender Beweiskraft tritt dieses Verhältniß in die Erscheinung bei der Frage nach den Ursachen der Rückfälligkeit. Die sterilste und mühevollste, aber nicht undankbarste Arbeit auf dem Gebiet des Gefängnißwesens ist die Unterbringung entlassener Sträflinge in Arbeitsstellen. Die Nothlage wird um so größer, je höheren Ständen ein Sträfling einst angehört hat. Ebenso ist die Nothlage älterer Sträflinge größer, als die der jüngeren Generation. Ehemalige Beamte sind oft durch die kleinste Strafe wirthschaftlich für ihre Lebenszeit ruinirt. Für Kaufleute ist es nur äußerst selten möglich, in ihrem ursprünglichen Berufe wieder Stellung zu finden. Geübte Handwerker finden sehr leicht wieder

Aufnahme, ihre Feinde sind die Denunziationen brotneidischer Mitarbeiter, die moralisch oft nicht viel höher stehen als ihre bestraften Kollegen, dennoch mit pharisäischem Stolze sich weigern, mit einem Bestraften zusammen zu arbeiten. Am leichtesten fällt es dem Tagelöhner, als Erdarbeiter sein Brot wieder zu verdienen. Hat ein entlassener Sträfling einen sittlichen Halt noch an seinem Elternhaus oder seinen Pflegeeltern oder seinem Vormund, so ist er öfters gerettet. Wenn auch oft erst nach langer Wartezeit gelingt es ihm doch bei passender Gelegenheit unterzukommen. Bedeutend schwieriger aber ist die Lage des alleinstehenden Sträflings. Herzbewegend ist die Klage, Geldunterstützung wünschen wir gar nicht, aber ein empfehlendes Wort, das uns sichere Arbeit verschafft, wäre uns mehr werth, als alles mitleidige Almosen, mit dem man uns abspeist, ohne uns zu helfen. Die Zeit zwischen Entlassung und Wiederaufnahme der Arbeit ist die sittlich gefährdetste. Ein Arbeitgeber suchte seine Christlichkeit zu beweisen, indem er vorzugsweise entlassene Sträflinge beschäftigte. Als nach einiger Zeit entlassene oder zur Entlassung kommende Sträflinge diese Arbeit mit Hohn ablehnten, stellte sich die unliebsame Entdeckung heraus, daß derselbe knapp die Hälfte des Lohnes an entlassene Sträflinge unter frommem Augenaufschlag für dieselbe Arbeit bezahlte, für die er andere Arbeiter mit dem doppelten Lohn bezahlen mußte. Das machte natürlich böses Blut, und der pädagogische Erfolg war dahin. Andere Arbeitgeber sind sehr vorurtheilsfrei und entgegenkommend. In der Noth des letzten Winters zeigte mir ein Fabrikant ein Entgegenkommen, das mich fast beschämte. Als ich meine immerfort sich erneuernden Bitten einmal entschuldigen zu müssen glaubte, erhielt ich die Antwort: „Im Besitze des geehrten Schreibens vom . . . . bitte ich vor Allem nicht anzunehmen, mir mit wiederholten Empfehlungen 2c. lästig zu zu fallen, sondern sich nur jederzeit und so oft Sie glauben, jemand Vertrauenswürdigen empfehlen zu können, an mich zu wenden, und werde ich immer bereit sein, Leuten, welche sich wirklich gebessert haben, behilflich zu sein." Diese Worte sind von diesem Fabrikherrn stets in der hochherzigsten Weise eingelöst worden. Daraufhin versuchte ich aber auch einmal für einen Arbeiter einzutreten, für den ich gar keinen Ausweg wußte, und der gerade zehn Jahre Zuchthaus verbüßt hatte. Auf meine Anfrage erhielt ich von demselben Arbeitgeber die Antwort: . . . . „Dagegen glaube ich es nicht auf mich nehmen zu können, den mir heute empfohlenen

Mann zur Aufnahme vorzuschlagen, da eine zehnjährige Zuchthausstrafe doch auf ein schweres Verbrechen schließen läßt, und dieser Umstand leicht bei den übrigen Arbeitern Anstoß erregen könnte; außerdem kann ich denselben auch nicht gut zumuthen, mit und neben dem Manne zu arbeiten. Es thut mir leid, Ihnen diesmal nicht dienlich sein zu können. Sonst jederzeit gerne gefällig." Charakteristisch erscheint an diesem Briefe die Motivirung, daß die Rücksicht auf das Urtheil und die Gesinnung der Mitarbeiter der ausschlaggebende Beweggrund zur Ablehnung ist. Der Leiter einer anderen Fabrikanlage schrieb mir in derselben Angelegenheit: „Die Rücksicht auf meine übrigen Arbeiter, die erfahrungsgemäß bei dem Bekanntwerden einer so schweren Zuchthausstrafe sich weigern werden, mit Ihrem Schützling weiter zu arbeiten, zwingt mich, in diesem Falle eine ablehnende Antwort geben zu müssen." So ganz Unrecht kann man diesen Arbeitern nicht einmal geben. Mancher, der ahnungslos neben einem ehemaligen Sträfling arbeitete, ist schon bestohlen worden oder bei vorgekommenen Veruntreuungen in schweren Verdacht gekommen. Andere Arbeitgeber erzählen, daß solche Elemente gern andere für sich arbeiten lassen und schwierigen, zeitraubenden Arbeiten gern aus dem Wege gehen. So bleibt die Aufnahme eines Sträflings immer ein Risiko. Recht bezeichnend ist aber in obigen Briefen doch die Differenzirung, welche die volksthümliche Anschauung zwischen Zuchthaus und Gefängniß macht. Unsere Büreaukraten, Juristen und Juristengenossen, die vor travaux forcés, vor Deportation zur Unschädlichmachung des gefährlichen, gewerbsmäßigen Verbrecherthums in ihrer Humanitätssalbaderei ängstlich zurückschaudern, schreiben sich die Finger krumm, um durch kleinliche Chikanen den in Gefängnissen und Zuchthäusern wesentlich gleichartigen Strafvollzug zu differenziren, ohne das Ei des Kolumbus bis jetzt zum Stehen gebracht zu haben, aber die volksthümliche Anschauung hat diese Unterscheidung mit einer oft geradezu grausamen Folgerichtigkeit bis in die mit ihrem sozialen Mitleid und ihrer sozialen Solidarität sich brüstenden Arbeiterkreise hinein vollzogen, gegen die eine besonnene Deportation die größte, soziale Wohlthat wäre. Noch größerer Noth sieht das gefallene Mädchen entgegen. Die Absonderung der Frauen gegen ihre gefallene Schwester ist noch eine viel (größere) schärfere, als die der Männer gegen Männer. Diese Thatsache gehört zu den Imponderabilien des Lebens, mit denen man einmal rechnen muß. Auch die vorurtheilsfreiesten Damen, selbst

wenn sie über eine große Portion Menschenliebe verfügen, schaudern zurück, wenn sie ein zu mehreren Jahren Gefängnis verurtheiltes Mädchen annehmen sollen. So entsteht als Folge des Leichtsinns, der Pflichtvergessenheit Noth, die dann in Kindesaussetzung, Prostitution nnd dergleichen ausartet. So kommt man nie an der Thatsache vorüber, daß die wirthschaftliche Noth, da, wo sie wirklich ausschlaggebend wirkt, immer erst ein Folgezustand vorausgegangener moralischer Leichtfertigkeit gewesen ist. Deshalb läßt sich nicht leugnen, daß auf die Rückfälligkeit des Verbrecherthums wirthschaftliche Noth von ganz hervorragendem Einfluß ist. Daß dieses Gesetz aber mit solch unheimlicher Sicherheit auf einen so riesigen Prozentsatz der Sträflinge zutrifft — manche haben berechnet, daß 60—70%, manche sogar 80—90% aller einmalig Bestraften immer und immer wieder rückfällig werde —, ist ein Beweis dafür, daß auch die beste aller Wirthschaftsordnungen den Neid und den Pharisäismus nicht aus den Herzen der Menschen bannen, und daß Untreue immer ihren eigenen Herrn schlagen wird. *Das ganze Problem aber offenbart mit zwingender Gewalt, daß man Moralität und Volkswirthschaft streng von einander scheiden muß.* Ihr Zusammenhang und ihr Verhältniß zu einander ist nicht so einfach, wie das Gesetz von Ursache und Wirkung. Faktoren reden in der Entwicklung und Erziehung eines Menschen mit, die viel mächtiger und einflußreicher sind, als wirthschaftliche Noth oder wirthschaftlicher Ueberfluß. Ebenso muß man Unsittlichkeit und Prostitution gänzlich loslösen von der Verquickung mit volkswirthschaftlichen Fragen. Die Laxheit der Anschauung über illegitimen Verkehr ist eine Sitte, bezw. Unsitte, die in manchen reichen Gegenden noch mehr zu Hause ist, wie in armen. Mit wirthschaftlichen Erscheinungen hat eine solche Anschauung garnichts zu thun. Erst wenn es gilt, den wirthschaftlichen Folgen solcher Laxheit, heranbrechender Noth und beginnender Verarmung vorzubeugen, dann beginnt die Wirthschaftsordnung der Gesellschaft diese Laxheit an ihren Trägern zu rächen. Das ist eine der ewigen Ordnungen, an denen keine Wirthschaftsordnung, und wäre sie auf dem Papiere die nach Menschen-Ermessen vollendetste, etwas ändern kann und wird. Beruht diese Ordnung doch auf der alten, einfachen und darum für den weisesten und schlichtesten Menschenverstand in gleicher Weise begreiflichen Thatsache, „die Sünde ist der Leute Verderben".

Ueber Zeitdauer und Ziel des Weltprozesses.

Von

Max Schneidewin.

Daß ich das höchst umfassende und noch von Jahr zu Jahr wachsende Corpus von E. von Hartmann's Werken für den allerreichsten Quell der philosophischen Anregung und Belehrung halte, der unserer Zeit zu Gebote steht — weil er alles Gedachte in eingehender Kritik berücksichtigt und durch neue Ideen ganz außerordentlich bereichert hat —, das habe ich schon oft ausgesprochen. Daß er über das geistige Inventar des Universums, dessen Löwenantheil er der Menschheit des Planeten Erde zuweist, Gedanken hege, die mir mit den Grundlehren der Astronomie nicht wohl vereinbar scheinen, das habe ich stets geahnt und auch schon literarisch angedeutet, das ist mir aber durch die Betrachtungen, die er an mein Buch „Die Unendlichkeit der Welt nach ihrem Sinn und nach ihrer Bedeutung für die Menschheit“ (Berlin, G. Reimer 1900) im Augustheft der Preuß. Jahrbb. von 1900 anknüpft, zur Gewißheit geworden. Ich bin dadurch in die eigenthümliche Lage gekommen, mit einem Denker, den ich seit 30 Jahren aus Ueberzeugung auf's höchste verehre, in einem zwar noch nicht philosophischen, der W e l t d e u t u n g angehörenden, aber für die vorphilosophische Konstatirung des thatsächlich Gegebenen über die Maßen wichtigen Punkt in die größte Meinungsverschiedenheit zu gerathen. Unsere Kontroverse dreht sich vor allem um die Frage der räum l i c h e n Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt und was damit zusammenhängt, die Bewohntheit oder Nichtbewohntheit der Weltkörper, insbesondere der Planeten aller Sonnensysteme. Diese Kontroverse führt zu umfangreicheren Auseinandersetzungen mit dem großen Denker, die an einem anderen Orte veröffentlicht worden sind. Hier ist es möglich, in viel größerer Kürze Gedanken zu der Frage der (nach rückwärts und vorwärts) zeitlichen Endlichkeit

oder Unendlichkeit der Welt, die er a. a. O. mit hereingezogen hat, einem Urtheil zu unterwerfen; und zwar sind dieses Kernpunkte der E. v. Hartmann'schen Auffassung dieser Dinge einerseits und der Fr. Nietzsche'schen andererseits.

E. v. Hartmann zieht also in seine erwähnten Betrachtungen auch die Frage nach der zeitlichen Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt hinein, die ich, um die Bestimmtheit meines Themas festzuhalten, ganz außer Spiel gelassen hatte, zu deren Berührung freilich die von mir einleitungsweise kritisirten Folgerungen Troel's (S. 275 seines Buches) aus dem Unendlichkeitsgedanken Veranlassung gegeben hatten. Ich erkläre mich in dieser Beziehung durch die Metaphysik des großen Denkers (E. v. H.) dahin belehrt und überzeugt, daß nicht nur ein zeitlicher Weltanfang, sondern mit diesem auch ein Anfang der Zeit selber aus der zeitlosen Ewigkeit des subsistirenden Wesens gegen eine „a parte ante" schon unendliche Zeitdauer einer objektiv realen Welt und eine Anfangslosigkeit der Zeit entschieden eine Forderung der Vernunft ist. Eine endliche Zeitdauer der Welteristenz a parte post, d. h. eine dermaleinstige Zurücknahme des Existirenden in die zeitlose Ewigkeit des Wesens, der Unruhe des Veränderlichen in die ewige Stille, mit E. v. Hartmann anzunehmen ist begrifflich, d. h. aus dem Wesen des Absoluten heraus, das die Freiheit der Bejahung und der Verneinung des Weltwillens hat, sicher möglich, ist auch das Postulat — wenn auch nicht des religiösen Bewußtseins, so doch einer besonders großartigen und tiefsinnigen, ernsten und heiligen Erscheinungsform dieses Bewußtseins. Die Möglichkeit dagegen, daß mit E. v. Hartmann's eschatologischen Lehren, von der Peripherie aus, aus der kraftvollen Zusammenfassung bewußten geschöpflichen Gegenwillens, die Umkehr des Weltwillens im metaphysischen Zentrum sollte erfolgen können, muß starkem Zweifel begegnen: ist doch durch noch so sehr summirten und potenzirten bewußten Willen nicht die Existenz eines Atoms in das Nichtsein zu schleudern.

Gegen eine noch bevorstehende zeitliche Unendlichkeit des weltlichen Daseins beruft sich E. v. Hartmann, wie auch sonst aus seinen Werken bekannt, auf den Widerspruch zwischen Entwickelung und unendlicher Zeitdauer. „Entwickelung" muß begrifflich ein Ziel haben, ein Ziel muß in endlicher, erreichbarer Ferne liegen. Dies zu verkennen, rechnet er (231) Troels für einen schweren Irrthum an, den er auch von mir in der Kritik der Troels'schen Gedanken über

die Konsequenzen einer Unendlichkeit der Welt hätte schärfer herausgestellt sehen mögen. Ich nehme hier eine mittlere Stellung ein. Ist alles weltliche Geschehen durch und durch und restlos Entwickelung und nur Entwickelung, so hat E. v. Hartmann Recht. Eine unendliche Entwickelung kann keinen Plan, keine Bestimmtheit haben, sie könnte höchstens in der Asymptote, in der das Ziel nie erreichenden, unendlichen Annäherung an dasselbe bestehen, ein Gedanke, an dem bekanntlich Kant in der Kritik der praktischen Vernunft sein Genüge gefunden hat, der aber von einer energischen Liebe zum wirklichen Ziel nicht ertragen wird. Es giebt aber auch eine durch Vertreter, mit deren innerstem Wesen sie unausrottbar verwachsen ist, getragene Gesinnung, welche dem Gedanken einer Entwickelung ohne Ein bestimmtes Endziel, einer Entwickelung, deren jeweilig erreichter Zustand in Verbindung mit der Fortdauer der treibenden Momente befriedigt, sich allen Ernstes hinzugeben und sie gutzuheißen vermag: für diese Auffassung von Entwickelung gilt die Bestimmung, daß das Endziel allein das Entscheidende an ihr ist, nicht. Ein G. E. Lessing oder ein W. Wundt sind durch die straffere Logik des E. v. Hartmann'schen Entwickelungsbegriffes in ihrer entwickelungsfreudigen Sinnesart nicht umzuformen. Aber dieser letztere Begriff scheint mir doch, an unbefangenem Wirklichkeitssinn bemessen, an Ueberspannung zu leiden. Da wird alle Veränderung von der Vorstellung des Endziels beherrscht, also durch und durch nur als Mittel zum Endzweck, wenn auch zunächst nur für vorläufige Zwecke, gedacht, die aber alle in ihrem Inhalt durch den Zusammenhang mit dem Endzweck, durch das, was sie auf ihrer Stufe für diesen leisten können, bestimmt werden. Die Kausalität, das treibende Wirken, wird ganz dasselbe mit der Finalität, der ziehenden Kraft, nur daß beide in der entgegengesetzten Richtung angeschaut werden. Vorausgesetzt ist dabei nur ein gegebener Anfangszustand, der Inhalt der ursprünglichen Willensbejahung; das kausale Wirken wird durch die Vorstellung des Endzwecks im absoluten Subjekt angeregt, in dem die Vorstellung ein dem Willen koordinirtes Attribut ist; das einmal angeregte kausale Wirken schafft mit Nothwendigkeit dann Schritt für Schritt die Veränderungen bis zur Erfüllung des Endzwecks. Diese Zwangsherrschaft des Endzwecks ist angesichts der unendlichen Fülle des ob so oder so für den Endzweck ganz Gleichgültigen im weltlichen Geschehen, welches aber doch kausal nothwendig bleibt, nicht glaublich. Dann läge etwas daran, ob die

Fliege rechts oder links über den Tisch kriecht, ob mein Hund auf dem Spaziergange auf dem Wege bleibt oder in die Büsche läuft. Aber auch in dem menschlichen Geschehen ist ein sehr großer Theil nicht durch den Entwickelungszweck bedingt. Der Historiker und der Geschichtsphilosoph mag das Entwickelungsresultat eines Jahrhunderts oder Jahrtausendes ziehen: er sieht dabei ab von der unermeßlichen Fülle des wirklichen Lebens, das auch gelebt ist ohne Beziehung zu diesem Resultat, das, wie die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse und alles das von Haß und Liebe bewegte Menschentreiben, in allen Jahrhunderten und Jahrtausenden, unbekümmert um die akademische, auf Entwickelungsfortschritt auslugende Nachbetrachtung, den wichtigsten Inhalt des Lebens der Menschengeschlechter gebildet hat. In Wirklichkeit wird doch vom Aufstehen bis zum Schlafengehen der Menschen alle Tage das menschliche Getriebe neu und steht dann in den Nachtstunden so gut wie still. Aber innerhalb des Tagesgeschehens ist zu unterscheiden was sich Tag aus Tag ein so gut wie gleichbleibt, und die andere Masse, in der sich ein Weiterschreiten des Gesammtinhaltes an den zahllosen einzelnen Stellen vollzieht. Dieses Weiterschreiten ist aber doch noch nicht mit einer einheitlichen Entwickelung eines einheitlichen zu Grunde liegenden Stoffes oder gar Subjektes identisch. Was wirklich ein Moment solcher Entwickelung ausmacht, das ist die relativ kleine Masse des Mehles, das aus der Mühle fällt, deren Getriebe eine viel größere Masse von Hülsenkram zurückläßt und auch als solches für die Summe weltlichen Geschehens zu Buche schlägt. Denn die Würde des thatsächlichen Geschehens an nichts Geringerem als der bestehenden Welt kommt doch ebensogut jeder gleichgültigen Veränderung wie den individuellen Fortschritten wie dem vereinzelten Fortschreiten des Gesammtstandes zu; letzteres ist sogar in höherem Grade als die beiden anderen Formen des wirklichen Geschehens ein Hinzugedachtes, ein von den wenigen Geistern, die Talent zu dessen Feststellung haben, Hinzugefügtes, oft auch von einer gewissen akademischen Vornehmheit des Denkens Aufgebauschtes, das sich in wirklichem Schrittmaß viel weniger greifen und packen läßt. Somit erscheint der bei E. v. Hartmann übliche Entwickelungsbegriff in der That als eine Ueberspannung einer geheimnißvollen Eigenschaft des wirklichen Geschehens, und (somit) ist dieses nicht durch und durch **Weltprozeß**, als was es in der Abstraktion der E. v. Hartmann'schen Auffassung immer gesetzt wird.

Wenn man also das wirkliche Geschehen nicht = Weltprozeß auffaßt, sondern nur aus seiner ganzen Fülle auch den kleinen Theil eines Prozesses am Ganzen herausschält, so wird man auch nicht mit E. v. Hartmann (231) zwischen dem Gedanken eines (zeitlich) unendlichen Geschehens und der Möglichkeit der Entwickelung einen unlöslichen Widerspruch erblicken. Eine universale Entwickelung mit endlichem, bestimmtem Ziel ist dann freilich unmöglich. Aber räumlich getrennte Entwickelungen mit zahlreichen erreichten Abschnitten, aber keinem angebbaren letzten Punkte sind doch noch Entwickelungen zu nennen; und diese sind bei zeitlicher Unendlichkeit a parte post in endloser Mannigfaltigkeit zu denken. Hieran denken Bruno und seine begeisterten Lobredner, z. B. Troels und Kuhlenbeck, wenn sie sich an dem Gedanken von Entwickelung im Unendlichen berauschen, und das genügt ihnen. Der strengeren philosophischen Vernunft und dem philosophischen Gemüth E. v. Hartmann's genügt das aber nicht. Er postulirt Eine universale Entwickelung und kann dann allerdings daraus die Nothwendigkeit eines endlichen Abschlusses des Weltprozesses folgern, weil er nicht in das schwächliche Kompromiß einer unendlichen Annäherung an das nie zu erreichende Ziel verfallen mag.

„Der Unendlichkeitsgedanke schließt auch den „Ring der ewigen Wiederkunft“ in sich, wie ihn Nietzsche zu behaupten den Muth gehabt hat“ (231). Mir scheint, daß E. v. Hartmann diesen beiläufig ausgesprochenen Gedanken als Argument gegen die Annahme einer zeitlichen Unendlichkeit des Prozesses hat verwerthet sehen wollen, unter der Voraussetzung, daß die ewige Wiederkunft des Nämlichen unmittelbar der gesunden Vernunft und dem gesunden Gefühl als eine Ungereimtheit erscheine. Ist es nun richtig, daß zeitliche Endlosigkeit auch diese inhaltliche Folge einschließe? Bei ganz strenger Urgirung des Begriffes der Unendlichkeit allerdings. „In einer unendlichen Zeitdauer des Prozesses müssen sich alle überhaupt möglichen Konstellationen der Elemente unendlich oft in derselben Weise wiederholen, wenn auch erst in unendlich langen Fristen“ (231). Das ist begrifflich richtig, aber praktisch werthlos. Es giebt Daten, denen zufolge wir Hunderte von Millionen Jahren seit dem Anfange dieser Schöpfung oder dieses Schöpfungsäons annehmen müssen, aber es giebt keine Daten, die auf die Erschließung auch nur einer Billion Jahre rückwärts für die Dauer dieser Schöpfung führen könnten. Gegen die Endlosigkeit sind aber selbst eine Billion Jahre ein Nichts. In solchen

Zeitgrenzen, die wir für die Dauer der Menschheit ansetzen könnten, werden sich schwerlich auch nur die Kombinationen, in denen die 52 Karten unter vier Whistspieler vertheilt werden können, im wirklichen Spiel erschöpfen; und das sind Kombinationen von nur 52 Elementen. Wer will aber sagen, aus wieviel Elementen sich ein Querschnitt der Zeit zusammensetzt? Daß die nämliche Konstellation aller Umstände trotz dieser unermeßlich vielen Momente in unendlicher Zeit wiederkehren muß, heißt doch nur soviel, wie daß sie in endlicher Zeit eben nicht wiederkehren wird. Es ist ganz unbegreiflich, wie Nietzsche den Gedanken von der ewigen Wiederkunft des Nämlichen als einen wahren mit Ueberzeugung, übrigens noch unbegreiflicher, wie er ihn als einen unvergleichlich erhebenden mit Begeisterung hat fassen können, wie er es doch thut mit seiner Erzählung von der wunderbaren Eingebung, in der er ihm zugefallen sei. Diese Wiederholung des Nämlichen kann erstens in endlicher Zeit, also in Wirklichkeit, nie kommen, zweitens wäre damit für Niemanden etwas gewonnen. Das Wissen davon, daß dies Alles schon einmal gewesen sei und auch wieder sein werde, dürfte in allen betheiligten Bewußtseinsubjekten nicht hinzukommen, widrigenfalls durch dies Eine Moment nicht dasselbe, sondern etwas ganz Neues geschähe. Bei — widerspruchsvoll — angenommener unendlicher bereits verflossener Zeit bestände ja auch in dem gegenwärtigen Weltlauf schon ein Fall der Wiederkunft des schon einmal Gewesenen, ohne daß Jemand von dieser geheimen Eigenschaft, die dem Geschehenden anhinge, etwas hätte. Ferner aber würden die allerwenigsten noch einmal das ganz gleiche Erleben wieder haben mögen, sondern nur ein solches ohne die verschlechternden Wendungen, die das Schicksal oder eigene Schuld herbeigeführt hat, also nur das Gleiche unter Hinzukunft der Verbesserungen, die später als wünschenswerth erkannt sind, — also in Wahrheit eben nicht das Gleiche. Ein großer Theil der Menschen aber würde sogar nur mit Grauen daran denken, daß das Selbe noch einmal wieder sein müßte. Nietzsche ist sehr wenig Philosoph gewesen in dem alten und echten Sinne des Wortes, daß es ihm auf das Erkennen des Seienden ankam. Er hat in dieser Beziehung verhältnißmäßig wenige Lehren aufgestellt und noch weniger festgehalten. Seine Geistesrichtung war vielmehr (abgesehen vielleicht von seiner zweiten Periode), Sätze in das Denken der Menschen hineinzuwerfen, die nicht vom unbeugsamen Sachverhalte, sondern von seinem eigenen jeweiligen Hassen und

Lieben, von dem Wollen seiner Persönlichkeit abhingen. Ist doch z. B. der Schopenhauer'sche Begriff des Willens zum Leben mit gutem Grunde aus dem objektiven Blick auf die Gesammtwelt hervorgezogen, dagegen die vermeintliche Nietzsche'sche Verbesserung in den „Willen zur Macht" dem engen, kleinlichen Kreise der menschlichen Eitelkeit und Salonrederei abgewonnen, in dem das große Wort zu führen diesen unechten Philosophen trotz allen Stolzes am meisten gelüstete. Die Lehre vom „Ring der ewigen Wiederkunft" wäre nun einmal ihrer ganzen Art nach eine *wirklich philosophische* Lehre über das Wesen der Dinge; ihrem *bestimmten Inhalt* nach aber ist sie ebenso *haltlos* ausgefallen, wie ihr für den Fall, daß sie richtig wäre, doch nicht entfernt die begeisternde Kraft zukommen würde, in die sich ihr Urheber hineinphantasirt.

Das Streben des philosophischen Geistes in allen Ehren, der als solcher das Bedürfniß fühlt, womöglich eine universale Weltmelodie zu erlauschen, eine alle Fälle umspannende Weltgleichung zu erfassen, in der Idee wirklich „letzter Dinge" zum Abschluß zu kommen! Trotzdem sollte er das Korrektiv in sich tragen, die Wahrheit um jeden Preis und wie sie auch ausfallen möge, zuzulassen und Postulaten der Vernunft (die feststellt, was *sein sollte*), des Herzens oder der Phantasie gegenüber den Entscheidungen des Verstandes (der untersucht, *was ist*) sich unterwerfen zu wollen. Der philosophische Geist kann ja dabei festhalten, daß er in den Verdikten des Verstandes eben nur das Wirkliche davonträgt, und daß, wenn es nach ihm ginge, der Weltlauf wohl ein in mancher Beziehung anderes Antlitz erhalten würde: das Wahre braucht ja nicht das denkbar Beste und ihm Erwünschteste zu sein; aber die *Erkenntniß* zielt einmal auf das Wahre, zu welchem etwaigen Falles die Verschiedenheit dessen, was ist, und dessen, was Menschen konstruiren, erwünschen oder erphantasiren möchten, gehört. Nun hat die verstandesmäßige Einsicht der *Naturwissenschaft* wirklich schon jetzt ein Wort in diesen Ausblicken auf die fernste Zukunft mitzusprechen. Wir wissen es ja mit guter Wahrscheinlichkeit: die natürlichen Lebensbedingungen der Menschheit werden sich im Lauf der Jahrtausende nach und nach verschlechtern; der Erdball wird eine Zeit erreichen, wo er zur Beherbergung des Lebens ebenso untauglich sein wird wie jetzt der Mond; seine Bahn wird sich durch den Widerstand des Weltäthers ganz bei kleinstem verengen, und das letzte Ziel in Millionen von Jahren ist, daß er einmal in die

Sonne stürzt, und mit ihm die Gebeine derer, die so klug waren, dieses Horoskop schon so lange im Voraus zu stellen. Inzwischen wird es schon manchen anderen Planeten ähnlich ergangen sein; andere Weltnebel aber werden sich inzwischen zu Sonnensystemen verdichtet haben, und auf neuen Planeten wird sich das Theater des geschöpflichen Lebens von Neuem aufthun, und so fort. In dem Allem ist aber weder E. v. Hartmann's Erlösung des Schöpferwillens aus seinem blinden Weltschöpfungsspiel durch den Gegenwillen der bewußten Vernunft der Geschaffenen, noch Fr. Nietzsche's ewiger Ring der Wiederkunft enthalten; und doch ist es die kühlste und am besten begründete der möglichen Prognosen.

Nun giebt es Menschen, die das Alles affektionslos so hinnehmen als eben eine naturwissenschaftliche Lehre; andere, die das ewige Werden und Vergehen sogar bejubeln als die Bethätigung unendlicher göttlicher Lebensfülle, so z. B. Bruno und W. Wundt, auch die pantheistische Gefühlsweise vieler Gebildeten, die hierin den Kern neuer Religion erblickt; andere, die umgekehrt durch diese Aussicht endlosen und ziellosen Entstehens und Zugrundegehens in der Tiefe ihrer Vernunft und ihres Gemüths bedrückt werden und das Herz, „aus dem die großen Gedanken kommen", sprechen lassen: So kann es doch nicht sein, zu dieser Diastole muß es auch eine Systole geben (Schopenhauer), oder: Die Unvernunft des Wollens, die doch nichts erreichen kann, als was es schon in der heiligen, seligen Stille der Idee aller Möglichkeiten besitzt, und die überwiegende Unlust der unvermeidlich durch die Weltbejahung mit einander kollidirenden Willen muß durch die Weisheit des Absoluten durch das zweckmäßigste der Mittel, als welches eben der Weltprozeß selber anzusehen ist, einmal zur Aufhebung, das ewige Wesen zu dem stillen Frieden, den es hatte ehe die Welt war, kommen (E. v. Hartmann); (wieder anders ist die Gefühlssehnsucht Nietzsche's, der sich nicht losreißen mochte von der Hoffnung, daß das mit jauchzender Freude gutgeheißene Bild der gerade von ihm erblickten Wirklichkeit in Aeonen gerade so immer wiederkehren werde.) Es ist wahr: Gegen die Verkündigungen der Naturwissenschaft über den ewigen Wandel des Lebens in den Tod und aus der Urmaterie zum Leben bleibt in den Tiefen der Menschenbrust die letzte Frage bestehen: Was soll all der Schmerz, die Lust? — und daran knüpft sich eine gewisse Glaubenszuversicht, daß das naturwissenschaftliche Bild des Kosmos doch nicht die letzte Wahrheit enthalte, daß die Ordnung der Natur einmal um-

schlagen müsse in — das ganz Andere, in dem die vollkommene Seligkeit wohne, die den Schauplatz der Veränderung nur hier und da in flüchtigem Strahl berührt. So hoffen denn die einen auf „den neuen Himmel und die neue Erde", als den Ort der dermaleinstigen Glückseligkeit der vielen, in einer Hoffnung, deren geheime, durch die unter solcher Voraussetzung unabwendbare Konfliktsunlust bedingte Erfüllungsschwierigkeit die anderen durchschauen, welche erhoffen, daß das Eine selber, aus der Unruhe der Zeitlichkeit erlöst, noch einmal in dem absoluten Genügen des eigenen Wesens weltlos in sich selber sein werde.

Sehr verbreitet ist auch der in seinen Worten so schnellfertige Glaube — übrigens ein mehr antik-humanistischer als streng genommen christlicher, so sehr man sich auch darüber täuscht —, daß schon jetzt sozusagen in Kommensurabilität mit der irdischen Zeit und Stunde, neben der Welt der Diesseitigkeit die einer ewig seligen Jenseitigkeit der abgeschiedenen Seelen existire. Dieser Glaube ist von Seiten der Abhängigkeit alles bewußt-geistigen Individuallebens von der Gesundheit eines lebendigen Organismus und von Seiten der örtlichen Bestimmung und der näheren Beschaffenheit seines Inhaltes den größten Schwierigkeiten unterworfen, übrigens auch in seinem Ursprunge aus, vielleicht unverständigen menschlichen Wünschen sehr durchsichtig.

Ein Wissen besitzen wir nicht über die „letzten Dinge"; uns Gedanken über sie zu machen, können wir nicht umhin, wenn es auch nur in den ernsten Feierstunden der inneren Einkehr ist. Dann steht die Aussage des Verstandes auf der einen Seite, welcher kein letztes Ende absieht, die Vernunft und das Gefühl auf der anderen Seite, welche dennoch das unsagbar ganz Andere erfordert. All' unser Wissen aber mündet noch heute und vermuthlich für die Dauer der Erdenmenschheit in dasselbe Dunkel, in welche Worte man es auch fassen möge, welchem einst der hohe Nazarener in der Sprache seiner religiösen Gesinnung Ausdruck gegeben hat in dem Ausspruch: Zeit und Stunde (der allergrößten Wendung) weiß kein Mensch, kein Engel, auch ich nicht: die hat sich der Vater vorbehalten.

Anhangsweise sei hier noch einiger Kontroversen mit E. v. Hartmann hinsichtlich des Unendlichkeitsbegriffes in seiner nicht zeitlichen oder doch nicht nur formell zeitlichen Anwendung gedacht.

E. v. Hartmann liest aus meinem Buche, daß ich, gleich ihm, die räumliche Unendlichkeit verwerfe (227, 230).

So dogmatisch wage ich mich doch in den S. 87—102 angestellten Erwägungen nicht zu entscheiden, nur daß ich mich allerdings der Entscheidung zu Endlichkeit mehr zuneige; die Hauptsache ist, daß in der Beziehung, in welcher die Unendlichkeitsfrage in dem Buche behandelt wird, nämlich in ihrer Bedeutung für die Menschheit, alles Gewicht auf die Größe der Welt fällt (S. 89. 100) und die vielleicht unlösbare Frage, ob sie räumlich endlich oder unendlich sei, dabei immerhin offen bleiben kann.

Das E. v. Hartmann verdankte Argument für die Endlichkeit, nämlich aus dem Widerspruch der vollendeten Unendlichkeit, räume ich doch nicht als so zwingend ein (89): denn eine behauptete Unendlichkeit wird man sich doch, eben um diesen Widerspruch zu vermeiden, als unvollendet — und zwar, wie ich a. a. O. sage, hier nicht ihrem fließenden Zustande, sondern ihrem wirklichen Bestande nach unvollendet — denken. Ich füge freilich auch jetzt noch, hinzu, daß das eher in eigensinniger formeller Folgerichtigkeit zu sagen als ein wirklich vollziehbarer Gedanke ist. Auf so etwas wie eine „Antinomie" oder eine „Grenze unserer Organisation" stößt jede Erwägung dieses Punktes. Auf den Titel des Buches habe ich aber doch nicht, was E. v. Hartmann (231) bemängelt, „unermeßliche Endlichkeit" statt „Unendlichkeit" setzen wollen, theils weil ich dieses Resultat nicht so zweifellos einführe, theils, weil, in Anknüpfung an Troels, der Begriff der Unendlichkeit der Ausgangspunkt der Untersuchung war, die unermeßliche Endlichkeit aber nur das wahrscheinliche Resultat, das für den Schwerpunkt des Buches in Betracht kommende sogar nur die — gleichviel ob doch nur endliche — Größe der Welt, welches den beiden Hauptkapiteln des Buches, dem fünften und sechsten, zu Grunde liegt. —

Den Gedanken, den ich S. 30 f. zu Gunsten der Entscheidung für die Endlichkeit berührt und S. 90 f. weiter ausgesponnen habe, daß die Unendlichkeit keinen einheitlichen Weltplan zulassen würde, der doch wohl als Korrelat des Gottesgeistes begrifflich verlangt wird, registrirt E. v. Hartman (230) anscheinend mit Zustimmung. Ich habe ihn oft wieder hin und her bewegt und finde, daß er für den Menschengeist, wenn dieser den Plan zu begreifen sich bemühen sollte, durchaus zwingend ist. Die begrifflich gesetzte Unendlichkeit des Gottesgeistes würde ihn aber doch paralysiren, genau so, wie die alten eleatischen Bedenken gegen die Möglichkeit der Bewegung wegen der unendlichen Theilbarkeit des Raumes

durch die gleichfalls unendlich kleinen Zeiträume, die zur Zurücklegung unendlich kleiner Zeitstrecken zu Gebote stehen, aufgewogen werden. Nur ist die „Unendlichkeit“ des Gottesgeistes ein Begriff, der, so beliebt er auch bei deutschen Denkern ist, doch von der Kategorie der Quantität einen Mißbrauch macht in einer Sphäre, in die sie nicht zu übertragen ist (vgl. S. 90). Somit würde doch der göttliche Schöpfungs-(oder aber der göttliche Heils-)Plan in einer unendlichen Welt zu einem „naturalistischen Spielen“ herabgesetzt, wie ich S. 108 sagte. Ich hatte dort hinzugefügt, daß sich dagegen „unser religiöses Bewußtsein“ auflehne. E. v. Hartmann macht (235) von dieser Aeußerung den Gebrauch (235), daß er sagt, „mein religiöses Bewußtsein lehne sich gegen den Gedanken einer Succession von Geisterreichen auf“. Dieses Moment der nothwendigen zeitlichen Anfeinanderfolge hatte ich aber gar nicht mit in den Gedanken eines göttlichen Spielens mit „unbestimmt vielen Wiederholungen“ aufgenommen; ich hatte eher an die unbestimmte Vielheit der planetarischen Schauplätze geistigen Lebens gedacht. Daß E. v. Hartmann diese „indirekte Begründung“ (aus „religiösem Bewußtsein“) nicht beweiskräftig findet (235), freut mich eigentlich für den Spezialfall und grundsätzlich. Was gerade gegen die Aufeinanderfolge von „Geisterreichen“ als solche ein religiöses Bewußtsein einzuwenden haben sollte, wüßte ich nicht zu sagen. Aber auch ganz allgemein genommen, giebt es keinen unzweifelhaften Inhalt thatsächlichen religiösen Bewußtseins, welcher das theoretische Urtheil über das, was unabhängig vom Bewußtsein realiter ist, beeinflussen dürfte: das Bewußtsein kann nur über seine (ideale) Sphäre aussagen, und die Reminiszenz meiner Ausdrucksweise aus der E. v. Hartmann'schen „Religion des Geistes“ scheint mir selber nachträglich nicht unbedenklich. Die Möglichkeit läge ja vor, daß das Absolute ein „naturalistisches“ Wesen wäre, wenn auch der Wunsch unseres religiösen Gefühles es anders haben möchte: ob das Absolute in der That etwa als ein naturalistisches Wesen zu denken sei, das will, so weit es etwa möglich ist, anderweitig unbefangen studirt sein, — aus dem Charakter der Welt, die seine Manifestation sein muß.

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Richard Wossidlo. Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. Nach mecklenburgischen Volksüberlieferungen zusammengestellt. Wismar (Hinstorff) 1901. Text 40 S., Musikbeilagen S. 41—60 und 2 szenische Gruppenbilder. Als Titelbild Tracht aus der Gegend von Rehna. (1 Mk.)

Der Verfasser dieser „Zusammenstellung“ ist auch unseren Lesern durch die Sammlung und Anordnung der „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen“ auf das Beste empfohlen. Hier bietet er nun, um ad oculos zu zeigen, was sinnig und gemüthlich Schönes in dem noch unverdorbenen Volke lebt, im Rahmen eines dramatischen Idylls ländliche Gebräuche, Lieder, Sprüche, Neckereien, Tänze mit ihren dazu gehörigen Liedern, Räthsel und dergleichen. Mitglieder des „Allg. Vereins für deutsche Volkskunde“ in Berlin und dessen Gäste haben sich bei der Darbietung durch Malchiner Lehrer und deren Frauen, welche zur Feier des 10jährigen Stiftungsfestes stattfand, an der Echtheit und Frische herzlich erfreut.

Der Leser, besonders wenn er in dem fatalen Rufe steht, ein gestrenger Kritiker zu sein, hätte doch noch weitergehende Wünsche, aber es ist vielleicht unbillig, sie auszusprechen. Er hätte nämlich eine wirklich poetische Fabel als Unterlage gewünscht, um das anmuthige Ding über den Stand des Panoptikums zu erheben. Es ist ihm zu einseitig lehrreich oder zu absichtsvoll. Und das verträgt sich allerdings schlecht mit dem freien Gestalten dichterischer Phantasie, die sich über die Gebundenheit des heiter oder bang Erlebten erhebt, eine Welt für sich bedeutet.

Weimar, Juli 1901. Xs.

Die Troika. Erzählungen von J. J. David. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1901.

David wird zu den in erster Reihe stehenden Dichtern Oesterreichs gezählt. Die engereren Freunde seiner Kunst nennen ihn neuerdings sogar in einem Athem mit Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar.

[illegible]

Max Lorenz.

Gedichte von Agnes Miegel. Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Der Name taucht zum ersten Mal auf, er ist auch noch nicht im „Kürschner" zu finden. Und doch möchte ein Kritiker manchmal das Alter einer Dichterin wissen. So geht's mir in diesem Falle. Die Gedichte verrathen sowohl in inhaltlicher wie formaler Beziehung entschieden ein starkes Talent. Die Gedichte aber sind auch recht ungleich und unausgeglichen, nicht nur die Gedichte unter einander, sondern auch manches einzelne Gedicht an und für sich. Ich nehme also an, daß es sich um ein junges, in der ersten Entwickelung begriffenes Talent handelt. Besonders hervorzuheben ist, daß mir die Begabung der Dichterin für die Ballade oder balladenartige Erzählung stärker zu sein scheint, als für die reine Lyrik. So möchte ich z. B. das Gedicht „Herzog Samo. Eine Totenklage" als ein Meisterwerkchen anpreisen.

Max Lorenz.

Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Zweite Auflage. Stuttgart 1901. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Grotthuß ist ein geistvoller Schriftsteller konservativer Gemüths- und Sinnesrichtung. In seinen „Problemen und Charakterköpfen" bespricht er mit verhältnißmäßig außerordentlicher Vorurtheilslosigkeit moderne Dichter, ohne selbst vor Dehmel zurückzuschrecken. Es ist unzweifelhaft ein außerordentliches Verdienst, die moderne Litteratur mit Verständniß vor einem Publikum wie etwa dem des „Daheim" zur Sprache zu bringen. Ein

anderes Buch von ihm „Der Segen der Sünde“, ist ein kleines, aber tiefes Werk einer erfahrenen, erprobten und starken Menschen- und Dichterseele. „Die Halben“ befriedigen leider nicht. Als Kunstwerk bietet der Roman zuviel an allgemein zeitpsychologischen Erörterungen. Und diese Erörterungen für sich enthalten doch zu wenig Neues und Belangvolles, um den Leserkreis dieser „Jahrbücher“ etwa zu interessiren, wie ich wenigstens annehme. Ich bitte also den Dichter, für meine Ablehnung seines Romans sich durch das ihm sonst von mir ertheilte Lob zu entschädigen.

Max Lorenz.

Moderne Essays von Max Messer. Dresden und Leipzig, 1901. Verlag von Karl Reißner.

Es giebt Kritiker, die sich „gesammelten Kritiken“ von vornherein recht skeptisch gegenüberstellen, von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht. Es sind Tageskritiker, „Journalisten“, die am Abend oberflächlich empfangene Eindrücke am nächsten Morgen mit flüchtiger Feder leichthin verarbeiten. Sie sind mehr oder weniger ehrliche Makler zwischen nicht immer besonders tiefgründigen Leistungen der „modernen“ Kunst und einem nur auf Genuß erpichten sensationslüsternen Publikum. Das wahre Wesen der Kritik ist von anderer Art. Gewiß ist jeder Kritiker einerseits Mittelsmann zwischen Kunst und Publikum. Aber die Kritik und die kritische Thätigkeit hat noch ihren ganz besonderen, selbständigen Werth in sich und für sich. Kritiker sein — das heißt in einer bestimmten Weise sich zu den Erscheinungen des Lebens stellen und auf besondere Art mit ihnen fertig werden. Kritiker sein — das heißt in der Welt der Gefühle und Stimmungen, in der Welt der Seele sich jeder Einzelerscheinung mit vollkommenstem, eindringendem Verständniß bis zur Selbstvernichtung hingeben und dann doch wieder emportauchen und die Selbständigkeit behaupten. An den „modernen“ Kritiker tritt die Aufgabe heran, in gleicher Weise gerecht zu werden den Hauptmann, Sudermann, Maeterlinck, Maupassant, D'Annunzio, Tolstoi. Das bedeutet, streng genommen, er müsse wie die Hauptmann, Sudermann, Maeterlinck u. s. w. empfinden können, sich in ihre Welt zu versetzen wissen, er muß wie Sudermann, Hauptmann und Maeterlinck sein — und dann aber, wenn er scheinbar ganz in einem aufgegangen ist, muß er doch wieder emportauchen und muß die Grenzen feststellen können, an denen das Können der Hauptmann und Genossen sein Ende erreicht. Das heißt aber: der Kritiker muß noch mehr sein, wie die, die er zu kritisiren hat. Er muß ihnen nicht nur gewachsen, er muß über sie hinausgewachsen sein. Der Kritiker gleicht einem Schwimmer, der vor einem schaulustigen Publikum ins Wasser springt, am liebsten da, wo es am tiefsten ist, und der dann lange, lange unter Wasser schwimmt, als ob er ertrunken wäre, bis er dann doch wieder emportaucht und sein „Ich“ behauptet. In diesem Sichhingeben und Sich-

losreißen, in diesem scheinbaren Ertrinken, das sich aber schließlich als vollendetste Schwimmkunst entpuppt, liegt der tiefe Reiz, geradezu die Wollust der kritischen Thätigkeit. Der Kritiker arbeitet durchaus nicht nur für Andere, sondern er ist „auch Einer"; die Welt der Kritik ist durchaus nicht nur eine Halbwelt, sondern birgt ein Leben für sich von besonderer Art an Glanz und Tiefe. Ich habe hier natürlich nur von dem idealen Kritiker gesprochen; in Wirklichkeit kann jede Kritik nur annäherungsweise ihre wahre Aufgabe erfüllen. Max Messer z. B. ist dem Ideal sicherlich noch recht weit entfernt, aber er befindet sich doch auf der Linie, in der Richtung zu ihm. Er gehört nicht zu den lächerlichen Bajazzos der Kritik, die augenblicklich Mode sind und die jedes Kunstwerk nur als einen Stein des Anstoßes betrachten, dazu bestimmt, ihrem „Geist" ein Paar Funken des Witzes zum Gaudium des Kunstpöbels zu entlocken. Max Messer ist sich der objektiven Aufgabe des Kritikers bewußt, wovon der letzte Aufsatz seines Buches: „Der Beruf der Kritik", Zeugniß ablegt. Der ganze Band leidet an dem Hauptfehler, zu ungleiche Aufsätze in sich zu vereinigen. Ganz Werthloses steht neben Gutem. Manche Artikel geben nur einfache Inhaltsangaben von den Büchern Anderer. Dazu gehört z. B. der Aufsatz über „das Wesen Hamlets". In anderen Fällen bietet der Verfasser Treffliches aus eigenem Geist, z. B. in dem wundervoll pointirten Aufsatz „Saharet". Max Messer hat seine Aufsätze chronologisch geordnet und motivirt ihre Herausgabe also: „So bieten sie ein Bild der Entwicklung des Autors, seines Ringens um Wahrheit und Selbstbefreiung und vielleicht im Zusammenhange damit auch ein Gegenbild der literarischen Strömungen der letzten zehn Jahre des verflossenen Jahrhunderts." Diese Wichtigthuerei findet ihre Verurtheilung und zugleich auch wieder ihre Entschuldigung in der Jugend des Verfassers. Denn er hat seine Artikel in einem Alter von zwanzig bis vierundzwanzig Jahren geschrieben.

Max Lorenz.

Philosophie.

Zur Lehre vom Gemüth. Eine psychologische Untersuchung von Johannes Rehmke, Professor der Philosophie zu Greifswald. — Berlin 1898.

Unter all den Bezeichnungen für psychische Zustände und Prozesse ist vielleicht der Ausdruck „Gemüth" der schwankendste. Nicht wenige Psychologen haben daher von der Verwendung dieses Begriffes für die wissenschaftliche Terminologie gänzlich abgesehen, und nur in dem Terminus „Gemüthsbewegung" spielt er noch besonders seit dem Vorgange Darwin's eine gewisse Rolle. Es ist auch dies ein Beweis, wie die herrschende Richtung in der psychologischen Forschung der Gegenwart um der Feststellung der psycho-physischen und psycho-physiologischen Beziehungen willen die Klarstellung

der eigentlich psychologischen Thatsachen und Vorgänge stark vernachlässigt hat; die Physik und Physiologie sind durch dieses Verfahren freilich nicht unerheblich bereichert worden, die Psychologie aber hat dadurch so gut wie nichts gewonnen. Es ist daher ein dankeswerthes Unternehmen, wenn sich Rehmke als einer der wenigen wieder einmal vornehmlich der Erschließung der psychologischen Probleme selbst zugewandt hat, ohne dabei die Beziehung zu den physiologischen Vorgängen außer Acht zu lassen. Davon legt sein „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie" (Hamburg 1894) Zeugniß ab, und auch seine Untersuchung „zur Lehre vom Gemüth" muß deshalb freudig begrüßt werden.

Wie schwach es mit der Lehre vom Gemüth bisher bestellt ist, hat der Verfasser deutlich zum Ausdruck gebracht, wenn er sagt: „Das Wort Gemüth treibt durch unsere Sprache in geheimnißvollem Dunkel. Wenn ein geistreicher Schriftsteller gemeint hat, das Wort ‚Gemüth' werde von uns immer gebraucht, sobald uns nichts Gescheidtes einfalle, so hat er damit richtig zum Ausdruck gebracht, daß dieses Wort seine Verwendung für ein Gebiet menschlichen Seelenlebens findet, welches auch dem Gebildeten, wie man meint, ein geheimnißvolles und ‚unergründliches' werde bleiben müssen. So tritt wohl das Wort ‚Gemüth' zwar als ein ‚vielsagendes', aber doch auch als ein Räthselwort auf, das auf ein, dem klaren Blicke Verborgenes, ‚Tiefinnerliches', dem genau scheidenden Denken ‚Unfaßbares' zu gehen scheint und darum eben gerade in so geheimnißvollem Dunkel dasteht." Der Ansicht nun, daß das Gemüth nur etwas „Fühlbares" und deshalb „Unsagbares" sei, stellt sich Rehmke entgegen, und er führt aus, daß es eben, weil fühlbar, auch sagbar sein müsse. Denn, sagt er, da wir für das uns Bewußte immer auch Worte, in denen wir es ausdrücken, werden finden können, so muß es für alles Fühlbare auch Ausdrücke geben, und zwar in annähernd entsprechender Weise, wie für alles Anschaubare.

Da nun in allen Fällen, wo von Gemüth die Rede ist, zweifellos die Seele als ‚fühlendes Wesen' mit in Frage kommt, so geht die Untersuchung zunächst von der Klarstellung dieses Thatbestandes aus. Das Charakteristische hieran ist, daß nicht das Gefühl als solches, sondern die Seele als fühlendes Individuum der Prüfung unterworfen wird. Dieser Schritt ist bedeutsam; denn damit verläßt dieser Psychologe die Bahnen der innerhalb dieser Wissenschaft zur Herrschaft gelangten Richtung, die nicht aus der gegebenen seelischen Einheit die Natur und die Bedingungen dieser Einheit ermittelt, sondern von den sogenannten psychischen Elementen aus zu den psychischen Gebilden und zu dem Zusammenhang dieser Gebilde vorzuschreiten sucht. Dies letztere Verfahren hat seine geschichtliche Bedeutung, insofern die Psychologie dadurch aus den Fesseln einer falschen Metaphysik befreit worden ist; und es ist ein bleibendes Verdienst, daß erst auf diesem Wege die exakte Untersuchung über die Beziehung zwischen den psychologischen und

physiologischen Prozessen inaugurirt wurde. Gleichwohl muß dieses Verfahren, von den psychischen Elementen den Ausgang zu nehmen, im Namen der empirischen Wissenschaft selber auf's schärfste beanstandet werden. Es hatte ja gewiß etwas Verlockendes, daß die psychologische Forschung, von dem Glanz der naturwissenschaftlichen Erfolge bestochen, sich auch ihrerseits ‚exakt' zu machen suchte; aber die Verschiedenheit der Gebiete hätte doch davor warnen sollen, der physikalischen Atomistik, einer ihrem Werthe nach selbst sehr fraglichen Hypothese, eine Art psychischer Atomistik an die Seite zu stellen. Denn eine jede Wissenschaft verdient nur dann diesen Namen, wenn sie von einem in der Erfahrung wirklich Gegebenen ausgeht und von hier aus die konstituirenden Bedingungen dieses Gegebenen im systematischen Zusammenhang mit denjenigen des ganzen Erfahrungszusammenhanges festzustellen sucht. Empirisch gegeben sind aber der Psychologie keine Bewußtseinselemente, keine reinen Empfindungen und einfachen Gefühle, sondern immer nur der psychische *Zusammenhang* eines individuellen Bewußtseins. Es ist daher eine bloße Fiktion und durchaus eine Art metaphysischer Substruktion, wenn die Psychologie glaubt, ihr Gebäude aus dem Material sogenannter psychischer Elemente errichten zu können. Und da solche Elemente in keinerlei Erfahrung wirklich gegeben sind, so geht diejenige psychologische Forschung, welche auf diese Weise operirt, gerade am allerwenigsten ‚empirisch' zu Werke, so nachdrücklich sie das auch behaupten mag. Nun könnte ja freilich noch der Einwand gemacht werden: wenn es auch richtig ist, daß das gegebene Objekt der Psychologie stets nur ein individueller Bewußtseins*zusammenhang* ist, so bestehe dieser doch aus lauter einzelnen Bewußtseinselementen. Aber eben darin liegt der Irrthum. Denn nicht aus Elementen besteht dieser gegebene Zusammenhang, sondern er stellt sich an jedem Punkte als Einheit einer *stetigen* Veränderung dar; er ist also kein elementarer, sondern ein *funktionaler* Zusammenhang, dessen unterscheidbare Zustände sich als *stetig veränderliche Bestimmungen* einer individuell-psychischen *Einheitsbestimmtheit* darstellen. Nur mit der Anerkennung und Zugrundelegung dieses Thatbestandes befindet sich die Psychologie auf wirklich ‚empirischer' Basis.

Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir die Richtung, die Rehmke in der psychologischen Forschung eingeschlagen hat, als eine entscheidende Wendung begrüßen. Seine Psychologie geht zum ersten Mal wieder nicht von sogenannten psychischen Elementen, sondern von dem einheitlichen ‚Bewußtseinsindividuum' aus, und er bringt es klar zum Ausdruck, daß das, was sonst Elementarempfindung genannt wird, in Wahrheit ‚Bestimmtheit eines Bewußtseinsindividuums' ist. Nur würde ich statt Bestimmtheit lieber Bestimmung sagen und unter jener vielmehr das Konstant-Allgemeine des Bewußtseins begreifen. Und in diesem Sinne erkennt nun auch der Verfasser, daß das Gefühl nicht ein elementarer Bewußtseinsvorgang, sondern im Gegentheil ein Allgemeines, ein ‚als Bestimmtheit eines Individuums

Gegebenes' ist. Auf diesem Wege gelangt er dann bei der Prüfung derjenigen Bewußtseinsthatsache, die wir ‚Gefühl' nennen, zunächst zu dem Ergebniß: 1. daß alles „Allgemeine" im Gegebenen stets nur als Bestimmtheit eines, sei es abstrakten, sei es konkreten Individuums gegeben ist: 2. daß niemals die Bestimmtheit überhaupt, sondern immer nur die Besonderheit der Bestimmtheit (Bestimmung) des Individuums wechselt, und 3. daß Veränderung nur an dem Individuum möglich und zu verstehen ist, daß also auch nur von einem Individuum eine Veränderung im eigentlichen Sinne ausgesagt werden darf, und 4. daß diese Veränderung niemals in dem Auftreten einer neuen Besonderheit einer allgemeinen Bestimmtheit des Individuums besteht.

Von diesem Standpunkt aus weist dann der Verfasser nach, daß wir uns niemals als allein zuständliches, sondern immer als zugleich gegenständliches Bewußtsein wissen, daß also niemals ein Gefühl als selbständiger Bewußtseinszustand gegeben sei, sondern daß es stets mit Wahrnehmungs- und Vorstellungsthatsachen vereint sei. Er bestreitet dagegen, daß es von diesen Thatsachen einfach abzulesen sei, daß Gefühle der Lust und Unlust an bestimmte Empfindungen oder Vorstellungen gebunden seien. Rehmke zeigt demgegenüber, daß zwar jeder bestimmte Gefühlszustand immer auch mit gegenständlichen Bestimmungen vereint sei, daß jener Zustand aber als solcher niemals ein Zusammengesetztes, weder ‚Gefühlsmischung' noch ‚gemischtes Gefühl', sondern stets etwas Einfaches sei, bedingt durch Physisches und durch die gegenständliche Bestimmung des Bewußtseinsaugenblicks, insbesondere bedingt durch das gesammte Gegenständliche des Bewußtseinsaugenblicks, von dem das in der Aufmerksamkeitsstellung stehende das für das Gefühl maßgebende Gegenständliche sei.

Es wird dann weiter gezeigt, daß jeder besondere Gefühlszustand zwar Art und Grad zeige, aber keine dritte Besonderheit (‚Färbung' oder ‚qualitative' Besonderheit); dagegen sei es noch besonders bedingt durch die ‚unbestimmte' Körperempfindung, die als ‚begleitendes' Gegenständliches mit dem ‚maßgebenden' in ursächlichem Zusammenhang steht.

Diese Ausführungen des Verfassers über das Gefühl sind für mich durchaus überzeugend. Aber auch wer mit dem einen oder anderen Punkte nicht völlig übereinstimmen sollte, wird wenigstens zugeben müssen, daß Rehmke's feinsinnige Auseinandersetzungen eine wesentliche Bereicherung und Vertiefung der Erkenntniß dieses Gegenstandes bedeuten. Dagegen vermag ich mich den Darlegungen über das, was wir als ‚Stimmung' zu verstehen haben, nicht so unbedingt anzuschließen. Der Verfasser weist darauf hin, daß die Stimmung dieselben drei Momente zeige wie das Gefühl, nämlich einen gefühlsmäßig zuständlichen, einen maßgebenden und begleitenden gegenständlichen. Der maßgebend gegenständliche sei stets Körperempfindung, der begleitend gegenständliche aber allein Vorstellung, und hierdurch sei die Stimmung allerdings vom Gefühl unterschieden, nicht

dagegen durch die größere Zeitdauer oder geringere Intensität, auch nicht durch das ‚Dunkle' und ‚Vage' seines Gegenständlichen insgesammt. So bedeutsam und scharfsinnig nun auch diese Unterscheidung der Stimmungsmomente ist, so muß ich doch auch meinerseits daran festhalten, daß die Stimmung als Ganzes und nicht bloß auf die sie in einem bestimmten Augenblick bedingenden Momente hin angesehen ein Kollektivzustand des Gemüthes ist. Nicht auf die Zeitdauer als solche kommt es dabei an, denn unter Umständen kann ein Gefühl, absolut betrachtet, länger dauern als eine Stimmung, wohl aber darauf, daß sich die Stimmung immer über mehrere besondere Bewußtseinszustände erstreckt und sie bestimmt. Das Wesentliche dabei scheint mir Folgendes zu sein. Wie der Verfasser selbst dargelegt hat, ist ja das Bewußtseinsindividuum stets durch eine allgemeine Gefühlsbestimmtheit ausgezeichnet. Streng genommen müßten wir schon diese Bestimmtheit, als deren wechselnde Bestimmungen die besonderen Gefühle auftreten, als ‚Stimmung' allgemeinster Art bezeichnen. Dies geschieht nur deshalb nicht, weil wir diesen Normalzustand der Gefühlsbestimmtheit als etwas für uns Selbstverständliches hinzunehmen geneigt sind. Wird dagegen diese allgemeine Individualbestimmtheit als solche durch irgend welche zuständlichen oder gegenständlichen Bewußtseinsbestimmungen gehoben oder gedrückt, gestärkt oder geschwächt, kurz irgendwie verändert, dann sprechen wir von Seelenstimmungen; und während der Dauer dieser Stimmungen steht dann der Wechsel der besonderen Gefühle mit unter ihrem Einfluß. Gefühl und Stimmung unterscheiden sich dann dadurch, daß die Gefühle nur Veränderungen der Zustandsbestimmungen der allgemeinen Gefühlsbestimmtheit, die Stimmungen dagegen Veränderungen dieser Bestimmtheit selber sind. Und nun erst, wenn ich nach den konstituirenden Bedingungen dieser Veränderungen forsche, würde Rehmke's Unterscheidung der Momente in Kraft treten.

Von der Stimmung geht der Verfasser sodann zum Affekt über. Und er weist nach, daß auch für diesen dieselben drei Momente wie für das Gefühl und die Stimmung bestimmend sind. Nur ist das zuständliche Moment hier stets ein starkes Gefühl, das begleitend gegenständliche stets eine starke Körperempfindung. Was wir demnach als Affekt bezeichnen, ist keine besondere Bewußtseinsart neben dem Gefühl, sondern nur ein besonderes Gefühl.

Auf Grund dieser eingehenden Untersuchung über Gefühl, Stimmung und Affekt gelangt nun der Verfasser zu der Erkenntniß, daß das Wort ‚Gemüth' nicht nur den Sinn hat, nach welchem es das alle ‚Gefühle' und Stimmungen als die besonderen Gemüthszustände zusammenfassende, als ‚Gemüthszustand überhaupt' bedeutende Wort ist, sondern daß ‚Gemüth' auch mit dem anderen Sinne bedacht werde, nach welchem dies Wort die in dem Individuum, dessen Bestimmtheit Gemüthszustände sind und sein können, gelegene besondere Bedingung für diese Gemüthszustände bedeutet.

Aber aus der Feststellung der sowohl Gefühl, als Stimmung und Affekt bedingenden drei Momente ergiebt sich dem Verfasser die Nothwendigkeit, den Begriff des Gemüthes nicht auf die in der besonderen Entwicklungsbestimmtheit des einzelnen Bewußtseins gelegene Bedingung einzuschränken, sondern den besonderen Zustand des mit diesem Bewußtseinsindividuum als ‚sein‘ Leib eng verknüpften Körpers mit hereinzunehmen. Und so wird denn der Begriff des Gemüthes dahin festgestellt: Das Gemüth ist zu bestimmen als die theils im Bewußtseinsindividuum, theils in dessen Leibe gegebene besondere Bedingung für das Auftreten bestimmter Gemüthszustände des Bewußtseinsindividuums, d. i. bestimmter Gefühle und Stimmungen.

So hat der Verfasser in der That gezeigt, daß das, was wir mit der Bezeichnung ‚Gemüth‘ ausdrücken, keineswegs etwas Unsagbares ist, sondern daß sich sein Wesen mit aller nur wünschenswerthen Klarheit und Deutlichkeit feststellen läßt. Die psychologische Forschung kann sich daher beglückwünschen, daß hier ein bißher dunkles Gebiet mit eindringlicher Helligkeit erleuchtet und für weitere Zwecke nutzbar gemacht ist. Insbesondere wäre zu wünschen, daß die Verfasser von Handbüchern der pädagogischen Psychologie gründliche Notiz von dieser Abhandlung nähmen, da die genaue Kenntniß vom Wesen des Gemüthes für den Erzieher von der höchsten Bedeutung ist.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Politik.

Sozialistische Literatur.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Von Carl Legien. Berlin, Verlag der sozialistischen Monatshefte.

Gewerkschaftsbewegung und politische Parteien. Von August Bebel. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.

Arbeitsmarkt und Handelsverträge. Von Richard Calwer, Mitglied des Reichstags. Frankfurt a. M., Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften.

Frauenarbeit und Hauswirthschaft. Von Lily Braun. Berlin, Verlag des „Vorwärts“.

Wer sich genau und objektiv unterrichten will, in welchem Sinne die seit etwa einem Jahre wieder besonders lebhaft erörterte „Neutralisirung“ der Gewerkschaften gemeint ist, lese Legien's durch Klarheit und Kürze ausgezeichnete kleine Broschüre. Er findet hier eine geradezu offizielle Darlegung, da Legien doch als Vorsitzender der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ an erster und maßgebendster Stelle der

„modernen“ bezugsweise „neutralen“ Gewerkschaftsbewegung steht. Es muß scharf betont werden, daß noch nie ein hervorragendes Mitglied weder dieser Gewerkschaftsbewegung noch der sozialdemokratischen Partei einer Neutralisirung im Sinne einer prinzipiellen Emanzipation von der Sozialdemokratie das Wort geredet hat. Es ist diese Annahme ein totales Mißverständniß einzelner bürgerlicher Sozialpolitiker, die vom blinden Wunsch in die Irre geleitet sind. Auch **Bebel** hat in seiner etwa vor Jahresfrist gehaltenen und viel erörterten Rede zu einem solchen Mißverständniß keinen zwingenden Anlaß gegeben. Und Legien, der seit Jahren für „neutrale“ Gewerkschaften eintritt, thut es ebensowenig. Er setzt das Verhältniß zwischen Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie so auseinander: „Die Gewerkschaften gehen von der Ueberzeugung aus, daß zwischen Kapital und Arbeit eine unüberbrückbare Kluft besteht. Das heißt nicht etwa, daß die Kapitalisten und die Arbeiter als Menschen nicht Berührungspunkte finden könnten, das bedeutet nur, daß die auf Vorenthaltung eines Theiles des vom Arbeiter geschaffenen Ertrages der Arbeit beruhende Kapitalsanhäufung ein besitzloses Proletariat bedingt, welches seine Arbeitskraft um jeden Preis verkaufen muß. Zwischen denen, welche diese Zustände aufrecht erhalten wollen und den besitzlosen Arbeitern ist eine Scheidewand vorhanden, welche nur durch Beseitigung der Lohnarbeit aufgehoben werden kann. Hier decken sich also die in den Gewerkschaften vorhandenen Anschauungen mit denen der sozialdemokratischen Partei“. Auf derselben Seite heißt es dann weiter: „In erster Linie aber sind die Gewerkschaften bestrebt, durch die Macht ihrer Organisation den Arbeitsvertrag zu ihren Gunsten zu gestalten, betrachten es aber nicht als ihre Aufgabe, die erwähnten Tendenzen zu propagiren, halten diese Propaganda vielmehr für eine Aufgabe der sozialdemokratischen Partei und ihrer Organisationen.“ Zwei Seiten weiter wird erklärt (S. 11): „Die Gewerkschaften selbst können nach dem Vorhergesagten nicht im Gegensatz zu der ihre Anschauungen vertretenden sozialdemokratischen Partei stehen und zu einem solchen nicht kommen, wenn auch eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden nicht besteht. Die in der sozialdemokratischen Partei längere Zeit hindurch vertretene Meinung, daß die Gewerkschaften nur eine Vorschule für diese Partei, gewissermaßen ihre Rekrutenerziehungsanstalt sei, kann als überwunden angesehen werden.“ Einige Zeilen darauf wird ausgeführt, daß die Gewerkschaften, abgesehen von anderen Gründen, „nicht den Charakter einer politischen Organisation annehmen dürfen, weil im Lohnkampf alle Arbeiter ohne Rücksicht auf ihre politischen und religiösen Anschauungen vereinigt werden müssen. Andererseits bin ich der Meinung, daß die ernsthafte Führung des Gewerkschaftskampfes in dem Arbeiter das Klassenbewußtsein erwecken und ihn zu der Partei führen muß, welche die Arbeiter als Klasse vertritt.“ Wir haben also in Legien's Ausführungen ein fortwährendes „einerseits“ — „andererseits“; bald haben Gewerkschaft

und Sozialdemokratie dieselbe Grundlage, bald wieder stehen sie in keiner Verbindung mit einander. Wer mit geradem und natürlichem Blick und vorbereitungslos vor solche gegensätzliche Darlegungen tritt, kann unmöglich daraus klug werden und muß sich sagen: eins kann doch nur die wahre Meinung sein, also ist das andere belanglos. Die bedingungslosen Gegner der „klassenbewußten" Arbeiterbewegung erklären natürlich und selbstverständlich jenen Theil für „Schwindel" und eitel Lug und Trug, der die Identität gewerkschaftlicher und sozialdemokratischer Prinzipien abstreitet. Die „Arbeiterfreunde" um jeden Preis wiederum meinen mit überschlauem Lächeln: „Wir wissen ganz gut, daß Ihr Legien und Genossen Eure wahre Meinung nur darum mit einigen Marxistischen Phrasen umhüllt, um gegen den Fanatismus und Dogmatismus der Kautsky und Konsorten Deckung zu haben und daß Ihr in Wahrheit ganz praktische Arbeiterpolitik treiben wollt, unbekümmert um Endziel und dergleichen Grundsätze des reinen Marxismus." Beide Theile irren. Denn in Wahrheit besteht gar kein innerer Gegensatz in den Ausführungen der Legien, Bebel und Genossen. Man muß eben in Erwägung ziehen und begreifen, daß die Grundlage sowohl der gewerkschaftlichen wie der sozialdemokratischen Bewegung der „Klassenkampf" ist. Und das ist eine Grundlage, die der Arbeiter mit außerordentlicher Schnelligkeit begreifen wird. Ich will den Fall setzen, daß in einer recht entlegenen, von der Sozialdemokratie noch garnicht berührten und ziemlich kleinen Stadt gewerkschaftliche Organisationen ins Leben gerufen werden sollen. Ich nehme an, ein Agitator in Königsberg erhält von der Generalkommission der Gewerkschaften den Auftrag, nach Tilsit zu gehen. Der Agitator wäre ein ganz dummer und unbrauchbarer Kerl, wenn er hier etwa die Marxsche Theorie des Klassenkampfes als weltgeschichtliches Bewegungsprinzip auseinandersetzen würde. Er wird vielmehr sagen: „Du bist Arbeiter. Das bedeutet und enthält in sich: Du wirst Dein Leben lang Arbeiter bleiben. Du wirst eine verhältnißmäßig niedrige Lohnstufe niemals überschreiten. Du wirst niemals auch nur ein paar Jahre deines Lebens ohne jede materielle Sorge froh und leicht in die Zukunft blicken können. Deine Kinder werden mit höchster Wahrscheinlichkeit auch ihr Leben lang Arbeiter sein, und es wird ihnen gehen wie dir. Auf der anderen Seite steht dein Arbeitgeber. Er hat dieses Jahr 20 000 Mark verdient. Vor fünf Jahren noch hat er nur 6000 Mark verdient. Es ist durchaus möglich, daß er nach fünf Jahren, da die Konjunktur fortschreitend günstig ist, 50 000 Mark verdienen wird. Du hast in diesem Jahre 900 Mark zu verzehren, vor fünf Jahren waren es nur 700, nach fünf Jahren können es allerbesten Falls 1200 Mark sein. Die Kinder deines Arbeitgebers werden auch Fabrikanten sein und können ebensoviel verdienen wie ihr Vater. Haben sie aber zum Fabrikantenberuf keine innere Neigung, so können sie auch Gelehrte oder Beamte oder Advokaten werden, was sie nur wollen und

wozu sie Talent und Lust haben. Mußt du, Proletarier, da nicht einsehen, daß zwischen dir und deinem Arbeitgeber eine unüberbrückbare Kluft sich aufgethan hat? Ihr lebt im selben Staate und in derselben Gesellschaft. Aber Staat und Gesellschaft bieten dem Einen hundert Wege mit hundert Aussichten, dem Anderen nur einen einzigen schmalen Steg zwischen den hohen Mauern der Fabriken.“ Diese Auseinandersetzung ist doch richtig, so lange man die Verhältnisse ausschließlich vom Standpunkte des Arbeiters betrachtet. Daß diese Auseinandersetzung einseitig und darum falsch ist, kommt dem Arbeiter schwerlich zum Bewußtsein, der doch selbstverständlich zunächst nur in seiner Haut steckt. Der Arbeiter empfindet zunächst den Gegensatz zwischen sich und seinem Arbeitgeber passiv: So ist es, und darunter muß ich leiden. Diese Passivität schlägt zur Aktivität um im ersten Streik. Man werde sich nur darüber klar, was es für den Arbeiter in psychologischer Hinsicht bedeutet, zum ersten Mal streiken. Das ist eine Revolution in der Proletarierseele, wie sie der gut situirte Durchschnittsmensch sein ganzes Leben hindurch niemals in sich erfährt. Zum ersten Mal fühlt sich der Proletarier als Herr, der dem „Herrn“ gleichberechtigt mit seiner Forderung gegenübertritt. Im Streik steht er mit den „Kollegen“ Schulter an Schulter. Und es kommen die Streikunterstützungen aus Berlin, Hamburg, Leipzig, Köln, nicht nur von den „Kollegen“, sondern von den Proletariern, den Klassengefährten, den „Genossen“. Siegt der streikende Arbeiter, dann schwillt sein Machtgefühl, erstarkt sein Solidaritätsbewußtsein, und er wird dem Traum zugänglich von der Herrschaft des Proletariats, die aller „Ausbeutung“ ein Ende macht. Unterliegt er aber, dann wirken Haß und Rachsucht und wachsen Wunsch und Sehnsucht. Und schon wandelt sich auch der gewerkschaftliche Agitator in den sozialdemokratischen um und redet vom Tage der Reichstagswahl, an dem der Arbeiter mit dem verschlossenen Stimmzettel in der Hand straflos Revanche nehmen wird. „Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist nothwendiger Weise ein politischer Kampf.“ Im Streik wird der gewerkschaftliche Kämpfer zum sozialdemokratischen Ritter geschlagen. Im Streik entpuppt sich die gewerkschaftliche Raupe zum sozialdemokratischen Schmetterling, der sich im phantasievoll erzeugten Licht eines geistigen Prinzips, der sozialistischen Idee, gaukelnd wiegt. Solche Entwickelung geht wie selbstverständlich vor sich, der Arbeiter selber merkt es kaum. Es ist wie ein Naturgesetz. Auf die Bedeutung des Streiks für die Entwickelung des Sozialdemokraten ist ganz besonders Gewicht zu legen. Und es ist das Seitens der „Betheiligten“ auch stets geschehen. Kautsky sieht im Streik geradezu die Quintessenz aller gewerkschaftlichen Thätigkeit, fast ihren Zweck. Legien ist von solcher Anschauung natürlich weit entfernt. Immerhin aber erklärt auch er, „daß die Arbeitseinstellung eine eminent erzieherische Wirkung auf die Arbeiterklasse ausübt, eine Erziehung zur Solidarität, wie

sie durch kein anderes Unternehmen, durch keine andere Aktion herbeigeführt wird." Das Verhältniß zwischen „neutraler" Gewerkschaft und Sozialdemokratie läßt sich recht klar, wie ich glaube, auch so darstellen: Gewerkschaften und Sozialdemokratie werden von demselben Gesetz bewegt, das für die bürgerliche und kapitalistische Gesellschaftsordnung charakteristisch ist. In der Gewerkschaftsbewegung wirkt dies Gesetz unbewußt, in der Sozialdemokratie ist es den davon Betroffenen zum Bewußtsein gekommen bezw. zum Bewußtsein gebracht, durch die Marx'sche Lehre. Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie — das ist: die soziale Welt als Wille und Vorstellung. Wenn nun aus dem gewerkschaftlichen, auf Besserung der Lebenshaltung gerichteten „Willen" im rechten Moment mit Nothwendigkeit die richtige „Vorstellung" vom wahren Wesen dieser bürgerlichen und kapitalistischen Gesellschaftsordnung hervorspringen muß, so folgt daraus: worauf es im Anfang und Prinzip zunächst ankommt, ist, daß die Arbeiter sich überhaupt gewerkschaftlich organisiren. Welcher Partei sie dann angehören — ob etwa dem Zentrum — ist nicht von ausschlaggebender Wichtigkeit. Wenn sie sich nur organisiren und wirklich gewillt sind, in allererster Linie ihre Arbeiterinteressen zu vertreten, werden sie ganz von selbst, ehe sie sich dessen versehen, Sozialdemokraten. Denn sie müssen in ihren gewerkschaftlichen Kämpfen die Erfahrung machen, daß ihre Forderungen „voll und ganz", bedingungslos und weitestgehend nur von der sozialdemokratischen Partei unterstützt und vertreten werden. Demgemäß brauchen und sollen die christlichen Gewerkschaften von den neutralen nicht prinzipiell bekämpft werden. Demgemäß sollen auch christlichen Arbeitern jeder Parteirichtung die neutralen Gewerkschaften offen stehen. Nur eine Bedingung ist zu erfüllen: Arbeiter, vergeßt keinen Augenblick, daß ihr Arbeiter seid! Vertretet demgemäß unablässig reine Arbeiterinteressen. Das ist die Quintessenz der Ausführungen, die Bebel in seiner viel besprochenen, fast berühmt gewordenen und durchweg mißverstandenen Neutralisirungsrede gemacht hat. Und es darf meiner Meinung nach nicht verkannt werden, daß die Logik und Psychologik dieses Standpunktes der Bebel, Legien und Genossen alles für sich hat. Das halte man sich immer vor Augen, daß der Ausgangspunkt dieser Kalkulation die Betrachtung und Behandlung des Arbeiters in seiner ausschließlichen Eigenschaft, Arbeiter zu sein, ist. Man kann doch jeden arbeitenden Menschen noch in einem anderen Verhältniß, als gerade in seinem Lohnverhältniß, betrachten. Man kann ihn z. B. ansehen als Mitglied der staatlichen Organisation, der er angehört. Als solches untersteht er in seiner Person dem Gesetz oder dem Komplex von Gesetzen, die für die Entwickelung der Staaten und Nationen maßgebend sind. Und die geschichtliche Entwickelung von Jahrtausenden hat gelehrt, daß der Zweck des Staates nicht das möglichst große materielle Glück der möglichst Vielen ist. Oder der Arbeiter kann auch als Christenmensch in Betracht kommen. Als solcher weiß und

empfindet er, daß es bis zu gewisser Grenze völlig unabhängig von der äußeren materiellen Lage ein inneres Glück der in Gott ruhenden, von Gott erfüllten Persönlichkeit giebt. Sowohl der Staatsbürger wie der Christenmensch kann mit dem, der sich nur als „Arbeiter“ im vorher gekennzeichneten Sinne fühlt, in Konflikt kommen. Bei der Möglichkeit oder gar Nothwendigkeit dieses Konfliktes setzt die praktisch-politische und bekanntlich recht aktuelle Frage ein, wie sich der nationale oder christliche Arbeiter und die nationalen oder christlichen Parteien zu den im Sinne Bebel's oder Legien's „neutralen“ Gewerkschaften zu verhalten haben. Auf die Erörterung dieser Frage verzichte ich an dieser Stelle. Denn hier hatte ich mir nur die Aufgabe zu stellen, den wahren Sinn der gewerkschaftlichen Neutralisirungstendenzen mit möglichster Objektivität darzustellen. Richtig zu sehen und demgemäß zu begreifen „das, was ist“, daran sollten sowohl Freunde wie Feinde der Sozialdemokratie und „modernen“ Arbeiterbewegung ein gleich großes Interesse haben.

* * *

Richard Calwer ist vom Zentralorgan seiner eigenen Partei um seiner Schrift willen ein ganz kenntnißloser und verworrener Kopf gescholten worden, dem gar keine Bedeutung zukäme. Richtig ist es, daß in der Schrift zahlreiche Widersprüche vorkommen, die sich unter keinen Umständen ausgleichen lassen. Indeß lohnt es gar nicht, Calwer auf diese Widersprüche festzunageln. Sie sind so offenkundig, daß der Verfasser sich ihrer selber sicherlich bewußt ist. Aber auch ihre Ursache läßt sich gar nicht verkennen. Calwer's Ausführungen stehen im schroffen Widerspruch zu den bisherigen Anschauungen der sozialdemokratischen Partei und den Parteitagsbeschlüssen von Stuttgart und Mainz. Um sich den Rücken zu decken und sich formell in der Partei zu halten, hat nun Calwer seine eigentlichen Ausführungen mit einigen alten und vertrockneten Blüthen sozialdemokratischer Parteiwissenschaft umrahmt. Was kann es denn sonst für einen Sinn haben, daß Calwer grundsätzlich und vielseitig den Standpunkt des Arbeiters als Produzenten vertritt, auf Seite 9 aber die Konsequenz und den gesunden egoistischen Instinkt der Arbeiter lobt, die sich „kurzerhand auf den Konsumentenstandpunkt“ stellten. Wenn man sich übrigens „kurzerhand“ auf einen Standpunkt „stellt“, so muß man nothwendiger Weise mit einiger Akrobatenfertigkeit in der Richtung mit dem Kopf nach unten sich befinden, also in verkehrter Stellung. Ich möchte nun annehmen, daß Calwer, den Schalk im Nacken, durch das schiefe Bild mit Absicht das Verkehrte dieses Standpunktes hat andeuten und sagen wollen: glaubt meinem Bilde, aber nicht meinen Worten. Sehen wir von den aus taktischen Gründen zu erklärenden Widersprüchen ab, so ist die eigentliche Ausführung Calwer's vollkommen klar, in sich geschlossen,

zusammenhängend und logisch. Eine Arbeit wie die Calwer's will und darf natürlich nicht daraufhin in erster Linie geprüft werden, ob sie in volkswirthschaftlicher Beziehung etwas Neues oder in jeder Beziehung Unanfechtbares bietet. Als „Volkswirthschaftler" ist Calwer keine Autorität. Er ist es aber gegenüber seiner eigenen Partei in seiner Eigenschaft als sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und maßgebender Mitarbeiter hervorragendster sozialdemokratischer Blätter. Calwers Schrift ist darum daraufhin zu prüfen, inwiefern sie etwa ein neues Anzeichen sozialdemokratischer Umwandlung ist. Calwer führt aus: Das Interesse der Arbeiter erfordert Beschäftigung nicht nur, sondern auch Stetigkeit und Dauer der Beschäftigung. Zu dem Zwecke können die Arbeiter auswärtige Arbeitsmärkte nicht entbehren. „Wir müssen . . . in gegenwärtiger Zeit uns die Märkte im Ausland zu halten und zu vergrößern suchen. Das gebietet heutzutage das vitale Interesse der deutschen Arbeiterklasse." Stetige und dauernde Beschäftigung im Zusammenhang und in Abhängigkeit vom Export wird durch zwei Umstände zu nichte gemacht: durch autonome Zollpolitik des Landes, in das wir exportiren und durch die in Folge der Konkurrenz auf dem unübersehbaren Weltmarkt hervorgerufenen Schwankungen. Mehr Sicherheit bietet der Inlandsmarkt. Ihn aufnahmefähiger zu machen, liegt darum im ganz besonderen Interesse der Arbeiterschaft. Aber der Inlandsmarkt kann unter den gegebenen national- und weltwirthschaftlichen Verhältnissen doch nicht ausreichen. Es besteht darum die Nothwendigkeit des Exports weiter. Nun wählt Calwer einen bemerkenswerthen Mittelweg. Er verlangt nämlich, daß geographisch benachbarte und volkswirthschaftlich und kulturell annähernd gleichstehende Länder sich möglichst zu einem Wirthschaftsgebiet zusammenschließen. Als solche Länder sieht er in erster Linie Deutschland, Oesterreich und Frankreich an. So sei einmal ein großer, aufnahmefähiger Inlandsmarkt geboten, dann aber sei dieses so erheblich erweiterte einheitliche Wirthschaftsgebiet auch widerstandsfähiger gegenüber der autonomen Zollwillkür anderer Länder. „Die mitteleuropäischen Länder bilden in Folge der annähernd gleichen Höhe ihrer wirthschaftlichen Entwicklung eine zusammengehörige Gruppe, die sich deutlich von dem fortgeschrittenen Großbritannien, den durch ihre Reichthümer überlegenen Vereinigten Staaten und dem zurückgebliebenen Rußland scheidet. . . . Ehe wir aber zu einer Art Zollunion oder zu einem Zollbunde in Mitteleuropa gelangen, begnügen wir uns mit Tarifverträgen, die durch den gegenwärtigen Verzicht auf die Zollautonomie während einer möglichst langen Frist den Keim einer Zollvereinigung in sich tragen." England, Rußland und den Vereinigten Staaten gegenüber wird man „das Prinzip der materiellen Gegenseitigkeit statuiren müssen, weil nur durch Respektirung der materiellen Reciprocität wirthschaftliche Schädigungen der deutschen Arbeiter in Folge von Maßnahmen der Zollpolitik ferngehalten werden können." Calwer vertritt also klipp und klar

den Standpunkt einer nationalen Arbeiterpolitik, selbst auf die Gefahr des Zollkrieges hin, der uns vom Ausland aufgezwungen würde und den er allerdings mit äußerster Anstrengung vermieden sehen möchte. Er ist dabei sicherlich der Meinung, auch eine im besten Sinne sozialdemokratische Politik zu treiben. Die Emporentwicklung der Arbeiterklasse, die immer mehr ausschlaggebender Faktor des deutschen öffentlichen und politischen Lebens wird — das dürfte die Grundlinie Calwerscher Politik sein. Und das ist doch offenbar auch noch immer die Politik des Klassenkampfes. Denn — meint Calwer — eine materiell wohl situirte Arbeiterklasse kann doch reichhaltiger ihre Herrschaftsansprüche geltend machen, als eine gedrückte, verarmende und verelendende. Warum — möchte man fragen — wird denn nun doch der Calwersche ebenso wie der Schippelsche Standpunkt einer proletarischen Wirthschaftspolik vom Produzentenstandpunkte so scharf bekämpft? Das hat seinen guten Grund. Und über diesen vom sozialdemokratischen Parteistandpunkte aus durchaus zureichenden Grund giebt eine Bemerkung Dr. Davids auf dem Mainzer Parteitage Aufschluß. Aehnliche Ausführungen, nur weniger geschlossen und zusammenhängend, hat Calwer bekanntlich schon in Mainz gemacht. Damals nun hat Dr. David folgenden Einwand entgegengehalten: „Sehen wir mal ganz ab von der internationalen Interessensolidarität der Arbeiter, die empfindlich getroffen werden kann durch eventuelle Schutzzölle. Wenn wir die Calwersche Parole: „Höhere Löhne“ für unsere Haltung in handelspolitischen Fragen acceptiren würden, dann würde die nationale Interessensolidarität der Arbeiter im Innersten getroffen werden. Denn die Schwierigkeiten liegen ja immer in der Frage, für welche Artikel ein Schutzzoll concedirt werden soll. Höhere Löhne sind doch für die Arbeiter jedes Zweiges durch die besondere Lage dieses Zweiges, nicht aber durch allgemein gleichmäßige Verhältnisse begründet. Wenn also einmal die Parole „höhere Löhne“ ausgegeben würde, so würden die verschiedenen Arbeiterkategorien der verschiedenen Arbeitszweige zu verschiedener handelspolitischer Stellungnahme in jedem praktischen Einzelfall gedrängt werden. Und wenn dann auch für die Landarbeiter die Parole „höhere Löhne“ ausgegeben wird, was dann? Höhere Löhne können doch auf diesem Wege nur durch höhere Preise erzielt werden, und damit billigen wir auch im Prinzip die Agrarzölle, höhere Zölle für landwirthschaftliche Produkte. Das aber scheint mir die Gefahr zu sein. Unsere letzten handelspolitischen Grundsätze waren aufgebaut auf dem Konsumenteninteresse, das generell gleichmäßig ist, während das Produzenteninteresse auch innerhalb der Arbeiterschaft in direktem Gegensatz stehen könnte; mit der Anerkennung der Parole „höhere Löhne“ stellen wir uns prinzipiell auf den gleichen Standpunkt wie die Agrarier und wir müßten dann auch praktisch direkt deren Politik im Reichstag unterstützen .... Ich halte es zunächst einfach

für eine historische Unmöglichkeit, daß unsere Partei in diesem Sinne in den Kampf um die neuen Handelsverträge eingriffe . . ." Davids Einwand gegen eine Handelspolitik vom Produzentenstandpunkte aus ist in Rücksicht auf das sozialdemokratische Parteiinteresse vollkommen schlagend. An solcher Stellungnahme könnte in der That die sozialdemokratische Partei in die Brüche gehen. Das Schutzzollinteresse der verschiedenen Branchen ist doch nicht identisch, sondern die einen könnten an hohen, die andern an niedrigen Zöllen Interesse haben, während eine dritte Gruppe sogar jeden Zollschutz nicht nur entbehren könnte, sondern sogar gern entbehren möchte. Das hätte zur Folge, daß die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen der verschiedenen Branchen so verschiedene Interessen hätten, daß sie sich stellenweise geradezu gegnerisch gegenübertreten müßten. Damit hätten dann aber Solidaritätsgefühl und Klassenbewußtsein den Todesstoß erhalten. Und die sozialdemokratische Partei müßte, gleich der nationalliberalen, jedem Mitglied in wirthschaftlichen Fragen freie Hand lassen. Damit aber würde die Sozialdemokratie sich selbst vollständig aufheben. So muß sie denn nothwendiger Weise vom Produzenteninteresse des Arbeiters überhaupt absehen und sozialdemokratische Handelspolitik allein vom Konsumentenstandpunkte aus treiben. Daß nun diese Politik durchaus nicht die weitestgehende Förderung des materiellen Arbeiterwohls in allen Fällen bedeutet, wird ja in der sozialdemokratischen Partei selber zugestanden. So hätten wir also in einer hochwichtigen Angelegenheit einen eklatanten Fall, in dem die Interessen der Arbeiter und der sozialdemokratischen Partei sich durchaus nicht decken. Mit vollkommenster Klarheit beleuchtet die David'sche Aeußerung das wahre Motiv, das für die Stellung der sozialdemokratischen Partei in handelspolitischen Fragen allein maßgebend ist. —

Schon David hat auf den inneren Zusammenhang der industriellen mit den agrarischen Verhältnissen in der zitirten Aeußerung hingewiesen. Es ist nun ein großer Fehler der Calwer'schen Schrift, daß er über die Agrarfrage nichts zu sagen weiß und sie so gut wie ganz aus dem Spiele läßt. Er streift sie wohl, aber in ganz unzulänglicher Weise. Und selbst bei seinen kurzen diesbezüglichen Bemerkungen bewegt er sich in Widersprüchen. Einmal erklärt er ziemlich energisch, ganz im sozialdemokratischen Parteisinne, daß die Arbeiter sich durch Agrarzölle die Lebensmittel nicht vertheuern lassen dürften. Dann aber meint er doch wieder: „Streiten kann man über den Grad der Vertheuerung (der Lebensmittel durch Agrarzölle), der in liberalen Kreisen stark übertrieben wird." Nun weiß aber doch Calwer, daß dieser „Grad der Vertheuerung" in seinen eigenen sozialdemokratischen Kreisen ganz genau so „stark übertrieben" wird. Das weiß er nicht nur, das will er natürlich auch sagen, zwischen den Zeilen. Schließlich erklärt er sogar: „Die schlimmsten Folgen der agrarischen Agitation liegen aber nicht sowohl in der Forderung der höheren Getreidezölle an sich, als vielmehr in der in dieser Forderung mit enthaltenen

Gefahr einer Störung des verträglichen zollpolitischen Zustandes mit denjenigen Theilen des Auslandes, die für unseren Export sichere, dauernde und zuverlässige Abnehmer sind." Aus Calwer's Auslassung folgt doch, daß er sehr wohl auch über höhere Agrarzölle mit sich reden lassen würde, wenn es dem Geschick des Reichskanzlers gelänge, trotz solcher Zollerhöhung doch Handelsverträge zu Stande zu bringen. Und das ist doch das Wahrscheinliche. Alles in allem verdient Calwer das Lob: es verräth ein nicht ganz geringes Maß von Wahrheitsdrang und Charakterstärke, wiederholt und mit Nachdruck als sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter in der wichtigsten wirthschaftspolitischen Frage ohne Rücksicht auf das engere Parteiinteresse einen Standpunkt einzunehmen, der sich etwa mit dem des Zentralverbandes deutscher Industrieller so gut wie völlig deckt.

* * *

Frau Lily Braun legt im ersten Theil ihrer Schrift in vollkommen marxistisch-sozialdemokratischem Sinne dar, wie in Parallele mit der Veränderung und Entwickelung der Produktionsverhältnisse die wirthschaftliche Stellung der Frau sich hat verändern müssen. Es soll gegen diese Darstellung garnichts eingewandt werden. Das ist doch ganz selbstverständlich, wenn man sich dieser Zusammenhänge auch durchaus noch nicht überall bewußt geworden ist, daß die wirthschaftliche Stellung und Bedeutung der Frau anders sein muß in einer Zeit, in der jedes Haus eine in sich abgeschlossene wirthschaftliche Autonomie hat als heutzutage, wo selbst der entlegenste und kleinste Haushalt in der „Weltwirthschaft" steht. Die Frau hatte früher geradezu als Produktivkraft im Hause die allerwichtigsten Aufgaben zu erfüllen. Sie war auch ohne einen Pfennig Mitgift ein „Kapital". Es konnte gar keine Rede davon sein, daß der Mann die Frau zu „unterhalten" hatte. Was sie kostete, brachte sie durch ihre Arbeit vielfach wieder ein. Das ist natürlich heute alles anders, und ganz besonders anders im Hauswesen des Proletariers. „Die Frau gehört ins Haus" ist ein schöner Grundsatz, der aber in der Mehrzahl der Fälle nur idealen Werth hat. Maschinenzeitalter und industrielle Entwickelung haben die Frau aus dem Hause getrieben, weil sie dem Manne den Hausstand, das Hauswesen genommen und die Autonomie der Hauswirthschaft zerstört haben. Nun kommt es eben darauf an, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Den Plan eines den veränderten Wirthschafts- und Produktionsverhältnissen angepaßten Hausstandes legt Lily Braun im zweiten Theile ihrer Schrift in folgender Weise dar: „Solch eine Einrichtung ist die Wirthschaftsgenossenschaft. Ich stelle mir ihr äußeres Bild folgendermaßen vor: In einem Häuserkomplex, das einen großen, hübsch bepflanzten Garten umschließt, befinden sich etwa fünfzig bis sechzig Wohnungen, von denen keine eine Küche enthält; nur

in einem kleinen Raum befindet sich ein Gaskocher, der für Krankheitszwecke oder zur Wartung kleiner Kinder benutzt werden kann. An Stelle der fünfzig bis sechzig Küchen, in denen eine gleiche Zahl Frauen zu wirthschaften pflegt, tritt eine im Erdgeschoß befindliche Zentralküche, die mit allen modernen arbeitsparenden Maschinen ausgestattet ist. Giebt es doch schon Abwaschmaschinen, die in drei Minuten zwanzig Dutzend Teller und Schüsseln reinigen und abtrocknen! Vorrathsraum und Waschküche, die gleichfalls selbstthätige Waschmaschinen enthält, liegen in der Nähe, ebenso ein großer Eßsaal, der zu gleicher Zeit Versammlungsraum und Tags über Spielzimmer der Kinder sein kann. Ein kleineres Lesezimmer schließt sich ihm an. Die ganze Hauswirthschaft steht unter einer erfahrenen Wirthschafterin, deren Beruf die Haushaltung ist; ein oder zwei Küchenmädchen stehen unter ihrer Aufsicht. Die Wohnung dieser Haushaltungsbeamten sind im selben Stock wie die Wirthschaftsräume, sie umfassen auch noch das Zimmer der Kinderwärterin, die ebenso wie die anderen von allen Bewohnern gemeinsam angestellt ist. Die Mahlzeiten werden, je nach Wunsch und Neigung, im gemeinsamen Eßsaal eingenommen oder durch besondere Speiseaufzüge in alle Stockwerke befördert. Die Erwärmung der Wohnungen erfolgt durch Zentralheizung, so daß auch hier fünfzig Oefen durch einen ersetzt werden. Während der Arbeitszeit der Mütter spielen die Kinder, sei es im Saal, sei es im Garten, wo Turngeräthe und Sandhaufen allen Altersklassen Beschäftigung bieten, unter Aufsicht der Wärterin. Abends, wenn die Mutter sie schlafen gelegt hat und die Eltern mit Freunden plaudern oder lesen wollen, gehen sie hinunter in die gemeinsamen Räume, wo sie sich die Unterhaltung nicht durch Alkoholgenuß zu erkaufen brauchen, wenn sie kein Bedürfniß danach haben." Zunächst wird Niemand leugnen können, daß die Darstellung dieses Planes in schöner Weise das Großartige mit dem Idyllischen zu vereinigen gewußt hat. Es taucht dann zunächst die Frage auf, woher die Kosten zur Ausführung einer solchen Wirthschaftsgemeinschaft genommen werden sollen. Daß ein kapitalistischer Unternehmer die Sache in die Hand nimmt, ist ganz ausgeschlossen. Denn die verlangte hohe Verzinsung würde die Billigkeit dieser Wirthschaftsführung wieder in Frage stellen. Denkbar wäre es, daß eine gemeinnützige Baugesellschaft oder gar die Kommune solch eine Wirthschaftsgenossenschaft zur Ausführung brächte. In erster Linie indeß meint die Verfasserin folgenden Ausweg gefunden zu haben: „Der § 164 des Invaliditätsversicherungsgesetzes vom 13. Juli 1899, der die Vermögensverwaltung der Versicherungsanstalten regelt, bestimmt, daß diese die Hälfte ihres Vermögens für solche Veranstaltungen anlegen können, die ausschließlich oder überwiegend der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu Gute kommen. Und in den Motiven des Gesetzes wird dies ausdrücklich dahin erläutert: Durch die Herabsetzung auf die Hälfte soll den Wünschen, welche sich auf eine größere Betheiligung der Versicherungs-

anstalten an Bestrebungen zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter richten, entgegengekommen werden.“ Da mit einem so neuen Unternehmen, wie es diese Wirthschaftsgenossenschaften wären, zweifellos ein großes Risiko verbunden ist, bezweifle ich die Möglichkeit, jene Gelder der Versicherungsanstalten dazu zu verwenden. Es müßte mindestens erst durch einen von anderer Seite unternommenen einzelnen Versuch die Ausführbarkeit ad oculos demonstrirt und praktisch erprobt worden sein. Der Haupteinwand aber ist der: Solch eine Wirthschaftsgenossenschaft setzt eine fast völlig ununterbrochene Stetigkeit in der materiellen Lage der Betheiligten voraus. Die Lebenslage selbst der bestgestellten Arbeiter ist aber nicht so stetig. Dazu sind die weltwirthschaftlichen Schwankungen viel zu stark. Zum mindesten könnte nur ein sehr kleiner Theil der Arbeiterschaft in Frage kommen. Das Bild übrigens, das Frau Braun von der Wirthschaftsführung entwirft und die Berechnungen, die sie über die Kosten dieser Wirthschaftsführung an einer anderen Stelle ihrer Schrift entwirft, muthen geradezu komisch an und verrathen zum Theil eine merkwürdige Naivetät und Unkenntniß thatsächlicher Lebensverhältnisse. Daß für fünfzig bis sechzig Familien auch bei den denkbar vollkommensten Kücheneinrichtungen von einer Wirthschafterin und nur ein oder zwei Gehilfinnen gewirthschaftet und gekocht werden könnte, glaube wer will. Daß aber die Verfasserin erklärt, die Kinder von fünfzig bis sechzig Familien von nur einer Wärterin beaufsichtigen lassen zu können, das wird Niemand glauben wollen. Es würde sich um mindestens 150 Kinder handeln. Von diesen wären sicherlich der dritte Theil Babys. Und nun stelle man sich eine einzige Wärterin mit fünfzig Babys vor! Zum Lachen! Da drängt sich wirklich die Frage auf: Wieviel Kinder haben Sie denn, gnädige Frau? Drei können es sicherlich nicht sein, denn sonst würden Sie es erfahren haben, wie schwer selbst mit nur drei kleinen Kinder auch ein erfahrenes und gewandtes Mädchen auszukommen vermag. Eine ein bischen naive und allzu gutmüthige Auffassung wirthschaftlicher Verhältnisse verräth es auch, wenn Lily Braun dem Einwand der unsicheren proletarischen Lebenslage zwar einige Berechtigung zugesteht, ihm aber doch wiederum entgegenhält, „daß aber auch die für sie — die proletarischen Genossenschafter — immer bestehende Gefahr der Arbeitslosigkeit inmitten der Genossenschaft weniger drohend ist als außerhalb ihrer. Sie wird nicht nur leichter die Miethe stunden als irgend ein Hauswirth, sie wird auch ihr Mitglied dadurch vor dem schlimmsten Elend bewahren können, daß sie es nicht hungern läßt. Gerade dabei kann sich der genossenschaftliche Geist besonders lebenskräftig erweisen.“ Das scheint mir doch eine gänzlich verfehlte Annahme zu sein. Gerade die Genossenschaft wird um ihrer Existenz willen auf pünktlichste Erfüllung der materiellen Verpflichtungen seitens ihrer Mitglieder sehen müssen. Ich kann mich überhaupt des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß die Broschüre zu großen Theilen mehr aus der Gefühlswelt der bürgerlichen Frauenbewegung und

der ethischen Kultur als aus der Stimmung der im „Klassenkampf“ stehenden Proletarierin geschrieben ist, was am Ende bei Frau Lily Braun-Gizycki geb. von Kretschman — so steht sie offiziell im „Kürschner“ verzeichnet — kein allzu großes Wunder ist. Dennoch, trotz solcher Einwendungen im Einzelnen, möchte ich betonen, daß im Prinzip der Plan einer solchen Wirthschaftsgenossenschaft zu billigen und daß er praktisch wohl auch irgend wie, wenn auch mit Modifikationen, ausführbar sein dürfte. In erster Linie könnte es sich vielleicht doch um ein Unternehmen kommunaler Sozialpolitik handeln. Dann aber käme es auch in Betracht, daß ein großes industrielles Unternehmen für seine Arbeiter dergleichen einrichtete. Ich weiß natürlich, daß Frau Braun gegen eine solche Wendung ihres Planes aufs lebhafteste protestiren würde, und mit ihr die ganze offizielle Sozialdemokratie. Ich kenne selbstverständlich die Einwendungen, die von sozialdemokratischer und anderer „arbeiterfreundlicher“ Seite dagegen erhoben werden können. Und doch dürfte in den meisten Fällen die Garantie steter Beschäftigung und eines vollkommen geordneten, in jeder Beziehung zureichenden Wirthschafts- und Familienlebens mehr werth sein als manches garantirte formale Recht und manche ganz inhaltlose sogenannte „Selbständigkeit“. Aber auch die meisten Unternehmer wären wohl im Prinzip zum Protest gegen den Plan einer solchen Wirthschaftsgenossenschaft geneigt. Es hat in der That eine große Tageszeitung erklärt, der Plan der Frau Braun bedeute die Zerstörung des Familienlebens und führe uns mitten in den Zukunftsstaat hinein. Es könnte wohl den Anschein haben. Und doch theile ich diese Ansicht, trotz aller Gegnerschaft gegen den Zukunftsstaat, nicht. Was die Zerstörung des Familienlebens betrifft, so stimme ich vollständig den Sätzen Lily Braun's zu: „Die äußere Form der Familie hat sich dauernd verändert. Das Feststehende im Wechsel ist das Verhältniß zwischen Mann, Weib und Kind. Seine Tiefe und Innigkeit entwickelt sich um so mehr, je mehr es losgelöst ist von äußeren Bedingungen.“ Daß endlich diese Wirthschaftsgenossenschaft etwas „Zukunftstaatliches“ hat, trifft nicht zu. Man muß nicht Alles dafür halten, was auf den ersten Blick so scheint. Etwas kann sozialistisch scheinen und ganz das Gegentheil des Marx'schen und sozialdemokratischen Kollektivismus bedeuten. Diese Wirthschaftsgenossenschaft ist in Wahrheit eine Anpassungsform des Haushalts und der Familie an den großindustriellen und kapitalistischen Wirthschaftszustand unserer Gesellschaft. Sie macht die Frau freier, beweglicher und darum zur Arbeit in der Fabrik geneigter und tauglicher. Sie entzieht sie dem Herd und führt sie zur Maschine. Ein radikaler Sozialdemokrat könnte sogar die Befürchtung aussprechen: Diese Wirthschaftsgenossenschaft giebt dem Proletarier einerseits die Möglichkeit billigerer und besserer Wohnung und Wirthschaft, was sich aber sofort der Unternehmer zu Gute kommen läßt, indem er den Lohn kürzt. Es ist das derselbe Vorwurf, der auch schon

gegen die Konsumvereine erhoben worden ist. Er ist indeß hier schon als grundlos erkannt worden und würde auch der Wirtschaftsgenossenschaft gegenüber nicht aufrecht zu erhalten sein. Denn so vollkommen mechanisch, dem ehernen Lohngesetze nach, regeln sich die Löhne in der Unzahl der thatsächlichen Einzelfälle doch nicht. Ein berechtigter Widerspruch gegen das Prinzip einer solchen Wirthschaftsgenossenschaft ist weder seitens der industriellen Arbeiterschaft, noch seitens des industriellen Unternehmerthums zu erheben. Die „industrielle„ Entwickelung kann nur Vortheile davon haben. Daraus folgt schon, daß die Sache sich anders vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus ansehen würde.

Max Lorenz.

Geschichte.

Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Von Joseph Hansen. Mit einer Untersuchung der Geschichte des Wortes Hexe von Joh. Franck. Bonn, Carl Georgi. 1901. 703 S.

Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit von Graf von Hoensbroech. Erster Band. Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901. 724 S.

Das oben genannte Buch Hansen's ist der Ergänzungs- und Urkunden-Band zu seinem darstellenden Werk „Zauberwahn, Inquisition und Hexengericht im Mittelalter," das seiner Zeit an dieser Stelle (Band 102, Heft 3) Herr Professor Sell zusammen mit den Werken von Hoensbroech und Lea besprochen hat. Es erscheint wünschenswerth, noch einmal auf diese Werke zurückzukommen, nicht nur um des zweiten Theiles von Hansen und der dritten Auflage von Hoensbroech willen, sondern weil dieses letztere Werk an einer Stelle und in einer Art angegriffen worden ist, die auch von uns nicht ignorirt werden darf.

Die „Christliche Welt" (Nr. 31 vom 1. August) hat einen längeren Aufsatz von dem Privatdocenten der Theologie Walther Köhler in Gießen gebracht, der, im Gegensatz zu der gesammten sonstigen wissenschaftlichen Kritik, dem Hoensbroech'schen Buche den Charakter der Wissenschaftlichkeit absprechen will. Köhler bestreitet nicht, daß das, was in dem Buche stehe, an sich richtig sei. Die unwesentlichen Versehen, die in der ersten Auflage vorhanden waren, sind in der jetzt vorliegenden dritten verbessert, aber der Einwand Köhler's bezieht sich überhaupt nicht auf Einzelheiten, sondern ist prinzipiell. „Das Buch, sagt er, ist betitelt: Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Aber was bietet es? Eine große, sich nie erschöpfende Anklage gegen das Papstthum; nur „Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn" wird behandelt. Erschöpft sich — so wird

man fragen dürfen — in ihnen die sozial-kulturelle Wirksamkeit des Papstthums? Weiß die Geschichte wirklich nur von zerstörender Wirkung der Kurie auf jenem Gebiete zu berichten? Oder ist nicht vielmehr die Kirche — und sie kulminirt im Papstthum — Jahrhunderte hindurch der alleinige Träger der Kultur und Bildung gewesen, und war diese nicht auch segensreich?"

Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß selbst ein ganz einseitiges Geschichtswerk darum noch keineswegs unwissenschaftlich ist. Tacitus' Annalen wie Droysens Preußische Politik, wie Sybel's Französische Revolution, wie Treitschke's Deutsche Geschichte sind einseitig bis zur stärksten Ungerechtigkeit — oder spricht deshalb selbst der unbedingteste Gegner diesen Werken den Charakter der Wissenschaftlichkeit ab? Die Geschichtsschreibung ist vielartig und nicht, wo die Subjektivität anfängt, sondern erst da, wo die subjektive Wahrhaftigkeit aufhört, hört die Wissenschaftlichkeit auf. Deshalb darf man, wie mir scheint, die Wissenschaftlichkeit der Jansen'schen Deutschen Geschichte thatsächlich anzweifeln, denn ihre Einseitigkeit beruht nicht auf den Urtheilen einer leidenschaftlichen, leicht erkennbaren Subjektivität, sondern sie besteht in der Konstruktion einer mit der größten Verschlagenheit aus lauter Zitaten aufgebauten täuschenden Schein-Objektivität. Dieses Werk beansprucht eine „Deutsche Geschichte" zu sein und bietet ein bewußt tendenziöses Advokaten-Kunststück, in dem auch das, was an sich richtig ist, durch den Zusammenhang gefälscht wird. Nur hierin, nicht in der Einseitigkeit an sich liegt die Unwissenschaftlichkeit. Dem Hoensbroech'schen Werke aber will Köhler den wissenschaftlichen Charakter aberkennen, nur weil es sich nicht zum Ziel gesetzt hat, das Papstthum auch von anderen Seiten zu schildern, als es geschehen ist. Der Vorwurf erscheint um so verkehrter, als nicht einmal der Titel des Buches eine solche Allseitigkeit erfordert oder verkündigt. Das Werk heißt nicht „Die sozial-kulturelle Wirksamkeit des Papstthums", was allerdings eine umfassendere Behandlung nöthig gemacht haben würde — sondern nur „Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit", welcher Titel dem Autor ganz freie Hand läßt, aus dieser Thätigkeit herauszugreifen, was ihm gut erscheint.

Aber, fährt Köhler fort, selbst wenn das Buch etwa direkt hieße: „Die Nachtseiten des Papstthums", so würde er dennoch dabei bleiben, es sei kein Geschichtswerk. Denn es bürde dem Papstthum eine Last auf, die thatsächlich die ganze Epoche zu tragen habe. Auch der Protestantismus habe doch den Hexenwahn und Alles was damit zusammenhänge, noch zwei Jahrhunderte lang beibehalten.

Die Thatsache ist richtig, hat aber mit der Aufgabe, die sich das Hoensbroech'sche Werk gestellt hat, garnichts zu thun. Dieses Werk hat es unternommen, darzulegen, in welchem Zusammenhang das Papstthum mit der Inquisition, der Hexenverfolgung und dem Teufelsspuk steht. Ultramontane Gelehrte haben versucht, das Papstthum möglichst aus diesem

Zusammenhang zu befreien; sie sind bis zu der Behauptung gegangen, daß es eigentlich kaum etwas damit zu thun gehabt, daß die Inquisition ein Staats-Institut gewesen und daß in Rom nie eine Hexe verbrannt worden sei. War es da nicht eine Aufgabe einer im strengsten Sinne wissenschaftlichen Untersuchung, darzustellen, daß recht eigentlich das Papstthum der Vater sowohl der Inquisition wie der Hexen-Prozesse gewesen ist? Daß das Wesen des Papstthums sich nicht in solchen Greueln erschöpft, wer bezweifelt es? In Vorlesungen über allgemeine Geschichte wird nach wie vor diese Seite des Papstthums im Zusammenhang seiner ganzen gigantischen weltgeschichtlichen Stellung nur eine unbedeutende Rolle spielen — aber ist es gerechtfertigt, einem Buch, das nun einmal die Kurie eingehend von dieser Seite in einer sachlich nicht nur nicht unrichtigen, sondern ganz unangreifbaren Darstellung vorführt, deshalb den Charakter der Wissenschaftlichkeit abzuerkennen? Giebt es nicht auch wissenschaftliche Streitschriften?

Es ist richtig, daß das Papstthum nicht der Erfinder des Hexenwahnes ist; es ist richtig, daß dieser viel tiefere Wurzeln und einen viel breiteren Hintergrund hat; es ist richtig, daß auch der Protestantismus sich deshalb lange Zeit noch nicht von ihm losgelöst hat. Aber Alles das wird in dem Hoensbroech'schen Werke weder bestritten noch unterdrückt. Behauptet und bewiesen wird nur, daß das Papstthum als göttliche Quelle des Glaubens und der Sitte und die zu dem kurialen System gehörige Theologie die überlieferten volksthümlich-abergläubischen Vorstellungen, statt sie unter Aufbietung seiner Autorität zu unterdrücken, sie gestärkt, sie theoretisch ausgebaut und namentlich die furchtbare praktische Anwendung, die Verfolgung der Hexen, die Prozesse mit ihren Folterwerkzeugen und lebendigem Verbrennen systematisch ins Leben gerufen und ausgebildet haben.

Köhler wirft Hoensbroech vor, er habe seinen Gegnern gegenüber keine Noblesse, er urtheile ungerecht über manche katholische Gelehrte. Mag sein — aber Urtheile sind Urtheile und haben ihre Subjektivität. Schonungslosigkeit ist in diesem Falle doch wohl nur gar zu erklärlich — was für ein Temperament, was für eine Sprache verlangt man denn von einem Manne, der erlitten, was dieser erlitten? Und heben ungerechte Urtheile über Einzelne das Schwergewicht der historisch nachgewiesenen Thatsachen dieses Buches wieder auf? Köhler weiß gar nicht mehr, was er redet, wenn er Hoensbroech vorwirft, daß er Görres verspotte wegen seines Spuk-Glaubens, da doch der protestantische Justinus Kerner ebensolches gefaselt habe. Ein Augenblick ruhigen Nachdenkens lehrt doch, daß Kerner's Halluzinationen nichts als seine eigenen und die Verirrungen eines sehr kleinen Kreises waren, die protestantische Bildung aber als solche nicht belasten. Görres' Teufels-Mystik aber ist, wie noch jüngst das köstliche Spektakel-Stück des Teufels Bitru gelehrt hat, thatsächlich eines der stärksten Elemente der modernen katholischen Weltanschauung — nicht das

einzig herrschende, Gott sei dank, aber ein so wichtiges und starkes, daß auch wir Protestanten alle Veranlassung haben, solche Erscheinungen nicht bloß zu belachen, sondern sehr ernstlich zu beobachten.

Das Hoensbroech'sche Buch ist eine mächtige, mit Herzblut geschriebene Streitschrift, von einer Korrektheit und Zuverlässigkeit in den thatsächlichen Angaben, wie sie in dieser Art Schriften selten genug, man darf deshalb sagen, geradezu erstaunlich ist. Der Verfasser legt in der Einleitung dar, weshalb er gerade diese Art und diese Stelle des Angriffs gewählt habe. Er will dem katholischen Dogma von dem göttlichen Ursprung des Papstthums zu Leibe. Der Angriff in der Front aber, der dogmatische, sei aussichtslos; der Wall der theologischen Dialektik und Schriftauslegung sei bei katholisch erzogenen Gemüthern nicht zu durchbrechen. Erfolg könne allein der Flankenangriff bringen, nämlich der historische Nachweis, daß das Papstthum als solches, nicht etwa bloß einzelne Päpste persönlich, Erscheinungen aufweise, die sich mit einem göttlichen Ursprung dieser Institution schlechterdings nicht vereinigen lassen. Sind trotz aller Ableugnungen die Inquisition und der Hexenprozeß als Kinder des Papstthums nachgewiesen, so ist damit der Glaube an seine Göttlichkeit in den Fundamenten erschüttert.

Köhler will diesen ganzen Gedankengang nicht gelten lassen. Daß es ein absolut Göttliches in der Geschichte nicht gäbe, sei ja allgemein anerkannt. Die Relativität aller Geschichte komme auch dem Papstthume zu Gute und werde von den Ultramontanen in diesem Sinne ausgenutzt. „Ich muß selbst gestehen“, sagte er, „wäre ich Katholik, die Geschichte des Papstthums würde mich nicht drücken.“

Wem sollen wir glauben? Dem protestantischen Theologen, der sich konstruirt, wie er empfinden würde, wenn er Katholik wäre, oder dem ehemaligen Katholiken, der als Priester und vielbegehrter Seelsorger und gefeierter Prediger des Jesuitenordens alle Tiefen und Höhen des katholischen Gefühls- und Gedankenlebens praktisch durchlebt und erfahren hat? Wenn es irgend eine Frage giebt, wo man sich auf Autoritäten berufen darf, so ist es doch wohl hier die des Grafen Hoensbroech. Und wenn man eigene wissenschaftliche Erwägungen ins Feld führen will, so scheint auch da der Irrthum Köhler's auf der Hand zu liegen. Der Grundsatz von der Relativität alles historischen Geschehens kommt allerdings auch dem Papstthum zu Gute, aber doch nur vom Standpunkt der objektiven Wissenschaft, vom Standpunkt des Protestantismus, der das Papstthum verwirft, ohne ihm darum doch großartige Eigenschaften und hohe Verdienste abzusprechen. Für den ultramontanen Katholiken ist es aber doch wohl nicht so ganz leicht, sich über die ungeheuerlichsten Verirrungen und entsetzlichsten Greuel, die dem Stuhle Petri zur Last fallen, mit dem Satz von der Relativität aller historischen Erscheinung hinweg zu trösten. Weshalb hat man dann mit so viel Eifer versucht, das Papst-

thum von Inquisition und Hexenverfolgung reinzuwaschen und freizusprechen? Weshalb hat denn auch heute noch kein Katholik gewagt, öffentlich die Hexenbulle Innocenz VIII. für eine Verirrung und die dort entwickelte Hexen= und Teufelslehre für falsch zu erklären? Nach ultramontaner Auffassung ist das Papstthum doch noch etwas mehr als eine Erscheinung von relativer Größe wie andere historische Erscheinungen auch, und der Nachweis, daß die angeblich von Gott selbst eingesetzte höchste sittliche Autorität auf Erden Jahrhunderte lang Vertreterin und Trägerin der entsetzlichsten Verirrungen gewesen ist, bleibt ein Widerspruch, den es doch wohl lohnte, festzustellen und in aller Breite zu begründen und zu beweisen.

Köhler hält aber die Hoensbroech'sche Offensive nicht nur für praktisch aussichtslos, sondern auch für taktisch verwerflich. Der Protestantismus solle heute überhaupt keine aggressive Polemik treiben, sondern nur wenn einmal die Angriffe der Ultramontanen zu grob werden, eine ruhige, sachliche Abwehr ohne Angriff ausüben. Dies ist ein Punkt, wo ich nicht anstehe, eine gewisse Uebereinstimmung auszusprechen. Der konfessionelle Friede im Deutschen Reiche ist nicht zu erhalten bei gegenseitiger aktiver Propaganda. Als kürzlich von der Konversion einer hohen Dame in den Zeitungen die Rede war, verwahrten sich mehrere Katholiken öffentlich dagegen, den Uebertritt herbeigeführt oder befördert zu haben. Man könnte fragen: weshalb? Vom Standpunkt jeder Kirche ist es doch kein Vorwurf, sondern ein Verdienst, ihr neue Mitglieder zuzuführen. Trotzdem hatte die Verwahrung ihre gute Berechtigung, denn die öffentliche Meinung, die allgemeine Empfindung verdammt die Bekehrungen als religiöse Friedensstörungen. Nur wenn Jemand ganz aus eigenem Antrieb den Uebertritt vollzieht, darf die neue Gemeinschaft ihn ohne Vorwurf in ihren Schooß aufnehmen.

Es ist für den Frieden, ja für die Sicherheit des Deutschen Reiches von hoher Wichtigkeit, daß diese Anschauung von beiden Seiten festgehalten werde. Aber von da bis zur Verdammung des Hoensbroech'schen Werkes ist doch noch ein weiter Weg: vor Allem, dieses Werk richtet sich garnicht als ein protestantisches gegen den Katholizismus, sondern es richtet sich gegen die spezifisch päpstliche, ultramontane Ausgestaltung des Katholizismus. So ganz identisch sind diese Begriffe denn doch immer noch nicht, und es ist nicht unmöglich, daß noch einmal neue Bewegungen aus diesem Gegensatz entspringen. Haben wir vom protestantischen Standpunkt aus Veranlassung, mögen wir auch die Kräfte und Aussichten des nicht=ultramontanen Katholizismus noch so gering einschätzen, zu helfen, daß dieser noch immer fortglühende Funke der Opposition völlig ausgelöscht werde? Oder sollen wir die Liebe zum konfessionellen Frieden so weit treiben, daß man selbst die wissenschaftliche Aufdeckung der Blößen im ultramontanen System ein für alle Mal verbietet? Das Hoensbroech'sche Werk als solches hat mit dem Protestantismus und dem konfessionellen Frieden in Deutschland überhaupt nichts zu schaffen; die Störung, die es

hervorrufen könnte, liegt nicht sowohl in ihm selbst, als in dem Jubel, mit dem das Buch von protestantischer Seite vielfach aufgenommen und begrüßt worden ist und vielleicht ausgenutzt wird. Insofern Köhler sich hiergegen wendet, will ich ihm nicht widersprechen. Es ist ein wenigstens subjektiv berechtigter Standpunkt, und es ist gewiß kein kleines Zeugniß für die Friedensliebe der heutigen evangelischen Welt, und muß als solches verzeichnet werden, daß ein Blatt wie die „Christliche Welt" sich zum Sprachrohr für diese Auffassung gemacht hat. Auch die Hervorhebung der Einseitigkeit einer Schilderung des Papstthums allein in seinem Elemente des Aberglaubens und der Verfolgungssucht mag als ein Zeugniß evangelischer Unbefangenheit und Gerechtigkeitsliebe bestehen bleiben.

Eine schwer begreifliche Verirrung aber bleibt es, daß Köhler nicht verstanden hat, daß diese Einseitigkeit in der Aufgabe lag, und aus ihr folgern will, daß das Werk nicht historisch und nicht wissenschaftlich sei. Noch schlimmer, daß er deshalb glaubt, dem Grafen Hoensbroech „unehrliche Waffen" vorwerfen zu dürfen, und ihm zu insinuiren, daß er die „Wahrheit nicht sehen wolle". Dieser Beschuldigung kann man nur das eine Wort entgegensetzen: sie ist einfach nicht wahr. D.

Zur Frage des Varus-Lagers.

In der Selbstanzeige des zweiten Bandes meiner „Geschichte der Kriegskunst" bemerkte ich, daß in diesem Herbst Ausgrabungen stattfinden sollten, die die Rekonstruktion des Varus-Marsches hoffentlich bestätigen würden. Die Ausgrabungen haben mit Unterstützung des Kultusministeriums jetzt stattgefunden. Die Stelle, wo sie zunächst einsetzten mußten, ist der Hahnenkamp bei Oeynhausen-Rehme, wo der strategisch zweifellos beste Punkt für ein römisches Standlager auf dem linken Weser-Ufer ist. Das kleine Plateau südlich der Porta Westphalica beherrscht den Austritt aus diesem Paß und machte die Vereinigung germanischer Streitkräfte vom Norden und Süden des Gebirges fast unmöglich. Es hat nach allen Seiten die besten Verbindungen und ist selbst, in dem Winkel der beiden Flüsse, Weser und Werre, von natürlicher Festigkeit, ohne die Freiheit der militärischen Bewegungen einzuschränken. Es ist der gegebene Schnittpunkt der beiden Operationslinien der Römer, des Seeweges die Weser hinauf und des Landweges im Lippe-Thal mit dem Magazin-Platz Aliso bei Paderborn. Einige Eigenthümlichkeiten des Geländes, namentlich einige auffällige Steilhänge, die aus ehemaligen Wällen entstanden sein konnten, stimmten mit diesen strategischen Erwägungen überein und schienen sie zu bestätigen.

Die Grabungen haben gezeigt, daß doch irgend ein anderes Moment das Ergebniß verschoben haben muß. Wäre hier auf dem Hahnenkamp je ein römisches Lager gewesen, so müßte man im Erdboden noch die Spuren der Wallgräben entdecken können. Man kann nach der Gestaltung des

Geländes ziemlich genau die Stellen bestimmen, wo diese Gräben gewesen sein müßten. Zieht man einen Quergraben, so muß dieser den alten Graben schneiden. Es ergab sich aber, daß man allenthalben schon bei 30—100 cm Tiefe auf den gewachsenen Boden stieß, der nie umgerührt worden ist.

Aber dieses Ergebniß war nicht das einzige. Es erging uns etwas wie dem Manne, der das Gold machen wollte und das Pulver erfand. Die Grabungen brachten zunächst zwar keine einzige römische, aber sehr viel urgermanische Topfscherben zu Tage. Moderne, mittelalterliche, römische und urgermanische Scherben kann man nach Brennart und Gestalt heute mit Sicherheit unterscheiden. Bald aber stieß man auf etwas noch Bedeutsameres, nämlich auf Wohngruben allenthalben auf dem Plateau. Es ist das erste urgermanische Dorf, das aufgedeckt ist.

Herr Museums-Direktor Dr. Schuchhardt aus Hannover, der die Ausgrabungen leitete und den speziellen wissenschaftlichen Bericht darüber veröffentlichen wird, theilte mir mit, daß soeben erst auf der Milseburg bei Fulda ganz dieselben Wohngruben gefunden worden seien. Dort liegen sie innerhalb eines Burgringes; auf dem Hahnenkamp haben wir das erste Dorf, wie es uns Tacitus beschreibt, „colunt discreti ac diversi ut locus ut fons ut nemus placuit." Die ziemlich kleinen viereckigen Löcher, in den gewachsenen Boden, zum Theil in den Felsen eingeschnitten, waren ganz unverkennbar; an den Ecken die Pfostenlöcher, in denen die Steine lagen, mit denen der Balken befestigt war. In einem Loche steckte noch der Rest des Balkens, die Aststücke, die zwar ganz schwarz geworden, wie verkohlt, aber doch den Jahrtausenden widerstanden haben.

Einige bearbeitete Feuersteine zeigen, daß die Ansiedelung in die ältesten Urzeiten zurückreicht. Auch ein Kindergrab wurde gefunden. Die Germanen begruben, nachdem sie sie verbrannt hatten, die Asche und Knochen ihrer Todten nicht auf einen besonderen Platz, sondern an der Heerstraße oder in der Nähe ihrer Wohnungen.

Herr San.-Rath Huchzermeyer in Oeynhausen, der das Unternehmen in jeder Beziehung thatkräftig unterstützte, hat ferner festgestellt, daß auf diesem Plateau vier römische Goldmünzen gefunden worden sind; sie stammen alle aus dem vierten Jahrh. p. C. Die Ansiedelung an dieser Stelle hat also noch bis in diese Zeit bestanden.

Die Existenz einer großen germanischen Ansiedelung auf dem Hahnenkamp giebt nun auch einen Grund ab, weshalb die Römer hier ihr Lager nicht aufgeschlagen haben. Obgleich sie sonst gewiß nicht viel Rücksichten nahmen, so waren sie den Germanen gegenüber doch in der ersten Zeit sehr vorsichtig. Sie waren ihre Bundesgenossen, nicht Unterthanen, und als Varus anfing, das allmählich zu ändern, traf er wohl die Einzelnen, die Völkerschaften aber als Ganzes wurden, wie die Römer das auch in Gallien gemacht haben, nach Möglichkeit geschont.

Ist nun der Hahnenkamp nicht das Varus-Lager gewesen, so muß es doch, wie ziemlich allgemein anerkannt, hier in der Nähe gesucht werden.

Wir machten noch einen Versuch auf einem Plateau etwas weiter Weser aufwärts, dem Mooskamp bei Babenhausen, der ebenfalls noch geeignet erscheinen könnte, stießen aber wiederum statt auf Graben-Spuren, auf eine Wohngrube mit ganz denselben Scherben wie auf dem Hahnenkamp.

Meines Erachtens wird nun durch diese Ergebnisse ein Lager auf dem linken Weser-Ufer zwar nicht unmöglich, aber doch recht unwahrscheinlich gemacht. Ein unbedingt guter Platz, der allen strategischen Bedingungen entspricht, scheint mir außer den beiden untersuchten nicht mehr vorhanden. Abwärts der Porta ist er nicht wahrscheinlich, weil die Römer dadurch ihre Verbindung mit Aliso unnöthig verlängert und sich vor das Defilee, statt dahinter gelegt hätten. Auch würde der Durchzug durch das überaus gefährliche Defilee der Porta in der Schilderung des Varus-Zuges in unseren Quellen wohl irgend eine Rolle spielen. Weiter oberhalb von Babenhausen ist das Gelände ungünstig, und man hätte auf die Beherrschung des Haupt-Passes der Gegend, die Porta, Verzicht geleistet und den Verkehr zur Nordsee durch die Stromschnellen bei Vlotho erschwert.

Nun habe ich aber in meiner „Geschichte der Kriegskunst“ schon darauf hingewiesen, daß die strategisch allerwirksamste Stellung nicht auf dem linken, sondern auf dem rechten Ufer der Weser gewesen sein würde. Ich entschied mich endlich doch für das linke Ufer, weil hier der Hahnenkamp eine so ganz besonders günstige Position bietet und mir auch die Waldgebirge des rechten Ufers den Eindruck machten, daß diese Gegend damals wenig bewohnt gewesen sein möge. Ich habe mich jedoch jetzt durch den Augenschein überzeugt, daß das Gelände keineswegs alte Besiedelungen ausschließt; zwischen den Bergen sind flache Hügel oder breite, schöne Thäler. Am wichtigsten aber ist die Aenderung noch einer anderen Voraussetzung bei meiner Rekonstruktion. In der Literatur wurde bisher angenommen, daß damals auf dem rechten Weser-Ufer noch kein Durchgang durch die Porta gewesen wäre. Das ist mir jetzt sehr zweifelhaft geworden. Ich habe nachträglich gesehen, daß Hölzermann den „Kriegerpfad“ von Vlotho durch die Porta gehen läßt. Der Weg mag wenigstens im Sommer bei Tief-Wasserstand immer passirbar gewesen sein, und die Sprengungen im 17. Jahrhundert haben ihn nicht sowohl geschaffen als bloß verbessert.

Anders ausgedrückt ergiebt sich also nun folgende Gedankenreihe: da die Römer den offenbar besten Platz auf dem linken Ufer, nämlich den Hahnenkamp und auch das Plateau von Babenhausen, nicht benutzt haben, so müssen sie irgend einen anderen sehr großen Vortheil im Auge gehabt haben, und das wäre ein Standlager auf dem rechten Ufer gewesen. Die Weser ist zwar ein ziemlich starker, aber doch kein besonders gefährlicher Strom; im Sommer war sie vor der Ausbaggerung in dieser Gegend oft durchwatbar; auch eine leichtere Brücke, vielleicht sogar Schiffbrücken genügten. So imponirten sie den Germanen von vornherein durch den Kunstbau und hatten vor ihnen in jedem Augenblick die Möglichkeit des

Uferwechsels voraus. Lagernd auf dem rechten Ufer, waren sie den noch am wenigsten gebändigten Germanen in der drohendsten Nähe, und hatten, vermöge der Brücke mit Brückenkopf hinter sich, doch die Sicherheit des ungestörten Rückzuges. Daß der Brückenübergang bei der Erzählung des Varus-Zuges keine Rolle spielt, spricht nicht dagegen, da das Gefecht ja erst später begann.

Die bisherige Forschung hat stets viel mehr als nach dem Standlager des Varus, nach seinen Marschlagern gesucht, und unzweifelhaft wäre es ein noch viel größerer Gewinn, wenn man diese finden könnte. Aber ich halte die Aussicht darauf für sehr gering, denn es ist sehr ungewiß, ob sich von diesen Lagern mit ihren flachen Gräben überhaupt eine Spur erhalten hat. Spuren über der Erde sind von vornherein sehr unwahrscheinlich. Auch die ganz deutlichen, wie es schien, auf dem Hahnenkamp haben sich doch als reine Zufälligkeiten herausgestellt. Von dem Standlager aber mit seinen wenigstens 12 Fuß tiefen und breiten Gräben ist sicherlich noch im Erdreich die Spur zu erkennen: man muß nur erst den richtigen Platz haben. Oberst Stoffel hat für Napoleon III. noch alle die Cäsar-Lager in Gallien an den Gräben erkannt und wieder aufgedeckt. Es ist jetzt Aufgabe der Lokal-Forscher, durch immer wiederholte Nachgrabungen und Nachfragen bei den Bauern Stellen an den Abhängen geeigneter Plateaus zu finden, wo der Erdboden erkennen läßt, daß er einmal in der Tiefe aufgewühlt und durch die Zeit wieder eingeebnet worden ist.

Ich selber habe noch die Gegend von Uffeln, gegenüber Vlotho, und Bössen-Holtrup, gegenüber Rehme rekognoszirt. Der erstere Platz ist wenig geeignet. An dem zweiten aber findet sich ein sehr passendes Plateau, so daß ich sofort einige Versuchs-Gräben habe ziehn lassen — ohne Erfolg. Auf der Höhe dieses Plateaus liegt ein Hühnenring, vielleicht eine germanische Fürstenburg, die die Römer auch von diesem Platz ausschloß.

Auf den Zug des Varus haben die Möglichkeiten und Verschiebungen, um die es sich hier handelt, nur geringen Einfluß und auf die Schlacht an der Dören-Schlucht selber gar keinen mehr.

Delbrück.

Berichtigung.

Petri Canisii Epistulae et Acta. Auf S. 368 der Preuß. Jahrb. Z. 8 u. 9 v. u. muß es heißen: „so wird hier doch die Warnung seiner Zeit dienlich sein". Der italienische Originaltext (Can. Ep. S. 82) lautet: „pur' di quà per il suo tempo servira l'aviso". Der Herausgeber, P. Braunsberger, hat diese Stelle übersetzt: „hic tamen suo tempore, quae R. V. monuit, usui erunt". Der Ausdruck „di quà" = „diesseits" macht es allerdings nothwendig, die Warnung auf Rom zu beziehen und nicht auf Canisius, und daher der lateinischen Uebersetzung beizustimmen.

Die von mir, nach Rücksendung des Korrekturbogens noch nachgesandte Bitte, die Stelle zu streichen, kam leider zu spät in die Druckerei.

C. von Hoiningen-Huene.

Politische Korrespondenz.

Akkomodation der griechisch-russischen Kirche.

Die griechische Kirche Rußlands, die orthodoxe oder „rechtgläubige
wie sie sich selbst nennt, ist bekannt durch ihr starres Festhalten nicht n
Dogma, sondern auch an den überlieferten Formen des Kultus. D
eigentlich mehr gelten, als die Glaubensdogmen. Das Wesen der Kir
besteht nur im Kultus. Da aber gleichzeitig dieser Kultus der Ausdr
des nationalen Kirchenthums sein soll, so ist es verständlich, wie Spra
und Kultus zu einem Ganzen verschmelzen. Wie es keinem Russen gestat
ist einem andern Glaubensbekenntniß anzugehören als dem griech
Kirchen, so wird jeder Evangelische oder Katholik nicht als voller Staa
bürger angesehen, auch wenn er sprachlich entnationalisirt ist — so lange
nicht seinem Glauben abgeschworen hat und in den Schooß der rechtgläubig
Kirche aufgenommen ist. Auch in den Baltischen Provinzen geht
rum die gewaltsame Russifizirung Hand in Hand mit einer mit al
Machtmitteln der Staatsgewalt ausgestatteten kirchlichen Propagan
Hauptsächlich ist es dabei abgesehen auf das lettisch und estnisch sprech
Landvolk, das, so lange es evangelisch ist, einen Hauptstützpunkt
evangelischen Deutschthums und ein Hinderniß für die „nationale V
schmelzung" der Baltischen Länder mit Rußland bildet. Die Er
sind bis jetzt jedoch gleich Null gewesen. Das evangelische Landvolk in
Baltischen Ländern hängt eben durchaus nicht von seinen deutschen Pa
so ab, wie etwa die Katholiken von ihrem Klerus, sondern steht auf e
durchaus selbständigen bekenntnißtreuen Boden. Darum
die Pastorenverfolgungen garnicht den Erfolg gehabt, den die ru
Propaganda sich von ihnen versprach, indem sie die deutschen evange
Pastoren aus dem Volksleben auszuschalten trachtete. Um so rigoroser
man hinsichtlich der Beseitigung des Volksidioms aus der Volksschul
um die russische Sprache den kleinen Bauernbuben und Mädchen
filtriren, die sie bei ihren späteren ländlichen Berufs-Arbeiten
verständlich viel schneller vergessen würden, als sie sie erlernt hatten.
immerhin wird dieser sprachliche Terrorismus der lettischen und es
Jugend gegenüber auf Kosten der nothwendigsten wissenschaftlichen
nisse und wohl auch der sittlichen Erziehung der Schule ausgeübt!

Politische Korrespondenz.

Akkomodation der griechisch-russischen Kirche.

Die griechische Kirche Rußlands, die orthodoxe oder „rechtgläubige“, wie sie sich selbst nennt, ist bekannt durch ihr starres Festhalten nicht nur am Dogma, sondern auch an den überlieferten Formen des Kultus, die eigentlich mehr gelten, als die Glaubensdogmen. Das Wesen der Kirche besteht nur im Kultus. Da aber gleichzeitig dieser Kultus der Ausdruck des nationalen Kirchenthums sein soll, so ist es verständlich, wie Sprache und Kultus zu einem Ganzen verschmelzen. Wie es keinem Russen gestattet ist, einem andern Glaubensbekenntniß anzugehören als dem griechisch-russischen, so wird jeder Evangelische oder Katholik nicht als voller Staatsbürger angesehen, auch wenn er sprachlich entnationalisirt ist — so lange er nicht seinem Glauben abgeschworen hat und in den Schooß der rechtgläubigen Kirche aufgenommen ist. Auch in den Baltischen Provinzen geht darum die gewaltsame Russifizirung Hand in Hand mit einer mit allen Machtmitteln der Staatsgewalt ausgestatteten kirchlichen Propaganda. Hauptsächlich ist es dabei abgesehen auf das lettisch und estnisch sprechende Landvolk, das, so lange es evangelisch ist, einen Hauptstützpunkt des evangelischen Deutschthums und ein Hinderniß für die „nationale Verschmelzung“ der Baltischen Länder mit Rußland bildet. Die Erfolge sind bis jetzt jedoch gleich Null gewesen. Das evangelische Landvolk in den Baltischen Ländern hängt eben durchaus nicht von seinen deutschen Pastoren so ab, wie etwa die Katholiken von ihrem Klerus, sondern steht auf einem durchaus selbständigen bekenntnißtreuen Boden. Darum haben die Pastorenverfolgungen garnicht den Erfolg gehabt, den die russische Propaganda sich von ihnen versprach, indem sie die deutschen evangelischen Pastoren aus dem Volksleben auszuschalten trachtete. Um so rigoroser ging man hinsichtlich der Beseitigung des Volksidioms aus der Volksschule vor, um die russische Sprache den kleinen Bauernbuben und Mädchen einzufiltriren, die sie bei ihren späteren ländlichen Berufs-Arbeiten selbstverständlich viel schneller vergessen würden, als sie sie erlernt hatten. Aber immerhin wird dieser sprachliche Terrorismus der lettischen und estnischen Jugend gegenüber auf Kosten der nothwendigsten wissenschaftlichen Kenntnisse und wohl auch der sittlichen Erziehung der Schule ausgeübt!

Sehr überraschend kommt bei dieser Sachlage ein neues Postulat des Hauptorgans der griechisch-russischen Propaganda in den Baltischen Ländern, der russischen „Kirchlichen Nachrichten“. Diese orthodox-nationalistische Zeitschrift erklärt plötzlich eine Umkehr auf dem Wege der sprachlichen Russifizirung für nothwendig! Sie fordert die „Beibehaltung der örtlichen Sprachen als Unterrichtssprache in den „fremdvolklichen“ Schulen der Baltischen Provinzen“ und motivirt diese, angesichts der jüngst noch verschärften Vorschriften über Einführung des russischen Sprachzwanges geradezu verblüffend wirkende, Forderung in folgender Weise:

Zur Befestigung der „Rechtgläubigkeit“ und damit zugleich der russischen Sache in den Baltischen Provinzen erscheine die Anwendung der örtlichen Sprachen als Unterrichtssprache als ein geeigneteres Mittel, wie die bevorzugte Pflege der russischen Sprache. Die Erfahrung habe vielmehr gelehrt, daß die „Fremdvölker“ auf diesem letzteren Wege der „Rechtgläubigkeit“ abwendig gemacht seien und die russische Sache nur geschädigt worden sei. Fürwahr, ein klassisches Zeugniß! Selbst das allerfanatischste Russificirungsorgan erkennt an, daß mit dem Sprachenzwang nicht nur nichts erreicht werden könne, sondern im Gegentheil, die Bevölkerung abgestoßen werde. Nun freilich, das kirchliche Organ Rußlands zieht daraus nicht etwa den Schluß, daß in Folge dessen die Russifizirungsbestrebungen aufzugeben wären. O nein! Es will nur auf einem Umwege dieselben fortsetzen. Es will zuerst das russische Staatskirchenthum, die „Rechtgläubigkeit“ bei dem harmlosen Bauernvolk der Letten und Esten einschmuggeln, und dazu soll ihm das Idiom dieses Volkes selbst dienen. Sind die Letten und Esten erst vom russischen Staatskirchenthum erfaßt, dann kommen sie nicht mehr frei; denn auf Abfall vom Staatskirchenthum steht Kerkerstrafe und Deportation nach Sibirien. Für das Festhalten an der Muttersprache giebt es zur Zeit noch keine Paragraphen im Strafkodex. Darum muß die Sache so gemacht werden, daß man die Renitenten fassen kann. Eine infernalische Schlauheit!

Aber auch abgesehen von der Straffälligkeit für den Abfall vom Staatskirchenthum, glaubt das kirchliche Organ durch scheinbare Toleranz in sprachlicher Beziehung, um so sicherer die Letten und Esten einfangen zu können. Es glaubt nämlich erkannt zu haben, daß das Treubleiben derselben der evangelischen Kirche nur darauf zurückzuführen sei, daß die Deutschen niemals sprachliche Zwangsmittel zur Entnationalisirung der Letten und Esten angewendet haben. Die russisch-griechische Staatspropaganda mag sich gefragt haben, woran es denn liege, daß sie so gar keine Fortschritte in den Baltischen Provinzen gemacht habe, gar keine Erfolge aufzuweisen habe, während sie mit ihren Machtmitteln doch unumschränkt das Feld beherrsche, nachdem sie die evangelische Landeskirche vollständig an die Wand gedrückt hat. Und da hat sie sich ferner gefragt, wie haben es denn

die Deutschen gemacht, die Letten und Esten so an die evangelische Kirche zu fesseln, daß sie das Martyrium der Strafverfolgung auf sich nehmen, um nur ihrem Glauben treu zu bleiben. Und die Deutschen waren doch auch ein den Letten und Esten ursprünglich fremdes Volk. Wie haben sie es also gemacht? Von seinen Gegnern zu lernen, ist bekanntlich noch nicht das dümmste, was man thun kann. Also bemüht sich auch die griechisch-russische Propaganda von den Deutschen zu lernen. Und das kirchliche Organ spricht es denn auch aus, es sagt: „Der Erfolg des Lutherthums unter den baltischen „Fremdvölkern“ wird bedingt dadurch, daß die Deutschen in Bildungsangelegenheiten die örtlichen Sprachen nicht unterdrückt haben.“ Das ist richtig. Aber nicht nur das. Die Deutschen haben den Letten und Esten sogar erst eine Schriftsprache gemacht, sie haben ihnen eine Literatur geschaffen, um an das Herz des Volkes zu gelangen, das nun ihr Volk geworden war, mit dem sie Freud und Leid in Jahrhunderte langer Arbeit und in ebenso langen Kämpfen um die Existenz auf derselben Scholle zu theilen hatten. Sie gaben dem Volk, das nun zu ihnen gehörte, in seiner Sprache das Beste was sie selbst besaßen, ihre deutsch-evangelische Gesittung, und sie hoben diese kleinen versprengten Volkssplitter zu der Kulturkraft ihres eigenen großen Volksthums empor und gaben ihnen damit ein eigenes Seelenleben und eine Widerstandskraft, von der die „Kirchlichen Nachrichten“ für Rußland allerdings keine blasse Vorstellung haben. Sie glauben, die Deutschen haben es nur „gemacht“, so verteufelt schlau, wie dieses christliche Kirchenorgan es sich nur selber ausdenken konnte, um, wenn es so nicht geht, es anders zu versuchen!

Bemerkenswerth ist das Sichanpassen einer doch so starren Kirche, wie die griechisch-russische, an die Verhältnisse, wenn es sich darum handelt, Proselyten zu machen. Daß man bereit ist, ein politisches Prinzip in der Sprachenfrage aufzugeben, welches die ganze Staatsgewalt seit zwei Jahrzehnten in Athem hält im Kampf gegen die Bevölkerung in den baltischen Ländern und in Finland, nur um dem Staatskirchenthum den Sieg zu verschaffen, ist schon recht bezeichnend für diese Anpassungsfähigkeit der griechisch-russischen Kirche. Aber viel krasser und wunderlicher tritt dieselbe noch in der rein kirchlichen Propaganda hervor. Es geht so weit, daß der Kultus dieser Kirche selbst abgeändert wird, nur um die einst zur Konversion bethörten Letten und Esten festzuhalten. Bekanntlich haben die Pastorenverfolgungen in den baltischen Provinzen ihre Ursache darin, daß jene Letten und Esten zur evangelischen Kirche zurückstreben und die Pastoren an den in Gewissensnoth befindlichen Leuten, auf ihren Wunsch, Amtshandlungen vollziehen, welche die griechische Kirche straft, weil sie die betreffenden Leute als zu ihr gehörig betrachtet. Da nun aber die sogenannten Konvertiten auch die für sie neuerbauten griechischen Kirchen nicht besuchen

die Deutschen gemacht, die Letten und Esten so an die evangelische Kirche zu fesseln, daß sie das Martyrium der Strafverfolgung auf sich nehmen, um nur ihrem Glauben treu zu bleiben. Und die Deutschen waren doch auch ein den Letten und Esten ursprünglich fremdes Volk. Wie haben sie es also gemacht? Von seinen Gegnern zu lernen, ist bekanntlich noch nicht das dümmste, was man thun kann. Also bemüht sich auch die griechisch-russische Propaganda von den Deutschen zu lernen. Und das kirchliche Organ spricht es denn auch aus, es sagt: „Der Erfolg des Lutherthums unter den baltischen „Fremdvölkern“ wird bedingt dadurch, daß die Deutschen in Bildungsangelegenheiten die örtlichen Sprachen nicht unterdrückt haben.“ Das ist richtig. Aber nicht nur das. Die Deutschen haben den Letten und Esten sogar erst eine Schriftsprache gemacht, sie haben ihnen eine Literatur geschaffen, um an das Herz des Volkes zu gelangen, das nun ihr Volk geworden war, mit dem sie Freud und Leid in Jahrhunderte langer Arbeit und in ebenso langen Kämpfen um die Existenz auf derselben Scholle zu theilen hatten. Sie gaben dem Volk, das nun zu ihnen gehörte, in seiner Sprache das Beste was sie selbst besaßen, ihre deutsch-evangelische Gesittung, und sie hoben diese kleinen versprengten Volkssplitter zu der Kulturkraft ihres eigenen großen Volksthums empor und gaben ihnen damit ein eigenes Seelenleben und eine Widerstandskraft, von der die „Kirchlichen Nachrichten“ für Rußland allerdings keine blasse Vorstellung haben. Sie glauben, die Deutschen haben es nur „gemacht“, so verteufelt schlau, wie dieses christliche Kirchenorgan es sich nur selber ausdenken konnte, um, wenn es so nicht geht, es anders zu versuchen!

Bemerkenswerth ist das Sichanpassen einer doch so starren Kirche, wie die griechisch-russische, an die Verhältnisse, wenn es sich darum handelt, Proselyten zu machen. Daß man bereit ist, ein politisches Prinzip in der Sprachenfrage aufzugeben, welches die ganze Staatsgewalt seit zwei Jahrzehnten in Athem hält im Kampf gegen die Bevölkerung in den baltischen Ländern und in Finland, nur um dem Staatskirchenthum den Sieg zu verschaffen, ist schon recht bezeichnend für diese Anpassungsfähigkeit der griechisch-russischen Kirche. Aber viel krasser und wunderlicher tritt dieselbe noch in der rein kirchlichen Propaganda hervor. Es geht so weit, daß der Kultus dieser Kirche selbst abgeändert wird, nur um die einst zur Konversion bethörten Letten und Esten festzuhalten. Bekanntlich haben die Pastorenverfolgungen in den baltischen Provinzen ihre Ursache darin, daß jene Letten und Esten zur evangelischen Kirche zurückstreben und die Pastoren an den in Gewissensnoth befindlichen Leuten, auf ihren Wunsch, Amtshandlungen vollziehen, welche die griechische Kirche straft, weil sie die betreffenden Leute als zu ihr gehörig betrachtet. Da nun aber die sogenannten Konvertiten auch die für sie neuerbauten griechischen Kirchen nicht besuchen,

weil ihnen der Kultus nicht behagt und sie namentlich von ihrem lutherischen Gesangbuch nicht lassen wollen. Es gestattet man ihnen, evangelische Kirchenlieder in der griechischen Kirche zu singen, obgleich diese Kirche sonst keinen Gemeindegesang kennt. Ebenso verhält es sich mit der Predigt, die dem griechischen Kultus nicht eigen ist. Die Letten und Esten sind aber an Predigt und Gemeindegesang gewöhnt, sie sind so mit ihrem kirchlichen Bedürfniß und religiösen Gefühl verwachsen, daß auch die armen Konvertiten in ihrer Mehrheit davon nicht lassen wollen. Die griechische Kirche paßt sich diesem Bedürfniß an. Das wäre an sich sehr hübsch und weitherzig, wenn es nicht in der ausschließlichen Absicht geschähe, diese Konvertiten zu täuschen, und sie in dem Wahn zu lassen, daß zwischen der evangelischen und griechischen Kirche gar kein Unterschied bestehe. Dieser Unterschied wird ihnen aber erst dann klar, wenn der Strafrichter wieder eingreift! Denn diese „Duldsamkeit" der griechischen Kirche erstreckt sich natürlich nicht auf den umgekehrten Fall, wo die Konvertiten wieder in die evangelische Kirche gehen und deren Dienste in Anspruch nehmen. Auch bei den einzelnen Amtshandlungen, wie bei der Taufe, die die Konvertiten nach griechischem Brauch sich gar nicht gefallen lassen wollen, ahmt man einfach die evangelische Form nach! Ebenso haben die griechischen Popen ihre bei dem Landvolk Anstoß erregende Kleidung, die langen Talare, und auch ihre Haar- und Barttracht abgelegt, um möglichst ebenso auszusehen, wie die lutherischen Prediger. Durch solche Kunststückchen will die griechische Kirche zum Siege gelangen in einem Lande, in dem evangelische Glaubenstreue und Aufklärung Herzenssache sind! Sie, die mit strengen Strafen jede Abweichung von ihren Satzungen ahndet, besitzt kein Verständniß dafür, wie sie sich auf der anderen Seite selbst erniedrigt durch Anwendung von Lug- und Trugmitteln! Es handelt sich um die „Fremdvölker"! Diese famose Bezeichnung für die Bewohner der baltischen Länder ist aus den Kirchenarchiven der vorpetrinischen Zeit herausgeholt, wo das Großfürstenthum Moskau Mohamedaner und Heiden an seinen östlichen Grenzen bekehren wollte. Peter I. erließ religiöse Schutz- und Toleranzedikte, als er abendländische Kulturvölker mit seinem Reich vereinigte, die heute, zwar nicht aufgehoben sind, aber mit Füßen getreten werden und die Popenwirthschaft eines Pobjedonoszeff hat es fertig gekriegt, die Balten in ihrem eigenen Lande nach den für jene wilden asiatischen Horden erlassenen Gesetze zu behandeln. Eine größere Schmach ist der abendländischen Zivilisation nie angethan worden!

v. L.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. I. Richard Wagner von Dr. A. Re...ann. II/III. Gerhart Hauptmann von M. Kirschstein. Heft I 50 Pf., Heft II/III M. 1.—. Berlin, Hugo Schildberger.
Bodenkapp, Dr. G. — Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann. M. 1.—. Göttingen, Franz Wunder.
Björnson, B. — Absalons Haar. (163 S.) M. 1.—. München, A. Langen.
Götz, H. — Eine Orientreise. M. 7.—. Leipzig, E. A. Seemann.
Goritz, G. — Leben! Eine Wiener Geschichte. Brosch. M. 1.75, geb. M. 2.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
Harnack, Adolf. — Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. 50 Pf. Giessen und Leipzig, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.
Harnack, Otto. — Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Zweite Auflage. M. 5.—, geb. M. 6.—. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
Heinze, Dr. W. — Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. (275 S.) Heidelberg, C. Winter.
Hellberg, O. — Die Welt unserer Begriffe. (67 S.) Halle a. S., Wischan & Wettengel.
Huber, Dr. F. C. — Deutschland als Industriestaat. M. 10.—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H.
Jahresbericht der Handelskammer zu Köln f. 1900. (417 S.) Köln, M. du Mont-Schauberg.
Die Insel. Juli, August Heft je M. 2.50. Berlin, Schuster & Loeffler.
Krämer, Dr. A. — Die Samoa-Inseln. Lief. 3. M. 4.—. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.
Lambert, A. — Der Denker. Brosch. M. 2.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
Pastor, L. — Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes. II. Band. 4. Heft. M. 2.20. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
Reinhardt, Max. — Schall und Rauch. I. Band. M. 1.—. Berlin, Schuster & Loeffler.
Ribbeck, Otto. — Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1846—1898. M. 5.—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H.
Sauer, Dr. A. — Die Christuslegende in ihrem Verhältniss zur arischen Mythologie. I. Theil: Die Frage: „Götter- oder Menschenverdienste?" Leipzig, Max Sängewald.
Die elf Scharfrichter. Münchner Künstlerbrettl. I. Band. M. 1.—. Berlin, Schuster & Loeffler.
Schiller, H. — Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. III. Band: Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Berlin W., Spemann.
Schlaf, Johs. — Jesus und Mirjam. — Der Tod des Antichrist. Brosch. M. 1.75, geb. M. 2.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
Schlicht, Frhr. v. — Der nervöse Leutnant und andere Militärhumoresken. (157 S.) M. 1.—. München, A. Langen.
Schneidewin, M. — Der Sternenhimmel und seine Verkleinerer. 60 Pf. Berlin, Georg Reimer.
Seidl, A. — Wagneriana. I. Band: Richard Wagner-Credo. Berlin, Schuster & Loeffler.
Spitta, H. — Das deutsche Volk und seine nationale Erziehung. 75 Pf. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Thudichum, F. — Die wahren Lehren Jesu. 1901. (210 S.) Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—. Leipzig, Max Sängewald.
Zola, E. — Der Sturm auf die Mühle und andere Novellen. (147 S.) M. 1.—. München, A. Langen.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. I. Richard Wagner von Dr. A. Reissmann. II/III. Gerhart Hauptmann von M. Kirschstein. Heft I 50 Pf., Heft II/III M. 1,—. Berlin, Hugo Schildberger.
Biedenkapp, Dr. G. — Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann. M. 1,—. Göttingen, Franz Wunder.
Björnson, B. — Absalons Haar. (163 S.) M. 1,—. München, A. Langen.
Götz, H. — Eine Orientreise. M. 7.—. Leipzig, E. A. Seemann.
Gugitz, G. — Leben! Eine Wiener Geschichte. Brosch. M. 1,75, geb. M. 2,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
Harnack, Adolf. — Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. 50 Pf. Giessen und Leipzig, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.
Harnack, Otto. — Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Zweite Auflage. M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
Heinze, Dr. W. — Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. (278 S.) Heidelberg, C. Winter.
Hellberg, O. — Die Welt unserer Begriffe. (67 S.) Halle a. S., Wischan & Wettengel.
Huber, Dr. F. C. — Deutschland als Industriestaat. M. 10,—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H.
Jahresbericht der Handelskammer zu Köln f. 1900. (417 S.) Köln, M. du Mont-Schauberg.
Die **Insel.** Juli, August Heft je M. 2,—. Berlin, Schuster & Löffler.
Krämer, Dr. A. — Die Samoa-Inseln. Lief. 3. M. 4,—. Stuttgart, E. Schweitzerbart'sche Verlagsbuchhandlung.
Mombert, A. — Der Denker. Brosch. M. 2,50. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.
Pastor, L. — Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes. II. Band, 4. Heft. M. 2,20. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
Reinhardt, Max. — Schall und Rauch. I. Band. M. 1,—. Berlin, Schuster & Löffler.
Ribbeck, Otto. — Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1846—1898. M. 5,—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H.
Sauer, Dr. A. — Die Christuslegende in ihrem Verhältniss zur arischen Mythologie. I. Theil der Trilogie: „Götter- oder Menschenverdienst?" Leipzig, Max Sängewald.
Die elf **Scharfrichter.** Münchner Künstlerbrettl. I. Band. M. 1,—. Berlin, Schuster & Löffler.
Schiller, H. — Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. III. Band: Geschichte des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit. Berlin, W. Spemann.
Schlaf, Johs. — Jesus und Mirjam. — Der Tod des Antichrist. Brosch. M. 1,75, geb. M. 2,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
Schlicht, Frhr. v. — Der nervöse Leutnant und andere Militärhumoresken. (157 S.) M. 1,—. München, A. Langen.
Schneidewin, M. — Der Sternenhimmel und seine Verkleinerer. 80 Pf. Berlin, Georg Reimer.
Seidl, A. — Wagneriana. I. Band: Richard Wagner-Credo. Berlin, Schuster & Löffler.
Spitta, H. — Das deutsche Volk und seine nationale Erziehung. 75 Pf. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Thudichum, F. — Die wahren Lehren Jesu. 1901. (210 S.) Brosch. M. 3,50, geb. M. 4,—. Leipzig, Max Sängewald.
Zola, E. — Der Sturm auf die Mühle und andere Novellen. (147 S.) M. 1,—. München, A. Langen.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1901.

September 1901. Einhundertundfünfter Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1901.

Notizen und Besprechungen.

Politische Korrespondenz.



Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundsechster Band.

Oktober bis Dezember 1901.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundsechster Band.

Oktober bis Dezember 1901.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

Kaiserin Friedrich.

Von

Hans Delbrück.

Mit tiefer innerer Wehmuth hat mich die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Friedrich erfüllt und die ganze Tragik des menschlichen Daseins durchschauerte mich, als ich hinter dem Leichenwagen einherschritt auf derselben herrlichen Allee durch die Anlagen Friedrichs des Großen vom Neuen Palais zur Friedenskirche, wo wir vor zwölf Jahren in derselben Stimmung Kaiser Friedrich zur letzten Ruhe geleiteten. Lange erwartet, fast herbeigewünscht als Erlösung von schwerstem Leiden ist der Tod selbst doch erst der Seelenherrscher, der den innersten Regungen gebietet, herauszutreten und sich ihrer selbst bewußt zu werden. Wie oft ist mir schon in diesen letzten Jahren der Gedanke nahe getreten, ich müsse einmal der hohen Frau, der ich eine so tiefe, rein menschliche Verehrung dargebracht, ein Gedenkblatt stiften und darstellen, was ich von ihr erfahren und mit ihr erlebt habe, aber doch erst jetzt komme ich zum wirklichen Niederschreiben. Persönliches habe ich nicht viel Neues zu erzählen, aber ich will versuchen aufzuzeigen, wo eigentlich der Konflikt, in dem sich ihr Leben zerrieben hat, seinen Sitz hatte und damit einige persönliche Erinnerungen verbinden in Ergänzung der Aufzeichnungen, die ich nach dem Tode Kaiser Friedrichs an eben dieser Stelle veröffentlichte.

Daß in dem Leben der hohen Verblichenen ein tragischer Zug sei, ist bei ihrem Heimgang wohl die allgemeine Empfindung gewesen. Man sucht ihn vielleicht zunächst darin, daß sie jene höchste Stellung, die ihr das Schicksal bestimmt zu haben schien, nie vollständig erreicht, nur gerade berührt und endlich, nachdem sie den Gemahl an einem schrecklichen Leiden verloren, eben diesem Leiden

Kaiserin Friedrich.

Von

Hans Delbrück.

Mit tiefer innerer Wehmuth hat mich die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Friedrich erfüllt und die ganze Tragik des menschlichen Daseins durchschauerte mich, als ich hinter dem Leichenwagen einherschritt auf derselben herrlichen Allee durch die Anlagen Friedrichs des Großen vom Neuen Palais zur Friedenskirche, wo wir vor zwölf Jahren in derselben Stimmung Kaiser Friedrich zur letzten Ruhe geleiteten. Lange erwartet, fast herbeigewünscht als Erlösung von schwerstem Leiden ist der Tod selbst doch erst der Seelenherrscher, der den innersten Regungen gebietet, herauszutreten und sich ihrer selbst bewußt zu werden. Wie oft ist mir schon in diesen letzten Jahren der Gedanke nahe getreten, ich müsse einmal der hohen Frau, der ich eine so tiefe, rein menschliche Verehrung dargebracht, ein Gedenkblatt stiften und darstellen, was ich von ihr erfahren und mit ihr erlebt habe, aber doch erst jetzt komme ich zum wirklichen Niederschreiben. Persönliches habe ich nicht viel Neues zu erzählen, aber ich will versuchen aufzuzeigen, wo eigentlich der Konflikt, in dem sich ihr Leben zerrieben hat, seinen Sitz hatte und damit einige persönliche Erinnerungen verbinden in Ergänzung der Aufzeichnungen, die ich nach dem Tode Kaiser Friedrichs an eben dieser Stelle veröffentlichte.

Daß in dem Leben der hohen Verblichenen ein tragischer Zug sei, ist bei ihrem Heimgang wohl die allgemeine Empfindung gewesen. Man sucht ihn vielleicht zunächst darin, daß sie jene höchste Stellung, die ihr das Schicksal bestimmt zu haben schien, nie vollständig erreicht, nur gerade berührt und endlich, nachdem sie den Gemahl an einem schrecklichen Leiden verloren, eben diesem Leiden

in der qualvollsten Art hat erliegen müssen. Sieht man aber näher zu, so ist das eigentlich noch nicht tragisch, sondern nur traurig. Es ist ein Loos und ein Kreuz, wie es auch die Menschenkinder in den niederen Regionen zahllos tragen müssen. Als Gemahlin eines Kronprinzen, dem kriegerischer Ruhm und Liebe des Volkes doch auch schon eine glänzende Stellung gaben, als Mutter eines Kaisers, der hoch emporragt unter den anderen zeitgenössischen Souveränen Europas, hätte die Stellung, die die Kaiserin Friedrich thatsächlich inne gehabt hat, trotz Allem, was ihr versagt geblieben ist, noch keineswegs unbefriedigend zu sein brauchen. Ihr tragisches Verhängniß liegt vielmehr in dem unausgeglichenen und unausgleichbaren Widerspruch zwischen ihrer Weltanschauung, dem, was sie erstrebte und wollte und ihrer Stellung, der Unmöglichkeit, in die sie versetzt war, sich jemals voll auszuleben, die geistige Kraft, die ihr innewohnte, jemals wirklich in Schwung zu bringen. Schon im bürgerlichen Leben nennen wir es tragisch, wenn wir sehen, wie edle Kräfte, reiner Wille, höchste Begabung in eine falsche Bahn gedrängt oder durch widrige äußere Umstände erstickt, sich unfruchtbar verzehren und die Persönlichkeit endlich unzufrieden und gebrochen aus dieser Welt scheidet. Aber solche Fälle rühren nur die Nächsten; sie sind zu häufig, um die Allgemeinheit zu interessiren, und die Menschheit mag andere, glücklichere Talente erzeugen. Bei Fürsten wird der Maßstab ein anderer. Wenn man von der bürgerlichen Tragödie gesagt hat, sie wirke deshalb weniger als die heroische, weil dem gemeinen Sterblichen die Fallhöhe fehle, die dem Schicksal der Könige die Erhabenheit verleiht, so empfindet man auch im Leben: das Schicksal dieser hohen Frau war tragisch, weil ihre glänzende, ja großartige Begabung, ihr thatkräftiger Wille, durch Geburt und Ehebund zur höchsten Bethätigung bestimmt, niemals zum vollen, wirklichen Thun gelangten, das feurige Herz sich immer wieder zusammenpressen lassen mußte und endlich das schwerste Leiden diesem unbefriedigten Dasein ein Ende machte. Es ist kein Widerspruch, daß dieses Leben doch auch reich an Glück gewesen ist. In der Ehe, in der Familie, in den Anstalten für Wohlfahrt und Gesundheit, in der Beschäftigung mit Wissenschaft, Literatur und Kunst, zuletzt noch in dem Bau und der Ausstattung des mit vollendetem Geschmack ausgeführten Schlosses Friedrichshof am Taunus hat die Kaiserin Glück und Befriedigung gefunden in Fülle. Aber ihr stolzer, königlicher Sinn wollte mehr, und hier eben, wo die fürstliche Persönlichkeit sich von der noch so reichen

Privat-Persönlichkeit scheidet, setzt der tragische Zug ein, der ihr Leben durchzieht.

Als die Princeß royal von England ihre Lebensanschauungen bildete, kam in ihrem Vaterlande gerade jenes politisch-soziale Ideal zur Herrschaft, das wir als das bürgerlich liberale zu bezeichnen pflegen. Dieses Ideal wird heute in Deutschland nicht gerade besonders hoch mehr eingeschätzt und ist auch in England sehr verblaßt. Es ist das das Schicksal aller politischen Ideale: ihre eigentliche Blüthezeit ist diejenige, wo noch um sie gekämpft wird; sobald sie einigermaßen den Sieg errungen haben und in die Wirklichkeit übergeführt sind, treten auch ihre Schwächen zu Tage, die Menschen werden ihrer müde, verkennen vielleicht gar den Fortschritt, den sie gemacht haben und sehen in dem ganzen Streben eine Verirrung. So ist es weiten Kreisen ja sogar mit der Reformation ergangen, und wer auf unseren Reichstag blickt, ist nicht mehr so ganz im Stande, die Begeisterung, mit der unsere Großväter von den Segnungen einer konstitutionellen Verfassung sprachen, nachzuempfinden. Die Mängel, die wir heute in dem Ideal des bürgerlichen Liberalismus erblicken, sind verschiedener Art: man fühlt durch, daß in dem idealistischen Gewande zuletzt ein materialistischer Kern steckt, daß das Streben nach irdischem Wohlergehen und Reichthum durch den ihm eingeschmolzenen Humanitätsgedanken nicht genügend in Schranken gehalten wird und leicht völlig die Oberherrschaft gewinnen kann. Die soziale Fürsorge für die untersten Klassen kommt bei aller Pflege der menschenfreundlichen Gesinnung im Einzelnen zu kurz; der Staatsgedanke ist zu einer bloßen Rechtsform verflüchtigt und die Erhaltung und Durchbildung der Nationalität tritt zurück hinter einem unklaren Kosmopolitismus.

Das Alles aber hindert nicht, daß dieses bürgerlich-liberale Ideal doch seine Zeit und unermeßliche Verdienste gehabt hat. Ganz besonders wirksam und wohlthätig aber hat es sich im 19. Jahrhundert in England bewährt, wo es gelungen ist, o jede revolutionäre Erschütterung den alten aristokratischen Sta und die aristokratisch gegliederte Gesellschaft in die modernen Lebensformen schrittweise hinüberzuführen. In England konnten diese Ideen so ganz besonders leicht und tief Wurzel schlagen, weil hier der kosmopolitische Zug des Liberalismus mit d Egoismus der nationalen Politik nicht nur nicht zusammenstieß, sondern sich sogar lange Zeit amalgamiren zu können sch

Privat-Persönlichkeit scheidet, setzt der tragische Zug ein, der ihr Leben durchzieht.

Als die Princeß royal von England ihre Lebensanschauungen bildete, kam in ihrem Vaterlande gerade jenes politisch-soziale Ideal zur Herrschaft, das wir als das bürgerlich liberale zu bezeichnen pflegen. Dieses Ideal wird heute in Deutschland nicht gerade besonders hoch mehr eingeschätzt und ist auch in England sehr verblaßt. Es ist das das Schicksal aller politischen Ideale: ihre eigentliche Blüthezeit ist diejenige, wo noch um sie gekämpft wird; sobald sie einigermaßen den Sieg errungen haben und in die Wirklichkeit übergeführt sind, treten auch ihre Schwächen zu Tage, die Menschen werden ihrer müde, verkennen vielleicht gar den Fortschritt, den sie gemacht haben und sehen in dem ganzen Streben eine Verirrung. So ist es weiten Kreisen ja sogar mit der Reformation ergangen, und wer auf unseren Reichstag blickt, ist nicht mehr so ganz im Stande, die Begeisterung, mit der unsere Großväter von den Segnungen einer konstitutionellen Verfassung sprachen, nachzuempfinden. Die Mängel, die wir heute in dem Ideal des bürgerlichen Liberalismus erblicken, sind verschiedener Art: man fühlt durch, daß in dem idealistischen Gewande zuletzt ein materialistischer Kern steckt, daß das Streben nach irdischem Wohlergehen und Reichthum durch den ihm eingeschmolzenen Humanitätsgedanken nicht genügend in Schranken gehalten wird und leicht völlig die Oberherrschaft gewinnen kann. Die soziale Fürsorge für die untersten Klassen kommt bei aller Pflege der menschenfreundlichen Gesinnung im Einzelnen zu kurz. Der Staatsgedanke ist zu einer bloßen Rechtsform verflüchtigt und die Erhaltung und Durchbildung der Nationalität tritt zurück hinter einem unklaren Kosmopolitismus.

Das Alles aber hindert nicht, daß dieses bürgerlich-liberale Ideal doch seine Zeit und unermeßliche Verdienste gehabt hat. Ganz besonders wirksam und wohlthätig aber hat es sich im 19. Jahrhundert in England bewährt, wo es gelungen ist, ohne jede revolutionäre Erschütterung den alten aristokratischen Staat und die aristokratisch gegliederte Gesellschaft in die modernen Lebensformen schrittweise hinüberzuführen. In England konnten diese Ideen so ganz besonders leicht und tief Wurzel schlagen, weil hier der kosmopolitische Zug des Liberalismus mit dem Egoismus der nationalen Politik nicht nur nicht zusammenstieß, sondern sich sogar lange Zeit amalgamiren zu können schien.

England war ja selbst eine Art kosmopolitische Macht. Von einer ernsthaften Rivalität anderer Nationalitäten auf dem Erdball war noch nicht die Rede. Von keiner Seite war England irgendwie ernstlich bedroht. Waren von Rußland in ferner Zukunft Gefahren zu erwarten, so konnte England sich sagen, daß es an der Spitze der Zivilisation gegen die Barbarei kämpfen würde, indem es Rußland Schranken setzte. England also konnte sich einer angenehmen Lässigkeit in der Anspannung der Staatskräfte und der Staatsautorität hingeben, die Steuern erleichtern, die Wohlfahrt pflegen, dem Individuum jede Art freier Bewegung gönnen, ohne dabei seine nationale Stellung in der Welt als Großmacht zu gefährden. Seine Kräfte reichten immer noch hin, die etwa eintretenden Krisen, nicht nur die zahllosen kleinen Kolonialkriege, sondern auch den Krimkrieg und den indischen Aufstand zu überwinden. Der Stolz altbegründeter nationaler Macht und angesammelten Reichthums vermählte sich mit dem Bewußtsein höchster Kultur. Welches Volk konnte sich mit diesem messen?

Aus dieser Sphäre kam die Tochter, und als ältestes Kind eventuelle Erbin der Königin von England, nach Preußen — in was für Zustände! Man kann sich die Verhältnisse in Preußen in der zweiten Epoche Friedrich Wilhelms IV., in der Reaktion gegen die Revolution von 1848 kaum trübe genug vorstellen. Mit wahrhaft furchtbaren Worten ist ja diese Zeit gebrandmarkt worden durch keinen anderen als durch König Wilhelm selber in der Ansprache an seine Minister, mit der er als Prinzregent die Regierung übernahm. Ohne Ehre und Ansehen nach außen stand Preußen da, ohne jedes positive Ziel in seiner Politik; der einzig herrschende Gedanke beim König wie bei der Regierung die Angst vor dem Dämon der Revolution; der König noch fortwährend beschäftigt mit Plänen, wie er die Verfassung wieder los werden könne, das Volk erfüllt von Mißtrauen und Erbitterung. Gewaltsam, durch ein Polizeiregiment von unglaublicher Brutalität, durch politische Prozesse und Maßregelungen wurde die Ordnung aufrecht erhalten. Die Regierenden selber waren sich bewußt, daß ein Staatswesen dieser Art keinen Bestand haben könne. Aus den jüngst veröffentlichten Papieren des Ministerpräsidenten von Manteuffel ist das Geständniß an den Tag gekommen, er, der leitende Staatsmann habe den Glauben an die Zukunft Preußens verloren.

Eben als das jungvermählte kronprinzliche Paar in Berlin

einzog, schien sich ein Umschwung vollziehen zu sollen. Der Prinz von Preußen, bis zum Jahre 1848 starrer Absolutist, hatte sich durch die Erfahrungen dieses Jahres und unter dem Einfluß aufgeklärter Persönlichkeiten, namentlich des Prinzgemahls von England, den liberalen Ideen genähert und versuchte, Prinzregent geworden, Preußen in neue Bahnen hinüberzuleiten. Fast als eine Rechtfertigung Friedrich Wilhelms IV. erscheint es, wenn wir sehen, wie er dabei scheiterte. Die Führer der Liberalen, an die er sich wandte, erwiesen sich als absolut unfähig, und in voller Verzweiflung, drauf und dran die Krone niederzulegen, wandte sich König Wilhelm zu den Reaktionären zurück.

Niemand ahnte, daß dieser Rückfall in die Reaktion nur ein scheinbarer war, daß der Weg durch die öde, unfruchtbare Wüste diesmal nicht im Kreise herumführen, sondern in dem lachenden, unerschöpflichen Fruchtgefilde einer großen nationalen Politik enden sollte, und noch Jahre vergingen, ehe der erste Blick in das Land der Verheißung sich dem erstaunten Auge des Volkes aufthat.

Ich bin im Einzelnen nicht näher unterrichtet über die Empfindungen und Bestrebungen des kronprinzlichen Paares in dieser Zeit. Aber schon die allgemeinen Gegensätze lassen uns erkennen, an einen wie dornenreichen Platz die Kronprinzessin gerathen war.

Geistvoll, lebendig, thatkräftig, erfüllt von den Ideen, unter deren siegreichem Vordringen sie ihr Heimathland glücklich, zufrieden, blühend hatte werden sehen, konnte sie kein höheres Ziel haben, als das Land ihres Gemahls, an den sie sich, wie er an sie, mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths anschloß, desselben Glücks theilhaftig werden zu lassen.

Die Umgebung, in die sie kam, hatte ganz andere Anschauungen.

Die englischen Parteien unterscheiden sich sehr wesentlich von den deutschen. Die Whigs und Tories sind nicht unterschieden wie Bürgerthum und Aristokratie, sondern sie sind beide aristokratisch, zwei Faktionen innerhalb der Aristokratie. Daher kommt es, daß am englischen Hofe von je beide Parteien gleichmäßig und mit gleichem sozialen Ansehen und moralischem Recht einander gegenüberstanden. Die Parteien in Deutschland haben als wesentlichstes Element das ständische. Die konservative Partei ist aristokratisch, und so kommt es, daß am Hofe so gut wie ausschließlich diese eine Richtung vertreten ist. Es ist di

einzog, schien sich ein Umschwung vollziehen zu sollen. Der Prinz von Preußen, bis zum Jahre 1848 starrer Absolutist, hatte sich durch die Erfahrungen dieses Jahres und unter dem Einfluß aufgeklärter Persönlichkeiten, namentlich des Prinzgemahls von England, den liberalen Ideen genähert und versuchte, Prinzregent geworden, Preußen in neue Bahnen hinüberzuleiten. Fast als eine Rechtfertigung Friedrich Wilhelms IV. erscheint es, wenn wir sehen, wie er dabei scheiterte. Die Führer der Liberalen, an die er sich wandte, erwiesen sich als absolut unfähig, und in voller Verzweiflung, drauf und dran die Krone niederzulegen, wandte sich König Wilhelm zu den Reaktionären zurück.

Niemand ahnte, daß dieser Rückfall in die Reaktion nur ein scheinbarer war, daß der Weg durch die öde, unfruchtbare Wüste diesmal nicht im Kreise herumführen, sondern in dem lachenden, unerschöpflichen Fruchtgefilde einer großen nationalen Politik enden sollte, und noch Jahre vergingen, ehe der erste Blick in das Land der Verheißung sich dem erstaunten Auge des Volkes aufthat.

Ich bin im Einzelnen nicht näher unterrichtet über die Empfindungen und Bestrebungen des kronprinzlichen Paares in dieser Zeit. Aber schon die allgemeinen Gegensätze lassen uns erkennen, an einen wie dornenreichen Platz die Kronprinzessin gerathen war.

Geistvoll, lebendig, thatkräftig, erfüllt von den Ideen, unter deren siegreichem Vordringen sie ihr Heimathland glücklich, zufrieden, blühend hatte werden sehen, konnte sie kein höheres Ziel haben, als das Land ihres Gemahls, an den sie sich, wie er an sie, mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths anschloß, desselben Glücks theilhaftig werden zu lassen.

Die Umgebung, in die sie kam, hatte ganz andere Anschauungen.

Die englischen Parteien unterscheiden sich sehr wesentlich von den deutschen. Die Whigs und Tories sind nicht unterschieden wie Bürgerthum und Aristokratie, sondern sie sind beide aristokratisch, zwei Faktionen innerhalb der Aristokratie. Daher kommt es, daß am englischen Hofe von je beide Parteien gleichmäßig und mit gleichem sozialen Ansehen und moralischem Recht einander gegenüberstanden. Die Parteien in Deutschland haben als wesentlichstes Element das ständische. Die konservative Partei ist aristokratisch, und so kommt es, daß am Hofe so gut wie ausschließlich diese eine Richtung vertreten ist. Es ist die

selbstverständliche, die „gute“ Gesinnung. In der Reaktionszeit bekam diese gute Gesinnung noch ihre besondere Färbung durch höhnische Ablehnung des national-deutschen Gedankens und namentlich durch die engste Verkoppelung mit Kirchlichkeit und Orthodoxie. Die Hofbeamten Friedrich Wilhelms IV. rapportirten dem König darüber, welche hohen Beamten und Militärs regelmäßig in die Kirche gingen und welche nicht. Mit der wirklichen Bildung aber stand es, erstaunlich genug in der Umgebung eines so hochgebildeten Fürsten wie Friedrich Wilhelms IV. und später der Königin Augusta, der Enkelin Karl August's, zum Theil noch sehr schwach. Die Kronprinzessin zeigte mir einmal halb lachend, halb verächtlich einen Brief eines sehr hohen Hofbeamten, freilich eines recht alten Herren, voll der gröbsten grammatikalischen und orthographischen Fehler. Erst in den fünfziger Jahren sind in der preußischen Armee die Stabsoffiziere, die mit „mir und mich“ auf gespanntem Fuß standen, ausgestorben.

In der englischen Aristokratie wird in Summa schwerlich mehr allgemeine Bildung verbreitet sein als in der deutschen, aber die ungebildeten Elemente werden viel weniger bemerkt, weil die Aristokratie als Ganzes nicht so kastenmäßig abgeschlossen ist. Ist es schon für die Freiheit des Geistes von unschätzbarem Werth, daß es nicht eine, ein für alle Mal abgestempelte „gute Gesinnung“ giebt, so kommt vor Allem die ganz andere ständische Organisation in Betracht. Den Engländern fehlt bekanntlich unser niederes Adels-Prädikat. Nur die wenigen hundert Lords haben eine Titel-Unterscheidung; zur Aristokratie gehören aber noch viele Tausend äußerlich nicht erkennbare Familien, und noch viel mehr, mangels jeder festen Grenze, rechnen sich dazu. Für die politisch-soziale Gesundheit eines Volkes kann es kein besseres System geben als diese historisch gebildete, offene Aristokratie, in die fortwährend unmerklich die tüchtigsten Elemente des Volkes aufsteigen, aus der die unbrauchbar gewordenen Glieder ebenso unmerklich herabsinken.

Die Kehrseite des Systems ist das Fehlen des eigentlichen Bürgerbegriffs. Der Engländer hat nur ein einziges Ideal: das ist der Gentleman. Das Wort ist für uns unübersetzbar, weil es die Ausprägung spezifisch englischer Zustände ist. Der deutsche Bürger und der deutsche Bauer, der etwas auf sich hält, will nicht nur kein Edelmann sein, ahmt ihm auch nicht einmal nach, sondern hat sein eigenes Standesbewußtsein, in dessen Formen er sich frei bewegt. Der englische Bürger hat, wie der ausgezeichnete Volks-

psychologe Sidney Whitman, der Verfasser des „Kaiserlichen Deutschland“ bemerkt hat, etwas Seelenloses. Er hat kein eigenes Selbst, er ahmt nur nach. Daher die für uns Deutsche bald lächerliche, bald ärgerliche englische Steifheit und Anmaßung. Kein Mr. Brown spricht von seiner Frau anders als von „Mrs. Brown“ und ganz England horchte auf, als der preußische Kronprinz einmal bei seinem ersten Besuch drüben einfach „meine Frau“ sagte.

In der englischen Aristokratie selber merkt man von dieser Rückwirkung auf das Volksganze natürlich nichts. Hier empfindet man nur die Annehmlichkeit des in fester einheitlicher Sitte zusammengeschlossenen Volkes hinter seiner Aristokratie und bewegt sich selber in den Formen des vornehmen Lebens mit voller Freiheit. Im Gegensatz dazu mußte die junge Prinzessin Victoria in Preußen bemerken, daß sie von einer dem übrigen Volk exklusiv, fast feindlich gegenüberstehenden Kaste umgeben war, die eine politisch-religiöse Gesinnungs-Tyrannei auszuüben trachtete. Wohl gab es auch in dieser Sphäre Damen und Herren von vollendeter Bildung und unbefangenen, aufgeklärten Anschauungen, und das kronprinzliche Paar wußte Persönlichkeiten zu finden, die ihm sympathisch waren, aber das waren doch immer nur einzelne — die vornehme preußische Gesellschaft als Ganzes athmete einen Geist, der der Kronprinzessin Widerwillen einflößte.

Ein Herr, der sehr lange in ihrer Umgebung gelebt und sie sehr genau gekannt hat, sagte zu mir am Tage der Beisetzung: man sagt, sie sei antipreußisch gewesen; das ist nicht wahr — sie war antipotsdamisch. Dies bon mot enthält thatsächlich alles. Potsdam ist der Ausdruck jenes aus Junkerthum, Frömmelei und Kommiß zusammengesetzten Preußenthums, dem die romantische Phantasie Friedrich Wilhelms IV. vergeblich einen wirklich lebendigen Geist einzuhauchen versuchte. Der wahre preußische Staat aber war nicht Potsdam, sondern brach, wie wir Alle wissen, mit der Kraft eines sieghaft jungen Recken aus der harten, häßlichen Kruste der Reaktion hervor, um das schlafende Dornröschen Deutschland zu erwecken und das hoffnungsfrohe neue Deutsche Reich zu begründen.

In dieser Neubildung hat das alte feudalbureaukratische Preußen sehr wesentliche Elemente des bürgerlichen Liberalismus aufgenommen. Der Kronprinz stellte sich mit aller Kraft in den Dienst der neuen Entwickelung und hat nicht bloß als Feldherr, sondern auch politisch sehr große Verdienste um das Gelinge

psychologe Sidney Whitman, der Verfasser des „Kaiserlichen Deutschland" bemerkt hat, etwas Seelenloses. Er hat kein eigenes Selbst, er ahmt nur nach. Daher die für uns Deutsche bald lächerliche, bald ärgerliche englische Steifheit und Anmaßung. Kein Mr. Brown spricht von seiner Frau anders als von „Mrs. Brown" und ganz England horchte auf, als der preußische Kronprinz einmal bei seinem ersten Besuch drüben einfach „meine Frau" sagte.

In der englischen Aristokratie selber merkt man von dieser Rückwirkung auf das Volksganze natürlich nichts. Hier empfindet man nur die Annehmlichkeit des in fester einheitlicher Sitte zusammengeschlossenen Volkes hinter seiner Aristokratie und bewegt sich selber in den Formen des vornehmen Lebens mit voller Freiheit. Im Gegensatz dazu mußte die junge Prinzessin Victoria in Preußen bemerken, daß sie von einer dem übrigen Volk exklusiv, fast feindlich gegenüberstehenden Kaste umgeben war, die eine politisch-religiöse Gesinnungs-Tyrannei auszuüben trachtete. Wohl gab es auch in dieser Sphäre Damen und Herren von vollendeter Bildung und unbefangenen, aufgeklärten Anschauungen, und das kronprinzliche Paar wußte Persönlichkeiten zu finden, die ihm sympathisch waren, aber das waren doch immer nur einzelne — die vornehme preußische Gesellschaft als Ganzes athmete einen Geist, der der Kronprinzessin Widerwillen einflößte.

Ein Herr, der sehr lange in ihrer Umgebung gelebt und sie sehr genau gekannt hat, sagte zu mir am Tage der Beisetzung: man sagt, sie sei antipreußisch gewesen; das ist nicht wahr — sie war antipotsdamisch. Dies bon mot enthält thatsächlich alles. Potsdam ist der Ausdruck jenes aus Junkerthum, Frömmelei und Kommiß zusammengesetzten Preußenthums, dem die romantische Phantasie Friedrich Wilhelms IV. vergeblich einen wirklich lebendigen Geist einzuhauchen versuchte. Der wahre preußische Staat aber war nicht Potsdam, sondern brach, wie wir Alle wissen, mit der Kraft eines sieghaft jungen Recken aus der harten, häßlichen Kruste der Reaktion hervor, um das schlafende Dornröschen Deutschland zu erwecken und das hoffnungsfrohe neue Deutsche Reich zu begründen.

In dieser Neubildung hat das alte feudalbureaukratische Preußen sehr wesentliche Elemente des bürgerlichen Liberalismus aufgenommen. Der Kronprinz stellte sich mit aller Kraft in den Dienst der neuen Entwickelung und hat nicht bloß als Feldherr, sondern auch politisch sehr große Verdienste um das Gelingen.

Kaiser Friedrich hat mir selber einmal erzählt, wie er in Nikolsburg bei dem Zwiespalt zwischen dem König und Bismarck glücklich vermittelte. Er habe auch persönlich mit dem Abgeordneten Twesten verhandelt, um den Ausgleich zwischen der Regierung und den Liberalen zu befördern. Ich habe schon in den „Persönlichen Erinnerungen“ davon gesprochen und betont, wie wichtig dieses Eingreifen geworden ist. Auf der andern Seite hat bekanntlich Bismarck seinen konservativen Freunden, die von ihm verlangten, daß er den Sieg von Königgrätz für eine konservative Politik im Inneren ausnutze, mit dem Hinweis auf den Kronprinzen, der dieser Art Konservatismus doch auf alle Fälle ein Ende machen werde, abgelehnt.

Trotz dieser starken direkten wie indirekten Mitwirkung ihres Gemahls, trotz des Stolzes auf seinen kriegerischen Ruhm, konnte die Kronprinzessin der neuen Entwickelung eine reine Freude doch nicht abgewinnen. Persönliche Beziehungen erschwerten ihr die Aussöhnung. Sie hatte sich mit Enthusiasmus der nationalen Stimmung angeschlossen, die der Kampf um die Befreiung unserer Nordmark von der dänischen Herrschaft entfesselte und die ihr Ziel in einem selbständigen Herzogthum Schleswig-Holstein unter dem Herzog Friedrich von Augustenburg erblickte. Es ist vielen braven Männern schwer geworden, sich darin zu finden, daß diese Lösung unmöglich war; politische Ideen werden nicht bloß mit dem rechnenden Verstande, sondern mit dem Gemüt ergriffen, sie verdichten sich zu Gesinnungen, die man zwar nicht aus bloßem Eigensinn und Rechthaberei als unabänderlich behaupten soll, aber auch nicht wechseln kann wie ein Kleid.

So klar es heute ist, daß die Verbindung mit Preußen auch für die Schleswig-Holsteiner selbst das Segensreichste war, so war es doch im Jahre 1863 unmöglich, daß die nationale Aufwallung im deutschen Volke sich dieses Ziel setzte, und es ist mir stets als eine große Unbilligkeit erschienen, daß Sybel in seiner „Begründung des Deutschen Reichs“ den Herzog Friedrich mit Ironie, ja geradezu mit Spott behandelt. Er that doch nur, was die Nationalgesinnten in Deutschland von ihm verlangten, und war ein Mann, wie die Kronprinzessin mir einmal versicherte, der nie sich selbst, sondern immer nur das Allgemeine Beste im Auge hatte. Sie empfand das Unrecht, das diesem von ihr so hoch geschätzten, ihr verwandten und befreundeten Fürsten geschah, auf das Bitterste und sah in dieser Stimmung auch das, was sonst geschah, mit weniger günstigen Augen an.

Das, was sie gewünscht, gehofft und gewollt hatte, war es ja doch noch lange nicht, und wie langsam und stückweise vollzog sich der Fortschritt! König Wilhelm wollte sich von den Männern, die die schwere Konfliktszeit treu mit ihm ausgehalten, nicht trennen. Noch Jahre lang mußte Preußen einen so unglaublichen Justizminister wie den Grafen Lippe ertragen, und ein Mann von den Bildungs-Idealen des Herrn von Mühler stand bis 1872 an der Spitze unseres Kultusministeriums. Nun kam Falk — aber er brachte den Kulturkampf. Die Kronprinzessin hatte keinerlei Sympathien für den Katholizismus als solchen, aber sie huldigte der Vorstellung von der freien Kirche im freien Staat. Der italienische Minister Marco Minghetti, zu dem sie freundschaftliche persönliche Beziehungen pflegte, schien ihr darüber die richtigsten Grundsätze zu haben, und — wie man auch über die taktische Nothwendigkeit der Bismarck'schen Politik in dieser Frage denken mag — heute haben sich ja auch die eifrigsten alten Kulturkämpfer jenen Anschauungen sehr genähert.

Als nun der Kulturkampf zu Ende ging, kamen die Schutzzölle, der Antisemitismus, das Sozialistengesetz, die soziale Gesetzgebung — lauter Dinge, die dem politischen Ideal, das die Kronprinzessin treu im Herzen trug, schnurstracks widersprachen.

Als sie mich einmal fragte, welcher Partei ich denn angehörte, sagte ich — es waren schon einige humoristische Wendungen vorangegangen: — „Kaiserliche Hoheit, ich bin konservativer Sozialdemokrat.“ „So“, antwortete sie spitz und fast böse, „das ist ja recht hübsch auf beiden Seiten um das Richtige herum.“

Die Entwicklung, die in diesem Scherzwort angedeutet ist, hielt die oppositionelle Stimmung der Kronprinzessin nicht nur wach und lebendig, sondern verschärfte sie in gewisser Beziehung noch. In der Konfliktszeit hatte sie sich damit trösten können, daß der größte und gebildetste Theil des Volkes hinter ihr und ihren Anschauungen stehe; sie hatte der sicheren Hoffnung gelebt, daß über kurz oder lang ihre Weltanschauung, wie sie in England herrschte, so auch in Preußen und Deutschland siegreich durchbrechen müsse. Nun mußte sie sehen, wie der größte Theil der Männer, auf deren Mitarbeit sie gebaut hatte, theils Kompromisse schloß, die manches opferten, theils überhaupt sich anderen und neuen Ideen zuwandte. Die einzige Partei, deren Bestrebungen noch einigermaßen mit ihrem Ideal zusammentrafen, die Fortschrittspartei, schwand zu einem kleinen Häuflein dahin, und wenn m[illegible]

Das, was sie gewünscht, gehofft und gewollt hatte, war es ja doch noch lange nicht, und wie langsam und stückweise vollzog sich der Fortschritt! König Wilhelm wollte sich von den Männern, die die schwere Konfliktszeit treu mit ihm ausgehalten, nicht trennen. Noch Jahre lang mußte Preußen einen so unglaublichen Justizminister wie den Grafen Lippe ertragen, und ein Mann von den Bildungs-Idealen des Herrn von Mühler stand bis 1872 an der Spitze unseres Kultusministeriums. Nun kam Falk — aber er brachte den Kulturkampf. Die Kronprinzessin hatte keinerlei Sympathien für den Katholizismus als solchen, aber sie huldigte der Vorstellung von der freien Kirche im freien Staat. Der italienische Minister Marco Minghetti, zu dem sie freundschaftliche persönliche Beziehungen pflegte, schien ihr darüber die richtigsten Grundsätze zu haben, und — wie man auch über die taktische Nothwendigkeit der Bismarck'schen Politik in dieser Frage denken mag — heute haben sich ja auch die eifrigsten alten Kulturkämpfer jenen Anschauungen sehr genähert.

Als nun der Kulturkampf zu Ende ging, kamen die Schutzzölle, der Antisemitismus, das Sozialistengesetz, die soziale Gesetzgebung — lauter Dinge, die dem politischen Ideal, das die Kronprinzessin treu im Herzen trug, schnurstracks widersprachen.

Als sie mich einmal fragte, welcher Partei ich denn angehörte, sagte ich — es waren schon einige humoristische Wendungen voraufgegangen: — „Kaiserliche Hoheit, ich bin konservativer Sozialdemokrat.“ „So“, antwortete sie spitz und fast böse, „das ist ja recht hübsch auf beiden Seiten um das Richtige herum.“

Die Entwicklung, die in diesem Scherzwort angedeutet ist, hielt die oppositionelle Stimmung der Kronprinzessin nicht nur wach und lebendig, sondern verschärfte sie in gewisser Beziehung noch. In der Konfliktszeit hatte sie sich damit trösten können, daß der größte und gebildetste Theil des Volkes hinter ihr und ihren Anschauungen stehe; sie hatte der sicheren Hoffnung gelebt, daß über kurz oder lang ihre Weltanschauung, wie sie in England herrschte, so auch in Preußen und Deutschland siegreich durchbrechen müsse. Nun mußte sie sehen, wie der größte Theil der Männer, auf deren Mitarbeit sie gebaut hatte, theils Kompromisse schloß, die manches opferten, theils überhaupt sich anderen und neuen Ideen zuwandte. Die einzige Partei, deren Bestrebungen noch einigermaßen mit ihrem Ideal zusammentrafen, die Fortschrittspartei, schwand zu einem kleinen Häuflein dahin, und wenn man

sie darauf hinwies, unter welcher Führung diese Gruppe stehe, so konnte sie auch nicht mehr sagen, daß sie ihr gefiele. Freilich, gegen Rudolf Virchow ließ sich nichts einwenden, und diesem ausgezeichneten Manne bewahrte sie stets ein großes Vertrauen. Aber im Ganzen konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie mit ihrer Gesinnung in Vereinsamung gerathen sei. Als die nationalliberale Partei sich spaltete, und endlich der linke Flügel sich mit der Fortschrittspartei zur freisinnigen Partei verschmolz, schien einen Augenblick andere Verhältnisse heraufziehen zu sollen. Es ist mir nicht bekannt, ob die neue Partei mit dem kronprinzlichen Paare Beziehungen gehabt oder sie gesucht hat; jedenfalls zeigte sich ja sehr bald, daß diese Fusion eine gänzlich unfruchtbare verfehlte Gründung war, wie sie sich ja auch nach wenigen Jahren wieder aufgelöst hat. Ich lobte einmal sehr Georg von Bunsen, weil er rechtzeitig die Unmöglichkeit einer Politik der „freisinnigen Partei" gegen Bismarck eingesehen und den einzig möglichen Ausweg, den Rücktritt aus dem öffentlichen Leben gewählt habe. Die Kronprinzessin widersprach zwar, aber sagte doch eigentlich nichts Positives dagegen.

Man hat der Kaiserin Friedrich nachgesagt und vorgeworfen, daß sie englisch gesinnt gewesen und geblieben sei. Man wird nunmehr erkannt haben, daß, so weit die Thatsache richtig ist, sie nicht auf einer blinden Voreingenommenheit beruhte, sondern mit den tieferen Wurzeln ihrer ganzen Weltanschauung zusammenhing. Die Heimath durch Auswanderung oder durch Verehelichung in ein anderes Volk zu wechseln, ist für jeden tiefer empfindenden Menschen schwer, und die hohe Frau hing mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths an dem Lande ihrer Geburt. Diese Empfindung mit einer warmen und wahren Liebe zu Deutschland zu verbinden, wäre ihr an sich nicht schwer geworden. Ihr über Alles geliebter Vater war Deutscher, im Grunde ja auch die Familie ihrer Mutter; sie nannte sich von Geburt an nicht bloß Prinzeß royal von Groß-Britannien und Irland, sondern auch Herzogin zu Sachsen; von Kindheit auf hatte sie ebensoviel und vielleicht mehr deutsch als englisch gesprochen; die deutsche Wissenschaft, Kunst, Literatur, Musik erfüllte sie mit Begeisterung. Sie wünsche, sagte sie einmal zu mir, die Einheit zu vertreten, die in den beiden Völkern der Deutschen und Engländer vorhanden sei.

Indem nun Preußen-Deutschland keineswegs, wie sie und mit ihr Viele der besten Deutschen, ich erinnere nur an Rudolph Gneist,

gehofft hatten, eine ähnliche politisch-soziale Bahn einschlug wie England, sondern aus den abgelebten ganz neue und eigenthümliche Lebensformen entwickelte und endlich sogar in starke internationale Spannungen mit England trat, wurde jene Vorstellung unrealisirbar. Die Differenz, die sie so gern überbrückt hätte, trat klaffend zu Tage, und wenn die Deutschen nun ihr neues Staatswesen und seine Fortschritte rühmten, so war sie viel zu ehrlich und temperamentvoll, um mit ihren abweichenden Ansichten, die nun eben die englischen waren, zurückzuhalten. Sie wußte wohl, daß sie da durch unpopulär wurde, und empfand es schmerzlich, aber sie hätte ihr ganzes Selbst aufgeben müssen, um anders zu sein. Ich erzählte einmal im Jahre 1888, wie Kaiserin Katharina II. von Rußland sich als Fremde im russischen Volke dadurch ihre Stellung gemacht habe, daß sie, die Freigeistin, die Freundin Diderots, öffentlich stundenlang vor den Heiligenbildern kniete; man müsse auch den nationalen Götzen opfern. Sie verstand mich wohl, sagte aber, sie wisse nicht, wie sie dies anfangen solle.

Ganz falsch ist es, hiermit in Zusammenhang zu bringen, daß im Hause manches englisch eingerichtet und viel englisch gesprochen wurde. Es giebt keine Hausfrau, die nicht Vieles aus den Gewohnheiten ihres Elternhauses in das ihres Mannes übertrüge, und was die Sprache betrifft, so liegt die Sache viel einfacher. Man kann eine fremde Sprache weder lernen noch beherrschen ohne unausgesetzte Uebung. In fürstlichen Häusern, wo man nothwendig mehrere Sprachen gebrauchen muß, werden daher auch stets mehrere Sprachen gesprochen. Es ist einfach eine Sache der Pädagogik. Man kann von Prinzen kaum sagen, welches im strengen Sinne des Worts ihre Muttersprache sei. Pädagogische Nachtheile, die man von dieser Sprach-Hypertrophie vielleicht erwarten möchte, sind nach meiner Erfahrung nicht besonders bemerkbar, ebensowenig besondere Vortheile schnellerer oder reicherer geistiger Entwickelung. Die zweite, vielleicht auch dritte Sprache ist eine werthvolle Fertigkeit, die man sich durch Uebung erhält. Das ist Alles und wird in allen fürstlichen Häusern ziemlich dasselbe sein. Hier und da macht e[s] sich vielleicht einmal in einem fremden Accent geltend; wenigsten[s] habe ich einmal gehört, die Engländer machten es ihrem Königshau[s] zum Vorwurf, die Herrschaften sprächen das Englische mit deutscher Accent. Die Kaiserin Friedrich hatte in ihrem Deutsch, so vol[l]kommen sie es sprach, einen leisen englischen Accent, den ich aber n[ur] anfangs, später, als ich mich daran gewöhnt hatte, nicht me[hr]

gehofft hatten, eine ähnliche politisch-soziale Bahn einschlug wie England, sondern aus den abgelebten ganz neue und eigenthümliche Lebensformen entwickelte und endlich sogar in starke internationale Spannungen mit England trat, wurde jene Vorstellung unrealisirbar. Die Differenz, die sie so gern überbrückt hätte, trat klaffend zu Tage, und wenn die Deutschen nun ihr neues Staatswesen und seine Fortschritte rühmten, so war sie viel zu ehrlich und temperamentvoll, um mit ihren abweichenden Ansichten, die nun eben die englischen waren, zurückzuhalten. Sie wußte wohl, daß sie dadurch unpopulär wurde, und empfand es schmerzlich, aber sie hätte ihr ganzes Selbst aufgeben müssen, um anders zu sein. Ich erzählte einmal im Jahre 1888, wie Kaiserin Katharina II. von Rußland sich als Fremde im russischen Volke dadurch ihre Stellung gemacht habe, daß sie, die Freigeistin, die Freundin Diderots, öffentlich stundenlang vor den Heiligenbildern kniete; man müsse auch den nationalen Götzen opfern. Sie verstand mich wohl, sagte aber, sie wisse nicht, wie sie dies anfangen solle.

Ganz falsch ist es, hiermit in Zusammenhang zu bringen, daß im Hause manches englisch eingerichtet und viel englisch gesprochen wurde. Es giebt keine Hausfrau, die nicht Vieles aus den Gewohnheiten ihres Elternhauses in das ihres Mannes übertrüge, und was die Sprache betrifft, so liegt die Sache viel einfacher. Man kann eine fremde Sprache weder lernen noch beherrschen ohne unausgesetzte Uebung. In fürstlichen Häusern, wo man nothwendig mehrere Sprachen gebrauchen muß, werden daher auch stets mehrere Sprachen gesprochen. Es ist einfach eine Sache der Pädagogik. Man kann von Prinzen kaum sagen, welches im strengen Sinne des Worts ihre Muttersprache sei. Pädagogische Nachtheile, die man von dieser Sprach-Hypertrophie vielleicht erwarten möchte, sind nach meiner Erfahrung nicht besonders bemerkbar, ebensowenig besondere Vortheile schnellerer oder reicherer geistiger Entwickelung. Die zweite, vielleicht auch dritte Sprache ist eine werthvolle Fertigkeit, die man sich durch Uebung erhält. Das ist Alles und wird in allen fürstlichen Häusern ziemlich dasselbe sein. Hier und da macht es sich vielleicht einmal in einem fremden Accent geltend; wenigstens habe ich einmal gehört, die Engländer machten es ihrem Königshause zum Vorwurf, die Herrschaften sprächen das Englische mit deutschem Accent. Die Kaiserin Friedrich hatte in ihrem Deutsch, so vollkommen sie es sprach, einen leisen englischen Accent, den ich aber nur anfangs, später, als ich mich daran gewöhnt hatte, nicht mehr

heraushörte. Ihre Kenntniß des Deutschen erstreckte sich nicht nur auf die hochdeutsche Schriftsprache, sondern auch auf die Dialekte. Fritz Reuter kannte sie durch und durch und flocht wohl drastische Redewendungen von ihm in's Gespräch: „Wat den Eenen sin Uhl is, is den Annern sin Nachtigall." Wenn Herr von Normann, ebenso wie ich geborener sprachlicher Landsmann Fritz Reuter's, zusammen platt sprachen, so „högte sie sich mächtig darüber."

Der Gegensatz deutsch-englisch entlud sich natürlich häufig in Diskussionen wie in Neckereien. Ich verlangte einmal von Mr. Fox, dem englischen Gesellschafter der älteren Prinzen, der mit diesen oft zum Besuch im Neuen Palais war, einem sehr feinen, liebenswürdigen Mann, er solle mir sagen, wie „ein verrückter Engländer" in der englischen Sprache selber heiße. Er antwortet trocken „a man, who does what he likes and does not care for other people's opinions", was ihm ein lautes „Bravo, Mr. Fox," aus dem Munde der Herrin eintrug.

In deren Augen galt ich natürlich als ein großer England-Gegner. Ich hatte dem Prinzen Waldemar einmal erzählt von den kleinen Jungen in den Straßen von London, die, wenn ein Herr bei Schmutzwetter über den Damm will, schnell einen Uebergang fegen und dafür einen Penny erhoffen. Mein Prinz hatte das so ausgelegt, daß die Straßen in London sehr schmutzig seien. „Aha," hieß es, „das hat ihm Dr. Delbrück gesagt."

Noch kurz vor seinem Tode, als wir in den Circus Renz fuhren, fragte er mich: „Herr Doktor, ist es wahr, daß London größer ist als Berlin?" „Ja wohl, viel größer." Kurze Pause, dann sagte er — „aber wir haben die meisten Soldaten." Der Zusammenhang ist nicht schwer zu errathen.

Daß die dürftige märkische Landschaft den Kürzeren zog bei dem Vergleich mit den herrlichen grünen Matten Englands, seinen Parks mit den uralten Bäumen, ist natürlich. „Hier wächst ja nichts als Kiefern und Kartoffeln" — „und die Helden", fügte Jemand aus der Umgebung hinzu. „Ja," erwiderte die Kronprinzessin, „das muß man ihnen lassen, tapfer sind sie."

Der Leser hat bereits bemerkt, welche Freiheit der Diskussion im kronprinzlichen Hause waltete. Bei aller Leidenschaft für ihre eigne Ueberzeugung hatte die Kronprinzessin doch viel zu viel Freude an der Debatte, um sie zu beschränken. Sie ertrug jeden Widerspruch, weil sie sich fähig wußte, sich mit ihm auseinanderzusetzen, und es hat mir nichts geschadet, daß ich aus meinem

…rigen Bismarckianismus kein Hehl machte. Auch sonst fehlte es …cht an Diskussions-Objekten. Ich warf mich auf zum Propheten Böcklin's, den die hohe Frau nicht gelten lassen wollte. Auf dem …richt über die Insel Capri ist der Naturgenuß für uns fast zu kurz gekommen, weil die Böcklin-Debatte, sich stundenlang hinziehend, die Geister völlig in Anspruch nahm.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck …ird die Kaiserin Friedrich viel freundlicher angesehen, als die …iserin Augusta. Das wird daher rühren, daß, obgleich sie, wie …ir gesehen haben, im stärksten inneren Gegensatz zu ihm stand, …ägst doch eine gewisse Annäherung stattgefunden hat. „Wir …ehen besser miteinander als Sie denken," sagte sie einmal zu mir …m Jahre 1888, und als ich von den schnöden Preß-Angriffen auf Allerhöchstihre Person sprach, erwiderte sie, davon wisse der Kanzler gar nichts; solche Dinge drängen nicht bis zu ihm hin. In den achtziger Jahren hatte der Fürst sich dem Kronprinzen einmal genähert und ihm mit unverkennbarer Absicht gesagt, Preußen könne ebenso gut mehr in konservativem und mehr in liberalem Sinne regiert werden, je nachdem der Monarch es …chle.

Eine wirkliche innere Uebereinstimmung zwischen der Kaiserin Friedrich und dem Fürsten Bismarck hat natürlich niemals stattgefunden, und als dieser im Jahre 1890 nun wirklich zurückgetreten war, sagte die hohe Frau einmal mit einer gewissen Bitterkeit zu mir, „warum war es denn jetzt möglich?" Ich antwortete, „weil wir die Alters-Versicherung jetzt durchgebracht haben", und denke auch heute, daß die zukünftige Geschichtsschreibung so ungefähr diese Antwort geben wird. Der wahre Grund, weshalb der Begründer des Reiches zuletzt abtreten mußte, war, daß nach 27jährigem, unendlich fruchtbarem Walten seine Ideen erschöpft waren. Er hatte weder nach innen noch nach außen ein positives Programm mehr. Im Inneren widersetzte er sich all den einschneidenden Reformen, die die Ressort-Minister in der Finanz- und in der Gemeinde-Verwaltung, in der Gewerbeordnung, im Heer seitdem durchgeführt haben, und nach außen hielt er das Prinzip der Saturirung fest, das Deutschland von der Weltpolitik ausschloß. Ein Staat aber, der nicht vorwärts geht, geht zurück. Alle Dankbarkeit und alle Verehrung für die weltgeschichtliche Größe des Fürsten Bismarck darf uns nicht abhalten auszusprechen, daß sein Rücktritt im Jahre 1890 für eine fort-

eifrigen Bismarckianismus kein Hehl machte. Auch sonst fehlte es nicht an Diskussions-Objekten. Ich warf mich auf zum Propheten Böcklin's, den die hohe Frau nicht gelten lassen wollte. Auf dem Marsch über die Insel Capri ist der Naturgenuß für uns fast zu kurz gekommen, weil die Böcklin-Debatte, sich stundenlang hinziehend, die Geister völlig in Anspruch nahm.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck wird die Kaiserin Friedrich viel freundlicher angesehen, als die Kaiserin Augusta. Das wird daher rühren, daß, obgleich sie, wie wir gesehen haben, im stärksten inneren Gegensatz zu ihm stand, zuletzt doch eine gewisse Annäherung stattgefunden hat. „Wir stehen besser miteinander als Sie denken," sagte sie einmal zu mir im Jahre 1888, und als ich von den schnöden Preß-Angriffen auf Allerhöchstihre Person sprach, erwiderte sie, davon wisse der Kanzler gar nichts; solche Dinge drängen nicht bis zu ihm hin.

In den achtziger Jahren hatte der Fürst sich dem Kronprinzen einmal genähert und ihm mit unverkennbarer Absicht gesagt, Preußen könne ebenso gut mehr in konservativem und mehr in liberalem Sinne regiert werden, je nachdem der Monarch es befehle.

Eine wirkliche innere Uebereinstimmung zwischen der Kaiserin Friedrich und dem Fürsten Bismarck hat natürlich niemals stattgefunden, und als dieser im Jahre 1890 nun wirklich zurückgetreten war, sagte die hohe Frau einmal mit einer gewissen Bitterkeit zu mir, „warum war es denn jetzt möglich?" Ich antwortete, „weil wir die Alters-Versicherung jetzt durchgebracht hatten", und denke auch heute, daß die zukünftige Geschichtsschreibung so ungefähr diese Antwort geben wird. Der wahre Grund, weshalb der Begründer des Reiches zuletzt abtreten mußte, war, daß nach 27 jährigem, unendlich fruchtbarem Walten seine Ideen erschöpft waren. Er hatte weder nach innen noch nach außen ein positives Programm mehr. Im Inneren widersetzte er sich all den einschneidenden Reformen, die die Ressort-Minister in der Finanz- und in der Gemeinde-Verwaltung, in der Gewerbeordnung, im Heer seitdem durchgeführt haben, und nach außen hielt er das Prinzip der Saturirung fest, das Deutschland von der Weltpolitik ausschloß. Ein Staat aber, der nicht vorwärts geht, geht zurück. Alle Dankbarkeit und alle Verehrung für die weltgeschichtliche Größe des Fürsten Bismarck darf uns nicht abhalten auszusprechen, daß sein Rücktritt im Jahre 1890 für eine fort-

heraushörte. Ihre Kenntniß des ... des Deutschen Reiches und des
auf die hochdeutsche Schriftsprach ... Nothwendigkeit war.
Fritz Reuter kannte sie durch r ... Fürst Bismarck gegen die
Redewendungen von ihm in ... ß sie das Wohl und Wehe
Uhl is, is den Annern sin ... Mitgefühl für die Welt-
ebenso wie ich geborener ... e durch Einwirkung auf
zusammen platt sprachen, ... t verhinderten, den Krieg

Der Gegensatz deutsch ... ität dieser Beschuldigung ist
Diskussionen wie in Recke ... 96) eingehend nachgewiesen
dem englischen Gesellsch ... ugender Verstand sonst eigent-
oft zum Besuch im Ne ... verstand, wie dabei an einer
würdigen Mann, er so ... gerade von militärischen Dingen
in der englischen ... gleich die sämmtlichen strategisch
„a man, who does ... ke, Podbielski, Bronsart, Verdy,
people's opinions", ... it, Blumenthal mit dem König und
Munde der Herr ... einig waren, daß sowohl eine förmliche

In deren ... ardement eine ganz zwecklose Kraft-
Gegner. Ich ... diese Auffassung nicht anders als durch
den kleinen ... rklären. Der einzige hohe General, der
Herr bei Sch ... ihn aufzuklären, ihn in seinem Irrthum
gang fegen ... s der eigentlich Schuldige an dieser unseligen
das so aus ... it, ist Roon. Ich habe lange vergeblich nach
„Aha," hie ... diese unbegreiflich erscheinende Haltung gesucht,

Noch ... t gefunden zu haben. Man erinnere sich jener
führen, ... e's, der Kriegsminister gehöre nicht ins Haupt-
größer ... a müsse von der Hauptstadt aus der Fürsorge für
dann ... iegen. So einleuchtend richtig das ist, so hat Roon
Zusar ... 1866 noch 1870 die Selbstüberwindung gehabt, zu
dem ... eiben, während die Armee in den Krieg zog. Es lag
Pe ... so ferner, als bis dahin er, nicht Moltke, der nächste
n ... ge Berather des Königs gewesen war. Indem er nun
... Strategische mehr und mehr vor Moltke zurücktreten mußte,
... er in die üble Lage des fünften Rades am Wagen, und
erzeugte in ihm eine psychologisch nur zu erklärliche Fronde-
... mmung gegen den Generalstab. Schon am Abend der Schlacht
... Gravelotte war es zu einem Zusammenstoß gekommen. Der
... riegsminister war gewiß ein höchst bedeutender Mann, aber
nicht eigentlich genial. Will man nachträglich die Frage aufwerfen,
wie etwa der französische Krieg noch kräftiger geführt und noch
schneller hätte zu Ende gebracht werden können, so war unzweifel-

haft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal vorschlug.
Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kron-
prinzen gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der
Durchführung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps
geben lassen und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung
nach außen deckten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die
Gambetta'schen Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren.
Heute, wo wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser
war, wird man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben
können. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht
verdenken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-
Armee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht
noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die,
wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahr-
haft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt
dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Be-
lagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung
gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vor-
stellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der
beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung be-
haupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle
noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender dar-
zulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen,
ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die eng-
lischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus
unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel
ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus,
dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während
der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten
Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen,
die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil
in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen
Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen
Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puri-
tanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt,
sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge,
Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuz-
schlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem

haft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal vorschlug.
Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kron-
en gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der
rung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps
und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung
ten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die
n Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren.
wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser
rd man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben
. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht
enken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-
rmee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht
noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die,
wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahr-
haft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt
dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Be-
lagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung
gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vor-
stellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der
beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung be-
haupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle
noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender dar-
zulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen,
ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die eng-
lischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus
unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel
ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus,
dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während
der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten
Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen,
die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil
in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen
Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen
Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puri-
tanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt,
sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge.
Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuz-
schlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem

schreitende glückliche Entwickelung des Deutschen Reiches und des deutschen Volksthums eine absolute Nothwendigkeit war.

Die schwerste Beschuldigung, die Fürst Bismarck gegen die beiden Kaiserinnen erhoben hat, ist, daß sie das Wohl und Wehe der deutschen Armee einem sentimentalen Mitgefühl für die Welthauptstadt Paris aufgeopfert und indem sie durch Einwirkung auf die beiden hohen Gatten das Bombardement verhinderten, den Krieg verlängert hätten. Die vollkommene Absurdität dieser Beschuldigung ist in diesen „Jahrbüchern“ (Bd. 68 u. Bd. 96) eingehend nachgewiesen worden. Fürst Bismarck, dessen eindringender Verstand sonst eigentlich alle Lebensgebiete beherrschte, verstand, wie dabei an einer Reihe von Aussprüchen dargethan, gerade von militärischen Dingen sehr wenig und wußte sich, obgleich die sämmtlichen strategisch mitsprechenden Offiziere, Moltke, Podbielski, Bronsart, Verdy, Brandenstein, Hindersin, Kleist, Blumenthal mit dem König und dem Kronprinzen darin völlig einig waren, daß sowohl eine förmliche Belagerung wie ein Bombardement eine ganz zwecklose Kraftverschwendung sein würde, diese Auffassung nicht anders als durch unerlaubte Einflüsse zu erklären. Der einzige hohe General, der ihm beistimmte, statt ihn aufzuklären, ihn in seinem Irrthum bestärkte und deshalb als der eigentlich Schuldige an dieser unseligen Wirrniß anzusehen ist, ist Roon. Ich habe lange vergeblich nach einer Erklärung für diese unbegreiflich erscheinende Haltung gesucht, glaube sie aber jetzt gefunden zu haben. Man erinnere sich jener Aeußerung Moltke's, der Kriegsminister gehöre nicht ins Hauptquartier, sondern müsse von der Hauptstadt aus der Fürsorge für die Armee obliegen. So einleuchtend richtig das ist, so hat Roon doch weder 1866 noch 1870 die Selbstüberwindung gehabt, zu Hause zu bleiben, während die Armee in den Krieg zog. Es lag ihm um so ferner, als bis dahin er, nicht Moltke, der nächste militärische Berather des Königs gewesen war. Indem er nun für das Strategische mehr und mehr vor Moltke zurücktreten mußte, gerieth er in die üble Lage des fünften Rades am Wagen, und das erzeugte in ihm eine psychologisch nur zu erklärliche Fronde-Stimmung gegen den Generalstab. Schon am Abend der Schlacht bei Gravelotte war es zu einem Zusammenstoß gekommen. Der Kriegsminister war gewiß ein höchst bedeutender Mann, aber nicht eigentlich genial. Will man nachträglich die Frage aufwerfen, wie etwa der französische Krieg noch kräftiger geführt und noch schneller hätte zu Ende gebracht werden können, so war unzweifelhaft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal vorschlug. Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kronprinzen gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der Durchführung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps geben lassen und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung nach außen deckten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die Gambetta'schen Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren. Heute, wo wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser war, wird man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben können. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht verdenken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-Armee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die, wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahrhaft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Belagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vorstellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung behaupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender darzulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen, ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die englischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus, dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen, die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puritanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt, sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge, Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuzschlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem

haft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal vorschlug. Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kronprinzen gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der Durchführung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps geben lassen und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung nach außen deckten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die Gambetta'schen Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren. Heute, wo wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser war, wird man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben können. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht verdenken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-Armee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die, wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahrhaft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Belagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vorstellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung behaupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender darzulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen, ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die englischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus, dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen, die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puritanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt, sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge. Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuzschlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem

Tisch oder vor einem Altar, als Hostie oder als Brod. Was endlich die Oberhand gewonnen hat, ist ein reich ausgestatteter Gottesdienst, feste äußerliche Formen, namentlich in der Sonntagsheiligung, eine ziemlich nebensächliche Behandlung der Predigt und daher auch des eigentlich Theologischen, des Dogmas.

Wer in einem derartigen Kirchenthume aufgewachsen ist, der wird an der deutschen Art des Gottesdienstes nur dann Gefallen finden, wenn angeborene Gemüthsart gerade der Betrachtungsweise der Predigt besondere Neigung entgegenbringt. Bei der Predigt hängt wieder sehr viel, fast alles von der Person der Prediger ab. Weder die Predigt, noch die Prediger, die sie in Berlin und Potsdam fand, konnten der jungen Prinzessin Victoria besonders zusagen. Ihr ganzes Wesen war auf Klarheit und rationelle Erkenntniß gerichtet; alles Mystische widerstrebte ihr. Konnten ihr Prediger, die sie intellektuell weit überschaute, religiöse Erbauung geben? Zu allem war die dogmatisch orthodoxe Auffassung der Religion, die am Hofe als die allein zulässige angesehen wurde, im engsten Bunde mit der politischen Reaktion, die die Ideale des deutschen Volkes mit Gewalt niederdrückte und am Boden hielt. So kam sie auch in ihrer Religion niemals in volle Harmonie mit dem Kreise, in dem sie lebte. Noch in ihren letzten Leidenstagen hat sie sich ein so sehr ernstes Buch, wie Harnack's „Wesen des Christenthums," vorlesen lassen, aber sie bestimmte durch Testament, daß bei ihrer Beisetzung keine Begräbnißrede gehalten, sondern nur ein Gebet gesprochen werden solle.

Einer besonderen kleinen Eigenschaft als Zeugniß ihrer in sich sicheren Geistesfreiheit möchte ich noch erwähnen. Es giebt bekanntlich viele sonst hochintelligente Menschen, die doch irgend einem kleinen Aberglauben in bestimmten Zahlen, Tagen oder Vorzeichen huldigen. Die Kaiserin Friedrich war völlig frei davon, obgleich sie, wie sie erzählte, einmal etwas erlebt habe, was einen Menschen, der sonst dazu geneigt sei, wohl hätte abergläubisch machen können. Als sie ihren dritten Prinzen geboren hatte, fragte der Kronprinz beim König an, wie er ihn nennen solle. König Wilhelm erwiderte, es sei ihm gleich, nur den Namen Ferdinand möge er nicht, der habe dem Hause kein Glück gebracht. Die kronprinzlichen Herrschaften beschlossen, den Sohn Sigismund zu nennen. Da geschah es, daß der Hofprediger bei der Taufe statt Sigismund Ferdinand sagte. Der König sah seinen Sohn

vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tort angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz nicht Ferdinand heißen solle und eben deshalb in den Irrthum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber das Wort König Wilhelms ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist 2 Jahr alt im Jahr 1866 während des Krieges gestorben.

Wie sehr fürstliche Persönlichkeiten unter anderen Bedingungen leben als andere Sterbliche, läßt sich besonders an Thatsachen erkennen, wo man es am wenigsten erwartet, und um so mehr möchte ich auch Folgendes noch erwähnen.

Man hat in Deutschland niemals gewußt, wie schön die Kaiserin Friedrich war. Das scheint bei einer Dame, die fort während den Blicken der Oeffentlichkeit ausgesetzt ist, so unbegreiflich, daß man es auf eine vereinzelte Aussage hin vielleicht noch bezweifeln möchte. Aber es ist nicht nur wahr, daß sie viel schöner war, als man im Volke wußte, sondern auch ganz gut erklärlich. Als sie in Deutschland ankam, war sie noch ganz unentwickelt; in den Bildern jener Zeit vermag man kaum eine Aehnlichkeit mit ihrer späteren Erscheinung zu entdecken. Frauen, deren Schönheit wesentlich mit auf der Intelligenz des Ausdrucks beruht, erreichen den Höhepunkt naturgemäß erst später als Andere, bei denen der regelmäßige Schnitt der Züge den schönen Eindruck macht. Nun war die Prinzessin Viktoria nicht nur noch unreif, sondern erschien an der Seite eines Mannes, der das Bild regelmäßiger Schönheit und von ungewöhnlich stattlicher Gestalt war. Sie selbst war keineswegs klein, aber neben ihrem Manne erschien sie doch so. So war der erste Eindruck der äußeren Erscheinung nicht zu ihren Gunsten, und dieser erste Eindruck ist nie überwunden worden — aus politischen Gründen: weil sehr bald die Zeit eintrat, wo sie in hohem Grade unpopulär wurde und eine derartige, nicht schematische, sondern ganz individuelle Schönheit auch etwas mit den Augen der Liebe und Verehrung angesehen werden will, um entdeckt zu werden. Es kommt noch dazu, daß die große Staatstoilette ihr am wenigsten stand, bei weitem nicht so gut wie das Hauskleid. Ich glaube dieses Urtheil wird man sich von Jedem, der der hohen Frau einmal näher getreten ist, bestätigen lassen können. Als ich mit meinem damaligen Reichstagskollegen

vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tort angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz nicht Ferdinand heißen solle und eben deshalb in den Irrthum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber das Wort König Wilhelms ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist 2 Jahr alt im Jahr 1866 während des Krieges gestorben.

Wie sehr fürstliche Persönlichkeiten unter anderen Bedingungen leben als andere Sterbliche, läßt sich besonders an Thatsachen erkennen, wo man es am wenigsten erwartet, und um so mehr möchte ich auch Folgendes noch erwähnen.

Man hat in Deutschland niemals gewußt, wie schön die Kaiserin Friedrich war. Das scheint bei einer Dame, die fortwährend den Blicken der Oeffentlichkeit ausgesetzt ist, so unbegreiflich, daß man es auf eine vereinzelte Aussage hin vielleicht noch bezweifeln möchte. Aber es ist nicht nur wahr, daß sie viel schöner war, als man im Volke wußte, sondern auch ganz gut erklärlich. Als sie in Deutschland ankam, war sie noch ganz unentwickelt; in den Bildern jener Zeit vermag man kaum eine Aehnlichkeit mit ihrer späteren Erscheinung zu entdecken. Frauen, deren Schönheit wesentlich mit auf der Intelligenz des Ausdrucks beruht, erreichen den Höhepunkt naturgemäß erst später als Andere, bei denen der regelmäßige Schnitt der Züge den schönen Eindruck macht. Nun war die Prinzessin Viktoria nicht nur noch unreif, sondern erschien an der Seite eines Mannes, der das Bild regelmäßiger Schönheit und von ungewöhnlich stattlicher Gestalt war. Sie selbst war keineswegs klein, aber neben ihrem Manne erschien sie doch so. So war der erste Eindruck der äußeren Erscheinung nicht zu ihren Gunsten, und dieser erste Eindruck ist nie überwunden worden — aus politischen Gründen: weil sehr bald die Zeit eintrat, wo sie in hohem Grade unpopulär wurde und eine derartige, nicht schematische, sondern ganz individuelle Schönheit auch etwas mit den Augen der Liebe und Verehrung angesehen werden will, um entdeckt zu werden. Es kommt noch dazu, daß die große Staatstoilette ihr am wenigsten stand, bei weitem nicht so gut wie das Hauskleid. Ich glaube dieses Urtheil wird man sich von Jedem, der der hohen Frau einmal näher getreten ist, bestätigen lassen können. Als ich mit meinem damaligen Reichstagskollegen,

dem verstorbenen Herrn von Wedell=Malchow, einem, wie ich glaube, sehr nüchtern denkenden Manne, einmal darüber sprach, stimmte er mir nicht nur zu, sondern sagte: „Wenn sie einen mit ihren braunen Augen so freundlich ansah, man hätte für sie durchs Feuer gehen können.“ Als der zu früh verstorbene Maler Christian Wilberg, der im Neuen Palais eingeladen war und im Sanssouci=park Studien machte, dort einmal mit mir von der Schönheit der Kronprinzessin sprach, sagte ich zu ihm: „Lachen Sie mich nicht aus, aber wissen Sie, in welchem Augenblick sie mir einmal besonders schön erschienen ist? — als sie gähnte. Können Sie mir das als Künstler erklären?“ Wilberg aber lachte mich gar nicht aus, sondern sagte, das sei ganz richtig beobachtet: sie habe einen so schönen Mund, daß selbst jene an sich unschöne Bewegung ihr vortheilhaft sei.

Die großen Nationen malen ihren Volkscharakter selbst in den volksthümlichen Erzählungen, Legenden und Sagen, die sie schaffen. Die Typen, die in Abraham, Isaak und Jakob, in Juda und Joseph, in Sarah, Rebekka und Rahel geschaffen sind, sehen wir noch heute allenthalben unter den Juden. Das große Spiegelbild der Deutschen ist das Nibelungenlied. Schon längst hat man erkannt, daß der grimme Hagen in dem Fürsten Bismarck wieder auferstanden war; im Kaiser Friedrich sieht das Volk eine blonde Siegfriedsgestalt; in der stillen Kraft Dietrich's oder Gernot's kann man Moltke erblicken; Volker, der zugleich ein Ritter und ein Spielmann ist und die Sorgen der Männer löst mit Geigen; Rüdiger, der in dem Konflikt der Freundschaft und der Ehre die Ehre wahrt; der Heißsporn Wolfhart, sie wandeln Alle unter uns. Sollte ein Sänger, der nach 1000 Jahren von der Begründung des Deutschen Reiches singt, aus der Kaiserin Friedrich eine Chrimhilde machen können? Die lieblichste Mädchenblume, in der unter dem Unrecht, das ihr geschehen, die Leidenschaft der Rache herausbricht und endlich alles Andere überwächst und verzehrt? Heiterer, ja fröhlicher Gemüthsart von Natur hat auch die germanische Königstochter des 19. Jahrhunderts den Umschlag in Verdüsterung und Verbitterung bis zu leidenschaftlichen Ausbrüchen durchgemacht, und der Vergleich würde daher ebenso gut gemacht werden können, wie etwa der zwischen Bismarck und Hagen, aber in Wirklichkeit fehlte doch gerade das Wesentlichste, nämlich die Leidenschaft der Rache. Die hohe Frau war treu in der Liebe und stark im Haß, konnte auch wohl hart sein — aber die Begier der Rache an ihren

Gegnern und Feinden habe ich nie an ihr bemerkt. Ich habe Persönlichkeiten im Auge, die wirklichen Verrath an ihr und ihrem Gemahl begangen haben — ich bin immer erstaunt gewesen, wie milde sie darüber urtheilte.

Als Historiker, der auch die Gegenwart schon mit der unbefangenen Wahrhaftigkeit der Wissenschaft anzuschauen und in den Einzelerscheinungen und Persönlichkeiten die allgemeinen Kräfte der Geschichte zu entdecken sucht, habe ich aus warmer Verehrung heraus, ohne Schmeichelei, dem Andenken der hohen Verblichenen gerecht zu werden versucht. Ich will schließen mit einem Bilde, das aus der Vergangenheit wechselvollen Tagen wie ein Sonnenstrahl das Treiben der Wolken und Nebelmassen durchbricht.

Im Frühjahr 1881, als ich schon nicht mehr im Dienst war, hatte ich die Ehre eingeladen zu werden, die Kronprinzessin auf einer Reise von Rom nach Neapel zu begleiten. Wir besuchten auch das Kloster Monte Cassino, das älteste im Abendlande und dieser Eigenschaft wegen von der italienischen Regierung bei der allgemeinen Säkularisirung mit der Einziehung verschont. Das Kloster liegt auf einem hohen Berge. Die Mönche sind Benediktiner; auch viele Deutsche waren da, durch den Kulturkampf aus Deutschland vertrieben und die Erlaubniß zur Rückkehr abwartend. Einer von ihnen war beschäftigt, die Klosterwände mit neuen Wandgemälden zu schmücken, und zwar im strengsten byzantinischen Stil. Die Kronprinzessin gewann diesen Kunstwerken keinen Geschmack ab, mir aber machten sie gerade in ihrer Steifheit den Eindruck eines ungeheuren Ernstes, die ganze Kraft der mönchischen Askese schien mir aus diesen Gestalten zu leuchten. Wir besahen das Kloster und die Kirche, die nicht alt ist, sondern, aus der Barockzeit stammend, zwischen Mittelalter und Gegenwart wieder ein eigenes Zeitalter ausprägt. Aus dem düstern Dämmerleben der Klosterkirche traten wir auf eine große Freitreppe, vor uns in der Tiefe und Weite die Herrlichkeiten der Welt in dem blendenden Licht der italienischen Sonne.

Welche Kontraste waren in diesem Augenblick vereinigt! Voran schritt die protestantische Fürstin, Tochter der Königin von England, zukünftige deutsche Kaiserin, die schöne Frau, die wahre Inkarnation der modernen Bildung; neben ihr der Abt mit dem Amethystkreuz auf der Brust und dem feinen italienischen Prälatengesicht, dahinter die Hofdame, die schöne hochgewachsene Gräfin Pauline Kalkreuth, dann mit den Herren des Gefolges das schwarze Gewimmel

Gegnern und Feinden habe ich nie an ihr bemerkt. Ich habe Persönlichkeiten im Auge, die wirklichen Verrath an ihr und ihrem Gemahl begangen haben — ich bin immer erstaunt gewesen, wie milde sie darüber urtheilte.

Als Historiker, der auch die Gegenwart schon mit der unbefangenen Wahrhaftigkeit der Wissenschaft anzuschauen und in den Einzelerscheinungen und Persönlichkeiten die allgemeinen Kräfte der Geschichte zu entdecken sucht, habe ich aus warmer Verehrung heraus, ohne Schmeichelei, dem Andenken der hohen Verblichenen gerecht zu werden versucht. Ich will schließen mit einem Bilde, das aus der Vergangenheit wechselvollen Tagen wie ein Sonnenstrahl das Treiben der Wolken und Nebelmassen durchbricht.

Im Frühjahr 1881, als ich schon nicht mehr im Dienst war, hatte ich die Ehre eingeladen zu werden, die Kronprinzessin auf einer Reise von Rom nach Neapel zu begleiten. Wir besuchten auch das Kloster Monte Cassino, das älteste im Abendlande und dieser Eigenschaft wegen von der italienischen Regierung bei der allgemeinen Säkularisirung mit der Einziehung verschont. Das Kloster liegt auf einem hohen Berge. Die Mönche sind Benediktiner; auch viele Deutsche waren da, durch den Kulturkampf aus Deutschland vertrieben und die Erlaubniß zur Rückkehr abwartend. Einer von ihnen war beschäftigt, die Klosterwände mit neuen Wandgemälden zu schmücken, und zwar im strengsten byzantinischen Stil. Die Kronprinzessin gewann diesen Kunstwerken keinen Geschmack ab, mir aber machten sie gerade in ihrer Steifheit den Eindruck eines ungeheuren Ernstes, die ganze Kraft der mönchischen Askese schien mir aus diesen Gesichtern zu leuchten. Wir besahen das Kloster und die Kirche, die nicht alt ist, sondern, aus der Barockzeit stammend, zwischen Mittelalter und Gegenwart wieder ein eigenes Zeitalter ausprägt. Aus dem düstern Dämmerleben der Klosterkirche traten wir auf eine große Freitreppe, vor uns in der Tiefe und Weite die Herrlichkeiten der Welt in dem blendenden Licht der italienischen Sonne.

Welche Kontraste waren in diesem Augenblick vereinigt! Voran schritt die protestantische Fürstin, Tochter der Königin von England, zukünftige deutsche Kaiserin, die schöne Frau, die wahre Inkarnation der modernen Bildung; neben ihr der Abt mit dem Amethystkreuz auf der Brust und dem feinen italienischen Prälatengesicht, dahinter die Hofdame, die schöne hochgewachsene Gräfin Pauline Kalkreuth, dann mit den Herren des Gefolges das schwarze Gewimmel der

sie darauf hinwies, unter welcher Führung diese Gruppe stehe, so konnte sie auch nicht mehr sagen, daß sie ihr gefiele. Freilich, gegen Rudolf Virchow ließ sich nichts einwenden, und diesem ausgezeichneten Manne bewahrte sie stets ein großes Vertrauen. Aber im Ganzen konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie mit ihrer Gesinnung in Vereinsamung gerathen sei. Als die nationalliberale Partei sich spaltete, und endlich der linke Flügel sich mit der Fortschrittspartei zur freisinnigen Partei verschmolz, schien einen Augenblick andere Verhältnisse heraufziehen zu sollen. Es ist mir nicht bekannt, ob die neue Partei mit dem kronprinzlichen Paare Beziehungen gehabt oder sie gesucht hat; jedenfalls zeigte sich ja sehr bald, daß diese Fusion eine gänzlich unfruchtbare verfehlte Gründung war, wie sie sich ja auch nach wenigen Jahren wieder aufgelöst hat. Ich lobte einmal sehr Georg von Bunsen, weil er rechtzeitig die Unmöglichkeit einer Politik der „freisinnigen Partei" gegen Bismarck eingesehen und den einzig möglichen Ausweg, den Rücktritt aus dem öffentlichen Leben gewählt habe. Die Kronprinzessin widersprach zwar, aber sagte doch eigentlich nichts Positives dagegen.

Man hat der Kaiserin Friedrich nachgesagt und vorgeworfen, daß sie englisch gesinnt gewesen und geblieben sei. Man wird nunmehr erkannt haben, daß, so weit die Thatsache richtig ist, sie nicht auf einer blinden Voreingenommenheit beruhte, sondern mit den tieferen Wurzeln ihrer ganzen Weltanschauung zusammenhing. Die Heimath durch Auswanderung oder durch Verehelichung in ein anderes Volk zu wechseln, ist für jeden tiefer empfindenden Menschen schwer, und die hohe Frau hing mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths an dem Lande ihrer Geburt. Diese Empfindung mit einer warmen und wahren Liebe zu Deutschland zu verbinden, wäre ihr an sich nicht schwer geworden. Ihr über Alles geliebter Vater war Deutscher, im Grunde ja auch die Familie ihrer Mutter; sie nannte sich von Geburt an nicht bloß Prinzeß royal von Großbritannien und Irland, sondern auch Herzogin zu Sachsen; von Kindheit auf hatte sie ebensoviel und vielleicht mehr deutsch als englisch gesprochen; die deutsche Wissenschaft, Kunst, Literatur, Musik erfüllte sie mit Begeisterung. Sie wünsche, sagte sie einmal zu mir, die Einheit zu vertreten, die in den beiden Völkern der Deutschen und Engländer vorhanden sei.

Indem nun Preußen-Deutschland keineswegs, wie sie und mit ihr Viele der besten Deutschen, ich erinnere nur an Rudolph Gneist,

gehofft hatten, eine ähnliche politisch-soziale Bahn einschlug wie England, sondern aus den abgelebten ganz neue und eigenthümliche Lebensformen entwickelte und endlich sogar in starke internationale Spannungen mit England trat, wurde jene Vorstellung unrealisirbar. Die Differenz, die sie so gern überbrückt hätte, trat klaffend zu Tage, und wenn die Deutschen nun ihr neues Staatswesen und seine Fortschritte rühmten, so war sie viel zu ehrlich und temperamentvoll, um mit ihren abweichenden Ansichten, die nun eben die englischen waren, zurückzuhalten. Sie wußte wohl, daß sie da durch unpopulär wurde, und empfand es schmerzlich, aber sie hätte ihr ganzes Selbst aufgeben müssen, um anders zu sein. Ich erzählte einmal im Jahre 1888, wie Kaiserin Katharina II. von Rußland sich als Fremde im russischen Volke dadurch ihre Stellung gemacht habe, daß sie, die Freigeistin, die Freundin Diderots, öffentlich stundenlang vor den Heiligenbildern kniete; man müsse auch den nationalen Götzen opfern. Sie verstand mich wohl, sagte aber, sie wisse nicht, wie sie dies anfangen solle.

Ganz falsch ist es, hiermit in Zusammenhang zu bringen, daß im Hause manches englisch eingerichtet und viel englisch gesprochen wurde. Es giebt keine Hausfrau, die nicht Vieles aus den Gewohnheiten ihres Elternhauses in das ihres Mannes übertrüge, und was die Sprache betrifft, so liegt die Sache viel einfacher. Man kann eine fremde Sprache weder lernen noch beherrschen ohne unausgesetzte Uebung. In fürstlichen Häusern, wo man nothwendig mehrere Sprachen gebrauchen muß, werden daher auch stets mehrere Sprachen gesprochen. Es ist einfach eine Sache der Pädagogik. Man kann von Prinzen kaum sagen, welches im strengen Sinne des Worts ihre Muttersprache sei. Pädagogische Nachtheile, die man von dieser Sprach-Hypertrophie vielleicht erwarten möchte, sind nach meiner Erfahrung nicht besonders bemerkbar, ebensowenig besondere Vortheile schnellerer oder reicherer geistiger Entwickelung. Die zweite, vielleicht auch dritte Sprache ist eine werthvolle Fertigkeit, die man sich durch Uebung erhält. Das ist Alles und wird in allen fürstlichen Häusern ziemlich dasselbe sein. Hier und da macht es sich vielleicht einmal in einem fremden Accent geltend; wenigsten habe ich einmal gehört, die Engländer machten es ihrem Königshau zum Vorwurf, die Herrschaften sprächen das Englische mit deutsche Accent. Die Kaiserin Friedrich hatte in ihrem Deutsch, so vol kommen sie es sprach, einen leisen englischen Accent, den ich aber nu anfangs, später, als ich mich daran gewöhnt hatte, nicht me

gehofft hatten, eine ähnliche politisch-soziale Bahn einschlug wie England, sondern aus den abgelebten ganz neue und eigenthümliche Lebensformen entwickelte und endlich sogar in starke internationale Spannungen mit England trat, wurde jene Vorstellung unrealisirbar. Die Differenz, die sie so gern überbrückt hätte, trat klaffend zu Tage, und wenn die Deutschen nun ihr neues Staatswesen und seine Fortschritte rühmten, so war sie viel zu ehrlich und temperamentvoll, um mit ihren abweichenden Ansichten, die nun eben die englischen waren, zurückzuhalten. Sie wußte wohl, daß sie dadurch unpopulär wurde, und empfand es schmerzlich, aber sie hätte ihr ganzes Selbst aufgeben müssen, um anders zu sein. Ich erzählte einmal im Jahre 1888, wie Kaiserin Katharina II. von Rußland sich als Fremde im russischen Volke dadurch ihre Stellung gemacht habe, daß sie, die Freigeistin, die Freundin Diderots, öffentlich stundenlang vor den Heiligenbildern kniete; man müsse auch den nationalen Götzen opfern. Sie verstand mich wohl, sagte aber, sie wisse nicht, wie sie dies anfangen solle.

Ganz falsch ist es, hiermit in Zusammenhang zu bringen, daß im Hause manches englisch eingerichtet und viel englisch gesprochen wurde. Es giebt keine Hausfrau, die nicht Vieles aus den Gewohnheiten ihres Elternhauses in das ihres Mannes übertrüge, und was die Sprache betrifft, so liegt die Sache viel einfacher. Man kann eine fremde Sprache weder lernen noch beherrschen ohne unausgesetzte Uebung. In fürstlichen Häusern, wo man nothwendig mehrere Sprachen gebrauchen muß, werden daher auch stets mehrere Sprachen gesprochen. Es ist einfach eine Sache der Pädagogik. Man kann von Prinzen kaum sagen, welches im strengen Sinne des Worts ihre Muttersprache sei. Pädagogische Nachtheile, die man von dieser Sprach-Hypertrophie vielleicht erwarten möchte, sind nach meiner Erfahrung nicht besonders bemerkbar, ebensowenig besondere Vortheile schnellerer oder reicherer geistiger Entwickelung. Die zweite, vielleicht auch dritte Sprache ist eine werthvolle Fertigkeit, die man sich durch Uebung erhält. Das ist Alles und wird in allen fürstlichen Häusern ziemlich dasselbe sein. Hier und da macht es sich vielleicht einmal in einem fremden Accent geltend; wenigstens habe ich einmal gehört, die Engländer machten es ihrem Königshause zum Vorwurf, die Herrschaften sprächen das Englische mit deutschem Accent. Die Kaiserin Friedrich hatte in ihrem Deutsch, so vollkommen sie es sprach, einen leisen englischen Accent, den ich aber nur anfangs, später, als ich mich daran gewöhnt hatte, nicht mehr

heraushörte. Ihre Kenntniß des Deutschen erstreckte sich nicht nur auf die hochdeutsche Schriftsprache, sondern auch auf die Dialekte. Fritz Reuter kannte sie durch und durch und flocht wohl drastische Redewendungen von ihm in's Gespräch: „Wat den Enen sin Uhl is, is den Annern sin Nachtigall." Wenn Herr von Normann, ebenso wie ich geborener sprachlicher Landsmann Fritz Reuter's, zusammen platt sprachen, so „högte sie sich mächtig darüber."

Der Gegensatz deutsch-englisch entlud sich natürlich häufig in Diskussionen wie in Neckereien. Ich verlangte einmal von Mr. Fox, dem englischen Gesellschafter der älteren Prinzen, der mit diesen oft zum Besuch im Neuen Palais war, einem sehr feinen, liebenswürdigen Mann, er solle mir sagen, wie „ein verrückter Engländer" in der englischen Sprache selber heiße. Er antwortet trocken „a man, who does what he likes and does not care for other people's opinions", was ihm ein lautes „Bravo, Mr. Fox," aus dem Munde der Herrin eintrug.

In deren Augen galt ich natürlich als ein großer England-Gegner. Ich hatte dem Prinzen Waldemar einmal erzählt von den kleinen Jungen in den Straßen von London, die, wenn ein Herr bei Schmutzwetter über den Damm will, schnell einen Uebergang fegen und dafür einen Penny erhoffen. Mein Prinz hatte das so ausgelegt, daß die Straßen in London sehr schmutzig seien. „Aha," hieß es, „das hat ihm Dr. Delbrück gesagt."

Noch kurz vor seinem Tode, als wir in den Circus Renz fuhren, fragte er mich: „Herr Doktor, ist es wahr, daß London größer ist als Berlin?" „Ja wohl, viel größer." Kurze Pause, dann sagte er — „aber wir haben die meisten Soldaten." Der Zusammenhang ist nicht schwer zu errathen.

Daß die dürftige märkische Landschaft den Kürzeren zog bei dem Vergleich mit den herrlichen grünen Matten Englands, seinen Parks mit den uralten Bäumen, ist natürlich. „Hier wächst ja nichts als Kiefern und Kartoffeln" — „und die Helden", fügte Jemand aus der Umgebung hinzu. „Ja," erwiderte die Kronprinzessin, „das muß man ihnen lassen, tapfer sind sie."

Der Leser hat bereits bemerkt, welche Freiheit der Diskussion im kronprinzlichen Hause waltete. Bei aller Leidenschaft für ihre eigne Ueberzeugung hatte die Kronprinzessin doch viel zu viel Freude an der Debatte, um sie zu beschränken. Sie ertrug jeden Widerspruch, weil sie sich fähig wußte, sich mit ihm auseinanderzusetzen, und es hat mir nichts geschadet, daß ich aus meinem

eifrigen Bismarckianismus kein Hehl machte. Auch sonst fehlte es nicht an Diskussions-Objekten. Ich warf mich auf zum Propheten Böcklin's, den die hohe Frau nicht gelten lassen wollte. Auf dem Marsch über die Insel Capri ist der Naturgenuß für uns fast zu kurz gekommen, weil die Böcklin-Debatte, sich stundenlang hinziehend, die Geister völlig in Anspruch nahm.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck wird die Kaiserin Friedrich viel freundlicher angesehen, als die Kaiserin Augusta. Das wird daher rühren, daß, obgleich sie, wie wir gesehen haben, im stärksten inneren Gegensatz zu ihm stand, zuletzt doch eine gewisse Annäherung stattgefunden hat. „Wir stehen besser miteinander als Sie denken," sagte sie einmal zu mir im Jahre 1888, und als ich von den schnöden Preß-Angriffen auf Allerhöchstihre Person sprach, erwiderte sie, davon wisse der Kanzler gar nichts; solche Dinge drängen nicht bis zu ihm hin.

In den achtziger Jahren hatte der Fürst sich dem Kronprinzen einmal genähert und ihm mit unverkennbarer Absicht gesagt, Preußen könne ebenso gut mehr in konservativem und mehr in liberalem Sinne regiert werden, je nachdem der Monarch es befehle.

Eine wirkliche innere Uebereinstimmung zwischen der Kaiserin Friedrich und dem Fürsten Bismarck hat natürlich niemals stattgefunden, und als dieser im Jahre 1890 nun wirklich zurückgetreten war, sagte die hohe Frau einmal mit einer gewissen Bitterkeit zu mir, „warum war es denn jetzt möglich?" Ich antwortete, „weil wir die Alters-Versicherung jetzt durchgebracht hatten", und denke auch heute, daß die zukünftige Geschichtsschreibung so ungefähr diese Antwort geben wird. Der wahre Grund, weshalb der Begründer des Reiches zuletzt abtreten mußte, war, daß nach 27jährigem, unendlich fruchtbarem Walten seine Ideen erschöpft waren. Er hatte weder nach innen noch nach außen ein positives Programm mehr. Im Inneren widersetzte er sich all den einschneidenden Reformen, die die Ressort-Minister in der Finanz- und in der Gemeinde-Verwaltung, in der Gewerbeordnung, im Heer seitdem durchgeführt haben, und nach außen hielt er das Prinzip der Saturirung fest, das Deutschland von der Weltpolitik ausschloß. Ein Staat aber, der nicht vorwärts geht, geht zurück. Alle Dankbarkeit und alle Verehrung für die weltgeschichtliche Größe des Fürsten Bismarck darf uns nicht abhalten auszusprechen, daß sein Rücktritt im Jahre 1890 für eine fort-

eifrigen Bismarckianismus kein Hehl machte. Auch sonst fehlte es nicht an Diskussions-Objekten. Ich warf mich auf zum Propheten Böcklin's, den die hohe Frau nicht gelten lassen wollte. Auf dem Marsch über die Insel Capri ist der Naturgenuß für uns fast zu kurz gekommen, weil die Böcklin-Debatte, sich stundenlang hinziehend, die Geister völlig in Anspruch nahm.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck wird die Kaiserin Friedrich viel freundlicher angesehen, als die Kaiserin Augusta. Das wird daher rühren, daß, obgleich sie, wie wir gesehen haben, im stärksten inneren Gegensatz zu ihm stand, zuletzt doch eine gewisse Annäherung stattgefunden hat. „Wir stehen besser miteinander als Sie denken," sagte sie einmal zu mir im Jahre 1888, und als ich von den schnöden Preß-Angriffen auf Allerhöchstihre Person sprach, erwiderte sie, davon wisse der Kanzler gar nichts; solche Dinge drängen nicht bis zu ihm hin.

In den achtziger Jahren hatte der Fürst sich dem Kronprinzen einmal genähert und ihm mit unverkennbarer Absicht gesagt, Preußen könne ebenso gut mehr in konservativem und mehr in liberalem Sinne regiert werden, je nachdem der Monarch es befehle.

Eine wirkliche innere Uebereinstimmung zwischen der Kaiserin Friedrich und dem Fürsten Bismarck hat natürlich niemals stattgefunden, und als dieser im Jahre 1890 nun wirklich zurückgetreten war, sagte die hohe Frau einmal mit einer gewissen Bitterkeit zu mir, „warum war es denn jetzt möglich?" Ich antwortete, „weil wir die Alters-Versicherung jetzt durchgebracht hatten", und denke auch heute, daß die zukünftige Geschichtsschreibung so ungefähr diese Antwort geben wird. Der wahre Grund, weshalb der Begründer des Reiches zuletzt abtreten mußte, war, daß nach 27jährigem, unendlich fruchtbarem Walten seine Ideen erschöpft waren. Er hatte weder nach innen noch nach außen ein positives Programm mehr. Im Inneren widersetzte er sich all den einschneidenden Reformen, die die Ressort-Minister in der Finanz- und in der Gemeinde-Verwaltung, in der Gewerbeordnung, im Heer seitdem durchgeführt haben, und nach außen hielt er das Prinzip der Saturirung fest, das Deutschland von der Weltpolitik ausschloß. Ein Staat aber, der nicht vorwärts geht, geht zurück. Alle Dankbarkeit und alle Verehrung für die weltgeschichtliche Größe des Fürsten Bismarck darf uns nicht abhalten auszusprechen, daß sein Rücktritt im Jahre 1890 für eine fort-

schreitende glückliche Entwickelung des Deutschen Reiches und des deutschen Volksthums eine absolute Nothwendigkeit war.

Die schwerste Beschuldigung, die Fürst Bismarck gegen die beiden Kaiserinnen erhoben hat, ist, daß sie das Wohl und Wehe der deutschen Armee einem sentimentalen Mitgefühl für die Welthauptstadt Paris aufgeopfert und indem sie durch Einwirkung auf die beiden hohen Gatten das Bombardement verhinderten, den Krieg verlängert hätten. Die vollkommene Absurdität dieser Beschuldigung ist in diesen „Jahrbüchern" (Bd. 68 u. Bd. 96) eingehend nachgewiesen worden. Fürst Bismarck, dessen eindringender Verstand sonst eigentlich alle Lebensgebiete beherrschte, verstand, wie dabei an einer Reihe von Aussprüchen dargethan, gerade von militärischen Dingen sehr wenig und wußte sich, obgleich die sämmtlichen strategisch mitsprechenden Offiziere, Moltke, Podbielski, Bronsart, Verdy, Brandenstein, Hindersin, Kleist, Blumenthal mit dem König und dem Kronprinzen darin völlig einig waren, daß sowohl eine förmliche Belagerung wie ein Bombardement eine ganz zwecklose Kraftverschwendung sein würde, diese Auffassung nicht anders als durch unerlaubte Einflüsse zu erklären. Der einzige hohe General, der ihm beistimmte, statt ihn aufzuklären, ihn in seinem Irrthum bestärkte und deshalb als der eigentlich Schuldige an dieser unseligen Wirrniß anzusehen ist, ist Roon. Ich habe lange vergeblich nach einer Erklärung für diese unbegreiflich erscheinende Haltung gesucht, glaube sie aber jetzt gefunden zu haben. Man erinnere sich jener Aeußerung Moltke's, der Kriegsminister gehöre nicht ins Hauptquartier, sondern müsse von der Hauptstadt aus der Fürsorge für die Armee obliegen. So einleuchtend richtig das ist, so hat Roon doch weder 1866 noch 1870 die Selbstüberwindung gehabt, zu Hause zu bleiben, während die Armee in den Krieg zog. Es lag ihm um so ferner, als bis dahin er, nicht Moltke, der nächste militärische Berather des Königs gewesen war. Indem er nun für das Strategische mehr und mehr vor Moltke zurücktreten mußte, gerieth er in die üble Lage des fünften Rades am Wagen, und das erzeugte in ihm eine psychologisch nur zu erklärliche Fronde-Stimmung gegen den Generalstab. Schon am Abend der Schlacht bei Gravelotte war es zu einem Zusammenstoß gekommen. Der Kriegsminister war gewiß ein höchst bedeutender Mann, aber nicht eigentlich genial. Will man nachträglich die Frage aufwerfen, wie etwa der französische Krieg noch kräftiger geführt und noch schneller hätte zu Ende gebracht werden können, so war unzweifel-

haft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal versich[illegible]. Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kronprinzen gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der Durchführung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps geben lassen und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung nach außen deckten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die Gambetta'schen Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren. Heute, wo wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser war, wird man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben können. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht verdenken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-Armee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die, wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahrhaft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Belagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vorstellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung behaupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender darzulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen, ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die englischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus, dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen, die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puritanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt, sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge, Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuzschlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem [illegible]

haft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal vorschlug. Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kronprinzen gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der Durchführung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps geben lassen und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung nach außen deckten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die Gambetta'schen Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren. Heute, wo wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser war, wird man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben können. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht verdenken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-Armee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die, wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahrhaft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Belagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vorstellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung behaupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender darzulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen, ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die englischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus, dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen, die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puritanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt, sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge. Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuzschlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem

Tisch oder vor einem Altar, als Hostie oder als Brod. Was endlich die Oberhand gewonnen hat, ist ein reich ausgestatteter Gottesdienst, feste äußerliche Formen, namentlich in der Sonntagsheiligung, eine ziemlich nebensächliche Behandlung der Predigt und daher auch des eigentlich Theologischen, des Dogmas.

Wer in einem derartigen Kirchenthume aufgewachsen ist, der wird an der deutschen Art des Gottesdienstes nur dann Gefallen finden, wenn angeborene Gemüthsart gerade der Betrachtungsweise der Predigt besondere Neigung entgegenbringt. Bei der Predigt hängt wieder sehr viel, fast alles von der Person der Prediger ab. Weder die Predigt, noch die Prediger, die sie in Berlin und Potsdam fand, konnten der jungen Prinzessin Victoria besonders zusagen. Ihr ganzes Wesen war auf Klarheit und rationelle Erkenntniß gerichtet; alles Mystische widerstrebte ihr. Konnten ihr Prediger, die sie intellektuell weit überschaute, religiöse Erbauung geben? Zu allem war die dogmatisch orthodoxe Auffassung der Religion, die am Hofe als die allein zulässige angesehen wurde, im engsten Bunde mit der politischen Reaktion, die die Ideale des deutschen Volkes mit Gewalt niederdrückte und am Boden hielt. So kam sie auch in ihrer Religion niemals in volle Harmonie mit dem Kreise, in dem sie lebte. Noch in ihren letzten Leidenstagen hat sie sich ein so sehr ernstes Buch, wie Harnack's „Wesen des Christenthums," vorlesen lassen, aber sie bestimmte durch Testament, daß bei ihrer Beisetzung keine Begräbnißrede gehalten, sondern nur ein Gebet gesprochen werden solle.

Einer besonderen kleinen Eigenschaft als Zeugniß ihrer in sich sicheren Geistesfreiheit möchte ich noch erwähnen. Es giebt bekanntlich viele sonst hochintelligente Menschen, die doch irgend einem kleinen Aberglauben in bestimmten Zahlen, Tagen oder Vorzeichen huldigen. Die Kaiserin Friedrich war völlig frei davon, obgleich sie, wie sie erzählte, einmal etwas erlebt habe, was einen Menschen, der sonst dazu geneigt sei, wohl hätte abergläubisch machen können. Als sie ihren dritten Prinzen geboren hatte, fragte der Kronprinz beim König an, wie er ihn nennen solle. König Wilhelm erwiderte, es sei ihm gleich, nur den Namen Ferdinand möge er nicht, der habe dem Hause kein Glück gebracht. Die kronprinzlichen Herrschaften beschlossen, den Sohn Sigismund zu nennen. Da geschah es, daß der Hofprediger bei der Taufe statt Sigismund Ferdinand sagte. Der König sah seinen Sohn

vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tort angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz nicht Ferdinand heißen solle und eben deshalb in den Irrthum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber das Wort König Wilhelms ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist 2 Jahr alt im Jahr 1866 während des Krieges gestorben.

Wie sehr fürstliche Persönlichkeiten unter anderen Bedingungen leben als andere Sterbliche, läßt sich besonders an Thatsachen erkennen, wo man es am wenigsten erwartet, und um so mehr möchte ich auch Folgendes noch erwähnen.

Man hat in Deutschland niemals gewußt, wie schön die Kaiserin Friedrich war. Das scheint bei einer Dame, die fortwährend den Blicken der Oeffentlichkeit ausgesetzt ist, so unbegreiflich, daß man es auf eine vereinzelte Aussage hin vielleicht noch bezweifeln möchte. Aber es ist nicht nur wahr, daß sie viel schöner war, als man im Volke wußte, sondern auch ganz gut erklärlich. Als sie in Deutschland ankam, war sie noch ganz unentwickelt; in den Bildern jener Zeit vermag man kaum eine Aehnlichkeit mit ihrer späteren Erscheinung zu entdecken. Frauen, deren Schönheit wesentlich mit auf der Intelligenz des Ausdrucks beruht, erreichen den Höhepunkt naturgemäß erst später als Andere, bei denen der regelmäßige Schnitt der Züge den schönen Eindruck macht. Nun war die Prinzessin Viktoria nicht nur noch unreif, sondern erschien an der Seite eines Mannes, der das Bild regelmäßiger Schönheit und von ungewöhnlich stattlicher Gestalt war. Sie selbst war keineswegs klein, aber neben ihrem Manne erschien sie doch so. So war der erste Eindruck der äußeren Erscheinung nicht zu ihren Gunsten, und dieser erste Eindruck ist nie überwunden worden — aus politischen Gründen: weil sehr bald die Zeit eintrat, wo sie in hohem Grade unpopulär wurde und eine derartige, nicht schematische, sondern ganz individuelle Schönheit auch etwas mit den Augen der Liebe und Verehrung angesehen werden will, um entdeckt zu werden. Es kommt noch dazu, daß die große Staatstoilette ihr am wenigsten stand, bei weitem nicht so gut wie das Hauskleid. Ich glaube dieses Urtheil wird man sich von Jedem, der der hohen Frau einmal näher getreten ist, bestätigen lassen können. Als ich mit meinem damaligen Reichstagskollegen

vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tort angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz nicht Ferdinand heißen solle und eben deshalb in den Irrthum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber das Wort König Wilhelms ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist 2 Jahr alt im Jahr 1866 während des Krieges gestorben.

Wie sehr fürstliche Persönlichkeiten unter anderen Bedingungen leben als andere Sterbliche, läßt sich besonders an Thatsachen erkennen, wo man es am wenigsten erwartet, und um so mehr möchte ich auch Folgendes noch erwähnen.

Man hat in Deutschland niemals gewußt, wie schön die Kaiserin Friedrich war. Das scheint bei einer Dame, die fortwährend den Blicken der Oeffentlichkeit ausgesetzt ist, so unbegreiflich, daß man es auf eine vereinzelte Aussage hin vielleicht noch bezweifeln möchte. Aber es ist nicht nur wahr, daß sie viel schöner war, als man im Volke wußte, sondern auch ganz gut erklärlich. Als sie in Deutschland ankam, war sie noch ganz unentwickelt; in den Bildern jener Zeit vermag man kaum eine Aehnlichkeit mit ihrer späteren Erscheinung zu entdecken. Frauen, deren Schönheit wesentlich mit auf der Intelligenz des Ausdrucks beruht, erreichen den Höhepunkt naturgemäß erst später als Andere, bei denen der regelmäßige Schnitt der Züge den schönen Eindruck macht. Nun war die Prinzessin Viktoria nicht nur noch unreif, sondern erschien an der Seite eines Mannes, der das Bild regelmäßiger Schönheit und von ungewöhnlich stattlicher Gestalt war. Sie selbst war keineswegs klein, aber neben ihrem Manne erschien sie doch so. So war der erste Eindruck der äußeren Erscheinung nicht zu ihren Gunsten, und dieser erste Eindruck ist nie überwunden worden — aus politischen Gründen: weil sehr bald die Zeit eintrat, wo sie in hohem Grade unpopulär wurde und eine derartige, nicht schematische, sondern ganz individuelle Schönheit auch etwas mit den Augen der Liebe und Verehrung angesehen werden will, um entdeckt zu werden. Es kommt noch dazu, daß die große Staatstoilette ihr am wenigsten stand, bei weitem nicht so gut wie das Hauskleid. Ich glaube dieses Urtheil wird man sich von Jedem, der der hohen Frau einmal näher getreten ist, bestätigen lassen können. Als ich mit meinem damaligen Reichstagskollegen,

dem verstorbenen Herrn von Wedell-Malchow, einem, wie ich glaube, sehr nüchtern denkenden Manne, einmal darüber sprach, stimmte er mir nicht nur zu, sondern sagte: „Wenn sie einen mit ihren braunen Augen so freundlich ansah, man hätte für sie durchs Feuer gehen können.“ Als der zu früh verstorbene Maler Christian Wilberg, der im Neuen Palais eingeladen war und im Sanssoucipark Studien machte, dort einmal mit mir von der Schönheit der Kronprinzessin sprach, sagte ich zu ihm: „Lachen Sie mich nicht aus, aber wissen Sie, in welchem Augenblick sie mir einmal besonders schön erschienen ist? — als sie gähnte. Können Sie mir das als Künstler erklären?“ Wilberg aber lachte mich gar nicht aus, sondern sagte, das sei ganz richtig beobachtet: sie habe einen so schönen Mund, daß selbst jene an sich unschöne Bewegung ihr vortheilhaft sei.

Die großen Nationen malen ihren Volkscharakter selbst in den volksthümlichen Erzählungen, Legenden und Sagen, die sie schaffen. Die Typen, die in Abraham, Isaak und Jakob, in Juda und Joseph, in Sarah, Rebekka und Rahel geschaffen sind, sehen wir noch heute allenthalben unter den Juden. Das große Spiegelbild der Deutschen ist das Nibelungenlied. Schon längst hat man erkannt, daß der grimme Hagen in dem Fürsten Bismarck wieder auferstanden war; im Kaiser Friedrich sieht das Volk eine blonde Siegfriedsgestalt; in der stillen Kraft Dietrich's oder Gernot's kann man Moltke erblicken; Volker, der zugleich ein Ritter und ein Spielmann ist und die Sorgen der Männer löst mit Geigen; Rüdiger, der in dem Konflikt der Freundschaft und der Ehre die Ehre wahrt; der Heißsporn Wolfhart, sie wandeln Alle unter uns. Sollte ein Sänger, der nach 1000 Jahren von der Begründung des Deutschen Reiches singt, aus der Kaiserin Friedrich eine Chrimhilde machen können? Die lieblichste Mädchenblume, in der unter dem Unrecht, das ihr geschehen, die Leidenschaft der Rache herausbricht und endlich alles Andere überwächst und verzehrt? Heiterer, ja fröhlicher Gemüthsart von Natur hat auch die germanische Königstochter des 19. Jahrhunderts den Umschlag in Verdüsterung und Verbitterung bis zu leidenschaftlichen Ausbrüchen durchgemacht, und der Vergleich würde daher ebenso gut gemacht werden können, wie etwa der zwischen Bismarck und Hagen, aber in Wirklichkeit fehlte doch gerade das Wesentlichste, nämlich die Leidenschaft der Rache. Die hohe Frau war treu in der Liebe und stark im Haß, konnte auch wohl hart sein — aber die Begier der Rache an ihren

Gegnern und Feinden habe ich nie an ihr bemerkt. Ich habe Persönlichkeiten im Auge, die wirklichen Verrath an ihr und ihrem Gemahl begangen haben — ich bin immer erstaunt gewesen, wie milde sie darüber urtheilte.

Als Historiker, der auch die Gegenwart schon mit der unbefangenen Wahrhaftigkeit der Wissenschaft anzuschauen und in den Einzelerscheinungen und Persönlichkeiten die allgemeinen Kräfte der Geschichte zu entdecken sucht, habe ich aus warmer Verehrung heraus, ohne Schmeichelei, dem Andenken der hohen Verblichenen gerecht zu werden versucht. Ich will schließen mit einem Bilde, das aus der Vergangenheit wechselvollen Tagen wie ein Sonnenstrahl das Treiben der Wolken und Nebelmassen durchbricht.

Im Frühjahr 1881, als ich schon nicht mehr im Dienst war, hatte ich die Ehre eingeladen zu werden, die Kronprinzessin auf einer Reise von Rom nach Neapel zu begleiten. Wir besuchten auch das Kloster Monte Cassino, das älteste im Abendlande und dieser Eigenschaft wegen von der italienischen Regierung bei der allgemeinen Säkularisirung mit der Einziehung verschont. Das Kloster liegt auf einem hohen Berge. Die Mönche sind Benediktiner; auch viele Deutsche waren da, durch den Kulturkampf aus Deutschland vertrieben und die Erlaubniß zur Rückkehr abwartend. Einer von ihnen war beschäftigt, die Klosterwände mit neuen Wandgemälden zu schmücken, und zwar im strengsten byzantinischen Stil. Die Kronprinzessin gewann diesen Kunstwerken keinen Geschmack ab, mir aber machten sie gerade in ihrer Steifheit den Eindruck eines ungeheuren Ernstes, die ganze Kraft der mönchischen Askese schien mir aus diesen Gesichtern zu leuchten. Wir besahen das Kloster und die Kirche, die nicht alt ist, sondern, aus der Barockzeit stammend, zwischen Mittelalter und Gegenwart wieder ein eigenes Zeitalter ausprägt. Aus dem düstern Dämmerleben der Klosterkirche traten wir auf eine große Freitreppe, vor uns in der Tiefe und Weite die Herrlichkeiten der Welt in dem blendenden Licht der italienischen Sonne.

Welche Kontraste waren in diesem Augenblick vereinigt! Voran schritt die protestantische Fürstin, Tochter der Königin von England, zukünftige deutsche Kaiserin, die schöne Frau, die wahre Inkarnation der modernen Bildung; neben ihr der Abt mit dem Amethystkreuz auf der Brust und dem feinen italienischen Prälatengesicht, dahinter die Hofdame, die schöne hochgewachsene Gräfin Pauline Kalkreuth, dann mit den Herren des Gefolges das schwarze Gewimmel der

Gegnern und Feinden habe ich nie an ihr bemerkt. Ich habe Persönlichkeiten im Auge, die wirklichen Verrath an ihr und ihrem Gemahl begangen haben — ich bin immer erstaunt gewesen, wie milde sie darüber urtheilte.

Als Historiker, der auch die Gegenwart schon mit der unbefangenen Wahrhaftigkeit der Wissenschaft anzuschauen und in den Einzelerscheinungen und Persönlichkeiten die allgemeinen Kräfte der Geschichte zu entdecken sucht, habe ich aus warmer Verehrung heraus, ohne Schmeichelei, dem Andenken der hohen Verblichenen gerecht zu werden versucht. Ich will schließen mit einem Bilde, das aus der Vergangenheit wechselvollen Tagen wie ein Sonnenstrahl das Treiben der Wolken und Nebelmassen durchbricht.

Im Frühjahr 1881, als ich schon nicht mehr im Dienst war, hatte ich die Ehre eingeladen zu werden, die Kronprinzessin auf einer Reise von Rom nach Neapel zu begleiten. Wir besuchten auch das Kloster Monte Cassino, das älteste im Abendlande und dieser Eigenschaft wegen von der italienischen Regierung bei der allgemeinen Säkularisirung mit der Einziehung verschont. Das Kloster liegt auf einem hohen Berge. Die Mönche sind Benediktiner; auch viele Deutsche waren da, durch den Kulturkampf aus Deutschland vertrieben und die Erlaubniß zur Rückkehr abwartend. Einer von ihnen war beschäftigt, die Klosterwände mit neuen Wandgemälden zu schmücken, und zwar im strengsten byzantinischen Stil. Die Kronprinzessin gewann diesen Kunstwerken keinen Geschmack ab, mir aber machten sie gerade in ihrer Steifheit den Eindruck eines ungeheuren Ernstes, die ganze Kraft der mönchischen Askese schien mir aus diesen Gesichtern zu leuchten. Wir besahen das Kloster und die Kirche, die nicht alt ist, sondern, aus der Barockzeit stammend, zwischen Mittelalter und Gegenwart wieder ein eigenes Zeitalter ausprägt. Aus dem düstern Dämmerleben der Klosterkirche traten wir auf eine große Freitreppe, vor uns in der Tiefe und Weite die Herrlichkeiten der Welt in dem blendenden Licht der italienischen Sonne.

Welche Kontraste waren in diesem Augenblick vereinigt! Voran schritt die protestantische Fürstin, Tochter der Königin von England, zukünftige deutsche Kaiserin, die schöne Frau, die wahre Inkarnation der modernen Bildung; neben ihr der Abt mit dem Amethystkreuz auf der Brust und dem feinen italienischen Prälatengesicht, dahinter die Hofdame, die schöne hochgewachsene Gräfin Pauline Kalkreuth, dann mit den Herren des Gefolges das schwarze Gewimmel der

sämmtlichen Mönche, die sich neugierig und ehrerbietig dem Zuge angeschlossen hatten. Der heilige Benedikt, der einst vor anderthalb Jahrtausenden an dieser Stelle das Kloster gegründet, Byzanz, das so merkwürdig zwischen Alterthum und Mittelalter steht, das Mönchthum, das unter allen Neuerungen der Zeit seine uralten Ideen der Weltflucht festhält, in einer Gruppe mit den vornehmsten Damen, Repräsentantinnen der Schönheit und Anmuth, des Germanenthums und des 19. Jahrhunderts. Die Größe der Natur und der in tausend Gestalten entgegengesetzter Art durch die Jahrhunderte sich entfaltende Reichthum des menschlichen Geistes in dem kleinen Ring eines Bildes und eines Augenblicks.

Geschrieben in Wengen i. d. Schweiz, September 1901.

Auf welche Weise ist das Wesen des Christenthums zu erkennen?

Von

Prof. D. Dr. Dorner.

Die neueste Theologie ist energisch damit beschäftigt, das Wesen des Christenthums festzustellen. Die Methode, welche in dieser Hinsicht befolgt wird, ist aber noch keineswegs über alle Widersprüche hinaus. In der Reformationstheologie, unter deren Einfluß die Gegenwart noch steht, ging man davon aus, daß die älteste Form des Christenthums die maßgebende sei. Man sah das Christenthum selbst als die Wiederherstellung des paradiesischen Zustandes an, nachdem die vorchristliche Welt einen tiefen Verfall und schließlich Bankerott erlebt hatte. Der ursprünglich reine Zustand des Menschen, in dem er dem Naturgesetz gemäß lebte, welches unbedingtes Vertrauen auf Gott und ein dem göttlichen Willen und unserer Vernunftanlage entsprechendes sittliches Verhalten forderte, ist durch die Sünde verloren; in dem Dekalog ist dieses Ideal für den Menschen als Forderung erneuert, der durch die Sünde blind geworden war; das Christenthum hat wieder den Menschen in den paradiesischen Zustand zurückversetzt; er kann nun wieder volles Vertrauen zu Gott haben und diesem gemäß den göttlichen Willen thun, da er durch Christus erlöst ist. Dasselbe Schema der Geschichtsbetrachtung wandte man auf die Geschichte des Christenthums an. Das Christenthum war in seiner ersten Zeit vollkommen; es ist aber dann durch die römische Hierarchie verdorben und soll durch die Reformation wieder zu dem reinen Anfang zurückgeführt werden. Es ist hier also nicht etwa die Rede von einem Fortschritt in der Geschichte der Religion. Es ist vielmehr am Anfang das Vollkommene da; es wird verunreinigt, verschüttet, und man kehrt von dem Abfall wieder zu dem reinen

Auf welche Weise ist das Wesen des Christenthums zu erkennen?

Von

Prof. D. Dr. Dorner.

Die neueste Theologie ist energisch damit beschäftigt, das Wesen des Christenthums festzustellen. Die Methode, welche in dieser Hinsicht befolgt wird, ist aber noch keineswegs über alle Widersprüche hinaus. In der Reformationstheologie, unter deren Einfluß die Gegenwart noch steht, ging man davon aus, daß die älteste Form des Christenthums die maßgebende sei. Man sah das Christenthum selbst als die Wiederherstellung des paradiesischen Zustandes an, nachdem die vorchristliche Welt einen tiefen Verfall und schließlichen Bankerott erlebt hatte. Der ursprünglich reine Zustand des Menschen, in dem er dem Naturgesetz gemäß lebte, welches unbedingtes Vertrauen auf Gott und ein dem göttlichen Willen und unserer Vernunftanlage entsprechendes sittliches Verhalten forderte, ist durch die Sünde verloren; in dem Dekalog ist dieses Ideal für den Menschen als Forderung erneuert, der durch die Sünde blind geworden war; das Christenthum hat wieder den Menschen in den paradiesischen Zustand zurückversetzt; er kann nun wieder volles Vertrauen zu Gott haben und diesem gemäß den göttlichen Willen thun, da er durch Christus erlöst ist. Dasselbe Schema der Geschichtsbetrachtung wandte man auf die Geschichte des Christenthums an. Das Christenthum war in seiner ersten Zeit vollkommen; es ist aber dann durch die römische Hierarchie verdorben und soll durch die Reformation wieder zu dem reinen Anfang zurückgeführt werden. Es ist hier also nicht etwa die Rede von einem Fortschritt in der Geschichte der Religion. Es ist vielmehr am Anfang das Vollkommene da; es wird verunreinigt, verschüttet, und man kehrt von dem Abfall wieder zu dem reinen

Anfang zurück. Hiernach muß also Derjenige, der das Wesen des Christenthums erkennen will, sich an das Urchristenthum halten.

Dieser Typus der Geschichtsbetrachtung ist für den größesten Theil der protestantischen Theologie bis heute maßgebend. Aber er hat nicht unbedeutende Abwandlungen erfahren. In der Reformationszeit sah man als die normale Zeit des Christenthums zwar das Urchristenthum vor Allem an; aber thatsächlich dehnte man doch die normale Zeit noch weiter aus. Man betrachtete die Konzilsentscheidungen über die Trinitätslehre und die Christologie als ebenso unantastbar ihrem Inhalt nach. Man kann wohl sagen, daß, wenn Calixt den consensus quinquesaecularis als maßgebend für das Christenthum ansah, er sich damit nicht allzuweit von der Ansicht der Reformatoren entfernte. Erst nach dieser Zeit der ersten fünf Jahrhunderte beginnt nach dieser Meinung eigentlich der Verfall der Kirche. Dabei war man natürlich der Ansicht, daß die nicänische Trinitäts- und die chalcedonensischen christologischen*) Formeln durchaus der Tendenz des Urchristenthums entsprechen.

Aber in der weiteren Entwicklung wurde sowohl diese Christologie als auch diese Trinitätslehre fraglich. Man ließ also den consensus quinquesaecularis fallen. Man forderte eine Erneuerung beider Lehren aus dem protestantischen Prinzip und so blieb man für die Frage nach dem Kennzeichen für das Christliche bei dem Urchristenthum und seiner Urkunde stehen; die Schrift sollte darüber entscheiden, was christlich sei. Von der urchristlichen Zeit an begannen Abwege und erst die Reformation hat den Rückgang zu der normalen Zeit versucht.

Allein nun kam die historische Untersuchung des Urchristenthums. Es stellte sich heraus, daß in dem Urchristenthum und in der Urkunde desselben bei Weitem nicht Alles so harmonisch aussah, als man gemeint hatte. Es waren da verschiedene Standpunkte vertreten. So war es nicht mehr so einfach, nach dem Urchristenthum das Christliche zu bemessen. In dem Urchristenthum selbst waren die stärksten Differenzen vorhanden. Wollte man also den Standpunkt festhalten, daß von einem vollkommenen Anfang das Christenthum ausgegangen sei, so mußte man das Erste im Urchristenthum, den Anfang desselben in Christus ins Auge fassen.

Das ist nun der Standpunkt Ritschl's und seiner Schule. Das

*) Die christologischen Erörterungen in dem alten Protestantismus, von den Dissenters abgesehen, setzten die Richtigkeit der chalcedonensischen Formeln voraus.

Christenthum ist zwar nicht in der gesammten neutestamentlichen Literatur vollkommen vertreten — schon im neuen Testament selbst sind die Spuren des Verfalls — aber es ist in Christus vollkommen vertreten. Es kommt also darauf an, Christus recht zu verstehen, wenn man das Wesen des Christenthums erkennen will. Die Geschichte des Christenthums wird dann so begriffen, daß Christus dasselbe in vollkommener mustergültiger Weise geoffenbart hat, daß dann durch griechische, römische, zum Theil auch jüdische Einflüsse dasselbe verdorben ist, und daß man nun in der Reformation und dann vollkommener in der neueren Zeit zu dem Anfang in Christus zurückgekehrt ist oder zurückkehren soll.

Aber auch diese Reduktion des wahrhaft Christlichen auf Christus läßt sich angesichts der Geschichtsforschung nicht mehr völlig durchführen. Einmal ist es nicht so einfach aus den Quellen wirklich festzustellen, was Christus selbst gewollt hat. Die Berichte sind sehr verschiedenartig, die Synoptiker geben ein anderes Bild als das Johannisevangelium. Was an letzterem historisch sei, ist erst zu untersuchen. Aber auch die synoptischen Berichte sind nicht so einfach. Schon der Begriff des Himmelreichs macht den Theologen viel zu schaffen, ob es künftig oder gegenwärtig ist, ob Christus nur ein künftiges Reich verkündet und eine entsprechende Vorbereitung in vertiefter Moral gefordert hat, oder ob mit der Gotteskindschaft und dem Brudersinn, der sich in universaler Liebe bethätigt, das Gottesreich schon Einzug gehalten hat. Je mehr das eschatologische Element hervortritt, um so weniger ist das „Christenthum Christi" von seinen Zeitvorstellungen frei. Ebenso ist es nicht selbstverständlich, daß die Erscheinung Christi nur die Vollendung alttestamentlicher Prophetie sei; andere meinen, das Christenthum sei aus dem Judenthum für sich nicht begreiflich, während die Ritschl'sche Schule dasselbe aus dem Judenthum allein verstehen will. Ferner ist es sehr fraglich, ob es berechtigt ist, Christus als eine aller Mystik, allem Erkennen des Göttlichen abgewandte Persönlichkeit zu betrachten, die nur mit dem praktischen Gottvertrauen, der Gottessohnschaft in diesem Sinne, eine universale Moral verband, welche zum Theil die größesten Schroffheiten in der ethischen Forderung aufstellt. Es wäre doch möglich, daß Christus weit mehr Erkenntniß in intuitiver Form, weit mehr unmittelbare Einheit mit Gott in Form ethischer Mystik gehabt hat, als man ihm zugestehen will.

Kurz, man kann sagen: Der neueste Versuch, das normale

Christenthum ist zwar nicht in der gesammten neutestamentlichen Literatur vollkommen vertreten — schon im neuen Testament selbst sind die Spuren des Verfalls — aber es ist in Christus vollkommen vertreten. Es kommt also darauf an, Christus recht zu verstehen, wenn man das Wesen des Christenthums erkennen will. Die Geschichte des Christenthums wird dann so begriffen, daß Christus dasselbe in vollkommener mustergültiger Weise geoffenbart hat, daß dann durch griechische, römische, zum Theil auch jüdische Einflüsse dasselbe verdorben ist, und daß man nun in der Reformation und dann vollkommener in der neueren Zeit zu dem Anfang in Christus zurückgekehrt ist oder zurückkehren soll.

Aber auch diese Reduktion des wahrhaft Christlichen auf Christus läßt sich angesichts der Geschichtsforschung nicht mehr völlig durchführen. Einmal ist es nicht so einfach aus den Quellen wirklich festzustellen, was Christus selbst gewollt hat. Die Berichte sind sehr verschiedenartig, die Synoptiker geben ein anderes Bild als das Johannisevangelium. Was an letzterem historisch sei, ist erst zu untersuchen. Aber auch die synoptischen Berichte sind nicht so einfach. Schon der Begriff des Himmelreichs macht den Theologen viel zu schaffen, ob es künftig oder gegenwärtig ist, ob Christus nur ein künftiges Reich verkündet und eine entsprechende Vorbereitung in vertiefter Moral gefordert hat, oder ob mit der Gotteskindschaft und dem Brudersinn, der sich in universaler Liebe bethätigt, das Gottesreich schon Einzug gehalten hat. Je mehr das eschatologische Element hervortritt, um so weniger ist das „Christenthum Christi" von seinen Zeitvorstellungen frei. Ebenso ist es nicht selbstverständlich, daß die Erscheinung Christi nur die Vollendung alttestamentlicher Prophetie sei; andere meinen, das Christenthum sei aus dem Judenthum für sich nicht begreiflich, während die Ritschl'sche Schule dasselbe aus dem Judenthum allein verstehen will. Ferner ist es sehr fraglich, ob es berechtigt ist, Christus als eine aller Mystik, allem Erkennen des Göttlichen abgewandte Persönlichkeit zu betrachten, die nur mit dem praktischen Gottvertrauen, der Gottessohnschaft in diesem Sinne, eine universale Moral verband, welche zum Theil die größesten Schroffheiten in der ethischen Forderung aufstellt. Es wäre doch möglich, daß Christus weit mehr Erkenntniß in intuitiver Form, weit mehr unmittelbare Einheit mit Gott in Form ethischer Mystik gehabt hat, als man ihm zugestehen will.

Kurz, man kann sagen: Der neueste Versuch, das normale

Christenthum der Urzeit nur in Christus selbst zu finden, hat weit größere Schwierigkeiten, als der Versuch, der auf das ganze Urchristenthum zurückging, weil die Person Christi zu fixiren, weit eher in die Versuchung führt, ein subjektives Bild dem historischen unterzuschieben, weil die Quellen hier weit weniger ein gesichertes Resultat über die wichtigsten Fragen ergeben. Man schiebt so unwillkürlich die eigene praktische, antitheoretische, antimystische Tendenz diesem Urbilde unter. Es war doch schon so bei Schleiermacher, daß sein Christusbild nicht dem historischen Christus völlig entsprach. Wunder, Engel, Teufel, die ganze antike Weltanschauung, die Christus in Bezug auf den Bau der sinnlichen Welt theilt, ebenso seine Zukunftsvorstellungen wurden fallen gelassen. Aehnlich geht es den Ritschlianern, die auf Christus zurückgehen als den Vertreter des wahrhaft Christlichen. Sie streichen seine jüdischen Schlacken, in Bezug auf Zukunft, in Bezug auf Partikularismus, in Bezug auf das Gesetz, das er beobachtete, und heben nur die Züge heraus, die ihnen mustergültig scheinen. So ist an die Stelle der inspirirten Schrift die „Offenbarung in Christus" getreten. An dieser Offenbarung soll nun das Christliche gemessen werden. In Wahrheit aber wird diese „Offenbarung" auf dasjenige beschränkt, was dem Standpunkt der Betreffenden genehm ist. Kurz: Auch dieser Versuch, der im altprotestantischen Geiste gemacht ist, die Urzeit — nur reduzirt auf Christus — als maßgebend anzusehen, und von da an die weitere Geschichte als Abfall durch äußere fremdartige Einflüsse zu verstehen, von denen das Christenthum sich wieder befreien muß, scheitert daran, daß einmal Christi Geschichte schwer festzustellen ist, daß aber sodann jedenfalls bei ihm bestimmte Voraussetzungen vorhanden sind, die in seiner Zeit beruhen, daß seine historische Erscheinung zeitlich bedingt ist. So ist nun nur möglich, die zeitlichen Abzüge zu machen und dann das an dem historischen Bilde übrig zu behalten, was gewissermaßen als ewig gelten kann, was sich durch seine Einfachheit empfiehlt, was sich „an dem Gewissen" eines Jeden bestätigt, also eigentlich nicht das historische Bild Christi, sondern Einiges aus demselben, das, was man eben für wesentlich, allgemeingültig hält.

Die neuesten Erscheinungen in dieser Richtung bestätigen auch diesen Eindruck. In seiner neuesten Schrift, „Die Anfänge unserer Religion", bekennt der Baseler Theologe Wernle, daß Christus die jüdische Idee von einem äußeren Reiche Gottes erst allmählich, die jüdische Messiasidee aber in der eschatologischen Form niemals

überwunden habe, daß er an der antiken Weltanschauung mit Dämonen und Wunderglauben Theil gehabt habe. Trotzdem aber behauptet er, daß das „genuine Christenthum", das Christus als jüdische Sekte zurückgelassen hat, doch in Christi Gottessohnschaft, in seiner Freiheit, in seiner Gesinnungsmoral enthalten sei und daß man sich stets an Jesus halten müsse, der als Uebermensch diese Offenbarung gebracht habe, die sich aber doch schließlich dadurch als rational erweist, daß sie sich an dem Gewissen bewährt. Je mehr man aber zugiebt, daß die historische Person Jesu eine zeitliche, vergängliche Seite an sich hat, um so weniger kann man sie als autoritative Offenbarung hinstellen, und kann sagen, daß in ihr das Christenthum seine höchste Form erreicht habe, oder seine allein maßgebende Form, um so weniger kann man eine Geschichtsauffassung aufrecht erhalten, welche das Urchristenthum oder Christus als die vollkommene Erscheinung des Christenthums ansieht, als das „genuine" Christenthum, und von hier aus nur Verfall eintreten sehen und Rückkehr zu dem Genuinen verlangen.

Das hat nun Harnack auch eingesehen, indem er in seinem „Wesen des Christenthums" zugiebt, daß man keine Zeit desselben als die absolut gültige Form betrachten könne, daß es vielmehr aus all seinen Phasen verstanden werden müsse. Es sind manche andere Theologen, welche diesen Satz zugeben und trotzdem noch nicht im Stande sind, ihn durchzuführen, weil sie das Genuinchristliche doch wieder mit dem Urchristlichen in irgend einer Form zusammenwerfen und dann einerseits das Christenthum mit der Urgestalt desselben identifiziren, andererseits aber die späteren Formen desselben doch nicht bloß als Abfall von dem genuin Christlichen verstehen wollen. Harnack ist es ebenso gegangen. Von der Position seiner Dogmengeschichte kann er sich nicht losmachen, die doch den ganzen Prozeß nach Christus als im Grunde verfehlt erkennt.

Wir können demgemäß sagen: die Methode, das Wesen des Christenthums zu bestimmen, ist in dem Protestantismus immer noch meistens bedingt durch die Vorstellung, daß die Urform des Christenthums — wenn auch in reduzirter Gestalt — die maßgebende Form desselben sei und daß aus ihr zu bestimmen sei, was das Wesen des Christenthums sei. Andererseits aber ist deutlich, daß die historische Forschung immer mehr diesen Standpunkt erschüttert hat und daß deshalb ein Theil der protestantischen

überwunden habe, daß er an der antiken Weltanschauung mit Dämonen und Wunderglauben Theil gehabt habe. Trotzdem aber behauptet er, daß das „genuine Christenthum", das Christus als jüdische Sekte zurückgelassen hat, doch in Christi Gottessohnschaft, in seiner Freiheit, in seiner Gesinnungsmoral enthalten sei und daß man sich stets an Jesus halten müsse, der als Uebermensch diese Offenbarung gebracht habe, die sich aber doch schließlich dadurch als rational erweist, daß sie sich an dem Gewissen bewährt. Je mehr man aber zugiebt, daß die historische Person Jesu eine zeitliche, vergängliche Seite an sich hat, um so weniger kann man sie als autoritative Offenbarung hinstellen, und kann sagen, daß in ihr das Christenthum seine höchste Form erreicht habe, oder seine allein maßgebende Form, um so weniger kann man eine Geschichtsauffassung aufrecht erhalten, welche das Urchristenthum oder Christus als die vollkommene Erscheinung des Christenthums ansieht, als das „genuine" Christenthum, und von hier aus nur Verfall eintreten sehen und Rückkehr zu dem Genuinen verlangen.

Das hat nun Harnack auch eingesehen, indem er in seinem „Wesen des Christenthums" zugiebt, daß man keine Zeit desselben als die absolut gültige Form betrachten könne, daß es vielmehr aus all seinen Phasen verstanden werden müsse. Es sind manche andere Theologen, welche diesen Satz zugeben und trotzdem noch nicht im Stande sind, ihn durchzuführen, weil sie das Genuinchristliche doch wieder mit dem Urchristlichen in irgend einer Form zusammenwerfen und dann einerseits das Christenthum mit der Urgestalt desselben identifiziren, andererseits aber die späteren Formen desselben doch nicht bloß als Abfall von dem genuin Christlichen verstehen wollen. Harnack ist es ebenso gegangen. Von der Position seiner Dogmengeschichte kann er sich nicht losmachen, die doch den ganzen Prozeß nach Christus als im Grunde verfehlt erkennt.

Wir können demgemäß sagen: die Methode, das Wesen des Christenthums zu bestimmen, ist in dem Protestantismus immer noch meistens bedingt durch die Vorstellung, daß die Urform des Christenthums — wenn auch in reduzirter Gestalt — die maßgebende Form desselben sei und daß aus ihr zu bestimmen sei, was das Wesen des Christenthums sei. Andererseits aber ist deutlich, daß die historische Forschung immer mehr diesen Standpunkt erschüttert hat und daß deshalb ein Theil der protestantischen

Forscher sich in einem wunderlichen Schwanken befindet, wenn er das Wesen des Christenthums historisch bestimmen will.

Für die Gegenwart, die mehr praktisch gerichtet ist, könnte man einen Erklärungsgrund für diese Erscheinung darin finden, daß man diejenigen Religionen im Vortheil glaubt, welche sich auf einen historischen Stifter berufen können, in welchem das Ideal der Religion als verwirklicht angeschaut, in welchem die Garantie gegeben wird, daß es sich nicht bloß um leere Träumereien, um unerfüllbare Wünsche handelt, ein Gedanke, den selbst Wundt sich angeeignet hat, wenn er meint, daß das Christenthum in Jesus das sittliche Ideal anschaue. Von diesem Gesichtspunkte aus wurzelt die Vorstellung, daß man in dem historischen Stifter das Wesen einer neuen Religion am besten verstehen könne, in dem religiösen Bedürfniß, welches in diesem Stifter die Garantie für eine wahre Gottesbotschaft, für ein wirkliches Sichherablassen des Göttlichen in die Menschheit, für die Realisirung des Ideals haben will.

Es wird schwerlich in Abrede gestellt werden können, daß in dem Stifter auch das Prinzip der von ihm gestifteten Religion gegeben ist. Aber die Frage ist nur, ob es auch in absoluter Form gegeben ist. Da zeigt sich denn aber bald, daß im Lauf der Geschichte das Bild des Stifters, je nachdem in concreto das christliche Prinzip verschiedene Formen annimmt, sich verschieden gestaltet und doch jedesmal zugleich die naive Voraussetzung gemacht wird, als sei dieses veränderte Bild mit dem historischen identisch. Es ist so, als ob man diese Person in der Gegenwart lebend vorstellte und nun auch ihr Bild mit den Farben der Gegenwart ausmalt. Nichts ist charakteristischer als der Wandel, den das Christusideal in der bildenden Kunst durchgemacht hat, und die Phasen, die es in der dogmatischen und ethischen Vorstellung den jedesmaligen Zeitvorstellungen gemäß durchlaufen hat. Kann man nun wirklich angesichts dieser Wandlungen sagen, die Rückkehr zu dem historischen Bilde, dem „genuinen Christus“, zeige in jeder Beziehung eine Besserung? Eben das ist das Resultat der historischen Forschung, daß Christus in vielen Beziehungen auch ein Kind seiner Zeit war, und diese Seiten soll man nun auch verabsolutiren und sagen, das wahre Wesen des Christenthums ist nur in dieser historischen Person in ihrer historischen Form erschienen? Man sieht, hier ist eine im vulgären Protestantismus nicht überwundene Schwierigkeit vorhanden. Das Wesen des Christenthums kann man

nicht nach dem Urchristenthum allein bestimmen. Es wird also ein anderer Weg gesucht werden müssen.

Was die Bestimmung des Wesens des Christenthums so außerordentlich schwierig macht, das ist dies, daß diese Religion so disparate Erscheinungen in sich birgt, daß man zweifeln könnte, ob man überhaupt hier noch von einem einheitlichen Wesen reden kann. Was hat z. B. die päpstliche römische Kirche, deren Zentrum in der Kirchenverfassung gegeben ist, noch mit den Quäkern gemein, die jede kirchliche Organisation möglichst bekämpfen? So könnte man meinen, die Entwickelung des Christenthums sei die Geschichte seines Zerfalls; es werden die verschiedenen Erscheinungen nur noch durch einen gemeinsamen Namen zusammengehalten. Die entgegengesetzten Standpunkte sind im Christenthum aufgetreten: Weltfreudigkeit und Weltbeherrschung wie Weltflucht, praktische, allem Erkennen abgeneigte Richtungen und einseitiger Intellektualismus, absolute Schätzung der Persönlichkeit und ihrer Selbständigkeit und Unmündigkeit derselben unter der Kirchenauktorität, Anerkennung der Rationalität des Christenthums und einseitiger Supernaturalismus, der das Christenthum für parador erklärt, das credo, quia absurdum est, der rein historische Charakter des Christenthums und der Versuch, dasselbe als das ewige Evangelium zu zeichnen. Das Christenthum wird als absolute Religion und als entwickelungsfähig bezeichnet, es wird als Erlösungsreligion aufgefaßt, die von Leid befreit oder von moralischreligiöser Schuld — oder als Religion, die die Vollendung des religiösethischen Lebens bringt. Es wird als psychologisch bedingt für eine bestimmte psychologische Eigenart brauchbar angesehen oder als allgemeingültig. Dazu kommt, daß es selbst in eine Reihe von Denominationen gespalten ist, die einander den christlichen Charakter absprechen. Es werden bestimmte Gebräuche und Zeremonien des Kultus, es werden bestimmte Dogmen als ihm wesentlich bezeichnet, die von Anderen als seinem Wesen nicht zugehörig angesehen werden. Kurz, es sind eine solche Fülle von Gegensätzen im Christenthum, wie kaum in einer anderen Religion, und nun zu bestimmen, was das Wesentliche des Christenthums sei, scheint beinahe aussichtslos, wenn man diese bunte Musterkarte von Erscheinungsformen desselben überschaut. Es ist kein Wunder, wenn die, welche das Wesen des Christenthums feststellen wollen, schließlich das dadurch zu bewerkstelligen suchen, daß sie Eine Erscheinungsform desselben als normal annehmen. Das bietet überdies noch den Vortheil, daß man nun auch dasjenige, was etwa Ver-

nicht nach dem Urchristenthum allein bestimmen. Es wird also ein anderer Weg gesucht werden müssen.

Was die Bestimmung des Wesens des Christenthums so außerordentlich schwierig macht, das ist dies, daß diese Religion so disparate Erscheinungen in sich birgt, daß man zweifeln könnte, ob man überhaupt hier noch von einem einheitlichen Wesen reden kann. Was hat z. B. die päpstliche römische Kirche, deren Zentrum in der Kirchenverfassung gegeben ist, noch mit den Quäkern gemein, die jede kirchliche Organisation möglichst bekämpfen? So könnte man meinen, die Entwickelung des Christenthums sei die Geschichte seines Zerfalls; es werden die verschiedenen Erscheinungen nur noch durch einen gemeinsamen Namen zusammengehalten. Die entgegengesetztesten Standpunkte sind im Christenthum aufgetreten: Weltfreudigkeit und Weltbeherrschung wie Weltflucht, praktische, allem Erkennen abgeneigte Richtungen und einseitiger Intellektualismus, absolute Schätzung der Persönlichkeit und ihrer Selbständigkeit und Unmündigkeit derselben unter der Kirchenauktorität, Anerkennung der Rationalität des Christenthums und einseitiger Supernaturalismus, der das Christenthum für parador erklärt, das credo, quia absurdum est, der rein historische Charakter des Christenthums und der Versuch, dasselbe als das ewige Evangelium zu zeichnen. Das Christenthum wird als absolute Religion und als entwickelungsfähig bezeichnet, es wird als Erlösungsreligion aufgefaßt, die von Leid befreit oder von moralischreligiöser Schuld — oder als Religion, die die Vollendung des religiösethischen Lebens bringt. Es wird als psychologisch bedingt für eine bestimmte psychologische Eigenart brauchbar angesehen oder als allgemeingültig. Dazu kommt, daß es selbst in eine Reihe von Denominationen gespalten ist, die einander den christlichen Charakter absprechen. Es werden bestimmte Gebräuche und Zeremonien des Kultus, es werden bestimmte Dogmen als ihm wesentlich bezeichnet, die von Anderen als seinem Wesen nicht zugehörig angesehen werden. Kurz, es sind eine solche Fülle von Gegensätzen im Christenthum, wie kaum in einer anderen Religion, und nun zu bestimmen, was das Wesentliche des Christenthums sei, scheint beinahe aussichtslos, wenn man diese bunte Musterkarte von Erscheinungsformen desselben überschaut. Es ist kein Wunder, wenn die, welche das Wesen des Christenthums feststellen wollen, schließlich das dadurch zu bewerkstelligen suchen, daß sie Eine Erscheinungsform desselben als normal annehmen. Das bietet überdies noch den Vortheil, daß man nun auch dasjenige, was etwa Ver-

bildung des Christenthums ist, von dem normalen unterscheiden kann. Leugnet man dagegen, daß irgend eine Form des Christenthums absoluten Charakter trage, so hat man auch, wie es scheint, kein Mittel mehr, zu bestimmen, wo eine Abweichung von dem Christenthum vorliege.

Da wir nun aber gesehen haben, daß es unmöglich ist, das Wesen des Christenthums an der Urzeit oder irgend einer anderen Zeit*) als normaler festzustellen, so müssen wir entweder darauf verzichten, das Wesen des Christenthums zu verstehen oder es muß sich eine andere Methode zeigen, die uns dazu in den Stand setzt. Im ersten Falle würde man sich damit begnügen müssen, die verschiedenen Erscheinungen, die unter dem christlichen Namen vereinigt sind, als religiöse in ihrer Zeit zu begreifen, und die äußeren und inneren Bedingungen aufsuchen müssen, welche die Veränderungen veranlassen, die es zu Stande gebracht haben, daß schließlich das Christenthum sich in eine Vielheit verschiedener Richtungen und Denominationen aufgelöst hat, welche im Grund wenig mehr als den Namen gemein haben. Das Wesen des Christenthums zu erkennen, müßte man aber aufgeben. Im anderen Falle müßte man versuchen, ob es nicht möglich ist, ein gemeinsames Prinzip zu finden, das all den verschiedenen Erscheinungsformen zu Grunde liegt. Dieses müßte dann so umfassend und weit vorgestellt werden, daß alle Erscheinungsformen sich als Modifikationen desselben verstehen lassen. Dieses Prinzip selbst könnte aber mit keiner einzigen Erscheinungsform identifizirt werden. Denn sobald das geschähe, würden die anderen Formen als Abweichungen und Irrwege angesehen werden müssen, ein Standpunkt, der, beiläufig bemerkt, schon deshalb sehr bedenklich ist, weil er im Grunde dahin führen würde, daß jede Partei ihren Standpunkt für den allein christlichen erklärte, worauf es denn auch thatsächlich selbst da hinauskommt, wo man auf das Urchristenthum als den normalen Standpunkt zurückgeht, indem man dieses eben dem eigenen Standpunkt gemäß umdeutet, um so schließlich den eigenen Standpunkt als dem genuinen Christenthum gemäß hinzustellen.

Auf welchem Wege kann man nun das christliche Prinzip oder das Wesen des Christenthums feststellen?

Harnack ist der Meinung, nur auf historischem Wege lasse sich

*) Es ist nicht zu sehen, welche Zeit normal sein sollte, wenn es die Urzeit nicht ist. Die Gegenwart doch am allerwenigsten, in der die Kirchenspaltungen von selbst verbieten, eine Form der Partialkirchen zu verabsolutiren.

das Christenthum verstehen, und weist alle Spekulation mit dem Satze ab: latet dolus in generalibus! Versuchen wir, was sich auf dem historischen Wege erreichen läßt. Zunächst wird man jede Erscheinungsform des Christenthums im Zusammenhang ihrer Zeit verstehen müssen. Schon da wird aber die Aufgabe bestehen, die Grundrichtung von dem zu unterscheiden, was im Einzelnen hervortritt und oft nicht mit derselben harmonirt. So war z. B. die Grundrichtung des Urchristenthums in seinen Anfängen in dem Stifter [...]t ein souveränes Bewußtsein der Gottesgemeinschaft, von dem aus das sittliche Leben sich als aus der innersten Gesinnung heraus entfalten sollte. Gott ist hier nicht der äußerlich befehlende Gott. Christus weiß aus sich selbst, was recht ist, und in der Gottessohnschaft, die nur wahre Gottesgemeinschaft ist, hat er eine optimistische Vorstellung von der Welt, die der gute Gott leitet, für die er sorgt. Diese Stimmung des Vertrauens giebt ihm die frische Energie des Handelns, die innere Ruhe, aus der heraus er die Weltzustände beurtheilt, das Mitgefühl mit allen Menschen, die er Gott entfremdet weiß, das ihn bestimmt, sie auch der Gottesgemeinschaft theilhaft zu machen; seine religiöse Auffassung ist auch die Quelle seines Handelns; er dringt darauf, daß Alles aus der innersten Gesinnung der Gotteskindschaft heraus, die Allen gelten soll, zu geschehen hat, daß Alles, was dieser Gesinnung widerspricht, zu verabscheuen ist. Da sein Gott der gnädige, gütige, ethische Gott ist, so muß diese Gesinnung eine ethische sein. Wie Gott Allen seine Wohlthaten gewährt, so muß der Gottessohn das Gleiche wollen. Daneben aber finden sich Bestimmungen, die hiermit nicht stimmen, von denen wir sehen, daß sie der Zeit angehören, z. B. sein Festhalten des jüdischen Gesetzes, seine Messiasvorstellungen, die Lohnidee, die nicht ganz überwunden ist, als Motiv für das Handeln, wenn auch der künftige, nicht der irdische Lohn in Aussicht gestellt wird, seine Vorstellung von dem baldigen Weltende, von der Parusie u. s. w. Es wird hier die Aufgabe sein, ihn so zu verstehen, wie er in seiner Zeit gewesen ist, sein innerstes Wesen, das Neue Charakteristische aus dem Durchschnittsbewußtsein herauszuheben, an dem auch er Antheil hat. So wird man nun auch die Grundrichtung einer Periode ausfindig machen müssen, das, was sie im Unterschied von anderen Perioden charakterisirt, z. B. die Grundtendenz der altgriechischen Kirche. Man wird aber zugleich fragen müssen, was ist denn dieser Richtung mit der Grundrichtung Christi gemeinsam; wo ist die

das Christenthum verstehen, und weist alle Spekulation mit dem Satze ab: latet dolus in generalibus! Versuchen wir, was sich auf dem historischen Wege erreichen läßt. Zunächst wird man jede Erscheinungsform des Christenthums im Zusammenhang ihrer Zeit verstehen müssen. Schon da wird aber die Aufgabe bestehen, die Grundrichtung von dem zu unterscheiden, was im Einzelnen hervortritt und oft nicht mit derselben harmonirt. So war z. B. die Grundrichtung des Urchristenthums in seinen Anfängen in dem Stifter selbst ein souveränes Bewußtsein der Gottesgemeinschaft, von dem aus das sittliche Leben sich als aus der innersten Gesinnung heraus entfalten sollte. Gott ist hier nicht der äußerlich befehlende Gott. Christus weiß aus sich selbst, was recht ist, und in der Gottessohnschaft, die nur wahre Gottesgemeinschaft ist, hat er eine optimistische Vorstellung von der Welt, die der gute Gott leitet, für die er sorgt. Diese Stimmung des Vertrauens giebt ihm die frische Energie des Handelns, die innere Ruhe, aus der heraus er die Weltzustände beurtheilt, das Mitgefühl mit allen Menschen, die er Gott entfremdet weiß, das ihn bestimmt, sie auch der Gottesgemeinschaft theilhaft zu machen; seine religiöse Auffassung ist auch die Quelle seines Handelns; er dringt darauf, daß Alles aus der innersten Gesinnung der Gotteskindschaft heraus, die Allen gelten soll, zu geschehen hat, daß Alles, was dieser Gesinnung widerspricht, zu verabscheuen ist. Da sein Gott der gnädige, gütige, ethische Gott ist, so muß diese Gesinnung eine ethische sein. Wie Gott Allen seine Wohlthaten gewährt, so muß der Gottessohn das Gleiche wollen. Daneben aber finden sich Bestimmungen, die hiermit nicht stimmen, von denen wir sehen, daß sie der Zeit angehören, z. B. sein Festhalten des jüdischen Gesetzes, seine Messiasvorstellungen, die Lohnidee, die nicht ganz überwunden ist, als Motiv für das Handeln, wenn auch der künftige, nicht der irdische Lohn in Aussicht gestellt wird, seine Vorstellung von dem baldigen Weltende, von der Parusie u. s. w. Es wird hier die Aufgabe sein, ihn so zu verstehen, wie er in seiner Zeit gewesen ist, sein innerstes Wesen, das Neue Charakteristische aus dem Durchschnittsbewußtsein herauszuheben, an dem auch er Antheil hat. So wird man nun auch die Grundrichtung einer Periode ausfindig machen müssen, das, was sie im Unterschied von anderen Perioden charakterisirt, z. B. die Grundtendenz der altgriechischen Kirche. Man wird aber zugleich fragen müssen, was ist denn dieser Richtung mit der Grundrichtung Christi gemeinsam; wo ist die

Differenz? Wie ist es zu dieser Differenz gekommen? Handelt es sich hier um eine Veränderung, die lediglich auf äußeren Einflüssen beruht, um das Eintreten des hellenischen Typus mit seinem intellektuellen, Erkenntniß suchenden und ästhetischen Interesse, oder ist hier eine Modifikation, die aus dem eigensten Wesen des christlichen Geistes hervorgeht? Ist die theoretische Ausgestaltung des Christenthums nur bedingt durch den theoretisch gerichteten hellenischen Typus oder ist es ein Bedürfniß des Christenthums selbst, zur Erkenntniß zu kommen? Kurz, man wird die Aufgabe haben, alle Veränderungen im Christenthum zu studiren, womöglich die hauptsächlichsten Veränderungen in der Geschichte desselben auf Grundtypen zurückzuführen und nun nach dem allen diesen Haupttypen gemeinsam zu Grunde liegenden Charakteristischen, Wesentlichen zu fragen. Mit der rechten Beantwortung dieser Frage hat man das Wesen des Christenthums fixirt. Es kommt dann darauf an, diese Grundtypen als Modifikationen dieses Wesens, das allen gemeinsam ist, zu erklären, sei es, in dem man die äußeren zeitlichen Bedingungen, das ganze Vorstellungsmaterial einer gegebenen Zeit, den Typus der herrschenden Nation und Aehnliches zuzieht, sei es, indem man zu zeigen versucht, daß das christliche Prinzip selbst von innen heraus zu einer Entwickelung drängt und so selbst seine verschiedenen Gestalten mit hervorruft.

Im Gebiet der Erforschung des Christenthums ist freilich das Herausfinden des Wesentlichen schon deshalb schwierig, weil nur zu oft hier die Objektivität des Urtheils durch die eigene Parteinahme für einen bestimmten christlichen Typus sehr stark getrübt ist. Davon muß natürlich derjenige absehen, der das Charakteristische des Christenthums erkennen will. Aber wenn auch dieser Wille besteht und man sich möglichster Objektivität befleißigt, so kann doch auch die Untersuchung noch falsche Wege gehen. Wenn man das Wesen des Christenthums in dem finden will, was allen seinen Erscheinungsformen gemeinsam ist, so scheint man zu übersehen, daß es in dem Christenthum Verfallsstadien giebt, in denen das eigenthümlich Christliche bedeutend zurücktritt. Wenn nun die vollkommenere Erscheinung des Christenthums gleich gewerthet wird mit einem Verfallsstadium der Kirche, und man aus beiden nur das Gemeinsame heraushebt, so ergiebt sich hier eine blasse Abstraktion, die vielleicht gerade das Beste nur darum nicht zu seinem Wesen rechnet, weil es nicht überall in allen seinen Formen sich zeigt. Es ist das ähnlich, wie bei der Erforschung des Sittlichen. Wenn

man das Sittliche bestimmen will aus den empirischen Handlungen der Menschen, so übersieht man, daß gerade hier die Empirie nicht mit dem Soll sich deckt, daß das ethische Ideal in dem empirischen ethischen Leben sich nicht völlig realisirt findet und aus demselben nimmermehr abstrahirt werden kann. Geradeso steht es hier. Wie man das Wesen der Religion nicht aus den empirischen Religionen erkennen kann, indem man das Allen Gemeinsame aus ihnen abstrahirt, weil die niedrigen Religionen das Wesen der Religion nur äußerst unvollkommen darstellen, so kann man auch das Wesen des Christenthums noch nicht aus dem allen seinen Erscheinungsformen Gemeinsamen herausfinden, weil manche Formen desselben ein nur sehr unvollkommener Ausdruck desselben sind, dann aber gerade das, was die vollkommeneren Erscheinungsformen Charakteristisches haben, nicht zum Wesen des Christenthums gerechnet werden kann.

Man wird aber auch der Meinung, daß das allen Erscheinungsformen des Christenthums Gemeinsame das Wesen des Christenthums ausmache, die Frage entgegenhalten müssen, ob wirklich Alles, was den empirischen Formen des Christenthums gemeinsam ist, zu seinem Grundcharakter gehöre. In der That haben alle Formen des Christenthums — wenigstens die meisten oder alle kirchlichen Formen — solches gemeinsam, was gar nicht spezifisch christlich ist, nicht zu seinem Wesen gehört. Z. B. ist allen mit verschwindenden Ausnahmen gemeinsam der Glaube an Geister, Engel, Dämonen oder an bestimmte Sakramente. Man wird aber mit Recht fragen, ob dieser Glaube wirklich zum Wesen des Christenthums gehöre. Es kann vielmehr der Fall sein, daß Reste aus früheren Religionsstadien im Christenthum aufbewahrt und bisher noch nicht konsequent ausgeschieden sind, die mit seinem Wesen nichts zu thun haben und doch allen bisherigen empirischen Formen desselben gemeinsam sind.

Es ist nun auch in der That richtig, daß es eine sehr äußerliche, dem eigenthümlichen Wesen der Religion sehr fremdartige Methode wäre, wenn man nur das Gemeinsame herausheben wollte. Gemeinsam kann auch Zufälliges sein. Es kommt vielmehr darauf an, dasjenige Gemeinsame herauszufinden, was in dem ganzen Christenthum der leitende Gesichtspunkt ist, mag er sich bald in vollkommenerer Weise, bald unvollkommener durchsetzen, was der Kern des Christenthums oder ...

man das Sittliche bestimmen will aus den empirischen Handlungen der Menschen, so übersieht man, daß gerade hier die Empirie nicht mit dem Soll sich deckt, daß das ethische Ideal in dem empirischen ethischen Leben sich nicht völlig realisirt findet und aus demselben nimmermehr abstrahirt werden kann. Geradeso steht es hier. Wie man das Wesen der Religion nicht aus den empirischen Religionen erkennen kann, indem man das Allen gemeinsame aus ihnen abstrahirt, weil die niedrigen Religionen das Wesen der Religion nur äußerst unvollkommen darstellen, so kann man auch das Wesen des Christenthums noch nicht aus dem allen seinen Erscheinungsformen Gemeinsamen herausfinden, weil manche Formen desselben ein nur sehr unvollkommener Ausdruck desselben sind, dann aber gerade das, was die vollkommeneren Erscheinungsformen Charakteristisches haben, nicht zum Wesen des Christenthums gerechnet werden kann.

Man wird aber auch der Meinung, daß das allen Erscheinungsformen des Christenthums Gemeinsame das Wesen des Christenthums ausmache, die Frage entgegenhalten müssen, ob wirklich Alles, was den empirischen Formen des Christenthums gemeinsam ist, zu seinem Grundcharakter gehöre. In der That haben alle Formen des Christenthums — wenigstens die meisten oder alle kirchlichen Formen — solches gemeinsam, was gar nicht spezifisch christlich ist, nicht zu seinem Wesen gehört. Z. B. ist allen mit verschwindenden Ausnahmen gemeinsam der Glaube an Geister, Engel, Dämonen oder an bestimmte Sakramente. Man wird aber mit Recht fragen, ob dieser Glaube wirklich zum Wesen des Christenthums gehöre. Es kann vielmehr der Fall sein, daß Reste aus früheren Religionsstadien im Christenthum aufbewahrt und bisher noch nicht konsequent ausgeschieden sind, die mit seinem Wesen nichts zu thun haben und doch allen bisherigen empirischen Formen desselben gemeinsam sind.

Es ist nun auch in der That richtig, daß es eine sehr äußerliche, dem eigenthümlichen Wesen der Religion sehr fremdartige Methode wäre, wenn man nur das Gemeinsame herausheben wollte. Gemeinsam kann auch Zufälliges sein. Es kommt vielmehr darauf an, dasjenige Gemeinsame herauszufinden, was in dem ganzen Christenthum der leitende Gesichtspunkt ist, mag er sich bald in vollkommenerer Weise, bald unvollkommener durchsetzen, was der Kern des Christenthums oder wie man es

ausdrückt, sein Prinzip ist, dasjenige, was immer — mag die konkrete Ausgestaltung noch so verschieden sein — als der Grundtypus des Christenthums anzusehen ist, das, wodurch das Christenthum in all seinen Formen gegenüber den anderen Religionen noch als ein einheitliches Ganzes erscheint. Das ist gewiß auch allen seinen Formen gemeinsam; aber es wäre ein Fehlschluß, Alles, was seinen Formen gemeinsam ist, schon darum als zum Kern des Christenthums gehörig anzusehen.

Es ist hier in Betracht zu ziehen, daß eine bestimmte Religion eine lebendige Größe ist, ein organisches Gebilde, dem allerhand äußerliche Zufälligkeiten anhaften können, das aber doch eine innere Triebkraft besitzt, die sich nach den verschiedensten Seiten bethätigt. Eben diese Triebkraft gilt es zu erkennen. Eben daher kann man ihre Geschichte auch nicht als ein Konglomerat von Veränderungen auffassen, die nur von außen bedingt sind. Die oben abgewiesene Methode, eine konkrete Erscheinungsform mit dem Christenthum zu identifiziren, setzt immer voraus, daß man alle übrigen Formen durch äußere Einflüsse, die störend hereinwirken, zu erklären sucht. Gleich im Anfang soll diese Religion in der vollkommensten, adäquatesten Form erschienen sein. Man nimmt damit das Christenthum gänzlich aus dem Kreise aller anderen geistigen Größen aus. Es hat keine Entwickelung. Es erscheint sofort in abrupter Weise durch Offenbarung als eine überweltliche Erscheinung, die aber auch sofort in ihrem Eingehen in die Welt fortschreitenden Verunreinigungen ausgesetzt ist, deren sie sich im Laufe vieler Jahrhunderte nicht erwehren kann. Eine solche Erscheinung in der Geschichte müßte eigentlich den geschichtlichen Prozeß zum Stillstande bringen. Es kontrastirt sehr merkwürdig zu der angenommenen Vollkommenheit, daß dieses Vollkommene so gründlich dem Verderben ausgesetzt ist. Um ein solches himmlisches Gebilde rein zu erhalten, würde es nöthig sein, dasselbe möglichst zu isoliren, es ganz auf sein Gebiet zu beschränken und außer Zusammenhang mit den Einflüssen zu setzen, die es über ein Jahrtausend lang verdorben haben, mit der weltlichen Wissenschaft und Kultur, außer Zusammenhang mit den außerchristlichen Religionen und den besonderen Völkertypen, um seine anfängliche überweltliche Vollkommenheit zu erhalten. Diese Auffassung ist versucht worden, aber sie ist nicht durchzuführen, weil Wissenschaft und Kultur Produkte des ethischen Handelns sind, weil keine Religion haltbar ist, welche den Menschen um

solche Funktionen bringen will, die seiner Natur wesentlich sind, weil man keine historische Erscheinung aus ihrem historischen Zusammenhange herausreißen kann.

Wenn man also das Wesen des Christenthums auf geschichtlichem Wege verstehen will, so muß man versuchen, dasselbe als eine Kraft aufzufassen, die nicht bloß von außen störende Hemmungen erfährt, sondern die vielmehr darauf ausgeht, nach allen Seiten sich zu bethätigen, als eine Größe, die nicht nach jeder Seite sofort fertig auftritt, sondern die in sich eine Fülle von Möglichkeiten birgt, die in dem Laufe ihrer Geschichte hervortreten, und man muß versuchen, dieses Prinzip, diese innerste Kraft aus der unendlichen Fülle der Erscheinungen herauszuschauen. Die Berechtigung, nach dem Wesen des Christenthums zu fragen, ruht also in der That schon auf einer Voraussetzung, die zunächst aus dem historischen Thatbestand nicht hergenommen ist, daß nämlich die christliche Religion wirklich ein solches innerstes Prinzip habe, daß es hier möglich sei, das Wesentliche von dem Zufälligen zu unterscheiden. Hiermit ist aber schon eine bestimmte Ansicht von der christlichen Religion vorausgesetzt, nämlich die, daß sie ein Zentrum habe, ein sich gleichbleibendes Wesen. Rechtfertigen kann man diese Ansicht im historischen Gebiet nur dadurch, daß man aus diesem Prinzip die ganze Entwickelung des Christenthums verstehen, alle Formen desselben als Bethätigungen dieses Prinzips auffassen kann.

Aber dieses Wesen, das Prinzip selbst kann nun in folgender Weise thätig gedacht werden. Man kann annehmen, daß in dem Prinzip von vornherein verschiedene Möglichkeiten enthalten sind, die sich nach und nach entfalten. Wenn man z. B. annimmt, das Christenthum sei Erlösungs- und Vollendungsreligion: indem die Menschheit mit ihm die höchste Stufe der Religion beschreite, bestehe es zugleich von den Hemmungen physischer und moralisch-religiöser Art, welche in den vorchristlichen Religionen noch nicht überwunden sind, so kann nun in der weiteren Entwicklung bald mehr die Seite der Vollendung, bald mehr die Seite der Erlösung hervortreten; während in der anfänglichen Form beides noch ungeschieden, sozusagen naiv nebeneinander besteht. In der That ist auch die griechische Kirche namentlich in der älteren Zeit geneigt, das Christenthum als die Vollendungsreligion aufzufassen, welche die vorchristliche Entwicklung zum Abschluß bringt, die römische Kirche dagegen hebt viel stärker die Sünde, die

solche Funktionen bringen will, die seiner Natur wesentlich sind, weil man keine historische Erscheinung aus ihrem historischen Zusammenhange herausreißen kann.

Wenn man also das Wesen des Christenthums auf geschichtlichem Wege verstehen will, so muß man versuchen, dasselbe als eine Kraft aufzufassen, die nicht bloß von außen störende Hemmungen erfährt, sondern die vielmehr darauf ausgeht, nach allen Seiten sich zu bethätigen, als eine Größe, die nicht nach jeder Seite sofort fertig auftritt, sondern die in sich eine Fülle von Möglichkeiten birgt, die in dem Laufe ihrer Geschichte hervortreten, und man muß versuchen, dieses Prinzip, diese innerste Kraft aus der unendlichen Fülle der Erscheinungen herauszuschauen. Die Berechtigung, nach dem Wesen des Christenthums zu fragen, ruht also in der That schon auf einer Voraussetzung, die zunächst aus dem historischen Thatbestand nicht hergenommen ist, daß nämlich die christliche Religion wirklich ein solches innerstes Prinzip habe, daß es hier möglich sei, das Wesentliche von dem Zufälligen zu unterscheiden. Hiermit ist aber schon eine bestimmte Ansicht von der christlichen Religion vorausgesetzt, nämlich die, daß sie ein Zentrum habe, ein sich gleichbleibendes Wesen. Rechtfertigen kann man diese Ansicht im historischen Gebiet nur dadurch, daß man aus diesem Prinzip die ganze Entwickelung des Christenthums verstehen, alle Formen desselben als Bethätigungen dieses Prinzips auffassen kann.

Aber dieses Wesen, das Prinzip selbst kann nun in folgender Weise thätig gedacht werden. Man kann annehmen, daß in dem Prinzip von vornherein verschiedene Möglichkeiten enthalten sind, die sich nach und nach entfalten. Wenn man z. B. annimmt, das Christenthum sei Erlösungs- und Vollendungsreligion: indem die Menschheit mit ihm die höchste Stufe der Religion beschreite, befreie es zugleich von den Hemmungen physischer und moralisch-religiöser Art, welche in den vorchristlichen Religionen noch nicht überwunden sind, so kann nun in der weiteren Entwicklung bald mehr die Seite der Vollendung, bald mehr die Seite der Erlösung hervortreten; während in der anfänglichen Form beides noch ungeschieden, sozusagen naiv nebeneinander besteht. In der That ist auch die griechische Kirche namentlich in der älteren Zeit geneigt, das Christenthum als die Vollendungsreligion aufzufassen, welche die vorchristliche Entwicklung zum Abschluß bringt, die römische Kirche dagegen hebt viel stärker die Sünde, die Uebel

hervor, sieht die vorchristliche Welt als schlecht an und ist deshalb geneigt, das Christenthum als Erlösungsreligion überwiegend aufzufassen, hat daher einen mehr pessimistischen Zug, gegenüber dem mehr optimistischen Zug der orientalischen Kirche. Oder man kann sagen, das Christenthum stelle von Anfang an eine unmittelbare, naive Vereinigung der jüdischen Transcendenz Gottes und der heidnischen Immanenz dar, oder eine Vereinigung des überweltlichen und des innenweltlichen Charakters. In seiner Entwicklung trete nun bald das Uebergewicht der Transcendenz hervor, bald das Uebergewicht der Immanenz, bis Versuche sich geltend machen, in bewußter Form beides zu verbinden. Oder das Christenthum wolle von Anfang an persönliche Religion sein, aber so, daß der Einzelne zugleich Glied des Reiches Gottes werde. Die weitere Entwicklung setze nun das eine Moment oder das andere ins Uebergewicht, um schließlich eine berechtigte Einigung beider Elemente in höherer, bewußterer, nach allen Seiten durchgearbeiteter Form zu Stande zu bringen. Oder man könnte sagen: Im Christenthum sei im Anfang die Gemüthsseite, der Affekt besonders stark vertreten und die Ethik demgemäß überwiegend persönliche Ethik der Gesinnung, in diesem unmittelbaren Bewußtsein sei auch die Anschauung Gottes, die Erkenntniß Gottes und eine dieser Erkenntniß entsprechende Weltanschauung in nuce enthalten. Die Folgezeit habe dann die unmittelbare konzentrirte Einheit, diesen unmittelbaren Zustand aufgelöst. Erkennen und Handeln sei auseinander getreten; erst spät sei wieder die unmittelbare Einheit des persönlichen Lebens betont worden, aber nun zugleich so, daß Ethik und Erkennen sich sofort daran angeschlossen habe. Oder: Im Christenthum sei eine ethisch bestimmte Einheit Gottes und des Menschen gegeben. Diese unmittelbare Einheit, diese naive Gottmenschheit sei dann Gegenstand der Reflexion geworden und es habe sich zuerst das Bestreben gezeigt, dieselbe so aufzufassen und praktisch darzustellen, daß die endliche menschliche Seite verkürzt sei; dann so, daß die göttliche Seite zurückgetreten und das subjektive menschliche Bewußtsein das Uebergewicht erhalten habe, bis in höherer bewußter Form die Einheit wieder unter Vermeidung von Einseitigkeiten hergestellt werde. Oder um noch ein Beispiel zu nennen: Das Christenthum sei von Anfang in Christus erschienen und von ihm so dargestellt, daß er verlangt habe, daß sein Bewußtsein der Gotteskindschaft und seine Reichsgottesgesinnung auf die Jünger übergehe. Diese naive Einheit

zwischen seiner Person und der von ihr vertretenen allgemeinen Grundrichtung sei später so auseinander gegangen, daß die Einen den historischen Glauben an den historischen Jesus, die Anderen den ewigen Kern des Evangeliums, die wahre Gottesgemeinschaft in ethischer Bestimmtheit besonders betont hätten und so das Christenthum bald als absolut allgemeingiltige rationale Religion, bald als historische Religion in Anspruch genommen werde, während eine höhere Einheit sich darin zeigen soll, daß man den ewigen Kern des Christenthums von Christus in die Welt eingeführt sein läßt, ohne deshalb die konkrete Art dieser Einführung [illegible] mit zu verabsolutiren.

Kurz, man kann das christliche Prinzip so auffassen, daß in ihm die in dem religiösen Leben vorher vorhandenen Gegensätze zu einer höheren Einheit gebracht seien, die erste Form dieser Einheit sei aber die naive, unmittelbare, in dem Innersten des Bewußtseins naiv vollzogene. Daher seien die einzelnen Glieder der Gegensätze wieder als besondere Momente hervorgetreten, ohne daß freilich je eines der Glieder des Gegensatzes völlig unterdrückt sei. Und schließlich gehe die Entwicklung dahin, eine vollere, bewußtere Einheit dieser Gegensätze herzustellen.

Wenn man so das Prinzip des Christenthums, sein Wesen auffaßt, so kann man von einer Entwicklung reden, die dasselbe von innen mit einer inneren Nothwendigkeit durchläuft. Sein Prinzip, das grundsätzlich die Einheit von Gegensätzen, die vorher einseitig vertreten sind, enthält, birgt nun eine Fülle von möglichen Versuchen, wie diese zunächst unmittelbar, naiv ausgesprochene und dargestellte Einheit bewußt und in der Mannigfaltigkeit der Aufgaben des Lebens durchgeführt werden soll, wo dann die eine oder die andere Seite des Gegensatzes in das Uebergewicht kommt, ohne die entgegengesetzte Seite gänzlich zu verdrängen. Man hat früher diesen Gedanken so ausgedrückt, daß man eine Grundidee dem Christenthum zu Grunde legte und nun diese Idee ihre Momente für sich heraussetzen ließ, so daß durch die Einseitigkeit eines jeden Momentes die Ergänzung hervorgetrieben wurde und so aus der Form der Unmittelbarkeit durch die Vermittlung der Gegensätze hindurch, die zu einer höheren Einheit geführt werden, die Entwicklung vor sich ging.

Nach dieser Ansicht ist das Wesen des Christenthums so zu bestimmen, daß es eine Einheit darstellt, welche sich in ihre Momente zu zerlegen und diese wieder zusammenzufassen, [illegible]

zwischen seiner Person und der von ihr vertretenen allgemeinen Grundrichtung sei später so auseinander gegangen, daß die Einen den historischen Glauben an den historischen Jesus, die Anderen den ewigen Kern des Evangeliums, die wahre Gottesgemeinschaft in ethischer Bestimmtheit besonders betont hätten und so das Christenthum bald als absolut allgemeingiltige rationale Religion, bald als historische Religion in Anspruch genommen werde, während eine höhere Einheit sich darin zeigen soll, daß man den ewigen Kern des Christenthums von Christus in die Welt eingeführt sein läßt, ohne deshalb die konkrete Art dieser Einführung selbst mit zu verabsolutiren.

Kurz, man kann das christliche Prinzip so auffassen, daß in ihm die in dem religiösen Leben vorher vorhandenen Gegensätze zu einer höheren Einheit gebracht seien, die erste Form dieser Einheit sei aber die naive, unmittelbare, in dem Innersten des Bewußtseins naiv vollzogene. Daher seien die einzelnen Glieder der Gegensätze wieder als besondere Momente hervorgetreten, ohne daß freilich je eines der Glieder des Gegensatzes völlig unterdrückt sei. Und schließlich gehe die Entwicklung dahin, eine vollere, bewußtere Einheit dieser Gegensätze herzustellen.

Wenn man so das Prinzip des Christenthums, sein Wesen auffaßt, so kann man von einer Entwicklung reden, die dasselbe von innen mit einer inneren Nothwendigkeit durchläuft. Sein Prinzip, das grundsätzlich die Einheit von Gegensätzen, die vorher einseitig vertreten sind, enthält, birgt nun eine Fülle von möglichen Versuchen, wie diese zunächst unmittelbar, naiv ausgesprochene und dargestellte Einheit bewußt und in der Mannigfaltigkeit der Aufgaben des Lebens durchgeführt werden soll, wo dann die eine oder die andere Seite des Gegensatzes in das Uebergewicht kommt, ohne die entgegengesetzte Seite gänzlich zu verdrängen. Man hat früher diesen Gedanken so ausgedrückt, daß man eine Grundidee dem Christenthum zu Grunde legte und nun diese Idee ihre Momente für sich heraussetzen ließ, so daß durch die Einseitigkeit eines jeden Momentes die Ergänzung hervorgetrieben wurde und so aus der Form der Unmittelbarkeit durch die Vermittlung der Gegensätze hindurch, die zu einer höheren Einheit geführt werden, die Entwicklung vor sich ging.

Nach dieser Ansicht ist das Wesen des Christenthums so zu bestimmen, daß es eine Einheit darstellt, welche sich in ihre Momente zu zerlegen und diese wieder zusammenzufassen, d. h.,

3*

welche nach innerem Gesetze sich zu entwickeln bestimmt ist. Diese Auffassung steht der anderen gegenüber, welche das Christenthum der Hauptsache nach als eine von Anfang an fertige Größe ansieht, die nur durch äußere Einflüsse ihre Veränderungen erleidet. Endlich aber giebt es noch eine dritte Auffassung, welche diese äußeren Einflüsse für so bedeutend hält, daß sie das Christenthum beständig und zwar in solchem Maße verändern, daß man die verschiedenen durch sie herbeigeführten Erscheinungen kaum mehr als ein einheitliches Ganze betrachten kann.

Und in der That, wenn man die Veränderungen im Christenthum nur auf äußere Einflüsse zurückzuführen gewillt ist, wenn man nicht auch das als wesentlich dem Christenthum ansieht, von innen heraus sich zu entwickeln, so wird auch schwerlich etwas Anderes übrig bleiben, als entweder zu sagen: Das Christenthum ist eine feste Größe, die durch äußere Einflüsse gestört wird, die abzuwehren sind, oder zu sagen: Das Christenthum ist, wie Alles in dieser Welt, einer beständigen Umbildung durch äußere Einflüsse ausgesetzt und ist eben deshalb selbst eine fließende Größe, deren Wesen zu bestimmen eine illusorische Aufgabe ist.

Nur dann, wenn dasselbe ein Prinzip hat, das selbst von innen heraus zu einer Entwicklung treibt, ein Prinzip, das sich im Grundtypus gleich bleibt, das aber seinen Grundtypus von unvollkommeneren zu vollkommeneren Formen entwickeln kann, ist es möglich, anzuerkennen, daß das Christenthum eine einheitliche Größe sei und doch verschiedene Erscheinungsformen annehmen könne, die nicht bloß als Abirrungen zu beurtheilen sind. Diese Ansicht braucht übrigens durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die bestimmten Verhältnisse der Zeit, daß die Eigenthümlichkeiten der Völker insbesondere Einfluß auf die einzelnen Erscheinungsformen des Christenthums ausgeübt haben; sie braucht auch durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die Einflüsse der bisherigen Kultur im weitesten Sinne, in der Bildung der Vorstellungen, Anschauungsbilder, Begriffe, in der Sitte und den sittlichen Vorstellungen theils negativ, theils positiv sich im Christenthum geltend machen, theils so, daß ihre Bekämpfung, theils so, daß ihre Nachwirkung auf das Christenthum modifizirend wirkt. Es ist um so weniger bedenklich, dies zuzugeben, wenn sich herausstellen sollte, daß die Völkertypen in religiöser Beziehung dazu angelegt sind, bestimmte Momente des christlichen Prinzips besonders kräftig, wenn auch einseitig zu vertreten, wie z. B. die Griechen besonders geeignet

waren, das Christenthum nach der Erkenntnißseite auszubilden, wie die Römer, es nach der Willensseite auszugestalten, also das theoretische und das praktische Moment, die Beide im christlichen Prinzip enthalten sind, herauszubilden, jedoch so, daß weder das praktisch-ethische Moment von den Griechen, noch das theoretische von den Römern gänzlich vernachlässigt wurde. Und wenn nun, um dieses Beispiel gleich noch weiter auszunutzen, die Griechen bei ihrer theoretischen Arbeit sich der überkommenen Begriffe bedienten, so zeigt sich hierin zwar ein Einfluß einer bestimmten Entwicklungsstufe des Denkens, aber dieser Einfluß hat doch nicht gehindert, daß ganz neue Erkenntnißgebilde in Bezug auf den Gottesbegriff sich ergaben; vielmehr bemühte man sich ganz bewußt, zwischen demjenigen in den überkommenen Vorstellungen und Begriffen zu unterscheiden, was auf einer dem Christenthum nicht entsprechenden Grundlage ruhte, und demjenigen, was dem Christenthum, — das doch schließlich nur mit dem menschlichen Denken verstanden werden kann, wenn es überhaupt verstanden werden soll — in den hergebrachten Begriffen konform war. So haben die Begründer der Trinitätslehre z. B. ausdrücklich den Polytheismus und den abstrakten Monismus und Monotheismus ausgeschlossen, um eine in sich lebendige, selbstbewußte Gottheit zu gewinnen, die, wie in sich selbst genugsam, doch zugleich mittheilsam sein, der Menschheit sich selbst mittheilen sollte.

Gegen eine Auffassung des Wesens des Christenthums, welche dasselbe, unter Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse, als ein Prinzip betrachtet, das sich selbst entwickelt, macht man nun aber den irrationalen Charakter der christlichen Religion geltend und den irrationalen Charakter der Persönlichkeit und der Individualität. Man hebt hervor, eine immanente Entwicklung mache weder den Weltlauf überhaupt, noch insbesondere das Christenthum begreiflich. Im Christenthum handle es sich um die Ueberwindung des Bösen; es beruhe auf göttlicher That; wie das Böse irrational sei, so sei auch die Gottesthat zur Ueberwindung des Bösen irrational. Auch erreiche ein allgemeines Prinzip niemals die Fülle und den Reichthum der konkreten Individualität und Persönlichkeit, die man anschauen müsse. Mit einem abstrakten Prinzip sei nichts gethan, am Allerwenigsten in der Religion. Nicht eine immanente Entwicklung des christlichen Prinzips könne man annehmen, sondern eine Offenbarung, die in ihrem Ursprung unbegreiflich sei, und die sich dem Willen präsentire; der Abfall von ihr finde thatsäch-

waren, das Christenthum nach der Erkenntnißseite auszubilden, wie die Römer, es nach der Willensseite auszugestalten, also das theoretische und das praktische Moment, die Beide im christlichen Prinzip enthalten sind, herauszubilden, jedoch so, daß weder das praktisch-ethische Moment von den Griechen, noch das theoretische von den Römern gänzlich vernachlässigt wurde. Und wenn nun, um dieses Beispiel gleich noch weiter auszunutzen, die Griechen bei ihrer theoretischen Arbeit sich der überkommenen Begriffe bedienten, so zeigt sich hierin zwar ein Einfluß einer bestimmten Entwicklungsstufe des Denkens, aber dieser Einfluß hat doch nicht gehindert, daß ganz neue Erkenntnißgebilde in Bezug auf den Gottesbegriff sich ergaben; vielmehr bemühte man sich ganz bewußt, zwischen demjenigen in den überkommenen Vorstellungen und Begriffen zu unterscheiden, was auf einer dem Christenthum nicht entsprechenden Grundlage ruhte, und demjenigen, was dem Christenthum, — das doch schließlich nur mit dem menschlichen Denken verstanden werden kann, wenn es überhaupt verstanden werden soll — in den hergebrachten Begriffen konform war. So haben die Begründer der Trinitätslehre z. B. ausdrücklich den Polytheismus und den abstrakten Monismus und Monotheismus ausgeschlossen, um eine in sich lebendige, selbstbewußte Gottheit zu gewinnen, die, wie in sich selbst genugsam, doch zugleich mittheilsam sein, der Menschheit sich selbst mittheilen sollte.

Gegen eine Auffassung des Wesens des Christenthums, welche dasselbe, unter Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse, als ein Prinzip betrachtet, das sich selbst entwickelt, macht man nun aber den irrationalen Charakter der christlichen Religion geltend und den irrationalen Charakter der Persönlichkeit und der Individualität. Man hebt hervor, eine immanente Entwicklung mache weder den Weltlauf überhaupt, noch insbesondere das Christenthum begreiflich. Im Christenthum handle es sich um die Ueberwindung des Bösen; es beruhe auf göttlicher That; wie das Böse irrational sei, so sei auch die Gottesthat zur Ueberwindung des Bösen irrational. Auch erreiche ein allgemeines Prinzip niemals die Fülle und den Reichthum der konkreten Individualität und Persönlichkeit, die man anschauen müsse. Mit einem abstrakten Prinzip sei nichts gethan, am Allerwenigsten in der Religion. Nicht eine immanente Entwicklung des christlichen Prinzips könne man annehmen, sondern eine Offenbarung, die in ihrem Ursprung unbegreiflich sei, und die sich dem Willen präsentire; der Abfall von ihr finde thatsächlich

auch im Christenthum wieder statt und dürfe nicht durch eine Theorie der Immanenz beschönigt werden, welche überall nur einseitige Vertretung berechtigter Momente finde, nichts Absolutes kenne und Alles in das Relative auflöse. Kann man diesen Streit durch die geschichtliche Betrachtung entscheiden? Ich glaube, die Geschichte lehrt zunächst, daß eben im Christenthum auch dieser Gegensatz besteht: Es ist eine Religion, welche eine Entscheidung fordert, eine Verurtheilung des Bösen, ein Entweder — Oder. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Es macht Anspruch auf absolute Geltung; man kann nicht halbe Pakte machen. Es fordert grundsätzliche Umkehr, Bekehrung und will sie ermöglichen. Es scheint in dieser Hinsicht zu einem Dualismus zu führen zwischen dem bösen und dem guten Prinzip. Aber andererseits kennt es doch gerade wieder eine milde Beurtheilung des Sünders. Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet. Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und Guten. Ja, Paulus ist der Meinung, daß Alles für die Erlösung bestimmt ist, daß das Gesetz gegeben sei, daß die Sünde um so mächtiger werde, damit sie schließlich durch die Gnade überwunden werde, ja, daß sie in der anfänglichen einseitigen Entwicklung der fleischlichen Seite des Menschen beruhe, die durch die pneumatische, geistige Macht überwunden werde. Der erste Mensch ist irdisch, der zweite, der die Vollendung bringt, ist geistlich, pneumatisch. Man wird deshalb sagen können, daß im Christenthum der Gegensatz des Irrationalen und Rationalen hervortrete und nach einer Lösung suche. Zunächst geschieht dies in unmittelbarer Form so, daß einerseits das Böse in aller Schärfe gekennzeichnet wird, aber nur als das Gegentheil des Guten, dessen Begriff vertieft ist. Die Gesinnung ist schon böse, nicht erst das Werk, und jede Zweiseeligkeit soll ausgeschlossen sein. Das aber führt gerade wieder zu dem Rationalen. Volle Harmonie mit Gott und mit sich selbst ist das Ziel, das erreicht werden soll, das gewiß nicht irrational ist. Gerade die Vereinigung aller Gegensätze auf Grund ihrer Vertiefung ist das Charakteristische des Christenthums. Es selbst ist sicher nicht irrational; es will vielmehr das Irrationale, sofern es das Böse ist, aufheben. Aber wie kommt das Irrationale überhaupt in die Welt? Woher kommt das sich selbst Widersprechende? Das Christenthum hat anfänglich nur beides unvermittelt anerkannt, das Irrationale des Bösen und die Vernünftigkeit und Weisheit in der Welt. Beides zu vermitteln hat es der

weiteren Entwicklung überlassen und die mannigfaltigsten Versuche sind gemacht worden, bald solche, die das Böse im Interesse der Weltharmonie abschwächten, bald solche, die die Weltharmonie und Vernunft in der Welt zu Gunsten der Irrationalität des Bösen preiszugeben schienen, bald optimistische, bald pessimistische Versuche, ohne daß die Einen oder die Andern die Herrschaft erreicht hätten. Nur darin war man einig, das Christenthum kann der moralischen Vernunft durch seinen Geist zum Siege verhelfen, weil es ethische Universalreligion ist. Das Irrationale ist also nicht das Letzte, sondern das zu Ueberwindende, mag es nun selbst wieder in dem Weltzusammenhange begriffen werden oder als Räthsel stehen bleiben. In keinem Falle ist es berechtigt, die göttliche Weisheit und Allmacht, die göttliche Güte zu Gunsten der Irrationalität der Welt fallen zu lassen. Das Christenthum ist gerade hierin nicht zum mindesten ethische Religion, daß es den Anspruch des Ideales aufrecht erhält und seine Realisirung durch den göttlichen Geist ermöglichen will, ohne den Gegensatz gegen das Ideal, der thatsächlich besteht, abzuschwächen. Es ist selbst jedenfalls nicht irrational. Das scheinbar Irrationale wird doch schließlich wieder in dem ganzen Zusammenhang so aufgenommen, daß die Welt eine Offenbarungsstätte göttlicher Weisheit bleibt, die aber doch wieder die höchste Vernunft ist.

Oder ist es irrational, weil es auf die Person, nicht auf bloß allgemein Vernünftiges dringt? Auch hier hat es einen Gegensatz in sein Prinzip aufgenommen, der zunächst in unmittelbarer Form geeint scheint. Die Person, die Individualität, der Einzelne wird nicht durch die allgemeine Vernunft vernichtet. Aber ebenso wenig wird das Allgemeingültige durch den Einzelnen vernichtet. Vielmehr jeder Einzelne ist als Träger des universalen göttlichen Geistes von unendlichem Werthe und der göttliche Geist wohnt in den Einzelnen als die sie treibende universale Kraft. Jeder ist Glied des Reiches Gottes. Das Reich Gottes aber realisirt sich in seinen Gliedern. Die Vernunft selbst ist eben nicht bloß allgemein, sondern am Einzelnen, die Einzelnen sind Träger des christlichen Prinzips. Das christliche Prinzip aber greift auch über die Einzelnen über und ist in keinem Einzelnen erschöpft. So bleibt an jenem Einwande nur das wahr, daß das christliche Prinzip eben nicht so abstrakt gedacht werden darf, als abstrahirte es von den einzelnen Personen, aber auch nicht so persönlich, daß es nicht doch wieder über jede Person übergriffe und ein Reich der Geister

weiteren Entwicklung überlassen und die mannigfaltigsten Versuche sind gemacht worden, bald solche, die das Böse im Interesse der Weltharmonie abschwächten, bald solche, die die Weltharmonie und Vernunft in der Welt zu Gunsten der Irrationalität des Bösen preiszugeben schienen, bald optimistische, bald pessimistische Versuche, ohne daß die Einen oder die Andern die Herrschaft erreicht hätten. Nur darin war man einig, das Christenthum kann der moralischen Vernunft durch seinen Geist zum Siege verhelfen, weil es ethische Universalreligion ist. Das Irrationale ist also nicht das Letzte, sondern das zu Ueberwindende, mag es nun selbst wieder in dem Weltzusammenhange begriffen werden oder als Räthsel stehen bleiben. In keinem Falle ist es berechtigt, die göttliche Weisheit und Allmacht, die göttliche Güte zu Gunsten der Irrationalität der Welt fallen zu lassen. Das Christenthum ist gerade hierin nicht zum mindesten ethische Religion, daß es den Anspruch des Ideales aufrecht erhält und seine Realisirung durch den göttlichen Geist ermöglichen will, ohne den Gegensatz gegen das Ideal, der thatsächlich besteht, abzuschwächen. Es ist selbst jedenfalls nicht irrational. Das scheinbar Irrationale wird doch schließlich wieder in dem ganzen Zusammenhang so aufgenommen, daß die Welt eine Offenbarungsstätte göttlicher Weisheit bleibt, die aber doch wieder die höchste Vernunft ist.

Oder ist es irrational, weil es auf die Person, nicht auf bloß allgemein Vernünftiges dringt? Auch hier hat es einen Gegensatz in sein Prinzip aufgenommen, der zunächst in unmittelbarer Form geeint scheint. Die Person, die Individualität, der Einzelne wird nicht durch die allgemeine Vernunft vernichtet. Aber ebenso wenig wird das Allgemeingültige durch den Einzelnen vernichtet. Vielmehr jeder Einzelne ist als Träger des universalen göttlichen Geistes von unendlichem Werthe und der göttliche Geist wohnt in den Einzelnen als die sie treibende universale Kraft. Jeder ist Glied des Reiches Gottes. Das Reich Gottes aber realisirt sich in seinen Gliedern. Die Vernunft selbst ist eben nicht bloß allgemein, sondern am Einzelnen, die Einzelnen sind Träger des christlichen Prinzips. Das christliche Prinzip aber greift auch über die Einzelnen über und ist in keinem Einzelnen erschöpft. So bleibt an jenem Einwande nur das wahr, daß das christliche Prinzip eben nicht so abstrakt gedacht werden darf, als abstrahirte es von den einzelnen Personen, aber auch nicht so persönlich, daß es nicht doch wieder über jede Person übergriffe und ein Reich der Geister wollte.

Auch dieser Gegensatz ist im Anfang in unmittelbarer Form ausgeglichen und in der weiteren Entwickelung ist bald mehr die universale gemeinschaftliche, bald mehr die persönliche Seite im Uebergewicht hervorgetreten.

So ergiebt sich also, daß das Wesen des Christenthums als ein Prinzip gefaßt werden muß, das die tiefsten Gegensätze im religiös-ethischen Gebiete in sich befaßt und eben dadurch noch zugleich den Antrieb zu einer inneren Entwickelung in sich enthält, indem die unmittelbare Form der Einheit der Gegensätze überschritten wird. Indem dies geschieht, indem die einzelnen Momente für sich in das Uebergewicht kommen, können sie nach der Art menschlicher Entwickelung erst völlig ausgebildet und schließlich auch wieder zu einer bewußten, reicheren, umfassenderen Einheit erhoben werden.

Man könnte fragen, ob das einseitige Hervortreten der einzelnen Momente nicht wieder eine Auflösung des christlichen Prinzips bedeute, wenn dieses selbst doch gerade die Einheit der Gegensätze zum Inhalt haben soll. Allein die Sache ist die: wenn die einzelnen Seiten hervortreten, so geschieht es doch nicht so, daß das andere Glied des Gegensatzes völlig verschwindet, sondern nur so, daß auf der einen Seite das Uebergewicht ist. Wenn z. B. das christliche Prinzip die Vereinigung mit Gott zunächst in der unmittelbaren Form des Gefühls, der Intuition, der konzentrirten Persönlichkeit enthält, so tritt diese Vereinigung mit Gott in der griechischen Kirche in der Form des Erkennens hervor, und in der Form kultischer Anschauung. Allein in diesem Erkennen wird doch zugleich ein sittlicher Antrieb enthalten sein, der über die Herrschaft des Sinnlichen hinaushebt und eine universale Richtung des Willens gegenüber dem einseitigen autarkischen Egoismus veranlaßt. Diese einseitige Richtung wird nun freilich auch ihre Unvollkommenheit offenbaren; sie kann in die Fehler des vorchristlichen Hellenismus zurückfallen, aber doch nicht so, daß das antike religiöse Ideal erneuert würde. Der Gottesbegriff der griechischen Kirche ist christlich, Gott soll in sich sein und doch sich offenbaren. Die Immanenz und Transcendenz sind verbunden. Christus wird so vorgestellt, daß beide Seiten, die göttliche und die menschliche, dauernd verbunden sind; Christus ist keine Theophanie; er ist auch Mensch, er ist Gottmensch. Das Vergottetwerden ist nicht eine Auflösung des Menschen, sondern nur ein völliges Aufgenommenwerden in die Einheit mit Gott, in der aber das klare menschliche Bewußtsein

bewahrt wird. Wenn es also völlig erklärlich ist, daß diese einseitigen Richtungen im Christenthum die Fehler der vorchristlichen Religionen theilweise wiederholen, theils weil in den vom Christenthum ergriffenen Völkern diese als Reminiscenzen noch nachwirken, theils weil die vorchristlichen Religionen die eine Seite des Gegensatzes ausschließlich vertreten, so ist doch diese Wiederholung niemals ein völliger Rückfall, weil immer die andere Seite des Gegensatzes auch berücksichtigt ist. Sind Neigungen zu einer naturhaften Auffassung der Sakramente und ihrer magischen Wirkung vorhanden, so tritt auf der anderen Seite um so stärker die Forderung sittlicher Bethätigung in Werken hervor; zeigt die römische Kirche das Ideal der Weltflucht, das mit dem Neuplatonismus zusammenhängt, so tritt dem um so stärker die Tendenz auf Beherrschung der Welt, auf die Kirche als das die Welt beherrschende Reich Gottes gegenüber. Man wird also dabei bleiben können, daß das christliche Prinzip erst dadurch seinen Reichthum entfalten kann, daß es die ihm innewohnenden Momente heraussetzt, um sie dann schließlich in höherer Form zur Einheit zu bringen. Denn das darf man nicht übersehen, daß doch der Reichthum des christlichen Prinzips erst wirklich zum Bewußtsein kommen kann, wenn die in ihm enthaltenen Momente zu klarem Bewußtsein erhoben werden.

Gerade dieses eigenthümliche Wesen des Christenthums wird aber nicht nur durch seine eigene Geschichte deutlich. Es wird erst voll zur Klarheit kommen durch den Kontrast gegen die anderen Religionen. Indem man das ihm und diesen Gemeinsame und das sie Unterscheidende erkennt, wird es leichter in den verschiedenen Erscheinungen des Christenthums den Grundcharakter wieder zu erkennen, der ihr gemeinsamer Typus ist, der sie vor anderen Religionen auszeichnet. Das Wesen des Christenthums kann man also aus der Geschichte erst recht erkennen, wenn man nicht bloß bei seiner eigenen Geschichte stehen bleibt, sondern auch das von den anderen Religionen Unterscheidende heraushebt, wo der Geschichtsforscher denn z. B. finden wird, daß es eine Vereinigung der arischen und semitischen Linie darstellt, welche die Einseitigkeit beider überwindet, indem einerseits Gott nicht bloß überweltlicher Herr, transscendenter Wille, auch nicht bloß der Welt immanent wirkende Kraft oder Vernunft, sondern über die Welt übergreifender und doch sich ihr seinem Wesen nach mittheilender ist, der nicht bloß seinen Willen dem Menschen kundthut, sondern sich selbst dem Menschen mittheilt, sein Wesen in der Seele offen

bewahrt wird. Wenn es also völlig erklärlich ist, daß diese einseitigen Richtungen im Christenthum die Fehler der vorchristlichen Religionen theilweise wiederholen, theils weil in den vom Christenthum ergriffenen Völkern diese als Reminiscenzen noch nachwirken, theils weil die vorchristlichen Religionen die eine Seite des Gegensatzes ausschließlich vertreten, so ist doch diese Wiederholung niemals ein völliger Rückfall, weil immer die andere Seite des Gegensatzes auch berücksichtigt ist. Sind Neigungen zu einer naturhaften Auffassung der Sakramente und ihrer magischen Wirkung vorhanden, so tritt auf der anderen Seite um so stärker die Forderung sittlicher Bethätigung in Werken hervor; zeigt die römische Kirche das Ideal der Weltflucht, das mit dem Neuplatonismus zusammenhängt, so tritt dem um so stärker die Tendenz auf Beherrschung der Welt, auf die Kirche als das die Welt beherrschende Reich Gottes gegenüber. Man wird also dabei bleiben können, daß das christliche Prinzip erst dadurch seinen Reichthum entfalten kann, daß es die ihm innewohnenden Momente heraussetzt, um sie dann schließlich in höherer Form zur Einheit zu bringen. Denn das darf man nicht übersehen, daß doch der Reichthum des christlichen Prinzips erst wirklich zum Bewußtsein kommen kann, wenn die in ihm enthaltenen Momente zu klarem Bewußtsein erhoben werden.

Gerade dieses eigenthümliche Wesen des Christenthums wird aber nicht nur durch seine eigene Geschichte deutlich. Es wird erst voll zur Klarheit kommen durch den Kontrast gegen die anderen Religionen. Indem man das ihm und diesen Gemeinsame und das sie Unterscheidende erkennt, wird es leichter in den verschiedenen Erscheinungen des Christenthums den Grundcharakter wieder zu erkennen, der ihr gemeinsamer Typus ist, der sie vor anderen Religionen auszeichnet. Das Wesen des Christenthums kann man also aus der Geschichte erst recht erkennen, wenn man nicht bloß bei seiner eigenen Geschichte stehen bleibt, sondern auch das von den anderen Religionen Unterscheidende heraushebt, wo der Geschichtsforscher denn z. B. finden wird, daß es eine Vereinigung der arischen und semitischen Linie darstellt, welche die Einseitigkeit beider überwindet, indem einerseits Gott nicht bloß überweltlicher Herr, transscendenter Wille, auch nicht bloß der Welt immanent wirkende Kraft oder Vernunft, sondern über die Welt übergreifender und doch sich ihr seinem Wesen nach mittheilender ist, der nicht bloß seinen Willen dem Menschen kundthut, sondern sich selbst dem Menschen mittheilt, sein Wesen in der Seele offen-

bart, so daß eine ethisch bestimmte Gottmenschheit möglich wird, die ebenso die Wesensverwandtschaft Gottes und des Menschen zeigt, wie die Erhabenheit Gottes über den Einzelnen. Es ließe sich nachweisen, daß die Trinitätslehre diesem Gedanken ebenfalls Ausdruck geben soll, sowie daß das Problem der Christologie kein anderes ist als an dieser Person sich das Verhältniß Gottes und des Menschen, die Einheit beider so klar zu machen, daß Keiner von beiden verkürzt wird.

Wenn man aber diese Vergleichung mit anderen Religionen vollziehen und dabei das Wesentliche der Unterschiede hervorheben will, wird man wohl nicht ohne die Spekulation auskommen können. Im Grunde genommen entstammt schon die Frage nach dem Wesen des Christenthums selbst der Spekulation. Denn die empirische Geschichtsforschung für sich würde diese Frage nicht stellen, die erst aus einer Reflexion über die einzelnen Geschichtsstadien entsteht. Die Spekulation hat es damit zu thun, das Wesen der Religion zu verstehen und die verschiedenen Arten und Stufen der Religion zu unterscheiden. Ohne daß man einen Ueberblick über die verschiedenen Arten der Religion hat, wird man schwerlich die Eigenthümlichkeit des Christenthums verstehen können. Welche Unterschiede bedeutsam sind, welche nicht, ob man überhaupt die Religionen als einheitliche Größen auffassen kann und worin es begründet ist, daß man ihnen einen einheitlichen Mittelpunkt zuschreibt, welches dann die zentralen unterscheidenden Merkmale für die Religionen sind, die sie trotz aller Wandlungen behaupten und die sie von einander unterscheiden, nach welchen Gesichtspunkten man sie zu unterscheiden hat, alle diese Fragen können nicht mehr auf historischem Wege entschieden werden. Wer glaubt, das Wesen des Christenthums auf rein historischem Wege festzustellen, dürfte sich über sich selbst täuschen. Er macht dabei allerhand Voraussetzungen, wendet allerlei Begriffe an, über die er sich keine wissenschaftliche Rechenschaft gegeben hat. Nur aus einer gründlichen Einsicht in das Wesen der Religion kann auch eine haltbare Eintheilung der Religionen hervorgehen, können diejenigen Momente hervorgehoben werden, welche wirklich für das eigenthümliche Wesen einer Religion bestimmend sind. Doch das hier auszuführen ist nicht der Ort. Nur darauf sollten diese Blätter hinweisen, daß die Erkenntniß des Wesens des Christenthums durchaus nicht so einfach ist, wie Manche glauben, und daß die Schwierigkeiten, welche hier vorliegen, nur durch die An-

wendung der rechten Methode der Forschung überwunden werden können.

Zugleich aber dürfte auch erhellen, daß eine Entscheidung über das, was dem Christenthum wesentlich ist, nicht dem populären Bewußtsein zustehen kann, das gewiß auch das Wesentliche desselben besitzen kann, aber in einer bestimmten Form, die durchaus nicht als die einzig christliche anzusehen ist, und mit allerhand Zuthaten, die vielleicht mit dem Christenthum nur in losem Zusammenhang stehen. Auch keine christliche Kirche ist im Stande, diese Frage zu beantworten, weil sie das Christenthum nur in einseitiger Weise darstellt, ebenso wenig kann die h. Schrift als die Quelle über das Urchristenthum aus den früher angegebenen Gründen hierüber entscheiden. Die Frage nach dem Wesen des Christenthums ist eine Frage, die nur durch die Wissenschaft beantwortet werden kann, und hieraus mag man ersehen, daß das Christenthum, in welchem diese Frage gestellt wird, eine Religion ist, zu deren Eigenthümlichkeit es auch gehört, durch immer tiefere Erkenntniß über sich selbst klar zu werden, eine Religion, die die Wissenschaft nicht entbehren kann.

wendung der rechten Methode der Forschung überwunden werden können.

Zugleich aber dürfte auch erhellen, daß eine Entscheidung über das, was dem Christenthum wesentlich ist, nicht dem populären Bewußtsein zustehen kann, das gewiß auch das Wesentliche desselben besitzen kann, aber in einer bestimmten Form, die durchaus nicht als die einzig christliche anzusehen ist, und mit allerhand Zuthaten, die vielleicht mit dem Christenthum nur in losem Zusammenhang stehen. Auch keine christliche Kirche ist im Stande, diese Frage zu beantworten, weil sie das Christenthum nur in einseitiger Weise darstellt, ebenso wenig kann die h. Schrift als die Quelle über das Urchristenthum aus den früher angegebenen Gründen hierüber entscheiden. Die Frage nach dem Wesen des Christenthums ist eine Frage, die nur durch die Wissenschaft beantwortet werden kann, und hieraus mag man ersehen, daß das Christenthum, in welchem diese Frage gestellt wird, eine Religion ist, zu deren Eigenthümlichkeit es auch gehört, durch immer tiefere Erkenntniß über sich selbst klar zu werden, eine Religion, die die Wissenschaft nicht entbehren kann.

Der Goethe-Schellingsche Plan eines philosophischen Naturgedichts.

Eine Studie zu Goethe's „Gott und Welt".

Von

Margarethe Plath.

In Goethe's Annalen findet sich unter dem Jahre 1799 gelegentlich der Erwähnung seiner Beobachtung des gestirnten Himmels die Notiz: „Bei allem diesem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrund." Zurückzuführen ist diese Idee eines Naturgedichts, von der Goethe auch in der Chronologie seiner Schriften spricht, auf die Anregungen, welche er in jener Zeit durch den Verkehr mit dem Kreise der älteren Romantiker in Jena empfing. Es giebt wenige literarische Epochen, die das Bild eines so regen geistigen Lebens bieten, wie die Jenaer Zeit von 1798 bis 1802, wenige, bei denen die Fruchtbarkeit eines lebhaften persönlichen Austauschs der Ideen so überzeugend zum Bewußtsein kommt. In dem gastlichen Hause A. W. Schlegel's vereinten sich Philosophen, Naturforscher, Dichter: Friedrich Schlegel und Schelling, Steffens und Ritter, Hardenberg und Tieck. Goethe stand diesem Kreise nah; fand er doch hier Interesse für Alles, was ihn bewegte. Nicht der Dichter allein, auch der Naturforscher wurde hier als Autorität angesehen, und bei der kühlen Ablehnung, die Goethe bis dahin in Fachkreisen mit seinen ihm so sehr ans Herz gewachsenen naturwissenschaftlichen Arbeiten erfahren hatte, mußte ihm diese Anerkennung doppelt erfreulich sein. Mit ihrem persönlichen Interesse hatten früher Herder und Frau von Stein jeden seiner Schritte begleitet. Beide waren ihm im Laufe der letzten Jahre fremd geworden, und wenn er für Vieles in der Freundschaft mit Schiller

Ersatz gefunden hatte — hier war eine Lücke geblieben: in eine Schrift wie Herder's „Gott" hatte Schiller sich nicht hineinzufinden vermocht. Nun wurde diese Lücke ausgefüllt, und der Enthusiasmus, mit dem Goethe seine Ideen von der jungen, aufstrebenden Generation erfaßt sah, gab diesen Ideen bei ihm selbst neue Lebenskraft. Für die gesammte Weltauffassung, die er sich an der Hand Spinoza's und seiner naturwissenschaftlichen Studien gebildet hatte, fand er hier einen empfänglichen, wohl vorbereiteten Boden. Die Idee eines ästhetischen Monismus, mit dem man den Rationalismus der Aufklärungszeit zu überwinden hoffte, begeisterte jedes Glied dieses Kreises; ihr zum siegreichen Durchbruch zu verhelfen, war das Ideal, wonach man strebte. „In dem Kreise der Goethe, Fichte, Schelling, Schlegel", schreibt Steffens, später auf eine Zeit zurückblickend, „bestand der bewußte, leidenschaftliche Wille, gemeinsam die philosophische Weltansicht zu vollenden, ihr in der Dichtung ergreifenden Ausdruck, im Leben Anwendung und Herrschaft zu verschaffen." — Also auch über den Weg zu dem erstrebten Ziele war man einig: die Poesie sollte dieser Philosophie den Sieg erkämpfen helfen. Nicht als ob man dadurch hätte die Kunst zu einer Magd der Philosophie herabwürdigen wollen — die Kunst selbst sollte durch diese hohe Aufgabe erst zu ihrer höchsten Entfaltung gelangen, und so gerade aus diesem Wechselverhältniß der Kunst und Philosophie als zweier gleichberechtigter Mächte, von denen jede die gebende, jede die empfangende war, eine neue Aera höheren geistigen Lebens hervorgehen. Das Verbindungsglied beider Elemente hoffte man in einer neuen auf Natursymbolik gegründeten Mythologie zu finden, und Friedrich Schlegel, der stets am schnellsten bei der Hand war, wenn es die Konsequenzen einer neuen Idee zu ziehen galt, schwärmte in den begeistertsten Ausdrücken von diesem Wundergebilde, durch das die Poesie den seit der Antike verlorenen Halt wiedergewinnen sollte. So bricht sich der Gedanke eines umfassenden philosophischen Naturgedichts Bahn, das sich den Schöpfungen eines Empedokles und Lucrez an die Seite stellen sollte. Steffens plant ein Epos des All. Hardenberg sucht in den unvollendet gebliebenen Lehrlingen zu Sais seiner Naturauffassung dichterische Gestalt zu verleihen. Am nächsten treten der Ausführung des Gedankens in jener Zeit Goethe und Schelling, und hatten sich diese beiden bedeutendsten Männer schon vorher nah gestanden, so wird durch das gemeinsame Streben ihre Verbindung nun um so enger.

Ersatz gefunden hatte — hier war eine Lücke geblieben: in eine Schrift wie Herder's „Gott" hatte Schiller sich nicht hineinzufinden vermocht. Nun wurde diese Lücke ausgefüllt, und der Enthusiasmus, mit dem Goethe seine Ideen von der jungen, aufstrebenden Generation erfaßt sah, gab diesen Ideen bei ihm selbst neue Lebenskraft. Für die gesammte Weltauffassung, die er sich an der Hand Spinoza's und seiner naturwissenschaftlichen Studien gebildet hatte, fand er hier einen empfänglichen, wohl vorbereiteten Boden. Die Idee eines ästhetischen Monismus, mit dem man den Rationalismus der Aufklärungszeit zu überwinden hoffte, begeisterte jedes Glied dieses Kreises; ihr zum siegreichen Durchbruch zu verhelfen, war das Ideal, wonach man strebte. „In dem Kreise der Goethe, Fichte, Schelling, Schlegel", schreibt Steffens, später auf jene Zeit zurückblickend, „bestand der bewußte, leidenschaftliche Wille, gemeinsam die philosophische Weltansicht zu vollenden, ihr in der Dichtung ergreifenden Ausdruck, im Leben Anwendung und Herrschaft zu verschaffen." — Also auch über den Weg zu dem erstrebten Ziele war man einig: die Poesie sollte dieser Philosophie den Sieg erkämpfen helfen. Nicht als ob man dadurch hätte die Kunst zu einer Magd der Philosophie herabwürdigen wollen — die Kunst selbst sollte durch diese hohe Aufgabe erst zu ihrer höchsten Entfaltung gelangen, und so gerade aus diesem Wechselverhältniß der Kunst und Philosophie als zweier gleichberechtigter Mächte, von denen jede die gebende, jede die empfangende war, eine neue Aera höheren geistigen Lebens hervorgehen. Das Verbindungsglied beider Elemente hoffte man in einer neuen auf Natursymbolik gegründeten Mythologie zu finden, und Friedrich Schlegel, der stets am schnellsten bei der Hand war, wenn es die Konsequenzen einer neuen Idee zu ziehen galt, schwärmte in den begeistertsten Ausdrücken von diesem Wundergebilde, durch das die Poesie den seit der Antike verlorenen Halt wiedergewinnen sollte. So bricht sich der Gedanke eines umfassenden philosophischen Naturgedichts Bahn, das sich den Schöpfungen eines Empedokles und Lucrez an die Seite stellen sollte. Steffens plant ein Epos des All. Hardenberg sucht in den unvollendet gebliebenen Lehrlingen zu Sais seiner Naturauffassung dichterische Gestalt zu verleihen. Am nächsten treten der Ausführung des Gedankens in jener Zeit Goethe und Schelling, und hatten sich diese beiden bedeutendsten Männer schon vorher nah gestanden, so wird durch das gemeinsame Streben ihre Verbindung nun um so enger.

Ein großes Ziel war es, das sich diese Geister gesteckt hatten. Denn was verstand man im Allgemeinen in jener Zeit unter Natur? „Der Mensch des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts", sagt H. von Stein in seiner Aesthetik der deutschen Klassiker, „sieht bei dem Wort Natur ein Gewirr und Gewimmel, ein Unzähliges vor sich, gleichviel von was, von Sternen, wenn es sich ums Große, von Infusorien, wenn es sich um den Wassertropfen handelt, von Atomen, Massentheilchen." — Als begeisterter Apostel der Natur trat dann Rousseau auf — aber was bedeutete ihm die Natur? Er sah in ihr vor Allem den Gegensatz zur Kultur, und zwar der historisch gewordenen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts — einen primitiven Zustand ohne Begriff des Eigenthums, ohne Theilung der Arbeit und Sonderung der Stände, ohne die zersetzenden Leidenschaften seiner Zeit. Es war ein Ideal, das er mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit pries, das aber in der historischen Realität nie existirt hat und dessen Realisirung doch auch nur als ein Durchgangspunkt, um zu einer neuen gesunderen Kultur zu gelangen, in Betracht kam. — Bei Kant finden wir verschiedene Definitionen des Begriffs Natur. Im weitesten Sinne faßt er sie als Inbegriff gegebener Gegenstände jeder Art von Anschauung. Innerhalb dieses Begriffs ist zu unterscheiden zwischen Natur im übersinnlichen und im empirischen Verstande. Natur im übersinnlichen Verstande ist der Inbegriff der Dinge an sich. Da diese aber nur Objekte einer nicht sinnlichen Anschauung sein können und dem Menschen allein die sinnliche Anschauung zu Gebote steht, so kommt diese Natur für ihn nur als Grenzbegriff, nicht als positive Größe — auch wenn sie als solche existirt — in Betracht. Natur im empirischen Verstande dagegen ist der Inbegriff der Erscheinungen, die durch die sinnliche Anschauung gegeben sind. Die empirische Natur heißt denkende Natur, sofern ihr Objekt die Seele ist, die mittels des inneren Sinnes angeschaut wird; sie heißt körperliche Natur als Inbegriff der Erscheinungen der äußeren Dinge, die durch die Anschauung der äußeren Sinne gegeben sind. Dieser letzte Begriff ist es naturgemäß, der hauptsächlich in Betracht kommt, wenn von Natur im Kantschen Sinne die Rede ist. Charakteristisch für diesen Begriff, der sich dem, was wir Sinnenwelt nennen würden, nähert, ist einmal, daß es ein Inbegriff von Erscheinungen nur, nicht von Dingen ist, und ferner, daß das geistige Element, da denkende und körperliche Natur als sich ausschließende Gegensätze gedacht sind, hier keine Stätte hat. Dieser

Dualismus auf theoretischem Gebiet findet sein Gegenbild in der Sphäre der praktischen Vernunft. Natur und Geist, Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit stehen sich schroff gegenüber, und des Menschen Leben ist von einem steten Kampf zwischen beiden erfüllt.

In der geplanten Weise, als ein umfassendes Ganzes, kam freilich das Naturgedicht weder bei Goethe noch bei Schelling zur Ausführung. In der Eigenthümlichkeit der Aufgabe selbst, der Verkörperung des Ideals der modernen Poesie in einem spekulativen Epos über die Natur lag die Nothwendigkeit des Scheiterns. Aber es dauerte geraume Zeit, bis man sich zur Klarheit darüber durchrang. Bei Goethe können wir den Plan des Naturgedichts ungefähr ein Jahr hindurch verfolgen. Am häufigsten spricht er von demselben im Briefwechsel mit Knebel, der — charakteristisch für die Zeit — mit einer Uebersetzung des Lucrez beschäftigt war. Als Knebel das erste Buch seines Werkes an Goethe schickt, bemerkt ihm dieser: „Indem ich es durchlas, hat sich manches bei mir ...; denn seit dem vorigen Sommer habe ich oft über die Möglichkeit eines Naturgedichts in unsern Tagen gedacht" (22. 1. 1799). Noch in dem Briefe vom 22. 3. 1799 lesen wir: „Jenes große Naturwerk habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeite." Aber von da ab hören wir nichts mehr von dem Naturepos, und die schon in einem früheren Briefe an Knebel angedeutete Idee, daß man „einzeln versuchen" müsse, „was im Ganzen unmöglich werden möchte," gewinnt festeren Boden. Schon im Juli 1798 (vgl. Brief vom 29. 6. 1798 und vom 16. 7. 1798) hatte Goethe einen solchen einzelnen „Versuch, das Anschauen der Natur, wo nicht poetisch, doch rhythmisch darzustellen" an Knebel gesandt, ihn gebeten, diesen Versuch (es war die Metamorphose der Pflanzen) mit der „Lucrezischen Art" zu vergleichen, und ein Gedicht „über die magnetischen Kräfte auf eben diese Weise" in Aussicht gestellt. Wenn letzteres auch nicht zur Ausführung kam, so entstand doch nach und nach aus diesem Sinne heraus eine Reihe verwandter Gedichte, die Goethe später unter der Rubrik „Gott und Welt" zusammenfaßte, und zu denen auch Dauer im Wechsel, Bei Betrachtung von Schiller's Schädel gehören (vgl. Loepers Anmerkungen zu Goethe's Gedichten, Hempelsche Ausgabe, Band II, S. 514). Als „Splitter" des großen Natur-

Dualismus auf theoretischem Gebiet findet sein Gegenbild in der Sphäre der praktischen Vernunft. Natur und Geist, Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit stehen sich schroff gegenüber, und des Menschen Leben ist von einem steten Kampf zwischen beiden erfüllt.

In der geplanten Weise, als ein umfassendes Ganzes, kam freilich das Naturgedicht weder bei Goethe noch bei Schelling zur Ausführung. In der Eigenthümlichkeit der Aufgabe selbst, der Verkörperung des Ideals der modernen Poesie in einem spekulativen Epos über die Natur lag die Nothwendigkeit des Scheiterns. Aber es dauerte geraume Zeit, bis man sich zur Klarheit darüber durchrang. Bei Goethe können wir den Plan des Naturgedichts ungefähr ein Jahr hindurch verfolgen. Am häufigsten spricht er von demselben im Briefwechsel mit Knebel, der — charakteristisch für die Zeit — mit einer Uebersetzung des Lucrez beschäftigt war. Als Knebel das erste Buch seines Werkes an Goethe schickt, bekennt ihm dieser: „Indem ich es durchlas, hat sich manches bei mir geregt; denn seit dem vorigen Sommer habe ich oft über die Möglichkeit eines Naturgedichts in unsern Tagen gedacht" (22. 1. 1799). Noch in dem Briefe vom 22. 3. 1799 lesen wir: „Jenes große Naturwerk habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeite." Aber von da ab hören wir nichts mehr von dem Naturepos, und die schon in einem früheren Briefe an Knebel angedeutete Idee, daß man „einzeln versuchen" müsse, „was im Ganzen unmöglich werden möchte," gewinnt festeren Boden. Schon im Juli 1798 (vgl. Brief vom 29. 6. 1798 und vom 16. 7. 1798) hatte Goethe einen solchen einzelnen „Versuch, das Anschauen der Natur, wo nicht poetisch, doch rhythmisch darzustellen" an Knebel gesandt, ihn gebeten, diesen Versuch (es war die Metamorphose der Pflanzen) mit der „Lucrezischen Art" zu vergleichen, und ein Gedicht „über die magnetischen Kräfte auf eben diese Weise" in Aussicht gestellt. Wenn letzteres auch nicht zur Ausführung kam, so entstand doch nach und nach aus diesem Sinne heraus eine Reihe verwandter Gedichte, die Goethe später unter der Rubrik „Gott und Welt" zusammenfaßte, und zu Denen auch Dauer im Wechsel, Bei Betrachtung von Schiller's Schädel gehören (vgl. Loepers Anmerkungen zu Goethe's Gedichten, Hempelsche Ausgabe, Band II, S. 514). Als „Splitter" des großen Natur-

gedichts sind die Sprüche unter der Ueberschrift „Gott, Gemüth und Welt" sowie das sechste Buch der Zahmen Xenien zu betrachten. Auf demselben Grunde ruhen die naturphilosophischen Partien des Faust, der damals gerade in ein neues Stadium seiner Entwicklung trat, und den Schelling später als eine Verwirklichung des Allgedichts anzusehen geneigt war.

Den ursprünglichen Plan des einheitlichen Naturepos hatte Goethe damals an Schelling abgetreten. „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur", schreibt Karoline Schlegel im Oktober 1800 an Schelling. Und sie zweifelt nicht daran, daß er dieser Aufgabe gewachsen sei: „Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird" (24. 1. 1801). Schelling widmete sich mit Eifer dem Plan. Hatte Goethe zunächst an Lucrez als Vorbild gedacht, so schwebte ihm Dante vor, und er versuchte, indem er Theile der göttlichen Komödie übersetzte, sich Gewandtheit im Bau von Terzinen zu erwerben. Im Sommer 1800 wurde wirklich ein Anfang des Naturepos ausgearbeitet, aber dabei blieb es auch. Und wenn Schelling später das auf den großen Plan zurückzuführende Gedicht Thier und Pflanze veröffentlichte, so war er sich über die geringe Bedeutung desselben vollkommen klar und wollte durchaus nicht als Verfasser genannt sein. Von wahrem poetischen Werth sind die in augenscheinlicher Anlehnung an Goethe's Zueignung geschriebenen Stanzen, die er als Widmungsstrophen des Allgedichts zu Weihnachten 1799 an Karoline, seine dichterische Muse, sandte. Dem Keime nach wenigstens glaubte er später das Naturepos in seinem Identitätssystem geschaffen zu haben.

Welches sind nun die Elemente der Weltanschauung, die Goethe und Schelling in dem Naturepos dichterisch gestalten wollten?

Betrachten wir, um diese Frage zu beantworten, Goethe's Gott und Welt und die naturphilosophischen Schriften Schellings, so erscheint als Grundlage der Weltauffassung beider Männer jene poetische Form des Spinozismus, die der unter Leibnizens Einfluß stehende Herder geschaffen hatte, und die in seinem „Gott" und in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ihren klassischen Ausdruck gefunden hatte. — Goethe war von Herder persönlich in diese Ideen hineingeführt worden, und noch in ganz anderem Maße als einst in Straßburg blickt er zu der Zeit der Spinozastudien zu Herder als seinem geistigen Führer empor. — Schelling, dessen erste Schriften schon die Anlehnung an Herder

erkennen lassen, bezeugt die tiefe Wirkung, die die Ideen auf ihn hatten, schon durch die Anlehnung des Titels seiner „Ideen zur Philosophie der Natur" an das Herdersche Werk. — So ist es erklärlich, daß wir die Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Naturauffassung mit den Gedanken Herder's fast durchgehends verfolgen können. Betreffs der Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Ideen unter sich drängt sich nothwendig die Frage auf, in welchem Grade wir Schelling als abhängig von Goethe zu betrachten haben. Eine maßgebende Beeinflussung Schelling's durch Goethe vor der persönlichen Berührung ist nicht nachweisbar. Freilich ist Goethe Mitarbeiter an den ersten Büchern der für Schellings Entwicklungsgang wichtigen Herderschen Ideen; aber Goethe selbst erkennt Herder in philosophischen Dingen stets als seinen Führer an, und erst durch das Medium Herderscher Auffassungs- und Darstellungsweise treten seine Gedanken in den Gesichtskreis Schelling's, so daß Herder jedenfalls der bei weitem überwiegende Einfluß zukommt. Auch die öftere Erwähnung Goethe's als Autorität betreffs der Farbenlehre und der Metamorphose der Pflanzen in Schelling's „Ideen" (1797) und seiner „Weltseele" (1798) fällt nicht entscheidend ins Gewicht, da Goethe hier für Schelling nur einer unter vielen ist, von denen z. B. Kielmeyer, von dessen Rede über die organischen Kräfte Schelling den Beginn einer neuen Epoche der Naturgeschichte datirt, für ihn eine ungleich größere Bedeutung hat. Wenn trotzdem die vor der persönlichen Bekanntschaft mit Goethe veröffentlichten grundlegenden naturphilosophischen Schriften Schelling's, die die Keime der in dieser ganzen Entwicklungsepoche Schelling's reifenden Gedanken enthalten, eine auffallende Verwandtschaft mit Goetheschen Ideen zeigen, so ist dies in erster Linie wohl auf eine ursprüngliche geistige Verwandtschaft mit Goethe zurückzuführen. Dazu kommt eine Reihe gemeinsamer Bildungsfaktoren: das Studium der Natur, die Beschäftigung mit Giordano Bruno, Spinoza, Hemsterhuys, Kielmeyer, vor Allem der Einfluß Herder's. Endlich muß die ganze naturwissenschaftlich-philosophische Strömung in Betracht gezogen werden, die in jener Zeit hervorzutreten beginnt, und die mehrfach ähnliche Anschauungen — wenn auch weniger klar und weniger umfassend — zeitigt. — Auf eignem Wege also ist Schelling zu einer Auffassung des Weltganzen gelangt, die sich in ihren Hauptpunkten mit der Goetheschen berührt. Nun tritt er Goethe nah, und durch den Verkehr mit dem verwandten Geiste gewinnen seine Ideen natur-

erkennen lassen, bezeugt die tiefe Wirkung, die die Ideen auf ihn übten, schon durch die Anlehnung des Titels seiner „Ideen zur Philosophie der Natur“ an das Herdersche Werk. — So ist es erklärlich, daß wir die Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Weltauffassung mit den Gedanken Herder's fast durchgehends verfolgen können. Betreffs der Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Ideen unter sich drängt sich nothwendig die Frage auf, in welchem Grade wir Schelling als abhängig von Goethe zu betrachten haben. Eine maßgebende Beeinflussung Schelling's durch Goethe vor der persönlichen Berührung ist nicht nachweisbar. Freilich ist Goethe Mitarbeiter an den ersten Büchern der für Schellings Entwicklungsgang wichtigen Herderschen Ideen; aber Goethe selbst erkennt Herder in philosophischen Dingen stets als seinen Führer an, und erst durch das Medium Herderscher Auffassungs- und Darstellungsweise treten seine Gedanken in den Gesichtskreis Schelling's, so daß Herder jedenfalls der bei weitem überwiegende Einfluß zukommt. Auch die öftere Erwähnung Goethe's als Autorität betreffs der Farbenlehre und der Metamorphose der Pflanzen in Schelling's „Ideen“ (1797) und seiner „Weltseele“ (1798) fällt nicht genügend ins Gewicht, da Goethe hier für Schelling nur einer unter vielen ist, von denen z. B. Kielmeyer, von dessen Rede über die organischen Kräfte Schelling den Beginn einer neuen Epoche der Naturgeschichte datirt, für ihn eine ungleich größere Bedeutung hat. Wenn trotzdem die vor der persönlichen Bekanntschaft mit Goethe veröffentlichten grundlegenden naturphilosophischen Schriften Schelling's, die die Keime der in dieser ganzen Entwicklungsepoche Schelling's reifenden Gedanken enthalten, eine auffallende Verwandtschaft mit Goetheschen Ideen zeigen, so ist dies in erster Linie wohl auf eine ursprüngliche geistige Verwandtschaft mit Goethe zurückzuführen. Dazu kommt eine Reihe gemeinsamer Bildungsfaktoren: das Studium der Natur, die Beschäftigung mit Giordano Bruno, Spinoza, Hemsterhuys, Kielmeyer, vor Allem der Einfluß Herder's. Endlich muß die ganze naturwissenschaftlich-philosophische Strömung in Betracht gezogen werden, die in jener Zeit hervorzutreten beginnt, und die mehrfach ähnliche Anschauungen — wenn auch weniger klar und weniger umfassend — zeitigt. — Auf eignem Wege also ist Schelling zu einer Auffassung des Weltganzen gelangt, die sich in ihren Hauptpunkten mit der Goetheschen berührt. Nun tritt er Goethe nah, und durch den Verkehr mit dem verwandten Geiste gewinnen seine Ideen natur-

gemäß ihre Klärung und Ausgestaltung. Daß aber auch hier der „Granit“ seine innere Selbständigkeit zu wahren wußte, beweisen die in Folge des lebhaften persönlichen Austausches der Ideen freilich nur spärlichen Reste des schriftlichen Verkehrs zwischen Goethe und Schelling in jener Zeit. Das Verhältniß beider erscheint durchaus als ein auf gegenseitige Förderung gegründetes. Goethe selbst erkennt Schelling's Selbständigkeit wiederholt an; er bezeugt ihm, daß er sich in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten von ihm gefördert sehe (Aus Schellings Leben I, 246 und 324), und gesteht ihm nach der Lektüre eines seiner Aufsätze, daß seine Philosophie die einzige sei, zu der er einen entschiedenen Zug verspüre und die er in der Hoffnung zunehmender Uebereinstimmung eifrig studire (Aus Schelling's Leben I, 314). Noch viele Jahre später, in dem Aufsatz über die Einwirkung der neueren Philosophie gedenkt er dankbar dessen, was er Schellingen schuldig geworden.

Wenn es nun hier darauf ankommt, die Hauptzüge der Goethe-Schellingschen Naturauffassung unter Berücksichtigung ihrer Verwandtschaft mit Herders Ideen festzustellen, so ist von vornherein auf die Beantwortung der Frage über das Prioritätsrecht Goethe's oder Schelling's in Betreff dieser oder jener einzelnen Idee verzichtet worden, da sich diese Frage bei dem schon erwähnten Mangel schriftlichen Materials aus der Zeit des persönlichen Verkehrs schwerlich mit wissenschaftlicher Bestimmtheit lösen lassen wird. Daß Goethe in den einzelnen Abschnitten nach Schelling behandelt wird, ist lediglich dadurch bedingt, daß wir es bei dem Philosophen Schelling mit dem Versuch einer zusammenhängenden Entwicklung der Ideen, bei dem Dichter Goethe mit einzelnen leuchtend herausgehobenen Hauptpunkten zu thun haben, deren tiefere Bedeutung sich auf dem Hintergrunde der philosophischen Gesammtauffassung — auch wenn sie nur in großen Zügen geschildert werden kann — leichter erschließt.

I. Der Identitätsstandpunkt.

Ausgehend von der Anschauung, daß „alle äußere Form der Natur Darstellung ihres inneren Werkes“ sei, hatte schon Herder gegen die dualistische Auffassung von Geist und Materie gekämpft. „Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innigharmonisch wirken, die, völlig ungleichartig, einander wesentlich entgegengesetzt wären?“

Schelling sah in der Ueberwindung des philosophischen Dualismus seine Lebensaufgabe. Für ihn war der Standpunkt der Identität eine Nothwendigkeit: „Unser Geist strebt nach Einheit im System seiner Erkenntnisse; er verträgt es nicht, daß man ihm für jede einzelne Erscheinung ein besonderes Prinzip aufdringe.“ Eine Erkenntniß der äußeren Welt ist dem Geiste, der allein das ihm Analoge aufzufassen vermag, nur möglich, wenn „das System der Natur zugleich das System unseres Geistes“ ist. Darum erklärt Schelling mit aller Schärfe: „Ich gebe nicht zwei verschiedene Welten, sondern durchaus nur die Eine selbige zu, in welcher Alles und auch das begriffen ist, was im gemeinen Bewußtsein als Natur und Geist sich entgegengesetzt wird.“ Die Natur ist ihm der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur.

Auf der Voraussetzung des Identitätsstandpunktes beruht auch für Goethe die Möglichkeit jeder philosophischen und wissenschaftlichen Forschung. „Denn das ist der Natur Gehalt, daß außen gilt, was innen galt.“ Deshalb wendet er sich mit scharfer Polemik gegen Alle, welche diese Identität — und damit die Möglichkeit, durch Naturbetrachtung zur Erkenntniß des Geistigen vorzudringen leugnen, so gegen die Nachbeter von Hallers: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“ in Ultimatum und Allerdings (vgl. dazu Goethe's Worte über Jacobi in den Biographischen Einzelheiten). Von Polemik frei findet der Gedanke der Identität im ersten Abschnitt von Epirrhema Ausdruck. Und zwar tritt bei Goethe der Monismus in seiner reinsten Form auf; denn wenn sich Spinoza's Einheitsidee zu einer ideellen Gleichsetzung von Ausdehnung und Denken gestaltet, die unter sich aber in absolutem Gegensatz stehen, von denen keins durch das andere begrenzt oder begriffen werden kann, wenn Schelling seine Ansicht zu der Lehre von der quantitativen Entgegensetzung von Geist und Natur ausbildet, so versteht Goethe unter dieser Identität eine wirkliche Einheit. — Wie weit diese vorausgesetzte Identität empirisch beweisbar sei, ist freilich für Goethe eine andere Frage. Weniger unserem eigenen prüfenden Verstande haben wir die Erkenntniß der Einheit von Realem und Idealem zu danken, als dem freiwilligen Selbstoffenbarungsakte der Natur. Es giebt kein Geheimniß, „das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter vor Augen stellte.“ Aber nur dem Reinen offenbart sie sich, „den Unzulänglichen verschmäht sie.“

Schelling sah in der Ueberwindung des philosophischen Dualismus seine Lebensaufgabe. Für ihn war der Standpunkt der Identität eine Nothwendigkeit: „Unser Geist strebt nach Einheit im System seiner Erkenntnisse; er verträgt es nicht, daß man ihm für jede einzelne Erscheinung ein besonderes Prinzip aufdringe.“ Eine Erkenntniß der äußeren Welt ist dem Geiste, der allein das ihm Analoge aufzufassen vermag, nur möglich, wenn „das System der Natur zugleich das System unseres Geistes“ ist. Darum erklärt Schelling mit aller Schärfe: „Ich gebe nicht zwei verschiedene Welten, sondern durchaus nur die Eine selbige zu, in welcher Alles und auch das begriffen ist, was im gemeinen Bewußtsein als Natur und Geist sich entgegengesetzt wird.“ Die Natur ist ihm der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur.

Auf der Voraussetzung des Identitätsstandpunktes beruht auch für Goethe die Möglichkeit jeder philosophischen und wissenschaftlichen Forschung. „Denn das ist der Natur Gehalt, daß außen gilt, was innen galt.“ Deshalb wendet er sich mit scharfer Polemik gegen Alle, welche diese Identität — und damit die Möglichkeit, durch Naturbetrachtung zur Erkenntniß des Geistigen vorzudringen — leugnen, so gegen die Nachbeter von Hallers: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“ in Ultimatum und Allerdings (vgl. dazu Goethe's Worte über Jacobi in den Biographischen Einzelheiten). Von Polemik frei findet der Gedanke der Identität im ersten Abschnitt von Epirrhema Ausdruck. Und zwar tritt bei Goethe der Monismus in seiner reinsten Form auf; denn wenn sich Spinoza's Einheitsidee zu einer ideellen Gleichsetzung von Ausdehnung und Denken gestaltet, die unter sich aber in absolutem Gegensatz stehen, von denen keins durch das andere begrenzt oder begriffen werden kann, wenn Schelling seine Ansicht zu der Lehre von der quantitativen Entgegensetzung von Geist und Natur ausbildet, so versteht Goethe unter dieser Identität eine wirkliche Einheit. — Wie weit diese vorausgesetzte Identität empirisch beweisbar sei, ist freilich für Goethe eine andere Frage. Weniger unserm eignen prüfenden Verstande haben wir die Erkenntniß der Einheit von Realem und Idealem zu danken, als dem freiwilligen Selbstoffenbarungsakte der Natur. Es giebt kein Geheimniß, „das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter vor Augen stellte“. Aber nur dem Reinen offenbart sie sich, „den Unzulänglichen verschmäht sie.“

„Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Aber wenn auch bei der „Endlosigkeit" der Naturbetrachtung die rastlose Erforschung der Identität, einem Kantschen Postulate vergleichbar, als ein unerreichbares Ideal erscheint, so dürfen wir uns doch jeder einzelnen Erkenntniß erfreuen, falls sie durch ihre fördernde Wirkung ihre innere Berechtigung offenbart; denn:

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr."

II. Die intellektuelle Anschauung.

Das Mittel zur Erkenntniß der sinnlich-geistigen Natur kann naturgemäß auch nur ein solches sein, bei dem sich sinnliche und geistige Elemente mischen. Ein solches ist in der intellektuellen Anschauung, und zwar in ihr allein gegeben. — Es war dasselbe, was Spinoza intuitive Erkenntniß nannte, ein Erfassen des Einzelnen aus der Anschauung des Ganzen. — Herder hatte diese Gabe des geistigen Schauens, die Kant dem diskursiven menschlichen Verstande absprechen wollte, in hohem Maße besessen. Fichte, Friedrich Schlegel, Schleiermacher waren ihre begeisterten Verkünder. Schelling sah in ihr „das Höchste in unserm Erkenntniß." Er definirt sie als „ein Wissen, das zugleich ein Produziren seines Objekts ist —, eine Anschauung, in der das Produzirende mit dem Produzirten Eins ist", und sieht also in ihr eine Art schöpferischen Akt des Ich. Vor allen Dingen fordert er sie für die Naturphilosophie. Begründet wird diese Forderung in der Schrift Fernere Darstellung aus dem System der Philosophie (1802): „Die intellektuelle Anschauung, nicht nur vorübergehend, sondern bleibend, als unveränderliches Organ, ist die Bedingung des wissenschaftlichen Geistes überhaupt und in allen Theilen des Wissens. Denn sie ist das Vermögen überhaupt, das Allgemeine im Besondern, das Unendliche im Endlichen, beide zur lebendigen Einheit vereinigt zu sehen. Der Anatom, welcher eine Pflanze oder einen thierischen Leib zergliedert, glaubt wohl unmittelbar die Pflanze oder den thierischen Organismus zu sehen; eigentlich aber erblickt er nur das einzelne Ding, das er Pflanze oder Leib nennt; die Pflanze in der Pflanze, das Organ im Organismus und mit einem Wort den Begriff oder die Indifferenz in der Differenz

zu sehen, ist nur durch intellektuelle Anschauung möglich."
In dieser Definition tritt aufs Schärfste der Unterschied des Goethe-Schelling'schen Begriffs der intellektuellen Anschauung von dem Kant's hervor. Für Kant ist der Begriff intellektuelle Anschauung, soweit menschliches Vermögen in Betracht kommt, eine Unmöglichkeit: Verstand und Anschauung, Geistiges und Sinnliches fallen für ihn auseinander. Der menschliche Verstand „kann nur denken und muß in den Sinnen die Anschauung suchen" (vergl. in der Kritik der reinen Vernunft den Abschnitt über transscendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe § 16 ff.). Die Goethe-Schelling'sche intellektuelle Anschauung bringt diesem Dualismus gegenüber das monistische Prinzip zum Ausdruck, sofern sie als ein Akt gedacht ist, bei dem Sinnliches und Geistiges untrennbar in einander liegt, mit und durch einander wirkt. — Auch die Bezeichnungen Einheit und Mannigfaltigkeit haben bei Kant einen wesentlich andern Sinn als bei Goethe-Schelling. Bei Kant ist das Mannigfaltige die Fülle der Einzelwahrnehmungen in der sinnlichen Anschauung des Einzeldinges oder Einzelvorganges vergl. das Beispiel vom Haus und vom Gefrieren des Wassers a. a. O. § 26); das Einheitliche ist die synthetische Einheit des Bewußtseins, auf Grund deren Anschauungen allein Objekte für uns werden können (§ 17). Bei Goethe-Schelling handelt es sich um Einheit des Typus in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungsformen (Individuen), um Einheit des Entwicklungsgesetzes in der Mannigfaltigkeit der Entwicklungsphasen.

Als Goethe an der Hand Herder's 1784 sich zum ersten Mal eingehend mit Spinoza beschäftigte, war der Begriff der scientia intuitiva einer derjenigen gewesen, bei denen ihm seine geistige Verwandtschaft mit Spinoza am deutlichsten zum Bewußtsein kam. Daß in diesem Verstehen aus dem Ganzen heraus das eigenste Wesen des Goetheschen Geistes bestehe, hatte Schiller mit klarem Blick erkannt (vergl. Brief an Goethe vom 23. 8. 1794). Gegen die encheiresin naturae, der das lebendige Band fehlt, und der deshalb die einzelnen Theile zerstückelt in der Hand bleiben, hatte Goethe von früh an gekämpft (vergl. Hirzel, Der junge Goethe, Brief vom 14. 7. 1770). Von der sinnenden Natur, die nur von dem verstanden werden kann, der sich mit geistigem Auge in ihre Schöpfungen vertieft, sprach der Aufsatz über die Natur, der, wenn auch nicht von Goethe selbst herrührend, doch nach seinem eignen Zeugniß (vergl. seine Worte darüber an den

zu sehen, ist nur durch intellektuelle Anschauung möglich." — In dieser Definition tritt aufs Schärfste der Unterschied des Goethe-Schelling'schen Begriffs der intellektuellen Anschauung von dem Kant's hervor. Für Kant ist der Begriff intellektuelle Anschauung, soweit menschliches Vermögen in Betracht kommt, eine Unmöglichkeit: Verstand und Anschauung, Geistiges und Sinnliches fallen für ihn auseinander. Der menschliche Verstand „kann nur denken und muß in den Sinnen die Anschauung suchen" (vergl. in der Kritik der reinen Vernunft den Abschnitt über transscendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe § 16 ff.). Die Goethe-Schelling'sche intellektuelle Anschauung bringt diesem Dualismus gegenüber das monistische Prinzip zum Ausdruck, sofern sie als ein Akt gedacht ist, bei dem Sinnliches und Geistiges untrennbar in einander liegt, mit und durch einander wirkt. — Auch die Bezeichnungen Einheit und Mannigfaltigkeit haben bei Kant einen wesentlich andern Sinn als bei Goethe-Schelling. Bei Kant ist das Mannigfaltige die Fülle der Einzelwahrnehmungen in der sinnlichen Anschauung des Einzeldinges oder Einzelvorganges vergl. das Beispiel vom Haus und vom Gefrieren des Wassers a. a. O. § 26); das Einheitliche ist die synthetische Einheit des Bewußtseins, auf Grund deren Anschauungen allein Objekte für uns werden können (§ 17). Bei Goethe-Schelling handelt es sich um Einheit des Typus in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungsformen (Individuen), um Einheit des Entwicklungsgesetzes in der Mannigfaltigkeit der Entwicklungsphasen.

Als Goethe an der Hand Herder's 1784 sich zum ersten Mal eingehend mit Spinoza beschäftigte, war der Begriff der scientia intuitiva einer derjenigen gewesen, bei denen ihm seine geistige Verwandtschaft mit Spinoza am deutlichsten zum Bewußtsein kam. Daß in diesem Verstehen aus dem Ganzen heraus das eigenste Wesen des Goetheschen Geistes bestehe, hatte Schiller mit klarem Blick erkannt (vergl. Brief an Goethe vom 23. 8. 1794). Gegen die encheiresin naturae, der das lebendige Band fehlt, und der deshalb die einzelnen Theile zerstückelt in der Hand bleiben, hatte Goethe von früh an gekämpft (vergl. Hirzel, Der junge Goethe, Brief vom 14. 7. 1770). Von der sinnenden Natur, die nur von dem verstanden werden kann, der sich mit geistigem Auge in ihre Schöpfungen vertieft, sprach der Aufsatz über die Natur, der, wenn auch nicht von Goethe selbst herrührend, doch nach seinem eignen Zeugniß (vergl. seine Worte darüber an den

Kanzler von Müller) mit seinen damaligen Vorstellungen (um 1780) sehr wohl übereinstimmte. Daß wie Schelling auch Goethe in der intellektuellen Anschauung einen Akt selbständiger geistiger Produktion sah, bezeugt der Aufsatz über die anschauende Urtheilskraft, in dem Goethe sein Verhältniß zu Kant auseinandersetzt und betont, „daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Theilnahme an ihren Produktionen würdig machen." Aus dieser Idee heraus ist das Gedicht Weltseele entstanden (vergl. Goethe's Brief an Zelter vom 20. 5. 1826). Für Spinoza war diese scientia intuitiva der einzige Weg zur wahren Gotteserkenntniß gewesen. Auch Goethe sieht darin ihren höchsten Werth, ob er gleich nicht wie Spinoza eine adäquate Erkenntniß Gottes von ihr erwartet, sondern — durch Kant's kritischen Standpunkt beeinflußt — nur eine solche, wie sie innerhalb der Grenzen der beschränkten menschlichen Auffassungskraft möglich ist (vergl. Brief an Jacobi vom 5. 5. 1786).

III. Der immanente Gott.

Herder's Auffassung Gottes hatte in dem auf andächtigem Spinoza-Studium beruhenden „Gott" (1787) ihren Ausdruck gefunden. Wohl hatte er manches Subjektive in Spinoza hineingetragen. Das Sein des großen Philosophen war ihm zu einer allwirkenden Kraft geworden, und indem er zugleich Gott als den Inbegriff der höchsten Weisheit, Güte und Schönheit faßte, hielt er sich von der bei Spinoza entschieden abgelehnten Uebertragung anthropomorpher Begriffe auf Gott nicht frei, so daß Kant mit Recht von einem „Synkretismus des Spinozismus mit dem Theismus" sprechen durfte (vergl. Bernhard Suphan, Goethe und Spinoza 1783—86; Festschrift zur zweiten Säkularfeier des Friedrich Werderschen Gymnasiums zu Berlin 1881). Aber in dem wesentlichsten Punkte war Herder dem großen Meister treugeblieben: in der Auffassung Gottes als eines der Welt immanenten Prinzips. Seine begeisterte Hingabe an diesen Gott des All bildete den Grundton des Ganzen; in Shaftesbury's Naturhymnus sah er den Widerglanz dessen, was ihn bewegte.

Für Schelling's Gottesbegriff ist der bekannte Brief an Hegel (vom 4. 2. 1795), in dem er dem Freunde erklärt, daß und in welchem Sinne er Spinozist geworden, bezeichnend: „Wir reichen weiter als bis zu einem persönlichen Gott." Auf ein extramundanes

Wesen, einen Gott außerhalb alles Existirenden, hatte man nach seiner Meinung nur verfallen können, nachdem man Spinoza zum Atheisten gemacht hatte. Es giebt auch für ihn keinen anderen Gott als den deus sive natura. „Die höchste Macht also oder der wahre Gott ist der, außer welchem nicht die Natur ist, sowie die wahre Natur die, außer der nicht Gott ist." Nicht starres Sein, sondern Kraft, Thätigkeit ist das Wesen dieses Gottes. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit, das Eine in Allem; in jedem Theil der Materie ist er erkennbar, Alles lebt nur in ihm. Und so adoptirt Schelling Spinoza's: „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, desto mehr erkennen wir Gott", und ruft Denen, „welche die Wissenschaft des Ewigen suchen", zu: „Kommt her zur Physik und erkennet das Ewige." Diese Erkenntniß des Ewigen preist er im Bruno (1802) als die höchste Stufe irdischen Glückes: „Jene heilige Einheit nun, worin Gott ungetrennt mit der Natur ist, und die im Leben zwar als Schicksal erprobt wird, in unmittelbarer übersinnlicher Anschauung zu erkennen, ist die Weihe zur höchsten Seligkeit, die allein in der Betrachtung des Allervollkommensten gefunden wird."

Für Goethe's verwandten Gottesbegriff legen Gedichte wie Proömion, Eins und Alles Zeugniß ab. „Er hat der Welt sich einverleibt", heißt es von Gott Vater in dem Spruch „Dreieinigkeit." Die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen, ist für Goethe „unverbrüchliches Gesetz." Als Jacobi später in seiner Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, die auch von seiten Schelling's eine heftige Polemik hervorrief, dem Kultus des Gott-Natur entgegentrat, wahrte sich Goethe seinen Standpunkt in dem als Erwiderung auf Jacobi's Werk gedichteten Groß ist die Diana der Epheser. Faust's Credo bleibt auch Goethe's eigenstes Bekenntniß; für ihn giebt es keine unantastbare historische Ueberlieferung, kein fixirtes Dogma bestimmter Zeiten:

„Die geschichtlichen Symbole —
Thörig, wer sie wichtig hält,
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt."

In den heiligen Symbolen, die uns die Natur vor Augen stellt, liegt ihm die echte Wahrheit beschlossen. Und bleibt uns, die wir bestimmt sind, „Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht", auch das Letzte, Höchste versagt, so ist dies kein Grund zur Klage; denn „Deines Geistes höchster Feuerflug hat schon am Gleichniß

Wesen, einen Gott außerhalb alles Existirenden, hatte man nach seiner Meinung nur verfallen können, nachdem man Spinoza zum Atheisten gemacht hatte. Es giebt auch für ihn keinen anderen Gott als den deus sive natura. „Die höchste Macht also oder der wahre Gott ist der, außer welchem nicht die Natur ist, sowie die wahre Natur die, außer der nicht Gott ist.“ Nicht starres Sein, sondern Kraft, Thätigkeit ist das Wesen dieses Gottes. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit, das Eine in Allem; in jedem Theil der Materie ist er erkennbar, Alles lebt nur in ihm. Und so adoptirt Schelling Spinoza's: „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, desto mehr erkennen wir Gott“, und ruft Denen, „welche die Wissenschaft des Ewigen suchen“, zu: „Kommt her zur Physik und erkennet das Ewige.“ Diese Erkenntniß des Ewigen preist er im Bruno (1802) als die höchste Stufe irdischen Glückes: „Jene heilige Einheit nun, worin Gott ungetrennt mit der Natur ist, und die im Leben zwar als Schicksal erprobt wird, in unmittelbarer übersinnlicher Anschauung zu erkennen, ist die Weihe zur höchsten Seligkeit, die allein in der Betrachtung des Allervollkommensten gefunden wird.“

Für Goethe's verwandten Gottesbegriff legen Gedichte wie Proömion, Eins und Alles Zeugniß ab. „Er hat der Welt sich einverleibt“, heißt es von Gott Vater in dem Spruch „Dreieinigkeit.“ Die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen, ist für Goethe „unverbrüchliches Gesetz.“ Als Jacobi später in seiner Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, die auch von seiten Schelling's eine heftige Polemik hervorrief, dem Kultus des Gott-Natur entgegentrat, wahrte sich Goethe seinen Standpunkt in dem als Erwiderung auf Jacobi's Werk gedichteten Groß ist die Diana der Epheser. Faust's Credo bleibt auch Goethe's eigenstes Bekenntniß; für ihn giebt es keine unantastbare historische Ueberlieferung, kein fixirtes Dogma bestimmter Zeiten:

„Die geschichtlichen Symbole —
Thörig, wer sie wichtig hält,
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt.“

In den heiligen Symbolen, die uns die Natur vor Augen stellt, liegt ihm die echte Wahrheit beschlossen. Und bleibt uns, die wir bestimmt sind, „Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht“, auch das Letzte, Höchste versagt, so ist dies kein Grund zur Klage; denn „Deines Geistes höchster Feuerflug hat schon am Gleichniß,

hat am Bild genug.“ Darum: „Willst Du ins Unendliche schreiten, geh nur im Endlichen nach allen Seiten.“ Und so sucht Goethe das Göttliche in Kräutern und Steinen und findet darin reinstes Glück: „Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“ „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?“ Er faßt diesen Gott als „ewiges lebendiges Thun“, als „das Werdende, das ewig wirkt und lebt“, und preist mit begeisterten Worten das beseligende Gefühl des Hingebens der eigenen beschränkten Persönlichkeit an diesen Gott des All.

IV. Die dynamische Naturauffassung.

Mit der Vorstellung Gottes als eines ein stetes Werden bedingenden Prinzips ist die dynamische Naturauffassung nothwendig gegeben. Vorbereitet durch Leibnizens Monadologie, war sie durch Kant zuerst wissenschaftlich begründet worden. Seine Auffassung der Materie als eines Produkts streitender Kräfte wird nun auf die gesammte Natur übertragen. —

Als ein System lebendig wirkender Kräfte wird in Herder's Ideen die Natur dargestellt. Ihrer keine kann untergehen. „Was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhang ewig.“ Es giebt keinen Tod in der Schöpfung. Jede Zerstörung ist Uebergang zu höherem Leben. Weltuntergang bedeutet Welterneuerung. Leben ist das herrschende Prinzip, und mag es auch in den niederen Schöpfungen, den „todtgenannten Wesen“, nur dunkel nach Existenz ringen, so ist es doch auch hier im Keim dem ahnenden Geiste erkennbar.

Aus der Natur des Geistes, dessen Wesen Kraft, Thätigkeit ist, und der nur ihm Analoges fassen kann, leitet Schelling in den Ideen zur Philosophie der Natur die Nothwendigkeit ab, die Materie als einen Widerstreit von Kräften vorzustellen. Er definirt die Natur als „ein in fortwährender Thätigkeit Begriffenes, in stetem Werden Befindliches, als eine auf dem Uebergang ins Produkt begriffene Produktivität.“ Etwas Todtes, ein abgeschlossenes starres Sein existirt nicht; Sein ist Wirken, und jedes Ding hat nur da Realität, wo es wirkt. Daher der (von Goethe humoristisch verwerthete) Begriff der Wirkung in die Ferne. — Das Leben, das bei Kant ein unerklärlicher Grenzbegriff der mechanischen Naturerklärung gewesen war, wird zum Centralbegriff des Universums.

Es ist das Ursprüngliche, das todte Produkt das Sekundäre. Das Leben besteht nicht in der Belebung „todter“ Körper, sondern die todten Körper sind als erloschenes Leben aufzufassen. „Was ist die Materie anders, als der erloschene Geist?“ Auch für Schelling bedeutet, „solange der Stoff konstant ist“, Weltuntergang nur Welterneuerung. Und wenn Herder ahnungsvoll von einem unsichtbaren himmlischen Licht- und Feuergeist gesprochen hatte, „der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt“, so erhob Schelling den Versuch, die sämmtlichen in der Natur thätigen Kräfte als Modifikationen einer und derselben Grundkraft darzustellen, zum Hauptthema seiner gesammten Naturphilosophie. Er ahnte die erst zwanzig Jahre später bewiesene Identität von Wärme und Elektrizität und durfte es noch erleben, daß seine Ideen durch Faraday's von ihm enthusiastisch begrüßte Entdeckung der Magnet-Elektrizität (1832) eine weitere Bestätigung fanden. Wenn Kielmeyer bestrebt gewesen war, in der organischen Welt ein einheitliches Prinzip nachzuweisen, das sich als Sensibilität, Irritabilität und Reproduktionskraft auf den verschiedenen Stufen des Lebens darstelle, so behauptete Schelling in der Weltseele kühn: „Ein und dasselbe Prinzip verbindet die anorganische und die organische Natur.“ — „Es muß eine Identität der letzten Ursache angenommen werden“, heißt es in dem Entwurf einer Naturphilosophie, „wodurch (als durch eine gemeinschaftliche Naturseele) organische und unorganische, d. h. die allgemeine Natur beseelt ist.“ Dieser Begriff der Weltseele, den Schelling in seinen philosophischen Schriften stets mit begeistertem Schwung feierte, regte ihn auch zu dichterischem Schaffen an. Schon bei den aus Dante übersetzten Terzinen ist es augenscheinlich die Schilderung des Wirkens und Regens der Kräfte gewesen, welche ihn zu dem poetischen Versuch veranlaßte. Selbständig bringt er den Gedanken einer allmählich zum Bewußtsein ihrer selbst sich durchringenden Weltseele im Wider- [illegible] zum Ausdruck:

„Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüth', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,

Es ist das Ursprüngliche, das todte Produkt das Sekundäre. Das Leben besteht nicht in der Belebung „todter“ Körper, sondern die todten Körper sind als erloschenes Leben aufzufassen. „Was ist die Materie anders, als der erloschene Geist?“ Auch für Schelling bedeutet, „solange der Stoff konstant ist“, Weltuntergang nur Welterneuerung. Und wenn Herder ahnungsvoll von einem unsichtbaren himmlischen Licht- und Feuergeist gesprochen hatte, „der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt“, so erhob Schelling den Versuch, die sämmtlichen in der Natur thätigen Kräfte als Modifikationen einer und derselben Grundkraft darzustellen, zum Hauptthema seiner gesammten Naturphilosophie. Er ahnte die erst zwanzig Jahre später bewiesene Identität von Wärme und Elektrizität und durfte es noch erleben, daß seine Ideen durch Faraday's von ihm enthusiastisch begrüßte Entdeckung der Magnet-Elektrizität (1832) eine weitere Bestätigung fanden. Wenn Kielmeyer bestrebt gewesen war, in der organischen Welt ein einheitliches Prinzip nachzuweisen, das sich als Sensibilität, Irritabilität und Reproduktionskraft auf den verschiedenen Stufen des Lebens darstelle, so behauptete Schelling in der Weltseele kühn: „Ein und dasselbe Prinzip verbindet die anorganische und die organische Natur.“ — „Es muß eine Identität der letzten Ursache angenommen werden“, heißt es in dem Entwurf einer Naturphilosophie, „wodurch (als durch eine gemeinschaftliche Naturseele) organische und unorganische, d. h. die allgemeine Natur beseelt ist.“ Dieser Begriff der Weltseele, den Schelling in seinen philosophischen Schriften stets mit begeistertem Schwung feierte, regte ihn auch zu dichterischem Schaffen an. Schon bei den aus Dante übersetzten Terzinen ist es augenscheinlich die Schilderung des Wirkens und Wogens der Kräfte gewesen, welche ihn zu dem poetischen Versuch veranlaßte. Selbständig bringt er den Gedanken einer allmählich zum Bewußtsein ihrer selbst sich durchringenden Weltseele im Widerporst zum Ausdruck:

„Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüth', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,

Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist eine Kraft, ein Pulsschlag nur, ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben."

Auch Goethe's Pantheismus faßt den Zusammenhang des einheitlichen Weltganzen als einen Prozeß, in welchem die Natur sich ihrer selbst bewußt wird. Am prägnantesten verkörpert sich diese Idee in „Weltseele" und in der Gestalt des Erdgeistes:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Von dieser Auffassung der Natur als wirkender Kraft ist der ganze Faust getragen; sie klingt in jedem Splitter des großen Gedichts wieder. Himmelskräfte durchdringen das All. Sie sind ewig, lebendig. Ruhe und Tod giebt es nicht in der Schöpfung:

„Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt sich fort in Allen."

Leben ist oberstes Gesetz des All; es „wohnt in jedem Stern;" es regt sich in tausend Keimen. Und wie die Menge der lebendigen Einzelwesen schließlich ein großes lebendiges Ganzes darstellt, so ist auch jedes Einzelwesen für sich wieder als ein Komplex unzähliger Lebenselemente zu betrachten. Wenn Schelling — anknüpfend an Leibnizens Ausspruch, daß jedes Atom der Materie einem Garten voll Gewächse ähnlich sei oder einer Flüssigkeit, in der jeder Tropfen angefüllt ist von lebendigen Wesen — erklärt: „Aber jeder Zweig eines jeden Gewächses in diesem Garten und jeder Theil in jedem Tropfen dieser Flüssigkeit ist selbst wieder ein Meer von lebendigen Wesen", — ein Gedanke, der auch bei Herder anklingt, wenn er das lebendige Wesen mit der Wolke vergleicht, die aus lauter einzelnen selbständigen Wassertropfen besteht, wenn unser stumpfer Sinn auch deren Selbständigkeit aus der Ferne nicht wahrzunehmen vermag — so betont auch Goethe:

„Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles."

Selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen." — Lebendig ist die ganze Natur „vom Tiefsten bis zum Höchsten." Das Ineinandergreifen der einzelnen Lebensäußerungen stellt Goethe ...em unter dem Bild des Webens dar, wie Schelling, den Vergleich adoptirend, hervorhebt (vergl. Antiepirrhema und die oben an...führten Worte des Erdgeistes). In das Gewahrwerden des ...ebens, „des Höchsten, was wir von Gott und der Natur erhalten ...en", setzt er das Prinzip alles Erkennens.

V. Das Gesetz der Polarität.

Der Widerstreit der Kräfte in der Natur, der ihr den Charakter des Lebens verleiht, kann bei der ursprünglichen Identität dieser Kräfte nur in einer relativen Entgegensetzung bestehen, in der stets das Streben nach Ausgleichung herrschend bleibt; darum ist aller ...scheinbare Dualismus auf Polarität zurückzuführen. — Hatte schon Herder in der magnetischen Polarität die Möglichkeit aller Ent...wicklung gesehen, so erhob Schelling in der Weltseele das Gesetz der Polarität zu einem allgemeinen Weltgesetz. „In der ganzen Natur auf Polarität und Dualismus auszugehn", erklärt er für das erste Prinzip einer philosophischen Naturlehre; denn „nur wo Gegensatz ist, da ist Leben." Nachzuweisen, daß es ein und derselbe Dualismus ist, „der von der magnetischen Polarität an durch die ...elektrischen Erscheinungen endlich selbst in die chemischen Hetero...geneitäten sich verliert und zuletzt in der organischen Natur wieder ...zum Vorschein kommt", ist die Aufgabe des Entwurfs der Natur...philosophie (1799). Vor allen Dingen betont Schelling — mit wiederholter Beziehung auf Goethe — dies Gesetz auch für das Licht. „In der Polarität der Farben in jedem Sonnenbild" sieht er „den Beweis einer in dem Phänomen des Lichts herrschenden Dualität." Zum Symbol des gesammten Naturlebens wird ihm der Magnet, bei dem sich das Gesetz der Polarität in seiner grei...baren Form offenbart.

Goethe betrachtet Polarität als „eins der großen Triebräder der Natur, der Materie als solche eigen." Sie „schlummert" in allen Körpern. Den Magneten erklärt er für „ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben", und sieht in ihm „ein Symbol für Alles, wofür wir keine Worte und Namen zu suchen brauchen." Ein Gedicht über die magnetischen Kräfte

„Selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen." — Lebendig ist die ganze Natur „vom Tiefsten bis zum Höchsten." Das Ineinandergreifen der einzelnen Lebensäußerungen stellt Goethe gern unter dem Bild des Webens dar, wie Schelling, den Vergleich adoptirend, hervorhebt (vergl. Antiepirrhema und die oben angeführten Worte des Erdgeistes). In das Gewahrwerden des Lebens, „des Höchsten, was wir von Gott und der Natur erhalten haben", setzt er das Prinzip alles Erkennens.

V. Das Gesetz der Polarität.

Der Widerstreit der Kräfte in der Natur, der ihr den Charakter des Lebens verleiht, kann bei der ursprünglichen Identität dieser Kräfte nur in einer relativen Entgegensetzung bestehen, in der stets das Streben nach Ausgleichung herrschend bleibt; darum ist aller scheinbare Dualismus auf Polarität zurückzuführen. — Hatte schon Herder in der magnetischen Polarität die Möglichkeit aller Entwicklung gesehen, so erhob Schelling in der Weltseele das Gesetz der Polarität zu einem allgemeinen Weltgesetz. „In der ganzen Natur auf Polarität und Dualismus auszugehn", erklärt er für das erste Prinzip einer philosophischen Naturlehre; denn „nur wo Gegensatz ist, da ist Leben." Nachzuweisen, daß es ein und derselbe Dualismus ist, „der von der magnetischen Polarität an durch die elektrischen Erscheinungen endlich selbst in die chemischen Heterogenitäten sich verliert und zuletzt in der organischen Natur wieder zum Vorschein kommt", ist die Aufgabe des Entwurfs der Naturphilosophie (1799). Vor allen Dingen betont Schelling — mit wiederholter Beziehung auf Goethe — dies Gesetz auch für das Licht. „In der Polarität der Farben in jedem Sonnenbild" sieht er „den Beweis einer in dem Phänomen des Lichts herrschenden Dualität." Zum Symbol des gesammten Naturlebens wird ihm der Magnet, bei dem sich das Gesetz der Polarität in seiner greifbarsten Form offenbart.

Goethe betrachtet Polarität als „eins der großen Triebräder der Natur, der Materie als solche eigen." Sie „schlummert" in allen Körpern. Den Magneten erklärt er für „ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben", und sieht in ihm „ein Symbol für Alles, wofür wir keine Worte und Namen zu suchen brauchen." Ein Gedicht über die magnetischen Kräfte

hatte er, wie oben erwähnt, im Sommer 1798 geplant, wahrscheinlich angeregt durch Eschenmayer's Schrift „Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik, mithin a priori zu entwickeln" (vergl. Goethe's Brief an Schiller vom 27. 6 1798). Als ein aphoristischer Ersatz desselben lassen sich die Sprüche 18—26 aus Gott, Gemüth und Welt betrachten, die „die Polarität alles Elementarischen an sich und als Gleichniß menschlicher ethischer Vorgänge" behandeln (vergl. Loeper, Goethe's Gedichte, Band III, S. 11). Eine speziellere Behandlung findet die Polarität der Farben. Im Gegensatz zu der heutigen Theorie, welche die Farbe als das Resultat der Brechung des weißen Lichtstrahls in seine Grundfarben ansieht, verficht Goethe die Einheit des Lichts und giebt nur einen polaren Gegensatz zwischen Licht und Dunkel zu. Die Farben sind ihm Mischungen von Licht und Dunkelheit in verschiedener Gradation.

„Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man klüglich sie zu gatten,
Ist das Farbenreich besiegt."

Die in Gott und Welt aufgenommenen Gedichte über Licht und Farbe, sowie die Xenien 363—367 tragen einen mehr oder weniger polemischen Charakter, während in den poetischen Sprüchen (27—41) dasselbe Thema rein didaktisch behandelt wird.

VI. Die Welt als Organismus.

Der Gedanke, daß Organisation die Tendenz sei, von welcher sich das Wirken der allgemeinen Naturkraft überall beherrscht zeige, kommt in Herder's Ideen wiederholt zum Ausdruck. Alles ist „voll organisch wirkender Allmacht". „In der todten Natur liegt Alles noch in einem dunkeln, aber mächtigen Triebe. Die Theile dringen mit innigen Kräften zusammen: jedes Geschöpf sucht Gestalt zu gewinnen und formt sich. In diesem Trieb ist noch Alles verschlossen; er durchdringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die kleinsten Theile der Krystalle und Salze sind Krystalle und Salze; ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel, wie im Ganzen, unzertheilbar von außen, von innen unzerstörbar." „Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von diesen zum Menschen sehen wir die Form der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden

und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, soweit diese sie [illegible] konnte, vereinen." Der Mensch scheint das Höchste, wozu [illegible] Erdorganisation gebildet werden konnte. Er ist ein „Kom[illegible]" der Welt: „Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel [illegible] Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und in einander verwebt." In ihm [illegible] die organische Naturkraft zur Klarheit über sich selbst, [illegible] sich als Bewußtsein, als Seele, und auch in dieser [illegible] wirkt das organische Prinzip weiter, bis es schließlich in der Humanität seine höchste Entfaltung findet.

Den Gedanken, daß die Welt unter Naturgesetzen ein organisches [illegible] sei, stellte Schelling in seiner ersten naturphilosophischen [illegible] als wissenschaftlichen Grundsatz auf; er setzte damit den [Organismus], welcher sonst nur ein beschwerlicher Anhang der [illegible] blieb, in ihren Mittelpunkt und machte ihn zum belebenden [Prinzip] des Ganzen. „Die Natur geht auf einen allgemeinen [Organismus]", erklärt er im Entwurf einer Naturphilosophie. „Der [Organismus]", heißt es an einer anderen Stelle, „ist nicht die [illegible] einzelner Naturdinge, sondern umgekehrt, die einzelnen [Naturdinge] sind ebensoviele Beschränkungen oder einzelne [Anschauungsweisen] des allgemeinen Organismus." Wenn Schelling [illegible] als „den aufgehaltenen Strom von Ursachen und [Wirkungen]" definirt, „der, innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen, [in] sich selbst zurückfließt", so findet diese Bezeichnung ihre nähere Erklärung in dem Ausspruch: „Die einzelnen Dinge der Natur bilden nicht eine ununterbrochene oder ins Endlose auslaufende Reihe, sondern [illegible], in sich selbst zurückkehrende Lebenskette, in welcher jedes [Glied] zum Ganzen nothwendig ist, wie es selbst das Ganze [illegible] und keine Veränderung seines Verhältnisses erleiden [kann], ohne Zeichen des Lebens und der Empfindlichkeit von sich [zu geben]." — „Vom Moosgeflechte an, an dem kaum noch eine [Spur] der Organisation sichtbar ist, bis zur veredelten Gestalt, die die Fesseln der Materie abgestreift zu haben scheint, herrscht ein und derselbe Trieb, der nach einem und demselben Ideal von [Zweck]mäßigkeit zu arbeiten, ins Unendliche fort ein und dasselbe [Urbild], die reine Form unseres Geistes, auszudrücken bestrebt ist." [illegible] unorganische Natur als solche existirt nicht. „Die sogenannte [un]organische Natur", erklärt Schelling in der Schrift: Darstellung [meines] Systems der Philosophie (1801), „ist wirklich organisirt, [und] zwar für die Organisation (gleichsam als das allgemeine

und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, soweit diese sie fassen konnte, vereinen." Der Mensch scheint das Höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte. Er ist ein „Kompendium" der Welt: „Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und in einander verwebt." In ihm gelangt die organische Naturkraft zur Klarheit über sich selbst, manifestirt sich als Bewußtsein, als Seele, und auch in dieser Form wirkt das organische Prinzip weiter, bis es schließlich in der Humanität seine höchste Entfaltung findet.

Den Gedanken, daß die Welt unter Naturgesetzen ein organisches Ganzes sei, stellte Schelling in seiner ersten naturphilosophischen Schrift als wissenschaftlichen Grundsatz auf; er setzte damit den Organismus, welcher sonst nur ein beschwerlicher Anhang der Physik blieb, in ihren Mittelpunkt und machte ihn zum belebenden Prinzip des Ganzen. „Die Natur geht auf einen allgemeinen Organismus", erklärt er im Entwurf einer Naturphilosophie. „Der Organismus", heißt es an einer anderen Stelle, „ist nicht die Eigenschaft einzelner Naturdinge, sondern umgekehrt, die einzelnen Naturdinge sind ebensoviele Beschränkungen oder einzelne Anschauungsweisen des allgemeinen Organismus." Wenn Schelling Organisation als „den aufgehaltenen Strom von Ursachen und Wirkungen" definirt, „der, innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen, in sich selbst zurückfließt", so findet diese Bezeichnung ihre nähere Erklärung in dem Ausspruch: „Die einzelnen Dinge der Natur bilden nicht eine ununterbrochene oder ins Endlose auslaufende Reihe, sondern eine stetige, in sich selbst zurückkehrende Lebenskette, in welcher jedes Glied zum Ganzen nothwendig ist, wie es selbst das Ganze empfindet und keine Veränderung seines Verhältnisses erleiden kann, ohne Zeichen des Lebens und der Empfindlichkeit von sich zu geben." — „Vom Moosgeflechte an, an dem kaum noch eine Spur der Organisation sichtbar ist, bis zur veredelten Gestalt, die die Fesseln der Materie abgestreift zu haben scheint, herrscht ein und derselbe Trieb, der nach einem und demselben Ideal von Zweckmäßigkeit zu arbeiten, ins Unendliche fort ein und dasselbe Urbild, die reine Form unseres Geistes, auszudrücken bestrebt ist." Eine unorganische Natur als solche existirt nicht. „Die sogenannte unorganische Natur", erklärt Schelling in der Schrift: Darstellung meines Systems der Philosophie (1801), „ist wirklich organisirt, und zwar für die Organisation (gleichsam als das allgemeine

Samenkorn, aus welchem diese hervorgeht)." Organische und unorganische Kräfte sind Zweige oder Erscheinungsformen einer Grundkraft. „An dem großen Obelisken in Rom läßt sich die ganze Weltgeschichte demonstriren; so an jedem Naturprodukt. Jedes Mineral ist ein Fragment der Geschichte der Erde. Aber was ist die Erde? Ihre Geschichte ist verflochten in die Geschichte der ganzen Natur, und so geht vom Fossil durch die ganze anorganische und organische Natur herauf bis zur Geschichte des Universums eine Kette." Darin, daß die Philosophie die einzelnen Gegenstände der anderen Wissenschaften: das Weltsystem, die Pflanzen- und Thierwelt, den Staat, die Weltgeschichte, die Kunst als Glieder eines großen Organismus begreift, „der aus dem Abgrund der Natur, in dem er seine Wurzel hat, bis in die Geisterwelt sich erhebt", sieht Schelling ihren wesentlichsten Vorzug.

Auch für Goethe ist die Welt ein großer lebendiger Organismus, in dem alle Wirkungen zusammenhängen, in dem Alles zugleich Frucht und Samen ist. „Wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem andern wirkt und lebt." „Durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet," erkannte Alexander von Humboldt, wie er am 14. Mai 1806 an Karoline von Wolzogen schreibt, „in den Wäldern des Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden, wie von einem Hauche beseelt, von Pol zu Pol nur ein Leben ausgegossen in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust." Dieses Gefühl des lebendigen organischen Zusammenhanges, der inneren Einheit mit der Natur, das ihn Alles, was „im stillen Busch, in Luft und Wasser" lebt, als seine Brüder erkennen lehrt, ist in wissenschaftlicher wie ethischer Beziehung für Goethe von tiefer Bedeutung. Hatte Schelling im Allgemeinen über das Wesen des Organismus nachgesonnen, so vertieft Goethe sich mit liebevollem Blick in die Einzelheiten des organischen Lebens, und seinem stillen, treu beobachtenden Sinn erschließen sich nach und nach eine Reihe grundlegender Gesetze. Ihm gelingt es, die Einheit der organischen Schöpfung im Einzelnen nachzuweisen. Er erkennt die innere Identität der verschiedenen Pflanzentheile; er enthüllt die ursprüngliche Verwandtschaft der Wirbel- und Schädelknochen im thierischen Körper. Seine Ueberzeugung von der Analogie im Bau von Mensch und Thier führt ihn auf die Entdeckung des Zwischenkieferknochens. Auch für Goethe ist der Mensch das Kompendium der Welt. Er verehrt den, „der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war,

...nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle ...übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das ...sie Alle enthält: den Menschen." — Er geht den großen allgemeinen ...Bildungsgesetzen nach. Dem alten Glauben an eine äußerliche ...Teleologie versetzt er den letzten Todesstoß: „Natur und Kunst ...sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen." Nur eine im Wesen ...des Organismus begründete innere Zweckmäßigkeit giebt er zu: ...Zweck sein selbst ist jegliches Thier." Er belauscht die „haus... ...hälterische" Natur, die mit der größten Fülle die größte Sparsam... ...keit vereint und jedes Uebergewicht, jeden Mangel ausgleicht:

> „Siehst Du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
> ...irgend gegönnt, so frage nur gleich: wo leidet es etwa
> Mangel anderswo?"

Im Menschen kommen alle diese Bildungsgesetze zum reinsten, ...harmonischen Ausdruck; in ihm treten sie zugleich in eine höhere ...Stufe ihrer Entwicklung: sie offenbaren sich als geistige Organisation. ...Ihr ungestörtes Wirken, „ruhige Bildung", ist Goethe's Ideal. ...Nur sie führt zu einer einheitlichen Auffassung des Weltganzen. „Das ganze Weltwesen", heißt es im Wilhelm Meister, „liegt vor ...uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann ...den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ...ein in seinem Geiste entspringendes Urbild mit der größten ...Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles ...außer uns ist nur Element; ja ich darf wohl sagen, auch Alles an ...uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu ...erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten ...läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere ...Weise dargestellt haben." Als höchste Offenbarung der geistigen ...Organisation gilt Goethe wie Schelling die Kunst. — Das Be... ...wußtsein, als Glied des Gesammtorganismus unter den „ewigen, ...ehernen Gesetzen" desselben zu stehen, erfüllt ihn mit Trost und ...Frieden. Er begehrt keinen freien Willen. Wo Nothwendigkeit ...ist, „da ist Gott."

VII. Metamorphose und Typus.

Die äußere Offenbarung des das Weltall beherrschenden or... ...ganisatorischen Prinzips ist die stete Metamorphose, in der alles ...Existierende begriffen ist. — Als eine Abwechselung von Gestalten ...und Formen sah Herder allen scheinbaren Untergang auf der Erde ...an. Wenn er schrieb: „Aller Zusammenhang der Kräfte und

nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie Alle enthält: den Menschen." — Er geht den großen allgemeinen Bildungsgesetzen nach. Dem alten Glauben an eine äußerliche Teleologie versetzt er den letzten Todesstoß: „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen." Nur eine im Wesen des Organismus begründete innere Zweckmäßigkeit giebt er zu: „Zweck sein selbst ist jegliches Thier." Er belauscht die „haushälterische" Natur, die mit der größten Fülle die größte Sparsamkeit vereint und jedes Uebergewicht, jeden Mangel ausgleicht:

> „Siehst Du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
> Irgend gegönnt, so frage nur gleich: wo leidet es etwa
> Mangel anderswo?"

Im Menschen kommen alle diese Bildungsgesetze zum reinsten, harmonischen Ausdruck; in ihm treten sie zugleich in eine höhere Phase ihrer Entwicklung: sie offenbaren sich als geistige Organisation. Ihr ungestörtes Wirken, „ruhige Bildung", ist Goethe's Ideal. Nur sie führt zu einer einheitlichen Auffassung des Weltganzen. „Das ganze Weltwesen", heißt es im Wilhelm Meister, „liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entspringendes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element; ja ich darf wohl sagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt haben." Als höchste Offenbarung der geistigen Organisation gilt Goethe wie Schelling die Kunst. — Das Bewußtsein, als Glied des Gesammtorganismus unter den „ewigen, ehernen Gesetzen" desselben zu stehen, erfüllt ihn mit Trost und Frieden. Er begehrt keinen freien Willen. Wo Nothwendigkeit ist, „da ist Gott."

VII. Metamorphose und Typus.

Die äußere Offenbarung des das Weltall beherrschenden organisatorischen Prinzips ist die stete Metamorphose, in der alles Existierende begriffen ist. — Als eine Abwechselung von Gestalten und Formen sah Herder allen scheinbaren Untergang auf der Erde an. Wenn er schrieb: „Aller Zusammenhang der Kräfte und

Formen ist weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschritt", wenn er die Organisation „als eine Leiterin zu höherer Bildung" faßte und das Wesen alles Lebendigen „in der Hinaufbildung von Niedrigem zu Höherem" sah, so dürfen wir hier schon den Keim zu der Lehre einer fortschreitenden Metamorphose erblicken. Der Flüssigkeit der äußeren Formen stellt Herder die Beständigkeit der ihnen zu Grunde liegenden Urform gegenüber und vermeidet so den Amorphismus des Spinozischen Systems. „Die Natur hat bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter nur einen Haupttypus, auf den sie es vom niedrigsten Wurm und Insekt anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiedenen äußeren Organisation des Geschöpfs im Kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs Künstlichste vollendet."

Schelling erklärt in der „Darstellung meines Systems der Philosophie" (1801): „Die Organisation im Einzelnen sowohl als im Ganzen muß als durch Metamorphose entstanden gedacht werden." Kein Entstehen im chemischen Prozeß ist ein Entstehen an sich, sondern bloße Metamorphose. War Herder schon geneigt gewesen, das Eisen, „das sich allenthalben, auch im Wasser, Erde, Pflanzen, Thieren und Menschen findet" und „mit seinen magnetischen Kräften den ganzen Erdkörper zu regieren scheint", als Grundstoff der Erde zu betrachten, so behauptet Schelling kurzweg: „Alle Körper sind bloße Metamorphose des Eisens." Durch Metamorphose hat sich das Planetensystem gebildet. In beständiger „organischer Metamorphose" befindet sich das gesammte Universum. — Die durchgängige Verwandtschaft der eine stetige Reihe bildenden Entwicklungsformen ist, wie Schelling in der Einleitung zum Entwurf der Naturphilosophie ausführt, durch einen gemeinschaftlichen „Grundtypus" bedingt, „den sie — unter mannigfaltigen Abweichungen zwar — aber doch Alle darstellen." „Wir sehen nicht nur die verschiedenen Gattungen der Thiere und Pflanzen", heißt es im Bruno, „näher oder entfernter dieselbe Grundform ausdrücken, sondern auch, daß in den Individuen der Gattung sich genau dieselbe Anlage wiederholt."

Mit dem Studium der Metamorphose auf den verschiedenen Gebieten des organischen Lebens hat Goethe sich mehr denn vierzig Jahre beschäftigt. Sie war ihm zu einem Symbol des Lebens geworden. „Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menschen

und bei diesem auch," schreibt er an Boisserée. Er ist von der Nothwendigkeit dieses lebendigen Fließens auf allen einzelnen Gebieten, auch des geistigen Lebens tiefer als Andere durchdrungen, und klarer als Anderen offenbaren sich seinem andächtigen Auge die ewigen Urbilder, die der Fülle der äußeren Erscheinungen zu Grunde liegen und ihnen die innere Einheit wahren. Wenige Ideen Goethe's haben eine so reiche dichterische Ausgestaltung gefunden, und schon daraus läßt sich ihre Bedeutung für seine Anschauungsweise ermessen. In allgemeinster Form kommt der Gedanke des Typus und seiner wechselnden Manifestationen in der Parabase zum Ausdruck:

„Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart."

Im Faust verkörpert sich dieselbe Idee sowohl in der humoristisch gefärbten Gestalt des Proteus, wie in den ehrfurchtsvolles Schauern erweckenden Müttern, die „umschwebt von Bildern aller Kreatur, in Gestaltung, Umgestaltung des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung" finden. Insofern als beim Proteus die äußeren Manifestationen, bei den Müttern das stetige ideale Urbild in den Vordergrund gerückt ist, ergänzen sie sich gegenseitig. — Auf allen Einzelgebieten läßt sich die Idee der Metamorphose verfolgen. Die fortschreitende Umgestaltung des Universums schildern Weltseele, Wiederfinden, Allleben (vgl. westöstlicher Divan) und die Sprüche 11—17 unter Gott, Gemüth und Welt. Ihre spezielle Behandlung erfährt die Geognosie in den Zahmen Xenien Buch VI., 368—371). Als Parallele sind die entsprechenden Partien der klassischen Walpurgisnacht anzusehen, die Caro La philosophie de Goethe, Paris 1866) als ein „fliegendes Blatt" des großen Naturgedichts bezeichnet. Auch hier zeigt sich Goethe als Anhänger des Ideals der ruhigen Bildung: er entscheidet sich für den Neptunismus im Gegensatz zu der damals aufgekommenen extremen Gestaltung des Vulkanismus, der ihm als etwas Gewaltsames, Unorganisches erscheint. Zwar findet auch die vulkanische Kraft in der Gestalt des Seismos eine glänzende dichterische Verkörperung; aber nicht Anaxagoras, sondern Thales ist es, der schließlich den Sieg erringt: im Ozean sucht Homunkulus wahres Leben zu gewinnen.

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen,
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönn' uns Dein ewiges Walten."

und bei diesem auch," schreibt er an Boisserée. Er ist von der Nothwendigkeit dieses lebendigen Fließens auf allen einzelnen Gebieten, auch des geistigen Lebens tiefer als Andere durchdrungen, und klarer als Anderen offenbaren sich seinem andächtigen Auge die ewigen Urbilder, die der Fülle der äußeren Erscheinungen zu Grunde liegen und ihnen die innere Einheit wahren. Wenige Ideen Goethe's haben eine so reiche dichterische Ausgestaltung gefunden, und schon daraus läßt sich ihre Bedeutung für seine Anschauungsweise ermessen. In allgemeinster Form kommt der Gedanke des Typus und seiner wechselnden Manifestationen in der Parabase zum Ausdruck:

„Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart."

Im Faust verkörpert sich dieselbe Idee sowohl in der humoristisch gefärbten Gestalt des Proteus, wie in den ehrfurchtsvolles Schauern erweckenden Müttern, die „umschwebt von Bildern aller Kreatur, in Gestaltung, Umgestaltung des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung" finden. Insofern als beim Proteus die äußeren Manifestationen, bei den Müttern das stetige ideale Urbild in den Vordergrund gerückt ist, ergänzen sie sich gegenseitig. — Auf allen Einzelgebieten läßt sich die Idee der Metamorphose verfolgen. Die fortschreitende Umgestaltung des Universums schildern Weltseele, Wiederfinden, Allleben (vgl. westöstlicher Divan) und die Sprüche 11—17 unter Gott, Gemüth und Welt. Ihre spezielle Behandlung erfährt die Geognosie in den Zahmen Xenien (Buch VI., 368—371). Als Parallele sind die entsprechenden Partien der klassischen Walpurgisnacht anzusehen, die Caro (La philosophie de Goethe, Paris 1866) als ein „fliegendes Blatt" des großen Naturgedichts bezeichnet. Auch hier zeigt sich Goethe als Anhänger des Ideals der ruhigen Bildung: er entscheidet sich für den Neptunismus im Gegensatz zu der damals aufgekommenen extremen Gestaltung des Vulkanismus, der ihm als etwas Gewaltsames, Unorganisches erscheint. Zwar findet auch die vulkanische Kraft in der Gestalt des Seismos eine glänzende dichterische Verkörperung; aber nicht Anaxagoras, sondern Thales ist es, der schließlich den Sieg erringt: im Ozean sucht Homunkulus wahres Leben zu gewinnen.

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen,
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönn' uns Dein ewiges Walten."

So hatte Herder, mit Goethe über die „[illegible] der [illegible]“ durch [illegible], das Leben aus dem unerschöpflichen Lebensquell“ geführt, so Schelling das Wesen „in das [illegible] der Dinge“ erklärt, „von dem alle Product[illegible] ausgeht, und in das sie zurückkehrt.“ — Die Wandlungen des Äthers „unter der [illegible]“, der Wolkenatmosphäre, finden ihre dichterische Gestaltung in den sieben durch Howard's Wolkenarten angeregten Gedichten in Gott und Welt; verwandten Inhalts sind die meteorologischen Xenien (Buch VI, 372—374). — Die Metamorphose der Pflanzen war der erste Schritt auf dem Wege zur Ausgestaltung des ursprünglichen Planes gewesen. An der „Urpflanze“ war Goethe zuerst der tiefere Sinn des Typischen aufgegangen. Hatte er früher an die objektive Realität desselben geglaubt und eine konkrete Urpflanze zu finden gehofft, so rang er sich allmählich zur Anerkennung der Idealität des Typus durch, nach dem alle Pflanzen gebildet sind, ohne succesiv aus ihm entstanden zu sein, und Schiller ist es, der ihm die Augen öffnet (das Nähere über Goethe's Stellung zu Darwin und zur Descendenztheorie siehe in R. Steiner's einleitender Abhandlung zu Goethe's naturwissenschaftlichen Werken; Deutsche Nationalliteratur, herausgegeben von Joseph Kürschner, Band 114). — In der Metamorphose der Thiere kommt außer dem schon bei der Organisation erwähnten Gesetz der Oekonomie besonders das Gesetz der Wechselwirkung des Organismus mit den äußeren Lebensbedingungen zum Ausdruck. Auch hier wird die Beständigkeit des Typus betont.

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Aber die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.“ —

Im engsten inneren Zusammenhange mit den beiden eben erwähnten Gedichten steht, die höchste Stufe irdischer organischer Metamorphose behandelnd, das Gedicht Bei Betrachtung von Schiller's Schädel. „Was hier hinzutritt, ist der Geist, die in einem großen Menschen geoffenbarte Geisteskraft, und die durch sie in der festen Organisation bewirkte Umbildung, das „Geisterzeugte“ in dem „Meer, das fluthend strömt gesteigerte Gestalten“ (vergl. Loeper, Goethe's Gedichte, Band II, S. 533). — Tragen alle diese Gedichte einen mehr objektiven Charakter, so tritt in Dauer im Wechsel das subjektive Element, die Wirkung der Vorstellung des Weltalls als eines in stetem Wandel Begriffenen auf das Gemüth

in den Vordergrund. Im eignen Innern gilt es das ewig Bleibende zu suchen, wenn der Erscheinungen Flucht uns mit Wehmuth erfüllt:

„Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in Deinem Busen
Und die Form in Deinem Geist.“

VIII. Die Positivität des Individuellen.

Das Individuum ist die besondere Erscheinungsform, in der sich der ewige Typus offenbart. Bei Spinoza, der die Inhärenz des Endlichen im Unendlichen betont, wird das Individuum zu einem Schatten, zu einer Negation, weil es das Absolute nicht frei von allen Schranken zum Ausdruck bringt. Eine solche Geringschätzung des Individuellen entsprach dem nivellirenden Rationalismus. Der neu auflebende Spinozismus erfuhr in dieser Hinsicht eine bedeutsame Umgestaltung: nicht der Gedanke der Inhärenz des Endlichen im Unendlichen, sondern der der Immanenz des Unendlichen im Endlichen wurde in den Vordergrund gestellt. Weil das Absolute nirgends als im Individuellen sich offenbart, so wurde das Individuelle für etwas Göttliches erklärt und zu einem ens positivum, wie es schon Leibniz gefaßt hatte, erhoben. — Herder war es, der, überall mit liebevollem Blick in das Individuelle sich versenkend, der jüngeren Generation über die Bedeutung desselben die Augen öffnete. Wenn er in den Ideen die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Völker aus ihren eigenthümlichen Anlagen und Lebensverhältnissen abzuleiten suchte, wenn er der Poesie auch der unzivilisirtesten Stämme in ihrer Eigenart gerecht zu werden strebte, so war es stets die Ueberzeugung von der Berechtigung und dem Werthe des Individuellen, die ihn dabei leitete (vgl. über Herder's und Goethe's Verhältniß zu Spinoza die schon erwähnte Schrift von B. Suphan: Goethe und Spinoza 1783—86).

Schelling tritt in Herder's Fußstapfen, wenn er erklärt: „Die Bestimmtheit der Form ist in der Natur nie eine Verneinung, sondern stets eine Bejahung.“ Individualisirung ist für ihn das Endziel aller Organisation. „Alle Operationen der Natur in der organischen Welt“, heißt es in der „Weltseele“, „sind ein beständiges Individualisiren der Materie.“ Ueberall, „selbst in Metallen und Steinen“, ist dieser gewaltige Trieb zur Individualität erken-

in den Vordergrund. Im eignen Innern gilt es das ewig Bleibende zu suchen, wenn der Erscheinungen Flucht uns mit Wehmuth erfüllt:

„Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in Deinem Busen
Und die Form in Deinem Geist."

VIII. Die Positivität des Individuellen.

Das Individuum ist die besondere Erscheinungsform, in der sich der ewige Typus offenbart. Bei Spinoza, der die Inhärenz des Endlichen im Unendlichen betont, wird das Individuum zu einem Schatten, zu einer Negation, weil es das Absolute nicht frei von allen Schranken zum Ausdruck bringt. Eine solche Geringschätzung des Individuellen entsprach dem nivellirenden Rationalismus. Der neu auflebende Spinozismus erfuhr in dieser Hinsicht eine bedeutsame Umgestaltung: nicht der Gedanke der Inhärenz des Endlichen im Unendlichen, sondern der der Immanenz des Unendlichen im Endlichen wurde in den Vordergrund gestellt. Weil das Absolute nirgends als im Individuellen sich offenbart, so wurde das Individuelle für etwas Göttliches erklärt und zu einem ens positivum, wie es schon Leibniz gefaßt hatte, erhoben, — Herder war es, der, überall mit liebevollem Blick in das Individuelle sich versenkend, der jüngeren Generation über die Bedeutung desselben die Augen öffnete. Wenn er in den Ideen die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Völker aus ihren eigenthümlichen Anlagen und Lebensverhältnissen abzuleiten suchte, wenn er der Poesie auch der unzivilisirtesten Stämme in ihrer Eigenart gerecht zu werden strebte, so war es stets die Ueberzeugung von der Berechtigung und dem Werthe des Individuellen, die ihn dabei leitete (vgl. über Herder's und Goethe's Verhältniß zu Spinoza die schon erwähnte Schrift von B. Suphan: Goethe und Spinoza 1783—86).

Schelling tritt in Herder's Fußstapfen, wenn er erklärt: „Die Bestimmtheit der Form ist in der Natur nie eine Verneinung, sondern stets eine Bejahung." Individualisirung ist für ihn das Endziel aller Organisation. „Alle Operationen der Natur in der organischen Welt", heißt es in der „Weltseele", „sind ein beständiges Individualisiren der Materie." Ueberall, „selbst in Metallen und Steinen", ist dieser gewaltige Trieb zur Individualität erkennbar.

Als Manifestation des Ewigen ist das Individuelle göttlich: „Nur Gott vermag das Eigenthümliche an den Dingen zu schaffen, und es ist das Siegel der Göttlichkeit an ihnen." Nicht nur das Ganze als Ganzes ist göttlich, auch der Theil und das Einzelne ist es für sich: „Wessen ich mich rühme? Des Einen, das mir gegeben ward, daß ich die Göttlichkeit auch des Einzelnen verkündigt habe." Wie Leibniz faßt Schelling das Individuum als Abbild des Universums: „In jedem Individuum der Natur spiegelt sich das Ganze, das Unendliche." Es ist nur die letzte Konsequenz, wenn ihm das Individuelle in seiner Göttlichkeit schließlich unsterblich wird: „Jedes Ding ist in jeder Vollkommenheit, auch der seiner eigensten Individualität, ewig."

Die Spinozistische Idee der Inhärenz des Endlichen im Unendlichen kommt bei Goethe in Gedichten wie Ganymed, Eins und Alles, zum Ausdruck:

„Im Grenzenlosen sich zu finden
Wird gern der Einzelne verschwinden."

Daneben aber tritt die Freude am Individuellen von Jugend auf als ein Grundzug in Goethe's Charakter hervor. Sie veranlaßt ihn zur Mitarbeit an Lavater's Physiognomischen Fragmenten. Schon damals ist ihm das Individuelle etwas Göttliches, das man nur ahnend erfassen kann: „Individuum est ineffabile", schreibt er an Lavater. Die stark ausgeprägte Individualität ist es, die ihn zu Männern wie Lavater, Basedow, Jung-Stilling hinzieht und auch für Spinoza sein erstes Interesse weckt. „Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst. Wir benutzen's, aber wir lieben's nicht. Wir lieben nur das Individuelle." Erst durch ihre individuellen Manifestationen erhält die innere essentia ihre Realität: „Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?" — Aus dieser Schätzung des Individuellen, wo es auch immer zur Erscheinung kommt, geht die Toleranz hervor, die Goethe jeder fremden Eigenart gegenüber zeigt. Er weiß, daß sich in jedem Kopfe die Welt anders spiegelt und erkennt darum jedem das Recht auf eine eigene Philosophie, einen eigenen Glauben zu. „Wie einer ist, so ist sein Gott." In seinen Augen ist es ein „löblicher Gebrauch, daß Jeder das Beste, was er kennt, er Gott, ja seinen Gott benennt." In den „Urworten" spricht Goethe die Unveränderlichkeit der Individualität, des Dämon, wie

er sie hier bezeichnet, „mit wiederholter Betheuerung aus". „Das noch so entschieden Einzelne kann, so lange sein Kern zusammen hält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch."

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Das Vermögen, im Individuellen das Göttliche, Unendliche zu schauen, ist Goethe in reichem Maße zu Theil geworden. Jedes Existirende ist ihm „ein Analogon alles Existirenden."

„Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken." —
„Im Innern ist ein Universum auch." —

Der Glaube an die Göttlichkeit des Individuellen führt den Dichter gelegentlich bis zu der Annahme einer individuellen Unsterblichkeit. Dem spinozistischen „Eins und Alles" stellt er als Gegenstück das „Vermächtniß" zur Seite:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!"

Unsterblichkeit erscheint ihm als ein Postulat, unbeweisbar, aber nothwendig:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn:
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!"

An Leibnizens Theorie von der Unvergänglichkeit der lebendigen Monas sich anschließend, betont er im Gespräch mit Eckermann: „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." Der Begriff der Thätigkeit ist es, auf dem ihm diese Ueberzeugung ruht. „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Freilich sind wir nicht auf gleiche Weise unsterblich. Um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." „Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an."

IX. Die Kunst als letzte Stufe aller Entwickelung.

Die dominirende Stellung, welche die Goethe-Schellingsche Weltauffassung der Kunst in dem großen Gesammtorganismus zuerkennt, dokumentirt am klarsten den tiefen Gegensatz, in dem

er sie hier bezeichnet, „mit wiederholter Betheuerung aus". „Das noch so entschieden Einzelne kann, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch."

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Das Vermögen, im Individuellen das Göttliche, Unendliche zu schauen, ist Goethe in reichem Maße zu Theil geworden. Jedes Existirende ist ihm „ein Analogon alles Existirenden."

„Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken." —
„Im Innern ist ein Universum auch." —

Der Glaube an die Göttlichkeit des Individuellen führt den Dichter gelegentlich bis zu der Annahme einer individuellen Unsterblichkeit. Dem spinozistischen „Eins und Alles" stellt er als Gegenstück das „Vermächtniß" zur Seite:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!"

Unsterblichkeit erscheint ihm als ein Postulat, unbeweisbar, aber nothwendig:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn:
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!"

An Leibnizens Theorie von der Unvergänglichkeit der lebendigen Monas sich anschließend, betont er im Gespräch mit Eckermann: „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." Der Begriff der Thätigkeit ist es, auf dem ihm diese Ueberzeugung ruht. „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Freilich sind wir nicht auf gleiche Weise unsterblich. Um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." „Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an."

IX. Die Kunst als letzte Stufe aller Entwickelung.

Die dominirende Stellung, welche die Goethe-Schellingsche Weltauffassung der Kunst in dem großen Gesammtorganismus zuerkennt, dokumentirt am klarsten den tiefen Gegensatz, in dem sie

sich zum Rationalismus befindet. In diesem Punkte geht sie noch bedeutsam über die Anschauungsweise Herder's hinaus, der, wenn er auch der Schönheit einen wichtigen Platz einräumte, doch stets als Höchstes die Humanität und als Blüthe derselben die Religion angesehen wissen wollte. Er hatte damit einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, denn indem er die Geschichte der Völker als eine einheitliche organische Entwickelung zu einem gemeinsamen höchsten Ziel, der Entfaltung der Humanität, betrachtete, überwand er den Rousseauschen Gegensatz von Natur und Kultur.

An Stelle des ethischen trat bei Goethe und Schelling das ästhetische Prinzip. „Es kann nichts Disharmonisches in der Natur und durch die Natur entstehen", erklärt Schelling im Entwurf der Naturphilosophie. Schönheit und Leben sind ihm oberste korrespondirende Potenzen des Universums. Ueberall tritt die Schönheit in der Natur hervor, „sobald der Mechanismus der Naturgesetze es zuläßt." Sie ist identisch mit der „unbedingtesten Vollkommenheit", die ein Ding haben kann; darum ist Schönheit „das nothwendige Prädikat" des Individuums auf der Höhestufe seiner Entfaltung, ja im Grunde genommen kann, da Schelling Schönheit als „endliche Darstellung des Unendlichen" definirt, jedes Einzelding auf jeder Stufe seiner Entwickelung, sobald man es unter dem Gesichtspunkte einer Manifestation des Göttlichen betrachtet, auf dieses Prädikat Anspruch machen. — Wenn Schönheit als oberste Potenz, das Universum also als Kosmos aufgefaßt wird, so ist es nur eine nothwendige Konsequenz, wenn Schelling in der Kunst, als der Darstellung des Schönen, den Schlußstein der gesammten organischen Entwickelung sieht. „Es ist eine ununterbrochene Reihe, die vom Einfachsten in der Natur an bis zum Höchsten und Zusammengesetztesten, dem Kunstwerk, heraufgeht." Aus der Wurzel der Natur wächst die Blüthe der Kunst hervor, das edelste und höchste Naturprodukt. Dieser organische Zusammenhang von Natur und Kunst läßt die Kraft des schöpferischen Genies nur als eine höhere Potenz der im gesammten Weltall thätigen Naturkraft erscheinen, die sich auf dieser Stufe von der Nothwendigkeit zur Freiheit, vom Unbewußten zum Bewußten durchringt. Aber das Unbewußte bleibt auch hier die eigentliche Grundlage. Das bewußte Gestalten und Bilden macht den technischen Faktor; der unbewußte schöpferische Drang, welcher als Naturtrieb wirkt, macht den poetischen Faktor. Das Mitwirken des Unbewußten dokumentirt sich in dem vollendeten Kunstwerk darin, daß dieses

weit mehr enthält, als in der Reflexion des Künstlers beabsichtigt war; sein Charakter ist eine „bewußtlose Unendlichkeit". Daher die Unerschöpflichkeit eines solchen Werkes, das, einer unendlichen Auslegung fähig, doch nie ganz in deutliche Vorstellungen aufzulösen ist. „Der Künstler", schreibt Schelling im System des transscendentalen Idealismus (1800), „scheint in seinem Werk außer dem, was er mit offenbarer Absicht darein gelegt hat, instinktmäßig gleichsam eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist." Das Geheimniß der Unergründlichkeit des Kunstwerks besteht darin, daß es, aus den Tiefen des Mikrokosmos hervorgegangen, vermöge des metaphysischen Zusammenhanges der Natur den Makrokosmos darstellt. Es ist ein Ebenbild des All, und zwar das höchste und wahrste. Als solches ist es zugleich die reinste Manifestation des Göttlichen; symbolisch verkörpert es das Unaussprechliche. So wird die Kunst zum „Organ" der Philosophie, die „ohne Poesie überhaupt nur todte Spekulation" ist. Philosophie und Kunst, Wahrheit und Schönheit bedingen sich gegenseitig, ja sie sind, wie Schelling im Bruno zu erweisen sucht, im tiefsten Grunde identisch: „Die höchste Schönheit und Wahrheit aller Dinge wird angeschaut in einer und derselben Idee." — „Einzig durch seine Wahrheit ist das Kunstwerk schön."

Als eine „Harmonie", von der jedes Einzelwesen nur ein Ton, eine Schattirung ist, faßt Goethe das Universum. Es ist die „lebendig reiche Schöne", mit lebendigen Schätzen „geschmückt".

„Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!"

Als eine Künstlerin, die nach ewigen, in ihr ruhenden Gesetzen nothwendig das Schöne hervorbringt, erscheint die gesammte Natur. Von der Auffassung der Thätigkeit des Künstlers als letzter Offenbarung der schöpferischen Naturkraft, der Kunst als höchsten Naturprodukts, erscheint schon „Der Wanderer" getragen:

„Schätzest Du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?"

Goethe selbst gelangt dazu, das ihm innewohnende Talent „ganz als Natur zu betrachten." — „Diese hohen Kunstwerke" schreibt er aus Italien, von den griechischen Statuen

weit mehr enthält, als in der Reflexion des Künstlers beabsichtigt war; sein Charakter ist eine „bewußtlose Unendlichkeit". Daher die Unerschöpflichkeit eines solchen Werkes, das, einer unendlichen Auslegung fähig, doch nie ganz in deutliche Vorstellungen aufzulösen ist. „Der Künstler", schreibt Schelling im System des transscendentalen Idealismus (1800), „scheint in seinem Werk außer dem, was er mit offenbarer Absicht darein gelegt hat, instinktmäßig gleichsam eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist." Das Geheimniß der Unergründlichkeit des Kunstwerks besteht darin, daß es, aus den Tiefen des Mikrokosmos hervorgegangen, vermöge des metaphysischen Zusammenhanges der Natur den Makrokosmos darstellt. Es ist ein Ebenbild des All, und zwar das höchste und wahrste. Als solches ist es zugleich die reinste Manifestation des Göttlichen; symbolisch verkörpert es das Unaussprechliche. So wird die Kunst zum „Organ" der Philosophie, die „ohne Poesie überhaupt nur todte Spekulation" ist. Philosophie und Kunst, Wahrheit und Schönheit bedingen sich gegenseitig, ja sie sind, wie Schelling im Bruno zu erweisen sucht, im tiefsten Grunde identisch: „Die höchste Schönheit und Wahrheit aller Dinge wird angeschaut in einer und derselben Idee." — „Einzig durch seine Wahrheit ist das Kunstwerk schön."

Als eine „Harmonie", von der jedes Einzelwesen nur ein Ton, eine Schattirung ist, faßt Goethe das Universum. Es ist die „lebendig reiche Schöne", mit lebendigen Schätzen „geschmückt".

„Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!"

Als eine Künstlerin, die nach ewigen, in ihr ruhenden Gesetzen nothwendig das Schöne hervorbringt, erscheint die gesammte Natur. Von der Auffassung der Thätigkeit des Künstlers als letzter Offenbarung der schöpferischen Naturkraft, der Kunst als höchsten Naturprodukts, erscheint schon „Der Wanderer" getragen:

„Schätzest Du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?"

Goethe selbst gelangt dazu, das ihm innewohnende Talent „ganz als Natur zu betrachten." — „Diese hohen Kunstwerke", schreibt er aus Italien, von den griechischen Statuen begeistert,

[illegible] zusammen.“

* * *

[illegible] von Einzelwesen und -Vorgängen war die [illegible] lebendigen Einheit geworden. In stetem [illegible] Einheit begriffen, aber nicht der blinde [illegible], außer ihr liegender Wille war es jetzt [illegible] hervorrief sondern die Gesetze, die im [illegible] gewaltigen, mit höchster Schönheit geschmückten [illegible] selbst gegeben sind und sich mit innerer Nothwendigkeit [illegible]. [illegible] Mechanismus und Atomismus in Kraft [illegible] die letzten Begriffe, die Ursachen aller Dinge gesehn, so

war nun an ihre Stelle der Begriff des organischen Lebens getreten. Aber wie dieser letzte und höchste Begriff immer etwas Geheimnißvolles, in keiner Einzeldefinition Aufgehendes behielt, so war man sich auch klar, daß das Wesen des großen Ganzen, in dem sich dies Leben auswirkt, nicht in ein paar tönende Worte eingekerkert werden könne: vom Gedanken der Eindeutigkeit der Natur schritt man zu der Erkenntniß fort, daß sie vieldeutig und für den Einzelnen begrifflich nie ganz zu erfassen sei. Das Bewußtsein von diesem Geheimnißvollen im Wesen und Walten der Natur hat für Goethe und seine Freunde, die es mit ihm als das Glück des denkenden Menschen empfanden, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren“, nichts Niederdrückendes, sondern es wirkt in ihnen eine Stimmung ehrfürchtiger Andacht, die dem Verhältniß des einzelnen Menschen zu der großen Mutter Natur etwas Persönliches, Intimes, ja etwas Religiöses giebt. — Die Harmonie des großen Ganzen spiegelt sich in der Seele des Menschen wieder: überwunden war der Kampf von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit — auch hier „konnte wieder lieben, was einst auseinanderfiel.“ — Mit gleicher Liebe umfaßt die große Mutter Natur all ihre Kinder und freut sich an jeder Eigenart: so giebt es nicht mehr einen einzigen Maßstab der Vollkommenheit, sondern jeder, der auf seine Weise das, was ihm die Natur ins Herz pflanzte, zur höchsten Blüthe bringt, darf ihres Segens gewiß sein. Damit ist die wahrhafte sittliche Befreiung des Individuums gegeben.

Wir sehen die Weltauffassung, deren Elemente wir an uns vorüberziehen ließen, die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts beherrschen. Jedes Glied des immer weiter werdenden romantischen Kreises spiegelt sie wieder — jedes freilich in seiner eigenthümlichen Weise, so daß wir uns durch mancherlei Verzerrungen und Einseitigkeiten nicht dürfen irre machen lassen. Trotzdem das Naturepos ein Traum bleibt, gelingt es ihr, ihr hohes Ziel zu erreichen, das schon die Genieperiode, zum Theil aus ähnlichen Ideen heraus, aber wegen der Unklarheit und Maßlosigkeit der jugendlich unreifen Geister noch ohne nachhaltigen Erfolg erstrebt hatte: die Schranken des Rationalismus fallen. — Goethe und Schelling sind die Leiter der Bewegung, und so gebührt ihnen der Hauptantheil des Sieges. Wie sie auf ihre Zeitgenossen durch ihre Persönlichkeit sowohl wie durch ihre Schriften wirkten, davon giebt mehr als ein begeistertes Zeugniß Kunde. Von Goethe's

war nun an ihre Stelle der Begriff des organischen Lebens getreten. Aber wie dieser letzte und höchste Begriff immer etwas Geheimnißvolles, in keiner Einzeldefinition Aufgehendes behielt, so war man sich auch klar, daß das Wesen des großen Ganzen, in dem sich dies Leben auswirkt, nicht in ein paar tönende Worte eingekerkert werden könne: vom Gedanken der Eindeutigkeit der Natur schritt man zu der Erkenntniß fort, daß sie vieldeutig und für den Einzelnen begrifflich nie ganz zu erfassen sei. Das Bewußtsein von diesem Geheimnißvollen im Wesen und Walten der Natur hat für Goethe und seine Freunde, die es mit ihm als das Glück des denkenden Menschen empfanden, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren", nichts Niederdrückendes, sondern es wirkt in ihnen eine Stimmung ehrfürchtiger Andacht, die dem Verhältniß des einzelnen Menschen zu der großen Mutter Natur etwas Persönliches, Intimes, ja etwas Religiöses giebt. — Die Harmonie des großen Ganzen spiegelt sich in der Seele des Menschen wieder: überwunden war der Kampf von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit — auch hier „konnte wieder lieben, was einst auseinanderfiel." — Mit gleicher Liebe umfaßt die große Mutter Natur all ihre Kinder und freut sich an jeder Eigenart: so giebt es nicht mehr einen einzigen Maßstab der Vollkommenheit, sondern jeder, der auf seine Weise das, was ihm die Natur ins Herz pflanzte, zur höchsten Blüthe bringt, darf ihres Segens gewiß sein. Damit ist die wahrhafte sittliche Befreiung des Individuums gegeben.

Wir sehen die Weltauffassung, deren Elemente wir an uns vorüberziehen ließen, die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts beherrschen. Jedes Glied des immer weiter werdenden romantischen Kreises spiegelt sie wieder — jedes freilich in seiner eigenthümlichen Weise, so daß wir uns durch mancherlei Verzerrungen und Einseitigkeiten nicht dürfen irre machen lassen. Trotzdem das Naturepos ein Traum bleibt, gelingt es ihr, ihr hohes Ziel zu erreichen, das schon die Genieperiode, zum Theil aus ähnlichen Ideen heraus, aber wegen der Unklarheit und Maßlosigkeit der jugendlich unreifen Geister noch ohne nachhaltigen Erfolg erstrebt hatte: die Schranken des Rationalismus fallen. — Goethe und Schelling sind die Leiter der Bewegung, und so gebührt ihnen der Hauptantheil des Sieges. Wie sie auf ihre Zeitgenossen durch ihre Persönlichkeit sowohl wie durch ihre Schriften wirkten, davon giebt mehr als ein begeistertes Zeugniß Kunde. Von Goethe's Einfluß

auf Alexander von Humboldt, der in seinem Kosmos (1828) vielleicht der Verwirklichung des Naturepos am nächsten gekommen ist, war schon die Rede. Was Schelling für Steffens gewesen, bezeugt der begeisterte Dankesbrief, den dieser am 1. September 1800 an Schelling schrieb (vergl. Aus Schelling's Leben I, S. 307—309).

„Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von des Berges Spitze,
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen!“

So sang Platen, nachdem er die erste Vorlesung bei Schelling gehört hatte. — Daß der Mitwirkung des poetischen Elements — denn auch Schelling's Schriften sind, ob ihnen gleich die äußere dichterische Form fehlt, durchaus von poetischem Geiste getragen — ein großer Theil des durchgreifenden Erfolges zu danken ist, unterliegt keinem Zweifel. Mag dies poetische Element auf wissenschaftlichem Gebiete manchen Nachtheil im einzelnen im Gefolge gehabt haben, für die Verbreitung der Grundideen war es von höchster Bedeutung. — Und auch die Hoffnung, durch die Verbindung des Poetischen mit dem Philosophischen eine Steigerung des künstlerischen, des geistigen Lebens überhaupt hervorzurufen, ist nicht unerfüllt geblieben. Auf die „gemeinsame Wirkung unserer Poesie und Philosophie, die ja damals glücklich Hand in Hand gehen lernten“, führt unter anderen R. Hildebrand „die neue Belebung des Geistes“, die gegen 1800 zum Durchbruch kam, zurück.

Schelling selbst ist später andere Bahnen gewandelt. Die einseitige Versenkung in die Mythologie führt ihn der Theosophie in die Arme. Aber seine Schriften aus der späteren Zeit haben keinen Einfluß mehr auf die Entwickelung des geistigen Lebens der Nation. In der Naturphilosophie liegt der Schwerpunkt seiner Bedeutung; Goethe ist dem Gott — Natur bis ans Ende treu geblieben, und wenn bei dem veränderten Stande der Naturwissenschaft in unsern Tagen das Interesse an Schelling's Schriften mehr und mehr ein historisches geworden ist, so sammelt sich um „Gott und Welt“ noch heut' eine stille Gemeinde.

Welt und Mensch.

Von

Johannes Rehmke.

Welt heißt uns die Gesammtheit des Wirklichen als die Einheit des Mannigfaltigen. Das Bedürfniß, das Vielerlei unserer Wirklichkeit in Eins zu fassen, erwacht nicht erst für das auf hoher Entwicklungsstufe stehende Bewußtsein, das in seiner Befriedigung etwa den Abschluß langer Ueberlegungen und Erwägungen findet; dies Bedürfniß ist vielmehr ein so ursprüngliches, daß sich behaupten läßt, der Mensch habe den Begriff „Welt“, habe das Gegebene der Wahrnehmung als Einheit schon vor sich, sobald ihm nur irgendwie Mannigfaltiges in der Erfahrung gegeben sei. Und wie auch immer im Menschen und in der Menschheit Erfahrung und Erkenntniß zunimmt, der Gedanke von der Einheit des mannigfaltigen Wirklichen begleitet unverrückt diese Entwicklung und bildet die Grundströmung in dem Flusse der sich ablösenden Meinungen von der Wirklichkeit. Er steht auch in so inniger Verknüpfung mit der sich weitenden und vertiefenden Erfahrung vom mancherlei Wirklichen, daß die besondere Fassung der Einheit „Welt“ mit der Erweiterung und Vertiefung der Erkenntniß wechselt und auf den verschiedenen Entwicklungsstufen des Menschen und der Menschheit eine verschiedene ist.

Aber nicht nur darin zeigt sich das menschliche Bewußtsein zu allen Zeiten als dasselbe, daß es die Gesammtheit des Wirklichen als eine Einheit begreift, sondern auch darin, daß ihm zu jeder Zeit die Einheit „Welt“ wiederum aus unzähligen Einheiten besteht, die wir Dinge nennen oder wohl besser Einzelwesen (Individuen), sofern wir dem Sprachgebrauch gemäß unter „Ding“ nur das materielle Einzelwesen verstehen. Auch diese Meinung, daß das Mannigfaltige unserer Wirklichkeitseinheit „Welt“ aus

Welt und Mensch.

Von

Johannes Rehmke.

Welt heißt uns die Gesammtheit des Wirklichen als die Einheit des Mannigfaltigen. Das Bedürfniß, das Vielerlei unserer Wirklichkeit in Eins zu fassen, erwacht nicht erst für das auf hoher Entwicklungsstufe stehende Bewußtsein, das in seiner Befriedigung etwa den Abschluß langer Ueberlegungen und Erwägungen findet; dies Bedürfniß ist vielmehr ein so ursprüngliches, daß sich behaupten läßt, der Mensch habe den Begriff „Welt", habe das Gegebene der Wahrnehmung als Einheit schon vor sich, sobald ihm nur irgendwie Mannigfaltiges in der Erfahrung gegeben sei. Und wie auch immer im Menschen und in der Menschheit Erfahrung und Erkenntniß zunimmt, der Gedanke von der Einheit des mannigfaltigen Wirklichen begleitet unverrückt diese Entwicklung und bildet die Grundströmung in dem Flusse der sich ablösenden Meinungen von der Wirklichkeit. Er steht auch in so inniger Verknüpfung mit der sich weitenden und vertiefenden Erfahrung vom mancherlei Wirklichen, daß die besondere Fassung der Einheit „Welt" mit der Erweiterung und Vertiefung der Erkenntniß wechselt und auf den verschiedenen Entwicklungsstufen des Menschen und der Menschheit eine verschiedene ist.

Aber nicht nur darin zeigt sich das menschliche Bewußtsein zu allen Zeiten als dasselbe, daß es die Gesammtheit des Wirklichen als eine Einheit begreift, sondern auch darin, daß ihm zu jeder Zeit die Einheit „Welt" wiederum aus unzähligen Einheiten besteht, die wir Dinge nennen oder wohl besser Einzelwesen (Individuen), sofern wir dem Sprachgebrauch gemäß unter „Ding" nur das materielle Einzelwesen verstehen. Auch diese Meinung, daß das Mannigfaltige unserer Wirklichkeitseinheit „Welt" aus

Einzelwesen bestehe, ist so ursprünglich, wie die Meinung von jener Einheit selber, und auch sie begleitet ebenso unentwegt den Entwicklungsgang, den das Bewußtsein in seiner wechselnden Auffassung von der Wirklichkeit beschreibt: so lehrt es uns die Geschichte der Menschheit überhaupt, so lehrt es uns insbesondere die Geschichte der Wissenschaft. Materialismus und Spiritualismus, Monismus und Idealismus, zu welcher von diesen Anschauungen sich auch der Mensch bekennt oder bekannt haben mag, sie alle stehen dazu, das Wirkliche sei Einheit von Einzelwesen. Mag der Materialismus diese Einzelwesen Ding oder Atom, der Spiritualismus Geist oder Monade, der Monismus aber Modus oder Erscheinungsweise, der Idealismus endlich Seele oder Bewußtsein nennen: bei all diesen verschiedenen Bezeichnungen des Wirklichen schimmert doch ein und dieselbe Grundauffassung heraus, von der sich eben trotz aller Worte und Bemühungen kein Mensch frei machen kann, daß nämlich die Welt eine Mannigfaltigkeit von Einzelwesen sei.

Die Geschichte dieses Einheitsbegriffes der aus Einzelwesen bestehenden Wirklichkeit, diese Geschichte des Weltbegriffs läuft in dem Bewußtsein der einzelnen Menschen, wie auch der Menschheit, in ein und derselben Weise ab. Anfangs wird die Einheit als bloße Anschauungssache begriffen; die Welt wird vorgestellt als räumliches Ganzes, in dem die Einzelwesen, ohne daß sie zu einander auch in innerer Beziehung stehend gedacht werden, beschlossen sind. Der Zusammenhang der Einzelwesen erscheint als ein rein äußerlicher, die Einzelwesen sind bloß bei und neben einander aufgestellt in der großen, sie umschließenden Welthalle. Zu dieser Anschauungseinheit „Welt“ gesellt sich aber bald als neuer Gedanke die innere Einheit d. i. der Wirkungszusammenhang der Einzelwesen unter einander, und so sind sie nun nicht mehr nur bei und neben einander da, sondern mit einander innig verbunden, ihr Zusammensein ist jetzt nicht mehr ein gegenseitig zufälliges, sondern ein nothwendiges, das eine Einzelwesen erscheint in seinem Dasein durch das andere Einzelwesen geradezu bedingt.

Je mehr dieser Gedanke der inneren Einheit sich im Weltbegriff entwickelt und festigt, um so mehr tritt gegen ihn der Gedanke der Anschauungseinheit zurück, um dann schließlich ganz wegzufallen, sobald eben erkannt wird, daß die Anschauungssache „Welt“, bei Licht besehen, für unser Vorstellen eine unmögliche Aufgabe sei, da kein Mensch die Gesammtheit des Wirklichen thatsächlich vorzustellen vermöge. Mag das unentwickelte Bewußtsein

ich mit der Welt als einem in sich geschlossenen Raum, sei es als Kugel oder wie immer sonst noch, leichthin abfinden, mögen im Alterthum selbst noch Philosophen, wie Xenophanes der Eleate und gleichfalls Aristoteles die Welt als begrenztes Raumganzes behauptet haben, so führt doch die Ueberlegung, daß ein begrenztes Ganzes nicht die Gesammtheit des Wirklichen darstellen könne, weil es als begrenztes noch Anderes fordert, welches als das ganze Ganze begrenzende doch auch noch zur Gesammtheit des Wirklichen gehören muß — diese Ueberlegung führt mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß, daß wir die Welt, soll sie die Einheit des gesammten Wirklichen bedeuten, nicht als eine Anschauungseinheit, nicht als ein Raumganzes, Kugel oder sonst etwas, behaupten dürfen.

Damit ist die dritte und letzte Stufe in der Geschichte des Weltbegriffs erreicht: „Welt“ bedeutet nun nur noch die innere Einheit der Einzelwesen unserer Wirklichkeit, der Weltbegriff behauptet also nur noch die auf dem Wirkungszusammenhang stehende Einheit der Einzelwesen, und fordert, daß, wann immer ein Einzelwesen da ist, dieses im Wirkungszusammenhang mit anderen Einzelwesen da sei, da sein Dasein eben nur durch den inneren Zusammenhang mit anderen Einzelwesen überhaupt möglich erscheint.

Diese Erkenntniß räumt gründlich auf mit der meistens von der ersten Stufe des Weltbegriffs, der reinen Anschauungseinheit, her noch weiter mitlaufenden Meinung, daß die Einzelwesen, die sich im äußeren Zusammen bei und neben einander finden, ein jedes doch ein in sich selbst gegründetes Dasein hätten oder, wie die Alten sagten, Substanzen wären. Wenn im Gegensatz zu dieser Meinung von der Selbstherrlichkeit der Einzelwesen in der Welt der Monismus, wie wir ihn besonders deutlich bei Spinoza herausgearbeitet finden, nur von Einer Substanz wissen will, so hat er insoweit sicherlich Recht, als dadurch das selbständige Dasein der Einzelwesen verneint wird. Denn es giebt in der That nur ein Selbständiges, nämlich die innere, auf dem Wirkungszusammenhange der Einzelwesen ruhende Einheit d. i. die Welt. Wer im Stande wäre, ein Einzelwesen unserer Wirklichkeit, einen Stein oder ein Buch, aus seinem Wirkungszusammenhange mit seiner Umgebung herauszulösen, der würde es dadurch mit unfehlbarer Sicherheit nicht etwa zu ganz unumschränktem Sein, sondern vielmehr ins Nichtsein befördern. Freilich vermag dies Niemand, aber es ist nicht ohne Nutzen, auf die Sinnlosigkeit solchen Unterfangens hin-

sich mit der Welt als einem in sich geschlossenen Raum, sei es als Kugel oder wie immer sonst noch, leichthin abfinden, mögen im Alterthum selbst noch Philosophen, wie Xenophanes der Eleate und gleichfalls Aristoteles die Welt als begrenztes Raumganzes behauptet haben, so führt doch die Ueberlegung, daß ein begrenztes Ganzes nicht die Gesammtheit des Wirklichen darstellen könne, weil es als begrenztes noch Anderes fordert, welches als das jenes Ganze begrenzende doch auch noch zur Gesammtheit des Wirklichen gehören muß — diese Ueberlegung führt mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß, daß wir die Welt, soll sie die Einheit des gesammten Wirklichen bedeuten, nicht als eine Anschauungseinheit, nicht als ein Raumganzes, Kugel oder sonst etwas, behaupten dürfen.

Damit ist die dritte und letzte Stufe in der Geschichte des Weltbegriffs erreicht: „Welt" bedeutet nun nur noch die innere Einheit der Einzelwesen unserer Wirklichkeit, der Weltbegriff behauptet also nur noch die auf dem Wirkungszusammenhang stehende Einheit der Einzelwesen, und fordert, daß, wann immer ein Einzelwesen da ist, dieses im Wirkungszusammenhang mit anderen Einzelwesen da sei, da sein Dasein eben nur durch den inneren Zusammenhang mit anderen Einzelwesen überhaupt möglich erscheint.

Diese Erkenntniß räumt gründlich auf mit der meistens von der ersten Stufe des Weltbegriffs, der reinen Anschauungseinheit, her noch weiter mitlaufenden Meinung, daß die Einzelwesen, die sich im äußeren Zusammen bei und neben einander finden, ein jedes doch ein in sich selbst gegründetes Dasein hätten oder, wie die Alten sagten, Substanzen wären. Wenn im Gegensatz zu dieser Meinung von der Selbstherrlichkeit der Einzelwesen in der Welt der Monismus, wie wir ihn besonders deutlich bei Spinoza herausgearbeitet finden, nur von Einer Substanz wissen will, so hat er insoweit sicherlich Recht, als dadurch das selbständige Dasein der Einzelwesen verneint wird. Denn es giebt in der That nur ein Selbständiges, nämlich die innere, auf dem Wirkungszusammenhange der Einzelwesen ruhende Einheit d. i. die Welt. Wer im Stande wäre, ein Einzelwesen unserer Wirklichkeit, einen Stein oder ein Buch, aus seinem Wirkungszusammenhange mit seiner Umgebung herauszulösen, der würde es dadurch mit unfehlbarer Sicherheit nicht etwa zu ganz unumschränktem Sein, sondern vielmehr ins Nichtsein befördern. Freilich vermag dies Niemand, aber es ist nicht ohne Nutzen, auf die Sinnlosigkeit solchen Unterfangens hin-

zuweisen, weil die Anschauungsstufe des Weltbegriffs bei gar Vielen noch immer nicht ganz überwunden ist, sodaß sie immer wieder verführt werden zu meinen, das Dasein eines Einzelwesens sei auch ohne die Welt d. h. ohne daß das Einzelwesen in Wirkungszusammenhang mit anderen stehe, möglich. Von dieser Täuschung muß sich Jeder endgiltig frei machen und wissen, daß unsere Wirklichkeit eine Welt ist, sodaß in deren Wirkungszusammenhang jedes Einzelwesen mit seinem Dasein eingebettet liegt.

Die Wirklichkeit der Einzelwesen ist also ohne Wirken undenkbar, und die Erkenntniß des Wirkungszusammenhanges der Einzelwesen schafft den einzig sicheren Begriff von deren Einheit d. h. von der „Welt“. Aber eben deshalb, soll anders unsere Wirklichkeit eine „Welt“ sein, muß sie gerade aus Einzelwesen bestehen, denn ohne diese ist auch Wirken wiederum undenkbar, wie leicht gezeigt werden kann.

Wirken heißt „Veränderung verursachen“. Soll also Wirken möglich sein, so muß etwas da sein, das Veränderung erfahren kann, das ein Veränderliches ist. Veränderliches kann aber nur das Einzelwesen sein. Man mache nur die Probe: immer wird sich zeigen, daß das, von dem man Veränderung aussagt, entweder thatsächlich Einzelwesen ist oder doch von uns als ein solches gedacht wird. Fälle der ersteren Gruppe sind: das Kleid, der Baum, der Garten, das Dorf, der Verein hat sich verändert: hier haben wir Einzelwesen zwar verschiedenster Art, aber doch wahrhaftige Einzelwesen, also thatsächlich Veränderliches vor uns. Fälle der zweiten Gruppe sind: die Farbe, die Gestalt, die Temperatur, die Dichtigkeit, der Fleiß, das Betragen, die Stimmung hat sich verändert: hier ist Veränderung ausgesagt von etwas, das zwar selber in Wahrheit nicht Einzelwesen, sondern nur Eigenschaft oder Bestimmtheit von Einzelwesen ist, aber es giebt sich doch als Einzelwesen gleichsam ausstaffirt, und nur auf Grund dieser Dichtung wird es uns möglich, es selber als Veränderliches zu behandeln, sodaß von ihm selber, anstatt, wie es allein korrekt ist, von dem Einzelwesen, dessen Bestimmtheit Farbe und Gestalt oder Fleiß und Betragen u. s. w. sind, Veränderung auszusagen. In Wahrheit verändert sich ja nicht die Farbe und die Gestalt, sondern einzig und allein das Ding in seiner Farbe und Gestalt, ebenso nicht der Fleiß und das Betragen, sondern einzig und allein der Mensch in seinem Fleiß und Betragen. Ueberall, wo man zu sagen pflegt, daß z. B. die Farbe sich verändert habe, ist die eigentliche

Thatsache die, daß jetzt eine andere Farbe da ist, als früher, daß das Ding jetzt eine andere Farbe, als früher, zeigt; das Ding also hat sich in seiner Farbenbestimmtheit verändert, aber es ist doch ein und dasselbe Ding früher und jetzt da, indessen an Stelle der früheren Farbe des Dinges ist jetzt eine andere da.

Selbstverständlich liegt mir die Pedanterie fern, den üblichen Ausdruck „die Farbe hat sich verändert“ zur Bezeichnung für die Thatsache „das Ding hat sich in seiner Farbe verändert“ als ein Vergehen, dessen man sich fortan nicht mehr schuldig machen dürfe, zu brandmarken. Nur dieses fordere ich, daß, wer die Thatsache dieser Veränderung in ihrer Wahrheit erfaßt hat, beim Gebrauch jenes verkürzten Ausdrucks nicht in die irrthümliche Auffassung, in Wahrheit verändere sich die Farbe doch selber, zurückfalle. An dem grundlegenden Satze, daß nur das Einzelwesen veränderlich sei, also auch nur Veränderung erfahren könne, ist unbeirrt festzuhalten.

Wie aber steht es mit dem beliebten Worte: „Die Welt verändert sich.“ Ich fürchte, wir können es weder als eigentlichen Ausdruck, noch als verkürzten Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten lassen. Zwar im Munde derer, die es aussprechen, soll es sicherlich eine thatsächliche Veränderung zum Ausdruck bringen, da ihnen die Welt ersichtlich eine Anschauungseinheit bedeutet, deren einzelne Stücke die unzähligen Einzelwesen seien; die Welt selber gilt ihnen daher offenbar auch für ein Einzelwesen, aus den Dingen zusammengesetzt, wie etwa das einzelne Ding aus seinen Theilstücken. Wir verstehen, daß auf dem Standpunkt solcher Wirklichkeitsbetrachtung das Wort „die Welt verändert sich“ in demselben Sinne gemeint wird, wie der Satz „das Ding verändert sich.“

Ist uns aber die Welt als Anschauungseinheit völlig fortgefallen, so fällt damit auch die Möglichkeit für uns weg, den Satz von der Weltveränderung in dem angeführten Sinne bestehen zu lassen, da uns ja Welt als die Einheit der unzähligen Einzelwesen nur den Wirkungszusammenhang dieser Einzelwesen bedeutet, so daß wir von der Welt als einem Einzelwesen nimmermehr reden können.

Ist also der Satz „die Welt verändert sich“ als eigentlicher Ausdruck einer Thatsache nicht aufrecht zu erhalten, so bleibt noch die Frage, ob er nicht als verkürzter Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten könne. Wäre dies möglich, so müßte Welt eine Eigenschaft oder Bestimmtheit von Einzelwesen bedeuten, wie

Thatsache die, daß jetzt eine andere Farbe da ist, als früher, daß das Ding jetzt eine andere Farbe, als früher, zeigt; das Ding also hat sich in seiner Farbenbestimmtheit verändert, aber es ist doch ein und dasselbe Ding früher und jetzt da, indessen an Stelle der früheren Farbe des Dinges ist jetzt eine andere da.

Selbstverständlich liegt mir die Pedanterie fern, den üblichen Ausdruck „die Farbe hat sich verändert" zur Bezeichnung für die Thatsache „das Ding hat sich in seiner Farbe verändert" als ein Vergehen, dessen man sich fortan nicht mehr schuldig machen dürfe, zu brandmarken. Nur dieses fordere ich, daß, wer die Thatsache dieser Veränderung in ihrer Wahrheit erfaßt hat, beim Gebrauch jenes verkürzten Ausdrucks nicht in die irrthümliche Auffassung, in Wahrheit verändere sich die Farbe doch selber, zurückfalle. An dem grundlegenden Satze, daß nur das Einzelwesen veränderlich sei, also auch nur Veränderung erfahren könne, ist unbeirrt festzuhalten.

Wie aber steht es mit dem beliebten Worte: „Die Welt verändert sich." Ich fürchte, wir können es weder als eigentlichen Ausdruck, noch als verkürzten Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten lassen. Zwar im Munde derer, die es aussprechen, soll es sicherlich eine thatsächliche Veränderung zum Ausdruck bringen, da ihnen die Welt ersichtlich eine Anschauungseinheit bedeutet, deren einzelne Stücke die unzähligen Einzelwesen seien; die Welt selber gilt ihnen daher offenbar auch für ein Einzelwesen, aus den Dingen zusammengesetzt, wie etwa das einzelne Ding aus seinen Theilstücken. Wir verstehen, daß auf dem Standpunkt solcher Wirklichkeitsbetrachtung das Wort „die Welt verändert sich" in demselben Sinne gemeint wird, wie der Satz „das Ding verändert sich."

Ist uns aber die Welt als Anschauungseinheit völlig fortgefallen, so fällt damit auch die Möglichkeit für uns weg, den Satz von der Weltveränderung in dem angeführten Sinne bestehen zu lassen, da uns ja Welt als die Einheit der unzähligen Einzelwesen nur den Wirkungszusammenhang dieser Einzelwesen bedeutet, so daß wir von der Welt als einem Einzelwesen nimmermehr reden können.

Ist also der Satz „die Welt verändert sich" als eigentlicher Ausdruck einer Thatsache nicht aufrecht zu erhalten, so bleibt noch die Frage, ob er nicht als verkürzter Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten könne. Wäre dies möglich, so müßte Welt eine Eigenschaft oder Bestimmtheit von Einzelwesen bedeuten, wie

„sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden.“ — Der Faktor des Unbewußten bei der künstlerischen Produktion spielt auch bei Goethe eine bedeutsame Rolle. Aus einem „unerklärlichen Instinkt“, dessen elementare Wirkung im ersten „Fetzen“ des Ewigen Juden zum Ausdruck kommt, gehen die genialen Schöpfungen hervor. Der „dämonische Geist des Genies“ hat den Dichter in der Gewalt, so daß er ausführen muß, was jener gebietet. Durch solch' „nachtwandlerisches Dichten“ allein entsteht etwas wahrhaft Großes.

„All unser redlichstes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente.“

Wenn Goethe zu Eckermann von der „unbewußten Poesie“ redet, „bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt“, so sehen wir ihn wie Schelling in den Faktor des Unbewußten den Grund der Unerschöpflichkeit des Kunstwerks setzen. „Ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich.“ Ja Goethe erklärt geradezu: „Je inkommensurabler für den Verstand und unfaßlicher eine poetische Produktion ist, desto besser.“ — Als reinste Manifestation des Göttlichen ist die Kunst höchste Vermittlerin ewiger Wahrheit. Sie ist „die würdigste Auslegerin der Natur“, das Schöne „eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.“ — Den „Sinn der Wahrheit, der sich nur mit Schönem schmückt“, feiert Goethe als Herrscher „im weiten Kunstgefilde“, und so werden auch ihm Wahrheit und Schönheit identische Begriffe. Schelling's Bruno erregt seine lebhafteste Theilnahme: „Was ich davon verstehe oder zu verstehen glaube“, schreibt er an Schiller, „ist vortrefflich und trifft mit meinen innigsten Ueberzeugungen zusammen.“

* * *

Aus einer Unzahl von Einzeldingen und -Vorgängen war die Natur so zu einer großen lebendigen Einheit geworden. In stetem Wandel sah man diese Einheit begriffen, aber nicht der blinde Zufall oder ein fremder, außer ihr liegender Wille war es jetzt mehr, der diesen Wandel hervorrief sondern die Gesetze, die im Wesen dieses gewaltigen, mit höchster Schönheit geschmückten Organismus selbst gegeben sind und sich mit innerer Nothwendigkeit auswirken. Hatten Mechanismus und Atomismus in Kraft und Stoff die letzten Begriffe, die Ursachen aller Dinge gesehn, so

war nun an ihre Stelle der Begriff des organischen Lebens getreten. Aber wie dieser letzte und höchste Begriff immer etwas Geheimnißvolles, in keiner Einzeldefinition Aufgehendes behielt, so war man sich auch klar, daß das Wesen des großen Ganzen, in dem sich dies Leben auswirkt, nicht in ein paar tönende Worte eingekerkert werden könne: vom Gedanken der Eindeutigkeit der Natur schritt man zu der Erkenntniß fort, daß sie vieldeutig und für den Einzelnen begrifflich nie ganz zu erfassen sei. Das Bewußtsein von diesem Geheimnißvollen im Wesen und Walten der Natur hat für Goethe und seine Freunde, die es mit ihm als das Glück des denkenden Menschen empfanden, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren“, nichts Niederdrückendes, sondern es wirkt in ihnen eine Stimmung ehrfürchtiger Andacht, die dem Verhältniß des einzelnen Menschen zu der großen Mutter Natur etwas Persönliches, Intimes, ja etwas Religiöses giebt. — Die Harmonie des großen Ganzen spiegelt sich in der Seele des Menschen wieder: überwunden war der Kampf von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit — auch hier „konnte wieder lieben, was einst auseinander fiel.“ — Mit gleicher Liebe umfaßt die große Mutter Natur all ihre Kinder und freut sich an jeder Eigenart: so giebt es nicht mehr einen einzigen Maßstab der Vollkommenheit, sondern jeder, der auf seine Weise das, was ihm die Natur ins Herz pflanzte, zur höchsten Blüthe bringt, darf ihres Segens gewiß sein. Damit ist die wahrhafte sittliche Befreiung des Individuums gegeben.

Wir sehen die Weltauffassung, deren Elemente wir an uns vorüberziehen ließen, die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts beherrschen. Jedes Glied des immer weiter werdenden romantischen Kreises spiegelt sie wieder — jedes freilich in seiner eigenthümlichen Weise, so daß wir uns durch mancherlei Verzerrungen und Einseitigkeiten nicht dürfen irre machen lassen. Trotzdem das Naturepos ein Traum bleibt, gelingt es ihr, ihr hohes Ziel zu erreichen, das schon die Genieperiode, zum Theil aus ähnlichen Ideen heraus, aber wegen der Unklarheit und Maßlosigkeit der jugendlich unreifen Geister noch ohne nachhaltigen Erfolg erstrebt hatte: die Schranken des Rationalismus fallen. — Goethe und Schelling sind die Leiter der Bewegung, und so gebührt ihnen der Hauptantheil des Sieges. Wie sie auf ihre Zeitgenossen durch ihre Persönlichkeit sowohl wie durch ihre Schriften wirkten, davon giebt mehr als ein begeistertes Zeugniß Kunde. Von Goethe's Einfluß

war nun an ihre Stelle der Begriff des organischen Lebens getreten. Aber wie dieser letzte und höchste Begriff immer etwas Geheimnißvolles, in keiner Einzeldefinition Aufgehendes behielt, so war man sich auch klar, daß das Wesen des großen Ganzen, in dem sich dies Leben auswirkt, nicht in ein paar tönende Worte eingekerkert werden könne: vom Gedanken der Eindeutigkeit der Natur schritt man zu der Erkenntniß fort, daß sie vieldeutig und für den Einzelnen begrifflich nie ganz zu erfassen sei. Das Bewußtsein von diesem Geheimnißvollen im Wesen und Walten der Natur hat für Goethe und seine Freunde, die es mit ihm als das Glück des denkenden Menschen empfanden, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren", nichts Niederdrückendes, sondern es wirkt in ihnen eine Stimmung ehrfürchtiger Andacht, die dem Verhältniß des einzelnen Menschen zu der großen Mutter Natur etwas Persönliches, Intimes, ja etwas Religiöses giebt. — Die Harmonie des großen Ganzen spiegelt sich in der Seele des Menschen wieder: überwunden war der Kampf von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit — auch hier „konnte wieder lieben, was einst auseinanderfiel." — Mit gleicher Liebe umfaßt die große Mutter Natur all ihre Kinder und freut sich an jeder Eigenart: so giebt es nicht mehr einen einzigen Maßstab der Vollkommenheit, sondern jeder, der auf seine Weise das, was ihm die Natur ins Herz pflanzte, zur höchsten Blüthe bringt, darf ihres Segens gewiß sein. Damit ist die wahrhafte sittliche Befreiung des Individuums gegeben.

Wir sehen die Weltauffassung, deren Elemente wir an uns vorüberziehen ließen, die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts beherrschen. Jedes Glied des immer weiter werdenden romantischen Kreises spiegelt sie wieder — jedes freilich in seiner eigenthümlichen Weise, so daß wir uns durch mancherlei Verzerrungen und Einseitigkeiten nicht dürfen irre machen lassen. Trotzdem das Naturepos ein Traum bleibt, gelingt es ihr, ihr hohes Ziel zu erreichen, das schon die Genieperiode, zum Theil aus ähnlichen Ideen heraus, aber wegen der Unklarheit und Maßlosigkeit der jugendlich unreifen Geister noch ohne nachhaltigen Erfolg erstrebt hatte: die Schranken des Rationalismus fallen. — Goethe und Schelling sind die Leiter der Bewegung, und so gebührt ihnen der Hauptantheil des Sieges. Wie sie auf ihre Zeitgenossen durch ihre Persönlichkeit sowohl wie durch ihre Schriften wirkten, davon giebt mehr als ein begeistertes Zeugniß Kunde. Von Goethe's Einfluß

die Farbe eine solche des Dinges ist, und das Einzelwesen, welches diese Welteigenschaft hätte, sich „in der Welt“ verändern, wie das Ding „in der Farbe.“ Das aber ist sinnlos, und somit erscheint der Satz „die Welt verändert sich“ schlechthin gerichtet, er muß rundweg abgewiesen werden, ihm ist kein Quartier mehr zu geben. Nicht die Welt selber, sondern nur die Einzelwesen der Welt sind Veränderliches.

Man halte es nicht für Pedanterie, wenn ich dem Satze von der Weltveränderung keinen Platz mehr zubillige: bedeutet die Welt d. i. die Einheit des gesammten Wirklichen, nichts mehr und nichts weniger als den Wirkungszusammenhang aller Einzelwesen, so liegt doch für jeden auf der Hand, daß von ihr schlechterdings nicht Veränderung auszusagen ist. Halten wir aber an diesem Sinn des Wortes „Welt“ nur streng fest, so werden wir uns sicher vor dem Rückfall, die Einheit des Wirklichen wieder als eine Anschauungseinheit zu behaupten und als ein Raumganzes vorzustellen, schützen, sowie den ewigen Verlegenheiten entronnen sein, die aus einer solchen, im eigentlichen Sinne des Wortes so zu nennenden, Weltanschauung sich ergeben. Wenn es auch unbestreitbar ist, daß jegliches Raumganze in der Welt, ob klein ob groß, ob Stein oder Haus, ob Deutschland oder Europa, ob Erde oder Sternhimmel, ein Einzelwesen und daher Veränderliches sei; trotzdem bleibt es dabei, daß das Wort von der Welt als einem Einzelwesen und einem Veränderlichen für uns heute keinen annehmbaren Sinn mehr haben kann.

Unser Weltbegriff als die im Wirkungszusammenhange begründete Einheit der Einzelwesen geht freilich, wie die andern Weltbegriffe auch, auf das Wirkliche sammt und sonders, auf das All; aber für unseren Weltbegriff kommen selbstverständlich Fragen, wie die nach der Größe des Alls, ob es endlich oder unendlich sei, gar nicht auf, denn das Einzige, was er fordert, ist überhaupt Mehrzahl von Einzelwesen, und was er darstellen und zum Ausdruck bringen will, ist eben nichts mehr und nichts weniger als die auf dem Wirkungszusammenhang beruhende Einheit der Einzelwesen. Darum erscheint es auch begreiflich, daß, obwohl uns Welt im eigentlichen Sinne diese Einheit der gesammten Einzelwesen bedeutet, auch da von „Welt“ geredet wird, wo die Einheit einer nur begrenzten Zahl von Einzelwesen gemeint ist, also gleichsam nur eine „Welt im Kleinen“. Mit Recht und ohne fürchten zu müssen, daß Verwirrung geschaffen werde, ist in

der That das Wort „Welt“ überall da zu verwenden, wo sich eine innere d. i. auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Einzelwesen findet; in diesem Sinne kennt unser Sprachgebrauch eine „vornehme Welt“, eine „Geschäftswelt“, eine „Welt, in der man sich langweilt“ u. s. f. Allerdings darin unterscheidet sich eine „Welt im Kleinen“ von der Welt im eigentlichen Sinn, daß jene wiederum selber ein Einzelwesen ist, während diese zwar, wie jene, Einzelwesen in sich faßt, aber selber nicht Einzelwesen ist. Jede „Welt im Kleinen“ fällt demnach auch unter den Begriff des Veränderlichen, die Welt im eigentlichen Sinne aber, wie wir wissen, nicht.

Eine „Welt im Kleinen“ scheint auch der Mensch zu sein. Er wird es sein müssen, wenn die Meinung Recht behält, daß er ein Einzelwesen ist, welches aus zwei Einzelwesen: Leib und Seele besteht, so daß also das menschliche Einzelwesen die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele bedeuten muß.

Die Gedanken des Menschen über sich selber als Einzelwesen beginnen sicherlich stets mit der Meinung, er sei ein einfaches Einzelwesen. Sobald er aber das Leibliche und das Seelische als zweierlei Besonderes, das gar sehr von einander verschieden sei, an sich selber erfahren hat, gilt ihm, so lehrt die Geschichte der Menschheit klar genug, der Mensch auch sofort als Einheit zweier Einzelwesen, des Leibes und der Seele. Leibliches und Seelisches tritt ihm also mit dem Augenblick, wann es als solches in seiner Unterschiedenheit ihm gegeben ist, in die zwei Einzelwesen Leib und Seele auseinander, ohne daß er dabei den Gedanken, der Mensch als solcher sei ein Einzelwesen, fahren läßt; freilich ist der Mensch ihm nun nicht mehr, wie Anfangs, ein einfaches, sondern eben ein aus zwei Einzelwesen zusammengesetztes Einzelwesen.

Die Geschichte des Begriffes „Mensch“ als der Einheit von Leib und Seele bildet ein bemerkenswerthes Gegenstück zu der Geschichte des Weltbegriffes. Anfangs gilt die Einheit „Mensch“ auch bloß als Anschauungseinheit; der Leib und die Seele, welche letztere zunächst, gleich dem Leibe, als ein materielles Einzelwesen gefaßt wird, erscheinen als zwei besondere Dinge, bei- und aneinander gelagert, beschlossen im menschlichen Einzelwesen. Auch hier ist Anfangs das Zusammen von Leib und Seele noch keineswegs als ein nothwendiges, also noch keineswegs in dem Sinne gedacht, als sei das Dasein des einen bedingt durch das Dasein

der That das Wort „Welt“ überall da zu verwenden, wo sich eine innere d. i. auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Einzelwesen findet; in diesem Sinne kennt unser Sprachgebrauch eine „vornehme Welt“, eine „Geschäftswelt“, eine „Welt, in der man sich langweilt“ u. s. f. Allerdings darin unterscheidet sich eine „Welt im Kleinen“ von der Welt im eigentlichen Sinn, daß jene wiederum selber ein Einzelwesen ist, während diese zwar, wie jene, Einzelwesen in sich faßt, aber selber nicht Einzelwesen ist. Jede „Welt im Kleinen“ fällt demnach auch unter den Begriff des Veränderlichen, die Welt im eigentlichen Sinne aber, wie wir wissen, nicht.

Eine „Welt im Kleinen“ scheint auch der Mensch zu sein. Er wird es sein müssen, wenn die Meinung Recht behält, daß er ein Einzelwesen ist, welches aus zwei Einzelwesen: Leib und Seele besteht, so daß also das menschliche Einzelwesen die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele bedeuten muß.

Die Gedanken des Menschen über sich selber als Einzelwesen beginnen sicherlich stets mit der Meinung, er sei ein einfaches Einzelwesen. Sobald er aber das Leibliche und das Seelische als zweierlei Besonderes, das gar sehr von einander verschieden sei, an sich selber erfahren hat, gilt ihm, so lehrt die Geschichte der Menschheit klar genug, der Mensch auch sofort als Einheit zweier Einzelwesen, des Leibes und der Seele. Leibliches und Seelisches tritt ihm also mit dem Augenblick, wann es als solches in seiner Unterschiedenheit ihm gegeben ist, in die zwei Einzelwesen Leib und Seele auseinander, ohne daß er dabei den Gedanken, der Mensch als solcher sei ein Einzelwesen, fahren läßt; freilich ist der Mensch ihm nun nicht mehr, wie Anfangs, ein einfaches, sondern eben ein aus zwei Einzelwesen zusammengesetztes Einzelwesen.

Die Geschichte des Begriffes „Mensch“ als der Einheit von Leib und Seele bildet ein bemerkenswerthes Gegenstück zu der Geschichte des Weltbegriffes. Anfangs gilt die Einheit „Mensch“ auch bloß als Anschauungseinheit; der Leib und die Seele, welche letztere zunächst, gleich dem Leibe, als ein materielles Einzelwesen gefaßt wird, erscheinen als zwei besondere Dinge, bei- und aneinander gelagert, beschlossen im menschlichen Einzelwesen. Auch hier ist Anfangs das Zusammen von Leib und Seele noch keineswegs als ein nothwendiges, also noch keineswegs in dem Sinne gedacht, als sei das Dasein des einen bedingt durch das Dasein

des anderen Einzelwesens, wenngleich der Gedanke des Wirkens von Leib auf Seele und von Seele auf Leib schon mitläuft. Der Leib aber, so ist doch die Auffassung, kann auch ohne die Seele, und die Seele auch ohne den Leib bestehen.

In der Neuzeit erst schob sich der Gedanke einer auf den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele sich gründenden Einheit „Mensch" immer mehr vor, je strenger eben die Seele ihrem Begriffe nach vom Leibe unterschieden und als immaterielles Einzelwesen gefaßt wurde. Damit aber mußte zugleich die Anschauungseinheit von Leib und Seele mehr und mehr in die Brüche gehen; für ein immaterielles Einzelwesen kann es kein Neben, An, In und Außer geben, kann daher von einem räumlichen Zusammen des Leibes und der Seele nicht irgendwie im eigentlichen Sinne geredet werden. Immaterielles Einzelwesen hat schlechterdings keinen Ort, es ist thatsächlich nirgends, aber es ist doch.

Freilich, bis sich Diejenigen, welche Leib und Seele als die zwei Einzelwesen der Einheit „Mensch" festhalten, dahin durchgerungen haben, mit der Anschauungseinheit „Mensch" völlig zu brechen, braucht es viel, und gelingt dies endlich, so droht doch immer der Rückfall. Es geht hier so, wie bei der Auffassung der „Welt". Wie der Mensch sich schwer losreißen und gänzlich frei machen kann von der Anschauungssache „Welt", ebenso schwer wird es ihm auch, die Einheit „Mensch" nicht doch im letzten Grunde immer wieder auf ein örtliches Beisammensein von Leib und Seele zu stellen und demzufolge auch die Seele nicht als ein irgendwo im Leibe befindliches Ding zu suchen.

Aber auch diese Uebergangsstufe in der Auffassung vom Menschen als einer reinen Anschauungseinheit zur rein inneren, zur reinen Wirkungseinheit d. i. zu der auf Wirkungszusammenhang des Leibes und der Seele allein gegründeten Einheit, muß völlig überwunden werden, soll anders die Einheit „Mensch" gänzlich der Zufälligkeit entrissen sein und als nothwendige dastehen. Denken wir nämlich, wie billig, unter „Einheit" im strengen Sinne den nothwendigen Zusammenhang von Mehrerem, so kann Einheit von mehreren Einzelwesen nur in dem Wirkungszusammenhang der Einzelwesen gegründet sein: dieser Einsicht wird sich schließlich Niemand entziehen können. Mithin verstehen wir auch, daß die Geschichte des Menschbegriffs, sofern er die Einheit zweier Einzelwesen „Leib und Seele" darstellen soll, bei dem abschließenden Gedanken anlangen muß, das

Einzelwesen „Mensch" sei die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele.

Wie aber, wenn gegen den Gedanken eines Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele überhaupt berechtigte Einwendungen gemacht werden könnten? Dann müßte sich mit einem Schlage das Bild gründlich verschieben, und da man doch von der Behauptung, der Mensch sei selber ein Einzelwesen, und ebenso von der anderen Behauptung, Leibliches und Seelisches sei als völlig Verschiedenartiges an ihm zu unterscheiden, nicht wird lassen können, so möchte man vielleicht zu der ursprünglichen Auffassung zurückkehren, nach welcher der Mensch ein einfaches Einzelwesen ist. Dieser Auffassung wäre dann freilich die ja nachher erst gewonnene Erkenntniß von Leiblichem und Seelischem, als dem zweierlei ganz Verschiedenartigen am Menschen, anzugliedern und das könnte dann eben nur so geschehen, daß Leibliches und Seelisches (nicht als zwei Einzelwesen, sondern) als zwei ganz verschiedenartige Bestimmtheiten des einfachen Einzelwesens Mensch zu gelten hätten.

Zweifel und Einwendungen gegen die Möglichkeit eines Wirkungszusammenhanges leiblicher und seelischer Einzelwesen treten schon in der Zeit der Uebergangsstufe hervor und zwar lange bevor die Einheit des menschlichen Einzelwesens einzig und allein auf Wirkungszusammenhang von Leib und Seele gegründet erscheint. Seit dem 17. Jahrhundert kommen sie besonders lebhaft auf. Den Anfang macht Cartesius und ihm folgen, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, die führenden Geister des Festlandes, von denen ich nur Spinoza, Leibniz und Christian Wolf nennen will. Aber der Zweifel erhob sich nicht etwa unmittelbar gegen die Annahme, daß Leib und Seele wiederum zwei besondere, das Einzelwesen „Mensch" ausmachende, Einzelwesen seien, sondern er beanstandete zunächst nur die Möglichkeit des Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele. Daß freilich diesem Zweifel das Bedenken, ob auch Leib und Seele Einzelwesen seien, auf dem Fuße folgen mußte, wenn man anders den Menschen als ein doch mit Leiblichem und Seelischem ausgerüstetes Einzelwesen selber nicht fallen lassen wollte, habe ich schon angedeutet. Zu einem Einzelwesen vereint sein können ja thatsächlich nur solche Einzelwesen, die in Wirkungszusammenhang mit einander stehen; scheint nun Wirkungszusammenhang zwischen dem, was man bisher Leib und Seele des Menschen nannte, unmöglich zu sein, und soll doch der Mensch selber unbestritten Einzelwesen bleiben, so kann eben

Einzelwesen „Mensch" sei die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele.

Wie aber, wenn gegen den Gedanken eines Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele überhaupt berechtigte Einwendungen gemacht werden könnten? Dann müßte sich mit einem Schlage das Bild gründlich verschieben, und da man doch von der Behauptung, der Mensch sei selber ein Einzelwesen, und ebenso von der anderen Behauptung, Leibliches und Seelisches sei als völlig Verschiedenartiges an ihm zu unterscheiden, nicht wird lassen können, so möchte man vielleicht zu der ursprünglichen Auffassung zurückkehren, nach welcher der Mensch ein einfaches Einzelwesen ist. Dieser Auffassung wäre dann freilich die ja nachher erst gewonnene Erkenntniß von Leiblichem und Seelischem, als dem zweierlei ganz Verschiedenartigen am Menschen, anzugliedern und das könnte dann eben nur so geschehen, daß Leibliches und Seelisches (nicht als zwei Einzelwesen, sondern) als zwei ganz verschiedenartige Bestimmtheiten des einfachen Einzelwesens Mensch zu gelten hätten.

Zweifel und Einwendungen gegen die Möglichkeit eines Wirkungszusammenhanges leiblicher und seelischer Einzelwesen treten schon in der Zeit der Uebergangsstufe hervor und zwar lange bevor die Einheit des menschlichen Einzelwesens einzig und allein auf Wirkungszusammenhang von Leib und Seele gegründet erscheint. Seit dem 17. Jahrhundert kommen sie besonders lebhaft auf. Den Anfang macht Cartesius und ihm folgen, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, die führenden Geister des Festlandes, von denen ich nur Spinoza, Leibniz und Christian Wolf nennen will. Aber der Zweifel erhob sich nicht etwa unmittelbar gegen die Annahme, daß Leib und Seele wiederum zwei besondere, das Einzelwesen „Mensch" ausmachende, Einzelwesen seien, sondern er beanstandete zunächst nur die Möglichkeit des Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele. Daß freilich diesem Zweifel das Bedenken, ob auch Leib und Seele Einzelwesen seien, auf dem Fuße folgen mußte, wenn man anders den Menschen als ein doch mit Leiblichem und Seelischem ausgerüstetes Einzelwesen selber nicht fallen lassen wollte, habe ich schon angedeutet. Zu einem Einzelwesen vereint sein können ja thatsächlich nur solche Einzelwesen, die in Wirkungszusammenhang mit einander stehen; scheint nun Wirkungszusammenhang zwischen dem, was man bisher Leib und Seele des Menschen nannte, unmöglich zu sein, und soll doch der Mensch selber unbestritten Einzelwesen bleiben, so kann eben

das, was man des Menschen Leib und Seele zu nennen pflegt, nicht mehr für zweierlei Einzelwesen, sondern nur für zweierlei Bestimmtheiten des Menschen gelten, der nunmehr als einfaches Einzelwesen zu begreifen ist. Diesen folgerichtigen Gedanken vollzog Spinoza auf Grund des Cartesianischen Bedenkens gegen den Wirkungszusammenhang von materiellem und immateriellem Einzelwesen.

Das Bedenken des Cartesius war selber aber erst eine Frucht der von ihm herausgearbeiteten Ansicht, daß Wirken nur unter Gleichartigem stattfinden könne. Die Ansicht, angewandt auf die bei ihm besonders scharf betonte gänzliche Verschiedenheit von Leib als ausgedehnter und Seele als denkender Substanz, brachte jenes Bedenken hervor.

Wie steht es aber um diese Auffassung vom Wirken überhaupt? Ich denke mit David Hume, daß laut den Thatsachen unserer Erfahrung im Begriffe des Wirkens schlechtweg nichts anderes enthalten sein darf, als „Veränderung verursachen“. Dieser Begriff selber fordert mithin keineswegs von dem wirkenden und dem die Wirkung erfahrenden Einzelwesen Gleichartigkeit; also ist der nothwendige Zusammenhang, den wir Wirkungszusammenhang nennen, auch unter ungleichartigen Einzelwesen denkbar. Legt man freilich von vorneherein in den Begriff des Wirkens außer dem „Veränderung verursachen“ noch das „Uebertragen“ hinein, besteht man, mit anderen Worten, auf der irrigen Meinung, daß das wirkende Einzelwesen immer etwas, das es bisher selber besessen hat, auf das andere Einzelwesen übergehen lasse und so dessen Veränderung eben möglich mache, dann versteht es sich in der That von selbst, daß nur Gleichartiges auf Gleichartiges wirken könne, weil bei völliger Verschiedenheit natürlich das eine Einzelwesen auch nichts von dem anderen übernehmen kann.

Der auf solcher Meinung fußende Einwand gegen den Wirkungszusammenhang von Seele und Leib schwebt also ersichtlich ganz in der Luft und darf daher wohl ohne Weiteres an die Seite geschoben werden. Es ist aber doch von Interesse zu sehen, wie die in jener Meinung Stehenden ihrerseits die Thatsachen des Menschenlebens, welche man bisher durch den Wirkungszusammenhang zweier Einzelwesen, Leib und Seele, zu begreifen suchte, sich zurechtlegen. Daß sie, was man bisher als Einzelwesen, Leib und Seele, ansprach, für zwei Seiten oder Bestimmtheiten eines einfachen Einzelwesens „Mensch“ ausgeben, ist schon gesagt worden. Wie aber wollen sie

nun den Zusammenhang des Leiblichen und Seelischen klar machen? Ich schicke hier voraus, daß dieser Zusammenhang dem Menschen von jeher offenbar nur bei Veränderungen zum Bewußtsein kommt, und zwar näher bei solchen, die er an sich selber erfährt; konnten es doch nur die Veränderungen in Leib und Seele sein, die den Menschen auf den Gedanken brachten, Leib und Seele ständen, weil doch Veränderung stets auf ein Wirken hinweist, in Wirkungszusammenhang.

Daß der Mensch sich leiblich und seelisch verändere, ist ja ein unbestrittener Satz; daß Gehirnveränderungen und seelische Veränderungen des Menschen in innigem Zusammenhange stehen, ist nicht minder unbestritten. Es fragt sich nur, wie dieser Zusammenhang richtig zu deuten sei. Kann er nicht Wirkungszusammenhang sein, kann nicht Hirnzustand eine seelische Veränderung, und Seelisches nicht eine Hirnveränderung verursachen, was ist denn jener innige Zusammenhang? Der Gegner antwortet: Seelenleben und Gehirnleben bezeichnen zwei besondere Veränderungsreihen, die das Einzelwesen „Mensch“ in seiner leiblichen und seiner seelischen Bestimmtheit durchmacht, und da der Mensch zu jeder Zeit eben leibliches und seelisches Einzelwesen ist, so wird er, sobald er sich in seiner leiblichen Bestimmtheit verändert, immer zugleich auch in seiner seelischen Bestimmtheit sich verändern. Jedem Gliede seiner seelischen Veränderungsreihe muß, so heißt es, ein Glied in der leiblichen Veränderungsreihe entsprechen, so daß in der That die Entwicklungen der beiden Lebensreihen des menschlichen einfachen Einzelwesens sich als parallele darstellen. An die Stelle des Wirkungszusammenhanges ist hier also der Parallelismus gesetzt, um das offenbar innige Verhältniß des Seelenlebens und Leibeslebens zu erklären.

In einem Punkte erscheint der Parallelismus auf den ersten Blick weniger leistungsfähig als der Wirkungszusammenhang: die Behauptung, daß Seelisches und Leibliches zwei wesentliche Bestimmtheiten des Menschen seien, wird zwar wohl die „Parallelität“ von gegebenen Leibes- und Seelenvorgängen als eine irgendwie mögliche Thatsache verständlich machen können, niemals aber deren Nothwendigkeit, niemals den inneren und innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben begründen können, wie es durch die Behauptung ihres Wirkungszusammenhanges zweifellos geschehen wird. Wenn auch Seelisches und Leibliches die wesentlichen Bestimmtheiten eines einfachen Einzelwesens wären, so folgte daraus noch keines

nun den Zusammenhang des Leiblichen und Seelischen klar machen? Ich schicke hier voraus, daß dieser Zusammenhang dem Menschen von jeher offenbar nur bei Veränderungen zum Bewußtsein kommt, und zwar näher bei solchen, die er an sich selber erfährt; konnten es doch nur die Veränderungen in Leib und Seele sein, die den Menschen auf den Gedanken brachten, Leib und Seele ständen, weil doch Veränderung stets auf ein Wirken hinweist, in Wirkungszusammenhang.

Daß der Mensch sich leiblich und seelisch verändere, ist ja ein unbestrittener Satz; daß Gehirnveränderungen und seelische Veränderungen des Menschen in innigem Zusammenhange stehen, ist nicht minder unbestritten. Es fragt sich nur, wie dieser Zusammenhang richtig zu deuten sei. Kann er nicht Wirkungszusammenhang sein, kann nicht Hirnzustand eine seelische Veränderung, und Seelisches nicht eine Hirnveränderung verursachen, was ist denn jener innige Zusammenhang? Der Gegner antwortet: Seelenleben und Gehirnleben bezeichnen zwei besondere Veränderungsreihen, die das Einzelwesen „Mensch" in seiner leiblichen und seiner seelischen Bestimmtheit durchmacht, und da der Mensch zu jeder Zeit eben leibliches und seelisches Einzelwesen ist, so wird er, sobald er sich in seiner leiblichen Bestimmtheit verändert, immer zugleich auch in seiner seelischen Bestimmtheit sich verändern. Jedem Gliede seiner seelischen Veränderungsreihe muß, so heißt es, ein Glied in der leiblichen Veränderungsreihe entsprechen, so daß in der That die Entwicklungen der beiden Lebensreihen des menschlichen einfachen Einzelwesens sich als parallele darstellen. An die Stelle des Wirkungszusammenhanges ist hier also der Parallelismus gesetzt, um das offenbar innige Verhältniß des Seelenlebens und Leibeslebens zu erklären.

In einem Punkte erscheint der Parallelismus auf den ersten Blick weniger leistungsfähig als der Wirkungszusammenhang: die Behauptung, daß Seelisches und Leibliches zwei wesentliche Bestimmtheiten des Menschen seien, wird zwar wohl die „Parallelität" von gegebenen Leibes- und Seelenvorgängen als eine irgendwie mögliche Thatsache verständlich machen können, niemals aber deren Nothwendigkeit, niemals den inneren und innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben begründen können, wie es durch die Behauptung ihres Wirkungszusammenhanges zweifellos geschehen wird. Wenn auch Seelisches und Leibliches die wesentlichen Bestimmtheiten eines einfachen Einzelwesens wären, so folgte daraus noch keines-

wegs, daß dieses, wann immer es sich seelisch verändert, zugleich auch leiblich sich verändern müsse. Man schaue nur auf ein Ding mit den zwei wesentlichen Bestimmtheiten Gestalt und Farbe: verändert sich das Ding, wann immer es die Farbe wechselt, auch zugleich stets in der Gestalt oder umgekehrt?

Der Parallelismus vermag also das thatsächliche Zusammen von Leibes- und Seelenleben gerade in seiner Nothwendigkeit nicht verständlich zu machen; so erscheint er denn nackt auf die einfache Behauptung gestellt: „Es ist so, die Nothwendigkeit besteht", und bleibt damit gegen den Wirkungszusammenhang als Erklärungsmittel jener Thatsache schon weit zurück. Ferner aber führt die von diesem Parallelismus behauptete Lückenlosigkeit der beiden Veränderungsreihen — Seelenleben und Hirnleben — als paralleler Reihen, die in ihren einzelnen Gliedern sich entsprechen müssen, unausweichlich zu einer Behauptung, welche noch weniger diese Theorie zur Empfehlung geeignet erscheinen läßt, ich meine die Behauptung von „unbewußtem" Seelischen im Menschen. Es liegt allerdings, das muß man zugestehen, Methode in solchem Vorgehen: sollen in der That die beiden in ihren Gliedern sich angeblich völlig entsprechenden Veränderungsreihen, das leibliche und das seelische Leben, in dieser ihrer Parallelität lückenlos sein, so muß ohne Frage die seelische Reihe in den Zeiten, in welchen der Mensch das Bewußtsein verloren hat, wie in der Ohnmacht, in der tiefen Narkose und dem traumlosen Schlafe, „unbewußtes" Seelisches enthalten Dies ist der zweite dunkle Punkt in der Parallelismustheorie, wie sie, auf Spinoza's Metaphysik aufgebaut, uns in der Geschichte zuerst entgegentritt.

Daß gegen diese Parallelismustheorie die hergebrachte Ansicht, zwischen Leib und Seele bestehe Wirkungszusammenhang, sich aufrecht erhalten konnte, wird nicht Wunder nehmen, wenn man die schwache Begründung jener Theorie bedenkt. Aber während des 18. Jahrhunderts erwuchs ein anderer Gegner in dem Neumaterialismus, wie ihn u. A. der Franzose de la Mettrie und der Deutsche, in Paris lebende Baron von Holbach („Système de la nature") vertraten, der aber besonders wieder während der mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in Deutschland nicht geringen Anhang gewann in Folge der schriftstellerischen Bemühungen von Jakob Moleschott, Karl Vogt und Ludwig Büchner („Kraft und Stoff"). Dieser Neumaterialismus suchte den innigen Zusammenhang von Gehirnleben und Seelenleben, wenn ich so sagen darf,

als Schöpfungszusammenhang zu verstehen. Die Gehirnvorgänge sollen nach ihm das Seelenleben schaffen d. i. aus nichts ins Dasein rufen.

Hier zeigt sich ein anderes Bild, als beim Parallelismus. Hatte der Parallelist behauptet, mit jeder Gehirnveränderung sei seelische Veränderung und mit jeder seelischen auch Gehirnveränderung verknüpft, so läßt der Neumaterialismus zwar den letzten Theil dieser Behauptung stehen, denn ohne Schöpfer (Gehirnvorgang) giebt es auch ihm keine Schöpfung (Seelisches); aber er erklärt doch andererseits keineswegs, daß alle Gehirnvorgänge etwas Seelisches schüfen — kennt er doch nur bewußtes Seelisches —, sondern gar viele Gehirnvorgänge bestehen ihm ohne seelisches Gefolge als deren Schöpfung. Jedoch auch das Licht des Neumaterialismus erwies sich als ein Irrlicht und löschte aus unter dem scharfen Luftzuge der seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wieder aufkommenden Kantischen Philosophie; es mußte aber überhaupt verlöschen, da der Satz, Leibliches schafft Seelisches, Materielles bringt Immaterielles aus sich selber hervor, einen Widerspruch in sich selbst bedeutet.

Um dieselbe Zeit, als der Neumaterialismus das Feld räumen mußte, begann aber wiederum unter der Fahne des Parallelismus mit erneuter Lebhaftigkeit der Ansturm gegen die Meinung, Wirkungszusammenhang bestehe zwischen Leib und Seele. Jedoch ist es meistens nicht Parallelismus im eigentlichen Sinne, was unter dieser Fahne ficht. Zwar tritt thatsächlich zuerst der alte echte Parallelismus, der in Spinoza's Metaphysik wurzelt, wieder auf den Plan, ihm aber folgen dann zwei andere Kämpen, die den Namen „Parallelismus" nur mit viel Nachsicht zugebilligt erhalten können.

Wie aber, so fragen wir vorerst, kam es zu diesem erneuten Ansturm gegen den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele, der trotz aller Anfechtungen doch wieder Oberwasser gewonnen hatte? Die Veranlassung dazu war der Siegeszug des von R. Mayer, Joule und Helmholtz festgelegten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft oder, wie man später nach dem Vorgange der Engländer sagt, von der Erhaltung der Energie.

Dieses Gesetz will, daß die gesammte Energie in der Dingwelt in Ansehung der Quantität zu allen Zeiten ein und dieselbe sei und bleibe; die Größe der Energie, heißt es, ist trotz aller Veränderung der Dinge in der Welt immer gleich.

als Schöpfungszusammenhang zu verstehen. Die Gehirnvorgänge sollen nach ihm das Seelenleben schaffen d. i. aus nichts ins Dasein rufen.

Hier zeigt sich ein anderes Bild, als beim Parallelismus. Hatte der Parallelist behauptet, mit jeder Gehirnveränderung sei seelische Veränderung und mit jeder seelischen auch Gehirnveränderung verknüpft, so läßt der Neumaterialismus zwar den letzten Theil dieser Behauptung stehen, denn ohne Schöpfer (Gehirnvorgang) giebt es auch ihm keine Schöpfung (Seelisches); aber er erklärt doch andererseits keineswegs, daß alle Gehirnvorgänge etwas Seelisches schüfen — kennt er doch nur bewußtes Seelisches —, sondern gar viele Gehirnvorgänge bestehen ihm ohne seelisches Gefolge als deren Schöpfung. Jedoch auch das Licht des Neumaterialismus erwies sich als ein Irrlicht und löschte aus unter dem scharfen Luftzuge der seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wieder aufkommenden Kantischen Philosophie; es mußte aber überhaupt verlöschen, da der Satz, Leibliches schafft Seelisches, Materielles bringt Immaterielles aus sich selber hervor, einen Widerspruch in sich selbst bedeutet.

Um dieselbe Zeit, als der Neumaterialismus das Feld räumen mußte, begann aber wiederum unter der Fahne des Parallelismus mit erneuter Lebhaftigkeit der Ansturm gegen die Meinung, Wirkungszusammenhang bestehe zwischen Leib und Seele. Jedoch ist es meistens nicht Parallelismus im eigentlichen Sinne, was unter dieser Fahne ficht. Zwar tritt thatsächlich zuerst der alte echte Parallelismus, der in Spinoza's Metaphysik wurzelt, wieder auf den Plan, ihm aber folgen dann zwei andere Kämpen, die den Namen „Parallelismus“ nur mit viel Nachsicht zugebilligt erhalten können.

Wie aber, so fragen wir vorerst, kam es zu diesem erneuten Ansturm gegen den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele, der trotz aller Anfechtungen doch wieder Oberwasser gewonnen hatte? Die Veranlassung dazu war der Siegeszug des von R. Mayer, Joule und Helmholtz festgelegten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft oder, wie man später nach dem Vorgange der Engländer sagt, von der Erhaltung der Energie.

Dieses Gesetz will, daß die gesammte Energie in der Dingwelt in Ansehung der Quantität zu allen Zeiten ein und dieselbe sei und bleibe; die Größe der Energie, heißt es, ist trotz aller Veränderung der Dinge in der Welt immer gleich.

Mit dem Energiegesetze aber, meint man, sei, da zugestandenermaßen das Einzelwesen Seele ein Nichtding sein muß, Wirkungszusammenhang von Leib und Seele unvereinbar. Man macht dabei stillschweigend die ungeprüft hingenommene Voraussetzung, daß alles Wirken ein Uebertragen sei, daß mithin das wirkende Einzelwesen eben im Wirken immer etwas einbüße, das andere dagegen etwas gewinne, jenes also in etwas abnehme, dieses aber zunehme und zwar um gerade ebenso viel, als das wirkende abgebe. Besteht diese Voraussetzung zu Recht, so erweist sich das Energiegesetz nur als ein besonderer Fall der in ihr ausgesprochenen angeblichen Wahrheit, denn aus dieser geht unmittelbar hervor, daß nur dasjenige Einzelwesen, das Energie abzugeben hat, Energieveränderung eines Dinges wirken könne, und daß andererseits jede gewirkte Energieveränderung Energiezunahme sein müsse. Ist es dann ferner auch wahr, daß die gemeinte „Energie" eine Bestimmtheit nur der Dinge allein und nicht auch der Seelen sei, so erscheint vollends Wirken der Seele auf das Ding, also Energieveränderung des Dinges durch die Seele schlechtweg ausgeschlossen.

Nun hat man wohl durch Ausdehnung des Begriffes „Energie" auch auf seelische „Arbeit" diesem Ausschluß vorbeugen wollen. Ließe sich im Sinne des Energiegesetzes ebenso von Seelenenergie wie von Dingenergie reden, so wäre das Gesetz sehr wohl mit Wirkungszusammenhang von Leib und Seele zu vereinigen, sogar unter Beibehaltung des Satzes, daß alles Wirken ein Uebertragen sei. Der Wirkungszusammenhang von Leib und Seele würde dann eben auf der „Umsetzung" körperlicher Energie in seelische, sowie seelischer in körperliche Energie beruhen. Mir scheint aber bei der völligen Ungleichartigkeit des Körperlichen und des Seelischen das Unternehmen aussichtslos zu sein, dem Worte „Energie", welches dann doch das Gemeinsame körperlicher und seelischer „Arbeit" bezeichnen müßte, einen annehmbaren Inhalt zu verschaffen. Die völlige Ungleichartigkeit der beiden Einzelwesen schließt eben jedes gemeinsame Kennzeichen ihrer besonderen „Arbeit" und damit die Möglichkeit eines gemeinsamen Maßes für die verschiedene Arbeit von Ding und Seele aus. Wir thun daher recht, das Wort „Energie" und das Energiegesetz ausschließlich der körperlichen Arbeit und dem Wirken von Ding auf Ding zu belassen.

Trotzdem aber kann ich doch der Forderung, aus Anlaß des Energiegesetzes den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele

für unmöglich zu erklären, nicht nachkommen. Ich muß vielmehr den dieser Forderung zu Grunde liegenden Satz, daß Wirken ein Uebertragen sei, beanstanden und frage mich nun, ob nicht dennoch ein gangbarer Weg sich finden lasse, der zum Frieden zwischen dem Energiegesetz der Dingwelt und dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele führe.

Doch zuvor sei noch ein kurzer Blick geworfen auf die erneuten Versuche, durch den Parallelismus die fragliche Angelegenheit zu begleichen. Den eigentlichen, auf Spinoza's Metaphysik sich gründenden Parallelismus haben wir schon besprochen und können ihn auch jetzt ruhen lassen, denn er bietet nach dem Aufkommen des Energiegesetzes an Gesichtspunkten nichts Neues und ist heute schon, dürfen wir sagen, zum alten Eisen geworfen. Ich erwähnte aber zweier anderer Versuche, die auch unter der Fahne des Parallelismus gehen und, da sie den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele vor allem im Blick auf das Energiegesetz in der Dingwelt nicht meinen annehmen zu können, den innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben mit dem Energiegesetz auf eine eigene Weise in Einklang zu bringen suchen. Lassen wir ihnen aber den Titel „Parallelismustheorie", obwohl sie ihn, streng genommen, nicht verdienen, so wollen wir den einen näher die Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen, den anderen die Parallelismustheorie mit spiritualistischem Vorzeichen nennen. Während die eigentliche Parallelismustheorie sich auf Baruch Spinoza stützt, steht bei jener Immanuel Kant, bei dieser Hermann Lotze zu Gevatter.

Leibliches und Seelisches sind nach der Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen nicht immer zusammen gegeben, der eigentliche Parallelismus wird also von ihr verworfen. Es giebt nämlich, lehrt sie, viele Leibes- und auch im Besonderen Gehirnvorgänge, denen kein seelischer Vorgang zur Seite steht; aber freilich giebt es keinen seelischen Vorgang, dem nicht ein bestimmter Gehirnvorgang entspricht. Ferner gilt ihr „der Zusammenhang der physischen Erscheinungen unter sich als ein vollständiger und unterbrochener, der Zusammenhang der physischen Vorgänge aber als ein stetiger und ohne Unterbrechung." Beim Neumaterialismus ist zwar der philosophische Untergrund ein anderer als hier, von diesem aber abgesehen, läßt sich wohl behaupten: dasselbe sagt der Neumaterialismus auch, nur mit ein bischen anderen Worten. Eben deshalb darf auch diese Parallelismus-

für unmöglich zu erklären, nicht nachkommen. Ich muß vielmehr den dieser Forderung zu Grunde liegenden Satz, daß Wirken ein Uebertragen sei, beanstanden und frage mich nun, ob nicht dennoch ein gangbarer Weg sich finden lasse, der zum Frieden zwischen dem Energiegesetz der Dingwelt und dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele führe.

Doch zuvor sei noch ein kurzer Blick geworfen auf die erneuten Versuche, durch den Parallelismus die fragliche Angelegenheit zu begleichen. Den eigentlichen, auf Spinoza's Metaphysik sich gründenden Parallelismus haben wir schon besprochen und können ihn auch jetzt ruhen lassen, denn er bietet nach dem Aufkommen des Energiegesetzes an Gesichtspunkten nichts Neues und ist heute schon, dürfen wir sagen, zum alten Eisen geworfen. Ich erwähnte aber zweier anderer Versuche, die auch unter der Fahne des Parallelismus gehen und, da sie den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele vor allem im Blick auf das Energiegesetz in der Dingwelt nicht meinen annehmen zu können, den innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben mit dem Energiegesetz auf eine eigene Weise in Einklang zu bringen suchen. Lassen wir ihnen aber den Titel „Parallelismustheorie", obwohl sie ihn, streng genommen, nicht verdienen, so wollen wir den einen näher die Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen, den anderen die Parallelismustheorie mit spiritualistischem Vorzeichen nennen. Während die eigentliche Parallelismustheorie sich auf Baruch Spinoza stützt, steht bei jener Immanuel Kant, bei dieser Hermann Lotze zu Gevatter.

Leibliches und Seelisches sind nach der Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen nicht immer zusammen gegeben, der eigentliche Parallelismus wird also von ihr verworfen. Es giebt nämlich, lehrt sie, viele Leibes- und auch im Besonderen Gehirnvorgänge, denen kein seelischer Vorgang zur Seite steht; aber freilich giebt es keinen seelischen Vorgang, dem nicht ein bestimmter Gehirnvorgang entspricht. Ferner gilt ihr „der Zusammenhang der physischen Erscheinungen unter sich als ein unvollständiger und unterbrochener, der Zusammenhang der physischen Vorgänge aber als ein stetiger und ohne Unterbrechung." Beim Neumaterialismus ist zwar der philosophische Untergrund ein anderer als hier, von diesem aber abgesehen, läßt sich wohl behaupten: dasselbe sagt der Neumaterialismus auch, nur mit ein bischen anderen Worten. Eben deshalb darf auch diese Parallelismus-

theorie als die mit materialistischem Vorzeichem benannt werden. Ihren philosophischen Untergrund freilich bildet die Ansicht, Körperliches und Seelisches seien verschiedene Erscheinungsweisen eines und desselben ihnen zu Grunde liegenden Unerkennbaren; hieraus eben soll der Erklärungsgrund für den innigen Zusammenhang des Seelischen und Leiblichen gewonnen sein. Aber ich sehe nicht, wie dieser Untergrund so etwas möglich machen kann, da man doch betont hat, daß nicht einer jeden physischen Erscheinungsweise eine psychische entspreche. Ist es wahr, daß Körperliches und Seelisches, welches am Menschen zusammen auftritt, verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben „Sache" seien, und ist es ebenfalls wahr, daß manches Körperliche am Menschen sich bietet, ohne daß mit ihm entsprechendes Seelisches zugleich gegeben sei, so sehe ich auch keinen Hinderungsgrund für die andere Annahme, daß auch manches Seelische gegeben sei, ohne daß zugleich „entsprechendes" Körperliches sich biete. Es findet sich denn diese Parallelismustheorie im Grunde ebenfalls nur auf die nackte Behauptung gestellt: „So ist es! Wann immer Seelisches gegeben ist, entspricht ihm ein Körperliches, nicht aber umgekehrt." Weil aber die „Sache", deren angebliche zwiefache Erscheinung Seelisches und entsprechendes Körperliches sind, selber völlig Unerkennbares ist, und weil wir aus unserer Welt auch rein gar nichts zur vergleichenden Aufklärung der dunklen Behauptung heranbringen können, so entzieht sich eben diese Behauptung von der, allem Seelischen und Körperlichen, diesem selber völlig Unvergleichbaren, identisch zu Grunde liegenden „Sache" ganz und gar unserem Verständniß.

Was endlich die Parallelismustheorie mit spiritualistischem Vorzeichen betrifft, so ist sie mit ihrer Schwester darin einig, daß Leibliches und Seelisches keineswegs immer im Menschen zusammen gegeben seien; also auch von ihr wird der eigentliche Parallelismus des Leibes- und Seelenlebens verworfen. Jedoch im geraden Gegensatz zu der Schwester lehrt sie, daß es Seelisches gebe, dem keine leibliche Erscheinung entspreche, daß jedoch andererseits kein leiblicher Vorgang gegeben sei, dem nicht Seelisches zu Grunde liege. Nach ihr ist es der Zusammenhang der körperlichen Vorgänge unter einander, der ein „unvollständiger und unterbrochener" genannt werden muß; der Zusammenhang der seelischen Vorgänge unter einander dagegen gilt ihr als ein stetiger und ohne Unterbrechung. Den philosophischen Untergrund dieser Theorie bildet

die Ansicht Lotze's, das Seelische sei das eigentlich Wirkliche, das Körperliche aber nur die Erscheinungsweise des Seelischen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß das innige Verhältniß von Leibes- und Seelenleben wohl seine Erklärung aus diesem metaphysischen Grunde gewinnen könne. Wenn nämlich angenommen werden darf, daß alles Körperliche, demnach auch das Gehirn mit seinen Vorgängen, eine „Wirkung des Seelischen ins Bewußtsein" sei, wie sich ein Vertreter dieser Theorie treffend ausdrückt, so läßt die Innigkeit der Verknüpfung des Körperlichen mit dem Seelischen nichts zu wünschen übrig, denn ein innigeres Verhältniß, als das von Ursache und Wirkung, ist in unserer Welt nicht zu finden. Ferner muß hervorgehoben werden, daß diese Theorie auch das Energiegesetz in der Dingwelt durchaus unangetastet läßt, da dieses ja nach ihr nur die Erscheinungen d. i. die „Wirkungen des Seienden ins Bewußtsein" betrifft, also das Wirken von Seele auf Seele mit der in der Seele hervorgerufenen „Wirkung", welche das Körperliche, die Erscheinungswelt bedeutet, gar nicht berührt. Hat demnach etwa diese Parallelismustheorie das Problem zu Aller Zufriedenheit gelöst?

Woran stieß man sich doch, als der Wirkungszusammenhang von Leib und Seele Bedenken erregte? Ich meine daran, daß bestände dieser, eben Ungleichartiges im Wirkungszusammenhang stehen würde. Und warum hatte man Bedenken, dies anzunehmen? Weil man von dem Satze ausging, alles Wirken sei ein Uebertragen, so daß nothwendig die Behauptung folgte, nur Gleichartiges könne in Wirkungszusammenhang stehen. Betrachten wir jetzt den Parallelisten mit dem spiritualistischen Vorzeichen, worauf er seine Lösung des Problems aufbaut. Wir sollten meinen, da nach ihm nur Seelisches wirken, und zwar nur auf Seelisches wirken kann (denn nur Seiendes wirkt und erfährt Wirkung), somit die Körperwelt als die bloße Erscheinung des Seelischen auch nicht etwa Wirkung erfahren, sondern nur eine Wirkung sein kann: wir sollten meinen, daß unser Parallelist den Satz, Wirken sei Uebertragen, welcher ihn doch erst auf jenen metaphysischen Unterbau gebracht hat, und mit dem er doch zuvor den Wirkungszusammenhang des Leibes und der Seele bei sich selber zu Fall gebracht hat, nun auch seiner eigenen Lösung des Problems zu Grunde legte. Dies geschieht aber offenbar nicht, sondern hier bedient er sich des von uns vertretenen Begriffes vom Wirken. Zwar der, nach dem Satze „Wirken ist Uebertragen" zu fordernde

die Ansicht Lotze's, das Seelische sei das eigentlich Wirkliche, das Körperliche aber nur die Erscheinungsweise des Seelischen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß das innige Verhältniß von Leibes- und Seelenleben wohl seine Erklärung aus diesem metaphysischen Grunde gewinnen könne. Wenn nämlich angenommen werden darf, daß alles Körperliche, demnach auch das Gehirn mit seinen Vorgängen, eine „Wirkung des Seelischen ins Bewußtsein" sei, wie sich ein Vertreter dieser Theorie treffend ausdrückt, so läßt die Innigkeit der Verknüpfung des Körperlichen mit dem Seelischen nichts zu wünschen übrig, denn ein innigeres Verhältniß, als das von Ursache und Wirkung, ist in unserer Welt nicht zu finden. Ferner muß hervorgehoben werden, daß diese Theorie auch das Energiegesetz in der Dingwelt durchaus unangetastet läßt, da dieses ja nach ihr nur die Erscheinungen d. i. die „Wirkungen des Seienden ins Bewußtsein" betrifft, also das Wirken von Seele auf Seele mit der in der Seele hervorgerufenen „Wirkung", welche das Körperliche, die Erscheinungswelt bedeutet, gar nicht berührt. Hat demnach etwa diese Parallelismustheorie das Problem zu Aller Zufriedenheit gelöst?

Woran stieß man sich doch, als der Wirkungszusammenhang von Leib und Seele Bedenken erregte? Ich meine daran, daß, bestände dieser, eben Ungleichartiges im Wirkungszusammenhang stehen würde. Und warum hatte man Bedenken, dies anzunehmen? Weil man von dem Satze ausging, alles Wirken sei ein Uebertragen, so daß nothwendig die Behauptung folgte, nur Gleichartiges könne in Wirkungszusammenhang stehen. Betrachten wir jetzt den Parallelisten mit dem spiritualistischen Vorzeichen, worauf er seine Lösung des Problems aufbaut. Wir sollten meinen, da nach ihm nur Seelisches wirken, und zwar nur auf Seelisches wirken kann (denn nur Seiendes wirkt und erfährt Wirkung), somit die Körperwelt als die bloße Erscheinung des Seelischen auch nicht etwa Wirkung erfahren, sondern nur eine Wirkung sein kann: wir sollten meinen, daß unser Parallelist den Satz, Wirken sei Uebertragen, welcher ihn doch erst auf jenen metaphysischen Unterbau gebracht hat, und mit dem er doch zuvor den Wirkungszusammenhang des Leibes und der Seele bei sich selber zu Fall gebracht hat, nun auch seiner eigenen Lösung des Problems zu Grunde legte. Dies geschieht aber offenbar nicht, sondern hier bedient er sich des von uns vertretenen Begriffes vom Wirken. Zwar der, nach dem Satze „Wirken ist Uebertragen" zu fordernden

Gleichartigkeit der in Wirkungszusammenhang stehenden Einzelwesen wird auch seine Lösung des Problems zufälliger Weise noch gerecht, da ihm das, was wirkt und das, was Wirkung erfährt, gleicher Weise ein Seelisches ist. Aber, und dies ist die Hauptsache, wenn Wirken Uebertragen ist, so wird Gleichartigkeit der Einzelwesen doch nur aus dem Grunde unbedingt zu fordern sein, weil dabei die Wirkung nothwendig eine solche Bestimmtheit sein muß, die sowohl dem wirkenden Einzelwesen als auch dem anderen, das die Wirkung erfährt, zukommen und eigen sein kann, denn sonst würde sie nicht von jenem auf dieses zu „übertragen" und von diesem nicht zu „übernehmen" sein. Was aber bietet uns nun thatsächlich diese parallelistische Theorie? Nach ihr ist die Wirkung der im Wirkungszusammenhang stehenden seelischen Einzelwesen, die ihrerseits Seiendes sind, nur Erscheinung, das heißt etwas, das als solches sich von allem Seienden völlig abhebt, da Ungleichartigeres als Seiendes und Erscheinung gar nicht gedacht werden kann; dazu kommt noch im Besonderen, daß Seelisches und Körperliches als Gegebenes zweifelsohne ebenfalls in völliger Ungleichartigkeit dastehen.

Wenn diese Parallelismustheorie trotz alledem festhält an der Behauptung, das Körperliche sei „Wirkung von Seelischem ins Bewußtsein", also in ein Seelisches, so muß sie den Satz „Wirken ist Uebertragen" augenscheinlich aufgegeben haben, da doch keinem Einzelwesen etwas ihm völlig Ungleichartiges eigen sein kann, und mithin Körperliches nicht gedacht werden kann als etwas, das von einem seelischen Einzelwesen auf ein anderes übertragen werde.

Hier befindet sich die Theorie also offenbar in einem Zwiespalt. Aus diesem giebt es für sie aber scheinbar eine Rettung, indem nämlich die sogenannte Erscheinung d. i. das Körperliche auch selber für Seelisches ausgegeben wird. Dann ließe sich offenbar der Satz „Wirken ist ein Uebertragen", mit dem sie den Feldzug zunächst gegen den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele begonnen hatte, auch bis zu Ende beibehalten. Freilich zeigt sich dann sofort das Bedenkliche, daß nun die völlige Verschiedenheit des Körperlichen und Seelischen als Gegebenen nicht mehr festgehalten werden darf, also eine Auffassung aufgegeben werden muß, die zu den ursprünglichsten Bestandstücken menschlicher Weltauffassung gehört.

Wollen wir aber auch dem Parallelisten zugeben, daß die Seele als Bewußtsein das Körperliche in der That zu eigen habe,

indem sie es wahrnimmt, so müssen wir doch, wenn der Parallelist dieses Zueigenhaben des Körperlichen seitens der Seele doch auch weiterhin als die „Wirkung von anderem Seelischen in die Seele als Bewußtsein", und zwar in dem Sinne vom Wirken als einem Uebertragen gefaßt wissen wollte, zweierlei zu bedenken geben. Erstens würde dann das wirkende Seelenwesen die Wahrnehmung oder Vorstellung (die „Erscheinung"), welche es eben in seinem Wirken auf die andere Seele übertragen müßte, selber nicht mehr haben können, wenn die Wirkung aufgetreten ist d. h. wenn die andere Seele diese Wahrnehmung oder „Erscheinung" bekommen hätte — was widersinnig ist. Zweitens aber müßte der wirkenden Seele noch dazu in den Fällen, in welchen sie nachweisbar sich dessen selber nicht bewußt ist, was als Wahrnehmung oder „Erscheinung" von ihr in die andere Seele angeblich gewirkt wird, diese selbe Erscheinung eben unbewußt d. i. als eine „unbewußte" Wahrnehmung oder Vorstellung eigen gewesen sein —, was ebenfalls widersinnig ist, denn „unbewußte" Wahrnehmung im strengen Sinne des Wortes ist ein Widerspruch in sich.

Indeß unser Parallelist bewegt sich gar nicht weiter auf dieser Gedankenbahn, sondern springt kurz entschlossen, nachdem er nur erst den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele mit dem Satze „Wirken ist Uebertragen" vor sich niedergeschlagen hat, in sein Lager zurück, läßt jenen Satz Satz sein und steht selber zu unserer alten Behauptung: „Wirken ist Veränderung verursachen", die es eben nicht kümmert, ob das im Wirkungszusammenhang stehende Gleichartiges oder Ungleichartiges sei. Sollte aber der Spiritualist darin Recht haben, daß nur Seelisches das eigentlich Seiende sei, so ist die Behauptung freilich, daß Wirken nur unter Seelischen stattfinden könne, eine selbstverständliche, aber wir müßten dann immerhin dabei doch noch wieder betonen, wie der Umstand, daß all das im Wirkungszusammenhang stehende Seiende thatsächlich dann gleichartig wäre, für die Möglichkeit des Wirkens der Seelen unter einander doch ein völlig gleichgiltiger und zufälliger bliebe.

Thatsache ist es aber, daß der Parallelismus mit spiritualistischem Vorzeichen bei der eigenen Lösung des Problems sich desjenigen Begriffes vom Wirken bedient, der ihn, wenn er nur diesen gekannt und allein benutzt hätte, grundsätzlich gegen den Wirkungszusammenhang von Ungleichartigem, wie wir als solches Leib und Seele kennen, garnichts hätte sagen lassen.

indem sie es wahrnimmt, so müssen wir doch, wenn der Parallelist dieses Zueigenhaben des Körperlichen seitens der Seele doch auch weiterhin als die „Wirkung von anderem Seelischen in die Seele als Bewußtsein", und zwar in dem Sinne vom Wirken als einem Uebertragen gefaßt wissen wollte, zweierlei zu bedenken geben. Erstens würde dann das wirkende Seelenwesen die Wahrnehmung oder Vorstellung (die „Erscheinung"), welche es eben in seinem Wirken auf die andere Seele übertragen müßte, selber nicht mehr haben können, wenn die Wirkung aufgetreten ist d. h. wenn die andere Seele diese Wahrnehmung oder „Erscheinung" bekommen hätte — was widersinnig ist. Zweitens aber müßte der wirkenden Seele noch dazu in den Fällen, in welchen sie nachweisbar sich dessen selber nicht bewußt ist, was als Wahrnehmung oder „Erscheinung" von ihr in die andere Seele angeblich gewirkt wird, diese selbe Erscheinung eben unbewußt d. i. als eine „unbewußte" Wahrnehmung oder Vorstellung eigen gewesen sein —, was ebenfalls widersinnig ist, denn „unbewußte" Wahrnehmung im strengen Sinne des Wortes ist ein Widerspruch in sich.

Indeß unser Parallelist bewegt sich gar nicht weiter auf dieser Gedankenbahn, sondern springt kurz entschlossen, nachdem er nur erst den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele mit dem Satze „Wirken ist Uebertragen" vor sich niedergeschlagen hat, in unser Lager zurück, läßt jenen Satz Satz sein und steht selber zu unserer alten Behauptung: „Wirken ist Veränderung verursachen", die es eben nicht kümmert, ob das im Wirkungszusammenhang Stehende Gleichartiges oder Ungleichartiges sei. Sollte aber der Spiritualist darin Recht haben, daß nur Seelisches das eigentlich Seiende sei, so ist die Behauptung freilich, daß Wirken nur unter Seelischen stattfinden könne, eine selbstverständliche, aber wir müßten dann immerhin dabei doch noch wieder betonen, wie der Umstand, daß all das im Wirkungszusammenhang stehende Seiende thatsächlich dann gleichartig wäre, für die Möglichkeit des Wirkens der Seelen unter einander doch ein völlig gleichgiltiger und zufälliger bliebe.

Thatsache ist es aber, daß der Parallelismus mit spiritualistischem Vorzeichen bei der eigenen Lösung des Problems sich desjenigen Begriffes vom Wirken bedient, der ihn, wenn er nur diesen gekannt und allein benutzt hätte, grundsätzlich gegen den Wirkungszusammenhang von Ungleichartigem, wie wir als solches Leib und Seele kennen, garnichts hätte sagen lassen.

Steht die Sache so, dann dürfte es sicherlich eines Versuches werth sein, dem Gedanken nachzugehen, ob nicht doch Wirken von Seele auf Leib und von Leib auf Seele denkbar sei, ohne daß wir uns mit dem Energiegesetz der Dingwelt in Widerspruch setzen. Wenn dieser Versuch angängig ist, so möchte er, sofern er überdies keiner metaphysischen Hilfsmittel sich zu bedienen genöthigt sein würde, vor den anderen Versuchen schon dadurch ein Beträchtliches voraus haben.

Um aber für diesen Versuch freie Bahn zu gewinnen, haben wir zuvor die Behauptung, Wirken sei ein Uebertragen, in ihrer völligen Haltlosigkeit aufzudecken.

Ist Wirken ein Uebertragen, so muß jede Wirkung eine Zunahme für das Einzelwesen, das die Wirkung erfährt, bedeuten, und da jede Veränderung eine Ursache hat, also selber eine Wirkung sein muß, so wird Veränderung eine Zunahme des sich verändernden Einzelwesens bedeuten müssen. Mit anderen Worten: Ist Wirken ein Uebertragen, so kann es in der Welt keine Veränderung geben, die nicht für das, die Wirkung erfahrende Einzelwesen ein Mehr, eine Zunahme darstellte. Hiergegen aber erhebt unsere Erfahrung tagtäglich so offenkundig Widerspruch, daß schon darin Veranlassung für uns genug läge, der entgegengesetzten Behauptung, Wirken sei nicht ein Uebertragen, Gehör zu geben.

Ferner: Ist Wirken ein Uebertragen, so erscheint es andererseits auch folgerichtig, daß nicht nur dasjenige Einzelwesen, welches die Wirkung erfährt, sondern zugleich auch das wirkende Einzelwesen selber eben als Wirkendes (d. i. Uebertragendes) eine Veränderung erfahre, jedoch freilich — und das ist wohl zu beachten — nicht, wie jenes erstere Einzelwesen, eine Zunahme, sondern gerade umgekehrt eine Abnahme erfahre, da es selber ja in diesem seinem Wirken angeblich etwas an ein anderes Einzelwesen abgiebt.

Wir haben nun schon vorher festgestellt, aus dem Satze „Wirken ist Uebertragen" folge, daß alle Veränderung, da sie ja ausnahmslos Wirkung ist, nur eine Zunahme für das sich verändernde Einzelwesen bedeuten könne. Dieser Folgesatz steht aber in augenscheinlichem Widerspruch mit dem soeben gleichfalls aus dem Satze „Wirken ist Uebertragen" gewonnenen Folgesatze, daß die geforderte Veränderung des wirkenden Einzelwesens selber nicht eine Zunahme, sondern nur eine Abnahme dieses Einzelwesens sein könne. Wenn sich aber zwei zu einander in geradem Gegensatz stehende Behauptungen aus einem und demselben Satze unanfechtbar folgerichtig

ergeben lassen können, so beweist dies mit der wünschenswerthesten Klarheit, daß dieser Satz selbst einen Widerspruch in sich birgt. Auch dieses wäre schon allein Grund genug, die Behauptung, Wirken sei ein Uebertragen, abzuweisen.

Endlich: Ist Wirken ein Uebertragen und folgt daraus, daß das wirkende Einzelwesen als Wirkendes eine Abnahme erfahren müsse, so steht dies Letztere auch mit dem allgemein anerkannten Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch, weil darin ja behauptet wird, daß das wirkende Ding eben als Wirkendes sich „von selber" verändere. Die Behauptung geht also eigentlich dahin, daß das, eine Veränderung am anderen Dinge bewirkende Ding bei diesem seinem Wirken eine Veränderung erfährt, welche nicht Wirkung ist, also keine Ursache hat. Der Widerspruch, in dem sich diese Behauptung von der Veränderung des wirkenden Dinges mit dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" befindet, ist gleichfalls schon Grund genug für uns, um den ihr zu Grunde liegenden Satz „Wirken ist Uebertragen" für völlig gerichtet zu erachten.

Wer zu Gunsten jener Behauptung aber etwa noch vorbringen möchte, daß das wirkende Ding ja selber die Ursache seiner eigenen Veränderung sein könnte, der hätte sich zu der kühnen Meinung versteigen, daß das auf ein anderes Ding wirkende Ding zugleich auch auf sich selbst wirke.

Hier würde zu den alten, schon genannten Schwierigkeiten dann noch vor Allem die neue hinzukommen, daß das wirkende und das Wirkung erfahrende Ding ein und dasselbe einfache Einzelwesen sein müßten. Ich muß gestehen, daß auch diese Schwierigkeit mir eine unüberwindliche zu sein scheint, da die Behauptung, ein einfaches Einzelwesen verändere sich durch sich selbst, gleichfalls mit dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch steht. Denn der Sinn dieses Grundsatzes ist doch zweifellos dieser: „Jedes Auftreten einer Veränderung in einem Einzelwesen hat seine Ursache d. i. seine Bedingung oder nothwendige Voraussetzung in anderen, mit jenem zusammen gegebenen Einzelwesen.

Indem wir den Satz „Wirken ist Uebertragen" mit vollem Rechte zurückweisen, wollen wir aber die Thatsache, daß in dem Wirkungszusammenhange, den die Dinge unter einander aufweisen, das eine Ding Energiezunahme erfährt, während zugleich das andere Energieabnahme erleidet, noch zurechtlegen. Wir haben es hier mit der „Wechselwirkung" in der Dingwelt zu thun

ableiten lassen können, so beweist dies mit der wünschenswerthesten Klarheit, daß dieser Satz selbst einen Widerspruch in sich birgt. Auch dieses wäre schon allein Grund genug, die Behauptung, Wirken sei ein Uebertragen, abzuweisen.

Endlich: Ist Wirken ein Uebertragen und folgt daraus, daß das wirkende Einzelwesen als Wirkendes eine Abnahme erfahren müsse, so steht dies Letztere auch mit dem allgemein anerkannten Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch, weil darin ja behauptet wird, daß das wirkende Ding eben als wirkendes sich „von selber" verändere. Die Behauptung geht also ersichtlich dahin, daß das, eine Veränderung am anderen Dinge wirkende Ding bei diesem seinem Wirken eine Veränderung erfährt, welche nicht Wirkung ist, also keine Ursache hat. Der Widerspruch, in dem sich diese Behauptung von der Veränderung des wirkenden Dinges mit dem Grundsatze, „Jede Veränderung hat eine Ursache" befindet, ist gleichfalls schon Grund genug für uns, um den ihr zu Grunde liegenden Satz „Wirken ist Uebertragen" für völlig gerichtet zu erachten.

Wer zu Gunsten jener Behauptung aber etwa noch vorbringen möchte, daß das wirkende Ding ja selber die Ursache seiner eigenen Veränderung sein könnte, der hätte sich zu der kühnen Meinung verstiegen, daß das auf ein anderes Ding wirkende Ding zugleich auch auf sich selbst wirke.

Hier würde zu den alten, schon genannten Schwierigkeiten dann noch vor Allem die neue hinzukommen, daß das wirkende und das Wirkung erfahrende Ding ein und dasselbe einfache Einzelwesen sein müßten. Ich muß gestehen, daß auch diese Schwierigkeit mir eine unüberwindliche zu sein scheint, da die Behauptung, ein einfaches Einzelwesen verändere sich durch sich selbst, gleichfalls mit dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch steht. Denn der Sinn dieses Grundsatzes ist doch zweifellos dieser: „Jedes Auftreten einer Veränderung in einem Einzelwesen hat seine Ursache d. i. seine Bedingung oder nothwendige Voraussetzung in anderen, mit jenem zusammen gegebenen Einzelwesen.

Indem wir den Satz „Wirken ist Uebertragen" mit vollem Rechte zurückweisen, wollen wir aber die Thatsache, daß in dem Wirkungszusammenhange, den die Dinge unter einander aufweisen, das eine Ding Energiezunahme erfährt, während zugleich das andere Energieabnahme erleidet, noch zurechtlegen. Wir haben es hier mit der „Wechselwirkung" in der Dingwelt zu thun und müssen

entsprechend dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" die Veränderung, welche das sogenannte wirkende Ding, das als solches eben die Veränderung eines anderen Dinges verursacht, erfährt, daraus erklären, daß dieses andere Ding zu gleicher Zeit auf das sogenannte wirkende seinerseits einwirkt. So ist also in der Wechselwirkung das eine sowie das andere Ding ein wirkendes und Wirkung erfahrendes Einzelwesen zugleich. Wir sehen auch hieraus wieder, daß im Begriff des Wirkens selber weder etwas von Zunahme noch von Abnahme, sei es des wirkenden, sei es des die Wirkung erfahrenden Einzelwesens, schon enthalten ist und gesagt sein darf.

Dann aber steht auch andererseits nichts im Wege, nicht nur die Zunahme, sondern auch die Abnahme, die ein Einzelwesen erfährt, da ja Beides Veränderung ist, als eine besondere Wirkung zu begreifen, und wir werden nun, wann immer ein wirkendes Wesen abnimmt, diese Veränderung selbstverständlich nicht etwa dem Umstande, daß es auch gerade wirkt, zuschreiben, sondern sie vielmehr als eine Wirkung begreifen, die das Einzelwesen zu der gleichen Zeit, da es selber wirkt, seinerseits von anderen Einzelwesen erfährt. Diese Einsicht eröffnet auch allein den Weg zum Verständniß aller Wechselwirkung, der wir in unserer Welt begegnen.

Wäre alle Veränderung, die wir in der Welt feststellen können, entweder eine Zunahme oder eine Abnahme, die das Veränderliche d. i. das Einzelwesen erfährt, wäre mithin auch die Veränderung, die das Ding jemals in seiner Energie erfahren kann, entweder Energiezunahme oder Energieabnahme dieses Veränderlichen, so könnten wir auf Grund des soeben Erörterten mit vollem Recht behaupten, jegliche Energieveränderung des Dinges könne, soll anders das Gesetz von der Erhaltung der Energie in der Dingwelt unangetastet bleiben, nur durch ein anderes Ding, welches seinerseits aber zu gleicher Zeit die entsprechende umgekehrte Energieveränderung als Wirkung von anderem erfährt, gewirkt werden. Erfährt ein Ding Energiezunahme, so muß das andere Ding, welches, wie man sagt, die Veränderung bewirkt, zu gleicher Zeit selber eine entsprechende Energieabnahme gewirkt bekommen, und erfährt jenes erstere eine Energieabnahme, so muß das diese Abnahme bewirkende Ding zu gleicher Zeit eine entsprechende Energiezunahme bewirkt bekommen. Dies ist nun auch in der That immer der Fall, wo wir von Wechselwirkung der Dinge reden können;

thatsächlich wirken in diesen Fällen beide Dinge zugleich auf einander und verändern sich demnach gegenseitig. Das eine wirkt in dem anderen eine Energiezunahme, das andere zu gleicher Zeit in dem ersteren eine Energieabnahme. Daraus erhellt auch, nebenbei bemerkt, daß sich ein Ding in seiner Energiegröße niemals durch sich selbst verändern kann, denn das hieße, das Ding nähme in seiner Energie zu gleicher Zeit ab und zu.

Wir werden also rundweg zugestehen müssen, daß Energiezunahme sowie Energieabnahme eines Dinges einzig und allein durch das Wirken von anderen Dingen möglich sei.

An diesem Punkte setzt der neueste, zu gleicher Zeit von Sigwart und mir unternommene Versuch ein, das Energiegesetz und den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele aus dem anscheinenden Widerspruch zu erlösen und mit einander in Einklang zu bringen, indem darauf hingewiesen wird, daß die verschiedenen Energieveränderungen des Dinges keineswegs alle entweder Energiezunahme oder Energieabnahme sein müssen; neben diese zwei quantitativen Energieveränderungen trete vielmehr noch die qualitative Energieveränderung in ihren beiden Gestalten des Wechsels von potentieller in kinetische Energie und des Wechsels kinetischer in potentielle Energie. Da das Energiegesetz nun einzig und allein den quantitativen Wechsel d. i. Energiezunahme und Energieabnahme für die gesammte Dingwirklichkeit verneint, so wird das Auftreten eines bloß qualitativen Wechsels die Kreise dieses Gesetzes in keiner Weise stören können.

Man möchte aber vielleicht die Frage aufwerfen, ob denn qualitative Energieveränderung eines Dinges möglich sei, ohne daß zugleich quantitative Energieveränderung dieses Dinges eintrete. Ich meine, an und für sich könne dies doch keineswegs bestritten werden; wer sich sträubt, dieses einzuräumen, wird finden, daß er es dem heimlich noch immer in ihm mitlaufenden irrigen Satze, Wirken sei ein Uebertragen, zu danken habe.

Kann aber auch der rein qualitative Energiewechsel eines Dinges in seiner Möglichkeit überhaupt nicht bestritten werden, so [können] wir doch sofort diese Möglichkeit in bestimmter Weise einschränken, weil unsere wissenschaftliche Erfahrung wenigstens da, wo es sich um Wirkungszusammenhang der Dinge unter sich handelt, keinen einzigen Fall von qualitativem Energiewechsel kennt, mit dem nicht zugleich ein quantitativer, also Energiezunahme oder Energieabnahme, verbunden wäre. Es ist klipp und klar, daß

thatsächlich wirken in diesen Fällen beide Dinge zugleich auf einander und verändern sich demnach gegenseitig. Das eine wirkt in dem anderen eine Energiezunahme, das andere zu gleicher Zeit in dem ersteren eine Energieabnahme. Daraus erhellt auch, nebenbei bemerkt, daß sich ein Ding in seiner Energiegröße niemals durch sich selbst verändern kann, denn das hieße, das Ding nähme in seiner Energie zu gleicher Zeit ab und zu.

Wir werden also rundweg zugestehen müssen, daß Energiezunahme sowie Energieabnahme eines Dinges einzig und allein durch das Wirken von anderen Dingen möglich sei.

An diesem Punkte setzt der neueste, zu gleicher Zeit von Sigwart und mir unternommene Versuch ein, das Energiegesetz und den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele aus dem anscheinenden Widerspruch zu erlösen und mit einander in Einklang zu bringen, indem darauf hingewiesen wird, daß die verschiedenen Energieveränderungen des Dinges keineswegs alle entweder Energiezunahme oder Energieabnahme sein müssen; neben diese zwei quantitativen Energieveränderungen trete vielmehr noch die qualitative Energieveränderung in ihren beiden Gestalten des Wechsels von potentieller in kinetische Energie und des Wechsels von kinetischer in potentielle Energie. Da das Energiegesetz nun einzig und allein den quantitativen Wechsel d. i. Energiezunahme und Energieabnahme für die gesammte Dingwirklichkeit verneint, so wird das Auftreten eines bloß qualitativen Wechsels die Kreise dieses Gesetzes in keiner Weise stören können.

Man möchte aber vielleicht die Frage aufwerfen, ob denn qualitative Energieveränderung eines Dinges möglich sei, ohne daß zugleich quantitative Energieveränderung dieses Dinges eintrete. Ich meine, an und für sich könne dies doch keineswegs bestritten werden; wer sich sträubt, dieses einzuräumen, wird finden, daß er es dem heimlich noch immer in ihm mitlaufenden irrigen Satze, Wirken sei ein Uebertragen, zu danken habe.

Kann aber auch der rein qualitative Energiewechsel eines Dinges in seiner Möglichkeit überhaupt nicht bestritten werden, so haben wir doch sofort diese Möglichkeit in bestimmter Weise einzuschränken, weil unsere wissenschaftliche Erfahrung wenigstens da, wo es sich um Wirkungszusammenhang der Dinge unter sich handelt, keinen einzigen Fall von qualitativem Energiewechsel kennt, mit dem nicht zugleich ein quantitativer, also Energiezunahme oder Energieabnahme, verbunden wäre. Es ist klipp und klar, daß, wo

ein Ding auf ein anderes wirkt und etwa in letzterem, wie man sagt, potentielle Energie in kinetische „ausgelöst“ wird, dabei zugleich eine Energiezunahme dieses Dinges immer zu verzeichnen sei, und daß umgekehrt, wo ein Ding auf ein anderes wirkt und in letzterem kinetische Energie in potentielle „gehemmt“ wird, auch zugleich Energieabnahme dieses Dinges gegeben sein werde.

Aber wenn auch das ganze Gebiet, in dem überhaupt Wirkungszusammenhang der Dinge unter sich in Frage steht, also das gesammte Gebiet der sogenannten Naturwissenschaften, ohne Zweifel in Wegfall kommt, so bleibt trotzdem die Möglichkeit bloß qualitativer Energieveränderung eines Dinges bestehen, nur muß selbstverständlich dasjenige, dessen Wirkung diese Veränderung sein soll, etwas ganz anderes sein, als ein Ding. Ein solches Nichtding ist aber eben die Seele, und daher darf der Gedanke keineswegs schlechtweg von der Hand gewiesen werden, daß die Seele, wenn sie auf den Leib wirkt, nur eine qualitative Energieveränderung, insbesondere des Gehirns wirke. Setzen wir diese Möglichkeit, so werden wir weiter zweierlei Wirken der Seele auf den Leib annehmen dürfen, nämlich ein „auslösendes“, sofern an einen Wechsel von potentieller zu kinetischer Energie gedacht wird, und ein „hemmendes“ Wirken, wenn der Wechsel von kinetischer zu potentieller Energie des Leibes ins Auge gefaßt wird.

Der Unterschied des Wirkens von Ding auf Ding und des Wirkens von Seele auf Ding bestände im Allgemeinen dann darin, daß die Wirkung dort eine qualitative und quantitative zugleich, hier dagegen nur eine qualitative ist.

Durch diese Aufstellung wird augenscheinlich das Energiegesetz in der Dingwelt in keiner Weise berührt, denn die Energiegröße in der Dingwirklichkeit überhaupt, um die es sich ja allein für dieses Gesetz handelt, bleibt bei aller von der Seele gewirkten Energieveränderung des Leibes, die ja eine ausschließlich qualitative ist, völlig ein und dieselbe. Der Naturwissenschaft, welche in Maß und Zahl die Vorgänge in der Dingwelt zu begreifen sucht, kann daher diese Aufstellung in keiner Weise Beunruhigung schaffen oder lästig werden, denn ich wüßte nicht, wie sie dadurch auch nur irgendwie gehindert werden sollte, der quantitativen Bestimmung körperlicher Veränderungsreihen als solchen nachzugehen und zu völlig lückenlosen Feststellungen zu gelangen.

Aber wenn auch das Energiegesetz in der Dingwelt unserer Behauptung, daß die Seele auf den Leib wirken könne, sofern eben

die Wirkung rein qualitative Energieveränderung bleibt, nichts in den Weg legt, so ist noch das Bedenken übrig, ob nicht doch umgekehrt das Wirken des Leibes auf die Seele mit diesem Gesetze in Widerspruch gerathe. Jedoch auch dieses Bedenken dürfte zu heben sein. Erinnern wir uns nur dessen, daß in dem Begriffe des Wirkens nicht etwa die Forderung mit enthalten ist, das wirkende Einzelwesen müsse, weil es wirke, sich verändern, da das Wort „das Einzelwesen wirkt“ im Allgemeinen nur den Sinn vertreten kann, das Einzelwesen in dieser seiner augenblicklichen Bestimmtheit verursache d. h. sei die Bedingung oder nothwendige Voraussetzung für das Auftreten einer Veränderung an einem anderen Einzelwesen. Somit kann auch von dem Leibe, der eine Veränderung in der Seele wirkt, gesagt werden, daß er als so wirkender nicht auch selbst eine Veränderung zu erfahren brauche weder in der Quantität noch in der Qualität; und seine etwaige zu gleicher Zeit eintretende eigene Veränderung steht, wie die aller anderen Einzelwesen, auf einem ganz anderen Blatte, das von ihm nicht als wirkendem, sondern eine Wirkung erfahrendem Einzelwesen handelt. Man mache sich nur erst von der hergebrachten Meinung, daß Wirken ein Uebertragen sei, frei, und die Behauptung, daß der Leib auf die Seele wirken könne, wird selbst vor dem uneingeschränkten Energiegesetze so einwandsfrei erscheinen, wie die andere Behauptung, daß die Seele auf den Leib wirke.

Heute stehen sich in der Frage, wie der innige Zusammenhang von Leib und Seele richtig begriffen werde, thatsächlich nur noch zwei Lösungsversuche gegenüber. Der eine liegt vor in der Parallelismustheorie mit spiritualistischen Vorzeichen, der andere geht darauf aus, jenen Zusammenhang in althergebrachter Weise als Wirkungszusammenhang zu fassen und klarzustellen. Eine besondere Form dieses Versuchs ist von mir in dem zuletzt Entwickelten gegeben.

Ich meine aber, der Versuch, das menschliche Einzelwesen als Einheit von Leib und Seele aus dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele, die freilich dann selber auch Einzelwesen sein müssen, zu begreifen — dieser Versuch vermag, sowohl vor den Thatsachen der Erfahrung überhaupt, als auch im Besonderen sogar vor dem ganz uneingeschränkten Energiegesetze in der Dingwelt, die Probe wohl zu bestehen, und er hat vor den sogenannten Parallelismustheorien sammt und sonders den nicht zu unterschätzenden Vorzug aufzuweisen, daß er mit gar keinem metaphysischen Ballast segelt.

die Wirkung rein qualitative Energieveränderung bleibt, nichts in den Weg legt, so ist noch das Bedenken übrig, ob nicht doch umgekehrt das Wirken des Leibes auf die Seele mit diesem Gesetze in Widerspruch gerathe. Jedoch auch dieses Bedenken dürfte zu heben sein. Erinnern wir uns nur dessen, daß in dem Begriffe des Wirkens nicht etwa die Forderung mit enthalten ist, das wirkende Einzelwesen müsse, weil es wirke, sich verändern, da das Wort „das Einzelwesen wirkt" im Allgemeinen nur den Sinn vertreten kann, das Einzelwesen in dieser seiner augenblicklichen Bestimmtheit verursache d. h. sei die Bedingung oder nothwendige Voraussetzung für das Auftreten einer Veränderung an einem anderen Einzelwesen. Somit kann auch von dem Leibe, der eine Veränderung in der Seele wirkt, gesagt werden, daß er als so wirkender nicht auch selbst eine Veränderung zu erfahren brauche weder in der Quantität noch in der Qualität; und seine etwaige zu gleicher Zeit eintretende eigene Veränderung steht, wie die aller anderen Einzelwesen, auf einem ganz anderen Blatte, das von ihm nicht als wirkendem, sondern eine Wirkung erfahrendem Einzelwesen handelt. Man mache sich nur erst von der hergebrachten Meinung, daß Wirken ein Uebertragen sei, frei, und die Behauptung, daß der Leib auf die Seele wirken könne, wird selbst vor dem uneingeschränkten Energiegesetze so einwandsfrei erscheinen, wie die andere Behauptung, daß die Seele auf den Leib wirke.

Heute stehen sich in der Frage, wie der innige Zusammenhang von Leib und Seele richtig begriffen werde, thatsächlich nur noch zwei Lösungsversuche gegenüber. Der eine liegt vor in der Parallelismustheorie mit spiritualistischen Vorzeichen, der andere geht darauf aus, jenen Zusammenhang in althergebrachter Weise als Wirkungszusammenhang zu fassen und klarzustellen. Eine besondere Form dieses Versuchs ist von mir in dem zuletzt Entwickelten gegeben.

Ich meine aber, der Versuch, das menschliche Einzelwesen als Einheit von Leib und Seele aus dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele, die freilich dann selber auch Einzelwesen sein müssen, zu begreifen — dieser Versuch vermag, sowohl vor den Thatsachen der Erfahrung überhaupt, als auch im Besonderen sogar vor dem ganz uneingeschränkten Energiegesetze in der Dingwelt, die Probe wohl zu bestehen, und er hat vor den sogenannten Parallelismustheorien sammt und sonders den nicht zu unterschätzenden Vorzug aufzuweisen, daß er mit gar keinem metaphysischen Ballast segelt.

Frankreichs koloniale Zollpolitik.

Von

Dr. Paul Mohr-[illegible]

Zwei wichtige Fragen bewegen seit einigen Jahren das kolonialpolitische Leben Frankreichs, die sich in die Schlagworte verdichtet haben: **Autonomie financière** und **Assimilation douanière.** Das erstere besagt, daß die Kolonien, soweit möglich, finanziell selbständig gestellt werden, das zweite, daß nur eine Zollgrenze Mutterland und Kolonien umschließen solle, so daß ungehindert die Erzeugnisse der Kolonien und Frankreichs zum Austausch gelangen.

Die erstere Frage, so weit sie die Finanzpolitik betrifft, soll hier außer Betracht bleiben; an dieser Stelle soll nur die Frage der Zolleinigung resp. die Frage der Zollbegünstigung, die ja auch in Deutschland eine größere Rolle in der Kolonialliteratur spielt, näher geprüft und beleuchtet werden.

Die Schutzzollpolitik keines Landes bietet so viel des Interessanten und Lehrreichen wie die Frankreichs. Den französischen Staatsmännern hat stets mehr oder weniger die Idee eines geschlossenen Handelsstaates vorgeschwebt. Diesem Ideal hat man mit wechselnder Kraft immer zugestrebt.

Bei der Betrachtung der Wirkungen einer Kolonialpolitik hat man sich gewöhnt, in der Regel nur die Handelsziffern des Ein- und Ausfuhrhandels als Maßstab für die Wirkungen der eingeschlagenen Zollpolitik zu nehmen. Diese Art von Beurtheilung muß aber nothwendig, so einseitig in Anwendung gebracht, zu falschen Schlüssen führen — vorzüglich bei Betrachtung der Erfolge einer kolonialen Zollpolitik. Denn nicht minderen Einfluß als die Zollpolitik haben die innern Verhältnisse einer Kolonie, der Grad ihrer Verkehrsentwickelung, die Art ihrer Finanzverwaltung, der Reichthum ihrer Bodenschätze, die Nähe oder Weite ihres Absatz-

marktes, die Lage zum Weltmarkt, kurz, verschiedene sehr bedeutende andere Momente. Dennoch hat man in Frankreich sowohl bei den Berathungen über das Kolonialbudget wie in der Presse sich vorwiegend bei Untersuchung der Wirkungen der Zollpolitik auf die Statistik gestützt.

Auch in Deutschland ist die Frage der Zollbegünstigung kolonialer Produkte eine brennende geworden. Sie gehört zu den wichtigsten kolonialpolitischen Fragen, die auf das Gebiet der großen Handelspolitik hinüberspielen. Wie bekannt, sind die Meinungen über das was vortheilhafter, ob Zollbegünstigung oder Nichtbegünstigung, noch recht getheilte und während sich die Deutsche Kolonialgesellschaft für Begünstigung erklärt hat, haben sich hochangesehene Großkaufleute entschieden ablehnend ausgesprochen.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat durch eine Umfrage bei den unmittelbar interessirten Pflanzungs- und Handelsgesellschaften wie bei sonstigen Sachverständigen festgestellt:

1. daß eine Unterstützung der jugendlichen Kulturen unserer Kolonien, gegenüber den in Zeiten höherer Produktenpreise angelegten Kulturen ausländischer Kolonien dringend erforderlich ist;
2. daß eine solche Unterstützung in Form einer Zollbefreiung bezw. Begünstigung zum Mindesten auf die tropischen und subtropischen Plantagenprodukte, Kaffee, Kakao, Thee, Mais, Tabak und Gewürze sich erstrecken sollte;
3. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 angeführten Produkte auch für den Fall, daß die Maßregel nur auf eine bestimmte Dauer sich beschränken sollte, den Kulturen einen dauernden Erfolg sichern würde;
4. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 genannten Produkte erwarten lasse, daß die wirthschaftliche Erschließung unserer Schutzgebiete durch Bildung neuer kapitalkräftiger Plantagengesellschaften gefördert würde.

Diese Ansichten hat die Deutsche Kolonialgesellschaft sich zu eigen gemacht und in einer Eingabe an den Herrn Reichskanzler vertreten. Ohne irgend wie sich in die bekannten Streitfragen, ob koloniales Protektionssystem oder Freihandel hineinzumischen, ist man von rein sachlichen Erwägungen ausgegangen. In der Presse haben sich längere Erörterungen daran geschlossen und man hat vielfach auf die französischen kolonialen Förderungsbestrebungen

marktes, die Lage zum Weltmarkt, kurz, verschiedene sehr bedeutende andere Momente. Dennoch hat man in Frankreich sowohl bei den Berathungen über das Kolonialbudget wie in der Presse sich vorwiegend bei Untersuchung der Wirkungen der Zollpolitik auf die Statistik gestützt.

Auch in Deutschland ist die Frage der Zollbegünstigung kolonialer Produkte eine brennende geworden. Sie gehört zu den wichtigsten kolonialpolitischen Fragen, die auf das Gebiet der großen Handelspolitik hinüberspielen. Wie bekannt, sind die Meinungen über das was vortheilhafter, ob Zollbegünstigung oder Nichtbegünstigung, noch recht getheilte und während sich die Deutsche Kolonialgesellschaft für Begünstigung erklärt hat, haben sich hochangesehene Großkaufleute entschieden ablehnend ausgesprochen.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat durch eine Umfrage bei den unmittelbar interessirten Pflanzungs- und Handelsgesellschaften wie bei sonstigen Sachverständigen festgestellt:

1. daß eine Unterstützung der jugendlichen Kulturen unserer Kolonien, gegenüber den in Zeiten höherer Produktenpreise angelegten Kulturen ausländischer Kolonien dringend erforderlich ist;
2. daß eine solche Unterstützung in Form einer Zollbefreiung bezw. Begünstigung zum Mindesten auf die tropischen und subtropischen Plantagenprodukte, Kaffee, Kakao, Thee, Mais, Tabak und Gewürze sich erstrecken sollte;
3. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 angeführten Produkte auch für den Fall, daß die Maßregel nur auf eine bestimmte Dauer sich beschränken sollte, den Kulturen einen dauernden Erfolg sichern würde;
4. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 genannten Produkte erwarten lasse, daß die wirthschaftliche Erschließung unserer Schutzgebiete durch Bildung neuer kapitalkräftiger Plantagengesellschaften gefördert würde.

Diese Ansichten hat die Deutsche Kolonialgesellschaft sich zu eigen gemacht und in einer Eingabe an den Herrn Reichskanzler vertreten. Ohne irgend wie sich in die bekannten Streitfragen, ob koloniales Protektionssystem oder Freihandel hineinzumischen, ist man von rein sachlichen Erwägungen ausgegangen. In der Presse haben sich längere Erörterungen daran geschlossen und man hat vielfach auf die französischen kolonialen Förderungsbestrebungen

hingewiesen und sie zum Vergleich herangezogen, wobei bedauerlicherweise zu Tage trat, wie wenig man die gegenwärtige französische koloniale Zollpolitik noch in Deutschland kennt; nicht weniger unrichtig ist die Beurtheilung dessen, was man in Frankreich für die Zukunft erstrebt.

Daher sei hier eine Darstellung der allerdings nicht ganz einfachen zollpolitischen Verhältnisse versucht:

Worin besteht die zollgünstige Behandlung der französischen Kolonien?

Eine zollbegünstigende Politik kann dadurch zustande kommen, daß entweder ein Theil einseitig ohne Gegenleistung den andern begünstigt, oder dadurch, daß beide Theile sich gegenseitig Zollbegünstigungen zugestehen. In Frankreich finden wir einmal gegenseitig geübte Begünstigung von Mutterland und Kolonie. Das Beispiel ist Algier. Algiers Erzeugnisse werden zollfrei nach Frankreich eingeführt, wie auch umgekehrt französische nach Algier — abgesehen von dem munizipalen Octroi de mer, der noch zu besprechen ist.

Ferner aber finden wir einseitige Begünstigung des Mutterlandes von Seiten der Kolonie. Mit andern Worten: Die Waaren des Mutterlandes sind bei der Einfuhr in die Kolonie von eigentlichen Zollsätzen befreit, während die wichtigsten Erzeugnisse der Kolonie, nämlich die kolonialen Verzehrungsartikel auf dem Markte des Mutterlandes keiner Begünstigung theilhaftig sind, vielmehr hohen Finanzzöllen unterliegen. — Eine kleine Aenderung ist jüngst insofern eingetreten, als der französische Minimaltarif für koloniale Artikel etwas ermäßigt, der Generaltarif dagegen bedeutend erhöht wurde.

Gehen wir nunmehr an eine genauere Prüfung der gesetzlichen Grundlagen für die zollpolitische Behandlung der Kolonien.

Es sind zwei Gruppen von französischen Besitzungen zu unterscheiden, die eine auf die das Gesetz vom 11. Januar 1892 anwendbar ist und die andere, auf die es nicht angewendet werden kann.

Zu der ersteren Gruppe gehören:

1. Martinique und Guadeloupe, 2. St. Pierre und Miquelon, 3. Neu-Caledonien, 4. Gabun, 5. Réunion und Mayotta, 6. Algier, 7. Indochina, 8. Guyana.

Zu der zweiten Gruppe, auf die der Generalzolltarif des

Mutterlandes vom 11. Januar 1892 durch internationale Verträge nicht verwendbar ist resp. nicht angewendet wird, gehören:

1. Senegal, 2. Guinea, 3. Elfenbeinküste, 4. Kongobecken, 5. Obock, 6. Nossi-Bé, 7. Diégo-Suarez, 8. St. Marie de Madagascar, 9. Die ostindischen Plätze, 10. Die ozeanischen Besitzungen.

Was das Verhältniß Algiers zu Frankreich betrifft, so ist hier am entschiedensten der Gedanke einer Zolleinigung, gegenseitig sich gleich begünstigender Behandlung zum Ausdruck gelangt. Noch bis zum Jahre 1843 bestanden in Algier Ausfuhrzölle für Ausfuhrartikel nach Frankreich, bis zum Jahre 1851 sogar für Waaren nach dem Ausland, die Jahre 1857, 1867 und 1884 bezeichnen die beginnende Wandlung und die Zolleinigung.

Für Indochina ist die Zolleinigung mit dem Mutterland seit 1887 durchgeführt, d. h. es trat der hohe Generalzolltarif in Geltung und außerdem wurde durch besondere Zölle die Ausfuhr nach Frankreich begünstigt. Das Prinzip erlitt aber hier schon Schiffbruch, indem man den eigenthümlichen Lebens- und Bedürfnißverhältnissen der Kolonie Rechnung tragen mußte und für zahlreiche Lebens- und Genußmittel einen Sondertarif aufstellte, der letzterer auch noch zu hoch und zu wenig ausgedehnt war, sodaß er 1889 und 1893 verbessert werden mußte. Seit 29. Dezember 1898 ist auch für bestimmte Hauptausfuhrwaaren ein Ausfuhrzoll in Geltung. Zudem aber — und das ist der entscheidende Punkt — wichtige Ausfuhrartikel Indochinas mußten bei der Einfuhr nach Frankreich einen hohen Finanzzoll zahlen. Es ist also Frankreich einseitig begünstigt, während Indochina sich durch seinen dreifach abgestuften Zolltarif gegen das Ausland drei indochinesische Mauern errichtet hat.

In gleicher Weise ist der Generalzolltarif auf die in der Gruppe I genannten Kolonien Martinique und Guadeloupe, St. Pierre und Miquelon, Neu-Caledonien, Gabun, Réunion, Mayotta ausgedehnt. Nur sind auch hier besondere Tarife resp. Abänderungen des Generalzolltarifs eingeführt, um den nothwendigsten Bedürfnissen der Kolonie Rechnung zu tragen. Neben diesen Zolltarifen, die die Einfuhr aus fremden Ländern allein treffen, haben aber die meisten Kolonien noch einen sogenannten octroi de mer, der für die Kolonien selbst erhoben wird. Dieser ist öfters ziemlich hoch und geeignet, den Handel zu erschweren, ohne besonders zu nützen. Ein Beispiel ist Neu-Caledonien. Es ergiebt sich daher folgendes Bild:

Mutterlandes vom 11. Januar 1892 durch internationale Verträge nicht verwendbar ist resp. nicht angewendet wird, gehören:

1. Senegal, 2. Guinea, 3. Elfenbeinküste, 4. Kongobecken, 5. Obock, 6. Rossi-Bé, 7. Diégo-Suarez, 8. St. Marie de Madagascar, 9. Die ostindischen Plätze, 10. Die ozeanischen Besitzungen.

Was das Verhältniß Algiers zu Frankreich betrifft, so ist hier am entschiedensten der Gedanke einer Zolleinigung, gegenseitig sich gleich begünstigender Behandlung zum Ausdruck gelangt. Noch bis zum Jahre 1843 bestanden in Algier Ausfuhrzölle für Ausfuhrartikel nach Frankreich, bis zum Jahre 1851 sogar für Waaren nach dem Ausland, die Jahre 1857, 1867 und 1884 bezeichnen die beginnende Wandlung und die Zolleinigung.

Für Indochina ist die Zolleinigung mit dem Mutterland seit 1887 durchgeführt, d. h. es trat der hohe Generalzolltarif in Geltung und außerdem wurde durch besondere Zölle die Ausfuhr nach Frankreich begünstigt. Das Prinzip erlitt aber hier schon Schiffbruch, indem man den eigenthümlichen Lebens- und Bedürfnißverhältnissen der Kolonie Rechnung tragen mußte und für zahlreiche Lebens- und Genußmittel einen Sondertarif aufstellte, der aber auch noch zu hoch und zu wenig ausgedehnt war, sodaß er 1889 und 1893 verbessert werden mußte. Seit 29. Dezember 1898 ist auch für bestimmte Hauptausfuhrwaaren ein Ausfuhrzoll in Geltung. Zudem aber — und das ist der entscheidende Punkt — wichtige Ausfuhrartikel Indochinas mußten bei der Einfuhr nach Frankreich einen hohen Finanzzoll zahlen. Es ist also Frankreich einseitig begünstigt, während Indochina sich durch seinen dreifach abgestuften Zolltarif gegen das Ausland drei indochinesische Mauern errichtet hat.

In gleicher Weise ist der Generalzolltarif auf die in der Gruppe I genannten Kolonien Martinique und Guadeloupe, St. Pierre und Miquelon, Neu-Caledonien, Gabun, Réunion, Mayotta ausgedehnt. Nur sind auch hier besondere Tarife resp. Abänderungen des Generalzolltarifs eingeführt, um den nothwendigsten Bedürfnissen der Kolonie Rechnung zu tragen. Neben diesen Zolltarifen, die die Einfuhr aus fremden Ländern allein treffen, haben aber die meisten Kolonien noch einen sogenannten octroi de mer, der für die Kolonien selbst erhoben wird. Dieser ist öfters ziemlich hoch und geeignet, den Handel zu erschweren, ohne besonders zu nützen. Ein Beispiel ist Neu-Caledonien. Es ergiebt sich daher folgendes Bild:

Algier hat gegen das Ausland

a) seinen Maximaltarif im Falle das betr. Land nicht meistbegünstigt,

b) seinen Minimaltarif für die meistbegünstigten Länder.

Algier hat gegen alle Länder, einschließlich Frankreich, seinen munizipalen octroi de mer, der ziemlich hoch ist, wozu noch die surtaxe de pavillon kommt, der Aufschlag für Einfuhr auf nicht französischen Schiffen.

Der octroi de mer beträgt

	per 100 kg
bei Kaffee	30 Frcs.
„ Stärkezucker . . , ...	10 „
„ Zucker roher und Farin	15 „
„ „ raffinirter	20 „
„ Thee	25 „
„ Pfeffer	35 „
„ Muskatnuß, Muskatblüthe, Vanille	100 „
„ Zimmt und Zimmtkassia . . .	45 „
„ Nelken und Nelkenstengel . . .	40 „

Die Alkoholika unterliegen noch einer besonderen Abgabe nach bestimmten Merkmalen, meistens 50 Frcs. per hl.

Welches waren die Wirkungen dieser Maßregel? Unter dem Vorbehalt, daß der Ausfuhrhandel nur ein nicht immer genau anzeigender, allein brauchbarer Barometer, der die Handelsbewegung und damit die Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte anzeigt, sehen wir Folgendes:

Frankreich kaufte von Algier in Millionen Francs Waaren:

1891 . . .	186.7	1896 . . .	196.8
1892 . . .	195.3	1897 . . .	237.9
1893 . . .	142.4	1898 . . .	224.4
1894 . . .	207.7	1899 . . .	279.7
1895 . . .	245.7		

Algier kaufte von Frankreich:

1891 . . .	207.1	1896 . . .	217.9
1892 . . .	189.6	1897 . . .	216.1
1893 . . .	184.8	1898 . . .	225.5
1894 . . .	199.3	1899 . . .	260.4
1895 . . .	203.2		

Mutterland und Kolonie kauften sich also fast gleichviel ab, ersteres im Zeitraum von 1896—99 etwas mehr (939.8 Mill. gegen 919.8) vom letzteren.

Der Bedarf Algiers vom Ausland war demgegenüber ziemlich gering, im Durchschnitt der Jahre 1895—1998 53 Mill. Frcs.

Hiervon gänzlich verschieden hat sich die Handelsbewegung der zukunftsreichsten französischen Besitzung, Indochina, gestaltet.

Indochina*) kaufte von Frankreich im Jahre 1886 für 15.5 Mill. Frcs., 1890 für 20.5 Mill. Frcs., 1900 für 74 Mill. Frcs., d. h. 1900 hat es 3½ mal so viel französische Waaren gekauft wie 1890. Es betrug die französische Einfuhr in Prozent der Gesammteinfuhr:

1890	31 Proz.
1895	31 „
1897	40 „
1899	47 „
1900	40 „

Die Einfuhr ist demnach innerhalb der letzten 10 Jahre beständig im Wachsen geblieben.

Man betrachte folgende Uebersicht:

Indochinas Gesammteinfuhr

	von Frankreich	von dem übrigen Ausland
1890 . . .	20.5 Mill. Frcs.	43.3 Mill. Frcs.
1891 . . .	21.7 „ „	46.1 „ „
1892 . . .	18.4 „ „	50.2 „ „
1893 . . .	18.9 „ „	49.1 „ „
1894 . . .	20.1 „ „	47.8 „ „
1895 . . .	28.3 „ „	61.7 „ „
1896 . . .	30.5 „ „	50.5 „ „
1897 . . .	35.7 „ „	52.4 „ „
1898 . . .	44.4 „ „	58.0 „ „
1899 . . .	55.2 „ „	59.2 „ „
1900 . . .	74.0 „ „	111.8 „ „

Die Einfuhr von dem übrigen Ausland wuchs um 156 Proz., diejenige aus Frankreich um 270 Proz. Die Ausfuhr nach Frankreich stieg von 2.3 Mill. Frcs. (1890) auf 34.7 Mill. Frcs. (in 1900),

*) D. h. Cochinchina, Annam, Cambodscha, Tongking, Laos und ein- Schanstaaten, heute 940 000 qkm mit 22—25 Mill. Bewohn-

Mutterland und Kolonie kauften sich also fast gleichviel ab, ersteres im Zeitraum von 1896—99 etwas mehr (939.8 Mill. gegen 919.8) vom letzteren.

Der Bedarf Algiers vom Ausland war demgegenüber ziemlich gering, im Durchschnitt der Jahre 1895—1998 53 Mill. Frcs.

Hiervon gänzlich verschieden hat sich die Handelsbewegung der zukunftsreichsten französischen Besitzung, Indochina, gestaltet.

Indochina*) kaufte von Frankreich im Jahre 1886 für 15.5 Mill. Frcs., 1890 für 20.5 Mill. Frcs., 1900 für 74 Mill. Frcs., d. h. 1900 hat es $3^1/_2$ mal so viel französische Waaren gekauft wie 1890. Es betrug die französische Einfuhr in Prozent der Gesammteinfuhr:

1890	31 Proz.
1895	31 „
1897	40 „
1899	47 „
1900	40 „

Die Einführ ist demnach innerhalb der letzten 10 Jahre beständig im Wachsen geblieben.

Man betrachte folgende Uebersicht:

Indochinas Gesammteinfuhr

	von Frankreich	von dem übrigen Ausland
1890 . . .	20.5 Mill. Frcs.	43.3 Mill. Frcs.
1891 . . .	21.7 „ „	46.1 „ „
1892 . . .	18.4 „ „	50.2 „ „
1893 . . .	18.9 „ „	49.1 „ „
1894 . . .	20.1 „ „	47.8 „ „
1895 . . .	28.3 „ „	61.7 „ „
1896 . . .	30.5 „ „	50.5 „ „
1897 . . .	35.7 „ „	52.4 „ „
1898 . . .	44.4 „ „	58.0 „ „
1899 . . .	55.2 „ „	59.2 „ „
1900 . . .	74.0 „ „	111.8 „ „

Die Einfuhr von dem übrigen Ausland wuchs um 156 Proz., diejenige aus Frankreich um 270 Proz. Die Ausfuhr nach Frankreich stieg von 2.3 Mill. Frcs. (1890) auf 34.7 Mill. Frcs. (in 1900),

*) D. s. Cochinchina, Annam, Cambodscha, Tongking, Laos und ein paar Schanstaaten, heute 940 000 qkm mit 22—25 Mill. Bewohner.

diejenige nach dem übrigen Ausland von 54.6 Mill. Frcs. auf 120.9 Mill. Frcs. Auch hier ist das Bemerkenswertheste das rasche Anwachsen des französischen Handels.

Eine Betrachtung im Einzelnen aber ergiebt einen sicheren Fortschritt der Kolonie. Die Finanzen, dieses „Antlitz des Staates", um ein öfter zitirtes Wort L. von Stein's zu gebrauchen, sind höchst erfreulich. Indochina erzielt bereits Ueberschüsse, es steuert zu den Militärlasten 10 Mill. Frcs., für 1901 ist sein Budget auf 22 998 000 Piaster, seine Ausgaben auf 22 982 000 Piaster veranschlagt. Es ist im Begriff, sich ein Eisenbahnnetz von fast 2000 km zu beschaffen, wozu es eine Anleihe von 200 Mill. Frcs. aufgenommen hat.

Sein Außenhandel wird von Jahr zu Jahr blühender. Die Zahlen des Gesammt-Außenhandels sind geeignet, geradezu verblüffend zu wirken.

Von 1890 bis 1900 betrug die Zunahme 218 Proz.!

Der Gesammt-Außenhandel enthält den Ein- und Ausfuhrhandel, den Küsten- und den Transitverkehr.

Gesammt-Außenhandel:

1890	145	Mill. Frcs.
1897	257	„ „
1898	298	„ „
1899	361	„ „
1900	471	„ „

Hierzu kommt noch die wachsende innere wirthschaftliche Entwicklung. Der Reisanbau gewinnt weiter an Ausdehnung, zahlreiche neue Kulturen entstehen, Indochina wird ein Kautschuk exportirendes Land, Annam führt schon ansehnliche Quantitäten Thee aus.

Lehrreich sind folgende Uebersichtszahlen:

	Pfeffer aus Saigon	Thee aus Annam	Kautschuk aus Indochina	Badian-Oel aus Tongking
		in tons à 1000 kg		
1897 . . .	1323	10	—	41
1898 . . .	2325	39	—	24
1899 . . .	2016	137	52	27
1900 . . .	2538	180	339	45

Den wichtigsten Ausfuhrartikel aber bildet der Reis, von dem Frankreich gleichfalls steigende Mengen bezieht.

Ausfuhr von Reis aus Cochinchina und Kambodscha:

	nach Frankreich	n. fr. Kolonien	nach Europa	nach Hongkong
		in tons à 1000 kg		
1897 . . .	86 979	15 723	134 661	306 608
1898 . . .	151 230	22 993	18 930	420 552
1899 . . .	107 376	11 933	83 260	504 289
1900 . . .	140 965	18 580	43 914	451 802

Ausfuhr von Reis:

	nach Singapore	nach Ländern, bisher nicht angeführt, Asiens und Oceaniens (meist Java und Philippinen).
1897 . . .	120 423	87 174
1898 . . .	22 179	47 352
1899 . . .	32 197	84 998
1900 . . .	38 409	188 664

Die Gesammtausfuhr betrug demnach:

1898	733 236	tons
1900	882 334	„

Sind das Erfolge der französischen Kolonialpolitik oder nicht?

Zudem muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß einzelne der Ausfuhrzölle auf Gewürze eine exorbitante Höhe haben, die geeignet erscheint, die Ausfuhr dieser wenig rentabel zu machen, so z. B. möchten wir den Rückgang in der Ausfuhr des Kannehls so erklären. Auch sind verschiedene Ausfuhrzölle, wie die auf Baumwolle, nicht recht angebracht.

Im Ganzen und Großen aber dürfte das Richtige getroffen sein, durch den Spezialtarif werden die chinesischen Nahrungsmittel zum Theil befreit, zum Theil nur wenig belastet, durch den Generaltarif aber werden die fremden Waaren schlechter behandelt und die französischen begünstigt.

Beachtenswerth ist noch, daß bez. der britischen Kolonien und der französischen ein Handelsabkommen nicht existirt, der englisch-französische Meistbegünstigungsvertrag vom 28. Februar 1882 umfaßt nur England auf der einen und Frankreich und Algier auf der andern Seite.

Wenden wir uns nun von Asien nach Afrika, wo Frankreich sich ein größeres Kolonialreich (9,7 gegen 8,5 Mill. qkm) als England gegründet hat.*)

Auch hier sehen wir den Handel der meisten französischen Kolonien in einem geradezu beispiellosen Aufschwung.

*) Vgl. die deutsche Kolonialzeitung: Artikel: Theilung Afrikas. 1901.

Ausfuhr von Reis aus Cochinchina und Kambodscha:

	nach Frankreich	n. fr. Kolonien	nach Europa	nach Hongkong
	in tons à 1000 kg			
1897 . . .	86 979	15 723	134 661	306 608
1898 . . .	151 230	22 993	18 930	420 552
1899 . . .	107 376	11 933	83 260	504 289
1900 . . .	140 965	18 580	43 914	451 802

Ausfuhr von Reis:

	nach Singapore	nach Ländern, bisher nicht angeführt, Asiens und Oceaniens (meist Java und Philippinen).
1897 . . .	120 423	87 174
1898 . . .	22 179	47 352
1899 . . .	32 197	84 998
1900 . . .	38 409	188 664

Die Gesammtausfuhr betrug demnach:

1898	733 236	tons
1900	882 334	„

Sind das Erfolge der französischen Kolonialpolitik oder nicht?

Zudem muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß einzelne der Ausfuhrzölle auf Gewürze eine exorbitante Höhe haben, die geeignet erscheint, die Ausfuhr dieser wenig rentabel zu machen, so z. B. möchten wir den Rückgang in der Ausfuhr des Kannehls so erklären. Auch sind verschiedene Ausfuhrzölle, wie die auf Baumwolle, nicht recht angebracht.

Im Ganzen und Großen aber dürfte das Richtige getroffen sein, durch den Spezialtarif werden die chinesischen Nahrungsmittel zum Theil befreit, zum Theil nur wenig belastet, durch den Generaltarif aber werden die fremden Waaren schlechter behandelt und die französischen begünstigt.

Beachtenswerth ist noch, daß bez. der britischen Kolonien und der französischen ein Handelsabkommen nicht existirt, der englisch-französische Meistbegünstigungsvertrag vom 28. Februar 1882 umfaßt nur England auf der einen und Frankreich und Algier auf der andern Seite.

Wenden wir uns nun von Asien nach Afrika, wo Frankreich sich ein größeres Kolonialreich (9,7 gegen 8,5 Mill. qkm) als England gegründet hat.*)

Auch hier sehen wir den Handel der meisten französischen Kolonien in einem geradezu beispiellosen Aufschwung.

*) Vgl. die deutsche Kolonialzeitung: Artikel: Theilung Afrikas. 1901.

[illegible]

[illegible]

[illegible]	[illegible]	Mill. Frcs.	
[illegible]	[illegible]	"	"
[illegible]	[illegible]	"	"
[illegible]	50 [illegible]	"	"

[illegible]

[illegible] Einfuhr [illegible] als die Ausfuhr.

[illegible]

[illegible]	2.6 Mill. Frcs.	davon aus Frankreich	1.5 Mill. Frcs.
[illegible]	8.2 "	" " "	1.7 " "
[illegible]	21.6 "	" " "	17.[illegible] " "
[illegible]	27.3 "	" " "	24.3 " "
[illegible]	31.8 "		

Die Ziffer für 1900 ist noch nicht bekannt geworden, dürfte aber [illegible] nach zum weitaus größeren Theil [illegible] Herkunft der Waaren [illegible].

Bis zum Jahre 1897 bestand ein Wertzoll von 10 Proz. Dieser wurde durch Dekret vom 16. Oktober des genannten Jahres aufgehoben und durch den französischen Generaltarif ersetzt. Durch zwei andere Dekrete vom 28. Juli 1897 und 31. Mai 1898 wurde die Einfuhr, namentlich von Baumwollzeugen getroffen, in denen besonders die Amerikaner und Engländer den Markt beherrschten. Der erstere Tarif, der noch zu niedrig schien, wurde durch das 1898er Dekret verschärft, wodurch die Eroberung des Marktes den Franzosen gelang.

Zwei Ziffern zeigen den Umschwung:

	Einfuhr von verschiedenen Geweben: gesammte	französische
1896 . . .	7 020 000 Frcs.	1 830 333 Frcs.
1898 . . .	8 513 521 "	6 246 000 "
1899 . . .	846 775 "	7 994 086 "
1900 . . .	12 285 905 "	

Auch Neu Caledonien, Réunion zeigen ein deutliches Anwachsen des französischen Handels und im Besonderen der französischen Einfuhr.

Gesammteinfuhr in Neu-Kaledonien:

[illegible] .	9.4 Mill. Frcs., davon aus Frankreich u. franz. Kolonien	4.0	Mill. Frcs.
[illegible] .	7.3 " " " " " " " "	3.8	" "
[illegible] .	10.9 " " " " " " " "	6.5	" "
[illegible] .	12.1 " " " " " " " "	6.0	" "

Gesammteinfuhr in Réunion:

188[illegible] . . .	17.5 Mill. Frcs., davon aus Frankreich	7.8	Mill. Frcs.
1892 . . .	25.0 " " " " "	11.9	" "
189[illegible] . . .	21.0 " " " " "	11.8	" "
[illegible] . . .	20.9 " " " " "	12.8	" "
[illegible] . . .	22.0 " " " " "	13.6	" "

Welches sind nun die Begünstigungen, die das Mutterland den Kolonien für die Octroyierung des französischen Zolltarifs gewährt hat bezw. noch gewährt.

Réunion erhielt 1892 die Vergünstigung, zum halben Zollsatz des Mutterlandes: 100 kg Vanille, 15 000 Liter Rum einzuführen, desgleichen St. Marie de Madagaskar: 2500 kg Gewürznelken, [illegible] Liter Rum, die französischen Besitzungen in der Südsee: [illegible] kg Vanille.

In entsprechender Weise erhielten Guadeloupe für Kaffee, Kakao, in Bohnen und gemahlen, Kakaobutter, Chokolade, Vanille; Hinterindien für Pfeffer, Piment, Gewürznelken; Réunion für Kaffee, Vanille die Vergünstigung bei der Einfuhr dieser Erzeugnisse nach Frankreich den halben Zoll zahlen zu dürfen. Die Vergünstigung wurde jedoch nur bei direkter Einfuhr und nach Ausstellung eines Ursprungszeugnisses ertheilt. Erwägt man nun, daß die Zölle Frankreichs für die genannten Artikel ziemlich hoch sind, so kann man nicht behaupten, daß die Vergünstigung sehr groß ist. Auch haben die genannten Produkte, wie sie oben ihrer Quantität nach für das Jahr 1892/93 gegeben wurden, für den Gesammthandel eine nur beschränkte Bedeutung und fallen nicht sehr ins Gewicht.

Das Gleiche finden wir bei den nicht dem französischen Generaltarif unterworfenen Kolonien. Auch hier ist die Begünstigung nur auf einzelne Kolonialprodukte ertheilt und nach bestimmten, in jedem Jahr erhöhten Quantitäten.

Untersuchen wir hier zuerst die Handelsverhältnisse in der Senegalkolonie! Die Geschichte der handelspolitischen Regelung dieses Besitzes ist ein ziemlich getreues Spiegelbild der Handelspolitik Frankreichs in den letzten Jahrhunderten. Von 1626, dem Jahr der Gründung der Senegalkompagnie, bis 1816 ist die Zeit

Gesammteinfuhr in Neu-Kaledonien:

1889 .	9.4 Mill. Fres., davon aus Frankreich u. franz. Kolonien	4.0 Mill. Fres.
1895 .	7.3 „ „ „ „ „ „ „ „	3.8 „ „
1899 .	10.9 „ „ „ „ „ „ „ „	6.5 „ „
1900 .	12.1 „ „ „ „ „ „ „ „	6.0 „ „

Gesammteinfuhr in Réunion:

1887 . . .	17.5 Mill. Fres., davon aus Frankreich	7.8 Mill. Fres.
1892 . . .	25.0 „ „ „ „ „	11.9 „ „
1896 . . .	21.0 „ „ „ „ „	11.8 „ „
1899 . . .	20.9 „ „ „ „ „	12.8 „ „
1900 . . .	22.0 „ „ „ „ „	13.6 „ „

Welches sind nun die Begünstigungen, die das Mutterland den Kolonien für die Octroyierung des französischen Zolltarifs gewährt hat bezw. noch gewährt.

Nossi Bé erhielt 1892 die Vergünstigung, zum halben Zollsatz des Mutterlandes: 100 kg Vanille, 15 000 Liter Rum einzuführen, desgleichen St. Marie de Madagaskar: 2500 kg Gewürznelken, 4 000 Liter Rum, die französischen Besitzungen in der Südsee: 110 kg Vanille.

In entsprechender Weise erhielten Guadeloupe für Kaffee, Kakao, in Bohnen und gemahlen, Kakaobutter, Chokolade, Vanille; Hinterindien für Pfeffer, Piment, Gewürznelken; Réunion für Kaffee, Vanille die Vergünstigung bei der Einfuhr dieser Erzeugnisse nach Frankreich den halben Zoll zahlen zu dürfen. Die Vergünstigung wurde jedoch nur bei direkter Einfuhr und nach Ausstellung eines Ursprungszeugnisses ertheilt. Erwägt man nun, daß die Zölle Frankreichs für die genannten Artikel ziemlich hoch sind, so kann man nicht behaupten, daß die Vergünstigung sehr groß ist. Auch haben die genannten Produkte, wie sie oben ihrer Quantität nach für das Jahr 1892/93 gegeben wurden, für den Gesammtaußenhandel eine nur beschränkte Bedeutung und fallen nicht sehr ins Gewicht.

Das Gleiche finden wir bei den nicht dem französischen Generalzolltarif unterworfenen Kolonien. Auch hier ist die Begünstigung nur auf einzelne Kolonialprodukte ertheilt und nach bestimmten, in jedem Jahr erhöhten Quantitäten.

Untersuchen wir hier zuerst die Handelsverhältnisse in der Senegalkolonie! Die Geschichte der handelspolitischen Regelung dieses Besitzes ist ein ziemlich getreues Spiegelbild der Handelspolitik Frankreichs in den letzten Jahrhunderten. Von 1626, dem Jahr der Gründung der Senegalkompagnie, bis 1816 ist die Zeit

der großen Kompagnien und Handelsmonopolgesellschaften. Es ist die Zeit des alten Pacte coloniale, deren Wesen man in die bezeichnenden Worte zusammenfaßte: „Tout de la métropole, tout à la métropole, tout par la marine métropolitaine“. Von 1816—1848 bezw. 1863 herrschte ein gemilderter Pacte Coloniale. Man wollte, verführt durch die reichen Kulturen der Antillen und Indiens, hier etwas Aehnliches schaffen. Ein französisches Brasilien sollte hier entstehen. Baumwollpflanzungen wurden angelegt, Versuche gemacht mit dem Anbau von Indigo, Kaffee, Cochenille, Rum. Jedoch alles schlug fehl. Nur der Erdnußhandel begann sich gut zu entwickeln. Neben Kautschuk und Gummiexport ist der Erdnußhandel das charakteristische Merkmal des Senegalhandels. Es werden jetzt beinah an 100 000 tons Erdnüsse im Werthe von ca. 14—15 Mill. Frcs. exportiert. In früheren Jahren erzielten sie auf den europäischen Märkten sehr viel höhere Preise, aber die Konkurrenz der egyptischen und indischen Nüsse haben einen großen Preissturz zur Folge gehabt. Der Senegal ist eine Kolonie Bordeaux', jedoch sendet die meisten Einfuhrwaaren wie Dachziegeln, Kalk, Cement, Seifen ꝛc. Marseille, Bordeaux liefert seine Weine, Indien neben England senden ihre Baumwollzeuge; namentlich die aus den französisch-indischen Plätzen stammenden Guineazeuge erfreuen sich großen Absatzes. Sie werden zu einem Zoll von 0,375 Frcs. per ein Stück von 15 m gegen 1,275 Frcs. für fremde Baumwollzeuge eingeführt, was zu einer großen Bewegung unter den französischen Hochschutzzollpolitikern der Richtung Méline's geführt hat. Die Zollsätze der Senegalkolonie sind durch die Dekrete vom 20. Juni 1872, 14. Juni 1881, und 2. Dezember 1890 festgesetzt. Es sind Werthzölle. Ihnen unterliegen sämmtliche Waaren, woher sie auch kommen mögen.

Zu diesen Zöllen kommen aber noch gewisse Aufschlagszölle, von denen nur die fremden Waaren getroffen werden, sodaß sich eine kleine Zollvergünstigung für französische Waaren ergiebt.

Einfuhr von Guineastoffen ins Senegalgebiet:

	französischer Ursprung	fremder Ursprung	Gesammtwerth
1895 . . .	1 289 434 Frcs.	1 029 112 Frcs.	2 318 546 Frcs.
1896 . . .	1 644 736 „	2 321 636 „	2 966 372 „
1897 . . .	1 079 396 „	1 221 333 „	2 300 729 „
1898 . . .	1 196 395 „	1 527 711 „	2 724 106 „
1899 . . .	1 642 945 „	2 179 304 „	3 822 249 „
	6 852 906 Frcs.	8 279 096 Frcs.	15 132 002 Frcs.

Im Mittel im Jahr:

französische Baumwollartikel	. .	1 370 582 Frcs.
fremde „	. .	1 656 819 „
		3 026 401 Frcs.

Daß die französische Industrie in diesen allerbilligsten Textilfabrikaten gegen die englische nachsteht, ist allgemein bekannt.

Seit 16. Januar 1901 ist auf Kautschuk ein Ausfuhrzoll von 5 Proz. gelegt. Vorher seit 1880 betrug er 1,50 Frcs. pro Doppelzentner. Im Flußgebiet des Kasamannca ist aber der 7 proz. Werthzoll geblieben.

Die Werthzölle für die Einfuhrwaaren betrugen 7 Proz., ebenso die Ausfuhrzölle.

Die Einfuhr aus Frankreich ist stark im Zunehmen begriffen, sie hat die ausländische schon überholt. Das Land wird jetzt nach seiner im Anfang der 90er Jahre erfolgten Befriedung überall erschlossen. Vom Senegal zum Niger wird eine Eisenbahn gebaut.

	Gesammteinfuhr:	Davon aus Frankreich
1889 . . .	22.9 Mill. Frcs.	8.9 Mill. Frcs.
1892 . . .	24.2 „ „	12.2 „ „
1895 . . .	28.2 „ „	15.1 „ „
1898 . . .	33.1 „ „	16.1 „ „
1899 . . .	50.0 „ „	30.7 „ „
1900 . . .	46.8 „ „	29.0 „ „

Die Ausfuhr betrug: 1899 . . . 23.5 Mill. Frcs.
1900 . . . 32.9 „ „

Der Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	41.5 Mill. Frcs.
1895 . . .	40.7 „ „
1898 . . .	62.3 „ „
1899 . . .	73.6 „ „
1900 . . .	79.5 „ „

Auch hier eine günstige Entwickelung!

Was die übrigen westafrikanischen Besitzungen anbetrifft, so gelten in Guinea*), Elfenbein-, Dahome- und Kongogebiet, in Guinea 7 Proz. Ausfuhrwerthzölle, in Dahome galt ein Zolltarif vom 1. April 1890 bis 1. März 1893 für alle Waaren. Darauf

*) Siehe hierzu meinen Aufsatz in der Rundschau für Geographie und Statistik, Wien. Augustheft. Französisch-Guinea.

Im Mittel im Jahr:

französische Baumwollartikel	. .	1 370 582 Frcs.
fremde „	. .	1 656 819 „
		3 026 401 Frcs.

Daß die französische Industrie in diesen allerbilligsten Textilfabrikaten gegen die englische nachsteht, ist allgemein bekannt.

Seit 16. Januar 1901 ist auf Kautschuk ein Ausfuhrzoll von 5 Proz. gelegt. Vorher seit 1880 betrug er 1,50 Frcs. pro Doppelzentner. Im Flußgebiet des Kasamannca ist aber der 7 proz. Werthzoll geblieben.

Die Werthzölle für die Einfuhrwaaren betrugen 7 Proz., ebenso die Ausfuhrzölle.

Die Einfuhr aus Frankreich ist stark im Zunehmen begriffen, sie hat die ausländische schon überholt. Das Land wird jetzt nach seiner im Anfang der 90 er Jahre erfolgten Befriedung überall erschlossen. Vom Senegal zum Niger wird eine Eisenbahn gebaut.

	Gesammteinfuhr:	Davon aus Frankreich:
1889 . . .	22.9 Mill. Frcs.	8.9 Mill. Frcs.
1892 . . .	24.2 „ „	12.2 „ „
1895 . . .	28.2 „ „	15.1 „ „
1898 . . .	33.1 „ „	16.1 „ „
1899 . . .	50.0 „ „	30.7 „ „
1900 . . .	46.8 „ „	29.0 „ „

Die Ausfuhr betrug: 1899 . . . 23.5 Mill. Frcs.
1900 . . . 32.9 „ „

Der Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	41.5 Mill. Frcs.
1895 . . .	40.7 „ „
1898 . . .	62.3 „ „
1899 . . .	73.6 „ „
1900 . . .	79.5 „ „

Auch hier eine günstige Entwickelung!

Was die übrigen westafrikanischen Besitzungen anbetrifft, Guinea*), Elfenbein-, Dahome- und Kongogebiet, so gelten in Guinea 7 Proz. Ausfuhrwerthzölle, in Dahome galt ein Zolltarif vom 1. April 1890 bis 1. März 1893 für alle Waaren. Darauf

*) Siehe hierzu meinen Aufsatz in der Rundschau für Geographie und Statistik. Wien. Augustheft. Französisch-Guinea.

ist nur eine Verzehrsteuer eingeführt, die nicht sehr hoch ist. Nur für Seesalz beträgt sie 6 Frcs. pro Tonne, für Steinsalz 14 Frcs.

Um den Werth der gewährten Zollvergünstigungen später beurtheilen zu können, werden wir gleichfalls die Hauptausfuhrartikel näher betrachten müssen. Von Dahome ist nur ein schmaler Küstenstreifen von etwa 5000 Quadratkilometern dem Handel erschlossen. Dahome ist das Land der Kokospalme. Seine Ausfuhr besteht vornehmlich in den Erzeugnissen derselben.

Es wurden ausgeführt:

	an Palmöl	Palmkernen	Kokosnüssen
1890 . . .	5224 tons	14 653 tons	32.5 tons
1899 . . .	9650 „	21 850 „	45.6 „

Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	13.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	21.0	„ „
1898 . . .	17.5	„ „
1899 . . .	25.0	„ „
1900 . . .	28.2	„ „

Gering ist noch die Ausfuhr von Copra, Kola- und Erdnüssen, sowie an Kautschuk*).

Von Kotonu wird zum Niger eine Eisenbahn gebaut, die Vorstrecke zur Transsahara-Bahn — Kotonu-Algier**).

Welch' ein Stolz für Frankreich: Keine französische Kolonie ohne eine Eisenbahn, dieses wichtigste Hilfsmittel moderner wirthschaftlicher Entwickelung! Welche Beschämung für Deutschland, hinter Frankreich und England, nein auch **Portugal** so unendlich zurückzustehen.

Wollen wir warten, bis der Verkehr von unsern Häfen abgezogen, bis die Handelsgewohnheiten mit dem Verkehr sich andern fremden Erzeugnissen zugewandt? Auch unsere Kolonien sind nicht für Verwaltungsbeamte da, sondern für Kaufleute und sonstige Erwerbtreibende.

Doch zurück zu den französischen Kolonien! Dahome baut seine Bahn, das sei hier noch bemerkt, zum Theil aus den Ersparnissen der Kolonie! Das Rezept sei zur Nachahmung empfohlen.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Dahome" in Heft 16 der kolonialen Beiträge 1901.

**) Vgl. meinen Aufsatz: Frankreichs Erfolge und Pläne in Innerafrika. Wolf's Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Heft 6. 1901.

Die Elfenbeinküste produzirt außer den Erzeugnissen der Kokospalme noch Kautschuk, Kaffee und Mahagoniholz. Die Goldausfuhr ist im Rückgang.

Die Elfenbeinküste existirt als selbständig verwaltete Kolonie erst seit 10. März 1893. Seit diesem Zeitpunkt ist es also erst möglich, ihre wirthschaftliche Entwickelung zu verfolgen.

1896	Gesammthandel . . .	9.3	Mill. Frcs.
1898	„ . . .	10.5	„ „
1899	„ . . .	12.2	„ „
1900	„ . . .	17.1	„ „

Der Gesammtaußenhandel von **Kamerun**, einem Gebiet von 495 000 Quadratkilometern, betrug 1898 = 13.8 Mill. Mk., war demnach noch um 4.9 Mill. Mk. größer als der Handel der rund 300 000 Quadratkilometer großen ungesunden Elfenbeinküste. Im Jahre 1900 aber betrug der Handel

der Elfenbeinküste = 13.8 Mill. Mk.

ist gleich dem gesammten Ein- und Ausfuhrhandel Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1899*). Der Gesammthandel Kameruns für 1899 ist bedauerlicher Weise jetzt 1901 noch nicht **einmal** bekannt geworden.

Die Ausfuhr all dieser Gebiete besteht aber zum größten Theil in den natürlichen Bodenerzeugnissen und edlen Hölzern. Unsere Kolonie Kamerun könnte demnach auch schon andere Erfolge aufweisen.

Ausfuhr der Elfenbeinküste:

	Palmkerne	Palmöl	Kautschuk**) in tons à 1000 kg	Ebenholz	Kaffee	Gold
1896 . . .	1247	5012	141			
1897 . . .			198			
1898 . . .	2266	4331	290			
1899 . . .	1972	4571	633	12 696	41	101 kg
1900 . . .	3107	4340	1052	13 420	247	8 „

Die Kautschuk- und Mahagonigewinnung wird auch in Zukunft noch größeren Umfang annehmen, da die westlichen Theile der Kolonie sowie das Hinterland noch unausgebeutet sind. Das

*) Der Handel Deutsch-Ostafrikas war 1899 nur 14.7 Mill. Mk., beträgt also bedeutend weniger als derjenige Dahomes.

**) Es ist interessant zu sehen, wie sich der Export der andern afrikanischen Kautschuk-Exportgebiete verhält. Lagos und Angola exportiren [illegible] zu Jahr weniger, die englische Goldküste, Kamerun mehr.

Die Elfenbeinküste produzirt außer den Erzeugnissen der Kokospalme noch Kautschuk, Kaffee und Mahagoniholz. Die Goldausfuhr ist im Rückgang.

Die Elfenbeinküste existirt als selbständig verwaltete Kolonie erst seit 10. März 1893. Seit diesem Zeitpunkt ist es also erst möglich, ihre wirthschaftliche Entwickelung zu verfolgen.

1896	Gesammthandel . . .	9.3	Mill.	Frcs.
1898	„ . . .	10.5	„	„
1899	„ . . .	12.2	„	„
1900	„ . . .	17.1	„	„

Der Gesammtaußenhandel von Kamerun, einem Gebiet von 495 000 Quadratkilometern, betrug 1898 = 13.8 Mill. Mk., war demnach noch um 4.9 Mill. Mk. größer als der Handel der rund 300 000 Quadratkilometer großen ungesunden Elfenbeinküste. Im Jahre 1900 aber betrug der Handel

der Elfenbeinküste = 13.8 Mill. Mk.

fast gleich dem gesammten Ein- und Ausfuhrhandel Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1899*). Der Gesammthandel Kameruns für 1899 ist bedauerlicher Weise jetzt 1901 noch nicht einmal bekannt geworden.

Die Ausfuhr all dieser Gebiete besteht aber zum größten Theil in den natürlichen Bodenerzeugnissen und edlen Hölzern. Unsere Kolonie Kamerun könnte demnach auch schon andere Erfolge aufweisen.

Ausfuhr der Elfenbeinküste:

	Palmkerne	Palmöl	Kautschuk**)	Ebenholz	Kaffee	Gold
			in tons à 1000 kg			
1896 . . .	1247	5012	141			
1897 . . .			198			
1898 . . .	2266	4331	290	- 12 696	41	101 kg
1899 . . .	1972	4571	633			
1900 . . .	3107	4340	1052	13 420	247	8 „

Die Kautschuk- und Mahagonigewinnung wird auch in Zukunft noch größeren Umfang annehmen, da die westlichen Theile der Kolonie sowie das Hinterland noch unausgebeutet sind. Das

*) Der Handel Deutsch-Ostafrikas war 1899 nur 14.7 Mill. Mk., beträgt also bedeutend weniger als derjenige Dahomes.

**) Es ist interessant zu sehen, wie sich der Export der andern afrikanischen Kautschuk-Exportgebiete verhält. Lagos und Angola exportiren von Jahr zu Jahr weniger, die englische Goldküste, Kamerun mehr.

beste Mittel hierzu wird die Eisenbahn bilden, die von Alidjean-Adjamé nach dem Kong geplant ist. Der Bau der Bahn ist bereits im Jahre 1900 durch das Comité des travaux publics des colonies gebilligt worden, die Vorstudien nähern sich jetzt ihrem Ende, sodaß 1902 mit dem Erbau selbst begonnen wird.

Die blühendste der erwähnten Kolonialbesitzungen Frankreichs ist Guinea, das etwa 260 000 qkm groß ist, demnach um 230 000 qkm kleiner wie Kamerun ist und doch dessen Handel übertrifft.

Gesammthandel:			
1892 . . .	7.6	Mill.	Frcs.
1895 . . .	10.3	„	„
1898 . . .	16.8	„	„
1899 . . .	24.9	„	„
1900 . . .	24.0	„	„

Hinsichtlich der Herkunfts- und Bestimmungsländer steht an erster Stelle England. Aus dem Vereinigten Königreich kommt der Hauptausfuhrartikel: die Baumwollgewebe, ebendahin geht die Kautschukausfuhr, da der Londoner Markt noch die besten Preise zahlt. Für Frankreich sind Havre und Marseille die Hauptmärkte, aber auch Bordeaux gewinnt an Bedeutung.

Frankreich liefert in der Hauptsache Metallwaaren, Wein und Reis.

Ausfuhrprodukte:

	Kautschuk	Palmkerne	lebendes Vieh	Gummi
		in 1000 Frcs.		
1897 . . .	4899	435	488	266
1898 . . .	5939	398	513	207
1899 . . .	6993	413	866	255

Zollbegünstigt ist die Einfuhr von Kaffee und Bananen, von dem ersteren können 1900/1901 25 tons, von dem letzteren Artikel 250 tons nach Frankreich eingeführt werden.

Die letzte der hier zu berücksichtigenden französischen Besitzungen ist Fr. Kongo mit Gabun 1.8 Mill. qkm groß.*) Zollpolitisch betrachtet zerfällt sie in zwei Theile. In dem frühern Gabun ist die Einfuhr französischer Waaren zollfrei, im übrigen Kongogebiet unterliegen sämmtliche Waaren einem Zoll von 6 Prozent.

---

*) Der unabhängige Kongostaat ist 2.3 Mill. qkm, also fast noch einmal so groß.

Der Gesammthandel war:

1892 . . .	5.6	Mill.	Frcs.
1895 . . .	10.5	„	„
1897 . . .	8.8	„	„
1898 . . .	10.5	„	„
1899 . . .	13.3	„	„

Die französische Kongokolonie hat mannigfaltige Wechselfälle erlitten, von denen auch die Statistik ein getreues Abbild wiedergiebt.

Der Reichthum des Landes besteht in Kautschuk, Elfenbein und Edelhölzern. Die Kolonie ist auch darum für Deutschland interessant, weil circa 41 Gesellschaften das Land zu wirthschaftlicher Erschließung erhalten haben. Das Vorbild zur Belehnung dieser Gesellschaften bot der unabhängige Kongostaat. Jedoch das berühmte, beinahe berüchtigte Vorbild hat nicht viel geholfen, aus mehreren Gründen brach eine ökonomische Krisis aus, über deren eigentliche Ursache man noch heute streitet. Leute, die sonst ziemlich freihändlerisch gesinnt sind, schoben sie auf die Begünstigungen, die der Kolonie zu Theil werden, obgleich sie sich damit widersprechen, da doch ein Nichtzollzahlen, ein laisser-aller, in ihrem eigensten Prinzip liegen müßte. Andere wiederum, denen große Landgesellschaften ein Dorn im Auge, schoben sie auf die großen Konzessionen, wieder andere, denen die ganze Richtung nicht paßt, gaben dem mangelnden französischen Kolonisationstalent die Schuld. Richtig dürfte sein, daß mehrere Gründe die Krisis verschuldet, nicht am wenigsten die hohen übertriebenen Anforderungen an die Gesellschaften. Auch ist die Kolonie zweifellos zu umfangreich. Um auch finanziell besser wirken zu können, müßte sie getheilt werden, damit nicht theilweise aufs Hauptbudget der Kolonie die Kosten der Eroberung und Befriedung fremder Gebiete, wie das Scharibecken und der Tschadseeländer zurückfallen, wodurch wieder andere Aufgaben leiden.

Im Einzelnen seien die Zahlen der Hauptausfuhrartikel angeführt: Ausfuhr von:

	Kautschuk	Werth Mill. Frcs.	Elfenbein in tons à 100 kg	Werth Mill. Frcs.	Edelhölzer	[illegible]
1896 . .	546		95		3679	
1897 . .	518	2.6	105		5523	
1898 . .	578	2.4	102		2886	
1899 . .	670	2.7	100		5753	
1900 . .	656	3.0	152	1.8	[illegible]	

Der Gesammthandel war:

1892 . . .	5.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	10.5	" "
1897 . . .	8.8	" "
1898 . . .	10.5	" "
1899 . . .	13.3	" "

Die französische Kongokolonie hat mannigfaltige Wechselfälle erlitten, von denen auch die Statistik ein getreues Abbild wiedergiebt.

Der Reichthum des Landes besteht in Kautschuk, Elfenbein, und Edelhölzern. Die Kolonie ist auch darum für Deutschland interessant, weil circa 41 Gesellschaften das Land zu wirthschaftlicher Erschließung erhalten haben. Das Vorbild zur Beleihung dieser Gesellschaften bot der unabhängige Kongostaat. Jedoch das berühmte, beinahe berüchtigte Vorbild hat nicht viel geholfen, aus mehreren Gründen brach eine ökonomische Krisis aus, über deren eigentliche Ursache man noch heute streitet. Leute, die sonst ziemlich freihändlerisch gesinnt sind, schoben sie auf die Begünstigungen, die der Kolonie zu Theil werden, obgleich sie sich damit widersprechen, da doch ein Nichtzollzahlen, ein laisser-aller, in ihrem eigensten Prinzip liegen müßte. Andere wiederum, denen große Landgesellschaften ein Dorn im Auge, schoben sie auf die großen Konzessionen, wieder andere, denen die ganze Richtung nicht paßt, gaben dem mangelnden französischen Kolonisationstalent die Schuld. Richtig dürfte sein, daß mehrere Gründe die Krisis verschuldet, nicht am wenigsten die hohen übertriebenen Anforderungen an die Gesellschaften. Auch ist die Kolonie zweifellos zu umfangreich. Um auch finanziell besser wirken zu können, müßte sie getheilt werden, damit nicht theilweise aufs Hauptbudget der Kolonie die Kosten der Eroberung und Befriedung fremder Gebiete, wie das Scharibecken und der Tschadseeländer zurückfallen, wodurch wieder andere Aufgaben leiden.

Im Einzelnen seien die Zahlen der Hauptausfuhrartikel angeführt:

Ausfuhr von:

	Kautschuk		Elfenbein		Edelhölzer	
			in tons à 100 kg			
		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.
1896 . .	546	Werth 2.6	95		3679	
1897 . .	518	" 2.4	105		5523	
1898 . .	578	" 2.7	102		2886	
1899 . .	670	" 3.0	100	Werth 1.8	5753	Werth 1.1
1900 . .	656		152		6475	

Danach ist die Ausfuhr eine höchst bedeutende.

Wenig ins Gewicht fällt die Ausfuhr von Kaffee (34 tons in 1900), Kakao (14 tons), zwei Artikel, die Zollvergünstigung bei der Einfuhr nach Frankreich erhalten.

Ohne Zweifel gegenüber dem Kongostaat sind diese Erfolge gering. Dort finden wir, daß sich die Hauptausfuhrwaare in 12 Jahren verhundertfacht hat.*) Aber mit welchen Opfern ist dies von dem im Namen der Zivilisation handelnden Staat erreicht worden! Die stets wiederkehrenden Revolten sind der Beweis hierfür.

Die Entwicklung von französisch Kongo wird eine langsamere sein, sie beginnt schon jetzt günstige Ansätze zu zeigen. Man beachte, daß z. B. an Kokusnüssen 688 tons, an Palmöl 112 tons, an Piassava 107 tons im Jahre 1900 ausgeführt wurden. Außerdem hat man Eisen und Petroleumquellen gefunden, es dürften demnach die Aussichten jener Gesellschaften nicht so ungünstig sein.

Keineswegs aber ist die zeitweilige Krisis, wie manche mit den einschlägigen Verhältnissen mangelhaft betraute Leute versichert haben, auf die Zollbegünstigung der wenigen Tonnen Kaffee und Kakao zurückzuführen.**)

Wir sind jetzt an den Punkt angelangt, wo wir die Ergebnisse der vorangestellten Untersuchung zusammenfassen können.

Die bisherige französische Schutzzollpolitik in Bezug auf die Kolonien hat Folgendes auf das Unzweideutigste bewiesen:

1. Die vollständige Unmöglichkeit eines einheitlich Mutterland und Kolonien umschließenden Außenzolltarifs, sowie die Unmöglichkeit einer Zollunion zwischen Mutterland und Kolonien.

---

*) 1887	Ausfuhr von Kautschuk	30	tons im Werthe von	116 768	Frcs.
1898	" " "	2133	" " " "	15 850 987	"
1899	" " "	3746	" " " "	28 160 917	"

**) Tunis nimmt eine gesonderte Stellung ein. Die Zolleinigung ist hier erst im Stadium der Vorbereitung. Die fremden Waaren zahlen bei der Einfuhr nach Tunis einen Zoll, während die französischen Waaren zum größten Theil zollfrei sind. In Folge dessen ist der Handel Frankreichs mit Tunis gleichfalls in starkem Anwachsen.

	Handel von Tunis mit Frankreich	Gesammtaußenhandel
1896 . . .	47.3 Mill. Frcs.	80.9 Mill. Frcs.
1897 . . .	57.8 " "	90.5 " "
1898 . . .	71.5 " "	97.0 " "

Die Gründe dafür sind zu finden:

1. in der außerordentlichen Verschiedenheit der Kolonien nach Lage, Produktion und Konsumtion;

2. in dem Umstand, daß Frankreich als Wirthschaftsgebiet zu klein ist, um die sämmtlichen Produkte seiner Kolonien in sich aufzunehmen. Es ist aber auch nicht in der Lage, die sämmtlichen Verbrauchsgegenstände seiner Kolonien nach Quantität und Verschiedenartigkeit zu produziren.

Billiard in seinem Büchlein über französische Kolonialpolitik und Organisation sagt daher mit vollem Recht, daß in dem Augenblicke, wo eine kolonisirende Nation nicht das aufzunehmen vermag, was eine Kolonie in der reichen Fülle ihrer Kräfte zu produziren vermag, es eine gesunde Politik erfordert, dem Ueberfluß einen Abzugskanal nach dem Ausland zu eröffnen. Das einzige Privilegium, welches man rechtmäßiger Weise als Preis für die Opfer der ersten Okkupation und des militärischen Schutzes zu fordern vermag, ist ein gewisses Begünstigungssystem, d. h. sei es eine volle Zollfreiheit, sei es das Benefiz eines Tarifs, der bedeutend niedriger ist als derjenige, der der fremden Konkurrenz auferlegt ist. In Summa, eine derartige Situation ist nur eine Anwendung des protektionistischen Systems, in dem das Mutterland die Rolle der meistbegünstigten Nation spielt.

Billiard beurtheilt auch demgemäß die englische Kolonialpolitik ganz richtig, wenn er schreibt:

Man ist versucht zu fragen, zu welchem Zweck eine Nation sich die Kosten und Opfer einer fernen Eroberung auferlegen würde, wenn alle Völker sich in Bezug auf den Handel vollkommenster Gleichheit erfreuen sollten. Dennoch seit einem Jahrhundert ist dies die beständige Politik einer europäischen Macht, die nicht im Ruse steht, sich dupiren zu lassen — Englands Potitik. Es findet den Grund in der unbestreitbaren industriellen und kommerziellen Ueberlegenheit Englands. Es riskirt nichts durch seine Konkurrenz. Andererseits indem es sich eines Marktes bemächtigt, schützt es sich gegen die Eventualität, daß jemand anders diesen Markt ihm verschließen könnte.

Deutschlands Industrie kann mit der englischen auf dem ausländischen Markt in den hier in Betracht kommenden Artikeln zweifellos rivalisiren, darum ist es für Deutschland nicht nothwendig, seine Kolonien gegen den englischen Wettbewerb zu schließen

Die Gründe dafür sind zu finden:

1. in der außerordentlichen Verschiedenheit der Kolonien nach Lage, Produktion und Konsumtion;
2. in dem Umstand, daß Frankreich als Wirthschaftsgebiet zu klein ist, um die sämmtlichen Produkte seiner Kolonien in sich aufzunehmen. Es ist aber auch nicht in der Lage, die sämmtlichen Verbrauchsgegenstände seiner Kolonien nach Quantität und Verschiedenartigkeit zu produziren.

Billiard in seinem Büchlein über französische Kolonialpolitik und Organisation sagt daher mit vollem Recht, daß in dem Augenblicke, wo eine kolonisirende Nation nicht das aufzunehmen vermag, was eine Kolonie in der reichen Fülle ihrer Kräfte zu produziren vermag, es eine gesunde Politik erfordert, dem Ueberfluß einen Abzugskanal nach dem Ausland zu eröffnen. Das einzige Privilegium, welches man rechtmäßiger Weise als Preis für die Opfer der ersten Okkupation und des militärischen Schutzes zu fordern vermag, ist ein gewisses Begünstigungssystem, d. h. sei es eine volle Zollfreiheit, sei es das Benefiz eines Tarifs, der bedeutend niedriger ist als derjenige, der der fremden Konkurrenz auferlegt ist. In Summa, eine derartige Situation ist nur eine Anwendung des protektionistischen Systems, in dem das Mutterland die Rolle der meistbegünstigten Nation spielt.

Billiard beurtheilt auch demgemäß die englische Kolonialpolitik ganz richtig, wenn er schreibt:

Man ist versucht zu fragen, zu welchem Zweck eine Nation sich die Kosten und Opfer einer fernen Eroberung auferlegen würde, wenn alle Völker sich in Bezug auf den Handel vollkommenster Gleichheit erfreuen sollten. Dennoch seit einem Jahrhundert ist dies die beständige Politik einer europäischen Macht, die nicht im Rufe steht, sich dupiren zu lassen — Englands Potitik. Es findet den Grund in der unbestreitbaren industriellen und kommerziellen Ueberlegenheit Englands. Es riskirt nichts durch seine Konkurrenz. Andererseits indem es sich eines Marktes bemächtigt, schützt es sich gegen die Eventualität, daß jemand anders diesen Markt ihm verschließen könnte.

Deutschlands Industrie kann mit der englischen auf dem ausländischen Markt in den hier in Betracht kommenden Artikeln zweifellos rivalisiren, darum ist es für Deutschland nicht nothwendig, seine Kolonien gegen den englischen Wettbewerb zu schließen.

Eine andere Frage ist aber die, ob Deutschland die Erzeugnisse seiner Tropengebiete durch Zollbefreiung bei der Einfuhr nach Deutschland begünstigen soll. Hierdurch wird kein ausländischer Staat geschädigt. Diese Zollbefreiung soll eine der nothwendigen Ermunterungen für die Kolonien sein, sie ist als eine zeitweise Maßregel gedacht. Es berührt den in seinen Forderungen bescheidenen Kolonialfreund geradezu komisch, wenn diese Bescheidenheit der Forderung, gerade ihre Beschränkung, als eine Herabsetzung der Maßregel von gegnerischer Seite ausgebeutet wird. Daran hatte der Kolonialfreund wohl kaum gedacht, ebensowenig die da draußen unter der sengenden Tropensonne und unter tausenden Gefahren hart arbeitenden und kämpfenden Pflanzer!

In Frankreich nun liegen die Verhältnisse anders. Frankreich ist nicht die industriell und kommerziell überlegene Macht, daher sucht Frankreich seine Kolonien mit einem *hohen* Schutzzoll zu umgeben. Daß es *hierdurch* Erfolge erzielt hat, ist nicht zu leugnen.

Zwei Richtungen stehen sich nun dort gegenüber. Die eine, geführt von Méline, will einmal nichts Anderes wie die Thüren Frankreichs und seiner Kolonien soweit wie möglich zuschließen. Zum zweiten will es, daß das Mutterland ein industrielles Monopol auf den Kolonialmärkten genießt. Keine Industrien und keine Begünstigung von Industrien auf dem Kolonialboden.

Die zweite Richtung geht dahin, ein System der Reziprozität zwischen Mutterland und Kolonien zu schaffen. Der eine Part soll nicht allein oder auf Kosten des andern begünstigt werden. Daher freie Oeffnung der Zollpforten für die Kolonialartikel der Kolonien.

Das von deutscher Seite erstrebte Ziel stellt sich demnach als ein anderes heraus. Unsere jungen Kolonien sollen erst marschiren lernen. Wenn sie aber groß geworden und erstarkt sind, dann werden sie es ohne künstliche Mittel können. Daß auch noch andere Mittel nothwendig sind, wird nicht in Abrede gestellt. Wege, Eisenbahnen, Brückenbauten, kurz, alle Kommunikationsmittel sind durchaus eine Nothwendigkeit.

Die deutsche Kaffee-Einfuhr betrug 1899 156 137 Tons im Werthe von 128 Mill. Mark, die von rohen Kakaobohnen 18 272 Tons im Werthe von 28,9 Mill. Mark. Der Zollertrag für ersteren 62,5 Mill. Mark, der für letztere 6,2 Mill. Mark.

Der Zollertrag für Kaffee aus deutschen Schutzgebieten betrug 18000 Mk., der für Kakao 81 200 Mk.

Für Mais und Gewürze ist er noch niedriger gewesen.

Der Zoll für Kaffee beträgt 40 Mk. per 100 kg.
" " " Kakao " 35 " " 100 "
" " " Gewürze " 50 " " 100 "

Das sind für eine Tonne schon hübsche Summen. Vielleicht geht die Deutsche Kolonialgesellschaft noch einmal vor und plädirt für die Zollfreiheit obiger tropischer Kolonialprodukte, soweit sie aus deutschen Kolonien stammen.

Der Zollertrag für Kaffee aus deutschen Schutzgebieten betrug 18 000 Mk., der für Kakao 81 200 Mk.

Für Mais und Gewürze ist er noch niedriger gewesen.

Der Zoll für Kaffee	beträgt 40 Mk.	per 100 kg,
„ „ „ Kakao	„ 35 „	„ 100 „
„ „ „ Gewürze	„ 50 „	„ 100 „

Das sind für eine Tonne schon hübsche Summen. Vielleicht geht die Deutsche Kolonialgesellschaft noch einmal vor und plädirt für die Zollfreiheit obiger tropischer Kolonialprodukte, soweit sie aus deutschen Kolonien stammen.

---

ist nur eine Verzehrsteuer eingeführt, die nicht sehr hoch ist. Nur für Seesalz beträgt sie 6 Frcs. pro Tonne, für Steinsalz 14 Frcs.

Um den Werth der gewährten Zollvergünstigungen später beurtheilen zu können, werden wir gleichfalls die Hauptausfuhrartikel näher betrachten müssen. Von Dahome ist nur ein schmaler Küstenstreifen von etwa 5000 Quadratkilometern dem Handel erschlossen. Dahome ist das Land der Kokospalme. Seine Ausfuhr besteht vornehmlich in den Erzeugnissen derselben.

Es wurden ausgeführt:

	an Palmöl	Palmkernen	Kokosnüssen
1890 . . .	5224 tons	14 653 tons	32.5 tons
1899 . . .	9650 „	21 850 „	45.6 „

Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	13.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	21.0	„ „
1898 . . .	17.5	„ „
1899 . . .	25.0	„ „
1900 . . .	28.2	„ „

Gering ist noch die Ausfuhr von Copra, Kola- und Erdnüssen, sowie an Kautschuk*).

Von Kotonu wird zum Niger eine Eisenbahn gebaut, die Vorstrecke zur Transsahara-Bahn — Kotonu-Algier**).

Welch' ein Stolz für Frankreich: Keine französische Kolonie ohne eine Eisenbahn, dieses wichtigste Hilfsmittel moderner wirthschaftlicher Entwickelung! Welche Beschämung für Deutschland, hinter Frankreich und England, nein auch Portugal so unendlich zurückzustehen.

Wollen wir warten, bis der Verkehr von unsern Häfen abgezogen, bis die Handelsgewohnheiten mit dem Verkehr sich andern fremden Erzeugnissen zugewandt? Auch unsere Kolonien sind nicht für Verwaltungsbeamte da, sondern für Kaufleute und sonstige Erwerbtreibende.

Doch zurück zu den französischen Kolonien! Dahome baut seine Bahn, das sei hier noch bemerkt, zum Theil aus den Ersparnissen der Kolonie! Das Rezept sei zur Nachahmung empfohlen.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Dahome" in Heft 16 der kolonialen Beiträge 1901.
**) Vgl. meinen Aufsatz: Frankreichs Erfolge und Pläne in Innerafrika. Wolf's Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Heft 6. 1901.

Die Elfenbeinküste produzirt außer den Erzeugnissen der Kokospalme noch Kautschuk, Kaffee und Mahagoniholz. Die Goldausfuhr ist im Rückgang.

Die Elfenbeinküste existirt als selbständig verwaltete Kolonie erst seit 10. März 1893. Seit diesem Zeitpunkt ist es also erst möglich, ihre wirthschaftliche Entwickelung zu verfolgen.

1896	Gesammthandel . . .	9.3	Mill. Frcs.
1898	„ . . .	10.5	„ „
1899	„ . . .	12.2	„ „
1900	„ . . .	17.1	„ „

Der Gesammtaußenhandel von Kamerun, einem Gebiet von 495 000 Quadratkilometern, betrug 1898 = 13.8 Mill. Mk., war demnach noch um 4.9 Mill. Mk. größer als der Handel der rund 300 000 Quadratkilometer großen ungesunden Elfenbeinküste. Im Jahre 1900 aber betrug der Handel

der Elfenbeinküste = 13.8 Mill. Mk.

fast gleich dem gesammten Ein- und Ausfuhrhandel Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1899*). Der Gesammthandel Kameruns für 1899 ist bedauerlicher Weise jetzt 1901 noch nicht einmal bekannt geworden.

Die Ausfuhr all dieser Gebiete besteht aber zum größten Theil in den natürlichen Bodenerzeugnissen und edlen Hölzern. Unsere Kolonie Kamerun könnte demnach auch schon andere Erfolge aufweisen.

Ausfuhr der Elfenbeinküste:

	Palmkerne	Palmöl	Kautschuk**)	Ebenholz	Kaffee	Gold
			in tons à 1000 kg			
1896 . . .	1247	5012	141			
1897 . . .			198			
1898 . . .	2266	4331	290	–12 696	41	101 kg
1899 . . .	1972	4571	633			
1900 . . .	3107	4340	1052	13 420	247	8 „

Die Kautschuk- und Mahagonigewinnung wird auch in Zukunft noch größeren Umfang annehmen, da die westlichen Theile der Kolonie sowie das Hinterland noch unausgebeutet sind. Das

*) Der Handel Deutsch-Ostafrikas war 1899 nur 14.7 Mill. Mk., beträgt also bedeutend weniger als derjenige Dahomes.
**) Es ist interessant zu sehen, wie sich der Export der andern afrikanischen Kautschuk-Exportgebiete verhält. Lagos und Angola exportiren von Jahr zu Jahr weniger, die englische Goldküste, Kamerun mehr.

Die Elfenbeinküste produzirt außer den Erzeugnissen der Kokospalme noch Kautschuk, Kaffee und Mahagoniholz. Die Goldausfuhr ist im Rückgang.

Die Elfenbeinküste existirt als selbständig verwaltete Kolonie erst seit 10. März 1893. Seit diesem Zeitpunkt ist es also erst möglich, ihre wirthschaftliche Entwickelung zu verfolgen.

1896	Gesammthandel . . .	9.3	Mill.	Frcs.
1898	" . . .	10.5	"	"
1899	" . . .	12.2	"	"
1900	" . . .	17.1	"	"

Der Gesammtaußenhandel von Kamerun, einem Gebiet von 495 000 Quadratkilometern, betrug 1898 = 13.8 Mill. Mk., war demnach noch um 4.9 Mill. Mk. größer als der Handel der rund 300 000 Quadratkilometer großen ungesunden Elfenbeinküste. Im Jahre 1900 aber betrug der Handel

der Elfenbeinküste = 13.8 Mill. Mk.

fast gleich dem gesammten Ein- und Ausfuhrhandel Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1899*). Der Gesammthandel Kameruns für 1899 ist bedauerlicher Weise jetzt 1901 noch nicht einmal bekannt geworden.

Die Ausfuhr all dieser Gebiete besteht aber zum größten Theil in den natürlichen Bodenerzeugnissen und edlen Hölzern. Unsere Kolonie Kamerun könnte demnach auch schon andere Erfolge aufweisen.

Ausfuhr der Elfenbeinküste:

	Palmkerne	Palmöl	Kautschuk**)	Ebenholz	Kaffee	Gold
			in tons à 1000 kg			
1896 . . .	1247	5012	141			
1897 . . .			198			
1898 . . .	2266	4331	290	-12 696	41	101 kg
1899 . . .	1972	4571	633			
1900 . . .	3107	4340	1052	13 420	247	8 "

Die Kautschuk- und Mahagonigewinnung wird auch in Zukunft noch größeren Umfang annehmen, da die westlichen Theile der Kolonie sowie das Hinterland noch unausgebeutet sind. Das

*) Der Handel Deutsch-Ostafrikas war 1899 nur 14.7 Mill. Mk., beträgt also bedeutend weniger als derjenige Dahomes.

**) Es ist interessant zu sehen, wie sich der Export der andern afrikanischen Kautschuk-Exportgebiete verhält. Lagos und Angola exportiren von Jahr zu Jahr weniger, die englische Goldküste, Kamerun mehr.

beste Mittel hierzu wird die Eisenbahn bilden, die von Alidjean-Adjamé nach dem Kong geplant ist. Der Bau der Bahn ist bereits im Jahre 1900 durch das Comité des travaux publics des colonies gebilligt worden, die Vorstudien nähern sich jetzt ihrem Ende, sodaß 1902 mit dem Erbau selbst begonnen wird.

Die blühendste der erwähnten Kolonialbesitzungen Frankreichs ist Guinea, das etwa 260 000 qkm groß ist, demnach um 230 000 qkm kleiner wie Kamerun ist und doch dessen Handel übertrifft.

Gesammthandel:		
1892 . . .	7.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	10.3	„ „
1898 . . .	16.8	„ „
1899 . . .	24.9	„ „
1900 . . .	24.0	„ „

Hinsichtlich der Herkunfts- und Bestimmungsländer steht an erster Stelle England. Aus dem Vereinigten Königreich kommt der Hauptausfuhrartikel: die Baumwollgewebe, ebendahin geht die Kautschukausfuhr, da der Londoner Markt noch die besten Preise zahlt. Für Frankreich sind Havre und Marseille die Hauptmärkte, aber auch Bordeaux gewinnt an Bedeutung.

Frankreich liefert in der Hauptsache Metallwaaren, Wein und Reis.

Ausfuhrprodukte:

	Kautschuk	Palmkerne	lebendes Vieh	Gummi
		in 1000 Frcs.		
1897 . . .	4899	435	488	266
1898 . . .	5939	398	513	207
1899 . . .	6993	413	866	255

Zollbegünstigt ist die Einfuhr von Kaffee und Bananen, von dem ersteren können 1900/1901 25 tons, von dem letzteren Artikel 250 tons nach Frankreich eingeführt werden.

Die letzte der hier zu berücksichtigenden französischen Besitzungen ist Fr. Kongo mit Gabun 1.8 Mill. qkm groß.*) Zollpolitisch betrachtet zerfällt sie in zwei Theile. In dem frühern Gabun ist die Einfuhr französischer Waaren zollfrei, im übrigen Kongogebiet unterliegen sämmtliche Waaren einem Zoll von 6 Prozent.

*) Der unabhängige Kongostaat ist 2.3 Mill. qkm, also fast noch einmal so groß.

Der Gesammthandel war:		
1892 . . .	5.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	10.5	„ „
1897 . . .	8.8	„ „
1898 . . .	10.5	„ „
1899 . . .	13.3	„ „

Die französische Kongokolonie hat mannigfaltige Wechselfälle erlitten, von denen auch die Statistik ein getreues Abbild wiedergiebt.

Der Reichthum des Landes besteht in Kautschuk, Elfenbein, und Edelhölzern. Die Kolonie ist auch darum für Deutschland interessant, weil circa 41 Gesellschaften das Land zu wirthschaftlicher Erschließung erhalten haben. Das Vorbild zur Beleihung dieser Gesellschaften bot der unabhängige Kongostaat. Jedoch das berühmte, beinahe berüchtigte Vorbild hat nicht viel geholfen, aus mehreren Gründen brach eine ökonomische Krisis aus, über deren eigentliche Ursache man noch heute streitet. Leute, die sonst ziemlich freihändlerisch gesinnt sind, schoben sie auf die Begünstigungen, die der Kolonie zu Theil werden, obgleich sie sich damit widersprechen, da doch ein Nichtzollzahlen, ein laisser-aller, in ihrem eigensten Prinzip liegen müßte. Andere wiederum, denen große Landgesellschaften ein Dorn im Auge, schoben sie auf die großen Konzessionen, wieder andere, denen die ganze Richtung nicht paßt, gaben dem mangelnden französischen Kolonisationstalent die Schuld. Richtig dürfte sein, daß mehrere Gründe die Krisis verschuldet, nicht am wenigsten die hohen übertriebenen Anforderungen an die Gesellschaften. Auch ist die Kolonie zweifellos zu umfangreich. Um auch finanziell besser wirken zu können, müßte sie getheilt werden, damit nicht theilweise aufs Hauptbudget der Kolonie die Kosten der Eroberung und Befriedung fremder Gebiete, wie das Scharibecken und der Tschadseeländer zurückfallen, wodurch wieder andere Aufgaben leiden.

Im Einzelnen seien die Zahlen der Hauptausfuhrartikel angeführt:

Ausfuhr von:

	Kautschuk		Elfenbein in tons à 100 kg		Edelhölzer	
		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.
1896 . .	546	Werth 2.6	95		3679	
1897 . .	518	„ 2.4	105		5523	
1898 . .	578	„ 2.7	102		2886	
1899 . .	670	„ 3.0	100	Werth 1.8	5753	Werth 1.1
1900 . .	656		152		6475	

Der Gesammthandel war:

1892 . . .	5.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	10.5	„ „
1897 . . .	8.8	„ „
1898 . . .	10.5	„ „
1899 . . .	13.3	„ „

Die französische Kongokolonie hat mannigfaltige Wechselfälle erlitten, von denen auch die Statistik ein getreues Abbild wiedergiebt.

Der Reichthum des Landes besteht in Kautschuk, Elfenbein, und Edelhölzern. Die Kolonie ist auch darum für Deutschland interessant, weil circa 41 Gesellschaften das Land zu wirthschaftlicher Erschließung erhalten haben. Das Vorbild zur Beleihung dieser Gesellschaften bot der unabhängige Kongostaat. Jedoch das berühmte, beinahe berüchtigte Vorbild hat nicht viel geholfen, aus mehreren Gründen brach eine ökonomische Krisis aus, über deren eigentliche Ursache man noch heute streitet. Leute, die sonst ziemlich freihändlerisch gesinnt sind, schoben sie auf die Begünstigungen, die der Kolonie zu Theil werden, obgleich sie sich damit widersprechen, da doch ein Nichtzollzahlen, ein laisser-aller, in ihrem eigensten Prinzip liegen müßte. Andere wiederum, denen große Landgesellschaften ein Dorn im Auge, schoben sie auf die großen Konzessionen, wieder andere, denen die ganze Richtung nicht paßt, gaben dem mangelnden französischen Kolonisationstalent die Schuld. Richtig dürfte sein, daß mehrere Gründe die Krisis verschuldet, nicht am wenigsten die hohen übertriebenen Anforderungen an die Gesellschaften. Auch ist die Kolonie zweifellos zu umfangreich. Um auch finanziell besser wirken zu können, müßte sie getheilt werden, damit nicht theilweise aufs Hauptbudget der Kolonie die Kosten der Eroberung und Befriedung fremder Gebiete, wie das Scharibecken und der Tschadseeländer zurückfallen, wodurch wieder andere Aufgaben leiden.

Im Einzelnen seien die Zahlen der Hauptausfuhrartikel angeführt:
Ausfuhr von:

	Kautschuk		Elfenbein in tons à 100 kg		Edelhölzer	
		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.
1896 . .	546	Werth 2.6	95		3679	
1897 . .	518	„ 2.4	105		5523	
1898 . .	578	„ 2.7	102		2886	
1899 . .	670	„ 3.0	100	Werth 1.8	5753	Werth 1.1
1900 . .	656		152		6475	

Danach ist die Ausfuhr eine höchst bedeutende.

Wenig ins Gewicht fällt die Ausfuhr von Kaffee (34 tons in 1900), Kakao (14 tons), zwei Artikel, die Zollvergünstigung bei der Einfuhr nach Frankreich erhalten.

Ohne Zweifel gegenüber dem Kongostaat sind diese Erfolge gering. Dort finden wir, daß sich die Hauptausfuhrwaare in 12 Jahren verhundertfacht hat.*) Aber mit welchen Opfern ist dies von dem im Namen der Zivilisation handelnden Staat erreicht worden! Die stets wiederkehrenden Revolten sind der Beweis hierfür.

Die Entwicklung von französisch Kongo wird eine langsamere sein, sie beginnt schon jetzt günstige Ansätze zu zeigen. Man beachte, daß z. B. an Kokusnüssen 688 tons, an Palmöl 112 tons, an Piassava 107 tons im Jahre 1900 ausgeführt wurden. Außerdem hat man Eisen und Petroleumquellen gefunden, es dürften demnach die Aussichten jener Gesellschaften nicht so ungünstig sein.

Keineswegs aber ist die zeitweilige Krisis, wie manche mit den einschlägigen Verhältnissen mangelhaft betraute Leute versichert haben, auf die Zollbegünstigung der wenigen Tonnen Kaffee und Kakao zurückzuführen.**)

Wir sind jetzt an den Punkt angelangt, wo wir die Ergebnisse der vorangestellten Untersuchung zusammenfassen können.

Die bisherige französische Schutzzollpolitik in Bezug auf die Kolonien hat Folgendes auf das Unzweideutigste bewiesen:

1. Die vollständige Unmöglichkeit eines einheitlich Mutterland und Kolonien umschließenden Außenzolltarifs, sowie die Unmöglichkeit einer Zollunion zwischen Mutterland und Kolonien.

---

*) 1887 Ausfuhr von Kautschuk 30 tons im Werthe von 116 768 Frcs.
1898 „ „ „ 2133 „ „ „ „ 15 850 987 „
1899 „ „ „ 3746 „ „ „ „ 28 160 917 „

**) Tunis nimmt eine gesonderte Stellung ein. Die Zolleinigung ist hier erst im Stadium der Vorbereitung. Die fremden Waaren zahlen bei der Einfuhr nach Tunis einen Zoll, während die französischen Waaren zum größten Theil zollfrei sind. In Folge dessen ist der Handel Frankreichs mit Tunis gleichfalls in starkem Anwachsen.

	Handel von Tunis mit Frankreich	Gesammtaußenhandel
1896 . . .	47.3 Mill. Frcs.	80.9 Mill. Frcs.
1897 . . .	57.8 „ „	90.5 „ „
1898 . . .	71.5 „ „	97.0 „ „

Die Gründe dafür sind zu finden:

1. in der außerordentlichen Verschiedenheit der Kolonien nach Lage, Produktion und Konsumtion;
2. in dem Umstand, daß Frankreich als Wirthschaftsgebiet zu klein ist, um die sämmtlichen Produkte seiner Kolonien in sich aufzunehmen. Es ist aber auch nicht in der Lage, die sämmtlichen Verbrauchsgegenstände seiner Kolonien nach Quantität und Verschiedenartigkeit zu produziren.

Billiard in seinem Büchlein über französische Kolonialpolitik und Organisation sagt daher mit vollem Recht, daß in dem Augenblicke, wo eine kolonisirende Nation nicht das aufzunehmen vermag, was eine Kolonie in der reichen Fülle ihrer Kräfte zu produziren vermag, es eine gesunde Politik erfordert, dem Ueberfluß einen Abzugskanal nach dem Ausland zu eröffnen. Das einzige Privilegium, welches man rechtmäßiger Weise als Preis für die Opfer der ersten Okkupation und des militärischen Schutzes zu fordern vermag, ist ein gewisses Begünstigungssystem, d. h. sei es eine volle Zollfreiheit, sei es das Benefiz eines Tarifs, der bedeutend niedriger ist als derjenige, der der fremden Konkurrenz auferlegt ist. In Summa, eine derartige Situation ist nur eine Anwendung des protektionistischen Systems, in dem das Mutterland die Rolle der meistbegünstigten Nation spielt.

Billiard beurtheilt auch demgemäß die englische Kolonialpolitik ganz richtig, wenn er schreibt:

Man ist versucht zu fragen, zu welchem Zweck eine Nation sich die Kosten und Opfer einer fernen Eroberung auferlegen würde, wenn alle Völker sich in Bezug auf den Handel vollkommenster Gleichheit erfreuen sollten. Dennoch seit einem Jahrhundert ist dies die beständige Politik einer europäischen Macht, die nicht im Rufe steht, sich dupiren zu lassen — Englands Politik. Es findet den Grund in der unbestreitbaren industriellen und kommerziellen Ueberlegenheit Englands. Es riskirt nichts durch seine Konkurrenz. Andererseits indem es sich eines Marktes bemächtigt, schützt es sich gegen die Eventualität, daß jemand anders diesen Markt ihm verschließen könnte.

Deutschlands Industrie kann mit der englischen auf dem ausländischen Markt in den hier in Betracht kommenden Artikeln zweifellos rivalisiren, darum ist es für Deutschland nicht nothwendig, seine Kolonien gegen den englischen Wettbewerb zu schließen.

Die Gründe dafür sind zu finden:

1. in der außerordentlichen Verschiedenheit der Kolonien nach Lage, Produktion und Konsumtion;
2. in dem Umstand, daß Frankreich als Wirthschaftsgebiet zu klein ist, um die sämmtlichen Produkte seiner Kolonien in sich aufzunehmen. Es ist aber auch nicht in der Lage, die sämmtlichen Verbrauchsgegenstände seiner Kolonien nach Quantität und Verschiedenartigkeit zu produziren.

Billiard in seinem Büchlein über französische Kolonialpolitik und Organisation sagt daher mit vollem Recht, daß in dem Augenblicke, wo eine kolonisirende Nation nicht das aufzunehmen vermag, was eine Kolonie in der reichen Fülle ihrer Kräfte zu produziren vermag, es eine gesunde Politik erfordert, dem Ueberfluß einen Abzugskanal nach dem Ausland zu eröffnen. Das einzige Privilegium, welches man rechtmäßiger Weise als Preis für die Opfer der ersten Okkupation und des militärischen Schutzes zu fordern vermag, ist ein gewisses Begünstigungssystem, d. h. sei es eine volle Zollfreiheit, sei es das Benefiz eines Tarifs, der bedeutend niedriger ist als derjenige, der der fremden Konkurrenz auferlegt ist. In Summa, eine derartige Situation ist nur eine Anwendung des protektionistischen Systems, in dem das Mutterland die Rolle der meistbegünstigten Nation spielt.

Billiard beurtheilt auch demgemäß die englische Kolonialpolitik ganz richtig, wenn er schreibt:

Man ist versucht zu fragen, zu welchem Zweck eine Nation sich die Kosten und Opfer einer fernen Eroberung auferlegen würde, wenn alle Völker sich in Bezug auf den Handel vollkommenster Gleichheit erfreuen sollten. Dennoch seit einem Jahrhundert ist dies die beständige Politik einer europäischen Macht, die nicht im Rufe steht, sich dupiren zu lassen — Englands Politik. Es findet den Grund in der unbestreitbaren industriellen und kommerziellen Ueberlegenheit Englands. Es riskirt nichts durch seine Konkurrenz. Andererseits indem es sich eines Marktes bemächtigt, schützt es sich gegen die Eventualität, daß jemand anders diesen Markt ihm verschließen könnte.

Deutschlands Industrie kann mit der englischen auf dem ausländischen Markt in den hier in Betracht kommenden Artikeln zweifellos rivalisiren, darum ist es für Deutschland nicht nothwendig, seine Kolonien gegen den englischen Wettbewerb zu schließen.

Eine andere Frage ist aber die, ob Deutschland die Erzeugnisse seiner Tropengebiete durch Zollbefreiung bei der Einfuhr nach Deutschland begünstigen soll. Hierdurch wird kein ausländischer Staat geschädigt. Diese Zollbefreiung soll eine der nothwendigen Ermunterungen für die Kolonien sein, sie ist als eine zeitweise Maßregel gedacht. Es berührt den in seinen Forderungen bescheidenen Kolonialfreund geradezu komisch, wenn diese Bescheidenheit der Forderung, gerade ihre Beschränkung, als eine Herabsetzung der Maßregel von gegnerischer Seite ausgebeutet wird. Daran hatte der Kolonialfreund wohl kaum gedacht, ebensowenig die da draußen unter der sengenden Tropensonne und unter tausenden Gefahren hart arbeitenden und kämpfenden Pflanzer!

In Frankreich nun liegen die Verhältnisse anders. Frankreich ist nicht die industriell und kommerziell überlegene Macht, daher sucht Frankreich seine Kolonien mit einem hohen Schutzzoll zu umgeben. Daß es hierdurch Erfolge erzielt hat, ist nicht zu leugnen.

Zwei Richtungen stehen sich nun dort gegenüber. Die eine, geführt von Méline, will einmal nichts Anderes wie die Thüren Frankreichs und seiner Kolonien soweit wie möglich zuschließen. Zum zweiten will es, daß das Mutterland ein industrielles Monopol auf den Kolonialmärkten genießt. Keine Industrien und keine Begünstigung von Industrien auf dem Kolonialboden.

Die zweite Richtung geht dahin, ein System der Reziprozität zwischen Mutterland und Kolonien zu schaffen. Der eine Part soll nicht allein oder auf Kosten des andern begünstigt werden. Daher freie Oeffnung der Zollpforten für die Kolonialartikel der Kolonien.

Das von deutscher Seite erstrebte Ziel stellt sich demnach als ein anderes heraus. Unsere jungen Kolonien sollen erst marschiren lernen. Wenn sie aber groß geworden und erstarkt sind, dann werden sie es ohne künstliche Mittel können. Daß auch noch andere Mittel nothwendig sind, wird nicht in Abrede gestellt. Wege, Eisenbahnen, Brückenbauten, kurz, alle Kommunikationsmittel sind durchaus eine Nothwendigkeit.

Die deutsche Kaffee-Einfuhr betrug 1899 156 137 Tons im Werthe von 128 Mill. Mark, die von rohen Kakaobohnen 18 272 Tons im Werthe von 28,9 Mill. Mark. Der Zollertrag für ersteren 62,5 Mill. Mark, der für letztere 6,2 Mill. Mark.

Der Zollertrag für Kaffee aus deutschen Schutzgebieten betrug [illegible] Mk., der für Kakao 81 200 Mk.

Für Mais und Gewürze ist er noch niedriger gewesen.

Der Zoll für Kaffee beträgt 40 Mk. per 100 kg,
" " " Kakao " 35 " " 100 "
" " " Gewürze " 50 " " 100 "

Das sind für eine Tonne schon hübsche Summen. Vielleicht [illegible] die Deutsche Kolonialgesellschaft noch einmal vor und plädirt [illegible]ür die Zollfreiheit obiger tropischer Kolonialprodukte, soweit sie [illegible] deutschen Kolonien stammen.

Der Zollertrag für Kaffee aus deutschen Schutzgebieten betrug 18 000 Mk., der für Kakao 81 200 Mk.

Für Mais und Gewürze ist er noch niedriger gewesen.

Der Zoll für	Kaffee	beträgt	40	Mk.	per	100	kg,
„ „ „	Kakao	„	35	„	„	100	„
„ „ „	Gewürze	„	50	„	„	100	„

Das sind für eine Tonne schon hübsche Summen. Vielleicht geht die Deutsche Kolonialgesellschaft noch einmal vor und plädirt für die Zollfreiheit obiger tropischer Kolonialprodukte, soweit sie aus deutschen Kolonien stammen.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Von

F. Kuntze.

Die oben stehenden Worte des alten Matthias Claudius wird Niemand vergessen, der jemals in fröhlicher Tafelrunde geschwärmt und gesungen hat. Aber von Allen denen, die sie heute noch singen oder gesungen haben, ist sicherlich Niemand, der die Mahnung des Dichters befolgt und seinen Becher, mag er Wein oder Bier enthalten haben, wirklich mit Laub oder Blumen umwunden hätte. Und so könnte man denn versucht sein zu fragen, ob es denn zu Claudius' Zeiten anders war als heute, oder ob damals wirklich der Brauch geherrscht hat, die Gläser beim fröhlichen Gelage zu umkränzen. Die Wendung könnte möglicher Weise schon damals eine bloße Phrase, eine dichterische Redeblume gewesen sein. Es ist auch nicht gerade leicht, sich die Bekränzung der Becher vorzustellen, wenn man an die kleinen Gläser mit breitem Rande und engem Grunde denkt, die heute vielfach im Gebrauch sind. Aber bei den großen dickbauchigen Römern, die damals gewöhnlich verwendet wurden, ist es möglich, ebenso auch bei den oft gebrauchten Deckelgläsern und noch mehr bei den großen Humpen — Schauer oder Schäuer nannte man sie wohl mit einem merkwürdigen, noch nicht erklärten Wort —, die beim Rundgesange herumgingen. Es giebt aber auch einige positive Zeugnisse, die den fraglichen Brauch bestätigen. Was Voß in dem im Jahre 1776 in Flensburg gedichteten „Rundgesang auf dem Wasser" erzählt:

„Die Mägdlein kränzten uns zum Mahl
Mit Rosmarin und Raut'
Und bunten Blumen den Pokal,
Wie eine junge Braut"

bezieht sich doch zweifellos auf einen wirklichen Vorgang, und auf die Worte, die Klamer Schmidt im Jahre 1809 an die Gräfin Anna Stolberg richtet:

„Anna, kränze des Mahles Becher mit Laube, wie sie der deutsche Mann Unser Claudius liebt!"

ist doch gewiß mehr als eine bloße Reminiszenz an das Rheinweinlied. Noch deutlicher aber ist, was Körte in seiner Biographie Gleim's von seinem Helden und dessen Freunden Schmidt und Klopstock berichtet. „Bei trübem Wetter", sagt er, „gingen sie zum Weinschenk Schmidt, in dessen großer Rosenlaube sie musten [illegible] die Becher und die Scheitel mit Rosen kränzten, daß es dem Wirthe oft wunderbar schien, noch ehe ein Becher geleert war, eine solche Begeisterung zu finden", und auf Aehnliches deutet was gleich darauf folgt: „Einst aber — es war eine mondlichte Juninacht und die Rosen standen in voller Blüthe — da kamen vom Baden erfrischt, die Freunde zum gewohnten Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust. Gleim der undurstigste unter den Dreien, gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt. Die Flasche stand halb, die Becher ganz unter Rosen" — ein Vorgang, den Klopstock viele Jahre später in der an Gleim gerichteten humorvollen Ode: „Der Wein und das Wasser" ebenfalls dargestellt und auf Grund weiterer lustiger Erlebnisse ergänzt hat. In engster Verbindung mit dem eben geschilderten Vorgang steht dann die bekannte Strophe der bald darauf — in den ersten Tagen des August 1750 — gedichteten Ode: „Der Zürcher See":

„Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen
Beßre, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt."

Und dies ist, so scheint es, die Stelle, wo zum ersten Male in der deutschen Literatur von der Becherbekränzung die Rede ist. Hagedorn, von dem man es sonst wohl erwarten könnte, gedenkt der fraglichen Sitte nirgends, ebensowenig die Anakreontiker Gleim, Götz, Uz, und auch bei den Bremer Beiträgern sucht man vergeblich nach dahin zielenden Stellen. Auch Klopstock selbst enthält sich der Wendung in seinen späteren Oden. Um so häufiger

bezieht sich doch zweifellos auf einen wirklichen Vorgang, und auch die Worte, die Klamer Schmidt im Jahre 1809 an die Gräfin Anna Stolberg richtet:

> „Anna, kränze des Mahles Becher mit Laube, wie sie der deutsche Mann
> Unser Claudius liebt!“

sind doch gewiß mehr als eine bloße Reminiszenz an das Rheinweinlied. Noch deutlicher aber ist, was Körte in seiner Biographie Gleim's von seinem Helden und dessen Freunden Schmidt und Klopstock berichtet. „Bei trübem Wetter“, sagt er, „gingen sie zum Weinschenk Schmidt, in dessen großer Rosenlaube sie musenbegeistert die Becher und die Scheitel mit Rosen kränzten, daß es dem Wirthe oft wunderbar schien, noch ehe ein Becher geleert war, eine solche Begeisterung zu finden“, und auf Aehnliches deutet was gleich darauf folgt: „Einst aber — es war eine mondlichte Juninacht und die Rosen standen in voller Blüthe — da kamen vom Baden erfrischt, die Freunde zum gewohnten Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust. Gleim der undurstigste unter den Dreien, gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt. Die Flasche stand halb, die Becher ganz unter Rosen“ — ein Vorgang, den Klopstock viele Jahre später in der an Gleim gerichteten humorvollen Ode: „Der Wein und das Wasser“ ebenfalls dargestellt und auf Grund weiterer lustiger Erlebnisse ergänzt hat. In engster Verbindung mit dem eben geschilderten Vorgang steht dann die bekannte Strophe der bald darauf — in den ersten Tagen des August 1750 — gedichteten Ode: „Der Zürcher See“:

> „Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen
> Bess're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
> Im sokratischen Becher
> Von der thauenden Ros' umkränzt.“

Und dies ist, so scheint es, die Stelle, wo zum ersten Male in der deutschen Literatur von der Becherbekränzung die Rede ist. Hagedorn, von dem man es sonst wohl erwarten könnte, gedenkt der fraglichen Sitte nirgends, ebensowenig die Anakreontiker Gleim, Götz, Uz, und auch bei den Bremer Beiträgern sucht man vergeblich nach dahin zielenden Stellen. Auch Klopstock selbst enthält sich der Wendung in seinen späteren Oden. Um so häufiger

trifft man sie bei allen, die von Klopstock angeregt und beeinflußt sind, besonders bei Klamer Schmidt, Matthisson, den Göttingern Hölty, Boie, Fritz Stolberg, Voß und deren Gefolgschaft, zu welcher auch Ernst Moritz Arndt in seinen Erstlingsgedichten gehört; aber auch ferner Stehende eignen sich die Wendung an, nicht nur Goethe, der im „Neuen Pausias“ die beiden Liebenden der Szene gedenken läßt, wo das Mädchen den Becher des Jünglings kränzte, so daß eine Rosenknospe hinein fiel, sondern auch Wieland, der im Diogenes (Werke XXI. S. 79, Hempel) bei der Schilderung eines Gastmahles sagt: „Kleine rosenbekränzte Becher weckten den attischen Scherz und das feine Lachen“ — um gar nicht von dem laubumkränzten Becher zu reden, den der alte Nestor in Schiller's Siegesfest der bethränten Hekuba reicht, womit es, wie sich später zeigen wird, noch eine besondere Bewandtniß hat. Bei dem häufigen Gebrauch sinkt dann die Wendung bald zu einer bedeutungslosen Formel herab, die als ein konventioneller Schmuck namentlich des Trinkliedes noch lange fortbesteht. Wenn E. M. Arndt, um ein deutliches Beispiel zu geben, in einem Liede, das er im September 1807 in Schweden gedichtet hat, sagt:

„Herbei den alten Wein
Und lustig angeklungen,
Schling' Rosen um das Haar,
Schling' Rosen um den Wein.“

so ist das schon aus dem Grunde nicht ernsthaft zu nehmen, weil im September die Rosenzeit in Schweden ebenso wie anderswo vorüber ist. Und in Rückert's hübschem Scheideliede, das mit den Worten beginnt:

Als sie mir den Becher kränzte
Bei der Liebe frohem Mahl,
Sah ich, wie in Thränen glänzte
Ihres Auges feuchter Strahl

soll die Phrase offenbar nur sagen, daß die Liebende dem Geliebten zum letzten Male den Becher kredenzte. Aber die Wendung „als sie mir den Becher kränzte“ ist edler, als wenn es hieße: „als sie mir den Wein kredenzte“ und weckt durch die Vorstellung von duftigen Blumen oder grünem Blätterschmuck eine festliche Stimmung. Ebenso zu beurtheilen ist auch das Goethesche (Westöstlicher Diwan IX, 11):

Von meinen Liedern sprechen sie
Fast rühmlich wie vom Eilfer,
Und Blum' und Zweige brechen sie,
Mich kränzend und den Eilfer

so natürlich die doppelte Bekränzung auch nicht wörtlich, sondern sinnbildlich zu nehmen ist. Schließlich bedeutet den Becher kränzen nichts Anderes, als „fröhlich trinken“ oder „das Leben“ genießen. So schon in Mahlmann's Versen:

Weg mit den Grillen und Sorgen,
Färbt doch Aurora den Morgen,
Blüht uns das Leben doch schön!
Frühling und Rosen erglänzen,
Laßt uns die Becher bekränzen,
Singend die Reise bestehn,
Bis uns Cypressen umwehn!*)

Oder in Brentano's Kriegsrundgesang:

Aber nun den Becher kränzet,
Stoßet an in hohem Ton,
Daß es klinget, daß es glänzet,
Auf den hohen Wellington.

Und leicht verständlich ist Matthisson's Mahnung:

Morgen Schatten und Asche,
Kränzt mit Myrthen die Becher.

Uebrigens nimmt der Gebrauch der Formel mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts merklich ab. Die Romantik mit ihrer mondbeglänzten Zaubernacht hat für das Trinklied nicht viel übrig, und die nun heranbrechende Zeit der schweren Noth weist die Dichtung in Bahnen, die weit abliegen von den Spielplätzen, auf denen sich noch die Hainbündler in harmloser Heiterkeit tummelten. Brentano's vorhin angeführte Verse können als Ausnahme die Regel nur bestätigen. Nur der alte Klamer Schmidt bekränzt bis an sein selig Ende die Becher, mag er seinen Freund Lucanus oder andere im Klopstock'schen Odenstil ansingen. Schenkendorf dagegen, um nur ein paar der klangvollsten Namen herauszugreifen, Chamisso und Uhland enthalten sich, so viel ich sehe, der Formel durchaus.

Auch der rein bildliche Gebrauch der Phrase scheint heute so gut wie erloschen zu sein. Man findet ihn zuweilen bei älteren Dichtern, zumal bei solchen, die eine Neigung zu akademischer Stilführung haben. Schon Klopstock sagt im Messias (18, 339):

*) Das Lied findet sich bekanntlich — allerdings in wesentlich abweichender Fassung — in allen Kommersbüchern. Der oben mitgetheilte Originaltext der ersten Strophe steht in der Gesammtausgabe von Mahlmann's Werken: Leipzig 1839.

wo natürlich die doppelte Bekränzung auch nicht wörtlich, sondern symbolisch zu nehmen ist. Schließlich bedeutet den Becher kränzen nichts Anderes, als „fröhlich trinken“ oder „das Leben“ genießen. So schon in Mahlmann's Versen:

Weg mit den Grillen und Sorgen.
Färbt doch Aurora den Morgen,
Blüht uns das Leben doch schön!
Frühling und Rosen erglänzen.
Laßt uns die Becher bekränzen,
Singend die Reise bestehn,
Bis uns Cypressen umwehn!*)

Oder in Brentano's Kriegsrundgesang:

Aber nun den Becher kränzet,
Stoßet an in hohem Ton,
Daß es klinget, daß es glänzet,
Auf den hohen Wellington.

Und leicht verständlich ist Matthisson's Mahnung:

Morgen Schatten und Asche,
Kränzt mit Myrthen die Becher.

Uebrigens nimmt der Gebrauch der Formel mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts merklich ab. Die Romantik mit ihrer mondbeglänzten Zaubernacht hat für das Trinklied nicht viel übrig, und die nun heranbrechende Zeit der schweren Noth weist die Dichtung in Bahnen, die weit abliegen von den Spielplätzen, auf denen sich noch die Hainbündler in harmloser Heiterkeit tummelten, Brentano's vorhin angeführte Verse können als Ausnahme die Regel nur bestätigen. Nur der alte Klamer Schmidt bekränzt bis an sein selig Ende die Becher, mag er seinen Freund Lucanus oder andere im Klopstock'schen Odenstil ansingen. Schenkendorf dagegen, um nur ein paar der klangvollsten Namen herauszugreifen, Chamisso und Uhland enthalten sich, so viel ich sehe, der Formel durchaus.

Auch der rein bildliche Gebrauch der Phrase scheint heute so gut wie erloschen zu sein. Man findet ihn zuweilen bei älteren Dichtern, zumal bei solchen, die eine Neigung zu akademischer Stilisirung haben. Schon Klopstock sagt im Messias (18, 339):

---

*) Das Lied findet sich bekanntlich — allerdings in wesentlich abweichender Fassung — in allen Kommersbüchern. Der oben mitgetheilte Originaltext der ersten Strophe steht in der Gesammtausgabe von Mahlmann's Werken: Leipzig 1839.

Ihr habt die schäumenden Becher
Eurer Gifte, die Wollust kränzt, und die Lache des Hohnes
Unter die Leute getragen.

Dann Matthisson:

Er (der Geweihte nämlich) sieht um Platons Kelch die Rosen
Heitrer Weisheit wieder glüh'n,
Roms Ruinen sich entmoosen
Und Athens Gefilde blüh'n.

Oder Hölderlin, der im Empedokles den Helden sprechen läßt:

Und herrlich wohn' ich, wo den Feuerkelch
Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt
Mit Blumen, die er selber sich erzog,
Gastfreundlich mir der Vater Aetna beut.

Und Grillparzer, dessen Sappho spricht:

Ihr habt der Dichterin vergönnt zu nippen
An dieses Lebens süß umkränztem Kelch!
Zu nippen nur, zu trinken nicht.
O seht! Gehorsam eurem hohen Wink
Setz' ich ihn hin, den süß umkränzten Becher
Und trinke nicht.

Ganz anders freilich, wenn Platen in einem seiner Ghaselen sagt:

O nimm die Rosen auf und um den Becher schlinge,
Daß duftig sei der Trank, gewobne Rosenringe.

Hier ist die Aufforderung, den Becher zu kränzen, wieder ganz wörtlich zu verstehen, der Dichter will offenbar das orientalische Kolorit, das seine Ghaselen ja tragen sollen, durch diese Wendung verstärken. Vollkommen richtig empfunden, weil in den persischen Gedichten die Rosen eine hervorragende Rolle spielen, wenn auch die Sitte der Becherbekränzung wenigstens bei Hafis nicht vorkommt.*)

Woher kommt nun aber diese Floskel, deren Entwicklung wir soeben in kurzen Zügen gegeben haben, und der ihr zu Grunde liegende Brauch? Hat Klopstock beides erfunden und durch die erwähnte Ode in Umlauf gebracht, oder geht das heitere Spiel, das er mit seinen Freunden in der Halberstädter Rosenlaube be-

*) In einer der Rückert'schen Nachdichtungen Dschelaleddins Rumi heißt es zwar: „Die Rose kränzet unsres Festes Becher." Ich zweifle aber, ob die Worte des Originals damit genau, und nicht nur dem Sinne nach, wiedergegeben sind.

ging, auf ältere Sitte zurück? So viel ist wohl klar, daß die Becherbekränzung in innerem und äußerem Zusammenhange steht mit dem älteren Brauche, das Haupt beim festlichen Mahle oder Trinkgelage zu bekränzen. Dahin zielende Phrasen finden sich bei Hagedorn und den Anakreontikern massenhaft, und schon Günther sagt:

Das Haar bekränzt, das Glas gefüllt,
So leb' ich, weil es Lebens gilt
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen.

Die Sitte ist bekanntlich antik. Die Griechen und später nach griechischem Muster auch die Römer kränzten sich beim Gelage das Haar, ja zuweilen auch den Nacken, daß die Blumen über die Brust herabhingen. Es wird berichtet, man habe das gethan, weil der Blumenduft für ein wirksames Mittel gegen die üblen Folgen des Rausches gegolten habe. Das ist jedoch wohl spätere Auslegung, in Wahrheit sind die Kränze beim Mahl ein Rest des bei feierlichen Opfern und Opferschmäusen herrschenden Brauches; denn aus den Opferschmäusen haben sich die Symposien abgelöst. Als nun im 18. Jahrhundert die Literatur der Alten auch in weiteren Kreisen bekannt geworden war, und namentlich Horaz und die unter dem Namen des Anakreon gehenden Trink- und Liebeslieder sich einer wachsenden Beliebtheit erfreuten, kam man auf den in beiden Quellen häufig geschilderten Brauch zurück. Indem man das Haar mit Blumen oder Zweigen schmückte, wollte man ein Gegengewicht schaffen gegen die wüsten Trinkersitten, die damals im Schwange waren, und die Grazien, die der deutschen Tafelrunde gänzlich fehlten, einführen. Der Wein sollte das Bier, die gräulichen Römer die großen Paßgläser verdrängen, und der Lindenkranz um die Stirne dem Gelage festliche Weihe und reizvollen Schmuck verleihen. Auch die Göttinger hielten an dieser Sitte noch fest. Voß giebt in einem Schreiben an Brückner eine anschauliche Schilderung eines Festmahls, bei dem die Theilnehmer in feierlicher Tafelrunde mit Eichenlaub bekränzt dasaßen. Später schwindet die Sitte; dagegen wird in Trink- und Burschenliedern allmählich das Kränzen der Haare zur stereotypen Floskel, und auch der bildliche Gebrauch der darauf zielenden Redensarten begegnet lange und häufig genug. Ganz so wie es mit der Sitte der Becherbekränzung und den darauf sich beziehenden Phrasen zurückgegangen ist. Das ist keine Frage: der Becherkranz ist die un-

ging, auf ältere Sitte zurück? So viel ist wohl klar, daß die Becherbekränzung in innerem und äußerem Zusammenhange steht mit dem älteren Brauche, das Haupt beim festlichen Mahle oder Zechgelage zu bekränzen. Dahin zielende Phrasen finden sich bei Hagedorn und den Anakreontikern massenhaft. und schon Günther singt:

> Das Haar bekränzt, das Glas gefüllt,
> So leb' ich, weil es Lebens gilt
> Und pflege mich bei Ros' und Myrthen.

Die Sitte ist bekanntlich antik. Die Griechen und später nach griechischem Muster auch die Römer kränzten sich beim Gelage das Haar, ja zuweilen auch den Nacken, daß die Blumen über die Brust herabhingen. Es wird berichtet, man habe das gethan, weil der Blumenduft für ein wirksames Mittel gegen die üblen Folgen des Rausches gegolten habe. Das ist jedoch wohl spätere Auslegung, in Wahrheit sind die Kränze beim Mahl ein Rest des bei feierlichen Opfern und Opferschmäusen herrschenden Brauches; denn aus den Opferschmäusen haben sich die Symposien abgelöst. Als nun im 18. Jahrhundert die Literatur der Alten auch in weiteren Kreisen bekannt geworden war, und namentlich Horaz und die unter dem Namen des Anakreon gehenden Trink- und Liebeslieder sich einer wachsenden Beliebtheit erfreuten, kam man auf den in beiden Quellen häufig geschilderten Brauch zurück. Indem man das Haar mit Blumen oder Zweigen schmückte, wollte man ein Gegengewicht schaffen gegen die wüsten Trinkersitten, die damals im Schwange waren, und die Grazien, die der deutschen Tafelrunde gänzlich fehlten, einführen. Der Wein sollte das Bier, die grünlichen Römer die großen Paßgläser verdrängen, und der Blüthenkranz um die Stirne dem Gelage festliche Weihe und reizvollen Schmuck verleihen. Auch die Göttinger hielten an dieser Sitte noch fest. Voß giebt in einem Schreiben an Brückner eine anschauliche Schilderung eines Festmahls, bei dem die Theilnehmer in feierlicher Tafelrunde mit Eichenlaub bekränzt dasaßen. Später schwindet die Sitte; dagegen wird in Trink- und Burschenliedern allmählich das Kränzen der Haare zur stereotypen Floskel, und auch der bildliche Gebrauch der darauf zielenden Redensarten begegnet lange und häufig genug. Ganz so wie es mit der Sitte der Becherbekränzung und den darauf sich beziehenden Phrasen gegangen ist. Das ist keine Frage: der Becherkranz ist die un-

mittelbare, aus denselben Voraussetzungen und denselben Empfindungen entsprossene Fortsetzung der Haarbekränzung. Aber ist jene Sitte auch wie diese aus dem Alterthum abgeleitet? Und hat sie hier in derselben Weise wie die letztere bestanden?

Man hat es jedenfalls, als die Sitte aufkam, geglaubt: Klopstock, da er die thauende Rose mit dem Sokratischen Becher in Verbindung brachte, Wieland, der die rosenbekränzten Becher bei der Schilderung eines griechischen Gastmahls anbringt, und auch Goethe ist jedenfalls der Meinung gewesen, daß er in dem oben erwähnten „neuen Pausias" mit der Becherbekränzung einen antiken Zug in das Gemälde antiken Lebens verwoben habe. J. H. Voß aber erklärt in der „Rosenfeier" (1794) geradezu:

> Schön mit Rosen umwunden
> Kreist, wie die Griechen erfunden,
> Um die Tafel der Festpokal.

Es ist auch unzweifelhaft, daß uns das Bekränzen der Becher gerade so antik anmuthet, wie das Bekränzen der Haare. Sieht man sich jedoch in der Literatur der Alten um, so sucht man vergeblich nach Zeugnissen, die darthun könnten, daß der erstgenannte Brauch beim Gelage wenigstens, worauf es hier allein ankommt, jemals geübt worden sei. Weder Horaz noch Anakreon, der echte wie der unechte, wissen etwas davon. Und in dem klassischen Gemälde eines griechischen Symposions, das Xenophanes, ein Zeitgenosse des Solon, entworfen hat, werden zwar Salböl und Kränze für das Haupt herumgereicht, aber von der Bekränzung der Mischkrüge oder Trinkschalen ist nicht die Rede. Auch auf bildlichen Darstellungen von Symposien kommen zwar bekränzte Zecher, aber bekränzte Becher oder Trinkschalen meines Wissens nicht vor. Woher hat denn nun Voß, der doch nicht ins Blaue hinein zu phantasieren liebte, seine Wissenschaft?

Man könnte zunächst an das bekannte Homerische κρητῆρας ἐπεστέψαντο ποτοῖο denken und meinen, daß hier ein Mißverständniß vorliege. Aber schon der alte Damm giebt die Wendung in seiner Homerparaphrase richtig wieder. Ebenso wissen die späteren Uebersetzer Fritz Stolberg, Bürger und Voß selbst, daß darunter die Füllung, nicht die Bekränzung der Mischkrüge zu verstehen ist. Das Fragment des Komikers Alexis, der zur Zeit Alexander's des Großen gelebt hat, wo jemand erzählt, daß er einen Mischkrug geputzt und mit Epheuzweigen umwunden habe — leider erfährt

man nicht, zu welchem Zweck, es scheint ein sakraler gewesen zu sein — dies Fragment hat Voß ebenso wenig gekannt, wie ein anderes, wo wiederum ein Unbekannter berichtet, er habe einen mächtigen mit Epheu gekränzten Becher mit frommer Anrufung an den Retter Zeus geleert. Dagegen führt Voß in der Anmerkung zu Vergil's Georgica II, 527, zur Bekräftigung seiner vorhin angeführten Behauptung eine bekannte Stelle aus dem Oedipus auf Kolonos an, wo der Chor den Oedipus auffordert, einen Mischkrug zu kränzen und den Eumeniden, deren Hain er entweiht hat, zur Sühne eine Spende darzubringen. Aber der Zweck ist hier ein rein sakraler, und der Mischkrug soll nicht mit Laub oder Blumen, sondern mit Wollfäden umwunden werden. Die Stelle beweist also nicht, was hier in Frage steht; mit demselben Recht könnte man auch zu Gunsten der von Voß behaupteten und offenbar von seinen Zeitgenossen getheilten Meinung die Stelle aus Theokrit (II, 1 ff.) anführen, wo kein Mischkrug, sondern wirklich ein Becher, — freilich auch nur mit Wollfäden — umwunden wird, um als φίλτρον, d. h. als Liebeszauber verwandt zu werden.

Eine deutlichere Sprache scheinen die lateinischen Dichter zu reden. Tibull schildert (II, 87 ff.) ein ländliches Fest altitalischer Hirten, die sogenannten Palilien: Dabei lagern sich die Leute im Freien, errichten aus den Kleidern, die sie vorher mit Laub geschmückt haben, Zelte und stellen die umkränzten Becher auf (coronatus stabit et ante calix). Die Stelle deutet jedoch garnicht auf eine bestehende Sitte oder Gewohnheit, die Bekränzung der Becher könnte auch ein reines Spiel des Zufalls oder der Laune sein. Aber wie dem auch sei, maßgebend für die römische Sitte ist diese Schilderung, wie man leicht erkennt, keineswegs. Und dasselbe gilt auch von zwei Stellen des Statius, wo von der Bekränzung der Becher die Rede ist. Das eine Mal (Thebais VIII, 218 ff.) wird von einem Freudenmahl erzählt, das die Thebaner veranstalten, als sie den Tod des Amphiaraos erfahren haben; mit den Worten: ubique serta coronatumque merum schließt die Schilderung. Das andere Mal (Silvae III, 1, 68 ff.) lesen wir, wie ein vom Dichter und seinen Genossen zu Ehren der Diana begangenes Fest plötzlich von Sturm und Gewitter unterbrochen wird, worauf die bekränzten Mischkrüge oder Becher — redimita vina steht im Text — eiligst von den Dienern fortgeschafft werden. Es ist klar, daß weder diese phantastisch ausgemalte Szene noch die Schilderung eines Festmahls der Heroenzeit für die Feststellung

man nicht, zu welchem Zweck, es scheint ein sakraler gewesen zu sein — dies Fragment hat Voß ebenso wenig gekannt, wie ein anderes, wo wiederum ein Unbekannter berichtet, er habe einen mächtigen mit Ephen gekränzten Becher mit frommer Anrufung auf den Retter Zeus geleert. Dagegen führt Voß in der Anmerkung zu Vergil's Georgica II, 527, zur Bekräftigung seiner vorhin angeführten Behauptung eine bekannte Stelle aus dem Oedipus auf Kolonos an, wo der Chor den Oedipus auffordert, einen Mischkrug zu kränzen und den Eumeniden, deren Hain er entweiht hat, zur Sühne eine Spende darzubringen. Aber der Zweck ist hier ein rein sakraler, und der Mischkrug soll nicht mit Laub oder Blumen, sondern mit Wollfäden umwunden werden. Die Stelle beweist also nicht, was hier in Frage steht; mit demselben Recht könnte man auch zu Gunsten der von Voß behaupteten und offenbar von seinen Zeitgenossen getheilten Meinung die Stelle aus Theokrit (II, 1 ff.) anführen, wo kein Mischkrug, sondern wirklich ein Becher, — freilich auch nur mit Wollfäden — umwunden wird, um als φίλτρον, d. h. als Liebeszauber verwandt zu werden.

Eine deutlichere Sprache scheinen die lateinischen Dichter zu reden. Tibull schildert (II, 87 ff.) ein ländliches Fest altitalischer Hirten, die sogenannten Palilien: Dabei lagern sich die Leute im Freien, errichten aus den Kleidern, die sie vorher mit Laub geschmückt haben, Zelte und stellen die umkränzten Becher auf (coronatus stabit et ante calix). Die Stelle deutet jedoch garnicht auf stehende Sitte oder Gewohnheit, die Bekränzung der Becher könnte auch ein reines Spiel des Zufalls oder der Laune sein. Aber wie dem auch sei, maßgebend für die römische Sitte ist diese Schilderung, wie man leicht erkennt, keineswegs. Und dasselbe gilt auch von zwei Stellen des Statius, wo von der Bekränzung der Becher die Rede ist. Das eine Mal (Thebais VIII, 218 ff.) wird von einem Freudenmahl erzählt, das die Thebaner veranstalten, als sie den Tod des Amphiaraos erfahren haben; mit den Worten: ubique serta coronatumque merum schließt die Schilderung. Das andere Mal (Silvae III, 1, 68 ff.) lesen wir, wie ein vom Dichter und seinen Genossen zu Ehren der Diana begangenes Fest plötzlich von Sturm und Gewitter unterbrochen wird, worauf die bekränzten Mischkrüge oder Becher — redimita vina steht im Text — eiligst von den Dienern fortgeschafft werden. Es ist klar, daß weder diese phantastisch ausgemalte Szene noch die Schilderung eines Festmahls der Heroenzeit für die Feststellung

wirklicher Zustände, sei es der griechischen oder der römischen Welt, irgendwie in Betracht kommen kann. Allein davon ganz abgesehen, wer sähe nicht, daß die eben angeführten Formeln des Tibull wie des Statius, coronatus calix, merum coronatum und redimita vina, dem Vergil nachgebildet sind, der das vina coronare und cratera coronare mit einer unwesentlichen Nüance einige Male gebraucht (ein Mal in den Georgica und drei Mal in der Aeneis) und diese Phrase in die römische Literatur eingeführt hat? Diesen Sachverhalt wird Niemand verkennen, der auch nur einigermaßen mit der Wanderung und Wandlung rednerischer oder dichterischer Formeln Bescheid weiß. Aber auch Vergil hat die Phrase nicht selbständig erdacht, sondern sie wieder von Homer entlehnt, indem er damit die schon erwähnte in den Homerischen Gedichten so häufig gebrauchte Formel κρητῆρας ἐπεστέψαντο ποτοῖο wiedergiebt. Das hat schon Servius, der alte Ausleger des Vergil, gesehen, er meint jedoch, daß sich die Vergilischen Wendungen nicht nur wörtlich, sondern auch inhaltlich mit der Homerischen Formel decken und wie diese das Anfüllen der Mischkrüge bedeuten sollen.*) Daß dies ein Irrthum ist, hat schon Voß erkannt, er hat in der bereits erwähnten Anmerkung zu Vergil's Georgica gezeigt, daß Vergil den Homer gründlich mißverstanden hat, indem er im Sinne der späteren Zeit das griechische ἐπιστέφεσθαι als ein Bekränzen (coronare) verstand — aber freilich diese Meinung auf Gründe gestützt, die wir eben erst widerlegt haben, da er annimmt, daß Vergil mit der Bekränzung der Mischkrüge einen Gebrauch seiner eigenen Zeit in das heroische Zeitalter eingeführt habe. Davon kann, wie gesagt, keine Rede sein, und so begeht

*) So ist die Phrase auch späterhin noch lange verstanden worden. Den Wein krönen bedeutete im 16. Jahrhundert „voll einschenken", auch im französischen wurde couronner le vin so gebraucht. Vergl. Das d. Wtb. V, 2384. In einem lateinischen Burschenliede aus dem 16. oder 17. Jahrhundert heißt es:

Si potastis, iam levate
Et crateras coronate, (schenkt ein)
Et bibatis iterum.

So übersetzt noch Schlegel Shakspere: Julius Caesar IV, 3: Fill, Lucius, till the wine o'erswell the cup durch: Füll, Lucius, bis der Wein den Becher kränzt. Auch in der englischen Poesie wird to crown the cup für „voll einschenken" gebraucht, so schon von Chapman, der damit das Homerische ἐπιστέφεσθαι ποτοῖο wiedergiebt. Dann öfter von Milton, ja auch von Neueren, wie z. B von Scott, Marmion I, 15: a mighty wassel-bowl he took and crowned it high with wine. So auch Shelley Adonais XXXII und Moore: One bumper of parting. Den Becher kränzen heißt dagegen to wreath the cup.

[…] Voß, indem er für spätrömische Sitte hält, was erst aus [dem] Vergil abgeleitet ist, eine handgreifliche petitio principii. In [der] Hauptsache behält er aber Recht, auch die Römer haben, wie [aus] den zitirten Stellen des Tibull und Statius hervorgeht, die [...]liche Vergilische Wendung, nicht anders als Voß verstanden. [Die]sens Irrthum aber mögen auch schon Klopstock und seine [F]reunde gehegt haben: als sie im Halberstädter Wirthsgarten die [Ro]sen brachen, um ihre Gläser damit zu schmücken, werden sie [di]e angeführten Stellen der lateinischen Dichter, besonders des Vergil, im Sinne gehabt und geglaubt haben, damit eine all[ge]mein gültige antike Sitte nachzuahmen. Wenn sie zu ihrem [Zw]ecke Rosen nahmen und keine Blattgewinde, worauf sie die [ge]nauere Betrachtung ihrer Vorbilder am Ende geführt hätte, [s]o ändert das an der Sache nichts. Indem sie den Kranz um den Becher für antike Trinkersitte hielten, wußten sie andererseits, [w]elche Rolle beim antiken Gelage die Rosen spielten; da ergab sich die kritiklose Verbindung der Rosenkränze und der Becher ganz von selbst. Mehr im Sinne des Vorbildes ist Schiller's laubumkränzter Becher, den er muthmaßlich direkt aus Aeneis III, 525 entnommen hat, wo es heißt: Tum pater Anchises magnum cratera corona induit implevitque mero*).

So hat also ein doppeltes Mißverständniß einen Brauch herbeigeführt, dessen Spuren, wie wir gesehen haben, in dem Phrasenschatz der deutschen Dichtung so lange Zeit hindurch deutlich wahrnehmbar sind: Virgil hat den Homer mißverstanden, und Klopstock und die Seinen sich eines Anachronismus schuldig gemacht**). Am allerwenigsten kann es sich um Nachahmung

*) Er hat sich auch die Gedankenlosigkeit, wenn man es so nennen will, seines Vorbildes angeeignet. Denn in der Aeneis wie im Siegesfest geht die Bekränzung auf hoher See vor sich. Woher da das frische Laub und die frischen Zweige? Aber der Dichter kann sich solche Fragen verbitten. Wenn er Kränze braucht, müssen sie eben da sein. Anders ausgedrückt: An beiden Beispielen sieht man deutlich, wie dichterische Wendungen allmählich zum konventionellen Zierrath werden. Ob die Phrase in jedem Falle genau [...] oder nicht, ist gleichgültig: wenn sie nur klingt und die Phantasie anregt.

**) Daß auch Wieland in der oben angeführten Stelle des Diogenes die Becherbekränzung einführt, muß bei einem so feinen Kenner des Alterthums Wunder nehmen. Ob er sich durch die Erinnerung an Klopstock's „Ode an den Zürcher See", die er jedenfalls halb auswendig wußte (s. Muncker Klopstock I, S. 220), zu einem so stilwidrigen Zuge hat verleiten lassen? Die „kleinen Becher", von denen er redet, dürften Reminiszenz aus Xenophons Symposion II, 26 sein, wo Sokrates aus kleinen Bechern zu trinken empfiehlt. Möglich, daß die gleiche Stelle auch Klopstock bei seinem „Sokratischen Becher" im Sinne hatte.

denn Voß, indem er für spätrömische Sitte hält, was erst aus dem Vergil abgeleitet ist, eine handgreifliche petitio principii. In der Hauptsache behält er aber Recht, auch die Römer haben, wie aus den zitirten Stellen des Tibull und Statius hervorgeht, die fragliche Vergilische Wendung, nicht anders als Voß verstanden. Vossens Irrthum aber mögen auch schon Klopstock und seine Freunde gehegt haben: als sie im Halberstädter Wirthsgarten die Rosen brachen, um ihre Gläser damit zu schmücken, werden sie die angeführten Stellen der lateinischen Dichter, besonders des Vergil, im Sinne gehabt und geglaubt haben, damit eine allgemein gültige antike Sitte nachzuahmen. Wenn sie zu ihrem Zwecke Rosen nahmen und keine Blattgewinde, worauf sie die genauere Betrachtung ihrer Vorbilder am Ende geführt hätte, so ändert das an der Sache nichts. Indem sie den Kranz um den Becher für antike Trinkersitte hielten, wußten sie andererseits, welche Rolle beim antiken Gelage die Rosen spielten; da ergab sich die kritiklose Verbindung der Rosenkränze und der Becher ganz von selbst. Mehr im Sinne des Vorbildes ist Schiller's laubumkränzter Becher, den er muthmaßlich direkt aus Aeneis III, 525 entnommen hat, wo es heißt: Tum pater Anchises magnum cratera corona induit implevitque mero*).

So hat also ein doppeltes Mißverständniß einen Brauch herbeigeführt, dessen Spuren, wie wir gesehen haben, in dem Phrasenschatz der deutschen Dichtung so lange Zeit hindurch deutlich wahrnehmbar sind: Virgil hat den Homer mißverstanden, und Klopstock und die Seinen sich eines Anachronismus schuldig gemacht**). Am allerwenigsten kann es sich um Nachahmung

*) Er hat sich auch die Gedankenlosigkeit, wenn man es so nennen will, seines Vorbildes angeeignet. Denn in der Aeneis wie im Siegesfest geht die Bekränzung auf hoher See vor sich. Woher da das frische Laub und die frischen Zweige? Aber der Dichter kann sich solche Fragen verbitten. Wenn er Kränze braucht, müssen sie eben da sein. Anders ausgedrückt: An beiden Beispielen sieht man deutlich, wie dichterische Wendungen allmählich zum konventionellen Zierrath werden. Ob die Phrase in jedem Falle genau paßt oder nicht, ist gleichgültig; wenn sie nur klingt und die Phantasie anspricht.

**) Daß auch Wieland in der oben angeführten Stelle des Diogenes die Becherbekränzung einführt, muß bei einem so feinen Kenner des Alterthums Wunder nehmen. Ob er sich durch die Erinnerung an Klopstock's „Ode an den Zürcher See", die er jedenfalls halb auswendig wußte (s. Muncker Klopstock I, S. 220) zu einem so stilwidrigen Zuge hat verleiten lassen? Die „kleinen Becher", von denen er redet, dürften Reminiszenz aus Xenophons Symposion II, 26 sein, wo Sokrates aus kleinen Bechern zu trinken empfiehlt. Möglich, daß die gleiche Stelle auch Klopstock bei seinem „Sokratischen Becher" im Sinne hatte.

griechischer Sitte handeln, und Voß hat sich, wenn er dies in der oben erwähnten Ode ausgesprochen hat, ebenso geirrt wie Klopstock sich irrte, als er sich einen Zögling der Griechen nannte. In Wahrheit ist dieser beim Horaz in die Schule gegangen, wie auch unsere Formel und die bei ihrem Gebrauch vorausgesetzte Sitte aus der lateinischen Dichtung stammt. Trinkergebrauch, um es noch einmal zu sagen, ist die Bekränzung der Becher im Alterthum niemals gewesen. Weder bei den Römern noch bei den Griechen. Doch scheint es nach spärlichen oben angeführten Zeugnissen, daß bei den letzteren wenigstens für sakrale Zwecke Mischkrüge oder Trinkbecher hin und wieder bekränzt worden sind.

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

Von Bagdad nach Basra.

Auf dem Tigris, 28. Februar bis 4. März 1901.

Es scheint mir ganz merkwürdig, dies Kulturintervall im Vorwärtskommen, das für mich jetzt zwischen dem babylonischen Tieflande und dem Aufstieg zum hohen Iran liegt. Von Bagdad nach Basra gehen englische Flußdampfer; von Basra nach Buschir, dem persischen Haupthafen am Golf, und weiter nach Bombay unterhält gleichfalls eine anglo-indische Dampfer-Gesellschaft wöchentlichen Personen- und Frachtverkehr. Gewöhnlich sollen die Schiffe so schlecht wie möglich korrespondiren, und man bekommt 5 bis 6 Tage in Basra zu sitzen — im Sommer sicher eine Tortur, jetzt im Frühjahr bloß eine langweilige Aussicht. Wenn man viele Monate lang fast ausschließlich zu Pferde unterwegs gewesen, im Sattel von Ararat bis Ninive, bis ans Mittelmeer und wieder zurück nach Babylon hinunter gegangen ist, so kommt einem dies mühelose „faule" Dahingleiten mit Maschinenkraft auf dem breiten geduldigen Rücken des Stromes beinahe als eine der Männer unwürdige, nur für Frauen und Greise entschuldbare Kultur-...mpelei vor — aber schön ist es doch, und ich habe gar keine Eile nach Basra zu kommen. Während des Niedrigwassers (d. h. 9—10 Monate im Jahr) fahren die Dampfer auf dem Tigris nur bei Tageslicht — der vielen scharfen Krümmungen und der Seichtigkeit des Fahrwassers wegen. Heute Vormittag, einige Stunden abwärts von Bagdad, passirten wir Seleucia-Ktesiphon. Von der griechischen Stadt steht garnichts mehr aufrecht, von der parthisch-sassanidischen noch der kolossale Tak i-Kesra, d. i. „Bogen

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

Von Bagdad nach Basra.

Auf dem Tigris, 28. Februar bis 4. März 1901.

Es scheint mir ganz merkwürdig, dies Kulturintervall im Vorwärtskommen, das für mich jetzt zwischen dem babylonischen Tieflande und dem Aufstieg zum hohen Iran liegt. Von Bagdad nach Basra gehen englische Flußdampfer; von Basra nach Buschir, dem persischen Haupthafen am Golf, und weiter nach Bombay unterhält gleichfalls eine anglo-indische Dampfer-Gesellschaft wöchentlichen Personen- und Frachtverkehr. Gewöhnlich sollen die Schiffe so schlecht wie möglich korrespondiren, und man bekommt 5 bis 6 Tage in Basra zu sitzen — im Sommer sicher eine Tortur, jetzt im Frühjahr bloß eine langweilige Aussicht. Wenn man viele Monate lang fast ausschließlich zu Pferde unterwegs gewesen, im Sattel von Ararat bis Ninive, bis ans Mittelmeer und wieder zurück nach Babylon hinunter gegangen ist, so kommt einem dies mühelose „faule" Dahingleiten mit Maschinenkraft auf dem breiten geduldigen Rücken des Stromes beinahe als eine der Männer unwürdige, nur für Frauen und Greise entschuldbare Kultursimpelei vor — aber schön ist es doch, und ich habe gar keine Eile nach Basra zu kommen. Während des Niedrigwassers (d. h. 9—10 Monate im Jahr) fahren die Dampfer auf dem Tigris nur bei Tageslicht — der vielen scharfen Krümmungen und der Seichtigkeit des Fahrwassers wegen. Heute Vormittag, einige Stunden abwärts von Bagdad, passirten wir Seleucia-Ktesiphon. Von der griechischen Stadt steht garnichts mehr aufrecht, von der parthisch-sassanidischen noch der kolossale Tak i-Kesra, d. i. „Bogen

des Chosru". Man sieht das 30 Meter hohe parabolische Gewölbe beim Vorüberfahren in nächster Nähe; wahrscheinlich ist es die Audienz- und Thronhalle der sassanidischen Könige gewesen. Eine der beiden langen, hohen Flügelmauern, die sich rechts und links an den Bogen anschlossen, ist vor einigen Jahren zusammengestürzt, so daß der Tak i-Kesra jetzt ganz anders aussieht, als man ihn von altersher aus Abbildungen kennt. Leider wird sich die kühne Bogenspannung jetzt, nachdem die eine seitliche Stütze gefallen ist, wohl nicht lange mehr aufrecht halten können.

Wann wird wohl der Geschichtsschreiber des sassanidischen Reiches kommen? Ich glaube, er würde uns zwei wichtige Erkenntnisse bringen, nämlich erstens, daß **was wir arabische Kultur nennen, im Grunde nichts Anderes ist, als die neupersische**, und zweitens, daß ähnlich wie im Occident die römische Aera von Augustus bis auf die Dynastie der Severe, **die Epoche der Sassaniden die eigentliche materiell und geistig gehobene Periode in der Geschichte des Gesammtorients ist.**

Daß die Araber den Aristoteles nicht direkt, sondern durch die Perser bekommen haben, ist sicher, daß auch die dekadische Ziffernrechnung auf diesem Wege zu ihnen kam, ist wenigstens sehr wahrscheinlich, und daß der Hauptfundus der architektonisch-dekorativen Motive, die man später „arabisch" nannte, gleichfalls aus dem sassanidischen Kulturgebiet entlehnt worden ist, kann, soweit ich sehe, unschwer erhärtet werden.

Wann hätte andererseits das Morgenland eine ähnliche Stoß- und Widerstandskraft dem dazu noch unter römischer Herrschaft militärisch-politisch geeinten Occident gegenüber besessen, wie zur Zeit des neupersischen Staatswesens? In den letzten Zeiten der Partherherrschaft war das Uebergewicht Roms gegenüber der Schwäche der Arsakiden so groß geworden, daß es nur wegen des Unterganges der Severischen Dynastie nicht zu einer Eroberung des Ostens zum mindesten bis ans südliche Meer und der Fuß des iranischen Hochlandes gekommen ist. Aus eigener Kraft hätten die seit lange schon zerbrochenen und durcheinandergeschüttelten Völker am Tigris und Euphrat der Einverleibung ins Römerreich keinen Widerstand leisten können — ja schwerlich ein Bedürfniß dazu empfunden. Nächst der Wendung in den Verhältnissen des Abendlandes ist es mindestens ebensosehr die Ersetzung des kraftlos gewordenen Partherreiches durch die

Sassaniden gewesen, weswegen die politische und die Kulturgrenze der abendländischen Welt am Euphrat hat Halt machen müssen.

Das sassanidische Perserreich hat hundertfünfzig Jahre länger bestanden als das achämenidische; es ist zwar um Aegypten, Syrien und Kleinasien, zeitweilig auch um einige ostiranische Gebiete kleiner gewesen als dieses, aber dafür von größerer staatlicher Ordnung und Geschlossenheit, größerer militärischer Kraft und nicht geringerem materiellen Reichthum. Vollends was die Dynastie anbetrifft, so giebt es in der Weltgeschichte kaum noch ein zweites Herrschergeschlecht, das dreihundertfünfzig Jahre lang ein solches Großreich regiert und während dieses ganzen Zeitraums bis zuletzt keine Abnahme der kriegerischen Kraft und staatserhaltenden Energie in seinen regierenden Persönlichkeiten gezeigt hat!

* * *

Der Tigris macht wirklich wunderliche Krümmungen! Bald sehe ich die schneebedeckte Randkette des hohen Iran zur Rechten und dann wieder zur Linken; öfters ist der Hals einer stundenlangen, zu neun Zehnteln in sich zurücklaufenden Schleife des Stromlaufs nur wenige tausend Schritte breit. Die Ruinen von Ktesiphon sieht man auf diese Weise beinahe den ganzen Vormittag; drei Stunden, nachdem man die Westfront des Tak i-Kesra in der Fahrtrichtung des Dampfers vor sich erblickt hat, fährt man noch einmal von der entgegengesetzten Seite auf ihn zu. Das Schiff ist so besetzt, daß ich, erst am Vorabend von Babylon angekommen, keine Kabine mehr gefunden habe. Der Kapitän hat mir auf dem obersten Deck über dem Speisalon ein Zelt aus Segeln aufschlagen lassen, wo es sich während der warmen Frühlingsnächte herrlich kampirt. Von oben sieht man auch über den Rand der senkrecht zum Wasserspiegel abfallenden Erdufer hinweg, und der Blick kann ohne Hinderniß über die weite Horizontalebene des babylonischen Alluviums wandern, während die beiden Schaufelräder des Dampfers eine langgezogene hohe Doppelwelle hinter sich aufwerfen, daß das Wasser klatschend und brandend ans Ufer schlägt und die weichen Wände unterhöhlt, von denen fortwährend große Erdschollen in die hoch aufspritzende graugelbe Fluth hinabstürzen. Die Menge der Ueberbleibsel alter Siedlungen auf beiden Stromufern ist sehr groß. In ununterbrochener Reihe dehnen sich, soweit das Auge reicht, die Hügel, die das einstige Vorhandensein einer Stadt oder eines Dorfes bezeichnen — nicht hoch und spitz,

Sassaniden gewesen, weswegen die politische und die Kulturgrenze der abendländischen Welt am Euphrat hat Halt machen müssen.

Das sassanidische Perserreich hat hundertfünfzig Jahre länger bestanden als das achämenidische; es ist zwar um Aegypten, Syrien und Kleinasien, zeitweilig auch um einige ostiranische Gebiete kleiner gewesen als dieses, aber dafür von größerer staatlicher Ordnung und Geschlossenheit, größerer militärischer Kraft und nicht geringerem materiellen Reichthum. Vollends was die Dynastie anbetrifft, so giebt es in der Weltgeschichte kaum noch ein zweites Herrschergeschlecht, das dreihundertfünfzig Jahre lang ein solches Großreich regiert und während dieses ganzen Zeitraums bis zuletzt keine Abnahme der kriegerischen Kraft und staatserhaltenden Energie in seinen regierenden Persönlichkeiten gezeigt hat!

* * *

Der Tigris macht wirklich wunderliche Krümmungen! Bald sehe ich die schneebedeckte Randkette des hohen Iran zur Rechten und dann wieder zur Linken; öfters ist der Hals einer stundenlangen, zu neun Zehnteln in sich zurücklaufenden Schleife des Stromlaufs nur wenige tausend Schritte breit. Die Ruinen von Ktesiphon sieht man auf diese Weise beinahe den ganzen Vormittag; drei Stunden, nachdem man die Westfront des Tak i-Kesra in der Fahrtrichtung des Dampfers vor sich erblickt hat, fährt man noch einmal von der entgegengesetzten Seite auf ihn zu. Das Schiff ist so besetzt, daß ich, erst am Vorabend von Babylon angekommen, keine Kabine mehr gefunden habe. Der Kapitän hat mir auf dem obersten Deck über dem Speisalon ein Zelt aus Segeln aufschlagen lassen, wo es sich während der warmen Frühlingsnächte herrlich kampirt. Von oben sieht man auch über den Rand der senkrecht zum Wasserspiegel abfallenden Erdufer hinweg, und der Blick kann ohne Hinderniß über die weite Horizontalebene des babylonischen Alluviums wandern, während die beiden Schaufelräder des Dampfers eine langgezogene hohe Doppelwelle hinter sich aufwerfen, daß das Wasser klatschend und brandend ans Ufer schlägt und die weichen Wände unterhöhlt, von denen fortwährend große Erdschollen in die hoch aufspritzende graugelbe Fluth hinabstürzen. Die Menge der Ueberbleibsel alter Siedlungen auf beiden Stromufern ist sehr groß. In ununterbrochener Reihe dehnen sich, soweit das Auge reicht, die Hügel, die das einstige Vorhandensein einer Stadt oder eines Dorfes bezeichnen — nicht hoch und spitz,

wie die Tells von Obermesopotamien, sondern flache, weithin ausgebreitete Erdanhäufungen. Trotzdem sind sie ihrem Ursprunge nach unverkennbar. Noch im 10. Jahrhundert n. Chr. waren die Tigrisbezirke unterhalb Bagdad's reich und bevölkert, obschon die Kultur hier nur noch ein Ueberbleibsel aus der sassanidischen Blüthezeit ausmachte. Dann ist sie, Stück um Stück, von der Peripherie zum Centrum hin abgebröckelt, bis zuletzt nichts übrig blieb als die Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung. Außer Bagdad liegen nur noch einige wenige Kulturoasen am Tigris; die neuen Sultansgüter mit ihrer für hiesige Verhältnisse leidlichen Verwaltung und Bewirthschaftung bilden aber vielleicht den Ansatz zu einem bescheidenen ökonomischen Fortschritt.

Ktesiphons und Seleucias einstige Mauern sind als lange weiße Walllinien in der braunen Steppe noch deutlich zu sehen. Einer unserer Assyriologen, Hugo Winckler, hat jüngst die scharfsinnige Vermutung geäußert und in sehr überzeugender Weise begründet, daß Ktesiphon nichts anderes ist als das Opis Xenophon's und daß möglicherweise schon in der persischen Zeit der Sitz der Verwaltung des Landes nicht mehr in Babylon, sondern hier gewesen ist. Alexander der Große versuchte bekanntlich Babylon als Hauptstadt und Residenz zu restituiren, aber nach dem Tode des Königs wurde der Gedanke wieder aufgegeben und die neue Hauptstadt des Ostens, Seleucia, doch am Tigris, gegenüber Ktesiphon, gegründet. Erklären thäte sich dieser Wechsel durch die Aenderung des Euphratlaufes, die sich um jene Zeit vollzogen haben muß, insofern sich die Hälfte des Stromwassers einige Stunden oberhalb Babylon's in den zum Tigris und direkt auf Seleucia führenden Königskanal (Nahar Malka) warf und der im alten Bette verbleibende Rest nicht mehr hinreichte, um die Fortdauer des Schiffsverkehrs zwischen der Stadt und dem Meere aufrechtzuerhalten. Da gegenüber dem Nahar Malka damals der Hauptarm des großen Dijalastromes, des Wasserweges zu den „Medischen Pässen“ mündete, so war damit in der That die Nothwendigkeit einer Verlegung der Hauptstadt an diesen Punkt gegeben. So erklärt sich also der Verfall Babylons. Es lag seit dem Abschwenken des Euphrat nach Osten abseits von der großen Hochstraße des Weltverkehrs, die vom Persischen Golf und den iranischen Ländern an die Mittelmeerküste führt. Man hat eine Nachricht aus dem Alterthum, wonach es scheinen könnte, als ob eine Reihe von Barragen, die in der späteren persischen Zeit im

Strombett des Euphrat gegen das Heraufdringen arabischer Seeräuber angelegt wurden, mit dazu beigetragen haben, daß jene für Babylon verhängnißvolle Spaltung des Euphrat sich vollzog. In der arabischen Zeit geschah weiter stromab etwas Umgekehrtes: der Tigris warf sich durch das jetzt Schatt el-Hai genannte Flußbett beim heutigen Kut el-Amara nach Westen zum Euphrat hinüber und die Vereinigung der beiden Flüsse erfolgte beträchtlich oberhalb der jetzigen Stelle ihres Zusammenflusses. In einem so vollkommen horizontal abgelagerten Schwemmlande wie Babylonien genügen mitunter ganz geringfügige Ursachen, um die größten Schwankungen in der Richtung der Wasserläufe hervorzurufen. So begann der Euphrat vor einigen Jahren oberhalb der Ruinen von Babylon fast sein ganzes Wasser durch den sogenannten Hindije-Kanal nach Osten in die Depression des Nedschef am Rande der arabischen Wüste hineinzuführen und dort einen riesigen See zu bilden, während im alten Flußbett so wenig Wasser verblieb, daß man während der trockenen Jahreszeit auf seiner Sohle Brunnen anlegen mußte, um die Stadt Hilleh mit Trinkwasser zu versorgen. Jetzt wird unter der Leitung eines französischen Ingenieurs an einem großen Damme gearbeitet, der den Strom wieder nach Babylon und Hilleh zurückbringen soll. Das Werk hat auch guten Erfolg, aber leider benutzt man dazu die Ziegel Nebukadnezars von der großen Babilruine, dem nördlichsten und höchsten Ueberbleibsel der antiken Stadt. Der Franzose erklärt, mit dem schlechten Zeug, das heutzutage in der Nachbarschaft gebrannt wird, nichts anfangen zu können, das altbabylonische Material dagegen sei vortrefflich.

* * *

Es ist wehmüthig auf dem Tigris zu fahren! Wir haben nun den Schatt el-Hai hinter uns, durch den fast die Hälfte des Wassers direkt nach Süden zum Euphrat abgeht, und der Fluß ist so schmal geworden, daß die Maschine des Dampfers in den scharfen Biegungen nur mit halber oder Viertelskraft arbeitet, um das Anrennen auf die Ufer zu vermeiden. Schon seit Stunden hat sich am Horizont etwas ganz Unwahrscheinliches, Unglaubliches gezeigt — aber je näher wir kommen, desto deutlicher wird es, daß dort wirklich ein großer Hain mächtiger, breitästiger Laubbäume am Ufer steht; darunter ein kleines weißes Weli, Imam Ali el-Gharbi. Es ist ein uraltes Heiligthum; der Hain hat

Strombett des Euphrat gegen das Heraufdringen arabischer Seeräuber angelegt wurden, mit dazu beigetragen haben, daß jene für Babylon verhängnißvolle Spaltung des Euphrat sich vollzog. In der arabischen Zeit geschah weiter stromab etwas Umgekehrtes: der Tigris warf sich durch das jetzt Schatt el-Hai genannte Flußbett beim heutigen Kut el-Amara nach Westen zum Euphrat hinüber und die Vereinigung der beiden Flüsse erfolgte beträchtlich oberhalb der jetzigen Stelle ihres Zusammenflusses. In einem so vollkommen horizontal abgelagerten Schwemmlande wie Babylonien genügen mitunter ganz geringfügige Ursachen, um die größten Schwankungen in der Richtung der Wasserläufe hervorzurufen. So begann der Euphrat vor einigen Jahren oberhalb der Ruinen von Babylon fast sein ganzes Wasser durch den sogenannten Hindijé-Kanal nach Osten in die Depression des Nedschef am Rande der arabischen Wüste hineinzuführen und dort einen riesigen See zu bilden, während im alten Flußbett so wenig Wasser verblieb, daß man während der trockenen Jahreszeit auf seiner Sohle Brunnen anlegen mußte, um die Stadt Hilleh mit Trinkwasser zu versorgen. Jetzt wird unter der Leitung eines französischen Ingenieurs an einem großen Damme gearbeitet, der den Strom wieder nach Babylon und Hilleh zurückbringen soll. Das Werk hat auch guten Erfolg, aber leider benutzt man dazu die Ziegel Nebukadnezars von der großen Babilruine, dem nördlichsten und höchsten Ueberbleibsel der antiken Stadt. Der Franzose erklärt, mit dem schlechten Zeug, das heutzutage in der Nachbarschaft gebrannt wird, nichts anfangen zu können, das altbabylonische Material dagegen sei vortrefflich.

* * *

Es ist wehmüthig auf dem Tigris zu fahren! Wir haben nun den Schatt el-Hai hinter uns, durch den fast die Hälfte des Wassers direkt nach Süden zum Euphrat abgeht, und der Fluß ist so schmal geworden, daß die Maschine des Dampfers in den scharfen Biegungen nur mit halber oder Viertelskraft arbeitet, um das Auflrennen auf die Ufer zu vermeiden. Schon seit Stunden hat sich am Horizont etwas ganz Unwahrscheinliches, Unglaubliches gezeigt — aber je näher wir kommen, desto deutlicher wird es, daß dort wirklich ein großer Hain mächtiger, breitästiger Laubbäume am Ufer steht; darunter ein kleines weißes Weli, Iman Ali el-Gharbi. Es ist ein uraltes Heiligthum; der Hain hat

sicher schon zur altbabylonischen Zeit dagestanden und ist einem Gotte oder einer Göttin aus der großen Zwölfheit geweiht gewesen. Es wird nur wenige Kultusstätten im muhammedanischen Orient geben, die nachweislich nicht von den Eroberern aus der heidnischen, jüdischen, christlichen oder parsischen Vorzeit übernommen worden sind, sondern einen jüngeren Ursprung haben. Wenigstens habe ich es von Jerusalem bis Buchara an zahllosen Orten so gefunden, und die Sache ist auch sonst bekannt.

Auf Amram ibn-Ali, dem Hügel der inmitten der Ruinen von Babylon in seiner Tiefe die Reste des babylonischen Pantheons Esagila birgt, steht noch heutigen Tages eine muhammedanische Kapelle mit dem angeblichen Grabe Amrans, des Sohnes Alis; zu Erbil liegen unter der Moschee auf dem alten Burgberg sicher die Ueberbleibsel des Tempels der Istar von Arbela; in Urfa, an den Teichen der Derketo, haben nacheinander altsemitische, hellenistische, arabische, fränkische und türkische Heiligthümer gestanden. Zu Harran hat Saladin seine Moschee an die Stelle der christlichen Kathedrale gesetzt, die selbst erst den Mondtempel verdrängt hatte; in Jerusalem steht die sogenannte Omarmoschee über dem Platz des davidisch-salomonischen Jahwe-Altars; in Hebron und Dan werden heilige Eichbäume noch heute an denselben Stellen verehrt, wo ihre Vorfahren zur Zeit Sauls und Jerobeams rauschten. So ist auch der Imam Ali, dessen Asche angeblich der kleine, weiße Bau im Schatten des uralten Hains am Tigrisufer birgt, sicher nichts Anderes, als ein depossedirter Nachkomme des großen Gottes Marduk, der Nanna oder des Ea, der Götter von Sumir und Akkad.

Der Hain des Imam ist merkwürdig als ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die vollständig waldlose Ebene von Babylonien, zum mindesten an den Ufern der Flüsse, an sich sehr wohl fähig ist, stattliche Baumbestände aufwachsen zu lassen, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie anzupflanzen und zu erhalten. Hier mögen etwa hundert Bäume stehen (mir schienen es vom Schiff aus Pappeln und Tamarisken zu sein), meistens sehr stattliche Exemplare, die den Wuchs der höchsten Dattelpalmen mit ihren Kronen überragten, und zwischen dem Amanusgebirge an der Küste des Mittelmeeres und dem Persischen Golf giebt es am ganzen Euphrat und Tigris nichts dieser Gruppe Aehnliches.

* * *

Wir kommen immer weiter den Tigris hinab und haben Amara schon hinter uns. Zur Linken erstrecken sich unabsehbare Sumpfflächen, die durch den Kercha, den alten Choaspes, der die Ebene von Susa bewässert, gebildet werden. Der Spiegel des Tigris liegt hier höher als das Land zu beiden Seiten, weil sich der Strom beim Zurücktreten nach der Hochwasserperiode sein unmittelbares Ufergelände durch massenhafte Schlammablagerungen fortgesetzt erhöht. Im Frühling ist alles Land bis an den Fuß der iranischen Randketten ein ungeheuerer See. Der natürliche Damm längs des Tigrisufers staut das aus den Bergen kommende Wasser zurück und bildet auf diese Weise die Sümpfe. Nur durch einzelne Lücken in der Barriere ergießt sich der Ueberschuß dieser iranischen Tributäre in den großen Fluß. Diese kurz vor dem Zusammenfluß des Tigris mit dem Euphrat einströmenden Wassermassen sind sehr bedeutend und im Gegensatz zu dem trübgelben Tigriswasser dunkelblau und klar wie Krystall. Nachdem er den Hauptarm der aus den Sümpfen kommenden Zuflüsse aufgenommen hat, wird der Tigris mit einem Male doppelt so breit als bisher; lange fließt das verschiedenfarbige Wasser wie in zwei getrennten Betten nebeneinander her, dann wandelt sich die Farbe des Flusses in ein gemeinsames Graugrün. Uebrigens sollen auch das Euphrat- und Tigriswasser bis unterhalb Basra noch unvermischt nebeneinander fließen, so daß die Leute von Basra, das auf dem rechten Ufer liegt, ihr Wasser, soweit sie zu einem solchen Luxus in der Lage sind, sich vom linken Stromufer herüberholen lassen, um das angeblich wohlschmeckendere Naß aus dem Tigris zu bekommen.

Hier am Unterlauf der großen Ströme ist die älteste aller Religionen, von denen wir Kenntniß haben, entstanden. Die Kosmogonie wie die Götterlehre der Sumerier, die in der Folge von den Babyloniern und Assyrern übernommen worden ist, weisen deutlich auf ein Land wie dieses hin, in dem Ueberfluthung durch den Schwall der Gewässer und Wiederemportauchen mit dem Steigen der Frühlings- und Sommersonne mit einander wechselten. Von hier stammen die letzten Quellen der biblischen Genesis. So wenig denkbar es ist, daß auf dem Boden des dürren Palästina je die Vorstellung aufkommen konnte, am Beginn der Weltschöpfung sei die unendliche Wasserwüste als Ein und Alles dagewesen, so natürlich und verständlich ist dieser Zug des Mythus hier im Ueberschwemmungsgebiet der Zwillingsströme. Gerade die Region, wo jetzt Tigris und Euphrat zusammenfließen, ist im frühen Alter-

Wir kommen immer weiter den Tigris hinab und haben Amara schon hinter uns. Zur Linken erstrecken sich unabsehbare Sumpfflächen, die durch den Kercha, den alten Choaspes, der die Ebene von Susa bewässert, gebildet werden. Der Spiegel des Tigris liegt hier höher als das Land zu beiden Seiten, weil sich der Strom beim Zurücktreten nach der Hochwasserperiode sein unmittelbares Ufergelände durch massenhafte Schlammablagerungen fortgesetzt erhöht. Im Frühling ist alles Land bis an den Fuß der iranischen Randketten ein ungeheuerer See. Der natürliche Damm längs des Tigrisufers staut das aus den Bergen kommende Wasser zurück und bildet auf diese Weise die Sümpfe. Nur durch einzelne Lücken in der Barriere ergießt sich der Ueberschuß dieser iranischen Tributäre in den großen Fluß. Diese kurz vor dem Zusammenfluß des Tigris mit dem Euphrat einströmenden Wassermassen sind sehr bedeutend und im Gegensatz zu dem trübgelben Tigriswasser dunkelblau und klar wie Krystall. Nachdem er den Hauptarm der aus den Sümpfen kommenden Zuflüsse aufgenommen hat, wird der Tigris mit einem Male doppelt so breit als bisher; lange fließt das verschiedenfarbige Wasser wie in zwei getrennten Betten nebeneinander her, dann wandelt sich die Farbe des Flusses in ein gemeinsames Graugrün. Uebrigens sollen auch das Euphrat- und Tigriswasser bis unterhalb Basra noch unvermischt nebeneinander fließen, so daß die Leute von Basra, das auf dem rechten Ufer liegt, ihr Wasser, soweit sie zu einem solchen Luxus in der Lage sind, sich vom linken Stromufer herüberholen lassen, um das angeblich wohlschmeckendere Naß aus dem Tigris zu bekommen.

Hier am Unterlauf der großen Ströme ist die älteste aller Religionen, von denen wir Kenntniß haben, entstanden. Die Kosmogonie wie die Götterlehre der Sumerier, die in der Folge von den Babyloniern und Assyrern übernommen worden ist, weisen deutlich auf ein Land wie dieses hin, in dem Ueberfluthung durch den Schwall der Gewässer und Wiederemportauchen mit dem Steigen der Frühlings- und Sommersonne mit einander wechselten. Von hier stammen die letzten Quellen der biblischen Genesis. So wenig denkbar es ist, daß auf dem Boden des dürren Palästina je die Vorstellung aufkommen konnte, am Beginn der Weltschöpfung sei die unendliche Wasserwüste als Ein und Alles dagewesen, so natürlich und verständlich ist dieser Zug des Mythus hier im Ueberschwemmungsgebiet der Zwillingsströme. Gerade die Region, wo jetzt Tigris und Euphrat zusammenfließen, ist im frühen Alter-

thum wahrscheinlich ein ungeheures Sumpfgebiet, eine salzige Lagune gewesen, die dann allmählich von den unausgesetzt hineingeschütteten Schlammanhäufungen angefüllt wurde. Wenigstens erklärt sich unter dieser Annahme noch am ehesten die Nachricht, Tigris und Euphrat hätten früher gesonderte Mündungen gehabt. Schon in der ersten arabischen Zeit aber reichte das feste Land annähernd ebensoweit nach Süden wie jetzt. Eben kommt der Signalmast von Korna auf der Landspitze am Vereinigungspunkt der Ströme, in Sicht.

* * *

Der Schatt el-Arab ist wirklich imposant! Wir liegen mitten auf dem Strom vor Basra und der Mondschein baut auf der breiten Wasserfläche aus weißen Lichtstrahlen und dem strudelnden Gekräusel der Strömung Brücken, so lang, daß es aussieht, als ob sie weit, weit ins Unendliche fortführten. Einen Augenblick wunderte ich mich draußen, daß der rasche Zug des Wassers nicht stromab, sondern aufwärts am Rumpfe des Schiffs vorbeistrich. Die Fluth hat eingesetzt! Noch ein beträchtliches Stück oberhalb der Vereinigung spürt man die Gezeiten in beiden Strömen. Das Land ist hier so flach, daß die Rückstauung des Flußwassers durch die Fluth genügt, damit all die zahllosen Kanäle, die landeinwärts abgehen, über ihre Ufer treten und die Felder bewässern. Diese Methode haben schon die ersten arabischen Eroberer vorgefunden und sich angeeignet; sicher stammt sie aus der ältesten Zeit. Unser Dampfer liegt gegenüber dem englischen Konsulat. Kaum daß die Maschine stillstand, so war auch schon ein Boot mit einem Schwarm von Gästen und den Reuter'schen Depeschen längsseit. Diese Telegramme kommen durch das Kabel von Bombay nach Fao an der Mündung des Schatt el-Arab, werden dort vervielfältigt und an die Interessenten in Basra und Bagdad geschickt, die abonnirt haben. Gewöhnlich sind sie in einer schauderhaften Handschrift geschrieben und beim Herstellen der Abzüge wird so wenig Sorgfalt und so schlechtes Papier verwendet, daß oft die Hälfte des (englischen) Textes nicht zu lesen ist. Groß habe ich den Verlust bisher nicht gefunden, denn alle Nachrichten sind auf eine so unverschämte Weise im englischen Interesse zurechtgestutzt und gefärbt, daß eine wirkliche Orientirung über die politischen Geschehnisse kaum möglich ist. Geradezu klassisch tritt das bei der Berichterstattung über den Burenkrieg zu Tage. Nicht eine Silbe über

... Ernst der Lage für England und die Erfolge der Buren! ... letzte ausführliche Europapost in Bagdad war vier Wochen ...; sie brachte die Nachricht von dem Einbruch der Buren in die ...kolonie und den Vorsichtsmaßregeln in Kapstadt. Vorher war ...nlang keine Post angekommen, weil die französische Eisenbahn ... den Libanon im Schnee stecken geblieben und die türkische ...waltung viel zu gleichgültig war, um wenigstens die Brief... durch Extrasendung von Beirut nach Damaskus bringen ...ssen, wo die Beförderungsroute zu Pferde und Kameel durch ...syrisch-arabische Wüste nach Bagdad den Anfang nimmt. Kein ...sch in Bagdad hatte aus den Reutertelegrammen etwas über ... Fortschritte der Buren erfahren, obwohl man auf diesem Wege ...schnittlich 6 bis 10 Tage nach den Ereignissen über sie hatte ...irt sein müssen. Nun kamen Privatbriefe und einige Zeitungs...nummern — ungeheures Hurrah für die Buren bei den Freunden ... Bagdad und in Babylon, wohin ich die gute Kunde mitbrachte! ...eine Reisegesellschaft auf dem Schiff ist fast ganz englisch. Trotz ... zur Schau getragenen Siegessicherheit stürzte sich männiglich ... mit ängstlicher Spannung auf die Reuterblätter. Neues steht ...der nicht drin; nur daß „Dewet hart verfolgt werde". Darob ...er Jubel und unendliches Whisky-Sodavertilgen. Die Stimmung ... den Engländern von Bagdad bis hierher ist in Bezug auf ...afrika dermaßen nervös, daß um des Friedens willen dies ...ma und überhaupt fast alle Politik wie Feuer gemieden wird; ... einmal ein Wort, so giebt es gleich rothe Köpfe, und die ...sicherung, über die Gewißheit des Sieges wie des guten Rechtes ... ein Engländer überhaupt nicht diskutiren.

Vor der Mündung der Ströme, den 8. März.

10 Uhr Vormittags — wir dampfen in den Persischen Golf ...! Zwei weit auseinander liegende Gedankenreihen beschäftigen ... abwechselnd: das altbabylonische Epos und die modernste ... in der Politik der am Golf interessirten Mächte. An die Mündung der Ströme führt jenes denkwürdige Heldengedicht auf ... Keilschrifttafeln aus dem Schutte Ninives, das Lied von dem ...tödtenden Helden Gilgamesch, der von seiner Stadt Erech am ...lauf des Euphrat nach der Küste wandert, um auf einer ... weit draußen im Meere seinen Ahnherrn Hasisathra aufzu...en und von ihm Heilung des Leidens zu erlangen, mit dem ... Anu, der Vater der Götter, auf Bitten der Istar geschlagen

den Ernst der Lage für England und die Erfolge der Buren! Die letzte ausführliche Europapost in Bagdad war vier Wochen alt; sie brachte die Nachricht von dem Einbruch der Buren in die Kapkolonie und den Vorsichtsmaßregeln in Kapstadt. Vorher war wochenlang keine Post angekommen, weil die französische Eisenbahn über den Libanon im Schnee stecken geblieben und die türkische Verwaltung viel zu gleichgültig war, um wenigstens die Briefschaften durch Extrasendung von Beirut nach Damaskus bringen zu lassen, wo die Beförderungsroute zu Pferde und Kameel durch die syrisch-arabische Wüste nach Bagdad den Anfang nimmt. Kein Mensch in Bagdad hatte aus den Reutertelegrammen etwas über die Fortschritte der Buren erfahren, obwohl man auf diesem Wege durchschnittlich 6 bis 10 Tage nach den Ereignissen über sie hätte orientirt sein müssen. Nun kamen Privatbriefe und einige Zeitungsnummern — ungeheures Hurrah für die Buren bei den Freunden in Bagdad und in Babylon, wohin ich die gute Kunde mitbrachte! Meine Reisegesellschaft auf dem Schiff ist fast ganz englisch. Trotz aller zur Schau getragenen Siegessicherheit stürzte sich männiglich doch mit ängstlicher Spannung auf die Reuterblätter. Neues steht wieder nicht drin; nur daß „Dewet hart verfolgt werde". Darob großer Jubel und unendliches Whisky-Sodavertilgen. Die Stimmung unter den Engländern von Bagdad bis hierher ist in Bezug auf Südafrika dermaßen nervös, daß um des Friedens willen dies Thema und überhaupt fast alle Politik wie Feuer gemieden wird; fällt einmal ein Wort, so giebt es gleich rothe Köpfe, und die Versicherung, über die Gewißheit des Sieges wie des guten Rechtes könne ein Engländer überhaupt nicht diskutiren.

Vor der Mündung der Ströme, den 8. März.

10 Uhr Vormittags — wir dampfen in den Persischen Golf hinein! Zwei weit auseinander liegende Gedankenreihen beschäftigen mich abwechselnd: das altbabylonische Epos und die modernste Phase in der Politik der am Golf interessirten Mächte. An die Mündung der Ströme führt jenes denkwürdige Heldengedicht auf den Keilschrifttafeln aus dem Schutte Ninives, das Lied von dem löwentödtenden Helden Gilgamesch, der von seiner Stadt Erech am Unterlauf des Euphrat nach der Küste wandert, um auf einer Insel weit draußen im Meere seinen Ahnherrn Hasisathra aufzusuchen und von ihm Heilung des Leidens zu erlangen, mit dem ihn Anu, der Vater der Götter, auf Bitten der Istar geschlagen

hat. Hasisathra ist der Xisuthros des Priesters Berosus, das Vorbild des Noah der Bibel. Istar war in verschmähter Liebe zu Gilgamesch entbrannt; aus Rache dafür, daß sie sich abgewiesen sieht, verfolgt sie den Helden mit ihrem Haß. Urhamsi, der Bootsmann, bringt ihn über das Wasser. Auf der Insel der Seligen findet er seinen Vorfahren, von dem er weiß, daß die Götter ihm Unsterblichkeit verliehen haben. Er fragt ihn, wie das geschehen ist, und als Antwort erzählt ihm Hasisathra die Geschichte von der Sintfluth:

Offenbart sei dir, Gilgamesch, die Kunde meiner Rettung,
Verkündet dir das Orakel der Götter.
Die Stadt Surripak kennst du, am Euphrat liegt sie.
Die Stadt ist alt, die Götter wohnten dort.
Eine Flut anzurichten trieb sie ihr Herz,
Alle die da waren: Ihren Vater Anu,
Ihren Berather, den streitbaren Bel,
Ihren Thronhalter Adar,
Ihren Fürsten Ennugi.
Der Herr unerforschlicher Weisheit aber,
Der Gott Ea, saß mit ihnen zu Rathe
Und ihren Beschluß verkündete er:
Du Sohn Ubaratutus, aus Surripak entstammt,
Verlaß das Haus, mache dir ein großes Schiff, vollende es.
Sie wollen vernichten den Samen des Lebens;
Rette du, was leben soll,
Bringe auf dein Schiff den Samen des Lebendigen von jeder Art.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Alles, was ich Lebendiges hatte, brachte ich zusammen,
Des Feldes Vieh, des Gefildes Thiere,
Der Familie Glieder allesammt bracht' ich hinein.
Herein brach jene Fluth, wovon sie gesprochen.
In das Schiff ging ich, verschloß die Thüre.
Zur Morgenstunde, da brach ein Sturm los,
Erhob sich am Horizont, breit und schwer.
Ramman donnerte in der Mitte,
Nebo und Serru ziehen gegen einander.
Der Pestgott, der Verwüster, entfesselt die Wirbelwinde,
Die Wassergeister brachten Fluthen;
In ihrer Herrlichkeit fegten sie die Erde.
Himmelan stieg die Fluth des Gottes Ramman.
Zum Abgrund ward die lichte Erde,
Vertilgt alles Leben vom Antlitz der Erde,
Himmelan stieg die Fluth über alles Volk.
Der Bruder sah den Bruder nicht mehr an, die Menschen kannten einander nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

[illegible] Lande Nisir trieb mein Schiff,
[illegible] Berge von Nisir hemmten das Schiff.
[illegible] ich eine Taube und sie flog fort, flog hin und wieder,
[illegible] keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
[illegible] ich eine Schwalbe, und sie flog fort, flog hin und wieder,
[illegible] keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
[illegible] ich einen Raben, und er flog fort;
[illegible] flog fort und sah, daß das Wasser gefallen,
[illegible] wieder heran, watete und kehrte nicht wieder.
[illegible] ich die Thiere nach den vier Winden, brachte ein Opfer dar,
[illegible] Altar baute ich auf des Berges Gipfel.
[illegible] Duft sogen die Götter ein,
[illegible] die Götter den Wohlgeruch;
[illegible] schaarten die Götter sich zum Opfernden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

[illegible] Hasisathra und sein Weib
[illegible] den Göttern gleich sein.
[illegible] aber soll Hasisathra in der Ferne,
[illegible] der Ströme Mündung!
[illegible] nahmen sie mich, versetzten mich in die Ferne,
[illegible] an der Ströme Mündung mich nieder.

Wie doch die Landschaft hier nach ihrer Stimmung und ihren [illegible] zu diesem Stücke uralter Dichtung paßt! Man hat so [illegible] viel mehr vom Reisen durch ein geschichtliches Land, [illegible] man etwas von den Aufzeichnungen der alten großen [illegible] von den einstmals dort geschehenen Dingen bei sich [illegible]. Als ich auf dem Berge über Nazareth saß, habe ich aus [illegible] Neuen Testament das 4. Kapitel des Lukas gelesen; durch [illegible] bin ich auf der einstigen Marschstraße der Zehntausend [illegible] der Anabasis in der Hand geritten und nie hat mich ein [illegible] Historie aus dem Alterthum tiefer bewegt, als der Bericht [illegible] Tacitus über den Cherusker und die Teutoburger Schlacht, [illegible] ich ihn unter den Buchen in jenem Wallring unter der Grotenburg las, der einst des Arminius Auszug und Siegesfeier in sich [illegible]. Das Schlagen der Schiffsschraube und das Aechzen der [illegible] aus dem tiefen Bauch des schwer geladenen Dampfers [illegible] geben freilich eine sonderbare Begleitung zu den viertausend-[illegible] Versen von Gilgamesch und Hasisathra, aber dieses selt-[illegible] vorweltliche Bild des Ineinanderfließens von Strom, Meer [illegible] Land, die endlosen Rohrsümpfe längs der schlammigen, kaum [illegible] dem Auge festzuhaltenden Uferlinie und dahinter die unabsehbaren [illegible] Konturen der Palmenwälder — das Alles ist heute noch so

Nach dem Lande Nisir trieb mein Schiff,
Die Berge von Nisir hemmten das Schiff.
Aus sandt' ich eine Taube und sie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus sandt' ich eine Schwalbe, und sie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus sandt' ich einen Raben, und er flog fort:
Der Rabe flog fort und sah, daß das Wasser gefallen,
Kam wieder heran, watete und kehrte nicht wieder.
Da entließ ich die Thiere nach den vier Winden, brachte ein Opfer dar,
Einen Altar baute ich auf des Berges Gipfel.
Den Duft sogen die Götter ein,
Einsogen die Götter den Wohlgeruch:
Wie Fliegen schaarten die Götter sich zum Opfernden.

— —

Jetzt sollen Hasisathra und sein Weib
Vereint den Göttern gleich sein.
Wohnen aber soll Hasisathra in der Ferne,
An der Ströme Mündung!
Dann nahmen sie mich, versetzten mich in die Ferne,
Ließen an der Ströme Mündung mich nieder.

Wie doch die Landschaft hier nach ihrer Stimmung und ihren Formen zu diesem Stücke uralter Dichtung paßt! Man hat so unendlich viel mehr vom Reisen durch ein geschichtliches Land, wenn man etwas von den Aufzeichnungen der alten großen Zeugnisse von den einstmals dort geschehenen Dingen bei sich führt. Als ich auf dem Berge über Nazareth saß, habe ich aus dem Neuen Testament das 4. Kapitel des Lukas gelesen; durch Armenien bin ich auf der einstigen Marschstraße der Zehntausend mit der Anabasis in der Hand geritten und nie hat mich ein Stück Historie aus dem Alterthum tiefer bewegt, als der Bericht des Tacitus über den Cherusker und die Teutoburger Schlacht, als ich ihn unter den Buchen in jenem Wallring unter der Grotenburg las, der einst des Arminius Auszug und Siegesfeier in sich sah. Das Schlagen der Schiffsschraube und das Aechzen der Maschine aus dem tiefen Bauch des schwer geladenen Dampfers hervor geben freilich eine sonderbare Begleitung zu den viertausendjährigen Versen von Gilgamesch und Hasisathra, aber dieses seltsame vorweltliche Bild des Ineinanderfließens von Strom, Meer und Land, die endlosen Rohrsümpfe längs der schlammigen, kaum mit dem Auge festzuhaltenden Uferlinie und dahinter die unabsehbaren schwarzen Konturen der Palmenwälder — das Alles ist heute noch so

wie es damals war, und es macht einen Eindruck, es führt eine Stimmung herauf, in der sich jene Geschichte von dem Nationalheros der alten Babylonier, der dann ein Jahrtausend später seine Gestalt und seine Züge dem Herakles der Griechen leihen sollte, doch sehr, sehr anders liest, als zu Hause am Schreibtisch!

Politisch sind hier jetzt etwas aufgeregte Zeiten. Ich habe bei Russen, Engländern und Türken einen gleich schweren Stand, weil Jedermann trotz aller gegentheiligen Versicherungen überzeugt ist, daß ich in Sachen der Bagdadbahn hier bin und über irgend welche geheime Aufträge in diesem Punkte verfüge. Es kann sich eben schlechterdings Niemand erklären, daß wirklich nichts, garnichts geschehen sollte. Wir haben in Bagdad einen Konsul, Herrn Richarz, der in Bezug auf die Stellung und das Ansehen, die er bei den Eingeborenen wie bei den Europäern einnimmt, ungefähr das Ideal eines Vertreters des Deutschen Reiches in diesen Ländern ist, aber er ist eben Konsul und als solcher muß er ohnehin da sein, mit und ohne Bahn. Wenn wenigstens eine Persönlichkeit dauernd in Bagdad existirte, die wirklich und offiziell nur der Bahn wegen da ist! Der Orientale ist ja daran gewöhnt, daß eine Sache langsam geht, aber irgend etwas muß er doch sehen. Es ist noch ein so unendliches Material hier zur Bahnfrage zu sammeln, daß ein tüchtiger Vertrauensmann der deutschen Finanzgruppe, die das Unternehmen finanziren will, die wichtigsten und erfolgreichen Studien landauf und ab machen kann — und selbst wenn er das nicht in offensichtlicher Weise thut, sondern nur als anerkannter und bekannter Vertreter der Sache da ist, so wäre das schon für eine ganze Weile genug, um dem so peinlichen und unangenehmen Gerede ein Ende zu machen, die Deutschen und ihr Kaiser wollten wohl — aber sie könnten nicht.

Im Augenblick, d. h. seit einigen Tagen, tritt aber selbst die Bahnfrage hinter einem unmittelbarer naheliegenden und daher interessanteren Thema zurück: Ein russischer Handelsdampfer, der Kornilow, wird im Golf erwartet, und die Engländer sind darüber aus dem Häuschen. Daß der Persische Golf ein „britischer See“ sei, ist ihnen so vollständig zur Ueberzeugung geworden, daß das Auftauchen einer fremden Flagge und nun vollends gar der russischen ihnen förmlich als Herausforderung erscheint. Auf die Russen haben sie noch einen besonderen Zorn, seit kürzlich ein russischer Kreuzer sie im Golf genasführt hat. Die Geschichte (ich gebe die

Erzählung eines russischen Reisegefährten auf dem Dampfer wieder) soll sich folgendermaßen zugetragen haben. Der Russe lag im Hafen von Maskat und sollte seine Flagge hin und her an den Küstenplätzen zeigen. Fremde Kriegsschiffe sind den Engländern in diesen von ihnen „kontrolirten“ Gewässern natürlich sehr unangenehm; der Resident in Maskat giebt also Ordre, daß zwei britische Kreuzer den Russen in der Weise eskortiren sollten, daß der eine ihm einen halben Tag voraus, der andere ebensoviel hinter ihm her fährt. Beiläufig behauptete mein Gewährsmann, daß auch ein deutsches Kanonenboot vor einigen Jahren dieser Kontrole unterworfen worden sei. Der russische Kapitän hat jedenfalls etwas Aehnliches erwartet und sprengte daher einen falschen Termin für seine Abfahrt aus, löschte dann schon in der nächsten Nacht alle seine Lichter, ging unbemerkt aus dem Hafen und war schon in der Straße von Ormus, bevor die britischen Stationäre in Maskat ihren Dampf aufgemacht hatten. Einmal im inneren Golf, konnte er die Engländer auslachen, dann natürlich wußte niemand, in welcher Reihenfolge er die Häfen aufsuchen würde.

Der Kornilow soll den direkten Frachtverkehr zwischen Odessa und Buschir eröffnen; er hat Zucker, Petroleum und Manufakturen geladen und es heißt, daß er auch Basra anlaufen will. Die Engländer triumphiren schon im Voraus, daß ihm das nicht gelingen werde, denn irgend jemand hat herausgefunden, daß er 1873 in Glasgow gebaut sei und mit Ladung 24 Fuß tief gehe. Wenn dem so ist, so kann er allerdings nicht über die Barre an der Mündung des Schatt el-Arab, wo selbst bei Fluth nur ca. 20 Fuß Wasser sein sollen. Jedenfalls sprach ganz Basra, das, soweit es nicht türkisch-arabisch ist, englisch ist, von dem Fall. Die Engländer haben übrigens mit ihren eigenen Schiffsrhedern Noth genug. Als ich in Bagdad war, kam ein deutscher Landsmann, der als Assyriologe für die Ausgrabungen in Babylon bestimmt war, von Basra herauf. Er war mit dem englischen Schiff Afghanistan von Neapel durch den Suezkanal gegangen; in Messina passirte eine kleine Havarie und es mußten Kohlen ausgeladen werden. Dabei bemerkte die italienische Hafenpolizei, daß viele Kisten mit Gewehren und Munition an Bord waren. Sie avisirte das englische Konsulat und die Afghanistan wurde von Aden ab von einem Kriegsschiff beobachtet, das ihr bis Basra folgte. Die Gewehre sollten nämlich in Lingah oder Bender Abbas an der persischen Südküste ausgeschifft und auf dem Wege durch Persien und Afghanistan an die

Erzählung eines russischen Reisegefährten auf dem Dampfer wieder) soll sich folgendermaßen zugetragen haben. Der Russe lag im Hafen von Maskat und sollte seine Flagge hin und her an den Küstenplätzen zeigen. Fremde Kriegsschiffe sind den Engländern in diesen von ihnen „kontrolirten" Gewässern natürlich sehr unangenehm; der Resident in Maskat giebt also Ordre, daß zwei britische Kreuzer den Russen in der Weise eskortiren sollten, daß der eine ihm einen halben Tag vorauf, der andere ebensoviel hinter ihm her fährt. Beiläufig behauptete mein Gewährsmann, daß auch ein deutsches Kanonenboot vor einigen Jahren dieser Kontrole unterworfen worden sei. Der russische Kapitän hat jedenfalls etwas Aehnliches erwartet und sprengte daher einen falschen Termin für seine Abfahrt aus, löschte dann schon in der nächsten Nacht alle seine Lichter, ging unbemerkt aus dem Hafen und war schon in der Straße von Ormus, bevor die britischen Stationäre in Maskat ihren Dampf aufgemacht hatten. Einmal im inneren Golf, konnte er die Engländer auslachen, dann natürlich wußte niemand, in welcher Reihenfolge er die Häfen aufsuchen würde.

Der Kornilow soll den direkten Frachtverkehr zwischen Odessa und Buschir eröffnen; er hat Zucker, Petroleum und Manufakturen geladen und es heißt, daß er auch Basra anlaufen will. Die Engländer triumphiren schon im Voraus, daß ihm das nicht gelingen werde, denn irgend jemand hat herausgefunden, daß er 1873 in Glasgow gebaut sei und mit Ladung 24 Fuß tief gehe. Wenn dem so ist, so kann er allerdings nicht über die Barre an der Mündung des Schatt el-Arab, wo selbst bei Fluth nur ca. 20 Fuß Wasser sein sollen. Jedenfalls sprach ganz Basra, das, soweit es nicht türkisch-arabisch ist, englisch ist, von dem Fall. Die Engländer haben übrigens mit ihren eigenen Schiffsrhedern Noth genug. Als ich in Bagdad war, kam ein deutscher Landsmann, der als Assyriologe für die Ausgrabungen in Babylon bestimmt war, von Basra herauf. Er war mit dem englischen Schiff Afghanistan von Neapel durch den Suezkanal gegangen; in Messina passirte eine kleine Havarie und es mußten Kohlen ausgeladen werden. Dabei bemerkte die italienische Hafenpolizei, daß viele Kisten mit Gewehren und Munition an Bord waren. Sie avisirte das englische Konsulat und die Afghanistan wurde von Aden ab von einem Kriegsschiff beobachtet, das ihr bis Basra folgte. Die Gewehre sollten nämlich in Lingah oder Bender Abbas an der persischen Südküste ausgeschifft und auf dem Wege durch Persien und Afghanistan an die

Bergvölker verkauft werden, die an der Nordgrenze von Indien wohnen! Dies Geschäft ist ungeheuer einträglich, denn die Zufuhr von Waffen zu den Afridis, Orakzais 2c., die der indischen Regierung soviel Noth machen, ist auf dem Wege durch das britische Territorium streng gesperrt und die Stämme zahlen ungeheure Preise für Hinterlader und Patronen. Das private Geschäft geht bei den Birminghamer Waffenfabriken und Kaufleuten doch so weit über den Patriotismus, daß sie unbedenklich die unfehlbaren Bundesgenossen der Russen bei dem so sehr gefürchteten zukünftigen Landkrieg um Indien an dieser gefährlichsten Stelle in der Flanke der anglo-indischen Vertheidigungsarmee mit modernen Gewehren bewaffnen, und wenn es selbst nur Peabodys oder Henry Martinis sind. Schließlich hat die Afghanistan dann ihre Kontrebande in Maskat ausgeschifft, wohin die Waffeneinfuhr nicht verboten zu sein scheint. Natürlich sollen die Hinterlader aber dort nicht bleiben, sondern sie werden in kleinen Partien bei Nacht und Nebel auf arabischen Segeldhaus nach der persischen Küste hinübergeschmuggelt und finden dann doch ihren Weg nach Tschitral, Gilgit u. s. w. Im entscheidenden Augenblick werden die Bergvölker selbstverständlich von den Russen auf dem Wege über das Pamir aus dem Vollen bewaffnet werden; für die Vorübung auf alle Fälle im Gebrauch der neuen Waffen, die ihnen durch diese Selbstverleugnung englischer Vaterlandsliebe ermöglicht wird, haben sie aber immerhin allen Grund, dankbar zu sein.

Gestern Nachmittag, nach langweiligen zweiundeinhalb Tagen Aufenthalt in Basra, gab es endlich Gelegenheit, mit dem Dampfer City of Glasgow nach Buschir weiterzukommen. Das Schiff sollte eigentlich direkt nach Bombay gehen, da sich aber noch einige Passagiere fanden, so war der Kapitän einverstanden, in Buschir auf der Rhede anzuhalten und ließ dorthin telegraphiren, daß man uns vom Lande abholen solle, denn die Schiffe sollen wegen des seichten Wassers vier Seemeilen vom Lande ankern müssen. Das Kabel im Golf ist unterbrochen und die Depesche muß über Konstantinopel-Tiflis-Teheran gehen; hoffentlich passirt auf dieser Reise kein Unheil mit ihr. Die Fahrt auf dem Schatt el-Arab war prachtvoll. Der Strom ist, wo er vereinigt fließt, breiter als die Elbe bei Hamburg; Palmenwälder säumen die Ufer. Als die Sonne über der arabischen Wüste versank, ließ unsere City die Anker vor dem persischen Hafenplatz Muhammera fallen; kurz vorher war im Vorüberdampfen an dem Punkte, wo die persische Grenze den

Fluß erreicht, der Salut zwischen dem Schiff und einer sonst sehr harmlosen Uferbatterie ausgetauscht worden. Ich lag im Tropenstuhl bei Whisky-Soda und Arrians Beschreibung des Mündungslandes der Flüsse Tigris, Euläus und Euphrat im 7. Kapitel des 7. Buches der Anabasis Alexanders. Arrians Euläus ist der Fluß Karun, der aus der Landschaft von Susa herabkommt, der persischen Königsstadt, von wo Alexander mit dem Heere aufgebrochen war, um an die Küste zu gelangen. Der König selbst fuhr auf dem Euläus herab bis ins Meer und gelangte von dort in den Tigris; das Heer wurde zu Schiffe durch einen Kanal von dem susianischen Fluß in den großen Strom gebracht. Dieser Kanal existirt noch heute; kurz vor seiner Mündung in den Schatt el-Arab liegt Muhammera. Ungefähr dort lagerten sich die Makedonen unter Hephästion und erwarteten den vom Meere durch den Schatt el-Arab heraufkommenden König; dann gingen sie alle vereinigt den Fluß nach Opis (Ktesiphon) hinauf, wo die große Meuterei ausbrach.

Als unser Schiff Anker gefaßt hatte, kam ein Schwarm Boote vom persischen Ufer her, um Güter in den Dampfer überzuladen; von den rothen Strahlen der eben versinkenden Sonne beschienen, sahen die heranrudernden Fahrzeuge purpurfarbig aus und die kurzen Riemen glänzten, wenn sie feucht aus dem Wasser in die Höhe kamen, wie metallbeschlagenes Gewaffen. Im Geiste sah ich statt ihrer den prachtvollen Strom von der zahllosen Makedonenflotte belebt, die das Heer der Veteranen und der neu eingestellten Asiaten nach Babylon in die Hauptstadt der neuen Weltmonarchie hinauftragen sollte, und wieder stieg in mir die Bewunderung für den König mächtig empor, der als erster und einziger unter allen abendländischen Herrschern eine Armee und eine Flotte auf den Gewässern der Semiramis und Nebukadnezars gehabt hat.

Unmittelbar am Ausfluß des Schatt liegt der Posten Fao, wo das indische Kabel endet und der türkische Ueberlandtelegraph nach Bagdad, Mossul und Konstantinopel seinen Anfang nimmt. Die Küste Arabiens ist hier so flach, daß sie ganz von der großen Schlamm- und Sandinsel Bubian verdeckt wird; dahinter liegt Kuweit, der Hafen, wo die Bagdadbahn enden soll. Die Engländer thun jetzt alles Mögliche, um den Sultan von Kuweit als „unabhängigen“ Herrscher hinzustellen, weil er in dem Falle nach der berühmten englischen Theorie vor der politischen Präponderanz Großbritanniens im Persischen Golf in ihre „Interessensphäre“ hineingehörte und sie die Anlage des Hafens am arabischen Ufer

Fluß erreicht, der Salut zwischen dem Schiff und einer sonst sehr harmlosen Uferbatterie ausgetauscht worden. Ich lag im Tropenstuhl bei Whisky-Soda und Arrians Beschreibung des Mündungslandes der Flüsse Tigris, Euläus und Euphrat im 7. Kapitel des 7. Buches der Anabasis Alexanders. Arrians Euläus ist der Fluß Karun, der aus der Landschaft von Susa herabkommt, der persischen Königsstadt, von wo Alexander mit dem Heere aufgebrochen war, um an die Küste zu gelangen. Der König selbst fuhr auf dem Euläus herab bis ins Meer und gelangte von dort in den Tigris; das Heer wurde zu Schiffe durch einen Kanal von dem susianischen Fluß in den großen Strom gebracht. Dieser Kanal existirt noch heute; kurz vor seiner Mündung in den Schatt el-Arab liegt Muhammera. Ungefähr dort lagerten sich die Makedonen unter Hephästion und erwarteten den vom Meere durch den Schatt el-Arab heraufkommenden König; dann gingen sie alle vereinigt den Fluß nach Opis (Ktesiphon) hinauf, wo die große Meuterei ausbrach.

Als unser Schiff Anker gefaßt hatte, kam ein Schwarm Boote vom persischen Ufer her, um Güter in den Dampfer überzuladen; von den rothen Strahlen der eben versinkenden Sonne beschienen, sahen die heranrudernden Fahrzeuge purpurfarbig aus und die kurzen Riemen glänzten, wenn sie feucht aus dem Wasser in die Höhe kamen, wie metallbeschlagenes Gewaffen. Im Geiste sah ich statt ihrer den prachtvollen Strom von der zahllosen Makedonenflotte belebt, die das Heer der Veteranen und der neu eingestellten Asiaten nach Babylon in die Hauptstadt der neuen Weltmonarchie hinauftragen sollte, und wieder stieg in mir die Bewunderung für den König mächtig empor, der als erster und einziger unter allen abendländischen Herrschern eine Armee und eine Flotte auf den Gewässern der Semiramis und Nebukadnezars gehabt hat.

Unmittelbar am Ausfluß des Schatt liegt der Posten Fao, wo das indische Kabel endet und der türkische Ueberlandtelegraph nach Bagdad, Mossul und Konstantinopel seinen Anfang nimmt. Die Küste Arabiens ist hier so flach, daß sie ganz von der großen Schlamm- und Sandinsel Bubian verdeckt wird; dahinter liegt Kuweit, der Hafen, wo die Bagdadbahn enden soll. Die Engländer thun jetzt alles Mögliche, um den Sultan von Kuweit als „unabhängigen" Herrscher hinzustellen, weil er in dem Falle nach der berühmten englischen Theorie vor der politischen Präponderanz Großbritanniens im Persischen Golf in ihre „Interessensphäre" hineingehörte und sie die Anlage des Hafens am arabischen Ufer

alsdann verhindern zu können glauben. Bei Basra und überhaupt an einem Punkte innerhalb der Barre von Fao darf die Bahn aber auf keinen Fall enden, weil sonst die großen Seeschiffe überhaupt nicht bis an sie herangelangen könnten und überdies eine Blokade so unverhältnißmäßig leicht sein würde — brauchte doch nur eine Anzahl Minen im Schatt el-Arab gelegt zu werden!

Buschir, den 11. März.

Mein Faktotum ist verwundet und ich sitze wieder einmal unvorhergesehener Weise für eine Weile fest. Erst betrinken sich der brave Madat und der Boy gemeinsam in Dattelschnaps, so schauderhaft und fuselig wie ihn nur eine persische oder Bagdader Brennblase zu erzeugen vermag, dann spielen sie mit dem scharfgeladenen Revolver, und ehe sich's einer versieht, geht das Ding los und Madat hat eine Kugel in der Backe. Ich habe hier ebenso angenehme wie unvermuthete Gastfreundschaft bei einem Livländer gefunden, Dr. Werner, Arzt in russischen Diensten, der die Pest-Quarantänestation in Buschir verwaltet und schon ein ganzes Jahr hier am Golf sitzt, ohne freilich einen einzigen Pestfall erlebt zu haben. Gestern Abend, als schon Alles zur Abreise für morgen vorbereitet und die Maulthiere schon bestellt waren, kommt Madat schwankend und jammernd, blutüberströmt die Treppe herauf, zeigt auf seine Backe und wimmert in einem fort: Herr, nimm sie heraus! Herr, nimm sie heraus! Mit Noth und Mühe ist zu ergründen, daß er geschossen ist; er bekommt einen Verband und soll damit bis zum Morgen warten. Das ganze Zimmer ist voll Blutflecken und Fuselgestank; draußen auf der Treppe sitzt der Schuldige und heult! Heute früh konstatirt Dr. Werner, daß die Kugel tief im Kopfe sitzt und ohne Operation mit vielwöchentlichem Liegen im Lazareth (es giebt aber keins in Buschir) nicht herauszunehmen ist.

Ich muß also warten, bis der Mann mit seiner Kugel im Kopf weiter reiten kann. In einigen Tagen wird die Sache wohl soweit sein — wenn kein Wundfieber kommt. Welch ein Glück, daß diese Sache nicht irgendwo in der Wildniß passirt ist, wo es keine Aerzte giebt, oder in einer Türkenstadt, wie Mossul, wo es welche giebt, die schlechter sind, als keine!

Buschir ist gegenwärtig einer der politisch bewegtesten Plätze am Golf. Der Dampfer Kornilow wird auch hier täglich erwartet; außerdem ist der russische Generalkonsul, Fürst Dabischa, von

[illegible] um das Schiff zu empfangen. Meine [illegible] gleichfalls von Jedermann als hochpolitisch [illegible] daß sich niemand einen Vers darauf machen kann. [illegible] Zehntausendfürst, d. h. Gouverneur) hat [illegible] um meinen Paß bitten lassen — der ist deutsch, [illegible] bei dem russischen Doktor, habe einen russischen [illegible] auch russisch? Und warum bin ich gerade mit dem russischen Generalkonsul zusammen eingetroffen? Das Alles [illegible] aus der englischen „Residenz" (Generalkonsulat) [illegible] viel zu schnüffeln und zu zetteln und macht mir großen Spaß. Die englischen Vertreter hier im Osten haben manchmal [illegible] eine recht schnurrige Auffassung von ihrem Dienst. Der [illegible] erwartet seine Gattin von Bombay und ist ihr heute früh mit dem Stationär (ein mäßiger Kreuzer) entgegengefahren — auf mehrere Tage. Und das thut der Mann jetzt, wo der energischste und [illegible] erfolgreichste aller russischen Beamten in Persien eben am Orte eingetroffen ist und seine Netze auszuwerfen anfängt, um möglichst viel persische und sonstige Fische aus dem Buschirer Handel für das neue russische Schiffahrts- und Frachtenunternehmen zu gewinnen!

Den 14. März.

Gestern war ein kleines Diner auf dem deutschen Konsulat und heute habe ich dem Fürsten Dabischa meinen Besuch gemacht. Seit kurzem haben wir nämlich auch einen Konsul in Buschir, Dr. Reinhardt, der unmittelbar vor meiner Ankunft vom Europaurlaub zurückgekehrt ist. Sein Haus, das eben in der Neueinrichtung begriffen ist, ist ein wahres Museum an orientalischen Kostbarkeiten und erlesenem Geschmack: Aegyptisches, Persisches, Türkisches, und das Eine immer schöner als das Andere. Dr. Reinhardt besitzt von seiner Dienstzeit in Kairo her zwei ägyptische Mumienporträts und einen antiken Schmuck, die wenige Museen in Europa zu kaufen in der Lage sein werden. Und dazu diese Sammlung von Teppichen. Man könnte neidisch werden — wenn sich der Gedanke überhaupt fassen ließe, je auch in den Besitz solcher Schätze zu kommen. Wie schade, daß die Dinge an einem so weltfernen Platz vergraben liegen! Das Bewußtsein, auch einen Vertreter und offiziellen Beschützer am Ort zu haben, giebt dem Deutschen auf der Reise doch ein ganz anderes Gefühl der Würde und Befriedigung gegenüber den Orientalen, als wenn man so ganz allein auf sich angewiesen ist. In der Türkei ist ja unser Name jetzt an sich

Ispahan heruntergekommen, um das Schiff zu empfangen. Meine bescheidene Person wird gleichfalls von Jedermann als hochpolitisch angesehen, bloß daß sich niemand einen Vers darauf machen kann, wer ich bin. Der Emir Toman (Zehntausendfürst, d. h. Gouverneur) hat hergeschickt und um meinen Paß bitten lassen — der ist deutsch, aber wozu wohne ich bei dem russischen Doktor, habe einen russischen Diener und spreche auch russisch? Und warum bin ich gerade mit dem russischen Generalkonsul zusammen eingetroffen? Das Alles giebt den Spionen aus der englischen „Residenz“ (Generalkonsulat) ungeheuer viel zu schnüffeln und zu zetteln und macht mir großen Spaß. Die englischen Vertreter hier im Osten haben manchmal auch eine recht schnurrige Auffassung von ihrem Dienst. Der Resident erwartet seine Gattin von Bombay und ist ihr heute früh mit dem Stationär (ein mäßiger Kreuzer) entgegengefahren — auf mehrere Tage. Und das thut der Mann jetzt, wo der energischste und bisher erfolgreichste aller russischen Beamten in Persien eben am Orte eingetroffen ist und seine Netze auszuwerfen anfängt, um möglichst viel persische und sonstige Fische aus dem Buschirer Handel für das neue russische Schifffahrts- und Frachtenunternehmen zu gewinnen!

Den 14. März.

Gestern war ein kleines Diner auf dem deutschen Konsulat und heute habe ich dem Fürsten Dabischa meinen Besuch gemacht. Seit kurzem haben wir nämlich auch einen Konsul in Buschir, Dr. Reinhardt, der unmittelbar vor meiner Ankunft vom Europaurlaub zurückgekehrt ist. Sein Haus, das eben in der Neueinrichtung begriffen ist, ist ein wahres Museum an orientalischen Kostbarkeiten und erlesenem Geschmack: Aegyptisches, Persisches, Türkisches, und das Eine immer schöner als das Andere. Dr. Reinhardt besitzt von seiner Dienstzeit in Kairo her zwei ägyptische Mumienporträts und einen antiken Schmuck, die wenige Museen in Europa zu kaufen in der Lage sein werden. Und dazu diese Sammlung von Teppichen. Man könnte neidisch werden — wenn sich der Gedanke überhaupt fassen ließe, je auch in den Besitz solcher Schätze zu kommen. Wie schade, daß die Dinge an einem so weltfernen Platz vergraben liegen! Daß Bewußtsein, auch einen Vertreter und offiziellen Beschützer am Ort zu haben, giebt dem Deutschen auf der Reise doch ein ganz anderes Gefühl der Würde und Befriedigung gegenüber den Orientalen, als wenn man so ganz allein auf sich angewiesen ist. In der Türkei ist ja unser Name jetzt an sich

hoch, aber gerade aus diesem Grunde ist es besonders peinlich und beschämend, wenn man in den Städten des Inneren russische, französische und englische Vertretung antrifft, während es einen deutschen Konsul von Aleppo an auf der ganzen Route bis Bagdad nicht giebt.

Fürst Dabischa hat mir viel interessante Dinge erzählt. Ich fragte ihn, ob es wahr sei, daß in Bagdad und Buschir russische Generalkonsulate errichtet werden sollten, und er bestätigte es mir nicht nur, sondern fügte auch noch hinzu, daß ein Konsulat nach Basra käme (wo wir nichts haben!) und Konsularagenturen nach Achwas am Karun und nach Bender Abbas an der Ormusstraße. Das ist ein schwerer Schlag für England — *und eine energische Mahnung für uns, schleunigst nach dem Unseren zu sehen!* Ja, Rußland will sogar ein Kriegsschiff dauernd im Golf halten und in Buschir soll der Generalkonsul eine Kosakenleibwache haben, damit hierdurch ganz deutlich und zweifelsohne die Gleichberechtigung mit England markirt werde, das seinem Residenten fünfzig Mann indische Seapoys und einen bewaffneten Stationär zur Verfügung hält. Unglaublicher Weise läßt sich übrigens die Türkei schon seit lange das Gleiche in Bagdad gefallen, wenn auch der schöne weiße Raddampfer dort auf dem Tigris vor der Residency nach Bauart und Tiefgang nicht gerade beanspruchen kann, ein gefährliches Kriegsschiff zu sein. Wo ist Lord Curzon geblieben (der jetzige Vicekönig von Indien) mit seiner emphatischen Erklärung vor zehn Jahren: Persien vom Golf an bis hinauf nach Ispahan müsse von England jedem fremden Einfluß fest verschlossen gehalten werden, und sollte es darüber zum offenen Konflikt mit einer anderen Macht kommen! Fürst Dabischa antwortete mir auf meine Frage nach der gegenwärtigen politischen Stellung Englands in Südpersien, daß er es in Buschir nicht für wesentlich schwerer halte, als in Ispahan, den englischen Einfluß durch den russischen zu ersetzen, dort aber sei das Ansehen Englands bereits fast gleich Null und wenn auch noch ganz vorwiegend englische Waaren gehandelt würden, so seien doch im letzten Jahre auch bereits für eine Million Kran (400 000 Mk.) russische, von Norden her eingeführte, verkauft worden.

Von großer Bedeutung für das russische Eindringen in den Golf und den Süden Irans ist, daß die persische Zollverwaltung *in belgischen Händen ist.* Zwischen dem belgischen Kapital und der russischen Politik existiren in Ostasien freundschaftliche Beziehungen; die Belgier, die hier im Dienste des Schahs stehen, werden sich schon aus dem Grunde gut mit Rußland stellen müssen, weil ein kräftiger russischer Druck in Teheran genügt, um sie nach Ablauf ihrer Kontrakte ohne Sang und Klang in die Heimath zurückkehren zu lassen.

Vom deutschen Interesse aus kann man den Einbruch der Russen in das politische und kommerzielle Golfmonopol der Engländer nur mit großer Befriedigung begrüßen. Bisher hat es keins unserer großen Schifffahrtsunternehmen gewagt, Beziehungen hierher aufzunehmen, weil man weiß, daß die beiden enorm kapitalkräftigen englischen Gesellschaften, die hier arbeiten, jede fremde Konkurrenz einfach so lange mit ihren Frachten zu unterbieten suchen werden, bis dem Eindringling der Athem ausgeht. Die russische Linie fürchtet sich davor nicht, weil sie — von der Regierung subventionirt wird. Auf diese Weise kann sie es mit den Engländern ruhig aufnehmen. Meiner Ansicht sollte man unsererseits die Gelegenheit benutzen, um eine oder die andere englische Linie einfach anzukaufen. Die Herren in London werden es erst mit der russischen Konkurrenz versuchen und dann, wenn der Einnahmeausfall durch die Frachtherabsetzung eine Zeit lang gedauert hat, werden sie zufrieden sein, für ihr schwimmendes Material einen guten Preis zu bekommen. Wie den Engländern das Geschäft über den Patriotismus geht, habe ich ja eben erst auszuführen gehabt, und daß sie nicht nur den Afridis Gewehre liefern, sondern auch ganze Schifffahrtslinien an deutsche Rhedereien verkaufen, hat man ja unlängst in Ostasien gesehen, wo zwei stattliche Flotten für den Küstenfrachtdienst Birma—Singapore—China für baares Geld aus englischen Händen in die des Norddeutschen Lloyd übergegangen sind. Also vivat sequens! Der Handel von Buschir ist für persische Verhältnisse sehr bedeutend und beträgt an 40 Mill. Mark; die Waaren gehen von hier auf dem Landwege bis nach Teheran hinauf.

Den 15. März.

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht noch einige Wochen hier im Süden bleiben kann, aber Madat ist nun nach Dr. Werner's Ausspruch fähig zu reiten, wenn der arme Teufel sich auch noch schwach genug fühlt. Das Reiten ist für diese Leute aber wirklich nicht anstrengender, als für unsereinen Stubenarrest, selbst wenn sie krank sind. Sie hängen auf dem Pferde, als ob sie zu Hause

ziehungen; die Belgier, die hier im Dienste des Schahs stehen, werden sich schon aus dem Grunde gut mit Rußland stellen müssen, weil ein kräftiger russischer Druck in Teheran genügt, um sie nach Ablauf ihrer Kontrakte ohne Sang und Klang in die Heimath zurückkehren zu lassen.

Vom deutschen Interesse aus kann man den Einbruch der Russen in das politische und kommerzielle Golfmonopol der Engländer nur mit großer Befriedigung begrüßen. Bisher hat es keins unserer großen Schifffahrtsunternehmen gewagt, Beziehungen hierher aufzunehmen, weil man weiß, daß die beiden enorm kapitalkräftigen englischen Gesellschaften, die hier arbeiten, jede fremde Konkurrenz einfach so lange mit ihren Frachten zu unterbieten suchen werden, bis dem Eindringling der Athem ausgeht. Die russische Linie fürchtet sich davor nicht, weil sie — von der Regierung subventionirt wird. Auf diese Weise kann sie es mit den Engländern ruhig aufnehmen. Meiner Ansicht sollte man unsererseits die Gelegenheit benutzen, um eine oder die andere englische Linie einfach anzukaufen. Die Herren in London werden es erst mit der russischen Konkurrenz versuchen und dann, wenn der Einnahmeausfall durch die Frachtherabsetzung eine Zeit lang gedauert hat, werden sie zufrieden sein, für ihr schwimmendes Material einen guten Preis zu bekommen. Wie den Engländern das Geschäft über den Patriotismus geht, habe ich ja eben erst auszuführen gehabt, und daß sie nicht nur den Afridis Gewehre liefern, sondern auch ganze Schifffahrtslinien an deutsche Rhedereien verkaufen, hat man ja unlängst in Ostasien gesehen, wo zwei stattliche Flotten für den Küstenfrachtdienst Birma—Singapore—China für baares Geld aus englischen Händen in die des Norddeutschen Lloyd übergegangen sind. Also vivat sequens! Der Handel von Buschir ist für persische Verhältnisse sehr bedeutend und beträgt an 40 Mill. Mark; die Waaren gehen von hier auf dem Landwege bis nach Teheran hinauf.

Den 15. März.

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht noch einige Wochen hier im Süden bleiben kann, aber Madat ist nun nach Dr. Werner's Ausspruch fähig zu reiten, wenn der arme Teufel sich auch noch schwach genug fühlt. Das Reiten ist für diese Leute aber wirklich nicht anstrengender, als für unsereinen Stubenarrest, selbst wenn sie krank sind. Sie hängen auf dem Pferde, als ob sie zu Hause

auf ihrem Pfühl hockten. Dazu möchte Madat auch nun so schnell wie möglich nach Hause. Heute kam er nach oben in mein Zimmer, fragte ob morgen abgereist werden solle und umfaßte meine Kniee: er wolle gern mit, nur solle ich ihn nicht in den Bergen zurücklassen, wenn er mir mit der Wunde nicht gut genug dienen könne. Die gute Haut ist wie ein Kind — der Doktor kann ihm zehnmal sagen, seine Wunde sei nicht gefährlich und die Kugel müsse vorläufig ruhig einheilen, er kommt doch immer wieder und bittet, sie herauszunehmen. Niemand kann ihm klar machen, daß das eine schwere Operation giebt, nach der er mindestens einen Monat festliegen muß — er fleht: nehmt sie nur heraus, dann kann ich noch am selben Tage wieder meinen Dienst thun!

Gar zu gerne ginge ich noch nach dem Karun, um die neue englische Karawanenstraße per Dampfer flußauf und dann in zwölf Tagereisen von Schuschter nach Ispahan kennen zu lernen, aber wie soll ich dann von da wieder nach Persepolis kommen, an dem mir doch Alles liegt — mehr noch als selbst an der Politik sammt Russen und Engländern. Mein Gewährsmann Fürst Dabischa sagt, die Karunroute, auf die sich die Engländer sonst viel zu Gute thun, sei nicht viel werth, weil auf der langen Ueberlandstrecke der Weg im Winter drei Monate wegen seiner Höhe durch Schnee gesperrt, im Sommer dagegen menschenleer ist, weil die anwohnenden Nomaden auf die Hochgebirgsweiden ziehen. Dagegen soll die andere Straße, die die indische Regierung von Quetta in Beludschistan her durch Seistan nach Ost- und Nordostpersien eingerichtet hat, gut funktioniren, was die Russen wegen der Konkurrenz mit ihrer Waareneinfuhr über Aschabad an der transkaspischen Bahn und Meschhed besorgt macht.

Und nun Abschied vom Golf — morgen geht's den Bergen entgegen und wieder auf das hohe Iran hinauf, von dem ich vor viereinhalb Monaten in die mesopotamische Ebene hinabgestiegen bin. Als Aushilfe für Madat ist ein persisch-armenischer Koch engagirt und für Menschen und Gepäck fünf Maulthiere sammt Treiber; dazu geht ein Telegramm von Dr. Reinhardt an die Gesandtschaft in Teheran, daß ich aufbreche. —

Kaserun, den 19. März.

Ich bin auf dem Wege ins Herz der alten Persis, in die Heimat der Könige, die von Achämenes und Ardaschir entstammen. Welch ein weltentlegenes Land ist dies! Welche Hindernisse der

Natur thürmen sich dem Reisenden, dem Kaufmann, dem Krieger entgegen, der diese Straße zieht!

Von Buschir aus sind wir anderthalb Tage über die Küstenebene bis an den Fuß der ersten Gebirgskette geritten, in der das Hochland von Iran sich nach Norden zu erheben beginnt. Das erste Stück des Weges wird noch mit einem Segelboot zurückgelegt. Man fährt von der Spitze der Halbinsel, auf der die Stadt liegt, quer über die Lagune nach dem Karawanenhalteplatz Schif; dort erwarteten uns die gemietheten Maultiere. Noch nie habe ich eine so merkwürdig gestaltete Küste gesehen, wie dort bei Buschir. Es ist ganz unmöglich, zu sagen, wo das Land aufhört und das Meer anfängt. Schif liegt auf einem niedrigen Hügel; ein schmutzig-verfallenes Karawanenrasthaus und eine Cisterne mit abscheulichem, salzig-ammoniakhaltigem Wasser sind die einzigen Anlagen für den starken Verkehr, der hier durchpassirt. Auf der einen Seite des Ortes liegt die Lagune, auf der anderen ein meilenbreiter Salzsumpf, abwechselnd von klaren Wasserlachen und grauem Schlamm erfüllt, in den die Tiere bis über die Fesseln einsinken. Seewärts geht dies Terrain allmählich in die zusammenhängende Meeresfläche, landeinwärts in festes Land über. Um die Mittagszeit, als wir in den Morast hineinritten, war draußen Ebbe und das Sumpfwasser rieselte unter den Füßen der Maulthiere zum Meerbusen ab; sein Salzgehalt ist so groß, daß jeder Tropfen, der ins Auge kam, förmlich brannte und Kleidung wie Thiere von den verdunstenden Spritzern ganz weiß getupft erschienen.

Die Sonne war schon fast am Untergehen, als wir endlich aufs Trockene kamen, d. h. eigentlich auch auf eine Art Insel, die aber nur noch durch einen schmalen Sumpfarm von dem Beginn der festen Ebene getrennt war. Das Trinkwasser war immer noch salzig, aber die Leute in dem Dorf, wo wir eine kleine Rast machten, hatten kein anderes; es war auch schon tauglich, Reisfelder zu bewässern. Als es dunkel wurde, kamen wir nach Chuschab, wo die Perser in dem englisch-persischen Kriege von 1857 eine Niederlage durch den britischen General Outram erlitten. Zwei kleine Mädchen trugen Wasser in einem kupfernen Gefäß nach Hause. Ich suchte ihnen mit Geberden und einigen persischen Brocken verständlich zu machen, daß ich trinken wollte; aber als Antwort setzten sie ihren Kessel zur Erde und liefen unter markdurchdringendem Geschrei davon. Während ich auf meine zurückgebliebenen Leute wartete, kam die junge Mannschaft des Dorfes

Natur thürmen sich dem Reisenden, dem Kaufmann, dem Krieger entgegen, der diese Straße zieht!

Von Buschir aus sind wir anderthalb Tage über die Küstenebene bis an den Fuß der ersten Gebirgskette geritten, in der das Hochland von Iran sich nach Norden zu erheben beginnt. Das erste Stück des Weges wird noch mit einem Segelboot zurückgelegt. Man fährt von der Spitze der Halbinsel, auf der die Stadt liegt, quer über die Lagune nach dem Karawanenhalteplatz Schif; dort erwarteten uns die gemietheten Maultiere. Noch nie habe ich eine so merkwürdig gestaltete Küste gesehen, wie dort bei Buschir. Es ist ganz unmöglich, zu sagen, wo das Land aufhört und das Meer anfängt. Schif liegt auf einem niedrigen Hügel; ein schmutzig-verfallenes Karawanenrasthaus und eine Cisterne mit abscheulichem, salzig-ammoniakhaltigem Wasser sind die einzigen Anlagen für den starken Verkehr, der hier durchpassirt. Auf der einen Seite des Ortes liegt die Lagune, auf der anderen ein meilenbreiter Salzsumpf, abwechselnd von klaren Wasserlachen und grauem Schlamm erfüllt, in den die Tiere bis über die Fesseln einsinken. Seewärts geht dies Terrain allmählich in die zusammenhängende Meeresfläche, landeinwärts in festes Land über. Um die Mittagszeit, als wir in den Morast hineinritten, war draußen Ebbe und das Sumpfwasser rieselte unter den Füßen der Maulthiere zum Meerbusen ab; sein Salzgehalt ist so groß, daß jeder Tropfen, der ins Auge kam, förmlich brannte und Kleidung wie Thiere von den verdunstenden Spritzern ganz weiß getupft erschienen.

Die Sonne war schon fast am Untergehen, als wir endlich aufs Trockene kamen, d. h. eigentlich auch auf eine Art Insel, die aber nur noch durch einen schmalen Sumpfarm von dem Beginn der festen Ebene getrennt war. Das Trinkwasser war immer noch salzig, aber die Leute in dem Dorf, wo wir eine kleine Rast machten, hatten kein anderes; es war auch schon tauglich, Reisfelder zu bewässern. Als es dunkel wurde, kamen wir nach Chuschab, wo die Perser in dem englisch-persischen Kriege von 1857 eine Niederlage durch den britischen General Outram erlitten. Zwei kleine Mädchen trugen Wasser in einem kupfernen Gefäß nach Hause. Ich suchte ihnen mit Geberden und einigen persischen Brocken verständlich zu machen, daß ich trinken wollte; aber als Antwort setzten sie ihren Kessel zur Erde und liefen unter markdurchdringendem Geschrei davon. Während ich auf meine zurückgebliebenen Leute wartete, kam die junge Mannschaft des Dorfes

im Laufschritt mit Keulenstöcken herbei, und nun fiel mir ein, was ich im ersten Augenblick des Durstes wegen nicht bedacht hatte, daß für den Religionsfanatismus der Schiiten ein jedes Gefäß, das ein Ungläubiger mit seinen Lippen berührt hat, unrein und unbrauchbar wird. Die Dorfleute forderten für den Schrecken, den ich den Mädchen verursacht hatte, ein Geldgeschenk; während ich ihnen erklären ließ, daß sie wohl mit meiner Reitpeitsche, aber nicht mit meinem Geld Bekanntschaft machen könnten, tauchten plötzlich zwei Tüfenkdschi's (Flintenträger) auf und boten sich auf türkisch als Schutzwache für den Weiterritt durch die Nacht nach Borazjun an, wo ich in dem Telegraphenrasthaus das Nachtquartier bestimmt hatte. Diese Häuser (rest-rooms) sind für den Dienst des anglo-indischen Telegraphen erbaut; es giebt im ganzen sieben zwischen Buschir und Schiras. Einige sind zugleich Telegraphenstationen mit einem — in der Regel armenischen — Beamten; alle haben aber ein sauberes und mit einer guten Bettstelle versehenes Zimmer, das für gewöhnlich verschlossen steht und für die Beamten reservirt ist, die zu bestimmten Zeiten die Strecke auf und ab revidiren und Ausbesserungen vornehmen. Ein Paß, der vom englischen Telegraphendirektor in Buschir europäischen Reisenden ohne Schwierigkeit ausgestellt wird, gewährt das Recht, diesen Raum, wenn er nicht dienstlich belegt ist, zu Nachtquartier und Rast zu benutzen. Für diese menschenfreundliche Einrichtung sind schon viele Reisende der Telegraphenverwaltung von Herzen dankbar gewesen. Wenn ich an meine primitiven Lagerstätten am Urmiasee, in Mesopotamien und Syrien zurückdenke, so muthet es mich ganz unglaubwürdig an, daß ich hier ein Bett mit Drahtmatratze, zwei europäische Tische zum Essen und Schreiben, Stühle, Waschtisch und Glaskaraffe gefunden habe. Es regnet heute seit dem frühen Morgen heftig und wahrscheinlich kommen wir daher erst nachmittags fort, sodaß die fünf Reisetage von Buschir bis Schiras sich wohl zu sechsen ausdehnen werden.

Bis Borazjun reitet man durch die Ebene. Am nächsten Tage wird die Gegend leicht wellig, und um Mittag erreicht man eine Stunde hinter dem Dorfe Daliki endlich das Gebirge, das von der Küste aus den Eindruck machte, als ob es bis an seinen Fuß nur 3 bis 4 Stunden Reitens wären. Gleich der Eintritt in die Berge ist romantisch schön. Durch ein Gewirr von Schluchten und Spalten arbeitet man sich auf beschwerlichem Pfade zu einem

breiten Felsenthale durch, auf dessen Grund der reißende Dalikifluß dahinschießt. Hier ist die Straße in ziemlicher Höhe über dem Wasser schon vor alters ein langes Stück in die Bergwand des linken Ufers hineingehauen worden; dann wendet sie sich plötzlich und überschreitet auf einer imposanten, modernen Brücke den Fluß. Ich hätte garnicht geglaubt, daß heute noch in Persien so gebaut werden kann. Als wir uns näherten, ertönte aus dem Wachthaus jenseits der Brücke heftiges Flintengeknatter als Ehrenbezeugung seitens der dort stationirten trinkgeldhoffnungsvollen Regierungssoldaten. Was in der Türkei Bakschisch ist, heißt in Persien „enam" (ich schreibe nach dem Gehör, der dumpfe Laut der zweiten Silbe liegt zwischen a und u). **Enam, sahab, enam** — damit trat der Befehlshaber der Soldaten an mein Maulthier heran und bot eine bewaffnete Eskorte bis zum Nachtquartier an. Für seine Höflichkeit erhielt er ein kleines Aequivalent in Silber; für die zerlumpten Krieger dankte ich. „Gefahr" für den Reisenden scheint es mir hier noch weniger zu geben, als ich sonst im Orient gefunden habe, und bei einem wirklichen Ueberfall wären diese wahrhaft Falstaffischen Soldaten mit tödtlicher Sicherheit die Ersten, die davonliefen.

Der Blick von der Brücke, die Dalikischlucht aufwärts, ist landschaftlich einer der prachtvollsten von denen, die ich bisher im Orient genossen habe. Man sieht unmittelbar in eine wilde Hochgebirgswelt hinein. Die Berggipfel reichen schon an 3000 m heran; das Gebirge ist ungeheuer zerklüftet und zerspalten, dazu das Gestein einzelner Gipfel, Abstürze und Kämme von einem weithin leuchtenden Rothbraun, das mit grauen und grünlichen Partien wechselt. Gerade jetzt liegt auf den niedrigeren Hängen ein grüner Anflug von Frühlingsvegetation, von dem freilich über sechs Wochen nichts mehr vorhanden sein wird.

Eine Stunde reitet man noch längs dem Flusse, dann beginnt der Kotal i-malu, d. h. der „verfluchte Paß", der erste der vier steilen Gewaltanstiege, die aus dem Küstenlande auf das hohe Iran hinaufführen und der mich lebhaft an die Felsentreppe des Zerderria erinnert hat, über die hinter Rovandus der Weg aus dem alten Atropatene in das assyrische Vorland hinabsteigt. Zuerst windet sich der Karawanenpfad unter beständigem Steigen in eine Wildniß von Felsentrümmern und zerborstenen Bergmassen hinein, mehr dem von Steinblöcken erfüllten trockenen Bett eines Gießbachs gleichend, als einem seit Jahrtausenden von einem massen-

breiten Felsenthale durch, auf dessen Grund der reißende Dalikifluß dahinschießt. Hier ist die Straße in ziemlicher Höhe über dem Wasser schon vor alters ein langes Stück in die Bergwand des linken Ufers hineingehauen worden; dann wendet sie sich plötzlich und überschreitet auf einer imposanten, modernen Brücke den Fluß. Ich hätte garnicht geglaubt, daß heute noch in Persien so gebaut werden kann. Als wir uns näherten, ertönte aus dem Wachthaus jenseits der Brücke heftiges Flintengeknatter als Ehrenbezeugung seitens der dort stationirten trinkgeldhoffnungsvollen Regierungssoldaten. Was in der Türkei Bakschisch ist, heiß in Persien „enam" (ich schreibe nach dem Gehör, der dumpfe Laut der zweiten Silbe liegt zwischen a und u). Enam, sahab, enam — damit trat der Befehlshaber der Soldaten an mein Maulthier heran und bot eine bewaffnete Eskorte bis zum Nachtquartier an. Für seine Höflichkeit erhielt er ein kleines Aequivalent in Silber; für die zerlumpten Krieger dankte ich. „Gefahr" für den Reisenden scheint es mir hier noch weniger zu geben, als ich sonst im Orient gefunden habe, und bei einem wirklichen Ueberfall wären diese wahrhaft Falstaffschen Soldaten mit tödtlicher Sicherheit die Ersten, die davonliefen.

Der Blick von der Brücke, die Dalikischlucht aufwärts, ist landschaftlich einer der prachtvollsten von denen, die ich bisher im Orient genossen habe. Man sieht unmittelbar in eine wilde Hochgebirgswelt hinein. Die Berggipfel reichen schon an 3000 m heran; das Gebirge ist ungeheuer zerklüftet und zerspalten, dazu das Gestein einzelner Gipfel, Abstürze und Kämme von einem weithin leuchtenden Rothbraun, das mit grauen und grünlichen Partien wechselt. Gerade jetzt liegt auf den niedrigeren Hängen ein grüner Anflug von Frühlingsvegetation, von dem freilich über sechs Wochen nichts mehr vorhanden sein wird.

Eine Stunde reitet man noch längs dem Flusse, dann beginnt der Kotal i-malu, d. h. der „verfluchte Paß", der erste der vier steilen Gewaltanstiege, die aus dem Küstenlande auf das hohe Iran hinaufführen und der mich lebhaft an die Felsentreppe des Serderria erinnert hat, über die hinter Rovandus der Weg aus dem alten Atropatene in das assyrische Vorland hinabsteigt. Zuerst windet sich der Karawanenpfad unter beständigem Steigen in eine Wildniß von Felsentrümmern und zerborstenen Bergmassen hinein, mehr dem von Steinblöcken erfüllten trockenen Bett eines Gießbachs gleichend, als einem seit Jahrtausenden von einem massen-

haften Waaren- und Personenverkehr verfolgten Wege. Dann fängt eine zu beiden Seiten von Mauern eingefaßte, mit breiten, gepflasterten Stufen versehene Zickzacktreppe an, die direkt eine ganz unglaublich steile Thalwand in die Höhe führt. Die Steine der Stufen sind aber durch den jahrhundertelangen Verkehr so glatt geschliffen, daß beladene Thiere ohne Gefahr des Stürzens und Beinbrechens hier weder hinauf noch hinunter können; sie klettern daher unter beständigem Geschrei der Treiber neben der Treppe auf einem Pfade in die Höhe, der zwar noch weit steiler und ermüdender ist, aber den beschlagenen Hufen etwas besseren Halt gewährt. Reiter müssen den größten Theil des Kotals, wenn sie ihren Hals lieb und Mitleid mit den Thieren haben, zu Fuß überwinden. Die Höhe des Aufstiegs ist 500 m; von der Paßhöhe geht es wieder etwas abwärts in eine schöne, kleine Ebene, über die man hinüber zu dem hübschen, palmenumstandenen Dörfchen Konar-tachteh reitet. Dort im Telegraphenhause gab es das zweite Nachtquartier.

Der gestrige Tag war der schwerste. Durch die Schlucht des Flusses Schapur arbeiteten wir uns an den Fuß des zweiten Kotals, der Kamarij heißt, hinauf. Dieser Kotal i-Kamarij soll eine der schlimmsten Passagen in ganz Persien sein, und nach der Anstrengung, die es kostete, ihn zu überwinden, will ich es wohl glauben. Die Risse und Rillen, durch die man abermals 400 m in die Höhe klettern muß, sind so eng und führen so steil aufwärts, daß die Maulthiere alle drei Minuten stehen bleiben und nicht weiter wollen. Dazu brannte die Sonne wie zu Hause im Hochsommer und von der Anstrengung des Emporklimmens im feinen Kalkstaub des Weges brach der Schweiß am ganzen Körper in Strömen aus. Mitten im Kotal begegnete uns eine Karawane von etwa fünfzig Eseln und es dauerte mindestens eine Stunde, bis wir an einander vorbei waren, denn die Passage zwischen den Felsen ist fast auf der ganzen Strecke so eng, daß Menschen und Thiere zum Theil buchstäblich übereinander wegklettern mußten. Als der Kotal überwunden war, kam wieder eine lange und breite Ebene und dann eine Felsenschlucht, an die ich nur noch mit einem wahren Schauder zurückdenke, der Teng i-Turkan. Man stelle sich vor, daß auf den Grund einer engen gewundenen Kluft hunderttausende von großen und kleinen, runden und kantigen Steinblöcken von den Maßen eines Hauses bis hinunter zum Kiesel herabgerollt sind, und daß der Weg, oder was sich so nennt, über sie hinweg oder

zwischen ihnen hindurch führt. Zu Pferde ist natürlich an kein Durchkommen zu denken; man reitet, so lange es noch menschenmöglich ist – dann muß man sich eine lange Stunde mit Springen, Straucheln und allerlei Balanzirkünsten weiterhelfen, bis die Kniee zu zittern anfangen und endlich die große Ebene von Kaserun erreicht ist, durch die dann in drei Stunden ein schöner und bequemer Weg bis zur Stadt hinführt. An einzelnen Stellen ist noch sichtbar, daß der Teng i-Turkan in früherer Zeit durch Kunstbauten bequemer passirbar gemacht war, aber das muß Jahrhunderte her sein. Seit der Blüthezeit der Sefawidendynastie im 17. Jahrhundert ist hier, von einzelnen nothwendigen Brückenbauten abgesehen, nichts mehr für den Verkehr geschehen. Da sich nach jedem Regenguß ein Wasserstrom durch die Schlucht ergießt, so würde eine Straßenanlage auf ihrem Grunde einer fortgesetzten sorgfältigen Erhaltung bedürfen, und dazu reicht es in Persien so gut wie anderswo im Orient noch viel weniger, als zu einem einmaligen Neubau.

Die Ebene von Kaserun ist eine der schönsten und gesegnetsten in der Persis und liegt trotz der Höhe von beinahe 900 m noch innerhalb des Palmenklimas. Hier sehe ich zum ersten Male die berühmten persischen Wasserleitungen, die hier zu Lande Kanat genannt werden. Es sind unterirdische Stollen, die sich oft stundenweit hinziehen, bis das Wasser durch sie an den Ort der Verwendung gelangt. Diese Art von Anlage liegt in der eigenthümlichen Bodengestaltung begründet. Fast ganz Iran besteht aus einer Menge abflußloser Depressionen von sehr verschiedener Größe und Höhenlage, die allesammt von Gebirgsketten umrahmt sind. Die größte dieser Senkungen wird von der ungeheuren „großen Salzwüste" eingenommen, die in einer Länge von 1000 und einer Breite von 600 km ganz Iran in zwei von einander fast ganz getrennte Hälften theilt. Einige, wie das Becken des Urmiasees in Aserbeidschan, des Bachtegan in der Persis und des Hamun in Seistan, weisen auf ihrem Grunde große Ansammlungen von Salzwasser auf; bei andern versickern und verdunsten die Niederschläge, die von der hohen Umwandung des Beckens herabfließen, ehe es zur Bildung perennirender Wasserarme kommt. Fast überall, wo man am Fuße der Abhänge, von denen die Thalmulde umgeben ist, gräbt, stößt man in der Tiefe auf ziemlich reichliche Wasservorräthe, die sich aber näher zur Mitte des Beckens hin rasch vermindern. Man teuft also an der Stelle, wo sich das Wasser

zwischen ihnen hindurch führt. Zu Pferde ist natürlich an kein Durchkommen zu denken; man reitet, so lange es noch menschenmöglich ist — dann muß man sich eine lange Stunde mit Springen, Straucheln und allerlei Balanzirkünsten weiterhelfen, bis die Kniee zu zittern anfangen und endlich die große Ebene von Kaserun erreicht ist, durch die dann in drei Stunden ein schöner und bequemer Weg bis zur Stadt hinführt. An einzelnen Stellen ist noch sichtbar, daß der Teng i-Turkan in früherer Zeit durch Kunstbauten bequemer passirbar gemacht war, aber das muß Jahrhunderte her sein. Seit der Blüthezeit der Sefawidendynastie im 17. Jahrhundert ist hier, von einzelnen nothwendigen Brückenbauten abgesehen, nichts mehr für den Verkehr geschehen. Da sich nach jedem Regenguß ein Wasserstrom durch die Schlucht ergießt, so würde eine Straßenanlage auf ihrem Grunde einer fortgesetzten sorgfältigen Erhaltung bedürfen, und dazu reicht es in Persien so gut wie anderswo im Orient noch viel weniger, als zu einem einmaligen Neubau.

Die Ebene von Kaserun ist eine der schönsten und gesegnetsten in der Persis und liegt trotz der Höhe von beinahe 900 m noch innerhalb des Palmenklimas. Hier sehe ich zum ersten Male die berühmten persischen Wasserleitungen, die hier zu Lande Kanat genannt werden. Es sind unterirdische Stollen, die sich oft stundenweit hinziehen, bis das Wasser durch sie an den Ort der Verwendung gelangt. Diese Art von Anlage liegt in der eigenthümlichen Bodengestaltung begründet. Fast ganz Iran besteht aus einer Menge abflußloser Depressionen von sehr verschiedener Größe und Höhenlage, die allesammt von Gebirgsketten umrahmt sind. Die größte dieser Senkungen wird von der ungeheuren „großen Salzwüste“ eingenommen, die in einer Länge von 1000 und einer Breite von 600 km ganz Iran in zwei von einander fast ganz getrennte Hälften theilt. Einige, wie das Becken des Urmiasees in Aserbeidschan, des Bachtegan in der Persis und des Hamun in Seïstan, weisen auf ihrem Grunde große Ansammlungen von Salzwasser auf; bei andern versickern und verdunsten die Niederschläge, die von der hohen Umwandung des Beckens herabfließen, ehe es zur Bildung perennirender Wasserarme kommt. Fast überall, wo man am Fuße der Abhänge, von denen die Thalmulde umgeben ist, gräbt, stößt man in der Tiefe auf ziemlich reichliche Wasservorräthe, die sich aber näher zur Mitte des Beckens hin rasch vermindern. Man teuft also an der Stelle, wo sich das Wasser

erfahrungsgemäß findet, eine Reihe von Brunnen ab, erweitert die Schachte an ihrer Sohle glockenförmig, um die Sammelfläche für das Wasser zu vergrößern, und verbindet sie durch unterirdische Röhren. Von diesem Brunnensystem aus wird nun gleichfalls unterirdisch und oft in großen Tiefen ein 1 bis 1½ m hoher Tunnel geradlinig vorgetrieben, durch den das Wasser fortfließt, bis es an die Stelle gelangt, wo es die Felder und Gärten eines Dorfes tränken soll. Der unterirdische Verlauf der Leitung ergiebt sich bei der geschilderten Bodengestaltung zum Theil durch die Niveauverhältnisse von selbst, zum Theil wird er auch dort, wo man an sich das Wasser schon zu Tage treten lassen könnte, noch beibehalten, um den starken Wasserverlusten durch Verdunstung in der Sommerhitze zu entgehen. Die Arbeit ist natürlich eine ungeheuere, um diese Leitungen herzustellen. Alle 15 bis 20 Schritt muß von der Erdoberfläche aus eine weitere Oeffnung senkrecht nach unten in den Wassergang hinein hergestellt werden, sowohl damit der unten arbeitende Mann Luft hat, als auch namentlich, um die ausgegrabenen Erdmassen nach oben zu entfernen. Durch diese Schachte wird auch eingestiegen, wenn der Kanat gereinigt werden muß. Meist sind sie oben oder unten eingedeckt, um das Herabstürzen von Erde in den Kanal zu verhindern. An einer Stelle, kurz vor Kaserun, wo der Inhalt eines großen Kanats zu Tage trat, habe ich eine annähernde Messung vorgenommen: der Querschnitt des fließenden Wassers betrug etwa 800 qcm und die Geschwindigkeit 50 cm pro Sekunde — es flossen also in der Sekunde 40 l vorbei. Das Quantum genügt, um ebenso viel Hektar Land dauernd zu bewässern, aber so wasserreiche Kanats sind nicht die Regel, und in der heißen Jahreszeit wird die Leistungsfähigkeit aller dieser Anlagen geringer.

Die ganze große Kaserunebene wird durch Kanats bewässert, aber es leuchtet von selber ein, daß diese Methode wegen der Masse von Zeit und Arbeit, die sie verschlingt, und des geringen Wassergehaltes, den sie liefert, eben doch nur auf solche nahe am Fuß einer Bergkette gelegenen Gebiete von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung — im besten Fall einige Stunden — Anwendung finden kann.

Schiras, den 23. März.

Am Nachmittag des sechsten Tages nach dem Aufbruch von Buschir bin ich in Schiras eingeritten: ein halber Tag ging unterwegs in Kaserun durch Regen verloren. Bald hinter Kaserun

kommt man an den Salzsee Famur und steigt von seinem Ufer, wo durch die anliegenden Sümpfe ein langer, alter Steindamm für die Straße gelegt ist, die außerordentlich steile, 250 m hohe Stufentreppe des Kotal i-Dochtar hinauf. Von der Paßhöhe geht es wieder ein Stück abwärts und eine neue, länglich beckenförmige Ebene, allseitig von Bergketten umgeben, nimmt den Reisenden auf. Sie heißt Dascht i-Barm und ist — eine große Merkwürdigkeit — fast ganz mit einem schönen, lichten Hain von stattlichen Bäumen, die mir eine Art Ulmen zu sein schienen, erfüllt. Allmählich wurde mir der Aufbau des Landes klar. Das Iranische Hochplateau erhebt sich in der Persis in einer Reihe übereinander liegender Terrassenstufen, deren jede von einer nach Süden lang und steil, nach Norden nur um ein Geringes abfallenden Gebirgskette umgürtet ist. Indem man eine Stufe nach der andern über je einen Kotal erklettert und sich durch die dazwischen gelagerten breiten Längsthäler stetig ostwärts schiebt, gelangt man schließlich, eine Tagereise vor Schiras, auf die oberste Fläche selbst, die aber ihrerseits auch noch von zahlreichen nordwest-südöstlich streichenden Bergketten durchzogen ist und auf diese Weise das System der einzelnen und abgeschlossenen Thalbecken fortwährend wiederholt. Die letzte Stufe ist die höchste; der Anstieg zum Kotal i-Pirisan (Paß der alten Frau) beträgt über 1100 m. Auf halber Höhe liegt der große Chan Mian-Kotal, wo ich in einem reservierten Zimmer der anglo-indischen Telegraphenverwaltung übernachtete. Auf der Paßhöhe (2300 m) waren wir bereits in ziemlicher Nähe der schmelzenden Felder von Winterschnee, die auf den benachbarten, weit über 3000 m ansteigenden Bergwänden lagen.

Schiras selbst liegt wiederum in einem weiten Thalbecken, das von vielen Kanats und einigen unbedeutenden oberirdisch fließenden Bächen bewässert wird. Ich genieße hier Gastfreundschaft im Hause eines deutschen Kaufmannes, eines unternehmenden Mannes, der es gewagt hat, als erster von uns der hier im Süden Persiens übermächtigen englischen Handelskonkurrenz die Stirn zu bieten, nicht wie die Russen, gestützt auf politische Omnipotenz des Vertreters seiner Nation in Teheran und Subventionen seiner Regierung, sondern allein der eigenen Kraft und Ausdauer vertrauend.

Ich war gespannt auf Schiras, das persische Dichterparadies, wo die beiden großen Lyriker Saadi und Hafis gelebt haben und begraben sind, und das uns Abendländern in der Phantasie als die Heimath der Rosen und Nachtigallen vorschwebt. Die Sache

kommt man an den Salzsee Famur und steigt von seinem Ufer, wo durch die anliegenden Sümpfe ein langer, alter Steindamm für die Straße gelegt ist, die außerordentlich steile, 250 m hohe Stufentreppe des Kotal i-Dochtar hinauf. Von der Paßhöhe geht es wieder ein Stück abwärts und eine neue, länglich beckenförmige Ebene, allseitig von Bergketten umgeben, nimmt den Reisenden auf. Sie heißt Dascht i-Barm und ist — eine große Merkwürdigkeit — fast ganz mit einem schönen, lichten Hain von stattlichen Bäumen, die mir eine Art Ulmen zu sein schienen, erfüllt. Allmählich wurde mir der Aufbau des Landes klar. Das Iranische Hochplateau erhebt sich in der Persis in einer Reihe übereinander liegender Terrassenstufen, deren jede von einer nach Süden lang und steil, nach Norden nur um ein Geringes abfallenden Gebirgskette umgürtet ist. Indem man eine Stufe nach der andern über je einen Kotal erklettert und sich durch die dazwischen gelagerten hohen Längsthäler stetig ostwärts schiebt, gelangt man schließlich, eine Tagereise vor Schiras, auf die oberste Fläche selbst, die aber ihrerseits auch noch von zahlreichen nordwest-südöstlich streichenden Bergketten durchzogen ist und auf diese Weise das System der einzelnen und abgeschlossenen Thalbecken fortwährend wiederholt. Die letzte Stufe ist die höchste; der Anstieg zum Kotal i-Pirisan (Paß der alten Frau) beträgt über 1100 m. Auf halber Höhe liegt der große Chan Mian-Kotal, wo ich in einem reservierten Zimmer der anglo-indischen Telegraphenverwaltung übernachtete. Auf der Paßhöhe (2300 m) waren wir bereits in ziemlicher Nähe der schmelzenden Felder von Winterschnee, die auf den benachbarten, weit über 3000 m ansteigenden Bergwänden lagen.

Schiras selbst liegt wiederum in einem weiten Thalbecken, das von vielen Kanats und einigen unbedeutenden oberirdisch fließenden Bächen bewässert wird. Ich genieße hier Gastfreundschaft im Hause eines deutschen Kaufmannes, eines unternehmenden Mannes, der es gewagt hat, als erster von uns der hier im Süden Persiens übermächtigen englischen Handelskonkurrenz die Stirn zu bieten, nicht wie die Russen, gestützt auf politische Omnipotenz des Vertreters seiner Nation in Teheran und Subventionen seiner Regierung, sondern allein der eigenen Kraft und Ausdauer vertrauend.

Ich war gespannt auf Schiras, das persische Dichterparadies, wo die beiden großen Lyriker Saadi und Hafis gelebt haben und begraben sind, und das uns Abendländern in der Phantasie als die Heimath der Rosen und Nachtigallen vorschwebt. Die Sache

sein, die relativ geringe Menge des bewässerbaren und anbaufähigen Landes, zumal in dieser südlichen Lage, zur Kultur der subtropischen Nutzpflanzen zu verwenden, um dadurch eine Zunahme der Bevölkerung erzielen und die Leute mit seinem sibirischen Getreide ernähren zu können. Ob diese Entwicklung eintritt, hängt in erster Linie davon ab, ob es den Russen gelingen wird, Persien zu verschlucken, bevor sie in Europa mit ihrem Latein zu Ende sind. Das gegenwärtige System des langsamen Verhungernlassens der Bauern, um den Getreideexport und die „aktive“ Handelsbilanz aufrecht zu erhalten, verbunden mit rücksichtslosem Steuerdruck, ungemessener Kreditwirthschaft und Verschleierung der Budgets, kann noch eine ganze Weile vorhalten, und für Deutschland wäre das ein so großer Vortheil, daß man unter Umständen sogar helfend einspringen müßte. Kommt die Krisis in Rußland, die nicht ausbleiben kann, schon im nächsten oder übernächsten Jahr, so ist die Position der Festlandsmächte gegenüber England so ungünstig, daß die Engländer der Versuchung nicht werden widerstehen können, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen und Europa zu vergewaltigen. Die russischen Ernten der nächsten Jahre und der Ausgang des Krieges in Südafrika sind die beiden Faktoren, die den Gang der Weltpolitik am entscheidensten beeinflussen werden — und einer von ihnen ist unsicherer als der andere. Die Reutertelegramme sind auch hier in Schiras von einer Farblosigkeit, daß ich eigentlich große Hoffnungen auf die Sache der Buren setze. Wenn selbst Lord Kitchener so wenig von Sieg zu melden hat, dann kann es nach den bisherigen Erfahrungen an allerlei verschwiegenen Gegenstücken garnicht gefehlt haben!

... und Besprechungen.

Literatur.

Englische Literatur.

Von

Hermann ...

... Ephemera Critica ...

... Truths about ...

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Englische Literatur.

Von

Hermann Conrad.

Collins: Ephemera Critica. — Wer ist [illegible] — [illegible] Coleridge und [illegible] — Bleibtreu: [illegible] — George Eliot: [illegible] — [illegible] Erzählungen von Bret Harte.

John [illegible] Collins, ein [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

in leitenden Blättern, wie die „Vossische", die „National=Zeitung", die „Münchener Allgemeine Zeitung" und in den vornehmen Zeitschriften nicht erst wer das kritische Wort führen kann, während die literarische Kritik auch der besten englischen Journale immer einen oberflächlichen Eindruck macht. Der englische Kritiker sagt uns regelmäßig, was er an dem sittlichen Verhalten und der Lebensanschauung der Hauptfiguren einer Dichtung billigt und was er nicht billigt; der sittliche Gehalt einer Kunstschöpfung scheint ihm noch immer ihren eigentlichen Werth darzustellen, während er doch nur einen Theil und keineswegs den wesentlichen Theil ihres Werthes ausmacht. Daneben wird das ästhetische Wohlgefallen und Mißfallen des Kritikers, welches offenbar der Hauptinhalt seiner Erörterungen sein sollte, mit wenigen gedankenlosen, ewig wiederholten Phrasen abgemacht; über das Warum seines Wohlgefallens und Mißfallens läßt sich selten Jemand dort graue Haare wachsen. Man kann sich nicht verhehlen, daß eine derartig fundamentlose Kritik das Höchste verwerfen und das Werthloseste in den Himmel heben kann; und die englische Literaturgeschichte bietet allerdings unzählige Beispiele für solche sinnlosen Urtheile, gefällt selbst von fachmäßigen Kritikern, wie z. B. Johnson. Durch die allgemein herrschende kritische Unfähigkeit erklärt es sich denn auch, daß es unter den Dutzenden von Schundromanen, die jeden Monat in England erscheinen, nicht einen giebt, über den ein Verleger in den betreffenden Reklame=Annoncen nicht eine Reihe von überschwänglich lobenden Urtheilen abdrucken könnte aus keineswegs unansehnlichen Blättern. Ich glaube mich nicht pharisäisch zu täuschen, wenn ich meine, daß selbst unsere unzuverlässigste Kritik bis zu diesem Niveau der Verwahrlosung nicht gesunken ist.

Die Erklärung dieser Zustände liegt meines Erachtens in der relativen Seltenheit rezeptiv=künstlerischer Begabung, die sich in dem sächsischen Stamme bemerkbar macht; in der Abwesenheit grundlegender Forschungen über das Wesen des Schönen, den Prozeß und die Technik des Kunstschaffens, und in dem Fehlen jeder geschmackbildenden Tendenz im höheren und höchsten Unterricht. Collins erblickt die Ursache nur in dem letzteren Umstande, und verlangt daher, daß die Literaturkunde auf der Universität von der alleinherrschenden Philologie losgelöst und mit philosophischen und geschichtlichen Studien verknüpft werden solle. Darin hat er allerdings Recht, daß ein philologisch begabter Dozent als solcher ganz unfähig sein kann, eine richtige Anschauung von der Entwicklung einer Literatur wie von dem künstlerischen Werth ihrer Produkte zu geben; und wenn er als Beleg der an englischen Universitäten herrschenden Mißstände den Kanon der Schriften anführt, deren Kenntniß für die vermittelst einer Prüfung in englischer Literatur zu erlangende akademische Würde erforderlich ist, so stimmen wir ihm bei in seiner Behauptung, daß die Verfasser dieses Reglements die altenglische Literatur allein gekannt, von der neuenglischen aber keine Ahnung

gehabt haben. Merkwürdig ist nun, daß er an die Stelle des sprachwissenschaftlichen englischen Studiums, das in gewissem Umfange doch auch für den Literaturhistoriker unerläßlich ist, eine mehrjährige Beschäftigung mit der antiken als Vorbildung für das Studium der englischen Literatur setzen will. Damit würde der Student doch wohl nur aus dem Regen der altenglischen Philologie unter die Traufe der klassischen gerathen.

Das Buch enthält einige peinlich [illegible] Kapitel, in denen der Verfasser die Geschmacklosigkeit und wissenschaftliche Leichtfertigkeit zweier Universitätsprofessoren [illegible], welche früher in England für Koryphäen der [illegible] gegolten haben, und einiger [illegible] zweiter und dritter Ordnung, die er [illegible] hätte [illegible] lassen können. Wenn die englischen Studenten für ihre Studien auf so jammervolle Hilfsmittel angewiesen sind, wie sie diese ihre beiden Lehrer ihnen geschaffen haben, so braucht Collins keine [illegible] für den [illegible] der allgemein [illegible], die man der [illegible] mit der neuen Literatur in England entgegenbringt.

Das Buch enthält eine Reihe von [illegible] über [illegible] und englische Literaturgeschichte [illegible] mit dem [illegible] zusammenhängen, als sie die [illegible] sowie den [illegible] des Verfassers [illegible], d. h. [illegible] als Kritiker [illegible].

* * *

Das [illegible] ‚W[illegible]' [illegible], der englische [illegible] Gestalt er[illegible] Ausgaben. Das [illegible] ‚Men and W[omen] of the Time' [illegible] dem gegenwärtigen [illegible] enthält, die [illegible] sondern aller [illegible] dargestellt — [illegible] Buch vor [illegible] Schriften be[illegible] der betreffenden [illegible] über die Herk[unft] [illegible] wandtschaft mit [illegible] — [illegible] Bildungsgang [illegible] — [illegible] englisch — den [illegible] seits steht das [illegible] oder Berufsst[illegible] und wieder eine [illegible]

herausgegeben haben, unberücksichtigt bleiben. Außerdem enthält ‚Who's who' eine Reihe von Angaben über Staatsbehörden, Orden, Vereine, Schulen u. A., die sonst in einen Staatskalender gehören.

* * *

Das angelsächsische Volksepos ‚**Beowulf**' ist bei Swan Sonnenschein & Co. soeben (1901) in einer neuen Uebersetzung erschienen, von John R. Clark Hall, dem Verfasser eines angelsächsischen Lexikons. Uebersetzungen sind allerdings der einzige Weg, auf dem Nicht-Philologen zur Kenntniß dieses merkwürdigen Gedichtes gelangen können; denn der moderne Engländer versteht vom Angelsächsischen kaum ein einzelnes Wort, während wir in das Verständniß unserer mittelhochdeutschen Volksepen mit geringer sprachlicher Nachhilfe eingeführt werden können. So sind denn seit der Mitte des Jahrhunderts ein halbes Dutzend versifizirter Uebersetzungen in modernes Englisch erschienen, denen nur eine prosaische gegenübersteht, die von Earle (1892). Auch die vorliegende ist in Prosa; da mir die eben genannte unbekannt ist, so kann ich die Frage, ob die von Clark Hall einem Bedürfniß entsprach, nicht entscheiden.

Was die Sprache dieser Uebersetzung betrifft, so scheint das Verlangen nach archaischer Färbung den Autor zu demselben Fehler verführt zu haben, der uns in Simrock's Uebertragungen unserer mittelhochdeutschen Epen so unangenehm auffällt: er überträgt die Ausdrücke des Originals in die genau entsprechende moderne englische Wortform, die aber häufig den Sinn, welchen das Original ihr unterlegt, im modernen Englisch nicht mehr hat, mitunter sogar überhaupt nicht vorkommt. Und wenn er nun auch den andern Fehler unseres deutschen Uebersetzers, die Uebernahme verloren gegangener altdeutscher Wörter in den neuhochdeutschen Text, nicht nachmacht, so stoßen wir doch auch bei ihm oft genug auf Stellen, die nur ein Gelehrter vermittelst seiner sprachhistorischen Bildung verstehen kann. Uebrigens hätte auch eine wortgetreue Uebersetzung in rhythmischer Prosa gegeben werden, und so der nüchterne Eindruck, den das Ganze macht, vermieden werden können. Ich ziehe Hall's eingehende moderne englische Inhaltsgabe, welche kürzeren Abschnitten von 10 bis 20 Versen vorausgeht, der Uebersetzung vor.

Was mir an dem Buche als das für den Gebildeten eigentlich Werthvolle erscheint, ist die knappe und klare Behandlung der gesammten Beowulffrage, welche dem gelehrten Verfasser seine gründlichen Studien ermöglicht haben. Als Hauptquellen für die Information über dieses Volksepos nennt er neben einem englischen Buche von Th. Arnold die Untersuchungen der drei bedeutendsten deutschen Beowulf-Forscher, Gregor Sarrazin, Müllenhoff und ten Brink, und in seiner Bibliographie verzeichnet er selbst die Journal-Abhandlungen der reichen deutschen Beowulf-Literatur. Er gehört somit zu den wenigen Engländern, die Deutsch verstehen, und

ist also erhaben über jene Unwissenschaftlichkeit, welche ich in meinem vorigen Artikel gewissen englischen Gelehrten zum Vorwurf machen mußte; freilich, noch lächerlicher, als Shakspere zu behandeln ohne Kenntniß der deutschen Schriften über ihn, wäre es, ein Buch über Beowulf zu schreiben ohne Kenntniß der deutschen Beowulf-Literatur, die, von mehr als doppeltem Umfange der englischen gegenüber, auch die Hauptsache in dieser Frage geleistet hat. Die Beowulf-Forschung begann recht eigentlich erst mit dem Jahre 1850; die Schriften der ersten und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhalten sich etwa wie 1:15. Sie überstieg ihren Höhepunkt in den achtziger Jahren, in welchen etwa ein Drittel von den 200 Schriften über Beowulf geschaffen wurde.

Die Resultate, zu denen ihn seine Studien geführt haben, faßt Hall in wenigen Sätzen zusammen: Das (ca. 3000 Verse enthaltende) Gedicht wurde von Einem aufgezeichnet, der ein zum Christenthum bekehrter Angelsachse war. Er war nicht etwa der Uebersetzer eines dänischen oder schwedischen Gedichtes, wenn auch das Lokal der Handlung in Dänemark und Schweden ist, sondern der Verfasser, der die volksmäßigen Gesänge über Beowulf in eine ebenso selbständige Form kleidete, wie der Verfasser unseres Nibelungenliedes. Er schrieb in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Eine Reihe von Abbildungen, worunter die eines Wikingerschiffes und zweier Textseiten der einzigen vorhandenen Handschrift, mehrere Indices sowie sachliche und sprachliche Anmerkungen erhöhen den Werth des Buches.

* * *

Der Verleger Byron's, John Murray in London, ließ bald nach des Dichters Tode eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften, welche zugleich eine eingehende Biographie in sich schloß, herstellen von dem berufensten Manne, den es für diese Aufgabe in jener Zeit gab, dem Dichter und Freunde Byron's, Thomas Moore. Sie erschien unter dem Titel Works of Byron in den Jahren 1833/34 in 17 Bänden. Die ersten 6 Bände enthielten die Biographie des Dichters zusammen mit der Korrespondenz und Abschnitten aus seinen Tagebüchern. Dieses war bis jetzt das biographische Hauptwerk und zugleich die relativ reinste, von Vorliebe und Abneigung am wenigsten getrübte Quelle, aus welcher alle nachfolgenden Biographen geschöpft haben. Moore verhüllte die Schattenseiten im Charakter und Leben Byron's nicht, wenn er sie auch mit Schonung behandelte. Aber er ließ sich in jener Zeit, wo die straff wissenschaftlichen Prinzipien der heutigen Geschichtschreibung erst in der Entwickelung begriffen waren, von der Rücksichtnahme auf die lebenden Angehörigen des Dichters dazu verleiten, eine große Masse von Briefen, die nach seiner Ansicht den Dichter bloßstellen mußten, nicht abzudrucken. Ging er doch in dieser Rücksichtnahme so thöricht weit, den dunkelsten Punkt in Byron's Leben, die Trennung seiner Frau von ihm, unbeleuchtet zu lassen, obgleich ihm die

ist also erhaben über jene Unwissenschaftlichkeit, welche ich in meinem vorigen Artikel gewissen englischen Gelehrten zum Vorwurf machen mußte; freilich, noch lächerlicher, als Shakspere zu behandeln ohne Kenntniß der deutschen Schriften über ihn, wäre es, ein Buch über Beowulf zu schreiben ohne Kenntniß der deutschen Beowulf-Literatur, die, von mehr als doppeltem Umfange der englischen gegenüber, auch die Hauptsache in dieser Frage geleistet hat. Die Beowulf-Forschung begann recht eigentlich erst mit dem Jahre 1850; die Schriften der ersten und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhalten sich etwa wie 1 : 15. Sie überstieg ihren Höhepunkt in den achtziger Jahren, in welchen etwa ein Drittel von den 200 Schriften über Beowulf geschaffen wurde.

Die Resultate, zu denen ihn seine Studien geführt haben, faßt Hall in wenigen Sätzen zusammen: Das (ca. 3000 Verse enthaltende) Gedicht wurde von Einem aufgezeichnet, der ein zum Christenthum bekehrter Angel war. Er war nicht etwa der Uebersetzer eines dänischen oder schwedischen Gedichtes, wenn auch das Lokal der Handlung in Dänemark und Schweden ist, sondern der Verfasser, der die volksmäßigen Gesänge über Beowulf in eine ebenso selbständige Form kleidete, wie der Verfasser unseres Nibelungenliedes. Er schrieb in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Eine Reihe von Abbildungen, worunter die eines Wikingerschiffes und zweier Textseiten der einzigen vorhandenen Handschrift, mehrere Indices sowie sachliche und sprachliche Anmerkungen erhöhen den Werth des Buches.

* * *

Der Verleger Byron's, John Murray in London, ließ bald nach des Dichters Tode eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften, welche zugleich eine eingehende Biographie in sich schloß, herstellen von dem berufensten Manne, den es für diese Aufgabe in jener Zeit gab, dem Dichter und Freunde Byron's, Thomas Moore. Sie erschien unter dem Titel Works of Byron in den Jahren 1833/34 in 17 Bänden. Die ersten 6 Bände enthielten die Biographie des Dichters zusammen mit der Korrespondenz und Abschnitten aus seinen Tagebüchern. Dieses war bis jetzt das biographische Hauptwerk und zugleich die relativ reinste, von Vorliebe und Abneigung am wenigsten getrübte Quelle, aus welcher alle nachfolgenden Biographen geschöpft haben. Moore verhüllte die Schattenseiten im Charakter und Leben Byron's nicht, wenn er sie auch mit Schonung behandelte. Aber er ließ sich in jener Zeit, wo die straff wissenschaftlichen Prinzipien der heutigen Geschichtschreibung erst in der Entwickelung begriffen waren, von der Rücksichtnahme auf die lebenden Angehörigen des Dichters dazu verleiten, eine große Masse von Briefen, die nach seiner Ansicht den Dichter bloßstellen mußten, nicht abzudrucken. Ging er doch in dieser Rücksichtnahme so thöricht weit, den dunkelsten Punkt in Byron's Leben, die Trennung seiner Frau von ihm, unbeleuchtet zu lassen, obgleich ihm die

bleiben, schleichen sich zurück auf die einstigen hochgelegenen Wege der Dichtkunst, von denen sie sich kopfüber in den Morast der Niederung gestürzt, und beginnen die alten Götter zu verehren, die sie verleugnet und verhöhnt hatten.

So wird auch G. Eliot wieder zu Ehren kommen; denn es ist eine Unmöglichkeit, daß eine Dichterin wie sie nur für zwei Jahrzehnte geschaffen haben sollte; den schuldigen Tribut, den ihr die nächste Nachwelt versagt hat, wird ihr die fernere bringen, und daher begrüßen wir mit Freuden das neue Bändchen der „Westminster Biographien“, das ihrem Andenken gewidmet ist. Das Lebensbild, das Clara Thomson uns in ihm entwirft, entspricht genau dem Programm dieser eigenartigen Bibliothek, das ich in einem früheren Artikel gekennzeichnet habe; es basirt auf gründlichem Studium des bisher Geleisteten, behandelt knapp und lebendig das Leben wie die Werke der Dichterin und zeichnet sich durch einen leichten, eleganten Stil aus. Außerdem enthält es mancherlei über Beziehungen zwischen G. Eliot's Leben und Dichten, ja auch über innere Erfahrungen der Dichterin, das dem deutschen Verehrer neu sein wird. Denn nach der Sammlung ihrer „Briefe und Tagebücher“ von ihrem zweiten Gatten J. W. Croß (1885) und meiner darauf gegründeten Biographie (1887) sind in englischen Journalen eine Reihe bisher unbekannter Korrespondenzen und persönlichen Erinnerungen veröffentlicht und zum Theil in der Biographie von Oscar Browning (1890) verwerthet worden. Tadeln müssen wir an diesem Buche, wie an den meisten derartigen englischen Produkten, daß die Verfasserin von der keineswegs geringfügigen deutschen Eliot-Literatur nichts weiß.

Das vorstehende Urtheil scheint in Widerspruch zu stehen mit dem früher von mir gefällten, daß diese zierlichen Biographien zu enge Rahmen bieten, um darin ausgeführte Bilder von so hervorragenden literarischen Persönlichkeiten, wie G. Eliot, vorzuführen. Aber es scheint nur so: die ganze Persönlichkeit G. Eliot's finden wir in diesem Bändchen nicht, weder die ganze Denkerin noch die ganze Dichterin. Das letztere war mit einiger Sicherheit vorauszusetzen: denn mit der Kunstkritik ist es schlimm bestellt in einem Lande, das die Aesthetik als Wissenschaft überhaupt nicht kennt, oder — genauer gesagt — das erst jetzt anfängt, die Gesetze des Kunstschaffens philosophisch zu erörtern. G. Eliot selbst, eine der genialsten Dichterinnen, war ein Opfer der in England herrschenden Geschmacksunbildung: wie hätte sie sonst solche dichterisch großartigen Ungeheuer schaffen können wie ‚Middlemarch‘, das doch der neuen Biographin wenig kritische Bedenken erregt? Gut komponirt ist mit Ausnahme des ‚Silas Marner‘ überhaupt keine ihrer Dichtungen; wenn nun Miß Thomson auch hin und wieder eine treffende Bemerkung macht, wie z. B., daß der Menschendarstellung in der „Mühle am Floß“ die richtige Perspektive fehle, so sucht man in ihrem Buche doch vergeblich nach

einer Charakteristik der G. Eliot'schen Kunst und nach einer Herleitung der Vorzüge und Schwächen derselben aus ihrer angeborenen Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Man hört nichts davon, daß G. Eliot als Dichterin geradezu einzig dasteht wegen ihres leidenschaftlichen philosophischen Forschungstriebes, der sich mit den Erzeugnissen ihrer dichterischen Phantasie zu einer widerspruchsvollen Mischung verbindet; daß sie trotz jenes Triebes die größte Dichterin war, welche die Weltliteratur kennt. Und man ahnt kaum etwas von ihrer soliden, mächtigen Individualität, neben welcher ihr Gatte, der Philosoph, der Dichter, der Natur- und Literaturhistoriker Lewes, der Eindruck eines Springinsfeld machte, wie er ja in der That als Fourier ihrer dichterischen Lebensfahrt seine Bedeutung hat. Wir erfahren nichts von der durchaus männlichen Natur des Geistes, der diesen zarten weiblichen Körper bewohnte, von der scharfen Denkkraft und der rücksichtslosen Wahrheitsliebe, mit der sie zum Kern unseres herben Erdenlebens vordrang und ihn vor aller Augen zerlegte: zu der furchtbaren Verantwortung, welche die unerbittliche Herrschaft des Kausalitätsgesetzes uns auferlegt, nicht nur für unsere Worte und Thaten, sondern auch für unsere geheimsten Gedanken und Empfindungen. Es wird nicht betont die seltene Verbindung eines so robusten Geistes mit dem reichsten Herzen, das in seiner heißen Liebe zu der leidenden Menschheit dieser als das einzige Linderungsmittel in ihrem Elend den Altruismus inbrünstig ans Herz legt. — Solche große Persönlichkeit kann niemals als Bildchen in dem zierlichen, engen Rahmen der Westminster-Biographien nachgeschaffen werden.

* * *

Leonard Merrick (eigentlich Miller), obgleich gegenwärtig nicht älter als 37 Jahre, gehört zu den gefeierten Größen der englischen Erzählungskunst; wenn seine Werke m. W. bisher auch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind, so ist er doch von der deutschen Journalistik nicht unbeachtet geblieben, zumal in seinen letzten Schöpfungen. Der bedeutendste Roman, den er bisher geschrieben hat, ist ohne Zweifel „Der Theaterdirektor (The Actor-Manager).“ Da er selbst mehrere Jahre Schauspieler gewesen ist, so hatte er hier die Gelegenheit, sein Talent an einem durch und durch erfahrenen Stoff zu bethätigen; und er hat uns darin ein Bild des Bühnenlebens entrollt, das hinsichtlich der Frische realistischer Anschauung von Pinero in seinem reizenden Drama ‚Trelawny of the Wells‘ nicht übertroffen wird; die Heldin Blanche Ellerton ist eine der eigenartigsten Menschenschöpfungen der neuesten Epik. Uebrigens hat er sich in den letzten Jahren auch dem Drama zugewandt; mit welchem Erfolge, vermag ich nicht zu sagen.

Merrick ist als Novellist ein Anhänger des Prinzips der Einbändigkeit, das seine Vorzüge und Schattenseiten hat. Zu den letzteren gehört ohne Zweifel die Unmöglichkeit, auch nur die Hauptpersonen einer Dichtung

einer Charakteristik der G. Eliot'schen Kunst und nach einer Herleitung der Vorzüge und Schwächen derselben aus ihrer angeborenen Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Man hört nichts davon, daß G. Eliot als Dichterin geradezu einzig dasteht wegen ihres leidenschaftlichen philosophischen Forschungstriebes, der sich mit den Erzeugnissen ihrer dichterischen Phantasie zu einer widerspruchsvollen Mischung verbindet; daß sie trotz jenes Triebes die größte Dichterin war, welche die Weltliteratur kennt. Und man ahnt kaum etwas von ihrer soliden, mächtigen Individualität, neben welcher ihr Gatte, der Philosoph, der Dichter, der Natur- und Literaturhistoriker Lewes, den Eindruck eines Springinsfeld machte, wie er ja in der That als Fourier ihrer dichterischen Lebensfahrt seine Bedeutung hat. Wir erfahren nichts von der durchaus männlichen Natur des Geistes, der diesen zarten weiblichen Körper bewohnte, von der scharfen Denkkraft und der rücksichtslosen Wahrheitsliebe, mit der sie zum Kern unseres herben Erdenlebens vordrang und ihn vor aller Augen zerlegte: zu der furchtbaren Verantwortung, welche die unerbittliche Herrschaft des Kausalitätsgesetzes uns auferlegt, nicht nur für unsere Worte und Thaten, sondern auch für unsere geheimsten Gedanken und Empfindungen. Es wird nicht betont die seltene Verbindung eines so robusten Geistes mit dem reichsten Herzen, das in seiner heißen Liebe zu der leidenden Menschheit dieser als das einzige Linderungsmittel in ihrem Elend den Altruismus inbrünstig ans Herz legt. — Solche große Persönlichkeit kann niemals als Bildchen in dem zierlichen, engen Rahmen der Westminster-Biographien nachgeschaffen werden.

* * *

Leonard Merrick (eigentlich Miller), obgleich gegenwärtig nicht älter als 37 Jahre, gehört zu den gefeierten Größen der englischen Erzählungskunst; wenn seine Werke m. W. bisher auch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind, so ist er doch von der deutschen Journalistik nicht unbeachtet geblieben, zumal in seinen letzten Schöpfungen. Der bedeutendste Roman, den er bisher geschrieben hat, ist ohne Zweifel „Der Theaterdirektor (The Actor-Manager)." Da er selbst mehrere Jahre Schauspieler gewesen ist, so hatte er hier die Gelegenheit, sein Talent an einem durch und durch erfahrenen Stoff zu bethätigen; und er hat uns darin ein Bild des Bühnenlebens entrollt, das hinsichtlich der Frische realistischer Anschauung von Pinero in seinem reizenden Drama ‚Trelawny of the Wells' nicht übertroffen wird; die Heldin Blanche Ellerton ist eine der eigenartigsten Menschenschöpfungen der neuesten Epik. Uebrigens hat er sich in den letzten Jahren auch dem Drama zugewandt; mit welchem Erfolge, vermag ich nicht zu sagen.

Merrick ist als Novellist ein Anhänger des Prinzips der Einbändigkeit, das seine Vorzüge und Schattenseiten hat. Zu den letzteren gehört ohne Zweifel die Unmöglichkeit, auch nur die Hauptpersonen einer Dichtung

sich ausleben zu lassen in Gesprächen von epischer Breite und Gegenständlichkeit; von jenen figurenreichen Genrebildern, die uns bei Thackeray und George Eliot als entzückende Muster fein psychologischer Charakterisirungskunst entgegentreten, ist in diesen einbändigen Erzählungen nicht die Rede. Gerade die schwierigste Seite der epischen Kunst, die Fähigkeit, Menschen der verschiedensten Art mit wenigen charakteristischen Reden erkennbar zu zeichnen, welche ohne die Hellsicht und die Schöpferkraft des Genies undenkbar ist, wird so außer Uebung gesetzt. Sobald Massenszenen vorgeführt werden, fangen selbst so hervorragend begabte Dichter wie Hope an, uns das Aeußere, die Haltung, das Benehmen der einzelnen Personen zu schildern, wobei sie ihnen zur Bekräftigung ihrer Art höchstens ein paar abgerissene Reden zutheilen; d. h. sie beschreiben das Gemälde, das sie malen sollten.

Als Vorzug der Einbändigkeit dagegen muß es betrachtet werden, daß sie den Schaffenden die falsche Perspektive erschwert, zu der die englischen Epiker sonst einen unwiderstehlichen Drang zu haben scheinen. Der Leser kann gar nicht schlimmer angeödet werden als durch jene peinlich genaue Ausmalung von Figuren, die für die Handlung von geringfügiger Bedeutung sind, wie sie z. B. alle Dichtungen der Mrs. Ward entstellt.

Ein anderer Vorzug ist die Verpflichtung zu größerer Straffheit der Komposition, welche die Einbändigkeit auferlegt. Und dieses ist der Hauptvorzug Merrick's, der alle Nebenpfade, die von der Straße der Haupthandlung abgehen, unbeachtet läßt und den Leser auf dem geradesten, kürzesten Wege zum Ziele führt, ihn immer fesselnd und nie ermüdend. In dem neuesten Romane, „Die Weltkinder (The Worldlings)“, finden wir den Helden, Maurice Blake, einen durch den Ruin seines Vaters verarmten Mann aus der gebildeten Mittelklasse der englischen Gesellschaft, nach einem verfehlten vierzigjährigen Dasein als Aufseher von diamantengrabenden Sklaven in Kimberley, von Gott und Menschen verlassen, im Besitz weniger Pfund und eines einzigen Freundes aus der nämlichen Menschenklasse, der in Folge eigenen Verschuldens von seiner Familie ausgestoßen worden ist. Nach wenigen Wochen sehen wir denselben Mann wieder auf einem alten, vornehmen Landsitz in Surrey als den einzigen Erben eines adligen Hauses, in einer Lage, die ihm jeden Augenblick erlaubt, „die Tochter eines Herzogs zu heirathen“ — was nach den in England ungeschwächt herrschenden Standesvorurtheilen wohl als die Krönung des Daseins gelten muß. Zur Vermittlung beider Situationen dient ein Betrug. Der Vater seines Freundes ist plötzlich durch Erbschaft ein reicher Edelmann geworden und hat seinen verstoßenen Sohn nach 23jähriger Abwesenheit zurückgerufen, als der eben am Fieber verschieden war; und Blake, verführt von der Geliebten des Freundes, ist an seine Stelle getreten, da er diesem sehr ähnlich sieht und eine Entdeckung nach so langer Entfremdung und in Folge des Orts- und Milieuwechsels des alten Herrn wenig wahrscheinlich ist.

Dieses Motiv ist bereits aus Wilkie Collins ‚The New Magdalen‘ bekannt, wo der nämliche Betrug von einer Frau ausgeübt wird. Ein anderes finden wir in Ohnet's „Hüttenbesitzer“ wieder: Komteß Helen erhört die Bewerbung des Helden aus Zorn über die Flatterhaftigkeit ihres geliebten Vetters und lernt ihn nach kurzem Zusammenleben ernstlich lieben. Der im Grunde seiner Natur ehrenwerthe Mann kann neben seiner edlen Frau nur unter Gewissensqualen leben, entdeckt sich ihr, als die Geliebte seines verstorbenen Freundes ihn in die Enge treibt, und wird von Sir Noel Jarvine, der den vermeintlichen Sohn ebenfalls liebgewonnen hat, zwar enterbt, aber mit einem anständigen Jahrgelde bedacht: Lady Helen bleibt ihrem Blake trotz alledem treu.

Die psychologische Kunst des Verfassers ist, wenn auch nicht sehr tief, doch hinreichend, um die wenigen Personen der Handlung glaubwürdig und den Situationen angemessen zu zeichnen. Auf den Höhepunkten der Handlung verfügt er über eine ansehnliche dramatische Kraft, die den betreffenden Szenen Wirkung verleiht. Er besitzt die Fähigkeit, knapp und anschaulich zu schildern, so das Leben in Kimberley mit seiner einen Straße von Palästen, umgeben von dem Schmutz und der Armuth der Lohnsklaven, welche die Mitglieder des Diamantminen-Ringes aussaugen. Der Styl ist leichtgeschürzt, klar und, wo es darauf ankommt, von glücklicher Schlagkraft. Kurz: wir sehen in Merrick einen, wenn nicht genialen, doch talentvollen Dichter vor uns, der seine Leser auf vortreffliche Art zu unterhalten versteht.*)

Man hat sich so daran gewöhnt, jedes Jahr auf dem Büchermarkt einen neuen Band Bret Hartescher Erzählungen zu finden, in dem Uninteressantes und Interessantes, dichterisch Werthloses und dichterisch Annehmbares wahllos aneinandergereiht war, daß man diesen Schöpfungen seit Jahren nicht mehr viel Beachtung schenkte. Die alten Argonautengeschichten fand man doch in keinem Bande. In den letzten Jahren indessen hat sich eine auffallende Veränderung in dem poetischen Gehalte der Bret Harteschen Erzählungen bemerkbar gemacht; es hat den Anschein, als ob ein indianischer Sommer in der Schaffenskraft des Dichters eingetreten wäre. In den letzten drei Bänden — „Mr. Jack Hamlin's Vermittelung und andere Geschichten“ (1899) — „Vom Sandberg zur Fichtenwelt“ (1900) — „Unter den Rothhölzern“ (1901)**) — giebt es eine Reihe von Geschichten, deren Stoff, Führung und Darstellungskraft geradezu an jene ersten erinnern, die Bret Harte der Welt als einen hervorragenden Dichter zeigten. Ganz eigenartig und in jedem Zuge spannend ist die Geschichte, welche für den ersten Band den Titel hergiebt:

*) Die beiden genannten Dichtungen, sowie die früheren (‚The Man who was Good‘ — ‚This Stage of Fools‘ — ‚Cynthia‘ — ‚One Man's View‘) sind in der Tauchnitz-Kollektion.

**) ‚Mr. Jack Hamlin's Mediation, and other Stories‘ — ‚From Sand-Hill to Pine‘ — ‚Under the Redwoods‘ — bei Tauchnitz.

Dieses Motiv ist bereits aus Wilkie Collins ‚The New Magdalen' bekannt, wo der nämliche Betrug von einer Frau ausgeübt wird. Ein anderes finden wir in Ohnet's „Hüttenbesitzer" wieder: Komteß Helen erhört die Bewerbung des Helden aus Zorn über die Flatterhaftigkeit ihres geliebten Vetters und lernt ihn nach kurzem Zusammenleben ernstlich lieben. Der im Grunde seiner Natur ehrenwerthe Mann kann neben seiner edlen Frau nur unter Gewissensqualen leben, entdeckt sich ihr, als die Geliebte seines verstorbenen Freundes ihn in die Enge treibt, und wird von Sir Noel Jarvine, der den vermeintlichen Sohn ebenfalls liebgewonnen hat, zwar enterbt, aber mit einem anständigen Jahrgelde bedacht; Lady Helen bleibt ihrem Blake trotz alledem treu.

Die psychologische Kunst des Verfassers ist, wenn auch nicht sehr tief, doch hinreichend, um die wenigen Personen der Handlung glaubwürdig und den Situationen angemessen zu zeichnen. Auf den Höhepunkten der Handlung verfügt er über eine ansehnliche dramatische Kraft, die den betreffenden Szenen Wirkung verleiht. Er besitzt die Fähigkeit, knapp und anschaulich zu schildern, so das Leben in Kimberley mit seiner einen Straße von Palästen, umgeben von dem Schmutz und der Armuth der Lohnsklaven, welche die Mitglieder des Diamantminen-Ringes aussaugen. Der Styl ist leichtgeschürzt, klar und, wo es darauf ankommt, von glücklicher Schlagkraft. Kurz: wir sehen in Merrick einen, wenn nicht genialen, doch talentvollen Dichter vor uns, der seine Leser auf vortreffliche Art zu unterhalten versteht.*)

Man hat sich so daran gewöhnt, jedes Jahr auf dem Büchermarkt einen neuen Band Bret Hartescher Erzählungen zu finden, in dem Uninteressantes und Interessantes, dichterisch Werthloses und dichterisch Annehmbares wahllos aneinandergereiht war, daß man diesen Schöpfungen seit Jahren nicht mehr viel Beachtung schenkte. Die alten Argonautengeschichten fand man doch in keinem Bande. In den letzten Jahren indessen hat sich eine auffallende Veränderung in dem poetischen Gehalte der Bret Harteschen Erzählungen bemerkbar gemacht; es hat den Anschein, als ob ein indianischer Sommer in der Schaffenskraft des Dichters eingetreten wäre. In den letzten drei Bänden — „Mr. Jack Hamlin's Vermittelung und andere Geschichten"(1899) — „Vom Sandberg zur Fichtenwelt" (1900) — „Unter den Rothhölzern" (1901)**) — giebt es eine Reihe von Geschichten, deren Stoff, Führung und Darstellungskraft geradezu an jene ersten erinnern, die Bret Harte der Welt als einen hervorragenden Dichter zeigten. Ganz eigenartig und in jedem Zuge spannend ist die Geschichte, welche für den ersten Band den Titel hergiebt:

*) Die beiden genannten Dichtungen, sowie die früheren (‚The Man who was Good' — ‚This Stage of Fools' — ‚Cynthia' — ‚One Man's View') sind in der Tauchnitz-Kollektion.

**) ‚Mr. Jack Hamlin's Mediation, and other Stories' — ‚From Sand-Hill to Pine' — ‚Under the Redwoods' — bei Tauchnitz.



ein Quäker heirathet vielleicht nicht bloß aus christlicher Barmherzigkeit eine jener englischen Tanzsängerinnen, die glücklicher Weise unbesudelt durch den Schmutz ihres Berufes gegangen ist; und einer der Genossen der wüsten Zeit ihres Daseins, der sie in ihrer Zurückgezogenheit überfällt, wird wider seinen Willen dazu gebracht, den eifersüchtigen Mann über die sittliche Reinheit seiner Frau aufzuklären. Durch das scheinbare Hineinragen einer übernatürlichen Welt in die alltägliche fesselt und erregt „das Geheimniß von Sobrientes Brunnen“. Im zweiten Bande sind besonders frisch erzählt die gefährliche Liebschaft mit der „Nichte des Scharfschützen“ und die Abenteuer der „Schönen von Cañada City“. Die Krone des dritten ist unzweifelhaft die rührende Geschichte von der aufopfernden Güte von „Jimmy's großem Bruder“, und ein Vergleich der modernen „Seejungfer von Lighthouse Point“ mit der von dem alternden Heyse geschaffenen Wasserfrau dürfte zum Vortheil Bret Harte's ausfallen. Aber auch er gehört zu den Schriftstellern, wie Mark Twain und Kipling, die vieles leichthin, ohne inneren Drang schaffen, und alles, was aus ihrer Feder fließt, in Bände gesammelt der Nachwelt übergeben. So hätten wir auch in diesen drei Bänden manches gern gemißt, z. B. im letzten Bande den „Roman auf der Strecke“, einen wüsten Traum, der weder humoristisch noch symbolisch, auch nicht Mittel zu irgend einem dichterischen Zwecke ist, sondern um seiner selbst willen aufgezeichnet wird.

Philosophie.

Montaigne, ausgewählte Essais. Aus dem Französischen übersetzt von Emil Kühn. — Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Es war ein guter Gedanke, eine Auswahl der Essais des Michel de Montaigne auch für deutsche Leser durch eine gewandte und getreue Uebersetzung zugänglich zu machen. Denn wenn der Einfluß dieses eigenartigen Schriftstellers auch im neunzehnten Jahrhundert stark verblaßt und nicht mehr so stark wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist, so begegnen wir doch seinen Spuren noch oft, nicht nur in der französischen, sondern auch in der englischen und deutschen Literatur. Es werden daher gewiß schon viele den Wunsch gehabt haben, diese „Essais“ genauer kennen zu lernen; aber das war bisher nicht ganz leicht, denn die Originalsprache des Montaigne bietet heut selbst dem Franzosen manche Schwierigkeiten, und der modernisirte Montaigne ist eben auch nichts anderes als eine Uebersetzung. Freilich giebt es auch ältere deutsche Uebertragungen, doch diese sind wenig geschickt und unfähig, uns den Mann näher zu bringen. In der vorliegenden Uebersetzung dagegen lesen wir die Essais, — soweit das überhaupt bei einem romanischen Denker möglich ist —, als ob sie

deutsch abgefaßt wären. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß in diese Auswahl noch der eine oder andere Essai aufgenommen worden wäre; besonders derjenige, in dem Montaigne den Glaubensstandpunkt des Sebonde in seiner „natürlichen Theologie“ vertheidigt, weil hier der Unterbau der Gedankengänge Montaignes am meisten sichtbar wird.

Das Interesse, das wir heut noch diesen Essais entgegenbringen, ist allerdings, besonders für uns Deutsche, lediglich historischer Art. Montaigne ist ein Typus für jene romanische Geistesbewegung, in welcher der an und für sich heidnische Geist der Renaissance seinen Kompromiß mit der katholischen Kirche schließt. Jene Richtung auf die natürlichen Grundlagen des menschlichen Daseins, wie sie zuerst von den Hellenen rein erfaßt und dann im Cinquecento wieder aufgenommen wurde, erfährt doch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Aenderung. Die Bestrebungen der Jünger Loyolas und das Werk der Gegenreformation beginnen einen unverkennbaren Einfluß selbst auf solche Gemüther unter den Romanen auszuüben, die sonst jenen kirchlichen Bestrebungen fernstehen. Diese Wandlung des Zeitgeistes im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts tritt am deutlichsten in dem Schicksal Giordano Brunos zu Tage. Wäre dieser Denker ums Jahr 1500 hervorgetreten, man hätte ihn selbst am päpstlichen Hofe aufs höchste gefeiert; denn, was er sagt, athmet noch ganz die Stimmung, in der sich die Mediceer berauschten. Aber es vergehen hundert Jahre, und die päpstliche Kirche muß sich dieses Geistes erwehren, weil sie fürchten muß, seiner nicht mehr Herr zu werden. Und so muß Bruno, ein Nachkömmling jener echten Renaissance, schon im Jahre 1600 eben wegen dieser Geistesrichtung auf dem Blumenmarkte zu Rom den Scheiterhaufen besteigen. Montaigne dagegen eröffnet bereits den Reigen derjenigen Denker, in denen das antik-heidnische Element der Renaissance auf neuer Grundlage seinen Frieden mit der katholischen Kirche schließt; und so entsteht auch auf geistigem Gebiet jener Barockstil, der ja die fernere Entwicklung der französischen Kultur durchaus beherrscht. Aber damit ermattet auch jener frische, befreiende Hauch, der vordem auf allen Gebieten des Lebens neues Leben entfacht hatte, und etwas Grämliches, Altkluges, ja nicht selten Weltmüdes lagert sich über die Gemüther. Dieser Zug offenbart sich recht deutlich in der veränderten Werthschätzung der antiken Denker; um 1500 verehrt man Plato fast wie einen Heiligen, im Zeitalter des Montaigne dagegen werden bereits die latinisierten Stoiker und Cicero an seine Stelle gerückt. Der dem römischen Katholicismus homogenere Geist des Lateinerthums erringt damit wiederum den Principat, denn auch der Stoizismus wird nur in der lateinischen Beleuchtung gewürdigt.

Montaigne ist in gewissem Sinne ein origineller Schriftsteller, aber er ist kein originaler Denker. Die stärkste Seite seiner Beanlagung ist die gesunde Kraft psychologischer Beobachtung und eine darauf gestützte natur-

deutsch abgefaßt wären. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß in diese Auswahl noch der eine oder andere Essai aufgenommen worden wäre; besonders derjenige, in dem Montaigne den Glaubensstandpunkt des Sebonde in seiner „natürlichen Theologie" vertheidigt, weil hier der Unterbau der Gedankengänge Montaignes am meisten sichtbar wird.

Das Interesse, das wir heut noch diesen Essais entgegenbringen, ist allerdings, besonders für uns Deutsche, lediglich historischer Art. Montaigne ist ein Typus für jene romanische Geistesbewegung, in welcher der an und für sich heidnische Geist der Renaissance seinen Kompromiß mit der katholischen Kirche schließt. Jene Richtung auf die natürlichen Grundlagen des menschlichen Daseins, wie sie zuerst von den Hellenen rein erfaßt und dann im Cinquecento wieder aufgenommen wurde, erfährt doch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Aenderung. Die Bestrebungen der Jünger Loyolas und das Werk der Gegenreformation beginnen einen unverkennbaren Einfluß selbst auf solche Gemüther unter den Romanen auszuüben, die sonst jenen kirchlichen Bestrebungen fernstehen. Diese Wandlung des Zeitgeistes im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts tritt am deutlichsten in dem Schicksal Giordano Brunos zu Tage. Wäre dieser Denker ums Jahr 1500 hervorgetreten, man hätte ihn selbst am päpstlichen Hofe aufs höchste gefeiert; denn, was er sagt, athmet noch ganz die Stimmung, in der sich die Mediciäer berauschten. Aber es vergehen hundert Jahre, und die päpstliche Kirche muß sich dieses Geistes erwehren, weil sie fürchten muß, seiner nicht mehr Herr zu werden. Und so muß Bruno, ein Nachkömmling jener echten Renaissance, schon im Jahre 1600 eben wegen dieser Geistesrichtung auf dem Blumenmarkte zu Rom den Scheiterhaufen besteigen. Montaigne dagegen eröffnet bereits den Reigen derjenigen Denker, in denen das antik-heidnische Element der Renaissance auf neuer Grundlage seinen Frieden mit der katholischen Kirche schließt; und so entsteht auch auf geistigem Gebiet jener B a r o c k st i l, der ja die fernere Entwicklung der französischen Kultur durchaus beherrscht. Aber damit ermattet auch jener frische, befreiende Hauch, der vordem auf allen Gebieten des Lebens neues Leben entfacht hatte, und etwas Grämliches, Altkluges, ja nicht selten Weltmüdes lagert sich über die Gemüther. Dieser Zug offenbart sich recht deutlich in der veränderten Werthschätzung der antiken Denker; um 1500 verehrt man Plato fast wie einen Heiligen, im Zeitalter des Montaigne dagegen werden bereits die latinisierten Stoiker und Cicero an seine Stelle gerückt. Der dem römischen Katholicismus homogenere Geist des Lateinerthums erringt damit wiederum den Principat, denn auch der Stoizismus wird nur in der lateinischen Beleuchtung gewürdigt.

Montaigne ist in gewissem Sinne ein origineller Schriftsteller, aber er ist kein originaler Denker. Die stärkste Seite seiner Beanlagung ist die gesunde Kraft psychologischer Beobachtung und eine darauf gestützte natur=

wüchsige Kritik, die sich eben an jenem latinisirten Stoizismus gebildet hat. Und dazu gehört, daß auch die Lehren des Sextus Empirikus für ihn nicht ohne Einfluß geblieben sind. Aber ihm, wie den Lateinern fehlt jener geniale Blick, der uns die Urzüge der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens von einer neuen, tieferen Seite zeigt. Was geboten wird, das sind nicht reine, ursprüngliche Kräfte, deren selbständige Handhabung den Menschen sittlich frei macht, sondern es sind moralisirende Ermahnungen und Maximen, die wohl von einem tiefen Zuge des Wohlwollens, der Sympathie und einer ethisch-ästhetischen Harmonie durchhaucht sind, die aber doch nicht die Kraft haben, die sittliche Autonomie der Persönlichkeit zu erzeugen. Infolgedessen hat uns auch heut dieser Moralismus der Lateiner und der Franzosen in Wahrheit nichts mehr zu sagen. Was Montaigne und dann weiterhin Pascal, La Rochfoucauld, Vauvenargues, Duclos u. s. w. gesagt haben, ist uns höchstens noch als historisches Zeugniß interessant; die innere Bedeutung dagegen ist gering, schon deshalb, weil sich bei den meisten Sätzen auch das Gegentheil mit demselben Recht vertheidigen ließe. Ja, man ist z. B. bei Cicero und ebenso bei Montaigne in Verlegenheit, anzugeben, woran alle diese moralisirenden Ermahnungen ihren Halt haben sollen. Sieht man aber genauer zu, so findet man, daß sie nicht aus reinen autonomen Prinzipien fließen, sondern daß bei dem einen die äußere Ordnung des römischen Staates, bei dem anderen die der römischen Kirche —, also durchaus heterogene Instanzen, — den nöthigen Rückhalt bilden. Uns Deutsche hat die Reformation und unsere klassische Philosophie und Literatur von dieser Art des Moralisirens frei gemacht.

Infolgedessen hat denn auch der jüngste Biograph des Montaigne (Les grands écrivains français. M. par Paul Stapfer) mit Recht behauptet, daß dieser Denker nichts Deutsches habe. Nichtsdestoweniger spricht er aber dann doch von einem Einfluß, den Montaigne auf Lessing, Goethe und Herder ausgeübt haben soll, ohne daß er einen Nachweis dafür zu führen im Stande wäre. Diese Art der Franzosen, einen Einfluß ihrer Schriftsteller auch da zu konstruiren, wo er schlechterdings nicht vorhanden ist, ist so charakteristisch, daß es interessant sein wird, diese Ansicht kennen zu lernen. So heißt es: »Le génie de Montaigne n'a rien d'allemand. Mais, lorsqu'un Allemand est français aux trois quarts comme l'était Lessing, et surtout personnifie la critique, il est impossible qu'il n'offre pas quelque analogie profonde d'idées avec le fondateur de la critique française. Voici donc du Montaigne, qui est du Lessing pur: ‚qui n'a jouissance qu'en la jouissance, qui n'aime la chasse qu'en la prise, il ne lui appartient pas de se mêler à notre école . . . L'agitation et la chasse est proprement de notre rôle . . . Nous sommes nés à quêter la vérité . . . Le monde n'est qu'une école d'inquisition'. Herder ne pouvait manquer d'être attentif aux chansons

populaires du chapitre Des Cannibales. Goethe y a fait illusion aussi, et l'esprit de Montaigne se retrouve dans sa façon d'envisager l'histoire par le côté poétique et moral, de défendre avec âme contre les errata pédantesques de l'érudition les belles légendes qui sont l'honneur et l'exemple idéal de l'humanité. Mais il est probable que Rousseau servit ici de trait d'union entre Montaigne et Goethe«.

Wenn wir nun demgegenüber auch behaupten, daß der Einfluß Montaignes auf die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland gering ist, so ist doch seine Wirkung in Frankreich um so stärker gewesen. Wer jenen lateinischen Geist in der französischen Literatur verstehen will, wie er einerseits von einer gewissen rationalen Keckheit durchweht ist, andererseits aber doch das Band mit der Kirche festzuhalten vermag, wie die ganze Stilart dadurch bedingt wird, und wie die ästhetische Form dadurch allmählich das Uebergewicht über den ethischen Gehalt gewinnt, der wird sich den Zugang zu dem Verständniß dieser Richtung am sichersten erobern, wenn er von Montaigne seinen Ausgang nimmt. Und um dieses historischen Verständnisses willen verdient dieser Schriftsteller auch in Deutschland mehr als bisher gelesen zu werden. Aus diesem Grunde sei es nochmals gesagt, daß die vorliegende Uebersetzung mit Freuden begrüßt werden muß.

Berlin.

Ferdinand Jakob Schmidt.

populaires du chapitre D e s C a n n i b a l e s. Goethe y a fait illusion aussi, et l'esprit de Montaigne se retrouve dans sa façon d'envisager l'histoire par le côté poétique et moral, de défendre avec âme contre les errata pédantesques de l'érudition les belles légendes qui sont l'honneur et l'exemple idéal de l'humanité. Mais il est probable que Rousseau servit ici de trait d'union entre Montaigne et Goethe«.

Wenn wir nun demgegenüber auch behaupten, daß der Einfluß Montaignes auf die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland gering ist, so ist doch seine Wirkung in Frankreich um so stärker gewesen. Wer jenen lateinischen Geist in der französischen Literatur verstehen will, wie er einerseits von einer gewissen rationalen Keckheit durchweht ist, andererseits aber doch das Band mit der Kirche festzuhalten vermag, wie die ganze Stilart dadurch bedingt wird, und wie die ästhetische Form dadurch allmählich das Uebergewicht über den ethischen Gehalt gewinnt, der wird sich den Zugang zu dem Verständniß dieser Richtung am sichersten erobern, wenn er von Montaigne seinen Ausgang nimmt. Und um dieses historischen Verständnisses willen verdient dieser Schriftsteller auch in Deutschland mehr als bisher gelesen zu werden. Aus diesem Grunde sei es nochmals gesagt, daß die vorliegende Uebersetzung mit Freuden begrüßt werden muß.

Berlin. F e r d i n a n d J a k o b S c h m i d t.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

September 1901.

(Das Ministerium Körber und die deutsche Regierungspartei. — Provinzen oder Departements. — Der alldeutsche „Trumpf“. — Das deutsche Landsmannministerium.)

Die lange Pause nach dem glänzenden Aktschluß, den sich der Reichsrath im Sommer durch gesteigerte Arbeitsfreudigkeit bereitet hat, naht ihrem Ende: am 22. Oktober soll der Vorhang der Parlamentsbühne wieder aufgerollt werden, damit das Spiel, das man nun wieder mit Ernst und aufrichtiger Theilnahme zu verfolgen begonnen hat, seinen Fortgang nehme. Wie sich dieser gestalten wird, das hängt nunmehr wesentlich davon ab, ob die Regie ihrer Aufgabe gewachsen ist, ob sie die handelnden Personen zu beeinflussen versteht, ob sie überhaupt die Eignung besitzt, einen guten Spielplan zu machen und dessen Einhaltung durchzusetzen. Das Ministerium Körber, das seinerseits nicht durch Zweifel über seine staatsmännische Befähigung und die Macht seiner Regierungsweisheit beängstigt zu werden scheint, da es keinen Personenwechsel und keine Verstärkung für nothwendig befunden hat, wird nun erst die Proben seines Könnens abzulegen haben. Was es bis jetzt geleistet hat, kann ihm kaum als Verdienst angerechnet werden, denn die Einbringung der großen Eisenbahnvorlage und die Anregung der Kanalbauten, für die in einer nur politisch nicht sachlich begründeten Hast nahezu dreihundert Millionen Kronen bewilligt wurden, war ein Beruhigungsmittel, dessen Anwendung keine besondere Geistesgröße erfordert hat, seine Wirkung war als unbedingt sicher auch von jenen politischen Dilettanten vorauszusehen gewesen, die nicht in die geheimnißvolle Wissenschaft eingeweiht sind, die in den Präsidialbureaus des k. k. Ministeriums des Innern gehütet wird. An der Aufsaugung der Millionen, die zur Herstellung von Tunnels, Bahnkörpern, Hoch- und Brückenbauten, Erdaushebungen, Zementmauerungen und nicht zum Geringsten zu technischen Vorarbeiten und sogenannten „Finanzirungen“ erforderlich sind, betheiligen sich so viele Persönlichkeiten, die auch in Bezirks- und Landeswahlkomités, in Parteileitungen und Aufsichtsräthen von Parteiorganen Sitz und Stimme

haben, daß man die Zurückweisung der zu dieser Saugaktion gebotenen Gelegenheit nicht ernstlich in Rechnung ziehen konnte.

Dieses gemeinsame Bedürfniß auszubeuten, entsprang einer ganz richtigen und rechtzeitigen Erwägung, aber es war kein politisches Kunststück: Herr v. Körber wird nun, da das altbewährte und bequeme „Repetatur dosis!“ im vorliegenden Falle unmöglich angewendet werden kann, auf neue Mittel sinnen müssen, um das noch kaum zu Kräften gelangte österreichische Parlament davon zu überzeugen, daß ihm die Arbeit besser anschlagen werde, als die zwar körperlich anstrengende aber an die Geisteskräfte so geringe Anforderungen stellende Obstruktion, bei der die stadt- und landbekannten Schwachköpfe den Generalstab zu bilden pflegen. Er wird vor Allem die Aufgabe haben, das Interesse an sachlichen Fragen zu beleben, indem er ideenreiche Gesetzesvorlagen einbringt oder bei der Behandlung der sogenannten „Staatsnothwendigkeiten“ logisch zwingende Begründungen vorlegt und durch geistige Ueberlegenheit die Anerkennung seiner Forderungen erreicht.

Mit bureaukratischer Schimmelarbeit wird er nicht weit kommen. Führung, mit Einsicht und Klarheit vorbereitete Führung muß heute von der österreichischen Regierung verlangt werden, und es kann ihr auch Erfolg versprochen werden, weil die Parteien fast durchweg führungslos geworden sind und der sicheren Steuerung entbehren. Der führende Minister muß sich darüber entschieden haben, welche Parteien er um sich versammeln, mit welchen Stimmen er die nothwendigen Beschlüsse fassen lassen will, er muß wissen, was er diesen Parteien bieten kann, was er von ihnen zu fordern hat, und er muß sie davon überzeugen, daß sie nichts Besseres thun können, als diese Forderungen zu erfüllen.

Herr von Körber hat in der verflossenen Session den Vertretern größerer, ausschlaggebender Parteien wiederholt zu Gemüthe geführt, daß sein Verbleiben im Amte von gewissen Bewilligungen und Zustimmungen abhängig sei, er hat bei der Wahl in die Delegationen, die durchzusetzen er sich verpflichtet hatte, mit der Drohung seines Rücktritts die deutsche Volkspartei in letzter Stunde noch umgestimmt und für sich gewonnen. Damals wußte er kein besseres Argument in Anwendung zu bringen, als den Hinweis auf seine wahrscheinlichen Nachfolger, vor denen er die Deutschen warnen zu müssen glaubte; auf die Dauer wird der heilsame Schrecken vor der christlich-sozialen und feudalen Allianz, die angeblich vom Jesuiten-Pater Abel und seinen höchsten Beichtkindern schon bereitgehalten wird, an Intensität verlieren und dann wird das Ministerium der Arbeitsfreudigkeit sich auf eigene Leistungen berufen müssen, deren Werth von jenen Parteien anerkannt wird, mit deren Unterstützung es regieren will.

Zu diesen Parteien müssen die Deutschen gehören, und zwar jene Deutschen, die den österreichischen Staat kräftig und lebensfähig gestalten wollen und ihm die Fähigkeit zuschreiben, die in nächster Zeit in allen

haben, daß man die Zurückweisung der zu dieser Saugaktion gebotenen Gelegenheit nicht ernstlich in Rechnung ziehen konnte.

Dieses gemeinsame Bedürfniß auszubeuten, entsprang einer ganz richtigen und rechtzeitigen Erwägung, aber es war kein politisches Kunststück; Herr v. Körber wird nun, da das altbewährte und bequeme „Repetatur dosis!“ im vorliegenden Falle unmöglich angewendet werden kann, auf neue Mittel sinnen müssen, um das noch kaum zu Kräften gelangte österreichische Parlament davon zu überzeugen, daß ihm die Arbeit besser anschlagen werde, als die zwar körperlich anstrengende aber an die Geisteskräfte so geringe Anforderungen stellende Obstruktion, bei der die stadt- und landbekannten Schwachköpfe den Generalstab zu bilden pflegen. Er wird vor Allem die Aufgabe haben, das Interesse an sachlichen Fragen zu beleben, indem er ideenreiche Gesetzesvorlagen einbringt oder bei der Behandlung der sogenannten „Staatsnothwendigkeiten“ logisch zwingende Begründungen vorlegt und durch geistige Ueberlegenheit die Anerkennung seiner Forderungen erreicht.

Mit bureaukratischer Schimmelarbeit wird er nicht weit kommen. Führung, mit Einsicht und Klarheit vorbereitete Führung muß heute von der österreichischen Regierung verlangt werden, und es kann ihr auch Erfolg versprochen werden, weil die Parteien fast durchweg führungslos geworden sind und der sicheren Steuerung entbehren. Der führende Minister muß sich darüber entschieden haben, welche Parteien er um sich versammeln, mit welchen Stimmen er die nothwendigen Beschlüsse fassen lassen will, er muß wissen, was er diesen Parteien bieten kann, was er von ihnen zu fordern hat, und er muß sie davon überzeugen, daß sie nichts Besseres thun können, als diese Forderungen zu erfüllen.

Herr von Körber hat in der verflossenen Session den Vertretern größerer, ausschlaggebender Parteien wiederholt zu Gemüthe geführt, daß sein Verbleiben im Amte von gewissen Bewilligungen und Zustimmungen abhängig sei, er hat bei der Wahl in die Delegationen, die durchzusetzen er sich verpflichtet hatte, mit der Drohung seines Rücktritts die deutsche Volkspartei in letzter Stunde noch umgestimmt und für sich gewonnen. Damals wußte er kein besseres Argument in Anwendung zu bringen, als den Hinweis auf seine wahrscheinlichen Nachfolger, vor denen er die Deutschen warnen zu müssen glaubte; auf die Dauer wird der heilsame Schrecken vor der christlich-sozialen und feudalen Allianz, die angeblich vom Jesuiten-Pater Abel und seinen höchsten Beichtkindern schon bereitgehalten wird, an Intensität verlieren und dann wird das Ministerium der Arbeitsfreudigkeit sich auf eigene Leistungen berufen müssen, deren Werth von jenen Parteien anerkannt wird, mit deren Unterstützung es regieren will.

Zu diesen Parteien müssen die Deutschen gehören, und zwar jene Deutschen, die den österreichischen Staat kräftig und lebensfähig gestalten wollen und ihm die Fähigkeit zuschreiben, die in nächster Zeit in allen

Staaten zu erwartenden, sozialen Entwickelungen durchzumachen, jene Deutschen, die in der Erhaltung der Habsburgischen Monarchie die Erfüllung einer ihnen seit Jahrhunderten vorgezeichneten und heute bedeutungsvoller als je sich erweisenden nationalen Pflicht erblicken. Diese Deutschen in Oesterreich, die nicht verschämt und bedingt, nicht aus Eigennutz oder Byzantinismus, sondern, vollbewußt ihres Werthes, aus Ueberzeugung und mit bestem Gewissen für den Staat eintreten, zu dessen Pflegern und Vertheidigern sie durch die Liebe zum eigenen Volke berufen sind, diese Deutschen müssen von einer Regierung, die nicht nur von einem Tage zum anderen ihr Leben fristen, sondern feste Grundlagen für eine weiter ausgreifende Thätigkeit schaffen will, zur Mitarbeit herangezogen und vereinigt werden. Das ist erreichbar; es gehört vor Allem die unumwundene Erklärung dazu, daß diese Regierung niemals daran denken könnte, sich einer Reichstagsmehrheit zu bedienen, in der nicht die überwiegende Zahl deutscher Abgeordneten vertreten wäre. In diesem Sinne muß eine gute österreichische Regierung deutsch sein, von dieser Gesinnung muß sie auch den Monarchen in genauer Kenntniß erhalten, sie muß der Dynastie bei jeder ernsten Entscheidung vor Augen stellen, daß das Schicksal ihres Reiches von dem der deutschen Nation untrennbar ist, deren Ehre und Weltstellung auch ein Erbtheil der Deutschen in Oesterreich sein und bleiben muß. Der Kaiser soll wissen, daß er im eigensten Interesse seines Hauses der deutschen Bevölkerung niemals eine Rechtsentäußerung, ein Zurückweichen vor anderen Ansprüchen zumuthen darf, das ihrer unwürdig wäre.

Dies erfordert nicht, Ungerechtigkeit gegen andere Nationen zum System zu erheben, es erfordert nicht, ihnen eine Verwaltung aufzudringen, die ihnen den Eindruck einer Fremdherrschaft machen muß. Das Bedürfniß des Staates, die Zweckmäßigkeit, ist der einzige berechtigte Gesichtspunkt für die Einrichtung der Verwaltung, nicht irgend ein nationaler Anspruch, auch nicht die Berufung auf ein traditionelles Recht der Deutschen. Niemals würde die deutsche Staatssprache in Böhmen in Gebrauch kommen, wenn es dafür keine andere Begründung gebe, als die Theilnahme des Königs von Böhmen an der Wahl und Krönung der einstigen römischen Kaiser deutscher Nation oder den Wortlaut der Wiener Kongreßakte, die das Königreich Böhmen in die Grenzen des Deutschen Bundes aufnahm, und zwar nicht weil das deutsche Volk dies verlangt hat, sondern weil Fürst Metternich die Vorherrschaft Oesterreichs im Bunde durch eine möglichst große Zahl Quadratmeilen österreichischen Gebietes begründen wollte. Mit dem Deutschen Bunde haben wir gottlob nichts mehr zu schaffen, deutsche Patrioten können sich doch wahrhaftig nicht nach ihm zurücksehnen und die Deutschen in Oesterreich nur Freude und Genugthuung darüber empfinden, daß das „Bündniß“ an die Stelle des „Bundes“ getreten ist. Mit dem Bündnisse stehen und fallen wir; darum muß es unsere Sorge sein, daß unser Staatswesen des Bündnisses werth bleibe!

Die Elemente für eine deutsche Regierungspartei sind vorhanden; es ist auch gar nicht nöthig, sie besonders zu organisiren, Namen und Satzungen für sie zu erfinden. Sie mag sich immerhin, wie bisher aus verschiedenen Parteigruppen zusammensetzen, sie mag sich die schwerfällige Einrichtung eines „Klub-Obmänner-Verbandes“ bewahren, daran freut sich die Differenzirungslust der Deutschen — aber vorhanden sein soll die Partei der Deutschösterreicher, ohne deren Zustimmung kein Gesetz, keine Steuer, kein Ministerium in Oesterreich zu Stande kommen darf. Ihr kann die ganze deutsche Volkspartei, ihr kann die deutsche Fortschrittspartei, der deutsche, verfassungstreue Großgrundbesitz angehören, von ihr werden sich die niederösterreichischen Anhänger des Dr. Lueger, die außer den antisemitischen überhaupt keine definirbaren Interessen haben, kaum fernhalten können; die an Zahl zunehmenden, christlich-sozialen Abgeordneten der Alpenländer werden ihre Reihen häufig, namentlich bei allen Fragen der politischen Verwaltung, verstärken. Eine Regierung, die mit diesen 120—150 Vertrauensmännern der Deutschen in Oesterreich vereinbart, was dem Staate geleistet werden muß, damit er den Anforderungen der modernen Gesellschaft zu genügen vermöge, wird auch den Tschechen und Polen gegenüber jene Sicherheit und Entschiedenheit des Auftretens gewinnens, die sie zur Einschränkung ihrer Begehrlichkeit nach nationalen Luxuseinrichtungen nöthigt.

Die „Alldeutschen“ wird man unbesorgt ihre Wege gehen lassen. Es ist zwar recht unbequem, daß sie in neuester Zeit so viel Boden gewonnen haben, daß so viel kostbare Zeit mit absurdem Geschwätz und leidenschaftlichen Agitationen ohne sachliche Berechtigung verschwendet wird, aber man wird sich daran gewöhnen müssen, die radikalen Strömungen ihren Kreislauf vollführen zu lassen, bis sich ihre treibende Kraft für einige Zeit erschöpft; sie verursachen dabei weniger Schaden, als wenn man sie zu hemmen versucht, ehe ihre Sinnlosigkeit völlig erwiesen ist. Die Gruppe, die durch Lärm und bombastische Reden mehr als verdientes Aufsehen erregt, setzt sich aus zwei Klassen von Angehörigen zusammen, die kein gemeinsames Kampfziel besitzen, aber in der Wahl der Kampfmittel übereinstimmen. Die Einen betreiben Politik im großartigsten Maßstabe, ihre Phantasie ist erfüllt von pangermanistischen Plänen, denen sie Oesterreichs Bestand opfern zu müssen glauben; für sie gilt es als Bethätigung des Nationalgefühls, ihrem Unwillen über die Trennung der Deutschösterreicher von den anderen deutschen Stämmen bei jeder Gelegenheit Ausdruck zu geben, sie können ein ehrliches Streben nach Beruhigung und Klärung der österreichischen Verhältnisse nicht mit der „nationalen Idee“ in Einklang bringen, deren burschenschaftliche Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit ihrem politischen Denkvermögen vollkommen entspricht. Je mehr Schwierigkeiten der österreichischen Regierung erwachsen, je mehr unvereinbare Forderungen erhoben werden, je größer die Unzufriedenheit

Die Elemente für eine deutsche Regierungspartei sind vorhanden; es ist auch gar nicht nöthig, sie besonders zu organisiren, Namen und Satzungen für sie zu erfinden. Sie mag sich immerhin, wie bisher aus verschiedenen Parteigruppen zusammensetzen, sie mag sich die schwerfällige Einrichtung eines „Klub-Obmänner-Verbandes" bewahren, daran freut sich die Differenzirungslust der Deutschen — aber vorhanden sein soll die Partei der Deutschösterreicher, ohne deren Zustimmung kein Gesetz, keine Steuer, kein Ministerium in Oesterreich zu Stande kommen darf. Ihr kann die ganze deutsche Volkspartei, ihr kann die deutsche Fortschrittspartei, der deutsche, verfassungstreue Großgrundbesitz angehören, von ihr werden sich die niederösterreichischen Anhänger des Dr. Lueger, die außer den antisemitischen überhaupt keine definirbaren Interessen haben, kaum fernhalten können; die an Zahl zunehmenden, christlich-sozialen Abgeordneten der Alpenländer werden ihre Reihen häufig, namentlich bei allen Fragen der politischen Verwaltung, verstärken. Eine Regierung, die mit diesen 120—150 Vertrauensmännern der Deutschen in Oesterreich vereinbart, was dem Staate geleistet werden muß, damit er den Anforderungen der modernen Gesellschaft zu genügen vermöge, wird auch den Tschechen und Polen gegenüber jene Sicherheit und Entschiedenheit des Auftretens gewinnens, die sie zur Einschränkung ihrer Begehrlichkeit nach nationalen Luxuseinrichtungen nöthigt.

Die „Alldeutschen" wird man unbesorgt ihre Wege gehen lassen. Es ist zwar recht unbequem, daß sie in neuester Zeit so viel Boden gewonnen haben, daß so viel kostbare Zeit mit absurdem Geschwätz und leidenschaftlichen Agitationen ohne sachliche Berechtigung verschwendet wird, aber man wird sich daran gewöhnen müssen, die radikalen Strömungen ihren Kreislauf vollführen zu lassen, bis sich ihre treibende Kraft für einige Zeit erschöpft; sie verursachen dabei weniger Schaden, als wenn man sie zu hemmen versucht, ehe ihre Sinnlosigkeit völlig erwiesen ist. Die Gruppe, die durch Lärm und bombastische Reden mehr als verdientes Aufsehen erregt, setzt sich aus zwei Klassen von Angehörigen zusammen, die kein gemeinsames Kampfziel besitzen, aber in der Wahl der Kampfmittel übereinstimmen. Die Einen betreiben Politik im großartigsten Maßstabe, ihre Phantasie ist erfüllt von pangermanistischen Plänen, denen sie Oesterreichs Bestand opfern zu müssen glauben; für sie gilt es als Bethätigung des Nationalgefühls, ihrem Unwillen über die Trennung der Deutschösterreicher von den anderen deutschen Stämmen bei jeder Gelegenheit Ausdruck zu geben, sie können ein ehrliches Streben nach Beruhigung und Klärung der österreichischen Verhältnisse nicht mit der „nationalen Idee" in Einklang bringen, deren burschenschaftliche Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit ihrem politischen Denkvermögen vollkommen entspricht. Je mehr Schwierigkeiten der österreichischen Regierung erwachsen, je mehr unvereinbare Forderungen erhoben werden, je größer die Unzufriedenheit

unter allen Völkern wird, desto näher glauben sie der Erfüllung ihrer Wünsche zu sein. Die Andern haben weder Umsturzgelüste noch glauben sie an die Realisirbarkeit dieser nationalen Utopien, aber sie finden aus taktischen Gründen das radikalste Gebahren der Deutschen in Oesterreich gerechtfertigt, weil es dazu dient, diese bisher so geduldigen und nachgiebigen Staatsbürger, die sich schon zu viel ererbten Besitz entreißen ließen, bei den Regierungen und bei der Krone gefürchtet zu machen. Wenn manche Mitglieder der deutschen Volkspartei bisher gute Beziehungen zu den „Alldeutschen" aufrecht zu erhalten bemüht waren, so geschah dies nur deshalb, weil sie dieselben zu taktischen Zwecken verwenden zu können glaubten.

Der neueste Programmwechsel der „Alldeutschen" in Böhmen, wo sie an rohem Rassenhaß mit den ungebildetsten und leidenschaftlichsten Tschechen wetteifern, die Heftigkeit ihres Kampfes gegen die Volks- und Fortschrittspartei, in den leider auch die akademische Jugend hineingezogen wird, endlich die lächerlichen Diktaturbestrebungen des Herrn Schönerer, der sich für eine das Haus Habsburg bedrohende Großmacht hält, machen es der Volkspartei ganz unmöglich, mit den „Alldeutschen" noch irgend welche Gemeinschaft zu pflegen. Sie wird auch bei den demnächst erfolgenden Wahlen zum böhmischen Landtage nicht anders als im Einverständniß mit der Fortschrittspartei vorgehen können.

Volkspartei und Fortschrittspartei unterscheiden sich in ihrem politischen Programm gar nicht, dennoch läßt sich ihre Vereinigung zu einem parlamentarischen Körper nicht empfehlen. Die Mitglieder der Volkspartei sind zum größten Theil in den Alpenländern gewählt, die Fortschrittspartei hat ihren Sitz in den Sudetenländern und zieht die Wiener Liberalen an sich; diese geographische Begrenzung ist einestheils durch die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse gerechtfertigt, die trotz aller Versicherungen, an der nationalen Solidarität festhalten zu wollen, doch immer wieder zu gegensätzlichen Bestrebungen führt, sie ist andererseits dadurch geboten, daß die antisemitische Richtung der Volkspartei in Böhmen unbedingt eine Schwächung der Deutschen mit sich bringen würde, während in Steiermark, Kärnten, Tirol, wo das jüdische Kapital noch keine so große Macht ausübt, von einem Einfluß der Juden auf die Volksvertretung nicht gesprochen werden kann. Endlich stehen sich Deutsche und Slaven in Inneröstereich in ganz anderer Vertheilung gegenüber als in Böhmen und Mähren. Dort sind die Beziehungen zwischen den Bevölkerungsschichten und dem Besitze viel einfacher, klarer und deshalb viel weniger von politischen Schwankungen abhängig, als im Norden der Donau, auch reicht die Kulturleistung der Slovenen nicht annähernd an die der Tschechen heran. In Krain befinden sich die Slovenen seit zwanzig Jahren im Besitze der Alleinherrschaft, die von den Tschechen in Böhmen so heiß erstrebt wird, dabei ist die

Gemeinde- und Landesverwaltung von Stufe zu Stufe gesunken, das Land wäre ohne Staatszuschuß nicht im Stande, seine Verwaltung zu bezahlen. In Kärnten und Steiermark dagegen stützt sich die deutsche Verwaltung auf eine unerschütterliche Mehrheit der deutschen Bevölkerung und auf eine Kapitalskraft, der nur der slovenische Klerus in manchen Gegenden mit Erfolg entgegenzuwirken vermag. Der slovenische Grundbesitz ist fast ganz in Kleinwirthschaften zersplittert, das Bürgerthum in den slovenischen Städten und Märkten unentwickelt, nur der Kleinhandel gedeiht in ihnen; die unternehmungslustigen, für größere Geschäftsanlagen befähigten Slovenen müssen in die Fremde ziehen und entnationalisiren sich, sobald sie zu Wohlstand und einer höheren Lebensführung gelangen. In Innerösterreich, wo die Slovenen durch ihr Uebergewicht in Krain ohnehin schon mehr Autonomie besitzen, als sie zu ertragen vermögen, würde die von Rudolf Springer in der „Nation" (20. Juli 1901) empfohlene Bildung von kleineren, national möglichst wenig gemischten Verwaltungseinheiten, die nur nach Aufhebung der historischen Provinzen entstehen könnten, mit größter Energie bekämpft werden müssen. Damit würden nicht nur tausende von deutschen Städtebürgern in Kärnten und Steiermark der slovenischen Majorisirung ausgesetzt und politisch rechtlos gemacht werden, es würde die Verwaltung verschlechtert, der wirthschaftliche Fortschritt unterbrochen, es würde selbst den Slovenen damit der schlechteste Dienst erwiesen, der Süden des Reiches um einige Kulturstufen herabgedrückt werden.

Der Gedanke, die nationalen Kämpfe in Oesterreich durch Zerschlagung der Königreiche und Länder und die Einführung einer Departements- oder Komitats-Eintheilung abzuschwächen, im Reichsrathe nationale Kurien einzurichten, die Landtage aber ganz zu beseitigen, ist schon wiederholt erörtert worden. Ohne Zweifel besticht er durch den modernen Charakter, den das so umgestaltete Staatswesen annehmen würde, durch die Vereinfachung des bureaukratischen und parlamentarischen Apparates, die auf diese Weise erreicht werden müßte, durch die Verminderung der Gelegenheit zu Ausbrüchen nationalen Hasses, der namentlich in Böhmen eine für Deutsche und Tschechen gleich entwürdigende, verrohende Form angenommen hat. Aber erstens erfordert die Durchführung dieses Gedankens den Entschluß der Krone zu einem Gewaltschritte, zur Unterbrechung aller verfassungsmäßigen Thätigkeit, also zu einem Staatsstreiche, der die Bande zwischen der Dynastie und den Völkern einer höchst gefährlichen Kraftprobe aussetzen würde, und zweitens wird das ausschließlich national zergliederte Oesterreich noch weniger gleichartig regiert werden können, als der Verband von Königreichen und Ländern, in deren Mehrzahl — auch Böhmen, Mähren und Schlesien können ihr zugerechnet werden — die Verwaltung durch die Deutschen eingerichtet, von ihnen fortschrittlich entwickelt und bis heute geleitet worden ist.

Gemeinde- und Landesverwaltung von Stufe zu Stufe gesunken, das Land wäre ohne Staatszuschuß nicht im Stande, seine Verwaltung zu bezahlen. In Kärnten und Steiermark dagegen stützt sich die deutsche Verwaltung auf eine unerschütterliche Mehrheit der deutschen Bevölkerung und auf eine Kapitalskraft, der nur der slovenische Klerus in manchen Gegenden mit Erfolg entgegenzuwirken vermag. Der slovenische Grundbesitz ist fast ganz in Kleinwirthschaften zersplittert, das Bürgerthum in den slovenischen Städten und Märkten unentwickelt, nur der Kleinhandel gedeiht in ihnen; die unternehmungslustigen, für größere Geschäftsanlagen befähigten Slovenen müssen in die Fremde ziehen und entnationalisiren sich, sobald sie zu Wohlstand und einer höheren Lebensführung gelangen. In Innerösterreich, wo die Slovenen durch ihr Uebergewicht in Krain ohnehin schon mehr Autonomie besitzen, als sie zu ertragen vermögen, würde die von Rudolf Springer in der „Nation“ (20. Juli 1901) empfohlene Bildung von kleineren, national möglichst wenig gemischten Verwaltungseinheiten, die nur nach Aufhebung der historischen Provinzen entstehen könnten, mit größter Energie bekämpft werden müssen. Damit würden nicht nur tausende von deutschen Städtebürgern in Kärnten und Steiermark der slovenischen Majorisirung ausgesetzt und politisch rechtlos gemacht werden, es würde die Verwaltung verschlechtert, der wirthschaftliche Fortschritt unterbrochen, es würde selbst den Slovenen damit der schlechteste Dienst erwiesen, der Süden des Reiches um einige Kulturstufen herabgedrückt werden.

Der Gedanke, die nationalen Kämpfe in Oesterreich durch Zerschlagung der Königreiche und Länder und die Einführung einer Departements- oder Komitats-Eintheilung abzuschwächen, im Reichsrathe nationale Kurien einzurichten, die Landtage aber ganz zu beseitigen, ist schon wiederholt erörtert worden. Ohne Zweifel besticht er durch den modernen Charakter, den das so umgestaltete Staatswesen annehmen würde, durch die Vereinfachung des bureaukratischen und parlamentarischen Apparates, die auf diese Weise erreicht werden müßte, durch die Verminderung der Gelegenheit zu Ausbrüchen nationalen Hasses, der namentlich in Böhmen eine für Deutsche und Tschechen gleich entwürdigende, verrohende Form angenommen hat. Aber erstens erfordert die Durchführung dieses Gedankens den Entschluß der Krone zu einem Gewaltschritte, zur Unterbrechung aller verfassungsmäßigen Thätigkeit, also zu einem Staatsstreiche, der die Bande zwischen der Dynastie und den Völkern einer höchst gefährlichen Kraftprobe aussetzen würde, und zweitens wird das ausschließlich national zergliederte Oesterreich noch weniger gleichartig regiert werden können, als der Verband von Königreichen und Ländern, in deren Mehrzahl — auch Böhmen, Mähren und Schlesien können ihr zugerechnet werden — die Verwaltung durch die Deutschen eingerichtet, von ihnen fortschrittlich entwickelt und bis heute geleitet worden ist.

Diese Aufgabe wird ihnen der österreichische Staat vorbehalten, auch wenn er nicht germanisirt werden sollte. Die „Alldeutschen" haben durch den redegewandten Mund ihres „staatsmännischen" Führers, des Herrn Karl Hermann Wolf, ihre Absicht verkünden lassen, Oesterreich zu germanisiren. Von Maria Theresia bis Alexander v. Bach wurde dieses Problem schon wiederholt zu lösen versucht, Erfolg ist keiner erzielt, die Nationalitätsgrenzen sind kaum merklich verschoben worden. Die bureaukratische Tünche, mit der Böhmen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts überstrichen war, hatte von Weitem allerdings ein deutsches Ansehen, aber sie verschwand sofort, als die Völker sich dazu ermannten, die Allmacht des Beamtenstaates zu brechen. Man kann mit höchster Spannung die Verkündung der Methode erwarten, mit der die Germanisirung Oesterreichs im zwanzigsten Jahrhundert endlich zur That gemacht werden wird. „Alldeutsch muß Trumpf sein", meint Herr Wolf. Wer wird wohl die Tschechen dazu bewegen, sich in das lustige Kartenspiel einzulassen, bei dem nur die Alldeutschen stechen können. An die Bajonette österreichischer Regimenter denkt der vortreffliche Schriftleiter und Sonnwendpriester wohl nicht, denn der Militarismus wird ja von seiner Partei mit sittlicher Entrüstung bekämpft, seine Anhänger benutzen jede Gelegenheit, um mit Offizieren zu krakehlen, gegen das Auftreten der Musikkapellen österreichischer Regimenter zu demonstriren, überhaupt das Verhältniß zwischen Bürgern und Berufsoffizieren zu einem möglichst unangenehmen zu gestalten. Also wer wird den alldeutschen Trumpf ausspielen? Wer wird die Tschechen zwingen, nicht nur das von den Deutschen in Böhmen bewohnte Land durch die Zweitheilung der deutschen Verwaltung zu überlassen, sondern auch Gericht, Schule und politischen Dienst in ihrer engeren Heimath, in der sie seit einem Jahrtausende nahezu unvermischt wohnen, ihren mehrwerthigen Nachbarn zu überlassen?

Bis das alldeutsche Trumpf-System vollständig aufgeklärt und zur praktischen Anwendung ausgereift sein wird, müssen sich die Deutschen so wie bisher bemühen, die arbeitsamsten, die verwendbarsten und dadurch einflußreichsten Bürger im österreichischen Staate zu sein, sie müssen gewisse Zugeständnisse an die deutsche Sprache als Verständigungsmittel um des Staates und nicht um ihrer Mehrwerthigkeit willen verlangen; denn diese muß von Fall zu Fall erwiesen werden, die Zeit der Dogmen ist vorüber, in der Politik gewiß noch bestimmter, als auf dem Gebiete des religiösen Glaubens. Vor Allem aber werden die Deutschen sich stets bereit finden lassen müssen, Regierungspartei zu sein, wenn man aufrichtig um ihre Mitwirkung an der Regierung wirbt. Nationale Parteien können nur eine einfache, gemeinverständliche Politik pflegen, ihre Vertreter brauchen keine Diplomatenkünste aufzuführen, in denen sie doch Stümper bleiben werden. Vertrauen sie einer Regierung, dann sollen sie sich auch offen und ehrlich zu ihr bekennen, denn das stärkt beide Theile; fürchten

sie aber Mißbrauch ihres Vertrauens, Täuschungen, Hinterhältigkeiten: dann in die Opposition, geschlossen, einig, ohne Leidenschaft, ohne Preisgebung der eigenen und der staatlichen Sache, aber unbeugsam und mit sachlicher Begründung!

In diesem Sinne erwarten wir beim Zusammentritte des Reichsrathes eine Klärung der Stellung der Deutschen zum Ministerium Körber. Es sollen dabei Bedingungen gestellt werden, vielleicht könnten sich diese auch auf die Besetzung eines oder des anderen Ressorts beziehen; dagegen dürften es die Deutschen kaum nothwendig haben, einen sogenannten Landsmannminister für sich zu verlangen. Wollen die Körber, Hartel, Böhm-Bawerk, Spens-Boden, Call v. Rosenburg als Minister ihre deutsche Abkunft verleugnen und die Interessen der Deutschen preisgeben, dann wird sich kein ehrlicher Deutscher finden, der diesem Ministerium durch seinen Namen Vertrauen und Ansehen zuführt. Thun sie aber ihre Pflicht für Staat und Nation, dann werden sie wohl keines besonderen Mentors bedürfen. Es müßte wohl ein slavisches Ministerium sein, bei dem man den Deutschen eine besondere Vertretung einräumen müßte; ein solches dürfte aber durch einen Vertrauensmann der deutschen Parteien nicht verstärkt, es müßte vielmehr bekämpft werden. Die Deutschen in Oesterreich brauchen sich überhaupt keine andere Regierung gefallen zu lassen, als eine, die ihres Vertrauens würdig ist, und in dieser wird es immer auch Deutsche geben müssen, die wissen, was sie ihrem Volke schuldig sind. Das sind dann Landsmannminister. Warum sollen diese nicht ebenso viel Einfluß ausüben können, als Dr. Rezek, um den man auf deutscher Seite die Tschechen mit Recht beneidet? Mögen die Körber und Hartel nur so tapfer und unbekümmert um das Wohlgefallen, das sie erregen, wie es Rezek's Art ist, für ihre Landsleute eintreten, dann wird man sie gerne und vertrauensvoll an Rezek's Seite sehen.

*

Der Abschluß der China-Expedition. — Die Reise des Zaren. — Der Katholikentag in Osnabrück. — Der Verein für Sozialpolitik in München. — Der Parteitag der Sozialdemokraten in Lübeck.

Statt einer eigenen Betrachtung über den Ausgang der China-Expedition haben wir vor zwei Monaten einen Abschnitt aus dem Nauticus-Jahrbuch wiedergegeben, der uns die Dinge in [illegible] Weise zu charakterisiren schien. Das Hauptgewicht war hier auf die [illegible] gelegt, daß trotz aller auseinander- und entgegenstrebenden Tendenzen doch zuletzt die Einigkeit der Großmächte aufrecht erhalten und durch diesen zusammenhaltenden Druck China zur Unterwerfung gebracht worden sei. Diese trotz Allem immer wieder erreichte Einigung unter den Mächten ist

sie aber Mißbrauch ihres Vertrauens, Täuschungen, Hinterhältigkeiten: dann in die Opposition, geschlossen, einig, ohne Leidenschaft, ohne Preisgebung der eigenen und der staatlichen Würde, aber unbeugsam und mit sachlicher Begründung!

In diesem Sinne erwarten wir beim Zusammentritte des Reichsrathes eine Klärung der Stellung der Deutschen zum Ministerium Körber. Es sollen dabei Bedingungen gestellt werden, vielleicht könnten sich diese auch auf die Besetzung eines oder des anderen Ressorts beziehen; dagegen dürften es die Deutschen kaum nothwendig haben, einen sogenannten Landsmannminister für sich zu verlangen. Wollen die Körber, Hartel, Böhm-Bawak, Spens-Boden, Call v. Rosenburg als Minister ihre deutsche Abkunft verleugnen und die Interessen der Deutschen preisgeben, dann wird sich kein ehrlicher Deutscher finden, der diesem Ministerium durch seinen Namen Vertrauen und Ansehen zuführt. Thun sie aber ihre Pflicht für Staat und Nation, dann werden sie wohl keines besonderen Mentors bedürfen. Es müßte wohl ein slavisches Ministerium sein, bei dem man den Deutschen eine besondere Vertretung einräumen müßte; ein solches dürfte aber durch einen Vertrauensmann der deutschen Parteien nicht verstärkt, es müßte vielmehr bekämpft werden. Die Deutschen in Oesterreich brauchen sich überhaupt keine andere Regierung gefallen zu lassen, als eine, die ihres Vertrauens würdig ist, und in dieser wird es immer auch Deutsche geben müssen, die wissen, was sie ihrem Volke schuldig sind. Das sind dann Landsmannminister. Warum sollen diese nicht ebenso viel Einfluß ausüben können, als Dr. Rezek, um den man auf deutscher Seite die Tschechen mit Recht beneidet? Mögen die Körber und Hartel nur so tapfer und unbekümmert um das Wohlgefallen, das sie erregen, wie es Rezek's Art ist, für ihre Landsleute eintreten, dann wird man sie gerne und vertrauensvoll an Rezek's Seite sehen. *

Der Abschluß der China-Expedition. — Die Reise des Zaren. — Der Katholikentag in Osnabrück. — Der Verein für Sozialpolitik in München. — Der Parteitag der Sozialdemokraten in Lübeck.

Statt einer eigenen Betrachtung über den Ausgang der China-Expedition haben wir vor zwei Monaten einen Abschnitt aus dem Nauticus-Jahrbuch wiedergegeben, der uns die Dinge in vortrefflicher Weise zu charakterisiren schien. Das Hauptgewicht war hier auf die Thatsache gelegt, daß trotz aller auseinander- und entgegenstrebender Tendenzen doch zuletzt die Einigkeit der Großmächte aufrecht erhalten und durch diesen zusammenhaltenden Druck China zur Unterwerfung gebracht worden sei. Diese trotz Allem immer wieder erreichte Einigung unter den Mächten ist

in der That das Entscheidende und weltgeschichtlich ein ganz außerordentliches Ereigniß. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat wohl nicht gerade das Gefühl eines Triumphes, und man kann ihr das nicht verdenken, da ein materieller Siegespreis, den auch der Blindeste mit Händen greifen könnte, nicht vorhanden ist. Für denjenigen aber, der zu vergleichen weiß, hat die deutsche Politik thatsächlich sehr schöne und große Erfolge erreicht, die auf Generationen nachwirken und fruchtbar sein werden. Wir haben ohne wesentliches Blutvergießen zum ersten Mal eine große transozeanische Aktion durchgeführt und gezeigt, daß wir die Macht und den Willen haben, allenthalben auf der Erde in derselben Linie mit England, Rußland und Frankreich zu stehen. Aus dieser Linie können wir jetzt nicht mehr zurück, das ist eine mächtige Steigerung unserer moralischen Position unter den Weltmächten, so sehr, daß in Zukunft von diesem Punkt aus die deutsche Politik bestimmt werden wird.

Sieht man auf den äußeren Erfolg, so muß man freilich zugestehen, daß es die Russen gewesen sind, die die eigentliche Ernte eingebracht haben. Was uns gefehlt hat zum vollen Erfolge, ist die ernsthafte, auf das Volk in China wirkende Bestrafung der Rädelsführer der nativistischen Bewegung, namentlich des Prinzen Tuan und des Generals Tungfusiang. Erst wenn diese erreicht worden wäre, hätte man annehmen können, daß damit die fremdenfreundliche Richtung in China definitiv die Oberhand über die fremdenfeindliche gewonnen. Das haben die Russen uns verdorben und verhindert: indem sie sich als die Protektoren der Boxerführer aufstellten, erwarben sie sich deren Freundschaft und zukünftige Bundesgenossenschaft und steckten als vorläufigen Lohn die Mandschurei ein. Einen Rechtstitel auf diese Erwerbung haben wir ihnen freilich noch versagt: sie haben sie nur vorläufig, wie die Engländer Egypten. Wir mußten ihnen das zugestehen, da, so lange die Engländer in Südafrika beschäftigt sind, keine Macht da war, es zu verhindern, und wir auch sachlich gar keinen Grund haben, Rußland diese für Sibirien unentbehrliche Erwerbung zu mißgönnen.

Stände die Weltgeschichte still, oder hätte in diesem Augenblick wenigstens auf längere Zeit einen Abschluß erreicht, wie einst auf dem Wiener Kongreß, so hätten wir gewiß keine Veranlassung, mit dem Ergebniß zufrieden zu sein. Aber in einem solchen Zustande ist die universale Politik offenbar nicht. In China selbst kann jeden Augenblick ein neuer Ausbruch erfolgen und noch an vielen anderen Stellen des Erdballs sind die Dinge im Fluß. Es kommt darauf an, daß die autoritative Stellung, die sich Deutschland durch die chinesische Aktion erworben hat, im Laufe der Jahre in realen Gewinn umgesetzt werde. Wo und wie das geschehen soll, vermag der Außenstehende nicht zu erkennen, aber daß irgend welche Dinge in der Vorbereitung sind, ist deutlich genug. Man kann an die Erweiterung der deutschen Stellung in Afrika denken, besonders in dem

Augenblick, wo einmal Portugal genöthigt sein wird, seinen Kolonialbesitz aufzugeben; man kann an die Bagdad-Bahn denken oder sonst noch an Dieses und Jenes.

Die große Frage ist, was die Reise des Zaren Nikolaus zu bedeuten hat. Einige Motive giebt es, die klar zu Tage liegen. Die russischen Finanzen sind einmal wieder am Zusammenbruch. Die Aufgabe, mit den überaus dürftigen Mitteln des russischen Volkes eine Riesenweltmachtstellung zu behaupten, scheint trotz aller Fortschritte, die das russische Wirthschaftsleben gemacht hat, unlösbar zu sein. Man bedenke, daß Rußland nicht bloß in Heer und Flotte mit den reichen romanisch-germanischen Völkern wetteifert, sondern auch die langsame Naturentwickelung seines unermeßlichen Gebietes durch Staatsmittel künstlich zu treiben und zu fördern unternommen hat. Fast alle seine Eisenbahnen, ein großer Theil seiner Industrie existirt nur durch Staats-Unterstützung. Behauptet sich die soziale Ordnung des Landes, so mögen sich diese Auslagen in fernerer Zukunft wohl einmal rentiren. Vorläufig aber zehren sie mit einer unermeßlichen Gefräßigkeit an dem Mark des russischen Wirthschaftskörpers, der Landwirthschaft. Nur durch fortwährende Zufuhr westeuropäischen Kapitals ist der Riese aufrecht zu erhalten. Zar Nikolaus also mußte wieder einmal nach Frankreich reisen, um den Franzosen ein paar hundert Millionen abzuschmeicheln, und die Franzosen, obgleich sie schon ganz genau wissen, daß das russische Bündniß ihnen das Elsaß niemals wiedergeben wird, sondern im Gegentheil ihnen den dauernden Verzicht darauf auferlegt, sind doch eitel und illusionsbedürftig genug, den kaiserlichen Besuch mit recht viel baar Geld aufzuwiegen. Wiederum, damit kein falscher Eindruck entsteht, hat der Zar unterwegs eine Zusammenkunft mit unserm Kaiser gehabt, und um gar keinen Zweifel zu lassen, hat Kaiser Wilhelm bei den abgebrannten Nachbarn in Weichselmünde den originellen Besuch gemacht und die Ansprache gehalten. In der öffentlichen Meinung Deutschlands ist dieser Besuch und die Rede nicht gerade sehr freudig aufgenommen worden, aber der Werth und die Bedeutung als politische Demonstration ist doch wohl erreicht: es ist ein Zeugniß für die Solidarität der Monarchien. An diesem Punkt hat ja schon Fürst Bismarck eingesetzt, um der russisch-französischen Intimität entgegen zu wirken; mag Rußland Gründe haben, mit der französischen Republik in gewisser Beziehung zusammen zu gehen, dem gegenüber bleibt immer bestehen die nähere innere Verwandtschaft zwischen den beiden Kaiserreichen. Hülfe Rußland je den Franzosen zu einem Siege über Deutschland, so unterstützte es zugleich damit die Propaganda des republikanischen Gedankens. Darüber wird kein Zar so leicht hinweg kommen, und es ist gut, die Welt zuweilen an diese Interessen-Einheit der Monarchien zu erinnern.

Damit ist nun keineswegs gesagt, daß die deutsche Politik im Begriff

Augenblick, wo einmal Portugal genöthigt sein wird, seinen Kolonialbesitz aufzugeben; man kann an die Bagdad-Bahn denken oder sonst noch an Dieses und Jenes.

Die große Frage ist, was die Reise des Zaren Nikolaus zu bedeuten hat. Einige Motive giebt es, die klar zu Tage liegen. Die russischen Finanzen sind einmal wieder am Zusammenbruch. Die Aufgabe, mit den überaus dürftigen Mitteln des russischen Volkes eine Riesenweltmachtstellung zu behaupten, scheint trotz aller Fortschritte, die das russische Wirthschaftsleben gemacht hat, unlösbar zu sein. Man bedenke, daß Rußland nicht bloß in Heer und Flotte mit den reichen romanisch-germanischen Völkern wetteifert, sondern auch die langsame Naturentwickelung seines unermeßlichen Gebietes durch Staatsmittel künstlich zu treiben und zu fördern unternommen hat. Fast alle seine Eisenbahnen, ein großer Theil seiner Industrie existirt nur durch Staats-Unterstützung. Behauptet sich die soziale Ordnung des Landes, so mögen sich diese Auslagen in fernerer Zukunft wohl einmal rentiren. Vorläufig aber zehren sie mit einer unermeßlichen Gefräßigkeit an dem Mark des russischen Wirthschaftskörpers, der Landwirthschaft. Nur durch fortwährende Zufuhr westeuropäischen Kapitals ist der Riese aufrecht zu erhalten. Zar Nikolaus also mußte wieder einmal nach Frankreich reisen, um den Franzosen ein paar hundert Millionen abzuschmeicheln, und die Franzosen, obgleich sie schon ganz genau wissen, daß das russische Bündniß ihnen das Elsaß niemals wiedergeben wird, sondern im Gegentheil ihnen den dauernden Verzicht darauf auferlegt, sind doch eitel und illusionsbedürftig genug, den kaiserlichen Besuch mit recht viel baar Geld aufzuwiegen. Wiederum, damit kein falscher Eindruck entsteht, hat der Zar unterwegs eine Zusammenkunft mit unserm Kaiser gehabt, und um gar keinen Zweifel zu lassen, hat Kaiser Wilhelm bei den abgebrannten Nachbarn in Wyschtyten den originellen Besuch gemacht und die Ansprache gehalten. In der öffentlichen Meinung Deutschlands ist dieser Besuch und die Rede nicht gerade sehr freudig aufgenommen worden, aber der Werth und die Bedeutung als politische Demonstration ist doch wohl erreicht: es ist ein Zeugniß für die Solidarität der Monarchien. An diesem Punkt hat ja schon Fürst Bismarck eingesetzt, um der russisch-französischen Intimität entgegen zu wirken; mag Rußland Gründe haben, mit der französischen Republik in gewisser Beziehung zusammen zu gehen, dem gegenüber bleibt immer bestehen die nähere innere Verwandtschaft zwischen den beiden Kaiserreichen. Hülfe Rußland je den Franzosen zu einem Siege über Deutschland, so unterstützte es zugleich damit die Propaganda des republikanischen Gedankens. Darüber wird kein Zar so leicht hinweg kommen, und es ist gut, die Welt zuweilen an diese Interessen-Einheit der Monarchien zu erinnern.

Damit ist nun keineswegs gesagt, daß die deutsche Politik im Begriff

steht, praktisch mit der russischen zusammen zu gehen. Alle diese Freundschaftsbezeugungen können ebensogut bestimmt sein, einen inneren Gegensatz zu verstecken und zu verkleiden, damit er nicht plötzlich einmal gewaltsam herausbricht. Die Russen haben uns eben in China auf das Allerfeindseligste entgegengewirkt, und was zur Zeit eigentlich vorgeht, weiß man nicht, aber — und hier kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück — das wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß eine Störung des Friedens nicht zu erwarten ist. Wie in China trotz aller Divergenz zuletzt doch immer wieder ein Kompromiß gefunden worden ist, so wird vermuthlich noch ziemlich lange die Entwicklung sich auf rein diplomatischem Wege vollziehen. Statt sofort zum Schwert zu greifen, wägt man die Machtmittel vorher theoretisch ab und einigt sich, dem Ergebniß entsprechend, vertragsmäßig. Je größer die Rüstungen der Mächte werden, desto geringer wird die Neigung, sie thatsächlich anzuwenden. Dies ist der Weg und der einzig mögliche, auf dem man sich dem Gedanken des allgemeinen Friedens allmählich etwas nähert, und auch darum ist der Abschluß der Wirren in China von so sehr großer Bedeutung, weil es hier, wo nicht bloß die europäischen Großmächte, sondern außerdem noch die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan vertreten waren, gelungen ist, einen einheitlichen Willen auf ein praktisches Ergebniß thatsächlich herzustellen. Dazu gehörte, daß Deutschland in der Weise, wie es geschehen, zwischen Rußland und England balancirte. Es ist schwerlich anzunehmen, daß die Danziger Zusammenkunft oder der Besuch des Zaren in Frankreich hieran etwas geändert hat.

* * *

Die inneren Verhältnisse Deutschlands sind in der jüngsten Zeit recht gut durch drei verschiedenartige Kongresse illustrirt worden: den Katholikentag, die Versammlung des Vereins für Sozialpolitik und den Parteitag der Sozialdemokraten. Auf dem Katholikentag wurde ein neuer Kulturkampf verkündet, d. h. mit anderen Worten, das Zentrum ist wegen der Obedienz seiner Wähler in einiger Besorgniß und hält es deshalb für nöthig, den Argwohn des katholischen Volkes, daß es in seiner Religion gekränkt werden solle, wach zu erhalten. Wie wär's, wenn die Regierung neben den kleinen Geschenken, die die Freundschaft nähren, ihm auch mit einigen sanften Rippenstößen zu Hilfe käme? Die führenden Herren würden dafür vielleicht im Herzen am allerdankbarsten sein.

Der Verein für Sozialpolitik hat die Wohnungsfrage und die Handels-Verträge diskutirt. Die erstere Diskussion ergab das überraschende, aber ganz zweifellose Resultat, daß die Bodenspekulation, der man immer die Hauptschuld an den Uebeln des Wohnungswesens beigemessen hat, thatsächlich nur einen minimalen Einfluß ausübt. Die zweite Diskussion machte nach außen den Eindruck einer kaum entwirrbaren Zwiespältigkeit

der [illegible]. [illegible] der Verhandlungen aber war das [illegible]. [illegible] Natur. [illegible] aber [illegible] werden, war man [illegible] Handelsvertrags- [illegible] zu [illegible]. [illegible] Forderung, daß Deutschland zum [illegible] hat auch nicht einen einzigen [illegible]. Es kamen [illegible] Vertreter der entschieden [illegible] zu Worte. Da sie aber über das [illegible] „[illegible] Handelsverträge“ sämmtlich einig waren, so [illegible] Differenz, um derenwillen das schwere Geschütz der [illegible] Systeme aufgefahren wurde, auf höchstens 1—1½ Mark [illegible] zu den Getreidezöllen, und darum wird das deutsche Volk [illegible].

Es ist ganz der Standpunkt, den die „Preußischen Jahrbücher“ von Anfang an eingenommen haben und den der Handelsminister Möller auch kürzlich als Vertreter der Regierung zum Ausdruck gebracht hat: soviel wie irgend möglich für die Landwirthschaft, aber dabei unter allen Umständen Handelsverträge.

Da nun die Russen auf keinen Fall große, vielleicht aber auch gar keine Zugeständnisse in dieser Hinsicht machen werden, so ist es klar, daß der jetzige handelspolitische Zustand ziemlich unverändert fortgesetzt werden wird, und das wird auch garnicht so schwer zu erreichen sein.

Wie der Bundesrath auch den jetzt vorgelegten Tarifentwurf gestalten wird, mag er die Minimal- und Maximalsätze hineinnehmen oder nicht — man kann ja den Agrariern den Spaß machen, wenn ihnen so viel daran liegt —, sicher ist, daß der Reichstag nicht im Stande sein wird, den Entwurf mit seinen 1000 Positionen durchzuberathen und zu einem Gesetz zu gestalten. Obstruktion ist dazu garnicht nöthig, bloß reguläre Anwendung der Geschäftsordnung. Man hat mit einer Aenderung der Geschäftsordnung gedroht, aber daran ist garnicht zu denken, denn erstens würde dieses Beginnen sofort die wirkliche Obstruktion hervorrufen und zweitens sind auch auf der rechten Seite zu viele Persönlichkeiten, die im Herzen ganz froh sind, wenn sie über Maximal und Minimal nicht namentlich abzustimmen brauchen. Die Regierung wird also in die Verhandlung mit den andern Staaten eintreten, ohne gesetzlich gebunden zu sein. Sie wird sich ehrlich alle Mühe geben, für die Landwirthschaft herauszuschlagen, was herauszuschlagen ist, und der Reichstag wird den Vertrag, der endlich herauskommt, annehmen, oder sich darin finden müssen, daß die jetzigen Verträge weiter laufen. Obgleich damit die Forderung der Langfristigkeit nicht erfüllt wäre, so kann die Industrie doch unter solchen Umständen auch ohne sie auskommen, da eine Rückkehr zu verstärktem Hochschutzzoll-System auf autonomer Grundlage ein für alle Mal ausgeschlossen ist. Anders ausgedrückt können wir die Lage folgendermaßen charakterisiren.

der Meinungen. Der praktische Inhalt der Verhandlungen aber war das gerade Gegentheil. Die Divergenzen waren rein theoretischer Natur. Praktisch aber, und das muß aufs Stärkste betont werden, war man einmüthig darin, die Fortsetzung der Caprivischen Handelsvertragspolitik zu fordern. Die agrarische Forderung, daß Deutschland zum System des autonomen Zolltarifs zurückkehren solle, hat auch nicht einen einzigen Vertreter gefunden. Es kamen sowohl Vertreter der entschieden freihändlerischen wie der extrem agrarischen Richtung zu Worte. Da sie aber über das Postulat „Langfristige Handelsverträge" sämmtlich einig waren, so schwindet die ganze Differenz, um derenwillen das schwere Geschütz der verschiedenen wissenschaftlichen Systeme aufgefahren wurde, auf höchstens 1—$1^1/_2$ Mark Zuschlag zu den Getreidezöllen, und darum wird das deutsche Volk sich schwerlich sehr echauffiren.

Es ist ganz der Standpunkt, den die „Preußischen Jahrbücher" von Anfang an eingenommen haben und den der Handelsminister Möller auch kürzlich als Vertreter der Regierung zum Ausdruck gebracht hat: soviel wie irgend möglich für die Landwirthschaft, aber dabei unter allen Umständen Handelsverträge.

Da nun die Russen auf keinen Fall große, vielleicht aber auch gar keine Zugeständnisse in dieser Hinsicht machen werden, so ist es klar, daß der jetzige handelspolitische Zustand ziemlich unverändert fortgesetzt werden wird, und das wird auch garnicht so schwer zu erreichen sein.

Wie der Bundesrath auch den jetzt vorgelegten Tarifentwurf gestalten wird, mag er die Minimal- und Maximalsätze hineinnehmen oder nicht — man kann ja den Agrariern den Spaß machen, wenn ihnen so viel daran liegt —, sicher ist, daß der Reichstag nicht im Stande sein wird, den Entwurf mit seinen 1000 Positionen durchzuberathen und zu einem Gesetz zu gestalten. Obstruktion ist dazu garnicht nöthig, bloß reguläre Anwendung der Geschäftsordnung. Man hat mit einer Aenderung der Geschäftsordnung gedroht, aber daran ist garnicht zu denken, denn erstens würde dieses Beginnen sofort die wirkliche Obstruktion hervorrufen und zweitens sind auch auf der rechten Seite zu viele Persönlichkeiten, die im Herzen ganz froh sind, wenn sie über Maximal und Minimal nicht namentlich abzustimmen brauchen. Die Regierung wird also in die Verhandlung mit den andern Staaten eintreten, ohne gesetzlich gebunden zu sein. Sie wird sich ehrlich alle Mühe geben, für die Landwirthschaft herauszuschlagen, was herauszuschlagen ist, und der Reichstag wird den Vertrag, der endlich herauskommt, annehmen, oder sich darin finden müssen, daß die jetzigen Verträge weiter laufen. Obgleich damit die Forderung der Langfristigkeit nicht erfüllt wäre, so kann die Industrie doch unter solchen Umständen auch ohne sie auskommen, da eine Rückkehr zu verstärktem Hochschutzzoll-System auf autonomer Grundlage ein für alle Mal ausgeschlossen ist.

Anders ausgedrückt können wir die Lage folgendermaßen charakterisiren.

Entweder die Russen gestehen eine mäßige Erhöhung der Getreidezölle zu; es wäre z. B. nicht undenkbar, daß sie den Roggen auf 4, den Weizen auf 5 Mark erhöhen lassen. Dann stimmt die Linke gegen den Vertrag; die Agrarier aber haben die Wahl, ob sie dazu (natürlich mit Schelten) ja sagen, oder die jetzigen Verträge jährlich kündbar fortlaufen lassen wollen. Oder aber — die Russen gestehen überhaupt keine Zoll-Erhöhungen zu. Dann macht die Regierung den Vertrag wie 1893 mit Hilfe der Linken und Heranziehung der Polen, indem sie durch Drohung mit Auflösung und durch den Einfluß der Industrie von der Rechten so viel Stimmen abzweigt, wie zur Majorität nöthig sind.

Das hat Alles garkeine Schwierigkeiten. Diese beginnen erst, wenn es nachher gilt, die in ihrer Hoffnung getäuschten Agrarier wieder zu besänftigen und zu entschädigen.

Wie in München bei den Katheder-Sozialisten trotz aller theoretischer Divergenz die praktische Politik die praktische Mittellinie einzuhalten suchte, so ist es auch bei den Sozialdemokraten auf ihrem Parteitag in Lübeck gegangen. Die Sozialdemokratie ist von allen unsern Parteien die doktrinärste. Das liegt im Wesen der absoluten Opposition. Wer mit dem thatsächlichen Staat garnichts zu thun haben will, verfertigt sich ein theoretisches Staatsbild, ein Endziel, das als Ideal maßgebend sein soll. Je stärker nun aber die Partei geworden ist, desto mehr hat sie sich doch genöthigt gesehen, dem praktisch-politischen Leben näher zu treten, und an dieser Praxis gemessen ist denn auch bald die Phantastik jenes doktrinären Ideals an den Tag gekommen. Einer ihrer Führer hat sich endlich gefunden, der die Ehrlichkeit und die Courage gehabt hat, es den Genossen und der Welt zu sagen, daß es mit dem Endziel nichts sei. Herr Bernstein ist weder ein hervorragender Denker noch Schriftsteller. Was er gesagt hat, lag auf der Straße und ist von bürgerlichen Schriftstellern hundertmal gesagt worden. Seine Ausdrucksweise ist unbeholfen und schwerflüssig. Die Bedeutung seiner Rede liegt ausschließlich darin, daß er einer der angesehensten Führer und Märtyrer der sozialdemokratischen Sache war. Diesen Mann hat die Partei nun nicht gewagt von sich auszuschließen, sondern hat ihm in der allermildesten Form eine Verwarnung ertheilt, die ihm thatsächlich ganz freie Hand läßt, und er hat die Weltklugheit besessen, das als guter Kamerad nicht übel zu nehmen.

Ganz ebenso ist es mit dem Beschluß über das Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten in den Einzel-Landtagen bestellt. Prinzipiell wird das Bewilligen des Budgets verboten, praktisch erlaubt.

Damit hat die Sozialdemokratie ihr bisheriges Wesen aufgegeben. Die Mauserung ist gewaltig fortgeschritten. Durch die geschlossenen Kompromisse ist die Entwicklung verlangsamt, aber thatsächlich haben Bernstein und der Opportunismus vollständig gesiegt. Der enthusiastische

Glaube an das Endziel des bevorstehenden Proletarierstaates mit allgemeiner Gleichheit und Glückseligkeit, der ein so wesentliches Element der Kraft der Partei war, ist verleugnet und damit zerstört.

29. 9. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bergengrün. — David Hansemann. M. 10.—. Berlin, J. Guttentag.
Blom, A. — Deutsche Export-Revue. Jährlich 4 Hefte. Preis jährlich innerhalb Europas M. 5.—, ausserhalb M. 6.— excl. Porto. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Brandes, Dr. E. — Aus Fritz Reuter's Leben. Theil I 102 S. Theil II 70 S. Strasburg, A. Fuhrich.
Calwer, R. — Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1902. (154 S.) M. 3.—. Berlin—Bern. Akademischer Verlag für Sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.
Davidsohn, R. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. 3. Theil. (338 S.) M. 9.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Eleutheropulos, Dr. A. — Die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Fehling, F. — Kaiser Friedrich II. und die römischen Kardinäle in den Jahren 1227—1239. M. 2.40. Berlin, E. Ebering.
Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift No. 10, 12. Einzelnummer 40 Pf. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Frobenius' Militär-Lexikon, Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Lieferung 4—15. Berlin, Martin Oldenbourg.
Die Gesellschaft. August-, September-Doppelheft. M. 1.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Gor'kyj, M. — Deutsch v. C. Berger. Tschelkasch. Bolesy. Lied vom Falken. (95 S.) M. 1,—. Leipzig, R. Wöpke.
Harnack, A. — Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet. Ausgabe in einem Bande. (780 S.) M. 10.—. Berlin, Georg Stilke.
Hasenclever, A. — Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. M. 7.—. Berlin, E. Ebering.
Hauser, Otto. — Die niederländische Lyrik von 1875—1900. M. 2.—. Grossenhain, Baumert & Ronge.
Heinz, B. v. — Staffelzölle. (40 S.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Heyfelder, E. — Klassicismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. M. 1.60. Berlin, R. Gaertner.
Hirsch, G. M. — Chronologische Reformen. (35 S.) Breslau, Preuss & Jünger.
Hochfeld, M. von. — 52 Sonntagsgedanken. Berlin, W. Vobach & Co.
Die städtische **Handelshochschule** in Köln. (60 S.) M. 1.—. Berlin, J. Springer.
Hron, K. — Habsburgische „Los von Rom"-Kaiser. K. 1.20 = M. 1,—. Wien, Friedrich Schalk.
Issaieff, A. A. — Sozialpolitische Essays. Gr. Oktav. (VIII. 351 S.) M. 6.50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Japp, A. H. — Darwin, Considered mainly as Ethical Thinker, Human Reformer and Pessimist. London, John Bale, Sons & Danielsson.
Jensen, W. — Wilhelm Raabe. Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Heft 10. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Kekulé v. Stradonitz, St. — Der gegenwärtige Stand der Unruh-Frage in den Lippischen Erbfolgestreitigkeiten. (46 S.) Berlin, J. A. Stargardt.
Krabbo, H. — Die Besetzung der Deutschen Bisthümer unter der Regierung Kaiser Friedrich II. 1212—1250. M. 6.—. Berlin, E. Ebering.
Mayr, Dr. G. v. — Zolltarif-Entwurf und Wissenschaft. M. 3.—. München und Berlin, R. Oldenbourg.
Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalles. Band I. (XII, 492 S.) gr. Oktav. Brosch. M. 7.—, geb. M. 8.50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Meyer, Dr. Th. — Das Stilgesetz der Poesie. M. 4.—. Leipzig, S. Hirzel.
Müller, J. H. — Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Grösse. M. 1,—. Hamburg, Alfred Janssen.
Nestle, W. — Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. M. 15. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Nordau, M. — Zeitgenössische Franzosen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Zeitschrift für **Philosophie und philosophische Kritik.** Herausgegeben v. Prof. Dr. Rich. Falckenberg. Bd. 118. Heft 1. Leipzig, Hermann Haacke.
Romundt, H. — Der Platonismus in Kant's Kritik der Urtheilskraft. M. 1.50. Berlin, R. Gaertner.
Ruskin, John. — Sechs Morgen in Florenz. Aus dem Englischen v. A. Wilmersdoerffer. (225 S.) M. 4.—. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz.
Der Deutsche Schulmann. — Pädagogisches Monatsblatt. Heft 8. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Glaube an das Endziel des bevorstehenden Proletarierstaates mit allgemeiner Gleichheit und Glückseligkeit, der ein so wesentliches Element der Kraft der Partei war, ist verleugnet und damit zerstört.

29. 9. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bergengrün. – David Hansemann. M. 10,—. Berlin, J. Guttentag.
Blom, A. — Deutsche Export-Revue. Jährlich 4 Hefte. Preis jährlich innerhalb Europas M. 5,—, ausserhalb M. 6,— excl. Porto. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Brandes, Dr. E. — Aus Fritz Reuter's Leben. Theil I 102 S. Theil II 70 S. Strasburg, A. Fuhrich.
Calwer, R. — Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1902. (154 S.) M. 3,—. Berlin—Bern. Akademischer Verlag für Sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.
Davidsohn, R. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. 3. Theil. (339 S.) M. 9,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Eleutheropulos, Dr. A. — Die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Fehling, F. — Kaiser Friedrich II. und die römischen Kadinäle in den Jahren 1227—1239. M. 2,40. Berlin, E. Ebering.
Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift No. 10, 12. Einzelnummer 40 Pf. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Frobenius' Militär-Lexikon, Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Lieferung 4—15. Berlin, Martin Oldenburg
Die Gesellschaft. August-, September-Doppelheft. M. 1,50. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Gor'ky, M. — Deutsch v. C. Berger. Tschelkasch. Bolesy. Lied vom Falken. (95 S.) M. 1,–. Leipzig, R. Wöpke.
Harnack, A. — Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet. Ausgabe in einem Bande. (790 S.) M. 10,–. Berlin, Georg Stilke.
Hasenclever, A. — Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. M. 7,—. Berlin, E. Ebering.
Hauser, Otto. — Die niederländische Lyrik von 1875—1900. M. 2.—. Grossenhain, Baumert & Ronge.
Heinz, R. v. — Staffelzölle. (40 S.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Heyfelder, E. — Klassicismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. M. 1,60. Berlin, R. Gaertner.
Hirsch, G. M. – Chronologische Reformen. (35 S.) Breslau, Preuss & Jünger.
Hochfeld, M. von. – 52 Sonntagsgedanken. Berlin, W. Vobach & Co.
Die städtische **Handelshochschule** in Köln. (60 S.) M. 1,–. Berlin, J. Springer.
Hron, K. — Habsburgische „Los von Rom"-Kaiser. K. 1,20 = M. 1,—. Wien, Friedrich Schalk.
Issaieff, A. A. – Sozialpolitische Essays. Gr. Oktav. (VIII. 351 S.) M. 6,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nacht.
Japp, A. H. — Darwin, Considered mainly as Ethical Thinker, Human Reformer and Pessimist. London, John Bale, Sons & Danielsson.
Jensen, W. — Wilhelm Rabe. Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Heft 10. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Kekulé v. Stradonitz, St. — Der gegenwärtige Stand der Unruh-Frage in den Lippischen Erbfolgestreitigkeiten. (46 S.) Berlin, J. A. Stargardt.
Krabbo, H. — Die Besetzung der Deutschen Bisthümer unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. 1212—1250. M. 6.—. Berlin, E. Ebering.
Mayr, Dr. G. v. – Zolltarif-Entwurf und Wissenschaft. M. 3.—. München und Berlin, R. Oldenbourg.
Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalles. Band I. (XII, 492 S.) gr. Oktav. Brosch. M. 7,–, geb. M. 8,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Meyer, Dr. Th. – Das Stilgesetz der Poesie. M. 4.–. Leipzig, S. Hirzel.
Müller, J. H. — Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Grösse. M. 1,—. Hamburg, Alfred Janssen.
Nestle, W. — Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. M. 15. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Nordau, M. — Zeitgenössische Franzosen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Zeitschrift für **Philosophie und philosophische Kritik.** Herausgegeben v. Prof. Dr. Rich. Falkenberg. Bd. 118. Heft 1. Leipzig, Hermann Haacke.
Romundt, H. — Der Platonismus in Kant's Kritik der Urtheilskraft. M. 1,50. Berlin, R. Gaertner.
Ruskin, John. — Sechs Morgen in Florenz. Aus dem Englischen v. A. Wilmersdoerffer. (220 S.) M. 4,–. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz.
Der Deutsche Schulmann. – Pädagogisches Monatsblatt. Heft 8. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Varinius, O. — Räfsten med Karl XI.'s Formyndarstyrelse. I. (184 S.) Leipzig. Otto Harrassowitz. Upsala. Akademiska Bockhandeln.
Valentin, Veit. — „Die Klassische Walpurgisnacht" eine Literarhistorische ästhetische Untersuchung mit Einleitung über des Verfassers Leben von J. Ziehen. M. 5,40. Leipzig. Dürr'sche Buchhandlung. 1901.
Wendland, W. — Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland während der Jahre 1791—1794. M. 7.—. Berlin, E. Ebering.
Allfeld, Dr. Ph. — Die Gesetze über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst über das Verlagsrecht. 2. Aufl. M. 1,20. München, C. H. Beck.
Breitenbach, Dr. W. — Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 1 u. 2. Heft 1 M. 1,—, Heft 2 75 Pf. Odenkirchen, Verlag von Dr. W. Breitenbach.
Finnländische Rundschau, herausgegeben von Ernst Brausewetter. III. 4 Hefte jährlich. Jahrgang M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Kaerst. — Geschichte des hellenistischen Zeitalters. I. Band: Die Grundlegung des Hellenismus. M. 12,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Kreibig, Dr. J. — Die fünf Sinne des Menschen. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Die Sibylle.

Von

Johannes Geffcken.

Am Stamm des christlichen Kanons wuchert die üppige Literatur der Apokryphen empor. Selbst die evangelische Kirche duldet wohl diese Schlinggewächse und Wildlinge des Glaubens, und mancher gute protestantische Christ mag noch heute annehmen, sie könnten immerhin einem verwehten Samenkorn heiligen Ursprungs ihr eigenthümliches Dasein verdanken. Eingehender als früher beschäftigt sich die Wissenschaft unserer Tage mit diesem Zwischenreiche religiöser Ueberlieferung. Und in einem gewissen Sinne hat die Forschung es hier auch nicht besonders schwer. Denn wo über das Alter und die Entstehung der Evangelien z. B. ein heftiger, unausgleichbarer Kampf tobt, wo Viele, weil sie sich in ihrem heiligsten Besitzthume angegriffen fühlen, die Waffe bitterster Unversöhnlichkeit führen, ja nach der Natur der Dinge auch führen müssen, kann hier auf einem anderen Boden, der nicht eigentlich mehr ein dogmatisch strittiger heißen darf, die Wissenschaft eine ruhige und sicher fortschreitende Arbeit leisten. Der erbauliche Werth der apokryphen Schriften freilich ist für unsere Zeit ein geringer, ihr historischer ein außerordentlich bedeutender. Die geschichtliche Erforschung des Wann? und Warum? dieser Bücher zeigt uns mit zunehmender Deutlichkeit das Auf- und Niederwogen religiöser Stimmungen, und kann in mehr als einem Falle den Hintergrund für die Gestalten und Vorstellungen unseres Glaubens schaffen.

Ein ganz geheimnißvolles Wesen haben nun seit den ältesten Zeiten die sogenannten Sibyllen getrieben. Man hat ja auf der Schule wohl einmal von den sibyllinischen Büchern im alten Rom gehört, ohne jedoch eine recht deutliche Vorstellung davon zu er-

Die Sibylle.

Von

Johannes Geffcken.

Am Stamm des christlichen Kanons wuchert die üppige Literatur der Apokryphen empor. Selbst die evangelische Kirche duldet wohl diese Schlinggewächse und Wildlinge des Glaubens, und mancher gute protestantische Christ mag noch heute annehmen, sie könnten immerhin einem verwehten Samenkorn heiligen Ursprungs ihr eigenthümliches Dasein verdanken. Eingehender als früher beschäftigt sich die Wissenschaft unserer Tage mit diesem Zwischenreiche religiöser Ueberlieferung. Und in einem gewissen Sinne hat die Forschung es hier auch nicht besonders schwer. Denn wo über das Alter und die Entstehung der Evangelien z. B. ein heftiger, unausgleichbarer Kampf tobt, wo Viele, weil sie sich in ihrem heiligsten Besitzthume angegriffen fühlen, die Waffe bitterster Unversöhnlichkeit führen, ja nach der Natur der Dinge auch führen müssen, kann hier auf einem anderen Boden, der nicht eigentlich mehr ein dogmatisch strittiger heißen darf, die Wissenschaft eine ruhige und sicher fortschreitende Arbeit leisten. Der erbauliche Werth der apokryphen Schriften freilich ist für unsere Zeit ein geringer, ihr historischer ein außerordentlich bedeutender. Die geschichtliche Erforschung des Wann? und Warum? dieser Bücher zeigt uns mit zunehmender Deutlichkeit das Auf- und Niederwogen religiöser Stimmungen, und kann in mehr als einem Falle den Hintergrund für die Gestalten und Vorstellungen unseres Glaubens schaffen.

Ein ganz geheimnißvolles Wesen haben nun seit den ältesten Zeiten die sogenannten Sibyllen getrieben. Man hat ja auf der Schule wohl einmal von den sibyllinischen Büchern im alten Rom gehört, ohne jedoch eine recht deutliche Vorstellung davon zu er-

halten, warum man denn in der Hauptstadt der Welt bis in späte Zeiten des Alterthums hinab sich bei diesen Schriften Rath und Trost in Noth und Drangsal geholt hat. Weiter mag sich mancher daran erinnern, wie fremd und wundertönig ihm der furchtbare Sang des Thomas de Celano einst ins Ohr fiel, jenes Dies irae, dies illa Solvet saeclum in favilla Teste David cum Sibylla. Und endlich gedenken wir der erhabenen Gestalten, jener mystischen Weiber, die unter den Propheten der sixtinischen Kapelle geheimnißvoll sinnend thronen, der Sibyllen Michel Angelos. Ziehen wir einmal die Hüllen von diesem Mysterium, nicht mit der plumpen Hand des rationalistischen Aufklärers, sondern pietätsvoll forschend, begierig die Wahrheit zu erkennen über das, was Jahrtausende lang die Menschen in Glaube, Hoffnung und auch Furcht bewegt hat.

Man sucht und findet heutzutage vielfach im Christenthume Anschauungen und äußere Formen griechisch-römischen Heidenthums. Vieles ist sicher, über mehr noch wird gestritten, ganz ohne Diskussion aber ist die jüdisch-christliche Sibyllendichtung eine direkte Fortsetzung heidnisch-religiöser Poesie. Nur der Unkundige redet heute noch ganz allgemein von dem heiteren Götterolymp der Griechen, aber kein historisch Denkender steht noch auf dem Standpunkt, den Schiller's Götter Griechenlands vertreten; wir wissen, daß die homerischen Gottheiten nicht die Altgriechenlands waren, daß auch das Hellenenvolk, „sich selbst und banger Ahnung überlassen", Grauengestalten geschaffen, daß es um die Gräber und um den Rabenstein Gespenster weben sah, wir wissen, daß es die Mühen der Askese kostete, die Wonnen ekstatischen Schauens genoß. Dreimal heilig ist der Stein von Delphi, um den nur der Rationalismus vergangener, überwundener Zeiten jenes Jesuitenkollegium weltkluger, schlau räthselnder Priester stellte. Hier antwortet man auf die Fragen aller Welt, hier ist das Zentrum religiösen Lebens für ganz Hellas. Aber wenn man auch hier Prophezeiungen hört, ein Prophetenthum im eigentlichen Sinne hat Delphi nicht erzeugt. Denn der Prophet wird nicht gefragt, sondern fast jederzeit im Widerspruch mit der ihn umgebenden Welt, voll der Gotteskraft, die in ihm, ihm selbst unbewußt schafft und wirkt, kündet er seine Sprüche, einerlei, ob sie gefallen oder nicht. Aus Asien, der alten Heimath aller Religionen, scheint das eigentliche Prophetenthum in die griechische Welt gekommen zu sein; mit dem ungriechischen, jedenfalls durch keine griechische Etymologie

bisher erklärten Namen Sibyllen bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft, reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden, auf das wir, weil es aus später Zeit stammt, noch zurückkommen werden. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urtheil.

Das Kennzeichen des griechischen Sehers ist es nun, daß er weiß „das jetzt Seiende, das Werdende und was früher war." Und so hat die älteste Sibylle ihre heilige Kraft bewiesen durch die Kunde der Vergangenheit, der Gegenwart und das Wissen von zukünftigen Dingen. Aber der Strom der Zeit läßt sich nicht schleusenartig zerfällen, die Welle, die eben noch plätschernd nahte, ist bald vorübergerauscht. In der Anschauung des Propheten, der seines heiligen Amtes waltet, giebt es keine genaue Abgrenzung von Gegenwart und Zukunft, es giebt überhaupt nur Zukunft; wenn heute das eintrifft, was er gestern ahnte, so schmilzt ihm das im göttlichen Rausche in eine Zeit zusammen, und es bleibt für ihn kommendes, von ihm erkanntes Ereigniß. Das soll man nicht einfach und bequem ein Orakel ex eventu nennen. Der Prophet, der da kündet, weil er muß, weil er nicht anders kann, ist ein Dichter, und für den Dichter giebt es nur die Gesetze des eigenen Innern. Dem Propheten gilt es gleich, ob heute, ob morgen oder viel, viel später sein Spruch eintrifft, ob er sich ganz oder nur theilweise unter seinen Augen erfüllt: einmal, früher oder später, muß Alles Wahrheit werden, denn Gott kann sich nicht irren. So steht es auch mit der Sibylle. Auch sie projizirt die vergangenen Dinge in die Zukunft, auch sie weiß, daß alles, was sie prophezeit, Nöthe der Völker, Kriege, Seuchen, Mißwachs einmal sich erfüllen muß. Es beirrt sie nicht, daß man ihr auf Erden und besonders in ihrem eigenen Vaterlande, im Vaterlande der Philosophie, in Ionien nicht glaubt; es bleibt das stete Schlußwort ihrer Prophezeiungen bis in späte Zeit hinab: ihr haltet mich alle für wahnsinnig, aber einmal wird alles Wahrheit werden.

Freilich darf man die Sibylle nicht in allzu große Nähe des israelitischen Propheten rücken. Die Sibylle ist keine greifbare

bisher erklärten Namen **Sibyllen** bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft, reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden, auf das wir, weil es aus später Zeit stammt, noch zurückkommen werden. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urtheil.

Das Kennzeichen des griechischen Sehers ist es nun, daß er weiß „das jetzt Seiende, das Werdende und was früher war." Und so hat die älteste Sibylle ihre heilige Kraft bewiesen durch die Kunde der Vergangenheit, der Gegenwart und das Wissen von zukünftigen Dingen. Aber der Strom der Zeit läßt sich nicht schleusenartig zerfällen, die Welle, die eben noch plätschernd nahte, ist bald vorübergerauscht. In der Anschauung des Propheten, der seines heiligen Amtes waltet, giebt es keine genaue Abgrenzung von Gegenwart und Zukunft, es giebt überhaupt nur Zukunft; wenn heute das eintrifft, was er gestern ahnte, so schmilzt ihm das im göttlichen Rausche in eine Zeit zusammen, und es bleibt für ihn kommendes, von ihm erkanntes Ereigniß. Das soll man nicht einfach und bequem ein Orakel ex eventu nennen. Der Prophet, der da kündet, weil er muß, weil er nicht anders kann, ist ein Dichter, und für den Dichter giebt es nur die Gesetze des eigenen Innern. Dem Propheten gilt es gleich, ob heute, ob morgen oder viel, viel später sein Spruch eintrifft, ob er sich ganz oder nur theilweise unter seinen Augen erfüllt: einmal, früher oder später, muß Alles Wahrheit werden, denn Gott kann sich nicht irren. So steht es auch mit der Sibylle. Auch sie projizirt die vergangenen Dinge in die Zukunft, auch sie weiß, daß alles, was sie prophezeit, Nöthe der Völker, Kriege, Seuchen, Mißwachs einmal sich erfüllen muß. Es beirrt sie nicht, daß man ihr auf Erden und besonders in ihrem eigenen Vaterlande, im Vaterlande der Philosophie, in Jonien nicht glaubt; es bleibt das stete Schlußwort ihrer Prophezeiungen bis in späte Zeit hinab: ihr haltet mich alle für wahnsinnig, aber einmal wird alles Wahrheit werden.

Freilich darf man die Sibylle nicht in allzu große Nähe des israelitischen Propheten rücken. Die Sibylle ist keine greifbare

Persönlichkeit. Die erste Prophetin wird von anderen abgelöst, die mit neuen Sprüchen vor die Menge treten. So entsteht Sang auf Sang, wo eine Prophetin aufhört, setzt die andere ein, und da jede sich nur im Dienste des einen großen Prophezeiungsgedankens fühlt, immer nur das Werk der ersten fortsetzt, so bildet sich endlich im Laufe der Jahrhunderte die Tradition von einer uralten Seherin aus, die von Anfang an Alles so erkannte, wie es denn schließlich ward. Da konnte es nicht ausbleiben, daß man auch die alten Sagen von Ilions Fall mit in den Zusammenhang aufnahm, und da nun der Delphische Gott das epische Versmaß aus Delphi stammen ließ, so erklärte auch die Sibylle zuletzt im Bewußtsein ihrer heiligen Berufung ihre Sprüche für älter als Homer. Noch besitzen wir die Verse, in denen sie behauptet, der „Fälscher von Chios" habe sie bestohlen, ihr Gut, den Hexameter, die Darstellung der Kämpfe von Ilion ihr entwendet; freilich habe er nicht ungeschickt zu schreiben gewußt.

Eine analoge Erscheinung bieten eher die jüdisch-christlichen Apokalypsen. Auch hier lagert sich Schicht auf Schicht, neben alten Prophezeiungen stehen Sprüche jüngsten Datums, ein widerspruchsvolles Durcheinander von Zeiten und Anschauungen. Und auch das Schicksal dieser Literatur ist dasselbe, wie das der sibyllinischen. Alle Weissagungen, die bisher nicht eingetroffen sind, werden mit unerhörter Geduld von der gläubigen Menge auf spätere Zeiten übertragen und umgedeutet. Wer in allem dem bewußte Täuschung sieht oder stupiden Köhlerglauben, der werfe die Offenbarung Johannis ins Feuer.

Die Sibylle mochte lange nichts in ihrem Vaterlande gelten, aber die scheinbare Erfüllung so vieler ihrer Sprüche schaffte ihr doch eine Gemeinde der Gläubigen. Und bald machte sich die Prophetin denn auch auf, um in weiteren Kreisen zu wirken. „Ueber die ganze Erde bin ich gegangen", sagt sie selbst in jenem erythräischen Epigramm. Sie hat ihren ionischen Felsensitz verlassen, ist nach Delphi gekommen, wo ihr Standort lange gezeigt wurde, und hat da, „ihrem eigenen Bruder Apollo zürnend", wie sie in einem ihrer Gedichte sagt, gesungen. So ist sie eine Konkurrentin Delphis geworden, obwohl ihre ganze Eigenart, wie wir gesehen, von der des apollinischen Orakels weit verschieden war. Dafür trifft sie dann, wie sie in einem andern Spruche singt, der Pfeil des neidischen Gottes und erlöst im zehnten Geschlechte die Seherin von der Fessel des uralten Leibes. Sie bleibt also im letzten Grunde sterb-

lich, wenn sie auch gelegentlich im Hinblicke auf ihr unendliches Alter und ihre dämonische Kraft die Abstammung von einer Nymphe nicht leugnet und sich ein Mittelding zwischen Göttin und Mensch nennt. Zu dieser Erkenntniß ihrer menschlichen, der Gottheit nur als Gefäß dienenden Natur ist es kein direkter Gegensatz, wenn sie sich, wie oben einmal, als Apollos Schwester (sonst auch wohl Gattin oder Tochter) bezeichnet; das ist nichts weiter als eine Erinnerung an die Zeit, da sich das junge Prophetenthum vermaß, den alten Gott aus seinem Ansehen zu verdrängen.

Noch eine andere wundervolle Sage spiegelt die feindliche Stellung der Sibylle zum Orakelgotte wieder. Mit Recht hat man von den Kassandrarufen der Sibylle gesprochen. Der Name der Kassandra ist bei uns fast sprichwörtlich geworden, ist tief in das Bewußtsein unserer heutigen Sprache eingedrungen; Niemand hat schöner als unser Schiller den Seelenschmerz der hohen Seherin empfunden. Aber auch diese erhabene Gestalt ist keine unmittelbar gegebene. Homer kennt Kassandra noch nicht als die niemals gehörte Unglücksprophetin, erst im 5. Jahrhundert erscheint sie in dieser Rolle. In der großen Tragödie der Orestie, im Agamemnon wirkt die Kassandraszene wie eine Tragödie für sich. Kassandra hat Apollons Liebe getäuscht und nun von ihm den Fluch empfangen, mit ihren Prophezeiungen keinen Glauben zu finden: das ist, da eine ähnliche Sage auch von der Sibylle erzählt wird, ein Reflex vom Kampfe der Sibylle mit Apollo, vom Charakter ihrer Prophezeiungen. Auch das Alterthum fühlte das, indem es die Sibylle gelegentlich mit Kassandra identifizirte.

Denn freilich ist sie eine Unglücksprophetin. Die nicht sehr zahlreichen Fragmente dieser Poesie und vor Allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schrecken und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungersnöthe, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Ueberschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich versöhnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom jederzeit die sibyllinischen Bücher auf. Die Sibylle wird also nicht von Einzelnen befragt, selbständig wendet sie sich, die Geschicke der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist ja selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Alterthum die Gebildeten, die oft nicht

lich, wenn sie auch gelegentlich im Hinblicke auf ihr unendliches Alter und ihre dämonische Kraft die Abstammung von einer Nymphe nicht leugnet und sich ein Mittelding zwischen Göttin und Mensch nennt. Zu dieser Erkenntniß ihrer menschlichen, der Gottheit nur als Gefäß dienenden Natur ist es kein direkter Gegensatz, wenn sie sich, wie oben einmal, als Apollos Schwester (sonst auch wohl Gattin oder Tochter) bezeichnet; das ist nichts weiter als eine Erinnerung an die Zeit, da sich das junge Prophetenthum vermaß, den alten Gott aus seinem Ansehen zu verdrängen.

Noch eine andere wundervolle Sage spiegelt die feindliche Stellung der Sibylle zum Orakelgotte wieder. Mit Recht hat man von den Kassandrarufen der Sibylle gesprochen. Der Name der Kassandra ist bei uns fast sprichwörtlich geworden, ist tief in das Bewußtsein unserer heutigen Sprache eingedrungen; Niemand hat schöner als unser Schiller den Seelenschmerz der hohen Seherin empfunden. Aber auch diese erhabene Gestalt ist keine unmittelbar gegebene. Homer kennt Kassandra noch nicht als die niemals gehörte Unglücksprophetin, erst im 5. Jahrhundert erscheint sie in dieser Rolle. In der großen Tragödie der Orestie, im Agamemnon wirkt die Kassandraszene wie eine Tragödie für sich. Kassandra hat Apollons Liebe getäuscht und nun von ihm den Fluch empfangen, mit ihren Prophezeiungen keinen Glauben zu finden: das ist, da eine ähnliche Sage auch von der Sibylle erzählt wird, ein Reflex vom Kampfe der Sibylle mit Apollo, vom Charakter ihrer Prophezeiungen. Auch das Alterthum fühlte das, indem es die Sibylle gelegentlich mit Kassandra identifizirte.

Denn freilich ist sie eine Unglücksprophetin. Die nicht sehr zahlreichen Fragmente dieser Poesie und vor Allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schrecken und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungersnöthe, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Ueberschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich versöhnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom jederzeit die sibyllinischen Bücher auf. Die Sibylle wird also nicht von Einzelnen befragt, selbständig wendet sie sich, die Geschicke der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist ja selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Alterthum die Gebildeten, die oft nicht

recht wußten, wie man einen schlechten Vers machen könne, sich darüber wunderten und allerhand seltsame Erklärungen dafür ausklügelten. Dem schlechten Vers entspricht der stilistische Ausdruck. Die Gedanken sind dürftig entwickelt; so wird, vermuthlich auch nicht ganz ohne Absicht, die Rede dunkel und verworren. Als der grimmige ionische Weise von Ephesus, als Herakleit „der Dunkle", seine abrupten verachtungsvollen Sätze prägte, da wies er hin auf die Sibylle, die „mit rasendem Munde, Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, vom Gott getrieben" rede.

Mit rasendem Munde! Wenn sie selbst erst in ihren späteren, schon zum festen Stil ausgebildeten Gesängen Gott immer wieder bittet, eine Pause des Singens ihr zu gönnen, wenn sie nur als dienstbares Werkzeug der Gottheit selbst nicht ahnt, was sie sagt, so ist das, wenn auch hier schon zur leeren Tradition geworden, doch uranfängliche Voraussetzung dieser Poesie; denn auch Platon sagt, daß die Sibylle rede, ohne zu wissen, was. Die Prophetin gilt so den Massen wie den einzelnen Denkern als des Gottes voll. Der Spott des Aristophanes, der sich über phantastische Sibyllensprüche lustig macht, verfängt dagegen nicht; denn worüber lachte die Komödie nicht! Im Bewußtsein der Menge bleibt die Sibylle eine Priesterin trüber unheilschwangerer Wahrheiten, wie sie es bis ins letzte Mittelalter hinein geblieben ist. —

Die Sibylle wandelt über die Erde. Von Erythrä, wo sie Herophile hieß, wurden neue Stätten durch dieses Prophetenthum besiedelt. So kam sie denn auch weit übers Meer nach Cumä in Campanien. Hier gewann sie ihren zweiten berühmten Sitz. Wenn man von Sibyllen redet, so handelt es sich wesentlich um die erythräische, die cumanische und in späterer Zeit, im Mittelalter, um die tiburtinische. Hier in Cumä, im vulkanischen, höhlenreichen Campanien, hatte die Sibylle ihre Grotte. Ihre Stätte will — alle sonstigen Schilderungen sind phantastisch — im 4. Jahrhundert nach Christus ein ungenannter christlicher Schriftsteller gesehen haben*); es soll eine in den Felsen gehauene Basilika gewesen sein mit einem Wasserbecken, das der Sibylle zum Bade bereitet war. Nach dem Bade soll sie in das Innere der Grotte gegangen sein und von erhöhtem Sitze das Orakel verkündigt haben. Wie im vulkanischen Kleinasien die Erythräerin es leicht hatte, Kunde zu geben von künftigen elementaren Ereignissen, so gewann die

*) NB. Ich glaube nicht an seine Autopsie.

Cumanerin rasch durch ihre Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen Glauben. Und auch von ihr erzählte die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe sie schon gezählt, als sie Aeneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so ward sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Von Cumä, berichtete man weiter, kamen gegen Ende der Königszeit ihre Sprüche nach Rom. Besser hat man in neuerer Zeit angenommen, daß man in Rom nach cumanischem Vorbild sibyllinische Sprüche angefertigt habe. Noth lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen: im heißen Kampfe des hannibalischen Krieges, in jeglicher Bedrängniß griff man zu den heiligen dunklen Sprüchen der Prophetin und, wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht zu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozessionen, und da Roms Einwohner, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Denn mit der Zeit hatte sich auch im Stammlande der Sibyllen das heilige Prophetenthum, wie es einst gewesen sein muß, überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verflog der heilige Rausch, und wie sich Spruch an Spruch setzte, bildete sich allmählich eine Tradition, eine Literatur heraus. Von diesem Schatze von Sprüchen, die zuletzt zu einer Art griechischer Geschichte in Futurform geworden sein mögen, ließ sich bequem ein langes Leben fristen, aber wo die innere Weihe dahin ist, beginnt sehr schnell in der rein traditionellen Ausübung solchen Wesens der Trug. Das zeigt sich zuerst in der Form. Eine Menge von Orakelsprüchen sind im Umlauf, man hält viele für „unecht". Da braucht man eine Kunstform, um den eigenen Sprüchen authentisches Gepräge zu geben, man wendet das Akrostich an und behauptet die Unechtheit aller anderen, nicht akrostichisch gebauten Sprüche. So will man den Trug durch den Trug vertreiben. Noch mehr aber zeigt sich das veränderte Wesen im Inhalt. Wie Delphi schon lange verweltlicht war und dem Mächtigen diente, so auch die Sibylle von Erythrä. Sie bescheinigte Alexanders des Großen göttliche Abkunft durch den Mund der Prophetin Athenais. Es ist bezeichnend für die Zeit, daß die Sibylle, die solange unpersönlich gewesen war und höchstens den Namen der ersten Prophetin fortgesetzt, uns hier mit ihrem bürgerlichen Namen entgegentritt. Und nun wirft sich noch die gelehrte

Cumanerin rasch durch ihre Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen Glauben. Und auch von ihr erzählte die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe sie schon gezählt, als sie Aeneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so ward sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Von Cumä, berichtete man weiter, kamen gegen Ende der Königszeit ihre Sprüche nach Rom. Besser hat man in neuerer Zeit angenommen, daß man in Rom nach cumanischem Vorbild sibyllinische Sprüche angefertigt habe. Noth lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen: im heißen Kampfe des hannibalischen Krieges, in jeglicher Bedrängniß griff man zu den heiligen dunklen Sprüchen der Prophetin und, wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht zu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozessionen, und da Roms Einwohner, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Denn mit der Zeit hatte sich auch im Stammlande der Sibyllen das heilige Prophetenthum, wie es einst gewesen sein muß, überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verflog der heilige Rausch, und wie sich Spruch an Spruch setzte, bildete sich allmählich eine Tradition, eine Literatur heraus. Von diesem Schatze von Sprüchen, die zuletzt zu einer Art griechischer Geschichte in Futurform geworden sein mögen, ließ sich bequem ein langes Leben fristen, aber wo die innere Weihe dahin ist, beginnt sehr schnell in der rein traditionellen Ausübung solchen Wesens der Trug. Das zeigt sich zuerst in der Form. Eine Menge von Orakelsprüchen sind im Umlauf, man hält viele für „unecht". Da braucht man eine Kunstform, um den eigenen Sprüchen authentisches Gepräge zu geben, man wendet das Akrostich an und behauptet die Unechtheit aller anderen, nicht akrostichisch gebauten Sprüche. So will man den Trug durch den Trug vertreiben. Noch mehr aber zeigt sich das veränderte Wesen im Inhalt. Wie Delphi schon lange verweltlicht war und dem Mächtigen diente, so auch die Sibylle von Erythrä. Sie bescheinigte Alexanders des Großen göttliche Abkunft durch den Mund der Prophetin Athenais. Es ist bezeichnend für die Zeit, daß die Sibylle, die solange unpersönlich gewesen war und höchstens den Namen der ersten Prophetin fortgesetzt, uns hier mit ihrem bürgerlichen Namen entgegentritt. Und nun wirft sich noch die gelehrte

Thätigkeit der antiquarischen Forschung auf diese Sprüche. Ueberall gab es jetzt Sibyllen oder wollte man wenigstens dem Reisenden die Stätten solcher zeigen, ja man stritt sich um das Heimathsrecht derselben Sibylle. Da begann man denn in dem neuen Griechenland der alexandrinischen Zeit, das eine große Studierstube geworden war, nach dem Ursprung dieser Sibyllen zu fragen und fixirte schließlich gar noch eine Art Kanon von ihnen. — Es ist das Charakteristikum dieser Epoche, daß der Dichter nicht mehr singt, wie der Vogel singt, sondern daß er bei dem Gelehrten in die Schule geht. Und so komponirt am Ende des dritten Jahrhunderts ein unsinniger Poet, Lykophron von Chalkis, unter dem Namen der Alexandra (= Kassandra) ein dunkles Gedicht in der Form einer tragischen Szene, in dem er die Tochter des Priamus alles Leid, das über Troia, aber besonders über Griechenland im Anschlusse an die Zerstörung Ilions kommen sollte, verkünden ließ. Und wie der gelehrte Dichter in sibyllinischer Rede spricht, so beginnt nun auch die Sibylle gelehrt zu werden. Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb der berühmte babylonische Priester des Bel, schrieb Berossos seine babylonische Geschichte. Er verfolgte wie mancher Nichtgrieche in jener Zeit die Absicht, die Hellenen mit der uralten Geschichte seines Vaterlandes bekannt zu machen. Er erzählte von der Sintfluth, er kannte die Geschichte von dem einzigen Hause, das in der Arche den Fluthen entrann, er berichtete wahrscheinlich auch von dem Thurm, den die thörichten Menschen bauten, um zum Himmel aufzusteigen, vom Zorn und von der Strafe der Götter. Es ist bekannt, daß seine Erzählung als die einer babylonischen Sage durch die Entdeckung eines Keilschriften-Epos Bestätigung gefunden hat. Dieses Stoffes hat sich nun eine Sibylle bemächtigt; sie nannte sich selbst die berossische oder babylonische und erzählte von den wunderbaren Dingen des Orientes voll antiquarischen Eifers.

Es ist nun eine Thatsache von weittragender Bedeutung, daß hiermit der Anlaß gegeben ward zu der Sibyllendichtung der Juden, die ihrerseits wieder die christliche der ganzen Folgezeit hervorgerufen hat. Judenthum und Hellenismus hatten Fühlung mit einander gewonnen, hatten erkannt, daß sie Berührungspunkte besaßen. Die Stoa mit ihrer reinen Anschauung von Gott, von Zeus, dessen die ganze Schöpfung voll sei, schlug die Brücke. Die Bibel ward ins Griechische übertragen. Und nun sahen die Juden voll Staunen, daß die griechisch redende Sibylle von dem frevelhaften Thurmbau redete, von Gottes Zorn, von der Errettung des Frommen vor dem Wasserschwall der Sintfluth. Es bedurfte nur einer leichten Korrektur, der Einführung Jehovahs als des Sprachenverwirrers an Stelle der Götter — eine Aenderung, die wir noch kontroliren können — und die Sibylle redete nicht mehr wie Berossos, sondern gleich der Bibel.

Damit ist nun die jüdische Sibyllendichtung geschaffen. Von heidnischen Sibyllen besitzen wir, wie bemerkt, wenige, wenn auch für das ganze Genre hinreichend charakteristische Bruchstücke, von den jüdischen bezw. christlichen eine ganze Anzahl Gesänge. Es ist eine unerquickliche, aber keineswegs uninteressante Literatur. Zwar das Aeußere dieser Lieder, ihre metrische und sprachliche Form ist abschreckend und wird im Laufe der Zeit immer noch schlechter. Aber der Geist, die Stimmung, die in ihnen lebt, ist für uns nicht werthlos. Diese Erzeugnisse der Literatur gehören als integrirender Bestandtheil zu jener Reihe spätjüdischer Schriften, die einerseits die Glaubensgenossen stärken, andererseits den Heiden zeigen sollten, welche Kräfte im Judenthum lebten, sie dienten also zu einem großen Theile der Propaganda. Beiden Zwecken sind die älteren jüdischen Sibyllen bestimmt. Voll Staunens hatte man in dem Bericht des heidnischen Buches über den Thurmbau jüdische Ueberlieferungen bestätigt gefunden; durch eine Heidin also ließ Gott seine Thaten verkünden. Dieser Vorgang reizte zur Nachahmung. Man sah sich nach anderen Sibyllen außer der babylonischen um, man griff zur Erythräerin und verschmolz beide. Nun wußte die neue Sibylle auf einmal noch mehr; der Thurmbau allein genügte nicht. Sie prophezeite Salomons Herrschaft, sie redete auch von Moses, von Assurs kommendem Reiche:

Aber wenn es Aegypten verläßt und hin seinen Weg zieht,
Das zwölfstämmige Volk, unter gottgesendeten Führern,
Wenn es die nächtliche Weil' unter feuriger Säule einherzieht
Und in der Wolkensäule, wenn Röthe des Morgens erscheinet:
Dann wird er einen großen Mann ihm setzen als Führer,
Moses, den bei dem Sumpf eine Königin fand und hinwegnahm. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Auch Du, verlassend den herrlichen Tempel,
Wirst entfliehen, bestimmt das heilige Land zu verlassen.
Und nach Assur wirst Du geführt und unmündige Kinder
Wirst Du erblicken im Dienst bei feindlich gesinneten Männern,
Und die Gattinnen auch; auch Nahrung und Reichthum verschwindet.
Jegliches Land und jegliches Meer ist von Dir erfüllet. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

haften Thurmbau redete, von Gottes Zorn, von der Errettung des Frommen vor dem Wasserschwall der Sintfluth. Es bedurfte nur einer leichten Korrektur, der Einführung Jehovahs als des Sprachenverwirrers an Stelle der Götter — eine Aenderung, die wir noch kontroliren können — und die Sibylle redete nicht mehr wie Berossos, sondern gleich der Bibel.

Damit ist nun die jüdische Sibyllendichtung geschaffen. Von heidnischen Sibyllen besitzen wir, wie bemerkt, wenige, wenn auch für das ganze Genre hinreichend charakteristische Bruchstücke, von den jüdischen bezw. christlichen eine ganze Anzahl Gesänge. Es ist eine unerquickliche, aber keineswegs uninteressante Literatur. Zwar das Aeußere dieser Lieder, ihre metrische und sprachliche Form ist abschreckend und wird im Laufe der Zeit immer noch schlechter. Aber der Geist, die Stimmung, die in ihnen lebt, ist für uns nicht werthlos. Diese Erzeugnisse der Literatur gehören als integrirender Bestandtheil zu jener Reihe spätjüdischer Schriften, die einerseits die Glaubensgenossen stärken, andererseits den Heiden zeigen sollten, welche Kräfte im Judenthum lebten, sie dienten also zu einem großen Theile der Propaganda. Beiden Zwecken sind die älteren jüdischen Sibyllen bestimmt. Voll Staunens hatte man in dem Bericht des heidnischen Buches über den Thurmbau jüdische Ueberlieferungen bestätigt gefunden; durch eine Heidin also ließ Gott seine Thaten verkünden. Dieser Vorgang reizte zur Nachahmung. Man sah sich nach anderen Sibyllen außer der babylonischen um, man griff zur Erythräerin und verschmolz beide. Nun wußte die neue Sibylle auf einmal noch mehr; der Thurmbau allein genügte nicht. Sie prophezeite Salomons Herrschaft, sie redete auch von Moses, von Assurs kommendem Reiche:

Aber wenn es Aegypten verläßt und hin seinen Weg zieht,
Das zwölfstämmige Volk, unter gottgesendeten Führern,
Wenn es die nächtliche Weil' unter feuriger Säule einherzieht
Und in der Wolkensäule, wenn Röthe des Morgens erscheinet:
Dann wird er einen großen Mann ihm setzen als Führer,
Moses, den bei dem Sumpf eine Königin fand und hinwegnahm. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch Du, verlassend den herrlichen Tempel,
Wirst entfliehen, bestimmt das heilige Land zu verlassen.
Und nach Assur wirst Du geführt und unmündige Kinder
Wirst Du erblicken im Dienst bei feindlich gesinneten Männern,
Und die Gattinnen auch; auch Nahrung und Reichthum verschwindet.
Jegliches Land und jegliches Meer ist von Dir erfüllet. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Recht konnte die Sibylle darauf hinweisen, wie fast in allen Städten Asiens und Afrikas jüdische Gemeinden saßen. Um so mehr hatte sie Veranlassung, den Juden in der Diaspora ins Gewissen zu reden und sie anzuhalten, dem einen großen Gotte treu zu bleiben, allen Götzendienst, den ihr die Gefangenschaft Assurs gebracht, zu meiden; dann werde Gott gnädig sein:

Aber am Ende erwartet Dich Gutes und sehr große Ehre,
Wie Dir's erfüllt der unsterbliche Gott. Du aber verharre
Glaubensvoll dem heil'gen Gesetz des mächtigen Gottes,
Wann das ermüdete Knie aufrecht er zum Lichte Dir hebet. —
Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden,
Der wird jeglichen Mann in Blut und Feuerglanz richten.
Aber er ist ein Königsstamm, und dessen Geschlecht wird
Nimmermehr wanken und in den ringsumlaufenden Zeiten
Wird er herrschen und neu Gottes Tempel zu bauen beginnen*). —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn so der Jude seine alten Prophetensprüche im griechischen Munde wiederfand und der Hellene durch eine Priesterin seines Stammes israelitische Weisheit predigen hörte, so war das eine doppelte Propaganda kräftigster Art. Noch immer aber ist das kein bewußter Betrug, kein religiöser Schwindel. An dem Buche, das uranfängliche jüdische Ueberlieferung bestätigte, entzündete sich die Phantasie des Israeliten, und man fragte hier nicht lang, ob man ein Recht dazu besäße, die alte Prophetin durch neue zu ersetzen. Denn das religiöse Empfinden ist in unendlich vielen Fällen ein Rausch des Gemüthes, ein Taumel der Phantasie gewesen. Die Zeit des zweiten Jahrhunderts vor Christi war in Judäa eine vielfach erregte, das Buch Daniel entstand, daran schlossen sich neue Apokalypsen. Kein Wunder, daß wirkungsvoll neben die prophetischen Bücher urisraelitischen Gepräges auch die griechische Weissagung in neuen Formen trat.

Unterbrochen werden in unserer zwölf Bücher zählenden Sammlung die jüdischen Orakel immer wieder durch eine Menge heidnischer. Eine große Anzahl von ihnen befindet sich in einem ganz unleserlichen, außerordentlich verderbten, vielleicht überhaupt nicht wieder herstellbaren Zustande. Die Juden verstanden sie selbst sicher nicht, sondern schrieben sie gedankenlos und nachlässig ab. Hie und da hielt man es freilich für nöthig, dem griechischen Orakel durch einen moralisirenden Zusatz erst die richtige Prägung zu verleihen.

*) Ich benutze mit Absicht eine ältere holprige Uebersetzung, weil sie dem miserabeln Stil des Originals am besten entspricht.

Wir haben oben gesehen, daß die hellenische Sibylle Homer's Gedichte als ein Plagiat an ihren eigenen Sprüchen bezeichnete. Diese Anschauung übernimmt die jüdische Sibylle, fügt aber einen strafenden Zusatz bei:

Denn mit den Händen wird er zuerst meine Bücher entfalten,
Selber wird er alsdann ausschmücken gepanzerte Krieger,
Hektor, des Priamus Sohn und den Peleionen Achilleus,
Und die Uebrigen auch, die gepflogen die Werke des Krieges.
Und an die Seite von diesen läßt Götter treten der Dichter,
Götter, der Lügenpoet, die nur hohlköpfige Menschen. —

Aber nicht nur der Vergangenheit ward gedacht, die Hauptrolle spielt selbstverständlich in diesen Dichtungen die Gegenwart. Schwer lag die Hand der Epigonen Alexanders auf dem kleinen jüdischen Lande. Man athmete auf, als Rom Makedonien vernichtete. Wie es im ersten Buche der Makkabäer von den Römern heißt: „Und Judas hatte vom Namen der Römer gehört, daß sie stark und mächtig seien und selbst guten Ruf hätten unter den ihnen zugewandten, und so viele sich ihnen zuwendeten und so viele zu ihnen kämen, denen hielten sie Freundschaft ...", so singt auch die hebräische Sibylle:

Aber darauf wird eines anderen Reiches Beginn sein.
Glänzend, vielhäuptig ist's und stammt vom westlichen Meere;
Und viele Länder beherrscht's und viele wird es erschüttern,
Und den Königen all wird's später Schrecken einjagen
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
In viel Ländern, zumeist aber im makedonischen Lande.

Aber der gute Glaube an Rom hatte keinen Bestand. Und so fand sich denn später eine Hand, die an dieser Stelle Verse voll Abscheu gegen Rom und seine unnatürlichen Laster einschwärzte. Dem entspricht dann die weitere Anschauung von der Tiberstadt, der man den dereinstigen tiefen Fall von der Höhe weissagt.

Ein Hauptthema bleibt neben den angeführten Motiven die Eschatologie. Einst wird der Herr sein Volk heimsuchen, einst ihm nahen im Glanze: so predigen alle Apokalypsen, so dichtet auch die Sibylle. Nachdem der letzte Angriff der heidnischen Mächte abgeschlagen worden, ist die messianische Zeit eine Zeit ungetrübter Wonne. Streit und Zwietracht hören auf, Friede, Gerechtigkeit, Liebe und Treue führen ihr Segensregiment. Die wilden Thiere verlieren ihr feindliches Wesen, treten in den Dienst des Menschen; in der Natur herrscht allgemeine Fruchtbarkeit. Die Heiden kommen

Wir haben oben gesehen, daß die hellenische Sibylle Homer's Gedichte als ein Plagiat an ihren eigenen Sprüchen bezeichnete. Diese Anschauung übernimmt die jüdische Sibylle, fügt aber einen strafenden Zusatz bei:

Denn mit den Händen wird er zuerst meine Bücher entfalten,
Selber wird er alsdann ausschmücken gepanzerte Krieger,
Hektor, des Priamus Sohn und den Peleionen Achilleus,
Und die Uebrigen auch, die gepflogen die Werke des Krieges.
Und an die Seite von diesen läßt Götter treten der Dichter,
Götter, der Lügenpoet, die nur hohlköpfige Menschen. —

Aber nicht nur der Vergangenheit ward gedacht, die Hauptrolle spielt selbstverständlich in diesen Dichtungen die Gegenwart. Schwer lag die Hand der Epigonen Alexanders auf dem kleinen jüdischen Lande. Man athmete auf, als Rom Makedonien vernichtete. Wie es im ersten Buche der Makkabäer von den Römern heißt: „Und Judas hatte vom Namen der Römer gehört, daß sie stark und mächtig seien und selbst guten Ruf hätten unter den ihnen zugewandten, und so viele sich ihnen zuwendeten und so viele zu ihnen kämen, denen hielten sie Freundschaft ...“, so singt auch die hebräische Sibylle:

Aber darauf wird eines anderen Reiches Beginn sein.
Glänzend, vielhäuptig ist's und stammt vom westlichen Meere;
Und viele Länder beherrscht's und viele wird es erschüttern,
Und den Königen all wird's später Schrecken einjagen
— — — — — — — — — — — — — — — — —
In viel Ländern, zumeist aber im makedonischen Lande.

Aber der gute Glaube an Rom hatte keinen Bestand. Und so fand sich denn später eine Hand, die an dieser Stelle Verse voll Abscheu gegen Rom und seine unnatürlichen Laster einschwärzte. Dem entspricht dann die weitere Anschauung von der Tiberstadt, der man den dereinstigen tiefen Fall von der Höhe weissagt.

Ein Hauptthema bleibt neben den angeführten Motiven die Eschatologie. Einst wird der Herr sein Volk heimsuchen, einst ihm nahen im Glanze: so predigen alle Apokalypsen, so dichtet auch die Sibylle. Nachdem der letzte Angriff der heidnischen Mächte abgeschlagen worden, ist die messianische Zeit eine Zeit ungetrübter Wonne. Streit und Zwietracht hören auf, Friede, Gerechtigkeit, Liebe und Treue führen ihr Segensregiment. Die wilden Thiere verlieren ihr feindliches Wesen, treten in den Dienst des Menschen; in der Natur herrscht allgemeine Fruchtbarkeit. Die Heiden kommen

zur Erkenntniß und preisen Gott, zu seinem Tempel wallfahrend, nach seinem Gesetze wandelnd. So singt denn die jüdische Sibylle in Nachdichtung einer Jesaiasstelle (XI. 6 ff.) Jerusalem zu:

> Freue Dich, Jungfrau, und juble; denn er hat auf ewige Zeiten
> Frohen Sinn Dir verliehen, der Himmel und Erde gemacht hat.
> Wohnen wird er in Dir und Dir ein unsterbliches Licht sein.
> Und der Wolf und das Lamm im Gebirge werden selbander
> Fressen das Gras und die Pardel mit Böcken weiden gemeinsam.
> Bären zusammengepfercht mit Kälbern sind auf der Weide,
> Und der reißende Leu wird fressen Gras an der Krippe
> Gleich einem Rind, und ganz unmündige Kinder am Leitzaum
> Führen sie ihn: denn zahm wird das Thier auf Erden er machen.
> Und es werden vereint Giftschlangen mit Säuglingen schlafen,
> Jeglicher Bosheit bar, denn Gottes Hand ist ob ihnen.

Ein müdes Volk, eine alternde Kultur empfindet nicht selten die Sehnsucht nach dem Eintreten eines goldenen Zeitalters des Friedens unter den Menschen und in der Natur. In dem Gefühle heißesten Verlangens nach dem Retter, dem Heiland begegnen sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christus Israeliten und Heiden. Israel ist seines Zieles und Lohnes sicher; es hat das Gesetz gehalten, der Messias muß kommen und sein Volk wieder zum ersten auf der Welt machen. Griechen und Römer erinnern sich, je furchtbarer die Bürgerkriege wüthen, sehnsuchtsvoll des einstigen goldenen Zeitalters und erhoffen seine Wiederkehr. Mag der Epikureer, der die Dinge mit grausiger Nüchternheit betrachtet, über die Utopie eines goldenen Zeitalters lächeln, vollends seine Wiederkehr mitleidig für eine kuriose Phantasie erklären: die Stoa weiß es anders. Sie erwartet die Wiederkehr der Dinge; wenn das große Weltjahr zu Ende gegangen sein wird, dann muß das goldene Zeitalter neu erscheinen. Die Gedanken der Stoa siegen zu Ende dieser Zeitepoche. Nicht wenige der edlen Geister Roms huldigen ihnen; müde des kriegserfüllten Daseins, malen sie sich den Eintritt des goldenen Zeitalters aus. Niemand hat dieses mit kräftigerer Pinselführung, niemand mit nachhaltigerer Wirkung gethan, als Vergil in der berühmten vierten Ekloge.

Eine Pause im Kampfe der Machthaber um die Welt war eingetreten; Antonius verband sich im Jahre 40 vor Christus aufs Neue mit Oktavian im Vertrage von Brundisium. Die italische Welt athmete auf. Man dachte zugleich an eine neue Säkularfeier, die schon von J. Cäsar ins Auge gefaßt worden war. Da wurde in solch erwartungsvoller Zeit einem Freunde Vergil's, dem

Konsul Asinius Polio, ein Sohn geboren. An dieses Kind aus so schicksalsschwangerer Epoche knüpft Vergil nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeitalter des cumäischen Sanges gekommen.“ — Man interessirte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Theilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun Stil in dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu theilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er nun das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge der Dinge wieder eintreten. Die alten Helden kehren wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mitansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die strotzenden Euter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Rind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Eine gewisse äußere Aehnlichkeit zwischen der jüdischen Sibylle und dem römischen Dichter läßt sich nicht verkennen. Aber sie ist nur eine scheinbare; Vergil enthält zuviel rein heidnische bezw. stoische Motive, und die Ausmalungen seliger Friedenszeiten wiederholen sich ebenso wie z. B. die Vorstellungen von den Höllenqualen bei den verschiedensten Völkern, ohne daß wir an Entlehnung zu denken brauchen. Anders schien es freilich den Christen. Sie haben, an ihrer Spitze Laktantius, das unbestrittene Verdienst, die vierte Ekloge zuerst völlig falsch gedeutet, unter Hinweis auf die Aehnlichkeit mit der jüdischen Sibylle in dem Gedichte eine Prophezeiung des Heilands erkannt zu haben. Es war dies nur die Konsequenz aus dem ersten Irrthum über die Sibylle selbst. Die Heidin hatte die großen Thaten Gottes, des einen, selbsterzeugten Herrschers Himmels und der Erden geweissagt: Gott hatte ihr selbst einen Augenblick die blinden Augen geöffnet. Nun glaubte man auch die anima candida Vergil's von einem Strahle göttlicher Weisheit erleuchtet zu sehen, und der größte Poet römischer Zunge erhielt eine Art Kanonisation.

Konsul Asinius Polio, ein Sohn geboren. An dieses Kind aus so schicksalsschwangerer Epoche knüpft Vergil nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeitalter des cumäischen Sanges gekommen.“ — Man interessirte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Theilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun Stil in dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu theilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er nun das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge der Dinge wieder eintreten. Die alten Helden kehren wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mitansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die strotzenden Euter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Rind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Eine gewisse äußere Aehnlichkeit zwischen der jüdischen Sibylle und dem römischen Dichter läßt sich nicht verkennen. Aber sie ist nur eine scheinbare; Vergil enthält zuviel rein heidnische bezw. stoische Motive, und die Ausmalungen seliger Friedenszeiten wiederholen sich ebenso wie z. B. die Vorstellungen von den Höllenqualen bei den verschiedensten Völkern, ohne daß wir an Entlehnung zu denken brauchen. Anders schien es freilich den Christen. Sie haben, an ihrer Spitze Laktantius, das unbestrittene Verdienst, die vierte Ekloge zuerst völlig falsch gedeutet, unter Hinweis auf die Aehnlichkeit mit der jüdischen Sibylle in dem Gedichte eine Prophezeiung des Heilands erkannt zu haben. Es war dies nur die Konsequenz aus dem ersten Irrthum über die Sibylle selbst. Die Heidin hatte die großen Thaten Gottes, des einen, selbsterzeugten Herrschers Himmels und der Erden geweissagt: Gott hatte ihr selbst einen Augenblick die blinden Augen geöffnet. Nun glaubte man auch die anima candida Vergil's von einem Strahle göttlicher Weisheit erleuchtet zu sehen, und der größte Poet römischer Zunge erhielt eine Art Kanonisation.

Aber der Sibylle waren noch andere Ehren vorbehalten. Zunächst verwendete sie Vergil noch einmal in seiner Aeneis, da die Cumanerin dem von der Gottheit stets so sehr gegängelten Helden der Frömmigkeit zum Abstieg in die Unterwelt hilfreiche Hand bietet. Und auch Augustus konnte die Prophetin brauchen. Als der Kaiser seine Jahrhundertfeier im Jahre 17 begehen wollte, that er das nach einem älteren Spruche, den man umdeutete. In ihm war das ganze Festprogramm vorgeschrieben. Den Hymnus dichtete Horaz, gehorsam redete er von der Mahnung der sibyllinischen Verse, aber in freundschaftlich freier Huldigung spielte er auch auf die Werke seines verstorbenen Genossen Vergil, auf die Aeneis und die vierte Ekloge an.

Doch zurück zur jüdischen Sibyllendichtung, die bald zur christlichen werden sollte. Wir sahen oben, daß, je stärker sich Roms Arm auf Judäa legte, um so heftiger auch in dieser Volkspoesie die Abneigung gegen die herrschende Stadt hervortritt. Die Sibylle wird immer leidenschaftlicher gegen die Cäsaren, besonders gegen Nero, immer düsterer in der Ausmalung eschatologischer Bilder, vollends dem Zerstörer der heiligen Stadt Jerusalem, Titus, wird ein schreckliches Ende nachgesagt. Denn schon wird in der Gluth des Hasses die äußere Form der Prophezeiung durchbrochen, der jüdische Patriot redet gelegentlich in der Zeit der Vergangenheit, um allerhand Tendenzgeschichten anzubringen. Aber auch damit hat es einmal ein Ende; im Laufe der Zeiten unterwirft sich auch die jüdische Sibylle der allgemeinen bequemen Sklaverei und behandelt schließlich sogar die Feinde der Juden unter den Kaisern mit regierungstreuer Loyalität. Da, etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus, beginnt nun die christliche Sibylle ihren Sang. Denn es verstand sich von selbst, daß die Christen mit der sonstigen jüdischen Literatur auch diese Schriften übernahmen und an ihnen weiterdichteten. So wird die Sibylle denn auch schon in einer der ältesten christlichen Schriften, im sogenannten Hirten des Hermas namhaft gemacht. Natürlich bedarf es zur neuen Dichtung besonderer Anlässe, auch hier schafft die Empörung den Vers. Wo die Apokalypse des Johannes das sündige Reich noch Babylon nennt, redet die christliche Sibylle, durch die Verfolgung der Gläubigen zu wildem Hasse gestachelt, anderen offeneren Tones:

Dich, hochnackiges Rom, wird dereinst gebührend von oben
Treffen vom Himmel ein Schlag und zuerst wirst Du beugen den Nacken,

Wirst dahingestreckt sein, und Feuer Dich gänzlich verzehren,
Liegend auf eigenem Boden, und zu Grund wird gehen der Reichthum,
Und Deine Stätte werden die Wölfe und Füchse bewohnen.
Öde wirst völlig Du sein, als wärest Du niemals gewesen.
Und Dein Palladium, wo ist es alsdann? welcher Gott wird Dich retten,
Sei er von Gold oder Stein oder Erz? wo sind die Beschlüsse
Deines Senates alsdann? —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Denn es wird fallen der Ruhm der adlerbewehrten Legionen. —
Wo wird dann Deine Macht, welch Land im Bündniß mit Dir sein?

* * *

Dies ist die interessanteste Seite dieser Gedichte. Ausführlicher sind sie in der Ausmalung des Endes aller Dinge, besonders natürlich auch der Höllenstrafen, und in der prophetischen Hinweisung auf Christus. Für das erstere Motiv bedienen sie sich, um mehr Glauben bei den Heiden zu finden, auch wohl des den heidnischen Sibyllen vielfach eigenen Akrostichs, also daß die Anfangsbuchstaben eines jeden Verses zusammen den Namen Jesus Christus ergeben. Sehr oft kehren dann Prophetien auf Christi Erscheinung und Leben wieder. Gern würden wir es freilich sehen, wenn dabei mit etwas unterliefe von häretischen Anschauungen, aber dies Element fehlt hier ganz. Wohl wird die Freude der Jungfrau Maria ob der Botschaft des Engels ausführlicher geschildert, ihr Erröthen, ihr heiteres Lachen, aber von dem, was die apokryphen Evangelien zu erzählen wissen, besonders über die Kindheit Christi, ist hier keine Rede. Um so mehr wird im Sinne der Zeit Vieles symbolisch und allegorisch gedeutet: die ausgestreckten Arme Mosis im Kampfe gegen die Amalekiter deuten auf den Gekreuzigten hin, Christi Händeausbreitung am Kreuze stellt eine Umspannung der Welt dar und Aehnliches.

Von da ist dann nur ein Schritt weiter zum theologischen Disput. Daß die christliche Sibylle die Heiden verspottet, ihren Götzendienst bekämpft, ist ja nur natürlich und war schon früher durch die jüdische Sibylle geschehen. Aber jetzt beginnt die Prophetin auch zu argumentiren und zu philosophiren. „Aber“, so tönt ihr Sang:

Aber, wenn alles Gewordne vergeht, dann kann seinen Ursprung
Gott aus den Lenden des Mannes und Weibes nimmermehr haben,
Sondern Gott ist allein der Eine und Höchste von Allen ....

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wirst dahingestreckt sein, und Feuer Dich gänzlich verzehren,
Liegend auf eigenem Boden, und zu Grund wird gehen der Reichthum,
Und Deine Stätte werden die Wölfe und Füchse bewohnen.
Oede wirst völlig Du sein, als wärest Du niemals gewesen.
Und Dein Palladium, wo ist es alsdann? welcher Gott wird Dich retten,
Sei er von Gold oder Stein oder Erz? wo sind die Beschlüsse
Deines Senates alsdann? —

— —

Denn es wird fallen der Ruhm der adlerbewehrten Legionen. —
Wo wird dann Deine Macht, welch Land im Bündniß mit Dir sein?

* * *

Dies ist die interessanteste Seite dieser Gedichte. Ausführlicher sind sie in der Ausmalung des Endes aller Dinge, besonders natürlich auch der Höllenstrafen, und in der prophetischen Hinweisung auf Christus. Für das erstere Motiv bedienen sie sich, um mehr Glauben bei den Heiden zu finden, auch wohl des den heidnischen Sibyllen vielfach eigenen Akrostichs, also daß die Anfangsbuchstaben eines jeden Verses zusammen den Namen Jesus Christus ergeben. Sehr oft kehren dann Prophetien auf Christi Erscheinung und Leben wieder. Gern würden wir es freilich sehen, wenn dabei mit etwas unterliefe von häretischen Anschauungen, aber dies Element fehlt hier ganz. Wohl wird die Freude der Jungfrau Maria ob der Botschaft des Engels ausführlicher geschildert, ihr Erröthen, ihr heiteres Lachen, aber von dem, was die apokryphen Evangelien zu erzählen wissen, besonders über die Kindheit Christi, ist hier keine Rede. Um so mehr wird im Sinne der Zeit Vieles symbolisch und allegorisch gedeutet: die ausgestreckten Arme Mosis im Kampfe gegen die Amalekiter deuten auf den Gekreuzigten hin, Christi Händeausbreitung am Kreuze stellt eine Umspannung der Welt dar und Aehnliches.

Von da ist dann nur ein Schritt weiter zum theologischen Disput. Daß die christliche Sibylle die Heiden verspottet, ihren Götzendienst bekämpft, ist ja nur natürlich und war schon früher durch die jüdische Sibylle geschehen. Aber jetzt beginnt die Prophetin auch zu argumentiren und zu philosophiren. „Aber“, so tönt ihr Sang:

Aber, wenn alles Gewordne vergeht, dann kann seinen Ursprung
Gott aus den Lenden des Mannes und Weibes nimmermehr haben,
Sondern Gott ist allein der Eine und Höchste von Allen . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

vom Stile auch der heidnischen Dichtungsart eine Vorstellung machen können, die an klarer Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Eine merkwürdige Form ist diesen weltlichen Orakeln eigen. Sie nennen nie die politischen Persönlichkeiten, d. h. zuerst also die Kaiser, mit ihren Namen, sondern immer nur mit der Zahl, deren griechisches Zeichen den Anfangsbuchstaben des Namens darstellt, oder in einem später abgekürzten Verfahren einfach den Anfangsbuchstaben. Das setzt sich dann bis tief ins Mittelalter fort, dessen vornehmste Sibylle die sogenannte tiburtinische ist.

Aber noch handelt es sich nicht um diese; noch bleiben die Orakelsprüche auf die eigentliche antike Welt beschränkt. Nach Rom wird folgerichtig Konstantinopel ein Hort der Sibyllenpoesie. Die alte Form des Hexameters zwar hört bald genug auf, die Sprüche werden nur noch in Prosa gegeben. Aber der Stil, die Anschauungsweise, die Bilder bleiben die gleichen. Das siebenhügelige Rom am Bosporus muß sich unausgesetzt äußerer Feinde erwehren; es kommen Germanen, im Osten drohen die Perser und nach ihnen fluthen die Araber heran. Die Orakel, die man hier „Gesichte Daniels“ nennt, die solche Schätzung genießen, daß sogar ein Kaiser sich auf diesem Gebiete versucht, verkünden unendliches Elend über die einzelnen Provinzen des Reiches, aber auch Siege über die „blonden Völker“ wie über Perser und „Ismaeliten“, verkünden eine endliche Befreiung durch einen großen Herrscher, dessen Erscheinen dann das Ende der Tage bezeichnet. Bis tief hinein in das 15. Jahrhundert, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken fanden sich in Byzanz solche „Gesichte“ oder besser Sibyllen, wie sie der kluge Diener Otto's I., Bischof Liutprand, mit richtigerem Namen nannte. Es ist hier unmöglich, in die trüben Strudel all dieser Prophezeiungen hineinzutauchen, und ermüden würde es auch, wollte ich hier auch von anderen Orakelbüchern, so z. B. dem berühmten Pseudomethodius, der unter Benutzung von Volkschroniken vergangene Zeiten schilderte und dann das Ende der Welt weissagte, eingehender reden. Auch derartige Bücher, die sich mit bestimmten Verfassernamen einführen, gehören ja zur sibyllinischen Literatur; doch genügt es hier nur von solchen zu reden, die sich selbst Sibyllen nennen. Da steht denn im Vordergrund die im 11. Jahrhundert auftauchende eben genannte tiburtinische Sibylle. Ihrem letzten Ursprunge nach ist sie freilich viel älter. Neben der offiziellen Giltigkeit der von Staatswegen

aufbewahrten cumanischen Sibyllensprüche blühte in Rom die Privatpraxis mancher anderen. So gab es eine weise Frau von Tibur, deren angeblicher Tempel sich noch heute über den göttlich rauschenden, Göttliches raunenden Wasserfällen bei Tivoli erhebt. Von ihr existirten Orakel im Alterthum, die wir nicht mehr besitzen. An ihren Namen knüpft die mittelalterliche Sibylle von Tibur an Ihre Grundschrift ist alt, wenn auch natürlich kein Gedanke daran ist, daß sie mit jenem antiken Orakel in unmittelbarem Zusammenhang steht, sondern sie vielmehr ihre direkte Inspiration byzantinischen Originalen verdankt. Ihr Inhalt ist kurz dieser:

Die Sibylle, Priamus' Tochter, wird den Römern bekannt, deren Herrscher sie nach Rom führen läßt. Da träumt hundert Senatoren auf einmal dasselbe: sie sehen neun Sonnen, alle von verschiedenem Aussehen. Die Sibylle deutet ihnen die neun Sonnen als neun Generationen oder Zeitalter, in deren viertem Christus geboren werden soll, in deren neuntem die Geschichte deutsch-italienischer Herrscher erscheint — diese werden mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet —, und das Ganze schließt mit eschatologischen Prophezeiungen: ein Griechenkönig, Namens Konstans, soll kommen, der 112 Jahre regieren wird, unter ihm herrscht allgemeines Völkerglück, Fruchtbarkeit überall; dann naht der Antichrist, um alle zu verführen, mit ihm kommen die von Alexander dem Großen eingeschlossenen wilden Völker Gog und Magog, endlich aber erscheint das Reich Gottes. — So ziehen uralte Sagen und moderne Geschichte, antike Reminiscenzen, Hoffnungen des Tages und der Endzeit in wirrem Durcheinander an uns vorüber.

Obwohl nun diese Sibylle, die nachweislich frühe Entstehungszeit zeigt, immer wieder den Ansprüchen des Tages gemäß durch neue Einschübe modernisirt worden ist, so blieb sie doch nicht die einzige. Die lateinische Tiburtinerin ward die Mutter deutscher Tochtersibyllen. Von Friedrich Barbarossa berichtete ein Spruch: Sibilla ein prophetissa sprak von dussen tokomeden dingen so: dat he dat Romesche rike scolde regeren alze ein vos, besitten alse ein lauwe, unde it verlaten alse ein hunt. Die deutschen Sibyllen setzen denn auch an die Stelle der Erwartung vom messianischen Griechenkönig, wie sie von der tiburtinischen Sibylle ausgesprochen wird, die Hoffnungen auf den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an

aufbewahrten cumanischen Sibyllensprüche blühte in Rom die Privatpraxis mancher anderen. So gab es eine weise Frau von Tibur, deren angeblicher Tempel sich noch heute über den göttlich rauschenden, Göttliches raunenden Wasserfällen bei Tivoli erhebt. Von ihr existirten Orakel im Alterthum, die wir nicht mehr besitzen. An ihren Namen knüpft die mittelalterliche Sibylle von Tibur an. Ihre Grundschrift ist alt, wenn auch natürlich kein Gedanke daran ist, daß sie mit jenem antiken Orakel in unmittelbarem Zusammenhang steht, sondern sie vielmehr ihre direkte Inspiration byzantinischen Originalen verdankt. Ihr Inhalt ist kurz dieser:

Die Sibylle, Priamus' Tochter, wird den Römern bekannt, deren Herrscher sie nach Rom führen läßt. Da träumt hundert Senatoren auf einmal dasselbe: sie sehen neun Sonnen, alle von verschiedenem Aussehen. Die Sibylle deutet ihnen die neun Sonnen als neun Generationen oder Zeitalter, in deren viertem Christus geboren werden soll, in deren neuntem die Geschichte deutsch-italienischer Herrscher erscheint — diese werden mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet —, und das Ganze schließt mit eschatologischen Prophezeiungen: ein Griechenkönig, Namens Konstans, soll kommen, der 112 Jahre regieren wird, unter ihm herrscht allgemeines Völkerglück, Fruchtbarkeit überall; dann naht der Antichrist, um alle zu verführen, mit ihm kommen die von Alexander dem Großen eingeschlossenen wilden Völker Gog und Magog, endlich aber erscheint das Reich Gottes. — So ziehen uralte Sagen und moderne Geschichte, antike Reminiscenzen, Hoffnungen des Tages und der Endzeit in wirrem Durcheinander an uns vorüber.

Obwohl nun diese Sibylle, die nachweislich frühe Entstehungszeit zeigt, immer wieder den Ansprüchen des Tages gemäß durch neue Einschübe modernisirt worden ist, so blieb sie doch nicht die einzige. Die lateinische Tiburtinerin ward die Mutter deutscher Tochtersibyllen. Von Friedrich Barbarossa berichtete ein Spruch: Sibilla ein prophetissa sprak von dussen tokomeden dingen so: dat he dat Romesche rike scolde regeren alze ein vos, besitten alse ein lauwe, unde it verlaten alse ein hunt. Die deutschen Sibyllen setzen denn auch an die Stelle der Erwartung vom messianischen Griechenkönig, wie sie von der tiburtinischen Sibylle ausgesprochen wird, die Hoffnungen auf den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an

den dürren Birnbaum hängen soll; nach dem Muster der Tiburtinerin „singt“ eine andere Sibylle von den deutschen Königen Adolf, Albrecht, Heinrich, Friedrich, Ludwig:

> Ez kumt ein A und slecht zu tode ein ander A,
> und verliert ein H sein leben,
> dem wirt mit gotslicham (d. h. in der Hostie) vergeben;
> ein L und ein F kriegent glich
> me denne siben jar umb Roemesch rich;
> daz L doch gesigen müz
> und von im werdent die lant gericht uz.

Dieselbe Sibylle prophezeit die Erscheinung Christi:

> Da sach ich
> einen sternen an dem himmel stan
> und einen kreis darumbe gan,
> dar inne sach ich ein maget und ein kind
> und manig zukünftige ding —

eine Prophezeiung, die auch von mittelalterlicher Künstlerhand — ich erinnere an das Gemälde des Dirk Bouts im Städel'schen Institut — Illustrirung gefunden hat. —

So wendet man sich denn auch wohl fragend an die aller Geheimnisse kundige Sibylle:

> Sibilla, ich frage dich,
> wie lange steit die welt, bescheide mich;

kurzum, die Sibylle ist in aller Munde, die antike Prophetin ist zu einer christlichen Heiligen in partibus geworden, die im Liede Thomas von Celanos an Davids Seite als Zeugin des Weltuntergangs auftreten kann.

Auch die übrige geistige Kultur spiegelt uns die Gestalt der Prophetin wieder. Daß Dante freilich kaum von ihr redet, ist neuerdings fein mit dem Hinweise darauf erklärt worden, daß die Rolle der Sibylle gewissermaßen von Beatrice übernommen werde und im Inferno Vergil, „der Erfinder der Sibylle“, die Führung habe. Aber Petrarca stellte sie außerordentlich hoch und Marsilius Ficinus erklärte die vierte Ekloge Vergil's im messianischen Sinne. — Besonders aber fand die Gestalt der Sibylle Aufnahme in der darstellenden Kunst, wie eben schon angedeutet worden. Schon im 11. Jahrhundert drang sie in die Malerei ein. Dann malte Fiesole die Erythräische Prophetin im Kapitelsaale von San Marco und andere Darstellungen, bald der cumanischen, bald der tiburtinischen,

schlossen sich entsprechend den Fortschritten, die die Kenntniß der antiken Ueberlieferung machte, dem an. Endlich hat denn Michelangelo, der das Weib da erfaßte, „wo sie einer höheren Bestimmung das Opfer ihrer Natur bringt, in der heiligen Jungfrau, in der Heroin und Seherin“, die göttlichen Gestalten der Sistina geschaffen, die uns auch noch heute, noch dann, wenn eine lange historische Wanderung jeden geheimnißvollen Reiz von der Sibyllengestalt getilgt haben sollte, mit tiefer Ehrfurcht vor dem großen Meister wie vor dem Glauben und Hoffen der Völker erfüllt.

Es ist hier nicht die Stelle, das ganze Gebiet alter und neuer Prophetien zu beleuchten. Denn es gäbe der ermüdenden Wiederholungen nur allzuviele. Stets ja wiederholt sich derselbe Prozeß: in finsteren und drohenden Zeiten suchen begeisterte Seher oder noch viel häufiger erhitzte Köpfe den Schleier von der angstvoll erwarteten Zukunft zu lüften; man greift zu alten Orakelbüchern, vervollständigt sie und deutet sie da, wo sie dunkel sind, auf die nächsten Dinge aus. Trifft dann wie gewöhnlich alles nicht ein, so schadet das nichts, der fromme Glaube wird nicht erschüttert, man schiebt nur den Termin der Erfüllung etwas weiter hinaus, und bei nächster Gelegenheit nimmt man wieder seine Zuflucht zu dem Buche. So geht das durch die Jahrhunderte, die Bücher wechseln vielleicht einmal, aber das System und der Stil der Prophezeiungen bleibt. Es giebt da kein Abreißen, keine eigentliche Unterbrechung. Wo die eine Sibylle verstummt, setzt die andere ein. Wir selbst sind noch lange nicht diesen Nachwirkungen entrückt. Ich brauche hier nur an die Weissagung des Klosters Lehnin zu erinnern; sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen. Wir wissen jetzt so ziemlich, was von ihr zu halten ist; eine ursprünglich den Hohenzollern freundliche Prophetin ist unter dem Großen Kurfürsten von katholischer Hand in ganz entgegengesetztem Sinne umgearbeitet worden. Sie hat große Bedeutung gehabt; Fürst Hardenberg ließ sie kritisch bearbeiten, um eine hohenzollernfeindlich Agitation, der man das Buch nutzbar machte, zu bekämpfen, Friedrich Wilhelm IV. schätzte die Weissagung, das Jahr 1848 brachte natürlich aufgeregte Deutungen hervor, ja noch P. Majunke wollte in dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. den von der lehninschen Weissagung bezeichneten letzten Sprossen des „Giftstammes“ der Hohenzollern erkennen*).

*) Anm. Von modernsten Seherinnen erinnere ich nur an Madem. Couesdon

schlossen sich entsprechend den Fortschritten, die die Kenntniß der antiken Ueberlieferung machte, dem an. Endlich hat denn Michelangelo, der das Weib da erfaßte, „wo sie einer höheren Bestimmung das Opfer ihrer Natur bringt, in der heiligen Jungfrau, in der Heroin und Seherin", die göttlichen Gestalten der Sistina geschaffen, die uns auch noch heute, noch dann, wenn eine lange historische Wanderung jeden geheimnißvollen Reiz von der Sibyllengestalt getilgt haben sollte, mit tiefer Ehrfurcht vor dem großen Meister wie vor dem Glauben und Hoffen der Völker erfüllt.

Es ist hier nicht die Stelle, das ganze Gebiet alter und neuer Prophetien zu beleuchten. Denn es gäbe der ermüdenden Wiederholungen nur allzuviele. Stets ja wiederholt sich derselbe Prozeß: in finsteren und drohenden Zeiten suchen begeisterte Seher oder noch viel häufiger erhitzte Köpfe den Schleier von der angstvoll erwarteten Zukunft zu lüften; man greift zu alten Orakelbüchern, vervollständigt sie und deutet sie da, wo sie dunkel sind, auf die nächsten Dinge aus. Trifft dann wie gewöhnlich alles nicht ein, so schadet das nichts, der fromme Glaube wird nicht erschüttert, man schiebt nur den Termin der Erfüllung etwas weiter hinaus, und bei nächster Gelegenheit nimmt man wieder seine Zuflucht zu dem Buche. So geht das durch die Jahrhunderte, die Bücher wechseln vielleicht einmal, aber das System und der Stil der Prophezeiungen bleibt. Es giebt da kein Abreißen, keine eigentliche Unterbrechung. Wo die eine Sibylle verstummt, setzt die andere ein. Wir selbst sind noch lange nicht diesen Nachwirkungen entrückt. Ich brauche hier nur an die Weissagung des Klosters Lehnin zu erinnern; sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen. Wir wissen jetzt so ziemlich, was von ihr zu halten ist; eine ursprünglich den Hohenzollern freundliche Prophetin ist unter dem Großen Kurfürsten von katholischer Hand in ganz entgegengesetztem Sinne umgearbeitet worden. Sie hat große Bedeutung gehabt; Fürst Hardenberg ließ sie kritisch bearbeiten, um eine hohenzollernfeindlich Agitation, der man das Buch nutzbar machte, zu bekämpfen, Friedrich Wilhelm IV. schätzte die Weissagung, das Jahr 1848 brachte natürlich aufgeregte Deutungen hervor, ja noch P. Majunke wollte in dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. den von der lehninschen Weissagung bezeichneten letzten Sprossen des „Giftstammes" der Hohenzollern erkennen*).

*) Anm. Von modernsten Seherinnen erinnere ich nur an Madem. Couesdon,

Wir sind nicht mehr so gläubig wie der berühmte Theologe Ewald, der an unseren interessanten, aber ganz unpoetischen und jedes wirklichen Schwunges baaren jüdisch-christlichen Sibyllen „einzige Schönheit, Herrlichkeit und Kraft“ zu rühmen wußte, aber wessen Auge in der Geschichte nicht nur äußere Entwickelungen und Wandlungen erkennen mag, wer das innere Leben zu umspannen und zu umfassen wagt, nicht mit öder Schulschematik Alterthum, Mittelalter, Neuzeit trennt, wer Dauer im Wechsel erkennt, dem wird es sich auch hier zum Bewußtsein drängen, wie alles in der Geschichte der Zeiten zusammenhängt. Von der Sibylle erythräischem Felsensitz bis zum märkischen Sand von Lehnin ist es eine ununterbrochene Tradition; Alterthum, Mittelalter und Neuzeit umspannend soll sie uns lehren, wo so manche Wurzel unseres Wesens haftet und uns im Streite gegen Diejenigen stärken, die da leugnen, daß wir alle sammt und sonders Kinder der Vergangenheit sind.

die ganz im geheimnißvollen Sibyllenstil, in äußerst lahmen Versen Frankreich Unglück prophezeit, z. B.:

> L'année ne sera pas aisée,
> Des troubles vont éclater,
> L'année ne sera pas aisée,
> Des troubles vont aider,
> Des malheurs ne sont pas éloignés.

Die moderne Psychologie.

Von

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Unter allen philosophischen Disziplinen hat sich die Psychologie am spätesten von dem Einflusse der Metaphysik frei gemacht. Denn die sogenannte rationale Psychologie, unter welchem Namen diese Wissenschaft zum ersten Male eine scheinbare Selbständigkeit im Wolffischen System erlangte, war doch im Grunde nur ein Theil der Metaphysik und behandelte mit ihren Untersuchungen über Einheit, Einfachheit, Unsterblichkeit der Seele und Freiheit Fragen, die ganz außerhalb des psychologischen Gebietes, wie wir es heute auffassen, liegen. Die empirische Psychologie dagegen, die Wolff neben der rationalen anerkannte, bildete gleichsam nur eine äußerliche Zugabe zum System und erfreute sich schon deshalb nicht des gleichen Ansehens, wie die rationale, weil sie es naturgemäß zu keiner apodiktischen Sicherheit ihrer Resultate und damit zu keinem streng wissenschaftlichen Charakter im Sinne jener Zeit zu bringen vermochte. Erst der Umstand, daß die rationale Psychologie sich unfähig erwies, der Fülle der empirischen Thatsachen gerecht zu werden, während die Beobachtung der Erfahrungsthatsachen des Seelenlebens zu immer interessanteren und inhaltsreicheren Resultaten führte, ließ die rationale Psychologie mehr und mehr in den Hintergrund treten, und vollends vollendete der Einfluß des Auslandes, des englischen und französischen Sensualismus, der zu jenen inneren Gründen hinzukam, die Vorherrschaft der empirischen Psychologie über die rationale. Nun konnte aber auch die empirische Psychologie nur dann auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch machen, wenn sie sich einer bestimmten Grundanschauung als eines festen Fundaments bediente, auf dem sie die Bausteine der Erfahrung zu einem einheitlichen Gebäude zusammenfügte. Al-

Die moderne Psychologie.

Von

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Unter allen philosophischen Disziplinen hat sich die Psychologie am spätesten von dem Einflusse der Metaphysik frei gemacht. Denn die sogenannte rationale Psychologie, unter welchem Namen diese Wissenschaft zum ersten Male eine scheinbare Selbständigkeit im Wolffischen System erlangte, war doch im Grunde nur ein Theil der Metaphysik und behandelte mit ihren Untersuchungen über Einheit, Einfachheit, Unsterblichkeit der Seele und Freiheit Fragen, die ganz außerhalb des psychologischen Gebietes, wie wir es heute auffassen, liegen. Die empirische Psychologie dagegen, die Wolff neben der rationalen anerkannte, bildete gleichsam nur eine äußerliche Zugabe zum System und erfreute sich schon deshalb nicht des gleichen Ansehens, wie die rationale, weil sie es naturgemäß zu keiner apodiktischen Sicherheit ihrer Resultate und damit zu keinem streng wissenschaftlichen Charakter im Sinne jener Zeit zu bringen vermochte. Erst der Umstand, daß die rationale Psychologie sich unfähig erwies, der Fülle der empirischen Thatsachen gerecht zu werden, während die Beobachtung der Erfahrungsthatsachen des Seelenlebens zu immer interessanteren und inhaltsreicheren Resultaten führte, ließ die rationale Psychologie mehr und mehr in den Hintergrund treten, und vollends vollendete der Einfluß des Auslandes, des englischen und französischen Sensualismus, der zu jenen inneren Gründen hinzukam, die Vorherrschaft der empirischen Psychologie über die rationale. Nun konnte aber auch die empirische Psychologie nur dann auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch machen, wenn sie sich einer bestimmten Grundanschauung als eines festen Fundaments bediente, auf dem sie die Bausteine der Erfahrung zu einem einheitlichen Gebäude zusammenfügte. Als

solches bot sich ihr die Auffassung des Bewußtseins als einer leeren Tafel dar, auf welche die Erfahrung ihre Eindrücke aufschreibt, dieselbe Ansicht, wodurch auch Locke die baconische Forderung einer induktiven wissenschaftlichen Erkenntniß zu unterbauen versucht hatte. Nach dieser Ansicht sind die seelischen Thatsachen als solche nichts Anderes als Bewußtseinsthatsachen, ist die innere Erfahrung eine unmittelbare Erfahrung, ein unbewußt Psychisches ein Widerspruch in sich und die Seele entweder das Bewußtsein selbst bezw. die Gesammtheit der bewußt-psychischen Erscheinungen oder aber sie ist nichts Anderes als der materielle Organismus, dessen Bewegungsprozesse den inneren Geschehnissen korrespondiren, und die ja gleichfalls als Bewußtseinsdaten dem Gebiete der Erfahrung angehören.

Die Vorherrschaft der spekulativen Philosophie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte die Psychologie von Neuem unter die Botmäßigkeit der Metaphysik. Wieder entstand die Illusion, die psychologischen Erkenntnisse aus gewissen letzten allgemeinsten Wahrheiten in deduktiver Weise ableiten und die Psychologie damit zur konstruktiven Wissenschaft von apodiktischer Gewißheit erheben zu können, und wieder mußte die empirische Psychologie wegen ihres Mangels an apodiktischer Gewißheit der apriorisch-rationalen Psychologie den Rang abtreten. Hegel bemühte sich, die Entwickelung des bewußten und selbstbewußten Geistes aus der in die Natur versenkten unbewußten Idee nach ihren wichtigsten Etappen dialektisch zu konstruiren. Herbart konstruirte das Seelenleben als Störung und Selbsterhaltung der einfachen, punktuellen Realen und suchte aus dieser Grundvoraussetzung die psychologischen Gesetze mit Zuhilfenahme mathematischer Berechnung zu deduziren. Beneke beschritt zwar das Gebiet der psychologischen Hypothese, indem er die bewußt-psychischen Phänomene aus unbewußten geistigen Anlagen und Spuren zu erklären suchte, aber auch er hielt die Selbstbeobachtung des eigenen Wesens mit den Metaphysikern für eine unmittelbare, um einen apodiktisch gewissen Ausgangspunkt der Seelenlehre festzuhalten, und blieb prinzipiell bei der Auffassung des Bewußtseins als eines realen metaphysischen Wesens stehen.

Gegen Ende der vierziger Jahre trat alsdann der Rückschlag gegen die spekulative Philosophie hervor. Der Materialismus erhielt die Oberhand über den metaphysischen Idealismus. Die naturwissenschaftliche Denkweise verschaffte sich Eingang auch in die Geisteswissenschaften. Auch die Psychologie konnte sich diesem

Einfluß nicht entziehen. Die unbewußten geistigen Spuren Beneke's wurden von Fechner als materielle Anordnungen im Organismus, also Mechanisirungen des Bewußten und nicht unbewußte Geisteszustände angesprochen. Die physiologische Bedingtheit des Psychischen, welche die spekulative Periode zwar im Prinzip zugestanden, aber noch nicht genügend berücksichtigt hatte, gelangte zur allgemeinen Anerkennung. Der Versuch entstand, das ganze Seelenleben in rein materialistischer Weise aus den bloßen Bewegungen der Gehirnmoleküle zu erklären. Bald verschaffte Fechner den exakten Forschungen über das Maßverhältniß zwischen Reiz und Empfindung durch seine „Psychophysik" (1860) eine feste Grundlage. Wundt veröffentlichte seine „Physiologische Psychologie" (1874) und faßte darin die bisherigen Bestrebungen der genannten Art zu einem einheitlichen Ganzen zusammen.

Neben dieser vom Zeitgeist getragenen Bewegung hatten die idealistischen Psychologen einen schweren Stand. Ihr wesentliches Bemühen ging dahin, auch das unbewußt Psychische als Hypothese auf psychologischem Gebiete geltend zu machen und damit dem Materialismus die Spitze zu bieten. Außer Carus und Fortlage war es besonders J. H. Fichte, der die unbewußt geistigen Momente der spekulativen Philosophie für die Psychologie als Hypothesen zu verwerthen und dabei namentlich die Regeln der Vorstellungsverknüpfung, sowie der Wiedererinnerung aus vorbewußten Beziehungen zu begründen suchte. Indessen drangen sie mit diesen Bestrebungen schon deshalb nicht durch, weil sie mit den Naturwissenschaften doch meist zu wenig vertraut waren, um die von ihnen beabsichtigte Verschmelzung der physiologischen und psychologischen Momente mit gleicher Gerechtigkeit und gleichem Nachdruck für beide Seiten zu vollziehen.

Diese Aufgabe löste vielmehr erst v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" (1868). Er erklärte die bewußt psychischen Phänomene aus einem Zusammenwirken der molekularen Dispositionen im Nervensystem und der absolut unbewußten Geistesthätigkeit, bekämpfte den naivrealistischen Glauben an die unmittelbare Erkennbarkeit der eigenen seelischen Thätigkeit und des thätigen Subjekts ebenso, wie den an die äußeren Dinge, und erhob damit die Psychologie in dem gleichen Sinne wie die Naturwissenschaft zu einer Wissenschaft des Unbewußten, die eben darum auch nur hypothetisch sein und nur Ergebnisse von bloß wahrscheinlicher Geltung liefern kann.

Einfluß nicht entziehen. Die unbewußten geistigen Spuren Beneke's wurden von Fechner als materielle Anordnungen im Organismus, also Mechanisirungen des Bewußten und nicht unbewußte Geisteszustände angesprochen. Die physiologische Bedingtheit des Psychischen, welche die spekulative Periode zwar im Prinzip zugestanden, aber noch nicht genügend berücksichtigt hatte, gelangte zur allgemeinen Anerkennung. Der Versuch entstand, das ganze Seelenleben in rein materialistischer Weise aus den bloßen Bewegungen der Gehirnmoleküle zu erklären. Bald verschaffte Fechner den exakten Forschungen über das Maßverhältniß zwischen Reiz und Empfindung durch seine „Psychophysik" (1860) eine feste Grundlage. Wundt veröffentlichte seine „Physiologische Psychologie" (1874) und faßte darin die bisherigen Bestrebungen der genannten Art zu einem einheitlichen Ganzen zusammen.

Neben dieser vom Zeitgeist getragenen Bewegung hatten die idealistischen Psychologen einen schweren Stand. Ihr wesentliches Bemühen ging dahin, auch das unbewußt Psychische als Hypothese auf psychologischem Gebiete geltend zu machen und damit dem Materialismus die Spitze zu bieten. Außer Carus und Fortlage war es besonders J. H. Fichte, der die unbewußt geistigen Momente der spekulativen Philosophie für die Psychologie als Hypothesen zu verwerthen und dabei namentlich die Regeln der Vorstellungsverknüpfung, sowie der Wiedererinnerung aus vorbewußten Beziehungen zu begründen suchte. Indessen drangen sie mit diesen Bestrebungen schon deshalb nicht durch, weil sie mit den Naturwissenschaften doch meist zu wenig vertraut waren, um die von ihnen beabsichtigte Verschmelzung der physiologischen und psychologischen Momente mit gleicher Gerechtigkeit und gleichem Nachdruck für beide Seiten zu vollziehen.

Diese Aufgabe löste vielmehr erst v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" (1868). Er erklärte die bewußt psychischen Phänomene aus einem Zusammenwirken der molekularen Dispositionen im Nervensystem und der absolut unbewußten Geistesthätigkeit, bekämpfte den naivrealistischen Glauben an die unmittelbare Erkennbarkeit der eigenen seelischen Thätigkeit und des thätigen Subjekts ebenso, wie den an die äußeren Dinge, und erhob damit die Psychologie in dem gleichen Sinne wie die Naturwissenschaft zu einer Wissenschaft des Unbewußten, die eben darum auch nur hypothetisch sein und nur Ergebnisse von bloß wahrscheinlicher Geltung liefern kann.



Als die Hartmann'sche „Philosophie des Unbewußten" erschien, hatte die naturwissenschaftliche Denkweise auf fast allen Gebieten den Sieg davongetragen. Die Naturwissenschaft war Trumpf und beherrschte mit ihrem Streben nach rechnungsmäßiger Exaktheit, ihrer rein empiristischen Auffassungsweise aller Dinge, ihrem Wirklichkeitssinn und ihrer Abneigung gegen alle übersinnlichen und metaphysischen Gedanken das gesammte Geistesleben der Gebildeten. Die Philosophie spielte unter diesen Verhältnissen so gut wie gar keine Rolle. Wollte sie ihr verlorenes Ansehen zurückgewinnen oder wenigstens den Glauben an ihre Existenzberechtigung aufrecht erhalten, so mußte sie sich gleichfalls mit der Naturwissenschaft zu stellen suchen. Sie mußte sich, wie die letztere, auf die Untersuchung der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit beschränken, auf das „Gegebene" schwören und jeden Verdacht möglichst zu beseitigen suchen, als ob sie mit dem spekulativen Ideengehalte der früheren Epoche noch irgend welche Gemeinschaft habe. Sie zog sich demgemäß in energieloser Selbstbescheidung auf das Gebiet der Erkenntnißtheorie und Methodologie zurück und suchte sich den Zeitgeist dadurch günstig zu stimmen, daß sie die Widerlegung der Metaphysik aus erkenntnißtheoretischen Gründen zu einer ihrer wesentlichsten Aufgaben machte. Der Neukantianismus und Positivismus bemächtigten sich der Katheder. Sie nahmen für sich allein das Prädikat der Wissenschaftlichkeit in Anspruch und wußten jede entgegengesetzte Anschauungsweise dadurch niederzuhalten, daß sie dieselbe als „unwissenschaftlich" denunzirten und diskreditirten. Der geschlossenen Phalanx dieser agnostischen und metaphysikfeindlichen Kathederphilosophie gegenüber vermochte sich auch die „Philosophie des Unbewußten" mit ihren „spekulativen Resultaten nach induktiv naturwissenschaftlicher Methode" nicht durchzusetzen. Ihre Bemühungen um eine Versöhnung zwischen Erfahrung und Spekulation wurden sowohl in naturwissenschaftlicher, wie in psychologischer Hinsicht bekämpft, weil die tonangebende Philosophie von Spekulation überhaupt nichts wissen wollte, und zumal die neuen psychologischen Gesichtspunkte Hartmanns hatten auf die Fortentwickelung des bezüglichen Wissensgebietes keinen positiven Einfluß.

Wohl aber erhob sich jetzt auf einmal eine mächtige Reaktion gegen das Prinzip des Unbewußten. Hatte das letztere seit der Mitte des Jahrhunderts sich den Weg von der Metaphysik, wo es ursprünglich aufgetaucht war, in die Psychologie gebahnt und es hier zu wachsender Anerkennung gebracht, so wurde ihm jetzt auf einmal von den Psychologen alle Gunst entzogen. Der Grund hierfür lag theils in dem Umstande, daß die „Philosophie des Unbewußten" in unbeirrter Weise die Konsequenzen jenes Prinzips gezogen, daß sie aus der unbewußten individuellen Seelenthätigkeit auf eine allumfassende unbewußte Geistigkeit geschlossen hatte, die alles das schon leistet, was sonst der bewußten Thätigkeit der Gottheit zugeschrieben war, und damit dem Theismus und transcendentalen Individualismus ihrer bisherigen Anhänger den Lebensnerv durchschnitten hatte, theils wurde das Unbewußte von der offiziellen Philosophie deshalb vor allem verworfen, weil es eine überempirische Hypothese war und die Psychologie direkt mit der Metaphysik in Beziehung setzte. Das war ja aber gerade das prinzipielle Dogma dieser Philosophie, daß sie mit Berufung auf Kant das erkennbare Sein mit dem Bewußtsein identisch setzte, daß sie die „empirische Realität" sogar der Außenwelt ausschließlich in den Bewußtseinsphänomenen suchte und alles etwa jenseits des Bewußtseins Belegene für schlechthin unerkennbar erklärte. Wie mußten ihr nicht bei dieser Voraussetzung die Untersuchungen über das Unbewußte als ein Erkennenwollen des Unerkennbaren und damit als die schlimmste philosophische Rückständigkeit erscheinen; wie mußte sie über die „Philosophie des Unbewußten" nicht erst recht die Achseln zucken, wenn sie, wie dies eine Reihe ihrer Vertreter that, das Sein überhaupt mit dem Bewußtsein identifizirte, womit das Unbewußte für ein Nichtseiendes, für eine metaphysische Illusion erklärt war!

Demgemäß waren auch die Psychologen des letzten Menschenalters bestrebt, den Begriff des Unbewußten zu bekämpfen, seine Wichtigkeit herabzudrücken, seinen Geltungsbereich einzuschränken, seine Bedeutung abzuschwächen und die Psychologie von diesem letzten Ueberbleibsel der spekulativen Epoche des Denkens womöglich ganz und gar zu säubern. Wenn es gelang, auch ohne ihn bei der Erklärung der psychischen Erscheinungen durchzukommen, so war ja damit, wie es schien, jede Gefahr beseitigt, daß die Psychologie jemals wieder in die Metaphysik hineingerathen, daß sie jemals wieder dem gefährlichen Einfluß der letzteren erliegen könnte, so war damit das letzte Band zwischen Psychologie und Metaphysik ein für alle Mal zerschnitten und das Ziel erreicht, dem die erstere seit jenen anfänglichen Versuchen zugestrebt hatte, sich als eine selbständige Erfahrungswissenschaft neben der rationalen Psychologie zu konstituiren. Das Beispiel der Naturwissenschaft

einmal von den Psychologen alle Gunst entzogen. Der Grund hierfür lag theils in dem Umstande, daß die „Philosophie des Unbewußten“ in unbeirrter Weise die Konsequenzen jenes Prinzips gezogen, daß sie aus der unbewußten individuellen Seelenthätigkeit auf eine allumfassende unbewußte Geistigkeit geschlossen hatte, die alles das schon leistet, was sonst der bewußten Thätigkeit der Gottheit zugeschrieben war, und damit dem Theismus und transcendentalen Individualismus ihrer bisherigen Anhänger den Lebensnerv durchschnitten hatte, theils wurde das Unbewußte von der offiziellen Philosophie deshalb vor allem verworfen, weil es eine überempirische Hypothese war und die Psychologie direkt mit der Metaphysik in Beziehung setzte. Das war ja aber gerade das prinzipielle Dogma dieser Philosophie, daß sie mit Berufung auf Kant das erkennbare Sein mit dem Bewußtsein identisch setzte, daß sie die „empirische Realität“ sogar der Außenwelt ausschließlich in den Bewußtseinsphänomenen suchte und alles etwa jenseits des Bewußtseins Belegene für schlechthin unerkennbar erklärte. Wie mußten ihr nicht bei dieser Voraussetzung die Untersuchungen über das Unbewußte als ein Erkennenwollen des Unerkennbaren und damit als die schlimmste philosophische Rückständigkeit erscheinen; wie mußte sie über die „Philosophie des Unbewußten“ nicht erst recht die Achseln zucken, wenn sie, wie dies eine Reihe ihrer Vertreter that, das Sein überhaupt mit dem Bewußtsein identifizirte, womit das Unbewußte für ein Nichtseiendes, für eine metaphysische Illusion erklärt war!

Demgemäß waren auch die Psychologen des letzten Menschenalters bestrebt, den Begriff des Unbewußten zu bekämpfen, seine Wichtigkeit herabzudrücken, seinen Geltungsbereich einzuschränken, seine Bedeutung abzuschwächen und die Psychologie von diesem letzten Ueberbleibsel der spekulativen Epoche des Denkens womöglich ganz und gar zu säubern. Wenn es gelang, auch ohne ihn bei der Erklärung der psychischen Erscheinungen durchzukommen, so war ja damit, wie es schien, jede Gefahr beseitigt, daß die Psychologie jemals wieder in die Metaphysik hineingerathen, daß sie jemals wieder dem gefährlichen Einfluß der letzteren erliegen könnte, so war damit das letzte Band zwischen Psychologie und Metaphysik ein für alle Mal zerschnitten und das Ziel erreicht, dem die erstere seit jenen anfänglichen Versuchen zugestrebt hatte, sich als eine selbständige Erfahrungswissenschaft neben der rationalen Psychologie zu konstituiren. Das Beispiel der Naturwissenschaft,

die auch ihre ungeheuren Erfolge erst errungen hatte, nachdem sie das Joch metaphysischer Ideen abgeschüttelt, reizte zu sehr, um nicht die gleiche Selbständigkeit und Unabhängigkeit auch für die Psychologie zu erstreben. Daß sie eine *Erfahrungswissenschaft* sei und induktiv vom Gegebenen auszugehen habe, darüber war man nach dem gänzlichen Zusammenbruche der rationalen Psychologie völlig einig. Daß sie eine *reine* Erfahrungswissenschaft sei, die, wie sie von der Erfahrung auszugehen, sich auch nur innerhalb der Erfahrung zu halten und jede überempirische Hypothese zu vermeiden habe, das war die conditio sine qua non, worauf die Uebereinstimmung der Psychologie mit der Naturwissenschaft beruhte, und ohne deren Anerkennung von einer wirklichen Selbständigkeit der letzteren keine Rede sein konnte. Man fragte nicht, ob diese Selbständigkeit sachlich begründet, ob ihre Behauptung durch die Natur der psychischen Erscheinungen gerechtfertigt sei; man *postulirte*, daß sie eine reine Erfahrungswissenschaft im Sinne der völligen Unabhängigkeit von metaphysischen Hypothesen sein *solle*, und fand für dieses methodologische Postulat nachträglich die Bestätigung im erkenntnißtheoretischen Idealismus, in der Behauptung der Identität von Bewußtsein und Sein, in der Auffassung der Psychologie als einer Wissenschaft der „unmittelbaren Erfahrung" im Gegensatze zur bloß mittelbaren (durch die Sinne vermittelten) Erkenntniß der Naturwissenschaft. Wenn es wahr ist, daß in der psychologischen Erkenntniß unsere Vorstellung der Gegenstände mit diesen selbst unmittelbar identisch ist, wenn der Gegensatz von Erscheinung und Ding an sich im Psychologischen hinwegfällt und die seelischen Gebilde auch an sich nichts anderes sind, als wie sie von uns aufgefaßt werden, dann freilich hat es keinen Sinn, nach einem Sein hinter dem Bewußtsein, nach einem Unbewußten in der Psychologie zu fragen, dann giebt es auch keinen Uebergang von der Psychologie zur Metaphysik, keine Metaphysik der Psychologie, denn alle Probleme, die eine solche eventuell behandeln könnte, sind ja dann in der Psychologie selbst schon unmittelbar erledigt. Wenn die Seele auch ihrem Wesen nach nichts Anderes ist, als die Gesammtheit der erfahrungsmäßigen Zusammenhänge psychischer Art, dann ist die Psychologie in der That eine reine Erfahrungswissenschaft, und zwar in einem noch viel höheren Sinne als die Naturwissenschaft, bei welcher die Frage nach dem Wesen der körperlichen Erscheinungen offen bleibt, dann ist die Gefahr metaphysischer Einmischung in diese Wissen-

schaft durch Hereinziehung der Metaphysik in die Psychologie und ihre völlige Auflösung in der letzteren so gründlich beseitigt, daß nur die gröblichste Verkennung der methodologischen Prinzipien der Psychologie ein Sein hinter den psychischen Erscheinungen noch aufrecht zu erhalten und mit dem letzteren Beziehungen anzuknüpfen vermag.

Suchten die Psychologen in dieser Weise ihrer Wissenschaft zur Selbständigkeit zu verhelfen und beriefen sie sich dabei auf *Kant* und seine Begründung des erkenntnißtheoretischen Idealismus, so bedachten sie freilich nicht, daß derselbe *Kant* die unmittelbare Erkenntniß des eigenen psychischen Seins, ebenso wie diejenige der Außendinge, geleugnet hatte. Wir erkennen auch uns selbst nicht, wie wir an sich sind, sondern nur, wie wir uns erscheinen; diesen vielleicht tiefsinnigsten Ausspruch ihres Herrn und Meisters schoben sie als unbequem bei Seite und hielten sich lediglich an dessen prinzipielle Einschränkung aller unserer Erkenntniß auf die Erfahrung und die Bedeutung, welche *Kant* dem Bewußtsein zugeschrieben hatte. Sie *wollten*, daß die Psychologie eine reine Erfahrungswissenschaft sein sollte, und also *mußte* ihre Erkenntniß eine solche sein, daß Bewußtsein und Sein in ihr zusammenfielen. Sie hatten ein *Interesse* daran, daß die Psychologie alle Erklärungen für die betreffenden Erscheinungen innerhalb der Erfahrung selber fände, und folglich *durfte* es kein Unbewußtes geben. Aus ganz demselben Grunde leugneten die Naturforscher ein Wesen hinter den körperlichen Erscheinungen, um nur ja der Metaphysik kein Feld zur weiteren Bearbeitung ihrer eigenen Probleme übrig zu lassen, und identifizirten sie (*Haeckel*) die Naturphilosophie mit der Naturwissenschaft, um nur ja nicht wieder unter den Einfluß der Spekulation zu gerathen, die ihr in den Tagen *Schelling's* so schwere Wunden geschlagen hatte. Und doch hatten auf Grund derselben Identität von Sein und Bewußtsein die Psychologen der spekulativen Epoche und die Metaphysiker die Einheit von Psychologie und Metaphysik behauptet und die rein empirische Seelenlehre als minderwerthig angesehen. Beruhte doch die ganze rationale Psychologie von *Wolff* bis *Hegel* auf der Annahme, daß wir im Selbstbewußtsein den Kern unseres eigenen Wesens unmittelbar ergreifen, daß an diesem Punkte der Weltgeist gleichsam selbst in unser Bewußtsein hereinrage. Wie dort, so war auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens; der ganze Unterschied lag nur darin, daß in der spekulativen Epoche der Wunsch ein ...

schaft durch Hereinziehung der Metaphysik in die Psychologie und ihre völlige Auflösung in der letzteren so gründlich beseitigt, daß nur die gröblichste Verkennung der methodologischen Prinzipien der Psychologie ein Sein hinter den psychischen Erscheinungen noch aufrecht zu erhalten und mit dem letzteren Beziehungen anzuknüpfen vermag.

Suchten die Psychologen in dieser Weise ihrer Wissenschaft zur Selbständigkeit zu verhelfen und beriefen sie sich dabei auf Kant und seine Begründung des erkenntnißtheoretischen Idealismus, so bedachten sie freilich nicht, daß derselbe Kant die unmittelbare Erkenntniß des eigenen psychischen Seins, ebenso wie diejenige der Außendinge, geleugnet hatte. Wir erkennen auch uns selbst nicht, wie wir an sich sind, sondern nur, wie wir uns erscheinen; diesen vielleicht tiefsinnigsten Ausspruch ihres Herrn und Meisters schoben sie als unbequem bei Seite und hielten sich lediglich an dessen prinzipielle Einschränkung aller unserer Erkenntniß auf die Erfahrung und die Bedeutung, welche Kant dem Bewußtsein zugeschrieben hatte. Sie wollten, daß die Psychologie eine reine Erfahrungswissenschaft sein sollte, und also mußte ihre Erkenntniß eine solche sein, daß Bewußtsein und Sein in ihr zusammenfielen. Sie hatten ein Interesse daran, daß die Psychologie alle Erklärungen für die betreffenden Erscheinungen innerhalb der Erfahrung selber fände, und folglich durfte es kein Unbewußtes geben. Aus ganz demselben Grunde leugneten die Naturforscher ein Wesen hinter den körperlichen Erscheinungen, um nur ja der Metaphysik kein Feld zur weiteren Bearbeitung ihrer eigenen Probleme übrig zu lassen, und identifizirten sie (Haeckel) die Naturphilosophie mit der Naturwissenschaft, um nur ja nicht wieder unter den Einfluß der Spekulation zu gerathen, die ihr in den Tagen Schelling's so schwere Wunden geschlagen hatte. Und doch hatten auf Grund derselben Identität von Sein und Bewußtsein die Psychologen der spekulativen Epoche und die Metaphysiker die Einheit von Psychologie und Metaphysik behauptet und die rein empirische Seelenlehre als minderwerthig angesehen. Beruhte doch die ganze rationale Psychologie von Wolff bis Hegel auf der Annahme, daß wir im Selbstbewußtsein den Kern unseres eigenen Wesens unmittelbar ergreifen, daß an diesem Punkte der Weltgeist gleichsam selbst in unser Bewußtsein hereinrage. Wie dort, so war auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens; der ganze Unterschied lag nur darin, daß in der spekulativen Epoche der Wunsch ein anderer

willen, die Existenz eines unmittelbar Unerfahrbaren leugnet und alles Sein in das Gebiet der „möglichen Erfahrung“ hereinzieht, d. h. ihm den Charakter des Bewußtseinsinhalts ausdrückt? Unsere moderne empirische Wissenschaft bildet sich ein, wunders wie „wissenschaftlich“ zu sein, und thut sich etwas auf ihren „Kritizismus“ zu gute. Aber kann das „Kritizismus“ heißen, wenn sie, nur um ihren Wunsch durchzusetzen, die Psychologie zu einer rein empirischen Wissenschaft zu erheben, das Unbewußte an der Schwelle abweist und jede Möglichkeit eines Seins hinter dem unmittelbar erfahrenen Bewußtseinsinhalt leugnet? Man wende doch nicht ein, der **induktive** Charakter der Psychologie verbiete das Ueberschreiten der Erfahrungsgrenzen. Die induktive Methode verlangt nichts weiter, als die unmittelbare Erfahrung, das Gegebene, den Bewußtseinsinhalt auch in der Psychologie zum Ausgangspunkt zu nehmen, aber sie schreibt garnichts darüber vor, bis zu welchem Punkte sich die Induktion erstrecken darf, und verbietet garnicht, den Erklärungsgrund für den gegebenen Bewußtseinsinhalt eventuell in einem Unbewußten zu suchen. Die induktive Methode verlangt nicht, beim Aufstieg zu allgemeinen Gesetzen rein innerhalb der Erfahrung zu bleiben, sondern nur, erst dann die Grenzen der Erfahrung und des Bewußtseins zu überschreiten, wenn alle Möglichkeiten erschöpft sind, innerhalb des Bewußtseins die Erklärung für eine Erscheinung aufzufinden. Es ist kein Widerspruch gegen die induktive Methode, wenn man innerhalb der Erfahrung den Punkt aufzeigt, an welchem sie über sich selbst hinausweist; aber es ist ein Widerspruch gegen jedes wissenschaftliche Verfahren überhaupt, wenn man, nur um die Erfahrung nicht überschreiten zu müssen, das Unerfahrene oder Unerfahrbare trotzdem zu einem Erfahrenen oder wenigstens zu einem solchen stempelt, das möglicher Weise erfahren werden kann. Die Leugnung eines Unbewußten entspringt nicht sachlichen Gründen, sondern, wie gesagt, nur dem persönlichen Belieben der empirischen Psychologen. Daß es kein Unbewußtes giebt und geben kann, weil in der Selbstwahrnehmung Bewußtsein und Sein unmittelbar zusammenfallen, das ist eine so dogmatische und apriorische Behauptung, daß diejenigen, welche sie aufstellen, damit alles Recht verloren haben, sich allein für die wahren Vertreter der Wissenschaftlichkeit im Sinne des Empirismus anzusehen.

In Wahrheit ist das gar kein Empirismus und keine Induktion, die sich schon gleich zu Beginn ihrer Untersuchungen dadurch die

Füße binden, daß sie die Psychologie als die „Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung“ bestimmen, denn darin liegt schon eingeschlossen, daß es ein Jenseits des Bewußtseins nicht giebt, was sich doch höchstens erst im Verlaufe der Untersuchung herausstellen, aber nicht a priori vor dem Eintritt in dieselbe behauptet werden kann. Wer dies erkannt hat, der wird sich durch das Pochen der modernen Psychologen auf ihre Wissenschaftlichkeit und ihren Empirismus nicht imponiren lassen und ihre Verwerfung des Unbewußten als eines unkritischen Begriffs selbst als den Gipfel der [illegible] durchschauen. Wer aber erkannt hat, daß dieser methodo[illegible] Grundfehler der empirischen Psychologie seine einzige [illegible] nur in der Ansicht hat, daß wir in der Innenwahrnehmung [illegible] Dinge unmittelbar als solche erkennten, einer Modifikation [illegible] alten Cogito ergo sum, das sich überall als das proton [illegible] der neueren Philosophie erweist, der wird seine Kritif [illegible] Allem gegen diesen Grundsatz richten und den Fortschritt der [illegible] davon abhängig machen müssen, daß der letztere endlich [illegible] allgemein als Illusion durchschaut wird. Und wer seiner[illegible] mit dem Cogito ergo sum, wie in jeder anderen, so auch in methodologischer Hinsicht gebrochen hat, der wird, weit entfernt, die moderne empirische Bewußtseinspsychologie für das Ideal einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes anzusehen, die einzige wahrhaft wissenschaftliche, weil unbefangene und vorurtheilslose Psychologie in der Psychologie des Unbewußten erblicken.

Hat die moderne Psychologie durch Ausschluß des Unbewußten und ihre selbstgewählte methodologische Beschränktheit auf das Bewußtsein einen einseitigen und verkehrten Weg eingeschlagen, so muß sich dies auch an ihren Früchten zeigen. Diesem Nachweis vor allem ist E. v. **Hartmann's** neuestes Werk: „**Die moderne Psychologie. Eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts**“ (Leipzig, H. Haacke, 1901) gewidmet. Wenn irgend Einer, so war wohl der Philosoph des Unbewußten selbst dazu befähigt, die Schwierigkeiten und Widersprüche aufzudecken, in welche sich jene Psychologie durch ihre Gleichsetzung des Psychischen mit dem Bewußten und ihre Verachtung aller transcendentalen Hypothesen nothwendig verwickeln mußte. Wer, wie er, ein Menschenalter hindurch hat mit ansehen müssen, wie die offizielle Wissenschaft an den von ihm vertretenen Prinzipien achtungslos vorbeigegangen und dabei mehr und mehr auf unwegsames und unfruchtbares

Füße binden, daß sie die Psychologie als die „Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung" bestimmen, denn darin liegt schon eingeschlossen, daß es ein Jenseits des Bewußtseins nicht giebt, was sich doch höchstens erst im Verlaufe der Untersuchung herausstellen, aber nicht a priori vor dem Eintritt in dieselbe behauptet werden kann. Wer dies erkannt hat, der wird sich durch das Pochen der modernen Psychologen auf ihre Wissenschaftlichkeit und ihren Empirismus nicht imponiren lassen und ihre Verwerfung des Unbewußten als eines unkritischen Begriffs selbst als den Gipfel der Unkritik durchschauen. Wer aber erkannt hat, daß dieser methodologische Grundfehler der empirischen Psychologie seine einzige Stütze nur in der Ansicht hat, daß wir in der Innenwahrnehmung die Dinge unmittelbar als solche erkennten, einer Modifikation jenes alten Cogito ergo sum, das sich überall als das proton pseudos der neueren Philosophie erweist, der wird seine Kritik vor Allem gegen diesen Grundsatz richten und den Fortschritt der Erkenntniß davon abhängig machen müssen, daß der letztere endlich einmal allgemein als Illusion durchschaut wird. Und wer seinerseits mit dem Cogito ergo sum, wie in jeder anderen, so auch in methodologischer Hinsicht gebrochen hat, der wird, weit entfernt, die moderne empirische Bewußtseinspsychologie für das Ideal einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes anzusehen, die einzige wahrhaft wissenschaftliche, weil unbefangene und vorurtheilslose Psychologie in der Psychologie des Unbewußten erblicken.

Hat die moderne Psychologie durch Ausschluß des Unbewußten und ihre selbstgewählte methodologische Beschränktheit auf das Bewußtsein einen einseitigen und verkehrten Weg eingeschlagen, so muß sich dies auch an ihren Früchten zeigen. Diesem Nachweis vor allem ist E. v. Hartmann's neuestes Werk: „Die moderne Psychologie. Eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, H. Haacke, 1901) gewidmet. Wenn irgend Einer, so war wohl der Philosoph des Unbewußten selbst dazu befähigt, die Schwierigkeiten und Widersprüche aufzudecken, in welche sich jene Psychologie durch ihre Gleichsetzung des Psychischen mit dem Bewußten und ihre Verachtung aller transcendentalen Hypothesen nothwendig verwickeln mußte. Wer, wie er, ein Menschenalter hindurch hat mit ansehen müssen, wie die offizielle Wissenschaft an den von ihm vertretenen Prinzipien achtungslos vorbeigegangen und dabei mehr und mehr auf unwegsames und unfruchtbares

Gebiet gerathen ist, bei dem mußte sich ganz von selbst ein scharfer Blick für die Fehler seiner Gegner herausbilden und die Kritik ihrer vergeblichen Bemühungen sich zu einem unerbittlichen Gericht über die moderne Psychologie gestalten. Wenn man bedenkt, daß es gerade die Psychologen gewesen sind, die im letzten Menschenalter das Prinzip des Unbewußten am häufigsten zu diskreditiren versucht, seinen Werth am heftigsten geschmäht und der Hartmann'schen Philosophie damit am entschiedensten die Wurzeln abgegraben haben, dann muß man sich nur wundern, daß jene Kritik nicht im Tone viel schärfer ausgefallen ist, daß der Philosoph es über sich vermocht hat, auch hier seine ruhige Sachlichkeit zu bewahren und fern von aller Schadenfreude und Bitterkeit sich darauf beschränkt hat, die Unzulänglichkeit ihrer Theorien einfach aufzuzeigen.

Es ist keine vollständige Geschichte aller einzelnen psychologischen Theorien des letzten Menschenalters, was Hartmann in seinem Werke liefert. Die physiologische Psychologie, die gegenwärtig eine so große Rolle spielt, ist z. B. nur nach ihren prinzipiellen Ergebnissen für die psychologische Erkenntniß berücksichtigt, und auch sonst beschränkt sich die kritische Darlegung auf solche Punkte, die eine wesentliche Bedeutung haben, und worüber auch heute die Diskussion noch nicht zu einem Abschluß gelangt ist. Dahin gehört zunächst die Frage nach der Aufgabe und Methode der Psychologie, ferner der Begriff des Unbewußten, das Wesen der Assoziation und Reproduktion, d. h. die Frage, ob der Inhalt des Psychischen durch bloße Assoziation von Vorstellungen erklärbar ist oder die Annahme eines aktiven Eingreifens besonderer psychischer Funktionen erfordert. Dahin gehört ferner die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Empfindung und Gefühl, sowie zwischen Gefühl und Wille, die Entstehung des Gefühls aus der Vorstellung oder der Empfindung aus dem Gefühl, die Bedeutung des Gefühls beim Motivationsvorgang und die Entstehung des Gefühls aus dem Willen, die Bewußtheit oder Unbewußtheit des Willens, seine Anerkennung oder Leugnung. Dahin gehört weiterhin die Frage nach dem Sinn und dem Zustandekommen der Bewußtseinseinheit und endlich die Bedeutung, Tragweite und Berechtigung des psychophysischen Parallelismus, seine Ursprünglichkeit oder seine Vermittelung durch Wechselwirkung. Hartmann geht alle diese Punkte bei den verschiedenen Psychologen einzeln durch und gelangt überall zu dem Ergebniß, daß die Abneigung gegen das Prinzip

des Unbewußten unnöthige Schwierigkeiten erzeugt, die Theorien
in Widersprüche und Halbheiten gestürzt und die Psychologie des
letzten Menschenalters zu mühseliger Unfruchtbarkeit verdammt
hat, ohne daß es ihr gelungen ist, durch ihre künstliche Verengung
ihres Gesichtskreises es auch nur zu annähernd so sicheren und be-
deutsamen Resultaten zu bringen, wie die Naturwissenschaft, welcher
sie dabei als ihrem Vorbilde nachstrebt. Die Psychologie des
letzten Menschenalters, die das Unbewußte im Hartmann'schen Sinne
verworfen hat, um sich einerseits von jedem Verstoße gegen
naturwissenschaftliche Vorurtheile des herrschenden Zeitgeistes,
andererseits von jedem Verdacht metaphysischer Velleitäten frei-
zuhalten und um nebenbei jedem Zusammenstoß mit der christlichen
Weltanschauung auszuweichen, hat damit fortdauernd unter dem
Zeichen der „Selbstkastration aus lauter unsachlichen Rücksichten"
gestanden, sie hat sich selbst den Lebensnerv unterbunden und es
dahin gebracht, daß der Werth ihrer Leistungen in philosophischer
Hinsicht stufenweise mehr abwärts ging, je tiefer sie die Bedeutung
des Unbewußten herabzudrücken suchte.

Die Psychologie ohne ein erfahrungsmäßig gegebenes Un-
bewußtes erscheint in ihrer strengsten Form als reine Bewußt-
seinspsychologie (Dilthey, Natorp, Rehmke u. s. w.). Eine
solche ist unmöglich, weil der erfahrungsmäßig gegebene und erlebte
Bewußtseinsinhalt wohl Veränderungen, aber weder innere Zu-
sammenhänge, noch weniger Gesetze und am wenigsten die Ursachen
für die Entstehung des jeweiligen Bewußtseinsinhalts aufzeigt.
Eine reine Bewußtseinspsychologie könnte höchstens nur eine reine
Beschreibung sein. Da jedoch das zu Beschreibende unendlich, seine
Auswahl, Analyse und gruppenweise Zusammenfassung erst durch
hinzugebrachte Gesichtspunkte möglich ist und nur dann einen
Werth hat, wenn sie sich auf ursächliche und gesetzliche Zusammen-
hänge stützt, so ist eine reine Bewußtseinspsychologie weder als
Kunde, noch als Wissenschaft, d. h. sie ist überhaupt nicht möglich.
Die reine Bewußtseinspsychologie hebt den Begriff der psychischen
Thätigkeit auf, da die bewußtpsychische Thätigkeit sich als eine
naivrealistische Illusion herausstellt. Sie muß daher konsequenter
Weise auch das Wollen leugnen und sieht sich, da sie das letztere
aus Gefühlen ableiten muß, dahin gedrängt, die Gefühle auch für
die treibende Kraft der Motivation zu halten und jede andere
Motivation als eine eudämonistische und egoistische zu leugnen.
Sie kann die individuelle Bewußtseinseinheit nicht erklären

des Unbewußten unnöthige Schwierigkeiten erzeugt, die Theorien in Widersprüche und Halbheiten gestürzt und die Psychologie des letzten Menschenalters zu mühseliger Unfruchtbarkeit verdammt hat, ohne daß es ihr gelungen ist, durch ihre künstliche Verengung ihres Gesichtskreises es auch nur zu annähernd so sicheren und bedeutsamen Resultaten zu bringen, wie die Naturwissenschaft, welcher sie dabei als ihrem Vorbilde nachstrebt. Die Psychologie des letzten Menschenalters, die das Unbewußte im Hartmann'schen Sinne verworfen hat, um sich einerseits von jedem Verstoße gegen naturwissenschaftliche Vorurtheile des herrschenden Zeitgeistes, andererseits von jedem Verdacht metaphysischer Velleitäten freizuhalten und um nebenbei jedem Zusammenstoß mit der christlichen Weltanschauung auszuweichen, hat damit fortdauernd unter dem Zeichen der „Selbstkastration aus lauter unsachlichen Rücksichten" gestanden, sie hat sich selbst den Lebensnerv unterbunden und es dahin gebracht, daß der Werth ihrer Leistungen in philosophischer Hinsicht stufenweise mehr abwärts ging, je tiefer sie die Bedeutung des Unbewußten herabzudrücken suchte.

Die Psychologie ohne ein erfahrungsmäßig gegebenes Unbewußtes erscheint in ihrer strengsten Form als reine Bewußtseinspsychologie (Dilthey, Natorp, Rehmke u. s. w.). Eine solche ist unmöglich, weil der erfahrungsmäßig gegebene und erlebte Bewußtseinsinhalt wohl Veränderungen, aber weder innere Zusammenhänge, noch weniger Gesetze und am wenigsten die Ursachen für die Entstehung des jeweiligen Bewußtseinsinhalts aufzeigt. Eine reine Bewußtseinspsychologie könnte höchstens nur eine reine Beschreibung sein. Da jedoch das zu Beschreibende unendlich, seine Auswahl, Analyse und gruppenweise Zusammenfassung erst durch hinzugebrachte Gesichtspunkte möglich ist und nur dann einen Werth hat, wenn sie sich auf ursächliche und gesetzliche Zusammenhänge stützt, so ist eine reine Bewußtseinspsychologie weder als Kunde, noch als Wissenschaft, d. h. sie ist überhaupt nicht möglich. Die reine Bewußtseinspsychologie hebt den Begriff der psychischen Thätigkeit auf, da die bewußtpsychische Thätigkeit sich als eine naivrealistische Illusion herausstellt. Sie muß daher konsequenter Weise auch das Wollen leugnen und sieht sich, da sie das letztere aus Gefühlen ableiten muß, dahin gedrängt, die Gefühle auch für die treibende Kraft der Motivation zu halten und jede andere Motivation als eine eudämonistische und egoistische zu leugnen. Sie kann die individuelle Bewußtseinseinheit nicht erklären und

scheitert bei ihrem Versuche, die Bewußtseinsformen aller Bewußtseine für eine und dieselbe absolute Bewußtseinsform auszugeben (Rehmke), an der Unmöglichkeit, unter dieser Voraussetzung auch nur den Schein einer thatsächlichen Vielheit gesonderter Individualbewußtseine zu erklären.

Wird das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, also ein unbewußt Psychisches geleugnet, so bleibt bei der Unmöglichkeit, das bewußt Psychische aus sich selbst zu erklären, nur noch die Erklärung aus physiologischen Ursachen übrig, sofern die letzten als ein selbständiges, vom Psychischen unabhängiges Dasein und Geschehen anerkannt werden. Dies ist der Standpunkt der psychologischen Physiologie, die mit Unrecht physiologische Psychologie genannt wird. Nach ihr sind alle Bewußtseinserscheinungen ein bloßer gesetzmäßiger Nebenerfolg von Gehirnschwingungen, ist das Denken als Thätigkeit ebenso eine bloße Illusion, wie das Wollen und die bewußte Zwecksetzung: alle wirkende Thätigkeit liegt rein auf physiologischem Gebiete in dem mechanischen Spiel der materiellen Theilchen, was sich dagegen im Bewußtsein vorfindet, sind nur passive Aenderungen in Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen. Dabei bleibt nur eines unverständlich, nämlich wie das Bewußtseinsleben sich trotz seiner völligen Nutzlosigkeit für den Organismus der Wiederverkümmerung hat entziehen können. Es hilft auch nichts, um den Schwierigkeiten dieses Standpunktes zu entgehen, dem Seelischen doch wieder eine Art von Wirkungsfähigkeit zuzuschreiben und, wie Wundt es thut, die bloße Vorstellungsverknüpfung (Assoziation) durch den Begriff einer Aneignung (Apperception) zu ergänzen. Denn das Vorderhirn, in welchem die Apperceptionsthätigkeit ihren Sitz haben soll, drückt diese doch wieder nur zu einer bloßen Gehirnmechanik und ihren Wiederschein im Bewußtsein zu einer bloß passiven Verknüpfung herab.

Trotzdem hat die psychologische Physiologie ganz Recht, daß sie alle bewußtpsychischen Phänomene für bloße Produkte unbewußter Vorgänge ansieht und ihnen jede Aktivität nach außen sowohl, wie unter einander abspricht. Ihr Unrecht liegt nur darin, daß sie das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, daß sie jede psychische Thätigkeit leugnet, weil es keine bewußte Thätigkeit giebt, das Unbewußte auf die physiologischen Vorgänge beschränkt und damit die unentbehrliche Bedingung für das Zustandekommen psychischer Phänomene zu seiner allein zureichenden Ursache überspannt.

Diese zureichende Ursache der Bewußtseinserscheinungen nun, welche die letzteren im Zusammenwirken mit dem physiologischen Vorgang, als unerläßlicher Bedingung des Psychischen, hervorbringt, kann jedenfalls nicht in den Bewußtseinserscheinungen selbst gesucht werden, wie es manche Psychologen thun. Denn es ist widersinnig, das Produkt als den zweiten Faktor anzusehen, der mit dem ersten zusammenwirken soll, um das Produkt hervorzubringen. Ein einseitiger idealistischer Subordinationsparallelismus, der die materiellen Vorgänge selbst wieder nur als Erscheinungen im Bewußtsein auffaßt, dreht sich mit seiner Erklärung im Kreise, indem er das Psychische aus Ursachen erklärt, die selbst nur als psychische Erscheinungen existiren. Die Annahme einer doppelseitigen Abhängigkeit zwischen Bewußtpsychischem und Physischem kann entweder als antikausaler Koordinationsparallelismus oder als Wechselwirkung beider Sphären aufgefaßt werden. Die erste Auffassung, wie sie von Fechner und seinen Anhängern vertreten wird, scheitert daran, daß nur die physische Reihe einen ursächlichen Zusammenhang ihrer Glieder zeigt, die psychische aber nicht oder einen solchen doch nur vorspiegelt, da jede Veränderung in ihr abhängig ist von einer Veränderung der Hirnbewegung. Damit fällt der sogenannte psychophysische Parallelismus in den Materialismus zurück oder aber, wenn er die physische Reihe selbst wieder in einen bloßen Theil des Bewußtseinsinhalts auflöst, so unterliegt er dem Zirkelschluß des einseitigen idealistischen Subordinationsparallelismus. Die zweite Auffassung einer unmittelbaren Wechselwirkung beider Sphären, die Lotze und seine Anhänger vertreten, verstößt gegen den Grundsatz der reinen Passivität und Aktionsunfähigkeit des Bewußtseins, wie er durch die psychologische Physiologie vor allem sichergestellt ist. Das Bewußtpsychische kann keine Energie im Sinne der Naturwissenschaft entfalten, es ist außer Stande, seinen Inhalt in Bewegungsstöße umzusetzen, und zwischen ihm und dem Physischen kann keine Energieumwandlung und kein Austausch und Uebergang von Energie stattfinden. „So weist der Standpunkt der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Physischem und Bewußtpsychischem auf den antikausalen Koordinationsparallelismus zurück, der selbst durch seine innere Unhaltbarkeit auf ihn hinauswies. Der idealistische und der materialistische Subordinationsparallelismus, der antikausale Koordinationsparallelismus und die unmittelbare Wechselwirkung

Diese zureichende Ursache der Bewußtseinserscheinungen nun, welche die letzteren im Zusammenwirken mit dem physiologischen Vorgang, als unerläßlicher Bedingung des Psychischen, hervorbringt, kann jedenfalls nicht in den Bewußtseinserscheinungen selbst gesucht werden, wie es manche Psychologen thun. Denn es ist widersinnig, das Produkt als den zweiten Faktor anzusehen, der mit dem ersten zusammenwirken soll, um das Produkt hervorzubringen. Ein einseitiger idealistischer Subordinationsparallelismus, der die materiellen Vorgänge selbst wieder nur als Erscheinungen im Bewußtsein auffaßt, dreht sich mit seiner Erklärung im Kreise, indem er das Psychische aus Ursachen erklärt, die selbst nur als psychische Erscheinungen existiren. Die Annahme einer doppelseitigen Abhängigkeit zwischen Bewußtpsychischem und Physischem kann entweder als antikausaler Koordinationsparallelismus oder als Wechselwirkung beider Sphären aufgefaßt werden. Die erste Auffassung, wie sie von Fechner und seinen Anhängern vertreten wird, scheitert daran, daß nur die physische Reihe einen ursächlichen Zusammenhang ihrer Glieder zeigt, die psychische aber nicht oder einen solchen doch nur vorspiegelt, da jede Veränderung in ihr abhängig ist von einer Veränderung der Hirnbewegung. Damit fällt der sogenannte psychophysische Parallelismus in den Materialismus zurück oder aber, wenn er die physische Reihe selbst wieder in einen bloßen Theil des Bewußtseinsinhalts auflöst, so unterliegt er dem Zirkelschluß des einseitigen idealistischen Subordinationsparallelismus. Die zweite Auffassung einer unmittelbaren Wechselwirkung beider Sphären, die Lotze und seine Anhänger vertreten, verstößt gegen den Grundsatz der reinen Passivität und Aktionsunfähigkeit des Bewußtseins, wie er durch die psychologische Physiologie vor allem sichergestellt ist. Das Bewußtpsychische kann keine Energie im Sinne der Naturwissenschaft entfalten, es ist außer Stande, seinen Inhalt in Bewegungsstöße umzusetzen, und zwischen ihm und dem Physischen kann keine Energieumwandlung und kein Austausch und Uebergang von Energie stattfinden. „So weist der Standpunkt der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Physischem und Bewußtpsychischem auf den antikausalen Koordinationsparallelismus zurück, der selbst durch seine innere Unhaltbarkeit auf ihn hinauswies. Der idealistische und der materialistische Subordinationsparallelismus, der antikausale Koordinationsparallelismus und die unmittelbare Wechselwirkung zwischen

Physischem und Bewußtpsychischem sind vier gleich unhaltbare Standpunkte, deren jeder in einen der andern hinüberwirft. Aus dem taumelnden Schwanken zwischen diesen vier Standpunkten, aus dem unkritischen Anklammern an einen derselben oder dem sinnverwirrenden Durcheinanderschillern mehrerer von ihnen ist die moderne Psychologie in der Hauptsache bis jetzt nicht herausgekommen."

Man hat nun versucht, das Problem der Vereinigung zwischen Bewußtpsychischem und Physischem dadurch zu lösen und die zweite mitwirkende Ursache beim Zustandekommen des Bewußtseinsinhalts dadurch zu erreichen, daß man die Bewußtseinspsychologie ins relativ Unbewußte erweiterte. Allein das Bewußtsein niederer Individualitätsstufen eines Organismus, das nur für das oberste Zentralbewußtsein unbewußt ist, kann schon deshalb die zweite fehlende Bedingung des Bewußtseins nicht liefern, weil es selbst nur auf niederen Stufen die beiden Glieder wiederholt, die wir schon auf der obersten Stufe kennen, den einen Faktor und das Produkt, den physiologischen Vorgang und das resultirende Bewußtsein.

Wenn nun also die Erklärung der Bewußtseinserscheinungen nur in einem Außerbewußten gefunden werden, dies Außerbewußte aber nicht ein Physiologisches sein kann, so bleibt nur übrig, es in einem Psychischen zu suchen, das als solches absolut unbewußt ist. Nur die Annahme eines absolut unbewußt Psychischen vermag den Begriff einer psychischen Thätigkeit zu retten, die im Bewußtseinsinhalt selbst nicht zu finden ist, nur sie bewahrt das Wollen vor der Verflüchtigung zu einer Illusion und schützt das Denken vor der Auflösung in eine bloße passive Abfolge von Empfindungen und Vorstellungen. Die moderne Psychologie sucht sich der Abhängigkeit von metaphysischen Einflüssen zu entziehen und sich als selbständige Wissenschaft zu konstituiren, aber indem sie das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, geräth sie damit in die Abhängigkeit von der Physiologie, die vor derjenigen von der Metaphysik doch nichts voraus hat. Nur als Psychologie des Unbewußten ist die Psychologie als eine selbständige Wissenschaft möglich, aber freilich nicht in einem solchen Sinne, daß sie alle transcendenten Hypothesen ausschließt und als Wissenschaft völlig in der Luft schwebt.

Wird nun die Psychologie des Unbewußten in antiphysiologischem Sinne verstanden und die unbewußte psychische Thätigkeit

als alleinige positive Ursache der Bewußtseinsphänomene angesehen, wie dies von Seiten der früheren Vertreter des Unbewußten geschah, dann freilich unterliegt sie der Kritik der psychologischen Physiologie, welche die materielle Bedingtheit der bewußtpsychischen Phänomene als unerschütterliche Thatsache festgestellt hat. Verbindet sich gar diese antiphysiologische Psychologie des Unbewußten, wie bei Schelling und Hegel, mit der Bewußtseinspsychologie, d. h. wird die bloß mittelbare Erkennbarkeit der psychischen Thätigkeit vergessen und die letztere trotz ihrer Unbewußtheit doch wieder als ein Inhalt des Bewußtseins angesehen, so scheitert sie an dem Widerspruche, daß das Unbewußte als Ursache des Bewußtseinsinhalts doch zugleich selbst ein unmittelbar Bewußtes sein soll. Denn dies ist, wie Hartmann sagt, nicht anders, als ob der Mensch mit dem Bewußtsein erfassen sollte, wie er gezeugt und geboren ist. Allein diese unzulänglichen und falschen Auffassungen sind durch die „Philosophie des Unbewußten" so gründlich überwunden, daß es eigentlich erst seit ihrem Erscheinen eine Psychologie des Unbewußten giebt, welche alle Wahrheitsmomente der bisher erwähnten Psychologien in sich aufhebt. Diese vollständige, allumfassende Psychologie geht von den bewußtpsychischen Phänomenen als Grundlage der weiteren Erkenntniß aus, erweitert sie in das Gebiet des Unbewußten und sucht sie sowohl als zentral bewußte, wie als relativ unbewußte genetisch aus dem Zusammenwirken physiologischer Vorgänge mit absolut unbewußt psychischen Thätigkeiten zu erklären.

Nur die Psychologie des Unbewußten in dem zuletzt erwähnten Sinne vermag auch allein den Streit zu schlichten, wie er neuerdings zwischen den Vertretern des psychophysischen Parallelismus auf der einen Seite und den Anhängern der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Leib und Seele auf der anderen Seite, den Fechnerianern und Lotzeanern, ausgebrochen ist. In dem umfangreichsten und bedeutendsten Abschnitt seines Werkes führt Hartmann die verschiedenen Phasen und Stellungnahmen in diesem Streite vor und zeigt, daß die Gegner sich nicht einigen können, weil sie von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Nach Hartmann haben die Lotzeaner Recht, eine Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem zu behaupten, und die Gründe, womit die Parallelisten dieselbe bekämpfen, als unstichhaltig abzuweisen; aber sie haben darin Unrecht, die Wechselwirkung für eine unmittelbare anzusehen, dem Bewußtsein bei ihr eine thätige Rolle zuzuschreiben und

als alleinige positive Ursache der Bewußtseinsphänomene angesehen, wie dies von Seiten der früheren Vertreter des Unbewußten geschah, dann freilich unterliegt sie der Kritik der psychologischen Physiologie, welche die materielle Bedingtheit der bewußtpsychischen Phänomene als unerschütterliche Thatsache festgestellt hat. Verbindet sich gar diese antiphysiologische Psychologie des Unbewußten, wie bei Schelling und Hegel, mit der Bewußtseinspsychologie, d. h. wird die bloß mittelbare Erkennbarkeit der psychischen Thätigkeit vergessen und die letztere trotz ihrer Unbewußtheit doch wieder als ein Inhalt des Bewußtseins angesehen, so scheitert sie an dem Widerspruche, daß das Unbewußte als Ursache des Bewußtseinsinhalts doch zugleich selbst ein unmittelbar Bewußtes sein soll. Denn dies ist, wie Hartmann sagt, nicht anders, als ob der Mensch mit dem Bewußtsein erfassen sollte, wie er gezeugt und geboren ist. Allein diese unzulänglichen und falschen Auffassungen sind durch die „Philosophie des Unbewußten" so gründlich überwunden, daß es eigentlich erst seit ihrem Erscheinen eine Psychologie des Unbewußten giebt, welche alle Wahrheitsmomente der bisher erwähnten Psychologien in sich aufhebt. Diese vollständige, allumfassende Psychologie geht von den bewußtpsychischen Phänomenen als Grundlage der weiteren Erkenntniß aus, erweitert sie in das Gebiet des Unbewußten und sucht sie sowohl als zentral bewußte, wie als relativ unbewußte genetisch aus dem Zusammenwirken physiologischer Vorgänge mit absolut unbewußt psychischen Thätigkeiten zu erklären.

Nur die Psychologie des Unbewußten in dem zuletzt erwähnten Sinne vermag auch allein den Streit zu schlichten, wie er neuerdings zwischen den Vertretern des psychophysischen Parallelismus auf der einen Seite und den Anhängern der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Leib und Seele auf der anderen Seite, den Fechnerianern und Lotzeanern, ausgebrochen ist. In dem umfangreichsten und bedeutendsten Abschnitt seines Werkes führt Hartmann die verschiedenen Phasen und Stellungnahmen in diesem Streite vor und zeigt, daß die Gegner sich nicht einigen können, weil sie von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Nach Hartmann haben die Lotzeaner Recht, eine Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem zu behaupten, und die Gründe, womit die Parallelisten dieselbe bekämpfen, als unstichhaltig abzuweisen; aber sie haben darin Unrecht, die Wechselwirkung für eine unmittelbare anzusehen, dem Bewußtsein bei ihr eine thätige Rolle zuzuschreiben und den

Parallelismus auch als Ergebniß der Wechselwirkung zu bestreiten. Auf der anderen Seite haben die Vertreter des Parallelismus Recht, den letzteren als Thatsache zu behaupten, die unmittelbare Wechselwirkung zwischen beiden Gebieten und die Aktivität des Bewußtseins zu leugnen; aber sie haben Unrecht darin, die dritte unbewußte immaterielle Thätigkeit, die beiden Erscheinungsweisen zu Grunde liegt, zu ignoriren, ihre vermittelnde Leistung bei der Wechselwirkung zu verkennen und den durch sie vermittelnden Parallelismus für einen unmittelbaren Ausfluß des einheitlichen Wesens zu halten. So ist es auch hier das Prinzip des absolut unbewußt Psychischen, welches den endgültigen Abschluß eines Streites herbeiführt, der sich von Descartes und Leibniz bis in die Gegenwart hineinzieht, und zwar nicht durch Leugnung eines der beiden sich bekämpfenden Standpunkte, sondern durch die Zurückführung ihrer Voraussetzungen auf eine gemeinschaftliche Wurzel und ihre Aufhebung in eine höhere Einheit.

Man wird nun mit Spannung dem entgegensehen dürfen, wie sich die heutigen Psychologen zu der Kritik ihrer verschiedenen Standpunkte durch Hartmann und die von ihm vertretenen Hypothesen stellen werden. Werden sie fortfahren, die Hartmann'schen Prinzipien zu ignoriren, werden sie das Unbewußte auch fernerhin bekämpfen mit Gründen, die bisher fast immer nur das Eine gezeigt haben, daß seine Gegner sich meist nicht einmal die Mühe genommen hatten, auch nur den Sinn, den Hartmann mit diesem Begriff verbindet, zu verstehen? Man sollte meinen, der trotz aller eifrigen Pflege und trotz alles wissenschaftlichen Gebahrens im Grunde doch recht unerfreuliche Zustand der modernen Psychologie müßte es den Heutigen wahrlich nahelegen, die Hand zu ergreifen, die der Philosoph des Unbewußten ihnen reicht, um aus der Sackgasse, worin sich ihre Wissenschaft befindet, wieder herauszukommen. Es ist jedoch eine alte Thatsache, daß die Vertreter der Wissenschaft nur für solche Gegner offene Ohren haben, die wenigstens auf dem Boden der von ihnen selbst vertretenen Prinzipien stehen. Hier aber wird ihnen von Hartmann zugemuthet, ihre ganze bisherige Denkweise in ihrem tiefsten Grunde aufzugeben, das verlockende Bild der Psychologie als einer reinen Erfahrungswissenschaft in dem obenerwähnten Sinne fahren zu lassen und einzusehen, daß die Selbständigkeit dieser Wissenschaft nicht darin bestehen kann, sich in den Zauberkreis des Bewußtseins einzusperren, sondern induktiv von den gegebenen Bewußtseinserscheinungen aus zu den

Ursachen und Gesetzen des Bewußtseins und seinen Veränderungen aufzusteigen. Jene Selbständigkeit, wie die modernen Psychologen sie verstehen, ist nur eine bloß **vermeintliche**, denn sie beruht, wie gesagt, auf dem unkritischen Glauben an die Realität des Bewußtseins, sei es nach seiner Form oder nach seinem Inhalt; dieser Glaube aber ist nur das alte Cogito ergo sum, und sein Erzeuger ist nicht die reine Vernunft, sondern der reine Wille. Unsere moderne Psychologie ist „Voluntarismus“ noch in einem ganz anderen Sinne, als die Vertreter des letzteren meinen. Darum ist ihr auch mit Gründen so schwer beizukommen; sie muß sich ausleben, bis sie durch ihre eigene Alogizität sich aufhebt.

Ursachen und Gesetzen des Bewußtseins und seinen Veränderungen aufzusteigen. Jene Selbständigkeit, wie die modernen Psychologen sie verstehen, ist nur eine bloß vermeintliche, denn sie beruht, wie gesagt, auf dem unkritischen Glauben an die Realität des Bewußtseins, sei es nach seiner Form oder nach seinem Inhalt; dieser Glaube aber ist nur das alte Cogito ergo sum, und sein Erzeuger ist nicht die reine Vernunft, sondern der reine Wille. Unsere moderne Psychologie ist „Voluntarismus" noch in einem ganz anderen Sinne, als die Vertreter des letzteren meinen. Darum ist ihr auch mit Gründen so schwer beizukommen; sie muß sich ausleben, bis sie durch ihre eigene Alogizität sich aufhebt.

Ueber philologische Weltanschauung.

Rede
vor der XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner
in Straßburg am 2. Oktober 1901 gehalten

von

Paul Cauer.

Hochansehnliche Versammlung! Wenn gewagt wird von einer „philologischen Weltanschauung“ zu sprechen, so kann das nicht so gemeint sein, als ob unsere Wissenschaft berufen sei, wie es die Philosophie immer aufs Neue versuchen wird, ein System aufzustellen, in dem alle Vorgänge und Erscheinungen der Welt ihre Erklärung fänden. Von dem Vertrauen zu einer Weltanschauung in diesem Sinne ist man allgemach überhaupt etwas zurückgekommen; Heinrich Heine's Spott über den deutschen Professor, der „mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfe“, würde heute kaum noch ein rechtes Ziel finden. Aber keine selbständige Wissenschaft kann darauf verzichten, eine Betrachtungsweise zu schaffen die nicht nur an den Aufgaben der eigenen Forschung sich bewährt, sondern mit der es auch außerhalb der Grenzen des Faches gelingt den Inhalt der Welt zu erfassen und zu deuten. Ja, eine eigenthümliche Art die Dinge anzusehen wird sich immer da von selber erzeugen, wo der Geist eines Menschen dauernd an Problemen einer eigenen Art arbeitet. Der Naturforscher achtet überall auf die natürlichen Bedingungen des Geschehens, und da von diesen auch die scheinbar freieste Thätigkeit sich nie ganz loslöst, so vermag er, freilich nur von einer Seite her, die Gesammtheit des Daseins mit geübtem Blicke zu umspannen. Alles menschliche Thun und Treiben durchziehen Verhältnisse des Rechtes; durch sie werden die Formen bestimmt, in denen persönliche Kräfte auf einander und mit einander wirken:

so ist die juristische Denkweise eine tüchtige Waffe geworden, um unser Leben einem scharfen Verständniß zu unterwerfen, ohne das die praktische Herrschaft, über die wir gern klagen, niemals möglich gewesen wäre. Ob der alte Pessimist Recht hat, daß Alles, was entsteht, werth sei zu Grunde zu gehen, bleibe dahingestellt; daß es von Natur zu diesem Schicksal bestimmt ist, wird Niemand bestreiten. Jedes Erzeugniß des thätigen Menschengeistes — jede gewonnene Erkenntniß, jede befestigte Ordnung — regt zu der doppelten Frage an: wodurch ist es entstanden? und wo liegen die Ansätze der Ursachen, durch die es wieder vergehen wird? In der gleichmäßigen Gespanntheit auf diese beiden Fragen beruht das Wesen der historischen Weltanschauung, die wieder eine universelle Form bietet, um die Menschenwelt zu begreifen.

Soll eine so weltfremde Wissenschaft wie die Philologie im Stande sein etwas Aehnliches zu leisten? Solches Bedenken könnte nur von dem erhoben werden, der sie nicht kennt. Schwerer wiegt eine andere Sorge: ob philologische Betrachtungsweise sich als eigenartig neben der geschichtlichen behaupten könne. Das Verhältniß zwischen beiden Wissenschaften ist in neuerer Zeit von namhaften Gelehrten durch geistvolle Vergleichung klarer gestellt worden, wovon wir als Ergebniß dies festhalten dürfen: jede der beiden kann in die Lage kommen, ja ist fortwährend darauf angewiesen, die andere als Gehilfin heranzuziehen. Philologische Kritik und Interpretation dient dem Geschichtsforscher, die einzelnen Glieder der Entwickelung zu gewinnen die er darstellen möchte; und eine ganze solche Entwickelung ist wieder für den Philologen ein Mittel zu seinem Zwecke, eine einzelne Aeußerung des Geisteslebens, die dadurch vorbereitet ist, zu verstehen und aufs Neue wirksam zu machen. Damit ist die eigenthümliche Aufgabe der Philologie angedeutet; wir müssen sie etwas näher ins Auge fassen, wenn wir die Geistesrichtung erkennen wollen, die von dauernder Bemühung um sie zurückbleiben wird.

Boeckh's Erklärung, Philologie sei „Wiedererkennen des Erkannten, Reproduziren des Produzirten“, ist mehr ein geistreiches Gedankenspiel als eine Definition; aber ein Grundverhältniß ist darin doch für immer unzweideutig ausgedrückt. Die Thätigkeit des Philologen setzt voraus, daß ein Erzeugniß menschlichen Geistes bereits vorliegt und verstanden werden soll; sie besteht darin, daß man versucht, für dieses Produkt — sei es eine sprachliche Form oder eine Einrichtung des öffentlichen Lebens, ein einzelner

so ist die juristische Denkweise eine tüchtige Waffe geworden, um unser Leben einem scharfen Verständniß zu unterwerfen, ohne das die praktische Herrschaft, über die wir gern klagen, niemals möglich gewesen wäre. Ob der alte Pessimist Recht hat, daß Alles, was entsteht, werth sei zu Grunde zu gehen, bleibe dahingestellt; daß es von Natur zu diesem Schicksal bestimmt ist, wird Niemand bestreiten. Jedes Erzeugniß des thätigen Menschengeistes — jede gewonnene Erkenntniß, jede befestigte Ordnung — regt zu der doppelten Frage an: wodurch ist es entstanden? und wo liegen die Ansätze der Ursachen, durch die es wieder vergehen wird? In der gleichmäßigen Gespanntheit auf diese beiden Fragen beruht das Wesen der historischen Weltanschauung, die wieder eine universelle Form bietet, um die Menschenwelt zu begreifen.

Soll eine so weltfremde Wissenschaft wie die Philologie im Stande sein etwas Aehnliches zu leisten? Solches Bedenken könnte nur von dem erhoben werden, der sie nicht kennt. Schwerer wiegt eine andere Sorge: ob philologische Betrachtungsweise sich als eigenartig neben der geschichtlichen behaupten könne. Das Verhältniß zwischen beiden Wissenschaften ist in neuerer Zeit von namhaften Gelehrten durch geistvolle Vergleichung klarer gestellt worden, wovon wir als Ergebniß dies festhalten dürfen: jede der beiden kann in die Lage kommen, ja ist fortwährend darauf angewiesen, die andere als Gehilfin heranzuziehen. Philologische Kritik und Interpretation dient dem Geschichtsforscher, die einzelnen Glieder der Entwickelung zu gewinnen die er darstellen möchte; und eine ganze solche Entwickelung ist wieder für den Philologen ein Mittel zu seinem Zwecke, eine einzelne Aeußerung des Geisteslebens, die dadurch vorbereitet ist, zu verstehen und aufs Neue wirksam zu machen. Damit ist die eigenthümliche Aufgabe der Philologie angedeutet; wir müssen sie etwas näher ins Auge fassen, wenn wir die Geistesrichtung erkennen wollen, die von dauernder Bemühung um sie zurückbleiben wird.

Boeckh's Erklärung, Philologie sei „Wiedererkennen des Erkannten, Reproduziren des Produzirten“, ist mehr ein geistreiches Gedankenspiel als eine Definition; aber ein Grundverhältniß ist darin doch für immer unzweideutig ausgedrückt. Die Thätigkeit des Philologen setzt voraus, daß ein Erzeugniß menschlichen Geistes bereits vorliegt und verstanden werden soll; sie besteht darin, daß man versucht, für dieses Produkt — sei es eine sprachliche Form oder eine Einrichtung des öffentlichen Lebens, ein einzelner Aus-

spruch oder ein literarisches Kunstwerk — die Bedingungen, unter denen es entstanden ist, in Gedanken wieder herzustellen, so daß es von da aus frische Kraft gewinnt und uns wie etwas Gegenwärtiges anmuthet. Dies kann nicht anders geschehen, als indem man entsprechende Erscheinungen in der eigenen, jetzt lebenden Welt aufsucht, aus ihnen die Elemente entnimmt, die von den zufälligen Umständen unabhängig sind, und mit diesen die Umrisse ausfüllt, die entweder aus dem Alterthum überliefert oder durch gelehrten Scharfsinn aufgedeckt sind, um so schließlich mit nachschaffender Phantasie das Vergangene in lebensvollem Bilde noch einmal erstehen zu lassen. So führt den Philologen sein wissenschaftlicher Beruf nothwendig zur Vergleichung zwischen Altem und Neuem, und dabei wird er durch lehrreiches Zusammentreffen immer wieder überrascht. Der Sinn der scheinbar übel angebrachten Erzählung von Agamemnon's Plan, das Heer vor der Schlacht auf die Probe zu stellen, ist mir erst deutlich geworden, als ein Zufall mich an den ähnlichen Versuch des großen Königs vor der Schlacht bei Leuthen, der freilich einen sehr anderen Verlauf nahm, erinnerte. Uebereinstimmungen dieser Art finden sich im Großen wie im Kleinen, in den äußeren Formen des Daseins wie in den das Innerste bewegenden Fragen des Denkers. Platon's Dichtung von der Höhle des Lebens, in der die uns umgebende körperhafte Wirklichkeit auf eine Fläche projizirt erscheint, eine Mahnung daran, daß es eine jenseitige Welt geben könnte, die der bekannten, irdischen ebenso überlegen und übergeordnet wäre wie diese den Schattenbildern an der Felswand: dieses Phantasiebild beruht im Grunde auf demselben kühnen Streben, den Geist von den Schranken des Gegebenen frei zu machen, das in der modernen Mathematik zu der Vorstellung eines Raumes von mehr als drei Dimensionen gedrängt hat. Von der reinen Höhe der Spekulation bis herab zu der Alltäglichkeit des Heronischen Automaten, der gegen Einwurf eines Fünfdrachmenstücks die nöthige Menge von Weihwasser herausgab, ist ein weiter Weg. Aber wo wir gehen, auf Schritt und Tritt, begegnet uns die gleiche Erfahrung, daß wir versucht sind, mit dem Prediger im Alten Testamente zu sagen: „Was gewesen ist, eben das wird sein, und was geschehen ist, eben das wird geschehen, und es giebt gar nichts Neues unter der Sonne."

Das wäre allerdings eine trübselige Weisheit. Und fast könnte es scheinen, als bringe die Philologie doch keinen rechten Lohn für

all die mühevolle Forschung und Kleinarbeit, von der zuletzt für die Beurtheilung der Welt kein anderer Gewinn bliebe als das resignirte Bekenntniß: „es ist Alles schon einmal dagewesen." Aber ist der Gedanke in unserem Falle wirklich ein Ausdruck der Resignation? Wenn wir eine griechische Tragödie oder einen Dialog des Platon oder eine Charakteristik bei Tacitus gelesen haben und von da den Eindruck mitnehmen, daß die Menschennatur mit ihren Leidenschaften, Irrthümern und Hoffnungen im Grunde dieselbe geblieben sei, so ist diese Erkenntniß wohl dazu angethan, uns bescheiden zu machen, aber einen schmerzlichen Verzicht bedeutet sie wahrlich nicht. Vielmehr fühlen wir uns bereichert, je mehr wir entdecken, daß eine von der unsrigen äußerlich so verschiedene Welt ihr im Innersten verwandt und gleichartig ist. Denn um die Gleichheit wahrzunehmen, müssen wir die Unterschiede wegdenken; und um sie wegdenken zu können, müssen wir die Verschiedenheiten selbst erst recht würdigen gelernt haben.

In der modernen Ethnologie ist es ein anerkanntes Prinzip, daß die mannigfaltigen Zustände der Sitten, die sich jetzt bei wilden Stämmen finden, den Entwicklungsstufen entsprechen, welche die geschichtlichen Nationen durchgemacht haben müssen. Erst neuerdings hat man angefangen, mit dieser Einsicht auch die Kultur der Griechen und Römer zu durchleuchten und manche bisher unverständliche Elemente darin als Ueberlebsel, wenn das Wort gestattet ist, aus uralter Vergangenheit zu erklären. Erwin Rohde's Vorgehen in dieser Richtung hat noch nicht überall volles Verständniß gefunden; und doch hat er nur eine Beobachtung zu verwerthen unternommen, die als solche schon von Thukydides gemacht war. „Man könnte vielfach nachweisen", heißt es bei ihm, daß die frühere Lebensweise der Hellenen ähnlich war wie die jetzige der Barbaren." Was dort im Keime gegeben war, ist heute zu einem weitverzweigten, Früchte tragenden Baume entwickelt. Aehnlich wird das Verhältniß oft sein bei einem Gedanken, den antike und moderne Wissenschaft gemeinsam haben; doch auch wo schon die Alten dazu gelangt sind auszuarbeiten und darzustellen, ist der Abstand zwischen Einst und Jetzt groß genug. Das System griechischer Philosophie, das uns in dem Lehrgedichte des Römers Lucrez überliefert ist, war der erste entschlossene Versuch einer streng materialistischen, mechanischen Welterklärung; es läßt im Wesentlichen schon eben die Gedanken erkennen, deren sich die Naturforschung unserer Tage manchmal wie neuester Errungen-

all die mühevolle Forschung und Kleinarbeit, von der zuletzt für die Beurtheilung der Welt kein anderer Gewinn bliebe als das resignirte Bekenntniß: „es ist Alles schon einmal dagewesen.“ Aber ist der Gedanke in unserem Falle wirklich ein Ausdruck der Resignation? Wenn wir eine griechische Tragödie oder einen Dialog des Platon oder eine Charakteristik bei Tacitus gelesen haben und von da den Eindruck mitnehmen, daß die Menschennatur mit ihren Leidenschaften, Irrthümern und Hoffnungen im Grunde dieselbe geblieben sei, so ist diese Erkenntniß wohl dazu angethan, uns bescheiden zu machen, aber einen schmerzlichen Verzicht bedeutet sie wahrlich nicht. Vielmehr fühlen wir uns bereichert, je mehr wir entdecken, daß eine von der unsrigen äußerlich so verschiedene Welt ihr im Innersten verwandt und gleichartig ist. Denn um die Gleichheit wahrzunehmen, müssen wir die Unterschiede wegdenken; und um sie wegdenken zu können, müssen wir die Verschiedenheiten selbst erst recht würdigen gelernt haben.

In der modernen Ethnologie ist es ein anerkanntes Prinzip, daß die mannigfaltigen Zustände der Sitten, die sich jetzt bei wilden Stämmen finden, den Entwicklungsstufen entsprechen, welche die geschichtlichen Nationen durchgemacht haben müssen. Erst neuerdings hat man angefangen, mit dieser Einsicht auch die Kultur der Griechen und Römer zu durchleuchten und manche bisher unverständliche Elemente darin als Ueberlebsel, wenn das Wort gestattet ist, aus uralter Vergangenheit zu erklären. Erwin Rohde's Vorgehen in dieser Richtung hat noch nicht überall volles Verständniß gefunden; und doch hat er nur eine Beobachtung zu verwerthen unternommen, die als solche schon von Thukydides gemacht war. „Man könnte vielfach nachweisen“, heißt es bei ihm, daß die frühere Lebensweise der Hellenen ähnlich war wie die jetzige der Barbaren.“ Was dort im Keime gegeben war, ist heute zu einem weitverzweigten, Früchte tragenden Baume entwickelt. Aehnlich wird das Verhältniß oft sein bei einem Gedanken, den antike und moderne Wissenschaft gemeinsam haben; doch auch wo schon die Alten dazu gelangt sind auszuarbeiten und darzustellen, ist der Abstand zwischen Einst und Jetzt groß genug. Das System griechischer Philosophie, das uns in dem Lehrgedichte des Römers Lucrez überliefert ist, war der erste entschlossene Versuch einer streng materialistischen, mechanischen Welterklärung; es läßt im Wesentlichen schon eben die Gedanken erkennen, deren sich die Naturforschung unserer Tage manchmal wie neuester Errungen-

schaften rühmt. Der Einblick in diese Uebereinstimmung mag uns sichern vor epigonenhaftem Uebermuth und auf der anderen Seite mißtrauisch machen gegen die Geringschätzung, womit in einem berühmten Kapitel über ein Stück antiker Geistesgeschichte Epikurs Lehre abgethan wird. Aber lieber werden wir doch im Anschauen des gewaltigen Fortschrittes, den die Erkenntniß der Natur seit zwei Jahrtausenden gemacht hat, verweilen, indem wir die unbeholfene Gestalt, in der leitende Ideen wie die der Entwicklung zuerst aufgetreten sind, mit der tiefer begründeten und feiner ausgeführten vergleichen, die sie nun angenommen haben.

Nicht immer hat zwischen den zeitlich getrennten Erscheinungen desselben Gedankens ein Fortgang zur Vertiefung stattgefunden. Verglichen mit Platons Idealstaat zeigen die Musterbilder des Gemeinschaftslebens, die man wohl in neuerer Zeit entworfen hat, allerdings auch eine genauere Ausgestaltung und einen größeren Reichthum an voraus erwogenen Einzelheiten. Jedoch die Grundkräfte, auf deren Zusammenwirken ein menschliches Gemeinwesen beruht, hat Platon mit kühner Abstraktion und dabei mit dem großen Blick für das Innerliche und Wesentliche so herausgearbeitet, daß seine Zeichnung unverlierbaren Sinn hat, und daß sich daneben die Fülle von realistischem Stoff, womit uns ein Moderner überschüttet, wie harmlose Spielerei ausnimmt. Die Freude an der Menge des Thatsächlichen ist auch sonst in unserer Zeit mächtig; auf ihr beruht das gegenwärtig herrschende Bildungswesen, das wieder in anderem Sinne an Uebergangszustände der antiken Welt erinnert. Es ist oft gesagt worden, die sogenannte allgemeine Bildung sei dem Ideale verwandt, das einst die Sophisten zu erreichen strebten: in beiden Fällen ein Wissen ohne fachmännische Beschränkung, von universaler Giltigkeit, das deshalb vorzüglich geeignet wäre, für diejenigen Aufgaben in Staat und Gesellschaft, die allen Menschen gemeinsam sind, tüchtig zu machen. Die Aehnlichkeit ist wirklich groß; doch darüber soll man auch den ungeheuren Unterschied nicht übersehen. Die sophistische Bewegung hatte etwas Jugendliches: zum ersten Male war sich hier der menschliche Geist der Kräfte des Denkens und Wissens bewußt geworden; er überschätzte sein Können und griff allzu siegesgewiß sogleich nach den höchsten Zielen. Das Unternehmen mußte scheitern; aber der Kampf, den es hervorrief und in dem es überwunden wurde, war kein zerstörender, sondern hat sich aufs Höchste fruchtbar erwiesen. Auf dem jetzt lebenden Geschlechte lastet eine

Tradition von Jahrtausenden. Wenn dabei der Wunsch und wohl gar die Hoffnung entsteht, es möchte gelingen alles Werthvolle aus allem Ueberlieferten zu sammeln und als gleichmäßigen und lückenlosen Besitz weiter zu vererben, so ist das, dem Selbstvertrauen der Jugend gerade entgegengesetzt, ein Zeichen greisenhafter Bedenklichkeit und Aufbewahrungssucht. Dieses Bildungsideal wird schwerlich, auch nicht mittelbar, gute Wirkungen hervortreiben, und wird, wenn es einmal überwunden ist, sicher nicht die Erinnerung zurücklassen, daß es ein froher und muthiger Irrthum gewesen sei.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Schon die angeführten werden deutlich gemacht haben, wie mannigfaltig auch der Art nach die Unterschiede sein können, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten. Daß man beiden Seiten nur gerecht werden kann, wenn man den Abstand sorgfältig in Rechnung zieht, versteht sich von selbst und ist noch vor Kurzem indirekt bewiesen worden durch die Uebertreibung, womit in manchen neuesten Darstellungen der alten Geschichte das Uebereinstimmende hervorgekehrt, und stellenweise der Versuch gemacht ist einen vollkommenen Parallelismus durchzuführen. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß das eigentlich Fördernde, das, wodurch neue Einblicke eröffnet und neue Aufgaben geschaffen werden, überall nicht so sehr in der Schärfe des Trennens liegt wie in der glücklichen Verbindung. Sie wird da am meisten anregend wirken, wo die verwandten Elemente sich zunächst dem Blicke entzogen und nun auf überraschende Art zusammengebracht werden.

Es gilt mit Recht als ein bedeutender Erfolg der kritischen Philosophie, daß man gelernt hat auf transcendente Erkenntniß zu verzichten und nur die Grenzen scharf zu bestimmen, jenseits deren die Welt, wie sie an sich ist, liegen muß. Daß wir all ihren Inhalt räumlich und zeitlich vertheilt vorstellen, alle Vorgänge in ihr nach dem unentrinnbaren Gesetze von Ursache und Wirkung verbunden denken, ist eine Folge aus der Natur unserer Sinne und unseres Verstandes; wir werden zu der Konsequenz genöthigt, daß das Ding an sich von diesen Formen der Anschauung und des Denkens frei ist. Solche Betrachtungsweise ist nicht so jungen Ursprungs wie man gewöhnlich meint. Die Theologie der Hebräer schrieb ihrem Gott als wesentliche Eigenschaften die der Allgegenwart, der Ewigkeit und der Allmacht

Tradition von Jahrtausenden. Wenn dabei der Wunsch und wohl gar die Hoffnung entsteht, es möchte gelingen alles Werthvollste aus allem Ueberlieferten zu sammeln und als gleichmäßigen und lückenlosen Besitz weiter zu vererben, so ist das, dem Selbstvertrauen der Jugend gerade entgegengesetzt, ein Zeichen greisenhafter Bedenklichkeit und Aufbewahrungssucht. Dieses Bildungsideal wird schwerlich, auch nicht mittelbar, gute Wirkungen hervortreiben, und wird, wenn es einmal überwunden ist, sicher nicht die Erinnerung zurücklassen, daß es ein froher und muthiger Irrthum gewesen sei.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Schon die angeführten werden deutlich gemacht haben, wie mannigfaltig auch der Art nach die Unterschiede sein können, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten. Daß man beiden Seiten nur gerecht werden kann, wenn man den Abstand sorgfältig in Rechnung zieht, versteht sich von selbst und ist noch vor Kurzem indirekt bewiesen worden durch die Uebertreibung, womit in manchen neuesten Darstellungen der alten Geschichte das Uebereinstimmende hervorgekehrt, und stellenweise der Versuch gemacht ist einen vollkommenen Parallelismus durchzuführen. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß das eigentlich Fördernde, das, wodurch neue Einblicke eröffnet und neue Aufgaben geschaffen werden, überall nicht so sehr in der Schärfe des Trennens liegt wie in der glücklichen Verbindung. Sie wird da am meisten anregend wirken, wo die verwandten Elemente sich zunächst dem Blicke entzogen und nun auf überraschende Art zusammengebracht werden.

Es gilt mit Recht als ein bedeutender Erfolg der kritischen Philosophie, daß man gelernt hat auf transcendente Erkenntniß zu verzichten und nur die Grenzen scharf zu bestimmen, jenseits deren die Welt, wie sie an sich ist, liegen muß. Daß wir all ihren Inhalt räumlich und zeitlich vertheilt vorstellen, alle Vorgänge in ihr nach dem unentrinnbaren Gesetze von Ursache und Wirkung verbunden denken, ist eine Folge aus der Natur unserer Sinne und unseres Verstandes; wir werden zu der Konsequenz genöthigt, daß das Ding an sich von diesen Formen der Anschauung und des Denkens frei ist. Solche Betrachtungsweise ist nicht so jungen Ursprungs wie man gewöhnlich meint. Die Theologie der Hebräer schrieb ihrem Gott als wesentliche Eigenschaften die der Allgegenwart, der Ewigkeit und der Allmacht

zu, erkannte also in der Gebundenheit an Raum, Zeit und Kausalität Schranken der menschlichen Natur, von denen die Macht, welche die Welt im Innersten hält und bewegt, frei sein müsse. Ich weiß nicht, wer die angedeutete Beziehung zum ersten Male ausgesprochen hat; das scheint mir sicher, daß sie nach beiden Seiten erwünschte Wirkung thut. Sie läßt den tiefen Sinn erkennen, der in der alten Religion eingehüllt ruht; und das Ergebniß strenger Abstraktion, dem wir nicht ohne inneres Widerstreben zugestimmt haben, bringt sie uns menschlich näher und erfüllt es beinahe mit lebendiger Anschauung.

Doch es thut nicht noth ins Ueberirdische zu schweifen; auch die Stoffe, die wir täglich mit der Jugend behandeln, geben Anlaß genug, zu beobachten, wie ein Gedanke, der uns erst durch seine Kühnheit befremdete oder doch sehr ungewohnt berührte, verständlich wird, sobald wir die abweichende Gestalt, unter der er vorher oder nachher an weit entlegener Stelle hervorgetreten ist, danebenhalten. Platon läßt im Protagoras gleich zu Anfang den Hauptvertreter der Sophistik eine Lobrede auf seine Kunst halten. Sie sei uralt; nur hätten ihre ältesten Meister sich nicht offen dazu bekannt aus Scheu vor Anfeindung, sondern hätten das, was sie lehren wollten, verkleidet: Homer und Hesiod in Poesie, Orpheus und Musäos in religiöse Weihen; andere hätten die Musik als Hülle gebraucht. Man ist leicht geneigt, das Alles für unfreiwillige Selbstverspottung zu halten, worin der Verfasser des Dialoges den eitlen Redner sich darstellen läßt. Doch wenn die eine Wendung, daß jene Männer absichtlich ihre Lehre verhüllt hätten, weggedacht wird, so bleibt ein unverächtlicher Sinn, derselbe, dem Schiller Ausdruck giebt, wo er der Menschheit zuruft: „Nur durch das Morgenthor des Schönen drangst Du in der Erkenntniß Land." Das ganze Gedicht „Die Künstler" ist der Durchführung dieses Verhältnisses gewidmet: wie in frühester Zeit neue Einsichten von Künstlern und Dichtern gefühlt und im Bilde angedeutet wurden, ehe ein Forscher im Stande war sie in eigentlichen Worten auszusprechen, und wie allgemein die Thätigkeit des Denkens, im Spiel der Phantasie und in der Freude am Schönen entwickelt, nach und nach erstarkt ist, um den Ernst der Wahrheit aufzusuchen. Man braucht nur die Namen Homer, Herodot, Thukydides zu nennen, so hat man den allmählichen Uebergang von Poesie zu Wissenschaft in der Auffassung des Menschenlebens vor Augen. In der Beschäftigung mit den Wundern der Natur ging es nicht

anders. Heraklit sagt: „Die Sonne wird nicht aus ihrer abgemessenen Bahn weichen; sonst werden die Erinnyen, die Helferinnen des Rechtes, sie aufspüren." Der Begriff „Naturgesetz" schwebte ihm vor; aber er vermochte noch nicht ihn in abstrakte Form zu fassen. So ist alle Naturforschung zuerst den Weg durch den Mythus gegangen. Das wußte Platon gewiß am besten; und so ist doch wohl zu glauben, daß der Bericht über die äußeren Wandlungen der Weisheitslehre, den er dem Meister von Abdera in den Mund legte, nicht bloß dazu bestimmt war übertriebene Ansprüche lächerlich zu machen, sondern auch, einen positiven Gedanken den Lesern mitzutheilen.

Dieser Gedanke ist in doppelter Weise geeignet, die Erscheinung, die wir verfolgt haben, zu bewähren: er enthält die Behauptung, daß im Laufe der Geschichte unter verschiedenen Formen derselbe Sinn wiederkehre und mit der Zeit zu größerer Klarheit gelange; und er gab, indem er uns von Platon zu Schiller hinüberrief, selbst ein Beispiel dieses Herganges. So kommt auch der Spruch des Alten Testamentes „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne" zu zwiefacher Geltung. Er lockte uns, ihn zu prüfen; dabei fanden wir bestätigt vielfache Gleichheit, doch immer mit ihr verbunden einen merkbaren Wandel: und dem ist nun auch der Spruch selber unterworfen. Er bedeutet für uns jetzt etwas ganz Anderes als für den Verächter der Welt, der ihn zuerst ausgesprochen hat. Uns ist er eine Formel nicht für die Leerheit des Lebens, sondern für seinen Reichthum, in den wir dadurch eindringen, daß wir vergangene Zustände und Anschauungen aus gegenwärtigen zu erklären uns bemühen und dabei immer tiefer die innere Verwandtschaft, immer feiner die abgestuften Unterschiede erkennen.

Wenn philologische Arbeit naturgemäß dahin wirkt, die Aufmerksamkeit auf dieses Verhältniß zu schärfen und im Geiste die Stimmung zu erzeugen, die bereit ist es widerklingen zu lassen, so läßt sie uns im Stich bei einer letzten Frage, zu der die bisherige Betrachtung hinleitet: ob die beobachteten Aehnlichkeiten auf Zufall beruhen oder auf einer im Grunde stetigen Entwicklung. Dies ist ein geschichtliches Problem, und es muß für jeden Fall besonders gestellt werden. Wenn Cicero in seinem großen Werke vom Redner den Kampf zwischen philosophisch abgeleiteter Theorie und einer auf glückliche Anlage gegründeten Praxis ganz ähnlich schildert, wie er heute um die Frage, ob Pädagogik eine Wissenschaft sei, geführt wird, so ist kein Zweifel, daß ein gut Theil

anders. Heraklit sagt: „Die Sonne wird nicht aus ihrer abgemessenen Bahn weichen; sonst werden die Erinnyen, die Helferinnen des Rechtes, sie aufspüren.“ Der Begriff „Naturgesetz“ schwebte ihm vor; aber er vermochte noch nicht ihn in abstrakte Form zu fassen. So ist alle Naturforschung zuerst den Weg durch den Mythus gegangen. Das wußte Platon gewiß am besten; und so ist doch wohl zu glauben, daß der Bericht über die äußeren Wandlungen der Weisheitslehre, den er dem Meister von Abdera in den Mund legte, nicht bloß dazu bestimmt war übertriebene Ansprüche lächerlich zu machen, sondern auch, einen positiven Gedanken den Lesern mitzutheilen.

Dieser Gedanke ist in doppelter Weise geeignet, die Erscheinung, die wir verfolgt haben, zu bewähren: er enthält die Behauptung, daß im Laufe der Geschichte unter verschiedenen Formen derselbe Sinn wiederkehre und mit der Zeit zu größerer Klarheit gelange; und er gab, indem er uns von Platon zu Schiller hinüberrief, selbst ein Beispiel dieses Herganges. So kommt auch der Spruch des Alten Testamentes „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne“ zu zwiefacher Geltung. Er lockte uns, ihn zu prüfen; dabei fanden wir bestätigt vielfache Gleichheit, doch immer mit ihr verbunden einen merkbaren Wandel: und dem ist nun auch der Spruch selber unterworfen. Er bedeutet für uns jetzt etwas ganz Anderes als für den Verächter der Welt, der ihn zuerst ausgesprochen hat. Uns ist er eine Formel nicht für die Leerheit des Lebens, sondern für seinen Reichthum, in den wir dadurch eindringen, daß wir vergangene Zustände und Anschauungen aus gegenwärtigen zu erklären uns bemühen und dabei immer tiefer die innere Verwandtschaft, immer feiner die abgestuften Unterschiede erkennen.

Wenn philologische Arbeit naturgemäß dahin wirkt, die Aufmerksamkeit auf dieses Verhältniß zu schärfen und im Geiste die Stimmung zu erzeugen, die bereit ist es widerklingen zu lassen, so läßt sie uns im Stich bei einer letzten Frage, zu der die bisherige Betrachtung hinleitet: ob die beobachteten Aehnlichkeiten auf Zufall beruhen oder auf einer im Grunde stetigen Entwicklung. Dies ist ein geschichtliches Problem, und es muß für jeden Fall besonders gestellt werden. Wenn Cicero in seinem großen Werke vom Redner den Kampf zwischen philosophisch abgeleiteter Theorie und einer auf glückliche Anlage gegründeten Praxis ganz ähnlich schildert, wie er heute um die Frage, ob Pädagogik eine Wissenschaft sei, geführt wird, so ist kein Zweifel, daß ein gut Theil der

Gedanken, die von hüben und drüben unsern Streit beleben, aus der Rhetorik des Alterthums herstammen; und wohl mancher hat unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft. In anderen Fällen wird man kaum einen Zusammenhang behaupten können. In erzählender Dichtung, zumal in Romanen, ist es ein beliebtes Verfahren, eine Situation da zu verlassen, wo sie spannend geworden ist, und einen Bericht über abliegende Dinge einzuschieben, ehe die Lösung gegeben wird. Schon der Vater Homer hat es so gemacht in der packenden Szene zwischen dem Bettler und der Königin, deren Verlauf in dem Augenblick, wo Eurykleia die Narbe am Schenkel des Herrn bemerken muß, unterbrochen wird durch die ausführliche Geschichte von der Jagd am Parnassos, bei der einst ein Eber dem jugendlichen Helden die Wunde beigebracht hatte. Offenbar hat die Gleichheit der Aufgabe, durch wechselreiche Erzählung das Interesse rege zu erhalten, unzählige Male und an unzähligen Orten denselben Kunstgriff hervorgerufen. — Vielleicht gehören die meisten der heute erwähnten Beispiele einer mittleren Gattung an. Daß Kant bei seiner Analyse des Denkens den alttestamentlichen Gottesbegriff, Schiller, als er die Künstler dichtete, den Platonischen Protagoras vor Augen gehabt habe, wird Niemand beweisen wollen; aber eben so wenig, daß die verglichenen Ideen ganz unabhängig von einander seien. Vielmehr werden wir jedesmal eine in sich geschlossene Reihe von Wandlungen eines ursprünglichen Gedankens anerkennen, die für lange Strecken im Verborgenen läuft, doch hier und da, wo besondere Anlässe sie fördern, zu Tage tritt.

Danach ließe sich nun beinahe sagen, daß die Menschheit selber, als Ganzes betrachtet, eine Art von philologischem Denken vollziehe, indem sie unter veränderten Umständen wieder erkennt, was sie anderswo schon erkannt hatte, etwas aus ihrem Geiste Erzeugtes noch einmal produzirt. Der große Unterschied ist nur, daß solche Erneuerung unbewußt geschieht, während die, welche dem Forscher gelingt, mit klarer Absicht gesucht war. Das aber können wir allerdings aus diesem Zusammentreffen folgern, daß unsere Wissenschaft das gegebene Werkzeug ist, um ein wesentliches Element der Weltentwicklung aufzufassen und zur Anschauung zu bringen. Sie zeigt, wie in scheinbarem Kreislauf ein unablässiger Fortschritt sich vollzieht, und läßt in der frühesten Form eines wiederkehrenden Gedankens die Keime zum Wachsthum wie zum Verfall, in der reifen Gestalt die Grundzüge der ursprünglichen sei es Einsichten

oder Probleme entdecken. So hilft sie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu selbständigem Besitz zu erwerben.

Dem gegenüber wollen wir Anderen den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntniß zu gewinnen, ohne Neid gönnen; die Stärke der Philologie besteht darin, das menschliche Geschlecht zu reicherem und tieferem Verständniß seiner selbst zu führen. Und nicht nur in die Vergangenheit greift diese Kraft, um würdige Aufgaben zu finden, sondern, indem sie an zeitlich entfernten Stoffen sich bildet, muß sie von selbst dazu übergehen, auch das was heute räumlich getrennt ist zusammenzubringen. Auch zwischen den Menschen, die gleichzeitig leben, spielt jenes Verhältniß, daß vielfach eine Uebereinstimmung des Meinens unter abweichenden Formen der Vorstellung versteckt ist; auch hier gilt es, das Verbindende herauszuarbeiten, die mancherlei Unterschiede aus ihren Ursachen zu erklären und die Menschen, die im Treiben der Welt sich drängen und stoßen, mehr und mehr zu gegenseitigem Verstehen zu leiten. Eine Wissenschaft, die für so edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geist schärft, mag wohl einer unvergänglichen Mission sicher sein.

oder Probleme entdecken. So hilft sie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu selbständigem Besitz zu erwerben.

Dem gegenüber wollen wir Anderen den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntniß zu gewinnen, ohne Neid gönnen; die Stärke der Philologie besteht darin, das menschliche Geschlecht zu reicherem und tieferem Verständniß seiner selbst zu führen. Und nicht nur in die Vergangenheit greift diese Kraft, um würdige Aufgaben zu finden, sondern, indem sie an zeitlich entfernten Stoffen sich bildet, muß sie von selbst dazu übergehen, auch das was heute räumlich getrennt ist zusammenzubringen. Auch zwischen den Menschen, die gleichzeitig leben, spielt jenes Verhältniß, daß vielfach eine Uebereinstimmung des Meinens unter abweichenden Formen der Vorstellung versteckt ist; auch hier gilt es, das Verbindende herauszuarbeiten, die mancherlei Unterschiede aus ihren Ursachen zu erklären und die Menschen, die im Treiben der Welt sich drängen und stoßen, mehr und mehr zu gegenseitigem Verstehen zu leiten. Eine Wissenschaft, die für so edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geist schärft, mag wohl einer unvergänglichen Mission sicher sein.

Die Bildung der Volksschullehrer

nach den Preußischen Bestimmungen vom 1. Juli 1901.

Von

Friedrich Michael Schiele,

Lic. theol. in Marburg a. L.

Seit längerer Zeit wußte man, daß die preußische Unterrichtsbehörde die Absicht hatte, in der Lehrerbildung Reformen zu schaffen. Der Lehrplan, der bisher galt, war 1872 im Kulturkampfe unter Falk an die Stelle der traurig berühmten Stiehlschen „Regulative“ gesetzt worden. Verfaßt hatte ihn Karl Schneider, der dann als Rath im Kultusministerium fast dreißig Jahre lang unsere Lehrerbildung gezügelt hat. Gegen die früheren Zustände hatten jene Bestimmungen einen ganz erheblichen Fortschritt bedeutet. Nicht nur, daß ein freierer Geist in die Seminare wieder einziehen durfte, auch das Bildungsziel selbst wurde höher gesteckt, die von Schneider für Preußen neu geschaffenen Präparandenanstalten bereiteten die Lehrerbildung in geeigneter Weise vor, eine Uebungsschule wurde allenthalben mit den Seminaren organisch verbunden, das Verhältniß von Allgemeinbildung und Fachbildung der Seminaristen wenigstens in einigen Grundzügen angedeutet. Seither war dann aber nichts Wesentliches an der Lehrerbildung geändert. Die Freiheitsluft von 1872 war inzwischen recht muffig geworden. Den Präparandenanstalten hafteten alle Mängel eines ersten Versuches an, aber ihr Schöpfer behütete sie dreißig Jahre lang in ihrer Urgestalt. Die schwache Trennungslinie von Fach- und Allgemeinbildung war allmählich ganz ins Unbestimmte verschwommen. So war Schneider selbst genöthigt, als er im vergangenen Herbste seine Lebenserinnerungen drucken ließ, das Wort

von der „unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872“*) fallen zu lassen.

Die Reform war in der That unabweisbar geworden. Abgesehen von der Fachpresse der Volksschullehrer hat sich die Oeffentlichkeit merkwürdig wenig um die Dringlichkeit dieser Bildungsreform bekümmert. Denkt man an den Staub, den die Erörterung der gymnasialen Erziehungsfragen aufgewirbelt hat, so könnte man versucht sein, die ganze Angelegenheit als etwas, das wenig allgemeines, wenig politisches und historisches Interesse hat, bei Seite zu schieben, den Lehrern es überlassend, die Sache unter sich auszumachen. Indessen so kann nur urtheilen, wer die Bedeutung eines Werkes nach dem Tageslärm beurtheilt, den es hervorruft. Ich bestreite nicht, daß die Frage, ob unsere intellektuelle Aristokratie eine von hellenischer Kultur durchgeistigte Jugendbildung genießen soll, um einen Grad wichtiger ist, als die Frage der Lehrerbildung, der Volksbildung. Aber sie ist es eben auch nur um einen Grad.

Schon der unmittelbare Zusammenhang, in dem die Bildung des Lehrers mit der Bildung unserer ganzen Volksjugend steht, giebt das an die Hand. Aber selbst, wenn davon abgesehen wird, sollten folgende Zahlen nachdenklich machen:

Von unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen sind im vergangenen Jahre insgesammt 5632 Schüler**), von den Gymnasien allein 4610 Abiturienten entlassen. An Seminaraspiranten dürfte zur Zeit ein jährlicher Bedarf von gegen 4000 vorliegen. Es müssen also alljährlich fast ebenso viele junge Leute mit seminaristischer als mit gymnasialer Bildung in die Welt, d. h. in den Staat, geschickt werden. Schon um der hohen Zahl dieser Gebildeten willen ist es politisch wichtig, welcher Art ihre Bildung ist. Dazu kommt, daß ihre Vertheilung über das Vaterland viel gleichmäßiger, daß das Netz, mit dem diese Bildung das Volk durchzieht, viel dichtmaschiger ist, als bei den gymnasial und akademisch Gebildeten:

*) Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Berlin 1900. Seite 319. Ich habe dies Buch in der „Christlichen Welt“ vom 11. April d. J. (Nr. 15) ausführlich gewürdigt und möchte es auch hier als ein Denkmal treuer, frommer, erfolgreicher Arbeit im Dienste eines edlen Zieles allen Denen zum Lesen empfehlen, die sich um unser vaterländisches Volksschulwesen Gedanken machen. Ohne Schneiders Wirken wären die modernen Reformen unmöglich; und sind sie selbst wohl auch nicht ganz in seinem Sinne, so unterscheiden sie sich doch andrerseits von seinen einstigen Bestrebungen nur so, wie sich auch echte Söhne von ihren Vätern unterscheiden.

**) Nach dem Ergänzungshefte des „Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung“ 1900.

von der „unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872"*) fallen zu lassen.

Die Reform war in der That unabweisbar geworden. Abgesehen von der Fachpresse der Volksschullehrer hat sich die Oeffentlichkeit merkwürdig wenig um die Dringlichkeit dieser Bildungsreform bekümmert. Denkt man an den Staub, den die Erörterung der gymnasialen Erziehungsfragen aufgewirbelt hat, so könnte man versucht sein, die ganze Angelegenheit als etwas, das wenig allgemeines, wenig politisches und historisches Interesse hat, bei Seite zu schieben, den Lehrern es überlassend, die Sache unter sich auszumachen. Indessen so kann nur urtheilen, wer die Bedeutung eines Werkes nach dem Tageslärm beurtheilt, den es hervorruft. Ich bestreite nicht, daß die Frage, ob unsere intellektuelle Aristokratie eine von hellenischer Kultur durchgeistigte Jugendbildung genießen soll, um einen Grad wichtiger ist, als die Frage der Lehrerbildung, der Volksbildung. Aber sie ist es eben auch nur um einen Grad.

Schon der unmittelbare Zusammenhang, in dem die Bildung des Lehrers mit der Bildung unserer ganzen Volksjugend steht, giebt das an die Hand. Aber selbst, wenn davon abgesehen wird, sollten folgende Zahlen nachdenklich machen:

Von unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen sind im vergangenen Jahre insgesammt 5632 Schüler**), von den Gymnasien allein 4610 Abiturienten entlassen. An Seminaraspiranten dürfte zur Zeit ein jährlicher Bedarf von gegen 4000 vorliegen. Es müssen also alljährlich fast ebenso viele junge Leute mit seminaristischer als mit gymnasialer Bildung in die Welt, d. h. in den Staat, geschickt werden. Schon um der hohen Zahl dieser Gebildeten willen ist es politisch wichtig, welcher Art ihre Bildung ist. Dazu kommt, daß ihre Vertheilung über das Vaterland viel gleichmäßiger, daß das Netz, mit dem diese Bildung das Volk durchzieht, viel dichtmaschiger ist, als bei den gymnasial und akademisch Gebildeten:

---

*) Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Berlin 1900. Seite 319. Ich habe dies Buch in der „Christlichen Welt" vom 11. April d. J. (Nr. 15) ausführlich gewürdigt und möchte es auch hier als ein Denkmal treuer, frommer, erfolgreicher Arbeit im Dienste eines edlen Zieles allen Denen zum Lesen empfehlen, die sich um unser vaterländisches Volksschulwesen Gedanken machen. Ohne Schneiders Wirken wären die modernen Reformen unmöglich; und sind sie selbst wohl auch nicht ganz in seinem Sinne, so unterscheiden sie sich doch andrerseits von seinen einstigen Bestrebungen nur so, wie sich auch echte Söhne von ihren Vätern unterscheiden.

**) Nach dem Ergänzungshefte des „Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung" 1900.



schaften rühmt. Der Einblick in diese Uebereinstimmung mag uns sichern vor epigonenhaftem Uebermuth und auf der anderen Seite mißtrauisch machen gegen die Geringschätzung, womit in einem berühmten Kapitel über ein Stück antiker Geistesgeschichte Epikurs Lehre abgethan wird. Aber lieber werden wir doch im Anschauen des gewaltigen Fortschrittes, den die Erkenntniß der Natur seit zwei Jahrtausenden gemacht hat, verweilen, indem wir die unbeholfene Gestalt, in der leitende Ideen wie die der Entwicklung zuerst aufgetreten sind, mit der tiefer begründeten und feiner ausgeführten vergleichen, die sie nun angenommen haben.

Nicht immer hat zwischen den zeitlich getrennten Erscheinungen desselben Gedankens ein Fortgang zur Vertiefung stattgefunden. Verglichen mit Platons Idealstaat zeigen die Musterbilder des Gemeinschaftslebens, die man wohl in neuerer Zeit entworfen hat, allerdings auch eine genauere Ausgestaltung und einen größeren Reichthum an voraus erwogenen Einzelheiten. Jedoch die Grundkräfte, auf deren Zusammenwirken ein menschliches Gemeinwesen beruht, hat Platon mit kühner Abstraktion und dabei mit dem großen Blick für das Innerliche und Wesentliche so herausgearbeitet, daß seine Zeichnung unverlierbaren Sinn hat, und daß sich daneben die Fülle von realistischem Stoff, womit uns ein Moderner überschüttet, wie harmlose Spielerei ausnimmt. Die Freude an der Menge des Thatsächlichen ist auch sonst in unserer Zeit mächtig; auf ihr beruht das gegenwärtig herrschende Bildungswesen, das wieder in anderem Sinne an Uebergangszustände der antiken Welt erinnert. Es ist oft gesagt worden, die sogenannte allgemeine Bildung sei dem Ideale verwandt, das einst die Sophisten zu erreichen strebten: in beiden Fällen ein Wissen ohne fachmännische Beschränkung, von universaler Giltigkeit, das deshalb vorzüglich geeignet wäre, für diejenigen Aufgaben in Staat und Gesellschaft, die allen Menschen gemeinsam sind, tüchtig zu machen. Die Aehnlichkeit ist wirklich groß; doch darüber soll man auch den ungeheuren Unterschied nicht übersehen. Die sophistische Bewegung hatte etwas Jugendliches: zum ersten Male war sich hier der menschliche Geist der Kräfte des Denkens und Wissens bewußt geworden; er überschätzte sein Können und griff allzu siegesgewiß sogleich nach den höchsten Zielen. Das Unternehmen mußte scheitern; aber der Kampf, den es hervorrief und in dem es überwunden wurde, war kein zerstörender, sondern hat sich aufs Höchste fruchtbar erwiesen. Auf dem jetzt lebenden Geschlechte lastet eine

Tradition von Jahrtausenden. Wenn dabei der Wunsch und wohl gar die Hoffnung entsteht, es möchte gelingen alles Werthvollste aus allem Ueberlieferten zu sammeln und als gleichmäßigen und lückenlosen Besitz weiter zu vererben, so ist das, dem Selbstvertrauen der Jugend gerade entgegengesetzt, ein Zeichen greisenhafter Bedenklichkeit und Aufbewahrungssucht. Dieses Bildungsideal wird schwerlich, auch nicht mittelbar, gute Wirkungen hervortreiben, und wird, wenn es einmal überwunden ist, sicher nicht die Erinnerung zurücklassen, daß es ein froher und muthiger Irrthum gewesen sei.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Schon die angeführten werden deutlich gemacht haben, wie mannigfaltig auch der Art nach die Unterschiede sein können, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten. Daß man beiden Seiten nur gerecht werden kann, wenn man den Abstand sorgfältig in Rechnung zieht, versteht sich von selbst und ist noch vor Kurzem indirekt bewiesen worden durch die Uebertreibung, womit in manchen neuesten Darstellungen der alten Geschichte das Uebereinstimmende hervorgekehrt, und stellenweise der Versuch gemacht ist einen vollkommenen Parallelismus durchzuführen. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß das eigentlich Fördernde, das, wodurch neue Einblicke eröffnet und neue Aufgaben geschaffen werden, überall nicht so sehr in der Schärfe des Trennens liegt wie in der glücklichen Verbindung. Sie wird da am meisten anregend wirken, wo die verwandten Elemente sich zunächst dem Blicke entzogen und nun auf überraschende Art zusammengebracht werden.

Es gilt mit Recht als ein bedeutender Erfolg der kritischen Philosophie, daß man gelernt hat auf transcendente Erkenntniß zu verzichten und nur die Grenzen scharf zu bestimmen, jenseits deren die Welt, wie sie an sich ist, liegen muß. Daß wir all ihren Inhalt räumlich und zeitlich vertheilt vorstellen, alle Vorgänge in ihr nach dem unentrinnbaren Gesetze von Ursache und Wirkung verbunden denken, ist eine Folge aus der Natur unserer Sinne und unseres Verstandes; wir werden zu der Konsequenz genöthigt, daß das Ding an sich von diesen Formen der Anschauung und des Denkens frei ist. Solche Betrachtungsweise ist nicht so jungen Ursprungs wie man gewöhnlich meint. Die Theologie der Hebräer schrieb ihrem Gott als wesentliche Eigenschaften die der Allgegenwart, der Ewigkeit und der Allmacht

Tradition von Jahrtausenden. Wenn dabei der Wunsch und wohl gar die Hoffnung entsteht, es möchte gelingen alles Werthvollste aus allem Ueberlieferten zu sammeln und als gleichmäßigen und lückenlosen Besitz weiter zu vererben, so ist das, dem Selbstvertrauen der Jugend gerade entgegengesetzt, ein Zeichen greisenhafter Bedenklichkeit und Aufbewahrungssucht. Dieses Bildungsideal wird schwerlich, auch nicht mittelbar, gute Wirkungen hervortreiben, und wird, wenn es einmal überwunden ist, sicher nicht die Erinnerung zurücklassen, daß es ein froher und muthiger Irrthum gewesen sei.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Schon die angeführten werden deutlich gemacht haben, wie mannigfaltig auch der Art nach die Unterschiede sein können, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten. Daß man beiden Seiten nur gerecht werden kann, wenn man den Abstand sorgfältig in Rechnung zieht, versteht sich von selbst und ist noch vor Kurzem indirekt bewiesen worden durch die Uebertreibung, womit in manchen neuesten Darstellungen der alten Geschichte das Uebereinstimmende hervorgekehrt, und stellenweise der Versuch gemacht ist einen vollkommenen Parallelismus durchzuführen. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß das eigentlich Fördernde, das, wodurch neue Einblicke eröffnet und neue Aufgaben geschaffen werden, überall nicht so sehr in der Schärfe des Trennens liegt wie in der glücklichen Verbindung. Sie wird da am meisten anregend wirken, wo die verwandten Elemente sich zunächst dem Blicke entzogen und nun auf überraschende Art zusammengebracht werden.

Es gilt mit Recht als ein bedeutender Erfolg der kritischen Philosophie, daß man gelernt hat auf transcendente Erkenntniß zu verzichten und nur die Grenzen scharf zu bestimmen, jenseits deren die Welt, wie sie an sich ist, liegen muß. Daß wir all ihren Inhalt räumlich und zeitlich vertheilt vorstellen, alle Vorgänge in ihr nach dem unentrinnbaren Gesetze von Ursache und Wirkung verbunden denken, ist eine Folge aus der Natur unserer Sinne und unseres Verstandes; wir werden zu der Konsequenz genöthigt, daß das Ding an sich von diesen Formen der Anschauung und des Denkens frei ist. Solche Betrachtungsweise ist nicht so jungen Ursprungs wie man gewöhnlich meint. Die Theologie der Hebräer schrieb ihrem Gott als wesentliche Eigenschaften die der Allgegenwart, der Ewigkeit und der Allmacht

Gedanken, die von hüben und drüben unsern Streit beleben, aus der Rhetorik des Alterthums herstammen; und wohl mancher hat unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft. In anderen Fällen wird man kaum einen Zusammenhang behaupten können. In erzählender Dichtung, zumal in Romanen, ist es ein beliebtes Verfahren, eine Situation da zu verlassen, wo sie spannend geworden ist, und einen Bericht über abliegende Dinge einzuschieben, ehe die Lösung gegeben wird. Schon der Vater Homer hat es so gemacht in der packenden Szene zwischen dem Bettler und der Königin, deren Verlauf in dem Augenblick, wo Eurykleia die Narbe am Schenkel des Herrn bemerken muß, unterbrochen wird durch die ausführliche Geschichte von der Jagd am Parnassos, bei der einst ein Eber dem jugendlichen Helden die Wunde beigebracht hatte. Offenbar hat die Gleichheit der Aufgabe, durch wechselreiche Erzählung das Interesse rege zu erhalten, unzählige Male und an unzähligen Orten denselben Kunstgriff hervorgerufen. — Vielleicht gehören die meisten der heute erwähnten Beispiele einer mittleren Gattung an. Daß Kant bei seiner Analyse des Denkens den alttestamentlichen Gottesbegriff, Schiller, als er die Künstler dichtete, den Platonischen Protagoras vor Augen gehabt habe, wird Niemand beweisen wollen; aber eben so wenig, daß die verglichenen Ideen ganz unabhängig von einander seien. Vielmehr werden wir jedesmal eine in sich geschlossene Reihe von Wandlungen eines ursprünglichen Gedankens anerkennen, die für lange Strecken im Verborgenen läuft, doch hier und da, wo besondere Anlässe sie fördern, zu Tage tritt.

Danach ließe sich nun beinahe sagen, daß die Menschheit selber, als Ganzes betrachtet, eine Art von philologischem Denken vollziehe, indem sie unter veränderten Umständen wieder erkennt, was sie anderswo schon erkannt hatte, etwas aus ihrem Geiste Erzeugtes noch einmal produzirt. Der große Unterschied ist nur, daß solche Erneuerung unbewußt geschieht, während die, welche dem Forscher gelingt, mit klarer Absicht gesucht war. Das aber können wir allerdings aus diesem Zusammentreffen folgern, daß unsere Wissenschaft das gegebene Werkzeug ist, um ein wesentliches Element der Weltentwicklung aufzufassen und zur Anschauung zu bringen. Sie zeigt, wie in scheinbarem Kreislauf ein unablässiger Fortschritt sich vollzieht, und läßt in der frühesten Form eines wiederkehrenden Gedankens die Keime zum Wachsthum wie zum Verfall, in der reifen Gestalt die Grundzüge der ursprünglichen sei es Einsichten

oder Probleme entdecken. So hilft sie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu selbständigem Besitz zu erwerben.

Dem gegenüber wollen wir Anderen den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntniß zu gewinnen, ohne Neid gönnen; die Stärke der Philologie besteht darin, das menschliche Geschlecht zu reicherem und tieferem Verständniß seiner selbst zu führen. Und nicht nur in die Vergangenheit greift diese Kraft, um würdige Aufgaben zu finden, sondern, indem sie an zeitlich entfernten Stoffen sich bildet, muß sie von selbst dazu übergehen, auch das was heute räumlich getrennt ist zusammenzubringen. Auch zwischen den Menschen, die gleichzeitig leben, spielt jenes Verhältniß, daß vielfach eine Uebereinstimmung des Meinens unter abweichenden Formen der Vorstellung versteckt ist; auch hier gilt es, das Verbindende herauszuarbeiten, die mancherlei Unterschiede aus ihren Ursachen zu erklären und die Menschen, die im Treiben der Welt sich drängen und stoßen, mehr und mehr zu gegenseitigem Verstehen zu leiten. Eine Wissenschaft, die für so edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geist schärft, mag wohl einer unvergänglichen Mission sicher sein.

oder Probleme entdecken. So hilft sie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu selbständigem Besitz zu erwerben.

Dem gegenüber wollen wir Anderen den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntniß zu gewinnen, ohne Neid gönnen; die Stärke der Philologie besteht darin, das menschliche Geschlecht zu reicherem und tieferem Verständniß seiner selbst zu führen. Und nicht nur in die Vergangenheit greift diese Kraft, um würdige Aufgaben zu finden, sondern, indem sie an zeitlich entfernten Stoffen sich bildet, muß sie von selbst dazu übergehen, auch das was heute räumlich getrennt ist zusammenzubringen. Auch zwischen den Menschen, die gleichzeitig leben, spielt jenes Verhältniß, daß vielfach eine Uebereinstimmung des Meinens unter abweichenden Formen der Vorstellung versteckt ist; auch hier gilt es, das Verbindende herauszuarbeiten, die mancherlei Unterschiede aus ihren Ursachen zu erklären und die Menschen, die im Treiben der Welt sich drängen und stoßen, mehr und mehr zu gegenseitigem Verstehen zu leiten. Eine Wissenschaft, die für so edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geist schärft, mag wohl einer unvergänglichen Mission sicher sein.

Die Bildung der Volksschullehrer

nach den Preußischen Bestimmungen vom 1. Juli 1901.

Von

Friedrich Michael Schiele,

Lic. theol. in Marburg a. L.

Seit längerer Zeit wußte man, daß die preußische Unterrichtsbehörde die Absicht hatte, in der Lehrerbildung Reformen zu schaffen. Der Lehrplan, der bisher galt, war 1872 im Kulturkampfe unter Falk an die Stelle der traurig berühmten Stiehlschen „Regulative" gesetzt worden. Verfaßt hatte ihn Karl Schneider, der dann als Rath im Kultusministerium fast dreißig Jahre lang unsere Lehrerbildung gezügelt hat. Gegen die früheren Zustände hatten jene Bestimmungen einen ganz erheblichen Fortschritt bedeutet. Nicht nur, daß ein freierer Geist in die Seminare wieder einziehen durfte, auch das Bildungsziel selbst wurde höher gesteckt, die von Schneider für Preußen neu geschaffenen Präparandenanstalten bereiteten die Lehrerbildung in geeigneter Weise vor, eine Uebungsschule wurde allenthalben mit den Seminaren organisch verbunden, das Verhältniß von Allgemeinbildung und Fachbildung der Seminaristen wenigstens in einigen Grundzügen angedeutet. Seither war dann aber nichts Wesentliches an der Lehrerbildung geändert. Die Freiheitsluft von 1872 war inzwischen recht muffig geworden. Den Präparandenanstalten hafteten alle Mängel eines ersten Versuches an, aber ihr Schöpfer behütete sie dreißig Jahre lang in ihrer Urgestalt. Die schwache Trennungslinie von Fach- und Allgemeinbildung war allmählich ganz ins Unbestimmte verschwommen. So war Schneider selbst genöthigt, als er im vergangenen Herbste seine Lebenserinnerungen drucken ließ, das Wort

von der „unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872"*) fallen zu lassen.

Die Reform war in der That unabweisbar geworden. Abgesehen von der Fachpresse der Volksschullehrer hat sich die Oeffentlichkeit merkwürdig wenig um die Dringlichkeit dieser Bildungsreform bekümmert. Denkt man an den Staub, den die Erörterung der gymnasialen Erziehungsfragen aufgewirbelt hat, so könnte man versucht sein, die ganze Angelegenheit als etwas, das wenig allgemeines, wenig politisches und historisches Interesse hat, bei Seite zu schieben, den Lehrern es überlassend, die Sache unter sich auszumachen. Indessen so kann nur urtheilen, wer die Bedeutung eines Werkes nach dem Tageslärm beurtheilt, den es hervorruft. Ich bestreite nicht, daß die Frage, ob unsere intellektuelle Aristokratie eine von hellenischer Kultur durchgeistigte Jugendbildung genießen soll, um einen Grad wichtiger ist, als die Frage der Lehrerbildung, der Volksbildung. Aber sie ist es eben auch nur um einen Grad.

Schon der unmittelbare Zusammenhang, in dem die Bildung des Lehrers mit der Bildung unserer ganzen Volksjugend steht, giebt das an die Hand. Aber selbst, wenn davon abgesehen wird, sollten folgende Zahlen nachdenklich machen:

Von unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen sind im vergangenen Jahre insgesammt 5632 Schüler**), von den Gymnasien allein 4610 Abiturienten entlassen. An Seminaraspiranten dürfte zur Zeit ein jährlicher Bedarf von gegen 4000 vorliegen. Es müssen also alljährlich fast ebenso viele junge Leute mit seminaristischer als mit gymnasialer Bildung in die Welt, d. h. in den Staat, geschickt werden. Schon um der hohen Zahl dieser Gebildeten willen ist es politisch wichtig, welcher Art ihre Bildung ist. Dazu kommt, daß ihre Vertheilung über das Vaterland viel gleichmäßiger, daß das Netz, mit dem diese Bildung das Volk durchzieht, viel dichtmaschiger ist, als bei den gymnasial und akademisch Gebildeten:

---

*) Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Berlin 1900. Seite 319. Ich habe dies Buch in der „Christlichen Welt" vom 11. April d. J. (Nr. 15) ausführlich gewürdigt und möchte es auch hier als ein Denkmal treuer, frommer, erfolgreicher Arbeit im Dienste eines edlen Zieles allen Denen zum Lesen empfehlen, die sich um unser vaterländisches Volksschulwesen Gedanken machen. Ohne Schneiders Wirken wären die modernen Reformen unmöglich; und sind sie selbst wohl auch nicht ganz in seinem Sinne, so unterscheiden sie sich doch andrerseits von seinen einstigen Bestrebungen nur so, wie sich auch echte Söhne von ihren Vätern unterscheiden.

**) Nach dem Ergänzungshefte des „Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung" 1900.

von der „unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872“*) fallen zu lassen.

Die Reform war in der That unabweisbar geworden. Abgesehen von der Fachpresse der Volksschullehrer hat sich die Oeffentlichkeit merkwürdig wenig um die Dringlichkeit dieser Bildungsreform bekümmert. Denkt man an den Staub, den die Erörterung der gymnasialen Erziehungsfragen aufgewirbelt hat, so könnte man versucht sein, die ganze Angelegenheit als etwas, das wenig allgemeines, wenig politisches und historisches Interesse hat, bei Seite zu schieben, den Lehrern es überlassend, die Sache unter sich auszumachen. Indessen so kann nur urtheilen, wer die Bedeutung eines Werkes nach dem Tageslärm beurtheilt, den es hervorruft. Ich bestreite nicht, daß die Frage, ob unsere intellektuelle Aristokratie eine vom hellenischer Kultur durchgeistigte Jugendbildung genießen soll, um einen Grad wichtiger ist, als die Frage der Lehrerbildung, der Volksbildung. Aber sie ist es eben auch nur um einen Grad.

Schon der unmittelbare Zusammenhang, in dem die Bildung des Lehrers mit der Bildung unserer ganzen Volksjugend steht, giebt das an die Hand. Aber selbst, wenn davon abgesehen wird, sollten folgende Zahlen nachdenklich machen:

Von unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen sind im vergangenen Jahre insgesammt 5632 Schüler**), von den Gymnasien allein 4610 Abiturienten entlassen. An Seminaraspiranten dürfte zur Zeit ein jährlicher Bedarf von gegen 4000 vorliegen. Es müssen also alljährlich fast ebenso viele junge Leute mit seminaristischer als mit gymnasialer Bildung in die Welt, d. h. in den Staat, geschickt werden. Schon um der hohen Zahl dieser Gebildeten willen ist es politisch wichtig, welcher Art ihre Bildung ist. Dazu kommt, daß ihre Vertheilung über das Vaterland viel gleichmäßiger, daß das Netz, mit dem diese Bildung das Volk durchzieht, viel dichtmaschiger ist, als bei den gymnasial und akademisch Gebildeten:

*) Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Berlin 1900. Seite 319. Ich habe dies Buch in der „Christlichen Welt“ vom 11. April d. J. (Nr. 15) ausführlich gewürdigt und möchte es auch hier als ein Denkmal treuer, frommer, erfolgreicher Arbeit im Dienste eines edlen Zieles allen Denen zum Lesen empfehlen, die sich um unser vaterländisches Volksschulwesen Gedanken machen. Ohne Schneiders Wirken wären die modernen Reformen unmöglich; und sind sie selbst wohl auch nicht ganz in seinem Sinne, so unterscheiden sie sich doch andrerseits von seinen einstigen Bestrebungen nur so, wie sich auch echte Söhne von ihren Vätern unterscheiden.

**) Nach dem Ergänzungshefte des „Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung“ 1900.



auch das kleinste Dorf, das den Pfarrer nur alle vier Wochen zu sehen bekommt, hat seinen Lehrer. Und endlich, wovon wir zuerst absahen, diese Leute haben ihre Bildung zum Weitergeben empfangen, was vom Arzte und Richter nur bedingungsweise, ja selbst vom Pfarrer nur in beschränktem Maße gilt.

So merkwürdig nun der Gleichmuth ist, mit dem die Oeffentlichkeit diese Bildungsreform erwartete: das Gute hat die Sache doch gehabt, daß keine Unberufenen darein geredet haben. Ja selbst Fachleute haben wenig mitgesprochen; viele Köche hätten auch hier den Brei verderben können, obschon für den Brei die Köche Fachleute sind. Der Vorstand des „Preußischen Lehrervereins" hatte zwar in der Versammlung vom 4. Juni 1900 beschlossen, die Neugestaltung der Lehrerbildung zum Gegenstande der Verhandlung eines preußischen Lehrertages zu machen. Am 8. August ließ er eine Vorlage darüber an seine Zweigvereine ergehen. Aber schon am 1. Juli hatte der Kultusminister die neuen Lehrpläne genehmigt und die Verfügung, die sie einführte, unterzeichnet. So wurde diese Vorlage für ihren eigentlichen Zweck gegenstandslos. Das Ministerium hatte sich die „Berufenen" selbst berufen. Wohl gerade der Erfahrungen wegen, die man bei der Gymnasialreform gemacht hatte, war ihnen Stillschweigen über die Vorverhandlungen auferlegt. Wäre das Ergebniß der Verhandlungen anders ausgefallen, so würden wir wohl nicht mit unserem Spotte über die „verschlossenen Thüren" zurückhalten. Wie die Sache aber jetzt liegt, kann man sich nur freuen, daß die Ueberraschung so gut geglückt ist.

Es handelt sich bei den neuen Lehrplänen um eine Reform, die an Bedeutung die der Falk-Schneider'schen „Allgemeinen Bestimmungen" noch überbietet. Zum ersten Male wird der Versuch gemacht, die sechs Jahre, die für die Bildung der Zöglinge zur Verfügung stehen, voll auszunutzen (1). Zum ersten Male wird unternommen, den Unterricht im Seminar auf ein haltbares Fundament zu stellen und ihn nach dem Wissen der Gegenwart zu normiren (2). Zum ersten Male wird die Allgemeinbildung der Zöglinge als etwas für sich Werthvolles ins Auge gefaßt und deutlich von der fachlichen Ausrüstung zur Technik des besonderen Berufes getrennt (3).

1.

Sechs Jahre! Eine Zeit, wie die von Untertertia bis Oberprima! Und das mit befähigten, durchaus willigen und lernbegierigen

Schülern, die drei Jahre älter und reifer sind als die Gymnasiasten in jenen Klassen! Was ist in solcher Zeit mit solchem „Materiale" nicht zu erreichen! — Freilich, wie wenig wurde bisher erreicht! Die Klagen über die Halbbildung der Lehrer, die übrigens nicht selten mit einer hämischen Freude über den Minderwerth des jungen aufstrebenden Lehrerstandes wunderlich gemischt sind, wie oft habe ich sie zu widerlegen gesucht —, und wie oft habe ich mir dann doch sagen müssen, daß die Klagen ein gewisses Recht haben. Sah man auf das, was immerhin im Seminar gelernt werden konnte, so war es zwar Unrecht, schlechthin von Halbbildung sprechen; sah man aber auf die thatsächlichen Verhältnisse, so wogen die Hindernisse des Lernenkönnens schwerer, als die Möglichkeit sie zu überwinden.

Wer in sechs Jahren die mittleren und oberen Gymnasialklassen durchläuft, wird nach einem einheitlichen Plane in einem homogenen Schulorganismus allmählich in stetigem Fortschritte von Stufe zu Stufe gehoben. Anders erging es bisher dem Seminarzögling. Zwei heterogene Schulorganismen, die sich gegenseitig im Wege standen, mußte er durchlaufen: erst die Präparandenanstalt, dann das Seminar. Und von einem rechten Fortschritte konnte dabei auch nicht die Rede sein: der Lehrplan der Präparandenanstalt sah einerseits dem der Volksschule, anderseits dem des Seminars gar zu ähnlich, und wer wohl vorbereitet von der Präparandenanstalt kam, lernte im Grunde kaum noch etwas Neues im Seminar-Unterricht kennen. Freilich an Arbeit fehlte es in den drei Seminarjahren auch für ihn nicht. Aber bildend war diese Arbeit nicht. Ueber allem Lernen im Seminar schwebte die drohende Forderung: du sollst das Gelernte immer präsent haben. Und daraus ergab sich eine Arbeitslast, die die Spannkraft der Zöglinge bis auf's äußerste anstrengte und — lähmte. Ich bitte den geneigten Leser sich einmal ehrlich die Frage vorzulegen, wieviel Gelerntes er präsent hat. Danach wird er den Bildungswerth dieses Gebotes richtig einschätzen.

So wurde fast die Hälfte der Zeit, die für die Lehrerbildung zu Gebote stand, in bildungswidrigem Treiben vergeudet, die Lernkraft in ihrem besten Zuge künstlich gehemmt — man mußte ja immer wieder dasselbe lernen — und die Fähigkeit, geistig zu produziren, in die Fertigkeit, den immerdar präsenten Stoff zu reproduziren, verwandelt und verkümmert.

Dem haben die neuen Bestimmungen gründlich ein Ende ge-

Schülern, die drei Jahre älter und reifer sind als die Gymnasiasten in jenen Klassen! Was ist in solcher Zeit mit solchem „Materiale" nicht zu erreichen! — Freilich, wie wenig wurde bisher erreicht! Die Klagen über die Halbbildung der Lehrer, die übrigens nicht selten mit einer hämischen Freude über den Minderwerth des jungen aufstrebenden Lehrerstandes wunderlich gemischt sind, wie oft habe ich sie zu widerlegen gesucht —, und wie oft habe ich mir dann doch sagen müssen, daß die Klagen ein gewisses Recht haben. Sah man auf das, was immerhin im Seminar gelernt werden **konnte**, so war es zwar Unrecht, schlechthin von Halbbildung sprechen; sah man aber auf die thatsächlichen Verhältnisse, so wogen die Hindernisse des Lernenkönnens schwerer, als die Möglichkeit sie zu überwinden.

Wer in sechs Jahren die mittleren und oberen Gymnasialklassen durchläuft, wird nach einem einheitlichen Plane in einem homogenen Schulorganismus allmählich in stetigem Fortschritte von Stufe zu Stufe gehoben. Anders erging es bisher dem Seminarzögling. Zwei heterogene Schulorganismen, die sich gegenseitig im Wege standen, mußte er durchlaufen: erst die Präparandenanstalt, dann das Seminar. Und von einem rechten Fortschritte konnte dabei auch nicht die Rede sein: der Lehrplan der Präparandenanstalt sah einerseits dem der Volksschule, anderseits dem des Seminars gar zu ähnlich, und wer wohl vorbereitet von der Präparandenanstalt kam, lernte im Grunde kaum noch etwas Neues im Seminar-Unterricht kennen. Freilich an Arbeit fehlte es in den drei Seminarjahren auch für ihn nicht. Aber bildend war diese Arbeit nicht. Ueber allem Lernen im Seminar schwebte die drohende Forderung: du **sollst das Gelernte immer präsent haben**. Und daraus ergab sich eine Arbeitslast, die die Spannkraft der Zöglinge bis auf's äußerste anstrengte und — lähmte. Ich bitte den geneigten Leser sich einmal ehrlich die Frage vorzulegen, wieviel Gelerntes er präsent hat. Danach wird er den Bildungswerth dieses Gebotes richtig einschätzen.

So wurde fast die Hälfte der Zeit, die für die Lehrerbildung zu Gebote stand, in bildungswidrigem Treiben vergeudet, die Lernkraft in ihrem besten Zuge künstlich gehemmt — man mußte ja immer wieder dasselbe lernen — und die Fähigkeit, geistig zu produziren, in die Fertigkeit, den immerdar präsenten Stoff zu reproduziren, verwandelt und verkümmert.

Dem haben die neuen Bestimmungen gründlich ein Ende ge-

macht. „Der Lehrplan der Präparandenanstalt und des Seminars bilden ein organisches Ganzes“, so heißt es jetzt in der einführenden Verfügung des Ministers (U. III. 3141) und ebenda: „Der Lehrplan des Seminars baut sich auf dem der Präparandenanstalt auf. Das Seminar muß bei den aufzunehmenden Zöglingen die nach dem Lehrplane der Präparandenanstalt zu vermittelnden Kenntnisse voraussetzen und auf dieser Grundlage weiterarbeiten.“*) Das klingt so selbstverständlich, und dennoch revolutioniren diese Sätze geradezu den ganzen Unterrichtsbetrieb: denn bisher galt ihr Gegentheil, die beiden Lehrpläne**) bildeten kein Ganzes, geschweige denn ein organisches Ganzes, das Seminar setzte aus den vorangehenden Lernjahren keine Kenntniß voraus und es baute nicht weiter, sondern „vertiefte“ nur von Jahr zu Jahr gründlicher die altbekannten Elemente und Fundamente, die dadurch von Jahr zu Jahr an Tragfähigkeit verloren.***)

Es ist interessant, einen Blick in den neuen Lehrplan für die einzelnen Disziplinen zu werfen, ihn mit dem früheren zu vergleichen und die obere Grenze festzustellen, bis zu der jetzt die Zöglinge geführt werden sollen. Knappe, gekürzte schematische Uebersichten über drei Hauptfächer: evangelische Religion, Deutsch, Rechnen, werden das am besten verdeutlichen:

1. Evangelische Religion.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. III (Seminar, Klasse III)	Biblische Geschichte des Alten Testaments im Zusammenhange	P. A. III (Präparanden-Anstalt, Klasse III)
S. II	Biblische Geschichte des Neuen Testaments	P. A. II
S. I	Apostelgeschichte	P. A. I
S. III	Geschichte des Kirchenliedes	P. A. I
S. I	Einige Bilder aus der Kirchengeschichte	P. A. I
—	Bibelkunde	S. III
S. I	Psalmen und prophetische Schriften . .	S. III
—	Die 4 Evangelien in ihrem gegenseitigen Verhältniß	S. III
—	Zusammenfassende Darstellung der Lehrthätigkeit Jesu	S. III
S. I (theilweise)	Die epistolischen Schriften (wenigstens der Römerbrief ganz)	S. II
—	Kirchengeschichte	S. II

*) Seite 6 der amtlichen Ausgabe. Berlin 1901, W. Hertz. Besser orientirt die Ausgabe der „Allgemeinen Bestimmungen“ von Geh.-Rath G. Schöppa (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1901), weil sie außer den Neuerungen auch die gültig gebliebenen alten Bestimmungen enthält.

**) Oder vielmehr, da die Präparandenanstalten keinen allgemein vorgeschriebenen Lehrplan hatten: die Aufnahmebestimmungen der Seminaraspiranten und der Seminarlehrplan.

***) Die Präparandenanstalten sind fast alle private Unternehmungen, doch hat sie der Staat fest in der Hand. Trotzdem benutzte er sie — nach einem Worte, das im Abgeordnetenhause vom Ministertische aus gesprochen ist — nur als „Kleinkinderbewahranstalten“. Die jungen Leute sollten in der Zeit vom 14. bis 17. Lebensjahre verhindert werden, einen andern Beruf zu ergreifen, wurden deshalb in den Privatanstalten, die oft genug sogar nur 2 Klassen hatten, hingehalten, und waren dann für die Aufnahme ins Seminar „bewahrt“. Hierin liegt die Erklärung für den früheren Mißstand.

Der Katechismusunterricht ist aus S. II an P. A. I—III überwiesen. Eine zusammenfassende Glaubens- und Sittenlehre tritt neu an das Ende des gesammten Religionsunterrichtes in S. I und wird zwar im Anschlusse an die drei Glaubensartikel aber „unter Heranziehung der neutestamentlichen Schriften“ ertheilt. Ueber die kirchlichen Perikopen, die bisher bezeichnenderweise in dem neutestamentlichen Unterricht „besonders berücksichtigt“ wurden (S. II), wird jetzt in P. A. I, im Zusammenhange mit andern kirchlichen Einrichtungen die nöthige Belehrung gegeben. Die „Biblische Geschichte“ wird schon in der Präparandenanstalt (P. A.) ganz zum Abschluß gebracht. Aus den Lehrplänen zum Seminar (S.) und den (Seite 27—49 = Schöppa Seite 74—94) beigegebenen Anweisungen ersieht man ferner deutlich, daß die Zöglinge nicht mehr ängstlich vor den gesicherten Ergebnissen der modernen Bibelwissenschaft bewahrt und behütet bleiben sollen. Vielmehr wird gefordert, daß im Alten Testamente die „Entwickelung“ der Heilsidee zum Verständniß gebracht werde*) und daß im Neuen Testamente gründlich gelesen und wirklich studirt wird. Für evangelische und katholische Religion sind die Lehrpläne getrennt aufgestellt; 1872 hatten Falk und Schneider sie verbunden. Diese Lehrpläne — und das ist besonders bemerkenswerth — sind im Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden entworfen. —

2. Deutsch.

Früher:	Lehrstoff.	Jetzt:
S. III	Der einfache Satz: Haupt-, Eigenschafts-, Zahl- und Fürwort	P. A. III
S. III	Rechtschreibung.	P. A. III
S. III	Prosaische und poetische Lesestücke aus dem Lesebuche	P. A. III

*) Seite 32 der amtlichen Ausgabe = Schöppa Seite 80.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
—	Bibelkunde	S. III
S. I	Psalmen und prophetische Schriften . .	S. III
—	Die 4 Evangelien in ihrem gegenseitigen Verhältniß	S. III
—	Zusammenfassende Darstellung der Lehrthätigkeit Jesu	S. III
S. I (theilweise)	Die epistolischen Schriften (wenigstens der Römerbrief ganz)	S. II
—	Kirchengeschichte	S. II

Der Katechismusunterricht ist aus S. II an P. A. I—III überwiesen. Eine zusammenfassende Glaubens- und Sittenlehre tritt neu an das Ende des gesammten Religionsunterrichtes in S. I und wird zwar im Anschlusse an die drei Glaubensartikel aber „unter Heranziehung der neutestamentlichen Schriften" ertheilt. Ueber die kirchlichen Perikopen, die bisher bezeichnenderweise in dem neutestamentlichen Unterricht „besonders berücksichtigt" wurden (S. II), wird jetzt in P. A. I, im Zusammenhange mit andern kirchlichen Einrichtungen die nöthige Belehrung gegeben. Die „Biblische Geschichte" wird schon in der Präparandenanstalt (P. A.) ganz zum Abschluß gebracht. Aus den Lehrplänen zum Seminar (S.) und den (Seite 27—49 = Schöppa Seite 74—94) beigegebenen Anweisungen ersieht man ferner deutlich, daß die Zöglinge nicht mehr ängstlich vor den gesicherten Ergebnissen der modernen Bibelwissenschaft bewahrt und behütet bleiben sollen. Vielmehr wird gefordert, daß im Alten Testamente die „Entwickelung" der Heilsidee zum Verständniß gebracht werde*) und daß im Neuen Testamente gründlich gelesen und wirklich studirt wird. Für evangelische und katholische Religion sind die Lehrpläne getrennt aufgestellt; 1872 hatten Falk und Schneider sie verbunden. Diese Lehrpläne — und das ist besonders bemerkenswerth — sind im Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden entworfen. —

2. Deutsch.

Früher:	Lehrstoff.	Jetzt:
S. III	Der einfache Satz: Haupt-, Eigenschafts-, Zahl- und Fürwort	P. A. III
S. III	Rechtschreibung.	P. A. III
S. III	Prosaische und poetische Lesestücke aus dem Lesebuche	P. A. III

*) Seite 32 der amtlichen Ausgabe = Schöppa Seite 80.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. II	Der zusammengesetzte Satz. Alle Wortarten	P. A. II
S. III	Balladen, Romanzen: volksthümliche, weltliche und geistliche Lyrik. Beschreibende Prosa	P. A. II
S. II	Wortbildung. Abschluß der elementaren Grammatik	P. A. I
S. II	Schwierigere poetische Stücke. Schillers „Glocke" und „Tell"	P. A. I
S. II	Prosa: Charakterschilderungen, Kulturbilder	P. A. I
—	Elementare Phonetik. Mundarten . .	S. III
—	Nibelungen und Gudrun. Höfische Epik und Lyrik	S. III
S. I	Hermann und Dorothea	S. III
—	Götz. Jungfrau von Orleans	S. III
—	Entsprechende Prosa	S. III
—	Geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache	S. II
—	Klopstock, Lessing, Herder, Goethe im Zusammenhange mit ihren Werken und ihrer Zeit	S. II
(theilweise S. I)	Goethes und Schillers Gedankenlyrik .	S. II
—	Minna von Barnhelm. Egmont . .	S. II
—	Dichtung und Wahrheit. Goethische Briefe. Lessing'sche Prosa	S. II
—	Weitere klassische und moderne Dichter.	S. I
S. III	Volkslied	S. I
S. I	Wallenstein	S. I
—	Ein Drama von Shakespeare	S. I
—	Herder'sche und Schiller'sche Prosa . .	S. I

Die Anweisungen hierzu fordern nur für die P. A. ein Lesebuch. Im Seminar sollen bei der Lektüre größerer Werke Schulausgaben benutzt werden.

3. Rechnen.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. III	Bis zur Prozentrechnung incl. . . .	P. A. III, II
S. II	Buchstabenrechnung bis zu den Proportionen und Gleichungen 1. Grades mit einer Unbek.	P. A. I
S. I	Potenzen. Wurzeln. Gleichungen 1. Grades mit mehreren Unbek.	S. III
—	Logarithmen	S. III
—	Gleichungen 2. Grades. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung	S. II

Diese drei Beispiele müssen genügen. Ein weiteres Eingehen würde nur immer wieder bestätigen, daß wesentliche Partien vom Seminar an die Präparandenanstalt überwiesen worden sind, und daß das Seminar auf dieser Grundlage jetzt ernstlich weiter arbeitet. Wir sehen aus den Beispielen: der Religionsunterricht auf dem Seminar geht erheblich weiter als auf allen unsern andern höheren Lehranstalten, der Deutschunterricht darf sich in seinen Zielen dem der Oberrealschulen zur Seite stellen, im Rechnen überschreitet die Arithmetik der Gymnasien nur durch den binomischen Lehrsatz das Pensum der zweiten Seminarklasse.

Auf die andern Disziplinen sei nur kurz ein orientirender Blick geworfen. Der Unterricht in der Pädagogik ist gegen früher vermehrt, die Psychologie an den Anfang gestellt, die moderne Kinderpsychologie und -Pathologie berücksichtigt; die Geschichte der Erziehung bildet den Abschluß und soll, bis in die neueste Zeit fortgeführt, das Verständniß für die pädagogischen Aufgaben und Bestrebungen der Gegenwart vermitteln.

Eine Fremdsprache ist obligatorisch gemacht worden, Französisch oder Englisch. Wo bisher fakultativer Lateinunterricht war, wird er beibehalten. Die Schüler müssen also alle eine, können an manchen Orten zwei Fremdsprachen in ihren Anfangsgründen erlernen. Der Gewinn, der sich daraus für den deutschen Unterricht ergiebt, ist mit Händen zu greifen; denn wer nur eine Sprache kennt, kennt keine.

In Geschichte geben P. A. III und II einen propädeutischen Kursus. P. A. I beginnt den Hauptkursus, der auf vier Jahre vertheilt ist: Alterthum (P. A. I), deutsche Geschichte bis 1648 (S. III), bis 1815 (S. II), bis zur Gegenwart (S. I).

Die Geometrie wird bis zur Berechnung ebener Figuren mit Hilfe der trigonometrischen Funktionen fortgeführt. In der Naturbeschreibung ist für die P. A. Hauptsache die Kenntniß der Naturkörper, für das S. Morphologie und Histologie. Der Lehrstoff

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. I	Potenzen. Wurzeln. Gleichungen 1. Grades mit mehreren Unbek.	S. III
—	Logarithmen	S. III
—	Gleichungen 2. Grades. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung	S. II

Diese drei Beispiele müssen genügen. Ein weiteres Eingehen würde nur immer wieder bestätigen, daß wesentliche Partien vom Seminar an die Präparandenanstalt überwiesen worden sind, und daß das Seminar auf dieser Grundlage jetzt ernstlich weiterarbeitet. Wir sehen aus den Beispielen: der Religionsunterricht auf dem Seminar geht erheblich weiter als auf allen unsern andern höheren Lehranstalten, der Deutschunterricht darf sich in seinen Zielen dem der Oberrealschulen zur Seite stellen, im Rechnen überschreitet die Arithmetik der Gymnasien nur durch den binomischen Lehrsatz das Pensum der zweiten Seminarklasse.

Auf die andern Disziplinen sei nur kurz ein orientirender Blick geworfen. Der Unterricht in der Pädagogik ist gegen früher vermehrt, die Psychologie an den Anfang gestellt, die moderne Kinderpsychologie und -Pathologie berücksichtigt; die Geschichte der Erziehung bildet den Abschluß und soll, bis in die neueste Zeit fortgeführt, das Verständniß für die pädagogischen Aufgaben und Bestrebungen der Gegenwart vermitteln.

Eine Fremdsprache ist obligatorisch gemacht worden, Französisch oder Englisch. Wo bisher fakultativer Lateinunterricht war, wird er beibehalten. Die Schüler müssen also alle eine, können an manchen Orten zwei Fremdsprachen in ihren Anfangsgründen erlernen. Der Gewinn, der sich daraus für den deutschen Unterricht ergiebt, ist mit Händen zu greifen; denn wer nur eine Sprache kennt, kennt keine.

In Geschichte geben P. A. III und II einen propädeutischen Kursus. P. A. I beginnt den Hauptkursus, der auf vier Jahre vertheilt ist: Alterthum (P. A. I), deutsche Geschichte bis 1648 (S. III), bis 1815 (S. II), bis zur Gegenwart (S. I).

Die Geometrie wird bis zur Berechnung ebener Figuren mit Hilfe der trigonometrischen Funktionen fortgeführt. In der Naturbeschreibung ist für die P. A. Hauptsache die Kenntniß der Naturkörper, für das S. Morphologie und Histologie. Der Lehrstoff

für die Physik ist so vertheilt, daß keine unnöthige Wiederholung stattfindet. In der Geographie ist das nicht ebenso vermieden; aber wenigstens die Heimathskunde ist ganz der P. A. III vorbehalten, und die nationale Geographie wird in S. II betrieben, parallel der deutschen Geschichte von 1648—1815.

Der Lehrplan übers Turnen wird manches alten Turners Herz erfreuen. Der Musik aber ist es immer noch viel zu viel. Indessen sollen doch jetzt alle musikalisch **wenig** befähigten Schüler vom Klavier- und Orgelspiel ausgeschlossen werden. Früher konnten nur die musikalisch **gänzlich unbefähigten** mit Mühe frei kommen. Außerdem bleibt jetzt das Klavierspiel im Seminar Privatübung. Ehedem mußte unweigerlich jeder Seminarist, auch der minder befähigte, wöchentlich zwölf Stunden Musik treiben. Das wird nun hoffentlich besser, denn der neue Lehrplan bietet wenigstens Handhaben zu einer Einschränkung dieses Uebelstandes. Es wird dann freilich künftig weniger Organisten geben, aber die wenigen werden tüchtiger sein. Man wird nicht mehr, wie jetzt, dem dienstältesten Lehrer einer Gemeinde die Organistenpfründe geben müssen, weil er über sein Orgelspiel ein mühsam erworbenes Zeugniß vorlegen kann, sei er auch „wenig musikalisch"; sondern auf die Orgelbank kommt, wer es trotz des beschränkten Unterrichtes im Seminar zu etwas gebracht hat, weil er musikalisch war.

Sehen wir nun auf das Ganze zurück, so ist das Erste, was uns bei der Durchsicht der neuen Lehrordnung in die Augen fällt: Zeitgewinn und Zeitausnutzung zu Gunsten eines außerordentlich erweiterten Lehrpensums. Die geistige Kraft, die bisher in der Sklaverei eines öden „didaktischen Materialismus" fürs immer wiederholte Auswendiglernen des Volksschulpensums vergeudet wurde, ist befreit und entfaltet sich jetzt ungehemmt, doch wohl geleitet, auf dem Gebiete einer freien Allgemeinbildung.

2.

Worin aber liegt nun das charakteristische Merkmal dieser Allgemeinbildung? In welches Verhältniß treten jetzt die Seminare zu den übrigen höheren Bildungsanstalten?

Bisher liefen alle Fäden der Seminarerziehung in dem Religionsunterrichte zusammen. Unweigerlich pflegte jeder Seminardirektor, mochte er auch Mathematiker, Neusprachler oder früherer Elementarlehrer sein, diese Disziplin in seine Hand zu nehmen; denn nur so bekam er das ganze Seminar wirklich in die Hand,

nur so konnte er dirigiren. Das alte Herkommen, nach dem der Lehrer zum clerus minor gehört, steht nämlich nicht nur bei der Schulverwaltung noch heute in Kraft und Ansehen, sondern die geistliche Schulaufsicht hatte bis gestern im geistlichen Schulunterricht der Seminare ihr Seitenstück. Der künftige clericus minor mußte folgerecht klerikalen Unterricht erhalten. Das war in den alten Mühler-Stiehlschen Regulativen grundsätzlich durchgeführt worden. Die Falk-Schneiderschen allgemeinen Bestimmungen hatten dann zwar die Alleinherrschaft des Religionsunterrichtes, neben dem „alle anderen Lehrgegenstände zu Nebenfächern herabgedrückt waren"*), heftig erschüttert. Aber als nun der Geist der Seminarerziehung, vertrieben aus seinem Palaste, nach einer neuen Behausung suchte, konnte er weder im deutschen Unterrichte, noch in dem geschichtlichen, weder in den mathematisch-naturwissenschaftlichen, noch in den künstlerischen Fächern, in Musik, Zeichnen und Gymnastik ein anständiges Unterkommen finden; sie waren für die Ansprüche, die er mit Recht machen mußte, denn doch zu dürftig ausgestattet. So kehrte er gar bald, ohne viel Aufhebens davon zu machen, zu dem Religionsunterrichte zurück. Mußte er auch auf Manches verzichten, das er früher genossen hatte, so konnte er doch hier noch immer am ersten seine Flügel regen. Und so blieb es bis in unsere Tage.

Ehe wir aber nun zusehen, welchen Wandel hierin die neue Lehrordnung geschaffen hat, thun wir gut, uns die Frage vorzulegen, in welchem Bildungsfache **wir** denn die Fäden der Seminarerziehung zusammenlaufen sehen möchten.

Ist eigentlich der **Religionsunterricht** nicht ganz geeignet dazu? — Echte Bildung ist immer radikal, führt ihren Zögling bis zu den Wurzeln. Kann das Seminar seine Zöglinge bis zu den Wurzeln der Religion führen? Vielleicht. Wo liegen die Wurzeln? Darauf sind kurz zwei Antworten möglich: in der eigenen religiösen Erfahrung — in der Bibel. Halten wir uns an die erste Antwort, so bietet zwar die Bildungsstufe des Seminaristen kein Hinderniß, hier bis zu den Wurzeln zu dringen. Religiöse Erfahrung wächst echt auf jeder Bildungsstufe. Aber eigene religiöse Erfahrung ist kein Gegenstand des **Unterrichtes**. Sie entzieht sich prinzipiell der unterrichtlichen Behandlung. Wo dennoch die Religiosität in diesem Sinne verschult wird, stellen sich

*) Schneider's Lebenserinnerungen Seite 290.



nur so konnte er dirigiren. Das alte Herkommen, nach dem der Lehrer zum clerus minor gehört, steht nämlich nicht nur bei der Schulverwaltung noch heute in Kraft und Ansehen, sondern die geistliche Schulaufsicht hatte bis gestern im geistlichen Schulunterricht der Seminare ihr Seitenstück. Der künftige clericus minor mußte folgerecht klerikalen Unterricht erhalten. Das war in den alten Mühler-Stiehlschen Regulativen grundsätzlich durchgeführt worden. Die Falk-Schneiderschen allgemeinen Bestimmungen hatten dann zwar die Alleinherrschaft des Religionsunterrichtes, neben dem „alle anderen Lehrgegenstände zu Nebenfächern herabgedrückt waren"*), heftig erschüttert. Aber als nun der Geist der Seminarerziehung, vertrieben aus seinem Palaste, nach einer neuen Behausung suchte, konnte er weder im deutschen Unterrichte, noch in dem geschichtlichen, weder in den mathematisch-naturwissenschaftlichen, noch in den künstlerischen Fächern, in Musik, Zeichnen und Gymnastik ein anständiges Unterkommen finden; sie waren für die Ansprüche, die er mit Recht machen mußte, denn doch zu dürftig ausgestattet. So kehrte er gar bald, ohne viel Aufhebens davon zu machen, zu dem Religionsunterrichte zurück. Mußte er auch auf Manches verzichten, das er früher genossen hatte, so konnte er doch hier noch immer am ersten seine Flügel regen. Und so blieb es bis in unsere Tage.

Ehe wir aber nun zusehen, welchen Wandel hierin die neue Lehrordnung geschaffen hat, thun wir gut, uns die Frage vorzulegen, in welchem Bildungsfache wir denn die Fäden der Seminarerziehung zusammenlaufen sehen möchten.

Ist eigentlich der Religionsunterricht nicht ganz geeignet dazu? — Echte Bildung ist immer radikal, führt ihren Zögling bis zu den Wurzeln. Kann das Seminar seine Zöglinge bis zu den Wurzeln der Religion führen? Vielleicht. Wo liegen die Wurzeln? Darauf sind kurz zwei Antworten möglich: in der eigenen religiösen Erfahrung — in der Bibel. Halten wir uns an die erste Antwort, so bietet zwar die Bildungsstufe des Seminaristen kein Hinderniß, hier bis zu den Wurzeln zu dringen. Religiöse Erfahrung wächst echt auf jeder Bildungsstufe. Aber eigene religiöse Erfahrung ist kein Gegenstand des Unterrichtes. Sie entzieht sich prinzipiell der unterrichtlichen Behandlung. Wo dennoch die Religiosität in diesem Sinne verschult wird, stellen sich

*) Schneider's Lebenserinnerungen Seite 290.



als traurige Folgen Heuchelei und Religionsekel unvermeidbar ein.*) Der herkömmliche Seminarunterricht hat in erschreckendem Maße diese Folgen hervorgerufen. — So müssen wir uns also mit der zweiten Antwort an die Bibel halten: Schulunterricht im Christenthum kann nur Bibelunterricht sein. Kann aber der Seminarist hier radikal gebildet werden? Er versteht ja die Sprache der Bibel nicht. Er bleibt immer auf Uebersetzungen und Erläuterungen aus zweiter Hand, auf die Nachhilfe popularisirender Fachleute angewiesen. Radikal kann er hier nie gebildet werden. Soll die Lehrerbildung auf den Religionsunterricht basirt werden, so wird der Lehrer zu unentrinnbarer Halbbildung verurtheilt.

Kann der Geschichtsunterricht das Gebäude der Lehrerbildung tragen? Die Frage braucht nur erhoben zu sein, um sofort verneint zu werden. Zu den Quellen dringt hier nur der Philologe.

Wenn die Lehrer selbst den Werth ihrer Bildung gegen die akademische ausspielen, pflegen sie sich auf die wissenschaftliche Pädagogik zu berufen, in die sie das Seminar hineingeleitet habe. Aber der Irrthum, der darin liegt, ist leicht zu sehen. Sofern die Pädagogik Wissenschaft ist, ist sie philosophisch begründet, wesentlich durch Psychologie und Ethik. Radikales philosophisches Verständniß aber ist wiederum nur für den möglich, der in den alten Sprachen und in der Mathematik kein Fremdling ist. Sofern aber die Pädagogik eine Kunst ist, dürfte diese Kunstübung bei den ersten Lehrversuchen der Seminaristen doch noch zu sehr ein tastender Anfang sein, als daß sie das bestimmende Moment der ganzen Bildung sein könnte — ganz abgesehen von der Schädigung der Allgemeinbildung durch ihren Zuschnitt auf die Berufstechnik.

Die musikalische und zeichnerische Kunst, sowie die gymnastische Gewandtheit sind — von Anderem zu schweigen — zu sehr Sache der individuellen Begabung, als daß sie als allgemeine Grundlage in Betracht kommen könnten.

Bleiben: die neuern Sprachen, also hier das Deutsche im Rahmen der anderen modernen Weltsprachen, und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer.

Zweifellos könnte nun das Unterrichtspensum in den letzteren ohne besondere Schwierigkeiten so erweitert werden, daß hier ein

*) Vgl. meinen Aufsatz: Gedanken über die Lehrbarkeit der Religion in Baumgarten's Monatsschrift für die kirchliche Praxis. März 1901.

breites Fundament wahrhafter moderner Bildung geschaffen würde. Aber wäre dem deutschen Volke damit gedient, wenn die gesammte Lehrerbildung und somit auch die ganze Volksbildung auf dem Fundamente mathematisch-naturwissenschaftlicher Erkenntniß ruhte? Für die gesammte Lehrerbildung, die ganze Volksbildung wird wohl jeder die Frage verneinen. Aber allerdings, daß eine recht stattliche Anzahl von Lehrern ihre Bildung mathematisch fundamentire, kann nur wünschenswerth sein.

Von diesem Punkte des Weges wollen wir nun wieder zu den neuen Lehrplänen zurücklenken. Sie fördern, wie wir sehen, ihre Zöglinge in der Mathematik fast so weit, wie die Gymnasien ihre Primaner. Die Seminarabiturienten werden also jetzt so gründlich vorgebildet, daß sie sich, wenn sie wollen, zu wohlunterrichteten Mathematikern im Leben fortbilden können. Gewiß werden viele es künftig thun. Und das ist gut.

Aber die Mehrzahl wird mit ihrer Neigung bei der Disziplin bleiben, die in der neuen Lehrordnung mit Recht zum Träger der Lehrerbildung gemacht ist: beim Deutschen. Sie werden es schon deshalb thun, weil ihr ganzer späterer Beruf sie mehr nach derjenigen Seite geistiger Bethätigung hinweist, auf der das Deutsche nebst Geschichte, Geographie und Religion liegt, als nach der Seite der Mathematik nebst den Naturwissenschaften.

Ist nun der deutsche Unterricht im neuen Seminar radikal genug? Sind die Fundamente tief und solide genug gelegt, um den Bau einer wirklichen Vollbildung zu tragen? Der Vergleich des Lehrplans mit dem der Gymnasien kann zur Beantwortung der Frage wenig helfen. Denn dort hat das Deutsche nicht einzig und allein die Kosten der Bildung zu bestreiten: der Zugang zu den unerschöpflichen Schatzkammern des Alterthums wird dort wegsam gemacht, da braucht im Deutschen nicht so viel gelernt zu werden. Wir müssen uns also ohne Seitenblicke an den Seminar-Lehrplan selbst halten, wie er oben im Auszuge mitgetheilt ist.

Die Grammatik geht über die elementare Unterweisung nicht unwesentlich hinaus. Phonetik, Kenntniß der deutschen Mundarten, Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache und den Bedeutungswandel sind keine verächtlichen Gaben. Aber Tragkraft erhalten diese grammatischen Belehrungen erst dadurch, daß das neue Seminar sechs Jahre langen fremdsprachlichen Unterricht obligatorisch macht und in den Anweisungen ausdrücklich fordert: „Hierbei sind die wesentlichen Unterschiede der deutschen

breites Fundament wahrhafter moderner Bildung geschaffen würde. Aber wäre dem deutschen Volke damit gedient, wenn die gesammte Lehrerbildung und somit auch die ganze Volksbildung auf dem Fundamente mathematisch-naturwissenschaftlicher Erkenntniß ruhte? Für die gesammte Lehrerbildung, die ganze Volksbildung wird wohl jeder die Frage verneinen. Aber allerdings, daß eine recht stattliche Anzahl von Lehrern ihre Bildung mathematisch fundamentire, kann nur wünschenswerth sein.

Von diesem Punkte des Weges wollen wir nun wieder zu den neuen Lehrplänen zurücklenken. Sie fördern, wie wir sehen, ihre Zöglinge in der Mathematik fast so weit, wie die Gymnasien ihre Primaner. Die Seminarabiturienten werden also jetzt so gründlich vorgebildet, daß sie sich, wenn sie wollen, zu wohlunterrichteten Mathematikern im Leben fortbilden können. Gewiß werden viele es künftig thun. Und das ist gut.

Aber die Mehrzahl wird mit ihrer Neigung bei der Disziplin bleiben, die in der neuen Lehrordnung mit Recht zum Träger der Lehrerbildung gemacht ist: beim Deutschen. Sie werden es schon deshalb thun, weil ihr ganzer späterer Beruf sie mehr nach derjenigen Seite geistiger Bethätigung hinweist, auf der das Deutsche nebst Geschichte, Geographie und Religion liegt, als nach der Seite der Mathematik nebst den Naturwissenschaften.

Ist nun der deutsche Unterricht im neuen Seminar radikal genug? Sind die Fundamente tief und solide genug gelegt, um den Bau einer wirklichen Vollbildung zu tragen? Der Vergleich des Lehrplans mit dem der Gymnasien kann zur Beantwortung der Frage wenig helfen. Denn dort hat das Deutsche nicht einzig und allein die Kosten der Bildung zu bestreiten: der Zugang zu den unerschöpflichen Schatzkammern des Alterthums wird dort wegsam gemacht, da braucht im Deutschen nicht so viel gelernt zu werden. Wir müssen uns also ohne Seitenblicke an den Seminar-Lehrplan selbst halten, wie er oben im Auszuge mitgetheilt ist.

Die Grammatik geht über die elementare Unterweisung nicht unwesentlich hinaus. Phonetik, Kenntniß der deutschen Mundarten, Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache und den Bedeutungswandel sind keine verächtlichen Gaben. Aber Tragkraft erhalten diese grammatischen Belehrungen erst dadurch, daß das neue Seminar sechs Jahre langen fremdsprachlichen Unterricht obligatorisch macht und in den Anweisungen ausdrücklich fordert: „Hierbei sind die wesentlichen Unterschiede der deutschen

und der fremden Sprache hinsichtlich des Sprachbaues und der Ausdrucksweise hervorzuheben" (S. 35). Mag immerhin vorläufig der Rahmen des fremdsprachlichen Unterrichts noch gar eng erscheinen: man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß der Druck des deutschen Unterrichts ihn allmählich erweitern muß. Weitere Beschränkung des Musikunterrichts und Reform des Zeichnens werden ihm Raum schaffen.

Sehr langsam aber zielbewußt schreitet der Plan für die deutsche Lektüre vorwärts. Es ist nicht auf eine vollständige Kenntniß der deutschen Literaturgeschichte abgesehen. Numerische Vollständigkeit gehört hier in der That nicht zur Bildung. Gründlichkeit, radikale Gründlichkeit in der Kenntniß der nationalen Meisterwerke, das muß das Ziel sein. Ein Ueberblick über den Plan zeigt, daß dies Ziel klar erkannt und mit Methode erreicht wird. Ein Zögling, dem die Schule Verständniß für Schiller's Gedankenlyrik, für Lessing'sche und Herder'sche Prosa, für Goethe's „Dichtung und Wahrheit" und für seine Briefe erschlossen hat, der hat die Anwartschaft, ein gebildeter Mann zu werden. Denn mehr als die Anwartschaft dazu kann keine Schule ihren Abiturienten mitgeben, selbst die Hochschule nicht.

Es ist bekannt, daß in dem deutschen Unterricht eine ähnliche Gefahr droht, als in den Religionsstunden: der Schulüberdruß. Das schulmäßige Behandeln dichterischer Schönheit verleidet nur zu leicht dem Schüler den Dichter. Die Anweisungen zu unserem Lehrplan rechnen mit dieser Gefahr. „Bei Behandlung der poetischen Lektürestoffe sind sachliche und sprachliche Erklärungen, Gliederungen und dergleichen nur soweit anzuwenden, als für die Erläuterung nothwendig ist; vor allem ist Verständniß des poetischen Gehaltes zu erstreben" (S. 35). Der Seminarlehrer, der sich danach richtet und sich begnügt, Verständniß zu erwecken, im übrigen aber das Dichterwerk selbst reden zu lassen und keine überflüssigen Glossen dazu zu machen, wird vom Schulekel bei seinen Zöglingen nichts zu befürchten haben. In der gleichen Richtung bewegt sich die Vorschrift, einen Ueberblick über die deutsche Literatur nur „mit der Maßgabe" zu „vermitteln", daß er sich „auf Gebiete erstreckt, aus denen die Schüler durch den Unterricht und die Privatlektüre ausreichenden Anschauungsstoff erworben haben" (S. 36). Auch die Betonung der Privatlektüre, die Förderung der Selbstthätigkeit der Zöglinge gehört hierher.

Für die Stufenfolge des Planes ist es charakteristisch, daß

die Unterweisung in der deutschen Lyrik abgeschlossen und gekrönt wird durch Besprechung des Volksliedes mit den reifen Schülern der Oberklasse. Jedes lobende Wort darüber ist wirklich überflüssig.

Weil die Seminarbildung nicht bis zu denjenigen Wurzeln der deutschen Kultur vordringen kann, die in der antiken Welt ruhen, muß sie, was dem Fundament an Tiefe abgeht, durch Breite ersetzen. Benachbarte Disziplinen müssen durch Seitenpfeiler den Bau tragen helfen: der Religionsunterricht auf der einen Seite, Geschichte und Geographie auf der anderen.

Der Religionsunterricht ist durch die Neuordnung von einem schweren Drucke befreit. Die Last, die er nicht tragen konnte, ist von ihm abgewälzt. Er kann sich jetzt selbständig nach seiner Eigenart entfalten. Was er treibt, kommt jetzt vor Allem ihm selbst zu Gute. Und nimmt er auch in der Organisation des Seminars nicht mehr den alten Platz ein, so ist ihm doch am neuen Platze noch mehr freier Raum, mehr Licht und Luft zugemessen. Das Pensum ist, wie wir sahen, wesentlich erweitert. Den Forschungen deutscher Religionswissenschaft sind die Pforten der evangelischen Seminare nicht mehr verschlossen. Kirchengeschichte wird gründlicher getrieben. Das alles bedeutet aber auch nicht in letzter Linie eine Stärkung des deutschen Elementes. Das Evangelium und das deutsche Volk gehören ja zusammen. Kann auch das Seminar nicht alle Schätze der alten Welt seinen Schülern zeigen: das werthvollste Vermächtniß der alten mittelländischen Kultur, das Christenthum, das läßt es ihnen in gründlicher Kenntniß zu eigen werden. Und, wenigstens für die evangelischen Seminare, kann es im Rahmen der neuen Lehrordnung nicht schwer sein, die Verbindungslinien vom Christenthum zur deutschen Nationalliteratur zu ziehen: Luther, der Schöpfer eines neuen Deutschthums, Goethe, wie ihn uns Carlyle als deutschen Christen gezeigt hat, Schiller, der Dolmetscher Kants, des Philosophen des Protestantismus! Da die Anweisungen (S. 35) vorschreiben, die Prosalektüre „unter angemessener Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse" zu pflegen, so haben wir ein Recht, darauf zu hoffen, daß durch Luther's, Goethe's, Herder's, Schiller's Prosa gerade auch diese Seite ihrer Größe den Schülern erschlossen werden soll. Denn nur so erhält die „Konfession" die Gelegenheit, ihre Lebensmacht dem Deutschthum zuströmen zu lassen. Was anders sollte wohl auch konfessionelle Lektüre im

die Unterweisung in der deutschen Lyrik abgeschlossen und gekrönt wird durch Besprechung des Volksliedes mit den reifen Schülern der Oberklasse. Jedes lobende Wort darüber ist wirklich überflüssig.

Weil die Seminarbildung nicht bis zu denjenigen Wurzeln der deutschen Kultur vordringen kann, die in der antiken Welt ruhen, muß sie, was dem Fundament an Tiefe abgeht, durch Breite ersetzen. Benachbarte Disziplinen müssen durch Seitenpfeiler den Bau tragen helfen: der Religionsunterricht auf der einen Seite, Geschichte und Geographie auf der anderen.

Der Religionsunterricht ist durch die Neuordnung von einem schweren Drucke befreit. Die Last, die er nicht tragen konnte, ist von ihm abgewälzt. Er kann sich jetzt selbständig nach seiner Eigenart entfalten. Was er treibt, kommt jetzt vor Allem ihm selbst zu Gute. Und nimmt er auch in der Organisation des Seminars nicht mehr den alten Platz ein, so ist ihm doch am neuen Platze noch mehr freier Raum, mehr Licht und Luft zugemessen. Das Pensum ist, wie wir sahen, wesentlich erweitert. Den Forschungen deutscher Religionswissenschaft sind die Pforten der evangelischen Seminare nicht mehr verschlossen. Kirchengeschichte wird gründlicher getrieben. Das alles bedeutet aber auch nicht in letzter Linie eine Stärkung des deutschen Elementes. Das Evangelium und das deutsche Volk gehören ja zusammen. Kann auch das Seminar nicht alle Schätze der alten Welt seinen Schülern zeigen: das werthvollste Vermächtniß der alten mittelländischen Kultur, das Christenthum, das läßt es ihnen in gründlicher Kenntniß zu eigen werden. Und, wenigstens für die evangelischen Seminare, kann es im Rahmen der neuen Lehrordnung nicht schwer sein, die Verbindungslinien vom Christenthum zur deutschen Nationalliteratur zu ziehen: Luther, der Schöpfer eines neuen Deutschthums, Goethe, wie ihn uns Carlyle als deutschen Christen gezeigt hat, Schiller, der Dolmetscher Kants, des Philosophen des Protestantismus! Da die Anweisungen (S. 35) vorschreiben, die Prosalektüre „unter angemessener Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse“ zu pflegen, so haben wir ein Recht, darauf zu hoffen, daß durch Luther's, Goethe's, Herder's, Schiller's Prosa gerade auch diese Seite ihrer Größe den Schülern erschlossen werden soll. Denn nur so erhält die „Konfession“ die Gelegenheit, ihre Lebensmacht dem Deutschthum zuströmen zu lassen. Was anders sollte wohl auch konfessionelle Lektüre im

deutschen Unterricht bedeuten? Doch gewiß nicht die Erlaubniß an katholische Seminare, sich von der Lektüre der Protestanten Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller zu emanzipiren und an ihre Stelle Katholiken — ja welche denn? — zu setzen.

Soviel von der Hilfe, die der Religionsunterricht, unbeschadet seiner Selbständigkeit, der deutschen Bildung leistet. Auf der andern Seite bieten Geschichte und Geographie ihre Dienste an. Ausführlicher als früher kommt hier zunächst die alte Geschichte zu ihrem Rechte. Ein Jahr lang in wöchentlich drei Stunden werden die Hauptthatsachen aus der griechischen und römischen Geschichte „unter besonderer Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Stoffes" (S. 12) „nach Maßgabe des Standpunktes der Zöglinge" (S. 39) behandelt. Dann wird drei Jahre lang die so vorbereitete vaterländische Geschichte getrieben. Dabei sollen „Quellensammlungen sowie Werke der bedeutendsten neueren Geschichtsschreiber in einzelnen Abschnitten" benutzt werden. Man sieht, einerseits soll der Vorsprung des philologisch Gebildeten möglichst wett gemacht werden, ohne doch die Grenzen der Seminarbildung zu verlassen, und andrerseits gravitirt durch die Betonung des Vaterländischen der Geschichtsunterricht durchaus zum Deutschunterrichte hin. Beide Disziplinen haben ihren Gewinn davon. Das Fundament des Deutschen wird verbreitert; aber auch der Geschichtsunterricht gewinnt eine Bedeutung, die er isolirt nicht erringen konnte. Selbständige Bildung zu begründen ist er nicht radikal genug, doch angeschlossen an den radikaleren deutschen Unterricht sendet er hierhin die Wurzeln seiner Kraft und vermag so die Früchte nationaler historischer Bildung zu zeitigen. Ebendasselbe erstrebt der geographische Unterricht. „Wie in der Geschichte das höchste Ziel die Kenntniß des Vaterlandes und das Verständniß für seine Einrichtungen ist, so ist auch in der Erdkunde das größte Gewicht auf die Kenntniß des Vaterlandes, seiner Natur, seiner politischen Gliederung, seiner materiellen Kultur, seiner Verkehrsbeziehungen zum Auslande zu legen" (S. 42). Auch hier also: deutsche Bildung! Und so könnten wir es weiter durch den ganzen Unterrichtsbetrieb verfolgen.

Doch genug. Das Ergebniß fällt schon deutlich genug ins Auge: die neue Lehrordnung der Seminare führt zielbewußt, sicher und erfolgreich den Plan durch, eine radikale Vollbildung auf dem Fundamente des Deutschthums zu begründen. Der ganze Unterricht gravitirt hin zum Unterrichte in der Muttersprache, und dieser

ist so gründlich und umfassend, daß er eine reife deutschnationale Bildung der Zöglinge zu gewährleisten vermag. Daß dies eine bahnbrechende Neuerung im Seminarwesen ist, verschwindet fast vor der Bedeutung, die der Verwirklichung dieses Bildungsideals für die Kulturgeschichte und für die nationale Politik zukommt. Was für Umwälzungen der geistigen Signatur unseres Vaterlandes wird es zur Folge haben, wenn alljährlich ein paar Tausend so vorgebildete Jünglinge ausziehen, ihre Bildung ins Volk zu tragen?

3.

Eine dritte Reform reiht sich den vorhergehenden noch an: dem Laien zwar unscheinbarer, in Wahrheit aber die am tiefsten einschneidende. Die neuen Lehrpläne trennen die Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wer ein Gymnasium durchlaufen hat, kann sich nicht leicht klarmachen, was das bedeutet. Ihm vermittelte ja seine Schule nur allgemeine humane Bildung. Das übrige blieb völlig der Universität überlassen. Ja selbst hier, nachdem der Student seine Fakultät gewählt hatte, sträubte sich noch immer mehr oder weniger seine Wissenschaft dagegen, als der Inbegriff der Kenntnisse und Fertigkeiten eines praktischen Amtes zu gelten. So konnte er erst einmal ein Mensch werden, ehe er den Berufskittel anzog.

Eher weiß schon der frühere Kadett mitzureden. Aber seine technische Ausbildung liegt auf einem so besonderen Gebiete, daß sie in dem Plane seiner Allgemeinbildung nicht viel zu stören vermag. Von Handelsschulen gilt dasselbe.

Aber im Lehrer wird ein künftiger Bildner gebildet. Elementare Bildung soll er in seinem Amte später lehren; wird seine eigene Bildung darauf von vornherein angelegt, so wird auch sie nie aus dem Elementaren herauskommen. Wird ihm in seinen sechs Lehrjahren alle Bildung nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Zurichtung zu einem praktischen Zweck so recht brauchbar und nach den angebeteten Regeln der heiligen Nützlichkeit dargeboten, so muß der Mensch über dem Lehrer zu kurz kommen. Mag man ihm dann auch eine Bildung schenken, die äußerlich in ihrem Umfange noch so weit über das hinausreicht, was er selbst zu lehren hat, so lange sie innerlich nach seinem Lehrerberuf geformt und gemessen wird, bleibt sie verkümmert. Brich der jungen Tanne den Mitteltrieb aus — wie sollte sie dann noch gerade wachsen?

Hier haben denn auch die Lehrer, die es selbst am besten

ist so gründlich und umfassend, daß er eine reife deutschnationale Bildung der Zöglinge zu gewährleisten vermag. Daß dies eine bahnbrechende Neuerung im Seminarwesen ist, verschwindet fast vor der Bedeutung, die der Verwirklichung dieses Bildungsideals für die Kulturgeschichte und für die nationale Politik zukommt. Was für Umwälzungen der geistigen Signatur unseres Vaterlandes wird es zur Folge haben, wenn alljährlich ein paar Tausend so vorgebildete Jünglinge ausziehen, ihre Bildung ins Volk zu tragen?

3.

Eine dritte Reform reiht sich den vorhergehenden noch an: dem Laien zwar unscheinbarer, in Wahrheit aber die am tiefsten einschneidende. Die neuen Lehrpläne trennen die Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wer ein Gymnasium durchlaufen hat, kann sich nicht leicht klarmachen, was das bedeutet. Ihm vermittelte ja seine Schule nur allgemeine humane Bildung. Das übrige blieb völlig der Universität überlassen. Ja selbst hier, nachdem der Student seine Fakultät gewählt hatte, sträubte sich noch immer mehr oder weniger seine Wissenschaft dagegen, als der Inbegriff der Kenntnisse und Fertigkeiten eines praktischen Amtes zu gelten. So konnte er erst einmal ein Mensch werden, ehe er den Berufskittel anzog.

Eher weiß schon der frühere Kadett mitzureden. Aber seine technische Ausbildung liegt auf einem so besonderen Gebiete, daß sie in dem Plane seiner Allgemeinbildung nicht viel zu stören vermag. Von Handelsschulen gilt dasselbe.

Aber im Lehrer wird ein künftiger Bildner gebildet. Elementare Bildung soll er in seinem Amte später lehren; wird seine eigene Bildung darauf von vornherein angelegt, so wird auch sie nie aus dem Elementaren herauskommen. Wird ihm in seinen sechs Lehrjahren alle Bildung nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Zurichtung zu einem praktischen Zweck so recht brauchbar und nach den angebeteten Regeln der heiligen Nützlichkeit dargeboten, so muß der Mensch über dem Lehrer zu kurz kommen. Mag man ihm dann auch eine Bildung schenken, die äußerlich in ihrem Umfange noch so weit über das hinausreicht, was er selbst zu lehren hat, so lange sie innerlich nach seinem Lehrerberuf geformt und gemessen wird, bleibt sie verkümmert. Brich der jungen Tanne den Mitteltrieb aus — wie sollte sie dann noch gerade wachsen?

Hier haben denn auch die Lehrer, die es selbst am besten

wußten, was ihnen fehlte, mit dem Rufe nach Neugestaltung der Lehrerbildung eingesetzt. Die schon erwähnte Vorlage z. B., die der Vorstand des Preußischen Lehrervereins kürzlich seinen Zweigvereinen übersandt hat, betrachtet die gesammte Neugestaltung der Lehrerbildung von diesem einen prinzipiellen Gesichtspunkte aus: Trennung der Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wenn ich jetzt die Zustände kurz schildere, die hier bisher auf unseren Seminaren herrschten, so möchte ich nicht in den Verdacht kommen, als malte ich den Schatten nur deshalb so schwarz, um von dieser Folie die neue Ordnung dann in um so hellerem Lichte erstrahlen zu lassen. Ich will deshalb eine Schilderung davon wiederholen, die ich schon vor anderthalb Jahren entworfen habe*).

Womöglich schon ehe der kleine Prophetenschüler auf die Präparandenanstalt gebracht wird, sagt man ihm, daß er bei allem, was er lernt, immer an *seinen künftigen Beruf* denken soll. Was er lernt, soll er einst lehren können. Denn er soll es nur lernen, um es einst lehren zu können.

Nun ist es unzweifelhaft gut, wenn jemand beizeiten an seinen Beruf denken lernt. Auch König Midas war unzweifelhaft in seinem Rechte, als er das Gold für etwas Gutes hielt. Aber wie stand es damals, als sich *Alles*, *Alles* in Gold verwandelte, was seine Hände berührten? So eben geht es aber dem unseligen Präparanden. Jeder Bildungsstoff, den er ergreift, verwandelt sich ihm in das Gold des künftigen Lehrstoffes. Und seine arme Seele hungert mit König Midas.

Wird es im Seminar viel besser damit? Blickt aus den bekannten Gesetzestafeln — dem § 10 der Allgemeinen Bestimmungen — nicht mit drohenden zwingenden Augen der Satz, daß der Unterricht, den die Seminarzöglinge erhalten, ein Muster des Unterrichts sein soll, den sie dereinst als Lehrer selbst ertheilen werden? Wird dieser Satz nicht vom bequemen Seminarlehrer ebenso wie vom Streber so ausgelegt, als müsse er den Seminaristen wörtlich — Pardon! — vorkauen und eintrichtern, was sie dereinst in ihrer Schule wieder, möglichst ohne die Spuren der Verdauung, von sich geben sollen?

Wohl weiß ich, daß der tüchtige Seminarlehrer anders verfährt. Er giebt gar manchen Bildungsstoff, den zwar der künftige Lehrer nicht brauchen kann, wohl aber der künftige erwachsene Mensch.

*) Vergl. Frankfurter Schulzeitung 1900 Nr. 3.

Er trennt die Frage: „wie muß das und das in der Volksschule behandelt werden“ so weit wie möglich von der eigenen Behandlung des gleichen Stoffes, und er erörtert jene Frage so, daß die Jünglinge die Umschau im Großen, allgemein Menschlichen nicht über dem Blicke in die engen vier Wände der Schulkinderstube dauernd vergessen. Er giebt ihnen die Weisheit zur Mündigkeit in anderer Form, als die Mündiggewordenen sie dereinst den kleinen Unmündigen vortragen sollen. Aber wie groß ist die Zahl dieser Männer, und welche Hindernisse bereitet ihnen der offizielle Lehrplan?

Ich weiß ferner auch das, daß von der bevorstehenden Reorganisation der Lehrerbildung zu hoffen steht, sie werde diesen Herzenswunsch aller Lehrer in Erfüllung gehen lassen und an den Lehrerseminaren die allgemeine Schulbildung von der Fachbildung trennen, so trennen, daß die Worte „für den künftigen Lehrer“ ihren Midasfluch nicht mehr ausüben können.

Aber das sind Hoffnungen .....

Nein, das sind nicht mehr, wie im verwichenen Jahre, Hoffnungen, sondern das ist jetzt Wirklichkeit geworden. Und der Weg, den die preußische Schulverwaltung zur Einführung dieser Wirklichkeit gewählt hat, ist von allen, die ihr offen standen oder ihr von den Reformern angeboten wurden, derjenige, der die vorhandenen Ansätze zum Bessern am sorgfältigsten und nüchternsten ausnutzt und unter den bestehenden Verhältnissen am sichersten zum Ziele führt.

Hätte man das Seminar in eine Fachschule verwandelt und zur Aufnahme in diese Fachschule, wie die extremen Reformer wollten, das Maturitätsexamen am Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule oder sonst einer höheren Schule mit neunjährigem Kursus gefordert, so hätte die Anzahl dieser drei Lehranstalten in Preußen nahezu verdoppelt werden müssen, und ihre Bänke wären voraussichtlich — leer geblieben. Denn wer eine neunjährige Schule durchlaufen hat, dem stehen Berufe mit reichlicheren Einkünften offen, als das Lehramt an einer Volksschule. Sollen da die Eltern neun Jahre lang das theure Schulgeld bezahlen, um ihren Sohn „nur“ Lehrer werden zu lassen? Es müßte denn sein, daß der Himmel den Volksschullehrern einen Schröder erweckte, der ihnen das Gehalt der Richter erster Instanz erwirkt.

Auch der Vorschlag, die Seminaraspiranten jene Schulen nur bis zum „Einjährigen“ oder bis zur Reife für Prima durchlaufen

Er trennt die Frage: „wie muß das und das in der Volksschule behandelt werden" so weit wie möglich von der eigenen Behandlung des gleichen Stoffes, und er erörtert jene Frage so, daß die Jünglinge die Umschau im Großen, allgemein Menschlichen nicht über dem Blicke in die engen vier Wände der Schulkinder-Stube dauernd vergessen. Er giebt ihnen die Weisheit zur Mündigkeit in anderer Form, als die Mündiggewordenen sie dereinst den kleinen Unmündigen vortragen sollen. Aber wie groß ist die Zahl dieser Männer, und welche Hindernisse bereitet ihnen der offizielle Lehrplan?

Ich weiß ferner auch das, daß von der bevorstehenden Reorganisation der Lehrerbildung zu hoffen steht, sie werde diesen Herzenswunsch aller Lehrer in Erfüllung gehen lassen und an den Lehrerseminaren die allgemeine Schulbildung von der Fachbildung trennen, so trennen, daß die Worte „für den künftigen Lehrer" ihren Midasfluch nicht mehr ausüben können.

Aber das sind Hoffnungen . . . . .

Nein, das sind nicht mehr, wie im verwichenen Jahre, Hoffnungen, sondern das ist jetzt Wirklichkeit geworden. Und der Weg, den die preußische Schulverwaltung zur Einführung dieser Wirklichkeit gewählt hat, ist von allen, die ihr offen standen oder ihr von den Reformern angeboten wurden, derjenige, der die vorhandenen Ansätze zum Bessern am sorgfältigsten und nüchternsten ausnutzt und unter den bestehenden Verhältnissen am sichersten zum Ziele führt.

Hätte man das Seminar in eine Fachschule verwandelt und zur Aufnahme in diese Fachschule, wie die extremen Reformer wollten, das Maturitätsexamen am Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule oder sonst einer höheren Schule mit neunjährigem Kursus gefordert, so hätte die Anzahl dieser drei Lehranstalten in Preußen nahezu verdoppelt werden müssen, und ihre Bänke wären voraussichtlich — leer geblieben. Denn wer eine neunjährige Schule durchlaufen hat, dem stehen Berufe mit reichlicheren Einkünften offen, als das Lehramt an einer Volksschule. Sollen da die Eltern neun Jahre lang das theure Schulgeld bezahlen, um ihren Sohn „nur" Lehrer werden zu lassen? Es müßte denn sein, daß der Himmel den Volksschullehrern einen Schröder erweckte, der ihnen das Gehalt der Richter erster Instanz erwirkt.

Auch der Vorschlag, die Seminaraspiranten jene Schulen nur bis zum „Einjährigen" oder bis zur Reife für Prima durchlaufen

zu lassen, war nicht ernsthaft zu nehmen. Welchen Schaden hätten allein die Gymnasien durch diese Mitläufer gehabt. Und welch' Stückwerk wäre die Bildung dieser Aspiranten gewesen!

Es konnte nur in Frage kommen, entweder die Präparandenanstalt bei gleichzeitiger Verkürzung der Seminarzeit zu einer höheren Bildungsschule zu erweitern und gänzlich von dem Seminar, der Fachschule fürs Studium der Pädagogik und Methodik, zu trennen, oder beide Anstalten zu vereinigen und nur in den einzelnen Lehrgegenständen die Trennungslinie zu ziehen, d. h. die Belehrungen über die Methodik des Volksschulunterrichts nicht eher Platz greifen zu lassen, als die Bildung in den entsprechenden Disziplinen zu deutlichem Abschlusse gediehen ist.

Zum „entweder" hätte mehr Geld gehört, als der Staat jetzt wohl zur Verfügung stellt und als die Eltern der Seminaristen aufbringen können. Auch hätte dann der Lehrkörper der pädagogischen Seminare zu wenig Mitglieder gehabt, als daß jede Disziplin, wie es sich gehört, in der Hand eines Fachlehrers hätte ruhen können. So blieb das „oder" als der gangbarste Weg.

Zu vollem Abschlusse bringt nach den neuen Lehrplänen schon die Präparandenanstalt den Unterricht in biblischer Geschichte, Katechismus, Kirchenlied, deutscher Elementargrammatik, im elementaren Rechnen, Schönschreiben und in der Kenntniß der einzelnen Naturkörper. Also das, was dem Volksschulstoffe entspricht, wird gänzlich erledigt, ehe die Zöglinge überhaupt ins Seminar kommen.

Aber auch im Seminar ist noch eine zweite erheblich stärkere Schleuse gebaut, um das Verhältniß von Allgemeinbildung und Fachbildung trennend zu reguliren. Nach Schluß des zweiten Seminarjahres kommen zum Abschluß: Mathematik, Natur- und Erdkunde. Eine Prüfung in diesen Fächern findet nur statt, wenn die Zöglinge von ihren Lehrern kein genügendes Zeugniß erhalten. Der Abschluß ist also wirklich gründlich.

Bis zum Ende der Seminarzeit hin reicht zwar noch der Unterricht in Religion, Deutsch und Geschichte. Aber in Religion und Deutsch werden auf der Oberklasse, dem Oberseminar, so allgemein bildende, so hoch liegende Lehrstoffe behandelt, daß bei ihnen jede Vermischung mit der fachlichen Ausrüstung des Lehrers ausgeschlossen ist. Glaubens- und Sittenlehre, wie im Oberseminar, werden in der Volksschule nicht getrieben, sondern Katechismus.

Der Katechismus aber ist in der Präparandenanstalt erledigt. Auch Herdersche und Schillersche Prosa wird kein Seminarist mit dem verwechseln können, was er für den unmittelbaren Bedarf und Nutzen seines Amtes zu lernen hat. Nur über den Geschichtsunterricht könnten Bedenken aufsteigen; aber hier wird die sonst herrschende Tendenz auf scharfe Trennung der Fachbildung von der Allgemeinbildung als Korrektiv dienen.

Wesentlich ist also das Oberseminar — ich wähle absichtlich den Ausdruck, um die obere pädagogische Seminarklasse von der Bildungsschule recht deutlich abzugrenzen — wesentlich ist es Fachschule. Vorbereitet wird es durch den Unterricht in Pädagogik von der dritten Klasse an und durch vier wöchentliche Musterlektionen in der zweiten Klasse. Daß durch die letzteren der Eigenbildung der Zöglinge auf dieser Stufe kein Schaden erwächst, wird Sorge der Seminarlehrer sein müssen. Entbehrlich sind diese vorbereitenden Lehranweisungen jedenfalls nicht, weil sonst das Oberseminar mit seinem einjährigen Kursus überlastet würde. Hier sind der Pädagogik drei Stunden, den Lehrproben vier, dem eigenen Unterrichten jedes Zöglings in der Uebungsschule vier bis sechs, der Methodik der einzelnen Volksschuldisziplinen sechs Stunden wöchentlich gewidmet. Bei treuer Arbeit und bei vernünftiger Handhabung der Abiturientenprüfung — zum „Ochsen" aufs Examen hat das Oberseminar allerdings keine Zeit mehr — wird die technische Ausrüstung der jungen Lehrer dem Stande ihrer allgemeinen Bildung entsprechend hoch gefördert werden können. Und sollten selbst in den nächsten Jahren nach der Neuordnung hier noch sich Mängel zeigen, so ist das am leichtesten zu verschmerzen. Denn wichtiger ist die eigene Bildung des Zöglings als seine Fertigkeit, im „pädagogischen Klapperkasten", in der Uebungsschule, die „Formalstufen" mit Anmuth zu handhaben.

Diese eigene Bildung der Seminarzöglinge als etwas für sich Werthvolles anerkannt zu haben und ihr eigene Pflege um ihrer selbst willen angedeihen zu lassen, das ist der größte Ruhmestitel, den sich die preußische Unterrichtsverwaltung durch die neue Lehrordnung der Seminare erworben hat. Denn hierdurch wahrt sie den andern beiden Neuerungen, der modernen Bildungserweiterung und dem deutschen Bildungsradikalismus, ungebrochene Kraft und Gesundheit.

*
* *

Der Katechismus aber ist in der Präparandenanstalt erledigt. Auch Herdersche und Schillersche Prosa wird kein Seminarist mit dem verwechseln können, was er für den unmittelbaren Bedarf und Nutzen seines Amtes zu lernen hat. Nur über den Geschichtsunterricht könnten Bedenken aufsteigen; aber hier wird die sonst herrschende Tendenz auf scharfe Trennung der Fachbildung von der Allgemeinbildung als Korrektiv dienen.

Wesentlich ist also das Oberseminar — ich wähle absichtlich den Ausdruck, um die obere pädagogische Seminarklasse von der Bildungsschule recht deutlich abzugrenzen — wesentlich ist es Fachschule. Vorbereitet wird es durch den Unterricht in Pädagogik von der dritten Klasse an und durch vier wöchentliche Musterlektionen in der zweiten Klasse. Daß durch die letzteren der Eigenbildung der Zöglinge auf dieser Stufe kein Schaden erwächst, wird Sorge der Seminarlehrer sein müssen. Entbehrlich sind diese vorbereitenden Lehranweisungen jedenfalls nicht, weil sonst das Oberseminar mit seinem einjährigen Kursus überlastet würde. Hier sind der Pädagogik drei Stunden, den Lehrproben vier, dem eigenen Unterrichten jedes Zöglings in der Uebungsschule vier bis sechs, der Methodik der einzelnen Volksschuldisziplinen sechs Stunden wöchentlich gewidmet. Bei treuer Arbeit und bei vernünftiger Handhabung der Abiturientenprüfung — zum „Ochsen" aufs Examen hat das Oberseminar allerdings keine Zeit mehr — wird die technische Ausrüstung der jungen Lehrer dem Stande ihrer allgemeinen Bildung entsprechend hoch gefördert werden können. Und sollten selbst in den nächsten Jahren nach der Neuordnung hier noch sich Mängel zeigen, so ist das am leichtesten zu verschmerzen. Denn wichtiger ist die eigene Bildung des Zöglings als seine Fertigkeit, im „pädagogischen Klapperkasten", in der Uebungsschule, die „Formalstufen" mit Anmuth zu handhaben.

Diese eigene Bildung der Seminarzöglinge als etwas für sich Werthvolles anerkannt zu haben und ihr eigene Pflege um ihrer selbst willen angedeihen zu lassen, das ist der größte Ruhmestitel, den sich die preußische Unterrichtsverwaltung durch die neue Lehrordnung der Seminare erworben hat. Denn hierdurch wahrt sie den andern beiden Neuerungen, der modernen Bildungserweiterung und dem deutschen Bildungsradikalismus, ungebrochene Kraft und Gesundheit.

* * *

Im vergangenen Jahre hat der Verfasser der alten Lehrordnung über die damals erwartete neue den Satz geschrieben: „Sollten bei der bevorstehenden unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872 die Ziele so hoch gesteckt werden, wie von mancher Seite gefordert wird, sollte beispielsweise ein allgemein verbindlicher fremdsprachlicher Unterricht in der Präparandenanstalt und im Seminar zur Einführung kommen, so würde man freilich zu fragen haben, ob ein so vorgebildeter Lehrer sich auf einem einsamen Dorfe noch werde wohl fühlen können".*) Der fremdsprachliche Unterricht ist eingeführt und vieles Andere auch noch — wie sollen wir Schneider's Frage beantworten? — Auf dem „einsamen Dorfe" pflegt sich auch der Pfarrer und der Arzt um so wohler zu fühlen, je gebildeter er ist. Warum soll das nicht auch von dem Lehrer gelten? Gerade dem Einsamen sind jetzt Quellen erschlossen, aus denen der ehedem ausgebildete Dorfschullehrer nicht schöpfen konnte. Und andrerseits ist die neue Bildung so wenig auf den Schein berechnet, sie ist so echt, so solide fundamentirt, durch Jahre langen Unterricht so gefestigt, daß sie auch da ausdauern wird, wo der Lehrer nur selten geistigen Austausch mit gleichgebildeten Männern pflegen kann. Zudem ist der Lehrer nie so einsam wie mancher Dorfarzt und Landpfarrer. Und diese beiden Leute können künftig getrost mit dem Lehrer . . . sagen wir „verkehren", soweit sie nicht so vernünftig sind, es jetzt schon zu thun. Die Einsamkeit also schreckt uns nicht. Noch weniger aber droht daraus Gefahr, daß etwa der höher gebildete Lehrer am Unterrichten der Kinder keine Freude mehr finden könnte. Ich meine, wer diesen Beruf gewählt hat, wie man eben einen Beruf wählen soll, der wird sich als Lehrer der Dorfkinder sagen können: „Doch lieber mit Kindern von Berufswegen zu thun haben, als mit Patienten, wie der Arzt, mit alten Sündern, wie der Pfarrer, oder mit prozessirenden Starrköpfen, wie der Richter!" Seine Thätigkeit liegt auf ganz ähnlichem Niveau, wie die recht aufgefaßte des Landpastors. Mangelt es der Kirche aber an denen? — Nur eins ist sorgenvoll zu erwägen. Höhere Bildung führt mit Recht zu einer höheren Lebenshaltung. Es muß deshalb dafür Sorge getragen werden, daß der Segen des Bosse'schen Lehrerbesoldungsgesetzes den Landschullehrern nicht, wie jetzt noch vielfach geschieht, durch die Verschiedenheit der örtlichen Zulagen verkürzt werde; und auch darüber hinaus werden noch weitere Gehaltszulagen in Aussicht genommen werden müssen.

*) Schneider, Lebenserinnerungen Seite 319.

Die Reform der Seminare fällt in eine Zeit schweren Lehrermangels. Das war auch bei der Schneider'schen Reform der Fall. Damals trug der innere Fortschritt nicht wenig zur Hebung des Mißstandes bei. Aber Falk wurde auch damals mit äußeren Mitteln vom Finanzminister ausgiebig unterstützt. Hätte es daran gefehlt, die Reform wäre mißglückt. Ein Wagniß ist auch die neue Studt'sche Reform. An inneren Schwierigkeiten kann ihr Glücksschiff nicht scheitern. Dazu ist es zu besonnen geleitet und zu fest gefügt. Wird man aber die Reform sich auch äußerlich etwas kosten lassen, wird man vor allem Anderen am rechten Orte die dringend nöthigen neuen Seminare bauen und die erforderlichen, wissenschaftlich tüchtigen Lehrer dafür gewinnen?

„Die Kulturaufgaben dürfen keinen Aufschub erleiden" ist ein Wort, das der Herr von Miquel nicht mehr hat einlösen können. Wird es sein Nachfolger zur That machen?

schiedenheit der örtlichen Zulagen verkürzt werde; und auch darüber hinaus werden noch weitere Gehaltszulagen in Aussicht genommen werden müssen.

Die Reform der Seminare fällt in eine Zeit schweren Lehrermangels. Das war auch bei der Schneider'schen Reform der Fall. Damals trug der innere Fortschritt nicht wenig zur Hebung des Mißstandes bei. Aber Falk wurde auch damals mit äußeren Mitteln vom Finanzminister ausgiebig unterstützt. Hätte es daran gefehlt, die Reform wäre mißglückt. Ein Wagniß ist auch die neue Studt'sche Reform. An inneren Schwierigkeiten kann ihr Glücksschiff nicht scheitern. Dazu ist es zu besonnen geleitet und zu fest gefügt. Wird man aber die Reform sich auch äußerlich etwas kosten lassen, wird man vor allem Anderen am rechten Orte die dringend nöthigen neuen Seminare bauen und die erforderlichen, wissenschaftlich tüchtigen Lehrer dafür gewinnen?

„Die Kulturaufgaben dürfen keinen Aufschub erleiden" ist ein Wort, das der Herr von Miquel nicht mehr hat einlösen können. Wird es sein Nachfolger zur That machen?

Kann der Zeugeneid aus Fahrlässigkeit verletzt werden?

Von

Landgerichtsrath **Thomsen** in Altona.

Durch die bejahende Antwort, die Strafgesetzbuch, Rechtsprechung und Wissenschaft auf obige Frage ertheilen, wird man sich nicht für abgefunden erachten dürfen, wenn sich zeigen läßt, daß diese Antwort von Prämissen ausgeht, die das Wesen des Zeugenbeweises verkennen und in Folge dessen auch mit der Bedeutung des Zeugeneides nicht in Einklang gebracht werden können.

Es sei mir gestattet, dem Versuch, einen solchen Konflikt nachzuweisen, einige der Praxis und dem Leben entlehnte Beispiele zu Grunde zu legen.

Als Einleitung aber mögen zwei Aussprüche des Reichsgerichts dienen, der eine, aus dem Jahre 1881, welcher besagt, „daß die Fahrlässigkeit beim Falscheide eine eigenthümliche, von anderen Fahrlässigkeitsdelikten abweichende Bedeutung hat" *), während ein zweiter, zwei Jahre später, ebenfalls in Betreff der Fahrlässigkeit beim Falscheide ergangener, dahin lautet: „Die Voraussetzungen für Annahme der Fahrlässigkeit sind hier die gleichen wie bei anderen Delikten" **), immerhin ein Widerspruch, der auf die Unsicherheit der Grundlagen, auf denen das Dogma vom fahrlässigen Falscheide ruht, einiges Licht wirft. Und nun zu meinen Beispielen.

Die Obsthöferin D. hatte als Zeugin eidlich ausgesagt, sie habe den ihr gegenübergestellten Fabrikarbeiter N. niemals gesehen und war bei dieser Aussage verblieben, obwohl N. behauptete, mehrfach Einkäufe bei ihr gemacht zu haben. In der deshalb wegen fahr-

---

*) Entsch. IV S. 316 (III. Strafsenat).
**) A. a. O. VIII S. 111 (III. Strafsenat).

lässigen Falscheides wider sie eingeleiteten Untersuchung wurde der Nachweis erbracht, daß N. einige Monate bevor Frau D. als Zeugin vernommen war, an einem näher bezeichneten Tage sich unter die den Verkaufsstand der Frau D. umgebenden Schau- und Kauflustigen gemischt und von ihr ein paar Aepfel erhandelt hatte und daß, während dies geschah, Gesicht und Blicke der Frau D. auf ihn gerichtet gewesen waren. Frau D. wurde darauf hin wegen fahrlässigen Falscheides verurtheilt, und zwar stützte sich das Urtheil auf den angeführten Sachverhalt und die Erwägung, daß die Angeklagte bei Anwendung desjenigen Maßes von Sorgfalt, Achtsamkeit, Umsicht und Ueberlegung, wozu das eidliche Gelöbniß nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, sie verpflichtete, die vorbehaltlose Behauptung einer unwahren Thatsache vermieden haben würde.

Diesem Falle eines auf Grund einer negativen Aussage ergangenen Urtheils, der als Paradigma einer in Theorie und Praxis weit verbreiteten Auffassung wird gelten dürfen, sei das Beispiel einer positiven Behauptung angereiht, die, wenn sie Inhalt eines eidlichen Zeugnisses und Gegenstand einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre, muthmaßlich eine ähnliche Beurtheilung würde erfahren haben.

Als ich mit dem Forsteleven X. auf dem Wege zum Bahnhofe zu Y. begriffen war, fuhr ein Hotelomnibus in gleicher Richtung an uns vorüber. „Onkel Z.!" rief plötzlich mein Begleiter im Ton freudiger Ueberraschung aus. „Wahrhaftig", fuhr er dann fort, während er das Innere des Wagens scharf musterte, „er ist es, und nur seine Kurzsichtigkeit hindert ihn, uns zu bemerken; aber noch einige Minuten und wir werden uns die Hände schütteln!" Völlig ahnungslos eilte der frohbewegte Neffe einer alsbaldigen Enttäuschung entgegen: es erwies sich, daß ihn die Aehnlichkeit eines der im Omnibus sitzenden Reisenden mit seinem Verwandten irregeleitet hatte. „Ich hätte den heiligsten Schwur gethan, daß es der Onkel war!" wiederholte er einmal über das andere, noch immer der Nothwendigkeit widerstrebend, seinen Irrthum zu erkennen. Wir schieden von einander, ich im Hinblick auf die in puncto fahrlässigen Falscheides übliche Judikatur mit einer wohlmeinenden Verwarnung, der Neffe mit der zustimmenden Betheuerung, sich dieses Vorkommniß zeitlebens zur Lehre dienen zu lassen.

Einige Jahre nach der zuletzt mitgetheilten Begebenheit wurde

lässigen Falscheides wider sie eingeleiteten Untersuchung wurde der Nachweis erbracht, daß N. einige Monate bevor Frau D. als Zeugin vernommen war, an einem näher bezeichneten Tage sich unter die den Verkaufsstand der Frau D. umgebenden Schau- und Kauflustigen gemischt und von ihr ein paar Aepfel erhandelt hatte und daß, während dies geschah, Gesicht und Blicke der Frau D. auf ihn gerichtet gewesen waren. Frau D. wurde darauf hin wegen fahrlässigen Falscheides verurtheilt, und zwar stützte sich das Urtheil auf den angeführten Sachverhalt und die Erwägung, daß die Angeklagte bei Anwendung desjenigen Maßes von Sorgfalt, Achtsamkeit, Umsicht und Ueberlegung, wozu das eidliche Gelöbniß, nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, sie verpflichtete, die vorbehaltlose Behauptung einer unwahren Thatsache vermieden haben würde.

Diesem Falle eines auf Grund einer negativen Aussage ergangenen Urtheils, der als Paradigma einer in Theorie und Praxis weit verbreiteten Auffassung wird gelten dürfen, sei das Beispiel einer positiven Behauptung angereiht, die, wenn sie Inhalt eines eidlichen Zeugnisses und Gegenstand einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre, muthmaßlich eine ähnliche Beurtheilung würde erfahren haben.

Als ich mit dem Forsteleven X. auf dem Wege zum Bahnhofe zu Y. begriffen war, fuhr ein Hotelomnibus in gleicher Richtung an uns vorüber. „Onkel Z.!“ rief plötzlich mein Begleiter im Ton freudiger Ueberraschung aus. „Wahrhaftig“, fuhr er dann fort, während er das Innere des Wagens scharf musterte, „er ist es, und nur seine Kurzsichtigkeit hindert ihn, uns zu bemerken; aber noch einige Minuten und wir werden uns die Hände schütteln!“ Völlig ahnungslos eilte der frohbewegte Neffe einer alsbaldigen Enttäuschung entgegen: es erwies sich, daß ihn die Aehnlichkeit eines der im Omnibus sitzenden Reisenden mit seinem Verwandten irregeleitet hatte. „Ich hätte den heiligsten Schwur gethan, daß es der Onkel war!“ wiederholte er einmal über das andere, noch immer der Nothwendigkeit widerstrebend, seinen Irrthum zu erkennen. Wir schieden von einander, ich im Hinblick auf die in puncto fahrlässigen Falscheides übliche Judikatur mit einer wohlmeinenden Verwarnung, der Neffe mit der zustimmenden Betheuerung, sich dieses Vorkommniß zeitlebens zur Lehre dienen zu lassen.

Einige Jahre nach der zuletzt mitgetheilten Begebenheit wurde

deutschen Unterricht bedeuten? Doch gewiß nicht die Erlaubniß an katholische Seminare, sich von der Lektüre der Protestanten Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller zu emanzipiren und an ihre Stelle Katholiken — ja welche denn? — zu setzen.

Soviel von der Hilfe, die der Religionsunterricht, unbeschadet seiner Selbständigkeit, der deutschen Bildung leistet. Auf der andern Seite bieten Geschichte und Geographie ihre Dienste an. Ausführlicher als früher kommt hier zunächst die alte Geschichte zu ihrem Rechte. Ein Jahr lang in wöchentlich drei Stunden werden die Hauptthatsachen aus der griechischen und römischen Geschichte „unter besonderer Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Stoffes" (S. 12) „nach Maßgabe des Standpunktes der Zöglinge" (S. 39) behandelt. Dann wird drei Jahre lang die so vorbereitete vaterländische Geschichte getrieben. Dabei sollen „Quellensammlungen sowie Werke der bedeutendsten neueren Geschichtsschreiber in einzelnen Abschnitten" benutzt werden. Man sieht, einerseits soll der Vorsprung des philologisch Gebildeten möglichst wett gemacht werden, ohne doch die Grenzen der Seminarbildung zu verlassen, und andrerseits gravitirt durch die Betonung des Vaterländischen der Geschichtsunterricht durchaus zum Deutschunterrichte hin. Beide Disziplinen haben ihren Gewinn davon. Das Fundament des Deutschen wird verbreitert; aber auch der Geschichtsunterricht gewinnt eine Bedeutung, die er isolirt nicht erringen konnte. Selbständige Bildung zu begründen ist er nicht radikal genug, doch angeschlossen an den radikaleren deutschen Unterricht sendet er hierhin die Wurzeln seiner Kraft und vermag so die Früchte nationaler historischer Bildung zu zeitigen. Ebendasselbe erstrebt der geographische Unterricht. „Wie in der Geschichte das höchste Ziel die Kenntniß des Vaterlandes und das Verständniß für seine Einrichtungen ist, so ist auch in der Erdkunde das größte Gewicht auf die Kenntniß des Vaterlandes, seiner Natur, seiner politischen Gliederung, seiner materiellen Kultur, seiner Verkehrsbeziehungen zum Auslande zu legen" (S. 42). Auch hier also: deutsche Bildung! Und so könnten wir es weiter durch den ganzen Unterrichtsbetrieb verfolgen.

Doch genug. Das Ergebniß fällt schon deutlich genug ins Auge: die neue Lehrordnung der Seminare führt zielbewußt, sicher und erfolgreich den Plan durch, eine radikale Vollbildung auf dem Fundamente des Deutschthums zu begründen. Der ganze Unterricht gravitirt hin zum Unterrichte in der Muttersprache, und dieser

ist so gründlich und umfassend, daß er eine reife deutschnationale Bildung der Zöglinge zu gewährleisten vermag. Daß dies eine bahnbrechende Neuerung im Seminarwesen ist, verschwindet fast vor der Bedeutung, die der Verwirklichung dieses Bildungsideals für die Kulturgeschichte und für die nationale Politik zukommt. Was für Umwälzungen der geistigen Signatur unseres Vaterlandes wird es zur Folge haben, wenn alljährlich ein paar Tausend so vorgebildete Jünglinge ausziehen, ihre Bildung ins Volk zu tragen?

3.

Eine dritte Reform reiht sich den vorhergehenden noch an: dem Laien zwar unscheinbarer, in Wahrheit aber die am tiefsten einschneidende. Die neuen Lehrpläne trennen die Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wer ein Gymnasium durchlaufen hat, kann sich nicht leicht klarmachen, was das bedeutet. Ihm vermittelte ja seine Schule nur allgemeine humane Bildung. Das übrige blieb völlig der Universität überlassen. Ja selbst hier, nachdem der Student seine Fakultät gewählt hatte, sträubte sich noch immer mehr oder weniger seine Wissenschaft dagegen, als der Inbegriff der Kenntnisse und Fertigkeiten eines praktischen Amtes zu gelten. So konnte er erst einmal ein Mensch werden, ehe er den Berufskittel anzog.

Eher weiß schon der frühere Kadett mitzureden. Aber seine technische Ausbildung liegt auf einem so besonderen Gebiete, daß sie in dem Plane seiner Allgemeinbildung nicht viel zu stören vermag. Von Handelsschulen gilt dasselbe.

Aber im Lehrer wird ein künftiger Bildner gebildet. Elementare Bildung soll er in seinem Amte später lehren; wird seine eigene Bildung darauf von vornherein angelegt, so wird auch sie nie aus dem Elementaren herauskommen. Wird ihm in seinen sechs Lehrjahren alle Bildung nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Zurichtung zu einem praktischen Zweck so recht brauchbar und nach den angebeteten Regeln der heiligen Nützlichkeit dargeboten, so muß der Mensch über dem Lehrer zu kurz kommen. Mag man ihm dann auch eine Bildung schenken, die äußerlich in ihrem Umfange noch so weit über das hinausreicht, was er selbst zu lehren hat, so lange sie innerlich nach seinem Lehrerberuf geformt und gemessen wird, bleibt sie verkümmert. Brich der jungen Tanne den Mitteltrieb aus — wie sollte sie dann noch gerade wachsen?

Hier haben denn auch die Lehrer, die es selbst am besten

ist so gründlich und umfassend, daß er eine reife deutschnationale Bildung der Zöglinge zu gewährleisten vermag. Daß dies eine bahnbrechende Neuerung im Seminarwesen ist, verschwindet fast vor der Bedeutung, die der Verwirklichung dieses Bildungsideals für die Kulturgeschichte und für die nationale Politik zukommt. Was für Umwälzungen der geistigen Signatur unseres Vaterlandes wird es zur Folge haben, wenn alljährlich ein paar Tausend so vorgebildete Jünglinge ausziehen, ihre Bildung ins Volk zu tragen?

3.

Eine dritte Reform reiht sich den vorhergehenden noch an: dem Laien zwar unscheinbarer, in Wahrheit aber die am tiefsten einschneidende. Die neuen Lehrpläne trennen die Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wer ein Gymnasium durchlaufen hat, kann sich nicht leicht klarmachen, was das bedeutet. Ihm vermittelte ja seine Schule nur allgemeine humane Bildung. Das übrige blieb völlig der Universität überlassen. Ja selbst hier, nachdem der Student seine Fakultät gewählt hatte, sträubte sich noch immer mehr oder weniger seine Wissenschaft dagegen, als der Inbegriff der Kenntnisse und Fertigkeiten eines praktischen Amtes zu gelten. So konnte er erst einmal ein Mensch werden, ehe er den Berufskittel anzog.

Eher weiß schon der frühere Kadett mitzureden. Aber seine technische Ausbildung liegt auf einem so besonderen Gebiete, daß sie in dem Plane seiner Allgemeinbildung nicht viel zu stören vermag. Von Handelsschulen gilt dasselbe.

Aber im Lehrer wird ein künftiger Bildner gebildet. Elementare Bildung soll er in seinem Amte später lehren; wird seine eigene Bildung darauf von vornherein angelegt, so wird auch sie nie aus dem Elementaren herauskommen. Wird ihm in seinen sechs Lehrjahren alle Bildung nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Zurichtung zu einem praktischen Zweck so recht brauchbar und nach den angebeteten Regeln der heiligen Nützlichkeit dargeboten, so muß der Mensch über dem Lehrer zu kurz kommen. Mag man ihm dann auch eine Bildung schenken, die äußerlich in ihrem Umfange noch so weit über das hinausreicht, was er selbst zu lehren hat, so lange sie innerlich nach seinem Lehrerberuf geformt und gemessen wird, bleibt sie verkümmert. Brich der jungen Tanne den Mitteltrieb aus — wie sollte sie dann noch gerade wachsen?

Hier haben denn auch die Lehrer, die es selbst am besten

wußten, was ihnen fehlte, mit dem Rufe nach Neugestaltung der Lehrerbildung eingesetzt. Die schon erwähnte Vorlage z. B., die der Vorstand des Preußischen Lehrervereins kürzlich seinen Zweigvereinen übersandt hat, betrachtet die gesammte Neugestaltung der Lehrerbildung von diesem einen prinzipiellen Gesichtspunkte aus: Trennung der Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wenn ich jetzt die Zustände kurz schildere, die hier bisher auf unseren Seminaren herrschten, so möchte ich nicht in den Verdacht kommen, als malte ich den Schatten nur deshalb so schwarz, um von dieser Folie die neue Ordnung dann in um so hellerem Lichte erstrahlen zu lassen. Ich will deshalb eine Schilderung davon wiederholen, die ich schon vor anderthalb Jahren entworfen habe*).

Womöglich schon ehe der kleine Prophetenschüler auf die Präparandenanstalt gebracht wird, sagt man ihm, daß er bei allem, was er lernt, immer an seinen künftigen Beruf denken soll. Was er lernt, soll er einst lehren können. Denn er soll es nur lernen, um es einst lehren zu können.

Nun ist es unzweifelhaft gut, wenn jemand beizeiten an seinen Beruf denken lernt. Auch König Midas war unzweifelhaft in seinem Rechte, als er das Gold für etwas Gutes hielt. Aber wie stand es damals, als sich Alles, Alles in Gold verwandelte, was seine Hände berührten? So eben geht es aber dem unseligen Präparanden. Jeder Bildungsstoff, den er ergreift, verwandelt sich ihm in das Gold des künftigen Lehrstoffes. Und seine arme Seele hungert mit König Midas.

Wird es im Seminar viel besser damit? Blickt aus den bekannten Gesetzestafeln — dem § 10 der Allgemeinen Bestimmungen — nicht mit drohenden zwingenden Augen der Satz, daß der Unterricht, den die Seminarzöglinge erhalten, ein Muster des Unterrichts sein soll, den sie dereinst als Lehrer selbst ertheilen werden? Wird dieser Satz nicht vom bequemen Seminarlehrer ebenso wie vom Streber so ausgelegt, als müsse er den Seminaristen wörtlich — Pardon! — vorkauen und eintrichtern, was sie dereinst in ihrer Schule wieder, möglichst ohne die Spuren der Verdauung, von sich geben sollen?

Wohl weiß ich, daß der tüchtige Seminarlehrer anders verfährt. Er giebt gar manchen Bildungsstoff, den zwar der künftige Lehrer nicht brauchen kann, wohl aber der künftige erwachsene Mensch.

*) Vergl. Frankfurter Schulzeitung 1900 Nr. 3.

Er trennt die Frage: „wie muß das und das in der Volksschule behandelt werden" so weit wie möglich von der eigenen Behandlung des gleichen Stoffes, und er erörtert jene Frage so, daß die Jünglinge die Umschau im Großen, allgemein Menschlichen nicht über dem Blicke in die engen vier Wände der Schulkinderstube dauernd vergessen. Er giebt ihnen die Weisheit zur Mündigkeit in anderer Form, als die Mündiggewordenen sie dereinst den kleinen Unmündigen vortragen sollen. Aber wie groß ist die Zahl dieser Männer, und welche Hindernisse bereitet ihnen der offizielle Lehrplan?

Ich weiß ferner auch das, daß von der bevorstehenden Reorganisation der Lehrerbildung zu hoffen steht, sie werde diesen Herzenswunsch aller Lehrer in Erfüllung gehen lassen und an den Lehrerseminaren die allgemeine Schulbildung von der Fachbildung trennen, so trennen, daß die Worte „für den künftigen Lehrer" ihren Midasfluch nicht mehr ausüben können.

Aber das sind Hoffnungen . . . . .

Nein, das sind nicht mehr, wie im verwichenen Jahre, Hoffnungen, sondern das ist jetzt Wirklichkeit geworden. Und der Weg, den die preußische Schulverwaltung zur Einführung dieser Wirklichkeit gewählt hat, ist von allen, die ihr offen standen oder ihr von den Reformern angeboten wurden, derjenige, der die vorhandenen Ansätze zum Bessern am sorgfältigsten und nüchternsten ausnutzt und unter den bestehenden Verhältnissen am sichersten zum Ziele führt.

Hätte man das Seminar in eine Fachschule verwandelt und zur Aufnahme in diese Fachschule, wie die extremen Reformer wollten, das Maturitätsexamen am Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule oder sonst einer höheren Schule mit neunjährigem Kursus gefordert, so hätte die Anzahl dieser drei Lehranstalten in Preußen nahezu verdoppelt werden müssen, und ihre Bänke wären voraussichtlich — leer geblieben. Denn wer eine neunjährige Schule durchlaufen hat, dem stehen Berufe mit reichlicheren Einkünften offen, als das Lehramt an einer Volksschule. Sollen da die Eltern neun Jahre lang das theure Schulgeld bezahlen, um ihren Sohn „nur" Lehrer werden zu lassen? Es müßte denn sein, daß der Himmel den Volksschullehrern einen Schröder erweckte, der ihnen das Gehalt der Richter erster Instanz erwirkt.

Auch der Vorschlag, die Seminaraspiranten jene Schulen nur bis zum „Einjährigen" oder bis zur Reife für Prima durchlaufen

Er trennt die Frage: „wie muß das und das in der Volksschule behandelt werden" so weit wie möglich von der eigenen Behandlung des gleichen Stoffes, und er erörtert jene Frage so, daß die Jünglinge die Umschau im Großen, allgemein Menschlichen nicht über dem Blicke in die engen vier Wände der Schulkinder-Stube dauernd vergessen. Er giebt ihnen die Weisheit zur Mündigkeit in anderer Form, als die Mündiggewordenen sie dereinst den kleinen Unmündigen vortragen sollen. Aber wie groß ist die Zahl dieser Männer, und welche Hindernisse bereitet ihnen der offizielle Lehrplan?

Ich weiß ferner auch das, daß von der bevorstehenden Reorganisation der Lehrerbildung zu hoffen steht, sie werde diesen Herzenswunsch aller Lehrer in Erfüllung gehen lassen und an den Lehrerseminaren die allgemeine Schulbildung von der Fachbildung trennen, so trennen, daß die Worte „für den künftigen Lehrer" ihren Midasfluch nicht mehr ausüben können.

Aber das sind Hoffnungen . . . . .

Nein, das sind nicht mehr, wie im verwichenen Jahre, Hoffnungen, sondern das ist jetzt Wirklichkeit geworden. Und der Weg, den die preußische Schulverwaltung zur Einführung dieser Wirklichkeit gewählt hat, ist von allen, die ihr offen standen oder ihr von den Reformern angeboten wurden, derjenige, der die vorhandenen Ansätze zum Bessern am sorgfältigsten und nüchternsten ausnutzt und unter den bestehenden Verhältnissen am sichersten zum Ziele führt.

Hätte man das Seminar in eine Fachschule verwandelt und zur Aufnahme in diese Fachschule, wie die extremen Reformer wollten, das Maturitätsexamen am Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule oder sonst einer höheren Schule mit neunjährigem Kursus gefordert, so hätte die Anzahl dieser drei Lehranstalten in Preußen nahezu verdoppelt werden müssen, und ihre Bänke wären vorsichtlich — leer geblieben. Denn wer eine neunjährige Schule durchlaufen hat, dem stehen Berufe mit reichlicheren Einkünften offen, als das Lehramt an einer Volksschule. Sollen da die Eltern neun Jahre lang das theure Schulgeld bezahlen, um ihren Sohn „nur" Lehrer werden zu lassen? Es müßte denn sein, daß der Himmel den Volksschullehrern einen Schröder erweckte, der ihnen das Gehalt der Richter erster Instanz erwirkt.

Auch der Vorschlag, die Seminaraspiranten jene Schulen nur bis zum „Einjährigen" oder bis zur Reife für Prima durchlaufen

Im vergangenen Jahre hat der Verfasser der alten Lehrordnung über die damals erwartete neue den Satz geschrieben: „Sollten bei der bevorstehenden unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872 die Ziele so hoch gesteckt werden, wie von mancher Seite gefordert wird, sollte beispielsweise ein allgemein verbindlicher fremdsprachlicher Unterricht in der Präparandenanstalt und im Seminar zur Einführung kommen, so würde man freilich zu fragen haben, ob ein so vorgebildeter Lehrer sich auf einem einsamen Dorfe noch werde wohl fühlen können".*) Der fremdsprachliche Unterricht ist eingeführt und vieles Andere auch noch — wie sollen wir Schneider's Frage beantworten? — Auf dem „einsamen Dorfe" pflegt sich auch der Pfarrer und der Arzt um so wohler zu fühlen, je gebildeter er ist. Warum soll das nicht auch von dem Lehrer gelten? Gerade dem Einsamen sind jetzt Quellen erschlossen, aus denen der ehedem ausgebildete Dorfschullehrer nicht schöpfen konnte. Und andrerseits ist die neue Bildung so wenig auf den Schein berechnet, sie ist so echt, so solide fundamentirt, durch Jahre langen Unterricht so gefestigt, daß sie auch da ausdauern wird, wo der Lehrer nur selten geistigen Austausch mit gleichgebildeten Männern pflegen kann. Zudem ist der Lehrer nie so einsam wie mancher Dorfarzt und Landpfarrer. Und diese beiden Leute können künftig getrost mit dem Lehrer . . . sagen wir „verkehren", soweit sie nicht so vernünftig sind, es jetzt schon zu thun. Die Einsamkeit also schreckt uns nicht. Noch weniger aber droht daraus Gefahr, daß etwa der höher gebildete Lehrer am Unterrichten der Kinder keine Freude mehr finden könnte. Ich meine, wer diesen Beruf gewählt hat, wie man eben einen Beruf wählen soll, der wird sich als Lehrer der Dorfkinder sagen können: „Doch lieber mit Kindern von Berufswegen zu thun haben, als mit Patienten, wie der Arzt, mit alten Sündern, wie der Pfarrer, oder mit prozessirenden Starrköpfen, wie der Richter!" Seine Thätigkeit liegt auf ganz ähnlichem Niveau, wie die recht aufgefaßte des Landpastors. Mangelt es der Kirche aber an denen? — Nur eins ist sorgenvoll zu erwägen. Höhere Bildung führt mit Recht zu einer höheren Lebenshaltung. Es muß deshalb dafür Sorge getragen werden, daß der Segen des Bosse'schen Lehrerbesoldungsgesetzes den Landschullehrern nicht, wie jetzt noch vielfach geschieht, durch die Verschiedenheit der örtlichen Zulagen verkürzt werde; und auch darüber hinaus werden noch weitere Gehaltszulagen in Aussicht genommen werden müssen.

*) Schneider, Lebenserinnerungen Seite 319.

Die Reform der Seminare fällt in eine Zeit schweren Lehrermangels. Das war auch bei der Schneider'schen Reform der Fall. Damals trug der innere Fortschritt nicht wenig zur Hebung des Mißstandes bei. Aber Falk wurde auch damals mit äußeren Mitteln vom Finanzminister ausgiebig unterstützt. Hätte es daran gefehlt, die Reform wäre mißglückt. Ein Wagniß ist auch die neue Studt'sche Reform. An inneren Schwierigkeiten kann ihr Glücksschiff nicht scheitern. Dazu ist es zu besonnen geleitet und zu fest gefügt. Wird man aber die Reform sich auch äußerlich etwas kosten lassen, wird man vor allem Anderen am rechten Orte die dringend nöthigen neuen Seminare bauen und die erforderlichen, wissenschaftlich tüchtigen Lehrer dafür gewinnen?

„Die Kulturaufgaben dürfen keinen Aufschub erleiden" ist ein Wort, das der Herr von Miquel nicht mehr hat einlösen können. Wird es sein Nachfolger zur That machen?

schiedenheit der örtlichen Zulagen verkürzt werde; und auch darüber hinaus werden noch weitere Gehaltszulagen in Aussicht genommen werden müssen.

Die Reform der Seminare fällt in eine Zeit schweren Lehrermangels. Das war auch bei der Schneider'schen Reform der Fall. Damals trug der innere Fortschritt nicht wenig zur Hebung des Mißstandes bei. Aber Falk wurde auch damals mit äußeren Mitteln vom Finanzminister ausgiebig unterstützt. Hätte es daran gefehlt, die Reform wäre mißglückt. Ein Wagniß ist auch die neue Studt'sche Reform. An inneren Schwierigkeiten kann ihr Glücksschiff nicht scheitern. Dazu ist es zu besonnen geleitet und zu fest gefügt. Wird man aber die Reform sich auch äußerlich etwas kosten lassen, wird man vor allem Anderen am rechten Orte die dringend nöthigen neuen Seminare bauen und die erforderlichen, wissenschaftlich tüchtigen Lehrer dafür gewinnen?

„Die Kulturaufgaben dürfen keinen Aufschub erleiden" ist ein Wort, das der Herr von Miquel nicht mehr hat einlösen können. Wird es sein Nachfolger zur That machen?

Kann der Zeugeneid aus Fahrlässigkeit verletzt werden?

Von

Landgerichtsrath **Thomsen** in Altona.

Durch die bejahende Antwort, die Strafgesetzbuch, Rechtsprechung und Wissenschaft auf obige Frage ertheilen, wird man sich nicht für abgefunden erachten dürfen, wenn sich zeigen läßt, daß diese Antwort von Prämissen ausgeht, die das Wesen des Zeugenbeweises verkennen und in Folge dessen auch mit der Bedeutung des Zeugeneides nicht in Einklang gebracht werden können.

Es sei mir gestattet, dem Versuch, einen solchen Konflikt nachzuweisen, einige der Praxis und dem Leben entlehnte Beispiele zu Grunde zu legen.

Als Einleitung aber mögen zwei Aussprüche des Reichsgerichts dienen, der eine, aus dem Jahre 1881, welcher besagt, „daß die Fahrlässigkeit beim Falscheide eine eigenthümliche, von anderen Fahrlässigkeitsdelikten abweichende Bedeutung hat" *), während ein zweiter, zwei Jahre später, ebenfalls in Betreff der Fahrlässigkeit beim Falscheide ergangener, dahin lautet: „Die Voraussetzungen für Annahme der Fahrlässigkeit sind hier die gleichen wie bei anderen Delikten" **), immerhin ein Widerspruch, der auf die Unsicherheit der Grundlagen, auf denen das Dogma vom fahrlässigen Falscheide ruht, einiges Licht wirft. Und nun zu meinen Beispielen.

Die Obsthökerin D. hatte als Zeugin eidlich ausgesagt, sie habe den ihr gegenübergestellten Fabrikarbeiter N. niemals gesehen und war bei dieser Aussage verblieben, obwohl N. behauptete, mehrfach Einkäufe bei ihr gemacht zu haben. In der deshalb wegen fahr-

*) Entsch. IV S. 316 (III. Strafsenat).
**) A. a. O. VIII S. 111 (III. Strafsenat).

lässigen Falscheides wider sie eingeleiteten Untersuchung wurde der Nachweis erbracht, daß N. einige Monate bevor Frau D. als Zeugin vernommen war, an einem näher bezeichneten Tage sich unter die den Verkaufsstand der Frau D. umgebenden Schau- und Kauflustigen gemischt und von ihr ein paar Aepfel erhandelt hatte und daß, während dies geschah, Gesicht und Blicke der Frau D. auf ihn gerichtet gewesen waren. Frau D. wurde darauf hin wegen fahrlässigen Falscheides verurtheilt, und zwar stützte sich das Urtheil auf den angeführten Sachverhalt und die Erwägung, daß die Angeklagte bei Anwendung desjenigen Maßes von Sorgfalt, Achtsamkeit, Umsicht und Ueberlegung, wozu das eidliche Gelöbniß nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, sie verpflichtete, die vorbehaltlose Behauptung einer unwahren Thatsache vermieden haben würde.

Diesem Falle eines auf Grund einer negativen Aussage ergangenen Urtheils, der als Paradigma einer in Theorie und Praxis weit verbreiteten Auffassung wird gelten dürfen, sei das Beispiel einer positiven Behauptung angereiht, die, wenn sie Inhalt eines eidlichen Zeugnisses und Gegenstand einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre, muthmaßlich eine ähnliche Beurtheilung würde erfahren haben.

Als ich mit dem Forsteleven X. auf dem Wege zum Bahnhofe zu Y. begriffen war, fuhr ein Hotelomnibus in gleicher Richtung an uns vorüber. „Onkel Z.!" rief plötzlich mein Begleiter im Ton freudiger Ueberraschung aus. „Wahrhaftig", fuhr er dann fort, während er das Innere des Wagens scharf musterte, „er ist es, und nur seine Kurzsichtigkeit hindert ihn, uns zu bemerken; aber noch einige Minuten und wir werden uns die Hände schütteln!" Völlig ahnungslos eilte der frohbewegte Neffe einer alsbaldigen Enttäuschung entgegen: es erwies sich, daß ihn die Aehnlichkeit eines der im Omnibus sitzenden Reisenden mit seinem Verwandten irregeleitet hatte. „Ich hätte den heiligsten Schwur gethan, daß es der Onkel war!" wiederholte er einmal über das andere, noch immer der Nothwendigkeit widerstrebend, seinen Irrthum zu erkennen. Wir schieden von einander, ich im Hinblick auf die in puncto fahrlässigen Falscheides übliche Judikatur mit einer wohlmeinenden Verwarnung, der Neffe mit der zustimmenden Betheuerung, sich dieses Vorkommniß zeitlebens zur Lehre dienen zu lassen.

Einige Jahre nach der zuletzt mitgetheilten Begebenheit wurde

lässigen Falscheides wider sie eingeleiteten Untersuchung wurde der Nachweis erbracht, daß N. einige Monate bevor Frau D. als Zeugin vernommen war, an einem näher bezeichneten Tage sich unter die den Verkaufsstand der Frau D. umgebenden Schau- und Kauflustigen gemischt und von ihr ein paar Aepfel erhandelt hatte und daß, während dies geschah, Gesicht und Blicke der Frau D. auf ihn gerichtet gewesen waren. Frau D. wurde darauf hin wegen fahrlässigen Falscheides verurtheilt, und zwar stützte sich das Urtheil auf den angeführten Sachverhalt und die Erwägung, daß die Angeklagte bei Anwendung desjenigen Maßes von Sorgfalt, Achtsamkeit, Umsicht und Ueberlegung, wozu das eidliche Gelöbniß, nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, sie verpflichtete, die vorbehaltlose Behauptung einer unwahren Thatsache vermieden haben würde.

Diesem Falle eines auf Grund einer negativen Aussage ergangenen Urtheils, der als Paradigma einer in Theorie und Praxis weit verbreiteten Auffassung wird gelten dürfen, sei das Beispiel einer positiven Behauptung angereiht, die, wenn sie Inhalt eines eidlichen Zeugnisses und Gegenstand einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre, muthmaßlich eine ähnliche Beurtheilung würde erfahren haben.

Als ich mit dem Forsteleven X. auf dem Wege zum Bahnhofe zu Y. begriffen war, fuhr ein Hotelomnibus in gleicher Richtung an uns vorüber. „Onkel Z.!“ rief plötzlich mein Begleiter im Ton freudiger Ueberraschung aus. „Wahrhaftig“, fuhr er dann fort, während er das Innere des Wagens scharf musterte, „er ist es, und nur seine Kurzsichtigkeit hindert ihn, uns zu bemerken; aber noch einige Minuten und wir werden uns die Hände schütteln!“ Völlig ahnungslos eilte der frohbewegte Neffe einer alsbaldigen Enttäuschung entgegen: es erwies sich, daß ihn die Aehnlichkeit eines der im Omnibus sitzenden Reisenden mit seinem Verwandten irregeleitet hatte. „Ich hätte den heiligsten Schwur gethan, daß es der Onkel war!“ wiederholte er einmal über das andere, noch immer der Nothwendigkeit widerstrebend, seinen Irrthum zu erkennen. Wir schieden von einander, ich im Hinblick auf die in puncto fahrlässigen Falscheides übliche Judikatur mit einer wohlmeinenden Verwarnung, der Neffe mit der zustimmenden Betheuerung, sich dieses Vorkommniß zeitlebens zur Lehre dienen zu lassen.

Einige Jahre nach der zuletzt mitgetheilten Begebenheit wurde

der Hufschmied H. von der Strafkammer zu . . . wegen Jagdvergehens verurtheilt. Das Beweisverfahren brachte die Schuld des Angeklagten zu voller Gewißheit und der Angeklagte war zum Ueberfluß nach Verkündung des Urtheils geständig. Unter den Belastungszeugen befand sich ein Forstbeamter, der eben erwähnte vormalige Forsteleve X. Bei seiner Vernehmung vom Richter befragt, ob er sich getraue, die Identität des Angeklagten mit dem Individuum, das den Schuß auf das Wild abgegeben habe, mit voller Bestimmtheit zu versichern, erwiderte der Zeuge, daß er sich außer Stande sehe, diese Frage ohne Weiteres schlechthin mit Ja oder Nein zu beantworten. Dank der normalen Beschaffenheit seiner Gesichtswerkzeuge und der Nähe des Standorts, von wo aus er den Schützen ins Auge gefaßt habe, erscheine ihm zwar die Möglichkeit, sich in dessen ihm schon von früher her bekannten Person geirrt zu haben, so vollständig ausgeschlossen, daß er sich zu einer Verneinung der an ihn gerichteten Frage nur ungern würde entschließen können, indem er glaube, befürchten zu müssen, durch die Erklärung, er getraue sich nicht, die Identität des Angeklagten mit dem Schützen mit voller Bestimmtheit zu versichern, dem Ausdruck seiner Ueberzeugung, in ihm den Angeklagten erkannt zu haben, eine Abschwächung zu bereiten und den Anschein zu erwecken, als hege er selber zu der Untrüglichkeit seiner Wahrnehmung nicht die volle Zuversicht. Andrerseits könne er im Hinblick auf die menschliche Fehlbarkeit, der auch er unterworfen sei, nicht wünschen, die erhöhte Verantwortung auf sich zu nehmen, welche mit der über den Ausdruck der persönlichen Ueberzeugung hinausgehenden Form einer absoluten Versicherung etwa verknüpft sein möchte. Er bitte daher, falls er aus der Thatsache der Fragestellung folgern dürfe, daß im Bereich prozessualischer Grundsätze die Möglichkeit gegeben sei, den angedeuteten Konflikt zu lösen, um eine Belehrung darüber, wie er sich zu verhalten habe, um in der Erfüllung seiner Zeugenpflicht weder zu wenig noch zu viel zu thun.

Es ist bei der obwaltenden Sachlage nicht wahrscheinlich, daß der Unterschied zwischen der Behauptung, es sei sicher, daß er den Angeklagten erkannt habe und der Behauptung, er sei sicher, den Angeklagten erkannt zu haben, dem Zeugen in den Sinn gekommen sein würde ohne die kritische Schärfung, die seine Urtheilskraft der Begebenheit am Bahnhofe zu Y. zu danken hatte. Bei Personen von dem muthmaßlichen Bildungsgrade der Obsthökerin D. wird

sich das Unterscheidungsvermögen in dergleichen Fällen vollends als unzulänglich erweisen. Nichtsdestoweniger ist der Unterschied in abstracto unleugbar vorhanden, wie sich daraus ergiebt, daß die eine Behauptung unwahr sein konnte, ohne daß die andere es darum ebenfalls zu sein brauchte und was er im Gerichtssaal bedeutet, lehrt das gegen die Frau D. gefällte Urtheil, das mit Rücksicht auf die Vorbehaltlosigkeit der Behauptung einer unwahren Thatsache erfolgte und die Verurtheilte kaum getroffen haben würde, wenn sie sich auf die Erklärung beschränkt oder die von ihr abgegebene dahin erweitert hätte, daß sie den Fabrikarbeiter N. „ihres Wissens" niemals gesehen habe. Es wird daher dem Bedenken, auf dessen Beseitigung die Gegenfrage des Zeugen X. abzielte, eine relative Berechtigung immerhin zugestanden werden müssen.

Nun mag des Einen Antwort dahin lauten, Niemand sei so gut als der Zeuge selbst in der Lage, die Zuverlässigkeit der von ihm bekundeten Wahrnehmung zu ermessen und es müsse ihm daher überlassen bleiben, das Maß ihrer Zuverlässigkeit in der Form seiner Aussage zum Ausdruck zu bringen; ein Anderer wird vielleicht meinen, wenn der Angeklagte, wie er zu verstehen gegeben, von der Sicherheit seiner Wahrnehmung vollständig überzeugt sei, so müsse er seine Ueberzeugung auch durch eine Versicherung in positivster Form zu vertreten im Stande sein.

In Wahrheit konnte der Richter zur Ertheilung des allein zutreffenden Responsums nur dann gelangen, wenn er sich das Wesen des Zeugenbeweises und dabei die Grenzen vergegenwärtigte, die dem Zeugniß als Mittel zur Erforschung der Wahrheit gezogen sind.

Um diese durch Natur und Gesetz gezogenen Grenzen zu erkennen, ist es vor Allem geboten, sich die Art der Entstehung und die daraus resultirende Beschaffenheit des Wissens vor Augen zu halten, dessen Offenbarung den Gegenstand eines gerichtlichen Zeugnisses ausmacht.

Unterziehen wir nach dieser Richtung hin die Aussage des Zeugen X. einer Prüfung und fragen wir, auf welcher Grundlage sie zu Stande gekommen ist, so ergiebt sich, daß es sich dabei um eine Reihe verschiedener, wohl zu sondernder Vorgänge handelt. Den ersten bildete der bei dem Zeugen hervorgerufene optische Eindruck der Erscheinung des Hufschmieds H. am Thatort, die Ausprägung seines Bildes auf der Netzhaut des Zeugen. Es folgte im Wege der sogenannten zentripetalen Gehirnaktion, die Ueber-

sich das Unterscheidungsvermögen in dergleichen Fällen vollends als unzulänglich erweisen. Nichtsdestoweniger ist der Unterschied in abstracto unleugbar vorhanden, wie sich daraus ergiebt, daß die eine Behauptung unwahr sein konnte, ohne daß die andere es darum ebenfalls zu sein brauchte und was er im Gerichtssaal bedeutet, lehrt das gegen die Frau D. gefällte Urtheil, das mit Rücksicht auf die Vorbehaltlosigkeit der Behauptung einer unwahren Thatsache erfolgte und die Verurtheilte kaum getroffen haben würde, wenn sie sich auf die Erklärung beschränkt oder die von ihr abgegebene dahin erweitert hätte, daß sie den Fabrikarbeiter N. „ihres Wissens" niemals gesehen habe. Es wird daher dem Bedenken, auf dessen Beseitigung die Gegenfrage des Zeugen X. abzielte, eine relative Berechtigung immerhin zugestanden werden müssen.

Nun mag des Einen Antwort dahin lauten, Niemand sei so gut als der Zeuge selbst in der Lage, die Zuverlässigkeit der von ihm bekundeten Wahrnehmung zu ermessen und es müsse ihm daher überlassen bleiben, das Maß ihrer Zuverlässigkeit in der Form seiner Aussage zum Ausdruck zu bringen; ein Anderer wird vielleicht meinen, wenn der Angeklagte, wie er zu verstehen gegeben, von der Sicherheit seiner Wahrnehmung vollständig überzeugt sei, so müsse er seine Ueberzeugung auch durch eine Versicherung in positivster Form zu vertreten im Stande sein.

In Wahrheit konnte der Richter zur Ertheilung des allein zutreffenden Responsums nur dann gelangen, wenn er sich das Wesen des Zeugenbeweises und dabei die Grenzen vergegenwärtigte, die dem Zeugniß als Mittel zur Erforschung der Wahrheit gezogen sind.

Um diese durch Natur und Gesetz gezogenen Grenzen zu erkennen, ist es vor Allem geboten, sich die Art der Entstehung und die daraus resultirende Beschaffenheit des Wissens vor Augen zu halten, dessen Offenbarung den Gegenstand eines gerichtlichen Zeugnisses ausmacht.

Unterziehen wir nach dieser Richtung hin die Aussage des Zeugen X. einer Prüfung und fragen wir, auf welcher Grundlage sie zu Stande gekommen ist, so ergiebt sich, daß es sich dabei um eine Reihe verschiedener, wohl zu sondernder Vorgänge handelt. Den ersten bildete der bei dem Zeugen hervorgerufene optische Eindruck der Erscheinung des Hufschmieds H. am Thatort, die Ausprägung seines Bildes auf der Netzhaut des Zeugen. Es folgte im Wege der sogenannten zentripetalen Gehirnaktion, die Ueber-

tragung dieses Eindrucks auf die sein Bewußtwerden vermittelnden Organe, denen die anatomische Topographie ihren Sitz in dem an der Großhirnrinde lagernden Hinterhauptslappen angewiesen hat. Er unterlag nunmehr der sogenannten zentralen Aktion, d. i. der kritischen Verarbeitung und Gestaltung durch die der Funktion des Denkens bestimmten Assoziationszentren, womit sich der eigentliche Akt der Rekognition vollzog und fand endlich in den dem Erinnerungsvermögen als Niederlage dienenden Ganglienkomplexen eine einstweilige Ruhestätte, um demnächst vor dem grünen Tisch in diesem Lagerraum aufgesucht, im Bewußtsein des Zeugen reaktivirt und vermittelst der „zentrifugalen Aktion“ in Gestalt der Zeugenaussage der Außenwelt wieder zurückgegeben zu werden.

Wie verhält sich nun „das Wissen“, dessen Genesis hier skizzirt ist, zu der Thatsache, die ich als geschehen annehme, daß der Hufschmied H. es war, der den Schuß auf das Wild abgegeben hatte?

Offenbar ist es nicht die, wie man sich ungenau auszudrücken pflegt, bezeugte Thatsache selbst, die den Gegenstand der Wissenschaft des Zeugen und seiner Aussage bildete, sondern lediglich der Eindruck dieser Thatsache, wie er vermittelst der soeben aufgezählten, durch den Eintritt des äußern Geschehnisses in den Wahrnehmungsbereich des Zeugen ausgelösten physiopsychischen Prozesse in dessen Seele Gestalt gewonnen hatte; nicht die längst vergangene, in unabsehbarer räumlicher Entfernung geschehene äußere Begebenheit, sondern ein während der Vernehmung des Zeugen, mithin in der Gegenwart, sich darbietender, in einem bestimmten Körpertheil des Zeugen und innerhalb desselben wiederum in einer bestimmten Region lokalisirter Befund an Erinnerungen und Vorstellungen.

Der durch den hervorgehobenen Gegensatz gekennzeichneten natürlichen Kluft, die zwischen einem in der Vergangenheit liegenden äußeren Vorgange und seiner durch eine wenn auch noch so unmittelbare Wahrnehmung entstandenen Kunde besteht, trägt nun auch das Gesetz in der Fassung der Eidesnorm*) Rechnung.

Wohl verleiht das Gesetz gewissen Personen im Wege der Fiktion die Befugniß, die objektive Wahrheit festzustellen, z. B. dem Richter durch das Urtheil, den Geschworenen durch den Wahrspruch, den Parteien im Zivilprozeß durch den Eid. Dem Zeugenwissen aber stehen keinerlei gesetzliche Titel einer künstlich erhöhten

*) § 61 St.P.O.

Authentizität zur Seite. Vielmehr deckt sich die gesetzliche Bewerthung des Zeugenbeweises mit der Natur der Sache. Das Gesetz heischt von dem Zeugen nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen, d. h. absichtlich zu unterdrücken, und nichs hinzuzusetzen, d. h. absichtlich falsche Angaben zu machen, mit anderen Worten: dem Zeugen liegt es nicht ob, die objektive Wahrheit weder zu erforschen noch festzustellen, sondern allein der Wahrheit zwar nach seinem besten Wissen, aber doch nur nach Maßgabe seines Wissens die Ehre zu geben. Dieses Wissen aber besteht in nichts Anderm, als jenem soeben skizzirten cerebralen Befunde.

Nun versteht es sich von selbst, daß der Zeuge nicht im Stande ist, seiner Aussage eine die natürlichen und gesetzlichen Grenzen ihrer Authentizität überschreitende Bedeutung zu verleihen; auch wenn er es wollte, könnte er es nicht. Seine Behauptungen und Bestreitungen historischer Daten bleiben deshalb, sofern sie sein Wissen wahrheitsgemäß wiedergeben, ihrem natürlichen und rechtlichen Wesen nach, wie ich sie nun wohl kurz bezeichnen darf, Eindruckszeugnisse, positive oder negative, wie absolut die Form, in die er sie kleidet, auch immer geartet sein mag und in diesem natürlich und rechtlich allein möglichen und zulässigen Sinne wird ebenso selbstverständlich auch der Richter sie aufzufassen haben. Die Bestimmtheit der Form, worin ein Zeuge einen Umstand bekundet oder bestreitet, ist daher zwar bis auf einen gewissen Grad geeignet, die Deutlichkeit des dem bekundeten Umstande korrespondirenden positiven oder negativen Eindrucksbildes zu verbürgen und demzufolge dem Zeugniß ein ceteris paribus höheres Maß von Vertrauenswürdigkeit zu verleihen als eine minder bestimmt gehaltene Aussage, aber diese Form kann den Werth des Zeugnisses nur quantitativ, nicht auch qualitativ steigern, denn sie vermag die Beschränkung nicht hinwegzuräumen, die jenem Zeugniß sowohl von Natur als von Rechts wegen unabänderlich anhaftet.

Der Zeuge X. brauchte demnach seiner Geneigtheit, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit vollster Bestimmtheit zu versichern, keinen Zwang anzuthun und sich darin weder durch den Gedanken an die dem Richter ohnehin bekannte und daher von ihm bei der Würdigung des Zeugnisses in Rechnung zu ziehende allgemein menschliche Fehlbarkeit, noch auch durch die Erinnerung an den auf dem Bahnhof zu Y. ihm widerfahrenen Irrthum irremachen zu lassen. Eine Verantwortung konnte ihm ver-

Authentizität zur Seite. Vielmehr deckt sich die gesetzliche Bewerthung des Zeugenbeweises mit der Natur der Sache. Das Gesetz heischt von dem Zeugen nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen, d. h. absichtlich zu unterdrücken, und nichs hinzuzusetzen, d. h. absichtlich falsche Angaben zu machen, mit anderen Worten: dem Zeugen liegt es nicht ob, die objektive Wahrheit weder zu erforschen noch festzustellen, sondern allein der Wahrheit zwar nach seinem besten Wissen, aber doch nur nach Maßgabe seines Wissens die Ehre zu geben. Dieses Wissen aber besteht in nichts Anderm, als jenem soeben skizzirten cerebralen Befunde.

Nun versteht es sich von selbst, daß der Zeuge nicht im Stande ist, seiner Aussage eine die natürlichen und gesetzlichen Grenzen ihrer Authentizität überschreitende Bedeutung zu verleihen; auch wenn er es wollte, könnte er es nicht. Seine Behauptungen und Bestreitungen historischer Daten bleiben deshalb, sofern sie sein Wissen wahrheitsgemäß wiedergeben, ihrem natürlichen und rechtlichen Wesen nach, wie ich sie nun wohl kurz bezeichnen darf, Eindruckszeugnisse, positive oder negative, wie absolut die Form, in die er sie kleidet, auch immer geartet sein mag und in diesem natürlich und rechtlich allein möglichen und zulässigen Sinne wird ebenso selbstverständlich auch der Richter sie aufzufassen haben. Die Bestimmtheit der Form, worin ein Zeuge einen Umstand bekundet oder bestreitet, ist daher zwar bis auf einen gewissen Grad geeignet, die Deutlichkeit des dem bekundeten Umstande korrespondirenden positiven oder negativen Eindrucksbildes zu verbürgen und demzufolge dem Zeugniß ein ceteris paribus höheres Maß von Vertrauenswürdigkeit zu verleihen als eine minder bestimmt gehaltene Aussage, aber diese Form kann den Werth des Zeugnisses nur quantitativ, nicht auch qualitativ steigern, denn sie vermag die Beschränkung nicht hinwegzuräumen, die jenem Zeugniß sowohl von Natur als von Rechts wegen unabänderlich anhaftet.

Der Zeuge X. brauchte demnach seiner Geneigtheit, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit vollster Bestimmtheit zu versichern, keinen Zwang anzuthun und sich darin weder durch den Gedanken an die dem Richter ohnehin bekannte und daher von ihm bei der Würdigung des Zeugnisses in Rechnung zu ziehende allgemein menschliche Fehlbarkeit, noch auch durch die Erinnerung an den auf dem Bahnhof zu Y. ihm widerfahrenen Irrthum irremachen zu lassen. Eine Verantwortung konnte ihm ver-

möge der einer Zeugenaussage als Beweismittel natürlich und gesetzlich beschiedenen Virtualität durch eine der Bestimmtheit des in ihm haftenden Eindrucks entsprechende Bestimmtheit seiner Aussage nicht erwachsen, falls er sich in der Person des Thäters dennoch getäuscht haben sollte. Mochte also der Zeuge X. seine Aussage getrost in der positivsten Fassung einer thatsächlichen Feststellung beschaffen, er ward dadurch seiner Zeugenpflicht gerecht, wohlgemerkt, nicht weil die Aussage der objektiven Wahrheit entsprach, sondern weil und insofern als sie den Eindruck richtig wiedergab, den die von ihm beobachtete Thatsache in seiner Seele zurückgelassen hatte.

Daher ist es unrichtig, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, die objektive Unwahrheit einer Aussage als ein Begriffsmerkmal des Mein- und Falscheides betrachtet. Vielmehr macht sich der Zeuge einer absichtlichen Verletzung seiner Pflicht, die darin besteht, nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, dadurch schuldig, daß er Behauptungen aufstellt in dem Bewußtsein, daß sie seinem besten Wissen zuwiderlaufen, oder Thatsachen verschweigt in dem Bewußtsein, daß sie einen Bestandtheil seines besten Wissens ausmachen und wenn er dadurch sein bestes Wissen verleugnet. Demgemäß würden Frau D. und der Forsteleve X., wenn sie ihrer Ueberzeugung zuwider bezeugt hätten, erstere, sie habe den Fabrikarbeiter N. gesehen, letzterer, sein Onkel habe sich nicht im Hotelwagen befunden, einen Meineid geleistet haben, obwohl ihre Aussagen mit der objektiven Wahrheit im Einklang gestanden haben würden*).

Es ist bisher nur von solchen Eindrücken die Rede gewesen, die unmittelbar von sinnlichen Wahrnehmungen herrührend, sich gleichsam als Spiegelbilder solcher Wahrnehmungen in der Seele des Zeugen eingeprägt haben. Sie entsprechen den „mit den eigenen Sinnen wahrgenommenen Vorgängen“, die man gemeinhin als Gegenstand eines Zeugnisses zu bezeichnen pflegt. Es giebt jedoch noch eine Reihe anderer, mehr oder weniger spontan entstehender psychischer Vorgänge und Zustände, die, sei es in Gestalt der Reflexe, die sie in der Seele des Zeugen zurückgelassen haben, sei es, wenn sie im Augenblick der Zeugenvernehmung

*) Allerdings wird es nur bei ganz außergewöhnlicher Sachlage ohne Verletzung der objektiven Wahrheit zur Einleitung einer Untersuchung kommen. Um so diskutabler ist de lege ferenda die Frage: ob hier nicht die Annahme eines bloßen Versuchs geboten sei.

Existenz erlangen, unmittelbar als Objekt der Zeugenaussage zu dienen geeignet sind. Sie sind fast in jedem Zeugniß anzutreffen. Man denke nur an die Fälle, wenn ein Zeuge veranlaßt wird, sich darüber auszusprechen, ob ihm der eine oder andere Umstand besonders auffällig gewesen sei, ob er eine von ihm gemachte Beobachtung nicht mit einem früheren Vorkommniß in Beziehung gesetzt, ob ihn ein Begegniß erschreckt, ob er dabei seine volle Besinnung bewahrt habe u. dergl. mehr.

In diese Kategorie von Aussageobjekten gehört auch das kritische Verhalten des Zeugen den in seiner Seele vorhandenen Eindrucksbildern gegenüber. Es ist zwar die Aufgabe des Richters, die Beweiskraft des geistigen Augenscheins, den er vermittelst der Zeugenvernehmung in der Seele des Zeugen vornimmt, abzuschätzen und zu ermessen, ob und inwieweit dadurch der Feststellung des Beweisthemas eine geeignete Grundlage geboten wird; allein auch der Zeuge selbst ist je nach dem Maße seiner Intelligenz befähigt, eine solche Prüfung seines eigenen Wissens vorzunehmen, ja dank der oft genug darin enthaltenen Imponderabilien, deren Verkörperung unter Umständen nur einer höheren Befähigung im mündlichen Ausdruck würde gelingen können, vielleicht gar noch besser, als sie der Richter auf dem häufig recht holperigen Umwege der Vernehmung zu Stande bringt. Daher wird es dem Richter in der Bildung des eigenen Urtheils in vielen Fällen förderlich sein, neben dem Referat des Zeugen auch die Begutachtung dieses Referats aus dem Munde des Zeugen zu vernehmen. In der Aussage geistig minderentwickelter Zeugen pflegt sich ohnehin Reproduktion und Kritik unbewußt in der Aussage zu vermengen.

Auch dieser Titel stand dem Zeugen X. zu Gebote, um ohne Rückhalt und Bedenken zu versichern, was er für wahr hielt, den Hufschmied H. in der Person des Wilderers erkannt zu haben. Man darf dabei nur nicht vergessen, daß der Zeuge nur verpflichtet ist für die Wahrheit seiner „thatsächlichen“ Angaben einzustehen und daß er nicht auch für die Richtigkeit eines von ihm abgegebenen Gutachtens haftet, sondern nur für die Wahrheit der Thatsache, daß er so geurtheilt hat oder so urtheilt.

So verrathen die Skrupel des Zeugen X., durch die eine Form der von ihm ventilirten Alternative seiner Aussage einen wesentlich verschieden gearteten Inhalt zu geben, als durch die andere, zwar den reflektirenden Laien, dessen Einsicht den geistigen Standpunkt des jugendlichen und unerfahrenen vormaligen

Existenz erlangen, unmittelbar als Objekt der Zeugenaussage zu dienen geeignet sind. Sie sind fast in jedem Zeugniß anzutreffen. Man denke nur an die Fälle, wenn ein Zeuge veranlaßt wird, sich darüber auszusprechen, ob ihm der eine oder andere Umstand besonders auffällig gewesen sei, ob er eine von ihm gemachte Beobachtung nicht mit einem früheren Vorkommniß in Beziehung gesetzt, ob ihn ein Begegniß erschreckt, ob er dabei seine volle Besinnung bewahrt habe u. dergl. mehr.

In diese Kategorie von Aussageobjekten gehört auch das kritische Verhalten des Zeugen den in seiner Seele vorhandenen Eindrucksbildern gegenüber. Es ist zwar die Aufgabe des Richters, die Beweiskraft des geistigen Augenscheins, den er vermittelst der Zeugenvernehmung in der Seele des Zeugen vornimmt, abzuschätzen und zu ermessen, ob und inwieweit dadurch der Feststellung des Beweisthemas eine geeignete Grundlage geboten wird; allein auch der Zeuge selbst ist je nach dem Maße seiner Intelligenz befähigt, eine solche Prüfung seines eigenen Wissens vorzunehmen, ja dank der oft genug darin enthaltenen Imponderabilien, deren Verkörperung unter Umständen nur einer höheren Befähigung im mündlichen Ausdruck würde gelingen können, vielleicht gar noch besser, als sie der Richter auf dem häufig recht holperigen Umwege der Vernehmung zu Stande bringt. Daher wird es dem Richter in der Bildung des eigenen Urtheils in vielen Fällen förderlich sein, neben dem Referat des Zeugen auch die Begutachtung dieses Referats aus dem Munde des Zeugen zu vernehmen. In der Aussage geistig minderentwickelter Zeugen pflegt sich ohnehin Reproduktion und Kritik unbewußt in der Aussage zu vermengen.

Auch dieser Titel stand dem Zeugen X. zu Gebote, um ohne Rückhalt und Bedenken zu versichern, was er für wahr hielt, den Hufschmied H. in der Person des Wilderers erkannt zu haben. Man darf dabei nur nicht vergessen, daß der Zeuge nur verpflichtet ist für die Wahrheit seiner „thatsächlichen“ Angaben einzustehen und daß er nicht auch für die Richtigkeit eines von ihm abgegebenen Gutachtens haftet, sondern nur für die Wahrheit der Thatsache, daß er so geurtheilt hat oder so urtheilt.

So verrathen die Skrupel des Zeugen X., durch die eine Form der von ihm ventilirten Alternative seiner Aussage einen wesentlich verschieden gearteten Inhalt zu geben, als durch die andere, zwar den reflektirenden Laien, dessen Einsicht den geistigen Standpunkt des jugendlichen und unerfahrenen vormaligen Forst-

eleven wie auch den einer einfachen Frau aus dem Volke überholt hat, aber der Zeuge bleibt mit seiner aufgeklärten Auffassung dennoch in der Halbheit der Laienhaftigkeit stecken, während der schlichte gemeine Menschenverstand, indem er so subtile Distinktionen arglos ignorirt, sich unbewußt der wissenschaftlichen Auffassung anpaßt.

Um nun von der dem Zeugen X. ertheilten Belehrung noch eine nähere Nutzanwendung auf den Fall der Obsthökersfrau D., sowie auf den Vorgang am Bahnhofe zu Y., falls dieser Gegenstand einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre, zu machen, so gilt es, sich zu vergegenwärtigen, daß die oben dargelegten, die Entstehung des Zeugenwissens vermittelnden Prozesse häufig einen von dem normalen, wovon der soeben erörterte Fall ein Beispiel lieferte, abweichenden Verlauf nehmen. Dies trifft zunächst schon zu auf ihr erstes Stadium, den peripheren Sinneseindruck, dem es je nach der Beschaffenheit der dabei thätigen Sinnesorgane vielfach mehr oder weniger an Genauigkeit gebricht, falls er nicht gar völlig versagt. Ich habe hier um so weniger Anlaß, auf diese nicht ungewöhnliche Anomalie näher einzugehen, als sie für die Gesichtswerkzeuge des Zeugen X., der sie als normal bezeichnet und dessen Beruf einen guten Zustand des Gesichtssinns voraussetzt, auch bezüglich seiner falschen Beobachtung am Bahnhofe zu Y. nicht in Betracht kommt. Ob die Obsthökerin D. nicht vielleicht mit einer myopia maligna behaftet war, die sie hinderte, die Gesichtszüge des Fabrikarbeiters N. zu erkennen, obwohl er unmittelbar vor ihr stand, scheint überall nicht Gegenstand einer Prüfung gewesen zu sein; doch will ich gelten lassen, daß auch bei dieser Zeugin die Entstehung des peripheren Sinneseindrucks ohne Störung vor sich gegangen ist.

Einen desto größeren Werth lege ich darauf, hervorzuheben, daß die normale Verwirklichung dieses Vorganges noch keineswegs auch einen günstigen Verlauf der Prozesse verbürgt, die der Aufnahme des peripheren Eindrucks in die intellektuelle Sphäre zu dienen bestimmt sind.

Um dies einzusehen, braucht man sich nicht erst in die Betrachtung der durch die neueren Forschungen unserer Erkenntniß erschlossenen subtilen und verwickelten Organisation unseres Cerebralsystems und seiner Funktionen zu versenken; es genügt, sich die Erfahrungen zu vergegenwärtigen, die das tägliche Leben jedem einigermaßen aufmerksamen Beobachter zu Theil werden läßt.

Diese Erfahrungen lehren, daß das Verhalten der Hirnsubstanz äußeren Sinneseindrücken gegenüber eine Stufenleiter aufweist, die je nach der Beschaffenheit der Ursache des Eindrucks, der ihn begleitenden Umstände und der allgemeinen und momentanen leiblichen und geistigen Disposition des Empfängers, von der Gestaltung, die man als einen unauslöschlichen Eindruck zu bezeichnen pflegt, herabsteigt bis zu der absoluten Passivität, die den sinnlichen Eindruck augenblicklich wieder dahinschwinden läßt, ohne daß er überhaupt zur geistigen Perzeption gelangte.

Einen selbsterlebten Fall dieser Stufe theilt der Verfasser einer kürzlich erschienenen Abhandlung aus dem Gebiet der Gehirnanatomie mit. Er war auf öffentlicher Promenade einem Bekannten begegnet und hatte dem Vorübergehenden, während dieser ihn grüßte, die Blicke zugewandt und auch den Gruß erwidert, ohne, in Nachsinnen über ein wissenschaftliches Problem versunken, wie er es damals gewesen war, sich des beschriebenen Vorkommnisses auch nur im Geringsten bewußt geworden zu sein. Er bezeichnet den Zustand, worin er sich im Augenblick der Begegnung befunden habe, mit dem Ausdruck „Seelenblindheit“. Ohne das Verdienst dieser Wortbildung schmälern zu wollen, kann ich nicht umhin, dabei einer der alltäglichen Redeweise schon längst geläufigen Wendung zu gedenken, die dem neuerfundenen Terminus nicht unebenbürtig ist, der Wendung „sehend blind sein“. Es geht schon aus der Häufigkeit ihrer Anwendung hervor, daß wir es in einer Bethätigung des Gesichtssinns, die auf das Stadium der Erregung eines ausschließlich peripheren Reizes beschränkt bleibt, ohne sich durch das Komplement der cerebralen Innervation zum eigentlichen Sehen zu vervollständigen, durchaus nicht etwa mit einer auf das Gebiet des ganz Außerordentlichen zu verweisenden Erscheinung zu thun haben.

Bei weitem ausgedehnter ist ohne Frage das Gebiet derjenigen Fälle, in denen, wenn auch die Reaktion des Hirns auf den äußern Reiz nicht vollständig versagt, der Eindruck derselben auf das anatomische Substrat ein größeres oder geringeres Maß von Oberflächlichkeit doch nicht überschreitet.

Daß auch tiefer wurzelnde Eindrücke durch Zeit und Umstände geschwächt, getrübt, verwirrt, verwischt und dem Gedächtniß sogar vollständig abhanden kommen können, darüber brauche ich kein Wort weiter zu verlieren.

Diese Erfahrungen lehren, daß das Verhalten der Hirnsubstanz äußeren Sinneseindrücken gegenüber eine Stufenleiter aufweist, die je nach der Beschaffenheit der Ursache des Eindrucks, der ihn begleitenden Umstände und der allgemeinen und momentanen leiblichen und geistigen Disposition des Empfängers, von der Gestaltung, die man als einen unauslöschlichen Eindruck zu bezeichnen pflegt, herabsteigt bis zu der absoluten Passivität, die den sinnlichen Eindruck augenblicklich wieder dahinschwinden läßt, ohne daß er überhaupt zur geistigen Perzeption gelangte.

Einen selbsterlebten Fall dieser Stufe theilt der Verfasser einer kürzlich erschienenen Abhandlung aus dem Gebiet der Gehirnanatomie mit. Er war auf öffentlicher Promenade einem Bekannten begegnet und hatte dem Vorübergehenden, während dieser ihn grüßte, die Blicke zugewandt und auch den Gruß erwidert, ohne, in Nachsinnen über ein wissenschaftliches Problem versunken, wie er es damals gewesen war, sich des beschriebenen Vorkommnisses auch nur im Geringsten bewußt geworden zu sein. Er bezeichnet den Zustand, worin er sich im Augenblick der Begegnung befunden habe, mit dem Ausdruck „Seelenblindheit“. Ohne das Verdienst dieser Wortbildung schmälern zu wollen, kann ich nicht umhin, dabei einer der alltäglichen Redeweise schon längst geläufigen Wendung zu gedenken, die dem neuerfundenen Terminus nicht unebenbürtig ist, der Wendung „sehend blind sein“. Es geht schon aus der Häufigkeit ihrer Anwendung hervor, daß wir es in einer Bethätigung des Gesichtssinns, die auf das Stadium der Erregung eines ausschließlich peripheren Reizes beschränkt bleibt, ohne sich durch das Komplement der cerebralen Innervation zum eigentlichen Sehen zu vervollständigen, durchaus nicht etwa mit einer auf das Gebiet des ganz Außerordentlichen zu verweisenden Erscheinung zu thun haben.

Bei weitem ausgedehnter ist ohne Frage das Gebiet derjenigen Fälle, in denen, wenn auch die Reaktion des Hirns auf den äußern Reiz nicht vollständig versagt, der Eindruck derselben auf das anatomische Substrat ein größeres oder geringeres Maß von Oberflächlichkeit doch nicht überschreitet.

Daß auch tiefer wurzelnde Eindrücke durch Zeit und Umstände geschwächt, getrübt, verwirrt, verwischt und dem Gedächtniß sogar vollständig abhanden kommen können, darüber brauche ich kein Wort weiter zu verlieren.

Wer der Bedeutung dieser Vorgänge Rechnung trägt, wird mir darin beipflichten, daß die Thatsachen, die dem gegen die Frau D. gefällten Urtheil zu Grunde liegen, zunächst schon nicht geeignet erscheinen können, die daraus stillschweigend, als ob sie sich von selbst verstände, hergeleitete Schlußfolgerung zu rechtfertigen, daß Frau D. den Fabrikarbeiter N. bei der in Rede stehenden Gelegenheit wirklich gesehen habe, d. h. daß sein Anblick ihr damals überhaupt zum Bewußtsein gekommen sei. Man berücksichtige nur, daß der Fabrikarbeiter N. der Angeklagten bisher fremd war; daß seine Erscheinung, soweit wir erfahren haben, nichts Außergewöhnliches bot, das im Stande gewesen wäre, besondere Aufmerksamkeit zu erregen; daß der geringe Verdienst von einigen Pfennigen, den er ihr verschaffte, ihr ein besonders lebhaftes Interesse für diesen Kunden kaum einflößen konnte und daß seine Anwesenheit nur wenige Augenblicke dauerte, während welcher der Geist der Angeklagten mit dem Gedanken an die Menge der umstehenden, ihrer Abfertigung harrenden Kunden und mit der Hoffnung auf reichen Gewinn so vollauf in Anspruch genommen sein mochte wie der Geist jenes Gelehrten von dem Problem, das ihn im Augenblick der Begegnung mit seinem Freunde beschäftigte. Es würde bei dieser Sachlage die Behauptung der Frau D. den Fabrikarbeiter N. nicht gesehen zu haben, auch nicht einmal ihrer objektiven Richtigkeit nach als widerlegt erachtet werden können.

Gesetzt aber auch, Frau D. wäre sich des Anblickes des N. wirklich bewußt geworden, so machen die angeführten Umstände doch wahrscheinlich, daß der dadurch hervorgerufene Eindruck nur ein flüchtiger gewesen ist, der in dem Zeitpunkt, wo sie als Zeugin vernommen wurde, also einige Monate später, ihr dergestalt entschwunden sein mochte, daß sie, als N. ihr mit der Frage gegenüber gestellt wurde, ob er ihr bekannt sei, ihren Seelenbefund an Erinnerungen an seine Person aus der Zeit vor der Gerichtsverhandlung wahrheitsgemäß nur als einen negativen zu bezeichnen vermochte.

War dies der Fall, so konnte der in den Entscheidungsgründen des gegen sie gefällten Urtheils ihr zum Vorwurf gemachte Umstand, daß sie diesen Befund „vorbehaltlos" in der der historischen Wahrheit zuwiderlaufenden Fassung kundgab, sie habe den Fabrikarbeiter N. niemals gesehen, ihre Zeugnißpflicht nicht verletzen, wenn man nur daran festhält, daß die Fähigkeit eines Zeugen, eine von ihm

wahrgenommene Thatsache zu reproduziren, sich auf die Wiedergabe des Eindrucks, den sie in der Seele des Zeugen zurückgelassen, beschränkt, mag er der von ihm gemachten, sei es positiven, sei es negativen Wahrnehmungen noch so sicher sein und daß die Bestätigung einer darüber hinausgehenden objektiver gearteten Wahrheit dem Zeugenbeweis natürlich und rechtlich versagt ist.

Allerdings, wenn es darauf ankäme, daß ein Zeuge seine Aussage in einer der Entstehung und Beschaffenheit seines Wissens streng konformen Fassung beschaffte, dann hätte beispielsweise der Förster X. die von dem Richter an ihn gestellte Frage, ob er sich getraue, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit voller Bestimmtheit zu versichern, etwa dahin beantworten müssen, daß er diese Frage nicht anders als mit der dem Zeugenwissen überhaupt vergönnten Sicherheit, auf dieser Grundlage aber mit voller Bestimmtheit zu bejahen im Stande sei. Durch eine so formulirte Erklärung, wodurch der Zeuge seine Aussage lediglich als den Befund seiner Erinnerungen und Vorstellungeu hingestellt hätte, würde, falls sich ihre objektive Unrichtigkeit ergeben haben sollte, auch wohl der Richter, welcher die Frau D. verurtheilte, sich für befriedigt erklärt haben.

Frau D. selbst würde muthmaßlich der Verurtheilung entgangen sein, wenn sie die Frage, ob sie den Fabrikarbeiter N. früher gesehen, etwa mit der Erklärung beantwortet hätte, daß in Bezug auf den Fabrikarbeiter N. ihr Gedächtniß tabula rasa sei. Man darf indeß von keinem Zeugen beanspruchen, daß er die Grundlage seines Wissens in ihrer spekulativen Konfiguration zum Ausdruck bringe. Es ist vielmehr Sache des Richters, jene Grundlage sich gegenwärtig zu halten und die Bedeutung und Tragweite der Zeugenaussage danach zu bemessen. Wäre der Richter der Frau D. dieser seiner Obliegenheit gerecht geworden, so würde er sich gesagt haben, daß die Betheuerung der Zeugin, den N. niemals gesehen zu haben, nichts weiteres besagen und bedeuten könne, als daß sie sich nicht bewußt sei, denselben gesehen zu haben, allenfalls auch, daß sie für ihre Person dieses ihr Nichtwissen als eine Gewähr für die objektive Richtigkeit ihrer Behauptung einschätze und in solchem Falle wäre es wiederum Sache des Richters gewesen, den Werth dieses Gutachtens, für den die Zeugin selbst nicht verantwortlich war, zu ermessen. Ebenso ist für die Mahnung, „sich der natürlichen Grenzen des menschlichen Gedächtnißvermögens und der naheliegenden Gefah

wahrgenommene Thatsache zu reproduziren, sich auf die Wiedergabe des Eindrucks, den sie in der Seele des Zeugen zurückgelassen, beschränkt, mag er der von ihm gemachten, sei es positiven, sei es negativen Wahrnehmungen noch so sicher sein und daß die Bestätigung einer darüber hinausgehenden objektiver gearteten Wahrheit dem Zeugenbeweis natürlich und rechtlich versagt ist.

Allerdings, wenn es darauf ankäme, daß ein Zeuge seine Aussage in einer der Entstehung und Beschaffenheit seines Wissens streng konformen Fassung beschaffte, dann hätte beispielsweise der Förster X. die von dem Richter an ihn gestellte Frage, ob er sich getraue, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit voller Bestimmtheit zu versichern, etwa dahin beantworten müssen, daß er diese Frage nicht anders als mit der dem Zeugenwissen überhaupt vergönnten Sicherheit, auf dieser Grundlage aber mit voller Bestimmtheit zu bejahen im Stande sei. Durch eine so formulirte Erklärung, wodurch der Zeuge seine Aussage lediglich als den Befund seiner Erinnerungen und Vorstellungeu hingestellt hätte, würde, falls sich ihre objektive Unrichtigkeit ergeben haben sollte, auch wohl der Richter, welcher die Frau D. verurtheilte, sich für befriedigt erklärt haben.

Frau D. selbst würde muthmaßlich der Verurtheilung entgangen sein, wenn sie die Frage, ob sie den Fabrikarbeiter N. früher gesehen, etwa mit der Erklärung beantwortet hätte, daß in Bezug auf den Fabrikarbeiter N. ihr Gedächtniß tabula rasa sei. Man darf indeß von keinem Zeugen beanspruchen, daß er die Grundlage seines Wissens in ihrer spekulativen Konfiguration zum Ausdruck bringe. Es ist vielmehr Sache des Richters, jene Grundlage sich gegenwärtig zu halten und die Bedeutung und Tragweite der Zeugenaussage danach zu bemessen. Wäre der Richter der Frau D. dieser seiner Obliegenheit gerecht geworden, so würde er sich gesagt haben, daß die Betheuerung der Zeugin, den N. niemals gesehen zu haben, nichts weiteres besagen und bedeuten könne, als daß sie sich nicht bewußt sei, denselben gesehen zu haben, allenfalls auch, daß sie für ihre Person dieses ihr Nichtwissen als eine Gewähr für die objektive Richtigkeit ihrer Behauptung einschätze und in solchem Falle wäre es wiederum Sache des Richters gewesen, den Werth dieses Gutachtens, für den die Zeugin selbst nicht verantwortlich war, zu ermessen. Ebenso ist für die Mahnung, „sich der natürlichen Grenzen des menschlichen Gedächtnißvermögens und der naheliegenden Gefahr

von Irrthümern bewußt zu bleiben"*) nicht sowohl der Zeuge als der Richter die richtige Adresse. Auch einer hierauf abzielenden ausdrücklichen Verwahrung darf sich daher ein Zeuge für überhoben erachten, so gut wie es nach einem bekannten zivilistischen Grundsatz der ausdrücklichen Formulirung einer conditio, quae tacite negotio inest, nicht bedarf.

Sieht man nun aber noch ein wenig näher zu, so zeigt es sich, daß der vermißte Vorbehalt auch in der Form der Aussage vorhanden war. Betrachtet man nämlich, was ohne Frage geboten ist, die Eidesnorm und die Zeugenaussage als ein syntaktisches Ganze, so ist es klar, daß die Aussage in Wirklichkeit nicht anders erfolgt als unter dem in der Eidesnorm enthaltenen ausdrücklichen Vorbehalt: „nach bestem Wissen", mit anderen Worten: die außer dem Zusammenhang mit der Eidesnorm als eine absolute Feststellung, den N. niemals gesehen zu haben, formulirte Aussage der Frau D. stellt sich unter Beobachtung des dem Sinne nach unzweifelhaft vorhandenen Zusammenhanges als eine Erklärung des Inhalts dar, daß die Zeugen ihres — besten — Wissens den N. niemals gesehen habe, und so wäre im Grunde nur ein bischen Grammatik vonnöthen gewesen, um die Existenz eines Vorbehalts zu erkennen, dessen vermeintlichen Mangel die Obsthökersfrau auf einige Monate ins Gefängniß führte. Ja, bei genauer Analyse der nach der Auffassung des Richters „vorbehaltlos" abgegebenen Versicherung der Zeugin, sie habe den N. niemals gesehen, stellt sich heraus, daß das Zeugniß mit nicht weniger als drei Klauseln versehen war oder als versehen gelten durfte: mit der in der natürlichen und gesetzlichen Beschränkung des Zeugenwissens enthaltenen, mit der ausdrücklichen der Eidesnorm und mit demjenigen Vorbehalt, der sich aus dem gutachtlichen Charakter der Aussage abstrahiren läßt.

Was hier von dem negativen Zeugniß der Obsthökerin D. gesagt ist, gilt mutatis mutandis auch von der objektiv unrichtigen positiven Behauptung des Forsteleven X., seinen Verwandten im Hotelwagen zu Y. erblickt zu haben, falls sie Gegenstand einer Zeugenaussage und einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre. So gut als die Unzulänglichkeit der Hirnfunktionen peripheren Sinneseindrücken gegenüber sich durch ein passives Verhalten, wie im Falle der Frau D., äußern kann, so gut kann sie sich gelegentlich dadurch erweisen, daß unter Mitwirkung von Ur-

*) Entsch. d. R. G.'s 8. S. 109.

sachen der oben angedeuteten Art eine korrekte periphere Perzeption falsche zentrale Bilder selbst von entschiedenstem Gepräge hervorruft. Versehen dieser Art — und auf akustischem Gebiet verhält es sich ebenso — gehören zu den täglichen Vorkommnissen. Es verkörpert sich in ihnen ein Tribut der menschlichen Unvollkommenheit an den Irrthum, dem auch das redlichste Widerstreben gegen die Unterwerfung unter seine Herrschaft sich nicht ganz zu entziehen vermag. Auch die hier unterstellte Aussage, wie bestimmt, absolut und vorbehaltlos sie auch formulirt worden wäre, hätte prozessualisch immer nur als die Versicherung gelten dürfen, Zeuge habe durch den Anblick des Reisenden so lebhaft und entschieden den Eindruck empfangen, seinen Verwandten vor sich zu sehen, daß an der Richtigkeit seiner Wahrnehmung auch nicht der leiseste Zweifel in ihm aufgestiegen sei.

Es würde ja auch ungerecht sein, dem jugendlichen X. wie der zu scharfen Beobachtungen vielleicht nicht veranlagten Frau D. einen Vorwurf aus einer objektiv unrichtigen Wissenschaft zu machen, die sie genau durch die nämlichen Mittel erlangt hatten, als der ältere X. seine objektiv richtige.

Es sei denn, daß ein Zeuge verpflichtet wäre, für das Zustandekommen richtiger, mit der objektiven Wahrheit übereinstimmender Eindrücke der in Rede stehenden Art Sorge zu tragen. Dies aber ist schon deshalb nicht der Fall, weil eine Verantwortlichkeit aus seiner Zeugenschaft ihm erst von dem Augenblick an erwachsen kann, wo er als Zeuge förmlich verpflichtet wurde. Die oben im Einzelnen aufgeführten, die Entstehung des Zeugenwissens vermittelnden Prozesse pflegen aber der Verpflichtung des Zeugenwissens voran zu gehen. Der periphere Sinneseindruck, die sich seiner bemächtigende zentripetale und zentrale Gehirnaktion sind vor der Verpflichtung des Zeugen zum Abschluß gelangt; diese hebt erst an, nachdem sich die Ueberführung des Eindrucks in die dem Gedächtniß als Lagerraum dienenden Organe, vielleicht schon lange Zeit vor der Vernehmung vollzogen hat und nachdem er hier möglicherweise vielfachen Störungen und Verdunkelungen ausgesetzt gewesen ist. Ein fahrlässiges Verhalten des Zeugen könnte also erst von dem Augenblick an statthaben, wo es dem Zeugen obliegt, sich des zerebralen Depots in möglichster Vollständigkeit zu versichern und durch seine Aussage den Richter der Kenntniß desselben theilhaftig zu machen.

Nun ist der Zeuge allerdings verpflichtet, sich mit der vollen

sachen der oben angedeuteten Art eine korrekte periphere Perzeption falsche zentrale Bilder selbst von entschiedenstem Gepräge hervorruft. Versehen dieser Art — und auf akustischem Gebiet verhält es sich ebenso — gehören zu den täglichen Vorkommnissen. Es verkörpert sich in ihnen ein Tribut der menschlichen Unvollkommenheit an den Irrthum, dem auch das redlichste Widerstreben gegen die Unterwerfung unter seine Herrschaft sich nicht ganz zu entziehen vermag. Auch die hier unterstellte Aussage, wie bestimmt, absolut und vorbehaltlos sie auch formulirt worden wäre, hätte prozessualisch immer nur als die Versicherung gelten dürfen, Zeuge habe durch den Anblick des Reisenden so lebhaft und entschieden den Eindruck empfangen, seinen Verwandten vor sich zu sehen, daß an der Richtigkeit seiner Wahrnehmung auch nicht der leiseste Zweifel in ihm aufgestiegen sei.

Es würde ja auch ungerecht sein, dem jugendlichen X. wie der zu scharfen Beobachtungen vielleicht nicht veranlagten Frau D. einen Vorwurf aus einer objektiv unrichtigen Wissenschaft zu machen, die sie genau durch die nämlichen Mittel erlangt hatten, als der ältere X. seine objektiv richtige.

Es sei denn, daß ein Zeuge verpflichtet wäre, für das Zustandekommen richtiger, mit der objektiven Wahrheit übereinstimmender Eindrücke der in Rede stehenden Art Sorge zu tragen. Dies aber ist schon deshalb nicht der Fall, weil eine Verantwortlichkeit aus seiner Zeugenschaft ihm erst von dem Augenblick an erwachsen kann, wo er als Zeuge förmlich verpflichtet wurde. Die oben im Einzelnen aufgeführten, die Entstehung des Zeugenwissens vermittelnden Prozesse pflegen aber der Verpflichtung des Zeugenwissens voran zu gehen. Der periphere Sinneseindruck, die sich seiner bemächtigende zentripetale und zentrale Gehirnaktion sind vor der Verpflichtung des Zeugen zum Abschluß gelangt; diese hebt erst an, nachdem sich die Ueberführung des Eindrucks in die dem Gedächtniß als Lagerraum dienenden Organe, vielleicht schon lange Zeit vor der Vernehmung vollzogen hat und nachdem er hier möglicherweise vielfachen Störungen und Verdunkelungen ausgesetzt gewesen ist. Ein fahrlässiges Verhalten des Zeugen könnte also erst von dem Augenblick an statthaben, wo es dem Zeugen obliegt, sich des zerebralen Depots in möglichster Vollständigkeit zu versichern und durch seine Aussage den Richter der Kenntniß desselben theilhaftig zu machen.

Nun ist der Zeuge allerdings verpflichtet, sich mit der vollen

Anspannung seiner geistigen Kräfte dieser Aufgabe zu unterziehen. Er soll daher bemüht sein, sowohl seinem Erinnerungs- als seinem Urtheilsvermögen die höchsten Leistungen abzugewinnen, um sein Wissen sowohl, falls es dunkel, verschwommen oder latent ist, zu klären, als auf die Nützlichkeit der verschiedenen Bestandtheile seines Wissens für den Gegenstand des Zeugnisses zu prüfen. In diesem, aber auch nur in diesem Sinne liegt es dem Zeugen ob, die Wahrheit zu erforschen. Es ist die nämliche Erforschung der Wahrheit, die auch der Prüfungskandidat sich angelegen sein läßt, wenn er sein Gedächtniß und seine Urtheilskraft anstrengt, um seine Kenntnisse in günstigem Licht zu zeigen. Es besteht aber zwischen Beiden ein wesentlicher Unterschied. Vom dem Prüfungskandidaten beansprucht man ein gewisses Maß des Wissens. Er scheitert, wenn er falsche Antworten giebt oder wenn es ihm nicht gelingt, seine etwaigen schlummernden Kenntnisse in seinem Bewußtsein zu erwecken, mag er sich auch noch so sehr anstrengen oder wenn er den Zusammenhang dieses oder jenes Bestandtheils seiner Kenntnisse mit der Materie, die er darlegen soll, nicht erkennt. Der Zeuge aber erfüllt seine Pflicht, wenn er nach bestem Wissen die Wahrheit sagt, mag dieses Wissen noch so geringfügig und geringwerthig sein. Läßt ihn sein Gedächtniß in Stich, es fällt ihm nicht zur Last. Reicht sein kritisches Vermögen nicht aus, die Beziehung ihm bewußter Umstände zu dem Gegenstande seiner Vernehmung zu erkennen, so gereicht ihm ein solcher Mangel nicht zum Vorwurf und die Ansicht, „daß wer einen erheblichen Thatumstand bona fide verschweigt, fahrlässig handele, wenn er sich bei Anwendung der einem Zeugen obliegenden Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Erheblichkeit der Thatsache bewußt sein mußte“ *), richtet sich schon dadurch, daß ein Verschweigen eine vorsätzliche Verletzung der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, voraussetzt. Zeuge und Prüfungskandidat ähneln sich auch darin, daß die Umstände, unter denen sich ihre Thätigkeit vollzieht, einer geistigen Konzentration nicht selten mehr oder weniger ungünstig sind: die Zeit zur Ueberlegung ist ihnen regelmäßig nur knapp zugemessen und das Ungewohnte ihrer Umgebung und andere Verhältnisse wirken leicht störend ein. Diese Lage wird dem Kandidaten indeß nur bedingungsweise zu Gute gerechnet, während den Zeugen kein Vorwurf treffen kann, falls sie den Erfolg seiner Anstrengungen schmälert. Entscheidend ist für die Beurtheilung der Frage, ob der Zeuge seine Pflicht erfüllt hat, sein aktuelles, parates Wissen.

*) Oppenhoff, Kommentar zum Strafgesetzbuch Seite 393.

Läßt der Zeuge es andererseits auch nur im Geringsten an der Erfüllung seiner Pflicht fehlen, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, so macht er sich schuldig. Das geschieht nicht nur, indem er wider besseres Wissen falsche Angaben macht oder Wahrnehmungen, deren Relevanz ihm bewußt ist, verschweigt, sondern schon dann, wenn er sich irgend eines Mangels seiner Aussage bewußt ist, der ihr die Vollkommenheit seines besten Wissens entzieht. Hegt der Zeuge daher auch nur einen leisen Zweifel an der Richtigkeit oder Vollständigkeit seines Vorbringens oder ist er sich bewußt, daß er durch größere Anspannung seines geistigen Vermögens ein anderes Ergebniß der von ihm anzustellenden Erforschung seines Inneren würde erzielen können, so verletzt er, wenn er dieser Sachlage in seiner Aussage nicht Rechnung trägt, seine Zeugenpflicht, denn jene Umstände bildeten einen Bestandtheil seines besten Wissens, er hat demnach in solchem Falle nicht nach bestem Wissen die Wahrheit gesagt.

Aber offenbar handelt der Zeuge in solchem Falle nicht fahrlässig, sondern vorsätzlich; er macht sich, wenn er sich der Mängel des von ihm kundgegebenen Wissens bewußt ist und es dennoch als sein bestes Wissen giebt, eines Meineides schuldig.

Wo bleibt nun noch ein Raum für die Fahrlässigkeit eines objektiv falschen Zeugnisses? Es könnte höchstens nur noch in Frage kommen, ob der Zeuge sich nicht im Bereich der „zentrifugalen Aktion“, in dem Akt der Mittheilung seines Wissens an den Richter, einer Fahrlässigkeit schuldig machen würde, falls er in der Wahl des Ausdrucks ein Versehen beginge; wenn er sich beispielsweise in einem Personen- oder Ortsnamen vergriffe, „rechts“ sagte, während er „links“ meint und Aehnliches. Es ist meines Wissens indeß nicht vorgekommen, daß auf Grund eines derartigen Lapsus eine Anklage wegen fahrlässigen Falscheides erhoben ist und es ist anzunehmen, daß man auch in Zukunft keine höheren Ansprüche an die menschliche Fehlbarkeit machen wird, namentlich, wenn man bedenkt, wie oft bei einer Zeugenvernehmung Umstände obwalten, die es dem Zeugen erschweren, seine volle Geistesgegenwart zu behaupten. Aber auch hiervon abgesehen, wird man demjenigen, der in solcher Weise fehlt, nicht absprechen dürfen, daß er nach bestem Wissen ausgesagt hat, denn auch in dem hier vorausgesetzten Falle ist sich der Zeuge seines Irrthums nicht bewußt und handelt nicht wider besseres Wissen.

Kurz zusammengefaßt geht meine Meinung dahin: Dem

Läßt der Zeuge es andererseits auch nur im Geringsten an der Erfüllung seiner Pflicht fehlen, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, so macht er sich schuldig. Das geschieht nicht nur, indem er wider besseres Wissen falsche Angaben macht oder Wahrnehmungen, deren Relevanz ihm bewußt ist, verschweigt, sondern schon dann, wenn er sich irgend eines Mangels seiner Aussage bewußt ist, der ihr die Vollkommenheit seines besten Wissens entzieht. Hegt der Zeuge daher auch nur einen leisen Zweifel an der Richtigkeit oder Vollständigkeit seines Vorbringens oder ist er sich bewußt, daß er durch größere Anspannung seines geistigen Vermögens ein anderes Ergebniß der von ihm anzustellenden Erforschung seines Inneren würde erzielen können, so verletzt er, wenn er dieser Sachlage in seiner Aussage nicht Rechnung trägt, seine Zeugenpflicht, denn jene Umstände bildeten einen Bestandtheil seines besten Wissens, er hat demnach in solchem Falle nicht nach bestem Wissen die Wahrheit gesagt.

Aber offenbar handelt der Zeuge in solchem Falle nicht fahrlässig, sondern vorsätzlich; er macht sich, wenn er sich der Mängel des von ihm kundgegebenen Wissens bewußt ist und es dennoch als sein bestes Wissen giebt, eines Meineides schuldig.

Wo bleibt nun noch ein Raum für die Fahrlässigkeit eines *objektiv* falschen Zeugnisses? Es könnte höchstens nur noch in Frage kommen, ob der Zeuge sich nicht im Bereich der „zentrifugalen Aktion", in dem Akt der Mittheilung seines Wissens an den Richter, einer Fahrlässigkeit schuldig machen würde, falls er in der Wahl des Ausdrucks ein Versehen beginge; wenn er sich beispielsweise in einem Personen- oder Ortsnamen vergriffe, „rechts" sagte, während er „links" meint und Aehnliches. Es ist meines Wissens indeß nicht vorgekommen, daß auf Grund eines derartigen Lapsus eine Anklage wegen fahrlässigen Falscheides erhoben ist und es ist anzunehmen, daß man auch in Zukunft keine höheren Ansprüche an die menschliche Fehlbarkeit machen wird, namentlich, wenn man bedenkt, wie oft bei einer Zeugenvernehmung Umstände obwalten, die es dem Zeugen erschweren, seine volle Geistesgegenwart zu behaupten. Aber auch hiervon abgesehen, wird man demjenigen, der in solcher Weise fehlt, nicht absprechen dürfen, daß er nach bestem Wissen ausgesagt hat, denn auch in dem hier vorausgesetzten Falle ist sich der Zeuge seines Irrthums nicht bewußt und handelt nicht wider besseres Wissen.

Kurz zusammengefaßt geht meine Meinung dahin: Dem

Zeugen ist die Fähigkeit, die Thatsachen selbst, die Gegenstand seiner Wahrnehmung geworden sind, festzustellen, von Natur versagt und er ist nur im Stande, die Eindrücke wiederzugeben, die sie in seiner Seele zurückgelassen haben, für deren mit der objektiven Wahrheit übereinstimmende Gestaltung ihn um so weniger eine Verantwortung treffen kann, als sie seiner Inpflichtnahme als Zeuge vorangeht. Eine weitergehende Fähigkeit mißt auch das Gesetz dem Zeugen nicht bei. Auch das Gesetz verpflichtet ihn nur, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, d. h. jene Eindrücke nach bestem Vermögen wiederzugeben, und der Zeuge beschafft demgemäß seine Aussage auch nur mit einem entsprechenden, in der Eidesformel besonders ausgedrückten, ohnehin selbstverständlichen Vorbehalt. Der Zeuge ist in Folge dessen nur für die Uebereinstimmung seiner Aussage mit seinen Eindrücken, nicht auch mit der objektiven Wahrheit verantwortlich, und verletzt durch die Verleugnung jener seine Pflicht auch dann, wenn seine Aussage mit dieser übereinstimmt.

Eine fahrlässige Verletzung seiner Pflicht aber ist nicht denkbar, weil nur zwei Fälle möglich sind: entweder der Zeuge ist sich nicht bewußt, an der Wiedergabe der in seiner Seele haftenden Eindrücke etwas fehlen zu lassen, er erfüllt also seine Aufgabe, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, oder er ist sich bewußt, daß er nicht nach bestem Wissen aussagt, dann macht er sich, wenn er solches dennoch versichert, eines Meineides schuldig. Tertium non datur.

Die reichsgerichtliche Judikatur über den hier erörterten Gegenstand findet sich in den Entscheidungen Bd. IV S. 316, VIII S. 109, XII S. 318, XXII S. 298.

Wer diese Entscheidungen und ihre Begründungen näher prüft und mit einander vergleicht, wird sich in der Ansicht nur bestärkt fühlen können, daß das Vergehen des fahrlässigen Falscheides ein lediglich im Wege theoretischer Abstraktion erzeugtes Begriffsgebilde ist, ein Begriffshomunkulus, der nur im Bereich einer fehlerhaften Auffassung von dem Wesen des Zeugenbeweises existiren kann und dem daher die rechtswissenschaftliche Lebensfähigkeit abgesprochen werden muß.

Uebernommen aus: Der Gerichtssaal. Zeitschrift für Strafrecht, Strafproceß, Gerichtliche Medicin, Gefängnißkunde und die gesammte Strafrechtsliteratur. Unter Mitwirkung der Herren Kammergerichtsrath Dr. Appelius zu Berlin, Professor Dr. L. v. Bar zu Göttingen, Reichsgerichtsrath a. D. Dr. M. v. Buri zu Wiesbaden, Professor Dr. A. Finger zu Würzburg, Professor Dr. Kleinfeller zu Kiel, Professor Dr. H. v. Seeger zu Tübingen, Professor Dr. Em. Ullmann zu München, Professor Dr. Zucker zu Prag herausgegeben von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrath a. D. zu Leipzig. Band LX. Heft 1. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1901.

Zu Fritz Reuter's Lebensgeschichte.

Von

Dr. Ernst Brandes.

Unter allen neueren deutschen Dichtern sind wir über Fritz Reuter verhältnißmäßig am besten unterrichtet, nicht bloß deshalb, weil er ein ganz besonders subjektiver Dichter war und mit seinen prosaischen Hauptwerken an die Hauptabschnitte seines Lebens anknüpfte, sondern weil sein fast beispiellos rasch gewachsener und fest begründeter Ruhm neben seiner hervorragend interessanten Persönlichkeit die weitesten Kreise dauernd zu fesseln vermochte. Schon im Oktober 1865, zwölf Jahre nach den ersten Läuschen un Rimels und noch neun Jahre vor Reuter's Tode, erschien Otto Glagau's Buch; nicht sehr zur Freude des Dichters, der an der überscharfen und oft schiefen Kritik seines Biographen noch viel weniger Gefallen finden konnte, als an manchen Irrthümern. Eine ruhigere Auffassung seiner ganzen Persönlichkeit hat Fritz Reuter nicht mehr erlebt; sie bahnte sich erst nach seinem Tode unter Ebert, Wilbrandt und Latendorf an und wuchs dann allmählich ins Ueberschwängliche durch Karl Theodor Gädertz, der neben G. Raatz allerdings die meisten und werthvollsten Bausteine für eine künftige Reuterbiographie geliefert hat. Seine letzte Bücherreihe: Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen (3 Bände, bei Hinstorff, Wismar) liegt nun seit Kurzem abgeschlossen vor mit einer Ueberfülle mehr oder minder interessanter Bilder und mit einer Menge größerer und kleinerer Neuigkeiten. Wir verdanken diese in erster Reihe seiner Vertrauensstellung bei den Reuter'schen Erben, aber nicht minder seiner imponirenden agitatorischen Begabung, welche sich an seiner zwar oft unkritischen, aber echten Begeisterung für Reuter gestärkt und schließlich alle heranzuziehen gewußt hat, die irgend etwas über den plattdeutschen Dichter mittheilen konnten.

Zu Fritz Reuter's Lebensgeschichte.

Von

Dr. Ernst Brandes.

Unter allen neueren deutschen Dichtern sind wir über Fritz Reuter verhältnißmäßig am besten unterrichtet, nicht bloß deshalb, weil er ein ganz besonders subjektiver Dichter war und mit seinen prosaischen Hauptwerken an die Hauptabschnitte seines Lebens anknüpfte, sondern weil sein fast beispiellos rasch gewachsener und fest begründeter Ruhm neben seiner hervorragend interessanten Persönlichkeit die weitesten Kreise dauernd zu fesseln vermochte. Schon im Oktober 1865, zwölf Jahre nach den ersten Läuschen un Rimels und noch neun Jahre vor Reuter's Tode, erschien Otto Glagau's Buch; nicht sehr zur Freude des Dichters, der an der überscharfen und oft schiefen Kritik seines Biographen noch viel weniger Gefallen finden konnte, als an manchen Irrthümern. Eine ruhigere Auffassung seiner ganzen Persönlichkeit hat Fritz Reuter nicht mehr erlebt; sie bahnte sich erst nach seinem Tode unter Ebert, Wilbrandt und Latendorf an und wuchs dann allmählich ins Ueberschwängliche durch Karl Theodor Gädertz, der neben G. Raatz allerdings die meisten und werthvollsten Bausteine für eine künftige Reuterbiographie geliefert hat. Seine letzte Bücherreihe: Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen (3 Bände, bei Hinstorff, Wismar) liegt nun seit Kurzem abgeschlossen vor mit einer Ueberfülle mehr oder minder interessanter Bilder und mit einer Menge größerer und kleinerer Neuigkeiten. Wir verdanken diese in erster Reihe seiner Vertrauensstellung bei den Reuter'schen Erben, aber nicht minder seiner imponirenden agitatorischen Begabung, welche sich an seiner zwar oft unkritischen, aber echten Begeisterung für Reuter gestärkt und schließlich alle heranzuziehen gewußt hat, die irgend etwas über den plattdeutschen Dichter mittheilen konnten oder

etwas von ihm besaßen. Wenn hier nun der Gewinn des letzten Gäderß'schen Sammelwerks für die Reuterforschung überschlagen werden soll, so können naturgemäß nur die größeren und wichtigeren Posten Berücksichtigung finden; aber neben diesem Habet hat dann auch das Debet zu stehen.

Ueber Reuter's Eltern bringt der zweite Band manches Neue.*) Wir lernen dort den hervorragend tüchtigen und energischen Vater unseres Dichters, dessen rastloser Thätigkeitstrieb immer über die Grenzen des bürgermeisterlichen Berufs hinausdrängte, von einer neuen Seite kennen: als einen praktischen und klaren Volksschriftsteller. Schon der Gegenstand der beiden im Auszug mitgetheilten Arbeiten: Kümmelbau und Runkelrübe (II, 5 u. 7) ist bezeichnend genug für den sehr verständigen, aber auch sehr nüchternen Mann, der, wie der Sohn behauptet, nie einen Roman gelesen hat. Das ist gewiß eine richtige Vorstellung seines Wesens, das allem Poetischen und Phantastischen durchaus abhold war; man kann sich von ihm wirklich ebensowenig wie von Goethe's Vater denken, daß er je einen Vers gemacht habe. Ganz anders war die Natur von Reuter's Mutter, voll zartester Empfindung und durchaus kontemplativ. Das zeigt ihr Gedenkbuch, in dem sie nach der Sitte der Zeit eigene Gedanken und Stellen aus Lieblingsschriftstellern zusammentrug (III, 2). Das Leben hatte es ihr schwer genug gemacht; sie blieb nach der Geburt eines zweiten, bald wieder verstorbenen Knaben dauernd gelähmt und mußte sich nun in heldenhaftem Dulden mit schweren körperlichen Leiden und schließlich auch noch mit der äußeren Untreue ihres Gatten abfinden. Gäderß berührt diesen freilich sehr heiklen Punkt kaum einmal, und doch kann man ihn nicht umgehen, wenn man die ganze Seelengröße der Mutter unseres Dichters verstehen will, die auf ihrem Sterbebette noch dem weinenden Gatten bekannte: „Ja, ja, mein Reuter, Du mein Mann, mein Herz und meine Liebe sind Dein!“

Wie sich diese beiden grundverschiedenen Menschen zusammenfanden, erfahren wir jetzt wenigstens zum Theil aus dem Brief-

*) Gäderß bemerkt III, 19, daß von des Dichters Eltern bisher verhältnißmäßig wenig Zuverlässiges überliefert worden sei und beide uns zuerst im zweiten Bande seiner Reutertage auf Grund authentischen Materials in Wort und Bild näher getreten wären. Demgegenüber muß doch mit allem Nachdruck betont werden, daß bereits Gustav Raatz (Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken, Wismar, Hinstorff, 1895) recht ausführlich über den alten Bürgermeister und besonders über sein eheliches Verhältniß gehandelt hat. Einzelne Irrthümer sind ihm und seinen Gewährsmännern allerdings untergelaufen.

wechsel des alten Amtshauptmanns Weber mit seinem Jochen, den Gäderß im dritten Bande auszugsweise mittheilt. Darnach müssen sie sich beim Postmeister Toll, des Bürgermeisters besonderem Freunde, kennen gelernt haben. Die Demoiselle Delpcke scheint bei diesem Erzieherin gewesen zu sein, jedenfalls war sie es vorher beim Pastor Belitz, der von Fischland nach Neunkirchen versetzt wurde, und hat mehrere Jahre in Kirchdorf (so nannte sie es stets) verlebt*). Der kleinen Stadt kam die plötzliche Verlobung (am 23. Januar 1810) freilich recht unerwartet, da die praktischen Vermuthungen nach einer andern Richtung hin gehen mochten. Denn die Delpcke, sonst ein klein artiges, einnehmendes Mädchen (III, 21) besaß nach Weber's Mittheilung nichts, und auch ihre Mutter, die Wittwe des Stadtrichters (späteren Bürgermeisters?) Delpcke in Triebsees, ernährte sich nach derselben Quelle nur mühsam, wahrscheinlich doch wohl auch in Stavenhagen. Die ganze Familie ist ziemlich unbekannt geblieben bis auf eine zweite Tochter Christiane, die später an Stelle der schwerkranken Schwester das Hauswesen des Bürgermeisters leitete und bei dem Tessiner Pastor August Reuter, einem Vetter und Jugendgenossen von Fritz, 1856 starb. Viel weniger deutlich ist die Person des Unkel Matthies (Onkel Matthias), eines Mutterbruders von Fritz Reuter, dessen abenteuerliche Vergangenheit die hübsche pädagogische Novelle: Von't Pird up den Esel in Schurr-Murr schließen läßt; nach dem Triebseer Kirchbuch ist er (Johann Matthias) im Januar 1791 geboren. Im Uebrigen beschränkt sich das, was wir von den Delpckes wissen, auf das Taufzeugniß von Reuter's Mutter, das Latendorf (Zur Erinnerung an Fritz Reuter, Pösneck, C. Latendorf, 1879) nach einem Auszuge aus dem Kirchenbuche (S. 25) mittheilt. Darnach ist Johanna Lovise Sofie Delpcke (Vater: Nikolaus Gottfried Bernhard Delpcke, Stadtrichter — die Mutter ist nicht genannt) am 31. Juli 1787 getauft worden, nach der Sitte der damaligen Zeit wohl wenige Tage nach ihrer Geburt. Jedenfalls steht damit das

*) Wir erfahren dies jetzt ganz zufällig aus einem Briefe, den Fritz Reuter 1862 aus Neubrandenburg an den Navigationslehrer Peters geschrieben hat, um ihm für die Uebersendung der Schrift: Das Land Swante Wustrow oder das Fischland seinen Dank auszusprechen (I[4], 86). Der Dichter hebt dort den gewaltigen poetischen Eindruck, den die Erzählungen seiner Mutter aus jener Zeit auf ihn machten, sehr stark hervor: „Ihre Schilderungen von Einsamkeit, Sturm und dem ewigen Meer hallen noch oft in meiner Brust wieder, und ich höre den Sturmwind rauschen und sehe die Wogen mit den weißen Kämmen sich überstürzen und stehe dabei, wenn der Schiffer sein Weib und seine Kinder nach langer Zeit wiedersieht und die Seltenheiten fremder Länder dem Pfarrer zum Geschenk überbringt.“

wechsel des alten Amtshauptmanns Weber mit seinem Jochen, den Gäbertz im dritten Bande auszugsweise mittheilt. Darnach müssen sie sich beim Postmeister Toll, des Bürgermeisters besonderem Freunde, kennen gelernt haben. Die Demoiselle Oelpcke scheint bei diesem Erzieherin gewesen zu sein, jedenfalls war sie es vorher beim Pastor Belitz, der von Fischland nach Neunkirchen versetzt wurde, und hat mehrere Jahre in Kirchdorf (so nannte sie es stets) verlebt*). Der kleinen Stadt kam die plötzliche Verlobung (am 23. Januar 1810) freilich recht unerwartet, da die praktischen Vermuthungen nach einer andern Richtung hin gehen mochten. Denn die Oelpcke, sonst ein klein artiges, einnehmendes Mädchen (III, 21) besaß nach Weber's Mittheilung nichts, und auch ihre Mutter, die Wittwe des Stadtrichters (späteren Bürgermeisters?) Oelpcke in Triebsees, ernährte sich nach derselben Quelle nur mühsam, wahrscheinlich doch wohl auch in Stavenhagen. Die ganze Familie ist ziemlich unbekannt geblieben bis auf eine zweite Tochter Christiane, die später an Stelle der schwerkranken Schwester das Hauswesen des Bürgermeisters leitete und bei dem Tessiner Pastor August Reuter, einem Vetter und Jugendgenossen von Fritz, 1856 starb. Viel weniger deutlich ist die Person des Unkel Matthies (Onkel Matthias), eines Mutterbruders von Fritz Reuter, auf dessen abenteuerliche Vergangenheit die hübsche pädagogische Novelle: Von't Pird up den Esel in Schurr-Murr schließen läßt; nach dem Triebseeer Kirchbuch ist er (Johann Matthias) im Januar 1791 geboren. Im Uebrigen beschränkt sich das, was wir von den Oelpckes wissen, auf das Taufzeugniß von Reuter's Mutter, das Latendorf (Zur Erinnerung an Fritz Reuter, Pößneck, C. Latendorf, 1879) nach einem Auszuge aus dem Kirchenbuche (S. 25) mittheilt. Darnach ist Johanna Lovise Sofie Oelpcke (Vater: Nikolaus Gottfried Bernhard Oelpcke, Stadtrichter — die Mutter ist nicht genannt) am 31. Juli 1787 getauft worden, nach der Sitte der damaligen Zeit wohl wenige Tage nach ihrer Geburt. Jedenfalls steht damit das

*) Wir erfahren dies jetzt ganz zufällig aus einem Briefe, den Fritz Reuter 1862 aus Neubrandenburg an den Navigationslehrer Peters geschrieben hat, um ihm für die Uebersendung der Schrift: Das Land Swante-Wustrow oder das Fischland seinen Dank auszusprechen (I^3, 86). Der Dichter hebt dort den gewaltigen poetischen Eindruck, den die Erzählungen seiner Mutter aus jener Zeit auf ihn machten, sehr stark hervor: „Ihre Schilderungen von Einsamkeit, Sturm und dem ewigen Meer hallen noch oft in meiner Brust wieder, und ich höre den Sturmwind rauschen und sehe die Wogen mit den weißen Kämmen sich überstürzen und stehe dabei, wenn der Schiffer sein Weib und seine Kinder nach langer Zeit wiedersieht und die Seltenheiten fremder Länder dem Pfarrer zum Geschenk überbringt."



Jahr 1787 als Geburtsjahr von Fritz Reuter's Mutter unwiderruflich fest, und man begreift nicht, wie Gädertz sich immer noch dagegen sperren kann. Neuerdings (III, 23, Anm.) beruft er sich auf eine von Bürgermeister und Rath der Stadt Stavenhagen unterzeichnete Urkunde, die den 29. Juli 1789 angiebt! Ein wie geringer Verlaß auf solche Zeugnisse ist, lehrt aber beispielsweise Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, wo im vierten Bande (4. Aufl. S. 411) gegen die Angaben des Begräbnißplatzes auf dem Berliner Invalidenkirchhofe nachgewiesen wird, daß Scharnhorst nicht 1756, sondern 1755, und auch nicht zu Hämelsee, sondern zu Bordenau geboren ist; ebenso macht der Denkstein auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhofe Wilhelm Hensel fälschlich zu einem Linumer statt zu einem Trebbiner (S. 488). —

Die Hochzeit des Bürgermeisters fand schon Ende Februar statt und wurde zusammen mit der des Postmeisters Toll gefeiert, der sich bald nach seinem Freunde entschlossen hatte, seine frühere Wirthschafterin zu heirathen. Er wurde denn auch im November einer von den Taufzeugen bei dem Erstgeborenen des Bürgermeisters, der Hauptzeuge sogar, insofern als der Junge nach ihm — wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer alten Familientradition der Reuter — Friedrich genannt wurde.

Die junge Frau hatte indessen, so glücklich sie sich in den neuen behaglichen Verhältnissen auch fühlen mochte, von vornherein Manches zu überwinden, denn ihr Mann brachte ein Kind (Lisette, geboren 1808) mit in die Ehe, dem sie eine zweite Mutter werden sollte und auch wurde. Wir wissen nicht, ob Gädertz über diese Dinge etwas in den Weber'schen Briefen gefunden hat; eine Ergänzung von Raatz (S. 54) wäre sonst wohl wünschenswerth gewesen. Dafür wird uns die Krankheits- und Leidensgeschichte der armen Frau vom Mai 1816 ab um so ausführlicher mitgetheilt und damit das Bild ihres Zustandes in kleinen Zügen nicht unwesentlich vervollständigt. Sie konnte sich damals wohl schon seit längerer Zeit nicht mehr frei bewegen und mußte in einem von zwei kleinen Mädchen gezogenen Fuhrwerk den kurzen, aber etwas ansteigenden Weg vom Bürgermeisterhause zum Schloß zurücklegen, wenn sie die Amtshauptmännin besuchen wollte. Auch die 1818 entdeckte Heilquelle Stavenhagens, die bald wieder versiegen sollte, half ihr nur insoweit, als sie an Krücken ein paar Schritte gehen lernte und sich Nachts im Bett allein umkehren konnte (!). Im August 1821 verstieg sie sich aber plötzlich schon

drei Meilen weit von Stavenhagen und reiste zu ihres Mannes Bruder nach Jabel, um dort acht Tage zu bleiben (III, 25). Diese überraschende Besserung hielt indeß nicht lange an; eine Wunde in der Brust fing immer wieder an zu bluten und führte nach zeitweisen Erholungen doch schließlich am 19. Mai 1826 zu ihrem Tode.

Diese Berichte stammen meist von Netchen, der Gattin des Amthauptmanns, die an den wechselvollen, aber immer schweren Leiden der ihr nahestehenden, aber dreißig Jahre jüngeren Frau den innigsten Antheil nahm. Vielseitiger und charakteristischer sind die Briefe von Weber selbst, dem Typus des alten tüchigen mecklenburgischen Beamten, der in schlimmen Zeiten unverzagt und mit Umsicht und Treue seine Pflicht that. Er war schon Johanni 1784 als Amtsverwalter nach Stavenhagen gekommen und hatte Ende Juni 1785 die fast zwei Jahre ältere Tochter des wohlhabenden Postmeisters Sohst dort geheirathet. 1793 wurde er zum Amtmann deklarirt und im Jahre 1802 endlich fest angestellt. In dem Patent (III, 3) wirkt das patriarchalische Du, mit dem ihn sein Landesvater Friedrich Franz I. nach dem Brauch der Zeit beglückte, recht ergötzlich. Erst im März 1810, also mit 53 Jahren, erhielt er auf einmüthigen Wunsch des Kammerkollegiums die Stelle des Amthauptmanns und zusammen mit einer schönen Verbesserung seiner Bezüge nun auch die Wohnung im Schloß. Es ist bezeichnend für den alten Herrn, wie er seiner Dankbarkeit für diese gewiß langersehnte Beförderung bei einer guten Bouteille Wein Ausdruck gab: Beim ersten Glas fühlte ich den innigsten Dank gegen meinen Vater im Himmel; das zweite Glas trank ich: Vivat Fridericus Franz; das dritte: Vivant die Herren der Kammer; das vierte: Vivat Mutter! das fünfte: Vivat mein Jochen! das sechste: Vivam ich selbst! (III, 13). In seinem Amt befolgte er den trefflichen Grundsatz des suaviter in modo, fortiter in re; er war immer sanftmüthig und freundlich gegen die Leute, aber da, wo es auf seinen Willen und dessen Befolgung ankam, ernsthaft und nie nachgebend (III, 12). Damit gewann er sich große Hochachtung, aber noch mehr Zutrauen und Liebe, sodaß er in späteren Jahren einmal mit der naiven Liebenswürdigkeit, die ihn namentlich im Alter ausgezeichnet zu haben scheint, bekennen konnte: Wirklich gehört es zu meinen Lebensbegebenheiten, daß die Menschen mit mir meistens spielend und scherzend umgegangen sind. Doch im Vertrauen gesagt, konnte mir auch nichts lieberes begegnen, denn

drei Meilen weit von Stavenhagen und reiste zu ihres Mannes Bruder nach Jabel, um dort acht Tage zu bleiben (III, 25). Diese überraschende Besserung hielt indeß nicht lange an; eine Wunde in der Brust fing immer wieder an zu bluten und führte nach zeitweisen Erholungen doch schließlich am 19. Mai 1826 zu ihrem Tode.

Diese Berichte stammen meist von Netchen, der Gattin des Amthauptmanns, die an den wechselvollen, aber immer schweren Leiden der ihr nahestehenden, aber dreißig Jahre jüngeren Frau den innigsten Antheil nahm. Vielseitiger und charakteristischer sind die Briefe von Weber selbst, dem Typus des alten tüchigen mecklenburgischen Beamten, der in schlimmen Zeiten unverzagt und mit Umsicht und Treue seine Pflicht that. Er war schon Johanni 1784 als Amtsverwalter nach Stavenhagen gekommen und hatte Ende Juni 1785 die fast zwei Jahre ältere Tochter des wohlhabenden Postmeisters Sohst dort geheirathet. 1793 wurde er zum Amtmann deklarirt und im Jahre 1802 endlich fest angestellt. In dem Patent (III, 3) wirkt das patriarchalische Du, mit dem ihn sein Landesvater Friedrich Franz I. nach dem Brauch der Zeit beglückte, recht ergötzlich. Erst im März 1810, also mit 53 Jahren, erhielt er auf einmüthigen Wunsch des Kammerkollegiums die Stelle des Amthauptmanns und zusammen mit einer schönen Verbesserung seiner Bezüge nun auch die Wohnung im Schloß. Es ist bezeichnend für den alten Herrn, wie er seiner Dankbarkeit für diese gewiß langersehnte Beförderung bei einer guten Bouteille Wein Ausdruck gab: Beim ersten Glas fühlte ich den innigsten Dank gegen meinen Vater im Himmel; das zweite Glas trank ich: Vivat Fridericus Franz; das dritte: Vivant die Herren der Kammer; das vierte: Vivat Mutter! das fünfte: Vivat mein Jochen! das sechste: Vivam ich selbst! (III, 13). In seinem Amt befolgte er den trefflichen Grundsatz des suaviter in modo, fortiter in re; er war immer sanftmüthig und freundlich gegen die Leute, aber da, wo es auf seinen Willen und dessen Befolgung ankam, ernsthaft und nie nachgebend (III, 12). Damit gewann er sich große Hochachtung, aber noch mehr Zutrauen und Liebe, sodaß er in späteren Jahren einmal mit der naiven Liebenswürdigkeit, die ihn namentlich im Alter ausgezeichnet zu haben scheint, bekennen konnte: Wirklich gehört es zu meinen Lebensbegebenheiten, daß die Menschen mit mir meistens spielend und scherzend umgegangen sind. Doch im Vertrauen gesagt, konnte mir auch nichts lieberes begegnen, denn

in solchem Verhältniß wünsche ich von hinnen zu scheiden. Wenn die Leute mal nach diesem von mir sagen: Das war ein guter alter Junge — das ist mir lieber als die Posaune der Fama. — Noch schönere Zeugnisse liefern die Briefe für Weber's rührende, fast sentimentale Liebe für Frau und Sohn. Diese Empfindungsweichheit stammt noch aus einer damals schon vergangenen Zeit, sie wird indeß gehoben und verklärt durch die goldene Kindlichkeit und die wahre Herzensgüte des Schreibers. Aber auch die ganze Breite und Ausführlichkeit der Briefe ist charakteristisch für den behaglichen und gemüthvollen alten Amtshauptmann, wenn er z. B. seinem fernweilenden Jochen die neue Einrichtung und Zimmervertheilung auf dem eben bezogenen Amtsschlosse seitenlang erklärt (III 15 ff.); wenn er des öfteren um seinen geliebten Mark Aurel in Sorge ist, den er sich jahrelang von einem Rostocker Professor geliehen hatte und sich erst 1821 selbst anschaffte (III, 11), oder wenn er — am 21. Mai 1805 — von dem neuen Auditor Reuter berichtet, der in Anfertigung des ihm Aufgetragenen eben nicht sehr schnell sei und auch etwas Rechthaberei zeige, dafür aber wenigstens den Vorzug hatte, daß er bei seinem Vorgesetzten sehr wenig Wein trank, als er vier Wochen lang bei ihm aß (III, 20). Die kleine Bemerkung ist für den späteren Bürgermeister, der sich im Gegensatz zu seinem Sohne stets sehr wenig aus allen geistigen Getränken gemacht hat, ebenso bezeichnend wie für die Genauigkeit und Sparsamkeit Weber's. Diese Eigenschaft des alten Herrn steht denn auch in der wunderlichen und ziemlich langweiligen Zeitungsgeschichte (III, 27) viel mehr im Vordergrunde als die von dem Amtshauptmann selber gefolgerte Klugheit der Bürgermeisterin. Auch sonst interessieren noch ein paar Kleinigkeiten aus den Briefen z. B. über Fritz Sahlmann, der in der Arbeit keineswegs Unerhebliches leistete, aber auch gleichzeitig im Pfeifenzerbrechen. Ebensowenig wie dieser ist übrigens Mamsell Westphalen während der Franzosentid auf dem Schlosse gewesen, wie wir jetzt erfahren. Sie war vielmehr 1805 nach einem zwanzigjährigen Dienste bei Weber's zum Herrn Saniter gegangen, der ihr ein jährliches Gehalt zahlte und außerdem 300 Thaler verschrieb (III, 30); erst nach dessen Tode (1815) kehrte sie wieder zu ihrer alten Herrschaft zurück und blieb ihr nun treu, bis im Jahre 1826 der Amtshauptmann starb und der Hausstand aufgelöst wurde, ohne daß freilich testamentarisch oder sonstwie ihre langjährigen Dienste eine besondere Anerkennung gefunden hätten. Von dem drolligen Herse

schreibt Weber im Mai 1810, er freue sich recht, daß der jetzt Senator geworden sei, denn er sei ein sehr guter Mann; der starke juristische Schatten, den der Rathsherr zum großen Aerger des alten Amtshauptmanns später warf, war also damals noch ganz unentwickelt. Uebrigens wurde Herse erst 1814 Notarius, nachdem er die bis dahin gepachtete Grischow'sche Apotheke abgegeben und für sein neues Amt ein besonderes Examen abgelegt hatte. Von da ab scheint seine Lebensführung, die bei seinem unruhigen, so gar nicht philiströsen Charakter kaum je recht stät gewesen sein dürfte, immer unregelmäßiger und sorgloser geworden zu sein, so daß der Amtshauptmann einmal tadelnd äußert (November 1822, III, 22): Er könnte mehr sparen, wenn er wollte, und mehr verdienen, wenn er weniger herumflatterte. Ein Reitpferd ist das Jahr über sehr theuer und nicht für Geschäfte sondern zum Vergnügen erhalten, erfordert es viel mehr Einnahmen als Herse hat.

So bilden die Weber'schen Briefe, die vielleicht noch ein wenig mehr hätten ausgebeutet werden können, eine werthvolle Ergänzung zu der Franzosentid; sie beweisen aufs neue, daß Fritz Reuter nicht bloß die einzelnen Personen, sondern den ganzen Geist seiner kleinen Heimathstadt vortrefflich erfaßt und in seiner Meister erzählung auch ein ausgezeichnetes Kulturbild geliefert hat.

Ueber Reuter's Schulzeit in Friedland und Parchim sind wir durch die Briefe an seinen Vater seit mehreren Jahren gut unterrichtet. Zu diesen bilden die von Gädertz (II, 13 ff. und III, 46 ff.) veröffentlichten Stammbuchblätter aus dem Album Reuter's und denen seiner Schulkameraden eine oft recht intime und eigenartige Ergänzung: es wimmelt da von Suiten in der Klasse, Kommerien und anderen Erholungen, die für unseren Dichter ihre Kehrseite in einer schwerlich so lustigen Karzerei hatten. Das vielfach wiederkehrende: Freiheit, Ehre, Vaterland! beweist, wie stark burschenschaftliche Ideen bei Reuter und seinen Kumpanen wiederhallten. Harmloser ist das: Frisch, fromm, fröhlich, frei! Jahns, der mit seinem Turnen besonders in Friedland Eingang gefunden hatte. Die Ausübung dieser in Preußen schon verpönten Kunst hat den Sinn des Gymnasiasten gewiß ebenso wie seinen Körper gestählt und ist später dem Turnreuter in Treptow a. T. sehr zu Gute gekommen. Auch sonst wurden alldeutsche Gedanken im Anschluß an die Freiheitskriege gepflegt, denn Mecklenburg war zu jener Zeit und für den Enthusiasmus der Jugend das Land der Blüchereiche und des Grabes von Theodor Körner. — In

schreibt Weber im Mai 1810, er freue sich recht, daß der jetzt Senator geworden sei, denn er sei ein sehr guter Mann; der starke juristische Schatten, den der Rathsherr zum großen Aerger des alten Amtshauptmanns später warf, war also damals noch ganz unentwickelt. Uebrigens wurde Herse erst 1814 Notarius, nachdem er die bis dahin gepachtete Grischow'sche Apotheke abgegeben und für sein neues Amt ein besonderes Examen abgelegt hatte. Von da ab scheint seine Lebensführung, die bei seinem unruhigen, so gar nicht philiströsen Charakter kaum je recht stät gewesen sein dürfte, immer unregelmäßiger und sorgloser geworden zu sein, so daß der Amtshauptmann einmal tadelnd äußert (November 1822, III, 22): Er könnte mehr sparen, wenn er wollte, und mehr verdienen, wenn er weniger herumflatterte. Ein Reitpferd ist das Jahr über sehr theuer und nicht für Geschäfte sondern zum Vergnügen erhalten, erfordert es viel mehr Einnahmen als Herse hat.

So bilden die Weber'schen Briefe, die vielleicht noch ein wenig mehr hätten ausgebeutet werden können, eine werthvolle Ergänzung zu der Franzosentid; sie beweisen aufs neue, daß Fritz Reuter nicht bloß die einzelnen Personen, sondern den ganzen Geist seiner kleinen Heimathstadt vortrefflich erfaßt und in seiner Meistererzählung auch ein ausgezeichnetes Kulturbild geliefert hat.

Ueber Reuter's Schulzeit in Friedland und Parchim sind wir durch die Briefe an seinen Vater seit mehreren Jahren gut unterrichtet. Zu diesen bilden die von Gäbertz (II, 13 ff. und III, 46 ff.) veröffentlichten Stammbuchblätter aus dem Album Reuter's und denen seiner Schulkameraden eine oft recht intime und eigenartige Ergänzung: es wimmelt da von Suiten in der Klasse, Kommersen und anderen Erholungen, die für unseren Dichter ihre Kehrseite in einer schwerlich so lustigen Karzerei hatten. Das vielfach wiederkehrende: Freiheit, Ehre, Vaterland! beweist, wie stark burschenschaftliche Ideen bei Reuter und seinen Kumpanen wiederhallten. Harmloser ist das: Frisch, fromm, fröhlich, frei! Jahns, der mit seinem Turnen besonders in Friedland Eingang gefunden hatte. Die Ausübung dieser in Preußen schon verpönten Kunst hat den Sinn des Gymnasiasten gewiß ebenso wie seinen Körper gestählt und ist später dem Turnreuter in Treptow a. T. sehr zu Gute gekommen. Auch sonst wurden alldeutsche Gedanken im Anschluß an die Freiheitskriege gepflegt, denn Mecklenburg war zu jener Zeit und für den Enthusiasmus der Jugend das Land der Blüchereiche und des Grabes von Theodor Körner. — Zu

Parchim erlebte Fritz Reuter dann seine erste Liebe und widmete ihr die in diesem Falle stets unvermeidlichen, überschwänglichen Gedichte. Die Probe, die Gädertz (III, 47) davon giebt, ist bezeichnend genug in dem Ton und Rhythmus von Schillers Klage der Ceres gehalten. Demgegenüber besingt das älteste dichterische Produkt Reuter's, das uns erhalten ist, und zwar gleichfalls aus Parchim (I, 1—2), die Geburt irgend einer Tochter, zunächst in Hexametern, dann in anderen Versmaßen. Wir wollen diese Gelegenheitsdichtung auf sich beruhen lassen und auch das nur kurz andeuten, daß Fritz Reuter's erste Liebe, Adelheid Wüsthoff, mit drei Bildern und ihre Eltern mit je einem Bild in die Unsterblichkeit hinübergerettet worden sind. Die jungen und alten Tage erweisen sich bei dieser Gelegenheit und bei vielen anderen als angenehmes literarisches Seitenstück zu der bekannten Woche.

Ueber Reuter's Studentenzeit und ebenso über seine Festungsjahre bringt Gädertz' dreibändiges Sammelwerk wenig Neues. Nachdem vor einigen Jahren nun endlich Fritz Reuter's Briefe an seinen Vater veröffentlicht worden sind, war das auch nicht unbedingt nothwendig. Wir wissen jetzt zur Genüge, daß der junge Student es in Rostock und Jena recht wild getrieben und viel Geld verbraucht hat, was ihm auch garnicht so sehr übel genommen werden soll. Bedenklich ist es nur, wenn Gädertz Reuter's tolle Lebenslust und Schuldenmacherei rechtfertigen will, letztere hauptsächlich damit, daß er in seiner Gutmüthigkeit manchem Kommilitonen größere Summen auf Nimmerwiedersehen geliehen habe! Er war wirklich der etwas rohe und ziemlich verschwenderische Bierreuter, als den ihn sein Vetter August in der Familienchronik (II, 22) schildert, betheiligt an vielen Ausschreitungen und nicht gerade vortheilhaft beleumundet in der ganzen Stadt, nur daß er dann wieder nicht die große, volksrednerartige Rolle bei seinem Abgange spielte, die ihm August Reuter nach mythenhafter Ueberlieferung zuweist.

Ausführlichere Mittheilungen über das Dömitzer Festungsjahr bringt derselbe Band (S. 29 ff.). Sie stammen von der jüngsten Tochter des alten Kommandanten, Anna v. Bülow, und sind besonders dankenswerth, weil sie den kurzgehaltenen letzten Abschnitt der Festungstid nach manchen Richtungen hin gut ergänzen. Vor Allem erfahren wir aus ihnen jetzt etwas Genaueres über Reuter's Festungsliebe und deren Tragik. Die bezaubernde Anmuth Frieda v. Bülow's hatte es dem armen Staatsgefangenen gleich angethan, und so wußte er es denn bald durchzusetzen, daß die Geliebte und

ihr Bruder bei ihm Unterricht erhielten, als sich einiges Zeichentalent bei ihnen verrieth. Eine günstige Gelegenheit, mit Frieda allein zusammen zu sein, schuf sich Reuter dann dadurch, daß er den Bruder einmal fortschickte, damit er draußen etwas skizzire. Nun erfolgte der übliche Fußfall, aber gleichzeitig trat auch ganz unerwartet der alte Herr v. Bülow ein und bereitete dem glühenden Liebesgeständniß seines Gefangenen ein recht jähes Ende, indem er ihn auf die Wache bringen ließ. Damit war nun das freundschaftliche Verhältniß zur ganzen Familie vorläufig zerstört; erst später, als Reuter bei einem kleinen Brand in der Wohnung des Kommandanten, im Schlosse, mit Umsicht rettend eingriff, löste sich die große Verstimmung, und der Verbannte wurde wieder zu Gnaden angenommen, nachdem er zuvor die schriftliche Erklärung abgegeben hatte, daß ihm die Töchter des Kommandanten, Oberstleutnants v. Bülow, von jetzt an alle gleichgiltig sein würden. In dieser Weise ließ sich nun allerdings dem Herzen nicht kommandiren, und Reuter hat sein Versprechen auch insofern kaum gehalten, als er seiner Angebeteten des öftern ganz unzweideutige Gedichte durch ihren Bruder zustellen ließ. Des gestrengen Vaters wegen zerriß Frieda diese freilich, steckte die Fetzen aber sorgfältig in die Tasche und setzte sie dann mühsam wieder zusammen. So sind uns diese Liebespoesieen Fritz Reuter's erhalten geblieben. Sie haben in der Hauptsache, wie all seine andern hochdeutschen Gedichte auch, nur geschichtliche Bedeutung und Entwicklungswerth, denn jeder literarisch veranlagte junge Mensch wird in Zeiten tiefer Seelenerregung Aehnliches zu Stande bringen. Immerhin macht die Gluth der Empfindung, die die schwersten Entsagungskämpfe ahnen läßt, keinen geringen Eindruck*). In andern Gedichten

*) An den Gedichten hat sich nun auch schon die philologische Konjekturalkritik versucht. So vermuthet Sandvoß in den Preußischen Jahrbüchern (58, III, S. 548 Anm. 2), daß in dem letzten Verse des ersten Liedes:

Und könnten diese alten Mauern sprechen
Von ersterer Vergangenheit,
Und könnten sie mein süß Geheimniß brechen
Von frühster stummer Liebeszeit —
Dann sagt Dir tausendmal ein jeder Stein:
Er liebt Dich ewig treu und wahr und rein —

Zeile 2 statt ersterer: fernester zu lesen sei. Das giebt aber einen verkehrten Sinn, denn es handelt sich gerade um die allerletzte Vergangenheit, die ebenso wie die frühste stumme Zeit ausgefüllt worden ist von der Liebe des Dichters. Es wird deshalb wohl angenommen werden müssen, daß ersterer hier eine sehr kühne adjektivisch-komparative Weiterbildung von erst ist und soviel wie jüngst bedeuten soll. Dafür dürfte bei sagt der Apostroph ausgelassen sein.

ihr Bruder bei ihm Unterricht erhielten, als sich einiges Zeichentalent bei ihnen verrieth. Eine günstige Gelegenheit, mit Frieda allein zusammen zu sein, schuf sich Reuter dann dadurch, daß er den Bruder einmal fortschickte, damit er draußen etwas skizzire. Nun erfolgte der übliche Fußfall, aber gleichzeitig trat auch ganz unerwartet der alte Herr v. Bülow ein und bereitete dem glühenden Liebesgeständniß seines Gefangenen ein recht jähes Ende, indem er ihn auf die Wache bringen ließ. Damit war nun das freundschaftliche Verhältniß zur ganzen Familie vorläufig zerstört; erst später, als Reuter bei einem kleinen Brand in der Wohnung des Kommandanten, im Schlosse, mit Umsicht rettend eingriff, löste sich die große Verstimmung, und der Verbannte wurde wieder zu Gnaden angenommen, nachdem er zuvor die schriftliche Erklärung abgegeben hatte, daß ihm die Töchter des Kommandanten, Oberstleutnants v. Bülow, von jetzt an alle gleichgiltig sein würden. In dieser Weise ließ sich nun allerdings dem Herzen nicht kommandiren, und Reuter hat sein Versprechen auch insofern kaum gehalten, als er seiner Angebeteten des öftern ganz unzweideutige Gedichte durch ihren Bruder zustellen ließ. Des gestrengen Vaters wegen zerriß Frieda diese freilich, steckte die Fetzen aber sorgfältig in die Tasche und setzte sie dann mühsam wieder zusammen. So sind uns diese Liebespoesieen Fritz Reuter's erhalten geblieben. Sie haben in der Hauptsache, wie all seine andern hochdeutschen Gedichte auch, nur geschichtliche Bedeutung und Entwicklungswerth, denn jeder literarisch veranlagte junge Mensch wird in Zeiten tiefer Seelenerregung Aehnliches zu Stande bringen. Immerhin macht die Gluth der Empfindung, die die schwersten Entsagungskämpfe ahnen läßt, keinen geringen Eindruck*). In andern Gedichten

*) An den Gedichten hat sich nun auch schon die philologische Konjekturalkritik versucht. So vermuthet Sandvoß in den Preußischen Jahrbüchern (98, III, S. 548 Anm. 2), daß in dem letzten Verse des ersten Liedes:

> Und könnten diese alten Mauern sprechen
> Von ersterer Vergangenheit,
> Und könnten sie mein süß Geheimniß brechen
> Von frühster stummer Liebeszeit —
> Dann sagt Dir tausendmal ein jeder Stein:
> Er liebt Dich ewig treu und wahr und rein —

Zeile 2 statt ersterer: fernester zu lesen sei. Das giebt aber einen verkehrten Sinn, denn es handelt sich gerade um die allerletzte Vergangenheit, die ebenso wie die frühste stumme Zeit ausgefüllt worden ist von der Liebe des Dichters. Es wird deshalb wohl angenommen werden müssen, daß erster hier eine sehr kühne adjektivisch-komparative Weiterbildung von erst ist und soviel wie jüngst bedeuten soll. Dafür dürfte bei sagt der Apostroph ausgelassen sein.

interessirt eine Hinneigung zum Volkston oder eine besonders zarte und weiche lyrische Empfindung, die sich im Lauf des Liedes dann allerdings oft wieder verliert oder vergröbert. Viel zu wenig realistisch sind die Landmannsgedichte, z. B. der dem Vater gewidmete St. Jakobitag (I, 47 ff.), der, wie Gäderß nicht unrichtig bemerkt, gewissermaßen als eine Vorstudie zu Kein Hüsung betrachtet werden kann. Er hat im Kern schon alle die Fehler und Vorzüge jenes durchaus lyrischen Landmannsepos, an dem Reuter begreiflicher und doch wieder unbegreiflicher Weise Zeit seines Lebens als an seinem Herzenskinde hing: falsche Sentimentalität und ganz unrichtige Auffassung neben den wahrsten und tiefsten Tönen. Man sieht, wie der Bann der hochdeutschen Poesie, von dem ihn erst der Quickborn Klaus Groth's — zunächst aber nur äußerlich und theoretisch — geheilt haben dürfte, Jahre lang auf Reuter's Talent lastete und ihn mit Kein Hüsung, zum Theil auch mit Hanne Nüte, schließlich noch auf ein falsches Geleis führte, denn nicht die Lyrik war Reuter's Feld, ebensowenig das Drama, sondern allein die Epik.

An die Mittheilungen Anna v. Bülow's, die auch sonst noch allerlei Interessantes bieten, knüpft Gäderß den späteren Briefwechsel zwischen den Bülowschen Töchtern und Fritz Reuter an. Drei von ihnen (Helmine, Luise und Anna) wandten sich nämlich im Dezember 1857 an den „so beliebten Volksdichter", der ja ein alter Bekannter von ihnen aus der Festung Dömitz sei, und luden ihn nach Schwerin ein. Reuter beantwortete diese Schreiben umgehend in der liebenswürdigsten Weise und dankte auch zwei Jahre später nicht weniger ausführlich, als ihm von den Schwestern der Lieblingspfeifenkopf des alten Kommandanten zu Weihnachten geschenkt worden war. Auch hat er die alten Freundinnen mehrfach in Schwerin besucht, bemerkenswertherweise ohne seine Frau, aber auch ohne seine alte Jugendliebe wiederzusehen, die immer zufällig abwesend war. Das Alles ist deswegen von Bedeutung, weil die wieder aufgefrischte alte Jugendbekanntschaft den Dichter veranlaßt hat, in seiner Festungstid (1862) die Dömitzer Zeit nur ganz kurz zu behandeln und besonders keine Mittheilungen über sein Verhältniß zum Bülow'schen Hause zu machen, was Anna v. Bülow ihrerseits dann natürlich wunderhübsch fand. Dafür enthält die Stromtid in der Figur Frieda v. Rambow's und wahrscheinlich auch in den Personen ihrer drei Schwägerinnen mannigfache Erinnerungen an die Bülow'sche Familie.

Uebrigens ist das Dömitzer Jahr keineswegs so unbedingt sonnig gewesen, wie man nach der Darstellung der Festungstid schließen möchte und wie es auch nach dem Berichte Anna v. Bülow's erscheinen könnte. Aus den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater gewinnen wir zum Theil ganz andere Eindrücke, und es ist im Interesse einer ganz objektiven Auffassung und des wirklichen Thatbestandes zu bedauern, daß Gäderß dem rosenrothen Bild der alten Dame nicht wenigstens ein paar dunklere Striche hinzugefügt hat.

Auch die Tübinger Tage sammt den beiden Heidelberger Semestern erscheinen bei Gäderß (II, 55 ff. u. I, 18 ff.) nicht in dem rechten Lichte. Denn man wird doch schwerlich umhin können, für diese traurige Episode zwischen Reuter's Festungsjahren und seiner Landmannszeit den Bericht seines Vetters Engel (in den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater, II, 196 ff.) zu Grunde zu legen, zumal dieser mit den Briefen im Wesentlichen übereinstimmt.*) Darnach muß er seine Abweisung in Tübingen größtentheils selber verschuldet haben; darnach hat er aber auch in Heidelberg ein so wüstes und stumpfsinniges Leben geführt, daß er unmöglich die Anregung zu seiner späteren Dialektdichtung von hier aus nach Mecklenburg zurückgebracht haben kann.

Mit dem schlimmen Ausgang der Heidelberger Studentenzeit war es entschieden, daß Fritz Reuter nun und nimmermehr das werden würde, was der Vater immer wieder mit mecklenburgischer Zähigkeit gewünscht, wenn auch zuletzt nicht mehr unbedingt gewollt hatte: ein Jurist und damit entweder ein Nachfolger seines Vaters in Stavenhagen oder ein Advokat. Der alte Bürgermeister trug jetzt seine Lebenspläne und seine letzte Hoffnung zu Grabe und sah in seinem Sohne fortan nicht viel mehr als alle die andern, die ihr mitleidsloses: Ut em ward nicks mit Philisterberechtigung bis zum Ueberdruß oft wiederholten. Seine Seele war müde geworden, und wer will ihm das verdenken? So gab er denn auf des Sohnes Bitten alsbald seine Zustimmung, daß Fritz zunächst noch nicht nach Stavenhagen kommen, sondern sich vorerst in Jabel bei seinem geliebten Pastor-Oheim gründlich erholen solle. Das war unter den obwaltenden Umständen gewiß das Beste, und die Jabeler Monate haben denn auch dem innerlich

*) Den Nachweis habe ich in meinem Programm: Aus Fritz Reuter's Leben II, 1901 (Strasburg, Westpr.) S. 49 ff. zu führen gesucht. Für die Dömitzer Zeit vergleiche man den ersten Abschnitt ebenda.

Uebrigens ist das Dömitzer Jahr keineswegs so unbedingt sonnig gewesen, wie man nach der Darstellung der Festungstid schließen möchte und wie es auch nach dem Berichte Anna v. Bülow's erscheinen könnte. Aus den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater gewinnen wir zum Theil ganz andere Eindrücke, und es ist im Interesse einer ganz objektiven Auffassung und des wirklichen Thatbestandes zu bedauern, daß Gäderts dem rosenrothen Bild der alten Dame nicht wenigstens ein paar dunklere Striche hinzugefügt hat.

Auch die Tübinger Tage sammt den beiden Heidelberger Semestern erscheinen bei Gäderts (II, 55 ff. u. I, 18 ff.) nicht in dem rechten Lichte. Denn man wird doch schwerlich umhin können, für diese traurige Episode zwischen Reuter's Festungsjahren und seiner Landmannszeit den Bericht seines Vetters Engel (in den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater, II, 196 ff.) zu Grunde zu legen, zumal dieser mit den Briefen im Wesentlichen übereinstimmt.*) Darnach muß er seine Abweisung in Tübingen größtentheils selber verschuldet haben; darnach hat er aber auch in Heidelberg ein so wüstes und stumpfsinniges Leben geführt, daß er unmöglich die Anregung zu seiner späteren Dialektdichtung von hier aus nach Mecklenburg zurückgebracht haben kann.

Mit dem schlimmen Ausgang der Heidelberger Studentenzeit war es entschieden, daß Fritz Reuter nun und nimmermehr das werden würde, was der Vater immer wieder mit mecklenburgischer Zähigkeit gewünscht, wenn auch zuletzt nicht mehr unbedingt gewollt hatte: ein Jurist und damit entweder ein Nachfolger seines Vaters in Stavenhagen oder ein Advokat. Der alte Bürgermeister trug jetzt seine Lebenspläne und seine letzte Hoffnung zu Grabe und sah in seinem Sohne fortan nicht viel mehr als alle die andern, die ihr mitleidsloses: Ut em ward nicks mit Philisterberechtigung bis zum Ueberdruß oft wiederholten. Seine Seele war müde geworden, und wer will ihm das verdenken? So gab er denn auf des Sohnes Bitten alsbald seine Zustimmung, daß Fritz zunächst noch nicht nach Stavenhagen kommen, sondern sich vorerst in Jabel bei seinem geliebten Pastor-Oheim gründlich erholen solle. Das war unter den obwaltenden Umständen gewiß das Beste, und die Jabeler Monate haben denn auch dem innerlich

*) Den Nachweis habe ich in meinem Programm: Aus Fritz Reuter's Leben II, 1901 (Strasburg, Westpr.) S. 49 ff. zu führen gesucht. Für die Dömitzer Zeit vergleiche man den ersten Abschnitt ebenda.



und äußerlich zusammengebrochenen Manne den alten Lebensmuth wiedergegeben. Schon Engel hat in seinem Schlußwort zu den von ihm herausgegebenen Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater die Bedeutung dieser Zeit für unsern Dichter gewürdigt und namentlich das frische, fröhliche Familien- und Verkehrsleben im Jabeler Pfarrhause ausgemalt. Gäderz bringt nun im zweiten Bande seiner Reutertage zu diesen mehr intimen und allgemeinen Nachrichten werthvolle Ergänzungen, die vorwiegend Reuters Person betreffen. Wir erfahren da von seiner literarischen Thätigkeit, besonders von seiner Beschäftigung mit Goethe's Faust, den er — etwa nach Art des Devrientschen Hausshakespeares — für die junge Mädchenwelt in Jabel schmackhaft zu machen suchte: der stattliche Quartband von 101 Blättern legt für Reuter's heißes Bemühen sicherlich ein günstiges Zeugniß ab und zeigt seine unverwüstliche Arbeitskraft. Auch sonst war er hier recht in seinem lyrischen Element; er sang auf die schönen Basen manch anmuthiges Lied, von denen uns wenigstens eins noch erhalten ist, ein kleines Seitenstück zum Heideröslein:

Es ging ein Mädchen im grünen Kleid
So einsam auf der braunen Heid',
Da kam ein Knabe gegangen
Du schönes Mädchen im grünen Kleid,
Was wandelst Du auf der braunen Heid':
Du hast mein Herze gefangen.
Und das sprach er. —

Während ihm das prächtige Pfarrhaus so Geist und Seele anregten und beschäftigten, fand Reuter daneben auch für sein Freundschaftsbedürfniß und seinen Humor im Dorfe Jabel die reichste Nahrung. Namentlich trat ihm der Förster Schlange näher, ein gereifter und tüchtiger Mann, der ein Haus voll lustiger Buben und Mädchen hatte. Die Naturwüchsigkeit und Biederkeit seines Wesens zogen den Gleichgearteten an, und gemeinsame Interessen, auch wohl eine ganz ähnliche Lebensauffassung, schmiedeten einen festen Freundschaftsring. Der Förster wurde denn auch, wie sein Sohn bei Gäderz ganz ausdrücklich gleich zu Anfang mittheilt, ins Pastorat gerufen, wenn Reuter's Leidenszeit periodisch eintrat: also selbst im Pfarrhause zu Jabel, wo er seelisch genas, verlor sein unseliger Dämon nicht die Macht über ihn, der unzweifelhafteste Beweis dafür, wenn es hier eines Beweises überhaupt noch bedürfte, daß seine zeitweilige Trinksucht längst

schon unheilbar war! Der Dichter hat übrigens auch den Namen dieses Freundes in seinen Werken verewigt, in den Läuschen un Rimels zweimal und ebenso oft in der Stromtid, wie Gäderz, II 66 richtig anführt. Etwas noch Wesentlicheres ist ihm entgangen, nämlich, daß in dem „Manuskript eines Romans“, der Urgestalt von Ut mine Stromtid, die Figur des Försters Lange in der großen Whistpartie augenscheinlich nach dem alten Jabeler Freunde geschaffen ist. Wie sein Charakter dort aufgefaßt und dargestellt worden, entzieht sich der Beurtheilung, da Gäderz in seinen Reuterreliquieen den Vorläufer von Reuter's größtem Werk fast nur inhaltlich veröffentlicht hat. Lange muß aber, trotz des Inspektors Frisch, an jener Stelle wenigstens eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie später in der Stromtid Bräsig, weil er nach der Abfahrt der beiden andern (von Frisch und Kurz) die tiefe Verstimmung seines Freundes Habermann zu heben sucht; man vergleiche das 22. Kapitel der Stromtid und das Ende des 15. Sehr bemerkenswerth ist es nun, daß Reuter diese Person Schlanges oder Langes in die Stromtid selbst nicht mit hinübergenommen hat, wahrscheinlich um den alten Freund zu schonen, wie sich denn überhaupt in allen seinen größeren Werken die Figur eines Försters nicht findet.

Ganz anders als Schlange hat Fritz Reuter seinen Jabeler Angelgenossen behandelt, den jetzt weltbekannten Köster Suhr, von dem Gäderz II, 63 ff. und III, 52 ff. eine Reihe kleiner Geschichten mittheilt, die die Originalität des Mannes darthun und auch beweisen, daß der Dichter sein Bild richtig getroffen hat. Eine andere Frage ist es allerdings, ob Reuter irgendwie berechtigt war, ja noch mehr: ob er irgendwie zu entschuldigen ist, daß er den zwar komischen, aber doch braven und sehr achtungswerthen Mann mit allen seinen Lächerlichkeiten, noch dazu unter seinem vollen Namen, nicht bloß in den Läuschen un Rimels, sondern auch in der Reis' nach Belligen und in Hanne Nüte abkonterfeit hat. Der Dichter hat sein Unrecht freilich später wieder gut zu machen versucht, als 1859 fast ganz Jabel durch eine große Feuersbrunst verheert wurde, und für Köster Suren un de annern all öffentlich um Beiträge gebeten. Damit söhnte er auch seinen alten Kameraden wieder aus, dem die Unterstützungen besonders reichlich flossen und dem er seinerseits ja auch besonders viel schuldete. Denn in jenen Tagen, als seine Seele wund war und alle Lebensfreudigkeit in ihm darniederlag, wird ihn gerade der Köster Suhr mit seinem

schon unheilbar war! Der Dichter hat übrigens auch den Namen dieses Freundes in seinen Werken verewigt, in den Läuschen un Rimels zweimal und ebenso oft in der Stromtid, wie Gäderß, II 66 richtig anführt. Etwas noch Wesentlicheres ist ihm entgangen, nämlich, daß in dem „Manuskript eines Romans", der Urgestalt von Ut mine Stromtid, die Figur des Försters Lange in der großen Whistpartie augenscheinlich nach dem alten Jabeler Freunde geschaffen ist. Wie sein Charakter dort aufgefaßt und dargestellt worden, entzieht sich der Beurtheilung, da Gäderß in seinen Reuterreliquieen den Vorläufer von Reuter's größtem Werk fast nur inhaltlich veröffentlicht hat. Lange muß aber, troß des Inspektors Frisch, an jener Stelle wenigstens eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie später in der Stromtid Bräsig, weil er nach der Abfahrt der beiden andern (von Frisch und Kurz) die tiefe Verstimmung seines Freundes Habermann zu heben sucht; man vergleiche das 22. Kapitel der Stromtid und das Ende des 15. Sehr bemerkenswerth ist es nun, daß Reuter diese Person Schlanges oder Langes in die Stromtid selbst nicht mit hinübergenommen hat, wahrscheinlich um den alten Freund zu schonen, wie sich denn überhaupt in allen seinen größeren Werken die Figur eines Försters nicht findet.

Ganz anders als Schlange hat Fritz Reuter seinen Jabeler Angelgenossen behandelt, den jetzt weltbekannten Köster Suhr, von dem Gäderß II, 63 ff. und III, 52 ff. eine Reihe kleiner Geschichten mittheilt, die die Originalität des Mannes darthun und auch beweisen, daß der Dichter sein Bild richtig getroffen hat. Eine andere Frage ist es allerdings, ob Reuter irgendwie berechtigt war, ja noch mehr: ob er irgendwie zu entschuldigen ist, daß er den zwar komischen, aber doch braven und sehr achtungswerthen Mann mit allen seinen Lächerlichkeiten, noch dazu unter seinem vollen Namen, nicht bloß in den Läuschen un Rimels, sondern auch in der Reis' nach Belligen und in Hanne Nüte abkonterfeit hat. Der Dichter hat sein Unrecht freilich später wieder gut zu machen versucht, als 1859 fast ganz Jabel durch eine große Feuersbrunst verheert wurde, und für Köster Suren un de annern all öffentlich um Beiträge gebeten. Damit söhnte er auch seinen alten Kameraden wieder aus, dem die Unterstützungen besonders reichlich flossen und dem er seinerseits ja auch besonders viel schuldete. Denn in jenen Tagen, als seine Seele wund war und alle Lebensfreudigkeit in ihm darniederlag, wird ihn gerade der Köster Suhr mit seinem

unfreiwilligen Humor und seinem köstlichen Missingsch im Innersten erfrischt haben, wenn beide nach den Stellen auszogen, wo der Bars am besten stand, und stundenlang dort angelten. So kamen in dem prächtigen Pfarrhause, im Förster Schlange, mit dem Fritz Reuter im traulichsten Verkehr durch Wald und Fluren streifte, und nicht zuletzt in dem höchst originellen Köster Suhr alle möglichen Faktoren zusammen, um den zerrissenen Mann gesunden zu lassen und ihm den Uebergang in den neuen Landmannsberuf auf das Günstigste zu vermitteln.

Allerdings sollte noch einige Zeit vergehen, bis es dem alten Bürgermeister schließlich (Anfang 1842) mehr durch einen Zufall gelang, seinen mittlerweile nach Stavenhagen heimgekehrten Sohn bei dem ihm befreundeten Pächter Franz Rust auf Demzin als Volontär oder Strom unterzubringen. Das Leben und Treiben bei diesem vielgereisten, intelligenten und gastfreien Manne schildert seine Tochter Wilhelmine bei Gäderß II, 72 ff. und III, 54 ff. recht ausführlich. Reuter fand in Rust einen Prinzipal, wie er ihn haben mußte, einen Menschen, der voll Klugheit und Lebensgewandtheit auf die Eigenart seines neuen Hausgenossen einging und nicht bloß seinen Anlagen, sondern auch seinem Alter Rechnung trug. Er ließ ihn ruhig zeichnen und malen, so viel wie er wollte, nur daß er ab und zu die Fähigkeiten Reuter's für sich in Anspruch nahm, indem er ihn Pläne und Skizzen von einzelnen Gutsschlägen ausführen ließ. Damit gewann er sich das Zutrauen seines Volontärs und erweckte in ihm gleichzeitig Arbeitstrieb und Selbstzufriedenheit. Fritz Reuter hat dann seinen Lehrherrn auch in einzelne literarische Pläne eingeweiht, und Rust soll gemeint haben, es könne ein großer Schriftsteller aus ihm werden, wenn sein Geist nicht durch den Dämon zerstört würde.

Unter all diesen Sonderbeschäftigungen muß der eigentliche Zweck von Reuter's Demziner Aufenthalt, die Landwirthschaft, unbedingt gelitten haben, und so ist denn unser Dichter in diesem Beruf, nach dem er sich seit Jahren gesehnt hatte, immer mehr Theoretiker geblieben, wenn er es schließlich auch verstand, in Abwesenheit des eigentlichen Herrn ein Gut mehrere Wochen lang zu verwalten. Das Wichtigste ist und bleibt, daß die Landwirthschaft Reuter, wie er selbst sagt, gesund gemacht und ihm frischen Muth in die Adern gegossen hat. Was der Dichter an derselben Stelle (Festungstid Kap. 5) von dem Landmannsberuf rühmt: von Morgens bet's Abends en deipen Trunk frische Luft un Gottes

Herrlichkeit ringsüm — wird für ihn ebenfalls von großer Bedeutung gewesen sein; anders steht es — für Reuter wenigstens — mit der Regelmäßigkeit. Statt dessen widmete er sich mit dem tief in ihm begründeten Hange zum Volke den Gutsarbeitern, ging viel in die Häuser der Bauern und Tagelöhner und sammelte dadurch, daß er sich ihnen anpaßte und auf ihre Art überall einging, schon in Demzin seine außerordentlich große Kenntniß des Bauernstandes und der kleineren Menschen überhaupt, die seinen Läuschen un Rimels zumeist einen so durchschlagenden Erfolg verschafft hat. Literarischen Gewinn sollte ihm dann später auch die Familie seines Prinzipals selber bringen; denn die beiden Truwäppel der Stromtid: Lining und Mining sind — wenigstens als Kinder Helene und Wilhelmine Rust (II, 72); in der Person des Kammerraths v. Rambow aber glaubt der Sohn, Franz Rust, selbst seinen Vater wiederzuerkennen. Mit manchen von seinen Schwächen habe der auch wohl Stoff für Axel geliefert, denn seine ausgesprochene Vorliebe für das edle Roß komme in Axel's Pferdenarrheit zum karrikirten Ausdruck, und das Wort: Ein Herr, der so Ausgezeichnetes in der Pferdezucht geleistet hat, ist unstreitig ein gebildeter Mann — habe unmittelbar seiner Meinung entsprochen.

Von Demzin aus hat Fritz Reuter auch seine spätere Frau: Luise Kuntze kennen gelernt, die damals in dem kaum eine Meile weit entfernten Rittermannshagen bei dem Pastor Augustin (II, 77—78) Erzieherin war. Aber geraume Zeit, bevor es zur Verlobung kam, starb am 22. März 1845 sein Vater. Der Bürgermeister hatte seinen Sohn in Demzin recht kurz gehalten und ihm nur zwei Thaler monatliches Taschengeld gegeben, wie Reuter in dem so wichtigen Brief vom 15. Februar 1851 an seinen Jabeler Oheim hervorhebt (III, 73). Nun hinterließ er ein Testament mit der bekannten Klausel, daß Fritz sein Vermögen von 4750 Thalern nur dann ausgezahlt bekommen sollte, wenn er sich drei Jahre*) lang des Trinkens enthielte; falls er aber heirathen würde, sollte sein Vermögen an die Schwestern fallen. Unter den obwaltenden Verhältnissen war diese Klausel gewiß schlimm, aber ist sie mit Gäderß (III, 72) wirklich auch grausam zu nennen? Die Reuterbiographen messen immer wieder mit dem einseitigen Maßstabe

*) Gäderß spricht an verschiedenen Stellen von vier Jahren, indessen die eigene Angabe Reuter's in dem schon oben angezogenen Brief (III, 74) widerlegt ihn.

Herrlichkeit ringsüm — wird für ihn ebenfalls von großer Bedeutung gewesen sein; anders steht es — für Reuter wenigstens — mit der Regelmäßigkeit. Statt dessen widmete er sich mit dem tief in ihm begründeten Hange zum Volke den Gutsarbeitern, ging viel in die Häuser der Bauern und Tagelöhner und sammelte dadurch, daß er sich ihnen anpaßte und auf ihre Art überall einging, schon in Demzin seine außerordentlich große Kenntniß des Bauernstandes und der kleineren Menschen überhaupt, die seinen Läuschen un Rimels zumeist einen so durchschlagenden Erfolg verschafft hat. Literarischen Gewinn sollte ihm dann später auch die Familie seines Prinzipals selber bringen; denn die beiden Druwäppel der Stromtid: Lining und Mining sind — wenigstens als Kinder Helene und Wilhelmine Rust (II, 72); in der Person des Kammerraths v. Rambow aber glaubt der Sohn, Franz Rust, selbst seinen Vater wiederzuerkennen. Mit manchen von seinen Schwächen habe der auch wohl Stoff für Axel geliefert, denn seine ausgesprochene Vorliebe für das edle Roß komme in Axel's Pferdenarrheit zum karrikirten Ausdruck, und das Wort: Ein Herr, der so Ausgezeichnetes in der Pferdezucht geleistet hat, ist unstreitig ein gebildeter Mann — habe unmittelbar seiner Meinung entsprochen.

Von Demzin aus hat Fritz Reuter auch seine spätere Frau: Luise Kuntze kennen gelernt, die damals in dem kaum eine Meile weit entfernten Rittermannshagen bei dem Pastor Augustin (II, 77—78) Erzieherin war. Aber geraume Zeit, bevor es zur Verlobung kam, starb am 22. März 1845 sein Vater. Der Bürgermeister hatte seinen Sohn in Demzin recht kurz gehalten und ihm nur zwei Thaler monatliches Taschengeld gegeben, wie Reuter in dem so wichtigen Brief vom 15. Februar 1851 an seinen Jabeler Oheim hervorhebt (III, 73). Nun hinterließ er ein Testament mit der bekannten Klausel, daß Fritz sein Vermögen von 4750 Thalern nur dann ausgezahlt bekommen sollte, wenn er sich drei Jahre*) lang des Trinkens enthielte; falls er aber heirathen würde, sollte sein Vermögen an die Schwestern fallen. Unter den obwaltenden Verhältnissen war diese Klausel gewiß schlimm, aber ist sie mit Gäbertz (III, 72) wirklich auch grausam zu nennen? Die Reuterbiographen messen immer wieder mit dem einseitigen Maßstabe

*) Gäbertz spricht an verschiedenen Stellen von vier Jahren, indessen die eigene Angabe Reuter's in dem schon oben angezogenen Brief (III, 74) widerlegt ihn.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zerrissenen Herzens [illegible]
[illegible] bis zu seinem [illegible] zu [illegible]. Die zweite Bestimmung begreift sich ebenso leicht: der alte Bürgermeister wollte nicht, daß eine zweite Person und vielleicht auch gar noch Kinder in das Elend seines Sohnes gezogen würden; das Geschlecht seiner männlichen Nachkommen sollte mit Fritz abgeschlossen sein.

So beginnen nach dem Tode seines Vaters für Fritz Reuter neue schwere Leidensjahre; es rächt sich jetzt die alte Schuld seiner Maßlosigkeit in einer ungeahnten, furchtbaren Weise an ihm. Unter diesem Gesichtspunkt allein muß nun auch der höchst wichtige Brief vom zweiten Weihnachtstage 1845 betrachtet werden, den Franz Must in dem Nachlaß seines Vaters gefunden hat und den Gäderz nach langem Schwanken, aber mit sehr richtigem Entschluß im dritten Bande seiner Reutertage (S. 56—57) veröffentlicht. Er zeigt die zermarterndsten Gewissensqualen, weil Reuter am Tage zuvor wieder zu viel getrunken hatte: sein Unheil und sein Unrecht hätten ihn in diese schreckliche Verzweiflung gestürzt; er glaube an nichts mehr als an eines, und dieses Eine könne er nie erreichen. Wir verstehen diesen Hinweis des Bedauernswerthen auf seine hoffnungslose Liebe, denn nur, wenn er sich drei Jahre überwand und bannte, konnte er ja vielleicht an die Begründung irgend einer kleinen Landmannsexistenz denken! Zugleich nimmt Fritz Reuter in diesem Schreiben Abschied von Demzin; er wolle fürs erste nach Stavenhagen und demnächst Neujahr nach Jabel.

Damit ist die Demziner Zeit zu Ende, und das ist das biographisch Wichtige an dem Brief. Es beginnt nun, wohl mit dem Anfang des nächsten Jahres, die zweite Periode seiner Stromtid in Thalberg, bei dem Schwager seines Lehrherrn, Fritz Peters, den Reuter schon 1842 kennen gelernt hatte und der ein Jahr darauf nach seiner Verheirathung mit Marie Ohl jene Pachtung ganz in der Nähe von Treptow a. T. übernahm. Schon mehrfach, und das erste Mal (1843) sogar gleich auf längere Zeit, war unser Dichter bei dem Paar, das ihn rasch liebgewonnen hatte, zu Gast gewesen. Nun nahm er dauernd dort seinen Wohnsitz und wurde

nach und nach ein so lieber Hausfreund, daß er fast mit der Familie verwuchs. Er freute sich des frischen fröhlichen Lebens im behaglichen Landhause, der heranwachsenden Kinder und trug wie überall durch seine Erzählerkunst und durch sein Vorlesen namentlich von dichterischen Werken zur behaglichsten Unterhaltung bei. Namentlich war er in der Weihnachtszeit groß als Julklappdichter, denn er verstand hübsch und oft auch geistreich zu necken. Daneben beschäftigten ihn wie ihn Demzin größere literarische Pläne.

Allein es zog ihn doch wieder zurück in die Demziner Gegend, und sein jähes Liebeswerben am 6. November 1846 im kleinen Giebelstübchen des Pfarrhauses zu Rittermannshagen rang der immer noch zweifelnden Luise, die den so heiß Liebenden schwerbegreiflicherweise für kalt hielt und in seiner Neigung nichts Anderes als eine grundlose Hartnäckigkeit des Vorsatzes sah,*) wenigstens die Erlaubniß ab, ihr schreiben zu dürfen. Trotzdem verließ er sie damals trostlos, denn wie er in einem viel späteren Briefe sagt (vom 6. Oktober 1847 aus Thalberg): Es war das Grab meiner letzten Hoffnung, das sich über das (so!) unruhige Herz geschlossen hatte, und nur in der Erlaubniß, an Dich zu schreiben, dämmerte mir ein entfernter Schein von unbestimmter Aussicht, Dir wenigstens zeigen zu können, daß ich Dich liebte, wenn auch hoffnungslos, und wie ich Dich liebte.**) Noch an dem Abend desselben Tages — wenn die Angaben bei Gäderz (II, 70 und 80) stimmen — begann er in Thalberg einen längeren Brief an Luise, aus dem zunächst eine sehr siegesgewisse Auffassung seiner landmännischen Talente interessirt (II, 80): Die Richtung, die ich einschlage, und mit mir eine gewisse Anzahl anderer, ich kann dreist sagen, intelligenter Landleute, wird von den Anhängern der alten Schule beipöttelt und als Bücherwissen lächerlich gemacht; aber glauben Sie mir, das ist nichts Anderes als das Gefühl der Unlust dieser alten Schlendrianisten, das in ihnen durch die Betrachtung hervorgerufen wird, ihre Art zu wirthschaften habe sich überlebt und sie selbst seien zu alt, zu bequem oder zu reich, um den neuen Weg

*) Brief vom 10. Mai 1847; Nachgelassene Schriften XV, S. 109.

**) XV, S. 113. Diese beide Briefstellen sind von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Luise Kuntze und Fritz Reuter. Gäderz hat sie aber merkwürdigerweise in keinem der drei Bände berücksichtigt, obgleich er in allen dreien von Reuter's langem Liebeswerben spricht. Das hat mich dann selber, wie ich jetzt sehe, in meinem Programm II, S. 61 bei der Angabe des Verlobungsdatums irregeführt.

nach und nach ein so lieber Hausfreund, daß er fast mit der Familie verwuchs. Er freute sich des frischen fröhlichen Lebens im behaglichen Landhause, der heranwachsenden Kinder und trug wie überall durch seine Erzählerkunst und durch sein Vorlesen namentlich von dichterischen Werken zur behaglichsten Unterhaltung bei. Namentlich war er in der Weihnachtszeit groß als Julklappdichter, denn er verstand hübsch und oft auch geistreich zu necken. Daneben beschäftigten ihn wie ihn Demzin größere literarische Pläne.

Allein es zog ihn doch wieder zurück in die Demziner Gegend, und sein jähes Liebeswerben am 6. November 1846 im kleinen Giebelstübchen des Pfarrhauses zu Rittermannshagen rang der immer noch zweifelnden Luise, die den so heiß Liebenden schwerbegreiflicherweise für kalt hielt und in seiner Neigung nichts Anderes als eine grundlose Hartnäckigkeit des Vorsatzes sah,*) wenigstens die Erlaubniß ab, ihr schreiben zu dürfen. Trotzdem verließ er sie damals trostlos, denn wie er in einem viel späteren Briefe sagt (vom 6. Oktober 1847 aus Thalberg): Es war das Grab meiner letzten Hoffnung, das sich über das (so!) unruhige Herz geschlossen hatte, und nur in der Erlaubniß, an Dich zu schreiben, dämmerte mir ein entfernter Schein von unbestimmter Aussicht, Dir wenigstens zeigen zu können, daß ich Dich liebte, wenn auch hoffnungslos, und wie ich Dich liebte.**) Noch an dem Abend desselben Tages — wenn die Angaben bei Gäderz (II, 70 und 80) stimmen — begann er in Thalberg einen längeren Brief an Luise, aus dem zunächst eine sehr siegesgewisse Auffassung seiner landmännischen Talente interessirt (II, 80): Die Richtung, die ich einschlage, und mit mir eine gewisse Anzahl anderer, ich kann dreist sagen, intelligenter Landleute, wird von den Anhängern der alten Schule bespöttelt und als Bücherwissen lächerlich gemacht; aber glauben Sie mir, das ist nichts Anderes als das Gefühl der Unlust dieser alten Schlendrianisten, das in ihnen durch die Betrachtung hervorgerufen wird, ihre Art zu wirthschaften habe sich überlebt und sie selbst seien zu alt, zu bequem oder zu reich, um den neuen Weg

*) Brief vom 10. Mai 1847; Nachgelassene Schriften XV, S. 109.

**) XV, S. 113. Diese beide Briefstellen sind von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Luise Kuntze und Fritz Reuter. Gäderz hat sie aber merkwürdigerweise in keinem der drei Bände berücksichtigt, obgleich er in allen dreien von Reuter's langem Liebeswerben spricht. Das hat mich dann selber, wie ich jetzt sehe, in meinem Programm II, S. 61 bei der Angabe des Verlobungsdatums irregeführt.



einzuschlagen. — Am nächsten Tage folgte eine Allegorie in ungereimten fünffüßigen Trochäen, die am Schluß das liebe gute Mädchen bittet, den wilden Acker seines Herzens zu jäten, damit er reiche Ernte ihr einst trage, tausendfältig. Als Einlage befand sich in dem Briefe schließlich noch das Bruchstück der Einleitung zu einem größeren Gedichte, dessen Gegenstand der Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum sein sollte (II, 82). Am 9. November aber war Fritz Reuter wieder in Stavenhagen auf seiner stillen Stube eingezogen, „mit sehr viel Lust zum Guten und sehr vielem Dank für das Gute", um seine Angelegenheiten zu ordnen und die neue Lage der Dinge mit dem Testamentskurator Dr. Grischow und seinen beiden Schwestern zu besprechen. Er hatte augenscheinlich den Plan, das ihm vermachte Kapital auf irgend eine Weise freizubekommen, um sich mit einer kleinen Pachtung oder etwas Aehnlichem selbständig zu machen; denn — wie es in demselben Briefe gleich zu Anfang hinter der oben ausgeschriebenen Stelle heißt: Luise könne ruhig träumen von sechs bis acht Last kulturfähigen Bodens und dreischürigen Wiesen und von ihm als Herrn darauf und von ihr als seine Herrin. Ueber Jahr und Tag sollte es kein Traum mehr sein, sondern handgreifliche Wirklichkeit, wenn sie es so wolle. Wir wissen nicht, an welchen unüberwindlichen Hindernissen diese schönen Zukunftspläne schließlich gescheitert sind, denn auch Gäderts' Nachrichtenfülle läßt uns hier im Stich; wahrscheinlich aber wohl in erster Reihe an der schwer zu lösenden oder zu umgehenden Testamentsklausel und nicht minder daran, daß ihm selbst sein bester Freund nicht ausreichend zu helfen vermochte. Jedenfalls sind all' die kühnen Luftschlösser des ersten Briefes in den folgenden versunken, höchstens daß noch einmal ganz beiläufig von der Erwerbung einer Brotstelle oder eines kleinen Besitzes gesprochen wird (II, 85).

Anfang Mai 1847 erfolgte dann endlich die Verlobung. Dem herrlichen Brief (vom 10. Mai, aus Thalberg), den Fritz Reuter unter dem Eindruck dieses frohen Lebensereignisses mit der seligsten Stimmung im Herzen schrieb und der schon von Wilbrandt in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 107—110 veröffentlicht worden ist, fügt Gäderts (II, 85—86) eine andere interessante Stelle über die Noth der Zeit und das Ringen nach einem neuen Werden hinzu, die das politische oder mehr wohl geschichtliche Ahnungsvermögen des Dichters zeigt. Schön sind auch die dreistrophigen Ottaverime, die Fritz Reuter nach seiner Verlobung der

Liebsten gesungen hat und von denen hier wenigstens der erste Vers stehen möge (I, 30):

> Ich denke Dein wie eines schönen Bildes,
> Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde;
> In einem Auge nichts als Holdes, Mildes,
> Und ewige Verzeihung in dem Munde.
> Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
> Mich selbst gestört, entflieht im Hauch: die Wunde,
> Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
> An Deiner Hand hinauf zu neuem Leben.

Im August des Jahres weilte Fritz Reuter dann zusammen mit Luise bei den künftigen Schwiegereltern im Pastorat zu Roggenstorf unweit von Lübeck, wo er nach eigenem Geständniß die glücklichsten Stunden seines Lebens verlebt hat und zu der großen Familie seiner Braut in das innigste Verhältniß getreten ist (II, 89 ff.). Die fröhliche Zeit schildert die an die Schwägerin Karoline gerichtete Epistel (V, 32—35) nicht übel, wie denn überhaupt Reuter's Briefwechsel ihm allein schon eine Ehrenstelle in der Literatur sichern würde, und zwar in der hochdeutschen.

Luise hatte schon vorher nach ihrem Abgang aus Rittermannshagen eine neue Stelle als Erzieherin bei einer Familie Schweer in Ludwigslust angenommen, folgte aber im Jahre 1848 endlich der wiederholten Einladung des Peters'schen Ehepaares nach Thalberg, um dort, wie Gäderts II, 91 angiebt, die häuslichen und wirthschaftlichen Obliegenheiten einer künftigen Pächtersfrau kennen zu lernen. Es scheint darnach, als ob die Landmannspläne noch immer nicht aufgegeben worden wären. Reuter konnte diesen sich fast auf ein Jahr erstreckenden Besuch, auf den er sich schon lange gefreut hatte, allerdings nur wenig genießen; denn als er nach den Märztagen zunächst Führer der Reformbewegung in Stavenhagen geworden war, hatte man ihn bald darauf als Deputirten zum Städtetag in Güstrow und dann sogar nach Schwerin in den Landtag entsandt. Es ist zu bedauern, daß uns namentlich aus den Güstrower und Schweriner Tagen so gar kein biographischer Stoff vorliegt und daß hier selbst der sonst so gut unterrichtete Gäderts fast ganz im Stich läßt. Sein Briefwechsel aus dieser Zeit mit Luise und dem Peters'schen Hause würde immerhin interessant sein und auch den Politiker Reuter ein wenig zeigen. Man darf von diesem allerdings nicht zu viel erwarten, denn unser Dichter war trotz seiner Jenenser Vergangenheit kein politische

Liebsten gesungen hat und von denen hier wenigstens der erste Vers stehen möge (I, 30):

> Ich denke Dein wie eines schönen Bildes,
> Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde:
> In einem Auge nichts als Holdes, Mildes,
> Und ewige Verzeihung in dem Munde.
> Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
> Mich selbst gestört, entflieht im Hauch: die Wunde,
> Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
> An Deiner Hand hinauf zu neuem Leben.

Im August des Jahres weilte Fritz Reuter dann zusammen mit Luise bei den künftigen Schwiegereltern im Pastorat zu Roggenstorf unweit von Lübeck, wo er nach eigenem Geständniß die glücklichsten Stunden seines Lebens verlebt hat und zu der großen Familie seiner Braut in das innigste Verhältniß getreten ist (II, 89 ff.). Die fröhliche Zeit schildert die an die Schwägerin Karoline gerichtete Epistel (V, 32—35) nicht übel, wie denn überhaupt Reuter's Briefwechsel ihm allein schon eine Ehrenstelle in der Literatur sichern würde, und zwar in der hochdeutschen.

Luise hatte schon vorher nach ihrem Abgang aus Rittermannshagen eine neue Stelle als Erzieherin bei einer Familie Schweer in Ludwigslust angenommen, folgte aber im Jahre 1848 endlich der wiederholten Einladung des Peters'schen Ehepaares nach Thalberg, um dort, wie Gädertz II, 91 angiebt, die häuslichen und wirthschaftlichen Obliegenheiten einer künftigen Pächtersfrau kennen zu lernen. Es scheint darnach, als ob die Landmannspläne noch immer nicht aufgegeben worden wären. Reuter konnte diesen sich fast auf ein Jahr erstreckenden Besuch, auf den er sich schon lange gefreut hatte, allerdings nur wenig genießen; denn als er nach den Märztagen zunächst Führer der Reformbewegung in Stavenhagen geworden war, hatte man ihn bald darauf als Deputirten zum Städtetag in Güstrow und dann sogar nach Schwerin in den Landtag entsandt. Es ist zu bedauern, daß uns namentlich aus den Güstrower und Schweriner Tagen so gar kein biographischer Stoff vorliegt und daß hier selbst der sonst so gut unterrichtete Gädertz fast ganz im Stich läßt. Sein Briefwechsel aus dieser Zeit mit Luise und dem Peters'schen Hause würde immerhin interessant sein und auch den Politiker Reuter ein wenig zeigen. Man darf von diesem allerdings nicht zu viel erwarten, denn unser Dichter war trotz seiner Jenenser Vergangenheit kein politischer

Kopf, wie dies schon sein alter Festungsgenosse Guittienne (de Franzos 3.) mit aller Entschiedenheit ausgesprochen hat. Er war lediglich ein Idealist und nicht im Stande, gegebenenfalls seine schönen, aber recht allgemeinen theoretischen Gedanken auf die praktische Politik zu übertragen. Sonst würde er sicher, wie wenigstens einzelne von seinen früheren Leidensgefährten, in den wildbewegten Zeiten vor und nach 1848 irgend eine politische Rolle gespielt und die große Masse der Liberalen doch um ein paar Zoll überragt haben, zumal ihn die Mecklenburger im Vertrauen auf seine Vergangenheit zu so bedeutenden politischen Ehrenämtern auserlasen. Das ist aber damals nicht geschehen und ebensowenig später in Treptow zur Zeit der Reaktion, wenn er sich auch zum Wahlmann machen ließ und in Versammlungen hier und da als Redner auftrat. Es fehlte ihm eben die Befähigung, eine direkte Stellung zu nehmen und die Triebfeder einer Agitation zu werden, wie Karl Otto in Dresden, ein Lieblingsschüler Reuter's aus Treptow, sehr richtig betont (III, 67). Die etwa sieben Seiten langen Ausführungen Otto's über Fritz Reuter als Pädagogen, Politiker, Landwirth und Menschen sind überhaupt mit das Beste in Gäderts' Sammelwerk; wir werden auf seine recht fruchtbaren Gedanken noch wiederholt zurückkommen.

Inzwischen näherte sich Reuter's vielbewegte Stromtid ihrem Ende — vielbewegt auch darum, weil er sich keineswegs nur in Demzin und Thalberg aufgehalten, sondern als ein echter πολύτροπος und fahrender Mann einen großen Theil besonders vom gelobten Lande Mecklenburg besuchsweise durchstreift hat. Wir wissen von seinen kleineren Aufenthalten nicht viel, und seine ganze Stromzeit wird sich auch schwerlich je tagebuchartig aufhellen lassen. Das Hauptsächlichste muß uns genügen. Aber einen Begriff von Fritz Reuter's ganz hervorragender Land- und Ortskenntniß bekommt man doch, wenn man in seinen Werken, in den Läuschen un Rimels und dem Stromtidroman, auf die Unmassen von Dorf- und Gutsnamen achtet, die dem Dichter vertraut sind. — Sich als Landmann eine Existenz zu gründen, mußte Reuter in der neuen, gährenden Zeit immer aussichtsloser erscheinen, auch mochte er fühlen, daß neben seinen äußeren Mitteln auch seine inneren doch wohl nicht ausreichten. Er ist in der That als Landwirth mehr das gewesen, was er selber einen lateinischen Oekonomiker nennt, d. h. vorwiegend ein Theoretiker. Das zeigt schon seine große und fast ausschließliche Vorliebe für die Chemie, die doch

immer nur eine freilich edle Hilfswissenschaft der Landwirthschaft bleibt und keine Praxis ersetzt; das thut auf der andern Seite aber auch seine sehr getheilte Beschäftigung mit dem Gutsbetriebe dar, wie er denn auch später nach Karl Otto's seiner Wahrnehmung trotz seines großen Gemeinsinns in dem kleinen, viel Ackerbau treibenden Treptow als Oekonom nie hervorgetreten ist (III, 68). Trotz alledem hat ihm seine äußerlich ebenfalls verlorene Landmannszeit außerordentlich viel genützt. Er ist in diesen Jahren nicht bloß durch und durch gesund geworden, sondern er hat namentlich das Volk, insbesondere den Bauer, in ihnen kennen gelernt, wie kaum ein Anderer. Es unterstützte ihn dabei seine urwüchsige Art, die ihm den Mund und die Herzen der kleinen Leute öffnete. Denn wenn Reuter auch kein Landmann im eigentlichen Sinne war, so war er es doch seinem innersten Wesen und seiner Neigung nach; sein urfrisches und urgesundes Naturmenschenthum warf alles Verzierte und Gemachte, was Bildung und Kultur vornehmlich jedwedem Städter anheften, schnell wieder ab. Er blieb Zeit seines Lebens ein Mann im Leinwandkittel und mit Stulpstiefeln; als solcher ist er denn auch — ein ziemlich unerhörter Fall — in die aristokratischen Salons der Literaturgeschichte hineinspaziert.

Das lag vorläufig aber noch ziemlich fern. Es handelte sich für Fritz Reuter zunächst darum, seine Kraft auf einem Punkte zu sammeln, um endlich die schon lange ersehnte Häuslichkeit zu gewinnen. So griff er denn zu, als sich ihm Anfang 1850 eine freilich nur recht bescheidene Möglichkeit bot, zu einer festen Existenz zu gelangen, und zog in Treptow den engen Rock des Privatschullehrers an, nachdem der Justizrath Schröder ebenda, sein alter guter Bekannter aus dem Petersschen Hausverkehr und später sein treuer Freund, ihm die ersten praktischen Vorschläge dazu gemacht und durch seinen großen persönlichen Einfluß ihm wohl auch weiter die Wege in dem kleinen Städtchen geebnet hatte*). Reuter sollte zunächst den Sohn des Justizraths und sein Pathenkind Karl Otto, für die von Ostern 1851 ab der Besuch des Gymnasiums zu Anklam in Aussicht genommen war, namentlich im Griechischen auf die neue höhere Schule vorbereiten. Daneben ertheilte er an andere Schüler und Schülerinnen Zeichenunterricht. Der Kreis

*) Ein Versuch in Stavenhagen, wo er schon früher einen Turnplatz eingerichtet und ihm mit Lust und Liebe vorgestanden hatte (II, 133), muß schließlich gescheitert sein; die Gründe lassen sich nur ahnen.

immer nur eine freilich edle Hilfswissenschaft der Landwirthschaft bleibt und keine Praxis ersetzt; das thut auf der andern Seite aber auch seine sehr getheilte Beschäftigung mit dem Gutsbetriebe dar, wie er denn auch später nach Karl Otto's feiner Wahrnehmung trotz seines großen Gemeinsinns in dem kleinen, viel Ackerbau treibenden Treptow als Oekonom nie hervorgetreten ist (III, 68). Trotz alledem hat ihm seine äußerlich ebenfalls verlorene Landmannszeit außerordentlich viel genützt. Er ist in diesen Jahren nicht bloß durch und durch gesund geworden, sondern er hat namentlich das Volk, insbesondere den Bauer, in ihnen kennen gelernt, wie kaum ein Anderer. Es unterstützte ihn dabei seine urwüchsige Art, die ihm den Mund und die Herzen der kleinen Leute öffnete. Denn wenn Reuter auch kein Landmann im eigentlichsten Sinne war, so war er es doch seinem innersten Wesen und seiner Neigung nach; sein urfrisches und urgesundes Naturmenschenthum warf alles Verzierte und Gemachte, was Bildung und Kultur vornehmlich jedwedem Städter anheften, schnell wieder ab. Er blieb Zeit seines Lebens ein Mann im Leinwandkittel und mit Stulpstiefeln; als solcher ist er denn auch — ein ziemlich unerhörter Fall — in die aristokratischen Salons der Literaturgeschichte hineinspaziert.

Das lag vorläufig aber noch ziemlich fern. Es handelte sich für Fritz Reuter zunächst darum, seine Kraft auf einem Punkte zu sammeln, um endlich die schon lange ersehnte Häuslichkeit zu gewinnen. So griff er denn zu, als sich ihm Anfang 1850 eine freilich nur recht bescheidene Möglichkeit bot, zu einer festen Existenz zu gelangen, und zog in Treptow den engen Rock des Privatschullehrers an, nachdem der Justizrath Schröder ebenda, sein alter guter Bekannter aus dem Petersschen Hausverkehr und später sein treuer Freund, ihm die ersten praktischen Vorschläge dazu gemacht und durch seinen großen persönlichen Einfluß ihm wohl auch weiter die Wege in dem kleinen Städtchen geebnet hatte*). Reuter sollte zunächst den Sohn des Justizraths und sein Pathenkind Karl Otto, für die von Ostern 1851 ab der Besuch des Gymnasiums zu Anklam in Aussicht genommen war, namentlich im Griechischen auf die neue höhere Schule vorbereiten. Daneben ertheilte er an andere Schüler und Schülerinnen Zeichenunterricht. Der Kreis

*) Ein Versuch in Stavenhagen, wo er schon früher einen Turnplatz eingerichtet und ihm mit Lust und Liebe vorgestanden hatte (II, 133), muß schließlich gescheitert sein; die Gründe lassen sich nur ahnen.



erweiterte sich sehr bald und mit ihm auch die Lehrgegenstände*), zumal als ein Jahr später der Superintendent Schumacher von Treptow an der Rega nach Treptow an der Tollense versetzt wurde, an dem Reuter einen ebenso wohlmeinenden Gönner und Berather wie einen zuverlässigen Freund gewann (II, 105 f.). Ein besonderes Verdienst erwarb sich der neue Lehrer dadurch, daß er — während seiner Verhandlungen mit dem Magistrat (II, 133 f.) — am 27. April 1850 im Treptower Wochenblatt auf die Nothwendigkeit des Turnunterrichtes für die Jugend ausführlich hinwies (I, 20 ff.) und dann bald auch eine Turn- und Schwimmanstalt eröffnete, was ihm zum charakteristischen Unterschiede von anderen den Namen des Turnreuters eintrug. Hier lag auch die Wurzel seiner pädagogischen Kraft. Darum betonen die beiden Schüler, die Gäderß ihre Reutererinnerungen zur Verfügung gestellt haben (Karl Behrends I, 18—28 und Karl Otto), auch vorwiegend seine prächtigen Turnfahrten, die nächtlichen in die Buchenlaube des Klosterbergs und in den Stadtwald, wo Fritz Reuter seinen Jungen das Gruseln abgewöhnte, und die Wanderungen bei Tage nach der über zwei Meilen weit entfernten Burgruine Landskron. Es kam ihm vor allen darauf an, wie Karl Otto (III, 63) wieder sehr schön betont, die ihm anvertrauten Kinder zu freien, geistig und körperlich starken Menschen, sowie zu guten Staatsbürgern nach klassischem Muster zu erziehen; er wirkte auf sie nicht mit pädagogischen Kunstgriffen, sondern zumeist durch sein Vorbild, durch die Entfaltung seiner vielseitigen schöngeistigen Kenntnisse, die ihre Wurzeln überall in das praktische Leben zu senken vermochten. Und weil er mit seinen frischen Anschauungen der Jugend auch ungewöhnlich nahe stand, mußte der Umgang mit ihm von größter erziehlicher Wirkung sein. Seine jungen Freunde blickten zu ihm auf wie kühne Krieger zu ihrem siegreichen Heldenführer und zagten nicht, wenn von ihnen außergewöhnliches verlangt wurde. Das ist gewiß ein schönes Zeugniß für den Lehrer, oder vielmehr für den Erzieher Reuter. Denn mit seinem pädagogischen Geschick scheint es einzelnen Andeutungen zufolge nicht so gut gestanden zu haben; auch fehlten ihm manche Kenntnisse, sodaß ihm die schulmäßige Vorbereitung und gar ihre Potenzirung: das Eintrichtern und Einpauken weniger oder überhaupt nicht gelang. Nur sein Zeichenunterricht und seine Literaturstunden, die begreiflicherweise sehr anregend sein mußten, haben fruchtbar gewirkt und den kleinen Treptower Backfischen recht gefallen, zumal wenn er ihnen am Schluß ein neues Läuschen vorlas. Aber bedenklich war es doch, daß er im Anschluß an die Durchnahme der Verslehre gleich ganze Romanzen als Proben des Verständnisses von ihnen zu erhalten wünschte.*)

*) Auf sein Gesuch vom 20. Februar 1850 war Reuter von der Schuldeputation die Erlaubniß ertheilt worden, im Zeichnen, in der griechischen, englischen und anderen fremden Sprachen (!) Unterricht ertheilen zu dürfen; das Französische und Lateinische sollte ausgeschlossen bleiben, weil es in der öffentlichen Schule gelehrt wurde (II, 132 f.).

Wir haben mit dieser Darstellung von Fritz Reuter's pädagogischer Thätigkeit vorweggegriffen, und müssen nun noch einmal in die erste Zeit seines Treptower Aufenthalts zurückkehren. Unter sich immer günstiger gestaltenden Verhältnissen näherte sich Reuter's erstes Lehrjahr, ein wirkliches Probejahr für den vielgeprüften Mann, seinem Ende, als eine Frage an ihn herantrat, die einen Theil seiner peinlichen Vergangenheit wieder aufzurühren drohte und den Armen wochenlang quälte: die Frage seiner Naturalisation in Preußen. Gäderß veröffentlicht in seinem letzten Bande von S. 70—78 recht interessante Briefe, die Reuter in dieser Angelegenheit mit seinem Kurator, dem Apotheker Dr. Grischow in Stavenhagen und mit seinem alten Jabeler Oheim, der nun auch schon seit Jahren in Fritz Reuter's Heimatstadt wohnte, gewechselt hat. Unser Dichter wollte, obgleich er keineswegs ein fanatisirter Preuße war, durch eine Naturalisation seine Stellung in Treptow und damit seine Zukunft sichern. Dazu schien ihm ein authentischer Nachweis seiner Vermögensverhältnisse höchst förderlich zu sein; er wurde schließlich aber auch nöthig, da man in Treptow davon erfahren hatte, daß er Vermögen besitze, und der Bürgermeister Krüger dies denn nun auch schwarz auf weiß sehen wollte. Allein in den Papieren, die Dr. Grischow in den Händen hatte, war von der Kuratel die Rede, und diese konnte Reuter's Zwecken nur schaden. Ueber einen Monat zieht sich nun seine Korrespondenz wegen dieses einen Punktes hin, der in dem verlangten Attest durchaus wegbleiben mußte, bis dann schließlich am 22. März — wahrscheinlich durch das kluge Eingreifen des Justizraths Schröder — alles zur Zufriedenheit geregelt worden war.**) Freilich war

*) S. die Erinnerungen von seiner Schülerin Anna Schumacher, der Tochter des obenerwähnten Superintendenten, II, 107.

**) Das Aufnahmegesuch ist vom 12. datirt, und der Bürgermeister befürwortete es bei der Regierung in Stettin damit, daß Reuter ein wissenschaftlich gebildeter Mann und Künstler (Maler) sei. Er habe sich während seines

trichtern und Einpauken weniger oder überhaupt nicht gelang. Nur sein Zeichenunterricht und seine Literaturstunden, die begreiflicherweise sehr anregend sein mußten, haben fruchtbar gewirkt und den kleinen Treptower Backfischen recht gefallen, zumal wenn er ihnen am Schluß ein neues Läuschen vorlas. Aber bedenklich war es doch, daß er im Anschluß an die Durchnahme der Verslehre gleich ganze Romanzen als Proben des Verständnisses von ihnen zu erhalten wünschte.*)

Wir haben mit dieser Darstellung von Fritz Reuter's pädagogischer Thätigkeit vorweggegriffen, und müssen nun noch einmal in die erste Zeit seines Treptower Aufenthalts zurückkehren. Unter sich immer günstiger gestaltenden Verhältnissen näherte sich Reuter's erstes Lehrjahr, ein wirkliches Probejahr für den vielgeprüften Mann, seinem Ende, als eine Frage an ihn herantrat, die einen Theil seiner peinlichen Vergangenheit wieder aufzurühren drohte und den Armen wochenlang quälte: die Frage seiner Naturalisation in Preußen. Gädertz veröffentlicht in seinem letzten Bande von S. 70—78 recht interessante Briefe, die Reuter in dieser Angelegenheit mit seinem Kurator, dem Apotheker Dr. Grischow in Stavenhagen und mit seinem alten Jabeler Oheim, der nun auch schon seit Jahren in Fritz Reuter's Heimatstadt wohnte, gewechselt hat. Unser Dichter wollte, obgleich er keineswegs ein fanatisirter Preuße war, durch eine Naturalisation seine Stellung in Treptow und damit seine Zukunft sichern. Dazu schien ihm ein authentischer Nachweis seiner Vermögensverhältnisse höchst förderlich zu sein; er wurde schließlich aber auch nöthig, da man in Treptow davon erfahren hatte, daß er Vermögen besitze, und der Bürgermeister Krüger dies denn nun auch schwarz auf weiß sehen wollte. Allein in den Papieren, die Dr. Grischow in den Händen hatte, war von der Kuratel die Rede, und diese konnte Reuter's Zwecken nur schaden. Ueber einen Monat zieht sich nun seine Korrespondenz wegen dieses einen Punktes hin, der in dem verlangten Attest durchaus wegbleiben mußte, bis dann schließlich am 22. März — wahrscheinlich durch das kluge Eingreifen des Justizraths Schröder — alles zur Zufriedenheit geregelt worden war.**) Freilich war

*) S. die Erinnerungen von seiner Schülerin Anna Schumacher, der Tochter des obenerwähnten Superintendenten, II, 107.

**) Das Aufnahmegesuch ist vom 12. datirt, und der Bürgermeister befürwortete es bei der Regierung in Stettin damit, daß Reuter ein wissenschaftlich gebildeter Mann und Künstler (Maler) sei. Er habe sich während seines

Reuter einmal recht nervös geworden, als die Sache anfangs garnicht aus der Stelle kam und verwickelter erschien, als sie wirklich war; er wollte, falls auch dieser Lebensplan scheiterte, seine Zinsen an Luise cediren und eines schönen Morgens als Porträtmaler in die Welt gehen, um sein Lebelang menschliche Fratzen zu malen.

Diese Naturalisationsbriefe sind aber auch nach einer anderen Richtung hin für den Biographen von großer Bedeutung. Sie beweisen, daß Fritz Reuter eine innerliche Einkehr gehalten und mit seiner planlosen und unwirthschaftlichen Lebensweise ein für alle Mal gebrochen hatte. Er hatte nämlich gleich im ersten Jahre 175 Thaler Schulden abgetragen und sich trotzdem noch für 120 Thaler Sachen neu angeschafft, die er nöthig brauchte (III, 74). Seine anderen Stavenhager Gläubiger wollte er demnächst befriedigen, und das Alles bei Einnahmen, die unter heutigen Verhältnissen recht gering erscheinen. Denn abgesehen von seinen Zinsen berechnet Reuter sich den Unterricht vierteljährlich mit 60 Thalern und das eifrig betriebene Porträtmalen mit 40 Thalern. Nimmt man das Turnen mit jährlich 40 Thalern dazu, so ergiebt sich eine Summe von 440 Thalern, mit den Zinsen (220 Thaler, s. II, 135) 660 Thaler. Damit gedachte er auch nach seiner Heirath sehr gut leben zu können, zumal wenn Luise durch Musikstunden und Französisch noch etwas dazu erwürbe. Freilich waren ja die Lebensverhältnisse in Treptow recht billig. Aber es lag auf der anderen Seite doch auch die Befürchtung nahe, Fritz Reuter werde mit einer so gewaltigen Ausnutzung seiner Arbeitskraft Raubbau treiben und keine Zeit für sich übrig behalten. Daß dies nicht geschehen, sondern daß ganz im Gegentheil seine geistige Kraft unter all diesen Mühseligkeiten erst recht gewachsen und erstarkt ist, ist ein neuer Beweis für seine titanenhafte Natur.

Bevor Reuter aber den wohlverdienten Lohn für seinen Selbstzwang und die Einrenkung seiner Persönlichkeit einernten durfte, sollte er noch einmal einen bösen Zusammenbruch erleben, der um so schlimmer war, als er das Ziel seiner Sehnsucht und damit seine ganze Zukunft noch einmal auf das Ernstlichste in Frage stellte. Kaum vier Wochen vor der bereits festgesetzten Hochzeit packte ihn wieder sein unglückseliges Leiden und warf ihn für kurze Zeit aufs

Treptower Aufenthalts bereits das Verdienst erworben, für die Schuljugend eine bis dahin noch entbehrte Turn- und Schwimmanstalt eröffnet zu haben, die im vergangenen Jahre auch schon zahlreich (so) benutzt sei, II, 134–5.

Krankenbett. Seinem Versprechen gemäß mußte er seiner Braut diesen Rückfall bekennen. Schon Wilbrandt hat in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 115 ff. und S. 119 ff. zwei rührende Briefe Fritz Reuter's veröffentlicht, in denen der niedergebrochene Mann seine Luise um Verzeihung anfleht. So peinlich sie zu lesen sind, so offenbaren sie doch das tiefe Gemüt des Dichters und sind wichtige Dokumente für seine Leidensgeschichte. Gäderß hat deshalb recht daran gethan, zwei weitere Briefe aus diesen Schmerzenswochen zu veröffentlichen (III, S. 92 ff. und S. 95 f.), einen vom 25. Mai und einen hier weniger belangreichen vom 3. Juni. Wir ersehen daraus, daß Fritz Reuter im ganzen dreimal und immer auf das Ausführlichste an seine Braut geschrieben hat, um ihre Verzeihung zu erlangen. Er hatte, wie aus dem zweiten dieser Briefe (S. 92) hervorgeht, das Aufgebot nicht abbestellt, obgleich dies ursprünglich wohl geschehen sollte, wenn Reuter wieder seiner alten Sucht zum Opfer fiele. Aber er scheute sich nun auch (s. den dritten Brief bei Wilbrandt S. 120), überhaupt darnach zu fragen, ob er am letzten Sonntag wirklich aufgeboten sei, und wußte nicht, ob dies Aufgebot nicht vielleicht mit einem großen Schimpf endigen würde. Wohl ihm und wohl uns, daß sich seine Luise trotz ihres Vorsatzes und ihrer Bestimmtheit im letzten Augenblick doch nicht zu dem schlimmen Schritt entschlossen hat; denn Fritz Reuter hätte dann seinen letzten Halt verloren, und das frisch gezimmerte Gebäude seiner neuen und eigentlich ersten Existenz würde rasch wieder zusammengebrochen sein.

Am Montag, den 16. Juni 1851 konnte der Präpositus Schliemann in Stellvertretung von Reuter's Schwiegervater, der erst vor Kurzem von einer schweren Lungenentzündung genesen war und sich deshalb noch schonen mußte, den Bund in Roggenstorf einsegnen. Einige Tage später traf dann das endlich nun vereinigte Paar in Treptow ein, wo Fritz Reuter unter manchen Widerwärtigkeiten und Plagen mit der aus Mecklenburg eingeführten Aussteuer (III, 93 bis 94) seiner Frau beim Färber Menz eine gemüthliche Wohnung eingerichtet hatte. Hier sollte nun der Einfluß der jungen Ehe, deren Wonne und Traulichkeit Reuter mit dem tiefsten Behagen seiner ganzen Gemüths- und Humoristennatur genoß, seine Persönlichkeit und seine verborgensten Anlagen zur reichsten Blüthe entwickeln. Neben der eigenen Häuslichkeit haben aber auch noch manche anderen Faktoren dazu mitgewirkt, und nicht zum Wenigsten der auserlesene Treptower Freundeskreis,

Krankenbett. Seinem Versprechen gemäß mußte er seiner Braut diesen Rückfall bekennen. Schon Wilbrandt hat in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 115 ff. und S. 119 ff. zwei rührende Briefe Fritz Reuter's veröffentlicht, in denen der niedergebrochene Mann seine Luise um Verzeihung anfleht. So peinlich sie zu lesen sind, so offenbaren sie doch das tiefe Gemüt des Dichters und sind wichtige Dokumente für seine Leidensgeschichte. Gädertz hat deshalb recht daran gethan, zwei weitere Briefe aus diesen Schmerzenswochen zu veröffentlichen (III, S. 92 ff. und S. 95 f.), einen vom 25. Mai und einen hier weniger belangreichen vom 3. Juni. Wir ersehen daraus, daß Fritz Reuter im ganzen dreimal und immer auf das Ausführlichste an seine Braut geschrieben hat, um ihre Verzeihung zu erlangen. Er hatte, wie aus dem zweiten dieser Briefe (S. 92) hervorgeht, das Aufgebot nicht abbestellt, obgleich dies ursprünglich wohl geschehen sollte, wenn Reuter wieder seiner alten Sucht zum Opfer fiele. Aber er scheute sich nun auch (s. den dritten Brief bei Wilbrandt S. 120), überhaupt darnach zu fragen, ob er am letzten Sonntag wirklich aufgeboten sei, und wußte nicht, ob dies Aufgebot nicht vielleicht mit einem großen Schimpf endigen würde. Wohl ihm und wohl uns, daß sich seine Luise trotz ihres Vorsatzes und ihrer Bestimmtheit im letzten Augenblick doch nicht zu dem schlimmen Schritt entschlossen hat; denn Fritz Reuter hätte dann seinen letzten Halt verloren, und das frisch gezimmerte Gebäude seiner neuen und eigentlich ersten Existenz würde rasch wieder zusammengebrochen sein.

Am Montag, den 16. Juni 1851 konnte der Präpositus Schliemann in Stellvertretung von Reuter's Schwiegervater, der erst vor Kurzem von einer schweren Lungenentzündung genesen war und sich deshalb noch schonen mußte, den Bund in Roggenstorf einsegnen. Einige Tage später traf dann das endlich nun vereinigte Paar in Treptow ein, wo Fritz Reuter unter manchen Widerwärtigkeiten und Plagen mit der aus Mecklenburg eingeführten Aussteuer (III, 93 bis 94) seiner Frau beim Färber Menz eine gemüthliche Wohnung eingerichtet hatte. Hier sollte nun der Einfluß der jungen Ehe, deren Wonne und Traulichkeit Reuter mit dem tiefsten Behagen seiner ganzen Gemüths- und Humoristennatur genoß, seine Persönlichkeit und seine verborgensten Anlagen zur reichsten Blüthe entwickeln. Neben der eigenen Häuslichkeit haben aber auch noch manche anderen Faktoren dazu mitgewirkt, und nicht zum Wenigsten der auserlesene Treptower Freundeskreis,

der seinen Brennpunkt in dem vom Justizrath Schröder gegründeten Schachklub hatte. Diese zwölf Männer, von Fritz Reuter scherzweise die zwölf Apostel genannt, stellt uns eine treffliche Lithographie dar, die Gädertz im zweiten Bande wiedergiebt und mit guten Erläuterungen versieht (S. 98 ff.). Der bedeutendste unter ihnen war für Reuter jedenfalls der Justizrath Schröder; ein Mann von scharfem Verstande, aber nicht minder voll Laune und Humor. Wie sehr unser Dichter an seinem lieben Luce (für Ludwig) hing, bezeugen u. A. ein paar hübsche Trinksprüche (I, 40—43), von denen der erste uns auch mit dem Lebensgange des Justizrathes bekannt macht. Es soll diesem Manne nie vergessen werden, was er Fritz Reuter gewesen ist, wie er ihn mit Rath und That unterstützt und ihm schließlich auch noch beim Druck seines ersten Werkes mit einer nicht unbedeutenden Geldsumme ausgeholfen hat, vor Allem aber, wie anregend und fördernd sein ganzes Wesen und seine köstlichen kleinen Geschichten für den Humoristen gewesen sind. Ihm ist es in erster Reihe zu verdanken, daß die Läuschen und Rimelmappe, in denen Reuter auf losen Zetteln seine gereimten plattdeutschen Anekdoten aufbewahrte, immer mehr anschwoll. Auch mehrten sich seine größeren plattdeutschen Polterabendscherze (seit 1842) stetig, zumal er jetzt in Treptow unter dem Druck seiner doch nur knappen Verhältnisse anfing, sein Talent zu einer kleinen Einnahmequelle zu machen. Karl Otto meint (III, 66), daß der ungewöhnliche Erfolg gerade dieser Scherz- und Gelegenheitsgedichte Fritz Reuter auf seinen eigentlichen Beruf aufmerksam gemacht und ihn zunächst bestimmt habe, sich auch in heiteren Dichtungen anderer Art zu versuchen. Das mag zum Theil richtig sein, aber bis zum wirklichen plattdeutschen Dichter und zum zielbewußten plattdeutschen Schriftsteller war es von hier aus doch noch ziemlich weit. Und wer weiß, ob Reuter sich je mit seinen Läuschen un Rimels an die Oeffentlichkeit gewagt haben würde, wenn ihm der beispiellose Erfolg, den Klaus Groth 1852 mit seinem plattdeutschen Quickborn errang, nicht gezeigt hätte, daß die Zeit der niederdeutschen Dialektdichtung günstig sei? Es dichtete damals mancher in niederdeutscher Sprache, ohne je bekannt geworden zu sein. Auch Reuter selber machte seit seiner Jugend plattdeutsche Verse neben den hochdeutschen. Wir erfahren diese interessante Thatsache aus einem Briefe Fritz Reuter's vom 27. Dezember 1868 (III, 178), in dem er für die Uebersendung der neu erschienenen Ausgabe von

Wilhelm Bornemann's Gedichten in plattdeutscher Mundart dem Sohne des Dichters dankt; er sagt von diesen und von sich selber: „Es war das erste plattdeutsche Buch, welches mir zu Gesicht kam. Natürlich war die Folge, daß ich bei einer so großen Anregung den lebhaften Wunsch empfand, auch plattdeutsche Gedichte in die Welt zu setzen. Eine weitere Folge war denn nun auch, daß ich mit einer Menge von unreifen Produkten dieser Art zu Raum kam, die mir indessen bei meinen Mitschülern keine Lorbeeren eingetragen haben. Sie sehen hieraus, daß ich die erste Anregung zur plattdeutschen Schriftstellerei von Ihrem seligen Vater empfangen, denn Voß, Arendt und der Rostocker Babst sind mir erst viel später zugänglich geworden.“ Aber zwischen dem Schreiben plattdeutscher Gedichte und einer wirklichen plattdeutschen Schriftstellerei ist, wie immer wieder betont werden muß, doch noch eine große Kluft, und die füllte Reuter erst sehr langsam aus, selbst nachdem er in Folge der Anregung durch Klaus Groth die ersten Felsblöcke der Läuschen un Rimels (Nov. 1853) in sie geworfen hatte.

Auch ohne daß Gervinus ein paar empfehlende Worte zur Einführung ans Publikums schrieb, worum Fritz Reuter ihn am 26. August d. J. gebeten hatte (s. die Volksausgabe I, S. 105 und Gädertz II, 131), war der Erfolg dieser seiner ersten plattdeutschen Bücher ja gewaltig, aber eben doch nur in den heimischen Provinzen. Die über ein Jahr später (Treptow, 1855) unter dem Titel Julklapp veröffentlichten Polterabendgedichte (hochdeutsch und niederdeutsch) erlebten erst 1863 eine zweite vermehrte Auflage (Schwerin bei Aug. Hildebrandt), ein Beweis dafür, daß der Erfolg sich keineswegs unbedingt an Fritz Reuter's Fahne bannen ließ. Freilich hatte sich's der Dichter mit diesem Buch auch ziemlich leicht gemacht; er hatte alle die seit zehn Jahren verfaßten Gelegenheitsgedichte dieser Art zusammengerafft, hatte die besten ausgesucht und durch Tilgung des Persönlichen und Besondern verallgemeinert. Damit büßten viele von den hübschen Scherzen aber gerade ihren intimern Reiz ein, während auf der andern Seite das Handwerksmäßige und Schablonenhafte um so stärker hervortrat. Trotzdem sind manche von den kleinen Sachen humoristische Genrebilder und werthvolle Seitenstücke zu den Läuschen un Rimels, wie Gädertz mit Recht betont (I, 131); ihre ursprüngliche Form, die in den Originalmanuskripten meist noch erhalten ist, hat aber auch noch ein ganz besonderes Interesse für den Biographen, insofern als sich Reuter's großer Verwandten- und Freundeskreis, daneben auch die beiden

Wilhelm Bornemann's Gedichten in plattdeutscher Mundart dem Sohne des Dichters dankt; er sagt von diesen und von sich selber: „Es war das erste plattdeutsche Buch, welches mir zu Gesicht kam. Natürlich war die Folge, daß ich bei einer so großen Anregung den lebhaften Wunsch empfand, auch plattdeutsche Gedichte in die Welt zu setzen. Eine weitere Folge war denn nun auch, daß ich mit einer Menge von unreifen Produkten dieser Art zu Raum kam, die mir indessen bei meinen Mitschülern keine Lorbeeren eingetragen haben. Sie sehen hieraus, daß ich die erste Anregung zur plattdeutschen Schriftstellerei von Ihrem seligen Vater empfangen, denn Voß, Arendt und der Rostocker Babst sind mir erst viel später zugänglich geworden." Aber zwischen dem Schreiben plattdeutscher Gedichte und einer wirklichen plattdeutschen Schriftstellerei ist, wie immer wieder betont werden muß, doch noch eine große Kluft, und die füllte Reuter erst sehr langsam aus, selbst nachdem er in Folge der Anregung durch Klaus Groth die ersten Felsblöcke der Läuschen un Rimels (Nov. 1853) in sie geworfen hatte.

Auch ohne daß Gervinus ein paar empfehlende Worte zur Einführung ans Publikums schrieb, worum Fritz Reuter ihn am 26. August d. J. gebeten hatte (s. die Volksausgabe I, S. 105 und Gädertz II, 131), war der Erfolg dieser seiner ersten plattdeutschen Bücher ja gewaltig, aber eben doch nur in den heimischen Provinzen. Die über ein Jahr später (Treptow, 1855) unter dem Titel Julklapp veröffentlichten Polterabendgedichte (hochdeutsch und niederdeutsch) erlebten erst 1863 eine zweite vermehrte Auflage (Schwerin bei Aug. Hildebrandt), ein Beweis dafür, daß der Erfolg sich keineswegs unbedingt an Fritz Reuter's Fahne bannen ließ. Freilich hatte sich's der Dichter mit diesem Buch auch ziemlich leicht gemacht; er hatte alle die seit zehn Jahren verfaßten Gelegenheitsgedichte dieser Art zusammengerafft, hatte die besten ausgesucht und durch Tilgung des Persönlichen und Besondern verallgemeinert. Damit büßten viele von den hübschen Scherzen aber gerade ihren intimern Reiz ein, während auf der andern Seite das Handwerksmäßige und Schablonenhafte um so stärker hervortrat. Trotzdem sind manche von den kleinen Sachen humoristische Genrebilder und werthvolle Seitenstücke zu den Läuschen un Rimels, wie Gädertz mit Recht betont (I, 131); ihre ursprüngliche Form, die in den Originalmanuskripten meist noch erhalten ist, hat aber auch noch ein ganz besonderes Interesse für den Biographen, insofern als sich Reuter's großer Verwandten- und Freundeskreis, daneben auch die beiden

für seine Entwicklung so wichtigen kleinen Städte Treptow und Neubrandenburg in ihr wiederspiegeln. Man kann deshalb Gäderß und seinem Gewährsmann nur darin beipflichten, daß ein nicht unbedeutender Theil dieser Gedichte Aufnahme in die gesammelten Werke verdient. Die neuen Proben, die I, 47—52 und namentlich II, 112—130 mitgetheilt werden, sind meist gut; ob sie und andere noch nicht veröffentlichte Stücke aber gerade eine erschöpfende Schilderung Fritz Reuter's bei frohen Festen rechtfertigen, die der Herausgeber sich an der letzten Stelle vorbehält, muß man abwarten. Uns dünkt, daß Gäderß, seine großen Verdienste um Reuter zugegeben, den Dichter doch zu sehr ins Kleine ausschlachtet; so z. B. in seinem Gedenkblatt: Fürst Bismarck und Fritz Reuter (Hinstorff 1898). Jetzt werden uns nun noch außer der oben angeführten Monographie zwei weitere Büchlein über die Entstehung und Entwicklung Bräsig's (III, 159) und über die Beziehungen Reuter's zu dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach verheißen (II, 151)!

Kurz nach seinen Polterabendgedichten trat Reuter endlich mit einem größern abgeschlossenen Werk vor die Oeffentlichkeit, mit seiner Reis' nach Belligen, das insofern an die Läuschen un Rimels anknüpft, als es sich gleichfalls auf seiner einzigen Kenntniß des Bauernstandes gründete. Trotz der guten Komposition blieb aber diese Geschichte mit ihrem abenteuerlichen Grundgedanken und ihrer oft allzu drastischen Komik doch schließlich nur ein Läuschen. Reuter mußte noch weiter lernen, und er lernte weiter, indem er von Ostern 1855 an ein Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Vorpommern herausgab. Freilich schrieb er hier das Meiste wieder hochdeutsch, denn er hatte sein plattdeutsches Herz noch immer nicht ganz entdeckt; aber er stählte in diesem Uebungsbuch doch sein Talent und probirte eine Masse von Stoffen durch, von denen zwei: Meine Vaterstadt Stavenhagen und Eine heitere Episode aus trauriger Zeit einige Jahre später zu den plattdeutschen Meistererzählungen: Ut de Franzosentid und Ut mine Festungstid ausreifen sollten. Gäderß giebt im ersten Bande (S. 56—61) Bruchstücke von der Wahlreise nach Ueckermünde, die in einer Reihe von Sendschreiben an seinen Freund R. (Ludwig Reinhard) im Unterhaltungsblatt veröffentlicht wurde und Reuter in humoristischer Beleuchtung als Wahlmann zeigt; nur sehr wenig bietet er dagegen von der Schilderung des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums, das der Bürgermeister Brückner im November d. J. zu Neubranden-

burg feierte und das unser Dichter von Treptow aus als launiger Berichterstatter mitmachte.*) Wenn das auch Alles mit Witz und viel Behagen geschrieben ist, noch mehr muthet uns eine kleine, auch kulturgeschichtlich sehr interessante Skizze an, die ebenfalls aus der Treptower Zeit zu stammen scheint und die Fritz Reuter auf Gustav Freytag's Veranlassung hin später in den „Grenzboten“ anonym veröffentlicht hat. Sie ist betitelt: Ein Heimathloser (III, 78—84) und schildert die Schicksale eines Tagelöhners, den sich die Preußen und die Mecklenburger ziemlich ein ganzes Jahr lang immer wechselseitig zuschicken, bis er selber schließlich eine Unterkunft im mecklenburgischen Landarbeitshause findet, seine Familie aber in Preußen bleibt.

Nur ein Jahr lang hat Reuter sein Unterhaltungsblatt geleitet, zuerst frisch und mit fast unerschöpflicher Arbeitskraft, im zweiten Halbjahre mißmuthiger und mit vielen Anleihen bei andern Zeitschriften und Zeitungen. Daß er in Treptow selber nicht viel Beifall fand, läßt sich aus den verschiedenen, oft mehr satirischen als humoristischen Angriffen erklären, die der Dichter gegen kommunale Verhältnisse in Treptow richtete.**) Der regierende Bürgermeister spielt z. B. in einer Magistratssitzung des sogenannten Klashahnenurts zusammen mit dem Stadtsekretär Sitzfleisch und den Rathsherren Bullenkalb und Schwächlich eine eigenthümliche Rolle; aber auch die Bürgerschaft wird nicht minder scharf von Reuter mitgenommen, obgleich unser Dichter seit dem November 1853 selbst Stadtverordneter war und seinen regen Gemeinsinn in diesem Ehrenamt auch wiederholt bethätigt hatte (II, 136). Am Ende mochte es ihm aber doch zu kraus werden, und nun fuhr er, ohne irgend welche Rücksichten zu nehmen, mit oft köstlicher Ironie dazwischen. Vielleicht war damals schon seine Uebersiedlung nach Neubrandenburg eine beschlossene Sache, oder aber — was uns noch wahrscheinlicher dünkt — Reuter hat sich in Folge der Verwicklungen, die ihm durch seine gewiß recht persönlichen Ausfälle erwuchsen, bald so unbehaglich in Treptow gefühlt, daß ihm eine Luftveränderung nöthig erschien. Es würde sich sonst schwer verstehen lassen, warum er seinen anregenden und schönen Freundeskreis in Treptow und der Umgegend so plötzlich aufgab.

*) Vollständiger, aber doch auch nur Fragment bei A. Römer: Fritz Reuter's Unterhaltungsblatt (Berlin, Mayer & Müller, 1897), S. XVII—XXVII. Ich habe mich darüber bereits ausführlicher ausgesprochen in meinem Programm II, 60—70.

**) Römer, Unterhaltungsblatt, S. 30—42.

burg feierte und das unser Dichter von Treptow aus als launiger Berichterstatter mitmachte.*) Wenn das auch Alles mit Witz und viel Behagen geschrieben ist, noch mehr muthet uns eine kleine, auch kulturgeschichtlich sehr interessante Skizze an, die ebenfalls aus der Treptower Zeit zu stammen scheint und die Fritz Reuter auf Gustav Freytag's Veranlassung hin später in den „Grenzboten“ anonym veröffentlicht hat. Sie ist betitelt: Ein Heimathloser (III, 78—84) und schildert die Schicksale eines Tagelöhners, den sich die Preußen und die Mecklenburger ziemlich ein ganzes Jahr lang immer wechselseitig zuschicken, bis er selber schließlich eine Unterkunft im mecklenburgischen Landarbeitshause findet, seine Familie aber in Preußen bleibt.

Nur ein Jahr lang hat Reuter sein Unterhaltungsblatt geleitet, zuerst frisch und mit fast unerschöpflicher Arbeitskraft, im zweiten Halbjahre mißmuthiger und mit vielen Anleihen bei andern Zeitschriften und Zeitungen. Daß er in Treptow selber nicht viel Beifall fand, läßt sich aus den verschiedenen, oft mehr satirischen als humoristischen Angriffen erklären, die der Dichter gegen kommunale Verhältnisse in Treptow richtete.**) Der regierende Bürgermeister spielt z. B. in einer Magistratssitzung des sogenannten Klashahnenurts zusammen mit dem Stadtsekretär Sitzfleisch und den Rathsherren Bullenkalb und Schwächlich eine eigenthümliche Rolle; aber auch die Bürgerschaft wird nicht minder scharf von Reuter mitgenommen, obgleich unser Dichter seit dem November 1853 selbst Stadtverordneter war und seinen regen Gemeinsinn in diesem Ehrenamt auch wiederholt bethätigt hatte (II, 136). Am Ende mochte es ihm aber doch zu kraus werden, und nun fuhr er, ohne irgend welche Rücksichten zu nehmen, mit oft köstlicher Ironie dazwischen. Vielleicht war damals schon seine Uebersiedlung nach Neubrandenburg eine beschlossene Sache, oder aber — was uns noch wahrscheinlicher dünkt — Reuter hat sich in Folge der Verwicklungen, die ihm durch seine gewiß recht persönlichen Ausfälle erwuchsen, bald so unbehaglich in Treptow gefühlt, daß ihm eine Luftveränderung nöthig erschien. Es würde sich sonst schwer verstehen lassen, warum er seinen anregenden und schönen Freundeskreis in Treptow und der Umgegend so plötzlich aufgab.

*) Vollständiger, aber doch auch nur Fragment bei A. Römer: Fritz Reuter's Unterhaltungsblatt (Berlin, Mayer & Müller, 1897), S. XVII—XXVII. Ich habe mich darüber bereits ausführlicher ausgesprochen in meinem Programm II, 60—70.

**) Römer, Unterhaltungsblatt, S. 30—42.



Freilich fand er auch in Neubrandenburg, das trotz seiner Zugehörigkeit zu Mecklenburg-Strelitz aus manchen Gründen ein regeres Leben aufwies, als das ziemlich stille preußische Grenzstädtchen Treptow, einen schätzbaren und fördernden Verkehr namentlich mit den Gebrüdern Boll, von denen der Eine (Franz) Präpositus, der Andere (Ernst) ein eifriger und tüchtiger Privatgelehrter war. Dem Letztern ist Fritz Reuter ganz besonders nahe getreten und hat ihm auch mancherlei zu verdanken, wie Gädertz in seinen Reuterstudien bereits dargelegt hat. Die meisten andern Bekanntschaften scheinen, wenn man den Apotheker Viktor Siemerling, Reuter's stets bereitwilligen und gutmüthigen Geschäftsfreund (I, 64 bis 66), etwa noch ausnimmt, mehr Gelegenheitsfreunde und Kneipbrüder gewesen zu sein, die trotz ihrer humoristischen Seiten viele alte Beziehungen aus und um Treptow nicht ersetzen konnten. So zog es denn unseren Dichter häufig, und zwar alljährlich fast immer ein paar Mal in die vorpommersche Heimath zurück, wo ja auch die Wiege seines jungen Ruhmes gestanden hatte. Immerhin lebte er sich aber auch in dem neuen Orte nach und nach fest ein. Die Alterthümlichkeit des Städtchens mit seinen prächtigen Thoren und Wieckhäusern, vor allen Dingen aber der herrliche Eichenkranz um Neubrandenburg und der reizende Tollensesee mit seinen Ufern und Wäldern entzückte und bannte sein Dichterherz.

Dazu kam, daß Reuter's Verhältnisse sich allmählich immer günstiger gestalteten. Seinen engen Lehrerrock hatte er zwar nicht in Treptow zurückgelassen, sondern trug ihn zunächst noch in Neubrandenburg, aber doch nur noch auf kurze Zeit. Die ganze Schulmeisterei war ja für Fritz Reuter, namentlich so wie er sie betrieb und betreiben mußte, doch nur ein kümmerlicher Nothbehelf gewesen, eine Krücke, an der er wieder gehen lernte. Als er wieder ganz auf festen Füßen stand, warf er sie von sich, nicht ohne Wehmuth, denn sein dankbares Herz hing auch an diesen Leidensjahren und versuchte schließlich noch, die vielen lustigen Erinnerungen in einer Schulmeistertid festzuhalten. Aber die Zeit mochte zu kurz gewesen sein und sein ganzes Innere zu wenig erfaßt haben; es blieb bei dem Entwurf — leider, denn unsere Literatur würde durch diese Tid wahrscheinlich ebenso kostbar bereichert worden sein, wie durch die andern.

Sieben Jahre hat Fritz Reuter in Neubrandenburg gelebt (von 1856 bis 1863) und fast jedes Jahr ist in der Literaturgeschichte vermerkt, ein Beweis dafür, daß der Dichter jetzt ganz ausgereift

war und mit gewaltigem Schaffensdrange sich jetzt auch ganz ausgeben wollte. Zuerst erschien (1857) Kein Hüsung, fand aber mit seiner Tragik kein rechtes Publikum, höchstens — in den mecklenburgischen Rittergutsbesitzern, und zwar nicht mit Unrecht — ein feindseliges. Im Jahre darauf änderte dann Reuter, wie er mit vieler Laune in der Einleitung zum zweiten Bande der Läuschen und Rimels auseinandersetzt, seinen Wurf: er hatte nach seinem ersten großen Erfolg bald links, bald rechts aufgesetzt, bald stark, bald schwach geschoben — einmal auch sogar das Herz, aber das zählt nicht auf der Rechentafel —; nun nahm er seinen ersten Wurf wieder an, und der gelang ihm denn auch. Trotzdem brachte gerade dieses Jahr (1858) auf anderem Gebiet neue Mißerfolge, weil Reuter noch immer nicht sein eigentliches Talent begreifen wollte und sich jetzt — wie freilich jeder bedeutende Dichter einmal — von den trügerischen Lorbeeren des Dramas locken ließ. Gädertz liefert zu diesem Abschnitt in der Entwicklung des Dichters neuen Stoff (I, 67 bis 71), aber eine vollständige Uebersicht und vor Allem eine genügende Würdigung des Dramatikers Reuter fehlt uns doch immer noch; sie würde manche interessanten Gesichtspunkte ergeben, wenn sie auch zum großen Theil negativ ausfallen müßte.

Inzwischen waren die ersten großen Reuterrezensionen draußen im Reich erschienen, von Robert Prutz im „Deutschen Museum" (November 1857) und bald darauf von Julian Schmidt in den „Grenzboten", nicht jubelnd, sondern noch mehr: mit tiefster Rührung und mit Freudenthränen von Fritz Reuter und seiner Frau begrüßt, wie sie selbst in einem schön geschriebenen Bericht bei Gädertz (III, 94) erzählt. Das munterte den Dichter, nachdem er von dem Wechselfieber glücklich genesen war, zu neuem Schaffen auf, und er blieb von jetzt an im Großen und Ganzen sich und seinem epischen Genie treu. Auch seinen großen Verleger sollte er nun endlich finden, aber nicht in Kunike zu Greifswald, der zwar Kein Hüsung übernommen hatte, sich indessen auf Reuter's neue Anerbietungen und Vorschläge nicht einlassen mochte. Den Brief vom 19. Januar 1859, in dem Fritz Reuter diesem seine sämmtlichen opera anbietet, hat Gädertz jetzt (III, 92 f.) veröffentlicht. Unser schon etwas geschäftsmäßig gewordener Dichter verlangt in ihm für die vierte Auflage von Läuschen un Rimels I (bisher bei Dietze in Anklam) und für die dritte Auflage von Läuschen un Rimels II je 300 Thaler preußisch Kourant: 1300 Exemplare, 40 Freiexemplare

war und mit gewaltigem Schaffensdrange sich jetzt auch ganz ausgeben wollte. Zuerst erschien (1857) Kein Hüsung, fand aber mit seiner Tragik kein rechtes Publikum, höchstens — in den mecklenburgischen Rittergutsbesitzern, und zwar nicht mit Unrecht — ein feindseliges. Im Jahre darauf änderte dann Reuter, wie er mit vieler Laune in der Einleitung zum zweiten Bande der Läuschen und Rimels auseinandersetzt, seinen Wurf: er hatte nach seinem ersten großen Erfolg bald links, bald rechts aufgesetzt, bald stark, bald schwach geschoben — einmal auch sogar das Herz, aber das zählt nicht auf der Rechentafel —; nun nahm er seinen ersten Wurf wieder an, und der gelang ihm denn auch. Trotzdem brachte gerade dieses Jahr (1858) auf anderem Gebiet neue Mißerfolge, weil Reuter noch immer nicht sein eigentliches Talent begreifen wollte und sich jetzt — wie freilich jeder bedeutende Dichter einmal — von den trügerischen Lorbeeren des Dramas locken ließ. Gäbertz liefert zu diesem Abschnitt in der Entwicklung des Dichters neuen Stoff (I, 67 bis 71), aber eine vollständige Uebersicht und vor Allem eine genügende Würdigung des Dramatikers Reuter fehlt uns doch immer noch; sie würde manche interessanten Gesichtspunkte ergeben, wenn sie auch zum großen Theil negativ ausfallen müßte.

Inzwischen waren die ersten großen Reuterrezensionen draußen im Reich erschienen, von Robert Prutz im „Deutschen Museum“ (November 1857) und bald darauf von Julian Schmidt in den „Grenzboten“, nicht jubelnd, sondern noch mehr: mit tiefster Rührung und mit Freudenthränen von Fritz Reuter und seiner Frau begrüßt, wie sie selbst in einem schön geschriebenen Bericht bei Gäbertz (III, 94) erzählt. Das munterte den Dichter, nachdem er von dem dramatischen Wechselfieber glücklich genesen war, zu neuem Schaffen auf, und er blieb von jetzt an im Großen und Ganzen sich und seinem epischen Genie treu. Auch seinen großen Verleger sollte er nun endlich finden, aber nicht in Kunike zu Greifswald, der zwar Kein Hüsung übernommen hatte, sich indessen auf Reuter's neue Anerbietungen und Vorschläge nicht einlassen mochte. Den Brief vom 19. Januar 1859, in dem Fritz Reuter diesem seine sämmtlichen opera anbietet, hat Gäbertz jetzt (III, 92 f.) veröffentlicht. Unser schon etwas geschäftsmäßig gewordener Dichter verlangt in ihm für die vierte Auflage von Läuschen un Rimels I (bisher bei Dietze in Anklam) und für die dritte Auflage von Läuschen un Rimels II je 300 Thaler preußisch Kourant: 1300 Exemplare, 40 Freiexemplare

für Reuter, Ladenpreis 1 Thaler, Buchhändlern 33⅓ Prozent und ad libitum 1 Freiexemplar auf 12. Kunike hat an den Rand des Briefes mit Bleistift: Abgelehnt geschrieben und damit den Dichter veranlaßt, sich an Hinstorff in Wismar (II, 93 f.) zu wenden, der im selben Jahre noch Fritz Reuter's erstes großes Meisterwerk: Ut de Franzosentid in seinem Verlage erscheinen ließ. Seiner genialen Rührigkeit sind denn auch die außerordentlichen buchhändlerischen Erfolge dieses Werkes und aller folgenden mit zu verdanken.

Noch einmal ließ sich, 1860 in Hanne Nüte, Fritz Reuter auf Verse ein. Die Vogelstimmen lagen ihm noch von seiner Jugend und von Onkel Herse her im Ohr und wollten ihr dichterisches Recht. Schade, daß ihnen dies in einer nicht allzu geschmackvollen Kriminalgeschichte geworden ist, der das poetische Gewand überall nachschleppt. Dann kamen 1861 mit Schurr-Murr alte Reminiszenzen, größtentheils aus dem verflossenen Unterhaltungsblatt und meist auch in ihrer ersten Form, die bei der hochdeutschen Vaterstadt Stavenhagen durch die plattdeutsche Franzosentid eigentlich erledigt war. Trotzdem möchten wir gerade diese köstlichen und noch dazu sehr vervollständigten Jugenderinnerungen auf keinen Fall missen; sie sind ein höchst werthvolles Gegenstück zu der plattdeutschen Meisterzählung und zeigen, wie der Dichter sich nach und nach sprachlich und künstlerisch auswuchs. Mit einem solchen Buch, das aus der hochdeutschen Schüssel, dem plattdeutschen Topf und dem missingschen Kessel zusammengeschrapt war, hatte sich Reuter übrigens schon lange getragen, wie aus dem Brief vom 2. August 1856 an seine Frau (III, 90) hervorgeht. Darnach wollte er damals die Memoiren eines alten Fliegenschimmels (die erst in den nachgelassenen Schriften wieder an die Oeffentlichkeit getreten sind), die Episode aus seinem Leben und eine noch zu schreibende Lebengeschichte von Bräsig in einem besonderen Buche herausgeben. Das zweite Stück, mit dem die für das Unterhaltungsblatt verfaßte heitere Episode aus einer traurigen Zeit gemeint ist, gestaltete der Dichter aber 1862 in die Festungstid um, und aus der geplanten Lebensgeschichte Bräsig's erwuchs schließlich, zum Theil noch in Neubrandenburg, sein größtes Werk: die Stromtid.*)

*) Ueber Kohlrausch und Wachsmuth, denen der zweite und dritte Band der Stromtid gewidmet ist, giebt Gädertz (I, 86—92) eingehende Nachrichten besonders interessiren verschiedene Briefe Reuter's.

Daneben beschäftigte ihn in seinen letzten mecklenburgischen Jahren sein zweites anderes Sorgen- und Schmerzenskind, die Urgeschicht von Mecklenborg, die ähnlich wie Kein Hüsung die sozialen und politischen Verhältnisse seines alten Heimathlandes beleuchten sollte. Diese Satire ist nie so recht eigentlich fertig geworden, obgleich Reuter die Arbeit daran von Zeit zu Zeit immer wieder aufnahm, und das beweist doch wohl, daß rein Politisches seinem Talent und seinem Wesen nicht lag. Fritz Reuter hat sich sein Leben lang freilich für einen Politiker gehalten, war aber trotz seiner Zugehörigkeit zum Nationalverein und seiner Theilnahme am ersten großen Nationalvereinstag in Lübeck (I, 82 bis 84) doch eben keiner, weil er die Politik lediglich mit dem Herzen trieb. Darum versagte ihm das Politische auch auf seinem eigentlichsten Gebiete, denn seine oft nicht gerechte Leidenschaftlichkeit und seine scharfe Satire schlossen bald den Humor aus.*)

Auf alle diese größeren Werke Reuter's läßt sich Gädertz in seinen Reutertagen naturgemäß nur wenig ein, weil es ihm mehr auf das Kleine und Unbekannte ankommt. Aber was er an unbedeutenden Sachen veröffentlicht, ist doch keineswegs so ganz werthlos, wenn es auch wieder mehr den Kleinstadtpoeten und Gelegenheitsdichter als den großen Schriftsteller zeigt. Hübsch ist z. B. der Prolog, den Reuter zur Eröffnung des Neustrelitzer Hoftheaters am 3. November 1858 dichtete (I, 74—79). Die hochdeutschen Eingangsverse sind nach Gädertz' richtiger Bemerkung eine kleine Vorstudie zu dem wenig späteren Hanne Nüte, während den eigentlichen Haupttheil eine plattdeutsche Unterhaltung über den Großherzog bildet, etwa in der Art der Polterabendicher ꝛc. Noch mehr spricht der für das Neubrandenburger Schauspielhaus

*) Ueber die Urgeschichte schreibt der Dichter (1860? der Brief ist leider nicht datirt, s. III, 130) an den Schweriner Advokaten und Dichter Hobein: Das nächste Buch von mir wird ein kurioses sein: eine Urgeschichte von Mecklenburg, von Erschaffung der Welt an bis auf Hertog Niklotten, Dörchläuchting. Alles, was nur halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satire auf unsere sozialen, politischen, kirchlichen Zustände eingiebt, kleide ich in historische Fakta. — Das Ganze ist aber nicht gegen eine Partei gerichtet, sondern gegen alle Uebelstände, die die Menschen sich selbst geschaffen haben — —. Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im Ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee. — Am 16. Januar 1863 heißt es dann in einem Briefe an Hinstorff: Das Buch soll sehr allmählich entstehen und wird noch lange auf sich warten lassen. — Diese Prophezeiung hat sich in noch weiterem Umfange erfüllt, als Reuter damals ahnen mochte, denn die Urgeschichte ist bekanntlich erst von Wilbrandt aus dem Nachlaß herausgegeben worden und zwar stark verkürzt.

Daneben beschäftigte ihn in seinen letzten mecklenburgischen Jahren sein zweites anderes Sorgen- und Schmerzenskind, die Urgeschicht von Meckelnborg, die ähnlich wie Kein Hüsung die sozialen und politischen Verhältnisse seines alten Heimathlandes beleuchten sollte. Diese Satire ist nie so recht eigentlich fertig geworden, obgleich Reuter die Arbeit daran von Zeit zu Zeit immer wieder aufnahm, und das beweist doch wohl, daß rein Politisches seinem Talent und seinem Wesen nicht lag. Fritz Reuter hat sich sein Leben lang freilich für einen Politiker gehalten, war aber trotz seiner Zugehörigkeit zum Nationalverein und seiner Theilnahme am ersten großen Nationalvereinstag in Lübeck (I, 82 bis 84) doch eben keiner, weil er die Politik lediglich mit dem Herzen trieb. Darum versagte ihm das Politische auch auf seinem eigentlichsten Gebiete, denn seine oft nicht gerechte Leidenschaftlichkeit und seine scharfe Satire schlossen bald den Humor aus.*)

Auf alle diese größeren Werke Reuter's läßt sich Gädertz in seinen Reutertagen naturgemäß nur wenig ein, weil es ihm mehr auf das Kleine und Unbekannte ankommt. Aber was er an unbedeutenden Sachen veröffentlicht, ist doch keineswegs so ganz werthlos, wenn es auch wieder mehr den Kleinstadtpoeten und Gelegenheitsdichter als den großen Schriftsteller zeigt. Hübsch ist z. B. der Prolog, den Reuter zur Eröffnung des Neustrelitzer Hoftheaters am 3. November 1858 dichtete (I, 74—79). Die hochdeutschen Eingangsverse sind nach Gädertz' richtiger Bemerkung eine kleine Vorstudie zu dem wenig späteren Hanne Nüte, während den eigentlichen Haupttheil eine plattdeutsche Unterhaltung über den Großherzog bildet, etwa in der Art der Polterabendscherze. Noch mehr spricht der für das Neubrandenburger Schauspielhaus

*) Ueber die Urgeschichte schreibt der Dichter (1860? der Brief ist leider nicht datirt, s. III, 130) an den Schweriner Advokaten und Dichter Hobein: Das nächste Buch von mir wird ein curioses sein: eine Urgeschichte von Mecklenburg, von Erschaffung der Welt an bis auf Hertog Nitlotten, Dörchläuchting. Alles, was nur halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satire auf unsere sozialen, politischen, kirchlichen Zustände eingiebt, kleide ich in historische Fakta. — Das Ganze ist aber nicht gegen eine Partei gerichtet, sondern gegen alle Uebelstände, die die Menschen sich selbst geschaffen haben — —. Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im Ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee. — Am 16. Januar 1863 heißt es dann in einem Briefe an Hinstorff: Das Buch soll sehr allmählich entstehen und wird noch lange auf sich warten lassen. — Diese Prophezeiung hat sich in noch weiterem Umfange erfüllt, als Reuter damals ahnen mochte, denn die Urgeschichte ist bekanntlich erst von Wilbrandt aus dem Nachlaß herausgegeben worden und zwar stark verkürzt.

Reuter einmal recht nervös geworden, als die Sache anfangs garnicht aus der Stelle kam und verwickelter erschien, als sie wirklich war; er wollte, falls auch dieser Lebensplan scheiterte, seine Zinsen an Luise cediren und eines schönen Morgen als Porträtmaler in die Welt gehen, um sein Lebelang menschliche Fratzen zu malen.

Diese Naturalisationsbriefe sind aber auch nach einer anderen Richtung hin für den Biographen von großer Bedeutung. Sie beweisen, daß Fritz Reuter eine innerliche Einkehr gehalten und mit seiner planlosen und unwirthschaftlichen Lebensweise ein für alle Mal gebrochen hatte. Er hatte nämlich gleich im ersten Jahre 175 Thaler Schulden abgetragen und sich trotzdem noch für 120 Thaler Sachen neu angeschafft, die er nöthig brauchte (III, 74). Seine anderen Stavenhager Gläubiger wollte er demnächst befriedigen, und das Alles bei Einnahmen, die unter heutigen Verhältnissen recht gering erscheinen. Denn abgesehen von seinen Zinsen berechnet Reuter sich den Unterricht vierteljährlich mit 60 Thalern und das eifrig betriebene Porträtmalen mit 40 Thalern. Nimmt man das Turnen mit jährlich 40 Thalern dazu, so ergiebt sich eine Summe von 440 Thalern, mit den Zinsen (220 Thaler, s. II, 135) 660 Thaler. Damit gedachte er auch nach seiner Heirath sehr gut leben zu können, zumal wenn Luise durch Musikstunden und Französisch noch etwas dazu erwürbe. Freilich waren ja die Lebensverhältnisse in Treptow recht billig. Aber es lag auf der anderen Seite doch auch die Befürchtung nahe, Fritz Reuter werde mit einer so gewaltigen Ausnutzung seiner Arbeitskraft Raubbau treiben und keine Zeit für sich übrig behalten. Daß dies nicht geschehen, sondern daß ganz im Gegentheil seine geistige Kraft unter all diesen Mühseligkeiten erst recht gewachsen und erstarkt ist, ist ein neuer Beweis für seine titanenhafte Natur.

Bevor Reuter aber den wohlverdienten Lohn für seinen Selbstzwang und die Einrenkung seiner Persönlichkeit einernten durfte, sollte er noch einmal einen bösen Zusammenbruch erleben, der um so schlimmer war, als er das Ziel seiner Sehnsucht und damit seine ganze Zukunft noch einmal auf das Ernstlichste in Frage stellte. Kaum vier Wochen vor der bereits festgesetzten Hochzeit packte ihn wieder sein unglückseliges Leiden und warf ihn für kurze Zeit aufs

Treptower Aufenthalts bereits das Verdienst erworben, für die Schuljugend eine bis dahin noch entbehrte Turn- und Schwimmanstalt eröffnet zu haben, die im vergangenen Jahre auch schon zahlreich (so) benutzt sei, II, 134—5.

Krankenbett. Seinem Versprechen gemäß mußte er seiner Braut diesen Rückfall bekennen. Schon Wilbrandt hat in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 115 ff. und S. 119 ff. zwei rührende Briefe Fritz Reuter's veröffentlicht, in denen der niedergebrochene Mann seine Luise um Verzeihung anfleht. So peinlich sie zu lesen sind, so offenbaren sie doch das tiefe Gemüt des Dichters und sind wichtige Dokumente für seine Leidensgeschichte. Gäderts hat deshalb recht daran gethan, zwei weitere Briefe aus diesen Schmerzenswochen zu veröffentlichen (III, S. 92 ff. und S. 95 f.), einen vom 25. Mai und einen hier weniger belangreichen vom 3. Juni. Wir ersehen daraus, daß Fritz Reuter im ganzen dreimal und immer auf das Ausführlichste an seine Braut geschrieben hat, um ihre Verzeihung zu erlangen. Er hatte, wie aus dem zweiten dieser Briefe (S. 92) hervorgeht, das Aufgebot nicht abbestellt, obgleich dies ursprünglich wohl geschehen sollte, wenn Reuter wieder seiner alten Sucht zum Opfer fiele. Aber er scheute sich nun auch (s. den dritten Brief bei Wilbrandt S. 120), überhaupt darnach zu fragen, ob er am letzten Sonntag wirklich aufgeboten sei, und wußte nicht, ob dies Aufgebot nicht vielleicht mit einem großen Schimpf endigen würde. Wohl ihm und wohl uns, daß sich seine Luise trotz ihres Vorsatzes und ihrer Bestimmtheit im letzten Augenblick doch nicht zu dem schlimmen Schritt entschlossen hat; denn Fritz Reuter hätte dann seinen letzten Halt verloren, und das frisch gezimmerte Gebäude seiner neuen und eigentlich ersten Existenz würde rasch wieder zusammengebrochen sein.

Am Montag, den 16. Juni 1851 konnte der Präpositus Schliemann in Stellvertretung von Reuter's Schwiegervater, der erst vor Kurzem von einer schweren Lungenentzündung genesen war und sich deshalb noch schonen mußte, den Bund in Roggenstorf einsegnen. Einige Tage später traf dann das endlich nun vereinigte Paar in Treptow ein, wo Fritz Reuter unter manchen Widerwärtigkeiten und Plagen mit der aus Mecklenburg eingeführten Aussteuer (III, 93 bis 94) seiner Frau beim Färber Menz eine gemüthliche Wohnung eingerichtet hatte. Hier sollte nun der Einfluß der jungen Ehe, deren Wonne und Traulichkeit Reuter mit dem tiefsten Behagen seiner ganzen Gemüths- und Humoristennatur genoß, seine Persönlichkeit und seine verborgensten Anlagen zur reichsten Blüthe entwickeln. Neben der eigenen Häuslichkeit haben aber auch noch manche anderen Faktoren dazu mitgewirkt und nicht zum Wenigsten der auserlesene Treptower Freundeskreis

Krankenbett. Seinem Versprechen gemäß mußte er seiner Braut diesen Rückfall bekennen. Schon Wilbrandt hat in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 115 ff. und S. 119 ff. zwei rührende Briefe Fritz Reuter's veröffentlicht, in denen der niedergebrochene Mann seine Luise um Verzeihung anfleht. So peinlich sie zu lesen sind, so offenbaren sie doch das tiefe Gemüt des Dichters und sind wichtige Dokumente für seine Leidensgeschichte. Gädertz hat deshalb recht daran gethan, zwei weitere Briefe aus diesen Schmerzenswochen zu veröffentlichen (III, S. 92 ff. und S. 95 f.), einen vom 25. Mai und einen hier weniger belangreichen vom 3. Juni. Wir ersehen daraus, daß Fritz Reuter im ganzen dreimal und immer auf das Ausführlichste an seine Braut geschrieben hat, um ihre Verzeihung zu erlangen. Er hatte, wie aus dem zweiten dieser Briefe (S. 92) hervorgeht, das Aufgebot nicht abbestellt, obgleich dies ursprünglich wohl geschehen sollte, wenn Reuter wieder seiner alten Sucht zum Opfer fiele. Aber er scheute sich nun auch (s. den dritten Brief bei Wilbrandt S. 120), überhaupt darnach zu fragen, ob er am letzten Sonntag wirklich aufgeboten sei, und wußte nicht, ob dies Aufgebot nicht vielleicht mit einem großen Schimpf endigen würde. Wohl ihm und wohl uns, daß sich seine Luise trotz ihres Vorsatzes und ihrer Bestimmtheit im letzten Augenblick doch nicht zu dem schlimmen Schritt entschlossen hat; denn Fritz Reuter hätte dann seinen letzten Halt verloren, und das frisch gezimmerte Gebäude seiner neuen und eigentlich ersten Existenz würde rasch wieder zusammengebrochen sein.

Am Montag, den 16. Juni 1851 konnte der Präpositus Schliemann in Stellvertretung von Reuter's Schwiegervater, der erst vor Kurzem von einer schweren Lungenentzündung genesen war und sich deshalb noch schonen mußte, den Bund in Roggenstorf einsegnen. Einige Tage später traf dann das endlich nun vereinigte Paar in Treptow ein, wo Fritz Reuter unter manchen Widerwärtigkeiten und Plagen mit der aus Mecklenburg eingeführten Aussteuer (III, 93 bis 94) seiner Frau beim Färber Menz eine gemüthliche Wohnung eingerichtet hatte. Hier sollte nun der Einfluß der jungen Ehe, deren Wonne und Traulichkeit Reuter mit dem tiefsten Behagen seiner ganzen Gemüths- und Humoristennatur genoß, seine Persönlichkeit und seine verborgensten Anlagen zur reichsten Blüthe entwickeln. Neben der eigenen Häuslichkeit haben aber auch noch manche anderen Faktoren dazu mitgewirkt, und nicht zum Wenigsten der auserlesene Treptower Freundeskreis,

der seinen Brennpunkt in dem vom Justizrath Schröder gegründeten Schachklub hatte. Diese zwölf Männer, von Fritz Reuter scherzweise die zwölf Apostel genannt, stellt uns eine treffliche Lithographie dar, die Gädertz im zweiten Bande wiedergiebt und mit guten Erläuterungen versieht (S. 98 ff.). Der bedeutendste unter ihnen war für Reuter jedenfalls der Justizrath Schröder; ein Mann von scharfem Verstande, aber nicht minder voll Laune und Humor. Wie sehr unser Dichter an seinem lieben Luce (für Ludwig) hing, bezeugen u. A. ein paar hübsche Trinksprüche (I, 40—43), von denen der erste uns auch mit dem Lebensgange des Justizrathes bekannt macht. Es soll diesem Manne nie vergessen werden, was er Fritz Reuter gewesen ist, wie er ihn mit Rath und That unterstützt und ihm schließlich auch noch beim Druck seines ersten Werkes mit einer nicht unbedeutenden Geldsumme ausgeholfen hat, vor Allem aber, wie anregend und fördernd sein ganzes Wesen und seine köstlichen kleinen Geschichten für den Humoristen gewesen sind. Ihm ist es in erster Reihe zu verdanken, daß die Läuschen und Rimelmappe, in denen Reuter auf losen Zetteln seine gereimten plattdeutschen Anekdoten aufbewahrte, immer mehr anschwoll. Auch mehrten sich seine größeren plattdeutschen Polterabendscherze (seit 1842) stetig, zumal er jetzt in Treptow unter dem Druck seiner doch nur knappen Verhältnisse anfing, sein Talent zu einer kleinen Einnahmequelle zu machen. Karl Otto meint (III, 66), daß der ungewöhnliche Erfolg gerade dieser Scherz- und Gelegenheitsgedichte Fritz Reuter auf seinen eigentlichen Beruf aufmerksam gemacht und ihn zunächst bestimmt habe, sich auch in heiteren Dichtungen anderer Art zu versuchen. Das mag zum Theil richtig sein, aber bis zum wirklichen plattdeutschen Dichter und zum zielbewußten plattdeutschen Schriftsteller war es von hier aus doch noch ziemlich weit. Und wer weiß, ob Reuter sich je mit seinen Läuschen un Rimels an die Oeffentlichkeit gewagt haben würde, wenn ihm der beispiellose Erfolg, den Klaus Groth 1852 mit seinem plattdeutschen Quickborn errang, nicht gezeigt hätte, daß die Zeit der niederdeutschen Dialektdichtung günstig sei? Es dichtete damals mancher in niederdeutscher Sprache, ohne je bekannt geworden zu sein. Auch Reuter selber machte seit seiner Jugend plattdeutsche Verse neben den hochdeutschen. Wir erfahren diese interessante Thatsache aus einem Briefe Fritz Reuter's vom 27. Dezember 1868 (III, 178), in dem er für die Uebersendung der neu erschienenen Ausgabe von

Wilhelm Bornemann's Gedichten in plattdeutscher Mundart dem Sohne des Dichters dankt; er sagt von diesen und von sich selber: „Es war das erste plattdeutsche Buch, welches mir zu Gesicht kam. Natürlich war die Folge, daß ich bei einer so großen Anregung den lebhaften Wunsch empfand, auch plattdeutsche Gedichte in die Welt zu setzen. Eine weitere Folge war denn nun auch, daß ich mit einer Menge von unreifen Produkten dieser Art zu Raum kam, die mir indessen bei meinen Mitschülern keine Lorbeeren eingetragen haben. Sie sehen hieraus, daß ich die erste Anregung zur plattdeutschen Schriftstellerei von Ihrem seligen Vater empfangen, denn Voß, Arendt und der Rostocker Babst sind mir erst viel später zugänglich geworden.“ Aber zwischen dem Schreiben plattdeutscher Gedichte und einer wirklichen plattdeutschen Schriftstellerei ist, wie immer wieder betont werden muß, doch noch eine große Kluft, und die füllte Reuter erst sehr langsam aus, selbst nachdem er in Folge der Anregung durch Klaus Groth die ersten Felsblöcke der Läuschen un Rimels (Nov. 1853) in sie geworfen hatte.

Auch ohne daß Gervinus ein paar empfehlende Worte zur Einführung ans Publikums schrieb, worum Fritz Reuter ihn am 26. August d. J. gebeten hatte (s. die Volksausgabe I, S. 105 und Gädertz II, 131), war der Erfolg dieser seiner ersten plattdeutschen Bücher ja gewaltig, aber eben doch nur in den heimischen Provinzen. Die über ein Jahr später (Treptow, 1855) unter dem Titel Julklapp veröffentlichten Polterabendgedichte (hochdeutsch und niederdeutsch) erlebten erst 1863 eine zweite vermehrte Auflage (Schwerin bei Aug. Hildebrandt), ein Beweis dafür, daß der Erfolg sich keineswegs unbedingt an Fritz Reuter's Fahne bannen ließ. Freilich hatte sich's der Dichter mit diesem Buch auch ziemlich leicht gemacht; er hatte alle die seit zehn Jahren verfaßten Gelegenheitsgedichte dieser Art zusammengerafft, hatte die besten ausgesucht und durch Tilgung des Persönlichen und Besondern verallgemeinert. Damit büßten viele von den hübschen Scherzen aber gerade ihren intimern Reiz ein, während auf der andern Seite das Handwerksmäßige und Schablonenhafte um so stärker hervortrat. Trotzdem sind manche von den kleinen Sachen humoristische Genrebilder und werthvolle Seitenstücke zu den Läuschen un Rimels, wie Gädertz mit Recht betont (I, 131); ihre ursprüngliche Form, die in den Originalmanuskripten meist noch erhalten ist, hat aber auch noch ein ganz besonderes Interesse für den Biographen, insofern als sich Reuter's großer Verwandten- und Freundeskreis, daneben auch die beiden

Wilhelm Bornemann's Gedichten in plattdeutscher Mundart dem Sohne des Dichters dankt; er sagt von diesen und von sich selber: „Es war das erste plattdeutsche Buch, welches mir zu Gesicht kam. Natürlich war die Folge, daß ich bei einer so großen Anregung den lebhaften Wunsch empfand, auch plattdeutsche Gedichte in die Welt zu setzen. Eine weitere Folge war denn nun auch, daß ich mit einer Menge von unreifen Produkten dieser Art zu Raum kam, die mir indessen bei meinen Mitschülern keine Lorbeeren eingetragen haben. Sie sehen hieraus, daß ich die erste Anregung zur plattdeutschen Schriftstellerei von Ihrem seligen Vater empfangen, denn Voß, Arendt und der Rostocker Babst sind mir erst viel später zugänglich geworden." Aber zwischen dem Schreiben plattdeutscher Gedichte und einer wirklichen plattdeutschen Schriftstellerei ist, wie immer wieder betont werden muß, doch noch eine große Kluft, und die füllte Reuter erst sehr langsam aus, selbst nachdem er in Folge der Anregung durch Klaus Groth die ersten Felsblöcke der Läuschen un Rimels (Nov. 1853) in sie geworfen hatte.

Auch ohne daß Gervinus ein paar empfehlende Worte zur Einführung ans Publikums schrieb, worum Fritz Reuter ihn am 26. August d. J. gebeten hatte (s. die Volksausgabe I, S. 105 und Gäderz II, 131), war der Erfolg dieser seiner ersten plattdeutschen Bücher ja gewaltig, aber eben doch nur in den heimischen Provinzen. Die über ein Jahr später (Treptow, 1855) unter dem Titel Julklapp veröffentlichten Polterabendgedichte (hochdeutsch und niederdeutsch) erlebten erst 1863 eine zweite vermehrte Auflage (Schwerin bei Aug. Hildebrandt), ein Beweis dafür, daß der Erfolg sich keineswegs unbedingt an Fritz Reuter's Fahne bannen ließ. Freilich hatte sich's der Dichter mit diesem Buch auch ziemlich leicht gemacht; er hatte alle die seit zehn Jahren verfaßten Gelegenheitsgedichte dieser Art zusammengerafft, hatte die besten ausgesucht und durch Tilgung des Persönlichen und Besondern verallgemeinert. Damit büßten viele von den hübschen Scherzen aber gerade ihren intimern Reiz ein, während auf der andern Seite das Handwerksmäßige und Schablonenhafte um so stärker hervortrat. Trotzdem sind manche von den kleinen Sachen humoristische Genrebilder und werthvolle Seitenstücke zu den Läuschen un Rimels, wie Gäderz mit Recht betont (I, 131); ihre ursprüngliche Form, die in den Originalmanuskripten meist noch erhalten ist, hat aber auch noch ein ganz besonderes Interesse für den Biographen, insofern als sich Reuter's großer Verwandten- und Freundeskreis, daneben auch die beiden

für seine Entwicklung so wichtigen kleinen Städte Treptow und Neubrandenburg in ihr wiederspiegeln. Man kann deshalb Gädertz und seinem Gewährsmann nur darin beipflichten, daß ein nicht unbedeutender Theil dieser Gedichte Aufnahme in die gesammelten Werke verdient. Die neuen Proben, die I, 47—52 und namentlich II, 112—130 mitgetheilt werden, sind meist gut; ob sie und andere noch nicht veröffentlichte Stücke aber gerade eine erschöpfende Schilderung Fritz Reuter's bei frohen Festen rechtfertigen, die der Herausgeber sich an der letzten Stelle vorbehält, muß man abwarten. Uns dünkt, daß Gädertz, seine großen Verdienste um Reuter zugegeben, den Dichter doch zu sehr ins Kleine ausschlachtet; so z. B. in seinem Gedenkblatt: Fürst Bismarck und Fritz Reuter (Hinstorff 1898). Jetzt werden uns nun noch außer der oben angeführten Monographie zwei weitere Büchlein über die Entstehung und Entwicklung Bräsig's (III, 159) und über die Beziehungen Reuter's zu dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach verheißen (II, 151)!

Kurz nach seinen Polterabendgedichten trat Reuter endlich mit einem größern abgeschlossenen Werk vor die Oeffentlichkeit, mit seiner Reis' nach Belligen, das insofern an die Läuschen un Rimels anknüpft, als es sich gleichfalls auf seiner einzigen Kenntniß des Bauernstandes gründete. Trotz der guten Komposition blieb aber diese Geschichte mit ihrem abenteuerlichen Grundgedanken und ihrer oft allzu drastischen Komik doch schließlich nur ein Läuschen. Reuter mußte noch weiter lernen, und er lernte weiter, indem er von Ostern 1855 an ein Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Vorpommern herausgab. Freilich schrieb er hier das Meiste wieder hochdeutsch, denn er hatte sein plattdeutsches Herz noch immer nicht ganz entdeckt; aber er stählte in diesem Uebungsbuch doch sein Talent und probirte eine Masse von Stoffen durch, von denen zwei: Meine Vaterstadt Stavenhagen und Eine heitere Episode aus trauriger Zeit einige Jahre später zu den plattdeutschen Meistererzählungen: Ut de Franzosentid und Ut mine Festungstid ausreifen sollten. Gädertz giebt im ersten Bande (S. 56—61) Bruchstücke von der Wahlreise nach Ueckermünde, die in einer Reihe von Sendschreiben an seinen Freund R. (Ludwig Reinhard) im Unterhaltungsblatt veröffentlicht wurde und Reuter in humoristischer Beleuchtung als Wahlmann zeigt; nur sehr wenig bietet er dagegen von der Schilderung des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums, das der Bürgermeister Brückner im November d. J. zu Neubrandenburg feierte und das unser Dichter von Treptow aus als launiger Berichterstatter mitmachte.*) Wenn das auch Alles mit Witz und viel Behagen geschrieben ist, noch mehr muthet uns eine kleine, auch kulturgeschichtlich sehr interessante Skizze an, die ebenfalls aus der Treptower Zeit zu stammen scheint und die Fritz Reuter auf Gustav Freytag's Veranlassung hin später in den „Grenzboten" anonym veröffentlicht hat. Sie ist betitelt: Ein Heimathloser (III, 78—84) und schildert die Schicksale eines Tagelöhners, den sich die Preußen und die Mecklenburger ziemlich ein ganzes Jahr lang immer wechselseitig zuschicken, bis er selber schließlich eine Unterkunft im mecklenburgischen Landarbeitshause findet, seine Familie aber in Preußen bleibt.

Nur ein Jahr lang hat Reuter sein Unterhaltungsblatt geleitet, zuerst frisch und mit fast unerschöpflicher Arbeitskraft, im zweiten Halbjahre mißmuthiger und mit vielen Anleihen bei andern Zeitschriften und Zeitungen. Daß er in Treptow selber nicht viel Beifall fand, läßt sich aus den verschiedenen, oft mehr satirischen als humoristischen Angriffen erklären, die der Dichter gegen kommunale Verhältnisse in Treptow richtete.**) Der regierende Bürgermeister spielt z. B. in einer Magistratssitzung des sogenannten Klashahnenurts zusammen mit dem Stadtsekretär Sitzfleisch und den Rathsherren Bullenkalb und Schwächlich eine eigenthümliche Rolle; aber auch die Bürgerschaft wird nicht minder scharf von Reuter mitgenommen, obgleich unser Dichter seit dem November 1853 selbst Stadtverordneter war und seinen regen Gemeinsinn in diesem Ehrenamt auch wiederholt bethätigt hatte (II, 136). Am Ende mochte es ihm aber doch zu kraus werden, und nun fuhr er, ohne irgend welche Rücksichten zu nehmen, mit oft köstlicher Ironie dazwischen. Vielleicht war damals schon seine Uebersiedlung nach Neubrandenburg eine beschlossene Sache, oder aber — was uns noch wahrscheinlicher dünkt — Reuter hat sich in Folge der Verwicklungen, die ihm durch seine gewiß recht persönlichen Ausfälle erwuchsen, bald so unbehaglich in Treptow gefühlt, daß ihm eine Luftveränderung nöthig erschien. Es würde sich sonst schwer verstehen lassen, warum er seinen anregenden und schönen Freundeskreis in Treptow und der Umgegend so plötzlich aufgab.

*) Vollständiger, aber doch auch nur Fragment bei A. Römer: Fritz Reuter's Unterhaltungsblatt (Berlin, Mayer & Müller, 1897), S. XVII—XXVII. Ich habe mich darüber bereits ausführlicher ausgesprochen in meinem Programm II, 60—70.

**) Römer, Unterhaltungsblatt, S. 30—42.

burg feierte und das unser Dichter von Treptow aus als launiger Berichterstatter mitmachte.*) Wenn das auch Alles mit Witz und viel Behagen geschrieben ist, noch mehr muthet uns eine kleine, auch kulturgeschichtlich sehr interessante Skizze an, die ebenfalls aus der Treptower Zeit zu stammen scheint und die Fritz Reuter auf Gustav Freytag's Veranlassung hin später in den „Grenzboten" anonym veröffentlicht hat. Sie ist betitelt: Ein Heimathloser (III, 78—84) und schildert die Schicksale eines Tagelöhners, den sich die Preußen und die Mecklenburger ziemlich ein ganzes Jahr lang immer wechselseitig zuschicken, bis er selber schließlich eine Unterkunft im mecklenburgischen Landarbeitshause findet, seine Familie aber in Preußen bleibt.

Nur ein Jahr lang hat Reuter sein Unterhaltungsblatt geleitet, zuerst frisch und mit fast unerschöpflicher Arbeitskraft, im zweiten Halbjahre mißmuthiger und mit vielen Anleihen bei andern Zeitschriften und Zeitungen. Daß er in Treptow selber nicht viel Beifall fand, läßt sich aus den verschiedenen, oft mehr satirischen als humoristischen Angriffen erklären, die der Dichter gegen kommunale Verhältnisse in Treptow richtete.**) Der regierende Bürgermeister spielt z. B. in einer Magistratssitzung des sogenannten Klashahnenurts zusammen mit dem Stadtsekretär Sitzfleisch und den Rathsherren Bullenkalb und Schwächlich eine eigenthümliche Rolle; aber auch die Bürgerschaft wird nicht minder scharf von Reuter mitgenommen, obgleich unser Dichter seit dem November 1853 selbst Stadtverordneter war und seinen regen Gemeinsinn in diesem Ehrenamt auch wiederholt bethätigt hatte (II, 136). Am Ende mochte es ihm aber doch zu kraus werden, und nun fuhr er, ohne irgend welche Rücksichten zu nehmen, mit oft köstlicher Ironie dazwischen. Vielleicht war damals schon seine Uebersiedlung nach Neubrandenburg eine beschlossene Sache, oder aber — was uns noch wahrscheinlicher dünkt — Reuter hat sich in Folge der Verwicklungen, die ihm durch seine gewiß recht persönlichen Ausfälle erwuchsen, bald so unbehaglich in Treptow gefühlt, daß ihm eine Luftveränderung nöthig erschien. Es würde sich sonst schwer verstehen lassen, warum er seinen anregenden und schönen Freundeskreis in Treptow und der Umgegend so plötzlich aufgab.

---

*) Vollständiger, aber doch auch nur Fragment bei A. Römer: Fritz Reuter's Unterhaltungsblatt (Berlin, Mayer & Müller, 1897), S. XVII—XXVII. Ich habe mich darüber bereits ausführlicher ausgesprochen in meinem Programm II, 60—70.

**) Römer, Unterhaltungsblatt, S. 30—42.



für Reuter, Ladenpreis 1 Thaler, Buchhändlerrabatt 33⅓; Freiexemplare ad libitum 1 Freiexemplar auf 12. Kunike hat an den Rand des Briefes mit Bleistift: Abgelehnt geschrieben und damit den Dichter veranlaßt, sich an Hinstorff in Wismar (II, 93 f.) zu wenden, der im selben Jahre noch Fritz Reuter's erstes großes Meisterwerk: Ut de Franzosentid in seinem Verlage erscheinen ließ. Seiner genialen Rührigkeit sind denn auch die außerordentlichen buchhändlerischen Erfolge dieses Werkes und aller folgenden mit zu verdanken.

Noch einmal ließ sich, 1860 in Hanne Nüte, Fritz Reuter auf Verse ein. Die Vogelstimmen lagen ihm noch von seiner Jugend und von Onkel Herse her im Ohr und wollten ihr dichterisches Recht. Schade, daß ihnen dies in einer nicht allzu geschmackvollen Kriminalgeschichte geworden ist, der das poetische Gewand überall nachschleppt. Dann kamen 1861 mit Schurr-Murr alte Reminiszenzen, größtentheils aus dem verflossenen Unterhaltungsblatt und meist auch in ihrer ersten Form, die bei der hochdeutschen Vaterstadt Stavenhagen durch die plattdeutsche Franzosentid eigentlich erledigt war. Trotzdem möchten wir gerade diese köstlichen und noch dazu sehr vervollständigten Jugenderinnerungen auf keinen Fall missen; sie sind ein höchst werthvolles Gegenstück zu der plattdeutschen Meisterzählung und zeigen, wie der Dichter sich nach und nach sprachlich und künstlerisch auswuchs. Mit einem solchen Buch, das aus der hochdeutschen Schüssel, dem plattdeutschen Topf und dem missingschen Kessel zusammengeschrapt war, hatte sich Reuter übrigens schon lange getragen, wie aus dem Brief vom 2. August 1856 an seine Frau (III, 90) hervorgeht. Darnach wollte er damals die Memoiren eines alten Fliegenschimmels (die erst in den nachgelassenen Schriften wieder an die Oeffentlichkeit getreten sind), die Episode aus seinem Leben und eine noch zu schreibende Lebensgeschichte von Bräsig in einem besonderen Buche herausgeben. Das zweite Stück, mit dem die für das Unterhaltungsblatt verfaßte heitere Episode aus einer traurigen Zeit gemeint ist, gestaltete der Dichter aber 1862 in die Festungstid um, und aus der geplanten Lebensgeschichte Bräsig's erwuchs schließlich, zum Theil noch in Neubrandenburg, sein größtes Werk: die Stromtid.*)

*) Ueber Kohlrausch und Wachsmuth, denen der zweite und dritte Band der Stromtid gewidmet ist, giebt Gädertz (I, 86—92) eingehende Nachrichten besonders interessiren verschiedene Briefe Reuter's.

Daneben beschäftigte ihn in seinen letzten mecklenburgischen Jahren sein zweites anderes Sorgen- und Schmerzenskind, die Urgeschicht von Meckelnborg, die ähnlich wie Kein Hüsung die sozialen und politischen Verhältnisse seines alten Heimathlandes beleuchten sollte. Diese Satire ist nie so recht eigentlich fertig geworden, obgleich Reuter die Arbeit daran von Zeit zu Zeit immer wieder aufnahm, und das beweist doch wohl, daß rein Politisches seinem Talent und seinem Wesen nicht lag. Fritz Reuter hat sich sein Leben lang freilich für einen Politiker gehalten, war aber trotz seiner Zugehörigkeit zum Nationalverein und seiner Theilnahme am ersten großen Nationalvereinstag in Lübeck (I, 82 bis 84) doch eben keiner, weil er die Politik lediglich mit dem Herzen trieb. Darum versagte ihm das Politische auch auf seinem eigentlichsten Gebiete, denn seine oft nicht gerechte Leidenschaftlichkeit und seine scharfe Satire schlossen bald den Humor aus.*)

Auf alle diese größeren Werke Reuter's läßt sich Gädertz in seinen Reutertagen naturgemäß nur wenig ein, weil es ihm mehr auf das Kleine und Unbekannte ankommt. Aber was er an unbedeutenden Sachen veröffentlicht, ist doch keineswegs so ganz werthlos, wenn es auch wieder mehr den Kleinstadtpoeten und Gelegenheitsdichter als den großen Schriftsteller zeigt. Hübsch ist z. B. der Prolog, den Reuter zur Eröffnung des Neustrelitzer Hoftheaters am 3. November 1858 dichtete (I, 74—79). Die hochdeutschen Eingangsverse sind nach Gädertz' richtiger Bemerkung eine kleine Vorstudie zu dem wenig späteren Hanne Nüte, während den eigentlichen Haupttheil eine plattdeutsche Unterhaltung über den Großherzog bildet, etwa in der Art der Polterabendscherze. Noch mehr spricht der für das Neubrandenburger Schauspielhaus

*) Ueber die Urgeschichte schreibt der Dichter (1860? der Brief ist leider nicht datirt, s. III, 130) an den Schweriner Advokaten und Dichter Hobein: Das nächste Buch von mir wird ein kurioses sein: eine Urgeschichte von Meklenburg, von Erschaffung der Welt an bis auf Hertog Nikloten, Dörchläuchting. Alles, was nur halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satire auf unsere sozialen, politischen, kirchlichen Zustände eingiebt, kleide ich in historische Fakta. — Das Ganze ist aber nicht gegen eine Partei gerichtet, sondern gegen alle Uebelstände, die die Menschen sich selbst geschaffen haben — — Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im Ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee. — Am 16. Januar 1863 heißt es dann in einem Briefe an Hinstorff: Das Buch soll sehr allmählich entstehen und wird noch lange auf sich warten lassen. — Diese Prophezeiung hat sich in noch weiterem Umfange erfüllt, als Reuter damals ahnen mochte, denn die Urgeschichte ist bekanntlich erst von Wilbrandt aus dem Nachlaß herausgegeben worden und zwar stark verkürzt.

Daneben beschäftigte ihn in seinen letzten mecklenburgischen Jahren sein zweites anderes Sorgen- und Schmerzenskind, die Urgeschicht von Meckelnborg, die ähnlich wie Kein Hüsung die sozialen und politischen Verhältnisse seines alten Heimathlandes beleuchten sollte. Diese Satire ist nie so recht eigentlich fertig geworden, obgleich Reuter die Arbeit daran von Zeit zu Zeit immer wieder aufnahm, und das beweist doch wohl, daß rein Politisches seinem Talent und seinem Wesen nicht lag. Fritz Reuter hat sich sein Leben lang freilich für einen Politiker gehalten, war aber trotz seiner Zugehörigkeit zum Nationalverein und seiner Theilnahme am ersten großen Nationalvereinstag in Lübeck (I, 82 bis 84) doch eben keiner, weil er die Politik lediglich mit dem Herzen trieb. Darum versagte ihm das Politische auch auf seinem eigentlichsten Gebiete, denn seine oft nicht gerechte Leidenschaftlichkeit und seine scharfe Satire schlossen bald den Humor aus.*)

Auf alle diese größeren Werke Reuter's läßt sich Gäderts in seinen Reutertagen naturgemäß nur wenig ein, weil es ihm mehr auf das Kleine und Unbekannte ankommt. Aber was er an unbedeutenden Sachen veröffentlicht, ist doch keineswegs so ganz werthlos, wenn es auch wieder mehr den Kleinstadtpoeten und Gelegenheitsdichter als den großen Schriftsteller zeigt. Hübsch ist z. B. der Prolog, den Reuter zur Eröffnung des Neustrelitzer Hoftheaters am 3. November 1858 dichtete (I, 74—79). Die hochdeutschen Eingangsverse sind nach Gäderts' richtiger Bemerkung eine kleine Vorstudie zu dem wenig späteren Hanne Nüte, während den eigentlichen Haupttheil eine plattdeutsche Unterhaltung über den Großherzog bildet, etwa in der Art der Polterabendscherze. Noch mehr spricht der für das Neubrandenburger Schauspielhaus

*) Ueber die Urgeschichte schreibt der Dichter (1860? der Brief ist leider nicht datirt, s. III, 130) an den Schweriner Advokaten und Dichter Hobein: Das nächste Buch von mir wird ein curioses sein: eine Urgeschichte von Mecklenburg, von Erschaffung der Welt an bis auf Hertog Nillotten, Dörchläuchting. Alles, was nur halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satire auf unsere sozialen, politischen, kirchlichen Zustände eingiebt, kleide ich in historische Fakta. — Das Ganze ist aber nicht gegen eine Partei gerichtet, sondern gegen alle Uebelstände, die die Menschen sich selbst geschaffen haben — –. Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im Ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee. — Am 16. Januar 1863 heißt es dann in einem Briefe an Hinstorff: Das Buch soll sehr allmählich entstehen und wird noch lange auf sich warten lassen. — Diese Prophezeiung hat sich in noch weiterem Umfange erfüllt, als Reuter damals ahnen mochte, denn die Urgeschichte ist bekanntlich erst von Wilbrandt aus dem Nachlaß herausgegeben worden und zwar stark verkürzt.

verfaßte Prolog (September 1859, II, 138—141) an, wo Thurm und Zwinger von alten Zeiten erzählen.

Aber wichtiger als all' diese niedliche hochdeutsche Gelegenheitspoesie im festlicheren Gewande ist doch auch im Kleinen wieder Reuter's gemüthliche Prosa, von der uns aus der Neubrandenburger Zeit eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Briefen mitgetheilt werden. Zunächst interessirt ein Schreiben vom 16. Dezember 1859 an den Antwerpener Stadtbibliothekar Mertens, der Fritz Reuter zum niederländischen Sprach- und Literaturkongreß eingeladen hatte, statt der Zusage aber eine kleine Abhandlung über plattdeutsche Rechtschreibung empfing. Der Dichter meint sehr mit Recht, man müsse auf die alte Sprache zurückgehen und dieser zu Gunsten alle Unarten und Unwesentlichkeiten der Dialekte aufgeben; das dürfe indeß nicht mit einem Schlage geschehen, sondern allmählich, deshalb seien vorläufig auch noch die dem Hochdeutschen eigenthümlichen, zwar verwerflichen dehnenden e und h beizubehalten, da man es hauptsächlich mit Leuten zu thun habe, die außer dem Hochdeutschen nie etwas gelesen hätten. Leider hat sich trotz dieser billigen Vorschläge das niederdeutsche Reich noch immer nicht geeint, die einzelnen Provinzen halten nach wie vor an ihren Reservatrechten fest, und sogar einzelne Neumecklenburger gefallen sich in kleinen Abweichungen von Reuter, obgleich schließlich doch nicht verkannt werden kann, daß dessen Werke mit ihrer großen Verbreitung eine gewisse Grundlage für die plattdeutsche Rechtschreibung geschaffen haben.

Auch sonst erweiterten sich in Neubrandenburg Fritz Reuter's Beziehungen. Schon 1858 knüpfte er mit Hamburg an, nachdem ihn der Herausgeber des Plattdeutschen Volkskalenners, Dr. Friedrich Dörr, zur Mitarbeiterschaft aufgefordert hatte. Reuter entsprach diesem Wunsche und lieferte für mehrere Jahrgänge Beiträge, namentlich zwei Läuschen und zwei Erzählungen; Wat ut 'ne Aewerraschung 'rute kamen kann und Von't Pird up den Esel, die später dem Schurr-Murr einverleibt wurden (III, 94 ff.). Im Spätsommer folgte er dann einer Einladung Dörr's und verlebte im Kreise der Hamburger Literaten: Endrulat, Zeise, Walesrode und Strodtmann (auch Rittershaus aus Barmen hatte sich zufällig eingefunden) vier sehr angenehme und anregende Tage. Besondere Freundschaft schloß er in der nächsten Zeit mit dem liebenswürdigen Dichter und Uebersetzer Heinrich Zeise, wie aus dem kleinen Briefwechsel bei Gädertz erhellt, ebenso mit Dr. Wex. Das half natürlich

alles mit, seinen Ruhm auch in Hamburg zu begründen, wo man ihn bisher so gut wie gar nicht gekannt hatte.

Aus der Zahl der andern Briefe, die Gädertz in seinen Reutertagen veröffentlicht (z. B. an den Advokaten Hobein in Schwerin III, 129—133, an Julius Wiggers in Rostock III, 134, und an den Konrektor Palleske in Stralsund II, 149—151, die sich alle einen literarischen Namen erworben haben) verdienen eine ganz besondere Hervorhebung die an Fritz Jenning gerichteten (II, 144—148). Fritz Reuter zeigt sich hier von der pädagogischen Seite, denn sein Stiefneffe machte seiner guten Stiefmutter, der Schwester des Dichters: Lisette, durch sein eitles und anspruchsvolles Wesen mancherlei Sorgen, so daß der Neubrandenburger Oheim eingreifen mußte. Die Briefe sind in ihrer Weise ganz vortrefflich und eignen sich, wie Gädertz mit Recht behauptet, wegen ihrer Klarheit und Gediegenheit wirklich zur Aufnahme in die Schullesebücher, natürlich nach einigen Aenderungen und Kürzungen.

So war Fritz Reuter im Großen wie im Kleinen in Neubrandenburg ausgereift und auf dem Boden der Heimath, bevor er ihn verließ, einer der größten Volksschriftsteller und der bedeutendste plattdeutsche Epiker geworden. Er fing nun auch schon an, den äußeren Ruhm einzuernten, denn die Universität seines engeren Vaterlandes, die er vor langen Jahren einmal ein Semester lang ziemlich erfolglos besucht hatte, machte ihn in Anerkennung seines liber aureolus: Olle Kamellen, zum Dr. honoris causa. Trotzdem war und blieb er der einfache und bescheidene Mensch, als den ihn Julius Stettenheim in seinen Erinnerungen (bei Gädertz I, 71) schildert: Reuter's Erscheinung (als er wegen der Aufführung seines satirischen Lustspiels: Die drei Langhänse Ende der fünfziger Jahre Berlin aufsuchte) war die breite, ruhige Behaglichkeit eines zufriedenen Bürgers, der sich aus dem Lärm der großen Stadt wieder zu seinen Freunden in der stillen Heimath fortsehnte. Man sah ihm an, daß die Menschen, bei denen er sich wohlfühlte, die er liebte und mit denen er aufgewachsen war, Dorfmenschen und Kleinstädter waren. Wer ihn nicht kannte, war gewiß erstaunt, wenn er erfuhr: das sei der große Volksdichter, einer der wenigen echten Humoristen, welche Deutschland hervorgebracht. — Humoristisch war und blieb er aber auch im Kleinverkehr, besonders wenn das ihm öfter so liebe: nunc est bibendum als Losung galt. Gädertz erzählt III, 128 eine nach dieser Richtung hin recht ergötzliche Geschichte. Einst holten der Gutsbesitzer Müller

alles mit, seinen Ruhm auch in Hamburg zu begründen, wo man ihn bisher so gut wie gar nicht gekannt hatte.

Aus der Zahl der andern Briefe, die Gäbertz in seinen Reutertagen veröffentlicht (z. B. an den Advokaten Hobein in Schwerin III, 129—133, an Julius Wiggers in Rostock III, 134, und an den Konrektor Palleske in Stralsund II, 149—151, die sich alle einen literarischen Namen erworben haben) verdienen eine ganz besondere Hervorhebung die an Fritz Jenning gerichteten (II, 144—148). Fritz Reuter zeigt sich hier von der pädagogischen Seite, denn sein Stiefneffe machte seiner guten Stiefmutter, der Schwester des Dichters: Lisette, durch sein eitles und anspruchsvolles Wesen mancherlei Sorgen, so daß der Neubrandenburger Oheim eingreifen mußte. Die Briefe sind in ihrer Weise ganz vortrefflich und eignen sich, wie Gäbertz mit Recht behauptet, wegen ihrer Klarheit und Gediegenheit wirklich zur Aufnahme in die Schullesebücher, natürlich nach einigen Aenderungen und Kürzungen.

So war Fritz Reuter im Großen wie im Kleinen in Neubrandenburg ausgereift und auf dem Boden der Heimath, bevor er ihn verließ, einer der größten Volksschriftsteller und der bedeutendste plattdeutsche Epiker geworden. Er fing nun auch schon an, den äußeren Ruhm einzuernten, denn die Universität seines engeren Vaterlandes, die er vor langen Jahren einmal ein Semester lang ziemlich erfolglos besucht hatte, machte ihn in Anerkennung seines liber aureolus: Olle Kamellen, zum Dr. honoris causa. Trotzdem war und blieb er der einfache und bescheidene Mensch, als den ihn Julius Stettenheim in seinen Erinnerungen (bei Gäbertz I, 71) schildert: Reuter's Erscheinung (als er wegen der Aufführung seines satirischen Lustspiels: Die drei Langhänse Ende der fünfziger Jahre Berlin aufsuchte) war die breite, ruhige Behaglichkeit eines zufriedenen Bürgers, der sich aus dem Lärm der großen Stadt wieder zu seinen Freunden in der stillen Heimath fortsehnte. Man sah ihm an, daß die Menschen, bei denen er sich wohlfühlte, die er liebte und mit denen er aufgewachsen war, Dorfmenschen und Kleinstädter waren. Wer ihn nicht kannte, war gewiß erstaunt, wenn er erfuhr: das sei der große Volksdichter, einer der wenigen echten Humoristen, welche Deutschland hervorgebracht. — Humoristisch war und blieb er aber auch im Kleinverkehr, besonders wenn das ihm öfter so liebe: nunc est bibendum als Losung galt. Gäbertz erzählt III, 128 eine nach dieser Richtung hin recht ergötzliche Geschichte. Einst holten der Gutsbesitzer Müller

auf Bolz und sein Freund, der bekannte frühere Rektor Ludwig Reinhard, den Dichter, der solche improvisirten Fahrten überhaupt sehr liebte, zu einem Ueberfall von Fritz Peters ab. Die Reise ging über die Grenze, da Peters sein Pachtgut Thalberg zwar aufgegeben, dafür aber das Gut Siedenbollentin, etwa eine Meile weiter von Treptow, angekauft hatte. Beim Zollamt bemerkte nun der revidirende Beamte ein kleines Fäßchen Wein hinten auf dem Koffersitz und verlangte, trotz Reuter's Versicherung, daß das nur für den Durst sei, dessen Versteuerung. Oh, noch hewwen wi de Stüerlinie nich passirt, erwiderte ihm der Dichter; Johann, slah mal de Piep (den Hahn) rin und lang mal de Beker her.

Und vor dem Thor auf grünem Plan
Begann ein grausam Zechen,
Und als der lichte Abendstern
Am Himmel aufgezogen,
Da war das Faß zum Preis des Herrn
Vollständig ausgesogen.

Die Chronik konnte freilich auch hier, wie in dem Baumbachschen Liede tröstend berichten, daß keiner zu schaden kam, aber recht schief geladen hatten doch sowohl der Kutscher wie die drei Insassen des Wagens; sie erreichten Siedenbollentin nur mit Mühe und zogen dort ganz still von hinten ein.

Der Gedanke, Neubrandenburg mit einem andern Wohnsitz zu vertauschen, hatte sich bei dem Reuterschen Ehepaare schon geregt, als es gelegentlich seiner größeren Reisen in den Jahren 1861 und 1862 einen Theil des westlichen Deutschlands zu sehen bekam. Besonders mochte Frau Luise gegen das feucht-fröhliche Leben ihres Gatten in der goldenen Kugel und im Rathskeller immer mehr einzuwenden haben, zumal sich der Kreis der Zechgenossen und die causae bibendi von Jahr zu Jahr mehrten. Reuter selber hatte Adolf Wilbrandt schon im Februar 1863 geschrieben, daß er stark damit umgehe, nach Thüringen und zwar nach Eisenach auszuwandern, und wenn sich das nicht machen lasse, so habe er Rostock im Sinne. Warum man die Stadt der Landesuniversität schließlich fallen ließ und ob wirklich ganz allein die Naturschönheiten bei der Wahl des neuen Wohnsitzes den Ausschlag gegeben haben, wird sich kaum je feststellen lassen. Das aber ist mindestens nicht ganz unwahrscheinlich, daß dominus Luise ihren Mann aus allen engern Heimathsbeziehungen, die seinem Temperament und seiner krankhaften Leidenschaft so gefährlich waren, herausreißen wollte. Damit

verlor Fritz Reuter freilich auch seine Mutter Erde, durch deren Berührung ihm stets wieder neue Kräfte erwuchsen und ohne die sein Genius überhaupt nicht gedeihen konnte; sein äußeres Leben aber und seine Lebensdauer gewannen wohl dadurch.

Soviel steht jedenfalls fest, daß Reuter Johanni 1863 nicht auf immer, sondern vorläufig nur auf zwei Jahre Neubrandenburg zu verlassen gedachte: er hat das selber der Frau Doktor Ziemerling bescheinigt (III, 98), und auch in den Briefen ist hier und da von einem nur zweijährigen Aufenthalt in der Fremde die Rede, so z. B. in dem Schreiben Luisens vom November 1863 an Fräulein von Bülow: Ich gewöhne mich ungern an den Gedanken, unsern lieblichen Aufenthalt schon nach zwei Jahren zu verlassen, und das dürfte doch meinem plattdeutschen Dichter zuträglich sein, wie er erklärt. Wenn es auf mich ankäme, würde immerhin später Schwerin unser Wohnort sein [es wohnten dort auch Geschwister von ihr]; aber mein Reuter hat Verlangen nach Neubrandenburg und den dortigen Bekannten. — Der Dichter selber erkundigte sich zwei Monate später, ob das von dem pp. Farnow vor den Thoren Neubrandenburgs erbaute Haus gut sei, ob es für ihn passe und wiefern, und was der Eigenthümer schließlich dafür haben wolle (I, 115).

Noch mehr als das beweist der ungemein rege Briefwechsel, den Reuter namentlich in den ersten Jahren mit seinen alten Freunden aufrecht erhielt, wie sehr sein Herz noch immer an dem schönen mecklenburgischen Städtchen hing. Gäderts bringt im ersten Bande gegen zwanzig Briefe, die der Dichter bis zum Dezember 1865 an den Apothekenbesitzer Viktor Siemerling und den Gastwirth Heinrich Hahn gerichtet hat. Es handelt sich in ihnen zunächst um geschäftliche Dinge, denn Reuter war in der ersten Zeit seines Eisenacher Lebens und später für seine Reise nach Konstantinopel größerer Geldsummen benöthigt, wollte sich aber nicht gern an seinen Verleger wenden: Siemerling solle darüber nicht ungehalten sein, wenn der Freund noch oft mit Bitten um kleine und große Dienstleistungen komme, sondern denken, daß er ein wesentliches Band für diesen mit seinem lieben Vaterlande bilde (I, 111). Dann wird mancherlei erörtert, was sich seit Reuter's Fortgang in Neubrandenburg ereignet hatte. Alles erregt seine lebhafteste Theilnahme, zumal in den 7¼ Jahren seines Aufenthaltes dort nur wenig Welthistorisches vorgekommen war. Für uns haben diese kleinen lokalgeschichtlichen Nachrichten

verlor Fritz Reuter freilich auch seine Mutter Erde, durch deren Berührung ihm stets wieder neue Kräfte erwuchsen und ohne die sein Genius überhaupt nicht gedeihen konnte; sein äußeres Leben aber und seine Lebensdauer gewannen wohl dadurch.

Soviel steht jedenfalls fest, daß Reuter Johanni 1863 nicht auf immer, sondern vorläufig nur auf zwei Jahre Neubrandenburg zu verlassen gedachte: er hat das selber der Frau Doktor Siemerling bescheinigt (III, 98), und auch in den Briefen ist hier und da von einem nur zweijährigen Aufenthalt in der Fremde die Rede, so z. B. in dem Schreiben Luisens vom November 1863 an Fräulein von Bülow: Ich gewöhne mich ungern an den Gedanken, unsern lieblichen Aufenthalt schon nach zwei Jahren zu verlassen, und das dürfte doch meinem plattdeutschen Dichter zuträglich sein, wie er erklärt. Wenn es auf mich ankäme, würde immerhin später Schwerin unser Wohnort sein [es wohnten dort auch Geschwister von ihr]; aber mein Reuter hat Verlangen nach Neubrandenburg und den dortigen Bekannten. — Der Dichter selber erkundigte sich zwei Monate später, ob das von dem pp. Farnow vor den Thoren Neubrandenburgs erbaute Haus gut sei, ob es für ihn passe und wiefern, und was der Eigenthümer schließlich dafür haben wolle (I, 115).

Noch mehr als das beweist der ungemein rege Briefwechsel, den Reuter namentlich in den ersten Jahren mit seinen alten Freunden aufrecht erhielt, wie sehr sein Herz noch immer an dem schönen mecklenburgischen Städtchen hing. Gäbertz bringt im ersten Bande gegen zwanzig Briefe, die der Dichter bis zum Dezember 1865 an den Apothekenbesitzer Viktor Siemerling und den Gastwirth Heinrich Hahn gerichtet hat. Es handelt sich in ihnen zunächst um geschäftliche Dinge, denn Reuter war in der ersten Zeit seines Eisenacher Lebens und später für seine Reise nach Konstantinopel größerer Geldsummen benöthigt, wollte sich aber nicht gern an seinen Verleger wenden: Siemerling solle darüber nicht ungehalten sein, wenn der Freund noch oft mit Bitten um kleine und große Dienstleistungen komme, sondern denken, daß er ein wesentliches Band für diesen mit seinem lieben Vaterlande bilde (I, 111). Dann wird mancherlei erörtert, was sich seit Reuter's Fortgang in Neubrandenburg ereignet hatte. Alles erregt seine lebhafteste Theilnahme, zumal in den $7^1/_4$ Jahren seines Aufenthaltes dort nur wenig Welthistorisches vorgekommen war. Für uns haben diese kleinen lokalgeschichtlichen Nachrichten

natürlich weniger Werth, als z. B. eine kurze Zusammenstellung der Honorare, die Fritz Reuter von seinem Verleger erhielt (I, 112). Darnach bekam er für jeden Band der Stromtid 1833⅓ Thaler und für jede neue Auflage eines seiner Werke 600 Thaler, was von Jahr zu Jahr wachsende und schließlich sehr beträchtliche Summen ergab (vgl. auch den Brief von Fritz Peters vom Dezember 1863; XV, 167). —

Der Dichter hatte in Eisenach zunächst ein hübsches Schweizerhäuschen am Predigerplatz bezogen, unweit von dem Wege, der zur Wartburg emporführt. Sein Verkehr in der ersten Zeit war gering, mit Absicht, wie es scheint; er beschränkte sich auf den Bankier Severus Ziegler, auf den Professor Chr. Fr. Koch und die Familien Agricola, Fischer und Stier (I, 99). Reuter wollte für sich leben und den zerstreuenden Umgang auch der Arbeit wegen und aus andern Gründen meiden. Friedrich Rückert in Neuseß bei Koburg aber wurde bald von ihm aufgesucht, nachdem Professor Ullrich aus Hamburg eine Einladung und Grüße überbracht hatte. Dagegen erschien der Oberbürgermeister Röse zuerst bei Reuter, um den Dichter aus der Fremde in Eisenach willkommen zu heißen, und auch alle dort studirenden Forstakademiker machten ihm ihre Aufwartung (III, 104). Natürlich mußten sich nun auch seine literarischen Beziehungen, seine Bekanntschaften mit hervorragenden Persönlichkeiten und namentlich mit Leuten von der Feder, bald wesentlich erweitern. Schon im Sommer 1864 suchte ihn sein Grenzbotenrezensent Julian Schmidt zusammen mit seiner Frau in Eisenach auf, woraus sich dann eine engere Freundschaft ergab. Auch Gisbert v. Vincke und der Bonner Professor Eduard Böcking traten ihm in der folgenden Zeit näher (III, 165), ebenso Moritz Lazarus, dem wir recht interessante Erinnerungen an sein Beisammensein mit Fritz Reuter (III, 155—58) und andererseits auch eine ganz vortreffliche Charakteristik Bräsig's in seinem Leben der Seele verdanken. Es ist wohl das Beste, was über diese Weltfigur geschrieben worden ist. Sogar zu einer fürstlichen Person trat Reuter in Beziehungen, zum Großherzog Karl Alexander, der ihn von seinem Landsitze Wilhelmsthal und von der Wartburg aus häufig zur Tafel gezogen und auch in seiner eigenen Häuslichkeit wiederholt aufgesucht hat. Als des Dichters Ruhm dann nach Vollendung der Stromtid so ziemlich seinen Höhepunkt erreicht hatte, trat Reuter auch in das Zeichen der Bücherdedikationen: der Breslauer Professor Eberty widmete ihm für tausend genußreiche Stunden seine Preußische Geschichte (III, 171—72) und Rudolf Westphal in Halle seine Uebersetzung von Aristophanes' Acharnern, in denen er den böotischen Aeoler mecklenburgisch sprechen ließ. Der Grund hiervon sei gewesen, sagt er in der Vorrede ein wenig überschwänglich, daß ein wirklich großer Dichter der Jetztzeit, der gleich groß gewesen sein würde, er möchte sich einer Sprache bedient haben, welche er gewollt hätte (?), gerade in dem Lokaldialekte des alten Obotritenlandes seine ewig bleibenden Dichtungen geschrieben habe (III, 176). Selbst die Niederländer entflammte Fritz Reuter's Genius; so bot ihm der Dichter und Professor Jean Peter Heye in Amsterdam ohne eine persönliche Bekanntschaft gleich das Du an, und Reuter ging in einer liebenswürdigen Antwort (III, 185—86) natürlich darauf ein.

Auch der Briefwechsel mit andern Personen, die nicht auf der Höhe des Lebens wandelten, verdient einige Beachtung, z. B. der mit dem Forstmeister Karl Geitel zu Blankenburg am Harz (III, 151—54); von Bedeutung geradezu ist aber ein längeres Schreiben an einen Herrn Gärtner in Rom (III, 144—46), weil Reuter hier mit humoristischer Anschaulichkeit einen großen Theil seiner Werke charakterisirt. So schreibt er von der Festungstid: Dese Gesell geiht in Keden un kickt dörch isernen Trallingen un freut sick hellschen, dat hei in'n Drögen sitt un nich nödig hett, in'n richtigen Sneedräwel för sin eigen Gefängniß Schildwacht tau stahn — und später von Kein Hüsung: Dat is en düstern Gast mit swarte kruse Hor un glupsche Ogen, un wenn de annern Gören um mi rümmer jachern un lachen, denn steiht hei vör sick allein in de Eck un kickt in dat lustige Kinnerspill, as wull hei seggen: „Wat? Ji lacht, un ick müggt weinen!" Denn gah ick nah em ranne un segg un strik em äwer dat kruse Hor: „Lat! Lat sei lachen! Un mit Di ward't ok woll 'mal beter. Du büst doch min Best!"

Das war aber alles noch in der ersten Zeit. Später fing die Masse der Briefe und die Schaar der Verehrer an, ihn zu bedrücken, wie denn Niemand ungestraft unter Lorbeern wandelt. Freilich führte ihm sein beginnender Weltruhm auch manchen alten Freund wieder zu, den Kapteihn aus der Festungszeit (Justizrath Schultze aus Meseritz); seinen Jugendfreund v. Restorff (III, 149); den Pastor Horn aus Badresch, der ihn als erster Mecklenburger besuchte; seinen Jenenser Verbindungsgenossen, den spätern Generalsuperintendenten Müller aus Koburg; die Familie seines mittlerweile verstorbenen Gönners und Freundes Kämpf aus Magdeburg

reiche Stunden seine Preußische Geschichte (III, 171—72) und Rudolf Westphal in Halle seine Uebersetzung von Aristophanes' Acharnern, in denen er den böotischen Aeoler mecklenburgisch sprechen ließ. Der Grund hiervon sei gewesen, sagt er in der Vorrede ein wenig überschwänglich, daß ein wirklich großer Dichter der Jetztzeit, der gleich groß gewesen sein würde, er möchte sich einer Sprache bedient haben, welche er gewollt hätte (?), gerade in dem Lokaldialekte des alten Obotritenlandes seine ewig bleibenden Dichtungen geschrieben habe (III, 176). Selbst die Niederländer entflammte Fritz Reuter's Genius; so bot ihm der Dichter und Professor Jean Peter Heye in Amsterdam ohne eine persönliche Bekanntschaft gleich das Du an, und Reuter ging in einer liebenswürdigen Antwort (III, 185—86) natürlich darauf ein.

Auch der Briefwechsel mit andern Personen, die nicht auf der Höhe des Lebens wandelten, verdient einige Beachtung, z. B. der mit dem Forstmeister Karl Geitel zu Blankenburg am Harz (III, 151—54); von Bedeutung geradezu ist aber ein längeres Schreiben an einen Herrn Gärtner in Rom (III, 144—46), weil Reuter hier mit humoristischer Anschaulichkeit einen großen Theil seiner Werke charakterisirt. So schreibt er von der Festungstid: Dese Gesell geiht in Keden un kickt dörch isernen Trallingen un freut sick hellschen, dat hei in'n Drögen sitt un nich nödig hett, in'n richtigen Sneedräwel för sin eigen Gefängniß Schildwacht tau stahn — und später von Mein Hüsung; Dat is en düstern Gast mit swarte kruse Hor un glupsche Ogen, un wenn de annern Gören um mi rümmer jachern un lachen, denn steiht hei vör sick allein in de Eck un kickt in dat lustige Kinnerspill, as wull hei seggen: „Wat? Ji lacht, un ick müggt weinen!“ Denn gah ick nah em raune un segg un strik em äwer dat kruse Hor: „Lat! Lat sei lachen! Un mit Di ward't ok woll 'mal beter. Du büst doch min Best!“

Das war aber alles noch in der ersten Zeit. Später fing die Masse der Briefe und die Schaar der Verehrer an, ihn zu bedrücken, wie denn Niemand ungestraft unter Lorbeern wandelt. Freilich führte ihm sein beginnender Weltruhm auch manchen alten Freund wieder zu, den Kapteihn aus der Festungszeit (Justizrath Schultze aus Meseritz); seinen Jugendfreund v. Restorff (III, 149); den Pastor Horn aus Badresch, der ihn als erster Mecklenburger besuchte; seinen Jenenser Verbindungsgenossen, den spätern Generalsuperintendenten Müller aus Koburg; die Familie seines mittlerweile verstorbenen Gönners und Freundes Kämpf aus Magdeburg

(I, 101) und manchen Andern. So wurde Fritz Reuter in Folge seiner literarischen Thätigkeit und seines bequem gelegenen Wohnsitzes bald ein Zentralpunkt nicht bloß von allen seinen Festungsgenossen, sondern auch für alte gute Bekannte und Freunde von Nah und Fern. Gleich zum ersten Weihnachtsfest hatte er sich den ihm kongenialen Ludwig Reinhard, der sich jetzt in Koburg als Redakteur mühselig durchschlug, und Ludwig Walesrode aus Altona eingeladen. Man feierte den heiligen Abend nach pommerschem Heimathsbrauch und erquickte sich daneben an der Komik der dauerhaften Jungfrau Lisette, die mit ihrem deutsch-französischen Missingsch in der That ein besonderer Schatz des Humoristenhauses gewesen sein muß. Walesrode hat ihr einen lustigen kleinen Aufsatz gewidmet (III, 142—43). Auch der Leipziger Buchhändler Erhard Quandt war erschienen und leistete Fritz Reuter auf dessen besondern Wunsch bald den Freundschaftsdienst, in längeren und wohl auch ziemlich schwierigen Verhandlungen Kein Hüsung, das auch in dieser Beziehung ein Schmerzenskind des Dichters sein sollte, aus dem Kunike'schen Verlag in Greifswald für Hinstorff frei zu machen. Auch sonst scheint er mit seiner aufopfernden Liebenswürdigkeit hin und wieder zwischen Reuter und seinem Hauptverleger vermittelt zu haben, wenn geschäftliche Dinge größere Mißstimmungen hervorriefen, so daß ihm von seinem dankbaren Gastfreunde das Zeugniß ausgestellt werden konnte, er gehöre zu den Menschen, die ohne Rücksicht auf ihre eigene Ruhe und Bequemlichkeit genug Zeit und Herzensgüte fänden, die Angelegenheiten Anderer in jeglicher Weise zu fördern (I, 126).

Inzwischen war der zweite Band der Stromtid, den Reuter aus Neubrandenburg ziemlich fertig mitgebracht hatte, erschienen; bevor aber der dritte herauskam, reiste das Ehepaar im März 1864 nach Konstantinopel. Fritz Reuter's gehobene Stimmung vor der Abfahrt zeigt der launige, in jobsiadenhaften Knittelversen geschriebene Brief an seinen Vetter und Jugendgenossen August Reuter (III, 142 ff.), dessen größter Theil als Brief an den Justizrath Schultze allerdings schon bekannt war: der Dichter hat sich hier also einmal selbst kopirt. Nach der Reise sollte es dann nicht mehr heißen: als ich noch in Silberberg, Graudenz, Magdeburg u. s. w. war, sondern: als ich noch in Konstantinopel, Smyrna, Athen u. s. w. war (I, 116). Fast zwei Monate (vom 18. März bis zum 13. Mai) war Reuter unterwegs. Als er dann mit frischen Kräften heimkehrte, mußte der dritte Band der Stromtid

beendigt werden. Dies gelang ihm in harter Arbeit auch bis Ende Juli, nachdem er das Gelöbniß gethan, sich durch nichts stören zu lassen und namentlich die Beantwortung des inzwischen eingelaufenen Briefstoßes bis zur Vollendung seines Werkes hinauszuschieben. Damit war Fritz Reuter auf der Höhe seines Könnens und dem Gipfel seines Ruhmes angelangt, und er hielt sich auf ihm auch noch mit seinem nächsten großen Roman Dörchläuchting (1866), der trotz seiner historischen Anlage doch gleichfalls etwas memoirenhaftes hat und als ein Nach- und Ausklang der schönen Neubrandenburger Jahre gelten darf. Denn wenn die geschichtliche Färbung des Ganzen auch durch die den Roman beherrschende Person des wunderlichen Herzogs fast überall gelungen ist, so sind doch die bürgerlichen Verhältnisse mehr aus Reuter's Zeit heraus aufgefaßt, und sie konnten das auch, da sich das Kleinleben des mecklenburgischen Städtchens in hundert Jahren kaum wesentlich geändert hatte. In diesen Schilderungen liegt aber schließlich die Hauptstärke des Romans, und das beweist wieder, daß Reuter nur groß war im Selbsterlebten und Heimathlichen. Deswegen mußte dann sein letztes großes Werk: De Reis' nach Konstantinopel (1868) auch abfallen, trotzdem sein Haupttitel eigentlich: Die Mecklenbörgischen Montecchi und Capuletti lautet. Denn er verließ damit den heimathlichen Boden und stellte — noch dazu in der ungünstigen Form einer Art von Reisebeschreibung — seine Personen in ihm und ihnen fremde Verhältnisse. Da versagte nun auch das Selbsterlebte, zumal der Dichter diesen ihm an und für sich schon nicht liegenden Stoff seiner Art nach in drei bis vier Jahren zu wenig verarbeiten konnte. Er war jetzt nach den riesenhaften Leistungen der letzten neun Jahre innerlich und äußerlich erschöpft.

Aber sein Ruhm wuchs noch, und zwar durch die oft geradezu künstlerischen Leistungen seiner Illustratoren und Vorleser. Besonders Otto Speckter und Ludwig Pietsch verdienen hier genannt zu werden. Mit dem ersteren verbanden ihn, wie der auch sonst bemerkenswerthe und ziemlich lebhafte Briefwechsel darthut (III, 101—106), freundschaftliche Beziehungen. Dagegen sind die zum Theil recht hübschen Illustrationen des Schweriner Hofmalers Theodor Schlöpke zu den Läuschen un Rimels erst aus dem Nachlaß des Künstlers von Gäderts im zweiten Bande seiner Reutertage herausgegeben worden (vgl. S. 141—142). — Auch die erste Reise in die Heimath Anfang 1865 erwies, daß de…

beendigt werden. Dies gelang ihm in harter Arbeit auch bis Ende Juli, nachdem er das Gelöbniß gethan, sich durch nichts stören zu lassen und namentlich die Beantwortung des inzwischen eingelaufenen Briefstoßes bis zur Vollendung seines Werkes hinauszuschieben. Damit war Fritz Reuter auf der Höhe seines Könnens und dem Gipfel seines Ruhmes angelangt, und er hielt sich auf ihm auch noch mit seinem nächsten großen Roman Dörchläuchting (1866), der trotz seiner historischen Anlage doch gleichfalls etwas memoirenhaftes hat und als ein Nach- und Ausklang der schönen Neubrandenburger Jahre gelten darf. Denn wenn die geschichtliche Färbung des Ganzen auch durch die den Roman beherrschende Person des wunderlichen Herzogs fast überall gelungen ist, so sind doch die bürgerlichen Verhältnisse mehr aus Reuter's Zeit heraus aufgefaßt, und sie konnten das auch, da sich das Kleinleben des mecklenburgischen Städtchens in hundert Jahren kaum wesentlich geändert hatte. In diesen Schilderungen liegt aber schließlich die Hauptstärke des Romans, und das beweist wieder, daß Reuter nur groß war im Selbsterlebten und Heimathlichen. Deswegen mußte dann sein letztes großes Werk: De Reis' nach Konstantinopel (1868) auch abfallen, trotzdem sein Haupttitel eigentlich: Die Mecklenbörgischen Montecchi und Capuletti lautet. Denn er verließ damit den heimathlichen Boden und stellte — noch dazu in der ungünstigen Form einer Art von Reisebeschreibung — seine Personen in ihm und ihnen fremde Verhältnisse. Da versagte nun auch das Selbsterlebte, zumal der Dichter diesen ihm an und für sich schon nicht liegenden Stoff seiner Art nach in drei bis vier Jahren zu wenig verarbeiten konnte. Er war jetzt nach den riesenhaften Leistungen der letzten neun Jahre innerlich und äußerlich erschöpft.

Aber sein Ruhm wuchs noch, und zwar durch die oft geradezu künstlerischen Leistungen seiner Illustratoren und Vorleser. Besonders Otto Speckter und Ludwig Pietsch verdienen hier genannt zu werden. Mit dem ersteren verbanden ihn, wie der auch sonst, bemerkenswerthe und ziemlich lebhafte Briefwechsel darthut (III 101—106), freundschaftliche Beziehungen. Dagegen sind die zum Theil recht hübschen Illustrationen des Schweriner Hofmalers Theodor Schlöpke zu den Läuschen un Rimels erst aus dem Nachlaß des Künstlers von Gädertz im zweiten Bande seiner Reutertage herausgegeben worden (vgl. S. 141—142). — Auch die erste Reise in die Heimath Anfang 1865 erwies, daß der

Prophet in seinem Vaterlande immer mehr galt. Aber es fielen jetzt doch auch schon die ersten Schatten auf sein Glück, da sein nach und nach ermattender Körper ihn fast alljährlich zu längeren Kuraufenthalten zwang. So suchte er im Sommer und Herbst 1865 das Bad Laubbach bei Koblenz auf, wo er sich unter der klugen Herrschaft des Dr. Petri und in heiterem Umgange mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten (z. B. Kögel, Oetker und Tellkampf) recht wohl fühlte und mancherlei improvisirte wie in der guten alten Zeit (I, 119—126). Hier zeigte es sich nun auch, wie hoch der Dichter Reuter von der Nation und sogar von den sonst so zurückhaltenderen vornehmen Kreisen eingeschätzt wurde. Voll stolzer Freude schreibt er darüber an seinen Kurator, den Präpositus Niederhöffer in Stavenhagen (III, 166): — — Heute Abend bin ich nach Koblenz eingeladen und — denken Sie! — bei einem adligen Hauptmann von der Garde. Ich bin hier überhaupt in einen so vornehmen Zirkel hineingerathen, daß ich mich sehr in Acht zu nehmen habe wegen der Dehors. Vorgestern speisten wir bei dem Präsidenten v. Marées, und selbst der erste Kommandant von Koblenz und Ehrenbreitenstein, General v. Hartmann, hat mir mit dem Kabinetssekretär der Königin (Brandis) seine Aufwartung gemacht. Ich erzähle dies nur, weil die Sache einen höchst komischen Gegensatz hat: vor fünfundzwanzig Jahren wurde ich von Unteroffizieren und Gendarmen zu den Herren Kommandanten gebracht und in den Vorzimmern abgefertigt, jetzt kommen sie zu mir.

Im Winter gings wieder in die Heimath, im Februar aber noch auf zwei Monate nach Laubbach zurück. Als dann im Sommer der österreichische Krieg ausbrach, konnte sich Reuter mit frischer Kraft an den Liebeswerken betheiligen und durch seinen Aufruf in mecklenburgischen Zeitungen und persönliche Rührigkeit die wohlthätigen Sammlungen ganz besonders fördern: 3000 Thaler und eine Menge von Viktualien und Utensilien liefen bei ihm zur Vertheilung ein (I, 130). Sinn für Gemeinnützigkeit hatte ihm ja nie gefehlt, jetzt wurde ihm sein Wirken aber noch um so leichter, als sich sein politisches Herz längst schon für Preußen entschieden hatte, das nun auch einen Theil seiner alten Hoffnungen erfüllen sollte. Kaum war jedoch der Krieg zu Ende, so trat Fritz Reuter seinem letzten großen Werke näher, nicht einem schriftstellerischen, denn dafür waren seine Kräfte aufgebraucht, sondern dem Bau eines eigenen Heims. Die Entstehungsgeschichte der Villa Reuter ist bei Gädertz

(I, 131 ff.) nachzulesen. Der Großherzog, der in dem neuen Hause sein Nachbar wurde, hatte dem Dichter unaufgefordert Land zum geraderen Gange, zum breiteren Wege und Umwende vor dem Garten geschenkt, wie er am 17. Januar 1867 seinem Jugendgefährten, dem Registrator Aug. Löschen in Parchim schrieb (III, 170). Nun beschäftigte ihn neben dem eigentlichen Hausbau besonders der Garten. Hier erwachten seine alten Neigungen, seine Liebe zur fruchttragenden Erde und sein Kultursinn, und konnten sich in fast künstlerischen Schöpfungen bethätigen, zumal da ihn sein Freund Ferdinand Jühlke, der Hofgartendirektor in Sanssouci, mit Rath und That kräftigst unterstützte. Im August 1867 fand die Richtfeier des Hauses statt, und am 1. April 1868 konnte es bezogen werden.

Die Bewegung im Garten, der Genuß der freien Luft und Freude am Eigenen halfen nun, wie Reuter am 19. August an Wichmann schrieb (I, 147), tapfer mit, ihn durchzuschleppen, wenn der liebe Gott nur mit seinem Segen von Korrespondenz und Verehrerinnen hätte innehalten wollen. Nachdem er im vergangenen Jahr in Liebenstein gewesen war, ging er zur weiteren Kräftigung diesmal wieder in die heimathliche Wasserkunst Stuer bei Plau in Mecklenburg und besuchte von dort aus noch einmal die alten Stätten. Es war das letzte Mal, daß er die Heimath wiedersah.

Aber eine große, den ganzen Mann zusammenrüttelnde Freude sollte er doch noch erleben: Deutschlands Einigung; sie begeisterte ihn auch noch einmal zu Liedern, zu der lütten Gaw för Dütschland, die seinerzeit bei Lipperheide nicht vollständig erschienen ist. Man strich dem Dichter namentlich seine scharfen Demagogenverse, die wohl historisch berechtigt waren, aber zu der Stimmung des Ganzen wenig paßten. Immerhin ist jetzt die unverkürzte Veröffentlichung bei Gädertz (I, 155 ff.) dankenswerth, obgleich die poetische Leistung als solche nicht sehr erheblich ist. Mehr spricht das an, was er einem jungen Artilleriehauptmann ins Feld schrieb: — — Sie bringen mir Ihre Glückwünsche, daß ich die Zeit, die das Ideal unserer Jugend war und für die ich gelitten, noch erlebt hätte. Ich bin auf die Kniee gefallen und habe dem lieben Gott, der alles so herrlich hinausgeführt, gedankt. Es ist ja viel schöner und herrlicher gekommen, als wir armen Jungen uns geträumt hatten. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich wohl, daß alles, was wir als Jünglinge erstürmen wollten, nach und nach sich entwickeln und zur schönen Frucht heranreifen mußte (III, 19

(I, 131 ff) nachzulesen. Der Großherzog, der in dem neuen Hause sein Nachbar wurde, hatte dem Dichter unaufgefordert Land zum geraderen Gange, zum breiteren Wege und Umwende vor dem Garten geschenkt, wie er am 17. Januar 1867 seinem Jugendgefährten, dem Registrator Aug. Löschen in Parchim schrieb (III, 170). Nun beschäftigte ihn neben dem eigentlichen Hausbau besonders der Garten. Hier erwachten seine alten Neigungen, seine Liebe zur fruchttragenden Erde und sein Kultursinn, und konnten sich in fast künstlerischen Schöpfungen bethätigen, zumal da ihn sein Freund Ferdinand Jühlke, der Hofgartendirektor in Sanssouci, mit Rath und That kräftigst unterstützte. Im August 1867 fand die Richtfeier des Hauses statt, und am 1. April 1868 konnte es bezogen werden.

Die Bewegung im Garten, der Genuß der freien Luft und Freude am Eigenen halfen nun, wie Reuter am 19. August an Wichmann schrieb (I, 147), tapfer mit, ihn durchzuschleppen, wenn der liebe Gott nur mit seinem Segen von Korrespondenz und Verehrerinnen hätte innehalten wollen. Nachdem er im vergangenen Jahr in Liebenstein gewesen war, ging er zur weiteren Kräftigung diesmal wieder in die heimathliche Wasserkunst Stuer bei Plau in Mecklenburg und besuchte von dort aus noch einmal die alten Stätten. Es war das letzte Mal, daß er die Heimath wiedersah.

Aber eine große, den ganzen Mann zusammenrüttelnde Freude sollte er doch noch erleben: Deutschlands Einigung; sie begeisterte ihn auch noch einmal zu Liedern, zu der lütten Gaw för Dütschland, die seinerzeit bei Lipperheide nicht vollständig erschienen ist. Man strich dem Dichter namentlich seine scharfen Demagogenverse, die wohl historisch berechtigt waren, aber zu der Stimmung des Ganzen wenig paßten. Immerhin ist jetzt die unverkürzte Veröffentlichung bei Gäderz (I, 155 ff.) dankenswerth, obgleich die poetische Leistung als solche nicht sehr erheblich ist. Mehr spricht das an, was er einem jungen Artilleriehauptmann ins Feld schrieb: — — Sie bringen mir Ihre Glückwünsche, daß ich die Zeit, die das Ideal unserer Jugend war und für die ich gelitten, noch erlebt hätte. Ich bin auf die Kniee gefallen und habe dem lieben Gott, der alles so herrlich hinausgeführt, gedankt. Es ist ja viel schöner und herrlicher gekommen, als wir armen Jungen uns geträumt hatten. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich wohl, daß alles, was wir als Jünglinge erstürmen wollten, nach und nach sich entwickeln und zur schönen Frucht heranreifen mußte (III, 190). —

Was die Veranlassung zu diesem Briefe betrifft, so hatte jener Offizier, dem von seiner Gattin die Stromtid nach Frankreich nachgeschickt worden war, dem Dichter als Dank für seine herrliche Geschichte eine Straßburger Gänseleberpastete übersandt. Nach dem Zeugniß von Frau Reuter soll unter allen Anerkennungen dies Geschenk und der beigefügte Kriegsbrief den plattdeutschen Volksdichter am meisten erfreut haben.

Fritz Reuters letzte Lebensjahre waren durch mannigfache Leiden getrübt; sein Körper rächte jetzt an ihm das zeitweilige maßlose Trinken und sühnte damit auch diese Schuld. Man wird über des Dichters unselige Leidenschaft, die seine gewaltigen Kräfte schließlich doch aufgerieben hat, vielleicht milder urtheilen, wenn man erwägt, daß gerade bei den großen Menschen das menschliche, weil durch das geistige meist stark zurückgedrängt, auf einem Punkt oft besonders schlimm durchbricht. So hat Goethe seine Liebschaften gehabt und Lessing das Spiel geliebt. Ein Laster ist manchmal ästhetischer als das andere, aber jedes soll begriffen und — soweit es möglich ist — auch entschuldigt werden. Nur dürfen die Biographen nicht nach Art literarischer Scheuerfrauen den bösen Fleck mit aller Gewalt und mit allen Mitteln fortwaschen wollen, denn er kehrt doch immer wieder. Bei Reuter ist das ohnehin ganz unnöthig, weil sein Charakter genug Vorzüge hat. Eine zukünftige große Biographie von ihm, die sich aus dem jetzt überreich vorhandenen Stoff, aus den Briefen an seinen Vater, aus den Gäderz'schen Nachrichten und Anderem vorzüglich aufbauen läßt, wird namentlich auf die richtige Vertheilung von Licht und Schatten zu achten haben, um nicht von vorneherein zu scheitern. Mit einem panegyrischen Hymnus auf Fritz Reuter's humoristisches Genie oder gar auf den Menschen Reuter ist es nicht gethan. Dann wird sich das große Publikum lieber nach wie vor mit der sehr feinen und verständnißvollen Lebensskizze Adolf Wilbrandt's begnügen.

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

II.

Persepolis, den 25. März.

Seit Schiras hat die Art des Reisens wieder gewechselt: Ich reite jetzt tschapari, d. h. mit der persischen Post. Von Buschir nach Schiras existirt kein sogenannter Tschapardienst, sondern die Postsachen werden durch Boten zu Fuß befördert. Die Kotals und überhaupt die Schwierigkeiten des Terrains vom Beginn des Aufstieges zum Hochland an werden von besonders dazu geübten Läufern rascher und sicherer überwunden, als von Pferden und selbst Maulthieren. Anders ist es auf dem Hochlande, dessen weite Thalmulden und Ebenen für rasches Reiten wie geschaffen sind. Das ganze Land wird von einer Anzahl Postrouten durchzogen, längs deren sich in Entfernungen von drei bis acht Farsachs Stationshäuser finden, deren Pferdebestand nicht unter sechs Thieren betragen soll. Sind die Pferde nicht gerade von der Regierung für die nur einmal wöchentlich erfolgende Postbeförderung in Anspruch genommen, so werden sie Privatleuten gegen eine Gebühr von anderthalb Kran (1 Kran = ca. 40 Pfennige) pro Pferd und Farsach zur Verfügung gehalten. Der Farsach ist die alte persische Parasange und steht als Längenmaß nicht ganz fest; es ist ungefähr die Wegstrecke, die ein Reiter bei etwas beschleunigtem Schritt des Pferdes auf die Dauer in einer Stunde zurücklegen kann. In der Gegend der Kotals sind also die Farsachs nach Kilometern gemessen kürzer als in der Ebene. Zehn Farsachs gleich durchschnittlich zwei Poststationen sind für nicht eilige Reisende mit dem Tschapar das Gewöhnliche; wenn die Pferde gut sind, sollen aber von Sonnenaufgang bis Untergang auch bis zu

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

II.

Persepolis, den 25. März.

Seit Schiras hat die Art des Reisens wieder gewechselt: Ich reite jetzt tschapari, d. h. mit der persischen Post. Von Buschir nach Schiras existirt kein sogenannter Tschapardienst, sondern die Postsachen werden durch Boten zu Fuß befördert. Die Kotals und überhaupt die Schwierigkeiten des Terrains vom Beginn des Aufstieges zum Hochland an werden von besonders dazu geübten Läufern rascher und sicherer überwunden, als von Pferden und selbst Maulthieren. Anders ist es auf dem Hochlande, dessen weite Thalmulden und Ebenen für rasches Reiten wie geschaffen sind. Das ganze Land wird von einer Anzahl Postrouten durchzogen, längs deren sich in Entfernungen von drei bis acht Farsachs Stationshäuser finden, deren Pferdebestand nicht unter sechs Thieren betragen soll. Sind die Pferde nicht gerade von der Regierung für die nur einmal wöchentlich erfolgende Postbeförderung in Anspruch genommen, so werden sie Privatleuten gegen eine Gebühr von anderthalb Kran (1 Kran = ca. 40 Pfennige) pro Pferd und Farsach zur Verfügung gehalten. Der Farsach ist die alte persische Parasange und steht als Längenmaß nicht ganz fest; es ist ungefähr die Wegstrecke, die ein Reiter bei etwas beschleunigtem Schritt des Pferdes auf die Dauer in einer Stunde zurücklegen kann. In der Gegend der Kotals sind also die Farsachs nach Kilometern gemessen kürzer als in der Ebene. Zehn Farsachs gleich durchschnittlich zwei Poststationen sind für nicht eilige Reisende mit dem Tschapar das Gewöhnliche; wenn die Pferde gut sind, sollen aber von Sonnenaufgang bis Untergang auch bis zu zwanzig

gemacht werden können. Ich habe vor, mich diesem Maximum, so oft es angeht, nach Möglichkeit zu nähern. Meine Karawane ist von Schiras ab fünf Pferde stark, da jedesmal ein Tschaparschagird oder Postknecht mitreitet, um die Pferde wieder nach ihrer Station zurückzubringen.

Wir brachen heute noch vor Sonnenaufgang von Schiras auf, um Persepolis möglichst früh am Tage zu erreichen; es sind gerade zwei Poststationen, denn die Ruinen der Achämenidenstadt liegen ganz nahe bei dem Tschapar-Chane Puzeh, unserem diesmaligen Nachtquartier. Der erste Theil des Weges hinter Schiras war reizlos. Die typischen, von Gebirgsketten umgürteten Thalmulden wiederholen sich, wie es scheint, fortwährend; die Kulturflecken sind minimal im Vergleich zu den Strecken dürren, steinigen oder thonigen Landes. Alljährlich im Frühling und Herbst wäscht der Regen Erde und Geröll von den Berghalden in die Thalbecken hinunter, und dort auf der Sohle bleibt das Meiste liegen, weil keine perennirenden Gewässer da sind, die den zerkleinerten Schutt ins Meer fortführen könnten. Wie in allen abflußlosen Gebieten baut sich der Detritus von den Bergen rings um den Fuß der Erhebungen immer höher auf, so daß schließlich nur noch die Kämme oder einzelne Gipfel früherer hoher Ketten aus der mehr und mehr sich nivellirenden Umgebung emporragen.

Nach dem Pferdewechsel passirten wir auf einer langen Flucht schmaler steinerner Brücken und Dämme einen breiten und vegetationslosen Salzsumpf. Jetzt wurde es heiß. Um Mittag waren wir am Pul i-Chan, einer thurmhoch geschwungenen Bogenbrücke über den Fluß Kur, den Araxes der klassischen Geographen. Kurz oberhalb dieses Bauwerks mündet in ihn der Polvar, der alte Medus; er kommt aus der Ebene von Murghab bei Pasargadä. Die große Ebene, durch die Kur und Polvar fließen, heißt Merw-Dascht; sie bildet das umfangreichste zusammenhängend bebaubare Stück Boden in der ganzen Persis, und daher sicher einen der ältesten Brennpunkte der Besiedlung und Kultur im Lande. Viele Stunden in die Länge und Breite dehnt sich längs der Flüsse fruchtbares, tiefgründiges Ackerland, reich von fließendem Wasser befruchtet, viele Arme und Buchten um und in die umlagernden Berge hinein entsendend. Im Alterthum war es dicht bebaut und besiedelt, allenthalben von Kanälen durchzogen, mit Dörfern bedeckt, von Gärten, Bäumen und Saaten erfüllt. Heute liegen mehr als drei Viertel der Fruchtebene vertrocknet und wüst; spärliche Dorfschaften zeigen sich längs ihrem Rande verstreut oder bergen sich in den Seitenthälern zwischen den Bergen. In langen Linien durchziehen einige hohe gelbbraune Kanaldämme das staubige Feld; dazwischen laufen in zahllosen parallelen Streifen die vom steten Zug der Karawanen eingetretenen Pfade der großen Straße von Schiras über Ispahan nach Teheran, Tabris und zum nördlichen Meere.

Seit ich die Brücke passirt hatte, wuchs die Ungeduld Persepolis zu sehen von Minute zu Minute. Mein Postgaul war nicht so ganz übel, aber von bequemem Naturell und wohl auch schon etwas steif vor Alter und Dienst; er mochte sich über die Eile seines Reiters wundern, wo die Schatten von Mann und Pferd doch noch so kurz waren. Etwa zwei Stunden, bevor man den Platz erreicht, werden die Säulen des großen Xerxespalastes als schmale, senkrechte Streifen sichtbar, die sich hell gegen die unmittelbar dahinter emporsteigende, dunkler getönte Bergwand abheben. Sie stehen auf einer hohen Terrasse, die unmittelbar am Fuße eines nackten, zackigen Gebirgszuges aus sehr hartem, bräunlich und grau glänzendem Kalkstein, theils aus der Ebene aufgebaut, theils in die Lehne des Berges hineingearbeitet ist. Eine wunderbare doppelarmige Freitreppe führt von Westen her in die Höhe, mit so breiten und niedrigen Stufen, deren immer mehrere in einen Block geschnitten sind, daß man hinaufreiten kann. Die obere Fläche mißt 700 Schritt in die Länge und 400 in die Breite. Sie trägt die Ueberbleibsel der eigentlichen Palastbauten, während die Stadt sich wahrscheinlich zu den Füßen der Burg in der Ebene ausgedehnt hat und spurlos verschwunden ist. Von Weitem heranreitend, gewahrt man zwar an dem ziemlich steilen Abhang des Berges über der Plattform eine gelbliche, in sich zurücklaufende Linie, die offenbar einen alten Mauerzug andeutet, aber jetzt nur noch eine Kette ganz geringer Erhöhungen bildet. Ihr Umfang ist indes zu gering, als daß es die Stadtumwallung gewesen sein könnte, und sie schließt auch faktisch nur um ein Geringes mehr an Raum ein, als einige Felsengräber mit ihren, früher wahrscheinlich vorhandenen Nebenanlagen unmittelbar über den Palasttrümmern erfordern.

Das Erste, was man vor sich sieht, wenn die Höhe der Plattform erreicht ist, ist ein mächtiger Portalbau, dessen vier Eckpfeiler mit über dreifach mannshohen Stierkolossen geschmückt sind, die Adlerflügel und bärtige Menschenhäupter tragen. Von den Säulen

schaften zeigen sich längs ihrem Rande verstreut oder bergen sich in den Seitenthälern zwischen den Bergen. In langen Linien durchziehen einige hohe gelbbraune Kanaldämme das staubige Feld; dazwischen laufen in zahllosen parallelen Streifen die vom steten Zug der Karawanen eingetretenen Pfade der großen Straße von Schiras über Ispahan nach Teheran, Tabris und zum nördlichen Meere.

Seit ich die Brücke passirt hatte, wuchs die Ungeduld Persepolis zu sehen von Minute zu Minute. Mein Postgaul war nicht so ganz übel, aber von bequemem Naturell und wohl auch schon etwas steif vor Alter und Dienst; er mochte sich über die Eile seines Reiters wundern, wo die Schatten von Mann und Pferd doch noch so kurz waren. Etwa zwei Stunden, bevor man den Platz erreicht, werden die Säulen des großen Xerxespalastes als schmale, senkrechte Streifen sichtbar, die sich hell gegen die unmittelbar dahinter emporsteigende, dunkler getönte Bergwand abheben. Sie stehen auf einer hohen Terrasse, die unmittelbar am Fuße eines nackten, zackigen Gebirgszuges aus sehr hartem, bräunlich und grau glänzendem Kalkstein, theils aus der Ebene aufgebaut, theils in die Lehne des Berges hineingearbeitet ist. Eine wunderbare doppelarmige Freitreppe führt von Westen her in die Höhe, mit so breiten und niedrigen Stufen, deren immer mehrere in einen Block geschnitten sind, daß man hinaufreiten kann. Die obere Fläche mißt 700 Schritt in die Länge und 400 in die Breite. Sie trägt die Ueberbleibsel der eigentlichen Palastbauten, während die Stadt sich wahrscheinlich zu den Füßen der Burg in der Ebene ausgedehnt hat und spurlos verschwunden ist. Von Weitem heranreitend, gewahrt man zwar an dem ziemlich steilen Abhang des Berges über der Plattform eine gelbliche, in sich zurücklaufende Linie, die offenbar einen alten Mauerzug andeutet, aber jetzt nur noch eine Kette ganz geringer Erhöhungen bildet. Ihr Umfang ist indes zu gering, als daß es die Stadtumwallung gewesen sein könnte, und sie schließt auch faktisch nur um ein Geringes mehr an Raum ein, als einige Felsengräber mit ihren, früher wahrscheinlich vorhandenen Nebenanlagen unmittelbar über den Palasttrümmern erfordern.

Das Erste, was man vor sich sieht, wenn die Höhe der Plattform erreicht ist, ist ein mächtiger Portalbau, dessen vier Eckpfeiler mit über dreifach mannshohen Stierkolossen geschmückt sind, die Adlerflügel und bärtige Menschenhäupter tragen. Von den Säulen,

die das Dach stützen, steht nur noch eine einzige. Dieser Bau gehörte zum Palaste des Xerxes. Er war eine Art Thorhalle. Jenseits dehnt sich ein weiter, ebener, mit kurzem Rasen bewachsener Platz aus, 60 bis 70 Schritte breit, auf dem bloß einzelne Stücke bearbeiteten Gesteins liegen. Wenn man diesen Raum durchschritten hat, gelangt man an eine zweite, kleinere, der großen Hauptbasis aufgesetzte Plattform, zu der abermals eine Reihe breiter, niedriger und glatt polirter Stufen hinaufführt. Die Stirnseite dieser Terrasse zeigt in drei Reihen über einander Reliefs von wunderbarer Feinheit und hoher technischer wie künstlerischer Vollendung: Krieger der königlichen Leibwache, Repräsentanten tributpflichtiger Völkerschaften; dazwischen Bäume verschiedener Art und Aehnliches mehr. Nach Ersteigung der Treppe steht man unmittelbar vor der berühmten Gruppe der „Vierzig Säulen“ — Tschihil Minar. In Wirklichkeit sind es nicht vierzig, sondern nur noch dreizehn, und es waren einmal zweiundsiebzig. Sie trugen das Cederndach der von Xerxes erbauten großen Thronhalle, des prachtvollsten Gebäudes im alten Persepolis, das die übrigen Bauwerke, wie es scheint, weit überragte. Die Höhe der Säulen schätze ich von der Basis bis zum oberen Ende der merkwürdigen, langausgezogenen Kapitäle auf nahe an 20 m, so viel wie die sechs berühmten Säulen, die noch in den Ruinen des Sonnentempels von Baalbek stehen. Das Material ist ein marmorähnlicher, grauer Kalkstein, der sich wunderbar bearbeiten und namentlich poliren läßt. Die Kanten der scharf wie Messerschneiden aufeinander stoßenden Kanneluren sind heute noch überall dort, wo der Stein nicht gewaltsam beschädigt worden ist, so vollkommen, ohne Scharten und Sprünge, wie am ersten Tage nach der Aufrichtung dieser Schäfte. Der Durchmesser an der Basis mag etwa anderthalb Meter betragen. Die Verjüngung nach oben ist merkbar, aber nicht übertrieben. Außenwände hat das Bauwerk offenbar gar nicht gehabt. Wahrscheinlich ist der Königsthron in der Mitte dieses wunderbaren Säulenwaldes durch kostbare Vorhänge und Teppiche vor Sonne, Wind und Staub geschützt gewesen. Daß die Thronhalle ein Cederndach gehabt hat, hat man durch Nachgrabungen unter der Schuttdecke, die den Boden überlagert, festgestellt. Es fanden sich dort große Mengen Cedernholzkohle, die als solche unter dem Mikroskop erkennbar sein soll, und man kann daher den Schluß ziehen, daß einstmals ein Brand das Dach des Gebäudes zerstört hat. Natürlich denkt man dabei

an die Verbrennung eines Theiles der Königsburg von Persepolis, die Alexander der Große nach der Einnahme des Platzes befahl, angeblich auf das Wort der athenischen Courtisane Thaïs hin, die den trunkenen König aufforderte, zur Rache für den Brand Athens den Bau des Xerxes dem gleichen Schicksal preiszugeben. Daß auf den angezündeten Theilen des Palastes Dächer aus Cedernholz gewesen seien, ist ausdrücklich bezeugt. Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, als anzunehmen, daß die hierzu nothwendigen Balken aus den syrischen Gebirgen bis in das Innere von Persien gebracht worden sind, wenngleich man sich kaum vorstellen kann, wie das möglich gewesen ist. Es giebt zwar Nadelholzwälder im Puscht i-Kuh, dem Randgebirge Irans, westlich von Susa gegen Babylonien hin; aber da man das Holz bis an die Mündung des Euphrat überhaupt zu Wasser bringen konnte, so hätte man wenig damit gewonnen, wenn man es wirklich im „Zagros“ schlug.

Nächst der Halle des Xerxes ist das interessanteste Bauwerk auf der Plattform von Persepolis der Hundertsäulensaal des Darius Hystaspis. Die Säulen sind technisch womöglich noch vollkommener gearbeitet gewesen, als die des Xerxes, aber sie sind alle umgestürzt. Vor wenigen Jahren bedeckten noch Schutt und Erde den Boden des Raumes, auf dem sie gestanden hatten, mehrere Meter hoch, aber ganz neuerdings ist er etwa zur Hälfte (von französischer Seite) aufgedeckt worden, sodaß man von der Höhe der alten Umfassungsmauer die ganze wirre Masse der wild übereinander gestürzten Trommeln und Kapitäle übersieht. Die Halle des Darius ist nicht, wie die des Xerxes, offen gewesen, sondern von einer eigenthümlich konstruirten Mauer umgeben, von der es allerdings fraglich bleibt, ob sie je ebenso hoch hinaufgereicht hat, wie die Säulen, sodaß die Bedachung auch auf ihr ruhen konnte. Erhalten ist beinahe vollständig die quadratische Basis aus großen, glatt gefugten Steinblöcken. Darauf stehen ringsum etwa vierzig steinerne Thür- und Fensterrahmen von enormer Massenhaftigkeit und Dicke. Besonders schön und mit Skulpturen geschmückt sind die beiden Seitenpfeiler des hohen Eingangsportals nach Westen zu, wo offenbar das Hauptthor gewesen ist. Zwischen den hoch ragenden massiven Aufbauten für die Thüren und Fenster ist aber der ganze Mauerkörper über der quadersteinernen Basis so vollständig verschwunden, daß man annehmen muß, er habe aus einem viel vergänglicheren Material bestanden, als die steinernen Theile des Baues, d. h. sehr wahrscheinlich aus bloß an der Luft

an die Verbrennung eines Theiles der Königsburg von Persepolis, die Alexander der Große nach der Einnahme des Platzes befahl, angeblich auf das Wort der athenischen Courtisane Thaïs hin, die den trunkenen König aufforderte, zur Rache für den Brand Athens den Bau des Xerxes dem gleichen Schicksal preiszugeben. Daß auf den angezündeten Theilen des Palastes Dächer aus Cedernholz gewesen seien, ist ausdrücklich bezeugt. Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, als anzunehmen, daß die hierzu nothwendigen Balken aus den syrischen Gebirgen bis in das Innere von Persien gebracht worden sind, wenngleich man sich kaum vorstellen kann, wie das möglich gewesen ist. Es giebt zwar Nadelholzwälder im Puscht i-Kuh, dem Randgebirge Irans, westlich von Susa gegen Babylonien hin; aber da man das Holz bis an die Mündung des Euphrat überhaupt zu Wasser bringen konnte, so hätte man wenig damit gewonnen, wenn man es wirklich im „Zagros" schlug.

Nächst der Halle des Xerxes ist das interessanteste Bauwerk auf der Plattform von Persepolis der Hundertsäulensaal des Darius Hystaspis. Die Säulen sind technisch womöglich noch vollkommener gearbeitet gewesen, als die des Xerxes, aber sie sind alle umgestürzt. Vor wenigen Jahren bedeckten noch Schutt und Erde den Boden des Raumes, auf dem sie gestanden hatten, mehrere Meter hoch, aber ganz neuerdings ist er etwa zur Hälfte (von französischer Seite) aufgedeckt worden, sodaß man von der Höhe der alten Umfassungsmauer die ganze wirre Masse der wild übereinander gestürzten Trommeln und Kapitäle übersieht. Die Halle des Darius ist nicht, wie die des Xerxes, offen gewesen, sondern von einer eigenthümlich konstruirten Mauer umgeben, von der es allerdings fraglich bleibt, ob sie je ebenso hoch hinaufgereicht hat, wie die Säulen, sodaß die Bedachung auch auf ihr ruhen konnte. Erhalten ist beinahe vollständig die quadratische Basis aus großen, glatt gefugten Steinblöcken. Darauf stehen ringsum etwa vierzig steinerne Thür- und Fensterrahmen von enormer Massenhaftigkeit und Dicke. Besonders schön und mit Skulpturen geschmückt sind die beiden Seitenpfeiler des hohen Eingangsportals nach Westen zu, wo offenbar das Hauptthor gewesen ist. Zwischen den hochragenden massiven Aufbauten für die Thüren und Fenster ist aber der ganze Mauerkörper über der quadersteinernen Basis so vollständig verschwunden, daß man annehmen muß, er habe aus einem viel vergänglicheren Material bestanden, als die steinernen Theile des Baues, d. h. sehr wahrscheinlich aus bloß an der Luft ge-

trockneten Ziegeln. Eben darauf würde auch die große Dicke führen, die die Mauer offenbar besessen hat. Schutt von gebrannten Ziegeln habe ich in Persepolis überhaupt nicht bemerkt. Ebenso wenig scheint die Terrasse, auf der etwa das Berliner königliche Schloß mit einer schmalen Esplanade ringsum Platz hätte, je befestigt gewesen zu sein. Auch nach der Beschaffenheit der übrigen architektonischen Ueberreste oben auf der Plattform scheint dieselbe Technik der massiven, entweder monolithischen oder aus zwei bis drei kolossalen Werkstücken zusammengesetzten Thür- und Fensterkränze mit Luftziegelmauerwerk dazwischen, durchweg geherrscht zu haben. Auf diese Art ist fast das ganze untere Stockwerk eines mäßig großen, von Darius I. errichteten Gebäudes erhalten geblieben, das aber, wie es scheint, im Innern auch nur einen einzigen Saal gebildet hat. Ueberhaupt ist es schwer, trotz der Ausdehnung des Platzes und der ziemlichen Menge der Ruinen auf ihm, sich vorzustellen, wo hier etwa eigentliche Wohngebände hätten stehen sollen. Was an Grundrissen zu erkennen ist, stellt anscheinend alles einstige Staats- und Prunkräume dar, worauf auch die Menge der pompösen Skulpturen deutet, die meist an den Innenseiten und Stirnflächen der Thordurchgänge zu sehen sind: der König unter dem Sonnenschirm, von Leibwachen und Staatswürdenträgern gefolgt, der König auf dem Throne oder als Bezwinger des ahrimanischen Ungeheuers und Aehnliches mehr. Dazwischen liegen ganz freie Plätze, auf denen kaum je irgend welche nennenswerthe Bauwerke existirt haben können. Da die Terrasse nach drei Seiten hoch und senkrecht aufgemauert in die Ebene abstürzt und nach der vierten zu unmittelbar in die Felsenlehne des Gebirges übergeht, das sich über ihr erhebt, so will es mir demnach scheinen, daß die ganze Masse der Bauwerke an dieser Stätte überhaupt nie von den persischen Großkönigen und ihrem Hofhalt im eigentlichen Sinne bewohnt gewesen ist. Das Schloß, in dem der König seinen Aufenthalt nahm, wenn er nach Persepolis kam, wird irgendwo inmitten weiter Gartenanlagen in der Ebene gestanden haben und aus viel leichterem Material erbaut gewesen sein; auf der Burg dagegen haben die großen Haupt- und Staatsaktionen, der Empfang fremder Gesandtschaften, Opferfeiern und dergleichen stattgefunden. Sicher lagen dort oben die Schatzhäuser, in denen Alexander seine fabelhafte Beute machte.

In die Felswand, von der aus sich die Palastterrasse nach Westen in die Ebene hinein erstreckt, sind in ziemlicher Höhe über

den Ruinen drei Königsgräber hineingehauen. Da das Grab des Cyrus bei Pasargadä liegt, Darius I und seine drei Nachfolger aber bei Nakisch i-Rustem, eine Stunde von Persepolis, begraben sind, so wird man mit der Vermuthung wohl nicht fehlgehen, daß hier die drei letzten Achämeniden ihre Ruhestätte gefunden haben. Dann aber ist es sehr wahrscheinlich, daß die am weitesten nach links liegende und offenbar späteste der Grabstätten die des Darius Kodomanus ist, dessen Leichnam Alexander, nachdem er den König sterbend seinen Mördern abgejagt hatte, bei seinen Ahnen bestatten ließ.

Der deutsche Gastfreund von Schiras, der mir bis hierher das Geleit giebt, um auch — zum ersten Mal — die Ruinen von Persepolis zu sehen, hat den Proviantsack verschwenderisch füllen lassen; wir haben amerikanisches Bier aus einer Bostoner Brauerei zu englischem Schinken und Schweizer Biskuits getrunken. Brod, Eier, Huhn und Hammel waren persisch; dazu Wein von Schiras und französische Chocolade. Wir lagerten zu Füßen der Kerube des Xerxes und hoben freudig die Hände zum lecker bereiteten Mahle; gerade gegenüber erhob sich der schlanke hohe Schaft der einen stehengebliebenen Säule des großen Thorbaus, und wenn ich mit der Rechten über mich griff, so konnte ich über die Keilschriftkolumnen in dem Steinkoloß fahren, den der Besiegte von Salamis hier aufrichten ließ, den Eingang seines Palastes zu hüten. Wie schön, daß Persepolis so in der Einöde liegt, so im Herzen eines unzugänglichen Landes, wo es noch keine Hotels und keine Fremdenführer giebt und wo selbst der gewöhnliche Globetrotter noch nicht hinkommt! Ich habe auf der City of Glasgow im Golf mit so einem Exemplar — natürlich Engländer — Bekanntschaft gemacht, das auch hierher hinauf wollte und einige Tage vor mir von Buschir fortging. Am Fuß des ersten Kotals traf ich den Mann dann wieder; er war nur bis Kaserun gekommen und dann umgekehrt, hatte die Kiste mit Sodawasser und das halbe Dutzend Whiskyflaschen, die er mit sich führte, ausgetrunken, saß nun betrübt in einem Rasthaus und bat mich, als wir uns begegneten um Opiumtropfen. Ja die Kotals haben es in sich. Mögen sie dafür wenigstens deshalb gesegnet sein, weil sie die große Einsamkeit des Achämenidenschlosses und der Königsgräber von Persepolis bis heute erhalten haben!

Nach dem Imbiß bei den Xerxesthieren stieg ich zu dem Grabe hinauf, in dem, wie man wohl annehmen darf, D

den Ruinen drei Königsgräber hineingehauen. Da das Grab des Cyrus bei Pasargadä liegt, Darius I und seine drei Nachfolger aber bei Naksch i-Rustem, eine Stunde von Persepolis, begraben sind, so wird man mit der Vermuthung wohl nicht fehlgehen, daß hier die drei letzten Achämeniden ihre Ruhestätte gefunden haben. Dann aber ist es sehr wahrscheinlich, daß die am weitesten nach links liegende und offenbar späteste der Grabstätten die des Darius Kodomanus ist, dessen Leichnam Alexander, nachdem er den König sterbend seinen Mördern abgejagt hatte, bei seinen Ahnen bestatten ließ.

Der deutsche Gastfreund von Schiras, der mir bis hierher das Geleit giebt, um auch — zum ersten Mal — die Ruinen von Persepolis zu sehen, hat den Proviantsack verschwenderisch füllen lassen; wir haben amerikanisches Bier aus einer Bostoner Brauerei zu englischem Schinken und Schweizer Biskuits getrunken. Brod, Eier, Huhn und Hammel waren persisch; dazu Wein von Schiras und französische Chocolade. Wir lagerten zu Füßen der Kerube des Xerxes und hoben freudig die Hände zum lecker bereiteten Mahle; gerade gegenüber erhob sich der schlanke hohe Schaft der einen stehengebliebenen Säule des großen Thorbaus, und wenn ich mit der Rechten über mich griff, so konnte ich über die Keilschriftkolumnen in dem Steinkoloß fahren, den der Besiegte von Salamis hier aufrichten ließ, den Eingang seines Palastes zu hüten. Wie schön, daß Persepolis so in der Einöde liegt, so im Herzen eines unzugänglichen Landes, wo es noch keine Hotels und keine Fremdenführer giebt und wo selbst der gewöhnliche Globetrotter noch nicht hinkommt! Ich habe auf der City of Glasgow im Golf mit so einem Exemplar — natürlich Engländer — Bekanntschaft gemacht, das auch hierher hinauf wollte und einige Tage vor mir von Buschir fortging. Am Fuß des ersten Kotals traf ich den Mann dann wieder; er war nur bis Kaserun gekommen und dann umgekehrt, hatte die Kiste mit Sodawasser und das halbe Dutzend Whiskyflaschen, die er mit sich führte, ausgetrunken, saß nun betrübt in einem Rasthaus und bat mich, als wir uns begegneten — um Opiumtropfen. Ja die Kotals haben es in sich. Mögen sie dafür wenigstens deshalb gesegnet sein, weil sie die große Einsamkeit des Achämenidenschlosses und der Königsgräber von Persepolis bis heute erhalten haben!

Nach dem Imbiß bei den Xerxesthieren stieg ich zu dem Grabe hinauf, in dem, wie man wohl annehmen darf, Darius III.

einst bestattet worden ist. In die Felswand ist ein wagerechter breiter Stollen soweit hineingetrieben, bis am Ende eine genügend hohe senkrechte Stirnfläche erzielt ist, um eine mit Skulpturen und Halbsäulen geschmückte stattliche Portalfront aus dem gewachsenen Gestein des Berges herauszuarbeiten. Unten in der Mitte liegt der niedrige Eingang; in der Grabkammer selbst sind zwei, jetzt natürlich leere Sarkophage aus dem Felsen selbst gemeißelt, ein großer und ein etwas kleinerer. Darius und Statira!

Während ich noch draußen vor dem Grabe stand und das Relief im Felsen betrachtete, das den König vor dem Feueraltar Ahuramasdas opfernd zeigt, die Tiara auf dem Haupt, mußte ich an das Feld von Gaugamela denken, über das ich nun vor fünf Monaten geritten bin, wo die Entscheidung über Asiens Schicksal fiel, und an den engen Felsenpaß von Assyrien nach Medien empor, durch den der Mann, den man hier begraben hat, nach diesem Iran hinauf geflohen ist, als er sein Reich verloren hatte. Drinnen in der Gruft herrschten Kühle und Dämmerlicht; ich legte die Arme auf den breiten Rand des massig-einfachen Königssarges und schauerte unwillkürlich vor der Kälte des Steins zusammen.

Sonderbar, woran man an solch' einer Stelle Alles denkt! Im Grabe des Darius, im innersten Persien, steht man menschlicher Voraussicht nach doch zugleich das erste und das letzte Mal seines Lebens, und es ist ein Ort, an den zu kommen allein schon eine Kette von Erlebnissen und Unternehmungen kostet; darum hält einer unwillkürlich einen Augenblick bei sich inne und fragt sich: Was ist es Dir nun werth, daß Du hierher gekommen bist? Indem ich das dachte, durchzuckte mich blitzartig in einem Augenblick das Vollbewußtsein der ungeheuren Summe von Anschauungen und Stimmungen, die ich bis zu diesem Augenblick auf dem Boden Asiens gehabt und erlebt habe! Und plötzlich schwindelte es mir förmlich vor der Menge der Dinge, die Monat für Monat bisher nacheinander auf den Geist eingestürmt sind und sich im Gedächtniß neben einander gelagert haben. Nach Hause, nach Hause! Wie willst du überhaupt nur das Alles verarbeiten, was du gesehen hast? Dann legte ich den Kopf auf den Rand des Sarkophages und dachte an Darius, Statira und Alexander, und ob das Gebet wohl echt sei, das der König, nachdem er die Großmuth des Macedoniers erfahren hatte, zu Ahuramasda emporgesendet haben soll, er möge ihm entweder den Sieg verleihen, oder daß Niemand nach ihm über das Reich der Perser herrsche, außer Alexander!

Ich weiß nicht, wie lange ich in der Gruft geblieben bin; vielleicht waren es zehn Minuten, vielleicht eine Stunde. Aber wie damals in der Neujahrsnacht bei Karkemisch am Euphrat, so war auch hier der große tiefe Grundakkord, der alles bewußte und unbewußte Empfinden gleichermaßen beherrschte, die intuitive Ueberzeugung von dem, für mich wenigstens, durch nichts Anderes zu ersetzenden Werth der historisch-klassischen Bildung. Ich wäre mir so furchtbar arm vorgekommen, wenn mir in diesem Augenblicke Jemand die Perser, Griechen und Makedonen, den Aeschylus und Herodot, Xenophon und Parmenion genommen und dafür alles Physische in der Natur, alle Integrale und siebenundsiebzig lebendige Sprachen zu beherrschen gegeben hätte!

Als ich aus dem Königsgrabe hinaustrat, lag die ganze Ruinenwelt von Persepolis vom Licht der sinkenden Sonne röthlich überstrahlt in feierlich schweigsamer Erhabenheit mir zu Füßen. Weit dehnte sich hinter den Steinblöcken und Mauern die gelbe Ebene um den Fuß der großen Terrasse; stumm ragten die großen Säulen und Stiere des Xerxes, die Skulpturenpfeiler des ersten Darius in die regungslose Abendluft empor — und im Geiste erstand aus den majestätischen Trümmern die alte Thronburg der Könige von Asien mit ihrem Glanz zur Achämenidenzeit und mit dem Flammenschein ihrer stürzenden Paläste am Tage der Rache für den Brand Athens.

Murghab, den 26. März.

Gestern früh wurde von unserer Station Puzeh aufgebrochen, die noch keine halbe Stunde von den Ruinen liegt und wo wir, wenn auch dürftig, übernachtet haben. Eine halbe Stunde entfernt liegen die berühmten Gräber und Reliefs von Nakisch i-Rustem. Dort ist Darius Hystaspis begraben und wahrscheinlich auch seine drei nächsten Nachfolger. Die Grabanlagen in der steilen Felswand haben sehr große Aehnlichkeit mit denen über Persepolis, sind aber anscheinend älter. Unterhalb der vier tief in den Felsen gehauenen, skulpturgeschmückten Portalfronten haben die sassanidischen Könige eine Reihe von Reliefs zur Verherrlichung ihrer Thaten und ihres Geschlechts anbringen lassen. Die interessantesten stellen die Belehnung Ardeschirs, des ersten der Sassaniden, durch Ahuramasda mit dem Symbol der Herrschaft über Iran und die Huldigung des gefangenen Imperators Valerian vor Chosru Anuschirwan dar. Am Ende der Reihe stehen noch zwei in den Fels ge-

Ich weiß nicht, wie lange ich in der Gruft geblieben bin; vielleicht waren es zehn Minuten, vielleicht eine Stunde. Aber wie damals in der Neujahrsnacht bei Karkemisch am Euphrat, so war auch hier der große tiefe Grundakkord, der alles bewußte und unbewußte Empfinden gleichermaßen beherrschte, die intuitive Ueberzeugung von dem, für mich wenigstens, durch nichts Anderes zu ersetzenden Werth der historisch-klassischen Bildung. Ich wäre mir so furchtbar arm vorgekommen, wenn mir in diesem Augenblicke Jemand die Perser, Griechen und Makedonen, den Aeschylus und Herodot, Xenophon und Parmenion genommen und dafür alles Physische in der Natur, alle Integrale und siebenundsiebzig lebendige Sprachen zu beherrschen gegeben hätte!

Als ich aus dem Königsgrabe hinaustrat, lag die ganze Ruinenwelt von Persepolis vom Licht der sinkenden Sonne röthlich überstrahlt in feierlich schweigsamer Erhabenheit mir zu Füßen. Weit dehnte sich hinter den Steinblöcken und Mauern die gelbe Ebene um den Fuß der großen Terrasse; stumm ragten die großen Säulen und Stiere des Xerxes, die Skulpturenpfeiler des ersten Darius in die regungslose Abendluft empor — und im Geiste erstand aus den majestätischen Trümmern die alte Thronburg der Könige von Asien mit ihrem Glanz zur Achämenidenzeit und mit dem Flammenschein ihrer stürzenden Paläste am Tage der Rache für den Brand Athens.

Murghab, den 26. März.

Gestern früh wurde von unserer Station Puzeh aufgebrochen, die noch keine halbe Stunde von den Ruinen liegt und wo wir, wenn auch dürftig, übernachtet haben. Eine halbe Stunde entfernt liegen die berühmten Gräber und Reliefs von Naksch i-Rustem. Dort ist Darius Hystaspis begraben und wahrscheinlich auch seine drei nächsten Nachfolger. Die Grabanlagen in der steilen Felswand haben sehr große Aehnlichkeit mit denen über Persepolis, sind aber anscheinend älter. Unterhalb der vier tief in den Felsen gehauenen, skulpturgeschmückten Portalfronten haben die sassanidischen Könige eine Reihe von Reliefs zur Verherrlichung ihrer Thaten und ihres Geschlechts anbringen lassen. Die interessantesten stellen die Belehnung Ardeschirs, des ersten der Sassaniden, durch Ahuramasda mit dem Symbol der Herrschaft über Iran und die Huldigung des gefangenen Imperators Valerian vor Chosru Anuschirwan dar. Am Ende der Reihe stehen noch zwei in den Fels gehauene

Feueraltäre unversehrt da, und oberhalb der Gräberanlagen liegt auf der Höhe eine offenbar künstliche Plattform, die vielleicht dazu gedient hat, die Leichen der späteren Herrscher, denen das Bestatten in der Erde wohl schon als unerlaubt galt, der allmählichen Verwesung unter freiem Himmel und den Vögeln auszusetzen, wie es die religiöse Praxis der heutigen Parsis fordert.

Von Nakisch i-Rustem ritt ich in sieben Stunden (neun Farsachs) durch das Thal des Polvar bis zur Ebene von Pasargadä. Mit Ausnahme einer mehrere Kilometer langen, engen Passage, wo der Fluß durch beiderseits hart an ihn herantretende Bergmassen eingeengt wird, führt der Weg fortgesetzt durch bewässertes Fruchtland. Hier ist offenbar der Kern, das älteste Kulturzentrum der Persis! Wenn alles Land am Kur und Polvar, das kulturfähig ist, auch wirklich angebaut wäre, so könnten hier ohne Zweifel zwei- bis dreihunderttausend Menschen wohnen, und eine solche Menge hat im Alterthum sicher ausgereicht, eine starke Wurzel politischer Macht und die materielle Grundlage für den Kampf um die Krone von Iran mit den Medern zu bilden. In jenem Engpaß am Polvar ist eine lange Strecke der Straße mit viel Mühe und hoher Kunst in eine jäh abschüssige Felsstrecke des rechten Ufers hineingehauen, und diese Arbeit stammt ohne Zweifel noch aus der Achämenidenzeit, wo der Weg die beiden berühmten Orte, Persepolis und Pasargadä, verband. Von ihm wissen wir mit Sicherheit, daß Alexander der Große ihn mit seinen Soldaten marschirt ist, und man kann sich ein Bild von der Langsamkeit des Vorwärtskommens eines Heeres in diesem Defilee machen, wenn man sieht, daß die Leute auf der alten Straße zwischen dem Felsen und dem Fluß höchstens zwei Mann breit marschirt sein können.

Wenn man den Paß hinter sich hat, wiederholt sich abermals dasselbe Landschaftsbild wie nun schon seit Wochen: die tafelglatte, seeähnlich ausgebuchtete, von nackten Bergketten umkränzte Ebene, die ringsum nach ihrer Begrenzung zu muldenförmig ansteigt. Mitten darin gewahrt man einen hohen, hellen Steinbau; seitab einige Pfeiler und eine einzige schlanke Säule. Das ist Alles, was von Pasargadä, der Sieges- und Grabstadt des großen Kyros, übrig geblieben ist. Eine Viertelstunde, nachdem ich die Ruinen zu Gesicht bekommen hatte, war ich an den Stufen des Grabbaues selbst. Es ist ein kleines Steinhaus, Wände, Dach und Giebel aus großen Kalkblöcken gethürmt; das Ganze steht auf einer steilen, siebenfach abgetreppten Pyramide aus demselben Material. Die

Stufen sind so hoch, daß man sich nur mit Mühe von einer auf die andere schwingen kann. Ich stieg hinauf, befahl den Leuten, draußen zu bleiben, und trat durch die niedrige Thüröffnung in das rauchgeschwärzte Innere, das nur wenige Schritte im Geviert hat. Vor der Wand, die dem Eingange gegenüber lag, war eine Schnur mit allerlei seltsamen Zierrathen daran ausgespannt: Schellen, Federn, Knöchelchen, Bruchstücke von verschiedenen Eisengeräthen, Holzpflöcke u. dergl. hingen an ihr. In einer Ecke lag ein ganz zerlesenes Koranexemplar, und in die Wand zur Rechten war in rohen Umrissen die Andeutung eines Mihrab, der nach Mekka weisenden Gebetsnische, eingehauen.

Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Bau, den die Eingeborenen das Grab der Mutter Salomos nennen, wirklich das Kyrosgrab ist, von dem die Geschichtsschreiber Alexanders des Großen erzählen. Die Ruine aus weißen Quadersteinen, die dicht neben dem Mausoleum liegt, ist offenbar das Haus der Magier, die noch zur Zeit der makedonischen Eroberung für den Dienst des Todten sorgten, und von dem großen Park, der die Anlage damals umgeben haben soll, sind noch deutlich verschiedene Bassinreste zu erkennen. Es ging mir ähnlich wie in Persepolis in der Gruft des Darius Kodomanus: alles Empfinden für die historische Weihe des Orts ging auf in der überwältigend herandringenden Macht des einen Gedankens, daß es kein Wissen um menschliche Dinge giebt, welches größer, erschütternder und beglückender wäre als die Historie. Zugleich aber dachte ich daran, daß nun von dieser Stelle an der lange, lange Heimweg beginnt. Persepolis und das Kyrosgrab, die ich gestern und heute sah, sind das letzte eigentliche Ziel meiner Reise gewesen, bei dem ich mit dem Herzen war, um das es mich tief geschmerzt hätte, wenn ich hätte umkehren müssen, bevor ich sie sah. Ich war wohl eine Stunde drinnen im Grabe des ersten Königs von Asien, bis ich meine Seele ganz und gar gesättigt fühlte von dem Stück Weltgeschichte, das in der Person des Mannes sich verdichtet hat, den man hier einst zur Ruhe trug. Dann ritt ich hinüber zu dem Pfeiler mit jener dreisprachigen Inschrift, auf Persisch, Susisch und Babylonisch: Ich bin Kyros, der König, der Achämenide! Nicht weit davon steht eine steinerne Stele mit einer merkwürdigen Figur darauf, die sehr wahrscheinlich den König Kyros selber vorstellt, als Fravaschi gedacht, mit Götterflügeln und der ägyptischen Götterkrone auf dem Haupt. Leider ist das

Stufen sind so hoch, daß man sich nur mit Mühe von einer auf die andere schwingen kann. Ich stieg hinauf, befahl den Leuten, draußen zu bleiben, und trat durch die niedrige Thüröffnung in das rauchgeschwärzte Innere, das nur wenige Schritte im Geviert hat. Vor der Wand, die dem Eingange gegenüber lag, war eine Schnur mit allerlei seltsamen Zierrathen daran ausgespannt: Schellen, Federn, Knöchelchen, Bruchstücke von verschiedenen Eisengeräthen, Holzpflöcke u. dergl. hingen an ihr. In einer Ecke lag ein ganz zerlesenes Koranexemplar, und in die Wand zur Rechten war in rohen Umrissen die Andeutung eines Mihrab, der nach Mekka weisenden Gebetsnische, eingehauen.

Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Bau, den die Eingeborenen das Grab der Mutter Salomos nennen, wirklich das Kyrosgrab ist, von dem die Geschichtsschreiber Alexanders des Großen erzählen. Die Ruine aus weißen Quadersteinen, die dicht neben dem Mausoleum liegt, ist offenbar das Haus der Magier, die noch zur Zeit der makedonischen Eroberung für den Dienst des Todten sorgten, und von dem großen Park, der die Anlage damals umgeben haben soll, sind noch deutlich verschiedene Bassinreste zu erkennen. Es ging mir ähnlich wie in Persepolis in der Gruft des Darius Kodomanus: alles Empfinden für die historische Weihe des Orts ging auf in der überwältigend herandringenden Macht des einen Gedankens, daß es kein Wissen um menschliche Dinge giebt, welches größer, erschütternder und beglückender wäre als die Historie. Zugleich aber dachte ich daran, daß nun von dieser Stelle an der lange, lange Heimweg beginnt. Persepolis und das Kyrosgrab, die ich gestern und heute sah, sind das letzte eigentliche Ziel meiner Reise gewesen, bei dem ich mit dem Herzen war, um das es mich tief geschmerzt hätte, wenn ich hätte umkehren müssen, bevor ich sie sah. Ich war wohl eine Stunde drinnen im Grabe des ersten Königs von Asien, bis ich meine Seele ganz und gar gesättigt fühlte von dem Stück Weltgeschichte, das in der Person des Mannes sich verdichtet hat, den man hier einst zur Ruhe trug. Dann ritt ich hinüber zu dem Pfeiler mit jener dreisprachigen Inschrift, auf Persisch, Susisch und Babylonisch: Ich bin Kyros, der König, der Achämenide! Nicht weit davon steht eine steinerne Stele mit einer merkwürdigen Figur darauf, die sehr wahrscheinlich den König Kyros selber vorstellt, als Fravaschi gedacht, mit Götterflügeln und der ägyptischen Götterkrone auf dem Haupt. Leider ist das

Gesicht durch muhammedanischen Religionsfanatismus theilweise zerstört, aber in der Gestalt wie in dem Ueberrest, der von den Zügen sichtbar ist, prägen sich ein hoher Adel und mehr als technische Kunstvollendung aus. Ich werde dies Bild aus den Trümmern von Pasargadä nie vergessen, diese Königsgestalt in ihrer Schlichtheit, Größe und Vergeistigung! Vor ihr habe ich Abschied genommen von der alten Welt des Morgenlandes, von der Welt, die war, bevor die Geißel der Verwüstung und Barbarei aus der Hand jenes verhängnißvollsten aller Menschen, des Händlers von Medina, über den Orient kam.

Teheran, den 14. April.

Es ist also gegangen, wie es geplant war: ein rasches Hinwegjagen über das öde, geschichts- und kulturlose Zentrum des westiranischen Plateaus. Von Murghab bei Pasargadä bis Ispahan bin ich 350 Kilometer in drei Tagen geritten, von Ispahan bis hierher etwas über 400 in fünf Tagen, weil ich mir unterwegs den Fuß sehr schmerzhaft verletzte und fast einen ganzen Tag verlor. Leider habe ich meinen armen Madat in Ispahan lassen müssen. Wir wollten dort zwei Tage im gastfreien Hause des russischen Konsulats rasten und seine Wunde im Gesicht von einem geschulten europäischen Arzt untersuchen lassen. Ihr bedenklicher Zustand war mit ein Hauptgrund für die große Eile, denn 30 Stunden vor Ispahan brach plötzlich des Abends im Rasthaus eine heftige spontane Blutung unter dem Verband hervor aus. Liegen bleiben in der Einöde wäre das Schlimmste gewesen, was überhaupt nur passiren konnte, so forcirten wir den letzten Ritt 24 Stunden hindurch ohne andere Pausen, als die der Pferdewechsel erforderte. In Ispahan vertröstete uns der Arzt eine ganze Woche lang von Tag zu Tag; dann erklärte er schließlich, unter vier Wochen Pflege im Hospital ginge es nicht. So mußte ich denn allein mit einem persischen Diener bis Teheran weiter. Ich glaube, etwas so Oedes, wie diese verzweifelten 800 Kilometer einer vegetationslosen Hochsteppe, die von todeskahlen, bis nahe an den Kamm im eigenen herabgeflossenen Schutt begrabenen Bergketten durchzogen, nur selten von einer grünen Oase unterbrochen ist, giebt es kaum noch irgendwo ein zweites Mal auf der Welt.

Hier existiren einige „europäische" Hotels. Das eine, in dem ich wohne, gehört einem braven Manne Namens Hadwiger. Er ist ein Ungar und hat eine Russin geheirathet. Deutsch hat er

nie ordentlich gekonnt; sein Ungarisch hat er während der 25 Jahre, die er in Persien lebt, vergessen, russisch hat er schlecht begriffen und französisch radebrecht er zum Erbarmen. Er ist aber eine Seele von einem Menschen und besitzt sogar einen anständigen Frack, ohne den ich hier gestern in einer rechten Verlegenheit gewesen wäre. Bei unserem Gesandten, Graf Rex, war große Soiree, mit dem persischen Sadrasam (Großwesir), einigen Ministern des Schahs, dem französischen Geschäftsträger, dem englisch-persischen General Houtum-Schindler, der ohne Zweifel der beste lebende Kenner Persiens ist, und noch allerlei anderen Größen. Seit Bagdad zum ersten Male wieder Sekt getrunken! Teheran scheint eine sehr langweilige Stadt zu sein, der Typus jenes unerträglichen Gemisches von orientalischer Barbarei und europäischem Firniß, das mir mehr auf die Nerven fällt, als irgend etwas Anderes — aber unser Graf ist ein prachtvoller Mann.

Den 20. April.

Auf morgen Abend ist nun endlich Aufbruch festgesetzt, nachdem ich eine Woche hindurch ein wahres Kapua im Schatten der deutschen Gesandtschaft genossen habe. Vorgestern Abend gab der Zolldirektor Herr Naus, ein Belgier, einen Ball, zu dem das ganze diplomatische Korps sammt den Fremden und ansässigen Europäern von Distinktion geladen und erschienen waren, nur die Engländer gehen nicht in Gesellschaft wegen ihrer Trauer aus Anlaß des Todes der Königin. Sehr exklusiv ist man übrigens nicht, und namentlich bei der eingeladenen Damenwelt werden die Grenzen der Gesellschaftsfähigkeit so weit gezogen, wie es nur irgend geht, z. B. bis zu einer französisch-italienischen Apothekerstochter, die offenbar, was ihr an Rang etwa abging, durch eine wahre exposition universelle der dekolletirten Reize ihres Oberkörpers zu ersetzen suchte. Im Uebrigen ist ein Kostümball mit spanischen Granden, Pierrots, wadengestrümpften Steiermärkern und Gretchenzöpfen am Fuß des Demawend doch eine recht schnurrige Sache. Die Herren hatten Erlaubniß, im Nothfall im Frack zu erscheinen; man tanzte Mazurka, Washington-Post und was es sonst nur an Neuheiten giebt, dazu einen endlosen Kotillon nach allen Regeln der Kunst, und musiziren that ein persisches Militärorchester. Die auffallendste Figur des Abends war ohne Zweifel der russisch-persische General Kossiagowski. Diese merkwürdige Persönlichkeit ist Befehlshaber der nach russischem Reglement einexerzirten

nie ordentlich gekonnt; sein Ungarisch hat er während der 25 Jahre, die er in Persien lebt, vergessen, russisch hat er schlecht begriffen und französisch radebrecht er zum Erbarmen. Er ist aber eine Seele von einem Menschen und besitzt sogar einen anständigen Frack, ohne den ich hier gestern in einer rechten Verlegenheit gewesen wäre. Bei unserem Gesandten, Graf Rex, war große Soiree, mit dem persischen Sadrasam (Großwesir), einigen Ministern des Schahs, dem französischen Geschäftsträger, dem englisch-persischen General Houtum-Schindler, der ohne Zweifel der beste lebende Kenner Persiens ist, und noch allerlei anderen Größen. Seit Bagdad zum ersten Male wieder Sekt getrunken! Teheran scheint eine sehr langweilige Stadt zu sein, der Typus jenes unerträglichen Gemisches von orientalischer Barbarei und europäischem Firniß, das mir mehr auf die Nerven fällt, als irgend etwas Anderes — aber unser Graf ist ein prachtvoller Mann.

Den 20. April.

Auf morgen Abend ist nun endlich Aufbruch festgesetzt, nachdem ich eine Woche hindurch ein wahres Kapua im Schatten der deutschen Gesandschaft genossen habe. Vorgestern Abend gab der Zolldirektor Herr Naus, ein Belgier, einen Ball, zu dem das ganze diplomatische Korps sammt den Fremden und ansässigen Europäern von Distinktion geladen und erschienen waren, nur die Engländer gehen nicht in Gesellschaft wegen ihrer Trauer aus Anlaß des Todes der Königin. Sehr exklusiv ist man übrigens nicht, und namentlich bei der eingeladenen Damenwelt werden die Grenzen der Gesellschaftsfähigkeit so weit gezogen, wie es nur irgend geht, z. B. bis zu einer französisch-italienischen Apothekerstochter, die offenbar, was ihr an Rang etwa abging, durch eine wahre exposition universelle der dekolletirten Reize ihres Oberkörpers zu ersetzen suchte. Im Uebrigen ist ein Kostümball mit spanischen Granden, Pierrots, wadengestrümpften Steiermärkern und Gretchenzöpfen am Fuß des Demawend doch eine recht schnurrige Sache. Die Herren hatten Erlaubniß, im Nothfall im Frack zu erscheinen; man tanzte Mazurka, Washington-Post und was es sonst nur an Neuheiten giebt, dazu einen endlosen Kotillon nach allen Regeln der Kunst, und musiziren that ein persisches Militärorchester. Die auffallendste Figur des Abends war ohne Zweifel der russisch-persische General Kossagowski. Diese merkwürdige Persönlichkeit ist Befehlshaber der nach russischem Reglement einexerzirten, aber

meistentheils aus persischen Kurden und Türken bestehenden Kasaken-
brigade, die seit einigen Jahren den Kern der Kavallerie des
Schahs bildet. Wie stark die Truppe ist, scheint schwer erfahren
zu sein; auf keinem Fall beträgt aber der Istetat mehr als
1500 — höchstens 2000 Mann. Der Kommandirende ist ein
Riese von Gestalt; in seiner ungeheuer langen Tscherkeska und
einer turmhohen schwarzen Pelzmütze, ein Arsenal von Waffen
umgehängt und ganz mit Orden bis in die Gegend hinab
dekorirt, wo bei gewöhnlichen Civilisten die untersten Westenknöpfe
sitzen, machte er bei seinem Eintritt in den Saal im ersten Augen-
blick auf mich faktisch den Eindruck, als ob er mit diesem Anzug
den Clou der Kostüme des Abends darstellen wolle — bis ich
mit Schrecken eines Besseren dahin belehrt wurde, das dies seine
reglementsmäßige Galauniform wäre. Ich kann nicht leugnen, daß
mir vor acht Tagen auf der Soiree bei unserm Gesandten der
persische Großvesier mit seinem schwarzen Rock und dem einzigen
strahlenden Brillantstern auf der Brust ungleich mehr imponirte.

In Teheran giebt es zur Zeit eigentlich nur ein politisches
Gesprächsthema: den russisch-englischen Gegensatz in Persien, und
alle Welt ist sich einig darüber, daß Englands Zukunft im Lande
vorbei ist, vorbei vom Golf bis an den Kaspi, von den Alpen
Kurdistans bis zur Pforte von Indien. England ist seit lange in
Persien vor Rußland zurückgewichen, aber in solch einem Tempo
wie gegenwärtig doch wohl lange nicht. Die Wendung wird be-
zeichnet durch die Beseitigung des Sil es-Sultan in Ispahan aus
seinen Aemtern als Generalgouverneur des Südens und von der
Thronfolge. Daß nicht er, sondern Musaffer ed-Din, der gegen-
wärtige Schah-in-Schah, dem Vater Nassr ed-Din folgen solle, war
schon von der russischen Diplomatie erreicht, aber noch saß Sil in
seiner Residenz im Palast Abbas des Großen und hatte eine starke
Truppenmacht bei sich, die er selbst besoldete, dazu etwas europäische
Artillerie. Da erhielt er eines Tages, nicht sehr lange vor dem
Tode des alten Schahs, den Ruf, nach Teheran zu kommen. Das
war der kritische Moment, in dem es sich für England darum
handelte, seine Interessen wahrzunehmen. Ganz Persien wußte,
daß Sil es-Sultan der Freund der Engländer war — und daß
der Vater ihn nicht etwa deshalb nach Teheran citirte, um seinen
Besitz noch zu mehren, war auch nicht schwer zu errathen. Er
kam — und erfuhr, daß er von Stund an auf das kleine Gebiet
der eigentlichen Provinz Ispahan beschränkt und ein Mann ohne

Heer sei. Sil gehorchte, man nahm ihm sogar seine Kanonen
fort, führte sie nach Teheran, und die Engländer rührten keinen
Finger für ihn. Wer nur etwas vom Orient ahnt, wird sich vor-
stellen, wie dieser Vorfall auf alle diejenigen wirkte, die etwa
geneigt gewesen wären, in der Hoffnung auf ihren Vortheil die
Partei Englands am Hofe oder unter den Gouverneuren zu
nehmen.

Die Engländer haben jetzt die Idee, ihrer gesunkenen Stellung
in Persien dadurch aufzuhelfen, daß sie eine neue Handelsroute
von Quetta im indischen Beludschistan durch die persische Grenz-
landschaft Sejistan bis nach Meschhed und Jesd-Ispahan eröffnen.
Lord Curzon und die Times of India interessiren sich für dieses
Kind mindestens wie für einen neugeborenen Prinzen, und es ist
in der That bereits ein gewisser Karawanenverkehr auf der neuen
Route entstanden — aber was will das demgegenüber besagen,
daß Rußland den Eisenbahnbau, d. h. die Frage, ob, wann und
wo gebaut wird, für ganz Persien in der Hand hält. Wenn nicht
Alles trügt, so wird zuerst die ostpersische Bahn an die Reihe
kommen, d. h. ein Schienenweg, der irgendwo an der Grenze der
Provinz Chorassan von der transkaspischen Linie Rußlands ab-
zweigt und seinen Endpunkt am Indischen Ozean erreicht. Ein
besonderes Argument für diese Annahme ist der Umstand, daß
soeben mit großen Kosten nnd jahrelanger Arbeit die Fahrstraße
vom Kaspischen Meer nach Teheran fertig geworden ist. Sie ist
mit russischem Gelde gebaut, circa 350 Kilometer lang und führt
zum größeren Theil durch die westlichen Ketten des Elbursgebirges
hindurch, dem Durchbruchsthal des Sefid-Rud folgend, längs dessen
Thalhängen sie oftmals meilenweit hat in den Fels gesprengt
werden müssen. Diese Anlage, die zwar mit Privatkapital erbaut,
deren Betrieb aber durch Staatssubventionen unterstützt wird,
hätte die russische Regierung nicht entstehen lassen, zumal die Be-
schaffung der Mittel große Schwierigkeiten hatte, wenn ihrerseits
die Absicht bestände, in nächster Zeit die transkaukasische Linie
nach Persien hinein zu verlängern und Teheran auf diese Weise
an das russische Verkehrsnetz anzuschließen.

Daß im Osten des Landes Größeres geplant wird, dafür
spricht vor allen Dingen die Erbauung der neuen eisernen Brücke
über den Amu-Darja im Zuge der transkaspischen Bahn bei
Tschardschui an Stelle des alten, hölzernen Ueberganges für die
Schienen. Dieses Werk, dessen Kosten nicht genau bekan

Heer sei. Sil gehorchte, man nahm ihm sogar seine Kanonen fort, führte sie nach Teheran, und die Engländer rührten keinen Finger für ihn. Wer nur etwas vom Orient ahnt, wird sich vorstellen, wie dieser Vorfall auf alle diejenigen wirkte, die etwa geneigt gewesen wären, in der Hoffnung auf ihren Vortheil die Partei Englands am Hofe oder unter den Gouverneuren zu nehmen.

Die Engländer haben jetzt die Idee, ihrer gesunkenen Stellung in Persien dadurch aufzuhelfen, daß sie eine neue Handelsroute von Quetta im indischen Beludschistan durch die persische Grenzlandschaft Sejistan bis nach Meschhed und Jesd-Ispahan eröffnen. Lord Curzon und die Times of India interessiren sich für dieses Kind mindestens wie für einen neugeborenen Prinzen, und es ist in der That bereits ein gewisser Karawanenverkehr auf der neuen Route entstanden — aber was will das demgegenüber besagen, daß Rußland den Eisenbahnbau, d. h. die Frage, ob, wann und wo gebaut wird, für ganz Persien in der Hand hält. Wenn nicht Alles trügt, so wird zuerst die ostpersische Bahn an die Reihe kommen, d. h. ein Schienenweg, der irgendwo an der Grenze der Provinz Chorassan von der transkaspischen Linie Rußlands abzweigt und seinen Endpunkt am Indischen Ozean erreicht. Ein besonderes Argument für diese Annahme ist der Umstand, daß soeben mit großen Kosten und jahrelanger Arbeit die Fahrstraße vom Kaspischen Meer nach Teheran fertig geworden ist. Sie ist mit russischem Gelde gebaut, circa 350 Kilometer lang und führt zum größeren Theil durch die westlichen Ketten des Elbursgebirges hindurch, dem Durchbruchsthal des Sefid-Rud folgend, längs dessen Thalhängen sie oftmals meilenweit hat in den Fels gesprengt werden müssen. Diese Anlage, die zwar mit Privatkapital erbaut, deren Betrieb aber durch Staatssubventionen unterstützt wird, hätte die russische Regierung nicht entstehen lassen, zumal die Beschaffung der Mittel große Schwierigkeiten hatte, wenn ihrerseits die Absicht bestände, in nächster Zeit die transkaukasische Linie nach Persien hinein zu verlängern und Teheran auf diese Weise an das russische Verkehrsnetz anzuschließen.

Daß im Osten des Landes Größeres geplant wird, dafür spricht vor allen Dingen die Erbauung der neuen eisernen Brücke über den Amu-Darja im Zuge der transkaspischen Bahn bei Tschardschui an Stelle des alten, hölzernen Ueberganges für die Schienen. Dieses Werk, dessen Kosten nicht genau bekannt sind,

aber wohl sicher an 20 Millionen Mark heranreichen, würde für die Eisenbahnverbindung Turkestans mit Rußland in wenigen Jahren nur noch eine sehr geringe Bedeutung haben, da alsdann die Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent fertig sein und der ganze mittelasiatische Kolonialkomplex mit dem Mutterlande auf diesem direkten Wege verbunden sein wird, der für alle auf dem rechten Oxusufer liegenden Theile des Gebiets, d. h. die eigentlichen und einzig werthvollen, kürzer und billiger ist, als die komplizirte Route über den Kaspi und die transkaspische Wüstenbahn. Wenn also trotzdem die kolossale Oxusbrücke erbaut wird, so deutet das mit völliger Bestimmtheit darauf hin, daß in einer nahen Zukunft sich irgendwo jenseits, d. h. südlich oder südwestlich des Stromes, eine neue und wichtigere Verbindungslinie an den alten Bahnkörper ansetzen wird, und diese kann der Natur der Dinge nach nur zum südlichen Weltmeere führen. Wahrscheinlich wird man mit der persischen Ostbahn einem Thalzuge folgen, der in der Richtung von Aschabad auf Meschhed in Chorassan, zwischen den Ketten des nördlichen Randgebirges von Iran mit leidlichen Steigungsverhältnissen hinaufführt, und in dem schon seit Jahren von den Russen eine Fahrstraße angelegt ist. Einmal auf dem Plateau, hat die Eisenbahn fast mit gar keinen eigentlichen Terrainschwierigkeiten mehr zu kämpfen — bis sie den südlichen Abstieg erreicht. Zwischen Schiras und Teheran z. B. sind die Verhältnisse so günstig, daß Wagen ohne Vorhandensein einer wirklichen, gebauten Straße hin und her verkehren können. Neulich haben zwei Herren von der deutschen Gesandtschaft eine solche Wagentour gemacht, und in Kum begegnete ich einer schweren, vierspännigen Kutsche, deren Führer schon zum zweiten Male mit seinem Gefährt auf dem Wege nach Schiras war. Nach europäischen Vorstellungen ist der Weg natürlich an vielen Stellen nicht fahrbar. Aber dann wird eben ausgestiegen, etwas geschoben, gehoben und gestützt, und wenn die Leute sich an einer hundert Meter langen bösen Stelle eine Stunde abgemüht haben, so geht es dafür hernach wieder einen ganzen Tag über den harten Steppenboden wie über ein Billardtuch. Ich bin in der Türkei einmal über den cilicischen Taurus gefahren, wo angeblich sogar eine Chaussee gebaut ist; aber so halsbrechende Stellen wie auf diesem Kunstprodukt orientalischer Wegebautechnik giebt es wahrscheinlich in ganz Persien innerhalb der Randgebirge von Natur nicht.

Wie gesagt wird die Bahn nach dem, was man hört, auf der

Nordseite den Aufstieg zum Plateau ohne große Kosten und Schwierigkeiten gewinnen. Wie sie freilich am Südrande des Hochlandes wieder hinunterkommen wird, ist eine andere Frage. Auf der Linie Schiras—Buschir über die Kotals kann man mit vernünftigen Kosten überhaupt keine Eisenbahn bauen, ja nicht einmal eine Fahrstraße. Diese Richtung ist aber auch garnicht geplant, obwohl sie auf den jetzigen Haupthandelsplatz Persiens zuführt; man will vielmehr auf Bender-Abbas an der Ormusstraße zu gehen. Andere sprechen vom Golf von Tschaubar, weit draußen vor der Einfahrt in den Persischen Meerbusen, ganz nahe an der Grenze des britischen Beludschistan als von der maritimen Endstation. Darüber werden ja wohl die russischen Generalstabsoffiziere, deren Käfer- und Kräuterexpedition ich früher erwähnte, die nöthigen Studien und Pläne in ihren Herbarien mitgebracht haben. Will man mit der Ostbahn nicht mindestens auf der Hälfte der ganzen Strecke direkt durch die menschen- und wasserlose große Salzwüste, so muß man von Meschhed an fortgesetzt ziemlich nahe an der afghanischen Grenze bleiben, was den Engländern auch gerade keine behaglichen Gefühle verursachen wird. Sejistan ist noch heute, obwohl nur ein Schatten seiner früheren Blüthe, einer der fruchtbarsten und zukunftsreichsten Bezirke Persiens und für den Marsch auf Kandahar mindestens eine ebenso gute Operations- und Verpflegungsbasis wie die Fruchtebene von Herat gegenüber Kabul. Daß die Russen übermorgen Herat haben können, wenn sie es heute wollen, weiß jeder Mensch; sobald die Bahn durch Ostpersien von Meschhed soweit vorgerückt ist, daß sie in das Zuflußgebiet der Hamundepression eintritt, von wo sich die Marschstraße auf Kandahar eröffnet, kann man sagen, daß der Besitz Indiens für England nicht mehr daran hängt, ob es die Russen am Einmarsch über den Indus verhindern kann, sondern nur noch daran, ob der Zar den Entschluß faßt, marschiren zu lassen oder nicht.

Die Sache ist einfach. Wenn die Russen eine Armee in Herat und eine in Sejistan zum Vormarsch durch Afghanistan aufstellen können, so ist es ihnen ein Leichtes, jede von ihnen so stark oder noch stärker zu machen, als das ganze brauchbare Material an Vertheidigungskräften, das die Briten irgendwo vor oder hinter dem Indus oder den Suleimanketten formiren können. Sie haben dann die beiden guten Operationsbasen, jede durch eine unabhängige Eisenbahnlinie für den Nachschub von

Nordseite den Aufstieg zum Plateau ohne große Kosten und Schwierigkeiten gewinnen. Wie sie freilich am Südrande des Hochlandes wieder hinunterkommen wird, ist eine andere Frage. Auf der Linie Schiras—Buschir über die Kotals kann man mit vernünftigen Kosten überhaupt keine Eisenbahn bauen, ja nicht einmal eine Fahrstraße. Diese Richtung ist aber auch garnicht geplant, obwohl sie auf den jetzigen Haupthandelsplatz Persiens zuführt; man will vielmehr auf Bender-Abbas an der Ormusstraße zu gehen. Andere sprechen vom Golf von Tschaubar, weit draußen vor der Einfahrt in den Persischen Meerbusen, ganz nahe an der Grenze des britischen Beludschistan als von der maritimen Endstation. Darüber werden ja wohl die russischen Generalstabsoffiziere, deren Käfer- und Kräuterexpedition ich früher erwähnte, die nöthigen Studien und Pläne in ihren Herbarien mitgebracht haben. Will man mit der Ostbahn nicht mindestens auf der Hälfte der ganzen Strecke direkt durch die menschen- und wasserlose große Salzwüste, so muß man von Meschhed an fortgesetzt ziemlich nahe an der afghanischen Grenze bleiben, was den Engländern auch gerade keine behaglichen Gefühle verursachen wird. Sejistan ist noch heute, obwohl nur ein Schatten seiner früheren Blüthe, einer der fruchtbarsten und zukunftsreichsten Bezirke Persiens und für den Marsch auf Kandahar mindestens eine ebenso gute Operations- und Verpflegungsbasis wie die Fruchtebene von Herat gegenüber Kabul. Daß die Russen übermorgen Herat haben können, wenn sie es heute wollen, weiß jeder Mensch; sobald die Bahn durch Ostpersien von Meschhed soweit vorgerückt ist, daß sie in das Zuflußgebiet der Hamundepression eintritt, von wo sich die Marschstraße auf Kandahar eröffnet, kann man sagen, daß der Besitz Indiens für England nicht mehr daran hängt, ob es die Russen am Einmarsch über den Indus verhindern kann, sondern nur noch daran, ob der Zar den Entschluß faßt, marschiren zu lassen oder nicht.

Die Sache ist einfach. Wenn die Russen eine Armee in Herat und eine in Sejistan zum Vormarsch durch Afghanistan aufstellen können, so ist es ihnen ein Leichtes, jede von ihnen so stark oder noch stärker zu machen, als das ganze brauchbare Material an Vertheidigungskräften, das die Briten irgendwo vor oder hinter dem Indus oder den Suleimanketten formiren können. Sie haben dann die beiden guten Operationsbasen, jede durch eine unabhängige Eisenbahnlinie für den Nachschub von Truppen

und Kriegsmaterial mit der Heimath verbunden, und sie können daher zuversichtlich darauf rechnen, die Engländer sammt den Afghanen, falls diese sich wirklich jenen anschließen sollten, mit ihrer Masse zu erdrücken. Es ist doch nachgerade kein Geheimniß mehr, daß England es kaum fertig brächte, auch nur zwei Armeekorps europäischer Truppen aus indischen Beständen an die indische Grenze zu bringen, während die Russen, sobald sie mit ihrer Bahn in Sejistan sind, gut und gerne ebensoviel und mehr auf jede der beiden Marschstraßen mit den Zielen Kandahar und Kabul setzen und diese beiden Plätze einnehmen können, bevor auch nur ein englischer Soldat aus dem Mutterlande mit einem Fuß im Bohlan- oder Chaiberpaß steht. In dieser Beziehung ist man ja durch die Mobilisirung für Südafrika belehrt. Wenn die Russen aber Kabul und Kandahar haben, so können sie sehr in Ruhe abwarten, was weiter passirt. Daß ihrerseits die afghanisch-indische Frage ohne die zwingendste unmittelbare Veranlassung aufgerollt werden sollte, **bevor** die Eisenbahn in Sejistan ist, erscheint demnach als höchst unwahrscheinlich. Ich halte dafür, daß die ganze Frage der Besetzung eines Küstenplatzes innerhalb oder außerhalb der Straße von Ormus überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielt gegenüber der gewaltigen politischen Wichtigkeit dieses Stückes der Bahn von Meschhed bis in den persischen Antheil am Hamunbecken hinein.

Eine Flottenstation am Golf oder am offenen Ozean brauchten die Engländer, bei Licht besehen, herzlich wenig zu fürchten, denn weder könnten die Russen gegenüber der überlegenen englischen Seemacht eine Invasionsarmee von dort übers Meer nach Indien transportiren, noch könnten sie daran denken, in umgekehrter Richtung wie Alexander mit 100 000 Mann zu Lande durch Gedrosien zu marschiren. Wenn sie einen persischen Hafen nehmen, so scheint es mir viel wahrscheinlicher, daß sie Buschir besetzen als irgend etwas Anderes, denn hier bekommen sie in dem mehr als 30 Millionen Mark betragenden Handel etwas wirklich Werthvolles unter ihren Einfluß, während ihnen Bender-Abbas, das in jeder Beziehung unbedeutend ist, weder militärisch noch kommerziell nützen kann, solange England zur See der Stärkere ist.

Daß von jener anderen Bedeutung des ostpersischen Bahnprojekts in Rücksicht auf Afghanistan und Indien in der russischen Presse nicht geredet wird, ist ein Beweis von der Klugheit, mit der unsere Nachbarn solche Dinge behandeln; wer aber einigermaßen zwischen den Zeilen, z. B. der „Peterburgskija Wjedomosti" zu lesen versteht, wird den brennenden Wunsch und die Sorge der eingeweihten russischen Asienpolitiker, hier möglichst bald und ja nicht zu spät zu kommen, wohl herausmerken. Buschir ist einfach als Kompensationsobjekt für unsere zukünftige Bagdadbahn ins Auge gefaßt; sobald dies Schmerzenskind wirklich einmal seine Geburt überstanden hat, wird man davon schon etwas hören. Wer bloß voraussehen könnte, wie lange der südafrikanische Krieg noch dauert! Die Engländer werden natürlich versuchen, irgendwo in der Nachbarschaft etwas anzustiften, um den Eindruck ihres allmählichen Hinausgeworfenwerdens aus Persien ein wenig zu repariren, und wenn sie doch mit den Buren in Bälde fertig werden sollten, so kann das böse Quertreibereien auch unseren Interessen gegenüber geben.

Enseli, den 25. April.

Heute vor einem halben Jahre bin ich von Sautsch-Bulak in Aserbeidschan aufgebrochen, um Iran zu verlassen und westwärts über das Gebirge in die Tiefebene der mesopotamischen Ströme hinabzusteigen — und nun habe ich abermals das hohe Plateau von Iran hinter mir! In zwei Tagen bin ich auf der Russenstraße von Teheran nach Rescht in die heiße, marschige Küstenebene Gilans heruntergefahren, im bequemen Wagen, mit raschem, promptem Pferdewechsel. Bis Kaswin, die Nacht und den folgenden Vormittag hindurch, fährt man noch über den vollkommen glatten Grund des breiten, muldenförmigen Beckens, das sich von Teheran an über 150 Kilometer nach Westen zwischen dem Elbursgebirge und den Bergen von Karaghan hinzieht; dann nähert sich die Straße dem Gebirge, und von der Station Agha Baba an tritt sie in die Vorketten des Elburs ein. Die Paßhöhe liegt nur noch eine Stunde vorwärts von hier; sie steigt noch nicht 300 Meter höher als das Durchschnittsniveau der Hochebene: etwa 1400 Meter. Von da an stürzt die Straße förmlich in jähem Fall durch die Schlucht des Sefid-Rud und einiger Nebenflüsse zu Thal. Die persischen Kutscher fahren wie toll die schärfsten Kurven und steilsten Senkungen hinunter, und dabei sind die steinernen Barrieren an den gefährdeteren Stellen noch lange nicht überall fertig. Die Szenerie ist öfters romantisch, aber nirgends groß; das soll sie nur auf der Route über das Gebirge ostwärts von Teheran sein, die durch Masenderan am Fuß des Demawend vorbeiführt.

zwischen den Zeilen, z. B. der „Peterburgskija Wjedomosti" zu lesen versteht, wird den brennenden Wunsch und die Sorge der eingeweihten russischen Asienpolitiker, hier möglichst bald und ja nicht zu spät zu kommen, wohl herausmerken. Buschir ist einfach als Kompensationsobjekt für unsere zukünftige Bagdadbahn ins Auge gefaßt; sobald dies Schmerzenskind wirklich einmal seine Geburt überstanden hat, wird man davon schon etwas hören. Wer bloß voraussehen könnte, wie lange der südafrikanische Krieg noch dauert! Die Engländer werden natürlich versuchen, irgendwo in der Nachbarschaft etwas anzustiften, um den Eindruck ihres allmählichen Hinausgeworfenwerdens aus Persien ein wenig zu repariren, und wenn sie doch mit den Buren in Bälde fertig werden sollten, so kann das böse Quertreibereien auch unseren Interessen gegenüber geben.

Enseli, den 25. April.

Heute vor einem halben Jahre bin ich von Sautsch-Bulak in Aserbeidschan aufgebrochen, um Iran zu verlassen und westwärts über das Gebirge in die Tiefebene der mesopotamischen Ströme hinabzusteigen — und nun habe ich abermals das hohe Plateau von Iran hinter mir! In zwei Tagen bin ich auf der Russenstraße von Teheran nach Rescht in die heiße, marschige Küstenebene Gilans heruntergefahren, im bequemen Wagen, mit raschem, promptem Pferdewechsel. Bis Kaswin, die Nacht und den folgenden Vormittag hindurch, fährt man noch über den vollkommen glatten Grund des breiten, muldenförmigen Beckens, das sich von Teheran an über 150 Kilometer nach Westen zwischen dem Elbursgebirge und den Bergen von Karaghan hinzieht; dann nähert sich die Straße dem Gebirge, und von der Station Agha Baba an tritt sie in die Vorketten des Elburs ein. Die Paßhöhe liegt nur noch eine Stunde vorwärts von hier; sie steigt noch nicht 300 Meter höher als das Durchschnittsniveau der Hochebene: etwa 1400 Meter. Von da an stürzt die Straße förmlich in jähem Fall durch die Schlucht des Sefid-Rud und einiger Nebenflüsse zu Thal. Die persischen Kutscher fahren wie toll die schärfsten Kurven und steilsten Senkungen hinunter, und dabei sind die steinernen Barrieren an den gefährdeteren Stellen noch lange nicht überall fertig. Die Szenerie ist öfters romantisch, aber nirgends groß; das soll sie nur auf der Route über das Gebirge ostwärts von Teheran sein, die durch Masenderan am Fuß des Demawend vorbeiführt.

Allmählich, sobald man sich der kaspischen Küstenebene nähert und das Flußthal breiter wird, taucht etwas Baumvegetation zwischen den Bergen auf. Aus dem Buschwerk an den Abhängen des Gebirges werden bald richtige Waldungen; die Straße führt dann durch eine stundenlange Pflanzung alter Olivenbäume, wo Belgier eine europäisch eingerichtete Oelmühle, vom Wildwasser des Sefid-Rud getrieben, eingerichtet haben. Plötzlich — man weiß nicht, wie einem geschieht und glaubt zu träumen! — sieht man sich selbst in einem wunderbaren, hochstämmigen Laubwald, durch den die Straße noch viele Meilen weit bis Rescht, der seidenspinnenden Hauptstadt Gilans, mitten hindurchgeht. Ich kann den Eindruck garnicht beschreiben, den diese üppige, grüne, wasserreiche Wildniß von Buchen, Ulmen, Eichen, Walnußbäumen und Platanen auf mich machte, nachdem ich den letzten ähnlichen Anblick vor mehr als sieben Monaten in Transkaukasien gehabt und seitdem nichts, nichts als baumloses, steiniges, trockenes Land gesehen habe. Die Palmen Babyloniens zähle ich nicht mit — solch' eine Palme ist eigentlich gar kein Baum, sondern nur eine große Pflanze. Den Wald von Gilan kann ich in meiner Erinnerung nur vergleichen mit den Laubwäldern von Imeretien, dem alten Kolchis, die sich vom Südabhang des Kaukasus durch die Ebene des Rion und in den Thälern des transkaukasischen Scheidegebirges fast bis an die Wasserscheide hinauf erstrecken. Der plötzliche Gegensatz des Wechsels von der Steppe und den vegetationslosen Gebirgskämmen in das feuchte grüne Waldmeer hinein, das sich längs der ganzen kaspischen Südküste im Gebiet des regenbringenden, vom Elbursgebirge aufgefangenen Nordwindes hin erstreckt, wirkt geradezu märchenhaft, bezaubernd! Aehnlich war mir zu Muthe, als ich vor Jahren von dem dürren Plateau Ostanatoliens über die Paßhöhe des Taurus in die Cedernwälder auf der cilicischen, dem Mittelmeer zugekehrten Seite des Gebirges hinüberkam.

Gilan ist eine der kleinsten Provinzen Persiens, aber eben wegen seines Wasserreichthums und seiner Fruchtbarkeit dem Ertrage nach die dritte des Landes. Nur Aserbeidschan und die Persis gehen ihr vor. Für Rußland ist es sehr wichtig, daß gerade diese an Reis und Seide reiche und noch hoch entwicklungsfähige Landschaft so unmittelbar in seinem Machtbereiche liegt. Zusammen mit ihrer von Natur ebenso ausgestatteten, aber arg vernachlässigten östlichen Nachbarin Masenderan kann sie im Grunde längs der Küste in ein einziges zusammenhängendes Reisfeld verwandelt

werden. Richtig angefaßt, müßte die Reiskultur Gilans auch von höchster Bedeutung für die wirthschaftliche Entwicklung von Russisch-Turkestan werden. Die Eingeborenen dort sind ein in hohem Maße Reis konsumirendes Volk; sie führen viel davon ein, bauen aber auch, wo es angeht, den Reis selbst. Reisbau verbraucht aber enorm viel Wasser, das in Turkestan viel besser zur Baumwollenkultur dienen könnte, abgesehen von dem für denselben Zweck durch die gesteigerte Reiseinfuhr freiwerdenden Ackerlande. Gerade die Landfrage ist für die an sich höchst zukunftsreiche Baumwollenkultur Turkestans das eigentlich brennende Problem; jeder Hektar, der den sonstigen von anderswoher importirbaren Nutzpflanzen entzogen und unter Baumwolle gebracht werden kann, bedeutet eine direkte Verbesserung der ökonomischen Bilanz Rußlands. Gilan ist für die Russen ein absolut sicherer Zukunftsbissen; von 1723 bis 1735 ist es sogar schon einmal russische Provinz gewesen. Peter der Große erkannte die Wichtigkeit des Gebietes als Passageland für den Weg über Meschhed nach Herat und Indien; im Hinblick auf die dereinstige Möglichkeit einer Betheiligung Rußlands an der Herrschaft über Indien befahl er die Besetzung der westlichen und südlichen Uferlandschaften des Kaspi. Persien, damals tief geschwächt, mußte zeitweilig nachgeben, bis sich der despotisch-geniale Türke Nadir-Schah des Thrones von Iran bemächtigte und die Russen nöthigte, wenigstens Gilan wieder herauszugeben.

In Rescht, wo ich gestern übernachtete, giebt es ein „Hotel" mit einem Schweizer Wirth, mit dem man deutsch sprechen kann; seine davongelaufene Frau hat ein Konkurrenzunternehmen in Enseli, dem Hafen von Rescht, gegründet. Das Sprachendurcheinander an unserem Tisch ist wahrhaft babylonisch; von europäischen Idiomen herrschen russisch und französisch vor. Daneben sprechen Gäste aber auch deutsch, persisch, tatarisch, griechisch, armenisch, georgisch. Von der Veranda, auf der gespeist wird, sieht man direkt auf die grüne Fläche des Kaspi hinaus, wo morgen in der Frühe der Dampfer nach Baku ankommen soll. Die Schiffe müssen eine Seemeile vom Ufer ankern; bei etwas stärkerem Nordwind, der mindestens wöchentlich einmal weht, ist es unmöglich, auf den Dampfer hinüber oder von dort ans Land zu kommen, weil die Brandung auf der Barre, wo nur 4 Fuß Wassertiefe ist, selbst die kleinsten Boote mit dem Boden so auf den Meeresgrund schlägt, daß sie in Splitter zerbrechen. Ueberhaupt hat Enseli als Hafen ungefähr alle Nachtheile, die ein solcher nur haben kann.

werden. Richtig angefaßt, müßte die Reiskultur Gilans auch von höchster Bedeutung für die wirthschaftliche Entwicklung von Russisch-Turkestan werden. Die Eingeborenen dort sind ein in hohem Maße Reis konsumirendes Volk; sie führen viel davon ein, bauen aber auch, wo es angeht, den Reis selbst. Reisbau verbraucht aber enorm viel Wasser, das in Turkestan viel besser zur Baumwollenkultur dienen könnte, abgesehen von dem für denselben Zweck durch die gesteigerte Reiseinfuhr freiwerdenden Ackerlande. Gerade die Landfrage ist für die an sich höchst zukunftsreiche Baumwollenkultur Turkestans das eigentlich brennende Problem; jeder Hektar, der den sonstigen von anderswoher importirbaren Nutzpflanzen entzogen und unter Baumwolle gebracht werden kann, bedeutet eine direkte Verbesserung der ökonomischen Bilanz Rußlands. Gilan ist für die Russen ein absolut sicherer Zukunftsbissen; von 1723 bis 1735 ist es sogar schon einmal russische Provinz gewesen. Peter der Große erkannte die Wichtigkeit des Gebietes als Passageland für den Weg über Meschhed nach Herat und Indien; im Hinblick auf die dereinstige Möglichkeit einer Betheiligung Rußlands an der Herrschaft über Indien befahl er die Besetzung der westlichen und südlichen Uferlandschaften des Kaspi. Persien, damals tief geschwächt, mußte zeitweilig nachgeben, bis sich der despotisch-geniale Türke Nadir-Schah des Thrones von Iran bemächtigte und die Russen nöthigte, wenigstens Gilan wieder herauszugeben.

In Rescht, wo ich gestern übernachtete, giebt es ein „Hotel“ mit einem Schweizer Wirth, mit dem man deutsch sprechen kann; seine davongelaufene Frau hat ein Konkurrenzunternehmen in Enseli, dem Hafen von Rescht, gegründet. Das Sprachendurcheinander an unserem Tisch ist wahrhaft babylonisch; von europäischen Idiomen herrschen russisch und französisch vor. Daneben sprechen Gäste aber auch deutsch, persisch, tatarisch, griechisch, armenisch, georgisch. Von der Veranda, auf der gespeist wird, sieht man direkt auf die grüne Fläche des Kaspi hinaus, wo morgen in der Frühe der Dampfer nach Baku ankommen soll. Die Schiffe müssen eine Seemeile vom Ufer ankern; bei etwas stärkerem Nordwind, der mindestens wöchentlich einmal weht, ist es unmöglich, auf den Dampfer hinüber oder von dort ans Land zu kommen, weil die Brandung auf der Barre, wo nur 4 Fuß Wassertiefe ist, selbst die kleinsten Boote mit dem Boden so auf den Meeresgrund schlägt, daß sie in Splitter zerbrechen. Ueberhaupt hat Enseli als Hafen ungefähr alle Nachtheile, die ein solcher nur haben kann.

Die Stadt liegt auf einer schmalen Sandnehrung zwischen dem Meere und einer brackigen, Murdab (todtes Wasser) genannten Lagune, in die ein Arm des Sefid-Rud mündet. Waaren und Personen müssen geleichtert und in besonderen, flach gebauten Schaluppen über den Murdab und jenen Flußarm nach Piribasar gebracht werden; dort werden sie auf Karren geladen und eine halbe Stunde weit landeinwärts bis Rescht gebracht, wo erst die eigentliche russische Kunststraße nach Teheran ihren Anfang nimmt. Die Folge dieser komplizirten Umladeverhältnisse ist, daß der Maulthier-Karawanenverkehr auf der Straße immer noch mit der Beförderung auf Frachtwagen konkurriren kann. In nächster Zeit soll sich aber eine russische „Fourgongesellschaft" bilden, von deren Thätigkeit man eine Verbilligung wenigstens der aus Rußland kommenden Waaren in Teheran erwartet.

Ich bin erstaunt, wie gering die Handelsmacht Rußlands selbst in diesen nordwestlichsten Theilen Persiens ist, die doch, wie man wenigstens annehmen sollte, der Moskauer Einfuhr konkurrenzlos geöffnet daliegen sollten. In Teheran aber ist auch nicht die Rede davon, daß russische Fabrikate etwa den englischen und sonstigen europäischen, die den weiten Weg per Karawane vom Golf herauf machen müssen, im Handel überlegen wären und sie verdrängten. Es ist mir möglich gewesen, mir z. B. für den nächst Buschir wichtigsten Handelsplatz von ganz Persien, **Tabris** in Aserbeidschan, das nur drei bis vier Karawanentage von der russischen Grenze und kaum eine Transportwoche vom Endpunkt des russischen Eisenbahnnetzes in Transkaukasien liegt, die statistischen Ziffern des Zollamts und außerdem noch einige zuverlässige und wichtige Daten für den etwaigen deutschen Exportverkehr nach Persien zu erlangen; ich gebe die Aufzeichnungen, die ich mir darüber gemacht habe, in Kürze wieder, indem ich hoffe, daß ich diesem oder jenem unternehmenden Industriellen damit einen Dienst thue. Vorzugsweise handelt es sich dabei immer um den Absatz deutscher Manufakturerzeugnisse im engeren Sinne, der sogenannten Textilwaaren.

Wir haben von der Thatsache auszugehen, daß durch den gegenwärtig nach Persien hinein erfolgenden Import europäischer Manufakturen — westlicher wie russischer — der wirkliche Bedarf des Landes vorläufig gedeckt und seine Kaufkraft annähernd im vollen Umfange ausgenutzt ist. Wenn also deutscherseits daran gegangen werden soll, den Absatz deutscher Waare in Persien zu vergrößern, so kann das im Wesentlichen und für die zunächst

absehbare Zukunft nicht geschehen durch eine zu Gunsten des deutschen Imports etwa herbeizuführende Steigerung der absoluten Aufnahmeziffer des persischen Marktes, sondern es kann nur geschehen, indem an den betreffenden Stellen die deutsche Einfuhr bisherige nichtdeutsche Lieferanten Persiens verdrängt. Bei den Erwägungen über die Möglichkeit eines solchen Erfolges bedarf es vor allen Dingen der Klarheit darüber, ob und in welcher Weise die deutschen Exporteure im Stande sind, mit den beiden zur Zeit stärksten Faktoren im Wettbewerb um den persischen Handel, Rußland und England, in Konkurrenz zu treten.

Rußlands vorzugsweise kommerzielle Wirkungssphäre ist die Region Tabris-Teheran. In Tabris beträgt die Gesammtsumme des russischen und westeuropäischen Imports für 1899/1900 14 680 000 Reichsmark. Hiervon entfallen aber auf russische Erzeugnisse nur 3 960 000 Reichsmark gleich 27 Prozent; alles Andere kommt aus Westeuropa. Insbesondere importirt Rußland nach Tabris 60 Prozent der Glasartikel, 16 Prozent der Baumwollenwaaren, allen Zucker und alles Petroleum; dagegen fast garnichts an Tuch, Sammet, Band, Streichhölzern, Wollen- und Seidenwaaren. Von der Gesammtmenge der Manufakturen in Baumwolle, Tuch und Seide, die einen Importwerth von 8 504 000 Reichsmark repräsentirt, entfallen auf Rußland bloß ca. 800 000 Mark oder 9½ Prozent des Werthes.

Die Hauptmenge des Imports an Manufakturen gehört also zur Zeit selbst in Tabris, das unmittelbar an der russischen Grenze liegt, noch der westeuropäischen Produktion, und zwar vorzugsweise England, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Holland. Man kann ohne Weiteres annehmen, daß der Wettbewerb dieser Länder, was die Kosten des Transports der Waare auf den Markt betrifft, annähernd unter denselben Bedingungen erfolgt. Vorausgesetzt, daß Deutschland nicht theurer produzirt als seine Konkurrenten, handelt es sich also darum, geeignete Maßnahmen zu finden, durch welche die deutsche Waare in den Stand gesetzt würde, zunächst für Tabris-Adserbeidschan, das fast ein Drittel der Bevölkerung Persiens besitzt, an den ersten oder einen der ersten Plätze zu treten.

Der Weg hierzu ist nach einer Richtung hin durch die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse deutlich gewiesen. Der größte Theil der auf den Tabriser Markt kommenden westeuropäischen Waaren wird nämlich nicht direkt von den Produzenten, sondern

absehbare Zukunft nicht geschehen durch eine zu Gunsten des deutschen Imports etwa herbeizuführende Steigerung der absoluten Aufnahmeziffer des persischen Marktes, sondern es kann nur geschehen, indem an den betreffenden Stellen die deutsche Einfuhr bisherige nichtdeutsche Lieferanten Persiens verdrängt. Bei den Erwägungen über die Möglichkeit eines solchen Erfolges bedarf es vor allen Dingen der Klarheit darüber, ob und in welcher Weise die deutschen Exporteure im Stande sind, mit den beiden zur Zeit stärksten Faktoren im Wettbewerb um den persischen Handel, Rußland und England, in Konkurrenz zu treten.

Rußlands vorzugsweise kommerzielle Wirkungssphäre ist die Region Tabris-Teheran. In Tabris beträgt die Gesammtsumme des russischen und westeuropäischen Imports für 1899/1900 14 680 000 Reichsmark. Hiervon entfallen aber auf russische Erzeugnisse nur 3 960 000 Reichsmark gleich 27 Prozent; alles Andere kommt aus Westeuropa. Insbesondere importirt Rußland nach Tabris 60 Prozent der Glasartikel, 16 Prozent der Baumwollenwaaren, allen Zucker und alles Petroleum; dagegen fast garnichts an Tuch, Sammet, Band, Streichhölzern, Wollen- und Seidenwaaren. Von der Gesammtmenge der Manufakturen in Baumwolle, Tuch und Seide, die einen Importwerth von 8 504 000 Reichsmark repräsentirt, entfallen auf Rußland bloß ca. 800 000 Mark oder 9½ Prozent des Werthes.

Die Hauptmenge des Imports an Manufakturen gehört also zur Zeit selbst in Tabris, das unmittelbar an der russischen Grenze liegt, noch der westeuropäischen Produktion, und zwar vorzugsweise England, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Holland. Man kann ohne Weiteres annehmen, daß der Wettbewerb dieser Länder, was die Kosten des Transports der Waare auf den Markt betrifft, annähernd unter denselben Bedingungen erfolgt. Vorausgesetzt, daß Deutschland nicht theurer produzirt als seine Konkurrenten, handelt es sich also darum, geeignete Maßnahmen zu finden, durch welche die deutsche Waare in den Stand gesetzt würde, zunächst für Tabris-Adserbeidschan, das fast ein Drittel der Bevölkerung Persiens besitzt, an den ersten oder einen der ersten Plätze zu treten.

Der Weg hierzu ist nach einer Richtung hin durch die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse deutlich gewiesen. Der größte Theil der auf den Tabriser Markt kommenden westeuropäischen Waaren wird nämlich nicht direkt von den Produzenten, sondern

durch Vermittelung von Konstantinopeler Zwischenhändlerfirmen bezogen. Das trifft auf die Erzeugnisse aller oben genannten Einfuhrländer gleichmäßig zu; mithin würde dasjenige Land, dem es zuerst gelänge, unter Vermeidung dieser Zwischenetappe direkte Beziehungen zu Tabris zu gewinnen, einen starken Vorsprung erlangen. Diesen Gedanken zu verwirklichen, muß also das Streben der deutschen Importeure sein; sie müssen suchen, direkt ab Fabrik in Tabris zu verkaufen. Findet sich hierzu ein gangbarer Weg, so ist der Vortheil Deutschlands entschieden.

Was die weiter nach Westen und Süden zu belegenen Theile Persiens betrifft, so ist auch hier die deutsche Konkurrenz sowohl mit Rußland als auch den anderen westeuropäischen Einfuhrländern sehr wohl möglich. Ein bis zu einem gewissen Grade hinderliches Moment gegenüber England ist nur der Umstand, daß Engländer zu 2—3 Prozent Geld erhalten, während der deutsche Satz 4 bis 6 Prozent beträgt. Der russische Zinsfuß für Geld zu persischen Unternehmungen ist dagegen sogar 7—8 Prozent. Die Fracht von Manchester und anderen westeuropäischen Häfen beträgt bis Buschir 35 Rubel für 1015 Kilo; die Fracht von Moskau bis Enseli dagegen 65 Rubel. Von Buschir bis Teheran kostet die Tonne 167,5 Rubel; von Enseli bis Teheran 71 Rubel — macht rund ein Verhältniß von 202,5 : 136. Ein Ballen von 5 Pud (85 Kilo, eine halbe Maulthierlast) kostet von Manchester bis Teheran 16,30, von Moskau bis Teheran 11 Rubel an Fracht. Die Versicherung kostet von Manchester $^3/_4$—1 Prozent, von Moskau $1^1/_4$ Prozent des Werthes; den Werth des Ballens im Durchschnitt zu 150 Rubel angenommen, zahlt also die russische Manufakturwaare etwa $8^1/_2$, die westeuropäische $11^3/_4$ Prozent des Werthes an Frachtunkosten. Diese Differenz wird aber zu Ungunsten Rußlands ausgeglichen durch eine Reihe von Umständen, welche die russischen Fabriken zu bedeutend theurerer Produktion zwingen, so sehr, daß überhaupt einzig und allein die russische staatliche Exportprämie von 5,40 Rubel pro Pud oder 27 Rubel pro Ballen die russische Waare in Persien als Konkurrentin Westeuropas in Betracht kommen läßt. Allerdings werden für Teheran und seine nächsten Nachbarbezirke die Chancen der russischen Exporteure etwas günstiger, sobald die jetzt im Werke begriffene Reorganisation des Frachtverkehrs auf der fast ausschließlich russischen Waaren offenen Straße Rescht—Teheran verwirklicht und in Wirkung getreten ist.

Gegenwärtig ist die handelspolitische Lage in Persien die, daß

der englische Import, namentlich im Süden und im Zentrum, stark dominirt, daß aber Rußland mit allen Mitteln darauf hinarbeitet, den Absatz in Persien für sich zu erobern und zu monopolisiren. Deutschland ist demgegenüber selbstverständlich daran interessirt, daß Persien als freier und internationaler Markt erhalten bleibt — es wird aber seinerseits nur dann im Stande sein, positiv in diesem Sinne aufzutreten, wenn seine Interessen in Persien größere und offenkundigere Werthe repräsentiren, als es heute der Fall ist. Wie ich schon früher ausgeführt habe, bietet das russische Schifffahrtsunternehmen nach dem Persischen Golf und die dadurch veranlaßte Störung des bisherigen englischen Handels- und Frachtmonopols für uns eine besonders gute Gelegenheit, dort im Süden durch schnelle Erringung eines Antheils am direkten Seeverkehr nach Buschir und Nachbarhäfen unseren Vortheil nicht nur im Waarenimport selbst, sondern auch im Seetransportwesen wahrzunehmen. Was den Handel nach Westpersien anbetrifft, so hängt hier Alles an einer einzigen nothwendigen Arbeit, die gethan werden muß, um uns in eine außerordentlich günstige Lage für die Erringung eines starken Antheils am Markt von Tabris zu versetzen. Diese Arbeit ist die mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu ermöglichende Fahrbarmachung der uralten und wichtigen Karawanenstraße von Trapezunt am Schwarzen Meer bis Tabris. Das schwierigste Stück von Trapezunt nach Erserum ist bereits seit Jahren türkische Chaussee und für den Wagenverkehr gut praktikabel. Die Strecke von Erserum bis Bajasid nahe der persischen Grenze, die ich zum Theil aus eigener Anschauung kenne, ist während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 von den Russen zu Militär-Transportzwecken auch schon ohne große Mühe für Fuhrwerk benutzbar gemacht gewesen (jetzt ist sie es freilich nicht mehr); es verblieben demnach an eigentlichen Schwierigkeiten nur der Uebergang über die Grenzkette westlich von Bajasid und die Berglandschaft von dort bis Choi in der Nähe des Urmiasees. Selbst wenn es aber einem uns unfreundlichen Einfluß gelingen sollte, den Arbeiten auf persischem Boden Schwierigkeiten zu machen, so würde doch die Herstellung der Fahrbarkeit von Erserum bis an die Grenze, eine Sache von einigen Hunddertausend Mark, genügen, um für 90 Prozent aller Waaren den Tabriser Markt von Seiten dauernd zu beherrschen. Auf diese Weise würde es gelingen, die schwer schädigende Wirkung, welche die Schließung des Transits durch den Kaukasus von Seiten der Russen für den

der englische Import, namentlich im Süden und im Zentrum, stark dominirt, daß aber Rußland mit allen Mitteln darauf hinarbeitet, den Absatz in Persien für sich zu erobern und zu monopolisiren. Deutschland ist demgegenüber selbstverständlich daran interessirt, daß Persien als freier und internationaler Markt erhalten bleibt — es wird aber seinerseits nur dann im Stande sein, positiv in diesem Sinne aufzutreten, wenn seine Interessen in Persien größere und offenkundigere Werthe repräsentiren, als es heute der Fall ist. Wie ich schon früher ausgeführt habe, bietet das russische Schifffahrtsunternehmen nach dem Persischen Golf und die dadurch veranlaßte Störung des bisherigen englischen Handels- und Frachtmonopols für uns eine besonders gute Gelegenheit, dort im Süden durch schnelle Erringung eines Antheils am direkten Seeverkehr nach Buschir und Nachbarhäfen unseren Vortheil nicht nur im Waarenimport selbst, sondern auch im Seetransportwesen wahrzunehmen. Was den Handel nach Westpersien anbetrifft, so hängt hier Alles an einer einzigen nothwendigen Arbeit, die gethan werden muß, um uns in eine außerordentlich günstige Lage für die Erringung eines starken Antheils am Markt von Tabris zu versetzen. Diese Arbeit ist die mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu ermöglichende Fahrbarmachung der uralten und wichtigen Karawanenstraße von Trapezunt am Schwarzen Meer bis Tabris. Das schwierigste Stück von Trapezunt nach Erserum ist bereits seit Jahren türkische Chaussee und für den Wagenverkehr gut praktikabel. Die Strecke von Erserum bis Bajasid nahe der persischen Grenze, die ich zum Theil aus eigener Anschauung kenne, ist während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 von den Russen zu Militär-Transportzwecken auch schon ohne große Mühe für Fuhrwerk benutzbar gemacht gewesen (jetzt ist sie es freilich nicht mehr); es verblieben demnach an eigentlichen Schwierigkeiten nur der Uebergang über die Grenzkette westlich von Bajasid und die Berglandschaft von dort bis Choi in der Nähe des Urmiasees. Selbst wenn es aber einem uns unfreundlichen Einfluß gelingen sollte, den Arbeiten auf persischem Boden Schwierigkeiten zu machen, so würde doch die Herstellung der Fahrbarkeit von Erserum bis an die Grenze, eine Sache von einigen Hundderttausend Mark, genügen, um für 90 Prozent aller Waaren den Tabriser Markt von Westen dauernd zu beherrschen. Auf diese Weise würde es gelingen, die schwer schädigende Wirkung, welche die Schließung des Transits durch den Kaukasus von Seiten der Russen für den

Handel vom Schwarzen Meer nach Persien gegenwärtig ausübt, aufzuheben. Allerdings verfolgt die russische Politik das Ziel, Persien selbst so lange ökonomisch nicht erstarken zu lassen, bis es reif für ein ähnliches Verhältniß zu Rußland ist wie Buchara. Aber erstens ist die Sache noch nicht so weit, und sie rückt immer ferner, auf je größere Schwierigkeiten die Befriedigung der russischen Kapitalsbedürfnisse in Europa stößt; und zweitens können wir, die wir in Persien nicht die geringsten politischen, sondern nur wirthschaftliche Absichten zu verfolgen in der Lage sind — im Unterschied von den Engländern — doch bedeutend leichter unserem Handel neben dem russischen einen angemessenen Platz in Persien zu sichern hoffen. Indessen dieses ganze Thema erfordert, um erschöpfend dargelegt zu werden, eine ganz andere Breite, als ich sie jetzt diesen Zeilen geben kann. Sollten sich insbesondere deutsche Handelskreise unter praktischen Gesichtspunkten näher für meine Anregungen interessiren, so bin ich in der Lage, auch weitere Fingerzeige zu ertheilen.

Auf dem Kaspi an Bord des „Großfürst Konstantin“,
den 25. April.

Gestern war der Nachmittag etwas unruhig für mich, weil von der Fahrt über den Murdab an, von Piribasar nach Enseli, der Nord drohte. Es blies merklich vom Meere her, und der Wind wollte sich auch gegen Abend garnicht legen. Trotzdem haben die hiesigen Wetterkundigen Recht behalten: Heute Morgen weckte mich der Hausknecht, ein persischer Armenier, der einige russische Brocken radebrecht, grinsend mit der Kunde: Der Dampfer für Baku liege draußen, und der Bootsverkehr zwischen Schiff und Land sei trotz des ziemlich kräftig aufgefrischten Windes noch möglich. Wir Passagiere in spe fuhren also aus den Betten und stürzten nach einem hastigen Frühstück zum Strande hinunter. Den persischen Ausfuhrzoll erledigte der übliche Bakschisch; so schnell es ging, wurde ein wahrer Berg von Gepäck und ein Schwarm von zwanzig Menschen in das erste beste Boot gestopft und los ging's, ins Meer hinaus. Nach einer Viertelstunde Rudern in verhältnißmäßig ruhigem Wasser kamen wir auf die gefürchtete Barre und wurden nun allerdings zwei oder drei ängstliche Minuten lang inmitten der weißbrechenden Brandungskämme zwischen Himmel und Hölle auf und ab geschleudert. Aber dann war es glücklich vorüber. Die Bootsleute versicherten, daß es um Mittag schon nicht mehr gegangen wäre.

Um 9 Uhr morgens setzte ich meinen Fuß auf die Falltreppe am Achterdeck des Dampfers — die Orientreise war zu Ende! Hier bin ich, obwohl im südlichsten Winkel des Kaspischen Meeres, doch in Europa, denn von hier an reißt die Dampferstrecke bis nach Hause nicht mehr ab. Fast dreiviertel Jahre habe ich den türkischen Halbmond und das persische Löwen- und Sonnenbanner als die Hoheitszeichen der Länder, in denen ich reiste, erblickt, — jetzt ist es endlich die blauweißrothe russische Trikolore. Merkwürdig, wie sich nach solch' einem langen Stück Orientleben der Unterschied der europäischen Nationen für das Gefühl im ersten Augenblick verwischt! Hier in der asiatischsten Grenzsphäre Rußlands, unter lauter russisch sprechenden Menschen, komme ich mir doch schon vor, als ob ich mit jenem einen Schritt aus dem persischen Fahrzeug heraus von der fremden und barbarischen in die heimathliche Kulturwelt hinübergetreten bin. Von nun ab giebt es wieder Fahrpläne, von nun ab gilt nicht mehr die Energie des persönlich vorwärtsstrebenden Individuums, das sich durch tausend Hindernisse und Schwierigkeiten selber durchschlagen, überwinden muß, um seines Weges weiter zu kommen, sondern es gilt der Beförderungsvertrag mit der modernen, auf Zeit und Stunde verantwortlichen Transportgesellschaft. Damit hört Asien auf. Jetzt freue ich mich noch über die Rückkehr in die vertraute Welt. Aber ich fürchte, ich fürchte, es wird nicht allzulange dauern, bis die umgekehrte Sehnsucht, bis das Verlangen nach dieser nun verlassenen Welt des Ostens von Neuem wieder alte Rechte geltend machen wird — und dann auf Wiedersehen zum dritten Male in den Preußischen Jahrbüchern.

Um 9 Uhr morgens setzte ich meinen Fuß auf die Falltreppe am Achterdeck des Dampfers — die Orientreise war zu Ende! Hier bin ich, obwohl im südlichsten Winkel des Kaspischen Meeres, doch in Europa, denn von hier an reißt die Dampfstrecke bis nach Hause nicht mehr ab. Fast dreiviertel Jahre habe ich den türkischen Halbmond und das persische Löwen- und Sonnenbanner als die Hoheitszeichen der Länder, in denen ich reiste, erblickt, — jetzt ist es endlich die blauweißrothe russische Trikolore. Merkwürdig, wie sich nach solch' einem langen Stück Orientleben der Unterschied der europäischen Nationen für das Gefühl im ersten Augenblick verwischt! Hier in der asiatischsten Grenzsphäre Rußlands, unter lauter russisch sprechenden Menschen, komme ich mir doch schon vor, als ob ich mit jenem einen Schritt aus dem persischen Fahrzeug heraus von der fremden und barbarischen in die heimathliche Kulturwelt hinübergetreten bin. Von nun ab giebt es wieder Fahrpläne, von nun ab gilt nicht mehr die Energie des persönlich vorwärtsstrebenden Individuums, das sich durch tausend Hindernisse und Schwierigkeiten selber durchschlagen, sie überwinden muß, um seines Weges weiter zu kommen, sondern es gilt der Beförderungsvertrag mit der modernen, auf Zeit und Stunde verantwortlichen Transportgesellschaft. Damit hört Asien auf. Jetzt freue ich mich noch über die Rückkehr in die vertraute Welt. Aber ich fürchte, ich fürchte, es wird nicht allzulange dauern, bis die umgekehrte Sehnsucht, bis das Verlangen nach dieser nun verlassenen Welt des Ostens von Neuem wieder alte Rechte geltend machen wird — und dann auf Wiedersehen zum dritten Male in den Preußischen Jahrbüchern.

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Ein junges Mädchen. (Warenka Olessow). Erzählung von Maxim Gorki. Dritte Auflage. Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Foma Gordjejew. Roman von Maxim Gorki. Vierte Auflage. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Ein sonderbarer Leser. Wanderungen eines Teufels. Von Maxim Gorki. Verlag von Richard Woepke in Leipzig. 1901.

Aus Anlaß meines kleinen Artikels über den neu aufgetauchten russischen Dichter im Juliheft der Jahrbücher sind mir diese drei Bücher zugegangen. Sie sind geeignet, meine fast bis zur Liebe gehende Bewunderung für Gorki zu befestigen, wenn nicht gar zu steigern. Die beiden ersten beweisen, daß Gorki auch über die von der Fülle persönlicher Erlebnisse eingegebene, stark subjektive Skizze zur objektiv künstlerischen Gestaltung außerhalb des Persönlichen liegender Weltverhältnisse sehr wohl befähigt ist. Gorki ist nicht nur ein großer Mensch, sondern auch ein bedeutender Künstler.

„Warenka Olessow" ist nicht recht eigentlich eine „Erzählung". Denn die setzt doch immer ein paar Geschehnisse voraus, die „erzählt", hergezählt werden können. Es handelt sich eher um ein Bild, ein Porträt, das von einem jungen Mädchen gegeben wird. Aber die Gestalt der Warenka tritt so ganz und gar plastisch vor uns, wie es auch der Kunst des Malers nur selten in seiner Menschendarstellung gelingt. In der Gestalt der Warenka Olessow hat ein Dichter die Wirkung eines Bildhauers erzielt und zwar die Wirkung eines antiken Bildhauers, dem es vergönnt ist, auch mit der Darstellung der nackten Frauengestalt den Eindruck vollkommenster Keuschheit und natürlichster Unschuld zu erreichen. Gorki stellt auch thatsächlich seine Gestalt in einem gegebenen Moment in voller Nacktheit dar. Er darf es sich erlauben. Denn Maxim Gorki und Warenka Olessow befinden sich in jenem Stande der Unschuld zu einander, wie etwa Adam und Eva im Paradiese, bevor sie den Apfel gegessen hatten. Das hat eben die echte Künstlerschaft mit dem Paradiese gemein, den Menschen in den Stand der Unschuld zu versetzen.

Foma Gordjejew ist ein Roman im guten und richtigen Sinne des Wortes, eine epische Dichtung, die in breiter Anlage mit Ruhe und Sorgsamkeit einen Lebenslauf sich erfüllen und abwickeln läßt.

Foma Gordjejew ist ein Dummkopf und ein Philosoph. Foma Gordjejew hat ein kleines, wenig entwickeltes Hirn, aber ein großes Herz. Und er philosophirt mit diesem Herzen. Man kann nämlich mit dem Herzen philosophiren — ganz gewiß. Aber es ist gefährlich. Die Philosophen des Herzens produziren keine brillanten Gedanken, die wie Leuchtkugeln emporschießen, so daß die Umstehenden bei diesem Feuerwerk ausrufen: wie glänzend, wie geistreich! Die Philosophen des Herzens wollen nicht in der Theorie und in Gedanken das Dasein erklären und das Leben überwinden, sondern sie wollen praktisch mit dem Leben und mit den Menschen fertig werden. Sie wollen sich ihr Herz erleichtern, sie wollen aus dem ihnen angeborenen dumpfen Staunen zum Verstehen der seltsam verworrenen Welt und der merkwürdigen, ihnen so fremden Menschen gelangen, um mit ihnen leben zu können. Die Menschen des Alltags aber, die so gewandt ihren Geschäften nachgehen, begreifen jenes philosophische Staunen garnicht. Sie halten es für Narrheit — mit Recht von ihrem Standpunkt. So geräth denn Foma Gordjejew in immer größeres Staunen, findet sich immer weniger in der Welt zurecht, wird ein kompletter Narr. Der hauptsächlichste, bestrickende Reiz dieses Romans indeß liegt nicht in dem Typischen des Falles, sondern in seiner individuellen Gestaltung.

Ich habe schon hervorgehoben, daß wir hier wieder einmal einen Roman im eigentlichen Sinne haben. In der modernen Literatur pflegt man ja auch innerhalb des angeblichen „Romans" mit dramatischer Lebhaftigkeit zu erzählen. Wir haben „Romane", aus denen man ganze Seiten ziemlich direkt als Szenen auf die Bühne setzen könnte. Ich will nicht behaupten, daß solche dramatische Romankomposition geradezu unstatthaft wäre. Aber sicherlich ist sie unepisch. Und über den Unterschied dramatischer und epischer Darstellung möchte ich mir ein paar Worte erlauben. Man wird dergleichen verschiedene Darstellungsart im letzten Grunde auf das Temperament, die seelische Veranlagung und auch die Weltanschauung des Dichters zurückzuführen haben. Der dramatische Dichter steht innerhalb der Weltgeschehnisse, seine Seele ist ein Tummel- und Kampfplatz der Weltgegensätze. Hegelsche Dialektik z. B., oder auch Darwinscher Kampf um's Dasein, die Entwickelung der Gegensätze zu einer höherer Einheit — diese Weltanschauungen in's Gemüth übertragen und in die Seele gelegt, seelisch empfunden, machen den Dramatiker aus. Der Epiker dagegen verhält sich der Welt und ihren Geschehnissen gegenüber vielmehr rein zuschauend. Er steht außerhalb der Geschehnisse, am Schluß der Geschehnißkette, er ist im gewissen Sinne mit der Welt fertig, er sieht die Welt in ihrer Bilderfülle vor sich liegen. Er steht zur Welt in gewisser Weise ähnlich, aber doch mit einem Unterschiede, wie der Gott

Foma Gordjejew ist ein Roman im guten und richtigen Sinne des Wortes, eine epische Dichtung, die in breiter Anlage mit Ruhe und Sorgsamkeit einen Lebenslauf sich erfüllen und abwickeln läßt.

Foma Gordjejew ist ein Dummkopf und ein Philosoph. Foma Gordjejew hat ein kleines, wenig entwickeltes Hirn, aber ein großes Herz. Und er philosophirt mit diesem Herzen. Man kann nämlich mit dem Herzen philosophiren — ganz gewiß. Aber es ist gefährlich. Die Philosophen des Herzens produziren keine brillanten Gedanken, die wie Leuchtkugeln emporschießen, so daß die Umstehenden bei diesem Feuerwerk ausrufen: wie glänzend, wie geistreich! Die Philosophen des Herzens wollen nicht in der Theorie und in Gedanken das Dasein erklären und das Leben überwinden, sondern sie wollen praktisch mit dem Leben und mit den Menschen fertig werden. Sie wollen sich ihr Herz erleichtern, sie wollen aus dem ihnen angeborenen dumpfen Staunen zum Verstehen der seltsam verworrenen Welt und der merkwürdigen, ihnen so fremden Menschen gelangen, um mit ihnen leben zu können. Die Menschen des Alltags aber, die so gewandt ihren Geschäften nachgehen, begreifen jenes philosophische Staunen garnicht. Sie halten es für Narrheit — mit Recht von ihrem Standpunkt. So geräth denn Foma Gordjejew in immer größeres Staunen, findet sich immer weniger in der Welt zurecht, wird ein kompletter Narr. Der hauptsächlichste, bestrickende Reiz dieses Romans indeß liegt nicht in dem Typischen des Falles, sondern in seiner individuellen Gestaltung.

Ich habe schon hervorgehoben, daß wir hier wieder einmal einen Roman im eigentlichen Sinne haben. In der modernen Literatur pflegt man ja auch innerhalb des angeblichen „Romans“ mit dramatischer Lebhaftigkeit zu erzählen. Wir haben „Romane“, aus denen man ganze Seiten ziemlich direkt als Szenen auf die Bühne setzen könnte. Ich will nicht behaupten, daß solche dramatische Romankomposition geradezu unstatthaft wäre. Aber sicherlich ist sie unepisch. Und über den Unterschied dramatischer und epischer Darstellung möchte ich mir ein paar Worte erlauben. Man wird dergleichen verschiedene Darstellungsart im letzten Grunde auf das Temperament, die seelische Veranlagung und auch die Weltanschauung des Dichters zurückzuführen haben. Der dramatische Dichter steht innerhalb der Weltgeschehnisse, seine Seele ist ein Tummel- und Kampfplatz der Weltgegensätze. Hegelsche Dialektik z. B., oder auch Darwinscher Kampf um's Dasein, die Entwickelung der Gegensätze zu einer höherer Einheit — diese Weltanschauungen in's Gemüth übertragen und in die Seele gelegt, seelisch empfunden, machen den Dramatiker aus. Der Epiker dagegen verhält sich der Welt und ihren Geschehnissen gegenüber vielmehr rein zuschauend. Er steht außerhalb der Geschehnisse, am Schluß der Geschehnißkette, er ist im gewissen Sinne mit der Welt fertig, er sieht die Welt in ihrer Bilderfülle vor sich liegen. Er steht zur Welt in gewisser Weise ähnlich, aber doch mit einem Unterschiede, wie der Gott

des Alten Testaments: der sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da — es war sehr *gut*. Der Epiker sieht an Alles, was Gott gemacht hat und siehe da — es ist sehr *merkwürdig*.

Das dritte Bändchen, das nur knappe dreiundachtzig Seiten umfaßt, ist, rein literarisch betrachtet, von minderem Werth. Aber da die darin enthaltenen Skizzen sehr subjektiv gehalten sind, gewähren sie direkten Einblick in die Persönlichkeit des Verfassers und sind daher von großem Interesse. Ich führe ein paar Sentenzen an, die für die Welt- und Menschenanschauung Gorki's sowohl in ethischer wie in künstlerischer Hinsicht charakteristisch sind. Einem modernen naturalistischen Schriftsteller gegenüber heißt es: „Deine Feder bohrt die Wirklichkeit nur schwach an, sie wühlt nur ein wenig in den Kleinigkeiten des Lebens herum. Und während Du alltägliche Gefühle und alltägliche Menschen schilderst, entdeckst Du vielleicht ihren Sinn, findest womöglich auch manche billige Wahrheit: aber verstehst Du denn eine, wenn auch noch so kleine, die menschliche Seele erhebende Illusion zu schaffen? Nein! Du glaubst, wunder wie nützlich es ist, im Schutte der Trivialität zu wühlen und in demselben nichts Anderes als miserable kleine Wahrheiten zu entdecken, welche doch nur „feststellen“, daß der Mensch boshaft, dumm und ehrlos ist, daß er durchaus und immer von der Masse äußerer Bedingungen abhängt, daß er für sich allein ohnmächtig, haltlos und beklagenswerth ist. Ja, weißt Du, es ist Dir auch vielleicht schon gelungen, die Menschen davon zu überzeugen! Denn erkaltet ist ihre Seele und der Verstand ist stumpf geworden. Und kein Wunder! Die Bücher zeigen ja dem Menschen angeblich sein Bild, und wenn sie nun mit jener Zuversicht geschrieben sind, die so oft als Talent gilt, wirken sie auf ihn auch hypnotisirend, bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Er spiegelt sich nun in dieser Darstellung, und im Anblick seiner „ausgemachten“ Schlechtigkeit sieht er keine Möglichkeit, besser zu werden.“ Die Stelle, die sich auf Seite 27 ff. findet, ist auch in ihrem weiteren Verlauf außerordentlich interessant. Sehr hübsch ist auch diese Bemerkung: „Es dürfte dem Leser nicht unbekannt sein, daß es unter der Schriftstellerzunft Leute giebt, die den Beruf eines Schriftstellers mit dem Gewerbe eines Schneiders verwechseln. Sie gebrauchen nämlich ihre Feder wie eine Nadel, mit der sie aus den Geweben ihrer Phantasie Kostüme für die Wahrheit machen, um die Blöße derselben zu bedecken. Solche Schriftsteller muß es unbedingt geben, weil für viele Leser die Wahrheit die einzige Frau ist, die sie nicht nackt sehen möchten.“

Max Lorenz.

Der Sinn des Lebens. Von Leo Tolstoi. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow. Verlag von Albert Langen, München 1901.

Die Schrift bietet keine zusammenhängende, logisch entwickelte Ab-

handlung, sondern reiht eine Anzahl größerer und kleinerer Aphorismen aneinander, die übrigens nach dem Vorwort des Uebersetzers „verschiedenen Briefen, Tagebüchern, noch unvollendeten Entwürfen und anderen Privatpapieren des Grafen Tolstoi, nicht aber seinen bereits gedruckten Schriften entnommen“ sind. Die Schrift ist also ein werthvoller Beitrag zur Erkenntniß der Lebensphilosophie und Religionsauffassung des russischen Reformators. Wir Menschen sind gewöhnt, die Frage zu stellen: „Wozu leben wir?“ Tolstoi erklärt uns, daß diese Frage garnicht zu stellen ist, weil sie nie eine entscheidende Antwort aus Menschenmund erhalten kann. Nicht „wozu“ wir leben, ist die Frage, sondern darauf kommt es an, „wie“ wir leben. Der Wille dessen, der mich ins Leben geschickt hat, ist, „daß ich meine Seele bis zur höchsten Vollkommenheit in der Liebe führe und dadurch an der Herstellung der Einigkeit zwischen den Menschen und allen Lebewesen mitwirke.“ „Um den Willen des Vaters zu erkennen, muß man seinen eigenen wahren, grundlegenden Willen erkennen. Der Wille des guten Sohnes stimmt immer mit dem des Vaters überein.“ Der „gute Sohn“ nun ist der, der den „animalischen“ Menschen in sich zu vernichten vermag. Wer an Tolstoi herantreten würde in der Erwartung, „geistreiche“ Sätze zu finden oder ganz neue Lehren, die in sich, an und für sich noch nicht dagewesen und ganz original sind, würde enttäuscht werden müssen. Das Neue und Bedeutende an Tolstoi ist nicht die Lehre, sondern der Lehrer, der aus umfassendster Welterfahrung und tiefster Selbsterkenntniß heraus den schlichtesten, einfältigsten Meinungen einen goldenen Werth giebt. „Ich bin tief in mir erfahren“ — dieses Wort konnte Tolstoi mit noch größerem Rechte auf sich anwenden, wie Nietzsche, der es auf sich gemünzt hat. Gerade da ich dies schreibe, kommt mir unter der Spitzmarke „Tolstoi als Räuberhauptmann“ eine Zeitungsnotiz zur Kenntniß, nach der in einem russischen Blatte ein Herr Jarmonkin sich also über Tolstoi geäußert hat: „Alle Taten (aus Tolstoi's Leben) weisen entschieden darauf hin, daß das physische, rein thierische Lebensprinzip in ihm außerordentlich stark war. Die Biographie keines einzigen Schriftstellers giebt uns ein solches Beispiel eines alles verschlingenden und alles ergreifenden thierischen Triebes, wie wir ihn bei Tolstoi sehen. Sucht man sich in seine Natur und die Aeußerung dieser Natur hineinzudenken, so wird es einem völlig klar, daß aus ihm, wenn er nicht in einem guten Kreise erzogen worden wäre und sein Geist keine Bildung erhalten hätte, ein schrecklicher Verbrecher, ein Bösewicht geworden wäre, — so stark ist das Thierische seiner Natur.“ Es handelt sich um eine ganz böse gemeinte Schmähschrift, in deren weiterem Verlauf die Anhänger Tolstoi's Anarchisten, Terroristen, Brandstifter, politische Mörder gescholten werden. Dennoch aber, trotz seiner Absicht zu schmähen, trifft der russische Artikelschreiber zur Hälfte den Nagel auf den Kopf. Ich darf wohl daran erinnern, daß ich wiederholt die Doppelnatur und das Doppelleb

handlung, sondern reiht eine Anzahl größerer und kleinerer Aphorismen aneinander, die übrigens nach dem Vorwort des Uebersetzers „verschiedenen Briefen, Tagebüchern, noch unvollendeten Entwürfen und anderen Privatpapieren des Grafen Tolstoi, nicht aber seinen bereits gedruckten Schriften entnommen“ sind. Die Schrift ist also ein werthvoller Beitrag zur Erkenntniß der Lebensphilosophie und Religionsauffassung des russischen Reformators. Wir Menschen sind gewöhnt, die Frage zu stellen: „Wozu leben wir?“ Tolstoi erklärt uns, daß diese Frage garnicht zu stellen ist, weil sie nie eine entscheidende Antwort aus Menschenmund erhalten kann. Nicht „wozu“ wir leben, ist die Frage, sondern darauf kommt es an, „wie“ wir leben. Der Wille dessen, der mich ins Leben geschickt hat, ist, „daß ich meine Seele bis zur höchsten Vollkommenheit in der Liebe führe und dadurch an der Herstellung der Einigkeit zwischen den Menschen und allen Lebewesen mitwirke.“ „Um den Willen des Vaters zu erkennen, muß man seinen eigenen wahren, grundlegenden Willen erkennen. Der Wille des guten Sohnes stimmt immer mit dem des Vaters überein.“ Der „gute Sohn“ nun ist der, der den „animalischen“ Menschen in sich zu vernichten vermag. Wer an Tolstoi herantreten würde in der Erwartung, „geistreiche“ Sätze zu finden oder ganz neue Lehren, die in sich, an und für sich noch nicht dagewesen und ganz original sind, würde enttäuscht werden müssen. Das Neue und Bedeutende an Tolstoi ist nicht die Lehre, sondern der Lehrer, der aus umfassendster Welterfahrung und tiefster Selbsterkenntniß heraus den schlichtesten, einfältigsten Meinungen einen goldenen Werth giebt. „Ich bin tief in mir erfahren“ — dieses Wort könnte Tolstoi mit noch größerem Rechte auf sich anwenden, wie Nietzsche, der es auf sich gemünzt hat. Gerade da ich dies schreibe, kommt mir unter der Spitzmarke „Tolstoi als Räuberhauptmann“ eine Zeitungsnotiz zur Kenntniß, nach der in einem russischen Blatte ein Herr Jarmonkin sich also über Tolstoi geäußert hat: „Alle Taten (aus Tolstoi's Leben) weisen entschieden darauf hin, daß das physische, rein thierische Lebensprinzip in ihm außerordentlich stark war. Die Biographie keines einzigen Schriftstellers giebt uns ein solches Beispiel eines alles verschlingenden und alles ergreifenden thierischen Triebes, wie wir ihn bei Tolstoi sehen. Sucht man sich in seine Natur und die Aeußerung dieser Natur hineinzudenken, so wird es einem völlig klar, daß aus ihm, wenn er nicht in einem guten Kreise erzogen worden wäre und sein Geist keine Bildung erhalten hätte, ein schrecklicher Verbrecher, ein Bösewicht geworden wäre, — so stark ist das Thierische seiner Natur.“ Es handelt sich um eine ganz böse gemeinte Schmähschrift, in deren weiterem Verlauf die Anhänger Tolstoi's Anarchisten, Terroristen, Brandstifter, politische Mörder gescholten werden. Dennoch aber, trotz seiner Absicht zu schmähen, trifft der russische Artikelschreiber zur Hälfte den Nagel auf den Kopf. Ich darf wohl daran erinnern, daß ich wiederholt die Doppelnatur und das Doppelleben

Tolstoi's hervorgehoben und einmal in bestimmter Weise dargelegt habe, daß dieser Graf Tolstoi in einem konstitutionellen Staate gar leicht zu einem genialen Staatsmann sich hätte entwickeln können. Da nun aber eine Despotie für Staatsmänner vom Schlage Bismarck's etwa gar keinen Platz hat und nur bis zur äußersten Verschlagenheit gewandte Diplomaten produzirt, — nicht umsonst und zufällig ist die russische Diplomatie seit Jahrhunderten hochberühmt — so bleibt eben dem Genie nur das Gebiet der Kunst und der Religion, darauf es seine Siege gewinnen und seine Kraft sich ausleben lassen kann. Die Eigenschaften, die uns die Kunst der Dostojewski und Tolstoi so besonders eigenartig groß und ergreifend erscheinen lassen, hängen aufs engste mit dem absolutistischen Staatszustande Rußlands zusammen. Daß Kunst und Literatur nur „in der Freiheit" gedeihen können, ist einfach nicht wahr. Das soll aber nur die ganz objektive Feststellung eines Thatbestandes sein und nicht den Wunsch ausdrücken, bei uns der Literatur ein bischen durch Despotie aufzuhelfen.

Max Lorenz.

Der Denker. Von Alfred Mombert. Verlag von J. C. C. Bruns. Minden in Westf. 1901.

Die sogenannten „Waschzettel", die die Verleger, auch die allergrößten und „vornehmsten", ausnahmslos beilegen, haben manchmal doch ihr Gutes. Sie geben einem rathlosen Kritiker eine Handhabe, wie er, nach dem Wunsche und der Selbsterkenntniß des Autors, vor diesen hintreten soll. Herr Mombert wird es ja wohl als nicht ganz unzutreffend halten und schwerlich „berichtigen", wenn in diesem Reklamezettel von ihm und seinen Werken gesagt ist: „Seine Bücher bieten nicht, wie Maeterlinck's schnell berühmt gewordene Essaybücher, Wiederholungen der mittelalterlichen Mystikerweisheiten, sondern hier ist die Stimme des Geistes in ganz neuer, bestürzend (sic!) eigener Sprache laut geworden. Das Feuer der ekstatisch visionären Gesichte der früheren Mombertschen Bücher hat sich inzwischen merklich geläutert: etwas Ruhiges, Großes, Feierliches weht durch die Urbilder (sic!) dieses neuen Buches." Ich muß nun leider bekennen, daß ich den Mombertschen „Urbildern" allerdings ziemlich „bestürzt" gegenüberstehe. Gewiß hat Mombert's Dichtung mein Kunstempfinden berührt. Ich habe mich nämlich ganz unmittelbar aus meinem Unbewußten heraus zum Nachdichten angeregt gefühlt. Nur fürchte ich, wenn ich die Verse hersetze, der Autor würde meinen, ich will ihn „verulken". Licht fällt in meine dumpfe, unkosmische Seele auch nicht vom Titelblatt her, wo nämlich zu lesen steht: „Dem Sternbild Orion geweiht." Mir leuchtet kein Stern. Ja, da wird der Fall wohl so liegen, wie der des Schillerschen Friedländers, der auch die Sterne gar sehr liebte: „Nacht ist's, wo Mombert's Sterne strahlen." Also lichten wir das Dunkel und lassen Mombert's Stern strahlen. Zum Beispiel:

So dunkel ist mein Schatten, daß er noch sichtbar ist
Am schwarzen Strom.
Doch meine Gestalt ist nicht mehr sichtbar.
Ich übergab sie der Erinnerung
schlafender Menschengesichter,
Die in Felsenthälern der Regen überströmt.

Dem Chaos trank ich manchen Becher zu.
Es fuhr empor, es lachte und es weinte.
Dann sank es wieder zurück in alte Ruh.

Wer macht sich anheischig, dieses Mombertsche „Urbild" voll und ganz zu verstehen? Ich muß darauf verzichten. Doch trösten wir uns: suchen wir eventuell im Becher Trost. „Prost, Chaos!"

Warum ich nun aber doch über Mombert schreibe — werden meine Leser vielleicht fragen —, wenn ich über ihn nichts zu sagen weiß? Daran ist Professor Richard M. Meyer schuld. Der hat ihn nämlich für würdig befunden, in seiner „Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts" dreimal — darunter einmal ein bißchen ausführlicher — erwähnt zu werden. Er zählt unseren kosmischen Denker und Dichter dort an einer Stelle zu unseren „vielen Kleinen von heute." Da nun aber doch Alfred Mombert in der Literaturgeschichte steht, gehört er zur Literatur des Jahrhunderts: also müssen meine Leser von seiner Existenz Kenntniß haben.

Ich will die Ironie lassen. Ich will ernst reden. Ich will ein Bekenntniß ablegen: ich habe gelogen. Ich verstehe nämlich Mombert, ich verstehe neben den vielen Anderen „von heute" auch Mombert. Ich glaube es wenigstens, daß ich ihn verstehe. Und ich will nun allen Ernstes erklären, daß Mombert nicht unter allen Umständen und von Jedem komisch genommen zu werden braucht. Diese Verse sind aus einer gewissen reinen Stimmung geboren. Ich will es beweisen, daß ich auch Mombert, selbst Mombert noch zu folgen vermag und will in einem von mir frei im Stile Mombert's erfundenen Bilde die Mombertsche Art charakterisiren, in einem „Urbilde", das man — wie Mombert's Bilder — wenn man will, ernst, wenn man will, auch scherzhaft genießen kann: Man nehme also den kosmischen Raum, man denke sich darin eine Weltäolsharfe und man lasse darüber einen urquelllosen Ewigkeitswind gleiten. Dann erhält man die Stimmung Mombertscher Gedichte, die nämlich in der That in gewisser Weise musikalisch sind, wie wenn wirre Töne und irre Klänge nach Bildern und Worten zu Bestand und Form ringen. Ich meinerseits fasse übrigens mein kosmisches Urbild scherzhaft auf und lehne die Mombertsche Kunst ab, selbst auf die Gefahr hin, daß Alfred Mombert über meine Niederträchtigkeit mit einer „Geberde tiefen Gott-Schmerzes" quittirt. Ich meine nämlich, daß ein Kritiker nicht nur verpflichtet ist, Verständniß zu haben, sondern auch verständig zu sein.

So dunkel ist mein Schatten, daß er noch sichtbar ist
Am schwarzen Strom.
Doch meine Gestalt ist nicht mehr sichtbar.
Ich übergab sie der Erinnerung
schlafender Menschengesichter,
Die in Felsenthälern der Regen überströmt.

Dem Chaos trank ich manchen Becher zu.
Es fuhr empor, es lachte und es weinte.
Dann sank es wieder zurück in alte Ruh.

Wer macht sich anheischig, dieses Mombertsche „Urbild" voll und ganz zu verstehen? Ich muß darauf verzichten. Doch trösten wir uns; suchen wir eventuell im Becher Trost. „Prost, Chaos!"

Warum ich nun aber doch über Mombert schreibe — werden meine Leser vielleicht fragen —, wenn ich über ihn nichts zu sagen weiß? Daran ist Professor Richard M. Meyer schuld. Der hat ihn nämlich für würdig befunden, in seiner „Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts" dreimal — darunter einmal ein bißchen ausführlicher — erwähnt zu werden. Er zählt unseren kosmischen Denker und Dichter dort an einer Stelle zu unseren „vielen Kleinen von heute." Da nun aber doch Alfred Mombert in der Literaturgeschichte steht, gehört er zur Literatur des Jahrhunderts: also müssen meine Leser von seiner Existenz Kenntniß haben.

Ich will die Ironie lassen. Ich will ernst reden. Ich will ein Bekenntniß ablegen: ich habe gelogen. Ich verstehe nämlich Mombert, ich verstehe neben den vielen Anderen „von heute" auch Mombert. Ich glaube es wenigstens, daß ich ihn verstehe. Und ich will nun allen Ernstes erklären, daß Mombert nicht unter allen Umständen und von Jedem komisch genommen zu werden braucht. Diese Verse sind aus einer gewissen reinen Stimmung geboren. Ich will es beweisen, daß ich auch Mombert, selbst Mombert noch zu folgen vermag und will in einem von mir frei im Style Mombert s erfundenen Bilde die Mombertsche Art charakterisiren, in einem „Urbilde", das man — wie Mombert's Bilder — wenn man will, ernst, wenn man will, auch scherzhaft genießen kann: Man nehme also den kosmischen Raum, man denke sich darin eine Weltäolsharfe und man lasse darüber einen urquelllosen Ewigkeitswind gleiten. Dann erhält man die Stimmung Mombertscher Gedichte, die nämlich in der That in gewisser Weise musikalisch sind, wie wenn wirre Töne und irre Klänge nach Bildern und Worten zu Bestand und Form ringen. Ich meinerseits fasse übrigens mein kosmisches Urbild scherzhaft auf und lehne die Mombertsche Kunst ab, selbst auf die Gefahr hin, daß Alfred Mombert über meine Niederträchtigkeit mit einer „Geberde tiefen Gott-Schmerzes" quittirt. Ich meine nämlich, daß ein Kritiker nicht nur verpflichtet ist, Verständniß zu haben, sondern auch verständig zu sein.

Erwähnen möchte ich bei dieser Gelegenheit schließlich, daß der Verlag von J. C. C. Bruns, der sich in mancher Weise erfolgreich und anerkennenswerth um die moderne Literatur bemüht, eine kritische Gesammtausgabe der Werke Edgar Allan Poe's erscheinen läßt — Herausgeber sind Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Es liegt im Zuge der Zeit, wieder auf Poe zurückzugreifen, wie ja auch unser E. Th. A. Hoffmann sich der Gunst der Modernen erfreut. Sobald es Raum und Zeit gestatten, werde ich versuchen, das Verhältniß Poe's zur „Moderne" auseinanderzusetzen.

Max Lorenz.

Schall und Rauch. Erster Band von Max Reinhardt. Mit Buchschmuck von Albert Fiebiger. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1901.

„Schall und Rauch", ein „Ueberbrett'l", soll voriges Jahr in intimem Kreise extremen Erfolg gehabt haben. Gelesen wirken die Sachen nur wenig. Am besten gefällt mir noch die „Conférence zur Gobelinesque des Isidore Mysterlinck", die das Bändchen einleitet. Ich mache hier nur die Anzeige, um daran eine Mittheilung zu knüpfen: Die Ueberbrettel geben längst nicht mehr Kunst aus, aber nehmen noch immer Geld ein. Max Lorenz.

Gerhart Hauptmann. Sein Leben und seine Werke in einer kurzen Uebersicht dargestellt von Max Kirchstein. Verlag von Hugo Schildberger, Berlin.

Die Arbeit ist werthlos. Der Verleger bewerthet sie — knapp vierzig Seiten! — auf eine ganze Reichsmark. Max Lorenz.

Gabriele d'Annunzio. Von Lady Dr. Blennerhasset. Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin 1901.

Das Bändchen gehört zur Sammlung „Moderner Essays zur Kunst und Literatur", die Dr. Hans Landsberg herausgiebt. Lady Blennerhasset ist der Erotik d'Annunzio's nicht gewachsen. Das ehrt die Frau, schädigt aber die Kritikerin. Ein „moderner" Kritiker beziehungsweise ein Kritiker der „Moderne" muß eben allen Lagen der — sagen wir: modernen Seele gewachsen sein. Im Uebrigen haben wir es mit einer durchaus geistreichen und bedeutungsvollen Arbeit zu thun, die ich den Lesern empfehle. Die Verfasserin zeigt zwar nicht, wie etwa d'Annunzio gewerthet zu werden wünschte, wenn man ihn von seinem Standpunkte aus ganz verstände: sie legt aber dar, wie er von den Gesunden, Klugen und Tüchtigen unter den literarisch Interessirten unseres Volkes gewürdigt zu werden verdient. Auch solche Art der Kritik ist wünschenswerth, zutreffend und ertragreich.

Max Lorenz.

Zeitgenössische Franzosen. Literaturgeschichtliche Essays von Max Nordau. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin 1901.

Ein geistreicher Mann trägt gesunde Urtheile über die moderne und modernste französische Literatur vor. In Deutschland befaßt sich nur die liberale Presse mit den Tageserscheinungen der französischen, d. h. der Pariser rischen Literatur. Und diese Herren Korrespondenten beeilen sich meistentheils, alles dort ungemein geistreich und vorbildlich zu finden, um nur ja als würdig zu gelten, trotz ihres deutschen „Barbarenthums" in dem göttlichen Paris, dem Kultur- und Nervenzentrum der Welt, leben zu dürfen. Nordau bildet eine rühmliche Ausnahme. Ich hebe das Urtheil heraus, das er über Anatole France fällt. Ihn, den Akademiker, darf man jetzt vielleicht als den vornehmsten und kennzeichnendsten Vertreter der französischen Literatur und Kultur ansprechen. Er ist sozusagen der dernier cri der gallischen Seele. Als sein vollendetstes und eigenartigstes Werk gilt etwa l'Orme du Mail. Es ist eine zeitgenössische Sitten- und Charakterschilderung. Die darin gebotenen Bilder sind für die Originale nicht schmeichelhaft, wiewohl sie der Wirklichkeit sehr genau entsprechen mögen. Anatole France entwirft seine Zeichnungen mit feinster Ironie, aber auch mit grausamster Herzlosigkeit. Nordau fällt nun folgendes Endurtheil darüber: „So läßt ein Buch, dessen jede Seite ästhetischen Hochgenuß bietet, zuletzt ein tiefes Mißbehagen als Schluß und Gesammteindruck zurück. Warum? Weil das einzige Kunstmittel, dessen Anatole France sich bedient, die Ironie ist . . . . Um die durchdringende und zarte, kurz die ästhetisch vollkommene Ironie als Meister zu handhaben, muß man zwar ein überaus hellängiger und scharfhöriger Beobachter und kluger Kopf, aber auch ein Gemüt vom absoluten Nullpunkt der Temperatur sein. Solche Kältegrade setzen bekanntlich schlimmere Zerstörungen als die schrecklichsten Brandwunden. Die Voraussetzung der Ironie ist vollständiger Mangel an menschlicher Theilnahme für den Menschen und Dinge, die man ironisirt. Um ihre ganze Lächerlichkeit zu fühlen, um sie ohne das leiseste Zögern hervorzuheben und lehrend (?) herumzuzeigen, muß man gegen sie unbedingt gleichgiltig sein. Man darf nicht die schwächste Regung von Nachsicht und Zuneigung fühlen; sie würde stören. Man darf nicht die demüthigste Stimme eines Vertheidigers menschlicher Hinfälligkeit an sich laut werden lassen; sie könnte die Schonungslosigkeit etwas unsicherer machen und dadurch die ästhetische Wirkung eines vollendeten Kunstwerks beeinträchtigen. Aber ein solcher Richter, in dessen Brust kein Herz schlägt und der dort oben auf seinem Lehnstuhl um sich an den Armensünder-Mienen und Stammelreden der Angeklagten zu ergötzen, steht außerhalb der Menschheit. Er flößt uns Grauen ein." Und Nordau schreibt weiter: „Wenn die Schilderung nicht richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der sein Volk derart in den Grund und Boden hinein verleumdet? Und wenn sie richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der solche Zustände anmuthig tändelnd und

Zeitgenössische Franzosen. Literaturgeschichtliche Essays von Max Nordau. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin 1901.

Ein geistreicher Mann trägt gesunde Urtheile über die moderne und modernste französische Literatur vor. In Deutschland befaßt sich nur die liberale Presse mit den Tageserscheinungen der französischen, d. h. der Pariserischen Literatur. Und diese Herren Korrespondenten beeilen sich meistentheils, alles dort ungemein geistreich und vorbildlich zu finden, um nur ja als würdig zu gelten, trotz ihres deutschen „Barbarenthums“ in dem göttlichen Paris, dem Kultur- und Nervenzentrum der Welt, leben zu dürfen. Nordau bildet eine rühmliche Ausnahme. Ich hebe das Urtheil heraus, das er über Anatole France fällt. Ihn, den Akademiker, darf man jetzt vielleicht als den vornehmsten und kennzeichnendsten Vertreter der französischen Literatur und Kultur ansprechen. Er ist sozusagen der dernier cri der gallischen Seele. Als sein vollendetstes und eigenartigstes Werk gilt etwa l'Orme du Mail. Es ist eine zeitgenössische Sitten- und Charakterschilderung. Die darin gebotenen Bilder sind für die Originale nicht schmeichelhaft, wiewohl sie der Wirklichkeit sehr genau entsprechen mögen. Anatole France entwirft seine Zeichnungen mit feinster Ironie, aber auch mit grausamster Herzlosigkeit. Nordau fällt nun folgendes Endurtheil darüber: „So läßt ein Buch, dessen jede Seite ästhetischen Hochgenuß bietet, zuletzt ein tiefes Mißbehagen als Schluß und Gesammteindruck zurück. Warum? Weil das einzige Kunstmittel, dessen Anatole France sich bedient, die Ironie ist . . . . Um die durchdringende und zarte, kurz die ästhetisch vollkommene Ironie als Meister zu handhaben, muß man zwar ein überaus helläugiger und scharfhöriger Beobachter und kluger Kopf, aber auch ein Gemüt vom absoluten Nullpunkt der Temperatur sein. Solche Kältegrade setzen bekanntlich schlimmere Zerstörungen als die schrecklichsten Brandwunden. Die Voraussetzung der Ironie ist vollständiger Mangel an menschlicher Theilnahme für den Menschen und Dinge, die man ironisirt. Um ihre ganze Lächerlichkeit zu fühlen, um sie ohne das leiseste Zögern hervorzuheben und lehrend (?) herumzuzeigen, muß man gegen sie unbedingt gleichgiltig sein. Man darf nicht die schwächste Regung von Nachsicht und Zuneigung fühlen; sie würde stören. Man darf nicht die demüthigste Stimme eines Vertheidigers menschlicher Hinfälligkeit an sich laut werden lassen; sie könnte die Schonungslosigkeit etwas unsicherer machen und dadurch die ästhetische Wirkung eines vollendeten Kunstwerks beeinträchtigen. Aber ein solcher Richter, in dessen Brust kein Herz schlägt und der dort oben auf seinem Lehnstuhl sitzt, um sich an den Armensünder-Mienen und Stammelreden der Angeklagten zu ergötzen, steht außerhalb der Menschheit. Er flößt uns Grauen ein.“ Und Nordau schreibt weiter: „Wenn die Schilderung nicht richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der sein Volk derart in den Grund und Boden hinein verleumdet? Und wenn sie richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der solche Zustände anmuthig tändelnd und mit

schalkhaftem Augenzwinkern darstellen kann?“ Wir möchten weiter fragen: Welche nationale Werthschätzung verdient eine künstlerische Kultur, die das Werk eines Anatole France als kostbarste und letzte Blüthe der gallischen Volksschule einer „barbarischen“ und künstlerisch „zurückgebliebenen“ Menschheit präsentirt? Nordau faßt sein Urtheil über Anatole France in den Satz zusammen: „Wir empfinden seine Witzworte als Majestätsbeleidigungen an unserer Gattung.“ Und als Hochverrath am Bürger- und Staatswohl — dürfen wir wohl ergänzend hinzufügen. Daß dieser selbe Anatole France kürzlich seine Mißbilligung darüber ausgesprochen hat, daß ein anarchistischer Schriftsteller wegen Aufforderung zum Mord verurtheilt werden konnte — denn der Mann habe ja seine Aufforderung in einem reinen und glänzenden Stil geschrieben! — das werden wir vom Standpunkt ästhetischer Kultur ganz in der Ordnung finden müssen.

Aus dem sonstigen Geistesreichthum des Nordauschen Buches möchten wir den Artikel über Alexander Dumas hervorheben. Hier wird eine sehr interessante Parallele zwischen dem Machthaber der Bühne und dem des Volkes, des Staates, zwischen dem dramatischen Dichter und dem politischen Diktator gezogen. Zutreffend hervorgehoben wird, daß beide neben ihren glänzenden Eigenschaften auch eine minder glänzende besitzen müssen, nämlich eine Portion — Banalität. Es giebt übrigens auch sonst noch eine Menge Lebenslagen, in denen geistreich zu sein ein Schaden ist.

Bei aller Zustimmung habe ich nun aber doch einen Einwand gegen Nordau zu erheben und eine im Grunde liegende Abweichung festzustellen. Nordau erklärt einmal gelegentlich einer Darlegung über das sogenannte „Thesenstück“, es gebe Gesetze der Gesellschaft und Gesetze der Natur. Auf jenen basire das minderwerthige gesellschaftskritische und soziale Bühnenstück, auf diesen das andere Drama, das im Augenblick von vielleicht minderer Wirksamkeit, auf die Dauer aber von größerer Haltbarkeit und tieferem Werthe sich erweise. Nordau übersieht, daß es über der Natur noch die Welt giebt, daß höher als das Reich der Natur noch die Welt der Seele liegt. Wirksamer und dauernder als das Naturgesetz manifestirt sich das Weltgesetz. Es bleibe dahingestellt, inwiefern dieses Weltgesetz mit dem Verstande, in der Philosophie etwa, „gefaßt“ werden kann. Darüber wollen wir gar nicht streiten. Das aber steht fest, daß für das Gemüth dieses Weltgesetz ganz deutlich zum Ausdruck kommen kann: in der tragischen Kunst. Nordau ist nicht nur Schriftsteller, sondern auch — wenn ich nicht irre — Praxis ausübender Arzt. In seiner Naturwissenschaft liegt die Schwäche und Grenze seines künstlerischen Verstehens. Das hat ihn vor einiger Zeit dazu verführt, in einem viel besprochenen Buche fast die ganze moderne Kunst allein als den Ausfluß pathologischer Erscheinungen zu verdammen. Darin liegt manches Richtige und vieles Falsche. Einen Bruch, der heutzutage — wie übrigens auch

früher schon manchmal — durch die Seele der Welt geht und selbstverständlich auch in der Seele des Menschen zum Ausdruck kommt, wird Nordau wohl sicherlich nie zugeben. Für ihn dreht es sich um kranke Leiber, kranke Hirne und darum um kranke Kunst. Maupassant betrachtet er in seinen „zeitgenössischen Franzosen“ allein als krankhaften Erotiker und verwirft ihn, obwohl er seine literarischen und künstlerischen Qualitäten wohl zu würdigen weiß. Er verwirft ihn im Interesse der Volksgesundheit. Ich möchte ihm beistimmen, von jenem Standpunkt aus. Aber es darf nicht verkannt werden, daß Maupassant durchaus nicht nur und garnicht in erster Linie eine pathologische Erscheinung ist, sondern auch psychologisch zu betrachten und als tragische Person zu werthen ist. Ziehe Nordau doch einmal Solitude oder zahlreiche Stellen in Sur l'eau in Betracht!

Der große Theil der französischen Tagesliteratur, die jetzt Pariser Mode ist, verdient indes keineswegs solche Betrachtung. Für sie kann ich keinen vortrefflicheren Führer empfehlen, als es Nordau in seinen „zeitgenössischen Franzosen“ ist.

Max Lorenz.

Volkswirthschaft.

Landwirthschaft und Kolonisation im spanischen Amerika. Von Professor Dr. Karl Kaerger. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 42,80 Mk. I. Band: Die La Plata-Staaten. IX. u. 939 Seiten. II. Band: Die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko. VII. u. 743 Seiten.

Der Verfasser war während der Jahre 1895—1900 bei den Kaiserlichen Gesandtschaften in Buenos Ayres und Mexiko landwirthschaftlicher Sachverständiger. Das Buch enthält eine Zusammenstellung der von ihm während dieser Zeit an das Auswärtige Amt erstatteten Berichte, giebt aber selbstverständlich als solches nur die persönlichen Anschauungen des Verfassers wieder. Die Berichte sind fast durchweg in der Reihenfolge ihrer zeitlichen Abfassung geordnet und so umfangreich, daß die Lektüre des Buches außerordentlich erschwert wird. Es geht über den Rahmen einer Besprechung weit hinaus und erforderte eine genaue Durcharbeitung des Buches, einen vollständigen Extrakt aus demselben zu geben. Trotzdem wäre ein solcher Extrakt auf das Aeußerste wünschenswerth. Bei genauerem Durchlesen empfindet man es sofort, daß man es in dem Buche mit einem in überaus fleißiger und umsichtiger Weise zusammengetragenen Material zu thun hat, welches für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Lage des spanischen Südamerika von eminenter Bedeutung ist. Der Verfasser hat selbst bisher nicht die Zeit gehabt, einen solchen Extrakt anzufertigen; es wäre aber auf das Dankenswertheste zu begrüßen, wenn er vielleicht später oder mit Hilfe einer zweiten Kraft im Laufe der nächsten Zeit einen solchen Auszug herstellen würde. Denn es ist zweifellos

früher schon manchmal — durch die Seele der Welt geht und selbstverständlich auch in der Seele des Menschen zum Ausdruck kommt, wird Nordau wohl sicherlich nie zugeben. Für ihn dreht es sich um kranke Leiber, kranke Hirne und darum um kranke Kunst. Maupassant betrachtet er in seinen „zeitgenössischen Franzosen“ allein als krankhaften Erotiker und verwirft ihn, obwohl er seine literarischen und künstlerischen Qualitäten wohl zu würdigen weiß. Er verwirft ihn im Interesse der Volksgesundheit. Ich möchte ihm beistimmen, von jenem Standpunkt aus. Aber es darf nicht verkannt werden, daß Maupassant durchaus nicht nur und garnicht in erster Linie eine pathologische Erscheinung ist, sondern auch psychologisch zu betrachten und als tragische Person zu werthen ist. Ziehe Nordau doch einmal Solitude oder zahlreiche Stellen in Sur l'eau in Betracht!

Der große Theil der französischen Tagesliteratur, die jetzt Pariser Mode ist, verdient indes keineswegs solche Betrachtung. Für sie kann ich keinen vortrefflicheren Führer empfehlen, als es Nordau in seinen „zeitgenössischen Franzosen“ ist. Max Lorenz.

Volkswirthschaft.

Landwirthschaft und Kolonisation im spanischen Amerika. Von Professor Dr. Karl Kaerger. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 42,80 Mk. I. Band: Die La Plata-Staaten, IX. u. 939 Seiten. II. Band: Die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko, VII. u. 743 Seiten.

Der Verfasser war während der Jahre 1895—1900 bei den Kaiserlichen Gesandtschaften in Buenos Ayres und Mexiko landwirthschaftlicher Sachverständiger. Das Buch enthält eine Zusammenstellung der von ihm während dieser Zeit an das Auswärtige Amt erstatteten Berichte, giebt aber selbstverständlich als solches nur die persönlichen Anschauungen des Verfassers wieder. Die Berichte sind fast durchweg in der Reihenfolge ihrer zeitlichen Abfassung geordnet und so umfangreich, daß die Lektüre des Buches außerordentlich erschwert wird. Es geht über den Rahmen einer Besprechung weit hinaus und erforderte eine genaue Durcharbeitung des Buches, einen vollständigen Extrakt aus demselben zu geben. Trotzdem wäre ein solcher Extrakt auf das Aeußerste wünschenswerth, denn bei genauerem Durchlesen empfindet man es sofort, daß man es in dem Buche mit einem in überaus fleißiger und umsichtiger Weise zusammengetragenen Material zu thun hat, welches für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Lage des spanischen Südamerika von eminenter Bedeutung ist. Der Verfasser hat selbst bisher nicht die Zeit gehabt, einen solchen Extrakt anzufertigen; es wäre aber auf das Dankenswertheste zu begrüßen, wenn er vielleicht später oder mit Hilfe einer zweiten Kraft im Laufe der nächsten Zeit einen solchen Auszug herstellen würde. Denn es ist zweifellos, daß

[illegible] Dieterichs überall den [illegible] vergleichenden und [illegible] dem wirklichen Zusammenhang vorhandenen [illegible].

Kaerger behandelt lediglich die Agrarverhältnisse des spanischen Südamerika. Hierbei bleibt es nicht aus, daß er häufig agrarische Einrichtungen und Zustände derart in den Vordergrund rückt, daß dadurch eine einseitige Beleuchtung der gesammtwirthschaftlichen Verhältnisse hervortritt. Auch ist Kaerger nicht bloßer Beobachter in dem Sinne, daß er lediglich Thatsachen registrirt, sondern er geht von einer bereits vorgefaßten Wirthschaftsanschauung aus, welche in seinen Berichten sehr häufig durchschimmert. Dann und wann fügt er philosophische und sozialpolitische Gedanken ein, welche er durch beobachtete Thatsachen erhärten zu können glaubt.

Die Untersuchungen Kaerger's umfassen die La Platastaaten, die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko. Unberücksichtigt bleibt Brasilien. Er behandelt mit klarer Disposition die natürlichen und die wirthschaftlichen Bedingungen des Ackerbaues und der Viehzucht, dann die speziellen kolonisatorischen Momente, danach die technische Seite der landwirthschaftlichen Produktion, schließlich den Handel mit Agrarprodukten, wobei werthvolle Untersuchungen über die Valuta mit gegeben werden.

Den größten Raum nimmt Argentinien ein. Hier hat Kaerger eingehende Untersuchungen angestellt über die klimatischen und die Bodenverhältnisse, um vor Allem den Umfang der argentinischen Weizenzone festzustellen und insbesondere auch darüber zuverlässige Daten zu gewinnen, wie weit diese Zone einer Ausdehnung fähig ist. Die gesammte Kulturfläche Argentiniens betrug im Jahre 1895 nahezu 5 Millionen Hektar, das bedeutet fast eine Verdoppelung gegen das Jahr 1888. Unter den einzelnen Kulturen nahm der Weizen insgesammt im Jahre 1895 etwas über 2 Millionen Hektar ein, und zwar hiervon in der Provinz Santa Fe allein etwas über 1 Million Hektar. Die Annahmen, wie weit eine Vergrößerung des Weizenanbaues möglich sei, gehen vielfach auseinander. Kaerger schätzt die gesammte weizenfähige Fläche Argentiniens auf 64 Millionen Hektar gleich 640000 Quadratkilometer, also eine Fläche, noch wesentlich größer als das gesammte Deutsche Reich. Von dieser großen Fläche sind gegenwärtig erst 2 Millionen Hektar mit Weizen bebaut.

Kaerger hält es aber für ausgeschlossen, daß jemals eine derartige Erweiterung des Weizenbaues in Argentinien thatsächlich stattfinden könnte. Denn abgesehen davon, daß große Flächen in der Provinz Buenos Aires und im Norden sich für den Maisbau weit besser eigneten als für den Weizenbau, würde die so rentable Viehzucht auch im argentinischen Weizengebiete stets eine ungleich größere Fläche beanspruchen als der Weizenbau.

Der Maisbau nimmt den zweiten Rang unter den Kulturen Argentiniens ein und umfaßt nahezu zwei Drittel der Fläche des Weizenareals. Die hauptsächlichsten weiteren Kulturen sind Leinsaat, Gerste und Zuckerrohr.

Von den 180000 landwirthschaftlichen Unternehmern, welche 1895 in Argentinien gezählt wurden, waren 60 pCt. Eigenthümer, 30 pCt. Pächter und der Rest Antheilspächter. Diese Zahlen sind wichtig zum Verständniß der noch weiterhin zu erwähnenden Kolonisationsfragen.

Ueber die Entwickelung des landwirthschaftlichen Betriebes geben interessante Aufschlüsse die Vergleiche zwischen der Anzahl der landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen in den Jahren 1888 und 1895. Es betrug nämlich die Zunahme der Pflüge in diesem Zeitraum 69 pCt., der Mähmaschinen 117 pCt., der Dampfdreschmaschinen 249 pCt. und der Windpumpen 320 pCt., was auf eine durchaus extensiv betriebene Landwirthschaft deutet.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Kaerger der Kolonisationsfrage. Die Hauptmerkmale in der gegenwärtigen Kolonisationsmethode sind folgende: Der Kolonisator ist entweder selbst größerer Grundbesitzer oder ein Mann, der sich gewerbsmäßig mit dem Kolonisationsvermittlungsgeschäfte befaßt. Das Land wird gegen baare Anzahlung fortgegeben, während der Rest in drei bis vier Jahren ausgezahlt werden muß und während dieser Zeit mit 8 pCt. zu verzinsen ist. Das Land wird thatsächlich nur an solche Kolonisten verkauft, die schon einige Jahre in Argentinien auf dem Lande, sei es als Knecht, Halbpächter oder Pächter, gearbeitet haben. In dem letzteren Punkt sieht Kaerger das springende Moment in der ganzen Kolonisationsfrage. Er hält es unbedingt für das Ersprießlichste und belegt es durch zahlreiche Beispiele nicht nur aus Argentinien, sondern auch aus den anderen Staaten, wenn der ankommende Fremde nicht sogleich als Besitzer einer Wirthschaft auftritt, sondern zunächst als Dienender oder als Halbpächter Erfahrungen in dem neuen Lande sammelt. Die Erfolge, welche die italienischen Einwanderer in Argentinien gehabt haben, beruhen in der Hauptsache auf dem Umstande, daß der Italiener stets als Knecht anfängt, während der Deutsche, welcher in der Regel mit einigen Mitteln aus dem Mutterlande herüberkommt, es häufig für unter seinem Stande hält, als Knecht anzufangen, und dann als eigener Unternehmer in den ihm vollkommen fremden Produktionsbedingungen sich nicht zurechtzufinden weiß und in der Regel sein mitgebrachtes Vermögen [illegible]

Kaerger hält es aber für ausgeschlossen, daß jemals eine derartige Erweiterung des Weizenbaues in Argentinien thatsächlich stattfinden könnte. Denn abgesehen davon, daß große Flächen in der Provinz Buenos-Aires und im Norden sich für den Maisbau weit besser eigneten als für den Weizenbau, würde die so rentable Viehzucht auch im argentinischen Weizengebiete stets eine ungleich größere Fläche beanspruchen als der Weizenbau.

Der Maisbau nimmt den zweiten Rang unter den Kulturen Argentiniens ein und umfaßt nahezu zwei Drittel der Fläche des Weizenareals. Die hauptsächlichsten weiteren Kulturen sind Leinsaat, Gerste und Zuckerrohr.

Von den 180 000 landwirthschaftlichen Unternehmern, welche 1895 in Argentinien gezählt wurden, waren 60 pCt. Eigenthümer, 30 pCt. Pächter und der Rest Antheilspächter. Diese Zahlen sind wichtig zum Verständniß der noch weiterhin zu erwähnenden Kolonisationsfragen.

Ueber die Entwickelung des landwirthschaftlichen Betriebes geben interessante Aufschlüsse die Vergleiche zwischen der Anzahl der landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen in den Jahren 1888 und 1895. Es betrug nämlich die Zunahme der Pflüge in diesem Zeitraum 69 pCt., der Mähmaschinen 117 pCt., der Dampfdreschmaschinen 249 pCt. und der Windpumpen 320 pCt., was auf eine durchaus extensiv betriebene Landwirthschaft deutet.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Kaerger der Kolonisationsfrage. Die Hauptmerkmale in der gegenwärtigen Kolonisationsmethode sind folgende: der Kolonisator ist entweder selbst größerer Grundbesitzer oder ein Mann, der sich gewerbsmäßig mit dem Kolonisationsvermittlungsgeschäfte befaßt. Das Land wird gegen baare Anzahlung fortgegeben, während der Rest in drei bis vier Jahren ausgezahlt werden muß und während dieser Zeit mit 8 pCt. zu verzinsen ist. Das Land wird thatsächlich nur an solche Kolonisten verkauft, die schon einige Jahre in Argentinien auf dem Lande, sei es als Knecht, Halbpächter oder Pächter, gearbeitet haben. In dem letzteren Punkt sieht Kaerger das springende Moment in der ganzen Kolonisationsfrage. Er hält es unbedingt für das Ersprießlichste und belegt es durch zahlreiche Beispiele nicht nur aus Argentinien, sondern auch aus den anderen Staaten, wenn der ankommende Fremde nicht sogleich als Besitzer einer Wirthschaft auftritt, sondern zunächst als Dienender oder als Halbpächter Erfahrungen in dem neuen Lande sammelt. Die Erfolge, welche die italienischen Einwanderer in Argentinien gehabt haben, beruhen in der Hauptsache auf dem Umstande, daß der Italiener stets als Knecht anfängt, während der Deutsche, welcher in der Regel mit einigen Mitteln aus dem Mutterlande herüberkommt, es häufig für unter seinem Stande hält, als Knecht anzufangen, und dann als eigener Unternehmer in den ihm vollkommen fremden Produktionsbedingungen sich nicht zurechtzufinden weiß und in der Regel sein mitgebrachtes Vermögen aufbraucht.

Das Kolonisationsgeschäft liegt zum größten Theil drüben in Händen von Personen deutscher Nationalität.

Im Vergleich zu anderen Ländern ist die Zuckerrohrkultur Argentiniens nicht gerade sehr lohnend, da das argentinische Rohr wesentlich zuckerärmer ist als beispielsweise das centralamerikanische oder auf Mauritius. Argentinien heimst von allen Ländern der Erde von einer bestimmten Fläche den geringsten Zuckerbetrag ein. Lediglich die Valutaentwerthung mit ihrer Folge der Verbilligung von Löhnen und Brennmaterial, sowie andererseits die Hochschutzzollgesetzgebung ist es nach Kaerger gewesen, die die Entwickelung einer argentinischen Zuckerindustrie hervorgerufen hat. Es existiren gegenwärtig etwas über 30 Zuckerfabriken in Argentinien.

Unter Krankheiten und Witterungsschäden hat auch die argentinische Landwirthschaft viel zu leiden. Vor Allem sind auch die Heuschrecken eine gefürchtete Plage, so namentlich in den Provinzen Santa Fé und Córdoba, während Entre Rios mehr von Frost, Hagel, Dürre und Regen heimgesucht wird. Thierische Schädlinge treiben in Buenos Ayres und Entre Rios in größerer Anzahl ihr Wesen als in Santa Fé und Córdoba, was Kaerger auf den reichen Gehalt an organischen Substanzen in den erstgenannten Provinzen zurückführt.

Ueber den Umfang der argentinischen Viehzucht liefert der Census des Jahres 1895 halbwegs zuverlässige Zahlen. Danach betrug die Anzahl des Rindviehs 22 Millionen Stück, die der Schafe 74 Millionen Stück. Gegen das Jahr 1888 war die Zahl des Rindviehs stationär geblieben, während die Anzahl der Schafe um $11\frac{1}{2}$ pCt. gewachsen war. Die Ausdehnung der Schafzucht entfällt im Wesentlichen auf das jüngere Kulturgebiet des Westens. Für die gedeihliche Entwickelung der Viehzucht Argentiniens ist es von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, daß das Klima gerade dort für sie am günstigsten ist, wo auch die anderen Bedingungen für ihr Gedeihen, insbesondere die Beschaffenheit der Weiden und die Nähe des Weltmarktes weitaus die besten sind, also in den Provinzen Buenos Ayres, Entre Rios, Santa Fé-Süd, Corrientes-Süd und Córdoba-Ost. Auch bei der Viehzucht betont Kaerger den Vorsprung, welchen die argentinische Produktion über andere infolge der Valutaentwerthung hat, gesteht aber auch gleichzeitig günstigere natürliche Bedingungen zu, namentlich im Vergleich mit dem benachbarten Uruguay.

Die Verwerthung der Viehzuchtprodukte bildet eine Hauptquelle des argentinischen Reichthums. Dörrfleisch, Fleischextrakt, gefrorenes Fleisch und Häute bilden die Haupthandelsartikel.

Der Reichthum an Quebrachoholz in Argentinien hat nicht nur zu einem großen Export in diesem Artikel geführt, sondern auch im Lande Extraktfabriken, Gerbereien und Schuhwaarenfabriken entstehen lassen. Die Schuhwaarenfabrikation wurde namentlich durch hohe Schutzzölle protegirt,

was einen Rückgang der argentinischen Schuheinfuhr zur Folge hatte. Während aber Deutschland beispielsweise bei dem früheren Export an Schuhwaaren in der Mitte der 80er Jahre nur mit etwa 22000 P. Gold betheiligt war und den Hauptantheil Belgien und Frankreich lassen mußte, hat es neuerdings mit der Einfuhr von Schuhwichse allen konkurrirenden Staaten den Rang abgelaufen. Der Werth dieser Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien aber ist heute mehr als doppelt so groß, als wie derjenige in Schuhwaaren je gewesen ist.

Sehr liebevoll ist die Studie, welche Kaerger über Paraguay veröffentlicht. Er leugnet zunächst, daß das Klima in allen Theilen so mörderisch sei, wie es im Rufe stehe. Die natürlichen Bedingungen für die Landwirthschaft seien im Allgemeinen günstige, jedenfalls aber günstiger, als die vielen Gegner einer paraguayischen Kolonisation sie darzustellen pflegten. Das ganze Land leide lediglich unter seiner Vergangenheit. Durch seine Kämpfe gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay sei das Land größtentheils seiner Arbeitskräfte beraubt worden, und das Bischen Kapital, welches mühsam angesammelt sei, sei auf ein Minimum reduzirt worden. So sei man zu einer Valuta gekommen, die gegenwärtig um 600 pCt. entwerthet sei. Dieses aber habe zur Folge, daß die Landesprodukte so außerordentlich im Preise gesunken seien, daß dadurch jeglicher Anreiz zu produktiver Thätigkeit genommen sei. Kaerger nimmt hier Veranlassung, der liberalen Nationalökonomie einen kleinen Hieb zu versetzen, der meines Erachtens unberechtigt ist, denn er wird sich bei Darstellung dieser Verhältnisse kaum in Widerspruch zur liberalen Nationalökonomie setzen. Der völlige Mangel an Geldern, das muß Kaerger aber doch zugeben, hat einen absoluten Mangel an Verkehrsmitteln, sowie an jeder regulären Verwaltung zur Folge gehabt. Dabei spricht Kaerger von einer im Großen zu betreibenden Kaffeekultur, die in Angriff genommen werden müsse, da in Kaffee der einzige Exportartikel zu finden sei, den der paraguayische Landmann mit finanziellem Erfolge produziren könne. Ich muß sagen, daß ich auch nach diesem Urtheil wenig Hoffnung für eine rasche Entwicklung der paraguayischen Volkswirthschaft habe, denn ein Blick auf die brasilianischen Kaffeeverhältnisse lehrt uns, daß die Hervorbringung einer paraguayischen Kaffeekultur in größerem Stile vollkommen aussichtslos sein müßte, da es ihr an lohnendem Absatz durchaus mangeln würde.

Die Rindviehzucht in Paraguay stellt Kaerger als wesentlich einträglicher dar als in Argentinien, doch ist von einem nennenswerthen Export auch hierin keine Rede. Während das Fleisch der Thiere im Lande konsumirt wird, geht allerdings eine Anzahl theilweise durch gewerbliche Arbeit gewonnene Nebenprodukte der Viehzucht ins Ausland und zwar hauptsächlich Rindshäute, Hörner, Knochen, Lichte und Seifen. Die höchsten Werthe in der Ausfuhrstatistik Paraguays zeigen indessen die pflanzlich[illegible]

was einen Rückgang der argentinischen Schuheinfuhr zur Folge hatte. Während aber Deutschland beispielsweise bei dem früheren Export an Schuhwaaren in der Mitte der 80er Jahre nur mit etwa 22 000 P. Gold betheiligt war und den Hauptantheil Belgien und Frankreich lassen mußte, hat es neuerdings mit der Einfuhr von Schuhwichse allen konkurrirenden Staaten den Rang abgelaufen. Der Werth dieser Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien aber ist heute mehr als doppelt so groß, als wie derjenige in Schuhwaaren je gewesen ist.

Sehr liebevoll ist die Studie, welche Kaerger über Paraguay veröffentlicht. Er leugnet zunächst, daß das Klima in allen Theilen so mörderisch sei, wie es im Rufe stehe. Die natürlichen Bedingungen für die Landwirthschaft seien im Allgemeinen günstige, jedenfalls aber günstiger, als die vielen Gegner einer paraguayischen Kolonisation sie darzustellen pflegten. Das ganze Land leide lediglich unter seiner Vergangenheit. Durch seine Kämpfe gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay sei das Land größtentheils seiner Arbeitskräfte beraubt worden, und das Bischen Kapital, welches mühsam angesammelt sei, sei auf ein Minimum reduzirt worden. So sei man zu einer Valuta gekommen, die gegenwärtig um 600 pCt. entwerthet sei. Dieses aber habe zur Folge, daß die Landesprodukte so außerordentlich im Preise gesunken seien, daß dadurch jeglicher Anreiz zu produktiver Thätigkeit genommen sei. Kaerger nimmt hier Veranlassung, der liberalen Nationalökonomie einen kleinen Hieb zu versetzen, der meines Erachtens unberechtigt ist, denn er wird sich bei Darstellung dieser Verhältnisse kaum in Widerspruch zur liberalen Nationalökonomie setzen. Der völlige Mangel an Geldern, das muß Kaerger aber doch zugeben, hat einen absoluten Mangel an Verkehrsmitteln, sowie an jeder regulären Verwaltung zur Folge gehabt. Dabei spricht Kaerger von einer im Großen zu betreibenden Kaffeekultur, die in Angriff genommen werden müsse, da in Kaffee der einzige Exportartikel zu finden sei, den der paraguayische Landmann mit finanziellem Erfolge produziren könne. Ich muß sagen, daß ich auch nach diesem Urtheil wenig Hoffnung für eine rasche Entwicklung der paraguayischen Volkswirthschaft habe, denn ein Blick auf die brasilianischen Kaffeeverhältnisse lehrt uns, daß die Hervorbringung einer paraguayischen Kaffeekultur in größerem Stile vollkommen aussichtslos sein müßte, da es ihr an lohnendem Absatz durchaus mangeln würde.

Die Rindviehzucht in Paraguay stellt Kaerger als wesentlich einträglicher dar als in Argentinien, doch ist von einem nennenswerthen Export auch hierin keine Rede. Während das Fleisch der Thiere im Lande konsumirt wird, geht allerdings eine Anzahl theilweise durch gewerbliche Arbeit gewonnene Nebenprodukte der Viehzucht ins Ausland und zwar hauptsächlich Rindshäute, Hörner, Knochen, Lichte und Seifen. Die höchsten Werthe in der Ausfuhrstatistik Paraguays zeigen indessen die pflanzlichen

Erzeugnisse und die daraus gewonnenen Produkte, als Yerba-Maté, Gerberrinde, Holz, Quebrachoextrakt, Kokosöl, Wildfelle.

Als vollständig verfehlt stellt Kaerger die in Paraguay gemachten Kolonisationsversuche dar. Dieselben gingen nach ihm alle von der grundverkehrten Idee aus, daß es möglich sei, europäische Einwanderer ohne eine gewisse Erziehung zur landwirthschaftlichen Arbeit in dem neuen Lande zu tüchtigen Kolonisten umzuschaffen, wenn man ihnen nur die materiellen Mittel hierzu, Land und Kapital, unter günstigen Bedingungen anböte. Der Mißerfolg eines solchen Systems sei niemals ausgeblieben.

Bei den Untersuchungen, welche Chile gewidmet sind, spielt die chilenische Salpetergewinnung eine große Rolle, wobei Kaerger sowohl die natürlichen Bedingungen, wie auch die wirthschaftlichen genau festzustellen sucht. Es interessirt uns dabei namentlich vom Standpunkt der deutschen Landwirthe aus die Preisgestaltung, sowie die Größe der vorhandenen Vorräthe. Was zunächst den letzteren Punkt betrifft, so sind die Kaerger'schen Schlüsse recht pessimistisch. Er glaubt nämlich, daß die chilenischen Salpeterlager innerhalb eines Vierteljahrhunderts erschöpft sein werden, wenn der jährliche Konsum an Salpeter sich auch nur auf 25 Millionen Quintales erhält. Ueber die Lage der chilenischen Salpeterindustrie bestimmte bisher die bestehende Konvention der Salpeterindustriellen. In den Händen dieser lag das Schicksal des Exports, den sie beliebig hoch oder niedrig ansetzen konnte, um dadurch auf den Preis einen entsprechenden Einfluß zu erlangen. Als die Produktionsvereinbarung der Salpeterproduzenten im September 1897 ihr Ende erreichte, fielen die Preise auf einen so tiefen Stand, wie er bisher noch nicht vorhanden gewesen war. Seitdem suchte man durch Herstellung einer neuen Konvention die Preise wieder zu heben. Andere Mittel, um die chilenische Salpeterindustrie lohnender zu machen, gehen auf eine Herabsetzung der Ausfuhrzölle, in welche die chilenische Regierung wahrscheinlich so leicht nicht einwilligen wird, da diese Zölle ihre Haupteinnahmequelle bilden. Der Einführung einer Verstaatlichung des gesammten Salpeterverkaufs, die gleichfalls vorgeschlagen worden ist, stellen sich noch größere Schwierigkeiten in den Weg.

Die Landwirtschaft spielt in Chile bei Weitem nicht die Rolle wie in den La Plata-Staaten. Eine landwirthschaftliche Ausfuhr ist nur in geringem Maße vorhanden, vielmehr wird das, was die südliche Hälfte des Landes an Agrarprodukten über den eigenen Bedarf erzeugt, an den industriellen Norden des Landes abgesetzt. Daher ist von den wirthschaftlichen Verhältnissen des Nordens das Gedeihen der gesammten chilenischen Landwirthschaft wesentlich beeinflußt. Die Ernteergebnisse sind von Jahr zu Jahr nahezu stabile und eine Ausdehnung der Kultur hat in den letzten Jahrzehnten kaum stattgefunden. Eine solche ist, wenn auch möglich, so doch auch für die nächsten Jahre nicht wahrscheinlich, da erstens der weitaus größere Theil des Landes zur Ackerbaukultur nicht geeignet ist,

zweitens aber ein großer Theil des Landes mit dichtestem Urwald bestanden ist. Schließlich aber — und das ist die Hauptsache — fehlen Unternehmungssinn, Kapital und Arbeitskraft, und wo dieselben vorhanden sind, haben sie sich eben auf die Ausbeutung der Mineralprodukte gelegt, nicht aber auf die Landwirthschaft. Daß Arbeitskräfte vom Auslande in größerer Menge herangezogen würden, ist unwahrscheinlich, da dem chilenischen Gutsbesitzer die Einwanderer unsympathisch sind und er andererseits diesen Landesfremden die Festsetzung auf seinem Boden nicht gönnt. Es trifft, wie Kaerger hier sehr hübsch ausführt, die von Ratzel in so geistvoller Weise ausgeführte Behauptung von dem Einfluß der Raumverhältnisse auf die gesammte Vorstellungswelt der Völker ihre volle Bestätigung. In Argentinien haben die weiten Flächen den Blick der Bewohner geweitet. Sie suchen deshalb auf ihre unbenutzten Riesenflächen immer mehr Menschen heranzuziehen. In Chile dagegen, diesem schmalen Küstenstreifen, fühlt sich der Bewohner gleichsam eingeengt und glaubt, für die fremden Einwanderer reiche der Boden nicht aus.

Die chilenische Viehzucht unterscheidet sich von der argentinischen hauptsächlich durch ihr Ueberwiegen der Rindviehzucht über die Schafzucht, sowie durch die enge Verbindung, in der die Viehzucht regelmäßig mit dem Ackerbau steht. Auch für die chilenische Viehzucht bildet der industrielle Norden den Hauptmarkt, ja, dieselbe ist nicht einmal im Stande, diesen Markt allein zu befriedigen, und so kommt es, daß an Thieren und thierischen Produkten noch eine nicht unbeträchtliche Einfuhr nach Chile stattfindet, die allerdings in der Abnahme begriffen ist.

Interessant ist, was Kaerger über die Kolonisation Chiles aus der Geschichte des Landes erzählt. Die Anfänge dieser Kolonisation gehen auf das Jahr 1845 zurück, wo neun Handwerkerfamilien aus dem Hessischen in der Provinz Valdivia angesiedelt wurden. Dieselben haben sich alle zu großem Wohlstande aufgeschwungen. Ein zweiter Kolonisationsversuch im Jahre 1850 gleichfalls mit einer Anzahl deutscher Familien erfuhr ein anderes Geschick. Die ursprünglich für die Kolonisten in Aussicht genommenen Ländereien fanden sich bei ihrer Ankunft nicht für sie bereit, und so bot ihnen der Bürgermeister der Stadt Valdivia die gegenüber der Stadt liegende Insel Teja an, wo dann die erste größere deutsche Ansiedelung in Chile entstand. Indessen wurde aus dieser Kolonisation keine landwirthschaftliche, sondern eine industrielle, denn die geringe Fruchtbarkeit des Bodens, die gewerblichen Kenntnisse der Einwanderer, der Reichthum an Nutzholz und Gerbrinde und ähnliches verleiteten zu industrieller Thätigkeit. Die durch diese Einwanderung hervorgerufene Valdivianische Industrie zeigte eine ungewöhnlich kräftige Entwickelung und hat sich bis auf den heutigen Tag in deutschen Händen erhalten. Später sind noch einige von Deutschen gemachte Kolonisationsversuche größeren Stiles gelungen, so daß gegenwärtig ein großer Theil der chilenischen Industrie sowohl wie d

zweitens aber ein großer Theil des Landes mit dichtestem Urwald bestanden ist. Schließlich aber — und das ist die Hauptsache — fehlen Unternehmungssinn, Kapital und Arbeitskraft, und wo dieselben vorhanden sind, haben sie sich eben auf die Ausbeutung der Mineralprodukte gelegt, nicht aber auf die Landwirthschaft. Daß Arbeitskräfte vom Auslande in größerer Menge herangezogen würden, ist unwahrscheinlich, da dem chilenischen Gutsbesitzer die Einwanderer unsympathisch sind und er andererseits diesen Landesfremden die Festsetzung auf seinem Boden nicht gönnt. Es trifft, wie Kaerger hier sehr hübsch ausführt, die von Ratzel in so geistvoller Weise ausgeführte Behauptung von dem Einfluß der Raumverhältnisse auf die gesammte Vorstellungswelt der Völker ihre volle Bestätigung. In Argentinien haben die weiten Flächen den Blick der Bewohner geweitet. Sie suchen deshalb auf ihre unbenutzten Riesenflächen immer mehr Menschen heranzuziehen. In Chile dagegen, diesem schmalen Küstenstreifen, fühlt sich der Bewohner gleichsam eingeengt und glaubt, für die fremden Einwanderer reiche der Boden nicht aus.

Die chilenische Viehzucht unterscheidet sich von der argentinischen hauptsächlich durch ihr Ueberwiegen der Rindviehzucht über die Schafzucht, sowie durch die enge Verbindung, in der die Viehzucht regelmäßig mit dem Ackerbau steht. Auch für die chilenische Viehzucht bildet der industrielle Norden den Hauptmarkt, ja, dieselbe ist nicht einmal im Stande, diesen Markt allein zu befriedigen, und so kommt es, daß an Thieren und thierischen Produkten noch eine nicht unbeträchtliche Einfuhr nach Chile stattfindet, die allerdings in der Abnahme begriffen ist.

Interessant ist, was Kaerger über die Kolonisation Chiles aus der Geschichte des Landes erzählt. Die Anfänge dieser Kolonisation gehen auf das Jahr 1845 zurück, wo neun Handwerkerfamilien aus dem Hessischen in der Provinz Valdivia angesiedelt wurden. Dieselben haben sich alle zu großem Wohlstande aufgeschwungen. Ein zweiter Kolonisationsversuch im Jahre 1850 gleichfalls mit einer Anzahl deutscher Familien erfuhr ein anderes Geschick. Die ursprünglich für die Kolonisten in Aussicht genommenen Ländereien fanden sich bei ihrer Ankunft nicht für sie bereit, und so bot ihnen der Bürgermeister der Stadt Valdivia die gegenüber der Stadt liegende Insel Teja an, wo dann die erste größere deutsche Ansiedelung in Chile entstand. Indessen wurde aus dieser Kolonisation keine landwirthschaftliche, sondern eine industrielle, denn die geringe Fruchtbarkeit des Bodens, die gewerblichen Kenntnisse der Einwanderer, der Reichthum an Nutzholz und Gerbrinde und ähnliches verleiteten zu industrieller Thätigkeit. Die durch diese Einwanderung hervorgerufene Valdivianer Industrie zeigte eine ungewöhnlich kräftige Entwickelung und hat sich bis auf den heutigen Tag in deutschen Händen erhalten. Später sind noch einige von Deutschen gemachte Kolonisationsversuche größeren Stiles gelungen, so daß gegenwärtig ein großer Theil der chilenischen Industrie sowohl wie der

Landwirthschaft sich in Händen von Deutschen bezw. deren Nachkommen befindet.

Die übrigen kleineren westlichen Staaten Südamerikas haben für uns weniger Interesse. Sie interessiren hauptsächlich vom landwirthschaftlich-technischen Gesichtspunkte aus. Mit Mexiko führt uns Kaerger in das bereits ganz tropische Gebiet, wo Weizenbau und Viehzucht zurücktreten, und Kakao, Tabak, Kautschuk und Zuckerrohr ihre Rolle spielen.

Die Summe seines Buches zu ziehen, unterläßt Kaerger. Da wir ihn nach jeder Richtung hin als einen überaus kritischen Kopf und einen Mann von selbständigem Urtheil, der sich nicht so leicht beeinflussen läßt, kennen gelernt haben; so muß man dies bedauern. Nur ganz vereinzelt innerhalb seiner Schilderungen zieht Kaerger die Nutzanwendung für unsere europäischen Verhältnisse und eröffnet uns Ausblicke auf die Rückwirkung, welche die südamerikanischen Agrar- und Kolonisationsverhältnisse auf unsere deutsche Volkswirthschaft haben bezw. haben können. Die Kaerger'schen Darlegungen scheinen indessen zu beweisen, daß das einzige Land, welches für eine landwirthschaftliche Kolonisation seitens deutscher Auswanderer ernsthaft in Frage kommt, Argentinien ist. Hier ist es nun bedauerlich, daß die weiten Gebiete Brasiliens in den Rahmen der Kaerger'schen Untersuchungen nicht mit einbezogen sind. Denn es würde auf das höchste interessiren, zu erfahren, in welcher Weise sich die brasilischen von den argentinischen Kolonisationsbedingungen nach Kaerger's Ansicht unterscheiden und welche für uns Deutsche gewinnbringender und aussichtsreicher sind. Wenn ich recht unterrichtet bin, ist Kaerger geneigt, die argentinische Kolonisation mehr zu befürworten als die brasilische. Es würde Aufgabe des weiter oben schon angerathenen Auszuges aus den Kaerger'schen Darlegungen sein, hierüber die entscheidenden Gesichtspunkte zusammenzustellen.

Was alsdann die Konkurrenz der südamerikanischen landwirthschaftlichen Produktion gegenüber derjenigen Deutschlands betrifft, so stellen die Untersuchungen außer Zweifel, daß noch auf Jahrzehnte hinaus die Konkurrenzbedingungen zu Gunsten, namentlich Argentiniens, neigen. Wenn auch zu erwarten ist, daß bei einer Sanirung der argentinischen Finanzlage die Produktionskosten für den argentinischen Weizen nicht unerheblich steigen werden, so bleiben doch immer so viel natürliche Vorzüge, daß eine scharfe Konkurrenz, gegen welche Deutschland ohne Schutzzölle nicht auskommen wird, bestehen bleibt. Immerhin dürfte eine möglichst rasche Entwickelung Argentiniens von diesem Standpunkte auch im direkten Interesse Deutschlands sein. Daß eine solche Sanirung, die ja fast alle südamerikanischen Staaten nöthig haben, erfolgen muß und wird, dafür geben die Kaerger'schen Untersuchungen den besten Beweis ab. Denn sie legen auf das deutlichste dar, daß die natürlichen Produktionsbedingungen jener Länder so außerordentlich reiche sind, daß es thatsächlich nur des

Kapitals und der in der Regel demselben folgenden Arbeitskräfte bedarf, um blühende Gemeinwesen hier zu schaffen. Die Aussichten, welche alsdann unsere deutsche Industrie auf dem südamerikanischen Markte haben wird, sind so eminent günstige, daß für die fernere Zukunft Südamerika als der weitaus aussichtsreichste Markt für unsere gewerbliche Produktion erscheinen muß.

Dr. Hjalmar Schacht.

Dritter Beitrag zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Von Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie in Würzburg. (S. 399.) Berlin, Carl Heymann, 1901.

Das deutsche Erwerbsleben hat eine Reihe glänzender Jahre durchgemacht. Ungeheure Vermögen sind entstanden; zahllose Familien haben das Einkommen aus ihren Papieren verdoppelt und verdreifacht. Auch der Lohn der Arbeiter ist nicht unerheblich verbessert worden. Alle Welt hat gewußt, daß dieser angenehme Zustand nicht von Dauer sein würde, daß über kurz oder lang ein Rückschlag eintreten müsse, ein größerer oder geringerer, aber unter allen Umständen ein Rückschlag. Jede verständige Wirthschaft mußte sich darauf vorsehen, und es ist anzunehmen, daß auch thatsächlich die Inhaber der neuen großen Vermögen, so weit sie solide sind, die Verluste der schlimmen Jahre aushalten werden; es ist auch anzunehmen, daß die Bezieher der reichen Dividenden in den Mittelschichten in den bei weiten meisten Fällen einigermaßen vorgesorgt haben für die Zeit, wo diese Dividenden ausbleiben könnten. Wie aber steht es mit den Arbeitern? Nicht sowohl denen, deren Lohn jetzt herabgesetzt wird: das müssen sie ertragen, und es trifft nicht einmal so sehr Viele, da einmal bestehende Lohnverhältnisse sich nur schwer ändern, sei es nach oben, sei es nach unten. Die wechselnde Konjunktur macht sich hier in einer anderen und viel schlimmeren Art geltend: durch die Arbeiter-Entlassungen; nicht sowohl der Gesammtheit der Arbeiter werden gewisse Prozente abgezogen, sondern gewisse Prozente der Arbeiter werden vollkommen ausgeschieden und auf nicht gestellt. Verlangt man, die Arbeiter hätten für eine solche böse Zeit in den guten Tagen Ersparnisse zurücklegen sollen, so ist das wohl, wie die Sparkassen zeigen, vielfach wirklich geschehen, aber diejenigen, die es gethan haben, werden in den meisten Fällen nicht solche Arbeiter sein, die jetzt zur Entlassung kommen, sondern solche, deren Arbeit weiter geht. Soll man nun denen, die heute auf die Straße gesetzt und arbeitslos dem Hunger preisgegeben werden, einfach nachrufen: warum habt ihr nichts gespart? Es ist ein anerkannter Satz der neueren sozialpolitischen Erkenntniß, daß dieser Vorwurf vielleicht im Einzelnen oft berechtigt, doch generell durchaus ungerecht wäre. Die Masse der Arbeiter ist es so sehr gewöhnt, aus

Kapitals und der in der Regel demselben folgenden Arbeitskräfte bedarf, um blühende Gemeinwesen hier zu schaffen. Die Aussichten, welche alsdann unsere deutsche Industrie auf dem südamerikanischen Markte haben wird, sind so eminent günstige, daß für die fernere Zukunft Südamerika als der weitaus aussichtsreichste Markt für unsere gewerbliche Produktion erscheinen muß.

Dr. Hjalmar Schacht.

Dritter Beitrag zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Von Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie in Würzburg. (S. 399.) Berlin, Carl Heymann, 1901.

Das deutsche Erwerbsleben hat eine Reihe glänzender Jahre durchgemacht. Ungeheure Vermögen sind entstanden; zahllose Familien haben das Einkommen aus ihren Papieren verdoppelt und verdreifacht. Auch der Lohn der Arbeiter ist nicht unerheblich verbessert worden. Alle Welt hat gewußt, daß dieser angenehme Zustand nicht von Dauer sein würde, daß über kurz oder lang ein Rückschlag eintreten müsse, ein größerer oder geringerer, aber unter allen Umständen ein Rückschlag. Jede verständige Wirthschaft mußte sich darauf vorsehen, und es ist anzunehmen, daß auch thatsächlich die Inhaber der neuen großen Vermögen, so weit sie solide sind, die Verluste der schlimmen Jahre aushalten werden; es ist auch anzunehmen, daß die Bezieher der reichen Dividenden in den Mittelschichten in den bei weiten meisten Fällen einigermaßen vorgesorgt haben für die Zeit, wo diese Dividenden ausbleiben könnten. Wie aber steht es mit den Arbeitern? Nicht sowohl denen, deren Lohn jetzt herabgesetzt wird: das müssen sie ertragen, und es trifft nicht einmal so sehr Viele, da einmal bestehende Lohnverhältnisse sich nur schwer ändern, sei es nach oben, sei es nach unten. Die wechselnde Konjunktur macht sich hier in einer anderen und viel schlimmeren Art geltend: durch die Arbeiter-Entlassungen; nicht sowohl der Gesammtheit der Arbeiter werden gewisse Prozente abgezogen, sondern gewisse Prozente der Arbeiter werden vollkommen ausgeschieden und auf nichts gestellt. Verlangt man, die Arbeiter hätten für eine solche böse Zeit in den guten Tagen Ersparnisse zurücklegen sollen, so ist das wohl, wie die Sparkassen zeigen, vielfach wirklich geschehen, aber diejenigen, die es gethan haben, werden in den meisten Fällen nicht solche Arbeiter sein, die jetzt zur Entlassung kommen, sondern solche, deren Arbeit weiter geht. Soll man nun denen, die heute auf die Straße gesetzt und arbeitslos dem Hunger preisgegeben werden, einfach nachrufen: warum habt ihr nichts gespart? Es ist ein anerkannter Satz der neueren sozialpolitischen Erkenntniß, daß dieser Vorwurf vielleicht im Einzelnen oft berechtigt, doch generell durchaus ungerecht wäre. Die Masse der Arbeiter ist es so sehr gewöhnt, aus der

Hand in den Mund zu leben und existirt unter so schwierigen Wirthschaftsbedingungen, daß die strenge Forderung „hilf dir selbst“ nicht durchführbar ist. Die Gesammtheit, die soziale Gesetzgebung hat die unbedingte Pflicht, hier helfend und zwingend einzugreifen. Bei Krankheiten, Unfall, Invalidität und Alter ist es geschehen. Warum noch nicht bei der Arbeitslosigkeit? Konnte es eine bessere Zeit als die eben vergangenen fetten Jahre geben, um Vorsorge gegen dieses furchtbare Uebel zu treffen, das man doch mit unbedingter Sicherheit herannahen sah? Nichts ist geschehen in dieser Zeit. Kaum daß die theoretische Erwägung sich mit dem Problem beschäftigt hat.

Hier liegt nun in der That ein Moment vor, daß die herrschenden Klassen einigermaßen wegen ihrer verhängnißvollen Unterlassung entschuldigen kann: die soziale Organisation, durch die dem Uebel abzuhelfen wäre, ist noch nicht mit Sicherheit gefunden, hat wenigstens zu einer allgemeinen Anerkennung sich noch nicht durchgerungen. In einem ausgezeichneten Vortrag, den jüngst der beste praktische Sozialpolitiker, den wir besitzen, Herr Rich. Rösicke gehalten hat und der einen Ueberblick giebt über das, was jetzt geschehen könnte und geschehen müßte*), ist das Problem der Fürsorge für die Arbeitslosigkeit wohl stark und richtig hervorgehoben, aber doch ein bestimmter Vorschlag vermieden.

Die unbedeutenden Versuche, die hier und da, namentlich in der Schweiz gemacht sind, auf dem Wege der Versicherung den Arbeitslosen zu helfen, ähnlich wie den Kranken und Invaliden, haben nur gezeigt, daß dieser Weg ungangbar ist. Der einzig durchführbare Modus ist der von Prof. Schanz vorgeschlagene Sparzwang, den man auch obligatorische Selbstversicherung nennen könnte; ich habe früher (Bd. 85 S. 80) in diesen Jahrbüchern ausführlich darüber berichtet, durch Wiedergabe eines Vortrages auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart (1896), und Herr Schanz selber hat (Bd. 91 S. 500) seinen Standpunkt dargelegt und vertheidigt. Damals (1898) hat man nicht auf ihn gehört; jetzt ist die Noth und der Jammer da. Gerade im richtigen psychologischen Moment hat Schanz nunmehr eine neue eingehende Studie zu diesem Thema veröffentlicht, die alle seitdem gemachten Erfahrungen verarbeitet und durch neue Vorschläge im Einzelnen die alte Idee weiterzubilden sucht. Die gewöhnliche Versicherungsform sieht er als ganz unverwendbar an. Die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 296; 25. Oktober) hat ihm zwar in einem eingehenden Artikel widersprochen und will trotz aller schlechten Erfahrungen an dem Prinzip der Versicherung im gewöhnlichen Sinne festhalten, aber was sie

*) Der Vortrag ist gehalten in der „Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für soziale Reform“ und abgedruckt in der „Sozialen Praxis“ vom 26. Sept. und 3. Oktober d. J.

vorbringt, hat mir wenigstens ganz und garnicht eingeleuchtet. Die Schanz'sche Idee ist die allein praktische.

Von dem Neuen, das er vorbringt, dürfte am interessantesten sein, daß die Führer der Sozialdemokratie in Bern sich ihm angeschlossen haben. Von dieser Partei nahm man bisher immer an, daß sie dem Sparzwang unbedingt widersprechen werde, aber der Berner Arbeitersekretär Wassiliew hat erklärt, in dieser Frage wolle seine Partei auch als „Sozialreformer“ arbeiten, unbeschadet der Prinzipien, und hat selbst ganz erwägenswerthe Vorschläge über die Verbindung von Sparzwang und Versicherung gemacht.

Die Schanz'schen Arbeiten sind zu umfangreich und enthalten zu viel Material, um grade von Allen gelesen zu werden, aber wer ernstlich der Frage der sozialen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit näher treten will, der kann sich keinem besseren Führer anvertrauen.

Delbrück.

vorbringt, hat mir wenigstens ganz und garnicht eingeleuchtet. Die Schanz'sche Idee ist die allein praktische.

Von dem Neuen, das er vorbringt, dürfte am interessantesten sein, daß die Führer der Sozialdemokratie in Bern sich ihm angeschlossen haben. Von dieser Partei nahm man bisher immer an, daß sie dem Sparzwang unbedingt widersprechen werde, aber der Berner Arbeitersekretär Wassiliew hat erklärt, in dieser Frage wolle seine Partei auch als „Sozialreformer" arbeiten, unbeschadet der Prinzipien, und hat selbst ganz erwägenswerthe Vorschläge über die Verbindung von Sparzwang und Versicherung gemacht.

Die Schanz'schen Arbeiten sind zu umfangreich und enthalten zu viel Material, um grade von Allen gelesen zu werden, aber wer ernstlich der Frage der sozialen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit näher treten will, der kann sich keinem besseren Führer anvertrauen.

Delbrück.

Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater: Haus Rosenhagen. Drama in drei Aufzügen von **Max Halbe.**

Berliner Theater: Der Bann. Zwei Szenen von **Johannes Schlaf.**

Deutsches Theater: Die Hoffnung. Ein Seestück von **Hermann Heyermans.** Deutsch von Franziska de Graaf. — Einsame Menschen. Schauspiel in fünf Akten von **Gerhart Hauptmann.** — Die Wildente. Schauspiel in fünf Akten von **Henrik Ibsen.**

Schiller-Theater: Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von **Henrik Ibsen.**

In Hohenau, Westpreußen, giebt es nur noch zwei Besitzer: den alten Rosenhagen und den alten Voß. Die anderen hat Rosenhagen alle „ausgebauert.“ Zwischen Rosenhagen und Voß herrscht Todfeindschaft. Denn der alte Voß weicht nicht dem Landhunger des anderen. Der alte Rosenhagen stirbt aber an einem Schlaganfall. Auf dem Sterbebette noch versöhnt er sich mit seinem Widersacher, unter dem Einfluß des Pfarrers. Sein Sohn Karl Egon folgt ihm in der Gutsherrschaft. Er gehört einer neuen Generation an. Er hat dem sterbenden Vater es in die Hand versprechen müssen, landsässig zu bleiben. Das Versprechen bindet ihn. Sein Herz aber hängt an der glänzenden Hermine, einer ruhelos schweifenden, verführerischen Zigeunernatur, der Tochter einer von einem reichen Manne geheiratheten Kunstreiterin. Diese Hermine möchte Karl Egon an Hohenau als seine Gattin fesseln. Sie aber möchte ihn in die weite, weite Welt locken, wo Alles gleißt und glänzt. Karl Egon würde ihr folgen, wenn ihn nicht das dem Vater gegebene Versprechen bände. Er versucht, ein Kompromiß zwischen Pflicht und Neigung zu schließen. Er will in Hohenau den Glanz der Welt einführen; er will hier ein herrliches Schloß für Hermine bauen. Dieser Verrath an der Heimath, an den Sitten der Väter rächt sich. Der Plan ist der Ausgang eines neuen Konflikts, an dessen Ende Karl Egon seinen Tod findet. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ — dieses Gesetz ist es, wogegen Karl Egon verstößt. In diesem Verstoß liegt seine Schuld, die er mit dem Tode büßen muß. Die Heimath, die Seele der

Heimath — übrigens personifizirt in der Gestalt der Martha, der Nebenbuhlerin Hermines — rächt sich.

Ich glaube, die Idee des Stückes in loyalster und sogar liebevollster Weise dargelegt zu haben. Man wird zugeben, daß der Grundgedanke des Ganzen — den ich bisher nirgends erkannt und dargelegt gefunden habe — der Bedeutung gar nicht entbehrt. Ich weiß denn auch in dieser Hinsicht Halbe's neuestes Werk zu schätzen. Aber das darf ich doch nicht verhehlen: dem Ganzen fehlt der Duft der Heimath und den Gestalten fehlt das Persönliche, Lebensvolle. Das Drama macht keinen unmittelbaren Eindruck. Seine Menschen lassen kalt. Max Halbe hat der Buchausgabe seiner Dichtung die Widmung vorgesetzt: „Meiner Heimath in treuer Erinnerung“ und er hat daran diese Verse geknüpft, die den, der Halbe's Wesen und Schicksal kennt, wehmüthig ergreifen werden:

Euch grüß' ich, bunte Felder, blaue Weiten,
Euch dunkle Wälder, fern am Horizont.
Fremd seid Ihr mir seit Knabendämmerzeiten,
Und gabt mir Alles doch, was ich gekonnt.

Ich fürchte, Max Halbe: die Heimath rächt sich.

* * *

Johannes Schlaf ist ein ernst strebender Dichter, der unbekümmert um Beifallgeklatsch und Kassenerfolg dem nachringt, was er für Kunst hält und was seine Natur ihm zu sagen und darzustellen gebeut. Einem solchen Manne wird man unbedingteste Hochachtung nicht versagen dürfen und man wird seinem Werk von vornherein mit wärmster Antheilnahme gegenübertreten. Nicht ohne Schmerz wird man schließlich erklären müssen: es ist doch ein verfehltes Streben, ein ohnmächtiges Ringen. „Der Bann“ ist eine psycho-pathologische Studie. Zwischen zwei Männern steht Ottilie, die man wohl als ein naives und zugleich sensitives Gänschen ansprechen darf. Ihr Freund ist ein junger, von Gesundheit, Kraft, Unschuld und Heiterkeit strahlender Maler. Ihr Gatte ist ein bis zur Perversitä neurasthenischer Mann von einigen vierzig Jahren, mit einer Neigung zu dem, was man in der Psycho-Pathologie als Sadismus bezeichnet. De treibt nun folgendes Spiel: Er merkt, daß die Freundschaft zwische seiner jungen Frau und dem jungen Maler in Liebe ausarten muß. Un er läßt dem Spiel und Exzeß der Gefühle mit voller Absicht freien Lau bis zur Grenze des Aeußersten. Das Aeußerste dann aber verhindert e Der Maler liebt die Frau, er umfängt ihr Bild und Wesen mit d jungen Kraft seiner heiterstrahlenden Seele. Dem anderen, dem marode Mann, bereitet es Lust, das Bild seiner Frau gewissermaßen aufgerif und verjüngt aus der Seele des Anderen aufzufangen. Die Frau li den Maler. Und dem Herrn Hubert ist es ein Vergnügen, im th sächlichen und physischen Besitz seiner Frau das Bild des

Heimath — übrigens personifizirt in der Gestalt der Martha, der Nebenbuhlerin Hermines — rächt sich.

Ich glaube, die Idee des Stückes in loyalster und sogar liebevollster Weise dargelegt zu haben. Man wird zugeben, daß der Grundgedanke des Ganzen — den ich bisher nirgends erkannt und dargelegt gefunden habe — der Bedeutung gar nicht entbehrt. Ich weiß denn auch in dieser Hinsicht Halbe's neuestes Werk zu schätzen. Aber das darf ich doch nicht verhehlen: dem Ganzen fehlt der Duft der Heimath und den Gestalten fehlt das Persönliche, Lebensvolle. Das Drama macht keinen unmittelbaren Eindruck. Seine Menschen lassen kalt. Max Halbe hat der Buchausgabe seiner Dichtung die Widmung vorgesetzt: „Meiner Heimath in treuer Erinnerung“ und er hat daran diese Verse geknüpft, die den, der Halbe's Wesen und Schicksal kennt, wehmüthig ergreifen werden:

Euch grüß' ich, bunte Felder, blaue Weiten,
Euch dunkle Wälder, fern am Horizont.
Fremd seid Ihr mir seit Knabendämmerzeiten,
Und gabt mir Alles doch, was ich gekonnt.

Ich fürchte, Max Halbe: die Heimath rächt sich.

* * *

Johannes Schlaf ist ein ernst strebender Dichter, der unbekümmert um Beifallgeklatsch und Kassenerfolg dem nachringt, was er für Kunst hält und was seine Natur ihm zu sagen und darzustellen gebeut. Einem solchen Manne wird man unbedingteste Hochachtung nicht versagen dürfen und man wird seinem Werk von vornherein mit wärmster Antheilnahme gegenübertreten. Nicht ohne Schmerz wird man schließlich erklären müssen: es ist doch ein verfehltes Streben, ein ohnmächtiges Ringen. „Der Bann“ ist eine psycho=pathologische Studie. Zwischen zwei Männern steht Ottilie, die man wohl als ein naives und zugleich sensitives Gänschen ansprechen darf. Ihr Freund ist ein junger, von Gesundheit, Kraft, Unschuld und Heiterkeit strahlender Maler. Ihr Gatte ist ein bis zur Perversität neurasthenischer Mann von einigen vierzig Jahren, mit einer Neigung zu dem, was man in der Psycho=Pathologie als Sadismus bezeichnet. Der treibt nun folgendes Spiel: Er merkt, daß die Freundschaft zwischen seiner jungen Frau und dem jungen Maler in Liebe ausarten muß. Und er läßt dem Spiel und Exzeß der Gefühle mit voller Absicht freien Lauf, bis zur Grenze des Aeußersten. Das Aeußerste dann aber verhindert er. Der Maler liebt die Frau, er umfängt ihr Bild und Wesen mit der jungen Kraft seiner heiterstrahlenden Seele. Dem anderen, dem maroden Mann, bereitet es Lust, das Bild seiner Frau gewissermaßen aufgefrischt und verjüngt aus der Seele des Anderen aufzufangen. Die Frau liebt den Maler. Und dem Herrn Hubert ist es ein Vergnügen, im thatsächlichen und physischen Besitz seiner Frau das Bild des jugendlich

[illegible] Freundes brutal aus der Seele zu treiben. Gewiß kann man wohl der Kunst und der Literatur das Recht zugestehen, sich auch solcher Menschen und Situationen zu bemächtigen. Es ist für den objektiven Psychologen auch ganz interessant zu sehen und zu erfahren, wie die Menschenseele auch aus den Krankheiten und Leiden des Leibes und der Nerven noch Sensationen zu ziehen und so eine Art Glücksgefühl herauszudestilliren weiß. Aber die Masse, die Nation oder gar die Menschheit gehen diese Fälle doch wirklich nichts an. Ich meine, für solche literarischen Produkte, wie es Schlaf's „Bann" ist, sollte es so etwas wie literarische und psychologische Austernsalons geben. Stücke wie „der Bann" bringen den Kritiker in eine etwas peinliche Lage, da sie ihn zwingen, über die heikelsten Dinge als Sachverständiger zu reden. Das Werkchen ist übrigens schon vor einiger Zeit in einem Novellenbande zum Abdruck gelangt, der unter dem Titel „Die Kuhmagd" bei Fontane & Co. in Berlin erschienen ist.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich gleich noch zwei andere psychologische Studien in Novellenform anzeigen, die von J. C. C. Bruns in Minden i. W. soeben herausgegeben sind: „Jesus und Mirjam" und „Der Tod des Antichrist." Die Tageskritik findet sich mit Johannes Schlaf gewöhnlich so ab, daß sie sagt: Er hat — mit Arno Holz — in Deutschland den Naturalismus begründet. Hier macht der Kritiker eine Verbeugung der Hochachtung und fährt dann fort: Aber er ist dabei stehen geblieben, also darf die Kritik mit einem Lächeln des Mitleids über Herrn Schlaf, den Fanatiker und Dogmatiker des Naturalismus, zur Tagesordnung übergehen. Das Urtheil ist ungerecht. Schlaf ist Naturalist einerseits. Andererseits strebt er ins Seelische und möchte sogar lebensgern einem Zug zur Größe nachgehen. Das beweisen wieder jene beiden psychologischen Studien. „Jesus und Mirjam" soll die Szene im siebenten Kapitel des Lukas-Evangeliums ins Menschliche übertragen und literar-psychologisch zur Darstellung bringen. Schlaf vermeidet jede Blasphemie. Er hält sich auch von aller Pathologie vollkommen fern. Aber sowohl seine Psychologie wie seine Philosophie reichen doch nicht im Entferntesten an die Größe der gestellten Aufgabe heran. Der „Antichrist" ist Nero. Will man einen solchen Charakter behandeln, so muß man ihn doch aus einem einzigen Prinzip, aus einer Idee herleiten, ihn in seinem Angelpunkt zu fassen wissen. Ich kann nicht finden, daß das Schlaf gelungen ist. Er will, aber kann nicht, wie so viele heute.

* * *

Heyermans' „Hoffnung" ist Hauptmann's Weberdrama, ins Holländische übersetzt und vom Riesengebirge an die See getragen. Die männlichen Personen aus den „Webern" finden wir fast durchweg wieder, nur daß sie in Holland Fischer und Seeleute sind. Aber nicht nur Hauptmann, auch Sudermann ist auf das Drama von Einfluß gewesen, und das ist der

Kritik entgangen. Wir finden nämlich auch — natürlich mutatis mutandis — Hinter- und Vorderhaus aus der „Ehre" wieder. In der Familie des Rheders Clemens Vos, der für sich die Rolle des Hauptmann'schen Fabrikanten Dreißiger zu spielen hat, steckt auch etwas von der Sudermann'schen Kommerzienrathssippe. Vor Allem hat die edle Rhederstochter Clementine in der Leonore der „Ehre" ihre Vorgängerin zu begrüßen. Nicht nur diese Personen aber, sondern ganz besonders der gesellschaftskritische und satirische Zug — man denke an die übrigens reizend erfundene Telephonszene — ist auf den Sudermann der ersten Periode zurückzuführen. Es könnte also scheinen, als ob wir in diesem holländischen Drama es nur mit einer mehr oder weniger geschickten Nachahmung und Kompilation dessen zu thun hätten, was in Deutschland den meisten Erfolg davongetragen hat. Das Urtheil wäre irrig und ungerecht. Gewiß ist Heyermans den deutschen Einflüssen ausgesetzt gewesen, aber doch nur eigentlich, soweit der äußere Rahmen in Betracht kommt. Der Holländer hat gesehen, daß Stücke solcher Art möglich sind und auf die Bühne gebracht werden können. Er ist durch das Vorbild ermuthigt worden. Die Füllung des Rahmens indeß zeigt soviel Selbständiges, Eigenes und Persönliches, daß Alles in Allem „Die Hoffnung" doch als ein zum Mindesten nicht uninteressantes Werk auch bei uns in Deutschland bestehen kann.

Reizvoll im Stück ist das Seemilieu. Wir sehen mit Interesse in eine uns im Allgemeinen doch fremde Welt. Aber es ist nicht nur das Interesse, etwas Neues kennen zu lernen, das jedes fremde Milieu uns einflößen wird. Das wäre ein unästhetisches, außerhalb der Kunst liegendes Motiv des Wohlgefallens. Eine fremde Welt wirkt auch darum künstlerischer, als eine uns eng vertraute: Wir sehen solch eine Welt wie ein Bild an, wir nehmen die Vorgänge wie Symbole auf und bleiben vor direkter, pathologisch wirkender Erschütterung bewahrt. Dazu kommt noch dies: die Menschen einer fremden Welt erscheinen uns zunächst so ganz anders, als wir sind. Dann aber erkennen wir, daß sie schließlich und im Grunde doch uns gleich sind, wie wir denken und fühlen. Und in diesem Widerspiel von Gleichsein und Anderssein liegt ein besonders feiner Reiz. Heyermans' Werk bleibt indeß nicht im Milieu stecken. Der Dichter geht in zweifacher Hinsicht darüber hinaus, einmal zum Vortheil, das andere Mal zum Nachtheil seines Werks. Vortheilhaft ist es, daß aus dem Milieu heraus die Gestalt des Schiffermädchens Jo zu prachtvoller Hel[illegible] herauswächst. In ihr — von Else Lehmann trefflich dargestellt — haben wir so etwas wie eine Mittelperson, eine „Heldin" im Stück. Schade ist es, daß nun der Dichter noch ein Weiteres thun wollte und in übertriebener und durchaus unkünstlerischer Weise seinem Stück eine sozialrevolutionäre Tendenz eingefügt hat. Er läßt nämlich eine Anzahl Schiffer so zu Grunde gehen, daß sie gezwungen werden, auf einem morschen Schiff in See zu fahren. Daß aber das Schiff morsch ist, hat de[illegible]

Kritik entgangen. Wir finden nämlich auch — natürlich mutatis mutandis — Hinter- und Vorderhaus aus der „Ehre" wieder. In der Familie des Rheders Clemens Vos, der für sich die Rolle des Hauptmann'schen Fabrikanten Dreißiger zu spielen hat, steckt auch etwas von der Sudermann-schen Kommerzienrathssippe. Vor Allem hat die edle Rhederstochter Clementine in der Leonore der „Ehre" ihre Vorgängerin zu begrüßen. Nicht nur diese Personen aber, sondern ganz besonders der gesellschafts-kritische und satirische Zug — man denke an die übrigens reizend erfundene Telephonszene — ist auf den Sudermann der ersten Periode zurückzu-führen. Es könnte also scheinen, als ob wir in diesem holländischen Drama es nur mit einer mehr oder weniger geschickten Nachahmung und Kom-pilation dessen zu thun hätten, was in Deutschland den meisten Erfolg davongetragen hat. Das Urtheil wäre irrig und ungerecht. Gewiß ist Heyermans den deutschen Einflüssen ausgesetzt gewesen, aber doch nur eigentlich, soweit der äußere Rahmen in Betracht kommt. Der Holländer hat gesehen, daß Stücke solcher Art möglich sind und auf die Bühne ge-bracht werden können. Er ist durch das Vorbild ermuthigt worden. Die Füllung des Rahmens indeß zeigt soviel Selbständiges, Eigenes und Persönliches, daß Alles in Allem „Die Hoffnung" doch als ein zum Min-desten nicht uninteressantes Werk auch bei uns in Deutschland bestehen kann.

Reizvoll im Stück ist das Seemilieu. Wir sehen mit Interesse in eine uns im Allgemeinen doch fremde Welt. Aber es ist nicht nur das Interesse, etwas Neues kennen zu lernen, das jedes fremde Milieu uns einflößen wird. Das wäre ein unästhetisches, außerhalb der Kunst liegendes Motiv des Wohlgefallens. Eine fremde Welt wirkt auch darum künst-lerischer, als eine uns eng vertraute: Wir sehen solch eine Welt wie ein Bild an, wir nehmen die Vorgänge wie Symbole auf und bleiben vor direkter, pathologisch wirkender Erschütterung bewahrt. Dazu kommt noch dies: die Menschen einer fremden Welt erscheinen uns zunächst so ganz anders, als wir sind. Dann aber erkennen wir, daß sie schließlich und im Grunde doch uns gleich sind, wie wir denken und fühlen. Und in diesem Widerspiel von Gleichsein und Anderssein liegt ein besonders feiner Reiz. Heyermans' Werk bleibt indeß nicht im Milieu stecken. Der Dichter geht in zweifacher Hinsicht darüber hinaus, einmal zum Vortheil, das andere Mal zum Nachtheil seines Werks. Vortheilhaft ist es, daß aus dem Milieu heraus die Gestalt des Schiffermädchens Jo zu prachtvoller Höhe herauswächst. In ihr — von Else Lehmann trefflich dargestellt — haben wir so etwas wie eine Mittelperson, eine „Heldin" im Stück. Schade ist es, daß nun der Dichter noch ein Weiteres thun wollte und in über-triebener und durchaus unkünstlerischer Weise seinem Stück eine sozial-revolutionäre Tendenz eingefügt hat. Er läßt nämlich eine Anzahl Schiffer so zu Grunde gehen, daß sie gezwungen werden, auf einem morschen Schiff in See zu fahren. Daß aber das Schiff morsch ist, hat der Rheder

— also der „Kapitalist“ — genau gewußt. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, wie sehr diese Uebertreibung den künstlerischen Werth des Ganzen beeinträchtigen muß. Heyermans hätte, unter Ausschaltung jeder sozialen Tendenz, nur das Verhältniß der Menschen zum Element, der Seeleute zum Meer gestalten sollen. Das Meer als Schicksalsmacht — das ist von vornherein schon ein poetisches Thema. Wie Menschen vom Meere leben und am Meere sterben — das ist kein schlechtes und unzureichendes tragisches Motiv.

Von Heyermans ist soeben auch, bei S. Fischer, Berlin, ein Buch „Trinette“ erschienen. Der Verfasser bezeichnet den ziemlich starken Band als „Skizze“. Damit übt er eine gerechte und kluge Selbstkritik. Denn das Ganze ist thatsächlich, der Ausführung und Darstellung nach, nur eine Skizze, eine Vorarbeit zu einem breit auszuführenden Lebensgemälde, einem Roman. Es handelt sich um eine junge Dorfschöne, die den Lockungen der Großstadt folgt und erliegt. „Trinette“ ist bereits vor neun oder zehn Jahren geschrieben, wenn ich nicht irre, und in der Hauptsache als Talentprobe zu werthen.

* * *

Als Gerhart Hauptmann vor zehn Jahren mit den „Einsamen Menschen“ zum ersten Male auf einer ordentlichen Bühne vor ein reguläres Publikum trat, meinten wohl „die um Hauptmann“, das Publikum sei noch nicht „reif“. Auch jetzt ist diesem Stück gegenüber das Publikum noch nicht reif, weil nämlich das Stück inzwischen um nichts reifer geworden ist. Ich habe das Stück innerhalb der zehn Jahre drei- oder viermal gesehen, aber noch nie so sehr den Eindruck eines doch noch recht unreifen, oft geradezu peinlich unreifen Jugendwerkes empfangen, wie jetzt in der Vorstellung des „Deutschen Theaters.“ Ich will auseinandersetzen, worauf dieser Eindruck peinlicher Unreife basirt, zuvor aber noch darlegen, wo die günstigste Seite des Ganzen aufzusuchen ist. Das Problem ist nicht unbedeutend und als Zeitbild wird das Stück immer einen kulturhistorischen Werth behalten. Johannes Vockerat steht zwischen zwei Welten, und da er sich für keine von beiden wegen mangelnder Willenskraft entscheiden kann, wird er eben ausgeschaltet. Wie er, steht auch Anna Mahr, die russische Studentin, zwischen zwei Welten. Sie entgeht aber noch der Ausschaltung. Denn mit der stärkeren Phantasiekraft und dem geringeren historischen Sinn der Frau — und noch dazu der slavischen Frau! — vermag sie das Kommende im Traume, in Gedanken vorweg zu nehmen und sich in der Hoffnung zu berauschen. Manche haben in dieser Studentin eine rein konstruirte, seelenlose Figur ohne Spur einer Persönlichkeit sehen wollen. Ich kann dem nicht beistimmen. Ich glaube wohl, daß der Charakter nicht so ganz aus einem Guß ist. Aber zu begreifen und im Angelpunkt zu erfassen scheint er mir aus diesen Worten zu sein: „Ein Hauch und ein Duft liegt über den Dingen — das ist das Beste.“

Es liegt etwas Herbes über der Welt, wie sie der Mahr erscheint. Ein Reif breitet sich noch darüber. Aber darunter sprossen schon Keime des neuen Lebens und es kommt, es kommt ganz gewiß und vielleicht ganz plötzlich für unsere Seelen ein Sommer- und ein Sonnentag. So lange diese Anna Mahr nun bei dem jungen Vockerat weilt, zieht sie ihn mit in diese Stimmungssphäre hinein. Dann träumen die beiden einen reinen und keuschen Traum von einem höheren, innigeren, geistigeren Verhältniß, in dem einstmals Mann und Weib neben einander stehen werden.

Nun aber komme ich zu dem Peinlichen. Johannes Vockerat nämlich beschwindelt sich und Andere. Im tiefsten Grunde dreht es sich für ihn von Anbeginn um eine erotische Beziehung zu der Mahr und um eine neue Nuance des Geschlechtsgefühls. Das ist es, was mir bei dieser Aufführung des „Deutschen Theaters“ so vollkommen klar geworden ist, und nicht etwa nur unter dem Eindruck der verfehlten Darstellung, die Anna Mahr durch Irene Triesch erfahren hat, eine Schauspielerin, von derem fascinirenden Wesen ich für andere Rollen das Beste erwarte. Johannes Vockerat ist im letzten Grunde Erotiker. Und das ist gar nicht so wunderbar. Es erklärt sich so: Ein Genie, für das er sich hält, ist er nicht, sondern ein Schwächling mit zitternder Seele. Er hat in Wahrheit gar keine Arbeitsfähigkeit, sondern wiegt sich nur in dem Wahn, an einem großen „Werk“ zu schreiben. Man kennt ja die Leute, die ihr Leben lang an einem „Werk“ schreiben. Johannes hat nicht Leidenschaften. Wenn die nun aber dem Herzen fehlen, bleiben nur die Begierden, die Triebe, und von diesen tritt als der elementarste natürlich der sinnliche am deutlichsten hervor. Der gute Johannes hat unzählige Leidensgefährten unter seinen Zeitgenossen. Johannes liebt seine Frau, das Hausmütterchen, aufrichtig und ehrlich, wie er erklärt. Er möchte sie gewiß nicht entbehren. Aber er liebt auch die Mahr. Und das ist nun — wenn man will — die erotische Delikatesse, daß er die eine immer im Hinblick auf die Andere liebt oder vielmehr lieben möchte. Es ist ein psychologisch durchaus hingehöriger und Aufschluß gebender Zug, wenn Johannes einmal das Problem des Grafen von Gleichen berührt. Es mag ja etwas Peinliches an sich haben, diese heikeln Dinge zu berühren. Man kann und darf sich dem aber nicht entziehen, wenn man gewiß moderne Literatur- und Zeiterscheinungen bis auf den Grund verstehen und an der Wurzel erfassen will. Was nun aber den Johannes ganz besonders unsympathisch macht, ist seine unbewußte Verlogenheit, die vollkommenste Unkenntniß seiner selbst. Er fühlt und beklagt sich als den unverstandenen Mann, ohne die leiseste Ahnung, daß er selber sich am wenigste versteht! Alle seine schwärmerischen Reden umwickeln in Wahrheit nur eine sehr gemeine Sache. Aber es giebt solche Menschen und Gerhart Hauptmann hat mit einer in hohem Maße bewundernswerthen Treue eine für die Charakteristik unserer Zeit sehr in Betracht kommenden Type

Es liegt etwas Herbes über der Welt, wie sie der Mahr erscheint. Ein Reif breitet sich noch darüber. Aber darunter sprossen schon Keime des neuen Lebens und es kommt, es kommt ganz gewiß und vielleicht ganz plötzlich für unsere Seelen ein Sommer- und ein Sonnentag. So lange diese Anna Mahr nun bei dem jungen Vockerat weilt, zieht sie ihn mit in diese Stimmungssphäre hinein. Dann träumen die beiden einen reinen und keuschen Traum von einem höheren, innigeren, geistigeren Verhältniß, in dem einstmals Mann und Weib neben einander stehen werden.

Nun aber komme ich zu dem Peinlichen. Johannes Vockerat nämlich beschwindelt sich und Andere. Im tiefsten Grunde dreht es sich für ihn von Anbeginn um eine erotische Beziehung zu der Mahr und um eine neue Nuance des Geschlechtsgefühls. Das ist es, was mir bei dieser Aufführung des „Deutschen Theaters" so vollkommen klar geworden ist, und nicht etwa nur unter dem Eindruck der verfehlten Darstellung, die die Anna Mahr durch Irene Triesch erfahren hat, eine Schauspielerin, von derem fascinirenden Wesen ich für andere Rollen das Beste erwarte. Johannes Vockerat ist im letzten Grunde Erotiker. Und das ist gar nicht so wunderbar. Es erklärt sich so: Ein Genie, für das er sich hält, ist er nicht, sondern ein Schwächling mit zitternder Seele. Er hat in Wahrheit gar keine Arbeitsfähigkeit, sondern wiegt sich nur in dem Wahn, an einem großen „Werk" zu schreiben. Man kennt ja die Leute, die ihr Leben lang an einem „Werk" schreiben. Johannes hat nicht Leidenschaften. Wenn die nun aber dem Herzen fehlen, bleiben nur die Begierden, die Triebe, und von diesen tritt als der elementarste natürlich der sinnliche am deutlichsten hervor. Der gute Johannes hat unzählige Leidensgefährten unter seinen Zeitgenossen. Johannes liebt seine Frau, das Hausmütterchen, aufrichtig und ehrlich, wie er erklärt. Er möchte sie gewiß nicht entbehren. Aber er liebt auch die Mahr. Und das ist nun — wenn man will — die erotische Delikatesse, daß er die eine immer im Hinblick auf die Andere liebt oder vielmehr lieben möchte. Es ist ein psychologisch durchaus hingehöriger und Aufschluß gebender Zug, wenn Johannes einmal das Problem des Grafen von Gleichen berührt. Es mag ja etwas Peinliches an sich haben, diese heikeln Dinge zu berühren. Man kann und darf sich dem aber nicht entziehen, wenn man gewisse moderne Literatur- und Zeiterscheinungen bis auf den Grund verstehen und an der Wurzel erfassen will. Was nun aber den Johannes ganz besonders unsympathisch macht, ist seine unbewußte Verlogenheit, die vollkommenste Unkenntniß seiner selbst. Er fühlt und beklagt sich als den unverstandenen Mann, ohne die leiseste Ahnung, daß er selber sich am wenigsten versteht! Alle seine schwärmerischen Reden umwickeln in Wahrheit nur eine sehr gemeine Sache. Aber es giebt solche Menschen und Gerhart Hauptmann hat mit einer in hohem Maße bewundernswerthen Treue einen für die Charakteristik unserer Zeit sehr in Betracht kommenden Typus auf

Hedwig ganz wider Willen in den Tod treibt. Der Idealist wird durch die Geschehnisse zum Narren gemacht. Nur Narren und Kinder — Gregers und Hedwig — glauben an das Ideal der Lebenswahrheit. Und dieser Glaube kostet ihnen das Leben. Ich will hier eine kleine Episode erzählen, die sich während der Aufführung im Zauschauerraum zutrug. Ein in der vierten Parkettreihe unmittelbar neben mir sitzender Herr begleitete einen der entscheidenden Aussprüche Gregers mit der Bemerkung: „Der Kerl ist verrückt.“ Ich vermuthe, diese Bemerkung würde Ibsen mehr Genugthuung bereiten als der tosendste Beifall.

Es sei nicht unterlassen, die hervorragende Darstellung Hjalmar's durch Albert Bassermann rühmend zu erwähnen. Und noch eins: Man hat gestritten, ob der Darsteller Gregers' die richtige Maske gewählt hätte. Er sah aus wie ein Zuchthäusler. Mit Recht. Denn ein Höhenmensch wie der junge Werle, ein abstrakter Idealist muß sich in der Welt der Ekdal und Genossen wie im Kerker fühlen, zu dem er unschuldig auf Lebenszeit verurtheilt ist.

* * *

Man nehme einen edlen Mann aus königlichem Geschlecht, einen Mann von höchstem Rechtssinn und stärkster Wahrheitsliebe, wohl geeignet, königlich zu herrschen. Man lege in die Seele dieses Mannes von königlichem Rechtssinn den Zweifel, ob sein Anspruch auf den Thron auch legitim sei, ob nicht ein Anderer dem Throne näher stehe. Aus Rechtssinn muß dieser königliche Mann nach der Herrschaft streben; denn er könnte doch der legitime Kronprätendent sein. Aus Rechtssinn aber muß er auch an seinem Königsrecht zweifeln; denn es könnte auch der Andere die Legitimität besitzen. Dieser Mann ist Jarl Skule in Ibsen's „Kronprätendenten“. Dieser Rechtssinn, dieser Drang zur Wahrheit und Gesetzeserfüllung ist das tragische Verhängniß Skule's. Der Rechtssinn erzeugt den Zweifel, der Zweifel tödtet die That. Es ist kein Glück, immer fragen zu müssen: was ist Recht und was ist Unrecht? Es ist zum mindesten für einen König kein Glück. Denn die wahre Königsnatur trägt das Recht in sich, entäußert es in jeder That, ist von dem Gefühl beseelt: was ich thue, ist Recht. Hakon Hakonson, der schließlich über Skule's Leiche hinwegschreitet, ist der Mann solcher Königsthat, der echte Kronprätendent.

Sowohl Hakon wie Skule gegenüber steht der Bischof Nikolas. Auch er ist aus königlichem Geschlecht geboren und in seinem Leibe lebt eine Seele, die zu herrschen strebt. Aber die Tücke eines niederträchtigen Schicksals hat es gefügt, daß er kein Mann ist, kein Mann vor den Männern und auch kein Mann vor den Frauen: er ist ein Feigling und ein Krüppel. Da wird er denn ein Priester, ein Priester des Teufels, verkleidet im Bischofsornat. Er ist für und gegen Skule, wie er für und gegen Hakon ist. Denn dies ist seine Rechnung: Da er nicht König werden kann, soll es keiner werden; Skule und Hakon sollen sich in Todfeindschaft gleich

stark gegenüberstehen, bis das Land in dieser Feindschaft vernichtet ist.
Dieser Dämon im Bischofsgewand gehört in der Anlage unstreitg zu den
gewaltigsten Gestalten der Weltliteratur. Er ist ein gleichwerthiges Gegen-
stück etwa zu Richard III., mit dem er den Willen theilt, ein Bösewicht
zu werden.

Der Bischof: Vergeßt nicht, daß die erste Großthat in dieser Welt
von einem vollbracht wurde, der sich gegen ein gewaltiges Reich empörte!

Jarl Skule: Wer war das?

Bischof: Der Engel, der sich wider das Licht erhob!

Jarl Skule: Und der in den Abgrund geschleudert ward. —

Bischof: Und dort ein Reich aufbaute und König wurde, ein mächtiger
König — mächtiger als irgend einer der zehntausend — Jarle dort oben.

Jarl Skule: Bischof Nikolas, seid Ihr mehr oder seid Ihr weniger
als ein Mensch?

Bischof: Ich befinde mich im Stande der Unschuld: ich kenne keinen
Unterschied zwischen gut und böse. — —

In dem Jarl Skule der 1863 geschriebenen „Kronprätendenten“*)
steckt viel vom Wesen des damaligen Ibsen. Der König und der Dichter
wandeln „auf der Menschheit Höhe“ und wollen eine Welt meistern. Von
wundervoller Symbolik sind die Szenen, in denen Skule sich mit dem
isländischen Skalden Jatgeir auseinandersetzt. Ein allzu hoher subjektiver
Idealismus ist es gewesen, der Ibsen an dem objektiven Idealismus in
der Welt hat zweifeln und verzweifeln lassen. Aus den Furchen der Erde
„da wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Thiergesichtern
— Männern und Weibern — wie ich sie aus dem Leben kannte“, erklärt
der Dichter anno 1900 in seinem letzten Werk. Der „Königsgedanke“ ist
längst verblaßt und gestorben. Und er hat keinen „Auferstehungstag“ gefunden.
Es wäre wohl am besten, sich zu des jungen Werle tragischem
Nihilismus zu bekehren mit dem Wunsche, „der Dreizehnte bei Tische zu
sein“, wenn nicht — Hjalmar Ekdal als Retter erschiene und uns an den
Tafeln des Lebens hielte.

Berlin-Karlshorst, 25. 10.

Max Lorenz.

*) Eine gute und eingehende Darlegung, der ich allerdings nicht bedingungslos
gefolgt bin, erfahren die „Kronprätendenten“ in dem Werk von Roman
Wörner: „Henrik Ibsen“, dessen zweiter Band allerdings noch aussteht.
Ich benutze die Gelegenheit, auf die umfassende und treffliche Arbeit aufmerksam
zu machen. (Verlag von C. H. Beck, München 1900.)

stark gegenüberstehen, bis das Land in dieser Feindschaft vernichtet ist. Dieser Dämon im Bischofsgewand gehört in der Anlage unstreitg zu den gewaltigsten Gestalten der Weltliteratur. Er ist ein gleichwerthiges Gegenstück etwa zu Richard III., mit dem er den Willen theilt, ein Böswicht zu werden.

Der Bischof: Vergeßt nicht, daß die erste Großthat in dieser Welt von einem vollbracht wurde, der sich gegen ein gewaltiges Reich empörte!

Jarl Skule: Wer war das?

Bischof: Der Engel, der sich wider das Licht erhob!

Jarl Skule: Und der in den Abgrund geschleudert ward. —

Bischof: Und dort ein Reich aufbaute und König wurde, ein mächtiger König — mächtiger als irgend einer der zehntausend — Jarle dort oben.

Jarl Skule: Bischof Nikolas, seid Ihr mehr oder seid Ihr weniger als ein Mensch?

Bischof: Ich befinde mich im Stande der Unschuld: ich kenne keinen Unterschied zwischen gut und böse. — —

In dem Jarl Skule der 1863 geschriebenen „Kronprätendenten"*) steckt viel vom Wesen des damaligen Ibsen. Der König und der Dichter wandeln „auf der Menschheit Höhe" und wollen eine Welt meistern. Von wundervoller Symbolik sind die Szenen, in denen Skule sich mit dem isländischen Skalden Jatgejr auseinandersetzt. Ein allzu hoher subjektiver Idealismus ist es gewesen, der Ibsen an dem objektiven Idealismus in der Welt hat zweifeln und verzweifeln lassen. Aus den Furchen der Erde „da wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Thiergesichtern — Männern und Weibern — wie ich sie aus dem Leben kannte", erklärt der Dichter anno 1900 in seinem letzten Werk. Der „Königsgedanke" ist längst verblaßt und gestorben. Und er hat keinen „Auferstehungstag" gefunden. Es wäre wohl am besten, sich zu des jungen Werle tragischem Nihilismus zu bekehren mit dem Wunsche, „der Dreizehnte bei Tische zu sein", wenn nicht — Hjalmar Ekdal als Retter erschiene und uns an den Tafeln des Lebens hielte.

Berlin-Karlshorst, 25. 10. Max Lorenz.

---

*) Eine gute und eingehende Darlegung, der ich allerdings nicht bedingungslos gefolgt bin, erfahren die „Kronprätendenten" in dem Werk von Roman Wörner: „Henrik Ibsen", dessen zweiter Band allerdings noch aussteht. Ich benutze die Gelegenheit, auf die umfassende und treffliche Arbeit aufmerksam zu machen. (Verlag von C. H. Beck, München 1900.)

Politische Korrespondenz.

Die katholische Geschichts-Professur in Straßburg.

Die Neubesetzung einer historischen Professur an der Universität Straßburg ist dazu benutzt worden, die Stelle zu theilen und eine neue Professur zu schaffen, um in Zukunft die neuere Geschichte gleichzeitig von einem protestantischen und einem katholischen Gelehrten vortragen zu lassen. Die katholische Stelle ist dem bisherigen außerordentlichen Professor an der Universität Bonn, Dr. Martin Spahn, übertragen worden. Diese Ernennung hat nun in der öffentlichen Meinung starke Erregung hervorgerufen — nicht wegen der Person des Professors Spahn, sondern wegen des Prinzips, katholische und protestantische Geschichts-Professuren nebeneinander zu errichten. Hiergegen soll die betroffene Fakultät sogar einen förmlichen Protest beim Kaiser selbst eingelegt haben. Es kann in wissenschaftlichen Kreisen keinem Zweifel unterliegen, daß diese Opposition nicht nur berechtigt, sondern nothwendig war. Mag es dem einzelnen Gelehrten schwer werden, mag es vielleicht niemals vollkommen erreicht werden, die Weltgeschichte rein objektiv anzuschauen, so darf der Grundsatz, daß es so sein sollte, daß danach stets gestrebt werden muß, doch niemals aufgegeben werden. Durch die Nebeneinanderstellung einer protestantischen und katholischen Wissenschaft wird die Unwissenschaftlichkeit geradezu amtlich sanktionirt: es wird nicht nur erlaubt, es wird beinahe geboten, die Geschichte unter einem bloßen Partei-Gesichtspunkt anzuschauen. Ganz richtig war in einer Zeitung, der „Täglichen Rundschau", gesagt, wenn einfach die erledigte Professur an Herrn Spahn übertragen worden wäre, so hätte sich nichts dagegen sagen lassen, da er ein anerkannter Gelehrter sei. Man kann ebensogut behaupten, der Fehler liege in der Errichtung einer besonderen protestantischen wie katholischen Professur, denn er liegt in der konfessionellen Theilung, er liegt im Prinzip, auch wenn dies Prinzip nicht für alle Zeit festgelegt, wenn es nur augenblicklich durch die Doppelbesetzung zum Ausdruck gebracht sein sollte. Denn das Grundgesetz der Wissenschaft, das unter allen Umständen heilig gehalten werden muß, ist, daß sie tendenzlos sei.

Die „Germania hat gesagt: Auch die Wendung in dem Telegramm des Kaisers an den Statthalter: „eine wissenschaftliche Thätigkeit auf der Basis der Vaterlandsliebe und der Treue zum Reich" involvire eine nicht tendenzlose Wissenschaft. Das ist nicht ungeschickt herausgeholt. Vaterlandsliebe

und Treue zum Reich ist nicht und soll nicht sein die Basis der Wissenschaft, sondern vielleicht eine Folge, oder aber eine rein persönliche Eigenschaft des Gelehrten. So wie es die „Germania" auslegt, braucht aber das kaiserliche Telegramm in Wirklichkeit gar nicht aufgefaßt zu werden. Die Vaterlandsliebe und Treue zum Reich ist offenbar gedacht in stillschweigendem Gegensatz zu dem kosmopolitischen Ultramontanismus. Die beiden Tendenzen stehen im Gegensatz zu einander, heben sich auf, neutralisiren sich. Ob das wirklich durchführbar ist, ob diese Neutralisation zu innerer Freiheit und wissenschaftlicher Objektivität führen kann, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls genügt das kaiserliche Telegramm nicht, um den Betrieb der Geschichtswissenschaft an den deutschen Universitäten als tendenziös zu stigmatisiren.

Wir bleiben also dabei, die Professuren und im besondern die Geschichts-Professuren sind grundsätzlich als objektive Wissenschaftsfächer zu besetzen und der Protest der Straßburger Fakultät gegen eine konfessionelle Umbildung war berechtigt und nothwendig. Lebten wir in einem absoluten Staat, der — ideal gefaßt — die Funktion der Regierung nur nach der inneren Vernunft der Dinge ausüben will, so wie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hegel vom preußischen Staat zu prädiciren wagte, so ist es keine Frage, daß die konfessionelle Professur nimmermehr hätte errichtet werden dürfen. Aber — wir wollen in diesem Zusammenhang einmal ganz dreist sagen: leider — leben wir nicht im absoluten, sondern konstitutionellen Staat, und das Prinzip des Konstitutionalismus bringt es mit sich, daß die Parteien ihren Einfluß auf die Regierung geltend machen, wenn es ganz schlimm kommt, im parlamentarischen Staat sogar selber regiren. In der guten alten Zeit lebte der Liberalismus der harmlosen Zuversicht, daß konstitutionelle Einrichtungen nothwendig den liberalen Ideen zu Gute kommen müßten. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Majorität des Volkes keineswegs unter allen Umständen liberal ist. In Belgien besteht seit 17 Jahren auf Grund der Volkswahlen ein streng klerikales Regiment. Ein schönes Zeugniß, wie denkende Köpfe dergleichen Erscheinungen ganz und gar gegen die Zeitstimmung von weither vorauszusehen vermögen, habe ich soeben in einem neuen Buche von Franz Mehring gefunden. Es ist der erste Band eines Sammelwerkes mit dem Titel: „Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle" *), dem wir noch eine eingehendere Betrachtung zu widmen gedenken. Hier findet sich (S. 32) aus dem Briefwechsel zwischen Bruno Bauer und Marx die Mittheilung, Bauer habe darauf getrotzt, (i. J. 1841) in Bonn Professor zu werden, denn — meinte er — „grade in einem absolutistischen Staate bestehe der Ruhm und die Würde der Regierung darin, alle Richtungen öffentlich vertreten sein zu lassen; in konstitutionellen Staaten, wo jedes Prinzip darum

*) Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1902. 7 Mk.

und Treue zum Reich ist nicht und soll nicht sein die **Basis** der Wissenschaft, sondern vielleicht eine **Folge**, oder aber eine rein persönliche Eigenschaft des Gelehrten. So wie es die „Germania" auslegt, braucht aber das kaiserliche Telegramm in Wirklichkeit gar nicht aufgefaßt zu werden. Die Vaterlandsliebe und Treue zum Reich ist offenbar gedacht in stillschweigendem Gegensatz zu dem kosmopolitischen Ultramontanismus. Die beiden Tendenzen stehen im Gegensatz zu einander, heben sich auf, neutralisiren sich. Ob das wirklich durchführbar ist, ob diese Neutralisation zu innerer Freiheit und wissenschaftlicher Objektivität führen kann, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls genügt das kaiserliche Telegramm nicht, um den Betrieb der Geschichtswissenschaft an den deutschen Universitäten als tendenziös zu stigmatisiren.

Wir bleiben also dabei, die Professuren und im besondern die Geschichts-Professuren sind grundsätzlich als objektive Wissenschaftsfächer zu besetzen und der Protest der Straßburger Fakultät gegen eine konfessionelle Umbildung war berechtigt und nothwendig. Lebten wir in einem absoluten Staat, der — ideal gefaßt — die Funktion der Regierung nur nach der inneren Vernunft der Dinge ausüben will, so wie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hegel vom preußischen Staat zu prädiciren wagte, so ist es keine Frage, daß die konfessionelle Professur nimmermehr hätte errichtet werden dürfen. Aber — wir wollen in diesem Zusammenhang einmal ganz dreist sagen: leider — leben wir nicht im absoluten, sondern konstitutionellen Staat, und das Prinzip des Konstitutionalismus bringt es mit sich, daß die Parteien ihren Einfluß auf die Regierung geltend machen, wenn es ganz schlimm kommt, im parlamentarischen Staat sogar selber regiren. In der guten alten Zeit lebte der Liberalismus der harmlosen Zuversicht, daß konstitutionelle Einrichtungen nothwendig den liberalen Ideen zu Gute kommen müßten. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Majorität des Volkes keineswegs unter allen Umständen liberal ist. In Belgien besteht seit 17 Jahren auf Grund der Volkswahlen ein streng klerikales Regiment. Ein schönes Zeugniß, wie denkende Köpfe dergleichen Erscheinungen ganz und gar gegen die Zeitstimmung von weither vorauszusehen vermögen, habe ich soeben in einem neuem Buche von Franz Mehring gefunden. Es ist der erste Band eines Sammelwerkes mit dem Titel: „Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle" *), dem wir noch eine eingehendere Betrachtung zu widmen gedenken. Hier findet sich (S. 32) aus dem Briefwechsel zwischen Bruno Bauer und Marx die Mittheilung, Bauer habe darauf getrotzt, (i. J. 1841) in Bonn Professor zu werden, denn — meinte er — „grade in einem absolutistischen Staate bestehe der Ruhm und die Würde der Regierung darin, alle Richtungen öffentlich vertreten sein zu lassen; in konstitutionellen Staaten, wo jedes Prinzip darauf

*) Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1902. 7 Mk.

rechnen dürfe, einmal zur Herrschaft zu kommen, könne es sich eher in die Opposition werfen lassen." Mit anderen Worten: nach rein sachlichen Prinzipien zu regieren ist höchstens der Absolutismus im Stande. Wir aber leben heute im konstitutionellen Staat und die Folge ist, daß wir hier, wie so oft, in einen Konflikt der Prinzipien gerathen sind: auf der einen Seite das Grundgesetz unserer Universitäten, die Objektivität der Wissenschaft, auf der andern die Thatsache, daß eine parlamentarisch höchst mächtige Partei an diese Objektivität nicht glaubt, sie nicht anerkennen will, sondern ganz besonders in dem Fach der Geschichte ihre bestimmte Parteianschauung zum Ausdruck gebracht wissen will.

Die Regierung hat das ungeheure Opfer gebracht, sich der Forderung des Zentrums zu fügen. Wer unsere parlamentarischen Verhältnisse kennt, begreift, daß es unvermeidlich war.

Wenn es ein Trost ist, so mag daran erinnert werden, daß es nicht das erste Mal ist, daß das Prinzip der reinen Wissenschaftlichkeit an Universitäten preisgegeben worden ist, und man braucht deshalb auch diesmal noch nicht zu stöhnen, daß es nunmehr mit der akademischen Freiheit bei uns ein für alle Mal vorbei sei. Man erinnere sich doch nur, daß erst vor wenigen Jahren grade die Parteien und viele von den Zeitungen, die diesmal am entschiedensten widersprochen und die richtigsten Grundsätze entwickelt haben, ganz dieselbe Attacke auf die nationalökonomischen Professuren machten, wie heute die Katholiken auf die historischen. Damals waren es nationalliberale und freikonservative Redner in den Parlamenten, die mit Richtungs- und Strafprofessuren drohten, und wenn der Verdacht nicht trügt, auch einiges durchgesetzt haben. Das war sehr bedauerlich, aber die Wissenschaft an den deutschen Universitäten hat es überstanden. Die Parteien sind stark, aber die Wissenschaft, ich will nicht sagen, ist stärker, denn sie ist oft genug von den Parteien wirklich todtgeschlagen worden, aber sie ist nicht nur immer wieder auferstanden, sondern sie ist heute in Deutschland und an den deutschen Universitäten so stark, daß die Parteien sie wohl verletzen und kränken, sie aber nimmermehr umbringen können. So wird die Straßburger Universität auch diese Nachgiebigkeit gegen das Zentrum überstehen, sowie die deutschen Universitäten andere, ähnliche Konzessionen, die sogar die absolute Regierung Friedrich Wilhelms III. den Katholiken gemacht hat, überstanden haben.

Ein besonderer Zwischenfall bei der Spahn'schen Ernennung verdient schließlich noch Erwähnung. Durch eine unaufgeklärte, höchst bedauerliche Indiskretion kam in die Oeffentlichkeit, daß Herr Professor Spahn in Beziehungen zu dem Grafen Paul von Hoensbroech und der „Täglichen Rundschau" getreten war, und die Thatsache wurde durch Erklärungen beider Herren bestätigt. Es schien einen Augenblick, als ob Herr Spahn gar nicht mehr auf korrekt katholischem Boden stehe und die Regierung dem Zentrum nur eine Scheinkonzession gemacht habe. Leider müssen wir von unserem Standpunkt aus sagen, hat sich diese Auffassung sehr bald

als irrig herausgestellt. Allerdings hat Herr Spahn als 23 jähriger junger Mann Beziehungen zur „Täglichen Rundschau" und dem Grafen Hoensbroech gesucht, und es ist kein Wunder, daß seine Parteigenossen ihm das übel nehmen. Der Vorgang selbst ist aber zuletzt erklärlich genug, auch für jeden nicht völlig vom Fanatismus verblendeten Katholiken. Es ist nicht leicht, und viele sagen, es ist unmöglich, gleichzeitig ein Mann der modernen Wissenschaft und ein Gläubiger des Infallibilitäts-Dogmas zu sein. Die deutschen Katholiken fühlen es ja schon längst als einen peinlichen Druck, daß sie der geistig ärmere Theil des deutschen Volkes sind. Die Katholikentage selber sehen sich genöthigt, das Thema von ihrer Inferiorität auf die Tagesordnung zu setzen, und es war für uns Andere recht erbaulich zu lesen, wie Herr Bachem, um die Leistungen des Katholizismus zu beweisen, sich auf Guttenberg und Columbus berief, was, sintemal es damals noch keine Protestanten gab, jeder seiner gebildeten Zuhörer bestätigen konnte. Früher, wenn man darauf hinwies, daß an deutschen Universitäten und Akademien so wenig Katholiken seien, antwortete die katholische Presse, das liege an der Ungerechtigkeit bei der Stellenbesetzung. Heute ist mit dieser Ausrede nicht mehr durchzukommen. Im Beamtenthum und in der Armee, in Preußen und in Baiern, in der Industrie und im Handel, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Literatur, ja schon auf den höheren Schulen sind die Katholiken so wenig zahlreich vertreten, daß der Fehler schlechterdings nirgend anders als in dem Zustand der Kirche selber gesucht werden kann. Wenn nun aber ein junger Katholik von ernstem und wissenschaftlichem Streben die Erscheinung ins Auge faßt, in welche geistige Erstarrung der moderne Katholizismus verfallen ist, und nirgends eine Erklärung, nirgends Rath und Hilfe zu finden vermag, so ist es wohl nicht unnatürlich, daß er endlich auch mal an Thüren anklopft, wo er nicht gern gleich gesehen werden möchte. Herr Spahn wird nicht der einzige sein, der suchend umhergegangen ist. Aber es steht fest, daß dieser schon auf Abwege gerathene Jüngling bald genug wieder zu seiner Heerde zurückgekehrt ist und er wird nun zeigen müssen, wie es ihm gelingt, Katholizismus und Wissenschaft zu vereinigen. Daß sein ehrliches Streben einzig und allein auf dieses Ziel gerichtet ist, darf ich als meinen persönlichen Eindruck und meine persönliche Ueberzeugung öffentlich aussprechen und habe keinen Zweifel, daß auch die Straßburger Kollegen sich davon überzeugen werden. Mag aber auch die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Herrn Professor Spahn der Straßburger Universität schließlich helfen, sich in die neue Lage zu schicken, das prinzipielle Opfer das sie und die Wissenschaft haben bringen müssen, bleibt unendlich groß, und so sehr man die Zwangslage der Regierung anerkennen mag, so muß mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß eine derartige Praxis ein sehr seltener Ausnahmefall bleiben muß, daß zur Regel erhoben, sie den Tod der historischen Wissenschaft an den deutschen Universitäten bedeuten würde.

26. 10. 01.

als irrig herausgestellt. Allerdings hat Herr Spahn als 23jähriger junger Mann Beziehungen zur „Täglichen Rundschau“ und dem Grafen Hoensbroech gesucht, und es ist kein Wunder, daß seine Parteigenossen ihm das übel nehmen. Der Vorgang selbst ist aber zuletzt erklärlich genug, auch für jeden nicht völlig vom Fanatismus verblendeten Katholiken. Es ist nicht leicht, und viele sagen, es ist unmöglich, gleichzeitig ein Mann der modernen Wissenschaft und ein Gläubiger des Infallibilitäts-Dogmas zu sein. Die deutschen Katholiken fühlen es ja schon längst als einen peinlichen Druck, daß sie der geistig ärmere Theil des deutschen Volkes sind. Die Katholikentage selber sehen sich genöthigt, das Thema von ihrer Inferiorität auf die Tagesordnung zu setzen, und es war für uns Andere recht erbaulich zu lesen, wie Herr Bachem, um die Leistungen des Katholizismus zu beweisen, sich auf Guttenberg und Columbus berief, was, sintemal es damals noch keine Protestanten gab, jeder seiner gebildeten Zuhörer bestätigen konnte. Früher, wenn man darauf hinwies, daß an deutschen Universitäten und Akademien so wenig Katholiken seien, antwortete die katholische Presse, das liege an der Ungerechtigkeit bei der Stellenbesetzung. Heute ist mit dieser Ausrede nicht mehr durchzukommen. Im Beamtenthum und in der Armee, in Preußen und in Baiern, in der Industrie und im Handel, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Literatur, ja schon auf den höheren Schulen sind die Katholiken so wenig zahlreich vertreten, daß der Fehler schlechterdings nirgend anders als in dem Zustand der Kirche selber gesucht werden kann. Wenn nun aber ein junger Katholik von ernstem und wissenschaftlichem Streben die Erscheinung ins Auge faßt, in welche geistige Erstarrung der moderne Katholizismus verfallen ist, und nirgends eine Erklärung, nirgends Rath und Hilfe zu finden vermag, so ist es wohl nicht unnatürlich, daß er endlich auch mal an Thüren anklopft, wo er nicht gern gleich gesehen werden möchte. Herr Spahn wird nicht der einzige sein, der suchend umhergegangen ist. Aber es steht fest, daß dieser schon auf Abwege gerathene Jüngling bald genug wieder zu seiner Heerde zurückgekehrt ist und er wird nun zeigen müssen, wie es ihm gelingt, Katholizismus und Wissenschaft zu vereinigen. Daß sein ehrliches Streben einzig und allein auf dieses Ziel gerichtet ist, darf ich als meinen persönlichen Eindruck und meine persönliche Ueberzeugung öffentlich aussprechen und habe keinen Zweifel, daß auch die Straßburger Kollegen sich davon überzeugen werden. Mag aber auch die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Herrn Professor Spahn der Straßburger Universität schließlich helfen, sich in die neue Lage zu schicken, das prinzipielle Opfer das sie und die Wissenschaft haben bringen müssen, bleibt unendlich groß, und so sehr man die Zwangslage der Regierung anerkennen mag, so muß mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß eine derartige Praxis ein sehr seltener Ausnahmefall bleiben muß, daß zur Regel erhoben, sie den Tod der historischen Wissenschaft an den deutschen Universitäten bedeuten würde.

26. 10. 01. D.

Was an der Hand von Harnack's Ausführungen über die Begründung, sowie die innere und äußere Entwickelung der Akademie zu sagen ist, hat Friedrich Paulsen bereits im März 1900 in diesen Jahrbüchern so eindringlich ausgeführt, daß ich mich dieser Aufgabe füglich für überhoben erachten kann. Auf den Grund aber möchte ich meinerseits ausdrücklich an dieser Stelle aufmerksam machen, weßhalb dieses Werk auch dem weiteren Kreise der gebildeten Schichten unserer Bevölkerung höchst willkommen sein muß, und möchte einige Punkte über die zukünftige Gestaltung der geistigen Entwickelung zur Sprache bringen, zu deren Erörterung Harnack's Darlegungen nachhaltige Anregung geben.

Achtet man auf den Gesammteindruck des Werkes, so wird man nicht mehr und nicht weniger davon sagen können, als daß sich die Darstellung des Entwickelungsganges dieser Akademie unter den Händen des Verfassers zu einem imposanten und höchst bedeutungsvollen Relief für das Gesammtbild des deutschen Geisteslebens gestaltet hat. Die Art der akademischen Arbeit bringt es mit sich, daß ihr Erfolg des theatralischen Glanzes entbehrt; nehmen wir die Fachkreise aus, so merkt das große Publikum wenig von der stillen und doch so wichtigen Thätigkeit dieser wissenschaftlichen Vereinigung; nur gelegentlich dringen einige Nachrichten darüber in die Oeffentlichkeit, und auch diese werden meist in dem Lärm des Tages überhört. Bekannter fast als die Leistungen sind oft in den gebildeten, aber nicht wissenschaftlich thätigen Sphären der Gesellschaft die gegen die Akademie gerichteten Angriffe geworden. Harnack verschweigt diese Vorwürfe nicht; ja, er behandelt geflissentlich die Vorgänge, worauf sie sich beziehen, ausführlicher, als er es an sich vielleicht gethan haben würde, und immer gelingt es ihm, sie entweder ganz zu zerstreuen oder doch auf ein solches Maß zu reduziren, daß sie jede nachhaltigere Bedeutung verlieren. Und durch seine vorurtheilslose, besonnene, auf genaue Sachkenntniß gestützte Prüfung solcher Angriffspunkte erreicht es der Verfasser, daß die positive Bedeutung dieses Institutes nur um so glänzender ins Licht tritt.

Was eine solche Akademie sein und leisten kann, ist freilich erst im neunzehnten Jahrhundert mit voller Klarheit zum Ausdruck gekommen, und besonders ist es Wilhelm v. Humboldt und Niebuhr zu verdanken, daß die akademische Thätigkeit auf wirklich fruchtbares Feld gelenkt wurde. Es ist aber keine bloße Vermuthung, daß bereits Leibniz, dem Stifter der Akademie, ein derartiges Ziel

vorgeschwebt habe; nur war das achtzehnte Jahrhundert noch nicht reif, einen solchen Plan zu verwirklichen. Der Grundgedanke dieser akademischen Thätigkeit ist aber am deutlichsten gekennzeichnet als Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, sofern sie nur durch das Zusammenwirken einer Mehrheit von Kräften geleistet werden kann. Für diese Zwecke eine oberste Instanz zu haben, deren Mitglieder bei der Inangriffnahme und Leitung derartiger Unternehmungen selbst mitwirken, aber auch andere geeignete Kräfte mit heranziehen, dazu ist die Akademie vornehmlich in dem Staatswesen bestimmt. Kann man hierin das Wesen aller wissenschaftlichen Akademien erblicken, so unterscheidet sich doch die Berliner im neunzehnten Jahrhundert dadurch von den ausländischen, daß ihr Verhältniß zur Universität mitbestimmend wurde. Dies tritt schon bedeutsam in dem Bericht W. v. Humboldt's an den Minister Dohna vom 25. März 1809 hervor. Hierin heißt es: „Was auch vorzüglich neuerlich über Akademien gesagt und geschrieben worden sein mag, so ist es unleugbar, daß es dem Unterrichtssystem einer bedeutenden und selbständigen Nation schlechterdings an der letzten und schönsten Vollendung fehlt, wo nicht eine Akademie der Wissenschaften alle Zweige derselben in sich vereinigt und gerade ihre höchsten und feinsten Theile verfolgt. Ebenso gewiß ist es, daß eine Akademie nicht mit einer Universität verwechselt werden darf, daß jene mehr zur Erweiterung, diese mehr zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt ist, und daß nicht jedes Mitglied der einen Anstalt dadurch auch der anderen würdig genannt werden kann. Daß es aber dem preußischen Staate möglich ist, gerade im gegenwärtigen Augenblick noch ein solches Bildungs- und wissenschaftliche[s] System aufzustellen, das auf ganz Deutschland einen bedeutende[n] Einfluß ausüben kann, daß dieses sogar von einem großen Thei[l] unseres Vaterlandes mit Recht erwartet wird, daß hierin Selb[st]ständigkeit und Vollendung möglich ist, und daß dies das sicher[ste] Mittel sein dürfte, die Nation aufs neue zu stärken und zu heben und kräftig und wohlthätig auf ihren Geist und Charakter einzuwirken, darin stimmen Ew. Exzellenz gewiß mit mir überein." M[an] sieht hieraus deutlich, daß der Plan zur Stiftung der Berli[ner] Universität und zur Verfassungsänderung der Akademie aus de[m]selben Geiste geboren wurde. Harnack hebt hervor, daß Humbo[ldt] bald darauf nicht mehr so günstig über Akademien dachte. Er k[am] zu der Ansicht, daß die Wissenschaften gewiß ebenso sehr und Deutschland mehr durch Universitätslehrer als durch Akadem[ien]

vorgeschwebt habe; nur war das achtzehnte Jahrhundert noch nicht reif, einen solchen Plan zu verwirklichen. Der Grundgedanke dieser akademischen Thätigkeit ist aber am deutlichsten gekennzeichnet als Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, sofern sie nur durch das Zusammenwirken einer Mehrheit von Kräften geleistet werden kann. Für diese Zwecke eine oberste Instanz zu haben, deren Mitglieder bei der Inangriffnahme und Leitung derartiger Unternehmungen selbst mitwirken, aber auch andere geeignete Kräfte mit heranziehen, dazu ist die Akademie vornehmlich in dem Staatswesen bestimmt. Kann man hierin das Wesen aller wissenschaftlichen Akademien erblicken, so unterscheidet sich doch die Berliner im neunzehnten Jahrhundert dadurch von den ausländischen, daß ihr Verhältniß zur Universität mitbestimmend wurde. Dies tritt schon bedeutsam in dem Bericht W. v. Humboldt's an den Minister Dohna vom 25. März 1809 hervor. Hierin heißt es: „Was auch vorzüglich neuerlich über Akademien gesagt und geschrieben worden sein mag, so ist es unleugbar, daß es dem Unterrichtssystem einer bedeutenden und selbständigen Nation schlechterdings an der letzten und schönsten Vollendung fehlt, wo nicht eine Akademie der Wissenschaften alle Zweige derselben in sich vereinigt und gerade ihre höchsten und feinsten Theile verfolgt. Ebenso gewiß ist es, daß eine Akademie nicht mit einer Universität verwechselt werden darf, daß jene mehr zur Erweiterung, diese mehr zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt ist, und daß nicht jedes Mitglied der einen Anstalt dadurch auch der anderen würdig genannt werden kann. Daß es aber dem preußischen Staate möglich ist, gerade im gegenwärtigen Augenblick noch ein solches Bildungs- und wissenschaftliches System aufzustellen, das auf ganz Deutschland einen bedeutenden Einfluß ausüben kann, daß dieses sogar von einem großen Theile unseres Vaterlandes mit Recht erwartet wird, daß hierin Selbständigkeit und Vollendung möglich ist, und daß dies das sicherste Mittel sein dürfte, die Nation aufs neue zu stärken und zu heben, und kräftig und wohlthätig auf ihren Geist und Charakter einzuwirken, darin stimmen Ew. Excellenz gewiß mit mir überein." Man sieht hieraus deutlich, daß der Plan zur Stiftung der Berliner Universität und zur Verfassungsänderung der Akademie aus demselben Geiste geboren wurde. Harnack hebt hervor, daß Humboldt bald darauf nicht mehr so günstig über Akademien dachte. Er kam zu der Ansicht, daß die Wissenschaften gewiß ebenso sehr und in Deutschland mehr durch Universitätslehrer als durch Akademiker

erweitert worden seien, und daß diese Männer gerade durch ihr Lehramt zu diesen Fortschritten in ihren Fächern gekommen seien. In seiner Denkschrift über die höheren wissenschaftlichen Anstalten (1810) führt er aus, daß Akademien nur im Auslande, wo man die Wohlthat deutscher Universitäten noch jetzt entbehre und kaum nur anerkenne, und in Deutschland an Orten ohne Universitäten in Zeiten, wo es diesen noch an einem liberalen und vielseitigeren Geist fehlte, geblüht haben. Daß Humboldt mit diesem Urtheil in Bezug auf diejenigen Akademien, die er hier charakterisirt, Recht hatte, wird gewiß Jeder zugestehen, und auch darin wird man ihm in der Hauptsache beistimmen müssen, daß sich in jenen Zeiten keine sonderlich ausgezeichnet habe, ebenso daß an dem eigentlichen Emporkommen deutscher Wissenschaft und Kunst die Akademien nur geringen Antheil gehabt hätten. Aber nun entspringt bei ihm gerade aus dem geringschätzigen Urtheil über die isolirten Akademien der neue Gedanke, daß eine solche in lebendiger Wechselwirkung mit der Universität für die Entwickelung der Wissenschaft von hoher Wichtigkeit werden könne. „Auf diese Weise muß die Idee einer Akademie als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Korporation festgehalten werden, und man muß es einmal auf die Gefahr ankommen lassen, ob eine solche Korporation durch zu geringe oder einseitige Thätigkeit beweisen wird, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zu Stande kommt oder nicht. Ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil die Idee in sich schön und wohlthätig ist, und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird." Humboldt sollte sich nicht getäuscht haben. Was er nur ahnend und hoffend anzudeuten wagte, das ist in reichem Maße in Erfüllung gegangen. Daß sich die Verbindung der Akademie mit der Universität für die gesammte Wissenschaft als äußerst fruchtbringend erwiesen hat, dafür legt die stattliche Zahl glänzender Arbeiten Zeugniß ab, die von der Akademie in Angriff genommen worden sind und so nur durch die Leitung und Unterstützung einer solchen Körperschaft ausgeführt werden konnten. Das ist das Entscheidende. Solcher mit Universitäten verbundenen Akademien giebt es noch einige, und bei ihnen allen wird man heut nicht mehr fragen können: Akademie oder Universität, sondern man wird dabei bleiben müssen: Akademie und Universität. Nicht ist es

nöthig, daß mit jeder Universität eine Akademie vereinigt werde, hingegen die bestehenden würden heut nicht mehr ohne Einbuße für die gesammte Wissenschaft beseitigt werden können. Wirklich geniale Arbeit wird zwar immer Einzelarbeit bleiben, aber es giebt wissenschaftliche Aufgaben, an deren Verwirklichung der Einzelne, und wäre er auch der genialste, vergeblich seine Kräfte aufreiben würde; für die Bewältigung solcher Arbeiten muß es wenigstens einige Akademien geben. Plato ist gewiß ein Denker, der mit seinem Genius nur in der tiefsten Einsamkeit Zwiesprache hielt, und doch ist gerade er es gewesen, der die erste Akademie zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit organisirte.

Wie sich aber das Wesen akademischer Thätigkeit mitten in der Arbeit immer deutlicher zu erkennen gab, wie die Akademie die Beziehung zur Universität und die Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes von demjenigen dieser Arbeitsstätte immer genauer bestimmte, das vermag Niemand besser auszudrücken, als es einige der hervorragendsten Akademiker selber gethan haben. In einer Festrede vom Jahre 1849 sagt Trendelenburg: „Der Akademie gehört die Wissenschaft als solche; nicht der Unterricht, nicht die Anwendung, sondern die Forschung. Die Wissenschaft hat gleich der Andacht ihren Zweck in sich. Aber indem sie nach der Erkenntniß des Wesens trachtet und nach nichts Anderem, fällt ihr, wie dem Wesen in allen Dingen, das Uebrige von selbst zu, und sie dient von selbst dem Unterricht und der Anwendung. Daher hofft auch die Akademie, nicht dem Leben entfremdet zu sein, wie man ihr wohl Schuld gegeben. — Die Akademie erfüllt ihre wissenschaftliche Bestimmung, wenn sie in ihrer Mitte Forschungen austauscht und belebt und nach außen Arbeiten und Untersuchungen anregt und solche Unternehmungen fördert, welche ohne einsichtige und kräftige Hülfe schwerlich für die Wissenschaft zu Stande kommen." Jakob Grimm macht in seiner Rede „über Schule, Universität, Akademie" ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das Wesen der Akademie sich zu seiner Zeit erst viel unvollständiger entfaltet habe als das der andern wissenschaftlichen Anstalten; aber er hofft dafür auch zuversichtlich, daß es sich in der Zukunft mehr Luft machen werde. Das ist nun in der That geschehen, und seitdem ist auch die innere und äußere Bedeutung der Akademie immer klarer ins Licht getreten. Zunächst ist es klar, daß eine solche Körperschaft um so nöthiger wird, je spezialisirter das Forschungsgebiet des Einzelnen durch den fortschreitenden Wissenschaftsbetrieb wird. In die

nöthig, daß mit jeder Universität eine Akademie vereinigt werde, hingegen die bestehenden würden heut nicht mehr ohne Einbuße für die gesammte Wissenschaft beseitigt werden können. Wirklich geniale Arbeit wird zwar immer Einzelarbeit bleiben, aber es giebt wissenschaftliche Aufgaben, an deren Verwirklichung der Einzelne, und wäre er auch der genialste, vergeblich seine Kräfte aufreiben würde; für die Bewältigung solcher Arbeiten muß es wenigstens einige Akademien geben. Plato ist gewiß ein Denker, der mit seinem Genius nur in der tiefsten Einsamkeit Zwiesprache hielt, und doch ist gerade er es gewesen, der die erste Akademie zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit organisirte.

Wie sich aber das Wesen akademischer Thätigkeit mitten in der Arbeit immer deutlicher zu erkennen gab, wie die Akademie die Beziehung zur Universität und die Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes von demjenigen dieser Arbeitsstätte immer genauer bestimmte, das vermag Niemand besser auszudrücken, als es einige der hervorragendsten Akademiker selber gethan haben. In einer Festrede vom Jahre 1849 sagt Trendelenburg: „Der Akademie gehört die Wissenschaft als solche; nicht der Unterricht, nicht die Anwendung, sondern die Forschung. Die Wissenschaft hat gleich der Andacht ihren Zweck in sich. Aber indem sie nach der Erkenntniß des Wesens trachtet und nach nichts Anderem, fällt ihr, wie dem Wesen in allen Dingen, das Uebrige von selbst zu, und sie dient von selbst dem Unterricht und der Anwendung. Daher hofft auch die Akademie, nicht dem Leben entfremdet zu sein, wie man ihr wohl Schuld gegeben. — Die Akademie erfüllt ihre wissenschaftliche Bestimmung, wenn sie in ihrer Mitte Forschungen austauscht und belebt und nach außen Arbeiten und Untersuchungen anregt und solche Unternehmungen fördert, welche ohne einsichtige und kräftige Hülfe schwerlich für die Wissenschaft zu Stande kommen." Jakob Grimm macht in seiner Rede „über Schule, Universität, Akademie" ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das Wesen der Akademie sich zu seiner Zeit erst viel unvollständiger entfaltet habe als das der andern wissenschaftlichen Anstalten; aber er hofft dafür auch zuversichtlich, daß es sich in der Zukunft mehr Luft machen werde. Das ist nun in der That geschehen, und seitdem ist auch die innere und äußere Bedeutung der Akademie immer klarer ins Licht getreten. Zunächst ist es klar, daß eine solche Körperschaft um so nöthiger wird, je spezialisirter das Forschungsgebiet des Einzelnen durch den fortschreitenden Wissenschaftsbetrieb wird. In diesem Sinne

äußert sich Mommsen in einer Festrede am Leibniztage vom Jahre 1874: „Die Einseitigkeit der heutigen Forschung birgt in sich wie unendlichen Gewinn, so auch unendliche Gefahr. Eben an Leibniz messen wir ab, wie klein und eng die Welt dessen ist, für den es im Reiche des Geistes nichts giebt als griechische und lateinische Schriftsteller oder Gebirgsgeschiebe oder Zahlenprobleme. Einige Abwehr gegen diese Gefahr bietet denn doch das akademische Zusammensein, indem es den Einzelnen daran erinnert, daß sein sogenannter Kreis kein Kreis ist, sondern nur ein Kreisabschnitt; indem es die Achtung und selbst die Theilnahme doch immer noch nicht selten auch da erzwingt, wo von vollem wissenschaftlichen Verständniß nicht mehr die Rede sein kann." Immer weiter gehende Spezialisirung und Differenzirung der wissenschaftlichen Thätigkeit erfordert als Gegengewicht zunehmende Assoziirung der individuellen Kräfte, wie sie durch wissenschaftliche Vereine und entsprechende Institute herbeigeführt wird. Aber das reicht nach dem sachkundigen Urtheile Mommsens nicht aus, indem er darlegt: „die Wissenschaft fordert viel, und sie ist des Volkes; nur das Volk hat die Mittel, und nur das Volk hat auch das Recht, ihr Budget auf sich zu nehmen. Auch aus anderen Gründen genügt die Assoziation nicht: sie bietet nicht die erforderliche, über das Leben der Individuen hinausreichende Garantie, nicht die Möglichkeit, bei eintretendem Verfall sich aus sich selbst zu regeneriren. — Alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Assoziation übersteigen, vor Allem die überall grundlegende Arbeit der Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Apparates muß der Staat auf sich nehmen, wie sich der Reihe nach die Geldmittel und die geeigneten Personen und Gelegenheiten darbieten. Dazu aber bedarf es eines Vermittlers, und das rechte Organ des Staates für diese Vermittelung ist die Akademie."

In dieser Richtung ist die selbständige Bedeutung der Akademie der Wissenschaften immer deutlicher bis zu diesem Augenblick zu Tage getreten. Sie ist eine Zentralstätte derjenigen wissenschaftlichen Unternehmungen, die ohne eine einheitliche und umfassende Organisation nicht durchführbar sind, und sie ist eine Repräsentativkorporation, welche die ideale Befugniß der selbständigen Forschung gegenüber andersartigen Interessen wie denen des Staates, der Kirche u. s. w. zu vertreten hat. Die letztere Aufgabe verbindet die Akademie des neunzehnten Jahrhunderts auch innerlich mit der

des achtzehnten. Denn, wenn man nur alles in allem nimmt und sich den Blick durch das Zufällige und Temporäre nicht trüben läßt, so kann nicht geleugnet werden, daß auch die Akademie im Zeitalter des Rationalismus, und vielleicht sie in erster Linie, das Palladium der Wissenschaft in guten wie in schlimmen Tagen gegenüber allen anderen Instanzen heilig gehalten hat. Damit erledigt sich zugleich ein Vorwurf, der mehrfach gegen die Akademie erhoben worden ist. Man hat ihre Bedeutung nämlich durch den Hinweis herabsetzen zu müssen geglaubt, daß die entscheidenden Wandlungen im deutschen Geistesleben vom Rationalismus zum Klassizismus und der Romantik, sowie von der letzteren zu der positiven Natur- und Geschichtserkenntniß sich zunächst ohne eine nachhaltigere Mitwirkung ihrerseits vollzogen haben. Abgesehen davon, daß dieser Vorwurf für den letzten der angegebenen Wandlungsprozesse in dieser Form nicht einmal zutrifft, liegt hier eine deutliche Verkennung des Wesens und der Aufgabe einer solchen Akademie vor. Denn alle epochemachenden Fortschritte der geistigen Entwickelung haben ihren letzten Quell in dem frischen Strom des Lebens selber und in der geheimnißvollen Tiefe der genialen Persönlichkeit; ihr Ursprung liegt weder in der Schule, noch in der Universität oder Akademie. Dagegen ist es Sache der Akademie als solcher, darüber zu wachen, daß der echte Geist wissenschaftlicher Forschung nirgends gehemmt, sondern von ihr aufgenommen, vertreten und gefördert werde. Selbst wenn wichtige Erkenntnisse oder Entdeckungen zuerst in der Akademie bekannt gegeben werden, so stammen sie doch darum nicht aus ihr; wohl aber ist es ihre Aufgabe, für die Freiheit und Souveränität der wissenschaftlichen Forschung einzustehen und die Ausführung ihrer Ideen zu unterstützen. Wie die Religion und die Kunst, so reicht auch di Wissenschaft über die Aufgaben und Interessen des Staates hinaus Zwar wird keine dieser Mächte das Gepräge des Volksthums un des Mutterbodens, dem sie entsprossen sind, ganz verwischen können aber ihrer innersten Natur nach tragen sie doch den Stempel de Kosmopolitismus an der Stirn. Die Erfassung und Bethätigun der reinen, göttlichen Menschlichkeit, die Gestaltung des Wei haften und die Erkenntniß des Wahren findet sich nicht durch d Schlagbäume der Staaten und Nationen verschränkt. So li und theuer uns auch Vaterland und Volkheit sind, so darf d auch der treueste Patriot nicht vergessen, daß sie letzthin nicht ihrer selbst willen da sind, sondern daß sie zwar di

des achtzehnten. Denn, wenn man nur alles in allem nimmt und sich den Blick durch das Zufällige und Temporäre nicht trüben läßt, so kann nicht geleugnet werden, daß auch die Akademie im Zeitalter des Rationalismus, und vielleicht sie in erster Linie, das Palladium der Wissenschaft in guten wie in schlimmen Tagen gegenüber allen anderen Instanzen heilig gehalten hat. Damit erledigt sich zugleich ein Vorwurf, der mehrfach gegen die Akademie erhoben worden ist. Man hat ihre Bedeutung nämlich durch den Hinweis herabsetzen zu müssen geglaubt, daß die entscheidenden Wandlungen im deutschen Geistesleben vom Rationalismus zum Klassizismus und der Romantik, sowie von der letzteren zu der positiven Natur- und Geschichtserkenntniß sich zunächst ohne eine nachhaltigere Mitwirkung ihrerseits vollzogen haben. Abgesehen davon, daß dieser Vorwurf für den letzten der angegebenen Wandlungsprozesse in dieser Form nicht einmal zutrifft, liegt hier eine deutliche Verkennung des Wesens und der Aufgabe einer solchen Akademie vor. Denn alle epochemachenden Fortschritte der geistigen Entwickelung haben ihren letzten Quell in dem frischen Strom des Lebens selber und in der geheimnißvollen Tiefe der genialen Persönlichkeit; ihr Ursprung liegt weder in der Schule, noch in der Universität oder Akademie. Dagegen ist es Sache der Akademie als solcher, darüber zu wachen, daß der echte Geist wissenschaftlicher Forschung nirgends gehemmt, sondern von ihr aufgenommen, vertreten und gefördert werde. Selbst wenn wichtige Erkenntnisse oder Entdeckungen zuerst in der Akademie bekannt gegeben werden, so stammen sie doch darum nicht aus ihr; wohl aber ist es ihre Aufgabe, für die Freiheit und Souveränität der wissenschaftlichen Forschung einzustehen und die Ausführung ihrer Ideen zu unterstützen. Wie die Religion und die Kunst, so reicht auch die Wissenschaft über die Aufgaben und Interessen des Staates hinaus. Zwar wird keine dieser Mächte das Gepräge des Volksthums und des Mutterbodens, dem sie entsprossen sind, ganz verwischen können, aber ihrer innersten Natur nach tragen sie doch den Stempel des Kosmopolitismus an der Stirn. Die Erfassung und Bethätigung der reinen, göttlichen Menschlichkeit, die Gestaltung des Wesenhaften und die Erkenntniß des Wahren findet sich nicht durch die Schlagbäume der Staaten und Nationen verschränkt. So lieb und theuer uns auch Vaterland und Volkheit sind, so darf doch auch der treueste Patriot nicht vergessen, daß sie letzthin nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern daß sie zwar die höchsten, aber

doch nur Mittel der alliebenden und allumfassenden Schöpfermacht sind, neue Reiser am Baume der Menschheit zu treiben. Es ist ein geheimnißvolles Naturgesetz, daß Religion und Ethos, Kunst und Wissenschaft zwar stets den starken Wurzeln nationaler Kraft entsprießen, daß ihre Früchte aber für die ganze Menschheit reifen. Somit können diese Mächte zwar der staatlichen Organisation niemals entbehren, aber sie streben andererseits auch nach Instanzen, die ihnen den Schranken des Staates gegenüber die Freiheit der Bewegung sichern. Von diesen Instanzen hat nur die Kirche eine Entwickelung großen Stiles gezeitigt, aber wo sie das gethan hat, da hat sie es auch nur dadurch vermocht, daß sie die gewaltige Macht religiöser Spannkraft dazu mißbrauchte, die natürlichen Faktoren der Lebensentfaltung zu unterdrücken. Erst die Kirche der Reformation hat sich wieder auf diesen natürlichen Grundlagen des staatlichen Lebens anzubauen und lediglich als Hüterin der religiösen Freiheit gegenüber allen anderen Mächten zu bethätigen gelernt. Was aber innerhalb einer staatlichen Gemeinschaft die oberste Kirchenbehörde für die kirchliche Gemeinschaft zu leisten hat, das ist in entsprechender Weise die Aufgabe der Akademien für Wissenschaft und Kunst. Man wird dabei den Unterschied nicht verkennen, daß die religiöse Bethätigung eine heilige Angelegenheit des ganzen Volkes ist, Kunst und Wissenschaft dagegen immer nur diejenige eines auserwählten Theiles. Danach wird sich auch des Näheren Maß und Bedeutung in dem Verhältniß zwischen einem Oberkirchenrath und einer Akademie bestimmen lassen. Das aber ist nicht zu verkennen, daß es das Wesen beider Instanzen ausmacht, ideale, über die staatliche Organisation hinausreichende Lebensfaktoren mit dem Staate selber in Einklang und Wechselwirkung zu bringen. So auch glaube ich Harnack verstehen zu müssen, wenn er sein Werk mit den bemerkenswerthen Sätzen schließt: „das Existenzrecht der Akademie haftet nicht ausschließlich, ja nicht einmal in erster Linie, an der Durchführung großer Unternehmungen: die ideale Einheit der Wissenschaft fordert wie jedes Ideal ihre annähernde Verwirklichung gegenüber dem Staat und den Faktoren des öffentlichen Lebens. Hierauf beruht die anerkannte Stellung der Akademie als höchste wissenschaftliche und darum auch als begutachtende Körperschaft. Eben daß sie keinen praktischen Zweck hat, sondern der reinen Wissenschaft dient, giebt ihr die repräsentative Bedeutung. — Nur ein geringer Bruchtheil der an der Wissenschaft bauenden Kräfte kommt in der Akademie zur Erscheinung: aber

für das Ganze in seiner Fülle und Einheit sorgen zu dürfen, ist ihr Recht, und das Einzelne mit der Hingebung zu erforschen, als wäre es das Ganze, ihre heilige Pflicht. So ihre Aufgabe erfassend, wird sie auch im kommenden Jahrhundert das Recht ihrer Existenz behaupten und den Wahlspruch erfüllen, den ihr Leibniz auf ihr Siegel gesetzt hat: „cognata ad sidera tendit."

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften mehr als bloß die Geschichte einer berühmten Gelehrtenvereinigung; sie darf ein höheres und allgemeineres Interesse für sich in Anspruch nehmen, insofern sich diese akademische Körperschaft im Verlauf ihrer Entwickelung immer deutlicher der Aufgabe bewußt wird, durch ihre eigenen Arbeiten, durch die begutachtende Thätigkeit und durch die Organisation umfangreicherer Unternehmungen die Vertreterin der Autonomie der Wissenschaft in unserem Vaterlande zu sein. Und dazu kommt noch, daß dieses Werk durch Harnack's künstlerische Gestaltungskraft zu einem Spiegel der geistigen Bestrebungen Deutschlands in den letzten beiden Jahrhunderten wird. Nicht etwa, als ob alle wirklich hervorragenden Männer in dieser Zeit der Akademie angehört hätten, denn das ist bei Weitem nicht der Fall; auch versucht es der Verfasser nicht dadurch, daß er die Form dieser engeren Geschichtsdarstellung zersprengt und die epochemachenden Leistungen von Nichtakademikern irgendwie zu denen der Akademiker in Beziehung setzt, sondern vielmehr auf die Weise erreicht er es, daß er Stufe für Stufe einen allgemeinen Hintergrund der geistigen Bestrebungen zeichnet, vor dem sich nun die Thätigkeit der Akademie abspielt. Wie Harnack in diesen Charakteristiken der einzelnen Epochen das Wesenhafte herausholt, wie er Licht und Schatten abmißt und mit einzelnen feingeschliffenen Schlagworten tiefer Einblicke erschließt, als es häufig ganze Bücher vermögen, da macht uns die eindrucksvolle Zeichnung dieses würdigen Gegenstande doppelt werthvoll. Das kann kein Referat ersetzen; es muß selb gelesen werden. Auf einen anderen Punkt aber möchte ich b dieser Gelegenheit noch eingehen.

In den akademischen Festreden des letzten Menschenalte begegnet uns nicht selten ein elegischer Ton, als ob wir uns einer Zeit des geistigen Niederganges oder wenigstens der Stagnati befänden. Dieser Stimmung hat der Philologe Kirchhoff in sein Antrittsrede besonders beredten Ausdruck verliehen. Da heißt „Es werden in unseren Tagen keine philosophischen Sn

für das Ganze in seiner Fülle und Einheit sorgen zu dürfen, ist ihr Recht, und das Einzelne mit der Hingebung zu erforschen, als wäre es das Ganze, ihre heilige Pflicht. So ihre Aufgabe erfassend, wird sie auch im kommenden Jahrhundert das Recht ihrer Existenz behaupten und den Wahlspruch erfüllen, den ihr Leibniz auf ihr Siegel gesetzt hat: „cognata ad sidera tendit."

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften mehr als bloß die Geschichte einer berühmten Gelehrtenvereinigung; sie darf ein höheres und allgemeineres Interesse für sich in Anspruch nehmen, insofern sich diese akademische Körperschaft im Verlauf ihrer Entwickelung immer deutlicher der Aufgabe bewußt wird, durch ihre eigenen Arbeiten, durch die begutachtende Thätigkeit und durch die Organisation umfangreicherer Unternehmungen die Vertreterin der Autonomie der Wissenschaft in unserem Vaterlande zu sein. Und dazu kommt noch, daß dieses Werk durch Harnack's künstlerische Gestaltungskraft zu einem Spiegel der geistigen Bestrebungen Deutschlands in den letzten beiden Jahrhunderten wird. Nicht etwa, als ob alle wirklich hervorragenden Männer in dieser Zeit der Akademie angehört hätten, denn das ist bei Weitem nicht der Fall; auch versucht es der Verfasser nicht dadurch, daß er die Form dieser engeren Geschichtsdarstellung zersprengt und die epochemachenden Leistungen von Nichtakademikern irgendwie zu denen der Akademiker in Beziehung setzt, sondern vielmehr auf die Weise erreicht er es, daß er Stufe für Stufe einen allgemeinen Hintergrund der geistigen Bestrebungen zeichnet, vor dem sich nun die Thätigkeit der Akademie abspielt. Wie Harnack in diesen Charakteristiken der einzelnen Epochen das Wesenhafte herausholt, wie er Licht und Schatten abmißt und mit einzelnen feingeschliffenen Schlagworten tiefere Einblicke erschließt, als es häufig ganze Bücher vermögen, das macht uns die eindrucksvolle Zeichnung dieses würdigen Gegenstandes doppelt werthvoll. Das kann kein Referat ersetzen; es muß selbst gelesen werden. Auf einen anderen Punkt aber möchte ich bei dieser Gelegenheit noch eingehen.

In den akademischen Festreden des letzten Menschenalters begegnet uns nicht selten ein elegischer Ton, als ob wir uns in einer Zeit des geistigen Niederganges oder wenigstens der Stagnation befänden. Dieser Stimmung hat der Philologe Kirchhoff in seiner Antrittsrede besonders beredten Ausdruck verliehen. Da heißt es: „Es werden in unseren Tagen keine philosophischen Systeme mehr

geschaffen, die Begeisterung für das klassische Alterthum hat auf dem praktischen wie theoretischen Gebiete nachgelassen, ja, einer gewissen Gleichgültigkeit Platz gemacht; die Hauptströmung der wissenschaftlichen Thätigkeit fließt breit und tief in einem anderen Bette. Auch die Art und Weise, in der heut zu Tage die Philologie in nicht zufälliger Uebereinstimmung mit der Weise der heutigen Wissenschaft überhaupt betrieben wird, ist eine andere geworden; der gestaltende Trieb, der nach dem Großen und Ganzen strebte, scheint abgestorben, die Forschung verliert sich an das Einzelne und droht sich atomistisch zu zersplittern; ihr Charakter ist vorwiegend kritisch geworden. Um gerecht zu sein, darf freilich nicht verkannt werden, daß diese Richtung nach der anderen Seite doch auch im Fortgange der Forschung an sich begründet ist, indem sie in gesetzmäßiger Einseitigkeit sich einer Arbeit zuwendet, die unter allen Umständen gethan werden muß und nur in dieser Weise gethan werden kann. Sie wird nicht ewig dauern, und es werden auch andere Zeiten kommen. Aber natürlich und gerechtfertigt ist das Gefühl der Wehmuth, mit dem wir die Reihen der Männer sich lichten sehen, die der Wissenschaft des klassischen Alterthums zu der Bedeutung verholfen haben, welche sie zur Zeit hat, die den Grund gelegt haben, auf welchem wir fußen, mit dem wir uns sagen müssen, daß die Herren uns verlassen und das Zeitalter der Epigonen begonnen hat. Ich, meine Herren, gehöre zu diesen Epigonen." Es wäre interessant zu wissen, wie dieser hervorragende Gelehrte sich heute nach vierzig Jahren äußern würde; gewiß noch schlimmer. Wie kommt das?

Die großen inneren Werthe, von denen sich das neunzehnte Jahrhundert bestimmt und getragen fühlte, sind geschaffen worden in der Zeit von 1780 bis zu Goethe's und Schleiermacher's Tode. Diese Epoche der selbständigen Erhebung des deutschen Geistes ist deswegen von so unvergleichlichem Gehalt, weil hier Wesen und Bestimmung des menschlichen Lebens nicht nur nach einer einseitigen Richtung hin eine geniale Vertiefung und Erweiterung erfahren, sondern weil damit zugleich die einzeln nebeneinander laufenden Lebenserrungenschaften der Vergangenheit bewußt als Komponenten zu einer einheitlichen Wirkung vereinigt werden. Was das Alterthum und das Christenthum, die Renaissance und die Reformation an bleibenden Werthen geschaffen haben, das wird mit der sich in Kant und Schiller, in Herder und Goethe und all den anderen Geistesheroen vollziehenden Lebensoffenbarung in harmonischen

Einklang gesetzt. Es könnte freilich zweifelhaft erscheinen, ob das auch so ohne Weiteres für das Christenthum gilt. Denn nicht selten ist gegen jene Männer der Tadel laut geworden, daß sie die Beziehung zur christlichen Religion nur allzu sehr außer Acht gelassen hätten. Das trifft zu, wenn man damit die Form der kirchlichen Religion und ihren theologischen Ausdruck meint; es ist aber falsch, wenn man nur auf den reinen Gehalt der Faktoren des lebendigen Christenthums sieht. Denn dann läßt sich mit Leichtigkeit zeigen, daß das, was in der Paulinischen und Johanneischen Theologie von wirklich bleibender Bedeutung ist, auch in unserer klassischen Zeit machtvoll ergriffen wurde, nur daß es nicht in der biblischen Sprache und der kirchlichen Darstellungs-weise, sondern in der reinen Natürlichkeit der modernen An-schauungs- und Begriffsweise zum Ausdruck kam. Der schlichte Christ vermag allerdings die religiöse Freiheit nur in der inneren Lebendigmachung der Person seines religiösen Befreiers zu er-greifen; der geniale Denker und Dichter aber hat die konstituirenden Kräfte der reinen und unwandelbaren Menschlichkeit, die sich in dieser Person darstellen, als solche zu begreifen und zur Anschauung zu bringen. Das sollte man vor allen Vorwürfen stets bedenken und würdigen. Nimmt man es aber so, dann kann es nicht zweifelhaft sein, daß unsere klassische Literatur auch die lebendigen Kräfte des reinen Christenthums ergriffen habe.

Noch etwas Anderes haben wir abzuwehren, das uns vielfach die richtige Erkenntniß der Gegenwart verschließt. Die inner[e] Gewalt der Geistesepoche von 1781—1832 hat so intensiv auf di[e] Gemüter der Nation gewirkt, daß im Großen und Ganzen no[ch] keine objektive Schätzung möglich geworden ist, und daß sich imm[er] nur der Einzelne zaghaft und mit großen Mühen dazu ermann[en] kann. Zunächst nimmt doch ein Jeder auch heut noch aus Schu[le] und Haus die Ansicht in sich auf, daß das, was in jener groß[en] Zeit geleistet worden ist, ein Fertiges und in sich A[b]geschlossenes sei, und diese Ueberzeugung haben auch die mann[ig-]fachen Erörterungen der Einzelkritik nicht zu erschüttern vermoc[ht]. Hier liegt ein Irrthum vor, ein verständlicher und verzeihlich[er] zwar, aber doch ein Irrthum, der lähmend auf den Geist [der] Nation wirkt, und es ist die nächste und allerwichtigste Aufga[be] uns davon frei zu machen, damit die schöpferische Kraft unse[res] Volkes wieder Muth zu eigenem Schaffen bekommt. Wir [müssen] einsehen lernen, daß die klassische Literatur und ...

Einklang gesetzt. Es könnte freilich zweifelhaft erscheinen, ob das auch so ohne Weiteres für das Christenthum gilt. Denn nicht selten ist gegen jene Männer der Tadel laut geworden, daß sie die Beziehung zur christlichen Religion nur allzu sehr außer Acht gelassen hätten. Das trifft zu, wenn man damit die Form der kirchlichen Religion und ihren theologischen Ausdruck meint; es ist aber falsch, wenn man nur auf den reinen Gehalt der Faktoren des lebendigen Christenthums sieht. Denn dann läßt sich mit Leichtigkeit zeigen, daß das, was in der Paulinischen und Johanneischen Theologie von wirklich bleibender Bedeutung ist, auch in unserer klassischen Zeit machtvoll ergriffen wurde, nur daß es nicht in der biblischen Sprache und der kirchlichen Darstellungsweise, sondern in der reinen Natürlichkeit der modernen Anschauungs- und Begriffsweise zum Ausdruck kam. Der schlichte Christ vermag allerdings die religiöse Freiheit nur in der inneren Lebendigmachung der Person seines religiösen Befreiers zu ergreifen; der geniale Denker und Dichter aber hat die konstituirenden Kräfte der reinen und unwandelbaren Menschlichkeit, die sich in dieser Person darstellen, als solche zu begreifen und zur Anschauung zu bringen. Das sollte man vor allen Vorwürfen stets bedenken und würdigen. Nimmt man es aber so, dann kann es nicht zweifelhaft sein, daß unsere klassische Literatur auch die lebendigen Kräfte des reinen Christenthums ergriffen habe.

Noch etwas Anderes haben wir abzuwehren, das uns vielfach die richtige Erkenntniß der Gegenwart verschließt. Die innere Gewalt der Geistesepoche von 1781—1832 hat so intensiv auf die Gemüter der Nation gewirkt, daß im Großen und Ganzen noch keine objektive Schätzung möglich geworden ist, und daß sich immer nur der Einzelne zaghaft und mit großen Mühen dazu ermannen kann. Zunächst nimmt doch ein Jeder auch heut noch aus Schule und Haus die Ansicht in sich auf, daß das, was in jener großen Zeit geleistet worden ist, ein *Fertiges* und in sich *Abgeschlossenes* sei, und diese Ueberzeugung haben auch die mannigfachen Erörterungen der Einzelkritik nicht zu erschüttern vermocht. Hier liegt ein Irrthum vor, ein verständlicher und verzeihlicher zwar, aber doch ein Irrthum, der lähmend auf den Geist der Nation wirkt, und es ist die nächste und allerwichtigste Aufgabe, uns davon frei zu machen, damit die schöpferische Kraft unseres Volkes wieder Muth zu eigenem Schaffen bekommt. Wir müssen einsehen lernen, daß die klassische Literatur und Philosophie uns

keine abgerundete, auch nur relativ vollendete Weltanschauung hinterlassen hat, sondern daß sie überall nur, in ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, große Tendenzen dazu in Bewegung gesetzt hat. Die harmonische Einheit dieser Tendenzen, vor Allem in der Lebensanschauung Goethe's, und die darin zu Tage tretende neue, geniale Aussaat hat das Vorurtheil erweckt, als ob damit das Ganze als solches schon gegeben sei, und doch hat Niemand nachdrücklicher davor gewarnt, ihn zu kanonisiren, als Goethe selbst. Aber heut giebt es einen orthodoxen Kant, wie es einen orthdoxen Goethe giebt.

Es kann nicht die Aufgabe sein, an dieser Stelle jene Tendenzen einzeln in ihrer Natur und Bedeutung klarzustellen. Nur darauf kann es uns in dem hier gegebenen Zusammenhange ankommen, zu zeigen, welche dieser Tendenzen im neunzehnten Jahrhundert zur Entfaltung gekommen ist. Und da kann denn kein Zweifel darüber herrschen, welche das ist. Von dem Grundstock der durch jene Epoche inaugurirten Welt- und Lebensansicht ist zunächst nicht das neue, selbstschöpferische Element fortentwickelt und original erweitert worden, sondern vielmehr erst jene Tendenz, welche darauf gerichtet ist, die begonnene Neugestaltung einer tieferen Lebenskonzeption mit dem bleibenden Gehalt der vorangegangenen Lebensepochen in feste und einheitliche Beziehung zu setzen. Und so ist von dem Boden dieser neuen Weltauffassung aus zunächst die historische Tendenz mit einseitiger Genialität ergriffen und bis zur Reife entwickelt worden. Die wichtigsten Gegenstände aber, worauf sich diese zu richten hatte, waren eine gründliche Kenntniß des Alterthums und des Christenthums mit seinen Vorstufen und mannigfachen Entwickelungsphasen. Was die Historie und Philologie in dieser Zeit geleistet haben, wird für immer ein ruhmreiches Denkmal deutscher Wissenschaft bleiben. Auch tragen diese großen Leistungen nichts Epigonenhaftes an sich; denn sie erst haben uns frei gemacht von dem unzulänglichen Alterthumsbegriff, von dem unsere klassische Literatur ausgegangen war, wie uns die historische Theologie erst frei zu machen begonnen hat von jenen unhaltbaren Auffassungen des Christenthums, die auch noch an dem reformatorischen Werk kleben geblieben sind. So hat uns die historische Wissenschaft einerseits losgemacht von der todten Last der Historie, die nur zu oft frisch aufblühendes Leben erdrückt, und hat andererseits die Erkenntniß der lebendig von der Vergangenheit herüberwirkende Kräfte erschlossen und ihnen Raum

verschafft. Das ist die große geisteswissenschaftliche That des neunzehnten Jahrhunderts.

Gleichwohl ist es verständlich, wenn hervorragende und vorurtheilslose Männer sich seit Beginn des letzten Menschenalters des Eindrucks nicht haben erwehren können, daß wir in einem Zeitalter des Epigonenthums leben. Es ist auch klar, woran das liegt. Die Historie und die klassische Philologie haben keineswegs ihre Kraft eingebüßt, aber damit ist es allerdings anders geworden, daß sie gegenwärtig keine neuen, entscheidenden Werthe mehr zu verausgaben haben. Das thut die Historie als solche streng genommen zwar niemals, aber sie vermag es nicht selten indirekt durch den Gegenstand, den sie behandelt. Dies war der Fall, als die klassisch Philologie im vorigen Jahrhundert erst die wirkliche Bedeutung des Alterthums zu erschließen begann und den Gehalt zugänglich machte, der bis dahin doch nur unzureichend zur Geltung gekommen war. Damals flossen wirklich neue Werthe aus dieser Quelle, un sie hatten eine wesentliche und dauernde Vertiefung und Bereicherung des geistigen Lebens zu bedeuten. Ja, der so erworbene Besitz de antiken Geistesschätze kann auch heut und in aller Zukunft nich veräußert werden, wofern wir nicht in die Nacht der Barbare unaufhaltsam zurücksinken wollen. Darf uns dieser Quell i nimmermehr versiegen, so entsteht doch die weitere Frage, ob di antiken Ideen, wenn auch ein an sich werthvolles und unentbehr liches Gut, doch auch heut noch im Stande sind, neue Blüthen z erzeugen. Wer sich die Frage so stellt, wird bei besonnene Prüfung nicht umhin können, sie zu verneinen. Das Prinzip d hellenischen Ideenwelt hat sich über zwei Jahrtausende als i höchsten Maße fruchtbar erwiesen; und was mit Hülfe diei Prinzipes im Gebiete des Geistes erobert worden ist, das bildet d ewige Stammkapital der menschlichen Erkenntniß. Aber nun ist sei weiterzeugende Kraft erschöpft; zu den Einsichten, die damit zu Ta gefördert worden sind, kann nichts wesentlich Neues mehr hinz gefügt werden, und daher bedürfen wir jetzt eines anderen, u einen Schritt vorwärts zu kommen. Es kann nicht zweifelh sein, welches jenes vom Hellenismus ausgehende Prinzip ist; k anderes nämlich als die denkende Vernunft des Individuu oder die vom Individuum aus vorwärts schreitende vernünft Erkenntniß. Bis auf unsere Zeit sind alle Höhen und Tiefen diesem Lichte durchleuchtet worden, aber schon Kant hat endgi die Grenzen festgestellt, über die jene Strahlen nicht

verschafft. Das ist die große geisteswissenschaftliche That des neunzehnten Jahrhunderts.

Gleichwohl ist es verständlich, wenn hervorragende und vorurtheilslose Männer sich seit Beginn des letzten Menschenalters des Eindrucks nicht haben erwehren können, daß wir in einem Zeitalter des Epigonenthums leben. Es ist auch klar, woran das liegt. Die Historie und die klassische Philologie haben keineswegs ihre Kraft eingebüßt, aber damit ist es allerdings anders geworden, daß sie gegenwärtig keine neuen, entscheidenden Werthe mehr zu verausgaben haben. Das thut die Historie als solche streng genommen zwar niemals, aber sie vermag es nicht selten indirekt durch den Gegenstand, den sie behandelt. Dies war der Fall, als die klassische Philologie im vorigen Jahrhundert erst die wirkliche Bedeutung des Alterthums zu erschließen begann und den Gehalt zugänglich machte, der bis dahin doch nur unzureichend zur Geltung gekommen war. Damals flossen wirklich neue Werthe aus dieser Quelle, und sie hatten eine wesentliche und dauernde Vertiefung und Bereicherung des geistigen Lebens zu bedeuten. Ja, der so erworbene Besitz der antiken Geistesschätze kann auch heut und in aller Zukunft nicht veräußert werden, wofern wir nicht in die Nacht der Barbarei unaufhaltsam zurücksinken wollen. Darf uns dieser Quell so nimmermehr versiegen, so entsteht doch die weitere Frage, ob die antiken Ideen, wenn auch ein an sich werthvolles und unentbehrliches Gut, doch auch heut noch im Stande sind, neue Blüthen zu erzeugen. Wer sich die Frage so stellt, wird bei besonnener Prüfung nicht umhin können, sie zu verneinen. Das Prinzip der hellenischen Ideenwelt hat sich über zwei Jahrtausende als im höchsten Maße fruchtbar erwiesen; und was mit Hülfe dieses Prinzipes im Gebiete des Geistes erobert worden ist, das bildet das ewige Stammkapital der menschlichen Erkenntniß. Aber nun ist seine weiterzeugende Kraft erschöpft; zu den Einsichten, die damit zu Tage gefördert worden sind, kann nichts wesentlich Neues mehr hinzugefügt werden, und daher bedürfen wir jetzt eines anderen, um einen Schritt vorwärts zu kommen. Es kann nicht zweifelhaft sein, welches jenes vom Hellenismus ausgehende Prinzip ist; kein anderes nämlich als die denkende Vernunft des Individuums oder die vom Individuum aus vorwärts schreitende vernünftige Erkenntniß. Bis auf unsere Zeit sind alle Höhen und Tiefen mit diesem Lichte durchleuchtet worden, aber schon Kant hat endgiltig die Grenzen festgestellt, über die jene Strahlen nicht hinauszu-

dringen vermögen. Zu dem, was mit diesem Prinzip in der geistigen Entwickelung der europäischen Kulturvölker aus sich selbst heraus erreicht worden ist, hat die Alterthumswissenschaft aus den gründlicher erschlossenen Quellen der antiken Geisteswelt noch eine reichliche Nachlese gehalten, und so schien es denn, als ob durch die vertiefte Beschäftigung mit den antiken Studien unserem Volke abermals eine geistige Wiedergeburt erwachsen sollte. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen, und nach der Lage der Dinge konnte sie es nicht.

So scheint es denn in der That, als ob unsere innere Lebensbethätigung gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts ärmer geworden, ja überhaupt verarmt sei. Zwar ist der Besitz unseres geistigen Kapitals groß genug und als solcher unzerstörbar, aber im geistigen Leben ist eben nicht der vererbte Besitz als solcher die allein entscheidende Macht, sondern in viel höherem Grade die **produktive Vermehrung** dieses Besitzes; nicht das anvertraute, sondern das damit erwucherte Pfund. Wohin aber ist die selbstschöpferische Geisteskraft, die doch vordem so lebendig war, in unserem Volke entschwunden? Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der gewahrt, daß sie gar nicht entschwunden ist. Zwar der Wissenschaft hat sich dieser schöpferische Genius noch nicht wieder bemächtigt, aber er webt in der geheimnißvollen Tiefe des Volksbewußtseins und ringt nach neuen Formen, noch unsicher tastend, aber kenntlich genug. Man lasse sich den Blick nicht dadurch trüben, daß dieses Ringen zunächst allein darauf gerichtet scheint, der Menschheit ein äußerlich besser sitzendes Gewand zu fertigen, denn auch hierin giebt sich eine tiefe Kraft der Idealität kund, zwar nicht in der Sache selbst, aber in dem Streben danach. Mitten in diesem materiellen Thun und Treiben ringt auch in ahnungsvoller Dämmerung eine tiefere Welt- und Lebensansicht nach Ausdruck, deren Werden und Wachsen nur deshalb so verschwommen erscheint, weil das denkende Bewußtsein der Nation, solange der selbstschöpferischen Thätigkeit philosophisch-ethischer Denkweise entwöhnt, das bestimmende Prinzip in diesem inneren Gähren noch nicht erkannt hat, das seinem heimlichen Drängen Halt und Richtung giebt.

Dieser Mangel wird heut immer fühlbarer und drückender; aber es ist schon viel gewonnen, wenn seine Ursache klar erkannt wird. Dadurch, daß von den großen Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts im neunzehnten auf geisteswissenschaftlichem Gebiet

allein die historische zur Entfaltung gekommen ist, hat es sich ereignet, daß die wissenschaftliche Kraft der Nation einseitig und ausschließlich von dieser Richtung in Beschlag genommen wurde. So konnte die Meinung entstehen, als ob alle geisteswissenschaftliche Thätigkeit sich überhaupt in historische Erkenntniß aufzulösen habe. Seit Schleiermacher ist daher kein Dogmatiker großen Stiles mehr hervorgetreten, und die Philosophie, die in ihrem strengsten Sinne Wissenschaft der reinen Prinzipien ist, hat sich gänzlich zurück gezogen auf das Feld des physiologischen und historischen Positivismus. Auch diese Bethätigung des philosophischen Forschens stellt eine bedeutende Errungenschaft dar und sie darf nicht wieder aufhören; nur ist es ein Schaden, wenn nicht daneben auch jene höchste Aufgabe der Philosophie, eben die Ermittlung der obersten erkenntnißtheoretischen und ethischen Prinzipien, dauernd gepflegt wird, und dieser Schaden wird uns heut um so bemerkbarer, als das Leben inzwischen selbst schon über den bisherigen Stand der philosophischen Einsicht hinausgeschritten ist. Hier muß eine Arbeit geleistet werden, die in gleicher Weise der schöpferischen Intuition und der schärfsten geistigen Abstraktion bedarf. Die ausschließlich historische Bethätigung hat die schöpferische Kraft gehemmt und de[r] Positivismus hat die tiefer dringende Abstraktion hintenangehalten aber erst in der Verbindung von historischer, intuitiv-schöpferische[r] und abstrahirender Erkenntniß kann der Weizen gedeihen, aus dem uns geniale Wissenschaft das Brod bereiten soll. Jede Einseitigkeit be[-] deutet Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Geistes und beschwör[t] Gefahren für das innere und äußere Leben der Nation herau[f].

Wir sind heut wiederum einmal auf einem Standpunkt a[n-] gelangt, wo die Wissenschaft hinter der Wirksamkeit der lebendig[en] Faktoren der Volksseele zurückgeblieben ist und die Zügel d[er] geistigen Leitung aus den Händen verloren hat, das ist der Grun[d] warum gerade die besten der denkenden Köpfe ein Gefühl d[es] Epigonenthums überkommt, eines Epigonenthums, von dem d[as] reale Leben selber nichts weiß. In der Geisteswissenschaft i[st] neben der historischen die vorwärtsstrebenden Tendenzen [der] klassischen Epoche nicht fortgebildet worden, aber im Leben sind [sie] nicht vergessen worden; da ringt es und gährt es und brode[lt] aller Orten und Enden, und wenn es auch unklar, unsicher [und] unbeholfen ist, so ist doch das Bewußtsein wach, daß die So[nne] nicht hinter uns, sondern vor uns am morgenfrischen Horiz[ont] steht. Und nun lebt die erwartungsfrohe Hoffnung, daß

allein die historische zur Entfaltung gekommen ist, hat es sich ereignet, daß die wissenschaftliche Kraft der Nation einseitig und ausschließlich von dieser Richtung in Beschlag genommen wurde. So konnte die Meinung entstehen, als ob alle geisteswissenschaftliche Thätigkeit sich überhaupt in historische Erkenntniß aufzulösen habe. Seit Schleiermacher ist daher kein Dogmatiker großen Stiles mehr hervorgetreten, und die Philosophie, die in ihrem strengsten Sinne Wissenschaft der reinen Prinzipien ist, hat sich gänzlich zurückgezogen auf das Feld des physiologischen und historischen Positivismus. Auch diese Bethätigung des philosophischen Forschens stellt eine bedeutende Errungenschaft dar und sie darf nicht wieder aufhören; nur ist es ein Schaden, wenn nicht daneben auch jene höchste Aufgabe der Philosophie, eben die Ermittlung der obersten erkenntnißtheoretischen und ethischen Prinzipien, dauernd gepflegt wird, und dieser Schaden wird uns heut um so bemerkbarer, als das Leben inzwischen selbst schon über den bisherigen Stand der philosophischen Einsicht hinausgeschritten ist. Hier muß eine Arbeit geleistet werden, die in gleicher Weise der schöpferischen Intuition und der schärfsten geistigen Abstraktion bedarf. Die ausschließlich historische Bethätigung hat die schöpferische Kraft gehemmt und der Positivismus hat die tiefer dringende Abstraktion hintenangehalten; aber erst in der Verbindung von historischer, intuitiv-schöpferischer und abstrahirender Erkenntniß kann der Weizen gedeihen, aus dem uns geniale Wissenschaft das Brod bereiten soll. Jede Einseitigkeit bedeutet Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Geistes und beschwört Gefahren für das innere und äußere Leben der Nation herauf.

Wir sind heut wiederum einmal auf einem Standpunkt angelangt, wo die Wissenschaft hinter der Wirksamkeit der lebendigen Faktoren der Volksseele zurückgeblieben ist und die Zügel der geistigen Leitung aus den Händen verloren hat, das ist der Grund, warum gerade die besten der denkenden Köpfe ein Gefühl des Epigonenthums überkommt, eines Epigonenthums, von dem das reale Leben selber nichts weiß. In der Geisteswissenschaft sind neben der historischen die vorwärtsstrebenden Tendenzen der klassischen Epoche nicht fortgebildet worden, aber im Leben sind sie nicht vergessen worden; da ringt es und gährt es und brodelt's aller Orten und Enden, und wenn es auch unklar, unsicher und unbeholfen ist, so ist doch das Bewußtsein wach, daß die Sonne nicht hinter uns, sondern vor uns am morgenfrischen Horizonte steht. Und nun lebt die erwartungsfrohe Hoffnung, daß auch die

deutsche Wissenschaft sich der Lösung der ihr aus diesem Thatbestande erwachsenden Probleme gewachsen zeigen und so, neben den bewährten, neue Bahnen eröffnen wird. Zu ihren Ruhmesthaten auf dem historischen und philologischen Gebiet wird sie in Zukunft auch solche fügen, aus denen der frische Odem originaler und vorwärtsdringender Kraft quillt. Wo aber kann sich da der erwartungsvolle Blick eher hinlenken als zu den Mitgliedern derjenigen Akademie, die es stets als eine heilige Pflicht angesehen hat, mit dem vorwärtsschreitenden Leben in Kontakt zu bleiben. Auf sie vor Allem rechnen wir, wenn die fröhliche Zuversicht immer tiefer Wurzel faßt, daß auch die schöpferische, neue Werthe entdeckende und formulirende Erkenntnißkraft von den Strahlen des kommenden Tages zum Leben gerufen werden wird. Wer sich in das schöne Werk Harnack's vertieft und dort den Herzschlag deutscher Wissenschaft pulsiren hört, der wird frohgemuth in diese glaubensfreudige Hoffnung miteinstimmen.

Ist Petrus in Rom gewesen?

Von

Prof. Lic. Dr. C. Clemen.

Die Frage nach der Geschichtlichkeit der Tradition von dem Märtyrertod des Petrus in Rom hat kein direktes polemisches Interesse. Denn wenn auch das Wort Matth. 16, 18—19, das mit zwei Meter hohen Buchstaben rund um die Kuppel der Peterskirche geschrieben steht: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeine . . . und ich will Dir des Himmelreichs Schlüssel geben" von Jesus selbst gesprochen sein wird, so bezog es sich doch eben nur auf Petrus, wie er sich eben gezeigt hatte, nicht seine angeblichen Nachfolger und erfüllte sich bereits in den ersten Jahren der christlichen Kirche, als Petrus es war, der an die Spitze der Urgemeinde in Jerusalem trat und am ersten Pfingstfest vor allem Volk von der Auferstehung zeugte (Apg. 1. 2). Gleichwohl ist freilich besonders auf protestantischer Seite von Anfang an auch das römische Martyrium des Petrus bestritten worden, und dies um so mehr, als die katholische Kirche fort und fort so thut, als sei damit auch schon der fünfundzwanzigjährige Episkopat des Petrus und der Primat seiner Nachfolger über alle anderen Bischöfe erwiesen. So erschien schon 1520 von der Hand des U. Velenus eine Schrift, die behauptete, Petrus sei überhaupt nicht nach Rom gekommen, und Matthias Flacius, der bedeutendste Polemiker unter den späteren Lutheranern, war derselben Meinung. Aber auch zahlreiche neuere Gelehrte, denen jedes antirömische Interesse daran fernlag — und unter ihnen besonders energisch und konsequent der verewigte Lipsius — haben sich gegen einen Aufenthalt des Petrus in Rom ausgesprochen, während ihn andere — z. B. Hase — als möglich, ja wahrscheinlich bezeichneten. Es war also vielleicht doch ein unhaltbarer Standpunkt, den bei der römi-

Ist Petrus in Rom gewesen?

Von

Prof. Lic. Dr. C. Clemen.

Die Frage nach der Geschichtlichkeit der Tradition von dem Märtyrertod des Petrus in Rom hat kein direktes polemisches Interesse. Denn wenn auch das Wort Matth. 16, 18—19, das mit zwei Meter hohen Buchstaben rund um die Kuppel der Peterskirche geschrieben steht: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeine . . . und ich will Dir des Himmelreichs Schlüssel geben" von Jesus selbst gesprochen sein wird, so bezog es sich doch eben nur auf Petrus, wie er sich eben gezeigt hatte, nicht seine angeblichen Nachfolger und erfüllte sich bereits in den ersten Jahren der christlichen Kirche, als Petrus es war, der an die Spitze der Urgemeinde in Jerusalem trat und am ersten Pfingstfest vor allem Volk von der Auferstehung zeugte (Apg. 1. 2). Gleichwohl ist freilich besonders auf protestantischer Seite von Anfang an auch das römische Martyrium des Petrus bestritten worden, und dies um so mehr, als die katholische Kirche fort und fort so thut, als sei damit auch schon der fünfundzwanzigjährige Episkopat des Petrus und der Primat seiner Nachfolger über alle anderen Bischöfe erwiesen. So erschien schon 1520 von der Hand des U. Velenus eine Schrift, die behauptete, Petrus sei überhaupt nicht nach Rom gekommen, und Matthias Flacius, der bedeutendste Polemiker unter den späteren Lutheranern, war derselben Meinung. Aber auch zahlreiche neuere Gelehrte, denen jedes antirömische Interesse daran fernlag — und unter ihnen besonders energisch und konsequent der verewigte Lipsius — haben sich gegen einen Aufenthalt des Petrus in Rom ausgesprochen, während ihn andere — so z. B. Hase — als möglich, ja wahrscheinlich bezeichneten. Es war also vielleicht doch ein unhaltbarer Standpunkt, den bei der römischen

Disputation vom 9. und 10. Februar 1872 die evangelischen Prediger Sciarelli, Ribetti und Gavazzi einnahmen, wenn sie jede Beziehung des Petrus zu Rom bestritten: wollen wir mithin in der Polemik gegen ultramontane Ansprüche ein gutes wissenschaftliches Gewissen haben, müssen wir vielmehr von Neuem die Frage aufwerfen: war Petrus nicht doch in Rom?

Das ist ja freilich unzweifelhaft, daß er zur Zeit des Römerbriefs — um mit ihm zu beginnen — sich nicht dort aufhielt, denn sonst hätte ihn Paulus gewiß irgendwo und irgendwie erwähnt, sei es schon in Kap. 1, wo er von seinem beabsichtigten Besuch in Rom spricht — ein Thema, auf das er auch Kap. 15 nochmals zurückkommt —, sei es in Kap. 16, wo er nicht weniger als sechsundzwanzig Personen mit Namen nennt und grüßen läßt. Allerdings hat man ja manchmal bezweifelt, ob all diese Leute, deren Verhältnisse Paulus ziemlich genau zu kennen scheint, ja mit denen er großentheils schon früher zusammengewesen ist, in Rom, wo er doch sonst noch unbekannt war, zu suchen seien; aber bei dem lebhaften Verkehr, in dem die Welthauptstadt namentlich mit dem Osten stand, ist ihre Uebersiedelung nach Rom und die dadurch vermittelte Bekanntschaft des Apostels mit anderen wohl doch nicht undenkbar. Ja, wenn wir diese hier aufgeführten verschiedenen Hausgemeinden alle in Rom suchen und zugleich beachten, daß 1, 7 alle, die zu Rom sind, gegrüßt werden, so hat daneben auch eine andere Gemeinde, in der gleichzeitig Petrus gewirkt hätte — man müßte sie dann im Unterschied von den Adressaten des Römerbriefs, die in der Hauptsache Heidenchristen waren, für eine judenchristliche halten — kaum mehr Platz. In der also damals allein vorhandenen, wesentlich heidenchristlichen Gemeinde aber hätte Petrus auch früher nicht wirken können; denn das widerspräche den Abmachungen des Apostelkonzils Gal. 2, 9, daß Paulus unter die Heiden, Jakobus, Kephas und Johannes unter die Beschneidung gehen sollten. Nur das wäre an sich denkbar, daß Petrus in Rom vorher, oder daß er den Juden gepredigt hätte; denn daß unter ihnen das Evangelium auch einmal verkündigt wurde, ist nicht nur von vornherein wahrscheinlich, sondern auch ausdrücklich bezeugt. Der Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit, Sueton, erzählt nämlich in seiner Lebensbeschreibung des Claudius (Kap. 25), derselbe habe die Juden, die auf Anstiften des Chrestus fortwährend tumultuirten, aus Rom vertrieben — freilich eine Notiz, die in dieser Form nichts mit unserer Frage zu thun zu haben scheint,

aber auch überhaupt unverständlich ist. Denn wie soll ein einzelner Mann die jüdische Kolonie in andauernde Unruhe versetzt haben und warum ist dann nicht vielmehr er unschädlich gemacht worden? So wird Sueton sich verhört und in Wahrheit Christus, d. h. die Frage nach der Messianität Jesu die Juden entzweit und zu ihrer Vertreibung geführt haben. Aber daß diese erste Kunde von Jesu dem Messias durch Petrus nach Rom gebracht worden sei, ist nun doch schlechterdings unbeweisbar: die Apostelgeschichte berichtet zwar 12, 17, er sei nach der Verfolgung der Gemeinde durch Agrippa im Jahr 44 „an einen anderen Ort“ gezogen, aber daß darunter Rom zu verstehen sei, ist ganz unwahrscheinlich; denn warum dann diese verblümte Bezeichnung? Auch nachher — und das sogenannte Judenedikt des Claudius gehört vielmehr in das Jahr 49 oder später — auch nachher erfahren wir von Petrus, nachdem er uns zuletzt auf dem Apostelkonzil im Jahre 48 begegnet ist, nichts dergleichen, ja wir finden ihn auch zur Zeit des Philipperbriefs des Paulus noch nicht in Rom.

Darauf nämlich, daß der Kolosser- und Philemonbrief Petrus nicht erwähnen, darf man sich nicht berufen, denn sie sind höchstwahrscheinlich nicht in Rom, sondern schon in Cäsarea geschrieben. Aber der Philipperbrief, der namentlich durch das Prätorianerkorps 1, 13 (Luther übersetzt fälschlich: Richthaus) und die von des Kaisers Hause 4, 22 auf Rom weist, hätte allerdings wohl entweder eben unter den Grüßenden oder schon vorher 1, 14—18 bei Schilderung der anderen Prediger des Evangeliums in Rom des Petrus gedenken müssen, wenn er damals dort war. Ist das also kaum anzunehmen, dann kann er aber auch, soll er überhaupt in der neronischen Verfolgung des Jahres 64 umgekommen sein, erst kur[z] vorher Rom aufgesucht haben, denn im gleichen Jahr gehen au[ch] die zwei Jahre zu Ende, die Paulus nach Apg. 28, 30 dort zu[ge]brachte. Vielfach zwar hat man ja angenommen, er sei aus diese[r] Gefangenschaft noch einmal freigekommen, habe neue Reisen gemacht und dann erst seinen Tod gefunden; aber die für diese Hypothese beigebrachten Gründe sind gegenüber dem Schweigen der Apostelgeschichte durchaus ungenügend. Hätte dieselbe nämlich, wie [sie] selbst das Lukasevangelium fortsetzt, durch eine Schilderung d[er] ferneren Schicksale des Paulus fortgesetzt werden sollen, so wür[de] ihr Verfasser gewiß, wenn auch nur mit ein paar Worten, dara[uf] hingedeutet haben; ihr jetziger Schluß dagegen: „Paulus aber [blieb] zwei Jahre in seinem eignen Gedinge und nahm [...]

aber auch überhaupt unverständlich ist. Denn wie soll ein einzelner Mann die jüdische Kolonie in andauernde Unruhe versetzt haben und warum ist dann nicht vielmehr er unschädlich gemacht worden? So wird Sueton sich verhört und in Wahrheit Christus, d. h. die Frage nach der Messianität Jesu die Juden entzweit und zu ihrer Vertreibung geführt haben. Aber daß diese erste Kunde von Jesu dem Messias durch Petrus nach Rom gebracht worden sei, ist nun doch schlechterdings unbeweisbar: die Apostelgeschichte berichtet zwar 12, 17, er sei nach der Verfolgung der Gemeinde durch Agrippa im Jahr 44 „an einen anderen Ort“ gezogen, aber daß darunter Rom zu verstehen sei, ist ganz unwahrscheinlich; denn warum dann diese verblümte Bezeichnung? Auch nachher — und das sogenannte Judenedikt des Claudius gehört vielmehr in das Jahr 49 oder später — auch nachher erfahren wir von Petrus, nachdem er uns zuletzt auf dem Apostelkonzil im Jahre 48 begegnet ist, nichts dergleichen, ja wir finden ihn auch zur Zeit des Philipperbriefs des Paulus noch nicht in Rom.

Darauf nämlich, daß der Kolosser- und Philemonbrief Petrus nicht erwähnen, darf man sich nicht berufen, denn sie sind höchstwahrscheinlich nicht in Rom, sondern schon in Cäsarea geschrieben. Aber der Philipperbrief, der namentlich durch das Prätorianerkorps 1, 13 (Luther übersetzt fälschlich: Richthaus) und die von des Kaisers Hause 4, 22 auf Rom weist, hätte allerdings wohl entweder eben unter den Grüßenden oder schon vorher 1, 14—18 bei Schilderung der anderen Prediger des Evangeliums in Rom des Petrus gedenken müssen, wenn er damals dort war. Ist das also kaum anzunehmen, dann kann er aber auch, soll er überhaupt in der neronischen Verfolgung des Jahres 64 umgekommen sein, erst kurz vorher Rom aufgesucht haben, denn im gleichen Jahr gehen auch die zwei Jahre zu Ende, die Paulus nach Apg. 28, 30 dort zubrachte. Vielfach zwar hat man ja angenommen, er sei aus dieser Gefangenschaft noch einmal freigekommen, habe neue Reisen gemacht und dann erst seinen Tod gefunden; aber die für diese Hypothese beigebrachten Gründe sind gegenüber dem Schweigen der Apostelgeschichte durchaus ungenügend. Hätte dieselbe nämlich, wie sie selbst das Lukasevangelium fortsetzt, durch eine Schilderung der ferneren Schicksale des Paulus fortgesetzt werden sollen, so würde ihr Verfasser gewiß, wenn auch nur mit ein paar Worten, darauf hingedeutet haben; ihr jetziger Schluß dagegen: „Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eignen Gedinge und nahm auf Alle, die zu

ihm einkamen, predigte das Reich Gottes und lehrete von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit. unverboten" (28, 30—31), ist nur verständlich, wenn am Schluß dieses Zeitraums sein Tod eintrat, der schon nach Allem, was wir von seinem früheren Prozeß wissen, nur in der neronischen Verfolgung stattgefunden haben kann. Gegen Ende dieser zwei Jahre müßte also, wenn überhaupt, auch Petrus nach Rom gekommen sein; aber wird das nicht eben durch den Wortlaut jener beiden Verse doch wieder ausgeschlossen?

Wäre die Apostelgeschichte das, was ihr jetziger Name sagt, so müßte man allerdings so urtheilen; in einer Geschichte der Apostel hätte, wenn es wirklich stattfand, auch des Zusammentreffens zwischen Paulus und Petrus gedacht werden müssen. Aber in Wahrheit schildert die Schrift doch nur die Ausbreitung des Christenthums von Jerusalem bis Rom (1, 8) oder noch genauer, seinen Uebergang von den Juden zu den Heiden, und zwar im zweiten Theil auf Grund einer Geschichte der Reisen des Paulus, die, wie sonst das Verhältniß desselben zu den Uraposteln, so auch sein etwaiges Zusammentreffen mit Petrus in Rom unberührt lassen konnte. Kurz vor 64 möchte derselbe also in der That aus irgend welchen Gründen dahin gekommen sein; aber läßt sich diese Möglichkeit nun auch zur Wahrscheinlichkeit, wenn nicht Gewißheit erheben, oder steht es damit nicht besser als mit der abstrakten Möglichkeit eines früheren Besuches?

Gehen wir auch hier, wie billig, vom neuen Testament aus, so lesen wir zunächst einmal am Schluß des ersten Petrusbriefes 5, 13: „Es grüßen euch, die sammt euch auserwählt sind zu Babylon, und mein Sohn Marcus." Nun könnte ja natürlich an sich unter Babylon das ägyptische oder mesopotamische verstanden werden; aber von einer — an sich schon unwahrscheinlichen — Wirksamkeit des Petrus daselbst hören wir entweder nirgends oder erst im Mittelalter. Es wird also unter Babylon, wie das Angesichts der Offenbarung Johannis und der ganzen für sie vorauszusetzenden apokalyptischen Tradition keine Schwierigkeit hat, Rom verstanden werden müssen; ja dieses Zeugniß für den römischen Aufenthalt des Petrus verliert auch dann nicht, nein es gewinnt an Bedeutung, wenn der Brief erst nach dem Tode des Apostels, etwa von Silvanus (5, 12) geschrieben ist. Denn dann könnte man daraus vielleicht zugleich schließen, daß er in Rom gestorben sei, deshalb nämlich, weil ein pseudonymer Brief doch am Natürlichsten von dort datirt wird, wo derjenige, unter

dessen Namen er erscheint, zuletzt gelebt hat. Aber sicher ist das Letztere natürlich nicht und ebenso wenig einige andere Beweis[e] für das römische Martyrium oder auch nur den römischen Aufenthalt des Petrus, die ich also lediglich um der Vollständigkeit willen anführe.

Marcus, der I. Petr. 5, 13, wie wir sahen, mit der Gemeind[e] zu „Babylon" zusammengestellt wird, könnte in der That in Ro[m] sein Evangelium geschrieben haben. Denn wenn auch die dahin gehende Nachricht des Clemens Alexandrinus wahrscheinlich nur au[f] die ältere zurückgeht, daß Marcus der Dolmetscher des Petrus ge[-] wesen und seine Lehrvorträge aufgezeichnet habe (wie diese vielleicht wieder auf I. Petr. 5, 13), und ebenso die Latinismen, die si[ch] im zweiten Evangelium, aber auch sonst, finden, deshalb nic[ht] gerade auf Rom hinweisen, so wäre es doch möglich, daß der Rufu[s] der Marc. 15, 21 als Sohn des Simon von Kyrene bezeichn[et] wird und offenbar den ersten Lesern des Evangeliums bekan[nt] war, mit dem Rufus Röm. 16, 13 identisch ist. Aber gewiß i[st] das bei der Unsicherheit über die Adresse dieses Kapitels un[d] Häufigkeit des Namens eben natürlich nicht, und selbst wenn ma[n] es für wahrscheinlich halten wollte, folgte daraus allein noch nich[t] für den römischen Aufenthalt des Petrus.

Und ebenso wenig für sein römisches Martyrium a[...] Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Got[tes] gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glaub[en] nach —", einer Stelle, die den meisten Lesern sogar überhau[pt] nichts mit unserer Frage zu thun zu haben scheinen wird. Und d[a] ist der sogenannte Hebräerbrief, der in Wahrheit nicht an Jude[n] sondern Heidenchristen gerichtet sein dürfte, wahrscheinlich gena[u] für die römische Gemeinde bestimmt gewesen, zu der der 13, 23 genan[nte] Timotheus nach dem Philipperbrief des Paulus zuletzt Beziehun[gen] gehabt hatte und auch der Gruß von den Brüdern aus Italien [...] folgenden Vers passen würde. Er setzt ferner 10, 32 ff. ein[e ...] den vorigen Tagen über die Gemeinde ergangene Verfolg[ung] voraus, wie sie die römische zur Zeit Nero's erduldete, und fo[...] also auch in dem erstangeführten Vers auf den Märtyrertod [...] Paulus und Petrus anspielen. Aber so gewiß wir, wenn de[r ...] anderweitig feststünde, die Stelle auf ihn beziehen müßte[n ...] wenig können wir ihn doch ohne Weiteres daraus folgern; j[a ...] dritte und späteste Stelle brauchte selbst dann nicht so veri[...] zu werden.

dessen Namen er erscheint, zuletzt gelebt hat. Aber sicher ist das Letztere natürlich nicht und ebenso wenig einige andere Beweise für das römische Martyrium oder auch nur den römischen Aufenthalt des Petrus, die ich also lediglich um der Vollständigkeit willen anführe.

Marcus, der I. Petr. 5, 13, wie wir sahen, mit der Gemeinde zu „Babylon" zusammengestellt wird, könnte in der That in Rom sein Evangelium geschrieben haben. Denn wenn auch die dahingehende Nachricht des Clemens Alexandrinus wahrscheinlich nur auf die ältere zurückgeht, daß Marcus der Dolmetscher des Petrus gewesen und seine Lehrvorträge aufgezeichnet habe (wie diese vielleicht wieder auf I. Petr. 5, 13), und ebenso die Latinismen, die sich im zweiten Evangelium, aber auch sonst, finden, deshalb nicht gerade auf Rom hinweisen, so wäre es doch möglich, daß der Rufus, der Marc. 15, 21 als Sohn des Simon von Kyrene bezeichnet wird und offenbar den ersten Lesern des Evangeliums bekannt war, mit dem Rufus Röm. 16, 13 identisch ist. Aber gewiß ist das bei der Unsicherheit über die Adresse dieses Kapitels und Häufigkeit des Namens eben natürlich nicht, und selbst wenn man es für wahrscheinlich halten wollte, folgte daraus allein noch nichts für den römischen Aufenthalt des Petrus.

Und ebenso wenig für sein römisches Martyrium aus Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach —", einer Stelle, die den meisten Lesern sogar überhaupt nichts mit unserer Frage zu thun zu haben scheinen wird. Und doch ist der sogenannte Hebräerbrief, der in Wahrheit nicht an Juden-, sondern Heidenchristen gerichtet sein dürfte, wahrscheinlich genauer für die römische Gemeinde bestimmt gewesen, zu der der 13, 23 genannte Timotheus nach dem Philipperbrief des Paulus zuletzt Beziehungen gehabt hatte und auch der Gruß von den Brüdern aus Italien im folgenden Vers passen würde. Er setzt ferner 10, 32 ff. eine in den vorigen Tagen über die Gemeinde ergangene Verfolgung voraus, wie sie die römische zur Zeit Nero's erduldete, und könnte also auch in dem erstangeführten Vers auf den Märtyrertod des Paulus und Petrus anspielen. Aber so gewiß wir, wenn derselbe anderweitig feststünde, die Stelle auf ihn beziehen müßten, so wenig können wir ihn doch ohne Weiteres daraus folgern; ja eine dritte und späteste Stelle brauchte selbst dann nicht so verstanden zu werden.

daraus, daß er auch Petrus in Rom und unter Nero gestorben dachte. Freilich, daß er damit Recht gehabt haben müßte, ist damit noch nicht gesagt; im Gegentheil, wie er mit der Annahme einer spanischen Reise des Paulus, so wurde schon vorhin angedeutet, Unrecht haben wird, so könnte er sich ja auch betreffs des römischen Martyriums des Petrus geirrt haben. Aber genauer zugesehen, liegen die Dinge hier doch anders als dort: daß Paulus zu der Grenze des Westens gekommen sei, das konnte man auf Grund der Ankündigung dieser spanischen Reise im Römerbrief 15, 24 u. 28 leicht annehmen — denn wann das der Fall gewesen sein sollte, darum kümmerte man sich in dieser chronologisch uninteressirten Zeit nicht —; daß aber Petrus nach Rom gekommen sei und dort den Märtyrertod erlitten habe, das mußte man doch wohl *wissen*, um es bereits dreißig Jahre später oder sogar, wie der erste Clemensbrief selbst sich ausdrückt, noch in derselben Generation behaupten zu können. Sollte man es dagegen — da die mehrfach erwähnte Stelle I. Petr. 5, 13 zur Erklärung nicht genügt — nur deshalb angenommen haben, um das Ansehen der eigenen Gemeinde zu heben, so wäre doch mindestens zu erwarten, daß wir zunächst nur in Rom davon hörten. Thatsächlich aber begegnet uns dieselbe Anschauung aller Wahrscheinlichkeit nach schon sehr bald nachher auch an einer ganz anderen Stelle.

Ignatius von Antiochien in Syrien schreibt um 115 an die römische Gemeinde (4, 3): „ich befehle euch nicht wie Petrus und Paulus.“ Gewiß können beide wieder nur als die Hauptautoritäten der Heidenkirche zusammengestellt sein; aber wenn Ignatius das sonst nirgends thut und auch jenen besonderen Gedanken anderwärts (Brief an die Epheser 3, 1, an die Trallianer 4, 3) allgemeiner ausdrückt, so ist es wohl doch nicht zufällig, daß er gerade in seinem Römerbrief des Petrus und Paulus gedenkt. Er scheint vielmehr von besonderen Beziehungen auch des Petrus zu Rom gewußt zu haben; dann aber können dieselben wohl auch nicht erst nachträglich von der dortigen Gemeinde erfunden worden sein. Eher ließe sich aus der Fortsetzung jener Worte bei Ignatius: „sie waren Apostel, ich bin ein Verurtheilter; sie waren frei, ich bin bis jetzt ein Sklave; aber wenn ich leide, werde ich ein Freigelassener Jesu Christi und werde durch ihn als Freier auferstehen“ schließen, daß er von einem Märtyrertode des Paulus und Petrus nichts gewußt hätte; indeß auch das wäre unbegründet; denn die Ausdrücke Freier und Sklave sind hier offenbar im bildlichen Sinne zu verstehen.

Daß *Papias von Hierapolis* in Phrygien, der nach 1- schrieb, von dem römischen Aufenthalte des Petrus gewußt h- erschien uns bereits oben als unbeweisbar und noch weniger lä- sich daraus, daß *Marcion* aus Sinope in Pontus, der um diese- Zeit lehrte, in seinem Text von Phil. 2, 15—18 auch die Worte „ liegt mir nichts an“ aus Gal. 2, 6 las, schließen, daß er un den dort von Paulus erwähnten Predigern des Evangeliums Rom den Petrus, um den es sich an der Galaterstelle u. handelt, vorausgesetzt habe. Wohl aber haben, um von der g- sammten pseudoclementinischen Literatur zunächst abzusehen, wal- scheinlich die zwischen 160 und 170 von einem asiatischen Presbyt- gefälschten Paulusakten mit diesem auch Petrus in Rom zusamme- treffen lassen. So ist in Kleinasien um die angegebene Zeit d- selbe Tradition vorhanden gewesen, wie schon früher in Syri- und Rom, und ebenso weiterhin in Korinth.

Von hier schreibt nämlich um 170 der Bischof *Dionysi-* (bei Euseb, Kirchengeschichte, II, 25, 8) zum Dank für eine Lieb- gabe der römischen Gemeinde: „Damit habt auch ihr durch ei- solche Ermahnung die von Petrus und Paulus geschehene Pflanzu- der Römer und Korinther zusammengemischt (d. h. als eine u- trennbare Einheit bezeichnet). Denn beide haben auch in unser- Stadt Korinth pflanzend und gleichmäßig belehrt; gleichmäßig al- selben Zeit den Märtyrertod erlitten.“ Freilich könnte man meine mit der sicher ungeschichtlichen Angabe, Paulus und Petr- hätten die korinthische und römische Gemeinde gemeinsam gestift- verliere auch die andere über das gleichzeitige Martyrium beid- ihren Werth —; aber in dieser Bestimmtheit ergab sie sich d- noch nicht aus jener Voraussetzung. Eher wäre es denkb- Dionysios hätte seine Anschauung dem von ihm ausdrücklich zitirt- ersten Clemensbrief oder, da das weniger wahrscheinlich ist, mündlichen Ueberlieferung der römischen Gemeinde entnomme- immerhin ist es bedeutsam, daß wir sie damals auch schon Korinth finden.

Dagegen hat es allerdings keinen selbständigen Werth, das älteste uns erhaltene Verzeichniß der kanonischen Schriften neuen Testaments, das sogenannte *muratorische Fragment*, römische Martyrium des Petrus voraussetzt. Denn mag es (Ende des zweiten Jahrhunderts) in Kleinasien oder in Rom standen sein: jedenfalls war damals an beiden Orten jene Tradi-

Daß Papias von Hierapolis in Phrygien, der nach 140 schrieb, von dem römischen Aufenthalte des Petrus gewußt hat, erschien uns bereits oben als unbeweisbar und noch weniger läßt sich daraus, daß Marcion aus Sinope in Pontus, der um dieselbe Zeit lehrte, in seinem Text von Phil. 2, 15—18 auch die Worte „da liegt mir nichts an" aus Gal. 2, 6 las, schließen, daß er unter den dort von Paulus erwähnten Predigern des Evangeliums in Rom den Petrus, um den es sich an der Galaterstelle u. a. handelt, vorausgesetzt habe. Wohl aber haben, um von der gesammten pseudoclementinischen Literatur zunächst abzusehen, wahrscheinlich die zwischen 160 und 170 von einem asiatischen Presbyter gefälschten Paulusakten mit diesem auch Petrus in Rom zusammentreffen lassen. So ist in Kleinasien um die angegebene Zeit dieselbe Tradition vorhanden gewesen, wie schon früher in Syrien und Rom, und ebenso weiterhin in Korinth.

Von hier schreibt nämlich um 170 der Bischof Dionysios (bei Euseb, Kirchengeschichte, II, 25, 8) zum Dank für eine Liebesgabe der römischen Gemeinde: „Damit habt auch ihr durch eine solche Ermahnung die von Petrus und Paulus geschehene Pflanzung der Römer und Korinther zusammengemischt (d. h. als eine untrennbare Einheit bezeichnet). Denn beide haben auch in unserer Stadt Korinth pflanzend und gleichmäßig belehrt; gleichmäßig aber haben sie auch, nachdem sie in Italien zugleich gelehrt hatten, zur selben Zeit den Märtyrertod erlitten." Freilich könnte man meinen, mit der sicher ungeschichtlichen Angabe, Paulus und Petrus hätten die korinthische und römische Gemeinde gemeinsam gestiftet, verliere auch die andere über das gleichzeitige Martyrium beider ihren Werth —; aber in dieser Bestimmtheit ergab sie sich doch noch nicht aus jener Voraussetzung. Eher wäre es denkbar, Dionysios hätte seine Anschauung dem von ihm ausdrücklich zitirten ersten Clemensbrief oder, da das weniger wahrscheinlich ist, der mündlichen Ueberlieferung der römischen Gemeinde entnommen; immerhin ist es bedeutsam, daß wir sie damals auch schon in Korinth finden.

Dagegen hat es allerdings keinen selbständigen Werth, daß das älteste uns erhaltene Verzeichniß der kanonischen Schriften des neuen Testaments, das sogenannte muratorische Fragment, das römische Martyrium des Petrus voraussetzt. Denn mag es nun (Ende des zweiten Jahrhunderts) in Kleinasien oder in Rom entstanden sein: jedenfalls war damals an beiden Orten jene Tradition

verbreitet. Auf römische Ueberlieferung geht es weiterhin wohl auch zurück, wenn **Irenäus** (gegen alle Häresien III, 1, 1; 3, 2) von einer Gründung der römischen Gemeinde durch Petrus und Paulus redet und **Tertullian** (gegen Marcion IV, 5, über die Prozeßeinreden gegen die Häretiker 36, Mittel gegen den Skorpionenstich 15) beide ebenda den Märtyrertod erleiden läßt. Zeigte man doch um 210, wie wir aus einer Notiz des römischen Presbyters **Cajus** ersehen, sogar die „Trophäen" der beiden Apostel. Andererseits **Clemens Alexandrinus** (bei Euseb, Kirchengeschichte VI, 14, 6) hatte seine bereits erwähnte Anschauung von der Entstehung des Markusevangeliums unter den Augen des Petrus von den Alten entlehnt, die wir wohl in Kleinasien zu suchen haben, während **Origenes** (bei Euseb, Kirchengeschichte III, 1), der auch seines Märtyrertodes in Rom gedenkt, ebendort davon gehört haben könnte. Daß aber auch sonst in Aegypten diese Ueberlieferung verbreitet war, beweist endlich das sogenannte Martyrium **des Jesaja**, das 4, 3 — und die Stelle steht auch in dem kürzlich wiedergefundenen griechischen Text so — einen der Zwölf in die Hände des muttermörderischen Kaisers (d. h. Nero's) überliefert werden läßt und damit nur Petrus meinen kann.

Fassen wir also das Bisherige zusammen, so ist die Tradition von dem römischen Martyrium des Petrus in Rom selbst wahrscheinlich schon Ende des ersten, in Syrien Anfang des zweiten, in Kleinasien, Korinth und Rom sicher Ende desselben und in Aegypten Anfang des dritten Jahrhunderts verbreitet gewesen. Gleichwohl **könnte** sie natürlich, zumal wenn der erste Clemens- und der Römerbrief des Ignatius anders zu erklären wären, erst später entstanden sein; aber haben wir zu diesen Zweifeln irgend welche triftige Gründe?

Man wendet zunächst ein, wir wüßten doch weder über die Veranlassung zu der Reise des Petrus nach Rom, noch über seinen Tod irgend etwas Bestimmtes, und hat damit, was den ersten Punkt betrifft, allerdings unzweifelhaft Recht. Keiner von den bisher besprochenen Schriftstellern giebt darüber Auskunft, und was neuere Gelehrte in dieser Beziehung vermuthet haben, ist wenig einleuchtend. Dagegen den Tod des Petrus verlegt doch wahrscheinlich schon der erste Clemensbrief in die neronische Verfolgung, auf die auch die älteste Liste der römischen Bischöfe zurückführt, an die man desgleichen bei Dionysios von Korinth denken kann; wenn ihn, sofern sie seiner überhaupt gedachten, die Akten

des Paulus, sowie die wieder von diesen abhängigen Väter un
die noch zu erwähnenden Petrusakten von dem Tod des Paul
trennen, so liegt das an der irrigen Voraussetzung einer doppelt
römischen Gefangenschaft des letzteren. Vollends daß Euseb un
Hieronymus beide Apostel erst 67 oder 68 umkommen lassen, hän
mit der am Schluß noch zu besprechenden ungeschichtlichen Ueb
lieferung vom fünfundzwanzigjährigen Episkopat des Petrus z
sammen, ebenso daß umgekehrt der sogenannte Chronograph vo
Jahre 354 schon das Jahr 55 nennt. Bezeichnet er außerdem
Todestag den 29. Juni, so beweist das von ihm aufgenomme
sogenannte Depositionsverzeichniß, daß in Wahrheit an dies
Tage im Jahre 258, in der valerianischen Verfolgung, die B
setzung der Apostel in den Katakomben an der via Appia, bei d
jetzigen Kirche San Sebastiano stattgefunden hat. Vorher ha
man das Grab des Paulus wahrscheinlich an der Straße n
Ostia, das des Petrus am vatikanischen Hügel gezeigt: de
darauf deutet nicht nur der Umstand hin, daß man dort im viert
Jahrhundert die älteste Pauls- und Peterskirche erbaute, sonde
auch jene Notiz des Cajus von den Trophäen der Apostel, un
denen er zunächst wohl die Grabstätten verstand. Möglicherwe
aber waren es zugleich die Richtstätten, denn auf dem Vatik
waren in der That die Opfer der neronischen Verfolgung zu To
gemartert worden, während Paulus, der schon vorher gefang
gewesen und außerdem römischer Bürger war, in den kaiserlich
Gärten an der Straße nach Ostia abgethan werden konn
Endlich entspricht auch dies unseren sonstigen Nachrichten über
Verfolgung des Jahres 64, daß Petrus schon nach dem Johann
evangelium gekreuzigt worden sein soll; wenn freilich zuerst
Akten des Petrus diese Kreuzigung mit dem Kopf nach un
stattfinden lassen, so stammt das wahrscheinlich aus dem bekannt
in den Paulusakten überlieferten, aber wohl schon früher Jesu
den Mund gelegten Wort: ich will mich abermals oder, wie n
den griechischen Text auch verstehen konnte, häuptlings kreuzi
lassen. Müssen wir also auch jedesmal die weitergebilde
Traditionen aufgeben, so dürfen wir doch an den ältesten
wohl festhalten; ja selbst wenn wir gar nichts Genaueres über
Märtyrertod des Petrus wüßten, könnten wir doch die That
selbst fort und fort gelten lassen.

Oder haben wir irgend welche andere und glaubwürdig
Tradition über seinen Lebensgang? Erst neuestens hat man

des Paulus, sowie die wieder von diesen abhängigen Väter und die noch zu erwähnenden Petrusakten von dem Tod des Paulus trennen, so liegt das an der irrigen Voraussetzung einer doppelten römischen Gefangenschaft des letzteren. Vollends daß Euseb und Hieronymus beide Apostel erst 67 oder 68 umkommen lassen, hängt mit der am Schluß noch zu besprechenden ungeschichtlichen Ueberlieferung vom fünfundzwanzigjährigen Episkopat des Petrus zusammen, ebenso daß umgekehrt der sogenannte Chronograph vom Jahre 354 schon das Jahr 55 nennt. Bezeichnet er außerdem als Todestag den 29. Juni, so beweist das von ihm aufgenommene sogenannte Depositionsverzeichniß, daß in Wahrheit an diesem Tage im Jahre 258, in der valerianischen Verfolgung, die Beisetzung der Apostel in den Katakomben an der via Appia, bei der jetzigen Kirche San Sebastiano stattgefunden hat. Vorher hatte man das Grab des Paulus wahrscheinlich an der Straße nach Ostia, das des Petrus am vatikanischen Hügel gezeigt: denn darauf deutet nicht nur der Umstand hin, daß man dort im vierten Jahrhundert die älteste Pauls- und Peterskirche erbaute, sondern auch jene Notiz des Cajus von den Trophäen der Apostel, unter denen er zunächst wohl die Grabstätten verstand. Möglicherweise aber waren es zugleich die Richtstätten, denn auf dem Vatikan waren in der That die Opfer der neronischen Verfolgung zu Tode gemartert worden, während Paulus, der schon vorher gefangen gewesen und außerdem römischer Bürger war, in den kaiserlichen Gärten an der Straße nach Ostia abgethan werden konnte. Endlich entspricht auch dies unseren sonstigen Nachrichten über die Verfolgung des Jahres 64, daß Petrus schon nach dem Johannesevangelium gekreuzigt worden sein soll; wenn freilich zuerst die Akten des Petrus diese Kreuzigung mit dem Kopf nach unten stattfinden lassen, so stammt das wahrscheinlich aus dem bekannten, in den Paulusakten überlieferten, aber wohl schon früher Jesu in den Mund gelegten Wort: ich will mich abermals oder, wie man den griechischen Text auch verstehen konnte, häuptlings kreuzigen lassen. Müssen wir also auch jedesmal die weitergebildeten Traditionen aufgeben, so dürfen wir doch an den ältesten sehr wohl festhalten; ja selbst wenn wir gar nichts Genaueres über den Märtyrertod des Petrus wüßten, könnten wir doch die Thatsache selbst fort und fort gelten lassen.

Oder haben wir irgend welche andere und glaubwürdigere Tradition über seinen Lebensgang? Erst neuestens hat man eine

solche nachweisen zu können gemeint, und zwar vor Allem in den Akten des Petrus, die um 190 oder später entstanden sein werden. Hier wird nämlich der Tod des Apostels in Rom auf den Stadtpräfekten Agrippa und den Freund des Kaisers, Albinus, zurückgeführt, deren Konkubinen oder Frau sich bekehrt hatten, und da nun auch der jüdische König Agrippa II. in derartig schlechtem Rufe stand, während dagegen der Prokurator von Judäa in den Jahren 62 bis 64, Albinus, eine treffliche Frau hatte, so hat man gemeint, das Martyrium des Petrus habe ursprünglich in Jerusalem stattgefunden. Ist aber schon diese Argumentation offenbar sehr wenig zwingend, so erst recht der Hinweis auf ein syrisches Martyrologium aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, das den Tod des Johannes und Jakobus in Jerusalem auf den 27., des Paulus und Petrus in Rom auf den 28. Dezember setzt. Man meint nun zwar zeigen zu können, daß ursprünglich Petrus mit Jakobus und Johannes zusammengestellt worden sei, aber auch wenn das anginge, so bliebe diese Zusammenstellung doch immer noch ein sehr zweifelhaftes Zeugniß für den Tod des Petrus in Jerusalem. Und will man seine Verlegung unter Albinus endlich damit rechtfertigen, daß 62 auch Jakobus, der Bruder des Herrn, hingerichtet worden sei und 64 die neronische Verfolgung stattgefunden habe, so wissen wir das Erstere nur aus einer vielleicht interpolirten Stelle des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus (Alterthümer XX, 9, 1) und haben schon früher gesehen, daß sich die Verfolgung des Jahres 64 aller Wahrscheinlichkeit nach auf Rom beschränkte. Es bleibt also nach wie vor dabei, daß eine andere und glaubwürdigere Ueberlieferung über den Tod des Petrus, als diejenige, die ihn nach Rom verlegt, nicht existirt.

Wollte man aber gleichwohl diese noch immer anfechten, nun, so müßte man doch wenigstens erklären, wie sie entstanden sei, und hat das in der That auf verschiedene Weise versucht. Während man früher annahm, die römische Gemeinde habe zur Hebung ihres Ansehens — schon Ende des ersten Jahrhunderts und ohne darauf besonderen Werth zu legen? — das Ende des Petrus einfach nach Rom verlegt, ist vor siebenzig Jahren die seitdem von zahlreichen Theologen, zuletzt besonders von Lipsius vertretene Theorie aufgestellt worden, Petrus sei nur zur Bekämpfung des Simon Magus nach Rom gebracht worden, dieser selbst aber nichts anderes als eine in judenchristlichen Kreisen entstandene Karrikatur des Paulus, die man, weil dieser dahin gekommen war, auch in Rom habe

auftreten lassen. Namentlich diese letztere Wendung wird nu
freilich unserem Geschlecht kaum mehr begreiflich sein; oder soll
der Simon Magus, den die Apostelgeschichte in Kapitel 8 i
Samarien mit Philippus und Petrus zusammentreffen läßt, de
der Märtyrer Justin und spätere Ketzerbestreiter erwähnen, wirklic
nur ein Abklatsch des Paulus sein? So alt und so einflußreic
ist die pseudoclementinische Literatur, die allerdings unter der Mas
des Magiers zugleich den Apostel Paulus bekämpft, auch in ihre
Grundlagen sicher nicht gewesen — ganz abgesehen davon, daß s
den Magier gar nicht wirklich nach Rom kommen läßt. Ab
schließlich könnte man ja mit manchen neueren Theologen die
mythische Erklärung der Simonfigur aufgeben und doch nach w
vor behaupten, Petrus sei nur deshalb nach Rom gebracht worde
um, wie früher in Samarien, so auch hier den daselbst au
getretenen Magier zu bekämpfen. Dagegen kann allerdings nic
geltend gemacht werden, daß, wie wir gesehen haben, häufig Petr
in Rom vorausgesetzt wird, ohne daß des Simon gedacht würd
und umgekehrt Simon, ohne daß Petrus erwähnt wird. Den
warum hätte das gerade an diesen Stellen geschehen sollen
Wohl aber ist einzuwenden, daß es sich doch gar nicht so v
selbst verstand, weil Simon in Samarien von Petrus bekämp
worden war, müßte das auch in Rom geschehen sein und daß die
Tradition sich in der That erst in den Petrusakten frühestens En
des zweiten Jahrhunderts findet. Sie wird also erst auf Gru
der anderen von einem römischen Aufenthalt des Petrus üb
haupt entstanden sein; er aber ist aller Wahrscheinlichkeit n
nicht spätere Fiktion, sondern geschichtliche Thatsache.

Soweit, glaube ich, müssen wir also unseren römischen Gegn
Recht geben; aber für ihre besonderen Zwecke ist ihnen damit
nichts geholfen. Denn daß Petrus in Rom und zwar fünfu
zwanzig Jahre lang Bischof gewesen sei, ist nach allem, was
über das apostolische Zeitalter und speziell die römische Gemein
wissen, eine baare Unmöglichkeit; vollends, daß seinen angeblic
Nachfolgern gälte, was ihm in einem besonderen Sinne gei
war, wurde schon Eingangs zurückgewiesen. Gegen die besonde
Ansprüche, die das Papstthum auf den römischen Aufenthalt des Pet
gründet, werden wir also fort und fort protestiren müssen, a
den römischen Aufenthalt und Märtyrertod des Petrus selbst kön
wir um der geschichtlichen Wahrheit willen nicht anders, denn
beinahe sicher bezeichnen.

auftreten lassen. Namentlich diese letztere Wendung wird nun freilich unserem Geschlecht kaum mehr begreiflich sein; oder sollte der Simon Magus, den die Apostelgeschichte in Kapitel 8 in Samarien mit Philippus und Petrus zusammentreffen läßt, den der Märtyrer Justin und spätere Ketzerbestreiter erwähnen, wirklich nur ein Abklatsch des Paulus sein? So alt und so einflußreich ist die pseudoclementinische Literatur, die allerdings unter der Maske des Magiers zugleich den Apostel Paulus bekämpft, auch in ihren Grundlagen sicher nicht gewesen — ganz abgesehen davon, daß sie den Magier gar nicht wirklich nach Rom kommen läßt. Aber schließlich könnte man ja mit manchen neueren Theologen diese mythische Erklärung der Simonfigur aufgeben und doch nach wie vor behaupten, Petrus sei nur deshalb nach Rom gebracht worden, um, wie früher in Samarien, so auch hier den daselbst aufgetretenen Magier zu bekämpfen. Dagegen kann allerdings nicht geltend gemacht werden, daß, wie wir gesehen haben, häufig Petrus in Rom vorausgesetzt wird, ohne daß des Simon gedacht würde, und umgekehrt Simon, ohne daß Petrus erwähnt wird. Denn warum hätte das gerade an diesen Stellen geschehen sollen? Wohl aber ist einzuwenden, daß es sich doch gar nicht so von selbst verstand, weil Simon in Samarien von Petrus bekämpft worden war, müßte das auch in Rom geschehen sein und daß diese Tradition sich in der That erst in den Petrusakten frühestens Ende des zweiten Jahrhunderts findet. Sie wird also erst auf Grund der anderen von einem römischen Aufenthalt des Petrus überhaupt entstanden sein; er aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht spätere Fiktion, sondern geschichtliche Thatsache.

Soweit, glaube ich, müssen wir also unseren römischen Gegnern Recht geben; aber für ihre besonderen Zwecke ist ihnen damit gar nichts geholfen. Denn daß Petrus in Rom und zwar fünfundzwanzig Jahre lang Bischof gewesen sei, ist nach allem, was wir über das apostolische Zeitalter und speziell die römische Gemeinde wissen, eine baare Unmöglichkeit; vollends, daß seinen angeblichen Nachfolgern gälte, was ihm in einem besonderen Sinne gesagt war, wurde schon Eingangs zurückgewiesen. Gegen die besonderen Ansprüche, die das Papstthum auf den römischen Aufenthalt des Petrus gründet, werden wir also fort und fort protestiren müssen, aber den römischen Aufenthalt und Märtyrertod des Petrus selbst können wir um der geschichtlichen Wahrheit willen nicht anders, denn als beinahe sicher bezeichnen.

Die Selbstverwaltung in Berlin im Jahre 1899.

Von

Dr. Heinr. Böing, Arzt.

Die Funktionen eines lebenden Organismus kann man nicht verstehen ohne genaue Kenntniß der Organe, deren Thätigkeit sein Leben ausmacht; ebenso ist es unmöglich, die Arbeitsleistung eines städtischen Gemeinwesens zu begreifen, wenn man nicht die Institutionen kennt, die die Bürgerschaft zur Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten geschaffen hat. Aber auch mit diesen Kenntnissen wird das Verständniß in beiden Fällen ein ziemlich oberflächliches bleiben; zur Ergründung des inneren Zusammenhangs der Erscheinungen, zur ursachlichen Erkenntniß bedarf man für den ersten Fall noch des Studiums des feineren Baues der Organe und ihrer gegenseitigen Beziehungen, im zweiten der Kenntniß der Personen, welche in den Institutionen thätig sind, nach ihrer geistigen Individualität, ihrem Charakter und ihren natürlichen Interessen.

Solche Kenntniß sich zu erwerben ist heute Sache jeden Bürgers; denn jeder Bürger ist berufen, direkt oder indirekt an der Verwaltung der Gemeindegeschäfte Theil zu nehmen; es ist vor allem dann seine Pflicht, wenn er glaubt, diese oder jene Institution, diese oder jene Maßregel der Angestellten tadeln oder Reformen in den Einrichtungen oder in der Verwaltung anstreben zu müssen. Von der Nothwendigkeit der Reform auf vielen Gebieten der kommunalen Thätigkeit ist heute ein großer Theil der Berliner Bürgerschaft überzeugt; wenigstens erschallt allenthalben

der Ruf nach Verbesserungen, und der Lärm und das Getöse i
den Tagesblättern und Partei-Versammlungen wird oft so lau
daß es auch dem ruhigen Beobachter schwer wird, den wesentlich
Inhalt der Neuerungsbestrebungen von dem nebensächlichen Dru
und Dran zu sondern und kalten Blutes die Frage nach de
Warum und Wie zu stellen. Denn die richtige Fragestellung
auch hier die erste Bedingung, um eine gerechte und unparteiis
Entscheidung in den streitigen Fragen überhaupt zu ermöglich
Dabei muß man stets im Auge behalten, daß es sich bei der V
waltung der städtischen Angelegenheiten in den allermeisten Fäll
um sehr materielle Dinge handelt, deren zweckmäßige Regelu
nicht nur eine mehr oder minder erhebliche direkte Belastung
Bürger durch Steuern &c. zur Folge hat, sondern auch die Bed
gungen ihres Erwerbslebens und damit ihrer Erwerbsfähigk
günstig oder ungünstig beeinflußt. Die Wohnungsverhältni
z. B., die Beschaffung von Licht und Wasser, die Verkehrs-E
richtungen u. v. A. sind von sehr großer Bedeutung für
materielle Lage der arbeitenden Bevölkerung; und gerade h
stehen sich leider nur zu oft die Geldinteressen der Besitzer u
Produzenten auf der einen, und der Konsumenten auf der andere
Seite schroff gegenüber; aber dieser Gegensatz findet sich nic
allein hier, sondern auch auf Gebieten mehr idealer Natur, z. B.
der Schulfrage, insofern es sich um die Ausgestaltung der Volk
schule, die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule, d
Reorganisation und Vermehrung der höheren Schulen hande
auch hier spielen die materiellen, d. h. die Geldinteressen der v
schiedenen Parteien eine bedeutende Rolle, obwohl der Kampf
der Oeffentlichkeit meist mit rein ideellen Waffen geführt w
Dadurch wird sich indeß Niemand, der seinen Blick von der O
fläche in die Tiefe zu richten gewohnt ist, täuschen lassen; auch
eigentlich nicht der geringste Grund vorhanden, diese in den Hin
grund geschobenen Motive zu verschleiern. Denn sie beruhen
thatsächlichen Verhältnissen, die stets bestanden haben und
bestehen werden, so lange die gegenwärtige Organisation der Ge
schaft fortbesteht; sie sind bedingt durch die Gliederung der Ge
schaft in verschiedene Stände oder, besser gesagt, Erwerbsklai
bei denen die Bedingungen und Erfordernisse zum Erwerb hä
nicht nur sehr verschiedene sind, sondern in geradem Gegensatz
einander stehen, so daß der Vortheil des Einen zum Nachtheil
Andern und nicht selten ein Kampf um die Existenzbedin

der Ruf nach Verbesserungen, und der Lärm und das Getöse in den Tagesblättern und Partei-Versammlungen wird oft so laut, daß es auch dem ruhigen Beobachter schwer wird, den wesentlichen Inhalt der Neuerungsbestrebungen von dem nebensächlichen Drum und Dran zu sondern und kalten Blutes die Frage nach dem Warum und Wie zu stellen. Denn die richtige Fragestellung ist auch hier die erste Bedingung, um eine gerechte und unparteiische Entscheidung in den streitigen Fragen überhaupt zu ermöglichen. Dabei muß man stets im Auge behalten, daß es sich bei der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten in den allermeisten Fällen um sehr materielle Dinge handelt, deren zweckmäßige Regelung nicht nur eine mehr oder minder erhebliche direkte Belastung der Bürger durch Steuern ꝛc. zur Folge hat, sondern auch die Bedingungen ihres Erwerbslebens und damit ihrer Erwerbsfähigkeit günstig oder ungünstig beeinflußt. Die Wohnungsverhältnisse z. B., die Beschaffung von Licht und Wasser, die Verkehrs-Einrichtungen u. v. A. sind von sehr großer Bedeutung für die materielle Lage der arbeitenden Bevölkerung; und gerade hier stehen sich leider nur zu oft die Geldinteressen der Besitzer und Produzenten auf der einen, und der Konsumenten auf der anderen Seite schroff gegenüber; aber dieser Gegensatz findet sich nicht allein hier, sondern auch auf Gebieten mehr idealer Natur, z. B. in der Schulfrage, insofern es sich um die Ausgestaltung der Volksschule, die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule, die Reorganisation und Vermehrung der höheren Schulen handelt; auch hier spielen die materiellen, d. h. die Geldinteressen der verschiedenen Parteien eine bedeutende Rolle, obwohl der Kampf in der Oeffentlichkeit meist mit rein ideellen Waffen geführt wird. Dadurch wird sich indeß Niemand, der seinen Blick von der Oberfläche in die Tiefe zu richten gewohnt ist, täuschen lassen; auch ist eigentlich nicht der geringste Grund vorhanden, diese in den Hintergrund geschobenen Motive zu verschleiern. Denn sie beruhen in thatsächlichen Verhältnissen, die stets bestanden haben und fortbestehen werden, so lange die gegenwärtige Organisation der Gesellschaft fortbesteht; sie sind bedingt durch die Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände oder, besser gesagt, Erwerbsklassen, bei denen die Bedingungen und Erfordernisse zum Erwerb häufig nicht nur sehr verschiedene sind, sondern in geradem Gegensatz zu einander stehen, so daß der Vortheil des Einen zum Nachtheil des Andern und nicht selten ein Kampf um die Existenzbedingungen

entfesselt wird, der zur Vernichtung der Gesellschaft oder einzelner ihrer Zweige führen muß, wenn nicht durch eine ordnende, gerechte Hand ein billiger Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessengruppen geschaffen wird. Diesen Ausgleich für Berlin, soweit es das Recht der Selbstverwaltung besitzt, herbeizuführen, ist die Aufgabe der Stadtverordneten-Versammlung als beschließender, des Magistrats als ausführender Behörde. Die Beschlüsse der Stadtverordneten-Versammlung werden aber nur dann zweckmäßig und gerecht ausfallen, d. h. den Bedürfnissen der Einzelgruppen der Bevölkerung und dem Gesammtinteresse der Bürgerschaft entsprechen, wenn ihre Mitglieder nicht einseitig eine oder einige Interessengruppen vertreten, sondern nur dann, wenn die Mandate so vertheilt sind, daß sämmtliche Interessengruppen durch eine, ihrer Bedeutung für das Gemeinwesen angemessene Anzahl von Stadtverordneten vertreten sind. Wie aber soll man den Maßstab finden, nach dem beurtheilt wird, ob die Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung den gerechten Ansprüchen der einzelnen Interessengruppen entspricht? Meiner Meinung nach kann hier nur ein einziger Gesichtspunkt in Betracht kommen, der aus dem Prinzip der Selbstverwaltung selbst hergenommen ist. Darnach sollten 1) die einzelnen Interessengruppen im Allgemeinen in dem Verhältniß in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten sein, als sie sich durch ihre Mitglieder an der Selbstverwaltung der Stadt betheiligen, als sie in den Ehrenämtern thätig sind, durch welche die Stadt die einzelnen Gebiete ihrer umfangreichen Gesammtaufgabe bearbeitet, und 2) sollte kein Bürger das Amt eines Stadtverordneten bekleiden können, der nicht mehrere Jahre hindurch in einer oder mehreren städtischen Kommissionen thätig war und durch persönliche Leistungen sein Interesse und sein Verständniß für die öffentlichen Angelegenheiten bewiesen hat. Dieses Prinzip ist gerecht und zweckmäßig; es entspricht durchaus dem Geiste, aus dem die Selbstverwaltung geboren ist; es bemißt den Einfluß der Einzelgruppen auf die Leitung der Geschäfte nach dem Maßstabe ihrer Betheiligung an der freiwilligen Arbeit, die die Selbstverwaltung den Bürgern zur Pflicht macht, und es gewährt die Sicherheit, daß die zu dem höchsten Ehrenamt berufenen Bürger wenigstens mit einem Theil der Aufgaben von Grund aus vertraut sind, deren Lösung in den Händen des Stadtverordneten-Kollegiums liegt. Gleichzeitig wird hierdurch das Interesse für die kommunale Thätigkeit in weite Kreise des Volkes hineingetragen und verstärkt

und ein Mittel in Wirksamkeit gesetzt, um „alle in der
völkerung vorhandenen lebendigen Kräfte zur Entfaltung,
Interessen zur Geltung zu bringen und damit die Gesundheit
Ganzen zu fördern."*) Selbstverständlich ist, daß an die Bew
um Stadtverordneten-Mandate noch manche andere Anforderun
gestellt werden müssen, wie sittliche Integrität, Charakterfestig
ein gewisses Maß allgemeiner Bildung, Arbeitskraft, P
bewußtsein 2c.; dagegen müßte die politische Parteistel
des Kandidaten völlig nebensächlich sein, vorausgesetzt, daß er
Parteifanatiker, sondern ein toleranter Mann ist, der die rel
Berechtigung der verschiedenen politischen Richtungen anerk
und darnach handelt. Nur so ist es möglich, die Fraktionsbild
nach politischen Motiven, die sich heute in der städtischen
tretung breit macht und einen ganz unheilvollen Einfluß auf
Verwaltung ausübt, wenn nicht ganz zu verhindern, so doch
schädlich zu machen.

Nach diesen Erörterungen, die zum Verständniß meiner A
nothwendig waren, will ich nun untersuchen, ob und in wel
Umfange die Stadtverordneten-Versammlung den oben entwick
Grundsätzen entspricht. Diese Untersuchung ist naturgemäß
statistische und mit ziemlich erheblichen Schwierigkeiten verkn
weil das Material in manchen Fällen nur sehr mühsam, in man
Fällen gar nicht oder doch nicht ausreichend beschafft werden kon
Auch sind, bei der Masse der zu verarbeitenden Zahlen,
Irrthümer nicht ausgeschlossen. Indeß dürften sie an den Ha
ergebnissen wenig ändern, da sie fast immer in den wissensch
zulässigen Grenzen liegen. Jedenfalls sind die Resultate intere
und lehrreich für jeden, der sich mit kommunalen Angelegenh
beschäftigt. In der folgenden Tabelle I giebt Kolumne 4
Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung aus
Jahre 1899 wieder:

*) Paulsen, Parteipolitik und Moral, S. 12.



und ein Mittel in Wirksamkeit gesetzt, um „alle in der Bevölkerung vorhandenen lebendigen Kräfte zur Entfaltung, alle Interessen zur Geltung zu bringen und damit die Gesundheit des Ganzen zu fördern."*) Selbstverständlich ist, daß an die Bewerber um Stadtverordneten-Mandate noch manche andere Anforderungen gestellt werden müssen, wie sittliche Integrität, Charakterfestigkeit, ein gewisses Maß allgemeiner Bildung, Arbeitskraft, Pflichtbewußtsein 2c.; dagegen müßte die politische Parteistellung des Kandidaten völlig nebensächlich sein, vorausgesetzt, daß er kein Parteifanatiker, sondern ein toleranter Mann ist, der die relative Berechtigung der verschiedenen politischen Richtungen anerkennt und darnach handelt. Nur so ist es möglich, die Fraktionsbildung nach politischen Motiven, die sich heute in der städtischen Vertretung breit macht und einen ganz unheilvollen Einfluß auf die Verwaltung ausübt, wenn nicht ganz zu verhindern, so doch unschädlich zu machen.

Nach diesen Erörterungen, die zum Verständniß meiner Absicht nothwendig waren, will ich nun untersuchen, ob und in welchem Umfange die Stadtverordneten-Versammlung den oben entwickelten Grundsätzen entspricht. Diese Untersuchung ist naturgemäß eine statistische und mit ziemlich erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, weil das Material in manchen Fällen nur sehr mühsam, in manchen Fällen gar nicht oder doch nicht ausreichend beschafft werden konnte. Auch sind, bei der Masse der zu verarbeitenden Zahlen, kleine Irrthümer nicht ausgeschlossen. Indeß dürften sie an den Hauptergebnissen wenig ändern, da sie fast immer in den wissenschaftlich zulässigen Grenzen liegen. Jedenfalls sind die Resultate interessant und lehrreich für jeden, der sich mit kommunalen Angelegenheiten beschäftigt. In der folgenden Tabelle I giebt Kolumne 4 die Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung aus dem Jahre 1899 wieder:

*) Paulsen, Parteipolitik und Moral, S. 12.

Tabelle I.

	1	2	3	4	5	6
	Anzahl der Berufs-Angehörigen	Davon sind in Ehren-Aemtern	Auf 10000 Berufs-Angehörige kommen Ehren-Aemter	Zahl der Stadtverordneten	Auf 10000 Berufs-Angehörige kommen Stadtverordnete	Auf je einen Stadtverordneten bekleiden Ehren-Aemter
Kaufleute	30828	2019	660	24	7,8	84,6
Rentiers	6254	835	1340	23	36,8	38
Fabrikbesitzer u. Fabrikanten	14505	971	670	16	11	61
Handwerker	40203	2769	690	10	2,5	277
Rechtsanwälte	738	22	300	8	108	2,8
Aerzte	2943	101	350	5	17	20,6
Ingenieure und Architekten	797	139	1620	4	50,2	32,3
Destillateure	753	72	960	3	40	24
Gastwirthe	5736	242	450	3	5,2	82,7
Apotheker	169	120	7560	3	179	43
Gewerbliche Besitzer ausgen. Fabrikbesitzer	1906	183	960	3	15,2	61,1
Philologen	982	43	480	2	20	24
Expedienten	110	8	730	2	181	4
Bankiers	696	38	550	1	14,5	38
Agenten und Makler	1585	25	160	1	6,3	25
Händler und Drogisten	26087	536	210	1	0,4	540
Schankwirthe	2275	24	110	1	4,4	24
Thierärzte	97	8	820	1	103	8
Redakteure und Schriftsteller	?	17	?	4	—	4,2
Direktoren	?	53	?	4	—	7,5
Baumeister	?	53	?	2	—	26,5
Lehrer	?	536	?	1	—	536
Geh. Ober-Regierungsräthe	?	?	?	1	—	?
Chemiker	?	11	?	1	—	11
Privatdozenten	?	—	?	1	—	—
Rektoren	225	747	34220	—	—	—
Städtische Schulvorsteher	29	8	2759	—	—	—
Beamte	?	547	?	—	—	—
Theologen	223	35	1570	—	—	—
Küster	?	6	?	—	—	—
Geometer	39	5	1280	—	—	—
Lotterie-Einnehmer	67	8	1190	—	—	—
Juristen ausg. Rechtsanwälte	?	9	?	—	—	—
Hotelbesitzer	221	10	450	—	—	—
Künstler	?	44	?	—	—	—
Bauunternehmer	284	42	420	—	—	—
Bau- und Werkführer	?	19	—	—	—	—
Gärtner	436	19	440	—	—	—
Fleischbeschauer	—	24	—	—	—	—
Fuhrherren und Spediteure	2461	100	410	—	—	—
Zahnärzte	253	10	400	—	—	—
Stenographen	111	3	270	—	—	—
Milchpächter	220	6	270	—	—	—
Arbeiter	?	2	?	—	—	—
Eigenthümer, ohne Frauen und juristische Personen	14266	780	547	76	53,3	10,1

Aus diesen absoluten Zahlen kann zunächst entnommen werden,
daß, von Arbeitern, Beamten und Militärs abgesehen, so ziemlich
alle Berufsgruppen in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten
sind. Auch läßt sich schon aus dem oberflächlichen Vergleich der
einzelnen Zahlen schließen, daß die Mandate nicht einmal annähernd
nach der Anzahl der in jedem Stande vorhandenen Vertreter ver-
theilt sind, da die Handwerker z. B. nur 10, die Fabrikbesitzer und
Fabrikanten 16, die Rentiers aber 23 Mandate innehaben, obgleich
die Anzahl der beiden ersten Gruppen die der letzten bekanntlich
um ein Vielfaches übersteigt. Bestätigt wird dies Ergebniß durch
die genauere Untersuchung, die in Kolumne 5 angestellt ist: hier
ist die Anzahl der Mandate, welche die einzelnen Stände besitzen,
soweit es das statistische Material erlaubt, auf je 10 000 Vertreter
jeden Standes berechnet. Demnach nehmen die Zeitungs-Expedienten
mit 181, die Apotheker mit 179, die Rechtsanwälte mit 108 und
die Thierärzte mit 103 Mandaten auf 10 000 Standesangehörige
die günstigste Stellung ein; eine mittlere Stellung behaupten die
Ingenieure und verwandte Berufe mit 50, die Destillateure mit 40,
die Rentiers mit annähernd 40 Mandaten; es folgen die Philologen
mit 20, die Aerzte mit 17, die gewerblichen Besitzer (außer Fabrik-
besitzern) mit 15, die Bankiers mit 15 und die Fabrikbesitzer und
Fabrikanten mit 11 Mandaten; sehr schwach vertreten sind die
Kaufleute mit beinahe 8, die Agenten und Makler mit 6, die
Gastwirthe mit 5 und die Schankwirthe mit 4.4 Mandaten; am
tiefsten stehen die Handwerker und die Händler, von denen jene
erst auf 4 000, diese gar erst auf 25 000 Köpfe einen Vertreter
im Rothen Hause besitzen. Sehr schlecht bedacht sind auch di
Lehrer, nämlich nur durch einen emeritirten Herrn ihres Standes
dessen Gesammtmitgliederzahl leider nicht zu ermitteln war; bedent
man indeß, daß 1899 allein in den städtischen Volksschulen etw
4500 Lehrer thätig waren, zu denen sich noch eine große Anzah
von Privatlehrern aller möglichen Fächer und von Lehrern a. D
gesellt, so ist es ohne Weiteres klar, daß dieser für die geistig
und sittliche Entwicklung der Berliner Bevölkerung so außerordentlich
wichtige Beruf ganz ungenügend in der Stadtverordneten-Versamm
lung zur Geltung kommt. Was die unmittelbaren Staatsbeamten
betrifft, so sind sie durch Gesetz von der Wählbarkeit ausgeschlossen
bezüglich der eigentlichen Arbeiter dagegen, die doch die über
wiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden, muß gesagt werden
daß ihre Interessen anscheinend zwar durch diejenig

Aus diesen absoluten Zahlen kann zunächst entnommen werden, daß, von Arbeitern, Beamten und Militärs abgesehen, so ziemlich alle Berufsgruppen in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten sind. Auch läßt sich schon aus dem oberflächlichen Vergleich der einzelnen Zahlen schließen, daß die Mandate nicht einmal annähernd nach der Anzahl der in jedem Stande vorhandenen Vertreter vertheilt sind, da die Handwerker z. B. nur 10, die Fabrikbesitzer und Fabrikanten 16, die Rentiers aber 23 Mandate innehaben, obgleich die Anzahl der beiden ersten Gruppen die der letzten bekanntlich um ein Vielfaches übersteigt. Bestätigt wird dies Ergebniß durch die genauere Untersuchung, die in Kolumne 5 angestellt ist: hier ist die Anzahl der Mandate, welche die einzelnen Stände besitzen, soweit es das statistische Material erlaubt, auf je 10 000 Vertreter jeden Standes berechnet. Demnach nehmen die Zeitungs-Expedienten mit 181, die Apotheker mit 179, die Rechtsanwälte mit 108 und die Thierärzte mit 103 Mandaten auf 10 000 Standesangehörige die günstigste Stellung ein; eine mittlere Stellung behaupten die Ingenieure und verwandte Berufe mit 50, die Destillateure mit 40, die Rentiers mit annähernd 40 Mandaten; es folgen die Philologen mit 20, die Aerzte mit 17, die gewerblichen Besitzer (außer Fabrikbesitzern) mit 15, die Bankiers mit 15 und die Fabrikbesitzer und Fabrikanten mit 11 Mandaten; sehr schwach vertreten sind die Kaufleute mit beinahe 8, die Agenten und Makler mit 6, die Gastwirthe mit 5 und die Schankwirthe mit 4,4 Mandaten; am tiefsten stehen die Handwerker und die Händler, von denen jene erst auf 4 000, diese gar erst auf 25 000 Köpfe einen Vertreter im Rothen Hause besitzen. Sehr schlecht bedacht sind auch die Lehrer, nämlich nur durch einen emeritirten Herrn ihres Standes, dessen Gesammtmitgliederzahl leider nicht zu ermitteln war; bedenkt man indeß, daß 1899 allein in den städtischen Volksschulen etwa 4500 Lehrer thätig waren, zu denen sich noch eine große Anzahl von Privatlehrern aller möglichen Fächer und von Lehrern a. D. gesellt, so ist es ohne Weiteres klar, daß dieser für die geistige und sittliche Entwicklung der Berliner Bevölkerung so außerordentlich wichtige Beruf ganz ungenügend in der Stadtverordneten-Versammlung zur Geltung kommt. Was die unmittelbaren Staatsbeamten betrifft, so sind sie durch Gesetz von der Wählbarkeit ausgeschlossen; bezüglich der eigentlichen Arbeiter dagegen, die doch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden, muß gesagt werden, daß ihre Interessen anscheinend zwar durch diejenigen Stadtver-

Armen- und Schulkommission, im Waisenrath und Schiedsamt u. s. w. vorzugsweise thätig sind, d. h. den größten Theil der Arbeit auf ihre Schultern nehmen, auch in dem höchsten und wichtigsten Ehrenamte der Stadt, der Stellung als Stadtverordnete, eine ihren Leistungen entsprechende Vertretung finden. Das wäre vernünftig, natürlich, gerecht und billig. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Berechnet man, wie das in Kolumne 5 geschehen ist, die Anzahl der Stadtverordneten jeden Berufes auf 10 000 Berufsangehörige und stellt diese Zahlen den entsprechenden Zahlen für die kommunalen Ehrenämter gegenüber, so ergiebt sich auf den ersten Blick fast das umgekehrte Verhältniß, daß nämlich, je größer die Zahl ber Ehrenämter ist, die ein Beruf inne hat, um so kleiner die Zahl der Stadtverordneten-Mandate wird, die er besitzt; es kommen z. B.:

bei den Rechtsanw. auf 1 Stadtv.-Mandat	2,8	Ehrenämter
„ „ Destillateur. u. Zeitgs.-Expedient.	4	„
„ „ Schankwirthen und Aerzten . .	24—25	„
„ „ Ingenieuren	32	„
„ „ Rentiers und Bankiers	38	„
„ „ Apothekern	42	„
„ „ Fabrikbesitzern und Fabrikanten .	61	„
„ „ Kaufleuten und Gastwirthen . .	85—86	„
„ „ Handwerkern	276	„
„ „ Händlern und Drogisten . . .	525	„

Nun wird zwar ohne Weiteres anerkannt werden müssen, daß z. B. bei den Rechtsanwälten, Aerzten, Ingenieuren und Apothekern in Folge ihrer höheren geistigen Ausbildung ein größerer Prozentsatz von Personen, die sich zu Stadtverordneten eignen, vorhanden ist als bei den Restaurateuren, Handwerkern und Händlern; nicht der Fall ist das aber sicherlich bei den Zeitungs-Expedienten, Schankwirthen und Destillateuren, denen Handwerk und Händlerthum in Bezug auf Befähigung mindestens gleichwerthig gegenüber steht, während es in der Zahl der Stadtverordneten-Mandate um das Zehn- und Zwanzigfache zurücksteht; auch ist das Mißverhältniß zwischen den Rechtsanwälten einerseits und den Handwerkern und Händlern anderseits (1 : 100 : 190) ein so großes, daß es unmöglich durch die höhere geistige Bildung der ersteren erklärt oder gerechtfertigt werden kann; vor Allem aber darf nicht vergessen werden, daß es sich bei der Kommunal-Verwaltung in der Regel um

materielle, wirthschaftliche Interessen handelt, daß in diesen Frag[...] jeder Stand am besten weiß, wo ihn der Schuh drückt und daß [...] deshalb am besten selbst mit der Wahrung seiner Interessen b[...]traut wird. Jedenfalls handelt er thöricht, wenn er seine gerecht[...] Ansprüche auf angemessene Vertretung im Rothen Hause gedanken[...] aus den Händen giebt. Im Einzelnen möchte ich noch Folgend[...] bemerken:

1. Aerzte. In der Stadtverordneten-Versammlung sind [...] Aerzte relativ sehr stark, in den kommunalen Ehrenämt[...] sehr schwach vertreten. Nimmt man hinzu, daß 15 Aer[...] der Sanitätskommission angehören, die sehr geringe Anspr[...] an die Thätigkeit ihrer Mitglieder stellt, so bleiben 88 [...] Aerzten besetzte Ehrenstellen übrig. Davon entfallen 18 [...] die Armen-, 17 auf die Waisen-, 15 auf die Schulkommiss[...] Als Arzt bedaure ich, sagen zu müssen, daß diese äuß[...] schwache Mitarbeit der Aerzte, namentlich in der Arm[...] und Waisenpflege, auf die sonst hellleuchtende Human[...] dieses Standes einen häßlichen Schatten wirft. Die Ae[...] sind, ihrem ganzen Berufe nach, die geborenen Armen- [...] Waisenpfleger, und jeder Arzt sollte mindestens in ei[...] dieser Aemter thätig sein. Auch würden sie dadurch sich se[...] und ihrem Stande einen guten Dienst erweisen. H[...] beklagen sie sich häufig, daß ihre aufopfernde Thätigkeit [...] Staat und Kommune wenig anerkannt wird, ja daß [...] wichtigsten Interessen gänzlich unbeachtet bleiben, sogar [...] verletzt werden. Darin liegt viel Wahres; deutlich zu [...] tritt es bei der Krankenkassengesetzgebung, in der Begünstig[...] des Kurpfuscherthums und anderswo. Hier Reformen zu [...]langen, sind die Aerzte gewiß berechtigt. Aber ihr [...] wird niemals anerkannt werden, so lange sie sich nicht [...] durch energische Betheiligung am kommunalen und St[...]leben den zur Durchführung ihrer Ansprüche nöthigen Ein[...] auf die Bevölkerung und die maßgebenden Faktoren [...] Gesetzgebung sichern.
2. Theologen. Nach den Tabellen ist die Mitwirkung der G[...]lichen an der kommunalen Arbeit ziemlich erheblich, näm[...] 15 pCt. Sieht man aber näher zu, so wandelt sich [...] günstige Beurtheilung in ihr Gegentheil um. Namen[...] ihre Bethätigung in der Waisenpflege läßt sehr vie[...] wünschen übrig: im Waisenrath finden wir n[...]

materielle, wirthschaftliche Interessen handelt, daß in diesen Fragen jeder Stand am besten weiß, wo ihn der Schuh drückt und daß er deshalb am besten selbst mit der Wahrung seiner Interessen betraut wird. Jedenfalls handelt er thöricht, wenn er seine gerechten Ansprüche auf angemessene Vertretung im Rothen Hause gedankenlos aus den Händen giebt. Im Einzelnen möchte ich noch Folgendes bemerken:

1. Aerzte. In der Stadtverordneten-Versammlung sind die Aerzte relativ sehr stark, in den kommunalen Ehrenämtern sehr schwach vertreten. Nimmt man hinzu, daß 15 Aerzte der Sanitätskommission angehören, die sehr geringe Ansprüche an die Thätigkeit ihrer Mitglieder stellt, so bleiben 88 von Aerzten besetzte Ehrenstellen übrig. Davon entfallen 18 auf die Armen-, 17 auf die Waisen-, 15 auf die Schulkommission. Als Arzt bedaure ich, sagen zu müssen, daß diese äußerst schwache Mitarbeit der Aerzte, namentlich in der Armen- und Waisenpflege, auf die sonst hellleuchtende Humanität dieses Standes einen häßlichen Schatten wirft. Die Aerzte sind, ihrem ganzen Berufe nach, die geborenen Armen- und Waisenpfleger, und jeder Arzt sollte mindestens in einem dieser Aemter thätig sein. Auch würden sie dadurch sich selbst und ihrem Stande einen guten Dienst erweisen. Heute beklagen sie sich häufig, daß ihre aufopfernde Thätigkeit von Staat und Kommune wenig anerkannt wird, ja daß ihre wichtigsten Interessen gänzlich unbeachtet bleiben, sogar offen verletzt werden. Darin liegt viel Wahres; deutlich zu Tage tritt es bei der Krankenkassengesetzgebung, in der Begünstigung des Kurpfuscherthums und anderswo. Hier Reformen zu verlangen, sind die Aerzte gewiß berechtigt. Aber ihr Recht wird niemals anerkannt werden, so lange sie sich nicht selbst durch energische Betheiligung am kommunalen und Staatsleben den zur Durchführung ihrer Ansprüche nöthigen Einfluß auf die Bevölkerung und die maßgebenden Faktoren der Gesetzgebung sichern.
2. Theologen. Nach den Tabellen ist die Mitwirkung der Geistlichen an der kommunalen Arbeit ziemlich erheblich, nämlich 15 pCt. Sieht man aber näher zu, so wandelt sich diese günstige Beurtheilung in ihr Gegentheil um. Namentlich ihre Bethätigung in der Waisenpflege läßt sehr viel zu wünschen übrig: im Waisenrath finden wir nur 15 Geistliche,

in der Armenkommission gar nur 4. In beiden Kommissionen sollte aber doch in jedem Bezirk mindestens 1 Geistlicher mitarbeiten, da es zu den wichtigsten Aufgaben des Standes gehört, sich der Bedrängten anzunehmen. Zu ihrer Entschuldigung muß allerdings hinzugefügt werden, daß ihre amtliche Thätigkeit sie fast erdrückt, da jeder Geistliche in Berlin mehr als 6000 Gemeindeglieder zu versorgen hat.

3. Rechtsanwälte. Die Ursachen für die fast verschwindende Thätigkeit der Rechtsanwälte in den Ehrenämtern zu ergründen, überlasse ich dem sinnigen Leser; nur eine kurze Bemerkung will ich mir erlauben; wenn die Rechtsanwälte trotz ihrer negativen Thätigkeit im Ehrenamt von der Bürgerschaft dennoch so zahlreicher Mandate zur Stadtverordneten-Versammlung gewürdigt werden, so findet das seine Begründung in der naiven Anschauung des Volkes, daß die Rechtsfindung in schwierigen Fragen dann am meisten gesichert sei, wenn möglichst viele Rechtsgelehrte nach ihr suchen. Ist aber diese Meinung richtig, so bleibt es um so lebhafter zu beklagen, daß im Amte des Schiedsmanns, wo sie doch eine recht ersprießliche und segensreiche Thätigkeit entfalten könnten, im Ganzen drei, sage und schreibe drei Rechtsanwälte fungiren.

4. Apotheker. Die Mitglieder dieses vielgeschmähten Standes erfüllen ihre Pflichten gegen die Stadt in musterhafter Weise: auf 169 Berufsangehörige vertheilen sich 120 Ehrenämter, und zwar bekleiden sie in den meisten Stellen den Posten, der mit der größten Arbeit verbunden ist, d. h. den Posten des Vorsitzenden oder den des einfachen Mitgliedes, nicht den Posten des Stellvertreters.

5. Rektoren. Ihre kommunale Thätigkeit übersteigt die aller anderen Stände um ein Vielfaches: 225 Rektoren bekleiden 747 Ehrenämter. Von letzteren gehören 655 der Schule an, der sich naturgemäß ihr Hauptinteresse zuwendet; aber auch in den übrigen sind sie mit 32 pCt. ihrer Kopfzahl vertreten. Sie können demnach allen anderen Berufsarten als Vorbilder in bürgerlicher Pflichterfüllung dienen.

6. Charakteristisch und von großem Interesse ist die Thatsache, daß die zahlreichste Gruppe der Berliner Bevölkerung, die Arbeiterschaft, sich von der Verwaltung der Ehrenämter völlig ausschließt: nur 2, schreibe zwei Arbeiter waren 1899 in

ihnen thätig. Es ist dies um so auffallender, als die
größte Mehrzahl der städtischen Armen und Waisen
Arbeiterklasse entstammt und deshalb der Gedanke nahe
daß diese Bedrängtesten unter den Bedrängten ganz beso
bei denjenigen Theilnahme und Hilfe finden müßten, die
sozial am nächsten stehen und ihre Nothlage am best
beurtheilen vermögen. Aber hier versagen die „Gen
vollständig: sie bethätigen ihr Mitgefühl für die „Ente
weder in der Armen- noch in der Waisen-Kommission, s
überlassen die werkthätige Liebesarbeit kalten Blutes der
Bourgeoisie, die sie sonst als ihren verhaßtesten Fein
Tod und Leben bekämpfen. Dem Philanthropen wir
inhumane Verhalten einer so gut organisirten Klas
nothleidenden Brüdern gegenüber befremdlich erscheinen
man indeß von seiner ethischen Seite ab, so ist eine gen
Erklärung dafür leicht gefunden. Die sozialdemok
Partei ist vorläufig, trotz aller sozialen Dekorationen,
sich umhängt, in Wirklichkeit nichts als eine politische
die mit Aufbietung aller Kraft einzig und allein n
politischen Herrschaft strebt; wie käme sie also dazu,
Theil dieser Kraft für andere noch so gute Zwecke auf
Gebiete einzusetzen und zu verbrauchen? Für senti
Regungen hat sie in der Zeit des Kampfes keine Z
keinen Mann übrig. In der kämpfenden Sozialdem
hat lediglich der zahlende und wählende Genosse Bed
die übrigen, die weder Geld für die Parteikasse noch
für die Wahlurne haben, mögen selbst sehen, wo sie
für die Partei sind sie unnützer, ja schädlicher Ball
über Bord geworfen werden muß, weil er die Bewe
und die Angriffskraft der sozialdemokratischen Be
beeinträchtigt.

7. Sehr bemerkenswerth ist die Betheiligung des Mitte
an der kommunalen Arbeit; namentlich möchte ich
heben, daß das von so vielen Seiten hart bedräng
vielfach um seine Existenz ringende Handwerk seine
gegen die Kommune in ausgiebigster Weise erfüllt.
doch auf dasselbe von der Gesammtzahl der Ehr
(11 600) allein 2775, d. h. fast genau der vierte Th
Nach alledem halte ich es für eine Forderung der Gered
daß einerseits dem sog. Mittelstande, namentlich der

ihnen thätig. Es ist dies um so auffallender, als die allergrößte Mehrzahl der städtischen Armen und Waisen der Arbeiterklasse entstammt und deshalb der Gedanke nahe liegt, daß diese Bedrängtesten unter den Bedrängten ganz besonders bei denjenigen Theilnahme und Hilfe finden müßten, die ihnen sozial am nächsten stehen und ihre Nothlage am besten zu beurtheilen vermögen. Aber hier versagen die „Genossen“ vollständig: sie bethätigen ihr Mitgefühl für die „Enterbten“ weder in der Armen- noch in der Waisen-Kommission, sondern überlassen die werkthätige Liebesarbeit kalten Blutes derselben Bourgeoisie, die sie sonst als ihren verhaßtesten Feind auf Tod und Leben bekämpfen. Dem Philanthropen wird dies inhumane Verhalten einer so gut organisirten Klasse den nothleidenden Brüdern gegenüber befremdlich erscheinen; sieht man indeß von seiner ethischen Seite ab, so ist eine genügende Erklärung dafür leicht gefunden. Die sozialdemokratische Partei ist vorläufig, trotz aller sozialen Dekorationen, die sie sich umhängt, in Wirklichkeit nichts als eine politische Partei, die mit Aufbietung aller Kraft einzig und allein nach der politischen Herrschaft strebt; wie käme sie also dazu, einen Theil dieser Kraft für andere noch so gute Zwecke auf idealem Gebiete einzusetzen und zu verbrauchen? Für sentimentale Regungen hat sie in der Zeit des Kampfes keine Zeit und keinen Mann übrig. In der kämpfenden Sozialdemokratie hat lediglich der zahlende und wählende Genosse Bedeutung, die übrigen, die weder Geld für die Parteikasse noch Stimme für die Wahlurne haben, mögen selbst sehen, wo sie bleiben; für die Partei sind sie unnützer, ja schädlicher Ballast, der über Bord geworfen werden muß, weil er die Beweglichkeit und die Angriffskraft der sozialdemokratischen Heerkörper beeinträchtigt.

7. Sehr bemerkenswerth ist die Betheiligung des Mittelstandes an der kommunalen Arbeit; namentlich möchte ich hervorheben, daß das von so vielen Seiten hart bedrängte und vielfach um seine Existenz ringende Handwerk seine Pflichten gegen die Kommune in ausgiebigster Weise erfüllt. Entfallen doch auf dasselbe von der Gesammtzahl der Ehrenämter (11 600) allein 2775, d. h. fast genau der vierte Theil.

Nach alledem halte ich es für eine Forderung der Gerechtigkeit, daß einerseits dem sog. Mittelstande, namentlich den Handwerkern,

Tabelle II.

	Stadtverordnete.	Bez.-Deputirte.	B.V.		Armen-kommission.			Waisen-kommission.			Schul-kommission.			Schieds-mann.		Steuer.			7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	Summa.
			V.	St.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	A.B.V.	V.	St.														
Kaufleute	24	15	87	92	51	49	486	55	39	195	45	43	312	78	89	67	85	82	15	—	22	69	2	6	35	—	—	—	—	—	—	2019
Rentiers	23	13	45	32	26	24	187	21	16	61	10	14	81	47	27	50	33	29	8	—	11	56	—	2	35	6	–	—	—	1	—	835
Fabrikbesitzer	9	6	42	51	27	25	214	26	27	104	17	11	168	38	41	15	18	48	13	3	5	36	1	—	31	1	—	1	—	—	—	971
Fabrikanten	7	2																														
Handwerker	10	9	83	64	63	89	801	46	55	324	53	48	643	56	44	109	63	67	23	2	12	64	4	2	35	5	3	1	—	—	1	2769
Rechtsanwälte	8	1	—	—	—	—	2	—	1	4	—	—	1	1	2	1	2	1	4	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	22
Aerzte	5	7	1	1	—	—	18	3	1	13	1	3	11	1	5	—	—	1	4	—	10	1	—	—	4	—	—	—	15	1	—	101
Redakteure u. Schriftsteller	4	—	1	1	—	—	2	1	—	1	—	—	5	1	1	—	3	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17
Apothekenbesitzer	3	4	11	7	1	11	30	2	2	8	—	1	4	3	4	—	8	7	4	—	2	8	—	—	2	1	—	—	—	—	—	120
Destillateure	3	—	3	3	4	2	15	3	1	7	1	—	19	2	—	2	2	1	1	—	—	5	—	—	1	—	—	—	—	—	—	72
Gastwirthe	3	1	2	2	5	7	74	2	3	41	7	10	68	1	3	3	—	5	—	—	—	6	—	—	1	1	—	—	—	—	—	242
Sonstige gewerbliche Besitzer	3	1	6	9	2	4	41	2	3	12	4	3	32	7	9	7	6	9	3	1	6	8	—	1	7	—	—	—	—	—	—	183
Ingenieure u. Techniker	2	1	4	4	2	3	22	3	15	13	4	5	16	3	8	14	7	4	2	—	2	5	—	—	1	—	1	—	—	—	—	139
Architekten	2	—																														
Baumeister	2	2	1	1	—	1	12	2	—	4	—	—	4	4	1	5	3	3	1	—	4	2	—	—	1	—	—	1	1	—	—	53
Gymnasial-Direktoren (Philologen)	2	1	1	—	—	1	9	2	1	7	1	—	7	1	—	1	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	43
Expedienten	2	—	—	—	1	—	2	—	—	1	—	—	3	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Bankiers	1	—	3	3	—	—	6	2	2	3	—	—	5	3	2	—	2	3	2	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	38
Höhere Beamte	1	3	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	3	—	1	—	2	—	—	12
Privatdozenten	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	6
[illegible]	1	1	—	2	—	—	2	—	—	1	—	—	2	1	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	11
[illegible]direktoren	1	—	1	1	1	—	4	2	2	3	2	2	4	1	3	1	2	0	7	1	2	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	53
Sparkassendirektoren	1																															25
Brauereidirektoren	1												8	1	3	1	2	2	—	—	2											24
Agenten (und Makler)	1	—	—	—	1	—	5	—	—	—	—	4	9	1	3	—	1	3	—	—	—											8
Schankwirthe	1	—	—	—	—	1	1	—	—	1	—	—	—	1	2	—	1	—														—
Thierärzte	1	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—														536
Aquariumdirektor	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—	—	3	—	—	—	—	—	—	541
Lehrer (a. D.)	1	1	6	7	38	10	118	27	23	67	9	12	79	30	24	2	44	24	4	—	2	14	1	10	—	—	—	1	—	—	2	8
Händler (u. Drogisten)	1	3	6	6	4	14	143	7	7	76	10	16	151	12	9	3	18	21	5	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	747
Schulvorsteher	—	2	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	3	—	1	—	1	—	—	—	—	—	8
Rektoren	—	1	3	1	—	4	21	6	2	17	3	3	649	9	9	2	5	3	3	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Lotterie-Einnehmer	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	1	2	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	549
Unternehmer	—	1	—	—	—	—	6	—	—	2	—	—	1	—	—	—	30	23	19	—	3	14	3	—	13	—	—	—	2	1	—	44
Beamte	—	2	7	12	43	20	78	21	20	58	11	18	106	17	17	11	5	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	10
Apotheker (Nichtbes.)	—	—	3	—	1	2	9	—	1	8	2	1	5	2	2	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	35
Zahnärzte	—	—	—	1	—	—	3	—	—	1	—	—	3	—	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	6	—	—	—	—	—	5	8
Theologen	—	—	—	—	—	1	3	3	2	10	—	1	1	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	44
Küster und Diakone	—	—	1	1	1	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2	—	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	4
Künstler	—	—	2	4	—	10	—	—	10	2	1	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	49
Statistiker	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
Bau- und Werkführer	—	1	—	—	2	5	—	—	25	—	3	9	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	100
Fleischbeschauer	—	—	—	—	—	11	1	—	1	2	—	7	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	61
Fuhrherren u. Spedit.	—	2	1	1	2	32	1	1	13	1	3	26	1	3	3	3	1	—	—	1	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	27
Kassirer, Buchhalt. etc.	—	1	1	1	3	17	2	3	11	1	2	9	1	3	—	4	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Hauswart u. Verwalt.	—	—	—	2	1	2	2	2	10	1	—	—	1	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	10
Brunnen- u. Mühlenb.	1	1	—	5	—	1	—	—	2	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	116
Ateliers	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	2	1	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9
Landwirthe	5	5	1	—	32	—	1	13	3	6	32	3	2	8	2	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
[illegible]iere a. D.	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	3	—	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	153

Bankdirektoren	1																															
Sparkassendirektoren .	1	—	1	1	1	—	4	2	2	3	2	2	4	1	3	1	2	9	7	1	2	3	—	—	1	—	—	—	—	1	—	53
Brauereidirektoren . .	1																															
Agenten (und Makler)	1	—	—	—	1	—	5	—	—	—	—	—	8	1	3	1	2	2	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	25
Schankwirthe	1	—	—	—	—	1	1	—	—	1	—	4	9	1	3	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
Thierärzte	1	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	1	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Aquariumdirektor . . .	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lehrer (a. D.)	1	1	6	7	38	10	118	27	23	67	9	12	79	30	24	2	44	24	4	—	—	8	—	—	3	—	—	—	—	—	—	536
Händler (u. Drogisten)	1	3	6	6	4	14	143	7	7	76	10	16	151	12	9	3	18	21	5	—	2	14	1	10	—	—	—	1	—	—	2	541
Schulvorsteher	—	2	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Rektoren	—	1	3	1	—	4	21	6	2	17	3	3	649	9	9	2	5	3	3	—	1	3	—	1	—	1	—	—	—	—	—	747
Lotterie-Einnehmer . .	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	1	2	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Unternehmer	—	1	—	—	—	—	6	—	—	2	—	—	1	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Beamte	—	2	7	12	43	20	78	21	20	58	11	18	106	17	17	11	30	23	19	—	3	14	3	—	13	—	—	—	2	1	—	549
Apotheker (Nichtbes.) .	—	—	3	—	1	2	9	—	1	8	2	1	5	2	2	—	5	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	44
Zahnärzte	—	—	—	1	—	—	3	—	—	1	—	—	3	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Theologen	—	—	—	—	—	1	3	3	2	10	—	1	1	—	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	6	—	—	—	—	—	5	35
Küster und Diakone .	—	—	1	1	1	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Künstler	—	—	—	2	4	—	10	—	—	10	2	1	8	—	—	—	1	2	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	44
Statistiker	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
Bau- und Werkführer	—	—	1	—	—	2	5	—	—	25	—	3	9	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	49
Fleischbeschauer	—	—	—	—	—	—	11	1	—	1	2	—	7	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
Fuhrherren u. Spedit.	—	—	2	1	1	2	32	1	1	13	1	3	26	1	3	3	3	1	—	—	1	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	100
Kassirer, Buchhalt. zc.	—	—	1	1	1	3	17	2	3	11	1	2	9	1	3	—	4	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	61
Hauswart u. Verwalt.	—	—	—	—	2	1	2	2	2	10	1	—	—	1	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	27
Brunnen- u. Mühlenb.	—	—	1	1	—	5	—	1	—	2	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Hoteliers	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	2	1	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Landwirthe	—	—	5	5	1	—	32	—	1	13	3	6	32	3	2	8	2	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	116
Offiziere a. D.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	3	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	9
Arbeiter	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Sonstige	—	1	—	—	1	4	40	3	4	17	5	7	41	9	3	12	2	4	—	—	—	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	158
Eigenthümer	76	38	28	34	17	27	243	12	8	66	12	7	151	19	19	34	17	14	1	—	—	33	—	—	—	—	—	—	—	—	—	780
Summe		111	358	345	301	313	2714	260	243	1214	207	224	2684	361	341	358	379	382	123	8	94	317	12	22	190	15	6	6	20	10	8	11666

Tabelle III.

Handwerker	B.V. V.	B.V. St.	Armen-kommission. V.	Armen-kommission. St.	Armen-kommission. M.	Waisen-kommission. V.	Waisen-kommission. St.	Waisen-kommission. M.	Schul-kommission. V.	Schul-kommission. St.	Schul-kommission. M.	Schiedsmann. V.	Schiedsmann. St.	A.B.V.	Steuer-komm. V.	Steuer-komm. St.	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	Summe.
Bäcker u. s. w.	11	5	5	11	97	4	5	35	6	5	74	10	3	5	5	5	—	—	—	8	—	2	4	2	—	—	302
Fleischer	1	9	1	1	55	1	3	25	—	4	68	—	—	2	—	3	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	178
Barbiere	—	—	—	—	10	1	1	3	—	—	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	} 100
Friseure	—	—	—	1	4	2	—	4	2	2	4	—	1	—	—	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	} 100
Heilgehilfen	1	1	1	4	20	1	4	5	1	—	16	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	} 100
Juweliere und Graveure	1	4	2	3	19	2	3	12	3	1	18	2	3	—	3	4	—	—	1	2	—	—	1	—	—	—	84
Bildhauer u. s. w.	1	1	4	2	13	2	2	8	—	1	13	1	3	2	1	3	—	—	1	3	—	—	—	—	—	—	61
Böttcher	—	1	—	—	5	—	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9
Buchbinder	3	2	2	2	19	1	2	7	7	2	14	3	4	2	1	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	75
Ziseleure	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Dachdecker	—	—	1	—	3	—	—	4	1	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	14
Drechsler	1	—	1	—	8	2	1	5	—	1	5	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	26
Feilenhauer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Gelb- u. s. w. Gießer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Glasschleifer u. s. w.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Glaser	1	—	6	2	12	—	1	5	2	—	12	—	1	—	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	46
Gürtler	—	—	1	1	6	—	—	—	—	—	5	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	17
Hut- und Handschuhmacher	—	—	1	—	4	1	1	2	—	—	7	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	17
Klempner	4	3	2	4	26	2	—	12	4	1	26	1	1	9	2	3	2	—	1	2	—	—	2	1	—	—	108
Korbmacher	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Kunststopfer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Kupferschmiede und -Drucker	1	—	1	—	6	—	—	2	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Kürschner	—	—	—	—	5	1	—	1	—	—	5	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Lackirer	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Lithographen	—	1	—	3	3	—	—	4	1	—	5	—	—	—	—	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	20
Gerber	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Maler	3	4	3	4	42	5	5	25	3	1	38	3	1	8	6	3	2	—	1	3	—	—	3	—	—	—	163
Maurer	16	8	2	1	42	2	1	8	2	—	23	5	6	29	11	2	3	—	4	9	—	—	2	—	2	1	179
Mechaniker und Optiker	2	—	1	1	15	1	—	3	—	—	7	—	2	1	3	4	2	—	—	2	—	—	2	—	—	—	46
Schmiede	1	1	—	3	20	1	2	6	—	—	15	1	3	1	1	1	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	58
Möbelpolirer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Nadler	1	—	—	—	1	—	—	1	—	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	8
Rasch- und Tuchmacher	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2
Photographen	—	—	1	1	4	—	—	—	—	—	3	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11
Sattler und Riemer	—	—	—	1	15	1	1	7	1	2	9	—	1	—	2	—	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	43
Schlosser und Kunstschlosser	4	3	1	17	41	—	4	8	4	6	23	2	1	3	4	7	5	—	—	3	—	—	2	—	—	—	138
Schneider	—	2	1	3	36	—	2	22	3	1	39	—	2	1	2	2	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	118
Schornsteinfeger	2	—	1	1	12	1	—	3	—	1	4	1	—	1	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	31
Schuhmacher	3	—	1	3	27	1	—	12	—	2	32	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	85
Weber u. s. w.	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	—	8
Seiler	4	1	1	1	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Stellmacher	—	—	1	2	8	1	—	3	—	—	8	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	27
Tapezierer und Dekorateure	1	—	—	—	23	—	—	11	—	2	22	4	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	66
Tischler	1	4	10	6	72	5	3	30	2	7	61	9	3	9	4	3	4	—	1	—	—	—	5	—	1	—	240
Töpfer	4	1	—	1	26	1	—	7	1	—	6	—	1	3	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	54
Uhrmacher	3	3	4	1	27	1	3	15	—	2	20	1	2	3	1	3	—	—	—	2	—	—	2	—	—	—	93
Zahntechniker	—	—	—	—	11	—	—	3	2	2	4	2	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	27
Zimmermeister	11	8	3	2	25	—	3	8	3	2	10	2	2	23	4	3	2	—	—	7	1	—	3	—	—	—	122
Posamentiere	—	1	—	1	4	—	3	2	1	—	6	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	19
Küfer	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Zeichner	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	6
Fischermeister	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
Mühlenmeister	1	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Instrumentenmacher und Bandagisten	—	—	—	1	3	1	—	2	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	11
Steinsetzmeister	1	—	1	2	6	—	—	1	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	15
Braumeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Staakermeister	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Schriftsetzer	—	—	—	—	2	—	1	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Stickmeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Buch- und Steindrucker	—	—	1	1	2	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Brunnenbauer	1	1	1	—	3	1	—	2	—	—	3	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	15
Wagenbauer	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Ofenbauer	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Prägemeister	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Mühlenbauer	—	—	—	1	1	1	—	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
…unstschnitzer (Schildpatt u. Elfenbein)	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
…artographen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
…orer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
…endreher	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
…ermeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	Summe
Sattler und Riemer	—	—	—	1	15	1	1	7	1	2	9	—	1	—	2	—	—	—	—	2	—	—	—	1	—	43
Schlosser und Kunstschlosser	4	3	1	17	41	—	4	8	4	6	23	2	1	3	4	7	5	—	—	3	—	—	2	—	—	138
Schneider	—	2	1	3	36	—	2	22	3	1	39	—	2	1	2	2	—	—	—	—	—	—	2	—	—	118
Schornsteinfeger	2	—	1	1	12	1	—	3	—	1	4	1	—	1	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	31
Schuhmacher	3	—	1	3	27	1	—	12	—	2	32	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	85
Weber u. s. w.	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	8
Seiler	4	1	1	1	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Stellmacher	—	—	1	2	8	1	—	3	—	—	8	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	27
Tapezierer und Dekorateure	1	—	—	—	23	—	—	11	—	2	22	4	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	66
Tischler	1	4	10	6	72	5	3	30	2	7	61	9	3	9	4	3	4	—	1	—	—	—	5	—	1	240
Töpfer	4	1	—	1	26	1	—	7	1	—	6	—	1	3	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	54
Uhrmacher	3	3	4	1	27	1	3	15	—	2	20	1	2	3	1	3	—	—	—	2	—	—	2	—	—	93
Zahntechniker	—	—	—	—	11	—	—	3	2	2	4	2	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	27
Zimmermeister	11	8	3	2	25	—	3	8	3	2	10	2	2	23	4	3	2	—	—	7	1	—	3	—	—	122
Posamentiere	—	1	—	1	4	—	3	2	1	—	6	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	19
Küfer	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Zeichner	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—		—	—	6
Fischermeister	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
Mühlenmeister	1	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Instrumentenmacher und Bandagisten	—	—	—	1	3	1	—	2	—	—	3		—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	11
Steinsetzmeister	1	—	1	2	6	—	—	1	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	15
Braumeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Staakermeister	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Schriftsetzer	—	—	—	—	2	—	1	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Stickmeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Buch- und Steindrucker	—	—	1	1	2	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Brunnenbauer	1	1	1	—	3	1	—	2	—	—	—	3	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	15
Wagenbauer	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Ofenbauer	—		—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Prägemeister	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Mühlenbauer	—	—	—	1	1	1	—	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Kunstschnitzer (Schildpatt u. Elfenbein)	—	—	—	—	1	—	—	—	—		1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Kartographen	—	—	—	—	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Sporer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Achsendreher	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Formermeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
Schriftgießer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Maschinensteppe	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Fliesenleger	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Vergolder u. s. w.	—	1	1	—	6	1	1	8	—	—	6	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—		—	—	26
Summe	84	65	64	88	810	46	56	332	53	49	650	56	46	109	62	62	23	2	12	64	4	2	35	5	3	1	2783

Die Wirkung der australasischen Arbeitergesetze.

Von

W. Mommsen.

Mr. Seddon ist seit elf Jahren Minister und seit fast neun Jahren Premier in Neu-Seeland und während dieser langen Periode hat sich seine Thätigkeit in theilweiser Gemeinschaft mit seinem Kollegen Reeves in erster Linie darauf gerichtet, diejenige Arbeitergesetzgebung zu schaffen, welche in der Welt als die am meisten vorgeschrittene bekannt ist. Mit Neid und Neugier richten Arbeitgeber und Arbeitnehmer aller Länder ihre Blicke nach den abgelegenen Inseln, auf welchen das Gesetz jedem Streik vorgebeugt hat und wo die Obrigkeit neben der Arbeitszeit auch die Lohnfrage regulirt. Mit Recht fragt man jetzt, nachdem man von der Einführung dieser Gesetze so Vieles gehört hat, nach ihrer Wirkung und ob vielleicht Herr Seddon das schwierige Problem der Arbeiterfrage für die Welt gelöst habe. Nun sind diese Gesetze natürlich nicht mit einem Male entstanden; das bedeutendste, die Compulsory Conciliation and Arbitration Bill, trat im Jahre 1895 in Kraft. Wie dies bei einer gesetzlichen Maßregel, die vollständig neues Gebiet berührte, aber nicht anders möglich war, machte die praktische Erfahrung unendlich viele Abänderungen und Zusätze nothwendig und bis in die jüngsten Tage ist an dem Gesetz weiter gebaut und herumgefeilt worden, ohne von dem Grundgedanken der Beilegung industrieller Streitigkeiten durch Zwangsvergleich abzuweichen. Seitdem hat kein Streik in Neu-Seeland stattgefunden und wenn hiermit das Erstrebte erreicht ist, hätte das Gesetz seinen Zweck erfüllt.

Man kann sich im Allgemeinen keinen gerechteren und vernünftigeren Weg zur Beilegung von Streitigkeiten denken, wie den in Neu-Seeland eingeschlagenen: bei Eintritt von Differenzen

zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer muß das bestehende Be-
hältniß so lange fortdauern, bis Versöhnungs- und Schiedsgeri
gesprochen haben, d. h. es steht weder dem Arbeiter frei die Arb
niederzulegen, noch dem Arbeitgeber ihn zu entlassen; Arbeitsz
Lohn u. s. w. bleiben unverändert bis zum Urtheilsspruch
letzten Instanz. Diese Gerichte sind aus der gleichen Zahl V
treter beider Parteien mit einem unparteiischen, von der Regier
ernannten Vorsitzenden gebildet. Anwälte sind nicht gestattet, sond
der Arbitration-Court selbst muß bei den Betheiligten Einsicht
alle Verhältnisse, auch in die Geschäftsbücher nehmen und da
entscheiden. Selbstverständlich handelt es sich bei neun Zeh
aller Fälle um Lohnfragen und der Gerichtshof bestimmt aus
ihm vorgelegten Kalkulationen oder Bilanzen, ob und in welc
Grade eine Lohnerhöhung gerechtfertigt ist. Um eine gew
Stabilität zu sichern, werden die Löhne eines jeden Gewerbes
fort bei Fällung des Urtheils auf eine bestimmte Zeit (meist
Jahre) festgesetzt. Appellation gegen die Entscheidung giebt es n
und Uebertretungen werden mit hohen Geldstrafen belegt. Ant
auf Einberufung der Gerichte dürfen von Seiten der Arbeiter
von sieben, zu einer Trade Union gehörenden Personen ge
werden, durch welche Bestimmung, da dem freien Arbeiter gle
Recht nicht zusteht, die Zugehörigkeit zu einer Union fast
Zwange wird. Den Arbeitgebern der einzelnen Industrien b
es überlassen, ihrerseits Vereinigungen zu bilden, aber alle,
solche, die freie Arbeiter beschäftigen, müssen sich den Urt
sprüchen des Gerichtes, welche ihr Gewerbe betreffen, unbe
fügen, d. h. sie sind gesetzlich verpflichtet, den festgesetzten Mini
lohn zu zahlen, Arbeitsstunden einzuhalten oder andere Bestimmun
zu befolgen.

Dieses sind die Grundzüge der Arbitration Bill, außerdem
aber in der Factories Bill und fast dreißig anderen, mehr
weniger auch anderswo gültigen Gesetzen und Zusätzen bis in
kleinste Detail hinein gesetzlich bestimmt, welche Rechte und Pfli
Arbeitgeber und -nehmer gegen einander haben. Der neueste
der Gesetzessammlung verordnet eine einheitliche wöchentliche Ar
zeit von 45 Stunden und gestattet nur drei Ueberstunden am
zweimal in der Woche, aber nicht mehr wie an 30 Tagen im J
Unter Factories (Fabriken) versteht die australasische Gesetzg
jede Werkstatt oder Arbeitsstätte wo zwei Mann arbeiten, ein
ob dort Schweine geschlachtet, Hemden genäht oder

zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer muß das bestehende Verhältniß so lange fortdauern, bis Versöhnungs- und Schiedsgericht gesprochen haben, d. h. es steht weder dem Arbeiter frei die Arbeit niederzulegen, noch dem Arbeitgeber ihn zu entlassen; Arbeitszeit, Lohn u. s. w. bleiben unverändert bis zum Urtheilsspruch der letzten Instanz. Diese Gerichte sind aus der gleichen Zahl Vertreter beider Parteien mit einem unparteiischen, von der Regierung ernannten Vorsitzenden gebildet, Anwälte sind nicht gestattet, sondern der Arbitration-Court selbst muß bei den Betheiligten Einsicht in alle Verhältnisse, auch in die Geschäftsbücher nehmen und danach entscheiden. Selbstverständlich handelt es sich bei neun Zehntel aller Fälle um Lohnfragen und der Gerichtshof bestimmt aus den ihm vorgelegten Kalkulationen oder Bilanzen, ob und in welchem Grade eine Lohnerhöhung gerechtfertigt ist. Um eine gewisse Stabilität zu sichern, werden die Löhne eines jeden Gewerbes sofort bei Fällung des Urtheils auf eine bestimmte Zeit (meist zwei Jahre) festgesetzt, Appellation gegen die Entscheidung giebt es nicht und Uebertretungen werden mit hohen Geldstrafen belegt. Anträge auf Einberufung der Gerichte dürfen von Seiten der Arbeiter nur von sieben, zu einer Trade Union gehörenden Personen gestellt werden, durch welche Bestimmung, da dem freien Arbeiter gleiches Recht nicht zusteht, die Zugehörigkeit zu einer Union fast zum Zwange wird. Den Arbeitgebern der einzelnen Industrien bleibt es überlassen, ihrerseits Vereinigungen zu bilden, aber alle, auch solche, die freie Arbeiter beschäftigen, müssen sich den Urtheilssprüchen des Gerichtes, welche ihr Gewerbe betreffen, unbedingt fügen, d. h. sie sind gesetzlich verpflichtet, den festgesetzten Minimallohn zu zahlen, Arbeitsstunden einzuhalten oder andere Bestimmungen zu befolgen.

Dieses sind die Grundzüge der Arbitration Bill, außerdem ist aber in der Factories Bill und fast dreißig anderen, mehr oder weniger auch anderswo gültigen Gesetzen und Zusätzen bis in das kleinste Detail hinein gesetzlich bestimmt, welche Rechte und Pflichten Arbeitgeber und -nehmer gegen einander haben. Der neueste Zusatz der Gesetzessammlung verordnet eine einheitliche wöchentliche Arbeitszeit von 45 Stunden und gestattet nur drei Ueberstunden am Tage zweimal in der Woche, aber nicht mehr wie an 30 Tagen im Jahre. Unter Factories (Fabriken) versteht die australasische Gesetzgebung jede Werkstatt oder Arbeitsstätte wo zwei Mann arbeiten, einerlei ob dort Schweine geschlachtet, Hemden genäht oder Maschinen ge-

baut werden, und als Workman (Arbeiter) bezeichnet das Neu-Seeländer Gesetz jeden, der sich über 21 Jahre alt gegen Lohn zur Verrichtung von Hand- oder Büreauarbeiten verdingt und nicht mehr wie 150 Lstr. (3000 Mk.) Jahreseinnahme hat. Es gehören demnach Angestellte in kaufmännischen Geschäften und solche der Straßenbahnen in die Klasse der Arbeiter, auch sie haben ihre Trade Unions gebildet und vom Schiedsgericht Festsetzung ihrer Löhne und Arbeitszeit verlangt. Dieses hat jedoch seine Zuständigkeit, welche sich auf industrielle Arbeiter beschränkt, ablehnen müssen, weil man sie als solche nicht betrachten könne; der Gerichtshof empfahl aber an geeigneter Stelle zu beantragen, diese, offenbar nicht beabsichtigte Lücke des Gesetzes auszufüllen, und das Parlament erkannte die Forderung an, so daß jetzt z. B. Kommis von Materialwaarenläden als Arbeiter Minimallöhne beziehen werden, sobald das Schiedsgericht solche festgesetzt hat.

Seit der ersten Einführung dieser Gesetze sind nun sechs Jahre verstrichen und wenn sich ihre volle Wirkung auf die allgemeinen Verhältnisse wegen der vielfachen Abänderungen auch noch nicht ganz übersehen läßt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieselben, während sie bei den Arbeitern fast ungetheilten Beifall fanden, bei den Arbeitgebern schwerste Bedenken hervorgerufen haben. Neu-Seeland hat, wie die übrige Welt, von 1895 bis 1899 eine Periode der Hochkonjunktur durchgemacht, seine Produktion und sein Export sind in dieser Zeit ganz beispiellos gestiegen, seine öffentlichen Finanzen haben sich merklich gebessert und die Privateinlagen in den Banken und Sparkassen beweisen eine erfreuliche Zunahme des Nationalwohlstandes; seitdem ist aber ein bedenklicher Rückschlag eingetreten und namentlich der Werth der Exporte gesunken. Die während der guten Jahre festgesetzten Lohnsätze sind heute in vielen Industrien nicht nur eine drückende Last, sondern geradezu unmöglich, aber einer Reduktion steht nicht nur in den meisten Fällen das Gesetz, welcher dieselben auf Jahre hinaus festgelegt hat, entgegen, sondern auch der Arbeiter sträubt sich aufs Entschiedenste, von dem Errungenen etwas aufzugeben. Das, was einsichtige Leute längst vorausgesagt hatten, ist mit einem Schlage eingetreten: der Arbeiter ist wohl bereit, am Nutzen guter Jahre theilzunehmen und daraus Vortheil zu ziehen; wenn schlechte kommen, verweigert er jeden Beistand. Die Arbeitgeber, namentlich solcher Industrien, die starken Konjunkturwechseln ausgesetzt sind, haben in prosperirenden Jahren nicht genügende Reserven

sammeln können, um eine verlustbringende Periode auszuhal
sie sehen sich jetzt in ihrer Existenz ernstlich bedroht und vor
Frage gestellt, bis zum totalen Ruin weiter arbeiten zu mü
oder ihren Betrieb ganz oder theilweise einzustellen.

Die Stimmen, die durch ganz Neu-Seeland laut werden
zur Vorsicht mahnen, mehren sich von Tag zu Tag, und es ist
bedeutsames Zeichen, daß sich unter ihnen auch die des Vaters
Arbeitergesetze befindet. Seddon ist ein vorsichtiger Mann,
schwerlich so lange der mächtige Volkstribun geblieben wäre,
er auf seinen gesetzgeberischen Eroberungszügen nicht beständig
Ohr auf den Boden gelegt und das Herannahen seiner Gegner
lauscht hätte, lange ehe sie ihm gefährlich wurden. Niemand
steht besser, als dieser Bismarck der Antipoden, auf den schaukel
Wogen der Volksgunst sein Schiff zu steuern, und kein St
mann hat eine geschicktere Methode, seine Fühlhörner auszustr
wenn es sich darum handelt, die Volksstimmung über neue
ausfindig zu machen, ohne sich irgendwie zu kompromittiren.
einem after dinner speech, wenn sein Auditorium in ro
Laune ist, bringt er in der unschuldigsten, hypothetischen
scherzend seine tiefdurchdachten Zukunftspläne an die Oeffentl
und überläßt Zeitungen und Politikern nachher, ohne selbst i
Diskussion einzugreifen, diese seine Ideen aufzunehmen un
dazu zu äußern. Merkt er, daß solche Pläne auf frucht
Boden gefallen sind, wird nach Monaten das Parlament mit
Gesetzentwurf überrascht, in dem der ursprüngliche Gedanke,
bessert durch die ihm in Folge der öffentlichen Diskussion gewo
Belehrung, enthalten ist.

Beim Empfang einer Deputation der Neu-Seeländer
Unions im August äußerte nun Seddon, der ein so feines
für die Volksstimmung hat, ernste Bedenken, ob das Gesetz
Beilegung industrieller Streitigkeiten durch Schiedsgerichte
Majorität der Bevölkerung wirklich Anklang gefunden habe
sprach seine entschiedene Mißbilligung über das im Groß
triebene Vorladen der Arbeitgeber seitens der Arbeiter aus,
absolut keine Veranlassung vorläge und wodurch das Gesetz
zu Grunde gerichtet werde, weil beide Theile des ewigen
bald satt sein würden. Für die Arbeitgeber sei es jedenfal
Interesse der Fortsetzung ihrer Unternehmungen unbedingt
wendig, nicht in beständiger Unruhe zu leben, und Jemand
dafür Sorge tragen, daß dieses aufhöre. Das Gesetz sei ar

sammeln können, um eine verlustbringende Periode auszuhalten; sie sehen sich jetzt in ihrer Existenz ernstlich bedroht und vor die Frage gestellt, bis zum totalen Ruin weiter arbeiten zu müssen oder ihren Betrieb ganz oder theilweise einzustellen.

Die Stimmen, die durch ganz Neu-Seeland laut werden und zur Vorsicht mahnen, mehren sich von Tag zu Tag, und es ist ein bedeutsames Zeichen, daß sich unter ihnen auch die des Vaters der Arbeitergesetze befindet. Seddon ist ein vorsichtiger Mann, der schwerlich so lange der mächtige Volkstribun geblieben wäre, wenn er auf seinen gesetzgeberischen Eroberungszügen nicht beständig das Ohr auf den Boden gelegt und das Herannahen seiner Gegner belauscht hätte, lange ehe sie ihm gefährlich wurden. Niemand versteht besser, als dieser Bismarck der Antipoden, auf den schaukelnden Wogen der Volksgunst sein Schiff zu steuern, und kein Staatsmann hat eine geschicktere Methode, seine Fühlhörner auszustrecken, wenn es sich darum handelt, die Volksstimmung über neue Pläne ausfindig zu machen, ohne sich irgendwie zu kompromittiren. In einem after dinner speech, wenn sein Auditorium in rosigster Laune ist, bringt er in der unschuldigsten, hypothetischen Form scherzend seine tiefdurchdachten Zukunftspläne an die Oeffentlichkeit und überläßt Zeitungen und Politikern nachher, ohne selbst in die Diskussion einzugreifen, diese seine Ideen aufzunehmen und sich dazu zu äußern. Merkt er, daß solche Pläne auf fruchtbaren Boden gefallen sind, wird nach Monaten das Parlament mit einem Gesetzentwurf überrascht, in dem der ursprüngliche Gedanke, verbessert durch die ihm in Folge der öffentlichen Diskussion gewordene Belehrung, enthalten ist.

Beim Empfang einer Deputation der Neu-Seeländer Trade Unions im August äußerte nun Seddon, der ein so feines Gefühl für die Volksstimmung hat, ernste Bedenken, ob das Gesetz für die Beilegung industrieller Streitigkeiten durch Schiedsgerichte bei der Majorität der Bevölkerung wirklich Anklang gefunden habe. Er sprach seine entschiedene Mißbilligung über das im Großen betriebene Vorladen der Arbeitgeber seitens der Arbeiter aus, wozu absolut keine Veranlassung vorläge und wodurch das Gesetz sicher zu Grunde gerichtet werde, weil beide Theile des ewigen Streites bald satt sein würden. Für die Arbeitgeber sei es jedenfalls im Interesse der Fortsetzung ihrer Unternehmungen unbedingt nothwendig, nicht in beständiger Unruhe zu leben, und Jemand müsse dafür Sorge tragen, daß dieses aufhöre. Das Gesetz sei an und

für sich ein gutes, aber es sei in letzter Zeit ganz in Verruf gerathen und man müsse sehr vorsichtig sein, damit nicht ein völliger Umschlag in der öffentlichen Meinung eintrete. Und als bei anderer Gelegenheit die Arbeiter neue Forderungen an ihn stellen, erklärt der Premier, das Volk von Neu-Seeland erwarte von ihm, daß das Arbeitsverhältniß nicht weiter beschränkt werde; man habe jetzt wahrlich genug Gesetze und jeder Arbeiter müsse aus den vielen Urtheilssprüchen des Schiedsgerichts genau wissen, wie weit die Gesetzgebung für ihn eintritt.

Die Veranlassung zu diesen sehr bestimmt abgegebenen Erklärungen ist unzweifelhaft die wachsende Unzufriedenheit des Theiles der Bevölkerung, der direkten Nutzen von der neuen Gesetzgebung nicht zieht, und hierzu gehören auch die ländlichen Arbeiter, welche noch keine australasische Regierung unter sie zu bringen gewagt hat. Es ist gewiß bezeichnend für die Unsicherheit der Gesetzgeber, daß sie die Landwirthschaft, auf deren günstiger Entwicklung der Nationalwohlstand Neu-Seelands in erster Linie beruht, direkt noch in keiner Weise bei Anwerbung ihrer Hilfskräfte beschränkt haben, während allerdings die zahlreichen, mit der Exportzubereitung landwirthschaftlicher Produkte beschäftigten Unternehmungen (Fleischwerke, Butterfabriken, Gerbereien u. s. w.) schwer unter der Gesetzgebung leiden. Obgleich die Löhne ländlicher Arbeiter in Fühlung mit denen der gewerblichen geblieben und beständig gestiegen sind, hat sich wegen der ungleichen Rechte ein schroffer Gegensatz zwischen ihnen herausgebildet, und bei der großen Zahl der ersteren ist sich Seddon voll bewußt, daß die Möglichkeit des Umschwungs in der öffentlichen Meinung ernste Gefahren für ihn hat.

Einen Einblick in die für den Arbeitgeber geschaffenen Zustände gewährt der folgende im „Dunedin Star“ veröffentlichte Brief einer sehr bedeutenden Exportgerberei und Lederzubereitungsfirma in Dunedin, welcher die Gründe angiebt, warum sich dieselbe zur Verlegung ihres Geschäftes nach Sydney (Neu-Süd-Wales) entschlossen hat. Sie schreibt: „Wir leben hier in täglicher und stündlicher Angst wegen weiterer Lohnerhöhungen, die unsere Arbeiter von uns fordern, vor das Versöhnungs- und Schiedsgericht geladen zu werden, während unsere Industrie durchaus nichts mehr zu bewilligen im Stande ist. Ferner weigern wir uns entschieden, den Unionisten vor den freien Arbeitern den Vorzug zu geben, wozu uns das hiesige Gesetz zwingt. Obgleich wir wegen der hohen Arbeitslöhne zum Schutze unserer Interessen eine Anzahl Maschinen importirten, von denen

jede einzelne uns acht menschliche Arbeitskräfte ersetzt, bleibt u
Geschäft doch unrentabel. In einer schiedsgerichtlichen Verhand
in Christchurch erstritten sich die Arbeiter in unserem Ge
kürzlich ein Urtheil, durch welches nicht nur der Tagelohn un
Arbeitszeit, sondern auch die tägliche Leistung eines jeden Ma
festgesetzt wurde. -- Sobald nur eine Gewerkschaft ihre Unio
bildet und organisirt hat, macht sie vollen Gebrauch vom G
meldet einen Streitfall bei dem Gericht an und damit beginn
uns die Prozedur des langsamen Verblutens. Löhne gehen
wohl zeitweilig in die Höhe, aber die Industrie wird zu G
gerichtet.“

Die Verfügung, daß jeder Arbeitgeber, wenn er einen
Mann einzustellen beabsichtigt, sich an die betreffende Trade
zu wenden gezwungen ist und einen freien Arbeiter erst dan
nehmen darf, wenn ihm diese nach 24 Stunden keinen geei
Mann gestellt hat, ist einer der meist umstrittenen Punkte, u
Vorhandensein beweist deutlich, welchen Einflüssen das Neu-See
Parlament unterworfen ist.

Heute schon endgiltige Schlüsse zu ziehen, wäre, wie
vorher gesagt, übereilt, aber alle Anzeichen deuten darauf hi
die Seddonsche Gesetzgebung in ihrer jetzigen Form das P
nicht gelöst hat. Vielleicht läßt sich, ohne vom Prinzip abzu
noch manches verbessern, aber die harte Nuß wird immer die
der Zusammensetzung der Schiedsgerichte bleiben, denn die
söhnungsgerichte sind bedeutungslos und haben in den sel
Fällen zu einer Verständigung geführt, weil eine der strei
Parteien fast immer gegen ihre Entscheidung appellirt ha
giebt nur einen Arbitration Court in der ganzen Kolonie
besteht aus drei von der Regierung auf drei Jahre ernannte
gliedern, von denen je einer von den beiden Parteien vorge
wird, während der Dritte und Vorsitzende ein Richter des h
Gerichtshofes sein muß. Es ist von vornherein sicher, daß
ersteren Zwei schroff gegenüberstehen und die Entscheidung
in der Hand des Vorsitzenden liegt. Zu Richtern des o
Gerichtshofes ernennt in den Kolonien wie in England die je
Regierung unter den angesehenen Rechtsgelehrten des
politische Gesinnungsgenossen, häufig sogar Parlamentsmi
der eigenen Partei. Wenn nun ein Arbeiterministerium seit
Jahren am Ruder ist, fällt es nicht schwer, den Posten als
sitzender des Schiedsgerichts mit einem Gleichgesinnten zu b

jede einzelne uns acht menschliche Arbeitskräfte ersetzt, bleibt unser Geschäft doch unrentabel. In einer schiedsgerichtlichen Verhandlung in Christchurch erstritten sich die Arbeiter in unserem Gewerbe kürzlich ein Urtheil, durch welches nicht nur der Tagelohn und die Arbeitszeit, sondern auch die tägliche Leistung eines jeden Mannes festgesetzt wurde. — Sobald nur eine Gewerkschaft ihre Union gebildet und organisirt hat, macht sie vollen Gebrauch vom Gesetz, meldet einen Streitfall bei dem Gericht an und damit beginnt für uns die Prozedur des langsamen Verblutens. Löhne gehen dann wohl zeitweilig in die Höhe, aber die Industrie wird zu Grunde gerichtet."

Die Verfügung, daß jeder Arbeitgeber, wenn er einen neuen Mann einzustellen beabsichtigt, sich an die betreffende Trade Union zu wenden gezwungen ist und einen freien Arbeiter erst dann annehmen darf, wenn ihm diese nach 24 Stunden keinen geeigneten Mann gestellt hat, ist einer der meist umstrittenen Punkte, und ihr Vorhandensein beweist deutlich, welchen Einflüssen das Neu-Seeländer Parlament unterworfen ist.

Heute schon endgiltige Schlüsse zu ziehen, wäre, wie bereits vorher gesagt, übereilt, aber alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Seddonsche Gesetzgebung in ihrer jetzigen Form das Problem nicht gelöst hat. Vielleicht läßt sich, ohne vom Prinzip abzugehen, noch manches verbessern, aber die harte Nuß wird immer die Frage der Zusammensetzung der Schiedsgerichte bleiben, denn die Versöhnungsgerichte sind bedeutungslos und haben in den seltensten Fällen zu einer Verständigung geführt, weil eine der streitenden Parteien fast immer gegen ihre Entscheidung appellirt hat. Es giebt nur einen Arbitration Court in der ganzen Kolonie und er besteht aus drei von der Regierung auf drei Jahre ernannten Mitgliedern, von denen je einer von den beiden Parteien vorgeschlagen wird, während der Dritte und Vorsitzende ein Richter des höchsten Gerichtshofes sein muß. Es ist von vornherein sicher, daß sich die ersteren Zwei schroff gegenüberstehen und die Entscheidung allein in der Hand des Vorsitzenden liegt. Zu Richtern des obersten Gerichtshofes ernennt in den Kolonien wie in England die jeweilige Regierung unter den angesehenen Rechtsgelehrten des Landes politische Gesinnungsgenossen, häufig sogar Parlamentsmitglieder der eigenen Partei. Wenn nun ein Arbeiterministerium seit vielen Jahren am Ruder ist, fällt es nicht schwer, den Posten als Vorsitzender des Schiedsgerichts mit einem Gleichgesinnten zu besetzen,

der bei aller persönlicher Unparteilichkeit aus vollster Ueberzeugung seine Urtheilssprüche fast ausnahmslos zu Gunsten der Arbeiter fällt. Erst in allerletzter Zeit hat die Nothlage der Kapitalisten eine kleine Besserung darin bewirkt, aber selbst jetzt geht der Richter noch sehr ängstlich darauf aus, das Recht seiner politischen Freunde wahrzunehmen. Richter Cooper, der gegenwärtige Vorsitzende, lehnte zwar im August dieses Jahres ab, den Wollarbeitern in Gerbereien und Fleischwerken die geforderte Lohnerhöhung zu bewilligen, weil die Lage des Wollmarktes für die Fabrikanten derartig ernst sei, daß er sich nicht für berechtigt halte, die augenblicklich bestehenden Verhältnisse zu ändern, aber eine definitive Entscheidung würde das Gericht nicht fällen, weil sonst den Arbeitern vielleicht Unrecht geschehe, wenn die Wollpreise wieder besser würden, während andererseits den Fabrikanten ein Unrecht geschehe, so lange die Preise so niedrig bleiben. Die Lohnfrage würde demnach eine offene bleiben und es stände der Union frei, nachdem Wolle im Preise gestiegen ist, den Fall wieder vor das Gericht zu bringen. Daß der Gerichtshof dann, d. h. wenn die Wollpreise hohe sind, die Löhne ganz unabhängig davon, ob Wollpreise herauf- oder heruntergehen, auf zwei Jahre auf dieser Basis festsetzen wird, spricht die getroffene Entscheidung deutlich aus, und dies zeigt die unglückliche Situation der Arbeitgeber in Zeiten geschäftlicher Depression. Man kann daher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die bestehende Gesetzgebung nicht von Dauer sein wird, weil sie den geschäftlichen Unternehmungsgeist tödtet und das Kapital aus dem Lande treibt. Die Lage muß um so mehr zu einer Krisis führen, weil die Arbeiter oder richtiger gesagt die leitenden Geister der Trade Unions noch jedesmal, wenn ihnen ein prinzipielles Urtheil des Schiedsgerichtes nicht gepaßt hat, dasselbe dadurch werthlos gemacht haben, daß sie im Parlament Spezialgesetze für den betreffenden Fall durchsetzten. Jedenfalls wird es von besonderem Interesse sein, den Verlauf der Dinge in Neu-Seeland während der nächsten Monate und so lange die allgemeine Depression andauert, aufmerksam zu verfolgen.

Nicht als stille Beobachter haben die Arbeiter in den anderen australasischen Staaten den Erfolgen ihrer Neu-Seeländer Genossen zugeschaut. Je nach der Stärke ihrer Partei sind in allen Kolonien mehr oder weniger tief in die wirthschaftlichen Verhältnisse eingreifende Arbeitergesetze entstanden, denen die Seddonschen zum großen Theil als Muster gedient haben. Der Arbeiter-

einfluß ist so mächtig, daß es heute in keiner Kolonie ein Ministeri
giebt, welches nicht unter seiner Flagge segelt, und in ganz Australa
würde in kaum einem städtischen Wahlkreis ein Parlamentskand
Aussichten haben, gewählt zu werden, der nicht bestimmte, arbei
freundliche Erklärungen abgiebt. Am meisten verschont von
artiger Gesetzgebung war bisher Neu-Süd-Wales, aber seit
sein früherer Premier und wackerer Freihandelskämpe George
durch die vereinten Schutzzöllner und Arbeiter verdrängt ist,
man das Versäumte eifrigst nach. Der Minimallohn von 7
für den achtstündigen Arbeitstag ist dort bereits gesetzlich einge
und die Arbeitervereine haben dem Minister der öffentlichen Arb
O'Sullivan als Anerkennung dafür mit einer goldenen Uhr
mit Sovereigns gespickter Börse beschenkt. In seiner Dan
prophezeit dieser Herr, daß Neu-Süd-Wales bald Neu-Seelar
sozialistischer Gesetzgebung überflügelt haben werde und da
7 sh nur als Uebergang zum 8 sh-Minimallohn dienen
welchen er einzuführen hoffe, sobald die Zeiten etwas besser
Hätte man ihm zwei goldene Uhren und die doppelte
Sovereigns geschenkt, meinen seine Gegner, würde er vie
auch 9 sh versprochen haben.

Auch eine Compulsory Arbitration Bill ist jetzt im Neu
Wales-Parlament von der Regierung eingebracht, welche sic
wenig von dem Neu-Seeländer Gesetz unterscheidet; die
arbeitung des Entwurfes geschah durch einen Richter des h
Gerichtshofes, der eingehende Studien über die Wirkung de
setzes in Neu-Seeland gemacht hatte, und so suchen di
änderungen hauptsächlich einige der Schäden des letzteren
seitigen. Um die Häufigkeit der Streitfälle einzuschränken,
in Neu-Süd-Wales erst 20 Arbeiter, und zwar freie oder Unio
statt der 7 Unionisten in Neu-Seeland, den Antrag auf
suchung vor dem Schiedsgericht stellen können. Ferner beab
man die Versöhnungsgerichte, die meist sehr zeitraubend — di
glieder beziehen Tagesdiäten — und trotzdem zwecklos sind,
fortfallen zu lassen. Drittens sollen die von dem Schieds
getroffenen Entscheidungen nicht nur für den betreffenden
fall, sondern für alle ähnlichen Fälle bindend sein, wodurc
hindert wird, daß ein einzelner größerer Unternehmer, der
eine ganze Anzahl verschiedenen Gewerben angehörende A
in seinem Betriebe beschäftigt, wie es in Neu-Seeland ge
von jeder einzelnen Sektion vorgeladen wird. Daß dieser

einfluß ist so mächtig, daß es heute in keiner Kolonie ein Ministerium giebt, welches nicht unter seiner Flagge segelt, und in ganz Australasien würde in kaum einem städtischen Wahlkreis ein Parlamentskandidat Aussichten haben, gewählt zu werden, der nicht bestimmte, arbeiterfreundliche Erklärungen abgiebt. Am meisten verschont von derartiger Gesetzgebung war bisher Neu-Süd-Wales, aber seitdem sein früherer Premier und wackerer Freihandelskämpe George Reid durch die vereinten Schutzzöllner und Arbeiter verdrängt ist, holt man das Versäumte eifrigst nach. Der Minimallohn von 7 sh für den achtstündigen Arbeitstag ist dort bereits gesetzlich eingeführt und die Arbeitervereine haben dem Minister der öffentlichen Arbeiten O'Sullivan als Anerkennung dafür mit einer goldenen Uhr und mit Sovereigns gespickter Börse beschenkt. In seiner Dankrede prophezeit dieser Herr, daß Neu-Süd-Wales bald Neu-Seeland in sozialistischer Gesetzgebung überflügelt haben werde und daß die 7 sh nur als Uebergang zum 8 sh-Minimallohn dienen sollen, welchen er einzuführen hoffe, sobald die Zeiten etwas besser seien. Hätte man ihm zwei goldene Uhren und die doppelte Zahl Sovereigns geschenkt, meinen seine Gegner, würde er vielleicht auch 9 sh versprochen haben.

Auch eine Compulsory Arbitration Bill ist jetzt im Neu-Süd-Wales-Parlament von der Regierung eingebracht, welche sich nur wenig von dem Neu-Seeländer Gesetz unterscheidet; die Ausarbeitung des Entwurfes geschah durch einen Richter des höchsten Gerichtshofes, der eingehende Studien über die Wirkung des Gesetzes in Neu-Seeland gemacht hatte, und so suchen die Abänderungen hauptsächlich einige der Schäden des letzteren zu beseitigen. Um die Häufigkeit der Streitfälle einzuschränken, sollen in Neu-Süd-Wales erst 20 Arbeiter, und zwar freie oder Unionisten, statt der 7 Unionisten in Neu-Seeland, den Antrag auf Untersuchung vor dem Schiedsgericht stellen können. Ferner beabsichtigt man die Versöhnungsgerichte, die meist sehr zeitraubend — die Mitglieder beziehen Tagesdiäten — und trotzdem zwecklos sind, ganz fortfallen zu lassen. Drittens sollen die von dem Schiedsgericht getroffenen Entscheidungen nicht nur für den betreffenden Streitfall, sondern für alle ähnlichen Fälle bindend sein, wodurch verhindert wird, daß ein einzelner größerer Unternehmer, der häufig eine ganze Anzahl verschiedenen Gewerben angehörende Arbeiter in seinem Betriebe beschäftigt, wie es in Neu-Seeland geschieht, von jeder einzelnen Sektion vorgeladen wird. Daß dieser Gesetz-

entwurf im Unterhaus angenommen werden wird, unterliegt bei der Zusammensetzung desselben keinem Zweifel, und damit würde Neu-Süd-Wales aufhören, die Zufluchtsstätte der in anderen Kolonien in ihrer Existenz bedrohten Industriellen zu sein; aber es ist sehr fraglich, ob das Oberhaus in diesem Falle seine Zustimmung geben wird.

Keine der anderen Kolonien hat bisher die Compulsory Arbitration Bill adoptirt, die meisten haben sich auf Einsetzung freier Schiedsgerichte beschränkt, welche aber nicht vermocht haben, gelegentlichen Streiks vorzubeugen, wie z. B. der allgemeine, glücklicher Weise aber nur kurze Streik sämmtlicher Eisenbahnangestellten in West-Australien vor einigen Monaten bewies, wo die Goldfelder von der Zufuhr aller Lebensmittel Tage lang abgeschnitten waren. Das Bundesparlament darf verfassungsgemäß in industrielle Streitigkeiten gesetzgeberisch nur dann eingreifen, wenn sich diese über die Grenzen einer einzelnen Kolonie ausdehnen. Herr Kingston, früher Premier in Süd-Australien, jetzt Handels- und Zollminister des Bundesstaates, dem auch die Ausarbeitung des Zolltarifes oblag, hat noch vor diesem dem Parlament einen Conciliation and Arbitration Act vorgelegt, welcher genau dem Neu-Seeländer nachgebildet ist, der aber nicht einmal die in Neu-Süd-Wales vorgeschlagenen Verbesserungen enthält und dessen Annahme zur unbedingten Folge haben muß, daß bei der starken inneren Organisation der Trade Unions aller Kolonien untereinander jede lokale Streitfrage zur allgemeinen gemacht werden wird. Eine sehr zahlreiche und einflußreiche Deputation der Arbeitgeber aller Industrien Viktorias, die auch ihrerseits schon seit Jahren zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen eine Employers Union gebildet haben, trug sofort nach Bekanntwerden des Gesetzesvorschlages dem Minister ihre schweren Bedenken dagegen vor. Namentlich wies man auf die unvollständigen und widersprechenden, zum Theil recht ungünstig lautenden Berichte über den Erfolg in Neu-Seeland hin und jede einzelne Industrie stimmte einen Trauergesang an, wie schwer die Industriellen Victorias bereits durch Lohn-, Fabrik- und Haftpflichtgesetzgebung belastet sind, wie von angemessener Verzinsung des Anlagekapitals schon längst nicht mehr die Rede sein könne, wie man den Betrieb einschränken und Arbeiter entlassen müsse, so daß weitere gesetzliche Beschränkung zur völligen Lahmlegung des Unternehmungsgeistes führen werde. Kingston, im sicheren Bewußtsein einer im Parlament hinter ihm stehenden Majorität, antwortete,

daß die Regierung fest entschlossen sei, ihren Entwurf durchzubri
oder mit ihm zu fallen. Keine Zeit sei für Erledigung
Arbeiterangelegenheiten günstiger, wie gerade die jetzige, wo Fri
zwischen den Parteien herrsche und man sich in Ruhe ausspr
könne; wolle man warten, bis sie sich erst wieder in den Ha
lägen, käme nie ein Gesetz zu Stande, welches Aussicht auf D
und Erfolg verspräche. Er persönlich sei zwar ein unbedi
Anhänger der Trade Unions und der Meinung, daß sie, die
und Geld in dem Kampf für die Rechte ihrer Genossen op
auch das ausschließliche Anrecht auf die Erfolge haben sollten,
dem wolle er auch den freien Arbeitern die gleichen Vorthei
währen. Wenn dieses die einzige Konzession ist, die ge
werden soll, bedeutet sie herzlich wenig, denn die Unions terro
sowohl ihre eigenen Mitglieder, wie die Arbeitgeber durc
Paragraph ihrer Statuten, der bestimmt, daß die Arbeit vo
Unionisten sofort niedergelegt wird, wenn ein Unternehmer
einzigen freien Arbeiter einstellt.

In keiner Kolonie, selbst nicht in Neu-Seeland, ist die In
durch die Arbeitergesetzgebung schärfer getroffen wie in Victori
zwar keine Schiedsgerichte, wohl aber Lohngerichte bestehen,
dem gleichen Ziele führen. Der Fabrikant dort behauptet
seit Einsetzung dieser Gerichte die eigentliche Leitung seine
schäftes in den Händen dieser Körperschaft ruhe und er nicht
Herr in seinem eigenen Hause sei. Die geschaffene Lage
in ihm um so schmerzlichere Gefühle, weil er selbst an dem Zu
kommen dieser Gesetze mitgewirkt hat. Unter falschen Vorspiege
habe man ihn dazu veranlaßt, sagt er heute und hat dami
so ganz Unrecht, weil er sich bei einem Kuhhandel über die
hauen ließ; denn für das Zugeständniß der den Industriell
willigten enormen Schutzzölle versprachen diese der Arbeite
als Kompensation entsprechende Aufbesserung der Löhne, wo
den geforderten Leistungen und den lokalen Verhältnissen
entsprachen, d. h. die Arbeiter verlangten von denen, die
Vortheil aus dem Ausschluß der Produkte ausländischer,
Arbeit zogen, Vergütung für die dadurch hervorgerufene
theuerung gewisser Bedarfsartikel. Man einigte sich dahin
Royal Commission zur Untersuchung der in den einzelnen Ind
gezahlten Löhne einzusetzen, die darüber an das Parlament
richten hatte. Die Kommission, die den bezeichnenden
„On Sweating" führte, unter welchem Worte der Engländ

daß die Regierung fest entschlossen sei, ihren Entwurf durchzubringen oder mit ihm zu fallen. Keine Zeit sei für Erledigung der Arbeiterangelegenheiten günstiger, wie gerade die jetzige, wo Frieden zwischen den Parteien herrsche und man sich in Ruhe aussprechen könne; wolle man warten, bis sie sich erst wieder in den Haaren lägen, käme nie ein Gesetz zu Stande, welches Aussicht auf Dauer und Erfolg verspräche. Er persönlich sei zwar ein unbedingter Anhänger der Trade Unions und der Meinung, daß sie, die Zeit und Geld in dem Kampf für die Rechte ihrer Genossen opferten, auch das ausschließliche Anrecht auf die Erfolge haben sollten, trotzdem wolle er auch den freien Arbeitern die gleichen Vortheile gewähren. Wenn dieses die einzige Konzession ist, die gemacht werden soll, bedeutet sie herzlich wenig, denn die Unions terrorisiren sowohl ihre eigenen Mitglieder, wie die Arbeitgeber durch den Paragraph ihrer Statuten, der bestimmt, daß die Arbeit von den Unionisten sofort niedergelegt wird, wenn ein Unternehmer einen einzigen freien Arbeiter einstellt.

In keiner Kolonie, selbst nicht in Neu-Seeland, ist die Industrie durch die Arbeitergesetzgebung schärfer getroffen wie in Victoria, wo zwar keine Schiedsgerichte, wohl aber Lohngerichte bestehen, die zu dem gleichen Ziele führen. Der Fabrikant dort behauptet, daß seit Einsetzung dieser Gerichte die eigentliche Leitung seines Geschäftes in den Händen dieser Körperschaft ruhe und er nicht länger Herr in seinem eigenen Hause sei. Die geschaffene Lage erweckt in ihm um so schmerzlichere Gefühle, weil er selbst an dem Zustandekommen dieser Gesetze mitgewirkt hat. Unter falschen Vorspiegelungen habe man ihn dazu veranlaßt, sagt er heute und hat damit nicht so ganz Unrecht, weil er sich bei einem Kuhhandel über die Ohren hauen ließ; denn für das Zugeständniß der den Industriellen bewilligten enormen Schutzzölle versprachen diese der Arbeiterpartei als Kompensation entsprechende Aufbesserung der Löhne, wo solche den geforderten Leistungen und den lokalen Verhältnissen nicht entsprachen, d. h. die Arbeiter verlangten von denen, die allein Vortheil aus dem Ausschluß der Produkte ausländischer, billiger Arbeit zogen, Vergütung für die dadurch hervorgerufene Vertheuerung gewisser Bedarfsartikel. Man einigte sich dahin, eine Royal Commission zur Untersuchung der in den einzelnen Industrien gezahlten Löhne einzusetzen, die darüber an das Parlament zu berichten hatte. Die Kommission, die den bezeichnenden Namen „On Sweating“ führte, unter welchem Worte der Engländer das

Aussaugen des hungernden Arbeiters durch einen gewissenlosen Arbeitgeber versteht, beschäftigte sich ihrer Bestimmung gemäß zuerst mit den in einzelnen Industrien, namentlich solchen der Bekleidungsbranchen, welche viel Hausarbeit ausgaben, gezahlten Löhnen, ging dann aber weit über ihre Bestimmung hinaus und untersuchte die Lohnverhältnisse in Gewerben, wo von Sweating durchaus keine Rede sein konnte. Das gesammelte Material diente dann als Grundlage für den heutigen Factories Act, durch den die Wages Boards (Lohngerichte) eingeführt wurden. Ursprünglich dazu bestimmt zu verhindern, daß wirklich erbärmliche Hungerlöhne an arme Leute, die in ihrer Noth jede Arbeit und jede Bezahlung annehmen, gezahlt wurden, ist in Folge des in australasischer, schnell geschaffener Gesetzgebung so oft mangelhaften Wortlauts eine Behörde daraus entstanden, die jeder Industrie genau vorschreibt, welche Minimallöhne sie den einzelnen Kategorien ihrer Arbeiter zahlen muß. Daß für außer dem Hause verrichtete Stückarbeit festgelegt ist, wieviel z. B. der Zuschneider für das Zuschneiden eines Rockes oder die Näherin für die Anfertigung eines Knopfloches erhält, mag gerecht sein, aber ungerecht ist, sowohl für die Arbeiter wie für den Fabrikherrn, daß alle Fabrikarbeiter, ob leistungsfähig oder nicht, ob fleißig und gewissenhaft oder träge und gleichgültig, für die gleiche Arbeitszeit gleichen Lohn empfangen. Der Arbeitgeber kann wegen der kaum erschwingbaren Mindestlöhne jetzt bessere Leistungen nicht mehr nach Verdienst belohnen und der Arbeitnehmer, welcher höhere Intelligenz besitzt und welcher in der Hoffnung auf größeren Verdienst eifriger war, sinkt daher auch mit seinen Leistungen auf das Niveau seiner minderwerthigen Kollegen herab.

Wie in Neu-Seeland richten sich in Victoria die Hauptklagen gegen die Zusammensetzung der Wages Boards, deren jedes Gewerbe ein besonderes hat. Beide Parteien wählen in diese je 4 bis 6 Vertreter und die Regierung ernennt, falls eine Einigung nicht erzielt wird und das geschieht nie, einen unparteiischen Vorsitzenden, aber nicht einen Richter, sondern irgend eine ihr genehme Persönlichkeit, meist höhere Verwaltungsbeamte oder Geistliche, denen jede Sachkenntniß abgeht und deren einzige Qualifikation eine ausgesprochene Arbeiterfreundlichkeit ist. Die Einwände der machtlosen Arbeitgeber verhallen in den Sitzungen dieser Boards ungehört und es ist nicht vorgekommen, daß der Vorsitzende auch nur ein einziges Mal auf ihrer Seite gestanden hätte. Erst

kürzlich erklärte einer dieser Herren, dem die Nothlage der Indu
vorgestellt wurde: „Ich habe nicht die Geschäftslage zu prü
sondern einen angemessenen Lohnsatz festzusetzen, von dem
Mann komfortabel leben kann". Diese schwierige Frage n
in Victoria durch das Machtwort eines Mannes entschieden und
kann nicht Wunder nehmen, daß sich die junge Industrie, di
Folge jahrelanger Nachwehen des großen Kraches vor zehn Ja
keinen leichten Stand hatte, die sehr stark mit fremdem, the
Gelde arbeitet und die die Verkaufspreise ihrer Fabrikate n
erhöhen kann, wenn sie sich ihr beschränktes Absatzgebiet wa
will, bereits heute in einer schweren Krisis befindet. Etablisseme
die in Konkurrenz mit dem Ausland treten, wie Fleischw
Mühlen u. s. w. haben innerhalb der letzten zwölf Monate i
Betrieb stark einschränken müssen, Gerbereien, ein früher
umfangreiches Gewerbe, mußten ganz die Arbeit einstellen
exportiren heute die Felle im Rohzustande; neues Kapital wi
der Industrie wegen der unsicheren Zustände nicht mehr ang
altes wird gekündigt und für den inländischen Bedarf arbei
Fabriken ersetzen mehr und mehr Handarbeit durch Maschinen
daß umfangreiche Arbeiterentlassungen erfolgten. Das ist sc
genug für die Industriellen und Kapitalisten, aber nicht um
Haar besser für die Arbeiter. Die Zahl derer, die aus den
erhöhungen Vortheil ziehen, mußte sich naturgemäß verringern
Arbeitslosen wurden gezwungen, außerhalb ihres Gewerbe
Tagelöhner weit geringeren Verdienst zu suchen, und name
darf man nicht vergessen, daß hohe Löhne im Verein mit
zöllen das Steigen der Preise aller Lebensbedürfnisse veru
haben. Durch den aufs Aeußerste hochgeschraubten Minima
ist vor Allem dem Arbeiter, welcher durch Alter, Körpersch
oder geringere Intelligenz weniger leistungsfähig ist, die Er
in seinem eigenen Handwerk vollständig genommen, denn von
Arbeitgeber kann nicht erwartet werden, daß er für den ihm
Gesetz aufgedrungenen Lohn einen minderwerthigen Mann ein
wenn er für das gleiche Geld einen vollwerthigen haben kann
persönliche Rücksichten werden nicht mehr in Frage kommen.
durch hat sich das gegenseitige Verhältniß gewiß nicht vert
und statt des erstrebten Ausgleichs hat man erreicht, daß
Leidenschaften im Innern beständig gähren.

Selbstverständlich ist, daß der Arbeiter soviel Geld ni
wie er bekommen kann, aber ebenso selbstverständlich i

kürzlich erklärte einer dieser Herren, dem die Nothlage der Industrie vorgestellt wurde: „Ich habe nicht die Geschäftslage zu prüfen, sondern einen angemessenen Lohnsatz festzusetzen, von dem ein Mann komfortabel leben kann". Diese schwierige Frage wird in Victoria durch das Machtwort eines Mannes entschieden und es kann nicht Wunder nehmen, daß sich die junge Industrie, die in Folge jahrelanger Nachwehen des großen Kraches vor zehn Jahren keinen leichten Stand hatte, die sehr stark mit fremdem, theurem Gelde arbeitet und die die Verkaufspreise ihrer Fabrikate nicht erhöhen kann, wenn sie sich ihr beschränktes Absatzgebiet wahren will, bereits heute in einer schweren Krisis befindet. Etablissements, die in Konkurrenz mit dem Ausland treten, wie Fleischwerke, Mühlen u. s. w. haben innerhalb der letzten zwölf Monate ihren Betrieb stark einschränken müssen, Gerbereien, ein früher sehr umfangreiches Gewerbe, mußten ganz die Arbeit einstellen und exportiren heute die Felle im Rohzustande; neues Kapital wird in der Industrie wegen der unsicheren Zustände nicht mehr angelegt, altes wird gekündigt und für den inländischen Bedarf arbeitende Fabriken ersetzen mehr und mehr Handarbeit durch Maschinen, so daß umfangreiche Arbeiterentlassungen erfolgten. Das ist schlimm genug für die Industriellen und Kapitalisten, aber nicht um ein Haar besser für die Arbeiter. Die Zahl derer, die aus den Lohnerhöhungen Vortheil ziehen, mußte sich naturgemäß verringern; die Arbeitslosen wurden gezwungen, außerhalb ihres Gewerbes als Tagelöhner weit geringeren Verdienst zu suchen, und namentlich darf man nicht vergessen, daß hohe Löhne im Verein mit Schutzzöllen das Steigen der Preise aller Lebensbedürfnisse verursacht haben. Durch den aufs Aeußerste hochgeschraubten Minimallohn ist vor Allem dem Arbeiter, welcher durch Alter, Körperschwäche oder geringere Intelligenz weniger leistungsfähig ist, die Existenz in seinem eigenen Handwerk vollständig genommen, denn von dem Arbeitgeber kann nicht erwartet werden, daß er für den ihm vom Gesetz aufgedrungenen Lohn einen minderwerthigen Mann einstellt, wenn er für das gleiche Geld einen vollwerthigen haben kann, und persönliche Rücksichten werden nicht mehr in Frage kommen. Hierdurch hat sich das gegenseitige Verhältniß gewiß nicht verbessert und statt des erstrebten Ausgleichs hat man erreicht, daß die Leidenschaften im Innern beständig gähren.

Selbstverständlich ist, daß der Arbeiter soviel Geld nimmt, wie er bekommen kann, aber ebenso selbstverständlich ist, daß der

unkosten bieten in den meisten Gewerben mehr wie Ersatz für die Verkürzung der Arbeitsstunden. Gleichzeitig hat sich die soziale Lage der Arbeiter ganz ungemein gehoben. Nicht todtmüde, bloß um zu essen und zu schlafen, kehrt der australasische Arbeiter nach vollendetem Tageswerk zu seiner Familie zurück, sondern es bleibt ihm Lust und Muße sich den Seinigen zu widmen und die Vortheile des eigenen Herds zu genießen; die säuberen Häuschen, in denen ausnahmslos nur eine Familie wohnt, mit ihren sorgsam gepflegten Vordergärtchen legen in jeder australasischen Stadt Zeugniß davon ab. Der Bildungsgrad des australasischen Arbeiters ist ein ganz ungewöhnlich hoher, hauptsächlich darum, weil er Zeit zum Lesen hat und weil ihm die zahlreichen Volksbibliotheken, von denen er eifrigen Gebrauch macht, die geeignete Lektüre bieten.

Namentlich hat die Beschränkung der Arbeitsstunden für Ladenangestellte, die nicht übertrieben ist, allgemeine Billigung gefunden und die Gewährung eines freien Nachmittags in der Woche an alle Angestellten oder Arbeiter hat sich durchaus bewährt. Durch die Verordnung, daß alle Geschäfte derselben Branche einheitlich an dem gleichen, von ihnen selbst durch Majoritätsbeschluß zu bestimmenden Wochentage um 1 oder 2 Uhr geschlossen werden müssen, erleidet Niemand Schaden, und das Publikum hat sich schnell gewöhnt seine Einkäufe an solchen Tagen am Vormittage zu besorgen. Auch der gesetzlichen Beschränkung der Einstellung von Lehrlingen ist aus vielen Gründen zuzustimmen, wenn aber ein kleiner Fleischermeister gerichtlich dafür bestraft wird, weil er seine eigenen Söhne in seinem Geschäft, welches die für zwei Lehrlinge gesetzlich festgesetzte Zahl von Gesellen nicht beschäftigt, lernen läßt, geht man doch über das vernünftige Maß hinaus.

Altersversorgungsrenten wurden in allerneuester Zeit in mehreren Kolonien eingeführt, allerdings nach einem ganz anderen Prinzipe als in Deutschland, denn Beiträge werden nicht erhoben, sondern die Staatskasse bezahlt an Leute, die das vorgeschriebene Alter erreicht haben, Pensionen aus den laufenden Einnahmen. Ohne sich auch nur eine irgendwie zuverlässige Vorberechnung über das mögliche Total gemacht zu haben, wurden willkürlich in die Budgets Beiträge eingesetzt, welche bei Weitem nicht genügten, die gestellten Anforderungen zu befriedigen, so daß den Finanzministern schwere Sorgen bereitet wurden. Neu-Seeland war wiederum hier an der Spitze; sein Gesetz trat am 1. November 1898 in Kraft und gewährt Personen, die über 65 Jahre alt sind, eine Staats-

rente. Es wurden dort bei einer Gesammtbevölkerung [illegible] ¾ Millionen in den ersten 5 Monaten an 7487 Personen j[illegible] liche Altersrenten im Betrage von 128 082 Lstr. oder du[illegible] schnittlich 17,2 Lstr. (342 Mark) pro Kopf und Jahr bewil[illegible] welche Summe sich seitdem beständig vergrößert hat, so daß [illegible] den 22 000 Personen, die die Altersgrenze erreicht haben, [illegible] bereits mehr wie die Hälfte Staatspensionäre sind und für [illegible] laufende Jahr 215 000 Lstr. (4 300 000 Mark) dafür vorge[illegible] werden mußten.

In Viktoria besteht die Altersversorgung seit einem [illegible] und sie tritt mit dem sechzigsten Lebensjahre ein. Die wöchen[illegible] Rente beträgt einheitlich 10 sh; nach den an die Staats[illegible] gestellten Anforderungen aber, welche den im vorigen Budget [illegible] gesehenen Betrag um mehr wie das Dreifache überschritten [illegible] 313 000 Lstr. (6 260 000 Mark) erreichten, wünscht das Ministe[illegible] allerdings nicht im Einverständniß mit der eigentlichen Ar[illegible] partei im Parlament, auf $7^1/_2$ sh zurückzugehen, und es sin[illegible] nächstjährigen Etat daher nur 325 000 Lstr. (6 500 000 [illegible] dafür eingesetzt, obgleich die beständig steigende Zahl der bewil[illegible] Pensionen bereits 16 350 beträgt. Von den 1 200 000 Einwo[illegible] sind 56 000 rentenberechtigt, also haben noch nicht ein Drittel von [illegible] Recht Gebrauch gemacht. Trotzdem äußerte sich der Premier in [illegible] Budgetrede über die mit dem Gesetz im ersten Jahre gem[illegible] Erfahrungen in den folgenden Worten: „Ich schäme mich [illegible] gestehen, daß so viele meiner Mitbürger ihre Pflichten gege[illegible] alten Eltern und Familienangehörigen auf den Staat abg[illegible] haben; zu meinem tiefsten Bedauern befinden sich darunter [illegible] in den besten Verhältnissen und gut bezahlte Beamte.“ [illegible] Zukunft sollen daher Renten nur in öffentlicher Verhandlun[illegible] einem Friedensrichter gewährt werden, aber da dies in Neu-Se[illegible] wo doch das Verhältniß ein viel ungünstigeres ist, stets g[illegible] wird sich der Staat auf eine weit höhere jährliche Ausgab[illegible] bereiten müssen. Wie in diesen durchaus demokratischen Ko[illegible] der Wohlhabende nichts Ehrenrühriges darin sieht, seine Kin[illegible] die Staatsschulen zu senden, wo sie auf öffentliche Kosten ge[illegible] sam mit denen des ärmsten Tagelöhners erzogen werden, so [illegible] er anstandslos Gebrauch von den Vortheilen, die dieses [illegible] jedem Staatsbürger ohne Unterschied der Stellung zuspricht.

Die Gesammtwirkung der australasischen Arbeitergesetzge[illegible] die man weit richtiger als „Experimente im Gesetzemachen[illegible]

rente. Es wurden dort bei einer Gesammtbevölkerung von $^3/_4$ Millionen in den ersten 5 Monaten an 7487 Personen jährliche Altersrenten im Betrage von 128 082 Lstr. oder durchschnittlich 17,2 Lstr. (342 Mark) pro Kopf und Jahr bewilligt, welche Summe sich seitdem beständig vergrößert hat, so daß von den 22 000 Personen, die die Altersgrenze erreicht haben, heute bereits mehr wie die Hälfte Staatspensionäre sind und für das laufende Jahr 215 000 Lstr. (4 300 000 Mark) dafür vorgesehen werden mußten.

In Viktoria besteht die Altersversorgung seit einem Jahre und sie tritt mit dem sechzigsten Lebensjahre ein. Die wöchentliche Rente beträgt einheitlich 10 sh; nach den an die Staatskassen gestellten Anforderungen aber, welche den im vorigen Budget vorgesehenen Betrag um mehr wie das Dreifache überschritten und 313 000 Lstr. (6 260 000 Mark) erreichten, wünscht das Ministerium, allerdings nicht im Einverständniß mit der eigentlichen Arbeiterpartei im Parlament, auf $7^1/_2$ sh zurückzugehen, und es sind im nächstjährigen Etat daher nur 325 000 Lstr. (6 500 000 Mark) dafür eingesetzt, obgleich die beständig steigende Zahl der bewilligten Pensionen bereits 16 350 beträgt. Von den 1 200 000 Einwohnern sind 56 000 rentenberechtigt, also haben noch nicht ein Drittel von ihrem Recht Gebrauch gemacht. Trotzdem äußerte sich der Premier in seiner Budgetrede über die mit dem Gesetz im ersten Jahre gemachten Erfahrungen in den folgenden Worten: „Ich schäme mich einzugestehen, daß so viele meiner Mitbürger ihre Pflichten gegen ihre alten Eltern und Familienangehörigen auf den Staat abgewälzt haben; zu meinem tiefsten Bedauern befinden sich darunter Leute in den besten Verhältnissen und gut bezahlte Beamte.“ In Zukunft sollen daher Renten nur in öffentlicher Verhandlung vor einem Friedensrichter gewährt werden, aber da dies in Neu-Seeland, wo doch das Verhältniß ein viel ungünstigeres ist, stets geschah, wird sich der Staat auf eine weit höhere jährliche Ausgabe vorbereiten müssen. Wie in diesen durchaus demokratischen Kolonien der Wohlhabende nichts Ehrenrühriges darin sieht, seine Kinder in die Staatsschulen zu senden, wo sie auf öffentliche Kosten gemeinsam mit denen des ärmsten Tagelöhners erzogen werden, so macht er anstandslos Gebrauch von den Vortheilen, die dieses Gesetz jedem Staatsbürger ohne Unterschied der Stellung zuspricht.

Die Gesammtwirkung der australasischen Arbeitergesetzgebung, die man weit richtiger als „Experimente im Gesetzemachen“ be-

zeichnet, ist jedenfalls, hauptsächlich in Folge ihrer einseitigen Auslegung eine solche, daß die Vortheile durch die Nachtheile mehr wie aufgewogen werden, und weitsichtige, ernste Leute aller Klassen, auch unter den Arbeitern vereinzelte, die auf das Wohl ihres Landes bedacht sind, sehen der Zukunft mit schweren Befürchtungen entgegen. Die Erfolge, von denen der Pariser Albert Metin in seinem Buche „Le Socialisme sans Doctrine“ oder der Amerikaner Henry Demarest Lloyd in „A Country Without Strikes“ zu berichten wissen, haben in Australasien selbst lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Die fast immer günstigen Schlüsse, die beide ziehen, können nicht auf eingehender Kenntniß der Verhältnisse, sondern nur auf ihnen während eines kurzen Aufenthalts gemachten Mittheilungen beruhen, zu denen wahrscheinlich das Neuseeländer Ministerium das Hauptmaterial geliefert hat; auch datiren ihre Besuche über zwei Jahre zurück, d. i. in eine Zeit, wo der wirthschaftliche Aufschwung seinen Höhepunkt erreicht hatte. Außerdem ist Lloyd's Buch, welches mit einer Einführung des ehemaligen Neuseeländer Minister und Miturheber der Gesetze Reeves, der jetzt Agent-General für seine Kolonie in London ist, erscheint, entschieden vom einseitigen arbeiterfreundlichen Standpunkt aus geschrieben. Es würde sich für Leser dieser Bücher empfehlen, um auch zu hören, was die altera pars zu sagen hat, z. B. den kurzen Artikel Sir William M'Millans in der August-Nummer der australischen Review of Reviews einzusehen; dieser angesehene australische Parlamentarier ist der Ansicht, daß die ganze Neuseeländer und Viktorianische Arbeiter-Gesetzgebung binnen Kurzem als altes Eisen zur Seite geworfen werden wird, weil sie in sich selbst zusammenbrechen muß. Es sei nach den bisher gemachten Erfahrungen ziemlich klar erwiesen, daß ein Streik nicht immer das größte Uebel ist und daß der bewaffnete Friede, d. h. der Zwangsvergleich zwischen den beiden Parteien, weit empfindlichere Wirkungen hat und für den Nationalwohlstand viel schädlicher ist, wie eine kurze Streikperiode, trotz aller ihrer persönlichen Bitterkeit und der unvermeidlichen pekuniären Verluste.

Für die Förderung der wirthschaftlichen Entwickelung Australasiens ist die Vermehrung der Bevölkerung durch Einwanderung und der Zufluß neuen Kapitals, welches dauernd im Lande bleibt, von allergrößter Bedeutung: dazu kann unmöglich eine derart einseitige Interessenpolitik beitragen, wie sie jetzt in Australasien betrieben wird, die Kapital und Intelligenz geradezu abschreckt und

die eine Klasse so auffallend bevorzugt. In zweiter Linie
der Ausfuhrhandel in jeder Weise gefördert werden, denn die
in den Anfangsstadien ihrer Entwickelung befindlichen Ko
können ihren Nationalwohlstand nicht dadurch heben, daß
sich selbst versorgen, und so muß man für den Export ar
und auch mit Nutzen arbeiten. Australasiens Hauptprodukt
solche der Landwirthschaft; was davon über die Befriedigun
eigenen Bedarfs erzeugt wird, ist werthlos für die Kolonien,
man es nicht zu Preisen, welche zum mindesten Produktions
Transportkosten decken, an das Ausland verkaufen kann; w
man aber im Inlande so hohe Preise verlangen mag wie ma
oder sie das Volk zu zahlen im Stande ist, läßt sich das A
keine Preise vorschreiben: Australasien muß die Weltmarkt
acceptiren oder auf den Verkauf verzichten. Auf dem Weltma
kurriren australasische Produkte vorzugsweise mit denen Argent
Kanadas, Rußlands und Dänemarks, Länder, welche alle d
satzgebiet, England, viel näher liegen, und welche nicht n
erheblich niedrigeren Frachten, sondern auch mit ganz
Lohnverhältnissen zu rechnen haben und wo Fehljahre lan
so häufig sind. Die genaue Differenz dieser Unkosten ziffer
festzustellen, kann hier nicht der Platz sein; im Durchschnit
sich Frachten nach London und Arbeitslöhne am Produktio
und in den Verschiffungshäfen doppelt so hoch in Australa
in den genannten Ländern, obgleich Bodenwerthe kaum
sind, wie z. B. in Argentinien. Bereits hat das Ein
letzteren begonnen, aber dies allein kann die Nachtheile gegen
internationalen Konkurrenz nicht aufwiegen, und mit der zuneh
Exportfähigkeit Australasiens drängt sich die Frage auf, ob di
wärtigen Arbeitergesetze und die hohen Löhne zu einer da
Institution werden können. Es wird mir gestattet sein,
zu verneinen.

die eine Klasse so auffallend bevorzugt. In zweiter Linie muß der Ausfuhrhandel in jeder Weise gefördert werden, denn die noch in den Anfangsstadien ihrer Entwickelung befindlichen Kolonien können ihren Nationalwohlstand nicht dadurch heben, daß sie nur sich selbst versorgen, und so muß man für den Export arbeiten, und auch mit Nutzen arbeiten. Australasiens Hauptprodukte sind solche der Landwirthschaft; was davon über die Befriedigung des eigenen Bedarfs erzeugt wird, ist werthlos für die Kolonien, wenn man es nicht zu Preisen, welche zum mindesten Produktions- und Transportkosten decken, an das Ausland verkaufen kann; während man aber im Inlande so hohe Preise verlangen mag wie man will, oder sie das Volk zu zahlen im Stande ist, läßt sich das Ausland keine Preise vorschreiben: Australasien muß die Weltmarktspreise acceptiren oder auf den Verkauf verzichten. Auf dem Weltmarkt konkurriren australasische Produkte vorzugsweise mit denen Argentiniens, Kanadas, Rußlands und Dänemarks, Länder, welche alle dem Absatzgebiet, England, viel näher liegen, und welche nicht nur mit erheblich niedrigeren Frachten, sondern auch mit ganz anderen Lohnverhältnissen zu rechnen haben und wo Fehljahre lange nicht so häufig sind. Die genaue Differenz dieser Unkosten ziffernmäßig festzustellen, kann hier nicht der Platz sein; im Durchschnitt stellen sich Frachten nach London und Arbeitslöhne am Produktionsplatze und in den Verschiffungshäfen doppelt so hoch in Australasien wie in den genannten Ländern, obgleich Bodenwerthe kaum geringer sind, wie z. B. in Argentinien. Bereits hat das Sinken der letzteren begonnen, aber dies allein kann die Nachtheile gegenüber der internationalen Konkurrenz nicht aufwiegen, und mit der zunehmenden Exportfähigkeit Australasiens drängt sich die Frage auf, ob die gegenwärtigen Arbeitergesetze und die hohen Löhne zu einer dauernden Institution werden können. Es wird mir gestattet sein, dieselbe zu verneinen.

Der Religionsunterricht erwachsener Schüler.

Von

Hans Richert,

Religionslehrer am Bromberger Realgymnasium.

1.

„Alle Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, alles was Werth, Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl Gottes. Sie ist so der Anfang und das Ende von Allem; wie Alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch Alles in ihn zurück; ebenso ist er die Mitte, die Alles belebt, beseelt, begeistet." (Hegel Werke Bd. 11, S. 3.) Seit Hegel diese Worte schrieb, hat sich, so scheint es, die Situation zu Ungunsten der Religion wesentlich verschoben. Es ertönen Klagen über religiösen Indifferentismus der Gebildeten, über ihre Kirchenverachtung und ihre überraschende Unwissenheit in religiösen Dingen. Und doch geht durch die gebildete Welt eine Sehnsucht nach Ewigkeitsgehalt, eine Sehnsucht, die in Nietzsche zum „Nothschrei der höheren Menschen" wird; die Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach dem Woher und Wozu des Daseins sind in den gebildeten Schichten lebendig, ja brennend geworden. Uebersättigt von dem vieldeutigen Bilde der Erscheinungswelt, fragt man wieder nach dem Grunde des Seins. Denn die Naturwissenschaft hat ihr Versprechen, die Welträthsel zu lösen, nicht gehalten. Der Triumphzug des jugendstarken Darwinismus, der auszog, um die Welt zu erobern, hat mit einem Rückzug geendet; die besonnene Naturwissenschaft hat dem Naturerkennen enge Grenzen gezogen und Raum geschaffen für philosophische und religiöse Fragestellung. Die Gemeinde Büchner's ist zusammengeschmolzen, die Gläubigen Häckel's beginnen wankend zu werden. Und trotzdem Gleichgültigkeit gegen das Christenthum? Warum greifen so viele Gebildete, bei denen so der Boden für die Religion

günstig ist, zu Surrogaten, zu ethischer Kultur, zum Buddhis
zum Spiritismus? Warum werden sie so oft fanatische Nach
irgend einer phantastischen Weltanschauung oder begeistern sic
alldeutsche Religion und undeutschen Heroenkult?

Fragt man die Gebildeten, warum das Christenthum, w
der lebendige Gott, den es offenbart, ihnen nicht genügt, so
die Antworten, so verschieden sie sein mögen, meist das ge
daß irgend ein Punkt, meist Dinge der Peripherie, ihrer Ver
anstößig ist; und im traurigen Mißverständniß, daß diese oder
Lehre zum Wesen des Christenthums gehöre, lehnen sie das C
ab. Und fragt man näher, was denn Christenthum nach ihre
sicht sei, so wissen oft sehr kluge Leute nichts Anderes vorzub
als dürftige Erinnerungen aus der Kindheit, Reminiszenze
der antichristlichen Literatur, einzelne Sätze aus der Naturw
schaft, aus Strauß' Werken u. s. f. Aber wen trifft die Schu
diese verhängnißvollen Mißverständnisse? Die Klagen über
Erscheinungen werden zu Anklagen gegen den Religionsunt
Bis zum Abiturientenexamen regelmäßig Unterricht, eine P
in Religion — und doch solche Mißverständnisse! Und das G
dieser Anklagen wächst, wenn sich die Gebildeten, die C
wurden, zu den Anklägern gesellen, wenn sie sagen, ihr Reli
unterricht sei ihnen ein Hinderniß gewesen. Es muß dem Reli
lehrer durchs Herz und Gewissen gehen, wenn Bismarck i
Brief, in dem er um seine Braut wirbt, seinen Religionsun
hart verklagt, wenn noch der Greis schreibt, er habe als no
Produkt des Gymnasiums, als Pantheist die Schule ver
Und doch waren bei Bismarck die Voraussetzungen für rel
Leben die denkbar günstigsten. Solche Klagen und Anklage
täglich zu hören. Man dient der Sache schlecht, wenn man m
Genußsucht und allerlei Zeitkrankheiten für die Mißerfolg
Religionsunterrichtes allein verantwortlich machen will. U
ungerecht, wenn man sie der Schwäche und Untreue der
aufs Schuldkonto setzen will. Bismarck's Lehrer war Schleierm
der doch gerade die gebildeten Verächter der Religion zu
winden verstand. Und doch muß ein Fehler vorhanden sein
ist die Ursache für die Mißerfolge des Religionsunterrichtes?

2.

Es erheben sich Stimmen, die den Fehler im Christe
selbst finden. Die Kulturmission des Christenthums

günstig ist, zu Surrogaten, zu ethischer Kultur, zum Buddhismus, zum Spiritismus? Warum werden sie so oft fanatische Nachbeter irgend einer phantastischen Weltanschauung oder begeistern sich für alldeutsche Religion und undeutschen Heroenkult?

Fragt man die Gebildeten, warum das Christenthum, warum der lebendige Gott, den es offenbart, ihnen nicht genügt, so haben die Antworten, so verschieden sie sein mögen, meist das gemein, daß irgend ein Punkt, meist Dinge der Peripherie, ihrer Vernunft anstößig ist; und im traurigen Mißverständniß, daß diese oder jene Lehre zum Wesen des Christenthums gehöre, lehnen sie das Ganze ab. Und fragt man näher, was denn Christenthum nach ihrer Ansicht sei, so wissen oft sehr kluge Leute nichts Anderes vorzubringen als dürftige Erinnerungen aus der Kindheit, Reminiszenzen aus der antichristlichen Literatur, einzelne Sätze aus der Naturwissenschaft, aus Strauß' Werken u. s. f. Aber wen trifft die Schuld für diese verhängnißvollen Mißverständnisse? Die Klagen über diese Erscheinungen werden zu Anklagen gegen den Religionsunterricht. Bis zum Abiturientenexamen regelmäßig Unterricht, eine Prüfung in Religion — und doch solche Mißverständnisse! Und das Gewicht dieser Anklagen wächst, wenn sich die Gebildeten, die Christen wurden, zu den Anklägern gesellen, wenn sie sagen, ihr Religionsunterricht sei ihnen ein Hinderniß gewesen. Es muß dem Religionslehrer durchs Herz und Gewissen gehen, wenn Bismarck in dem Brief, in dem er um seine Braut wirbt, seinen Religionsunterricht hart verklagt, wenn noch der Greis schreibt, er habe als normales Produkt des Gymnasiums, als Pantheist die Schule verlassen. Und doch waren bei Bismarck die Voraussetzungen für religiöses Leben die denkbar günstigsten. Solche Klagen und Anklagen sind täglich zu hören. Man dient der Sache schlecht, wenn man moderne Genußsucht und allerlei Zeitkrankheiten für die Mißerfolge des Religionsunterrichtes allein verantwortlich machen will. Man ist ungerecht, wenn man sie der Schwäche und Untreue der Lehrer aufs Schuldkonto setzen will. Bismarck's Lehrer war Schleiermacher, der doch gerade die gebildeten Verächter der Religion zu überwinden verstand. Und doch muß ein Fehler vorhanden sein. Wo ist die Ursache für die Mißerfolge des Religionsunterrichtes?

2.

Es erheben sich Stimmen, die den Fehler im Christenthum selbst finden. Die Kulturmission des Christenthums sei erfüllt.

Ethik sei für Religion zu lehren, denn die Moral sei als schließlicher Sinn des Christenthums erkannt: ethische Kultur. Wie aber, wenn nun die Moral selbst zu einem Problem wird? Es ist ein ernstes Wort Nietzsche's: „Was die Philosophen Begründung der Moral nannten und von sich forderten, war, im rechten Licht gesehen, nur eine gelehrte Form des guten **Glaubens** an die herrschende Moral, ein neues Mittel ihres **Ausdrucks**, also ein Thatbestand selbst innerhalb einer bestimmten Moralität, ja sogar im letzten Grunde eine Art Leugnung, daß diese Moral als Problem gefaßt werden dürfe.“ (Jenseits von Gut und Böse Abschnitt 186.) Zweifellos hat Nietzsche auch darin Recht, daß die moralischen Absichten in jeder Philosophie den eigentlichen Lebenskeim ausmachen. Diese moralischen Absichten aber sind Grundüberzeugungen der sittlichen Persönlichkeit, und das wissenschaftliche System, das sie begründen soll, ist schließlich nur das Bruchstück einer großen Konfession, „eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires.“ Wird so das Sittengesetz zu einem Postulat der praktischen Vernunft, und wird es damit abhängig von der sittlichen Persönlichkeit, so wird das Vertrauen in die sittliche Tragkraft der Moral als Wissenschaft vermindert. Die Ethik schafft nicht die Sittlichkeit, sondern in der Ethik giebt die sittliche Persönlichkeit sich Rechenschaft von dem Thatbestande der Sittlichkeit. Dieser Thatbestand kann dargestellt werden, ohne daß der Religion gedacht wird. Aber hergestellt werden kann der Thatbestand ohne Mitwirkung der Religion nicht. Darum setzt die „religionslose Ethik“ das aus der Religion geborene sittliche Individuum voraus. Die blendende Rede von einer atheistischen Ethik ist darum irreführend, weil der Atheismus diese Ethik nicht geschaffen hat, sondern weil er ein fertiges Gebilde in sein System hinübernimmt, er schneidet die Blume Sittlichkeit los von dem Boden, aus dem sie erwuchs, und steckt sie in dürres Erdreich, in dem sie schließlich verdorren muß.

Aber die Forderung, im Unterricht die Religion durch Moral zu ersetzen, verkennt ganz und gar, daß Religion kein spezieller Fall der Moral ist, sondern daß beide inkommensurable Größen sind, ja daß beide in Gegensatz zu einander treten können. Harnack hat die Gegensätzlichkeit dieser beiden „großen Denkweisen“ in den Fragen formulirt: „Gilt die Tugend oder die Gnade, die Moral oder die Religion, die ursprüngliche unverlierbare Anlage des Menschen oder die Kraft Jesu Christi?“ Es ist darum charakteristisch, daß bei Paulus, Augustin, Luther das entscheidende

religiöse Erlebniß wesentlich eine innere Ueberwindung Moralismus ist. Denn indem die religiöse Betrachtungsweise Menschen ein radikales Böse erkennt, tritt an die Stelle Kampfesrufes, mit dem die Moral die sittlichen Kräfte des Mens zum Guten aufruft, die Stimmung der Erlösungsbedürftigkeit der Paulus ausruft:

> Βλέπω δὲ ἕτερον νόμον ἐν τοῖς μέλεσίν μου ἀντιστρατευόμενον τῷ νόμῳ τοῦ νοός μου καὶ αἰχμαλωτίζοντά με ἐν τῷ νόμῳ τῆς ἁμαρτίας τῷ ὄντι ἐν τοῖς μέλεσίν μου. ταλαίπωρος ἐγὼ ἄνθρωπος· τίς με ῥύσεται ἐκ τοῦ σώματος τοῦ θανάτου τούτου;
>
> Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Wo die Moral versagt, weil ihre Impulse nicht stark g sind, um das radikale Böse zu überwinden, da beginnt die stellung der Religion. Darum hat die moralische Weltanscha einen optimistischen Grundzug in der Beurtheilung des Men Jede tiefere Religion jedoch hat etwas von jenem echten, Pessimismus, der nach einem schönen Worte Kuno Fischer's die Tiefe der Welterkenntniß zur Weltüberwindung führt. die Religion von ganz anderen Voraussetzungen aus wie die und was die Religion dem Menschen leisten will, kann ih Moral nicht ersetzen, da das religiöse Interesse im genuin chri Sinne erst da lebendig werden kann, wo das rein moralische ideal als unerreichbar empfunden ist. Indem die Religion andere Bedürfnisse der Menschenseele befriedigen will wie die ist jeder Versuch, eine Größe durch die andere zu ersetzen, ei weis mangelnden psychologischen Verständnisses.

3.

Nicht darin also können die Mißerfolge des Religions richtes ihre Ursache haben, daß das Christenthum im mo Kulturleben keinen Resonanzboden mehr hat. Nicht im stande des Unterrichts liegt der Fehler, sondern in seiner M Der erwachsene Schüler wird, wie mir scheinen will, darum falsch in der Religion unterrichtet, weil der Lehrer die eigen liche Psychologie des religiösen Lebens verkennt, weil religiöse Stimmung des erwachsenen Schülers, seinen Besitz und seine sittliche Qualität falsch beurtheilt

religiöse Erlebniß wesentlich eine innere Ueberwindung des Moralismus ist. Denn indem die religiöse Betrachtungsweise im Menschen ein radikales Böse erkennt, tritt an die Stelle des Kampfesrufes, mit dem die Moral die sittlichen Kräfte des Menschen zum Guten aufruft, die Stimmung der Erlösungsbedürftigkeit, in der Paulus ausruft:

> Βλέπω δὲ ἕτερον νόμον ἐν τοῖς μέλεσίν μου ἀντιστρατευόμενον τῷ νόμῳ τοῦ νοός μου καὶ αἰχμαλωτίζοντά με ἐν τῷ νόμῳ τῆς ἁμαρτίας τῷ ὄντι ἐν τοῖς μέλεσίν μου. ταλαίπωρος ἐγὼ ἄνθρωπος· τίς με ῥύσεται ἐκ τοῦ σώματος τοῦ θανάτου τούτου;

> Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Wo die Moral versagt, weil ihre Impulse nicht stark genug sind, um das radikale Böse zu überwinden, da beginnt die Fragestellung der Religion. Darum hat die moralische Weltanschauung einen optimistischen Grundzug in der Beurtheilung des Menschen. Jede tiefere Religion jedoch hat etwas von jenem echten, tiefen Pessimismus, der nach einem schönen Worte Kuno Fischer's durch die Tiefe der Welterkenntniß zur Weltüberwindung führt. So geh die Religion von ganz anderen Voraussetzungen aus wie die Moral, und was die Religion dem Menschen leisten will, kann ihm die Moral nicht ersetzen, da das religiöse Interesse im genuin christlichen Sinne erst da lebendig werden kann, *wo das rein moralische Lebensideal als unerreichbar empfunden ist.* Indem die Religion ganz andere Bedürfnisse der Menschenseele befriedigen will wie die Moral, ist jeder Versuch, eine Größe durch die andere zu ersetzen, ein Beweis mangelnden psychologischen Verständnisses.

3.

Nicht darin also können die Mißerfolge des Religionsunterrichtes ihre Ursache haben, daß das *Christenthum* im modernen Kulturleben keinen Resonanzboden mehr hat. Nicht im Gegenstande des Unterrichts liegt der Fehler, sondern *in seiner Methode.* Der erwachsene Schüler wird, wie mir scheinen will, darum so oft falsch in der Religion unterrichtet, weil der Lehrer die eigenthümliche Psychologie des religiösen Lebens verkennt, weil er die religiöse Stimmung des erwachsenen Schülers, seinen geistigen Besitz und seine sittliche Qualität falsch beurtheilt. Wenn der

Religionsunterricht erwachsener Schüler sich nur durch die wachsende Schwierigkeit des Lehrstoffes, durch erhöhte Ansprüche an intellektuelles Verständniß von dem jüngerer Schüler unterscheidet, dann verkennt er ganz, daß inzwischen die Psyche des Schülers eine fundamentale Aenderung erfahren hat, daß im Seelenleben des Jünglings in aller Stille sich gewaltige Umwälzungen vollzogen haben, die eine ganz andere Behandlung nöthig machen.

Die stärkste dieser Revolutionen ist der Eintritt der Pubertät. Niemand hat sie treffender charakterisirt als Schopenhauer. Weil der Brennpunkt des Wollens, der Geschlechtstrieb, noch schlummert, während das Gehirn schon volle Regsamkeit hat, ist die Zeit der Kindheit, die Zeit der Unschuld und des Glücks, das Paradies des Lebens, das verlorene Eden, auf welches wir unsern ganzen übrigen Lebensweg hindurch sehnsüchtig zurückschauen. Die Basis jenes Glückes aber ist, daß beim Kinde das Dasein vielmehr im Erkennen als im Wollen liegt. Daher liegt die Welt im Morgenglanze des Lebens so frisch, so zauberisch schimmernd vor uns. Der unschuldige und klare Blick der Kinder, an dem wir uns erquicken, und der bisweilen den erhabenen, kontemplativen Ausdruck erreicht, mit dem Raphael seine Engelsköpfe verherrlicht hat, beweist das Gesagte. Weil dem Kinde der unheilschwangere Trieb fehlt, ist sein Wollen so gemäßigt. Der erwachende Geschlechtstrieb vertreibt uns aus diesem Paradiese. Das Triebleben mit seinen immer stärker werdenden Impulsen, das Wollen und Wünschen regt sich, es gaukelt dem Jüngling Bilder eines geträumten, unbestimmten Glückes vor. Es beginnt eine Zeit des Unbefriedigtseins, der Leerheit. Die Phantasie geht auf Abwege, sie führt an Abgründe, sie bringt zu Fall, die Jugendsünden beginnen, dem Auge des sorgenden Erziehers thut sich die dunkle Welt geheimer Sünden auf. Diese Sünden sind aufs stärkste mit dem Gefühl der Schuld verknüpft. Scham und Reue stellt sich ein; und doch ist die geheime Scheu meist stärker als der Wunsch, sich helfen zu lassen. Wenn da das Auge des Lehrers diese Krisis nicht bemerkt, wenn er kein Verständniß zeigt für dieses neue ethisch-psychische Verhalten des Schülers, dann wiederholt sich die typische Krankheitsgeschichte, daß die älteren Kameraden mit roher Hand und ohne Scheu in das zarte Gewebe dieser inneren Vorgänge eingreifen. Und unter der Roheit der Ausdrücke und bei gesteigerter geschlechtlicher Phantasie wird das ethisch werthvolle Schamgefühl erdrückt, weil der Prozeß nicht von kundiger Hand zum normalen Verlauf gebracht ist. Wir reden hier nicht

von seelsorgerischer Behandlung des gefährdeten Knaben, sond
von der unterrichtlichen Behandlungsweise sittlicher Fragen, die
solchen veränderten Voraussetzungen darum eine andere sein m
weil die individuelle Erfahrung der Sünde ein tieferes Erlösun
gefühl auslösen kann, dessen Befriedigung durch den Unter
dem Schüler die Religion zur Herzenssache macht.

Schwieriger, weil durch den Charakter der höheren Schul
dingt, ist eine zweite Revolution beim Uebergang zum Jüngli
alter. Die höhere Schule muß, wenn sie selbständiges Denke
zielen will, diese Umwälzung geradezu herbeiführen, ich meine
Einbruch der Reflexion in die ererbte und anerzogene Vorstell
welt, jene Periode der Aufklärung, in der, wie Hegel sagt,
Denken das Gemüth und den Himmel leer macht. Was die N
wissenschaft lehrt, daß die Ontogonie eine abgekürzte Wiederh
der Phylogonie sei, das gilt sicher für die Entwicklung d
reiften Kulturmenschen. Er muß alle Phasen der geistigen
wicklungsgeschichte durchlaufen. Und wie in der Geschich
Menschengeistes sich jener Prozeß der verödenden Reflexion
hemmen ließ, sondern wie der Menschengeist, der neuen Kra
reinen Denkens froh und voll Vertrauen in die unbedingt
verlässigkeit der Vernunft, in dieser Periode Himmel und
Weltall und Seele, Leben und Tod durchs Denken umsp
Welten schuf und zertrümmerte, die Gottheit bewies und
vernichtete, so muß auch der jugendliche, zum Selbstdenken er
Geist meinen, in diesem Denken den Zauberstab zu besitze
die tiefsten Geheimnisse öffnet.

„Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe?" sprach der Jüngling,
„Giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?"

Nur wo die höhere Schule dieses hoffnungsvolle Ve
zum Denken erzielt, kann sie ihre eigenthümliche Aufgabe e
Denn erst muß der Denkprozeß ungehemmt zu Ende ablau
er die Schranken der Vernunft anerkennen kann, ehe auf das
vertrauen die Selbstbescheidung folgt, ehe sich im Geist jener
der Selbstbesinnung abspielen kann, der in der allgemeinen
geschichte durch Kant zu Ende geführt ist.

Diese Jugendstimmung noch ungebrochenen Zutrauen

von seelsorgerischer Behandlung des gefährdeten Knaben, sondern von der unterrichtlichen Behandlungsweise sittlicher Fragen, die bei solchen veränderten Voraussetzungen darum eine andere sein muß, weil die individuelle Erfahrung der Sünde ein tieferes Erlösungsgefühl auslösen kann, dessen Befriedigung durch den Unterricht dem Schüler die Religion zur Herzenssache macht.

Schwieriger, weil durch den Charakter der höheren Schule bedingt, ist eine zweite Revolution beim Uebergang zum Jünglingsalter. Die höhere Schule muß, wenn sie selbständiges Denken erzielen will, diese Umwälzung geradezu herbeiführen, ich meine den Einbruch der Reflexion in die ererbte und anerzogene Vorstellungswelt, jene Periode der Aufklärung, in der, wie Hegel sagt, das Denken das Gemüth und den Himmel leer macht. Was die Naturwissenschaft lehrt, daß die Ontogonie eine abgekürzte Wiederholung der Phylogonie sei, das gilt sicher für die Entwicklung des gereiften Kulturmenschen. Er muß alle Phasen der geistigen Entwicklungsgeschichte durchlaufen. Und wie in der Geschichte des Menschengeistes sich jener Prozeß der verödenden Reflexion nicht hemmen ließ, sondern wie der Menschengeist, der neuen Kraft des reinen Denkens froh und voll Vertrauen in die unbedingte Zuverlässigkeit der Vernunft, in dieser Periode Himmel und Erde, Weltall und Seele, Leben und Tod durchs Denken umspannte, Welten schuf und zertrümmerte, die Gottheit bewies und wieder vernichtete, so muß auch der jugendliche, zum Selbstdenken erwachte Geist meinen, in diesem Denken den Zauberstab zu besitzen, der die tiefsten Geheimnisse öffnet.

„Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe?“ sprach der Jüngling,
„Giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?“

Nur wo die höhere Schule dieses hoffnungsvolle Vertrauen zum Denken erzielt, kann sie ihre eigenthümliche Aufgabe erfüllen. Denn erst muß der Denkprozeß ungehemmt zu Ende ablaufen, ehe er die Schranken der Vernunft anerkennen kann, ehe auf das Selbstvertrauen die Selbstbescheidung folgt, ehe sich im Geist jener Prozeß der Selbstbesinnung abspielen kann, der in der allgemeinen Geistesgeschichte durch Kant zu Ende geführt ist.

Diese Jugendstimmung noch ungebrochenen Zutrauens zum

Denken, ungestillten Durstes nach Wahrheit, verächtlicher Ablehnung alles Autoritativen, Dogmatischen ist der Geistesentwicklung überaus günstig. In dieser Stimmung ist aber der Zweifel eine selbstverständliche Erscheinungsform; denn soll die höhere Bildung zur selbstsicheren Selbstgewißheit führen, so ist der Zweifel das nothwendige Uebergangsstadium vom kindlichen Denken zur männlichen Reife. Jede Erziehnng, die dem Zweifel sein Recht nicht geben will, ist eine Erziehung zur schlimmsten Unwahrhaftigkeit, zur Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst. Denn aus dem rechten Zweifel, wie ihn Cartesius an die Spitze der modernen Philosophie gestellt hat, entspringt allein die Wahrheit und der Muth zur Wahrheit. Nur durch helle, klare Gründe sich überzeugen lassen, das ist echt protestantischer und echt wissenschaftlicher Sinn. Da scheidet sich jesuitische Erziehungskunst von evangelischer Pädagogik.

Aber diese nothwendige Krisis bringt Erschütterungen mit sich. Und gerade die traditionell übermittelte Religion wird von diesem Sturm und Drang am meisten bedroht.

4.

Wie ist es möglich, in diesem Fluß des geistigen Inhalts die Religion zu erhalten und zu sichern? Zwei Mittel finde ich in der Praxis. Man sucht die Religion im Geiste zu isoliren. Man sucht durch Autorität den Strom einzudämmen, zu stauen, zum Rückfluthen zu bringen.

Die Isolirung der Religion ist das landläufige Hausmittel. Es schlägt bei Vielen an, bei jenen Halben, die David Friedrich Strauß so ewig treffend charakterisirt, bei jenen Dutzendmenschen, deren Geist aus einem Fachwerk zu bestehen scheint, dessen Fächer mit dem mannigfachsten Inhalt gefüllt sind. Religion gehört ihnen zum Sonntagsstaat, dient als Prunkstück bei Familienfesten und Hausmittel gegen innere Beklemmungen und äußeres Unglück. Banale Phrasen, eine gewisse Rührseligkeit und selbstgefällige Flachheit sind die Symptome dieser Isolirung. Jene Lauheit, die nicht kalt und nicht warm ist, jene dünkelhafte Weltklugheit in der Religion ist ihre Folge, jener sanfte Moralismus, in den nach Nietzsche's Meinung das Christenthum übergetreten ist: „nicht sowohl Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind übrig geblieben als Wohlwollen und anständige Gesinnung und der Glaube, daß auch im ganzen All Wohlwollen und anständige Gesinnung herrschen werden.“

Begünstigt wird diese Isolirung der Religion ohne Frage durch

die unglückselige Verquickung der Religion mit Staat und Ges[...]
schaft. Ein guter Patriot und treuer Staatsbürger meint, ein[...]
gewissen Zusammenhang mit der Religion festhalten zu müss[...]
Er schließt mit ihr einen leidlich anständigen Frieden, daß d[...]
Gewissen sich bei diesem Kompromiß einigermaßen beruhigen kan[...]
Leider begünstigt der Schulbetrieb vielfach diese Verkümmerung d[...]
Religion. Ecken und Kanten werden abgeschliffen, die Schwier[...]
keiten werden vertuscht, der rationalismus vulgaris gedeiht [...]
üppiger Fülle. Man verzichtet darauf, durch scharfe Fragestellu[...]
die Nothwendigkeit einer Entscheidung zum Bewußtsein zu bring[...]
Der religiöse Lehrstoff wird angeeignet, Grenzüberschreitungen [...]
andere Lehrgebiete werden vermieden; und so redet man d[...]
Schüler gut zu, die Gewohnheit, der consensus omnium, das V[...]
bild der Erwachsenen, Alles wirkt zusammen, und ein banausisc[...]
Vertreter seichter Bürgertugend ist gezüchtet. Wer ist ihnen n[...]
schon begegnet, diesen wohlanständigen Staatsbürgern, die sc[...]
daran sind, daß das Christenthum verflacht und versandet. [...]
Votum gilt, sie haben die Majorität. Die katholische Kirche, [...]
sich mit einem Glauben begnügt, der aus Stücken besteht, hat d[...]
Treibhauskultur eines gutbürgerlichen Christenthums in der Jesui[...]
erziehung auf ein System gebracht. Aber auch in unserer K[...]
finden wir sie, die als Individuen zu unbedeutend sind, um [...]
fährlich zu sein, die aber als Masse das Bleigewicht darstellen, [...]
unser Christenthum in der dumpfen Niederung staatlich approb[...]
und gesellschaftlich zugelassener Staatsreligion niederhält.

5.

Andere, die das eigenthümliche Wesen der Religion [...]
erfaßt haben, preisen ein anderes Mittel an: die Autorität. [...]
Religion soll in autoritativer Gestalt so überwältigend vo[...]
Schüler treten, daß seine Zweifel verstummen. Die Autoritä[...]
Kirche, des Bekenntnisses, der Reformatoren, der heiligen S[...]
soll der Damm gegen die heranfluthenden Wogen der Re[...]
sein. Und ohne Zweifel fängt in jedem Individuum die Re[...]
an als Zustimmung auf Grund einer Autorität, denn die rel[...]
Entwickelung einer Persönlichkeit ist geschichtlich bedingt [...]
zunächst durch das Milieu bestimmt. Harnack hat unbedingt [...]
mit seinem Satz: „Jesus Christus hat sich auf die Autoritä[...]
Alten Testamentes, die alten Christen haben sich auf den [...]
sagungsbeweis, Augustin hat sich auf die Kirche, selbst Luth[...]

die unglückselige Verquickung der Religion mit Staat und Gesellschaft. Ein guter Patriot und treuer Staatsbürger meint, einen gewissen Zusammenhang mit der Religion festhalten zu müssen. Er schließt mit ihr einen leidlich anständigen Frieden, daß das Gewissen sich bei diesem Kompromiß einigermaßen beruhigen kann. Leider begünstigt der Schulbetrieb vielfach diese Verkümmerung der Religion. Ecken und Kanten werden abgeschliffen, die Schwierigkeiten werden vertuscht, der rationalismus vulgaris gedeiht in üppiger Fülle. Man verzichtet darauf, durch scharfe Fragestellung die Nothwendigkeit einer Entscheidung zum Bewußtsein zu bringen. Der religiöse Lehrstoff wird angeeignet, Grenzüberschreitungen in andere Lehrgebiete werden vermieden; und so redet man dem Schüler gut zu, die Gewohnheit, der consensus omnium, das Vorbild der Erwachsenen, Alles wirkt zusammen, und ein banausischer Vertreter seichter Bürgertugend ist gezüchtet. Wer ist ihnen nicht schon begegnet, diesen wohlanständigen Staatsbürgern, die schuld daran sind, daß das Christenthum verflacht und versandet. Ihr Votum gilt, sie haben die Majorität. Die katholische Kirche, die sich mit einem Glauben begnügt, der aus Stücken besteht, hat diese Treibhauskultur eines gutbürgerlichen Christenthums in der Jesuitenerziehung auf ein System gebracht. Aber auch in unserer Kirche finden wir sie, die als Individuen zu unbedeutend sind, um gefährlich zu sein, die aber als Masse das Bleigewicht darstellen, das unser Christenthum in der dumpfen Niederung staatlich approbirter und gesellschaftlich zugelassener Staatsreligion niederhält.

5.

Andere, die das eigenthümliche Wesen der Religion tiefer erfaßt haben, preisen ein anderes Mittel an: die Autorität. Die Religion soll in autoritativer Gestalt so überwältigend vor den Schüler treten, daß seine Zweifel verstummen. Die Autorität der Kirche, des Bekenntnisses, der Reformatoren, der heiligen Schrift soll der Damm gegen die heranfluthenden Wogen der Negation sein. Und ohne Zweifel fängt in jedem Individuum die Religion an als Zustimmung auf Grund einer Autorität, denn die religiöse Entwickelung einer Persönlichkeit ist geschichtlich bedingt und zunächst durch das Milieu bestimmt. Harnack hat unbedingt Recht mit seinem Satz: „Jesus Christus hat sich auf die Autorität des Alten Testamentes, die alten Christen haben sich auf den Weissagungsbeweis, Augustin hat sich auf die Kirche, selbst Luther hat

vielfach die Inspirationslehre, diese unselige Erbschaft unserer scholastischen Väter, für den Unterricht als Axiom. Noch heute erschöpft sich die Apologetik in der Schule nicht selten in der unglückseligen Sophistik, Widersprüche als nicht vorhanden darzustellen, noch heute wird der Werthunterschied der einzelnen Theile der Bibel oft nicht betont, den doch Luther schon so sicher ausgesprochen hat. Noch heute wird vielfach das ganze Alte Testament einfach in die christliche Religion und Sittlichkeit hinübergenommen und mit gleicher Würde umkleidet wie das Evangelium Jesu, unbekümmert um das: ‚ich aber sage Euch' Jesu. Noch heute besteht für viele Religionslehrer kein Unterschied zwischen zentralen Fragen der Religion und peripherischen Fragen des Lehrgebäudes. Da ist es denn kein Wunder, wenn eine antichristliche Polemik, die sich gegen die alttestamentliche Sittlichkeit wendet, wenn wissenschaftliche Sätze, die dem Weltbild des A. T.'s widersprechen, für das Bewußtsein eines falsch belehrten Schülers immer gleich das Zentrum der Religion treffen, daß jeder Widerspruch gegen eine dogmatische Formulirung ihm als Widerspruch gegen die Religion erscheint.

Diese Art, die Religion sichern zu wollen, ist, wie Beyschlag in seiner Christenlehre ausführt, schon für den Volksschul- und Konfirmandenunterricht hinderlich, sie ist für den Unterricht erwachsener, gebildeter Jünglinge verhängnißvoll, sie ist die Quelle aller jener traurigen Mißverständnisse.

Bei diesem Thatbestande kann es nicht Wunder nehmen, wenn ernste Christen den Religionsunterricht in den oberen Klassen ganz abschaffen oder ihn wenigstens in die Hände der Kirche legen wollen. Unsere Arbeit soll eine Antwort sein auf die Frage, ob der Religionsunterricht in den oberen Klassen nothwendig so unfruchtbar sein muß, ob er, der, wie Wiese (Ideale und Proteste S. 131) sagt, der Idee nach den Bau des Lehrplanes der deutschen Schule, wie sie von den Reformatoren gedacht war, krönen sollte, wirklich die Rolle eines Fremdlings unter den übrigen Lehrgegenständen spielen muß.

6.

Als erstes Heilmittel gegen diese Schäden nenne ich die Konzentration. Im Jahre 1888 hat August Klostermann das treffende Wort gesprochen: „Lassen Sie uns muthig den Winkel verlassen, in welchem man sich die Theologie wie in Scham über ihre Blöße so gerne sitzend denkt, und in die volle Weltbewegung hineintreten, denn wie Paulus sagt: wer Christi ist, dessen ist Alles;

der Pneumatische hat Einsicht in Alles, und wie Luther sagt: G
begegnet uns und grüßt uns vielmals täglich auf allen Stra
aber wir pflegen es nicht zu sehen."

Daß alle Wissenschaft, alle Thatsachen der Natur und Gesch
alle Darstellungen der Kunst und Kultur solche Grüße Gottes
uns sein wollen, muß der Schüler verstehen lernen. Er
merken, daß die Religion nicht ein Fach neben anderen ist, son
eine eigenthümliche Anschauung, Alles, was geschieht und lebt,
specie aeternitatis zu betrachten, zu Allem, was menschlich
und groß ist, ein Wort von Ewigkeitsgehalt zu sagen. Das
die Art Jesu, Religion zu lehren. Das Kleinste und Alltägl
das Naturgeschehen und das Leben der Straße, die gewa
Zeichen der Zeitgeschichte, Alles wird ihm zum Gleichniß, in
redet der Vater zu uns. Das war auch die Art Pauli: heid
Dichtung und antike Kultur, Weltgeschichte und Naturerei,
Lebensformen und Nationalitäten, Alles wird ihm zum Mitt
religiöse Betrachtung. Beide lehren uns, daß die Religion
anderen psychischen Thätigkeiten nicht so sehr durch die Versch
heit der Objekte als durch die verschiedene Art der Betrachtun
unterscheidet. Sie hat hierin Aehnlichkeit mit der Aesthetik.
der Religionsunterricht es verstände, diese Betrachtungswei
eine berechtigte, ja höhere und über Werth und Unwerth
Sache entscheidende zum Bewußtsein zu bringen, dann kön
der so oft abseits im Winkel steht, im Zentrum des Int
stehen.

Von höchstem Werth ist für diese Konzentration die r
Orientirung der Naturwissenschaft. Das, was die Bibel a
schauungen über das Naturgeschehen enthält, werde dem S
vor Augen gestellt als alte Menschheitsüberlieferung, als
ehrwürdig und voll tiefer Weisheit. Die menschlichen An
als solche den Schranken der Zeit unterworfen, wurden
Männern zu Bildern von Gottes Weisheit und Güte.
Gotteserkenntniß sicherte sie nicht vor wissenschaftlichen Irrth
aber Alles, was sie an menschlicher Weisheit besaßen, orie
sie nach Gott; und darum ist ihr Naturverstehen ewig gülti
sie Gott recht erkannten.

Diese Belehrung befreit den Religionsunterricht vo
Ballast unfruchtbarer apologetischer Versuche. Sie ebne
auch einer religiösen Betrachtung der modernen Naturwiss
den Weg. Mögen sich die Ansichten über das Naturer

der Pneumatische hat Einsicht in Alles, und wie Luther sagt: Gott begegnet uns und grüßt uns vielmals täglich auf allen Straßen, aber wir pflegen es nicht zu sehen."

Daß alle Wissenschaft, alle Thatsachen der Natur und Geschichte, alle Darstellungen der Kunst und Kultur solche Grüße Gottes an uns sein wollen, muß der Schüler verstehen lernen. Er muß merken, daß die Religion nicht ein Fach neben anderen ist, sondern eine eigenthümliche Anschauung, Alles, was geschieht und lebt, sub specie aeternitatis zu betrachten, zu Allem, was menschlich schön und groß ist, ein Wort von Ewigkeitsgehalt zu sagen. Das war die Art Jesu, Religion zu lehren. Das Kleinste und Alltäglichste, das Naturgeschehen und das Leben der Straße, die gewaltigen Zeichen der Zeitgeschichte, Alles wird ihm zum Gleichniß, in Allem redet der Vater zu uns. Das war auch die Art Pauli: heidnische Dichtung und antike Kultur, Weltgeschichte und Naturereignisse, Lebensformen und Nationalitäten, Alles wird ihm zum Mittel für religiöse Betrachtung. Beide lehren uns, daß die Religion von anderen psychischen Thätigkeiten nicht so sehr durch die Verschiedenheit der Objekte als durch die verschiedene Art der Betrachtung sich unterscheidet. Sie hat hierin Aehnlichkeit mit der Aesthetik. Wenn der Religionsunterricht es verstände, diese Betrachtungsweise als eine berechtigte, ja höhere und über Werth und Unwerth einer Sache entscheidende zum Bewußtsein zu bringen, dann könnte er, der so oft abseits im Winkel steht, im Zentrum des Interesses stehen.

Von höchstem Werth ist für diese Konzentration die religiöse Orientirung der Naturwissenschaft. Das, was die Bibel an Anschauungen über das Naturgeschehen enthält, werde dem Schüler vor Augen gestellt als alte Menschheitsüberlieferung, als solche ehrwürdig und voll tiefer Weisheit. Die menschlichen Ansichten, als solche den Schranken der Zeit unterworfen, wurden jenen Männern zu Bildern von Gottes Weisheit und Güte. Ihre Gotteserkenntniß sicherte sie nicht vor wissenschaftlichen Irrthümern, aber Alles, was sie an menschlicher Weisheit besaßen, orientirten sie nach Gott; und darum ist ihr Naturverstehen ewig gültig, weil sie Gott recht erkannten.

Diese Belehrung befreit den Religionsunterricht von dem Ballast unfruchtbarer apologetischer Versuche. Sie ebnet aber auch einer religiösen Betrachtung der modernen Naturwissenschaft den Weg. Mögen sich die Ansichten über das Naturgeschehen ge-



ändert und vertieft haben, die religiöse Orientirung ist nicht nur möglich, sondern sie kann als nöthig zur Darstellung gebracht werden. Gerade die moderne Naturwissenschaft selbst giebt dem Religionslehrer reiches, wohlbearbeitetes Material dazu. Das herrliche Buch von Reinke, ‚Die Welt als That', das selbst eine erlösende That ist, zeigt in vorbildlicher Weise, wie diese Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft erfolgen muß, und wie der Gottesglaube als Erklärungsprinzip der Natur für den modernen Naturforscher noch ebenso sein Recht hat wie für das naivere Naturverstehen der alten, biblischen Schriftsteller. Diese Art, die Probleme zu behandeln, hat etwas Erlösendes und Befreiendes, sie allein giebt dem reifen Schüler die rechte Waffe gegen Büchner und Häckel und gegen den verödenden Materialismus.

Dankbare Aufgaben erwachsen aus der Konzentration der Kirchengeschichte, wenn sie sich das Thema stellt, die Weltgeschichte als das Weltgericht, aber auch als Heilsgeschichte zu betrachten. Sie darf dann jedoch kein Auszug aus einem Kompendium sein, sondern sie muß im großen Wurf religiöse Ideen zur Menschheitsgeschichte geben, wie Sohm in seinem Büchlein, wie Harnack in seinen Vorträgen ein Vorbild solcher Darstellungsweise auch für den ist, der ihm inhaltlich nicht folgen kann. Eingehendes Detail und dogmengeschichtliche Spitzfindigkeiten nützen nichts, sondern das Christenthum als weltbewegender, weltumgestaltender Kulturfaktor, als Motiv für weltbefreiende Bewegungen, als neue Zeitepoche, als der letzte Aeon, als der Sinn der Geschichte muß das Thema sein. Vor Allem muß dem Schüler ein Verständniß der Antike als einer Vorstufe zum Christenthum erschlossen werden, er muß nicht nur im Römerbrief ihre Nachtseiten kennen lernen, er muß in Homer, den Tragikern und vor Allem in Platon den Sehnsuchtszug des griechischen Geistes spüren, jene „dionysische Tiefe" ahnen, die Postulate erkennen durch die die Antike über sich hinausweist, dem Logos sich entgegenneigt.

Die Bibellektüre und die Glaubenslehre werden bereichert und belebt, wenn die moderne Literatur, wenn Geschichte und Personen der Dichtung zur Illustration verwandt werden. Ich weise nur auf die reizvolle Perspektive hin, Shakspere's Menschenverständniß, Goethe's Weisheit, Schiller's kantisch gestimmte Gedankenlyrik in ihrem Verhältniß zum Christenthum aufzuzeigen. Am besten läßt sich diese Konzentration an den Persönlichkeiten durchführen, die Brennpunkte ihrer Zeit waren, die mit staunenswerther Kraft

Alles, was ihre Welt darbot, um das religiöse Zentrum grup[...]
Ich nenne Paulus. Mehr wie ein Schuljahr kann ihm nac[...]
Lehrplänen gewidmet werden. Aber was nützen dem Schü[...]
Stationen seiner Reisen und schulgerechte Dispositionen [...]
Reden und Schriften. Die Auseinandersetzung mit Jude[...]
und Antike soll der Schüler an ihm als einen der weltbewege[...]
Vorgänge begreifen, er soll an ihm lernen, was es heißt, [...]
Weltanschauungen in einem religiösen Genius ringen. Ein[...]
muß Paulus ihm werden, der entscheidende Schlachten im G[...]
kampf schlägt, ein Held von menschlicher Größe und vorbi[...]
Art. Aber wer im ausgefahrenen Geleise gewohnter Exegese [...]
geht und im erbaulichen Ton des Stundenhalters womög[...]
der Sprache Kanaans von diesem Manne redet, der fü[...]
Schüler in die dürre Wüste und ahnt nichts von dem fruc[...]
Weideland. Augustin ist solch Brennpunkt. Wie leicht ist e[...]
reifen Schüler diesen Mann menschlich nahe zu bringen[...]
Suchen nach erlösender Weisheit, seine bange Wahl z[...]
Sinnenglück und Seelenfrieden und endlich die Erfahrun[...]
requiescere in deo. Und dies Menschenleben muß sich [...]
abheben von jener Zeit, die noch von der untergehenden [...]
Homer's gluthvoll beschienen wird, in der in Augustin das [...]
abendländische Christenthum sich aus dem Bann des Hellen[...]
befreit. Aber was nutzen dem Schüler die dogmatischen [...]
des pelagianischen Streites, diese dürren Vokabeln. Was ich [...]
finde ich in Harnack's Dogmengeschichte über Augustin. Und [...]
Luther! Auch hier ertödtet oft Gedächtnißstoff und Lehrform[...]
lebendigen Menschen. Wenn die Schüler ihn verstehen [...]
wie seine Zeit ihn sah, wenn sie ihn selbst reden hörten[...]
Schulmeinungen über ihn, dann müßte er ihr Lieblingsheld [...]
an ihm würden sie begreifen, daß der Protestantismus ein[...]
Weltanschauung ist, der Nährboden für den modernen [...]
die Quelle des wissenschaftlichen Denkens, das allein gebun[...]
ans Gewissen.

7.

Diese Art des konzentrirenden Religionsunterrichts kan[...]
Schüler für religiöse Fragen wohl interessiren, sie kann [...]
vor dem Christenthum erzeugen, sie kann sogar Gefühlsre[...]
auslösen. Soll der Religionsunterricht sich darauf beschränk[...]
Frage nach dem Wesen des Christenthums lediglich im hi[...]
Sinne zu beantworten, d. h. die Frage so ha[...]

Alles, was ihre Welt darbot, um das religiöse Zentrum gruppirten. Ich nenne Paulus. Mehr wie ein Schuljahr kann ihm nach den Lehrplänen gewidmet werden. Aber was nützen dem Schüler die Stationen seiner Reisen und schulgerechte Dispositionen seiner Reden und Schriften. Die Auseinandersetzung mit Judenthum und Antike soll der Schüler an ihm als einen der weltbewegendsten Vorgänge begreifen, er soll an ihm lernen, was es heißt, wenn Weltanschauungen in einem religiösen Genius ringen. Ein Held muß Paulus ihm werden, der entscheidende Schlachten im Geisteskampf schlägt, ein Held von menschlicher Größe und vorbildlicher Art. Aber wer im ausgefahrenen Geleise gewohnter Exegese einhergeht und im erbaulichen Ton des Stundenhalters womöglich in der Sprache Kanaans von diesem Manne redet, der führt die Schüler in die dürre Wüste und ahnt nichts von dem fruchtbaren Weideland. Augustin ist solch Brennpunkt. Wie leicht ist es, dem reifen Schüler diesen Mann menschlich nahe zu bringen: sein Suchen nach erlösender Weisheit, seine bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden und endlich die Erfahrung des requiescere in deo. Und dies Menschenleben muß sich plastisch abheben von jener Zeit, die noch von der untergehenden Sonne Homer's gluthvoll beschienen wird, in der in Augustin das tiefere, abendländische Christenthum sich aus dem Bann des Hellenismus befreit. Aber was nutzen dem Schüler die dogmatischen Formeln des pelagianischen Streites, diese dürren Vokabeln. Was ich meine, finde ich in Harnack's Dogmengeschichte über Augustin. Und endlich Luther! Auch hier ertödtet oft Gedächtnißstoff und Lehrformel den lebendigen Menschen. Wenn die Schüler ihn verstehen lernten, wie seine Zeit ihn sah, wenn sie ihn selbst reden hörten, statt Schulmeinungen über ihn, dann müßte er ihr Lieblingsheld werden, an ihm würden sie begreifen, daß der Protestantismus eine neue Weltanschauung ist, der Nährboden für den modernen Geist, die Quelle des wissenschaftlichen Denkens, das allein gebunden ist ans Gewissen.

7.

Diese Art des konzentrirenden Religionsunterrichts kann den Schüler für religiöse Fragen wohl interessiren, sie kann Achtung vor dem Christenthum erzeugen, sie kann sogar Gefühlsregungen auslösen. Soll der Religionsunterricht sich darauf beschränken, die Frage nach dem Wesen des Christenthums lediglich im historischen Sinne zu beantworten, d. h. die Frage so begrenzen, wie Harnack

sie in seinem Wesen des Christenthums prinzipiell begrenzt hat? Es sind beachtenswerthe Momente, die für diese Begrenzung der Aufgabe angeführt werden. Der Satz „Religion ist nicht lehrbar" ist zweifellos richtig, wenn wir unter Religion als Kinder der Reformation die aus der Sünden vergebenden Liebe Gottes fließende neue Grundstimmung verstehen. In den metaphysischen Tiefen der Menschenseele vollzieht sich dieser geheimnißvolle Vorgang der Wiedergeburt, dessen unerklärlichen Charakter selbst die Philosophie Schopenhauer's anerkennt. Wo überall von der Psychologie dieses inneren Erlebnisses geredet wird, wird die Sprache der Wissenschaft sehr bald der Rede der Mystik weichen. Niemand kann den Verlauf jenes Vorganges präjudiziren oder reguliren. Aber soviel lehrt die Erfahrung, daß ein normaler Verlauf gehemmt und gestört werden kann und daß andererseits günstige Vorbedingungen geschaffen werden können. Und so fragen wir, auf welchem Wege kann der Religionsunterricht diese Hemmnisse beseitigen, diese Vorbedingungen schaffen. Die erste That muß sein, für das Bewußtsein des reifen Schülers die Religion aus dem Banne der Gewohnheit und der Sitte zu befreien. Man löse zunächst die religiösen Gedanken aus der gangbaren Form, in der sie schon dem Knaben zu gedankenlos nachgesprochenen Vokabeln werden. Da muß schon der unreife Knabe die inhaltsreichsten Worte, die schwerwiegendsten Sätze aussprechen. Und wo sich dann später beim Unterricht ein Gefühl, eine Willensregung auslösen sollte, stellt sich dann die gedächtnißmäßig reproduzirte Vokabel ein. Die Macht der religiösen Phrase, die unsere Schüler virtuos handhaben, muß gebrochen werden; es muß zu dem Schüler einmal in einer Form von diesen Dingen geredet werden, die ihn zwingt, den Gedanken neu zu denken, neu zu prägen. Auch der Religionslehrer muß mit Rudolf Hildebrand klagen: es ist ein wahres Unglück für die Pädagogik, daß das frische Kindergedächtniß so wunderbar leistungsfähig ist. Aber von Hildebrand kann er es auch lernen, diesen Bann zu brechen, im dem unsere Religionsbücher mit Formeln und Definitionen das Kindergemüth befangen halten, das nach Leben und gemüthlicher Theilnahme am Unterrichtsstoff lechzt.

Aber es genügt nicht, diese religiösen Formeln und Vokabeln mit Inhalt und Leben zu erfüllen. Die Religion muß auch aus dem Banne des Traditionellen, der Sitte befreit werden. Der Schüler muß es lernen, daß Religion nicht eine selbstverständliche, durch Familie, Sitte, Nation, Konfession gegebene Größe, sondern

freie That der Persönlichkeit ist. Das ist nur möglich, we
Christenthum dem reifen Schüler einmal als eine neben a
möglichen Weltanschauungen entgegentritt, wenn er vor
scheidungen gestellt wird. Möglichst objektiv müssen die a
Weltanschauungen ihm dargestellt werden, damit er späte
den Vorwurf erheben kann, man habe ihm Zerrbilder ge
Alle Weltanschauungen soll er als logisch möglich vor sich
er muß aber lernen, daß keine, auch das Christenthum ni
logisch zwingend nachgewiesen werden kann, daß alle Ausdru
Glaubens sind.

Damit wird der Schüler aus dem Banne des Intellektu
befreit. Sein Vertrauen in die Macht des logischen Denke
erschüttert werden. Und das Universalmittel hierzu lautet:
Kant! Kant zuerst und vor Allem kann diesen Bann bre
lehrt Selbstbescheidung, er umgrenzt das Wesen des Glaub
sichert ihm sein unerschütterliches Recht. Er zeigt, daß P
der praktischen Vernunft unseren Weltanschauungen die
geben müssen, daß der Kampf um die Weltanschauung nic
mit den Mitteln des Intellekts, des Wissens, der Bildung
wird, sondern daß das Gewissen hier das entscheidende
sagen hat, daß es sich hier um ein sittliches Problem handel
lernt es der Schüler, daß diejenige die höchste Weltanschau
die in diesem Kampf als stärkste Kraft sich erweist, daß der
nicht aus Sätzen und Stücken besteht, sondern eine Ueber
eine sittliche Gewißheit ist, die unserem Leben einen Ein
und unserem Handeln neue Impulse. Und diese Gedanken
sind dem Christenthum nicht fremd, sie sind schließlich ni
eine Interpretation des Wortes Pauli: „Da unter der
Gottes die Welt Gott nicht erkannte durch die Weisheit, so
Gott durch die Thorheit der Verkündigung zu erretten die
den." Durch Schiller's Gedankenlyrik sind schon manche
Gedanken dem Schüler nahegerückt. Sollte es da nicht
sein, diesen gewaltigen Retter der Religion auch für den R
unterricht nutzbar zu machen? Gewiß soll nicht Kantische Ph
getrieben werden, gewiß kann das Christenthum Kant's
in den Grenzen der Vernunft nicht als seinen Sinn an
aber soviel Kantischer Geist kann auch den Religionsu
durchwehen, daß der reife Schüler es lernt, seine Stell
Religion sei für ihn eine entscheidende sittliche Frage.
nicht mißverstanden zu werden, zitire ich ein Wort de

freie That der Persönlichkeit ist. Das ist nur möglich, wenn das Christenthum dem reifen Schüler einmal als eine neben anderen möglichen Weltanschauungen entgegentritt, wenn er vor Entscheidungen gestellt wird. Möglichst objektiv müssen die anderen Weltanschauungen ihm dargestellt werden, damit er später nicht den Vorwurf erheben kann, man habe ihm Zerrbilder gezeichnet. Alle Weltanschauungen soll er als logisch möglich vor sich haben, er muß aber lernen, daß keine, auch das Christenthum nicht, als logisch zwingend nachgewiesen werden kann, daß alle Ausdruck eines Glaubens sind.

Damit wird der Schüler aus dem Banne des Intellektualismus befreit. Sein Vertrauen in die Macht des logischen Denkens muß erschüttert werden. Und das Universalmittel hierzu lautet: Mehr Kant! Kant zuerst und vor Allem kann diesen Bann brechen, er lehrt Selbstbescheidung, er umgrenzt das Wesen des Glaubens und sichert ihm sein unerschütterliches Recht. Er zeigt, daß Postulate der praktischen Vernunft unseren Weltanschauungen die Richtung geben müssen, daß der Kampf um die Weltanschauung nicht mehr mit den Mitteln des Intellekts, des Wissens, der Bildung geführt wird, sondern daß das Gewissen hier das entscheidende Wort zu sagen hat, daß es sich hier um ein sittliches Problem handelt. Nun lernt es der Schüler, daß diejenige die höchste Weltanschauung ist, die in diesem Kampf als stärkste Kraft sich erweist, daß der Glaube nicht aus Sätzen und Stücken besteht, sondern eine Ueberzeugung, eine sittliche Gewißheit ist, die unserem Leben einen Sinn giebt und unserem Handeln neue Impulse. Und diese Gedanken Kant's sind dem Christenthum nicht fremd, sie sind schließlich nichts als eine Interpretation des Wortes Pauli: „Da unter der Weisheit Gottes die Welt Gott nicht erkannte durch die Weisheit, so beschloß Gott durch die Thorheit der Verkündigung zu erretten die Glaubenden." Durch Schiller's Gedankenlyrik sind schon manche Kantische Gedanken dem Schüler nahegerückt. Sollte es da nicht möglich sein, diesen gewaltigen Retter der Religion auch für den Religionsunterricht nutzbar zu machen? Gewiß soll nicht Kantische Philosophie getrieben werden, gewiß kann das Christenthum Kant's Religion in den Grenzen der Vernunft nicht als seinen Sinn anerkennen, aber soviel Kantischer Geist kann auch den Religionsunterricht durchwehen, daß der reife Schüler es lernt, seine Stellung zur Religion sei für ihn eine entscheidende sittliche Frage. Um hier nicht mißverstanden zu werden, zitire ich ein Wort des ehrwürdigen

Thomasius: „In dem Alter, in dem die Reflexion sich zu regen beginnt, reicht es nicht mehr hin, die christliche Wahrheit einfach zu bezeugen, sondern es gilt, sie nach ihren festen Gründen und ihrer inneren Nothwendigkeit darzulegen. Daß damit noch lange nicht Alles gethan sei und das eigentliche und letzte Ziel des Religionsunterrichts damit noch nicht erreicht werde, ist mir wohl bewußt."

8.

Soll die eigentliche Aufgabe des Religionsunterrichts, günstige Vorbedingungen für christliche Gewißheit zu schaffen, erreicht werden, so muß die induktive Methode vorherrschend werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß jedes dogmatische System deduktiv ist. Aber die Dogmatik setzt die christliche Gewißheit voraus, der Unterricht sieht in ihr sein Ziel. Darum darf der Unterricht sich nicht mit einem System der Glaubenslehre begnügen. Er muß die Mitte halten zwischen Dogmatik und Erbauung. Er muß von der Erbauung die argumentatio ad hominem und von der Dogmatik den geistigen Inhalt entnehmen. Es darf z. B. die Grundfrage aller Religion: ‚wie erhalte ich einen gnädigen Gott' weder aus einer Theorie über die Sünde noch aus einer Bußpredigt sich als Postulat ergeben, sondern sie muß für den reifen Schüler erwachsen aus dem psychologisch begriffenen Thatbestande des radikalen Bösen in uns. Es ist pädagogisch gleich falsch, durch gehäuften Schriftbeweis und augustinische Formeln über Sündenfall und Erbsünde die Lehre von der Sünde zu begründen oder durch seelsorgerischen Appell an die Erfahrung des Einzelnen. Ich möchte das psychologische Verständniß erzielt sehen durch Verarbeitung alles dessen, was dem Schüler über die dämonische Macht der Sünde in der Geschichte und in der Literatur entgegengetreten ist. Wie reich ist die Tragödie an Material zur Illustrirung der Sünde! Alle die Probleme, die in der dogmatischen Theorie und Formel todte Lehre sind, werden in dieser Form lebendig, sie können dem Schüler so nahe rücken, daß er es fühlt: tua res agitur. Und wenn dann der so gewonnene psychologische Thatbestand als Schriftlehre nachgewiesen wird, dann kann die religiöse Grundfrage von dem Schüler nachempfunden werden. So sehe ich die eigenthümliche Aufgabe des Unterrichts in der Kunst, die Probleme in der Vorstellungswelt des Schülers entstehen zu lassen, bis sie ihre Lösung in der heiligen Schrift finden. Gegen den systematischen Betrieb der Glaubenslehre spricht jedoch noch ein gewichtigerer Grund. In

einem Lehrsystem erscheint die Lehre von Christus als eine
anderen. Das kann in einem System nicht vermieden w
Der Unterricht im Christenthum aber muß christozentrisch
Jede abstrakte Lehraussage über Gott, seine Eigenschaften
wird der Grundlehre des Christenthums nicht gerecht, da
Gott nur in Christus erkennen, ja, daß wir in der Religion
Antwort suchen sollen auf die Frage: ‚was ist Gott', sonder
wir in ihr der Gesinnung Gottes gegen uns gewiß werden
Melanchthon's loci sind ein klassischer Ausdruck für die
evangelische Abgrenzung zwischen Religion und Theologie, w
das religiöse Interesse beschränken wollen auf die Artikel v
Sünde, dem Gesetz und der Gnade. Die anderen, auch der ü
Dreieinigkeit magis curiosas quam utiles disputationes con
Ich kann es darum nicht anerkennen, daß die Confessio Aug
die geeignete Grundlage für die Glaubenslehre in Prima i
interpretirt in klassischer Weise das Evangelium, soweit es
Rom und die Schwärmer gesichert werden mußte. Aber f
keinen Anlaß, die Grundfragen der Theologie und Chri
genauer darzustellen. Luther's kleiner Katechismus ist ihr
weit überlegen.

Werden alle rein dogmatischen Probleme in die Pe
verwiesen, wird die Lehre von Gott wieder beschränkt
eigentliche Lehre Christi über den Vater und sein Reich,
Christus der Mittelpunkt des Unterrichts. Von allen Spekul
über Christi Person gilt für den Unterricht sicher des Ath
Wort: non ut diceretur sed ne taceretur. Wie oft wir
die dogmengeschichtliche Formulirung des christologischen P
die Persönlichkeit Jesu dem Schüler fremdartig oder gar, w
Schlimmste ist, Gegenstand scholastischer, spitzfindiger Erör
Nicht die Dogmengeschichte soll dem reifen Schüler sage
Christus ist, sondern allein das Evangelium; nicht die Lehr
über sein Wesen und sein Verhältniß zu Gott sollen i
Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus verständlich machen,
im geschichtlichen Jesus soll er das Wort verstehen lernen: w
siehet, der siehet den Vater.

9.

Wir sahen oben, daß die Aufgabe der Religion du
Ethik nicht gelöst werden könne. Es ist eine ernste Frage,
Religionsunterricht die eigenthümliche Aufgabe der Moral
kann oder ob Moralunterricht neben dem Religionsunterri

einem Lehrsystem erscheint die Lehre von Christus als eine neben anderen. Das kann in einem System nicht vermieden werden. Der Unterricht im Christenthum aber muß christozentrisch sein. Jede abstrakte Lehraussage über Gott, seine Eigenschaften u. s. f. wird der Grundlehre des Christenthums nicht gerecht, daß wir Gott nur in Christus erkennen, ja, daß wir in der Religion keine Antwort suchen sollen auf die Frage: ‚was ist Gott‘, sondern daß wir in ihr der Gesinnung Gottes gegen uns gewiß werden sollen. Melanchthon's loci sind ein klassischer Ausdruck für diese echt evangelische Abgrenzung zwischen Religion und Theologie, wenn sie das religiöse Interesse beschränken wollen auf die Artikel von der Sünde, dem Gesetz und der Gnade. Die anderen, auch der über die Dreieinigkeit magis curiosas quam utiles disputationes continent. Ich kann es darum nicht anerkennen, daß die Confessio Augustana die geeignete Grundlage für die Glaubenslehre in Prima ist. Sie interpretirt in klassischer Weise das Evangelium, soweit es gegen Rom und die Schwärmer gesichert werden mußte. Aber sie hatte keinen Anlaß, die Grundfragen der Theologie und Christologie genauer darzustellen. Luther's kleiner Katechismus ist ihr darin weit überlegen.

Werden alle rein dogmatischen Probleme in die Peripherie verwiesen, wird die Lehre von Gott wieder beschränkt auf die eigentliche Lehre Christi über den Vater und sein Reich, so wird Christus der Mittelpunkt des Unterrichts. Von allen Spekulationen über Christi Person gilt für den Unterricht sicher des Athanasius Wort: non ut diceretur sed ne taceretur. Wie oft wird durch die dogmengeschichtliche Formulirung des christologischen Problems die Persönlichkeit Jesu dem Schüler fremdartig oder gar, was das Schlimmste ist, Gegenstand scholastischer, spitzfindiger Erörterung. Nicht die Dogmengeschichte soll dem reifen Schüler sagen, wer Christus ist, sondern allein das Evangelium; nicht die Lehrformeln über sein Wesen und sein Verhältniß zu Gott sollen ihm die Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus verständlich machen, sondern im geschichtlichen Jesus soll er das Wort verstehen lernen: wer mich siehet, der siehet den Vater.

9.

Wir sahen oben, daß die Aufgabe der Religion durch die Ethik nicht gelöst werden könne. Es ist eine ernste Frage, ob der Religionsunterricht die eigenthümliche Aufgabe der Moral lösen kann oder ob Moralunterricht neben dem Religionsunterricht sein

besonderes Recht hat. Von den verschiedensten Seiten wird die Ethik des Christenthums angefochten. Wundt tadelt ihren Charakter der Gebundenheit: „sie ist nicht unmittelbare Bethätigung des sittlich-religiösen Bewußtseins.“ Andere vermissen in ihr Normen zur Beurtheilung des gegenwärtigen wirthschaftlichen Lebens. Andere finden, daß die christliche Ethik von unreinen, fremdartigen Motiven durchsetzt sei. Schon oben erkannten wir, daß ein wissenschaftliches System der Moral sehr wohl konstruirt werden könne, ohne sich auf die Religion zu gründen. Aber nicht das kann hier entscheiden, sondern lediglich die Frage, ob die nicht an die Religion gebundene Moral genügend starke Impulse zum moralischen Handeln in sich schließt, einmal vorausgesetzt, daß das Problem der Moral voraussetzungslos gelöst werden kann. Diese Frage aber kann nur die Erfahrung beantworten. Das Christenthum kann den Erfahrungbeweis seiner sittlichen Kraft führen. Die religionslose Moral kann ihn darum nicht widerspruchslos führen, weil das religionslose moralische Individuum die durch Erziehung und Kultur aufgenommenen religiösen Elemente nicht ausschalten kann. Die Einwürfe von Seiten der wissenschaftlichen Ethik können hiernach die praktische Bedeutung der christlichen Ethik nicht verringern. Es wird wohl hier bei Paulsen's schönem Wort sein Bewenden haben: „Es sind in jüngster Zeit allerhand Erzieher empfohlen worden: Schopenhauer, Rembrandt u. A. Ich würde sagen: Es kann nur heißen: Jesus als Erzieher, unseres Volkes und Erzieher der Menschheit.“

Handelt es sich im Unterricht nicht um ein ethisches System, sondern um Erziehung zur Sittlichkeit, so bedarf das Christenthum nicht der wissenschaftlichen Ethik, nicht als Ersatz und nicht als Hilfe, sondern es setzt sich unmittelbar in Sittlichkeit um. Und in diesem Nachweis liegt in den oberen Klassen die sittliche Aufgabe des Religionsunterrichts. Hier muß die christliche Sittlichkeit scharf von der jüdischen und der antiken geschieden werden, es muß von der christlichen Freiheit und Gebundenheit geredet werden im Sinne von Luther's Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen. Aber auch hier muß die Belehrung christozentrisch sein. Kein neues, reineres Gesetz darf das Evangelium sein, nicht in Einzelvorschriften darf sich die christliche Ethik erschöpfen, sondern es wird zum neuen Motiv des Handelns, zur Gottesliebe, die der Menschenseele unendlichen Werth giebt, die unser Handeln bestimmt, damit wir Kinder sind des Vaters im Himmel.

Und indem die Fragen unserer Zeit, die des Einzelner der Völker, die Probleme der Kultur und der Sittlichkei Antwort durch Christus finden, wird die christliche Sittlichk gleich eine Stütze des Glaubens nach dem Worte Jesu: „So j wird Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“

10.

Günstige Vorbedingungen für christliche Heilsgewißh schaffen soll die Aufgabe jedes Religionsunterrichts sein. Wi Aufgabe sich für erwachsene Schüler differenzirt, wollten w legen. Sollen Zensuren, soll eine Prüfung Garantien daß das Ziel erreicht wird? Beachtenswerthe Stimmen ve die Frage.

„Was die Examina mit dem durch sie ausgesteckten Z wahren Unterricht für Schaden thun, wird ja wohl nach u immer deutlicher erkannt, Schaden dadurch, daß damit gar z und unwillkürlich das bloße äußere Gedächtniß zum oberste in der Geisteswelt und Wissenschaft eingesetzt wird.“ S Rudolf Hildebrand's tiefes pädagogisches Verständniß. allgemeinen Bedenken verstärken sich für den Religionsun Was soll die Zensur beurtheilen, was das Examen nach Das Wort des Religionslehrers mag für Beurtheilung lichen Reife in die Waagschale fallen, direkter Unfleiß allgemeinen Zensur zum Ausdruck kommen. Aber das ge mäßig angeeignete Wissen, das allein für Prüfung und mitspricht, sollte nicht dem Schüler als das Entscheiden Augen treten. Das verrückt den Schwerpunkt des Un Das Beste und Tiefste verliert an Werth, wenn es Gegenst Repetition, der Einübung wird. Der Gedanke an eine drängt sich störend hinein in das Bestreben, von Mensch zu reden. Wo verschiedene Konfessionen vertreten sind, die Zensur ohnehin kein großes Gewicht gelegt, weil die G der Beurtheilung in der Religion keine einheitlichen Reifezeugniß mag auch der Religionslehrer zu Worte weil hier neben dem Wissen auch die tiefere Stellung Reife des Verständnisses zum Ausdruck gebracht werden k

Und indem die Fragen unserer Zeit, die des Einzelnen und der Völker, die Probleme der Kultur und der Sittlichkeit ihre Antwort durch Christus finden, wird die christliche Sittlichkeit zugleich eine Stütze des Glaubens nach dem Worte Jesu: „So jemand wird Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."

10.

Günstige Vorbedingungen für christliche Heilsgewißheit zu schaffen soll die Aufgabe jedes Religionsunterrichts sein. Wie diese Aufgabe sich für erwachsene Schüler differenzirt, wollten wir darlegen. Sollen Zensuren, soll eine Prüfung Garantien schaffen, daß das Ziel erreicht wird? Beachtenswerthe Stimmen verneinen die Frage.

„Was die Examina mit dem durch sie ausgesteckten Ziel dem wahren Unterricht für Schaden thun, wird ja wohl nach und nach immer deutlicher erkannt, Schaden dadurch, daß damit gar zu leicht und unwillkürlich das bloße äußere Gedächtniß zum obersten Herrn in der Geisteswelt und Wissenschaft eingesetzt wird." So redet Rudolf Hildebrand's tiefes pädagogisches Verständniß. Diese allgemeinen Bedenken verstärken sich für den Religionsunterricht. Was soll die Zensur beurtheilen, was das Examen nachweisen? Das Wort des Religionslehrers mag für Beurtheilung der sittlichen Reife in die Waagschale fallen, direkter Unfleiß in der allgemeinen Zensur zum Ausdruck kommen. Aber das gedächtnißmäßig angeeignete Wissen, das allein für Prüfung und Zensur mitspricht, sollte nicht dem Schüler als das Entscheidende vor Augen treten. Das verrückt den Schwerpunkt des Unterrichts. Das Beste und Tiefste verliert an Werth, wenn es Gegenstand der Repetition, der Einübung wird. Der Gedanke an eine Prüfung drängt sich störend hinein in das Bestreben, von Mensch zu Mensch zu reden. Wo verschiedene Konfessionen vertreten sind, wird auf die Zensur ohnehin kein großes Gewicht gelegt, weil die Grundsätze der Beurtheilung in der Religion keine einheitlichen sind. Im Reifezeugniß mag auch der Religionslehrer zu Worte kommen, weil hier neben dem Wissen auch die tiefere Stellung und die Reife des Verständnisses zum Ausdruck gebracht werden kann.

Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt.

Von

Friedrich Paulsen.

I.

Der höhere Lehrerstand hat in jüngster Zeit einen hartnäckigen Kampf um seine äußere Stellung, um die Anerkennung seiner staatlichen Gleichstellung mit den Juristen, wie der Kampfruf lautet, zu bestehen gehabt. Ich halte diesen Kampf, wie ich an anderer Stelle früher einmal ausgeführt habe, für einen gerechten und nothwendigen. Ihn durchzuführen ist nicht blos Recht, sondern Pflicht. Jeder Stand ist es sich selber und seiner Aufgabe schuldig, auf der ihm zukommenden Stellung und Ehre unter den übrigen Ständen zu bestehen: seine Leistungsfähigkeit wird durch das Ansehen, in dem er steht, mit bedingt. Es ist bei den Lehrern in besonders sichtbarer Weise der Fall: die Minderung der sozialen Schätzung des Standes bedeutet für jeden Einzelnen eine Vergrößerung der Widerstände, die er in der Schule zu überwinden hat; ein Wort der Geringschätzung gegen den Stand, im Hause oder draußen, mag die Ehrfurcht im Schüler, die lange und treue Arbeit begründet hat, in einem Augenblick vernichten. Dazu kommt, daß die soziale Auslese für den Beruf durch sein gesellschaftliches Ansehen mitbestimmt wird.

Also dieser Kampf war nothwendig und wird es so lange bleiben, bis der höhere Lehrerstand die ihm gebührende Stellung wird gewonnen haben. Ist er einmal dem Beamtenthum des Staats eingefügt, so muß er darauf halten, daß er nicht den

übrigen akademischen Berufen gegenüber als ein minderwerthige
scheine.

Ich möchte aber heute auf eine andere Seite der Sache
weisen, die nicht minder wichtig ist: die soziale Stellung
Schätzung des Lehrerberufs beruht nicht allein auf der Stel
die er in der Gehalt- und Rangordnung des Staates einni
sondern mindestens ebenso sehr auf der Stellung, die er sich i
in der *gelehrten Welt* zu verschaffen weiß. Vielleicht ist
Moment in diesem Zeitalter der Realpolitik etwas zu sehr in
Hintergrund getreten. Es ist aber wesentlich, daß es nicht
gessen wird: der deutsche Gymnasiallehrerstand hat die ange
Stellung, deren er auch heute noch in Deutschland, verglichen
anderen Ländern, sich erfreut, nicht erst durch die Verleihung
licher Titel und Rangstufen erreicht, er hat sie sich mit ei
Kraft erobert durch das Ansehen in der gelehrten Welt, das
im Zeitalter des Neuhumanismus durch seine lebendige Theil
an der wissenschaftlichen Arbeit erworben hat.

Die Veranlassung, hierüber ein Wort zu sagen, giebt die
erfreuliche Kunde, daß die preußische Unterrichtsverwaltung d
Punkt wieder größere Aufmerksamkeit zuzuwenden entschloss
Es besteht die Hoffnung, daß schon im nächsten Etat eine P
mit der Bestimmung erscheint, wissenschaftliche Arbeiten von L
an höheren Schulen zu erleichtern und zu befördern, durch
lastung von Pflichtstunden, Beurlaubung, Reisestipendien.

Die preußische Gymnasialverwaltung würde damit zu
besten Traditionen zurückkehren. Als unter W. v. Hum
und Freiherrn v. *Altenstein* unser heutiger Gymnasial
stand geschaffen wurde (bis zum Erlaß der ersten Prüfungsor
von 1810 wurde das Lehramt an Gelehrtenschulen als bloß
hang oder Vorstufe des geistlichen Amts angesehen), handelte
eben darum, dem Lehrerstand den Charakter eines eigen
Gelehrtenstandes zu geben. Eine wirkliche wissenschaftliche
bildung auf der Universität wurde zur Voraussetzung für den
tritt ins Amt und fortdauernde Betheiligung an der wissen
lichen Arbeit, besonders auf dem Gebiet der Alterthums
schaften, zu einem wesentlichen Stück der Berufsthätigkeit ge
Aus diesem Gesichtspunkt sind die ersten Prüfungsordnungen
1810 und 1831) entworfen; aus demselben Gesichtspunkt beur
die Schulverwaltung unter *Johannes Schulze* die Tüchtigk
Lehrer: bei der Auswahl für die Direktorenstellen waren

übrigen akademischen Berufen gegenüber als ein minderwerthiger erscheine.

Ich möchte aber heute auf eine andere Seite der Sache hinweisen, die nicht minder wichtig ist: die soziale Stellung und Schätzung des Lehrerberufs beruht nicht allein auf der Stellung, die er in der Gehalt- und Rangordnung des Staates einnimmt, sondern mindestens ebenso sehr auf der Stellung, die er sich selber in der gelehrten Welt zu verschaffen weiß. Vielleicht ist dies Moment in diesem Zeitalter der Realpolitik etwas zu sehr in den Hintergrund getreten. Es ist aber wesentlich, daß es nicht vergessen wird: der deutsche Gymnasiallehrerstand hat die angesehene Stellung, deren er auch heute noch in Deutschland, verglichen mit anderen Ländern, sich erfreut, nicht erst durch die Verleihung staatlicher Titel und Rangstufen erreicht, er hat sie sich mit eigener Kraft erobert durch das Ansehen in der gelehrten Welt, das er sich im Zeitalter des Neuhumanismus durch seine lebendige Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit erworben hat.

Die Veranlassung, hierüber ein Wort zu sagen, giebt die hocherfreuliche Kunde, daß die preußische Unterrichtsverwaltung diesem Punkt wieder größere Aufmerksamkeit zuzuwenden entschlossen ist. Es besteht die Hoffnung, daß schon im nächsten Etat eine Position mit der Bestimmung erscheint, wissenschaftliche Arbeiten von Lehrern an höheren Schulen zu erleichtern und zu befördern, durch Entlastung von Pflichtstunden, Beurlaubung, Reisestipendien.

Die preußische Gymnasialverwaltung würde damit zu ihren besten Traditionen zurückkehren. Als unter W. v. Humboldt und Freiherrn v. Altenstein unser heutiger Gymnasiallehrerstand geschaffen wurde (bis zum Erlaß der ersten Prüfungsordnung von 1810 wurde das Lehramt an Gelehrtenschulen als bloßer Anhang oder Vorstufe des geistlichen Amts angesehen), handelte es sich eben darum, dem Lehrerstand den Charakter eines eigentlichen Gelehrtenstandes zu geben. Eine wirkliche wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität wurde zur Voraussetzung für den Eintritt ins Amt und fortdauernde Betheiligung an der wissenschaftlichen Arbeit, besonders auf dem Gebiet der Alterthumswissenschaften, zu einem wesentlichen Stück der Berufsthätigkeit gemacht. Aus diesem Gesichtspunkt sind die ersten Prüfungsordnungen (von 1810 und 1831) entworfen; aus demselben Gesichtspunkt beurtheilte die Schulverwaltung unter Johannes Schulze die Tüchtigkeit der Lehrer: bei der Auswahl für die Direktorenstellen waren wissen-

schaftliche Leistungen von maßgebender Bedeutung. Was hat er geschrieben? das war die erste Frage, womit J. Schulze an Vorschläge für die Besetzung eines Direktorats heranzutreten pflegte. So berichtet sein späterer Nachfolger L. Wiese. Auch die allgemeine Durchführung des alten Herkommens, den Programmen eine wissenschaftliche Abhandlung beizugeben und die Einrichtung des Programmaustauschs unter den Anstalten wurde von ihm in dieser Absicht getroffen: die Lehrer der Gelehrtenschulen sollten sich als Gelehrte, als eine Art gelehrter Körperschaft kennen und fühlen lernen. Und diesen Bestrebungen von oben kam lebhafter Eifer aus dem Lehrerstande entgegen; es war die Zeit der enthusiastischen Jugendliebe zum Alterthum und zur Alterthumswissenschaft; Schüler von Heyne, F. A. Wolf, Boeckh, Hermann hatten die Direktoren- und Lehrerstellen inne; es verstand sich von selbst, daß, wer auf Geltung Anspruch erhob, sie durch wissenschaftliche Leistungen zu erwerben trachtete. Die Universität hatte sich eben damals zu der Idee erhoben, als wissenschaftliche Anstalt ihre Schüler zur Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit zu erheben; sie entsprachen dem eigenen Trieb und der Erwartung ihrer Lehrer, wenn sie als Lehrer an der Gelehrtenschule in lebendiger Mitarbeit an der Wissenschaft sich in Fühlung mit der Universität erhielten. Berufungen von der Schule an die Universität waren, solange die gesammte gelehrte Verwaltung in Joh. Schulze ihren Mittelpunkt hatte, etwas Gewöhnliches.

Als im Jahre 1831 Victor Cousin im Auftrag des französischen Unterrichtsministers eine pädagogische Informationsreise nach Deutschland machte, die erste, der seitdem so manche gefolgt sind — sie führte ihn über Frankfurt a. M., Weimar, Schulpforta, Leipzig nach Berlin —, da war das Erste, was ihm überall in die Augen fiel: die deutschen Gymnasialdirektoren und Lehrer wirkliche Gelehrte, die durch ihre Arbeiten einen Ruf in der Gelehrtenwelt haben; er macht regelmäßig einige derselben mit ihren Schriften namhaft. Und dazu ein Zweites: eben diese Lehrer sind auch Erzieher der Jugend. In Frankreich sei Beides anders: die Lehrer nicht Gelehrte; nur ein einziger proviseur (dem Direktor entsprechend) sei in 22 Jahren ihm bekannt geworden, der ein etwas ausgezeichnetes wissenschaftliches Werk geschrieben habe; sonst nichts als die übliche Schulberedsamkeit: sie seien alle durch Verwaltungsgeschäfte erstickt. Und: die Lehrer nicht Erzieher, wofür vielmehr die censeurs und répétiteurs angestellt seien.

Die Rückwirkung der Sache auf die Hebung des sozialen
sehens des Standes hat ein deutscher Beobachter, Fried
Thiersch, hervorgehoben: „Die wissenschaftliche Auszeichnung"
charakterisirt der Organisator der bairischen Gelehrtenschule in e
1838 erschienenen Werk die Stellung des preußischen Gymn
lehrers, „die vorzügliche Befähigung im Beruf, der anstän
Gehalt und die durch innere Würdigkeit bedingte Aussicht,
bunden mit der rücksichtsvollen Behandlung der Schulmänner
diesen Stand mit einer Achtung und Anerkennung in der bü
lichen Gesellschaft umgeben, die ihm sonst nicht zu Theil w
und die sehr vortheilhaft auf ihn selbst zurückfließt. Ein j
Oberlehrer von Auszeichnung ist in sozialer Hinsicht ein sich
stellter Mann, steht den Beamten anderer Dienstkategorien,
den angesehenen, parallel"; er verweist dafür auf das connu
auch mit angesehenen und vornehmen Familien, das der
erreicht habe.

Alle Welt weiß, daß die Verhältnisse heute nicht meh
so liegen. Im Lehrerstand selber ist die Unzufriedenheit mit
sozialen Stellung weit verbreitet, und vermuthlich entsprich
Stimmung den Thatsachen: Der Lehrerstand gilt in der Gesel
gilt namentlich auch bei der für diese Dinge empfindlichen J
wie aus dem Verhalten zur Studienwahl hervorgeht, a
mindere unter den gelehrten Ständen. Woher diese Erschei
Liegt's am Stande? oder am Staat? oder an einer Verän
der Maßstäbe gesellschaftlicher Schätzung? Vielleicht wirkt al
sammen.

Zunächst ist kein Zweifel, daß ein allgemeiner Wandel
Schätzung der Dinge, die Auszeichnung verleihen, eingetre
Gelehrte Arbeit steht nicht mehr in so hoher Schätzung, als
Zeit, da Deutschland, nach Jean Paul, das Reich der L
der Vorsehung beschieden schien, während sie Frankreich
Herrschaft zu Lande, England zu Wasser bedacht hatte.
Goethe, sondern Bismarck ist heute der Exponent unseres
lichen Lebens. Das wirkt natürlich auch auf die Schätz
gelehrten Bildungsanstalten und ihrer Lehrer zurück: der
der Jurist, dem der Weg zur Macht, die Bahn der Welter
offen steht, nimmt in der öffentlichen Meinung gegenwär
vornehmere Stellung ein, als vor 50 Jahren; die Eroberun
Reich der Gedanken, wenn sie nicht in technische Herrschaft
sich umsetzen lassen, bloßer Gewinn im Gebiet der Geiste

Die Rückwirkung der Sache auf die Hebung des sozialen Ansehens des Standes hat ein deutscher Beobachter, Friedrich Thiersch, hervorgehoben: „Die wissenschaftliche Auszeichnung“, so charakterisirt der Organisator der bairischen Gelehrtenschule in einem 1838 erschienenen Werk die Stellung des preußischen Gymnasiallehrers, „die vorzügliche Befähigung im Beruf, der anständige Gehalt und die durch innere Würdigkeit bedingte Aussicht, verbunden mit der rücksichtsvollen Behandlung der Schulmänner haben diesen Stand mit einer Achtung und Anerkennung in der bürgerlichen Gesellschaft umgeben, die ihm sonst nicht zu Theil wurde, und die sehr vortheilhaft auf ihn selbst zurückfließt. Ein junger Oberlehrer von Auszeichnung ist in sozialer Hinsicht ein sicher gestellter Mann, steht den Beamten anderer Dienstkategorien, selbst den angesehenen, parallel“; er verweist dafür auf das connubium auch mit angesehenen und vornehmen Familien, das der Stand erreicht habe.

Alle Welt weiß, daß die Verhältnisse heute nicht mehr ganz so liegen. Im Lehrerstand selber ist die Unzufriedenheit mit seiner sozialen Stellung weit verbreitet, und vermuthlich entspricht diese Stimmung den Thatsachen: Der Lehrerstand gilt in der Gesellschaft, gilt namentlich auch bei der für diese Dinge empfindlichen Jugend, wie aus dem Verhalten zur Studienwahl hervorgeht, als der mindere unter den gelehrten Ständen. Woher diese Erscheinung? Liegt's am Stande? oder am Staat? oder an einer Veränderung der Maßstäbe gesellschaftlicher Schätzung? Vielleicht wirkt alles zusammen.

Zunächst ist kein Zweifel, daß ein allgemeiner Wandel in der Schätzung der Dinge, die Auszeichnung verleihen, eingetreten ist. Gelehrte Arbeit steht nicht mehr in so hoher Schätzung, als zu der Zeit, da Deutschland, nach Jean Paul, das Reich der Luft von der Vorsehung beschieden schien, während sie Frankreich mit der Herrschaft zu Lande, England zu Wasser bedacht hatte. Nicht Goethe, sondern Bismarck ist heute der Exponent unseres öffentlichen Lebens. Das wirkt natürlich auch auf die Schätzung der gelehrten Bildungsanstalten und ihrer Lehrer zurück: der Offizier, der Jurist, dem der Weg zur Macht, die Bahn der Welteroberung offen steht, nimmt in der öffentlichen Meinung gegenwärtig eine vornehmere Stellung ein, als vor 50 Jahren; die Eroberungen im Reich der Gedanken, wenn sie nicht in technische Herrschaftsmittel sich umsetzen lassen, bloßer Gewinn im Gebiet der Geisteskultur

hat, wir müssen es uns gestehen, an Kurswerth verloren. Das fühlen mit den Universitäten die Gelehrtenschulen.

Dem Sinken in der Schätzung geht aber, wenn ich mich nicht täusche, auch ein Sinken in der Leistung des Gymnasiallehrerstandes als Gelehrtenstandes zur Seite. Sicherlich, es giebt in ihm auch heute noch eine große Anzahl wirklicher Gelehrter; viele setzen es mit äußerster Anspannung aller Kräfte durch, neben der Berufsarbeit auch an der wissenschaftlichen Arbeit sich zu betheiligen. Auch heute gilt noch der Unterschied zwischen deutschen und ausländischen Lehrern, den vor 70 Jahren V. Cousin beobachtete; von neueren französischen Beobachtern wie M. Bréal, F. Lot wird es bestätigt: der französische Lehrer ein Beamter (fonctionnaire), der sich über den Besitz einer encyklopädischen Bildung ausgewiesen hat, der deutsche Lehrer ein wirklicher Gelehrter. In Deutschland, sagt F. Lot in einem lesenswerthen kleinen Buch (l'enseignement supérieur en France, 1891) „ist man anspruchsvoller als bei uns; die Schulknaben lernen dort so wenig als bei uns philologische Wissenschaft, trotzdem halten die deutschen Regierungen darauf, daß ihre Lehrer tüchtige Philologen seien. In Frankreich fordert man keine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit, sondern blos das, was man „literarische Bildung“ nennt.“ Und er führt den Unterschied, mit E. Renan, zuletzt darauf zurück, daß das Erbe der Jesuiten, die einseitige Schätzung des Formtalents und der Rhetorik, auch heute noch den französischen Hochschulen anhange.

So erfreulich und ehrenvoll für unseren Gymnasiallehrerstand solche Anerkennung und, ich füge hinzu, so wohl verdient sie auch heute noch ist, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir in dieser Hinsicht in absteigender Linie uns bewegen: die Stellung des Lehrerstandes in der gelehrten Welt, sein Antheil an der wissenschaftlichen Arbeit ist im Sinken. Es hängt mit einer Menge von Umständen zusammen, ich hebe einige heraus.

Zuerst: die Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens selbst ist der thätigen Theilnahme des Lehrerstandes nicht günstig. Vor 100 Jahren war die Alterthumswissenschaft die herrschende Wissenschaft, in der Schule ganz und auf der Universität beinahe. Jetzt haben wir im Gymnasium eine Menge von Disziplinen, aber kein einheitliches Zentrum, um das sich die Arbeit der Schüler und der Lehrer sammelte. Und dazu kommt, daß mit dem Fortgang der Arbeit der Wissenschaftsbetrieb immer spezialistischer, immer anspruchs-

voller, immer exklusiver geworden ist. Eine mehr gelegentlich
theiligung stößt auf immer größere Schwierigkeiten.

Sodann: die „höheren“ Schulen der Gegenwart haben
nicht mehr in dem Maße als in der ersten Hälfte des Jahrhun
den Charakter von „gelehrten“ Schulen. Es hängt mit
Umständen zusammen; ich nenne: das Aufkommen des Rea
wesens — eine schlechthin nothwendige Sache: aber die
gymnasien und Oberrealschulen leben in einer andern Atmo
als die alten Gelehrtenschulen, wie die Schulpforta oder
Joachimsthal. Ferner: das plötzliche Anschwellen der Schülern
seit den großen Kriegen, die massenhafte Gründung neuer Sc
die plötzlich fast ins unbegrenzte gesteigerte Nachfrage nach
kräften“, die den großen Zulauf der 80er Jahre hervorrie
dadurch, daß sie auch wissenschaftlich recht dürftig ausgest
Kandidaten willige Aufnahme verschaffte, die wissenschaf
Qualitäten des Standes als solchen herabdrückte. Dazu ka
starke Vergrößerung zahlreicher Anstalten, das Anschwellen de
der Klassen und der Lehrerkollegien, besonders die Vermehrun
unteren und mittleren Klassen. Alles das wirkte in dem
daß die Gelehrtenschule einer Bürgerschule sich annäherte: die
der Gymnasien nicht künftig Studirende, sondern „Schnuraspira
die Masse der Lehrer nicht Lehrer der „Alterthumswissensch
sondern Einpauker der lateinischen, griechischen, französischen Gram
in Mittel- und Unterklassen, die Direktoren nicht geistige Leit
Kollegiums und Lehrer der Prima, sondern zu Verwaltungsbe
herabgedrückt, die den ungeheuren Mechanismus einigermaß
Gang halten. Gleichzeitig ist für den Einzelnen der Aufwan
Arbeitskraft für die Schule gestiegen: die vielfache Ueberfüllun
Klassen, besonders in den großen Städten, belastet die tüch
Lehrer mit einem Uebermaß von Korrekturen und strapazir
in den Schulstunden stärker, oft bis zur Erschöpfung. Un
gleich wird der Betrieb fabrikmäßiger, mechanischer; die A
ist: die Masse von Schülern in einer Menge von Fächern
in gleichem Schritt vorwärts zu bringen. Die Drillkünst
dabei in der Geltung gestiegen. Früher handelte es sich
eine Auswahl der männlichen Jugend durch die Einführung
Literatur des Alterthums zu höchster Menschenbildung zu
da neben dieser Aufgabe die übrigen weit zurückstanden, so
man im Unterricht Zeit, konnte mit einigem Behagen sich
breiten und auch einmal gehen lassen; auf der Oberstufe na

voller, immer exklusiver geworden ist. Eine mehr gelegentliche Betheiligung stößt auf immer größere Schwierigkeiten.

Sodann: die „höheren" Schulen der Gegenwart haben selbst nicht mehr in dem Maße als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts den Charakter von „gelehrten" Schulen. Es hängt mit vielen Umständen zusammen; ich nenne: das Aufkommen des Realschulwesens — eine schlechthin nothwendige Sache: aber die Realgymnasien und Oberrealschulen leben in einer andern Atmosphäre als die alten Gelehrtenschulen, wie die Schulpforta oder das Joachimsthal. Ferner: das plötzliche Anschwellen der Schülermassen seit den großen Kriegen, die massenhafte Gründung neuer Schulen, die plötzlich fast ins unbegrenzte gesteigerte Nachfrage nach „Lehrkräften", die den großen Zulauf der 80er Jahre hervorrief und dadurch, daß sie auch wissenschaftlich recht dürftig ausgestatteten Kandidaten willige Aufnahme verschaffte, die wissenschaftlichen Qualitäten des Standes als solchen herabdrückte. Dazu kam die starke Vergrößerung zahlreicher Anstalten, das Anschwellen der Zahl der Klassen und der Lehrerkollegien, besonders die Vermehrung der unteren und mittleren Klassen. Alles das wirkte in dem Sinne, daß die Gelehrtenschule einer Bürgerschule sich annäherte: die Masse der Gymnasien nicht künftig Studirende, sondern „Schnuraspiranten", die Masse der Lehrer nicht Lehrer der „Alterthumswissenschaften", sondern Einpauker der lateinischen, griechischen, französischen Grammatik, in Mittel- und Unterklassen, die Direktoren nicht geistige Leiter des Kollegiums und Lehrer der Prima, sondern zu Verwaltungsbeamten herabgedrückt, die den ungeheuren Mechanismus einigermaßen in Gang halten. Gleichzeitig ist für den Einzelnen der Aufwand von Arbeitskraft für die Schule gestiegen: die vielfache Ueberfüllung der Klassen, besonders in den großen Städten, belastet die tüchtigsten Lehrer mit einem Uebermaß von Korrekturen und strapazirt auch in den Schulstunden stärker, oft bis zur Erschöpfung. Und zugleich wird der Betrieb fabrikmäßiger, mechanischer; die Aufgabe ist: die Masse von Schülern in einer Menge von Fächern leidlich in gleichem Schritt vorwärts zu bringen. Die Drillkünste sind dabei in der Geltung gestiegen. Früher handelte es sich darum, eine Auswahl der männlichen Jugend durch die Einführung in die Literatur des Alterthums zu höchster Menschenbildung zu heben; da neben dieser Aufgabe die übrigen weit zurückstanden, so hatte man im Unterricht Zeit, konnte mit einigem Behagen sich ausbreiten und auch einmal gehen lassen; auf der Oberstufe nahm er

ein wenig akademischen Charakter an. Seit der Häufung der Disziplinen und der Häufung der Schüler, vor Allem in den unteren und mittleren Klassen, ist der Lehrer mehr Beamter geworden, der sein Pensum erledigt. Kein Zweifel, daß Alles dies der wissenschaftlichen Bethätigung des Lehrers entgegenwirkt: die Schularbeit hängt als Bleigewicht an den Füßen, und Diejenigen, die trotzdem noch zu wissenschaftlicher Arbeit den Muth und die geistige Elastizität finden, reiben sich vor der Zeit auf. Ich könnte eine Reihe von betrübenden Beispielen aus meiner nächsten Nähe aufzählen.

Endlich: Maßregeln der Unterrichtsverwaltung haben diese Bewegung unterstützt. Mit den 40er Jahren beginnt eine Art Gegenstreben der Verwaltung gegen die einseitige Betonung der wissenschaftlichen Qualitäten der Gymnasiallehrer. Sie tritt an allen Punkten hervor: hatte in der Auswahl für die Direktorenstellen Joh. Schulze die wissenschaftliche Tüchtigkeit, durch gelehrte Arbeiten dokumentirt, durchaus in die erste Linie gestellt, so wurde von seinen Nachfolgern unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. der pädagogischen Tüchtigkeit größeres Gewicht beigelegt; und vielfach wurde geglaubt, und wohl nicht mit Unrecht, daß bei ihrer Feststellung auch die rechte kirchliche und staatliche Gesinnung eine wichtige Rolle spiele. Ferner in der Gestaltung der Prüfungen; bei der Abfassung der Prüfungsordnung von 1866, so sagt Wiese in seinen Erinnerungen (I 308) selbst, war ein Gesichtspunkt, „die künftigen Lehrer früh mit dem Gedanken vertraut zu machen, es werde von ihnen nicht ausschließlich Verwaltung eines wissenschaftlichen Spezialfachs, sondern die Betheiligung an der gesammten pädagogischen und didaktischen Aufgabe der Schule erwartet." Von den Prüfungskommissionen, deren Mitglieder meist Professoren, seien die wissenschaftlichen Anforderungen, vom Standpunkt der Schule gesehen, oft zu hoch gespannt worden. Und dieser selbe Gesichtspunkt tritt in den späteren Prüfungsordnungen und in der Zusammensetzung der Prüfungskommissionen hervor: die starke Betheiligung von Schulräthen und Lehrern am Prüfungsgeschäft, die in jüngster Zeit stattfindet, wird im Ganzen in der Richtung wirken, daß der spezialistisch-wissenschaftlichen Ausbildung der Kandidaten weniger, der allgemeinen und encyklopädischen Ausbildung mehr Gewicht beigelegt wird. Ich verkenne die Nothwendigkeit, einer ausschließlich spezialistisch-fachwissenschaftlichen Ausbildung entgegenzutreten und im Interesse der Schule auf einer

allgemein-wissenschaftlichen Ausbildung zu bestehen, durchaus n
ebenso wenig als die Nothwendigkeit, bei der Auswahl
Direktoren auf pädagogische Begabung und Regierungsgeschi
sehen. Nur: die Betonung dieser Dinge hat die Tendenz
Richtung auf wissenschaftliche Forschung bei den Schul
kandidaten und also in der Lehrerwelt zu schwächen.

Endlich weise ich noch auf einen Punkt hin: die Errich
der Gymnasialseminare und die Einführung des Seminarjahres
Probejahr. Gewiß war es an der Zeit, das Interesse der Sch
der Sicherung der Unterrichtsmethode bei den neu eintret
Lehrern mehr, als es durch das alte Probejahr geschah, zur G
zu bringen. Aber ebenso wenig scheint es mir zweifelhaft,
die Sache der Vertiefung in eine wissenschaftliche Arbeit ent
wirkt, schon bei den Direktoren, die mit der Leitung eines
Seminars belastet werden, dann aber vor Allem bei den Semina
deren Zeit und Kraft und Interesse für pädagogisch-dida
Hospitationen und Sitzungen, Uebungen und Studien in An
genommen wird. Dazu kommt aber noch ein Weiteres
Schlimmeres: das ist, daß die ganze Einrichtung geeignet ist, h
ragende wissenschaftliche Tüchtigkeit und Neigung für die S
von dem Eintritt in die Lehrerlaufbahn abzuschrecken.
Forderung, nach einem, mit Einschluß des Prüfungsjahres,
bis sechsjährigem Studium noch zwei Jahre im Vorbereitung
der Schule, im Vorhof des Amts, zuzubringen, schon an si
schwerwiegende, so scheint mir die Gestaltung der Uebun
Seminarjahr geradezu abschreckend auf einen jungen Ma
Geist und wissenschaftlichem Interesse wirken zu müssen: ein
jahr, drei ganze Monate lang, sich als „Hospitant", als
an den Wänden der verschiedenen Klassenzimmer herumzu
um dann zu „unterrichtlichen Versuchen" zugelassen zu werde
ist für einen jungen Mann, der eben ein langes wissensch
Studium an der Universität vielleicht mit Auszeichnung be
hat, der sich in der produktivsten Zeit seines Lebens befinde
Zumuthung, die — nun mindestens sehr abkühlend auf da
langen, Lehrer zu werden, wirken wird; ich zweifle nicht
daß sie schon manchen bestimmt hat, nach irgend einem
Beruf sich umzuthun, sei es in der Gelehrtenlaufbahn od
in der Journalistik. Mir wurde Folgendes erzählt: ein Sch
kandidat war während des Seminarjahrs in den großen
nach Paris gereist; er hatte sich dort in historische

allgemein-wissenschaftlichen Ausbildung zu bestehen, durchaus nicht, ebenso wenig als die Nothwendigkeit, bei der Auswahl der Direktoren auf pädagogische Begabung und Regierungsgeschick zu sehen. Nur: die Betonung dieser Dinge hat die Tendenz, die Richtung auf wissenschaftliche Forschung bei den Schulamtskandidaten und also in der Lehrerwelt zu schwächen.

Endlich weise ich noch auf einen Punkt hin: die Errichtung der Gymnasialseminare und die Einführung des Seminarjahres zum Probejahr. Gewiß war es an der Zeit, das Interesse der Schule an der Sicherung der Unterrichtsmethode bei den neu eintretenden Lehrern mehr, als es durch das alte Probejahr geschah, zur Geltung zu bringen. Aber ebenso wenig scheint es mir zweifelhaft, daß die Sache der Vertiefung in eine wissenschaftliche Arbeit entgegenwirkt, schon bei den Direktoren, die mit der Leitung eines solchen Seminars belastet werden, dann aber vor Allem bei den Seminaristen, deren Zeit und Kraft und Interesse für pädagogisch-didaktische Hospitationen und Sitzungen, Uebungen und Studien in Anspruch genommen wird. Dazu kommt aber noch ein Weiteres und Schlimmeres: das ist, daß die ganze Einrichtung geeignet ist, hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit und Neigung für die Studien von dem Eintritt in die Lehrerlaufbahn abzuschrecken. Ist die Forderung, nach einem, mit Einschluß des Prüfungsjahres, fünf- bis sechsjährigem Studium noch zwei Jahre im Vorbereitungsdienst der Schule, im Vorhof des Amts, zuzubringen, schon an sich eine schwerwiegende, so scheint mir die Gestaltung der Uebungen im Seminarjahr geradezu abschreckend auf einen jungen Mann von Geist und wissenschaftlichem Interesse wirken zu müssen: ein Vierteljahr, drei ganze Monate lang, sich als „Hospitant", als Statist an den Wänden der verschiedenen Klassenzimmer herumzudrücken, um dann zu „unterrichtlichen Versuchen" zugelassen zu werden, das ist für einen jungen Mann, der eben ein langes wissenschaftliches Studium an der Universität vielleicht mit Auszeichnung bestanden hat, der sich in der produktivsten Zeit seines Lebens befindet, eine Zumuthung, die — nun mindestens sehr abkühlend auf das Verlangen, Lehrer zu werden, wirken wird; ich zweifle nicht daran daß sie schon manchen bestimmt hat, nach irgend einem anderen Beruf sich umzuthun, sei es in der Gelehrtenlaufbahn oder auch in der Journalistik. Mir wurde Folgendes erzählt: ein Schulamtskandidat war während des Seminarjahrs in den großen Ferien nach Paris gereist; er hatte sich dort in historische Studien ver-

tieft und erbat einen Urlaub. Dieser wurde ihm verweigert und er telegraphisch zurückbeordert, da eine Unterbrechung des Probejahrs nicht stattfinden dürfe. Er kehrte zurück, mit welcher Freude er das Hospitiren und die „unterrichtlichen Versuche“ aufnahm, kann man sich denken. Das Ende war ein wenig befriedigendes Zeugniß, und nur die Unbefangenheit des Direktors einer städtischen Anstalt, dessen Glaube an Gymnasialseminare und Zeugnisse kein unbedingter war, erhielt den tüchtigen Mann der Schule.

II.

Fragen wir nun: was ist zu thun, die, wenn nicht verlorene, so doch geschwächte Position wiederherzustellen?

Ueber Eines werden wir uns nicht täuschen: ganz läßt sich die Position, die der Lehrerstand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der wissenschaftlichen Welt hatte, schwerlich wiedergewinnen. Die ganze Zeitlage, die Richtung des öffentlichen Geistes, die Schätzung der „Humanitätswissenschaften“, die Einheit der Schulwissenschaften, wir können sie nicht wiederherstellen. Dennoch, scheint mir, hat der Lehrerstand und hat die Nation, die einen tüchtigen und geachteten Lehrerstand nicht entbehren kann, ein großes Interesse daran, so weit als immer möglich, zu befestigen, was ins Wanken gerathen, wiederzugewinnen, was verloren ist.

Die erste Voraussetzung hierfür ist, daß das Bewußtsein von der Wichtigkeit der Sache durchdringt, bei dem Lehrerstand, bei der Schulverwaltung und bei allen denen, von deren Einsicht und Willen die Bewilligung nothwendiger Mittel abhängt; denn hier wie überall gilt: Bildungsfragen sind zugleich Geldfragen, durchaus nicht allein, aber doch: auch Geldfragen.

Bei dem Lehrerstand ist vielleicht hie und da die Bedeutung seines wissenschaftlichen Ansehens über allerlei anderen zeitweilig im Vordergrund des Bewußtseins stehenden Dingen, Rang, Titel, Gehalt, oder Berechtigungsfragen und andere mehr äußerlichen Sachen, ein wenig zurückgedrängt worden. Ich habe die gute Zuversicht, daß die Sorge um die Erhaltung und Wahrung seiner Stellung in der gelehrten Welt alsbald wieder nach Gebühr hervortreten wird, wenn jene äußeren Dinge, die doch auch erledigt werden mußten, ihre befriedigende Gestaltung werden gefunden haben.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Verwaltung sich wieder entschieden zu dem Glauben an den Werth einer wirklichen Gelehrtenbildung des Lehrerstandes bekennt. Und hierin würde ich in erster Linie die Bedeutung jener Etatsposition zur Förderung wissenschaftlicher Arbeit im höheren Lehrerstand sehen; es wäre das entschiedene Bekenntniß zu dem Prinzip: thätige Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit ist eine der wesentlichen Grundlagen der Stellung des Gymnasiallehrerstandes in Deutschland. Die unmittelbare Wirkung kann ja nicht gar so groß sein Immerhin mag da oder dort die Vollendung einer Untersuchung durch einen längeren Urlaub, vielleicht mit Unterstützung durch ein Reisestipendium, ermöglicht werden; in einem andern Fall mag durch einen Nachlaß an der Zahl der Pflichtstunden Kraft und Muth zur Fortführung begonnener Arbeit gestärkt werden. Hin und wieder hat man wohl auch schon bisher die Mittel und Wege zu solcher Erleichterung wissenschaftlich verdienter Männer gefunden. Die Hauptsache aber wird sein, daß der höhere Lehrerstand wieder das Bewußtsein gewinnt, unter einer Verwaltung zu stehen, die ihn nicht dem Staatsbeamtenthum an irgend einer Stelle einordnet, sondern als dem Gelehrtenstande zugehörig betrachtet. Dadurch würde der Eifer wohlthätig belebt, das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen auf die rechte Grundlage gestellt und dem korporativen Geist die Richtung gegeben.

Uebrigens wäre zu hoffen, daß der Vorangang der Staatsverwaltung auch bei den großen Städten Nachfolge fände. In einzelnen Fällen hat sich auch hier schon eine löbliche Bereitwilligkeit gefunden, für wissenschaftliche Zwecke Urlaub zu gewähren und für die Vertretung Sorge zu tragen. In der That haben die städtischen Schulverwaltungen hier eine schöne Gelegenheit, ihr Verständniß für die geistigen Zwecke, denen die Schule dient, zu zeigen. Unsere großen Städte würden sich ihrer Vorgängerinnen, der alten Reichsstädte, würdig erweisen, wenn sie die reicheren Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, für die Förderung der höheren Kulturzwecke in umfangreicherem Maße verwenden wollten, sich sagend, daß der Staat durch die elementaren Aufgaben des nationalen Lebens zu sehr in Anspruch genommen ist, um hier alles Gebührende leisten zu können. Und auch für die Leistungen Einzelner wäre Raum: frühere Schüler könnten durch Stiftungen für wissen-

schaftliche Zwecke an der Anstalt, die in ihnen den wissenschaftlichen Sinn zuerst geweckt, ihrer Dankbarkeit ein Denkmal setzen.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß dies Alles nicht in der Meinung geschehen kann, daß **alle** Lehrer an unseren Gymnasien sich zur Aufgabe machen sollten, durch gelehrte Arbeiten die Wissenschaft zu fördern; eine unmögliche Sache: die Schule ist keine Universität. Und es wäre nicht einmal wünschenswerth: die Schule braucht auch Lehrer, die vor Allem und zuerst Lehrer sein wollen, die in der Förderung des Schulzweckes und in der Leitung der Einzelnen ihre ganze Lebensaufgabe sehen; Lehrer, die mit ganzer Seele dieser Aufgabe sich hingeben, sind ein wahrer Schatz für eine Schule. Wollten alle Glieder eines Kollegiums darnach streben, nicht bloß die wissenschaftliche Arbeit der Zeit mit Theilnahme zu begleiten, sondern selbstthätig daran theilzunehmen, so würde die Schule darunter leiden. Ich bin auch fern von der Meinung, daß die wissenschaftliche Arbeit an sich vornehmer oder wichtiger sei als die treue Arbeit in der Schule und die persönliche Leitung der Einzelnen: lebendige Menschenseelen sind wichtigere Dinge als Abhandlungen und Bücher. Aber das ist wichtig, daß wenigstens das eine und andere Mitglied eines Lehrerkollegiums in der Wissenschaft selbst steht und etwas leistet; es giebt der ganzen Schule den Charakter einer Gelehrtenschule, es giebt dem Kollegium die Stellung einer gelehrten Körperschaft. Sind sie Alle nur Lehrer, so sinkt das Niveau der Selbsteinschätzung und des Ansehens in der Gesellschaft. Beides wirkt auch auf das Verhältniß zu den Schülern zurück: diese haben eine feine Witterung dafür; der Respekt vor der Gelehrsamkeit, der in Deutschland immer noch groß ist, ist ein sehr wirksames Moment in der Bestimmung des Geistes der Schule. Der alten Pforta ist das noch kürzlich von einem ihrer Schüler bezeugt worden, von U. v. Wilamowitz, der in dem Vorwort zu seinen gesammelten Reden und Vorträgen seinen Lehrern ein Denkmal gesetzt hat, nicht ihrer didaktischen Virtuosität, sondern ihrer Begabung, durch ihre Persönlichkeit den wissenschaftlichen Sinn zu erwecken.

Ich berühre noch ein paar Punkte, wodurch die Schulverwaltung auf die Erhaltung und Belebung des wissenschaftlichen Geistes in den Lehrerkollegien einwirken kann. Da ist zunächst die Auswahl für die leitenden Stellen, im Besonderen die Direktorenstellen. Gewiß dürfen gelehrte Produktionen hier nicht allein den Ausschlag geben, die Leitung einer großen Anstalt fordert noch

andere Fähigkeiten. Doch sind tüchtige wissenschaftliche Leistungen ein Moment von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit: vor Allem, sie geben im Kollegium gleich ein persönliches Gewicht, wie es nicht so leicht durch andere Verdienste erworben wird.

Zu wünschen wäre auch, daß der Uebergang zur Universität wieder häufiger würde. Auch im Interesse der Universität selbst: es ist ein unverächtlicher Vortheil, wenn der Universitätslehrer, der Philolog z. B. oder der Mathematiker, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Schule aus eigener Thätigkeit kennt; wie ist nicht den akademischen Schülern Rudolf Hildebrand's seine Vertrautheit mit der Schule und der Jugend zu Gute gekommen: sein Buch vom deutschen Sprachunterricht zeigt es. Und für den Lehrerstand ist seine Vertretung durch frühere Mitglieder in der Universität die sichtbarste Darstellung seiner Zugehörigkeit zur Gelehrtenwelt. Freilich ist der Uebergang einigermaßen erschwert durch innere und auch durch äußere Verhältnisse; so giebt das Privatdozentenstipendium und Assistententhum denen, die sich gleich für die akademische Laufbahn entscheiden, eine Art Exspektanz, die den Eingang von außerhalb erschwert. Auf der anderen Seite ist, wie schon angedeutet, durch die Gymnasial-Seminare die Kluft erweitert worden: der Eintritt in diesen Vorbereitungsdienst bedeutet mehr als früher den Verzicht auf die Universitätslaufbahn. Auch die den Uebergang so sehr erleichternde Personalunion der beiden Gebiete in der Verwaltung, wie sie in der Person Johannes Schulze's sich darstellte, läßt sich bei der unermeßlichen Vermehrung der Anstalten und des Personals nicht wieder herstellen. Doch sollte die Universitätsverwaltung den Blick auch auf jene Seite beständig gerichtet halten und sich über hervorragende Kräfte von dort Kenntniß verschaffen, um im gegebenen Fall nicht auf vielleicht minderwerthiges Angebot aus dem akademischen Nachwuchs angewiesen zu sein.

Nicht zu unterschätzen ist übrigens in dieser Absicht eine Einrichtung, an der in jüngster Zeit von Unkundigen hin und wieder gemäkelt worden ist, ich meine das alte Herkommen der wissenschaftlichen Programmabhandlungen. Man hat gesagt, in der Berliner Stadtverordnetenversammlung war es, der wissenschaftliche Werth des Durchschnitts sei so gering, daß er die Kosten nicht lohne, und die Mittel dafür streichen wolle. Ich würde das für eine sehr übel angewendete Sparsamkeit halten. Ich habe viele Programmabhandlungen gelesen und ihrer noch sehr viel mehr gesehen. Meines

Erachtens bleibt ihr Werth hinter dem Durchschnittswerth von Zeitschriftenabhandlungen nicht zurück; man findet darunter vortreffliche Untersuchungen zur Geschichte, im Besondern zur Geschichte des Schulwesens, zur Didaktik der verschiedenen Unterrichtsfächer, aber auch zur Philologie und Archäologie, zur Philosophie und Theologie, zur Naturwissenschaft und Mathematik. Und manche Programmabhandlung hat den Anstoß zu weiterer Beschäftigung mit dem Gegenstand, zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten gegeben. Man darf die Bedeutung solcher kleinen Anstöße nicht unterschätzen. Mancher hätte nicht den Muth, vielleicht auch nicht die Energie gefunden, sich an eine Arbeit zu machen und sie zu veröffentlichen, es kommt ja doch nicht darauf an; da kam die Nöthigung, das Programm zu schreiben. Man mußte sich entschließen, schon fallen gelassene Aufgaben wurden wieder vorgenommen; mit der Arbeit kam die Freude an der Sache; man empfand, daß man doch auch etwas leisten könne und wurde so aus der Gefahr des Einrostens herausgerissen. Zugleich sah man in die Programmliteratur hinein, der Austausch führt sie allen Schulbibliotheken zu; man fand sich von einer wissenschaftlichen Gemeinschaft umgeben und getragen: der Lehrerstand als solcher hier als Gelehrtenstand, als eine Art wissenschaftliches Institut mit regelmäßigen Publikationen sich darstellend. Und zugleich stellte man sich selbst den Fachgenossen als Gelehrten vor; ich denke, daß die Aufmerksamkeit auf tüchtige junge Kräfte sehr häufig zuerst durch derartige Abhandlungen gelenkt worden ist. Die ersten Arbeiten von Weierstraß, die den großen Mathematiker in die gelehrte Welt einführten, waren Programmabhandlungen von Dt. Krone und Braunsberg.

Ich erwähne in diesem Zusammenhang einen Versuch, der in jüngster Zeit an dem Gymnasium eines Berliner Vororts (Steglitz) gemacht worden ist: die Lehrer halten im Wintersemester eine Anzahl von Vorträgen allgemein-wissenschaftlichen Charakters, jeder aus dem Gebiet seines Fachs, zu denen zunächst die Schüler der oberen Klassen erscheinen, aber auch andere Hörer, vor Allem auch die Angehörigen der Schüler eingeladen werden. Der Erfolg ermuthigt zur Nachfolge; in der Zeit der University Extension darf auch das Gymnasium aus seinem engeren Kreise heraustreten und sich als eine öffentliche Bildungsanstalt fühlen. Auch die Lehrer sehen sich dabei von einer neuen Seite und haben Gelegenheit, dessen inne zu werden, welchen Schatz von wissenschaftlichen Erkenntnissen ihr Kollegium in sich beschließt. Lebt man so neben

einander hin, so merkt man kaum, was man von einander
könnte. Mir sagte dieser Tage ein Freund, der an einem Be
Gymnasium ist: ich hab erst bei Gelegenheit unserer Jubi
festschrift, die auch ein Verzeichniß aller von den Kollegen
öffentlichten Schriften brachte, mit Erstaunen gemerkt, wa
eine Fülle wissenschaftlich produktiver Kräfte in unserer Schul
handen sind.

Zum Schluß ein Wort über Fragen der Schulorgani
aus diesem Gesichtspunkt. Der hemmende Einfluß der zwei
bereitungsjahre wurde schon erwähnt: ich meine, man wird
kommen, das Seminarjahr und das Probejahr zu einem z
schmelzen. Auch in der Oberlehrerprüfung wird man sich m
Erachtens entschließen, die wichtigeren Prüfungen in der
wieder Akademikern in die Hände zu geben; so wenig ich die
seite der Sache verkenne, so glaube ich doch, daß der wissen
liche Charakter der Prüfung dies fordert.

Sodann aber wird es sich vor Allem um Eines handeln
Entlastung der Lehrer. Und zwar wird es sich dabei nicht
um die Entlastung Einzelner, zum Zweck bestimmter wissen
licher Arbeit handeln, so dankenswerth sie ist, sondern um
Verminderung der allgemeinen Last. Daß diese im Laufe de
größer geworden ist, das ist wohl die allgemeine Empfindun
Lehrerstandes: die großen Klassen, die vielen Unterrichtsfäch
Händen von ebenso vielen Fachlehrern, die Verminderun
Stundenzahl in den Hauptfächern, die großen Schulen mi
reichen Klassen und großen Kollegien, Alles das hat die Reib
flächen und die Widerstände vermehrt, Alles das macht
größeren Kraftaufwand, in den Schulstunden wie außer den
nothwendig. Dem hat nicht eine Verminderung der Pflicht
entsprochen; im Gegentheil. Daß verbrauchte Energie nich
für andere Zwecke frei ist, ist ein unabänderliches Naturgesetz
so wird also die Verwaltung, wenn es ihr Ernst darum i
Theilnahme des Lehrerstandes an der wissenschaftlichen Ar
heben, bei den entscheidenden Stellen die Mittel für
minderung der Arbeitslast durchsetzen müssen; wobei auch
Bereitstellung von besoldeten Lehrkräften für die Vertretungs
zu achten wäre. Aber man wird auch die allgemeine Pflichti
zahl herabsetzen müssen, wenigstens in großen Klassen und fo
belasteten Fächern. Und ebenso, scheint mir, wird die Za
der großen Doppelanstalten und Doppelkollegien ins

einander hin, so merkt man kaum, was man von einander haben könnte. Mir sagte dieser Tage ein Freund, der an einem Berliner Gymnasium ist: ich hab erst bei Gelegenheit unserer Jubiläumsfestschrift, die auch ein Verzeichniß aller von den Kollegen veröffentlichten Schriften brachte, mit Erstaunen gemerkt, was für eine Fülle wissenschaftlich produktiver Kräfte in unserer Schule vorhanden sind.

Zum Schluß ein Wort über Fragen der Schulorganisation aus diesem Gesichtspunkt. Der hemmende Einfluß der zwei Vorbereitungsjahre wurde schon erwähnt: ich meine, man wird dahin kommen, das Seminarjahr und das Probejahr zu einem zu verschmelzen. Auch in der Oberlehrerprüfung wird man sich meines Erachtens entschließen, die wichtigeren Prüfungen in der Regel wieder Akademikern in die Hände zu geben; so wenig ich die Kehrseite der Sache verkenne, so glaube ich doch, daß der wissenschaftliche Charakter der Prüfung dies fordert.

Sodann aber wird es sich vor Allem um Eines handeln: um Entlastung der Lehrer. Und zwar wird es sich dabei nicht allein um die Entlastung Einzelner, zum Zweck bestimmter wissenschaftlicher Arbeit handeln, so dankenswerth sie ist, sondern um eine Verminderung der allgemeinen Last. Daß diese im Laufe der Zeit größer geworden ist, das ist wohl die allgemeine Empfindung des Lehrerstandes: die großen Klassen, die vielen Unterrichtsfächer, in Händen von ebenso vielen Fachlehrern, die Verminderung der Stundenzahl in den Hauptfächern, die großen Schulen mit zahlreichen Klassen und großen Kollegien, Alles das hat die Reibungsflächen und die Widerstände vermehrt, Alles das macht einen größeren Kraftaufwand, in den Schulstunden wie außer denselben, nothwendig. Dem hat nicht eine Verminderung der Pflichtstunden entsprochen; im Gegentheil. Daß verbrauchte Energie nicht mehr für andere Zwecke frei ist, ist ein unabänderliches Naturgesetz. Und so wird also die Verwaltung, wenn es ihr Ernst darum ist, die Theilnahme des Lehrerstandes an der wissenschaftlichen Arbeit zu heben, bei den entscheidenden Stellen die Mittel für eine Verminderung der Arbeitslast durchsetzen müssen; wobei auch auf die Bereitstellung von besoldeten Lehrkräften für die Vertretungsstunden zu achten wäre. Aber man wird auch die allgemeine Pflichtstundenzahl herabsetzen müssen, wenigstens in großen Klassen und korrekturbelasteten Fächern. Und ebenso, scheint mir, wird die Halbirung der großen Doppelanstalten und Doppelkollegien ins Auge gefaßt

werden müssen. Die Anstalten sind zu schwer beweglich geworden, die Halbirung, die sich ja nicht nothwendig auf alle Einrichtungen beziehen müßte, würde sie leichter und elastischer machen, der einzelne Lehrer, der jetzt unter der Masse verschwindet, würde sich als Glied eines kleineren Kreises anders fühlen, der Direktor würde wirksamer Lehrer und Leiter der Anstalt sein können, und die Zahl der Direktorenstellen würde größer.

Natürlich, Alles das würde Geld kosten. Aber, es ist nicht anders: Bildungs- und Schulfragen sind zugleich Geldfragen. Es ist zu hoffen, daß die Ueberzeugung mehr und mehr sich Bahn bricht, daß wohlfeiler Schulunterricht nicht eine haushälterische Form der Sparsamkeit ist. Für das Heerwesen haben wir uns davon überzeugt. Möge die Zeit bald kommen, wo man die Sparsamkeit an Direktoren und Lehrern nicht anders beurtheilt als an Obersten und Offizieren.

Die Tagebücher des Grafen Walujew.*)

(1848 bis 1860.)

O Zeit des Paßgangs und des
Des Trinkgelds und des Trunks
Des Posthorns und des Wander
Des idealen Schwungs.

Die Zugehörigkeit zu dieser Zeit haben ihre Söhne n
verleugnen können, einerlei ob sie Deutsche, Russen, Franzose
Engländer, Dichter, Gelehrte oder Staatsmänner waren.
die in den Jahren 1814 bis 1830 jung waren und die
damaligen Zeitgedanken Antheil nahmen — Allen sind
Eigenthümlichkeiten kleben geblieben, die das Zeitalter ihres
verrathen. Ob sich das im vertieften Interesse an Geschich
Besonderheit des heimathlichen Volksthums oder in der Em
lichkeit für gewisse poetisch-religiöse Stimmungen ausprägte
dabei kaum einen Unterschied aus: das Erkennungszeichen der
des romantischen Zeitalters bildete die Abwendung von den
politischen und rationalistischen Tendenzen, die dem philoso
Jahrhundert den bezeichnenden Charakter gegeben hatten.
widerstehlich war die Gewalt der Strömung, welche sich n
Sturz der napoleonischen Gewaltherrschaft aufthat, daß
selbst in denjenigen Ländern des slawischen Ostens geltend
die sonst ihr eigenes Leben geführt und es ihren
überlassen hatten, sich mit einem bescheidenen Antheil
abendländischen Geistesleben zu begnügen. In den Jah
welche dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens folgten,
einem Theil der Dichter und Schriftsteller Rußlands der „
mus" in die Mode gekommen, indessen der andere Theil

*) Russkaja Starinà (1891).

Die Tagebücher des Grafen Walujew.*)

(1848 bis 1860.)

O Zeit des Paßgangs und des Trabs,
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Posthorns und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs.

Die Zugehörigkeit zu dieser Zeit haben ihre Söhne niemals verleugnen können, einerlei ob sie Deutsche, Russen, Franzosen oder Engländer, Dichter, Gelehrte oder Staatsmänner waren. Allen, die in den Jahren 1814 bis 1830 jung waren und die an den damaligen Zeitgedanken Antheil nahmen — Allen sind gewisse Eigenthümlichkeiten kleben geblieben, die das Zeitalter ihres Werdens verrathen. Ob sich das im vertieften Interesse an Geschichte und Besonderheit des heimathlichen Volksthums oder in der Empfänglichkeit für gewisse poetisch-religiöse Stimmungen ausprägte, macht dabei kaum einen Unterschied aus: das Erkennungszeichen der Kinder des romantischen Zeitalters bildete die Abwendung von den kosmopolitischen und rationalistischen Tendenzen, die dem philosophischen Jahrhundert den bezeichnenden Charakter gegeben hatten. So unwiderstehlich war die Gewalt der Strömung, welche sich nach dem Sturz der napoleonischen Gewaltherrschaft aufthat, daß sie sich selbst in denjenigen Ländern des slawischen Ostens geltend machte, die sonst ihr eigenes Leben geführt und es ihren Gebildeten überlassen hatten, sich mit einem bescheidenen Antheil an dem abendländischen Geistesleben zu begnügen. In den Jahrzehnten, welche dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens folgten, war bei einem Theil der Dichter und Schriftsteller Rußlands der „Byronismus" in die Mode gekommen, indessen der andere Theil nationa-

*) Russkaja Starinà (1891).

listischen Tendenzen zuneigte und der wenig später etablirten Slawophilenschule den Boden bereitete. So lange Alexander I. regierte, war an eine Vorherrschaft der nationalen Richtung nicht zu denken. Des Kaisers Vorliebe für westeuropäische Lebens- und Bildungsformen sorgte dafür, daß diese in der gebildeten Gesellschaft die Oberhand behielten und daß die romantisch-liberalen wie die (durch deutsche Einflüsse bedingten) pietistischen und mystischen Velleitäten des Monarchen in Rußland zeitweise heimisch wurden. Der jüngeren Generation hatte sich in dieser merkwürdigen Zeit eine Strebsamkeit bemächtigt, die zu dem gedankenlosen Materialismus des älteren Geschlechts in wohlthuendem Gegensatz stand und deren Wirkungen sich noch verspüren ließen, als der unglückliche Militär-Aufstand vom Dezember 1825 die Sache der liberalen und europäischen Bildung kompromittirt und in den Augen der Machthaber unmöglich gemacht hatte. Vollständig ließ sich auch während der Regierung des Kaisers Nikolaus I. nicht verleugnen, daß das Zeitalter der Freiheitskriege durch eine Krisis im inneren Leben Rußlands einen Anlauf zu sittlicher Erneuerung genommen hatte, dessen belebende Wirkungen von den Besseren des Volks niemals ganz vergessen worden waren.

Unter den Einflüssen dieser Periode war der Mann emporgekommen, von dessen Tagebüchern auf den nachstehenden Blättern gehandelt werden soll und der als Reform-Minister Alexanders II. eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. In der Person Peter Alexandrowitsch Walujew (geb. 1814, † 1890) spiegeln sich die Gegensätze und Eigenthümlichkeiten der romantischen Periode russischen Literatur- und Gesellschaftslebens so deutlich wieder, daß eine Beschäftigung mit derselben schon aus diesem Grunde lohnend erscheint. Ein gut nationaler Russe, dem die europäische Bildung gleichwohl näher steht als diejenige des eigenen Volkes — ein gläubiger Sohn der orthodoxen Kirche, dem byzantinistische Erstarrung und pfäffische Intoleranz der offiziellen Rechtsgläubigkeit Gräuel sind, ein Vorkämpfer der bestehenden Ordnung, der von den liberalen Neigungen seiner Jugend nicht los zu kommen vermag — ein Minister, der ein Tagebuch im Stil der Sentimentalitätsperiode führt und inmitten endloser Staats- und Verwaltungssorgen Zeit und Stimmung für Abfassung eines idealistisch gerichteten Romans übrig behält — wo anders wäre dergleichen möglich gewesen, als bei einem Mann, der als Knabe und Jüngling dem Zeitalter

„Des Posthorns und des Wanderstabs,
Des idealen Schwung's!"

angehört hatte!

Peter Walujew war allerdings nicht Vollblut Ru…
Moskau geboren und als Sprosse eines alten russischen A…
Bojarengeschlechts in der nationalen Haupt- und Landes…
zogen, hatte er eine Deutsche zur Mutter. Sein Vater …
Theilnehmer an den Freiheitskriegen im Jahre 1812 nach
gekommen und in der dortigen Gesellschaft soweit heim…
worden, als das zu damaliger Zeit für russische Offiziere …
war. Ja es hatte sich das Unerhörte begeben, daß der S…
altmoskowitischem Hause um eine Tochter des er…
aller deutschen Adelsverbände, eine Kurländerin gefreit und
wenn auch nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten, di…
heimgeführt. Zu den Tonangebern der Riga'schen Gesell…
hörte während der ersten Jahrzehnte des 19. Säkulums ein…
rath Baron Fölkersahm, der als Sekretär der kurl…
Ritterschaft an der Unterwerfung des Herzogthums u…
Szepter Katharinas II. (1795) Antheil gehabt und soda…
Stellung im russischen Staatsdienst angenommen hatte.
geistreicher, im Stile des 18. Jahrhunderts gebildeter H…
es zur Stellung eines Civilgouverneurs von Livland brac…
Fölkersahms kinderreichem Hause waren zwei, der ersten E…
denen die ältere Herrn Walujew heirathete, um ihm nac…
gung des Krieges in das ferne Moskau zu folgen. Der …
Ehe geborene Sohn war Erbe der Schönheit, des Geistes …
Bildung seiner Mutter, die sich inmitten einer durchaus he…
Umgebung ein Stück Volksthum und Zusammenhang …
Heimath erhalten hatte. Peter Walujew sprach deutsch …
Deutscher, kannte die deutsche Literatur besser als viele …
und wußte außerdem um Gegenwart und Vergangenheit d…
landes seiner Mutter überraschend genauer Bescheid. Auf…
fluß dieser Mutter muß weiter zurückgeführt werden, …
Romantizismus des Sohnes kein russischer, sondern ein…
päisch gefärbter war. Und doch hätte dem religiös gestim…
den Formen der griechischen Kirche emporgekommenen Kna…
gelegen, sich der Schule der russischen Romantiker — d…
philen — anzuschließen, deren Ausgangspunkte spezifisch …
waren und die, just als sie in Mode kam, einen Ver…

„Des Posthorns und des Wanderstabs,
Des idealen Schwung's!"

angehört hatte!

Peter Walujew war allerdings nicht Vollblut-Russe. Zu Moskau geboren und als Sprosse eines alten russischen Adels- und Bojarengeschlechts in der nationalen Haupt- und Landesstadt erzogen, hatte er eine Deutsche zur Mutter. Sein Vater war als Theilnehmer an den Freiheitskriegen im Jahre 1812 nach Riga gekommen und in der dortigen Gesellschaft soweit heimisch geworden, als das zu damaliger Zeit für russische Offiziere möglich war. Ja es hatte sich das Unerhörte begeben, daß der Obrist aus altmoskowitischem Hause um eine Tochter des exklusivsten aller deutschen Adelsverbände, eine Kurländerin gefreit und daß er, wenn auch nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten, die Braut heimgeführt. Zu den Tonangebern der Riga'schen Gesellschaft gehörte während der ersten Jahrzehnte des 19. Säkulums ein Staatsrath Baron Fölkersahm, der als Sekretär der kurländischen Ritterschaft an der Unterwerfung des Herzogthums unter das Szepter Katharinas II. (1795) Antheil gehabt und sodann eine Stellung im russischen Staatsdienst angenommen hatte, — ein geistreicher, im Stile des 18. Jahrhunderts gebildeter Herr, der es zur Stellung eines Civilgouverneurs von Livland brachte. In Fölkersahms kinderreichem Hause waren zwei, der ersten Ehe seiner Gemahlin entsprossene Fräulein von Brincken aufgewachsen, von denen die ältere Herrn Walujew heirathete, um ihm nach Beendigung des Krieges in das ferne Moskau zu folgen. Der in dieser Ehe geborene Sohn war Erbe der Schönheit, des Geistes und der Bildung seiner Mutter, die sich inmitten einer durchaus heterogenen Umgebung ein Stück Volksthum und Zusammenhang mit der Heimath erhalten hatte. Peter Walujew sprach deutsch wie ein Deutscher, kannte die deutsche Literatur besser als viele Deutsche und wußte außerdem um Gegenwart und Vergangenheit des Vaterlandes seiner Mutter überraschend genauer Bescheid. Auf den Einfluß dieser Mutter muß weiter zurückgeführt werden, daß der Romantizismus des Sohnes kein russischer, sondern ein westeuropäisch gefärbter war. Und doch hätte dem religiös gestimmten, in den Formen der griechischen Kirche emporgekommenen Knaben nahe gelegen, sich der Schule der russischen Romantiker — der Slawophilen — anzuschließen, deren Ausgangspunkte spezifisch kirchliche waren und die, just als sie in Mode kam, einen Vetter Peter

Alexandrowitsch's zu ihren eifrigsten Vorkämpfern zählte. Die Atmosphäre, in welcher die damalige höhere Gesellschaft lebte, war freilich auch in Moskau mit französischen und deutschen Bildungselementen so stark versetzt geblieben, daß die nationale Tendenz sich nur innerhalb gewisser Grenzen geltend machen konnte. Ganz besonders trug dazu der klägliche Zustand des öffentlichen Schulwesens bei, dem die Revolutionsfurcht der Regierenden alle belebenden Einflüsse, europäisch-liberale wie nationale, fern zu halten suchte. Stand das Slawophilenthum doch bei den privilegirten Wächtern des öffentlichen Geistes im Geruch einer Staatsgefährlichkeit, der von derjenigen der Unruhstifter des Westens nur graduell verschieden sein sollte! Danach verstand sich für Diejenigen, die ihren Kindern eine höhere und freiere Bildung zu Theil werden lassen wollten, von selbst, daß sie zu ausländischen Hauslehrern und Gouvernanten ihre Zuflucht nahmen und daß sie die von diesen gebildeten jungen Leute erst, wenn es die Absolvirung öffentlicher Prüfungen und die Erwerbung von gelehrten Graden oder militärisch-büreaukratischen Rangklassen galt, öffentlichen Lehranstalten anvertrauten.

Dank tüchtiger Vorbildung im Elternhause und der ihm von der Natur verliehenen glücklichen Eigenschaften, erwarb der junge Walujew bereits als halber Knabe die Qualifikation für den höheren Staatsdienst. Sein erstes Amt trat er in einem Lebensalter an, das Andere auf der Schulbank anzutreffen pflegt. Das Englische und Französische beherrschte er ebenso vollständig wie die Sprachen seines Vaters und seiner Mutter, seine Kenntniß des Lateinischen reichte mindestens zur Anbringung glücklich gewählter Zitate aus und von den hauptsächlichsten Disziplinen moderner Rechts- und Wirthschaftswissenschaft wußte er genug, um gegebenen Falls mitreden zu können. Was ihm, wie der Mehrzahl seiner Standes- und Altersgenossen, an Gründlichkeit des Wissens fehlte, wurde unschwer durch allgemeine Bildung, geistige Beweglichkeit und durch ein reichlich gemessenes Maß von Selbstgefühl ersetzt. Der jugendliche Beamte der Kanzlei des Moskauer Generalgouvernements galt außerdem für einen der schönsten und elegantesten Männer der altrussischen Hauptstadt. Bei einem der Besuche, den Kaiser Nikolaus derselben machte, zogen die glänzende Erscheinung, das sonore Organ und die tadellose Tournüre des jungen Herrn die Aufmerksamkeit des Monarchen so nachhaltig auf sich, daß Herrn Walujew eine Stellung in St. Petersburg angeboten wurde. An

die Newa übergesiedelt, wußte Peter Alexandrowitsch das Vorm
das grands hommes de province in der Stadt der beständig fe
Gassen und der immerdar trockenen Herzen von Alters her
gegenstand, so rasch und so vollständig zu entwaffnen, daß
bereits zu Anfang der 40er Jahre von den Einen eine große
schaftliche, von den Anderen eine glänzende bureaukratische Z
vorausgesagt wurde. Was man an Herrn Walujew bei
rühmte, war ein gewisser idealistischer Schwung. Von der f
tischen Wüstheit der vornehmen Jugend sollte er sich eben
zu halten gewußt haben, wie von der geistlosen Gefügigke
Durchschnittsbeamtenthums, dem das ruere in servitium f
Summe aller politischen Weisheit galt. Mit tadelloser Lo
und national gefärbter Kirchlichkeit wußte er eine gewisse
hängigkeit der Gesinnung zu verbinden, die zwischen Hing
die Ideen des liberalen Westens und Unterordnung unt
Routine die richtige Mitte halten und ihm den Vorzug
sollte, von Alten und Jungen gleich gern gesehen zu werden
geistreiche und blendende Aperçus sollte er sich ebenso gut ver
wie auf fleißige Aktenarbeit, außerdem aber eine Seele im
tragen, die sich auf die holden Geheimnisse des Herzens
gut verstand, wie auf die Räthsel, welche die moderne philoso
und sozialistische Literatur Frankreichs ihren Adepten zu
aufgab.

Eine unerwartete Wendung trat im Leben des hof
vollsten aller Löwen der Newa-Residenz ein, als er sich m
Tochter des Dichters und Departements-Direktors Fürste
jemski verheirathete. Wenig über zwanzig Jahre alt, h
eine Wahl getroffen, in welcher das Herz größeren Antheil
als nach den glänzenden äußeren Verhältnissen der Er
hätte angenommen werden können. Auf den kurzen Wahn
indessen eine lange Reue. George Sand und die von di
predigten Theorien von der Ueberlebtheit der Ehe und v
unveräußerlichen Rechten des Herzens hatten ihren Weg a
Rußland gefunden und an der jungen Frau Walujew eine g
Schülerin gefunden. Madame wurde von einer großen u
poetischen Leidenschaft ergriffen, die einem Freunde des
(irre ich nicht, einem Grafen Stroganow) galt und die
sinnige, von schuldigem Respekt gegen die Zeitideen erfüll
mahl mit der gehörigen Energie zu bekämpfen unterließ.
dem man eine Weile Lotte, Werther und Albert gespiel

die Newa übergesiedelt, wußte Peter Alexandrowitsch das Vorurtheil, das grands hommes de province in der Stadt der beständig feuchten Gassen und der immerdar trockenen Herzen von Alters her entgegenstand, so rasch und so vollständig zu entwaffnen, daß ihm bereits zu Anfang der 40er Jahre von den Einen eine große gesellschaftliche, von den Anderen eine glänzende bureaukratische Zukunft vorausgesagt wurde. Was man an Herrn Walujew besonders rühmte, war ein gewisser idealistischer Schwung. Von der sarmatischen Wüstheit der vornehmen Jugend sollte er sich ebenso frei zu halten gewußt haben, wie von der geistlosen Gefügigkeit des Durchschnittsbeamtenthums, dem das ruere in servitium für die Summe aller politischen Weisheit galt. Mit tadelloser Loyalität und national gefärbter Kirchlichkeit wußte er eine gewisse Unabhängigkeit der Gesinnung zu verbinden, die zwischen Hingabe an die Ideen des liberalen Westens und Unterordnung unter die Routine die richtige Mitte halten und ihm den Vorzug sichern sollte, von Alten und Jungen gleich gern gesehen zu werden. Auf geistreiche und blendende Aperçus sollte er sich ebenso gut verstehen, wie auf fleißige Aktenarbeit, außerdem aber eine Seele im Busen tragen, die sich auf die holden Geheimnisse des Herzens ebenso gut verstand, wie auf die Räthsel, welche die moderne philosophische und sozialistische Literatur Frankreichs ihren Adepten zu rathen aufgab.

Eine unerwartete Wendung trat im Leben des hoffnungsvollsten aller Löwen der Newa-Residenz ein, als er sich mit einer Tochter des Dichters und Departements-Direktors Fürsten Wjäsemski verheirathete. Wenig über zwanzig Jahre alt, hatte er eine Wahl getroffen, in welcher das Herz größeren Antheil gehabt, als nach den glänzenden äußeren Verhältnissen der Erkorenen hätte angenommen werden können. Auf den kurzen Wahn folgte indessen eine lange Reue. George Sand und die von dieser gepredigten Theorien von der Ueberlebtheit der Ehe und von den unveräußerlichen Rechten des Herzens hatten ihren Weg auch nach Rußland gefunden und an der jungen Frau Walujew eine gelehrige Schülerin gefunden. Madame wurde von einer großen und hochpoetischen Leidenschaft ergriffen, die einem Freunde des Hauses (irre ich nicht, einem Grafen Stroganow) galt und die der zartsinnige, von schuldigem Respekt gegen die Zeitideen erfüllte Gemahl mit der gehörigen Energie zu bekämpfen unterließ. Nachdem man eine Weile Lotte, Werther und Albert gespielt hatte,

gewann indessen bei Walujew gesunde Empfindung und nüchternes Urtheil die Oberhand. Da nach den Satzungen der Kirche eine Ehescheidung so gut wie unmöglich war, der esclandre einer solchen überdies gegen den guten Ton verstoßen hätte, thut er das Klügste, was unter den gegebenen Umständen gethan werden konnte. Er nahm eine Stellung in der Provinz an, ließ die Gattin unter schicklichen Vorwänden in St. Petersburg zurück und siedelte mit seinen drei Kindern nach Warschau, später nach Riga über, wo er sich im Jahre 1845 dem zum Generalgouverneur der baltischen Provinzen ernannten General Golowin als „Beamten zu besonderen Aufträgen" attachiren ließ.

In der Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland hat die vierjährige Verwaltungsthätigkeit des wegen seines Fanatismus und seiner Härte übelberüchtigten und überdies in mystisch-sektirerische Thorheiten verstrickten Generals Golowin bekanntlich Epoche gemacht. Sie bedeutete den Anfang der Russifikationspolitik, welche erst zu Ende des Jahrhunderts in rechten Zug kam, sich aber bereits damals darauf richtete, der ständischen Selbstverwaltung Livlands möglichst enge Grenzen zu ziehen, die Einführung des Russischen als der amtlichen Geschäftssprache den Boden zu bereiten und dem griechisch-orthodoxen Kirchenthum den Primat vor der evangelischen Landeskirche zu erobern. Die dem General Golowin ertheilten Instruktionen legten auf den ersteren Punkt besonderes Gewicht, enthielten im Uebrigen aber Nichts, was auf direkten Einbruch in das angestammte Landesrecht, geschweige denn auf Anstiftung des baltischen und esthnischen Landvolks gegen das herrschende deutsche Element abzielte. Golowin glaubte zwischen den Zeilen der ihm gewordenen Instruktion lesen und der in Livland bestehenden deutschen Ordnung der Dinge sowohl auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete den Krieg erklären zu müssen. Den schwächsten Punkt dieser Ordnung bildete eine agrarische Organisation, die zu Beschwerden des besitzlosen Bauernstandes gegen den Adel in der That einige Veranlassung geboten hatte. Zufolge wiederholter Mißernten war zu Anfang der vierziger Jahre ein Nothstand eingetreten, den der russische Bischof Jesnarch für eine Propaganda seiner Kirche auszubeuten wußte, die eine außerordentlich bedenkliche materielle Kehrseite hatte. Gegen das Versprechen, „den Glauben des Kaisers anzunehmen", tauschten Hunderte, später Tausende von Letten und Esthen halbe und ganze Versprechungen für Besserung ihres materiellen Looses bez. Aus-

sichten auf Anweisung von Territorien im Innern Rußlands
Als die dadurch erzeugte Gährung größere Verhältnisse anzun
drohte, wandte die Adels-Repräsentation sich an den G
gouverneur, als den obersten Wächter der öffentlichen Ruh
Sicherheit. Golowin's Vorgänger Baron v. d. Pahlen w
schwacher, seiner Aufgabe wenig gewachsener alter Soldat ge
der die Sache ungeschickt angegriffen und Mißgriffe begangen
deren Gerücht schließlich auch nach St. Petersburg gedrungen
dem Amtsantritt seines dem deutsch-protestantischen Element
lichen Nachfolgers waren die Dinge in ein neues, bedroh
Stadium getreten. Golowin, der sich in diesem Stücke m
Minister des Innern, Grafen Perowski, eines Sinnes
stellte sich so direkt, als mit seiner amtlichen Stellung irge
einbar war, auf die Seite der russischen kirchlichen und po
Propaganda, nahm jede Gelegenheit wahr, die in Livla
stehenden Einrichtungen bei den St. Petersburger Behörde
schwärzen und das Ansehen der ständischen Autoritäten
setzen. Er ließ eine Anzahl höherer St. Petersburger
nach Riga kommen, die unter dem Vorgeben, die städtisch
waltungen einer Revision zu unterziehen, einen förmlich
lagerungskrieg gegen die angestammte Verfassung Rigas er

Mit den Einzelheiten dieser Vorgänge und den gleich
Angriffen auf die deutsche Universität Dorpat haben wir
nicht zu thun. Genug, daß Walujew zur Zeit seines Ei
in Riga (Herbst 1845) eine außerordentlich gespannte
fand. Auf der einen Seite standen der General-Gouvern
aus St. Petersburg entsendeten „Revisoren", die russische
keit und eine Anzahl Beamten, die Golowin für seine
wonnen hatte, — auf der anderen Seite die Mehrzahl
heimischen Beamten, die ständischen Vertreter und die
gute Gesellschaft, vorne an Walujew's Verwandte, sein
vater der Civil-Gouverneur Fölkersahm, dessen Sohn Hami
spätere livländische Landmarschall und anerkannte
liberalen Landtagspartei, sein Schwager Valerian Fölkersahm
Eine Vermittlung zwischen diesen feindlichen Parteien erschi
geschlossen seit bekannt geworden war, daß der General-Go
seine politischen Gegner mit einem Kundschafter-Netz umge
die angesehensten Männer des Landes unbotmäßiger
beschuldigt hatte. Nach seiner amtlichen Stellung, seiner Nat
und seinem kirchlichen Bekenntniß war Walujew auf

sichten auf Anweisung von Territorien im Innern Rußlands ein. Als die dadurch erzeugte Gährung größere Verhältnisse anzunehmen drohte, wandte die Adels-Repräsentation sich an den Generalgouverneur, als den obersten Wächter der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Golowin's Vorgänger Baron v. d. Pathelen war ein schwacher, seiner Aufgabe wenig gewachsener alter Soldat gewesen, der die Sache ungeschickt angegriffen und Mißgriffe begangen hatte, deren Gerücht schließlich auch nach St. Petersburg gedrungen. Mit dem Amtsantritt seines dem deutsch-protestantischen Elemente feindlichen Nachfolgers waren die Dinge in ein neues, bedrohlicheres Stadium getreten. Golowin, der sich in diesem Stücke mit dem Minister des Innern, Grafen Perowski, eines Sinnes wußte, stellte sich so direkt, als mit seiner amtlichen Stellung irgend vereinbar war, auf die Seite der russischen kirchlichen und politischen Propaganda, nahm jede Gelegenheit wahr, die in Livland bestehenden Einrichtungen bei den St. Petersburger Behörden anzuschwärzen und das Ansehen der ständischen Autoritäten herabzusetzen. Er ließ eine Anzahl höherer St. Petersburger Beamten nach Riga kommen, die unter dem Vorgeben, die städtischen Verwaltungen einer Revision zu unterziehen, einen förmlichen Belagerungskrieg gegen die angestammte Verfassung Rigas eröffneten.

Mit den Einzelheiten dieser Vorgänge und den gleichzeitigen Angriffen auf die deutsche Universität Dorpat haben wir es hier nicht zu thun. Genug, daß Walujew zur Zeit seines Eintreffens in Riga (Herbst 1845) eine außerordentlich gespannte Lage vorfand. Auf der einen Seite standen der General-Gouverneur, die aus St. Petersburg entsendeten „Revisoren", die russische Geistlichkeit und eine Anzahl Beamten, die Golowin für seine Pläne gewonnen hatte, — auf der anderen Seite die Mehrzahl der einheimischen Beamten, die ständischen Vertreter und die gesammte gute Gesellschaft, vorne an Walujew's Verwandte, sein Stiefgroßvater der Civil-Gouverneur Fölkersahm, dessen Sohn Hamilcar, der spätere livländische Landmarschall und anerkannte Führer der liberalen Landtagspartei, sein Schwager Valerian Fölkersahm u. A. m. Eine Vermittlung zwischen diesen feindlichen Parteien erschien ausgeschlossen seit bekannt geworden war, daß der General-Gouverneur seine politischen Gegner mit einem Kundschafter-Netz umgeben und die angesehensten Männer des Landes unbotmäßiger Gesinnung beschuldigt hatte. Nach seiner amtlichen Stellung, seiner Nationalität und seinem kirchlichen Bekenntniß war Walujew auf nähere Be-

ziehungen zu seinem Chef und dessen Beamte angewiesen, von denen einzelne, wie Skrypizin und der in der Folge als Slavophilenführer bekannt gewordene Juri Samarin, Allem, was den deutschen Namen trug, mit unverhohlener Feindseligkeit begegneten und in vollständiger gesellschaftlicher Isolirung lebten, — indessen Tradition, Bildung und Abneigung gegen das bureaukratisch-demagogische Gebahren den Sohn der Freiin von Brincken auf die deutsche Seite zogen. Mit der ihm eigenthümlichen Geschicklichkeit wußte Walujew durch diese Klippen zu steuern und die Ellenbogen nach beiden Seiten frei zu behalten. Ohne seiner amtlichen Stellung zu vergeben, erwarb er in der maßgebenden deutschen Gesellschaft eine Beliebtheit, die ihm allenthalben die Thüren öffnete und die von Jahr zu Jahr zunahm. Neben seinem Oheim, dem späteren Landmarschall Fölkersahm, galt er für den elegantester, geistreichsten und gebildetesten Löwen der Rigaer Salons. Daß seine Anschauungen von denjenigen der herrschenden Gesellschaft vielfach differirten, und daß seine Bildung eine kosmopolitische, vielfach durch französische Einflüsse gefärbte war, gab dem Verkehr mit ihm besonderen Reiz — in der Hauptsache, der Abneigung gegen Demagogenthum, religiöse Unduldsamkeit und unwürdige Proselytenmacherei wußte man sich ja mit dem merkwürdigen Manne eins, der täglich die Messe besuchte, religiöse Anschauungen bekannte, die zu denjenigen seiner neuen Umgebung in ausgesprochenem Gegensatz standen, und nichtsdestoweniger an der Bildung der Zeit — auch der philosophischen — vollen Antheil nahm. Bei Männern und Frauen gleich wohlgelitten, Meister in der leichten Salonunterhaltung, wie im ernsthaften Disput, war er allenthalben zu Hause, wo man auf guten Ton und belebte Unterhaltung hielt; innerhalb gewisser Grenzen ließ man ihn sogar an der Erörterung der politischen Probleme Theil nehmen, welche die patriotischen Landtagskreise beschäftigten und deren vornehmster Träger sein oben genannter Oheim war. Ein näheres Verhältniß vermochte sich zwischen den beiden jungen Männern freilich nicht herzustellen, ob sie gleich in den vertraulichsten Formen verkehrten. Fölkersahms ausgesprochene deutsch-patriotische Gesinnung nahm an der politischen Versalität des Herrn russischen Vetters Anstoß, — der kirchliche Eifer desselben aber galt dem eingefleischten Hegelianer für einen Mischmasch von Aberglauben und Heuchelei.

Die von Walujew geführten Tagebücher nehmen mit dem Jahre 1848 ihren Anfang. In Veranlassung der Abberufung

Golowin's, an dessen Stelle der humane, alsbald zum Ab[illegible]
baltischen Provinzen gewordene Fürst Suworow trat, war [illegible]
zu Anfang des Revolutionsjahres nach St. Petersburg gere[illegible]
daselbst einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu nehmen. [illegible]
er Zeuge des ersten Eindrucks, den die Kunde von den Erei[illegible]
in Paris, Wien und Berlin auf die russischen Hof- und Regi[illegible]
kreise machte. Der Ton, in welchem er darüber berichtet, [illegible]
genau der Stimmung, die damals unter der westeuropä[illegible]
bildeten Jugend der höheren Klassen herrschte. Ohne irg[illegible]
volutionär gesinnt zu sein, konnte man eine gewisse Schade[illegible]
über die Rathlosigkeit der Weisen des herrschenden Regim[illegible]
über den geistigen Bankerott des Metternichschen System[illegible]
unterdrücken. „Unsere Staatsmänner wissen weder aus [illegible]
Nesselrode zieht sein faltiges Gesicht in noch tiefere als [illegible]
wohnten Falten, Buturlin (ein von dem Kaiser besonders ge[illegible]
und zum Unterrichtsminister designirter General-Adjutant [illegible]
wüthig-reaktionärer und fanatisch-fremdenfeindlicher Gesinn[illegible]
sogleich mit dem Rathe bei der Hand, sämmtliche Universitä[illegible]
Gymnasien zu schließen". Mit überlegenem Humor regi[illegible]
Mann der neueren Schule die Gerüchte über Aufstände i[illegible]
Warschau und Riga, welche trotz handgreiflicher Absurditä[illegible]
die höchsten Kreise hinein geglaubt und nachgesprochen [illegible]
„Man erzählte u. A., daß die Rigasche Muße (der [illegible]
Adels und der vornehmen Kaufmannschaft) mit einer aus [illegible]
und Stühlen erbauten Barrikade gesperrt worden sei." [illegible]
reaktionären Tonangebern wußten die einen vor Seelenan[illegible]
haupt nichts mehr zu sagen, indessen die andern die [illegible]
Stimmung für ihre persönlichen Interessen und für Er[illegible]
ihres Einflusses auszubeuten suchten. Daß es innerhalb d[illegible]
russischen Beamtenthums schon damals an Elementen von [illegible]
nahezu revolutionärer Gesinnung nicht fehlte, erhellt aus [illegible]
läufigen Notiz, die der Tageschreiber über ein Gespräch mi[illegible]
Rigaer Kollegen Herrn Skripizyn macht: Dieser Vorkämp[illegible]
Staatsomnipotenz, der „Selbstherrschaft" und der Russifi[illegible]
den baltischen Provinzen spricht den Wunsch aus „die Be[illegible]
durch eine Jacquerie erschreckt zu sehen!" — Die Tenden[illegible]
regierenden Kreise bewegten sich begreiflicherweise in der [illegible]
gesetzten Richtung. Die herrschende Revolutionsfurcht führte [illegible]
zu einer Abwendung von dem Golowin'schen System. Diese[illegible]
die deutschen Gutsbesitzer und die protestantische Kirche [illegible]

Golowin's, an dessen Stelle der humane, alsbald zum Abgott der baltischen Provinzen gewordene Fürst Suworow trat, war Walujew zu Anfang des Revolutionsjahres nach St. Petersburg gereist, um daselbst einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu nehmen. Hier war er Zeuge des ersten Eindrucks, den die Kunde von den Ereignissen in Paris, Wien und Berlin auf die russischen Hof- und Regierungskreise machte. Der Ton, in welchem er darüber berichtet, entspricht genau der Stimmung, die damals unter der westeuropäisch gebildeten Jugend der höheren Klassen herrschte. Ohne irgend revolutionär gesinnt zu sein, konnte man eine gewisse Schadenfreude über die Rathlosigkeit der Weisen des herrschenden Regimes und über den geistigen Bankerott des Metternichschen Systems nicht unterdrücken. „Unsere Staatsmänner wissen weder aus noch ein. Nesselrode zieht sein faltiges Gesicht in noch tiefere als die gewohnten Falten, Buturlin (ein von dem Kaiser besonders geschätzter und zum Unterrichtsminister designirter General-Adjutant von tollwüthig-reaktionärer und fanatisch-fremdenfeindlicher Gesinnung) ist sogleich mit dem Rathe bei der Hand, sämmtliche Universitäten und Gymnasien zu schließen". Mit überlegenem Humor registrirt der Mann der neueren Schule die Gerüchte über Aufstände in Tiflis, Warschau und Riga, welche trotz handgreiflicher Absurdität bis in die höchsten Kreise hinein geglaubt und nachgesprochen wurden. „Man erzählte u. A., daß die Rigasche Muße (der Klub des Adels und der vornehmen Kaufmannschaft) mit einer aus Tischen und Stühlen erbauten Barrikade gesperrt worden sei." Von den reaktionären Tonangebern wußten die einen vor Seelenangst überhaupt nichts mehr zu sagen, indessen die andern die herrschende Stimmung für ihre persönlichen Interessen und für Erweiterung ihres Einflusses auszubeuten suchten. Daß es innerhalb des jungrussischen Beamtenthums schon damals an Elementen von radikaler, nahezu revolutionärer Gesinnung nicht fehlte, erhellt aus einer beiläufigen Notiz, die der Tageschreiber über ein Gespräch mit seinem Rigaer Kollegen Herrn Skripizyn macht: Dieser Vorkämpfer der Staatsomnipotenz, der „Selbstherrschaft" und der Russifikation in den baltischen Provinzen spricht den Wunsch aus „die Besitzenden durch eine Jacquerie erschreckt zu sehen!" — Die Tendenzen der regierenden Kreise bewegten sich begreiflicherweise in der entgegengesetzten Richtung. Die herrschende Revolutionsfurcht führte zunächst zu einer Abwendung von dem Golowin'schen System. Dieselbe gegen die deutschen Gutsbesitzer und die protestantische Kirche Livlands

listischen Tendenzen zuneigte und der wenig später etablirten Slawophilenschule den Boden bereitete. So lange Alexander I. regierte, war an eine Vorherrschaft der nationalen Richtung nicht zu denken. Des Kaisers Vorliebe für westeuropäische Lebens- und Bildungsformen sorgte dafür, daß diese in der gebildeten Gesellschaft die Oberhand behielten und daß die romantisch-liberalen wie die (durch deutsche Einflüsse bedingten) pietistischen und mystischen Velleitäten des Monarchen in Rußland zeitweise heimisch wurden. Der jüngeren Generation hatte sich in dieser merkwürdigen Zeit eine Strebsamkeit bemächtigt, die zu dem gedankenlosen Materialismus des älteren Geschlechts in wohlthuendem Gegensatz stand und deren Wirkungen sich noch verspüren ließen, als der unglückliche Militär-Aufstand vom Dezember 1825 die Sache der liberalen und europäischen Bildung kompromittirt und in den Augen der Machthaber unmöglich gemacht hatte. Vollständig ließ sich auch während der Regierung des Kaisers Nikolaus I. nicht verleugnen, daß das Zeitalter der Freiheitskriege durch eine Krisis im inneren Leben Rußlands einen Anlauf zu sittlicher Erneuerung genommen hatte, dessen belebende Wirkungen von den Besseren des Volks niemals ganz vergessen worden waren.

Unter den Einflüssen dieser Periode war der Mann emporgekommen, von dessen Tagebüchern auf den nachstehenden Blättern gehandelt werden soll und der als Reform-Minister Alexanders II. eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. In der Person Peter Alexandrowitsch Walujew (geb. 1814, † 1890) spiegeln sich die Gegensätze und Eigenthümlichkeiten der romantischen Periode russischen Literatur- und Gesellschaftslebens so deutlich wieder, daß eine Beschäftigung mit derselben schon aus diesem Grunde lohnend erscheint. Ein gut nationaler Russe, dem die europäische Bildung gleichwohl näher steht als diejenige des eigenen Volkes — ein gläubiger Sohn der orthodoxen Kirche, dem byzantinistische Erstarrung und pfäffische Intoleranz der offiziellen Rechtsgläubigkeit Gräuel sind, ein Vorkämpfer der bestehenden Ordnung, der von den liberalen Neigungen seiner Jugend nicht los zu kommen vermag — ein Minister, der ein Tagebuch im Stil der Sentimentalitätsperiode führt und inmitten endloser Staats- und Verwaltungssorgen Zeit und Stimmung für Abfassung eines idealistisch gerichteten Romans übrig behält — wo anders wäre dergleichen möglich gewesen, als bei einem Mann, der als Knabe und Jüngling dem Zeitalter

„Des Posthorns und des Wanderstabs,
Des idealen Schwung's!"

angehört hatte!

Peter Walujew war allerdings nicht Vollblut-Russe. Zu Moskau geboren und als Sprosse eines alten russischen Adels- und Bojarengeschlechts in der nationalen Haupt- und Landesstadt erzogen, hatte er eine Deutsche zur Mutter. Sein Vater war als Theilnehmer an den Freiheitskriegen im Jahre 1812 nach Riga gekommen und in der dortigen Gesellschaft soweit heimisch geworden, als das zu damaliger Zeit für russische Offiziere möglich war. Ja es hatte sich das Unerhörte begeben, daß der Obrist aus altmoskowitischem Hause um eine Tochter des exklusivsten aller deutschen Adelsverbände, eine Kurländerin gefreit und daß er, wenn auch nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten, die Braut heimgeführt. Zu den Tonangebern der Riga'schen Gesellschaft gehörte während der ersten Jahrzehnte des 19. Säkulums ein Staatsrath Baron Fölkersahm, der als Sekretär der kurländischen Ritterschaft an der Unterwerfung des Herzogthums unter das Szepter Katharinas II. (1795) Antheil gehabt und sodann eine Stellung im russischen Staatsdienst angenommen hatte, — ein geistreicher, im Stile des 18. Jahrhunderts gebildeter Herr, der es zur Stellung eines Civilgouverneurs von Livland brachte. In Fölkersahms kinderreichem Hause waren zwei, der ersten Ehe seiner Gemahlin entsprossene Fräulein von Brincken aufgewachsen, von denen die ältere Herrn Walujew heirathete, um ihm nach Beendigung des Krieges in das ferne Moskau zu folgen. Der in dieser Ehe geborene Sohn war Erbe der Schönheit, des Geistes und der Bildung seiner Mutter, die sich inmitten einer durchaus heterogenen Umgebung ein Stück Volksthum und Zusammenhang mit der Heimath erhalten hatte. Peter Walujew sprach deutsch wie ein Deutscher, kannte die deutsche Literatur besser als viele Deutsche und wußte außerdem um Gegenwart und Vergangenheit des Vaterlandes seiner Mutter überraschend genauer Bescheid. Auf den Einfluß dieser Mutter muß weiter zurückgeführt werden, daß der Romantizismus des Sohnes kein russischer, sondern ein westeuropäisch gefärbter war. Und doch hätte dem religiös gestimmten, in den Formen der griechischen Kirche emporgekommenen Knaben nahe gelegen, sich der Schule der russischen Romantiker — der Slawophilen — anzuschließen, deren Ausgangspunkte spezifisch kirchliche waren und die, just als sie in Mode kam, einen Vetter Peter

Alexandrowitsch's zu ihren eifrigsten Vorkämpfern zählte. Die Atmosphäre, in welcher die damalige höhere Gesellschaft lebte, war freilich auch in Moskau mit französischen und deutschen Bildungselementen so stark versetzt geblieben, daß die nationale Tendenz sich nur innerhalb gewisser Grenzen geltend machen konnte. Ganz besonders trug dazu der klägliche Zustand des öffentlichen Schulwesens bei, dem die Revolutionsfurcht der Regierenden alle belebenden Einflüsse, europäisch-liberale wie nationale, fern zu halten suchte. Stand das Slawophilenthum doch bei den privilegirten Wächtern des öffentlichen Geistes im Geruch einer Staatsgefährlichkeit, der von derjenigen der Unruhstifter des Westens nur graduell verschieden sein sollte! Danach verstand sich für Diejenigen, die ihren Kindern eine höhere und freiere Bildung zu Theil werden lassen wollten, von selbst, daß sie zu ausländischen Hauslehrern und Gouvernanten ihre Zuflucht nahmen und daß sie die von diesen gebildeten jungen Leute erst, wenn es die Absolvirung öffentlicher Prüfungen und die Erwerbung von gelehrten Graden oder militärisch-büreaukratischen Rangklassen galt, öffentlichen Lehranstalten anvertrauten.

Dank tüchtiger Vorbildung im Elternhause und der ihm von der Natur verliehenen glücklichen Eigenschaften, erwarb der junge Walujew bereits als halber Knabe die Qualifikation für den höheren Staatsdienst. Sein erstes Amt trat er in einem Lebensalter an, das Andere auf der Schulbank anzutreffen pflegt. Das Englische und Französische beherrschte er ebenso vollständig wie die Sprachen seines Vaters und seiner Mutter, seine Kenntniß des Lateinischen reichte mindestens zur Anbringung glücklich gewählter Zitate aus und von den hauptsächlichsten Disziplinen moderner Rechts- und Wirthschaftswissenschaft wußte er genug, um gegebenen Falls mitreden zu können. Was ihm, wie der Mehrzahl seiner Standes- und Altersgenossen, an Gründlichkeit des Wissens fehlte, wurde unschwer durch allgemeine Bildung, geistige Beweglichkeit und durch ein reichlich gemessenes Maß von Selbstgefühl ersetzt. Der jugendliche Beamte der Kanzlei des Moskauer Generalgouvernements galt außerdem für einen der schönsten und elegantesten Männer der altrussischen Hauptstadt. Bei einem der Besuche, den Kaiser Nikolaus derselben machte, zogen die glänzende Erscheinung, das sonore Organ und die tadellose Tournüre des jungen Herrn die Aufmerksamkeit des Monarchen so nachhaltig auf sich, daß Herrn Walujew eine Stellung in St. Petersburg angeboten wurde. An

die Newa übergesiedelt, wußte Peter Alexandrowitsch das Vorurtheil, das grands hommes de province in der Stadt der beständig feuchten Gassen und der immerdar trockenen Herzen von Alters her entgegenstand, so rasch und so vollständig zu entwaffnen, daß ihm bereits zu Anfang der 40er Jahre von den Einen eine große gesellschaftliche, von den Anderen eine glänzende bureaukratische Zukunft vorausgesagt wurde. Was man an Herrn Walujew besonders rühmte, war ein gewisser idealistischer Schwung. Von der sarmatischen Wüstheit der vornehmen Jugend sollte er sich ebenso frei zu halten gewußt haben, wie von der geistlosen Gefügigkeit des Durchschnittsbeamtenthums, dem das ruere in servitium für die Summe aller politischen Weisheit galt. Mit tadelloser Loyalität und national gefärbter Kirchlichkeit wußte er eine gewisse Unabhängigkeit der Gesinnung zu verbinden, die zwischen Hingabe an die Ideen des liberalen Westens und Unterordnung unter die Routine die richtige Mitte halten und ihm den Vorzug sichern sollte, von Alten und Jungen gleich gern gesehen zu werden. Auf geistreiche und blendende Aperçus sollte er sich ebenso gut verstehen, wie auf fleißige Aktenarbeit, außerdem aber eine Seele im Busen tragen, die sich auf die holden Geheimnisse des Herzens ebenso gut verstand, wie auf die Räthsel, welche die moderne philosophische und sozialistische Literatur Frankreichs ihren Adepten zu rathen aufgab.

Eine unerwartete Wendung trat im Leben des hoffnungsvollsten aller Löwen der Newa-Residenz ein, als er sich mit einer Tochter des Dichters und Departements-Direktors Fürsten Wjäsemski verheirathete. Wenig über zwanzig Jahre alt, hatte er eine Wahl getroffen, in welcher das Herz größeren Antheil gehabt, als nach den glänzenden äußeren Verhältnissen der Erkorenen hätte angenommen werden können. Auf den kurzen Wahn folgte indessen eine lange Reue. George Sand und die von dieser gepredigten Theorien von der Ueberlebtheit der Ehe und von den unveräußerlichen Rechten des Herzens hatten ihren Weg auch nach Rußland gefunden und an der jungen Frau Walujew eine gelehrige Schülerin gefunden. Madame wurde von einer großen und hochpoetischen Leidenschaft ergriffen, die einem Freunde des Hauses (irre ich nicht, einem Grafen Stroganow) galt und die der zartsinnige, von schuldigem Respekt gegen die Zeitideen erfüllte Gemahl mit der gehörigen Energie zu bekämpfen unterließ. Nachdem man eine Weile Lotte, Werther und Albert gespielt hatte,

ziehungen zu seinem Chef und dessen Beamte angewiesen, von denen einzelne, wie Skrypizin und der in der Folge als Slavophilenführer bekannt gewordene Juri Samarin, Allem, was den deutschen Namen trug, mit unverhohlener Feindseligkeit begegneten und in vollständiger gesellschaftlicher Isolirung lebten, — indessen Tradition, Bildung und Abneigung gegen das bureaukratisch-demagogische Gebahren den Sohn der Freiin von Brincken auf die deutsche Seite zogen. Mit der ihm eigenthümlichen Geschicklichkeit wußte Walujew durch diese Klippen zu steuern und die Ellenbogen nach beiden Seiten frei zu behalten. Ohne seiner amtlichen Stellung zu vergeben, erwarb er in der maßgebenden deutschen Gesellschaft eine Beliebtheit, die ihm allenthalben die Thüren öffnete und die von Jahr zu Jahr zunahm. Neben seinem Oheim, dem späteren Landmarschall Fölkersahm, galt er für den elegantester, geistreichsten und gebildetesten Löwen der Rigaer Salons. Daß seine Anschauungen von denjenigen der herrschenden Gesellschaft vielfach differirten, und daß seine Bildung eine kosmopolitische, vielfach durch französische Einflüsse gefärbte war, gab dem Verkehr mit ihm besonderen Reiz — in der Hauptsache, der Abneigung gegen Demagogenthum, religiöse Unduldsamkeit und unwürdige Proselytenmacherei wußte man sich ja mit dem merkwürdigen Manne eins, der täglich die Messe besuchte, religiöse Anschauungen bekannte, die zu denjenigen seiner neuen Umgebung in ausgesprochenem Gegensatz standen, und nichtsdestoweniger an der Bildung der Zeit — auch der philosophischen — vollen Antheil nahm. Bei Männern und Frauen gleich wohlgelitten, Meister in der leichten Salonunterhaltung, wie im ernsthaften Disput, war er allenthalben zu Hause, wo man auf guten Ton und belebte Unterhaltung hielt; innerhalb gewisser Grenzen ließ man ihn sogar an der Erörterung der politischen Probleme Theil nehmen, welche die patriotischen Landtagskreise beschäftigten und deren vornehmster Träger sein oben genannter Oheim war. Ein näheres Verhältniß vermochte sich zwischen den beiden jungen Männern freilich nicht herzustellen, ob sie gleich in den vertraulichsten Formen verkehrten. Fölkersahms ausgesprochene deutsch-patriotische Gesinnung nahm an der politischen Versalität des Herrn russischen Vetters Anstoß, — der kirchliche Eifer desselben aber galt dem eingefleischten Hegelianer für einen Mischmasch von Aberglauben und Heuchelei.

Die von Walujew geführten Tagebücher nehmen mit dem Jahre 1848 ihren Anfang. In Veranlassung der Abberufung

Golowin's, an dessen Stelle der humane, alsbald zum Abgott der baltischen Provinzen gewordene Fürst Suworow trat, war Walujew zu Anfang des Revolutionsjahres nach St. Petersburg gereist, um daselbst einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu nehmen. Hier war er Zeuge des ersten Eindrucks, den die Kunde von den Ereignissen in Paris, Wien und Berlin auf die russischen Hof- und Regierungskreise machte. Der Ton, in welchem er darüber berichtet, entspricht genau der Stimmung, die damals unter der westeuropäisch gebildeten Jugend der höheren Klassen herrschte. Ohne irgend revolutionär gesinnt zu sein, konnte man eine gewisse Schadenfreude über die Rathlosigkeit der Weisen des herrschenden Regimes und über den geistigen Bankerott des Metternichschen Systems nicht unterdrücken. „Unsere Staatsmänner wissen weder aus noch ein. Nesselrode zieht sein faltiges Gesicht in noch tiefere als die gewohnten Falten, Buturlin (ein von dem Kaiser besonders geschätzter und zum Unterrichtsminister designirter General-Adjutant von tollwüthig-reaktionärer und fanatisch-fremdenfeindlicher Gesinnung) ist sogleich mit dem Rathe bei der Hand, sämmtliche Universitäten und Gymnasien zu schließen". Mit überlegenem Humor registrirt der Mann der neueren Schule die Gerüchte über Aufstände in Tiflis, Warschau und Riga, welche trotz handgreiflicher Absurdität bis in die höchsten Kreise hinein geglaubt und nachgesprochen wurden. „Man erzählte u. A., daß die Rigasche Muße (der Klub des Adels und der vornehmen Kaufmannschaft) mit einer aus Tischen und Stühlen erbauten Barrikade gesperrt worden sei." Von den reaktionären Tonangebern wußten die einen vor Seelenangst überhaupt nichts mehr zu sagen, indessen die andern die herrschende Stimmung für ihre persönlichen Interessen und für Erweiterung ihres Einflusses auszubeuten suchten. Daß es innerhalb des jungrussischen Beamtenthums schon damals an Elementen von radikaler, nahezu revolutionärer Gesinnung nicht fehlte, erhellt aus einer beiläufigen Notiz, die der Tageschreiber über ein Gespräch mit seinem Rigaer Kollegen Herrn Skripizyn macht: Dieser Vorkämpfer der Staatsomnipotenz, der „Selbstherrschaft" und der Russifikation in den baltischen Provinzen spricht den Wunsch aus „die Besitzenden durch eine Jacquerie erschreckt zu sehen!" — Die Tendenzen der regierenden Kreise bewegten sich begreiflicherweise in der entgegengesetzten Richtung. Die herrschende Revolutionsfurcht führte zunächst zu einer Abwendung von dem Golowin'schen System. Dieselbe gegen die deutschen Gutsbesitzer und die protestantische Kirche Livlands

gerichtete Agitation, die vor Jahresfrist als Kampf für Ausbreitung und Befestigung des russischen Staatsgedankens hier begünstigt, dort geduldet worden war, wird jetzt unter dem Gesichtspunkt freventlicher Auflehnung gegen die bestehende Ordnung und die konservativen Interessen perhorreszirt. Herr Juri Samarin, der in seinen handschriftlich verbreiteten „Briefen aus Riga" gegen die deutschen Zwingherren am Ostseeufer gedonnert hatte, wird auf Allerhöchsten Befehl für einige Wochen in den Gewahrsam der „dritten Abtheilung" gebracht, Herr Skripizyn aus Riga abberufen und der propagandistischen griechischen Geistlichkeit strenge Beobachtung der bestehenden Gesetze eingeschärft. — Als Walujew einige Wochen später abermals nach St. Petersburg kommt, bildet der Bericht, den Fürst Suworow über die Zustände seines Verwaltungsbezirks und die unheilvollen Folgen der Golowinschen Politik erstattet hat, den Gegenstand höchster Aufmerksamkeit der Regierungskreise. Zwei der einflußreichsten Träger des konservativen Prinzips, der Kriegsminister Fürst Tschernytschew und der Gesetzgebungs-Minister Graf Bludow bemerken tadelnd, daß Suworow sich über die destruktiven Tendenzen seines Vorgängers nicht mit der gehörigen Schärfe ausgesprochen habe, und der bisherige Protektor der Golowin, Samarin und Skripizyn, Graf Perowski (der Minister des Innern), hält für geboten einzulenken und nur in der Stille für glimpfliche Behandlung seiner bisherigen Schützlinge einzutreten. So vollständig hat der Wind umgeschlagen, daß J. K. H. die Großfürstin Helene sich bei Gelegenheit einer Erörterung dieser Dinge die Bemerkung erlauben darf „qu'il n'y avait rien d'aussi peu monarchique que le despotisme. L'Empereur est démocrate sans s'y douter", und daß Fürst Suworow die Befürchtung ausspricht, der ihm in diesen schwierigen Zeiten gewordenen Aufgabe nicht gerecht werden zu können. „Wäre ich nur General-Adjutant und prinzlicher Fremdenführer geblieben", hörte man den wohlmeinenden Mann seufzen, der gleichzeitig den nationalen und den konservativen Tendenzen der Zeit genugthun, zwischen St. Petersburg und Riga vermitteln und den Glaubenseifer des Rigaer griechischen Bischofs zügeln sollte, ohne den Interessen der „Rechtgläubigkeit" zu vergeben!

Mit einer auf diese Materie bezüglichen Bemerkung aus der zweiten Hälfte des Jahres 1849 bricht das Tagebuch ab, und zwar für eine Reihe von Jahren. Die Fortsetzung ist vom April 1855 datirt und zu Mitau niedergeschrieben. Die Verhältnisse des Tagebuchschreibers hatten sich während dieser sechs Jahre ebenso unkennt-

lich verändert, wie diejenigen Rußlands und der übrigen Welt. Im März 1855 war Kaiser Nikolaus inmitten des Kampfs, den er gegen das westliche Europa aufgenommen, ins Grab gesunken und wenige Wochen später hatte sein Nachfolger Alexander II. den „Beamten zu besonderen Aufträgen beim Rigaer Generalgouvernement“ Staatsrath und Kammerherrn Peter Alexandrowitsch Walujew zum Zivilgouverneur von Kurland ernannt. Eine ebenso tief gehende Veränderung hatten die privaten Verhältnisse des neuen Gouverneurs erfahren. Seine Ehe mit der Fürstin Wjäsemski war durch den Tod dieser Dame getrennt und ihm dadurch die Möglichkeit einer Wiederverheirathung eröffnet worden. Die Wahl der zweiten Gattin war längst und im Voraus getroffen. Der in das neununddreißigste Lebensjahr getretene „werdende Staatsmann“ war jung und romantisch geblieben, um nicht nach Rücksichten des weltlichen Interesses, sondern nach dem Herzen zu wählen. Er hatte eine vermögenslose deutsche Protestantin mit polnischem Namen geheirathet und damit die Grundlage zu einem häuslichen Glück gelegt, das bis zum Abende seines Lebens vorhielt und hinfort den festen Punkt einer von mannigfachen Gegensätzen bewegten Existenz bildete. Es fiel das um so schwerer ins Gewicht, als Walujew das neue Amt in Tagen düsterer Sorge um die Zukunft seines Vaterlandes angetreten hatte. Berechtigte die Person des humanen und wohlmeinenden neuen Herrschers auch zu Hoffnungen auf einen gedeihlichen Gang der russischen Dinge, so lastete dafür der Druck, den die ungünstige Wendung der Kriegsläufe übte, mit Zentnergewicht auf den Gemüthern aller wahren Patrioten. All' zu groß konnte die Zahl derselben freilich nicht genannt werden. Die Vertreter des alten Regime waren so ausschließlich an stummen Gehorsam gewöhnt, die jungen Leute so tief von radikalen Anschauungen durchtränkt, daß sie sich von der Lage der Dinge deutliche Rechenschaft nicht geben konnten. Bei den älteren Generalen und Beamten wechselten stumpfsinniger Pessimismus und thörichte Selbstüberschätzung je nach der Beschaffenheit der vom Krimufer einlaufenden Meldungen, indessen die Gebildeten der jüngeren Generation den Bankerott des alten Systems mit einer gewissen Genugthuung begrüßten und so oft günstige Nachrichten eintrafen, mit der Formel bei der Hand waren, es stehe zu befürchten que la leçon n'avait pas été assez forte. Trotz seiner ausgesprochen liberalen Neigungen nahm Walujew einen abweichenden Standpunkt ein. Er, der von der nationalen Romantik der Slawophilen durchaus frei war, fühlte sich zunächst und vor

Allem als Russe, dem die Ehre des Vaterlandes über jede andere Rücksicht ging und dem die Sorge um Sewastopol eine persönliche Angelegenheit bedeutete. Eben darum fühlte er sich isolirt und vertraute er seinem Tagebuch immer wieder Klagen darüber an, nirgend Verständniß zu finden. Mit bitterem Unmuth klagt er über die Rathlosigkeit der regierenden Kaste, — über die Gedankenlosigkeit der Ministerien, die in Tagen tödtlicher Gefährdung des Vaterlandes für Lappalien, wie die Einführung einer neuen Uniform der Beamten des Ministeriums des Innern eine war, Zeit und Aufmerksamkeit übrig behalten hätten, und noch bitterer über die Helden des Gamaschendienstes, die es zu mehr, als der stereotypen Redensart „il faut chasser l'ennemi du sol sacré de la patrie" nicht zu bringen vermochten. Unter Larven die einzige fühlende Brust kehrt er tief verstimmt von dem Festmahl zurück, das am 8. Mai zu Ehren des Geburtstages **Todlebens** (eines Mitauschen Kaufmannssohnes) in der kurländischen Landesstadt gegeben wurde. Mit den nüchternen Deutschen, die ruhig und kühl ihre staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen, hat er ebenso wenig gemein, wie mit den bramarbasirenden Offizieren, die den Feind mit vollen Gläsern niederschlagen zu wollen scheinen, — ihm allein ist der Name Sewastopol so tief in das Herz geschrieben, daß er es zu andern Gedanken als patriotischer Sorge nicht zu bringen vermag.

Je tiefer es in das Jahr 1855 hineingeht, desto dunkler werden die Wolken, die die Aussicht in die Zukunft verhängen. Indessen man sich mit ernstlichen Befürchtungen vor einer englisch-französischen Landung an der baltischen Küste trägt, die Ergebnisse einer abermaligen Rekrutenaushebung die Erschöpfung des menschenarmen Landes unwidersprechlich bescheinigen und die Nachrichten aus Sewastopol und von der Tschernaja von Tag zu Tag bedrohlicher werden, bleibt in den den Tagebuchschreiber umgebenden Zuständen Alles beim Alten und will von der maßgebenden St. Petersburger Stelle nichts über heroische oder reformatorische Entschließungen verlauten. Man mußte es bereits als einen Erfolg ansehen, daß der verhaßteste und brutalste aller Staatsmänner, der als persönlicher Feind des jungen Herrschers bekannte einarmige Bibikow (während der letzten Regierungsjahre Nikolaus' I. Minister des Innern) Tags nach Beendigung der Hoftrauer entlassen wurde und daß man die Beseitigung des nicht minder verhaßten Grafen Kleinmichel (des Generaldirektors der öffentlichen Bauten) hoffen zu dürfen glaubte.

Auf den freudlosen Sommer folgte ein trüber lichtloser Herbst.

Als die längst gefürchtete Kunde von der Einnahme des wich
Theils der Sewastopoler Befestigungen endlich eintraf, — di
diesem Ereigniß erwartete aufrüttelnde Wirkung immer noch
blieb und das in dieser Veranlassung erlassene Manifest
weiter als die Wiederholung von längst verbrauchten P
brachte, duldete es den leidenschaftlich erregten Patrioten
länger in der Zuschauerrolle. Sein Amt bot zu anderer, a
herkömmlichen Routinearbeit keine Veranlassung, eine Pre
die er sich hätte wenden können, gab es nicht, weil die
strenger Zensuraufsicht stehenden einheimischen Zeitungen keine
als die offiziellen Meldungen bringen durften und alle wichtiger
richten Meldungen aus dem Auslande entnommen werden mu
blieb nichts übrig, als zu einem damals in die Mode gekom
Hilfsmittel zu greifen und eine Denkschrift zu verfassen,
schriftlich unter Freunden und Gesinnungsgenossen verbreitet
sollte und von der angenommen werden durfte, daß sie
auch in die Regierungskreise dringen werde. Walujew verfa
„Gedanken eines Russen" überschriebene Memoires,
bald in Tausenden von Abschriften verbreitet wurden
Namen ihres Verfassers bis in die entferntesten Gegend
Reichs trugen. Dieser Erfolg war für Menschen und Ver
der damaligen Zeit so bezeichnend, daß bei dem Inhalt de
Elaborate einen Augenblick verweilt werden darf.

Verwunderlich erscheint dem Leser von heute vor All
emphatische Ton, in welchem unser Russe zu seinen Land
redet. Von Sewastopol und dessen tragischem Geschick w
einer wahrhaft Hugoschen Ueberschwänglichkeit gehandelt,
Spitze von Auseinandersetzungen durchaus politischer Na
religiöse profession de foi gestellt und das Recht zu kritis
örterung der Staatseinrichtungen aus Bibelsprüchen und ki
Satzungen abgeleitet. Auf diesen in Chateaubriandschem
haltenen Eingang folgt eine Aufzählung der diplomatisch
militärischen Unbegreiflichkeiten, die vor und nach Ausbr
Krieges begangen worden. Nicht dem verstorbenen Kaiser (Ni
wohl aber dessen Ministern falle die Verantwortlichkeit da
daß man unfertig in den Kampf gezogen sei und daß m
beiden seegewaltigsten Staaten des Welttheils eine Flotte e
zu setzen gewagt habe, welche keinen einzigen kriegstüchtigen
besessen. Der letzte Grund aller dieser Uebel aber sei in der Un

Als die längst gefürchtete Kunde von der Einnahme des wichtigsten Theils der Sewastopoler Befestigungen endlich eintraf, — die von diesem Ereigniß erwartete aufrüttelnde Wirkung immer noch ausblieb und das in dieser Veranlassung erlassene Manifest nichts weiter als die Wiederholung von längst verbrauchten Phrasen brachte, duldete es den leidenschaftlich erregten Patrioten nicht länger in der Zuschauerrolle. Sein Amt bot zu anderer, als der herkömmlichen Routinearbeit keine Veranlassung, eine Presse, an die er sich hätte wenden können, gab es nicht, weil die unter strenger Zensuraufsicht stehenden einheimischen Zeitungen keine andere als die offiziellen Meldungen bringen durften und alle wichtigen Nachrichten Meldungen aus dem Auslande entnommen werden mußten. So blieb nichts übrig, als zu einem damals in die Mode gekommenen Hilfsmittel zu greifen und eine Denkschrift zu verfassen, die abschriftlich unter Freunden und Gesinnungsgenossen verbreitet werden sollte und von der angenommen werden durfte, daß sie schließlich auch in die Regierungskreise dringen werde. Walujew verfaßte zwei „Gedanken eines Russen" überschriebene Memoires, die alsbald in Tausenden von Abschriften verbreitet wurden und den Namen ihres Verfassers bis in die entferntesten Gegenden des Reichs trugen. Dieser Erfolg war für Menschen und Verhältnisse der damaligen Zeit so bezeichnend, daß bei dem Inhalt der Denkschrift und den als staatsmännisch gepriesenen Vorschlägen dieser Elaborate einen Augenblick verweilt werden darf.

Verwunderlich erscheint dem Leser von heute vor Allem der emphatische Ton, in welchem unser Russe zu seinen Landsleuten redet. Von Sewastopol und dessen tragischem Geschick wird mit einer wahrhaft Hugoschen Ueberschwänglichkeit gehandelt, an die Spitze von Auseinandersetzungen durchaus politischer Natur eine religiöse profession de foi gestellt und das Recht zu kritischer Erörterung der Staatseinrichtungen aus Bibelsprüchen und kirchlichen Satzungen abgeleitet. Auf diesen in Chateaubriandschem Stil gehaltenen Eingang folgt eine Aufzählung der diplomatischen und militärischen Unbegreiflichkeiten, die vor und nach Ausbruch des Krieges begangen worden. Nicht dem verstorbenen Kaiser (Nikolaus), wohl aber dessen Ministern falle die Verantwortlichkeit dafür zu, daß man unfertig in den Kampf gezogen sei und daß man den beiden seegewaltigsten Staaten des Welttheils eine Flotte entgegen zu setzen gewagt habe, welche keinen einzigen kriegstüchtigen Dampfer besessen. Der letzte Grund aller dieser Uebel aber sei in der Unwahr-

heit zu suchen, die dem Staats- und Verwaltungsbetriebe anhafte. Mißtrauen der Regierung gegen die eignen Organe und Geringschätzung gegen alle nicht-offiziellen Elemente hätten innere Fäulniß hinter gleißender Außenseite zum russischen Normalzustande gemacht. Unerfüllbare gesetzlose Vorschriften leisteten der entsetzlichsten Gewissenlosigkeit Vorschub, indessen unaufhörliche Abänderungen der Gesetze dafür sorgten, daß die Regierenden sich jeder Verantwortlichkeit entziehen könnten. Die Thätigkeit der einzelnen Ressorts werde wesentlich durch Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Behörden absorbirt, — durch Mangel allen Zusammenhangs zwischen den verschiedenen Ministerien und durch eine bis zur Widersinnigkeit gesteigerte Zentralisation die beste Kraft der Beamten in Anspruch genommen, endlich durch Anhäufung der Geschäfte einer Allmacht des niederen Beamtenthums in die Hände gearbeitet, die soweit gehe, daß Fragen von fundamentaler Bedeutung in letzter Instanz durch Tischvorsteher und Kanzleischreiber der ministeriellen Departements entschieden würden. Noch schlimmer wie auf dem weltlichen, sehe es auf kirchlichem Gebiete aus. Man fabele von Fortschritten und Siegen der Rechtgläubigen, indessen man Sektirer und Andersgläubige zu rein politischen Zwecken und mit rein weltlichen Mitteln verfolge. Dieselben Leute, die Namens der Rechtgläubigkeit Intoleranz der schmählichsten Art übten, ließen die Geistlichkeit der Staatskirche in Armuth und Unwissenheit verkommen und trieben einen Buchstabendienst, der selbst denjenigen der schlimmsten altgläubigen Sekten an Geistlosigkeit übertreffe. Nichtachtung der Menschenwürde und der Wahn, das Gute mit Gewalt erreichen zu können, hätten zur Knebelung der Universitäten, zum Verbot der Auslandsreisen und zu einer Scheinthuerei des Beamtenthums geführt, die den wahren Bedürfnissen der Bevölkerung nirgend entgegenkomme; die Marine-Verwaltung sei das einzige Ressort, in welchem es besser aussehe. Dank dem Umstande, daß der Großadmiral ein kaiserlicher Großfürst sei, werde hier in ersprießlicherer Weise gearbeitet, der Bewegung der Beamten und Offiziere eine gewisse Freiheit gewährt, für das Wohl der Mannschaften gesorgt, sachlich-unbefangener Kritik der bestehenden Einrichtungen gehöriger Spielraum geboten und durch verständige Handhabung der Zensur dafür gesorgt, daß das amtliche Organ des Ministeriums zu einer Quelle der Belehrung für seine Leser werde. — Im Grunde genommen sei Rußland leicht zu regieren, komme es doch wesentlich auf Eines an: auf Spielraum für den Flügelschlag freier Seelen.

Den Abschluß dieser Ausführungen bildet ein poetisches retornare al Segno; der Verfasser kehrt zu Sewastopol zurück und läßt die Stimmung, welche ihm die Feder in die Hand gedrückt hatte, in einem pathetischen Stoßseufzer ausklingen.

Allgemein gehalten wie diese kritischen Auseinandersetzungen sind auch die aus denselben abgeleiteten Reformvorschläge. Für staatsmännisch konnten sie nur gelten, weil sie an eine Gesellschaft gerichtet wurden, die dem öffentlichen Leben und seinen Anforderungen durchaus entfremdet war. Wenn postulirt wird, daß in Religions- und Glaubenssachen die christliche Wahrheit, auf dem Gebiet des staatlichen Lebens statt der offiziellen Lüge volle Wahrhaftigkeit zum leitenden Prinzip erhoben und daß auf höhere Moralität der maßgebenden Würdenträger und Beamten hingewirkt werden solle, so nimmt sich das in einer Schrift, die in Tagen schwerer Kriegsnoth Rath schaffen will, durchaus dilettantisch aus. Je höher man die sittlichen Faktoren des Staatslebens anschlägt, desto genauer muß man wissen, daß allenfalls technische Einrichtungen im Handumdrehen verändert werden können, daß zur moralischen Erneuerung eines nationalen und staatlichen Organismus sog. Reformvorschläge dagegen nicht ausreichen können. Das scheint auch der Verfasser unserer Denkschrift geahnt zu haben, indem er einige Punkte hervorhebt, an denen die verlangte Reform einsetzen soll: Milderung der Zensur und Beseitigung der Gewohnheit, Zensoren, die mißhellige Aufsätze haben durchgehen lassen, auf die Hauptwache zu schicken — Veröffentlichung der Voranschläge für das jährliche Staatsbudget und Bruch mit dem System „chinesischer" Geheimnißkrämerei in finanziellen Dingen, — Zulassung der Theilnahme Privater an öffentlichen Bauten und anderweiten Arbeiten bei gleichzeitiger Einschränkung der Staatsregien.

Daß Aufstellungen solcher Art den Gebildeten der Nation Eindruck machen und ihren Urheber in den Ruf außerordentlicher staatsmännischer Befähigung bringen konnten, waren eben nur damals möglich, wo jede Kritik öffentlicher Einrichtungen für ein Heldenstück, jede mit einigem Geschick geschriebene und mit liberal klingenden Schlagworten ausgestattete Abhandlung für eine publizistische Leistung gelten durfte. Walujew ist auch in späterer Zeit häufig vorgehalten worden „qu'il négligait le détail et que le détail se vengait" — vorliegenden Falls war aber nicht ein Mal der Versuch angestellt worden, auf das Einzelne einzugehen und die Dinge praktisch anzugreifen.

Bis zu einem gewissen Grade mag das mit der patriotischen Depression und der Ungeduld des Verfassers zusammengehangen haben, über welche dieser in seinem Tagebuche immer wieder klagt. Trostlos genug sah es während der Wochen, die auf den Fall Sewastopols folgten, allerdings aus. Selbstvertrauen und Leistungsfähigkeit der hohen Militairs waren so tief gesunken, daß es bereits im September hieß, die Fortsetzung des Feldzuges sei für den Rest des laufenden Jahres aufgegeben. „Oede und Erbärmlichkeit unserer Zeitungen haben den höchsten Grad erreicht." Nachrichten von Belang waren allein den ausländischen Journalen zu entnehmen, die heimlich über die Grenze gelassen wurden. — Die offizielle Publizistik begnügte sich mit der Verlautbarung allgemein gehaltener Hoffnungen auf eine Wendung zum Bessern und mit „in die blaue Luft" gesendeten Reformwünschen. Was aus Polen und den ehemals polnischen Ländern, namentlich aus dem Gouvernement Wolhynien, verlautete, ließ auf eine bedenkliche Stimmung der Bevölkerung schließen: „Wenn die Polen wünschen", heißt es in einer Niederschrift vom Ende des Oktober-Monats, „daß uns der Süden des Reichs verloren gehe, so geschieht das wohl weniger aus Haß gegen Rußland, als im Hinblick auf unsere administrative Unfähigkeit, die mit dieser Landschaft nichts anzufangen weiß". „Aeltere Leute", heißt es ein anderes Mal, „erinnern, wenn von Zukunftshoffnungen die Rede ist, daran, daß man sich mit dergleichen Hoffnungen auch im Jahre 1812 getragen habe und daß hinterher doch nichts Rechtes gekommen sei." Was sonst aus der Residenz verlautet, hat lediglich Personenveränderungen, genauer Wünsche für Personenveränderungen zum Gegenstande. Der Mangel an irgend brauchbaren Leuten hat den denkbar höchsten Grad erreicht und wird selbst da anerkannt, wo man das herkömmliche „Alles ist in bester Ordnung" sonst für die einzige anständiger Weise zu gebrauchende Formel für politische Urtheile angesehen hatte. Die Klagen über Sakrewski, den „Chan von Moskau", haben auch an der höchsten Stelle Eindruck gemacht, — wo aber einen besseren General-Gouverneur herbekommen? Von dem Kriegsminister heißt es, daß er sich allein um sein Ministerium, aber schlechterdings nicht um den Krieg kümmere, — von dem hochbetagten Nachfolger Bibikow's im Ministerium des Innern Geheimrath Lanskoi, daß man seine Unzulänglichkeit im Voraus gekannt habe. Entsprechend der Schwierigkeit der Lage werden Auskunftsmittel der wunderlichsten Art in Vorschlag gebracht. Dem liebens-

würdigen, aber jeder staatsmännischen Bildung und administrativen Erfahrung entbehrenden Fürsten Suworow stößt der Gedanke auf, „sich auf einige Zeit“ mit dem arbeitsreichsten aller Ministerien betrauen zu lassen und Walujew zum Gehilfen zu nehmen! Der Erkorene zeigt sich nicht abgeneigt, vermag auf die Frage, wo die übrigen für ein Reform-Ministerium nothwendigen Beamten herkommen sollen, indessen keine Antwort zu finden. — Der eigentliche — oder wenn man so will — einzige Mann des Tages ist der Großadmiral Großfürst Konstantin, der dem Schlendrian, den er in der Marine-Verwaltung vorgefunden hat, öffentlich den Krieg erklärt, unfähige und unzuverlässige Beamte ohne Rücksicht auf Rang und Stand wegjagt und in seinen amtlichen, der Oeffentlichkeit übergebenen Erlassen so heftig gegen das hergebrachte System der offiziellen Lügen und Verschleierungen donnert, daß in gewissen Kreisen des Kopfschüttelns und der Befürchtungen vor „suites fâcheuses“ dieses unerhörten Gebahrens kein Ende ist. — Nebenher wollen die Gerüchte über revolutionäre bezw. sozialistische Umtriebe nicht zum Schweigen kommen. Es spukt davon nicht nur in Polen und in gewissen entfernteren Gebieten des Reichs, sondern auch in St. Petersburg, wo eine Anzahl im Geruch „gefährlichen“ Liberalismus stehender höherer Beamten, darunter ein sehr bekannter Herr aus dem Ministerium des Innern, in Haft genommen worden sind.

Der bei der Jahreswende in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des höheren Beamtenthums getretenen, dem großen Publikum nicht bekannt gewordenen Friedensverhandlungen, mißt man zunächst keine ernstere Bedeutung zu. „Zur Berathung der österreichischen Vorschläge“, heißt es in einer Aufzeichnung vom 26. Dezember (1855), ist ein Komité niedergesetzt worden, dem der Kaiser präsidirt und dem Bludow*), Kisselew, Nesselrode, Orlow, Mentschikow und Korff angehören. Den uns gemachten erniedrigenden Bedingungen haben allein Bludow und Kisselew mit der gehörigen Entschiedenheit widersprochen, der Monarch aber ist auf die Seite dieser Minderheit getreten. Tags darauf ist Seebach eingetroffen — er hat zuerst durch Orlow und erst hinterher durch den erzürnten Nesselrode um eine Audienz bitten lassen.“ **)

*) Eine zutreffende Charakteristik dieser Würdenträger findet sich in der neuerdings bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen Schrift „Graf Otto von Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben“ (S. 65 bis 87).

**) Sächsischer Gesandter in Paris, Schwiegersohn des Reichskanzlers Grafen Nesselrode.

Ministers Kaiser Nikolaus' I., General Murawjew, der spätere Diktator von Wilna, betraut worden. Der Leitung dieses Ressortchefs hatte unser Zukunfts-Minister sich unterstellen müssen, als er seine Gouverneurschaft gegen die Stellung eines Departements-Direktors austauschte! Und das am Vorabende der Bauern-Emanzipation, deren Sache Walujew mit voller Seele anhing, indessen sein Chef einer freisinnigen Lösung des wichtigsten Problems in der Stille, aber darum nicht minder entschieden widerstrebte. Dieser Chef aber war das Oberhaupt einer Verwaltung geworden, welcher Millionen von Leibeigenen der Krone angehörten, und deren Aufgabe sonst gewesen war, an der Spitze des agrarischen Fortschritts zu stehen und den adligen Grundherren mit gutem Beispiel voran zu gehen! Noch war man an innere Widersprüche dieser Art indessen zu gründlich gewöhnt, als daß das Walujew's liberaler Reputation oder auch nur seinem Selbstbewußtsein Eintrag gethan hätte. Daß er sich und Anderen für den „kommenden Mann" galt, lassen die Tagebücheraufzeichnungen jener Zeit bereits deutlich durchsehen. An der Newa eben erst warm geworden, hört er, daß von ihm als Kurator der Universität Moskau die Rede sei; wenig später (Januar 1859) theilt Suworow ihm mit, daß ihm der Rang eines Staatssekretärs zugedacht sei, — abermals einige Wochen, und der Minister des Innern Lawkoi nimmt ihn bei Gelegenheit einer Soirée am Hofe der Großfürstin Helene geheimnißvoll bei Seite: „Ne Vous engagez pas d'ici à quelque temps, — dans quelques jours j'aurai des propositions à Vous faire" (16. Februar). Der Sinn dieser Worte kann nicht zweifelhaft sein, denn einige Zeit später fragt Tolstoi den Mann de toutes sauces, ob er geneigt sei, die Stellung eines Adjoint des Ministers des Innern anzunehmen. Noch ist der März nicht zu Ende gegangen und der vielumworbene Departements-Direktor ist „aus persönlicher Initiative Sr. Majestät" zum Staatssekretär mit dem Rang eines Geheimraths ernannt, zur kaiserlichen Tafel gezogen und bei Gelegenheit der Dank-Audienz von dem Monarchen mit der schmeichelhaften Versicherung beglückt worden, „qu'il m'avait nommé pour me prouver combien il m'éstimait et appréciait." Kein Wunder, daß Walujew sich mit Gedanken beschäftigt, die auf die höchsten Ziele staatsmännischer Thätigkeit gerichtet sind. Am 5. Mai — Tags nachdem er bei der Großfürstin Helene mit dem neuernannten preußischen Gesandten Herrn von Bismarck und dem Fürsten Tscherkaßki (dem Slawophilenführer, späteren Minister des Innern in Polen und Zivil-Oberverwalter

von Bulgarien) zu Mittag gespeist hat — vertraut Walujew seinem Tagebuch das Programm an, das „ich aufstellen würde, wenn ich Premier-Minister würde“ und das die nachstehenden Punkte umfaßt:

Veröffentlichung des jährlichen Staatshaushalts-Voranschlages.

Reduktion des Personals der Militär-Verwaltung.

Aufnahme einer inneren Anleihe behufs Durchführung der Bauern-Emanzipation.

Offene Sprache gegenüber dem Volke, — Appell an die Mitwirkung desselben.

Belebung der Verwaltungsthätigkeit, — Aufhören aller religiösen Verfolgungen, einschließlich derjenigen gegen die altgläubigen Sektirer.

Reform der Justiz.

Einführung des Hypothekar-Systems.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft, Maßregeln für die allgemeine Volksbildung und für direkten Einfluß auf die Literatur.

Versöhnung mit dem polnischen Element.

Man sieht, daß der Romantiker, der auf die idealen Momente des Volks- und Staatslebens das entscheidende Gewicht legt und dem leitende Gesichtspunkte näher liegen als Beschäftigungen mit den praktischen Details und Gedanken über die Ausführung seiner hochfliegenden Pläne — daß der Idealist von 1855 der frühere geblieben ist.

Von den Herrlichkeiten dieses liberalen Speisezettels konnte zunächst freilich nicht die Rede sein. Mit erdrückender Schwere lastete auf der Regierung die Sorge um Ueberwindung der moralischen und materiellen Hindernisse, welche der Lösung der größten aller von ihr unternommenen Aufgaben, der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Neuregelung der agrarischen Verhältnisse im Wege standen. Je entschiedener der Kaiser auf der Durchführung des weitgehenden Programms bestand, das von dem sogenannten großen Comité und seinem Vorsitzenden, dem Großfürsten Konstantin, aufgestellt worden war, desto leidenschaftlicher wurde die Opposition, welche der grundbesitzende Adel den angeblich radikalen Absichten des Gouvernements ankündigte. Diesem Adel gehörte die Mehrzahl der vornehmen Herren an, welche dem Hof, der Generalität und dem Beamtenthum zugetheilt waren und die tägliche Umgebung des Monarchen bildeten. Von einem der angesehensten Mitglieder der

höheren Gesellschaft, dem alten Oberhofmarschall Andreas Schuwalow (dem Vater der in der Folge vielgenannten Grafen Peter und Paul) berichtet unser Tagebuch, daß derselbe sich wie unsinnig geberdet habe, sobald auf die dem Adel zugemutheten Opfer die Rede gekommen — von Anderen, wie dem Grafen Bludow und Walujew's Chef dem General Murawjew wußte man, daß sie trotz ihrer Zugehörigkeit zum Comité jede Gelegenheit wahrnehmen, der Sache der Reform Steine auf den Weg zu werfen. Die Stimmung des Kaisers schildert Walujew als eine verdüsterte. Der Monarch war wenig nahbar, indessen die Damen der Allerhöchsten Familie durch liberalen Eifer glänzten und aus ihrer Entrüstung über das Gebahren der Opposition kein Hehl machten. Von einer in den letzten Tagen des März abgehaltenen Abendgesellschaft bei der Großfürstin Helene berichtet das Tagebuch: Ihre Kaiserl. Hoheit sowohl als auch I. M. die regierende Kaiserin hätten ihrem Mißtrauen gegen Murawjew deutlichen Ausdruck gegeben und den Tagebuchschreiber in die peinliche Lage gebracht, seinen Chef vertheidigen zu müssen. „Ich sagte mit Bezug auf den General „la préoccupation de prouver qu'on est utile gêne souvent les mouvements de celui, qui pourrait l'être en effet.“

Je tiefer man in das Jahr 1859 hineinkam, desto deutlicher traten die inneren Widersprüche zu Tage, in welche die Regierung sich verwickelt hatte, indem sie die Erreichung eines durch radikale Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse bedingten Ziels mit Werkzeugen des alten Regimes anstrebte. Zwei im Rufe eines gewissen Liberalismus stehende jüngere Mitglieder des Comité, Fürst Paskewitsch (ein Sohn des Feldmarschalls) und Graf Paul Schuwalow, der spätere Botschafter in Berlin, traten mit einem Vorschlage hervor, der unter dem Vorgeben, den obwaltenden Schwierigkeiten die Spitze abzubrechen, auf Vertagung der Emanzipationsangelegenheit hinauslief. Die Bauern sollten sofort für persönlich frei erklärt, die Fragen der Ablösung der bäuerlichen Ländereien und der Auseinandersetzung mit den Gutsbesitzern dagegen der Zukunft vorbehalten werden. Da das Comité diesen Vorschlag ablehnte und die protokollarische Aufnahme desselben verweigerte, erklärten die beiden Herren ihren Austritt, — ein Vorgehen, das in die Adern der Opposition neues Blut goß und die höhere Gesellschaft wochenlang beschäftigte. Immer wieder ist von den Anstrengungen die Rede, welche die beiden Herren machen, um eine Zurücknahme des auf ihre Unkosten gefaßten Comité-

beschlusses zu erwirken. (Ende April.) — Wenige Tag
that die Regierung einen entscheidenden Schritt weiter
12. Mai wurde dem Domänenminister Murawjew in der
des wegen seiner radikalen Bauernfreundlichkeit bekannten G
Selénny ein Gehilfe beigegeben und Walujew dadurch
eigenthümliche Lage versetzt, gleichzeitig mit einem reaktionä
gesetzten und einem Manne arbeiten zu müssen, dessen vorgeb
Liberalismus über den seinigen hinausging!

Das Unbehagen, das dieser Zustand der Dinge über
richtigen Freunde der Reform breitete, steigerte sich bei
bis zu einer Welt- und Lebensmüdigkeit, deren romantisch
grund nicht zu verkennen ist. Indessen die Wogen des
kampfs von Tag zu Tag höher gehen, von allen Seiten M
über wachsende Unzufriedenheit des Adels, revolutionäre
und Anzeichen unaufhaltsamer Auflösung des alten Zusta
laufen und Männer wie Fürst Dolgoruki mit Herrn Re
dem unbarmherzigen Beurtheiler der verfahrenen Finan
Beziehung treten (on n'ose pas d'en parler à l'Emper
avoir le remède au mal à proposer à côté de la critique
der Mann, der unter die Hofchargen Rußlands zählt, Betr
über die Freudlosigkeit einer heimathlosen Existenz an.
nenne ich mein', und wenn ich nicht der Gnade Gottes ge
müßte ich verzweifeln.“ — Das Leben aber geht unb
weiter, wechselnde Tageserlebnisse lassen eine gesammelte S
nicht aufkommen und den vorhandenen Sorgen gesellen
zu. Indessen Frau Walujew an schwerer Krankheit darn
und der Gatte Nachts an dem Lager der geliebten Kran
verlobt der Vater seine Tochter erster Ehe einem Fürsten G
In die Tage allgemeiner Präokkupation mit — anschei
verbrecherischer Hand angelegten — Feuersbrünsten und mi
fällen, die in der ohnehin erregten Residenz vorgekom
fallen Meldungen des General-Konsuls in Marseille Bu
den Ausbruch eines französisch-italienischen Krieges für un
geworden erklärt und große Erfolge der französischen A
aussicht. Zu den Sorgen um den innern Frieden komme
auch Sorgen um Erhaltung des äußern Friedens. Scho
trägt man sich mit dem Gerücht, die Mobilmachung der
Armee werde russischerseits mit der Vorschiebung größerer
massen an die Westgrenze beantwortet werden. Walujew
aus, daß es dazu nicht kommen werde, „weil wir uns

beschlusses zu erwirken. (Ende April.) — Wenige Tage später that die Regierung einen entscheidenden Schritt weiter. Am 12. Mai wurde dem Domänenminister Murawjew in der Person des wegen seiner radikalen Bauernfreundlichkeit bekannten Generals Selénuy ein Gehilfe beigegeben und Walujew dadurch in die eigenthümliche Lage versetzt, gleichzeitig mit einem reaktionären Vorgesetzten und einem Manne arbeiten zu müssen, dessen vorgeschrittener Liberalismus über den seinigen hinausging!

Das Unbehagen, das dieser Zustand der Dinge über die aufrichtigen Freunde der Reform breitete, steigerte sich bei Walujew bis zu einer Welt- und Lebensmüdigkeit, deren romantischer Untergrund nicht zu verkennen ist. Indessen die Wogen des Parteikampfs von Tag zu Tag höher gehen, von allen Seiten Meldungen über wachsende Unzufriedenheit des Adels, revolutionäre Umtriebe und Anzeichen unaufhaltsamer Auflösung des alten Zustandes einlaufen und Männer wie Fürst Dolgoruki mit Herrn Rodokanaki, dem unbarmherzigen Beurtheiler der verfahrenen Finanzlage, in Beziehung treten (on n'ose pas d'en parler à l'Empereur sans avoir le remède au mal à proposer à côté de la critique) — stellt der Mann, der unter die Hofchargen Rußlands zählt, Betrachtungen über die Freudlosigkeit einer heimathlosen Existenz an. „Nichts nenne ich mein', und wenn ich nicht der Gnade Gottes gewiß wäre, müßte ich verzweifeln." — Das Leben aber geht unbarmherzig weiter, wechselnde Tageserlebnisse lassen eine gesammelte Stimmung nicht aufkommen und den vorhandenen Sorgen gesellen sich neue zu. Indessen Frau Walujew an schwerer Krankheit darniederliegt, und der Gatte Nachts an dem Lager der geliebten Kranken wacht, verlobt der Vater seine Tochter erster Ehe einem Fürsten Galyzin. — In die Tage allgemeiner Präokkupation mit — anscheinend von verbrecherischer Hand angelegten — Feuersbrünsten und mit Cholerafällen, die in der ohnehin erregten Residenz vorgekommen sind, fallen Meldungen des General-Konsuls in Marseille Bucharin, der den Ausbruch eines französisch-italienischen Krieges für unvermeidlich geworden erklärt und große Erfolge der französischen Armee voraussieht. Zu den Sorgen um den innern Frieden kommen dadurch auch Sorgen um Erhaltung des äußern Friedens. Schon im Juni trägt man sich mit dem Gerücht, die Mobilmachung der preußischen Armee werde russischerseits mit der Vorschiebung größerer Truppenmassen an die Westgrenze beantwortet werden. Walujew sah voraus, daß es dazu nicht kommen werde, „weil wir uns zu schwach

fühlen", in Wahrheit aber scheint die Abneigung, welche Kaiser und Kaiserin gegen den Bonapartismus und gegen Frankreich hegten, den Ausschlag gegeben zu haben. Ausdrücklich wird hervorgehoben daß der Abschluß des Friedens von Villafranca an Allerhöchster Stelle einen ungünstigen Eindruck gemacht habe und daß zwei k. k. Generale, Prinz Alexander von Hessen und der Feldzeugmeister Heß mit Orden bedacht werden sollen (5. Juli). Und doch hatten die offizielle Politik und die Mehrheit der Gebildeten mit ihren Sympathien auf der anti-österreichischen Seite gestanden!

An diesen fernab liegenden Dingen hatte freilich nur eine Minderheit der russischen Gesellschaft Antheil genommen, die Präokkupation des Tages ist nach wie vor die Emancipationsangelegenheit geblieben. Seit Mitte des Junimonats ist dieselbe in eine neue, auf konservativer Seite so ungünstig beurtheilte Phase getreten, daß Murawjew die Bemerkung fallen gelassen hat, „er werde seinerseits nichts dawider haben, wenn es zu einem coup de poignard komme". Alexei Miljutin, der radikalistisch gesinnte Staatssekretär und Bruder des radikalen Kriegsministers, hat auf den Vorsitzenden des Haupt-Comités, den Grafen Rostowzow, entscheidenden Einfluß gewonnen und die Dinge in seinem, d. h. dem adelsfeindlichen Sinne zu leiten (Mitte Juni) gewußt, eine Wendung, welcher der aus dem Auslande zurückgekehrte, hochliberale und nach wie vor von den reaktionären Adelskreisen angefeindete Großfürst Konstantin seinen Beifall spendet. Alles, was geschieht und nicht geschieht, wird auf diese eine Angelegenheit bezogen, und selbst das Bankett, das die St. Petersburger National-Oekonomen dem zum Besuche erschienenen Amerikaner Carrey geben wird, zu Kundgebungen für und wider die gefürchtete „Lösung im Miljutinschen Sinne" benutzt (23. Juni.) Walujew hat an diesem Festmahle Theil genommen und berichtet über den Eindruck, den ein Passus, der von dem amerikanischen Gelehrten gehaltenen Tischrede gemacht hat. „Quand la nature veut faire du bien à l'homme elle agit lentement, quand elle veut détruire elle va vite à l'oeuvre". Ungleich größer als der Effekt dieser Warnungsrede aber war derjenige gewesen, den die Antwort des Fürsten Tscherkaßki — eines Parteigenossen Miljutin's — gemacht hatte: „Une femme est enceinte pendant neuf mois, mais elle accouche en quelques heures."

Um seiner genesenden Frau einige Stärkung und sich selbst einige Aufheiterung zu bringen, reist Walujew am 28. Juli (1859)

in das bei Riga belegene Seebad Dubbeln. Er hat es n
denn die Folgen der letzten arbeit- und sorgenvollen Monate
schwer auf ihm gelastet und einen Rückfall in die meland
weltschmerzliche Stimmung bewirkt, der wir bereits früher in
Tagebuch-Aufzeichnungen begegnet sind. In zunehmendem
empfindet W. die seit dem Dienstantritt des ältesten Sohn
der Heirath der Tochter fühlbar gewordene Verödung seines
Obgleich die Hochzeit außerordentlich glänzend gefeiert word
(der Kaiser hatte als „Brautvater" fungirt"), scheint diese
den Vater nicht besonders erbaut zu haben, — vielleicht
bei derselben an jedem romantischen Moment gefehlt ha
In der „terra Baltica" wird ihm wieder freier und
ums Herz, die alte Hansestadt mit den „drei spitzen T
St. Peter, St. Jacob und Dom" ist für ihn an die Stelle
Nebelferne versunkenen Vaterstadt Moskau getreten und das
sehen mit Freunden aus vergangenen Tagen hat ihm woh
Allzu lang halten diese Eindrücke allerdings nicht vor,
dem Eintritt des Spätsommers kehren die elegischen Stim
wieder, das wohlthuende Bewußtsein, „mindestens nicht in St.
burg zu sein", behält indessen die Oberhand und bei
physischen und moralischen Wohlbefinden wird im Späthe
Heimreise nach St. Petersburg angetreten.*)

Am Newa-Ufer hat sich nicht nur nichts zum Besseren ge
sondern — wie bereits die erste Eintragung in das Tage
richtet, der Krieg Aller gegen Alle vielmehr verschärfte Form
nommen: ganz besonders gilt das von dem Bauerncomité u
Finanzministerium, wo die Rathlosigkeit in Permanenz gebli
Murawjew, der im Oktober von einer Reise nach Belgien
gekehrt ist, geberdet sich reaktionswüthiger, denn je. „Il fa
sur l'Empereur pour lui faire peur. Il ne faut pas lui d
le danger vient de la democratie, il faut seulement pa
danger et lui dire, que nous aurons la révolution." Ein
sitzt Rostowzow, der liberale Präsident des Comités indessen
daß Murawjew mit seinen in der Stille angezettelten I

*) Walujew's Rigaer Tagebuch enthält eine ergötzliche Anekdote ü
Auftritt zwischen dem Großfürsten-Thronfolger Nikolaus († 1865
baltischen General-Gouverneur Fürsten Suworow. In Veranla
liebenswürdigen Aeußerung des jungen Prinzen hatte Suwo
„Dafür möchte ich Ew. K. Hoheit die Hand küssen" — als
füßt sich darüber betroffen zeigte, aber hinzufügte: „N'ayez p
Monseigneur. Nous sommes dégénerés — mon grand-p
fait, — moi, je me contente du metaphre."

in das bei Riga belegene Seebad Dubbeln. Er hat es nöthig, denn die Folgen der letzten arbeit- und sorgenvollen Monate haben schwer auf ihm gelastet und einen Rückfall in die melancholisch-weltschmerzliche Stimmung bewirkt, der wir bereits früher in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen begegnet sind. In zunehmendem Maße empfindet W. die seit dem Dienstantritt des ältesten Sohnes und der Heirath der Tochter fühlbar gewordene Verödung seines Hauses. Obgleich die Hochzeit außerordentlich glänzend gefeiert worden war (der Kaiser hatte als „Brautvater" fungirt"), scheint diese Heirath den Vater nicht besonders erbaut zu haben, — vielleicht weil es bei derselben an jedem romantischen Moment gefehlt hatte. — In der „terra Baltica" wird ihm wieder freier und leichter ums Herz, die alte Hansestadt mit den „drei spitzen Thürmen St. Peter, St. Jacob und Dom" ist für ihn an die Stelle der in Nebelferne versunkenen Vaterstadt Moskau getreten und das Wiedersehen mit Freunden aus vergangenen Tagen hat ihm wohlgethan. Allzu lang halten diese Eindrücke allerdings nicht vor, denn mit dem Eintritt des Spätsommers kehren die elegischen Stimmungen wieder, das wohlthuende Bewußtsein, „mindestens nicht in St. Petersburg zu sein", behält indessen die Oberhand und bei leidlichem physischen und moralischen Wohlbefinden wird im Spätherbst die Heimreise nach St. Petersburg angetreten.*)

Am Newa-Ufer hat sich nicht nur nichts zum Besseren gewendet, sondern — wie bereits die erste Eintragung in das Tagebuch berichtet, der Krieg Aller gegen Alle vielmehr verschärfte Formen angenommen: ganz besonders gilt das von dem Bauerncomité und vom Finanzministerium, wo die Rathlosigkeit in Permanenz geblieben ist. Murawjew, der im Oktober von einer Reise nach Belgien zurückgekehrt ist, geberdet sich reaktionswüthiger, denn je. „Il faut agir sur l'Empereur pour lui faire peur. Il ne faut pas lui dire, que le danger vient de la democratie, il faut seulement parler du danger et lui dire, que nous aurons la révolution." Einstweilen sitzt Rostowzow, der liberale Präsident des Comités indessen so fest, daß Murawjew mit seinen in der Stille angezettelten Intriguen

*) Walujew's Rigaer Tagebuch enthält eine ergötzliche Anekdote über einen Auftritt zwischen dem Großfürsten-Thronfolger Nikolaus († 1865) und dem baltischen General-Gouverneur Fürsten Suworow. In Veranlassung einer liebenswürdigen Aeußerung des jungen Prinzen hatte Suworow gesagt: „Dafür möchte ich Ew. K. Hoheit die Hand küssen" — als der Großfürst sich darüber betroffen zeigte, aber hinzufügte: „N'ayez pas peur, Monseigneur. Nous sommes dégenerés -- mon grand-pere l'aurai fait, — moi, je me contente du metaphre."



nichts ausrichtet. „Rostowzows Stellung", schreibt Walujew an einem der letzten Oktobertage, „muß eine außerordentlich feste sein, denn seit seiner Ernennung zum Oberpolizeimeister hat Peter Schuwalow sich ihm angeschlossen."

Im November wird aus Kasan der Ausbruch von Studenten-Unruhen berichtet, die sich gegen die dortige Universitäts-Verwaltung richten und von Demonstrationen zu Ehren des liberalen Historikers und kleinrussischen Separatisten Kostomarow begleitet sind.

Daß dieselben in St. Petersburg ungebührlich großen Eindruck machen konnten, stand mit dem Gefühl der Unsicherheit in Zusammenhang, das sich immer weiter verbreitete und mit der zunehmenden Keckheit der aristokratischen Fronde wuchs. Auch Walujew zeigte sich erschüttert. Der für den Sommer 1862 in Aussicht genommenen Feier des Jahrtausends der Begründung des russischen Reichs sieht er mit trüben Ahnungen entgegen. „Wird Rußland", fragt er, „im Jahre 1862 noch dasselbe sein, das es gegenwärtig ist? Werden Zerfall im Innern und Schwäche nach Außen nicht weitere Fortschritte gemacht haben?" Die der slavischen Art und ihrer melancholischen Anlage eigenthümliche Unfähigkeit zum Widerstande gegen unerwartete Eindrücke scheint damals den höchsten Grad erreicht zu haben. Zwischenfälle, auf die man sich schon über Jahr und Tag nicht mehr besinnen konnte und deren Ueberschätzung unbegreiflich erscheint, waren ausreichend, auch die ernstesten Geister mit Besorgnissen zu erfüllen, die dem Bestande einer tausendjährigen Staatsordnung galten. Sieht man näher zu, so stellen sich die Dinge, welche Walujew und einer großen Zahl seiner Zeitgenossen für Anzeichen einer schweren inneren Krisis galten, als politische Kindereien dar. So unerhört dünkte es der Generation damaliger Staatsmänner, daß Intentionen des Kaisers auf Widerstand stoßen könnten, daß die Opposition gewisser Adelskreise gegen das Emanzipationsprojekt ihnen für den Anfang des Endes gilt. Die Damen, Paskewitsch und Paul Schuwalow ziehen sich schmollend von der Hofgesellschaft zurück, weil die Pläne ihrer Gatten im Bauern-Comité Fiasko gemacht haben und weil definitiv beschlossen worden ist, zugleich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die Auseinandersetzung zwischen Herren und Bauern eintreten zu lassen; ein vornehmer Grundbesitzer, Herr Besobrasow, hat in Katkow's „Rußki Weßtnik" eine Abhandlung über die Bedeutung der Aristokratie für das Staatsleben veröffentlicht und Zugeständnisse an den Adel verlangt, die eine wahrhafte Selbstverwaltung ermöglichten, —

endlich ist von den Gegnern des Rostowzowschen Emanzi
planes eine Erklärung entworfen worden, für welche im ge
Reiche „adresses d'adhésion" gesammelt werden sollen.
Kaiserlicher General-Adjutant und drei Flügeladjut
haben dieses Aktenstück bereits unterschrieben!

Unter dem Eindruck dieser noch nicht dagewesenen T
beschließt Walujew seine Tagebuch-Eintragungen vom Jahr
mit einer schwermüthigen Sylvester-Betrachtung. Unglücksfäl
das scheidende Jahr allerdings nicht gebracht, „aber ein
Herz hat es mir zurückgelassen". Seinem patriotischen
macht immerhin Ehre, daß die Sorge um das Vaterland
der Erinnerung daran keine Zeit gelassen hatte, daß der hin
liegende Zeitabschnitt Zeuge seiner Beförderung zum Staats
und Geheimrath gewesen war. Daß die Welt auf die Neig
pflegt sonst nur von denjenigen gefürchtet zu werden, den
eigne Fäßchen „trübe geht"!

Das Jahr 1860 ist bekanntlich das letzte des alten R
der Periode vor Erlaß des berühmten Gesetzes über di
hebung der russischen Leibeigenschaft gewesen. Danach konn
ausbleiben, daß dasselbe noch stürmischer verging, als das
gegangene, und daß sich die peinlichen Eindrücke, die das G
der reaktionären Adelskreise hinterließ, von Monat zu
häuften. Je näher der Tag der Entscheidung heranrückte
verzweifelter wurden die Anstrengungen, welche die M
und Genossen machten, um die Absichten der Regierung zu
Widerwärtiger als alles Uebrige erschien die vollendete Fr
mit welcher die flottirenden Elemente der höheren Gesellsch
der augenblicklich herrschenden Strömung anschlossen, um
später die Velleitäten des sodann modisch werdenden Radik
ebenso unbedenklich mitzumachen. Einem Specimen die
begegnen wir auf einer der ersten Seiten des Tagebuchs vo
Ein harmloser, Walujew von Riga her bekannter jüngerer B
Herr Raszynski, ist aus Moskau eingetroffen und berichte
Frühstück über die in der altrussischen Hauptstadt gewonnen
drücke. Die Unzufriedenheit mit der Regierung ist allgem
worden und hat den höchsten Grad erreicht. „Bientôt
aura chez nous que des égorgeurs et des égorgés, — m
pris mon parti, je serai des premiers." Auf die Frage,
zu verstehen sei, giebt der junge Herr zur Antwort, daß es
mord sein würde, sich erwürgen zu lassen. Habe m

endlich ist von den Gegnern des Rostowzowschen Emanzipationsplanes eine Erklärung entworfen worden, für welche im gesammten Reiche „adresses d'adhésion“ gesammelt werden sollen. „Ein Kaiserlicher General-Adjutant und drei Flügeladjutanten haben dieses Aktenstück bereits unterschrieben!

Unter dem Eindruck dieser noch nicht dagewesenen Thatsache beschließt Walujew seine Tagebuch-Eintragungen vom Jahre 1859 mit einer schwermüthigen Sylvester-Betrachtung, Unglücksfälle habe das scheidende Jahr allerdings nicht gebracht, „aber ein schweres Herz hat es mir zurückgelassen“. Seinem patriotischen Sinne macht immerhin Ehre, daß die Sorge um das Vaterland ihm zu der Erinnerung daran keine Zeit gelassen hatte, daß der hinter ihm liegende Zeitabschnitt Zeuge seiner Beförderung zum Staatssekretär und Geheimrath gewesen war. Daß die Welt auf die Neige gehe, pflegt sonst nur von denjenigen gefürchtet zu werden, denen das eigne Fäßchen „trübe geht“!

Das Jahr 1860 ist bekanntlich das letzte des alten Rußland, der Periode vor Erlaß des berühmten Gesetzes über die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft gewesen. Danach konnte nicht ausbleiben, daß dasselbe noch stürmischer verging, als das vorhergegangene, und daß sich die peinlichen Eindrücke, die das Gebahren der reaktionären Adelskreise hinterließ, von Monat zu Monat häuften. Je näher der Tag der Entscheidung heranrückte, desto verzweifelter wurden die Anstrengungen, welche die Murawjew und Genossen machten, um die Absichten der Regierung zu kreuzen. Widerwärtiger als alles Uebrige erschien die vollendete Frivolität, mit welcher die flottirenden Elemente der höheren Gesellschaft sich der augenblicklich herrschenden Strömung anschlossen, um wenig später die Velleïtäten des sodann modisch werdenden Radikalismus ebenso unbedenklich mitzumachen. Einem Specimen dieser Art begegnen wir auf einer der ersten Seiten des Tagebuchs von 1860. Ein harmloser, Walujew von Riga her bekannter jüngerer Beamter, Herr Raszynski, ist aus Moskau eingetroffen und berichtet beim Frühstück über die in der altrussischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücke. Die Unzufriedenheit mit der Regierung ist allgemein geworden und hat den höchsten Grad erreicht. „Bientôt il n'y aura chez nous que des égorgeurs et des égorgés, — mai j'ai pris mon parti, je serai des premiers.“ Auf die Frage, wie das zu verstehen sei, giebt der junge Herr zur Antwort, daß es Selbstmord sein würde, sich erwürgen zu lassen. Habe man dagegen

erwürgt, so könne man hinterher Buße thun, was im ersteren Falle nicht mehr möglich sein würde! — Ungleich betrüblicher nahm es sich freilich aus, daß man ernsthaften Ueberzeugungen und festen Entschließungen auch in den Reihen derjenigen nur ausnahmsweise begegnete, die für die Träger der guten Sache galten, und daß kindische Gedanken- und Grundsatzlosigkeit bei der Mehrzahl höherer und höchster Beamteten nach wie vor die Regel blieb. Im Tone der Bekümmerniß berichtet Walujew (21. Januar), daß der von dem Emanzipations-Comité ausgearbeitete Entwurf seit dem Tode Rostowzow's eigentlich nur noch von denen vertreten werde, die grundsätzlich seine Gegner waren. „Tschewkin (Minister der öffentlichen Bauten) ist für das Projekt, weil er nicht weiß, worum es sich dabei handelt, Murawjew, weil er sich dem Kaiser gegenüber engagirt hat, und Panin, weil er als steinreicher Grundbesitzer den Vorwurf opferscheuen Egoismus fürchtet." — Nach Rostowzow's Tode war Panin (bisher Justizminister und aller Welt als hartgesottener Reaktionär bekannt) Präses des Comités geworden. Die Ueberzeugungstreue dieses — ihm allerdings von Alters her mißliebigen — Staatsmannes charakterisirt Walujew durch zwei in seinem Tagebuch wiedergegebene Aussprüche. Dem Großfürsten Konstantin, der den Grafen spottend gefragt, wie er die Leitung des Emanzipations-Comité mit seinen Grundsätzen habe in Uebereinstimmung bringen können, gab Panin zur Antwort, daß er nach wie vor feste Ueberzeugungen habe, dieselben aber niemals zur Geltung bringe, wenn sie von den Anschauungen des Kaisers abwichen! Drastischer noch nimmt sich aus, was über ein vertrauliches Wort Panin's an den Grafen Bobrinski berichtet wird. Bobrinski hatte den ihm angetragenen Eintritt in das Comité mit der Motivirung abgelehnt, daß die Aufnahme von den gefaßten Beschlüssen abweichenden Voten in das Sitzungsprotokoll wiederholt verweigert worden sei und daß er Beschlüsse, die er nicht billige, nicht unterzeichnen wolle. „Mais ce que Vous dites", hatte Panin entrüstet geantwortet, „est la condamnation de toute ma carrière. J'ai passé ma vie à signer de choses, que je n'approuvai pas."

Schlimmer als Panin's Verhalten und schlimmer als Alles, was er mit den übrigen geheimen Gegnern des Emanzipationsprojekts erlebt hatte, dünkte Walujew das Gebahren seines Chefs, des alten Murawjew. „Dieser Mensch", bemerkt er in einem Augenblick besonders heftigen Unmuths, „ist kein Minister, sondern

ein Khan." Mit der Brutalität des Asiaten verband dieser „M
tückische Verschlagenheit und unverbesserlichen Hang zur Int
Indessen er die Gunst des Monarchen durch scheinbare Gefüg
gegen die liberalen Absichten desselben zu erschmeicheln suchte,
er, wo immer möglich, den Widerstand der Reaktionäre. Ein
ob es sich um Aufbauschung thörichter Studenten-Unruhen
Charkow waren zu Anfang März achtzehn junge Leute ver
worden), um die Weiterverbreitung reaktionärer Pamphlet
socialisme en Russie, Paris 1860) oder um tendenziöses
sprechen wohlklingender Gemeinplätze vornehmer Schwätzer*) han
Alles wird dazu ausgebeutet, die Absichten der Regierung
bedenkliches Licht zu rücken oder den Monarchen einzuschü
Vergebens hofft unser an gewisse Rücksichten auf seinen Ch
bundene Tagebuchschreiber, der unselige alte Mann werde
längeren Sommerurlaub nehmen und sich dadurch für eine
unschädlich machen, — vergebens prognostizirt er, die Mur
zu Theil werdenden kaiserlichen Gunsterweise bedeuteten
schönen Abend, auf welchen ein stürmischer Tag folgen werde
der Mann seiner Antipathien weiß sich immer wieder zu beh
und übersteht selbst die Gefahr jähen Sturzes, in die er sich
seinen schnöden Eigennutz (er hatte sich 30 000 Desjatinen Dom
Landes hinter dem Rücken seines Kollegen Selenny zu
lassen) begeben hat. — Ein besonderes, mitunter ergötzliches
in dem Leben unseres Vielbeschäftigten füllen nebenher die po
Scheerenschleifer und Projektenmacher der höheren Gesellschaf
die seinen Rath und seine Beihilfe in Anspruch nehmen.
betagte General-Gouverneur von Wilna, General Nasimow,
mit dem Plane heraus, das mehr und mehr in polnisch-kath
Hände gerathene Litthauen (die sog. nordwestlichen Gouvernem
auf ebenso einfache wie sinnreiche Weise zu russifiziren: er
vor, die dortigen Domänen entlassenen russischen Offizieren
theilen und erwartet von diesen, daß sie das Weitere bei
Noch naiver ist ein Vorschlag, mit dem ein alter Fürst Dolgo
die Beamten der Domänen-Verwaltung heimsucht. Der Bieder
hat in Schlesien Landwirthschaft getrieben und glaubt dadurc
Beruf zum Reformator der agrarischen Verhältnisse seines

*) Typisch für diese Art „geistreichen" Unsinns erscheint ein Ausspru
alten Höflings Saburow, von dem eine vom 5. April datirte
Notiz Akt nimmt: „Jusqu'à présent la Russie était le roc. contre
se brisait la mousse de toute l'Europe. Si ce roc est renve
deviendra l'Europe?"

ein Khan.“ Mit der Brutalität des Asiaten verband dieser „Khan“ tückische Verschlagenheit und unverbesserlichen Hang zur Intrigue. Indessen er die Gunst des Monarchen durch scheinbare Gefügigkeit gegen die liberalen Absichten desselben zu erschmeicheln suchte, schürte er, wo immer möglich, den Widerstand der Reaktionäre. Einerlei, ob es sich um Aufbauschung thörichter Studenten-Unruhen (in Charkow waren zu Anfang März achtzehn junge Leute verhaftet worden), um die Weiterverbreitung reaktionärer Pamphlete (Le socialisme en Russie, Paris 1860) oder um tendenziöses Nachsprechen wohlklingender Gemeinplätze vornehmer Schwätzer*) handelte, Alles wird dazu ausgebeutet, die Absichten der Regierung in ein bedenkliches Licht zu rücken oder den Monarchen einzuschüchtern. Vergebens hofft unser an gewisse Rücksichten auf seinen Chef gebundene Tagebuchschreiber, der unselige alte Mann werde einen längeren Sommerurlaub nehmen und sich dadurch für eine Weile unschädlich machen, — vergebens prognostizirt er, die Murawjew zu Theil werdenden kaiserlichen Gunsterweise bedeuteten „einen schönen Abend, auf welchen ein stürmischer Tag folgen werde“, — der Mann seiner Antipathien weiß sich immer wieder zu behaupten und übersteht selbst die Gefahr jähen Sturzes, in die er sich durch seinen schnöden Eigennutz (er hatte sich 30 000 Desjatinen Domänen-Landes hinter dem Rücken seines Kollegen Selenny zuschreiben lassen) begeben hat. — Ein besonderes, mitunter ergötzliches Kapitel in dem Leben unseres Vielbeschäftigten füllen nebenher die politischen Scheerenschleifer und Projektenmacher der höheren Gesellschaft aus, die seinen Rath und seine Beihilfe in Anspruch nehmen. Der betagte General-Gouverneur von Wilna, General Nasimow, rückte mit dem Plane heraus, das mehr und mehr in polnisch-katholische Hände gerathene Litthauen (die sog. nordwestlichen Gouvernements) auf ebenso einfache wie sinnreiche Weise zu russifiziren: er schlägt vor, die dortigen Domänen entlassenen russischen Offizieren zuzutheilen und erwartet von diesen, daß sie das Weitere besorgen! Noch naiver ist ein Vorschlag, mit dem ein alter Fürst Dolgorukow die Beamten der Domänen-Verwaltung heimsucht. Der Biedermann hat in Schlesien Landwirthschaft getrieben und glaubt dadurch den Beruf zum Reformator der agrarischen Verhältnisse seines Vater-

*) Typisch für diese Art „geistreichen“ Unsinns erscheint ein Ausspruch des alten Höflings Saburow, von dem eine vom 5. April datirte Tagebuch-Notiz Akt nimmt: „Jusqu'à présent la Russie était le roc, contre lequel se brisait la mousse de toute l'Europe. Si ce roc est renversé, que deviendra l'Europe?“

landes erworben zu haben. Man habe nur nöthig, ihn zum Minister der Landwirthschaft zu machen, damit der Zustand des Bauernstandes gehoben und Alles — einschließlich des Klimas — auf einen verbesserten Stand gebracht werde!

So vergehen die Tage im Kampf mit Widrigkeiten und Kleinlichkeiten, die sich nicht beschwören lassen, und mit Arbeiten, die dem Tagebuchschreiber eine nur höchst mäßige Befriedigung bereiten. Morgens früh geht Walujew in die Messe, die Hauptstunden des Tages gehören der Bureauthätigkeit, die Abende gesellschaftlichen Veranstaltungen, Besprechungen mit dem unleidlichsten aller Chefs oder öden Hoffesten an. Allenthalben glaubt Walujew einer Veräußerlichung zu begegnen, bei welcher der innere, auf die idealen Güter des Lebens gerichtete Mensch leer ausgeht. In der Messe stören ihn unheimliche Gestalten, die sich zur Theilnahme an derselben drängen — der in der Schloßkapelle begangenen kirchlichen Feier der Osternacht fehlt die religiöse Wärme, weil Eitelkeit und Neugier der Theilnehmer sich unerträglich breit machen und von der Enthüllung des auf dem Marienplatze errichteten Nikolaus-Denkmals („eines Kunstwerkes, das trotz seiner prunkenden und korrekten Außenseite eingehenderer Prüfung so wenig stand hält, wie die Regierung des Monarchen, dem es gewidmet ist") heißt es, sie habe — den Kaiser allein ausgenommen — alle Welt kalt gelassen. Nur ausnahmsweise kommt der überhäufte Beamte dazu, ein Buch in die Hand zu nehmen. Varnhagen's kurz zuvor erschienener Briefwechsel mit Humboldt legt ihm die Frage vor, „warum bedeutende Männer so häufig schlechte Christen seien". (W. scheint die „Impietäten", zu denen der große Forscher sich bekannt, mit Gottlosigkeit verwechselt zu haben) — Karamsin's Briefwechsel aber wirft er mit Entrüstung darüber zur Seite, daß der gepriesene große Reichshistoriograph Rußlands im Grunde genommen ein bloßer Höfling gewesen sei, „für welchen die Welt mit der vierzehnten Rangklasse aufhörte und der von den russischen Bauern nichts mehr zu sagen wußte, als daß dieselben ihren Obrok (Pachtzins) unregelmäßig entrichten"; dem offiziellen Kriegshistoriker Michailowski-Danilewski wird das Epitheton eines „Märchenerzählers" angehängt, der seine Urtheile danach einrichte, ob die zu besprechenden Männer an höchster Stelle mit gnädigen oder mit ungnädigen Augen angesehen würden!

Inzwischen ist die große Emanzipations-Angelegenheit so weit gediehen, daß die gefaßten Beschlüsse und die zu Protokoll gegebenen Voten allendlich redigirt und mit Motiven versehen werden sollen. Für

Walujew wurden damit Inkonvenienzen wahrhaft entsetzlich
hinaufbeschworen. Im Großen hatte Murawjew nichts ver
können, „er fing es d'rum im Kleinen an." Auf sein Anstifte
einer der Redakteure des Comité-Berichts Herr Bulygin an de
selben zu Grunde liegenden Protokollen „Berichtigungen
genommen, die in Wahrheit Abänderungen bedeuteten. D
Hauptträger des Reformwerks gewordene, wegen seiner Ab
gegen den Adel gefürchtete Staatssekretär Miljutin war
in begreifliche Erregung gerathen und den Herren Buly
Murawjew aufs Collet gerückt. Walujew, der sachlich
Seite Miljutin's stand — dessen radikalen Standpunkt er i
nicht theilte —, war dadurch in die peinliche Lage versetzt
seinen Chef in einer Sache unterstützen zu müssen, die
billigte. Damit sollte es aber nicht genug sein. Murawje
bei Ausarbeitung der Motive für seine im Comité abge
Voten Walujew's Unterstützung in Anspruch, und da diese
und zeitraubende Arbeit von Ende Oktober bis zum 1. D
(1860) abgeschlossen werden sollte (der Beginn der Reic
verhandlung über das Emanzipationsgesetz sollte am 15. D
stattfinden), mußte unser Tagebuchschreiber Wochen hind
Abendstunden bezw. halbe Nächte Besprechungen mit dem
„Khan" widmen! Die Absicht, den Comité-Entwurf zu
bringen und ein „Gegenprojekt" einzureichen, hatte M
nicht aufgegeben. Er trug sich mit Plänen, welche bald
eine, bald auf die andere Weise dem Zustandekommen des
Elaborats Hindernisse in den Weg legen und die Dinge
sollten, daß sein eigenes Gegenprojekt in den Vordergrun
wurde. Er behauptete, daß dieses Projekt vollständig ausg
sei — gab aber nicht mehr als allgemeine Redensarten ü
monarchische und das demokratische Prinzip von sich, wenn
dem Inhalt gefragt wurde. Walujew mußte stundenlange
rungen über diesen Punkt anhören, über welchen von ih
schläge erbeten wurden, die er weder ertheilen noch ver
mochte. Er, dem die Beschleunigung des Emanzipatio
Herzenssache war und der trotz gelegentlicher Uebereinstim
im Einzelnen, die Tendenz der Pläne Murawjew's
verwarf —, er mußte unfreiwilliger Zeuge der von seinen
gesponnenen Umtriebe und Intriguen sein! Je
der für die Reichsraths-Verhandlung angesetzte Termin her
desto feindlicher standen die Parteien einander

Walujew wurden damit Inkonvenienzen wahrhaft entsetzlicher Art hinaufbeschworen. Im Großen hatte Murawjew nichts vernichten können, „er fing es d'rum im Kleinen an." Auf sein Anstiften hatte einer der Redakteure des Comité-Berichts Herr Bulygin an den demselben zu Grunde liegenden Protokollen „Berichtigungen" vorgenommen, die in Wahrheit Abänderungen bedeuteten. Der zum Hauptträger des Reformwerks gewordene, wegen seiner Abneigung gegen den Adel gefürchtete Staatssekretär Miljutin war darüber in begreifliche Erregung gerathen und den Herren Bulygin und Murawjew aufs Collet gerückt. Walujew, der sachlich auf der Seite Miljutin's stand — dessen radikalen Standpunkt er übrigens nicht theilte —, war dadurch in die peinliche Lage versetzt worden, seinen Chef in einer Sache unterstützen zu müssen, die er nicht billigte. Damit sollte es aber nicht genug sein. Murawjew nahm bei Ausarbeitung der Motive für seine im Comité abgegebenen Voten Walujew's Unterstützung in Anspruch, und da diese schwierige und zeitraubende Arbeit von Ende Oktober bis zum 1. Dezember (1860) abgeschlossen werden sollte (der Beginn der Reichsrathsverhandlung über das Emanzipationsgesetz sollte am 15. Dezember stattfinden), mußte unser Tagebuchschreiber Wochen hindurch die Abendstunden bezw. halbe Nächte Besprechungen mit dem verhaßten „Khan" widmen! Die Absicht, den Comité-Entwurf zu Fall zu bringen und ein „Gegenprojekt" einzureichen, hatte Murawjew nicht aufgegeben. Er trug sich mit Plänen, welche bald auf die eine, bald auf die andere Weise dem Zustandekommen des Comité-Elaborats Hindernisse in den Weg legen und die Dinge so leiten sollten, daß sein eigenes Gegenprojekt in den Vordergrund gerückt wurde. Er behauptete, daß dieses Projekt vollständig ausgearbeitet sei — gab aber nicht mehr als allgemeine Redensarten über das monarchische und das demokratische Prinzip von sich, wenn er nach dem Inhalt gefragt wurde. Walujew mußte stundenlange Erörterungen über diesen Punkt anhören, über welchen von ihm Rathschläge erbeten wurden, die er weder ertheilen noch verweigern mochte. Er, dem die Beschleunigung des Emanzipationswerks Herzenssache war und der trotz gelegentlicher Uebereinstimmungen im Einzelnen, die Tendenz der Pläne Murawjew's durchaus verwarf —, er mußte unfreiwilliger Zeuge der von seinem Chef gesponnenen Umtriebe und Intriguen sein! Je näher der für die Reichsraths-Verhandlung angesetzte Termin heranrückte, desto feindlicher standen die Parteien einander gegenüber, desto

rücksichtsloser verfuhren sie bei der Wahl ihrer Mittel. Murawjew, bei dem Phasen kindlicher Schwäche mit Tagen außerordentlicher Leistungsfähigkeit wechselten, und sich ebenso häufig kriechend wie opferfreudig gebärdete, schwankte „chamäleonartig" zwischen täglich wechselnden Entwürfen. Das **eine** Mal hält er für das Sicherste, sich dem Willen des Kaisers ohne Weiteres zu unterwerfen, — das andere Mal holte er Walujew's Meinung über die „Bündnißanträge" ein, die ihm von den verschiedenen reaktionären Koterien und deren Häuptern gemacht worden waren. Sollte er mit Gagarin, Tschernitschew und Panin oder mit dem Chef der dritten Abtheilung, dem Fürsten Dolgoruki, gehen und auf den von diesem vorbereiteten großen Coup seine Rechnungen setzen? „Da bei diesen Menschen", heißt es in einem der Stoßseufzer, die Walujew seinem Tagebuch anvertraute, „mit argumentis ad rem niemals etwas auszurichten ist, bin ich ihm mit einem argumentum ad hominem gekommen, indem ich ihm gesagt habe, daß weder bei Panin noch bei Tschernitschew auf Zuverlässigkeit und Konsequenz zu rechnen sei und daß er Gefahr laufe, von diesen Herren preisgegeben zu werden." — Murawjew trat indessen der Eventualität eines „Bündnisses" mit Dolgoruki näher. Der Chef der dritten Abtheilung wollte dem Kaiser sagen, daß die Unzufriedenheit des Adels das Schlimmste fürchten lasse, daß 600 Edelleute, an deren Spitze Graf Apraxin und Fürst Paskewitsch stünden, gegen die Entwürfe des Comités öffentlichen Protest einzulegen beabsichtigten und daß er (D.) die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nicht werde verbürgen können, wenn die Comité-Beschlüsse unverändert angenommen würden. Dadurch sollte ein Aufschub herbeigeführt und für die Einbringung des Murawjewschen Gegenprojekts Zeit gewonnen werden! — Murawjew fand das einleuchtend, war indessen zu mißtrauisch, um einen herzhaften Entschluß zu fassen, und vermochte den unglücklichen Walujew zu einer Vorbesprechung mit Dolgoruki. Erst nachdem diese stattgefunden hatte, kam es zu einer Konferenz der beiden großen Männer (13. November), bei welcher der sonst so hochmüthige Minister sich der Durchlaucht gegenüber „geradezu kriechend betrug". Obgleich Murawjew vorher den Mund damit voll genommen hatte, daß er sich zu der Rolle des „comparse dans un ballet italien" nimmermehr hergeben werde, nahm er die Dolgorukischen Vorschläge schließlich nahezu unverändert an. Dann ging es an die Arbeit des Paragraphirens des „contre-projet" — nachdem diese beendet war, aber gewann es den

Anschein, als hätten die beiden Verbündeten den Muth
„Murawjew kommt ins Schwanken, sobald nur der Na
Kaisers genannt wird". Schließlich und nachdem Dolgo
erster unterzeichnet hatte, setzte Murawjew seinen Namen u
vielerörterte Werk.

Von den ferneren und allendlichen Geschicken des cont
erfahren wir nichts. Die Verhandlungen über dasselbe ha
Oktober bis zum Dezember (1860) gedauert, um die
letzteren Monats aber wurde Walujew zu einer neuen,
Stellung berufen (13. Dezember) und wenig später brach
Tagebuch-Aufzeichnungen ab, um sie (wie es scheint) nic
aufzunehmen. „Wahrscheinlich auf den Vorschlag D
und gegen die Voten Orlow's, Bludow's und des Staat
Butkow (desselben, der im folgenden Jahre die Grund
Entwurfs für die Reform der Justiz ausarbeitete)", hatte
den hoffnungsvollen Departements-Direktor im Domänen-Mi
zum Geschäftsführer des Minister-Comités ernannt, — eine
welche Walujew am 2. Januar 1861 antrat, aber sch
Monate später gegen diejenige des Ministers des Innern e

Mit dem Vorstehenden ist der Inhalt der Walujewid
bücher in der Hauptsache wiedergegeben, indessen nicht
worden. Das Hauptinteresse derselben liegt in der M
von Einzelheiten, von denen viele dem Verständniß, an
Interesse deutscher Leser zu weit abliegen, um ausführli
gegeben werden zu dürfen. Je tiefer der Tagebuchschreib
Getriebe des ihn umgebenden Parteikampfs hineinsah, d
loser erschien ihm dasselbe: auch von dem Kaiser behaupt
dessen Betrachtungsweise immer düsterer geworden sei.
von der Art derjenigen, in welche seine Beziehung zu
ihn eingeweiht hatte, waren in der That nicht danach
auf einen Mann ermuthigend einzuwirken, der über
Gestrige mit kühnem Schwunge hinwegsetzen zu können
hatte. Dazu kam, daß Walujew auch zu den Vertretern
liberalen Anschauungen, von denen er ausgegangen war,
Herz fassen konnte. Mochten die Miljutin und Genossen
von selbstischen Absichten reingehalten haben, der nati
adelsfeindliche Radikalismus, den dieselben bekundeten,
Zu gebildet, um dem Fanatismus der Race zu huldigen
allem Romantizismus zu staatsmännisch angelegt, um für
haß des demokratischen Beamtenthums mehr als ein

Anschein, als hätten die beiden Verbündeten den Muth verloren. „Murawjew kommt ins Schwanken, sobald nur der Name des Kaisers genannt wird". Schließlich und nachdem Dolgoruki als erster unterzeichnet hatte, setzte Murawjew seinen Namen unter das vielerörterte Werk.

Von den ferneren und allendlichen Geschicken des contre-projet erfahren wir nichts. Die Verhandlungen über dasselbe hatten vom Oktober bis zum Dezember (1860) gedauert, um die Mitte des letzteren Monats aber wurde Walujew zu einer neuen, höheren Stellung berufen (13. Dezember) und wenig später brach er seine Tagebuch-Aufzeichnungen ab, um sie (wie es scheint) nicht wieder aufzunehmen. „Wahrscheinlich auf den Vorschlag Dolgoruki's und gegen die Voten Orlow's, Bludow's und des Staatssekretärs Butkow (desselben, der im folgenden Jahre die Grundzüge des Entwurfs für die Reform der Justiz ausarbeitete)", hatte der Kaiser den hoffnungsvollen Departements-Direktor im Domänen-Ministerium zum Geschäftsführer des Minister-Comités ernannt, — eine Stellung, welche Walujew am 2. Januar 1861 antrat, aber schon wenige Monate später gegen diejenige des Ministers des Innern eintauschte.

Mit dem Vorstehenden ist der Inhalt der Walujewschen Tagebücher in der Hauptsache wiedergegeben, indessen nicht erschöpft worden. Das Hauptinteresse derselben liegt in der Mittheilung von Einzelheiten, von denen viele dem Verständniß, andere dem Interesse deutscher Leser zu weit abliegen, um ausführlich wiedergegeben werden zu dürfen. Je tiefer der Tagebuchschreiber in das Getriebe des ihn umgebenden Parteikampfs hineinsah, desto trostloser erschien ihm dasselbe: auch von dem Kaiser behauptet er, daß dessen Betrachtungsweise immer düsterer geworden sei. Umtriebe von der Art derjenigen, in welche seine Beziehung zu Murawjew ihn eingeweiht hatte, waren in der That nicht danach angethan, auf einen Mann ermuthigend einzuwirken, der über des ewig Gestrige mit kühnem Schwunge hinwegsetzen zu können geglaubt hatte. Dazu kam, daß Walujew auch zu den Vertretern derselben liberalen Anschauungen, von denen er ausgegangen war, kein rechtes Herz fassen konnte. Mochten die Miljutin und Genossen sich auch von selbstischen Absichten reingehalten haben, der nationale und adelsfeindliche Radikalismus, den dieselben bekundeten, stieß ihn ab. Zu gebildet, um dem Fanatismus der Race zu huldigen und bei allem Romantizismus zu staatsmännisch angelegt, um für den Adelshaß des demokratischen Beamtenthums mehr als ein Achselzucken

übrig zu haben, war Walujew doch auch wieder zu sensitiv geartet, um den ihn bestürmenden Eindrücken den Widerstand eines auf sich selbst gestellten, mit sich selbst einig gewordenen Charakters entgegenzusetzen. Mochte er seine nationalistischen Gegner als Bildung, Einsicht und savoir faire auch weit überragen, die brutale, über alle Rücksichten hinwegsetzende Energie dieser fanatischen Draufgänger imponirte ihm dennoch. „Wer den Stock in der Hand hält, ist bei uns Korporal“, heißt es in einem Turgenjew'schen Roman und von der Schwäche, dergleichen Korporalschaften anzuerkennen, war auch Walujew nicht frei. Es ist durchaus ehrlich gemeint, wenn er über den Ausspruch Miljutin's „Ihr Edelleute seid so träge, daß man Euch den Stachel ins Fleisch treiben muß, wenn man Euch zum Aufstehen bringen will“ im Tone der Mißbilligung berichtet. Um die Fähigkeit, dergleichen Dinge einem Concern vornehmer Herren an den Kopf zu werfen, würde er den derben Plebejer beneidet haben, wenn er das dazu gehörige Maß von Selbstkritik hätte erschwingen können!

Walujew's ministerielle Laufbahn (er war in den Jahren 1860 bis 1868 Minister des Innern) haben wir hier nicht zu erörtern. Sie scheiterte an dem Punkte, der oben als die bedenklichste der von ihm zu durchschiffenden Klippen bezeichnet worden, an dem Gegensatz, der zwischen seinem politisches Temperament und demjenigen der nationalistischen Partei bestand. Anfänglich hatte es den Anschein, als werde der Revolutionsgeist, der die jungrussischen Radikalen ergriffen hatte, das vornehmste Hinderniß einer ruhigen und gedeihlichen Entwickelung der reformatorischen Absichten des Kaisers bilden. Auf die St. Petersburger Studentenunruhen, die sechs Monate nach Erlaß des Emanzipations-Gesetzes ausgebrochen waren, folgten im Mai 1862 die von revolutionären Ausschreitungen begleiteten Brandstiftungen und die Vorläufer des polnisch-litthauischen Aufstandes. Im Herbst desselben Jahres war die Ruhe indessen so weit wiederhergestellt, daß die Nowgoroder Millenniumsfeier ungestört begangen werden konnte und daß die Regierung keinen Anstand nahm, zwei Reformentwürfe von weittragender Bedeutung, die Grundzüge einer neuen Gerichtsordnung und des Statuts für die provinzielle Selbstverwaltung (die sogenannten Landschafts-Institutionen), an die Oeffentlichkeit zu bringen. Da brach im Frühjahr 1863 der polnisch-litthauische Aufstand aus, der zu einem vollständigen Umschwunge und zur Begründung der Allgewalt Katkow's und der von diesem geleiteten Nationalpartei

das Signal gab. Mit anerkennenswerthem Muthe hatte d
dahin als gemäßigter Liberaler bekannte Moskauer Publizist
den polnischen Aufstand und gegen sträflichen Vorschub da
ergriffen, den die jungrussischen Radikalen demselben zu leist
suchten. Seine Mahnung, vor Allem auf die Erhaltung der
einheit Bedacht zu nehmen und dem russischen Staatsgedank
übrigen Rücksichten unterzuordnen, fand in ganz Rußland beg
Widerhall und gab der Regierung den ins Wanken gekom
Muth zur Wahrung ihrer Autorität wieder. Aber sch
wenigen Monaten zeigte sich, daß es dabei sein Bewende
behalten werde. Katkow verwandelte sich in einen Fanati
Race, der sich mit der Vernichtung Polens, seiner Aristokr
seiner Kirche nicht begnügen wollte, sondern systematisch
Niedertretung aller westeuropäischen Elemente und auf vol
Russifizirung der „anderstämmigen“ westlichen Grenzprovin
arbeitete. Walujew, der bereits die von den Miljutin, T
und Genossen verfolgte radikal-nationalistische Politik geg
mißbilligt hatte, suchte den Eifer Katkow's zu zügeln
bedrohten westlichen Grenzländer in seinen Schutz zu nehme
sich für die Erhaltung der denselben eigenthümlichen Institutio
zu engagiren, hielt er für Pflicht, auf die Bedeutung der occ
Bildung für Rußland und auf den geschichtlich begründet
schied „zwischen Kostroma und Riga“ hinzuweisen. Da
zu einer fanatischen Kriegserklärung Katkow's gegen den
des Innern und den diesem gesinnungsverwandten U
minister Golownin und zum Beginn einer Preßfehde, i
auch die Mehrzahl der früher liberalen Zeitungen auf
des Moskauer Publizisten trat. Walujew und Golowni
Demüthigungen hinnehmen, die ihre Autorität untergr
gesammte Meute skandallustiger Skribenten gegen sie in
setzten und ihnen Niederlage über Niederlage zuzogen.
Kabinetsfrage zu stellen, suchte der Minister des Innern
seits mit Zugeständnissen an die Nationalpartei, andere
verschärfter Strenge gegen die Presse zu helfen. Das
Veranlassung erlassene provisorische Preßgesetz vom April
die Zeitungen St. Petersburgs und Moskaus wurde
warnungssystem eingeführt, für die Provinzialpresse die
Zensur beibehalten), machte allen Richtungen und Partei
ungünstigen Eindruck, den die Strenge, mit welcher
liberalen und pseudoliberalen Blätter vorgegangen wurd

das Signal gab. Mit anerkennenswerthem Muthe hatte der bis dahin als gemäßigter Liberaler bekannte Moskauer Publizist gegen den polnischen Aufstand und gegen sträflichen Vorschub das Wort ergriffen, den die jungrussischen Radikalen demselben zu leisten versuchten. Seine Mahnung, vor Allem auf die Erhaltung der Staatseinheit Bedacht zu nehmen und dem russischen Staatsgedanken alle übrigen Rücksichten unterzuordnen, fand in ganz Rußland begeisterten Widerhall und gab der Regierung den ins Wanken gekommenen Muth zur Wahrung ihrer Autorität wieder. Aber schon nach wenigen Monaten zeigte sich, daß es dabei sein Bewenden nicht behalten werde. Katkow verwandelte sich in einen Fanatiker der Raçe, der sich mit der Vernichtung Polens, seiner Aristokratie und seiner Kirche nicht begnügen wollte, sondern systematisch auf die Niedertretung aller westeuropäischen Elemente und auf vollständige Russifizirung der „anderstämmigen" westlichen Grenzprovinzen hinarbeitete. Walujew, der bereits die von den Miljutin, Tscherkaßki und Genossen verfolgte radikal-nationalistische Politik gegen Polen mißbilligt hatte, suchte den Eifer Katkow's zu zügeln und die bedrohten westlichen Grenzländer in seinen Schutz zu nehmen. Ohne sich für die Erhaltung der denselben eigenthümlichen Institutionen direkt zu engagiren, hielt er für Pflicht, auf die Bedeutung der occidentalen Bildung für Rußland und auf den geschichtlich begründeten Unterschied „zwischen Kostroma und Riga" hinzuweisen. Das genügte zu einer fanatischen Kriegserklärung Katkow's gegen den Minister des Innern und den diesem gesinnungsverwandten Unterrichtsminister Golownin und zum Beginn einer Preßfehde, in welcher auch die Mehrzahl der früher liberalen Zeitungen auf die Seite des Moskauer Publizisten trat. Walujew und Golownin mußten Demüthigungen hinnehmen, die ihre Autorität untergruben, die gesammte Meute skandallustiger Skribenten gegen sie in Bewegung setzten und ihnen Niederlage über Niederlage zuzogen. Statt die Kabinetsfrage zu stellen, suchte der Minister des Innern sich einerseits mit Zugeständnissen an die Nationalpartei, andererseits mit verschärfter Strenge gegen die Presse zu helfen. Das auf seine Veranlassung erlassene provisorische Preßgesetz vom April 1865 (für die Zeitungen St. Petersburgs und Moskaus wurde das Verwarnungssystem eingeführt, für die Provinzialpresse die Präventiv-Zensur beibehalten), machte allen Richtungen und Parteien einen ungünstigen Eindruck, den die Strenge, mit welcher gegen die liberalen und pseudoliberalen Blätter vorgegangen wurde (gegen

Katkow war ein für alle Male nichts auszurichten) noch verschärfte. Bereits um die Mitte der sechziger Jahre zählte der Minister, der zu den frühesten Anwälten einer verständigen Preßfreiheit gehört und den Ruf eines Liberalen genossen hatte, unter die unpopulärsten Männer Rußlands. Um die gute Meinung der Nationalisten hatte er sich durch den feindlichen Gegensatz gegen die Katkow, Samarin und Aksakow, um die Freundschaft der sogenannten europäischen Liberalen durch seine Handhabung der Preßpolizei, durch gewisse Zugeständnisse an die Nationalisten und durch Theilnahme an den Repressiv-Maßregeln gebracht, welche die von halben und ganzen Nihilisten und von jung- und altrussischen Hitzköpfen bedrängte Regierung hatte ergreifen müssen. Bei Walujew's im Jahre 1868 erfolgten Entlassung hat sich kaum eine Stimme zu seinen Gunsten erhoben. Obgleich er in der Folge noch zweimal zu höheren Staatsämtern (zur Leitung des Domänen-Ministeriums, und zum Vorsitzenden des Minister-Comités) berufen wurde, mußte seine staatsmännische Laufbahn als mit dem Jahre 1868 beschlossen angesehen werden. Mittelbar hat Walujew das selbst anerkannt, indem er sich am Abende seines Lebens auf Niederschrift und Veröffentlichung eines Romanes einließ, der von nur mäßigem Talent, dafür aber von unverwüstlicher Anhänglichkeit an die romantischen Velleitäten seiner Werdezeit, die Periode des „idealen Schwungs“ (oder dessen, was er so nannte) zeugte.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Versuch eines neuen Gottesbegriffs von Dr. Gideon [...] Professor der Philosophie an der Kgl. Akademie zu Münst[...] gart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1902. VIII u. 3[...]

Professor Spicker versucht in diesem Buche, seinem mon[...] Standpunkt eine bessere Begründung zu geben, als der Be[...] Schöpfung der Welt aus Nichts sie zu geben vermag. Er such[...] Wurzel in Gott, in welcher Geist und Materie Eins sind (S. [...] dem Realprinzip, in dem absolute und endliche Realität sich verei[...] Er begnügt sich dabei mit bloßer Wahrscheinlichkeit seiner Ergebn[...] Die Realität im Absoluten sucht er in dem Grunde der Mater[...] Welt oder behandelt, indem er auf die feinere Unterscheidun[...] Realität und Materialität keinen Werth legt (125), die Materie als [...] Attribut (S. VII). Diese Aufstellung rückt erst dadurch in d[...] Beleuchtung, daß er die Atome als beseelte punktuelle Kräfte [...] Kraftpunkte ansieht, deren Gesetze nicht an ihrem Stoffe, sonder[...] Form (im Aristotelischen Sinne) haften (114, 371—375). Es wi[...] die Materie ein Produkt beseelter, gesetzmäßiger Kräfte sein[...] Attribut der Realität in der Kraft liegen. Diesen Schluß [...] Spicker nicht, weil er den Stoff neben der Kraft und dem Gese[...] leugnen wagt und es unentschieden läßt, ob Materie und Kra[...] oder verschieden seien (142). Die Atome genügen ihm nicht, [...] möglich ist, ihnen Aseïtät oder Selbstexistenz zuzuschreiben (11[...] die Fiktion eines prädikatlosen, unergründlichen, unvorstellbaren, [...] stetigen Stoffes vor seiner Individualisirung in Atome sei, u[...] die Ewigkeit, Aseïtät und Substantialität zuschreiben zu können, [...] Atomen verweigern muß (117, 24, 94—96). Von einem so[...] (von dem wir eigentlich garnichts wissen und aussagen können, [...] Nutzen für die Entstehung der Atome völlig unerfindlich ist) w[...] die Prädikate der Ewigkeit, Aseïtät und Substantialität auf d[...] zurückübertragen, dessen Attribut er sein soll.

Neben dem Attribut der Materialität erkennt Spicker den[...]

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Versuch eines neuen Gottesbegriffs von **Dr. Gideon Spicker,** Professor der Philosophie an der Kgl. Akademie zu Münster, Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff), 1902. VIII u. 376 Seiten.

Professor Spicker versucht in diesem Buche, seinem monotheistischen Standpunkt eine bessere Begründung zu geben, als der Begriff einer Schöpfung der Welt aus Nichts sie zu geben vermag. Er sucht nach der Wurzel in Gott, in welcher Geist und Materie Eins sind (S. 48), nach dem Realprinzip, in dem absolute und endliche Realität sich vereinigen (50). Er begnügt sich dabei mit bloßer Wahrscheinlichkeit seiner Ergebnisse (326). Die Realität im Absoluten sucht er in dem Grunde der Materialität der Welt oder behandelt, indem er auf die feinere Unterscheidung zwischen Realität und Materialität keinen Werth legt (125), die Materie als göttliches Attribut (S. VII). Diese Aufstellung rückt erst dadurch in die richtige Beleuchtung, daß er die Atome als beseelte punktuelle Kräfte oder reale Kraftpunkte ansieht, deren Gesetze nicht an ihrem Stoffe, sondern an ihrer Form (im Aristotelischen Sinne) haften (114, 371—375). Es würde danach die Materie ein Produkt beseelter, gesetzmäßiger Kräfte sein und das Attribut der Realität in der Kraft liegen. Diesen Schluß zieht aber Spicker nicht, weil er den Stoff neben der Kraft und dem Gesetze nicht zu leugnen wagt und es unentschieden läßt, ob Materie und Kraft identisch oder verschieden seien (142). Die Atome genügen ihm nicht, weil es unmöglich ist, ihnen Aseität oder Selbstexistenz zuzuschreiben (115). Er hält die Fiktion eines prädikatlosen, unergründlichen, unvorstellbaren, ungetheilten, stetigen Stoffes vor seiner Individualisirung in Atome fest, um demselben die Ewigkeit, Aseität und Substantialität zuschreiben zu können, die er den Atomen verweigern muß (117, 24, 94—96). Von einem solchen Stoff (von dem wir eigentlich garnichts wissen und aussagen können, und dessen Nutzen für die Entstehung der Atome völlig unerfindlich ist) will er dann die Prädikate der Ewigkeit, Aseität und Substantialität auf das Absolute zurückübertragen, dessen Attribut er sein soll.

Neben dem Attribut der Materialität erkennt Spicker dem Absoluten

als zweites Attribut die absolute Vernunft zu, zu der jede höhere, gleichviel ob theistische oder pantheistische Philosophie gelangen muß (287). Er erschließt sie aus der Teleologie, deren Bedeutung in der Welt er mit beredten Worten schildert (103, 121, 123, 364), und die er im Prinzip mit der Kausalität gleichsetzt (122). Ob die objektive Teleologie und Vernunft bewußt oder unbewußt sei, darüber enthebt er sich jeder Untersuchung; er dekretirt einfach, daß Zweck nur aus einem selbstbewußten Grunde entspringen könne und ein des Bewußtseins ermangelndes Wesen in alle Ewigkeit vernunftlos bleiben müsse (306, 230).

Als höchstes Ziel des Weltprozesses, als Maßstab für die Schätzung des Lebenswerthes, als Bestimmung des Menschen und als eigentlichen Zweck des Guten behauptet Spicker die Glückseligkeit (309, 310, 327, 348). Wenn es noch gut geht, halten Genuß und Verdruß sich gegenseitig die Waage; meistens aber schlägt das letztere vor und das andere ist immer nur um den Preis ununterbrochener Mühe und Anstrengung zu erlangen (399). Daß auch die Arbeit Unlust ist und nur als Mittel zum Zweck dient, hebt Spicker besonders hervor (329). Das erfahrungsmäßig in dieser Welt gegebene Uebergewicht der Unlust kann auch in einer unendlichen Fortdauer des Individuums sich nicht ändern, da wir uns weder ewige Ruhe noch ewige Bewegung in ringender Arbeit als etwas Wünschenswerthes vorstellen können (328). Spicker ist demnach Pessimist im komparativen Sinne des Wortes, genau wie ich. Gleich mir bekämpft er den Schopenhauer'schen Pessimismus im superlativen Sinne, weil in der denkbar schlechtesten Welt die Existenz des Guten und Vernünftigen unerklärlich wäre (228, 232), und weil ein blinder, vernunftloser Wille nie zur Selbsterlösung gelangen könnte (230). Höchst sonderbar ist es nur, daß er dabei meinen Namen neben den Schopenhauer's setzt und von „dem" Pessimismus stets so spricht, als ob er mit seinen gegen Schopenhauer gerichteten Gründen auch mich getroffen hätte. In den 70er Jahren war ich diese Vermengung meines Pessimismus mit dem Schopenhauer'schen durch die Kritik gewohnt, jetzt muthet sie nachgerade als ein Anachronismus an.

Die bekannten Einwände gegen die individuelle Fortdauer über den Tod hinaus faßt Spicker in einem eigenen Kapitel übersichtlich zusammen, hält aber selbst an dem Unsterblichkeitsglauben fest, der ihm mit dem Glauben an einen persönlichen Gott unzertrennlich verknüpft erscheint (303). Als positive Beglaubigung der Fortdauer betrachtet er den transcendentalen Selbsterhaltungstrieb, d. h. die Grenzenlosigkeit, mit der jedes Individuum, vom Atom bis zum Menschen, sein Leben und seinen Leib zu erhalten strebt. Er sieht in der Grenzenlosigkeit dieses Triebes den Hinweis auf eine überempirische Existenz und auf seine Erweckung durch eine höhere schöpferische Macht (363, 361). Wie Descartes die Wahrheit unserer Erkenntniß darauf gründete, daß Gott uns nicht könne täuschen wollen, so sagt Spicker: „Unmöglich konnte der Schöpfer uns diesen Wunsch ins

Herz legen, wenn er die Absicht hatte, ihn nicht zu erfüllen" (36
ist dabei unberücksichtigt geblieben, daß der instinktive Selbsterh
trieb der Individuen eine unentbehrliche Voraussetzung für die E
ihrer teleologischen Aufgaben ist, insbesondere für den Menschen,
Einsicht in das Uebergewicht der Unlust gelangen kann, und da
starker und blinder Trieb ganz außer Stande ist, sich selbst b
Grenzen zu ziehen und sich innerhalb dieser zu bescheiden.
stärkste Trieb muß er nothwendig auch der unbescheidenste sein.

Mit Recht bekämpft Spicker durch sein ganzes Buch hindurch
Form des Pantheismus, welche Gott und Welt, das absolute W
seine Thätigkeit identificirt ebenso wie Substantialität und Kausal
absolute Thätigkeit in ihrer einheitlichen Ganzheit und ein einzeln
in derselben. Denn die Folge eines solchen Pantheismus ist,
Ewigkeit des absoluten Wesens auf seine Thätigkeit übertragen
ewige Wesen in die Unruhe des Prozesses hereingerissen wird,
und Ewigkeit verschmolzen wird, daß der Unterschied der
Individuen vom Absoluten schwindet, daß die Thorheiten,
Leidenschaften und Schlechtigkeiten der ersteren dem letzteren als
bare Wirkungen seiner absoluten Thätigkeit und seines Wesens a
werden, und daß die Individuen ihre Selbständigkeit und Reali
einander verlieren (denn gegen das Absolute selbst haben sie
Theismus keine Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit).

Spicker erkennt sehr wohl die Vorzüge an, die dem Pa
aus der Innigkeit des Verhältnisses, in welches er Gott un
setzt, und aus der Fortdauer des wahren Wesens nach dem
individuellen Erscheinung erwachsen. „Wäre der Pantheismus i
statt Gott in der Welt, oder die Welt in Gott aufgehen zu la
ihrem Wesen nach zu unterscheiden, ohne sie zu trennen, da
ihm vor allen übrigen Weltanschauungen die Pa
erkannt werden" (366). Die erste Art des Pantheismus, de
der Welt aufgehen läßt, habe ich als den naturalistischen beze
zweite Art, die die Welt in Gott aufgehen läßt, als den abstrakt-m
Beide habe ich seit einem Menschenalter bekämpft und ihnen ei
Art des Pantheismus, den konkret-monistischen, gegenüberg
welcher neben der subsistentiellen Einheit die existentielle Ver
von Gott und Welt, Gott und Mensch behauptet, also Spi
forderungen entsprochen wird. Hiervon scheint Spicker keine K
haben, da er annimmt, daß durch seine Kritik alle Pantheisten
Art des Pantheismus getroffen werde (125) und von ihm
Monotheismus durch Elimination der übrigen Möglichkeiten er

Eduard v. Hartm

Herz legen, wenn er die Absicht hatte, ihn nicht zu erfüllen" (368). Es ist dabei unberücksichtigt geblieben, daß der instinktive Selbsterhaltungstrieb der Individuen eine unentbehrliche Voraussetzung für die Erfüllung ihrer teleologischen Aufgaben ist, insbesondere für den Menschen, der zur Einsicht in das Uebergewicht der Unlust gelangen kann, und daß ein so starker und blinder Trieb ganz außer Stande ist, sich selbst bestimmte Grenzen zu ziehen und sich innerhalb dieser zu bescheiden. Als der stärkste Trieb muß er nothwendig auch der unbescheidenste sein.

Mit Recht bekämpft Spicker durch sein ganzes Buch hindurch diejenige Form des Pantheismus, welche Gott und Welt, das absolute Wesen und seine Thätigkeit identificirt ebenso wie Substantialität und Kausalität, die absolute Thätigkeit in ihrer einheitlichen Ganzheit und ein einzelnes Glied in derselben. Denn die Folge eines solchen Pantheismus ist, daß die Ewigkeit des absoluten Wesens auf seine Thätigkeit übertragen und das ewige Wesen in die Unruhe des Prozesses hereingerissen wird, daß Zeit und Ewigkeit verschmolzen wird, daß der Unterschied der weltlichen Individuen vom Absoluten schwindet, daß die Thorheiten, Irrthümer, Leidenschaften und Schlechtigkeiten der ersteren dem letzteren als unmittelbare Wirkungen seiner absoluten Thätigkeit und seines Wesens aufgebürdet werden, und daß die Individuen ihre Selbständigkeit und Realität gegen einander verlieren (denn gegen das Absolute selbst haben sie auch im Theismus keine Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit).

Spicker erkennt sehr wohl die Vorzüge an, die dem Pantheismus aus der Innigkeit des Verhältnisses, in welches er Gott und Mensch setzt, und aus der Fortdauer des wahren Wesens nach dem Tode der individuellen Erscheinung erwachsen. „Wäre der Pantheismus im Stande, statt Gott in der Welt, oder die Welt in Gott aufgehen zu lassen, beide ihrem Wesen nach zu unterscheiden, ohne sie zu trennen, dann müßte ihm vor allen übrigen Weltanschauungen die Palme zuerkannt werden" (366). Die erste Art des Pantheismus, der Gott in der Welt aufgehen läßt, habe ich als den naturalistischen bezeichnet, die zweite Art, die die Welt in Gott aufgehen läßt, als den abstrakt-monistischen. Beide habe ich seit einem Menschenalter bekämpft und ihnen eine dritte Art des Pantheismus, den konkret-monistischen, gegenübergestellt, in welcher neben der subsistentiellen Einheit die existentielle Verschiedenheit von Gott und Welt, Gott und Mensch behauptet, also Spicker's Anforderungen entsprochen wird. Hiervon scheint Spicker keine Kenntniß zu haben, da er annimmt, daß durch seine Kritik alle Pantheisten und jede Art des Pantheismus getroffen werde (125) und von ihm somit der Monotheismus durch Elimination der übrigen Möglichkeiten erwiesen sei.

Eduard v. Hartmann.

„Philosophenwege". Ausblicke und Rückblicke von Karl Joel, Professor an der Universität Basel. — Berlin 1901, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Während es früher in Gelehrtenkreisen Sitte war, die Sammlung der kleineren Arbeiten, der Aufsätze und Vorträge, erst der Nachwelt zu überlassen, geschieht es in jüngster Zeit häufiger, daß die Verfasser selbst schon die Nachlese zwischen den eben geschichteten Garben und Mandeln besorgen. Man hat diese liebevolle Fürsorge für die Opuscula getadelt; meiner Ansicht nach mit Unrecht. Denn man sollte doch bedenken, daß diese Erzeugnisse meistentheils gerade zur Wirkung auf die weiteren Kreise der unmittelbaren Gegenwart bestimmt sind, und daß es deshalb nur zu befürworten ist, wenn die Kenntnißnahme zugänglicher gemacht wird. Eine solche Sammlung hat nun der Baseler Professor Karl Joel unter dem Titel „Philosophenwege" veröffentlicht; sie enthält die Abhandlungen: „Die Zukunft der Philosophie"; — „Das ethische Zeitalter: Der neue Geist; Das Herz der Wissenschaft; Die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe"; — „Die Frauen in der Philosophie"; — „Philosophen-Ehen"; — Die Sphinx des Pessimismus"; — „Stirner"; — „Philosophie und Dichtung".

Wer dem Verfasser auf diesen seinen Wegen folgt, wird mit Freuden die „Ausblicke und Rückblicke" genießen, die ihm hier geboten werden. Nicht in öde, unwegsame Wüsten werden wir geführt, sondern an den frisch fluthenden Lebensstrom selber, um seine Natur und Richtung erkennen zu lernen. Mit der gesunden Einsicht, daß die Philosophie nicht außer und über der Welt, sondern mitten darin ihren festen Ankergrund hat, offenbart sich in diesen Essays eine tüchtige Beobachtungsgabe und ein feinfühliger Instinkt für das, was da werden will. Was uns gezeigt und gesagt wird, ist daher auch immer bedeutsam und anregend, selbst wo wir uns bei der Werthabschätzung genöthigt sehen, andere Wege einzuschlagen.

Mit Recht beklagt es der Verfasser, daß sich die Philosophie im Verlauf der letzten Jahrzehnte dem Leben immer mehr und mehr entfremdet habe. Sie darf sich daher nicht wundern, wenn ihren Produktionen von der Mehrzahl der Gebildeten heut nur eine geringe Theilnahme geschenkt wird; denn, wie sollte das anders sein, wenn man von jemandem ein Stück Brod verlangt, und er hat nur Steine zu bieten. Es ist aber nicht wahr, wenn behauptet wird, daß in unserem Volk das Interesse an den höchsten und letzten Fragen, an deren Lösung die Philosophie zu arbeiten hat, gegenwärtig überhaupt erlahmt sei, denn dieses Interesse kann in einer Kulturnation auch nicht einmal vorübergehend ersterben. Nur das ist wahr, daß das meiste, was heut als Philosophie ausgegeben wird, garnicht Philosophie ist, und daß dadurch die wirklich philosophische Arbeit bei Seite geschoben wird. Immer wieder muß es gesagt werden, und wir dürfen nicht müde werden, es zu wiederholen, daß die Philosophie weder Physiologie, noch Psychologie, noch eine Disziplin der Historie, noch über-

haupt eine Einzelwissenschaft ist, sondern daß sie reine Prinzipien[...]
schaft ist und als solche die höchsten Grundsätze alles Erkennens und Ha[...]
zu ermitteln hat. Diese Prinzipien sind es, deren Ursprung, We[...]
Giltigkeit man von ihr erfahren will, die jedoch weder durch die soge[...]
„exakte", noch durch die historische Methode zu erfassen sind. Eb[...]
wegen ist aber das Verlangen nach der Beantwortung dieser Frag[...]
um so reger, und man wird dem Verfasser zustimmen müssen, w[...]
sagt: „Jener mächtige Zug, der wie vor mehr als hundert Jahren[...]
einem Naturtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt, der heute de[...]
mann zum fleißigen Abendhörer macht, den Arzt und Landwirth zu[...]
seine Ferien kürzen läßt, der das Weib aus Küche und Putzstube[...]
akademischen Hörsaal und den Arbeiter in Bibliotheken führt, jener [...]
bare Zug der Zeit, der seine feinsten Symptome in allerlei un[...]
begeisternden Genossenschaften erlebt oder bei der stillen Lampe [...]
suchender Lektüre und einsamen Seufzern nach innerer Befreiung, Er[...]
Erhöhung — jenen grundmächtigen Bildungsdrang, wie wenig ha[...]
Zünftler der höchsten Bildungswissenschaft ihm zu bieten? Sie i[...]
da, die große Zeit, da der Boden der Saat wartet — aber die [...]
sollen, sitzen in grauen Kammern und zählen und messen und [...]
verwelkte Blätter".

Man könnte nun mit Joel darüber rechten, ob es denn wi[...]
Aufgabe der Philosophie sei, die geistige Richtung eines Zeita[...]
bestimmen. Ein Metaphysiker alten Schlages wird diese Frage [...]
denken bejahend beantworten. Denn seitdem Plato die Ansicht [...]
hat, daß in dem vollendeten Staate nur die wahrhaften Philosophe[...]
zu sein verdienten, haben sich die spekulativen Köpfe noch immer [...]
gefühlt, die Diktatur im Reiche der Geister zu übernehmen. Aber [...]
die Metaphysik in Acht und Bann erklärt worden ist, hat die Ph[...]
diese ihre führende Rolle an die Naturwissenschaft und die gei[...]
Forschung abgegeben und sieht sich in die harte Lage gedrängt, be[...]
für ihre Existenzberechtigung kämpfen zu müssen. Eben gegen diesen [...]
lehnt sich der Autor des vorliegenden Werkes auf, und er ist ü[...]
daß der Philosophie die führende Stellung in dem kommenden [...]
wiederum zugefallen werde. In diesem Sinne behauptet er: „Di[...]
sophie ist die normale Form rein geistiger Zeitbeherrschung; n[...]
herrscht philosophische Anarchie, ein banges Interregnum, in [...]
einzelne Prätendenten kleine Gefolgschaften um sich haben, weil [...]
einen beschränkten Theilwillen der Zeit repräsentiren. Aber in der [...]
Zeit kommt Bewegung in die Reihen; sie streben in frischem Tr[...]
ein dunkles Ziel; tausend Zeichen predigen: „es will etwas werd[...]
was da philosophisch werden will, kann nichts sein als Ethik."
Philosophie soll wieder ihre zeitbeherrschende Stellung zurückerobe[...]
nunmehr nicht als Metaphysik, sondern zunächst als Ethik.

haupt eine Einzelwissenschaft ist, sondern daß sie reine Prinzipienwissenschaft ist und als solche die höchsten Grundsätze alles Erkennens und Handelns zu ermitteln hat. Diese Prinzipien sind es, deren Ursprung, Wesen und Giltigkeit man von ihr erfahren will, die jedoch weder durch die sogenannte „exakte", noch durch die historische Methode zu erfassen sind. Eben deswegen ist aber das Verlangen nach der Beantwortung dieser Fragen nur um so reger, und man wird dem Verfasser zustimmen müssen, wenn er sagt: „Jener mächtige Zug, der wie vor mehr als hundert Jahren gleich einem Naturtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt, der heute den Kaufmann zum fleißigen Abendhörer macht, den Arzt und Landwirth zu Kursen seine Ferien kürzen läßt, der das Weib aus Küche und Putzstube in den akademischen Hörsaal und den Arbeiter in Bibliotheken führt, jener wunderbare Zug der Zeit, der seine feinsten Symptome in allerlei unklar sich begeisternden Genossenschaften erlebt oder bei der stillen Lampe in heiß suchender Lektüre und einsamen Seufzern nach innerer Befreiung, Erfüllung, Erhöhung — jenen grundmächtigen Bildungsdrang, wie wenig haben wir Zünftler der höchsten Bildungswissenschaft ihm zu bieten? Sie ist wieder da, die große Zeit, da der Boden der Saat wartet — aber die da säen sollen, sitzen in grauen Kammern und zählen und messen und sammeln verwelkte Blätter".

Man könnte nun mit Joel darüber rechten, ob es denn wirklich die Aufgabe der Philosophie sei, die geistige Richtung eines Zeitalters zu bestimmen. Ein Metaphysiker alten Schlages wird diese Frage ohne Bedenken bejahend beantworten. Denn seitdem Plato die Ansicht entwickelt hat, daß in dem vollendeten Staate nur die wahrhaften Philosophen Könige zu sein verdienten, haben sich die spekulativen Köpfe noch immer berufen gefühlt, die Diktatur im Reiche der Geister zu übernehmen. Aber seitdem die Metaphysik in Acht und Bann erklärt worden ist, hat die Philosophie diese ihre führende Rolle an die Naturwissenschaft und die geschichtliche Forschung abgegeben und sieht sich in die harte Lage gedrängt, heute sogar für ihre Existenzberechtigung kämpfen zu müssen. Eben gegen diesen Zustand lehnt sich der Autor des vorliegenden Werkes auf, und er ist überzeugt, daß der Philosophie die führende Stellung in dem kommenden Zeitalter wiederum zugefallen werde. In diesem Sinne behauptet er: „Die Philosophie ist die normale Form rein geistiger Zeitbeherrschung; nur heute herrscht philosophische Anarchie, ein banges Interregnum, in dem nur einzelne Prätendenten kleine Gefolgschaften um sich haben, weil sie nur einen beschränkten Theilwillen der Zeit repräsentiren. Aber in der jüngsten Zeit kommt Bewegung in die Reihen; sie streben in frischem Drange auf ein dunkles Ziel; tausend Zeichen predigen: „es will etwas werden; aber was da philosophisch werden will, kann nichts sein als Ethik." Also die Philosophie soll wieder ihre zeitbeherrschende Stellung zurückerobern, aber nunmehr nicht als Metaphysik, sondern zunächst als Ethik.

Will man diese Auffassung zu ihrem Rechte kommen lassen, so wird man beachten müssen, daß hier der Begriff Philosophie in einem anderen Sinne genommen wird, als in der streng wissenschaftlichen Begrenzung. Die Philosophie als Wissenschaft ist einerseits weniger, andererseits mehr als das, was hier darunter verstanden werden soll. Sie ist weniger, insofern sie als Wissenschaft niemals zeitbeherrschend war, sondern immer nur einen mehr oder minder bedeutsamen Faktor unter einer ganzen Reihe von anderen zeitbestimmenden Faktoren bildete. Sie ist mehr, insofern ihre Erkenntnisse unabhängig von dem Zeitenwandel auf die ewigen und unveränderlichen Prinzipien des Seins und Handelns gerichtet sind; sie ist keine Mode- und Salon-Disziplin, die heute als Metaphysik, morgen als Soziologie und übermorgen als Ethik den öffentlichen Markt zu beherrschen sucht, sondern sie ist einsame, ernste Forschung, deren Ergebnisse nur indirekt durch die Rinnsale der angewandten Wissenschaften dem breiteren Lebensstrom zufließen. Von Philosophie in diesem Sinne ist heut wenig zu spüren. An die Stelle der philosophischen oder reinen Erkenntnißkritik ist allmählich die psychologistische Erkenntnißtheorie gerückt worden; und somit ist die kritische Methode unter äußerlicher Nachahmung der Naturwissenschaften durch das induktive Verfahren verdrängt worden, vermittelst dessen die Psychologisten zwar die obersten Prinzipien feststellen zu können vorgeben, wobei sie aber übersehen, daß auf diesem Wege allenfalls eine Anzahl Wahrscheinlichkeitsregeln, aber nicht die systematische Einheit der grundlegenden Prinzipien sicher zu erfassen ist. Wohl wird auch das logische Gebiet nach wie vor beackert, aber nicht die philosophische oder rein theoretische Logik, sondern die normative oder angewandte Logik, d. h. die auf Psychologie, Grammatik, Mathematik u. s. w. bezogene Kunstlehre des Denkens, über die doch nichts Endgiltiges ausgemacht werden kann, ehe die reine Theorie kritisch begründet ist; eben weil das aber bisher noch nicht geschehen ist, so kann auch die normative Logik bis dahin immer nur eine mehr oder minder bedeutsame Aufstellung und vorläufige Ordnung von Materialien sein, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß ganz entgegengesetzte Richtungen bei dem Mangel einer konstitutiven Theorie ihre Position mit dem gleichen Recht vertreten. Und nicht anders steht es auch auf dem Felde der Ethik. Nicht auf die reinen und unabänderlichen Prinzipien der sittlichen Bestimmung des Menschen ist heutzutage die ethische Forschung gerichtet und demgemäß nicht auf das allein philosophische Problem der Ethik: auf das Prinzip der sittlichen Autonomie, sondern, was heut als Ethik geboten wird, ist fast ausnahmslos eine Induzirung von Moraltheorien aus dem Befunde der psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Thatbestände, an denen zwar jene reinen ethischen Prinzipien zu mehr oder minder vollkommener Geltung gelangen, aus denen sie aber nimmermehr entspringen; und dementsprechend handelt es sich hier nicht um die rein theoretische Aufdeckung der autonomen Sittlichkeitsprinzipien, denen gemäß das Individuum

sein wirkliches Handeln im Einzelnen selbst zu bestimmen hat, sond
mehr um die Normirung von praktischen Vorschriften, die auf die E
eines konkreten Moralzustandes gerichtet sind und dem Individuum j
Selbstbeurtheilung vorwegnehmen; das aber ist Sache der ethischen P
und nicht Sache der philosophischen Ethik, die gerade den reifen
von dem gesetzlichen Zuchtmeister frei machen soll. — Wenn dem
von der „Zukunft der wissenschaftlichen Philosophie" die Rede ist
darunter nur jener Zug verstanden werden, der diese Forschung
vorzeitigen Komplikation mit den Einzelwissenschaften wieder zurü
sie auf ihr eigenstes, aber ungebührlich lange vernachlässigtes Ge
eben auf die Begründung der Theorie der obersten Prinzipien d
Erkennens und Wollens.

Wenn nun aber Joel von der Philosophie spricht, so mein
diese reine Prinzipienwissenschaft, sondern vielmehr die zwar a
gegründete, aber doch im Wesentlichen praktische Weltweisheit. So
ist es zu verstehen, wenn er verlangt, daß die Wahrheit sich org
universale Kulturphilosophie. Die wissenschaftliche Philosophie ge
dem Verfasser nicht; ihre Disziplinen sind ihm zu formal, zu bei
dienend, jedenfalls nicht schöpferisch und königlich genug. Die Logi
formale Polizeiwissenschaft; die Erkenntnißtheorie eine Gelehrsamk
herrschende Disziplin zur Skepsis führt; die Psychologie ist Philo
dem Szepter, nach der Methode der Naturwissenschaft, und Kunst-,
Rechtsphilosophie sind nur einer speziellen Lebenserscheinung
Was der Verfasser demgegenüber unter Philosophie versteht, ist e
Wirksamkeit, die unmitelbar auf das Leben und die Zeit be
Einfluß gewinnen soll, und dazu hält er nur die Metaphysik u
für fähig. Was ihm heut vor allen Dingen als nöthig erschein
tiefgreifende Lebensreform, und als solche ist sie ihm „in ih
Wurzeln und ihren höchsten Zielspitzen Ethik." Diese ist al
nichts Anderes als die philosophische Theorie der Lebensgestaltu
Wissenschaft von den allgemeinsten und höchsten Aufgaben der
„Das Prinzip der Vernunft, das Kant und Fichte so eifrig ein
der Zopf des antikisirenden 18. Jahrhunderts; heute kann m
soluten Rationalismus zu den Todten werfen, die nie meh
Das Ideal des 19. Jahrhunderts läßt die analytische Vernunft
der Wille dieses Jahrhunderts wird ethisch, indem er im höch
synthetisch wird, durch Synthese mit der Synthese in Raum
d. h. mit dem Organismus und mit der Entwickelung. —
Ideal, wie es sich am Ausgang des Jahrhunderts darstellt, vo
wenn höchste Kraft und höchste Liebe sich vermählen zur höch
barkeit."

Daß die Lösung dieser Aufgabe nun nicht mehr bloß
Wissenschaft, d. h. der reinen Erkenntniß ist, daß deutet Joe

sein wirkliches Handeln im Einzelnen selbst zu bestimmen hat, sondern vielmehr um die Normirung von praktischen Vorschriften, die auf die Erzeugung eines konkreten Moralzustandes gerichtet sind und dem Individuum seine freie Selbstbeurtheilung vorwegnehmen; das aber ist Sache der ethischen Pädagogik und nicht Sache der philosophischen Ethik, die gerade den reifen Menschen von dem gesetzlichen Zuchtmeister frei machen soll. — Wenn demnach heut von der „Zukunft der wissenschaftlichen Philosophie" die Rede ist, so kann darunter nur jener Zug verstanden werden, der diese Forschung von der vorzeitigen Komplikation mit den Einzelwissenschaften wieder zurückruft und sie auf ihr eigenstes, aber ungebührlich lange vernachlässigtes Gebiet weist, eben auf die Begründung der Theorie der obersten Prinzipien des reinen Erkennens und Wollens.

Wenn nun aber Joel von der Philosophie spricht, so meint er nicht diese reine Prinzipienwissenschaft, sondern vielmehr die zwar auf Theorie gegründete, aber doch im Wesentlichen praktische Weltweisheit. So wenigstens ist es zu verstehen, wenn er verlangt, daß die Wahrheit sich organisire als universale Kulturphilosophie. Die wissenschaftliche Philosophie genügt daher dem Verfasser nicht; ihre Disziplinen sind ihm zu formal, zu beschränkt, zu dienend, jedenfalls nicht schöpferisch und königlich genug. Die Logik ist für ihn formale Polizeiwissenschaft; die Erkenntnißtheorie eine Gelehrsamkeit, die als herrschende Disziplin zur Skepsis führt; die Psychologie ist Philosophie unter dem Szepter, nach der Methode der Naturwissenschaft, und Kunst-, Religions-, Rechtsphilosophie sind nur einer speziellen Lebenserscheinung dienstbar. Was der Verfasser demgegenüber unter Philosophie versteht, ist eine geistige Wirksamkeit, die unmitelbar auf das Leben und die Zeit bestimmenden Einfluß gewinnen soll, und dazu hält er nur die Metaphysik und die Ethik für fähig. Was ihm heut vor allen Dingen als nöthig erscheint, ist eine tiefgreifende Lebensreform, und als solche ist sie ihm „in ihren tiefsten Wurzeln und ihren höchsten Zielspitzen Ethik." Diese ist aber für ihn nichts Anderes als die philosophische Theorie der Lebensgestaltung oder die Wissenschaft von den allgemeinsten und höchsten Aufgaben der Menschheit. „Das Prinzip der Vernunft, das Kant und Fichte so eifrig entfalteten, ist der Zopf des antikisirenden 18. Jahrhunderts; heute kann man den absoluten Rationalismus zu den Todten werfen, die nie mehr aufstehen. Das Ideal des 19. Jahrhunderts läßt die analytische Vernunft hinter sich; der Wille dieses Jahrhunderts wird ethisch, indem er im höchsten Sinne synthetisch wird, durch Synthese mit der Synthese in Raum und Zeit, d. h. mit dem Organismus und mit der Entwickelung. — Das ethische Ideal, wie es sich am Ausgang des Jahrhunderts darstellt, vollendet sich, wenn höchste Kraft und höchste Liebe sich vermählen zur höchsten Fruchtbarkeit."

Daß die Lösung dieser Aufgabe nun nicht mehr bloß Sache der Wissenschaft, d. h. der reinen Erkenntniß ist, daß deutet Joel selbst an.

Auch darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß alle wirklichen Lebensreformen im tiefsten Grunde sittliche Reformen oder besser Stufen der sittlichen Entwicklung sind. Aber das bestreite ich, daß eine solche Entwicklungsreform jemals aus irgend einer philosophischen Theorie der Lebensgestaltung entsprungen ist oder entspringen kann. Solche Reformen werden immer und ewig nur aus dem geheimnißvollen Quell des Lebens selber, nicht aber aus einer Theorie geboren; sie sind das Erzeugniß genialer, urlebendiger Offenbarung, d. h. ein Erzeugniß jenes unberechenbaren Vorganges, durch den sich die harmonische Einheit des allumfassenden Lebens den keuschen Blicken eines auserwählten Individuums von einer neuen Seite enthüllt. Eine solche Offenbarung ist entweder religiös oder künstlerisch, und ihre Träger sind dementsprechend entweder **Propheten** oder **Poeten**: sie ist **religiös**, wenn sich ihr Träger getrieben fühlt, jenes Erschauen der tiefer erfaßten, ewigen göttlichen Einheit im Leben selbst zu **lebenzeugender** Kraft zu gestalten; sie ist **künstlerisch**, wenn das so Geschaute als **Bild** in eine bestimmte Sphäre sinnlicher Anschauung projicirt wird. Und Beide, der Prophet und der Poet, haben demnach das gemein, daß sie das Ewige im Zeitlichen, das Göttliche im Menschlichen, das Allgemeine im Besonderen, das Geistige im Sinnlichen zu vergegenwärtigen und daher unmittelbar zu wirken haben. Anders der Philosoph! Ihm eignet nicht das lebendige Schauen, sondern das abstrahirende Erkennen; was er sucht, ist nicht das Allgemeine im Besonderen, sondern das Allgemeine, das Unveränderliche, das Geistige in seiner reinen Gestalt, wie es von Anfang an war und immerdar sein wird: er ist dem zeitlich-empirischen Getriebe entrückt, und weil er es nur mit der Erkenntnis der allgemeinen Bedingungen alles Lebens überhaupt zu thun hat, darum kann er auch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar auf einen bestimmten Lebenszustand wirken. Diese zwiefache Arbeit der Erkenntniß und des offenbarenden Schauens der Philosophen und der Propheten gleicht einem Syllogismus. Die allgemeinen Bedingungen bilden den Obersatz, die fortschreitende Offenbarung den Untersatz und die daraus fließende Gestaltung des Lebens den Schlußsatz. Jede Offenbarung als solche ist ein Syllogismus mit unterdrückter oberer Prämisse; Aufgabe der Philosophie ist es, diese der Offenbarungsentwicklung ständig zu Grunde liegenden Obersätze zur klaren Erkenntniß zu bringen.

Wenn es nun auch große Individuen gegeben hat, die Philosophen und Propheten oder Poeten zugleich waren, so kann es doch nur Verwirrung anrichten, wenn man diese beiden verschiedenen Aufgaben miteinander vermengt und von dem Philosophen Offenbarung, d. h. geniale *Intuition*, und von dem Propheten klare begriffliche Erkenntniß verlangt. So richtig es daher ist, daß die Gegenwart nach einer Neugestaltung und Vertiefung der Lebensansicht dürstet, so wenig darf doch *zugestanden* werden, daß die Zukunft der Philosophie gerade auf der Bewältigung

dieser Aufgabe beruht. Gewiß hat auch sie an ihrem Theile daran mitzuarbeiten, jene Forderung erfüllen zu helfen, aber ihre Arbeit ist dabei mehr vorbereitend und reinigend. Ihr Amt wird es dabei vor allen Dingen sein, uns von der Ueberfracht der historischen Belastung zu befreien, die allmählich immer drückender zu werden anfängt. Die Naturwissenschaft und die Historie haben das große Verdienst, daß sie uns vermöge ihrer ruhmreichen Arbeit im neunzehnten Jahrhundert für immer von einer unzulänglichen Metaphysik befreit haben; aber indem sie nach und nach für ihr Gebiet fast alle geistige Kraft absorbirten, ist auf dem Felde der selbstschöpferischen, systematischen Geistesarbeit eine Stagnation eingetreten, die für das Leben unserer Nation geradezu eine ernste Gefahr bedeutet. Hiergegen reformirend aufzutreten, wird vornehmlich die Aufgabe der Philosophie sein, und dazu wird sie sich selbst zunächst freizumachen haben von der irreführenden Nachahmung der naturwissenschaftlichen Empirie und der ausschließlichen Bevorzugung geschichtlicher Untersuchungen. Erst wenn die Philosophie wieder das wird, was sie von Natur ist, nämlich reine Prinzipienwissenschaft, wird auch auf dem Gebiet des übrigen Geisteslebens wiederum der systematisch-schöpferische Trieb erwachen, und nur so kann der Boden vorbereitet werden, aus dem die geniale Kraft zur Erzeugung neuer Lebenswerthe hervorzusprießen vermag. Immer aber muß daran festgehalten werden, daß es nicht Sache der Philosophie selber ist, solche „zeitbeherrschenden“ Werthe zu erzeugen; diese sind vielmehr immer das Produkt ursprünglicher Intuition, die sich zwar auch dem Auge eines Philosophen aufthun kann, aber als solche keine Philosophie ist. Es kann daher die Philosophie nur abermals von dem Wege zu ihrem eigentlichen Ziele abbringen, wenn ihr eine Aufgabe zugemuthet wird, die nur der intuitive Genius zu lösen berufen ist. Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinander laufen läßt, — dieses Kantische Wort gilt auch hier.

Ich würde deshalb härter urtheilen müssen, wenn ich die „Philosophenwege“ nur als philosophische Anlagen zu durchwandeln hätte. Vor allen Dingen würde ich gegen den Begriff „Kulturphilosophie“ ganz energisch Protest erheben müssen. Ist doch schon Kulturgeschichte ein Feld, das nur auf höheren Töchterschulen beackert wird und nur in der für diese Institute approbirten Literatur ihr Wesen treibt. Alle Geschichte ist Kulturgeschichte; die aber, die besonders unter dieser Flagge segelt, ist meist nur ein dilettantischer Brei, geschöpft aus Quellen dritten und vierten Grades. Was aber soll daneben nun noch Kulturphilosophie? Ist das etwas, wodurch die Kultur die Philosophie oder die Philosophie die Kultur bestimmen soll? Kultur ist Leben, und Leben kann unmittelbar nur durch das Leben selbst bestimmt werden, durch die Wissenschaft aber

als zweites Attribut die absolute Vernunft zu, zu der jede höhere, gleichviel ob theistische oder pantheistische Philosophie gelangen muß (287). Er erschließt sie aus der Teleologie, deren Bedeutung in der Welt er mit beredten Worten schildert (103, 121, 123, 364), und die er im Prinzip mit der Kausalität gleichsetzt (122). Ob die objektive Teleologie und Vernunft bewußt oder unbewußt sei, darüber enthebt er sich jeder Untersuchung; er dekretirt einfach, daß Zweck nur aus einem selbstbewußten Grunde entspringen könne und ein des Bewußtseins ermangelndes Wesen in alle Ewigkeit vernunftlos bleiben müsse (306, 230).

Als höchstes Ziel des Weltprozesses, als Maßstab für die Schätzung des Lebenswerthes, als Bestimmung des Menschen und als eigentlichen Zweck des Guten behauptet Spicker die Glückseligkeit (309, 310, 327, 348). Wenn es noch gut geht, halten Genuß und Verdruß sich gegenseitig die Waage; meistens aber schlägt das letztere vor und das andere ist immer nur um den Preis ununterbrochener Mühe und Anstrengung zu erlangen (399). Daß auch die Arbeit Unlust ist und nur als Mittel zum Zweck dient, hebt Spicker besonders hervor (329). Das erfahrungsmäßig in dieser Welt gegebene Uebergewicht der Unlust kann auch in einer unendlichen Fortdauer des Individuums sich nicht ändern, da wir uns weder ewige Ruhe noch ewige Bewegung in ringender Arbeit als etwas Wünschenswerthes vorstellen können (328). Spicker ist demnach Pessimist im komparativen Sinne des Wortes, genau wie ich. Gleich mir bekämpft er den Schopenhauer'schen Pessimismus im superlativen Sinne, weil in der denkbar schlechtesten Welt die Existenz des Guten und Vernünftigen unerklärlich wäre (228, 232), und weil ein blinder, vernunftloser Wille nie zur Selbsterlösung gelangen könnte (230). Höchst sonderbar ist es nur, daß er dabei meinen Namen neben den Schopenhauer's setzt und von „dem" Pessimismus stets so spricht, als ob er mit seinen gegen Schopenhauer gerichteten Gründen auch mich getroffen hätte. In den 70er Jahren war ich diese Vermengung meines Pessimismus mit dem Schopenhauer'schen durch die Kritik gewohnt, jetzt muthet sie nachgerade als ein Anachronismus an.

Die bekannten Einwände gegen die individuelle Fortdauer über den Tod hinaus faßt Spicker in einem eigenen Kapitel übersichtlich zusammen, hält aber selbst an dem Unsterblichkeitsglauben fest, der ihm mit dem Glauben an einen persönlichen Gott unzertrennlich verknüpft erscheint (303). Als positive Beglaubigung der Fortdauer betrachtet er den transcendentalen Selbsterhaltungstrieb, d. h. die Grenzenlosigkeit, mit der jedes Individuum, vom Atom bis zum Menschen, sein Leben und seinen Leib zu erhalten strebt. Er sieht in der Grenzenlosigkeit dieses Triebes den Hinweis auf eine überempirische Existenz und auf seine Erweckung durch eine höhere schöpferische Macht (363, 361). Wie Descartes die Wahrheit unserer Erkenntniß darauf gründete, daß Gott uns nicht könne täuschen wollen, so sagt Spicker: „Unmöglich konnte der Schöpfer uns diesen Wunsch ins

Herz legen, wenn er die Absicht hatte, ihn nicht zu erfüllen" (368). Es ist dabei unberücksichtigt geblieben, daß der instinktive Selbsterhaltungstrieb der Individuen eine unentbehrliche Voraussetzung für die Erfüllung ihrer teleologischen Aufgaben ist, insbesondere für den Menschen, der zur Einsicht in das Uebergewicht der Unlust gelangen kann, und daß ein so starker und blinder Trieb ganz außer Stande ist, sich selbst bestimmte Grenzen zu ziehen und sich innerhalb dieser zu bescheiden. Als der stärkste Trieb muß er nothwendig auch der unbescheidenste sein.

Mit Recht bekämpft Spicker durch sein ganzes Buch hindurch diejenige Form des Pantheismus, welche Gott und Welt, das absolute Wesen und seine Thätigkeit identificirt ebenso wie Substantialität und Kausalität, die absolute Thätigkeit in ihrer einheitlichen Ganzheit und ein einzelnes Glied in derselben. Denn die Folge eines solchen Pantheismus ist, daß die Ewigkeit des absoluten Wesens auf seine Thätigkeit übertragen und das ewige Wesen in die Unruhe des Prozesses hereingerissen wird, daß Zeit und Ewigkeit verschmolzen wird, daß der Unterschied der weltlichen Individuen vom Absoluten schwindet, daß die Thorheiten, Irrthümer, Leidenschaften und Schlechtigkeiten der ersteren dem letzteren als unmittelbare Wirkungen seiner absoluten Thätigkeit und seines Wesens aufgebürdet werden, und daß die Individuen ihre Selbständigkeit und Realität gegen einander verlieren (denn gegen das Absolute selbst haben sie auch im Theismus keine Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit).

Spicker erkennt sehr wohl die Vorzüge an, die dem Pantheismus aus der Innigkeit des Verhältnisses, in welches er Gott und Mensch setzt, und aus der Fortdauer des wahren Wesens nach dem Tode der individuellen Erscheinung erwachsen. „Wäre der Pantheismus im Stande, statt Gott in der Welt, oder die Welt in Gott aufgehen zu lassen, beide ihrem Wesen nach zu unterscheiden, ohne sie zu trennen, dann müßte ihm vor allen übrigen Weltanschauungen die Palme zuerkannt werden" (366). Die erste Art des Pantheismus, der Gott in der Welt aufgehen läßt, habe ich als den naturalistischen bezeichnet, die zweite Art, die die Welt in Gott aufgehen läßt, als den abstrakt-monistischen. Beide habe ich seit einem Menschenalter bekämpft und ihnen eine dritte Art des Pantheismus, den konkret-monistischen, gegenübergestellt, in welcher neben der subsistentiellen Einheit die existentielle Verschiedenheit von Gott und Welt, Gott und Mensch behauptet, also Spicker's Anforderungen entsprochen wird. Hiervon scheint Spicker keine Kenntniß zu haben, da er annimmt, daß durch seine Kritik alle Pantheisten und jede Art des Pantheismus getroffen werde (125) und von ihm somit der Monotheismus durch Elimination der übrigen Möglichkeiten erwiesen sei.

Eduard v. Hartmann.

„Philosophenwege“. Ausblicke und Rückblicke von Karl Joel, Professor an der Universität Basel. — Berlin 1901, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Während es früher in Gelehrtenkreisen Sitte war, die Sammlung der kleineren Arbeiten, der Aufsätze und Vorträge, erst der Nachwelt zu überlassen, geschieht es in jüngster Zeit häufiger, daß die Verfasser selbst schon die Nachlese zwischen den eben geschichteten Garben und Mandeln besorgen. Man hat diese liebevolle Fürsorge für die Opuscula getadelt; meiner Ansicht nach mit Unrecht. Denn man sollte doch bedenken, daß diese Erzeugnisse meistentheils gerade zur Wirkung auf die weiteren Kreise der unmittelbaren Gegenwart bestimmt sind, und daß es deshalb nur zu befürworten ist, wenn die Kenntnißnahme zugänglicher gemacht wird. Eine solche Sammlung hat nun der Baseler Professor Karl Joel unter dem Titel „Philosophenwege“ veröffentlicht; sie enthält die Abhandlungen: „Die Zukunft der Philosophie“; — „Das ethische Zeitalter: Der neue Geist; Das Herz der Wissenschaft; Die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe“; — „Die Frauen in der Philosophie“; — „Philosophen-Ehen“; — Die Sphinx des Pessimismus“; — „Stirner“; — „Philosophie und Dichtung“.

Wer dem Verfasser auf diesen seinen Wegen folgt, wird mit Freuden die „Ausblicke und Rückblicke“ genießen, die ihm hier geboten werden. Nicht in öde, unwegsame Wüsten werden wir geführt, sondern an den frisch fluthenden Lebensstrom selber, um seine Natur und Richtung erkennen zu lernen. Mit der gesunden Einsicht, daß die Philosophie nicht außer und über der Welt, sondern mitten darin ihren festen Ankergrund hat, offenbart sich in diesen Essays eine tüchtige Beobachtungsgabe und ein feinfühliger Instinkt für das, was da werden will. Was uns gezeigt und gesagt wird, ist daher auch immer bedeutsam und anregend, selbst wo wir uns bei der Werthabschätzung genöthigt sehen, andere Wege einzuschlagen.

Mit Recht beklagt es der Verfasser, daß sich die Philosophie im Verlauf der letzten Jahrzehnte dem Leben immer mehr und mehr entfremdet habe. Sie darf sich daher nicht wundern, wenn ihren Produktionen von der Mehrzahl der Gebildeten heut nur eine geringe Theilnahme geschenkt wird; denn, wie sollte das anders sein, wenn man von jemandem ein Stück Brod verlangt, und er hat nur Steine zu bieten. Es ist aber nicht wahr, wenn behauptet wird, daß in unserem Volk das Interesse an den höchsten und letzten Fragen, an deren Lösung die Philosophie zu arbeiten hat, gegenwärtig überhaupt erlahmt sei, denn dieses Interesse kann in einer Kulturnation auch nicht einmal vorübergehend ersterben. Nur das ist wahr, daß das meiste, was heut als Philosophie ausgegeben wird, garnicht Philosophie ist, und daß dadurch die wirklich philosophische Arbeit bei Seite geschoben wird. Immer wieder muß es gesagt werden, und wir dürfen nicht müde werden, es zu wiederholen, daß die Philosophie weder Physiologie, noch Psychologie, noch eine Disziplin der Historie, noch über-

haupt eine Einzelwissenschaft ist, sondern daß sie reine Prinzipienwissenschaft ist und als solche die höchsten Grundsätze alles Erkennens und Handelns zu ermitteln hat. Diese Prinzipien sind es, deren Ursprung, Wesen und Giltigkeit man von ihr erfahren will, die jedoch weder durch die sogenannte „exakte", noch durch die historische Methode zu erfassen sind. Eben deswegen ist aber das Verlangen nach der Beantwortung dieser Fragen nur um so reger, und man wird dem Verfasser zustimmen müssen, wenn er sagt: „Jener mächtige Zug, der wie vor mehr als hundert Jahren gleich einem Naturtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt, der heute den Kaufmann zum fleißigen Abendhörer macht, den Arzt und Landwirth zu Kursen seine Ferien kürzen läßt, der das Weib aus Küche und Putzstube in den akademischen Hörsaal und den Arbeiter in Bibliotheken führt, jener wunderbare Zug der Zeit, der seine feinsten Symptome in allerlei unklar sich begeisternden Genossenschaften erlebt oder bei der stillen Lampe in heiß suchender Lektüre und einsamen Seufzern nach innerer Befreiung, Erfüllung, Erhöhung — jenen grundmächtigen Bildungsdrang, wie wenig haben wir Zünftler der höchsten Bildungswissenschaft ihm zu bieten? Sie ist wieder da, die große Zeit, da der Boden der Saat wartet — aber die da säen sollen, sitzen in grauen Kammern und zählen und messen und sammeln verwelkte Blätter".

Man könnte nun mit Joel darüber rechten, ob es denn wirklich die Aufgabe der Philosophie sei, die geistige Richtung eines Zeitalters zu bestimmen. Ein Metaphysiker alten Schlages wird diese Frage ohne Bedenken bejahend beantworten. Denn seitdem Plato die Ansicht entwickelt hat, daß in dem vollendeten Staate nur die wahrhaften Philosophen Könige zu sein verdienten, haben sich die spekulativen Köpfe noch immer berufen gefühlt, die Diktatur im Reiche der Geister zu übernehmen. Aber seitdem die Metaphysik in Acht und Bann erklärt worden ist, hat die Philosophie diese ihre führende Rolle an die Naturwissenschaft und die geschichtliche Forschung abgegeben und sieht sich in die harte Lage gedrängt, heute sogar für ihre Existenzberechtigung kämpfen zu müssen. Eben gegen diesen Zustand lehnt sich der Autor des vorliegenden Werkes auf, und er ist überzeugt, daß der Philosophie die führende Stellung in dem kommenden Zeitalter wiederum zugefallen werde. In diesem Sinne behauptet er: „Die Philosophie ist die normale Form rein geistiger Zeitbeherrschung; nur heute herrscht philosophische Anarchie, ein banges Interregnum, in dem nur einzelne Prätendenten kleine Gefolgschaften um sich haben, weil sie nur einen beschränkten Theilwillen der Zeit repräsentiren. Aber in der jüngsten Zeit kommt Bewegung in die Reihen; sie streben in frischem Drange auf ein dunkles Ziel; tausend Zeichen predigen: „es will etwas werden; aber was da philosophisch werden will, kann nichts sein als Ethik." Also die Philosophie soll wieder ihre zeitbeherrschende Stellung zurückerobern, aber nunmehr nicht als Metaphysik, sondern zunächst als E[illegible]

Auch darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß alle wirklichen Lebensreformen im tiefsten Grunde sittliche Reformen oder besser Stufen der sittlichen Entwicklung sind. Aber das bestreite ich, daß eine solche Entwicklungsreform jemals aus irgend einer philosophischen Theorie der Lebensgestaltung entsprungen ist oder entspringen kann. Solche Reformen werden immer und ewig nur aus dem geheimnißvollen Quell des Lebens selber, nicht aber aus einer Theorie geboren; sie sind das Erzeugniß genialer, urlebendiger Offenbarung, d. h. ein Erzeugniß jenes unberechenbaren Vorganges, durch den sich die harmonische Einheit des allumfassenden Lebens den keuschen Blicken eines auserwählten Individuums von einer neuen Seite enthüllt. Eine solche Offenbarung ist entweder religiös oder künstlerisch, und ihre Träger sind dementsprechend entweder Propheten oder Poeten: sie ist religiös, wenn sich ihr Träger getrieben fühlt, jenes Erschauen der tiefer erfaßten, ewigen göttlichen Einheit im Leben selbst zu lebenzeugender Kraft zu gestalten; sie ist künstlerisch, wenn das so Geschaute als Bild in eine bestimmte Sphäre sinnlicher Anschauung projicirt wird. Und Beide, der Prophet und der Poet, haben demnach das gemein, daß sie das Ewige im Zeitlichen, das Göttliche im Menschlichen, das Allgemeine im Besonderen, das Geistige im Sinnlichen zu vergegenwärtigen und daher unmittelbar zu wirken haben. Anders der Philosoph! Ihm eignet nicht das lebendige Schauen, sondern das abstrahirende Erkennen; was er sucht, ist nicht das Allgemeine im Besonderen, sondern das Allgemeine, das Unveränderliche, das Geistige in seiner reinen Gestalt, wie es von Anfang an war und immerdar sein wird; er ist dem zeitlich-empirischen Getriebe entrückt, und weil er es nur mit der Erkenntnis der allgemeinen Bedingungen alles Lebens überhaupt zu thun hat, darum kann er auch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar auf einen bestimmten Lebenszustand wirken. Diese zwiefache Arbeit der Erkenntniß und des offenbarenden Schauens der Philosophen und der Propheten gleicht einem Syllogismus. Die allgemeinen Bedingungen bilden den Obersatz, die fortschreitende Offenbarung den Untersatz und die daraus fließende Gestaltung des Lebens den Schlußsatz. Jede Offenbarung als solche ist ein Syllogismus mit unterdrückter oberer Prämisse; Aufgabe der Philosophie ist es, diese der Offenbarungsentwicklung ständig zu Grunde liegenden Obersätze zur klaren Erkenntniß zu bringen.

Wenn es nun auch große Individuen gegeben hat, die Philosophen und Propheten oder Poeten zugleich waren, so kann es doch nur Verwirrung anrichten, wenn man diese beiden verschiedenen Aufgaben miteinander vermengt und von dem Philosophen Offenbarung, d. h. geniale Intuition, und von dem Propheten klare begriffliche Erkenntniß verlangt. So richtig es daher ist, daß die Gegenwart nach einer Neugestaltung und Vertiefung der Lebensansicht dürstet, so wenig darf doch zugestanden werden, daß die Zukunft der Philosophie gerade auf der Bewältigung

dieser Aufgabe beruht. Gewiß hat auch sie an ihrem Theile daran mitzuarbeiten, jene Forderung erfüllen zu helfen, aber ihre Arbeit ist dabei mehr vorbereitend und reinigend. Ihr Amt wird es dabei vor allen Dingen sein, uns von der Ueberfracht der historischen Belastung zu befreien, die allmählich immer drückender zu werden anfängt. Die Naturwissenschaft und die Historie haben das große Verdienst, daß sie uns vermöge ihrer ruhmreichen Arbeit im neunzehnten Jahrhundert für immer von einer unzulänglichen Metaphysik befreit haben; aber indem sie nach und nach für ihr Gebiet fast alle geistige Kraft absorbirten, ist auf dem Felde der selbstschöpferischen, systematischen Geistesarbeit eine Stagnation eingetreten, die für das Leben unserer Nation geradezu eine ernste Gefahr bedeutet. Hiergegen reformirend aufzutreten, wird vornehmlich die Aufgabe der Philosophie sein, und dazu wird sie sich selbst zunächst freizumachen haben von der irreführenden Nachahmung der naturwissenschaftlichen Empirie und der ausschließlichen Bevorzugung geschichtlicher Untersuchungen. Erst wenn die Philosophie wieder das wird, was sie von Natur ist, nämlich reine Prinzipienwissenschaft, wird auch auf dem Gebiet des übrigen Geisteslebens wiederum der systematisch-schöpferische Trieb erwachen, und nur so kann der Boden vorbereitet werden, aus dem die geniale Kraft zur Erzeugung neuer Lebenswerthe hervorzusprießen vermag. Immer aber muß daran festgehalten werden, daß es nicht Sache der Philosophie selber ist, solche „zeitbeherrschenden" Werthe zu erzeugen; diese sind vielmehr immer das Produkt ursprünglicher Intuition, die sich zwar auch dem Auge eines Philosophen aufthun kann, aber als solche keine Philosophie ist. Es kann daher die Philosophie nur abermals von dem Wege zu ihrem eigentlichen Ziele abbringen, wenn ihr eine Aufgabe zugemuthet wird, die nur der intuitive Genius zu lösen berufen ist. Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinander laufen läßt, — dieses Kantische Wort gilt auch hier.

Ich würde deshalb härter urtheilen müssen, wenn ich die „Philosophenwege" nur als philosophische Anlagen zu durchwandeln hätte. Vor allen Dingen würde ich gegen den Begriff „Kulturphilosophie" ganz energisch Protest erheben müssen. Ist doch schon Kulturgeschichte ein Feld, das nur auf höheren Töchterschulen beackert wird und nur in der für diese Institute approbirten Literatur ihr Wesen treibt. Alle Geschichte ist Kulturgeschichte; die aber, die besonders unter dieser Flagge segelt, ist meist nur ein dilettantischer Brei, geschöpft aus Quellen dritten und vierten Grades. Was aber soll daneben nun noch Kulturphilosophie? Ist das etwas, wodurch die Kultur die Philosophie oder die Philosophie die Kultur bestimmen soll? Kultur ist Leben, und Leben kann unmittelbar nur durch das Leben selbst bestimmt werden, durch die Wissenschaft aber

und also auch durch die Philosophie nur unmittelbar; und diese Vermittlung ist nicht Sache der reinen, sondern der angewandten Wissenschaften. Die Philosophie aber ist an erster Stelle reine Wissenschaft, und selbst die angewandte Philosophie, so die normative Ethik und Logik, wirkt noch nicht einmal unmittelbar auf das Leben, sondern erst durch die Organe der Erziehung, der Kirche, der Rechtspflege u. s. w. auf den kulturellen Zustand eines Volkes. Andererseits ist die Kultur und ihre Entwickelung kein Gegenstand philosophischer, sondern geschichtlicher Erkenntniß; die Probleme der reinen Philosophie sind unabhängig von dem Wandel aller Kultur, und nur die Art und Weise, wie man diese Probleme zu bewältigen sucht, ist ein Ingredienz der Kultur, da sie auch ihrerseits ihre Geschichte hat und darum ihrer Entwickelung nach einen Gegenstand geschichtlicher Erkenntniß bildet. Da also die grundlegenden Probleme der Philosophie weder normativer noch geschichtlicher, sondern rein theoretischer Natur sind, so muß deshalb auch jeder Versuch beanstandet werden, die Philosophie in Kulturphilosophie umwandeln zu wollen.

Es hieße aber dem Verfasser Unrecht thun, wollte man seine Abhandlungen nur unter dem rein philosophischen Gesichtspunkt beurteilen. Dabei würde es sich zuletzt nur um einen Namensstreit handeln, da mit dem, was er als Philosophie bezeichnet, nicht die reine, wissenschaftliche Philosophie gemeint ist. Was er so nennt und worauf es ihm zumeist ankommt, ist die Bethätigung eines mehr intuitiven, als kritischen und diskursiven Vermögens. Das tritt recht deutlich in dem letzten Essay „Philosophie und Dichtung" hervor. Dort preist er Giordano Bruno als den Genius, der zugleich Philosoph, Prophet und Poet war. „Ein Ketzer war er, aber dieser Ketzer hatte mehr Glauben als unsere zahme Zeit. Ein Dichter war er, aber dieser Dichter hatte mehr Wahrheit in seinem Weltbild als sein ganzes Jahrhundert. Ein Denker war er, aber dieser Denker hatte mehr Poesie als alle unsere Dichter des Tages. Die heiße Andacht zum Großen, Welterfüllenden war's, die ihn emporzog in jene Sphäre, in der die höchsten Seelentriebe der Menschheit, Dichten, Denken und Glauben eins werden, so himmelhoch über all die kleinen Triebe unserer armen, nüchternen Zeit." Was also Joel unter einem Philosophen versteht, ist jene seltene Verbindung von eindringlicher Geistesschärfe, sittlicher Schöpferkraft und dichterischem Schauen. Ich will nicht darüber rechten, ob nun gerade in den Repräsentanten dieser Gattung wie Giordano Bruno die höchste Kraft philosophischer Erkenntniß und dichterischer Gestaltung zum Durchbruch kommt, aber es müßte schon ein arglistiger Pharisäer oder ein stumpfsinniger Philister sein, der sich nicht auch von diesem Pathos sittlicher Erhabenheit und dieser Kraft dichterischer Begeisterung zu lichten Sonnenhöhen emportragen ließe. Und aus jeder einzelnen dieser Abhandlungen geht es nun deutlich hervor, daß der Verfasser eigentlich gar nicht von der Philosophie als solcher spricht, sondern

von dem Wesen und der Aufgabe des Genies. Er sagt es geradezu an einer Stelle, daß die erhoffte Lebensreform nur von einem Genie, und in diesem Falle von einem ethischen Genie geschaffen werden könne. Wenn er zwar behauptet, daß das Genie ein ethisches Talent sei, so ist dieser Ausdruck allerdings mißglückt, weil das Talent eben noch kein Genius ist, aber es wird doch dadurch ersichtlich, wie er eben wegen dieses ethischen Charakters das Genie mit der Philosophie in Verbindung bringt. So ist es auch der Grundgedanke in dem Essay „die Frauen in der Philosophie", daß die weiblichen Philosophen, deren eine stattliche Reihe aufgezählt wird, zwar zuweilen Talent für diesen Gegenstand, aber noch niemals Genie bewiesen hätten. Und die beiden Abhandlungen über den Pessimismus und über Stirner bringen es jedenfalls zum Ausdruck, daß diesen Richtungen zum mindesten die lebenzeugende Kraft des Genius fehle. Deutlicher wäre es daher allerdings gewesen, wenn Joel sein Buch „Geniewege" statt „Philosophenwege" genannt hätte; dann wären auch die obengemachten Einwände nicht nöthig gewesen. Die frische und lebendige Darstellung, sowie die geistvolle, durch eine reiche Literaturkenntniß unterstützte Entwicklung der Gedankenmassen werden diesen „Ausblicken und Rückblicken" gewiß viele Freunde erwerben.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Philosophie der Form von A. Levy. — Berlin, E. Ebering. 1901.

In einem Zeitalter, das die lebendige Einheit der Natur erst in nirgends wirkliche gegebene Atome und Elemente zerspaltet und dann aus diesen todten Begriffen den Zusammenhang des Kosmos vergeblich zu rekonstruiren sucht, hat es immer etwas Erfreuliches, zu sehen, daß es noch Menschen giebt, welche den Trieb und die Fähigkeit haben, vom Allgemeinen zum Besonderen, von dem Ganzen zu seinen Theilen vorzuschreiten. Nicht auf der Aussonderung und der künstlichen Zusammenfügung von letzten Theilen beruht der stolze Bau der Wissenschaft, sondern auf der Bedingung der Einheit des Erfahrungsganzen, und erst, wenn das allgemeine Wesen dieser Einheit sicher ergründet ist, kann auch das Einzelne und mannigfaltig Bestimmte in fortschreitender Richtung wissenschaftlich, d. h. eben als unter der gesetzlichen Einheit des Ganzen stehend erkannt werden. Ehe dieses Verfahren nicht begründet und allseitig durchgeführt ist, giebt es zwar eine Mehrzahl in Bezug auf das Ganze hypothetischer Wissenschaften, die unter einander in losem oder gar keinem Zusammenhange stehen, aber kein strenges Wissenschaftssystem überhaupt. Es war gewiß ein erhebender Gedanke des Positivisten Comte, die einzelnen Wissenschaften zu einer wissenschaftlichen Hierarchie zusammenzufügen, aber dieser Versuch mußte scheitern, da das Besondere niemals den einheitlichen Zusammenhang des Allgemeinen zu begründen im Stande ist. Als gänzlich mißlungen muß

auch das Unternehmen angesehen werden, die Philosophie selber zu einer induktiven Wissenschaft zu machen, denn wenn ihr irgend ein selbständiges Forschungsgebiet zukommt, so ist es eben das der Begründung der allgemeinen Einheitsprinzipien. Die Induktion ist ein heuristisches Mittel der Einzelforschung, aber keine wissenschaftliche Methode, wozu sie Baco fälschlich zu stempeln suchte. Die Philosophie aber muß sich dieses Mittels völlig enthalten, da sie ja keine Einzelforschung ist. Und es mehren sich die Zeichen, daß diese Einsicht gegenüber der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten positivistischen Strömung sich mehr und mehr Bahn bricht, so daß die Philosophie von dem schlüpfrigen Boden der Induktion wiederum auf den sicheren Pfad der Kritik zurückzulenken beginnt. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch Levy's vorliegende Schrift „Philosophie der Form" beurtheilt werden.

Das Verständniß dieser Arbeit ist ein wenig dadurch erschwert, daß der Verfasser es unterlassen hat, ausdrücklich anzugeben, von welchem Zentralpunkt aus und nach welcher Methode er seine Untersuchung geleitet hat; was wir erfahren, ist vielmehr nur die Explizirung des Ergebnisses selber. Soviel jedoch läßt sich nun erkennen, daß der grundlegende Gedanke der ist, die Einheit des Erfahrungsganzen oder der Welt sei eine Bewußtseinseinheit, welche sich aber vom Standpunkt des Ichs oder des individuellen Bewußtseins aus als eine unterscheidbare Zweiheit darstellt. Diese kennzeichnet sich als Ich und Außer-Ich, die aber nicht real von einander getrennt sind, sondern durch ein sie gemeinsam umspannendes Bewußtsein getragen werden und sich nur auf diesem einheitlichen Grunde zu einer Zweiheit differenziren. So wenigstens habe ich es verstanden, wenn der Verfasser von dem erhebenden Bewußtsein spricht, „zu wissen, daß alle Ferne Nähe ist und ich nicht etwa ein Punkt bin in einer Welt, deren übrige Punkte weit von mir liegen; zu wissen, daß alles, was ist, in mir oder außer mir ist, aber nicht räumlich (= real) von mir getrennt ist." Der Beweis dafür wird von dem Ichbewußtsein aus ausgeführt. Dieses ist als unbestreitbares Faktum gegeben; die Bedingung aber, daß es gegeben ist, liegt darin, daß auf jeden Fall ein Außer-Ich mit ihm zusammen gegeben sein muß, weil es sich nur durch Unterscheidung von einem solchen seiner selbst bewußt werden kann. Das durch eine solche Unterscheidung Aufgefaßte nennt nun der Verfasser „Form": „alles Trennen, alles Unterscheiden erzeugt Formen". Der Terminus „Form" bedeutet hier also etwas anderes als in der Pythagoreischen und Platonischen Philosophie, er soll soviel besagen als erkennbarer Bewußtseinsgehalt oder Vorstellung. Und so heißt es: „Das bloße Anderssein ist aber schon Bewußtsein, wie auch alles Erkennen nichts weiter ist als ein partielles Anderswerden meines Ichs. Da nun Anderssein Form und das erstere Bewußtsein ist, gilt der Satz: ‚Form ist Bewußtsein', oder, weniger koncis, dafür allgemein ver-

ständlich: Jedes Ding hat soviel Bewußtsein, als zu seiner Form gehört." „Alles Vorstellen ist Sein, denn außer mir ist dann ein Anderes (Form) und mein Ich — Form A — hat soviel Bewußtsein, als es von dem Vorgestellten — Form B — unterschieden ist. Danach gilt als Bedingung, daß ich überhaupt nur etwas zu erkennen vermag, wenn dieses etwas anders ist als ich selbst; was ebenso ist wie ich, reicht nicht in mein Bewußtsein."

Da dieser erkenntnißtheoretische Grundgedanke nur andeutungsweise vorgetragen ist, so lassen sich leicht dagegen Einwendungen erheben. Aber man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man seine einzelnen Definitionen als solche unter die Sonde nähme und sie kritisch zerfaserte. Man muß sich vielmehr auf den Blickpunkt stellen, von dem aus das Ganze überschaubar ist, dann wird man gewahr werden, daß diese Erörterungen nicht nur interessant sind, sondern daß sie auch einen neuen und fruchtbaren Gesichtspunkt für die Erkenntniß der Bewußtseinsnatur gewähren. Es würde daher wünschenswerth sein, daß der Verfasser seine Ergebnisse noch durch eine eingehendere kritische und psychologische Prüfung ergänzte. Dabei würde es dann auch erforderlich sein, daß einem Gedanken eine eingehendere Untersuchung zu Theil würde, den der Verfasser zwar streift, aber nicht weiter ausführt: nämlich der Gedanke, daß es zwischen dem Bewußtsein des Ich und des Außer-Ich noch ein Drittes geben muß als Bedingung für die Unterscheidung dieser beiden Bewußtseinsarten. Dieses Dritte muß das noch indifferenzirte Allgemeinbewußtsein sein, aus dem sich erst das Subjekts- und Objektsbewußtsein abhebt.

Eine solche erweiterte und eingehendere Darstellung wäre um so wünschenswerther, als dadurch auch die von diesem Standpunkt aus gewonnene praktische Weltanschauung des Verfassers jedenfalls an Ueberzeugungskraft gewinnen würde. Zudem ist er ja der Ansicht, daß sich erst von einer solchen umfassenden Anschauung aus eine tiefere Erkenntniß der Dinge gewinnen lasse, indem er den Satz aufstellt: „Wir erkennen die Dinge am besten, wenn wir sie unter unserer Weltanschauung begreifen." Und diese Welt- und Lebensauffassung des Verfassers geht dahin, daß er sagt: „Unser Leben besteht darin, unser Ich mehr und mehr, oder, dasselbe anders gesagt, die Dinge mehr und mehr zur Erkenntniß zu bringen. Hierzu sind wir durch die Ursache unseres Seins, Gott genannt, genöthigt. Wie wir nun die Welt und ihr mannigfaches Treiben durchlaufen, werden wir inne, wie das eine Ding uns mehr, das andere uns weniger von unserem Ich aufzeigt: wir finden die Realität der Dinge untereinander verschieden. Denn ein Ding nennen wir um so realer (vollkommener), je mehr es sich von unserem Ich unterscheidet, d. h. je mehr von dem, worin das Ding unserem Ich gleich ist, von uns erkannt ist, oder endlich, je mehr von unserem Ich Form wird. Ein reales Ding erkennen, fördert somit unseren Lebensgang (Erkenntniß) mehr, als dies die Erkenntniß eines weniger realen vermag. Diese Abstufung in der Ablösung unseres

Ichs zu Form durch die Erkenntniß der Dinge, hat in dem Affekt „Freude“ Stimme gewonnen; die Freude ist das Fundament aller Erkenntniß, und der Affekt Schmerz ist nichts als ein niedriger Grad von Freude (Unfreude), bedingt durch die geringere Realität des zu erkennenden Dinges. Hiernach ist der Satz zu formuliren: Freude ist Erkennen des Göttlichen in den Dingen.“

Ohne Zweifel kündigt sich in dieser „Philosophie der Form“ eine eigenartige und originale Auffassung an. Sie sei daher besonders denen empfohlen, die selbst nach einer Vertiefung ihrer Lebensanschauung ringen.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Die Societätsphilosophie Franz von Baaders von Dr. Hans Reichel. — Tübingen 1901. H. Laupp jr.

Franz von Baader gehört heut zu den verschollenen Größen. Auf weitere Kreise hat er ohnehin niemals einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, obwohl seine geistreichen, bald mystisch-tiefsinnigen, bald radikalen Auseinandersetzungen im unmittelbaren Verkehr anregend wirkten. Schelling wußte ihn zu schätzen und rühmte sein „Austheilen geistiger Almosen“; er fühlte sich mit ihm eins in der Verehrung Jakob Böhmes, ob Baader aber sonst irgendwie auf den Identitätsphilosophen eingewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden. Da heut die sozialen Probleme im Vordergrund des Interesses stehen, so ist gelegentlich auch wieder einmal auf seine Societätsphilosophie hingewiesen worden, die ja in der That eine Fülle bedeutsamer Anregungen bietet. Aber es ist äußerst schwierig, einen wirklichen Zusammenhang in diesen Gedankenspähnen herauszuerkennen, da Baader ein durchaus unmethodischer Kopf war und von seinen Gegnern nicht ganz mit Unrecht ein „lallender Aphoristiker“ genannt wurde. Er selbst wehrt sich zwar dagegen und sagt: „Obgleich ich meine Gedanken nicht numerotirt in Reih' und Glied gestellt habe, habe ich doch ein System aufgestellt, gehe in der Philosophie zwar einen eigenen, aber immer denselben Weg:“ doch in Wahrheit ist dieser Weg recht undeutlich gekennzeichnet. Diesem Mangel hat nun vornehmlich sein Schüler Franz Hoffmann abzuhelfen gesucht; aber die Zusammenfassungen und Erläuterungen dieses Panegyrikers der Baaderschen Philosophie lassen nur allzu sehr jegliche sachliche Kritik vermissen und helfen uns daher auch nicht weiter. Eine rühmliche Arbeit ist dagegen Claassens Buch „Franz von Baaders Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform“, in dem der Standpunkt ruhiger Objektivität in anerkennenswerther Weise zur Geltung kommt. An dieses Werk schließt sich nun würdig die eigenartige und gründliche Abhandlung Hans Reichels an, in der von der metaphysischen Grundlage aus die Grundlinien der Lehren Baaders über Geschichte und Gesellschaft, Staat und Kirche mit eindringlicher Schärfe gezeichnet wurden. Es ist dieser Darstellung ins-

besondere zu gute gekommen, daß der Verfasser die juristischen und national-ökonomischen Theorien sicher beherrscht, so daß die Auswahl, Gruppirung und Würdigung dieser Grundgedanken von einer klaren, sachlichen Kritik geleitet wird.

Das Fundament bildet die Darlegung der „Metaphysik der Zeit". Hieran schließt sich zunächst der Abschnitt von der „Organik der Gesellschaft", nämlich dem Wesen, dem Entstehungsprinzip und dem Zweck der Gesellschaft. Und den Haupttheil bildet dann das Kapitel über die „einzelnen sozialen Formationen": Familie, Staat, Korporationen der Stände und Kirche.

Zu dem Gegenstand selbst bemerke ich noch, daß mich gerade diese einsichtsvolle Aufzeigung der systematischen Grundgedanken des Baaderschen Philosophirens noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß die wissenschaftliche Philosophie von den „fermenta cognitionis" dieses Denkers nichts mehr zu holen hat. Gewiß enthält dieser oder jener Gedankenblitz den Samen fruchtbarer Keime; aber, wer sich diese spärlichen Weizenkörner erst aus dem vielerlei Unkraut heraussuchen müßte, um seinen Acker zu bestellen, der sollte die Arbeit lieber einstellen. Die Philosophie Baaders macht einen jener zahlreichen Versuche aus, die mystisch-scholastische Spekulation auf dem Boden der modernen Wissenschaft anzupflanzen. Ein jeder solcher Versuch muß aber nothwendig mißlingen, weil die selbständig gewordene Wissenschaft keine solche Spekulation mehr dulden kann. Auf Erfahrung und Kritik ist die Wissenschaft seit den Tagen Galileis gestellt, nicht mehr auf Spekulation. Spekulation und spekulative Köpfe wird es zwar immer geben, aber innerhalb des Gebietes strenger Wissenschaft ist dafür kein Raum mehr Es sind vornehmlich die philosophischen Köpfe aus dem katholischen Lager, die jene Versuche immer von neuem wiederholen und nicht einzusehen vermögen, daß sie damit nur Sisyphusarbeit verrichten. Wohl vermögen katholische Forscher auf neutralem Gebiet Bedeutendes zu leisten, und sie haben oft genug rühmliche Proben dafür abgelegt. Aber im letzten Grunde widerspricht sich Katholizismus und Wissenschaft, Autorität und Autonomie auf das entschiedenste. Es ist gewiß nicht unedel, einen Ausgleich zwischen diesen beiden Mächten ermöglichen zu wollen; aber diejenigen, die sich daran abmühen, sollten sich stets dabei bewußt sein, daß die Lösung von Problemen wie dasjenige der Quadratur des Zirkels unmöglich ist. Alle diese Versuche sind daher für die Wissenschaft bedeutungslos und stellen nur eine kulturhistorisch interessante Erscheinung dar, wie sich eine innerlich absterbende Geistesbewegung durch künstliche Galvanisirung am Leben zu erhalten sucht. Schade um die nutzlos verschwendete Kraft! Und in die Reihe dieser Unternehmungen gehört auch die Philosophie Baaders. Selbst die Geschichte dieser Wissenschaft kann heut getrost über ihn zur Tagesordnung übergehen, denn er hat ihrem Bau keinen weitertragenden Stein hinzugesetzt. Für den Kulturhistoriker dagegen, der einmal jene Versuche des Katholizismus, mit der Wissenschaft Schritt zu halten, darzustellen unter-

nimmt, wird Franz von Baader immer eine nicht unbedeutsame Persönlichkeit sein. Und in dieser Hinsicht muß die Arbeit Reichels als ein werthvoller Beitrag zu Baaders gründlicherer Würdigung angesehen werden.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

Frauenseelen. Novellen von Gabriele Reuter. Zweite Auflage. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902.

In diesen Novellen handelt es sich immer um Frauen, die sich nach dem Manne sehnen. Wenn ein männlicher Autor sich das Thema erwählte, wäre er vielleicht geneigt, es satirisch zu behandeln. Der Antheil der Frau an solchem Thema ist naturgemäß viel zu persönlicher Art, um den Fall zur Satire zu verarbeiten. Das thut auch Gabriele Reuter nicht. Aber sie ist doch viel zu sehr Künstlerin und freie Persönlichkeit, um etwa ganz in dem „Weibverlangen“ aufzugehen. Mit lächelnder Wehmuth erzählt sie großen Theils ihre Geschichten; als ironische Elegien könnte man die besten dieser übrigens durchaus nicht gleich guten Novellen bezeichnen. Immer aber hat diese Schriftstellerin den Vorzug, auch heikle Fälle mit Dezenz vorzutragen. Die Reuter bleibt eben stets „aus guter Familie“. Max Lorenz.

Der Weg des Thomas Truck. Ein Roman in vier Büchern. Von Felix Holländer. Zweite Auflage. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902.

Felix Holländer hat seinen Zeitgenossen einen Kultur-Roman beschert, ja man darf sagen: er hat in gewissem Sinne den Roman unserer Zeit geschrieben. Vor diesem Werk taucht nothwendiger Weise die Erinnerung an Goethe's Wilhelm Meister auf, mit dem am ehesten und vielleicht allein man den Weg des Thomas Truck in Parallele setzen darf. Und doch ist Felix Holländer nicht etwa ein Nachahmer und Epigone. **Wie** Goethe, nicht nach Goethe — darf man vielleicht, wenn auch mit ein Bischen Uebertreibung, sagen. Dem Holländerschen Epos kommt eine hohe Selbstständigkeit zu, der Dichter steht durchaus auf eigenen Füßen oder vielmehr, er wandert auf eigenen Füßen durch die wirren Wege unserer so gestaltenvollen Zeit. Man streitet so viel herum, ob die Zeit den Menschen oder der Mensch die Zeit bedingt. Holländer hat das schwerwiegende Problem mit der im Instinkt wurzelnden Sehergabe des Künstlers gelöst. Thomas Truck wandelt wohl auf den Wegen unserer Zeit, aber er wandelt als ein „Eigener“. Die Zeit trägt ihn, die Zeit formt ihn, aber sie bedingt nicht den Inhalt seines Wesens. Wohl manches Mal geht auch Thomas Truck in die Irre, aber nur, um aus dem Irrthum zu höherer Erkenntniß emporzutauchen. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται, könnte man diesem „Er-

ziehungsroman" als Motto voraussetzen. Was unsere Zeit erregt, bewegt auch die Seele von Thomas Truck. Und darum rührt Wesen und Schicksal dieses Thomas so tief an unser eigenes Herz, die wir doch seine „Zeitgenossen" sind. Wir empfinden mit freudigem Staunen und innigster Rührung: es ist unser Held, der da seinen Weg, unsere Wege wandelt!

— —

So müßte man schreiben, wenn man diesen Roman im Sinne des Herrn Felix Holländer aufzufassen in der Lage wäre. In Wahrheit ist das Werk ein Gemisch von maßloser Eitelkeit mit absoluter Unzulänglichkeit. Man glaubt bei jeder Seite den Autor zu sehen — ich habe keine Ahnung, wie er in Wirklichkeit aussieht — wie er vor dem Spiegel steht, in Betrachtung der eigenen Nase u. s. w. versunken: „Bin ich nicht genial? Bin ich nicht Pfadfinder? Bin ich nicht Prophet? Bin ich nicht Philosoph? Müssen mich nicht die Frauen lieben, die kleinen Mädchen schon und noch die „Frau von fünfzig"? Ist die „Schmerzensfalte" um meinen Mund nicht hochinteressant? Verstehe ich nicht den Anarchismus? Kenne ich nicht von Grund aus die Sozialdemokratie? Habe ich nicht Nietzsche in mir erfahren? Hat mir Schopenhauer eigentlich etwas zu bieten? Habe ich sie nicht alle „überwunden" — den Anarchismus, die Sozialdemokratie, Nietzsche, Schopenhauer, aber auch die Weiber, ja die Weiber, die kleinen und die großen? Bin ich nicht Ich?! Ja, bin ich nicht — fast wenigstens — wie Christus??!!" Ein — gerade heraus gesagt — widerlicheres Buch als dieses entsinne ich mich nicht, jemals gelesen zu haben. Und man glaube nicht, daß ich in meiner Kritik besonders starke Farben auftrage! Ein einziges Zitat wird dem Leser meine Objektivität vermuthlich beweisen können. Thomas Truck befindet sich in der Diskussion innerhalb eines anarchistisch sein sollenden Kreises. Von ihm heißt es, S. 264 des zweiten Bandes: „Nun machte er eine kleine Pause und sah mit einem prachtvollen, ironischen Lächeln, wie wir es uns wohl bei Christus vorstellen mögen, wenn die Jünger mit rathlosen Mienen und verständnißlosen Fragen ihn quälten, oder bei Sokrates, wenn die Schüler seines Wesens Hoheit nicht begriffen, den Mechaniker an." Zu alle den Lastern dieses Buches gesellt sich nun noch eine geradezu peinvoll wirkende, ungesunde, versteckte, impotente, romantisch übergeschnappte Sinnlichkeit, die nicht nur in dem Kindesverhältniß zwischen dem kleinen Thomas und „der" Bettina zum Ausdruck kommt, sondern auch in der Beziehung des kleinen Thomas zu „der Tamara" versteckt liegt. — Als „die Tamara," — mit diesem romantischen Vornamen redet nämlich der kleine Thomas Truck stets seine — Mutter an.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Berliner Theater: Die rothe Robe. Schauspiel in vier Akten von **Eugène Brieux**. Deutsch von **Anne St. Cère**.

Deutsches Theater: Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von **Friedrich Hebbel**.

Herrn Brieux' Genre ist die dramatische Satire. Dieser Dichter liebt es, die Institutionen seines Vaterlandes, die ihm schädlich und verwerflich erscheinen, vor das Tribunal der Bühne zu fordern. Die prahlerische und im Grunde hohle Wissenschaft der Aerzte, die Mitgiftheirathen, das Ehescheidungsgesetz — das sind so Dinge, über die Herr Brieux in seinen Dramen das Urtheil gesprochen hat oder vielmehr hat sprechen wollen. In der „Rothen Robe" wird die Szene im eigentliche Sinne zum Tribunal: den Richtern in Frankreich wird das Urtheil gesprochen, indem sie als eine Bande engherzigster, unmenschlichster, infamster Streber gebrandmarkt werden.

Es ist ja recht interessant, zu sehen, welches Bild ein französischer Dichter von französischen Richtern und Rechtszuständen entwirft. Es ist auch recht lehrreich, zu beobachten, wie Brieux die Korruption des Richterstandes zu gutem Theil auf den schrankenlosen Parlamentarismus zurückführt. Der Abgeordnete ist in seinem Wahlkreise die gegenüber dem Beamtenthum Alles bestimmende Großmacht. Denn das Beamtenthum ist vom Minister abhängig; der Minister aber ist wiederum der Gnade oder Ungnade des Parlaments schutzlos preisgegeben. Unter der Korruption des Richterstandes ist aber nicht etwa Bestechlichkeit zu verstehen. Unter den Tausenden von Richtern giebt es im Lande nicht zehn, die durch Geld zu beeinflussen wären — so ungefähr heißt es an einer Stelle des Dramas. Aber die Karrière ist es, der höhere Posten mit dem größeren Ansehen und reichlicheren Gehalt, was den französischen Richter — nach dem französischen Dichter — zum Streber degradirt. Es kommt nicht darauf an, Recht zu finden, sondern sich eifrig in der Anwendung der Gesetze zu erweisen. Nur der Staatsanwalt, der möglichst viele Verurtheilungen erzielt, hat die Anwartschaft auf Beförderung; denn er macht sich verdient um das Land, indem er es von Verbrechern säubert. Der Staatsanwalt hat nur zwei Gruppen von eigentlichen und wahren Feinden: die Un-

schuldigen und die Advokaten. Ich kann natürlich nicht im Mindesten beurtheilen, ob das von Herrn Brieux so wenig schmeichelhaft gezeichnete Bild treu ist. Ich kann aber wohl feststellen, daß die auf der Bühne umherwandelnden richterlichen Zerrbilder unser Publikum — ich wohnte nicht der ersten Vorstellung bei — völlig kalt gelassen und daß die Anklagen des französischen Autors bei uns kein Echo gefunden haben. Damit will ich durchaus nicht voll nationaler Selbstgefälligkeit sagen, daß bei uns kein Späherblick auch nur das Geringste ausfindig machen könnte. Sicherlich stehen auch bei uns die Welt der Gesetze und die Welt der Menschen nicht in ein Verhältniß vollkommenster Kongruenz zu einander. Wie sollte das auch möglich sein! Aber als eine Misere wird die Justizpflege und der Justizstand bei uns im Volke doch nicht empfunden, wie man es von Frankreich annehmen müßte, vorausgesetzt, daß man der kompromittirenden Darstellung des Herrn Brieux Glauben schenken dürfte.

Ich begreife eigentlich nicht, was den Import dieses Bühnenstückes eigentlich hat. Ein außerhalb des Theaters befindliches Interesse liegt — wie ich dargelegt habe — für uns nicht vor. Die Freude, unsere französischen Nachbarn einmal recht schlecht gemacht zu sehen, empfinden wir wahrhaftig nicht. Von einem literarischen Werth des Dramas kann gar keine Rede sein. Ja, es handelt sich nicht einmal um ein gutes, aufregendes und spannendes Theaterstück. Von Charakteren, die im Stück, wenn auch satirisch vergröbert, gekennzeichnet werden, kann gar nicht die Rede sein. Es giebt hier nur Sprechrollen. Das Schematische der Puppen wirkt um so auffälliger und ärgerlicher, als die Handlung unter der baskischen Bauernbevölkerung vor sich geht. Bei solchem Milieu sind wir Deutschen doch daran gewöhnt, etwas „Erdgeruch“ zu verspüren. Herrn Brieux' Stück aber ist völlig geruchlos. Dafür zur Entschädigung dienen soll vielleicht eine widrige und wässerige Sentimentalität.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß die satirische Absicht nicht einmal logisch durchs Ganze hindurchgeführt ist. Wohl greift der Untersuchungsrichter im Uebereifer einen Unschuldigen. Wohl bemüht er sich, ihn in seinen Verhören schuldig zu schwatzen. Wohl soll dieser Untersuchungsrichter als ein Hallunke gebrandmarkt werden, der ohne Herz und menschliches Rühren unter allen Umständen einen Schuldigen haben will, um durch dessen Fall selber emporzusteigen. Aber der auf unzulänglichen Verdacht hin in Untersuchung gezogene Bauer erweist sich im Verhör doch als ein großer Lügenpeter. Es ist von Brieux ganz treffend beobachtet, den Bauern dem Richter gegenüber lügen zu lassen. Der Mann aus dem Volke wird meistentheils meinen, sich durch Lügen am besten auszureden und zu retten, und er wird die Lüge gegenüber dem Untersuchungsrichter sogar für das Normale in seiner anormalen Situation halten. Indem nun aber Brieux diesen Zug ganz treffend darstellt, bringt er seine Satire zu Fall. Denn gegenüber den wiederholten und immer erneuerten Lügen

und Winkelzügen hat der Richter natürlich ein gutes Recht, an seinem Verdacht festzuhalten. Also wird ein kleiner Vorzug schließlich zum großen Fehler des Stückes.

Ich hätte an dem Werk des Herrn Brieux keine Zeile verschwendet, wenn nicht die Tagespresse aus mir unbekannten Gründen ziemlich viel Aufhebens davon gemacht hätte. So habe ich mich denn verpflichtet gefühlt, auch meine Meinung hier zu äußern.

* * *

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Hebbel's „Maria Magdalena" als das größte „bürgerliche Trauerspiel" der Deutschen, ja wohl der Literatur überhaupt einzuschätzen wäre, wenn nicht auch „Kabale und Liebe" geschrieben wäre. Aber es wäre falsch, es wäre ungerecht, dem Schillerschen Drama vor der Dichtung Hebbel's den Vorzug zu geben. Die beiden Werke sind gar nicht mit einander vergleichbar, gar nicht an einander meßbar, gleichwie auch ihre Dichter nichts mit einander gemein haben. Wir sind eben so glücklich, in unserer Literatur zwei große „bürgerliche Trauerspiele" grundverschiedenster Art zu besitzen. Thöricht wäre es auch und würde von engem Gesichtskreis zeugen, Hebbel unter allen Umständen den Preis zusprechen zu wollen, wiewohl dieser selbst in gewisser Beziehung dem wohl gar nicht so ganz abgeneigt gewesen sein mag. Nicht Eitelkeit konnte ihn dazu verleiten, auch nicht Unkenntniß seiner selbst und inhalt- und grundlose Selbstüberschätzung. Ein fester Standpunkt vielmehr, eine ganz bestimmt geartete Weltanschauung, eine ganz besondere und eigenartige Auffassung vom Wesen des Tragischen und von der speziellen Aufgabe gerade des bürgerlichen Trauerspiels konnte Hebbel wohl mit innerer Berechtigung zur schroffen Ablehnung jedes anderen Standpunktes führen. Wenn Hebbel in dem berühmten Vorwort seines Werkes das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland vornehmlich dadurch in Mißkredit gekommen sein läßt, „daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen Elementen", sondern aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. an dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber an dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten" — wenn — wiederhole ich — Hebbel auf diese Weise gegen das hergebrachte bürgerliche Trauerspiel in dieser Weise polemisirt, so zielt er dabei sicherlich in erster Linie auf Schiller's „Kabale und Liebe". Und er hat Recht, von seinem Standpunkt, nur daß eben dieser Standpunkt doch nicht der einzig mögliche ist, obwohl ich ihn, was die Auffassung des Tragischen betrifft, vollkommen theile. Für das wahre

bürgerliche Trauerspiel, wie es ihm als Ideal vorgeschwebt hat, stellt er die Forderung auf, daß man es „aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränkten Kreis gegenüberstehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit" aufbaue. Hebbel stellt also eine sehr merkwürdige und bemerkenswerthe Unterschiedlichkeit im Wesen der Menschen innerhalb des „bürgerlichen" und des etwa „heroischen" Trauerspiels fest. Die Heroen, die Helden sind dialektische Charaktere und entwickeln sich nach einem Gesetz des Gegensatzes. Das stimmt, wenn man etwa Holofernes oder Herodes und Judith oder Mariamne in Betracht zieht. Die „bürgerlichen" Menschen dagegen sind gebunden, unfrei, nicht „genial", einseitig und starr. Hier kann niemals eins zu zwei werden. Hier giebt es nur ein entweder — oder. Das Exempel liefern Meister Anton und seine Tochter Klara. Ich wäre geneigt, diese Hebbelsche Formulirung des Unterschiedes als überaus zutreffend zu bewundern. Es handelt sich im heroischen und im bürgerlichen Trauerspiel um die unterschiedliche Schicksalsentwickelung des „genialen" und des „bornirten" Menschen.

Es ist darüber zu streiten, wer in „Maria Magdalena" als die eigentlich tragische Person anzusehen ist, Klara oder ihr Vater. Man hat meines Wissens stets in Klara die „Heldin" des Dramas gesehen. Zu dieser Auffassung führt zunächst schon der doch auf Klara und ihr Schicksal symbolisch deutende Titel. Maria Magdalena ist aber nicht nur Sünderin, sondern auch Büßerin. Auch Klara büßt, und sie büßt nicht nur und nicht einmal in erster Linie eigene „Schuld", sondern sie büßt als die Tochter ihres Vaters. Sie büßt um des Vaters willen, in doppeltem Sinne: um den Vater am Leben zu halten und auch wegen der väterlichen „Schuld". Der Vater ist Ursache und auch Zweck in Hinsicht auf das Schicksal, dem Klara verfällt. Aus der Person des Meisters Anton heraus entwickelt sich das Schicksal in diesem Drama. Er ist die Zentralperson, der eigentlich tragische „Held".

Meister Antons Wesen ist durch einen einzigen Begriff vollkommen gekennzeichnet. Dieser Begriff ist „bürgerliche Ehrbarkeit". Dazu gehören: unbedingte Ehrlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit ohne Geiz, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Gläubigkeit gegen Gott und die Lehre der Kirche, eheliche Treue, väterliche Zucht. Es giebt keinen Menschen im Städtchen, der dem Meister Anton auch nur den geringsten Fehler nachsagen könnte. Niemand kann es und Niemand thut es. Das ist des Meisters Stolz. Ein tadelloser Mitbürger zu sein — darin setzt er seine größte Ehre, das macht das höchste Glück seines Lebens aus. Er bläht sich in seiner ehrenvollen Bürgerstellung nicht etwa voll eitlen Stolzes. Aber die sichere Position in seiner Welt giebt ihm die Harmonie seines Wesens, das Gepräge seines Charakters, die Ruhe, Zuversicht und Festigkeit.

In die feste, harmonische Ordnung dieser Welt bricht plötzlich ein Unglück hinein. Der Sohn Karl, Tischlergeselle seines Vaters, wird des Diebstahls bezichtigt. Karl ist überhaupt das einzige Stäubchen in der Sauberkeit des Antonschen Hauses. Er ist — um ihn seinem wahren Wesen nach von vornherein zu charakterisiren — mehr Individualität, mehr freier Mensch, als der Vater. Der Vater ist sozialer Charakter, der Sohn ist individuelle Persönlichkeit. Unter dem Druck und in der Enge des ...erlichen Hauses wird dieses „Individuum" zu gewissen „Ausschweifungen" getrieben, z. B. am Sonntag zu einem Spaziergang statt zum Kirchgang, gelegentlich auch einmal zu einer Partie Karten und dergleichen im Grunde sehr unschuldigen Vergnügungen. Es kommt sogar vor, daß der Sohn, zum Entsetzen des Vaters, „Schulden" im Wirthshaus macht, indem er nämlich eine Rechnung vielleicht von Donnerstag bis Sonnabend anstehen läßt, wann er seinen Lohn erhält. Dieses „Individuum" also geräth ganz zufällig in den Verdacht des Diebstahls und wird in Untersuchungshaft gezogen. Der Zorn des strengen Vaters ist grenzenlos. Die gute, liebe Mutter aber, die erst kürzlich eine Krankheit überstanden hat, stürzt ins Grab. So sind Glück und Ordnung dieser scheinbar so fest gestützten Welt mit einem Schlage zerstört, durch einen von außen hereinbrechenden Zufall. Karl ist nämlich garnicht der Dieb, um es von vornherein zu bemerken. Ein Zufall nur bringt ihn in den Verdacht. Karls Verhaftung setzt die Handlung im Drama in Bewegung. Man könnte es tadeln, daß ein von außen hereinfliegender „Zufall" das Agens wird. Denn Hebbel widerspricht damit doch von Anbeginn seiner Forderung, daß das Tragische „als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst, Gesetztes und garnicht zu Umgehendes" auftreten müsse. In Wahrheit jedoch ist dieser „Zufall" sehr planvoll erdacht und soll ein Zufall sein. Es soll nämlich gezeigt werden, wie ein nur auf dem sozialen Moment aufgebautes Glück, das seinen Schwerpunkt in der „Gesellschaft" hat, in einer Minute von außen her über den Haufen geworfen werden kann. Dazu kommt noch, daß auch dieser „Zufall" von Hebbel aufs Passendste dem organischen Plan des Ganzen eingefügt wird, was die lebhafteste Bewunderung verdient. Es stellt sich nämlich heraus, daß nicht Karl den in Frage kommenden Schmuck gestohlen, sondern die wahnsinnige Frau des bestohlenen Kaufmanns ihn heimlich entwendet und ihn närrischer Weise mit allerlei altem Gerümpel auf dem Boden versteckt hat. Es hätte nahe gelegen, daß der Kaufmann den Verdacht sofort auf seine Frau gelenkt hätte. Auf diesen Einfall kommt er garnicht, weil er den Mitbürgern und auch sich selbst gegenüber die Existenz der im Hause eingeschlossenen Wahnsinnigen möglichst zu verhehlen bemüht ist. Denn der Wahnsinn gilt innerhalb einer nur auf sozialen Momenten beruhenden bürgerlich-ehrbaren Ordnung sozusagen als individuelles Laster, das versteckt und verhehlt werden muß. So fällt kein Verdacht auf die Frau, dagegen auf

den sonst allein in Betracht kommenden Karl, während ein natürlich-menschliches Empfinden des Herzens doch davor zurückgeschreckt wäre, den unbescholtenen Sohn des ehrenfesten Meisters Anton zu kompromittiren. Also ist das schließliche Ergebniß dies, daß die bornirt soziale Ehrbarkeit dem Wahnsinn die Herrschaft überläßt. Aus diesem Wahnsinn geht wiederum das Willkürregiment des Zufalls hervor. Dieser Zufall erschüttert dann seinerseits Ordnung und Glück der sozialen Welt. Auf den ersten Blick erscheint i · Drama die Erzählung von der Wahnsinnigen weit hergeholt, als ein närrischer Nothbehelf, als ein absurder Einfall des barocken Dichters. In Wahrheit jedoch wird man bei richtigem Verständniß die „tiefversteckten Zwecke“ Hebbel's bewundern müssen. Endlich aber ist noch hervorzuheben, daß mit Karls Verhaftung die Handlung des Dramas garnicht einsetzt, wie es zunächst scheinen muß. Der Vorfall mit Karl ist nicht Moment der Handlung, sondern in dem von uns gedeuteten Sinne Moment der Charakteristik. Er zeigt das Starre, Ueberreife dieser Welt, in der Sinn zum Wahnsinn umgeschlagen und die zum Untergange fertig ist.

Das Schicksal dieser Welt vollzieht sich in folgender Handlung: Klärchen hat einen Spielgefährten gehabt, dem dann das Herz der Jungfrau in zartester Liebe keusch entgegenschlug. Auch er liebte sie. Dann ging er in die Fremde, Studien halber, und ließ nichts weiter von sich hören. Klärchen tröstete sich, weil sie sich trösten mußte. Dann kam ein heirathsfähiger Freiersmann, Leonhard, und begehrte sie zur Frau. Sie liebt ihn nicht, aber sie nimmt seine Werbung an. Denn er hat eine Position, und es ist geradezu unanständig nach kleinbürgerlichen Ehrbegriffen, alte Jungfer zu werden oder auch nur verspätet zu heirathen. Das alles — von der ersten keuschen, unerfüllten Liebe bis zur Verlobung aus sozialem Pflichtgefühl — ist das typische Schicksal des kleinen Bürgermädchens. Jetzt setzt der tragische Fall ein. Der Jugendgeliebte kehrt nämlich wieder. „Sie“ und „er“ begegnen sich auf einem Tanzfeste in tiefem Erröthen mit warmem Blick. Die Blicke entgehen dem spähenden offiziellen Bräutigam nicht. Er stellt sogleich, am selben Abend, im Garten seine Braut unter vier Augen heftig zur Rede, und sie giebt dem Zweifelnden und Zornigen das Letzte, was ein Mädchen zu geben hat. Sie giebt es nicht aus Liebe, sondern aus Pflichtgefühl. Sie will den unumstößlichen Beweis liefern, daß sie mit keinem Gedanken darauf aus ist, das offizielle Verlobungsversprechen rückgängig zu machen. Sie ist erschüttert, daß der „Bräutigam“ der Tochter Meister Antons einen Wortbruch oder gar einen Treubruch zutrauen kann. Und um jeden Verdacht geradezu unmöglich zu machen, giebt sie sich hin. Die strenge Ehrbarkeit des Vaters ist es, die sich auf die Tochter vererbt hat und die das Motiv des Verhaltens ist. Leonhard läßt sich die Hingabe gefallen, aus Eifersucht und aus Sinnlichkeit. Dem Manne ist ja nach der kleinbürgerlichen Moral die Lust der Sinne erlaubt, während das weibliche Wesen einzig und allein um der Pflicht

willen Kinder zu gebären hat. Nun könnte man wohl die Hingabe Klärchen's allein aus Ehrbarkeit etwas unnatürlich und als bloße abstrakte und ideologische Konstruktion des Dichters empfinden. Und ich halte in der That jenes Motiv der Hingabe allein nicht für ausreichend. Zur gänzlichen Aufklärung des Falles muß ich mir eine Ausführung erlauben, die hoffentlich nicht zu sehr Anstoß erregen wird. Wir dürfen doch wohl annehmen — ich appellire an meiner Leser realen Sinn und Kenntniß menschlicher Verhältnisse —, daß speziell in kleinbürgerlichen Verhältnissen die Rechte des Bräutigams und die Pflichten des Ehemanns sich in einer sozusagen fließenden Bewegung zu einander verhalten. Daß die standesamtliche Urkunde gelegentlich auch einmal ein bischen post festum kommt, daran geht eben unsere Welt und Gesellschaft nicht gleich zu Grunde. Hierbei wirkt vielleicht auch dieses psychologische Moment mit: der Mann hat das Recht auf seine Sinne, das anständige Mädchen darf vor der Verlobung von keinem Manne berührt werden, kommt dann aber der „Auserwählte“, dann ist sie gewissermaßen verpflichtet, sogleich „hin“ zu sein. So will's kleinbürgerliche „Herrenmoral“. Ihr fügt sich Klärchen ganz instinktiv mit hingebungsvoller Opferkraft.

Ihr Opfer schlägt zum Gegentheil seiner Absicht aus. Sie wollte damit ihre bürgerliche Ehrbarkeit besiegeln und besiegelt in Wirklichkeit ihre bürgerliche Schande. Leonhard hat auf eine kleine Mitgift gerechnet. Das dazu bestimmte Geld aber hat Meister Anton einem guten Zweck geopfert. Es ist aber, wenn nicht unanständig, so doch sicher leichtfertig — vom Standpunkt sozialer Ehemoral — ohne Geld zu heirathen. Das denkt wenigstens die Welt, wenn sie in „christlicher“ Verachtung des „Mammons“ es auch nicht auszusprechen wagt. Dazu kommt nun noch Karl's Verhaftung unter dem Verdachte eines Diebstahls. Die vermögenslose Schwester eines Diebes sollte Leonhard, des Städtchens ehrbarer und wohl bestallter Kassenverwalter, heirathen? Das wäre so gut wie Sünde. Leonhard löst also das Verlöbniß mit Fug und Recht. Klärchen aber ist damit voll „guter Hoffnung“ in Schande und Verzweiflung gestürzt. Meister Anton weiß noch nichts, aber er hat so einen kleinen, ganz kleinen Verdacht. Wie kommt er eigentlich zu diesem Verdacht? Darüber ist im Stück garnichts gesagt und doch spielt er darin eine große Rolle. Ansehen kann es der Vater der Tochter unmöglich schon, so oft er ihr auch ins Gesicht schaut. Der Grund des Verdachts wird sehr klar, wenn man sich der Usance kleinbürgerlicher Herrenmoral erinnert, wovon ich oben gesprochen habe. Meister Anton weiß ganz gut — aus eigener Lebenserfahrung wohl — was es damit für eine Bewandniß hat. Aber er darf es nicht wissen. Das Mädchen soll jungfräulich in die Ehe treten. Es soll aber auch schon bei der bloßen Berührung des Mannes „hin“ sein. Aus diesem Dilemma zieht sich die bürgerliche Moral mit einem „man weiß ja nichts“, denn „man sieht ja nichts“, „man hört ja nichts“. Aber wehe, wenn „man“ erst „sieht“! Wehe Dir, Klärchen, wenn Dein Vater erst „sieht“, und

wehe Dir, Meister Anton, wenn die Anderen erst „sehen"! Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß ich diesen Punkt des Hebbelschen Dramas richtig interpretire, und es scheint mir ausgeschlossen, etwa meine Auslegung und Hebbel's Darstellung der Frivolität zu bezichtigen. Man darf garnicht verkennen, wie gerade durch diesen Punkt Meister Anton und die durch ihn verkörperte Welt in das brennende Licht einer herben tragischen Ironie gesetzt werden. Gerade der zentrale Quellpunkt alles Lebens, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, ist innerhalb dieser von Hebbel mit tragischer Ironie beleuchteten kleinbürgerlichen Welt die verwundbare Stelle, wo diese Welt und ihre Sittlichkeit sich aus sich selbst heraus spaltet; hier ist die Stelle, wo dieser Gesellschaft mit dem ihr eigenthümlichen Leben zugleich der ihr eigenthümliche Tod gesetzt ist.

Meister Anton erklärt, sich tödten zu wollen, wenn seine Tochter und seine Ehre, geschändet sein sollten. Und der starre Mann wird seine Drohung gegebenen Falls wahr machen. Das weiß Klara. Drum muß sie sich tödten, bevor ihre Schande offenbar wird. Nun wird aber Karl's Unschuld erwiesen. Klara athmet auf. Denn nun, da sie doch nicht mehr die Schwester eines Diebes ist, könnte Leonhard sie heirathen. Sie geht zu ihm. Er will aber nicht das Mädchen ohne Geld, was der „gute Christ" allerdings nicht offen heraussagt. Er verschanzt sich hinter zwei Gründe, einen äußerlichen und rechtlichen und einen inneren und psychologischen. Das Verlöbniß ist aus gutem Grund seiner Zeit von ihm aufgehoben worden. Er ist dadurch formell frei geworden und hat einem anderen Mädchen schon das Eheversprechen gegeben, das er als Ehrenmann nicht brechen darf. Das ist der erste Grund. Andererseits nutzt er noch Klara's Benehmen aus. Die bittet ihn flehentlich um die Heirat. Zwar liebe sie ihn nicht, aber sie wolle ihm treu dienen ihr Leben lang. Er könne sie schlagen, ohne daß sie klagen würde. Sie werde sich selbst Nachts durch Nähen und Weben ihr Brot verdienen, so daß sie ihm nichts kosten würde. Sie würde ja auch in ihrem Unglück nicht lange neben ihm am Leben bleiben. Komme ihm aber auch ihr Tod zu langsam, solle er sie durch Rattengift beseitigen. Im Sterben noch würde sie den Nachbarn sagen, sie hätte es genommen und für zerstoßenen Zucker gehalten. Man merkt die durch zweifelhafte Romane angeregte, etwas zum Schauervollen neigende Phantasie des kleinen Bürgermädchens. Mit ihrer Ekstase setzt sie sich auch über die Weltanschauung dieses bürgerlichen Kreises etwas stark hinweg. Das rächt sich sogleich. Denn Alles, was nicht die Regel ist, rächt sich in dieser Welt. Sofort nämlich zieht sich Leonhard auf die gewöhnliche Moral zurück, die gemeinhin gilt. „Ein Mensch, von dem du das alles erwartest, überrascht dich doch nicht, wenn er nein sagt?" — ist seine Antwort. Klara erzielt also durch ihr verzweifeltes Flehen genau das Gegentheil ihrer Absicht. Wie bewundernswerth ist doch auch in dieser Szene das psychologische und logisch-dialektische Gewebe!

So muß sich denn Klara tödten. Nur das kann noch ihr letztes Be-

streben sein, den Selbstmord zu verbergen und ihr Ende als einen Unglücksfall erscheinen zu lassen. Ein Zufall scheint ihr zu Hilfe zu kommen. Die Umfassung des Brunnens hinter dem Hause ist schadhaft, so daß leicht Jemand beim Wasserholen im Dunkel des Abends hineinstürzen könnte. Aber dieser Zufall wird durch einen anderen Zufall vernichtet. „Zufällig“ nämlich sieht irgendwer aus der Nachbarschaft, daß Klara sich in den Brunnen stürzt. Ein Zufall bringt also Klara's und und ihres Vaters und Hauses Schande doch an den Tag. Ist dieser Zufall nicht ein Fehler? Geht es denn an, das Schicksal Meister Anton's am letzten Ende durch einen Zufall den Mitbürgern zu enthüllen? Dieser Zufall ist ja gar kein Zufall; er ist es nur scheinbar. Ein Zufall wäre der sterbenden Klara wohl erwünscht. Sie möchte dem Scheine nach aus **freiem** Entschluß in den Tod gegangen sein. Aber hier, in dieser „schrecklichen Gebundenheit des Lebens“ sieht und weiß Jeder, was Jeder thut. Hier kann Niemand unter Freiheit und Verantwortung auch nur vom Leben zum Tode gehen.

„Ich verstehe die Welt nicht mehr“ — ist Meister Anton's und des Dramas letztes Wort. Er kann diese Welt nicht mehr verstehen. Sie ist nicht mehr die Welt seiner Jugend. Sie ist alt und starr geworden. Sie hat sich in sich selbst zersetzt und zum Gegentheil gewandelt. Die Welt voll ehrbaren Inhaltes, die Meister Anton repräsentirt, ist die Welt der nur noch durch den bloßen Schein der Ehrbarkeit maskirten Niedertracht geworden, deren Vertreter Leonhard ist. Der Tischlermeister Anton und der städtische Schatzmeister Leonhard bedeuten die Gegenpole in der Entwicklung dieser Welt. Klara und auch der „Sekretär“, Klara's Jugendgeliebter, fallen ihr direkt zum Opfer, aus gleichen Gründen. Daß in dem Duell des Sekretärs mit Leonhard des Letzteren Kugel trifft, hat seine logische Begründung darin, daß in dieser verkehrten, schlechten Welt naturgemäß die schlechte Sache siegt. Aber auch Meister Anton ist ein Opfer, ja wohl sogar in der Hauptsache das Opfer, auf das es das Schicksal abgesehen hat. Der ehrbare Meister bleibt als ein geschändeter und verhöhnter Narr in einer Welt lebendig-todt zurück, die er nicht mehr zu begreifen vermag. Nur einen Ausweg giebt es aus dieser starren Enge und dumpfen Gebundenheit, den Karl beschreitet, den Ausweg übers Meer in eine neue Welt.

Fräulein Irene Triesch hat sich in der Rolle der Klara ganz wider mein Erwarten als eine vorzügliche Hebbel-Darstellerin erwiesen. Das Bohrende und Logische, das wie unter einem Bann zu einer Nothwendigkeit hinschreitende Wesen, aber auch das Gährende, aus der Tiefe Kommende Unheimliche, das allen Hebbelschen Gestalten zu eigen ist, brachte die Schauspielerin sehr gut zum Ausdruck und wußte es doch — was besonders schwer ist — mit der Gestalt des in der Enge lebenden Bürgermädchens organisch zu verbinden.

Karlshorst, 24. 11. 01. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Kapital und Arbeit in der Handelsvertragsfrage.

Der gegenwärtig in Deutschland sich abspielende handelspolitische Interessenkampf ist keineswegs ein Kampf für oder gegen die Erhöhung der Kornzölle. Der Kornzollkampf, der sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in England abspielte, war etwas ganz anderes als der heutige Meinungsstreit in Deutschland. Freilich auch in der heutigen Agitation ist der Kampf gegen die höheren Lebensmittelzölle bei der breiten Masse der Bevölkerung populär und ausschlaggebendes Moment. Aber neben diesem Kampf der „bloßen Konsumenten" gegen das theurere Brod läuft ein Widerstreit, der von ganz anderen Motiven ausgeht.

Der Kampf gegen den „Brodwucher" ist immer und in erster Linie die Aufgabe jener großen politischen Partei geblieben, welche die Interessen der Arbeitermasse vertritt. Bisher stehen unleugbar die übrigen Kreise, Handwerker, Industrielle und Kaufleute, dem eigentlichen Antibrodwucherkampf ferner. Und als man, aus diesen letztgenannten Kreisen heraus, eine Zentralorganisation für den handelspolitischen Kampf schuf, da war es nicht eine „Antikornzoll"-Liga, sondern ein „Handelsvertrags"-Verein, eine Organisation, die nicht zuerst den Kampf *gegen* die Kornzollerhöhungen, sondern *für* günstige Handelsverträge auf ihr Programm schrieb.

Daß auch in diesem Kampf für gute Handelsverträge die Kornzollfrage eine erste Rolle spielen würde, war nach Lage der Dinge in Deutschland natürlich, denn die ganze Frage spitzte sich sogleich darauf zu: wird uns das Ausland, in erster Linie Rußland, ausreichende Konzessionen auf Industrieartikel machen, wenn wir unsererseits zu solchen Konzessionen beim Getreide nicht bereit sind? Aber hat somit auch der Aufmarsch in der Agitation Aehnlichkeit mit jenem der Anti-Corn-Law-League, so waren doch die Motive wesentlich andere. Jener Kampf der Antikornzollliga lag wesentlich auf *sozialpolitischem*, der heutige Kampf in Deutschland dagegen liegt in erster Linie auf *handels*-, das heißt *wirthschaftspolitischem* Gebiete. Daß beide manches mit einander gemein haben, kann vorerst unberücksichtigt bleiben.

Was die in der Hauptsache von sozialen Gesichtspunkten diktirte Antikornzollbewegung der politischen Parteien, vor Allem der sozialdemokratischen,

nicht zu Wege brachte, das gelang jener Organisation für Förderung von Handelsverträgen ohne große Mühe, nämlich der Zusammenschluß der Produzenten, Handwerker, Kaufleute u. s. w., die am Abschluß günstiger Handelsverträge in erster Linie interessirt sind.

Der Umstand, daß die gegenwärtige Agitation so grundverschieden in ihren Motiven ist, von derjenigen, welche die Antikornzolliga betrieben hat, hat den großen Vortheil gehabt, daß heute in Deutschland auch diejenigen Kreise der handelsvertragsfreundlichen Agitation sich anschließen, welche durchaus keine Gegner der deutschen Landwirthschaft sind. Das Kampfgeschrei, welches einst in England erklang: „Hie Landwirthschaft, hie Industrie“, gilt für die heutige Bewegung in Deutschland durchaus nicht, denn in der handelsvertragsfreundlichen Agitation stehen heute auch zu einem guten Theil diejenigen gewerblichen Kreise, welche der Landwirthschaft in ihrer schwierigen Lage aufhelfen wollen. Ueberhaupt ist es zweifellos, daß gegenwärtig auch in den nichtlandwirthschaftlichen Kreisen eine lebhafte Sympathie für die deutsche Landwirthschaft vorhanden ist, und es scheint, als ob diese Sympathie zum großen Theile nicht einmal von wirthschaftlichen Gesichtspunkten aus diktirt ist, sondern mehr eine Sache des Gemüthes ist. Daß die deutsche Landwirthschaft an den Gewinnen der letzten Periode des Aufschwunges nicht in dem Maße theilgenommen hat, wie die übrigen Erwerbsstände, hat bei Vielen ein gewisses Mitgefühl erweckt, welches sicherlich so lange noch vorhalten wird, als nicht wirthschaftliche Störungen für Handel und Industrie hereinbrechen. Der leidige Umstand, daß von manchen Seiten in der heutigen Agitation gegen die Landwirthschaft als solche, sei es in sachlicher oder agitatorischer Weise aufgetreten wird, hat es bedauerlicher Weise vermocht, daß sich die Interessentengruppen in der Handelsvertragsfrage heute noch nicht so klar geschieden haben, wie es im Interesse einer ausgleichenden Lösung der ganzen Frage zu wünschen wäre. — D e r V e r s u ch m u ß d e ß h a l b g e m a ch t w e r d e n, d e n i n n e r e n G e g e n s a tz, d e r d e m a u g e n b l i ck l i ch e n h a n d e l s p o l i t i s ch e n K a m p f z u G r u n d e l i e g t, k l a r u n d d e u t l i ch a u f z u d e c k e n.

Mit dem Ruf: „Hie Landwirthschaft, hie Industrie“, das deuteten wir schon an, ist der Gegensatz nicht charakterisirt. Einmal sehen wir, wie schon angeführt, eine weit verbreitete Sympathie in gewerblichen Kreisen für die Landwirthschaft. Weiter aber sehen wir sogar ein ganz besonders enges Verhältniß und geradezu ein wirthschaftspolitisches Bündniß zwischen den Führern der agrarischen Bewegung und einem Theil der deutschen Industrie, namentlich jener Industrie, deren Erzeugung in der Hauptsache gerichtet ist auf industrielle Rohstoffe und Halbfabrikate. Beide Gruppen gehen in der handelsvertragsfeindlichen Hochschutzzollpolitik auf das Engste zusammen, indem jede höhere Zölle auf ihre Produkte haben will und jede die andere hierbei nach Kräften unterstützt. Drittens aber sehen wir, daß auch land-

wirthschaftliche Kreise für langfristige Handelsverträge und gegen die Getreidezölle, vor Allem gegen die Futtermittelzölle, auftreten. Namentlich die viehzüchtenden Kreise sind es, welche neuerdings die agrarische Hochschutzzollpolitik scharf bekämpfen.

Ist also auf der einen Seite die Industrie gespalten in dem Kampf um die Handelsverträge, so ist es andererseits die Landwirthschaft nicht minder.

Sehen wir zunächst einmal näher, welcher Theil der Industrie es ist, der mit den hochschutzzöllnerischen Agrariern Hand in Hand geht bezw. paktirt. In seiner Rede, welche der verstorbene Vorsitzende des Handelsvertragsvereins, Dr. Georg v. Siemens, am 8. Mai in der Ortsgruppe Magdeburg des Handelsvertragsvereins hielt, führte er Folgendes aus:

„Mit den Agrariern hat sich vereinigt im wirhschaftlichen Ausschuß die sogenannte „schwere Industrie", die Eisen- und Hüttenleute, die unter der Führung des „Zentralverbandes deutscher Industrieller" stehen; deren Logik ist ganz einfach, sie besagt: „Wir gestehen, daß Ihr höhere Getreidezölle braucht, was natürlich zur Folge hat eine schlechtere Lebenshaltung unserer Arbeiter. Wir müssen in Folge dessen höhere Löhne geben und daher auch höhere Zölle haben! Dieser Theil der Industrie ist in einer anderen Lage, als die Industrie, welche die Rohprodukte verarbeitet und in Fabrikate umwandelt. Das Eisen ist unentbehrlich für jeden Betrieb und jede Fabrikation. Wenn also das Eisen theuerer wird durch höhere Zölle, so trifft das alle übrigen Industrien. Es trifft das Baugewerbe, die Maschinenbau- und die elektrische Industrie und andere, denen damit die Produktionsbedingungen erschwert werden."

Herr v. Siemens stellte somit hier den größeren Theil der Industrie einem kleineren Theil, der sogenannten „schweren Industrie", gegenüber. Die handelspolitischen Ansprüche dieser schweren Industrie wollte er gleichfalls bekämpft wissen im Interesse der übrigen deutschen Industrien. Und diese „schwere" Industrie ist es auch, deren handelspolitische Interessen sich mit denen der hochschutzzöllnerischen Agrarier berühren. Das ökonomische Charakteristikum der „schweren" Industrie ist, daß sie auf die Erzeugung industrieller Ur- und Rohprodukte gerichtet ist, so im Kohlen- und Bergbau, in der Verhüttung u. s. w., die „leichte" dagegen verarbeitet diese Rohprodukte zu Fertigfabrikaten. Die „leichte" Industrie ist die Abnehmerin der „schweren". Indessen die Grenze zwischen beiden ist nicht leicht zu ziehen. Man wird aber sagen können, daß je weiter die Industrie sich vom Rohstoff entfernt, je mehr sie dem Fertigfabrikat zuneigt, desto weniger schutzzöllnerisch und um so mehr handelsvertragsfreundlich ist sie. Der Grad der auf den Rohstoff verwandten Arbeit ist maßgebend für die handelspolitische Stellung des betreffenden Industriezweiges. Die Erzeugung der industriellen Ur- und Rohstoffe, sowie der groben Halbzeuge, erfordert wenig menschliche Arbeit und Geschicklichkeit. Die Ge-

winnung wird zum großen Theil durch maschinelle und andere Einrichtungen besorgt. In dem Werth des entstandenen Produktes ist nur zum kleinsten Theile geistige oder manuelle Arbeit in Rechnung zu ziehen. Vor Allem ist hier auch das Anlagekapital im Verhältniß zum Betriebskapital ein besonders hohes. Die Arbeitslöhne machen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Produktionskosten aus.

In der „leichten" Industrie spielt die menschliche Arbeitskraft im Verhältniß zum Kapital eine ganz andere Rolle und zwar um so mehr, je weiter sich das Produkt der Fabrikation vom Rohstoff entfernt, d. h. je mehr Verarbeitungsprozesse der Rohstoff duchläuft. Da tritt der Rohstoff als solcher in den Hintergrund, die Fabrikation basirt nicht mehr in erster Linie auf dem Anlagekapital, sondern auf dem Betriebskapital; und innerhalb der Produktionskosten machen dementsprechend die Arbeitslöhne einen großen Prozentsatz aus.

Praktische Beispiele werden den Gegensatz sogleich deutlich machen. Die Eisenerzgewinnung, ferner die Roheisenerzeugung in Blöcken und Stäben, die rohe Formgebung des Eisens in Trägern, Platten u. dergl. werden zur „schweren" Industrie zu rechnen sein, in der die kapitalistischen Produktionsmittel, Grubenschächte, Hochöfen, Gußformen rc. die Hauptrolle spielen. Dagegen gehören zur „leichten" Industrie die weitere Verarbeitung des Eisens, vor Allem die Maschinenfabrikation, die Werkzeug- und Kleineisenindustrie, die Fahrradindustrie rc. In der Glasindustrie werden die Glashütten zur „schweren" Industrie zu rechnen sein, die Hohlglasbläsereien, vor Allem in zierlicheren Artikeln, die Kunstglasschleifereien rc. zur „leichten" Industrie.

Der Gegensatz läßt sich in fast allen Industrien verfolgen, so in der Textilindustrie zwischen den Spinnern und Webern, in der Zuckerindustrie zwischen den Zuckerproduzenten einerseits und den Konditoren, Chokolade- und Bisquitfabrikanten andererseits, in der Papierindustrie zwischen den Holzschleifern und Papiererzeugern auf der einen Seite und den Papierverarbeitern auf der anderen Seite.

Je weiter sich das Fabrikat vom Rohstoff entfernt, um so hochwerthiger wird es auch, und was ihm diesen immer höheren Werth verleiht, ist die in immer erhöhter Potenz darauf verwandte menschliche Arbeit und Geschicklichkeit.

Welches ist nun in Deutschland das thatsächliche Verhältniß zwischen der „schweren" und „leichten" Industrie? Zur Beurtheilung desselben führte Herr von Siemens in der schon zitirten Rede die Resultate der Berufszählung vom Jahre 1895 an. Danach betrug die Zahl unserer gewerblichen Arbeiter 7 320 000 Köpfe; von diesen wurden in Bergbau, Hütten und Salinen 533 000 beschäftigt. Von dem Ueberrest entfielen 850 000 auf das Baugewerbe, 799 000 auf das Textilgewerbe, 788 000 auf die Nahrungsmittelbranche, 492 000 auf die Maschinenbranche. Diese

Zahlen geben ja nur ein sehr oberflächliches Bild und es wäre wünschenswerth, einmal aus der Berufsstatistik die genauen Ziffern der einzelnen Branchen einander gegenüber zu stellen. Wenn wir darauf hier verzichten, so geschieht es deswegen, weil auch nach den Unterscheidungen der Berufsstatistik die Grenzlinien zwischen „leichter" und „schwerer" Industrie nicht immer zu finden ist. Es genügt hier auch, lediglich zu konstatiren, daß die weiter verarbeitende „leichte" Industrie im Laufe der letzten Jahrzehnte in Deutschland eine so enorme Entwickelung genommen hat, daß dadurch die „schwere" Industrie in ihrer Bedeutung sehr in den Hintergrund gerückt worden ist. Und dieser Prozeß in der wirthschaftlichen Entwickelung Deutschlands nimmt nicht ab, sondern zu. Ja er geht sogar so weit, daß selbst in der verarbeitenden „leichten" Industrie schon nicht mehr auf die groberen Massenartikel Werth gelegt wird, sondern daß diese Industrie immer mehr dazu übergeht, Spezialitäten zu erzeugen, an Stelle der Stapelartikel. Je mehr aber ein Artikel Spezialität ist, um so mehr geistige und manuelle Arbeit steckt in ihm und um so hochwerthiger wird er.

Die letzgeschilderte Industrie ist es vor Allem, welche den Hauptantheil an unserem Export stellt. Welche Bedeutung aber ein solcher Export für die Volkswirthschaft hat, wird erst dann richtig beurtheilt, wenn man bedenkt, in welchem Verhältniß Arbeit und Kapital bei dem exportirten Fabrikationsartikel betheiligt sind. Eine Schiffsladung Roheisen im Werthe von 50 000 Mark, die ins Ausland geht, hat für die deutsche Volkswirthschaft bei Weitem nicht den Effekt, den eine Ladung feiner Textilwaaren im gleichem Werthe hat, denn bei der ersten Sendung entfällt der größte Theil des Erlöses auf Kapitalzinsen, bei letzterer aber auf Arbeitslöhne.

Aus den eben gemachten Ausführungen ist ersichtlich, welche ungeheuere soziale Umwälzung in Deutschland ein Verlassen der dem Export günstigen Handelsvertragspolitik herbeiführen müßte.

Fassen wir den Unterschied, den wir zu charakterisiren versucht haben, noch einmal fest zusammen, so können wir sagen: Die „schwere" Industrie vertritt das Kapital und die „leichte" Industrie vertritt die Arbeit. Das ist, scharf zugespitzt, der Gegensatz, der die handelspolitische Stellungnahme der Interessenten bestimmt, bezw. bestimmen sollte. Denn merkwürdiger Weise sehen wir praktisch diesen Gegensatz bei den wirthschaftspolitischen Parteien nicht scharf durchgeführt. Im Zentralverband deutscher Industrieller, der bisher in den Handelsvertragsfragen das hochschutzzöllnerische Element vertreten hat, sehen wir heute noch eine große Reihe von Fabrikanten mitgehen, welche der „leichten" Industrie angehören und für die unbedingte Handelsvertragspolitik eintreten müßten. Indessen fast unbewußt beginnen sich auch hier die Parteien zu trennen unter der Führung der Zuckerleute auf der einen, und der Maschinenleute auf der anderen Seite.

Haben wir so versucht den Gegensatz in der Industrie zu formuliren, so bleibt uns auch in der Landwirthschaft der Widerstreit zu erklären übrig. Der Gegensatz der in der gegenwärtigen Agitation um die Handelsverträge aufgetaucht ist, ist der zwischen dem Getreidebauer und dem Viehproduzenten. Von den 5.5 Mill. landwirthschaftlichen Betrieben, welche nach der Zählung von 1895 vorhanden waren, waren 4 Millionen Betriebe unter 4 ha, d. h. also solche, die einen verkäuflichen Getreideüberschuß überhaupt nicht zu produziren im Stande sind; und nur rund ½ Million landwirthschaftlicher Betriebe produzirte mehr als 20 Doppelzentner Getreide, und zwar waren dies die Betriebe über 10 ha. Wir sehen sonach, daß die Getreidebauer vornehmlich dem größeren Grundbesitz angehören. Umgekehrt liegt der Schwerpunkt unserer Viehzucht im landwirthschaftlichen Mittel- und Kleinbetrieb. Die Denkschrift des deutschen Landwirthschaftsrathes über das Fleischbeschaugesetz enthält Angaben, wonach ¼ des gesammten Schweinebestandes im deutschen Reich in Betrieben unter 2 ha gehalten wird; 93½ pCt. des Bestandes in Betrieben unter 100 ha, und nur 6½ pCt. in Großbetrieben über 100 ha. Ebenso werden 88½ pCt. des Rindviehbestandes in Betrieben unter 100 ha gehalten und nur 11½ pCt. des Bestandes in Betrieben über 100 ha.

Der Gegensatz zwischen Getreidebauer und Viehproduzent charakterisirt sich somit als ein Gegensatz zwischen Großgrundbesitzer und Kleingrundbesitzer. Welches aber ist hier das unterscheidende ökonomische Prinzip? Es ist genau das Gleiche, wie zwischen der „leichten" und der „schweren" Industrie. Der Großgrundbesitzer hat ein enormes Anlagekapital in seinem Grund und Boden. Die Arbeitskraft die er aufbringen kann, ist im Verhältniß hierzu gering. Umgekehrt der Kleinbesitzer, bei dem die Arbeit der Hauptproduktionsfaktor ist und zu den Produktionskosten des fertigen Produktes den Hauptantheil stellt. In Folge dessen ist der Kleinbesitzer im Stande, hochwerthige Produkte zu liefern, wie Fleisch, Eier, Gemüse und dergleichen während der Großgrundbesitzer sich auf die minderwerthigen Massenartikel Getreide, Kartoffeln u. s. w. werfen muß. Würde der Großgrundbesitzer im Verhältniß zu Grund und Boden mehr Arbeitskräfte aufwenden, so würde auch er höherwerthige Produkte schaffen können. Dies aber würde für ihn eine vollkommene Umwandlung seines Betriebes bedeuten.

Nunmehr haben wir für die gesammte volkswirthschaftliche Produktion in Deutschland das unterscheidende Moment gefunden, welches die Interessenten in ihrer Stellungnahme bei der Handelsvertragsfrage bestimmt: Auf der einen Seite stehen Großgrundbesitz und „schwere" Industrie als Vertreter des Kapitals, auf der anderen Kleingrundbesitz und „leichte" Industrie als Vertreter der Arbeit.

Wir fragen jetzt nach den Gründen, warum die „schwere" Industrie und der Großgrundbesitz handelsvertragsfeindlich, und umgekehrt die

„leichte" Industrie und der Kleingrundbesitz handelsvertragsfreundlich sind. Der Grund ist ein doppelter: die „schwere" Produktion ist am Export wenig oder garnicht interessirt, ihr liegt hauptsächlich an der Erhaltung des Innenmarktes, die „leichte" Produktion dagegen ist auf den Export angewiesen und braucht auch auf dem inländischen Markt die ausländische Konkurrenz nicht in dem Grade zu fürchten, wie die „schwere" Industrie. Denn das ist ja klar, daß die allgemein vorhandenen kapitalistischen Produktionsfaktoren, wie Grund und Boden ꝛc. fast überall in genügender Menge vorhanden oder zu beschaffen sind, daß dagegen geistige und manuelle Arbeit ein Stück Individualität besitzen, welche sich der Konkurrenz leichter entzieht. Vermag daher die „leichte" Produktion bezüglich ihrer Arbeit leicht zu konkurriren, so muß sie andererseits darauf achten, daß sie die Roh- und Hilfsstoffe so billig als möglich erhält, denn je theurer sie ihre Roh- und Hilfsstoffe bezahlen muß, um so mehr schwächt sie ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber der ausländischen Produktion, welche diese Rohstoffe billiger erhält. Hier spielt also vor Allem auch die Frage der Getreidezölle und der sonstigen Lebensmittelzölle mit hinein. Denn hierdurch werden ja nicht nur, wie etwa die Futtermittel für den Viehproduzenten, die Rohstoffe vertheuert, sondern auch die Arbeitskraft. Kann die „schwere" Industrie die Getreidezollerhöhungen verhältnißmäßig leicht in den Kauf nehmen, weil für sie die Belastung eine geringere ist, denn sie beschäftigt ja wenig Arbeitskräfte, zumal sie ihrerseits sich durch Zölle auf ihre Produkte schadlos zu halten sucht, so kann andererseits die „leichte" Industrie die schwere Belastung, welche die Lebensmittelzölle für ihre Arbeitskräfte bedeuten, nicht ruhig hinnehmen. Und je mehr Arbeitskräfte eine Industrie braucht, um so unerträglicher wird die Belastung. Am lebhaftesten interessirt an billigen Nahrungsmitteln ist daher die Hausindustrie.

In derselben Lage wie die leichte Industrie befinden sich die freien Berufe, welche ja zum großen Theile lediglich auf den Ertrag ihrer Arbeitskraft angewiesen sind und ferner vor Allem das Handwerk. Seltsamer Weise ist es der konservativen Mittelstands-politik bisher gelungen, die Handwerkerkreise zum größten Theil von der handelsvertragsfreundlichen Agitation fernzuhalten, oder gar das Handwerk für die agrarischen hochschutzzöllnerischen Bestrebungen zu gewinnen.

Zu guterletzt, aber nicht am wenigsten, ist der von uns charakterisirte Gegensatz auch für die Arbeiterkreise maßgebend. In dieser Beziehung war bisher die Haltung der sozialdemokratischen führenden Kreise außerordentlich interessant. Das Parteiprogramm diktirte die Freihandelspolitik und mußte so nothwendiger Weise die sozialdemokratischen Kreise mit den glücklicher Weise nicht sehr zahlreichen bürgerlichen Vertretern der absoluten Freihandelsdoktrin in der Agitation zusammenschweißen. Dies war den meisten aber nicht recht, denn jene bürgerlichen Führer begründeten die Freihandels-

doktrin hauptsächlich aus Gesichtspunkten, welche der kapitalistischen Produktionsweise angehörten. Daher schrieb zunächst Kautsky seine kleine Schrift „Handelspolitik und Sozialdemokratie“, in welcher zwar das gemeinsame Ziel konstatirt wurde, die Begründung aber bei Kautsky wesentlich anders lautete, als bei den bürgerlichen Freihändlern. Dann indessen gingen Schippel und Calwer, welche beide schutzzöllnerische Ideen propagirten, und von denen namentlich Schippel sein Buch mit heftigen Ausfällen gegen den bürgerlichen wirthschaftlichen Liberalismus würzte. Am vernünftigsten blieb Calwer, der vor Allem betonte, daß für den Arbeiter der vertragsmäßige Zustand vor dem handelsvertragslosen vorzuziehen sei.

Nun, an den praktischen Freihandel denkt auch in bürgerlichen Kreisen gegenwärtig wohl Niemand, und den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des Interesses, welches der Arbeiter an der Handelsvertragspolitik hat, giebt uns die Unterscheidung des Herrn v. Siemens. Der deutsche Arbeiter hat das dringendste Interesse daran, diejenigen Produktionen im handelspolitischen Kampfe zu unterstützen, welche seiner Arbeitskraft den größten Verwendungsspielraum lassen und seine Arbeit stets hochwerthiger gestalten.

Die Gegensätze, welche heute ausgefochten werden, sind nicht allein der zwischen Freihandel und Schutzzoll, zwischen Industrie und Landwirthschaft, zwischen Auslandsmarkt und Inlandsmarkt, sondern vor Allem der Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit. Die hauptsächlich auf die Verwerthung des Kapitals gestützte „schwere“ Produktion steht gegenüber der auf möglichst ausgiebige Verwerthung der Arbeit bedachten „leichten“ Produktion. Die eine führt zur Anhäufung neuer Kapitalien in den Händen verhältnißmäßig Weniger, die andere zu gesteigertem Arbeitseinkommen und seiner Vertheilung unter eine große Menge. Das ist der soziale Gegensatz in der Handelsvertragsfrage.

Die Erkenntniß dieses Gegensatzes ist bei Beurteilung der schwebenden handelspolitischen Fragen, sei es der landwirthschaftlichen oder der industriellen, nicht der einzige Leitstern; jeweilig besondere Verhältnisse sind zuletzt maßgebend, und vor Allem die historische Entwickelung, aber für die Entscheidung in den prinzipiellen Fragen ist der oben erkannte soziale Gegensatz jedenfalls nicht weniger wichtig als irgend ein anderer.

Dr. Hjalmar Schacht.

Chamberlain's Rede. Die jüngsten Polen-Prozesse.

Mit elementarer Gewalt ist der Haß, den die Unterjochung der Buren im deutschen Volke gegen England erregt und immer höher gethürmt hat, zum Ausbruch gekommen. Der Kolonialminister Chamberlain hat in einer Rede in Edinburg gesagt: „Die Zeit kommt jetzt, wo es

nothwendig sein mag, strengere Maßregel zu ergreifen, um die Aufständischen und die Guerillabanden zu bekämpfen. Wenn diese Zeit da ist, wird die Regierung Präzedenzfälle für Alles, was sie thun wird, in dem Vorgehen jener Nationen finden, die Englands Vorgehen als Barbarei und Grausamkeit verurtheilen; aber sie wird sich doch nie dem nähern, was diese Nationen in Polen, im Kaukasus, in Bosnien, in Tongking und im Kriege von 1870 thaten." Die Russen, Franzosen und Oesterreicher haben zu diesen Worten geschwiegen — aus naheliegenden Gründen: die Russen haben es nicht übel genommen, weil sie der Barbarei thatsächlich noch nicht entwachsen sind; die Oesterreicher, weil bei dem mangelnden einheitlichen Nationalgefühl sich die Masse als solche nicht getroffen fühlt; die Franzosen, weil sie dadurch mittelbar gezwungen gewesen wären, den Deutschen ein Ehrenzeugniß auszustellen. In Deutschland aber ist ein wahrer Sturm losgebrochen. Sieht man den Ausspruch rein logisch oder gar juristisch an, so ist ihm nicht so ohne weiteres beizukommen. Die Deutschen sind ja garnicht einmal genannt: der Ausspruch von 1870 kann nach dem Wortlaut auch auf die Franzosen bezogen werden. Auch eine formale Beleidigung liegt nicht vor, denn zu dieser gehört, wie bei Gelegenheit des traurigen Insterburger Offizier-Duells zur Genüge festgestellt worden ist, der animus injuriandi, die Absicht, und Herr Chamberlain ist denn doch ein zu gewiegter Politikus, als daß man ihm zutrauen dürfte, er habe alle anderen großen Nationen zugleich beleidigen wollen. Vor englischen Zuhörern, die doch von vornherein geneigt sind, die Thaten ihrer Truppen im besten Lichte zu sehen, ist der Vergleich mit den Thaten anderer Völker nicht sowohl einer Herabsetzung dieser, als eine Hebung jener. Ob die Vergleichung eine thatsächlich richtige und wahrhaftige ist, hat mit der Frage der Injurie formal nichts zu thun.

Es war daher sehr verkehrt, wenn in Zeitungen und manchen Versammlungen gefordert wurde, unser Auswärtiges Amt hätte einschreiten und bei der englischen Regierung Protest erheben sollen, und ganz unsinnig die Vorstellung, daß Fürst Bismarck das gethan haben würde. Wir haben ja einmal einen solchen Fall gehabt, wo die öffentliche Meinung mit einer ähnlichen Aufwallung von berechtigter moralischer Entrüstung das Einschreiten für einen niederträchtig mißhandelten Landsmann forderte: bei der Vertreibung des Fürsten Alexander von Battenberg aus Bulgarien im Jahre 1886. Fürst Bismarck aber war ein viel zu kluger Staatsmann, um sich von solchen moralischen oder landsmannschaftlichen Empfindungen zu einer verkehrten Politik gegen eine Großmacht hinreißen zu lassen, und die offiziöse Presse wies die öffentliche Meinung ziemlich scharf zurecht und schüttelte den Fürsten Alexander recht unsanft ab.

Was Fürst Bismarck in einem Falle wie dem vorliegenden gethan haben würde, um den verletzten Empfindungen des deutschen Volkes eine

Genugthuung zu schaffen, ist bei einem Mann, der in jeder neuen Situation unerschöpflich in der Findung neuer und eigenthümlicher Mittel war, unmöglich zu sagen. Es ist auch garnicht einmal nöthig, die Frage so zu stellen, da jeder Staatsmann seine Mittel nicht nach ein für alle Mal gültigen Gesetzen, sondern nach seiner eigenen Natur und Individualität wählt, und wir mit Vergnügen feststellen dürfen, daß der jetzige Herr Reichskanzler die Chamberlain-Sache wieder mit dem ganzen ihm eignen diplomatischen Geschick behandelt hat. Die Regierung hat sich in absolutes Schweigen gehüllt und die Abwehr ausschließlich derjenigen Stelle überlassen, die dazu berufen war, der öffentlichen Meinung. Diese allein war berufen, ihre Stimme zu erheben, weil sie nicht verpflichtet ist, wie ein Auswärtiges Amt sich von logischen Satz- und Wort-Interpretationen einschränken zu lassen, sondern nur Stimmungen zum Ausdruck kommen läßt. Die Volksversammlungen kümmerten sich nicht um den Wortlaut der Chamberlain'schen Rede, sondern hielten sich einfach an die Thatsachen, die über das Verhalten der Engländer in Afrika berichtet worden sind, und erklärten, nicht dulden zu wollen, daß eine solche Kriegführung mit derjenigen der Deutschen im Jahre 1870 verglichen werde. Es ist doch unwiderlegt geblieben, daß bei zwei verschiedenen Gelegenheiten englische Soldaten, als sie angegriffen wurden, gefangene Burenfrauen vor sich aufgestellt und, durch sie gedeckt, gefeuert haben. Es sind thatsächlich in diesem Kampf Burenfrauen von den Geschossen ihrer Landsleute getroffen worden. Noch schlimmer aber, weil von oben angeordnet, während jenes nur vereinzelte Barbareien sein mögen, ist der Zustand in den Konzentrationslagern. General Kitchener hat, um den Buren die Lebensmittel abzuschneiden, angeordnet, daß in sehr weiten Gebieten alle Farmen verbrannt, alles Brauchbare weggeschafft und die Burenfamilien auf einige wenige Punkte konzentrirt und hier zusammengehalten werden. Ob diese Maßregel militärisch richtig berechnet ist, mag zweifelhaft sein, denn so ganz vollständig ist sie doch schwer durchzuführen, und die geringen Reste von Lebensmitteln die bleiben, genügen, um den kleinen Burenschaaren fortzuhelfen, wenn sie durch das Land fliegen, während die Kolonnen der Engländer jetzt genöthigt sind, stets große Fuhrparks mit sich zu schleppen, die ihnen jede schnelle Bewegung unmöglich machen, so daß sie die Buren nicht fassen können. Aber wie die Maßregel auch militärisch einzuschätzen sei, als völkerrechtlich unerlaubt darf man sie nicht hinstellen. Ich glaube nicht, daß eine deutsche Armeeleitung, wenn sie es militärisch für zweckmäßig hielte, davor zurückschrecken würde. Schlechterdings unerläßlich gehört aber dazu die Unterbringung und Verpflegung der von ihrer Scholle vertriebenen Familien. Die amtlichen englischen Berichte, die soeben darüber erschienen sind, behaupten, daß hierin jetzt Ordnung sei, aber sie geben zu, daß nicht von Anfang an, und offenbar ziemlich lange Zeit nicht, die nothwendige Fürsorge gewaltet habe. Das Bild, wie diese

Burenfamilien ohne Schutz gegen Wetter und Regen, in Massen zusammengepfercht, ohne genügende Nahrung, auf dem durchweichten Boden haben kampiren müssen, ist erschütternd. Das massenhafte Hinsterben der Kinder machte den Eindruck, als ob die Engländer es darauf anlegten, die Burenrasse auszurotten. Ganz gewiß kann von einer Absicht nicht die Rede sein. Es ist die Unfähigkeit der Verwaltung, rechtzeitig vorzusorgen und die Brutalität des Oberkommandos, das ohne solche Vorsorge die Durchführung seiner Maßnahmen befahl und aufrecht erhielt. Den Gipfel der Grausamkeit aber bedeutet die Vorschrift, daß denjenigen Familien, die als eigentliche Gefangene betrachtet wurden, nicht einmal die volle Nahrungsportion, wie den übrigen gereicht, sondern ihnen die Fleischlieferung gestrichen wurde, so daß sie mit Absicht und Bewußtsein auf Hungerkost gesetzt waren.

Diese thatsächlichen Schändlichkeiten sind es, die den Vorstellungskreis der öffentlichen Meinung beherrschen und mit denen man unsere Kriegführung im Jahre 1870 nicht verglichen wissen will. Ja schon die Zusammenstellung beider Kriege überhaupt verbittet man sich.

An sich ist es Herrn Chamberlain gewiß nicht unangenehm, irgendwo im Auslande angegriffen zu werden, denn das befestigt seine Stellung im Innern. Aber Herr Chamberlain ist gerade derjenige englische Staatsmann, der ganz gern die englische Politik auf ein Zusammengehen mit Deutschland aufbaute. Rußland, Frankreich, die Vereinigten Staaten stoßen an vielen Stellen des Erdballs mit dem alten seeherrschenden Albion doch noch stärker zusammen als Deutschland. So ist es Herrn Chamberlain klar geworden, daß er das deutsche Volk gar zu sehr gereizt habe, und er hat seiner Rede jetzt eine Interpretation folgen lassen, die geeignet ist, abzuschwächen und zu beruhigen, und kaum war das geschehen, so hat auch das offiziöse Organ unseres Auswärtigen Amts, die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" den Mund, der so lange fest geschlossen war, aufgethan und gethan, was ihr zu thun noch übrig blieb, nämlich die Summe gezogen von dem, was geschehen war. So hat Herr Chamberlain seine Lektion weg, ohne daß es zwischen den beiden Regierungen zu einer Reizung gekommen ist und die divergirenden Strömungen in der Leitung unserer Politik und den Wünschen der öffentlichen Meinung sind so weit genähert, daß keine absolute Spaltung mehr besorgt zu werden braucht. Weiter darf man nichts weder hoffen noch verlangen. Denn auch an dieser Stelle und in diesem Augenblick sei es wieder betont, daß es heute für die deutsche Politik ganz unmöglich ist, sich mit England auf einen feindlichen Fuß zu stellen. Nicht die Engländer, sondern die Russen haben uns die großen Schwierigkeiten in China gemacht und jene Briefe des Generals Voyron an den Feldmarschall Waldersee, die man in Paris mit suffisantem Hohn veröffentlichte, haben von Neuem dargethan, wie wir von Feinden umlauert sind ringsum. Die Buren geben ein ewig unvergeßliches Beispiel

heldenmüthigen Freiheitskampfes und noch in Jahrhunderten werden die Völker sich moralisch stärken an dieser Erinnerung. Aber die Politik ist hart und gefühllos: helfen können und dürfen wir ihnen nicht.

* * *

Als wir das letzte Mal an dieser Stelle das Problem der fremden Nationalitäten im Deutschen Reiche behandelten, geschah es unter der Spitzmarke „Die glücklichste Partei". Damit waren die Polen gemeint, die unsre Regierung mit materiellen Wohlthaten überschüttet, während gleichzeitig eine Reihe von Maßnahmen dafür sorgen, daß keinerlei Annäherung zwischen Polen und Deutschen stattfindet, die Kluft zwischen den Nationen vielmehr vertieft wird, so daß die Polen, fest zusammen haltend, im Rücken gedeckt durch die katholische Kirche, materiell blühend, die Deutschen aus unsren Ostprovinzen mehr und mehr verdrängen. Alle Gegenmaßregeln, die man dagegen getroffen, haben fast nichts gefruchtet, und andere wirksamere Maßregeln sind noch von keiner Seite vorgeschlagen worden.

Der Hauptfehler unsres Regierungssystems liegt in der Schule. In der Meinung, daß ein Pole, der deutsch lerne, dadurch dem Deutschthum näher gebracht werde, zwingt man den Polen die deutsche Schulsprache auf. Der Erfolg ist, daß die Polen durch die Vernachlässigung und Unterdrückung ihrer Muttersprache zur höchsten Leidenschaft gereizt, das aufgezwungene Deutsch nicht verwenden, sich mit ihren deutschen Nachbarn zu verständigen, sondern sie um so besser und erfolgreicher zu bekämpfen. Je schärfer man gegen sie vorgeht, desto sicherer ist dieser Erfolg. Jedes kleine Martyrium, das die Strenge der Behörden über einen Einzelnen verhängt, führt mit Sicherheit dazu, den deutschen Geschäftsleuten und Handwerkern den Kreis der polnischen Kundschaft, von dem sie ehedem gelebt haben, mehr und mehr zu verengen und so einen nach dem andern aus dem Lande zu vertreiben.

Aber die Schädigungen, die das Deutschthum durch diese verfehlte Politik erfährt, gehen noch viel tiefer. Die jüngsten Polenprozesse, die sich dort im Osten abgespielt haben, haben so unsäglich traurige Zustände enthüllt, daß es nicht bloße politische, sondern Gewissenspflicht ist, davon zu reden und auf Abhilfe zu dringen.

So lange es sich nur um den weltlichen Schulunterricht handelt, ist das System, die fremdsprachigen Kinder zwangsweise deutsch zu unterrichten, zwar pädagogisch falsch und dem Deutschthum am letzten Ende nicht nützlich, sondern schädlich, aber der Schade bleibt innerhalb gewisser Grenzen. Wenn für die große Masse, die auf diesem Wege erlangte Bildung nothwendig nur eine sehr mangelhafte sein kann, so wird das etwas wieder dadurch ausgeglichen, daß für die Begabtesten, die das Deutsche wirklich beherrschen lernen, die Ausbildung eine viel intensivere ist, als sie sonst die Volksschule gewährt, also auch besser als die der deutschen Kinder, und die

höheren und wohlhabenden Klassen sorgen durch Privatunterricht dafür, daß das Wissen und Können in der eignen Sprache, Literatur und Geschichte genügend ergänzt wird. In dem Thorner Geheimbunds-Prozeß haben die Gymnasiasten ausgesagt, daß ihr Direktor es sie immer habe merken lassen, daß er es ungern sähe, wenn sie polnische Bücher aus der Bibliothek entliehen, und dieser Direktor, Dr. Preuß, hat selber als Zeuge bekundet, daß er es nicht geduldet haben würde, wenn seine erwachsenen Schüler einen Zirkel zwecks Studiums der polnischen Literatur und Geschichte hätten bilden wollen. Denn, so versicherte er, davon hätten sie auf der Schule schon genug gelernt. Es ist wohl nicht unnatürlich, daß für dieses „genug" junge Polen eine andere Grenze haben, als ihr deutscher Direktor, und es wird auch Pädagogen geben, die solcher Grenzsteckung des Wissens bei strebsamen jungen Leuten prinzipiell nicht beistimmen. Wie dem auch sei, die Bahn des Unheils, die durch solche Pädagogik eröffnet wird, ist mit einem Blick zu überschauen: An die Stelle des erlaubten Zirkels tritt der geheime, dem geheimen folgt die Strafe; der politische Beigeschmack, der der Sache von vornherein anhaftet, macht die Strafe zu einer sehr harten, eine Anzahl von jungen Leuten sind gebrochen und ruinirt, und die Gerichtsverhandlung läßt in uns allen die bösen Erinnerungen aufsteigen, wie auf dieselbe Weise und mit denselben Argumenten einst deutsche Jünglinge in den Turnvereinen und Burschenschaften wegen Pflege ihres Nationalgefühls vor den Richter geschleppt wurden. Aber so traurig das ist, die Zeiten sind doch milder geworden und die Verurtheilten werden nach Verbüßung ihrer Strafen Mittel und Wege finden, darüber hinwegzukommen.

Was tiefer greift, ist die Anwendung jenes falschen pädagogischen Prinzips auf den Religionsunterricht. Den Kindern, die genügende Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht haben, soll auch der Religionsunterricht auf der Oberstufe der Volksschule deutsch ertheilt werden. Wann sind Kinder einer fremden Sprache soweit mächtig, um den Religionsunterricht, der doch auch Erbauung und Seelsorge einschließt, in ihr zu empfangen? Es kommen bei diesem Unterricht Begriffe in Betracht, die, wenn auch bloß instinktiv, doch so fein und innig von den Kindern aufgefaßt werden müssen, daß schon ein sehr verständnißvoller Lehrer dazu gehört, um das nach den Antworten in den Schulstunden richtig zu beurtheilen.

Da war es doch wohl eine überaus gefährliche Methode, daß die Regierung denjenigen Lehrern, die besonders gute Ergebnisse, nicht etwa in der allgemeinen Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend, sondern speziell in der deutschen Sprache erzielten, erhebliche Gratifikationen in Aussicht stellte. Auch die Lehrer in dem Städtchen Wreschen haben solche Gratifikationen empfangen. Sie erklärten ihre Schüler für reif für den deutschen Religions-Unterricht und ein Regierungs-Kommissar bestätigte dies Ergebniß.

Die Eltern dieser Kinder waren anderer Ansicht. Sie sind des Glaubens, nicht bloß die Sprache, sondern auch die Religion der Deutschen sei eine andere. Eine Frau, die gefragt wurde, in welcher Sprache denn unser Herr Jesus selbst gesprochen, antwortete, „doch wohl polnisch, da er ja Jude gewesen sei und die Juden doch alle polnisch könnten". Die Logik ist anfechtbar, aber sie ist doch immer menschlich noch derjenigen des Vorsitzenden, des Landgerichtsdirektors Kah, vorzuziehen, der es für seine Aufgabe hielt, den Angeklagten auseinanderzusetzen, daß die Religion in jeder Sprache dieselbe sei. Die Religion — ja: aber auch die Lehre der Religion? Und auf diese kommt es hier doch wohl an. Selbst angenommen, die sämmtlichen Kinder seien durch den bloßen Volksschul-Unterricht wirklich so weit gebracht, dem Religions-Unterricht in deutscher Sprache mit ganz vollkommenem Verständniß folgen zu können, bleibt es nicht immer noch ein schwerer pädagogischer Mangel, wenn die Kinder ihn in einer andern Sprache empfangen, als sie mit ihren Eltern sprechen? Was werden unsere Landsleute in Siebenbürgen und Livland sagen, wenn sie einmal gezwungen werden, mit Berufung auf das Beispiel Preußens, den evangelischen Religions-Unterricht in magyarischer und russischer Sprache ertheilen zu lassen?

In dem Bericht der „Germania" (in den Zeitungen, die mir sonst näher stehen, habe ich diese Stelle nicht gefunden) steht zu lesen, die Zeugin Gadzinska habe weinend gesagt: „Der Hauptlehrer Koralewski habe ihr einen Katechismus in deutscher Sprache vorgelegt und, auf das »Imprimatur« des Erzbischofs weisend, erklärt, es sei dies Zeichen ein Beweis dafür, daß der Herr Erzbischof das Lehren der katholischen Religion in deutscher Sprache an die Polenkinder wünsche und gestatte. Da habe sie bitterlich geweint. Der Vorsitzende: Ja warum denn? Zeugin, weinend: Wenn mein Kind mir Sonntags den Katechismus oder die biblische Geschichte in meiner Sprache vorliest, so bin ich glücklich. Das ist mein ganzes Vermögen, Alles, was ich in der Welt an Freude habe, liest es aber dasselbe in einer mir schwerverständlichen Sprache, die es selber nicht versteht (weinend), so thut mir mein Herz weh, so möchte ich lieber todt sein, als das erleben, daß dies unser Herr Erzbischof gestatten soll. Vors.: Ja, aber meinen Sie, daß es dem lieben Gott weniger angenehm sei, wenn Sie in deutscher Sprache beten, anstatt in polnischer? Zeugin: Der liebe Gott will, daß Jeder in der Sprache betet, die er ihm gegeben."

Der Hauptlehrer Koralewski hat zugegeben, daß er sich jener Unwahrheit bedient habe — weil die Frau vor Aufregung krank gewesen sei und er sie dadurch zu beruhigen hoffte.

Es handelt sich um 13jährige und 14jährige Kinder, die doch schon eine gewisse eigene Einsicht und eigenen Willen haben. Sie haben sich in ihren Zweifeln an ihren Beichtvater, den Vikar Laskowski gewandt. Man klagt diesen Geistlichen an, daß er die Kinder nicht einfach angewiesen habe,

zu gehorchen und hat festgestellt, daß er sich auch sonst schon als eifriger Nationalpole gezeigt habe. Wenn wir aber als Deutsche der Wahrheit gerade ins Gesicht schauen wollen, müssen wir nicht zugestehen, daß dieser polnische Vikar, selbst wenn er der mildeste Mensch gewesen wäre, in einen schweren Konflikt gebracht war? Mußte er nicht der Ueberzeugung sein, daß wenn nicht bei allen, doch zum wenigsten bei den Kindern, die mit ihren Eltern eine gemeinsame Religionspflege haben und mit ihnen nur polnisch sprechen, die Neuerung eine Religions-Schädigung bedeute?

Eine direkte Einwirkung auf die Kinder hat der Vikar unter seinem Zeugeneide abgeleugnet. Wie weit nun auch die indirekte Beeinflussung gegangen sein mag, jedenfalls haben sich die Kinder mit unbeugsamer Hartnäckigkeit geweigert, in dem deutschen Religionsunterricht Antworten zu geben.

Ueber den Konflikt, der nun entstand, gebe ich den Bericht der „Täglichen Rundschau“ wieder, von dem man bei dem bekannten Standpunkt dieser Zeitung nicht annehmen darf, daß er zu Gunsten der Polen gefärbt sei. Der Bericht im „Tag“ stimmt meist wörtlich damit überein; aus ihm füge ich in eckigen Klammern einige Wendungen ein, die in dem Bericht der erstgenannten Zeitung fehlen.

Er lautet: „Die Kinder weigerten sich fortgesetzt, den Lehrern Rede und Antwort zu stehen. Nach eingehenden Erhebungen ertheilte die Regierung nunmehr den Lehrern die Erlaubniß, mit Züchtigungen und Arreststrafen vorzugehen. Trotzdem wurde der Widerstand von Tag zu Tag größer und die Kinder ertrugen [mit einer geradezu bewunderungswürdigen Ausdauer] stillschweigend selbst die empfindlichsten Strafen. Die vierzehnjährige Tochter des Bäckermeisters Smielowicz weigerte sich während des Religionsunterricht, den deutschen Katechismus in die Hand zu nehmen und als sie [nach einer entsprechenden Tracht Prügel] dazu gezwungen wurde, faßte sie das Buch mit der Schulschürze an. [Gleichzeitig erklärte sie kategorisch, daß sie die Religion in deutscher Sprache niemals lernen würde. Die Folge waren weitere harte Strafen, die über das Mädchen verhängt werden mußten, obwohl sie sonst zu den besten Schülerinnen der ersten Klasse gehörte und für ihr Alter sehr entwickelt war.] Ein Knabe Noranski erklärte vor versammelter Klasse dem Religionslehrer, daß er nie in seinem Leben die Religion mit Hilfe der deutschen Sprache lernen werde, trotzdem seine Mutter eine Deutsche und Protestantin sei. Am 20. Mai dieses Jahres verhängte der Lehrer über die ganze Klasse eine Stunde Arrest. Aber auch nach dieser Zeit weigerten sich die Schüler einmüthig, dem Lehrer auf seine Fragen und Vorhaltungen zu antworten, weshalb dieser den Kreisschulinspektor und den ersten Lehrer Koralewski herbeiholen ließ. Zunächst forderte der Kreisschulinspektor nochmals die Kinder auf, von ihrem Widerstande abzulassen. Diese erklärten jedoch nach wie vor, sie würden niemals in der

Sprache der „Fremdlinge" und „Räuber der Gewalt" Religionsunterricht annehmen. Nun schickte der Kreisschulinspektor sie in verschiedene leer stehende Klassen, wo die Lehrer sie [gehörig] durchprügelten. Ein Mädchen, Namens Tomaskowska, wurde dabei ohnmächtig davongetragen, ein anderes lag längere Zeit krank. Auch bei anderen Kindern erklärte ein Arzt, daß die Züchtigungen das erlaubte Maß überschritten hätten. In Folge dessen sammelte sich eine Volksmenge vor dem Schulgebäude an, die mit Gewalt in das Schulgebäude einzudringen versuchte. Einzelne Personen warfen mit Steinen in die Fenster und nach den dahinter stehenden Lehrern, und schließlich gelang es den Leuten, die Thüren zu erbrechen, worauf sich etwa 50 Personen mit Stöcken bewaffnet in die Klassenzimmer begaben, offenbar in der Absicht, über die Lehrer herzufallen. Inzwischen war jedoch die Polizei und die Gensdarmerie alarmirt und dieser gelang es schließlich, im Verein mit dem Kreisschulinspektor, die wüthende Menge zurückzudrängen und die Lehrer in Sicherheit zu bringen."

Bei den Gerichtsverhandlungen, die in Gnesen stattgefunden haben, ist festgestellt, daß unter der Menge, die das Schulhaus erstürmte, ein mehrfach bestrafter Verbrecher war, der jetzt im Zuchthause sitzt.

Thatsächlich verletzt ist bei dem Auflauf keiner von den Lehrern. Ueber Beschimpfungen und Bedrohungen ist die Menge, obgleich wie das bei solcher Gelegenheit zu geschehen pflegt, die gefährlichsten Elemente eingemischt waren, nicht hinausgegangen.

Der Kreisschulinspektor Winter hat bei der Verhandlung unter der Begründung, daß es arme verführte Menschen seien, um eine möglichst milde Bestrafung gebeten.

Das Gericht, Vorsitzender Landgerichtsdirektor Kah, hat die Milderungsgründe nicht gelten lassen. Es erinnert an jenes Löbtauer Urteil bei einem Arbeiterauflauf in Sachsen, das in ganz Deutschland durch seine Härte ein so peinliches Aufsehen erregte, wenn wir lesen, daß Strafen bis zu 1 Jahr, 1½ und 2½ Jahr Gefängniß ausgesprochen worden sind.

Die Regierung in Bromberg hat verfügt, daß der deutsche Religionsunterricht in Wreschen wieder aufzunehmen und fortzusetzen sei.

Ich aber denke, es ist Zeit, daß deutsche und evangelische Männer mit ihrem Gewissen zu Rathe gehen und sich fragen, was zu thun sei damit das deutsche Volk bei dieser Art von Nationalitäten-Kampf nicht Schaden nehme an seiner Seele.

* * *

Wird man wieder gegen mich mit der Insinuation arbeiten, daß ich Solches aus einer unerklärlichen Polenfreundschaft schreibe oder aus Neigung zur katholischen Kirche? Ueber die Beschimpfungen, Bedrohungen und Vergewaltigungen, denen das Deutschthum in unseren Ost-Provinzen ausgesetzt ist, empfinde ich mit nicht geringerer patriotischer Entrüstung und

Sorge als die Herrn, die die heutige Ostmarken-Politik vertreten, und die Hoheits-Rechte des preußischen Staates wie die zukünftige Sicherheit des Deutschen Reichs können keinem Deutschen heiliger sein als mir. Eben darum aber sorge ich mich auch immer von Neuem, daß nicht bloß guter Wille da sei, sondern auch die rechten Mittel für das Heil des Vaterlandes gefunden werden.

Delbrück.

24. November 1901.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Jentsch, K. — Friedrich List, 41. Band der Biographien-Sammlung „Geisteshelden". Geh. M. 3,60, geb. M. 4,80. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft. Herausgegeben von der Deutschen **Kolonialgesellschaft.** Heft 1—5. Preis für das Jahr M. 10,—. Einzelnes Heft 60 Pf. Jährlich 20 Hefte. Berlin, Wilhelm Süsserott.
Levi, G. E. — Del Duello. (52 S.) Firenze, G. Ramella & C.
Losch-Stuttgart. — Württembergische Gegenwartsfragen u. Zukunftsfragen. (64 S.) Stuttgart, W. Kohlhammer.
Nordenholz, A. — Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Produktion. M. 7,—. München, C. H. Beck.
Plate, Prof. Dr. L. — Die Abstammungslehre. (Gemeinverst. darwinist. Vortr. u. Abhandlungen, herausgeg. v. Dr. W. Breitenbach. Heft 1.) 51 S. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.
Reich, Dr. E. — Kunst und Moral. (248 S.) Wien, Manz.
Reinke, Dr. J. — Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin, Gebr. Paetel.
Richter, O. — Topographie der Stadt Rom, 2. Auflage. M. 15,—. München, C. H. Beck.
Riemann, D. R. — Goethe's Romantechnik. M. 6,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Schmidt, Dr. Ferd. Jac. — Grundzüge der konstitutiven Erfahrungsphilosophie als Theorie des immanenten Erfahrungsmonismus. M. 6,—. Berlin, B. Behr.
Schmidt, Paul. — Kaiser Otto III. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 2,—. Leipzig, Heinrich J. Naumann.
Schoembs, Jakob. — Die neue Familie. M. 6,—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
Schwarz, Dr. E. — Dr. H. Schröder und die preussische Oberlehrerfrage: eine Ehrenschuld Preussens. 60 Pf. Schalke i. W., E. Kannengiesser.
Entwürfe eines Reichsgesetzes betr. d. **Sicherung der Bauforderungen.** Amtliche Ausgabe. (170 S.) Berlin, R. v. Decker.
Sienkiewicz, H. — Ums liebe Brot. Fr. 2,70 oder M. 2,—. Bern, A. Benteli.
Verein für Sozialpolitik. — Neue Untersuchungen über die Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland. Band 1, 2, 3. Leipzig, Duncker & Humblot.
Verein für Sozialpolitik. — Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands. 3. Band. (218 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.
Steffen. — Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter I. 2/3. M. 7,—. Stuttgart, Hobbing & Büchle.
Stölzle, R. — A. v. Kölliker's Stellung zur Descendenzlehre. (172 S.) M. 2,—. Münster i. W., Aschendorff.
Troeger, C. — Aus den Anfängen der Regierung Friedrich's des Grossen. (50 S.) Berlin, W. Weber.
Velhagen und Klasing's Monatshefte. XVI. Jahrg. Heft 1. Septbr. 1901. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Verwaltungsbericht der Landes-Versicherungs-Anstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1900.
Vierordt, H. — Gemmen und Pasten. Gedichte. (150 S.) Heidelberg, C. Winter.
Weise, Lisa. — Unfreie Liebe. Roman. M. 3,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Wiggers, Dr. J. — Aus meinem Leben. M. 7,60. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Wilda, J. — Von Hongkong nach Moskau. (312 S.) M. 4,50. Altenburg, S. A. Stephan Geibel.
Wolff, Dr. K. — Sozialer Geist. (151 S.) Mannheim, E. Aletter.
Zeitler, J. — Die Kunstphilosophie von H. A. Taine. M. 6,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Zeitler, J. — Nietzsche's Aesthetik. M. 3,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Allmers, Hertha. — Agathe Florenta. Brosch. M. 1,—, geb. M. 2,—. Berlin, Dr. John Edelheim.
Bode, W. — Goethe's Lebenskunst. (267 S.) 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Brausewetter, E. — Knecht Ruprecht. Illustrirtes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Band III M. 3,—. Köln, Schafstein & Co.
Büchner, Dr. L. — Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung. 20. Aufl. Wohlfeile Ausgabe M. 2,50, geb. M. 3,—. Leipzig, Theodor Thomas.
Busse, H. H. — Der Tod des Sonnensuchers. (70 S.) München, K. Schüler.
Crane, W. — Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Brosch. M. 7,50, geb. M. 9,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Damaschke, A. — Aufgaben der Gemeindepolitik. M. 1,50. Jena, Gustav Fischer.
Dehmel, Paula und Richard. — Fitzebutze allerhand Schnickschnack für Kinder. M. 3,—. Köln, Schafstein & Co.
Delbrück, Dr. med. A. — Hygiene des Alkoholismus. Jena, Gustav Fischer.

Dukmeyer, F. — Der Zorn Jehovahs. (32 S.) M. 0,80. München, Staegmeyr.
Ebbinghaus, H. — Grundzüge der Psychologie. 2. Halbband. Leipzig, Veit & Co.
Egidy, Emma. — Ilse Bleiders. Roman. M. 3,—. Dresden, Pierson's Verlag.
Ehrhardt-Necker. — Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. M. 6,50, eleg. geb. M. 7,50. München, C. H. Beck.
Ernst, O. — Die grösste Sünde. (133 S.) M. 2,—, geb. M. 3,—.
—,— Gedichte. (183 S.) M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, L. Staackmann.
Eyth, M. — Der Kampf um die Cheopspyramide. (440 S.) M. 6,—. Heidelberg, C. Winter.
Fischer, Kuno. — Hegel's Leben, Werke und Lehre. 8. Lieferung. Heidelberg, Carl Winter.
Jahrbuch des deutschen **Flottenvereins,** 1902. (483 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Friedmann, O. — Vorschläge zur Umgestaltung des österreichischen Pressrechtes sowie des Rechtsschutzes in Beleidigungssachen. M. 5,40. Leipzig, Duncker & Humblot.
Geiger, L. — Goethe's Leben und Werke. (200 S.) Leipzig, M. Hesse.
Gorky, M. — Das Opfer der Langweile. (102 S.) M. 1,—, geb. 1,50. Leipzig, Rich. Wöpke.
Goethe's Briefe. Erster Band. 1764—1769. M. 1,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Grabowsky, Dr. N. — Der Weg zur Geistesvervollkommnung auf Grundlage der Emanzipation des Mannes vom Weibe. (84 S.) M. 1,20. Leipzig, M. Spohr.
Gräf, Dr. G. — Goethe über seine Dichtungen. I, 2. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt.
Grolman, Hedwig von. — Ernst Eduard von Krause. (179 S.) M. 3,75. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Der Kampf in der **Halleschen Studentenschaft** und die Akademiker-Versammlung vom 8. Juli 1901. Halle a. S., Kreibohm & Heilig.
Hein, F. — Die Nixe. Ein Märchenspiel in 5 Aufzügen. M. 2,—. Karlsruhe, G. Braun.
Jastrow und Winter. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). II. M. 8,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Jülicher, A. — Moderne Meinungsverschiedenheiten über Methode, Aufgaben und Ziele der Kirchengeschichte. M. 0,50. Marburg, N. G. Elwert.
Kindermann, Dr. K. — Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben. M. 7,50. Jena, Gustav Fischer.
Koch, D. — Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. M. 3,—, geb. M. 4,—. Heilbronn, Eugen Salzer.
Kögel, G. — Rudolf Kögel. 2. Band. (332 S.) M. 6,—, geb. M. 7,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Krauss, A. — Moltke, Benedek und Napoleon. Wien, L. W. Seidel & Sohn.
Kreidolf, E. — Die schlafenden Bäume. Ein Märchen. M. 1,—. Köln, Schafstein & Co.
Laussedat. — La Délimitation de la Frontière Franco-Allemande. (220 S.) Paris, Ch. Delagrave.
Lehmann-Felskowski, G. — Die hohe See als Luftkurort. Eine populäre Abhandlung über die sanitären Einflüsse und die Entwickelung der Seereisen. — Berlin, Boll & Pickardt.
Martens, Kurt. — Die Vollendung. Roman. M. 3,50. Berlin, Fontane & Co.
Mauthner, F. — Kritik der Sprache. II. M. 14,—. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
Mendelsohn, Dr med. M. — Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung von Heilstätten für Herzkranke. Berlin, Georg Reimer.
Mirbt, D. C. — Der Toleranzantrag des Centrums. M. 0,60. Leipzig, Carl Braun.
Mohl, Robert v. — Lebenserinnerungen. 2 Bände. (288, 451 S.) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.
Mosapp, H. — Charlotte von Schiller. Brosch. M. 4,—, geb. 5,—. Stuttgart, Max Kielmann.
Müller, E. — Das Itinerar Kaiser Heinrichs III. (133 S.) Berlin, E. Ebering.
Neumann, Friedr. Jul. — Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland. VI. M. 8,—. Tübingen, H. Laupp.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Dezember 1901. Einhundertundsechster Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1901.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. E. v. Hartmann, Gr.-Lichterfelde: G. Spicker, Versuch eines neuen Gottesbegriffs. (S. 527.) — Dr. Ferd. Jak. Schmidt: K. Joel, Philosophenwege. (S. 530). A. Levy, Philosophie der Form. (S. 537.) H. Reichel, Die Sozietätsphilosophie Franz v. Baader's. (S. 540.)

Literatur. M. Lorenz, Karlshorst: G. Reuter, Frauenseelen. F. Holländer, Der Weg des Thomas Truck. (S. 542.)

Theater-Korrespondenz. Von Max Lorenz, Karlshorst. (S. 544.)

Berliner Theater: Die rothe Robe von E. Brieux.

Deutsches Theater: Maria Magdalena von Fr. Hebbel.

Politische Korrespondenz.

Dr. H. Schacht: Kapital und Arbeit in der Handelsvertragsfrage. (S. 553.)
D.: Chamberlain's Rede. — Die jüngsten Polenprozesse. (S. 560.)

Mit einer Beilage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. G. m. b. H., Stuttgart, des Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig-R., und der Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Berlin.


OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
Seit 1601
medicinisch bekannt.
OBER SALZBRUNN.
Schutzmarke.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
OBERSALZBRUNN SCHUTZ-MARKE

Hervorragende Neuigkeit. *Soeben erscheint:* **Hervorragende Neuigkeit.**

Konrad Lange:

Das Wesen der Kunst

Grundzüge einer realistischen Kunstlehre.

2 Bände. gr. 8°. Broschiert 12 M., elegant gebunden 15 M.

Berlin SW., Dessauerstr. 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Bücher für den Weihnachtstisch.

„Asia"

Orient-Reiseergebnisse von **Fr. Naumann.**
Vierte unveränderte Auflage.
Reich illustriert; fein brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Die Grenzboten: Unter den Eindrücken der „gewöhnlichen" Reisenden verdient zweifellos die Palme Friedrich Naumanns „Asia". Wer Naumann nur als Politiker und Redner kannte, wird erstaunt sein, hier einen Reiseschilderer ersten Ranges zu finden. Naumanns starke und eigentümliche Natur läßt ja eine ganz besondere Auffassung aller der Bilder erwarten, die von Neapel bis Jerusalem und Kairo an dem Reisenden vorbeigezogen sind. Wer würde aber einen Naturschilderer in ihm erwartet haben, der den Pinsel und den Stift mit der Sicherheit des Meisters führt?

Im vorderen Asien

Politische u. andere Fahrten von **Lic. Dr. Paul Rohrbach.**
Eleg. ausgestattet, reich illustriert, Mk. 4,—.
Eine große Karte von Vorderasien ist beigegeben.

Aus dem Inhalt: Durch Rußland; Transkaukasien: Russ. Turkestan; Armenier: Nestorianer; Kurden; Mesopotanien; Syrien; die Bagdadbahn; Iran.

Berliner Kämpfe

gesammelte litterarische Aufsätze von **Erich Schlaikjer.**
Eleg. brosch. 2 Mk.

In dieser elegant ausgestatteten Broschüre hat der bewährte Mitarbeiter der „Zeit" u. „Hilfe" die besten seiner Aufsätze aus den letzten Jahren gesammelt herausgegeben. Es sind Kabinettstücke schriftstellerischen Könnens und litterarischen Wertes. Durch seine vornehme Ausstattung eignet sich das Buch auch vorzüglich zu Geschenken.

Patria, Jahrbuch der „Hilfe" 1902.

Herausgegeben von **Fr. Naumann.**
Eleganter Originaleinband, feine Ausstattung Mk. 3.—.

Aus dem Inhalt: J. Beyhl, Die Befreiung der Volksschullehrer aus d. geistlichen Herrschaft; **Fr. Naumann,** Das Brot des Volkes; **P. Schubring,** Boecklin—Leibl—Segantini; **H. von Gerlach,** Ein Brief zur Landarbeiterfrage; **M. Wenck,** Freuden und Leiden eines Provinzredakteurs; **M. Maurenbrecher,** Caprivi u. die politischen Parteien; **C. Krauß,** Die soziale Bedeutung des Fahrrads; **P. Rohrbach,** Ein Monument moderner Geschichtswissenschaft; **J. Weitbrecht,** Die evangelischen Arbeitervereine; **F. Weinhausen,** Die Berliner Dienstbotenbewegung; **E. Schlaikjer,** Von den „Ueberbretteln".

Demokratie und Kaisertum

Ein politisches Handbuch von **Fr. Naumann.**
2. durchgesehene Auflage.
Fein broschiert Mk. 2,—. eleg. gebunden Mk. 3,—.

Preußische Jahrbücher (Prof. H. Delbrück): Jedem, der dem Blutlauf der Zeit einmal etwas nachdenklicher den Puls fühlen möchte, angelegentlichst zu empfehlen, ja, wohl unentbehrlich. Es ist nicht nur glänzend, ja hinreißend geschrieben, sondern . . . . ein wahres Lehrbuch der Politik.

Wulf, der Harrasmüller

Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges
von **Wilhelm Frenkel.**
2farbiger Callico-Einband mit Goldpressung, Rotschnitt!
116 Seiten stark, **Preis Mk. 1,50.**

Der in der „Hilfe" bereits stückweise veröffentlichte historische Roman hat soviel Anklang gefunden und ist in der That inhaltlich und stilistisch so trefflich zu Geschenkzwecken geeignet, daß sich der Verlag der „Hilfe" zu dieser Buchausgabe gern entschlossen hat. Wir sind überzeugt, hier ein **passendes und überall willkommenes Geschenkbuch** zu bieten, das in seiner geschmackvollen Ausstattung nur darum so billig abgegeben werden kann, weil Zeitungs- und Buchverlag der „Hilfe" in einer Hand sind.

Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer".

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. In den Handlungen natürlicher Mineralwasser und in den Apotheken zu haben.

Bendorf a. Rhein. ***Dr. Carbach & Cie.***

Buchdruckerei der Aktiengesellschaft „Nationalzeitung", Berlin W.

